THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.15-16

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUL 21 1936

L161—O-1096

Gl.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfzehnter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

73 Kurfürsten-Straße.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Fünfzehnter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Kapital und Ersparniß. Von Bluntschli 1
Kapital und Arbeit. Von *** 17
Politischer Rückblick. Von A. Schneegans 33
Großbritannien und das europäische Völkerrecht. Von L. Geßner 81
Nach Genehmigung des Berliner Vertrages. Von Walter Rogge 113
Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit. Von C. Sempronius 98
Die Gültigkeit der Staatsverträge. Von Wb. 228
Das Eigenthumsrecht an Briefen. Von demselben. 337

Inland.

Deutschland und die französische Republik. Von X. 193
Kunstfragen vor dem deutschen Reichstag. Von Alfred Woltmann 259
Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat. Von Moritz Meyer 305
Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland. Von E. Schlaeger 369

Ausland.

Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald 49. 68
Englands südafrikanische Verlegenheit. Von demselben 177
Das Mac-Mahonnat. Ein Gedenkblatt. Von Emil Landsberg 99
China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. 130. 149. 179
Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans . 145. 195. 209
Der Clerikalismus in Belgien. Von einem Belgier 321
Die östreichisch-türkische Convention. Von Wb. 353
Karl Giskra. Von Jacob Herzog 385. 403
Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Von *** 401

2. Naturwissenschaftliches.

Ueber die Zerlegung der Elemente. Von H. W. Vogel 52
Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland. Von Paul Börner 65
Goethe als Naturforscher. Von Julius Stinde 198
Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie. Von demselben . . 392
Bewegungskuren. Von Paul Niemeyer 232
Zur Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg. 241
Naturforschung und Naturscholastik. Von Wilhelm Bolin . . 283
Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel 309. 330
Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller 360. 379
Die Volksernährung und das Commisbrod. Von A. Hosaeus . 411

3. Vermischte Aufsätze.

Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod. Von Gottfried Kinkel 116
Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. Von G. Nachtigal . 4
Einige Bemerkungen über Theater-Censur. Von Paul Lindau . 10
Frühlingsbriefe. Der deutsche Preisdichter. Von demselben . . 218
Ueber französische Volkslieder. Von demselben 251
Ein französischer Dramaturg. Von demselben 280
Lateinische Novellen. Von F. Eyssenhardt 13
Die communistischen Gesellschaften der Union. III. Von Rudolf Elcho 37. 83
Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur. Von W. L. van Helten 73
Der Geburtsort der Tragödin Rachel. Von J. A. Stocker . . 78
Ein deutsches Handelsmuseum. Von O. von Schorn 124
Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen. Von W. Lauser 131
Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel 101

Seite

Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag: Rede von Berthold Auerbach 140
Journalistische Etikettfragen. Von J. H. Wehle 154
Journalistische Standesehre. Von demselben 373
Die Mediciner und die Schule. Von Philologus 156
Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin. Von J. Hirschberg 161
Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Geburtstag. Von Eduard von Osten 165
Goethe und Charlotte Kestner. Von H. Kindt 183
Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg. Von demselben 332
„So ist der Held, der mir gefällt." Von A. T. Brück 408
Fürst Wjäsemski 185. 200
O alte Burschenherrlichkeit; das Lied und sein Verfasser. Von H. Budy 206
Kannibalische Ostern. Ein Mahnwort. Von Berthold Auerbach 209
Johannes Huber. Von Joh. Friedrich 226
Adolf Widmann. Von Felix Possart 358
Der Marpinger Wunderschwindel. Von J. B. Meyer 258. 273. 290
Ein Ausflug nach Szegedin. Von St. Gätschenberger . . . 275
Die Schienenwege nach dem Orient. Von Hanns von Spielberg 289
Hans Makart und sein Festzug. Von W. Lauser 293
Russische Mädchenerziehung. Von Borealis 296. 313
Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts. Von demselben 376
Ein protestantischer Reformverein. Von Frd. Kirchner. . . . 322
M. Etienne. Von J. Nordmann 324
Aus dem zweiten Kaiserreiche. Von demselben 362
Aus Paris. Von Paul d'Abrest 329
Nestroy. Ein Culturbild. Von Hieronymus Lorm 409

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Lord Byrons Trinklied (Fill the goblet again)." Uebersetzt von Emanuel Geibel 7
„Erinnerung." Von André Theuriet. Deutsch von demselben . 212
„Ein Abschied (Byron an —.)" Von Gisbert Vincke 21
„Der Subscriptionsball. Eine Scene vom andern Morgen." Von J. Trojan 89
„Vorüber." Von Martin Greif 165
„Frühlingslieder." Von demselben 339
„Nicht die Rose, nein, die Rebe." Von F. Hornfeck 182
„Lieder." Von J. G. Fischer 197. 229
„Rumänische Poesien." Nach den Originalen ins Deutsche übertragen von Mite Kremnitz, geb. Bardeleben. 262
„Zwei Elegien der Liebe des Ovid." Deutsch von Hermann Oelschläger. I. An den Pförtner 372

b. Essays.

Emile Zola über den französischen Roman. Von Paul Lindau 24. 42
Goethe. Eine biologische Studie. Von A. T. Brück. 8
Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold 21
Jean Paul als Revolutionär. Von Paul Nerrlich 70
Die Frau eines großen Dichters (Dantes). Von J. A. Scartazzini 121. 135
Gottfried Arnold und der Pfingstmontag. Von August Schricker 150
Joseph Ignaz Kraszewski. Von R. Waldmüller-Duboc. . . 230
Shakspeares Schicksalsschwestern. Von Karl Blind . . . 252. 264
Die italienischen Heine-Uebersetzer. Von H. Breitinger . . . 355
Starke Seiten des Islam. Von A. Wahrmund 388

c. Literarische Kritik.

„Die Rose der Sewi", von Ludwig Steub. Besprochen von Berthold Auerbach. 262

278075

Seite

„Und sie kommt doch", von W. von Hillern. Besprochen von Wilhelm Jensen 339
„Mären und Geschichten", von Hans Herrig. Besprochen von Paul Lindau 57
Jahrbuch für das deutsche Theater. Besprochen von demselben . . 63
Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Besprochen von demselben 63
„Schein", ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff. Besprochen von demselben 118
„Gedichte", von W. Tappert. Besprochen von demselben 189
„Sekundenbilder", von Ernst Dohm. Besprochen von demselben . 310
„Pfleiderers Religionsphilosophie." Besprochen von Hieronymus Lorm 213
„Eduard von Hartmanns Ethik" (Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins). Besprochen von demselben 343
„Aus den Llanos", von Karl Sachs. Besprochen von Georg Gerland 27
„Das Weib", von Emerich du Mont. Besprochen von Hans Herrig 39
„Pessimisten-Brevier", von einem Geweihten. Besprochen von Wilhelm Bolin 44
„Grundlagen der modernen Chemie", von A. Rau. Besprochen von demselben 283
„Die Entwicklung der modernen Chemie", von A. Rau. Besprochen von demselben 283
„Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre. Aus den Papieren eines deutschen Abgeordneten." Besprochen von *** 47
„Giacomo Leopardis' Dichtungen", übersetzt von Paul Heyse. Besprochen von M. Carriere 55
„Darstellungen der griechischen Mythe", von Cornelius. Besprochen von demselben 334
„General Dumouriez", von A. von Bogulanski. Besprochen von J. Scheibert 76
„Lebenserinnerungen", von Fr. Oetker. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden 85
„Studien und Erlebnisse auf einer Reise im Dienste des rothen Kreuzes", von Friedrich von Criegern. Besprochen von F. von Weech 88. 108
„Treitschkes deutsche Geschichte." Besprochen von demselben . . . 278
„Die Vertretung der wirthschaftlichen Interessen ꝛc", von R. von Kaufmann. Besprochen von J. H. 94
„Lessing", Studie von Paul Haffner. Besprochen von Rich. Weitbrecht 158
„Lotheissens Geschichte der französischen Literatur." Besprochen von Walter Rogge 167
„Neue Schriften zur Länderkunde. (Ratzel, die Vereinigten Staaten — Ratzel, aus Mexico — Buchner, Reise durch den Stillen Ocean — Chavanne, die Sahara.)" Besprochen von A. Kirchhoff 216
„Der Mensch und seine Ideale", von Leop. Besser. Besprochen von h. 222
„Struensee", von K. Wittich. Besprochen von Rudolf Goecke . 237
„Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", herausgegeben von W. Oncken. Besprochen von G. Winter 245
„Lebensräthsel", Roman von E. Juncker. Besprochen von M. . . 303
„Vom Begriff des Staates", von Rottenburg. Besprochen von Imm. Rosenstein 307
„Charlotte von Kalb", von Emil Palleske. Besprochen von Paul Nerrlich 326
„Provencalische Geschichten", von A. Daudet. Deutsch von St. Born. Besprochen von J. Mähly 334
„Petrus Martyr", von H. A. Schumacher. Besprochen von h. . . 350
„Graf Moltkes Wanderbuch." Besprochen von Wilhelm Lauser 390
„Nach Sonnenuntergang." Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von R. L. 407

d. Bühne und Bühnenkritik.

Seite

„Les Bourgeois de Pont-Arcy", Schauspiel von V. Sardou. Besprochen von P. Lindau 91
„Einige Bemerkungen über Theater-Censur." Von demselben . . 10
„Rosamunde", Trauerspiel von H. Kruse. Besprochen von demselben 106
„Brutus und Collatinus", Trauerspiel von Albert Lindner. Besprochen von demselben 138
„Zwei Damen", Schauspiel von P. Ferrari. Besprochen von demselben 170
„Die Frau ohne Geist", Lustspiel von Hugo Bürger. Besprochen von demselben 202
„Kriemhild", Trauerspiel von A. Wilbrandt. Besprochen von demselben 235
„Graf Waldemar", Schauspiel von Gustav Freytag. Besprochen von demselben 266
Von den Theatern. (Mlle. de Belle-Isle. — Eine Schachpartie. — Die Ritter vom goldenen Kalb. — Kaiserin und Müllerin.) Von J. H. 59
„Graf Isolani", von Hugo Müller. Besprochen von Z. 93
Das Theater in Amerika. Von Ludwig Frank 248
„Der Mennonit", Trauerspiel von E. von Wildenbruch. Besprochen von y. 286

5. Bildende Künste.

Neue Kunstblätter. Besprochen von W. Lübke 123
Kunstfragen vor dem deutschen Reichstag. Von Alfred Woltmann 259
Die Casa Zuccari in Rom und das Budget des Reichstags. Von F. von Weech 188
Munkacsy und Makart. Von Th. L. 204
Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der National-Galerie. Von demselben 268
Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen. Von demselben 315
Berliner Gewerbe-Ausstellung. I. Von demselben 395
Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München. Von Monacensis 348
Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament". Besprochen von R. B. 394
Die Schlacht bei „Grünwald" und Tannenberg. Von J. Matejko. Besprochen von Th. L. 414

6. Musik.

Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar 60. 125
Schillers „Lied von der Glocke", componirt von Max Bruch. Besprochen von demselben 139
„Feramors", Oper von Rubinstein. Besprochen von demselben . . 139
Passionsmusik. Besprochen von demselben 270
Spontini's „Olympia". Besprochen von demselben 397
Mephisto in Italien. Von W. Lübke 298
Concert von Moritz Moszkowski. Besprochen von Julius Hagen 111
Ein ungedruckter Brief von H. Berlioz. Mitgetheilt von H. Ehrlich 174

7. Notizen.

15. 31. 46. 61. 78. 93. 111. 127. 141. 158. 173. 188. 206. 221. 239. 255. 271. 287. 302. 318. 334. 350. 366. 383. 399. 415.

8. Offene Briefe und Antworten ꝛc.

Von Adolf Strodtman 31. Von O. von Schorn 31. Von Julius Duboc 128. Von Heinrich Kruse 127. In Sachen des Herrn Julian Schmidt. Von Paul Lindau 62. 142. Von H. B. O. 143. Von Georg Büchmann 174. 303. Von G. Emil Barthel 175. Von G. 175. 319. Von Emil Langenbach 175. Von Medicus 207. Von S. Kalischer 223. Von Rudolph Schanze 239. Von Frdr. Latendorf 239. 366. Von G. Wolf 255. Von Wilhelm Arnold 351. Von Hans von Wolzogen 366. Von Kuhlmann 399.

9. Bibliographie.

31. 46. 63. 175. 191. 255. 271. 287. 319. 334. 330. 383.

№ 1. Berlin, den 4. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kapital und Ersparniß. Von Bluntschli. — Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. Von Gustav Nachtigal. — **Literatur und Kunst:** Lord Byrons Trinklied. Uebersetzt von Emannel Geibel. — Goethe. Eine biologische Studie. Von A. T. Brück. — Einige Bemerkungen über Theatercensur. Von Paul Lindau. — Lateinische Novellen. Von F. Eyssenhardt. — Notizen. — Inserate.

Kapital und Ersparniß.*)

(Genußgüter und Productivgüter. Natur des Eigenthums. Fruchttragende Sachen und Früchte. Begriff des Kapitals. Zinse, Werthpapiere. Kapitalbildung. Sparsamkeit. Sparbücher der Schulkinder. Franzosen, Juden und Deutsche.)

Von Bluntschli.

Die heutige Nationalökonomie hebt mit besonderem Nachdruck einen Unterschied unter den Sachgütern hervor, indem sie aufmerksam macht, daß die einen sich nur zum Gebrauche und Genusse eignen, daß die andern aber dazu dienen, neue Güter zu produciren oder hervorbringen zu helfen. Zu den ersten gehören z. B. die Speisen und Getränke, die Kleider, die Möbeln, die Wohnhäuser, zu diesen die landwirthschaftlichen Grundstücke, die Fabrikgebäude und Maschinen, das Handwerksgeschirr u. s. w. Die Socialdemokratie hat diesen Unterschied aufgegriffen und zu der umwälzenden Forderung zugespitzt, daß nur die Genußmittel noch dem Privateigenthum verbleiben dürfen, die Productivmittel dagegen zu sogenanntem Collectiveigenthum eingezogen und zu Gemeingut gemacht werden müssen.

Wir verstehen, daß wer nachforscht, wie neue Güter hervorgebracht werden, auf jenen Unterschied stößt. Wäre wirklich das Eigenthum kryställisirte Arbeit, so wäre es denkbar, daß dieser Unterschied sich auch in verschiedenen Formen des Eigenthums darstellte.

Für unser Eigenthumsrecht aber, das wesentlich in dem Besitze sich äußert, und Gebrauch und Nutzung, überhaupt Herrschaft der Person über die Sache ist, kommt jener Unterscheidung gar keine Bedeutung zu. Sie ist an den Sachen nicht sichtbar, und deshalb schon für das Recht unbrauchbar. Dieselben Sachen können auch für den Einen bloße Genußmittel, für den Andern Productivmittel sein. Der wohlhabende Dilettant betrachtet seine Geige und der Privatgelehrte seine Bücher lediglich als Genußmittel, während der angestellte Violinspieler seine Geige und der Schriftsteller oder der Lehrer seine Bibliothek auch als Productivmittel benutzt. Für die Herrschaftsübung ist der ganze Unterschied gleichgültig. Der Eigenthümer verfügt über die Sache wie er will, sei es zum Genuß, sei es zu seiner Arbeit. Er verfügt in beiden Fällen persönlich, individual darüber. Also ist gar kein Grund dafür, das Eigenthum an den Genußgütern individuel, das an den Productivgütern collectiv zu gestalten.

Der Besitz als thatsächliche, das Eigenthum als rechtliche Herrschaft bestimmen das Verhältniß der Person zur Sache nur im Groben und Ganzen. Die feineren Unterschiede im Genuß und im Gebrauche werden von dem Rechtsbegriffe nicht beachtet, und sie können nicht beachtet werden, eben um ihrer individuellen Mannichfaltigkeit willen. Die Rechtsbegriffe sind allgemeine, nicht individuelle Normen; sie sind nothwendige Gesetze für Alle, sie machen die freieste Benutzung möglich, aber sie fesseln dieselbe nicht. Die Herrschaft, welche Paganini über seine Geige geübt hat oder Sauret heute übt, ist unzweifelhaft viel intensiver und größer, als die des Dorfmusikanten über sein Instrument. Der Künstler weiß der Geige Töne zu entlocken, von denen der musikalische Handwerker kaum eine Ahnung hat. Die feinen Nuancen in den wirklichen Genüssen der Individuen an den Sachen sind nicht einmal von Besitz und Eigenthum abhängig. Ein künstlerisch gebildetes Auge, welches die Gemälde oder Statuen in einem fremden Museum betrachtet, hat offenbar einen sehr viel höheren Genuß als der ungebildete Bauer, der diese Kunstwerke ohne Verständniß anglotzt. Alle diese feineren Beziehungen des Genusses und Gebrauches werden von dem Rechte dem individuellen Leben überlassen. Es wagt nicht, dieselbe ordnen zu wollen.

So ist es auch mit dem Unterschied der Genußmittel oder Productivmittel. Das Recht kümmert sich nichts darum. Es ist genöthigt, auch das dem individuellen Leben anheim zu geben und sich lediglich an die allgemein verständliche, äußerlich wahrnehmbare, gleichmäßige, dauerhafte Herrschaft einer Person über eine Sache zu halten.

Dagegen ist dem Recht schon längst ein andrer Unterschied geläufig, der mit jener Unterscheidung der Nationalökonomie nicht zu verwechseln ist, der Unterschied nämlich zwischen der Frucht, welche aus einer fruchttragenden Sache herauswächst und dann von ihr abgetrennt wird, und der fruchttragenden Sache selber, welche die Früchte gebiert.

Dieser sachlich-klare Unterschied wurde schon in uralter Zeit den Menschen offenbar, theils indem sie die Früchte der Felder und das Obst der Bäume als neue aus dem Boden und Baum herausgewachsene, abgeleitete Sachen in Besitz nahmen und von den fruchttragenden Liegenschaften unterschieden, theils indem sie die Jungen der Thiere von den Müttern unterschieden, welche sie geboren hatten.

Schon sehr früh entstand so der Rechtssatz: Die Frucht gehört dem Eigenthümer der fruchttragenden Sache. Die Herrschaft über eine Sache bewährt sich nicht blos im Gebrauch, sondern ebenso im Fruchtgenuß.

Das Beil, das zum Holzfällen oder Schlachten gebraucht wird, ist keine fruchttragende Sache, wenngleich es zu einer Arbeit benutzt wird, welche dem Eigenthümer den Gebrauch der natürlichen Früchte möglich macht. Ebenso wenig ist das Werkzeug des Handwerkers oder des Künstlers eine frucht-

*) Siehe „Gegenwart" Bd. XIV, Nr. 51.

tragende Sache, wenngleich es zu der Arbeit benutzt wird, welche den Handwerksartikel oder das Kunstwerk erzeugt.

Wenn die Juristen den Unterschied zwischen fruchttragender Sache (Hauptsache) und Frucht beachten und festhalten, freilich nicht in dem Sinne, daß das Eigenthum an jener ein anderes sei als an dieser, sondern nur in dem Sinne, daß sie den Zusammenhang zwischen beiden Sachen, die Ableitung der einen von der andern in ihrer Rechtswirkung anerkennen, dagegen den Unterschied von Genuß- und Productivmitteln als einen Rechtsunterschied nicht gelten lassen, so haben sie dazu gute Gründe. Jener ist ein sachlicher und äußerlich wahrnehmbarer allgemein anerkannter, dieser beruht großen Theils auf individueller Thätigkeit und wechselt seine Gestalt je nach den Umständen.

Verwandt damit ist der Begriff des Kapitals, der in der Nationalökonomie eine weit größere Rolle spielt als in der Jurisprudenz, aber auch dieser nicht unbekannt ist.

Dem Juristen wird es freilich nie einfallen, das Talent eines Künstlers, die Wissenschaft eines Gelehrten, die Geschicklichkeit eines Arbeiters ein Kapital zu nennen, denn diese Fähigkeiten und Eigenschaften gehören der Person an und sind keine Sache. Daran gibt es weder Besitz noch Eigenthum, so wenig als an den Händen und Füßen, Augen und Ohren. Wenn Adam Smith auch die Talente für Kapital hält, und ungenaue vulgäre Redensarten dem Beispiele gelegentlich folgen, so ist der Jurist sich bewußt, daß auf diesem Wege das Verhältniß von Person und Sache nicht begriffen, sondern verwirrt werde. Noch weniger freilich wird der Jurist, wie selbst Roscher es gethan hat, den Staat ein Kapital nennen, denn der Staat ist ihm eine lebendige, die höchste und mächtigste Person, und kein Gegenstand der Herrschaft eines Kapitalisten, keine Sache. Wäre der Staat Kapital, so wäre auch der Mensch Kapital und Personen und Sachen würden so in Eins zusammen geworfen. Am Ende dieser falschen Gedankenverbindung würde uns wieder die alte, die Menschen als Waare behandelnde Sklaverei entgegen grinsen, die wir glücklich überwunden haben.

Der heutige Jurist wird daher nimmermehr Personen und persönliche Kräfte als Kapital dem Besitz und Eigenthum dienstbar machen. Kapital ist ihm immer Gegenstand der persönlichen Herrschaft, ein Bestandtheil des Vermögens. Nur insofern greift er über das eigentliche Sachenrecht hinaus, in die Forderungsrechte hinein, als auch diese, wenn nicht natürliche, doch künstliche, juristische Früchte bringen (fructus civiles, in Nachbildung der fructus naturales der Römer).

Vorzugsweise im Hinblick auf die juristischen Früchte wurde dem Juristen der Begriff des Kapitals deutlich und beachtenswerth. Erst mit der Geldwirthschaft brachte die Cultur ein ähnliches Verhältniß zu Stande zwischen einer Hauptsache, meistens einer Geldsumme und einem periodischen Geldertrage derselben, der Rente, dem Zinse. Wem ein Landgut geliehen wurde oder wer dasselbe gepachtet hatte, der bezog zwar die natürlichen Früchte desselben, die auf dem Grundstück gewachsen waren, aber er mußte doch alljährlich ein bestimmtes Maß von Früchten, oder besser von Geldzinsen als Grundzinse und Pachtzinse dem eigentlichen Gutsherrn, dem Leiher oder Verpächter bezahlen. Diese Zinsen waren anstatt der natürlichen Früchte. Der Herr fand in den Zinsen einen ähnlichen Jahresertrag, wie in dem ursprünglichen natürlichen Fruchtgenuß, den er doch auch mit den hörigen Leuten theilen mußte, die sein Gut bebauten. So wurden die juristischen Früchte als ein analoger Fruchtgenuß dem Bezug der natürlichen Früchte gleich gestellt.

Mit Vorliebe wurde dann die Zins tragende Geldsumme Kapital genannt. Da mit dem Gelde auch fruchttragende Güter, z. B. ein Landgut oder eine Viehheerde erkauft werden konnten, so konnte, wer diesen Kauf mit fremdem Gelde, das ihm geliehen war, vollzog, billiger Weise wieder, indem er die natürlichen Früchte der gekauften Sache für sich behielt, einigen Ersatz an den Darleiher, welcher ihm diesen Fruchtgenuß möglich gemacht hatte, in Form des Zinses abgeben. So erschien für den Zinsherrn die Darlehnssumme als Kapital, welches juristische Früchte hervorbrachte.

Die Darlehnsforderung war zunächst nicht eine Sache, obwohl sie ein Bestandtheil des Vermögens (der bona) war. Sie war nur ein persönliches Forderungsrecht. In Folge der modernen Ausbildung der Werthpapiere aber, d. h. solcher Urkunden, welche die Forderung sichtbar und greifbar darstellen, begründen und repräsentiren, und daher Gegenstand des Besitzes und des Eigenthums werden können, sind auch die so sachlich dargestellten Kapital- und zuweilen die Zinsforderungen (Coupons) mit Bezug auf den Verkehr und die Geltendmachung dem reinen Obligationenrecht entrückt und bis auf einen gewissen Grad sachenrechtlich geworden. Es gilt das von allen drei Hauptformen der Werthpapiere, den sogenannten Rectapapieren, welche auf einen bestimmten Namen gestellt sind, und die, wenngleich sie übertragbar (cessionabel) sind, doch nicht durch Indossament noch durch bloße Besitzesübergabe abgetreten werden, sodann den Ordrepapieren, mit erhöhter Circulationsfähigkeit, Indossirbarkeit, endlich den Inhaberpapieren, bei welchen die bloße Besitzesübertragung des Titels das volle Recht überträgt. Man nennt freilich auch die reine Darlehnsforderung, die nicht an eine bestimmte Urkunde geknüpft ist, ein Kapital, weil auch mit ihr eine wiederkehrende Zinsenforderung verbunden sein kann, aber an dieser Forderung gibt es keinen Besitz und kein Eigenthum, sie läßt sich nicht, wie die Werthpapiere, sachenrechtlich, sondern nur persönlich fassen. Für unser heutiges Recht sind offenbar der in solchen Titeln formell dargestellte Besitz und das Eigenthum daran die wichtigste Anwendung des Kapitalbegriffs geworden.

Die ältere, ebenfalls sachenrechtliche Form der Renten und der Grundzinse als Reallasten, ist mit der Zeit durch die beweglichere Form der Kapitalzinse verdrängt worden und es ist in unserm Jahrhundert noch die Form der Dividende und der Prämie als Fruchtgenuß eines Geldkapitals hinzu getreten.

In all diesem Kapitalbesitz und Kapitalgenuß ist das Haben und die Verfügung über Kapital und Zinsen die Hauptsache, deshalb reden wir von Eigenthum am Kapital, dem der Zins- oder Dividendengenuß nachfolgt, wie die natürlichen Früchte des Grundstücks dem Eigenthümer des Grundstücks gehören.

Von anderem Sachbesitze und Sacheigenthum hebt sich der Kapitalbesitz und das Eigenthum an Kapitalien ab*) durch die Eigenthümlichkeit desselben:

1) durch Massenhaftigkeit der Güter, oder wie die Nationalökonomen das ausdrücken, durch den Gütervorrath, die Güteranhäufung, welche das Kapital bildet. Wir nennen ein einzelnes Geldstück nie Kapital, sondern nur eine Geldsumme. Ein einzelnes Schaf wird nicht als Kapital angesehen, obwohl seine Wolle auch als Frucht dient, wohl aber die Schafheerde als ein aus einer größern Anzahl Schafe zusammengesetztes Ganzes. Ebenso ist die Bibliothek wohl ein Kapital, nicht das einzelne Buch, oder ein Waarenlager, nicht ein einzelnes Handelsobject. Das Grundstück ist das älteste Kapital, weil es schon von Natur massenhaft Früchte trägt.

2) Dadurch, daß das Kapital nicht zu gegenwärtigem Verbrauche bestimmt ist, sondern eine dauerhafte Fruchtbarkeit besitzt. Die Kleider, die ich trage und verbrauche, der Speisevorrath für den laufenden Haushalt in Küche und Keller, sind kein Kapital.

3) Die Aufbewahrung erworbener Gütermassen für die Zukunft ist die Hauptbestimmung des Kapitals. Das Kapital sichert und erhält so Vermögenskräfte für die dauerhafte und daher für die künftige Benutzung. Darin ist nicht blos ein ökonomischer Segen, sondern ebenso eine sittliche Fortwirkung der Leistungen und Tugenden der Vorfahren zum Wohl der Nachkommen zu erkennen. Auf dieses entscheidende

*) Ich sehe dabei ganz ab von den großen Functionen des Kapitals in national-ökonomischer Hinsicht, wie sie Schäffle (Kapitalismus und Socialismus, Tübingen 1870) geschildert hat.

Moment hat besonders Knies in seiner Kritik des Kapitalbegriffs (Das Geld. 1876) nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Die Socialdemokratie verfolgt das Kapital und die Kapitalisten mit wüthendem Haß und Neid, wahrlich nicht im Interesse der Arbeiter, die sie verhetzt. Unsre heutige Civilisation und die Ausbreitung der Lebensgenüsse über die ganze Gesellschaft wären unmöglich geworden ohne Kapitalbildung. Die Zerstörung des Kapitals würde Verfall der Straßen und der Eisenbahnen, Untergang der Schulen und der Samulungen, Vernichtung der Werke und Genüsse der Kunst, der Wissenschaft und der höheren Technik, Aufhebung der Wohlthätigkeitsanstalten, Verschlechterung der Kleidung, Ernährung, Wohnung für alle Volksklassen, Entwerthung der Arbeit, kurz nichts als Jammer und Elend und Barbarei zur Folge haben.

Wenn K. Marx, der Lehrer und Führer der Socialdemokraten, die Kapitalbildung als „Ausbeutung (Exploitation) der Arbeiter" erklärt, welche nur dazu diene, um die Arbeiter zu betrügen und zu unterdrücken, so ist diese mit wissenschaftlichen Formeln aufgeputzte und durch ihre breite Ausführlichkeit den Unwissenden imponirende Erklärung lediglich erdacht, um die Arbeiter wider die Kapitalisten zu verhetzen.

Es ist wieder nicht wahr, daß das Kapital „aufgespeicherte accumulirte Arbeit" ist, so wenig wahr, als daß das Eigenthum krystallisirte Arbeit sei. Eigenthum und Kapital sind sachlich zu erklären und haben eine sachliche Bedeutung.

Die Kapitalbildung ist nur möglich, wenn sich als Gesammtresultat einer Jahreswirthschaft (beziehungsweise einer periodischen Wirthschaft) ein Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe ergibt, der für die Zukunft aufbewahrt werden kann, weil kein Bedürfniß zwingt, denselben sofort aufzuzehren.

Der Grundbesitzer, dessen Gutsfrüchte größer und zahlreicher sind als er für den Unterhalt seiner Familie zu verzehren braucht, kann sich einen Vorrath für die Zukunft ansammeln und aufbewahren. Der Handwerker, der für seine Arbeit mehr Lohn empfängt als er für seinen Haushalt braucht, die Sängerin, der für ihren Gesang mehr bezahlt wird als sie verbraucht, der Kaufmann, der aus dem Umsatz von Waare und Geld mehr Gewinn zieht als er verzehrt, der Kapitalist, der mehr Zinsen und Dividende erhält als er für seine Bedürfnisse verbraucht, sie alle legen Kapital an. Wenn auch der Fabrikant Kapital ansammelt, so ist auch dieser Ueberschuß seiner Einnahme über seine Ausgaben ganz wesentlich bedingt durch den Fleiß und die Sorgfalt, die er sowohl in seinem Haushalt als in dem Geschäfte verwendet, durch das Vermögen, welches er in demselben angelegt hat und riskirt, durch den geschickten Einkauf der Stoffe und Verkauf der Fabrikate ꝛc.

Bei aller Zurücklegung und Ansammlung von Kapitalien ist mehr noch als Verdienst und Gewinn die Sparsamkeit entscheidend, welche den Verbrauch beschränkt und dadurch einen Ueberschuß möglich macht. Die Kapitalien sind vornehmlich Ersparnisse. Die sorgenden Frauen haben einen nicht geringeren Antheil daran als die erwerbenden Männer.

Selbst ein reiches Einkommen läßt sich bei ungeordneter und leichtsinniger Wirthschaft fortwährend aufbrauchen, so daß kein Ueberschuß für die Zukunft zurückbleibt. Schon dem mittleren Durchschnittswirthe wird es nicht leicht, über den Verbrauch des Haushaltes hinaus, ein kleines Kapital als Ersparniß auf die Seite zu legen. Es ist das nicht möglich ohne Sorgfalt, ohne Ordnung, ohne Selbstbeschränkung. Aber es ist eine Ehre und ein Segen für die Familie, wenn diese Tugenden geübt werden und die Kapitalbildung ist der Lohn dafür. Auch dem Arbeiter und dem Dienstboten ist es möglich, durch solche Ersparniß besser für seine Zukunft und für die Sicherheit seiner Familie zu sorgen. Das sogenannte „eherne Lohngesetz" Lassalles ist wieder eine caricirte Darstellung der Lohnverhältnisse, caricirt, um die Arbeiter wider die Arbeitgeber aufzureizen. Es ist wahr, daß der Lohn der Arbeiter nicht unter den nothwendigen Lebensunterhalt der Arbeiter herabgedrückt werden kann, aber es ist nicht wahr, daß derselbe nothwendig auf dieses Minimum herabgedrückt werde, so lange die Macht des Kapitals sich geltend machen darf. Der als nothwendig angesehene Lebensbedarf selber steigt mit erhöhter Cultur, mit allgemeinerer Bildung und erhöhter Freiheit aller Volksklassen.

Daß aber nicht der ganze Lohn fortwährend verbraucht werden muß, daß ein Theil desselben für die Zukunft als Ersparniß aufbewahrt werden kann, dafür zeugen unwiderleglich die vielen öffentlichen Sparkassen. Ein sehr großer Theil der Einlagen wird von einfachen Arbeitern und von Dienstboten zugebracht. Diese Alle nehmen Theil an der Kapitalbildung und deren wohlthätiger Wirkung für die Zukunft.

Zum Schaden der Arbeiter selber also werden dieselben von den socialdemokratischen Verführern beständig angestachelt, ihren Lohn allezeit ganz aufzubrauchen und nichts davon als Ersparniß aufzubewahren. Die dem Menschen angeborene Genußsucht, die momentane Sinnenlust wird dadurch entflammt. Alles Sparen, alle Selbstbeschränkung wird als eine Thorheit verspottet: Die Jugend vergeudet so ihren Erwerb in der Gegenwart und wird doch nicht befriedigt. Wenn sie gelegentlich an das spätere Alter, oder an die dürren Tage der Noth erinnert wird, so erscheint ihr diese Zukunft, für welche sie gar nicht gesorgt hat, wie ein schreckliches aber unvermeidliches Schicksal, das höchstens durch eine vollständige Revolution verbessert werden könnte. Die Unzufriedenheit über ihre Zustände wird so bis zur Verzweiflung gesteigert und der Haß und der Neid wider die Kapitalbesitzer, deren Zukunft gesichert scheint, werden noch leidenschaftlicher angefacht.

Würden die Arbeiter in der Ersparniß geübt, würden sie selber an der Kapitalbildung Theil nehmen, so würden auch sie besser für ihre Zukunft sorgen. Sie würden den Werth des Eigenthums schätzen lernen, sie würden zufriedener und ihre Zustände besser werden.

Die große Aufgabe unsrer Zeit ist nicht, die Trennung und der Krieg zwischen Arbeitern und Eigenthümern, sondern der Friede zwischen Beiden, die Verbindung Beider zu gemeinsamer Vervollkommnung. Es muß dafür gesorgt werden, daß auch dem Arbeiter ein ihm theures Eigenthum zugänglich und selber die Kapitalbildung ermöglicht werde, daß fortwährend zahlreiche Arbeiter auch gesicherte Eigenthümer werden. Der Staat vermag für sich allein diese Aufgabe nicht zu erfüllen. Die Privaten müssen helfen, und die Arbeiter selber das Beste leisten.

Wir dürfen an dieser Stelle wohl daran erinnern, daß auch der Charakter und die Cultur der verschiedenen Nationen von großem Einfluß auf diese Verhältnisse sind. Wenn Frankreich sehr viel reicher ist als Deutschland, so kommt neben der einen Hauptursache, daß der französische Boden fruchtbarer ist als der deutsche und die Lage von Frankreich von der Natur begünstigter ist als die von Deutschland, eine zweite Hauptursache des höheren Wohlstandes der Franzosen hinzu, welche nicht wie die erste eine Naturnothwendigkeit, sondern der Verbesserung fähig ist. Der Franzose in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft ist sparsamer als der Deutsche. Er ist mäßiger in seinen täglichen Genüssen, er ist ein überaus sorgfältiger Hauswirth, der sich vor allen unnöthigen Ausgaben hütet. Deshalb legt er fortwährend Ersparnisse bei Seite und schließlich wird er Kapitalist, der im Alter die Arbeit ruhen läßt und behaglich von seinen Zinsen lebt. Der Deutsche bedarf wohl in seinem kühleren Klima mehr Speise und Trank, aber er ist gewöhnt auch über den wirklichen Bedarf zu genießen. Er lebt mehr in der Gegenwart, er sorgt weniger für die Zukunft, deshalb gelingt es ihm schwerer, Ueberschüsse zu erhalten und Kapital anzulegen. In Frankreich ist die allgemeine Volkssitte der Kapitalbildung zugewendet, in Deutschland mehr dem täglichen Lebensgenuß.

Aus diesem Grunde halte ich den Gedanken von Fr. Laurent in Gent, zunächst in den Städten mit Arbeiterbevölkerung Sparbücher für Schulkinder einzurichten und mit der Schule in Verbindung zu bringen, für vortrefflich und gerade für den deutschen Charakter höchst nützlich.

Während die socialdemokratischen Führer und Verführer, und leider auch manche Nationalökonomen, immer nur von der nothwendigen Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter reden, betont Laurent mit vollem Recht, daß die materielle Verbesserung zu nichts helfe, wenn nicht gleichzeitig die geistige und moralische Hebung mit jener verbunden werde. Er schreibt die auch für Deutschland beherzigenswerthen Worte (Les Sociétés ouvrières de Gent 1877. p. 15):

„Warum haben die Arbeiter im Jahr 1870 zu Paris auf die intriganten Agitatoren gehört, welche ihnen vorschwatzten, daß sie ihr Schicksal nur durch die Zerstörung des Eigenthums, der Familie und der Religion verbessern können? Nur darum, weil sie in blinder Unwissenheit nicht sahen, daß der Untergang des Kapitals den Ruin der Arbeiter zur Folge hat. Nur darum, weil sie kein klares Bewußtsein der Pflicht und der menschlichen Bestimmung hatten, und daher nicht fühlten, daß sie nur im Schoße der Familie Glück finden können, daß Unsittlichkeit und Liederlichkeit das Familienglück zerstören. Darum, weil sie nicht wußten, was Religion ist, weil sie meinten, die Religion sei eine Tyrannei, während die wahre Religion und die Göttlichkeit Eins sind. Wie kam es, daß die Pariser Arbeiter den Unsinnigen geglaubt haben, welche ihnen die Abschaffung Gottes, der Familie, des Eigenthums predigten? Wären die Arbeiter nicht unglaublich unwissend, so wäre die Commune nie möglich geworden."

„Die drei Richtungen, die materielle, geistige und moralische Verbesserung, müssen immer zusammen gehen; oder es wird Alles gefährdet. Ist es denn eine Wohlthat für die Arbeiter, wenn man sich darauf beschränkt, ihre Arbeitszeit zu vermindern und ihren Lohn zu erhöhen? Wird der Zustand der Arbeiter besser, wenn sie die vermehrte Muße und den reichlicheren Lohn dazu verwenden, länger in der Schenke zu sitzen und mehr geistige Getränke zu sich zu nehmen?"

Wir haben nach dem Jahre 1870 ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. Die plötzliche Steigerung der Löhne hat in den Arbeiterklassen nicht minder schädlich gewirkt, als unter den Kapitalisten die aufgeregte Hoffnung, einen Theil des Milliardensegens zu erhaschen. Wie es einen unsittlichen Gründerschwindel gegeben, so hat es auch einen unsittlichen Arbeiterschwindel gegeben. Die Zufriedenheit der arbeitenden Klassen wurde nicht erhöht durch die momentan günstigeren Lebensbedingungen. Ein unsinniger Luxus nahm allenthalben überhand, die Leute stürzten sich in die Genüsse, ohne für die Zukunft zu sorgen. Sie ergaben sich dem Trunk und der Ausschweifung. Manche Arbeiterfrau klagte unter Thränen, daß die Familie keinen Vortheil, sondern nur Schaden habe in Folge der Lohnsteigerung, und wenn sie klagte, so lief sie Gefahr, von dem betrunkenen Manne geprügelt zu werden.

In der Absicht, zugleich für die materielle, geistige und moralische Verbesserung der Arbeiterzustände zu sorgen, hat Laurent in Gent seine Arbeitervereine gegründet. In demselben Geiste hat er in die Genter Volksschule die Sparbücher der Schulkinder eingeführt.

Schon in dem Kindesalter sollte die Bevölkerung zur Sparsamkeit erzogen werden, ohne die es unmöglich ist, die Lage der Arbeiter zu verbessern, und welche große Massen der Arbeiter weder kennen noch zu üben verstehen. Die Kinder sollten schon in der Selbstbeherrschung geübt werden, indem sie kleine Trink- und Taschengelder, welche sie empfangen, statt sofort für Schleckereien auszugeben, dem Lehrer bringen und sich auf ihrem Sparbuche zuschreiben lassen. Sie sollten so die Bildung von Eigenthum kennen lernen, und sich des Wachsthums ihres kleinen ersparten Gutes in Folge eigener Sorge erfreuen. Mit der Selbstbeschränkung, welche die Genußsucht im Zaume hält, sollte die Vorsorge für die Zukunft und mit der Zunahme des Spargeldes die Hoffnung auf Vervollkommnung geweckt werden.

In der That, die materiellen und die moralischen Wirkungen dieser Stiftung sind sehr günstig ausgefallen. Die erste Einführung der Sparbücher für Kinder zu Gent war im October 1866. Im Jahre 1867 schon wurden auf diesem Wege 32,375 Frcs. von den Schulkindern erspart. Im Jahre 1876 ist die Jahresersparniß schon auf 155,487 Frcs. gestiegen.

Auch in Gent standen anfangs die Abneigung vieler Arbeitereltern und die Bedenken mancher Kritiker hemmend im Wege. Die Eltern hatten nie sparen gelernt und fürchteten, es werde auf diese Weise nur eine neue Schulsteuer auf sie verlegt. Die Kritiker hatten Zweifel an dem innern Werthe des Gedankens und an dem äußeren Erfolg. Die einen meinten, er sei unpraktisch, nur Einbildung eines Idealisten, die andern hatten keinen Glauben, daß die Kinder der Arbeiter würden sparen lernen. Es ging doch, und es ging gut. Gerade aus der so erzogenen Jugend rekrutiren sich die Genter Arbeitervereine. Der Wohlstand dieser Arbeiterklasse ist in sichtbarem Fortschreiten begriffen und sie heben sich zu ihrem Vortheil von denen ab, welche in bloßer Sinnenlust eine momentane Betäubung suchen, aus Ekel und Verzweiflung den socialdemokratischen Verführern zum Opfer fallen.

Wenn auch in diesen Blättern Oppenheim seine Bedenken gegen die Schulsparbücher aussprach und die Kinder bedauerte, die zum Sparen angeleitet werden, ja sogar seinen Abscheu gegen sparende statt genießende Kinder äußerte, so hat er offenbar zu wenig an unsere deutschen Arbeiterkinder gedacht. Gewiß lebt das Kind naturgemäß vorzugsweise der Gegenwart. Genuß und Spiel sind für die Kindesnatur Bedürfniß. Es wäre thöricht, der Kinderwelt beides zu verkümmern. Aber wie die ganze Schule als Erziehungsanstalt auch auf Arbeit angelegt ist, wie sie aus der Vergangenheit ihre Lehren überliefert und durch Ausbildung der Kräfte auch für die Zukunft sorgt, so steht es ihr wohl an, auch in der Tugend der Sparsamkeit die Kinder zu üben. Nicht alle Kinder aller Rassen haben dasselbe Bedürfniß. Dem jüdischen Stamme ist die Neigung und die Fähigkeit zur Kapitalbildung schon angeboren. Hätten wir es nur mit dieser Jugend zu thun, so wäre es möglichst rathsam, ihr die Uebertreibung der Sparsamkeit abzugewöhnen. Da liegt die Gefahr auf der Gegenseite. Der jüdische Kapitalreichthum hat sich in dem letzten Menschenalter so ungeheuer vermehrt, daß bereits eine Verschiebung der Machtverhältnisse droht.

Aber die germanischen und insbesondere die deutschen Kinder haben nicht ebenso kräftige Triebe zum Sparen in ihrem Blut. Sie leben sorgloser in den Tag hinein. Sie sind ihres persönlichen Werthes und ihrer Kräfte so bewußt, ihr Muth ist so groß und so wenig ängstlich, daß sie trotzig in die Zukunft blicken und in der Gegenwart versäumen, vorzusorgen. Zu spät werden sie dann gewahr, daß Jakob schlauer gewesen als Esau, daß Andere ihnen die Erbschaft vorweg genommen haben und sie kapitalarme Helden seien. Die Deutschen müssen wie zum Staat so auch zur Sparsamkeit und zur Kapitalbildung mühsam erzogen werden.

Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland.

Von Gustav Nachtigal.

Daß in unserem Jahrhunderte rastlosen Strebens und Forschens mit seinen reichen Hülfsquellen und gebieterischen praktischen Anforderungen die Geographie, welche in hervorragender Weise das theoretische Wissen mit dem praktischen Leben verbindet, ihr volles Bürgerrecht unter den Disciplinen gewonnen hat, welche der Menschheit neue Schätze geistigen und materiellen Lebens erschließen sollen, ist erklärlich; ebenso, daß der Erdtheil, welcher Europa so nahe liegt und einst eine Quelle der Cultur für die übrige Welt gewesen ist, durch den hartnäckigen Widerstand, welchen er seiner Erschließung entgegensetzt, durch die Schwierigkeiten und Gefahren, welche er für den Forscher birgt, ganz besonders zu begeisterten, opferreichen Unternehmungen herausfordert.

Es ist bekannt, wie groß die Zahl der freiwilligen Streiter im Dienste der Wissenschaft gewesen ist, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in begeisterter Hingabe die besten

Jahre ihres Lebens, Kraft und Gesundheit dem selbstgewählten Berufe der Afrikaforschung geopfert haben. Neben dem stammverwandten England war Deutschland besonders reich an ihnen. In immer steigender Progression vervielfältigt sich ihre Zahl. Einzelne erreichten die Ziele, welche sie sich gesteckt hatten; Manche scheiterten an den Hindernissen, welche Klima, Widerwillen der Eingeborenen und politische Verhältnisse ihrem Ringen entgegensetzten; Viele sanken erliegend in ein frühes, fremdes Grab; Alle aber hinterließen der Nachwelt die Früchte ihrer Aufopferung und ihre unerfüllten Aufgaben als ein theures Vermächtniß und als eine Ehrenschuld, welche getilgt werden muß. Was sie gewirkt und geschaffen haben, lehrt ein Blick auf die neuen Karten von Afrika und ihr Vergleich mit denjenigen, deren man sich noch vor einem Menschenalter bediente.

Mit der Entwicklung des nationalen Lebens eines Volkes in politischer und wirthschaftlicher Beziehung wächst sein Kraftgefühl und sein Gesichtskreis. Es richtet seine Augen nicht mehr allein auf die nächstliegenden Ziele, welche eine unmittelbare Förderung des eigenen Wohles versprechen, sondern je höher seine politische Bedeutung ist, desto weiter blickt es in die Zukunft, desto mehr umfaßt das Gebiet seines Strebens nicht nur den eigenen Vortheil, sondern die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes. So war nach der nationalen Wiedergeburt Deutschlands der Gedanke, endlich durch eine systematische Forschung den unbekanntesten Theil unseres Planeten der Wissenschaft und dem lohnenden Verkehre zugänglich zu machen, kein zufälliger, sondern hatte seinen innersten Grund in dem nationalen Gefühl der vermehrten Kraft und der erweiterten Pflicht. Wie tief und rege dieses war, bewies der Enthusiasmus, mit dem jener Gedanke in allen Gauen des Vaterlandes begrüßt wurde, als er in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin durch den damaligen Vorsitzenden derselben, den für die Fortschritte des Menschengeschlechtes in begeisterter Hingabe rastlos strebenden Professor A. Bastian, seinen Ausdruck gefunden hatte. Im verflossenen Frühjahr sind es fünf Jahre gewesen, daß durch Zusammenwirken der geographischen und naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas ins Leben trat.

Dieselbe definirte ihre Zwecke auf das Bestimmteste, dem Raum und der Wesenheit nach. So lange der wichtigste, äquatoriale Theil des Continents noch unbekannt und seine äußere Configuration nicht festgestellt war, galt es vor Allem seine und zwar rein wissenschaftliche Eroberung. Die Gesellschaft stellte sich also die Aufgabe, jenes noch unbekannte Gebiet zwischen Ogowe und Cuanza im Westen, welches der Congo als Hauptader durchströmt, bis zum Albert Nyanza und Tanganika im Osten durch methodische Forschungsreisen der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Es lag nahe, dasselbe von Westen her anzugreifen. Die Ostgrenze desselben lag mehr als 1000 Km. von der Küste entfernt, und von Norden her konnte es nur durch die große Wüste und den breiten Gürtel der fanatischen Sudanstaaten erreicht werden, während seine Westgrenze bis unmittelbar an die Küste herantrat. Hier hatten schon vor Jahrhunderten die Portugiesen Ansiedlungen gehabt, erstrecken noch jetzt in der Colonie Angola ihre Macht auf eine ansehnliche Entfernung von der Küste und unterhalten Handelsbeziehungen mit dem weiteren Inneren, welche bis in die Mitte des Continents reichen.

Wenn so am Cuanza durch ausgedehnte Verkehrsstraßen eine größere Leichtigkeit für das Eindringen bestand, so mußten sich andererseits die Augen der Gesellschaft auf den natürlichen Ausgangspunkt des angestrebten Gebietes, auf die Gegend der Congomündung, richten. Der unterste Lauf des Riesenstromes hatte sich, wie so viele Flüsse Afrikas nicht fern der Küste, bei der Tuckey'schen Expedition 1816 durch ausgedehnte felsige Hindernisse unwegsam erwiesen, doch nördlich von seiner Mündung lag die Loangoküste mit den Trümmern eines einstigen Reiches, von wo aus noch vor wenigen Jahrhunderten ein lebhafter Handelsverkehr mit den Stämmen, welche auf dem Nordufer des Stromes jenseits der Katarakten wohnen, bestand. Von dort aus hatte ein Forscher, wenn es ihm gelungen war, den schmalen Küstensaum zu durchbrechen, völlig unerforschtes Gebiet vor sich, das reiche wissenschaftliche Ausbeute versprach, und konnte vielleicht ohne große Schwierigkeit gerade in das Herz des zu erschließenden Gebietes gelangen.

Im Bewußtsein der Schwierigkeiten, welche sich dem ersten Eindringen in zuvor nie betretene Gegenden Afrikas entgegenstellen, waren die Leiter der Gesellschaft schon im Beginne überzeugt, daß das Ziel nur erreicht werden könne, wenn es nicht nur von einem Punkte aus angestrebt würde, sondern wenn zugleich mehreren Expeditionen mit verschiedenen Ausgangspunkten die Aufgabe gestellt wurde, einander ergänzend, vielleicht stützend, vorzudringen und so auch dann Hoffnung auf Erfolge zu gewähren, wenn, wie nicht anders erwartet werden durfte, die eine oder andere derselben durch unübersteigliche Hindernisse aufgehalten werden sollte. So ergab sich der Plan, die centrale Expedition der Loangoküste zuzuleiten, südlich von ihr einer zweiten das Cuanzagebiet Angola als Ausgangspunkt zuzuweisen, und weiter nördlich eine dritte Basis an dem Gebiete des kurz vorher eine Strecke weit von französischen Reisenden erschlossenen Flusses Ogowe zu wählen.

Se. Majestät der Kaiser wendete der Gesellschaft sein huldvolles Interesse zu, eine Reihe deutscher Fürsten traten an ihre Spitze als Protectoren, der kaufmännische und industrielle Stand lieh hier und da seine materielle Unterstützung, aus den weitesten Kreisen flossen unter dem Einflusse hoch gesteigerten Nationalgefühls die Mittel, so daß die centrale und Hauptexpedition schon im Mai 1873, kaum einen Monat nach der Constituirung der Gesellschaft, unter der Leitung des Dr. Güßfeldt Europa verlassen konnte. Schon vor der Ankunft auf seinem Arbeitsfelde traf denselben schweres Mißgeschick durch Schiffbruch und Verlust der ganzen Ausrüstung. Nachdem diese ersetzt und auf der Loangoküste sodann die frühere portugiesische Factorei Chinchoxo zum Mittelpunkt und Depot für sämmtliche Expeditionen gewählt und daselbst eine wissenschaftliche Station eingerichtet war, auf der als Arbeiter nach und nach Dr. Falkenstein und Dr. Pechuël-Loesche und Major von Mechow eintrafen, traten für die Lösung der eigentlichen Aufgabe alsbald die großen Schwierigkeiten zu Tage, welche auf diesem sonst so verlockenden Ausgangspunkte der Reisenden harrten.

Die politische Zersplitterung der angrenzenden Gebiete, welche die Staatenbildung verhindert, und durch welche jeder Dorfhäuptling in der Lage ist, dem Reisenden den Weg zu verlegen, und die Schwierigkeit, sich die zum Transporte der Effecten einer Expedition geeigneten Mannschaften zu verschaffen, ließen die häufig angestellten Versuche, die Küstengegend zu durchbrechen, wieder und wieder scheitern. Die Neger der Küste, ungewohnt größerer Reisen und daher physisch ungeeignet, Lasten auf größere Strecken zu tragen, und von der Furcht vor dem unbekannten Innern, besonders den Menschenfressern, verzehrt, widerstanden allen Versuchen, sie nutzbar zu machen und mußten endlich durch andere aus dem fernen Benguela unter großen Opfern an Zeit und Geld ersetzt werden. Obgleich diese nach vollendeter Acclimatisirung und längerer Erziehung die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen zu können schienen, sah sich die Gesellschaft doch bei dem großen Mittelaufwande, den die übrigens für die Wissenschaft so werthvolle Station mit sich brachte, in die Nothwendigkeit versetzt, die letztere aufzugeben und damit ihre Bemühungen auf diesem Punkte der Küste überhaupt einstweilen einzustellen, da die damaligen Expeditionsmitglieder ein rückhaltloses Eindringen in einfachster Weise dort für aussichtslos hielten.

Dieser für die Gesellschaft schmerzliche Entschluß erschien um so unumgänglicher geboten, als indessen dem Eingangs erörterten Plane gemäß auch die beiden andern Expeditionen ausgesendet waren und ihren Antheil an den vorhandenen Mitteln in Anspruch nahmen.

Im Anfange des Jahres 1874 war der Geologe Dr. Lenz an die Flußmündungen des Gabun und Ogowe entsendet, wo in früheren Jahren durch du Chaillu und später durch Compiègne und Marche nicht ohne Erfolg Forschungsreisen unternommen worden waren. Wenn auch Dr. Lenz auf dieselben ernsten Hindernisse, welche für den ganzen äquatorialen Theil der

Westküste Afrikas Geltung haben, die verderblichen klimatischen Einflüsse, die Unzuverlässigkeit der eigenen Leute und die feindselige Haltung der Eingeborenen, wieder und immer wieder stieß, so gelang es ihm doch, eine nicht unerhebliche Strecke über die von früheren Reisenden erreichten Punkte hinaus vorzudringen. Als ihn später seine zerrüttete Gesundheit zwang, die Heimat wieder aufzusuchen, hatte die geographische Gesellschaft in Paris gerade eine größere Expedition unter dem Vicomte de Brazza in dieselbe Gegend geschickt, um die unterbrochenen Unternehmungen ihrer früheren Reisenden fortzuführen, und es lag seitdem, da dieselbe noch thätig ist, kein Grund für die deutsche Gesellschaft vor, ihre Bestrebungen daselbst wieder aufzunehmen.

Die dritte Expedition unter Leitung des als Naturforscher bekannten Majors v. Homeyer, dem Lieutenant Lux als Geodät und Dr. Pogge beigesellt worden waren, begab sich Anfangs 1875 nach Angola. Wie erwartet worden war, bewährte sich diese Operationsbasis durch die von ihr aus sich weit in das Innere erstreckenden Handelsstraßen, durch den Rückhalt der portugiesischen Besitzungen, durch einen geringeren Grad politischer Zersplitterung des angrenzenden Innern und durch ihre auf häufigen und ausgedehnten Reisen geschulten Träger. Zwar wurden die beiden militärischen Glieder der Expedition durch Krankheiten bald zur Rückkehr gezwungen, doch dem Dr. Pogge gelang es, seine werthvolle Reise zu dem bereits sagenhaft gewordenen Muata Jamwo zu machen und damit die Mitte des Continents zu erreichen.

Wenn der Reisende auch von dem genannten Herrscher daran gehindert wurde, seine Reise nach Osten oder Nordosten fortzusetzen, so waren doch seine Erfolge vom höchsten Werthe für unsere Kenntniß jener Gegenden und seine Berichte über die von seiner Route sich nach Norden erstreckenden Handelswege so günstige, daß die Gesellschaft beschloß, an dieser Operationsbasis vor Allem festzuhalten, und schon vor Dr. Pogges Rückkehr eine bewährte Kraft in der Person des erfahrungsreichen Afrikareisenden Eduard Mohr auf dieselbe schickte, der zu unserem Schmerze seiner Arbeit schon im Beginne derselben durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde.

So war der Stand der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas gegen das Ende des Jahres 1876. Der Verlauf ihrer Thätigkeit bis dahin war reich gewesen, wenn nicht auf allen Punkten an räumlichen Fortschritten und Entdeckungen, so doch an Erfahrungen und naturwissenschaftlicher Ausbeute, und schloß mit einem Erfolge ab, auf den sie stolz sein konnte; doch die finanziellen Verhältnisse waren erheblich zurückgegangen und drohten die weiteren Unternehmungen in einen aussichtslos engen Rahmen zu zwingen. Die Zeit der maßlosen Speculationen und des Geldüberflusses war vorbei, und mit dem wirthschaftlichen Rückschlage versiegte manche Einnahmequelle der Gesellschaft. Die huldreichst gewährten Unterstützungen aus dem Allerhöchsten Dispositionsfond mußten erheblich vermindert werden und drohten bei der anderweitigen Belastung desselben bald ganz aufzuhören. Während die Unternehmungen fremdländischer Forscher in dem angestrebten Gebiete eine verdoppelte Thätigkeit deutscherseits wünschenswerth erscheinen ließen, drohte die finanzielle Zukunft der Gesellschaft einzig und allein auf dem Jahresbeitrage von drei Mark der einzelnen Mitglieder zu basiren, und das genügt nicht, um innerafrikanische Expeditionen zu unternehmen.

Glücklicherweise hatte Cameron Ende 1875 seine denkwürdige Reise vollendet, und Stanleys werthvolle Untersuchungen des Victoria Nyanza und des Tanganika waren bereits bekannt geworden und ließen die größten weiteren Erfolge erwarten. Glänzende Erfolge von Zeit zu Zeit zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Interesses sind in keiner Richtung so nothwendig, als in der Afrikaforschung mit ihren weitaussehenden praktischen Folgen, und die Rückkehr Camerons trug daher nicht wenig dazu bei, in allen Culturländern den Sinn für weitere Anstrengungen zu erwecken und in dem Könige der Belgier die Ideen zur Reife zu bringen, welche geographische Studien und das Interesse für Afrika in ihm erzeugt hatten. Das Studium der Entdeckungsgeschichte dieses Continents hatte ihm unter zahlreichen Mißerfolgen, Verlusten an Geld und Menschen, Beispiele bewundernswerther Hingabe und glänzender Resultate Einzelner gezeigt, welche zwar nicht fruchtlos blieben, aber, vereinzelt in Zeit und Raum, doch nicht diejenigen Folgen hatten, welche eine systematische Inangriffnahme der Arbeit von allen Seiten und allen Nationen erzielt haben würde.

Der hochsinnige König vereinigte zur Verständigung über diese Frage Männer aus allen Culturstaaten, welche ihr Interesse an derselben bewiesen hatten, und legte ihnen den Plan vor, durch ein einheitliches Zusammenwirken, durch Stetigkeit und System die Aufhellung der unbekannten Gebiete zu vollenden und diese für Verkehr und Cultur zu erschließen. So entstand zu Ende 1876 die internationale afrikanische Association, und wie allgemein der Beifall war, den die Idee des königlichen Stifters fand, beweisen die zahlreichen afrikanischen Gesellschaften, die sich in allen Ländern bildeten und in engere oder weitere Verbindung mit der genannten Association traten.

Diejenigen Deutschen, welche bei der Constituirung der letzteren gegenwärtig gewesen waren, ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, dem Interesse für Afrika in ihrem Vaterlande neue Nahrung zu geben, beriethen sich mit Freunden der Sache und bildeten im Anschlusse an die internationale Association, doch sich freie Selbstbestimmung wahrend, die Deutsche Afrikanische Gesellschaft, da der einfachen Anlehnung der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas an die internationale Vereinigung statutarische Bestimmungen entgegenstanden. So bestanden vorübergehend zwei afrikanische Gesellschaften in Deutschland, deren Ziele und Zwecke im Grunde dieselben waren, nur daß die neuere den Kreis der Betheiligten zu erweitern und sich nicht allein auf wissenschaftliche Gesellschaften zu stützen suchte und außer der rein geographischen Forschung schon die Zugänglichmachung der erforschten Theile für Handel und Cultur als einen Theil ihres Programms auch formell bezeichnete.

Die Zeit war wohl geeignet, diese praktischen, wenn auch ferner liegenden Folgen geltend zu machen, denn Cameron und Pogge, welche das unbekannteste und vielversprechendste Gebiet Afrikas in seinem südöstlichen und südlichen Theile kennen gelernt hatten, wie es später Stanley in seiner größten Ausdehnung durchzogen hat, waren in gleicher Weise erfüllt von seinem natürlichen Reichthum, seinen vegetabilischen und mineralischen Schätzen und machten in gleicher Weise auf den Nutzen aufmerksam, der einst den Culturländern aus dem Handelsverkehr mit ihm erwachsen würde. Es liegt in der Natur der auf das Praktische gerichteten Bestrebungen der neusten Zeit und besonders unserer bescheidenen Verhältnisse, daß die Hoffnung auf einen greifbaren Nutzen ein ganz anderes Interesse erregen muß, als die Aussicht auf die rein idealen Schätze der Wissenschaft. Wenn man verfolgt, wie seit Camerons Rückkehr in England Pläne discutirt werden, welche auf eine praktische Nutzbarmachung jenes Gebietes unmittelbar hinzielen; wie Stanley seit der Vollendung seiner großartigen Reise die Errichtung von festen Handelsstationen längs des mächtigen Congo mit Dampfschifffahrt im schiffbaren Verlaufe desselben vorschlägt, und sich in vorzugsweise handeltreibenden Ländern Kapitalisten vereinigen, um über die Ausführung seines Vorschlages zu berathen; wie man den Bau von Straßen zwischen der Ostküste und den großen Binnenseen in Angriff genommen und zerlegbare Dampfschiffe auf die letzteren getragen hat; wie die Engländer Niederlassungen am Nyassasee gegründet haben und ähnliche am Tanganika- und Victoriasee einrichten oder bezwecken; wie französische und internationale Expeditionen von Osten her in das angestrebte Gebiet vorzudringen bestrebt sind; wie endlich von Nordosten her die Italiener und von Westen und Südwesten die Portugiesen dasselbe Ziel zu erreichen suchen: so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese allseitigen Bestrebungen bald das ganze Aequatorialafrika seiner Dunkelheit entreißen werden, und daß dann die praktische Frage der Nutzbarmachung dieses reichen Gebietes in den Vordergrund treten wird, während bis jetzt, besonders für uns, das wissenschaftliche Interesse ausschließlich unsere Unternehmungen veranlaßte und leitete.

Daß zwei Gesellschaften mit nahezu identischen Zielen nicht

auf die Dauer neben einander in Deutschland bestehen konnten, ohne jede einzelne und damit die Sache zu schädigen, war einleuchtend. Da eine sofortige Verschmelzung derselben durch die Organisation der älteren, welche Corporationsrechte erworben hatte, unstatthaft war, so vereinigten sie sich alsbald wenigstens zu gemeinsamem Handeln und sendeten gemeinschaftlich im Herbst des verflossenen Jahres den durch seine topographischen Aufnahmen in Syrien bestempfohlenen Ingenieur Schütt auf die bewährte Operationsbasis des Cuanzagebietes. Derselbe kam im December 1877 in Loanda an, hat seitdem vortrefflich ausgeführte kartographische Aufnahmen, die sich bis an die Ostgrenze Angolas erstrecken, eingesendet, und ist augenblicklich, nicht ohne auf erhebliche Schwierigkeiten zu stoßen, mit der ihm eigenen Energie bestrebt, in nordöstlicher Richtung vorzudringen.

Indessen arbeiteten die Vorstände beider Gesellschaften einen Statutenentwurf aus mit einer Basis, welche die Programme und Organisationen beider zu umfassen im Stande war, legten denselben den beiderseitigen Ausschüssen vor, und durch die allseitige Billigung derselben kam es zur definitiven und formellen Verschmelzung und dadurch zur Entstehung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Dieselbe wird mit erneutem Eifer und durch stetige Arbeit die früher gesteckten Ziele zu erreichen suchen und gibt sich der Hoffnung hin, daß ihr die materiellen Mittel zur Bethätigung ihres Strebens bei der wachsenden öffentlichen Theilnahme nicht fehlen werden. Die letztere beschränkt sich nicht mehr auf wissenschaftliche Kreise, sondern auch die officiellen Organe der deutschen commerziellen Welt, die Handelskammern haben ihr Interesse bethätigt oder ihre Beihülfe in Aussicht gestellt, und der Reichstag hat auf Antrag des Bundesrathes für das Jahr 1878/79 die Summe von 100,000 Mark zur Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Afrika bewilligt.

Die Pläne zur Erfüllung der Aufgaben werden je nach den augenblicklichen Verhältnissen und den Personen, welche sich der Sache widmen werden, mannichfachen Modificationen unterliegen; doch wird nach wie vor der unbekannteste, äquatoriale Theil des Continents der Gegenstand vorwiegender Aufmerksamkeit der Gesellschaft bleiben. Den zuvor entwickelten Anschauungen entsprechend, hat dieselbe nicht allein an ihrer Operationsbasis Angola und der Linie, welche sich von Loanda bis zum östlichsten Punkte der Pogge'schen Reise erstreckt, festgehalten, sondern die Arbeitskräfte daselbst vermehrt.

Ein Arzt, Dr. Max Buchner aus München, der seine praktische Befähigung zum Reisen und seine Beobachtungsgabe in Polynesien bethätigt hat und dann einige Jahre ausschließlich bestrebt gewesen ist, sich durch naturwissenschaftliche Studien, besonders in der Zoologie und Geologie, zu dem Berufe eines Forschungsreisenden weiter auszubilden, hat im Anfange des letzten November Europa verlassen, um sein Feld der Thätigkeit östlich von demjenigen des Ingenieur Schütt einzunehmen.

Gleichzeitig hat die Gesellschaft bei der Schwierigkeit, das zu erschließende Gebiet direct von Westen her anzugreifen, eine zweite Ausgangslinie im Norden gewählt, welche vom Meerbusen von Guinea durch die mohammedanischen Sudanstaaten nach Nordosten verläuft. Auf diese steht einer der erfahrensten Afrikareisenden unserer Zeit, Gerhard Rohlfs, im Begriffe sich zu begeben. Derselbe wird noch in diesem Monat Tripolis verlassen und sich auf dem Karawanenwege, der über Dschalo, Kufara und Wanjanga von Benghasi aus nach Wadaï führt, in dies letztere Land begeben, um von den Südgrenzen desselben den dort sich in mächtigem Bogen über den Aequator nach Norden krümmenden Congo zu erreichen.

Beide Reisende sind mit kaiserlichen Geschenken, Dr. Buchner für den Muata Jamwo und Gerhard Rohlfs für den König von Wadaï, welche Se. Majestät in huldvollem Interesse für diese Unternehmungen zu bewilligen geruht hat, ausgerüstet worden.

So ist von allen Seiten her der friedliche Kampf gegen die Abgeschlossenheit Aequatorialafrikas aufgenommen worden. Während die internationale Association dieses Gebiet allmählich von allen Seiten mit Stationen, wissenschaftlichen und Culturcentren, zu umgeben und durch diese den Entdeckungs- und Forschungsreisenden eine solide Basis zu schaffen beabsichtigte, und während Missions- und Handelsgesellschaften der verschiedenen Nationen ebenfalls auf die Gründung von festen Stationen angewiesen sind, läßt sich die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland vorläufig die geographische Festlegung und die wissenschaftliche Untersuchung des in Rede stehenden ungeheuren Gebietes angelegen sein.

Freilich werden ihr für dieselben nicht so reiche Mittel zur Disposition stehen, daß sie sich zu jenem halbkriegerischen Expeditionen veranlaßt sehen könnte, welche der glänzende Erfolg Stanleys Vielen so empfehlenswerth erscheinen läßt; doch sie bedauert dies nicht. Denn wenn sie einerseits allerdings vielleicht weniger großartige Resultate haben wird, so wird sie andererseits auch niemals mit dem schmerzlichen Bedauern auf die ihrigen zurückzublicken haben, daß dieselben in blutiger Weise errungen wurden.

In der That wird mit großer Machtentfaltung eine kriegerische Art des Vorgehens oft unvermeidlich. Mißtrauen und Feindseligkeit der Eingeborenen gegen den Fremden wachsen in geradem Verhältniß zu seiner bewaffneten Macht und rufen Conflicte hervor, an deren traurigen Folgen dann weniger der Reisende Schuld trägt, als die Lage, in die man ihn versetzt hat.

Je häufiger mehr oder weniger primitive Nationen beim Contact mit den Culturvölkern der Verkümmerung anheimfallen, desto mehr sollten die letzteren bestrebt sein, die Eigenartigkeit der Bewohner Innerafrikas, welche in ihrer Zahl und im Klima gewichtige Bundesgenossen gegen ihre Vernichtung haben, vorläufig nach Möglichkeit zu schonen und ihre Ueberführung in andere Zustände durch möglichst vielfache, friedliche Berührung anzustreben.

In dieser Beziehung kann es die afrikanische Gesellschaft in Deutschland nicht bedauern, an die frühere bescheidene Art des Vorgehens deutscher Reisender noch ferner gebunden zu sein, bei welcher der Forscher zwar mehr oder weniger schutzlos seine Haut zu Markte trug und im günstigsten Falle eine lange Zeit zur Erreichung seiner Erfolge aufwenden mußte, aber trotzdem nicht selten die größten Erfolge errang.

Um ihre Ziele zu erreichen und das durch geographische und naturwissenschaftliche Forschungen vorbereitete Gebiet zur praktischen Nutzbarmachung auch Deutschland sichern zu können, dazu bedarf die Afrikanische Gesellschaft nicht nur der Reichsregierung und Volksvertretung, sondern der ganzen Nation. Möge doch Niemand vergessen, daß die commerzielle Entwicklung natürlich reicher und jungfräulicher Gegenden nach der Beschaffung der nöthigen Verkehrsmittel oft mit überraschender Geschwindigkeit einherschreitet, und daß naturgemäß der reichste Lohn derjenigen Nation zufällt, welche zuerst Fuß in ihnen gefaßt hat.

Literatur und Kunst.

Lord Byrons Trinklied.

(Fill the goblet again.)

Uebersetzt von

Emanuel Geibel.

Füllt nochmals den Becher! Nie war mein Gemüth
So rein von Behagen, wie heute durchglüht.
Laßt uns trinken! — Wer trinkt nicht? — Die Welt ist voll Schein
Und nichts ohne Falsch, als der Becher allein.

Ich hab' Alles versucht, was das Leben erwärmt,
Hab' im Strahle des dunkelsten Auges geschwärmt,
Hab' geliebt — und wer liebt nicht? — Doch unter dem Mond
Wer fand schon das Glück, wo die Leidenschaft wohnt?

In den Tagen der Jugend, wann's lenzt in der Brust
Und daß Neigung entflattert, ihr nimmer bewußt,
Hatt' ich Freunde — wer nicht? — Doch wer gibt mir nicht zu,
Kein Freund, ros'ger Wein, sei so treu uns, wie du.

Die Geliebte bethört wohl ein glattes Gesicht,
Mit der Sonne flieht Freundschaft; du änderst dich nicht.
Du alterst — wer nicht? — Doch wer nimmt, so wie du,
Mit den Jahren an Adel und Tugend nur zu?

Und gewähr' uns die Lieb' auch ihr feurigstes Glück,
Hebt ein Andrer zu unsrer Erkor'nen den Blick:
So ergrimmt's uns — wen nicht? — Du bist frei von Verdruß,
Denn je mehr dich genießen, je größrer Genuß!

Doch schwanden dann Jugend und Thorheit zumal,
Da winkt uns erst recht als ein Hort der Pokal,
Und wir suchen — wer läßt's? — mit begeistertem Sinn
Im Weine die Wahrheit und finden sie drin.

Als Pandoras Gefäß sich auf Erden entleert
Und vertrieben die Freuden zum Himmel gekehrt,
Blieb die Hoffnung — für wen doch? — Wir schlürfen im Schaum
Des Bechers die Lust und verschmäh'n ihren Traum.

Hoch lebe der Rebstock! Im herbstlichen Frost
Sei das Alter des Nektars dem unsern ein Trost!
Und der Tod — wer entrinnt ihm? — Mag Gott uns verzeih'n!
Und Hebe kredenz' uns im Himmel den Wein.

Goethe.

Eine biologische Studie.

Von A. T. Brück.

Goethes Ausruf: Shakespeare und kein Ende! erfährt in der fast unübersehbaren, seitdem erschienenen Goetheliteratur das vielstimmige Echo: Goethe und kein Ende. Dennoch möge diesem Echoconcert die nachstehende Ripien-Stimme eingelegt werden. —

Größtes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit,

sagt Goethe. Vom wesentlich somatischen, vom biologischen, um nicht zu sagen vom ärztlichen Standpunkt ist aber meines Wissens seine Persönlichkeit bis jetzt nicht ins Auge gefaßt, wenn ich den Aufsatz: Die letzte Krankheit Goethes, von Dr. Vogel, welche damals in Hufelands Journal erschien, ausnehme.

Es war im Frühjahr 1826, als ich, im Begriff Deutschland zu verlassen, den Wunsch hegte, das lebende Bild des als Dichter und Naturforscher von mir höchst verehrten Mannes fürs Leben mitzunehmen. Um nicht als blos neugieriger Reisender ihn zu behelligen, hatte ich es gewagt, ihm einige physiologische Aufsätze einzusenden, worauf ich durch Eckermann die Einladung, ihn zu besuchen, erhielt. Das Glück, ihn zu sehen, sollte mir nicht zutheil werden; denn als ich in Weimar eintraf, lag der verehrte Greis an einer Speicheldrüsenentzündung (Mumps) krank. Fünf Tage wanderte der gute Eckermann wie ein Pendel zwischen uns, täglich meine Hoffnung auf den folgenden Tag belebend, bis ich am sechsten — mein Schiff lag reisefertig — Weimar zu verlassen genöthigt war. Ueber einen Moment aus diesen Tagen, die mir doch die Bekanntschaft mehrerer bedeutenden Persönlichkeiten aus der „Weimarschen Zeit" verschafften, habe ich in der „Gegenwart" (1. April 1876) eine Notiz gegeben.

Nach einem halben Jahrhundert fällt mir nun „Goethes Naturwissenschaftliche Correspondenz von 1812 bis 1832" (Leipzig 1874, Brockhaus) in die Hände, worin ich S. 70—78 zwei meiner Aufsätze, einen „Ueber den Aus- und Eindruck des Menschenauges" und einen „De l'atmosphère de la femme et de sa puissance" abgedruckt finde — unreife, von mir längst vergessene Jugendarbeiten. — So hatte der alte Meister sie doch in seiner nachsichtig-wohlwollenden Weise beiseite gelegt, um sich mit dem jüngsten — jetzt dem einzigen Ueberlebenden von allen jenen Correspondenten — darüber zu besprechen!

Und so tritt jetzt mir, dem Achtzigjährigen, noch einmal jene Zeit vor die Seele, wo ich Goethen als Kranken ungesehen verließ. Sein lichtvolles Leben war jedoch nicht blos von dieser dunklen Wolke des Erkrankens getrübt. Von solchen Schattenseiten ist vorzugsweise in der folgenden biologischen Studie die Rede.

Goethe kam scheintodt zur Welt, glücklicherweise nur asphyktisch, während dieser Zustand bei vielen Neugebornen in Apoplexie übergeht. Ebenso glücklich überstand er eine intensive Blatternkrankheit, ohne daß seine Gesichtshaut entstellt und seine Augen geschädigt wurden. Mit dem Erbtheil der „Frohnatur" seiner jungen Mutter wuchs der Knabe heran, ohne, wie unsre Jugend, auf den Schulbänken mit Lehrstoff überfüttert, anämisch und kurzsichtig zu werden, ohne bei mangelndem Organ für Mathematik mit den Kegelschnitten behelligt, ohne durch das Gespenst der Maturitätsprüfung geängstigt zu werden. Dagegen führte den Frühreifen freilich die ungenügende Beaufsichtigung in Frankfurt auf Abwege, die er durch eine nicht beschriebene Krankheit büßen mußte. In dieselbe Zeit fällt jene verfrühte Knabenliebe zu dem glücklicherweise durchaus anständigen, älteren Gretchen.

Nicht alle darauf folgenden Liaisons des übermüthigen, schönen Studenten in Leipzig dürften in den Schranken jener ersten, ihm unvergeßlichen Liebe in Frankfurt, oder der folgenden zu Käthchen Schönkopf in Leipzig geblieben sein, und noch Andere, als jene beiden Töchter des französischen Tanzlehrers, dürften sich in dem Kreise von Behrisch um diesen Studiosus entzweit haben. Wenngleich kein flotter Bursch im Sinne des „Renommisten" Zachariäs (von einer „Paukerei" z. B. ist nirgends die Rede), übertrieb er in Leipzig das Fechten, Schwimmen im kalten Bade und andere Tollheiten, so daß er nach einem lebensgefährlichen Lungenblutsturz krank nach Frankfurt zurückkehrte und dort über ein Jahr an einem metastatischen Abscеß am Halse kränkelte. In diese Zeit fiel auch eine gefahrdrohende entzündliche Kolik, wohl Folge einer Indigestion.

Seine völlige Herstellung bewies das Staunen der Salzmann'schen Tischgenossen über die Schönheit des lebensfrischen Ankömmlings in Straßburg.

Trotz dem Blutreichthum, der ihm im Laufe des Lebens mehrfache, bedenkliche Blutstürze bereitet, gehörte Goethe zu den nervösen Naturen. Seiner Neigung zum Schwindel, seiner Apprehension beim Besuch der Anatomie und der Hospitäler in Straßburg, der Empfindlichkeit seines Gehörs gegen lautes Geräusch u. s. w. setzte er aber eine achtungswerthe Energie des Willens mit Erfolg entgegen. Seinen wunderbaren „sonnenhaften" Augen entging nichts, und wohin er sie richtete, da wurde es hell, wie seine genialen Blicke in das Naturleben — von dem „realistischen Tic" in seinen Poesien zu schweigen — darthun. Glücklicherweise hat er diese Augen nicht durch den Gebrauch des Mikroskops, das er mied, wie er an Anderen die Brillen haßte, geschädigt.

Sein ganzes Leben durch hat Goethe das Wort des Tacitus, daß „im Kampfe vor Allem die Augen besiegt werden", bestätigt. Und wenn er, den man einen Griechen genannt, gleich diesen für alles Schöne höchst empfänglich war: so wurde sein Auge vor Allem besiegt von der Schönheit — des Weibes:

„Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt."

Die ideelle Productionskraft seines Gehirns stand bei ihm mit der somatischen Productivität durchaus in polarem Verhältniß; eine Erscheinung, die man bei manchen Künstlern — ich nenne nur Byron, Cellini, Raphael, Molière, Mozart — antrifft, während die Gehirnthätigkeit, durch abstractes Denken in Anspruch genommen, bei Philosophen, Mathematikern u. s. w. den polaren Reflex auf die sexuelle Sphäre absorbirt. Nicht Allen aber ist, wie Goethen, die reiche Blutbereitung gegeben, die Folge ungewöhnlichen Stoffwechsels, wodurch dem leiblichen und geistigen Bilden zugleich genügt wird. Nicht Alle dürfen ungestraft ihr Lebenslicht zugleich an beiden Enden anzünden. Man weiß, wie der junge Goethe an der Tafel zwischen Basedow und Lavater, während diese links und rechts demonstrirten, „unterdessen ein Stück Salmen und einen Hahnen hätt' aufgefressen". Eckermann, Soret, Vogel, sein Arzt und andere

Tafelgenossen Goethes bestätigen, daß ihn bis ans Ende des Lebens ein ungewöhnlich starker Appetit, besonders zu Fleisch-, Fisch- und süßen Speisen nicht verlassen habe und er selbst preist (noch in der Trilogie) den „Vielgenuß der Speisen" und „des Weines Gluth", woran es auch nicht fehlte.

In der Jugend war er ein rüstiger Schlittschuhläufer, oder, leidenschaftlich erregt, „durch Schnee und Regen dem Wind' entgegen" stürmend, oder mit dem Herzog zur Jagd und auf raschem Pferde zu den „Miseln" galoppirend, und da consumirte ein rascher Stoffwechsel solchen Vielgenuß. Im späteren Alter aber blieben, bei mangelnder Bewegung im Freien, Indigestionen nicht aus und chronische Unterleibsstörungen, denen dann mit Rhabarbertinctur, Pillen u. dergl. auch äußeren Mitteln abzuhelfen war. Dazu kam das Bedürfniß fast jährlicher Badekuren, früher gegen mehr rheumatisch-katarrhalische Leiden Wiesbaden, später gegen vorherrschende Unterleibsleiden Karlsbad und Marienbad. Den Kreuzbrunnen, den er in den letzten Jahren, wo er sich besonders wohl befand, täglich eine Flasche zu Hause trank, liebte er besonders. Entgegen dem Dr. Vogel, bin ich — freilich seit fünfzig Jahren selbst Brunnenarzt des verwandten Driburg — geneigt, dieser täglichen sogen. kleinen Brunnenkur, wie ich eine solche meinen älteren Stammgästen öfters mit Erfolg verordnet, Goethes größeres Wohlbefinden zuzuschreiben, zumal er sonst kein Wasser trank.

Aber auch in dieser Periode des Wohlbefindens wiederholte sich im December 1830, bei seiner übermäßigen Blutbereitung, ein heftiger Lungenblutsturz, ähnlich jenem gefährlichen Krankheitszustande, worin ihn 1823 Dr. Rehbein und Huschke behandelten, worin indeß neben Herzschmerz die linke Hand und die Füße geschwollen waren. Vogel verordnete trotz dem großen Blutverlust noch einen Aderlaß von zwei Pfund, wonach Erleichterung der Brustbeklemmung erfolgte. — Von nun an bis zu seinem Tode, 22. März 1832, erfreute Goethe sich eines ungewöhnlichen Wohlseins, sogar einer erneuten Productivität des Geistes. Auch in frühern Zeiten folgte nach solchen Krankheiten eine besonders „productive Stimmung"; dagegen aber auch, wie Goethes Sohn beobachtet hatte, nach größeren poetischen Productionen im späteren Leben, z. B. nach Hermann und Dorothea, eine Krankheit. Wahrscheinlich wurde das anhaltend productiv aufgeregte Gehirn dann nicht mehr durch jenen vortrefflichen nächtlichen Schlaf kalmirt, den der Castellan des Schlosses Dornburg, wohin Goethe sich gern zurückzog, bewundert.

Für die Integrität seiner Lungen spricht, außer seiner schön gewölbten Brust, die seltene Erscheinung, daß nach wiederholten Lungenblutstürzen niemals ein örtliches Brustleiden folgte. Ableitungskanäle seiner überreichen Blutbereitung waren sie ihm, Sicherheitsventile gegen andere Erkrankungen. Seine Stimme war, wie sein bewundertes Vorlesen bewies, jeder Modulation fähig. Hat er gesungen?

Es ist keine Section seiner Leiche gemacht; vielleicht dürfte sein vielbewegtes Herz nicht völlig intakt befunden sein. Als Jüngling machte er seine erste Reise nach Leipzig mit der Familie Fleischmann. Er strengte seine Kräfte bei Anfrichtung des umgeworfenen Wagens übermäßig an und trug einen spezifischen Schmerz in der Brust davon, worüber er noch lange, die Schwindsucht befürchtend, klagte. — Die 1823 von Rehbein und Huschke vermerkten, oben bezeichneten Brustsymptome sprechen für Mitbetheiligung des Herzens, vielleicht nicht ohne psychischen Einfluß durch jene letzte Liebesleidenschaft und Entsagung in Marienbad. Man liest wohl, Goethe sei an einer Lungenentzündung gestorben, was irrig ist. Die Krankheitserscheinungen (physikalische Zeichen durch objective Prüfung der Herzgegend fehlen) wie sie Dr. Vogel, der der Krankheit keinen Namen gibt, vom Morgen des 21. März 1832 mittheilt, deuten nicht auf Lungenentzündung. Auch hat er sie nicht als eine solche, sondern als eine Herzneurose, Asthma cordiale, die bei älteren Fettleibigen in besseren Ständen nicht selten, behandelt. „Ein jammervoller Anblick," ruft er aus. „Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebliche Linderung suchte, bald auf den Lehnstuhl neben dem Bette. Die Zähne klapperten vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe. Der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze, eiskalte Körper triefte von Schweiß. Den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen. Der Unterleib war aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es sei wieder Blutsturz zu fürchten."

Dieser furchtbare Anfall war der Anfang vom Ende; denn wenn der Kranke sich auch gegen Abend erholte, am folgenden Morgen traten die Vorboten des Todes ein. Das Bett hat er nicht wieder mit dem Lehnstuhl vertauscht, in dem er halb 12 Uhr entschlief, ohne, wie Vogel meint, das Vorgefühl des nahen Scheidens gehabt zu haben. Das berühmt gewordene letzte Wort: „Mehr Licht!" hat Vogel, der einen Augenblick das Zimmer verließ, nicht gehört.

Den Tod fürchtete der Mann von solchem Verstande nicht, aber schon das herbstliche Absterben der Natur verstimmte ihn und die Erinnerung an den heitren Himmel Italiens machte ihm den bleiernen des Nordens doppelt zuwider. Krankheit hielt er für das größte Uebel. Er war apprehensiv und mit Mühe hielt ihn Vogel von dem Gebrauch selbstverordneter Medicamente zurück.

Dem „Vielgenuß der Speisen" konnte er auch im Alter nicht entsagen; dem Wein, namentlich dem geliebten Champagner, mißtrauete er mehr und mehr und beschränkte sich auf ein Glas Madeira zum Frühstück und eine Flasche leichten Würzburger zum Mittag. Doch lesen wir bei Eckermann, daß manchmal ihre Abendgespräche durch eine Flasche Wein belebt wurden. Seine wunderbaren, dunklen Augen blieben ihm auch im Alter, doch schonte er sie Abends gern durch einen Schirm. Sein Geruch war weniger empfindlich, z. B. gegen eingeschlossene Stubenluft. Die Abnahme des Gehörs und Gedächtnisses mußte er tragen, wie wir anderen Alten.

Das poetisch verklärte Apollinische Bild des jugendlichen Goethe in unserm Geiste wollen wir uns nicht nehmen lassen; wenn dagegen selbst die würdevoll-schöne Erscheinung des Geheimraths dem Bilde des Olympiers, wie ihn Bettina durch Steinhäuser in Marmor darstellen ließ, nicht völlig entsprechen sollte.

Hufeland, der Goethen 1786 im Liebhabertheater als Orest in der Iphigenia auftreten sah, hat keine Worte für die Pracht dieser Gestalt. Eckermann, Soret, der Erzieher des Erbprinzen, Vogel, Thackeray, fast Alle, die ihn erst im Alter kennen lernten, sind erstaunt über seine würdevolle Haltung, die uns Rauchs Statuette treu wiedergibt. Doch fand der junge Kestner, Lottens Sohn, der Goethen bei Willemers in Frankfurt traf, den Hatem seiner dortigen Suleika, den 63jährigen Geheimrath so vorsichtig, erst nach ihm die Treppe hinabzusteigen, „um seine Steifheit zu verbergen". — Obgleich kaum über Mittelgröße, machte er den Eindruck eines größeren Mannes, selbst noch im hohen Alter, worin der Körper 6 bis 7 Centimeter an Länge einbüßt. Es ist kein Maß von Goethen vorhanden, wie von Schiller, der über 6 Fuß hoch war. Hufeland, der ihn mit dem Auge des Enthusiasten ansah, preist auch das Ebenmaß seiner Glieder, wogegen E. M. Arndt, der den richtigen Patrioten in ihm vermißte, gar über 6 Zoll seine Beine zu kur findet, ein Mißverhältniß, welches auch, obgleich nicht in solchem Grade, von Anderen zugestanden ist. — Merkwürdig ist, daß Homer (Ilias III. 210—12) dasselbe Mißverhältniß andeutet, indem er den erfindungsreichen Odysseus mit Menelaos vergleicht:

„Als sie nunmehr in der Troer versammelten Kreis sich gestellet,
Ragt' im Steh'n Menelaos empor mit mächtigen Schultern;
Doch wie sich Beide gesetzt, da schien ehrvoller Odysseus."

Ich habe dasselbe öfters an begabten Männern, namentlich an Juden, beobachtet.

Rahel Levin hatte ihrem Vetter, dem jungen David Veit,

der in Hamburg Goethen geschäftlich nahe zu kommen veranlaßt war, aufgetragen, ihr eine ganz detaillirte Darstellung desselben mitzutheilen. In dem Briefe des intelligenten, unbefangenen jungen Mannes vom 20. März 1793 heißt es nun: Er sei von mehr als mittler Figur, proportionirt, breitschultrig; die Stirn außerordentlich schön, die Augen braun, geistvoll, nicht feuersprühend, die Lider mehr nach unten zugeschnitten, unten Falten, Säcke. Seine 44—45 Jahre sehe man ihm recht an; er solle in Italien gealtert sein. Habichtsnase; Mund klein, sehr schön; gelbe, krumme Zähne, die ihn, wenn er lächelt, entstellen. Schweigend sehe er recht ernst, nicht mürrisch aus. Gesicht voll, ziemlich herabhängende Backen, männlich-braune Gesichtsfarbe; Haare etwas heller, das Vorderhaar kahl geschoren, an der Seite ausgekämmt, anliegend, gepudert, langer Zopf. Halsbinde dünn, hinten zugeschnallt, Hemdkragen darüber geschlagen; Wäsche fein; blauer Ueberrock mit doppeltem Kragen; kalblederne Stiefel. Sprache und Manieren einfach, wie ein Geschäftsmann, höflich, wohlwollend.

Eine detaillirtere Beschreibung, wie diese fast steckbriefliche, dürfte schwerlich zu finden sein.

Wenn Soret, Vogel u. A. die Schönheit der Stirn des Hochbejahrten bewundern, so stellt uns der sehr treue Kupferstich Schwerdgeburths aus dieser Lebenszeit des Dichters dieselbe allerdings als eine ungewöhnlich hohe dar. Es ist aber, wie Piderit (Mimik und Physiognomik) richtig bemerkt, die hohe Stirn als Zeichen der Geisteshoheit eine, durch die Phrenologie eingeführte, falsche Anschauung, der zufolge auch die Maler die Stirn Hochbegabter so zu „idealisiren" pflegten. Die Jugendbilder, z. B. das von Chodowiecki und die Silhouette in Goethes Briefwechsel mit Kestner, haben diese hohe Stirn nicht. Das Schwinden des Stirnhaarwuchses — G. war täglich frisirt — scheint auch in Schwerdgeburths Bilde diese hohe Stirn veranlaßt zu haben. Helden und Götter der Antike sind mit auffallend niedrigen Stirnen dargestellt, ebenso scheinbar, wegen des tiefgehenden Haarwuchses. An den Büsten Goethes, z. B. der von Trippel 1788 in Rom treu nach dem Leben gefertigten, findet sich auch diese hohe Stirn nicht. Ohne Zweifel war es ein höchst glücklich organisirter Schädel, aus dem der Faust, die Metamorphose der Pflanze und die Idee der „Beinphilosophie", wie Oken, dem sie gleichfalls unentlehnt aufgegangen war, es nennt, entsprungen ist. Uebrigens fand der Phrenologe Gall den Dichter vor Allem organisirt zum — Volksredner!

Das Leben des Mannes, der gewiß den Größten aller Zeiten zuzuzählen ist, dürfen wir wohl ein glückliches nennen, wenngleich er selbst in einem hypochondrischen Moment Eckermann versichert, er erinnere sich keiner vier Wochen ungetrübter Glückseligkeit. Wir müssen Lewis zugestehen, daß ihm die veredelnde Weihe der Ehe mit einem an Geist und Gemüth ihm nahe stehenden Weibe gefehlt habe. Zunächst war es freilich die Schönheit, der er huldigte; wie aber auch die Lieblichkeit mütterlichen Waltens, das Ewigweibliche, sein Herz rührte, zeigt uns der von Kaulbach dargestellte Moment, worin er die jungfräuliche Lotte in mütterlicher Pflege ihrer Geschwister antrifft.

Es ist nicht selten, daß junge Männer von Geist und Phantasie dem Blüthenduft jungfräulicher Schönheit die Reize reifer Weiblichkeit vorziehen (George Sand versichert, daß auch ältere Männer bei manchen jüngeren ihres Geschlechts das gleiche Glück haben); wenn es aber einer sieben Jahre älteren Mutter von sieben Kindern gelingt, den jungen Dichter in die Fesseln platonischer Liebe zu schlagen, so scheint das — mit Goethes naturwissenschaftlicher Terminologie zu reden — ein „Urphänomen". Ueber die Dauer des Urphänomens, über die Haltbarkeit dieser platonischen Fesseln sind, wenn ich nicht irre, die Gelehrten noch immer nicht einig. Daß aber der Gefangene sich endlich durch die Reise nach Italien rettete und von ihnen sich behaglich frei fühlte, wissen wir aus jenem „anmuthigen Verhältnisse", dem wir die köstlichen Römischen Elegien verdanken, mögen sie nun in Rom oder Weimar „skandirt" sein. Wir wissen, daß diese Disticha mit Empörung von Frau von Stein gelesen sind; werden aber die Ottave rime der Elegie, welche 1823 dem letzten Liebesverhältniß ihre Entstehung verdankt, von Marianne Willemer mit den Augen Suleikas erblickt sein? —

„Ein Jeder hat, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Das ist der bezeichnende Ausspruch des Dichters, dem das Leben des Glückes viel dargeboten hat, wie es wenigen Sterblichen vergönnt ist. Der Vers hat auch eine Glosse veranlaßt, welche die harte Wirklichkeit ausspricht:

„Der Arme hat, er thu' auch was er mag,
Sein erstes Glück an seinem letzten Tag."

Dem Naturforscher Goethe aber hat seinen letzten Tagen noch ein letztes Glück gebracht: den Sieg seiner synthetischen Naturauffassung in der französischen Akademie durch Geoffroy St. Hilaire gegen die analytische Cuviers. Beide Ansichten erkennt G. an als gleichberechtigte, wie das Aus- und Einathmen zum Leben; doch war die analytische, die beschreibende Bearbeitung in der Naturwissenschaft, nicht blos in Frankreich, bis dahin die herrschende. Cuvier arbeitete unermüdlich, das Vorliegende beschreibend und sichtend, in unermeßlicher Breite, Alles faßlich für Jedermann, nie paradox; Geoffroy, dem synthetischen Vorschritt Goethes folgend, bemüht sich um die Analogie und die geheimnißreichen Verwandtschaften der lebenden Wesen. Diese Methode Goethes der selbst in Deutschland anfangs nur Wenige zu folgen den Geist hatten: Oken, Carus, Meckel, Kielmeyer, Bonjanus, Spix, Tiedemann — diese synthetische Methode ist es, der wir das Licht verdanken, welches in unsren Tagen die Wissenschaft durchleuchtet und nur noch wenige altersschwache Augen blendet. Die Darstellung dieses Sieges seines glücklichen Aperçu in der französischen Akademie war Goethes Arbeit in den letzten Wochen vor seinem Tode. (S.: Goethes sämmtliche Werke. 1840. Bd. 40. S. 488—526.) Sein Stil, welcher seit Jahren förmlich, geschraubt, das Gepräge des Alters trug: hier erscheint er klar, präcis, verjüngt. So belebte den Greis ein letztes Glück in seinen letzten Tagen.

Einige Bemerkungen über Theatercensur.

Das Verbot der „Fourchambault" hat die Fragen wieder angeregt: haben wir eine Theatercensur? von welcher Behörde wird dieselbe ausgeübt? Und weiter: bedarf das Theater überhaupt der Censur und wenn es deren bedarf, wer soll dieselbe ausüben? Die nachstehenden Bemerkungen sollen zur Beantwortung dieser Frage einiges Material erbringen.

Es gibt Leute, die sagen: wir haben die Theater-Gewerbefreiheit, mithin haben wir auch die Theaterfreiheit. Das ist ein arges Mißverständniß. Zwischen der Theaterfreiheit und der Theater-Gewerbefreiheit besteht ein großer Unterschied. Es ist offenbar thöricht, aus der einen die andere zu folgern. Wir dürfen uns nicht auf unser Gewerbefreiheits-Gesetz, sondern dürfen uns nur auf die Verfassung berufen, welche die Censur ohne irgend eine Beschränkung aufhebt. Die „liberté *des* théâtres" herrscht in Frankreich seit 1864, die „liberté *du* théâtre" besteht zur Stunde noch nicht. Die Censur functionirt dort nach wie vor, und durch das Gesetz, welches die „liberté des théâtres" einführte, wurden nur gewisse morsche Schranken niedergerissen, welche das Repertoire der einzelnen Bühnen einfriedigten. Bis zum Jahre 1864 durfte z. B. das Théâtre Français allein die klassischen Werke aufführen. Als das Théâtre lyrique „Figaros Hochzeit" von Mozart brachte, verbot das Théâtre Français dem Privattheater, die Beaumarchais'sche Prosa zu benutzen, und um die Aufführung zu ermöglichen, mußte das Théâtre lyrique die gesprochene Prosa in Verse umwandeln. Das Repertoire aller Bühnen war ganz fest bestimmt. Einige Theater durften kein Stück ohne Gesang geben, daher in ganz ernsten Schauspielen, ja, in Dramen Couplets beim Auftreten und Abgehen der Personen. Andere durften keine komischen Stücke geben, der Tod wenigstens einer Person war zur Aufführung unbedingt nothwendig; auf einer dritten Bühne durfte dagegen nie einer sterben; dieses Theater durfte nur Ausstattungsstücke bringen, jenem wurde eine glanzvolle Ausstattung untersagt u. s. w. Alle diese

Lächerlichkeiten sind beseitigt, aber die Censur besteht noch, und gesetzmäßig.

Bei uns in Preußen ist die Bestimmung unsrer Verfassung klar und unzweideutig: die Censur ist aufgehoben. Es ist kein Unterschied gemacht zwischen schriftstellerischen Erzeugnissen für die periodische Presse und solchen für selbstständige Werke, für dramatische Dichtungen. Eine Theatercensur besteht also nicht. Als öffentliche Vergnügungsanstalt ist aber das Theater wie jedes andere öffentliche Lokal der polizeilichen Oberaufsicht unterstellt, und daraus hat die Regierung das Recht hergeleitet, die zur Aufführung bestimmten Stücke vorher polizeilich prüfen zu lassen. Ob diese Prüfung gesetzlich nun die Wirkung haben kann, daß die verfassungsmäßig abgeschaffte Censur für die zur Bühnenaufführung bestimmten Stücke thatsächlich, wenn auch in einer andern Gestalt und unter einem andern Namen doch besteht, ist eine Frage, die von den gesetzgebenden Factoren in unzweideutiger Weise möglichst bald entschieden werden müßte. Einstweilen ist die polizeiliche Censur eigentlich nur ein Gewohnheitsrecht, dem sich die Theaterdirectoren unterworfen haben, nicht, weil sie durch bestimmte gesetzliche Vorschriften dazu gehalten sind, sondern weil sie aus tausend Gründen einem jeden Conflicte mit der Polizei am liebsten aus dem Wege gehen.

Am einfachsten wäre es, die Thatsache zu leugnen, daß das Theater eine Ausnahmestellung einnimmt, aus der Aufhebung der Censur im Allgemeinen auch die Aufhebung der Censur für Aufführungen zu folgern und zu behaupten, daß das Publicum allein berechtigt sei, den Censor zu spielen. Diejenigen, welche diesen Standpunkt einnehmen, sagen vertrauensvoll, daß der gesunde Sinn der Zuschauer selbst unterscheiden werde, was sittlich und unsittlich, was statthaft, was zu verbieten sei. Ich gestehe ehrlich, daß ich dieses Vertrauen nicht ganz besitze. Ich glaube, daß das Theater allerdings eine ganz besondere Stellung einnimmt, die besondere Vorschriften wünschenswerth, ja nothwendig macht. Die Zulänglichkeit der Censur, welche das Publicum üben würde, erscheint mir sehr fraglich, und wenn ein Stück, daß die obscönsten Dinge und die unsäthigsten Zoten enthält, zur Darstellung gelangen würde, so möchte ich durchaus nicht darauf schwören, daß jenes Stück für die Theaterdirectoren ein schlechtes Geschäft werden würde. Eine geschmackvolle und anständige Minderheit würde sicherlich zischen und das Theater meiden, aber es würden noch reichlich genug Freunde der Gemeinheit übrig bleiben, um dem Schandstücke eine lange Reihe lohnender Aufführungen zu sichern.

Die Wirkung von der Bühne herab läßt sich mit der des gedruckten Wortes gar nicht vergleichen. Sie ist ungleich stärker und unmittelbarer, und man begreift, daß der Staat unter Umständen das Bedürfniß fühlen würde, da sofort einzugreifen und den Brand, der sich nicht durch verdächtiges Glimmen und brenzlichen Geruch vorher verräth, sondern gleich in hellen Flammen auflodert, mit Gewalt zu ersticken. Darauf aber kann man es nicht ankommen lassen. Der Fall, daß der überwachende Polizeibeamte aus dem Parquet aufspringen, im Laufe der Vorstellung das Stück verbieten und das Theaterpublicum wie eine socialdemokratische Versammlung auflösen würde, darf nicht eintreten. Das müßte zu Auftritten der allerbedauerlichsten Art führen. Deswegen hat man ziemlich allgemein, auch wenn man entschiedener Gegner der Censur für Druckschriften war, der Regierung die Berechtigung einer Präventivprüfung von Stücken, welche zur Darstellung gelangen, eingeräumt.

Die Hauptschwierigkeit ist aber die Beantwortung der Frage: von welchen Organen soll diese Präventivprüfung vorgenommen werden? Soll es wie bisher dem individuellen Ermessen des polizeilichen Lectors anheimgegeben bleiben, die ihm unstatthaft erscheinenden Einzelheiten dem Chef der lokalen Polizeigewalt zu vermerken, und soll dieser dann aus eigner Machtvollkommenheit darüber entscheiden? Oder soll wieder eine eigene Theatercensurbehörde eingesetzt werden? Oder soll endlich eine Commission, eine Art von Jury, eine Vereinigung von Vertrauensmännern oder Notabeln in letzter Instanz über das Zulässige oder Unzulässige eines Theaterstückes zu entscheiden haben? Ich gestehe, daß ich mich für keine der drei Lösungen der aufgeworfenen Frage recht erwärmen kann. Für das Unerfreulichste aber würde ich die Beibehaltung des status quo ante halten.

Da ist mir — wenn man einmal zwischen den Uebeln das geringere wählen muß — sogar die alte Censur sans phrase noch lieber als jene undurchsichtige polizeiliche Revision, die sich der öffentlichen Discussion fast immer zu entziehen weiß und geheimnißvoll ihre Arbeit verrichtet.

Von demselben Gesichtspunkte aus hat auch der jüngere Dumas sogar für die Beibehaltung der Censur plaidirt:

„Die Censur ist unschädlich," sagt er. „Sie hat niemals ein Werk von wirklichem Verdienst unterdrücken oder entstellen können, weder den „Tartuffe" noch „Figaros Hochzeit", weder „Marion Delorme" noch den „Fils de Giboyer"; das Werk ist immer drüber, drunter oder durchgegangen. Die Regierungen bilden sich ein, daß sie dieser Einrichtung aus der guten, alten Zeit bedürfen; sie glauben, daß sie hinter dieser hölzernen Pallisade geschützt sind — lassen wir ihnen das Vergnügen! Die Gärtner bringen noch immer in den Obstbäumen alte Lappen an, um die Spatzen zu verscheuchen; das ist alter Brauch, der sie beruhigt; die Spatzen, die aber ganz genau wissen, daß das nichts als alte Lappen sind, lassen sich weiter nicht stören und picken das Obst an. Alle Welt ist zufrieden, und es kommt immer zur rechten Zeit Jemand vorüber, der den Gärtner auslacht. Lassen wir die Censur leben! Man gibt auf uns einen Flintenschuß ab, der Lauf springt, weil er schlecht ist, und die Kugel dringt in die Nase dessen, der auf uns angelegt hat. Und das soll nicht komisch sein? Nein, bewahren wir die Censur, wickeln wir sie in Baumwolle! Wäre sie nicht schon da, man müßte sie eigens erfinden! Wir können getrost gegen sie zetern und schreien, weil das den Lungen gut thut; aber im Grunde genommen dürfen wir ihr nicht gram sein, denn sie besorgt unsere Geschäfte besser als irgendwer. Sie gibt uns eine Art von Sicherheit und Bürgschaft; hat sie ihren Stempel aufgesetzt, so sind wir gedeckt und können uns aufs Ohr legen und schlafen. Die Censur hat das Stück erlaubt, also ist das Stück ungefährlich! Und wenn die Regierung dagegen etwas einzuwenden hat, so antworten wir: Das geht uns ja nichts an, wenden Sie sich gefällig an die Censur, die dazu da ist, nichts Gefahrvolles durchzulassen!"

Dumas argumentirt, daß die Censur niemals ein Meisterwerk habe unterdrücken können und daß schließlich deren Functionen ebenso unschädliche wie überflüssige sind. Gefährliche Stücke, so schließt er, werden nur dann geschrieben, wenn wirkliche Gefahren für die Gesellschaft vorhanden sind, und sind diese vorhanden, so werden sie nicht dadurch unschädlich gemacht, daß ein Stück, welches sich zum Ausdruck derselben macht, verboten wird. „Figaros Hochzeit," sagt er, „hat nicht das Königthum untergraben, sondern weil das alte Königthum untergraben war, ist „Figaros Hochzeit" geschrieben worden. Die Regierungen können nur dann gestürzt werden, wenn sie keine feste Grundlage mehr haben; und wenn wir von den Bäumen die Früchte abschütteln, so beweist das nicht, daß wir stark, sondern daß die Früchte gereift sind."

Mit einer Art von prophetischem Sinn weist Dumas, — als ob er das neueste Ereigniß von Stettin schon vor 10 Jahren errathen hätte, — auf die demüthigende Stellung hin, die den dramatischen Dichtern angewiesen wäre, wenn die officielle Censur abgeschafft und an deren Stelle die Polizeigewalt die Aufsicht über die Stücke üben würde, wie dies bei uns thatsächlich der Fall ist. „Der schlechteste Streich, den man gegen uns führen könnte," sagt er, „wäre die Unterdrückung der Censur. Tags darauf — und das wäre wahrhaft demüthigend — würden wir unter polizeilicher Aufsicht stehen; unsre Schauspielhäuser würden mit jedem andern öffentlichen Lokal auf dieselbe Stufe gestellt, und beim ersten Skandal würde der Kram geschlossen und die Waare mit Beschlag belegt werden. Aus dem Regen kämen wir in die Traufe, aus der Jurisdiction einer immer mehr oder minder wohlwollenden Behörde in die Willkür des Spitzels. Dann würdet ihr die gute alte Censur bedauern, die Censur mit ihrer Brille ohne Gläser und mit ihrer schlecht geschliffenen Scheere, die brave schläfrige Alte, der die wache Muse immer

leichtlich den Schlüssel entwendet, wenn sie einmal die Lust anwandelt, eine vergnügte Nacht außer dem Hause zuzubringen."

„Das Einfachste, Würdigste und Wünschenswertheste wäre natürlich die absolute Freiheit ohne irgend welche Einschränkung, wäre der Zuschauer als alleiniger Censor; aber das ist leider noch ein Traum."

Dumas hat vollkommen Recht, wenn er die Stellung der dramatischen Literatur unter die polizeiliche Aufsicht als das Demüthigendste bezeichnet, und aufs Aeußerste bekämpft; seine Vertheidigung der Censur aber ist doch mehr geistvoll als treffend. Mag in der Theorie die Wiedereinsetzung einer regelrechten Censurbehörde für dramatische Aufführungen als das Richtige bezeichnet werden; in der Art und Weise, wie die Censur während ihres Bestehens gehandhabt worden ist, wird er schwerlich Gründe für die Richtigkeit seiner Behauptungen finden, und die Praxis straft die Theorie Lügen.

Wollte man alle großen und kleinen Lächerlichkeiten, die unter der Herrschaft der Censur zu verzeichnen sind, alle Unbilligkeiten, Mißverständnisse und Chicanen aufzählen, — das Sündenregister würde unendlich sein.

Bisweilen sind die Streichungen und die Vorschläge zu Veränderungen von Seiten der Censur unglaublich komisch gewesen. „Tartuffe" wird verboten, schließlich aber durch Intervention des Königs zur Aufführung zugelassen; aber die Censur verlangt und erreicht, daß das Stück nicht mehr „Tartuffe" sondern „L'Imposteur", „Der scheinheilige Betrüger", wie es in der alten Hamburger Uebersetzung heißt, genannt wird. Auch der Held muß seinen Namen verändern, er heißt jetzt „Pamulphe"; er darf nicht mehr das schwarze Costum, das an den Geistlichen erinnert, tragen, sondern es wird ihm auch ein weltliches Costum vorgeschrieben. Im Uebrigen bleibt Alles beim Alten und der Heuchler darf seine verwegenen Theorien über die Vereinbarkeit des Lasters mit der Frömmigkeit in derselben kühnen Sprache vortragen, wie der alte Tartuffe. Nur einige biblische Anklänge werden noch von der aufmerksamen Censur beseitigt. Während Molière dem Tartuffe die Worte in den Mund legt:

„O ciel, pardonne lui comme je lui pardonne" —

die Censur bemerkt da eine frevelhafte Travestirung der fünften Bitte des Vaterunsers — läßt die Censur ihn sagen:

„O ciel, pardonne lui la douleur qu'il me donne."

Bisweilen zeigt die Censur auch einen gewissen Witz, und gerade eine Stelle des „Tartuffe" ist ein neuer Beweis dafür. Bei der ersten Aufführung des „Tartuffe" nach dem Staatsstreich kam es im Theater zu einer lebhaften Demonstration nach den Versen des Gerichtsbeamten:

„Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude etc."

Bei diesem Verse, der allerdings wie eine beißende Satire auf Napoleon wirkte, auf den Ex-Präsidenten, der soeben den Eid auf die Verfassung etwas gewaltsam interpretirt hatte, brach das Parterre in ein stürmisches Hohngelächter aus. Die Censur erinnerte sich da, daß ihre Vorgängerin unter der großen Revolution jenen Vers bereits aus andern Gründen verändert hatte — die revolutionäre Censur wollte nicht, daß das Wort „Fürst" mit schmeichelhaften Prädicaten auf der Bühne genannt werde — und die bonapartistische Censur nahm die Lesart von 1793 wieder auf und ließ den Gerichtsbeamten sagen:

„Ils sont passés ces jours d'injustice et de fraude."

Bis in die neueste Zeit hat die Censur in Frankreich Unbegreifliches geleistet. Ich berufe mich da auf denselben Autor, der die Veranlassung zu diesem ganzen Aufsatz gegeben hat, auf Emile Augier.

Augier schildert die Verlegenheit der Censoren, denen es beim besten Willen nicht möglich ist, sofort das Schädliche vom Unschädlichen zu unterscheiden, und deren Verlegenheit durch das Gefühl der großen Verantwortlichkeit noch vermehrt wird. Er vergleicht sie mit den Posten, die beim Nebel Schildwacht stehen, Schritte hören, ohne die Personen zu erkennen, Wer da? rufen und wenn nicht sofort eine Antwort erfolgt, drauflosschießen.

Das Hauptmotiv, das zu dem Verbot bedenklich erscheinender Stücke führt, ist bekanntlich das: „Es ist gefahrvoll, der Gesellschaft das Vorhandensein geheimer Gebrechen durch die öffentliche Vorführung zu enthüllen."

Augier antwortet darauf: „Was sind geheime Gebrechen? Es sind die ewigen Laster, nichts weiter, gerade diejenigen, die das Lustspiel bekämpfen soll. Womit soll sich das Schauspiel sonst befassen? Etwa blos mit Trivialitäten? Und was heißt das: «geheime Gebrechen enthüllen?» Das Schauspiel soll nichts Anderes sein, als der Widerhall dessen, was in der Gesellschaft von Ohr zu Ohr geflüstert wird; es soll das unbestimmte Empfinden in einer künstlerischen Form festhalten, die instinctive Wahrnehmung der Gesellschaft zu einer offenbaren Beobachtung läutern. Der Zuschauer begreift nur Typen und Situationen, die er selbst kennt und nur diesen klatscht er Beifall; die ihm unbekannten leugnet er und pfeift sie aus."

„Und ist das eine Gefahr, daß ein Schauspiel dasjenige condensirt, was in der Luft herumschwirrt? Im Gegentheil, ein Uebel ist zur Hälfte geheilt, sobald man den Sitz, die Ursache und die Folgen festgestellt hat. Nikolaus Gogol schrieb ein Lustspiel über die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der russischen Verwaltung, das aus demselben Grunde, daß es gefährlich sei, derlei öffentlich zur Sprache zu bringen und zu enthüllen, von der Censur verboten wurde. Kaiser Nikolaus aber befahl die Aufführung des Stückes auf allen russischen Bühnen, weil er es für förderlich hielt, den schreienden Mißbrauch öffentlich zu brandmarken."

Wenn die Competenzen der Censur auch noch so scharf begrenzt werden, so ist dieselbe doch kaum im Stande, die ihr vorgeschriebenen Grenzen innezuhalten. Wird es dem Censor vorgeschrieben, lediglich zu prüfen, ob ein Stück unsittlich sei, die Schamhaftigkeit verletze, so ist ihr schon damit ein unbegrenzter Spielraum gegeben, in das Werk des Dichters einzugreifen. Unsittlich ist ein dehnbarer Begriff. Augier citirt einen Fall. Die Censur begnügt sich nicht mit Streichen, sie fügt auch hinzu oder gibt wenigstens gute Rathschläge; sie macht sich zum unerbetenen Mitarbeiter des Dichters. Die „Lionnes pauvres" wurden zunächst von der Censur verboten; es wurde dem Dichter jedoch mitgetheilt, daß unter gewissen Bedingungen das Verbot aufgehoben werden könnte, und eine dieser Bedingungen war — unglaublich aber wahr, Augier selbst berichtet darüber in der Vorrede zu dem genannten Stücke — daß Seraphine, die Schuldige, die Elende, welche durch ihre Putzsucht auf die niedrigste Stufe sinkt, in dem Stücke aber einstweilen noch nicht bestraft wird — nur die Perspective einer Strafe ist angedeutet — daß diese Seraphine bereits während des Stückes einen Denkzettel bekomme; und zwar wünschte die Censur, daß die Heldin von den Blattern befallen, entstellt werden sollte! „Ich hätte das Stück," schreibt Augier, „demnach «Ueber den Nutzen der Impfung» nennen können."

Was ist Sittlichkeit im Sinne eines Kunstwerkes, speziell eines Dramas? Soll das Laster allemal bestraft, die Tugend allemal gekrönt werden? Corneille sagt: „Die Nützlichkeit eines dramatischen Werkes zeigt sich in der unbefangenen und naiven Darstellung der Laster und der Tugenden, und diese Darstellung verfehlt, wenn sie gut und so scharf ausgeführt ist, daß man die Tugend nicht mit dem Laster verwechseln kann, ihre Wirkung niemals, die Tugend wird immer liebenswürdig sein, wenn sie auch unglücklich ist, und das Laster immer hassenswerth erscheinen, wenn es auch triumphirt. Die Alten haben sich daher sehr oft auf diese objective Darstellung beschränkt und sich nicht darum gekümmert, die guten Handlungen zu belohnen und die schlechten zu bestrafen."

In Deutschland brauchen wir nur daran zu erinnern, wie zwei Satiriker aus einer naheliegenden Zeit, wie Heine und Börne von der Censur verfolgt worden sind. Börne hat den „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" einen speziellen Aufsatz gewidmet, in dem er einige der wunderbarsten Fälle verzeichnet. Er kommt zu folgendem Resultate: „Censur!" ruft er aus. „Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nach-

denken — in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewundernswürdig und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt und nicht einmal dieses erlangt wird. Die Stillung des Durstes wird verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt; das Erhitzen wird gestattet, aber die Abkühlung verboten. Ein Geistesdruck wird geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auferlegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen."

Wenn auch die Censur bei uns und im Ausland wenig genützt und viel Unheil angerichtet hat, und wenn auch das Wort eines englischen Schriftstellers: „Die Censur quält die Spatzen und schont die Geier" das Wesen dieser traurigen Einrichtung, deren Wiederauferstehung kein vernünftiger Mensch wünschen kann, nur allzu richtig bezeichnet, so dürfen wir in Deutschland derselben doch nicht die Schuld für den niedrigen Stand unserer dramatischen Dichtung in die Schuhe schieben. Die Censur ist es nicht, die das frische Aufblühen unsres Theaters verhindert hat. Das hat Goethe schon sehr richtig herausgefühlt und mit trefflichen Worten ausgesprochen. In seinem Aufsatze „Deutsches Theater" sagt er*): „Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt. Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack .... Die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet."

Goethe führt nun aus, welchen Schaden Gottsched zunächst und sodann die Hamburger Pfarrer, Goeze besonders, dem aufkeimenden deutschen Theater zugefügt haben. „Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe, und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle ... Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten, und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten."

Endlich bezeichnet Goethe als Förderer und Stärker der Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters die drei gebildeten Schauspieler Ekhof, Schröder und Iffland, die vor Allen die Würdigkeit, das Wohlanständige anstrebten: „Dadurch nahm die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer auf dem Theater überhand .... Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne."

Im Obigen habe ich nur einige Bemerkungen über Theatercensur machen und den jetzigen Zustand als den unerquicklichsten bezeichnen wollen, ohne im mindesten für die Einführung der alten Censur zu plaidiren. Von der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit der Beseitigung einer jeden Präventivprüfung der Theaterstücke bin ich leider nicht vollkommen überzeugt; auf der andern Seite erscheinen mir das frühere und das jetzige System dieser Prüfung gleichermaßen unglücklich. Es wäre anspruchsvoll, an diese Kritik einen bestimmten Vorschlag zu knüpfen; aber vielleicht weist die in der Kammer schon gegebene Andeutung, eine Prüfungscommission zu bilden, wenigstens auf den rechten Weg, wenn auch das Ziel: die Gewährung derjenigen Bürgschaften, welche der Staat als oberster Hüter der öffentlichen Sittlichkeit beanspruchen darf, mit den Interessen und der Würde der Bühne in Einklang zu bringen, noch in weiter Ferne liegt.

Paul Lindau.

*) Hempel'sche Ausgabe. Band 28.

Lateinische Novellen.

Wenn man die große Zahl griechischer Romane betrachtet, welche theils vollständig erhalten, theils wenigstens in den Titeln uns bekannt sind, so wird man sich billig darüber wundern, daß das analoge römische Gebiet so spärlich angebaut worden ist. Der unübertreffliche Petronius hat keinen Nachfolger gefunden, denn Apulejus geht in der Hauptsache auf ein griechisches Vorbild zurück, ja er ist zum Theil nur Uebersetzer.

Petronius fällt gewissermaßen aus dem Rahmen der literarischen Entwickelung Roms heraus: er steht vereinzelt und vollkommen originell da. Das Element, woraus der griechische Roman, wie neuerdings nachgewiesen ist, hervorging, die hellenistische Liebespoesie, hat bei den Römern, zu denen es ja in zahlreichen Nachbildungen überging, keine prosaische Weiterbildung erfahren. Vielmehr schuf ein anderer Grundzug der römischen Literatur eine Unterhaltungsschriftstellerei, die zu den seltsamsten Erscheinungen ihrer Art gehört.

Wie stark das rhetorische Element bei den lateinischen Schriftstellern, Dichtern wie Prosaikern war, ist bekannt. Als mit dem Zurücktreten staatlicher Interessen die öffentliche Beredtsamkeit in ihren Lebensadern unterbunden wurde, warf sich dieses, wenn man so sagen darf, rednerische Bedürfniß auf die sogenannte Declamation, jene zur Uebung veranstalteten Schulreden, aus welchen uns eine bedeutende Sammlung von Kraftstellen pointirten Inhalts, origineller Erfindung und gewagter Combination erhalten ist, welche der früheren Kaiserzeit angehört. Außerdem aber sind unter dem Namen des Quintilian, natürlich aber aus erheblich späterer Zeit und von verschiedenen Verfassern herrührend, eine nicht geringe Zahl solcher Schulreden auf uns gekommen, die nichts sind, als in Form von Reden gekleidete Novellen. Daß dieselben bestimmt waren als Unterhaltungslecture zu dienen, läßt sich freilich nicht beweisen; aber ebenso wenig wie Julius an Lucinde aus einem andern Grunde einen Brief schreibt, als um dem Dichter eine schickliche Einkleidung des Romans zu geben, wird man beispielsweise glauben, daß folgender Inhalt einer jener Schulreden nun auch in einer wirklich gehaltenen Rede wäre entwickelt worden: „Ein Elternpaar hatte Zwillinge. Beide erkranken. Die Aerzte erklären die Krankheit für identisch, verzweifeln aber bis auf einen an der Heilung. Dieser versicherte einen von beiden heilen zu können, wenn er den andern seciren dürfe. Der Vater erlaubt es, der Arzt vollzieht die Section und rettet den Knaben. Die Mutter klagt ihren Gatten vor Gericht deswegen an."

Es zeigt sich hier bei den Römern dieselbe Erscheinung, die man auch sonst so vielfach beobachten kann: in einer Zeit, wo viele Briefe geschrieben werden, müssen die albernsten fingirten Briefe als Unterhaltungslecture dienen; nimmt die Geschichtsschreibung einen Anlauf, sogleich wimmelt es von historischen Romanen u. s. w. Wem aber die Fabeln dieser Declamationen doch gar zu albern erscheinen, der erwäge einmal, daß hierüber das Urtheil mit der Zeit sich sehr erheblich ändert. Wer würde es heute für möglich halten, daß im Jahre 1808 ein Roman mit folgendem Titel Leser gefunden hat: „Kakadaemon der Schreckliche, Pansalvin's und Miranda's Donnerkeil, Revisor der Menschenrechte, mit I Kupfer von Schule. 8. 1 Thlr. 8 gr." so zu lesen auf Seite 3 des Verzeichnisses von Romanen, die sich „theils durch schöne Form auszeichnen, theils eine Bedeutsamkeit des Inhaltes an sich tragen, der sie dem Publicum auch noch von einer andern Seite als blos der ästhetischen werth machen muß", hinter dem

dritten Bande der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe. — Ferner darf man nicht vergessen, daß ein Moment, wodurch die meisten Romane, griechische wie moderne, in späterer Zeit, wenn der Geschmack sich geändert hat und die rhetorische Einkleidung nicht mehr zusagt, so unerträglich langweilig erscheinen, diesen Lateinischen Novellen vollständig abgeht: es wird nie geheirathet und die Fabel dreht sich nie um die Liebe.

Wenn auch freilich der ästhetische Genuß, welchen diese sonderbare Literaturgattung gewährt, sehr unerheblich ist, so hat dieselbe dennoch durch viele der darin berührten Verhältnisse eine nicht ganz geringe Wichtigkeit für die Culturgeschichte der Kaiserzeit, ein Gesichtspunkt, der in neuerer Zeit wiederholt geltend gemacht worden ist. Am meisten ist dies der Fall bei dem sogenannten Gladiator. Man muß sich indessen durch die Inhaltsangabe, welche zum Verständniß des Ganzen unentbehrlich ist, nicht abschrecken lassen: „Zwei Nachbarn, ein armer und ein reicher, sind Feinde. Die Söhne derselben sind trotzdem Freunde. Der Sohn des Reichen geräth auf einer Reise in die Gewalt von Seeräubern, und bittet seinen Vater, ihn loszukaufen. Der Vater zögert damit. Da reist der Sohn des Armen ab, um den Freund zu suchen. Er findet ihn nicht mehr bei den Seeräubern, da diese ihn an einen Unternehmer von Gladiatorenspielen verkauft haben. Er kommt grade an dem Tage in die Stadt, wo der Freund ist, als das Festspiel gegeben werden soll. Er tritt an Stelle des Freundes als Gladiator ein und macht sich nur aus, daß der so Gerettete seinen Vater, der nun den Ernährer verliert, erhalten soll. Darauf wird er im Fechtspiele getödtet. Der andere kehrt in die Heimat zurück und wird von seinem Vater, dessen Feind er seinem Versprechen gemäß erhält, verstoßen. Deswegen verklagt er seinen Vater vor Gericht."

Im Folgenden soll versucht werden, den thatsächlichen Inhalt dieser Rede mit möglichst vollständiger Weglassung der nur phrasenhaften Zuthaten und da, wo die Deutlichkeit es erheischt, in freier Wiedergabe mitzutheilen.

„Von der frühesten Jugend an hatte uns jene kindliche Freundschaft verbunden, die alles Andere überdauert: zu jener Zeit waren unsere Väter entweder noch nicht mit einander verfeindet, oder ihr Haß blieb uns Knaben unbekannt. Als dann eine vollständige Entfremdung eintrat, blieb unsere Freundschaft bestehen, ja sie wurde inniger. Unser Nachbar hat offenbar die Absicht gehabt, sich mit uns zu versöhnen und so den Sohn uns gewissermaßen als Pfand künftigen Friedens gegeben. Auch habe ich nie bemerkt, daß mein Vater unsere Freundschaft übel vermerkte: ich umgab meinen Umgang mit dem Freunde niemals mit Geheimniß, und daß ich stets ein gehorsamer Sohn gewesen bin, das beweist mein ganzes Geschick: habe ich nicht auf Geheiß meines Vaters jenes Meer durchfahren, welches die Seeräuber unsicher machten? Mein Vater mag wichtige Gründe gehabt haben, mir die gefahrvolle Reise anzubefehlen, die er selbst zu unternehmen nicht im Stande war: seine Gründe waren mir unbekannt, aber ich habe nicht danach gefragt, da mir sein Wille genügte.

Glücklich sind die Seefahrer, welche nur die Stürme des Meeres, das Toben der empörten Fluth, den weißen Schaum der Brandung und die andern Gefahren der See zu bestehen haben! Ich Unseliger, der ich in die Hände von Barbaren fiel, beneide das Loos der Schiffbrüchigen: mit schweren Ketten belastet lag ich im Kerker. Eine einzige Hoffnung blieb mir in meinem Elend übrig: ich schrieb an meinen Vater und bat ihn mich loszukaufen. Bei Gott, ich schrieb nur an ihn: denn welchen Schatten hätte es auf die Liebe des Vaters geworfen, wenn ich, so lange er lebte, einen andern um Befreiung angefleht hätte? Konnte ich doch auf die einzige Stütze, die das Schicksal mir gelassen hatte, in jener Lage nicht rechnen, da mein Freund nicht die Mittel besaß um mich loszukaufen. Nicht genug kann ich die Freunde meines Vaters anklagen, welche ihn, als er abreisen wollte, zurückzuhalten versuchten! Dennoch wäre er trotz alles Abmahnens abgereist — und welcher Vater hätte für seinen Sohn nicht dasselbe gethan — wenn ihm mein Freund nicht zuvorgekommen wäre: ihn schreckten weder die Gefahren des Meeres noch die Furcht vor den überall herumschweifenden Seeräubern, ja nicht einmal das Beispiel meines Unglücks von seinem Vorhaben ab. Daß er dies that wundert mich nicht: aber niemals kann ich seinem Vater genug dafür danken, daß er den Sohn nicht zurückhielt. Ja, was der sparsame Alte für sein Alter zurückgelegt hatte, das verwandte er jetzt auf die Kosten der Reise: unseliger Greis, so hast du angefangen Mangel zu leiden!

Soll ich jetzt die Gefahren der Seereise schildern, welche der Freund unternahm? Allem setzte er sich aus, niemals schonte er sich, wie einer, der das eigene Leben gering achtet, mit unsäglicher Mühe suchte er mich, und dennoch kam er zu spät!

Schon, ihr Richter, war ich nicht mehr in der Gewalt der Seeräuber. Schon lebte ich als Rekrut in der Gladiatorenkaserne, verächtlicher und verachteter als der erbärmlichste Sklave! Mich nährte jene entsetzliche Kost, die kein Hunger erträglich machen kann, und während ich in dem verruchten Handwerk ausgebildet wurde, verlernte ich täglich mehr mein Ehrgefühl, um zuletzt das Einzige zu verlieren, was das Unglück mir gelassen hatte, das Gefühl meiner Ehre. Und doch ertrug ich alle diese Schrecken: so schwer ist es für sich selber zu sterben!

Der Tag des Gladiatorenspieles brach an. Das Volk strömte zusammen, um sich an uns, wie an einem Schauspiele zu weiden. Durch die Arena zogen wir, die dem Tode Geweihten, in dem festlichen Aufzuge, der unseren Tod bedeutete. Da saß in seiner Loge der Mann, der das Festspiel veranstaltet hatte, und dem unser Blut die Gunst des Volkes gewinnen sollte. Mich, der ich durch das Meer von dem Vaterlande getrennt war, kannte Niemand. Aber wenn man mich auch nicht wegen meiner früheren Lebensstellung und meiner Familie, Dinge, die ja Allen unbekannt waren, bemitleiden konnte, eins ließ mich so manchem Zuschauer bedauernswerth erscheinen, weil ich meinem Gegner nicht gewachsen, sondern viel schwächer schien als er: wurde ich doch als sicheres Opfer für den Tod in der Arena bestimmt. Billig hatte der Spielgeber mich gekauft: mein Tod war besiegelt.

Ueberall sah man Vorbereitungen des Mordes. Die Gladiatoren schärften ihre Schwerter, die Diener unseres Herren waren beschäftigt, Eisen glühend zu machen, um die zu prüfen, die im Kampfe etwa nur vorgeben sollten todt zu sein. Die Trompeten schmetterten den Todesmarsch und Leichenbahren für die Gefallenen wurden hereingetragen: ein Begräbniß für Lebende! Die Einbildungskraft stellte sich nichts vor als Wunden, Blut und das Röcheln des Todeskampfes.

Schwer ist es für Glückliche, sich eine richtige Vorstellung von dem Unglück zu machen: dennoch werdet ihr euch denken können, wie mir in jenem Augenblicke zu Muthe war. Denn die Natur will es so, daß gerade im schrecklichsten Unglücke den Geist eine wehmüthige Erinnerung an vergangenes Glück beschleicht. Ich gedachte des Glanzes meines Hauses, und wenn ich mir meine Erziehung, meine Familie, meine Freunde und alle jene andern Güter ins Gedächtniß zurückrief, die ich niemals wiedersehen sollte, dann schien es mir beim Herannahen des letzten Augenblickes, als ich mit den Waffen eines erbärmlichen Sklaven dastand und den schmachvollsten Tod erwartete, dennoch, als sei nichts schrecklicher als meine Unkenntniß in Betreff des Schicksales meines Vaters, von dem ich, weil er nicht gekommen war mich zu erlösen, fürchten mußte, er sei ebenso wie ich gefangen genommen worden. Alle meine Gedanken waren auf den Tod gerichtet, ich erwartete meinen Mörder: denn wie konnte der Ausgang zweifellos sein, da auch jener, der für mich nachher eintrat, und der doch stärker war als ich, gefallen ist?

Während ich so in Todesgedanken versunken und fast schon dem Leben entrückt dastand, erschien plötzlich der Freund. Ich erstarrte und ein kalter Schauer durchzuckte mich, als schaute ich einen körperlosen Geist. Unter Thränen umarmte er mich, und brachte nur das Wort heraus: „Ich habe genug gelebt." Als er mir aber den Grund seiner Reise gesagt hatte, da war es bei den Göttern nicht meine Schuld, daß ich meinem Vater erhalten blieb. Die Gladiatorenkaserne hatte mich nicht so verwildert, daß ich den Freund statt meiner wollte sterben lassen. Mein Un-

glück nahm ich jetzt als mein Recht in Anspruch, und während ich vorher nur gezwungen in den Kampf gegangen war, verlangte ich jetzt Gladiator zu bleiben. Aber nichts half all mein Sträuben. Ich wurde vor den Herren des Festspiels geführt, und mußte die Beschwörungen meines Freundes mit anhören, das Flehen, mit welchem er ebenso dringend verlangte kämpfen zu dürfen, wie ein anderer, entlassen zu werden. Man nimmt mir die Rüstung und die Waffen ab und legt sie jenem an, und mit dem Kämpfer, der mir vorher als Gegner bestimmt war, tritt er in die Reihe.

Erinnert mich nicht an die letzten Bitten meines Freundes, daß ich für seinen nun ganz verlassenen Vater sorgen möchte. Wir hatten keine Zeit mehr zu sprechen: durch die Oeffnung des Visirhelms küßte ich ihm zum letzten Mal. Der Kampf begann. Ihr könnt euch denken, mit welcher Angst und Spannung ich zuschaute. Unwillkürlich machte ich seine Körperbewegungen mit, vermied die ihm drohende Schwertspitze, und legte mich aus wie er. Schrecklich ist der Gedanke, daß sich jener Kampfesmuth nicht im Lager und bei kriegerischen Unternehmungen bewähren durfte, wo die wahre Tapferkeit allein den ihrer würdigen Lohn empfängt! Sein Ungestüm riß ihn fort, aber alle seine Versuche scheiterten an der Ruhe und schlauen Vorsicht seines Gegners, eines alten Fechters. Dennoch hätte ihn das Volk gewiß gern begnadigt, welches ja die Umstände mit angesehen hatte, unter welchen er in den Kampf eintrat; aber er wollte das Leben nicht haben, nachdem er die Ehre verloren hatte: ein gewesener Gladiator zu sein schien ihm schlimmer als der Tod. Deshalb bot er seinem Gegner eine Blöße dar und fiel stehend.

Unseliger Freund, was hast du durch deinen Tod erreicht? Ich soll gezwungen werden undankbar und wortbrüchig zu werden! Das ist ein schrecklicheres Loos als in die Hände von Räubern zu fallen, ja als der Aufenthalt in der Gladiatorenkaserne. Und dennoch gibt es für kein Verbrechen eine schwerere Strafe als diese Höhle, die schlimmer ist als die Gefängnisse der Sklaven. Hätte mein Vater dies gewußt, es ist unmöglich, daß er nicht eher als der Freund herbeigeeilt wäre, um mich zu erlösen. Unter Mordbrennern, Tempelschändern und Mördern mußte ich leben, in schimpflichem Kerker, in schmutziger Zelle. So tief war ich gesunken, daß der Vater mich, auch wenn ich Sieger geblieben wäre, als einen entehrten Menschen nicht hätte aufnehmen können. Und was bleibt mir nun übrig? Wie soll ich mein Versprechen erfüllen? Wenn ich nicht wortbrüchig werden will, werde ich mich als Gladiator verkaufen müssen, und mit meinem Kaufpreise den Vater des Freundes dem Elend entreißen."

F. Eyssenhardt.

Notizen.

Die Reaction naht mit starken Schritten heran. So hört man von allen Seiten sagen. Nachdem die Socialisten beseitigt, sollen andere Unzufriedene zwar nicht ausgewiesen, aber doch zum Schweigen gebracht werden. Novellen zum Preßgesetz und zum Strafcodex stehen für den nächsten Reichstag bevor. Heimatsrecht und Freizügigkeit haben sich nicht bewährt; sie müssen stark beschränkt werden. Wir haben uns die Jahre über mit der Vorstellung geirrt, daß das deutsche Volk reif für eine gemäßigte Freiheit wäre. Es war eine schöne Täuschung, und, was an liberalen Einrichtungen leichtsinnig aufgebaut wurde, muß möglichst rasch wieder verschwinden. Wollen die Nationalliberalen dabei mithelfen, so sind sie willkommen. Sonst wird ein anderer Reichstag Hülfe schaffen. Dergleichen und noch Schlimmeres wird erzählt und geglaubt. Daß ein solcher Plan existirt, unterliegt auch keinem Zweifel, und es fragt sich nur, ob er gelingen wird. Aehnliche Phänomene sind im Leben der Nationen nicht selten. Die Welle wird scheinbar rückläufig und der kurzsichtige Zuschauer sieht den Strom seinem Ursprung entgegentreiben. Aber die gesellschaftlichen Gesetze haben ihre Nothwendigkeit so gut wie die natürlichen. Der stärkste Wille, der ihnen widerstrebt, wird daran scheitern. Es mögen uns ein paar harte Jahre bevorstehen, und die politische Arbeit wird nichts weniger als erfreulich sein. Schließlich indessen wird der gesunde Menschenverstand den Sieg davontragen. Man wird wie aus einem bösen Traum erwachen und die Nachtgespenster mit einem kräftigen Ruck von sich schütteln. Um das vorher zu sehen, bedarf es keiner Prophetengabe. Einige Erfahrung und Besonnenheit in Verbindung mit dem unerschütterlichen Glauben an Deutschlands große Zukunft werden dafür ausreichen. Wenn die im Stillen präparirten Reactionsprojecte nur erst Gestalt annehmen und als Gesetzesvorlagen sich ans Licht wagen, haben sie schon die Hälfte ihrer ohnehin nur vorübergehenden Gefährlichkeit verloren. Geht es doch auf wirthschaftlichem Gebiet nicht anders. Man erwartete eine staatsökonomische Offenbarung und erhielt zu Weihnachten den bekannten widerspruchsvollen Essay des Herrn v. Varnbüler. Zwar wird ihm die hohe Gönnerschaft zahlreiche Anhänger verschaffen. Haben aber die Anschauungen des Reichskanzlers über Tarif und Schutzzoll, wie nachgewiesen, seit drei Jahren gewechselt, wer bürgt den Herren dafür, daß nicht nach kurzer Zeit ein neuer Umschwung die gegenwärtigen Rechnungen über den Haufen wirft? Der vielgepriesene Realismus hat es in Steuersachen auf Geld abgesehen, und ist das übertriebene Deficit irgendwie gedeckt, wozu bessere allgemeine Conjuncturen beitragen werden, dürften auch die Protectionisten bald wieder in Ungnade fallen. Gewissen Parteien im Ausland ist es nicht besser ergangen. Die Bonapartisten beispielsweise wissen davon zu erzählen. Jahre hindurch sonnten sie sich in der Gunst, die ihnen der bisherige Feind in Berlin vermeintlich zollte. Es sah zuweilen wirklich so aus, als würde eine napoleonische Restauration von deutscher Seite begünstigt. Die officiöse Presse, die zum Theil allerdings noch sonstige Gründe dazu haben mochte, folgte derselben Parole, und an anderweitigen Nachbetern war dann wie gewöhnlich kein Mangel. Man könnte dafür ganz erstaunliche Belege beibringen. Jetzt möge man in dem bekannten in Leipzig erschienenen Tagebuch, das so viel Lärm macht, nachlesen, wozu der Bonapartismus verwerthet wurde. Man übte damit den geeigneten Druck auf die französischen Republikaner aus, und als der exkaiserliche Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, hieß man ihn gehen. Wer sich aber damals geweigert, an solche unnatürliche Einverständnisse zu glauben und gelegentlich der Chislehurster Clique seine offenherzige, im Uebrigen seit den fünfziger Jahren unveränderte Meinung sagte, der kann jetzt mit einiger Genugthuung erkennen, wie der wirklich deutsche Regierungsgedanke, von den wechselnden Zeitungsbedürfnissen des Tages abgesehen, von vorn herein dieselben gesunden Anschauungen von dem Treiben und den Aussichten der schuldbeladenen Eugenie und ihres geistig wie körperlich schwächlichen Sprößlings hatte. Lange genug hat die bonapartistische Coterie ihr: Schwester Anna, siehst du nichts? ertönen lassen. Aber es war fort und fort nur der Staub, der in der Sonne wirbelte, sonst jedoch eitel Dunst. Die Republik befestigt sich in Frankreich und ihr geschmeidiger Botschafter in Berlin wird durch hiesige officiöse Communiques beruhigt, wenn einmal ein Pariser Oppositionsblatt von der Möglichkeit seiner Abberufung geschwatzt hat. Wer mag wissen, ob nicht am Schluß des Septennats Gambetta Präsident und Herr v. St. Vallier sein Minister des Auswärtigen sein wird. Gute Beziehungen zu Beiden zu unterhalten, könnte sich daher nützlich erweisen. Das fragliche Tagebuch aber, in welchem der oberflächliche Leser nur die allerdings sehr arge Medisance auf Kosten abwesender und gestorbener Personen, die sich nicht wehren können, gesehen hat, ist auch sonst historisch überaus lehrreich. Wird dadurch doch auch aufs Neue actenmäßig bewiesen, welche unglaubliche Aufmerksamkeit inmitten der Sorgen und Geschäfte des französischen Feldzuges sowie der Friedensverhandlungen unserer heimischen Presse gewidmet wurde. Die Leitung des öffentlichen Geistes wurde fast mit derselben wissenschaftlichen Sorgfalt wie die gleichzeitige des Heeres gepflegt. Wo aber ein solcher immerhin unwillkürlicher Respect vor der Volksmeinung vorhanden, da ist auch ein Bruch mit den freisinnigen Tendenzen der Nation auf die Dauer unmöglich. Und darum soll uns das Schreckgespenst der Reaction nicht mehr als nöthig bange machen.

Inserate.

3. vermehrte Auflage!
(2 starke Auflagen sind innerhalb eines Jahres vergriffen.)
Soeben erschien:
Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Eleg. geh. 4½ *M.*
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

In zweiter Auflage erschien soeben:
Platt-Land.
Roman in sechs Büchern
von
Friedrich Spielhagen.
3 Bände, brosch. *M.* 12.—. eleg. geb. *M.* 15.—.
Verlag von **L. Staackmann**, Leipzig.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.
Unser Vaterland.
In Wort und Bild geschildert
von den bedeutendsten Schriftstellern u. Künstlern
Deutschlands und Oesterreichs.
Erste Serie:
Die deutschen Alpen.
Wanderungen durch
Tirol und Vorarlberg, das bayerische Gebirge und Salzkammergut, Steiermark und Kärnten.
Unter Mitwirkung von **L. v. Hörmann, A. v. Rauschenfels, P. K. Rosegger, K. v. Seyffertitz, L. Steub, K. Stieler, J. Zingerle**
herausgegeben von
Herman v. Schmid.
Illustrirt von **G. Closs, F. Defregger, W. Diez, A. Gabl, F. v. Pausinger, R. Püttner, Math. Schmid, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner** u. s. w.
ca. 50 Lieferungen in gr. Folioformat zum Preise von nur
75 Pfennigen.

☞ In Folge eines Druckfehlers ist in einer Besprechung des Werkes in dieser Wochenschrift der Preis der Lieferung mit 75 **Mark** statt 75 **Pfennigen** angegeben.
Stuttgart. Verlag von **Gebrüder Kröner.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.
Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.
1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 ₰

1/1 Gross 3 ℳ. 1/2 Gross 90 ₰.
Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Die Gartenlaube
1 Mark 60 Pf.
beginnt im ersten Quartal mit der bereits angekündigten Erzählung **„Irrende Sterne"** von **Georg Horn,** der sich aus dem reichen Schatze unseres belletristischen und wissenschaftlichen Materials außer einer oder mehreren Novellen eine Reihe von Artikeln aus dem Leben der Zeit sowie zahlreiche unterhaltende und belehrende Aufsätze aller Art anschließen werden.
Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**
Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die
Weser-Zeitung
Tägliche Ausgabe
Morgens u. Abends erscheinend
35. Jahrgang.
Wochen-Ausgabe
Sonnabends erscheinend.
12. Jahrgang.
1879.
Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die **„Weser-Zeitung"** einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.
☞ Abonnementspreis *M.* 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.
Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.
Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe)
enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.
Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Schalk beginnt soeben ein neues Quartal und ein neues Abonnement. Preis 3 Mark 50 Pf. vierteljährlich. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Schalk bringt im kommenden Quartal Humoresken in Versen und Prosa von Wilhelm Jensen, Fr. Bodenstedt, Heinrich Kruse, Ernst Eckstein, Felix Dahn, A. von Winterfeld, Emil Jacobsen, G. von Amyntor u. v. A.

Schalk hat in seiner Mappe für das neue Jahr die drolligsten Bilder von Eduard Grützner, Paul Thumann, W. Camphausen, J. Kleinmichel, C. v. Grimm, Carl Gehrts, W. Simmler, Hugo Kauffmann u. v. A.

Schalk wird auch im neuen Quartal allen Freunden eines gesunden Humors, fröhlicher und gemüthvoller Laune, eines Witzes, der nie zur cynischen Satire wird, das Beste bringen, was deutsche Kunst und Dichtung vermag.

Schalk giebt sich die größte Mühe, immer weitere Gebiete unseres öffentlichen und unseres privaten Lebens in den Kreis seiner fröhlichen Erörterungen zu ziehen. Er will ein ächtes, heiteres Schalksblatt für Haus und Familie sein.

Schalk hat den Ehrgeiz, unserem deutschen Hause ein gern gesehener Freund zu werden. Unser Blatt wird der Familienvater ohne Bedenken auf den Tisch seines Hauses legen dürfen. Schalks Humor ist rein und gesund.

Schalk bittet Alle, die das Bedürfniß haben, in dieser Zeit einer politischen und sozialen Verstimmung neubelebende, herzerquickende Heiterkeit zu genießen und zu pflegen, seiner Fahne zu folgen.

Schalk wünscht sich deßhalb zahlreiche neue Freunde und Abonnements, die zu 3 M. 50 Pf. per Quartal alle Buchhandlungen und Postanstalten vermitteln.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**
Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 2. Berlin, den 11. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kapital und Arbeit. Von ***. — **Literatur und Kunst:** Ein Abschied. (Byron an —) Von Gisbert Vincke. — Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold. — Emile Zola über den französischen Roman. Von Paul Lindau. I. — Aus den Llanos. Von Georg Gerland. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate

Kapital und Arbeit.

Von ***.

Wir haben es in der Politik erlebt, wir erleben es neuerdings wieder in den socialen Erörterungen — England bleibt trotz aller Schwächen seiner staatlichen und gesellschaftlichen Zustände dasjenige Land, auf welches die Freunde einer besonnenen Reform mit Vorliebe hinweisen. Denn die Eigenart dieses Volkes und seiner öffentlichen Gewohnheiten liefert uns das ermuthigende Beispiel einer im Ganzen friedlich fortschreitenden Entwicklung, die darum echt conservativ ist, weil in ihr das Alte stets neu, das Neue stets alt ist. Die Anerkennung der freundlich gesinnten Betrachter englischer Zustände wird nicht entkräftet sondern befestigt durch die bezeichnende Thatsache, daß die Männer auf den rechten und den linken Flügeln der Parteistellungen allezeit eine ausgesprochene oder instinctive Abneigung bewiesen haben gegen die Anrufung englischer Muster. Und am stärksten war diese Abneigung bei solchen Köpfen, die aus dem Radicalen in das Absolutistische umschlugen oder beide Momente in ihrem Widerwillen gegen das Mittelmaß durchführbarer Reformen, d. h. den Liberalismus im weitesten Sinne, vereinigten. Ein Typus dieser Ansicht in politischer Hinsicht ist niedergelegt in Buchers „Parlamentarismus wie er ist", von welchem Robert von Mohl sagt: „Die englischen Zustände sind keine ideellen, allein es heißt nur einer stumpfen Willkürherrschaft der Bureaukratie oder einer rohen Barbarei der Masse in die Hände arbeiten, wenn sie auf solche Weise in ihrem innersten Wesen falsch dargestellt und in ihren Wirkungen verleumdet werden." In den ökonomischen Fragen geht es heutzutage ganz ähnlich zu. Rechts und links liebt man es, und zwar mit derjenigen Klarheit und Unbefangenheit, welche die Unkenntniß gewährt, die socialen Zustände Englands theils überhaupt als lehrreiche Beispiele zurückzuweisen, theils als erfüllt mit dem Zündstoffe kommender Revolutionen zu bezeichnen, in welchen die von rechts Drohmittel gegen die mittleren Parteien, die von links ihre Zuversicht und Hoffnung sehn. Beide sind einig darin, daß die Hoffnung, es möchte auf den bisherigen friedlichen Bahnen gesetzlicher Reformen und socialer Selbsthülfe in England die dauernde Erledigung der socialen Conflicte gefunden werden, und die heimatlichen Wirrnisse möchten einen gleichen Verlauf in Zukunft nehmen, eine trügerische Erwartung sei. Die von rechts, die unbeugsamen Hüter der reinen Manchesterlehre, warnen vor solchen Concessionen an die arbeitenden Klassen und deren Parteien, wie sie in den englischen Vorgängen angedeutet sind, und widerlegen den socialen Segen der englischen Reformthätigkeit mit der Behauptung, daß die socialdemokratische Bewegung in England künftig sich erst noch entfalten solle. Die von links prophezeien unerschrocken weiter, wie sie seit lange prophezeit haben, und nachdem sich Engels mit seiner Voraussagung einer blutigen socialen Revolution vor bereits einem Menschenalter in dem Buche über „die Lage der arbeitenden Klassen Englands" als ein falscher Prophet erwiesen, hofft man unverdrossen auf den doch endlich nothwendigen Untergang der Welt des Kapitals.

Beide, wie es scheint, in empfindlichem Widerspruche mit den Thatsachen. Denn glücklicherweise ist in den heutigen englischen Zuständen von Tage zu Tage immer weniger ein Anzeichen socialer Revolutionen, die da kommen sollen, zu entdecken. Immer weniger Neigung bekunden die arbeitenden Klassen Englands, den „großen Fragen" des gesellschaftlichen Lebens auf den Grund zu gehen, immer gleichgültiger werden sie für Alles, was nicht den besondern, positiven Bedürfnissen ihrer gegenwärtigen Lage abzuhelfen geeignet ist; mit einem Worte, sie bekunden ein Maß von Beschränktheit, welches in der praktischen Politik und socialen Reform der Weisheit Anfang ist, so sehr es in der Wissenschaft der Weisheit Ende sein mag. Die englische Arbeiterbewegung, so wie sie seit mehreren Jahrzehnten sich entfaltet hat, mag immerhin der Geringschätzung eines Karl Marx sich erfreuen, welcher sie mit ihrem gänzlichen Mangel an „revolutionärem Blute" verhöhnt. Wir in Deutschland haben jetzt wohl mehr als jemals Grund, England zu beneiden um diese Beschränktheit; so viel steht fest, wir werden von keinem civilisirten Volke beneidet um die „principielle Tiefe", um die auf die Grundfragen gehende Entschiedenheit unsrer socialdemokratischen Bewegung. Diese principielle Tiefe ist als Programm praktischer Politik entweder eine Narrheit oder ein Unglück, oder beides auf einmal. Auch ist es eine glückliche Wendung, wenn selbst in Frankreich, wie es nach den Kundgebungen der letzten Arbeitercongresse. der Fall zu sein scheint, von der revolutionären Richtung, von dem Wahne eines das Wirthschaftsleben souverän umgestaltenden Staates, immer mehr abgelenkt wird, wenn der Nothwendigkeit friedlicher Reformen auf dem gegebenen Boden des Bestehenden immer mehr die Gemüther aufgeschlossen werden. Es ist dort immer noch an sanguinischen Träumen, an oratorischen Phrasen genug geblieben, aber man hat wenigstens die Meinung aufgegeben, daß die Gesellschaft ein Stoff sei, den man nur nach dem rechten Recepte zu formen habe, um einen vollkommen befriedigenden Zustand für Alle herbeizuführen. Man lese die Reden zum französischen Arbeitercongresse, welche im verflossenen Jahre die drei „Bürger" Laporte, Magnin und Finance, der erste ein Mechaniker, der zweite ein Schreiner, der dritte ein Anstreicher, alle drei Anhänger der Comtistischen Philosophensecte, gehalten haben und vergleiche sie mit den

Reichstagsreden selbst der Gemäßigtsten der deutschen Socialdemokraten. Jene sind auch Schüler philosophischer Meister, sie bringen auch ihre socialen Aufgaben in Zusammenhang mit den allgemeinsten Fragen des Menschenlebens; doch in wohlgesetzter Rede behaupten sie: „Wir sind nicht weniger als andere Leute durchdrungen von den gegenwärtigen Unvollkommenheiten unserer Lage, aber bei dem Wunsche der Vermeidung neuer socialer Krisen ziehen wir die friedlichen, beständigen, langsamen aber sichern Aenderungen den gefährlichen Agitationen vor, welche mit Unrecht als Action bezeichnet werden und am Ende nur Entmuthigung und Verzweiflung erzeugen" (Le Positivisme au Congrès ouvrier, Paris 1877). Und mit diesen Aeußerungen einer einzelnen Richtung unter den französischen Arbeitern*) nehme man zusammen den in der Hauptsache gleichartigen Charakter der meisten andern Arbeiterdelegirten, wie ihn ein englischer Beurtheiler des diesjährigen Congresses, Frederik Harrison, neulich in der Fortnightly Review geschildert hat. Jemehr sich die Ansichten klären in der französischen Bewegung, jemehr eine positiv eingreifende, auf praktische Reformen gerichtete Thätigkeit derselben sich herausarbeitet aus allgemeinen Wünschen und schönen Reden, um so mehr wird auch diese Bewegung den nüchtern praktischen Ton annehmen, welcher bei aller Verschiedenheit nationaler Art und Anmuth in der französischen Werkstatt seine Heimat hat gleichwie in England. Nur daß in den Vorgängen des öffentlichen Lebens Englands man viel früher gelernt hat, die Zweckmäßigkeit der Behandlung privater Aufgaben aus dem einzelnen Hause hinauszutragen in die Arbeit an gemeinsamen Angelegenheiten. Die Aufgabe ist die gleiche für die deutsche Bewegung: was das neue Socialistengesetz nützen oder schaden mag, es ist einerlei — der Stolz auf die principielle Tiefe der deutschen Socialdemokratie muß erst gründlich überwunden sein in unsrer Arbeiterbewegung, ehe etwas Gutes von derselben zu erwarten ist.

In solchem Sinne möchten wir heute hindeuten auf eine neue Kundgebung aus englischen Arbeiterkreisen, eine größere Schrift von George Howell mit dem Titel: „Die Conflicte zwischen Kapital und Arbeit, historisch und ökonomisch betrachtet, eine Geschichte und Kritik der Trade-Unions (Gewerk-Vereine) von Großbritannien u. s. w." (London, Chatto & Windus 1878). Der Verfasser ist einer jener achtbaren „self made men" aus englischen Arbeiterkreisen, die seit Jahren an der Spitze der englischen Arbeiterbewegung stehen und Hand in Hand mit wohlgesinnten Arbeiterfreunden aus der Klasse der Fabrikanten, Grundbesitzer, Gelehrten, Advokaten, im Sinne vernünftiger Reformen die Agitation leiten. Howell ist Jahre lang der ständige Secretär des von dem Congresse der englischen Gewerkvereine niedergesetzten sog. parlamentarischen Comités gewesen, das aus Gewerkvereinsführern und Arbeiterfreunden bestand und zur Aufgabe hatte, die gesetzlichen Maßregeln zur Reform des bestehenden Arbeiterrechts anzuregen, vorzubereiten, durch Agitation im Lande und durch Fühlung mit Mitgliedern des Parlaments dafür zu wirken. Diese besondere Agitation gleichwie die ganze Arbeiterbewegung, zu deren Führern Howell gehört, findet ihren Mittelpunkt in der Organisation der Trade-Unions, eine Darstellung der letzteren ist daher eine Darstellung des Kernes der heutigen englischen Arbeiterbewegung, oder umgekehrt, wer die englische Arbeiterbewegung der Gegenwart darstellen will, muß in erster Reihe diese Organisation behandeln. Dies ist wiederholt und auch von deutscher Seite geschehen. Die vorliegende Arbeit hat im Verhältnisse zu ihren Vorgängern nur die eigenthümliche Bedeutung, daß zum ersten Male in systematischer Weise von der Hand eines Arbeiterführers eine objective Darstellung vorgenommen wird, nachdem in der periodischen Presse, in Wochenblättern und Reviews, eine Menge einzelner Aufsätze von dieser Seite veröffentlicht worden, so namentlich in dem Arbeiter-Parteiblatte „Beehive" (neuerdings „Industrial Review"). Durch die Stellung des Verfassers und durch seine repräsentative Qualität hat die Schrift also einen mindestens thatsächlich instructiven Werth, eine urkundliche Bedeutung. Und wie man in englischen Arbeiterversammlungen findet, daß sie das jeweilige Mitglied des Parlaments, wenn es die Versammlung besucht, zum Vorsitzenden machen, selbst da, wo die Wünsche der Versammlung von den Ansichten des Vorsitzenden erheblich abweichen, — in derselben loyalen (unsre Socialdemokraten würden sagen: servilen) Gesinnung ist das neue Buch Howells dem Mitgliede des Unterhauses, Samuel Morley, gewidmet, als einem „großen Unternehmer und einem Manne, der zu allen Zeiten den tiefsten Antheil genommen hat an allen Fragen, welche die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen angehen in politischer, socialer und moralischer Hinsicht".

Ja, die Pall Mall Gazette — das Blatt, welches bekanntlich in erster Reihe darauf Anspruch erhebt, von Gentlemen für Gentlemen geschrieben zu sein — bezeichnet das vorliegende Buch als einen erfolgreichen Versuch, das Werk der Trade-Unions in der Vergangenheit und ihre Ziele in der Zukunft vom Arbeiterstandpunkte in correcter Weise dem Publikum vorzuführen. Wer nun freilich hartnäckig bei der Ueberzeugung bleibt, daß dennoch diese Art von Arbeitern und Arbeiterführern „Socialisten" sind wie die andern alle, ob deutsche Socialdemokraten, französische Positivisten oder englische Gewerkvereinsmänner, deshalb weil sie allzumal nicht dem reinen Dogma der Manchesterlehre anhangen, daß sie also Socialisten sind wie die ganze neue Wissenschaft der Nationalökonomie — der mag unbekehrbar bleiben. Inzwischen will es denn doch scheinen, als ob der Rückgang des Einflusses solcher Thorheiten sich immer entschiedener Bahn bricht und seine Zurechtweisung findet sogar an solchen Stellen wohin er dirigirt wird (Vgl. Norddeutsche Allg. Ztg. vom 25. Oct.). Wer ohne diese Voreingenommenheiten die Dinge ansieht, der muß unsres Erachtens in den englischen Vorgängen dasjenige erkennen, was unsrer deutschen Arbeiterbewegung vor allen Dingen fehlt und was sie daher zu erreichen hat — Gesetzlichkeit, Selbstbeschränkung, Nüchternheit, Friedfertigkeit, und eine gemeinsame nationale Verantwortlichkeit Hand in Hand mit den besitzenden Klassen.

Die englischen Trade-Unions (zu deutsch gewöhnlich Gewerkvereine genannt) sind in ihrem Wesen freiwillige Associationen der Arbeiter zur gegenseitigen Unterstützung behufs Erlangung und Behauptung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen. In diesem allgemeinen und fundamentalen Zwecke sind alle besonderen Bestrebungen eingeschlossen, wie: Steigerung der Löhne oder Widerstand gegen Erniedrigung derselben, Verminderung der Arbeitszeit oder Widerstand gegen Versuche zur Verlängerung derselben, ferner Art der Beschäftigung, Lohnzahlung, Kündigung u. dgl. m. Aber über diesen Zweck gehn sie vielfach hinaus und erstrecken sich fast auf alle die Beziehungen, welche das tägliche Wohlbefinden des Arbeiters angehn: — als eine der bedeutendsten Leistungen, die namentlich in diesen letzten Zeiten der industriellen Erschlaffung von hohem Werthe ist, muß hervorgehoben werden die Aushülfe, welche die Gewerkvereine gewähren für die Fälle der Arbeitslosigkeit in Folge von Arbeitsmangel. Tausende von Familien werden hier, statt der Armenpflege der Gemeinden zur Last zu fallen, aus den gemeinsamen Fonds ihrer Genossenschaften erhalten und vor dem Herabsinken zum Pauperismus bewahrt. Die ansehnlichen Summen, welche hierfür ausgegeben worden sind, beweisen, daß diese Vereine höhere und edlere Zwecke verfolgen als die Hervorrufung von Arbeitseinstellungen, wie oft behauptet wird. Blos in den beiden Jahren 1875 und 1876 zahlten dafür folgende Gewerkvereine:

*) Neulich ging durch die Zeitungen ein Bericht über den Pariser Proceß gegen die 39 „Socialisten", welche trotz des Verbots der Behörde einen Arbeitercongreß auf den 5. Sept. veranstaltet hatten; unter diesen „Socialisten" war der oben erwähnte Finance in erster Reihe angeklagt. Man sieht, daß die Bezeichnung eines also gesinnten Mannes als „Socialisten" diesem Worte einen sehr weiten Sinn unterschiebt, leider mit der Folge, auch die Thatsachen zu entstellen.

Die Maschinenbauer	77,000	Pfund	Strl.
Die Eisengießer	29,000	„	„
Die Kesselmacher	37,000	„	„
Die Zimmerleute	6,000	„	„

und in dem letzten Jahrzehnt (1867—76) haben die vier Vereine (welche die Elite der englischen Gewerkvereine bilden) gezahlt zusammen 580,000 Pfd. Strl., wovon die Maschinenbauer allein 357,000 Pfd. und diese letztern seit ihrem Bestehen als Gesellschaft, d. h. seit 1851, nicht weniger als 560,000 Pfd., was einer Summe von dreizehn und ein halb Millionen Mark entspricht.

Dieser Unterstützungsfond für die Zeiten der Krisen und der Arbeitslosigkeit (out-of-work-fund oder „donation") ist ganz verschieden von den Zahlungen während der von der Gesellschaft gebilligten Arbeitseinstellungen, obschon das oft mit einander zusammengeworfen wird.

Jedes Gewerbe hat seinen eigenen Gewerkverein und alle oder fast alle sind ursprünglich lokal und sind es zum Theil heute noch; erst neuerdings ist die Tendenz allgemein in den Vordergrund getreten, die lokalen Körperschaften je eines gemeinsamen Gewerkes zu vereinigen, um die Kraft gemeinsamer Wirksamkeit und gegenseitiger Unterstützung zu erhöhen. Am Anfange des Jahres 1877 gab es 16 Vereine mit 2723 Zweigvereinen, 208,318 Mitgliedern, einem jährlichen Einkommen von 377,772 Pfd. Strl. und einem verfügbaren Jahresüberschusse von 603,064 Pfd. Daneben eine nicht centralisirte, fondern nach föderalistischen Grundsätzen geeinigte große Gesellschaft mit selbstständigen Lokalvereinen, die nationale Gesellschaft der Bergleute mit 90,000 Mitgliedern insgesammt. Ja, ganz neuerdings die merkwürdigste Erscheinung von dem rapidesten und großartigsten Wachsthume ist die erst im Jahre 1872 gebildete Union der ländlichen Arbeiter, bestehend aus drei unabhängigen Gesellschaften mit zusammen 75,000 Mitgliedern. Dann haben neuerdings die Eisenbahnbediensteten einen Verein gegründet, der bereits 200 Zweige und 13,440 Mitglieder umfaßt.

Jedoch selbst diese Zahlen geben nur eine schwache Vorstellung von der Ausdehnung, Macht und Wichtigkeit dieser großen socialen Gewalt und ihrer Verzweigungen über das ganze Land. Es gibt kaum eine Stadt in Großbritannien, wo nicht zahlreiche Vereine existiren, die sich um die verschiedenen Hauptsitze der Industrie gruppiren. Nicht ein einziges Gewerbe, dessen Namen man jemals gehört hat, ist ohne seinen Gewerkverein und so manche Namen bezeichnen Gewerbe, die das Publikum gar nicht kennt. Man kann die Gesammtzahl der in Großbritannien also vereinigten Arbeiter auf eine und eine viertel Million veranschlagen, wovon etwa eine Million bei dem jährlich wiederkehrenden Gewerkvereins-Congresse der Delegirten repräsentirt zu sein pflegen. Und für alle praktischen Zwecke stellen diese Gesellschaften die Kraft der ganzen Masse gelernter Arbeiter des Landes vor; sie sind namentlich in den letzten zwanzig Jahren beständig gewachsen in Zahl, Einkommen, Ausdehnung und Festigkeit ihrer Organisation, so daß jetzt die Blüthe der arbeitenden Bevölkerung in ihnen enthalten ist. Es ist heute eine große sociale und politische Macht, die, wie sie kürzlich die Beseitigung der letzten Beschwerden über die Gesetzgebung durchgesetzt hat, so durch ihre thatsächliche Bedeutung die Anerkennung fordert, daß in ihr die beste Kraft der arbeitenden Klassen thätig ist. Eine Kraft, die um so tiefere Quellen hat, weil sie auf moralischen Factoren, persönlicher Hingebung, echt genossenschaftlichem Sinne und Opfermuth beruht und nicht blos auf rechnerischen Grundsätzen gegenseitiger Versicherung. Neben den regelmäßigen Beiträgen stehen sie jeweilen für besondere Zwecke mit außerordentlichen Erhebungen ein, sei es für näher, sei es für ferner liegende Aufgaben hülfreichen Beistandes. Eine negative Stärke liegt ferner darin, daß sie sich zum großen Theile — als gewerbliche Verbände — mit Politik und Religion nicht beschäftigen, dieses vielmehr als private Angelegenheit den verschiedenen Mitgliedern je nach deren persönlichen Neigungen und Ansichten überlassen. Nur ausnahmsweise ist man aus besonderen Anlässen von diesem Grundsatze abgewichen, so bei der Aufhebung der englischen Kornzölle — was freilich eine naheliegende Magenfrage für sie war —; oder bei dem Secessionskriege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — was vielmehr ein ideales Interesse der Theilnahme der freien Arbeiter gegen die Sklavenarbeit war (im Gegensatz zu dem englischen Respectability, dessen reale Interessen auf die andere Seite zu weisen schienen). Wenn dann ferner die Trade-Unions bei der Agitation für Wahlreform, die endlich im Jahre 1867 durchdrang, einen lebhaften Antheil nahmen, so stand hier in erster Reihe die Ueberzeugung, es werde vermöge der Wahlreform die Beseitigung der gesetzlichen Härten wider sie erleichtert werden, und die Gesetzgebung des seitdem verflossenen Jahrzehnts hat diese Erwartung bestätigt.

Daraus ist nun freilich nicht zu entnehmen, die englischen Arbeiter würden durch die Trade-Unions für ihre rein wirthschaftlichen Zwecke organisirt und blieben für ihre politischen Bestrebungen von denselben völlig unbeeinflußt, derart daß die Einen das gehorsame Stimmvieh des Lord Soundso, die Andern die Clientel des Honourable Soundso sind. Wenn dergleichen, bei der Neuheit der Arbeiterwahlrechte in England, wirklich theilweise noch der Fall sein sollte, so ist das jedenfalls nicht die Meinung der an der Spitze der Gewerkvereine stehenden Arbeiterführer. Auch geht deren offenbares Bestreben auf die Beseitigung derartiger Unselbstständigkeit. Was sie wollen, ist die politische Theilnahme der Arbeiter an den Vorgängen und Handlungen des öffentlichen Lebens, an Gemeinde, Parlament, Abstimmung, Wahl, Presse, insoweit und in der Richtung, wie es die Arbeiterinteressen wünschenswerth erscheinen lassen. Sie sind daher ausdrücklich bestrebt, theils solche Männer ins Parlament zu bringen, die derartigen Wünschen Befriedigung versprechen, theils sogar ihre eigenen Arbeiterführer zu wählen als den treffendsten Ausdruck dieser Befriedigung. So wurde im Jahre 1873 eine Reihe von Workingmen's-Candidaten aufgestellt, von denen allerdings nur zwei (Macdonald und Burt, beide Führer der Bergleute im Norden) durchdrangen. Also eine Interessenvertretung strebt man an, so gut wie andere Parteien, und wenn dies auch kein sonderlich erhabener Standpunkt ist, so ist er doch bei der Beschränkung auf vernünftig begrenzte gesetzgeberische Aufgaben nicht nur gefahrlos, sondern auch nützlich für die energischere Geltendmachung von Ansprüchen, die lange zu sehr hintangesetzt worden sind und bei dem Vorwalten der besitzenden Klassen und ihrer Interessen im Parlament immer wieder der Gefahr der Vernachlässigung ausgesetzt sind.

Es ist dann ferner naheliegend, daß die — nicht specifisch die Interessen der Arbeit angehenden — allgemeinen politischen Ansichten der Arbeiterführer und der Arbeiter einem nüchternen englischen Radicalismus zuneigen, der sich ziemlich weit entfernt von dem historischen englischen Staatswesen. Sie sind Engländer, d. h. sie haben ein gut Stück Blei im Leibe, aber ihre politischen Ideen sind stark beeinflußt von den allgemeinen demokratischen Principien des Jahrhunderts, und ihre Ideale liegen vielmehr in diesen als in dem historischen Selfgovernment, in Kirche und Staat, in Königthum und Parlament. Ein als kundig bezeichneter Schriftsteller aus Arbeiterkreisen, der im Jahre 1873 ein Buch unter dem Titel „Our New Masters" veröffentlichte, Thomas Wright, behauptete das Vorherrschen der republikanischen Gesinnung in englischen Arbeiterkreisen. Aber es ist sicher, daß dies eine abstracte Thatsache ist, welche positiv eingreifen könnte in die politische Bewegung Englands erst unter dem Einflusse besonderer großer Bewegungen des nationalen Lebens. Und namentlich ist gewiß, daß die englischen Gewerkvereine nicht die Absicht hegen oder begünstigen, die englische Verfassung in ihren Fundamenten zu erschüttern, ebenso wenig wie sie die Fundamente der heutigen socialen Ordnung in Frage stellen oder nur erörtern.

Dank den Bewegungen und Agitationen der letzten zehn Jahre für Reform der Arbeitergesetzgebung haben gegenwärtig die englischen Gewerkvereine durchgesetzt, daß sie den gleichen

gesetzlichen Schutz erhalten haben wie andre Corporationen. Bis ganz vor kurzem waren sie mit ihrem Vermögen gänzlich ohne gesetzlichen Schutz, freilich mit dem bewundernswerthen Erfolge, daß im Verhältnisse zu dieser so zu sagen vom Gesetze ausgesteckten Verlockung wegen Straflosigkeit, nur seltene Fälle von Unterschlagung vorkamen. Wenn man die Anzahl derartiger Vorkommnisse vergleicht mit dem, was in den gewöhnlichen Versicherungsgesellschaften und Actiengesellschaften an Betrügereien und Diebstählen vorfällt, so ist dieselbe überraschend klein.

Die Gehalte, welche an die leitenden Personen selbst der wohlhabendsten Vereine gezahlt werden, sind äußerst mäßig, ja in vielen Fällen knickerig, obwohl man oft, im Widerspruche mit der Wahrheit, den Führern hohe Gehalte als Vorwurf und als Grund ihrer Thätigkeit entgegengehalten hat. Sie sind sehr mäßig, wenn man sie vergleicht nicht nur mit den entsprechenden Stellungen von Actiengesellschaften, sondern auch mit den Gehalten bei wohlthätigen Anstalten. Abgesehen von den obersten Beamten zweier reicher Gesellschaften, die einen Gehalt von 200 bis 230 Pfd. zahlen (letzteren die Maschinenbauer), zahlen für den gleichen Posten alle andern, auch die größten und wohlhabendsten, höchstens 160 Pfd. St. jährlich, d. h. für eine beständige angestrengte Thätigkeit eines der talentvollsten Männer im ganzen Gewerbe schwerlich so viel, wie irgend ein City-Clerk in irgend einer mäßigen Vertrauensstellung empfängt. Den bescheidenen Gehalten solcher ersten Beamten, die oft ergraut sind in ihrem Dienste, entsprechen die geringen Löhne der kleineren Stellen von lokalem oder untergeordnetem oder temporärem Charakter.

Es ist hier nun nicht möglich, auf das Einzelne der gewerkvereinlichen Organisation, ihrer Wirksamkeit, ihrer Ziele einzugehen, wie sie Howell lebendig und deutlich in seiner neuen Schrift erörtert. Wir müssen vielmehr auf das Buch selber verweisen, können auch nur andeutend bemerken, wie an dieser Stelle abermals sich wiederholt, was leider zu oft schon geschehen ist und gleich einem festgewurzelten Irrthum dazustehen scheint, — das relativ begründete Vorurtheil oder Mißtrauen der arbeitenden Klassen Englands gegen die (englische) politische Oekonomie. Wenn es nämlich in England seit der Zeit der klassischen Meister, d. h. jetzt ein halb Jahrhundert lang, zwar nicht an Popularisirung und populären Reden über die „political economy“ gefehlt hat, so ist die Verknöcherung dieser Wissenschaft zu einer Art Orthodoxie und, was schlimmer ist, zu einer Orthodoxie im Dienst der kapitalistischen Respectability, um so bemerkbarer gewesen, weil unbefangene Forschung, interesselose auf Principien gehende, methodische, streng arbeitende Wissenschaft mehr und mehr zurückgetreten ist vor dem Lärm der praktischen Interessen des Wirthschaftslebens. Einzelne tröstliche Ausnahmen haben diesen Gang der Dinge nicht aufhalten können. Diese popularisirte Quasi-Wissenschaft, bei der das Weiterdenken an demjenigen Punkte aufhörte, an welchem die gegebenen Interessen begannen, hat sich seit der manchesterlichen Bewegung und deren Erfolgen für die Handelsfreiheit über alle Maßen breit gemacht; sie hat namentlich — immer im Namen der „Wissenschaft“ überhaupt — der Bewegung der arbeitenden Klassen und deren loyalen und gemäßigten Bestrebungen um Verbesserung ihrer Lohnbedingungen als unerschütterliche Gesetze die seichtesten Schlagworte entgegengehalten, um zu beweisen, daß diese (an sich höchst achtbaren und vernünftigen) Bemühungen hoffnungslos seien. Die Arbeiter ihrerseits waren lange nicht — erst ganz neuerdings scheint es zu dämmern — im Stande zu übersehen, daß diese angemaßte Wortführerschaft einer immerhin einflußreichen Coterie von Fabrikanten, Rentnern, Parlamentsmännern und Bankiers, schwerlich mit der Wissenschaft identisch sein könne, und selbst wenn vor ihrem Geräusche in England eine wirklich wissenschaftliche Stimme schwer zu Worte kommen konnte, daß es noch andre Länder gibt, wo diese Wissenschaft nicht so herunter gekommen ist, daß sie lediglich ein Geschäftsartikel für emeritirte Börsenspeculanten und andre an der socialen Kritiklosigkeit dringend interessirte Leute geworden. Endlich, wie gesagt, fängt das auch in England zu dämmern an und man wird nur mit der sogenannten Wissenschaft, nicht mit der Wissenschaft überhaupt hadern können. Und so wird man finden, daß die theilweise anstößigsten Lehrsätze jener Afterweisheit, wie die „Lohnfondstheorie“, in Deutschland vor einem halben Jahrhundert bereits widerlegt sind, während sie in England erst heute zu weichen beginnen.

Aus dem Einzelnen der Gewerkvereins-Organisation aber sei hier namentlich hingewiesen auf das Kapitel über die Lehrlingschaft und die technische Heranbildung, wegen des unmittelbar nahen Bezuges auf gegenwärtige Bestrebungen im deutschen Reiche. Dasselbe ist wichtig, einmal weil es an vergangenen und überwundenen Zuständen des englischen Gewerbes dasjenige schildert, was wir heute haben und worüber sich allgemein Klage vernehmen läßt, und zweitens weil es zugleich an dem, was heute bereits in England besteht, einen Weg der Reform in praktischen Vorgängen zeigt. An die Stelle des alten Handwerks, in welchem der Lehrbursche beim Meister im Hause die (siebenjährige) Lehrzeit abdiente, trat in England zu seiner Zeit, aber wesentlich früher als bei uns, die Epoche des großindustriellen Betriebes. Dampfkraft, Maschinen, großes Kapital schufen den modernen Unternehmer, welcher auf die alten Handwerksmeister folgte, der aber in dem Gewerbe, das er betrieb, selber nicht arbeitete, oft nicht zu arbeiten verstand. Ihm entsprach eine größere Zahl von Lohnarbeitern unter der Aufsicht eines Aufsehers oder Mittelmannes; Unternehmer und Arbeiter kannten sich kaum. Unter diesen Umständen ward das Verhältniß des Lehrlings allmählich ein völlig anderes als früher, zuletzt wurde er ein bloßer junger Arbeiter mit geringerem Lohne als die erwachsenen Arbeiter; Niemand hatte die Verpflichtung ihn zu unterweisen und er mußte zusehen, wie er etwas lernte. Nun strömten wegen der Wohlfeilheit immer mehr Jungen in die Fabriken und verdrängten immer mehr die Arbeit der Erwachsenen — unter begünstigenden Umständen der Technik (so bei der Baumwollindustrie) trat gradezu Frauen- und Kinderarbeit an Stelle der Männerarbeit und der Unterhalt der Familie wurde auf den Kopf gestellt. Je mehr dieser widernatürliche Zustand einriß, um so mehr suchten die männlichen Arbeiter, wenigstens in gewissen Gewerbszweigen, dem Einhalt zu thun in der Richtung vernünftiger Grundsätze, wie: maßvolle Beschränkung der Lehrlingszahl im Hinblick auf deren künftige Selbstständigkeit als gelernte Männer, und gehörige Anlernung zum Gewerbe. Sie knüpften damit an die alten gesetzlichen Principien an und kämpften für dieselben manchen heißen Kampf. Heute aber ist ein neuer Boden errungen, welchen die Organisation der Gewerkvereine geschaffen hat, entsprechend dem heutigen Zustande der Gewerbeverfassung. Nach folgenden Gesichtspunkten. Es sind nämlich gewiß berechtigte Interessen, daß jeder Vater seinen Sohn einer Beschäftigung zuführe die Beiden zusagt, und daß jeder Unternehmer so billige Arbeiter finde als ihm möglich ist. Aber es fehlt viel, daß dieses die einzigen berechtigten Interessen an der Frage sind: woher kommen alle die Klagen über die schlechte, unsolide, liederliche Arbeit, als von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher eben diese Interessen verfolgt werden? Die besten Gewerkvereine sind es nun, welche sich bestreben, leider bisher oftmals ohne den entsprechenden Erfolg, erstens die Zahl der jeweilig in ein Gewerbe neu einströmenden Lehrlinge vernünftig zu begrenzen, um eine unsinnige Ueberfüllung zu vermeiden, zweitens für die regelrechte Anlernung der jungen Leute Sorge zu tragen, indem sie die Lehrlinge jeder Werkstätte in ein angemessenes Verhältniß zu der Zahl der erwachsenen Arbeiter bringen und so Gelegenheit schaffen, daß sich des jungen Arbeiters ein älterer Arbeiter behufs dessen Ausbildung annehme. Ein thatsächlicher Erfolg in verschiedenen Gewerben ist es, daß die Vereinsmitglieder ihren Stolz darein setzen, tüchtige junge Leute für ihr Gewerbe heranzuziehen. Weil jetzt nicht mehr, wie einst im alten Handwerk, im Großbetrieb der Meister den Lehrling unterweist, sondern (sofern es überhaupt geschieht)

einer der Arbeiter, so ist es auch ein billiger Anspruch, daß die Arbeiter bei der Frage der Lehrlingsschaft, ihrer Dauer und der Zahl der Lehrlinge, mitzureden berechtigt seien. Das ist in einer Reihe von Gewerben im heutigen England der Fall. Nicht nur die Anerkennung einer derartigen Billigkeit, sondern auch Beförderung ähnlicher Bestrebungen ist wünschenswerth. Eine erfreuliche Regung zur Thätigkeit hat sich neuerdings in den alten Londoner Zünften geltend gemacht, welche mit großen Reichthümern längst zu vornehmen Schmausegesellschaften zusammengeschrumpft waren. Einzelne von ihnen haben für Förderung des Gewerbes, dessen Namen sie tragen, Mittel zu technischer und kunstgewerblicher Erziehung flüssig gemacht, die sich an die Leistungen des berühmten Kensington Museums anschließen.

Literatur und Kunst.

Ein Abschied.

(Byron an —)

Wir hatten beim Scheiden
Nur Thränen — kein Wort,
Weh ward es uns Beiden:
Weit mußt' ich ja fort!
Kalt war die Wang' und bleich,
Kälter Dein Mund:
Stunden an Sorgen reich
Drohte die Stund'.

Vom Thau ward das Haar
Mir fröstelnd genetzt:
Ob es Vorgefühl war?
Wie fröstelt mich jetzt!
Dein Schwur ist gebrochen,
Dein Ruhm ist nicht fein;
Von Dir wird gesprochen —
Dann schäm' ich mich Dein.

Dein Namen umklingt mich,
Ein Sterbegesang,
Und Schauer durchdringt mich —
Wie liebt' ich Dich lang!
Wer weiß, was wir wissen?
Ich weiß es zu gut!
Das Leben zerrissen —
Gebrochen der Muth!

Still sahn wir uns einst,
Stumm trag' ich den Schmerz,
Daß Du treulos erscheinst,
Vergeßlich Dein Herz.
Naht wieder mein Fuß Dir
Am heimischen Ort,
Was bring' ich zum Gruß Dir?
Nur Thränen — kein Wort!

Gisbert Vincke.

Die bayerischen Mundarten.

Von Ernst Bezold.

Es gibt sehr verschiedene Behandlungsarten der Dialekte und zwar nicht in Deutschland allein. Wir wollen nur einige andeuten. Von theoretischer Seite sieht man zuweilen in ihnen nur entartete Kinder, welchen man gar nicht schnell genug die gute Erziehung angedeihen lassen könne. Man glaubt sich hierbei von vornherein der Mühe überhoben, irgendwie weiter auf ihren Ursprung und Wesen einzugehen. Genug, sie „stören die nationale Einheit". Die Volksschulen wären hiernach zunächst der Ort, der dialektischen Vielgestaltigkeit der Volkssprache, gleichviel ob es sich um deutsche, französische, italienische oder eine andere große Sprache handelt, ein für allemal ein Ende zu machen und den ganzen Nachwuchs zur einheitlichen „Schriftsprache", also in Deutschland zum Neuhochdeutschen, in Frankreich zur Sprache der Akademie, in Italien zur Crusca, zur toskanischen Sprache zu erziehen. Freilich muß zuerst in der That eine einheitliche „Schriftsprache" wirklich feststehen. Vorausgesetzt, daß hierbei mit Verständniß und Geschmack zu Werke gegangen wird, ist solches allerdings an sich sehr erwünscht und wir hoffen, in Deutschland werde auch dieses noch gelingen. Allein auch dann ist die Frage des Verhältnisses zu den Dialekten noch immer die gleiche. Ja, dieselbe Frage kehrt in gewisser Beziehung auch auf anderen Gebieten wieder. Es ist ja kein Zweifel, in unserem Vaterlande, wo uns im Laufe der Jahrhunderte alle Centralisation abhanden gekommen war, war es seit den glorreichen Jahren 1866 und 1870 nicht nur nahe gelegen, sondern ganz gerechtfertigt, ja ist dieses heute noch, mit aller Aengstlichkeit allen wesentlichen Widerstand gegen die nöthige Einheit mit unerschütterlicher Consequenz nach und nach zu brechen und mit vollem Rechte werden die „volksthümlichen Besonderheiten" der Einzelländer, insofern sie zum Schaden des einheitlichen Ganzen aufrecht erhalten werden wollen, geradezu zum Gegenstande der Ironie und verächtlichen Spottes gemacht. Mag es sich um deutsches Verfassungs- und Rechtsleben, mag es sich um volkswirthschaftliches Leben handeln, überall begegnet uns das gleiche Verhältniß. Ja, in den Zeiten des Uebergangs, in welchen wir noch immer schweben, wird es gut sein, sich gegen die „volksthümlichen Besonderheiten" möglichst spröde zu verhalten und die Grenze, von welcher an man sie zulassen muß, möglichst strenge, ja im Zweifelsfalle lieber zu strenge zu stecken. Insbesondere auch wo es sich um endliche Schaffung einer einheitlich deutschen Schriftsprache, um gleiche Rechtschreibung, Interpunktion im Neuhochdeutschen handelt, halten wir den gleichen Standpunkt für durchaus gerechtfertigt.

Wie steht es nun aber mit dem Verhältniß zu den Dialekten? Die Frage scheint uns sich praktisch ganz einfach zu beantworten. Man *kann* an ihnen nichts ändern. Wir wenigstens leben der Ueberzeugung, daß kein Machtwort, weder ein staatliches noch das eines Schullehrers, ihre Fortexistenz ernstlich und erheblich gefährden kann. Und soll man es denn auch nur wollen? Liegt nicht hier eine „volksthümliche Besonderheit" vor, welche für die wahre Einheit nicht nur unschädlich, sondern sogar eine solche ist, welche man geradezu hegen und pflegen soll? Seit ein Fritz Reuter, ein Klaus Groth und eine große Zahl wackerer Mitstreiter in Norddeutschland, seit ein Joh. Andreas Schmeller, ein Franz von Kobell und auch wieder eine wackere Zahl Mitstreiter in Süddeutschland wirkten und wirken, brauchen wir die Richtigkeit unserer Ansicht nicht mehr zu beweisen. Wer möchte heut zu Tage es beklagen, daß die deutsche Nationalliteratur durch diese *neuen* „Dialektiker" bereichert worden ist, wer gibt nicht seinen Segen dazu, daß im Sinne und nach dem Muster der genannten Vorstreiter auch fernerhin unser Dichtungsschatz bereichert wird? Ein unschätzbarer Vortheil wird überdies noch nebenbei erreicht. Es ist dadurch ein Mittel gegeben, auf das Landvolk selbst veredelnd zurückzuwirken. Freilich setzen wir dabei Eins voraus, und wir scheuen uns nicht, unsere Ansicht auch

heute noch offen zu bekennen. Wir verlangen von der Dialektspoesie genau wie von der hochdeutschen, ja von jeder Poesie, einen gewissen Idealismus. Mag auch die naturalistische Behandlungsweise nebenher gehen, der ästhetische und ethische Werth darf nicht darunter leiden oder gar untergehen. Ein bloßes Abschreiben der bäuerischen Rohheiten, ein rein naturalistisches Porträtiren der rohesten unter den Bauern, oder sei es auch der am häufigsten vorkommenden Species von Bauern scheint uns eine beklagenswerthe Verirrung, welche in neuester Zeit diesseits wie jenseits des Mains in bedenklichem Grade sich einzuschleichen beginnt. Wir wollen keine Namen nennen und nur zur Beseitigung von Mißverständnissen negativ beifügen, daß unser zur jüngeren Generation zählender Herman von Schmid nach unserer Ansicht trotz jener neuerlichen Tendenz von diesem Fehler sich frei zu halten wußte. Möge sein Beispiel überall in Bayern wirken!

Auch nach einer anderen Seite können die germanischen Dialekte gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir meinen die Ausbeute für die Sprachwissenschaft überhaupt und für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache insbesondere. Allerdings setzt solche Verwerthung eine theoretisch-wissenschaftliche Behandlungsweise voraus, welche sich in Nichts von der Methode der gelehrten Sprachforschung überhaupt unterscheidet. Als ein Muster glauben wir wiederholt*) auf die Grammatik von Schmeller hinweisen zu sollen. Ihr Titel lautet:

„Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. Beigegeben ist eine Sammlung von Mundartproben, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Singstücken, figürlichen Redensarten u. dgl. in den verschiedenen Dialekten des Königreiches nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht dieser Dialekte. München 1821 bei Karl Thienemann."

Die Vorrede umfaßt XII, die Grammatik 432, der Anhang mit den Beispielen 36, endlich Inhaltsverzeichniß und Zusätze noch weitere 104 Seiten. Man sieht schon aus diesem räumlichen Umfange, daß die Grammatik eine sehr tiefgehende Arbeit ist, besonders wenn man bedenkt, daß sich Schmeller durch sehr präcise Schreibweise auszeichnet. Wir müssen es uns bei dieser allgemeinen Versicherung genügen lassen. Nur aus dem Anhang wollen wir, zugleich als Beweis, wie Schmeller den Klanglaut des gesprochenen Dialekts darzustellen sucht, ein paar Beispiele ausheben.

Wir wählen eine Erzählung im oberbayrischen („ostlechischen") Dialekt:

Schméckst ə˜ Pàr Oechsl·n. (S. 500.)

ə Màl hàt ə˜ Bauer ə˜ Pàr Oechsl·n ghabt, und dəmit g·ackə't au'm Fǫl'. Dà hàt si' ə˜ Wédər a˜brámt (au = aufgebräunt), s hàt à˜gfangt z' dârr·n (donnern) und z' blitz·n, dass d· maə˜nst, aus is 's (daß du meinst, aus ist es, d. h. alles sei verloren oder dergl.), und hàt èəm (ihm) 's wild Fuir (das wilde Feuer, der Blitzstrahl) d· Oechsl·n dəschlàgng. — Is (Er ist) ə's Jàr drau' widər á'm Fǫl·gwé'n, hàt ən andə's Pàr Oechsl·n ghabt zu'n Ackə'n und hàt si' widər ə˜ Wéder à˜brámt. A˜ há˜! (Aha!) schméckst ə˜ Pàr Oechsl·n? sagt ə', wiə ə' dés gsegng (gesehen) hàt, und hêr und ausgspannt und wàs gei'st wàs hast 'ən Stàll zuə (und er ist hergegangen, hat ausgespannt und ist mir nichts dir nichts [unaufhaltsam] dem Stall zu!).

Sprichwörter. (S. 509 ff.)

Klaəné Kinde' klaəné Kreuz·, grossé Kində' grossé Kreuz·. — In klaəné Häut stecken oft grossé Leut. — Wer niə ausgêt, kimt niə haəm (heim). — Wer trinkt oné Durst und isst oné Hungə, der stirbt no˜ (noch) àlsə jungə (als jung). — Wem s Glück will, dem kälbə·n d· Ochs·n. — Wenn s Unglück will, so fallt si '· Katz (sich eine Katze) vo· 'n Stuəl 'rà' z· tód (von einem Stuhl herab zu todt). — D· Liəb is wiə' s Tau, əs fallt àuf ə˜ Ros·n und auf e˜n Küepfiffe'lin'. — Wenn ə˜ Staə˜ (spr. stoa˜, Stein) vo˜ Himmel fàllt, so fàllt ər auf ə˜ Wittiw. — Erli' macht reich, àbə' langsam gêt·s her.

*) Vgl. diese Zeitschrift Bd. VIII, Nr. 44 vom 30. October 1875.

Schnaderhüpfln. (S. 531 ff.)

Heût bin i kreuzwoláf,
Hà˜ kaə˜ Gǫld, det is brav,
Hà˜ aəs ghabt, hà˜s və'tà˜ (verthan, verschwendet)
Jetz fang i 's Hausən (das Hausen, Sparen) à˜.

Z· Albm (Auf der Alpe) obm is 's eiskàld,
Gêt àlləweil də' Wind.
Müəss·nt frisché Leut sey˜,
Sü˜st (sonst) də starret·n (erstarrten) s· gschwind.

Z· Albm obm is ·s lusti,
Da krei˜t (zankt) aə˜n (Einen) nèəm·˜d (Niemand) aus,
Də' Hüətə' (Hüterbube) der dèrf nit,
Də' Bauə' is z· Haus (d. h. im Hof oder Dorf unten).

Du herze schön˜s Schàzə'l,
I sàg də' (dir) mei˜n Grund (meine wahre Meinung):
I gáb də' mei˜ Herzə'l,
Wenn i·s aussətaə˜ (herausthun) kunnt'. —

Du ligst mər (mir) i˜ 'n (in den) Augngən,
Du ligst mər i˜ 'n Sinn,
Du ligst mər i˜ 'n Herzə'l
Drei Klàftə' tiəf drinn. —

O herze˜ schön˜s Schàzə'l
Dei˜ Hánde'l (spr. Handerl) raəch (reich) her,
Und dei˜ aufrichti's Herzə'l
Sü˜st brauch i nicks mèr.

---

s˜ Dèənə'l· hat berschwarzé Aügəl·n,
Und wiə ə˜ Täube'l· (Täuberl) schaut s· her,
Und wenn i ám Fenster ə˜ Schnacklə' (Juchzer) tuə,
Zwaz'lt s· (Trippelt sie) im Hemə'l· (Hemderl) daher.

Anm. Erklärung der Buchstabenzeichen nach Schmeller (Gramm. S. 24 u. 28). á das scharfe italjenische a; â gegen o hinüberlautend; à reines a; ə tonloses e; ę kurzlautendes e; è ä; ê reines e; é und ì zwischen e und i schwebend; ô reines o; ó und ù zwischen o und u schwebend; · unausgesprochener Vocal; ' unausgesprochener Consonant; ˜ näselnd, statt (unausgesprochenem) m und n.

Der Titel des zweiten Schmeller'schen Werkes ist: „Bayrisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl in der älteren und ältesten Provinzialliteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande (d. h. Altbayern mit dem bayrischen Dialekte im engeren Sinn) vorkommen und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind. Mit urkundlichen Belegen nach den Stammsilben etymologisch-alphabetisch geordnet von J. Andreas Schmeller. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung I. Theil 1827, IV. Theil 1837." Bei dem Tode Schmellers 1852 fanden sich in seinem Nachlasse so reiche Zusätze von seiner Hand zu den 4 Bänden vor, daß der (leider beschränkte) Kreis seiner Verehrer eine neue vermehrte Ausgabe ersehnte. Allein erst durch Vermittlung der vom König Max II. ins Leben gerufenen und dotirten historischen Commission sollte dieser Wunsch seiner Erfüllung entgegen gehen. Der Altmeister Jakob Grimm war es, welcher in der Plenarversammlung der Commission im Jahre 1859 die denkwürdigen Worte sprach: „Schmellers bayrisches Wörterbuch ist das beste, das von irgend einem deutschen Dialekt besteht, ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn, wie durch reiche, nach allen Seiten hin strömende Sacherläuterung, ein Muster für alle solche Arbeiten, von dem unwandelbaren Trieb seines emsigen liebenden Geistes durchdrungen und belebt."

Man wandte sich zunächst an den Professor der germanischen Sprachen an der Münchener Hochschule, Hoffmann, um einen fünften Band als Supplement zu den früheren 4 Bänden aus jenem Nachlasse Schmellers zu bilden. Allein es stellten sich

Schwierigkeiten entgegen, so daß, als 1865 Wackernagel an Stelle Grimms getreten, und mittlerweile die erste Auflage vergriffen war, ein neuer Plan, nämlich eine vollständige zweite Auflage ins Auge gefaßt wurde. Als Herausgeber wurde der germanistische Gelehrte, Dr. G. Karl Frommann, zweiter Vorstand des germanischen Museums in Nürnberg gewonnen und mit diesem und der Literarischen Anstalt (Cotta), später R. Oldenbourg die Zahl der zu bildenden Bände auf zwei Großoctavbände festgestellt. Die erste Lieferung datirt von 1869.

Haben wir Schmeller als den Altmeister in der wissenschaftlichen Sprachforschung auf dem Gebiete der noch lebenden Volksdialekte Bayerns etwas näher charakterisiren zu müssen geglaubt, so hielten wir es für unsere weitere Aufgabe, auch eines modernen bayerischen Dialektdichters, insoweit es der Raum gestattet, hier etwas eingehender zu gedenken. Wir wählen als solchen den nach unserem Urtheile ersten und gediegensten, den schon wiederholt*) genannten Professor der Mineralogie und Chemie an der Münchener Hochschule, Franz von Kobell aus. Eigenthümlich ist ihm der gewiß seltene Vorzug, daß er als Dichter selbstschaffend in zwei grundverschiedene Dialekte Bayerns sich in ganz gleich intensiver Weise zu vertiefen vermochte, nämlich in den pfälzischen (rheinfränkischen) sowohl als in den oberbayerischen. Und zwar nicht nur formell-sprachlich sind seine Dichtungen in beiden Mundarten gleich vollendet, sondern auch materiell-inhaltlich ist der leichtlebige heitergeschwätzige Pfälzer einerseits und der schwerfällige wortarme Oberbayer andererseits mit der gleichen Lebendigkeit und Wahrheit geschildert. Was erstens die Pfälzischen Dichtungen betrifft, so haben die „Gedichte in pfälzischer Mundart" bereits die 5. Auflage (1862) erlebt. Weniger bekannt, aber darum doch nicht weniger, im Gegentheile nach unserem Geschmacke noch mehr der allgemeinsten Beachtung werth sind seine — prosaischen — „P'älzische G'schichte" (1863). Aus ersteren möchten wir wenigstens andeutungsweise „Die Gemsejagd", eine echt „pfälzische" Beschreibung der Abenteuer eines Sonntags-Gemsenjägers, dann die die pfälzische Lebhaftigkeit trefflich caricirende „Interessante G'schicht'": „Wie ich noch in Humborch (Homburg) war" hervorheben. Ein „allgemeine Interessen" behandelndes pfälzisches Gedicht möge hier für die ganze Sammlung sprechen. Es ist dies:

Der Domdechant vun Hochheim.

Der Domdechant vun Hochheim
Deß is e' lieber Herr,
Es gibt viel Dechant uff der Welt,
So git's kenn' Dechant mehr.

Als Freund vun gute' Christe'
Hot er bei Meenz sei' Haus,
Guckt in de' Main un' in de' Rhein
Fideel zum Fenschter 'naus.

Er ist e' goldn' Männche',
Spetaklt juscht nit viel**),
Hot aber Geischt und Schpiritus
Wie mer's nor habe will.

Un' wie er aach so gütig
Un' so voll Gnade' is,
Wann Eener böse Skrupl hot,
Er helft 'm ganz gewiß.

Er kann so freundlich sagn'
E' tröschtlich mildes Wort,
Un' quält Enim Sorg und Kummer aach,
Er bringt se sicher fort.

Froocht 'rum in deutsche Länder,
Wo mer sein' Name' kennt,
Ob Jeder nicht verehrungsvoll
Den brave' Dechant nennt.

Er macht aach große Reese'
B'sucht alle große Herrn,
Un' überall, ich weeß's gewiß,
Ja überall hot mer'n gern.

Ei lieber Herr vun Hochheim,
Kummt aach emol zu mir,
Un' bleibt e' Weil, ich geb' Euch gern
Mei' allerbescht Quartier.

Von den Novellen in Prosa haben wir „Der Kosake" als die vollendetst scheinende, „Freund Grogmann" als die liebenswürdigste, „s' Photographie-Lische'" als die lustigste hervorzuheben.

Nicht versagen können wir uns, aus einer der „G'schichte" die Ausführung eines Gedankens beispielsweise ganz hierher zu setzen. Es heißt nämlich hier:

„'S geht nix über's Landlebe, des is gewiß; mer (man) is frischer un' denkt frischer un' 's is als wann die Luft, die vun Wald un' Wiese weht, Alles am Mensche' wiedder neu und g'sund, un' blank un' klar mache thät. Wie gern hört nit e' sinniger Mensch deß stille Geplätscher vun Quell' un' Bach oder wie die Vöchl singe' un' sich rufe', wann er aach nit versteht, was se enanner sage' wolle'. Weil mer in der unverdorbene' Gottesnatur is, geht aach alles leichter un' natürlicher, un' wer was uff'm Herze' hot, e' Liebsg'ständniß, e' Sorg, alles bringt er leichter fertig, un' überall athm't er Trosch un' Hoffnung. Ja recht hot er g'hot der alte Horatius, wann er die Lusch am Landlebe' gepriese' un' verherrlicht hot!"

Unter den Dichtungen in altbayrischer Mundart stehen oben an: „Gedichte in oberbayrischer Mundart, 6. Aufl., 1862." So leid es uns thut, können wir bei dem großen Reichthum an poetischen Schönheiten, welche wir ohne den Raum zu sehr zu überschreiten, auch nicht einmal andeuten können, nur ein Gedicht zur Charakterisirung auswählen.

Der Verdruß.

„Was gront (zürnt) denn haunt der Vater
Grad brumma ko'st 'n hörn,
Just hat er g'haut sein' Daxl,
Den hat er sunst so gern,
Nix taugt ihm hint' und vorn,
Gar nix in ganz'n Haus, —
Daß 's Raappi (der Rappe) wieder krumm geht,
Dees macht ihm do' nix aus,
Jetz' hat er 'n ja nit nöthi',
Denn 's Groamet is herinn,
Na wußt' i' nit, was fehlet,
Was hat er geh' (doch) in Sinn? —
Er kimmt! seyd's staad (still) Es Kinda!
Da rucka d' Kinda 'zamm (zusammen),
San mäusstaad und gaffa,
Was werd er abba hab'n? —
Der Alti putzt sein' Stutzn
Und stößt n' in an' Eck,
Und hockt si' hinter'n Ofa,
Und jagt 'n Daxl weg.
Es ist scho' woltern (gar) spat gewest.
Und endli — schlaft er ei',
— Da schleicht das kleanste Bübi
Staad auf die Zechen rei',
Und bischpert (wispert) zu die andern,
„I woas scho', was 's bedeut't,
Es is nit wegn'n Raappi,
— An Gampsbock hat er g'fei't (gefehlt)!"

Für das nächste Hauptwerk halten wir „Schnadahüpfln und G'schichten" (mit Illustrationen, ohne Jahrzahl). Von den 308 Schnadahüpfln heben wir, so schwer die Auswahl auch ist, folgende hervor:

*) Vergl. a. a. O. S. 277 f.

**) Darin verschieden vom „Traubehansworscht", wie Kobell den Champagner pfälzisch getauft hat.

Hast koa' Freud auf der Welt,
Nacha pack' no' glei' zamm',
Und geh Die nit im Weg um,
Die a' Freud damit hamm.

Und es is nix so trauri'
Und nix so weit g'fei't,
Als wie waun si' a' Pudl
In a' Katzl verkei't (verliebt)

Und sie hat weni' g'redt
Und hat do' gar viel g'sagt
Und des mehra hon i
In die Augen d'erfragt.

Und 's Lebn ist a' Schießet*)
Und fleißi' werd zielt,
Aber der nit 'n Wind kennt,
Is allzeit verspielt.

Und die boarischn Buabm
Die schlagn guati Stroach,
Und er durft' scho' hübsch hart sey'
Sie klopfet 'n woach.
Oder: Die raaffa (raufen), wenn's sey' muß,
Mit 'n Teuffi schon aa.

Und morgen und heunt
San nit allwei' guat Freund,
Willst a' Bußl hergebn,
Laß mi 's heut no' d'erlebn.

Und kunnt i' mei' Lieb'
In dei Herz eini schreibn,
So schreibet i' g'wiß
Mit der doppite Kreibn (Kreide).

Und a' Wiesn in Lanks (Langaus, Lenz)
Die thuat wohl in die Augn,
Aber mir thuat no' wohler
Dei G'sichtl a'schaugn.

Du flachshaaret's Dirndl
Di' hon i' so gern,
Und i' kunnt wegn den Flachs
Glei' a' Spinnradl wer'n.

Vou' Reden alloa
Fallt koa' Tannabaam um,
Willst amal scho' 'was thoa',
Nacha raatsch nit lang 'rum.

Von den „G'schichteln" wollen wir den „Türken-Hansl, a' G'schichtl aus 'n Krieg vo' 1870" nennen, wo erzählt wird, daß ein bayrischer Soldat sein Versprechen gehalten und einen „richtigen" Turco mit nach Haus gebracht hat. Die schönste oberbayrische Novelle scheint uns der „Brandner-Kasper" zu sein, und wir können uns eine Skizze nicht versagen.

Der Kasper ist ein 80jähriger wetterharter Jäger. Da kommt der „Boanlkramer" (Tod) und gibt ihm sich und den Zweck seines Besuchs zu erkennen. „So? der Boanlkramer bist, na Bruader, ich mag nit mitgeh', g'fallt ma' no' ganz guat auf der Welt." Der Kasper beruft sich auf seinen Vater, welcher 90 Jahr alt worden sei und vorher wolle auch er nicht fort. Uebrigens schlägt er dem Tod vor, statt der Herumrederei lieber ein Glas Kirschengeist mit ihm zu trinken. — „A Boanlkramer is ebbas selles no nie passirt und setzt sie' an Tisch hi' und probirt den Kersch'ngeist." Der Tod wurde nun allmählich so angeheitert, daß er sich auf ein Kartenspiel um's Leben bis 90 Jahre einläßt, und — vom Kasper betrogen wird. Der Sieger ist großmüthig und schenkt dem Tod noch ein letztes Gläschen ein, mit der Aufforderung: „Laß' ma' (wir) den neunz'ger leben!" Aus dem Nachfolgenden geht nun hervor, daß der Tod die Vollmacht, welche er vom Petrus hatte, überschritten hatte. Als daher dieser nach einigen Jahren bei der Buchrevision dahinter kommt, droht er dem Tode mit Strafe, wenn die Sach nicht alsbald in Ordnung und der Kasper heraufkäme, indem derselbe so schon mehrere Jahre ohne Recht gelebt hätte, weil er „auf achtzig ei'g'schrieben war". Nun war aber in diesen Jahren auch Kasper ein anderer geworden. „'San schlechti Zeit'n kemma, der Tyroler Krieg ist ausbrocha und hat alli Leut d'erschreckt. Es ist a böser Krieg g'west und grausi is 's herganga bei Schwatz und auf'n Berg Isl und viel boarischi Soldat'n san 'blieben selm (daselbst) und 'n Kasper seini Süh' (Söhne), die er so gern g'habt hat, hat's aa d'erwischt. Was hat's g'nutzt, daß s' g'lobt worn san in' Rapport, daß' s' überall so schneidi' (schneidig) g'arbet (gearbeitet, gekämpft) hamm, der Kasper hat's halt nimmer g'seg'n und is ihm nachet 'ganga (nahe gegangen). Anderni traurigi Sachan und Z'widerheit'n (Zuwiderheiten, Widerwärtigkeiten) san aa a'g'ruckt (angerückt, herangekommen), fremdi Leut' san daher kemma, hamm überall 's Holz z'ammakaaft und z'ammag'schlag'n; natürli hamm si' die alt'n Wildwechs'l, die er so guat kennt hat, verändert und is mi'n (mit dem) Wildprat aa' weniger wor'n." — Und so läßt sich nun der Kasper herbei, der Einladung des Todes zu folgen und eine Spazierfahrt in den Himmel mitzumachen, um sich das Paradies wenigstens einmal anzusehen.

„So steigen's ei', der Boanlkramer schnalzt mit der Peitsch'n und jetz' san s' dahi' g'saust, daß der Kasper kaam 'n Huat d'erhebt, und is ihm Hör'n und Sehgn verganga. Als wann s' der Sturm davo' traget, san s' dahi' und aufamal is 's finster wor'n und san Blitz' umanand' fahr'n unter ihna und ober ihna, und hat dunnert und 'kracht, daß der Kasper g'schrie'n hat: „Was is dees! Kehr um, kehr um!" Da hat ihm der Boanlkramer in's Ohr nei' g'rufa: „„Da hoaßt ma 's 'bei die schwarz'n Wolkan', da san die Dunnerwetter z' Haus, mir sau aber glei' durch, derfst di nit ferecht'n."" Und richti' is 's g'schwind wieder liacht wor'n und sie halt'n vor an groß'n groß'n G'schloß im schönsten Sunnaschein'. An dem G'schloß is a golde's Thor g'west und bei'n Seitenthür'l hat der Boanlkramer a'g'läut und is glei' der Petrus rauskumma. „„No Kasper,"" sagt er, „„bist amal da, jetz' geh' no' glei' eina, i' wer' Dir's Paradies zoagn und werst a' Freud' d'ran hab'n.""

„Auf amal springa zwoa Bursch' daher und jux'n und rufa: „„Ja grüß' Gott, Vater, grüß' Gott!"" und er d'erkennt sein' Girgl und sein' Toni. „Jeßes, meini Buab'n," schreit er und fallt ihna um'n Hals." Und da kam dann auch noch sein Weib und seine Eltern, und — er mochte nicht mehr fort.

Eine sehr werthvolle Beigabe zu diesem Bande bildet eine einläßliche Abhandlung: Zur Charakteristik oberbayrischer und verwandter Dialekt-Poesie. v. Kobell hat ferner mit Unterstützung des Königs Max II. auch ein „Oberbayrisches Liederbuch" mit Melodien herausgegeben, welches sich besonders in den Bergen eingebürgert hat. Wir hätten nun auch noch einer Reihe gereimter Novellen, darunter ein ganzes Bändchen vom Jahre 1852, dann der dramatischen Arbeiten (eine Pfälzer Posse, und ein Bändchen oberbayrische „Gschpiel" aus dem Jahre 1868) näher zu gedenken, wir müssen aus Rücksicht auf die schon lange beanspruchte Geduld des Lesers davon jedoch Abstand nehmen.

*) Ein Schießen, Scheibenschießen.

Emile Zola über den französischen Roman.

I.

In den Kreisen der französischen Romanschriftsteller herrscht in diesem Augenblicke eine große Aufregung. Einer der eigenthümlichsten und begabtesten, das Haupt der neusten „Schule", der sogenannten „Naturalisten", wie sie sich nennen, die radicalen Realisten, wie wir etwa sagen würden, Herr Emile Zola, hat nämlich vor einigen Wochen in einer russischen Revue eine Studie über den zeitgenössischen Roman in Frankreich veröffentlicht; und in diesem sehr umfangreichen Aufsatze — derselbe füllt etwa zwei Revuebogen — spricht Zola mit einer solchen vollkommnen Liebloſigkeit und einer solchen Strenge über alle seine Collegen, daß diese, welche an den Ton der absprechenden Kritik

nicht gewöhnt und durch die Discretion und das Wohlwollen der ständigen Zeitungs- und Revuekritiken in Frankreich verzogen worden sind, von dem schonungslosen Vorgehen ganz bestürzt, Emile Zola, der sich durch seine Streitschrift von ihnen allen lossagt, nun ihrerseits wie einen Paria behandeln.

In Frankreich ist dieser Aufsatz dadurch allgemein bekannt geworden, daß der „Figaro" in seiner literarischen Sonntagsbeilage, die beiläufig bemerkt von A. Périvier mit großem Geschick redigirt wird, denselben in der Originalsprache nach dem Zola'schen Manuscript veröffentlicht hat.

Die Studie macht bei der Lecture keinen sehr angenehmen Eindruck. Es berührt peinlich, zu sehen, wie grausam der zornige Romanschriftsteller Seinesgleichen abthut. Bei Schriftstellern, die selbstständig produciren, ist diese äußerste Härte im Urtheil, dieser mangelnde Respect vor der Production etwas Seltenes. Die ganze Abhandlung läuft schließlich darauf hinaus: festzustellen, daß von der gesammten zeitgenössischen Romanproduction in Frankreich schließlich nur die epischen Werke des Einen, nämlich des Kritikers Emile Zola berechtigten Anspruch darauf haben, als vollgültige Romane auf die Nachwelt zu kommen. Zwischen den Zeilen dieser fast durchweg negirenden Kritik ist fast immer die positive Behauptung zu lesen: Zola allein hat Balzacs Universalerbschaft angetreten, Zola allein hat das Wesen des Romans ergründet, Zola allein entspricht in seinen Romanen den Bedürfnissen unsrer Literatur; Zola allein — und Du sollst keinen andern Dichter haben neben ihm. Gegen einzelne Autoren ist Zola geradezu ungerecht.

Endlich ist der Gesichtspunkt, von dem aus Zola den Werth der Hervorbringungen auf dem Gebiete des französischen Romans beurtheilt, für einen Dichter ein recht niedriger. Es ist lediglich der geschäftliche Gesichtspunkt des Verlegers, nicht der ästhetische des Kritikers. Jede Beurtheilung schließt mit einer Angabe über den Verkauf der Werke des receensirten Autors, und für Zola scheinen diese Zahlen immer beweiskräftig zu sein, wenigstens immer dann, wenn sie ungünstige sind. Liegt ein großer buchhändlerischer Erfolg vor, so wird sein Urtheil auch gewöhnlich etwas milder und versöhnlicher, zum mindesten vorsichtiger; läßt aber das Publicum den Autor im Stich, so erblickt Zola in diesem Umstande sicherlich den Beweis für die ungenügende literarische Bedeutung des Werkes.

Da Zola sich nun einmal auf diesen allzu „naturalistischen" Standpunkt gestellt hat, so hat er in seiner Würdigung der zeitgenössischen Autoren auch nicht vollständig sein können. Denjenigen französischen Romancier, der diese ganze Theorie von der Congruenz des Buchhändlererfolgs mit dem ästhetischen Werthe umgestoßen haben würde, Adolf Belot hat er einfach todtgeschwiegen. Der unglaubliche Absatz, den die Romane dieses letzteren gefunden haben, muß doch wohl Herrn Zola in seinem Vertrauen auf die Beweiskraft der Zahlen für die dichterische Bedeutung eines Werkes einigermaßen erschüttert haben, und deshalb hat er vorgezogen, von Herrn Belots Hauptwerken „Mademoiselle Giraud ma femme" und „La fille du feu" lieber gar nicht zu sprechen. Diese Werke, die Producte der äußersten sittlichen Verwahrlosung, raffinirte Scheußlichkeiten, die aus der richtigen Speculation auf die gemeinsten Gelüste des Publicums hervorgegangen sind, haben in Frankreich einen Absatz gefunden, der ganz unglaublich ist. Nach Hunderttausenden sind die Exemplare zu zählen, die von diesen unsauberen Büchern verkauft worden sind, und hinter diesen Erfolgen beim Publicum bleiben die Werke der angesehensten Autoren, bleiben auch die Werke von Emile Zola erheblich zurück.

Ueberhaupt läßt diese Abhandlung an Vollständigkeit zu wünschen übrig. In einer Studie über den französischen Roman, in welchem einige ganz bescheidene Talente charakterisirt werden, durfte Gaboriau, der ein ganz neues Genre geschaffen und dem criminalistischen Roman neue Bahnen gewiesen, der außerdem, was ja für Zola maßgebend ist, einen vollkommen durchschlagenden Erfolg gehabt hat, nicht fehlen.

Aber abgesehen von diesen Fehlern, abgesehen von der Unerfreulichkeit der Gesinnung, die immer lieblos und bisweilen ungerecht ist, abgesehen von der Einseitigkeit und Niedrigkeit des Standpunktes und von der Unvollständigkeit des Aufsatzes enthält derselbe doch so treffende und richtige Aeußerungen über das Wesen einzelner und gibt ein so eigenthümliches Bild über die Gesammtheit der französischen Romandichter, daß es wohl der Mühe verlohnt, der Zola'schen Kritik, der wir keineswegs durchweg beipflichten und die wir nur unter den von uns geltend gemachten Vorbehalten acceptiren, auch den Kreisen der literarischen Leser in Deutschland zugänglich zu machen. Die folgende Analyse soll dies ermöglichen.

An die Spitze des Romans in Frankreich stellt Zola, da er sich selbst füglich nicht nennen darf, Gustav Flaubert, Edmond de Goncourt und Alphonse Daudet. Der zweite der von ihm genannten Namen wird an dieser Stelle in Deutschland allgemein überraschen und wahrscheinlich wird man auch in Frankreich erstaunt darüber sein, welche Stellung Zola dem überlebenden der Brüder Goncourt anweist. Die Gebrüder Goncourt haben bisher allgemein als tüchtige und geistvolle Schriftsteller gegolten; der letzte Roman von Edmond, die Geschichte eines verlornen Mädchens in den crassesten Farben, hat viel von sich reden gemacht; aber bis jetzt ist es noch Niemand in den Sinn gekommen, einen der Goncourts mit Alphonse Daudet oder gar mit Gustav Flaubert in einem Athem zu nennen. Ueber diese Drei, die er als die directen Fortsetzer von Balzac bezeichnet — auch dagegen würde sich Manches einwenden lassen — läßt sich Zola nicht weiter aus, da er dieselben schon in früheren Essays eingehend behandelt hat.

Als Diejenigen, welche sodann die größte Beachtung verdienen, bezeichnet Zola Hector Malot, den Verfasser der „Victimes d'amour", und Ferdinand Fabre, den Verfasser des „Abbé Tigrane". Von Hector Malot sagt er einfach, daß derselbe zu den größten Hoffnungen berechtigt habe, aber denselben nicht gerecht geworden sei. Seine letzten Romane seien kunstlose Machwerke ohne tiefe Beobachtung, ohne Stil, ohne Composition, mit einem Worte, Malot sei nach diesen aus der Liste der großen Schriftsteller zu streichen. Etwas wohlwollender, aber meines Erachtens lange nicht anerkennend genug, spricht sich Zola über Ferdinand Fabre aus: „Ferdinand Fabre," sagt er, „ist unter Priestern aufgewachsen und er braucht heute nur seine Erinnerungen wachzurufen, um diese noch wenig durchforschte Welt darzustellen, in der gewisse Leidenschaften und gewisse Regungen des Gemüths zu einer außergewöhnlichen Entwicklung gelangen. Die Selbstsucht, der Stolz, die Herrschsucht sind die mächtigen Hebel der clerikalen Leidenschaften. Ich muß aber eingestehen, daß Fabre trotz seiner unbestreitbaren Eigenschaften bis jetzt nur wenige Erfolge gehabt hat. Sein Meisterwerk, der „Abbé Tigrane", hat es mit Mühe und Noth zu einer zweiten Auflage gebracht und hat dazu mehrere Jahre gebraucht."

Also hier ist für den Kritiker der nicht genügende Erfolg ein entscheidendes Moment. Er tadelt ferner den Stil, dem „etwas Provinziales" anhafte, und er schließt seine Beurtheilung dieses ausgezeichneten Mannes mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß Fabre jemals etwas Besseres schreiben wird als den „Abbé Tigrane"." In der ganzen Beurtheilung ist das Lob mühsam und gezwungen, der Tadel beredt und gehässig. Es ist leider sehr richtig, daß Fabre noch nicht einen jener geräuschvollen Erfolge gehabt hat, wie sie den bedeutenden Romanen von Daudet, den merkwürdigen von Zola und den abscheulichen von Belot beschieden worden sind; aber gerade die Geschichte Fabres beweist, wie wenig der buchhändlerische Absatz für den dichterischen Werth zu bedeuten hat. Ferdinand Fabres „Abbé Tigrane", den ich seiner Zeit eingehend in der „Gegenwart" besprochen habe, halte ich noch immer für einen der erheblichsten, originellsten, tiefsten und bestgeschriebenen Romane, die in den letzten Jahrzehnten in Frankreich erschienen sind. Was Zola an dem Stile Fabres auszusetzen hat, ist mir vollkommen unerfindlich. Es gibt meines Erachtens nur wenige Schriftsteller in Frankreich, die so einfach, so kräftig und so correct schreiben wie Ferdinand Fabre, und außer Gustav Flaubert kaum einen, der

bei seinem schriftstellerischen Schaffen von so ernsthaften, reinen und künstlerisch echten Motiven geleitet wird, der sich so ausschließlich um das Kunstwerk und so wenig um das Publicum kümmert wie Ferdinand Fabre. Die verhältnißmäßig geringe Beachtung, welche das französische Publicum augenblicklich Ferdinand Fabre schenkt, hat wenig auf sich. Die Literaturgeschichte wird diese Namen doch bewahren und wenn von den gegenwärtigen Romanschriftstellern in Frankreich kaum ein knappes halbes Dutzend auf die Nachwelt kommen sollte, so würde, wie ich glaube, Ferdinand Fabre unter diesen sein.

Die Genannten bezeichnet Zola als die Anhänger der „naturalistischen Schule", als deren Chef er sich selbst betrachtet. Ich glaube nicht, daß Flaubert, Daudet und Fabre mit dieser Ein- und Unterordnung ganz einverstanden sein werden. Der Begriff „naturalistische Schule" ist gerade durch Zola selbst und namentlich durch seinen höchst talentvollen, aber bisweilen höchst widerwärtigen Roman „L'assomoir" etwas in üblen Geruch gekommen. Ulbach beantwortet die Frage: Was ist denn eigentlich die „naturalistische Schule"? so: „Es ist anscheinend die Kunst, die natürlichen Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen; aber die Liebe, die Ergebenheit, das Gewissen, die Pflicht, sind doch auch Dinge, welche eben so wesentlich zur Natur gehören wie die thierischen Functionen. Da aber die idealen Regungen zu ihrer Definition keiner niedrigen und gemeinen Ausdrücke bedürfen, so nimmt Herr Zola von deren Schilderung Abstand. Herr Zola versichert, daß er Balzac fortsetze — ach ja, wie die rue de Pantin die rue de Lafayette fortsetzt." (Diese ist eine der belebtesten und schönsten Straßen von Paris, jene eine der schmutzigsten und berüchtigtsten.)

Neben dieser „naturalistischen Schule" erblickt Zola noch eine zweite, die „realistische". Die Unterscheidungen zwischen diesen beiden sind zu subtil, als daß ich hier darauf einzugehen brauchte. Als den Chef dieser Realisten nennt er Champfleury. „Er lebt noch immer, aber er ist ein Heerführer ohne Soldaten, und wenn ich sage, daß er noch lebt, so muß ich hinzufügen, daß er literarisch längst verstorben ist. Champfleury führte die literarische Protestpartei gegen die Herrschaft der Romantiker. Trotz seiner wirklichen Begabung war er leider nicht solide genug gebaut, um den Feldzug bis zu Ende zu leiten. Außerdem hatte er sich auf ein zu kleines Gebiet beschränkt. Die Reaction gegen die romantischen Helden trieb ihn in die Kreise der kleinen Bourgeoisie, in die Schilderung des alltäglichen Lebens. Seiner Zeit war das recht gut, aber die Bewegung wurde dadurch zu sehr beengt und drohte unter dem beschränkten Horizonte zu ersticken. Anfangs erregte er einiges Aufsehen, aber das Publicum ging bald zu Gustav Flaubert und zu Edmond und Jules Goncourt über. Die Leser ließen ihn im Stich und Champfleury selbst verlor den Muth. Er wohnt jetzt seiner eigenen literarischen Bestattung bei; er ist des elendesten Todes gestorben: er ist gealtert und vergessen. Ich weiß, daß die Romane, die früher die größte Verbreitung hatten, sich jetzt nur noch in 400 Exemplaren verkaufen."

Diese geschäftliche Angabe ist übrigens vollständig incorrect. Champfleury hat im „Figaro" darauf geantwortet und nachgewiesen, daß sein Roman „Le bourgeois de Molinchard" vom 9. Mai 1877 bis 4. October 1878 in 12,000 Exemplaren und die neue Ausgabe des „Chien-Caillou" vom 25. Juni 1878 bis zum 9. September 1878 in 6000 Exemplaren verkauft worden ist, daß also diese Werke auch in der allerletzten Zeit einen ganz ungewöhnlichen Absatz gefunden haben.

Mit besonderem Wohlwollen und ungewöhnlicher Wärme behandelt Zola Herrn Duranty, den Verfasser von „Le malheur d'Henriette Gérard", der im Auslande fast gar nicht bekannt ist. Zola fordert das Ausland auf, die Werke dieses Autors zu lesen, die ein ganz originelles und individuelles Gepräge darböten und vom besten französischen Geiste durchdrungen seien.

Darauf geht Zola zu den Nachfolgern von George Sand und Lamartine über, die er die „Sanften, die Eleganten, die Idealisten und Moralisten" nennt. Der Veteran dieser letzteren ist Jules Sandeau, der seit langer Zeit nichts mehr geschrieben hat. „Er hat sich ganz aus dem literarischen Leben zurückgezogen. Man trifft ihn bisweilen in der Umgebung des Instituts mit der Cigarre im Munde auf- und abschlendernd, wie ein braver Spießbürger, der allem irdischen Ruhm entsagt hat. Jules Sandeau hat niemals sehr geräuschvolle Erfolge gehabt. Er ist ein zarter Schriftsteller, der in der gebildeten Gesellschaft durch die Halbheit seiner Eigenschaften Wohlgefallen erregt und besonders den Frauen und den jungen Mädchen zugesagt hat. Er hat sich dies Publicum auch erhalten; denn sein Verleger sagte mir, daß seit Jahren der Absatz seiner Bücher immer derselbe geblieben sei, daß niemals ein Exemplar mehr, niemals ein Exemplar weniger verkauft werde. Eine solche Stetigkeit des Erfolges muß in unsrer Zeit, die den Autor eben so schnell aufs Schild hebt wie ihn wieder fallen läßt, verzeichnet werden."

„Wie Jules Sandeau, so gehört auch Octave Feuillet zur Akademie. Derselbe hat wahrhafte Triumphe gefeiert. Vor 12 oder 15 Jahren, in den schönen Tagen des Kaiserreichs, fanden seine Romane einen außerordentlichen Absatz. „Monsieur de Camors", „Sibylle", „Julia de Trécoeur", haben eine Zeit lang alle schönen Damen in Aufregung versetzt; jeder der genannten Romane ist in einer Auflage von annähernd 30,000 Exemplaren verkauft worden. Damals war Herr Feuillet der Lieblings-Romandichter der aristokratischen Gesellschaft; er wurde in den Tuilerien gefeiert, die Kaiserin hielt große Stücke auf ihn und ließ sich von ihm literarisch berathen. Ich gestehe offen, daß ich das Talent des Herrn Feuillet nicht über die Maßen liebe. Es ist doch nur ein verdünnter Aufguß von Musset und George Sand; originell an ihm ist nur, daß er sich zum Advokaten der Pflicht und der Moral gemacht hat, während seine Vorgänger als Advokaten der Leidenschaft gewirkt haben. Er hat seitdem einige recht lebhafte Schilderungen zu schreiben versucht und Bücher veröffentlicht, die eine ehrsame Mutter ihrer Tochter wohl nicht in die Hand geben wird. Ich habe über die Sittlichkeit jener Romanschriftsteller, die für die Familie schreiben, meine ganz bestimmte Ansicht. Ich halte jene Sittlichkeit nämlich für außerordentlich unsittlich und glaube, daß nichts ungesunder für Kopf und Herz ist als gewisse heuchlerische Abschwächungen, als der Jesuitismus der durch die Schicklichkeit und Ziemlichkeit gefesselten Leidenschaften. Auch Feuillets Ansehen läßt erheblich nach. Die neue Schule hat ihn verdrängt; „Fromont" und „Le Nabab" von Daudet haben je 40 Auflagen erlebt, und das beweist, daß das Publicum, das sich jetzt an die getreue Schilderung und an eine sorgfältige Analyse des wirklichen Lebens gewöhnt hat, an den liebenswürdigen Lügen und romanhaften Intriguen der idealistischen Schule keinen rechten Geschmack mehr findet. Dessen ungeachtet ist Feuillet doch noch immer eine Stütze der „Revue des deux Mondes", die außer diesem eigentlich keinen Schriftsteller mehr hat, welcher den französischen Roman repräsentirt. Diese „Revue" nimmt jetzt in Frankreich eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Es ist ihr nicht gelungen, die naturalistischen Romandichter an sich zu fesseln, vielleicht hat sie es auch nicht gewollt. Da diese nun auf der ganzen Linie den Sieg erfochten haben, so wird die „Revue" bald vollkommen außerhalb der literarischen Bewegung stehen mit Romanschriftstellern zweiten und dritten Ranges. Die „Revue" wird, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, augenblicklich nur noch von dem fahlen Sonnenuntergange Octave Feuillets beleuchtet."

Zola wendet sich nun gegen die Akademie, „die von den Romandichtern nur zwei, Jules Sandeau und Octave Feuillet, dagegen vier Dramatiker, Emile Augier, Alexander Dumas, Victorien Sardou und Ernest Légouvé zu ihren Mitgliedern zählt". (Zola vergißt Victor Hugo, der sowohl als Roman- wie als Dramendichter doch mit genannt werden müßte, und übersieht auch, daß Alexander Dumas als Verfasser der „Dame aux camélias," „Dame aux perles," „Affaire Clemenceau," „Le roman d'une femme" ꝛc. unter den Romanschriftstellern ebenfalls mit aufzuzählen wäre.) „Ich finde dies Verhältniß höchst ungerecht. Das Theater ist in unserer Zeit von ganz untergeordneter Bedeutung. Ich will damit sagen, daß die aufgeführten Stücke im Durchschnitt überaus mittelmäßig sind; der

Roman dagegen steht obenan und der ganze Zeitgeist scheint sich in diesem zu concentriren. Für das 19. Jahrhundert wird der Roman das literarische Charakteristikon sein, wie es die Tragödie und die hohe Komödie für das 17. Jahrhundert gewesen sind. Flaubert und Edmond Goncourt müßten schon längst zur Akademie gehören; selbst wenn man lediglich das literarische Verdienst auch ohne Ansehen der Gattung in Betracht zieht, so muß man zugeben, daß diese doch sicher zehnmal so viel werth sind, wie Légouvé und Sardou. Es ist geradezu eine Schmach, jene Schriftsteller vor der Thür zu lassen und die Mittelmäßigkeiten aufzunehmen." Herr Zola schreibt nur Romane.

„Wenn die Akademie sich dazu entschließen sollte, einen Romandichter zu wählen, so würde sie, wie ich fürchte, auf Herrn Cherbuliez fallen, einen Schüler der George Sand. Cherbuliez ist eine Säule der „Revue des deux Mondes" und man weiß, daß jene Zeitschrift die Specialität besitzt, Akademiker zu fabriciren. Herr Buloz zahlte seine Mitarbeiter sehr schlecht, aber er eröffnete ihnen die verlockende Aussicht auf einen Sessel in der Akademie, auf dem sie in ihren alten Tagen ausruhen könnten. Auch Herr Cherbuliez ist ein Liebling der Damen. Er thut sich besonders in der Schilderung außerordentlicher Naturen hervor. Alle seine Heldinnen sind Engel, die aus der Hölle oder dem Fegefeuer aufsteigen, verhängnißvolle Weiber, räthselhafte Mädchen, deren Tugend auf alle Fälle zum Schlusse siegreich zum Durchbruch kommt. Da ist mir doch Octave Feuillet noch lieber, der wenigstens in Frankreich bleibt, während Cherbuliez seine Handlung nach Polen, Ungarn oder Tirol verlegt, wo er ganz nach Herzensneigung lügen darf, so viel er will. Seine Geschichten sind überaus langweilig."

Mit großer Geringschätzung behandelt Zola Louis Ulbach, dem er mit Unrecht fast alle bedeutenden Eigenschaften abspricht. Ulbach ist ein liebenswürdiger und vortrefflicher Erzähler, keine erschütternde Erscheinung, das ist richtig; aber immerhin ein freundliches und angenehmes Talent, das eine freundliche Würdigung verdiente.

Noch schlimmer geht es Louis Emault, von dem Zola sehr boshaft, aber freilich mit einigem Rechte sagt: „Dieser hat die Pomade des Ideals und den Syrup des Romanhaften erfunden."

Zolas Mißachtung steigert sich je mehr er sich mit den Idealisten und den bescheidneren Talenten beschäftigt. Nur zu Gunsten André Theuriets macht er eine Ausnahme; aber auch diese unwillig und mit sehr verdächtigem Wohlwollen. Theuriet gehört meiner Meinung nach zu den anmuthigsten und feinsten Schriftstellern, welche in den letzten Jahren in Frankreich aufgetaucht sind. Daß Zola kein Verständniß für ihn hat, ist sehr begreiflich. Zola verlangt beständig Muskelmänner, Herkulesse, die die schwersten Gewichte heben und die mit der Faust dreinschlagen, Theuriet ist eine bescheidene, ruhige Natur, ein gebildeter Mann, in seinen Schriften von vornehmsten gesellschaftlichen Formen. Er schreit nicht, wie Zola, er spricht leise, aber vernehmlich; er wühlt nicht in den Lastern und Gebrechen herum, aber er empfindet menschlich und tief. Und da man doch nicht immer in der Laune und Stimmung ist, sich von den Gewaltthätigkeiten der Naturalisten durchrütteln zu lassen, da unter Umständen auch der Hauch, der aus der reinen und freundlichen Natur aufsteigt, erquickt, so ist nicht recht zu verstehen, weshalb einem so feinsinnigen Idealisten wie Theuriet die eigentliche Existenzberechtigung abzusprechen wäre. Es ist ein Glück, daß wir neben Böcklin Ludwig Knaus zu den Unsrigen zählen.

Zola verweist wieder mit großer Genugthuung auf die Thatsache, daß die Romane von Theuriet in Frankreich nur eine mäßige Verbreitung gefunden haben. Seine Kritik ist, wie man sieht, eine vollständige Statistik des Romanverkaufs, die eigentlich nicht in der Revue, sondern im Buchhändler-Börsenblatt hätte abgedruckt werden müssen.

Die Bilanz, die Zola von den Werken der idealistischen Schule zieht, ist natürlich eine sehr betrübende. Er sagt: „Eine einzige, liebenswürdige, junge Kraft, André Theuriet, und sonst klapprige, marode Generäle, wie Octave Feuillet und Cherbuliez. Victor Hugo habe ich nicht genannt, weil dieser immer eine besondere Stellung einnimmt; außerdem hat Hugo keine Romane, sondern nur Dichtungen in Prosa geschrieben, und sein Einfluß auf die literarische Bewegung der Gegenwart ist gleich Null. Der idealistische Roman kracht und bröckelt allüberall zusammen; es wird gar nicht mehr lange dauern, so wird er seines natürlichen Todes sterben aus Mangel an Romanschriftstellern. In dem heranwachsenden Geschlecht erblicke ich auch nicht einen einzigen Schriftsteller von Talent, der werth wäre, George Sand auch nur die Schuhriemen zu lösen; dagegen sehe ich überall junge Schriftsteller, die gewillt sind, den von Balzac eröffneten Pfad zu beschreiten. Da ist die Zukunft, da ist das Leben. In weniger denn zehn Jahren wird sich die Situation vollkommen geklärt haben, und man wird dann einfach den definitiven Sieg der naturalistischen Schule verzeichnen."

In dem folgenden Aufsatze wollen wir uns mit den Urtheilen Zolas über About, Erckmann-Chatrian, Jules Verne, Gustav Droz, über die Feuilletonromanschreiber, ferner über Jules Claretin, gegen den Zola besonders hart und besonders ungerecht ist, und einige andere beschäftigen.

Paul Lindau.

Aus den Llanos.

Von

Georg Gerland.

Die Schilderungen aus den Llanos von Karl Sachs, die unlängst in Leipzig bei Veit und Co. erschienen sind, gehören ohne Zweifel zu dem Werthvollsten, was die neuere Reiseliteratur aufzuweisen hat. Sachs ist todt; mitten aus der Fülle des Lebens und Strebens ward er durch ein jähes Verhängniß seinen Arbeiten und der Wissenschaft, dem Vaterland, den Seinen entrissen; sein lebensfrisches Buch ist ein Denkmal, welches er sich in unmittelbarer Grabesnähe errichtet hat. Aber ein Denkmal, wie er sich kein besseres wünschen konnte: reich und fesselnd für jeden Betrachter, ein Muster scharfer und reiner Beobachtungsgabe, zugleich ein treuer Spiegel des jugendfrischen, heiter-unbefangenen und doch abgeklärten festen Charakters seines Verfassers, der es vermochte, in echt wissenschaftlicher Freiheit des Geistes allen Erscheinungen des Lebens gerecht zu werden, wie er für alle ein scharfes, offenes Auge hatte.

Zunächst ist das Gesammtbild welches er bietet, außerordentlich fesselnd; diese klare Totalität des Eindrucks, welche wir aus seinen Schilderungen empfangen, verleiht ihnen einen ganz vorzüglichen, geradezu künstlerischen Werth. In bunten Farben entrollt sich uns Natur und Leben Venezuelas. Da ragen die Gebirgsketten der Umgebung von Carácas schroff und herrlich aus dem blauen Caribenmeer, von blüthen- und formenreichen Urwäldern ernst und prächtig geschmückt, in welchen zu unserer Ueberraschung (und naturwissenschaftlich ist dies allerdings interessant genug) verwildert die Erdbeeren, die Brombeeren unserer Wälder wachsen; wir sehen die Städte, ihre Bauwerke, ihr Leben, Armuth und Reichthum des ganzen Landes; dann aber entwickeln sich auch die politischen Parteien und Gegensätze vor unseren Augen, die kirchlichen Verhältnisse, das sociale Leben, die ganze, so mannichfaltig bunte Bewegung der wunderbar gemischten Bevölkerung; das außerordentlich interessante Verhältniß dieser letzteren zur europäischen Cultur; und auf diesem Hintergrunde heben sich nun einzelne Figuren, bedeutende oder mehr komische, stets aber höchst charakteristische, lebensvoll hervor. Oder wir reiten über die endlose Steppe der Llanos, wir dringen in den Urwald der Steppenflüsse ein, zunächst im fröhlichen Genuß alles dessen, was dieser Wald an mächtigen Bäumen, an bunten Blüthen, Schmetterlingen Vögeln uns Schönes zeigt, dann aber, um auch seine unheimlichen Seiten kennen zu lernen, die dunkelfließenden Ströme mit ihren wunderlichen, zum Theil höchst gefährlichen Bewohnern. Endlich nimmt uns der gewaltige Orinoco auf; an seinen Ufern treffen

wir die ernsten eingeborenen Indianer, auf seinen Fluthen, im grellen Gegensatz zu jenen, mit der fahrenden Welt europäischer Abenteurer zusammen. Gegenwart und Vergangenheit bewegt uns: während wir meist das frische Leben des Tages genießen, reisen wir zu anderen Zeiten in der bedeutenden Gesellschaft Humboldts, entwickeln sich uns die historischen Verhältnisse der Venezolaner, der Indianer.

Wer nimmt nicht gern ein Buch in die Hand, welches uns die Pracht und Buntheit fremder Länder in naturgetreuer Darstellung, in anmuthigem Wechsel lebhaft schildert? Der wunderbare Reichthum an Formen, der sich uns erschließt, wirkt anregend auf unsere Phantasie und das um so kraftvoller, als er stets im Bereich des Wirklichen bleibt, als er bei allem phantastischen Schwung zugleich die erfreulich lebensvolle Empfindung der Realität gibt. Hier wirkt nicht der rasch vorübergehende oft zufällige Wechsel interessanter Situationen: die bleibende ruhige Schönheit der Natur wirkt durch das Medium einer solchen Darstellung wie ein Kunstwerk auf unser Gemüth, ästhetisch anregend und befreiend. Auch düstere Farben im Kreise der hellen schaden nicht: denn daß, nach Fechners beißender Bemerkung, das Mitleid im Quadrate der Entfernung abnimmt (räumlich und zeitlich, in Betreff fremder und der eigenen Leiden), das ist eine weise, wohlthuende Einrichtung der Natur; um so stärkere Kraft behalten die lichten, freudigen Eindrücke und die Welt bleibt, was sie bei allem Erdenleid sein soll, ein Aufenthalt der Freude. So wirken Humboldts Reisewerke auf uns ein, die formvollendetsten Blüthen unserer gesammten Reiseliteratur. Sie wirken hauptsächlich so durch ihre klare und allseitige Objectivität. Und eine gleiche Objectivität und Unbefangenheit, getragen von einer heitern, reinen, umfassenden Lebensauffassung zeigt auch Sachs überall; sie ist es, durch welche seine Schilderungen die Kraft erhalten uns nicht blos anzuziehen, sondern dauernd zu fesseln.

Die großen naturwissenschaftlichen Interessen stehen natürlich bei Sachs in erster Linie. Neues und wichtiges Neue zu bringen glückt ihm vielfach und mußte ihm glücken, da er selbst ja ein so ausgezeichneter Beobachter war und das Land, welches er bereiste, trotzdem es eine Art von Halbcultur selber besitzt, nur wenig durchforscht, nach Humboldts Besuch von wissenschaftlichen Reisenden überhaupt kaum wieder betreten ist. Ja was seiner Darstellung einen besonderen Werth gibt, sie ergänzt, sie berichtigt Humboldts Schilderungen in einzelnen nicht unwesentlichen Punkten, deren wichtigster sich auf den Fang der elektrischen Aale, der Gymnoten, bezieht. Wer kennt nicht Humboldts Erzählung „vom wunderbaren Kampf der Pferde und Fische. Es gibt wohl nur wenige Naturschilderungen, welche eine solche Berühmtheit erlangt haben, als diese; sie gehört zu den ersten Kenntnissen, welche die heranwachsende Generation auf dem Gebiete des Naturlebens sammelt. Und dies ist im Ausland nicht minder der Fall, als in Deutschland; wer überhaupt von Zitteraalen gehört hat, kennt die Geschichte ihres Kampfes mit den Steppenrossen." Und dennoch — diese Art, Zitteraale zu fangen, existirt nicht; die Vorstellung einer allgemeinen Sitte, zu welcher wir durch Humboldts Erzählung geführt werden, ist falsch. Als Sachs vorschlug, auf Humboldts Art Gymnoten zu fangen, verstand man ihn erst gar nicht und als man ihn verstand, „brach die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter aus. Weder diese Leute, noch irgend Jemand, selbst unter den ältesten Leuten der Gegend, hatte jemals von dem Kampfe der Pferde und der Fische gehört. Eine sonderbare Verkettung der Umstände hat dazu geführt, daß ein einzelnes Erlebniß zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zuge im Naturcharakter eines Landes gestempelt worden ist. Es ist völlig unmöglich, daß es in den Llanos je Sitte gewesen ist, die Gymnoten mittels in Wasser getriebener Pferde zu fangen; es müßte sich sonst bei den Bewohnern der Gegend, den Söhnen derjenigen, welche Humboldt antraf, wenigstens eine Spur von Erinnerung daran erhalten haben." Diese Worte sind völlig unwiderleglich; und auch in der Vermuthung wird Sachs wohl Recht haben, daß Humboldts Fangart die momentane Erfindung eines klugen Indianers war, und zunächst nur dazu dienen sollte, die Gymnoten überhaupt aufzutreiben. Der Sumpf selber, in welchem Humboldt seine Zitteraale fing, ist jetzt ausgetrocknet; wie denn die Wasserläufe der Steppe manchen Veränderungen naturgemäß unterworfen sind.

Gerade die Wasserverhältnisse der Llanos behandelt unser Verfasser, der auch sonst sehr interessante Beiträge zur Geologie der Steppe liefert (z. B. genaue Angaben über einen 40 Fuß tiefen Aufschluß mit allen seinen Schichtungen), ganz besonders eingehend, und mit Recht: denn gerade sie sind von höchster Wichtigkeit für die Natur und namentlich für die Zukunft dieser so ausgedehnten Länderstrecken. Die ungeheure Wassermenge, welche dieselben in der Regenzeit bedeckt, die mächtigen Ueberschwemmungen der zahlreichen großen und kleinen Ströme, die endlosen Fluthen, welche die Wolken ergießen, dazu aber die zahlreichen Wasseradern, welche die umgebenden Gebirge und Urwälder zu allen Jahreszeiten in die Steppe senden, gehen sie im Sommer alle durch Verdunstung zu Grunde? Nein. Dafür sind sie zu gewaltig; ein mindestens ebenso großer Theil, als der, welcher verdunstet, dringt in den Boden ein. Nur die Oberfläche der Llanos ist trocken: in den etwas tieferen Schichten fließt zu allen Jahreszeiten viel Wasser. Das geht zunächst aus den Palmen- und Baumgruppen hervor, welche vereinzelt über die ganze Fläche ausgestreut sind und welche hier so wenig wie die Dattelpalme in der Sahara existiren könnten, wenn ihre Wurzeln nicht vom Grundwasser bespült würden. Auch fand Sachs an den verschiedensten Orten und weit entfernt von allen Wasserläufen inmitten völlig verdorrter Umgebungen, Bananen-, Mais- und Manihotpflanzungen, die im üppigsten Grün prangten und dennoch seit fünf Monaten keinen Tropfen Regen gehabt hatten; ja an manchen (meist etwas tiefer gelegenen) Stellen zeigten sich oasenartige Strecken mit frischem Grün bestanden und, wie jene Maisfelder, von dem hochstehenden Grundwasser genährt. Daher ist es kein Wunder wenn in den verschiedenen mehr oder minder tiefen Erdrissen Quellen mit klarem frischen Wasser und reichlich genug entspringen, um sogar Badeweiher und kleine Bäche gleich da, wo sie hervorsprudeln, zu bilden. Solche Badeplätze, bei Calabozo gelegen, zeigen nun, obwohl sie einander nächst benachbart sind, verschiedene Temperatur, begreiflicherweise zur höchsten Bequemlichkeit der badenden Calabozaner. Sachs wundert sich über diese Erscheinung, und doch erklärt sich dieselbe leicht durch die verschiedene Höhe, in welcher die einzelnen Strömungen des Grundwassers hinfließen, durch die verschieden lange Zeit, während welcher sie unter der Erde sind. Auch während der Trockenzeit, wie Sachs nachweist, fließen die oberflächlich geschwundenen Ströme, deren Bette jetzt durch einzelne Sandhügel zertrennt ist, unterirdisch ununterbrochen weiter, indem das Gewässer in langsamem Lauf durch den Sand hindurchfiltrirt. Auch hier wieder die größte Aehnlichkeit mit den anderen Steppen und Wüsten der Erde. Uebrigens ist das Grundwasser in fortwährendem Fluß, wie z. B. schon die ständige Klarheit und Frische der hier und da gegrabenen Brunnen beweist. Dieselben sind nirgends tief; und dies überall beobachtete Hochstehen des Grundwassers ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Sie scheint zu beweisen, daß wasserdichte Schichten, vielleicht jene Thonschichten, welche Sachs in einer Tiefe von 35 Fuß fand, weithin die Steppe unterteufen; daß demnach der größte Theil der ungefähr 7000 Quadratmeilen, welche jetzt die Llanos einnehmen, der Cultur fähig ist. Wie merkwürdig diese letztere aber, über die weite Fläche ausgedehnt, das ganze Wesen und Leben Venezuelas und der Nachbarländer verändern würde, vermag man kaum auszudenken.

Die Sümpfe der Steppen sind Brutstätten miasmatischer Stoffe und daher höchst gefährlich. Nachts werden nicht selten Flammen über ihnen bemerkt, Irrlichter, welche Sachs leider nicht selbst untersucht hat; er hält sie für Gase, welche durch Zersetzung entstanden und durch den Einfluß der atmosphärischen Luft entzündet seien. Auf die Meteorologie der Steppe hat er überhaupt ein wachsames Auge und so bringt er manchen werthvollen Beitrag zu unserer Kenntniß derselben. Am merkwürdigsten ist die Erscheinung der „Relámpagos veraneros" (d. h. Blitze

der Trockenzeit), welche Sachs folgendermaßen schildert: „Bei klarem, sternenhellem Himmel, der nur am Horizont einen schmalen Kranz weißer Haufenwölkchen aufwies, flammten beständig Blitze auf, meist in der Nähe des Zenithes, seltener in tieferen Regionen. Die Blitze gehörten zur Klasse der Flächenblitze, sie verursachten ein starkes, gleichmäßiges Aufleuchten einer ziemlich großen Fläche, das meist 1—2 Secunden anhielt; Zickzackblitze waren nie wahrnehmbar. Von Donner war nicht die geringste Spur zu hören; im tiefsten Schweigen vollzogen sich die Entladungen, welche mitunter in fast ununterbrochener Reihe auf einander folgten. Der Ort der meisten Blitze war ohne allen Zweifel in der Nähe des Zenithes; eine Ungewißheit in dieser Beziehung hätte nur dann entstehen können, wenn der Himmel bewölkt gewesen wäre, wo dann allerdings der Widerschein von Blitzen, welche unter dem Horizont stattfinden, die Täuschung veranlassen kann, als zuckten dieselben über dem Kopfe des Beobachters. — Sie sollen fast jedes Jahr kurz vor dem Ende der Trockenheit auftreten, nur selten sich ein schwacher Regenschaner dazugesellen." Diese Blitze also werden beobachtet, wenn die wasserreiche Luftschicht, welche die Regenzeit bringt, sich über die sehr trockene und erhitzte Steppenluft herschiebt, — wie klar daraus hervorgeht, daß in einer der nächsten Nächte Sachs das ganze Himmelsgewölbe von schweren Haufenwolken bedeckt sah, aus welchen ebenfalls fortwährend die donnerlosen Blitze leuchteten. In der oberen Luftschicht ist das Wasser schon nicht blos in Gasform, sondern zugleich, wie der oft eintretende leichte Regen beweist, schon in feinsten Wasserbläschen enthalten oder im Uebergang aus der Dampf- in die Tropfenform: und so kommt es zu elektrischen Entladungen zwischen beiden Luftschichten, welche bei der großen Nähe der letzteren sowie bei der großen Höhe und also starken Verdünnung der Luft donnerlos sind. Dagegen ist die Erscheinung, daß die meisten dieser Blitze im Zenith aufleuchten, doch wohl nur eine optische Täuschung. Eine ähnliche Erscheinung erlebte Darwin, bei ganz ungemein trockner unterer Luftschicht, während die obere, die in großer Höhe über jener hinzog, stark wasserhaltig war, auf den canarischen Inseln. Im Anhang theilt dann Sachs noch eine Reihe metereologischer streng wissenschaftlicher Beobachtungen aus den Llanos, vom Orinoco und den Küstengegenden mit. Wenn sie auch wegen der Kürze der Beobachtungszeit kein sicheres Resultat ergeben, so erlauben sie doch einige Schlüsse (sie sind im Februar aufgenommen) auf die gesammte Trockenzeit. Besonders auffallend sind die außerordentlich starken täglichen Schwankungen des Luftdruckes, deren Differenzen nicht selten 6 Grad betragen, sowie die große Trockenheit der Luft; die relative Feuchtigkeit schwankt zwischen 30 und etwa 20 Procent. Diese Trockenheit ist es natürlich, welche die Stärke der Barometerschwankungen veranlaßt, indem sich der Dampfdruck zur Zeit der größten Tageswärme auf ein Minimum reducirt. Auch das Leben der Organismen wird durch diese klimatischen Verhältnisse beeinflußt. So ist z. B. die Fächerpalme der Llanos (Copernicia tectorum), über deren scharf abgeschnittenen Verbreitungsbezirk sich Sachs mit Unrecht wundert, durch Anpassung an die trockene Luft und den feuchten Grund durchaus an die Steppe gebunden, in welcher sie sogar Wälder bildet, mit deren äußersten Grenzen aber auch sie plötzlich verschwindet.

Von besonderem Interesse ist eine andere Erscheinung, auf welche Sachs hinweist. „Die Zahl der Laubbäume," sagt er, „ist gegenwärtig bei weitem nicht mehr so gering, als sie zur Zeit von Humboldts Reisen gewesen zu sein scheint. Das Schauspiel eines freien scharfen Horizontes, eines Ozeans von Gras, wie es Humboldt beschreibt, habe ich erst sehr viel später in der Nähe des Apure genossen. Im Uebrigen aber sind die Llanos gegenwärtig in dem Maße bewaldet, daß überall der größere Theil des Horizontes von grünen Gebüschen eingenommen erscheint, die freilich im Verhältniß zu der weiten Grasfläche nur wie Inseln im Weltmeere erscheinen." Dadurch würden sich also die Llanos zur Savanne, zum lichten Parkwald allmählich umbilden. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Llaneros, die Bewohner der Llanos, die Thatsächlichkeit dieser Veränderung selber beobachten und aussprechen: der Unterschied beruht also nicht etwa auf der verschiedenen Auffassung zweier Beobachter; die Veränderung findet ihren Grund, wieder nach der Ansicht der Steppenbewohner, in der enormen Verminderung der früher so gewaltigen Rinderheerden, welche in den letzten 30 Jahren durch die ewigen Revolutionskriege und ferner durch die hohen Lederpreise um sich griff. Denn nun konnten sich Keime, welche sonst die Rinder niedertraten oder abweideten, entwickeln — im Verlauf einer Regenzeit mächtig genug, um dauernd mit dem sehr allmählich sinkenden Grundwasser in Berührung zu bleiben. Gegen diese Erklärung der zunehmenden Belaubung spricht indeß der Umstand, daß wir dann die Steppe vor der Einführung der Rinder, also zur Zeit der ersten Entdeckung, ebenfalls bewaldeter denken müßten, als sie später war; die wenigen Notizen aber, welche wir aus dem 16. Jahrhundert über die Llanos haben, schildern sie als völlig baumlos und kahl. Wie dem auch sei, heute ist die Zunahme der Belaubung, welche nach Sachs nicht blos lokal eintritt, eine Thatsache und auch sie spricht deutlich für die Möglichkeit einer größeren Nutzbarmachung der Steppe.

Doch die Hauptsache der Schilderung ist Fang und wissenschaftliche Bearbeitung der Gymnoten und alles Uebrige tritt nur in Episoden wechselnd auf. Die anmuthige Darstellung der theils lächerlichen, theils wirklich gefährlichen Abenteuer bei diesem Fang mag man im Buche selber nachlesen: man wird es nicht ohne wirklichen Genuß thun. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Untersuchung hatte Sachs für ein besonderes Werk bestimmt; hier gibt er nur einige wenige Notizen, deren wichtigste die über die sechsfache Theilung des elektrischen Apparates der Fische ist — zwei dieser Theile, welche sehr von den andern in ihrer Bildung abweichen, sind erst von Sachs entdeckt. Auch die Beobachtung, daß zur Laichzeit die männlichen und weiblichen Gymnoten nach dem Geschlechte getrennt in Banden zusammen leben, die einzige Thatsache, welche Sachs über das sexuelle Verhalten der Thiere erfahren konnte, ist von Interesse. Geographisch ist nun dies Auftreten der elektrischen Fische höchst merkwürdig. Daß alle elekrischen Thiere, d. h. alle die Thiere, welche die elekrische Kraft zur Vertheidigung und Nahrungsgewinnung anwenden, Wasserthiere sind, ist eine nothwendige Folge der geringen elektrischen Leitungsfähigkeit der atmosphärischen Luft, während das Wasser gut leitet. Alle diese Thiere sind sonst waffenlos, ja sie haben nicht einmal Schuppen, der Zitteraal sogar eine so empfindliche Haut, daß Abschürfungen auch geringer Ausdehnung, nach Sachs' Beobachtungen, jedesmal den Tod herbeiführen. Zwei von ihnen, der Zitteraal und der Zitterwels, sind träge Thiere, welche halb im Schlamm vergraben auf eine zufällig vorüberschwimmende Beute lauern, um diese durch den elektrischen Bannstrahl in ihre Gewalt zu bekommen. Der elektrische Aal dagegen ist zwar auch ein lichtscheues Thier, Nachts aber sehr lebhaft, höchst beweglich und behende und außerdem muß er fortwährend, um Luft zu schöpfen, zur Oberfläche des Wassers aufsteigen. Alle Zitterfische leben in beschränkten Räumen: der Wels und der Gymnote in Flüssen, also im süßen Wasser, der Rochen im Meere zwar, aber in den sandigen Untiefen des Ufers. Solche räumliche Eingeengtheit ist natürlich für die compacte Wirksamkeit des Schlages von Bedeutung. Während nun der Roche, vielleicht auch der Zitterwels, in Folge seiner Gestalt und Lebensart, man möchte sagen aus Bequemlichkeit diese elektrische Kraft entwickelte, war sie für die weichen Flußfische durchaus wesentlich zur Vertheidigung: sicher kann man dies wenigstens vom Zitteraal behaupten, denn wie er, das so auffallend gefärbte, so große, völlig waffenlose und empfindliche Thier, mit den zahlreichen Caribenfischen, deren Blutdurst und Gefährlichkeit Sachs sehr anschaulich und ohne Uebertreibung schildert, ferner mit allen den übrigen meist in hohem Grade stachlig-dornigen Fischen in den nämlichen Flüssen, die oft sich in ganz enge Lachen zusammenschnüren, ohne seine schützende Kraft leben konnte, ist völlig unbegreiflich. Die übrigen Gymnoten, die nächsten Verwandten des Zitteraales, sind

denn auch mit einem Schuppenkleid bedeckt. Sachs erwähnt, daß nach Babuchins Untersuchungen das elektrische Organ des Zitterrochens als eine Umbildung gewöhnlicher Muskelsubstanz anzusehen sei. Da nun dem thierischen Muskel überhaupt, wie Du Bois-Reymond bewiesen, elektrische Kraft zukommt, so erscheint die eigenthümliche Entwickelung der Zitterfische „als eine durch Umbildung gewonnene Steigerung" einer allgemeinen animalen Eigenschaft. Sachs warnt mit Recht davor, dieser kühnen Vorstellung schon jetzt „den Rang einer wissenschaftlichen Theorie" zuzugestehen: denn so weit ist die Forschung über diese Thiere noch nicht vorgeschritten. Hier aber kommen wir wieder auf das so merkwürdige geographische Auftreten der Zitterfische zurück. Wir finden sie in gänzlichst verschiedenen Gegenden: den Gymnoten in den Steppenflüssen des tropischen Südamerika, den Rochen im Meer, den Wels im tropischen Afrika, in Nil und Niger. Dazu kommt, daß sie selber sehr verschiedenen Familien zugehören: der Wels den Siluriden, der Aal den Gymnotiden, der Roche den Torpediniden; daß auch die Bildung und Lage des elektrischen Organes keineswegs eine ganz gleichmäßige ist. Alle diese Umstände weisen allerdings darauf hin, daß die elektrische Kraft durch allmähliche Umbildung und Steigerung zum Vortheil der betreffenden Thiere gewonnen ist. Und daß ein Princip, welches sonst im Leben der Thiere nirgends eine selbstständige Rolle spielt, obgleich es allen thierischen Muskeln zukommt, daß dies — so ganz eigenthümliche — Princip in so ganz verschiedenen Gegenden, bei so ganz verschiedenen Arten selbstständig zur Entwickelung gekommen ist, so daß es nun das ganze Leben der Thiere bestimmt: das ist eine Thatsache von äußerster Wichtigkeit nicht nur für die Geographie der Organismen, nicht nur für die Entwickelungsgeschichte der letzteren, sondern auch, und zwar in erster Linie, für die Beurtheilung des Wesens, der Entstehung dieser Entwickelung überhaupt.

Auch die culturhistorischen Verhältnisse, namentlich der Llanos, schildert Sachs in ganz vorzüglicher Weise. Die Bevölkerung derselben ist ein „buntes Durcheinander der verschiedensten Rassen und Mischlingstypen". Von Calabozo, der Hauptstadt der Llanos, am Guarico, einem Zufluß des Orinoco gelegen, erzählt er: „Alle denkbaren Schattirungen zwischen kaum merklichem Gelb und Roth, zwischen Roth und Braun, zwischen Braun und Schwarz konnte man da sehen; die weiße, schwarze und kupferfarbene Rasse, welche die Bevölkerung von Venezuela bilden, haben sich namentlich im Gebiete der Llanos auf so mannichfaltige Weise gemischt, daß der prüfende Blick des Ethnologen hier eine schwierige Aufgabe vor sich sieht. Das charateristischste Kennzeichen ist noch die Beschaffenheit des Haares; kurzes, wollig krauses Haar verräth das vorwiegend afrikanische Blut, während langes, schwarzes, schlichtes Haar einen Stammbaum von überwiegend indianischem Charakter ankündigt; dabei können Hautfarbe und allgemeine Gesichtsbildung in beiden Fällen äußerst ähnlich sein." — Das ganze sechste Kapitel, Weihnachten in Calabozo überschrieben, dem wir jene Stelle entnahmen, ist ein wahres Muster- und Kabinetstück der feinsten und eingehendsten, greifbar klaren Schilderung, die sich ganz unbefangen, wie zufällig, an den täglichen Erlebnissen des Verfassers entwickelt. Weihnachten ist nebst dem Carneval das Hauptfest der Llaneros, welches am Tage mit Stiergefechten, Hahnenkämpfen und sonstiger Lustbarkeit, in der ersten Nacht religiös, in den übrigen durch Tanz und Trinkfeste, am letzten Tage durch eine allgemeine possenhafte Maskerade gefeiert wird. Die grausame Sitte der Stiergefechte ist hier insofern etwas gemildert, als man den Stier nur weidlich quält und herumhetzt, dann ihn aber, ohne ihn zu tödten, laufen läßt. Daß das Vergnügen auch so noch im hohen Grade roh bleibt, läßt sich nicht leugnen. Ebenso die Hahnenkämpfe, die mit der größten Leidenschaft und unter hohen Wetten betrieben werden. Der Charakter der Creolen, welche die Hauptmasse der Llanos-Bevölkerung ausmachen, zeigt sich in dem freundlichen, reinlich gebauten, gartenumgebenen Calabozo besonders günstig. Sie sind lebenslustig, gewandt, betriebsam, klug und nicht ungebildet und die liebenswürdige und intelligente Art, mit welcher sie unsern Landsmann aufnahmen, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Die Schattenseite hier wie überall in Venezuela sind die Behörden. Trotzdem feiert man sie, so lange sie in Amt und Würden sind, auf das Ueberschwänglichste. Don Gusmann Blanto, der Präsident der Republik, der „illustre Americano", der „Rejenerador", wurde in den officiellen Blättern mit Moses, Napoleon I. und Washington, in einem anderen Artikel dicht unter Jesus Christus gestellt! Wir haben ja heutzutage auch recht starke Nerven und sind an Mancherlei gewöhnt: aber dennoch, wer kann so etwas lesen, ohne herzlich zu lachen? Es sei denn, daß ihn der Ekel überkomme. Dies völlig ungesunde, unreife und unsichere politische Leben, welches den sonst so gesegneten Staat nie zu irgend welcher Entwickelung kommen läßt, bildet den düsteren Hintergrund zu den heiteren Bildern des Volkslebens, welche Sachs uns entrollt. Sollte doch bald genug nach Sachs' Abreise wieder neues politisches Unheil, welches zur Zeit seiner Anwesenheit schon drohte, über das Land hereinbrechen! Glücklicherweise besitzt der Creole Federkraft, das Land natürlichen Reichthum genug, um nach solchen Stürmen das Haupt rasch wieder zu erheben. Gerade diese Unverwüstlichkeit beweist am besten, was aus dem Lande dereinst werden kann.

Ueberblickt man den Reichthum aller dieser Schilderungen und zugleich die liebenswürdige, schlichte und reine Form, in welcher sie uns geboten werden, so fühlen wir den lebhaftesten Schmerz nur von neuem, daß Sachs' Geschick sich schon so früh vollenden mußte. Dieser Schmerz ist ein gerechter: was er geleistet hat, zeigt uns getreu die hohe und schöne Begabung des Verstorbenen und läßt uns in klarem Lichte erkennen, wie Bedeutendes er schaffen und wirken konnte, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt war.

Notizen.

Die Jahreswende hat den öffentlichen Organen der meisten Länder keine sehr heiteren Betrachtungen eingeflößt, und den melancholischen Chor um eine Stimme zu vermehren, hatten diese Blätter kein lebhaftes Verlangen empfunden. Wer überdies inmitten der allgemeinen Klagen und Lamentationen den richtigen Ton treffen will, hat keine leichte Aufgabe. Man möchte gern seine bürgerlichen Pflichten erfüllen, während der Patriotismus durch die an denselben gestellten Aufgaben außerordentlich erschwert ist. Das öffentliche Leben ist heutzutage von drei Momenten beherrscht, von dem stets wieder auflodernden Culturkampf, von der Angst vor dem Schutzzoll und von der zweifelhaften Erwartung des Friedens. Auf allen diesen Gebieten begegnet der strebsame Geist zahllosen Widersprüchen, und wer unbeschädigt hindurchsteuert, kann sein Geschick segnen. Man soll dem römischen Clerus keine Concessionen machen, soll weder den Weg nach Canossa noch nach Damascus empfehlen und doch an einen nahen Frieden mit der Kirche glauben, unbeschadet der Rechte des Staates, der Autorität der Gesetze und der Unversehrbarkeit des Ministers Falk. Verhält sich Jemand der Legende von der bevorstehenden Aussöhnung zwischen Vatican und Friedrichsruhe gegenüber skeptisch, so geräth er in den Verdacht, als ob er aus allerlei Gründen parlamentarischer Taktik das Ende des inneren Krieges vielleicht gar nicht wünsche. Der Nationalpartei wurde schon oft genug nachgesagt, sie gönne der Regierung nicht die von derselben ersehnte neue, conservativ-clerikale Majorität und begrüße deswegen jede Friedensbotschaft aus Rom wie eine Hiobspost. Es versteht sich, daß an diesem liebenswürdigen Gerede kein wahres Wort ist. Der Streit mit den Bischöfen ist für ein halbwegs aufgewecktes Gemüth so wenig erfrischend, daß nur sehr officiös angelegte Naturen ein wirkliches Wohlgefallen daran haben können. Aber wer nach Wahrheit sucht, der wird die vieldeutigen Lesarten von dem, was bald hier bald dort mit Leo XIII. verhandelt oder nicht verhandelt wird, nicht ohne weiteres für baare Münze nehmen. Verträgt man sich endlich, so soll es uns aus hundert Gründen lieb sein. Das Hin und Her jedoch, das Hangen und Bangen stets pflichtgetreu bald mit freudigem Beifall, bald mit sehnsüchtiger Halbtrauer zu begleiten, dazu hat nicht Jeder das erforderliche Geschick. Mit den wirthschaftlichen Aussichten geht es nicht viel besser.

Das bekannte Decemberprogramm hat ein Doppelgesicht, und als es das Licht der Welt erblickte, wußte man zuerst nicht recht, welch Geistes Kind man vor sich hatte. Zur größeren Hälfte sah es schutzzöllnerisch aus, während es doch wieder von den eigenen Eltern in dieser Eigenschaft verleugnet wurde. Das neugeborne Wesen zappelt lebhaft, aber ob es groß werden wird, vermag Niemand zu sagen. Was uns von Vettern und Basen über seine glückverheißende Zukunft prophezeit wird, erinnert stark an die bekannte Frage der Prinzessin, welcher die Zofe zur Festzeit weinend von dem Elend der kleinen Leute erzählte, die kein Brod hätten. Verwundert fragte die hohe Dame, warum sie denn keinen Kuchen äßen? Die Lobeserhebungen, welche der neuesten staatsökonomischen Evolution gezollt werden, nehmen sich ganz ähnlich aus. Mögen die Partisanen des Planes ihres Amtes walten und sehen, was sie vor sich bringen. Aber sie können nicht verlangen, daß man sich dafür begeistere. Niemand weiß, was eigentlich dahinter steckt und wer, ob die ausgesprochene Schutzzollpartei oder die Manchesterschule, schließlich am meisten desavouirt werden soll. Höchst wahrscheinlich wissen es die Autoren des Projects, welche man bekanntlich am Nesenbach in der Umgegend von Stuttgart vermuthet, selbst noch nicht recht. Jedenfalls aber erfordert das Innehalten der gouvernementalen Linie, so lange man nicht deutlich erfährt, ob sie in einem Monat noch dieselbe sein wird, ein peinliches Studium. Die Verlegenheit erreicht endlich ihren Gipfel in der auswärtigen Frage, wo die klügsten Leute oder die sich dafür halten, nicht aus noch ein wissen. Alle Regierungen sprechen von Frieden und bereiten sich nicht etwa auf den nächsten Krieg vor, was nach dem Sprichworte den Frieden erhalten soll, sondern, wenn man den Witterungszeichen glauben darf, speculiren sie darauf, daß der neueste vielgerühmte Vertrag, noch bevor er jährig geworden, von Oesterreich und Rußland mit mehrseitigem Einverständniß wieder gebrochen werde. Man wird nicht Beweise dafür verlangen, die in allen Zeitungen zu lesen sind. Ein Punkt aber, der dort in der Regel verschwiegen wird, verdient doch im Vorübergehen eine flüchtige Erwähnung. Ueber die sittliche Verwilderung der Massen werden häufig tiefe philosophische Untersuchungen aufgestellt. Die Einen beschuldigen den Mangel an Religion, Andere die verderblichen Einwirkungen der socialdemokratischen Doctrinen. Wie viel indessen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die politische Moral dazu beitragen mag, das erwägen die Wenigsten. Pfiffige Leute zucken die Achseln, wenn von Treu und Glauben im völkerrechtlichen Verkehr gesprochen wird, würden sich jedoch entehrt glauben, wollte man ihnen, Freunden oder Geschäftsleuten gegenüber, einen Bruch des gegebenen Wortes oder eine Verleugnung der Wahrheit zutrauen. Einfache Menschen aber finden sich in solchen subtilen Unterscheidungen schwer zurecht und bilden sich ein, daß, was sich die Großen gestatten, auch den Kleinen nicht verwehrt werden sollte. Socialistische Agitatoren, die mit gefährlichen Analogien die untere Klasse heimsuchten, wurden vor die Thür gesetzt und ihre Brandschriften verboten. Die Hochschule für die Mißachtung dessen, was den Vätern heilig war, blüht dagegen an anderen Orten. Man frage nur beispielsweise die Panslavisten in Moskau und ihre Complicen an den Ufern der blauen Donau. Solange der Erfolg das einzige Kriterium für die menschlichen Handlungen ist, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn dem gemeinen Mann Alles erlaubt scheint, was der Strafrichter nicht unmittelbar erreichen kann, und daß, wer auf dem politischen Acker Wind säet, den socialen Sturm als unvermeidliche Ernte hinnehmen muß.

Offene Briefe und Antworten.

Steglitz, den 25. November 1878.

Erst jetzt kommt mir Julius Duboes „Beitrag zur Voltaire-Literatur" in Nr. 42 der „Gegenwart" zu Gesichte. Herr Duboe meint, der neueste englische Lessing-Biograph Sime habe nichts darüber bemerkt, ob und wie Voltaire auf die scharfen Angriffe reagirte, welche Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie auf das französische Drama und speciell auf Voltaire gerichtet hatte. Dies ist ein Irrthum. Herr Duboe hat offenbar übersehen, daß Sime im Schlußabschnitte des fünfzehnten Kapitels seiner Lessing-Biographie gerade auf denselben Brief Voltaires an Großmann Bezug nimmt, welcher in der erwähnten Nummer der „Gegenwart" zum ersten Mal vollständig nach der Originalhandschrift mitgetheilt wird. Allerdings citirt Sime die Aeußerungen Voltaires nicht ganz wortgetreu und scheint den Namen des jungen Mannes, an den der Brief gerichtet war, nicht gekannt zu haben.

Adolf Strodtmann.

* * *

Geehrte Redaction!

Da mir erst heute die Nr. 44 Ihrer geschätzten Zeitschrift zu Gesicht kommt, darf ich Sie wohl um Aufnahme einer kurzen Bemerkung zu der dort mitgetheilten Notiz des Herrn Dr. Uhde, betreffend die von mir in Nr. 39 d. Bl. veröffentlichten Goethebriefe ersuchen. Im Eingange meines Aufsatzes ist keineswegs, wie Herr Dr. Uhde bemerkt, gesagt, daß von Briefen Goethes an L. v. Schorn überhaupt nichts bekannt sei, sondern nur daß dieselben in dem Verzeichniß des Herrn Dr. Dietzel nicht aufgeführt und, wie ich annehmen könne, noch nicht in andre Hände gelangt wären. Es konnte sich bei der Publication der drei unter sich in innerem Zusammenhang stehenden Briefe doch nur darum handeln, ob sie bereits ihrem vollen Inhalt nach veröffentlicht seien oder nicht, und erschien es darum auch überflüssig, die beiden kurzen, vom Adressaten mitgetheilten Citate in Nr. 6 des „Kunstblattes" vom Jahre 1826 hervorzuheben. Daß ich jene Nummer nicht, wie Herr Dr. Uhde annehmen zu dürfen glaubt, angeführt, ohne den darin enthaltenen Aufsatz gekannt und gelesen zu haben, ergibt sich doch wohl aus der Art und Weise, wie ich den Inhalt desselben kurz zusammengesetzt und besonders auf die Bedeutung des Schlusses hingewiesen habe.

Was die von Herrn Dr. Uhde richtig bemerkte Textverschiedenheit zwischen dem Citat im „Kunstblatt" und dem Wortlaut derselben Stelle in Nr. 39 der „Gegenwart", betrifft, so hat sich allerdings in letzterer, trotz gewissenhaften Copirens, ein Versehen eingeschlichen, indem das Wort „selbstverständliches" weggelassen, oder vielleicht erst in der Correctur in Folge des Gleichlauts mit „selbständiges", gestrichen wurde. In dem mir vorliegenden Originale vom 14. Juni 1825 bezeichnet Goethe wirklich das Leybold'sche Bild als ein „selbständiges, selbstverständliches Werk", und bin ich Herrn Dr. Uhde für seine Hinweisung dankbar.

Vielleicht ist endlich die nachträgliche Mittheilung nicht ganz ohne Interesse, daß, wie ich aus der wohlbekannten Handschrift schon früher geschlossen, die sämmtlichen Briefe nach Goethes Dictat von Christian Schuchardt geschrieben sind, was durch die mir erst kürzlich zugegangene Mittheilung bestätigt wird, daß Letzterer im Jahre 1825 bereits bei der Oberaufsicht für Kunst und Wissenschaft in Weimar als Registrator angestellt war, und als solcher zugleich als Goethes persönlicher Secretär fungirte.

Hochachtungsvoll

Dr. O. v. Schorn.

Nürnberg, d. 11. December 1878.

Bibliographie.

Strodtmann, Adf., Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrh. 2 Bde. gr. 8. (V, 292 u. 179 S.) Stuttgart 1879, Abenheim. geb. 10. —

Windelband, Prof. Dr. W., die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange m. der allgemeinen Cultur u. den besonderen Wissenschaften dargestellt. 1. Bd. Von der Renaissance bis Kant. gr. 8. (VIII, 579 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. geb. 11. 50.

Arnold, Wilh., deutsche Urzeit. gr. 8. (441 S.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 8. 40.

Wallace, Dr. Mackenzie, M. A., Rußland. Einzig berechtigte, vom Verf. durchgeseh. deutsche Ausg., nach der 6. Aufl. d. Originals übers. v. E. R. 1. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. (XVI, 208 S.) Leipzig, Steinacker. 3. —

Inserate.

Correspondenz.

Angesehenen Zeitungs-Redactionen werden vertrauungswürdige und tüchtige Correspondenten in allen Orten der Welt nachgewiesen.

Dr. J. Pollacsek's
Literarische Agentur in Hamburg.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.
Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 ₰

1/4 Gross 90 ₰, 1/1 Gross 3 M.

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Von der
Allgemeinen Geschichte
in Einzeldarstellungen,
herausgegeben von
Wilhelm Oncken,
ist die **zweite Abtheilung** (3 Mark) erschienen. Dieselbe bringt die **altpersische Geschichte** von **Ferd. Justi** zum Abschluß.
Auch diese Abtheilung wird von jeder Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht gesandt.
Berlin.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Lassalle, Ferdinand, Herr **Julian Schmidt** der Literarhistoriker, mit Setzerscholien herausgegeben. III. Aufl. Preis eleg. brochirt 3 *M.*
Verlag von **Anton Metz, Culm** a. W.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Feuilleton.

Original- u. Nachdruckromane, Criminal-Erzählungen, belletristische und populär-wissenschaftliche Aufsätze ausschliesslich von beliebten Autoren zu mässigen Bedingungen vorräthig.

Dr. J. Pollacsek's
Literarische Agentur in Hamburg.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der
Schalk
am wenigsten zur Last
(Goethe)
Für 3 *M.* 50. sollt' ich meinen,
Wär' er ein billiger und lieber Gast.

Zeitungs-Novität.

Der Wirthschafter.
Herausg. Dr. **Arn. Lindwurm.**
Gemeinverständl. Wochenblatt.
Wirthschaftlich Belehrendes und Unterhaltendes.
Für den Politiker, für die Hausfrau, für den Unternehmer, für den Arbeiter.
Preis *M.* 1.— vrtlj. **Post-No.** 4480.
Motto: Durch Menschenwohl Volkswohl,
Durch Volkswohl das Wohl der Menschheit!
Expedition: **Hamburg,** Bergstr. 13.

Einladung zum Abonnement.

Mit dem soeben erschienenen Heft (Januar 1879) beginnt der achte Band (Januar, Februar, März) von

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von
Paul Lindau.

Preis pro Quartal (3 Hefte mit je einer Kunstbeilage – Radirung) 5 Mark.

Inhaltsverzeichniß des Januar-Heftes:

Rudolph Lindau in Berlin, Gute Gesellschaft, Roman. I.
Paul Heyse in München, Aus der italienischen Reisemappe.
H. B. Oppenheim in Berlin, Das allgemeine Stimmrecht.
Wilhelm Lübke in Stuttgart, Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
Eduard Hanslick in Wien, Musik und Musiker in Paris.
Paul Lindau, Julian Schmidt und der „Schillerpreis".
Bibliographie.

Hierzu das Portrait Eduard Hanslick's, Radirung von Halm.

Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten u. Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Luisenstrasse.

Künstlerfestspiele
von
J. Lohmeyer.
Albrecht Dürer — Die Malerhölle — Titiano Vecellio.
Mit Titel- und Ornamentzeichnungen von **Ludwig Burger** und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bog. gr. 8. eleg. cart. Preis 3 *M.*

Der Verfasser, bekannt als der feinsinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend",** hat diese dramatischen Gelegenheitsdichtungen, die von dem *„Verein Berliner Künstler"* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Charakter einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Plattdütsche Husfründ.
En Volksblatt vör alle Plattdütschen.
Unter Mitwirkung von **Klaus Groth** u. A.,
redigirt von **Willem Kastner.**
4. Jahrgang 1879.
Wöchentlich eine Nummer. — Preis pro Quartal 1 Mark.
Probenummern gratis und franco.
Leipzig. **C. A. Koch's Verlag.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 3. Berlin, den 18. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politischer Rückblick. Von A. Schneegans. — Die communistischen Gesellschaften der Union. Von Rudolf Elcho. — **Literatur und Kunst:** Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne von Emerich Dümont. Besprochen von Hans Herrig. — Emile Zola über den französischen Roman. Von P. L. II. — Ein Klassiker des Pessimismus. Von Wilhelm Bolin. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Politischer Rückblick.

Von A. Schneegans.

Nebelumflort, wie ein düsterer Wintertag, senkt sich das alte Jahr in die Vergangenheit hinunter, und über die Wiege der jungen Zukunft wirft es noch einen schweren Wolkenschatten. Nicht mit goldenen Buchstaben wird sein Name, wird seine Zahl in die Marmortafeln der Geschichte eingegraben werden, dieser Name und diese Zahl, die für spätere Generationen zwar den Berliner Friedensvertrag, den Vertrag des noch unerfüllten, noch auf hinkendem Fuße sich einherschleppenden Friedens bedeuten werden, die aber auch mit blutigen Zeichen auf die deutschen, die spanischen, die italienischen und die russischen Attentate hinweisen, auf den Ausbruch einer drohenden und seltsamen Sittenverwilderung, einer eigenthümlichen Krankheit, von der man nicht zu bestimmen wagt, ob den davon Betroffenen auf offenem Marktplatze zum Schrecken der spätesten Geschlechter — oder nicht vielmehr noch im verborgensten Winkel eines Irrenhauses ein Schaffot errichtet werden sollte. In Berlin waren die ersten königsmörderischen Schüsse gefallen; in Madrid bedrohte ein drittes Attentat das Leben des jugendlichen Herrschers, und noch lauschte Europa dem unheimlichen Echo, das aus der iberischen Halbinsel heraufhallte, als König Viktor Emanuels Nachfolger, inmitten des Hochrufens des neapolitanischen Volkes, seinen Säbel ziehen mußte, um sich eines vierten Königsmörders zu erwehren! Von dem blutigen Drama, das sich in dem königlichen Wagen vollzog, von dem Kampfe, der sich zwischen dem Wüthenden und dem seinen Fürsten mit seinem Leibe schirmenden Ministerpräsidenten entspann, hatte die jubelnde Menge keine Ahnung; es wogte die Freude durch die Straßen; es lachte die italienische Sonne auf den feierlichen Einzug des Sohnes desjenigen, der sein Land aus der früheren Zerrissenheit und Ohnmacht zur Einigkeit und zum Ruhme geführt hatte; und wie drückend mußten die Gefühle dieses Volkes sein, als die Kunde dieser That von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf geflogen kam! Von demselben Gedanken mußte Italien damals durchzuckt werden wie Deutschland bei den Mordanfällen auf den greisen Kaiser: und in Neapel wie in Berlin mag wohl, ob dem verbrecherischen Wahnwitze jener Unseligen, Mancher, an dem Verstande des Volkes verzweifelnd, sich gefragt haben, welch grausam ironisches Geschick die Dinge denn so gelenkt, daß gerade den Fürsten, die das Größte für ihr Land geleistet, ein Mörder aus dem Schoße des eigenen Volkes erstand? Mußte aber in Italien dieses Gefühl sich nicht noch weiter fortpflanzen, mußte nicht eine erneuerte Schamröthe über die Stirn des denkenden Mannes sich legen, als, wenige Wochen nach dem Attentate, der Ministerpräsident, der den König errettet hatte, dessen Blut zugleich mit dem Blute des Herrschers geflossen, der das Messer des Mörders, das den Fürsten bedrohte, auf sich hinwendete, als Cairoli von einer aus der Rechten und aus der äußersten Linken zusammengewürfelten Majorität gestürzt, und das kaum einer Regierungskrise entronnene Italien zu der unerwartetsten und unglaublichsten Ministerkrisis gedrängt wurde? Die Italiener, sagt man, seien die feinsten politischen Denker, es sei die politische Klugheit in jenem Lande wie zu Hause und jeder Lateiner sei zum Staatsmann geboren. Wenn dem wirklich so ist, so muß man aber hinzufügen, daß die jetzigen Italiener ihre politische Weisheit noch nicht der jungen Größe ihres Vaterlandes angepaßt zu haben scheinen; sie bewegen sich in Anschauungen, die vielleicht in dem engeren Rahmen der vormaligen Kleinstaaterei, wo die persönlichen Streitigkeiten und neidischen Verbitterungen sich oft in dem wohlfeilen Gewande der Staatsklugheit, als leitende Factoren der Politik, breit machten, Niemanden überrascht hätten, die aber gar seltsam abstechen zu der Größe und Breite der Bühne, auf welcher sich heute die italienische Politik bewegen sollte. Nicht einem politischen Gedanken, sondern einer kleinlichen, mit persönlichen Ingredienzen unliebsam verquickten Intrigue, fiel das Kabinet Cairoli zum Opfer. Die Gegner des Ministerpräsidenten auf der linken Seite des Hauses verstanden es nicht, sich emporzuschwingen zu jenen Höhen der politischen Anerkennung, die den Staatsmännern in größeren und älteren Staaten erlaubt, in einer bedeutenden, welthistorischen Lage ihre innersten Neigungen zu unterdrücken und, zum Wohle des Vaterlandes wie zu seinem Ruhme, selbst einen persönlichen Feind oder Nebenbuhler zu unterstützen. Es wirft dieser Vorgang im italienischen Parlament einen trüben Schatten auf die jetzigen Zustände jenes Landes; und scheint es als ob die Malaria, die den kleinen Republiken, Städten, Staaten und Stätchen des mittelalterlichen und auch des neueren Italiens innewohnte, noch nicht durch einen gewaltigen Luftzug des großen, jungen Königsreiches gereinigt und mit gewaltigem Hauche hinweggeblasen worden sei. Nicht Cavour hätte so gehandelt wie Crispi, Nicotera und Depretis; wohl aber sicherlich einer oder der andere der Minister oder Ministercandidaten irgend einer genuesischen oder florentinischen Krämerrepublik. Mitten in diesem Ränkespiel der parlamentarischen Führer ist König Umberto den constitutionellen Ueberlieferungen seines Vaters treu geblieben; die Kammern wurden nicht aufgelöst, obgleich Cairolis Sturz einen Sturm der öffentlichen Meinung heraufbeschwor; Cairoli trat ab und gab seine Gewalt in des Fürsten Hand zurück; ein neues Ministerium mit Depretis

an der Spitze, hat sich gebildet, — nicht ohne Mühe aber, und auf wie lange? Von den neuen Ministerien pflegen die Skeptiker zu fragen, wie viel Monate sie wohl dauern werden; von dem Ministerium Depretis aber hat man sich gefragt, wie wenig Wochen es zu leben haben mag.

Die ersten Anzeichen dieser, in ihren Ursachen wie in ihren Zwecken unerquicklichen Ministerkrisis hatten schon bei der feierlichen Rückkehr König Umbertos nach Rom die öffentliche Meinung beunruhigt, und minder glücklich, minder erhebend gestaltete sich somit diese fürstliche Reise als der kaiserliche Einzug Wilhelms I. in seine Hauptstadt sich wenige Wochen nachher gestalten sollte. Obwohl Deutschland und besonders die Bevölkerung Berlins durch die Maßregeln, die auf Grund des Socialistengesetzes der Rückkehr des Kaisers vorangingen, nicht wenig beunruhigt worden waren, und der Gedanke an die Möglichkeit eines erneuten Attentates oder irgend einer aus den unteren Schichten hervorbrechenden Manifestation die erregten Gemüther mit einer tiefgehenden und spannenden Besorgniß erfüllt hatte, so nahm doch — und wohl gerade deswegen — der Einzug des Kaisers und seine Rückkehr in das fürstliche Palais den Charakter eines gewaltigen Volksfestes im tieferen Sinne des Wortes an. Wer die Berichte, die damals, und nicht von officieller Seite allein, in die Welt geschickt wurden, aufmerksamen Auges gelesen, der mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß die Berliner Bevölkerung, wie sie nun auch dem Socialistengesetze gegenüber denken mochte, dem ehrfurchtgebietenden, greisen Oberhaupte des Staates durch den enthusiastischen Empfang, den sie ihm bereitet, den ausdrücklichen Beweis zu liefern bedacht war, daß man zwar im deutschen Reiche anderer Meinung sein kann als die Regierung, was die Spezialgesetzgebung gegen die Socialdemokraten betrifft, daß aber in den Gefühlen, mit denen es dem verwundeten und wiedergenesenen Kaiser entgegentrat, das gesammte deutsche Volk ein Herz und eine Seele war. Bedeutende und bedeutungsvolle Worte wurden beim Empfange der Vertreter des Reiches und der Stadt gewechselt, Worte der ernsten Mahnung in ernster Stunde gesprochen, und inmitten der feierlichsten Ovationen fuhr der fürstliche Wagen, vorbei an der Unglücksstätte, zurück in das nunmehr von dem wiederregierenden Kaiser bewohnte Palais. Selten sah wohl eine Hauptstadt eine erhebendere Feier; selten umgab ein größerer Glanz den Wiedereintritt eines regierenden Fürsten in die Ausübung seiner Machtbefugnisse. Mit gewaltiger Tragik hatte an dieser selben Stätte vor wenigen Monaten das Schicksal an diese Pforten gepocht, und es mochte auch wohl ein tragischer Ernst sich in diese feierliche Begrüßung des Herrschers mischen.

Tragisch auch, wenngleich in ganz anderer Form, mögen die Gefühle gewesen sein, mit denen ein anderer Kaiser, der siegesgekrönte und doch nicht befriedigte Zar, in die alte Hauptstadt des russischen Reiches zurückkehrte: lag doch zwischen diesem Einzug in Moskau und der vor Jahresfrist erfolgten Abreise des Zaren eine wilde und blutige Schlachtenlegende! hatten doch Rußlands Heere mit dem Blute unzähliger Krieger, mit der Trauer unzähliger Mütter, die Lorbeeren auf den türkischen Gefilden erkauft! Und wer mag erstaunen, wenn des Kaisers Geist beim Eintritt in den alten Zarenpalast, beim Ueberreichen von Salz und Brod durch das ehrwürdige Oberhaupt der griechischen Kirche, sich düster sinnend zu jenen Schlachtenscenen zurückgezogen fühlte, und wenn auf der Schwelle der Kirche, in welcher dem Sieger ein Tedeum gesungen werden sollte, Alexander II. weniger an den blutig eroberten Kriegesruhm, als an die drückende Last einer Krone, an die schweren Pflichten eines Regenten, an die Gefahren, die von innen und von unten dem russischen Reiche drohen, dachte! Oft schon, sagt man, habe der mächtige Zar mit trübem Sinne von seinem Sehnen nach Ruhe gesprochen; oft schon sei über seine Lippen die melancholisch entmuthigte Ankündigung einer baldigen Thronentsagung gegleitet; — nicht stärker, nicht härter fühlend als die anderen Menschen sind ja die Kaiser und Könige, und, gewaltigerem Schicksale ausgesetzt, mit schwererer Verantwortlichkeit belastet, wie wären sie der Entmuthigung unzugänglicher als die Anderen alle? Und wie wäre es möglich, daß Kaiser Alexander nicht mit beengendem Gefühle in sein Land zurückkehrte, er, der dort im fernen Türkenlande die äußere Macht seines Reiches zu befestigen glaubte, und vor dessen Augen plötzlich eine dumpfdrohende innere Gährung des Volkes, ungeahnte Attentate auf die höchsten Staatsbeamten, aufrührerische Manifestationen aus den höchsten Gesellschaftskreisen entgegenblitzten! Was nützen Rußland seine Siege im Orient? was nützt ihm seine Machtentfaltung im hintersten Asien? was nützt ihm die Bekämpfung Englands an den Grenzen von Afganisthan, — wenn in Petersburg, in Moskau, in Kiew und in Odessa der Krebs des Nihilismus immer weiter um sich frißt, wenn an den Ufern der Newa, am hellen Tage, das oberste Haupt der Polizei ermordet wird, ohne daß man der im aristokratischen Wagen dahinfahrenden Thäter habhaft werden kann; wenn die Studenten mit Petitionen vor den Palast des Thronfolgers heranrücken, wenn Bataillone aufgeboten werden müssen, um den Aufruhr niederzuschlagen; wenn das Bürgerthum selbst die jugendlichen Empörer — oder Träumer, begünstigt; ja, wenn die Geschworenen den politischen Mord freisprechen? Drohender und unheimlicher als in irgend einem anderen Lande gestaltet sich in Rußland die Revolution. Im Westen Europas haben wir geschlossene Parteien mit festem Programm gesehen, die, ihres Zieles bewußt, der jeweiligen Regierung den Krieg erklärten, um sich an die Spitze der Macht zu schwingen, und sei es eine Republik, sei es eine andere monarchische Verfassung auszurufen; in Rußland aber, nach welchem Ziele streben die Nihilisten? welches ist das positive Losungswort, das sie auf ihre Fahne schreiben? wo findet man die Häupter der Partei? wer kennt die Männer, die darnach trachteten, sich, an Stelle der heutigen Machthaber, auf einen Präsidentenstuhl oder Ministersessel zu setzen? Es treffen all diese Voraussetzungen, all diese Fragen nicht zusammen mit den russischen Verhältnissen. Die Revolution geht im Zarenreiche einen anderen Weg: sie verkörpert sich in keiner positiven Partei; sie verkörpert sich nicht in einem Oberhaupt, in einem oder in mehreren Führern; sie ist nirgends und sie ist überall; sie hat sich in die Adern des Volkes ergossen wie ein tödtendes Gift; und wo ist das Wunderkraut, das dieses Gift aus dem Blute entfernte? Der Ausbruch einer, wenn auch noch so furchtbaren Krankheit ist weniger gefährlich als die schleichenden Fieber; nach einer acuten Krisis ist der Körper gesünder als er es vorher war, und es lehrt uns die Geschichte, daß manche Revolutionen, welche die Völker heimsuchten, nach überstandenem Kampfe zu einer kräftigeren Wiedergenesung führten. Wie aber, wenn der Kampf nicht entbrennt? wenn der Krankheitsstoff, statt sich gewaltig auf einen Punkt zu werfen und dort zum Ausbruch zu gelangen, den ganzen Organismus mit eiterndem Blute erfüllt? wenn, an Stelle des Fiebers, die innere Fäulniß den Körper vergiftet? Einem solchen Verwesungsproceß scheint aber die russische Gesellschaft verfallen zu sein; es hat sich dieses Volk in seinen oberen Schichten zu rasch entwickelt, wie eine Frucht, die von der Unreife zu jener mit der Fäulniß verwandten, wenn auch noch nicht Fäulniß benannten Gestaltung übergeht, welche sie für eine fernere Reifung unempfänglich macht. Unten liegt noch im russischen Volk der schwere, verwilderte Kern des Asiatismus; oben aber hat sich eine Cultur ausgebildet, die wohl eine europäische sein möchte, die aber von der europäischen Gesittung nur die Aeußerlichkeiten sich anzueignen vermag, und die unter dem Drucke des inneren Widerspruches der sich in ihr bekämpfenden Elemente, des urwüchsigen Asiatismus und der künstlich und unfertig eingesogenen europäischen Civilisation, einer diesem seltsam verwachsenen Organismus eigenartigen Krankheit anheimfällt, und dem Untergang — oder einer vollständigen Auflösung — gewidmet scheint. Nicht erst von heute oder von gestern an begegnen wir der Erscheinung dieser russischen Krankheit; die Anfänge davon konnte man vor Jahren schon, wenn auch nicht in Petersburg oder in Moskau, so doch

bei verschiedenen Anlässen in den westeuropäischen Staaten, und besonders bei den sogenannten Friedenscongressen in Belgien und in der Schweiz beobachten. Ein Jahrzehnt liegt zwischen uns und jenen damals gewissermaßen epochemachenden Begebenheiten; aber obgleich die Zeit heutzutage die vergangenen Jahre und Monden mit raschem Fluge der Vergessenheit überliefert, so sind doch jene Incidenzfälle und die Erscheinungen, welche das erste Auftreten der russischen Revolutionsmänner in Europa in seinem Gefolge mit sich zog, zu bezeichnend und für die jetzige Lage zu bedeutend, als daß es nicht gestattet wäre, sie hier wieder in Erinnerung zu bringen. In Bern war es, im Jahre 1868, bei dem „Friedenscongreß" der Freiheits- und Friedensliga, als die russischen Umsturzapostel, wo wir nicht irren, zum ersten Male öffentlich mit ihrem Programm hervortraten, und kein geringes Erstaunen bemächtigte sich der Republikaner, Radicalen und alten Demokraten, die sich aus der Schweiz, aus Deutschland, aus Frankreich, aus Italien dort zusammengefunden hatten, als sie aus dem Munde Bakounins hören mußten, daß auch der radicalste Radicalismus von Westeuropa von den russischen Fortschrittsmännern schon weit überflügelt sei. Für diese Erz- und Urdemokraten war Socialismus schon Verrath, Communismus ein „Bourgeoisradicalismus", und Collectivismus lautete das Schlagwort, unter dessen allein selig machender Anrufung die Welt der Freiheit und dem Zukunftsstaate zugeführt werden konnte. Unter den Zuhörern Bakounins und seiner Genossen befand sich der französische Republikaner Chaudey, der im Jahre 1871 in Paris von dem Communarden erschlagen wurde, und den damals schon die russischen Vorkämpfer der Commune als einen lauen und kaum noch zu den Demokraten zu rechnenden Mann bei Seite schoben. Was eigentlich diese „Collectivisten" bezweckten, konnte niemals vollständig ergründet werden; das Einzige, was klar in der Sache war, schien wohl darin zu bestehen, daß es für die russischen Revolutionäre galt, alles irgendwie Bestehende umzureißen, die Welt einem Nivellirungsproceß zu unterwerfen, die absolute Gemeinschaft des Eigenthums zu proclamiren und auch in Wirklichkeit und recht praktisch auszuführen; — ein Nihilismus, aus dem sich dann das Zukunftsideal entpuppen würde.*) Die Schweiz ließ damals die russischen Apostel ungehindert ihre Wege gehen; wie sie ja von jeher keiner, auch der tollsten Meinungsäußerung irgend einen Stein in den Weg legte, und nur dann in die Speichen eingriff, wenn diese Manifestationen ihre Beziehungen zu einer anderen Macht zu gefährden, oder in den Versuch einer thatsächlichen Intervention in die inneren Verhältnisse eines Nachbarlandes umzuschlagen drohten.

Sonderbar klangen jedenfalls diese wilden Theorien in den Ohren der klugen schweizerischen Republikaner, und mancher fragte sich wohl, ob die Leute, welche das eidgenössische Asylrecht auf diese Weise mißbrauchten, nicht etwa von jener Gattung Politiker seien, denen man unter dem französischen Kaiserreiche und in den inneren französischen Wirren oft begegnete, und die im Volksmunde den bezeichnenden Namen Agents provocateurs tragen. Mit denselben Gefühlen mag wohl in den letzten Wochen die helvetische Republik auf die Nachkommen jener Collectivisten oder Nihilisten, auf die in La Chaux-de-Fonds ansässigen französischen „Anarchisten" hinschauen, die dort aus ihrem verborgenen Bergeswinkel heraus die seltsamsten und ungeheuerlichsten Aufreizungen zum Königsmord in die Welt hinausschickten. In einem kleinen, in der Schweiz kaum gelesenen Blättchen, L'Avant-Garde, predigte ein aus der Pariser Commune entflohener „Anarchist" seine blutigen Lehren und man erzählt sich, daß dieses Blatt, sauber verpackt, regelmäßig an die persönliche Adresse aller europäischen Fürsten versendet wurde. Daß gerade Spanien, das Land der Carlisten und der Pronunciamentos, diese wahnsinnigen Schmähartikel vor das Gericht der öffentlichen Meinung zu ziehen sich beflissen fühlte, mag gewissermaßen als eine Ironie des Schicksals belächelt werden; daß der schweizerische Bundesrath, sofort nachdem er von dem Treiben dieser Blätter in Kenntniß gesetzt worden war, die energischsten Maßregeln ergriff, um die Interessen der Eidgenossenschaft gegen solche Eingriffe in das allgemeine Völkerrecht zu wahren, ist eine so selbstverständliche Sache, daß man staunen muß, daß dieser Schritt von verschiedenen Seiten als ein der Schweiz von außen aufgenöthigter angesehen wurde. Das Asylrecht, das in den schweizerischen wie auch in den englischen Gesetzen geschrieben steht, muß ja die Regierungen dieser beiden Länder zu ganz besonderer Wachsamkeit anspornen und sie veranlassen, in dem eigensten Interesse des Staates darauf zu sehen, daß jenes Recht niemals von den dadurch Gedeckten in einer Weise mißbraucht werde, welche einer fremden Macht die Handhabe zu einer diplomatischen Intervention biete. Freilich darf aber dabei nicht vergessen werden, daß sich in der Schweiz seit Jahrhunderten andere Sitten eingebürgert haben, als in den meisten europäischen Staaten; daß man sich dort, ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit, einer viel weitergehenden Freiheit des Denkens und der Discussion erfreut als anderswo, und daß dieses Volk und dessen Regierung in vielen Fällen, die in den Nachbarstaaten ganz anders berühren und auch ganz andere Folgen nach sich ziehen würden, sich damit begnügen zu können glaubt, den Ausschreitungen der Freiheit, so lange sie sich nicht über die Schranken der Platonischen Meinungsäußerungen hinausbewegen, das der Freiheit der Discussion innewohnende Correctiv entgegenzustellen; die Freiheit der Discussion, sagen die Schweizer, ist wie die Lanze des Achill: die Wunden, die von ihr geschlagen, werden auch von ihr geheilt. Auf die Aufreizungen zum politischen Morde, wie sie sich in der „Avant-Garde" breit machten, findet dieses Princip natürlich keine Anwendung, und soll nur im großen Ganzen der Unterschied betont werden, der in der Auffassung des überhaupt Erlaubten und nicht Erlaubten auf dem Gebiete der Presse zwischen der Schweiz und anderen Staaten besteht. Die Schweiz übrigens ist nicht die einzige Republik, die gegen die Fremden, welche den ihnen gastwirthschaftlich gebotenen Schutz dem Auslande gegenüber mißbrauchten, energisch vorging: auch in Frankreich wurde, in Folge der deutschen Attentate, ein Fremder, und zwar ein Deutscher, des Landes verwiesen, weil er sich in Paris mit anführerischen Elementen in active Verbindung gesetzt hatte, und die Blätter, die der Regierung den lautesten Beifall dafür zollten, waren gerade die liberalen, die republikanischen Blätter.

Von Frankreich wird wohl Niemand, außer den reactionären und der republikanischen Regierung systematisch feindseligen Pariser Blättern ernsthaft zu behaupten suchen, es hätte sich auf Grund einer auswärtigen Pression zu dieser Maßregel entschlossen. Frankreich mag aber, wie die Schweiz, das instinctmäßige Gefühl haben, daß es in seiner Eigenschaft als republikanisches Staatswesen auf eine besonders scharfe Ueberwachung der die bestehende Ordnung in benachbarten Ländern oder das Leben der regierenden Fürsten bedrohenden Elemente angewiesen ist. Im höchsten Interesse dieser Staatsform liegt es ja, eine strenge Scheidung zwischen diesen Elementen und dem republikanischen Princip zu ziehen, denn wenn man in dem gegnerischen Lager schon bereit ist, den Liberalismus überhaupt als die Vorhalle der Socialdemokratie und des Königsmordes

*) Als ein Beispiel der Gefühle, mit welchen die süddeutschen in Bern versammelten und als äußerst radicale Demokraten angesehenen Republikaner diese russischen Nihilisten- oder Collectivistenprogramme begrüßten, mögen folgende, von dem bekannten Redacteur Hausmann nach einer der Sitzungen des Friedenscongresses improvisirten, drastischen Verse dienen, in denen der Verfasser in hoher ironischer Komik im Namen der Bakouninischen Anhänger das Lob des Collectivismus singt:

Wir wollen unsere Weiber tauschen,
Wir wollen uns mit Schnaps besaufen,
Und Alles soll gemeinsam sein!
Wir wollen uns mit Fett beschmieren,
Wir wollen in der Sonn' spazieren,
Wir wollen freie Russen sein!

zu bezeichnen, wie viel eher noch muß man dort geneigt sein, jenes Princip und jene Staatsform einer moralischen Verwandtschaft oder gar Complicität mit diesen Verirrungen und diesem politischen Verbrecherthum zu zeihen? Und doch, wer hätte nicht aus den großen Ereignissen, die Frankreich nach dem Kriege heimsuchten, die Lehre herauslesen können, daß eine Republik mit ebenso wuchtigen Hieben wie eine Monarchie die Revolution niederzuschmettern vermag? So gründlich und vollständig war im Jahre 1871 der Sieg der französischen Republik über die Commune, daß heute noch dieses Volk in der beneidenswerthen Lage ist, von den ringsumher sich drohend ballenden Gefahren der Socialdemokratie oder der nackten, nihilistischen Umsturzpartei verschont geblieben zu sein, und die bedeutendste innere Reform, die es seit Decennien durchzuführen hatte, in dem tiefsten socialen Frieden und fast ohne von den Feinden der linken Seite behelligt zu werden, zu Ende zu führen. Es wird dieses Jahr ein bedeutendes in der französischen Geschichte sein; durch die Erneuerungswahlen des Senats hat sich die Majorität in der ersten Kammer auf die Seite der Liberalen, der Republikaner geschlagen; die Tage der Gefahren — rief Gambetta in dem stolzen Bewußtsein der kommenden Siege bei seiner letzten Tischrede aus — sind vorbei! und ernst mahnend setzte er hinzu: die Tage der Schwierigkeiten werden kommen! Manches geflügelte Wort entsprang schon den Lippen des früheren Dictators, manches schlagende Bild, klug und fein, und treffend in kurze, antik-epigrammatische Form eingepaßt. Aber kaum ein anderes wird sich wohl mit diesem messen können; denn niemals legte sich das Wort enger und knapp anschließender um einen richtigeren und der Wahrheit der Lage entsprechenderen Gedanken. Aus dem großen Ringen mit den feindlichen Gewalten des Clerikalismus und der Prätendenten, hat sich das junge Staatswesen glücklich herausgekämpft; nicht Napoleon IV., nicht Heinrich V., nicht Ludwig Philipp II., nicht der anonyme Ultramontanismus bedroht mehr die stattliche Republik; — nun gilt es aber, nachdem die Feinde geschlagen, das Staatsgebäude wohnlich einzurichten; nun gilt es neu aufzubauen; nun gilt es auch die inneren Feinde, die die junge Regierungspartei umlagern, zu bändigen und im Zaum zu halten. Schon lassen sich Stimmen vernehmen, die drohend fragen, ob man sich denn mit dem jetzt Bestehenden begnügen werde, ob die Republik weiter nichts bedeute als was unter einem Ministerium Dufaure schlummert, und von der linken Seite her ertönen zu Gambetta herauf die halb trotzig auffordernden, halb sirenenhaft aufmunternden Anfragen, ob es nicht morgen oder heute schon an der Zeit sei, ein Ministerium Gambetta an die Spitze der Geschäfte zu berufen? Nicht aber nach einer Ministerpräsidentschaft geht Gambettas Sinn; wie Deák, oder auch wie Perikles, gedenkt er durch seiner Rede Allgewalt, durch die Macht seines hinter den Coulissen gebietenden Einflusses, die Geschicke Frankreichs sicherer zu leiten, — und wer könnte es wagen zu bestimmen, ob der jugendliche Staatsmann, indem er die Ministerpräsidentschaft von sich weist, nicht an eine höhere Präsidentschaft denkt, die in weiterer Ferne ihm zu winken scheint, und die er durch ein verfrühtes Eintreten in die officielle und mit schwerer Verantwortlichkeit belastete Staatsaction verscherzen könnte? In die Speichen aller Räderwerke greift heute schon die mächtige Hand des Volkstribunen; überall, in den innern und in den auswärtigen Angelegenheiten, herrscht Gambettas Wille, und mit einer Vorsicht und berechnenden Klugheit, die Wenige nur in dem eifernden Dictator von 1871 ahnten, leitet er die parlamentarische, bis jetzt gefügige Majorität. Großartig sind die Reformpläne, mit denen sich die liberale Regierung herumträgt; auf dem Gebiete des Volksunterrichts, auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und der Verkehrsanstalten, auf dem Gebiete der Civil- und besonders auch der Militärverwaltung soll Großes geschaffen werden, und schon haben die beiden Minister des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten angefangen, diese Projecte aus dem Stadium der reinen Theorie in dasjenige der praktischen Verwirklichung hinüberzutragen; die Civilverwaltung ist sofort nach Einsetzung des liberalen Ministeriums einer weitgehenden Erneuerung unterzogen worden, wie dies in Frankreich ebensowohl wie in anderen Ländern, in Belgien zum Beispiel oder in Nordamerika, bei den jeweiligen Regierungswechseln der Fall ist; an die Organisation der höheren Kriegsverwaltung soll nunmehr, nach den Senatswahlen, geschritten werden, und in den Bureaus des Kriegsministeriums, mit Inbegriff des Ministers selbst, derselbe Reinigungsproceß unternommen werden. Was das auswärtige Amt anbetrifft, so herrscht in dem Rathe der französischen Machthaber das Princip der vollständigsten Zurückhaltung, eine besonnene Ruhe und Kaltblütigkeit, an welcher selbst die lockenden Verheißungen der durch den kleinen tunesischen Zwischenfall aufgehetzten Blätter abprallen. Einem der leitenden Staatsmänner wird folgendes schöne und politische Wort in den Mund gelegt: „Frankreich soll fortan eine große Schweiz sein!“ und auch Gambetta erklärte vor wenigen Wochen, die Republik sei nicht gewillt, sich als Exportartikel verwerthen zu lassen. Von 1793 und 1848 auf 1879 welch ungeheurer Schritt! und wie viel versöhnlicher, wie viel Vertrauen erweckender als jene Republiken steht die jetzige Republik in dem europäischen Staatenconcerte!

Nicht so glücklich wie Frankreich, das sich allen ausländischen Wirren fremd und nüchtern gegenüber stellt, sind zwei andere europäische Mächte, England, das im fernen Indien sich neue Grenzen erkämpft und das, durch den Berliner Friedensvertrag und durch seine einseitlichen Verabredungen mit der Pforte, nicht nur den Finger, sondern schon die ganze Hand in den Webstuhl der ottomanischen Regierung und Verwaltung gelegt hat; Oestreich, das seine Herrschaft in den bosnischen und herzegowinischen Gebieten zu befestigen sucht und dessen Minister dem Sturm der sich in seinem Innern leidenschaftlich befehdenden Nationalitäten nur mit Mühe die Stirn bieten. So tief hat sich in dem benachbarten Kaiserreiche an der Donau der Zwist und Haß der um die Macht buhlenden Nationalitäten eingefressen, daß auf der parlamentarischen Tribüne im östreichischen Reichsrathe eine Stimme es wagen konnte zu erklären, die östreichischen Deutschen warteten nur der Stunde und der Gelegenheit, die sie mit dem deutschen Reiche politisch vereinigen würden; eine Drohung, die unüberlegte Polizeieinschreitungen veranlaßte, stürmische Auftritte im Reichsrathe nach sich zog und heute schon vergessen und verschollen ist. Dort unten aber, hinter Ungarn, hinter den slavischen und rumänischen, in ihren neuen Grenzen noch nicht wohnlich eingerichteten Fürstenthümern, dort wogen noch in chaotischem, unfertigem Werden die von dem Berliner Congresse entworfenen jungen Staatenbildungen; Bulgarien hat noch keinen Fürsten; Ostrumelien erwartet seinen Verwalter; der Sultan hält Ansprachen an seine Würdenträger, unterschreibt Hatts und Iradés, die die Rechte der Bevölkerungen feststellen und die Grundlinien der neuen Verwaltungsmethode zu ziehen sich befleißigen; in Constantinopel aber gährt es dumpf; das Volk schreit nicht sowohl nach Rechten und Constitutionen, sondern nach Geld und nach Brod, und draußen steht, an der Thüre pochend, der russische siegreiche Friedensapostel, der aus den leeren türkischen Schatzkammern die Kriegsentschädigung herauspressen soll; und an dem anderen Thore des ottomanischrn Reiches klopft, leise zudringlich und mit gebieterischer Schmiegsamkeit, der griechische Unterhändler, der, auf Grund des Berliner Vertrags, seine Gebietserweiterung und Grenzregulirung beansprucht. Den Kleinneffen der alten Hellenen geht es im Orient wie es den Kleinneffen der alten Römer im Westen ging: wenn die großen Nachbarn sich schlagen, heimsen sie ihre Vortheile ein, und aus Griechenland mag wohl mit der Zeit eine orientalische Großmacht werden, in deren Parlamente die hellenischen Cairolis, Crispis und Depretis das Ministerspiel nach italienischem Muster spielen werden. Fast möchte man sich aber fragen, ob dem ruhmreichen Lande der Akropolis, des Parthenon und der olympischen Tempel die Zukunft irgend etwas zu bieten in der Lage sein könnte, das uns, dieser marmornen Vergangenheit gegenüber, nicht mit einem Gefühle der Ent-

täuschung und der allem Kleinlichen eigenthümlichen Bemitleidung erfüllte? Welche Herrlichkeit strahlt uns entgegen aus den verfallenen Mauern der Erechtheions, welche Herrlichkeit steigt empor aus den Trümmern der olympischen Felder! und mit wie ganz anderen Gefühlen begrüßt nicht Europa die große Kunde einer in Olympia ausgegrabenen wunderbaren Venusstatue — und die kleine Kunde eines Ministerwechsels in Athen! Wahrlich, es mag der Politiker, fortgerissen von dem tobenden Strome der werdenden Weltgeschichte, sich eine Weile ereifern für diesen oder jenen staatsmännischen Gedanken, für diese oder jene Verfassungsform, für diese oder jene diplomatische Combination; — ist es ihm aber gegönnt, einen Augenblick inne zu halten in diesem rasenden und so unfruchtbaren Laufe, und fällt sein Blick auf ein Telegramm, das von Olympia berichtet, von den herrlichen Fundstätten, die dort in dem vor Allem geliebten, klassischen Boden der griechischen Kunst eröffnet werden, von den schlank gegliederten Säulen, von den feingeschnitzten Kapitälen, von den mächtigen Bildern des Zeus und der Pallas und der Aphrodite, — wahrlich, es überfällt ihn wie ein plötzliches Heimweh, sich heraus zu winden aus dem Gewühle der politischen Fehden, die Staatsmänner Europas und Asiens, die Reformpläne des Westens und des Ostens abzuschütteln, und dort ein neues Leben einzuathmen in der Betrachtung jener Vergangenheit, wo die reine Kunst ihre olympischen Feste feierte, und das alte Hellas seine köstlichen Opfer niederlegte auf den Altar des Ewig-Schönen.

Die communistischen Gesellschaften der Union.*)

Von Rudolf Elcho.

Die Rappisten.
Die Bethel- und Auroragemeinden. Die Separatisten. Die wahren Inspirationsgemeinden.

Die vorstehend genannten Communistengesellschaften sind alle deutschen Ursprungs und zählen auch heute noch fast ausschließlich Deutsche zu ihren Mitgliedern. Den Impuls zur Gründung der deutschen Communistenniederlassungen gab die pietistische Bewegung. Es ist bekannt, daß der von Spener und Genossen in die Erscheinung gerufene Pietismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus den theologischen Kreisen in die bürgerlichen Laienkreise durchsickerte und in Württemberg, dem Elsaß und den Rheinlanden so breiten Boden gewann, daß ganze Gemeinden sich um ihrer Heiligung willen von der lutherischen Kirche lossagten. Diese Ausgeschiedenen kamen vielfach mit der herrschenden Staatskirche und den Landesgesetzen in Conflict und entschlossen sich zur Auswanderung. Die meisten von ihnen wandten sich nach Amerika, einige württembergische Gemeinden aber zogen es vor, nach Palästina zu gehen, wo sie der Himmelspforte am nächsten zu sein hofften.

In den Vereinigten Staaten wurde die erste deutsche Communistengemeinde, die sogenannte Harmoniegemeinde, im Jahre 1805 von Georg Rapp gegründet, der im Jahre 1757 zu Iptingen in Württemberg geboren, bis zu seinem Tode, im Jahre 1847, das Haupt dieser Gemeinde blieb. Die Harmonisten oder, wie sie noch häufiger genannt werden, die Rappisten erreichten in Bezug auf materielle Blüthe die glänzendsten Resultate, welche jemals von einer Communistengesellschaft erreicht wurden und das ist lediglich Vater Rapps Verdienst. Er war der Sohn eines Bauern; erhielt jenes geringe Maß von Bildung, wie es mit Hülfe einer Dorfschule von Bauernkindern erreicht wird, half seinem Vater als Knabe in den Weinbergen arbeiten und erlernte in den langen Wintertagen die Weberei. Im Alter von 26 Jahren heirathete er eines Bauern Tochter, welche ihm einen Knaben, Johann und eine Tochter, Rosine schenkte. Georg Rapp dürstete von Jugend auf nach Belehrung und alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, las er; da dieselben zumeist religiösen Inhalts waren, so versenkte er sich mit Vorliebe in das weite Gebiet christlicher Glaubenslehre. Bald empfand er schmerzlich „die Entartung des Christenthums" und im Alter von 30 Jahren begann er das Werk der Wiedererweckung. Er wollte eine Kirche gründen wie Christus und seine Apostel sie zu errichten bestrebt waren; er predigte daher einer kleinen Zahl von Freunden den wahren Glauben, die reine Lehre und verkündete die Wiederkunft Christi auf Erden. Es währte nicht lange, so wurden die protestantischen Geistlichen auf Rapps Treiben aufmerksam und hetzten ihm die Polizei auf den Hals. Man denuncirte ihn und seine Anhänger als „Separatisten" und die Behörde versuchte die bekannten Hausmittelchen: Auflösung der Versammlungen, Geldbußen und Gefängnißstrafen, zur Austreibung der den Theologen so unbequemen Ideen. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, wuchs die Zahl der Separatisten in dem Maße als die Verfolgung zunahm, und im Verlauf von sechs Jahren strömten dem arme Weber zu Iptingen die Anhänger aus allen Theilen Württ bergs zu.

Im Jahre 1803 beschloß die Separatistengemeinde religiösen Freiheit willen nach Amerika auszuwandern u Rapp segelte, begleitet von seinem Sohn und zwei an boten, nach Baltimore. Er durchstreifte Maryland, P und Ohio und erwarb zuletzt nördlich von Pittsbu von Connoquenessing 5000 Acres wildes Land. F ein Adoptivsohn Rapps und ein Mann von großer organisatorischem Talent, war als Stellvertreter de in Deutschland zurückgeblieben und hatte seine L so gut getroffen, daß er, sobald die Nachricht von traf, der Ort zur Ansiedlung sei gefunden, mit 3 mitgliedern aufbrach, welche im Juli 1804 in deten. Sechs Wochen später langten noch 300 Philadelphia an. Die neuen Colonisten gehört dem Bauern- und Handwerkerstande an und h mögen. Rapp brachte den größten Theil sein läufig im Osten Amerikas als Arbeiter unte einer Schaar auserlesener Männer auf dem Häuser zu bauen. Im Frühling des nächst größte Theil der Auswanderer nach und die welche den Grundsatz der Gütergemeinschaf constituirt. Rapp war damals 48 Jahre von robuster Gesundheit, kühner Unternehmu Erfahrung. Alle Gemeindemitglieder war Menschen und wie durch Zauberkraft erhobe niß 50 Blockhäuser, eine Kirche, eine Schule, und Scheunen. Der Wald wurde ausgerodet, und eine Branntweinbrennerei errichtet. Außer Gerste und Weizen baute die junge Gemeind Jahre auch Hanf und Flachs an, züchtete Merin ersten, welche man in Amerika auf den Markt br errichtete eine Wollspinnerei. Rapp und sein Adopti alle diese Unternehmungen, leiteten die Arbeiten Werkmeister ein, gleichzeitig aber war Vater Rapp Lehrer und Priester seiner Anhänger; er schärfte ihnen fort ein, daß sie nicht auf der Erde seien, um Schätze meln, sondern um sich vorzubereiten zum höheren Le Reiche des Sohnes Gottes. Die Ankunft des Heilandes derte er als nahe bevorstehend; darum ermahnte er die J sich bereit zu halten, denselben mit reinen Herzen und aller Li zu empfangen, denn sie seien die Auserwählten.

Bis zum Jahre 1807 hatten die Rappisten ein eheliches Leben geführt und der Sohn des Vater Rapp, Johann, verheirathete sich noch in jener Zeit und wurde der Vater von Getrud Rapp, welche heute zu Economy, der letzten Niederlassung der Rappisten, lebt. Gegen Ende dieses Jahres aber wuchs der fromme Eifer der Mitglieder in einem so hohen Grade, daß sie beschloffen, um ihrer Heiligung willen das Eheleben aufzugeben. Vater Rapp selbst ermahnte die Gemeinde, einen solchen Entschluß wohl zu überlegen, erklärte aber in einer Berathung

*) Siehe „Gegenwart" XIV. Bd., Nr. 51.

des Gegenstandes, daß er das eheloſe Leben für beſſer und heiliger erachte. Daraufhin faßte die Gemeinde den Beſchluß, im Stande der Eheloſigkeit fortan zu leben und es wurden keine Ehebündniſſe mehr geſchloſſen, keine Kinder in der Colonie mehr geboren. Eine Minorität in der Gemeinde war freilich mit dieſer Entſchließung nicht einverſtanden und ſchied aus. Die übrigen Familien blieben beieinander wohnen, allein Mann und Weib verletzten nicht „den Stand der Heiligkeit" und redeten ſich fortan als Bruder und Schweſter in Chriſto an. Es geſchah ſeitens des Hauptes der Gemeinde nichts, um den Verkehr der Geſchlechter zu überwachen. Die Rappiſten gelobten, ein eheloſes Daſein zu führen und keiner von ihnen hat dies Gelübde gebrochen. Zu gleicher Zeit faßten die Männer den ...tſchluß, das Tabakrauchen aufzugeben.

Im Jahre 1814 kam die Gemeinde zu der Erkenntniß, ihre Anſiedlung zwei Schattenſeiten habe; das Land eignete ...hlecht zum Anbau der Reben und dann fehlten gute Ver...ge. Vater Rapp kaufte 30,000 Acres Land im Wabaſhthal, Die ganze Gemeinde ſiedelte im Jahre 1815 dorthin verkaufte die erſte Anſiedlung für 100,000 Dollars, welcher kaum zur Hälfte dem wahren Werthe der ...ſprach. In jener Zeit war es eben ſehr ſchwierig, Land, mit ſo zahlreichen Fabriken und Wirthſchafts...en Käufer zu finden. In zehn Jahren hatte die Vermögen mehr als verdoppelt und im Wabaſh... mehr Erfahrung und ein großes Kapital beſaß, ...och beſſer regen und es entſtand bald eine blühende Im Jahre 1817 wurde die Gemeinde durch 130 ...nge aus Württemberg verſtärkt. Bis dahin hatte ...ch ein Buch geführt, in welchem die Summe ..., welche jedes Gemeindemitglied eingezahlt hatte; ...ßte Harmonie zwiſchen den älteren Anſiedlern ...kommenen herzuſtellen, ſchlug Rapp vor, dies ...en. Der Vorſchlag wurde einſtimmig ange...eführt und fortan lautete der Wahlſpruch der ..., ſei dein.

...24 wanderte die Gemeinde noch einmal aus ...Grunde, weil das Wabaſhthal derzeit Fieber ...die Nachbarn nicht ſehr verträglich waren. ...Stadt Harmonie und 20,000 Acres an...bert Owen für 150,000 Dollars, ein Preis, ...hinter dem wahren Werth der Ländereien ...lieb. Vater Rapp kaufte dann jene Be...von Pittsburg, welche er Economy nannte ...Gemeinde eine dauernde Heimat gründete. ...te und Farmer zogen voraus, um die nöthigen ...nahme der Gemeinde zu ſchaffen und dieſen ...nter den Händen weg". Als die Anſiedler ...afen, waren ſie überraſcht von der Schönheit ...t und mit ſo viel Luſt und Freudigkeit gingen ...t, daß man auf den Zimmerplätzen und auf ...anzen Tag ſingen hörte. Ja, des Abends ſelbſt ...de noch zuſammen und ſang und lachte bis ſpät ...hinein. Man baute Getreide- und Sägemühlen, Baumwollenſpinnereien; pflanzte Reben und Obſt... ...und hatte ſolch glücklichen Erfolg mit der Seiden..., daß bald alle Frauen des Sonntags Seidenkleider ...wozu ſie die Rohſeide ſelbſt erzeugt und die Stoffe ſelbſt ...hatten.

Economy kann heute als das Muſter einer gut gebauten planvoll angelegten Landſtadt gelten. Sobald die Gemeinde ...ckſteinhäuſer an Stelle der Holzhäuſer zu ſetzen anfing, beſchloß ...e auch, Vater Rapp ein beſonders ſchönes und geräumiges Wohnhaus zu bauen und zwar dicht bei der Kirche. Das Haus war einfach aber mit gutem Geſchmack eingerichtet und Vater Rapp erwarb ſogar für ſein Empfangzimmer eine Anzahl ſchöner Gemälde, darunter eine vortreffliche Copie von Benjamin Weſts „Chriſtus heilt den Kranken". Die Mauern des Hauſes waren von Reben umrankt und hinter demſelben befand ſich ein großer Garten mit prächtigen Blumenbeeten, Weinlauben und Raſenflächen, welcher der ganzen Gemeinde offen ſtand. Vater Rapp lehrte ſeine Anhänger die Schönheit der Natur bewundern; er ſelbſt liebte Blumen ſehr und ermahnte die Frauen, ſie möchten ihre Wohnungen damit ſchmücken. Auch für Muſik hatte der begabte Mann eine große Vorliebe, er organiſirte eine Kapelle, welche des Sonntag Nachmittags in dem großen Garten oder im Winter in der Verſammlungshalle Concerte gab.

Als im Jahre 1826 Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar-Eiſenach Economy beſuchte, fand er die Rappiſten bereits aufs Beſte eingerichtet und war entzückt von der Würde und Freundlichkeit Vater Rapps und der Zweckmäßigkeit der communiſtiſchen Einrichtungen. Er berichtete, daß die in den Waarenmagazinen aufgeſtapelten Produkte der Harmoniſten von ausgezeichneter Qualität geweſen ſeien. Die eigenen Verbrauchsartikel waren gleichfalls von erſter Güte; von dieſen wurden Mehl, Pöckelfleiſch, Thee, Kaffee und alle Waaren, die ſich lange halten laſſen, am Erſten jedes Monats vertheilt, friſches Fleiſch dagegen wurde ſofort nach dem Schlachten ausgegeben. Jedes Familienhaus hatte einen Garten und jede Familie pflanzte ihr Gemüſe, züchtete ihr Geflügel und hatte ihren eigenen Backofen. Alle Gebrauchsartikel, welche in Economy nicht producirt wurden, kaufte ein Comité an und vertheilte ſie. Vater Rapp führte ſeinen fürſtlichen Gaſt auch durch die Fabriken und als er ihm die praktiſchen Einrichtungen derſelben erklärt, verſammelte er etwa 60 Mädchen um ſich und ließ ſie einige Hymnen und Volkslieder vortragen. Herzog Bernhard erklärte, daß der Anblick der um den greiſen, überaus ehrwürdigen Patriarchen geſchaarten jungen Mädchen, welche ihre Geſänge mit einer Art freudiger Begeiſterung vortrugen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Die Gemeindemitglieder ſchilderte der Herzog als blühende Geſtalten und die freundliche, liebenswürdige Art, in welcher dieſe den Fremden begegneten und die innige herzliche Verehrung, welche ſie ihrem Vater Rapp bezeugten, flößten ihm Bewunderung ein.

Leider iſt nichts vollkommen in der Welt und das Glück der Harmoniſten ſollte bald darauf einen argen Stoß erhalten. Im Jahre 1831 kam ein deutſcher Abenteurer, Namens Bernhard Müller, welcher ſich den Titel Graf Maximilian von Leon beigelegt und in der Umgegend von Frankfurt ſein unſauberes Weſen getrieben hatte, mit einigen Anhängern nach Economy. Dieſer Schwindler gab vor, daß er an die bevorſtehende Wiederkunft Chriſti glaube und daß er um dieſes Glaubens willen aus Deutſchland vertrieben worden ſei. Die Rappiſten nahmen den vermeintlichen Glaubensmärtyrer bereitwillig bei ſich auf; kaum hatte derſelbe jedoch in der Gemeinde feſten Fuß gefaßt, ſo begann er eine Intrigue ins Werk zu ſetzen, die ſich gegen Vater Rapps Autorität wendete. Wie Mephiſto dem Fauſt, ſo rief er, freilich mit anderen Worten der Gemeinde zu:

„Was iſt das für ein Marterort,
Was heißt das für ein Leben führen!"

Der falſche Graf lehrte, daß es keinen Sinn habe, ſich irdiſche Güter zu erwerben, wenn man nicht im Vollgenuß derſelben leben könne, er wollte die Ehe wieder eingeführt haben, wollte Tanzvergnügungen veranſtalten, kurz, den Sinn der frommen Rappiſten auf weltlichere Dinge lenken. Dem klugen Verſucher gelang es wirklich, eine ſo ernſte Spaltung in der Gemeinde herbeizuführen, daß dieſe vollſtändig zerſtört und aufgelöſt worden wäre, hätte der alte Rapp nicht die bewundernswertheſte Ruhe und Klugheit gezeigt. Nach langen heftigen Kämpfen kam es zu einer Art von Plebiscit; es wurde abgeſtimmt, wer in der Gemeinde zum Vater Rapp und der alten Ordnung und wer zum Grafen Leon und der neuen Ordnung halten wolle. Das Reſultat der Abſtimmung war folgendes: fünfhundert blieben dem Vater Rapp treu und zweihundertundfünfzig erklärten den Grafen zu ihrem Führer. Als Herr Henrici, der gegenwärtige Leiter der Rappiſten, Vater Rapp das Reſultat mittheilte, rief der bibelfeſte Mann: „Und der Schweif der Schlange zog den dritten Theil der himmliſchen Geſtirne an ſich und ſchleuderte ſie zur Erde nieder."

Der Conflict endete mit dem Ausſcheiden der Anhänger des

Grafen Leon; diese verpflichteten sich, gegen eine in drei Raten und zwar innerhalb der nächsten 12 Monate zu zahlende Entschädigung von 105,000 Dollars Economy zu verlassen und allen Ansprüchen auf ihr Land zu entsagen. Im März 1832 nahmen die Ausscheidenden Kleider, Hausgeräthe, etwas Vorrath und Vieh mit sich und zogen, von dem neuen Führer geleitet, nach Phillipsburg, einem Dorfe an der andern Seite des Ohio, welches sie mit 800 Acres Land an sich kauften.

Die neue Gemeinde führte die Ehe wieder ein, blieb aber dem Princip der Gütergemeinschaft treu. Unter Leons Führung begann man zu wirthschaften und siehe da, so rasch als die Theilsummen bezahlt wurden, so rasch verbrauchte man dieselben. Als die Phillipsburger ihren Vermögensantheil empfangen hatten, besaßen sie nichts mehr als die 800 Acres Land, und die waren nicht ganz schuldenfrei. Graf Leon versuchte es, den Harmonisten noch eine Geldsumme zu erpressen, als dies jedoch nicht gelang und die besseren Mitglieder der eigenen Gemeinde sich gegen ihn erhoben, floh er mit wenigen Treugebliebenen und fuhr in einem Boot nach Alexandria am Red River, woselbst die Cholera im Jahre 1833 dem Leben dieses Abenteurers ein Ende machte. Die Zurückgebliebenen gaben zum größeren Theil die Gütergemeinschaft auf, der Rest aber schloß sich Dr. Keil an und betheiligte sich an der Gründung der Bethelgemeinde, von welcher noch später die Rede sein wird.

Die Harmonisten aber vermochten es, im Jahre 1832, also 7 Jahre nach ihrer Niederlassung in Economy, im Zeitraum von 12 Monaten 105,000 Dollars baar auszuzahlen, ohne eine Anleihe zu machen, und das war in jener Zeit eine gewaltige Summe. In den 27 Jahren ihres Bestehens hatten sie drei Colonien gegründet und hatten stets besser und comfortabler gelebt als der größte Theil aller Ansiedler des Westens. Im Jahre 1836 unterzeichneten sämmtliche Gemeindemitglieder einen neuen Artikel der von den Aeltesten entworfenen Constitution, durch welchen sie all ihre Besitzungen an Land, Häusern, Fabriken, Vieh, Geld u. s. w. als untheilbares Eigenthum erklärten. Jeder, der aus der Gemeinde ausscheiden wollte, begab sich von vornherein des Anspruchs auf irgend eine Entschädigung, und nur von dem Gutachten der Gemeindevorsteher hing es ab, ob sie ihn durch ein Geschenk für die der Gesammtheit geleisteten Dienste entschädigen wollten oder nicht. Alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Harmonisten war bis zum Jahre 1834 auf Fritz Reichert-Rapps Namen eingetragen. Als dann der Adoptivsohn Vater Rapps starb, ließ man es auf des letzteren Namen und dann auf den Henricis eintragen.

So lange Vater Rapp lebte, war dieser ihr Vorbild, ihr Lehrer und Führer in geistlichen und weltlichen Dingen. Derselbe verabscheute die spiritistischen Manifestationen der amerikanischen Mystiker, aber er war nicht frei von mystischen Vorstellungen. Vor Allem glaubte er an eine persönliche Wiederkehr Christi zur Erde und unaufhörlich lehrte er, daß die Ankunft des Heilands nahe bevorstehe und daß die Gemeinde sich bereit halten solle, denselben zu empfangen. So fest war sein Glaube an diese Wiederkehr, daß, als er im Alter von neunzig Jahren auf das Sterbelager sank, er in die Worte ausbrach: „Wenn ich nicht sicher wüßte, daß es des lieben Heilands Wille sei, ich solle Euch Alle ihm vorstellen, dann glaubte ich fast, mein letztes Stündchen habe geschlagen.“ Dies waren in der That seine letzten Worte, der liebe Heiland ließ somit die große Hoffnung seines Lebens unerfüllt.

Im Uebrigen lehrte Vater Rapp die Gemeinde, den Nächsten zu lieben, der Selbstsucht zu entsagen, demüthig und wo es sein muß, opferfreudig zu sein, einfach und enthaltsam zu leben, regelmäßig und fleißig zu arbeiten und durch Gebet und Selbstprüfung zur Erkenntniß aller Fehler und Schwächen, wie zur Veredlung des innern Menschen zu gelangen.

Sonntags gehen die Harmonisten zweimal zur Kirche, sie feiern das Christfest gemeinsam und nach deutscher Art, sowie im Herbst das Erntefest. Im October findet das heilige Abendmahl für Alle statt. Im Uebrigen lebt man gut in Economy, ißt viel Fleisch, trinkt Wein und Bier und verschmäht an kalten Wintertagen auch ein Glas Punsch nicht. Die Harmonisten beginnen ihr Tagewerk um 6 Uhr, nehmen den Kaffee um 7, einen Lunch um 9 und das Mittagessen um 12 Uhr ein. Um 6 Uhr Abends genießen sie das Abendbrod und um 9 Uhr gehen sie zu Bett. Die Frauen besorgen den Haushalt, arbeiten aber auch noch im Felde und in den Fabriken. Jeder Haushalt besteht aus Männern und Frauen in gleicher Zahl von vier bis acht Personen. Die Häuser sind bequem und mit gutem Geschmack eingerichtet und fast in jedem Haus befindet sich ein Klavier oder irgend ein anderes Musikinstrument. Die Harmonisten lieben die Musik und sind außerdem eifrige Zeitungsleser. Als musterhaft können die Industriewerkstätten in Economy gelten und den Neid aller Lebemänner dürften ihre mächtig großen Weinkeller erregen, in denen ein Faß neben dem andern liegt. Die Gemeinde erzielt für ihren Wein in den Vereinigten Staaten sehr hohe Preise und setzt alljährlich eine reiche Quantität ab.

Die Familien führen ihren Haushalt selber und backen zumeist auch ihr Brod selber. Milch wird Jedem ins Haus gebracht, so viel er immer verlangt. Wenn die Metzger schlachten, senden sie einen kleinen Buben durch den Ort, der an die Thüre jedes Hauses klopft und im schwäbischen Dialekt ruft: „Sollt Fleisch hole!“ Mit Kleidern und Schuhwerk wird jedes Gemeindemitglied reichlich versorgt und die Schneider und Schuhmacher sollen einen wahren Wetteifer an den Tag legen, damit ihre Brüder und Schwestern anständig und respectabel gekleidet einhergehen. Da Einer in der Gemeinde für Alle arbeitet, so verbindet Alle das gemeinsame Interesse und es wird Jedem eingeschärft, daß er einfach und ohne Selbstsucht lebe und sich vor Verschwendung und Mißbrauch hüte. Ist der Winter vorüber, so arbeitet Jung und Alt im Felde und diese Lebensweise scheint Allen gut zu bekommen, denn die Harmonisten sind durchweg gesunde, robuste Menschen und erreichen ein hohes Lebensalter.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Das Weib.*)

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Also spricht ein Poet, der, wie seine Dichtungen bekunden, in dieser Frage ohne Zweifel als Sachverständiger zu gelten hat. Das Weib ist die wahre Sphinx und der Mann der Unglückliche, welchem die Sphinx ihr Räthsel aufgibt. Was aber das Allerschlimmste, dies Räthsel ist — sie selbst. Und während jenes Fabelungethüm, von dem die griechische Sage erzählt, nur dem Wandrer gefährlich ward, der den Weg nach Theben einschlug, führt an dieser Sphinx jeder Lebenspfad vorüber. Wer mag sich rühmen, daß er die Prüfung wie ein Oedipus bestanden hat? Zum Glück ist indessen diese Sphinx nicht so einseitig, wie die Thebanische oder Platen'sche, die durchaus ein fehlerfreies Distichon verlangte. Sie nimmt die Lösungen des Räthsels in allen Gestalten entgegen. Es wird sogar behauptet, daß es bisweilen gelinge, ihr den Mund mit einem Kusse zu schließen. Manchmal muß sie sich sogar gefallen lassen, daß sie gar keine Antwort bekömmt, ja, daß der Angeredete grob wird. Solch Einen nennt man denn einen Weiberfeind, auch wohl einen Philosophen, wie es z. B. Schopenhauer war.

*) Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne von Emerich Dümont. 8. VIII u. 337 S. Leipzig 1879, F. A. Brockhaus.

Mit einen Philosophen haben wir es auch heute zu thun: er legt seine Lösung in Form eines eleganten Buches vor. Emerich Dümont hat sich bereits durch ein früheres Werk: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins", das ihn als Schüler dieser beiden Umgestalter unserer Anschauungen von Innen- und Außenwelt kennen lehrt, einen guten Namen gemacht. Freilich wird vielleicht gerade die Thatsache dieser Schülerschaft Manchen veranlassen, mit einiger Besorgniß an „Das Weib" heranzugehen. Auf Seite VII heißt es jedoch „Meinem Weibe gewidmet". Nun ist zwar Fürst Bismarck nach Moritz Busch der Ansicht, man sei gegen Niemanden gröber als gegen die eigene Frau, indessen Dümonts Buch besteht keineswegs aus einer Sammlung philosophischer Thron- und Standreden, sondern aus Briefen an einen Freund, dem der Verfasser seine Theorien mittheilt. Wenn der Mann aber seiner Frau Briefe an einen Freund zu lesen gibt, findet sich gewiß darin nichts Böses.

Damit ist zwar nicht gesagt, daß über dies Buch nicht Dieser oder Jener böse werden könnte. Im Gegentheil, Dümont verdirbt es mit beiden Geschlechtern, allerdings, indem er in gewisser Hinsicht wieder Beiden Recht gibt. Wie viel Schlechtes haben die Männer schon von den Frauen, die Frauen von deu Männern gesagt: wenn diese gegenseitigen Anklagen sich zu dem Selbstbekenntnisse der Menschheit ergänzen, so hat diese keine schmeichelhafte Schilderung von sich entworfen und beide Geschlechter haben einander nichts vorzuwerfen: sie sind vollkommen gleich. Die Schwärmer für diese absolute Gleichheit, wie John Stuart Mill, wollen deshalb ganz consequent weder von den weiblichen Mängeln, noch von den weiblichen Vorzügen etwas wissen: im Preise der sogenannten „echt weiblichen Tugenden" erblicken sie nur die Speculation des Mannes, der dem Weibe die Resignation auf dem ihm gebührenden Platz in der Schöpfung auf diese Weise zu einer religiösen Pflicht machen will. Auch Dümont untersucht die Frage nach der Gleichheit oder Ungleichheit der Geschlechter. Als Schopenhauerianer geht er dabei vom Gegensatze zwischen Kopf und Herz, Intellect und Willen aus. Es ist einer jener Widersprüche, welche die Wurzeln alles Daseins ausmachen, daß auf der einen Seite der Fortschritt in der Entwicklung des Lebendigen sich im wachsenden Selbstbewußtsein, dem Bewußtsein über die eigene Individualität offenbart, andererseits der Zweck und das Ziel dieser Individualität die Selbstlosigkeit ist. „Selbstlosigkeit des Geistes" nennt Dümont sehr schön jene Objectivität, welche das Genie, den Philosophen, den Künstler und wohl auch den Staatsmann von Denen unterscheidet, deren Denken nicht über die eigene Person hinaus kann — was aber ist alle Tugend anders als Selbstlosigkeit des Willens, Aufopferung, Menschenliebe? Wenn die Natur zwei Geschlechter schuf, so läßt sich von vornherein annehmen, daß jedes Geschlecht vor dem andern keinen Vorzug hat: hätte der Mann alle Vortheile allein, dann hätte freilich jener Spaßvogel Recht, der die These durchführte, daß „die Weiber keine Menschen seien". Dümont nun entscheidet, daß der Mann dem Weibe intellectuell, das Weib dem Manne moralisch überlegen sei. Der Mann ist egoistisch, das Weib ist selbstlos. Wie der Intellect von Haus aus nur eine Waffe im Kampfe ums Dasein ist, so ist auch der starke Mann in dieser Beziehung am stärksten ausgerüstet. Schon weil das Weib schwächer ist, muß es selbstloser sein. Der Mann repräsentirt die Familie nach außen als der sich geltend machende Egoismus, dem Weibe liegt innerhalb derselben die Pflege der Gatten- und Mutterliebe ob. Dümont macht auf den Wandel unserer Begriffe von Tugend seit den Zeiten des Alterthums aufmerksam. Dem Alterthum, auch dem deutschen, war die Tugend die männliche Tüchtigkeit, galt als höchste der Tugenden die strenge Gerechtigkeit, während das Christenthum nur von Liebe und Gnade weiß. Das Alterthum faßte die Tugend vom männlichen, die neue Zeit vom weiblichen Standpunkte auf, nicht nur Christus, auch der „Heide" Goethe:

Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan!

Wenn dem Alterthum das männliche Geschlecht das vorzugsweise schöne ist, uns das weibliche, sollte nicht auch hierbei jener Umschwung der Anschauungen im Spiele gewesen sein?

Die Ausgleichung dieser Verschiedenheiten ist ein Ideal, dessen sich Kunst und Religion bemächtigt haben. Die Kunst des Alterthums suchte es physisch darzustellen, als sie die vielbesprochenen Hermaphroditen schuf. Die Verschmelzung weiblicher Aufopferungsfähigkeit mit männlichem Intellecte tritt uns in jenen Gestalten entgegen, welche Buddhismus und Christenthum als ihre Stifter verehren. Dies Ideal in die Wirklichkeit übersetzen zu wollen, ist Thorheit. Dies Ideal für verwirklicht zu halten, wenn ein Geschlecht sich nach dem andern modellirte, noch größere Thorheit; das dabei schließlich gewonnene Durchschnittsmaß würde nur die Vorzüge eines jeden aus der Welt schaffen. Zum Glück wird die intellectuelle und moralische Existenz durch die physische bedingt. Bis jetzt aber ist wenig Aussicht vorhanden, daß das Weib „im Kampfe ums Dasein" oder „durch natürliche Zuchtwahl" seine physische Existenz verändere. Die Träume des englischen Philosophen dürften nicht eher in Erfüllung gehen, als die Mütter überflüssig geworden sind. Nun haben allerdings einige Vogelarten nach dieser Richtung insofern Fortschritte gemacht, als bei ihnen die Männchen das Ausbrüten der Eier zu besorgen haben; auch bei den Gatten gelehrter Frauen soll es vorkommen, daß sie die Kinderwartung übernehmen müssen, allein damit ist am Ende noch nicht viel erreicht.

Nachdem Dümont das Weib sowohl in intellectueller wie moralischer Beziehung betrachtet, sucht er ein Gesammtbild zu gewinnen. Für dieses kann sich das schöne Geschlecht ohne Zweifel bei ihm bedanken: es hat in ihm einen beredten Anwalt gefunden, der alle seine kleinen Schwächen auf das Geschickteste zu entschuldigen weiß, freilich stets auf Kosten seiner intellectuellen Ansprüche. Die Frauen sind eitel, aber sind es die Männer nicht weit mehr? Richten die Eroberungen der herzlosesten Kokette etwa so viel Elend an, wie die eines männlichen Eroberers? Die Frauen lügen mehr als die Männer. Das wäre verzeihlich, weil sie als das schwache Geschlecht öfters in Nothlagen sind, es ist aber nicht einmal wahr: sie sind eben wie die Kinder und lassen sich leichter fassen. Die Frauen sind neugierig. Sind es die Männer nicht auch? Können die Frauen dafür, daß sie die Geheimnisse des nachbarlichen Haushaltes mehr interessiren, als die Geheimnisse der europäischen Kabinette? Die Frauen sind furchtsam. Sie sind nicht erzogen, sich muthig zu stellen, wenn aber das Größte gefordert wird, der Tod, so hat schon manches Weib manchen Mann beschämt. So ist in allen diesen Fällen der Intellect als der Sünder überführt. Am prägnantesten aber spricht sich die Natur des Weibes im Verhalten zur Religion aus. Es ist nicht nur die Speculation auf die Schwäche des weiblichen Verstandes, welche die Religion veranlaßt, sich vorzugsweise auf das weibliche Geschlecht zu stützen, es ist auch das Vertrauen auf seine moralische Ueberlegenheit, welche es verhindert, auf die in der Religion enthaltenen ethischen Wahrheiten zu verzichten. Ein irreligiöses Weib ist ein unnatürliches Weib — im besten Falle eins, welches aus seiner Irreligiosität eine Religion macht. Bei dieser Gelegenheit sieht man auch deutlich, worin eigentlich die Schwäche des weiblichen Geistes besteht. Der Dümont'sche Ausdruck „Mangel an Objectivität" ist ein wenig unbestimmt; kurz gesagt: das Weib ist nicht befähigt, in Abstractionen zu denken, es braucht Anschauungen. Philosophie ist eine Religion ohne Anschauung, Religion eine historisch-concret gewordene Philosophie. Dümont behauptet, man werde nie einer Dame die Kant-Schopenhauer'sche Lehre von der intelligibeln Freiheit begreiflich machen und hat ohne Zweifel Recht. Warum? weil wir uns hier in einen Aether der Abstraction erheben müssen, der sogar manchem Manne das Athmen erschwert. Aus diesem Grunde ist auch der geistige Gesichtskreis der Frau enger als der des Mannes; denn die Begriffe sind gleichsam die Flügel, welche unsere Seele über die Grenzen der Persönlichkeit hinaustragen. Der Mangel dieser Flügel macht es, daß das weibliche Geschlecht keine Geister aufzuweisen hat, die in ihrer Art das Letzte erreicht. Die Frauen haben selten

eigene Ansichten. Fast immer spricht ein Mann aus ihnen. Das beweisen selbst die beiden großen französischen Schriftstellerinnen, Frau von Staël und George Sand. Heine würde hinzusetzen, Frau von Staël beweise nebenbei, wie bescheiden eine Frau in diesem Falle sei, da sie ihre Ansichten eine Zeit lang sogar von A. W. von Schlegel bezogen habe. George Sands Meinungen haben nur ein historisches Interesse betreffs ihrer männlichen Bekanntschaften. Erst als sie Großmutter wird, fällt die störende Zuthat der „Ansichten" fort. Wenn Dümont das Weib auch wegen seines namentlich geringeren Patriotismus und seiner schwächeren Philantropie zu entschuldigen sucht, so macht er sich nach meiner Ansicht überflüssige Mühe. Er gibt zwar zu, daß auch Weiber patriotische Großthaten vollbracht, allein das komme eigentlich nur vor, wenn das Vaterland in Noth sei und diese Noth auf ihr Herz wirke. Daß die Frau die Abstraction eines Vaterlandes nicht fassen kann, ist natürlich: sie wird sich in Oestreich-Ungarn z. B. für den Inhaber des Thrones oder für die magyarische Heimat begeistern, nicht aber für den Beustischen Dualismus. Das ist indessen nicht Schuld der Frau. Ein Vaterland, das uns nicht anschaulich entgegentritt, ist kein rechtes Vaterland, für ein solches kann man nur kalte Pflichttreue, nie Liebe empfinden. Deshalb hat überall in der Weltgeschichte der Patriotismus ebenso seinen Cultus gehabt, wie die Religion. Wer ihm diese ästhetische Außenseite raubt, wird ihn selbst zerstören. Was aber die Philantropie anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich selber im Zeitalter Darwins wenig damit anzufangen weiß.

Doch was ist das Weib als solches? Seinen rechten Inhalt empfängt es erst durch die Liebe. Den Zweck seines Lebens sieht es nur in der Ehe. Dümonts Betrachtungen über Liebe und Ehe scheinen mir nun von vornherein den großen Mangel zu haben, daß sie ganz von der Geschichte absehen. Das, was wir Liebe und Ehe nennen, sind Begriffe, die sich erst im Laufe der Zeiten gebildet haben. Schon bei der Besprechung der weiblichen Gefall- und Putzsucht (für die Dümont selbstverständlich auch eine anmuthige Beschönigung bereit hält) hätte dem Verfasser der sonderbare Unterschied zwischen Menschheit und Thierheit, ja zwischen höherer und niederster Menschheit auffallen müssen. Wozu auch der Schmuck und Putz des Weibes in zweiter Linie dienen mag, zur Ostentation, zur Erregung des Neides bei andern Frauen, zur Befriedigung des eigenen Sinnes für Schönes und Anmuthiges: ursprünglich hat er doch nur den Mann im Auge. So roh es klingen mag: die Frauen putzen sich als Concurrentinnen um die Gunst des Mannes. Wie aber ist es bei den Thieren? Gerade umgekehrt. Im Thierreiche sind die Weibchen durchweg einfach und bescheiden gekleidet, während die Männchen im buntesten Schmucke einherstolziren. Nicht die Weibchen kokettiren vor den Männchen, sondern diese suchen jenen zu gefallen. Sie tanzen und singen ihnen etwas vor und bestreben sich, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Auch der Mann hat vor der Frau noch einen natürlichen Schmuck voraus: den Bart. Bei denjenigen wilden Völkerschaften, welche kaum die ersten Stufen zur Civilisation erklommen, pflegen die Männer weit geputzter zu sein als die Frauen: sie bemalen sich den Körper mit den bunteren Farben, an ihnen hat die Nadel des Tättowirers ihr Meisterstück zu vollbringen, sie behängen sich mit allem Tand, den sie auftreiben können, und den Frauen sieht man so von vornherein an, daß sie die Sklavinnen, die Last- und Arbeitsthiere der Männer sind. Das weibliche Geschlecht hat eine ziemlich trübselige Vergangenheit. Wie der erste Schritt zur Menschwerdung nur in einer Vermehrung des Intellectes bestanden haben kann, so scheint mit ihm auch eine Steigerung der Brutalität des männlichen Egoismus ins Ungeheure verbunden gewesen zu sein. Um ganz Mann zu werden, achtete der Mensch das Weib kaum noch eines gleichen Wesens: nicht einmal ihr Vorrecht, Mutter zu werden, erkannte er mehr an, und wenn sie ihm ein Kind geschenkt, mußte sie mit ihrem müden Leibe ohne Murren die häuslichen Sklavendienste verrichten, während er sich sorgsam hüten und pflegen ließ, als der, welcher doch eigentlich das Heldenstück vollbracht, welcher — französisch Couvade genannter — Brauch sich als Rest eines verschollenen Alterthums bekanntlich mancherorts noch erhalten hat. Auch die geschlechtlichen Verhältnisse scheinen in jenen Urzeiten rohester Art gewesen zu sein; wenigstens nehmen die englischen prähistorischen Forscher für dieselben die sogenannten Communal marriages an: das Weib war Eigenthum des ganzen Stammes. Ist das Weib so nicht dazu gekommen, seinen Intellect für die fernliegenden Dinge auszubilden, so ward es doch klug für das, was ihm am nächsten war. Es verstand die Sinnlichkeit des Mannes auszunutzen: es putzte sich, und je mehr es ihm gefiel, um so mehr lockerten sich seine Fesseln. Bachofen hat sogar in einem dicken Quartanten über das „Mutterrecht" zu beweisen versucht, daß der Periode der Communal marriages als Rückschlag eine Periode der Freundschaft gefolgt sei — eine Annahme, die indessen zu weit gehen dürfte. Wenn es seine Leiden waren, welche das Weib erfinderisch machten, so waren auch sie es, welche sein Herz mit Mitleid erfüllten, denn nur in der Schule der Leiden wird dieses gelernt. Erkennen wir nun aber wirklich in der modernen Anschauung der Tugend der antiken gegenüber einen Fortschritt, so müssen wir auch zugeben, daß derselbe dem Weibe verdankt wird. Die Mythe, daß das Weib die Verführerin von Anfang gewesen sei, ist jedenfalls von einem Manne erfunden, der selbst der Verführer war. Freilich hat es das geputzte Weib gar listig auf den Mann abgesehen, aber, wenn irgendwo, haben wir in ihm die Hegel'sche „List der Idee" verkörpert vor uns, die für ihr eigenes Fortkommen sorgt. Von diesem Standpunkt aus könnte man denn auch sagen, daß der wahre Fortschritt der Moral der Fortschritt in der Emancipation des Weibes ist, und zwar in der Emancipation von den willkürlichsten Gelüsten des Mannes, und so erscheint als letztes ideales Ziel dieser Entwicklung die wahrhafte Monogamie auf Lebensdauer. Diese besteht freilich schon in unsern Gesetzbüchern, die katholische Kirche hat sie sogar in ihrer letzten Consequenz zur Institution erhoben. Daß es indessen in Wirklichkeit anders aussieht, fällt Dümont nicht schwer zu beweisen. In Bezug auf die factische Monogamie dürften uns manche Thierarten weit vorauf sein, obgleich selbst unter den frommen Tauben, wie Darwin erzählt, die meisten Männchen einen Hang haben, fremden Täubchen den Hof zu machen und von den Täubchen, so sehr im Allgemeinen ihre Moral zu rühmen ist, bisweilen Eins sich einem liederlichen Lebenswandel ergibt.

Daß die Frauen so wenig für jene wahre Emancipation ihres Geschlechtes eintreten, ist theilweise ihrer Schamhaftigkeit, theilweise aber auch dem Mangel ihres Intellectes zuzuschreiben. Es macht auf einen unbefangenen Menschen einen komischen Eindruck, wenn man sieht, wie sich wohlmeinende Seelen erhitzen, wenn irgend ein kleines Aemtchen (natürlich nur, um den Preis der männlichen Arbeiten zu drücken) auch dem weiblichen Geschlechte zugänglich gemacht wird, während sie für die Barbarei unserer Gesetzgebung, die ausschließlich auf die Gelüste des Mannes Rücksicht nimmt, kein Wort übrig haben. Mit Recht sagt Dümont, indem er die abscheuliche Bestimmung des Code Napoléon „la recherche de la paternité est interdite" brandmarkt: „Wir haben wahrlich wenig Grund, uns unserer Fortschritte so sehr zu rühmen, wenn wir die Gesetze des Mittelalters nur in diesem einzigen Punkte mit dem Usus unserer aufgeklärten Zeit vergleichen. Nach dem kanonischen Rechte wurde der Verführer verurtheilt, entweder das verführte Mädchen zu ehelichen, oder aber, falls dessen Vater nicht einwilligte, ihn als Eidam anzunehmen, eine Dotation zu zahlen. Weigerte sich der Verführer im ersteren Falle, oder war derselbe im letzteren nicht in der Lage, die verlangte Summe aufzubringen, so sollte er mit Ruthen gestrichen, excommunicirt und lebenslänglich in einem Kloster eingesperrt werden. Solche Gesetze erscheinen uns heutzutage geradezu lächerlich. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber Vernunft und Gewissen sagen mir, daß diese alten Gesetzesbestimmungen besser seien als der berüchtigte Artikel 340 des Code Napoléon." — Man darf übrigens nicht vergessen, daß Praxis und Gesetzgebung im Mittelalter oft weit auseinander waren, das spricht indessen noch nicht für unsere

legalisirte Barbarei. Allerdings weiß man diese vielfach zu beschönigen: sämmtliche Gründe laufen jedoch auf Eingeständnisse männlicher Schwäche und moralischer Unzulänglichkeit hinaus; das Weib, welches seine Tugend verlor, ist immer nur ein Beleg für diese. Christus wußte wohl, was er that, als er der Ehebrecherin verzieh. Trotzdem scheint mir Dümont zu irren, wenn er in der Schande, welche auf die Verführte fällt, nur Ungerechtigkeit erblickt. Schon Schopenhauer bemerkt, daß gerade die Frauen am eifrigsten im Verdammen seien und führt dies auf ihren Esprit de corps und ihr Interesse an der Ehe zurück; neben dem egoistischen Corpsgeist wirkt aber hier entschieden auch die Tendenz auf die moralische Erziehung der Menschheit, welche durch jenes künstliche und übertriebene Ehrgefühl gesteigert werden soll. Der Mann aber thäte besser, wenn er, anstatt an solche falsche intellectuelle Urtheile des Weibes zu appelliren, von seiner Herzensgüte lernte. Glaubt man wirklich, daß die actuelle Gesetzgebung möglich wäre, wenn der Mann etwas vom weiblichen Mitleid und ein Analogon der Mutterliebe in sich spürte? Hier kann man sehen, wie schwach es mit der uninteressirten Vaterliebe bestellt ist: wie mancher Mann, der sich im Schweiße seines Angesichts für seine ehelichen Kinder quält, die seinen Namen und sein Ansehn perpetuiren sollen, macht sich nicht die geringste Bekümmerniß, daß ein Wesen, welches ihn auch Vater nennt, in ganz andern Sphären verkümmert und verkommt! Ein Weib würde, in der Lage des Mannes, nie so handeln.

Mit Recht hebt Dümont einmal hervor, daß man vielleicht die factische Zunahme der Moral, nie aber den Fortschritt unserer Anschauungen von Moral werde bestreiten können. Nun gibt es aber im Verhältniß der Geschlechter einen Punkt, wo Praxis und Theorie identisch sind, das ist die Liebe. Dümont nennt die Liebe die „Periode der Herrschaft des Weibes", der Herrschaft des weiblichen Herzens über den männlichen Kopf. War aber die Liebe immer dieselbe? Gewiß nicht. Wohl ist sie heute auf demselben Naturtrieb basirt, der in der ganzen Welt des Lebendigen die Geschlechter zusammenführt, aber auch die Kröte hat in ihrem Kopfe bereits ein Gehirn, das nach denselben Gesetzen denkt, wie etwa das Goethes und Beethovens — mit dieser Identität ist also nichts widerlegt. Dürfen wir nun bei der Liebe vielleicht einen factischen Fortschritt annehmen, so scheinen sich der Ehe gegenüber allerdings bis jetzt erst die Anschauungen geändert zu haben. Dümont betrachtet die Ehe vom Standpunkte der Natur und Moral. Die erste Hälfte dieser Betrachtungen nimmt sich ziemlich pessimistisch aus. Wenn die Begierde befriedigt, so wird der Kopf des Mannes wieder frei, sein Egoismus tritt in alter Kraft hervor und jene Ungleichheit, welche gerade der Liebe ihre Kraft gab, erweist sich als Störerin des ehelichen Glückes. Und doch irrt der Mann, wenn er sein Weib sich gleichgeartet wünscht: „Die relative physische und itellectuelle Schwäche der Frau ermöglicht ja seine Herrschaft über dieselbe und befriedigt demnach ebenso wohl seine Herrschaft, wie die moralische Ueberlegenheit des weiblichen Herzens ihm zur Quelle vielfacher Freuden wird." „Als mein Vater 1840 in Syrien einen an der Pest erkrankten Freund bis zum letzten Athemzuge gepflegt hatte, da machte diese Freundesthat die Runde durch alle Journale und wurde überall als seltene Aufopferung gepriesen. Nun, was bei einem Freunde als ein seltener Zug Bewunderung erregte, das erwartet man doch von der Gattin als Regel. Glaubst Du aber, daß Deine Frau Dich in keiner Gefahr, weder in Krankheit noch im Elend, weder in Noth noch in Schande verlassen würde, wenn sie ein Dir gleichgeartetes Wesen wäre?"

„Die Ehe ist eben in Wahrheit kein natürliches, sondern ein moralisches Institut. Deshalb sind alle Schulen, welche die Moral verneinten, auch gegen die Ehe aufgetreten. Die Natur ist das Reich des Selbstischen, die Moral das des Selbstlosen, der Entsagung. Geben wir uns keiner Täuschung hin: weil dem Menschen und namentlich dem starken Geschlechte zu geringe moralische Kraft innewohnt, darum soll die Ehe nichts taugen. Nein, wir taugen noch nicht für die Ehe, wir sind noch nicht reif für sie, und wir haben kein Recht, eine Institution zu verdammen, weil sie zu gut für uns ist. Wir können nur sagen, die Ehe sei vom Standpunkte der Willensbejahung verwerflich; jedoch vom höheren Standpunkte der Willensverneinung im höchsten Grade achtungswerth. Da aber die Selbstsucht herrscht und die Moral im Allgemeinen als Aschenbrödel behandelt wird, so ist es leicht begreiflich, daß die Ehe, aus Heuchelei, zwar selten angegriffen, aber eben so selten nach Gebühr gewürdigt wird. Ebenso begreiflich ist es daher auch, daß das Weib mit der Superiorität seiner Herzensgüte und mit seinem passiven Heldenthum, seiner unbewußten Entsagung und freudigen Opferfähigkeit die Institution der Ehe in der Regel in Ehren hält und nicht leicht für die Abschaffung derselben stimmen möchte, obgleich die Frau unstreitig in der Ehe mehr zu leiden hat, als der Mann, und zwar weniger durch ihre eigene Begierde nach neuen Liebesgenüssen, als durch den Egoismus des Mannes. Man hat wohl das Weib die Priesterin der Familie genannt. Wohl, wenn nur der Mann sich nicht als deren Gott betrachtete, welchem die Priesterin Weihrauch zu streuen und unausgesetzt Opfer zu bringen hat."

„Die Ehe ist das äußerste Mittel zur Moralisirung der Menschheit." Von der Entwicklung der Ehe, von der Entwicklung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern hängen deshalb alle weiteren Fortschritte dieser Moralisirung ab, hängt es ab, ob sich die Menschheit immer mehr von der Thierheit entfernt oder ihr wieder näher kommt. Wenn der Mann einst durch dies „äußerste Mittel" erzogen sein wird, dann ist das Weib wirklich emancipirt. Nicht die Unterschiede der Geschlechter zu verwischen kann die Aufgabe der Menschheit sein: der Mann soll immer mehr Mann, das Weib immer mehr Weib werden. Die höchste Weisheit steht nicht im Dienste des Egoismus.

Höchste Weisheit liebt das Lebendigste,
Und es beugen die Weisen
Oft am Ende dem Schönen sich.

Das wahre Schöne aber ist das Gute, und an dieser Weisheit hat auch das Gute Theil.

Hans Herrig.

Emile Zola über den französischen Roman.

II.

Zolas Urtheil über Edmond About ist zwar nicht sehr liebevoll, aber es gehört zu den treffendsten, die er überhaupt ausspricht: „Ich denke häufig und nicht ohne Erstaunen an Herrn Edmond About," schreibt Zola. „Seine Laufbahn als Schriftsteller ist reich an überraschenden Windungen gewesen. Beim Beginn derselben, in den schönen Tagen des Kaiserreichs, offenbarte er sich als ein polemisches Talent ersten Ranges, als ein feiner, geistvoller und skeptischer Schriftsteller, der zwar nicht, wie man damals sagte, Voltaires wuchtigen Stock, wohl aber dessen leichte Reitgerte geerbt hatte. Seine Bücher über Griechenland und über Rom hatten, obwohl sie inhaltlich ziemlich hohl waren, einen beträchtlichen Erfolg, Dank der Leichtigkeit und dem flotten Humor im Stile. Gleichzeitig debutirte Herr About sehr geräuschvoll im Romane. Seine erste Novellensammlung, „Mariages de Paris", hatte auf der Stelle 10—12 Auflagen. Er schlief nicht auf seinen Lorbeeren ein. Schlag auf Schlag folgte ein Band dem anderen, bis endlich „Madelon" kam, den ich für seinen besten Roman halte, — eine mit Schwung und Schärfe geschriebene Studie. Dann folgte nach zwei phantastischen Skizzen von zweifelhaftem Werthe ein endloser Roman in drei dicken Bänden, in welchem sein Talent sich völlig verflachte. Und dann war Alles vorüber! Und der Romanschriftsteller war in ihm von einem Tage zum andern erstorben. Seitdem — es sind darüber 10 Jahre ins Land gegangen — hat About meines Wissens keinen Band mehr veröffentlicht. Er tauchte unter und verschwand auf mehrere Jahre gänzlich von der Oberfläche. Man

hätte ihn für todt halten können. Plötzlich erschien er wieder an der Spitze einer politischen Zeitung, deren Chefredacteur er noch heute ist und als welcher er gute Geldgeschäfte macht und bisweilen auch seine muntere Frische aus früheren Tagen wiederfindet. Wie dem auch sei, — ich kenne in unsrer gegenwärtigen Literatur keinen eigenthümlicheren Fall: wir sehen da einen Mann, der unter den glücklichsten Auspicien in die Literatur eintritt, einen Schriftsteller, dessen hervorstechende Eigenschaften die Geschäftigkeit und die Fruchtbarkeit waren; und dieser zieht sich über Nacht von der Production zurück, als ob er sich ganz ausgegeben und nichts mehr zu sagen hätte. Ich habe mir diese Erscheinung zu erklären versucht und glaube versichern zu können, daß das große Uebel des Herrn About das ist: daß er an gar nichts glaubt, nicht einmal an die Literatur. Eines Tages mag sich Herr About gesagt haben: Wozu das Alles? Er hatte keine Ueberzeugung, er hatte für sich nur seinen Geist; er war blasirt und über alle Erregungen des Kampfes und alle Freuden der Siege längst hinaus. Weshalb sollte er sich in das Getümmel mischen? Er konnte ja ruhig zu Hause bleiben und von seinen Renten leben. Der politische Horizont war mit undurchsichtigen Wolken bedeckt, es war nicht zu erkennen, in welcher Himmelsrichtung sich die Zukunft lichten würde. About, der von Hause aus gewisse liberale Tendenzen hatte, hatte sich indessen auf gut Glück zum courfähigen Tischgenossen und Freunde des Prinzen Napoleon gemacht. Während der stürmischen Tage von 1870 trat er von der Oeffentlichkeit zurück und jetzt ist er als Republikaner wieder zum Vorschein gekommen. Wenn aber der Polemiker eine Art von Wiedererwachen gefeiert hat — allerdings merkt man ihm die Strapazen und das Alter an — so scheint der Romanschriftsteller sich auf immer im Gewühl verloren zu haben. Man kann daher schon jetzt über ihn ein abschließendes Urtheil fällen. About ist mehr ein Plauderer als ein Romandichter; man merkt es seinen Schriften an, daß er an seine Personen selbst nicht glaubt. Er läßt sie unter seiner Feder herumtanzen, um sich selbst und nebenbei auch die Leser zu amüsiren; aber wenn man genau hinblickt, sieht man immer zwischen den Zeilen den losen Spötter. Dieser Mangel an Ueberzeugung verleiht dem Werke eine große Leichtigkeit, nimmt ihm aber alle Tiefe; das Werk ist frisch und gefällig; aber die Analyse bleibt auf der Oberfläche. About hat keinen Typus von Dauer hingestellt und nicht eine wirklich starke Seite geschrieben, die bleiben wird. Eines Morgens ist er als geistvoller Plauderer aufgewacht, hat eine Weile die ganze Gesellschaft durch seine Späße unterhalten und den Abend, als er zu Bett gegangen ist, hat er sein Licht für alle Zeiten ausgeblasen."

Dieses Urtheil ist wie gesagt zwar grausam, aber es enthält doch ernsthafte Wahrheiten. Nur wäre es vielleicht taktvoller gewesen, wenn diese gerade von einem Andern als von Herrn Zola ausgesprochen worden wären. Auch das, was er über die Herren Erckmann und Chatrian schreibt, wird man im Ganzen als zutreffend bezeichnen müssen.

„Erckmann-Chatrian sind Elsässer, die, durch die Sympathie gleichgearteter Naturen verbunden, damit angefangen haben, Geschichten aus ihrer Heimat zu erzählen. Zunächst lehnten sie sich an Hoffmann an und ließen ihre getreuen Schilderungen der elsässischen Sitten in einer phantastischen Pointe gipfeln. Später erweiterten sie ihren Rahmen, ohne jedoch den heimischen Boden, auf dem sie groß geworden waren, zu verlassen. Damals waren sie getreue und von ihrem Gegenstande ergriffene Maler des Elsaß; Land, Leute und Sitten führten sie uns in eben so bewunderungswürdigen wie sorgfältig ausgearbeiteten Bildchen vor; aber obwohl ihre Erzählungen länger und „Roman" überschrieben wurden, blieben sie doch immer einfache Erzähler, die immer wieder dieselben Puppen in Bewegung brachten und niemals in die menschliche Natur eindrangen. Die Scenen, die sie schilderten, breiteten sie wie lebhaft colorirte Kupfer vor den Augen des Lesers aus. Plötzlich kam der Erfolg und war außerordentlich. Ohne Zweifel ist derselbe ihrem so feinen und eigenthümlichen Talente, ohne Zweifel aber auch in erheblichem Maße der Gunst der Verhältnisse zuzuschreiben. Die Politik mischte sich hinein. In ihren beiden Romanen „Madame Thérèse" und „Le conscrit de 1813", die ihre Meisterwerke geblieben sind, hatten sie im Tone der gemüthlichen und harmlosen Erzählung ein schreckliches Bild von den Kriegen unter dem ersten Kaiserreiche entworfen. Sie hatten namentlich mit wahrhafter Treue die Stimmung des Volkes in Bezug auf den Krieg geschildert; sein Sträuben gegen das Verlassen von Haus und Hof, seinen engherzigen, egoistischen Patriotismus, seinen unüberwindlichen Drang nach Frieden und Freiheit. Der Boden des zweiten Kaiserreichs wurde damals schon von der Opposition unterwühlt, und so kam es, daß die Romane von Erckmann-Chatrian mit Begeisterung gleichsam als ein anticipirter Protest gegen etwa bevorstehende Kriege aufgenommen wurden. Durch diese Romane ging ein republikanischer Zug. Es kam dazu, daß man dieselben auf jeden Familientisch legen durfte. Keine Leidenschaft wurde dadurch erregt, kein Ehebruch, keine allzu lebhafte Situation gestreift. Endlich lasen sie sich angenehm. Daher ihr ungeheurer Erfolg. An großen Worten fehlte es nicht. Man nannte sie «nationale Romane». Eine Auflage drängte die andere, gegen 100,000 Exemplare wurden verkauft. Leider hat der Erfolg sie nur noch fruchtbarer gemacht. Sie haben sich mehr und mehr der Politik in die Arme geworfen, in dem Glauben, daß da der wahre Erfolg sei. Sie haben langathmige Romane zu Tage gefördert, — sie, die nur für die Erzählung, für die kurze sentimentale Novelle geschaffen waren. Alles, was sie in dieser Richtung producirt haben, ist unerheblich. Der Erfolg war indessen ein zu großer gewesen, als daß er mit einem Male hätte vollständig versagen sollen; aber allmählich ist der Lärm, der sich um die Werke von Erckmann-Chatrian erhoben hatte, verstummt, die Kritik hat sich ihren neueren Arbeiten gegenüber immer passiver verhalten, und die Theilnahmlosigkeit ist ihnen gegenüber immer breiter und breiter geworden. Man spricht nicht mehr von Erckmann-Chatrian. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch etwas schreiben."

„Auch über Jules Verne muß ich ein Wort sagen. Dieser schreibt nicht eigentlich Romane, er dramatisirt die Wissenschaft und schwingt sich in phantastische Einbildungen, indem er neue wissenschaftliche Ergebnisse als Stützpunkt nimmt. Wenn man es sich recht überlegt, sind seine Schriften doch wohl Romane, und sogar noch viel abenteuerlicher als die, die wir schreiben. In diesem Augenblicke findet das Publicum an diesen belustigenden Popularisirungen der Wissenschaft Gefallen. Ich will über diese Specialität nur das sagen, daß meines Erachtens dadurch Alles, was wir in der Schule erlernt haben, gefälscht und verballhornt wird. Ich für mein Theil ziehe die Geschichte vom Däumling und von Aschenbrödel diesen wissenschaftlichen Märchen vor; aber ich muß den Erfolg constatiren, der geradezu stupend ist. Die Bücher von Jules Verne sind ohne Zweifel diejenigen, welche augenblicklich am meisten in Frankreich gekauft werden. In Hunderttausenden von Exemplaren sind seine Erzählungen abgesetzt worden; sie sind in den Händen aller Kinder und in der Bibliothek aller Familien. Das erklärt die ungewöhnlich starken Auflagen. Für die literarische Bewegung der Gegenwart kommen die Sachen nicht in Betracht, und auch die Zahlen beweisen nichts dafür. Die ABC-Fibeln und die Katechismen verkaufen sich auch in Hunderttausenden von Exemplaren."

„Endlich habe ich noch über Gustav Droz ein Wort zu sagen. Er hat auch eine Specialität geschaffen. Mehrere Jahre lang hat er in der „Vie parisienne", dem officiellen Moniteur der eleganten Welt des Kaiserreichs, als Herrscher geboten. Gustav Droz ist der Maler einer etwas künstlichen Gesellschaft, die in liebenswürdigen Lastern gespielt hat, wie das 18. Jahrhundert in Schäferspielen. Man muß sein Meisterwerk, „Monsieur, Madame et Bébé", lesen, um die geschminkte Grazie dieser Gesellschaft ganz zu begreifen. Das große Verdienst des Malers ist, daß er Silhouetten gezeichnet hat, die sicherlich als treffende Bilder der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs gelten können. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er seine Feder in Poudre de riz tauche; das ist aber gerade eine seiner glücklichsten Eigenschaften. Keiner hat so wie er es verstanden, uns ein ganz

getreues Bild eines eleganten Interieurs aus der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre zu geben."

Da mit diesem Berichte nichts weiter bezweckt wird, als den deutschen Leser mit dem Urtheil Zolas über den zeitgenössischen Roman vertraut zu machen, so ist es wohl auch nicht erforderlich, bei jedem Satze, der zu einem Widerspruche herausfordert, Halt zu machen. Jeder Kundige wird finden, daß die Kritik über Jules Verne z. B. sehr einseitig und sehr gehässig ist. Die scharfsinnigen, phantastischen Spiele Jules Vernes' auf dem Boden der Wissenschaft sind doch mehr als die Geschichten aus den ABC-Fibeln, und es handelt sich in denselben auch gar nicht um die „Popularisirung" der Naturwissenschaften. Die Folgerungen, die Jules Verne aus den wissenschaftlichen Hypothesen zieht, sind immer erstaunlich witzig. Und wie prächtig weiß er zu erzählen! Ueber eine wie reiche und ergibige Phantasie gebietet er! Aber Zola erkennt eben nur ein Genre im Romane als das zulässige an: das seinige; was darüber ist, das ist vom Uebel!

Man kann sich nach dem Gesagten wohl selbst denken, wie er über diejenigen Schriftsteller urtheilt, die für die Feuilletons der großen Zeitungen arbeiten. Er polemisirt — und in diesem Punkte spricht er die Ansicht Vieler aus — gegen die ganze Art der Veröffentlichung, gegen die Zerhackung des Romans in kleine Stückchen. Ein Roman, meint er, könne, wenn überhaupt in einer periodischen Zeitschrift, nur in einer Revue erscheinen, die einem solchen auf einmal 2—3 Bogen zur Verfügung zu stellen vermag.

„Leider", fügt er hinzu, „haben wir in Frankreich keine Revue. Die einzige, die sich Geltung verschafft hat, ist die „Revue des deux Mondes", und diese ist außerhalb der literarischen Bewegung stehen geblieben."

Von den Verfassern der Feuilletonromane spricht Zola mit äußerster Geringschätzung. „Man zählt deren zu Dutzenden, und wenn man sich die Mühe geben wollte, zusammenzuzählen, was diese Leute täglich an Lesestoff fabriciren, so würde man über die Summe erstaunen. Das Publicum braucht davon täglich so und so viel; es ist ein Consum wie der des Petroleums und der Kartoffel. Der rechtschaffne Leser will Morgens und Abends sein Quantum romanhafter Abenteuer verschlingen, und nun gibt es Unternehmer von Lieferungen gedruckten Papiers, die die Bestellung ausführen und den Bedarf decken."

Mit allen diesen macht Zola kurzen Proceß, nicht nur mit den Lebenden und den Nachtretern, auch mit den Todten, auch mit den Begründern dieser Specialität, auch mit Alexander Dumas z. B. Alle Werke des älteren Dumas bezeichnet Zola ganz gemächlich als „dem Vergessen geweiht!"

Nicht besser ergeht es Paul Féval. „Seine literarische Bagage ist schwer, er sollte sie jetzt nach dem Gewichte verkaufen." Gegen die Geringeren ist er natürlich noch grausamer. Eine etwas freundlichere Ausnahme macht er nur zu Gunsten von Herrn Du Boisgobey und Xavier de Montépin, denen er wenigstens das Kunststück, die Leser zu spannen, und eine gewisse Sauberkeit in der Arbeit zugesteht.

Derjenige, gegen den Emile Zola am gehässigsten vorgeht, ist Jules Claretie. Claretie ist in seinen Augen der vollkommenste Ausdruck der Mittelmäßigkeit, der alles ein bischen und nichts recht kann. Dabei verhöhnt er ihn als einen entsetzlichen Vielschreiber. „Wenn Claretie nicht jeden Morgen vor dem Frühstück seine 500 Zeilen geschrieben hat, fühlt er sich nicht wohl." Claretie gilt ihm als ein bloßer Anempfinder, der immer unter dem Eindrucke dessen, was er gerade gelesen hat, weiterschafft und in demselben Stile weiterschreibt. Zola führt das Alles mit einer Breite und einer Schadenfreude aus, die eine starke persönliche Verstimmung sofort erkennen lassen. Jede Zeile über Claretie athmet persönliche Gereiztheit und Animosität. Für uns Fernstehende ist es ganz unbegreiflich, was Zola dazu veranlaßt, gegen ein so liebenswürdiges, freundliches Talent, wie es Claretie besitzt, so hart, boshaft, verbissen und ungerecht zu sein. Es wird Niemand einfallen, Claretie als Romanschriftsteller mit Flaubert, Fabre, Daudet auf eine Stufe zu stellen; aber das Vergleichen und Abwägen ist in der Kritik fast immer nur die Bemäntelung der Gehässigkeit und der Ungerechtigkeit. Clareties Romane, namentlich „Le troisième dessous", von welchem so eben die vierte Auflage erschienen ist, sind die Werke eines feinen, vornehmen und wohlwollenden Schriftstellers. Claretie beobachtet mit Schärfe und Richtigkeit; seine Schilderungen sind voller Leben und Bewegung, sein Stil ist leicht und correct, und die Lecture seiner Erzählungen oder Romane ist fesselnd und angenehm. Man muß sich die Augen gewaltsam zuhalten, um diese offenbaren Vorzüge nicht zu bemerken, und man muß eine von persönlicher Mißgunst geschärfte Lupe zur Hand nehmen, um in den Claretie'schen Romanen alle jene Fehler zu erblicken, die Zola mit ganz besonderer Behäbigkeit aufzählt.

Die Vermuthung, daß Zola bei seiner Absprecherei durch Motive bestimmt worden ist, die mit der Literatur nichts gemein haben, ist durch Jules Claretie selbst zur Gewißheit geworden. Claretie hat für die spaltenlange Herabsetzung seines Talentes, die er von Seiten Zolas erfahren, grausame, aber erlaubte Rache geübt. Er hat dem „Figaro" einen Brief von vier Zeilen zugeschickt, der so lautet:

„Herr Zola, der mir jedes Talent abspricht, scheint vergessen zu haben, daß ich von ihm vor längerer Zeit einen Brief mit folgendem Passus empfangen habe: »Eine Hand wäscht die andere; waschen Sie die meinige, so werde ich die Ihrige waschen.« Es scheint demnach, daß ich Herrn Zolas Hand nicht genügend gewaschen habe.

Jules Claretie."

Bei diesen Auszügen aus dem Aufsatze von Emile Zola mag es sein Bewenden haben. Die allgemeinen Bemerkungen über das Wesen des französischen Romans sind unbedeutend; sie sind rein tendenziös und ohne allen ästhetischen Werth, zum Theil auch ohne die genügende Sachkenntniß. Zola begeht die Unvorsichtigkeit, flüchtige Bemerkungen über den Roman in England und in Deutschland zu machen, und diese beweisen, daß er von den beiden keine Ahnung hat; aber immerhin durfte die Charakteristik der französischen Romanschriftsteller von Seiten eines der merkwürdigsten unter ihnen eine gewisse Beachtung verdienen. Diese Erwägung hat die Wiedergabe der interessantesten Abschnitte aus dem Zola'schen Aufsatze an dieser Stelle veranlaßt.

p. L.

Ein Klassiker des Pessimismus.

Unter den Novitäten, welche gegen Ende des jüngst abgelaufenen Jahres zur Versendung kamen, befindet sich ein sehr schmuck ausgestattetes Büchlein aus dem Verlage von Theobald Grieben in Berlin, mit dem Titel: „Pessimisten-Brevier. Von einem Geweihten." Mit einer Fülle von Kenntnissen ausgestattet und das Deutsche mit einer Meisterschaft handhabend, die bisweilen an ein gewisses Virtuosenthum der Wortspielerei und dergleichen Geschnörkel streift, hat der ungenannte Verfasser durch sein Werk sich um die Wissenschaft unserer Tage überaus verdient gemacht: zum ersten Male finden wir den Pessimismus als solchen in seinem ganzen Wesen klargelegt. Allerdings ist derselbe bei Schopenhauer als Gesinnung vertreten und seinen allgemeinen Hauptzügen nach bestimmt und unverkennbar angegeben. Sei es aber, daß der Meister zu viel subjective Elemente dieser Seite seiner Lebensanschauung beigemischt, oder daß seine Ausführungen solchenfalls zu rudimentär geblieben: es hat sich, unter scheinbarer oder angeblicher Herleitung aus seiner Lehre, eine Art Pessimismus herstellen lassen, der gehörig viel Lärm von sich gemacht, hinfort aber, seitdem das vorhin erwähnte Büchlein uns einen Maßstab über den wahren Pessimismus an die Hand gegeben, als Wahngebilde desselben erkannt werden muß.

Von den Anfängen bei Schopenhauer und den Anklängen bei einzelnen seiner wirklichen Schüler abgesehen, haben wir also in dem Brevier den Pessimismus leibhaft und vollständig vor uns, und diese Thatsache allein sichert dem Büchlein seinen klassi-

schen Werth. Freilich erinnert unser Verfasser eigenhändig daran, daß der Pessimismus, genau genommen, so alt wie unser Geschlecht sei und meint, „das Menschenbewußtsein müßte ja umsonst nach Jahrtausenden zählen, wenn nicht die großartigsten — weil einfachsten, allgemein gültigsten, wuchtigsten — pessimistischen Gedanken längst zur Trivialität geworden wären." Gleichwohl hat es an einer Zusammenfassung dieser Lehre, an einer authentisch beglaubigten Quelle dafur gefehlt, sonst hätte nicht jene vorhin angedeutete Abart des Pessimismus aufkommen können und für sich die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, deren nur die reine Lehre — sei es, daß man sie annimmt oder sich kritisch zu derselben verhält — wahrhaft würdig ist. Denn jener bloße Modepessimismus, der es an Geschimpf über Weltelend wahrlich nicht hat fehlen lassen, verhält sich zum echten, wie die Tartüfferie zur Frömmigkeit. Während diese, mit der „Welt" zerfallen, das irdische Dasein nur als kurzen Pilgerlauf betrachtet, von dem sie zu jeglicher Stunde abberufen zu werden bereit ist, weiß jene hingegen, die nämlichen Reden über die Hinfälligkeit des Irdischen im Munde führend, sich damit zu helfen, daß

„le ciel, de vrai, défend certains contentements,
mais avec lui on fait ses accomodements."

Fortan wird eine genaue Grenzscheide einzuhalten sein zwischen dem Pseudo-Pessimismus, der es nicht verschmäht, im Leben es sich recht behaglich sein zu lassen, und dem echten, welcher jedes Compromiß mit dem Leben entschieden abweist. Jeder weinerlichen Sentimentalität durchaus fern, hält der echte eine durchaus sthenische Form des Weltschmerzes ein, voll ungebrochenen Trotzes und mit einer gewissen energischen Widerstandskraft. Es ist kein Gejammer um die Härten des Lebens, sondern ein tiefer, durch lebendige Ueberzeugung genährter und erhaltener Groll wider die Widersprüche in der Welt, welche, nach der Auffassung unseres Verfassers im rastlosen Gegensatz, ohne jegliche Versöhnung durch irgend eine vermeintliche Ausgleichung aufeinander anstürmen. Es ist ihm ein „Wahn, daß die Menschheit je könne kurirt werden von dem gierigen Durst nach dem Gifttrank des Daseins", obschon ihm „die Kunst, welche zu erlernen den Zweck des Menschendaseins auszumachen scheint, heißt: das Wünschen verlernen". Daher darf er wohl von sich behaupten: „Feig wahrlich kann nicht sein, wer, nachdem er der Vergeblichkeit alles Mühens und Ringens inne geworden, um wenigstens vor neuen Zumuthungen zu eiteln Anstrengungen gleicher Art sich Ruhe zu verschaffen, unter den Schutz einer Resignation flieht, mit der er sich einem, wie er weiß, erbarmungslosen Schicksal ergibt." Mit Recht stellt er sich denn auch das Zeugniß: „es ziemt sich schon ein wenig Stolz für den, der keiner Noth den Triumph gegönnt, ihn zum Beter zu machen", und wenn er von sich rühmt, daß er „den Muth habe, die Welt für das anzusehen, was sie wirklich ist", so mag man mit ihm darüber streiten, ob seine Auffassung richtig, aber den Muth, womit er sich in dieselbe findet, wird man ehrend anerkennen müssen.

Der echte Pessimismus hält sich nicht bei der Frage auf, ob Sein oder Nichtsein der Welt vorzuziehen wäre, er verschmäht es durchaus, eine „Berechnung des Weltelends" anzustellen. Er argumentirt nicht, sondern er demonstrirt; er beweist nicht — syllogistische Schlußfolgerungen ziehend — das Schlechtsein der Welt, sondern er zeigt es auf, und zwar mit der Ueberzeugung, daß es schon so allgemein wie unheilbar sei. Es gibt für ihn keinen Trost, weder in einer vermeintlichen „Hingebung an den Weltproceß", noch in einem nach Umständen möglichst vortheilhaften Abkommen mit dem Leben; höchstens läßt er sich's bei „herzerfrischender, echter, wohlbegründeter Verzweiflung" behagen und gibt er es als richtig zu, „dem Pessimismus gewähre 'persönliches Pech' etwas wie eine persönliche Genugthuung", und daß man von ihm sagen könne, er wäre „nicht glücklich, wenn er sich nicht unglücklich fühle". Ferner heißt es: „An Allem zweifelnd und bereit, im Herrlichsten nichts als ein Blendwerk zu entdecken, aus dem Labyrinth so tausendfach sich kreuzender Gefühle keinen Ausweg gewahrend, als in schrankenloser Weltverachtung, die das Bewußtsein in sich schließt, selber auf das Entrücktwerden aus solch eigenstem Zubehör keinen Anspruch zu haben, wissen wir uns keine Rettung mehr vor der Verzweiflung, als in der innersten, die sich mit einem trotzigen Durch! aufrafft, diese Berge von Gräuelreichstem weiter zu durchstürmen. Die gewöhnliche Verzweiflung wehklagt um den Verlust eines Werthhabenden — die letzte versteinert vor dem Gorgonenhaupt der Einsicht, das nicht Werth hat", um darin Ruhe zu finden. Daher meint das Brevier denn auch: „Wenn es in der Welteinrichtung darauf abgesehen wäre, Einen nach dem Andern an Leib und Seele zu ruiniren, so müßte man sie vortrefflich nennen, denn dann könnte nichts geschickter angelegt sein."

Mit Schopenhauer betrachtet das Brevier die Welt als Willenserzeugniß: das Willenswesen ist ihm in ewiger Selbstzerstörung begriffen, ohne je Selbstvernichtung zu erlangen. Ueberall sieht es nur Ohnmacht und eitel Thorheit im Widerspiel der antagonistischen Kräfte, denn ein Fortschritt im evolutionistischen Sinne ist ihm ein leerer Wahn oder „ruchlose Windbeutelei". Sein Ausgangspunkt ist die Positivität des Schmerzes, es will ein concretes Bild des allgemeinen, unvermeidlichen Uebels liefern, dessen Unentrinnbarkeit ihm durch die metaphysische Natur des eigentlichen Kernwesens in allem Existirenden nothwendig gesetzt ist. Freilich stellt das Brevier die Möglichkeit des Glücklichseins nicht gänzlich in Abrede, ja es anerkennt sogar: „Freuden gibt es, so überschwänglich hoch, daß der armselige, schwache und niedrige Captus dieses Erdendaseins sie gar nicht zu fassen vermag und sie überhaupt nur möglich sind als ein Raub am Himmel, dem sie angehören und sich nur entreißen lassen im allerflüchtigsten Moment eines Prometheusdiebstahls." Auch von „rechten Festtagen des Daseins" ist die Rede, die jedoch nicht „durch irgend eine besondere Feier ausgezeichnet" sind, sondern in „stillen Tagen friedvollen Genügens" bestehen, welche meist „so ruhig und einförmig entrinnen", daß wir „das bischen Glück eigentlich erst dann recht zu genießen beginnen, wenn wir es schon nicht mehr besitzen, es sei denn, daß uns rechtzeitig eine kleine Neideräußerung des Vorzugs gemahne, dessen wir uns erfreuen dürfen". Am höchsten steht ihm „die erbarmende Liebe, die durch den Schutt schleicht, um hie und da den Zerschmetterten einen Stein abzuheben oder einen kühlenden Tropfen zu reichen: in all der Fülle von Leid und Gräßlichkeit ist sie allein ein unzerstörbar Schönes". Aber die Bethätigung dieses anerkannt Herrlichen hat am Universalelend seine stete Voraussetzung. „Nimmer ruht das Unheil, nur dem Glück sind lange, lange Pausen beschieden. Nur selten und kurz ist es uns gestattet, an Anderer Glück uns zu erfreuen; aber daß das schmerzliche Mitgefühl stets frisch erhalten werde, dafür ist ja von allen Seiten reichlich gesorgt: denn nicht der Freude, aber dem Leide bleiben noch immer die Pforten offen, und Beileidsbezeugungen sind ja das Erkennungszeichen der großen Genossenschaft, welche das Menschenelend verbindet."

Demnach verwahrt sich das Brevier aufs Entschiedenste gegen die Imputation, sein Pessimismus entstamme einer Genußgier, die in der Welt nicht zu ihrer Befriedigung komme. „Eure Weisen wollen der Welt weiß machen," heißt es unter Anderem, „der ganze Pessimismus sei auf das Lustprincip gestellt, also eigentlich nur ein ins Blut getretener Eudämonismus. Darum verdächtigen sie es zuletzt als bloße Blasirtheit, wenn wir betonen, auch an Genuß nicht mehr zu glauben und deshalb über Alles hinaus zu sein, was solche Verleumdung bloßstellen könnte. Der Pessimismus hat die Ideale hinter sich, nicht mehr vor sich." Gerade an diesem Punkte zeigt sich der Unterschied zwischen echtem und falschem Pessimismus aufs Bestimmteste. Dieser bewegt sich stets im Abwägen von Lust und Unlust, wie sie der Einzelne empfindet, und in einer Reihe psychologischer Analysen von reichlicher Oberflächlichkeit sucht er darzuthun, daß das liebe Ich irgend eine rechte Befriedigung seines egoistischen Trachtens finden könne. Als Resultat seiner Erörterungen bleibt dem falschen Pessimismus der Satz: kein Einzelner kann dauernd glücklich sein, denn Keiner kriegt jemals ganz und wirklich seinen Willen; wonach er horcht, erweist sich bei näherem Zusehen als Illusion, die früher oder später in sich selbst zerrinnt. Der

echte Pessimismus hingegen nimmt seinen Standpunkt außerhalb des individuellen, blos von dem Einzelnen als solchen erstrebten, persönlichen Glückes. In einer Rundschau über alle Verhältnisse des Daseins, also auf dem Boden objectiver Thatsächlichkeit verweilend, will der echte Pessimismus nach Möglichkeit all die Situationen herzählen, welche zeigen, daß Einer gerade um so pessimistischer sein muß, je weniger er blos Egoist ist, blos an sich denkt. Was ihm das Gefühl des Weltelends am einschneidendsten macht, ist nämlich die Erkenntniß, zu welcher gerade nur die Edelsten gelangen können: daß Einer um so mehr Weh zu empfinden bekommt, je mehr er von antiegoistischen Triebfedern bewegt wird. Im Sinne des echten Pessimismus könnte man also etwa sagen: wessen Herz voll ist, nicht vom eigenen leidlich ungehudelten Existiren, sondern vom Besten Aller, wer sein ganzes Sinnen und Trachten darauf stellt, daß überall Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Treue walte, der hat unfehlbar am meisten zu leiden. Gleichwohl oder vielmehr eben deshalb ist der echte Pessimismus von wahrhaft sittlicher Begeisterung erfüllt, während diese mit dem Pseudo-Pessimismus unter die Illusionen fällt, zu denen der Weltwille die Individualwillen verführt, so weit sie für derlei Köder empfänglich sind. Demnach sagt uns der Brevier: „Nichts verkehrter, als aus pessimistischen Grund- und Vordersätzen auf quietistisch-ethiklose Weltflüchtigkeit consequenzeln zu wollen. Freilich ist die Welt und alles Elend in ihr überflüssig — leider aber einmal da und deshalb der Einzelne in ihr nicht ganz so entbehrlich, wie sie selber als Ganzes es sein würde, wenn gar nichts existirte. Nun hat das Individuum zu andern Individuen eine ganz bestimmte Stellung und für diese, weil mit ihr, zugleich Pflichten."

Es war uns hier nur darum zu thun, das erwähnte Werkchen seinen wesentlichen Umrissen nach zu skizziren. Der Pessimismus, den es thatsächlich bringt, in seiner ganzen Ausdehnung und Bedeutung zu charakterisiren, wäre bei den hier gesteckten Raumgrenzen unthunlich gewesen. Es muß der Wissenschaft überlassen bleiben, diese hervorragende Erscheinung in der Lebensanschauung unserer Tage zu ergründen und ihrem Gehalte nach abzuschätzen. Dieserhalb waren wir bemüht, die Aufmerksamkeit auf das bedachte Buch zu lenken, das uns wirklich den Pessimismus in voller Reinheit und Deutlichkeit geboten. Eine eingehende und gewissenhafte Prüfung von sachkundiger Hand wird gewiß Vieles finden, worin die Behauptungen des Pessimismus ganz unumstößlich sind, und wenn es derselben gelingt, auch zu zeigen, inwiefern jener Weltanschauung zugleich Solches anhaftet, wodurch sie in ihren Darlegungen nicht die Objectivetät besitzt, deren sie theilhaft zu sein glaubt, so wird zunächst ein wichtiges Problem sich einstellen, dessen richtige Lösung über das Sein oder Nichtsein des Pessimismus als endgültiger Wahrheit entscheiden wird.

Für Gemüther einer gewissen Beanlagung wird er freilich diesen Werth immer behalten, da er selbigen thatsächlich stets gehabt. Es sind dies die „Mühseligen und Beladenen", die gequälten Herzen — „ermattet" und „gequetscht" nennt sie unser Brevier — an welche sich das Büchlein zunächst wendet, mit dem durchaus gerechten Anspruch, ihnen Trost zu bringen. Daß ihrer nur wenige sind, weiß unser Brevier ohnehin: „der Pessimismus ist nicht Jedermanns Ding", aber „zu einzig wahrer Tröstung ist berufen, wer es geschmeckt hat, wie es süße Freuden bringt, sich so elend zu wissen, wie nur etliche Auserwählte es werden können".

Wir haben für das Brevier aber neben solchen, denen es ein Erbauungsbuch werden könnte, auch Leser gedacht, die — ähnlich den „Kindern der Welt" in den von der Kunst verherrlichten Heiligthümern der Religion — dasselbe um des ästhetischen Genusses willen sich gefallen lassen. Die bunte Fülle der über 421 Seiten ausgestreuten Aphorismen muthet Einen nämlich an wie eine Dichtung, worin ein reichbegabtes, gefühlsinniges Gemüth sein endloses Weh über die Leiden der Welt niederlegt, in einer schwungvollen Form, als habe es sich vorgesetzt, die Selbstbekenntnisse des Prinzen Hamlet zu verfassen, wie dieser solche etwa geben würde, falls er, seinem tragischen Geschick im Drama entrinnend, der Krone Dänemarks zu Gunsten des norwegischen Heldenjünglings entsagt hätte und selber in jenes Asyl geflohen wäre, welches er seiner Freundin Ophelia zu empfehlen für gut gefunden. Die nämliche Theilnahme, welche wir dem schwermüthigen Dänenprinzen entgegenbringen, darf das „Pessimisten-Brevier" mit vollem Recht beanspruchen: vor uns haben wir gleichsam philosophische Illustrationen über das „Herz im Herzen" des Hamlet, und der Zauber, den diese Betrachtungen über Welt und Leben von jenem Gesichtspunkt aus üben, wo „das Gewissen Feiglinge aus uns Allen macht", steht demjenigen völlig gleich, den etwa der bildende Künstler in seiner Gewalt hat, wenn er uns Hamlets Geschick in einer Serie von Zeichnungen anschaulich machen wollte.

Wilhelm Bolin.

Notizen.

Der Wahlsieg in Frankreich hat die vor vierzehn Tagen in dieser Wochenchronik gewagte Prophezeiung, daß die Republik trotz aller Intriguen ihrer Gegner sich befestigen werde, vollauf bestätigt. Auch was wir neulich von den finanziellen Nöthen des Papstes angedeutet, erhielt bald darauf seine Bewährung durch den entsprechenden Aufruf der clerikalen Blätter. Unbegreiflich wird dabei der Nachwelt bleiben, warum der heilige Vater nicht die jährlichen drei Millionen Lire nebst einer bestimmten Summe rückständiger Zinsen entgegennimmt, welche die italienische Regierung für ihn bereit hält. Diese Entsagung mag das schwerste Marterthum sein, welches die Jesuiten dem Gefangenen des Vaticans auferlegen. So hat sich denn diese Wochenschrift über französische und römische Angelegenheiten wieder sehr unterrichtet erwiesen. Unsere Voraussetzungen haben sich leider! auch nach einer Seite hin erfüllt, die uns selbst näher angeht. Gegen die inneren Freiheiten ist also wirklich ein Anlauf unternommen, der auf parlamentarischen Sturm deutet, und andere Attaken stehen bevor. Die berufenen Vertheidiger des exponirten Platzes werden hoffentlich auf ihren Posten sein und dafür sorgen, daß die verbürgten Volksrechte keinen Schaden erleiden. Das deutsche Reich sollte ein Hort des Friedens und der Freiheit sein, und wir werden nicht den Spott des Auslandes herausfordern, daß wir eine problematische Einheit doch etwas gar zu theuer erkauft hätten. Das neue Jahr mag sich immerhin unter trüben Auspicien ankündigen, es wird sich Niemand dadurch entmuthigen lassen. Auch fehlt es nicht an heiteren Zwischenfällen. Die Verblüffung der Bonapartisten, als Gambetta mit seinen Schaaren die Majorität des Senats friedlich erobert hatte und sie auf das Schimpfen der Cassagnacs und Consorten angewiesen blieben, war doch höchlich amüsant. Dazu ist einer vornehmen Dame in ihren Reihen, der Prinzessin Mathilde, ein Malheur passirt, mit welchem sich die Zeitungen viel beschäftigt haben, ohne daß ihnen der wirkliche Grund des Mißgeschicks, von dem die Schwester des Prinzen Jerome Napoleon betroffen wurde, ganz klar geworden schien. Der Gothaer Hofkalender für 1879 hatte nämlich gemeldet, die Prinzessin Mathilde, Wittwe des russischen Fürsten Demidoff, sei mit dem Maler Paupelin wieder verheirathet. Dagegen protestirte die Prinzessin und Figaro kündigte an, sie werde den Hofkalender wegen Verleumdung vor Gericht belangen. Die letztere Angabe war nur eine Erfindung des Klatschblattes, welche Prinzessin Mathilde in dem Pariser Leiborgan der Bonapartisten, dem Ordre, dementiren ließ. Aber der Schnitzer des Hofkalenders hat sie natürlich sehr verdrossen, denn ganz Paris lachte darüber, und auch an anderen Orten hat die Mystification, deren Opfer die Verlagshandlung in Gotha geworden ist, viel Heiterkeit erregt. Die Redaction des Kalenders unterhält nämlich überall Correspondenten, die sie von den Veränderungen in den Familien der hohen Herrschaften regelmäßig unterrichten. Der Pariser Mitarbeiter des im Uebrigen ehrenwerthen Instituts hat sich nun offenbar von intimen Gegnern der Bonaparte düpiren lassen. Die Prinzessin Mathilde zählt einige gute Freunde, darunter auch den früheren französischen Botschafter in Berlin, Benedetti, welche sie in mehr oder weniger intimer Weise empfängt. Aber sie braucht deswegen doch nicht gleich mit ihnen verheirathet zu sein. Der

Gothaer Hofkalender irrt übrigens auch, wenn er in einer Parenthese zu verstehen gibt, die Prinzessin wohne in England. Bekanntlich hält sie Hof, wie man zu Zeiten Napoleons III. gesagt hätte, in der Nähe von Paris. Der Fürst Demidoff, mit dem sie nicht sehr glücklich gelebt haben soll, hinterließ ihr trotzdem eine Rente von jährlich zweihundert-tausend Francs. Der Kaiser Alexander veranlaßte die Erben des Fürsten zur Anerkennung und Zahlung der Rente. Die Prinzessin erwies sich denn auch dankbar und ließ dem Fürsten Demidoff in Florenz, wo er gestorben ist, ein Monument errichten. Man sieht es inmitten eines prachtvollen Parks, der die Villa Demidoff, auf der Straße nach Pistoja, unfern der Caseinen, umgibt. In Paris aber nennt man die Prinzessin Mathilde jetzt Madame Pauvelin, und sie muß es sich schon gefallen lassen. Schwerer hat sie, und mit ihr die Napoleonische Familie, die Niederlage bei den letzten Senatswahlen empfunden.

* * *

Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre. Aus den Papieren eines deutschen Abgeordneten. Bromberg 1878, F. Fischer.

Der Schleier der Anonymität, in welchen sich der Verfasser dieser „Randglossen" hüllt, ist nicht sehr dicht; wer irgend in der deutschen Publicistik Bescheid weiß, wird der unverkennbaren und unverhüllbaren Persönlichkeit dieses deutschen, echt deutschen Abgeordneten in den letzten Jahren so oft und, wenn er nicht gerade zu seinen Opfern gehört hat, mit so viel Vergnügen begegnet sein, daß er sich die charakteristischen und populären Züge desselben wohl eingeprägt haben mag. Man trifft selten so viel Kenntnisse mit einer so heiteren Laune gepaart und so viel Entschiedenheit bei so viel Objectivität. Es ist ja ordentlich wohlthuend, und schon um der Seltenheit willen schätzenswerth, in dieser Zeit des „socialpolitischen" Katzenjammers und seiner krankhaften Ausgeburten einmal wieder die laute Stimme des gesunden Menschenverstandes zu vernehmen und einen frischen Humor, der nichts von Galgenhumor hat. Es geht eben für die nüchterne Auffassung der Dinge nichts über einen überzeugten und durchgebildeten Freihändler; diese Theorie bewahrt ebenso sicher vor den modischen Phantastereien, wie vor den Einseitigkeiten der Interessenjägerei. Das ist wenigstens unsere subjective Ueberzeugung, deren Bestätigung wir aber mit Bestimmtheit von den Erfahrungen der allernächsten Zeit erwarten.

Es gibt eine Menge mit saurem Fleiß mühselig und gewissenhaft zusammengearbeiteter Bücher, aus denen man nicht so viel lernt, wie aus dem vorliegenden scheinbar zufällig entstandenen Bändchen, das eine Art unwillkürlicher Geschichtsschreibung darstellt. Es ist ein verbreiteter und folgenschwerer Irrthum, daß man eine Sache studiren müsse, um darüber zu schreiben; im Gegentheil, man muß darin zu Hause sein, wie in einem Lebenselement. Nur dann ist man Allen verständlich und überzeugend, nur dann ermüdet man nicht, selbst nicht durch gelegentliche Wiederholungen, die sich im Eifer des Gefechtes nicht immer ganz vermeiden lassen, und die oft nützlich werden, weil ein guter Journalist — und hier handelt es sich um Journalartikel — operiren muß wie ein guter Redner, nämlich derartig, daß er vom Einfachsten, Bekanntesten, Unbestreitbarsten anhebt und seinen Leser oder Hörer von da aus allmählich hinaufführt zu dem Thema probandum, so aber, daß der gute Mann meinen muß, den Weg und das Ziel selbst gefunden zu haben.

Es sind also Journalartikel und zwar aus den letzten zwei Jahren, einem Zeitraum, den man noch vor kurzem als eine „jüngste Gegenwart" bezeichnet hatte und welche der eigentliche Historiker zu verschmähen pflegt. Aber hier liegt eine abgeschlossene Peripetie vor uns, deren eigentliche Triebfedern und treibende Kräfte, von dem Wissenden dargestellt, uns vor- und rückwärts Wichtiges aufklärt und erhellt. Die zweite und kleinere Hälfte besteht aus 30 Briefen, welche der Verfasser erst während der letzten Reichstagssession (September und October 1878), der ersten des neugewählten Reichstages, an die „Bromberger Zeitung" gerichtet hat, bei deren Verleger auch die Sammlung erschienen ist. Warum gerade an die Bromberger Zeitung? Wäre es denkbar, daß in Frankreich oder in England ein Politiker und Publicist von Brauns Bedeutung seine politischen Confidenzen an das Publicum eines Ortes richtet, der zwar auf der Landkarte und in allen Handbüchern sicher zu finden ist, von dem aber das gesammte Ausland absolut gar nichts weiß? Das ist ja eben eine jener deutschen Eigenthümlichkeiten, über deren Ursprung, Zusammenhang, gute und schlechte Folgen sich gar vieles sagen ließe. Doch im gegebenen Fall mag sich Braun bei der Bromberger Zeitung, diese vor Allem bei Braun und wir bei Beiden bedanken, denn vielleicht hätte der Verfasser bei keinem hauptstädtischen Weltblatt oder Parteiorgan die freie Bewegung oder doch die unbefangene Stimmung gefunden, welche diese Ergüsse so werthvoll macht.

In dem ersten Theil des handlichen Büchleins (von XVI und 255 Seiten) gibt uns der Verfasser „Reichs- und Land-Tagebuch-Blätter" aus dem Jahre 1877 vom April bis zum Ende des Jahres, die sich naturgemäß mit den damals neu aufgetauchten Steuer- und Finanzprojecten beschäftigen und im Zusammenhang damit auch den Bismarckschen Versuch, die Schwierigkeit durch ein mit nationalliberalen Häuptlingen versetztes Ministerium überwinden zu lassen, der Erörterung unterziehen.

Das Jahr 1878 bringt nur Reichs-Tagebuch-Blätter und zum Schluß die schon erwähnten „Dreißig Parlamentsbriefe". Selbstverständlich spielt das Tabaksmonopol darin eine Rolle. Von besonderem Interesse aber ist die Schilderung der letzten Wahlcampagne, der darin verübten Wahlmanöver und der manöverirenden Parteien. Die Charakteristik der Parteien und ihre Entwickelung, mit Bezugnahme auf die vom Reichskanzler eingeschlagene Wendung, ist ganz ausgezeichnet.

Als ich das Buch zur Hand nahm, erschien mir das Meiste darin schon bekannt und wollte ich es deshalb nur durchblättern; ich habe es aber von A bis Z gelesen und Vieles daraus gelernt. So wird es wohl noch Manchem ergehen.

Bibliographie.

Baumbach, Rud., Horand u. Hilde. Gedicht. gr. 8. (146 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. geb. 5. —

Bleibtreu, Karl, Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär. 8. (271 S.) Berlin 1879, Schleiermacher. geb. 4. —

Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitg. und erklär. Anmerkgn. von G. v. Loeper. 2. Bearbeitg. 1. Thl. gr. 8. (LXVI, 223 S.) Berlin 1879, Hempel. 2. 80.

Vischer, Frdr. Thdr., Mode u. Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen u. Sittenbegriffe. gr. 8. (III, 108 S.) Stuttgart 1879, Wittwer. 2. —

Greif, Mart., Marino Falieri, od. die Verschwörung d. Dogen zu Venedig. Trauerspiel in 5 Acten. gr. 16. (155 S.) Wien 1879, Wallishausser. 3. 60.

Kruse, Heinr., Rosamunde. Trauerspiel. gr. 8. (148 S.) Leipzig, Hirzel. geb. 2. 80.

Knortz, Karl, Longfellow. Literar-histor. Studie. gr. 8. (123 S.) Hamburg 1879, Grüning. geb. 4. —

Weber's, J. J., illustrirte Katechismen. Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Nr. 13. 8. Leipzig 1879, Weber. cart. 1. 50.

Inhalt: Katechismus der Handelswissenschaft. Von Dir. Karl Arenz. 5., verb. u. verm. Aufl. (VIII, 172 S.)

Ennen, Stadt-Archivar Dr. Leonh., Geschichte der Stadt Cöln, meist aus den Quellen des Stadt-Archivs. 5. Bd. 1. Lfg. gr. 8. (S. 1—65.) Düsseldorf, Schwann. 1. — (I—V, 1.: 49 —)

Fontane, Thdr., vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. 4. Bde. 8. (162, 220, 244 u. 285 S.) Berlin, Hertz. 18. —

Freytag, Gust., die Ahnen. Roman. 5. Abth. Die Geschwister. 1. u. 2. Aufl. 8. (436 S.) Leipzig, Hirzel. 6. — (1—5.: 30. 75.)

Janitschek, Hub., die Gesellschaft der Renaissance in Italien u. die Kunst. Vier Vorträge. gr. 8. (VII, 120 S.) Stuttgart 1879, Spemann. 4. —

Theod. Martin, das Leben des Prinzen Albert Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria, übersetzt von Emil Lehmann. 3. Bd. 8. XVI u. 547 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

Frdr. u. Karl Eggers, Christian Daniel Rauch. 2. Bd. 2. Hälfte. 8. XII u. S. 161—456. Berlin 1878, C. Duncker.

Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Lillis Bild geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lillis Briefwechsel enthaltend. 8. VII u. 125 S. Nördlingen 1879, Beck.

Inserate.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Zweiter Band:

Inga, die Sonne des Siljethals.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Früher erschien:

Erster Band:

Dorfgeschichten aus Norwegen.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Die Heimath (1878, Nr. 45) urtheilt über den ersten Band: Seltene Tiefe der Empfindung und ein ganz außergewöhnliches Talent dramatischer Gestaltung verrathen Magdalene Thoresen's „Gesammelte Erzählungen". Der Uebersetzer nennt die Verfasserin „die erste lebende Schriftstellerin des scandinavischen Nordens". Ihre Gemüthswärme, sowie ihre packende Schreibweise erklären und rechtfertigen dieses Urtheil. „Der Lukue-Hof" und „In der Kirche" können als wahre Cabinetstücke gelten.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Horand und Hilde.

Eine nordische Dichtung

von

Rudolf Baumbach.

8. Broch. 4 M. Eleg. geb. 5 M.

Die Erstlingswerke des Dichters, „Zlatorog, Eine Alpensage", Leipzig, Liebeskind 1877, und die „Lieder eines fahrenden Gesellen" ebenda 1877, sind von der Kritik allseits mit großer Freude begrüßt worden.

RENATUS.

Eine Dichtung in fünf Gesängen

von

Siegfried Lipiner.

gr. 8. Brochirt 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 6 M.

Carl Heymann's Verlag, Berlin W.,
Mauerstr. 63. 64. 65.
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ursachen und die Heilmittel

der socialdemokratischen Umsturzbestrebungen

von

Dr. Carl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis broch. M. 4,00.

In **Carl Duncker's** Verlag in **Berlin** erschien:

Christian Daniel Rauch

von **Friedrich und Karl Eggers.**

II. Band. 2. Hälfte. Preis 6 M.

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten
für: 5,50 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 Pf.

1/1 Grösse 3 M. 1/4 Grösse 90 Pf.

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Unsere Zeitgenossen.

Bismarck — des deutschen Landes Einiger,
Moltke — der deutschen Kraft Bescheiniger,
Stephan — der deutschen Sprache Reiniger,
Schalk — der deutschen Narrheit Peiniger,
dessen allbeliebtes Organ für 3 M. 50. jedem berühmten und unberühmten Zeitgenossen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zugänglich ist.

Beste Zeit zum Abonnement.

Moltke-Biographie.

Soeben erschien:

Generalfeldmarschall

Graf Moltke

1800—1878.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Portrait Moltke's.

18 Bog. geh. 3 M 60 Pf., eleg. geb. 4 M. 80 Pf.

Inhalt:

Im böhmischen Feldzug, 1866. — Jugendjahre und Wanderjahre, 1800—1856. — Chef des Generalstabs der Armee, 1857. — Im deutsch-französischen Krieg, 1870—1871. — Im Reichstag, 1867—1878.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine große deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besonderen Vorzüge dieses Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

*

Berliner Tageblatt

Gratis-Beigaben:

nebst den

der belletristischen Wochenschrift und dem illustr. Witzblatt

„Berliner Sonntagsblatt" **„ULK".**

*

Unabhängige freisinnige politische Haltung.

Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Täglich 2maliges Erscheinen.

Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. Ausführliche Kammerberichte seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. Vollständige Handelszeitung mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau. Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Einbanddecken

zum XIV. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART",
Georg Stilke.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 4. Berlin, den 25. Januar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald. I. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Zerlegung der Elemente. Von H. W. Vogel. — Giacomo Leopardis Dichtungen. Deutsch von Paul Heyse. Besprochen von M. Carriere. — „Mären und Geschichten." Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig. Besprochen von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von J. H. — Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Rußland und England in Asien.

Von Friedrich von Hellwald.

I.

In der ganzen asiatischen Welt haben bisher in politischer, volkswirthschaftlicher und auch cultureller Hinsicht blos zwei europäische Großmächte nachhaltigen Einfluß gewonnen: die größte Landmacht und die größte Seemacht unseres Erdtheiles, Rußland und England. Weder Deutsche noch Franzosen, weder Italiener noch Spanier, weder Holländer noch Portugiesen, von welchen Nationen doch mehrere sogar noch heute Niederlassungen in Asien besitzen, behaupten in den Händeln jenes Continents eine Rolle, welche der der Russen und Engländer auch nur im entferntesten ebenbürtig wäre. Daß blos diesen zweien die Beherrschung der asiatischen Geschicke zugefallen, dafür aber müssen wir die Verantwortung nicht dem Gange der geschichtlichen Ereignisse allein, sondern, und mehr noch, geographischen Momenten zuschieben, welche jenen eben ihre Bahnen vorgezeichnet haben. Das von Asien nur durch die wenig Schwierigkeiten bietende Erhebung des erzreichen Uralgebirges geschiedene Rußland fand jenseits desselben ein natürliches Ausdehnungsgebiet in den unabsehbar weiten Niederungen der sibirischen Steppen, und heute ist es unbestrittener Gebieter im ganzen Norden Asiens, von den Ufern des Kaspischen Meeres bis zu den Gestaden der japanischen und der Bering-See. England hingegen, dem seine insulare Lage die unmittelbare Erweiterung seiner Grenzen verwehrt und es auf die Beherrschung der Oceane anweist, ward durch den Seeweg nach den Landen des asiatischen Südens geführt und konnte festen Fuß fassen in Erdstrichen, die zu den gesegnetsten unseres Planeten gehören. Zwischen beiden Machtbereichen thürmen sich theils enorme Bodenanschwellungen von sonst nirgends wiederkehrender Großartigkeit auf, theils keilen sich gewaltige Ländermassen ein, die politisch vorläufig noch wenigstens größere oder geringere Unabhängigkeit bewahren konnten. Unzweifelhaft aber werden sie ihrem Geschicke, in die Machtsphäre des einen oder des anderen europäischen Nachbars zu fallen, ebenso wenig entrinnen wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen. Denn schon in der Gegenwart, ja schon seit einer Reihe von Jahren sind Engländer wie Russen emsig beflissen, die Zone ihres Einflusses, die Einen gegen Norden, die Anderen gegen Süden auszudehnen und in Güte oder Gewalt die bisher noch Unabhängigen ihrem Willen zu beugen. In Ostasien einerseits, nämlich in dem blumigen Reiche der Mitte, sowie auf den Eilanden des culturfreundlichen Mikado, andererseits in dem weiten Raume des islamitischen Vorderasiens: in den Staaten des eranischen Tafellandes und den asiatischen Provinzen der in verdientem Elend zerbröckelnden Osmanenmonarchie prallen diese Strebungen des Land- und des Seekolosses am sichtbarsten aufeinander; dort zeigt es sich, daß Beide zugleich Nebenbuhler sind, welche, wenn auch oft mit sehr verschiedenen Mitteln, das nämliche Ziel vor Augen haben: den Rivalen zu verdrängen, sich selbst zum alleinigen Beherrscher der Lage zu machen. Beide bemühen sich, den übrigen civilisirten Nationen die Meinung beizubringen, daß nicht eitle Eroberungs- oder Vergrößerungsgelüste ihre Handlungen dictiren, daß sie lediglich im Interesse der europäischen Gesittung oder gar, wie Manche sich gedankenlos ausdrücken, der allgemeinen Menschheitscultur wirken; in Wahrheit nehmen aber Beide, und mit vollstem Rechte, lediglich ihre eigenen Interessen zur Richtschnur. Wer Nebenbuhler sagt, sagt aber auch Gegner, wenigstens muß Jeder gefaßt sein, im gegebenen Augenblicke den Rivalen in einen offenen Gegner sich verwandeln zu sehen.

Zieht man die Natur der Länder in Betracht, so ist dem meergebietenden Albion mit dem asiatischen Süden zweifelsohne das weitaus günstigere Loos zu Theil geworden. Während der Zar über die unermeßlichen Ebenen des kalten, im Allgemeinen unwirthlichen und deshalb dünn bevölkerten Sibirien, das gegen Norden in die noch öderen eiserstarrten Tundren und blos gegen Süden hin in fruchtbarere Erdstriche übergeht oder an metallreiche Bergzüge sich anlehnt, sein Scepter schwingt, sind der brittischen Krone die herrlichsten Gefilde der beiden indischen Halbinseln unterworfen. Geschmückt mit allen Reizen der Tropennatur und ausgestattet mit der Ueberfülle ihrer so mannichfaltigen Producte aus Erd-, Thier- und Pflanzenreich, beherbergen diese Landschaften zugleich eine Menschenzahl, die in manchen Theilen an Dichtigkeit jene Europas übertrifft und der Mehrheit nach Racen angehört, denen eine reiche geschichtliche Vergangenheit, eine selbstständige eigenartige Cultur zur Seite steht. Welch greller Abstand von den rohen Jäger- und Fischerstämmen, die in den sibirischen Flächen umherstreifen! Der Besucher Indiens steht überrascht, überwältigt von den allerwärts auftauchenden sprechenden Zeugen des Gewesenen, vor den ungezählten Wundern der Baukunst, denen an Pracht und Großartigkeit Europa nichts Vergleichbares besitzt; er staunt vor dem tiefen Scharfsinne, der seinen Bildung von braunen Menschen, welche der Europäer als Seinesgleichen zu betrachten nicht gewöhnt ist und aus deren Philosophie er unbewußterweise doch selbst so Vieles gesogen; er sieht sich völlig unvermuthet Angesichts von socialen Einrichtungen, die sein ganzes Denken herausfordern, ja sogar von staatlichen Gebilden, deren Organisirung auf jener Stufe, wie er sie findet, er nimmer geträumt hat.

Nichts von alle dem im Reiche des Nordens. Keine Zeugen der Vergangenheit, keine prunkenden Bauwerke, keine geordneten Staatswesen; nichts als geschichtslose Menschen, ungebildete, rohe Horden, unter denen die wenigen russischen Einwanderer und Ansiedler an Intelligenz und geistiger Bildung zweifelsohne die erste Stelle behaupten. Eingeborne wie Eingewanderte entringen aber nur mit harter Noth dem Boden die tägliche Nahrung, welche der Süden so bereitwillig seinen Kindern spendet.

Freilich wurzelt unverkennbar in diesen Verhältnissen die Grundverschiedenheit der Lage, in welcher Russen und Britten sich in Asien befinden. So mühsam auch das Leben für den Bewohner Nordasiens sich gestaltet, eine Hauptschuld daran trägt nicht die Unergibigkeit des Bodens, sondern die Spärlichkeit der Arme, welche ihn bearbeiten. Wir kennen ein sibirisches Italien und im ganzen Süden des enormen Landes vermöchte dieses immerhin noch weit mehr Menschen zu ernähren als es dermalen besitzt. Eine sibirische Einwanderung ist nicht blos möglich, sondern findet noch weite Strecken ackerbaufähigen Landes vor, und auch sonst läßt derselbe in mannichfacher Weise sich ertragfähig machen. Der Bergbau allein vermag eine stattliche Kopfzahl zu ernähren, und die fortschreitende wissenschaftliche Durchforschung des von mächtigen schiffbaren Wasseradern durchzogenen Landes lehrt uns stets neue Bodenschätze kennen. Im Allgemeinen bessert die Qualität des Bodens sich mit der Annäherung an mildere Himmelsstriche, selbst in den gebirgigen Theilen, und erst jenseits der Höhenrücken, welche das nordische Tiefland von dem chinesischen Reiche scheiden, haben die Wüsten der Mongolei, insbesondere das große Schamobecken, wiederum eine Verschlechterung des Bodens im Gefolge. Schon die benachbarte, leider noch so wenig gekannte Mandschurei ist aber wieder, namentlich in den Niederungen der Flußthäler, durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet.

Diese Sachlage beeinflußt nun sowohl die Art der russischen Colonisation in Nordasien, als sie in den Colonien den Wunsch nach Besitzergreifung des besseren Bodens im Süden wachruft. Die russischen Expansionsgelüste nach dem Süden finden in den geographischen Verhältnissen ihre ganz naturgemäße Begründung. Was die Art der Colonisation anbelangt, so gehen die Russen auf eine selbstthätige Gewinnung der Bodenprodukte aus, die nur auf dem Wege dauernder Ansiedlung möglich ist. Die Leute gründen sich ein neues Heim, aus dem sie nicht mehr in das alte Vaterland zurückkehren, und zeugen ein neues Geschlecht, das sich mit dem neuen Boden verwachsen fühlt. Es gibt längst sibirische Russen, die im besten Sinne des Wortes Sibirier, d. h. dort geboren und auferzogen sind, dort auch sterben, ohne jemals die Grenzen des Landes überschritten zu haben, ganz wie dies ja auch mit den Nachkommen der Angelsachsen in Nordamerika der Fall ist; sie sind dem Blute nach echt arische Slaven und behalten auch ihre wohlklingende russische Sprache; zweifelsohne werden aber im Strome der Zeit diese Sibirier durch Anartung an den Boden Asiens dereinst gerade so ein von den Stammrussen verschiedenes Geschlecht, ein besonderes Volk werden, wie es in Nordamerika die Yankees geworden sind, die von ihren Stammvätern, den europäischen Britten, bekanntlich sehr wesentlich sich unterscheiden. Es ist nicht undenkbar, daß einmal, wenn dieser Proceß genügend fortgeschritten und die Bevölkerung Sibiriens nach Maßgabe der Bodenverhältnisse genügend verdichtet sein wird, um auf eigenen Füßen stehen zu können, dieses neue, wenngleich stammverwandte Volk von dem russischen Reiche sich loslösen und einen eigenen Staat gründen wird, wie die Nordamerikaner gethan. Für recht lange, lange Zeit noch ist indeß ein solches Ereigniß nicht in Aussicht zu nehmen. Der ununterbrochene geographische Zusammenhang mit dem Mutterlande, der eben zwischen England und Nordamerika fehlte und den Abfall erheblich erleichterte, tritt an und für sich einer vorzeitigen Lockerung der gegenseitigen Beziehungen hindernd entgegen; dann aber bietet in der Gegenwart, ganz abgesehen von dem Volkscharakter der russischen Ansiedler, gerade die stabile Colonisation, wie sie in Nordasien vor sich geht, Rußland eine sichere Gewähr für die ungetrübte Ruhe seines nordasiatischen Besitzes. Die Lage der Dinge ist in der That in jeglicher Hinsicht eine solche, daß selbst nicht einmal Rußlands zahlreiche Feinde im Auslande diesen Besitz in irgend einer Weise als gefährdet zu betrachten wagen.

Seit den zwei letzten Decennien und namentlich im jüngsten hat nun das russische Gebiet in Asien eine sehr beträchtliche Erweiterung gegen Süden erhalten; ganz Turkestan ist russisch geworden. Daß der Zug nach dem sonnigen Süden allen Nordländern im Blute steckt, dafür bietet die Geschichte sattsam Beweise; in Asien wirkte, wie erwähnt, das geographische Moment der topischen Plastik noch ganz besonders mit. Nicht das leiseste Terrainhinderniß scheidet die fruchtbare Baraba-Steppe im Osten von Omsk, deren Boden fünf- bis zehnfältig trägt, von der baumlosen aber in üppiger Kräutervegetation prangenden flachen Steppe der Kirgisen und ganz unmerklich geht diese wiederum in die hohe Steppe über, die gegen Süden immer höher und höher ansteigend, endlich an die schneebedeckten Füße des Ala-Tau sich anlehnt. Ganz allmählich und unbehindert schob die seit 1730 begonnene Colonisirung der Steppe sich immer mehr und mehr nach Süden fort, bis die russischen Ansiedler in Berührung mit den nomadischen Bewohnern geriethen. Solche Berührungen sind stets feindliche, denn Nomaden sind, wie hier der Fall, gern auch Räuber, und führen entweder zur Vertreibung der neuen Eindringlinge oder aber, besonders wenn jene an Zahl oder Cultur überlegen sind, zur Unterjochung der Eingebornen. Den europäischen Waffen der Russen vermochten die numerisch allerdings weitaus stärkeren Kirgis-Kaizaken nicht zu widerstehen; sie unterlagen. Jede Unterjochung wird praktisch und dadurch zur Wirklichkeit, daß man sich zum Herrn des Gebietes der Unterjochten macht. Damit schob sich in Nordwestasien die Grenze der russischen Colonien weiter nach Süden und gerieth in neue Berührungen mit neuen Stämmen, mit welchen das nämliche Spiel getrieben werden mußte, so lange bis der Rand der großen turkestanischen Wüsten erreicht war. Sind nun Nomaden häufig Räuber, so sind es Wüstenstämme immer, und nun wird es ein Gebot der Nothwendigkeit, an die eigene Sicherheit, an die Sicherung des Erworbenen zu denken. Die beste, ja die einzige Vertheidigung ist in solchem Falle stets die Offensive gewesen und es erübrigt nur, um der früheren günstigen Eroberungen willen, auch das trostlose Wüstengebiet an sich zu nehmen und mit diesem Processe fortzufahren, bis endlich eine volle Sicherheit bietende Grenze erreicht wird. Diese kann nun eine natürliche oder auch jene eines geordneten Staates sein, wo Ordnung mit Ordnung sich begegnet.

So ist es denn durchaus keine leere Phrase, wenn die russische Regierung ihr langsames aber stetiges Vordringen in Nordwestasien mit der herrschenden Unsicherheit und der Bedrohung ihres dortigen Besitzstandes begründet. Gewiß, das russische Reich wird durch einige Horden räuberischer Nomaden nicht gefährdet, wohl aber entstehen für die Grenzbewohner unerträgliche Zustände, deren Beseitigung der Staat ihnen schuldet und dieser erscheint dann als Eroberer, wo er eigentlich blos in defensivem Sinne handelt. Es ist daher eine hämische Darstellung der Thatsachen, wenn Herr Wilhelm Groß anläßlich der russischen Annectirung von Chokand schreibt: „Je weiter der russische Titan seine Macht über zwei Welttheile ausbreitet und die Maschen seines politischen Netzes über die Völker ausspannt und erweitert, um so mehr versucht er als der Bedrohte zu erscheinen. Die Sicherheit Rußlands verlangte den Besitz der östlichen Hälfte Europas mit Tiflis und dem Kaukasus, Eriwan aber verlangte das Kaspische Meer und eigentlich auch eine Grenzberichtigung an der persischen Grenze. Die Sicherheit der diesseits vom Ural gelegenen Gebiete verlangte den Besitz der transuralischen Länder, und die erste Region erforderte die zweite Region Sibiriens u. s. w. Sibirien forderte Transbaikalien und dieses die Amurländer, und die Sicherheit dieser erheischte den Besitz der Insel Sachalin,

und die Sicherheit der Amurländer hat schon längst den Besitz des chinesischen Italiens, der Mandschurei nothwendig gemacht. Die Sicherheit des südlichen Sibiriens erforderte indessen die Eroberung der Kirgisensteppen, das Kaspische Meer verlangte das Ust-Urt-Gebiet, dieses aber den Aral-See und dieser die Syr-Derjâ-Länder. Die Sicherheit der Syr-Derjâ-Gebiete gebot die Eroberung von Turkestan, und letzteres erforderte Taschkend, Taschkend dagegen verlangte Samarkand, Samarkand erheischte den Besitz der Amu-Derjâ-Gebiete und die Sicherheit dieser erforderte Chiwa. Die Länder von Soghd verlangten Chodschend und Chokand, und dieses verlangt nothwendig das Chanat von Kaschgar und wird die Besitznahme südlicher gelegener Länder voraussetzen — und so geht das russische Sicherheitsregister aller Arten in das Unendliche, wie das Geschlechtsregister von Methusalem."*) Hätte Herr W. Groß, als er diese Zeilen schrieb, über die Bedeutung der Bodenplastik in der Geschichte der Staaten nur ein ganz klein wenig nachgedacht, so würde er vielleicht erkannt haben, daß, was er zu ironisiren unternimmt, im Grunde zwingende Nothwendigkeiten waren, welchen kein in ähnlicher Lage befindliches Staatswesen entrinnen kann. Oder hat der Gang der Dinge in den Vereinigten Staaten und in Australien etwa eine andere Wendung gehabt?

Ich weiß sehr wohl, daß man im Allgemeinen das Vorrücken der Russen in Asien als ein absichtliches darstellt, als ein solches, dem ein wohldurchdachter tiefer Plan zu Grunde liegt. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß ein gewisses System in der Ausdehnung des asiatischen Machtgebietes jetzt herrsche; ja es wäre geradezu unverantwortlich seitens der russischen Regierung, wenn dem nicht so wäre. Niemand aber wird wohl den Nachweis antreten können, daß als Rußland mit der Colonisation der Steppe im Jahre 1730 begann, also zu einer Zeit, wo die englische Herrschaft in Ostindien noch in den Windeln lag, es dies mit der Absicht that, dereinst ein Nebenbuhler des noch gar nicht existirenden brittisch-ostindischen Reiches zu werden. Dagegen läßt sich sehr wohl zeigen, daß von dem Augenblicke an, als russische Ansiedler den Ural überschritten hatten, auch wenn die Politik des Zarenreiches nicht die ihr zugemuthete Rolle der Vorsehung gespielt, die Ereignisse gar keine andere Richtung hätten einschlagen können, als sie eben gethan. Die geographische Gestaltung Nordasiens hat dem Vordringen der Russen eben solche Pfade gewiesen, daß sie nur diese und keine anderen gehen konnten, diese aber auch gehen mußten. Wären schnöde Ländergier und eitle Eroberungslust, wie man so oft von unseren liberalen Phrasenhelden versichern hört, die einzige Triebfeder gewesen, die Ausbreitung des russischen Elements hätte sich wohl nicht so ängstlich den natürlichen Marken des Bodenreliefs angeschmiegt; überall sehen wir nämlich das russische Volksthum einer langsam heranrollenden Woge vergleichbar über die Flachländer sich ergießen und am Fuße der großen Höhenrücken Halt machen: so in Sibirien, dessen Südgrenze ihrer ganzen Länge nach von bedeutenden Erhebungen gebildet wird, so in Turkestan, wo der dsungarische Ala-Tau im Osten zur Schranke wird. Nur wo zwingende Nöthigung, wie im Kaukasus vorliegt, werden solche natürliche Wälle überstiegen. Daß allerdings das Kabinet von St. Petersburg, nachdem einmal außerhalb seiner Machtsphäre liegende Verhältnisse dahin gedrängt, frühzeitig die richtigen Bahnen erkannte, welchen die Entwickelung der Dinge in Asien nothwendig folgen müsse, gereicht ihm sicherlich zum Ruhme, denn das Höchste leistet unzweifelhaft die Staatskunst, wenn sie das Naturnothwendige auch mit Bewußtsein will und anstrebt. Dann darf des Erfolges sie gewiß sein und keine Macht der Erde vermag einem solchen geschichtlichen Vorgange Einhalt zu gebieten. Welches das Endziel dieses Anfangs unbeabsichtigten, jetzt aber planmäßig durchgeführten Processes sein werde, ja unausbleiblich sein müsse, kann Jedermann leicht erkennen: Rußland kann seinem Vorschreiten in Nordwestasien erst dann Einhalt thun, wenn es sichere Grenzen erreicht hat; diese angestrebten Grenzen fallen aber, wie Professor Alexander Petzholdt unwiderleglich dargethan, mit den Grenzen des turkestanischen Beckens zusammen. Das ganze turkestanische Becken bis zum Fuße des Hindukuh, also bis zu den Grenzen des eigentlichen Afghanistan, muß russisch werden.

Dafür, daß dieses Ziel wirklich erreicht wird, bürgt die Colonisationstüchtigkeit der Russen, welche in ihrer Art als vortreffliche Colonisatoren gelten können und auf dem asiatischen Boden den Angelsachsen weit überlegen bleiben. Letztere sind unübertrefflich, wo es sich darum handelt, wie z. B. in Nordamerika oder Australien, jungfräuliches Land zu colonisiren und im Wege freier Vergesellschaftung neue Städte und Staaten zu schaffen; jene Kunst aber, barbarische und halbbarbarische Völker sich vollständig dienstbar zu machen und durch einen streng durchgeführten Amalgamirungsproceß sich zu verschmelzen, den die Russen längs des ganzen Südrandes ihrer asiatischen Besitzungen mit so viel Erfolg durchführen, ist den Angelsachsen nicht gegeben. Dieser versteht blos auszurotten, mit Stumpf und Stiel, wie das Gebahren der Engländer gegen die Eingeborenen von Australien und Tasmanien, selbst auf Neuseeland, jenes der Yankees gegen die indianischen Rothhäute beweist. Ote-toi que je m'y mette war seit jeher und ist bis zur Stunde Albions Devise. Der Angelsachse colonisirt wie der antike Hellene; Beiden ist es lediglich um die commerzielle Ausbeutung zu thun; Beide suchten die trefflichsten Küstenpunkte zur Anlegung ihrer Factoreien aus, um territorialen Erwerb des Hinterlandes kümmerten. sie sich wenig, wenn nur dessen Produkte in ihren Schoß fielen und die eigenen Waaren dort reichlichen Absatz fanden, womöglich mit Ausschließung aller übrigen. So dachten und handelten, dem phönikischen Beispiele nacheifernd, die Griechen im Alterthume, so denken und handeln heute noch die Britten. Krämergeist schreibt der Volksmund ihnen zu und condensirt in solchem Gemeinplatze eine lange Reihe geschichtlicher Erfahrungen. Anders der Russe; dieser colonisirt wie der alte Römer. Seine Pionniere sind nicht jene Squatter, die im Vollgefühle einer schrankenlosen, freien Individualität nur außerhalb der Heimstätten der Civilisation sich wohl fühlen, dieser um hundert Meilen voraneilen und den Pfad brechen, sondern die Militärcolonisten. Was den Römern ihre in Gallien und Germanien garnisonirenden Legionen gewesen, das sind Rußland in ihrer Art seine Militärcolonisten, die Kosaken. Mit dem Systeme der Militärcolonien wurden die nomadisirenden Tataren, Kalmyken und Kirgisen in den Organismus des russischen Staatsverbandes eingezwängt, zur Heeresfolge und zum Steuerzahlen gewöhnt und allmählich auch für die vollständige Russificirung vorbereitet. Binnen fünfundzwanzig Jahren gehören die Nachkommen jener wilden Sultane, welche an den chinesisch-sibirischen Grenzen vor einem halben Menschenalter noch an der Spitze ihrer Horden ein wildes Räuberleben geführt, ebenso zu dem gefügigen Militär- und Hofadel des Zaren, wie heute die Fürstensöhne aus Transkaukasien. Rußland versteht also zu colonisiren, d. h. es assimilirt sich die fremden Völkerschaften, zieht sie zu sich empor; dies vermag es Dank einer Eigenschaft, die man ihm sonst so sehr zum Vorwurfe macht. Dadurch, daß Rußland noch so ungemein „asiatisch" ist, besitzt es weit mehr als die Engländer die Befähigung, sich die unterworfenen Völkerschaften zu assimiliren. Der nicht unbeträchtliche Beisatz mongolischen Blutes, der in den russischen Adern fließt, ist hier der Gehülfe, dem die Erfolge zuzuschreiben sind und so rächt sich die ehemalige mongolische Unterjochung Rußlands nach Jahrhunderten, indem sich das mongolische Erbtheil der Russen gegen die Asiaten als nützlicher Bundesgenosse erweist. So wälzt sich denn unaufhaltsam, wie die ins Rollen gerathene Lawine, das Russenthum über die tatarischen und mongolischen Stämme hin, bis daß es an den großen Bergketten Innerasiens seine natürlichen Schranken findet.

Diese augenscheinlichen Colonisirungs- und Assimilirungserfolge der Russen wären indeß ganz undenkbar, wenn ihre

*) Allgemeine Zeitung vom 8. April 1876.

Herrschaft von den bezwungenen Völkern als drückendes Joch empfunden würde, wie man so gerne glauben machen will. Gewiß geht die Einverleibung neuer Gebiete nicht ohne mitunter sehr heftigen Widerstand der Bewohner vor sich, und darauf berufen sich Rußlands Gegner, um dessen Vorgehen als strafbare Willkür und Tyrannei zu bezeichnen; was sie sorgfältig verschweigen, ist die sehr merkwürdige Thatsache, daß die Anfangs so sehr Widerstrebenden dann so rasch in die neue Ordnung sich fügen und sogar damit völlig zufrieden sind. Die Hoffnungen, welche während des jüngsten Orientkrieges auf eine Erhebung der muhammedanischen Völker Turkestans gegen das angeblich so „tief verhaßte Moskowiterjoch" von turkophilen oder russophoben Seelen gesetzt wurden, sahen sich auf das Grausamste enttäuscht, denn Turkestan erfreute sich der vollsten Ruhe. Selbst im Kaukasusgebiete, welches seinerzeit am hartnäckigsten den Russen widerstand, vermochte die von außen angezettelte und genährte Empörung nur wenige Bergvölker zu gewinnen, an deren übrigens ziemlich lahmen Aufstande sich zu betheiligen der großen Masse der Bevölkerung im Traume nicht beifiel. Ja, trotz dieser vereinzelten Putsche, ist gerade Kaukasien der feste Hort von Rußlands asiatischer Macht geworden, eine der sichersten und geordnetsten asiatischen Provinzen.

Wie ward dieses Resultat erreicht? wird man verwundert fragen. Mit sehr einfachen Mitteln: die Regierung verfolgte sehr bestimmte und rein praktische Ziele, aber mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingebornen mit Civilisationsexperimenten zu quälen, was dem Asiaten ebenso unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame und bequeme Landestracht abzulegen und sich in enge europäische Kleider zu stecken, schont man sorgfältig die Landessitten und Gebräuche. Anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach Osten zu tragen, beschränkt sich die Landesregierung darauf, strenge Zucht und Ordnung zu halten. Nachdem man die tapferen Bergbewohner die Wucht des Schwertes empfinden ließ, stellte man die Autorität der Regierung durch geeignete militärische Maßregeln gegen jeden Angriff sicher, mischt sich aber sonst möglichst wenig in die Lokalverhältnisse. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Gewohnheiten und Lebensformen gewahrt, die richterlichen Functionen wurden mehr in patriarchalischer als bureaukratischer Weise ausgeübt und die Verwaltung liegt zum großen Theile in den Händen von Eingebornen. Das Einzige, was an die europäische Regierung erinnert, wenn man das Innere Kaukasiens durchstreift, ist die stramme militärische Organisation. Das ist, wie es scheint, auch der beste Weg, orientalische und in der Cultur zurückgebliebene Völker in Ordnung zu halten. Dabei werden Straßen, selbst Eisenbahnen gebaut, die dem Verkehre und dem Handel neue Gebiete eröffnen. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgt die Regierung den religiösen Ueberzeugungen der Eingebornen gegenüber die Bahn strengster Neutralität und läßt jeder Secte die vollste Freiheit, auf ihre Art selig zu werden. Bei diesem Regime befinden sich denn auch die Eingebornen so wohl, daß sie nicht daran denken, ihre alte Unabhängigkeit zurückzuwünschen, in der Niemand seines Lebens und seiner Habe sicher war. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn bis jetzt nur eine beispielslose Verwüstung nationalen Lebens sei, aus welchem erst eine wahrscheinlich noch sehr ferne Zukunft neue Lebensgestaltungen zu entwickeln habe. Das Gegentheil ist vielmehr wahr, und es muß betont werden, daß gar keine Europäer das nationale Leben der fremden Unterthanen in der Regel so sehr schonen wie gerade die Russen.

Wie die Asiaten selbst über solche Dinge denken, zeigt das vor einigen Jahren geführte interessante Gespräch des englischen Arztes und Reisenden Dr. Bellew mit einem Perser, welcher die in seinem Vaterlande auftretende Hungersnoth als ein unabwendbares Verhängniß bezeichnete, das mit Ruhe ertragen werden müsse; dagegen könnte die Regierung die Einfälle der räuberischen Turkomanen sich vom Halse halten, wenn sie Geld opfern wollte, doch das wolle sie nicht. „Man sagt, daß die Russen uns von den Turkomanen befreien wollen, — Gott gebe, sie thäten es! — und wenn sie dieses Gesindel von der Erde vertilgen, werden sie die Zuneigung und Achtung aller Leute in Persien gewinnen." — „Wie können Euch aber die Russen von den Turkomanen befreien?" interpellirte Bellew. „Rußland ist ein großes Reich, hat viel Geld und eine große Armee. Was sind die Turkomanen für die Russen? Wenn sie nur Geld opfern wollen, können sie Alles, was sie wollen. Die Leute sagen, daß sie Chiwa zu erobern beabsichtigen und hierzu Vorbereitungen machen. Sobald sie Chiwa gewonnen haben, werden die Turkomanen von Merw auch verschwinden." Solche Aeußerungen lassen deutlich erkennen, mit welchen Augen das Vorgehen Rußlands in Asien betrachtet und wie vielfache Hoffnungen auf das Zarenreich gesetzt werden. Bocharische Pilger konnten unserem Gewährsmanne nicht genug Rühmenswerthes von der russischen Herrschaft in Turkestan erzählen und erklärten offen, daß die russische Verwaltung, zwar streng aber gerecht, bei ihnen beliebter sei, als die der einheimischen Chane; sie zweifelten nicht, daß Rußland bald Herr in ganz Turkestan sein werde.

Da diese Ansichten von Dr. Bellew, also von zuverlässiger, gewiß nicht russophiler Seite mitgetheilt werden, so verdienen sie alle Beachtung; sie beweisen deutlich, daß die Russen eine Erschütterung ihrer Macht in Asien nicht im geringsten zu besorgen haben. Kein auswärtiger Staat vermag eine solche zu bewirken, und wenn in neuester Zeit englische Stimmen ab und zu ihrer Regierung darauf hinzuarbeiten rathen, so zeugt dies, falls sie an diese Möglichkeit glauben, von tiefer Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, sonst aber ist es eitel Geflunker, wie es John Bull manchmal liebt; er nimmt dann den Mund sehr voll, wenn es aber gilt, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, zieht er es im letzten Augenblicke doch noch vor, mit dem Gegner einen gütigen Vergleich einzugehen. Was England und seine Bewunderer gründlich verkennen, ist die in allen Gegenden Asiens an den Tag tretende gewaltige Ueberlegenheit der Russen über die Britten in der Behandlung unterworfener fremder Völker. Es kann gewiß keine Streitfrage sein, wer von den beiden, England oder Rußland, das größere Culturvolk sei. Eben so sicher ist aber, daß die hochcivilisirten Britten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinanzuziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoffe viel größere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich eben in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist immer noch weit mehr als das Große, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Aegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepaßt; der brittischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings gar nicht. Sie müssen noch von Glück sprechen, wenn sie nicht an ihr gänzlich zu Grunde gehen.

Literatur und Kunst.

Ueber die Zerlegung der Elemente.

Von H. W. Vogel.

Schon seit zwei Monaten laufen durch die Zeitungen Gerüchte von erstaunlichen Entdeckungen des rühmlichst bekannten Spectroskopisten Lockyer in England. Es soll demselben gelungen

sein, gewisse Elemente, die man bisher für einfache, d. h. unzerlegbare Stoffe hielt, zu spalten. So lautet eine Zeitungsnachricht aus Paris vom 11. November: „Der französische Chemiker Dumas hat der Akademie der Wissenschaften eine ihm von Norman Lockyer zugegangene Nachricht mitgetheilt, die das größte Aufsehen in gelehrten Kreisen macht. Der englische Physiker studirt seit drei Jahren mit allen Hülfsmitteln der modernen Forschung die Spectralanalyse der Sonne, der Fixsterne und verschiedener Stoffe, deren Temperatur er künstlich erhöht. Diese Arbeiten haben ihn überzeugt, daß Körper, die bisher für einfach galten, wie Sauerstoff, Kohlenstoff, Eisen, Silber, Gold u. s. w. zusammengesetzte Körper seien und sich auflösen, wenn sie den nöthigen Hitzegrad erreichen. Die Sterne und darunter die Sonne sind solche Herde außerordentlich hoher Hitze. Nach den Arbeiten Lockyers wäre nun der Sauerstoff, unter zwei verschiedenen Formen und mit verschiedenen Hitzegraden verbunden, der einzige Grundstoff des ganzen Baues, den wir Materie nennen. Fizeau und Fremy fragten, ob diese Ansicht durch genaue Experimente bestätigt würde. Dumas entgegnete, Lockyer habe diesmal nur officiell anzeigen wollen, wie weit seine Forschungen bereits vorgerückt seien und werde er nach Beendigung derselben die Beweise für seine Behauptung liefern."

Auch in den Kreisen der Physiker und Chemiker Berlins gingen auf Grund mündlicher Aussagen hervorragender Gelehrter, die auf directe Mittheilungen von Lockyer fußten, merkwürdige wissenschaftliche Gerüchte über des Letzteren Entdeckungen um, die freilich von den oben angeführten Pariser Nachrichten erheblich abwichen. Man erzählte sich, daß Lockyer im Flammenbogen einer sehr starken elektrischen Batterie chemisch reines Gold (welches von dem bekannten belgischen Chemiker Staß herrührte, der sich schon lange mit Herstellung von Metallen im reinsten Zustande beschäftigt) verflüchtigt habe und daß dabei die Anfangs auftretenden Goldlinien verschwunden seien und an deren Stelle sich die Linien des Silbers, Wasserstoffs und Calciums (oder Kaliums?) im Spectralapparat gezeigt hätten.

Danach zu urtheilen spaltet sich also das Gold in der höchsten erreichbaren Temperatur des elektrischen Lichts in drei Körper, welche nach unsern bisherigen Erfahrungen nicht die geringsten Beziehungen zum Golde haben. Die Nachricht erregte mehrfach Zweifel, die aber nicht verhinderten, daß die Gerüchte von Mund zu Mund getragen eine noch unglaublichere Fassung erhielten.

So schrieben mehrere Zeitungen, angeblich nach einem der „Daily News" entnommenen Bericht wörtlich: „Unumstößlich gewiß ist einstweilen, was folgt: Herr Lockyer ließ in Gegenwart einer kleinen Gesellschaft von Naturforschern vermittelst eines starken Voltaischen Stromes eine gewisse Menge Kupfer innerhalb einer Glasröhre sich verflüchtigen; den in der Glasröhre sich bildenden Niederschlag löste er in Chlorwasserstoffsäure und zeigte dann vermittelst des Spectroskops, daß die Röhre kein Kupfer mehr enthalte, sondern ein anderes Metall, nämlich Calcium, den Hauptbestandtheil des Kalks. Der Versuch wurde mit gutem Erfolg bei anderen Metallen wiederholt. So wurde Nickel in Kobalt und Calcium verwandelt. Alle diese Körper sind seit dem Bestehen der Chemie als einfache angesehen worden, die weder in noch einfachere Grundelemente zerlegt, noch auch ineinander übergeführt werden konnten. — Freilich gilt Herr Lockyer bei seinen Freunden für etwas sanguinisch und er selbst gibt sich blos für einen Spectralanalytiker, nicht aber für einen durch und durch geschulten Chemiker aus. Bei seinen Versuchen aber waren einige unserer hervorragendsten Chemiker zugegen und alle stimmen darin überein, daß entweder die Umwandlung eines der bisher sogenannten Grundstoffe der Chemie in einen andern erwiesen sei oder aber, daß die ganze Spectralanalyse auf den Kopf gestellt werden müsse. Herr Lockyer hat über seine Entdeckungen bereits eine Mittheilung an die französische Akademie gemacht. Er will auch in der Royal Society einen Aufsatz darüber vorlesen. Mit äußerster Spannung sehen wir diesen neuen Veröffentlichungen entgegen."

Die „hervorragenden" Chemiker, welche mit Herrn Lockyer übereinstimmen und seinen Versuchen beigewohnt haben sollen, und welche somit für die „unumstößliche Gewißheit" der vorliegenden Mittheilung eintreten könnten, sind leider nicht genannt.

Endlich hat aber Herr Lockyer seine eigenen Mittheilungen über seine Entdeckungen am 11. December v. J. der Royal Society eingesandt. Die officiellen Berichte darüber sind noch nicht erschienen, wohl aber ein Referat in der „Nature" und da diese von Lockyer selbst redigirt wird, so dürfte es auf Correctheit Anspruch machen.

Nach diesem Berichte zu urtheilen scheinen nun die früheren Nachrichten über die Entdeckungen des Herrn Lockyer ziemlich stark übertrieben worden zu sein — ob von ihm selbst oder von seinen Freunden bleibt dahingestellt.

In der Mittheilung über Lockyers Bericht findet sich von der oben erwähnten Angabe, daß er durch Verflüchtigung des Kupfers Kalk erhalten habe, nicht die Spur, wohl aber eine Notiz, welche ungefähr an die oben erwähnte sensationelle Nachricht von der Zerlegung des Goldes erinnert. Es ist die Beobachtung von Wasserstofflinien in den zwischen den Polen eines sehr seltnen Metalls, Indium, überschlagenden elektrischen Funken. Lockyer sagt jedoch keineswegs, daß er das Indium in Wasserstoff und einen andern Körper zerlegt habe, er führt nur die erzählte Thatsache an, die er unter allen Vorsichtsmaßregeln beobachtet zu haben scheint. Dennoch würde eine Zerlegung dieses seltnen, noch nicht genügend geprüften Stoffs nicht allzu auffällig erscheinen mit Rücksicht darauf, daß andre seltne bisher für homogen gehaltene Körper, z. B. die Dydimerde, nach neueren Untersuchungen anscheinend Gemenge sind. Man ist aber deshalb noch keineswegs berechtigt, so gründlich durchgeprüfte leicht zugängliche Körper, wie Kupfer oder Gold für zusammengesetzt zu erachten. Vergeblich sucht man auch in dem ganzen Lockyer'schen Referat einen Satz, der diese gewagte Angabe rechtfertigen könnte. Von der wirklich erfolgten Verwandlung von Substanzen in andere ist eigentlich nicht die Rede, sondern nur von gewissen optischen Erscheinungen, welche man in ganz außerordentlich hohen Temperaturen, wie sie mit Hülfe des elektrischen Lichtes erreicht werden können, mit dem Spectralapparate wahrnimmt und welche Lockyer durch die Annahme zu erklären sucht, daß ein Körper, der bisher für einfach gegolten, beispielsweise das Calcium, in jener hohen Temperatur in seine uns noch unbekannten Bestandtheile zerfalle.

Die Umwandlung von Elementen kann somit noch nicht als Thatsache hingestellt werden, nicht einmal als eine Wahrscheinlichkeit, sondern höchstens als eine Möglichkeit.

Als Bunsen und Kirchhoff ihre ersten weltberühmten Arbeiten über Spectralanalyse veröffentlichten, gaben sie auch die Abbildungen der Spectra, die man in Flammen wahrnimmt, in welche man Salze der Erdalkalien und Alkalien bringt, und Kirchhoff wies aus theoretischen Gründen nach, daß jedes Element, wenn es bei hoher Temperatur verdampft, sein eigenes Spectrum hat, d. h. farbiges Licht ausstrahlt, dessen Farbe ganz bestimmt von der Farbe eines jeden anderen Elements verschieden ist. Diese Verschiedenheit der Farbe erkennt freilich nur das mit dem Spectralapparat bewaffnete Auge; mit ihm gesehen erscheinen die durch ein Metall gefärbten Flammen als ein System nebeneinander liegender verschiedenfarbiger Linien und jedes Element zeigt seine eigenthümlichen Linien. Darauf fußt die Spectralanalyse.

Bald wurde aber festgestellt, daß nicht nur Elemente, sondern auch zusammengesetzte Stoffe ein Spectrum geben können, das von dem Spectrum seiner Bestandtheile wesentlich verschieden ist.

Bringt man eine kalkhaltige Substanz, z. B. Kreide in die Bunsenflamme, so beobachtet man bald eine gelbröthliche Färbung der Flamme. Richtet man jetzt ein Spectroskop auf dieselbe, so nimmt man drei Linien wahr, eine mittlere gelbe, die von den fast immer in der Flamme vorhandenen Natronspuren herrührt, und zu beiden Seiten derselben eine rothe und eine grüne. Diese rothe und grüne Linie sind für Kalk charakteristisch; sie erscheinen immer, wenn eine flüchtige Kalkverbindung in die Flamme gebracht wird. Ganz anders aber stellt sich das Spectrum des Kalks dar, wenn man eine viel höhere Temperatur als die der Bunsenflamme zur Verflüchtigung der Kalkverbindung anwendet.

Schon Roscoe und Clifton fanden kurze Zeit nach Entdeckung der Spectralanalyse, daß in der hohen Temperatur des galvanischen Lichtbogens die gelben und rothen Kalklinien aufhören wahrnehmbar zu sein und dafür ganz andere Linien auftreten, welche man in der Bunsenflamme nicht wahrnimmt, und Beide sprechen die Vermuthung aus, daß das in der Flamme hervortretende Spectrum von einer Calciumverbindung, dem Calciumoxyd, d. i. gebrannter Kalk in reinster Form, herrühre, daß aber dieses bei der außerordentlich hohen Temperatur des elektrischen Funkens in seine Elemente zerlegt wird und dadurch das Spectrum des Calciummetalls selbst zum Vorschein kommt. Weitere Untersuchungen haben dargethan, daß schon in der Bunsenflamme eine theilweise Reduction des Kalks zu Calcium erfolgt und daß dieses eine schwache violette Linie erzeugt. Genau dieselbe Linie tritt auch im Spectrum des elektrischen Flammenbogens auf, wenn eine Kalkverbindung darin verflüchtigt wird; nur erscheint dieselbe hier viel intensiver, als in der mit Kalk gefärbten Flamme. Außer ihr bemerkt man aber noch zwei andere Linien, welche merkwürdiger Weise genau dieselbe Lage haben wie die beiden dicken schwarzen Linien in dem violetten Theile des Sonnenspectrums, welche Frauenhofer mit H′ und H″ bezeichnet hat.

Die modernen Spectralapparate haben fast alle die Einrichtung, daß man auf die verschiedenen Stellen des Spalts, durch welchen das zu untersuchende Licht in den Apparat dringt, Licht aus verschiedenen Quellen fallen lassen kann. Man sieht dann im Apparat die Spectra der verschiedenen Lichtquellen nebeneinander und kann sie auf das Leichteste vergleichen. So ist es auch möglich, gleichzeitig das Sonnenlicht und das Licht einer kalkhaltigen Flamme in den Apparat scheinen zu lassen und das Kalkspectrum und Sonnenspectrum neben- oder übereinander zu sehen.

Man erkennt alsdann, daß die drei oben erwähnten hellen Kalklinien des elektrischen Lichtes dunklen Sonnenlinien entsprechen und zwar dieser Umstand ist es, der Kirchhoff bewog, auf die Gegenwart von Kalk in der Sonnenatmosphäre zu schließen.

Die Ansicht, daß man im Spectrum des im elektrischen Flammenbogen verdampften Kalks das Spectrum des Kalkmetalls vor sich hat, also das Spectrum eines einfacheren unzerlegbaren Körpers, ist die allgemein herrschende, und nimmt man an, daß selbst in den höchsten mit Hülfe der Elektricität erreichbaren Temperaturen dieser Körper keine chemische Veränderung erleide. Diese Annahme stellt nun Lockyer nach seinen neuesten umfangreichen Untersuchungen in Frage, nachdem er das mit dem elektrischen Flammenbogen erhaltene Kalkspectrum zum Gegenstand einer ganz speciellen Untersuchung gemacht hatte. Er verdampfte Kalk in elektrischen Funken, deren Intensität er steigerte, und hierbei bemerkte er, daß mit dem Spectrum des Calciums eine eigenthümliche Veränderung vorging. Die violette Linie verschwand bei Steigerung der Funkenintensität und die beiden anderen (mit H des Sonnenspectrums übereinstimmenden) Streifen schrumpften zu schmalen Linien zusammen.

Weitere Beobachtungen der von Kalk herrührenden H Linien in Fixsternen haben ergeben, daß dieselben ein ganz anderes Ansehen zeigen als wie im Sonnenspectrum. Hier sind diese beiden gleich dick; im Atair, im Adler ist aber die eine doppelt so stark als die andere, aber im Sirius und der Wega in der Leyer, die aus hier nicht näher zu erörternden Gründen als sehr heiße Sterne gelten, ist von den beiden Doppellinien nur eine vorhanden.

Diese auffällige Veränderung des Spectrums des Calciums veranlaßt Lockyer zu der Annahme, daß mit Steigerung der Temperatur eine Zersetzung des scheinbar einfachen Körpers in seine noch unbekannten Bestandtheile erfolge.

Mit Rücksicht auf die Thatsache, daß das bei der niedrigen Temperatur der Bunsenflamme sichtbare Spectrum des Kalks mit Steigerung der Temperatur in das davon wesentlich abweichende Spectrum des Calciummetalls übergeht, erscheint die Lockyer'sche Annahme, welche die auffällige Veränderung, die das Calciumspectrum in noch viel höher gesteigerter Temperatur erleidet, durch ein weiteres Zerfallen desselben in noch unbekannte Stoffe erklärt, nicht ganz unberechtigt. Freilich bleiben die unbekannten Urstoffe des Calciums nach wie vor unbekannt.

Als Bunsen und Kirchhoff die Thatsache festgestellt hatten, daß jeder einfache Körper sein eigenthümliches Spectrum habe, konnten sie, als sie in den aus der Dürckheimer Soole dargestellten Alkalisalzen mittelst des Spectralapparats ganz neue unbekannte Linien sahen, mit Fug und Recht die Vermuthung aussprechen, daß hier ein neuer, bisher unbekannter Körper vorhanden sein müßte, dem diese Linien angehörten. Mit staunenswürdigem Scharfsinne spürten sie diesem Unbekannten nach; es gelang Bunsen, ihn von den Beimengungen bekannter Elemente zu trennen und schließlich sogar festzustellen, daß der unbekannte Stoff, der eine fabelhafte Aehnlichkeit mit dem Kali hat, aus zwei verschiedenen Stoffen besteht, die sich fast nur durch ihr Spectrum unterscheiden, (der eine, Cäsium, gibt ein blaues, der andere, Rubidium, ein violettes Linienpaar). Bunsen trennte diese beiden Stoffe und leistete darin ein allgemein bewundertes Meisterstück einer chemischen Untersuchung.

An der dadurch gefundenen Thatsache war nicht zu zweifeln. Man hatte die neuen unbekannten Stoffe in der Hand und konnte sie nach allen Richtungen untersuchen.

Solches liegt bei Lockyer nicht vor. Er stützt sich vorläufig auf Spectralerscheinungen, nur diese sind Thatsachen, und das angebliche Zerfallen der Elemente ist nichts als eine Hypothese zur Erklärung der ersteren. Manche Thatsachen sprechen noch für, andere aber ebenso stark gegen dieselbe.

Es ist bekannt, daß die sogenannten Mischungsgewichte der Elemente oft in sehr einfacher Beziehung zu einander stehen. Kalium, Natrium und Lithium zeigen die Mischungsgewichte 39,1, 23 und 7. Die Differenz dieser Zahlen unter einander ist (d. h. 39—23 oder 23—7) fast gleich 16 und gewinnt es danach den Anschein, als sei Kalium aus Natrium und Natrium aus Lithium durch Hinzutritt eines unbekannten Stoffes mit dem Mischungsgewicht 16 gebildet. Eine Trennung des Kaliums oder Natriums in Lithium und den unbekannten Stoff ist dennoch bisher nicht gelungen.

Aehnlich bilden Calcium, Strontium, Barium eine sogenannte arithmetische Reihe mit ihren Mischungsgewichten 40, 182,5 und 137, die annähernd gleiche Differenzen zeigen, danach aber müßte Calcium der einfachste der drei Stoffe sein, und dem gegenüber will eine Zerlegung desselben nicht recht glaubhaft erscheinen, ebenso wenig eine Zerlegung des Lithiums, den Lockyer ebenfalls, auf Grund der Veränderung des Lithium-Spectrums in hoher Temperatur, annimmt.

Andrerseits haben Beobachtungen an Sternenspectren doch nur sehr eingeschränkte Beweiskraft, weil wir die Bedingungen, unter welchen die Stoffe auf den Fixsternen verflüchtigt werden, noch nicht genügend kennen und die Complicirtheit gleichzeitiger Strahlungs- und Absorptionserscheinungen die richtige Deutung der Thatsachen erschwert.

Insofern können wir die übrigen von Lockyer beobachteten Thatsachen, daß z. B. beide Gruppen von je drei Eisenlinien im violetten Theil des Sonnenspectrums das umgekehrte Intensitätsverhältniß zeigen, als wie im Funkenspectrum des Eisens, nicht als einen Beweis für seine Behauptung erblicken, daß diese beiden Liniengruppen durch verschiedene Stoffe, aus denen das Eisen bestehen soll, erzeugt werden.

Zur Stütze seiner Ansicht führt Lockyer noch das Verhalten des Wasserstoffs an, dessen Spectrum sich analog dem Spectrum des Calciums mit der Temperatur ändert.

Diese Thatsache erklärt sich auch ohne die Annahme einer Zersetzung der Elemente. Lockyer selbst hat nachgewiesen, daß, wenn man Gase verdünnt, das Spectrum derselben einfacher wird; breite Linien werden schmäler, manche Linien verschwinden. Sogar das Spectrum fester Körper, z. B. Magnesium, wird einfacher, wenn man dasselbe in verdünnten Gasen mit Hülfe des elektrischen Funkens erzeugt. In dichten Gasen sind die Massentheilchen einander mehr genähert, sie prallen nach der modernen Anschauung über Gase der sogenannten kinetischen Gastheorie

öfter von einander, die lichterzeugenden Schwingungen werden dadurch complicirter und in Folge dessen auch das Spectrum. Lockyer selbst sagt, wenn wir im Stande wären ein einziges Atom einer Substanz zu erhalten und vermittelst seines Spectrums die Schwingungen desselben zu beobachten, so würden wir von dem einzelnen Atom eine einzige Linie erhalten.*)

Ein Umstand scheint Lockyers Annahme jedoch noch zu unterstützen. Er erkannte schon lange, daß die Spectren, welche sich zwischen den Polen einer elektrischen Batterie zeigen, wenn man Metalle in dem Flammenbogen verdampft, am besten an den Polen selbst sichtbar sind. Manche Linien erstrecken sich von einem Pol zum andern, andere hören in kurzer Entfernung von den Polen auf. Lockyer unterscheidet demnach lange und kurze Linien. Durch Temperaturerniedrigung, welche man leicht durch Verminderung der elektrischen Stromkraft erzeugen kann oder aber durch Verdünnung (wie bei Gasen), wird das Spectrum einfacher, einzelne Linien, und zwar immer zuerst die kürzesten, verschwinden, schließlich bleiben nur die längsten übrig.

Aehnliches bemerkt man, wenn man einem Stoffe eine große Menge eines andern beimischt. Es erscheinen dann von den vielen Linien, die ersterer für sich allein geben kann, nur diejenigen, welche bei reiner Substanz sich als die längsten auszeichnen; diese betrachtet Lockyer als die charakteristischen, als die Fundamentallinien; zeigen sie sich in irgend einem Gemenge oder in irgend einem Sterne, so ist die Gegenwart des Körpers in dem Gemenge oder dem Sterne erwiesen.

Von den Calciumlinien offenbart sich nun die oben erwähnte violette als die längste, also als für Calcium charakteristischste, und da gerade diese Linie in der höchsten Temperatur verschwindet, so gewinnt Lockyers Annahme von dem Zerfallen des Calciums eine Stütze. Dem gegenüber kann aber eingewendet werden, daß die durch die Temperaturerhöhung bewirkte heftigere Bewegung der Moleküle ändernd auf die lichterzeugenden Schwingungen wirke.

Anderseits ist die Regel über das Verhalten der langen und kurzen Linien nicht ohne Ausnahmen; ihre Länge wechselt sogar unter verschiedenen Umständen; Lockyer erwähnt selbst in seinen früheren Artikeln deren mehrere. Keineswegs ist ferner die „längste" Linie immer die intensivste und es bleibt diesen ziemlich complicirten Erscheinungen gegenüber nur die alte, schon von Kirchhoff ausgesprochene Wahrheit unangefochten, daß die relative Intensität der einzelnen Linien bei Temperaturerhöhung der Lichtquelle sich nicht gleichmäßig ändert.

Die Annahme einer Zerlegung der Elemente ist wenigstens durch die bisherigen Mittheilungen Lockyers noch nicht genügend gestützt.

Giacomo Leopardis Dichtungen.**)

Nachdem Paul Heyse uns mit dem volksthümlichen Humor und der politischen Satire Giustis auf graziös heitre Weise bekannt gemacht, hat er nun den schwermüthigen Ernst und die pathetische Erhabenheit Leopardis dem Deutschen angeeignet. Mit gleichem Glück, mit derselben Meisterschaft im feinsinnigen Verständniß des Originals und in der Findung des treffenden Worts, des stimmungsvollen Tons in unsrer Sprache. Ich sage das einer Kritik gegenüber, die aus dem Gelingen des Einen das Mißlingen des Andern folgerte, als ob nicht Byron den Kain und den Don Juan gedichtet, Gildemeister beide Werke uns deutsch wiedergegeben! Dem Weltkind Heyse sollte der Weltschmerz des Italieners fern bleiben müssen, als ob der Deutsche nicht auch seit Jahren Wehevolles genug erlebt, das ihn zu einem großen Dichter des Auslandes führen konnte, um wetteifernd mit ihm die Bitterkeit des Lebens darstellend in melancholischen Wohllaut aufzulösen! Gerade so erklärt sich uns das langsam gereifte Kunstwerk des Uebersetzers, das die Vorzüge zweier Vorgänger, Hamerling und Brandes, vereint, von denen der erstere als Dichter wohl den Ton getroffen, aber im Einzelnen Treue und Sorgfalt vermissen ließ, der andre Alles im Besondern verlässig genau wiedergab, aber den Stil Leopardis zu wenig erkennen und an die Stelle des poetisch Gehobenen und Getragenen eine allzu läßliche, an Prosa anklingende Redeweise treten ließ.

Die Frage nach dem Wesen des Stils nennt Heyse eine der schwierigsten „unsrer noch so tief im Argen liegenden Aesthetik". Er setzt hinzu: „Vielleicht wenn man dahin gekommen sein wird, die Wissenschaft vom Schönen nicht von oben herab aus abstracten Prineipien herzuleiten, sondern sie auf dem breiten Mutterboden der psychologischen Erfahrung aufzubauen, wird auch der Stilbegriff sich leichter und sicherer begründen lassen." Im Grunde haben wir nur drei namhafte Aesthetiken, die von den Voraussetzungen eines Systems uns die Lehre vom Schönen begründen: die von Weiße, Vischer, Zimmermann. Aber sie alle gehen vielfach auf die Erfahrung ein, und wenn Vischer am meisten in seinen gothisch gedruckten Paragraphen an der abstraeten Schulsystematik leidet, so ist er in den Anmerkungen reich an Beispielen aus der Wirklichkeit des Lebens wie der Kunst, und bewundernswürdig in der Fülle glücklicher Beobachtungen, treffender Bemerkungen. War doch auch Hegel hier vorangegangen, und hatte was er gerade hier an Strenge seiner wissenschaftlichen Methode vermissen ließ, glänzend ersetzt durch wohlgelungene Verwerthung alles dessen, was Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller in Bezug auf bildende Kunst und Poesie gefunden, was ihm selbst im Einzelnen gelegentlich aufgegangen. Zeising und ich selber wir gingen nicht von den Voraussetzungen eines Systems aus, sondern suchten die einzelnen Begriffe wie die des Erhabenen, Tragischen, formal Schönen im Hinblick auf die Thatsachen der Erfahrung klar zu stellen, das Wesen und die Unterschiede der einzelnen Künste am Beispiel der größten Meister und ihrer Werke darzulegen. Dann haben Lazarus, Siebeck, Dilthey gerade die psychologische Analyse geübt und Köstlin hat die Lehre vom Gefühl zum Ausgangspunkt für mannichfaltige Erörterungen genommen. Wir stehen in den Anfängen, daß wir aber mit unserer jungen Wissenschaft mehr als andere mit ihren älteren Diseiplinen im Argen liegen, scheint mir kein gerechter Vorwurf. So sagt denn auch Heyse, daß in allen noch so verschiedenen Definitionen des Stils ein Gemeinsames wiederkehre: der Begriff einer von innen heraus nach eignem Gesetze bildenden und alle Glieder durchdringenden einheitlichen Kraft. Dieses bildende Prineip sei überall das Individuelle, die Macht der Persönlichkeit, die einen künstlerischen Stoff nach eignem Triebe zum Abbild ihrer selbst ausprägt, von der Signatur aller andren, geringren oder überlegnern Individuen unterscheidbar. Es ist das oft wiederholte Wort: Le stile c'est l'homme. Weil alles Schöne eigenartig ist, so wollen wir in allen künstlerischen Productionen die Eigenthümlichkeit, die geistige Physiognomie des Künstlers anschauen; aber es ist das ist nicht das Alleinige. Ebenso nothwendig gehört zu einem stilvollen Gebilde, daß das allgemeine Gesetz der besondern Kunst erfüllt, daß das Wesentliche der Sache klar ausgeprägt, das Nothwendige mit einfacher Bestimmtheit hervorgehoben sei; denn nur so wird der Eindruck von Schöpfungen erreicht, die gleich Naturgebilden so und nicht anders entstanden seien. Dies muß hinzukommen zum Ausdruck der Persönlichkeit, und dann erst wird die Form nicht wie eine Schablone erscheinen, sondern es wird uns sein als ob der Stoff sie sich selber anorganisirt habe. Auf dem Zusammenwirken dieser Elemente beruht auch Leopardis Stil.

Heyse hat den Dichter als Dichter geschildert, ähnlich wie Goethe den Tasso und Ariosto, indem er der Uebersetzung eine seiner sinnigsten und anmuthigsten Novellen voranstellt, die um mehrere Gedichte Leopardis erwächst, in einem Bilde seines Lebens

*) Siehe Lockyer, Studien zur Spectralanalyse, Leipzig bei Brockhaus, S. 187.

**) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. Berlin 1878, Wilhelm Hertz.

uns den Schlüssel für das Verständniß seiner Poesie bietet. Dem zweiten Bande der Prosa des Italieners hat er dann eine Betrachtung von Leopardis Weltansicht vorausgesandt. Seine Dichtungen sind ein „Erbauungsbuch des Pessimismus", und wer seine Lebensanschauung auch nicht theilt, wer dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit seinem Bekenntniß zum Fatum und Tod gegenüberstellt, wird doch von dem Hochsinn, dem Wahrheitsmuth, der sittlichen Reinheit des Denkers, vom Zauber der dunklen Melodien des Dichters hingerissen. Das Leben, dies betone ich stärker als Heyse, hat seine Schatten, sein Elend, sein Leid, das auch der Beglücktere mitfühlt, sobald er in die Tiefe blickt, und der Dichter hat das Recht, jede Stimmung des Augenblicks als solche voll und ganz auszusprechen, unbekümmert darum, ob und wie andre Gefühle und Standpunkte, andre Erfahrungen, andre Seiten der Dinge sein echt empfundnes Lied ergänzen werden. Darum streiten wir mit der Poesie Leopardis nicht, aber seine Prosa reizt uns zum Widerspruch; denn vom Denker verlangen wir, daß er nicht blos geistreich von sich aus die Welt beleuchtet, sondern daß er die Wirklichkeit von verschiedenen Seiten betrachtet und ihr im Ganzen gerecht wird. Leopardis Bild von der „Geschichte des Menschengeschlechts" stellen wir ein andres entgegen wie es etwa Herder oder Hegel entwirft; in seinem Gespräch zwischen der Natur und der Seele vermissen wir die Rücksicht auf das Sittliche, das Gespräch zwischen Copernicus und der Sonne erscheint sonderbar barock. Unter den „Gedanken" ist einer so paradox wie bewundernswerth: „Die Langeweile ist in gewisser Hinsicht das erhabenste aller menschlichen Gefühle. Nicht daß ich glaubte aus der Prüfung dieses Gefühls folgte all das was verschiedne Philosophen daraus folgern zu können glaubten; gleichwohl aber scheint mir die Empfindung der Unfähigkeit durch irgend etwas auf dieser Erde, ja so zu sagen nicht einmal von der ganzen Erde selbst befriedigt zu werden, die unermeßbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Masse der Weltkörper zu betrachten und alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Fassungsvermögen des eignen Geistes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Universum sich vorzustellen und zu fühlen, daß unser Geist und unsre Sehnsucht noch nicht ausgefüllt wird von diesem Universum, alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Langeweile zu erleiden, — dies alles scheint mir der stärkste Beweis für die Größe und den Adel der menschlichen Natur." Wie nahe lag doch hier die Folgerung, daß der Mensch nicht der Endlichkeit entstammt und verfallen ist, sondern dem in sich Einen Unendlichen angehört, daß gerade in dem Ungenügen am Irdischen und Vergänglichen, in der Sehnsucht nach dem Ewigen und Vollendeten dieses sich in unserm Gemüthe bezeugt, das Gemüth seiner Bestimmung für das Ueberirdische, Ideale, Göttliche inne werden läßt?

Ein andrer Gedanke: „Jesus Christus war der Erste, der die Menschen deutlich auf jene ewige Lobrednerin und Lehrerin aller falschen Tugenden und Verleumderin und Verfolgerin alles Wahren hinwies; auf jene Widersacherin jeder innern und dem Menschen wahrhaft eignen Größe, jener Verspotterin jedes hohen Gefühls, wenn sie es nicht für erheuchelt hält, jeder weichen Regung, wenn sie dieselbe für echt und innig halten muß; jene Sklavin der Starken, Tyrannin der Schwachen, Hasserin der Unglücklichen, die Jesus Christus „die Welt" nannte, ein Name der ihr bis auf den heutigen Tag in allen gebildeten Sprachen geblieben ist. Dieser große allgemeine Gedanke, der so tief und wahr ist und in der Folge stets seine Geltung behalten hat und immer behalten wird, ist vor ihm wohl von Niemand begriffen worden, und ich erinnere mich auch nicht ihn bei irgend einem heidnischen Philosophen, ich meine mit einem einzigen Ausdruck und in präciser Form gefunden zu haben. Vielleicht weil vor jener Zeit Gemeinheit und Tücke noch nicht so herangereift und die Civilisation noch nicht zu dem Punkte gelangt war, wo sie zum größten Theil identisch wird mit der Corruption." Vielleicht; aber gewiß nicht allein darum, sondern hauptsächlich weil Jesus nicht als Kind dieser Welt in ihr, sondern als Kind Gottes in Gott lebte, das heißt weil er in seinem Gemüth und Willen die Selbstsucht überwunden und sich liebend im Quell der ewigen Liebe wiedergefunden, weil er in der Einigung des individuellen Willens mit der sittlichen Weltordnung die Bestimmung des Menschen erfüllte und darum die von dieser Bestimmung Abgefallenen oder ihr sich Versagenden im Contrast mit seinem eignen Wesen so richtig würdigen konnte. Wäre diese „Welt" das ware Sein, dann wären statt der Weltvergötterer die Pessimisten der richtigen Einsicht theilhaftig, und gegenüber dem neuen Glauben von Strauß erscheinen Schopenhauer und Hartmann als die tieferen Naturen. Ebenso Leopardi. Darum liegt das Heil in der Weltüberwindung.

Von Leopardi schreibt Heyse: „In der rauhen Luft eines abgeschiedenen Landstädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteste Sproß eines verarmten gräflichen Geschlechts, mit seinem herrischen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüsterten Vater schon früh in unversöhnlichem, innerlichem Widerspruche, gleichwohl an die Stadt und das Vaterhaus gekettet durch den Mangel an eignen Mitteln und die Unmöglichkeit bei dem damaligen Zustande der Literatur sich auswärts auf eigne Füße zu stellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und schwere chronische Leiden gepeinigt; mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle verbannt, die ihn auf jede Erwiderung seiner Gefühle verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben in der Nation in tiefer Lethargie darniederlag; herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eignen Herd, Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft; selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt; zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als Neununddreißigjähriger sterben durfte: — fürwahr die „Märtyrer in Glacéehandschuhen", die Jünger des landläufigen Pessimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergessen wissen, werden gut thun, die Biographie dieses wahren Märtyrers gründlich zu studiren, um, wenn sie seine Lebens*schicksale* mit seiner Lebens*arbeit* vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktischen Sprüche ihres Frankfurter Meisters nachzusprechen."

Wiewohl Leopardi selbst sich dagegen erklärt, daß man seine Weltanschauung, ein Ergebniß seines Raisonnements, aus seinen Verhältnissen ableite, wiewohl er fordert, daß man seine Beobachtungen und Schlüsse widerlege, statt seine Krankheit anzuklagen, so weist doch Heyse mit Recht darauf hin, daß von der persönlichen Stimmung und den individuellen Erfahrungen gar sehr abhänge, ob Jemand bei der Frage nach Weltglück und Weltleid sein Votum mehr nach der Sonnen- oder Schattenseite neige. „Wer nie nie das Gefühl leiblicher Vollkraft, frischer geistiger und physischer Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußrer Umgebung gekannt hat, wird seinen freudlosen Zustand für die Regel seines Schicksals halten müssen, und die kurzen Glückspausen, die selbst dem armseligsten Dasein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches seien, und deren lockende Bilder nur zur Verschärfung des wahren Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitre Temperament, der mit günstigen innern und äußern Bedingungen ins Leben Gestellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung positiver Güter empfinden, dagegen den Satz von der Negativität der Freude mit seiner ganzen, von kraftvoller Wirksamkeit strotzenden Persönlichkeit zu widerlegen glauben." Aber auch hier nöthigt uns der Blick auf die objective Wirklichkeit zu einer Ergänzung. Der Mensch als bloßes Sinnenwesen wäre das unglücklichste und unvollkommenste Thier, denn zu aller physischen Lebensnoth käme bei ihm das Leid der Furcht und der Erinnerung, das Todesbewußtsein und die Qual, die ihm die idealen Bedürfnisse seiner Natur machen müssen, wenn sie nothwendig unbefriedigt bleiben und nur von Illusionen genährt werden, die sich in Nichts auflösen. Ist aber der

Mensch wesentlich ethisches Wesen, und wächst er auf dem Boden des Naturmechanismus in eine höhre Ordnung der Dinge, in die sittliche Weltordnung empor, um durch die Verwirklichung des Guten und die Erkenntniß der Wahrheit sein Heil zu erlangen, und ist die in uns zum Selbstbewußtsein und freien Willen sich erhebende reale Kraft eben so unvergänglich wie die selbstlosen realen Naturkräfte, die wir Atome nennen, alsdann ist die Erde nur die Geburtsstätte des Geistes, alsdann erweckt das Ungenügen der Sinnenwelt ihm das Gefühl, die Ueberzeugung seiner wahren Bestimmung. Im Glück der Liebe werden wir dann durch das Opfer der Selbstsucht einer seligen Lebensvollendung inne; und da hat Heyse wieder richtig bemerkt: „So stolz Leopardi sich in seinem persönlichen Unglück hinter einen Wall von starren allgemeinen Sätzen verschanzte, hatte sein weiches und feuriges Herz doch seine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüssel zu dieser scheinbar uneinnehmbaren philosophischen Festung aus den Händen gab. Niemand wird das Gedicht „Consalvo", das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von Leopardis trostloser Stimmung der Welt gegenüber war.

Ach, hätt'st du einmal,
Ein einzig Mal dies bange Sehnen mir
Beschwichtigt und gestillt, die Erde wäre
Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,
Das tiefverhaßte Greisenalter hätt' ich
Gelaßnen Muths ertragen, aufrecht hätte
Mich stets erhalten eines einzigen
Moments Erinnrung, der Gedanke: ich war
Glücklich vor allen Glücklichen!

In der That haben wir im Glücke der Liebe durch gegenseitige Hingabe die Ergänzung unsrer Natur; wir sind im Andern bei uns selbst und damit der Einheit alles Lebens inne. Leopardi, der Jugendkraft, des Jugendreizes bar, mit glühender Empfindung begabt, entbrannte zweimal in Leidenschaft ohne Erhörung und Erwidrung seines Gefühls zu finden. Da schrieb er die düstre Absage an das Leben:

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz! Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh' für immer! Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen; keines Seufzers ist
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben. Andres nicht. Die Welt ist Koth.
Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Oede.

Wer wie Leopardi von vernunft- und naturwidrigen Kirchensatzungen früh zurückgestoßen allem religiösen Glauben abgesagt, ohne sich zu der Idee des in sich Einen, sich selbst erfassenden Unendlichen zu erheben, ohne in Gott den Allgeist zu ahnen, in dem wir weben und sind, wer im Universum und seiner Geschichte nur ein zweckloses Spiel blinder Kräfte und Stoffe sieht, der wird, wenn er inniger und tiefer empfindet als die Menge, mit Goethes Werther im All „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" erblicken, und wie der leidende Leopardi den Tod herbeisehnen. Und doch griff derselbe nicht oder nicht eigenmächtig nach diesem Heilmittel, nein, er klammerte sich an das qualvolle geschmähte Leben und entwich vor der in Neapel ausgebrochenen Cholera aufs Land, jetzt wo er durch bloßes Stillhalten und Abwarten „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Busen der Todesgöttin legen konnte". Da mußte doch in allen Leiden ein positives Glück ihm treu geblieben sein, sagen wir mit Heyse; das Lebensgefühl überwältigte die Doctrin. „Ein so hochgesteigertes, so von allem Niedern und Gemeinen gereinigtes Selbstgefühl, im Besitz so großer Schätze des Geistes und Gemüths, alles mit dem Gepräge der eigensten Kraft und Anmuth versehn, ist zu tief von seinem eignen Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuschrecken."

Leopardi begann mit Canzonen, in welchen sein patriotischer Schmerz über das zerrissene, geknechtete Vaterland sich ergoß; er stellte dem Elend der Gegenwart die Größe und Herrlichkeit des Alterthums gegenüber, um die verlorene Mannhaftigkeit zu erwecken; er hoffte, daß das Volk wieder frei, Italien wieder eins werde. Aber bald legte er dem jüngern Brutus, der die römische Republik nicht retten konnte, seine verzweifelnde Klage über das allgemeine Menschenloos in den Mund, und sein eignes Liebesweh löst in Sapphos letztem Liede sich in dunkle Melodien auf. Liebe und Tod, der Gesang des wandernden Hirten, Erinnerungen, all diese ergreifenden Gedichte sind durchklungen von der großen Räthselfrage:

Wie kannst du, Mensch, wofern du
In Schwäche so versunken
Nur Staub und Schatten bist, so stolz empfinden?
Und wohnt ein Himmelsfunken
In dir, wie kann dein bestes innres Leben,
So knechtisch hingegeben
An niedre Macht, entstehen und verschwinden?

Schließen wir mit Pindar:

Des Schattens Traum sind Menschen.
Aber wenn ein Strahl vom Gotte gesandt naht,
Glänzt hellleuchtender Tag dem Mann
Und anmuthiges Leben.

M. Carriere.

„Mären und Geschichten."

Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig.*)

Wer sich in den schriftstellerischen Kreisen Berlins nach den begabtesten und meistversprechenden jungen Dichtern erkundigen wollte, würde unter den Namen, die ihm da genannt werden würden, immer dem von Hans Herrig begegnen. Trotz der Anerkennung aber, die Hans Herrig in den Kreisen seiner Berufsgenossen findet, hat es ihm bis zur Stunde noch immer nicht gelingen wollen, die Theilnahme des großen Publicums für sich zu gewinnen. Hätte er ein bischen Glück gehabt, hätte es ein günstiger Zufall so gefügt, daß sein „Alexander" oder sein „Kurprinz" von einer Commission, die dramatische Preise vertheilt, ausgezeichnet worden wäre, so wäre er im weiten deutschen Reiche jetzt gerade so bekannt, wie Herr Franz Nissel und Frau Henle. Herrig hat nie zu diesen Bevorzugten gehört, und er hat es sich mit der Anerkennung seines eigenthümlichen Talentes von Seiten der Kritik genügen lassen müssen. In der „Gegenwart" hat bereits vor einer Reihe von Jahren Albert Lindner auf die dramatische Dichtung „Alexander" hingewiesen und deren bedeutende Eigenschaften hervorgehoben; mir liegt es heute ob, eine Reihe kleiner epischer Dichtungen desselben Verfassers, die unter dem Titel „Mären und Geschichten" erschienen sind, zu besprechen.

Diese Gedichte sind ein neuer und vielleicht der stärkste Beweis, den Hans Herrig für sein eigengeartetes Talent bis zur Stunde erbracht hat. Sie erklären zugleich die auffällige Er-

*) Berlin 1878, F. Luckhardt.

scheinung, daß sich dieses merkwürdige Talent nicht so schnell und nicht so breit Bahn gebrochen hat, wie es nach seiner Beschaffenheit es beanspruchen könnte.

Herrig gehört nicht zu den gefälligen Dichtern. Seine schriftstellerische Individualität hat etwas Widerborstiges. Er geht seiner Wege, und es kümmert ihn wenig, ob dies die Wege sind, auf denen man ihn am liebsten wandeln sehen möchte. Nur selten gewähren seine Gedichte dem Leser einen ungetrübten Genuß. Es macht fast den Eindruck, als ob es Herrig widerstrebe, seine Leser in einer sympathischen Stimmung zu erhalten, als bereite es ihm eine gewisse muthwillige Freude, die wohlthuende Wirkung, die er hervorzubringen vermag, selbst durch irgend etwas Unerwartetes, das er dazwischenwirft, zunichte zu machen. Herrig ist der poetischen Sprache vollkommen mächtig; Rhythmus, Metrum und Reim gehorchen ihm willig. Er versteht es sehr wohl, wenn ihm daran gelegen ist, den Ausdruck zu adeln. Das verhindert aber keineswegs, daß er — und für den aufmerksamen Leser kann es keinem Zweifel unterliegen: sehr bewußtvoll — ohne Nöthen zu dem Niedrigen und Trivialen greift, die gehobene Sprache zu dem Alltäglichen herunterdrückt und in kunstvoll gewählten Versen plötzlich mit prosaischen Gewöhnlichkeiten aufwartet, die die Stimmung aufheben und sogar verstimmen.

Diese Eigenthümlichkeit kehrt so häufig wieder, daß sie unbedingt beabsichtigt sein muß. Ich gestehe, daß ich mir das nicht recht erklären kann. Ich weiß sehr wohl, wie ein kräftiges, gewöhnliches, ungeschlachtes, menschlich naives Wort in der Umrahmung poetischer Zartheiten von großer Wirkung sein kann; Goethe und vor Allem Heinrich von Kleist haben damit Wunder gewirkt; ich habe auch das Verständniß für das muthwillige Spiel, das Heine treibt, wenn er plötzlich aus dem pathetischen und weihevollen Tone in den des frivolen Scherzes überschlägt. Aber hier wie da wird immer eine künstlerische Wirkung erstrebt und erzielt. Das Unerwartete soll ergreifen, soll rühren, oder soll lustig stimmen. Bei Herrig scheint mit dem unvermittelten Farbenwechsel kein bestimmter Effect angestrebt zu werden, jedenfalls wird derselbe nicht erreicht. Man denkt nicht an: „Nachbarin, euer Fläschchen", nicht an Kleists: „Ich jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir", nicht an Heines: „Madame, ich liebe Sie"; man denkt eher an Wilhelm Busch, den ich allerdings sehr hoch schätze, aber an den ich, wenn ich ernsthafte epische Dichtungen lese, doch nicht gerne erinnert sein möchte.

Mir will es nicht recht gefallen, wenn Herrig in dem ergreifenden Augenblicke, da er dem Königssohn Siddharta seinen greisen Lehrer Wiswamitra, der zum idioten Bettler heruntergekommen ist, gegenüberstellt, sagt:

„Wiswamitra bin ich selber!
Greint der Alte wie in Thränen,
Und an einer Pomeranze
Kaut er mit den wen'gen Zähnen,"

oder wenn er in dem schönen Gedichte „König Harald", als er die männertödtende Tapferkeit seines Helden schildert, sagt:

„In Walhall wird der Tisch zu klein,
So viele Gäste treten ein,
Und die Walküren schmerzen die Hüften
Vom vielen Reiten in den Lüften."

Am störendsten tritt diese Eigenthümlichkeit in dem Gedicht „Maria Stuart" hervor, das überhaupt zu den seltsamsten und wenigst erfreulichen dieser Sammlung kleiner Epen gehört. Die Poesie hat bis jetzt, wenn sie sich mit der beklagenswerthen schottischen Königin beschäftigt hat, die häßlichen Züge im Leben der Maria immer liebevoll beseitigt, sich durch das große Unglück der Dulderin zum Mitleid angeregt gefühlt und so immer ein verklärtes Bild gegeben. Herrig schildert uns in seinem Gedichte den letzten grausigen Act dieser Tragödie: die Hinrichtung. Alle Zeitgenossen sind einstimmig in der Anerkennung der Thatsache, daß Maria, gerade wie später Marie Antoinette, dem schauerlichen Tode mit einer wahrhaft königlichen Würde und einem erstaunlichen Muthe entgegengegangen ist. Ich meine, es darf niemals die Aufgabe der Dichtung sein, diese Seelengröße, die Maria Stuart in ihren letzten Augenblicken gezeigt hat, zu ignoriren und den Tod der Königin blos als eine schauerlich lächerliche Scene darzustellen. Hans Herrig erzählt uns — ich weiß nicht, ob es eine geschichtliche Ueberlieferung oder die Erfindung einer krankhaften Phantasie ist — daß der Henker, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt, diesen den entsetzten Zeugen habe entgegenhalten wollen, eine rothe Perrücke in der Hand behalten habe, dieweil der aller Haare entblößte Schädel der Königin ihm zu Füßen gerollt sei. Dieses an sich schon höchst widerwärtige Schauspiel wird von Hans Herrig mit allen möglichen gräßlichen Einzelheiten und im ungeschminktesten Realismus beschrieben. Herrig hat eine wahre Freude daran, hier das Grausigste mit den gewöhnlichsten Worten auszudrücken, z. B.:

Des Henkers Frisur ist nun vorbei,
Der schöne Nacken zeigt sich frei...
Der Henker streckt die rohen Krallen
Zum schönen Haupte, das gefallen...
Doch wie er's hebt, o schnöde Tücke,
Bleibt in der Hand ihm — die Perrücke!
Nur ein'ge Haare, grau und ehrlich,
Wachsen noch an den Schläfen spärlich...
Das Haupt ruht auf dem Todtenbette
Nun ohne seine Toilette...
Die Königin ruht an ihrem Platze
Jetzt nackt und ehrlich mit der Glatze!
Und Alle haben es erfahren,
Daß längst sie Mangel litt an Haaren!

Hier dünkt mich die Komik blos frivol. Das ganze Gedicht wirkt abstoßend. Angesichts des Schaffots sollte der Spaß verstummen. Durch alle diese sehr absichtlich gewählten alltäglichen Worte: Frisur, Toilette, Perrücke, Glatze und die häßlichen Schlußverse wird der ganze Vorgang aus der poetischen Verklärung gewaltsam in die alltäglichste Nüchternheit und Gewöhnlichkeit gezerrt, und es bleibt eben nur das Gräßliche und Schaurige ohne irgend welche Versöhnung und Milderung.

Aehnliches findet man in dem übrigens von scharfer und treffender Ironie durchdrungenen Gedichte „Maria die Katholische". Auch hier hat Herrig mit offenbarer Absichtlichkeit in die poetische Sprache die unschönen Laute der Alltäglichkeit hineingemischt. Der Vers ist das Festgewand des Gedankens. Von den modernen Dichtern hat dies Niemand tiefer empfunden und kunstvoller durchgeführt als Emanuel Geibel. Mit welcher Vornehmheit versteht er es, die gewöhnlichsten Verrichtungen auszudrücken, und wie weiß er selbst dem Trivialen edle Linien und zarte Farben zu geben! Der Ausdruck bekommt dadurch allerdings etwas Conventionelles, das gebe ich zu, — eine gewisse Vornehmheit, die dem Begriffe nicht immer gebührt. Aber der Vers an sich mit seinen Reimen und seinem Metrum ist ja schon etwas Conventionelles und wenn man einmal die Sprache der Götter spricht —

„Cette langue immortelle ...
Elle a cela pour elle
Que les sots d'aucun temps n'en ont pu faire cas
Qu'elle nous vient de Dieu, — qu'elle est limpide et belle,
Que le monde l'entend, et ne la parle pas" —

Dann soll man sich auch nicht ausdrücken wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dann soll man auch nicht alle jene an sich sehr tüchtigen, richtigen Gewöhnlichkeiten gebrauchen, die im Werkeltagskleid des Gedankens, in der Prosa, vollberechtigt wären.

In dem Gedichte „Der Einsiedel", in welchem Herrig die kecke Soldatensprache anschlägt und vorzüglich trifft — man glaubt bisweilen eine Stimme aus „Wallensteins Lager" zu vernehmen — verirrt sich die dichterische Phantasie am weitesten. Die Geschichte des trunkenen Soldaten, der im Rausch ein schönes Weib umarmt und in der Nüchternheit einen todten Esel neben

sich findet, ist unschön und geschmackwidrig, und die sehr gelungene Ausführung vermindert nicht die Häßlichkeit des Vorwurfs.

Aber trotz aller dieser sehr erheblichen Ausstellungen zeigen diese „Mären und Geschichten" uns einen echten Dichter, in dessen Adern wahres Künstlerblut rollt. Jedes einzelne Gedicht hat eine eigenthümliche Färbung, hat Stimmung, wie man zu sagen pflegt. Herrig besitzt auf seiner Palette alle Farben; seine Bilder tragen bisweilen ein heißes Colorit, wie die Makart'schen, bald stellt er graue Unbestimmtheiten vor uns hin, die an Corot gemahnen. Er hat die starke Sinnlichkeit des ersteren und die verschwommene Traumhaftigkeit des andern. Wie gluthvoll ist z. B. die Liebesscene in dem Gedicht „Buddha".

„Sie flüsterten sich leis' ins Ohr
Der Liebe Göttersprache;
Sie schauten in die Augen sich
Mit stummer Menschenandacht.
Bald lagen sie so keusch und still,
Wie zwei gepflückte Blumen;
Bald lohten durcheinander sie
Alswie zwei brennende Bäume,
Die schwesterlich im Walde erblüht,
Von einem Blitz getroffen,
Zwei Flammen sind und Eine doch,
Verglühend in einander."

Auch für wahre Schalkhaftigkeit, für Humor, Satire und Ironie hat Herrig die volle Empfindung und oft den gelungensten Ausdruck. Ich verweise auf das Gedicht „Die Sirene", „Maria die Katholische", „Israel in der Wüste", „Salomo" 2c. In diesem letzteren Gedichte schildert Herrig, wie Salomo auszieht, um in der Wüste Prachtbauten aufzuführen:

„Ein Dromedar, das Edelsteine schmücken,
Trägt ihn auf seinem sammtverhüllten Rücken.
Am Zügel führt gehorsam es ein Treiber,
Auch schreitet in des Königs Näh' ein Schreiber,
Um dessen Worte pünktlich zu notiren,
Es soll die Nachwelt keins davon verlieren."

Auf diesem Ritte begegnet nun der König einem philosophischen Bettler, mit dem sich die Majestät in ein längeres Gespräch einläßt. Der Bettler faßt seine Lebensanschauung in den Worten zusammen:

„Und weil denn Alles fällt dem Tod zum Raube
Und Staub einst wird, leb' ich schon jetzt im Staube."

Herrig fährt fort:

„Der König sann und seufzend strich er Scheitel
Und Stirn sich: „Alles," rief er aus, „ist eitel."
Und als verzeichnet dieses Wort der Schreiber,
Sprach er „Lebwohl!" und „Vorwärts!" rief der Treiber."

In dem kleinen Buche steckt, abgesehen von den aufgeführten Vorzügen, auch eine gute Portion gesunden Menschenverstandes. Die Fabel vom Elephanten ist ein kleines Meisterstück. Auch „Des Fischers Erzählung", eine Art von Pendant zu den „Göttern Griechenlands", in dem wir die abgedankten nordischen Götter, Wotan, Donner und Loge, Bayreuther Angedenkens, wiederfinden, gehört zu den gelungenen Dichtungen. Phantastischer ist das merkwürdige Gedicht „Der Vampyr".

Das große Verdienst Herrigs ist, interessant zu sein. Es ist niemals das übliche Lirumlarum der Dutzend-Lyriker, niemals die traurige Kunst, mit wohllautenden Worten die Nichtigkeit des Gedankens zu verbergen. Herrig hat uns immer etwas zu sagen. Er regt an, wenn auch bisweilen nur zum Widerspruch, aber er langweilt nie. Auch nach der formalen Seite hin besitzt der Dichter ausgezeichnete Eigenschaften. Mit seltener Kunst behandelt er z. B. die Nibelungenstrophe in dem Gedichte „Schwanhilde", dessen Gegenstand zum Stoffgebiete der Hermione des „Wintermärchens", der Genovefa, des „Sängers Fluch" 2c. gehört. Ich will hier einige dieser Nibelungenstrophen anführen. Die Königin ist der Untreue bezichtigt und soll gerichtet werden. Angesichts ihrer Schönheit vermag der Henker sein grauses Amt nicht zu erfüllen. Nun sagt der Dichter:

„Noch wilder wird der König: „Ist sie denn Zauberin?
Mag sie auch Alle zwingen, nicht zwingt sie meinen Sinn,
Und wollt ihr nicht gehorchen, Feiglinge, meinem Ruf:
Marschalk, hol' meine Rosse: zertreten soll sie Rosseshuf!"
Der Marschalk eilt von dannen und lauter Hufschlag tönt:
Vier feurige Hengste sind es, vollschweifig, dichtgemähnt,
Augen wie brennende Kohlen, die Nüstern weit und rund,
Weiße Schäume schnauben sie ruhelos aus ihrem Mund.
Sie bäumen sich zu den Wolken, und wenn zu Boden fällt
Ihr Fuß, möchte man wähnen, die Erde sei zerschellt;
Sie reißen an ihren Zügeln, sie strecken ihr Genick:
So reißt ein Schiff im Sturme wild an seinem Ankerstrick."

Als das schönste Gedicht der Sammlung möchte ich „König Harald" bezeichnen, das in der ganzen Composition, der Anlage und Durchführung gleich vortrefflich ist, knapp, klar, ohne irgend welchen überflüssigen Detailkram, dabei doch breit und voll in der Erzählung. Leider verbietet es die Länge des Gedichts, dasselbe hier wiederzugeben und ich verweise den Leser auf das Buch selbst, das denjenigen, der Haus Herrig noch nicht kennt, mit einem der eigenthümlichsten jungen Talente bekannt machen wird, — einem Talente, das zwar noch nicht ganz geläutert ist, aber jedenfalls schon jetzt die vollste Anerkennung und Aufmunterung verdient.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Das Ereigniß der jüngstverflossenen Woche war das gemeinsame Gastspiel von Frau Hedwig Niemann-Raabe und Herrn Friedrich Haase im Residenztheater. Zwei Künstler von so eigenthümlichem Gepräge, daß man sie mit Niemandem als mit sich selbst vergleichen kann und von denen jeder einzelne im Stande ist, die feine Gesellschaft Berlins zu der beschwerlichen Reise nach dem im Osttheile unserer Stadt gelegenen Theater zu veranlassen, schienen naturgemäß der Einfügung in denselben Rahmen zu widerstehen. Man vergaß dabei, daß es vor Jahr und Tag bereits der Petersburger Bühne gelungen war, diese beiden Sterne eine Weile an sich zu fesseln. Seitdem schienen ihre Bahnen allerdings desto entschiedener auseinanderzugehen, je mehr sie selbst zwei Höhepunkte der deutschen Schauspielkunst bezeichneten, und man durfte sich daher einen außerordentlichen Genuß versprechen, als es der Direction des Residenztheaters gelang, diesen doppelten Trumpf auszuspielen.

Bei dieser Gelegenheit machte sich wieder einmal der Mangel an brauchbaren deutschen Stücken empfindlich bemerkbar. Es ist gewiß recht schade, daß das gemeinsame Auftreten der beiden Künstler keinem einheimischen Dichter zugute gekommen ist und daß der alte Dumas mit dem „Fräulein von Belle-Isle", welches seine vierzig Jahre nicht mehr ganz leicht trägt, hat aushelfen müssen, aber man versuche es, einen bessern Vorschlag zu machen, bevor man die Wahl dieses Stückes tadelnswerth findet. Es zeigte ohne Frage bereits Runzeln, aber es ist immer noch lebensfähiger als manches Product neueren Datums, das an seinen technischen Mängeln zu Grunde geht. Im „Fräulein von Belle-Isle" kehrt Dumas, nachdem er beim „Caligula" einen unglücklichen Versuch in der Tragödie gemacht hatte, wieder zur Dramendichtung zurück, der er seine ersten glänzenden Erfolge zu danken hatte. Der ganze Inhalt des Stückes ist zunächst kaum etwas mehr, als eine komische Bluette. Der Herzog von Richelieu hat eine Wette gemacht, in der näch-

sten Nacht um die zwölfte Stunde in das Schlafzimmer des Fräulein von Belle-Isle zu schleichen. Die Marquise von Saint-Prie hält die Wette und daraus ergibt sich eine komische Verwechselung, die aber im Grunde viel zu dürftig war, als daß sich Dumas nicht veranlaßt fühlen mußte, dem Sujet durch Einführung zweier pathetisch gehaltener Figuren, des Fräulein von Belle-Isle und ihres Retters des Chevalier d'Aubigny, auszuhelfen.

Das thut der Dichter mit den Erfahrungen seiner außerordentlichen Bühnenpraxis, seinem tiefen Verständniß der Inscenirung. Gabriele von Belle-Isle hat der Frau von Saint-Prie einen Eid schwören müssen, stumm wie das Grab sein zu wollen, und daher ist ein Verständniß zwischen Jener und ihrem Geliebten d'Aubigny, der sie mit Vorwürfen, Klagen und Anschuldigungen überhäuft, unmöglich. Diese leidenschaftlichen Eifersuchtsscenen haben eine Forderung zum Duell zwischen dem Herzog von Richelieu und d'Aubigny zur Folge, das glücklicherweise nicht zur Ausführung kommt, da Gabriele ihres Eides entbunden wird und der Herzog sich selbst als den Gefoppten zu erkennen gibt. Das Alles wird mit einem überraschenden technischen Geschick, ohne daß die Handlung einen Augenblick stille steht oder das Interesse des Publicums jemals erlahmt, durchgeführt. Namentlich weiß Dumas diesem wie seinen übrigen Stücken durch den Dialog eine Anziehungskraft zu verleihen, die uns manchen Fehler der Composition, manche Verzeichnung des Charakters übersehen läßt. Dieses geistvolle und dabei doch natürliche Hinüber und Herüber des Gesprächs ist für den Erfolg des Stückes ausschlaggebend, zumal wenn zwei so begeisterte Interpreten, wie die genannten Gäste des Residenztheaters, in den Hauptrollen beschäftigt sind.

Frau Niemann-Raabe bietet als Gabriele von Belle-Isle eine Leistung, die zu den höchsten Offenbarungen unserer Schauspielkunst gerechnet werden muß. Es war für unser Publicum keine geringe Ueberraschung, die unbestrittene Meisterin im Fache der Naivetät eine Rolle schaffen zu sehen, die zu dem Repertoire der Rachel gehörte und große tragische Accente verlangt. Wird die Erscheinung der Künstlerin und ihr Organ ausreichen, den leidenschaftlichen Theil ihrer Rolle in den Scenen mit dem Herzog und mit d'Aubigny in glaubwürdiger Weise zu versinnlichen? Diese Frage hat Frau Niemann-Raabe durch ein Spiel, von dem auch das letzte Stäubchen der Unfertigkeit abgestreift war, durch einen Vortrag, der sich aus den ergreifendsten Herzenstönen zusammensetzte, nach der bejahenden Seite entschieden. Rührender konnte die Bitte der Unschuld um Gnade für die Ihrigen, überzeugender der Stolz der bis ans Herz verwundeten Ehre nicht zum Ausdruck gelangen. Hierzu kommt noch eine Fülle der reizvollsten Erfindungen, die mit dem schärfsten Künstlerauge der Natur abgelauscht waren, um das Ganze zu einem Triumph schauspielerischer Wahrheit zu machen.

Dieser Schöpfung wußte Herr Friedrich Haase als Herzog von Richelieu ein Reihe von Bildern an die Seite zu stellen, die in Farbe und Zeichnung auch da interessiren mußten, wo sie sich von der Absicht des Dichters entfernten. Es kann in der That kein Zweifel sein, daß die Rolle dem Künstler vielfach unbequem liegt und daß er sie sich daher, wie der Wiener sagt, anmessen mußte. Das that er mit einem unvergleichlichen schauspielerischen Geschick, das aber die Differenz zwischen dem, was der Schauspieler und was der Dichter wollte, nicht ganz zu verwischen vermochte. Herr Haase gab den Herzog zu sehr im Stile seiner aristokratischen Lebemänner à la Klingsberg, faßte den Charakter zu lustspielmäßig und subjectiv komisch auf. Der Funken Ehre, der in dem Herzog steckt, wollte daher auch im vierten und fünften Acte bei dem sonst so fein schattirten Spiel des Künstlers nicht recht zur Geltung kommen. Angesichts der Duellforderung des jungen d'Aubigny verschwindet die Frivolität und Blasirtheit aus dem Antlitz des Herzogs, er erscheint stolz und ritterlich würdig. Mit dieser Einschränkung war indessen auch die Schöpfung des Herrn Haase in dem frivolen Welttton, in Maske und Haltung des höchsten Lobes würdig.

Die angemessene Unterstützung der Gäste durch die Mitglieder des Residenztheaters, Frau Claar-Delia (Marquise von St. Prie) und Herrn Keppler (d'Aubigny) verhalf dem Stück, das für diesen Zweck neu übersetzt und eingerichtet war, zu einem durchschlagenden Erfolg.

Das Schauspielhaus hat bei dem ersten Novitätenabend im neuen Jahre zwei Einacter mit freundlichem und ein älteres historisches Lustspiel mit zweifelhaftem Erfolge zur Aufführung gebracht. „Eine Schachpartie", dramatisches Gedicht aus dem Italienischen des Giuseppe Giacosa ist eine Leistung, in der sich viel Bildung und Geschmack, aber wenig Talent zeigt. In Ton und Haltung gehört die Kleinigkeit zum Genre der Plaudereien, nur daß hier Alles in eine ideale Sphäre erhoben und in akademischen Versen behandelt worden ist. Wie absichtlich ist der Dichter jeder dramatischen Wendung seines Stoffes aus dem Wege gegangen. Die Anknüpfung an eine Schachpartie, bei welcher der Knappe Fernando die Hand Iolandes, der Tochter des alten Renato, gewinnt, nachdem bereits ihr Herz seinen süßen Worten entgegengeschlagen hat, führt zu manchen feinsinnigen Gesprächen, die indessen zu ausschließlich schönrednerisch sind, um den Mangel an Gestalt und Farbe auf der Bühne verdecken zu können. Die „Schachpartie" gehört übrigens zum Repertoire der italienischen Bühnen, wo ihr gewöhnlich ein Prolog vorausgeht. Im Schauspielhause trug das liebenswürdige Spiel von Fräulein Weger (Iolande) und Herrn Ludwig (Fernando) sowie eine neue, von Professor Paul Gropius stimmungsvoll gemalte Decoration wesentlich zum Erfolge der Dichtung bei.

Das hierauf gegebene Lustspiel „Die Ritter vom goldenen Kalb" von Hedwig Dohm ist ein echtes Berliner Kind, frisch, witzig, vorlaut und ein wenig redselig. Das Talent der Dichterin, scharf zu beobachten und eine Fabel geschickt zu componiren, tritt wie in den früheren Lustspielen „Vom Stamm der Asra" und „Der Seelenretter" so auch in dem jüngsten gefällig zn Tage. Hedwig Dohm, die ein Recht hat, nicht nur als Frau ihres berühmten Mannes genannt zu werden, entwickelt in ihren Versuchen, die Lächerlichkeiten des Lebens auf die Bühne zu bringen, viel Geist, hält sich aber zugleich von der unangenehmen Manier, das Einfachste zu überfeinern und zu verzieren, durchaus frei. Das Sujet ist ziemlich einfach und besteht darin, daß eine reiche junge Dame ihre sogenannten Anbeter, deren wahren Charakter sie in Folge einer komischen Verwechselung durchschaut, verachten und einen zur Ironie und unschuldiger Neckerei geneigten Mann, der das beste Herz von der Welt besitzt, lieben lernt. Das Alles geht schlicht und natürlich, ohne besondere Ansprüche zu erheben, an den Augen der Zuschauer vorüber, die am Abend der ersten Aufführung so lustig gestimmt waren, daß ihnen selbst gewisse Längen des Dialogs nicht zu lang erschienen. Allerdings fand das Lustspiel in den Damen Keßler und Abich, sowie in den Herren Vollmer und Liedtke eine ausgezeichnete Darstellung.

Das historische Lustspiel „Kaiser und Müllerin" von F. W. Gubitz stellt sich keiner Kritik, und seine Aufführung ist wohl nur als ein Act pietätvollen Andenkens gegen einen um unser Theater vielfach verdienten Mann anzusehen. Es verfährt mit der Geschichte gar seltsam und ist in einer für unseren Geschmack nicht mehr recht genießbaren Manier ausgeführt, für die man nach und nach anfängt, die Bezeichnung „Holzschnittmanier" aus dem kritischen Vocabularium zu entfernen. Das Publicum schien es den Scenen anzumerken, wie auf ihnen der Staub der Theaterbibliothek ruhe und vermochte trotz der gelungenen Leistungen des Fräulein Bergmann und des Herrn Berndal als Elsa Berthold und Kaiser Rudolf I. sich für das Stück nicht recht zu erwärmen.

J. H.

Aus dem Concertsaal.

Rothe Zettel sind die von den Anschlagsäulen herabgrinsenden Störenfriede der Vorfreude. Am empfindlichsten von ihnen heimgesucht ist das in strenger Klassicität lebende Publicum. Wer sich zu Fidelio, Iphigenie oder Euryanthe eines festen Platzes versichert hat, und in später Mittagsstunde bei seinen Wanderungen durch die Straßen das rothe Gespenst erblickt, das die nothgedrungene Aenderung in Stradella, Troubadour oder Postillon verkündet, dem wünschen wir, daß die ihm von der Intendanz verordnete kalte Douche nicht üblere Folgen verursachen möge, als so unerwartete Enttäuschung zu bereiten im Stande ist.

Was aber muß jeder Musikfreund empfunden haben, als am Tage des Joachim'schen Concerts die Morgenblätter die freudig überraschende Nachricht brachten, daß Herr Joachim statt des Viotti'schen Concerts das Beethoven'sche spielen würde!

Wenn auch Alles was das hohe Virtuosenthum des seltenen Künstlers uns darbietet mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wird, so ist doch

dem besseren Theile der Berliner Musikwelt das Beethoven'sche Concert derartig ans Herz gewachsen, daß solcher Tausch mit Freuden begrüßt werden mußte, und es war wohl der außergewöhnlich lebhafte und warme Empfang des Künstlers dahin zu deuten.

Es ist stark zur Mode geworden, Joachim, seitdem er bei uns einheimisch geworden, einer rücksichtslosen, starren Einseitigkeit zu zeihen. Laute Stimmen bemäkeln sein Programm. Man will sich nicht begnügen, daß er Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Spohr, Cherubini, Tartini, Viotti, Brahms, Volkmann, Gade und Andere spielt, durch deren Interpretation sein Künstlername in der gesammten Musikwelt glänzend, herrlich und einzig geworden, sondern man verlangt, daß er von seiner einsamen Höhe herabsteige, um den Ansprüchen eines mindestens bedenklichen Geschmackes zu genügen. Soll er etwa dem bereits etwas abgethanen Vieuxtemps, dem gänzlich zerspielten Bériot und dem hysterisch winselnden Ernst den in naher Sicht stehenden Todtenzettel prolongiren; soll er den Modergeruch aus den Onslow'schen Quartettleichen herausräuchern, oder verlangt man etwa, ähnlich wie einst in Hannover, daß er jenes von dreister Hand seiner Unschuld und seines poetischen Duftes entkleidete Präludium von Bach cultivire, das allein auf den Mob berechnet ist? Das wollen wir von unserem musikalischen Berlin nicht hoffen. Unsere Violinliteratur, die man einem Künstler von so hohem Range zumuthen kann, ist nicht so groß, daß die Ausbeute aus den Werken der vorhin genannten Componisten als quantitativ nicht genügend erscheinen könnte. Frau Clara Schumann und Mendelssohn, haben sie nicht ihren unverlierbaren Ruf errungen, weil sie niemals von dem Pfade abirrten, den so hoch angelegte Künstlernaturen rückhaltslos zu wandeln haben? Es ist in der That höchst auffällig, daß man einer Größe von solcher Reinheit, auf deren Besitz unsere Stadt mit gerechtem Stolz zu blicken hat, wiederholt, sogar bis zum Ueberdruß ein zu eng gestecktes Programm vorwirft, während es keinem Menschen einfiel, der großen Gesangsvirtuosin Adelina Patti zuzumuthen, daß sie Armide, Agathe und Iphigenie sänge, sondern trotz der exorbitantesten Preise ihre Einseitigkeit mit stürmischem Enthusiasmus hinnahm. Fürwahr, man kann hier Berlin den Vorwurf einer gewissen Undankbarkeit nicht vorenthalten. Paris und London selbst, obwohl kaum auf dem Niveau Berlins stehend, würden sich in solchem Besitze erhöht fühlen, und schwerlich dürfte auch nur eine Stimme laut werden, wenn nach Jahresfrist das Beethoven'sche Violinconcert durch denselben Meister wieder zu Gehör gebracht würde.

Und wie er es spielt — wäre es Jemandem unbekannt geblieben? Darüber ist wohl kein Wort zu verlieren, und es mag genügen, wenn wir die Erklärung abgeben, daß wir es hier mit der höchsten Kunstleistung zu thun haben. Außer seinem originellen, weit ausgesponnenen, höchst schwierigen ungarischen Concert machte uns Joachim mit einer neuen eigenen Composition, einer Ouverture, dem Andenken Heinrichs v. Kleist gewidmet, bekannt. Das umfangreiche, düstere Tongemälde beherrscht in concisen Umrissen die markante Form, wie sie uns seit Beethoven und vielleicht erweitert durch Schumann überliefert worden. Namentlich ohne irgendwo eine deutliche Reminiscenz aufzuweisen, erinnerte der innere Gehalt an die sich einander bekämpfenden Mächte in der Manfredouverture. Die Instrumentation des neuen Werkes führt alle Adoptionen der Neuzeit, die einem wahren künstlerischen Ausdrucke nicht entgegenstehen, mit sich und tritt an einzelnen Stellen äußerst charakteristisch hervor, so angelegt, daß die ebenmäßige Vertheilung von Licht und Schatten, der düstere Untergrund durch plötzlich hereinbrechenden Glanz im Gleichgewicht bleiben. Herr Joachim, der uns selten als Componist begegnet, hat durch diese Ouverture nur den Wunsch in uns rege gemacht, daß er sein Talent nach dieser Seite hin nicht durch zu lange Pausen vorenthalte.

Frau Joachim, an diesem Abende ganz besonders stimmlich disponirt, unterstützte das Concert durch zwei größere Compositionen von Beethoven und Brahms, und erzielte durch ihre Meisterschaft Beifall und Bewunderung. Ich muß bemerken, daß das Programm, welches uns Herr Joachim in Gemeinschaft mit seiner Gattin aufgestellt, ein durchweg concessionfreies und hochdistinguirtes war. Es darf auch nicht weiter Wunder nehmen, wenn wir darin seinem Lieblinge Brahms in einer zwar älteren aber selten gehörten Composition, der Rhapsodie (Op. 53) begegnen. Das Werk, für Altsolo, Männerchor und Orchester gesetzt, ist, wo es bis jetzt zu Gehör gebracht, nicht ohne Anfechtung geblieben. Man versuchte Brahms schon einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich eines „spröden, incomponirbaren" Stoffes, eines Bruchstückes aus Goethes „Harzreise im Winter" bediente. Solche Vorwürfe sind von billigster Natur. Ohne Ueberlegung ausgesprochen, fallen sie auf den Urheber zurück. Viele Werke Beethovens, Schumanns, Schuberts, Mendelssohns u. A. würden uns heut nicht erfreuen, wenn ihre Verfasser an einzelnen Textunterlagen Anstoß genommen hätten. Das Genie erfaßt auch das Spröde und weiß ihm Leben einzuhauchen, wo der Alltagsmensch daran vorübergeht und todtes Kapital zu erschauen glaubt. Ich finde die Wahl im Sinne eines Componisten, dem es nicht um sentimentales Liebesgeflüster im Mondschein zu thun sein kann, vornehm und kühn, bezeichnend für den nicht wankenden Schritt auf seinem Wege. Allerdings gehört hierzu eine Unbeugsamkeit des Willens, die keinerlei rathgebenden Einflüsterungen ein williges Ohr leiht. Daß Brahms frei von diesen gefährlichen Schwankungen und den Befolgungen solcher Rathschläge Einsichtsloser, stellt ihn höher als das bloße Talent zu stehen pflegt, und trägt ihn in die Region des Genies.

Ganz im Geiste der sublimen Goethe'schen Verse bietet die Composition, die allerdings nicht auf der Oberfläche leichtgefälliger Tonspielerei schwimmt, vielleicht selbst für manches besser angelegte Ohr Anfangs nicht leicht Faßliches; doch zeigt sich bald bei näherer Aneignung derselben darüber ein Reichthum des Zaubers ergossen, der mit magischer Gewalt und unwiderstehlich das Herz fesselt.

Mit dürren Worten oder gar mit kritisch zersetzenden Bemerkungen ist die Wirkung dieser eigenartigen Schöpfung nicht geschildert: die Weihe der Conception, die süße Schmiegsamkeit der Harmonik, der innere, ich möchte sagen magnetische Rapport der Solostimme mit dem Chor — wer hätte das wahrgenommen, ohne es für immer festgestaltet in dem Theile seines Herzens, wo nur die reinsten Saiten ertönen, mit sich herumzutragen! So stillbeseligend und hoffnungsberauscht zu fühlen, so inbrünstig zu beten, ist nur einer besonders begnadigten Natur möglich. Es verschmilzt hier die vornehme Dichtersprache des achtzehnten Jahrhunderts mit dem verfeinerten Musiksinn des neunzehnten.

Wenn ich etwas rein Musikalisches bemerken möchte, so wäre es die Stimmführung des die Solostimme unterstützenden Männerchors. Sie spottet stellenweise jedem Cursus der Harmonielehre und stellt Wagnisse auf, ohne welche die schöne Gesammtwirkung nicht auf der geschilderten Höhe stände, die aber jedem in scholastischer Vierstimmigkeit ergrauten Musikphilister die Perrücke zu Falle bringen muß. Lasen wir doch vor nicht zu langer Zeit, und es machte gerechtes Aufsehen, in einem hiesigen Schulprogramm: „Die vierstimmigen Versuche eines R. Schumann und Brahms sind vom Schulgesange gänzlich auszuschließen; Mendelssohn nur mit höchster Vorsicht aufzunehmen." Wer der merkwürdige Verfasser dieses Lehrsatzes ist, habe ich mit Bestimmtheit nie erfahren können. Für ihn hat Brahms die Rhapsodie nicht componirt, selbst wenn er, was er nicht gethan hat, sie in lydische Tonart getaucht hätte. Das Genie geht rüstig seine Straße, unbekümmert, ob rechts und links die Lehrer des reinen Satzes wie Spreu zu Boden fallen. Er hat keine hülfreiche Hand für sie, denn er kann das Handwerk nicht achten, wo die Kunst für dasselbe einzutreten hat.

H. Krigar.

Notizen.

Die Situation im Innern läßt an Klarheit und Sonnenschein zu wünschen übrig. Das Disciplinargesetz macht den Politikern aller Kategorien viel Kopfzerbrechen. Angenommen kann es nicht werden, und wer weiß, ob es auf die Annahme berechnet war. Aber die einfache Ablehnung könnte einen Conflict hervorrufen, und diesen möchte man gern vermeiden. Wir stehen also wieder vor der Nothwendigkeit eines Compromisses. An und für sich ist das kein großes Unglück, denn das politische Leben kann ohne solche Ausgleichversuche nicht bestehen, worüber Personen, die sich dafür interessiren, das Nähere bei Macaulay nachlesen mögen. Aber der Anstand muß dabei stets gewahrt werden, wenn irgend möglich auch die politische Ueberzeugung. Man hat im vorliegenden Falle, um aus der Klemme zu kommen, die parlamen-

tarische Initiative vorgeschlagen. Das Wort hat indessen eine zwiefache Bedeutung, Soll damit eine gewisse Verstärkung der Befugnisse des Präsidenten gemeint sein, so läßt sich über die Sache reden. An socialdemokratischen und sonstigen Ungezogenheiten wird Niemand Freude haben. Es sieht den Socialisten auch ganz ähnlich, daß sie uns nach und nach um die paar politischen Freiheiten bringen, welche wir im Laufe der Jahre mit schwerem Bemühen errungen haben. Wird dadurch ein allgemeines Unbehagen erzeugt, so reiben sie sich die Hände. Es paßt ihnen vortrefflich in den Kram. Je verstimmter die verhaßte Bourgeoisie wird, desto besser. Wir haben also gar nichts dagegen einzuwenden, wenn den Herren einigermaßen das Handwerk gelegt und der Präsident des Reichstages, soweit das etwa erforderlich, mit den dazu geeigneten Mitteln unter Controle des Hauses versehen wird. Was der guten Sitte und dem gesellschaftlichen Brauche zuwiderläuft, sollte ohnehin auf der Tribüne so wenig wie in irgend einem Salon geduldet werden. Die parlamentarische Initiative, von welcher sich ein Theil unserer Gesetzgeber die Hülfe in der gegenwärtigen Noth verspricht, könnte aber auch einen anderen Sinn haben. Nämlich, daß die Abgeordneten aus freien Stücken genau dasselbe thun, was ihnen das Disciplinargesetz zumuthet. In diesem Falle würde es sich um ein Auskunftsmittel handeln, wie es in Hebbels Karfunkel der dämonische Grüne, auch Vitzli Putzli genannt, dem Michel, der die Käthe erstochen hat, vorschlägt. Er sagt ihm, die Wahl sei schlecht, das müsse er selbst bekennen. Aber er böte ihm das Messer an, welches er auf dem Jahrmarkt gekauft habe. Damit möge er sich selber die Gurgel abschneiden; so koste es ihm kein Trinkgeld. Die Vitzli Putzlis wären diesmal die allzu compromißsüchtigen Mitglieder, und der Michel wäre der Reichstag. Von einer solchen Lösung werden wir hoffentlich nichts zu hören bekommen. Man hat übrigens nicht genug bemerkt, daß das fragliche Gesetz durch die Verkürzung vollständiger stenographischer Berichte auch die Preßfreiheit erheblich einschränken würde. Von einer beabsichtigten Novelle zum Preßgesetz hatte es ohnehin schon vor einiger Zeit gespukt, und wir hatten das Gerücht in einer früheren Wochennotiz zu Nutz und Frommen des Lesers erwähnt. Im nächsten Reichstage könnte man Wunderdinge erleben. Die Angst, welche die politischen Schriftsteller und Journalisten deswegen empfinden, ist jedoch unter allen Umständen übertrieben. Darf man, was vorgeht, nicht mehr offen besprechen, so werden sich andere Themata darbieten. Die Persönlichkeiten werden in den Blättern eine noch größere Rolle spielen, als dies schon jetzt der Fall ist. Das Kommen und Gehen der Diplomaten, die Bezeichnung oder Ernennung eines Gesandten und ähnliche Gegenstände des alltäglichen Zeitungsklatsches werden einen noch größeren Raum in unseren Organen der öffentlichen Meinung einnehmen. In keiner Presse der Welt werden solche Dinge mit derselben wichtigthuenden Breite verhandelt, wie in der deutschen, die sich auf ihre Gründlichkeit und sachgemäße Behandlung der politischen Materien so viel einbildet. Einen weiteren Stoff werden die officiösen Communiques bieten, welche den liberalen französischen Journalen aufzuerlegen Jemand, der sich doch sonst darauf verstand, einst seine liebe Noth hatte. Hier zu Lande geschieht das bekanntlich freiwillig und nicht etwa nur, wenn es sich um Thatsachen handelt, sondern mit der Polemik gegen verwandte Parteiblätter, mit Raisonnements, die der Richtung der Papiervierecke, wie Alphons Karr sich ausdrückte, wo sie erscheinen, direct widersprechen. Eine Verschärfung des Preßgesetzes wird also dem pikanten Interesse der Erzeugnisse unserer Tagesliteratur keinen Abbruch thun. Man kann auch wie in vormärzlichen Zeiten vorwiegend das Ausland, Spanien, Amerika oder Australien behandeln. Unbegreiflich erscheint daher die Sorge, mit welcher die Aussicht auf derartige Beschränkungen Verleger und Redacteure erfüllt. Vielleicht wird unser freimüthiges Exposé zur Beschwichtigung jener kummervollen Gefühle einigermaßen beitragen.

* * *

In Sachen des Herrn Julian Schmidt.

Man erinnert sich eines Vorfalls aus dem englischen Parlamente, der vor Jahren Aufsehen erregte und vor nicht langer Zeit im ungarischen Parlamente wiederholt worden ist. Eine Partei machte damals von einer Lücke in der Geschäftsordnung Gebrauch und suchte, da der Schluß der Debatte auf parlamentarischem Wege nicht herbeigeführt werden konnte, die gegnerische Partei, die sie nicht besiegen konnte, zu Tode zu schwatzen. Herr Julian Schmidt scheint sich das gemerkt zu haben. Er antwortet mir also noch einmal. Es kommt ihm offenbar nicht darauf an, was er antwortet — denn ich habe zu seinem Talente, ohne es zu überschätzen, noch immer das Vertrauen, daß er Besseres sagen könnte, als er zu sagen für nothwendig erachtet —, er will eben nur sprechen, will nur das letzte Wort behalten.

Da somit in den Augen des Herrn Julian Schmidt die Polemik nicht mehr eine Frage des Rechts, der Logik und des Verstandes, sondern lediglich eine Frage der Lunge und der Stimmbänder ist, will ich seine erregten Monologe nicht weiter stören.

Ich habe nur zu constatiren, daß Herr Schmidt keine der von mir angeführten Thatsachen und Folgerungen entkräftet, und daß er, da er mich nicht widerlegen kann, mich zu reizen versucht. Auch das wird ihm nicht gelingen.

Herr Schmidt begnügt sich, mir die Lecture zahlreicher von ihm verfaßter Aufsätze anzuempfehlen und unter meiner Adresse eine posthume Antwort an Ferdinand Lassalle gelangen zu lassen. Daß ich Herrn Schmidts Schriften nun in erhöhtem Maße meine Aufmerksamkeit zu schenken beabsichtige, werde ich ihm gelegentlich beweisen. Die letztere Gefälligkeit kann ich jedoch Herrn Schmidt zu meinem Bedauern nicht erweisen; und die an Lassalle bestimmten Zeilen gehen jetzt, — nahezu 17 Jahre nach dem Erscheinen der Schrift „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker" und mehr denn 14 Jahre nach dem Tode des Verfassers derselben — als unbestellbar an den Absender zurück.

Ich besitze von Julian Schmidts Literaturgeschichte die zweite „durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage", Leipzig 1855; Lassalle beruft sich auf die vierte Auflage, Leipzig 1858. Da es mir bis jetzt noch nicht gelungen ist, mir diese vierte Auflage zu verschaffen, und die Seitenzahlen zwischen der vierten und zweiten nicht übereinstimmen, so habe ich die Richtigkeit der Lassalle'schen Citate, an der ich zu zweifeln nie die geringste Ursache gehabt habe, ohne Controle als selbstverständlich vorausgesetzt.

Nun kommt Herr Schmidt und behauptet, Lassalle habe falsch citirt! Das sagt er jetzt, 17 Jahre nach dem Erscheinen der Lassalle'schen Schrift, nachdem der Verfasser aus der Liste der Lebendigen gestrichen, und nachdem das corpus delicti, die vierte Auflage, vom Büchermarkte vollständig verschwunden ist! „Zu spät! Du rettest den Freund nicht mehr!" Zu spät ist es Herrn Schmidt leider eingefallen, daß Lassalle sich gröblich geirrt hat; er hat sich für seinen Treppenwitz gar zu viel Zeit gelassen. Er wird es nun, wie ich besorge, nicht mehr ändern können, daß jedesmal, wenn es sich darum handelt, den Literarhistoriker Schmidt zu charakterisiren, Ferdinand Lassalles Schrift als nicht entkräftetes Beweismaterial verwerthet wird

Herr Julian Schmidt mag aus dieser unliebsamen Erfahrung die Lehre entnehmen, daß man den Gegner nur treffen kann, wenn man ihm gegenübersteht, und daß es nichts nutzt, sich mit seiner Fechterkunst zu brüsten, nachdem der Andere siegreich den Kampfplatz verlassen hat. Er säume daher nicht, die thatsächlichen Unrichtigkeiten, die ich gegen ihn etwa vorgebracht haben könnte, rechtzeitig aufzudecken; sonst würden auch diesmal seine Berichtigungsansprüche verjähren. Wenn also „le ciseau" wirklich „die Scheere" heißt, wie Herr Schmidt angibt, wenn er sich gegen die Vorwürfe der Verdunklung des Thatbestandes, der Oberflächlichkeit, der Verworrenheit, der tendenziösen Entstellung durch Unterschlagung eines Satzes ꝛc. thatsächlich verwahren kann, so thue er es jetzt.

In zwei Punkten kann ich ihm von seinem Standpunkte aus schon heute Recht geben. Herr Schmidt spricht mir das Stilgefühl ab. Wenn er damit meint, daß mir es an Gefühl für die Anmuth, die Kraft und Prägnanz seines Stils gänzlich gebricht, so räume ich das ohne weiteres ein.

Ferner: In Bezug auf meinen Satz: „Ich werde es Herrn Schmidt schon noch abgewöhnen, mit mir von oben herab zu reden", wirft Herr Schmidt, indem er auf seinen neuesten Artikel verweist, die Frage auf: „Ist Ihnen zu Muth, Herr Lindau! als ob Ihnen diese Bemühung gelungen wäre?" Darauf muß ich bekennen: Nein. Dieser neueste Aufsatz ist gerade so suffisant, gerade so großmündig und überhebend wie der frühere. Aber Herr Schmidt hat meine pädagogischen Talente entschieden überschätzt. Ich habe mir nie eingeredet, die eingefleischten Gewohnheiten von Jahrzehnten mit einem Schlage zu ändern. Rom ist, — wie Herr Schmidt wissen müßte, da er allein aus jenen Tagen vollkommen beglaubigte Urkunden besitzt, — nicht an einem Tage erbaut worden.

Ich habe also die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß Herr Schmidt sich im dauernden Verkehr mit Schriftstellern, die lieber überreden als überschreien, andere Manieren und einen andern Ton angewöhnen wird. Dann wird er nicht mehr schreiben: „Diesmal indeß sind Sie wieder hereingefallen", „haben Sie capirt?" „Greifen Sie nach einem Riechfläschchen" 2c. Er wird es alsdann auch aufgeben, durch eine geringschätzige Ueberschrift einen Gegner discreditiren zu wollen. Der Scherz ist doch gar zu wohlfeil! Und ich brauchte mich nicht sonderlich anzustrengen, um über diese Zeilen eine Aufschrift zu setzen, die eine beabsichtigte Schmähung des Herrn Schmidt in sich schließen würde.

Dieser ganze neueste Aufsatz des Herrn Schmidt bestärkt mich in meiner Ansicht, daß mit diesem Herrn eine ernsthafte Debatte nicht zu führen ist, und ich will des grausamen Spiels nun genug sein lassen, um so mehr, als das Spiel nur grausam und ganz und gar nicht ergötzlich ist.

Paul Lindau.

* * *

Den Freunden des deutschen Theaters können wir zwei vortreffliche statistische Jahrbücher empfehlen. Joseph Kürschner, der den Lesern der „Gegenwart" durch mehrere Beiträge bekannt ist, und der auf dem Gebiete der Theaterstatistik unermüdlichen Fleiß mit Geschick und Sachkenntniß verbindet, hat im Verlage von Hermann Foltz in Leipzig den ersten Jahrgang eines „Jahrbuches für das deutsche Theater", eine umfassende Rundschau über die Ereignisse auf theatralischem und den verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres nebst einem ausführlichen Register erscheinen lassen. Das Buch enthält sehr reichliches und vortrefflich geordnetes Material; und es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Theilnahme unter den dramatischen Künstlern, Schriftstellern, Directoren und Freunden des Theaters überhaupt eine genügend rege wäre, um die Fortführung dieses beachtenswerthen Unternehmens zu sichern. Eine gedrängte Tageschronik eröffnet das stattliche Werk. Daran schließt sich eine umfangreiche Nekrologie der im verflossenen Jahre verstorbenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Bühnenschriftsteller, Kritiker, Componisten 2c. Es folgt dann ein Bericht über die Jubiläen, den Rücktritt bedeutender Künstler, Säcularfeste, Gedenktage, Denkmale und Stiftungen, Preisertheilungen und Preisausschreiben, theatralisches Vereinsleben, Beiträge zur Rechtsfrage in Theatersachen, Aufsätze über die Theater- und Musikschulen, Berichte über die Bühnennovitäten, und endlich ein sehr umfangreicher, wohlwollend gehaltener Aufsatz (von G. Wacht) über die Literatur des Theaters. Die Schlußseiten werden mit anderem statistischen Material angefüllt und mit dem Gesammtregister, das sehr vollständig und gewissenhaft ist, 22 dreigespaltene Seiten füllt und das Aufschlagen ohne Mühe ermöglicht. Es gehört eine seltene Uneigennützigkeit und eine seltene Liebe zur Sache dazu, um ein solches Werk, in dem die Arbeit von langen Monaten steckt, ohne irgend welche materielle Entschädigung herzustellen. Herr Kürschner hat sich durch dieses Jahrbuch ein wirkliches Verdienst um unser Theater erworben, und es gebührt ihm, wie seinen tüchtigen Mitarbeitern, namentlich den Herren W. Henzen und Gustav Wacht, ernsthafter Dank.

Ebenfalls vortrefflich, nur von ganz andern Gesichtspunkten aus geleitet, ist der „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", herausgegeben von Ernst Gettke, 7. Jahrgang, Berlin 1879, Verlag der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Hier ist die Hälfte des Werkes rein geschäftlicher Natur („Verzeichniß der gesammten deutschen Bühnen und deren Mitglieder" mit genossenschaftlichen Mittheilungen). Einen sehr erheblichen Theil, nämlich 170 Seiten, nimmt die Jahreschronik des deutschen Theaters von Theodor Mehring in Anspruch, — eine in jeder Beziehung lobenswerthe, gewissenhafte Arbeit, die alle bemerkenswerthen Vorgänge auf den deutschen Bühnen im Laufe des verflossenen Jahres und Alles, was damit zusammenhängt, in interessanter und zutreffender Weise aufzeichnet. Der Herausgeber, Herr Ernst Gettke, hat sich wiederum wie in den früheren Jahrgängen durch eine Besprechung der dramaturgischen Literatur der Neuzeit um den literarischen Theil des Werkes verdient gemacht. Andre literarische Beiträge zur Dramaturgie, Theatergeschichte 2c. sind von den Herren H. von Wolzogen, Franz Bittong, Rudolf Kneisel, Karl Wexel 2c. gegeben werden. Ein mit dem Pseudonym „Curt" unterzeichneter Aufsatz „Von den Recensenten" hätte eigentlich keine Aufnahme finden dürfen. Der Aufsatz ist polemischen Inhalts und schon als solcher in einem Werke, das sich die strengste Objectivität zur Pflicht machen soll, nicht ganz geeignet; aber abgesehen davon, erscheint er nicht bedeutend genug, um in einer Theaterbibliothek auf eine dauernde Stätte Anspruch zu haben. Es sind eben nur die bekannten Klagen der schauspielerischen Empfindlichkeit über die Rücksichtslosigkeit, Parteilichkeit und Unwissenheit der schlechten Kritik. Der Verfasser beschwert sich darüber, daß die Kritiker über die Stücke ein Langes und Breites sagen, und über die Schauspieler nur ein paar Worte. Hierauf wäre zu erwidern, daß von allen Denen, welche auf eine öffentliche Beachtung Anspruch haben, d. h. räumlich, keiner in so unverhältnißmäßiger Weise bevorzugt wird, wie gerade der ausübende Bühnenkünstler. Ueber den Verfasser der „Geschichte des Dramas", Klein, der sein Leben lang für das Theater wissenschaftlich gearbeitet hat, ist sicherlich nicht so viel geschrieben worden, wie über die Virtuosenleistung eines berühmten Gastes in einer dankbaren Rolle. Aber es handelt sich in dieser Anzeige nicht darum, die Ansichten, die in einem unbedeutenden Aufsatze ausgesprochen werden, zu widerlegen, sondern es handelt sich hier lediglich um den Almanach der Genossenschaft im Großen und Ganzen; und dieser ist, wie gesagt, ganz vorzüglich und in jeder Beziehung empfehlenswerth.

P. L.

Bibliographie.

H. von Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. 2. Bd. Die Jahre 1864—1857. 8. VIII u. 411 S. Berlin 1879, Julius Springer.

L. Ferd. Dieffenbach, Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Culturbild aus dem Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts. 8. 170 S. u. II. Mit dem Porträt des Grafen. Darmstadt 1879, Literarisch-artistische Anstalt.

Otto Badke, das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. 8. XXI u. 227 S. Breslau 1879, Schottlaender.

J. ten Dornkaat Koolmann, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 6. Heft. Filt — G. 8. 1. Bd. S. 481—576. Norden 1878, Braams.

Einbanddecken zum XIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".

Georg Stilke.

Inserate.

Nr. 3. Von der Geldmacht der

Juden!

25 Pf. bei E. Wulkow, Buchh. Magdeburg.

Die Reform der Reichssteuern.

Als Heft 2/3 des IV. Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", erscheint Mitte Januar

Die Reform der Reichssteuern

von

F. Heinrich Geffken.

Einzelpreis 2 *M.*

(Abonnementspreis der „Zeitfragen" 5 *M.* für 1 Band von 6 Heften.)

Da die Lage des Reichshaushalts eine Steuerreform unerläßlich gemacht hat, welche zugleich auf eine Mehreinnahme und eine richtigere Vertheilung der Steuerlast zielen muß, so wird diese neue Schrift des gewiegten Fachmanns für Staatsmänner u. Volksvertreter, Industrielle und Handeltreibende von höchstem Werth sein.

Von nicht geringerem Interesse wird das unter der Presse befindliche nächste Heft sein:

Die

Gewerbegesetzgebung im deutschen Reich

im Lichte

ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie der neueren gewerbepolitischen Bestrebungen

von

J. Schulze,

Sekretär der Gewerbekammer in Hamburg.

Einzelpreis 1 *M.* bis 1 *M.* 20 Pf.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 Pf.

1/1 Gross 3 *M.* 1/4 Gross 90 Pf.

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.

In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Nach

berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner.

Preis: 1 *M.* 50 Pf.

Eine Reihe von Parodieen auf unsere berühmtesten und gelesensten Schriftsteller ist hier zu einem heitern Bändchen vereinigt. Die kleinen Schwächen und Eigenheiten der Großen, die Kunstgriffe und Manieren der Kleinen sind mit so lustiger Sicherheit getroffen, daß diese übermüthigen Parodieen bald Popularität erlangen werden. Allen Freunden eines literarischen Scherzes sei die Gabe empfohlen.

Verlag von **W. Spemann** in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W.

Johannistrieb.

Schauspiel in 4 Acten von **Paul Lindau.**

Eleg. broch. 8. Preis 2 *M.* 50 Pf.

Im Verlage von **B. G. Teubner** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DANTE ALIGHIERI'S

GÖTTLICHE COMÖDIE.

Metrisch übersetzt und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen

von

PHILALETHES

(König Johann von Sachsen).

I. **Prachtausgabe,** in 3 Theilen. Mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. Geh. 25 *M.* Eleg. geb. mit Goldschnitt 30 *M.*

II. **Neue wohlfeile Ausgabe,** in 3 Theilen. Mit dem Porträt Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. Dritter Abdruck. 8. 1877. Geh. 9 *M.* Eleg. geb. mit Goldschnitt 11 *M.* 80 Pf.

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller,

ihren Biographien, Porträts u. Facsimile's in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten.

Von **Heinrich Kurz.**

4 Bände. (I.—III. Band 7. Auflage.) 1876. gr. Lex.-8.

Preis broschirt 51 *M.*, eleg. geb. 57 *M.* 50 Pf.

Der 4. Band auch unter dem Titel:

Geschichte der neuesten deutschen Literatur

von 1830 bis auf die Gegenwart.

2. Auflage. 1874. geh. 15 *M.* Eleg. geb. 17 *M.*

Die

Deutschen seit der Reformation

mit besonderer Berücksichtigung

der Culturgeschichte.

Von **Friedrich von Weech,**

Großherzoglich Badischem Geheimen Archivrath.

Mit zahlreichen Porträts im Text u. vielen Holzschnitten von bewährten Meistern.

4. Vollständig in einem Band geheftet 10 *M.* 20 Pf. Eleg. geb. 12 *M.*

Auch in 34 Lieferungen à 30 Pf. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

8. Geh. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 50 Pf.

Der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen Buchs „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's" bietet mit vorliegendem Werke einen Cyklus von Briefen, welche ein „stereoskopisches" Bild vom Wesen des Weibes im Vergleich zu dem des Mannes entwerfen und geistvolle, vieles Neue enthaltende Betrachtungen über Liebe und Ehe daran knüpfen. Weibliche wie männliche Leser werden den originellen und höchst anregenden Excursen mit gespanntem Interesse folgen.

Zur Orientirung im englisch-russischen Conflict in Asien:

Die Russen in Centralasien.

Eine Studie

über die

neuere Geographie und Geschichte Centralasiens

von

Friedrich von Hellwald.

Neue Ausgabe. Broschirt 4 *M.* ord.

Inhalt: I. Die russischen Forschungen in Mittelasien. II. Die Landschaften Centralasiens. III. Wüsten- und Steppenbilder. IV. Die Landschaften am Shyr u. Amu-Darjâ. V. Das centralasiatische Hochland. VI. Die Völker Turân's. VII. Russlands erste Schritte in Centralasien. VIII. Der Krieg mit Chokan. IX. Die Ereignisse bis zur Errichtung des Generalgouvernements Turkestân. X. Der Kriegszug nach Samarkand. XI. Die Operationen gegen Chiva. XII. Die Ereignisse in Afghânistân. XIII. Die Rivalität Russlands u. Englands in Asien.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 5. Berlin, den 1. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland. Von Paul Börner. — Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald. II. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Jean Paul als Revolutionär. Von Paul Nerrlich. — Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur. Von W. L. van Helten. — Das Leben des Generals Dumouriez von A. von Boguslawski. Besprochen von J. Scheibert. — Notizen. — Inserate.

Die Pest und ihr neuester Ausbruch in Rußland.

Von Paul Börner.

Noch vor einem Decennium würde man über den Epidemiologen gespottet haben, der die europäische Welt darauf hätte aufmerksam machen wollen, sie solle sich nicht allzu sicher fühlen vor den großen Weltseuchen, die einst alle Länder durchzogen, von China bis zum atlantischen Ocean alle staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zerstörten und wie z. B. der schwarze Tod von den 105 Millionen, die zu seiner Zeit Europa wahrscheinlich bewohnten, fast 25 Millionen hinwegraffte. Wohl durften wir glauben, wir hätten mehr als genug an den längst bei uns heimisch gewordenen Infectionskrankheiten, wie Pocken, Typhus, Diphtheritis, Scharlach, Fleckfieber, zu denen sich von Zeit zu Zeit die Cholera auf ihren Weltgängen von der indischen Heimat her zu gesellen pflegt und nicht geringes Aufsehen erregte es in der That, als vor einigen Jahren der berühmte Epidemiologe der Berliner Universität, August Hirsch, solcher Ansicht widersprach und sowohl für das gelbe Fieber wie für die orientalische Pest die Möglichkeit nachwies, daß auch Europa mit ihnen noch könne zu rechnen haben. Einleuchtend hob er hervor, daß diese Seuchen allerdings durch die fortschreitende Civilisation gegen früher eingeschränkt seien, daß aber letztere einen absoluten Schutz nicht gewähre. Auch an den Uebergang der Cholera nach Europa habe man vor fünfzig Jahren nicht glauben wollen, selbst noch nicht 1829, als sie schon bis an die Grenze gelangt war. In der That, so wenig populär solche Warner sich machen, so nützlich sind sie. Nichts ist schlimmer, als das unerwartete Eintreffen des Furchtbaren, nichts zweckmäßiger, als zur rechten Zeit die besten Maßregeln treffen zu können. Nun, für das gelbe Fieber haben die Regierungen der europäischen Staaten und besonders auch die deutsche anerkannt, daß kein leerer Allarmruf vorliegt, sondern die Möglichkeit einer wirklichen Gefahr durch unsern regen Schiffsverkehr mit Amerika. Seitdem ferner von der Wolga her die Kunde durch den Telegraphen übermittelt worden ist, die orientalische Pest herrsche schon im Astrachaner Gouvernement mit furchtbarer Intensität, wird den „Unglückspropheten" Recht gegeben, die während des letzten Krieges immer darauf hinwiesen, man möge dafür sorgen, daß zum Kriege sich nicht noch ein anderer der apokalyptischen Reiter geselle, die Pestilenz! Ja, kaum sind die ersten Nachrichten gehört, so beginnt im Gegensatz zu der falschen Sicherheit, in der man sich früher gewiegt hat, ein Uebermaß von Besorgniß einzutreten. Die immer so erfinderische Phantasie der Fürchtenden überspannt ungeheure Weiten mit leichtem Fluge und sieht, wie am 21. März 1848 die Russen vor Berlin, die Pest heute schon vor unsern Thüren stehen. Dies gilt natürlich von der russischen Bevölkerung in einem noch höheren Grade und selbst in Moskau scheint sich ein panischer Schrecken zu entwickeln, nicht am wenigsten durch das Mißtrauen gegen die Regierung genährt, die wieder ihr altes System der Vertuschung und des Verschweigens sich selbst und ihren Unterthanen zum höchsten Schaden geübt hat. Derartige Geistesepidemien sind nicht minder gefährlich als ihre mehr körperlichen Schwestern und haben doch den höchst verhängnißvollen Vorzug, daß sie sich, wie ein elektrisches Fluidum, mit unermeßbarer Schnelligkeit fortzupflanzen scheinen. Um so wichtiger ist es, den Versuch nicht zu scheuen, solchem Uebermaß der ängstlichen Sorge entgegenzutreten, durch welche die ruhige Erwägung gehindert wird, die allein competent ist, wenn es gilt Gegenmaßregeln ins Leben zu führen. Wenn der Staat seine Macht verliert, die socialen Bande sich lockern und lösen, dann feiert die Seuche ihre fürchterlichsten Orgien.

Freilich auch diese Gefahr mag für die Gegenwart bestritten werden und man mag es für unmöglich halten, daß der jetzige Staat durch eine Epidemie so in seinen Grundfesten erschüttert werden kann, daß er die Fähigkeit zur Durchführung des von ihm Beschlossenen verliert, so daß die elementaren Massen des Volkes alle Schranken durchbrechen können, die seine Institutionen ihnen gesetzt hatten. Unendlich weit liegt ja das Mittelalter, liegt die Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges hinter uns. Das vierzehnte Jahrhundert sah allerdings, so sagt Hecker, den schwarzen Tod eine Erschütterung des Menschengeschlechtes hervorbringen, der an Umfang und Gewalt keine andere gleichgekommen ist. Die inhaltsreiche Seite der Weltgeschichte, welche ihm angehört, „spricht von unglaublichen Niederlagen, von Verzweiflung und entfesselten dämonischen Leidenschaften, sie zeigt den Abgrund allgemeiner Gesetzlosigkeit in Folge einer Weltseuche, die sich von China bis nach Island und Grönland verbreitete". Das geistige Band, das den Menschen mit den Seinigen und seinen Mitbürgern vereint, löste sich. Die Gottesfürchtigen einerseits schlossen mit der Welt ab, „die Ewigkeit that sich ihren Blicken auf und sie begehrten nur noch die Segnungen der Religion, der Tod hatte für sie seine Schrecken verloren". Oder aber andererseits, es fanden sich, während alle Länder von Wehklage und Jammer erfüllt waren, die Fanatiker in der Brüderschaft der Geißler oder Flagellanten zusammen, in ihrer Entartung schließlich selbst eine Pest, denn sie verbreiteten nicht nur die letztere durch ihr Umherziehen von Ort zu Ort und von Land zu Land noch mehr, sondern vermehrten auch den finstern Wahn der Massen, der in der entsetzlichsten Juden-

verfolgung sich damals Luft machte, welche die Welt jemals gesehen hat.

Allerdings sind Scenen der Art jetzt nicht mehr zu fürchten, aber wohin die ungezügelte Furcht in der neueren Zeit selbst führen kann, das zeigte sich bei dem ersten Erscheinen der Cholera unter uns. Ja noch im vorigen Jahre hat das gelbe Fieber in den Golfstaaten der nordamerikanischen Union Zustände hervorgerufen, die man in einem so hochentwickelten, gerade auf seine Selbstregierung so stolzem Volke nicht hätte erwarten sollen. Und wenn es am grünen Holz geschieht, daß hochangesehene Zeitungen nach Sperren und Quarantänen schon jetzt rufen, die sich nicht gegen Rußland allein, sondern auch gegen Oestreich richten müßten, so dürfte es Zeit sein, dagegen Einspruch zu erheben.

Freilich darüber kann ein Zweifel nicht bestehen, daß es sich heute an der Wolga um ziemlich dieselbe Krankheit handelt, die einst als schwarze Pest oder als schwarzer Tod die Menschen des vierzehnten Jahrhunderts mit Entsetzen erfüllt hat, um die orientalische, die Beulenpest, die rechte Schwester der nunmehr auf kleine Bezirke beschränkten indischen. Sie war lange vordem in Afrika, Asien und Europa bekannt. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. ist sie, vor Allem in Aegypten, dem östlichen Theile der Nordküste Afrikas und in Syrien heimisch gewesen. Von Aegypten aus verbreitete sie sich zur Zeit Justinians über Palästina, Syrien, Persien und Kleinasien nach Europa. 542 ist das Jahr der furchtbaren Justinianischen Pest, die damals zuerst in Byzanz auftrat und, wie Hirsch berichtet, im Laufe der nächsten Jahrzehnte so verheerend fortschritt, daß noch vor Ende des sechsten Säculums die Hälfte sämmtlicher Bewohner des oströmischen Kaiserthums der Seuche oder der allgemeinen Noth erlegen war. Mit dieser Epidemie „faßte die Krankheit zum ersten Male festen Fuß auf europäischem Boden und hat ihre Herrschaft auf demselben für mehr als ein Jahrtausend behauptet". Erst die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bildet nach demselben Forscher den Zeitpunkt, in welchem die Herrschaft der Pest auf europäischem Boden ein Ende zu nehmen anfing, so daß sie sich im Laufe dieses Jahrhunderts fast nur auf die Türkei und ihre Nachbarländer beschränkte und in das westliche Europa nur zwei Mal, 1815 nach Italien und 1820 nach Mallorka, eingeschleppt wurde. Die Türkei blieb für Europa noch der Hauptsitz der Pest, von dem aus sie sich in der Nachbarschaft immer wieder verbreitete, bis sie seit dem Jahre 1842 auch dies Terrain nicht mehr betrat. Das Gleiche gilt von Asien, wo die Seuche außer Syrien und Kleinasien vorzugsweise auf dem Hochplateau von Erzerum und im Kaukasus zu Hause war, weniger nach Hirsch in Mesopotamien, wo sie aber längs des Tigris bis nach Bagdad, längs des Euphrat bis Bassora vordrang. Zuletzt herrschte sie in Mesopotamien 1830—1834, in Syrien und Kleinasien 1840—1841. Aber auch der eigentliche Hauptherd der Pest zu allen Zeiten, Aegypten, blieb seit dem Jahre 1843 verschont. Von dem ersten allgemeinen Ausbruche der Krankheit an waren also während mehr als eines Jahrtausends selten auch nur wenige Jahre vergangen, ohne daß an einem oder dem anderen Orte des ganzen Pestgebietes die Pest epidemisch geherrscht hätte; seit den Jahren 1840—1843 schien dieselbe wie mit einem Schlage vom Erdboden verschwunden und der Schluß des großen Dramas eingetreten zu sein (A. Hirsch). Alles beruhigte sich und die Wohlthat eines kurzen Gedächtnisses lehrte selbst die schwergeprüften Völker des Orients hoffen, daß sie dieser Gefahr für immer entronnen seien. Indessen schon in einem Vortrage, den derselbe Forscher, welchem die Epidemiologie so viel verdankt, am 31. Januar 1876 hielt, konnte er darauf aufmerksam machen, daß man sich wahrscheinlich getäuscht habe und daß mit dem Jahre 1867 jedenfalls eine neue Pestaera angebrochen zu sein scheine, über deren Bedeutung vorläufig ein bestimmtes Urtheil noch ausstehe, die aber nach verschiedenen Seiten hin der vollsten Aufmerksamkeit würdig sei. Schon 1858 war in der alten Cyrenaika, dem östlichsten an Aegypten grenzenden, vom mittelländischen Meere bespülten Theile des Gouvernements Tripolis, eine Epidemie entstanden. Indessen man zweifelte so vielfach an ihrer Identität mit der Pest und sie blieb so isolirt, daß diese Nachricht damals keine große Beachtung, am wenigsten aber Besorgnisse hervorrief. Indessen dieselben Zweifel wurden nicht wieder ausgesprochen, als die Epidemie im Jahre 1874 von Neuem dort ausbrach und zwar nicht in einem der Hafenplätze der Halbinsel, Benghazi oder Denna, sondern in den Zeltlägern von, das Innere derselben bewohnenden Beduinenstämmen. Wir können hier auf die Einzelheiten dieser Epidemie nicht eingehen, sondern nur feststellen, daß weder 1858 noch 1874 an eine Einschleppung der Pest, die Aegypten seit 1843 ja fernblieb, nicht zu denken ist, auch nicht an ein Wiederaufleben alter Keime, weil dafür die freien Zwischenzeiten zu groß sind, sondern daß es sich um eine autochthone Entstehung eines neuen Krankheitsherdes handelte. Als Hauptursache muß bei beiden Epidemien außer dem gewöhnlichen Elend und dem altheimischen Schmutz jener Gegend wohl die Hungersnoth verantwortlich gemacht werden, welche durch fünf, den Jahren 1858 und 1874 vorangehende Mißernten hervorgerufen wurde. In den beiden Pestjahren selbst war der Boden freilich fruchtbar, aber nur in Folge Wolkenbruch ähnlicher Regen, die die trockene Erde zu guten Ernten befähigten, welche andererseits durch die Aufweichung derselben um so gesundheitsschädlicher wirken mußten, als die Araber ihre Leichen nur einen Fuß tief einzugraben pflegen. Zum Glück übrigens erlosch die Pest 1874, ohne daß die beiden oben erwähnten Häfen von ihr erreicht wurden, so daß ihre Weiterschleppung auf dem Seewege ausgeschlossen blieb. In demselben Jahr 1874 trat die Seuche im südwestlichen Arabien auf, südlich von Mekka, in Assyr. Allerdings herrschte sie damals auch in Mesopotamien, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie auf eine so große Entfernung von dort eingeschleppt worden ist, da Assyr, ein wildes Bergland, von Stämmen bewohnt wird, Wachaluten, die sich vollkommen von den „wahren" Gläubigen isoliren. Wie dem auch sei, in diesen Bergen auf dem Hochland von Tumuna brach die Pest aus, und verbreitete sich von Stamm zu Stamm bis zu dem Dorfe Ali-Amr, ihrer letzten Etappe, nur vier Tagereisen von Mekka entfernt. Der Schrecken war groß. Alle Jahre im Moharem versammeln sich bekanntlich an dieser geweihten Stätte über 150,000 Muselmänner. Man erinnerte sich jetzt der Cholera des Jahres 1869 und hatte statt ihrer die noch schlimmere Pest in nächster Nachbarschaft. Allerdings wurden sehr ernste Maßregeln getroffen, aber wer weiß, ob sie die wirkliche Gefahr zu bannen vermocht hätten. Zum Glück waren sie unnöthig. Am 22. October erklärte der Doctor Agop-Effendi die Pest in Assyr für erloschen und bis jetzt hat sie sich weder dort noch in Cyrenaika wieder gezeigt.

Von um so größerer Bedeutung sollte der dritte sich neubildende Pestherd selbst für Europa werden. Nachdem Mesopotamien zuletzt 1831 und 1832 durch eine furchtbare Epidemie verwüstet worden war, die von den 150,000 Einwohnern Bagdads 90,000 hinwegraffte, traten allerdings kleinere Epidemien 1863 in dem dieser Flußebene benachbarten Bergdistrict des nordöstlichen Persiens in der Nähe des Ararat Makiù und 1870 in dem persischen Kurdistan auf, überschritten aber die türkische Grenze nicht. Erst im Jahre 1874 begann die letzte Epidemie in Irak-Arabie, dem südlichsten Theil von Mesopotamien, nachdem eine kleinere und partiellere 1867 dort vorausgegangen war. Auch ihr Ausbruch war ein ganz selbstständiger, autochthoner. Bald vorwärts schreitend, bald wieder zurück weichend, drang sie in den drei folgenden Jahren bis zum kaspischen Meere vor und erreichte 1878 sogar Astrachan. Ende December 1873 in Mesopotamien selbst beginnend, erlosch sie im Juni des folgenden Jahres, um im Frühling 1875 wieder daselbst zu erscheinen. Diese beiden Epidemien blieben indeß zuvörderst ziemlich unbeachtet, bis die dritte im Jahre 1876 Bagdad ergriff, wo sie einen so überaus mörderischen Charakter annahm, daß in einer Maiwoche z. B. auf 80,000

Einwohner 457 Erkrankungen und 234 Todesfälle kamen und die Gesammtzahl der letzteren während der Epidemie 4000 betrug. Im Monat August bei dem Eintritt der großen Hitze schien die Seuche verschwunden zu sein, aber es schien auch nur so, im nächsten Frühjahr wurde sie von Neuem in den bevölkerten Handelscentren Mesopotamiens constatirt. Jetzt war die Besorgniß allerdings ebenso groß als berechtigt, besonders um des gleichzeitig beginnenden türkisch-russischen Krieges willen, der alle sanitären Maßregeln verhindern und die Verbreitung der Seuche auf das Mächtigste fördern mußte. England schickte einen Sachverständigen, Colvill, der Syrien für ernstlich gefährdet hielt. Die strengsten hygienischen Maßregeln wurden seinerseits gefordert und ihm versprochen, und ist die Epidemie durch sie vielleicht in der That nach Westen hin in Schranken gehalten worden. Sie haben aber nicht gehindert, daß sie nördlich bis nach Rescht am kaspischen Meer vorschritt, wo Dr. Tholozan, der treffliche Leibarzt des Schahs von Persien, sie im April 1877 als wirkliche Pest erkannte. Die russischen Behörden griffen bei dieser Gelegenheit dagegen wieder zu ihrer bekannten Schönfärberei. Noch am 21. Mai brachte der Chef des Astrachaner Gouvernements officiell zur „allgemeinen Kenntniß", daß die Pest „bisher nur in den Grenzen des türkischen Reiches und zwar in Bagdad aufgetreten sei", was lebhaft an die Kabinetsordre Franz Josefs in seiner absolutistischen Zeit erinnerte: „Ich (be)finde, daß ein Deficit in Oestreich nicht mehr besteht." Die Pest ließ sich aber ebenso wenig zurückweisen wie das Deficit, noch weniger durch die Behauptung, es handle sich nicht um sie, sondern um den Flecktyphus. Im Anfang des Juni desselben Jahres wurden auch die Landbezirke bei Rescht ergriffen, und erst im Juli verschwand sie nach und nach.

Was seitdem in jenen Gegenden vorgegangen ist, weiß man nicht. Die russische und die persische Regierung scheinen es für nöthig gehalten zu haben, fortan einen dichten Schleier über die sanitären Zustände an den Ufern des kaspischen Meeres zu breiten. Nur aus Bagdad kam Ende Mai vorigen Jahres die Nachricht nach Europa, seit vier Monaten herrsche die Pest in den Dörfern um diese Hauptstadt Mesopotamiens, dann war von der Epidemie nirgendwo mehr die Rede. Es ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß hier eine frevelhafte Täuschung vorliegt, daß die Pest im Frühjahr, wie in Mesopotamien so in Rescht wiederum ausgebrochen ist und sich weiter nach Norden verbreitet hat. Rescht ist ein größerer persischer Handelsort am südlichen Ufer des kaspischen Meeres, der Grenze Rußlands nicht fern liegend. Von hier aus kann die Seuche auf dem Seewege direct nach den Wolgamündungen, wie auf dem Landwege nach Baku, dem Haupthandelsplatz des östlichen russischen Kaukasus verschleppt worden sein und von hier aus ebenfalls Astrachan erreicht haben. Hätte sie sich 1877 von Rescht aus nach Westen verbreitet, was durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit lag, so wäre die Pest unmittelbar oder über Eriwan auf den asiatischen Kriegsschauplatz gerathen, wo damals um Bajazit, Kars und Erzerum so heiß gestritten wurde und die weiteren Folgen waren dann geradezu unberechenbar.

Ob die russische Regierung irgend etwas gegen die ihr auf zwei Straßen drohende Gefahr gethan hat, wissen wir nicht, zweifeln aber sehr daran. Genug, mit einem Male versetzten die schlimmsten Nachrichten aus dem Gouvernement Astrachan Rußland und Europa in starres Entsetzen, denn alle socialen Folgen der schlimmsten Epidemien schienen sich dort wiederholt zu haben. Schließlich mußte man das Lügen und Verschleiern aufgeben — noch vor zehn Tagen hatte man von Flecktyphus gesprochen! — und die Thatsache in ihrer ganzen grausigen Wirklichkeit anerkennen. Die Pest herrscht an der Wolga aber offenbar schon längere Zeit und ist nicht plötzlich erschienen, man hat sie nur in ihren Anfängen einfach wegzudecretiren versucht.

Wie dem auch sei, jetzt erhebt sich jedenfalls für Europa die schwerwiegende Frage, was wir selbst von der Seuche zu fürchten und zu welchen Mitteln wir zu greifen haben, um der Gefahr zu begegnen. Die Beantwortung beider Fragen erfordert eigentlich ein genaueres Eingehen auf das Wesen der Infectionskrankheiten, ihrer Ansteckungsstoffe und speciell der Pest, als der Raum hier gestattet, und so mögen denn wenige Andeutungen genügen.

Der etwas aufmerksamere Leser wird schon aus der hier gegebenen flüchtigen Skizze der Verbreitung der Pest gelernt haben, daß sie fast nirgendwo autochthon entsteht, sondern von einem oder von wenigen Herden aus sich verbreitet. Weit gehen freilich die Ansichten über den Grund ihrer Entstehung in jenen Herden auseinander. Das vielangeklagte Sumpfmiasma paßt wohl für die von Euphrat und Tigris durchströmte Ebene, aber nicht für die von Bergen begrenzten Hochplateaus von Assyr. Wohl kann man Nahrungsmangel und Hungersnoth wie in Cyrenaika und Kurdistan verantwortlich machen, aber in anderen Fällen ist dies ganz unmöglich. Endlich hat man mit ebenso viel Recht und Unrecht auf die Verwesung der Leichen hingewiesen, die in den Pestgegenden kaum oder gar nicht beerdigt oder weit forttransportirt werden, um in heiliger Erde zu ruhen. So existirt allerdings in Nedjeff, der heiligen Stadt der Schiiten mit nur 4000 Einwohnern, innerhalb der Moschee eine ungeheure Gruft von 300 Quadratmeter Oberfläche und 80 Meter Tiefe mit drei getrennten Etagen für die reichen Schiiten. Man kann sich die Emanationen denken, die dieser Grube entströmen, wenn sie zu einer neuen Beisetzung geöffnet werden muß! Und in dem einen Jahre 1873 wurden 12,000 Leichen von Persien dorthin und nach Kerbellah gebracht! In anderen Gegenden fällt aber diese Ursache weg, so daß die Pest anscheinend überhaupt nicht an einzelne ätiologische Momente gebunden ist. Ueberall haben, sagt Hirsch mit Recht, die hygienische Misère in den untersten Volksschichten, der Schmutz in den Häusern, den Straßen und dem Boden, mangelhafte Ventilation, enges Zusammensein der armseligen Bewohner den förderndsten Einfluß auf ihren Ausbruch gehabt, der immer während der kälteren Zeit, December bis Februar, erfolgte, während die heiße Jahreszeit der Seuche eine Grenze setzte. Wird nun noch die Widerstandsfähigkeit der Menschen durch Noth und Hunger verringert, so müssen jene Momente ein noch leichteres Spiel haben. Die weitere Verbreitung von den eigentlichen Herden aus erfolgt alsdann aber lediglich durch die „Uebertragung des Krankheitsgiftes auf dem Wege des persönlichen und wahrscheinlich auch des sachlichen Verkehres", während dieselben Momente, welche bei der Entstehung der Pest förderlich waren, dieselbe Rolle auch bei ihrer Verschleppung spielen. Sie wird, irgendwo eingeschleppt, dort am üppigsten gedeihen, wo die hygienischen Bedingungen auf niedrigster Stufe stehen, dort am wenigsten Unheil anrichten können, wo die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege am besten erfüllt werden.

Hieraus ergeben sich aber in einfacher Weise unsere Aufgaben Rußland gegenüber, dessen ökonomisch-socialhygienischen Zustände der Seuche Nahrung in Fülle geben werden. Wir haben gegen den Orient und gegen die Vergangenheit für uns die Wohlthat einer größeren Civilisation, mit all ihren günstigen sanitären Folgen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß mit der größeren Schnelligkeit des Verkehrs auch eine schnellere Einschleppung möglich ist als früher. Cholera und Flecktyphus haben sich längst auf der Eisenbahn befördern lassen, es liegt kein Grund vor, daß sich nicht auch die Pest dieses Vehikels bedienen sollte. Natürlich denkt man dem gegenüber in weiten Kreisen sofort an Absperrung, aber wie man auch über Seequarantänen noch denken mag, für das Festland ist die gänzliche Absperrung unmöglich und auf der internationalen Seuchenconferenz in Wien 1874 wurden die Landquarantänen der Cholera gegenüber einstimmig verworfen. Allerdings hat Rußland mit den Nachbarstaaten zu cooperiren und diesen Gelegenheit zu geben, von der Verbreitung der Seuche und den sanitären Gegenmaßregeln Kenntniß zu nehmen, um rechtzeitig darüber berichten zu können. So lange endlich die Verbreitung

der Pest noch eine lokale, auf kleine Bezirke beschränkte ist, liegt die Möglichkeit vor, sie zu begrenzen und die Flamme auszulöschen, ehe sie die Nachbargebiete ergreifen kann. Ist letzteres aber einmal geschehen, so wird man an eine allgemeine Grenzsperre zwischen Rußland und andererseits Deutschland und Oestreich nicht denken können, sie ist, bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen, noch unausführbarer als früher, während die unvollkommene lediglich in eine trügerische Sicherheit einwiegt und andere Maßregeln vernachlässigen läßt. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Grenzen unbewacht bleiben sollen. Die Internirung von Kranken in Lazarethen, sorgfältige Ueberwachung des Verkehrs, Einfuhrverbote für manche Waaren, die aus inficirten Gegenden kommen, Desinfection von Menschen und Sachen sind angezeigt, aber man vergesse nicht, daß niemals der ganze Verkehr zwischen Rußland, Oestreich und Deutschland abgeschnitten werden kann. Unsere Hauptaufgabe wird daher immer noch darin bestehen, daß wir uns bemühen, der Seuche bei uns den Boden möglichst zu entziehen, auf dem sie sich entwickeln kann, und dies können wir nur durch sanitäre Verbesserungen. In der gesteigerten Gefahr einer Pestinvasion liegt daher nach Hirsch die Aufforderung einer unausgesetzten Sorge für die Vervollkommnung aller Einrichtungen der öffentlichen Gesundheitspflege. „Möge endlich," so sprechen wir mit ihm, „die Ueberzeugung Gemeingut Aller werden, daß wir in einer geregelten öffentlichen Sanitätspflege das sicherste Mittel zur Bekämpfung der Pest sowie aller infectiösen Volkskrankheiten besitzen."

Rußland und England in Asien.

Von Friedrich von Hellwald.

II.

(Schluß.)

Untersuchen wir nunmehr die Lage der Engländer im Süden des asiatischen Continents. Da derselbe überall in die tropische oder wenigstens subtropische Zone fällt, so war für Europäer, welche im heißen Erdgürtel sich niemals acclimatisiren und ihr Geschlecht mit Bewahrung der Blutreinheit dauernd fortpflanzen können, die Gründung von Ackerbaucolonien aus klimatischen Rücksichten von vornherein ausgeschlossen. Zudem gab es dort kein wüstes erst urbar zu machendes Land in weiter Ausdehnung wie in Nordamerika, keine für die Viehzucht benützbaren ausgedehnte grasreiche und unbewohnte Flächen wie in Australien, denn überall lebten Menschen in dichter Anzahl, Menschen, die obendrein keine Barbaren, die man ihrer numerischen Ueberlegenheit wegen nicht vertilgen konnte, Menschen endlich, welche den vorhandenen Boden zum eigenen Unterhalte bebauten und eine besondere, hohe Gesittung ihr Eigen nannten. Handelscolonien, richtiger Handelsniederlassungen, waren unter solchen Umständen und unter jenen Breiten das einzig Mögliche und solche legten die Engländer, im Gewürzhandel den Holländern gegenüber als Rivalen auftretend, sowohl im ostindischen Archipel als auf dem vorderindischen Festlande an der Küste von Coromandel an. Noch in der Gegenwart besitzt England in Südasien größtentheils nur einzelne Punkte, wie Aden, Malakka, Singapur, Hongkong. Blos in Indien hat es ein gewaltiges tropisches Reich zusammengebracht, das an Ausdehnung täglich noch zunimmt, gerade so wie jenes der Russen im Norden. Und genau so wie letzteres, war auch die Erwerbung dieser weitausgedehnten Landschaften ursprünglich keineswegs in der Absicht der leitenden Directoren der ostindischen Compagnie gelegen, zumal sie dem eigentlichen Zwecke derselben, Handel zu treiben, durchaus nicht entsprachen und außerdem eine sehr kostspielige Verwaltung erheischten. Wie die Russen gehorchten aber auch die Britten einer geschichtlichen Nothwendigkeit; ein Schritt führte, zwang zum andern, dieser wiederum zu einem dritten und so fort bis das Reich seinen heutigen Bestand erlangte. Geradezu engelsrein war aber die Politik der Russen im Vergleiche zu jener Treulosigkeit, welche die englischen Handelsherren von Anfang an gegen die indischen Fürsten übten und wovon die Geschichte die herrlichsten Beispiele aufgezeichnet hat. Gewöhnlich reizten sie die indischen Fürsten gegen einander auf, standen dem schwächeren bei, besiegten und beraubten den mächtigeren und entrissen dann auch dem Sieger, indem sie ihn der Undankbarkeit beschuldigten, einen Theil seines Gebietes; so machte es z. B. Generalgouverneur Sir John Shore im Jahre 1796 mit dem Radscha von Tandschur, dem treuesten Bundesgenossen der Engländer. Von nun an ist die Geschichte des indobrittischen Reiches eine fortlaufende Reihe von — milde gesagt — nicht immer auf rechtlichem Wege durchgeführten Annexionen indischer Gebiete, so oft auch versucht wurde Einhalt zu thun und Grenzen festgesetzt wurden, bis das Ziel, die Beherrschung ganz Indiens, d. i. eines Reiches von 240 Millionen Köpfen, erreicht ward. Natürlich hat stets auch nur die eigene Sicherheit die Engländer zur Einverleibung neuer Gebiete gedrängt, wie ja in der Gegenwart wieder einmal die Herstellung einer „wissenschaftlichen Grenze" gegen Afghanistan ganz unabweislich geworden ist; eine nähere Prüfung wird indeß für das Vorgehen der Britten in Indien kaum jemals natürliche Momente von ähnlichem Gewichte ausfindig machen können, wie sie Rußlands asiatische Politik rechtfertigen. Ländergier und Eroberungssucht diesem vorzuwerfen nimmt im Munde der Engländer und ihrer continentalen Parteigänger sich zum mindesten seltsam aus.

So wie die Dinge indeß in der Gegenwart liegen, ist die Beherrschung Indiens unbestreitbar für England eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes geworden, welcher dem europäischen Inselstaate großentheils zu der Machtstellung verhilft, deren er sich im Rathe der Völker erfreut. Seine geographische, abgeschiedene Lage bringt es mit sich, daß ein armes England eben so sicher eine politische Null wäre als einem reichen England möglich ist, wenn es will, eine einflußreiche Rolle in den europäischen Händeln zu spielen. Ein armes England vermöchte auch nimmer sein meergebietendes Rule, Britannia, rule the waves zu singen, müßte gar manche seiner überseeischen Besitzungen oder Niederlassungen, die keinen materiellen Nutzen abwerfen, sondern blos Kosten verursachen, aufgeben und dadurch allerwärts an Ansehen und Credit einbüßen, auf dem doch alle seine Größe beruht. Läßt sich auch sicher nicht verkennen, daß das brittische Reich der Gegenwart die Frucht der jahrhundertelangen staunenswerthen Arbeit und der ausgezeichneten Eigenschaften der europäischen Inselbritten ist, so hat doch die Erwerbung Indiens mehr denn alles Andere zur Begründung des heutigen British Empire und der Machtstellung Großbritanniens beigetragen. Diese Wahrheit wird in England selbst so wenig verkannt, daß die Regierung es offen ausspricht, Großbritannien sei im Grunde genommen eine asiatische Macht; und jedes brittische Herz hängt an dem Besitze Ostindiens, den es als eine unerläßliche Bedingung für die Größe seines Heimatlandes betrachtet. Die Männer aller Parteischattirungen sind darin einig, daß der Verlust Ostindiens, ja eine bloße ernsthafte Gefährdung dieses Besitzthumes, zum allgemeinen Ruine der Monarchie führen müßte.

Leider ist Englands Herrschaft in Indien auch zugleich in Wirklichkeit sein verwundbarster Fleck. Weder nach innen noch nach außen ist dieselbe auch nur annähernd so gesichert wie jene seines russischen Rivalen in Nord- und Nordwestasien. Die Billigkeit erheischt zu sagen, daß, wenn England mit der Beherrschung des asiatischen Südens das große Loos zufiel, seine Stellung den bezwungenen Völkern gegenüber eine viel schwierigere ist als jene Rußlands; und dies hat eben seinen Grund sowohl in dem numerischen Stärkeverhältnisse als in dem hohen Civilisationsgrade der Mehrzahl seiner einheimischen Bewohner. Menschen, die zu geordneten Staatswesen sich verdichtet, eine eigene reichhaltige Literatur, eine ausgebildete Philosophie besitzen, sind zweifelsohne ungleich schwerer zu beherrschen und

zu befriedigen, als rohe Nomadenhorden oder die wenig gebildeteren Bewohner der ehemaligen Chanate in Turkestan. Und diese Aufgabe wird eine geradezu ungeheure, wenn diese Herrschaft, wie thatsächlich in Indien, blos durch eine Hand voll Europäer aufrecht erhalten werden soll. Ihre Macht kann dann lediglich jene des Schwertes sein, und so ist es auch in der That; Indien wurde durch das Schwert aufgebaut und wird heute noch durch das Schwert regiert. Daß ein solcher Besitz aber weit entfernt ist, ein gesicherter zu sein, wissen die Britten sehr wohl und sind deshalb, bei der Wichtigkeit, welche Indien für sie besitzt, auf das Eifrigste bedacht, denselben nach Kräften zu wahren. Zu diesem Behufe sind sie genöthigt, ihren Einfluß auf alle jene Nachbarn auszudehnen, von welchen etwa eine Gefahr drohen könnte, wobei sie aber wiederum das Mißgeschick verfolgt, daß ein Theil derselben, wie die Hinterindier, Chinesen und Tibetaner, gleichfalls auf einer Gesittungsstufe stehen, welche dem Eindringen fremder Elemente im höchsten Grade ungünstig sich erweist; auch sie können also blos mit Gewalt gebeugt werden, und dies scheint sogar unerläßlich bei den weniger cultivirten westlichen Nachbarn eranischen Stammes.

Der Wunsch, den Besitz Indiens zu sichern, führte ganz naturgemäß zu dem Streben, in den umliegenden Nachbargebieten Einfluß zu gewinnen oder festen Fuß zu fassen; dabei winkte noch die verlockende Aussicht, neue Handelsgebiete zu erschließen und an dem Herzblute einer immer wachsenden Zahl von Völkerschaften sich groß und reich saugen zu können. Den Chinesen ward zu diesem Behufe das verderbliche Opium aufgedrungen und die Widerstrebenden mußten wiederholt die Sprache der brittischen Kanonen vernehmen. Die Geschichte des tief unsittlichen indo-chinesischen Opiumhandels bildet eine der schwärzesten Seiten des Verkehrs, wie Engländer, und blos Engländer allein, ihn mit fremden Völkern pflegen, und wirft einen untilgbaren Makel auf den brittischen Namen. Radienförmig haben also die Britten von Indien aus ihre Fühlhörner in Gestalt von diplomatischen Gesandten oder kühnen Handelspionnieren mit mehr oder weniger Glück nach allen Richtungen ausgestreckt, und wenn im Durchschnitte der Erfolg hinter ihren Erwartungen geblieben, so trägt daran sicherlich weniger das Gebahren ihrer Handelspionniere als die auffallende Ungeschicklichkeit ihrer Diplomaten Schuld.

Ist nun der Besitz Indiens für England eine Lebensfrage, so ist es nicht minder die ungehinderte Verbindung dieses Reiches mit dem Mutterlande. Die Goldeier legende Henne wäre ja werthlos, wenn die Eier nicht erreichbar wären. Darum war auf die Sicherung dieser Verbindung zu Wasser und zu Lande England stets, und mit Recht, vor Allem bedacht. Ihr zur Liebe hat es im Mittelländischen Meere sich festgesetzt, in Gibraltar und auf Malta sich eingenistet zu einer Zeit, als blos der Handelsweg durch Vorderasien nach dem persischen Golfe in Betracht kam; ihr zu Liebe bekämpfte England die Durchstechung des Isthmus von Suez durch die Franzosen, während es, nachdem einmal das Werk dennoch durchgeführt war, sich selbst in den Besitz dieser kostbaren Verbindung zu setzen trachtete; ihr zur Liebe weht Albions Banner auf dem Leuchtthurme von Perim in dem engen „Thore des Todes", der Straße Bab-el-Mandeb, und in des Teufels Punschkessel, wie wie brittischen Offiziere die Gluthpfanne von Aden zu nennen pflegen; ihr zu Liebe endlich hat England jüngst die Insel Cypern erworben, weil es von dort den Seeweg durch den Suezkanal zu sichern meint wie auch eine directe Verkehrslinie durch Vorderasien einrichten zu können hofft. Man begreift demnach leicht, von welch hoher Wichtigkeit für England das langsame aber stetige Fortschreiten der Russen in Asien sein muß, der einzigen Macht, deren militärische Kraft der brittischen überlegen, die englische Herrschaft in Indien zu erschüttern, ja zu vernichten im Stande wäre. Und dazu bedarf es keineswegs eines russischen Alexanderzuges in das Herz der Gangesländer, der, zwar an sich durchaus nicht so unmöglich wie man oft behauptet hat, doch nur mit unendlichen Schwierigkeiten ausführbar wäre und gewiß nicht geplant wird; es bedarf dazu vielmehr blos der nachbarlichen Berührung mit dem Zarenreiche, welches bei der eigenthümlichen ethnischen und religiösen Zusammensetzung der indischen Bevölkerung es in der Hand hat, den zündenden Funken an die ohnehin zum Explodiren bereite Mine zu legen. Nichts fürchtet daher England mehr, als daß eines Tages wirklich „Ordnung mit Ordnung in Asien sich begegne", mit anderen Worten, daß Rußland seine Grenzen bis an seine eigenen ausdehne. Diesen schweren Moment, der unfehlbar einmal kommen wird und kommen muß, bemüht es sich, so lange als thunlich hinauszuschieben.

Aber nicht die directe Annäherung der russischen Machtsphäre ist es, welche allein wie ein Alp die brittische Regierung bedrückt, weil dadurch ihre Herrschaft in Indien unmittelbar gefährdet erscheint und vernichtet werden kann; einen kaum geringeren Werth muß sie darauf legen, daß ihre Verbindung mit dem indischen Reiche nicht bedroht werde, daß wichtige Handelsstraßen dahin nicht in die Hände des Rivalen fallen. Solche Handelswege ziehen nun durch Persien und Kleinasien an den Pontus, und neue, wie die geplante Eisenbahn im Euphratthale, können dort noch errichtet werden. In Persien ist Großbritannien seinem nordischen Rivalen längst schon unterlegen, sein Einfluß steht dort tief unter dem russischen, und man darf wohl ohne Widerspruch behaupten, daß die etwaigen Schienenwege der Zukunft auf dem eranischen Tafellande russische und nicht englische Ingenieure traciren werden. Um so nöthiger ist es, in dem übrigen Gebiete Vorderasiens freie Hand zu behalten. Dieses stand bisher unter der Regierung der hohen Pforte, eines wegen seiner inneren Fäulniß völlig machtlosen Reiches. Das ist es eben, was England dort braucht; ein kräftiger Staat, der Anatolien, Syrien und Mesopotamien sein nennt, würde die in seinem Bereiche gelegenen natürlichen Straßen selbst auf das Nutzvollste ausbeuten und müßte dadurch an und für sich der geborene Gegner Englands in jenen Gegenden werden. Da nun ein grausames Geschick Vorderasien seit Jahrhunderten der osmanischen Pforte überantwortet hat, so sind die Engländer an der Erhaltung dieses Reiches sammt seiner schmachvollen Wirthschaft auf das Lebhafteste interessirt und daher auch die naturgemäßen Feinde aller Türkenfeinde. Indem nun Rußland traditionell und mit unleugbarem Erfolge an dem Zusammenbruche des Halbmondes in Europa arbeitet, wird es in doppelter Hinsicht zu Englands Gegner. Denn eine Katastrophe in der europäischen Türkei möchte leicht auch unberechenbare Folgen für Vorderasien haben und den brittischen Einfluß dort in Frage stellen. Auch muß jeder neue Gebietserwerb der Russen in Kleinasien, wie jüngst die Annexion von Batum und anderer armenischer Landschaften, das Ansehen des Zarenreiches unter den asiatischen Völkern mächtig stärken, abgesehen davon, daß es auch geographisch den Regionen näher rückt, welche die Britten als ihre Domäne zu betrachten sich gewöhnt haben.

Wie man sieht, dreht für England die sogenannte „Orientalische Frage" lediglich sich um den Besitz Indiens und die Sicherheit der Verbindnng mit der Goldquelle. Ohne Indien wäre England an den Wirren im Orient nicht im geringsten betheiligt; nichts läge ihm an dem Vorrücken der Russen in Nord- und Mittelasien, nichts an Gebietserweiterungen in Armenien, am allerwenigsten aber an Erhaltung der Türkenwirthschaft auf der Balkanhalbinsel. Weil Großbritannien in Indien herrscht, muß es den Weg dahin unter allen Umständen sich offen halten, muß es im Nothfalle für das denkbar schändlichste Regiment das Schwert ziehen, kann es nicht dulden, daß die christliche Rajah sich befreie auf Kosten des osmanischen Staates, wendet es mit Abscheu sich ab von den Strebungen der Serben, Bulgaren und Griechen, die doch alle nichts Anderes wollen, als was seinerzeit Italiener und Magyaren wollten, welche auf das Kräftigste zu unterstützen England im Namen seiner liberalen Principien sich für verpflichtet fühlte. Die Zustände in Indien sind es also, welche in erster Linie die Haltung Englands in der orientalischen Frage dictiren. Die

anderen europäischen Betheiligten mögen daraus aber die Lehre schöpfen, daß auf Englands Mitwirkung man nur so lange rechnen darf, als die angedeuteten Interessen gefährdet bleiben, dagegen kein Verlaß auf dasselbe mehr ist, sobald diese Bedrohung aufhört. England duldet die Russen nicht in Constantinopel, weil sie damit den Bosporus, es duldet sie nicht in Gallipoli, weil sie damit die Dardanellen in Händen hätten, eine russische Flotte also aus dem Schwarzen ungehindert in das Mittelländische Meer auslaufen und den Suezkanal bedrohen könnte. Nicht daß Stambul die Metropole des Türkenreiches ist, sichert ihm den brittischen Schutz, sondern einzig seine geographische Lage. Wäre noch heute Adrianopel die türkische Hauptstadt und dieses vom alten Byzanz durch unübersteigliche Terrainhindernisse geschieden, die Engländer würden zu Gunsten dieser bedrohten Capitale trotz ihrer Nähe nicht eine Hand rühren. Haben sie doch wirklich die Russen ohne Widerspruch Adrianopel besetzen lassen, obwohl kein natürliches Hinderniß den Marsch von dort ans Meer verwehrt. Die Errichtung neuer christlicher Staaten und die Schmälerung des osmanischen Gebietes in Europa berührt sie nur in so weit, als dadurch etwa die Existenz des ganzen Türkenreiches ins Spiel kommt oder die Meeresküste erreicht werden soll, von wo aus wiederum seine Verbindungslinie mit Indien benachtheiligt werden könnte. Alle sonstigen Arrangements lassen England kühl, mögen sie für die übrigen europäischen Betheiligten sich noch so unangenehm gestalten. Sein Hauptaugenmerk ist blos der asiatische Theil der Türkei; diesen allein hat es auch in seiner berühmten Convention mit dem Sultan garantirt, und damit neuerdings den Beweis geliefert, daß seine Behauptung, die Interessen des ganzen Europa zu vertheidigen, nichts als eine hohle Phrase ist. England hat niemals, die Geschichte bezeugt es, die Interessen Anderer verfochten, und hat in Folge seiner geographischen Lage auch gar keine Veranlassung dazu; aber eben in Folge dieser Lage sind die Interessen der continentalen Völker fast in allen Fällen jenen des Vereinigten Königreiches schnurstracks zuwiderlaufend. England hatte daher mit Recht stets nur seine eigenen Interessen im Auge, und dies hat sich diesmal wiederum bewiesen. Stets war es das Letzte bei der Pforte, auf Ausführung der allen europäischen Staaten zugesagten und feierlich verbrieften Reformen zu dringen, denn bei den verrotteten und verlotterten Zuständen des morschen Reiches schoß Englands Weizen üppig in die Halme; jetzt, wo die allgemeine Ansicht durchdringt, daß nur um den Preis einschneidender Reformen die Türkei noch nothdürftig am Leben erhalten werden kann, verlangt es solche, aber blos für den asiatischen, es allein interessirenden Theil des Reiches. Nicht die Reformen sind es also, welche England bezweckt, sondern die Erhaltung des ihm bequemen Pfortenregiments; die Reformen sind ihm blos nothwendige Mittel zum Zweck. Deshalb unterliegt es bei keinem Denkenden dem leisesten Zweifel, daß das stolze Albion mit seinem Rivalen und Gegner, Rußland, jeden Augenblick zu einer Verständigung, und mit ihm, wenn er ihm nur den Besitz Indiens und der dahin zielenden Wege gewährleistet, ohne jedwede Rücksicht auf das übrige Europa, ein asiatisches Compagniegeschäft zu gründen bereit ist, welches die friedliche Theilung der Herrschaft in Asien unter den beiden Nebenbuhlern bezweckt. Sprechen schon jetzt manche Umstände dafür, daß eine dahin abzielende Verständigung wenigstens theilweise erfolgt ist, so wird dieselbe doch unfehlbar eines Tages für ein Indien besitzendes England zur unabweislichen Nothwendigkeit werden.

Literatur und Kunst.

Jean Paul als Revolutionär.

Darüber, daß Jean Paul für unsere Zeit ungenießbar sei, sind die meisten der sogenannten Gebildeten unter einander einig. Die Einen sehen in ihm einen verzückten Schwärmer, der nur nach den Sternen des Himmels blickt und dabei den Boden unter den Füßen verliert, den Andern ist er der Bayreuther Philister, welcher nichts mehr liebt als das bittere, braune Bier, wieder Andere finden seinen Stil schwülstig und bombastisch, die Mehrzahl weiß überhaupt nichts von ihm und liest ihn lediglich deshalb nicht, weil seine Schriften nicht mehr „Mode" sind. Allerdings können alle diese sich auf eine gewaltige Autorität stützen: hat doch Jean Paul seinen Hauptgegner in keinem Geringeren als in Gervinus. Dieser stellt die „Kleingeisterei" der Humoristen der „Starkgeisterei" der Titanischen Kraftgenies entgegen, die „sich der menschlichen Natur überheben und der Kraft des Geistes". Guthmüthig und ohne Zorn sind ihm die Humoristen, Originale, die stets in Nebensachen leben und immer nur in den kleineren Verhältnissen des alltäglichen Lebens auftreten. Nicht Himmelstürmer sind sie, sondern praktische, mit den wirklichen Verhältnissen vertraute und versöhnte Leute, nicht entschiedene Revolutionäre wie jene, sondern bescheidene Reformer. Jean Paul hat, meint Gervinus, in seinem Schneckenhäuschen von all den Welthändeln wenig oder gar keine Notiz genommen; seine Satiren sind fast nichts als Rabnerische Stadtklatschereien; für alle großen Verhältnisse ist er blind. Allein übersehen denn nicht alle die, welche auf Gervinus schwören, die Widersprüche, in die er sich verwickelt? Schildert er nicht, nachdem er den Humor in der angegebenen Weise charakterisirt, Jean Paul in seinen Hauptwerken so, als habe er mit den Humoristen nichts, mit den Titanen alles gemeinsam? Ergibt sich nicht mit Nothwendigkeit das Dilemma: Jean Paul ist entweder in seinen Hauptwerken — und um diese kann es sich hier allein handeln — kein Humorist, oder Gervinus hat den Humor falsch definirt? Der Unterzeichnete hat in seiner Schrift „Jean Paul und seine Zeitgenossen" diese Widersprüche ausführlich dargelegt; heute wollen wir, um zu zeigen, ob Jean Paul nur ein harmloser Reformer gewesen, von dem sprechen, was er über Fürsten und Adel auf der einen Seite, über das niedere Volk auf der andern geurtheilt; es dürfte dies als Beitrag zur Würdigung von Gervinus' Urtheil überhaupt dienen. Um aber den richtigen Maßstab zur Kritik von Jean Pauls Ansichten zu geben, muß von vornherein ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß dieselben zum größten Theil der in den neunziger Jahren geschriebenen Unsichtbaren Loge und dem Hesperus entnommen sind, d. h. also aus einer Zeit stammen, in der die Stürme der französischen Revolution brausten und in der Jean Paul etwa dreißig Jahr alt war.

Wenn man den Staat, so ungefähr sagt er, mit einer Pyramide von Menschen, wie sie die Seiltänzer oft bilden, vergleicht, so ist der Regent nichts weiter als das Kind, welches die Spitze der Pyramide bildet. Das Scepter zu halten ist für ihn weit leichter als die Feder zu führen, denn mit jenem braucht er ja nur zu befehlen, mit dieser aber muß er den Befehl unterzeichnen. Um ihm daher letzteres möglichst zu erleichtern, schlägt Jean Paul vor, daß dem Regenten zu bestimmten Zeiten immer mehrere Rieß leeren Papiers vorgelegt werden, daß er unter einen jeden Bogen seinen Namen schreibe und die einzelnen Blätter dann an die Regierungscollegien vertheilt würden, damit sie dieselben, sobald es nöthig, ausfüllten. Oder er empfiehlt, um noch einfacher zum Ziele zu gelangen, der Hofgraveur soll ein Petschaft mit dem zu unterzeichnenden Namen des Regenten stechen; dies braucht dann blos eingetaucht und mit einem einzigen Griff auf das betreffende Edict gedrückt zu werden. Wenn Jean Paul in den Sessionszimmern der Gerichte das Porträt eines Fürsten hinter dem Präsidenten statt des Urbildes gewahrt, so wird er

dabei an jene ergötzliche Geschichte von Holbeins Beinen erinnert. Dieser war nämlich einst in Basel mit der Verzierung der Außenseite eines Hauses beschäftigt, war aber in der Regel lieber in der Weinstube als auf dem Gerüste bei der Arbeit. Um nun den Besitzer des Hauses, welcher oft hinauf sah, ob er nicht die vom Gerüst herunterhängenden Beine des arbeitenden Künstlers gewahre, zu täuschen, malte Holbein ein paar Beine mit so großer Kunst an das Haus, daß der Besitzer getäuscht wurde, er selbst aber in Ruhe mit seinen Freunden zechen konnte. Auch mit Marionetten vergleicht Jean Paul die Fürsten, denn er redet davon, daß ihre Geschichte nichts als eine Kriegsgeschichte sei, grade wie die Theaterjournale anderer Marionetten nichts als Prügeleien behandelten. Wie nur der Traum einen Armen unglücklich, so kann auch nur er einen Regenten glücklich machen. Für Niemanden am Hofe gibt es Geheimnisse als für ihn, grade sowie in gewissen Schallgewölben der in der Mitte Stehende nichts, die in den Winkeln aber alles vernehmen. Ein Gelehrter hat nie lange Weile, wohl aber immer der Insasse eines Thrones, und er läßt sich zur Vertreibung derselben leere Lustbarkeiten, oft aber auch ganze Länder und das Blut seiner Unterthanen verschreiben. Ein wenig hart zwar und ein wenig geizig ist er, aber doch steigt er gern vom Throne herab, um, statt angebetet zu werden, selbst anzubeten; das Volk zwar kann er ohne weiteres seufzen hören, nicht aber eine Schöne; er wendet eher eine Verlegenheit in einer Gesellschaft als die Theuerung eines Landes ab, bleibt häufiger den Landständen als seinen Spielgenossen etwas schuldig und stellt lieber eine demolirte Frisur als eine demolirte Festung wieder her. Er ist der Vater des Vaterlandes; deshalb darf er nicht mitleidig sein. Denn wie ein Vater seine Kinder verzärteln würde, falls er sie bedauerte, wenn sie fallen oder sich verwunden, so würde auch ein Fürst seine Unterthanen durch Mitleid verwöhnen. Er hört meist schwer wie ja auch die Minister. Nun aber ist es erwiesen, daß Schwerhörige grade unter dem größten Getöse verhältnißmäßig am besten hören. Daher kommt es, daß man den Regenten in all den Oertern, durch die er passirt, mit Pauken und Trompeten und Trommeln begrüßt.

Ein altes Wort lautet: Sein eigener Sklave sein ist die härteste Sklaverei. Dies beherzigt Niemand mehr als ein Fürst: denn er verlangt von den Andern stets, daß sie nicht ihre, sondern seine Sklaven seien, nur er selbst ist sein eigener Sklave, nimmt also das Schwerste auf sich und muthet den Andern nur das Leichtere zu. Das Volk ist überhaupt biegsam und zäh wie das Gras. Von dem Fußtritt wird es nicht zerknickt, sondern richtet sich immer wieder auf, und am erfreulichsten ist für den Fürsten der Anblick des plattgeschorenen Parkrasens. Sein Ländchen ist mit einem englischen Park zu vergleichen, denn wie man dort mit Vorliebe Paläste und Landhäuser mit romantischen Wildnissen und künstlichen Einöden umgibt, so finden sich nur zu oft unmittelbar neben fürstlichen Lustschlössern die Hütten der Armuth und unbebaut daliegende Ländereien der Bauern. Auch gegen ihre Jagdlust zieht Jean Paul zu Felde. Thränenden Auges gewahrt oft der Oberförster, sagt er, wie in den kalten Nächten die Bauern mit Feuern und mit Klappern das Vieh von den Feldern zu scheuchen suchen. Die Hartherzigen bedenken nicht, läßt Jean Paul den Förster argumentiren, welcher Schaden hierdurch den armen Thieren zugefügt wird. Wenn ihre eigenen Kartoffeltische in ähnlicher Weise umzingelt würden, so würden sie selbst gewiß recht bald abmagern. Bleiben sie dagegen Nachts ruhig in ihren Betten, so bleiben sie auch vor Erkältungen und Ermüdungen geschützt, und, was die Hauptsache, es würden auch die Klagen, daß sie der Jagdfrohnden wegen immer die Ernte vernachlässigten, verstummen, denn das Vieh würde so das Einernten übernehmen.

Ein Fürst sei noch so klein, heißt es anderwärts, er kann nicht umhin, ebenso wie die großen, Soldatens zu spielen und ein jeder hat „eine niedliche Taschen-Landmacht, eine tragbare Artillerie und eine verjüngte Cavallerie". Die Truppen dürfen aber niemals mehr *auf* dem Leibe als *im* Leibe haben, denn die Geschichte lehrt hinlänglich, daß sie nie tapferer und freudiger in die Schlacht ziehen, als wenn sie die Kälte nicht minder wie der Hunger treibt. Ebenso empfiehlt es sich, den Invaliden um so weniger Brot zu reichen, je mehr sie Glieder verloren haben, da es feststeht, daß Leute, denen Arme oder Beine abgenommen sind, nur zu leicht vollblütig werden. Zur Bestreitung seiner vielen Ausgaben darf der Fürst zwar nicht einem Einzelnen auch nur einen Gulden rauben, wohl aber durch Extrasteuern Allen insgesammt Tausende. Kommt er aber in Verlegenheit, was zu besteuern sei, so schlägt Jean Paul eine Thränensteuer vor; er will daher zunächst das Weinen verboten wissen, weil dadurch die Thränendrüsen erschöpft würden. Die Hauptsache bei allen Steuern ist, daß der Fürst möglichst viel in eigener Person, möglichst wenig durch Andere raube. Sonst nämlich kommt der Raub nach dem Zoll, den er beim Durchpassiren durch viele Hände hat entrichten müssen, „mager wie weitgereiste Häringe" in der fürstlichen Chatoulle an. Wie die ostindischen Krebse haben die Fürsten eine Riesenscheere zum Nehmen und eine Zwergscheere, den Fang an den Mund zu bringen. Hat er von seinen Unterthanen etwas entliehen, so braucht er keinen Heller zurückzuzahlen. Denn erstens ist kein Gesandter verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen, dieser aber ist nur der Repräsentant des Fürsten, was also ihm zukommt, muß doch erst recht dem Vorbilde gestattet sein. Zweitens ist ja der Fürst der Inbegriff des Staates; leiht er nun von einem Staatsangehörigen, so leiht er sich selbst; sich selbst aber wieder zu bezahlen, wäre lächerlich. Drittens kann sich sogar der Aermste „Anstandsbriefe oder Moratorien" vom Fürsten verschaffen; soll nun der Fürst sich selbst nicht geben dürfen, was er nicht dem geringsten der Unterthanen verweigert? Fragen wir schließlich, wie sich Jean Paul das Aeußere eines solchen Fürsten vorstellt, so antwortet er uns darauf im Titan. Er redet da von einem „flachen Schnitzwerk des schwammigen Gesichts, auf dem sich nichts ausdrückt als der ewige Mißmuth des Lebens-Verschwenders" und von „einigem reifen Grauwerk auf dem Kopfe und der unfruchtbaren Superfötation eines voluminösen Unterleibs". Vermöchten wir nur einmal, heißt es, einen Regenten *gesund* auf den Thron zu bringen, so hätten wir auch einen *guten* und Alles ginge vortrefflich.

Nicht minder ist Jean Paul gegen das Hofleben und die Höflinge erbittert. Er redet vom Samielwinde der Hofluft, vom Sklavenschiff der fürstlichen Arsenikhütte, dem Eisfelde des Hofes. Ein Hof ist ihm der geborne Norden des Geistes, der Hofmann aber „kühl, hell, fein, matt, satt, süß und schön", und die Araber können zu ihren 200 Namen, die sie für Schlange haben, noch einen 201ten hinzufügen, nämlich „Höfling". Hofleute können sich keinen schöneren Himmel denken als den Thronhimmel und keinen wichtigeren Tag als einen Courtag; sie sind in ihrem Leben weder Väter noch Mütter noch Gatten, sondern immer nur Hofleute. Sie haben Verstand ohne Grundsätze, Leidenschaften ohne Kräfte, Gefälligkeit ohne Liebe und satirisches Gefühl der Thorheiten ohne den Haß derselben. Bei kleinen Stößen zwar ist ihre Ehre empfindlich, um so leichter aber verwindet sie große und ist, wenn nicht mit Worten, so doch mit Thaten ohne Nachtheil anzutasten. Alles Große und Vergangene wird von ihnen leicht, alles Geringfügige und Gegenwärtige bedeutend genommen, alles ist Sitte, nichts Pflicht, und das Land gilt ihnen soviel als ein Landgut, die Aemter als bloße Kronämter. Von Vertiefung und herzlicher Antheilnahme ist nichts zu finden; die Personen kommen und gehen und man kümmert sich ebenso wenig um ihre Schicksale wie ihre Talente. Anstand zwar und feinen Ton lernt man am Hofe, glücklich aber ist Jeder, der wieder in seiner Klause, und dort, umgeben von Büchern und gedenkend der gewaltigen republikanischen Helden, all jenen Tand verachtet und der Zuversicht lebt, daß die Herrschaft über seine Leidenschaften noch mehr gilt als die über seinen Körper. Eine größere Ehre kann daher einem hochverdienten Manne nach langen und treuen Diensten nicht erwiesen werden, als wenn ihm verboten wird, bei Hofe zu erscheinen.

Aehnliches gilt vom Leben in der großen Welt überhaupt. Es schleift alles Erhabene und Große im Menschen ab, grade

wie an Statuen und Leichensteinen das Wetter die erhabenen Theile zernagt. Den Namen Gottes meiden sie dort ebenso geflissentlich, wie die Juden den Jehovahs und sie behelfen sich mit Schicksal, Materie, Natur. Wie an großen gebratenen Fleischstücken das Innere noch roh, so auch bei ihnen die Mitte, nämlich das Herz. Sie lassen die Gesetze recht tief unten annageln, damit sie wohl dem gemeinen Volk, nicht aber ihnen selbst auf ihrer Höhe vor Augen seien. Die Natur selbst genießen sie niemals, sondern immer nur ihre Abbilder, sei es in Opern oder Galerien oder Schauspielen. Die Früchte der Erkenntniß wachsen ihnen zum Fenster hinein; sie suchen im Brunnen der Erkenntniß immer nur ihr eigenes Bild; hinabzutauchen aber in die Tiefe des frischen, belebenden Wassers vermeiden sie aus Furcht vor Erkältung. Den Prinzen wird schon in den ersten Jahren anstatt eines Laufbandes ein Ordensband gereicht; die Großen aber erhalten erst später an ihre Röcke Silbersterne ähnlich den Blechen an Botenröcken oder den Bleistücken an Tuchballen, damit man erkenne, „was am Bettel ist". Wenn Frauen höherer Stände eine tiefere und zartere Liebe kennen lernen wollen als die frivole und leichtsinnige der Weltleute, so finden sie diese nur in den mittleren Ständen. Die Ehen der Großen lassen sich vortrefflich mit Blumen vergleichen. Auch die Großen bedecken, wie die Kinder Floras, ihre Liebe mit nichts; auch sie gatten sich ohne sich zu kennen oder zu lieben; wie Blumen sorgen sie nicht für ihre Kinder, sondern brüten die Nachkommen mit der Theilnahme eines ägyptischen Brutofens aus. Gleich jungen Autoren lassen sie ihre Ebenbilder anonym oder pseudonym erscheinen; sie erkennen selbst ihre Kostbarkeit und die Nothwendigkeit der Bürgerlichen dadurch an, daß sie der Welt zuerst fast nur Bürgerliche schenken; sie machen lieber zehn Arbeiter als eine Arbeit, denn sie lieben sich und den Staat.

Wie ganz anders lautet die Schilderung, die uns Jean Paul vom Volk, von den Armen, Unterdrückten und Gefallenen entwirft!

Er bedauert das arme Volk, daß man es überall da zuziehe, wo Lasten und Leiden zu tragen, überall da ausschließe, wo kostbare Güter wie Freiheit oder Bildung vertheilt werden. Der Geist kann sich unmöglich dem Lichte und Edlen zuwenden, der „keinen größeren Cirkel von Ideen kennt als den seines Spinnrades und keine andern Radien als die der Waise, und der hungernd keine andere Lust hat als die Eßlust". So lange „das unterste Stockwerk des Staates noch ein Raspelhaus voll Arbeitsstuben ohne Ruhebänke" bleibt, so lange ist jegliche Cultur und Alles, was man sonst dem Volke zuwendet, ohne Werth. Jean Paul bedauert insbesondere die Kinder der Armen, die, von Natur feurig und lebhaft, an ihre Arbeit gebannt sind und hungrig und müde und bleich ihre Tage vertrauern, und doch wären grade sie am leichtesten glücklich zu machen. Er liebt innig all die gemarterten Brüder, die, vom traurigen Schicksal verfolgt, „mit ihren Wunden und Thränen müde neben einander stehen, einander umfassen, einander beklagen und einander begraben". Er wendet sich an die Verkannten und wenig Geachteten, an die in den Schreibstuben und Schulstuben, an die sich opfernden Mütter, und er ermahnt sie, nicht zu zagen vor den Helden, deren Namen in der Geschichte fortleben. Denn nicht blos auf dem Schlachtfelde, auch auf dem Kampfplatz der Tugend und der Wahrheit müssen erst Tausende fallen, deren Namen dahinschwindet, ehe Einem die Palme gereicht wird. Zwischen vier Pfählen werden die größten Heldenthaten verübt, und wenn die Geschichte nicht blos die Opfer des männlichen Geschlechts aufzeichnete, wenn sie nicht immer nur die nennen wollte, die irgendwie, sei es als Engel, sei es als Teufel, über das Gewöhnliche hinausragten, so würden ihre Annalen um Vieles wahrer, reicher und schöner sein. Die höheren Stände sind anspruchsvoll in ihren Freuden, sie verlangen gar Vieles und Mancherlei zu ihrem Glück; die niederen dagegen sind mit wenig zufrieden und wie die unterm Strohdach Wohnenden die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters leichter ertragen, so sind sie auch mehr gegen die Leiden des Lebens gerüstet und wissen besser seine Freuden zu ertragen. In seinem Siebenkäs will Jean Paul vor Allem den Frohsinn in der Armuth schildern; für ihn selbst hat die Zeit, wo er am ärmsten war, in seiner Erinnerung einen unaussprechlichen Reiz. Ihm ist zwar ein jedes freudigklopfende Herz lieb und werth, am liebsten aber versetzt er sich in eins „hinter Sackleinwand", grade wie der Victor seines Hesperus mit Vorliebe zu Fuhrleuten, Matrosen u. dgl. herabsteigt; ohne Argwohn und ohne Arglist erscheinen ihm jubelnde Plebejer und nichts ist erfreulicher und inniger als die in Ehren errungene Lustbarkeit eines emsigen, gutmüthigen Volkes.

Auch den Dienenden wendet sich Jean Paul zu. Er beschwört die vornehme Dame, ihre Dienerinnen doch wenigstens am Nachmittage des Sonntags aus ihrem Schlosse zu entlassen. Zu jeder andern Zeit werden sie ruhig und willig Alles thun, was ihnen aufgetragen; grade am Sonntage aber, der ihnen die ganze Woche hindurch gewinkt, glauben sie auch einmal für sich selbst eine Freude beanspruchen zu dürfen, und sie gedenken dabei ihrer Jugend, wie sie am Sonntage im Kreise der Gespielinnen, frei vom Zwange der Schule, geschmückt und jubelnd auf grünender Wiese sich tummelten. Mit Wehmuth erfüllt es Jean Paul, wenn er sieht, wie eine Magd oder ein Handwerker mitten in schwerer Arbeit daran denken, daß sie eigentlich heute ihren Geburtstag feiern müßten, wie sie aber bis spät in den Abend hinein fortzuarbeiten gezwungen sind. Am ergreifendsten ist seine Leichenrede auf die Jubelmagd Regina Tanzberger. Da faßt ihn denn wieder sein altes Mitleid mit bejahrten Dienstboten, welche „unentfesselt mit dem schweren Dienstblock an den alten Füßen in die Grube einsteigen". Hart ist es, sein Leben hindurch, einen Tag wie den andern, immer nur einem fremden Willen zu gehorchen und höchstens im Traume sich frei zu erscheinen. Die Abendmahlsfeier gehört zu ihren höchsten Freudentagen, denn da hat doch der Hungrigste ein und denselben Tisch mit dem Reichsten gemein und er kann sich an einem Brod und einem Wein begeistern, auf die keinerlei Steuern gelegt worden sind. Wenn Jean Paul ein gefallenes Mädchen sieht, so denkt er dabei zunächst an die Schuld, welche die Verführer auf sich geladen, und will die Thränen nicht gezählt wissen, die unser Geschlecht aus dem weiblichen Auge gepreßt hat. Er will von den Seufzern und Qualen nicht reden, unter denen die Freudenmädchen verscheiden; er bedauert auf das Tiefste das sanfte und treue, aber schwache Geschlecht, welches der Liebe mehr als der Vernunft gehorcht und dem unbegrenzte Achtung für ein Geschlecht, das sie nicht schont, eingeboren ist. Je mehr sie sich uns zu Liebe schmücken und bilden, um so bereitwilliger sind wir, sie aus ihrem Paradiese zu vertreiben, und um so mehr vereinigt sich Alles zu einem Walde von Giftbäumen, unter denen sie sterben sollen.

Wir könnten noch so Manches zu dem Bisherigen hinzufügen, insbesondere auch von Jean Pauls Ansichten über die französische Revolution sprechen; allein der Nachweis, wie wenig Gervinus im Recht gewesen, wenn er die Humoristen für harmlose, sich nur um Stadtklatsch kümmernde Originale erklärt, die im günstigsten Falle für unschädliche Reformen plaidiren, wird, denke ich, ausreichend geführt sein.

Jean Paul ist mächtig vom Wehen des neuen Geistes, der am Ende des vorigen Jahrhunderts über Europa gekommen, ergriffen; mit jugendlicher Begeisterung stürmt er gegen das Bestehende und schwingt muthig das Banner der Freiheit und Menschenliebe. „Ein Donnergott," so feiert ihn Börne, „ist er, wenn er zürnt, eine blutige Geißel, wenn er straft;" er ist aber auch der Sänger der Armen, „und wo Betrübte weinen, da vernimmt man die süßen Töne seiner Harfe." Nur Wenige sind mit größerem Recht zu den genialen Vertretern unserer Sturm- und Drangperiode zu rechnen als Jean Paul; wäre Jean Paul im Stande gewesen, was in ihm wogte und wühlte, zu künstlerisch vollendeten Gebilden zu verklären, wir würden in ihm, denn sein Feuer ist lodernder, sein Haß glühender und inniger seine Liebe, einen noch treueren und gewaltigeren Repräsentanten seiner Zeit erblicken als in dem Unsterblichen, der die Räuber und Kabale und Liebe gedichtet. Oft zwar können wir das

Lächeln nicht zurückhalten, wenn wir sehen, wie schwarz Jean Paul die Fürsten und Alles, was mit ihnen im Zusammenhang, malt; sein Grimm gegen die Tyrannen ist oft komisch, denn wären sie wirklich so schlimm, so hätten die Unterthanen, welche willig die Knechtschaft ertrugen, kein besseres Loos verdient. Allein malt denn Schiller weniger schwarz? ist nicht in tyrannos seine Devise? hat es etwa jemals Menschen wie Franz oder den Präsidenten gegeben? Es war eben eine Zeit der Extreme: von ruhiger Fortentwickelung, von Vermittelung wollten die Feuergeister nichts wissen.

Und doch hat sich Jean Paul selbst fortentwickelt. Gervinus behauptet zwar wiederholt, er sei geblieben, wie er einmal in seiner Jugend geworden; seit der ausgezeichneten Arbeit von Planck aber wird wohl Niemand mehr wagen, sich auf jenen Satz von Gervinus zu stützen. Die inbrünstigste Menschenliebe zwar hat sich in Jean Paul niemals geändert, wohl aber kam er in seiner zweiten Periode zu einer ruhigeren Betrachtung der Weltlage. Er hat seinen Haß gegen Adel und Fürsten aufgegeben und ist seiner Nation fortan ein treuer Berather und besonnener Rufer im Streite geworden. Ich erinnere nur an seine Begeisterung für Friedrich den Einzigen, an seine „Dämmerungen" und „Friedenspredigten", an seine Schriften gegen die Censur, an seine energischen Forderungen eines constitutionellen Regiments, vor Allem aber an die wahrhaft klassischen, von Ernst Förster herausgegebenen „Politischen Nachklänge". Doch wie stimmt es, könnte man zuletzt noch einwenden, zu den in seiner Jugend ausgesprochenen Ansichten, daß Jean Paul sich von so vielen der deutschen Höfe mit den ausgesuchtesten Huldigungen aufnehmen ließ, daß er nicht den Verkehr mit den Großen dieser Erde als einen ihn herabwürdigenden Servilismus ansah? Endgültig kann diese Frage natürlich nur durch eine Darlegung der Art, wie Jean Paul dort verkehrte, entschieden werden; hier wird es genügen, auf einige seiner eigenen Aussprüche hinzuweisen. Bereits im Hesperus hat er auf das Schärfste die Fürstinnen von den Fürsten geschieden. „Seid weich," sagt er, „und erweitert nicht Fürstenhaß zu Fürstinnenhaß! Soll uns ein gebeugtes weibliches Haupt nicht rühren, weil es sich auf einen Tisch von Mahagony stützt, und große Thränen nicht, weil sie in Seide fallen?" Anderwärts ferner lesen wir, daß er in die Nester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die dort, wie bei den Raubvögeln, größer seien als die Männer. An Otto endlich schreibt er: „In der großen Welt veracht' ich die Männer und ihre freudenlosen Freuden, aber ich achte die Frauen."

Paul Nerrlich.

Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur.

Es ist in holländischen Zeitschriften für Literatur öfter die Frage erörtert worden, weshalb doch die niederländischen literarischen Erzeugnisse sich fortwährend in Deutschland einer so geringen Bekanntheit und Anerkennung erfreuen mögen. Um noch von Shakespeare'schen Dramen, von Don Quixote, von Dantes Comoedie und anderen als Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu betrachtenden Geistesprodukten zu schweigen, was ist in der englischen, der französischen, der dänischen, der schwedischen, und sogar in der russischen Literatur Großes und Treffliches geleistet, das nicht in Deutschland volle Anerkennung gefunden hat, nicht allgemein gelesen und bewundert wird? Indessen was Holland neben solchen Dichtungen als Ebenbürtiges aufzuweisen hat, das bleibt dem Deutschen entweder völlig unbekannt oder wird von ihm im Allgemeinen mit sehr wenig Interesse oder sogar mit Geringschätzung aufgenommen. Als Grund für diesen Umstand hat man mehrmals angegeben, die niederländische Literatur trage einen zu speciell nationalen Charakter, sie enthalte zu Vieles, das im Auslande keinen oder doch nur geringen Anklang finden könnte. Befriedigend ist aber eine solche Lösung der Frage keineswegs; denn wären wirklich (was nicht der Fall) alle von holländischen Dichtern behandelten Stoffe auch noch so ausgeprägt national, würde das dennoch etwa den Mangel an Interesse bei den deutschen Stammesbrüdern erklären können? Werden doch ein Scott, ein Turgenjew, ein Jokai, ein Daudet und andere Schriftsteller, denen man eine speciell nationale Färbung schwerlich absprechen kann, in Deutschland nicht nur gelesen, sondern sogar mit einem gewissen Heißhunger verschlungen. Und ist es nicht gerade im Gegentheil das Außergewöhnliche, die Schilderung unbekannter Verhältnisse und Zustände, welche den Leser reizt, ja ihn sogar über Manches, was ihm bei der Behandlung rein deutscher Stoffe anstößig sein würde, gelinder, bisweilen zu gelinde urtheilen läßt?

Sehen wir uns also nach einer anderen und wahrscheinlicheren Erklärung dieser Zurücksetzung der niederländischen Dichtungen um. Wie manchem Holländer, der sich ins Ausland begibt, sehr wenig daran zu liegen scheint, welchen Eindruck er auf seine neue Umgebung macht (bestreben sich doch sogar Einzelne, vielleicht in Nachahmung der Söhne Albions auf dem „continent", mit ihrem vielen Gelde in der Tasche, den dünkelhaften und anspruchsvollen Nabob zu machen und sich einen Anstrich von Ungenießbarkeit und Philisterhaftigkeit zu geben, der in Wirklichkeit dem holländischen Charakter nicht eigen ist), so scheint es ihm auch im Allgemeinen ziemlich gleichgültig zu sein, welche Meinung der Ausländer über seine Literatur hegt. Denn was ist von Holland aus zur Förderung einer gründlichen Kenntniß seiner poetischen Leistungen in Deutschland geschehen? Wenig oder bald gar nichts; ein Aufsatz über niederländische Literatur im „Ausland" (1834, Nr 32), ein paar Artikel gleichen Inhalts in „Conversationslexiken" und ein paar mehr oder weniger gelungene Uebersetzungen niederländischer Dichtungen, — das ist Alles, wozu der Holländer sich bis jetzt hat hergeben wollen, um dem Deutschen etwas von seinen Literaturschätzen oder darüber mitzutheilen. Sollte also einer oder der andere der germanischen Brüder den Wunsch hegen, daß der Gesichtskreis seiner Landsleute auch nach der Richtung hin mehr erweitert würde, dann mußte er nur selber dafür sorgen und durch Uebersetzungen oder literarische Skizzen seinen Zweck zu erreichen suchen. Was aber war die nothwendige Folge dieses Umstandes? Natürlich, daß bei der wegen Mangels der Hülfsmittel dem Ausländer sich darbietenden Schwierigkeit, recht gründlich in die Sprache des Holländers, also auch in das Wesen von dessen Literatur einzudringen, in mancher Uebersetzung viel Charakteristisches und viel Schönes des Originals verloren ging, somit gerade die Vorzüge der ursprünglichen Dichtung dem deutschen Leser öfter unbekannt blieben. Und daher wahrscheinlich das vielseitig in Deutschland verbreitete entweder oberflächliche oder falsche Urtheil über die niederländischen dichterischen Leistungen; daher, daß manch' treffliches Geistesprodukt holländischer Autoren im Auslande nicht zu der demselben gebührenden Anerkennung gelangte, und daß sogar der kleinen Zahl der besseren Uebersetzungen so geringe Beachtung zu Theil wurde. So viel Dank demnach den Deutschen, welche sich der schwierigen Aufgabe einer Uebertragung aus dem Holländischen unterzogen haben, gezollt werden muß, so kann doch nicht verhehlt werden, daß die meisten dieser Schriftsteller nur zur Verbreitung der holländischen Kunstschätze, nicht aber zur Beförderung eines gründlichen ästhetischen Urtheils über dieselben beigetragen haben. Ja, daß diesen Schriftstellern selber bisweilen Flüchtigkeit in der Kritik nicht fremd ist, mußte der Verfasser dieses Artikels leider bei der Lecture eines Artikels dieser Zeitschrift erfahren. In der Uebersicht nämlich, welche daselbst (in Nr. 38 des 14. Bandes) von Adolf Glaser, dem fleißigen Uebersetzer manches holländischen Romans, von der neueren niederländischen Literatur gegeben wurde, findet sich neben vielen richtigen und trefflichen Bemerkungen, andrerseits wieder Einiges, das von einer einseitigen und mangelhaften Auffassung zeugt, auf welche eine Entgegnung von holländischer Seite her recht dringend geboten scheint. Diese Entgegnung soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Mit Recht hat Glaser erkannt, daß die große Bedeutung der neueren holländischen Literatur nicht so sehr in der Lyrik, als vielmehr in der Epik, und zwar im historischen und ethischen

Roman zu suchen ist. Daher wahrscheinlich die Nichterwähnung des Da Costa, des Dichters von Gottes Gnaden, der in seinen lyrischen Zeitgedichten („Wachter wat is er van de nacht?“ „De chaos en het licht“, u. s. w.), vom idealen Standpunkte aus die politischen Verhältnisse der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts betrachtend, mit einer orientalischen Gluth, mit innigem und reinem Gefühl und mit einem gewissen prophetischen Blicke seinen Erwartungen und Befürchtungen für die Zukunft Europas und der civilisirten Welt Ausdruck gibt (vgl. u. A. im Gedichte „Parijs“ die Schilderung der schon in den zwanziger Jahren gewissermaßen geweissagten Schicksale dieser Stadt, im Jahre 1871); daher wohl die Nichtbeachtung des lieblichen, für das Wahre und Schöne begeisterten De Génestet, des rüstigen und poetischen Streiters für die von aller Dogmatik befreite Religion und für die Entwickelung des dem Menschen innewohnenden Göttlichen; daher auch wohl das Stillschweigen, womit der jetzt in voller Blüthe stehende Schaepman übergangen wird (der in Folge einer leidlichen Uebertragung eines seiner Gedichte, u. d. Titel „Die Zeit und ihr König“, Dortmund bei Gebr. Lensing, den Deutschen wenigstens einigermaßen bekannt sein kann), der Schaepman, der obgleich rein katholisch in seinen religiösen und politischen Ansichten, dennoch durch seine poetisch erhabenen und idealen, frischen und klaren Gedanken auch den auf freierem Standpunkte stehenden Leser, wenn dieser nur vorurtheilsfrei genießen kann und will, unwillkürlich anzieht und entzückt, und als schlagender Beweis kann gelten für die Unwahrheit der von Glaser ausgesprochenen Meinung, als hätte mit Van Lennep die Reihe der bedeutungsvollen Dichter Hollands ein Ende genommen; daher auch wohl... Doch es liegt nicht in unserm Plane, hier ein Verzeichniß der erwähnungswerthen und von Glaser vernachlässigten niederländischen Schöngeister zu geben; nur die von diesem Kritiker behandelten, zugleich theilweise durch Uebersetzungen dem deutschen Publicum zugänglichen Autoren sollen hier noch einmal die Revue passiren; es bleibe uns eine eingehende Besprechung von Hollands neuerer Literatur für einen anderen Aufsatz vorbehalten.

Der erste und bis jetzt größte niederländische Romandichter ist ohne Zweifel der eben genannte Van Lennep, von dessen historischen Romanen einzelne: „Die Rose von Dekama“, „Die Abenteuer Ferdinand Huycks“, „Der Klosterzögling“, „Das elfte Jahrhundert“ auch in deutscher Sprache (bei Mayer in Aachen), vorliegen. Ihm spendet Glaser das ihm gebührende Lob, leider aber ohne dieses, wie doch erwünscht oder nothwendig gewesen wäre, gehörig zu begründen. Gehen wir deshalb etwas näher auf dieses Autors Leistungen ein. Unter allen Gattungen der literarischen Kunst gibt es wohl kaum eine, welche größere Anforderungen an den Dichter stellt wie der geschichtliche Roman, Anforderungen, deren Gewicht auch dem Schöpfer dieses Genres vollkommen klar gewesen sein mögen; hätte dieser doch sonst in einer Zeit, wo er als Poet schon gefeiert wurde, als Alterthumsforscher schon rühmlichst bekannt war, seine Vaterschaft des „Waverley“ nicht so lange im geheimnißvollen Dunkel gehalten. Zugleich Gelehrter und Dichter, muß der historische Romantiker sich in ersterer Qualität einem sorgfältigen Studium der Geschichte und des Alterthums widmen, tief in den Geist der zu schildernden Periode eindringen, um dann in der zweiten Eigenschaft mit Hülfe seiner Phantasie und poetischen Schöpfungsgabe auf dem historischen Hintergrund seine dramatischen Personen, deren Charaktere, die Schicksale seiner Helden zu schaffen. Bei ihm darf weder der Historiker auf den Vordergrund treten, damit die Zustände nicht, anstatt geschildert, beschrieben werden, noch darf sich wieder der Dichter zu viel hervorthun, damit nicht, durch zu freie Entwickelung der Phantasie, die Schilderung die Gefahr laufe, eine ungetreue und unwahre zu werden; es muß sich bei ihm aus den zweien, schon ohnehin selten in einer Person vereinigten Begabungen, eine glückliche Amalgame bilden, welche ihn befähigt, durch die epische Darstellung interessanter Schicksale das Wesen der alten Zeit in seine Dichtung hineinzuzaubern, den Leser durch die vorgeführte Handlung selber in die Eigenthümlichkeiten, Ansichten, Sitten und Meinungen einer bestimmten Epoche einzuweihen und ihn gewissermaßen in die Cultur einer alten Welt sich hineinleben zu lassen. Und diese schwierige Aufgabe hat Van Lennep trotz eines Scott gelöst; zwar steht er bisweilen in der Gründlichkeit der Schilderung, in der Entwickelung des Pathos seiner Helden und der Schöpfung erhabener Figuren, seinem englischen Vorbilde nach, doch übertrifft er dieses in der Plastik und der Gluth seiner Schilderung, in der fesselnden Erzählung und im sprudelnden Humor; in der Zeichnung der Charaktere aber, in der Schlichtheit der Darstellung und in der Begabung, eine vergangene Zeit für die Phantasie wieder aufleben zu lassen, stellt er sich als ebenbürtiger Heros dem genialen Schotten zur Seite. Besonders der „Ferdinand Huyck“ bietet uns die Gelegenheit, die besagten Talente Van Lenneps zu erkennen und zu bewundern; wer diese dichterische Leistung liest, wird nicht nur zugeben müssen, daß ihm bei der Lecture, die in vielen Hinsichten so merkwürdige und eigenthümliche Periode des Hollands des 18. Jahrh. vorgezaubert wird, sondern auch, daß die Erzählung ihm ein Gesammtbild der geschilderten Epoche gibt, klarer und freier, wie dies Scott in je einen seiner Romane gethan hat. Indeß wird Van Lennep zu großer Breite und Behaglichkeit in der Erzählung, ja sogar der Geschwätzigkeit beschuldigt, ein Vorwurf, den man auch mehrmals Walter Scott gemacht hat und welcher doch unserer Ansicht nach bei letzterem viel mehr gilt wie beim ersteren; denn ist auch bisweilen beim Van Lennep etwas Weitschweifigkeit nicht in Abrede zu stellen, niemals erreicht dieselbe derartige Dimensionen wie z. B. in Scotts „Antiquary“. In den meisten Fällen aber, wo man anfänglich geneigt wäre, die vom holländischen Autor eingefügten Dialoge als nicht unbedingt für die Entwickelung der vorgeführten Geschichte erforderlich anzusehen, muß man bei gründlicherem Nachdenken erkennen, daß dieselben wesentlich zur Charakteristik der Personen und Umstände beitragen und als für die klare Zeichnung des Culturlebens unentbehrliche Elemente der Erzählung zu betrachten sind.

Nach Van Lennep ist, wegen ihrer Leistungen im historischen Roman, die auch von Glaser erwähnte Frau Bosboom-Toussaint zu nennen; sie ist eine bis jetzt in Deutschland noch völlig unbekannte Dichterin, denn so viel dem Verfasser dieses Artikels bekannt, hat sich noch Niemand der Mühe einer Uebersetzung eines ihrer zahlreichen, literarischen Erzeugnisse unterzogen. (Glaser erwähnt nur eines Romans, „Het huis Lauernesse“; doch gibt es deren, einzelne kleinere von mehr novellistischem Charakter nicht mitgerechnet, ungefähr einige zwanzig.) Obgleich diese Schriftstellerin indessen durch ihr staunenswerthes Studium der Geschichte uns immer zur Bewunderung zwingt (ihre Romane spielen in verschiedenen Epochen der Geschichte Hollands, Englands, Spaniens, Italiens, Burgunds, Belgiens), obgleich sie sich manchmal durch eine feine und treffende Charakteristik auszeichnet, obgleich es ihren Helden manchmal nicht an hinreißendem Pathos gebricht, so steht sie doch in ästhetischer Hinsicht bedeutend dem V. Lennep nach; es fehlt ihr das Talent der geläufigen Erzählung und überhaupt die richtige Amalgame des Gelehrten und des Epikers; ihre Schilderung der Personen, Verhältnisse ꝛc., anstatt sich mit der epischen Darstellung zu einem schönen Ganzen zu vereinigen, ist gewissermaßen als Einleitung oder Erklärung der Erzählung zugefügt und wird demzufolge manchmal zur reinen Beschreibung; sie gefällt sich nur zu oft in einer Absonderlichkeit sowohl der Behandlung des Stoffes als der Form, welche bisweilen sogar zur Manierirtheit entartet. Doch verdienen ein paar ihrer dichterischen Schöpfungen, in welchen die hier angedeuteten Mängel nicht so scharf wie in den anderen hervortreten, wegen der oben erwähnten Vorzüge eine größere Bekanntheit im Auslande; eine Uebersetzung der „Huis Lauernesse“, des „Graaf Pepoli“, besonders aber der Dilogie „Princes Orsini“ und „Diana“ würde sich ohne Bedenken lohnen und manchem deutschen Leser eine genußreiche Stunde bereiten.

Wie Ebers in seiner „Königstochter“ und „Uarda“ versucht hat, das alte Pharaonenreich vor unserer Phantasie wieder aufleben zu lassen, wie es ihm in seinem „Homo sum“ wirklich gelungen ist, uns durch epische Darstellung in die Welt der ägyp-

tischen Anachoreten einzuführen, so schilderte der gelehrte Holländer Limburg Brouwer in seinem „Akbar" ein Sitten- und Culturbild Indiens unter der glänzenden Regierung des mongolischen Herrschers dieses Namens, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihn übertrifft der ägyptologische Dichter zwar in künstlerischer Hinsicht durch die phantasiereichere Epik und die Plastik der Erzählung, gewiß aber nicht durch die größere Gediegenheit der Schilderung; jedenfalls aber kann jeder gebildete Deutsche Limburg Brouwers Buch, das vor kurzem in ausgezeichneter Uebersetzung (von Frau Lina Schneider, bei Killinger in Leipzig) erschienen ist, mit Zuversicht zur Hand nehmen; es wird ihm die feine und geistvolle Dichtung keinen geringen Genuß gewähren, auch dann, wenn er vielleicht kein Interesse für die Zustände der holländischen Colonien hegen möchte; denn die im „Akbar" geschilderten Ereignisse spielen nicht, wie die oberflächliche Besprechung des Romans in einer gewissen deutschen Monatsschrift vermuthen lassen könnte, in den niederländischen Besitzungen, sondern auf dem indischen Festlande.

Wenn Glaser ferner in seinem Aufsatze, über den holländischen Sittenroman sprechend, in demselben, im Gegensatz zu dem „süßen Schauer seliger Ahnungen und romantischer Unergründlichkeit" deutscher Dichtungen, „eine klare Anschauung, reiche Menschenkenntniß und gesunde Moral" aufmerkt, wenn er darin „eine überraschende Aehnlichkeit der dem Leben abgelauschten typischen Gestalten, sowie eine humoristische Schilderung gesellschaftlicher Gebräuche und eine sittliche Grundfärbung" findet, so bekundet er, man muß es ohne Bedenken eingestehen, einen scharfen und klaren Einblick in den speciellen Charakter der ethischen Romanliteratur der Holländer. Wozu aber dann die Vergleichung der niederländischen in dieser Kunstgattung sich bewegenden Romanschriftsteller und Novellisten mit einem Paul de Kock? Was haben jene germanischen, öfters fein humoristischen und bald immer mit richtigem Takte und ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit idealisirenden Autoren mit diesem französischen, realistischen und manchmal widerwärtigen Verfasser von Geschichtchen aus der „Chronique scandaleuse" gemein? Gott sei Dank, nichts wie das Talent, das von dem Einen gemißbraucht, von den Anderen zu edlen Leistungen verwandt wird.

Was die ästhetische Kritik der einzelnen Schriftsteller betrifft, auch darin darf man in vielen Hinsichten der von Glaser geäußerten Meinung beipflichten. Seine Bemerkungen über Beets' „Camera Obscura". (eine Geschichte aus dieser Novellen- und Skizzensammlung erschien in Reelams Universalbibliothek unter dem Titel „Die Familie Kegge"), über Kellers und Ten Brinks ethisch-romantische Leistungen sind, wenn auch sehr kurz gehalten, dennoch durchaus richtig und wahr; mit Recht wird in diesen Werken das Gute und Anziehende anerkannt. Schade nur, daß die durch Uebersetzungen oder Nacherzählungen dem deutschen Publicum unter die Augen gebrachten Romane der beiden letzteren Autoren den Werth der Originale nicht immer nach Gebühr zu Tage treten lassen, weil ja öfters, in Folge einer willkürlichen Fortlassung vieler für den Verlauf der Geschichte gerade nicht unbedingt nothwendigen Elemente, mancher interessante Zug, manche im ethischen Roman unentbehrliche Schilderung des innern und geistigen Lebens verloren gegangen ist. Noch schlimmer aber ist solches der Fall in der großartigen, von Glaser „eine Perle ersten Ranges" genannten Dichtung des (schon vorher als historischen Romantiker erwähnten) Van Lennep, in welcher in kräftiger und fesselnder epischer Darstellung ein umfassendes Culturbild des Hollands der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts geschildert wird, im „Hänschen Siebenstern" (holl. „Klaasje Zevenster"); hat sich doch hier der Nacherzähler die Freiheit genommen, das Original nicht nur abzukürzen und zu mütiliren, sondern auch hier und da sogar umzugestalten und zwar dermaßen, daß der ursprüngliche Verfasser gewiß die deutsche Bearbeitung nicht gerne als sein Enkelkind hätte anerkennen mögen. Und was aus der ergreifenden und erschütternden Poesie des theilweise Tendenz-, theilweise Sittenromans Douwes Dekkers, aus dem „Max Havelaar" in der deutschen Uebersetzung geworden ist, davon hat der Leser der Gegenwart sich eine Vorstellung machen können durch die früher in dieser Zeitschrift erschienene Beurtheilung dieser Arbeit. Wenn ein Uebersetzer es z. B. fertig bringt, eine religiöse Familie als „ein Haus, wo dem Herrn servirt wird" zu bezeichnen, wie soll man dann erwarten, daß derselbe eine Arbeit zu liefern im Stande wäre, die auch nur im entferntesten eine richtige Vorstellung des Originals geben könnte.

Große Bewunderung zollt Glaser auch dem (in deutscher Uebersetzung bei Westermann erschienenen) Roman „Lideweide", der Leistung des sonst als Kritiker rühmlichst bekannten Busken Huet, sowie den (ebenfalls zum Theil in deutscher Bearbeitung vorhandenen) Romanen Cremers. Gegen diese Lobpreisungen aber muß entschieden Einsprache erhoben werden. „Lideweide", worin Busken Huet „mit kühner Hand der öffentlichen Tugendheuchelei den Krieg erklärt haben" soll, ist ein Machwerk, woraus die holländische Literatur nicht nur keinen Ruhm ernten kann, sondern dessen sie sich schämen muß. Was die Hauptsache betrifft, so besteht es aus Reminiscenzen an Novellen von Turgenjew und de Musset; daher die Schilderung in demselben von Zuständen, die vielleicht in Frankreich, nicht aber in Holland bestehen können, und von barbarischen Handlungen, die sich vielleicht ein Russe, schwerlich aber ein Holländer zu schulden kommen lassen würde. Eine verheirathete Frau, die durch ihre verführerischen Künste einen jungen Bräutigam in ihre Netze lockt, ihn seiner Braut abspenstig macht und zum Ehebruch verleitet, ein Cyniker, der alle idealen Neigungen und Bestrebungen als nichtig erachtet, mögen, wenn sie gleich dem idealen Künstler nicht das Thema zur Verwerthung seiner Talente abgeben dürfen, bisweilen auch unter Germanen, denen sonst eheliche Treue, Keuschheit und reine Liebe als das Höchste und Schönste gelten, als seltene Ausnahmen gefunden werden; ein Arzt aber, der gewissermaßen so'n bischen türkischen Pascha spielt, der in seiner Wohnung ein Zimmer speciell dazu eingerichtet hat, um die weiblichen Patienten, welche sich ihm anvertrauen, zu seinem bestialischen Willen zu bringen, und der diese schöne Praxis in freier Weise ausübt, ein dem gebildeten Stand angehörender Ehemann, der seine auf Ehebruch ertappte Frau Gemahlin, im tiefsten Negligé, aus dem Bette jagt und mit einer Peitsche durchhaut, das sind Gestalten, die nicht auf holländischem Boden, geschweige denn in einem holländischen Zustände schildernden Roman zu Hause gehören. Und wie soll man überhaupt das an Claurens Schriftstellerei erinnernde Wagniß eines Autors beurtheilen, der nicht nur solche Ungeheuerlichkeiten schildert, sondern auch seinen Realismus so weit treibt, daß er sich nicht scheut, uns das ehebrecherische Paar in dem Schlafzimmer der Buhlerin vorzuführen?

Und nun Cremer, der von Glaser als Romanschriftsteller zu hoch gestellt, hingegen aber in seiner wahren Bedeutung, als Autor novellistischer Skizzen, vernachlässigt ist. Wer sich in Deutschland von diesem Abgott des niederländischen Volkes eine klare Vorstellung machen will, der vergleiche ihn mit seinem Auerbach. Was dieser in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" und anderen dergleichen Skizzen geleistet, das hat jener in seinen „Betuwsche en Oberbetuwsche novellen" gethan.*) Wenn Auerbach dem Landvolke dessen innerste Gedanken abgelauscht hat, wenn er den geistigen, in der rohen Schale verborgenen Kern desselben aufdeckt, das einer weniger gebildeten Menschenklasse innewohnende Gefühlsleben, die in derselben wühlenden Leidenschaften in klaren Zügen schildert, wenn er die für den oberflächlichen Beschauer so wenig poetischen Gestalten mit feinem Takte zu idealisiren versteht, so thut das Cremer nicht im geringerem Maße oder mit geringerem Talent in den oben erwähnten kleinen Erzählungen, wo Bauern mit Bäuerinnen der Betuwe (einer Landschaft der Provinz Gelderland) die Hauptrolle spielen; auch durch Cremers Darstellungen gewinnt man das Landvolk lieb und bekommt man Interesse für die Naivetät des geistigen Lebens einer der städtischen Cultur ferner stehenden

*) Von einigen dieser Novellen gibt es von der Hand der Frau Lina Schneider eine ausgezeichnete Uebersetzung, welche aber leider bis jetzt dem Druck noch nicht übergeben ist.

Volksklasse. Zwar ist der holländische Novellist in seiner Idealisirung bisweilen auch in denselben leicht erklärlichen Fehler verfallen wie Auerbach hin und wieder, aber es gibt auch manche Erzählung von Cremer, wie „'t Pauweveerke", „Oan 't klein revierke", „Kruuzemuntje" u. s. w., worin von Gekünsteltheit keine Spur zu finden ist, wo nur Wahrheit und Natur in der Dichtung und der Schilderung vorherrschen. Wenn indessen Cremer das ihm von seiner besonderen Anlage angewiesene Feld verläßt, und anstatt ethischer Geschichten einen ethischen Roman schreiben, anstatt Skizzen ein großes Gemälde geben will, dann läßt ihn auch sein sonst so glückliches Talent im Stich; hier und da mag sich noch ein lieblicher Zug, ein oder das andere feine skizzenartige Detail vorfinden, es mag dem Autor das Unterhaltende seiner Erzählungsweise auch hier verbleiben, das Imponirende des Ganzen, die breite und umfassende Schilderung, das Pathos der Charaktere, ja überhaupt die kräftigen, für die Romanhelden unbedingt erforderlichen Gestalten sucht man bei ihm vergebens, und dies zwar in desto stärkerem Maße, je mehr, wie z. B. im „Dokter Helmond" (deutsch bei Westermann), „Hanna de Freule", eine gewisse Tendenz in den Vordergrund tritt, die den Autor manchmal die Anforderungen der Kunst aus den Augen verlieren läßt.

Atque haec hactenus als ein Versuch, in Deutschland ein richtigeres und weniger oberflächliches Urtheil über Hollands neuere Literatur Eingang finden zu lassen. Zwar wären außer den hier erwähnten noch verschiedene anerkennenswerthe belletristische Schriftsteller zu nennen; zwar wären bei einer Behandlung der neueren niederländischen Literatur Namen, wie Potgieter, Schimmel, Koetsveld, Ten Kate, Alberdingk Thijm u. s. w. nicht zu vergessen, doch wagt es der Verfasser dieses Artikels nicht, das Ziel, welches er sich selber von vorn herein gesteckt hat, zu überschreiten und die Geduld des deutschen Lesers noch weiter auf die Probe zu stellen, zumal doch eine Besprechung niederländischer Autoren nur dann ihren Nutzen haben kann, wenn dieselben, was bis jetzt mit den so eben Genannten noch nicht der Fall ist, dem deutschen Publicum noch nicht zugänglich geworden sind. Möge indessen bald die Zeit kommen, wo in Deutschland an die Stelle der ziemlich allgemein herrschenden Meinung, „die niederländische Literatur hätte nicht viel auf sich", die richtige Anerkennung der Dichtungen der germanischen Stammverwandten tritt. Wir Holländer, wir bewundern und lieben die deutschen Dichter; und solltet Ihr dann, Ihr Deutschen, nicht gegenseitig die niederländische Literatur anerkennen und würdigen! Am Willen jedenfalls wird es Euch nicht gebrechen; ist nur die Gelegenheit für Euch da, das geistige Leben Hollands kennen zu lernen, dann werdet Ihr bereit sein, auch in dieser Hinsicht das geistige Band, das Holland und Deutschland vereinigt und vereinigen muß, noch enger zu knüpfen. Wir, Thuiskons Nachkommen, wenn auch politisch getrennt und unvereinbar, wir sind eins im Geiste, in geistigen Neigungen, im idealen Streben und Wirken; und wie sich auch Verleumdung oder falsche gegenseitige Beurtheilung geberden, der gebildete Deutsche kann Hollands Cultur nicht verachten oder gering achten, ebenso wenig wie der gebildete Holländer das Auge für Deutschlands geistiges Leben schließen kann.

W. L. van Helten.

General Dumouriez.*)

Es kann unserer Ansicht nach in vieler Beziehung nur fördernd wirken, wenn in einer Zeit, in der militärisches und Volksleben sich so enge berühren wie in der unseren, auch Berufssoldaten sich des historischen Stoffes bemächtigen. Es erschließen sich dem militärischen Forscher, der durch den unmittelbarsten täglichen Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung und durch die vielfachen socialen Erfahrungen, die er während der Kriege unter den halb gesetzlosen Zuständen der occupirten feindlichen Lande sammeln konnte, eine Menge charakteristischer Züge der menschlichen Natur und der Massen, welche dem gelehrten Sammler und dem vielleicht viel kenntnißreicheren Historiographen häufig verborgen bleiben. Wer nicht selbst von den Wogen socialer Stürme direct umweht wurde, nicht selbst den Einfluß der menschlichen Autorität bei mehr oder minder gefährlichen Bewegungen hat abmessen können, überschätzt oft einerseits die Strömungen der öffentlichen Meinung, der Volkserregungen und Massenbewegungen, und verlangt anderseits nicht selten zu viel von der Einwirkung einer charaktervollen Persönlichkeit.

Auch schon aus diesem Grunde meinen wir, daß die Geschichtschreibung, durch die vom Major von Boguslawski uns vorgelegte Lebensbeschreibung eines nicht nur militärisch, auch politisch bedeutungsvollen Mannes, um ein achtungswerthes Werk reicher geworden ist. Den nicht militärischen Lesern der „Gegenwart" sei bemerkt, daß der Verfasser sich schon durch hervorragendste militärische Werke einen geachteten Namen erworben, auch in pseudonymen politischen Broschüren und Novellen sich bemerkbar gemacht hat.

In dem vorliegenden Werke will der Verfasser nicht ein militärisches oder politisches Ideal aufstellen, dem etwa die strebsame Jugend nachzueifern sich bemühen soll, keinen Helden zeichnen, der wie ein „Fels im Meere" in den Brandungen der Revolutionen unverrückt seinen Platz behauptet, auch keinen Märtyrer uns vorführen, der, über seine Zeit hinausragend, mit seinem Schicksale eine Idee der Menschheit besiegelt; sondern er gibt das lebenswarme Bild eines Mannes, der mit allen glänzenden und hervorragenden Eigenschaften eines Alcibiades ausgestattet, sich willig hin- und herwerfen läßt von den kreisenden Strudeln, der, tapfer als Soldat, energisch als Organisator, gewandt als Politiker und bezaubernd als Gesellschafter, mit kühner Hand hineingreift in die kleinen und großen Bewegungen seiner Zeit, und der dennoch, obgleich Ehrgeiz und Thatendurst die Hauptmotive seiner Handlungen bilden, wieder einen edlen Kern zeigt, in welchem die Gesinnung das Uebergewicht behält über die Gelegenheit zur Selbsterhebung. So weit auch sein Gewissen ist, so sucht Dumouriez doch nicht à tout prix eine Rolle zu spielen, und so weit sein Herz auch dehnbar scheint, so schlägt es dennoch treu für den Gegenstand seiner ersten Liebe, obgleich die Braut verblüht und durch Krankheit entstellt war. Solch ein halb tugendhafter, halb egoistischer Held, der überall die Improvisation liebt, der in allen Phasen des merkwürdigsten Zeitabschnittes der neueren Geschichte theils schob, theils geschoben wurde und der fast alle Färbungen jenes chamäleonartig sich wandelnden politischen Treibens, bald heuchlerisch, bald aus innerer Ueberzeugung, in seine Anschauungen aufnahm, ist wie geschaffen dazu, um eine Zeitperiode in seinem eigenen Dasein widerzuspiegeln.

Sohn eines Kriegscommissarius von niederem Adel, nahm er theils als Beamter, theils als Cavallerieoffizier mit Bravour an den unrühmlichen Thaten des siebenjährigen Krieges Theil, schon damals für seinen Gegner, den großen Friedrich, schwärmend. Bei der Reduction des französischen Heeres brodlos geworden, suchte er seinen brennenden Ehrgeiz durch Thaten im Auslande zu stillen; bald sehen wir ihn deshalb in Spanien und bald in Corsika, in Italien und Portugal, aber nicht nur kämpfen, sondern auch nach politischem Einfluß streben. Manchmal ist er vorlaut, niemals aber unbedeutend, oft mißlingen seine Pläne, immer aber bringt sein eiserner Fleiß kostbare Schätze der Erfahrung mit nach Hause.

Bereichert durch das Erstrebte und Erlebte, aus dem reichen Strome frischer Ereignisse nach Paris zurückkehrend, wirkte die Fäulniß der herrschenden Zustände, bange Ahnungen erweckend, auf ihn ein; besonders aber erregte seinen Widerwillen der Anblick des weichlichen Königs, der mit dem Hute in der Hand am Wagenschlage der einstigen Cocotte Dubarry haltend, die

*) Das Leben des Generals Dumouriez von A. von Boguslawski, Major und Bataillons-Commandeur im 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6. Erster Band. Berlin 1879, Fr. Luckhardt.

Parade abnahm. Mit Schmerz sah Dumouriez das Herabsinken des militärischen Geistes in der Armee; sie war eine Sinecure für Hofschranzen geworden, ja in ihr schwangen sogar zehn- und zwölfjährige Obersten ihr kindisches Scepter über das wahre Verdienst; jeder verständige Staatsmann und Soldat mußte fühlen, daß so die letzte Barriere gegen die schon kochenden Strömungen gewaltsam hinweggerissen würde.

Lange aber sollte unser Held nicht in Paris verweichlichen. Eine Mission nach Polen, um dort die Insurrection gegen die Russen zu stärken und leiten zu helfen, nahm seine ganze Energie in Anspruch; auch hier erntete außer Undank, Mißerfolgen und Verunglimpfung von Feind und Freund, Dumouriez nichts als innere Schätze für seine politische und militärische Zukunft. Einer gegen ihn angestellten Untersuchung, die natürlich nur aus politischen Gründen in Gang gesetzt wurde, entging er durch den Regierungsantritt Ludwig XVI., der den Heißsporn alsbald dazu ausnutzte, um ihn in Schweden mit einer, gegen die Politik seines Ministers gerichteten, geheimen Mission zu betrauen. Der Minister, Wind von dem gegen ihn gespielten Schachzuge erhaltend, ließ den jungen Dumouriez einfach arretiren und in die Bastille sperren. Der König hatte nicht den Muth, den von ihm Entsandten zu befreien.

Daß dieser Umstand nicht dazu beitrug, unsern Helden zu einen fanatischen Royalisten zu machen, kann bei einem oft von egoistischen Motiven bewegten Charakter nicht auffallen, der überdies durch den ihm oft gebotenen Vergleich mit fremden Ländern die Fäulniß der heimatlichen Zustände nur zu sehr durchschaute. Es ist daher erklärlich, daß Dumouriez trotz seiner royalistischen Erziehung seit jener Zeit entschieden röthliche Tendenzen hegte. Seine mehrmonatliche Gefangenschaft benutzte er zu eingehenden Studien und zur Abfassung militärischer Abhandlungen ꝛc.

Nach seiner endlichen Entlassung, die mit dem Sturze des geärgerten Ministers erfolgte, wurde Dumouriez, nachdem er vergeblich gestrebt hatte nach Lyon oder Mainz zu politisch wichtigen Posten entsandt zu werden, zum Commandanten von Cherbourg ernannt, indem man gegen eine gefürchtete Landung der Engländer daselbst einen energischen Vertheidiger brauchte. Durch die geschickte Anlage der ausgedehnten Vertheidigungseinrichtungen, die er gegen den schwerfälligen Apparat der damaligen kriegsministeriellen Leitung durchsetzte, zeigte Dumouriez eine neue Seite seiner hochbegabten Persönlichkeit, die aber in neuem und noch höherem Lichte erstrahlte, als der Ausbruch der Revolution ihre Sturzwellen bis zu den nördlichen Grenzen wälzte und auch hier jene Bewegungen hervorrief, welche wir selbst ja aus dem Jahre 1848 her kennen. Während viele Commandeure ihrer eisernen Pflicht gemäß, zusammenbrechend sich der Sturzfluth entgegenstemmten, gab unser General der Fluthwelle freien Lauf und ließ sie sich im Sande verlaufen, durch energisches Einschreiten die Ueberschwemmungen abdämmend.

Durch sein halb taktvolles Zugeben und halb hemmendes Einschreiten gegen die zu rapide Gangart des Vorwärtsstürmens beruhigte Dumouriez in dieser kritischen Periode sowohl die Nieder-Normandie als später auch die Vendée, wo der lebhafte General es verstand, die ländliche Bevölkerung durch freundliche Vorstellungen zum Nachgeben zu bringen, eine Bevölkerung, welche ihre ritterliche Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und an ihre Religion später so blutig bezahlen mußte.

Seine für die Geschichte der Revolution bedeutende Thätigkeit entfaltete er aber erst in Paris, wohin er sich begab, um dem Herde des allgemeinen Brandes näher zu sein. Dort versuchte er, wie der Verfasser sagt: „die Versöhnung des Königsthums mit den Principien der bürgerlichen Freiheit und die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen den Monarchen und der Nation" zu Stande zu bringen.

Diese Episode des biographischen Werkes ist eingehender und breiter geschrieben, weil in ihr Dumouriez durch die Uebernahme des Ministeriums des Aeußeren factischer Führer der damaligen Regierung wurde. Es war ein politisch ungeheuerlicher Zustand, in welchem Frankreich sich befand. Der dem Namen nach regierende König war ein Gefangener in der Hand einer politischen Körperschaft, welche selbst nicht auf festen Beinen stand, weil die Bergpartei an ihrem Piedestal rüttelte und der Socialismus ihre Existenz untergrub. Zu gleicher Zeit stand ein äußerer Feind an den Grenzen, auf dessen siegreiches Vorschreiten die Anhänger des Königsthums ihre letzten Hoffnungen setzten. Durch diese Klippen suchte der Minister das Staatsschiff hindurch zu steuern. Im Herzen wohl dem Könige zugethan, dessen guter Charakter ihn trotz der Schwäche rührte, kokettirte er aus Staatsklugheit mit den Jakobinern und suchte sich durch persönliche Freundschaften der Mittelparteien zu versichern; nur wo seine eigene Ehre angegriffen war, stand er fest und charaktervoll auf seiner einmal gefaßten Meinung.

Seine hervorragendste That war die Erklärung des Krieges gegen Oestreich, durch die er einestheils sich einen festen politischen Anhang schuf, anderseits hoffen konnte, durch eine Ablenkung der allgemeinen Strömung nach außen und durch eine Begeisterung für militärische Thaten die Erregung in den entzündeten inneren Theilen etwas zu lindern.

Nachdem er die dem Kriege entgegenwirkenden Minister gestürzt hatte, übernahm der General das Ministerium des Krieges, welches er aber nach dreitägiger Führung, einer inneren Differenz wegen, mit dem Commando einer Division an der belgischen Grenze vertauschte. Hier finden wir Dumouriez wieder in seinem gesunden Fahrwasser, denn er war vor Allem ein Soldat. Seine überlegene Kraft machte sich im Lager sofort in ihrer ganzen Ausdehnung geltend; schon nach kurzer Zeit überragten die Truppen, welche er führte, alle anderen Armeetheile an Organisation und Disciplin; er verstand es mit der ihm eigenen Gabe selbst die widerstrebenden Elemente zu fesseln und aus den fast lächerlich gewordenen Sansculotten eine brauchbare Armee herzustellen. Als der König zum zweiten Male gefangen wurde, folgte Dumouriez, der nur mit Thatsachen rechnete, dem Befehle der allerdings noch nicht zu Recht bestehenden Nationalversammlung, und ließ seine Truppen, mit Weglassung des Namens des Königs, nur auf die gesetzgebende Körperschaft vereidigen. Dieser charakterlose Schritt, den selbst ein Lafayette verweigerte, verschaffte unserm General das Obercommando über alle im Norden und Osten Frankreichs operirende Armeen.

Diese kurze Skizzirung des reichen Inhaltes wird genügen, um zu zeigen, wie groß der Tummelplatz ist, auf welchem der Verfasser sich bewegen konnte und wir meinen, daß er denselben geschickt ausgenutzt hat, um die hier an das Burleske grenzenden, dort tief tragischen Episoden jener so großen und so kleinen Zeit in gefällig fließender Darstellung dem Leser zu entrollen. Mit der Meisterschaft eines routinirten Fachmannes legt Boguslawski die inneren und äußeren militärischen Verhältnisse dar, zugleich ein fesselndes Bild der politischen Sturmperiode gebend; besonders charakteristisch aber zeichnet derselbe die polnischen Verhältnisse, die der seit langen Jahren in Posen lebende Verfasser augenscheinlich im Originale studirt hat.

Der nächste Band wird wahrscheinlich die militärischen Operationen, die letzte Thätigkeitsperiode des Generals, entwickeln und dem Verfasser weitere Gelegenheit geben, sich auf seinem sicher beherrschten Stoffe zu tummeln und darzulegen, mit welchem Erfolge Dumouriez das Schifflein seines Ehrgeizes zwischen der Scylla des verfaulenden Alten und der Charybdis der blutigsten Revolution hindurchsteuerte.

J. Scheibert.

Notizen.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat durch sein denkwürdiges Votum von voriger Woche in ganz Europa eine Sensation erregt, die nicht sobald verklingen wird. Die öffentliche Theilnahme hatte unsere Kammer neben dem jüngeren Reichstage etwas stiefmütterlich behandelt. Jetzt aber, wo sich die seit dem Socialistengesetz getrennten liberalen Parteien zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Volksrechte wieder zusammenfanden, hat der Vorgang die Aufmerksamkeit der Welt gefesselt und unseren schlichten Deputirten, die ohne viel Pathos und mit geringen Diäten ihr tägliches Werk vollbringen, ein reiches Maß von sympathischer Zustimmung erobert. Es war an und für sich von hohem Interesse, daß man einmal wieder Lasker und Miquel, Hänel und Virchow zusammen einen freiheitlichen Wechsel ausstellen sah, welchen das Haus vollauf acceptirte. Der Credit der preußischen Firma war dadurch auf allen europäischen Plätzen mit einem Schlage bedeutsam gesteigert. Die hochmüthigen Ausstreuungen, als ob die Erregung der Blätter über das Gesetz, wenn es zur Entscheidung käme, sich als Schwindel erweisen und in irgend einen fadenscheinigen Compromiß verflüchtigen werde, waren verstummt. Die Gegner gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß es in Preußen und Deutschland noch ganze Parteien gebe, über die nicht ein Federstrich verfügen kann und mit welchen im gegebenen Falle gerechnet werden muß. Man darf nunmehr der Haltung des Reichstags in dieser brennenden Frage mit noch größerem Vertrauen als bisher entgegensehen. Die Situation im Innern und nach außen ist jedenfalls voll dramatischer Momente. Bei uns flammt auf allen Gebieten ein Kampf, aus welchem die liberalen Parteien ohne Zweifel siegreich hervorgehen werden. Anderswo stehen große Interessen auf dem Spiel. Es fragt sich, ob wir schon jetzt oder etwas später in einen zweiten Act des orientalischen Dramas eintreten sollen. Ein neuer Fürstenthron, zu dem sich zahlreiche Candidaten melden, soll am Balkan aufgerichtet werden. Natürlich wird der kommende Herrscher nur von Rußlands Gnaden regieren. Aber ein solches Schauspiel wird doch der Mitwelt nicht alle Tage geboten. Auch an einem näher gelegenen Orte, ja dicht an unseren Grenzen, beschäftigt man sich mit der Frage, wer einen Herzogshut nach dem Tode des gegenwärtigen Inhabers davontragen soll. Das braunschweigische Problem ist verwickelt genug, aber wir wüßten schon eine Lösung. Halbe Zustände sind stets vom Uebel. Wer möchte jetzt leugnen, daß nach dem Kriege in den sechziger Jahren die Einverleibung Sachsens das deutsche Reich ein Stück vorwärts gebracht und eine etwaige Coalition particularistischer Könige für alle Zeit verhindert hätte. Zum Glück sind die sächsischen Geschicke in reichsfreundliche Bahnen gelenkt und werden es angesichts unserer guten Beziehungen zu Oestreich hoffentlich bleiben, auch wenn eine gewisse Verlobung sich verwirklichen sollte. Die Feste in Dresden zu Ehren der Anwesenheit des habsburgischen Erzherzogs lassen das Heirathsgerücht sehr glaubhaft erscheinen. Seltsam, daß die Ankunft des Prinzen, ganz wie im vorigen Jahre, ein heiteres Intermezzo hervorrief, das lehren mag, wie man in der Angabe von Tagen und Stunden aufmerksam sein sollte. Als der König von Sachsen im letzten Sommer das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Vermählung feierte, war auch ein hoher Gast aus Wien angekündigt. Der Gesandte, den es anging, benachrichtigte davon den Minister des Auswärtigen, dieser den Hof. Zum Unglück aber hatte sich der Gesandte im Datum geirrt und die Majestäten nebst Gefolge trafen einen Tag zu früh auf dem Bahnhofe zum Empfange ein. Diesmal ereignete sich ein ähnlicher Zwischenfall. Ein hiesiges Mitglied des diplomatischen Corps hatte nach langem Warten endlich die Depesche über des Erzherzogs Ankunft in Dresden erhalten und war eiligst abgereist. Dort war jedoch noch Alles still. Wieder lag ein Uebersehen des richtigen Tages vor und der Attaché mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Solche kleine Leiden sind von dem Hofdienst so gut wie von der Politik unzertrennlich. Die Hauptsache bleibt, daß edle Fürstensöhne gute Frauen finden und mit ihnen glücklich werden. Wie froh wäre der Sohn Napoleons III., könnte er seine zweifelhafte Anwartschaft auf die französische Vacanz durch eine passende Verbindung unterstützen. Er hat schon mehrere Körbe erhalten und wird sich noch gedulden müssen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir eine Aufklärung über den in der vorletzten Wochennotiz besprochenen Irrthum erwähnen, der dem Gothaer Hofkalender mit Madame Paupelin, das heißt der Prinzessin Mathilde, begegnet ist. Die unrichtige Angabe scheint der Schrift des Heidelberger Geschichtsprofessors Kleinschmidt über die Eltern und Geschwister Napoleons I. entnommen. Das Buch ist so bonapartistisch wie möglich und fußt auf Mittheilungen der exkaiserlichen Familie. Der komische Eindruck des Malheurs, das der verwittweten Fürstin Demidoff passirt ist, wird dadurch natürlich nichts weniger als vermindert.

* * *

Der Geburtsort der Tragödin Rachel.

Dieser Tage brachte ein Berliner Blatt einen Brief der großen französischen Tragödin Rachel, den sie anläßlich ihres Gastspieles in Berlin im Jahre 1852 an Alexander Dumas, Vater schrieb, zum Abdruck. Während der Lecture dieses Briefes erinnerte ich mich an einige Nachforschungen, die ich kurz nach dem Tode der Rachel im Jahre 1858 über die Zeit ihrer Geburt anstellte und durch welche ich Veranlassung gab, daß in den Conversationslexikons von Brockhaus, Pierer u. a. m. die darin bestehenden Unrichtigkeiten hinsichtlich dieses Punktes gehoben wurden. Indessen setzt Vapereau (noch 1870) in seinem Dictionnaire des Contemporains den Geburtstag auf den 24. Februar 1820 an und nennt Munf als Geburtsort.

Einige Journale und Werke behaupteten nämlich, Rachel Felix sei den 24. Februar 1820 in Paris geboren worden. Brockhaus setzte ferner das Geburtsjahr auf 1822. Richtig ist blos, daß dieselbe Ende Februar 1821 in dem Rheindörfchen Mumpf (jetzt eine Eisenbahnstation der Bötzbergbahn zwischen Basel und Zürich) geboren wurde. Kurz nach dem Tode der großen Schauspielerin schrieb ich an den mir bekannten Ortspfarrer Knapp in Mumpf, er möchte mir von den auf Rachel bezüglichen Acten Kenntniß geben. Er sagte bereitwilligst zu und, gestützt auf seine Erhebungen, kann ich Folgendes mittheilen:

Den 13. Januar 1840 schrieb die Aargauische Staatskanzlei an den damaligen Pfarrer zu Mumpf, den nachmaligen Probst und bischöflichen Generalprovicar Vögelin: Der eidgenössische Geschäftsträger in Paris requirire einen Tauf- oder Geburtsschein der im Jahre 1821 in Mumpf gebornen Elisa Felix, welche bei der spanischen Herzogin von Berwick „angestellt sei". Die Staatskanzlei wünschte eine Ausfertigung des bezüglichen Actes.

Pfarrer Vögelin durchstöberte nun die Geburtsregister seiner Pfarre durch mehrere Jahrzehnte und selbst mit Hülfe des Ortsgeistlichen von Ober-Mumpf die Register der dortigen Gemeinde, konnte aber zu keinem Resultate gelangen. Erst im März 1840 bekam er ganz zufällig von einem Bürger von der Geburt eines israelitischen Kindes in Mumpf Nachricht. Dieser Anhaltspunkt führte auf weitere Nachforschungen. Unter den aufgefundenen Briefen und Zeugnissen verdient nachfolgendes Actenstück als das ausführlichste abgedruckt zu werden:

„Die unterzeichneten Vorsteher und Privaten zu Mumpf erinnern sich zuverlässig und bezeugen hiermit, daß im Jahre 1821 gegen das Ende des Monats Februar eine noch ziemlich junge Weibsperson des jüdischen Glaubensbekenntnisses dahier im Gasthause zur Sonne angekommen sei und etwa 14 Tage darin logirt habe. — Dieselbe bewohnte das Zimmer Nr. 13 neben dem Saale im obern Stockwerk, wurde von einer mitgebrachten weiblichen Person desselben Glaubensbekenntnisses bedient und gebar nach einigen Tagen ihrer Ankunft (wahrscheinlich den 28. Februar) unter dem Beistande der Hebamme Theresia Böni von da ein Mägdlein.

„Mehrere durchreisende Juden, namentlich Isaak und Israel Woog, besuchten sie und erfreuten sich mit ihr der guten Verpflegung im Gasthause. Die Unkosten für dargereichte Nahrung, für Logis und Bedienung wurden baar bezahlt.

„Ob sie Theresia Felix, ihr abwesender Mann Jakob Felix geheißen und das zur Welt gekommene Mägdlein den Namen Elisa oder Rachel bekommen habe, kann nicht bestimmt angegeben werden, da sich die damaligen Wirthsleute des Geschlechtsnamens der fraglichen Familie nimmer besinnen und über die Anwesenheit und Niederkunft der jüdischen Frau weder bei den Pfarr- noch bei den Gemeinderathsacten dahier eine Notiz gefunden wird.

„Mumpf, 14. März 1840.

„Der damalige Gemeindevorsteher: J. Anton Rau. Bürger: Franz Jos. Waldmeyer zur Sonne. B. Rau, Lehrer. Johann Mösch."

Die Aechtheit der obigen Unterschriften und die Glaubwürdigkeit der Aussagen bezeugten der Pfarrer Jos. Vögelin und der Amann B. Rau.

Vergleicht man diese Angaben und die des „Courrier de Paris" von 1854, der das Datum der Geburt Rachels auf den 20. März 1820 setzt, übrigens der Authenticität am nächsten steht, mit denen anderer Blätter und Werke aus den fünfziger Jahren, sowie mit dem Briefe der Herzogin von Berwick, die ganz bestimmt einen Geburtsschein für die im Jahre 1821 in Mumpf geborene Elisa Felix verlangt, so ist aus Allem zu entnehmen, daß die ursprüngliche Angabe des Geburtsortes „Paris" unrichtig ist und die Ortschaft Mumpf als ihr Geburtsort angenommen werden muß, um so mehr, als das Zusammentreffen der eben erzählten Umstände die Glaubwürdigkeit des Gesagten außer allen Zweifel setzt.

Mumpf ist ein freundliches Fischerdorf im schweizerischen Kanton Aargau. Zwischen den nördlichen Abdachungen des Jura und den grünen Fluthen des hier schon ziemlich breiten Rheinstroms lehnt es seine Häuser bald an die sanften Hügel, welche die Ausläufer des Jura bilden, bald baut es sie keck an die äußersten Ränder des hochliegenden Ufers. Tannen- und Laubholzwälder bilden den grünen Rahmen um das vor lästigen Winden geschützte, ein trauliches Stillleben führende Dorf Zwei Soolbadanstalten, Nachbaren der Salinen von Rheinfelden und Ryburg, sichern solchen Badegästen, welche einen ruhigen, stillen Landaufenthalt dem geräuschvollen Leben größerer Badeorte vorziehen, den Erfolg ihrer Kur. (Das größere dieser Kurhäuser ist Rachels Geburtshaus, der Gasthof zur Sonne, seither bedeutend vergrößert und verschönert.)

Von den zahlreichen Aussichtspunkten des Ortes ist wohl der schönste die sog. „Mumpfer Fluh". Von ihrer Höhe schweift der Blick zunächst über die Gefilde des gegenüberliegenden badischen Landes, von dem das schweizerische Gebiet durch den Rhein getrennt wird. Dem Auge bietet sich vorerst die bunte Häusergruppe der eine halbe Stunde entfernten Fabrikstadt Säckingen, aus der die stolzen dunkeln Molassethürme des Fridolinsstiftes hervorragen; die schlanken Schlote der Fabriken vermögen nicht an die respectable Höhe dieser ehrwürdigen Kirchthürme hinanzureichen; im Abendlichte der Sonne glänzen die hundert und hundert Fensterscheiben der Fabrikgebäude wie ein glitzernder Diamantschmuck und von der dunkeln Rheingasse hebt sich hell und freundlich das weiße Schloß mit seinen Thürmen ab, das J. Victor v. Scheffel in seinem „Trompeter von Säckingen" so anmuthig besingt. Ein scharfes Auge schaut sodann über die langgestreckte hölzerne Rheinbrücke Säckingens hinweg in blauer Ferne die verwitterten Granitthürme des Schlosses und der Stadt Habsburg-Laufenburg und wie ein leichter Nebelstreif am Horizont liegt die Stadt Waldshut dem Auge kaum erkennbar. Näher gelegen dehnt sich längs des Laufes des Rheins ein Kranz von dunkeln Tannenwäldern aus, unterbrochen von lieblichen Thälchen und forellenreichen Waldbächen. Am steilen oft spärlich bewaldeten Rheinufer fahren links und rechts die behenden Wagenzüge der Eisenbahnen, da und dort ist ein braunes Dorf erkennbar, blickt ein einsam Gehöfte aus grünen Baumgruppen hervor: Mumpf gehört zu den lieblichsten Landschaften, des reizenden, rebenumkränzten Frickthals.

Basel, im Januar 1879. F. A. Stocker.

* * *

Von neuen dramatischen Dichtungen liegen im Druck die folgenden vor, von denen einzelne noch eine ausführlichere Besprechung finden werden. Dazu vor Allen berufen erscheint „Kriemhild", Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt, Wien, L. Rosner, eine neue, ganz eigenthümliche, sehr kecke, beinahe vermessene dramatische Behandlung des Nibelungenstoffes. Dieses Trauerspiel hat im Verein mit den sonstigen bedeutenden Arbeiten, die Wilbrandt in den letzten Jahren veröffentlicht hat, nach den Mittheilungen aus der Commission des Schillerpreises den Dichter von „Arria und Messalina" die ihm jüngst erwiesene, vollkommen verdiente Ehre verschafft. Wilhelm Scherer, der früher Mitglied der Commission war und dessen Austritt die persönlichen Beziehungen zu den in der Commission Verbliebenen natürlich nicht aufgehoben, hat über diese zuletzt im Druck erschienene Tragödie Wilbrandts eine äußerst anerkennende Kritik veröffentlicht. Die Liebesscene gehört in der That zu dem Allerbesten, was Wilbrandt geschrieben, und schon um dieser einen Scene willen verdiente das Stück unsres begabtesten Dramatikers endlich aufgeführt zu werden. Das Repertoire unsrer ersten Bühnen beweist, daß an neuen erheblichen Dichtungen doch kein Ueberfluß herrscht. In dieser Saison hat das Königliche Schauspielhaus z. B. noch nicht eine dramatische Novität gebracht, die den Abend füllt.

Julius Wolff, der Dichter des „Eulenspiegel", des „Rattenfänger" und des „Wilden Jäger", der auch schon einige dramatische Dichtungen geschrieben hat („Kambyses", das Lustspiel „Die Junggesellensteuer", das vor kurzem in München aufgeführt worden ist), hat in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin, ein modernes Schauspiel „Drohende Wolken" erscheinen lassen.

Von Friedrich Karl Schubert ist bei Oswald Mutze in Leipzig ein dramatisches Gedicht in 4 Acten „Spartacus" erschienen.

„Clodosinda" heißt das fünfactige Trauerspiel von B. Matthias Tendering, Crefeld 1878, das von der lokalen Kritik, „Crefelder Zeitung", schlankweg als das „neuste bedeutende Ereigniß auf dem Gebiete der modernen Tragödie" bezeichnet wird. Nicht mehr und nicht minder.

„Falscher Verdacht oder der Betrogene in der Einbildung" betitelt sich „ein Versuch den «Sganarelle» des Molière in freier Prosabearbeitung auf die Bühne zu bringen" von Alfred Friedmann, Leipzig, Philipp Reclam. Der Versuch erscheint uns nicht recht gelungen. Zschocke hat sich vergeblich abgemüht, Molière'sche Stücke in freier Bearbeitung den deutschen Verhältnissen anzupassen und auf deutschen Boden zu übertragen. Molière ist ein echter Franzose, dem man seine Nationalität nicht ungestraft rauben darf. Sein breiter und derber Humor wird in der Bearbeitung verflacht und verphilistert. Man braucht nur die Personennamen, die Alfred Friedmann anwendet, zu lesen: Herr Wankelmuth, Adolf Treuhaus, Herr Hornkopf ꝛc., um mit einem Schlage tausend Meilen weit von der Molière'schen Bühne entfernt zu werden.

* * *

Im Verlage der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg ist in zwei Bänden eine sehr ergötzliche Sammlung der deutschen Puppenkomödien erschienen, herausgegeben von Karl Engel. Der erste Band enthält interessante Beiträge zur Faustliteratur, zunächst eine Einleitung über den historischen Faust und die frühesten dichterischen Verwerthungen des Stoffes, sodann das Volksschauspiel in 4 Acten, ferner eine Bibliotheca Faustiana, Verzeichniß der Literatur der Faustsage von 1516 bis Mitte 1873, 742 Nummern, natürlich nicht vollständig. Im zweiten Bande finden wir „Christoph Wagner, ehemals Famulus des Dr. Johann Faust", Volksschauspiel in 7 Acten, ferner „Doctor Faust" nach dem Manuscript des Marionettenspielers Wiepking, das im Besitz des Herausgebers sich befindet. Die Sammlung enthält auch andre sehr ergötzliche Dinge, z. B. die Puppenspiele „Don Juan", „Genoveva", „Haman und Esther", „Die bezauberte Insel". Diese letztere ist nichts anderes als eine Bearbeitung des Shakespeare'schen „Sturm" für das Puppentheater.

Im Verlage von Johann André, Offenbach, hat Kastner einen „Wagnerkatalog" veröffentlicht, ein chronologisches Verzeichniß der von und über Richard Wagner erschienenen Schriften und Musikwerke, eine sehr fleißige Sammelarbeit, von deren Umfang man sich daraus schon eine Vorstellung machen kann, daß das Namens- und Sachregister 25 Spalten füllt. In dem Kataloge findet sich auch der Steckbrief, d. d. Dresden 16. Mai 1849, der gegen Richard Wagner „wegen wesentlicher Theilnahme an der aufrührerischen Bewegung" erlassen worden ist. Das Signalement ist interessant genug, um hier reproducirt zu werden: „Wagner ist 37 bis 38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar, freie Stirn; Augenbrauen: braun; Augen: graublau; Nase und Mund: proportionirt; Kinn: rund und trägt eine Brille. Besondere Kennzeichen: in der Bewegung wie im Sprechen rasch und schnell. Kleidung: Oberrock von dunkelgrünem Buckskin, Beinkleider von schwarzem Tuche, Weste von Sammt, seidenes Halstuch, ordinärer Filzhut und Stiefel."

Inserate.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. 1.12 Sort. 60 ₰

½ Gross 3 ℳ ½ Gross 90 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.

In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,50 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Goethe
und
Charlotte von Stein.
Von
Edmund Hoefer.
Preis geheftet 2 ℳ. 40 ₰.

Goethe-Briefe
aus
Fritz Schlosser's Nachlaß.
Herausgegeben von
Julius Frese.
Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Bleistiftzeichnung, vor 1775.
Preis geh. 8 ℳ.
Feine Ausgabe (in wenigen Exemplaren abgezogen) geh. 10 ℳ., in elegantem Liebhaber-Einband 15 ℳ.

Goethe's
Leben und Werke.
Von
G. H. Lewes.
Autorisirte Uebersetzung
von
Julius Frese.
Zwei Bände. 70 Bogen.
Elfte Auflage.
Preis geheftet 5 ℳ., eleg. gebunden 6 ℳ. 75 ₰.

Die modernen
Gymnasialreformer.
Vermächtniß
an das schwäbische u. deutsche Gymnasium.
Von
K. A. Schmid.
Preis geheftet 40 ₰.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. — Verleger: S. Schottlaender in Breslau.
Erscheint in monatlichen Heften in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lexicon-8.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrgang (12 Hefte) 20 Mark.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.
Inhalt des soeben ausgegebenen Februar-Heftes 1879:
Rudolph Lindau in Berlin. Gute Gesellschaft, Roman (Fortsetzung).
W. Preyer in Jena. Die Concurrenz in der Natur.
Wilhelm v. Kardorff in Wabnitz. Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Krauß in Zürich. Shakespeare und seine Sonette.
Hans Hopfen in Berlin. Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.
Bibliographie.
Hierzu das Portrait Hans Hopfen's, Radirung von Doris Raab in München.

Verlag von Julius Springer in Berlin, N.

Die
Erhöhung der indirekten Steuern
und
ihr Einfluss auf das deutsche Erwerbsleben.
Betrachtungen
von
Friedrich Goldschmidt.
Preis 1 ℳ. 40 ₰.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW., Luisenstr. 32.
Tante Therese.
Schauspiel in vier Acten von Paul Lindau.
8. elegant geheftet 2 ℳ. 50 ₰.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:
Plutarch's Königs- und Feldherrnsprüche,
in Auswahl deutsch bearb. von Dr. Eduard Eyth. 16. Eleg. brosch. 2 ℳ. 80 ₰.
Diese bis jetzt noch in deutscher Ausgabe wenig bekannten Sprüche Plutarch's sind ihres kernigen gesunden Inhalts halber besonders auch zu Geschenken geeignet, zu welchem Zweck ihnen auch eine äußere elegante Ausstattung verliehen worden ist.

Verlag von Wilh. Hertz in Berlin N.W. (Besser'sche Buchhandlung), Marienstr. 10.
Julian Schmidt, Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert. 1878. Elegant geheftet 8 ℳ. Gebunden 9 ℳ.
Inhalt: Lord Byron. — Fürst Pückler. — Carlylen. — Feuerbach. — G. Sand. — Dickens. — Thackeray. — Kingsley. — Rich. Wagner. — Flaubert. — Zola. — Daudet. — Erkmann. — J. Wolff. — Alwina v. M. — Reichenau.
Felix Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners.
1878. Elegant geheftet 7 ℳ. Gebunden 8 ℳ.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 6. Berlin, den 8. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Großbritannien und das europäische Völkerrecht. Von L. Geßner. — Die communistischen Gesellschaften der Union. Von R. Elcho. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein schweigsamer Abgeordneter. (Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen.) Von Karl Braun-Wiesbaden. — Ein Kreuzzug nach Stambul. Von F. v. Weech. — **Aus der Hauptstadt:** Der Subscriptionsball. Eine Scene vom andern Morgen. Von J. Trojan. — Dramatische Aufführungen. Les Bourgeois de Pont-Arcy. Schauspiel in 5 Acten von Victorien Sardou, deutsch von R. Schelcher. Besprochen von Paul Lindau. — „Graf Ysolani" von Hugo Müller im Nationaltheater. — Notizen. — Inserate.

Großbritannien und das europäische Völkerrecht.

Von L. Geßner.

Seit dem Beginne der Streitigkeiten mit Afghanistan hat ein großer Theil der englischen Presse nicht aufgehört, der russischen Regierung den Vorwurf zu machen, daß sie den Emir Schir Ali mit Waffen und Geld zu unterstützen beabsichtige. Wie aus den dem Parlamente vorgelegten Blaubüchern hervorgeht, gab diese Besorgniß zu einer diplomatischen Interpellation Veranlassung, welche Lord Loftus bei Gelegenheit seiner Zusammenkunft mit dem russischen Reichskanzler zu Baden-Baden am 22. September vorigen Jahres an diesen gerichtet hat. Fürst Gortschakoff hat eine solche Absicht entschieden in Abrede gestellt. Dieselbe wird auch unzweifelhaft nicht bestehen, so lange Rußland nicht entschlossen ist, sich an dem Streite Englands mit dem Beherrscher von Afghanistan in activer Weise zu betheiligen. Es ist ein unbestrittener Grundsatz des Völkerrechts, daß eine neutrale Macht, welche Waffen oder Geldsubsidien einem der Kriegführenden zur Verfügung stellt, einen Act directer Feindseligkeit begeht, welcher einer thatsächlichen Kriegserklärung gegen den Gegner der auf diese Weise unterstützten Macht gleichkommt.

Wenn daher ein neutraler Staat einen kriegführenden zu unterstützen beabsichtigt, so geschieht dies in der Regel auf Umwegen. Anstatt directer Geldsubsidien wird dem Kriegführenden eine Anleihe, vielleicht sogar unter besonders bequemen und wohlfeilen Bedingungen, vermittelt. Daß auch hierin, wenigstens unter Umständen, eine Verletzung der Neutralitätspflichten enthalten sein kann, ist vielfach mit gewichtigen Gründen behauptet worden. Namhafte völkerrechtliche Autoritäten, wie Bluntschli und Calvo, erklären die Negociirung von Kriegsanleihen auf neutralem Gebiete sogar schlechterdings für unzulässig. Englischerseits ist aber die entgegengesetzte Ansicht mit Entschiedenheit vertreten worden, und noch im Jahre 1870 haben die Kronjuristen ein Votum in diesem Sinne abgegeben. Auch die Zufuhr von Waffen und Kriegsmunition pflegt seitens neutraler Mächte in Formen gekleidet zu werden, welche dieses Verfahren als völkerrechtlich unanfechtbar erscheinen lassen sollen. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870 benutzten die Vereinigten Staaten diese Gelegenheit, um ihre überflüssigen Waffenvorräthe zu hohen Preisen an die französische Armee zu verkaufen. Sie hüteten sich aber, dies direct zu thun, sondern bedienten sich für dieses lucrative Geschäft der Zwischenhändler. Von deutscher Seite wurde aber auch gegen das Geschäft in dieser Form als Verletzung der Neutralitätspflichten entschieden Protest erhoben, und die Regierung von Washington entschloß sich auch schließlich davon Abstand zu nehmen. Die englische Regierung erwies sich dagegen hartnäckiger. Sie gestattete während des deutsch-französischen Krieges ihren Unterthanen den Verkauf von Waffen und Kriegsmunition an die französische Regierung in großem Umfange und bezeichnete es den Protesten Deutschlands gegenüber als ihr gutes Recht, in dieser Weise zu verfahren.

Der Umstand, daß England damals nicht aus politischen, sondern aus Handelsinteressen der französischen Regierung die Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland ermöglichte, ist für die rechtliche Qualification dieses Verfahrens offenbar gleichgültig. Ebenso unwesentlich ist aber nach richtiger Auffassung der Umstand, daß diese Unterstützung nicht direct von Regierung zu Regierung stattfand, sondern unter Duldung und Zustimmung der Landesregierung seitens englischer Kaufleute erfolgte.

Nach allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen soll der Neutrale sich aller Handlungen enthalten, welche eine Theilnahme an der Kriegführung bezeichnen. Er soll daher den Kriegführenden keine Gegenstände zur Verfügung stellen, welche wie Waffen und Kriegsmunition unmittelbar für die Kriegführung Verwendung finden. Bei dem Seetransporte erkennt das Völkerrecht sogar ein Recht der Selbsthülfe an, indem es dem Kriegführenden gestattet, die Kriegscontrebande auch auf neutralen Schiffen wegzunehmen. Anders ist das Verhältniß bei dem Verkaufe auf neutralem Gebiete oder dem Transporte zu Lande. Hier steht dem Kriegführenden kein Recht der Selbsthülfe zu und kann ihm ein solches der Natur der Sache nach nicht zustehen, er muß daher seine Genugthuung von der Regierung des Neutralen erhalten, welche sich dadurch verantwortlich gemacht hat, daß die Verletzung des Völkerrechts von ihr geduldet worden ist. Diese Verantwortlichkeit der neutralen Regierung wird beinahe von sämmtlichen neueren Publicisten anerkannt. Die meisten heben jedoch ausdrücklich hervor, daß nicht jeder einzelne Verkaufsfall die verletzte Macht bereits zu einer Kriegserklärung berechtigt. Aber es unterliegt keinem Bedenken, daß ein fortgesetzter Verkauf von Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete, welcher aller Proteste ungeachtet von der neutralen Regierung nicht verhindert wird, so eingreifend in die Interessen der verletzten Macht sein kann, daß eine Kriegserklärung dadurch vollauf berechtigt erscheint.

Diese Grundsätze werden auch von dem bedeutendsten neueren Publicisten Englands, von Sir Robert Phillimore

anerkannt. In seinen Commentares upon international law bemerkt Phillimore, daß die Duldung derartiger Handelsgeschäfte seitens der neutralen Regierungen mit den Principien ewiger Gerechtigkeit (principles of eternal justice) in directem Widerspruche stehe. Die englische Regierung hat diese „Principien der ewigen Gerechtigkeit" in ihrem Verhalten während des deutsch-französischen Krieges jedenfalls nicht zur Richtschnur genommen. Sie konnte sich dabei allerdings auf die Autorität einiger angesehenen englischen Rechtsgelehrten berufen.

Historicus (Sir W. Vernon Harcourt) hatte bereits zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in einem seiner damals Aufsehen erregenden Briefe an die „Times", welche eine Anzahl völkerrechtlicher Fragen zum Gegenstande hatten, die Ansicht Phillimores zu widerlegen gesucht. Er bezeichnet diese Ansicht als ein „doctrinäres Hirngespinnst", welches auch einer Anzahl continentaler Juristen den Kopf verwirrt habe, und spricht seinem berühmten Landsmanne gegenüber die Erwartung aus, daß dieser als „Advokat der Königin" bei Berathung der Krone mehr Gewicht auf das Gesetz und die Rechtsgewohnheiten der Völker, als auf die überaus nebelhaften „Principien der ewigen Gerechtigkeit" legen werde. Historicus schließt seinen Brief mit den Worten:

„Dem Wohlergehen des Menschengeschlechts kann kein größeres und weniger entschuldbares Unrecht zugefügt werden, als dies seitens vorschneller und leichtfertiger Schriftsteller geschieht, welche es übernehmen, die wohlbegründeten Principien des öffentlichen Rechts aus bloßer Laune in Mißcredit zu bringen, umzustoßen und zu untergraben. Sie hängen täuschende Feuerzeichen aus, welche das Staatsschiff auf die Felsen locken. Die Gefahren solcher falschen Lehre treten unmittelbar und unheilvoll hervor. Die Kriegführenden, welche an und für sich in gereizter Stimmung sich befinden, werden angestiftet, sich als die Opfer eingebildeten Unrechts zu betrachten, welches sich aus vermeintlicher Verletzung eines nicht vorhandenen Rechts ergibt. Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß dem Publicum auf beiden Seiten des Oceans diese gefährlichen Irrthümer benommen werden, von welcher Seite sie auch verbreitet werden mögen. Das Interesse des Friedens verlangt es, daß über diese Frage fortan kein Zweifel besteht. Es gehört nicht zu den Pflichten einer Regierung, den Handel mit Kriegscontrebande ihren Unterthanen zu untersagen und diese daran zu hindern. Eine kriegführende Macht kann sich daher durch die Nichtbefolgung einer Verpflichtung, welche für den neutralen Staat überhaupt nicht vorhanden ist, nicht verletzt fühlen. Der Handel mit Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete ist unbedingt gesetzlich. Bei dem Transporte von Kriegscontrebande engagirt der neutrale Unterthan in keiner Weise die Verantwortlichkeit seiner Regierung. Der Kriegführende muß mit dem Rechte der Aufbringung zufrieden sein und hat keinen Anspruch auf etwas Weiteres. Wenn der neutrale Staat seinen Unterthanen, welche sich auf einen derartigen Handel eingelassen haben, den Schutz seiner Flagge entzieht (darin liegt aber doch das Anerkenntniß, daß dieser Handel unerlaubt ist, also der Beweis gegen den von Harcourt vertheidigten Grundsatz), so hat er seinen Neutralitätspflichten auf das Vollständigste Genüge geleistet. Die Behauptung, daß ein solcher Handel der kriegführenden Macht das Recht zu einer Kriegserklärung verleihen soll, bekundet eine ganz monströse und gefährliche Ignoranz. Wenn die Darlegung dieser in der Vernunft begründeten und vom Gesetze anerkannten Principien, welche von der Erfahrung bestätigt und von dem übereinstimmenden Willen der Völker angenommen worden sind, dazu beitragen möchte die gereizte Stimmung zu zerstreuen, welche die unglückliche Frucht der von Leidenschaft genährten Unwissenheit ist, so wird der Zweck dieses Briefes vollständig erreicht sein." — Historicus gibt sich nicht die Mühe, den Beweis für diesen „übereinstimmenden Willen der Völker" zu erbringen. Beinahe sämmtliche Vertreter der völkerrechtlichen Wissenschaft constatirten, wie wir bereits bemerkten, das directe Gegentheil.

Mit demselben einigermaßen blinden Eifer, mit welchem Historicus das in Rede stehende Princip vertheidigte, hat auch die englische Regierung das während des deutsch-französischen Krieges von ihr beobachtete Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Sie suchte nicht etwa die Berechtigung für den besonderen Fall zu begründen, sondern bei Gelegenheit der diplomatischen Verhandlungen sowohl, als auch im Parlamente (in der Sitzung vom 29. März 1871) wurde dieses Verfahren als allgemeine Regel des Völkerrechts proclamirt. Daraus folgt, daß durch dasselbe nicht blos ein Retorsionsanspruch für Deutschland begründet ist. Auch sämmtliche übrige Mächte sind England gegenüber nicht verpflichtet, eine Neutralitätspflicht zu beobachten, von welcher diese Macht sich öffentlich und principiell losgesagt hat. Es ist ein fundamentaler Rechtssatz, der nicht minder im Privatrechte als im öffentlichen Rechte Geltung hat, daß Niemand die Erfüllung einer Rechtsverbindlichkeit verlangen kann, welche er selbst verweigert.

England hat übrigens auch seit dem in Rede stehenden Vorgange sich in officiellster Weise zu dem alten Rechtsgrundsatze bekannt. Der zur Erledigung des Alabamastreites am 8. Mai 1871 mit den Vereinigten Staaten zu Washington abgeschlossene Vertrag stellte bekanntlich drei Regeln auf, welche für die Entscheidung des Genfer Schiedsgericht und für die zukünftige Haltung der beiden contrahirenden Mächte maßgebend sein sollten. Die zweite dieser Regeln bestimmt, eine neutrale Macht solle nicht gestatten oder dulden, daß eine der kriegführenden Mächte ihre Seehäfen oder Gewässer als Basis für die Operationen zur See wider den Feind, oder zur Erneuerung oder Verstärkung ihrer Militärmacht, oder zur Aushebung von Mannschaften benutze. In Art. 6 des Vertrages verpflichteten sich die Contrahenten, die übrigen Mächte zu einer internationalen Vereinbarung für die Sicherstellung dieser Grundsätze einzuladen. Diese Einladung unterblieb und die im Jahre 1874 dem Parlamente über diesen Gegenstand vorgelegte diplomatische Correspondenz hat auch den Grund hierfür bekannt werden lassen. In einer zu dieser Correspondenz gehörenden Depesche von Lord Granville an den englischen Vertreter zu Washington vom 12. Juli 1871 heißt es nämlich: England könne die zweite Regel den Mächten nicht ohne vorherige Interpretation empfehlen. Es liege die Gefahr einer Ausdehnung auf den Landkrieg und auf den Verkauf von Kriegscontrebande nahe, und das in dieser Regel enthaltene Verbot werde daher dahin zu declariren sein, daß es sich nur auf die zum Vortheile der Kriegs- und Kaperschiffe eines der Kriegführenden unternommenen Handlungen beziehe. Es heißt in der Depesche wörtlich: „That the provisions of that rule did not extend to any exportation from the neutral country of arms or other military supplies in the ordinary course of commerce."

Der völkerrechtliche Standpunkt, welchen England in dieser Frage einnimmt, hat durch die Depesche von Lord Granville eine neue Bestätigung erhalten. Würde daher Rußland während des Krieges, den England zur Zeit mit Afghanistan führt, den Emir Schir Ali mit Waffen- und Kriegsmunition unterstützt haben, so hätte der englischen Regierung ein Widerspruchsrecht gegen dieses Verfahren nicht zugestanden. Vielleicht würde ein Theil der englischen Presse nach dem beliebten Grundsatze: „Bauer, das ist etwas ganz Anderes" der russischen Regierung den Vorwurf einer Verletzung des Völkerrechts gemacht haben, es ist aber zu bezweifeln, daß die Rechtsautoritäten des englischen Parlaments es nach Lage der Verhältnisse angemessen gefunden hätten, in diesen Vorwurf einzustimmen. Sir W. Vernon Harcourt, dessen Wort im Parlamente in Fragen des internationalen Rechts ein besonderes Gewicht besitzt, hat in seinem erwähnten Timesbriefe die Ansicht, daß eine neutrale Regierung sich verantwortlich mache, wenn sie ihren Unterthanen die Zufuhr von Menschen und Kriegsmunition an die Kriegführenden gestatte, als eine „monströse und unheilvolle

Sprachverwirrung" (a monstrous and mischievous solecism) bezeichnet. Er dürfte sich daher kaum der Aufgabe entziehen können, die russische Regierung zu vertheidigen, wenn sie in dem englisch-afghanischen Streit diesen „monströsen und unheilvollen" Grundsatz nicht befolgt haben würde.

Da der englisch-afghanische Streit über Erwarten schnell sein Ende zu erreichen scheint, so wird die hier erörterte Frage des internationalen Rechts zur Zeit voraussichtlich keine unmittelbare politische und praktische Bedeutung erlangen. Aber es dürfte nicht ohne erhebliches Interesse sein, daß bei dieser Gelegenheit auf die verhängnißvollen Consequenzen aufmerksam gemacht wird, die sich für England aus der Sonderstellung ergeben, welche es dieser Macht beliebt auf einigen Gebieten des internationalen Rechts einzunehmen. Der amerikanische Secessionskrieg hat dem damals neutralen England in Bezug auf gewisse Sonderrechte, welche dieses Land als kriegführende Macht bisher in Anspruch nahm, sehr beherzigenswerthe Lehren ertheilt. Der englische Handelsstand hat es schwer empfunden, daß die Prisenhöfe der Vereinigten Staaten es damals für angezeigt hielten, diese Sonderrechte auch der Schifffahrt Großbritanniens gegenüber zur Anwendung zu bringen. Für das Ansehen und die normale Entwicklung des allgemeinen Völkerrechts dürfte es daher voraussichtlich von günstigem Einflusse sein, wenn England auch als kriegführende Macht mit seinen sonderrechtlichen Grundsätzen ähnliche Erfahrungen machen würde, wie ihm diese damals als neutraler Macht zu Theil geworden sind. Die damaligen Erfahrungen haben wesentlich dazu beigetragen, daß England im Jahre 1856 der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses beigetreten ist, wodurch für das internationale Seerecht eine allgemein anerkannte, wenn schon dem heutigen Rechtsbewußtsein nicht völlig entsprechende Grundlage gewonnen wurde. Aehnliche Erfahrungen würden England wahrscheinlich veranlassen, den Art. 6 des Vertrages von Washington endlich zur Ausführung zu bringen, die drei Regeln dieses Vertrages und namentlich die hier in Frage kommende zweite Regel würden dann nicht mehr bloß zwischen England und den Vereinigten Staaten, sondern auch zwischen diesen beiden Mächten und sämmtlichen Staaten des europäischen Continents zu formeller Geltung gelangt sein. Für das europäische Völkerrecht wäre dadurch eine neue wichtige Grundlage gewonnen, welche lediglich durch die abweichende Praxis Englands bisher in Frage gestellt worden ist. Historicus hat vollständig recht, wenn er daran erinnert: Misera est servitus, ubi jus incertum.

Die communistischen Gesellschaften der Union.*)

Von R. Elcho.

Die Rappisten.
Die Bethel- und Auroragemeinden. Die Separatisten. Die wahren Inspirationsgemeinden.

(Schluß.)

Die Resultate, welche die Harmonisten erzielt haben, sind außergewöhnlicher Art. Sie besitzen das schöne Economy mit seinen hübschen Gärten, reichen Fluren und Rebengeländen, haben Antheile an Kohlengruben, Petroleumquellen und Fabriken. Heute, da Vater Rapp und mit ihm der größte Theil seiner Anhänger dahingeschieden und der Rest alt geworden ist, werden die Fabriken in Economy geschlossen. Die kleingewordene Gemeinde ist reich, arbeitet ein wenig aus alter Gewohnheit und läßt sehr viele Tagelöhner für sich arbeiten. Sie beschäftigt in auswärts gelegenen Fabriken viele hundert Arbeiter und hat beispielsweise in der Lederwaarenfabrik zu Beaver-Falls, einer der größten der Welt, über 200 Chinesen eingestellt. Die Besitzungen der Harmonisten sollen heute nach der Schätzung sachverständiger Leute einen Gesammtwerth von drei Millionen Dollars haben.

Und wem sind diese glänzenden Erfolge zu danken? Der Energie, der schöpferischen Kraft und der tiefen Religiosität eines Mannes. Vater Rapp, der arme Bauer von Iptingen, war die Seele dieser communistischen Unternehmungen. Er hatte in seinem Herzen jenes göttliche Feuer aufgenommen, welches die wunderbare Menschenliebe und der todesverachtende Opfermuth des Nazareners entzündete und mit Hülfe seiner glänzenden Beredtsamkeit und einer wahrhaft imposanten Persönlichkeit wußte er Alle, die in seiner Gemeinschaft lebten, mit jenem religiösen Eifer und jener trunkenen Hoffnung, die ihn über die Misère des Menschendaseins erhob, zu durchglühen.

Wie die Harmonisten erzählen, war Vater Rapp von so hoher Gestalt, daß er Alle überragte; dabei war sein Körperbau überaus kräftig und unter den starken Brauen seines schöngeformten Kopfes leuchteten zwei treue blaue Augen hervor. Seine Bewegungen hatten etwas Würdevolles und doch war er ein rastloser Arbeiter, ihm ging keine Minute Zeit verloren. Im Umgang war er überaus gütig, leutselig und gesprächig, aber offen und frei von jeder schwächlichen Rücksicht, wo es galt Verirrungen und Fehler zu bekämpfen; in seinem Wesen lag gar nichts Enthusiastisches, sondern eher ein trockener und ungeheuer praktischer Zug. In seinen jungen Jahren glänzte er durch seinen allzeit schlagfertigen Witz, später wurde er ein großer Redner. Die jungen Leute bezeugten ihm die aufrichtigste Verehrung. „Er war ein Mann, vor dem böse Gedanken nicht Stand zu halten vermochten," erzählen sie. „Wenn wir Schlimmes vorhatten und begegneten Vater Rapp auf der Straße, sofort änderten wir unser Vorhaben und gelobten uns in der Stille, gut zu sein. Er war fortwährend im Felde, in den Fabriken oder den kleinen Werkstätten, um uns zu ermuntern, anzuspornen und zu belehren. Er kannte jede Arbeit aus dem Fundament und zeigte uns, wie man eine Sache anfaßt, um rasch und leicht zum Ziel zu kommen. Wo alle rathlos waren, wußte er im Augenblick, was zu thun sei. Er war ein ganzer Mann. Wenn wir längst von der Arbeit erschöpft schliefen, studirte er noch Botanik oder Technologie, und mit der Sonne war er wieder draußen, führte uns zur Arbeit und lehrte uns gut zu sein und unsere Brüder zu lieben wie uns selbst."

Rapp war ein glänzender Redner, allein er verabscheute in der Kirche unnütze Ceremonien und jeden Formenkram. In demselben bürgerlichen, schlichten Anzug, den er auf dem Felde trug, kam er in die Erbauungsstunden und wenn er sprach, so stand oder saß er inmitten der Gemeinde. Niemals lehrte er die Seinen, sich von der umgebenden Welt abzuschließen oder durch Aeußerlichkeiten in der Tracht, Sprache oder Lebensweise von derselben in auffallender Weise zu unterscheiden. Darin aber, daß er einen solchen äußerlichen Protest gegen „die Welt" und ihre gesellschaftlichen Formen verschmähte, daß er sich lediglich auf die gute Wirkung seiner Lehren und die überzeugende Kraft seiner Worte verließ, darin liegt sicher ein Beweis für den gewaltigen Einfluß, den er thatsächlich auf die Gemeinde ausübte. Er selbst war das lauterste und reinste Vorbild der Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit. Alle verehrten, Alle liebten ihn und die Harmonisten, welche heute noch in Economy wohnen, sprechen von ihm wie von einem Heiligen. Als er im Alter von 90 Jahren erkrankte, predigte er am Sonntag vor seinem Tode noch einmal vom Fenster seines Krankenzimmers aus der im Garten stehenden Gemeinde, welche dann sein Bett mit Blumen bedeckte, die er sehr liebte.

Wenn man auf dem einfachen Friedhof Vater Rapps Grab sucht und sich wundert, daß dasselbe durch keinen Gedenkstein ausgezeichnet ist, sagt uns jeder Harmonist: „Da ist sein Gedenkstein," und dabei deutet er auf das schöne Economy.

Und seltsam! Fast beschleicht den Fremden beim Anblick

*) Vergl. „Gegenwart" Nr. 3, Bd. XV.

*

der einst so blühenden Niederlassung die Empfindung, als sei der Ort nichts weiter mehr als der Friedhof eines bedeutenden Mannes. Die Fabriken sind geschlossen und manche Wohnungen verödet. Die Gemeinde zählt heute nur noch hundertundzehn Personen, von denen die meisten sehr alt und keine jünger als vierzig Jahre ist. In neuerer Zeit adoptirten die Harmonisten, um nicht ganz zu vereinsamen, einige Kinder von ihren Arbeitern; auch öffneten sie das Gasthaus zu Economy allen Armen und Elenden, die hier einen Tag bewirthet werden und zumeist auch Arbeit finden können. Die Umgangssprache ist heute noch deutsch, doch sind die Meisten auch des Englischen mächtig. Sie leben der Erinnerung an jene schöne Zeit, da Vater Rapp unter ihnen weilte und wenn Getrud Rapp, seine Enkeltochter, durch die Kirche schreitet, mit dem vollen weißen Haar, den gütigen blauen Augen und dem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen — so ganz ihrem Großvater ähnlich, dann richten sich alle Köpfe nach ihr hin und alle fühlen, daß sie noch jenes geheimnißvolle Band umschlingt, welches einst der geniale Weber von Iptingen wirkte.

* * *

Es ist bereits erwähnt worden, daß ein Drittel der Harmonisten von Rapp abfiel und mit dem Schwindler Graf Leon nach Phillipsburg zog. Als „der falsche Hirt" nach Louisiana geflohen war, kam ein Mann, Namens Keil, den Rathlosen zu Hülfe und pflanzte den Zweig der Harmonistengemeinde im Staate Missouri an. Aus dem Zweig aber wurde mit der Zeit ein kräftiger Baum von communistischer Art.

Dr. Keil, wie ihn seine Jünger tituliren, ist im Jahre 1811 in Preußen geboren und seines Zeichens ein Modewaarenhändler. Er wurde ein Mystiker und als er nach Amerika kam, versuchte er sein Glück mit magnetischen Kuren und wandelte die Wege Mesmers. Er behauptete außerdem im Besitze eines mystischen, mit Blut geschriebenen Buches zu sein, welches mit den Angaben von Geheimmitteln für alle erdenklichen Krankheiten gefüllt sei. Mit einem Male aber ging er in Newyork ins Lager der Methodisten und bald darauf verbrannte er das blutige Buch. Es dauerte nicht lange, so wurde er auch den Methodisten untreu und beschloß eine neue Kirche zu errichten. Er sammelte Anhänger und fand zu seinem großen Glück die von Rapp abgefallenen Harmonisten. Mit diesen arbeitsamen und erfahrenen Menschen wurde es ihm leicht, bei ganz geringen Mitteln die kleine Ansiedlung zu Bethel im Staate Missouri, nicht weit von Hannibal, zu gründen, welche sehr bald zu größerer Blüthe gelangte. Keil war ein kluger Kopf, der bald einsah, daß er die Gemeinde am besten lenke, wenn er in dem Geleise bleibe, welches Vater Rapp jene abtrünnigen Harmonisten geführt habe. Er lernte rasch die Arbeitsvortheile der Rappisten kennen und da er viel organisatorisches Talent besaß, wurde er ein ausgezeichneter Führer der neuen und stetig wachsenden Communistengemeinde. Als Bethel stattlich herangewachsen, ließ Keil 400 Communisten in der Gemeinde und zog mit einem kleinen Trupp auserlesener Männer nach Oregon, um hier in der Wildniß eine neue und größere Ansiedlung zu gründen. Sein ruheloses Wesen mochte die Hauptursache zu der neuen Unternehmung bilden. Mit zwölf Familien kreuzte er im Jahre 1855 die Prairien, ließ sich erst im Territorium Washington nieder und zog im Juni 1856 nach Oregon, wo er Aurora gründete. Heute besitzt diese Gemeinde 8000 Acres Land, die herrlichsten Obstgärten und Weinberge im ganzen Staate, Mühlen, Spinnereien, eine Gerberei, Schmiede u. s. w. Die Zahl der Mitglieder beträgt vierhundert; diese sind alle Deutsche und stehen im Rufe, eine usgezeichnete Küche zu führen. Ihre Statuten sind von großer Einfachheit und von Keil entworfen; derselbe organisirte die Gemeinde nach dem Vorbild der Familie. Die Geschlechter sollen sich miteinander verbinden, Kinder erzeugen und die Gemeinde soll diese Kinder gemeinsam erziehen. Alles Eigenthum, welches früher auf Keils Namen eingetragen war, gehört der Gemeinde. Keil ist der Präsident oder das weltliche und geistige Oberhaupt der Gemeinde zu Aurora wie der Muttercolonie zu Bethel. Jetzt, da er alt geworden, theilt Dr. Keil den Besitz des unbeweglichen Eigenthums zu gleichen Theilen den einzelnen Familien zu, hofft jedoch, daß es nach seinem Tode einem der Jünger gelingen werde, die Gemeinden zusammenzuhalten.

Dr. Keil überragt an Geist und Bildung alle Gemeindemitglieder ganz gewaltig. Er ist der unumschränkte Herrscher der Gemeinde, aber er gestattet den Mitgliedern, welche alle Deutsche sind, ein großes Maß von Freiheit und Selbstständigkeit. Der Schulunterricht für die Jugend ist ein sehr dürftiger. Was die Gemeinde zusammenhält, ist der persönliche Einfluß Dr. Keils, welcher fort und fort zur Nächstenliebe ermahnt und seinen Jüngern begreiflich macht, daß alle sich einer großen Wohlhabenheit, Unabhängigkeit und Sorglosigkeit erfreuen, so lange Einer für Alle und Alle für Einen einstehen. Aurora, oder wie es scherzweise genannt wird, Dutchtown, gilt für das Paradies Oregons. Der Schöpfer und Hüter dieses Paradieses, Dr. Keil, ist heute 67 Jahre alt und blickt mit dem Gefühl der Wehmuth auf die Gräber seiner Kinder, die er alle in Aurora bestattete. Ob es den Bewohnern des communistischen Paradieses gelingen wird, die Schlange der Zwietracht fern zu halten, wenn Dr. Keil todt ist, muß die Erfahrung lehren. Charles Nordhoff zweifelt daran, daß sich ein Mann in der Gemeinde finden werde, welcher die Erbschaft des geistig so hervorragenden Führers anzutreten geeignet wäre. Moses wurde am Hofe Pharaos erzogen und nicht unter den Israeliten, die er befreite und die ihm zum Dank dafür die Freude am Dasein gründlich verleideten.

* * *

Die Separatisten in Zoar (im Staate Ohio), welche im Jahre 1817 sich in Amerika niederließen und zu großem Wohlstand gelangten, stammen aus Württemberg, sind alle Deutsche und verließen gleich den Rappisten und den Inspirationisten ihr Vaterland, weil sie, aus der protestantischen Staatskirche ausgetreten, an ihrem religiösen Leben gehindert wurden. Die Mitglieder der Gemeinde wählten den Weber Bäumeler, einen Mann von großer volksthümlicher Beredtsamkeit, zu ihrem Führer und Lehrer, adoptirten das Princip der Gütergemeinschaft, und bis zum Jahre 1830 auch das der Ehelosigkeit. In dem genannten Jahre kam Bäumeler zu der Erkenntniß, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein durchs Leben wandere, und er bestimmte seine Brüder, das eheloſe Leben aufzugeben; er selber ging denselben mit gutem Beispiele voran und nahm ein Weib. Die Separatisten behaupten, daß die Blüthe ihrer Colonie nur der Einführung der Gütergemeinschaft zu danken sei. Heute zählt die Gemeinde in Zoar etwa 300 Mitglieder, welche nach Erziehung und Bildung der untersten Volksklasse angehören, die sich aber vor der übrigen Landbevölkerung durch gesittetes Wesen und friedliches ehrenhaftes Leben hervorthun. In ihren religiösen Anschauungen wie in ihrer Lebensweise gleichen sie den Rappisten, allein um so viel tiefer Bäumeler in geistiger Beziehung unter Vater Rapp steht, um so viel steht auch Zoar unter Economy. Zoar hat keine gepflasterten Straßen, keine Blumengärten und keine schmucken Häuser, und seine Bewohner führen ein nüchternes, poesieleeres Dasein, trotzdem ihr Vermögen sich auf weit über eine Million Dollars beläuft. Ihre glänzende materielle Lage dankt die Separatistengemeinde dem Umstand, daß der Führer, ihre Blicke auf den Himmel richtend, sie lehrte enthaltsam, opfermuthig und liebevoll gegen den Nächsten zu sein. Diese Tugenden bewirkten im Verein mit einer klugen Geschäftsführung, daß jene Genossenschaft wenig intelligenter Personen sich mit geringen Mitteln zu großem Wohlstand aufschwang. Aber seltsam ist die Erscheinung, daß die Gemeinde in den Jahren, wo sie sich in voller Entwicklung befand und mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, doppelt so viele Mitglieder zählte als heute, wo sie reich geworden ist. Seit dem Tode Bäumelers, der im Jahre 1853 starb, separirt sich eine Familie nach der andern von der Gemeinde in Zoar.

* * *

Wir kommen endlich zu den wahren Inspirationsgemeinden in Amana, Jowa, welche 1450 Mitglieder zählen und etwa 25,000 Acres Land in der Nähe von Davenport besitzen. Die Mitglieder sind alle Deutsche und die Basis ihrer Organisation ist eine religiöse; auch sie sind Pietisten, die im Jahre 1842 Deutschland und das Elsaß verließen und sich zuerst in der Nähe von Buffalo niederließen.

Das Werk der Inspiration soll nach ihren Aufzeichnungen bereits im vorigen Jahrhundert begonnen haben. Der liebe Gott erkor sich da ein sogenanntes Werkzeug, dem er seinen Willen offenbarte und welches er diesen Willen allem Volk verkünden hieß. Im Jahre 1818 erwählte sich der Herr, nachdem er eine Reihe männlicher Werkzeuge, zumeist Strumpfwirker, gebraucht hatte, eine arme, ganz ungelehrte Dienstmagd zur Offenbarung seines Willens, Namens Barbara Heynemann. Metz, ein Zimmermann und gleichfalls ein Werkzeug, hatte zu jener Zeit eine Gemeinde gegründet und that sich mit Barbara zur Erleuchtung derselben zusammen, leider hatte die letztere schwer unter den Anfechtungen des Teufels zu leiden, der sie den jungen Männern nachlaufen hieß. Zur Strafe stieß man Bärbchen aus der Gemeinde, als sie aber reuevoll zurückkehrte, nahm man sie wieder auf. Später scheint sie wieder gleich dem Erzvater Jakob mit dem Herrn gerungen zu haben, denn sie verliebte sich in Georg Landmann. Nach langen Kämpfen und trotz der Abmahnungen der Brüder heirathete sie den Geliebten. Diese Frau nun führte unter Beistand des Werkzeugs Metz und ihres Mannes die Gläubigen nach Amerika und blieb bis zu ihrem Tode in Amana das inspirirte Orakel der Gemeinde.

Dreihundert und fünfzig Personen ließen sich im Jahre 1842 zu Buffalo nieder und zweihundertsiebzehn folgten zwei Jahre später. Bevor noch der Nachschub ankam, hatte die Gemeinde beschlossen, weiter nach dem Westen zu wandern. Die Werkzeuge mußten gut inspirirt sein, denn sie gingen bei der Auswanderung sehr klug zu Werke. Sie sandten Pionniere voraus, erwarben in Jowa Land zur Gründung einer neuen Colonie, allein sie bewerkstelligten den Umzug von Eben-Ezer, der alten Colonie, ganz allmählich. Im Jahre 1855 erst verließ die letzte Inspirationsfamilie die blühende Niederlassung bei Buffalo. Diese kluge Operationsweise hatte zur Folge, daß sie für ihr Land wie ihre Gebäude sehr gute Preise erzielten und nicht wie die Rappisten mit Verlust verkauften.

In Deutschland hatte die Inspirationsgemeinde keine Gütergemeinschaft und in Amerika adoptirte man erst dies Princip als Fabriken gebaut wurden. Daß sich Frau Landmann erst den Rath Gottes holte, ehe sie ihren Jüngern den Communismus empfahl, ist ziemlich selbstverständlich.

Amana, die neue Colonie in Jowa, besteht aus sieben Dörfern. Jedes Dorf hat die nöthigen Werkstätten zur Hervorbringung der nothwendigsten Verbrauchsartikel und eine, im Verhältniß zu den Einwohnern stehende Bodenfläche. Jede Familie bewohnt ein einfaches Haus, jedes Dorf hat eine Kirche und eine Schule. In der Letzteren erhalten die Kinder einen sehr dürftigen Elementarunterricht. In Mittel-Amana befindet sich eine Druckerei zur Herstellung der Schul- und Erbauungsbücher. Die Gemeindemitglieder kleiden sich sehr einfach, lassen sich an der Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse genügen und verbannen jeden Schmuck aus ihren Wohnräumen. Die Frauen und Mädchen kleiden sich so, daß sie möglichst häßlich erscheinen; man trennt die Geschlechter in der Schule und bei der Arbeit und lehrt die Jugend, daß ein eheloses Leben ungleich verdienstvoller und gottgefälliger sei als das eheliche. Gleichwohl verbieten die Aeltesten die Ehe nicht. Sind Waisen in der Gemeinde, so werden dieselben von den Aeltesten unter die Familien vertheilt. Im Uebrigen gleicht ihr Leben dem der andern deutschen Communistengemeinden, nur verbieten die Inspirationisten aufs Strengste alle Vergnügungen und von musikalischen Instrumenten dulden sie nur — die Flöte in Amana.

Mitglieder, welche den Regeln zuwider handeln, werden zuerst von den Aeltesten ermahnt, gehorchen sie dann nicht, so erfolgt ihre Ausstoßung.

Einmal im Jahre findet eine Art Sondirung der Mitglieder auf ihr religiöses Leben hin statt und nach dieser „Untersuchung" ein gemeinsames Liebesmahl. Die inspirirten Werkzeuge ermahnen dann im Namen Gottes die Gemeinde und einzelne Mitglieder zu gutem Thun, zur Liebe und zur Opferfreudigkeit.

Die wahren Inspirationsgemeinden haben sich, trotzdem in Amana nur wenig gearbeitet wird, bei ihrer Bedürfnißlosigkeit und der großen Fruchtbarkeit des Landes einen reichen Besitz erworben. Es gehören denselben gegenwärtig außer den weitausgedehnten Ländereien viele Mühlen, Werkstätten, 3000 Schafe, 1500 Stück Rindvieh, 200 Pferde und 2500 Schweine. Welchen Werth aber hat dieser reiche Besitz, wenn die Eigenthümer ein nüchternes, einförmiges, freudloses Dasein führen? Der Drang nach Wahrheit und Erkenntniß wird in Amana als sündhafte Regung getadelt, denn Alle müssen sich den Eingebungen der Werkzeuge beugen. So opfern die Leute von Amana ihre Freiheit, ihr geistiges Selbst, entsagen fast jeder Daseinsfreude und erhalten dafür die Gewähr, bis ans Ende ihrer Tage die gemeinsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, und einen Antheilschein auf — „die vielen Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters".

Literatur und Kunst.

Ein schweigsamer Abgeordneter.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wenn das preußische Abgeordnetenhaus oder der deutsche Reichstag geschlossen ist, pflegen wir in den Zeitungen zu lesen, daß während der abgelaufenen Session der Abgeordnete Lasker zweihundert Mal und der Abgeordnete Windthorst-Meppen fünfhundert Mal gesprochen haben. Ich gebe zu, meine Zahlen sind nicht genau, aber es kommt hierbei überhaupt auf ein Hundert mehr oder weniger nicht an. Genug, die Zahl der Reden und die unbestreitbare Thatsache, daß die beiden genannten Abgeordneten im Parlament einen großen Einfluß ausüben, haben bei Vielen die Meinung hervorgerufen, um überhaupt irgend einen parlamentarischen Einfluß zu üben, müsse man möglichst viel und möglichst lange sprechen. Dies ist ein Irrthum. Schon Cicero, der doch wahrlich nicht zu wenig gesprochen, thut den Ausspruch: Dum taceo clamo, während ich schweige, rufe ich, d. i. mein Schweigen ist beredter als Reden. Der bekannte Gegensatz: „That und Wort!"

Hier aber haben wir einen Abgeordneten, welcher die Seele der weiland kurhessischen Verfassungspartei war und bis zum heutigen Tage in dem deutschen Reichstage und in dem preußischen Abgeordnetenhaus eine große Rolle spielt, ohne zu reden.

Der zweite Band seiner Lebenserinnerungen, welcher Band seinem politischen Wirken gewidmet ist, leitet die Darstellung dieses Wirkens mit folgenden Worten ein:

„Durch einige Flugblätter, die, wie man sagte, den Nagel auf den Kopf trafen, war ich im Sommer 1848 schnell ein „einflußreicher" Mann geworden. Auch in die Ständeversammlung wollte man mich bringen; doch lehnte ich dies vorläufig ab. Erst im Herbst 1848 nahm ich eine Wahl der schaumburger Städte an und begann am 29. November meine „parlamentarische Thätigkeit", indem ich sogleich in den „Legitimationsprüfungsausschuß", später auch in andere Ausschüsse gewählt wurde.

Da ich wegen fortwährender Heiserkeit nur mit großer Anstrengung einige Sätze zu reden vermochte, so war meine

*) Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen. Erster Band. Stuttgart 1877, Auerbach. Zweiter Band. Ebendaselbst 1878.

Wirksamkeit meist auf die Theilnahme an Ausschußberathungen, auf kurze Bemerkungen und stille Beeinflussungen, sowie auf Befürwortungen und Bekämpfungen in der Presse beschränkt. Auch später, bis auf die neueste Zeit, hat sich dies niemals wesentlich geändert.

Indessen rührt doch eine ziemliche Anzahl von Anträgen, Anfragen und Berichten von mir her. Ich denke natürlich nicht daran, sie sämmtlich hier zu erwähnen oder gar in ihren Einzelnheiten mitzutheilen. Nur auf Einiges gehe ich etwas näher ein, zumal auf solche Vorgänge und Gegenstände, die eine allgemeinere Bedeutung hatten, oder deren Behandlung auf den Lauf der Ereignisse von einem gewissen Einflusse gewesen ist.

Zu den wichtigeren Anträgen gehörte ein Versuch, den Kurfürsten zu einer vertragsgemäßen Verwendung eines Theils seiner „Civilliste", welche der Volkswitz „Zuvielliste" nannte, zu vermögen. Dieselbe betrug jährlich 300,000 Thaler neben einem ungefähr gleichen Einkommen vom „Hausschatze".

Es war schon von Anderen angeregt worden, daß nach Lage der Umstände eine Herabsetzung der übergroßen „Hofdotation" Statt finden müsse. Man hatte sich aber meist auf die Geltendmachung allgemeiner Billigkeitsrücksichten beschränkt, hatte die Nothlage des Landes hervorgekehrt, hatte sich auf die Wünsche des Volks oder gar auf den Willen des „souveränen Volks" berufen ꝛc. Allein der Kurfürst war nicht sonderlich geneigt, auf dergleichen zu hören. Er blieb nach wie vor darauf bedacht, mehr seine Ausgaben als seine Einnahmen zu vermeiden; selbst die nothwendigsten Anforderungen hinsichtlich der Hofgebäude ꝛc. vermied er und gab dadurch zu vielfachen Klagen Anlaß.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wirkliche Rechtsgründe vorhanden seien, um eine Ermäßigung der Leistungen an den Hof oder wenigstens eine größere Verwendung derselben zum Besten der Stadt und des Landes zu verlangen. Ich vertiefte mich zu dem Ende in die wenig bekannten Verhandlungen von 1830 und 1831 über die Sonderung des Landes- und des kurfürstlichen Vermögens, und fand zu meinem Erstaunen, wie wenig bisher von Seiten des Hofes den damaligen Vereinbarungen, namentlich den vom Kurfürsten übernommenen Verbindlichkeiten in Betreff der Unterhaltung der Schlösser, des Oktogons (d. i. des Hercules auf der Wilhelmshöhe und des Baues, worauf er steht), des Museums ꝛc. nachgelebt worden war. Das Orangerieschloß in der Aue zerfiel von Jahr zu Jahr in sichtlicher Weise; der Hercules auf der Wilhelmshöhe würde zusammengestürzt sein, wenn nicht die Stände zu wiederholten Malen sehr bedeutende Summen aus Staats-, d. i. Steuer-Mitteln bewilligt hätten, während der Kurfürst, dem die Unterhaltung oblag, jeden Beitrag versagte. Am schmachvollsten sah ein Tempelchen in der Bellevue aus. Da waren Thür und Fenster vernagelt, die Scheiben zerschlagen, die Verzierungen verschändet ꝛc.; mir selbst flog einmal der Staub um die Ohren, als ein losgebröckeltes Ornamentstück neben mir niederfiel. Erst nach der Einverleibung von 1866 ist dem Zustande ein Ende gemacht worden.

Ein besonderes Augenmerk richtete ich auf die werthvollen Kunstsammlungen, die weder irgend vermehrt wurden, noch gehörig zugänglich waren, obwohl 1831 seitens der Stände ausdrücklich ein angemessener „Kunstgebrauch" und namentlich die Gestattung zum Nachbilden ausbedungen worden war.

So weit der Verfasser.

In der That ist Friedrich Oetker für Kurhessen ungefähr dasselbe gewesen, was Benjamin Franklin für Amerika, oder Franz Deák für Ungarn waren. Daß Kurhessen kleiner und vorübergehender war als die Vereinigten Staaten und Ungarn, daran ist Oetker vollkommen unschuldig. Wenn man seinen Rathschlägen gefolgt wäre, bestände das „Kurfürstenthum" ohne Zweifel auch heut' noch. Es ist Oetker dort gegangen wie mir in dem Herzogthum Nassau, wo ich stets meinem damaligen Landesherrn Adolf von Nassau aufrichtig und richtig gerathen, sowohl in wirthschaftlichen Dingen (namentlich in Zollvereinsangelegenheiten) als auch in politischen zu Preußen zu halten, und wo ich schließlich, als die entgegengesetzte Handlungsweise, wie ich Seiner Hoheit vorausgesagt hatte, zur Depossedirung führte, von den „Getreuen" des Herzogs, welche ihn an dem schwarzgelben Gängelbande geführt und ihn um seine Krone gebracht hatten (Einer davon, Herr von Zimiecki, ist 1867 östreichischer General geworden und ist es noch bis zur Stunde er war von Herkunft ein Sachse und ein Beustischer Hausfreund) beschuldigt wurde, ich sei der alleinige Urheber dieser Depossedirung. Ueber diese Beschuldigung habe ich mich niemals gewundert. Sie war ja nur zu natürlich von solchem Volk, welches — mit Recht — das Bedürfniß fühlte, sich zu excusiren; wohl aber habe ich mich darüber gewundert, daß es so viel Dummköpfe gab, welche diese Anschuldigung glaubten.

Doch ich will diesen nur beiläufigen und ohne Zweifel etwas verspäteten Stoßseufzer nicht zu einer Elegie ausspinnen. Kehren wir zurück zu unserm Oetker.

Ich habe mit guter Absicht die oben abgedruckte Stelle hervorgehoben. Sie ist im Stande, uns ein vollständiges Bild der Sachlage zu geben, ein Bild mit bedeutenden Perspectiven in die Vergangenheit und in die Gegenwart. In die Vergangenheit: denn wir sehen hier den letzten Sproß des hessischen Hauses und hinter ihm die lange Reihe seiner Ahnen bis zurück zu dem „Kinde von Brabant".

Ich habe an einer andern Stelle („Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei", Hannover 1876, Rümpler, zweite Auflage, Band IV, S. 3—201) eine Charakteristik dieser höchst eigenthümlichen Dynastie versucht, welche Dynastie mich stets erinnert an die furchtbaren Worte, mit welchen Iphigenie den Verfall des Tantalidengeschlechts schildert:

„Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil. Doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band!
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher."

Auf das Haupt des Letzten hatte sich das ganze Verhängniß concentrirt. Selbst seine guten Eigenschaften gereichten ihm zum Verderben. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Letzte — der letzte Sproß der Dynastie und der Letzte aller Kurfürsten (denn Deutschland ist jetzt eine Erbmonarchie und nicht mehr eine Wahlmonarchie, es gibt also nichts mehr zu wählen und zu „küren") — war ein guter Familienvater, aber er war es nur zur linken Hand, und das war sein Unglück. Er wünschte, seine Söhne aus der morganatischen Ehe successionsfähig zu machen, und deshalb folgte er den Sirenenstimmen, welche von Wien aus erschallten und ihm ein solches unmögliches Ding als möglich darstellten. Dann aber kamen ihm wieder die Zweifel; und dann wollte er die Zukunft seiner Descendenz in anderer Weise sicher stellen, — nämlich durch Vermehrung seiner Einnahmen, durch Verminderung seiner Ausgaben, durch Sparen und Anhäufung von Schätzen. So entfremdete er sich die Sympathien des sonst so getreuen Landes.

Auf der andern Seite sehen wir den „Contre-Kurfürsten", wie man wohl zuweilen Friedrich Oetker genannt hat. Merkwürdiger Weise ist dieser Mann, welcher eine so hervorragende Rolle in der kurhessischen Verfassungs-, Kampf- und Passionsgeschichte spielt, nicht chattischen Blutes. Er stammt aus der „Grafschaft Schaumburg". Er ist jenseits jener Linie geboren, wo sich zwischen den Dörfern Frankenhausen und Sachsenhausen das fränkisch-chattische von dem niedersächsischen Blut trennt. Oetker hat alle Tugenden der niedersächsischen Bauern, die so außerordentlich zäh sind im „Kampfe ums Recht" und das schöne Sprichwort besitzen: „In Verfolgung seines guten Rechtes darf man seinen besten Gaul zu Tod jagen." Aber dieser Niedersachse hängt mit unverbrüchlicher Treue an dem chattischen Lande. So oft verfolgt und verbannt, und während dieser Verbannung in ausländische Studien vertieft — ich erinnere nur an seine vortrefflichen Bücher über Helgoland, an seine „Belgischen Studien" und an seine Förderung der vlamischen Bewegung —, kehrt er immer wieder zurück an seinen heimischen Herd auf der Erde der Chatten, und ihm gelingt es, endlich doch seine geliebte kurhessische Verfassung triumphiren zu sehen

nach einem schweren Kampfe, in welchem das Geschick lange hin und her schwankt, zwischen dem K. K. Bundestagspräsidialgesandten Grafen von Thun und dem Erfurter Unionsschwärmer Herrn von Radowitz; zwischen dem gefräßigen „Strafbayer", dem unschuldig leidenden Schimmel von Bronzell und dem „zurückweichenden Starken"; zwischen dem frommen Herrn von Vilmar und dem zudringlichen „Feldjäger" des Herrn von Bismarck.

Es ist wie ein „Märchen aus alten Zeiten", was wir in diesen „Erinnerungen" finden. Nicht ohne Wehmuth lesen wir, wie der rathlose Kurfürst von seinem rabulistischen Minister Hassenpflug zu einer wahrhaft sinnlosen Flucht aus Cassel verleitet wird, — zu dieser Flucht von Cassel nach Bockenheim (bei Frankfurt a. M.), welche wie Mahommeds Flucht von Mekka nach Medina, die „Hedschra", eine neue Zeitrechnung einleitete, nämlich die Zeitrechnung der geist- und sinnlosesten Reaction in den deutschen Kleinstaaten, den Anfang vom Ende.

Wie sehr diese Reaction die Schande boshafter Gelüste mit der Schmach vollkommener Impotenz vereinigte, weiß uns Friedrich Oetker mit dem stillvergnügten gelassenen Humor eines aufrichtigen Menschenfreundes, der selbst an seinen Feinden die guten, oder wenigstens die heiteren Seiten herausfindet, zu berichten. So z. B. erzählt er uns von dem Oberbefehlshaber, Standrechts- und Belagerungszustandsdirigenten, Generallieutenant von Haynau, einem natürlichen Sohn des Kurfürsten Wilhelms I., folgende rührende Geschichte:

Dieser einundsiebenzigjährige Greis, welcher sich hatte bewegen lassen, dem gescheiterten „Kriegszustande" zu Hülfe zu kommen, würde in manchen Beziehungen für kindisch haben gelten können, wenn er nicht in andern einen regen, mitunter an Fanatismus grenzenden Bethätigungseifer gezeigt hätte. Auch körperlich war die dürre Gestalt ziemlich hinfällig, wenigstens soll er vielfach von dem guten Willen seines Bedienten Adam abhängig gewesen sein. Als er einst in der Nacht Allarm schlagen lassen wollte, weigerte sich Adam, ihm die Hosen anzuziehen, und der Lärm unterblieb.

Noch weit charakteristischer ist das Bild, welches wir von dem Staatsminister Hassenpflug und seinen höchst eigenthümlichen finanziellen Nöthen und „Gebahrungen" erhalten. Wir erfahren, daß er nicht nur ein conservativer, d. h. nach der neuesten Dolmetschung „staatserhaltender", sondern in noch weit höherem Maße „staatsgelderbehaltender" Staatsmann war.

„In den dreißiger Jahren," so erzählt uns u. A. Friedrich Oetker, „hatte Hassenpflug sich nicht blos die Vorstandschaft zweier Ministerien übertragen, sondern auch rechtswidriger Weise und gegen alles Herkommen doppelte Gehälter dafür auszahlen lassen. Mit Widerwillen soll der Kurfürst seine Genehmigung dazu ertheilt haben; die Zahlungsanweisungen aber waren nicht vom Finanzminister, sondern von Hassenpflug selbst unterzeichnet worden!

Auf diese Art hatte der in steter Geldverlegenheit befindliche Mann 8333⅓ Thaler unstatthafter Weise bezogen und später, als er schon in Berlin verweilte, noch weitere „asservirte" Beträge mit überhaupt 833⅓ Thalern sich ausgebeten und durch Vilmar am 30. April und 10. Mai 1845 auch wirklich ausbezahlt erhalten.

Schon auf den Landtagen von 1837, 1840 und 1846 war die Unstatthaftigkeit der doppelten Gehaltszahlungen hervorgehoben worden; nach der Rückkehr Hassenpflugs kam die Sache in Erinnerung und in der Ständesitzung vom 1. März 1850 ward auf Antrag des Abgeordneten Lederer von Marburg der Rechtspflegeausschuß mit einer Begutachtung des Gegenstandes beauftragt. Die Berichterstattung fiel mir zu und am 1. Juli hatte ich den Antrag zu stellen: „Die Staatsregierung aufzufordern, die Summe von 9166⅔ Thaler sofort von Herrn Hassenpflug — nöthigenfalls im Wege Rechtens — einzuziehen und demnächst zur Einnahme zu bringen."

Bei der Verhandlung am 7. Juni neigten einige Redner dahin, die Sache als minder wichtig und veraltet beruhen zu lassen; da ließ die Regierung erklären, man müsse an der Statthaftigkeit doppelter Ministergehalte noch nach wie vor festhalten, und nun ward der Antrag mit allen Stimmen gegen eine angenommen.

Natürlich hat aber Hassenpflug nie einen Pfennig zurückgegeben."

Doch genug der kurhessischen und urhäßlichen Bilder.

Ich habe von den Perspectiven nach der Seite der Vergangenheit gesprochen. Sprechen wir nun von der Pespective nach der Seite der Gegenwart.

„Was wir in der Jugend wünschen, das haben wir im Alter in Fülle" — das kann man auch auf Friedrich Oetker anwenden. Jedenfalls hat er, unter Beistand der preußischen Finanzen, seiner schönen Heimat die Kunstsammlungen, die Schlösser und den Hercules, welchen der, der griechischen Götter und Heroen unkundige biedere Chatte vorzieht, den „großen Christoph" zu nennen, gerettet. Der preußische Staat unterhält und erhält das Alles gegenwärtig aufs Beste mit den Einkünften der Fonds, welche ihm die kurhessischen Agnaten wieder abprocessiren wollen.

Ich gedenke hier namentlich an die Casseler Bildergalerie. Sie ist, was Niederländer und insbesondere Rembrandts anlangt, die erste Sammlung in Deutschland. Sie wird auf diesem speciellen Gebiete weder von München und Berlin, noch auch — was viel sagen will — von Dresden übertroffen.

Als ich vor beinahe vierzig Jahren in Göttingen studirte und von da aus öfter, als meinen juristischen Studien förderlich war, das schöne Cassel besuchte, war die Bildergalerie von Rechtswegen unzugänglich; und es gelang mir nur „via facti", d. h. mittels eines Trinkgeldes, das bis an Bestechung hinaufreichte, in dieselbe zu dringen. So ist es denn auch geblieben, bis das Land preußisch geworden. Preußen hat nun an dem höchsten und schönsten Aussichtspunkte der Stadt, welchen man auf kurhessisch „Bellevue" nennt, einen geschmackvollen Kunsttempel errichtet, in den nunmehr die werthvollen Bilder aus den früheren unzureichenden Räumen übergeführt und bei günstigster Beleuchtung, nach der sachkundigen Anordnung des Galeriedirectors Dr. O. P. Eisenmann, aufgestellt sind. Wer dieses Weges fährt, der soll sich zur Pflicht machen, wäre es auch nur von einem Eisenbahnzug bis zum andern, in Cassel abzusteigen und sich an diesen prachtvollen Rembrandts, Rubens, van Dycks, Frans Hals, Wouwermans, Ruisdaels, Teniers, Jordaens, Potters, Jan Steens u. s. w. zu erfreuen. Alles das war von Napoleon I. weggeraubt worden. Der alte Blücher hat es 1814 wiedererobert. Aber erst seit 1870 konnte es der Menschheit zugänglich gemacht werden. Dies ist nun geschehen, und selbst mancher biedere kurhessische Zopf, welcher sonst der preußischen Annexion immer noch keinen Geschmack abgewinnen kann, sagt sich doch, wenn er die schöne Galerie sieht: Es war doch für etwas gut, „à quelque chose malheur est bon".

Es ist in der Presse Friedrich Oetker zum Vorwurf gemacht worden, daß er immer von sich spricht. „Er thut, als wenn er der Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte wäre!" so sagt man. Nun, in der That, eine Zeit lang ist er wirklich der Mittelpunkt des kurhessischen Verfassungskampfes gewesen, dessen Geschichte so lehrreich ist für die Charakteristik der Kleinstaaterei, weil er uns den Satz klar macht, welchen Oetker auf Seite 199 gelassen ausspricht:

— „Nicht der Constitutionalismus hat sich unzureichend erwiesen, sondern die Kleinstaaterei war unser Verderben. Hassenpflug und dem Kurfürsten gegenüber wären wir unzweifelhaft Sieger geblieben, aber gegen östreichische und bayrische Heerschaaren vermochte das kleine Hessenland sich nicht zu wehren." —

Zweitens aber ist es meines Erachtens an und für sich ein Vorzug guter Memoiren, daß der Verfasser sich darauf beschränkt, das zu erzählen, was er selbst gethan und gelitten, gehört und gesehen hat. Oetker aber kann von jenen Zeiten mit Recht sagen, daß er sie schaudernd selbst erlebt und ein Bestandtheil derselben gewesen, —

— Quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui. —

Möge uns Oetker recht bald mit einer Fortsetzung seiner „Erinnerungen" erfreuen.

Ein Kreuzzug nach Stambul.*)

Von F. v. Weech.

Ein Kreuzzug! Aber ein Kreuzzug ohne Schwert und nicht gegen, sondern für die Ungläubigen. Ein Zug unter dem Panier des rothen Kreuzes von Genf, das ja nicht in irgend einem symbolischen Zusammenhange mit dem christlichen Kreuze steht, sondern lediglich das Kreuz des Schweizer Wappens, nur roth statt weiß, darstellt, und dennoch ein Zug, zu dem die christliche Idee der Charitas, der Nächstenliebe ohne Rücksicht auf das Bekenntniß des leidenden Bruders, die Anregung gegeben hatte. Ein Kreuzzug zur Unterstützung der Liebeswerke des „rothen Halbmondes" (Croissant rouge), der seinen Namen und sein Zeichen geschöpft hatte aus jener oft genug bemerkbar gewordenen Verwechselung des christlichen und des Genfer Kreuzes und der daraus entstandenen Unmöglichkeit, den Soldaten der türkischen Armee das Zeichen, das ihnen Symbol des Glaubens ihrer Feinde ist, vorzustellen als ein Sinnbild ihrer allgemeinen Menschenpflichten. Welche Widersprüche! Widersprüche, die nur zu lösen waren durch die Thatkraft, die Gewandtheit und die Begeisterung für seine Mission, die Herr von Criegern, der Führer jenes Kreuzzuges und Verfasser des oben erwähnten Buches, bewiesen.

Schrecklich klangen die Nachrichten über die Leiden der Verwundeten und Kranken, der Opfer des russisch-türkischen Krieges, die im Laufe des Sommers 1877 nach Deutschland kamen. Erhebliche Sendungen an Geld und Verbandzeug waren auf Veranlassung des Central-Comités der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und seiner hohen Protectorin, J. Maj. der Kaiserin-Königin Augusta, nach dem Kriegsschauplatze in die Lazarethe beider kriegführenden Theile abgegangen, dasselbe Comité hatte für die Gesellschaft des rothen Kreuzes in Petersburg die Ausrüstung dreier Sanitätszüge in die Hand genommen, auch die Entsendung einer größeren Zahl von Krankenpflegerinnen auf den Kriegsschauplatz war in das Auge gefaßt worden, aber dieser Gedanke hatte die erforderliche Unterstützung nicht gefunden.

Im September 1877 aber gelangten beinahe gleichzeitig Schreiben der Prinzessin Reuß, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar, Gemahlin des damaligen deutschen Botschafters in Constantinopel, und der Fürstin von Rumänien nach Deutschland, und zwar an Ihre Majestät die Königin von Sachsen, in welchen die dringende Bitte ausgesprochen war, Pflegerinnen nach Constantinopel und Bukarest zu entsenden. Die Königin war sofort entschlossen, diesen Bitten zu entsprechen und setzte sich mit den Vorständen der beiden auf Grund der Genfer Convention im Königreiche Sachsen bestehenden Vereine (Albertverein und sächsischer Landesverein) ins Vernehmen. Das Ergebniß der gepflogenen Berathungen war die Entsendung von vier Albertinerinnen nach Bukarest und einer aus Albertinerinnen und barmherzigen Schwestern zusammengesetzten Pflegerinnencolonne von zwölf Personen nach Constantinopel.

Die Expedition nach Bukarest leitete Dr. med. Bille, die ihm anvertrauten Pflegerinnen entfalteten in den dortigen Hospitälern eine ungestörte segensreiche Thätigkeit, eine derselben besiegelte ihre menschenfreundliche Aufopferung mit dem Tode, indem sie dem Typhus erlag.

Die naturgemäß viel schwierigere Aufgabe, die Pflegerinnen, welche für Constantinopel bestimmt waren, dorthin zu geleiten und in ihr schwieriges Amt einzuführen, wurde von der Königin dem Vorsitzenden des Directoriums des sächsischen Landesvereines, Regierungsrath Friedrich von Criegern-Thumitz anvertraut, dem auf seinen Wunsch der bekannte Schriftsteller Dr. Franz Koppel-Ellfeld als Begleiter beigegeben wurde.

Herr von Criegern hat schon im Laufe des vorigen Jahres über seine Reise und die Erfüllung der ihm übertragenen Mission einen kurzen Bericht in einem Buche erstattet, über welches es mir gestattet sein möge, hier ein paar Worte einzuschalten. Bekanntlich hat Frau Marie Simon, die ausgezeichnete Krankenpflegerin, die in dem deutsch-französischen Kriege in ganz außergewöhnlichem Maße sich durch ihre Leistungen im Felde verdient gemacht hat, nach Wiederherstellung des Friedens eine Heilstätte für Invaliden nnd Kranke zu Loschwitz gegründet, welche, noch zu Lebzeiten der trefflichen Frau, in eine Stiftung des rothen Kreuzes umgewandelt wurde. Zu Gunsten dieser überaus anmuthig gelegenen Heilstätte, welche im Kriegsfall ein Vereinslazareth bilden soll, im Frieden aber den sechsfachen Zweck verfolgt: Invaliden des deutschen Heeres aufzunehmen, kranke und verwundete Soldaten zu verpflegen, Krankenpflegepersonal auszubilden, solchen Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen, die in Ausübung ihres Berufes hülfsbedürftig geworden sind, ein Asyl zu gewähren, eine Reconvalescentenstation für Militärs zu sein und endlich gegen Entgelt auch kranke Civilpersonen aufzunehmen, — zu Gunsten dieser „Deutschen Heilstätte" hat sich eine größere Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, die zu Dresden ihren Wohnsitz haben oder früher hatten, zur Herausgabe eines Albums vereinigt, welches unter dem Titel „Caritas" im Verlage von E. Piersons Buchhandlung in Dresden (1878) erschienen ist. Das sehr schön ausgestattete, auch mit Photographien nach Bildern von Diethe, Bode und Pauwels gezierte Album enthält Beiträge von Bodenstedt, M. M. v. Weber, Hieron. Lorm, Hettner, Max Müller, R. Prölss, W. v. Kotzebue, Murad Efendi, Rob. Waldmüller u. A. und ist als geschmackvolles Festgeschenk, mit dessen Erwerbung zugleich ein wohlthätiger Zweck verbunden ist, sehr zu empfehlen. In diesem Album veröffentlichte Herr v. Criegern einen kurzen Reisebericht unter dem Titel: „Von Dresden nach Stambul."

Schon aus diesem summarischen Berichte ersah man, daß seine Mission keine leichte war. Denn der Ueberweisung der Krankenpflegerinnen an bestimmte Lazarethe in Constantinopel hatten sich, obzwar gegen ihre Verwendung nicht, wie man wohl fürchtete, principielle Bedenken geltend gemacht wurden, dennoch sehr viele Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Aus dem sehr anziehenden Berichte des Herrn v. Criegern ging hervor, daß es schließlich den vereinten Bemühungen verschiedener zusammenwirkender Factoren gelungen war, alle diese Schwierigkeiten zu beseitigen und den Schwestern eine segensreiche und auch dankbar anerkannte Thätigkeit zu sichern.

Auch war aus jenem kurzen Berichte zu ersehen, daß Herr v. Criegern und sein Reisegefährte ihre Zeit gut angewendet, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes in und um Constantinopel mit offenem Auge Land und Leute beobachtet hatten.

Das 448 Seiten starke Buch, welches nach Jahresfrist jenem ersten Berichte gefolgt ist, liefert den Beweis, daß dies nach allen Richtungen hin der Fall war. Es enthält in 16 Kapiteln eine äußerst interessante Beschreibung alles dessen, was die Reisenden auf ihrem Wege nach Constantinopel, auf ihren Wanderungen durch die Hauptstadt des türkischen Reiches und in deren Umgebung gesehen, gehört und gelernt haben. Gesehen, gehört und gelernt! Herr v. Criegern schreibt nicht ab, was andere Leute schon vor ihm haben drucken lassen, sondern er theilt mit, was er selbst gesehen, erlebt, erfahren hat. Er will uns nicht eine erschöpfende Darstellung türkischer Zustände geben, sondern was er mittheilt sind die subjectiven Eindrücke, die er empfangen.

Nun ist er ja unter überaus günstigen äußeren Verhältnissen gereist. Die hohe Stellung der Fürstin, auf deren Geheiß er seine Reise antrat, seine dienstliche und gesellschaftliche Position, die Zugehörigkeit zur vornehmen Welt seiner Vaterstadt, die ja mit tausend Fäden mit der ersten Gesellschaft aller anderen Hauptstädte zusammenhängt, die Empfehlungen des deutschen Botschafters, das Bestreben der höchsten Würdenträger der Türkei, sich und das osmanische Reich der Sympathien würdig zu zeigen, die durch seine Sendung den verwundeten Soldaten des türkischen Heeres bewiesen ward — das Alles trug dazu bei, daß Herr

*) Studien und Erlebnisse auf einer Reise im Dienste des rothen Kreuzes von Friedrich von Criegern. Dresden 1879, E. Pierson.

v. Criegern in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes mehr und besser sah, als gewöhnliche Reisende in der dreifachen Zeit zu sehen pflegen.

Die Bestrebungen, den seinem Schutze anvertrauten Krankenpflegerinnen eine nicht nur scheinbar sondern wirklich nutzbringende Verwendung zu sichern, brachte ihn mit einer Reihe von Persönlichkeiten in nahe Berührung, deren Namen in den letzten Jahren in der politischen Welt sehr vielfach genannt und sehr verschieden beurtheilt wurden. Und es ist für uns sehr interessant, wenn wir nach der Beschreibung der Straßen, der Moscheen, der Kirchhöfe Stambuls, nach der Schilderung der verschiedenen Klassen von Bewohnern der Hauptstadt, ihrer Nationalität, ihrer Sitten und Eigenthümlichkeiten, Bericht erhalten, wie es auf der hohen Pforte beim Empfange ausgezeichneter Fremden zugeht und in welcher Weise Edhem Pascha, der damalige Großvezier, Audienzen ertheilte.

Es war am 8. October 1877, als Herr v. Criegern und Dr. Koppel dem Großvezier durch den Dragoman der deutschen Botschaft vorgestellt wurden. Da Edhem Pascha vortrefflich französisch spricht und durch seinen Aufenthalt als ottomanischer Botschafter in Berlin der deutschen Verhältnisse kundig ist, machte die Conversation keine Schwierigkeiten. Ueber das Aeußere Edhem Paschas belehrt uns Herr v. Criegern, daß es weder schön noch imponirend sei. „Er ist klein, sehr mager, hält sich etwas gebückt; Kopfhaar und Bart sind sehr gebleicht. Die Gesichtszüge tragen den Stempel der Müdigkeit und Abgespanntheit an sich, die Augenlider scheinen sich oft secundenlang zu schließen, doch plötzlich schießt ein scharfer leuchtender Blick aus den dunkeln Augen hervor, so daß man zu der Annahme geneigt ist, die Ermattung sei nur eine äußerliche, scheinbare. Von Zeit zu Zeit geht allerdings ein nervöses Zucken durch die Züge und die zitternden Hände spielen unausgesetzt mit dem Rosenkranze, dessen Perlen langsam die seidenen Fäden herabgleiten."

Einen sehr bedeutenden Eindruck machte auf unsere Reisenden Karatheodori Efendi (jetzt Iskender Pascha Karatheodori), der damals die Stelle eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Amte bekleidete und bekanntlich später der erste Bevollmächtigte der Pforte auf der Berliner Conferenz war. Er war unzweifelhaft die Seele des auswärtigen Amtes, dem damals Server Pascha vorstand, von dem Herr v. Criegern nicht viel Anderes zu sagen weiß, als daß er sich als vollendeter Weltmann betragen habe. Von Karatheodori spricht er dagegen ausführlich: „Er ist sehr groß und mager, seine Haltung gebeugt; im Besitze sehr langer Beine geht er mit gekrümmten Knien. Sein von schwarzem Barte eingerahmtes Gesicht könnte geradezu häßlich erscheinen, wenn es einen weniger geistvollen Ausdruck hätte. Man sieht ihm an, daß er viel gearbeitet und gedacht hat. Er ist der einzige türkische Beamte, welcher auf mich den Eindruck eines Bureaukraten gemacht hat."

Bei der Audienz, bei welcher nur sehr vorübergehend von den eigentlichen Zwecken der Sendung Criegerns die Rede war und bei der er von Karatheodori hörte, daß hier Geduld die Hauptsache sei und daß sich in Constantinopel nicht Alles binnen zweimal 24 Stunden abmachen lasse, war auch Feridoun Bey, Chef der politischen Abtheilung im auswärtigen Amte, den Herr v. Criegern einen Gentleman nennt, wie ihm in der Türkei kein zweiter begegnet sei, und dessen Vater Kiamil Bey anwesend, letzterer der langjährige Oberceremonienmeister des Sultans, ein liebenswürdiger alter Herr, der aber mit der französischen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße stand und dem außerdem das Sitzen auf dem Fauteuil à la franca erhebliche Schwierigkeiten bereitete. „Unwillkürlich zog er im Laufe der Unterredung die Beine immer wieder empor, um dann plötzlich, sobald er sich dessen bewußt wurde, daß er mit unterschlagenen Beinen dasaß, aufzuspringen und, nachdem er sich wieder ordentlich gesetzt hatte, ganz dieselbe Procedur von vorn anzufangen."

Dem deutschen Beamten boten sich, als er bei seinem Besuche der hohen Pforte die Osmanen amtiren sah, allerlei sehr ungewohnte Wahrnehmungen dar. Wunderbar fiel ihm die Abwesenheit der Schreibtische auf; er konnte sich gar nicht recht vorstellen, wie eine Behörde ohne Schreibtische ihre Pflicht ordentlich erfüllen könne. Darum wirkte es geradezu wohlthuend auf seine Beamtenseele, als er Karatheodori an einem Schreibtische sitzend fand. „Vielleicht — meint er — hat sogar dieser Umstand viel dazu beigetragen, daß ich dem Manne selbst von Anfang an mehr Vertrauen entgegenbrachte, als Anderen." Das Zweite, was ihm auffiel, war die in den Bureaus herrschende Zwanglosigkeit, ja man könnte sagen Nonchalance und Mangel an amtlichem Ernst und Würde. „Alles rauchte Cigaretten, pflegte der Unterhaltung, unangemeldet trat man ein, einzelne der Herren nahmen Besuche an, andere frühstückten, und so machte das Ganze den Eindruck einer recht liebenswürdigen Gesellschaft, aber doch nicht einer hohen Behörde, bei deren Geschäftserledigung es sich um das Wohl und Wehe eines großen Staates handelt. Und mag auch eine weniger peinliche Behandlung der einzelnen Sachen in der Natur der Sache liegen, so sieht doch Jedermann klar, daß auf diese Weise nicht sehr viel fertig werden kann und ein großer Theil der für die Geschäfte bestimmten Zeit verloren geht. Denn die Bureaustunden auf der hohen Pforte sind, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr kurz; vor 11 Uhr findet man noch Niemanden und von 2 Uhr an ist Niemand mehr da."

Für die endliche Erledigung der von Herrn v. Criegern übernommenen Aufgabe war es von großem Werthe, daß sich der schon damals und auch später noch so viel genannte Schwager des Sultans Abdul Hamid, Damad Mahmoud Dschelaleddin Pascha für seine Angelegenheit interessirte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Subscriptionsball.

Eine Scene vom andern Morgen.

Erna.

Es war doch schön! Und o wie gut und lieb
Vom Vater, daß er bis zum Ende blieb!

Clärchen.

Daß er's ertragen würde, glaubt' ich nicht.

Erna.

Mitunter auch flog über sein Gesicht
Ein Schatten von Verzweiflung; doch der Muth
Kam wieder und zuletzt war Alles gut.

Clärchen.

Es war sein Wille, mit uns hinzugehen.
Er hatte sonst schon Aehnliches gesehen,
Doch für uns Beide war's das erste Mal.

Erna.

Welch' Anblick, als man eintrat in den Saal!

Clärchen.

Geblendet war man von dem Glanz und Schimmer!
Und eh noch an das Glitzern und Geflimmer
Das Auge sich gewöhnt, kam durch die Mitte
Des Saales schon im Polonaisenschritte
Der Kaiser selber und die Kaiserin —
Und Alles drängte nach der Mitte hin.

Erna.

Glaubst Du es wohl, daß uns der Kaiser sah?

Clärchen.

Er that's gewiß! Wir standen ihm so nah' —
So nah', wie wir jetzt bei einander stehn.
Wie wir ihn sahen, mußt' auch er uns sehn.

Erna.

Und als nun hinter dem erlauchten Zug
Des Menschenmeeres Fluth zusammenschlug —
Welch ein Gewühl! Welch ein Gedräng! Es scheuchte
Uns an ein Plätzchen, das uns sicher däuchte;
An Tanz zu denken wagten wir nicht mehr.

Clärchen.

Drauf zu verzichten fiel mir nicht so schwer!
Nein; keineswegs ward mir die Weile lang,
Als wir dort saßen, wo das Wasser sprang,
Wo hübsche Blumen und Gesträuche standen!

Erna.

Ja, zu bestaunen war genug vorhanden.
Auch ich war froh, daß wir aus dem Gewühl
Gerettet uns, erreichend ein Asyl.
Wie war es hübsch, der Tanzmusik zu lauschen!
Man ließ den Strom an sich vorüberrauschen
Und musterte, was mit dem Strome kam.

Clärchen.

Da sah ich Manches, was mich Wunder nahm.
Was gab es doch für reizende Gestalten!
Und andre —

Erna.

Still von den geputzten Alten!

Clärchen.

So saßen, unter Blättergrün versteckt,
Zwei Veilchen wir!

Erna.

Und wurden doch entdeckt!
Entdeckt und aus dem Grün hervorgezogen,
Und schwammen plötzlich auf des Tanzes Wogen.

Clärchen.

Wer hätt' gedacht, daß es so kommen sollt!
Ich war zufrieden, hätte nicht gegrollt,
Wenn ganz vergessen wir im Hintergrunde
Geblieben wären bis zur letzten Stunde.

Erna.

So viel zu tanzen noch! Ich weiß die Namen
Der Vielen kaum, die uns zu holen kamen.

Clärchen.

Wie denkst Du von dem schmucken Offizier —
Wenn ich nicht irre, tanzt' er auch mit Dir —
Dem ich zum Contretanz die Hand gereicht?

Erna.

Sich Einzelner erinnern fällt nicht leicht.

Clärchen.

Nun, mit den schwarzen Augen der! Der Kleine!

Erna.

So — meinst Du den?

Clärchen.

Das ist er, den ich meine.
Sah er nicht hübsch aus? Wie denn? Meinst Du nicht?

Erna.

Mir schien's ein recht gewöhnliches Gesicht.

Clärchen.

Gewöhnlich? O daß solcher Augen Sterne
Gewöhnlich wären! Manche säh' es gerne.
Im Tanzen auch schien er mir sehr gewandt.

Erna.

Ich fand, er tanzte nicht sehr elegant.

Clärchen.

Wie wußt' die Unterhaltung er zu führen!
Was junge Mädchen nur interessiren
Und freuen kann, er bracht' es Alles vor.
Mitunter ernst, mitunter mit Humor.
Ich hab mit ihm mich trefflich unterhalten,
Denn Alles wußt' er, kannte selbst die Alten.
Nichts ist doch hübscher und zieht mehr uns an,
Als wenn mit uns ein liebenswürd'ger Mann
Bescheiden und doch voll Verstandes spricht.
Wovon sprach er mit Dir?

Erna.

Ich weiß es nicht.
Ich war zerstreut, ich gab darauf nicht Acht.

Clärchen.

Auf mich hat großen Eindruck er gemacht —
Ich werde nicht so leicht sein Bild vergessen.
Zuletzt noch oben in dem Saal beim Essen
Schwebt' es mir vor und ließ mir keine Ruh.

Erna.

Jetzt kenn' ich Dich, tiefschwarze Seele Du!
Konnt' ich vergessen, daß Du immer warest,
Als welche Du Dich heute offenbarest!
Das ist es ja, was uns von je getrennt:
Als Kind schon hast Du Alles mir mißgönnt.
Wie manchen Apfel, welchen ich bekommen,
Hast Du mir listig wieder fortgenommen!
Im Schranke war mein Zuckerwerk vor Dir
Nicht sicher — stets das Beste nahmst Du mir.
Und wenn ich kam und wollt' mir etwas holen,
Dann immer war das schönste Stück gestohlen.
So hast Du nun auch diesen mir geraubt
Von dem ich, ach, von dem ich fest geglaubt —
Geglaubt ....

Clärchen.

Du liebst ihn? Das nur wollt' ich wissen.
So hat er wirklich denn Dich hingerissen!

Erna.

Du liebst ihn nicht?

Clärchen.

Gleichgültig ist er mir,
Wie irgend nur ein andrer Offizier.
Doch wenn das Schicksal Dir zum Mann ihn gibt,
Will ich ihn lieben, wie man Schwäger liebt.

Erna.

Du liebst ihn nicht?

Clärchen.

Soll ich es zweimal sagen?
Und überhaupt — wie kannst Du nur so fragen?
Du weißt es doch, daß heimlich ich mein Wort
Dem Doctor gab und daß mein Herz schon fort.
Was dachtest Du?

Erna.

Ich weiß nicht, was ich dachte.
Und was mich plötzlich auf den Argwohn brachte.
Ihr seid einander treu? O bleibt es immer!

Clärchen.

Du bist ein ganz seltsames Frauenzimmer!
Es schmerzt mich, daß so schlecht Du von mir denkst.
Du weißt es selbst wohl nicht, wie Du mich kränkst?

Erna.

Ich hab mir nichts dabei gedacht — vergib!

Clärchen.

Mein Carl und ich — wie haben wir uns lieb!
Er ist ja auch ein sonderbarer Knabe,
Den ich mit Mühe mir erobert habe;
Nun aber ist er, seit er wirklich mein,
So sicher mir wie Ehrenbreitenstein,
Dem, der es hält. Ich aber halt' es.

Erna.

Nun
Will ich es ganz gewiß nicht wieder thun.

Clärchen.

Nun weine nicht mehr! Nein, ich kann's nicht sehn,
Daß diese Augen so voll Thränen stehn.

Erna.

Du siehst es ja, schon hör' ich auf zu weinen.

Clärchen.

Den Deinen laß ich Dir.

Erna.

Ich Dir den Deinen.
Doch ach, was sprichst Du?

Clärchen.

Glaub', ein gut Geschick
Hilft Dir, so wie auch mir es half, zum Glück.

Erna.

Dann wollen wir zusammen still es tragen,
Uns drüber freu'n —

Clärchen.

Und sonst es Keinem sagen.

J. Trojan.

Dramatische Aufführungen.

Les Bourgeois de Pont-Arcy.

Schauspiel in 5 Acten von Victorien Sardou, deutsch von R. Schelcher.

Das neuste Schauspiel von Victorien Sardou, „Les Bourgeois de Pont-Arcy", also etwa „Französische Mottenburger", das in Paris am Théâtre du Vaudeville zwar einen guten, aber keineswegs so durchschlagenden Erfolg gehabt hat, wie viele andre Sardou'sche Stücke, wie namentlich „Fernande" und „Dora", ist nun auch am hiesigen Residenztheater zur Aufführung gekommen, und zwar in ausgezeichneter Besetzung. Zu dem ständigen Personal dieses Theaters, das auf die modernen französischen Stücke besonders eingespielt ist und in der Darstellung derselben auch eine besondere Virtuosität erlangt hat, gesellten sich berühmte Gäste, Frau Hedwig Niemann, Herr und Frau Friedrich Haase, von denen jedoch eigentlich blos die letztere eine wirkliche Hauptrolle, Frau Niemann dagegen eine nur vorübergehende, aber sehr interessante, Herr Haase eine größere, mit Feinheit ausgeführte Episode darzustellen hatte.

Jeder Zuschauer hat von diesem neuen Schauspiel so ungefähr denselben Eindruck mitgenommen. Die komischen und die ernsten Elemente sind hier etwas gewaltsam und ohne zweckmäßige Vertheilung nebeneinander gestellt. Der Ernst der Handlung wird nicht durch eine heitre Ausschmückung belebt, sondern das Derbkomische des Anfangs wird ziemlich unvermittelt durch den pathetischen Ton der Fortsetzung und des Schlusses abgelöst, nicht zum Vortheile des Ganzen. Diesmal ist es Sardou nicht wie in den meisten seiner früheren Stücke gelungen, das Schauspielartige mit demselben Geschick zu behandeln wie das Lustspielartige. Die ersten Acte sind sehr amusant, die letzten berühren peinlich. Sie erscheinen beinahe wie eine überflüssige Quälerei, da das Motiv, das die Seelenleiden der handelnden Personen veranlaßt, nicht haltbar ist, da nur ein Wort ausgesprochen zu werden braucht, um denselben ein Ende zu machen und da außer der Caprice des Dichters keine Veranlassung zu ermitteln ist, daß dieses Wort nicht gesprochen werde. Eine Weile läßt sich der Zuschauer den mit vielen sinnigen und raffinirten Einzelheiten ausgestatteten Scherz gefallen; es gelingt Sardou, sein Publicum eine geraume Zeit in Spannung zu erhalten; aber der geistvolle Dichter treibt das Spiel zu weit und stellt die Geduld des Publicums auf eine gar zu harte Probe; die nüchterne Erwägung greift endlich Platz und lehnt sich gegen die Willkür des Dichters, der mit uns herumspielt, auf. Man wird des Kunststücks gewahr und kommt daher nicht zur rechten Stimmung, nicht zum unbefangenen und behaglichen Genusse.

Der Baron Fabrice von Saint André gehört zu den Honoratioren der unweit Paris gelegenen kleinen Stadt Pont-Arcy. Er führt einen guten Namen, er besitzt Vermögen und steht im Begriff, sich mit einer anmuthigen jungen Aristokratin zu vermählen; er besitzt wahrscheinlich noch eine große Anzahl von guten Charaktereigenschaften; kurz und gut, die Regierung interessirt sich für den jungen Mann und läßt ihm die officielle Candidatur antragen. Fabrice erklärt sich nach kurzem Schwanken bereit, für die Kammer zu candidiren und sich die Unterstützung der Behörden gefallen zu lassen trotz des Widerspruchs seines Onkels, des Herrn Brochat, der, — man weiß nicht recht, weshalb, wahrscheinlich, weil er sich in dem kleinen Neste langweilt und weil der Widerspruch immer unterhaltender ist als die Zustimmung, — zur unversöhnlichen Opposition gehört. Durch die Annahme der officiellen Candidatur versetzt Fabrice das Haus des Maire Trabut in einen gelinden Schrecken. Trabut hat sich nämlich auf die Regierungscandidatur gespitzt oder vielmehr Trabuts ehrgeizige kleine Frau, Clarisse, hat es ihrem einfältigen Gatten in den Kopf gesetzt, aus Familienrücksichten Abgeordneter zu werden. Die Gründe, welche Frau Clarisse Trabut dazu bewegen, ihren Mann eine politische Rolle spielen zu lassen, sind sehr einfache, sehr natürliche und sehr komische. Frau Trabut ergeht es wie fast allen ihren Mitbürgern: sie langweilt sich in Pont-Arcy. Der Kaffeeklatsch, das Basengeschwätz, die kleinen Eifersüchteleien, die wohlfeilen Triumphe und die kindischen Niederlagen, die spärlichen Zerstreuungen, welche private und öffentliche Festlichkeiten darbieten, wie z. B. die „ökonomische Exposition" — sagt der Uebersetzer, ich würde „landwirthschaftliche Ausstellung" vorziehen — alles das, was ihr das Leben in der kleinen Stadt bietet, hat sie ausgekostet; es erscheint ihr fade und monoton. Sie hat nur einen Wunsch: Paris, und die Möglichkeit, alljährlich einige Monate in der Hauptstadt unter angenehmeren Bedingungen zu verbringen, kann ihr nur dadurch gewährt werden, daß ihr Mann zum Abgeordneten gewählt wird. Trabut ist in seiner Eigenschaft als Maire natürlicher Candidat der Regierung; in demselben Augenblicke aber, da die Regierung einen Andern mit ihrer Gunst bevorzugt, nämlich Fabrice, ist Trabut der ebenso natürliche Candidat der Opposition.

Diese Wahlgeschichte, wenngleich sie auf den Vorzug der Originalität und der Neuheit keinen Anspruch mehr machen kann, und wenngleich sie von Anderen — in Deutschland brauchen wir nur an Freytags „Journalisten" zu erinnern — mit schärferer Satire und schneidigerer Vertiefung schon behandelt worden ist, wirkt an sich recht ergötzlich. Der Wahlkampf und was dazu gehört, also namentlich die Intriguen der kleinen Frau Trabut, bilden das Lustspiel. Von nun an, — mit Beginn des dritten Actes, — treten wir in das einheitliche Schauspiel ein; die lustigen Personen verschwinden mehr und mehr und erscheinen eigentlich nur noch, um zu stören, um aufzuhalten; der harmlose Witz, die Ausgelassenheit werden abgethan und das schwere Pathos drängt sich vor.

Eine geheimnißvolle Fremde ist in Pont-Arcy eingetroffen. Sie hat wiederholt und vergeblich Fabrice um eine Zusammenkunft gebeten. Das ist natürlich stadtkundig geworden, und die Klatschsucht hat aus

den verdächtigen Symptomen bereitwillig geschlossen, daß jene Fremde, von der festgestellt worden ist, daß sie Marcelle Aubry heißt und in Paris ein Modegeschäft besitzt, unzweifelhaft eine frühere Geliebte des Bräutigams sein müsse, die nun, wenige Tage vor der Vermählung, auf dem Kampfplatz erscheine, um ihre alten Rechte geltend zu machen und die projectirte Heirath zu sprengen. Frau Trabut hegt die feste Hoffnung, daß sich daraus eine günstige Conjunctur für die Wahlchancen ihres Mannes ergeben werde. Sie hofft einen Skandal in Scene setzen zu können, der Fabrice als einen unmoralischen Menschen und deshalb als ungeeignet zum Vertreter des Volks hinstellen werde. Sie bringt die Beiden zusammen und wundert sich, da diese sich ganz fremd gegenüberstehen, über die meisterhafte Selbstbeherrschung, die sich die beiden Schuldigen auferlegen. Sie läßt sie demonstrativ allein in der Erwartung, daß sie sich dann compromittiren werden; und da sie beim Abgehen zufällig den Namen Baron Fabrice de Saint-André nennt und Marcelle auf diese Weise von der Persönlichkeit dessen, der ihr gegenübersteht, in Kenntniß gesetzt wird, erreicht sie ihren Zweck auch vollkommen. Kaum ist der Name ausgesprochen, und kaum hat Madame Trabut das Zimmer verlassen, so tritt Marcelle an Fabrice heran und beschwört ihn auf das Dringlichste, ihr eine Unterredung zu gewähren. Ihre Bitte hat etwas so Rührendes, ihr Flehen ist so ergreifend, daß Fabrice einwilligt. Fabrice erklärt, daß er in seiner Eigenschaft als Bräutigam sie im Hotel nicht besuchen dürfe, und da Marcelle darauf besteht, daß die Zusammenkunft noch im Laufe des Tages statt finde, bestimmt er ihr die zehnte Abendstunde und die Wohnung seiner Mutter zum Rendezvous.

Wie man sieht, ist Fabrice ein sehr correcter und vorsichtiger Mann; aber unbegreiflich ist seine Kurzsichtigkeit. Er, der in Pont-Arcy lebt und weiß, wie da die Leute nichts Anderes zu thun haben als aufzupassen, wie die indiscretesten Blicke den Schritt eines Jeden erspähen — Fabrice, der jedes verdächtige Moment aus dem Zusammentreffen mit Marcelle von vornherein ausscheiden will, ruft die Verdächtigung in fast frivol zu nennender Weise geradezu heraus. Nichts wäre natürlicher als daß er zu seiner Mutter sagte: Eine Dame, die auf mich einen anständigen Eindruck macht, muß mich unbedingt im Laufe des heutigen Abends noch sprechen. Ich habe anders keine freie Zeit als die zehnte Stunde, ich habe sie zu dieser Stunde ins Haus bestellt; sei so gut, sie zu empfangen und laß uns dann allein!

Anstatt die Sache so auf natürliche und gesellschaftlich allein richtige Weise zu erledigen, wählt er den unnatürlichen und gesellschaftlich unmöglichen Weg. Wie ein Schuldiger schleicht er sich von dem Ball, auf dem er seine Braut mit der Elite von Pont-Arcy bekannt machen will, schlüpft heimlich, in einen Mantel gehüllt, in das Zimmer, das er als Herr des Hauses ohne diese Vorsichtsmaßregel betreten dürfte, und führt Marcelle auf geheimnißvolle Weise ein.

Marcelle erzählt ihm nun in einer etwas larmoyanten Weise — diese Kritik richtet sich an die Dichtung, nicht an die Darstellung — die nicht mehr ganz ungewöhnliche Geschichte.

Auch sie ist Klavierlehrerin gewesen, gerade wie Madame Bernard, auch sie hat den einmaligen Fehltritt begangen, und auch dieser hat die üblichen Folgen gehabt: ein kleines Kind ist da. Der Vater dieses Kindes ist der vor einiger Zeit verstorbene Fabrice von Saint-André, der Vater unsres Helden. Marcelle erzählt Fabrice diese peinliche Geschichte, da sie Geld braucht. Ihr Geliebter, also der Vater unsres Fabrice, hat das Zeitliche gesegnet, bevor er eine Verpflichtung, die er eingegangen war, um sich mit Marcelle abzufinden, hatte erfüllen können. Der alte Fabrice hatte der Mutter seines Kindes das bewußte Modegeschäft gekauft; aber ehe die Rechnung noch geregelt war, war er gestorben. Nun drängen die Gläubiger; sie drohen damit, ihre Ansprüche an Fabrices Vater bei der legitimen Wittwe geltend zu machen. Marcelle will dieser die Herzenspein ersparen, und da sie anderweitig das erforderliche Geld nicht auftreiben kann, hat sie sich im letzten Augenblicke entschlossen, nach Pont-Arcy zu fahren, dem legitimen Sohne ihres Geliebten die Sache vorzutragen und von diesem das Geld zu erbitten. Sie hat einige Briefe des alten Fabrice mitgebracht, um sich vor Fabrice zu legitimiren und ihre Aussagen zu bekräftigen. Sobald der junge Fabrice, der zunächst die Sache nicht geglaubt und die unglückliche Marcelle für eine verwegene Hochstaplerin gehalten und als solche behandelt hatte, sich von der Richtigkeit ihres Vortrags überzeugt hat, stellt er ihr die Summe zur Verfügung, und Marcelle entschlüpft.

Die braven Kleinstädter haben aber das Haus umstellt; alberne Gerüchte über die Unbekannte werden ausgesprengt; es entsteht ein großer Auflauf. Marcelle wird wie ein Stück Edelwild von der klaffenden Meute gestellt, in den Salon der Frau Baronin zurückgebracht und in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft, zu der auch natürlich die Braut gehört, mit Fabrice confrontirt.

Fabrice kann nun das seltsame Geheimniß dieser nächtlichen Zusammenkunft — um 10 Uhr ist es ja in Pont-Arcy Nacht — nicht anders als durch eine jener Lügen aufklären, die man gewöhnlich heroische zu nennen pflegt. Er sagt, Marcelle sei *seine* Geliebte gewesen. Die Folgen dieser Erklärung ergeben sich von selbst. Mutter und Braut vergießen Thränen, die Verlobung wird zunichte gemacht, Marcelle weint ihrerseits, Fabrice weint wahrscheinlich auch, die Regierung sieht sich nicht mehr in der Lage, einen Mann von so zweideutigem Charakter, der am Tage vor der Vermählung im Hause seiner Mutter seine Maitresse empfängt, ihren Schutz angedeihen zu lassen ꝛc.

Onkel Anselm Brochat benutzt den folgenden Vormittag, um nach Paris hinüberzufahren und Erkundigungen über Marcelle einzuziehen. Er stellt fest, daß sie sich des besten Leumundes zu erfreuen hat und vom Baron Fabrice ein Kind besitzt, dessen Photographie er sich sofort verschafft.

An diese Photographie knüpft sich eine Scene von jener echt französischen Rührseligkeit, für die wir diesseits der Vogesen nicht die rechte Empfänglichkeit besitzen. Die gerührte Baronin hat, nachdem sie das reizende Kind gesehen, sofort den Beschluß gefaßt, daß ihr Sohn Marcelle heirathen müsse. Neue Complication. Der Sohn sträubt sich auf das Aeußerste, und schließlich bleibt Marcelle, die Zeugin dieses überaus peinlichen Auftritts ist, nichts Anderes übrig, als ihrerseits wieder so einen Heroismus zu begehen und sich vor Aller Augen als eine verworfene Dirne hinzustellen. Nachdem sie zugegeben hat, daß der junge Fabrice ihr Geliebter gewesen sei, erklärt sie, daß dieser nicht der Vater ihres Kindes sei. Mit Schimpf und Schande wird sie aus dem Hause gejagt.

Endlich bleiben nun Fabrice und seine Braut allein. Das Publicum athmet auf. Nun wird sich ja die Wahrheit Bahn brechen; nun wird der relativ unschuldige Sachverhalt klar gelegt werden; nun hat das Hinziehen, das uns anfängt lästig zu werden, sein Ende. Fabrice braucht ja seiner Braut ganz einfach zu sagen: Liebes Kind, die Sache liegt so und so; für die leichtsinnigen Streiche meines Vaters bin ich nicht verantwortlich; wir wollen meiner Mutter die schmerzliche Enthüllung wo möglich ersparen; uns Beide und unser Verhältniß geht die Geschichte nichts an.

Aber so wohlfeilen Kaufs kommen wir nicht davon. Fabrice, den wir schon so oft schwer verstanden haben, verstehen wir jetzt ganz und gar nicht. Er hält seiner Braut eine Rede etwa folgenden Inhalts: Ich bin unschuldig; ich habe nichts begangen, was mich Deiner Liebe unwerth machte. Du brauchst keine Thränen zu vergießen. In unserm Verhältnisse ist nichts geändert. Ich kenne die Dame gar nicht, bin nicht Vater des Kindes, wie Du gehört hast. Ich brauche Dir nur *ein* Wort zu sagen und Du wirst Alles begreifen; aber dieses eine Wort werde ich nicht sagen!

Berengère, die Braut, beschwört Fabrice, sich auszusprechen. Ihr naiver Schmerz könnte einen Stein erweichen, Fabrice hat immer nur die eine Antwort: „Ich darf nicht sprechen.“ Aber weshalb dürfen Sie nicht sprechen? fragt das Parterre. Was berechtigt Sie dazu, ein Mädchen unschuldig leiden zu lassen und noch dazu das Mädchen, das Sie lieben? So sagen Sie doch ohne Umschweife der kleinen Berengère die volle Wahrheit, dann ist ja Alles gut. Der launische Dichter will aber nicht, daß Alles gut sein soll, er will den vierten Act mit einer unaufgelösten Dissonanz schließen lassen, und deswegen fällt der Vorhang über Berengères Verzweiflung und Fabrices Starrsinn.

Das ist der schwächste Punkt des Stückes. Nach dem vierten Act haben wir das Gefühl, daß wir ohne irgend welchen Grund mit dramatischen Scenen regalirt werden. Wir sind weder erschüttert noch ergriffen, noch auch gerührt, wir sind einfach nervös gemacht.

Die Auflösung des letzten Actes ist auch weniger kunstvoll, als man von einem theatralisch so hoch bedeutenden und alle Geheimnisse der Theaterkunst so souverän beherrschenden Dichter wie Sardou es erwarten könnte. Wir ersehen nun erst recht, daß alle die Irrwege, die uns der Dichter hat wandeln lassen, nur ein Zeitverlust sind; denn sie führen schließlich doch auf den geraden Weg zurück, den wir unter viel an-

genehmeren Bedingungen und viel schneller hätten zurücklegen können. Der einzige Zweck, den die Bemühungen Fabrices ebenfalls hätten haben können, und um dessen willen er eine Stadt in Aufregung versetzt, die ihm Nächststehenden und sich selbst unglücklich gemacht hat, — dieser Zweck wird nicht erreicht. Die Baronin erfährt schließlich doch die Schuld ihres verstorbenen Gatten. Wozu also der Lärm, der vorher geschlagen ist? Und weswegen drei Acte Wahlgeschichte, da es der Dichter nicht einmal für nöthig erachtet, uns zu verrathen, wer eigentlich zuguterletzt siegreich aus der Urne hervorgeht?

Ich habe bei dieser Nacherzählung der Handlung schon auf die Mängel dieses Schauspiels hingewiesen; daß es starke Vorzüge besitzt, soll nicht verschwiegen bleiben. Der Dialog ist, namentlich in den komischen Stellen, munter und frisch, und auch in den pathetischen bisweilen schwungvoll und tüchtig. Die Charakteristik ist in den Episoden diesmal weniger originell als in den anderen Sardou'schen Stücken. Klatschmäuler, wie der Papierhändler, alte Betschwestern, die in ihrer Jugend etwas ganz anderes gewesen sind wie Madame Cotteret, der Idiot von Maire, der sich wie eine Wetterfahne dreht ꝛc., haben kein besonders originelles Gepräge; es sind die üblichen Typen. Viel sorgfältiger gezeichnet und origineller gedacht ist die Gattin des Maires, Clarisse, die allerdings auch mit der Marquise de Menneville, der Madame in Scribes „Feenhände" eine ziemlich starke Familienähnlichkeit besitzt. Am besten gefällt mir von den kleinstädtischen Typen der Onkel Brochat. Er hat zwar nichts besonders scharf Pointirtes, aber eine liebenswürdige Bonhommie und einen Zug echter Menschlichkeit. Marcelle kommt aus den Thränen nicht heraus. Mutter und Braut vertreten die anständige Gesinnung durch Würde und Naivetät. Fabrice ist ein Umstandskrämer, ein Sonderling, von dem die Franzosen sagen würden: qu'il cherche midi à quatorze heures, im Uebrigen gewiß ein feingebildeter anständiger Mensch.

Am meisten zu bewundern ist wiederum die Geschicklichkeit der theatralischen Führung der Handlung. Aber auch hier kann ich den Vorwurf dem Dichter nicht ersparen, daß er es sich in den Voraussetzungen zu seinen dramatischen Complicationen doch zu bequem gemacht hat. Man gibt nicht ohne Noth nächtliche Stelldicheins im Hause seiner Mutter, von denen Niemand nichts weiß, man verschweigt nicht ohne Grund eine Wahrheit, die geliebten Wesen Kummer und Schmerz erspart, man läßt nicht Briefe von entscheidender Wichtigkeit so herumliegen, daß sie dem ersten besten indiscreten Menschen zugänglich sind ꝛc. Geht man aber über die Unbedeutendheit der Voraussetzungen hinweg, so muß man zugestehen, daß die Folgerungen mit großem Scharfsinn und seltener Sicherheit in der Verwerthung der scenischen Effecte gezogen worden sind.

Das Motiv des Sardou'schen Stückes hat eine überraschende Aehnlichkeit mit dem, welches Wilbrandts „Natalie" zu Grunde liegt. Es ist sogar, wenn man von der Verschiedenheit des Geschlechts absieht, ganz dasselbe. Bei Sardou wird der dramatische Conflict dadurch herbeigeführt, daß der Sohn im Augenblicke, da er eine Ehe eingehen will, den Ehebruch seines verstorbenen Vaters erfährt, diesen vor der Mutter verschweigen muß und dadurch um ein Haar um das Glück seines Lebens kommt. Bei Wilbrandt wird der dramatische Conflict dadurch herbeigeführt, daß die Tochter im Augenblicke, da sie eine Ehe eingehen will, den Ehebruch ihrer verstorbenen Mutter erfährt, diesen vor dem Vater verschweigen muß und dadurch um ein Haar um das Glück ihres Lebens kommt. Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung, wie viel stärker das Wilbrandt'sche Motiv ist. Nach den Begriffen unsrer Moral — eine absolute Moral gibt es eben nicht — ist der Ehebruch des Weibes ungleich kränkender für den andern Theil als der des Mannes, und ebenso wird der Treubruch der Mutter von den Kindern ungleich schmerzlicher empfunden als der des Vaters. In der Behandlung des Stoffes weichen die beiden Dichter vollkommen von einander ab. Wilbrandt hat sich lediglich auf die Untersuchung des Problems beschränkt, das er sich gestellt hatte und zum Nachtheil der Bühnenwirkung auf jeden Ausschmuck, auf alle liebenswürdigen Zuthaten verzichtet; für Sardou dagegen ist das psychologische Moment eben nur ein Moment. Er hat dazu auch noch eine Charakterkomödie schreiben wollen, und daß er auf diese einigen Werth legt, spricht schon der Titel aus. Die heiteren Allotria sind meines Erachtens sogar der gelungenste Theil des französischen Stückes, und ich möchte es bedauern, daß er in der zweiten Hälfte von denselben zu sehr Abstand genommen hat.

Ich habe schon zu Anfang gesagt, daß das Stück eine vorzügliche Darstellung gefunden hat. Frau Niemann-Raabe hat als Clarisse allerdings nicht die Gelegenheit, ihr dramatisches Talent in seiner ganzen Macht zu entfalten. Aber wenn auch die Aufgabe, die ihr der Dichter gestellt hat, diesmal eine geringfügigere ist, so ist die Kunst, mit welcher Frau Niemann dieselbe löst, darum vielleicht gerade um so bewunderungswürdiger. Man kann sich nichts Neckischeres, nichts wahrhaft Komischeres denken, als diese kleine Frau Marie mit ihrer erschrecklichen Energie und ihrer ergötzlichen Bosheit. Es ist eigentlich eine unausstehliche Person; aber die Kunst, die Alles edelt und, wie schon Horaz sagt, sogar das ungeheuerlichste Wesen zu etwas Schönem malen kann, läßt uns auch diese Land-Xanthippe im anmuthigsten Lichte erscheinen. Auch der Brochat des Herrn Friedrich Haase ist ein Kabinetstück, eine jener mit tausend fein beobachteten kleinen Zügen ausgestatteten Figuren, wie sie mit diesem eigenartigen Naturalismus kaum ein zweiter Künstler wiederzugeben weiß. Haase hat mit diesem Brochat wieder einen Typus geschaffen, der in den komischen Partien allerdings weitaus am gefälligsten ist; der volle seelische Ton paßt eben nicht zu diesem Kleinbürger: Frau Haase hat es nicht leicht, in der Rolle einer echt französischen Mutter den deutschen Zuschauer zu erwärmen. Die pathetischen Tiraden, die ihr in den Mund gelegt werden, spricht sie mit Verständniß und Discretion. Von den Mitgliedern des Residenztheaters ist wiederum der Frau Claar-Delia und des Herrn Keppler mit der vollsten Anerkennung zu gedenken.

Paul Lindau.

Nationaltheater.

Es gehört zu den Vorrechten der Privatbühnen, daß sie in ganz anderer Weise zu theatralischen Neuerungen und Wagnissen bereit sein können, als die unter der unmittelbaren Leitung des Hofes stehenden Schauspielhäuser, die durch Rücksichten verschiedenster Art an der Freiheit ihrer Bewegung gehindert sind. Dieses Vorrecht kann natürlich ebenso häufig zu Ausschreitungen und Fehlgriffen, wie zu wirklicher Förderung literarischer und künstlerischer Bestrebungen führen. Auch im Nationaltheater hat die Unabhängigkeit in der Wahl der Stücke zu einer gewissen Stillosigkeit des Repertoires geführt, die manchen Anlauf der rührigen Direction des Herrn Borsdorff um die rechte Wirkung brachte. Um so freundlicher berührte der unbestrittene Erfolg, den das neueste Stück von Dr. Hugo Müller „Graf Isolani" unter Mitwirkung des Verfassers, der die Titelrolle spielte, am Weinbergswege erzielt hat. Selbst wenn wir die Sonntagsstimmung des Publicums, die sich bei der ersten Aufführung in zahllosen Beifallsspenden und Hervorrufen äußerte, nicht als Maßstab für die Güte der Novität gelten lassen wollen, bleibt dieselbe eine in vieler Beziehung interessante und merkwürdige Arbeit.

Das Stück unterscheidet sich von den Alexandreen, Klytemnestren, Sophonisben und anderen Erzeugnissen der antik frisirten Melpomene ebenso scharf, wie von den blutarmen Versuchen derjenigen Talente, denen es zur Gestaltung moderner Conflicte an Kraft der Phantasie fehlt. Es ist von der ersten bis zur letzten Scene spannend und unterhaltend, es hält sich ganz frei von den anrüchigen Bestandtheilen, an denen namentlich die kleinen Leute unter den französischen Dramatikern ihr Wohlgefallen haben, es besitzt eine noch stärkere volksthümliche Ader, als Müllers „Heydemann und Söhne", es ist durchweg Gestalt und Farbe, Leben und Bewegung. Dafür fehlen ihm allerdings alle feineren künstlerischen Bestandtheile, und um die dramaturgischen Regeln eines Aristoteles, Lessing und Freytag kümmert sich der Verfasser nicht nur gar nicht, sondern es macht ihm offenbar ein besonderes Vergnügen zu beweisen, wie eine mit zahlreichen Fehlern behaftete, aber aus unmittelbarer Anschauung stammende Schöpfung immer noch besser sei als eine correcte, aber innerlich hohle und langweilige Arbeit.

Wir glauben den Charakter des Stückes am besten zu bezeichnen, wenn wir auf eine Gattung des Dramas hinweisen, die ihm offenbar als Vorbild gedient hat. Wir meinen die französischen Boulevardsstücke, die namentlich in der Porte Saint-Martin als Fehdebriefe dem Théâtre français zugeschleudert wurden, jene Triumphe der Regellosigkeit, die Victor Hugo und der ältere Dumas feierten, als der Sturm der Ro-

mantik über Paris einherbrauste. In dieser Schule hat Hugo Müller die Auflösung des Dramas in einzelne Bilder, aber auch jenen theatralischen Tic gelernt, der alles in Bühnenanschauung umsetzt. Man kann dem Rahmen eines gewöhnlichen Theaterabends unmöglich eine größere Fülle von Personen und Begebenheiten einfügen, als es Hugo Müller thut. Der Zettel weist nicht weniger als zweiundvierzig Personen auf, also mehr, als in den Shakespeare'schen Historien beschäftigt sind, und über diese Figuren verfügt der Autor mit souveränster Willkür. Er bringt sie auf die Bühne, wenn er sie braucht, beseitigt sie, wenn sie seinen dramatischen Absichten gedient haben, und fragt wenig nach der Einheit der Handlung, ohne welche sich unsere Aesthetiker kein Stück denken können. Zerfällt ihm aber auch das Drama in einzelne Lebensbilder, so gelingt es ihm doch, die Einheit des Charakters zu retten, auf den das Werk von Hause aus angelegt ist. Es ist die Figur des Titelhelden, dem der Verfasser eine Fülle von Intelligenz und Lebenserfahrung, einen Charakter, gemischt aus Leichtsinn und Gutherzigkeit, und eine starke Dosis Romantik verliehen hat. Der Graf Isolani, ein Virtuose in der Kunst zu leben, der so lange auf dem gefährlichen schmalen Wege balancirt, welcher der bürgerlichen Moral nicht mehr und dem Staatsanwalt noch nicht gehört, und der endlich in Amerika das Problematische seiner Existenz durch Arbeit sühnen will, ist ein geschickt ausgeführter Charakter und eine außerordentlich dankbare Rolle für einen Darsteller von Geist und Geschmack. Der Verfasser führt seinen Helden durch die verschiedensten Lebenssphären der Aristokratie und Bourgeoisie, verdorbener und unverdorbener Menschen und macht schließlich den Versuch, eine ganze Schwurgerichtsverhandlung mit allem dazu gehörigen Apparate auf die Bühne zu bringen. Dieser Versuch war außerordentlich geglückt und übte wegen der bald pathetischen bald genrebildlichen Gattung der Scenerie eine sensationelle Wirkung auf das Publicum des Vorstadttheaters aus. Es hieße sich zum Anwalt einer ganz falschen Vornehmheit machen wollen, wenn man über die Keckheit dieses Wurfes die Nase zu rümpfen versuchte. Das Stück besitzt keinen literarischen, aber einen unbestreitbaren theatralischen Werth, es ist nicht das Werk eines Künstlers, aber eines geschickten und geistreichen Kopfes, es interessirt wegen seines stofflichen Reichthums, und der Zuschauer unterhält sich fortwährend, wenn auch nicht gerade immer in der besten Gesellschaft.

An die Titelrolle hatte Herr Dr. Hugo Müller sein bestes Können und Wollen gesetzt. Wenn auch die Jahre nicht ganz spurlos an diesem Künstler vorübergegangen sind, so ist er doch im Conversationsfache einer der anziehendsten Darsteller geblieben, die wir kennen. Er spricht natürlich und anmuthig, mit geistigem Nachdruck, aber ohne störende Absichtlichkeit, er kann warm werden und Töne echter Ergriffenheit anschlagen. Im Ganzen ein besserer Sprecher als Spieler, war er im Stande, die Aufmerksamkeit des Publicums während einer Vorstellung, die weit über die Grenzen eines gewöhnlichen Theaterabends hinausging, ununterbrochen aufrecht zu erhalten.

Notizen.

Die Pest ist zum stehenden Zeitungsartikel geworden und die Besprechung läßt sich nicht mehr umgehen. Es ist ein Geschenk mehr, mit welchem wir von Rußland bedacht werden, eine der schlimmen Folgen des Krieges, den die Slavencomités angezettelt haben. Welche zarten Hände an dem Nessusgewand, das den europäischen Hercules zu seinem Verderben umfangen sollte, mit gesponnen haben, ist weltbekannt. Hoffentlich wird er es bald zerreißen und sich den ihm zugedachten Scheiterhaufen höflichst verbitten. Aber wir stehen für die nächste Zeit vor einem Problem, dessen Lösung sich nicht mit einigen landläufigen Redensarten abfertigen läßt. Der banale Scherz über unheilbare Russophobie und dergleichen will diesmal nicht verfangen. Vor einigen Tagen veröffentlichte die Times einen im Ganzen für die Moskowiter freundlichen Reisebericht eines ihrer früheren Kriegscorrespondenten, der sich von Bukarest nach Tirnowa begab und die Schlachtfelder beschrieb, die in weiten Kirchhöfen ausgestreckt lagen. Der Wanderer konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Staatslenker, die mit einigen Federzügen über Wohl und Wehe von Tausenden entscheiden, sich die thatsächlichen Consequenzen ihrer Beschlüsse einmal in der Nähe ansehen möchten. Der philosophische Mitarbeiter des Cityblattes wußte damals noch nicht, daß zu der Erbschaft des letzten Krieges sich auch die ernste Sorge um die Pest gesellen sollte. Diese mit irgend einer heuchlerischen Humanitätsformel zu parfümiren, ist unseren Russenfreunden bis jetzt nicht gelungen. Das Gespenst stiert Europa ins Gesicht und hat energische Maßregeln der Abwehr wachgerufen. Was aus den Armenquartieren der westlichen Hauptstädte werden soll, wenn der schreckliche Gast wirklich dort einziehen sollte, davon wendet sich die Phantasie mit Entsetzen hinweg. Die Reichen mögen an Flucht denken und können sich doch nicht verhehlen, daß die schwarze Gestalt hinter der Locomotive hocken oder sie gar in fernen Landen schon als einheimische Plage begrüßen könnte. Wie viele für den kommenden Herbst entworfene Reisepläne mögen von dieser unvorhergesehenen Gefahr durchkreuzt werden. Wer möchte dafür bürgen, daß nicht die römische Campagna und der Golf von Neapel trotz aller Quarantainevorkehrungen der italienischen Regierung den russischen Sendboten mit oder ohne Paßvisa im nächsten October beherbergen. Mancher wird überlegen, ob nicht die Nähe der Heimat eine größere Sicherheit biete, ob sich nicht auf der Potsdamer Pfaueninsel oder an einem ähnlichen Orte ein Decameron herstellen ließe, wo sieben Damen und drei junge Männer sich mit hundert Geschichten einander die Zeit vertreiben und die Angst vor der bösen Epidemie sich wegerzählen würden. Die Gesellschaft könnte ja auch zahlreicher sein als das Vorbild, mit welchem sich der unsterbliche Florentiner des vierzehnten Jahrhunderts begnügte, und es versteht sich, daß die Märchen in Form und Inhalt der zeitgenössischen Decenz ganz anders entsprechen müßten. Allerdings steht zu besorgen, daß in einem größeren Kreise der politische oder sociale Zwiespalt sehr bald ausbrechen dürfte, von den sonstigen Erfordernissen unserer Vereinsgesetze zu schweigen. Man müßte jedenfalls verabreden, daß, wie im Bade Leuk, wo die Kranken im warmen Quellenwasser stundenlang zusammen sitzen, Politik und Religion von der Conversation absolut ausgeschlossen wären. Und auch dann bliebe fraglich, ob sich nicht Coterien bilden und selbst die Dichter mit sprichwörtlicher Reizbarkeit an einander gerathen würden. So wäre denn selbst die Errichtung eines Asyls, wie es einst Petrarcas Freund an den Ufern des Arno geträumt, in den Gefilden der Mark Brandenburg keine leichte Arbeit. Besser wäre unter allen Umständen, daß wir von der Pest verschont blieben. Vielleicht ist Alles übertriebene Furcht, ganz ähnlich wie die frühere Sorge, was aus Frankreich werden sollte, wenn einmal das Septennat zu Ende ginge und Mac Mahon doch nicht weichen wollte. Damit hatten sich viele Leute, die es anging, und noch mehr solche, die sich gar nicht darum zu kümmern brauchten, die Jahre über eifrig beschäftigt. Nun ist der eiserne General, in welchem die Bonapartisten so gern einen französischen Monk erblickten, doch nicht geblieben, und die Welt ist über seinen Abschied nicht aus den Fugen gegangen. Die Lüge, welche einen heimlichen Monarchisten an die Spitze der Republik gestellt und dadurch zahllose Krisen heraufbeschworen hatte, ist beseitigt. Nichts ist sonst in Frankreich verändert, nur ein eigensinniger und nicht überaus fähiger Querkopf unter denen, die Wälschlands Geschicke bestimmten, ist weniger vorhanden. Ueber das Weitere wird sich noch ein Wort sagen lassen, wenn der nachbarliche Staatswagen erst einige Zeit in das alte Geleise wieder eingefahren ist. Inzwischen wollen wir die Hoffnung festhalten, daß die durch die Pest hervorgerufene Panik sich nicht begründeter erweisen werde als das Schreckbild der Anarchie, welche schwache Gemüther schon über Frankreich hereinbrechen sahen.

* * *

Die Vertretung der wirthschaftlichen Interessen in den Staaten Europas, die Reorganisation der Handels- und Gewerbekammern und die Bildung eines volkswirthschaftlichen Centralorgans in Deutschland. Von Richard von Kaufmann. 8. XII u. 536 S. Berlin 1879, Julius Springer.

„Seit länger als vier Jahren befinden sich die wirthschaftlichen Verhältnisse des Vaterlandes in einer Krisis, welche in Ausdehnung und Intensität seit Menschengedenken nicht übertroffen worden. Millionen früher productiver Kapitalien sind vernichtet, Tausende und aber Tausende

von Existenzen in Frage gestellt, die socialen Verhältnisse in allen Fugen erschüttert, und ebenso ängstlich als aufgeregt wird in allen Kreisen nach Mitteln gesucht, welche geeignet sein möchten, die Noth der bestehenden Zustände zu beseitigen, das Vertrauen auf dem Gebiete von Handel und Gewerbe wieder herzustellen und eine Grundlage zu gewinnen, auf welcher sich die wirthschaftlichen Verhältnisse des Vaterlandes für künftige Zeiten in soliderer und gesicherterer Weise wieder aufbauen könnten." Herr Richard von Kaufmann, der sich durch seine im vergangenen Jahre erschienene Arbeit über die fiscalische und wirthschaftliche Bedeutung der Zuckerindustrie rasch einen geachteten Namen als nationalökonomischer Schriftsteller erworben hat, glaubt eines jener Mittel gefunden zu haben und versucht nun in der vorliegenden bedeutsamen Arbeit, an der Hand der Geschichte und eines umfassenden Materials, die Begründung seiner reformatorischen Vorschläge. „Es müssen zunächst Organe vorhanden sein, welche die Staatsregierung über die Bedürfnisse von Handel und Gewerbe ununterbrochen informiren, welche ebensowohl die lokalen Verhältnisse der einzelnen Landesbezirke bei ihren Erwägungen berücksichtigen, als auch vom allgemeineren Gesichtspunkte aus Kritik derjenigen Vorschläge und Darstellungen üben, die von anderen Seiten an sie oder die Regierung eingebracht werden. Diese Organe müssen officiellen Glauben haben und in ihrer Einrichtung wie in ihren Aufgaben so beschaffen sein, daß bezüglich ihrer Aeußerungen eine Polemik innerhalb der großen Wirthschaftsgruppen des Landes, des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft, ausgeschlossen ist, so daß die Staatsregierung sie mit Vertrauen consultiren, die Interessentenkreise aber ihrer Wirksamkeit Sympathie und Achtung zuwenden können. In allen Culturstaaten, welche Handel und Gewerbe als beachtungswerthe Factoren des Staatswohl anerkennen, ist das Bedürfniß solcher consultativen Körperschaften von jeher anerkannt worden. Auch in Deutschland besitzen wir dieselben in der Form der Handels- und Gewerbekammern, nur sind sie nicht das, was sie sein müßten. Freilich genügen sie auch in tadelloser Vollkommenheit nicht allein, um die Panacee zu liefern, welche eine dauerhafte Basis wirthschaftlicher Politik eines Staates zu sichern vermöchte. Ihre Wirksamkeit könnte noch so vollständig geeignet sein, eine Ausgleichung der Interessen von Handel und Gewerbe herbeizuführen, — ihren Ausführungen, Kritiken und Anträgen würde stets das Odium anhaften, daß es nur von den einseitigen Auffassungen der producirenden Elemente des Staates bestimmt sei, und der vielberufene „Consument" würde sich über Mangel an Berücksichtigung beklagen können. Zwar ist der Begriff des „Consumenten" stets ein außerordentlich relativer, und die Interessenten der nationalen Arbeit würden auch als Consumenten stets die größte Majorität stellen; gleichwohl gibt es Zweige der Berufsthätigkeit von Bedeutung, welche, — in den großen Wirthschaftsgruppen des Staates nicht zu subsumiren, — gerechten Anspruch auch auf Beachtung ihrer Interessen haben; es gibt außerdem eine allgemeine Raison d'état, welche, über allen materiellen Interessen stehend, auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete ihr gewichtiges Wort zu reden haben kann. Wie aber die einzelnen Wirthschaftsgruppen unter einander als solidarisch zu erachten sind, so sind es, — wenn auch in anderer Beziehung, — doch nicht minder alle Elemente des Staates. Als eine natürliche Folgerung erscheint es daher, als Spitze aller Einzelinteressen ein Organ zu schaffen, welches gleichfalls als consultative Behörde die Beschwerden und Anträge der nationalen Arbeit, soweit sie von weittragenderer Bedeutung sind, auf ihre Zulässigkeit im allgemeinen Staatsinteresse zu prüfen und zu begutachten, und in dieser Wirksamkeit die Solidarität aller wirthschaftlichen Elemente des Staates zu pflegen hätte. Es ist das seit einigen Jahren geforderte wirthschaftliche Centralorgan („Volkswirthschaftsrath für das deutsche Reich" will es der Verfasser nennen) welches bei richtiger Organisation einer solchen Aufgabe gerecht werden und das Gebäude legitimer Interessenvertretung in der Weise krönen würde, daß Handel und Gewerbe das verlorene Vertrauen leichter wiedergewinnen und sich auf gesicherterer Grundlage fortan gedeihlich entwickeln würden." Nach dem von dem Verfasser seiner Arbeit beigegebenen Gesetzentwurf über die Bildung dieses Centralorgans, hätte dasselbe zum Reichskanzler zu ressortiren, welcher demselben in Person oder durch seinen Stellvertreter präsidirt und außer ihm aus sechzig Mitgliedern zu bestehen. Zehn davon sollten von Rechts wegen vermöge ihrer amtlichen Stellung aus den höchsten Beamten des Reichs berufen, je fünf vom Bundesrath und Reichstag delegirt, dreißig von den officiellen wirthschaftlichen Corporationen und endlich zehn aus allerhöchstem Vertrauen durch den Kaiser ernannt werden

Es kann nicht die Aufgabe dieser Notiz sein, dem Verfasser in seinen Ausführungen zu folgen und dieselben auf ihre Bedeutung zu prüfen. Die „Gegenwart" wird Veranlassung haben, auf die Frage der Schaffung eines volkswirthschaftlichen Senats eingehender zurückzukommen, wenn die maßgebenden Instanzen, an welche die Angelegenheit befürwortend zu leiten der deutsche Handelstag in seiner achten Plenarsitzung beschlossen hat, zu ihr Stellung genommen haben werden. Jedenfalls ist das vorliegende Buch ein werthvoller Beitrag zur weiteren Behandlung und endgültigen Lösung der in ihm angeregten Fragen. Es wird als Vorarbeit durch die Fülle des beigebrachten und sonst schwer zugänglich gewesenen Materials, nicht minder durch die eingehenden historisch-kritischen Untersuchungen über die Wirksamkeit der bezüglichen Einrichtungen in den europäischen Culturstaaten, die trefflichsten Dienste leisten.

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit den Interessenvertretungen für Handel und Gewerbe in ihrer historischen Entwicklung. Frankreich, Deutschland, Oestreich-Ungarn, Italien, die Niederlande, Belgien, Großbritannien, Spanien werden dabei berücksichtigt, Frankreich in besonders bemerkenswerther Weise durch eine dem Verfasser von der französischen Regierung zur Verfügung gestellte Denkschrift über den Conseil supérieur du commerce. Der zweite Theil bringt eine thunlichst vollständige Sammlung aller bezüglichen, augenblicklich in Kraft stehenden Gesetze, Verordnungen, Statuten, Geschäftsordnungen ꝛc. in den verschiedenen Ländern, Institutionen und Vereinen, während der dritte Theil eine Uebersicht der in den hauptsächlichsten Staaten Europas bestehenden Handels- und Gewerbekammern gewidmet ist. Der vierte Theil endlich: „Die Reform der deutschen Handels- und Gewerbekammern und die Bildung eines Centralorgans für die gesammten wirthschaftlichen Interessen des deutschen Reichs" zieht aus dem gesammten vorhergehenden Material das Facit und spricht sich mit Entschiedenheit für die oben angedeuteten Reformen aus. Schließlich sind in einem Anhange die bezüglichen Ideen zu Vorschlägen für einen Gesetzentwurf, betreffend die Reorganisation der deutschen Handels- und Gewerbekammern und die Organisation eines wirthschaftlichen Senats, zusammengefaßt. j. h.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Herr A. Strodtmann weist mich in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" darauf hin, daß Sime in seiner Lessingbiographie bereits den Brief von Voltaire an den Schauspieldirector Großmann, den ich in Nr. 42 Ihres Blattes mitgetheilt habe, kurz erwähnt habe. Die Sache ist richtig, nur ist die Erwähnung ungenau und die citirten Voltaire'schen Worte sind, wie eine Vergleichung mit dem Original ergibt, unrichtig. Sime entnahm seine Angabe der Lessingbiographie von Guhrauer, dem aber auch das Original nicht vorgelegen hat und der dadurch in Bezug auf den Sinn der Voltaire'schen Worte zu einer falschen Vermuthung gedrängt wurde.

Hochachtungsvoll

Dresden, 2. Febr. 1879. Julius Duboc.

Inserate.

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Zeitgemäss und wichtig.

Im Verlage von **Carl Meyer** (Gustav Prior) in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die wirthschaftliche Krisis,
ihre Ursachen und ihre Entwicklung
von
Adolf Berliner.

Elegant geheftet. Preis 1 *M.* 60 ₰.

Diese von Fachautoritäten **sehr günstig** beurtheilte Schrift darf in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die **wirthschaftliche Frage** im Vordergrunde der öffentlichen Discussion steht, auf allgemeines Interesse Anspruch machen. Je schwieriger sich die allgemeinen Erwerbsverhältnisse gestalten, desto nothwendiger erscheint es, dem Uebel auf den Grund zu gehen, und diese Aufgabe ist von dem Verfasser in ebenso sachlicher als klarer Weise gelöst worden. Neu und beachtenswerth für **Capitalisten, Rentiers** etc. sind auch die in der Schrift entwickelten Gesichtspunkte über die Capitalsverhältnisse in Deutschland.

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 ₰

1/1 Gross 3 *M.* 1/4 Gross 90 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

F. von Stengel's
neuester epochemachender Roman
Pessimisten.

3 Bände. Elegante Ausstattung. *M.* 12.—

Die gesammte in- und ausländische Presse bezeichnet diese Geistesblüthe **als den besten Roman der Neuzeit.**

In allen Buchhandl. u. Leihbibliotheken vorräthig.

Verlag von
Friedrich Vieweg & Sohn in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Geschichte
der deutschen Literatur
im achtzehnten Jahrhundert.
Von **Hermann Hettner.**

(Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648—1740.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.

Drittes Buch (in zwei Abtheilungen): Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Dritte umgearbeitete Auflage.
gr. 8. geh. Preis zus. 30 *M.* 50 ₰.

VOLKSAUSGABE DER FORMEN-KLASSIKER.

DER FORMENSCHATZ.

EINE QUELLE DER BELEHRUNG UND ANREGUNG FÜR KÜNSTLER UND GEWERBTREIBENDE, WIE FÜR ALLE FREUNDE STYLVOLLER SCHÖNHEIT, AUS DEN WERKEN DER HERVORRAGENDSTEN MEISTER ALLER ZEITEN UND VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON
GEORG HIRTH IN MÜNCHEN.
VERLAG VON G. HIRTH IN LEIPZIG.

Serie I & II
mit
252 Cartonblättern
in 4°
Preis 20 Mark.
In eleg. Calicomappe:
24 Mark.

Jede Serie für sich allein 10 M. (in Mappe 12 M.) Diese beiden Serien können aber auch nach und nach in 20 Heften à 1 M. bezogen werden.

Die in solcher Vereinigung bisher nicht dargebotenen Vorzüge dieser Publication sind: **Künstlerische Gediegenheit; Facsimile-Wiedergabe des Charakters und der Technik der Meister; praktische Bedeutung; schöne und solide Ausstattung; ausserordentliche Billigkeit.**

Der „FORMENSCHATZ" ist von den ersten Autoritäten, *W. v. Lübke, K. v. Lützow, A. Springer, A. Woltmann* u. A. auf's Wärmste empfohlen. Er bietet namentlich *Familien* eine reiche Fundgrube für ebenso unterhaltende als geschmackbildende Beschäftigung (Zeichnen und Malen auf Holz, Porzellan, Glas, Seide, Pergament; weibliche Handarbeiten etc.).

Französ. Ausgabe: *L'Art Pratique.*
Engl. Ausgabe: *Art Treasure.*
Italien. Ausgabe: *L'Arte Pratica.*

Jahrgang 1879
mit
160 Cartonblättern
in 12 Monatsheften
Preis 15 Mark:
In Calicomappe 17 M.

Jede Buchhandlung liefert auf Wunsch Probehefte zur Ansicht sowie Prospecte. Ausführliche Inhaltsverzeichnisse am Schlusse jedes Jahrgangs.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin**, N.

Bankwesen und Bankpolitik in Preussen.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet
von Dr. **H. von Poschinger,**
Hülfsarbeiter im Reichskanzleramt.

I. Band:
Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1846.
Preis 8 *M.*

II. Band:
Die Jahre 1846—1857.
Preis 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Richard Eckstein** in **Leipzig:**

Humoristischer Hausschatz
für's deutsche Volk.
Herausgegeben von
Ernst Eckstein.

= In Bänden à 20 Bogen. Hocheleg. geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.* =

Enthält humoristische Erzählungen von: **Anzengruber, Auerbach, Börne, Glaßbrenner, Gutzkow, Hauff, Hackländer, Heyse, Raabe, Reuter, Riehl, Rodenberg, Spielhagen, Stettenheim, Wieland, Wilbrandt, Winterfeld** und vielen Anderen.

Jede einzelne Erzählung wird durch eine **literarische Charakteristik** aus der Feder des Herausgebers eingeleitet. Das Unternehmen bringt, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, das **Beste,** was der **deutsche Humor aller Jahrhunderte** auf dem Gebiete der erzählenden Prosa geschaffen hat.

Die Presse hat den „Humoristischen Hausschatz" von Anbeginn auf's Wärmste empfohlen.

So schreibt **Rudolf Gottschall** in den **„Blättern für literarische Unterhaltung":** „Die Einleitungen des Herausgebers sind geschmackvoll und ästhetisch werthvoll... **Der „Humoristische Hausschatz" empfiehlt sich als eine Sammlung, welche Freunden des ächten, wir möchten sagen, vornehmen Humors, der nicht mit demjenigen aus der Westentasche zu verwechseln ist, sehr willkommen sein wird."**

Die weltverbreitete Wochenschrift **„Ueber Land und Meer"** äußert sich u. A. wie folgt: „Die große Theilnahme des deutschen Publikums für dieses Unternehmen beweist, wie glücklich die Idee Eckstein's gewesen... Dieser „Hausschatz" heiterer Geistesprodukte ist mit Recht ein **Lieblingsbuch aller Gebildeten** geworden."

Das **„Deutsche Montagsblatt"** sagt: „Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß lehrt schon, daß es sich bei dem neuen Unternehmen nicht darum handelt, allerhand Späßchen in bekannter Manier neu aufzuwärmen, sondern daß der Herausgeber **das Vollendete mit feinstem Geschmack auszuwählen** weiß."

Das Werk kann auch in einzelnen Lieferungen à 60 Pf. bezogen werden.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 7. Berlin, den 15. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit. Von C. Sempronius. — Das Mac-Mahonnat. Ein Gedenkblatt. Von Emil Landsberg. — **Literatur und Kunst:** Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel. — Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — Ein Kreuzzug nach Stambul. Von F. v. Weech. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Concert von Moritz Moszkowski. Von Julius Hagen. — Notizen. — Inserate.

Parlamentsreden und Parlamentsgerichtsbarkeit.

Von C. Sempronius.

Nach zwei verschiedenen Richtungen hin ist die Bedeutung und Wirksamkeit der parlamentarischen Beredtsamkeit zu würdigen: nach dem Eindruck, den sie nach Außen hin, auf die Vermittlung der Presse fußend, hervorbringt und nach der Bedeutung, die sie im Innern parlamentarischer Körperschaften als Basis der Beschlußfassung haben kann.

Beide Arten der Wirksamkeit decken sich gegenwärtig in keinem Falle mehr. Um den Werth der Parlamentsreden richtig zu messen, ist es sogar nothwendig, die völlig veränderte Stellung ins Auge zu fassen, die das freie Wort in der öffentlichen Rede zu dem freien Wort der Presse im Vergleich zu früheren Perioden eingenommen hat.

Jahrhunderte hindurch hatte der englische Parlamentarismus seine eigenthümlichen Entwicklungsbahnen durchmessen, ehe eine Wochenschrift oder ein Tagesblatt an eine regelmäßige Berichterstattung dachte, ehe es überhaupt Zeitungen gab. Durch die Abwesenheit und den Mangel eines organisirten Zeitungswesens erhielt die parlamentarische Beredtsamkeit in England ihr eigenthümliches Entwicklungsziel. Die Bewunderung eines Schönredners durch ein außerhalb des Parlaments stehendes Publicum konnte daher von Haus aus kein Ziel für die Richtung der Worte geben. Zweck der Rede war nothwendig die Wirkung auf den anwesenden Zuhörerkreis, die Gewinnung an Stimmen, die Erschütterung gegnerischer Parteien, die Bestärkung politischer Freunde in den Augenblicken des Wankens. Als sich dann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Macht des englischen Parlamentarismus endgültig gegenüber der Krone befestigte und das moderne Zeitungswesen sich zu ungeahnter Bedeutung entfaltete, war die Ueberlieferung der parlamentarischen Verhandlungsweise bereits so weit befestigt, daß sich ein gleichsam urwüchsiger Stil der Debatten und Staatsreden ausgebildet hatte. Auf das Gebiet der Rhetorik übertragen, zeigt sich das natürliche Ergebniß englischer Institutionen darin: Nach einer festen Vereinbarung auf dem Boden eines anerkannten Verfassungsrechtes um das Parteiregiment kämpfend, achten sich auch politische Gegner in der Rede. Der Glaube an die Wirksamkeit der Rede und der Debatte im Hinblick auf die nachfolgende Beschlußfassung ist innerhalb und außerhalb des Parlaments heute noch nicht völlig aufgegeben. Der nach Außen machtvollen Stellung des Parlaments entspricht die Bedeutung seiner Selbstherrlichkeit gegenüber den eigenen Mitgliedern der Körperschaft.

Unter gänzlich veränderten Bedingungen entwickelte sich die parlamentarische Beredtsamkeit in Frankreich. Nicht mit der Freiheit des Wortes begann die französische Revolution, sondern mit den Ausschweifungen einer zügellosen Presse und der Leidenschaftlichkeit der einseitigen Parteirede. In den Augen des Volkes war von Hause aus der Parlamentsredner als ein Schwächling durch den Clubredner überholt, als ein Feind der gegnerischen Meinungen durch die Presse der Parteien entweder einseitig gelobt oder einseitig verurtheilt. Die Beredtsamkeit des französischen Parlamentarismus gipfelte daher von Hause aus in der Invective, der Exclamation, dem bon mot, der Berechnung der Reflexwirkungen, die die Presse den Worten eines Redners geben würde.

Was Deutschland anbelangt, so war die Tagespresse vor 1848, trotz der auf ihr lastenden Censur, vergleichungsweise gut entwickelt als Vertreterin der in den mittleren Gesellschaftsklassen herrschenden, vorwiegend freisinnigen Meinungen. Die Presse war früher auf dem Kampfplatze als die parlamentarische Rede, deren unmittelbarer Einfluß auf das politische Denkvermögen unserer Nation deswegen ein geringerer war als bei anderen Nationen. Zwar fehlte es auch bei uns in den Jahren der Bewegung nicht an Brandreden auf offener Straße. Im Ganzen aber war der kritische Geist, der in den gebildeten Schichten unseres Volkes durch die mühsame Arbeit unserer Unterrichtsanstalten großgezogen war, ein Löschapparat gegen den Zündstoff aufreizender Rhetorik. Die Kinderjahre, in denen rednerisches Pathos und weichliche Sentimentalität auf der Tribüne redneriſche Erfolge erzielen, sind in Deutschland verhältnißmäßig schneller dahingegangen als bei manchen andern Nationen. Ebenso wenig, wie in Frankreich, vermochte jedoch der deutsche Parlamentarismus in seinem Entwickelungsgange die Merkzeichen seine Abstammung zu verwischen. Es gelang ihm nicht, jenen Leuchtthurm zu ersteigen, der in England als der Aufbau der Jahrhunderte erscheint. Wer der Wahrheit ernstlich ins Gesicht schaut kann daher die Mängel nicht verkennen, die nach durchschnittlicher Erfahrung unserem Parlamentarismus anhaften blieben.

Wie sich in Wählerversammlungen der durchaus falsche Maßstab erhielt, wonach der Werth mehrerer von derselben Partei aufgestellten Candidaten nach dem Vorrang einer einseitig redneriſchen Kraftprobe beurtheilt zu werden pflegte, so verhielt es sich auch mit der Rangordnung der Capacitäten in den Volksvertretungen selber. Formale Gewandtheit der Rede galt lange Zeit hindurch und gilt zuweilen noch heute als ein Rechtstitel auf die Führerschaft der Parteien. Je weniger in den größeren deutschen Staaten die Kammern zur vollen Geltung nach Außen gelangten, je heftiger ihnen sogar das naturgemäße Wirken eingeschränkt wurde, je weniger Gewicht die parlamentarische Rede für die Regierenden hatte, desto mehr

gewöhnte man sich daran, eine Rede ohne Rücksicht auf ihren praktischen Erfolg als eine politische Thatsache aufzufassen. Heut zu Tage ist es denn in deutschen Volksvertretungen dahin gekommen, daß Beredtsamkeit meistentheils eine nur reine äußerliche Bedeutung hat und die Debatten zur Bildung des politischen Urtheils in der Nation ziemlich wenig beitragen. Jedermann weiß, daß Abstimmungen hinter den Coulissen bereits fertig gemacht sind, wenn das Wortgefecht beginnt, das als eine Mensur auf Bestimmzettel zwischen feindlichen Parteicorps in den Augen nicht Weniger erscheint. Der rednerische Erfolg wird von Zuschauern und Zeugen mit denselben Empfindungen der Genugthuung und Schadenfreude vor der Abstimmung bereits constatirt, mit der bei Studentenpaukereien die Abführung eines Combattanten oder die Zahl der „Nadeln" im Gesicht desselben registrirt wird. Minder günstig gestimmten Beobachtern unseres Parlamentarismus will es zuweilen scheinen, als ob die Verhöhnung des Gegners in den Augen nicht weniger Redner höheren Werth hat als dessen Versöhnung, und als ob der Triumph im Florettiren der „persönlichen Bemerkungen" vermittelst eines geschickt angebrachten Lungenfuchsers häufig als ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen" aufgefaßt wird.

Es ist selbstverständlich, daß auch der deutsche Parlamentarismus seine hochedlen Vorkämpfer, seine Märtyrer, seine schönen Stunden und seine erhebenden Momente aufzuzählen hat. Aber im Ganzen läßt sich nicht verkennen, daß selbst den deutschen Reichstagen der letzten Jahre durch die Art der Parteidebatten jener jugendfrische Nimbus geraubt ward, der noch den vereinigten Landtag Preußens im Jahre 1847 umgab.

Erklärt wird diese Thatsache unzweifelhaft nur durch das Zusammenwirken einer langen Reihe von Ursachen: durch die grundsätzliche Herabminderung des den Parlamenten zukommenden Einflusses von Seiten gewisser Staatsmänner, wodurch der innere Parteihader belebt, das Gefühl der politischen Verantwortlichkeit nach Außen erheblich vermindert ward; durch die in Deutschland besonders tief eingewurzelte Gewohnheit, mit Vorliebe politische, kirchliche und religiöse Principienfragen zu discutiren, durch die überlieferte Unsitte, Absichten politischer Gegner zu verdächtigen. Gerade in den höchsten Schichten der deutschen Gesellschaft, die in den Parlamenten vorzugsweise vertreten sind, ist auch vorzugsweise die Intoleranz der Meinungen zu Hause. Die langen Jahre, in denen deutsche Beamte und Parlamentarier auf den Schulbänken nebeneinander saßen, haben die angeborene Streitsucht nirgends gemäßigt und es verdient die Beachtung des Culturhistorikers, daß die Art politischer Gegnerschaft in den Parlamenten nicht selten als eine Fortpflanzung jener oft erbitterten Feindschaft erscheint, durch welche Angesichts der heiligsten Aufgaben des Staatsamts, der Schule und der Kirche die akademische Jugend auf den Universitäten, gerade in Deutschland, in sich selbst wegen verhältnißmäßig nichtiger Differenzen gespalten wird. Es fehlt uns unter den Erziehungsmitteln, die eine Vorbereitung zu dem Parlamentarismus schaffen, jener gesellschaftlich ausgleichende, einigende, bildende Einfluß, den englische Universitäten auf die Lebensgewohnheiten junger Männer ausüben. Dagegen liefert die Verhetzung von Corpsburschen, „Kameelen" und Burschenschaften bereits auf den deutschen Universitäten die Vorschule der parlamentarischen Beredtsamkeit, der Festrednerschaften, der Verrufserklärungen gegen gegnerische Meinungen, der Apotheose der eigenen „Principien", der persönlichen Bemerkungen zum Zwecke des „Contrahirens". Diese Andeutungen werden genügen, um aufmerksame Beobachter zu Schlußfolgerungen zu leiten, wenn darüber zu entscheiden ist, wie den Ausschreitungen parlamentarischer Beredtsamkeit am wirksamsten zu begegnen ist. Die angeborene oder anerzogene Natur des Parlamentariers darf nicht übersehen werden.

Nicht nur mit Beziehung auf Deutschland, wennschon in vorzugsweise berechtigter Anwendung auf unser Vaterland, betonten wir den Satz: daß die Bedeutung der modernen Tagespresse den praktischen Erfolg der parlamentarischen Rede überall abschwächt. Das Interesse des Volkes an den großen Staatsreden muß sich in derselben Weise vermindern, als der Reiz der Neuheit schwindet. Dieselbe Nummer eines Tageblattes, die eine Staatsrede im Wege der Berichterstattung Hunderttausenden von Lesern überbringt, vermag es, den möglichen Eindruck auf den Leser durch einen erklärenden oder widerlegenden Leitartikel im Voraus abzuschwächen. Für den Redner eines Parlaments gibt es heut zu Tage wenige Argumente und Gesichtspunkte, die in den Discussionen der Parteipresse nicht bereits vorweg abgewogen worden wären. Und eben weil man dies fühlt, muß der Accent, der Eindruck hervorbringen soll, vom Redner auf die Form der Darstellung gelegt werden.

Die Presse ist also eines derjenigen Mittel, durch welche die Gefährlichkeit demagogischer Redefertigkeit in den Parlamenten theils aufgehoben, theils verringert wird, so lange nicht revolutionäre Volksmengen an den Thüren des Parlaments auf das Stich- und Hiebwort ihrer terrorisirenden Führer warten.

Und auch das Gegentheil wird sich im Allgemeinen bewahrheiten: die Parlamentsrede ist im Falle ihres möglichen Mißbrauchs um so gefährlicher, je weniger in einem Lande die Presse entwickelt und die Fähigkeit des Lesers in politischen Dingen geübt wird. Es ist ganz erklärlich, daß ein Redner in einer bulgarischen oder montenegrinischen Notablenversammlung auf die außerhalb harrende Volksmenge einen viel nachhaltigeren Eindruck hervorbringt, als ein amerikanischer Redner in Washington, dessen Einfluß praktisch geringer ist als derjenige eines anonymen Zeitungsschreibers in irgend einem großen Blatte von New-York oder Chicago.

Auf unsere nächsten Verhältnisse angewendet würde sich daraus ergeben, daß der Einfluß socialistischer Redner im deutschen Reichstag um ein vorläufig noch unberechenbares Maß potenzirt wurde, seitdem in Folge des Socialistengesetzes die Parteipresse der Socialdemokraten zum Schweigen gebracht worden ist. Alles was im Laufe eines halben Jahres in unzähligen Blättern Tag für Tag wiederholt wurde und darum für die Socialdemokratie vielfach an Reiz verloren hatte, wird am Tage eines großen Redetourniers festlich aufgeschmückt im deutschen Reichstage wiedererscheinen. Was bisher im Drucke schwarz auf weiß vorlag und von halbschläfrigen Biertrinkern verschluckt ward, betritt fernerhin in der bengalischen Beleuchtung des politischen Martyriums die Rednertribüne des Reichstags. Eine socialdemokratische Rede der nächstfolgenden Reichstagssession wird das Werk von Hunderten von Localblättern vollbringen, eine Zuhörerschaft finden, deren Gehör durch Zorn, Verdruß, Verbitterung, Mitleid und Schadenfreude geschärft würde.

Eben deswegen ist die Frage über die Begrenzung der parlamentarischen Redefreiheit eine so hochernste geworden. Hätte der oft erwähnte und viel getadelte Gesetzentwurf betreffend die Reichstagsdisciplin die Ueberschrift getragen: „Gesetz zur Unterdrückung socialdemokratischer Ausschreitungen im Reichstage," so wäre wenigstens vom Standpunkt der politischen Logik nichts dagegen einzuwenden gewesen. Denn es ist unbegreiflich, wie Jemand die tägliche Maulwurfsarbeit der socialdemokratischen Presse und Vereine durch gesetzliche Maßregeln gutgläubig unterdrücken kann und hinterher damit einverstanden ist, daß durch die Dynamitpatrone einer Reichstagsrede der dreifache Effect der Zerstörung herbeigeführt wird. So ungeheuerlich ist es an und für sich auch nicht, die Reichstagstribüne gewissen Doctrinen und verbrecherischen Angriffen grundsätzlich zu versperren. In anderen Staaten erkennt man die parlamentarische Unantastbarkeit gewisser Fundamentalrechte dadurch an, daß man die Volksvertreter auf bestimmte Angelöbnisse vereidigt. Selbst in dem demokratischen Amerika verlangen gewisse Staaten von Beamten die förmliche Erklärung, daß sie an Gott und Unsterblichkeit glauben.

Wer das Socialistengesetz billigt, was auf unserer Seite nicht der Fall ist, wird sich also der Erwägung nicht entschlagen können, wie den politisch gefährlichsten Ausschreitungen der parlamentarischen Redefreiheit am wirksamsten zu begegnen ist?

Drei Sätze scheinen uns durch die bisherige Erfahrung hinreichend festgestellt zu sein:

Erstens: die bisherige Praxis, wonach der Mißbrauch der Rede durch Ordnungsruf oder äußersten Falles durch Entziehung des Wortes geahndet werden kann, ist völlig unzureichend gegenüber der Thatsache, daß manche Redner die äußerste Geringschätzung gegen den Ordnungsruf an den Tag gelegt haben und die Entziehung des Wortes zu dem Zwecke provocirt worden ist, um gewissen Aeußerungen die Glorie heroischer Thaten zu verschaffen.

Zweitens: die Ueberweisung der oratorischen Excesse zur Ahndung durch die Gerichte und zur Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft ist schlechthin unverträglich mit den Grundsätzen eines auch nur rudimentären Parlamentarismus.

Drittens: der einzig mögliche Weg der Abhülfe liegt in der weiteren Ausbildung der Strafgerichtsbarkeit der Parlamente über seine eigenen Mitglieder, wobei an die Grundidee der standesgenossenschaftlichen Ehre und der corporativen Verantwortlichkeit anzuknüpfen ist.

Nachdem die alten Vorstellungen von der hinreichenden Macht eines Verweises in Gestalt des Ordnungsrufes in neuester Zeit hinfällig geworden sind, kann schwerlich gezweifelt werden, daß die Parlamente dem Rechtsgefühl der Nationen Genugthuung schulden und nicht dulden dürfen, daß die Tribüne grundsätzlich von gewissen Parteien zum Asyl verbrecherischer Aufreizungen auserkoren werde. Der gelegentliche Mißbrauch, dem alle menschlichen Institutionen ausgesetzt sind, darf gesetzgeberisch durchaus nicht verwechselt werden mit planmäßig und regelrecht betriebener Ausbeutung eines Vorrechts zu verbrecherischen Zwecken.

Unverkennbar liegt aber die größte Schwierigkeit darin, unter allen Umständen in solchen Ländern, in denen der Parteihaß klafft, Sorge zu tragen, daß die parlamentarischen Minoritäten nicht durch die Mehrheiten einfach überwältigt werden. Was in England möglich ist, weil die regierenden Parteien sich in ihrem Gebiete als vollberechtigte Belligerenten anerkennen, ist in Frankreich und Deutschland unmöglich, weil die Parteien auf ihre gegenseitige Vernichtung hinarbeiten.

Wir stehen somit vor der Thatsache, daß für das dringend gewordene Bedürfniß des Tages jede brauchbare Analogie auf dem Boden der Geschichte fehlt. Weder das discretionäre Ermessen eines Präsidenten, noch ein Beschluß der jeweiligen Majoritäten bietet eine Garantie, daß eine bis zu wirklicher Gerichtsgewalt über ihre Mitglieder gesteigerte Macht der Parlamente nach rechtlichen Gesichtspunkten unparteiisch gehandhabt werden würde. Selbst die Ausstoßung eines Mitgliedes nach Analogie ehrengerichtlicher Functionen erschiene Angesichts unserer Parteiverhältnisse gefährlich.

Unter so bewandten Umständen bliebe als letzte Frage diese zu stellen: ob die schwersten Fälle des Mißbrauchs parlamentarischer Redefreiheit unter genauer Vorausbestimmung des Thatbestandes und der daran zu knüpfenden Folgen der Ausstoßung nicht einem Gerichtshofe zu überweisen wären, der von dem Parlamente selber für jede Legislaturperiode aus nichtparlamentarischen Mitgliedern des höchsten Reichsgerichts besonders gebildet würde? Die englische Gesetzgebung gibt den bedeutungsvollen Fingerzeig, daß die Parlamente nicht mehr unbefangen genug sind, um die Legitimation ihrer Mitglieder nach rechtlichen Gesichtspunkten zu prüfen. Die neuesten Erfahrungen in Versailles bestätigen diese Wahrnehmung für Frankreich. Aber auch in Deutschland sind wir bereits dahin gelangt, daß Parlamentsmajoritäten weder über angefochtene Wahlen, noch über den Mißbrauch der Redefreiheit, unabhängig von Parteihaß und Parteigunst, zu urtheilen vermögen. Wir wissen, daß gegenüber den parlamentarischen Stimmungen des Tages unser Vorschlag aussichtslos ist, aber wir glauben, daß er der Sachlage entspricht.

Das Mac-Mahonnat.

Ein Gedenkblatt.

I.

Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn. —

Also konnte auch die französische Republik, wenn sie Schiller gelesen hätte, zu dem Ritter sprechen, welcher ihr durch fünf Jahre und zweihundertundfünfzig Tage schmachtend den Hof gemacht hat. Sie haben sich herzlich schlecht verstanden, die Schöne nnd ihr Paladin, wie in der Ballade, und wenn das Verhältniß ein minder tragisches Ende nahm, so liegt das an der Prosa unserer Zeit, in welcher man nicht mehr nach dem gelobten Lande, sondern höchstens nach Paray-le-Monial pilgert und aus Verzweiflung nicht den Schleier, sondern einen Grévy nimmt. Sie sind ohne Groll von einander geschieden und was ein Septennat sein sollte, war (ein lateinischer Ausdruck um den andern) zu einem Lustrum zusammengeschrumpft. Man kann von den Franzosen Alles verlangen: sie sind in der letzten Zeit sogar besonnen, gesetzt, ernst, pedantisch geworden, sie treiben Geographie und fremde Sprachen, sie schicken ihre Söhne in Frankfurter und Berliner Pensionate und lassen ihre Töchter das Gouvernantenexamen machen, sie geben Marschällen einen Korb und verlieben sich in Advokaten, kurz, sie haben einen neuen Adam angezogen; nur Eins darf man ihnen nicht zumuthen, daß sie nämlich ihre Constitution halten. Das geht ihnen wider die Natur. Die Verfassung steckte dem Staatsoberhaupte eine Frist von sieben Jahren, folglich mußte es nach fünfen den Platz räumen. Einer muß doch die Verfassung brechen und dieser brave Marschall Mac Mahon hatte so gar wenig Anlagen zu einem Staatsstreich.

Planlos und unbeständig in den Zielen wie in der Wahl der Mittel — das ist die eigentliche Signatur dieser nun plötzlich zum Abschluß gelangten Regierung, wenn anders der passivste Zustand der Welt mit dem activsten aller Worte bezeichnet werden darf. Wie im Felde, ließ der Marschall auch im Kabinet seinen Generalstab für sich arbeiten und dieser führte ihn im Zickzack von Paris nach Wörth, von Wörth nach Châlons, von Châlons nach Sedan, immer rechts, wenn er links gehen sollte, und vorwärts, wenn das Ziel im Rücken lag. Auf halbem Wege wechselte er dann seinen Generalstab und da das Uebel sich dadurch nur verschlimmerte, wechselte er zuletzt sich selbst. Vom Soldaten hatte er in seinem Temperament gerade unendlich weniger, als sein erzbürgerlicher Vorgänger: keinen Willen, keine Ausdauer, keine Selbstständigkeit, so daß selbst die sprüchwörtliche Loyalität manche bedenkliche Eklipse erfuhr, ehe sie sich in der letzten und größten Stunde seines ganzen Regiments so ehrenvoll bewährt hat. Wichtige, rühmliche Thaten und Begebenheiten werden sich in der französischen Geschichte an den Namen Mac Mahons knüpfen, wie der Loskauf der dem Sieger verpfändeten Provinzen, die Wiedergeburt der Armee, ein ungeahnter Aufschwung des Landescredits, ein erster Preis im Wettkampfe des Gewerbfleißes der Nationen; aber der Marschall persönlich war an alledem so unschuldig, wie etwa Louis XIII. oder Henri II. an dem Stile, der in der Kunstgeschichte nach ihnen benannt wird. Er nimmt heute für seine Mißgriffe die Rechtswohlthat seiner unverantwortlichen Stellung in Anspruch; es sei, aber die Geschichte wird dann auch seine Activa auf ein anderes Conto setzen müssen. Er war glücklicher als Erbe, denn als Erblasser.

II.

Ich reibe mir verwundert und verdrießlich die Augen, wenn ich heute die Proclamationen und Manifeste des Mannes, seine höchst persönlichen Motu proprio's nachlese: hat sich wohl je ein „Sophist der Tribüne" oder ein „Schwätzer der Presse", einer von uns Unglücklichen, die täglich eine Rede halten oder einen Artikel schreiben müssen, so oft, so rasch und so grell widersprochen, wie dieser wortkarge Soldat, dieser Ritter ohne Furcht und ohne Tadel? Seht, wir Wilden sind doch bess're

*

Menschen! Am 24. Mai 1873 spielt ihm ein armseliges parlamentarisches Manöver, eine Majorität von 13 Stimmen, die oberste Gewalt in die Hände; er schreibt an die Nationalversammlung:

„Ich gehorche gern dem Willen der Assemblée, indem ich das Amt des Präsidenten der Republik annehme."

Und am folgenden Tage an die Präfecten:

„Durch das Vertrauen der Nationalversammlung bin ich soeben an die Spitze der Republik berufen worden. An die bestehenden Gesetze und Staatseinrichtungen soll nicht gerührt werden. Für die materielle Ordnung stehe ich ein. . . ."

In diesem Augenblicke wußte er, mußte er wissen, was die ganze Welt fünf Monate später erfuhr, daß er nämlich von den Verschwörern von Versailles lediglich gewählt worden war, um vor der Republik Schildwache zu stehen, bis man sie glücklich an den Lilienkönig verrathen hätte. Während der ganzen Verhandlung mit Frohsdorf und Salzburg verzieht er keine Miene. Am 27. October besteht der Graf Chambord in seinem berühmten Manifeste auf der weißen Fahne und macht sich damit unmöglich; vor Freude über seine neue Selbstständigkeit wird Mac Mahon geistreich und reißt zum ersten und letzten Male in seinem Leben einen Witz: Ei, sagt er, da würden ja die Chassepots ganz von selber losgehen! Das war, beiläufig bemerkt, der Lohn dafür, daß Henri V. ihn eben den „modernen Bayard" genannt hatte: eine Artigkeit ist der anderen werth. Inzwischen hat in Versailles, zunächst zur Unterhaltung der Galerie, um aber bald bitterer Ernst zu werden, der Verfassungsstreit begonnen und der Marschall erklärt (am 26. October):

„Er sei fest entschlossen, mit seinem Kabinet zurückzutreten, wenn die Linke der Nationalversammlung zur Majorität werde."

Die Drohung wirkt noch und am 20. November entsteht das Septennat. Von Stunde an verschwindet der Ausdruck „Republik" aus dem Wörterbuche des Marschalls, der von seiner Camarilla nur noch „der Marschall". κατ' ἐξοχήν oder, wenn sie sehr gnädig aufgelegt ist, der Marschall-Präsident genannt wird. Gleichwohl hieß es selbst in dem Statut vom 19. November noch ausdrücklich:

„Die oberste Gewalt wird auch ferner unter dem Titel: Präsident der Republik und den gegenwärtigen Bedingungen ausgeübt bis zu den Abänderungen, welche durch die Verfassungsgesetze herbeigeführt werden können."

Es folgt die unendliche constitutionelle Penelope-Arbeit des berüchtigten Dreißigerausschusses, deren sich noch ein Jeder mit Schaudern erinnert. Für den Marschall hat sie keinen anderen Zweck, als die Organisirung seines Septennats: über den 20. November 1880 sieht er nicht hinaus; bis dahin aber: „J'y suis et j'y reste". In einem gebieterischen Briefe, der an die Sprache des ersten Consuls erinnert, schreibt er der Assemblée (9. Juli 1874):

„Die Wahl der Nationalversammlung hat mir große Pflichten auferlegt, für die ich vor Frankreich verantwortlich bin und denen es mir in keinem Falle gestattet ist, mich zu entziehen. Sie hat mir Rechte übertragen, deren ich mich stets zum Wohle des Landes bedienen werde. Die Gewalten, mit denen Sie mich bekleidet, haben eine festbestimmte Dauer, Ihr Vertrauen hat sie unwiderruflich gemacht. Indem Sie dem Votum der Verfassungsgesetze vorauseilten, haben Sie, da Sie mir dieselben ertheilten, selbst ihre Souveränetät binden wollen. Diese Gewalten, deren Frist nicht abgekürzt werden kann, zu vertheidigen, werde ich die Mittel gebrauchen, mit denen ich durch das Gesetz bewaffnet bin."

Und noch kategorischer läßt er sich in der Botschaft vom 5. December desselben Jahres vernehmen:

„Am 20. November 1873 vertrauten Sie mir im Interesse des Friedens, der Ordnung, der öffentlichen Sicherheit für sieben Jahre die Executivgewalt an. Das nämliche Interesse machte es mir zur Pflicht, den Posten, auf den Sie mich gestellt, nicht zu verlassen und ihn bis zum letzten Tage zu behaupten, mit unerschütterlicher Festigkeit und gewissenhafter Achtung der Gesetze."

Allein der alte Maulwurf an der Place Saint-Georges gräbt rüstig weiter. Ein Wunder geschieht: am 30. Januar 1875 beschließt die Nationalversammlung mit 353 gegen 352 Stimmen eine republikanische Verfassung. Die Linke ist also „zur Majorität geworden" und — der Marschall bleibt. Noch ein ganzes Jahr währt die Agonie des „langen Parlaments": aus dieser Periode besitzen wir von Mac-Mahon officiell nicht eine Silbe. Erst vor den Wahlen vom 30. Januar (für den Senat) und vom 20. Februar 1876 (für die Deputirtenkammer) gewinnt er die Sprache wieder. In einem farblosen und zweideutigen Manifeste vom 13. Januar heißt es:

„Wir werden vereint mit Aufrichtigkeit die Verfassungsgesetze anwenden, deren Revision bis zum Jahre 1880 ich allein zu veranlassen das Recht habe. Nach soviel Aufregung, Hader und Mißgeschick ist unserem Lande Ruhe nothwendig und ich erachte, daß unsre Einrichtungen nicht revidirt werden sollen, ehe sie redlich durchgeführt worden sind."

Das Land wählt eine entschieden republikanische, also verfassungstreue Kammer: sogleich hüllt sich der Marschall aufs Neue in mürrisches Schweigen. Während er mit dem in seiner Mehrheit conservativ gebliebenen Senat liebäugelt und unter einer Decke spielt, nützt sich das Ministerium Dufaure in unfruchtbaren Reibungen mit dem anderen Hause ab; es wird durch ein Ministerium Jules Simon ersetzt und bald hat die verhängnißvolle Stunde vom 16. Mai geschlagen. Der Marschall läßt die Maske fallen: er bricht mit dem Ministerium, er bricht mit der Kammer, er bricht mit der öffentlichen Meinung, ein gehorsames Werkzeug der verfassungsfeindlichen Coalition. Von diesem Augenblicke an verjüngt, vervielfältigt, verschwendet er sich; alle Angriffe gegen die Constitution schmücken sich mit seinen Farben; er selbst durchstreift, ein zweiter Gambetta, nur daß er für das eigene Geschäft reist, das Land in allen Richtungen der Windrose, Bischöfe und reactionäre Generale bilden ihm allenthalben einen Hof, das Volk sieht ihn nur, und er sieht es nur durch ein zehnfaches Gitter von Bajonnetten.

„Franzosen!" ruft er in seinem Manifest vom 19. September. „Die Deputirtenkammer, die sich immer mehr der Führung der gemäßigten Männer entzog und von den ausgesprochenen Führern des Radicalismus beherrscht wurde, ging so weit, den mir zustehenden Antheil an der Autorität zu verkennen, den ich nicht verkleinern lassen darf, ohne meinen Namen und meine Ehre vor Euch und vor der Geschichte bloßzustellen. Indem sie auch den gesetzlichen Einfluß des Senats bestritt, strebte sie nach nichts Geringerem, als an die Stelle des nothwendigen Gleichgewichts der bestehenden Gewalten den Despotismus eines neuen Convents zu setzen. Da galt kein Zögern. Jetzt ist es an Euch, zu sprechen. Man sagt Euch, daß ich die Republik stürzen will. Ihr werdet es nicht glauben. Bei den letzten Wahlen hat man meinen Namen gemißbraucht. Man redet Euch auch gegenwärtig von Ergebenheit für meine Person vor und behauptet, nur meine Minister zu bekämpfen; aber Ihr werdet Euch durch diesen Kunstgriff nicht täuschen lassen. Was mich betrifft, so würden meine Pflichten mit der Gefahr wachsen. Ich kann niemals das Werkzeug des Radicalismus werden noch den Posten verlassen, auf den mich die Constitution gestellt hat. Ich werde bleiben. . . ."

Und am 10. October noch eindringlicher:

„Franzosen! Die Stunde ist gekommen. Geht ohne Furcht zur Wahl, erscheint auf meinen Ruf und ich, welchen die Verfassung auf einen Posten gestellt hat, den mir die Pflicht im Stich zu lassen verbietet, ich stehe für Ruhe und Ordnung ein."

Es sollten die letzten Worte bleiben, welche der bethörte Mann an das französische Volk gerichtet hat. Die Wahlen verliehen noch einmal den Republikanern den Sieg. Unheimliche Decemberstürme toben im Elysée: die böse That ist reif, aber sie findet keine Helfershelfer. Mit einem Batbie allein

macht man keinen Staatsstreich. Noch am 12. Decembre sagt der Marschall zu dem Herzog von Audiffret-Pasquier, der ihm Vernunft predigen will, trotzig:

„Es ist unnütz, Herr Senatspräsident, noch weiter über diesen Gegenstand zu reden, mein Entschluß ist gefaßt. Das Ministerium ist fertig; ich will weder Ausgleich noch Versöhnung; j'irai jusqu'au bout."

Am 13. scheitert der Plan — es wollte sich, o Ironie, kein Finanzminister finden! — und der Marschall capitulirt. Er capitulirt, aber er bleibt. Wird er sich wenigstens in diesem einzigen Punkte Wort halten? Nein, er ist nur aus falscher Scham geblieben; Gambetta sollte nicht Recht behalten mit seinem Dilemma: se soumettre ou se démettre. Der Marschall schmollt, er schimpft, er vertreibt sich die Zeit auf der Jagd oder auf der Ausstellung, bis er plötzlich nach Jahr und Tag wie aus einem schwerem Traume erwacht, einen neuen Conflict aufwirft und — geht. Gambetta hatte sich doch geirrt, sagen sich jetzt die Pariser. Le maréchal s'est soumis *et* il s'est démis.

III.

Kann diese flüchtige Anthologie dem Leser nicht genügen? Sind die Widersprüche in den eigenen Worten des Marschalls nicht so dramatisch, so drastisch, daß sein Quinquennat uns erscheint, wie die fünf Acte einer Shakespeare'schen Historie, etwa Richard des Zweiten?

„Was muß der König nun? sich unterwerfen?
Der König wird es thun. Muß er entsetzt sein?
Der König gibt sich drein. Den Namen König
Einbüßen? Nun, er geh' in Gottes Namen."

Ja wohl, so steht es wörtlich in der großen Scene zwischen Richard und Bolingbroke zu lesen (Act III, Scene 4). Dieses vertrackte Genie von einem Britten hat die geflügelten Worte gleich auf dreihundert Jahre vorausgeahnt; denn Niemand, der Gambettas Unschuld auf belletristischem Felde kennt, wird glauben, daß etwa er bei Shakespeare eine Anleihe gemacht hätte. Der Marschall Mac Mahon als Präsident der französischen Republik war, um eine bekannte Redensart zu travestiren, „der falsche Mann auf dem falschen Platze"; was er auch that, mochte er für den „Roy", für sich selbst oder zuletzt für die anonyme Republik arbeiten, es hinkte, es schielte, er that es Niemand recht und war nachgerade eine öffentliche Verlegenheit geworden. Wer die Regierung sprechen wollte, klopfte überall eher an, bei Dufaure, bei Gambetta, bei Grévy, nur nicht im Elysée. Von der rein menschlichen Theilnahme abgesehen, die sich an jeden jähen Sturz von der Höhe der Macht knüpft, hat man um den 30. Januar weder in Chislehurst noch in Frohsdorf, noch in Chantilly Trauer angelegt; alle Welt war des undankbaren Mißverständnisses müde und wenn der Marschall in seiner Noth noch immer betheuerte, daß ihm schließlich das Gesetz über Alles gehe, dachte ein Jeder im Stillen an den Ausspruch jenes ausgefeimten Rechtsverdrehers in der Augier'schen Komödie: Je tourne la loi, donc je la respecte. Er kann sich in der That rühmen, nie mit offenem Visier gegen das Gesetz losgegangen zu sein; nur ritt er ihm immer ehrfurchtsvoll aus dem Wege.

Und gleichwohl ist, wie man in deutschen Blättern schon bemerkt hat, diese Regierung des weitaus schwächsten Kopfes, welchen Frankreich seit einem Jahrhundert an seiner Spitze gesehen, eine der glücklichsten in seiner ganzen Geschichte gewesen. Indem ich mir diese räthselhafte Erscheinung zu erklären suche, gerathe ich auf eine Betrachtung, über deren ketzerischen Charakter ich mich keinen Augenblick täusche und für die ich denn auch die Verantwortlichkeit allein tragen möchte. Es will mich nämlich bedünken, daß diese so unfruchtbaren Parteikämpfe, mit welchen man fünf Jahre darüber vergeudete, um den Namen, welchen das Staatswesen trug, in Sicherheit zu bringen und zu einer Wahrheit zu machen, für Frankreich gar kein Unglück gewesen sind. Während man in der parlamentarischen Arena alle diese Windmühlenkämpfe focht, all dieses leere Stroh drosch, saß in den Ministerien und in den Kammerbureaus eine kleine, aber sachverständige Minderheit und arbeitete in aller Muße die Budgets, die Gesetze, die Reformen aus, welche das Plenum dann regelmäßig aus Mangel an Zeit und noch mehr aus Mangel an Interesse unbesehen votirte. Natürlich, mit einer Rede über die Heeresorganisation, das Steuerwesen oder den Zolltarif war lange nicht so viel Ehre einzulegen, als mit einer dröhnenden Philippika gegen die Banditen des Kaiserreiches oder das rothe Gespenst. Die Sache hat — das ist nun meine höchst paradoxe Meinung — bei dieser oligarchischen Behandlung ungeheuer gewonnen. Die competenten Leute hatten die Hände frei, das Richtige und Praktische konnte schnell zur Geltung gelangen, die Utopien blieben in der Coulisse oder trieben höchstens in der Presse einen unschuldigen Spuk, man sorgte immer nur für das Nächste und die Gesetzgeberei hatte ihre wohlthätigen Schranken, ruhte auch wohl einmal eine Session ganz und gar. Es ist aber eine fixe Idee, von der ich mich nicht heilen lassen will, daß die legislativen Versammlungen insgemein viel gefährlicher sind durch das, was sie thun, als durch das, was sie unterlassen. Ich habe in meinem staatsbürgerlichen Leben viel seltner ein Gesetz, welches fehlte, vermißt, als ein bestehendes oder neu erfundenes zu allen Teufeln gewünscht. So mag es, denke ich mir in meinem unverbesserlichen Vorurtheil, den Franzosen sonst manchmal wohl auch ergangen sein und darum lebten sie, wie neugeboren, auf, als unter dem Mac-Mahonnat zwar wenig, aber kurz und gut legiferirt wurde. Das wird jetzt, fürchte ich, anders werden. Der böse Feind lauert nicht mehr im Senat, noch im Ministerium, noch in der Executive, noch in der Armee, noch in der Polizei; Alles ist von gar so rührender Eintracht, daß es gewiß bald blutige Köpfe geben wird. Die ersten Tenore des Parlaments werden sich nach einem neuen Repertoire umsehen müssen, der allererste von ihnen hat sich sogar schon heiser gemeldet. Man wird nur noch Gesetze machen, alle Jahre mindestens fünf Monat — so gebietet es die Verfassung — und man will doch immer etwas Neues, etwas Niedagewesenes, etwas wahrhaft Republikanisches leisten: wohin soll das führen? Doch noch einmal, das sind Schrullen. Frankreich hat „die Republik ohne Republikaner" gehabt und dieses Regime hat ihm vortrefflich angeschlagen; möge es sich jetzt eines Mac-Mahonnats ohne Mac Mahon erfreuen!

Paris, Anfang Februar. Emil Landsberg.

Literatur und Kunst.

Die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou.

Von Mark Twain.*)

Wie sehr man sich auch von allen Seiten über die Einrichtung des französischen Duells lustig machen mag, es ist und bleibt in Wirklichkeit eines der ungesundesten Dinge der Welt. Da es unter allen Umständen im Freien ausgefochten wird, so können die jedesmaligen Gegner darauf schwören, daß sie sich aufs Gründlichste erkälten. Herr Paul von Cassagnac, der eingefleischteste Gewohnheitspaukant des derzeitigen Frankreichs, hat auf diese Weise so häufig zu leiden gehabt, daß er nachgerade ein ausgesprochener Invalide ist. Die besten Aerzte von Paris haben sich darüber geeinigt, daß er, wenn er sich nur noch fünfzehn oder zwanzig Jahre so fort duellirt, ohne den Schauplatz seiner Mensuren aus allerlei Wäldern und von allerlei Sümpfen nach einem, eigens dazu hergerichteten, behaglichen geschlossenen Raum zu verlegen, leicht sein Leben gefährden könne. Diese eine Thatsache sollte hinreichen, allen Jenen den Mund zu stopfen, welche das französische Duell deswegen für einen besonders ge-

*) Deutsch von Udo Brachvogel.

funden Sport halten, weil es stets unter offenem Himmel stattfindet und den Genuß der freien Luft mit allen Vortheilen körperlicher Bewegung vereint. Und ebenso sollte sie der andern unsinnigen Behauptung ein Ende machen, daß die französischen Duellanten in Folge dessen unsterblich seien.

Doch zur Sache! Vom ersten Augenblick an, da ich von dem jüngsten Aufeinanderplatzen der Herren Gambetta und Fourtou in den französischen Kammern hörte, wußte ich auch, daß es etwas Ernstliches geben müsse. Ich wußte es, weil eine lange intime Bekanntschaft mit Herrn Gambetta mir das unversöhnliche und verzweifelte Wesen dieses Mannes enthüllt hatte. Wie groß auch sein persönlicher Umfang sei, ich wußte, daß das Verlangen nach Rache ihn bis zu den entlegensten Spitzen und Auslänfern dieser Persönlichkeit durchdringen würde.

Ich wartete nicht, bis er zu mir kam, sondern suchte ihn sofort in seiner Wohnung auf. Wie ich erwartet hatte, fand ich den ritterlichen Staatsmann im unerschütterlichsten französischen Gleichmuth. Er schoß zwischen den zu Trümmern geschlagenen Möbeln seines Zimmers hin und her, dann und wann ein wenig anhaltend, um solche Stücke, die ihm noch nicht klein genug erschienen, mit dem Fuße emporzuschleudern. Zwischen seinen Zähnen knirschte ein Sprühregen von fragmentarischen Flüchen und Verwünschungen hervor. Gelegentlich fuhr er sich auch mit beiden Händen in die Haare, um eine Faust voll davon auszureißen und sie auf den Tisch zu legen, wo sich bereits eine ganze Pyramide davon aufthürmte.

Er schleuderte seine ausgebreiteten Arme um meinen Hals, riß mich über seinen Bauch hinweg an sein Herz, küßte mich auf jede Wange, hob mich fünf oder sechs Mal vom Fußboden empor und trug mich dann in ein andres Zimmer, wo sich noch ganze Möbel befanden, um mich dort in seinen eignen Armsessel halb niederzusetzen, halb fallen zu lassen. Sobald ich meinen Athem wiedergewonnen, kam ich sofort zum Geschäft.

Ich sagte ihm, ich hätte vorausgesetzt, daß er mich zum Sekundanten zu haben wünsche, worauf er sich abwendete und mit einer Stimme, die theils vor freundschaftlicher Bewegung, theils vor Kampflust zitterte, entgegnete: „Ich wußte es wohl!" Dann erklärte ich ihm, daß ich diesen Dienst ihm nur unter einem angenommenen französischen Namen leisten könne, um im Falle eines für ihn tödtlichen Ausganges vor den Verwünschungen meiner Landsleute gesichert zu sein. Bei diesen letzten Worten zuckte er zusammen — wahrscheinlich weil er aus denselben entnahm, daß man in Amerika das Duell verwerfe. Er ließ mich jedoch diese Unritterlichkeit meines Vaterlandes nicht entgelten und gab sich mit meiner Bedingung zufrieden, wodurch es sich jetzt auch nachträglich erklärt, daß es in den Zeitungsberichten allgemein hieß, Herrn Gambettas Sekundant sei anscheinend ein Franzose gewesen.

Hierauf schlug ich ihm vor, sein Testament aufzusetzen. Ich bestand umsomehr darauf, als er in seinem blinden Kampfeifer gar nicht zu wissen schien, daß ein Duell, außer der tödtlichen Haupthandlung selbst, auch noch allerlei unerläßliche Nebensachen bedinge. Nachdem ich nach längerem Streiten meinen ersten und seinen letzten Willen endlich durchgesetzt hatte, wünschte er verschiedene „Abschiedsworte" niederzuschreiben, um das passendste davon für seinen letzten Augenblick auszuwählen.

„Wie würde sich," fragte er, „vom rein declamatorischen Standpunkt aus der nachstehende Satz zu diesem Zweck eignen: 'Ich sterbe für meinen Gott, für mein Land, für die Freiheit der Rede, für den Fortschritt und für die allgemeine Verbrüderung der Menschen'?"

Ich entgegnete, daß diese Phrase einen sehr langsamen Tod erfordern würde; daß sie für einen an der Auszehrung Erlöschenden vortrefflich sei; daß sie aber dem Bedürfniß eines von jäher Kugel Hingestreckten durchaus nicht entspräche. Nachdem wir in ähnlicher Weise noch über eine ganze Anzahl weiterer Antemortem-Ausbrüche verhandelt hatten, brachte ich ihn endlich dazu, sein „Letztes Wort" auf den Satz: „Ich sterbe, damit Frankreich lebe!" zusammenzustreichen, den er auch sofort, um ihn auswendig zu lernen, in sein Notizbuch schrieb. So gut mir der Satz auch an sich gefiel, so konnte ich doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß er eigentlich ohne Beziehungen zu den vorliegenden Thatsachen sei, worauf er mich dahin beruhigte, daß es das auch gar nicht sei, auf was es bei „Letzten Worten" ankomme, sondern daß es sich dabei lediglich um etwas Packendes handle.

Sodann kamen wir zur Waffenfrage. Kaum war das Wort „Waffen" meinerseits gefallen, als auch mein Freund die Hand auf den Leib legte und mir sagte, er fühle sich nicht ganz wohl und überlasse sowohl diese wie alle noch zu erledigenden Einzelheiten ganz mir. Ich wußte diese Gleichgültigkeit gegen Dinge von möglicherweise so verhängnißvoller Tragweite nach Gebühr zu schätzen und zu bewundern, und machte mich sofort an die Abfassung der nachstehenden, an die Adresse von Herrn Fourtous Vertrauensmann gerichteten Zuschrift:

„Mein Herr! Herr Gambetta nimmt Herrn Fourtous Forderung an und beauftragt mich, Plessis le Piquet als Platz des Zusammentreffens vorzuschlagen. Zeit: Morgen früh bei Tagesgrauen. Waffen: Aexte. Ich bin mit Hochachtung der Ihrige

Mark Twain."

Der größeren Sicherheit halber trug ich diesen Brief selbst zu Herrn Fourtous Freund. Er las und schauderte. Dann wendete er sich zu mir und sagte mit strengem Ton:

„Und haben Sie auch in Erwägung gezogen, was das unvermeidliche Ergebniß eines derartigen Zusammentreffens sein würde?"

„Zum Beispiel, was?"

„Blutvergießen!"

„Das sollte es wohl sein! Was, wenn ich fragen darf, wäre Ihre Absicht, zu vergießen, wenn nicht Blut?"

Damit hatte ich ihn fest. Er sah, daß er sich verrannt hatte, und beeilte sich, seinen Mißgriff hinwegzuerklären. Er habe nur im Scherz gesprochen, meinte er, und setzte hinzu, sein Auftraggeber würde über Aexte entzückt sein und sie jeder anderen Waffe vorziehen, wenn dieselben nicht unglücklicher Weise durch den französischen Ehrencodex ein für alle Male ausgeschlossen seien. Ich müsse mich deshalb zu einem andern Vorschlag entschließen.

Ich ging ein paar Mal auf und nieder und überlegte, wozu ich mich entschließen sollte. Es war das angesichts der Wucht des vorliegenden Falles keine Kleinigkeit. Plötzlich schoß mir der rettende Gedanke durch den Kopf, daß Gatlingkanonen sehr wohl dazu angethan seien, auf fünfzehn Schritt selbst eine so gewichtige und verwickelte Ehrenfrage für immer zu lösen, und formulirte diesen Gedanken sofort zu einem neuen Vorschlag. Aber auch damit sah ich mich zurückgewiesen, und wieder war es der französische Ehrencodex, welcher mir im Wege stand. Hierauf sprach ich mich für Chassepotgewehre, sodann für doppelläufige Flinten und schließlich für Cavalierevolver aus. Eines nach dem andern wurde zurückgewiesen, und nachdem ich halb erschöpft eine weitere halbe Stunde nachgedacht hatte, schlug ich, von plötzlichem sarkastischem Muthwillen übermannt, Ziegelsteine auf dreiviertel Meilen vor.

Ich habe von jeher nichts Widerwärtigeres gekannt, als einen guten oder schlechten Witz an einen Menschen zu verschleudern, der für keines von beiden das leiseste Verständniß hat. Ich bin daher noch heute außer Stande, den Ingrimm zu beschreiben, welcher mich erfaßte, als ich den Mann im vollsten Ernst mit dem Kopf nicken und hinweggehen sah, um meinen letzten Vorschlag Herrn Fourtou zu unterbreiten. Nach einigen Minuten erschien er wieder und meldete mir, ohne mit einer Wimper zu zucken und in der geschäftsmäßigsten Weise der Welt, daß sein Duellant von der Idee mit den Ziegelsteinen auf dreiviertel Meilen ganz begeistert sei, und daher um so mehr bedauere, aus Rücksicht für die ganz und gar unschuldigen und an der Sache unbetheiligten Personen darauf verzichten zu müssen, welche zur Zeit des Duells nicht umhin können würden, zwischen den beiden Kämpfern hindurch zu gehen. Ich mußte ihm Recht geben, ohne jedoch fähig zu sein, noch einen weiteren Vorschlag zu machen.

„Ich bin jetzt mit meiner Weisheit am Ende," sagte ich zusammenknickend. „Vielleicht würden Sie so gut sein und mir

irgend eine Waffe namhaft machen, welche der Würde dieses historischen Vorgangs ebenso entspräche, wie dem unverkennbaren Wunsch der beiden Gegner, einander zu tödten. Vielleicht fällt Ihnen eine solche ein — oder Sie haben wohl schon gar die ganze Zeit über eine im Auge gehabt?"

Sein Antlitz verklärte sich und er rief mit aufathmender Bereitwilligkeit:

„Gewiß, mein Herr! Bei der großen Rolle, die der Ehrenpunkt im öffentlichen französischen Leben spielt, sind wir stets für solche Fälle gerüstet." Und er begann mit Fingern und Händen, welche vor Aufregung zitterten, eine Jagd durch seine Taschen — eine Hetze von Tasche zu Tasche, welche ihn über das ganze Revier seines Anzuges führte, deren Erfolglosigkeit jedoch zuletzt in den mehrfach gemurmelten Worten: „Was habe ich nur damit angefangen?" ihren Ausdruck fand. Aber er ließ sich durch diese ersten verfehlten Versuche nicht einschüchtern, und so gelangte er schließlich in einen innern weltentlegenen Schlupfwinkel von Westentäschchen, aus dem er triumphirend ein paar kleine Dinger herauszog, die ich ans Fenster trug und in der dort herrschenden besseren Beleuchtung als dem Geschlecht der Pistolen angehörend erkannte. Es waren einläufige Terzerole, ganz und gar mit Silber beschlagen und wirklich die niedlichsten und zierlichsten Spielzeuge dieser Art, welche ich je gesehen. Ich war vor Erstaunen sprachlos. Da ich aber doch eine Meinung äußern mußte, so nahm ich die eine der beiden angeblichen Pistolen und befestigte sie an meiner Uhrkette. Die andere gab ich dem Sekundanten des Herrn Fourtou zurück, welcher sie in seinem Portemonnaie in Sicherheit brachte. Gleichzeitig entnahm er demselben eine zusammengelegte Briefmarke, faltete sie auseinander und brachte ein paar kleine, pillenartige Gebilde zu Tage, von denen er das eine mit dem Bemerken, daß dies die dazu gehörenden Patronen seien, sich im Innern meines Handtellers verlieren ließ. Ich fragte meinen Verbrechensgenossen, ob er gesonnen sei, unsern Duellanten nur je einen Schuß zu erlauben, worauf er mir erwiderte, daß der französische Ehrencodex nicht mehr gestatte. Danach ersuchte ich ihn, die Entfernung zu bestimmen, drückte mich jedoch, da unter dem Eindruck unsrer Verhandlungen meine geistige Klarheit getrübt zu werden begann, so dunkel aus, daß ich von „Schritten" sprach und Zahlen, wie „drei" und „fünf" fallen ließ. Erst als ich ihn ohne jede vorgreifende Bestimmung meinerseits einfach bat, seine Distance zu nennen, verstand er mich und sagte mit dem Tone eines Mannes, welcher die ganze Welt von Verantwortlichkeit voll empfand, die er da eben auf sich nahm:

„Fünfundsechzig Ellen!"

Das brachte mich insofern wieder zu mir, als ich die Geduld verlor. Ich rief:

„Fünfundsechzig Ellen — mit diesen Säuglingspistolen da? Geladene Zahnstocher würden auf fünfzig Ellen tödtlicher sein. Vergessen Sie denn ganz, mein Herr, daß Sie und ich dazu berufen sind, den gegenseitigen Mord unsrer Auftraggeber zu vermitteln, oder doch wenigstens denjenigen des einen von ihnen mit allen Kräften sicher zu stellen, — und nicht dazu, beide mit Gewalt unsterblich zu machen!"

Aber mit aller Ueberredungskunst und selbst aller Heftigkeit vermochte ich nicht mehr von ihm zu erreichen, als eine Verminderung der Entfernung auf fünfunddreißig Ellen, und selbst dieses Zugeständniß wurde mit höchstem Widerstreben und einem Gesicht gemacht, als sei es der Mord in seiner hoffnungslosesten Gestalt, der durch dieses Nachgeben besiegelt wurde.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld — die Schlächterei komme auf Ihr Haupt!"

Damit waren wir fertig und ich konnte zu meinem Löwen in dessen Höhle zurückkehren, um ihm das demüthigende Ergebniß meiner Verhandlungen mitzutheilen. Als ich eintrat, schleuderte Herr Gambetta eben seine letzte Locke auf die, zur Höhe von anderthalb Fuß von ihm emporgerauste Haarpyramide, von welcher ich bereits gesprochen. Mit einem Satz sprang er mir bis zur Schwelle entgegen:

„Sie haben die Todesveranstaltungen getroffen — ich lese es in Ihren Blicken!"

„Ich habe mein Bestes versucht —"

Er erblaßte, als ob er die ganze Beschämung ahne, welche ich für ihn in Bereitschaft hatte, und lehnte sich, um seiner bevorstehenden Entrüstung besser Herr werden zu können, gegen den Tisch. Nach ein paar schweren Athemzügen flüsterte er heiseren Tones:

„Die Waffen, die Waffen! Schnell! Was für Waffen hat man gewählt?"

„Diese hier," rief ich, indem ich mich aufraffte und allen weiteren Umschweifen dadurch aus dem Wege ging, daß ich ihm meine Uhrkette mit ihrem kleinen silberbeschlagenen Anhängsel hinhielt. Er warf nur einen Blick darauf, dann stürzte er schwer und massig zu Boden. Das ganze Zimmer theilte seine Erschütterung. Ich wollte eben Hülfe herbeiholen, als er zum Glück auch schon wieder zu sich kam und die Worte ausstieß:

„Die unnatürliche Ruhe, welche ich mir bisher aufgezwungen habe, hat meine Nerven erschöpft. Jetzt fort mit aller Schwäche! Ich will meinem Schicksal die Stirn bieten, wie ein Mann und ein Franzose!"

Er erhob sich und nahm, nachdem er nicht ohne Kampf das Gleichgewicht gewonnen, eine Stellung an, deren Erhabenheit nie von einem andern Menschen erreicht und nur in ein paar Ausnahmsfällen von Statuen übertroffen worden ist. Dann sagte er in seinem tiefen Ton, der ihm, wenn er desselben bedarf, so schön zu Gebot steht und welcher einer seiner Berühmtheiten bildet:

„Sie sehen, ich bin ruhig, ich bin bereit. Nennen Sie mir die Entfernung!"

„Fünfunddreißig Ellen!" sagte ich halblaut und die Augen niederschlagend.

Selbst in dieser beschwichtigenden Weise vorgebracht, traf ihn meine Enthüllung auf das Fürchterlichste. Dieses Mal blieb er länger liegen. Da ich mit meiner einfachen Menschenkraft außer Stande war, den gestürzten Herkules aufzuheben, rollte ich den Halbgott derartig herum, daß er auf den Bauch zu liegen kam, worauf ich ihm Wasser zwischen den Hals und den Rockkragen goß, welches bald das ganze Gebiet seines Rückens nebst den dazugehörigen Hinterländern überrieselte und ihn wieder zu sich brachte.

„Fünfunddreißig Ellen!" stöhnte er. „Und ohne jede Zugabe, wie sie bei jedem ordentlichen Ellengeschäft selbstverständlich ist!? Doch wozu fragen? Da einmal Mord die eingestandene Absicht des Mannes ist — warum sollte er sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben? Aber merken Sie sich Eines: Die Welt wird in meinem Fall ein Beispiel von dem erleben, was französische Ritterlichkeit unter Sterben versteht."

Nach einem längeren und peinlichen Stillschweigen fragte er:

„Kam denn nicht wenigstens die Thatsache zur Sprache, wie der Umstand, daß jener Mann ein Familienvater ist und ich keiner bin, einen Ausgleich für die andre Verschiedenheit bilden sollte, welche leiblich zwischen seiner Spindelgestalt und meiner Massenhaftigkeit besteht, und daß aus diesem Grunde doppelte Rücksichten — —. Doch was thut das? Es kann nicht meine Sache sein, auf diesen Vortheil hinzuweisen, den er vor mir voraus hat. Wenn er nicht selbst so viel Anstand hat, wohlan, so möge er sich einen Umstand zu Nutze machen, von welchem kein Ehrenmann profitiren sollte, ohne zu erröthen!"

Er sprach es mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Dann versank er in eine Art dumpfen Brütens, welches ihn trefflich kleidete und das mehrere Minuten dauerte. Nach Ablauf desselben machte er eine erneute Anstrengung, etwas Unerhörtes mit der Fassung eines Helden hinzunehmen, und fragte:

„Und die Stunde? Welche Stunde ist bestimmt, das Zusammentreffen noch verhängnißvoller zu machen, als es an sich schon sein müßte?"

„Morgen früh, beim Tagesgrauen."

„Etwas Derartiges war zu erwarten," rief er. „Aber ich sage Ihnen, es ist ein Wahnsinn. In meinem ganzen Leben habe ich mich zu einer solchen Tageszeit noch nicht tödten lassen. Es ist eine Stunde, zu welcher ja noch nicht ein einziger Mensch draußen ist!"

„Eben deswegen wählte ich sie. Verstehe ich Sie recht — oder wünschen sie eine Zuschauerschaft zu haben?"

„Es ist jetzt keine Zeit zu halb oder ganz sarkastischen Fragen. Genug, daß dies keine Zeit ist, welche irgend ein vom wahren Geist des französischen Duells Durchdrungener wählen würde. Ich fasse es auch nicht, wie Herr Fourtou sich konnte bereit finden lassen, einer solchen Neuerung seine Zustimmung zu geben. Gehen Sie augenblicklich zurück zu ihm und bestehen Sie auf einer späteren Stunde!"

Ich eilte die Treppe hinunter und öffnete eben die Hausthüre, um auf die Straße zu treten, als ich dem vor derselben stehenden Vertrauensmann des Herrn Fourtou fast in die Arme stürzte. Er sagte:

„Ich bin hier, um Ihnen mitzutheilen, daß mein Freund auf das Allerentschiedenste gegen die gewählte Stunde Einsprache erhebt und um Ihre Zustimmung ersucht, daß dieselbe auf halb zehn verlegt werde."

Ich machte unwillkürlich ein Gesicht, als zwänge man mich, in einen Apfel von unberechenbarer Säure zu beißen. Nachdem ich jedoch Herrn Fourtous Sekundanten etwa fünf Minuten mit steigender Aengstlichkeit an meinen Mienen hatte hängen lassen, verbeugte ich mich und sagte:

„Eine jede Gefälligkeit, welche wir Ihnen erweisen können, sei hiermit Ihnen und Ihrem ausgezeichneten Freunde zugestanden. Wir stimmen der gewünschten Verlegung der Stunde um so lieber zu, als dieselbe ja mit dem unvermeidlichen Schlußergebniß des Zusammentreffens nichts zu thun hat."

„Darf ich Sie bitten, den Dank meines Auftraggebers entgegenzunehmen?" Er wartete keine Antwort ab, sondern kehrte sich um und rief einem dicht hinter ihm stehenden Herrn zu: „Liebster Noir, haben Sie es gehört, die Zeit ist auf halb zehn festgesetzt — auf halb zehn!" Worauf Herr Noir sich mit ein paar gemurmelten Dankesworten verneigte und davon schoß. Mein Mitsekundant wendete sich wieder mir zu:

„Wenn es Ihnen genehm ist, können sich Ihre Hauptärzte und die unsrigen in einer und derselben Kutsche nach der Kampfstätte begeben. Eine alte Sitte will es so."

„Auch ohne die alte Sitte würde mir das vollkommen passen. Es ist genug, daß die beiden Gegner einander als tödtlichste Feinde gegenüberstehn. Warum soll auch noch zwischen den nur nebensächlich Betheiligten ein Abgrund des Mordes aufgähnen? Aber wenn ich recht hörte, sprachen Sie von Hauptärzten auf beiden Seiten. Darf ich fragen, wie viele davon ich für uns zu besorgen habe? Werden zwei oder drei es thun?"

„Zwei für jede Partei ist die übliche Anzahl. Ich meinte jedoch damit nur die „Haupt"ärzte. Was die bei der hohen Stellung der Duellanten unerläßlichen consultirenden Aerzte anlangt, so wünsche ich Sie in Betreff der Zahl derselben durchaus nicht zu beschränken, sondern möchte nur den Wunsch aussprechen, daß Sie sie aus den höchsten Zierden der Pariser Wissenschaft auswählen. Dieselben haben nicht in gemeinsamem Wagen zu fahren, sondern pflegen sich ihrer eignen Equipagen zu bedienen. Und nun noch eine wichtige Frage — haben Sie bereits den Leichenwagen engagirt?"

„Der Himmel erleuchte meinen vergeßlichen Kopf!" rief ich beschämt aus. „Aber ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht. Dafür soll es auch jetzt das Allernächste sein, was ich besorge. Sie müssen schon Nachsicht mit mir haben, und ich fürchte allen Ernstes, daß meine Unwissenheit und Vergeßlichkeit Ihnen bereits mehr als ein innerliches Lächeln entlockt hat. Versuchen Sie den Mantel der christlichen Liebe und den Schild französischer Ritterlichkeit darüber zu decken. Es ist das erste Mal, daß ich etwas mit einem hochcivilisirten Duell im Herzen der modernen Cultur zu thun habe. Ich habe reichliche Duellerfahrungen an der pacifischen Küste, in Californien und Nevada gesammelt, aber ich sehe erst jetzt, wie roh und primitiv die Menschen dort in der Erledigung ihrer Ehrenhändel sind. Ein Leichenwagen — pah! Wir waren gewohnt, die Todten, welche dort bei keinem Zweikampf ausbleiben, zerstreut, wie sie gefallen waren, liegen zu lassen und ihre Fortschaffung denen zu überlassen, die gerade ein Interesse daran hatten. Haben Sie mich noch auf etwas aufmerksam zu machen?"

„Auf nichts; es sei denn, daß auch die beiden Haupttodtengräber, wie die beiden Hauptärzte, in einem Wagen sich dem Zuge nach der Wahlstatt anzuschließen haben. Ihre Gehülfen können gehen und die Procession zu Fuß beschließen. Ich selbst werde Sie morgen um acht Uhr abholen und mit Ihnen die Reihenfolge des Zuges anordnen. Bis dahin habe ich die Ehre, Sie zu grüßen!"

Nachdem ich meine Geister, von welchen ich fühlte, daß sie mir mehr und mehr entschlüpften, ein wenig gesammelt hatte, stieg ich zu Herrn Gambetta empor. Er schien sich in dem Gedanken an alle möglichen weiteren Zumuthungen demüthigender Natur ergeben zu haben und fragte nur:

„Wenn hat die Tragödie zu beginnen?"

„Um halb zehn!"

Er athmete auf, offenbar, weil ich nicht „um zwölf Uhr" geantwortet hatte, zu welcher Zeit eine Störung durch das, dann noch zahlreicher ausgerückte Publicum ganz unvermeidlich gewesen wäre. Um so befremdender war es mir, daß er im selben Athem hinzusetzte:

„Haben Sie die Zeitungen benachrichtigt?"

„Herr!" rief ich mit unwillkürlicher, nicht zurückzudrängender Indignation. „Ist das die Folge einer jahrelangen Intimität und aufopfernden Freundschaft, daß Sie mich einer solchen Verrätherei für fähig halten?"

„Pst, pst!" machte er beschwichtigend. „Habe ich Sie verletzt? Ach, ich sehe es wohl, ich überbürde Sie mit Aufträgen. Vergessen Sie, was ich da eben sagte, und begnügen Sie sich mit den übrigen Punkten Ihrer Liste. Uebrigens wird der Bluthund von Fourtou schon dafür gesorgt haben. Im Nothfalle konnte ich es auch allein — ja ich will es sogleich selbst thun — eine Zeile an Herrn Noir genügt —"

„Noir?" unterbrach ich ihn. „Die Mühe können Sie sich ersparen. Herr Noir ist soeben von dem andern Sekundanten unterrichtet worden und befindet sich mit der Neuigkeit bereits auf dem Wege zu allen Redactionen."

„Hm, — das hätte ich wissen können. Es sieht diesem Fourtou ganz und gar ähnlich, aus einem Ehrenhandel eine öffentliche Komödie zu machen."

* * *

Wenige Minuten vor halb zehn Uhr näherte sich am andern Tage ein feierlicher Zug in der nachstehenden Ordnung dem Felde von Plessis le Piquet. Zuerst unser Wagen mit dunkeln Vorhängen, welche sorgfältig so weit zugezogen waren, daß man Herrn Gambetta noch recht gut von Außen erkennen konnte. Er hatte Niemanden bei sich als mich und eine weiße Rosenknospe im Knopfloch. Nach uns eine ähnliche Kutsche mit Herrn Fourtou und seinem Sekundanten. Hierauf ein Wagen mit zwei dichterischen Rednern aus der Schule Victor Hugos, die aber nicht an Gott glaubten und dicke Manuscripte für den Fall einer auf offnem Felde zu improvisirenden Leichenrede bei sich hatten. Dann der Wagen mit den Hauptärzten und mächtigen Kasten mit chirurgischen Instrumenten. Ferner acht Kutschen mit consultirenden Aerzten und Wundärzten. Hierauf die beiden Leichenwagen mit sechs Pferden bespannt, denen die Kutsche mit den Haupttodtengräbern folgte. Und endlich die lange Reihe der Gehülfen der letzteren, welchen sich eine unabsehbare und stets wachsende Menge von Bummlern, anständigen Spaziergängern, persönlichen Freunden der Duellanten, Berichterstattern und Polizisten angeschlossen hatte. Leider lag ein brettdichter Nebel über der Landschaft, welcher von dem Ganzen nie mehr als ein paar Ellen auf ein Mal erkennen ließ. Bei etwas dünnerem Wetter wäre es ein wahrhaft großes und erhebendes Schauspiel gewesen.

Ein allgemeines Schweigen herrschte. Ich versuchte einige Male, mit meinem Freunde zu sprechen. Aber er bemerkte es nicht, so sehr war er in sein Notizbuch vertieft, über welches gebeugt er von Zeit zu Zeit die Worte murmelte: „Ich sterbe, damit Frankreich lebe!"

Als wir an der Wahlstatt angekommen waren, war mein Erstes, daß ich durch den jetzt völlig greifbar gewordenen Nebel auf eine Entdeckungsreise nach dem andren Sekundanten ausging und, nach seiner glücklichen Auffindung, mich mit ihm daran machte, die Entfernung von fünfunddreißig Ellen abzuschreiten. Daß dies bei dem herrschenden Wetter zu einer ganz nichtssagenden Förmlichkeit herabsank, konnte uns in dem Ernst, mit der wir uns ihrer entledigten, nicht stören. Nachdem wir mit dem Abmessen der Distance fertig waren, begab ich mich zu Herrn Gambetta und fragte ihn, ob er bereit sei. Er schien mich zuerst durch den dicken Nebel hindurch nicht zu verstehen, dann als er mich verstand, dehnte er sich zu seiner vollen Weite aus und rief mit starker, selbst den am fernsten Stehenden vernehmlicher Stimme:

„Fertig! Man lasse die Batterien laden!"

Das Laden wurde in der Gegenwart von zwei fachmännischen Zeugen, nachdem sie sich mit ihren Augengläsern von der Existenz und Beschaffenheit der beiden Patronen überzeugt hatten, besorgt. Doch nicht ohne Schwierigkeiten, da wir zur wirksamen Erledigung dieser Aufgabe durch die uns umgebende Nebelnacht gezwungen wurden, uns der Hülfe einer von unserer Kutsche herbeigeholten Laterne zu bedienen. Als wir endlich damit fertig geworden waren und eben an das blutige Werk schreiten wollten, verursachte die Polizei eine Störung. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß das Publicum von allen Seiten in den eigentlichen Bann des Kampfplatzes eingedrungen war und bat um Erlaubniß, vor Beginn des Schießens wenigstens diese guten und völlig unschuldigen Leute in Sicherheit bringen zu dürfen. Es wurde bewilligt und die Sicherheitsbeamten theilten die zahllose Zuschauermenge in zwei Hälften, von denen sie die eine dicht hinter Herrn Gambetta, die andere dicht hinter Herrn Fourtou zusammentrieben.

Da es immer finsterer wurde, hatten mein Gegensekundant und ich verabredet, an der Seite unsrer Duellanten ein Hallo-Hoh auszustoßen, damit Jeder von ihnen wüßte, wo sich sein Gegner eigentlich befände. Nachdem dies geschehen, begaben wir uns zu unsern beiderseitigen Kämpfern. Ich fand den meinigen, den ich so muthvoll verlassen, im vollsten Kampf mit der ihn umgebenden Dunkelheit und einer inneren Verfassung, welche kaum weniger finster war. Ich that mein Bestes, ihn aufzurichten, indem ich ihm versicherte, daß trotz dieses abscheulichen Nebels, in den wir uns verrannt hatten, doch ganz Frankreich auf ihn blicke. „Und dann," setzte ich tröstend hinzu, „die Dinge sind gar nicht so schwarz, wie sie aussehn. Die Beschaffenheit der Waffen, die verhältnißmäßig beschränkte Zahl der Schüsse, die rücksichtsvolle Entfernung und die Gediegenheit dieses sonst so unzeitgemäßen Nebels lassen im Verein mit der weiteren Thatsache, daß der eine Gegner einäugig ist, während der andre schielt und kurzsichtig ist, immerhin die Annahme zu, daß dieser Zweikampf nicht absolut tödtlich ausfallen muß. Es liegt sogar die Möglichkeit vor, daß Sie Beide das Duell überleben. Fort daher mit dieser letzten Anwandlung von Schwäche, und seien Sie ganz wieder, was Sie sind!"

Diese Worte machten sichtlichen Eindruck. Wieder dehnte sich mein Mann zu seiner ganzen Massenhaftigkeit aus und rief, die Hand ausstreckend:

„Ich bin wieder ich selbst! Man gebe mir das tödtliche Geschoß!"

Ich legte es in die weite Innenfläche dieser fleischigen Riesenhand, welche bestimmt ist, einst die Zügel der republikanischen Regierung Frankreichs zu führen. Er bückte sich darüber hin und schauderte.

„Ach," murmelte er, „mein Freund, es ist nicht der Tod, den ich fürchte, sondern die Verstümmlung!"

Aufs Neue sprach ich ihm Muth ein und wieder mit solchem Erfolg, daß er in die Worte ausbrach:

„So beginne denn die Tragödie! Stellen Sie sich hinter mich und stemmen Sie sich gegen meinen Rücken. Der Boden ist hier von dem feuchten Wetter so schlüpfrig, und wir stehen Beide zusammen ungleich fester in einer so feierlichen Stunde der Geschichte Frankreichs, mein Freund!"

Ich sagte ihm dies zu und bezeichnete, ihm den Arm mit der erhobenen Pistole richtend, die Stelle im Nebel, von der ich unsern Gegner im Verdacht hatte, daß er sich an ihr befände. Dann ermahnte ich ihn, genau auf das Hallo-Hoh des Gegensekundanten zu hören und die Richtung seiner Pistole danach zu verändern, wenn es nicht von der Stelle käme, die wir als die richtige in Aussicht genommen hatten. Dann trat ich hinter ihn, stemmte mich mit aller Kraft gegen seinen gigantischen Rücken und stieß mein verabredetes Hallo-Hoh aus. Es wurde prompt von irgend woher im Nebel beantwortet, und nun klang das Commando:

„Eins — zwei — drei — Feuer!"

Zwei Detonationen, welche genau so klangen, als habe einer unsrer amerikanischen Hinterwäldler zwei Mal hinter einander seinen Tabakssaft auf einen glühenden Ofen geschleudert, verloren sich im Nebel, und gleich danach brach Herr Gambetta mit solcher Wucht zusammen und über mich her, daß mir Hören, Sehen und Athmen verging. Begraben und regungslos, wie ich lag, hörte ich nur, wie sich aus dem über mir zusammengeballten Fleischberg unverständliche Töne hervorarbeiteten, welche endlich bestimmter wurden und schließlich wie die Worte klangen: „Ich sterbe — ich sterbe für das — zum Teufel, wo ist mein Notizbuch? ich — sterbe — ja für was nur? — für Frankreich — Frankreich, das ist's! — Ich sterbe, damit Frankreich lebe!"

Im nächsten Augenblick umschwärmte uns eine ganze Wolke von Aerzten und Todtengräbern, von denen die Ersteren mit zahllosen Händen, Instrumenten und Augengläsern Herrn Gambettas ganze Oberfläche abjagten, um die Wunde zu finden, welcher Frankreich das Leben verdanken sollte. Nur zu bald überzeugten sie sich, daß nichts Derartiges vorhanden war, und nachdem man mich unter meiner lebenden Last hervorgezogen und diese auf ihre beiden Beine gestellt, folgte eine Scene, deren Schilderung einer ganz andern Dichterkraft würdig ist, als sie meiner schwachen und überdies etwas pessimistischen Feder innewohnt.

Die beiden Duellanten fielen sich unter einer Fluth von Thränen des Stolzes und der Freude um die Hälse. Der andre Sekundant hatte keine Augen und kein Erbarmen für meinen Zustand und umarmte mich gleichfalls. Die Aerzte, die Todtengräber, die Leichenredner, die Polizisten, das ganze Publicum — Alles umarmte Alles, und ein Jubel erfüllte den Nebel, daß selbst er gerührt wurde, sich verzog und die Sonne auf das herrliche Schauspiel, dessen tragischere Hälfte er ihr so wohlmeinend entzogen hatte, ungehindert herabblicken ließ.

Obgleich ich eine Empfindung hatte, als ob während der kurz vorhergegangenen Minuten alle Rippen und Knochen meines Leibes gebrochen worden seien, konnte ich doch den beseligenden Gedanken nicht unterdrücken, daß es schöner sein müsse, der Held eines französischen Duells zu sein, als selbst ein gekrönter und bescepterter Monarch.

Nachdem die allgemeine Aufregung ein wenig nachgelassen hatte, hielten die anwesenden Aerzte eine Massenversammlung ab, deren Zweck eine Consultation über die Verletzungen war, welche ich erlitten hatte. Nach einer halben Stunde kamen sie zu dem Schluß, daß dieselben bei guter Pflege und gewissenhafter Behandlung nicht unbedingt tödtlich seien. Am ernstlichsten waren die innern Beschädigungen, welche ich davongetragen hatte, was sich freilich erst herausstellte, als ich nach Paris zurückgekehrt war und meinen eignen Arzt hatte rufen lassen, welcher die Entdeckung machte, daß von den drei Rippen, die mir Herr Gambetta gebrochen, eine den linken Lungenflügel durchbohrt habe, und daß es sehr zweifelhaft sei, ob sie jemals lernen würde, die ihr von der Natur angewiesenen Functionen an einer so ungewohnten Stelle auszuüben. Auf dem Duellplatz selbst hatte man sich begnügt, mir den an zwei Stellen gebrochnen rechten Arm in einen Nothverband zu legen, das verrenkte linke Knie wieder einzurichten, und die aus meiner Nase schießenden Blutströme, von denen auch mein Gegensekundant bei seiner Umarmung auf das Reichlichste profitirt hatte, zu stillen. Obgleich mir bei dem Allen einige Male das Bewußtsein verging, fühlte ich mich doch unwillkürlich durch das allgemeine Interesse, welches

ich einflößte, gerührt, und das stolze Bewußtsein, der erste und einzige Mann zu sein, welcher seit Jahren bei einem französischen Duell ordentlich verwundet worden war, gab mir Kräfte, alle Schmerzen siegreich zu überstehn.

Seitdem gehe ich langsam der Genesung entgegen, obgleich ich noch heute nicht so weit bin, diese harmlosen, aber wahrhaften Aufzeichnungen niederzuschreiben. Ich muß sie dictiren. Im Uebrigen bin ich von Aufmerksamkeiten erdrückt worden. Selbstredend ist auch das Kreuz der Ehrenlegion nicht ausgeblieben, — wer entgeht demselben im derzeitigen republikanischen Frankreich?

Und doch habe ich mir eine Lehre aus meinem Antheil an dem großen Gambetta-Fourton-Duell gezogen. Ich werde nie zurückschrecken, vor einem französischen Duellanten zu stehn, — hinter einen aber soll mich keine Gewalt der Erde mehr bekommen!

Rosamunde.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse.*)

„Als aber Chlodosinda, die Gemahlin Alboins, gestorben war, nahm er eine andere zum Weibe, deren Vater er kurze Zeit zuvor getödtet hatte. Deshalb hatte sie immer einen Groll gegen ihren Gemahl und erwartete nur eine günstige Gelegenheit, um das Unrecht, das ihr Vater erlitten, zu rächen. So geschah es, daß sie auf einen von Alboins Leuten ihr Auge warf und ihren Gemahl durch Gift umbrachte. Als er aber todt war, ging sie mit jenem Diener von dannen. Sie wurden jedoch ergriffen und beide getödtet. Die Longobarden setzten darauf einen andern über sich zum König." — So erzählt Bischof Gregorius von Tours die Geschichte von Rosamunde. Dieselbe findet sich in größerer Ausführlichkeit in Paulus Diakonus.

Die dramatischen Bearbeitungen, welche dieser Stoff in allen Ländern gefunden hat, sind buchstäblich nach Dutzenden zu zählen. Die Chronologie des deutschen Theaters (1775) erwähnt eine „Rosamunde" von Johann Christian Krüger, geboren 1725, die 1763 erschienen ist, „wegen der allzugroßen Simplicität und wegen der schröcklichen Handlung aber auf dem Theater keine Wirkung hat thun wollen". In der Chronik des Burgtheaters finden wir ein Trauerspiel „Alboin", das den Hauptmann Pannasch zum Verfasser hat, im Jahre 1833 zum erstenmale gegeben worden ist und seiner Zeit einen großen Erfolg erzielt hat. Von neueren deutschen Dichtern haben Michaelis, Josef Weilen und noch andere den Stoff bearbeitet.

In Frankreich begegnen wir schon im Jahre 1608 einer Tragödie „Alboin ou la vengeance trahie" von Chretien Sieur des Croix; im Jahre 1609 einer Tragödie „Alboin" von Billard de Courgenay; im Jahre 1651 der Tragödie „Rosemonde" von Balthasar Baro. Auch in diesem Jahrhundert hat der Rosamundenstoff einen französischen Tragödiendichter aus der Schaar der Neo-Klassiker, einen der Ponsardisten: Latour de St. Ybars, Bouilhet oder einen ihrer Glaubensgenossen zu einer Tragödie begeistert, die trotz der Mitwirkung der Rachel in der Titelrolle keinen Erfolg erzielen konnte. Einige schöne Verse aus dieser letzteren Dichtung sind mir im Gedächtniß haften geblieben, so z. B. die folgenden aus dem Monologe der Rosamunde, nachdem sie bei dem Festgelage auf Alboins Geheiß aus dem Schädel ihres Vaters hatte trinken müssen:

„O mon père chérie, dans ce foyer divin,
Où ton âme vivait, ils ont versé du vin!"

Die Tragödie gab zu einem sehr witzigen und boshaften Epigramm Veranlassung:

„Pourquoi donc nommes-tu ta pièce *Rosemonde?*
On n'y voit point de *rose,* on n'y voit point de *monde.*"

Klein zählt in seiner „Geschichte des italienischen Dramas" die zahlreichen Bearbeitungen auf, die derselbe Stoff in Italien gefunden hat, unter denen die Tragödie „Rosmunda" von Alfieri weitaus die bekannteste ist.

*) Leipzig 1878, S. Hirzel.

Diese Notizen machen natürlich auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch. Sie sollen nur darthun, wie verlockend die Geschichte von Alboin und Rosamunde für die dramatischen Dichter aller Zeiten und aller Länder gewesen ist.

Heinrich Kruse hat schon durch seine früheren Dramen, wie „Brutus", „Wullenweber", „Moritz von Sachsen", „Erich", „Marino Faliero" ꝛc. bekundet, daß er auf die Neuheit des Stoffes, den er für seine dramatischen Dichtungen wählt, gar keinen Werth legt, und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob schon ein Anderer oder auch viele Andere vor ihm denselben Gegenstand behandelt haben. Das „Was" kommt bei ihm nicht in Betracht, er kümmert sich nur um das „Wie"; und er darf bei seiner starken dichterischen Individualität sich darauf verlassen, daß seine Behandlung doch immer eine eigenartige sein und daß er der alten und schon oft dagewesenen Handlung doch neue Seiten abgewinnen wird. Von den mir bekannten Bearbeitern hält Kruse die geschichtliche Ueberlieferung am treusten fest. Daß er den Mörder in ein intimes Verhältniß zum Könige bringt, also nicht den ersten besten feilen Raufbold, der von der Königin einfach gedungen wird, sondern einen dem Könige treu ergebenen, seinen Herrn liebenden und verehrenden Diener, den Schwertträger, zum Vollstrecker von Rosamundens Rache gewählt hat, ist ein feiner poetischer Zug. Es kann nicht in Betracht kommen, ob der Dichter Alboin in Pavia, wie es Kruse will, oder in Verona, wo leichtgläubigen Reisenden noch heute der Schauplatz der Tragödie gezeigt wird, ermorden läßt.

Bei Kruse verläuft die Handlung so: Alboin hält seinen Einzug in Pavia, das ihm drei Jahre lang getrotzt hat. Während der Beschwerden des rauhen Feldzuges hat Alboin, ein Krieger vom Scheitel bis zur Sohle, der zu Minne- und Frauendienst nicht taugt, der aber, wie der Dichter mit großer Kunst durchblicken läßt, in der rauhen Brust ein warmes, liebendes, ja zärtliches Herz birgt, sein Weib Rosamunde stark vernachlässigt. Die Ehe ist überhaupt niemals eine freundliche gewesen. Alboin hat an der Tochter des von ihm besiegten und getödteten Gepidenkönigs Kunimund Gefallen gefunden und Rosamunden, ohne sich um deren Gefühle sonderlich zu kümmern, einfach zum Weibe genommen. Während des Krieges hat er Helmichis, seinen Milchbruder, zum Dienste der Königin beordert, und dieser, ein ehrgeiziger, herzloser, verweichlichter, aber nicht feiger Mensch, von dem der Dichter sagt:

„Sieh grad' ihn an, er hält den Blick nicht aus.
Er lauert und beachtet Andre stets,
Er selbst jedoch will unbeachtet bleiben
Und öffnet halb die Augenlider nur —"

dieser Helmichis hat die günstige Gelegenheit wahrgenommen, um sich durch Schmeicheleien und Liebedienerei in das Vertrauen und in die Gunst seiner Herrin einzuschleichen. Das verhindert jedoch Helmichis durchaus nicht, mit der ersten Dienerin seiner Herrin, der leichtfertigen Griechin Euphrosyne, ein zärtliches Liebesverhältniß anzuknüpfen, das, nach gewissen Andeutungen zu schließen, einen hohen Grad von Intimität erreicht haben muß.

Die Königin, Helmichis und diese Griechin Euphrosine bilden in dem Drama die eine Gruppe: sie sind die Vertreter der feineren Cultur, der höheren Bildung, aber auch die der Verweichlichung und der Ausländerei. In schroffem Gegensatze zu diesen steht der König Alboin, sein Schwertträger Peredeo und Anna, eine deutsche Dienerin der Rosamunde; ungeschlachte, biderbe, täppische, aber ehrliche und sympathische Deutsche. Alboin ist der vierschrötige Barbar im edeln Sinne des Wortes, eine Gestalt, die etwas an Matho in Flauberts „Salammbô" erinnert. Alboin ist wankelmüthig:

„In diesem Augenblicke tritt der Schaum
Dem König vor den Mund in seinem Zorn,
Im nächsten lacht er."

An einer andern Stelle heißt es:

„Er ist die baare, ungeheure Kraft;"

und Anna sagt von ihm, indem sie der Königin gedenkt:

„Wenn sie in seiner rauhen Heldenbrust
Nur so wie ich sein frommes Herz erblickte!"

Diese Anna selbst, die verkörperte Geradheit und Treue, ist vielleicht die sympathischste Gestalt der ganzen Dichtung; nächst dieser der Schwertträger Peredeo, ein Mann von deutscher Bärenhaftigkeit,

„. . . . so einer, der sich in den Schnee wirft
Und schnarcht, als schlief er auf der Bärenhaut,
Und den, der unterm Kopf sich einen Schneeball
Als Kissen hinlegt, einen Weichling schilt."

Seltsam! — Dieser gerade, starke, deutsche Barbar läßt sich von den Reizen der hübschen und koketten Griechin fangen und geräth dadurch in einen wunderlichen Widerspruch mit seinem innersten Wesen.

Alles das ist im ersten Act treffend, sicher und klar exponirt. Nirgends ein verzagtes Tasten, überall ein herzhaftes und sicheres Zugreifen.

Im zweiten Acte feiert Alboin mit einem festlichen Gelage den Sieg über die Stadt. Die launische und eigensinnige Königin, die sich überlegen glaubt, mißachtet das Gebot des Königs, bei diesem Feste zu erscheinen. Erst nach den wiederholten dringlichen Befehlen ihres Herrn wird sie endlich durch Helmichis dazu bestimmt, an des Königs Seite sich niederzulassen. Bei diesem scenisch sehr geschickt ausgeführten Gelage, von dem wir Zuschauer nur die eine entscheidende Scene sehen, zwingt nun der durch den Widerspruch gereizte, durch den Wein und Lärm erhitzte König Rosamunden, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Die Scene ist vortrefflich. Sobald Rosamunde den verhängnißvollen Trunk gethan, wird Alboin ernüchtert. Der Umschwung in der Stimmung des Königs ist mit wahrer dichterischer Empfindung und Feinheit geschildert.

Am bedeutendsten aber ist unstreitig der dritte Act in seinem ersten Theile, den ich überhaupt für das Beste halte, was Kruse bisher geschrieben hat. Die ersten Scenen sind rührend, einfach, tief und wahr und von einer schlichten Großartigkeit im Ausdruck, die die tiefste Wirkung ausübt. Zwar möchte ich einige Kleinigkeiten, wenn die imponirende Rauhheit des Helden zur Rohheit überschlägt, beseitigt sehen, aber im Ganzen ist das Zwiegespräch zwischen Alboin und seiner alten Freundin Anna ganz meisterlich. Es sind zwei echte sympathische Menschen, die zu uns reden. Der König bereut seinen Gewaltstreich; er ist ziemlich wortkarg, aber was er sagt, ist so gemüthlich, so herzlich, so innig, daß man ihm Alles vergibt. Es gehört eine nicht gewöhnliche dichterische Kraft dazu, um es zu Wege zu bringen, daß wir Alboin, nachdem er die bestialische Forderung durchgesetzt hat, nicht blos lieb behalten, sondern daß die Sympathie für ihn sich nun noch steigert; und es ist kein Mitleid, das er uns einflößt, keine weichherzige Regung, es ist eine starke herzliche Zuneigung, zu der er uns zwingt. Die Art, in der Alboin das Verzeihen seiner aufs Aeußerste gekränkten und beleidigten Gattin anfleht, ist in ihrer kunstlosen Geradheit wahrhaft ergreifend. Kruse besitzt wie Wenige die Gabe des menschlichen Erfassens und Empfindens, und der richtigste Ausdruck steht ihm zu Gebote; er hat den dichterischen Muth der Schlichtheit. Man höre, wie Alboin seiner Frau naht:

„Ich habe dich gekränkt!
Es war nicht vorbedacht. Laß dich versöhnen!
(Er küßt sie auf die Stirn.)
So wie nach einem schwelgerischen Mahl
Man schwer und angstvoll träumt, so denke dir,
Du hättest so entsetzlich nur geträumt.
Die Nacht verschlinge, was die Nacht gebar.
Ich bin dein Gatte, Rosamund, verzeih!
Mein Wort ist nicht genug? Wohlan, es sei!
(Er beugt ein Knie vor Rosamunde.)
Ich fleh' um dein Verzeihen! — Rosamunde,
Steh nicht so vor mir, wie ein Heil'genbild! —
Ich hörte selbst von Heiligen aus Stein,
Sie hätten sich zu brünstig Flehenden
Herabgeneigt, sie gnädig aufgehoben —
Der Stein nahm Leben an, du scheinst entseelt.

Rosamunde.
Ist jemals eine Frau wie ich beleidigt?

Alboin.
Hat sich ein Herrscher je wie ich erniedrigt?"

Und zum Schluß versucht es Alboin noch einmal, seine kalte Gattin zu erwärmen:

„Mir ist, als stieß ich mit der Zunge an,
Sobald ich lange Reden halten soll;
Ich möcht' am liebsten nur durch Thaten sprechen;
Denn Worte sind nur Wind. Sieh, Rosamunde —
Der arme Schädel ist begraben worden;
So laß uns alle alte Schuld begraben.
Laß uns ein neues Leben führen! Komm!
(Er streckt die Arme nach ihr aus.)
Einträchtig — Komm!
(Er wendet sich und geht. Die Königin geht ihm ein paar Schritt nach, hält aber inne.)
Rosamunde (vor sich hin).
Fast wär' ich schwach gewesen."

Bis hierher sind wir dem Dichter willig gefolgt, haben uns weidlich an ihm erfreut und sind nirgends durch eine Ungehörigkeit oder Unwahrscheinlichkeit stutzig gemacht worden. Nun aber macht es uns der Dichter schwerer, seiner Führung uns blindlings anzuvertrauen. Jetzt weicht Kruse von der Einfachheit ab und ersinnt Combinationen, auf die wir nicht ohne starke Bedenken eingehen können.

Da es Alboin nicht gelungen ist, seine Frau zu versöhnen, so schließt sich Rosamunde nun vollends an Helmichis an, dem sie das Werk ihrer Rache anvertrauen will, und der zum Lohne ihre Hand empfangen soll. Helmichis ist dazu auch bereit. Es fehlt ihm keineswegs an Muth, die That zu vollführen, aber der Ehrgeiz widerräth ihm, selbst Hand an Alboin zu legen.

„Wer seine Krone tragen will, der darf
Ihn nicht ermordet haben, das ist klar!"

Ein Dritter muß daher das Schlächterwerk für ihn erledigen. Und dieser soll Peredeo sein! Es versteht sich, daß es ganz verschmitzter Mittel bedarf, um diesen Treusten der Treuen dazu zu bewegen, seinen geliebten Herrn zu verrathen und zu tödten. Die Liebe soll Peredeo ins Verderben locken. Man erinnert sich, daß Peredeo an den Reizen der Griechin zu großes Gefallen gefunden hat, und daß Euphrosyne ihrerseits dem schönen und verführerischen Helmichis ganz ergeben war. Durch Helmichis und die Königin, die ihre Majestät ganz vergißt, wird also Euphrosyne darauf abgerichtet, Peredeo einzufangen und ihn zum Rüstzeug der Rache gefügig zu machen. In einer ziemlich gewagten und höchst unerfreulichen Scene entledigt sich Euphrosyne ihres Auftrags, dem deutschen Tölpel den Kopf zu verdrehen und sein ganzes Wesen zu wandeln. Es wird eine ganz kaufmännische Verabredung getroffen: Zug um Zug. Euphrosyne verspricht ihm Alles, was er verlangen kann; dagegen muß sich Peredeo, den die Liebe ganz verrückt gemacht hat und von dem Kruse in einem sehr kräftigen Bilde sagt:

„Er liebt nun gleich des Waldes Auerhahn,
Der auf der Fichte sitzt und girrt und balzt,
Bis Sehn und Hören ihm vergangen ist,
Und so die sichre Beute wird des Jägers,
Der seine Kunst versteht; —"

Peredeo muß sich verpflichten, Alles zu thun, was Euphrosyne will; als diese jedoch die bekannte Kleinigkeit fordert: die Ermordung seines Herrn, geht ihm der Spaß denn doch zu weit. Er nimmt sein Wort zurück und verzichtet auf den Lohn, um die That nicht zu begehen.

Die Mittel des verschlagenen Helmichis sind damit aber noch nicht erschöpft. Bei den Longobarden ist es strengste Satzung, daß Niemand die Königin berühren darf. Wer sich dieses Frevels schuldig macht, hat das Leben verwirkt. Darauf baut Helmichis seinen Plan. Er eilt also Peredeo nach, beschwichtigt ihn, lügt ihm vor, daß er mißverstanden habe, daß Euphrosyne ihn zärtlich liebe, und ladet ihn zu einer Schäferstunde mit der Griechin

um Mitternacht. Der Gimpel geht auf den Leim, betritt liebeschmachtend das ihm bezeichnete Zimmer und stürzt dort auf die weibliche Gestalt — die Königin, die es nicht verschmäht, die höchst unwürdige Rolle in diesem Possenspiel zu übernehmen. Die Sache wird theatralisch um so gefährlicher, als uns in der einen Scene das Programm mitgetheilt und in der folgenden die Ausführung veranschaulicht wird.

Man erräth den Fortgang. Die Königin, die sich in geheuchelter Empörung dem Ungestüm des verliebten Deutschen entzogen hat, fordert von dem Schuldigen Rechenschaft für die ihr angethane Schmach. Was die Liebe nicht vermocht hat, bringt nun die Furcht zu Wege. Der brave Peredeo, den wir so lieb gewonnen hatten, wird zum Mörder um den Preis, sich sein elendes Leben zu erhalten.

Dieser zweite Theil des dritten Actes steht hinter dem in jeder Weise hervorragenden ersten weit zurück. Das Grausige wird hier mit einer Kindlichkeit, mit einer Nüchternheit betrieben, die sehr abstoßend wirken. Die Berathung über das regelrechte Abschlachten des Menschenopfers ist immer an sich schon widerwärtig. Shakespeare hat im „Cäsar" wenigstens die Weiber aus dem Spiele gelassen; hier aber, wo das weibliche Element nicht auszuscheiden war, wird Alles kleinlich und erbärmlich abgekartet. Wenn Rosamunde selbst den Stahl gegen den verhaßten Gatten, den Schänder der Leiche ihres Vaters, zückte, wenn sie ihn im Schlafe erwürgte oder ihm in den Wein Gift mischte, ja selbst, wenn sie sich eines Anderen als Werkzeugs bediente, meinetwegen des Helmichis, der aus Ehrgeiz, aus Liebe oder sonst einem starken Motive sich mit Leib und Seele ihrer Rache weihte — dann würden wir sie begreifen, und sie brauchte ihrem Heldenthum darum nicht zu entsagen. Der blutlechzende unversöhnliche Zorn der Tochter könnte sogar etwas Großartiges haben, das uns zu erschüttern vermöchte. Diese Rosamunde aber, die sich zu einem frivolen Mummenschanze hergibt, die vor dem Knechte die Komödie der Entrüstung spielt, und sich einen Widerwilligen zum Mörder durch verschmitzte Mittel sozusagen erst abrichtet, ist unaussprechlich unweiblich und abstoßend.

Es ist schwer abzusehen, weshalb sich Kruse die Aufgabe so erschwert hat. Rosamunde hört von nun an auf, wahrhaft zu interessiren und nachdem Alboin gefallen und Peredeo, der sich uns entfremdet, sich selbst den Tod gegeben hat, bleiben für die letzten Acte nur noch antipathische Wesen übrig, denen es nicht mehr gelingen will, unsre volle Theilnahme zu erwecken. Ich will gern zugeben, daß auch in diesem letzten Acte noch vielerlei sehr Schönes zu finden ist, daß der Selbstmord des Peredeo dichterisch bedeutend, die Wandlung in Helmichis, der, sobald er Herr geworden ist, seine erbärmliche Natur mit cynischer Offenheit hervorkehrt und seine Schuldgenossin und Gattin, Rosamunde, unmenschlich mißhandelt, mit großer Kunst geschildert, die Ueberlistung des Cultur-Parvenus Helmichis durch den griechischen Exarchen vortrefflich ist; aber wir können es nicht vergessen, daß Alboin die Seele des Stückes ist, und sobald Alboin getödtet, führt das Drama selbst nur noch ein Scheinleben, und alle Anstrengungen des Dichters vermögen nicht mehr, das Entseelte neu zu beleben.

Aber wie dem auch sei — jedenfalls enthält das Drama so viel Werthvolles und Bedeutendes, daß eine unsrer großen Bühnen zum mindesten den Versuch der Aufführung machen sollte, der, wenn sich der Dichter zu einigen Concessionen verstehen würde, wenn er namentlich Rosamunden nicht zu der unwürdigen Rolle verurtheilte, Peredeo zu ködern, und wenn er nach Alboins Tode in beschleunigterem Tempo dem Ausgange zueilen wollte, voraussichtlich gelingen würde. Dadurch würde meines Erachtens die Bühnenwirkung des Ganzen gerettet werden, wie sie für Einzelheiten als zweifellos durchschlagend bezeichnet werden kann.

„Rosamunde" hat in der Art der Behandlung mit den früheren Kruse'schen Dramen eine starke Familienähnlichkeit. Es ist dieselbe Gesundheit in der Diction, es sind dieselben anschaulichen, treffenden Bilder, die zumeist den gewöhnlichsten Vorgängen des täglichen Lebens entnommen sind; es sind dieselben gehaltvollen und packenden Sentenzen. Man braucht das Buch nur aufs Gerathewohl aufzuschlagen:

„Wer sein Gewand vergißt, darf sich nicht wundern,
Wenn Motten darin nisten."

*

„Ach, Andre zu erheitern, Helmichis,
Ist wohl das traurigste Geschäft auf Erden!"

*

„ . . . . . Es soll der Mann sein Weib
Auch nicht mit einem Blüthenzweige schlagen."

*

„Man lernt, je länger in der Welt man lebt,
Je mehr der Redlichkeit und Treue Schimmer
Hoch über allen Glanz des Kopfes setzen.
Unscheinbar sind sie, gleich den Nachtviolen:
Allein in dunkler Zeit, da duften sie."

*

„Verdacht sieht überall Verdächtiges."

Kruse geht niemals auf Stelzen, und auch für die Tragödie schnallt seine Muse den Kothurn nicht an. Er läßt sich auch durch die Tragik seiner Handlungen nicht dazu verleiten, anders zu sprechen, als ihm der Schnabel gewachsen ist, und seine Tragödien wirken gerade dadurch so menschlich, daß in ihnen vorwiegend der „Lustspielton" angeschlagen wird, wie man die ungeschraubte, ungesuchte und ungekünstelte Redeweise zu nennen pflegt. Ich wäre der Letzte, der ihn darum tadeln möchte.

Paul Lindau.

Ein Kreuzzug nach Stambul.

Von F. v. Weech.

(Schluß.)

Am 13. October wurden die Reisenden durch Fayk Pascha und den Director der ottomanischen Bank, v. Haas, im Palaste zu Tophané dem mächtigen und einflußreichen Staatsmanne vorgestellt und von diesem mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. „Das Aeußere Mahmouds" — sagt Herr v. Criegern — „ist imponirend; ein schöner, von dunklem Barte eingerahmter Kopf auf einem mächtigen Körper. Da Mahmoud das Französische zwar versteht, aber nicht spricht, so übernahm Fayk Pascha das Amt eines Dragomans. Mahmoud betonte vor Allem, daß er im Namen seines Schwagers, des Sultans, rede, und daß er den ausdrücklichen Auftrag habe, uns den allerhöchsten Dank für die Ueberbringung der Schwestern auszusprechen. Es liege nicht der geringste Zweifel vor, daß alle Schwierigkeiten schneller als wir selbst glaubten beseitigt sein würden, denn Se. Majestät nehme, ebenso wie auch er, das größte Interesse daran, daß die Schwestern den wirklichen Bedürfnissen und den Intentionen Ihrer Majestät der Königin entsprechend verwendet würden. Mit den Worten: „Von heute an ist Ihre Sache auch die meine," verließ der kaiserliche Schwager dieses Thema. Da man uns fort und fort versichert hatte, hauptsächlich an dem Widerstande dieses mächtigen Günstlings werde unsere Mission scheitern, so war unser Erstaunen, solche Worte aus seinem Munde zu hören, ein großes.

„Dieses Erstaunen wuchs aber noch, als Mahmoud, anstatt von gleichgültigen Dingen zu sprechen, uns ein ausführliches Exposé über die Lage der Dinge und des Krieges gab. Der Inhalt dessen, was er uns sagte, stand zu dem, was wir über ihn gehört hatten, wenigstens zum Theil in directem Widerspruche. Er hob zunächst hervor, daß der Sultan lebhaft bestrebt sei, ein wahrhaft liberales Regiment in der Türkei einzuführen. Freilich seien dabei gewaltige Hindernisse zu überwinden. Europa verkenne der Türkei gegenüber insofern seine Pflicht, als es dieses gewiß löbliche Bestreben nicht genügend unterstütze, sondern, wie der Verlauf der Conferenz besonders deutlich gezeigt habe, dem Reformwerke neue und unnöthige Schwierigkeiten in den Weg lege. Es wäre doch entschieden die Pflicht Europas gewesen,

dem Padischah Zeit zu lassen, die in der Verfassung enthaltenen heilsamen Reformen in ihrer vollen Ausdehnung zur Ausführung zu bringen. Hierin habe die einzige Möglichkeit einer friedlichen und gedeihlichen Lösung der orientalischen Frage gelegen; und lediglich die Verschmähung dieses Weges habe zu der gegenwärtigen unheilvollen Lage geführt. Ignatieff sei seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gewesen; er habe die Türkei für zu schwach und als zu einem energischen Widerstande nicht fähig angesehen, und darin habe er sich gewaltig getäuscht. Die Türkei sei widerstandsfähiger, als man glaube, und was da auch kommen möge: sie werde fortbestehen. Der gegenwärtige Krieg freilich sei eben so traurig als ungerecht. Die Türkei habe das Möglichste gethan, um ihn zu vermeiden. Das schlimme Loos der Bulgaren bedaure er aus ganzer Seele, die Verantwortlichkeit dafür trage Rußland allein. Im weiteren Verlaufe des Gespräches gab Mahmoud seiner tiefen Mißstimmung gegen Bismarck und gegen die Politik Deutschlands Ausdruck, da ersterer es in der Hand gehabt habe, den Krieg unmöglich zu machen. In der Hauptsache trat ein nicht geringer Haß gegen die gesammte europäische Diplomatie an den Tag, welcher damit begründet wurde, daß diese die Türkei mit schlecht verhehlter Verachtung behandle. Das wolle und werde sich diese nicht mehr gefallen lassen.

„Mahmoud ging hierbei von der Ansicht aus, daß die Diplomaten in den letzten 20 Jahren lediglich die Rollen unbequemer und phantastischer Vormünder gespielt hätten, bereit, Alles zu erschweren und zu verhindern, ohne irgendwie anregend und nutzbringend zu wirken. Mit den Verhältnissen im Orient fast ganz unbekannt, hätten sie nur einen Zweck verfolgt: den der gegenseitigen Intrigue, um Herren der Situation zu werden. Er sei der bestimmten Ueberzeugung, daß das System der europäischen Intervention für alle Zeit begraben sei."

Hiermit endete diese interessante Unterredung, bei welcher Herr von Criegern sich allerdings möglichst auf das Hören beschränkte. Die Ansichten Mahmoud Damads entsprachen der allgemeinen Stimmung, wie sie sich den Reisenden mehrfach kund gethan hatte, namentlich auch die Anschauung von der türkenfeindlichen Haltung Deutschlands. Einmal richtete man die ganz directe Frage an sie: „Wann wird endlich Deutschland Frieden machen?"

Die Folgen der Protection, welche Mahmoud Damad den Bestrebungen des sächsischen Abgeordneten zuwandte, ließen nicht lange auf sich warten. Der Sultan befahl, sämmtliche Schwestern in seinem im Palais zu Tscheragan errichteten Privatlazarethe unterzubringen und am Sonntag den 14. October fand ihre Uebersiedelung von dem deutschen Hospitale zu Pera nach Tscheragan in feierlichem Aufzuge statt. Herr v. Criegern und seine Begleiter wie die Schwestern fuhren in fünf kaiserlichen Wagen, vor denen die Wachen ins Gewehr traten, und auf den Straßen versammelte sich eine große Volksmenge, um das seltene Schauspiel zu sehen. In Tscheragan aber stellte sich bald heraus, daß dort nur 41 Verwundete und darunter sogar mehrere Reconvalescenten sich befänden, und daß daher die beabsichtigte Entfaltung von Pflegekräften dort sehr wenig am Platze sei. Die türkischen Herren waren nicht wenig erstaunt, als Herr v. Criegern mit großer Entschiedenheit auf diesen Sachverhalt hinwies und um anderweite Verwendung eines Theiles der Schwestern bat. Es bedurfte directer Schritte im Palais zu Yildis-Kiosk, der Residenz des Sultans, bei dessen erstem Secretär Saïd Pascha und bei dem ersten Leibarzte Dr. Marzoyény, um die Erfüllung dieser Bitte zu erreichen.

Die Albertinerinnen wurden endlich am 29. October dem Lazarethe des Pascha-Daïressi zu Beglerbeg zugewiesen, von den barmherzigen Schwestern zwei in Tscheragan belassen, die sechs übrigen aber anfangs in den Militärlazarethen zu Kumisu und Taschkiplar, vom December aber in der Baracke des Dr. von Mundy zu Gulhané verwendet.

Mit ihren Leistungen war man überall außerordentlich zufrieden, sie wurden vom Sultan decorirt, von den Aerzten amtlich belobt, insbesondere aber auch durch die dankbare Gesinnung ihrer Pflegebefohlenen belohnt. Die Albertinerinnen in Beglerbeg erhielten sogar eine von 68 Verwundeten unterschriebene und untersiegelte Dankadresse. Gewisser, auch in Deutschland lautgewordener Befürchtungen gegenüber betont Herr v. Criegern, daß nie eine Scene vorgekommen sei, welche geeignet gewesen, die Schwestern in Verlegenheit zu bringen oder denselben peinlich zu sein.

Dennoch fand das Beispiel der deutschen Pflegerinnen keine Nachahmung in Constantinopel. Die türkischen Damen beschränkten nach wie vor, trotz aller Bewunderung, welche sie den deutschen Schwestern zollten, ihre Thätigkeit für die Verwundeten auf Veranstaltung von Sammlungen, Bazars, Lotterien u. dgl.

Dagegen hebt Herr v. Criegern die hervorragenden Leistungen französischer Schwestern sowie der Lady Strangford und der Frau von Rosen aus Wien auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege rühmend hervor.

Es ist schon oben erwähnt, daß unter dem Zeichen des rothen Halbmondes mehrere Gesellschaften oder Vereine in der Türkei auf diesem Gebiete eine sehr erfolgreiche Thätigkeit ausübten. Indem Herr v. Criegern über diese Thätigkeit berichtet, gibt er eingehende Mittheilungen über die freiwillige Krankenpflege überhaupt und über deren Zusammenhang mit der Genfer Convention, Mittheilungen, an welche sich weiterhin sehr schätzenswerthe Erörterungen über das officielle Kriegssanitätswesen der Türkei anschließen.

Es gereicht uns dabei zu besonderer Genugthuung, diesen Mittheilungen die Anerkennung der außerordentlichen Verdienste eines Mannes zu entnehmen, der seit langen Jahren in den zahlreichen Kriegen, an denen er als Vertreter des rothen Kreuzes Theil genommen, Bedeutendes geleistet hat, trotzdem aber dem Loose nicht entgangen ist, geschmäht, ja verleumdet zu werden, des Dr. J. v. Mundy, von dem unser Gewährsmann feststellt, daß er auch im russisch-türkischen Kriege nicht nur Geschick und Energie, sondern auch eine seltene Selbstverleugnung bewährt habe, wofür ihm die Türkei jedenfalls großen Dank schuldig sei.

Es ist ein ganz entschiedenes Verdienst des vorliegenden Buches und sichert ihm einen das Interesse des Augenblickes weit überdauernden Werth, daß der Verfasser sich nicht damit begnügte, uns von seinen Wanderungen durch die Straßen von Constantinopel zu unterhalten und über den Ausfall seiner humanitären Bestrebungen Rechenschaft zu geben, sondern daß er in eingehender Weise über die politischen, militärischen und socialen Zustände der Türkei sich verbreitet. Er hat sich zu diesem Zwecke mit der vorhandenen Literatur gründlich vertraut gemacht und zieht da und dort die belehrenden Aussprüche anderer Autoren zur Erläuterung und Ergänzung seiner Angaben heran. In der Hauptsache aber gibt er uns die Ergebnisse eigener Beobachtung und Erkundigung. Und dabei fällt es sehr zum Vortheile des Buches ins Gewicht, daß der Verfasser die Dinge, die er sieht und hört, betrachtet und beurtheilt als erfahrener, kenntnißreicher Verwaltungsbeamter, dessen Urtheil geschärft und berichtigt wird durch den hohen Grad allgemeiner Bildung, als dessen Besitzer er sich auf jeder Seite erweist. Hiernach läßt sich ermessen, wie interessant und werthvoll die Abschnitte seines Buches über die ottomanische Armee, über Sitten und Charakter der Türken, über das öffentliche Leben, Gesellschaft, Erziehung, Presse, über das Beamtenthum, die Verwaltung, das Steuersystem u. s. w., endlich über die türkischen Frauen sind. Auch die — wenngleich nur mit großer Reserve vorgetragenen — politischen Reflexionen des Verfassers zeichnen sich durch klare und unparteiische Erwägung der gegebenen Verhältnisse und durch eine sehr wohlthuende Objectivität des Urtheils aus.

Möge es zum Schlusse gestattet sein, noch besonders auf eines der interessantesten Kapitel des v. Criegern'schen „Kreuzzuges" zurückzukommen.

In die Tage, welche Herr v. Criegern und Dr. Koppel in Constantinopel zubrachten, fiel das Beiramsfest und die Reisenden erhielten durch den Großvezier im Namen des Sultans eine Einladung, der an diesem Festtage stattfindenden großen Cour im Palaste zu Dolmabagdsche beizuwohnen. Hocherfreut über diese Einladung, begriffen sie doch erst dann die ganze Bedeutung und Tragweite der ihnen durch dieselbe erwiesenen

Auszeichnung, als ihnen von erstaunten Freunden mitgetheilt wurde, daß das diplomatische Corps von der Theilnahme an diesem nationalen Feste ausgeschlossen sei und daß überhaupt noch kein Europäer der Ceremonie des Handkusses am Beiramfeste beigewohnt habe.

Schon Morgens ½6 Uhr wurden sie geweckt, um, in Begleitung eines Beamten aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zunächst dem feierlichen Zuge des Sultans nach der großen Achmedmoschee beizuwohnen, welcher den schon häufig beschriebenen programmgemäßen Verlauf nahm. Die Erscheinung des Sultans war auffallend genug: inmitten der Paschas und anderen Großen des Reiches, deren Uniformen von Gold strotzten, war er allein in einfacher, schwarzer Kleidung; ein schwarzer Rock mit Stehkragen, wie er von den Türken, welche die fränkische Tracht angenommen haben, gleichsam als officielles Kleid getragen wird (die sogenannte Stambuline) umschloß seinen Oberkörper. Kein Ordensstern glänzte an seiner Brust, nur am Halse erstrahlte eine Brillantagraffe, während an seiner Seite ein Säbel in goldener, mit Brillanten und Rubinen besetzter Scheide hing. „Sultan Abdul-Hamid Chan" — schreibt v. Criegern — „hat ein ernstes, bleiches, von tiefschwarzem Vollbarte umrahmtes Gesicht, dunkle Augen mit melancholischem Ausdrucke; allein von Schlaffheit und Entnervung, wovon immer gefabelt wird, ist keine Spur zu entdecken. Der Ausdruck des Gesichtes zeigte vielmehr eine gewissermaßen verächtliche und herausfordernde Gleichgültigkeit; keinen Gruß, keinen jubelnden Zuruf auch nur mit einem Neigen des Kopfes oder einer dankenden Handbewegung erwidernd, ritt er schweigend, ja ich möchte sagen starr und die Menge gar nicht bemerkend, durch die als Spalier aufgestellten Truppen."

Als der Sultan in die Moschee eingetreten war, wurden unsere Reisenden nach Dolmabagdsche geleitet, wo sich der zweite Act des Festes abspielen sollte. Sie erhielten ihren Platz in einer Tribüne des Thronsaales, gerade dem Throne des Sultans gegenüber. „Der Thronsaal, dessen Besichtigung Fremden nicht gestattet wird, ist ein Kuppelbau, dessen Fenster theils nach dem Meere, theils nach dem Garten gehen. Die Wände sind von Stuckmarmor, die Kuppel ist in ziemlich schreienden Farben gemalt, an den vier Seiten des länglichen Vierecks befinden sich riesige Kamine mit goldenen Gittern, über denselben Mosaikspiegel aus buntfarbigen Gläsern zusammengesetzt: von der Decke herab hängt jener Krystall-Kronleuchter von 10,000 Flammen, welcher seiner Zeit auf der Pariser Industrieausstellung allgemeines Aufsehen erregte. Kostbare bunte Teppiche bedecken den Boden, auf den Kamintischen stehen prachtvolle japanesische Vasen und alte Boule-Uhren; acht Spiegel, die vom Fußboden bis zur Kuppel reichen, spiegeln diese Pracht wieder, freilich eine Pracht, die nur auf den äußeren Schein berechnet ist: geschmacklos, unschön, nicht solid, Stuck und bemalte Leinwand.

„In der Mitte dieses Saales steht auf einem kostbaren Teppiche der Thron, seiner äußern Form nach einer mit Goldbrocat überzogenen und mit Perlen und Steinen geschmückten Bank oder Lagerstätte ähnlich. Eine goldglänzende, ebenfalls mit Perlen und Edelsteinen gestickte Schärpe, der sogenannte Jhram, hängt über die Seitenlehnen herab."

Obwohl nur Personen vom höchsten Range anwesend waren, betrug die Zahl derer, die nach und nach im Saale Aufstellung nahmen, dennoch mindestens 500. Alles harrte, der Hofetikette gemäß in feierlicher Stille, der Ankunft des Padischah. Bei seinem Eintritte wurde derselbe durch ein furchtbar gellendes Geschrei der Anwesenden: „La ilah, il allah, va Mahomed rasul Allah" empfangen.

Hierauf schritt der Scheich ul Islam dem Beherrscher der Gläubigen bis in die Mitte des Saales entgegen und reichte ihm die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll küßte. Beide blieben einige Augenblicke in stillem Gebete versunken stehen, dann aber sang oder schrie der Scheich mit näselnder Stimme ein kurzes Gebet, welches von der ganzen Masse der anwesenden Ulemas unisono wiederholt wurde. Ein wahrer Höllenspektakel! Nunmehr ließ die Musik ihre Weisen, meist aus italienischen Opern, ertönen, und der Sultan stellte sich vor den Thron an dessen rechte Seite der Oberkammerherr hervortrat, den Jhram mit beiden Händen emporhaltend. Es begann nun die Ceremonie des Handkusses, bei welcher freilich vom Küssen der Hand nicht die Rede ist. Dieselbe verläuft vielmehr in folgender Weise: Die Würdenträger nahen sich einzeln, in langer Reihe und demüthig gebeugter Haltung dem Throne, den rechten Arm als Zeichen der Unterthänigkeit über die Brust gelegt. In die Nähe des Herrschers gelangt greift ein Jeder mit der rechten Hand zur Erde, führt dieselbe dann zur Brust, zum Munde und zur Stirn, um hierdurch symbolisch die volle Ergebenheit mit Herz, Mund und Sinnen auszudrücken. Dann, einige Schritte vortretend, ergreift er den Jhram, drückt ihn ehrfurchtsvoll an die Stirn, küßt dessen äußerste Spitze und zieht sich in derselben Stellung, wie er gekommen, rückwärts schreitend zurück.

„Zuerst nahte sich der Großvezier Edhem Pascha. Diesem trat der Sultan mehrere Schritte lebhaft entgegen, reichte ihm die Hand und sprach einige Worte. Der Großvezier war der Einzige, an den der Sultan während der ganzen Ceremonie das Wort richtete. Dann folgten die Minister und Großwürdenträger des Palastes, deren ehrfurchtsvolle Grüße freundlich erwidert wurden. Auch bei der nächstfolgenden Kategorie der höchsten Beamten blieb der Sultan noch vor dem Throne stehen, allein nur Einzelne derselben, die sich besonderer Gunst erfreuten, wurden durch ein gnädiges Kopfnicken gegrüßt. Bei der Mehrzahl blickte der Sultan in kühler Gleichgültigkeit vor sich hin, über noch Andere sah er absichtlich und in einigermaßen demonstrativer Weise hinweg. Diese, im Bewußtsein der allerhöchsten Ungnade, bückten sich am tiefsten und drückten den Jhram mit ganz besonderer Jnbrunst an die Lippen.

„Als die Spitzen vorüber waren und das grüne Band des Osmanieh gänzlich dem rothen des Medjidieh Platz gemacht hatte, setzte sich der Padischah auf den Thron, blickte vor sich nieder und würdigte die sich demüthig Nahenden keines Blickes mehr. Mitten in der Feierlichkeit erhob sich Se. Majestät plötzlich, verließ zu unserem größten Staunen den Saal und betrat ein Nebenzimmer, dessen Thüren offen stehen blieben. Wir hatten dadurch Gelegenheit zu bemerken, daß sich Se. Majestät eine Cigarette anbrannte. Als diese ausgeraucht war, setzte er sich wieder auf den Thron und das Geschäft nahm seinen ungestörten Fortgang.

„Einen noch originelleren Charakter trug der hierauf folgende Huldigungsact seitens der Geistlichkeit an sich. Derselbe wurde durch ein allgemeines Allahgeschrei eröffnet. Hierauf näherte sich der Scheich ul Islam, in einen langen, weißseidenen Kaftan gehüllt, auf dem Haupte einen weißen, mit grünem Tuche durchwundenen Turban, feierlichen Schrittes dem Throne. Auch der Padischah erhob sich und ging dem obersten Würdenträger der Kirche einige Schritte entgegen. In der Nähe des Sultans blieb der Scheich stehen und betete leise mit aufgehobenen Armen. Feierliche tiefe Stille lagerte sich über die Versammlung, bis wiederum der allgemeine Ruf: „La ilah il Allah, va Mahomed rasúl Allah" ertönte. Nunmehr kniete der Scheich nieder, um dem Chalifen den Fuß zu küssen, dieser zog ihn aber empor und küßte ihn auf den Mund unter dem Jubelrufe der ganzen Versammlung. Dieser Augenblick war entschieden der Gipfelpunkt des ganzen Festes.

„Es folgten nun Ulemas und Muftis in grünem Kaftan und Turban, dann solche in violetten und grauen Gewändern, den Schluß machten blaugekleidete. Jeder Einzelne kniete vor dem Sultan nieder, dessen linken Rockzipfel küssend. Nur wenn ein besonders alter, ehrwürdiger Greis oder ein sonst in hoher Gnade stehender Geistlicher sich nahte, nahm der Sultan den Rockzipfel in die Höhe, auf diese Weise den Küssungsversuch vereitelnd. Dies gilt als ein Beweis großer Bevorzugung.

„Zum Schlusse bringen sämmtliche Beamte, Officianten und Diener des Palastes bis zum letzten Thürhüter und Stallburschen herab dem Sultan in gleicher Weise ihren Beiramsglückwunsch dar."

Diesem Theile des Festes entzogen sich indeß unsere Reisenden durch die Flucht, die ihnen ein Adjutant ermöglichte, welcher sie in den Empfangssalon zurückgeleitete. Für das Diner, das sie, nach Erduldung dieser, obzwar sehr interessanten, den-

noch äußerst andauernden Strapazen, in dem gastfreien Hause des Dr. Kuhlmann einnahmen, fehlte es nicht an Erzählungsstoff.

Nach diesen Proben, denken wir, wird es nicht an solchen fehlen, die durch deren Mittheilung angeregt worden sind, das ganze Buch einer genaueren Durchsicht zu unterziehen. Wir legen es aus der Hand voll Anerkennung für den thatkräftigen und geistvollen Verfasser.

Aus der Hauptstadt.

Concert von Moritz Moszkowski.

Aus der großen Zahl der „Klaviervorträge" — um die von Hans von Bülow für seine hiesigen Concerte gewählte Bezeichnung zu gebrauchen — der gegenwärtigen Saison, haben nur wenige das Interesse sachmännischer Kreise in gleichem Maße für sich in Anspruch genommen, wie das von Herrn Moritz Moszkowski jüngst veranstaltete. Wird es Angesichts der in neuerer Zeit so außerordentlich vervollkommneten Methoden für den ausübenden Künstler immer schwerer und schwerer, sich durch die technische Stufe unter seinen Mitstrebenden bemerkbar zu machen, so gelangt noch ein erheblich kleinerer Bruchtheil dahin, seine specifische Veranlagung bis zu erkennbarer eigenartiger Individualität durchzuarbeiten und zum Ausdruck zu bringen. Und doch ist es diese fast ganz allein, die wir in unseren, von Kontiniers aller Art überflutheten Concertsälen suchen. Die Beherrschung des Materials, ja sogar die objective Durchdringung des Darzustellenden sind Gemeingut Vieler geworden, aber nur einer bevorzugten Künstlernatur ist es gegeben, ein neues und interessantes Moment in das Vorgetragene hineinzulegen. Eine derartige Natur ist Moritz Moszkowski, denn nur einer solchen wird es gelingen, ein kunstverständiges Publicum mit verwöhnten Ansprüchen einen ganzen Abend hindurch zu fesseln und zwar in der Doppeleigenschaft des Klavierspielers und Componisten. Der erstere verfügt über einen nicht grade übermäßig kräftigen, jedoch überaus modulationsreichen, noch im Forte weichen und in den Figurationen ungewöhnlich pikanten Anschlag, sowie eine Technik, für die der Begriff der Schwierigkeit kaum vorhanden zu sein scheint. Herr Moszkowski spielte u. A. die Sonate in H-moll von Chopin, den „Feuerzauber" aus der „Walküre" im Arrangement von Joseph Rubinstein, die „Aufforderung zum Tanz" mit den Tausig'schen Arabesken und zwei Etüden von Chopin, deren eine, „Terzenetüde", bekanntlich als ein noli me tangere von den meisten Virtuosen betrachtet wird und meines Wissens seit dem Tode Tausigs von den Berliner Concertprogrammen verschwunden war. Diese Etüde, deren Doppelgriffpassagen der Vortragende in einem Tempo nahm, wie es fast die Grenze der Schnelligkeit bei einfachen Läufen zu bedeuten pflegt, bildete bezüglich der Wirkung den Höhepunkt des Abends. — Der Componist Moszkowski ergänzte das freundliche Bild, welches gelegentlich eines früheren Concertes an dieser Stelle von berufenerer Hand gezeichnet worden ist, zunächst durch vier neuere Klavierstücke in kleinerer Form, dann durch fünf Lieder für eine Singstimme. Von den ersteren interessirten eine Barcarole in A-moll und ein Walzer in A-dur in hohem Grade, wenn auch das Thema des Walzers die Erinnerung an das Schlußmotiv des bekannten danse macabre von Saint-Saëns wachrief; die beiden anderen, Menuett und Mazurka, wären wahrscheinlich durch ein minder beschleunigtes Tempo zu noch größerer Wirkung gelangt. Chamissos lyrischer Cyclus „Thränen", unter der veränderten Ueberschrift „Dolorosa", auch von dem beklagten Adolph Jensen componirt, lieferte Herrn Moszkowski die Unterlage für die fünf Lieder des Concerts. Sein Bestreben scheint in erster Linie darauf gerichtet gewesen zu sein, der dramatischen Seite der ergreifenden Gedichte gerecht zu werden. Daraus ergab sich der Fehler, wie ich glaube, daß der Schwerpunkt der Gesänge in den fast selbstständigen Klavierpart verlegt wurde, welchem die hin und wieder zu declamatorisch auftretende Singstimme mehr bei- als übergeordnet, wenn nicht gar untergeordnet scheint. Man merkt, daß der Componist gleichzeitig ein ausgezeichneter Klavierspieler ist, welcher in dieser Eigenschaft neben dem Sänger nicht vergessen sein will und interessirt sich für die Begleitung, besonders wenn sie so mustergültig wie an diesem Abend von dem Autor persönlich geleistet wird, nahezu mehr als für die Singstimme. Dennoch kommt die Melodie vielfach zu ihrem Rechte und steigert sich in Nr. 2 und insbesondere in Nr. 4, „Denke, denke mein Geliebter", zu starker Intensität. Die Gesammtwirkung der Lieder litt übrigens durch eine zufällige Indisposition der talentvollen Vortragenden. — Im Großen und Ganzen war der Eindruck des Abends ein vortrefflicher: er entließ die älteren Freunde des reichbegabten Künstlers als noch treuere und warb ihm neue unter den unbefangenen Hörern.

Julius Hagen.

Notizen.

Die nordschleswigsche Frage ist aus der Welt geschafft, zum offenbaren Gewinnst Deutschlands und zum Nachtheil nicht etwa Dänemarks, das von der famosen Clausel doch nichts hatte, sondern einer Anzahl von Politikern in Paris und Kopenhagen, die sich periodisch damit beschäftigten, ohne daß die vergebliche Arbeit ihnen Freude bereiten konnte. Als der Vertrag bekannt wurde, wunderte sich alle Welt besonders über das Datum und man wollte kaum begreifen, daß ein solches Geheimniß seit dem Herbst vorigen Jahres, wenn nicht seit noch längerer Zeit, unverbrüchlich gewahrt bleiben konnte. Derartige Acte erfordern doch mancherlei Scripturen und Copien. Man kann ausrechnen, daß zum wenigsten ein halbes Dutzend Personen darum gewußt haben müssen. Mehrere waren gewiß verheirathet. Und doch hat nicht eine Silbe von der Sache verlautet. Es mag allerdings nicht an Scenen gefehlt haben, ähnlich der unsterblichen zwischen Percy Heißsporn und seiner ebenso liebenswürdigen wie neugierigen Ehehälfte, die, als er im Schlafe sich verrathen, ihrem Heinrich den kleinen Finger brechen wollte, wenn er ihr nicht die ganze Wahrheit sage. Er aber erklärte sie für die standhafteste der Frauen, die sicher nicht wiederholen werde, was sie selbst nicht wisse. Weswegen er ihr auch so weit, aber keinen Zoll breit weiter trauen wollte. So erfuhr auch bei uns Niemand etwas, am wenigsten die Zeitungen, die sonst Alles wissen. Man sah ihnen die Verblüfftheit deutlich an. Aber sie faßten sich bald und besannen sich, ob sie nicht etwa, wenn auch bewußtlos, doch davon Wind gehabt hätten. Einige sollen sich vorgenommen haben, künftig alle acht Tage sämmtliche schwebende Probleme dialektisch zwiefältig zu behandeln, damit sie, wenn die Lösung eintritt, Alles ganz genau vorhergesagt haben können. Psychologisches Interesse hat jedenfalls die Frage, warum die Blätter im Allgemeinen so großes Gewicht darauf legen, ob sie eine Nachricht vierundzwanzig Stunden früher oder später gewußt haben; warum sie deswegen oft in bitteren Streit unter einander gerathen und auf dieses Steeplechase eine kostbare Zeit und viel gute Laune verwenden. Allerdings ist nach dem englischen Sprichwort Kenntniß eine Bedingung der Macht, also, publicistisch angesehen, des Einflusses. Wie es indessen mit der Macht der Presse heutzutage beschaffen ist, davon legt nur etwa die Sorgfalt Zeugniß ab, mit welcher das freie Wort beschränkt, vorkommenden Falles auch verfolgt wird. Von den wohlmeinenden Rathschlägen der öffentlichen Organe nehmen dagegen die europäischen Regierungen gerade so viel Notiz, wie ihnen convenirt. Der Einfluß der Presse ist also gewissermaßen negativer Natur. Um so anerkennenswerther ist die Harmonie, mit welcher oft ein ganzes Dutzend Blätter in derselben Stunde dieselben Gedanken wiedergeben, wie dies beispielsweise auch bei der Veröffentlichung des östreichisch-preußischen Octobervertrages wegen des Artikels V der Fall war. Leute, die draußen stehen, fragen sich vergeblich, wie das wohl zusammenhängen mag. Vermuthlich spielt auch hier die Angst, daß Einer dem Anderen mit einer sogenannten Information zuvorkommen könnte, seine Rolle. Aber diesmal waren doch Alle im Dunkeln geblieben. Den Diplomaten erging es nicht besser. Auch sie waren auf die Bewunderung des wohlbewahrten Geheimnisses, sowie auf nachträgliche Commentare angewiesen. Nicht genug beachtet wurde übrigens, wenigstens in der öffentlichen Besprechung des Ereignisses, daß Deutschland und Oestreich damit der englischen Regierung die Geheimhaltung des Cypernvertrages heimgezahlt haben. Ja, sogar mit einigem Wucher. Denn der Tractat vom 4. Juni vorigen Jahres war nur einige Wochen hindurch secret gehalten, der vorliegende dagegen über ein Vierteljahr. Am meisten überrascht werden inzwischen nicht sowohl die Engländer und andere Ausländer, die es wenig anging, gewesen sein, als die jungen welfischen Eheleute, nämlich der Herzog von Cumberland und die Prinzessin Thyra. Die Heirath muß wirklich aus Neigung geschlossen worden sein. Sonst hätten die unausbleiblichen Inconvenienzen, welche sie für Dänemark haben mußte, den Kopenhagener Hof gewiß davon zurückgehalten. Dazu kommt, daß die Prinzessin Thyra nichts weniger als reich ist. Die Mitgift war schwerlich bedeutsam, und die von den Kammern erwartete Prinzessinsteuer beträgt noch nicht fünfzigtausend Thaler, ein für allemal ausgezahlt. Die Rückgabe des Welfenfonds würde der neuen Haushaltung natürlich aushelfen, aber man weiß, wie bedenklich es damit steht. Die Zeitungen haben sich über die unvorsichtige Haltung des Herzogs von Cumberland gewundert, aber sie vergaßen, daß es sich um einen, wenn auch vornehmen Flüchtling handelt, der wie alle anderen von traumhaften Anwandlungen heimgesucht wird. Macaulay hat darüber einige durchdachte Worte, die noch heute ihre Richtigkeit behaupten. Prätendenten jeder Kategorie sind stets zu wunderlichen Handlungen geneigt. Den Alltagsseelen will es freilich nicht in den Kopf, daß Jemand aus purer Donquixoterie ein Kapital von sechszehn Millionen Thalern, ohne die Zinsen, einbüßen sollte. Man denke sich einen unserer Börsenleute in ähnlicher Lage! Aber die Romantik behält selbst in unserem realistischen Zeitalter ihre Rechte. Empfängliche Seelen können sich Abonnements in der Leihbibliothek ersparen. Es gehen in der Wirklichkeit die erstaunlichsten Dinge vor. Vieles wird unversehens auf den Kopf gestellt und die scheinbar vernünftigsten Menschen begehen so mancherlei Thorheiten, daß eine halbwegs aufmerksame Lectüre der Zeitungen für die Befriedigung der blühendsten Phantasie vollauf genügen muß.

Inserate.

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odilo.

Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 M. — Hochelegant geb. 6 M. 50 S.

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Soennecken's Kurrentschriftfeder.

Beste Feder f. schnelles Schreiben. L. Ill. Ztg. v. 13/10. 77.

1 Sort. 25 St. i. 12 Sort. 60 ₰

1/1 Gross 3 M. 90 ₰

Beste Feder geg. Ermüdung d. Finger. Erf. Journ. v. 9/5. 77.
In allen solid. Schreibmat.-Handlgn. vorräthig.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin,
NW., 32 Luisenstrasse.

Don Juan d'Austria.

Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur**, M. Hofmann, in **Berlin** ist als 3. Band der Vereinspublikationen IV. Serie erschienen:

G. E. Lessing.

Ein Lebensbild nach Lewes & Stime.
Frei bearbeitet
von
Adolf Strodtmann.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
gr. 8. 28 Bogen. elegant geh. Einzel-Preis 6 M.

Das vorliegende Buch gibt ein klares, deutliches Bild des politischen und geistigen Lebens Deutschlands vor Lessing und zu seiner Zeit — ein ganz prächtiges Buch, das wir nicht genug empfehlen können. Frankf. Journal.
Es ist geradezu bewundernswürdig, wie der englische Autor sich in die deutsche Geistescultur des 18. Jahrhunderts eingelebt hat. Das merkwürdige Werk wird ebenso beim deutschen Publikum sich Eingang verschaffen, wie die Lewes'sche Göthebiographie. Stime übertrifft Lewes an Tiefe der Auffassung und objektiver Charakteristik.
Ueber Land und Meer.
Die Lessingbiographie von Stime verdient die weiteste Verbreitung zu finden und dazu wird die deutsche Ausgabe von Strodtmann gewiß wesentlich beitragen. Die Bearbeitung ist so vortrefflich, daß man dasselbe für ein Original-werk halten würde, wenn nicht der Vermerk auf dem Titel die Uebertragung verriethe.
Berliner Fremdenblatt.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
Finanz- und Zoll-Programm
des Fürsten Bismarck
vom 15. December 1878.
Besprochen
von
Wilhelm Röhrich,
Director der höheren Handelsschule zu Stuttgart.
gr. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: M. 1.—
Adolf Bonz & Comp. in **Stuttgart.**

Novitäten von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.
aus dem Jahre 1878.

M. Baumgarten,
Prof. und Dr. der Theologie, Mitglied des deutschen Reichstags,
Lutherus Redivivus
oder die kirchliche Reaction, ihre Gefahr und ihre Ueberwindung.
gr. 8. 256 S. broch. 4 M.

Eine Schrift von großer Bedeutung für die Lösung der gegenwärtigen kirchlichen Frage; nicht Theologen allein, sondern Jedem, dem die höchsten Güter nicht gleichgültig sind, ist die Lectüre dieser Schrift zu empfehlen. (Siehe Protest. K. Ztg. No. 35.)

Chr. Ed. Baumstark,
Christliche Apologetik
auf anthropologischer Grundlage.
Zweiter Band:
Das Christenthum in seiner Begründung und seinen Gegensätzen.
gr. 8. 35 Bogen, Preis 9 M.

Dieses Werk, dessen erster Band 1872 zum Preis von 6 M. erschienen ist und folgende Gegenstände behandelt: Der Mensch als geistiges, individuelles und religiöses Wesen; das Heidenthum und seine Religionen, der Muhammedanismus — wurde als „eine wahre Bereicherung der theologischen Literatur" begrüßt, als ein Werk, das „trotz seines gut wissenschaftlichen Charakters, auch Nichttheologen zugänglich ist."

Dr. Rud. Pfleiderer sagt in Bezug der Darstellung der Religionen des Heidenthums: „Wir kennen keine neuere Religionsgeschichte, welche so kurz und übersichtlich, dabei so vollständig, reichhaltig und gründlich gearbeitet wäre wie diese."

Alttestamentliche Theologie.
Die Offenbarungsreligion
auf ihrer vorchristlichen Entwickelungsstufe
dargestellt von
Dr. Hermann Schultz,
Professor der Theologie zu Göttingen.
Zweite durchweg umgearbeitete Auflage.
50 Bogen. 15 M.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Rose der Sewi.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.
kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: M. 2.40.
Adolf Bonz & Comp. in **Stuttgart.**

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines sowohl der Unterhaltung als der Belehrung dienenden populären Journals wird eine bewährte Kraft gesucht, welche mit dem Verständnisse für das wirklich Populäre vielseitige Kenntnisse verbindet. Vor allem sollte die betreffende Persönlichkeit die Eigenschaft besitzen, die revidirende Thätigkeit der Redaction

mit grösster Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit

auszuüben, so dass Irrthümer und Fehler vermieden werden. Diejenigen geehrten Herren, welche sich um diesen gut dotirten Posten bewerben wollen, werden gebeten, ihren gefälligen Zuschriften die Angabe einiger Referenzen, sowie eine Photographie beizufügen, welche letztere jedenfalls zurückgeschickt wird. Die Vermittelung der mit der Chiffre **D. 6253** zu versehenden Offerten erfolgt durch die
Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Theodor Thomas in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 8. Berlin, den 22. Februar 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach Genehmigung des Berliner Vertrages. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod. Von Gottfried Kinkel. — „Schein." Ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff. Besprochen von Paul Lindau. — Die Frau eines großen Dichters. Von J. A. Scartazzini. — Neue Kunstblätter. Von W. Lübke. — Ein deutsches Handelsmuseum. Von O. v. Schorn. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Die Humboldt-Akademie. Von h. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Nach Genehmigung des Berliner Vertrages.

Von Walter Rogge.

Ein publicistischer College, der den Grafen Moltke bisweilen spricht, theilte uns einmal eine gelegentliche Aeußerung desselben mit, daß seiner Ansicht nach das Publicum, trotz des ausgebreiteten parlamentarischen und journalistischen Apparates, von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge vielleicht noch weniger als früher erfahre. Die endlosen Debatten, nein, Redeüberschwemmungen, welche die Orientfrage in Wien und Pest hervorgerufen, scheinen dem Marschall nur allzusehr Recht zu geben. Es war, als wär's darauf abgesehen, den Parlamentarismus in seinem eigenen Fette zu ersticken und die Leute auf den Punkt zu bringen, wo sie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen können. Wenn Graf Andrassy vor Beginn des großartigen rhetorischen Turniers im Herbste meinte, ihm sei es ganz willkommen, wenn die Herren ihrer verhaltenen Redelust ordentlich Luft machten; wenn er es dann dem Minister Unger wenig Dank wußte, daß dieser einen „akademischen Conflict" über die Competenz des Reichsrathes erhob, anstatt die Abgeordneten ruhig sich den Mund müde schwatzen zu lassen über den Berliner Vertrag, so hatte er ganz richtig speculirt. Ein rundes Vierteljahr hindurch ist das Publicum ununterbrochen mit Discussionen der Einen großen Frage förmlich gestopft worden. Die erste Novemberwoche nahm die Adreßdebatte des Reichsrathes in Anspruch: vom 12. bis 27. dauerte die ungarische Adreßdebatte. Den ganzen December füllten die Kämpfe aus, die Andrassy in den Ausschuß- und Plenarsitzungen der beiden Delegationen bestand. Der Januar brachte in neun, weit auseinandergezerrten Reichsrathssitzungen die endliche Sanction des Berliner Vertrages. Rechnen wir dazu noch die zahlreichen Interpellationen über orientalische Angelegenheiten, so wie die Resolutionen und Declarationen aus Anlaß der Demission und Wiedereinsetzung des Ministeriums, so wird es wohl begreiflich, daß ein Straußenmagen dazu gehört, alle diese parlamentarischen Genüsse ohne erhebliche Beschwerden zu verdauen. Ja, es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein nicht unerheblicher Theil auch des gebildeten Publicums den ganzen Redeschwall gegen die bosnische Expedition wie über den Frieden vom 13. Juli um so verwunderter vorüberrauschen hörte, als es sich ja schließlich doch in beiden Fällen um unabänderlich vollzogene Thatsachen handelte. „Cur loquitur de occupatione? Bosnia jam occupata!" fragte der Pope aus Sarajewo seinen Nachbarn auf der Galerie der Delegation in Pest. „Wollen Sie den Soldaten das Commißbrod, das sie gegessen haben, wieder aus dem Magen heraus decretiren?" rief Pater Greuter dem Abgeordnetenhause in Wien zu. Wenn nun aber Jemand sagen soll, welche neuen Aufschlüsse oder Enthüllungen er aus allen diesen rhetorischen Uebungen und ministeriellen Exposés geschöpft hat? so kann er, falls er anders ehrlich und unbefangen ist, nur, die Hand aufs Herz, mit dem Abgeordneten Hausner erwidern: „Absolut gar keine! blos die Ueberzeugung, daß die Wahrheit in dieser palramentarischen Verarbeitung der Thatsachen durchaus keine Rolle spielt!" Wer die stenographischen Berichte dieses Quartals zur Grundlage eines Werkes über die Occupation machen wollte, der käme gerade so weit, als wollte er die napoleonische Zeit aus jenen Lehrbüchern der bourbonischen Restauration kennen lernen, in denen Ludwig XVII. ganz ruhig auf Ludwig XVI. und dann Ludwig XVIII. folgt, um durch seinen „General" Bonaparte halb Europa erobern zu lassen.

Nicht etwa daß Fälschungen in jenen Exposés vorkämen. wie einst Palmerston sich während des Afghanenkriegs in den Blaubüchern erlaubt! Bewahre! Die Thatsachen sind einfach auf den Kopf gestellt. Nur Ein Beispiel! Am 14. Mai verliest Fürst Auersperg in Graf Andrassys Namen die präcise Antwort auf eine Interpellation: Die Regierung denke an gar keine Occupation, wenn nicht ganz unerwartete Zwischenfälle einträten. Sechs Wochen darauf, am 28. Juni, übernimmt der Minister diese Mission für Oestreich. Um beide Erklärungen in Einklang zu bringen, muß also zwischen dem 14. Mai und dem 28. Juni irgend ein „untoward event" geschaffen werden, das Andrassy unmöglich vorhersehen konnte. Daher die immer wiederkehrende Fiction, daß er in größter Harmlosigkeit „keines Ueberfalls gewärtig" am 11. Juni nach Berlin abgereist ist: dort aber haben ihn die bösen Congreßbuben — man gestatte den Austriacismus! — „zusammengepackt" und nicht eher wieder losgelassen, als bis sie ihm das verhängnißvolle „Mandat" in die Tasche gesteckt, wie Benjamin der Becher octroyirt ward. Was sollte er nun thun? Sich auflehnen gegen den einmüthigen Willen Europas, weil er in seiner nichtsahnenden Unschuld dem Reichsrathe sein Wort verpfändet? Vergessen ist dabei nur, daß Gortschakoff es vorzog, sich den Magen an Erdbeeren zu verderben, damit er der Sitzung, in der Salisbury seinen Antrag stellte, nicht beizuwohnen brauchte; daß Andrassy selbst den Grafen Corti mit scharfen Worten zur Ruhe verweisen mußte; daß sogar Fürst Bismarck noch acht Tage brauchte, um die Pforte zu brüskiren, bis Karatheodory am 4. Juli durch seine Einwilligung den

Congreßbeschluß perfect machte. Freilich fragte Weiß von Starkenfels, ob Andrassy denn vielleicht hätte sagen sollen: „Jetzt gehen wir occupiren!“ und glaubte jedenfalls, als Legationsrath a. D. sich mit diesem höhnischen Witze ein gewaltiges diplomatisches Relief gegeben zu haben. Nicht der Person, der oft wiederkehrenden Sache wegen fragen wir ebenso naiv zurück: „Und warum nicht?“ Es gibt diplomatische Schachzüge, die in aller Heimlichkeit vorbereitet werden müssen, weil sie wie ein völlig unverhofftes „Matt“ wirken, so die englische Convention über Cypern, die Beaconsfield im Sacke hatte, als er nach Berlin reiste. In diese Kategorie aber gehören bei Leibe nicht jene Kunststücke, die nur dem profanum vulgus vor dem Metier Respect einflößen sollen und die auf Irreführung der Collegen auch nicht einmal berechnet sein können. In Oestreich und Ungarn zuckte der gewöhnlichste Kannegießer die Achseln, als Andrassy, 60 Millionen im Portefeuille, erklärte, von Occupation sei ja gar keine Rede: die fremden Staatsmänner aber, die doch so hoch über die Exoteriker erhaben sind, sollen auf den Köder angebissen haben, der am 14. Mai den Parlamenten in Wien und Pest hingehalten wurde? Uebrigens hat sich für den parlamentarischen Hausgebrauch die Andrassy'sche Methode vollständig bewährt. Mehr Bewunderung aber noch als seine Geschicklichkeit in deren Handhabung flößt uns gerechter Weise die Resignation der Delegirten ein, denen der Geduldsfaden nicht riß; von denen nicht Einer sich aufraffte zu der Interpellation:

Von welcher Zeit ist denn die Rede?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr!
. . . über der Beschreibung da vergißt man
Den ganzen Krieg!

So war denn, in Betreff der auswärtigen Constellation, der Liebe Müh'n vergebens. Vor wie nach diesem Redekampfe, dessen Schranken drei bis vier Monate ununterbrochen geöffnet waren, glaubt Jedermann, daß Oestreich — einerlei, ob in Form einer „Parallel“action, oder auf Grund eines Congreß„mandats“ — ein auf Theilung der Türkei berechnetes Compagniegeschäft mit Rußland eröffnet hat, und befürchtet, daß hierbei, wie vor hundert Jahren bei der Theilung Polens, wer A gesagt hat, nachher auch wird B sagen müssen, daß Sarajewo nur eine Zwischenstation für den Marsch nach Novibazar und dieses nur eine Etappe auf dem Wege nach Salonichi sein wird. Tiszas pathetische Phrase, daß mit der Occupation der panslavistischen Schlange der Kopf zertreten sei, reichte durch ihre Wirkung auf die heißblütigen Magyaren hin, die Schwierigkeiten der Adreßdebatte zu überwinden. Heute lächelt alle Welt über den Einfall, und selbst die Officiösen wagen schon lange nicht mehr, das früher so beliebte Phantasiegemälde aufzurollen, als hätte eine Action, die den Oestreichern Rußland und dessen Unterknäse von den Karpathenpässen bis Cataro zu Grenznachbarn gegeben, den Charakter einer antirussischen Politik. Schon Leopold I. sagte, im Vollgefühle der Vortheile, die ihm Eugens Heldenschwert geschaffen, also nach der Zenthaer, aber noch vor der Belgrader Schlacht: „Jetzt sei die Türkei eine ebenso gute Grenze wie das Meer.“ In Folge des Berliner Friedens umschließt heute den Osten und Süden Ungarns und Oestreichs ein ununterbrochener Ring Rußlands und seiner Vasallenfürsten in Bukarest, Tirnowa, Belgrad und Cettinje: nur bei dem „Hals“ zwischen Serbien und Montenegro wird die Monarchie der Habsburger einen Auslug haben; die Stellung in Rascien aber ist und bleibt eine Sackgasse, wenn sie Oestreich nicht die Passage zum Aegäischen Meere eröffnet. Bei Milan, Nikita und dem Zukunftsfürsten Bulgariens treten zu der nationalen und religiösen Wahlverwandtschaft, die ihre Blicke nach St. Petersburg zieht, noch Motive des Hasses, weil Andrassy zu Berlin ihnen allzumal ein gut Theil der Beute abgejagt, die der Zar ihnen in San Stefano zugesprochen. Ebenso wenig vergessen die Rumänen, daß auch Oestreich in die Retrocession des bessarabischen Streifens gewilligt. Fehlt hier die nationale, so bleibt doch die kirchliche Wahlverwandtschaft mit Rußland bestehen. Sicherlich ist auch Fürst Karl darüber mit sich im Reinen, daß seine „Unabhängigkeit“ heute, nachdem der Pariser Friede zerrissen und der Schutz gefallen ist, den die Collectivcontrole der Unterzeichner den Fürstenthümern gewährte, nichts Anderes bedeuten kann, als die Suzeränetät Rußlands, ganz wie in den Tagen jener Hospodare, die im Schatten der „Reglements organiques“ des Generals Kisseleff regierten. Legion ist daher die Zahl derer, welche die Ansicht des Grafen Apponyi und Hausners theilen, daß Andrassy ein fehlerhaftes Geschäft gemacht, indem er, für das Almosen Bosniens und der Herzogewina, den ganzen Osten der Halbinsel mitsammt den Donaumündungen an Rußland auslieferte. Daß dies geschehen, leugnen jetzt auch die Officiösen nicht mehr; denn in ihren langathmigen Memoiren, wie z. B. das von dem ehemaligen Südbahndirector Bontoux, wird bewiesen, daß die Freimachung der Sulina dem Handel Oestreichs nur Schaden gebracht und lediglich für England von Vortheil gewesen sei, dessen Seeschiffe nunmehr bis Galatz und Braila stromaufwärts segeln könnten. Wörtlich werden wir da belehrt, daß Oestreich gar nichts Besseres begegnen könne, als eine gründliche Versandung der Sulina- und Georgsmündungen, die womöglich einer förmlichen Sperre gleichkäme. Ist dem so, dann steht am Ende gar von der Perfidie der Russen zu befürchten, daß sie jetzt mächtig darauf losbaggern — während Metternich seit dem Frieden von Adrianopel zwei Decennien hindurch, in seiner Einfalt, so manche scharfe Note nach Petersburg ergehen ließ, um die dortige Regierung zur Einhaltung jener Verpflichtung zu nöthigen. Jedenfalls stehen die Oestreicher erst ganz am Anfange der einschlagenden wirthschaftlichen Fragen. Kanitz' Werke lassen keinen Zweifel darüber und der Generalstabsbericht über die Occupation spricht ausdrücklich aus, daß die Handelsstraße nach wie vor durch das Morawathal und Serbien, nicht durch die unwegsamen Schluchten der Romanja Planina laufen wird; daß aber, wer die Communication von der Adria nach dem Aegäischen Meere und dem Suezkanale in der Hand haben will, das Hochplateau Rasciens als die dominirende Citadelle besetzt halten muß.

Heißt es also bezüglich der auswärtigen Politik noch gar vielfach *θεῶν ἐνὶ γούνασι κεῖται*, so liegen dafür die inneren Folgen der Occupation bereits durchsichtig, klar und völlig abgeschlossen vor. Da ist, um mit dem durchaus zutreffenden Ausdrucke des Abgeordneten Hausner zu reden, das „innere Sarajewo“ des Parlementarismus glorreich erstürmt — gerade so wie das „innere Düppel“ der Conflictszeit und wie vor drei Decennien die „expédition de Rome à l'interieur“ glücklich endete. Wie das gekommen ist, das wollen wir nur erklären: wir kritisiren die Thatsachen nicht, wir constatiren sie blos. Bei Einführung des Dualismus wurden bekanntlich für die Gesammtstaats-Angelegenheiten die Delegationen geschaffen, aber ausdrücklich ohne jedes Gesetzgebungsrecht; ausdrücklich blos zur Erledigung des Budgets für Krieg, Auswärtiges und die Kassenmanipulationen des Reichsfinanzministeriums; ausdrücklich mit der Beschränkung, daß sie niemals in die den Parlamenten zukommenden sonstigen Angelegenheiten eingreifen dürften. In Wahrheit handelte es sich immer nur um den Etat für Heer und Flotte; denn das auswärtige Amt mit seinen stereotypen vier Millionen kam dabei im Grunde ebensowenig viel in Betracht wie der Reichsfinanzminister mit dem Erfordernisse von anderthalb Millionen. Das erbländische Gesetz nun zählt diese, vor das Forum der Delegationen gehörigen Dinge sogar taxativ auf, und der Leser wird uns wohl, auch ohne Citirung des betreffenden Paragraphen glauben, daß die Besetzung und Organisirung zweier dem Sultan gehöriger Provinzen nicht darunter ist. Indessen, die Präcedentien mit dem deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage zeigen, daß eine Volksvertretung, auch ohne Votirung des „Eisernen Budgets“, noch eine sehr respectable Macht bleibt, wenn sie

nur sonst die Schnüre der Börse in Händen hält. Selbst in den constitutionellen Musterstaaten ist man ja längst davon zurückgekommen, das Budget für Heer und Flotte zum Mittelpunkte constitutioneller Kämpfe zu machen. Auch das englische Parlament behandelt die „estimates for the army- and navy-etablishment" nach einem ganz anderen Maßstabe, als die anderen Theile des Budgets: seinen Einfluß auf die auswärtige Politik wahrt es sich durch Handhabung des Subsidien-Bewilligungsrechtes. Dies letztere nun hat Graf Andrassy dem erbländischen Reichsrathe wie dem ungarischen Reichstage entwunden, indem er sich das Geld für die Occupation „Neuöstreichs", heute schon über 150 Millionen, durch die Delegationen votiren ließ und auch weiterhin darauf besteht, daß diese Körperschaften allein die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina controliren, sowie die Kosten derselben genehmigen. Ein Gesetz in diesem Sinne zu extrahiren, wäre in Pest sowie in Wien eine absolute Unmöglichkeit, zumal in dem Reichsrathe, wo eine solche Verfassungsänderung Zweidrittel-Majorität erfordern würde. Es wird daher einfach die wunderliche petitio principii angewendet, daß der Casus vor die Delegationen gehören müsse, weil er von den beiden Parlamenten gar nicht verhandelt werden könne: oder was solle geschehen, wenn diese verschiedener Meinung seien? Wär' die Frage nicht so verdammt gescheidt, man wär' versucht, sie herzlich dumm zu nennen! Oder wie, wenn die beiden Delegationen verschiedener Meinung sind? Hier sind wir bei dem Schlüssel der ganzen Position.

Nein, die beiden Delegationen werden factisch niemals in ernsthafte Meinungsdifferenzen gerathen, weil jeder dirigirende Minister immer nur mit der ungarischen wirklich zu rechnen hat und die erbländische einfach ignoriren kann. Das Pester Unterhaus wählt seine 40 Delegirten im Plenum ohne jede andere Beschränkung, als daß 4 Kroaten darunter sein müssen. Die ungarische Delegation ist mithin immer ein getreues Spiegelbild des Reichstages, auch wenn dieser oppositionell ist und selbst wenn die 20 Magnaten zum Hofe halten. Dagegen hat die Praxis eben gelehrt, daß das erbländische Unterhaus sogar mit Zweidrittel-Majorität oppositionell sein kann: die Delegation bleibt darum immer streng gouvernemental, da die Deputirten jedes Kronlandes die auf dasselbe entfallende Anzahl von Delegirten unter sich wählen. Eine Regierung also hat in einer Frage, an welcher der Krone gelegen ist, stets von vorn herein die Mehrheit für sich: 20 Pairs, 8 Polen und 4 Südslaven, Clerikale u. s. w., die immer hohen Ortes einige nationale oder kirchliche Sonderprivilegien zu erbetteln haben. Wenn im Reichsrathe ebenfalls das volle Haus, sei es selbst aus den einzelnen Kronländern gruppenweise wählte, so wären für Galizien, statt der acht Schlachzizen, die vier liberalen Polen, die unter Hausner aus dem Club austraten, in die Delegation gekommen, nebst vier Ruthenen, die in erster Linie gegen jede Mehrausgabe und nur in zweiter für jede Regierung stimmen. Alle Beredtsamkeit eines Cicero oder Demosthenes wäre dann unvermögend gewesen, eine Majorität für Andrassy zu erzielen. Also nicht in der Uebertragung des Bewilligungsrechtes aus den Parlamenten in die Delegationen liegt die Vereinfachung der Frage, liegt die Möglichkeit, unter dem dualistischen Regimente eine einheitliche auswärtige Politik zu treiben. Sie liegt in der Ohnmacht, zu der die erbländische Delegation durch ihre föderalistische Zerfaserung verdammt ist. So ist durch diese Procedur der Reichsrath um die schönste und reichste Frucht des Regimes Auerspergs gebracht: die Wahlreform hat keine Bedeutung mehr; denn was den Völkern von wirklicher parlamentarischer Gewalt noch bleibt, das ist in die Delegationen verlegt — und die Delegation der Erblande ist ja noch heute so nach den Kronländern zerzupft, wie Beust sie ins Leben gerufen und wie es das Abgeordnetenhaus bis zur Einführung der directen Reichsrathswahlen gewesen ist. In dem Gegensatze zwischen der centralistischen Zusammensetzung der ungarischen, und der föderalistischen Bildung der cisleithanischen Delegation verkörpert sich zugleich die Hegemonie der Magyaren über die ganze Monarchie. Die parlamentarische Macht ruht selbstverständlich in derjenigen Körperschaft, die über den Säckel der Steuerträger verfügt; und ist diese Körperschaft nur ein parlamentarischer Ausschuß, so können die Magyaren sich wenigstens damit trösten, daß ihre Delegation der richtige Ausdruck für den Willen des Reichstages ist, während die erbländische Vertretung oft genug ein Zerrbild des Reichsrathes sein muß und niemals etwas Anderes vorstellen kann, als eine bequeme gouvernementale Handhabe, um die Regierungsukase mit einem constitutionellen Feigenblättchen zu verdecken oder, wenn das besser klingt, zu verzieren.

So hat sich denn, auf der Basis des bosnischen Unternehmens, ein tiefgreifender Umwandlungsproceß des gesammten staatsrechtlichen Lebens vollzogen, dessen Ergebniß sich, für die Erblande, folgendermaßen resumiren läßt. Vollständige Lahmlegung des Reichsrathes, dessen Steuerbewilligungsrecht zur Parodie wird, da über die Schnüre der Börse die Delegation verfügt, und dem die hochofficiöse „Montagsrevue" schon vor Monaten sagte, er werde sich daran gewöhnen müssen, die Politik aus dem Spiele zu lassen und sich auf die Discussion von Wucher- und Trunkenheitsgesetzen zu beschränken, was ja auch eine recht hübsche Gegend sei. Ob eine solche Vertretung aus directen oder aus Landtagswahlen hervorgeht, ist dann freilich sehr gleichgültig; und die Freude über die Wahlreform war recht voreilig. Die cisleithanische Delegation, auf die das Geldbewilligungsrecht übergegangen, ist mit Impotenz geschlagen, weil ja ihre ganze Kraft auf der Annahme beruht, sie sei ein rechter und wahrer Mandatar des hinter ihr stehenden Parlamentes. Nun aber ist sie oft dessen Caricatur und bietet außerdem die Eigenthümlichkeit, daß die eigentlichen Subsidienbewilligungen, die wahrhaft controversen Belastungen der Steuerträger, von 20 Pairs und 12 Vertretern passiver Kronländer, daß sie von einer Körperschaft votirt werden, in der zwar Vorarlberg seinen ganz bestimmten, Wien aber höchstens zufällig Einen — momentan z. B. wirklich gar keinen Vertreter besitzt. Denn nichts nöthigt die 27 Abgeordneten Niederöstreichs, unter ihren drei Delegirten gerade einen Deputirten Wiens zu wählen! Danach wird man dann nicht leugnen, daß wenigstens diese erbländische Delegation ein ganz erstaunliches House of Commons darstellt und daß nichts kindischer sein kann, als der Vorwurf, der Reichsrath wolle sich eine Controle der auswärtigen Politik anmaßen, wie das Imperial Parliament sie nicht verlange — während er factisch nur um sein nacktes Dasein, um Abwehr eines Rückfalles in den Föderalismus und der ungarischen Suprematie kämpft. Er ist unterlegen in dem ungleichen Streite: denn für das Duumvirat Andrassy-Tisza streiten die Magyaren, weil sie den Verlust an Freiheit, der am Ende auch für sie in der Uebertragung der Subsidienbewilligung aus dem Reichstage in die Delegation liegt, gering achten für die Befriedigung ihres Chauvinismus. Die Nemesis wird weder ausbleiben, noch kommt sie hinkenden Fußes an. Einstweilen aber schwelgt man in Pest im Vorgefühle der Zeit, wo man officiell sagen wird, wie 1867 ein Radicaler vorschlug: „Ungarn und die übrigen Länder der Monarchie." Oder wie es 1811 gelegentlich des Bankerottpatentes in der Landtagsadresse hieß: „Wenn Ew. Maj. durchaus eine gleichmäßige Behandlung der Finanzsachen in der ganzen Monarchie haben wollen, so bleibt nichts übrig, als daß Sie Sich mit den Ständen Ungarns einigen und das vereinbarte Resultat Ihren Erblanden octroyiren."

*

Literatur und Kunst.

Ein Nachwort zu der Tragödie Nimrod.

Von Gottfried Kinkel.

Die Redaction der „Gegenwart" hat ihre Leser ein wenig an Indiscretionen gewöhnt, indem sie schon vor Jahren die lebenden deutschen Dichter aufforderte, in ihren Spalten selber von ihrem Leben und ihrer Schriftstellerei zu berichten. Ich bin damals der Einladung nicht gefolgt, weil ich über meine Jugend bereits in der „Gartenlaube" Einiges erzählt hatte, und mein späteres Leben Allen schon offen vor Augen lag, die einst wegen meiner wechselnden Schicksale an mir einen wärmeren Antheil genommen hatten.

Nur dies eine meiner Werke, das Trauerspiel Nimrod, war so gut wie unbeachtet geblieben. Der Otto Schütz gerieth in die glückliche Strömung der Gedichte, welche in Miniatur und Goldschnitt den Weihnachtstisch schmücken. Den Nimrod hatte ich vor zweiundzwanzig Jahren der Nation ganz still auf den Schoß gelegt, erwartend, ob auch seine Zeit kommen würde. Kaum, daß ich ihn an ein paar Freunde in Deutschland aus meinem englischen Exil versandte; um keine Recension bemühte oder kümmerte ich mich. Nicht einmal ein Vorwort hatte ich ihm auf den Weg gegeben, sondern nur eine Widmung in Versen, die an mein deutsches Volk gerichtet war.

Jetzt auf einmal tritt dies Werk aus seiner Verschollenheit hervor. Eine große und eine mittlere Bühne haben es mit Beifall gegeben, die Kritik weicht und gibt dem Erfolg nach; wo man es nicht aufgeführt sehen kann, fängt man an es zu lesen. Heut also will ich Sie um die Erlaubniß bitten, nun meine Indiscretion zu begehen, indem ich statt des damals ausgelassenen Vorwortes zu meinem Nimrod ein Nachwort schreibe.

Es war im August 1849, als ich einem preußischen Bataillon beigegeben wurde, das aus Baden in seine Heimat zurückmarschirte. Als Gefangener wurde ich fortgeführt. In Heidelberg brachen wir eines Tages schon um vier Uhr Morgens auf. Ein kleines Commando holte mich aus dem Stadtgefängniß ab; es war noch ganz dunkel, als wir die lange Straße parallel dem Neckar hinmarschirten, um die große Chaussee in der Nähe des Bahnhofs zu gewinnen, welche nach Norden führt. Da leuchtete mir auf einmal über den hohen Giebelhäusern in funkelnder Herbstpracht das Sternbild des Orion entgegen. Von Jugend auf hatte ich den Stern geliebt, hatte oft an seinem kühlen Demantglanz die Unruhe meines Herzens gestillt, wenn es dieser Größe gegenüber allzu wild nach den Dingen dieser winzigen Erde, nach Ruhm, That, Genuß verlangte. Heut gedachte ich eines Andern. Dem Morgenland, auch dem Hebräer, ist der Orion das Sternbild des ersten Königs, des gewaltigen Jägers, der gegen die stillpatriarchalische Ordnung der Urzeit sich empört und die persönliche Despotie gründet. An dem Morgen früh war es, wo diesem Sternbild gegenüber ich mir gelobte, wenn je ich wieder frei würde, das Wesen der Monarchie zu zeichnen, indem ich ihre Wurzeln in der Urwelt und ihren Fortschritt zur Despotie aufdeckte.

Nach vierzehn Monaten schon wieder ein freier Mann, dem in der tiefsten Ruhe der Isolirhaft alles frühere Wissen und Denken sich wunderbar geklärt hatte, kam ich nach Paris und fand in einem Untergeschoß des Louvre die ersten assyrischen Bildwerke, welche die Franzosen aus dem Palast des Königs Sargon in Khorsabad aufgegraben hatten. Noch war die Keilschrift nicht genügend gelesen; wie wunderbare Räthsel standen diese kraftvollen Mannsbilder vor dem Auge da. Ein König reichte einem würdigen Manne die Hand, den man wohl für einen Priester nehmen konnte, und ein leitender Gedanke meines Plans, die Verbrüderung von Monarch und Hierarch, um den Staat zu gründen, trat mir in festem Bild verkörpert entgegen. Die langen Züge arbeitender Sklaven fehlten nicht, noch die starkgemuskelten assyrischen Krieger, alle Waffengattungen uniformirt und einexercirt, zu einer Zeit, wo bei Homer die Helden noch nicht einmal in geschlossenen Gliedern kämpften. Die Welt, wie ich sie zur Gestaltung meines Stückes brauchte, trat mir in greifbaren Formen entgegen.

In London hatte ich unsere erste Existenz auf Unterricht in Geographie und Geschichte zu gründen. Im Lesezimmer des brittischen Museums habe ich wie manchen Arbeitstag auf jene Studien verwandt, welche dem Buch der Menschheit das große babylonisch-assyrische Blatt vorgeheftet haben! Alle diese Anschauungen tauchten in meiner Seele auf, und sie tauchten auch wieder unter; bei Allem, was mir je gelungen ist, habe ich warten müssen bis es innerlich ganz reif war. Auch hier ließ ich mir ruhig und fröhlich Zeit.

Und das waren dann freilich goldne Tage, als ich in zwei Sommerferien, die wir am Seestrand in Hastings verbrachten, dem Gedanken endlich seinen Leib gab. Nie bin ich stolzer und glücklicher gewesen, als dort in der Verbannung. Auf dem alten Normannenschloß ist zwischen den Ruinen ein Garten angelegt, etwas einsamer als andere Spaziergänge, weil man eine Kleinigkeit für stehenden Eintritt bezahlen muß. Zu den Füßen der Klippe das Meer mit dem hellen Brausen der frischen Fluth, die das Menschenherz so froh macht; hier oben lauschige Lauben; darüber der weit zum letzten Meereshorizont erstreckte tiefblaue Sommerhimmel, und große geschichtliche Erinnerung entlang dieser ganzen reichgestalteten Küste daherwehend! In solcher Seelen- und Naturlust wurde das Werk fertig; am 4. Sept. 1856, dem Jahrestag eines auch sonst mir unvergeßlichen Ereignisses, schrieb ich das Widmungsgedicht nieder, das ihm im Vaterland die Herzen öffnen sollte. Es war mir wie ein Abschluß meines ganzen bisherigen Geisteslebens, ich fühlte als könnte ich nun leichter sterben; das Beste, was ich als Dichter der Welt zu sagen hatte, es war gesagt.

In der deutschen Literatur haben wir eine kleine Anzahl von Dramen, wie nur unsere philosophische Nation sie hervorgebracht hat. Analogien giebt es bei andern Völkern, besonders bei den Spaniern in ihren geistlichen Autos; auch der Kain von Byron nähert sich ihnen; aber weder einen Faust noch einen Nathan kennt eine andre Literatur.

In dem gewöhnlichen Drama werden Menschen einer bestimmten Zeit geschildert, sei es die Gegenwart oder ein Zeitalter der vergangenen Geschichte, welche mit Mächten in Conflict kommen, die wieder nur in derjenigen Zeit ihre Stelle haben, in welcher der Held oder die Heldin lebt. Nur im fünfzehnten Jahrhundert ist Jeanne d'Arc denkbar, weil sie nur da eine englische Eroberung Frankreichs sich gegenüber hat. Wäre Elisabeth Tudor nicht unsicher in ihrem Anrecht auf den Thron, so könnte Maria Stuart weder gegen sie Empörung anzetteln, noch wäre die Nothwendigkeit vorhanden die Prätendentin hinzurichten.

Nun aber ist eine andere Gattung des Dramas denkbar, wo nicht in bestimmter geschichtlicher Zeit Personen gegen einander kämpfen, sondern zwei ewige Mächte, beide gleich unbesiegbar, einen Gang mit einander wagen.

In allen seinen Dramen und Romanen schafft Goethe die Hauptfiguren nicht, wie Shakespeare, aus scharfer Beobachtung anderer Menschen, sondern erweitert nur die zwei Seiten seines eignen Wesens zu zwei in Conflict tretenden Personen. Immer ist der eine der Vertreter des Gemüthes mit seinen idealen Aspirationen, der andere der klare Verstand mit festen erreichbaren Zielen. Immer ruht bei Goethe das dramatische Interesse auf der Frage, ob in diesem Kampf Antonio oder Tasso, Carlos oder Clavigo, Pylades oder Iphigenia den Sieg davon tragen wird.

Im höchsten Grade tritt dieser Gegensatz im Faust heraus. Faust ist Goethe, aber Goethe ist auch Mephistopheles. Der realistische Verstand, der oft auch verneinende und zerstörende, ist in Geschichte und Individuum, wenn die Welt bestehen soll, ganz ebenso nöthig, als wir auch das thatkräftige, weil an seine Ideale fest glaubende Herz nicht entbehren können. Im Ausschwanken beider Kräfte bildet sich jeder menschliche Charakter. Nicht jedes Weib ist Maria Stuart oder Jeanne d'Arc, aber jeder Mensch ist Faust, jeder Mensch ist Mephistopheles.

Auf dem Boden der Religion gehört Lessings Nathan in die gleiche Gattung. Auch hier ein Gegensatz, der durch die ganze Menschheit geht. Seine Stellung zum Absolnten soll Jeder selbst bestimmen, den Weg zu Gott, um im Bilde zu reden, kann für mich kein Anderer finden. Darum ist Gewissensfreiheit der Kampfschrei, der immer am lautesten tönt. Gerade der Deutsche, der so gern in der praktischen Frage des Staates sich beugt, ist im Gewissen noch im Geiste Luthers unerschütterlich. Und doch bleiben Staaten, Völker, bleibt die ungeheure Mehrheit der Individuen in den positiven Kirchengemeinschaften stehen, welche den Weg zu Gott vorzeichnen. Die Menschen tragen ihre Ringe fort, ungeachtet kein Denkender die Möglichkeit leugnet, daß der Stein darin falsch sein könne. Der Gemeinschaft gegenüber behaupten wir das Recht der Glaubensfreiheit, aber die Confession lassen wir uns durch die Geburt so gut octroyiren, wie die Hautfarbe. Praktisch löst der Gegensatz sich, wie Lessing es vorschreibt, in der allgemeinen Menschenliebe; da ist jeder Vernünftige in seiner Art ein Freimaurer. Theoretisch aber bleibt es ein großer Unterschied, ob Jemand annimmt, daß ein vaticanisches Concil einen Glaubensartikel festsetzen kann, oder ob er es nicht annimmt. In den obersten Vorschriften der Moral, worauf doch aller Verkehr der Menschen ruht, sind alle Religionsgenossenschaften gleich; über die Begründung aber, die auf Dogmen aufgebaut wird, streitet man sich. Seit positive Religionen bestehen, besteht Religionskrieg, Scheiterhaufen, Culturkampf.

Räthselhafter ist Immermanns Merlin, und der Dichter selbst hat das Wort des Räthsels noch lange nicht ausgesprochen, wenn er irgendwo den Merlin als „die Tragödie des Widerspruchs" bezeichnete. Der Inhalt dieses großen Dichterwerkes ist die Stellung, welche die Menschen zum Ideal des vollkommenen gesellschaftlichen Glückes einnehmen. Dieser vollkommene Zustand besteht in der Genossenschaft des Grals, in dessen Heiligthum auserwählte Menschen alle Befriedigung an Geist und Leib genießen; aber den Gral können nicht Alle erreichen, sondern nur diejenigen gelangen zu ihm, welche er selbst erwählt und beruft. Wie nun verhalten die Menschen draußen sich zu diesem Ideal der menschlichen Gesellschaft? Da sind zuerst die Ritter der Tafelrunde am Hofe des Königs Artus, die reich an weltlicher Ehre und Minne fröhlich dahin leben. Um den Gral kümmern sie sich nicht, ja die Kunde von ihm erschreckt sie. Da ist ferner Klingsor, der die Kunde vom Ideal verbreitet, aber nur um auf dieser Kunde für sich den Thron des persönlichen Ehrgeizes aufzubauen. Ob mit Recht oder mit Unrecht, sicher ist, daß Immermann in dieser Figur die Gestalt Goethes hat zeichnen wollen. Nun aber tritt die Erlösernatur herein. Merlin, als Sohn des Demiurgos von übermenschlicher Erkenntniß, aber durch die Geburt von einer menschlichen Mutter und durch die Liebe an die Menschen gebunden, will den Gral nicht ferner mehr hoch über seinen Brüdern stehen lassen. Ihm ist die Menschheit bis zum „armen Werkeltag des kleinsten Bürgers" wichtiger als sein Ich. Er wirbt die edelsten der Mitlebenden, Artus und die Tafelrunde, um den Gral zu erstürmen. Damit verwirrt er nun alle Kräfte des Bestehenden: die Tafelrunde verschmachtet in der Wüste, Klingsor stirbt weil er den Größeren neben sich sieht — aber das Ideal wird doch nicht erreicht. Der Gral entschwebt in ein fernes Land, und Merlin, weil er doch auch sterbend den Glauben an das Ideal nicht aufzugeben vermag, endet in Verzweifelung. Denn ein Wille, über den auch der Stärkste nicht Meister ist, hat bestimmt, daß der vollkommene Zustand von der Menschheit nicht erreicht werde, damit unser Geschlecht nie ruhe auf dem was es errungen hat. Auch in Merlin also ein ewiger Gegensatz zwischen der dämonischen Kraft des Strebens und dem stets wieder zurückweichenden Ziel, eine wahre Menschentragödie, in der wir selber Alle mitspielen.

Unendlich klarer, und darum auch theatralisch so viel wirksamer, hat Gutzkow in Uriel Acosta einen dieser ewigen Conflicte gezeichnet. Es ist die Art und Weise, wie die alten Mächte sich verbünden, um gegen eine neue eben auftauchende Ueberzeugung sich behaupten zu können. Herodot und Pilatus, sagt schon das Evangelium, wurden Freunde, als sie Beide Christum ans Kreuz brachten. Gegenüber dem Forscher Acosta, aus dessen Schule Spinoza hervorgeht, vereinigen sich alle frühern Glaubensmeinungen der Synagoge, und in ihren Vertretern durfte Gutzkow die Theologen seiner eigenen Tage zeichnen, indem er die Begebenheit des Stücks klüglich um zwei Jahrhunderte zurücklegte. Unschwer erkennt man in de Santos den fanatischen Hengstenberg, in de Silva den selbst nur philosophisch gläubigen Schleiermacher, der aber darum die Kirchengemeinschaft nicht auflösen will und das Bekenntniß der Gemeinde mit ungläubigen Lippen nachbetet. In Akiba endlich, der es für höchst lächerlich hält, daß der „Acher" gar nicht einmal gelebt haben soll, erkennt sich die alte feiste Pastorenorthodoxie, welche die Pfründen besetzt hat und sogar tolerant gegen den Freigeist sein kann, da er sie bei ihren Lebzeiten noch nicht incommodiren wird. Wenn beim Erscheinen des Stückes wir Jüngeren Uriel Acosta mit Dr. Strauß übersetzten, so erlebten wir ja das Alles mit, und weil es so ganz das zeichnete, was bei Erschließung eines neuen Horizontes immer in alten Parteien vorgeht, darum griff gewiß dies Drama Gutzkows tiefer und dauernder ein, als seine übrigen Theaterstücke.

In den Pfad dieser Meisterwerke, die ewige Conflicte schildern, wollte auch ich eintreten, als ich den Nimrod entwarf. Ich spreche nicht von Vergleichen mit ihnen, ich spreche nur von der Gattung. Auch im Nimrod ist eine ewige und darum auch jeden Menschen anrührende Frage behandelt: die Stellung des Individuums zum Staat.

Die ganze Existenz des Staates ist auf zwei Kräfte begründet, die sich doch auszuschließen scheinen und darum ewig bekämpfen: auf die Auctorität und auf die freie Selbstbestimmung.

Ein Recensent hat den Nimrod ein republikanisches Drama genannt. Daß da der Schwerpunkt noch nicht liegt, beweist schon der Umstand, daß ja Nimrods Gegnerin Ada selbst Fürstin, ja sogar Legitimistin ist und ihren kleinen Sohn zum Häuptling der Wüstenstämme wählen läßt. Der Conflict ist tiefer gelegt, wir leben ihn Alle durch, ja alle unsere Leiden kommen aus ihm. Es ist, ganz praktisch gefaßt, die Frage: Sind wir um des Staates willen da, oder ist der Staat um unsertwillen da?

In dieser Frage theilten sich z. B. Griechenland und Rom, und doch waren sie beide Republiken. Athen hat die menschliche Individualität ausgestaltet, Rom sie dem Staate unbedingt unterworfen. Dort handelt ein Verbannter wie Alcibiades that, hier einer wie Coriolan that.

Die Menschen der Urzeit haben um ihrer selbst willen den Staat gegründet; sie brauchten es nicht zu thun und hätten es nicht gethan, wenn sie in der Gemeinschaft nicht ihren eigenen Vortheil gesehen hätten. Nun aber breitet sich der Staat aus durch Eroberung, und von dem Augenblick an ist er nicht mehr da um der Eroberten willen, sondern die Eroberten sind da um des Staates willen; ihre freie Selbstbestimmung hört auf, man braucht ihr Land als Bollwerk, man macht sie selber zu Sklaven oder preßt sie in den Kriegsdienst des Eroberers.

Die Auctorität, welche den Standpunkt vertritt, daß der Mensch da sei um des Staates willen, wird sich in der Monarchie verkörpern. Diese faßt in jüngeren Völkern die Kräfte der Einzelnen zusammen, vertausendfacht sie durch die Vereinigung, schafft so die Mittel einer großartigen Existenz und steigert Reichthum und Bildung so rasch, daß das Volk allen seinen Nachbarvölkern überlegen ist. Der König glaubt an seine Mission, die er erfolgreich sieht, und vererbt den Glauben auf seine Dynastie. Diese erhebt nun die Auctorität zum Princip. Dem Staat muß Alles dienen, aber l'état c'est moi, also mir muß Alles dienen. Wie erst Alles seine Selbstbestimmung um des Staates willen verlor, verliert nun der Staat alle seine Rechte an den Herrscher, und aus dem Chalifen ist der Sultan geworden.

Auf diesem Punkte beginnt aber nun der Gegenpol an Kraft zu wachsen. Mit der Gewalt eines Instinctes erwacht in den Menschen der Trieb der Selbstbestimmung; wie eine Naturkraft bricht die Empörung los. Wird sie besiegt, so geht die Monarchie nun erst recht in den Absolutismus über; siegt sie,

so schafft sie eine Auctorität, die nicht mehr wagen darf, sich mit dem Staat zu verwechseln.

Dieser Conflict ist der Inhalt des Nimrod. Um ihn als den ewigen darzustellen, der er ist, mußte er in die Anfänge der Menschheit zurückgelegt werden, wo alle Gestaltung noch ganz flüssig ist. Eben darum kann das Schicksal hier so rasch schreiten. Gewiß sind im Nimrod Entwickelungen in ein Menschenalter zusammengedrängt, die in der Geschichte Jahrhunderte nöthig hatten, um sich zu vollenden. Aber das Drama dieser Gattung ist wie in der Malerei die Landschaft, die in einen Rahmen von ein paar Quadratfuß eine meilenweite Vedute einspannt. Und wiederum ist es wie in der Poesie der Mythos: wahr soll es sein, wirklich braucht es nicht zu sein.

Nahm ich nun zum Vertreter der Auctorität einen heldenhaften Mann, so konnte diese Naturgewalt der Selbstbestimmung nur in einer großartigen Frau verkörpert werden. Denn das Weib, das für sein inneres Leben zum Centrum das Herz hat, läßt sich von der Staatsallmacht nicht blenden. Im Weibe lebt unzerstörbar die Individualität, das Recht der Familie gegen den Staat. Ein Mann beugt sich nur zu gern den sogenannten höheren Zwecken; das Weib läßt sich von ihrem Stand nicht herunterphilosophiren, daß sie sagt: Ich und die Meinigen haben von der Natur Anspruch auf Glückseligkeit, und um des Staates willen darf Niemand sie mir zerstören. Im Augenblick, wo eine Frau Mutter wird, nimmt sie mit ihrem Kinde auch unter ihren Schutz das erste, ursprüngliche, oft verdunkelte, aber nie zu vertilgende Menschenrecht, daß der Mensch da sei um sein selber willen, und nicht, um für irgend etwas außer ihm verbraucht zu werden.

Trat ich aber mit einem Drama in eine Urzeit hinaus, wo die elementaren Triebe der Menschheit noch so unverhüllt spielen, so war mir auch eine neue Form geboten. Seit hundert Jahren haben wir für die Tragödie den reimlosen Jambus aus England zu uns verpflanzt; vorher hatten wir hundert Jahre französische Alexandriner zugestutzt. Für ein Drama, das durch das Eden einer ersten unberührten Welt schreitet, passen weder einförmige Chausseepappeln noch die hohen beschnittenen Taxushecken von Versailles. Ich griff auf den alten kurzen Reimvers zurück, in welchem schon die frühsten Dramen des deutschen Mittelalters stammeln, und gewann damit zunächst das Mittel, für eine Zeit, in der das Herz des Menschen noch heißer schlug, auch lyrisch werden zu können, dann aber die Sicherheit, daß die Schauspieler mir nicht improvisiren konnten, sondern meine Rollen ordentlich lernen mußten.

Was nun bei einem Werke wie dieses die Gefahr war, wer sieht es nicht? Ließ ein so tiefer politischer Conflict sich so darstellen, daß der Gedanke nicht das Interesse an den Personen erdrückte? Daß neben dem dramatischen Gehalt die Theaterwirkung möglich blieb? Fehlte das, so blieb Nimrod ein Buchdrama; gelang es, so war sein Erfolg sicher, weil sein Thema allen Menschen ans Herz griff.

Ob es nun gelungen ist oder nicht, dies habe nicht ich zu entscheiden. Gewiß aber lag in dem Zweifel an der Möglichkeit der Hauptgrund, warum der Nimrod bei seinem ersten Erscheinen so ganz wie ein Schlag ins Wasser vorüberging. Die Kritik hielt sich fast nur an Aeußerlichkeiten, die Kreuzzeitung machte einen Kalauer, Gutzkow spottete darüber, daß Anweisungen für das Theater gegeben seien in einem Drama, das ja nie vor die Lampen treten könne. Die Lesewelt war mir nicht günstiger. Ich habe über dieselbe mich sonst nicht zu beklagen, denn der Otto Schütz hat über fünfzig Auflagen erlebt. Vom Nimrod aber haben fünfzig Millionen Menschen, welche Deutsch als ihre Muttersprache lesen, in zwei und zwanzig Jahren noch nicht fünfhundert Exemplare verbraucht!

Nun ist auf Anregung einer thatkräftigen Freundin, der ich ganz zufällig das Stück zugesandt hatte, die Aufführung auf dem Stadttheater in Leipzig erfolgt. Ich habe der Direction und allen Mitwirkenden für verständige Kürzung, vorzügliche Ausstattung und treuen Eifer zu danken; haben doch geachtete Schauspieler dem Dichter zu Ehren sogar die ganz kurzen Nebenrollen nicht verschmäht. Auch die Begleitung durch die von Herrn Kapellmeister Nicisch componirte Musik war vortrefflich. Ueber den Erfolg des Stückes haben die Zeitungen berichtet; es scheint gerade auch die theatralische Wirkung überrascht zu haben.

Seitdem ist Nimrod auch auf einer mittleren Bühne, hier in Zürich, dreimal in einer Woche vor gefülltem Hause gegeben worden; die Ausstattung minder glänzend als in Leipzig, aber poetisch und mit Phantasie angeordnet. Von Seiten der Schauspieler wieder die liebevollste Bemühung, der Intention des Dichters gerecht zu werden. Dazu ein Publicum für ein Stück wie dieses wie gemacht, da hier Jedermann mitten in der Politik steht. Die Aufführung in Zürich, so scheint es, hat den Beweis geliefert, daß Nimrod in Leipzig nicht darum allein gesiegt hat, weil er dort ein Ausstattungsstück gewesen ist.

In Deutschland hat bisher keine andere Bühne das Drama verlangt. Wer es liest, wird begreifen, daß seine Stunde noch nicht gekommen ist. Vielleicht entschädigen Denkende mich inzwischen für die Ungunst der Zeit, indem sie es endlich lesen. Mes jours viendront. Ich schließe mit einigen Zeilen, welche ich der ersten Darstellerin in der „Ada" auf der deutschen Bühne, Fräulein Wessely in Leipzig, auf ihren Wunsch ins Album schrieb:

Du hobst mein Werk zum ersten Mal ans Licht,
Das heut zu laut von Manneswürde spricht;
Noch einmal drum wird's vor dem Volk verschwinden,
Bis Frauenherzen sich wie Ada finden!
Dann in der deutschen Freiheit Morgenwehen
Wird Nimrod von den Todten auferstehen,
Für mich vielleicht zu spät — doch Du wirst leben,
Und heut soll Wunsch und Hoffnung mich erheben,
Daß über meinem Grab ein Kranz Dir grüne
Als Adas Schöpf'rin auf der deutschen Bühne!

„Schein."

Ein Skizzenbuch in Versen von Carl Hoff.*)

In einer rheinischen Stadt, die ein Jeder nach der Schilderung sofort erkennen muß, wenn sie auch der discrete Dichter nicht nennt, — in Düsseldorf lebte eine Frau Kanzleiräthin mit ihren beiden Töchtern, Agnes und Johanna. Die Frau Kanzleiräthin ist keine sehr angenehme Dame. Sie besitzt eine gewisse hausbackene Klugheit, sie versteht sich auf ihr Interesse, und ihre mütterlichen Gefühle finden besonders in dem Wunsche Ausdruck, ihre Töchter gut unterzubringen. Nebenbei ist sie klatschsüchtig, ziemlich boshaft und vollkommen herzlos. Die beiden Mädchen sind grundverschiedene Naturen. Johanna ist nicht eben schön, ein unansehnliches aber herzensgutes Geschöpf. Ihr Gesicht hat etwas Sympathisches, Liebenswürdiges, aber nichts, was irgend wie in die Augen fiele oder blendete. Auch ihr Wesen ist schlicht, bescheiden, zurückhaltend, beinahe verschlossen. Aber je mehr man sie kennen lernt, desto mehr lernt man sie auch lieben. Ein goldenes Herz, das keiner niedrigen Regung fähig, das nur im Beglücken glücklich ist. Hannchen ist wenig im elterlichen Hause; sie verbringt den lieben langen Tag bei der alten braven Frau Berger, der „Tante Berger", wie sie genannt wird, der Besitzerin eines Spielwaarengeschäftes, in dem Johanna die schönsten Stunden ihrer Kindheit hat verbringen dürfen. Damals war Josef Berger, der Sohn der Tante, ihr liebster Gespiele und ihr bester Freund.

„Kein sehr schöner und begabter,
Doch gewiß ein guter Junge."

Josef ist inzwischen, wie die meisten jungen Rheinländer, zu seiner Ausbildung auf ein paar Jahre nach Paris gegangen, hat sich dort den höheren Schliff angeeignet und bei der Gelegenheit seine Heimat, seine Mutter und seine kleine Freundin

*) Stuttgart, W. Spemann.

ungefähr vergessen. Er ist, wie gesagt, durchaus kein schlechter Mensch, im Gegentheil: er ist nur ein oberflächlicher, gewöhnlicher junger Mann, dem Paris natürlich außerordentlich imponirt, und der von den Zerstreuungen der Großstadt ganz in Anspruch genommen wird. Hannchen denkt noch immer an ihren Freund aus den Tagen der Kindheit, und die gute Tante Berger hat ihren Lieblingsgedanken nicht aufgegeben, daß Josef eines Tages wieder zur Vernunft und zur Heimat kommen und Hannchen zur Frau nehmen werde.

Agnes unterscheidet sich in allem Wesentlichen von ihrer Schwester Johanna. Sie ist viel weniger gut, kälter und strenger und auffallend schön. Wir werden sie gleich näher kennen lernen, wenn wir sie in der Werkstatt des jungen Malers Freiwald wiedertreffen, der der Frau Kanzleiräthin das Atelier abgemiethet hat. Freiwald gehört zu jenen Dutzendkünstlern, die aus dem Stadium, ein vielversprechender junger Mann zu sein, niemals herauskommen, die beständig an einem Bilde arbeiten, das unzweifelhaft auf der nächsten Ausstellung Sensation machen und sich zu einem hohen Preise verkaufen wird. In Bezug auf alles Aeußerliche läßt Herr Freiwald als Maler natürlich nichts zu wünschen übrig. Er ist ein hübscher, frischer junger Mann, der bei den Aufführungen im „Malkasten" als äußerst verwendbar befunden und demgemäß auch verwendet wird. Er pfeift mit einer seltenen Virtuosität die „letzte Rose", sein Atelier ist so „echt" wie nur irgend möglich; es hapert eben nur an einem: an der rechten Ausübung seiner Kunst.

Wir lernen Herrn Freiwald also in seinem Atelier kennen:

„An den Wänden hängt Gott weiß was,
Studien, Waffen, eine Gambe,
Gobelins, ein paar gemalte
Lebensgroße Nuditäten.

Eine Zone blauen Rauches
Zieht sich hin in Manneshöhe.
Drüber mag die Luft ja rein sein,
Unten riecht's nach Terpentinöl

Und nach türk'schen Cigarretten;
Denn Herr Freiwald raucht beim Malen,
Und wir treffen ihn bei beiden
Nützlichen Beschäftigungen."

Herr Freiwald wartet auf sein Modell, eine junge Dame im Kostüm Henry quatre, und als diese endlich eintritt, erkennen wir in ihr Agnes wieder, der wir früher einmal als Kind flüchtig begegnet sind.

„Eng umspannt den jungen Körper
Faltenlos der sammtne Panzer,
Wie der Hals so kühn und grade
Wächst empor aus weißen Schultern!

Wie das Köpfchen sitzt! Die Haare
Perlenfarben, seidenglänzend,
Hochgekämmt im runden Nacken
Sich zu weichen Flechten schlingen.

Und der Mund und diese Augen!
Armer Künstler, armer Stümper!
Diese Farben, diese Formen,
Dieser Schein ist nicht zu bannen.

Kühl und vornehm ist ihr Antlitz,
Klar und kühn der Blick der Augen,
Und die schön geschnittnen Lippen
Zeigen ihren Eigenwillen.

Doch das Haar. — Hier fehlen Worte!
Ueppig und verführerisch ist's,
Im Geschmacke Veronesens,
Lüstern, hoch und frei geordnet.

Aus den schmalen Schultern drängt sich
Schlank und voll der junge Busen,
Und es biegt der Hals zum Nacken
Sich in wunderbarer Curve.

Ihre weißen Hände ruhen,
Ihre feinen Fingerspitzen,
Weich wie welke Rosenblätter,
In dem Sammt, dem hellen, tiefen."

Herr Freiwald und die schöne Agnes sind im Geheimen verlobt. Natürlich weiß die Frau Kanzleiräthin darum und sie ist mit der Sache ganz einverstanden; denn Herr Freiwald wird ja eines Tages ein großer Künstler werden und viel Geld verdienen. Das ist eine ausgemachte Sache.

Jetzt tritt ein Ereigniß ein, das die Familie der Kanzleiräthin sehr nahe berühren soll. Der reiche Brauer, der in derselben Straße wie die Kanzleiräthin wohnt, ist mit Hinterlassung eines kolossalen Vermögens gestorben, und sein Sohn Erich, der in Amerika verschollen war, ist gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um das Verzeihen seines Vaters zu erlangen und die Erbschaft anzutreten. Dieser Erich, den bisher kein Mensch in Düsseldorf gekannt hat und der nun auf einmal eine der besten Partien der Stadt wird, erblickt beim Begräbniß seines Vaters die schöne Agnes, die neben ihrer Mutter, der Kanzleiräthin, am Fenster steht; und die gescheidte Frau Kanzleiräthin, die sich aufs Mienenspiel versteht, merkt sofort, daß die Schönheit ihrer Tochter dem reichen jungen Manne aufgefallen ist. Sie überzeugt sich bald, daß ihre Wahrnehmung sie nicht getäuscht hat. Auf der Eisbahn sucht Erich sich Agnes zu nähern, es gelingt ihm, und die Mutter thut alles Mögliche, um das glimmende Feuer zum hellen Brande anzufachen. Sie fängt damit an, den unbequemen Störenfried, den Maler Freiwald zu beseitigen. Sie erinnert sich plötzlich, daß ihr dieser seit sehr langer Zeit den Miethszins schuldig geblieben ist, daß das bewußte Bild, das er seit Jahren „nächstens" verkaufen wird, noch immer nicht verkauft worden ist, und in entschieden kriegerischer Stimmung sucht sie den Miether, den sie schon nicht mehr als Bräutigam ihrer Tochter betrachtet, auf; es kommt zu einer sehr lebhaften Scene.

„In der Hand den Malstock schwingend
Wahrt er sich zuletzt das Hausrecht;
Höhnend ihre beiden Fäuste
Stemmt die Räthin in die Seite.

Eine prächt'ge Gruppe war es;
Wie zum Segnen hat darüber
Eine große anatom'sche
Gypsfigur die Hand gebreitet."

Freiwald wird also abgethan, und der junge Amerikaner eingesponnen. Erich ist schon Hausfreund, und er darf es sich gestatten, den beiden Damen, der Frau Kanzleiräthin und Agnes — Johanna sitzt immer drüben und verplaudert die Zeit mit der guten Tante Berger — zum Faschingsball das Geleit anzutragen. Da trifft nun Agnes, die sich in einen schwarzen Domino gehüllt und das Gesicht mit einer Maske bedeckt hat, mit Freiwald wieder zusammen. Die Räthin, die sich gleichfalls unkenntlich gemacht hat, verhindert die Katastrophe dadurch, daß sie mit verstellter Stimme den jungen Künstler anredet, ihn intriguirt und aus der gefährlichen Nähe ihrer Tochter und ihres präsumtiven Schwiegersohnes entfernt.

„Die Räthin spielte die Rolle brillant
Und die Komödie glückte.
Sie war so munter und so pikant,
Den Künstler sie völlig berückte.
Er tanzte mit ihr ein paar Mal herum.
— Der Kanzleirath dreht sich im Sarge um.

Sie huschte davon und eilte sofort,
Die Beiden wieder zu finden ...

Das Mädchen saß, das Köpfchen gesenkt,
Zur Seite stand der Begleiter,
Begrüßend die Räthin den Fächer schwenkt
So ausgelassen und heiter.
Sie fand die Beiden erstaunlich kühl,
Es stimmte durchaus nicht mit ihrem Gefühl."

Auf dem Heimwege gesteht Agnes ihrer Mutter, daß Erich um ihre Hand angehalten, daß sie aber, da sie den jungen Künstler nicht vergessen kann, Erich abgewiesen habe. Man kann sich die Entrüstung der Frau Kanzleiräthin denken. Indessen, da Agnes trotzig an ihrer Jugendliebe festhält, muß die Kanzleiräthin schließlich nachgeben, und einige Monate später wird Freiwald wieder in Gnaden aufgenommen. Bei dem großen Malkastenfeste zeigt er sich zum erstenmale öffentlich mit seiner Braut. Das Malkastenfest ist hier so geschildert, wie es nur von einem Maler, der an dem Gelingen desselben selbst einen wesentlichen Antheil hat, beschrieben werden kann. Aus diesem wunderbar gelungenen Gemälde des Künstlerfestes will ich nur eine Einzelheit mittheilen: den Zug der Shakespeare'schen Gestalten.

„Und jetzt! Wer naht mit majestät'schen Schritten?
Die Kön'ge kommen, Macbeth, Lear, heran.
Die großen Werke sind's des größten Briten,
Othello folgt mit Desdemona, dann
Die finstere Gestalt Richards des Dritten,
Miranda und der arme Caliban.
Die luft'gen Weiber mit dem feisten Thoren,
Titania, Zettel mit den Eselsohren.

Gespenstisch sehen wir vorübergehen
Den Geist. Und dann erscheint ein neues Paar,
Es reckt sich Alles, um es recht zu sehen,
So schön und überraschend keines war.
Ophelia jetzt und Hamlet vor uns stehen,
Der Anblick ist bestrickend, wunderbar.
Die Menge flüstert, durch die Gläser stierend, —
Die Räthin blickt im Kreise triumphirend.

Ein Hamlet ist's! Fürwahr, wie jemals einer!
Sein dunkles Aug' verschleiert, müde blickt.
Die vollen Lippen ziert ein Bart, ein kleiner,
Von dem Barett die Reiherfeder nickt.
Im schwarzen knappen Sammt erscheinet feiner
Freiwalds Gestalt und überaus geschickt,
Der weite Mantel muß als Folie dienen,
Den bleichen int'ressanten Trauermienen.

Vom fahlen Haar umflattert und umflossen,
Mit vollem, weißen Mohn das Haupt bekränzt,
Von mildem, weichen Lichte übergossen
In zauberhaftem Reize Agnes glänzt.
Dem Reich der Träume scheint dies Bild entsprossen,
Liebreiz und Schönheit sich in ihm ergänzt.
Die schlanken zarten Arme fallen nieder
So rührend schön an dem phantast'schen Mieder."

Dieser Festabend wird für Agnes verhängnißvoll. Ophelia und der Dänenprinz entziehen sich dem Gewühl. Freiwald hat von den Absichten Erichs munkeln hören und dringt auf ein Geständniß. Agnes sagt ihm schließlich die Wahrheit. Freiwald ist außer sich; er zweifelt an der Beständigkeit der Liebe seiner Braut, sie versöhnt ihn — zu sehr — und gibt ihm einen zu untrüglichen Beweis ihrer Liebe.

Der Herbst ist da. Freiwald ist es in Düsseldorf schwül geworden und er hat sich irgend wo anders niedergelassen. Er hat sein Wort gebrochen, „menschlich ordinär", sagt Heine. Agnes weint Tag und Nacht; sie kann's der Mutter nicht länger verbergen. Die Kanzleiräthin ist vor Allem eine vernünftige Frau; sie sinnt also auf Mittel, die schrecklichen Folgen des Unabänderlichen möglichst zu vermeiden. Plötzlich erscheint denn auch bei der Kanzleiräthin eine unbekannte Frau, die für eine „Tante aus Holland" ausgegeben wird, und die den lebhaften Wunsch äußert, eine der lieben Nichten einige Zeit bei sich zu sehen. Agnes wird veranlaßt, die liebenswürdige Einladung anzunehmen. Der Abschied zwischen den beiden Schwestern ist ergreifend. Johanna hat bisher natürlich keine Ahnung von dem, was geschehen ist.

„Mütterlich sie an sich drückend,
Wie ein Kind, hält nun Johanna
Bittend, tröstend, flehend, schmeichelnd
In den Armen ihre Schwester.

Keine Antwort. — Leise schüttelt
Schwermuthsvoll das Köpfchen Agnes,
Und von Neuem ihre Schwester
Fleht um Liebe und Vertrauen."

Da ergreift die Hand Johannas
Plötzlich Agnes mit der ihren,
Drückt sie an sich unterm Herzen
Dort, wo sich das Leben regte. —"

Bei der Tante in Holland erblickt ein kleiner Junge das Licht der Welt. Nach einiger Zeit kehrt Agnes nach Düsseldorf zurück. Ihre Abwesenheit ist eben so wenig aufgefallen wie ihre Wiederkehr jetzt bemerkt wird. Und wieder vergehen einige Wochen, da melden die Blätter die Verlobung von Fräulein Agnes mit Herrn Erich junior. Die Kanzleiräthin hat es endlich so weit gebracht, daß Agnes den wiederholten stürmischen Bewerbungen des Amerikaners nicht mehr widerstand. Der Tag der Hochzeit kommt heran. Agnes strahlt, wenn man von einem etwas schwermüthigen Ausdruck ihrer Augen absieht, mehr denn je in blendender Schönheit. Die arme Johanna dagegen! Das stillvergnügte Kind von ehedem ist wie ausgetauscht. Sie hat das Lachen ganz verlernt; sie ist tiefunglücklich. Außer der Mutter und der zweifelhaften Tante aus Holland, die ihre Discretion verkauft hat, ist sie die einzige Mitwisserin des Geheimnisses. Es lastet centnerschwer auf ihr; es drückt sie zu Boden. Und als nun Agnes im bräutlichen Schmuck in ihr Zimmer rauscht, da kann sich Johanna nicht länger beherrschen —

„Und verändert klingt die Stimme,
Wie sie jetzt die Schwester bittet
Flehentlich noch abzulassen,
Abzulassen von der Lüge.

Bei dem Blute unsres Heilands,
Agnes, lasse von der Lüge!
Gott der Herr wird uns verderben,
Gehst du so ins Sacrament.

Gott der Herr wird uns verleihen
Muth und Kraft — so bleib und höre,
Schlimmer ist, als dein Vergehen,
Agnes, deine freche Lüge.

Geh zu deinem armen Kinde!
Wage nicht den Kranz zu tragen
Unterm Bild der reinen Jungfrau.
Stroh geziemte dir statt Myrthen."

Agnes, die zunächst von den Bitten ihrer unschuldigen Schwester tief bewegt worden ist, gewinnt nach einem heftigen Seelenkampfe die Fassung wieder, schleudert das unglückliche Mädchen von sich und kniet mit dem Myrthenkranze an der Seite des beglückten Gatten vor dem Altar nieder. Johanna aber gelobt sich zur selben Stunde, Sühne zu thun für die Schwester und den Schleier zu nehmen. Sie hält ihr Gelübde, sie weist die Bewerbung des guten Josef, der pariserisch verfeinert, aber gerade so gutmüthig und so unbedeutend wie früher heimgekehrt ist, zurück, zum großen Leidwesen der guten alten Tante, die bald das Zeitliche segnet. Johanna wird von ihrem Orden über das Meer geschickt und erliegt dort dem gelben Fieber.

Dort, im fernen Land, ruht „das reinste Wesen, das die Erde trug" —

„Und es litt und ward zertreten,
Litt und starb und ward vernichtet."

Agnes aber —

„Sie lebt, verwöhnt von aller Welt,
Gefeiert und beneidet,
Verdeckt mit Glanz die Seelenqual,
Die sie im Innern leidet."

Die bitterste Reue plagt sie. Sie gedenkt des Kindes, das sie verlassen, der Schwester, die sie zu Grunde gerichtet und des armen Josef, dessen Glück sie zerstört hat. Der Gram und das furchtbare Geheimniß nagen an ihrem jungen Leben.

„Sie welkte hin, das Jahr verrann,
Die Hoffnung ist entschwunden.
Sie wußt' es wohl. Es kamen dann
Die langen Leidensstunden.

Sie hat's ihm gesagt in stiller Nacht,
Der Mond hat ins Zimmer geschienen,
Er hat an ihrem Bette gewacht
Mit kummererfüllten Mienen.

Das Feuer glimmte im hohen Kamin
Die Lampe brannte umdüstert;
Da schlang sie verzweifelt die Arme um ihn
Und hat es ihm zugeflüstert.

Sie hielt ihn umklammert und ließ ihn nicht
Bis daß ihr die Kräfte ermattet.
Es war des schweigenden Mannes Gesicht
Von tiefem Dunkel umschattet.

Dann hat sie ihres Gatten Hand
Auf ihrer Stirn empfunden;
Ein schwacher Schrei sich der Brust entwand
Dann hat sie Thränen gefunden.

Sie hat des geliebten Mannes Hand
Geküßt und mit Thränen begossen;
Er beugte sich nieder, der Schatten verschwand,
Sie waren vom Mondlicht umflossen."

Agnes stirbt dahin. Ein Sonnenstrahl verklärt ihre letzten Stunden; denn Erich bringt ihr ihr Kind. Die Frau Räthin bleibt vollkommen consequent in ihrer Rolle:

„Die Scene hat sie tief verletzt,
Sie hat sich nichts vergeben.
Mit dem, was er ihr ausgesetzt,
Kann sie behaglich leben."

Der Knabe wird von Erich an Kindesstatt angenommen. Der gute Josef verunglückt, und der Maler Freiwald wird schon hienieden von seinem Schicksal in der Gestalt einer reichen Gattin und einer Schwiegermutter ereilt, die ihn für alle Frevel, die er begangen, schwer büßen lassen.

„Ein reiches Weib hat er erzielt
Und steht vortrefflich im Futter.
Verhängniß! Den Schlüssel zum Gelde behielt
Die tückische Schwiegermutter.

Es ist ein fürchterliches Weib!
Ein ästhetisch geartetes Wesen;
Er muß derselben zum Zeitvertreib
Des Abends Gedichte lesen.

Sie sammelt bei Thee und süßem Reis
Die Sklaven des Hauses mitunter;
Dann lesen periodisch und klafterweis
Sie klassische Dramen herunter.

Er hat die Hölle auf Erden schon,
Wir wollen nicht fürder grollen.
Er liest, als Gatte und Schwiegersohn,
Die Väter- und Heldenrollen."

Das ist die Geschichte, die uns Carl Hoff, einer der begabtesten und genialsten jungen Maler, auf die wir stolz sein können, in bald launigen und übermüthigen, bald gedankenreichen und stimmungsvollen Versen erzählt. Ich habe den Maler und Dichter so oft mit seinen eigenen Worten reden lassen, daß ich eine eigentliche Kritik nicht zu schreiben brauche. Wenn ein Maler des geschriebenen Wortes mächtig ist, dann nimmt er es in den Schilderungen mit den Besten auf; wir haben in Berlin, um nur ein Beispiel anzuführen, in Ludwig Pietsch das glänzendste Beispiel für diese Behauptung. Die Anschaulichkeit in den Schilderungen, die uns Carl Hoff in seinem epischen Gedichte gibt, ist erstaunlich. Die Figuren, die Gruppen, die Landschaften, die Interieurs, — es sind lauter vortrefflich gezeichnete und coloristisch meisterlich behandelte Bilder, die mit seltener Prägnanz in Worte umgesetzt sind. Auch in den Worten behandelt Carl Hoff das „Clair-obscur" mit wahrer Virtuosität. Einige der Hauptfiguren sind eigentlich nur skizzirt und in unbestimmten Tönen gehalten, wie z. B. Hannchen. Aber wie wirkungsvoll ist gleichwohl die Erscheinung! wie hebt sie sich trotz der legeren Behandlung von ihrer Umgebung ab, wie unendlich liebenswürdig und sympathisch ist das Bild! Carl Hoff ist auch ein Philosoph; er liebt das Grübeln. Aber hier bleibt das „Clair" aus und das „Obscur" dominirt allzusehr. Einige der philosophisch-speculativen Einschiebungen lassen in der That die rechte Durchsichtigkeit vermissen. Bisweilen wird man auch durch gewisse Längen ermattet, eine gewisse liebenswürdige und geistreiche Redseligkeit macht sich zu breit; es stört mitunter auch der gar zu ungezwungene Atelierton. Wörter und Sätze wie die folgenden sollten füglich aus einem sauber gearbeiteten Gedichte ausgeschieden werden: „Dämlich", „furchtbar häufig", „Ha, ha, denkt Mancher, jetzt geht's los", „Nein, so 'was!" und nun gar die „Potipheuse", die den keuschen Josef verführen will! Das sind garstige Ausschreitungen der Künstlerlaune. Eben so ist die burschikose Umschreibung „er verschwand von der Bildfläche" für „er starb" schwer zu billigen.

An Einzelheiten wäre vielleicht noch Manches auszusetzen; aber im Großen und Ganzen ist die Geschichte ebenso gut erfunden, wie künstlerisch vorgetragen. Die Form ist fast durchgehends vortrefflich, bisweilen sogar, wie man sich selbst überzeugt haben wird, noch mehr als das. Reim und Rhythmus sind kunstvoll gewählt und ungezwungen. Eines hat mich bei der Lecture etwas verdrossen: die zu häufige oder, wie Hoff sagen würde, die „furchtbar häufige" Berücksichtigung des Titels „Schein", der schon in dem philosophirenden Eingangsgedichte vollkommen zur Genüge motivirt wird. Fast in jedem Kapitel stellt sich das Wörtchen „Schein" beziehungsvoll ein und mit verstimmender Absichtlichkeit. Man denkt unwillkürlich an den Gymnasiasten, der zur Confirmation die erste Uhr bekommen hat und nun alle fünf Minuten das glänzende Ding aus der Tasche holt und besieht. Aber wie gesagt, trotz der geringfügigen Ausstellungen eine sehr liebenswürdige, erfreuliche, künstlerische Arbeit, die als eine vollkommen genügende Legitimation zur Aufnahme des Malers in die Zunft der Schriftsteller von Beruf dienen kann.

Paul Lindau.

Die Frau eines großen Dichters.

Von J. A. Scartazzini.

Sie war von Adel und hieß Gemma. Heutzutage würde man sie bei uns nennen: „Frau Gemma von Alighieri geborene von Donati." Zu ihrer Zeit und in ihrem Lande machte man nicht so viele Umstände und nannte sie einfach: Monna Gemma.

Die Geschichte kennt sie unter dem Namen: La Gemma di Dante — „Dantes Gemma". — Der Name Gemma heißt auf Deutsch „Edelstein". Zu allen Zeiten haben Viele geglaubt und behauptet, es habe der große Dichter nichts weniger als einen Edelstein an ihr besessen. Auch heute noch gibt es solche, welche dies behaupten und sogar solche, die es glauben. Das ginge am Ende noch. Allein das Traurigste ist, daß Dante selbst, wie sie sagen, es geglaubt zu haben scheint.

Sie ist die Gemahlin des größten Mannes ihres Jahrhunderts gewesen; sie hat ihm mehrere Kinder geschenkt. Ihr Geschlecht lebt heute noch fort in der Grafenfamilie der Serego-Alighieri zu Verona. Ihr Name wird genannt werden so lange und wo immer Dantes Name genannt wird.

Wer hat sie besungen? Dante? Ach nein! er hat eine Andere, er hat Beatrice, die schöne Tochter des Folco Portinari und sittsame Gemahlin des Simone dei Bardi mit seinem Liede verherrlicht und nicht Einen Vers hat er für seine Gemma gehabt. Die Zeitgenossen? Nein, sie haben keine Notiz von ihr genommen. Die Nachwelt? Auch nicht; ein Theil hat auf sie geschmäht und die Anderen haben sie nur schüchtern gegen die Schmähungen in Schutz genommen. Wer hat sie denn besungen? Niemand. Aber wo ist denn das Denkmal, welches die Nachwelt ihr errichtet hat? Die Nachwelt hat ihr kein Denkmal errichtet. Sie wird aber doch wenigstens einen Stein auf ihr Grab gesetzt haben mit der einfachen und in ihrer Einfachheit stolzen Inschrift: „Hier liegt Dantes Frau"? Auch das nicht. Arme Gemma! Nicht beneidenswerth ist dein Loos auf Erden gewesen.

Ueber das Loos der Friederike Brion hat man sich dadurch getröstet, daß man etwa folgende Betrachtung anstellte: „Es ist nun einmal das Loos des Schönen, daß es rasch vergehen muß und zurückkehren zum ewigen Quell der Anmuth. Ist es aber für die wilde Rose nicht ein edleres Geschick, an der Brust des Dichters in einem glänzenden Sommertag zu glühen, auf die Gefahr hin, ihm im raschen Siegeslauf bald zu entfallen, als vom folgenden Sturme entblättert zu werden? Sei's drum; hat sie doch geblüht und geglüht, hat sie ihm doch unsterbliche Lieder geflüstert, sie hat nicht umsonst gelebt wie Millionen ihrer Schwestern, sie ist doch einmal zum Gefühl der höchsten Seligkeit gekommen — einer Seligkeit, die ausreicht, das ganze folgende Pflichtenleben mit ihrem Widerschein zu verschönern!"

Das macht sich sehr hübsch — auf dem Papier nämlich. Gewiß würde aber Friedrich Pecht ein nicht minder berühmter Mann geworden sein, wenn er diese Worte nicht geschrieben hätte. Der Gedanke: Einmal wenigstens habe auch ich am Sonnenschein des Glückes mich erlabt, kann das Unglück versüßen vielleicht und es vielleicht noch fühlbarer machen. „Es gibt kein größeres Leiden, als sich der frohen Zeiten zu erinnern im Elend," hat ein Dichter gesungen, dem gewiß Niemand die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens absprechen wird.

Wie vielfach behauptet wird, ist aber der Gemahlin Dante Alighieris nicht einmal das Glück beschieden gewesen, „an der Brust des Dichters in einem glänzenden Sommertag zu glühen". Konnte sich die Frau in ihrer langjährigen Verlassenheit mit dem Gedanken trösten: „Ich bin von Dante geliebt worden"? Diese Frage ist noch immer eine offene, wird wohl auf ewig eine offene bleiben. Daß der Dichter der Divina Commedia andere Damen tief geliebt hat, weiß man ganz bestimmt; ob er aber Gemma Donati, seine Gemahlin, geliebt, oder ob die Heirath mit ihr eine Convenienzheirath, seine Ehe ohne Liebe war, das bleibt wesentlich der Vermuthung überlassen.

Von Gemma Donati wissen wir viel zu wenig, als daß es irgend möglich wäre, ihr Leben zu erzählen. Ein ganz hübscher Stoff zu einem Roman, einer Novelle, einem Drama und dergleichen läge zwar hier vor, — um so dankbarer, als er noch nicht in dieser Richtung verwerthet worden ist. Derart etwas soll indeß der geneigte Leser dieses Aufsatzes nicht bekommen. Es ist eine viel trocknere Speise, die ihm hier geboten wird, — einfache Hausmannskost, historisch-kritische Untersuchungen, bei welchen die Phantasie gar nicht mitsprechen darf.

Oder sage man nur, es handle sich hier wesentlich um eine Ehrenrettung. Wer kennt nicht die böse Xanthippe? Dieser etwas zweifelhafte Ehrenname ist auch der Frau Gemma beigelegt worden. Nun hat Eduard Zeller im ersten Bande seiner „Vorträge und Abhandlungen" einen sehr schönen Aufsatz „Zur Ehrenrettung der Xanthippe" veröffentlicht. Seither dürfte der Name von Sokrates' Frau etwas von seinem bitteren Beigeschmack verloren haben. Sollte es nicht gelingen, auch die vielfach angetastete Ehre von Dantes Frau zu retten? Diese Frage kann erst am Ende der Untersuchung eine, wenigstens annähernde, Beantwortung finden.

Veranlaßt ist die Untersuchung durch die jüngste Arbeit des hervorragendsten und verdienstvollsten unter den jetzt lebenden Dante-Forschern, Geh. Justizrath Professor Karl Witte in Halle, dessen Name von dem Namen Dantes nachgerade unzertrennlich ist. Anfangs dieses Jahres ist nämlich bei den Gebrüdern Henninger in Heilbronn ein stattlicher Band erschienen, der sich als zweiten Band der „Dante-Forschungen. Altes und Neues von Karl Witte" bezeichnet. Der erste Band war vor genau zehn Jahren bei Emil Barthel in Halle erschienen und hatte bei allen Freunden des Dichters die günstigste Aufnahme gefunden. Der jetzt gefolgte zweite Band enthält fünfundzwanzig größere und kleinere Abhandlungen über Dante näher oder entfernter betreffende Fragen, theils aus dem „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft" und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" unverändert abgedruckt, theils gänzlich um-, theils neubearbeitet; theils auf einen weiteren Leserkreis, theils auf die engere Gemeinde der eigentlichen Dante-Forscher berechnet; theils geschichtlichen, theils kritischen, theils auslegenden, theils polemischen Inhalts; theils in deutscher, theils in italienischer Sprache abgefaßt; theils von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, wie die Abhandlungen über die Topographie von Florenz im dreizehnten Jahrhundert, über die Grafen Guidi und die über hundert Druckseiten umfassende zur Texteskritik der Divina Commedia; theils in hohem Grade anregend, wie etwa die über Dantes Weltsystem und über dessen Sündengebäude; theils problematischen Werthes, wie die Vermuthungen über Dantes Geburtstag, über Dantes Familienname, über Dantes Stellung zu den heutigen italienischen Fragen u. dgl. m.; theils entbehrlich, wie die sieben aus der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten, sachlich ziemlich werthlosen Recensionen fremder Arbeiten über Dante; theils überflüssig, wie die lange polemische Auseinandersetzung mit dem vor einem Jahre verstorbenen italienischen Bücherfabrikanten Scarabelli, welcher nicht einmal bei seinem Leben eine solche Ehre verdient haben würde, jetzt aber auch in Italien völlig verschollen ist.

Unter diesen vielen so verschiedenarttgen Abhandlungen findet sich auch eine — es ist die sechste des Bandes — welche sich mit Dantes Gemahlin befaßt. Sie umfaßt — die sich daran reihende Untersuchung über den ursprünglichen Text von Boccaccios Dante-Biographie inbegriffen — vier und einen halben Druckbogen. Daraus darf man aber nicht schließen, daß Witte sehr Vieles über Frau Gemma zu sagen gewußt hätte. Im Gegentheil erfährt man hier von allen möglichen Leuten etwas, von Dantes Gemahlin leider nur sehr wenig und auch das Wenige ist nichts weniger als schmeichelhaft für die vielgeprüfte Frau. Zum Glück gründen sich die Beschuldigungen nicht etwa auf Thatsachen, sondern blos auf Vermuthungen, weshalb man noch immer die Wahl hat, dem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser beizustimmen, oder aber anderer Meinung zu sein.

Witte berichtet, die lange Arbeit sei durch die Einwendungen veranlaßt worden, welche der Verfasser dieser Zeilen gegen seine zuerst in einer Florentiner Zeitschrift veröffentlichten Ansichten erhoben habe. Da er einerseits das Gewicht der von mir geltend gemachten Gründe nicht verkennen, andererseits sich nicht für überwunden erklären könne, habe er geglaubt, die Sache nochmals eingehend untersuchen zu sollen. In der That ist die ganze Arbeit wesentlich eine fortgesetzte Polemik gegen mich. Habe ich jedoch keine besseren Gründe vorgebracht als die, welche Witte hier anführt, so bleibt es ein Räthsel, wie der

letzte von „sehr gewichtigen" Gründen sprechen konnte. Vermuthlich hat aber Witte eben nur die Gründe angeführt, welche ihm nicht gewichtig schienen und welche er beseitigen zu sollen glaubte.

Der eigentlichen Polemik werden gewiß nur Wenige einiges Interesse abzugewinnen vermögen. Mag sie auf sich beruhen! Hingegen dürfte es nicht uninteressant sein, über Dantes Frau und deren „Nachruhm" Einiges zu erfahren. Kennt man doch in weiteren Kreisen kaum ihren Namen!

Seit dem neunten Jahre seines Lebens entbrannte der Dichter in Liebe zu Beatrice Portinari, die um ein Jahr jüngere Tochter des Herrn Folco. Diese Liebe, vielleicht mehr ideell als sinnlich, erwies sich stärker als der Tod. Lange nach ihrem Tode fuhr er fort, seine Beatrice zu besingen, wie denn sein erhabenes, großes Gedicht, die „Göttliche Komödie", zur Verherrlichung der einstigen Jugendgeliebten ist gedichtet worden. Fand er Gegenliebe bei ihr? Diese Frage scheint bejaht werden zu müssen. Da wo er Beatrices Hinscheiden berichtet, fügt er bei, es zieme sich für ihn nicht, Näheres darüber mitzutheilen, „denn er würde dadurch sich selbst zum Lobredner werden". Witte bemerkt dazu, weder er selbst noch andere Ausleger hätten den Grund zu ermitteln vermocht, weshalb Dante nicht von Beatrices Tode reden konnte, ohne sich selbst zu loben. Und doch kann dieser Grund nur Einer sein! Hatte Beatrice den Dichter geliebt, war sie gegen ihre Neigung die Frau des Simone dei Bardi geworden, glaubte Dante, dies habe ihren Tod beschleunigt oder vielleicht verursacht, dann freilich konnte er von diesem Tode nicht reden, ohne sein eigener Lobredner zu werden. Will man finden, so muß man nur nicht zu weit suchen. Früher schon berichtet Dante, Beatrice habe ihm ihren Gruß verweigert, weil er mit einer Andern ins Gespräch gekommen. Das setzt Liebe von ihrer Seite voraus. Und wenn Dante in seiner „Göttlichen Komödie" die verklärte Beatrice sich bitter, fast eifersüchtig darüber beschweren läßt, daß er ihr nach ihrem Tode untreu geworden, so hat dies ganz offenbar nur dann einen Sinn, wenn er ihrer Gegenliebe sicher war, wenn er wußte, daß sie diese Liebe mit sich ins Grab genommen.

Die Seinige ist gleichwohl Beatrice nicht geworden. Den Grund kennen wir nicht. Simone dei Bardi hat sie — es ist nicht bekannt, in welchem Jahre — heimgeführt. Am 9. Juni 1290 ist sie im Alter von 24 Jahren und zwei Monaten gestorben. Fast hätte der Schmerz, den er darüber empfand, den Dichter mit ihr im Grabe vereinigt. Wie und wie lange er um sie getrauert, hat er selbst ausführlich und rührend geschildert.

(Schluß folgt.)

Neue Kunstblätter.

Wenn in irgend einem Fach der reproducirenden Künste Deutschland den ersten Rang einnimmt, so ist es der lithographische Farbendruck. Die Leistungen der Berliner Anstalten von Loeillot und Winkelmann und Söhne namentlich haben eine Bedeutung erlangt, daß selbst das Ausland für seine farbigen Prachtwerke sich ihres Beistandes bedient, besonders England die schönsten Blätter in den Publicationen der Arundel Society hier herstellen läßt. Von dieser Meisterschaft liegen uns neue Proben vor in der eben erschienenen fünften Lieferung der polychromen Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien, durch deren Aufnahme und Darstellung Heinrich Köhler, Professor am Polytechnikum zu Hannover, sich ein großes Verdienst erworben hat. Köhler arbeitete in den fünfziger Jahren im Atelier des berühmten Architekten Hittorf in Paris, eines Hauptvertreters der sogenannten neuhellenischen Architektur, der zugleich im Verein mit Zauth, dem Erbauer der Wilhelma bei Stuttgart, zu denen gehörte, welche in einer grau und farblos gewordenen Zeit den Sinn wieder für die Polychromie, d. h. für die vielfarbige Wirkung architektonischer Werke zu wecken suchten. Als Dritter in dieser Richtung ist Gottfried Semper zu nennen der nicht blos durch die Lehre, sondern auch durch das Beispiel dieselbe Anschauung zur Herrschaft zu bringen suchte. Wer entsinnt sich nicht noch sehr gut jener Aschermittwochstimmung der damaligen Architektur, welche keinen kräftigen Farbenaccord vertrug, keine gesättigten Töne zuließ und nur in einer zaghaften Verwaschenheit und Unbestimmtheit kümmerlicher Halbfarben und Mischtöne sich erging. Nirgends vielleicht hat diese Farbenasketik mit ihrer frostigen Pseudoklassicität sich so breit gemacht wie in der Berliner Schule, und noch jetzt hat sich der unvermeidliche weiße Kachelofen und die Vorliebe für weiße Thür- und Fensteranstriche als hartnäckiger Nachzügler jener veralteten Anschauung erhalten.

Im Ganzen aber ist nicht zu verkennen, daß es in dieser Hinsicht bei uns besser geworden ist. Vollfarbige Ausstattung der Wohnräume, bei welchen die Meubles, die Teppiche, die Wandtapeten und Holzbekleidungen, die Geräthe und Geschirre und endlich auch der Ofen zu einer harmonischen anheimelnden Wirkung zusammengestimmt werden, sind jetzt keine Seltenheit mehr. Daß es aber besser geworden ist, verdanken wir hauptsächlich den Bestrebungen solcher Künstler, welche an den klassischen Schöpfungen Italiens sich gebildet und aus dem farbenprangenden Süden das Bild einer polychromen Ausstattung der Räume in den kühleren farblosen Norden heimgebracht haben. Denn in Italien hat seit der altchristlichen Epoche bis in das goldene Zeitalter der Renaissance die farbige Decoration ihre höchsten Triumphe gefeiert; Pompeji und Herkulanum, sowie die neuesten Ausgrabungen auf dem Palatin, beweisen aber, daß dieser coloristische Sinn ein Erbtheil aus dem klassischen Alterthum ist. Was die Arbeiten Zahns und Ternites für die antike Polychromie geleistet haben, sucht Köhler in seinem Prachtwerke für die Epochen des Mittelalters und der Renaissance zu erreichen. In der That hat er schon in den früheren acht Blättern, welche die ersten vier Lieferungen enthielten, sich auf der vollen Höhe seiner schwierigen Aufgabe gezeigt. Gab er im Baptisterium von Ravenna und in der Schloßkapelle von Palermo Beispiele altchristlicher und mittelalterlicher musivischer Decoration, der sich St. Miniato bei Florenz mit seinem edlen maßvollen und doch wirkungsreichen Farbenaccord anschloß, so brachten die Loggien des Vatikans, die Camera della Segnatura und die Stanza d'Eliodoro die Meisterschöpfungen aus der Blüthezeit der Hochrenaissance und zugleich die monumentalen Hauptwerke Rafaels, das Innere von St. Peter dagegen mit seiner lichtdurchflossenen, wie im Aether vergeistigt schwebenden Raumherrlichkeit fügte dazu den feierlichsten Monumentalbau der kirchlichen Kunst jener Zeit, und endlich glühte in der Sala del Collegio des Dogenpalastes zu Venedig die goldschimmernde Farbentrunkenheit der üppigen Meerbeherrscherin.

Zu diesen verständnißvoll ausgewählten Beispielen gesellen sich in der eben erschienenen fünften Lieferung die Libreria im Dom von Siena und die Loggia im Palast Andrea Doria zu Genua. Die Libreria zu Siena, das edle Denkmal des berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini, eines der Hauptvertreter des Humanismus in Italien, bringt ein Beispiel der bis jetzt in dieser Reihenfolge noch nicht vorhandenen Frührenaissance. Bekanntlich wurde von dem Erben jenes Papstes der umbrische Meister Pinturichio mit der Ausführung des malerischen Schmuckes in diesem schönsten Büchersaal der Welt beauftragt, und kein Geringerer als der damals in der ersten Jugendblüthe stehende Rafael unterstützte dabei den älteren Freund. Auf den Wandbildern, in welchen dieser das Leben des Aeneas Sylvius zu erzählen hatte, brachte derselbe daher sein Porträt und das seines jugendlichen Gehülfen an. Die Frührenaissance hält mit der ganzen noch ungebrochenen Farbenlust ihren Siegeseinzug in diesen Raum, den sie zu einem wahren Juwel architektonischer und malerischer Schönheit gestaltet. Ueber dem unteren mit Holz getäfelten Theil der Wände, welche die Gestelle für die riesigen Bücher enthalten, spannen die großen Frescobilder sich mit der heiteren Pracht südlichen Lebens aus. Sie werden eingerahmt von Pilastern mit bunten Ornamenten auf Goldgrund,

die von schmaleren Pilastern mit grauen Arabesken auf dunkelblauem Grund umfaßt sind. Die Zwickel und Kappen des Spiegelgewölbes zeigen die größte Pracht buntfarbiger Ornamente theils auf Goldgrund, theils auf blauem oder rothem Grunde. Es ist eine Rhythmik der Farbenvertheilung, an welcher die moderne Decoration sich immer wieder Belehrung holen kann.

Ganz anderer Art ist die Loggia im Palaste des Andrea Doria, die von Perin del Vaga, einem Schüler Rafaels, geschmückt wurde. Die Architektur dieses Palastes ist noch sehr einfach und durchaus auf Mitwirkung der Malerei berechnet; dagegen lud die schöne freie Lage am Meer mit dem wundervollen Ausblick auf den Hafen, die sich der alte Seeheld zu seiner Residenz erkoren hatte, zu ausgedehnten luftigen Säulenhallen, zu Gartenanlagen mit Springbrunnen, zu reichen Doppeltreppen und Portiken, die nach dem Ufer hinabführen, ein. Einen Theil dieser Loggien, deren Gewölbe auf schlanken dorischen Säulen ruhen, hat der Künstler dargestellt. Die Farbenwirkung, die Anordnung und Ausführung, sowie die architektonische Formsprache verräth den umgestaltenden Einfluß, welchen Rafael durch die Loggien des Vatikans auf die Decoration solcher Hallen inzwischen gewonnen hatte. Der fröhliche Uebermuth der Frührenaissance, der seinen Ueberschuß an Kraft kaum zu bändigen weiß, ist hier zu maßvoller, vornehmer Ruhe abgedämpft, die indeß immer noch einen vollen, wenn auch etwas milderen Accord anschlägt.

Die hingebende Liebe, die gewissenhafte Sorgfalt, das tiefe Verständniß, mit welchem Köhler auch diese Blätter entworfen hat, stehen auf gleicher Höhe mit der technischen Vollendung, welche Loeillot bei ihrer Wiedergabe bewährte. Die Baumgärtner'sche Verlagshandlung in Leipzig wetteifert in vornehmer Gediegenheit der Ausstattung mit den schönsten Publicationen unserer Zeit, und der Preis von 18 Mark für jedes dieser Prachtblätter muß, in Anbetracht der Kostspieligkeit der Herstellung, als ein mäßiger bezeichnet werden. Ein erklärender Text ist in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache beigegeben.

An diese Veröffentlichung, welche sich mit den Schöpfungen der großen Vergangenheit beschäftigt, reihen wir heute eine andre Arbeit, die der Wiedergabe eines Meisterwerkes der Gegenwart gewidmet ist. Eines der anmuthigsten Bilder von L. Knaus, „Unsre Lieblinge", hat an N. Barthelmeß einen Uebersetzer in die Sprache des Kupferstichs gefunden, wie er besser nicht zu wünschen war, und die Verlagshandlung von H. Bäumer in Düsseldorf hat das schöne große Blatt in trefflich ausgeführten Abdrücken kürzlich zur Ausgabe gebracht. Je schwieriger es heut dem Kupferstich gemacht ist mit seinem behenden und glänzenden modernen Rivalen, der Photographie, zu wetteifern, um so erfreulicher ist es immer, wenn die edle Arbeit des Grabstichels den Wettkampf wieder einmal aufnimmt. Die Composition des allerliebsten Bildes dürfen wir als bekannt voraussetzen. In einem geräumigen Lehnsessel hat ein kleines Mädchen mit seinem noch jüngeren Brüderchen sich häuslich niedergelassen. Indem sie fleißig an einer Stickerei arbeitet sucht sie zugleich einer zweiten Pflicht zu genügen und den ihr anvertrauten Gefährten zu hüten. Der Schützling lehnt sein schlummertrunkenes Köpfchen an die Schulter der Fleißigen, die ihn mit ihrem linken Aermchen zärtlich umschließt, ohne doch dabei in dieser unbequemen Stellung ihre Arbeit aufzugeben. Dieser liebenswürdige Pflichteifer findet seinen ergötzlichsten Gegensatz an dem tiefen Dolce far niente des Wachtelhündchens, welches unter dem Stuhl am Boden liegend sich mit aller Behaglichkeit ausstreckt.

Das sinnig Gemüthliche dieses kleinen Meisterwerks, vorgetragen mit dem vollen Reiz der Knaus'schen Palette, hat der Stecher mit Aufgebot der reichen Mittel seiner Kunst wiedergegeben. Vortrefflich ist jede feinste Bewegung in der Modellirung der nackten Theile, der Köpfchen, Aermchen und Beinchen zum Ausdruck gekommen, und besonders die beiden Hände des Mädchens sind mit dem zartesten Gefühl für den Organismus und die Bewegung der Glieder dargestellt. Nicht minder hat der Künstler die verschiedenen Stoffe der Umgebung, die Kleider, den Sessel, den Teppich des Hintergrundes mit den mannichfachsten Mitteln seiner Kunst zu kraftvoller Wirkung herausgehoben. Will man sich von seiner Gewandtheit in der charakteristischen Wiedergabe des Einzelnen eine Vorstellung machen, so muß man beachten, wie er das lockige Haar des Mädchens, das in schlichteren Wellen fließende des Knaben und endlich das zottige Vließ des Hundes zu unterscheiden gewußt hat. Das schöne Blatt, welches die reichsten Abstufungen vom tiefsten Schatten bis ins hellste Licht aufweist und die Technik des Grabstichels in glänzender Wirkung hervortreten läßt, dürfte sowohl für die Mappen der Sammler wie als Zimmerschmuck sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen. W. Lübke.

Ein deutsches Handelsmuseum.

Vor sechsundzwanzig Jahren gegründet hat sich das Germanische Museum zu Nürnberg, eine Schöpfung, welche ihr Fortschreiten und ihr Gedeihen allein der werkthätigen Theilnahme der gesammten deutschen Nation, der Fürsten wie des Volkes, zu danken hat, im Laufe der Zeit eine Stellung von allseitig anerkannter Bedeutung errungen.

Der außerordentliche Aufschwung, der sich seit einem Decennium in dieser Anstalt vollzogen, ist vor Allem das Verdienst ihres Directors Dr. A. Essenwein, welcher sich seit der Uebernahme seiner Stellung mit unermüdlichem Eifer und seltener Schaffenskraft ihre äußere und innere Erweiterung und die Beschaffung der hierfür erforderlichen Mittel mit Aufwand aller Kräfte angelegen sein läßt.

Dem Ausbau des alten, halb verfallenen Karthäuserklosters mit seinen schönen Kreuzgängen, dem ersten festen Sitze und Besitzthum des Museums, folgte die Erbauung der für die Aufnahme eines von König Wilhelm, dem deutschen Kaiser, gestifteten Glasgemäldes bestimmten Wilhelmshalle und im Jahre 1873 die jetzt bereits vollendete Uebertragung des damals inmitten der Stadt gelegenen zum Abbruche bestimmten Augustinerklosters. Durch letzteres sind dem Museum nicht nur sehr umfangreiche neue Räume erwachsen, sondern es wurde auch der Stadt ein monumentaler Bau von künstlerischer und historischer Bedeutung erhalten.

Welche Erweiterung die Sammlungen in diesem Zeitraume erfahren haben, geht daraus hervor, daß die Zahl der von ihnen eingenommenen Räume von 9 auf 41 gestiegen ist und die vorhandenen Gegenstände sich um das Vierfache vermehrt haben. Eine verhältnißmäßig nicht geringere Förderung ist der Bibliothek und dem Archive des Museums durch Schenkungen und Ankäufe zu Theil geworden.

Eine wesentliche Erweiterung erfuhr die Anstalt durch die am Jubiläumstage ihrer Gründung, dem 17. August 1877 erfolgte Grundsteinlegung für den Galeriebau, welcher die Gemälde und Sculpturen aufzunehmen bestimmt ist. Bereits ist die Hebung des Dachstuhls vor nicht langer Zeit erfolgt, und es darf danach auf eine baldige Vollendung auch dieses neuen Theiles gerechnet werden.

Inmitten dieser und anderer zahlreicher Arbeiten, unter denen die systematische Ordnung und Aufstellung der vorhandenen Schätze, sowie ihre Katalogisirung nicht den geringsten Theil der Zeit in Anspruch nehmen, ist Director Essenwein im Beginn des vorigen Jahres abermals mit einer neuen Idee, und zwar mit der der Gründung eines mit dem Germanischen Museum zu verbindenden deutschen Handelsmuseums, hervorgetreten, deren Realisirung schon jetzt, nach kaum Jahresfrist, als gesichert angesehen werden darf.

Der Plan zur Einrichtung desselben, welcher mit dem ersten Aufrufe zur Beschaffung der erforderlichen Mittel veröffentlicht wurde, bezeichnet als die beiden Hauptgruppen, deren Berücksichtigung im Hinblick auf die Geschichte des Handels und des

Handelsstandes in Deutschland geboten erscheint, den Handel der deutschen Seestädte und den Land- oder Binnenhandel.

Das Germanische Museum will es sich zur Aufgabe machen, alle darauf bezüglichen Urkunden und Denkmäler zu sammeln und, nach einem bestimmten System geordnet, zu bewahren. In Betracht kommt hierbei:

1) Der Kaufmann als Lehrling, Gehülfe und Geschäftsinhaber. In dieser Rücksicht werden aufzunehmen sein die Lehrverträge aus alter Zeit, die Gebräuche bei Aufnahme und Freisprechung von Lehrlingen, die verschiedenen Klassen von Gehülfen, deren Anstellungsverträge, dann die Art der Begründung selbstständiger Geschäfte, die Compagnieverträge, endlich der Zusammenschluß des gesammten Personals zu einer Gilde, die Betrachtung der Rechte und Pflichten der Einzelnen zu einander und zur Gilde, der Gilde und ihrer Mitglieder zur Stadt und zum Staate.

2) Das Kaufmannshaus, wie es nach Städten, respective Gegenden und Verschiedenartigkeit der Geschäftszweige sich in verschiedenen Zeiten verschieden gestaltete in Bezug auf Räume für ankommende und abgehende Güter, auf große Lagerräume, auf Lokalitäten für den Detailverkauf (Kaufladen) und auf Comptoire. Hierher gehören auch die großen Gebäude für gemeinschaftliche Lagerung und Verkauf von Waaren, wie die Tuchhallen, Bazare u. A.

3) Der Geschäftsbetrieb, die Art der Buchführung in ihrer Entwickelung, die Bezeichnung der Waaren, ihre Gruppirung, die Correspondenz, die Behandlung der Waare in Bezug auf Aufbewahrung, auf Verpackung und Verrechnung. In wie weit auf die Geschichte der einzelnen Waarenpackungen einzugehen ist, wird sich aus der praktischen Entwickelung ergeben müssen.

4) Das Verkehrswesen in Betreff der Versendung der Waare zu Land und zu Wasser. Die Güterwagen, die Schiffe, die Fuhrleute und Schiffer, sowohl in ihrer äußeren Erscheinung, als in ihrer corporativen Organisation, ihren Arbeits- und Betriebsgewohnheiten.

5) Die staatliche Organisation zur Förderung, wie zur Ausnützung des Handels. Bewaffnetes Geleite, Pässe, Zollwesen, Besteuerung, Einrichtung der Messen, Staatsverträge über Handelsbegünstigungen, Verleihung von Privilegien. Die Monopole, der Handelsbetrieb durch den Staat, die Beaufsichtigung des Privathandels durch Prüfung der Waare. Handelsgerichte.

6) Das Geldwesen. Die Münzen selbst, Nothmünzen, falsche Münzen, Marken und Zeichen, Papiergeld, Staatspapiere, Actien, Banken, Wechsel und Wechselcurs, Münzordnungen, Bestimmungen über Gewicht und Feingehalt, Münzverträge.

7) Maße und Gewichte. Ihr gegenseitiges Verhältniß, Ordnung und Feststellung derselben, Abänderungen.

8) Handelsstatistik. Tabellen über Ein- und Ausfuhr der einzelnen Waaren in einzelnen Städten.

9) Handelsgeographie. Die Länder, nach welchen deutsche Waaren exportirt, aus welchen fremde importirt werden. Ueberseeische Verbindungswege, Länderentdeckungen, alte Karten, Abbildungen der hervorragendsten Handelsstädte Deutschlands, der auswärtigen und überseeischen Handelsstädte, mit denen directer Verkehr bestand. Die Hauscomptoire, das deutsche Haus zu Venedig.

Nach solchen Rücksichten ausgewählt wird sich die betreffende Sammlung zu einem deutschen Handelsmuseum im umfassendsten Sinne des Wortes gestalten. Muß auch die Systematik, wenn durch dasselbe ein möglichst anschauliches Bild der Gesammtthätigkeit gewonnen werden soll, in einzelnen Punkten zurücktreten, so wird es sich doch darum handeln, allen oben angeführten Punkten Rechnung zu tragen. Eine große Anzahl der wichtigsten Momente für die Geschichte des Handels sind nicht körperlich greifbar, sie können nicht in die Sammlungen hineingestellt werden, aber bildliche Darstellungen oder statistische Tabellen können jeden Theil der Handelsgeschichte zum Ausdruck bringen. Es sind demnach solche mit den gesammelten Gegenständen in Verbindung zu setzen. Gegenstände aber, welche zu groß und zu umfangreich sein würden, um sie in Originalen aufzustellen, müssen in Modellen vor Augen geführt werden.

Welchen lebhaften Anklang der von Director Essenwein angeregte und in Vorstehendem zu einer bestimmten Form entwickelte Gedanke in den bezüglichen Kreisen gefunden, beweist die zur Ausführung desselben in verschiedenen größeren Handelsstädten erfolgte Bildung von Comités und die Zahl der Antheilscheine (im Betrage von 50 Mark), welche für diesen Zweck bereits gezeichnet sind. Es beziffern sich diese auf 274, deren 50 von der Handelskammer zu Nürnberg, 36 von anderen Handelskammern und Vereinen und 188 von einzelnen Kaufleuten gezeichnet wurden. An einmaligen Geldgeschenken kommen hierzu noch 440 Mark, so daß bereits die Summe von 14,140 Mark für den Beginn des Unternehmens gesichert ist.

Nicht allein aber an Geld, sondern auch an zahlreichen, auf den Handel bezüglichen Gegenständen und Documenten ist bereits eine namhafte Zahl eingegangen, so daß danach das deutsche Handelsmuseum schon jetzt zu einer Thatsache geworden ist und einer weiteren glücklichen Entwickelung entgegensehen darf.

Als am 23. Januar d. J. im Sitzungssaale der Nürnberger Handelskammer eine Versammlung zum Zweck der Förderung des Unternehmens abgehalten wurde, hatte das Germanische Museum eine Ausstellung veranstaltet, in der sich, wenn auch noch in verhältnißmäßig bescheidenen Dimensionen, doch das Bild des künftigen Handelsmuseums in den oben bezeichneten verschiedenen Richtungen zu erkennen gab.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei der überall hervortretenden Theilnahme das schon jetzt vorhandene schätzbare Material in kurzer Zeit eine bedeutende Erweiterung erfahren und sich allmählich zu einem vollständigen Bilde der Entwickelung des deutschen Handels gestalten wird.

Dann aber wird das Germanische Nationalmuseum in einer neuen Erfüllung seiner Aufgabe das für die Erforschung einer der wichtigsten Theile unserer Culturentwickelung erforderliche Material in immer wachsender Vollständigkeit darzubieten im Stande sein.

O. v. Schorn.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaal.

Die Concerte überjagen sich noch immer. Wenn sie einen Gradmesser für den Höhepunkt des Berliner Musikbedürfnisses abgeben sollen, so zeigt die Intensität des Wärmepunktes ihres beabsichtigten Sturmlaufens nicht gerade eine Uebereinstimmung mit der etwas kühl beobachtenden Position des Publicums, denn die häufig gähnende Leere der Säle zeigt zur Genüge, wie auch des wirklich Guten zu viel auf den musikalischen Markt gebracht werden kann. Die Ueberproduction der Arbeiter steht auch hier in keinem Verhältnisse zu der Nachfrage der Consumenten. Man könnte nicht sagen, daß Berlin nicht vergnügungssüchtig, daß es mehr als andere Städte einer edlen Zerstreuung nicht abhold sei, aber es ist nicht gewillt, für viele sich gleichende Veranstaltungen die Börse wiederholt zu öffnen, um dasselbe noch einmal zu genießen, was wenige Tage zuvor, wenn auch nicht gerade in derselben Gestalt, so doch ähnlich geboten worden war.

Es besitzt unsere Stadt außer den allabendlich stattfindenden großen Orchesterconcerten, den seit vielen Jahren wohl accreditirten Symphonieséen der Königl. Kapelle, den wöchentlich mehrfach gebotenen Ausführungen der Manstädt'schen Kapelle, den Productionen unserer großen und kleineren Gesangvereine noch fünf Societäten, man kann sagen ersten Ranges, für Kammermusik: gewiß eine stattliche Anzahl musikalischer Veranstaltungen, zu denen sich noch die Concerte und Vorträge einheimischer und auswärtiger, bekannter und unbekannter Künstler gesellen, die alle glauben in und aus dem kritischen Berlin für ihre Kunstleistungen den imponirenden Nachdruck zu beziehen, der ihrem Rufe für fremde Städte und einer

Garantie des Gewinns in denselben förderlich sei. Daß hierbei manche Verrechnung mit unterläuft, manche allzu sanguinische Hoffnung vereitelt wird, ist leider eine Wahrnehmung, die schon den nicht mit aller Schärfe Blickenden nicht entgehen kann.

Soll ich mich näher erklären, so will ich nur zwei Gründe angeben, welche unser Publicum, und ich glaube eine lange Reihe Jahre hindurch richtig beobachtet zu haben, häufig zu jener beschaulich abwartenden Stellung zwingt. Man kann in einer und derselben Saison wiederholt die unvergänglichen Compositionen unserer Heroen hören, ohne eine Ermattung der Empfängniß eintreten zu fühlen; vorsichtiger jedoch müßten die Concertprogramme mit dem allzu bereitwilligen Darbieten des immer geistreichen und feinpointirten Chopin, dessen zu reichliche Spende ermüdet, verfahren. Wenn die Elite unserer Wintergäste, zu der ich Hans v. Bülow und Frau Essipoff zähle, uns vielfältig mit ihrer eigenartigen Erfassung Chopin'scher Compositionen in fesselnder Weise unterhielten, so ist das dankbar aufzunehmen und mit besonderer Anerkennung zu verzeichnen. Zu viel indessen wird es, wenn allabendlich auf dem Zettel die Polonaisen, Boleros, Nocturnes, Walzer, Impromptüs, Balladen und Etüden, die zur Genüge und gut in den Salons der vornehmen Welt, in allen Familienkreisen, selbst in den unscheinbarsten Nebenstraßen unausgesetzt gespielt werden, als Zugmittel prangen. Die gewünschte Anziehungkraft schlägt in ihr Gegentheil um; sie in solcher Fülle auszuüben, dazu ist der sonst so liebenswürdige Componist nicht kernig genug, zu süß verschwommen, vielleicht zu absichtlich einseitig.

Ein anderer Grund mag in der Hast nach einer frühzeitigen schnellen Berühmtheit, in der Vorliebe liegen, mit der namentlich jüngere Musiker uns ihre eigenen Compositionen, die häufig noch die unfreie Hand des eben Erlernten bekunden, nicht länger vorenthalten zu dürfen glauben. Eine Hand voll guter Freunde, anderweitig flügge gemachte Zuhörer und die Inhaber eines freien Platzes bilden die kleine Schaar der Interessenten, die oft nur mit der Anstrengung ihrer letzten Kräfte bis zum Schlusse des Concertes verharren. Solches Zumuthen fördert weder ein rühmliches Bekanntwerden, noch füllt es Saal und Kasse. Aber ein Ausweg müßte gefunden werden, denn es ist dadurch, wenn nicht das allmähliche Einschleichen einer allgemeinen Apathie selbst die guten Interessen zersplittern aber zur völligen Ohnmacht herabstimmen soll, die Gefahr bereits hereingebrochen, wie die Wahrnehmungen dieser Wintersaison es leider bezeugen, daß selbst die bewundertsten Künstler vor einer lückenhaften Besetzung des Saales concertirten.

Der Ausweg, der eine gewisse Sicherheit darbietet, ist die strenge objective Selbstkritik, die sich nicht in leichter Zufriedenheit oder vielleicht sogar in Bewunderung wiegt, sondern den Maßstab an eigenes Produciren legt, mit dem so gern die Collegen unerbittlich gemessen und oft schonungslos verurtheilt werden. Dann würde auch jenes zu frühe Entlaufen aus der Schule, jene entfesselte Zügellosigkeit und Unreife ein Ende nehmen. Es könnte auch nicht fehlen, daß so kritisches Abwägen von wohlthätigstem Einflusse auf das Gros der reproducirenden Künstler wäre. Wir würden dann statt der vielen, wenn auch immer phantasievollen Gebilde, festumrahmte, durch abgeschlossene Form beherrschte Compositionen zu hören bekommen. Während die Einen in selbstgefälliger Ueberschwänglichkeit durch harmonische und melodische Weichlichkeit, auch wohl durch kindisch eigensinnige Bizarrerie eine Ermüdung nach sich ziehen, würden durch Selbstkritik die Andern, vorausgesetzt, daß sie wirklich zur Kunst berufen, einem sprudelnden Quell gleich erfrischen, und wir hätten unter den Lebenden mehr schaffende Kräfte, als spielende Phrasenhelden, die nur sich genügen, aber jedem echte Kritik Ausübenden Langeweile und Aergerniß bereiten.

Es ist erfreulich, daß wir unter den in letzter Zeit aufgetretenen Concertgebern solche zu verzeichnen haben, deren Künstlerschaft durch Talent und unausgesetztes ernstes Studium die höheren Bahnen verfolgt. Herr Ernst Eduard Taubert und Herr Dreßler, beide, wenn ich nicht irre, ehemals von der Meisterhand F. Kiels geleitet, documentirten ihr sehr beachtenswerthes Talent in ausgedehnten Werken für Kammermusik und ganzes Orchester. Jünger, stürmischer und wagehalsiger durch die Anwendung größerer Orchestermassen erschien der Letztere, reifer und feinfühliger der Erstere in zwei Quartetten, deren eines für Streichinstrumente allein in der Kammermusikfoirée der Herren Struß, Wegener ꝛc. unter beifälligster Aufnahme ausgeführt, das andere, ein Klavierquartett, in einer von dem Componisten veranstalteten Matinée zu Gehör gebracht wurde. Herr Taubert, dessen musikalische Erziehung auf den unvergänglichen Grundpfeilern, die unsere Meister unerschütterlich befestigt haben, fußt, hat sich später der Schubert-Schumann'schen Romantik und dem Geiste der neuesten epochemachenden Celebritäten zugewendet, sich indessen durch die Bewunderung derselben keineswegs hinreißen lassen, mit begehrlichen Händen nach der Sprache Jener zu greifen, daß die Verwandtschaft allzu bemerkbar würde, im Gegentheile, er besitzt Schöpferkraft genug, um durch anziehende Gestaltung, geläuterte Melodik und ungesuchtes harmonisches Gefüge dauernd zu fesseln. Sein Cyklus „Der Trompeter von Säckingen" und seine toskanischen Lieder, von denen Herr Oberhauser einige in der Matinée sang, reihen sich den besten der Neuzeit an; sie haben bereits große Verbreitung gefunden und fehlen kaum in einem Hause, wo Schumann, Brahms und Franz erklingen.

Als hervorragender Techniker seines Instruments zeichnete sich Herr Waldemar Meyer, erster Violinist der Königl. Kapelle, in einem von ihm veranstalteten Concerte aus. Er hatte sich die schwierige Aufgabe gesetzt, an einem Abende das Beethoven'sche und Mendelssohn'sche Concert zu spielen. Gewiß ein schwieriges Unternehmen, das umsomehr anzuerkennen ist, als der Meister Joachim wenige Tage zuvor quantitativ dieselbe That vollführte. Und trotz Joachim, der das Beethoven'sche Concert zu seiner Domaine zählt, gab Herr Meyer Sinniges und Durchdachtes mit ausgebildeter Technik, die ihn in die Reihe der hervorragenden Künstler Berlins stellt. Nicht hoch genug anzuschlagen ist die Bildung seines Tons, der in allen Lagen edel, in den höchsten nichts von seiner Reinheit einbüßt. Das Thema des ersten Satzes, das im Verlaufe desselben in der höchsten Lage der E-Saite auftritt, ein Brückenstein für alle Lügner auf ihrem Instrumente, gelang ihm so meisterlich und mit solcher Leichtigkeit, daß man dem noch jugendlichen Künstler nur Glück auf seiner Bahn wünschen kann.

Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß wir in einem Montagsconcerte Fräulein M. Schmidtlein, der wir im Laufe der Zeit schon öfters begegneten, näher kennen lernten. Mit einer schönen, weitausgiebigen Mezzosopranstimme ausgerüstet, die unter Stockhausens Leitung von des Sangesmeisters Weihe denjenigen Antheil erhalten, der so unwiderstehlichen Zauber auf das Gemüth der Empfänglichen ausübt, singt sie nur, was die Besten geschaffen. Ihr Repertoire ist deshalb nicht klein zu nennen, denn außer den alten Meistern sind ihr die neueren im Liedfache hervorragenden Größen sämmtlich geläufig. Wenn sie eine Vorliebe für gewisse Componisten, namentlich Schumann, Brahms und Franz hegt, so zeigt die Wahl den durchgebildeten Sinn und feinen Geschmack, der es nicht zuläßt, irgend welche Zugeständnisse an ein Publicum zu machen, das noch auf einem Niveau steht, welches von dem geläuterten Geschmacke längst verlassen ist. Fräulein Schmidtlein, die sich hier als vielbeschäftigte Gesangslehrerin aufhält, dürfte bald eine unentbehrliche Zierde der Salons und Concertsäle werden. Wir wünschen der talentirten Künstlerin noch recht oft zu begegnen.

H. Krigar.

Die Humboldt-Akademie.

Seit Anfang dieses Jahres ist in Berlin ein wissenschaftliches Unternehmen ins Leben getreten, das den Zweck verfolgt, in Reihen von in der Regel zehn bis zwölf Vorträgen, die in den Abendstunden je an einem Tage in der Woche gehalten werden, also innerhalb eines Vierteljahres zu absolviren sind, größere wissenschaftliche Fragen oder Theile von wissenschaftlichen Disciplinen und, soweit thunlich, auch ganze Disciplinen für ein größeres gebildetes Publicum durch tüchtige Docenten behandeln zu lassen. Es ist dabei auf die wissenschaftliche Weiterbildung namentlich junger Kaufleute und Beamten, überhaupt von Personen abgesehen, die schon im praktischen Leben stehen und ein Bedürfniß nach gründlicherer wissenschaftlicher Belehrung und Anregung empfinden, als gelegentliche Einzelvorträge geben können, denen aber die Universität verschlossen ist, sowohl weil hier die Disciplinen zu umfangreich vorgetragen werden, für eigentliches Fachstudium berechnet sind, als auch, weil die meisten Universitätscollegia in eine Tageszeit fallen, wo solche Personen von ihren praktischen Geschäften gefesselt werden. Die von den

Zuhörern zu zahlenden Honorare, deren Betrag nach Abzug der Unkosten der Docenten zukommt, sind so mäßig wie möglich bemessen; außerdem wird die Anstalt von dem hierfür gegründeten wissenschaftlichen Centralverein mit Mitteln versehen.

Eine Concurrenz dieser „Humboldt-Akademie" mit der Universität ist weder beabsichtigt noch denkbar, wohl aber darf sie auf Unterstützung seitens derselben durch Mitwirkung von Universitätslehrern als Docenten hoffen und hat sie auch im laufenden Vierteljahr, wo eine bedeutende Anzahl von Vortragscyklen aus den verschiedensten Wissensgebieten abgehalten wurden, bereits erfahren. Auch aus anderen Kreisen hat sie hervorragende Lehrkräfte gewonnen. — Daß die Humboldt-Akademie einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkam, beweist die Theilnahme von über 800 Zuhörern in dem ersten Vierteljahr ihres Bestehens. Sie wird von einem Curatorium geleitet, dem u. A. neben dem Vorsitzenden General der Infanterie von Etzel, Professor Steinthal, der berühmte „Völkerpsycholog", Dr. Eberty, der Reichstagsabgeordnete Rickert, Regierungsrath Professor von Scheel und Professor Jessen angehören. Die besten Hoffnungen dürfen auf den Fortgang des Unternehmens gesetzt werden. h.

Notizen.

Der Reichstag ist seit etwa einer Woche eröffnet, der sogenannte Frieden zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossen, die Anerkennung des neuen Präsidenten der französischen Republik regelmäßig vollzogen, England durch eine Schlappe in Afrika tief betrübt, die Abwehr der Pest endlich in voller Ausführung. Dies sind die nicht durchweg angenehmen Materien, mit welchen sich die Welt, soweit sie sich für politische Dinge interessirt, in den letzten vierzehn Tagen vorzugsweise beschäftigt hat. Denn auch die Pest gehört jetzt bekanntlich zur Politik, seit Rußland diejenigen zu seinen Freunden zählt, die Vorsichtsmaßregeln gegen die drohende Epidemie nur etwa obenhin zur Beschwichtigung des Publicums treffen, während es Regierungen, die sich herausnehmen, die Sache ernst zu behandeln und ihre Landesangehörigen, unter dem Gebot einer heiligen Pflicht, gegen die Seuche erfolgreich schützen wollen, als geheime Gegner ansieht, die etwa gar an unserer Ostgrenze den Verkehr beschädigen und sich auf Kosten des dortigen Exports bereichern wollen. Dergleichen ungeheuerliche Dinge waren in der russischen diensteifrigen Presse zwanzigfach zu lesen, nicht etwa nur in der ultraslavischen, sondern auch in der notorisch von dem Petersburger Preßbureau aus direct soufflirten. Aber sie wurden diesmal ausnahmsweise aus begreiflichen Gründen von den russenfreundlichen Blättern des Inlandes nicht ohne Weiteres übernommen. Infolge eines seltsamen Zusammentreffens, das indessen selbst der entschlossenste Officiöse doch wohl nicht ein glückliches nennen wird, ist der Pestverdacht auch in der Nähe des Aegäischen Meeres aufgetaucht. Man muß daher auch nach der Türkei hin Mancherlei absperren, und Rußland kann sich vernünftigerweise nicht mehr beschweren. Was den sonstigen politischen Speisezettel dieser Tage angeht, so nimmt er sich zwar weniger grausig aus, läßt aber doch ein rechtes Behagen nicht aufkommen. Der Reichstag ist also wieder einmal da, gleichsam aus dem Winterschlaf erwacht, und er möchte sich gern des kommenden Frühlings erfreuen, möchte leben und arbeiten. Aber es fragt sich, ob ihm ein normales Dasein vergönnt sein wird. Das junge Gesicht verräth für den aufmerksamen Beobachter hippokratische Züge. Wer hätte am Nachmorgen des glorreichen Tages, als das deutsche Reich gegründet ward und die Herzen in dem Vollgefühl der vaterländischen Zukunft höher schlugen; wer hätte damals vorhersagen mögen, daß, bevor das erste Jahrzehnt der neuen Epoche vollendet wäre, unser aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament in kurzen Zwischenräumen vielleicht zwei Auflösungen nach einander erleben sollte! Doch wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen und auf einen besseren Ausgang noch immer hoffen. Eine nachhaltige Reaction ist ohnehin nicht möglich, so lange nicht wieder die alten feudalen Grenzpfähle in unserer Feldmark aufgerichtet werden und so lange eine gewisse Rücksichtnahme auf süddeutsche und andere nicht spezifisch brandenburgische Sympathien für den politischen Geschäftsbetrieb und das Gedeihen des Reiches unumgänglich bleibt. Sieht es ja doch sonst in der übrigen Welt nach Frieden aus. Warum sollte er uns im Innern vorenthalten bleiben! In Frankreich nimmt Alles, trotz Republik, Gambettisten und Communisten, einen so geregelten Gang, daß die für den Augenblick weniger beglückten Nachbarn wahrhaft neidisch darauf werden könnten. Der Präsident Grévy ist ordnungsmäßig anerkannt und von den Souveränen in ihrer Erwiderung auf die persönliche Anzeige seines Regierungsantritts als großer Freund begrüßt worden. Spöttisch erinnerte zwar neulich ein Legitimist in einem festländischen Salon daran, wie es einmal Friedrich der Große mit dem indischen Nabob gehalten habe. Er fragte den steinreichen Ausländer, welche Stellung er eigentlich in seinem Lande habe. Ungefähr, antwortete der selbstbewußte Krösus, eine solche wie Ew. Majestät in dem Ihrigen. Dans ce cas, erwiderte der König, mon frère, veuillez vous asseoir! Die Analogie mag pikant sein, trifft aber nicht zu und wird den ehrwürdigen Grévy auf seinem Wege, welchen er schlicht und correct seit dem Beginn seiner Laufbahn gewandelt ist, nicht irre machen. Man kann sich darauf verlassen, daß er sein Land inmitten der Chefs der verschiedenen Regierungen, wie der Kunstausdruck lautet, würdig und angemessen vertreten wird. In Sachen der französischen Republik war doch die gewichtigste Frage, wie die Armee gesinnt wäre. Alle intime sichere Nachrichten melden indessen übereinstimmend, daß bis zu den Obersten hinauf die Armee für das republikanische Regiment gewonnen ist. Mit vielen, allerdings nicht allen Generälen hat es dieselbe Bewandtniß. Daran ist denn auch die eine Zeit lang wegen eines Staatsstreiches geplante Verschwörung gescheitert. Broglie und Genossen mußten ihre hochverräthische Gedanken auf einen günstigeren Moment vertagen. Ganz ähnlich erging es den Russen mit der Conspiration gegen den Berliner Frieden. England und Frankreich wollten von einem Bruch desselben, gleichviel unter welcher fadenscheinigen Formel, nichts wissen. Und über England mit dem bekannten Naserümpfen hinwegzugehen, hat die russische Liebedienerei seit den letzten Jahren denn doch verlernt. Englands Malheur in Südafrika ließ jenes Lager allerdings wieder etwas aufathmen. Die Freude über die von den Kaffern in einen Hinterhalt gelockten und erschlagenen fünfhundert Engländer war auf der ganzen Linie unverkennbar, wird aber schwerlich lange währen und zur Wiederherstellung des russischen Prestige offenbar nicht ausreichen.

Offene Briefe und Antworten.

„Rosamunde."

Verehrte Redaction!

Für die wohlwollende Besprechung meiner „Rosamunde" sage ich Ihnen meinen besten Dank und erlaube mir nur zu bemerken, daß ich keine willkürlichen Combinationen ersonnen, sondern mich streng an die Ueberlieferung gehalten habe, die bei Gregor von Tours nur in sehr unvollkommener Gestalt vorliegt. Das für unser modernes Gefühl Verletzende bin ich bemüht gewesen, möglichst zu mildern, und habe den Zuschauern weniger zugemuthet als manche meiner Vorgänger. Sie mögen indeß Recht haben, daß ein Rest übrig bleibt. Aber wie selten wird es einem Künstler so wohl, an einem Marmorblock zu arbeiten, der gar keine Adern hat! Und wenn ich wirklich zu tadeln sein sollte, weil ich in Umgestaltung des geschichtlichen Stoffes nicht noch weiter gegangen bin, so ist es dafür die echte unverfälschte Geschichte Alboins und Rosamundes, die in diesem Drama den Deutschen dargeboten wird.

Berlin, 14. Februar 1879. Heinrich Kruse.

Inserate.

Zum 1. Abdruck für Journal- od. Zeitungsfeuilleton wird die Uebersetzung eines feinen, spannenden, in der Revue d. d. Mondes erschienenen Romanes von **Maria Achard** offerirt. 20 Druckbogen. Adr. sub H. 3039 an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen Pr.
L. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von Georg Stilke in Berlin
N.W., Luisenstrasse 32.

Künstlerfestspiele

von

J. Lohmeyer.

Albrecht Dürer, Die Malerhölle, Titiano Vecellio.

Mit Titel- und Ornamentzeichnungen
von
Ludwig Burger und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bogen gr. 8.
Elegant cartonnirt Preis 3 *M.*

Der Verfasser, bekannt als der feinsinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend“**, hat diese dramatischen Gelegenheits-Dichtungen, die von dem *„Verein Berliner Künstler“* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Charakter einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odilo.

Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 Pf.

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe.“

Joseph Krauss in Hamburg

empfiehlt sein reichhaltiges

Cigarren-Lager

in 95 verschiedenen Sorten von
68 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur**, A. Hofmann, in **Berlin** ist als 3. Band der Vereinspublikationen IV. Serie erschienen:

G. E. Lessing.

Ein Lebensbild nach James Sime.
Frei bearbeitet
von
Adolf Strodtmann.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
gr. 8. 28 Bogen. elegant geb. Einzel-Preis 6 *M.*

Das vorliegende Buch gibt ein klares, deutliches Bild des politischen und geistigen Lebens Deutschlands vor Lessing und zu seiner Zeit — ein ganz prächtiges Buch, das wir nicht genug empfehlen können. **Frankf. Journal.**

Es ist gradezu bewundernswürdig, wie der englische Autor sich in die deutsche Geistescultur des 18. Jahrhunderts eingelebt hat. Das merkwürdige Werk wird ebenso beim deutschen Publikum sich Eingang verschaffen, wie die Lewes'sche Göthebiographie. Sime übertrifft Lewes an Tiefe der Auffassung und objektiver Charakteristik. **Ueber Land und Meer.**

Die Lessingbiographie von Sime verdient die weiteste Verbreitung zu finden und dazu wird die deutsche Ausgabe von Strodtmann gewiß wesentlich beitragen. Die Bearbeitung ist so vortrefflich, daß man dasselbe für ein Originalwerk halten würde, wenn nicht der Vermerk auf dem Titel die Uebertragung verriethe. **Berliner Fremdenblatt.**

Königliche Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule zu Aachen.

Von jetzt an werden auch mit Beginn des Sommersemesters (am 21. April d. Jahres) Eintretende als **Studirende** eingeschrieben.
Programm und Statut von der Direction.

Neue Musikalien

im Verlage von

C. A. Challier & Co.

in Berlin.

Hollaender, G., Op. 7. Zwei Charakterstücke für Violine mit Pianoforte. No. 1. Minnelied. 2 *M.* 50 Pf. No. 2. La Gondoliera. 2 *M.*

Loewe, C., Op. 58. **Fünf Oden des Horaz auf den lateinischen Text mit deutscher Uebersetzung von Voss für 4 Männerstimmen.** Partitur und Stimmen 4 *M.* 50 Pf.

Marx, A. B., Auswahl aus J. S. Bach's Compositionen mit einer Abhandlung über Auffassung und Vortrag seiner Werke am Pianoforte. Neue billige Ausgabe 3 *M.* netto.

Sabath, E., Op. 18. Drei Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. 1. Vertraue. 2. Ueber Nacht. 3. Der Wald wird dichter. 2 *M.*

Schlottmann, L., Op. 43. Trauermarsch, Recitativ und Finale. Sinfonische Scene für Orchester. Partitur 5 *M.* netto. Orchesterstimmen 15 *M.* Vierhändiger Clavier-Auszug vom Componisten 4 *M.* 50 Pf.

Schlottmann, L., Op. 44. Zehn Gedichte von Goethe für eine Singstimme mit Pianoforte 6 *M.* Dieselben einzeln: No. 1. Wanderers Nachtlied. 60 Pf. No. 2. An den Mond. 1 *M.* No. 3. Nachtgesang. 60 Pf. No. 4. Der Goldschmiedsgesell. 1 *M.* No. 5. An die Entfernte. 1 *M.* No. 6. Der König in Thule. 80 Pf. No. 7. Der Fischer. 1 *M.* 20 Pf. No. 8. Erlkönig. 1 *M.* 20 Pf. No. 9. Gretchens Bitte. 1 *M.* 20 Pf. No. 10. Lied zum Tanz u. d. Linde. 1 *M.* 50 Pf.

Urban, H., Op. 22. Concert für Violine mit Begleitung des Orchesters. Orchesterstimmen 8 *M.* Solostimme 2 *M.* Clavier-Auszug mit Solostimme 5 *M.*

Vierling, G., Op. 55. Drei Fantasiestücke für Violoncell mit Pianoforte. No. 1. 2. 3. à 2 *M.*

Vierling, G., Op. 57. Der 100ste Psalm für gemischten Chor a capella mit willkürlicher Begleitung des Pianoforte. Partitur und Stimmen 3 *M.*

Vollmer, A., Drei Lieder des Mirza Schaffy „Zum Lobe des Weines und irdischer Glückseligkeit“ für Bass mit Begleitung des Pianoforte. 1 *M.* 20 Pf.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines sowohl der Unterhaltung als der Belehrung dienenden populären Journals wird eine bewährte Kraft gesucht, welche mit dem Verständnisse für das wirklich Populäre vielseitige Kenntnisse verbindet. Vor allem sollte die betreffende Persönlichkeit die Eigenschaft besitzen, die revidirende Thätigkeit der Redaction

mit grösster Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit

auszuüben, so dass Irrthümer und Fehler vermieden werden. Diejenigen geehrten Herren, welche sich um diesen gut dotirten Posten bewerben wollen, werden gebeten, ihren gefälligen Zuschriften die Angabe einiger Referenzen, sowie eine Photographie beizufügen, welche letztere jedenfalls zurückgeschickt wird. Die Vermittelung der mit der Chiffre **D. 6253** zu versehenden Offerten erfolgt durch die
Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Hierzu Beilagen von der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart und Herrn Eduard Trewendt, Verlagshandlung in Breslau.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 9. Berlin, den 1. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg **Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. — **Literatur und Kunst:** Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen. Von Wilhelm Lauser. — Die Frau eines großen Dichters. Von J. A. Scartazzini. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Brutus und Collatinus. Trauerspiel in fünf Acten von Albert Lindner. Besprochen von Paul Lindau. — Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

China und seine politische Stellung zur Außenwelt.

Von B. M.

In den letzten Jahren hat sich so Manches ereignet, was China selbst dem Gleichgültigeren näher gebracht hat und namentlich dürfte dies auch für Deutschland der Fall gewesen sein. Die Beglaubigung eines chinesischen Gesandten bei dem deutschen Kaiser, die Entsendung junger Chinesen nach Deutschland zu ihrer Ausbildung, das Erscheinen des ersten Bandes des Richthofen'schen Werkes sind Ereignisse, welche auch auf weitere Kreise eine gewisse Wirkung nicht verfehlt haben werden, und so dürften die nachstehenden Mittheilungen über das große Fabelland heute vielleicht einem wärmeren Interesse begegnen, als dies noch vor nicht zu langer Zeit der Fall gewesen sein würde.

Vielleicht wird der Ausdruck Fabelland Manchem etwas gewagt erscheinen, aber trotz Allem, was von berufener und unberufener Seite über das ungefüge Reich der Mitte gesagt und geschrieben worden, ist dasselbe dennoch bis zum heutigen Tage wenigstens für die Mehrzahl ebenso unbekannt wie unverstanden geblieben. Die Ursache davon liegt auf der Hand. Wir können uns im Geist in die Civilisation der Aegypter, der Assyrer, der alten Perser versetzen und staunend bewundern, was diese Nationen vor Jahrtausenden geleistet; fänden wir uns aber in Person der Zeit eines Ramses des Großen oder eines Cyrus gegenüber, so würde uns das, was uns heute vorurtheilsfreie Bewunderung abzwingt, im Ganzen und Großen recht wenig bewunderswerth erscheinen, und wir würden in dem Gefühl, Kinder und Bürger des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, auf die uns so wenig verwandten Zustände herabschauen und ihnen höchstens ein archäologisches Interesse abzugewinnen vermögen. Aehnliches empfinden wir China gegenüber. Wir wissen, daß wir es mit einer Jahrtausende alten, selbstständigen Civilisation zu thun haben, daß wir uns einem fast eben so alten, fest gefügten Gemeinde- und Staatswesen gegenüber befinden, aber die äußeren Eindrücke sind eben zu überwältigend und dem thatkräftigen Sohne unserer Zeit, den des Schicksals Laune oder der eigene Wille in das Reich der Mitte führt, scheint Alles, was ihn umgibt, ein schwer oder gar nicht verständliches Trümmerwerk, das er im Bewußtsein seines Wissens und seiner Kraft im günstigsten Falle mit einer gewissen gutmüthigen Verachtung belächelt. Die Gegensätze sind freilich auch groß. Eine chinesische Kriegsdschunke und das Panzerschiff, welches die Flagge des englischen Stationscommandanten führt, die Truppen, welche die Schlachten des Jahres 1870 schlugen und das zerlumpte Gesindel, welches unter ohrenzerreißendem Geschrei vor dem inspicirenden Mandarin Bocksprünge ausführt und mit stumpfen Säbeln auf buntbemalte Schilde schlägt, die stolzen Straßen und Paläste europäischer Hauptstädte und die Jammerlöcher, in denen Hunderttausende der schwarzhaarigen Söhne des himmlischen Reiches ihr Leben hinbringen und in denen Augen und Nase des Fremden gleichmäßig beleidigt werden; der Abstand ist eben zu groß, um ein anderes Gefühl als das des Widerwillens und der selbstbewußten Ueberlegenheit aufkommen zu lassen. — So haben wir uns denn allmählich daran gewöhnt zu glauben, es mit den längst versteinerten Ueberresten einer nur durch ihr Alter ehrwürdigen und interessanten Cultur zu thun zu haben, ohne uns zu fragen, ob nicht doch unter der unbewegten Oberfläche ein frischeres Leben pulsirt habe und noch pulsire. Diese Frage zu beantworten, soweit die politischen Beziehungen Chinas zur Außenwelt in Betracht kommen, soll die Aufgabe sein, die wir zu lösen versuchen wollen.

Auf die ältesten Zeiten des chinesischen Reiches, d. h. auf die Dynastien der Hsia, Shang, Tschou und Tch'in zurückzugreifen würde zu weit führen, besonders da es sich dabei immer nur um mehr oder weniger geistvolle und gewagte Voraussetzungen handeln könnte, es wird genügen, an die erste historisch unzweifelhaft feststehende Berührung Chinas mit den Völkern des fernen Westens anzuknüpfen. Im Jahre 122 v. Chr., unter der Regierung des Kaisers Wu-ti der ersten oder westlichen Han-Dynastie, kehrte der General Chang Kien aus den Ländern des Yaxartes und Oxus nach einem zehnjährigen Aufenthalte in denselben zurück; seine Reise war epochemachend für China; nicht nur daß er den Chinesen bis dahin ungeahnte Einblicke in die Länder ihrer westlichen Nachbarn eröffnete, er brachte auch eine große Anzahl bis dahin unbekannter Pflanzen in die Heimat mit. Nach dem Pên-tsâo verdankt ihm China die Einführung der gemeinen Bohne, der Gurke, der Petersilie, des Sesam, des großen Knoblauch, der Wallnuß, des Granatbaumes und des Weins, d. h. einer großen Anzahl der heute noch wichtigsten Nutzpflanzen.

Seit dieser Zeit werden die Beziehungen zwischen China und seinen westlichen Nachbarn selten unterbrochen. Die Arsaciden-Dynastie der Parther (bis 228 n. Chr.) war unter dem Namen An-si bekannt, sie sendeten u. A. im Jahre 78 n. Chr. einen Löwen als Geschenk, und einen zweiten im Jahre 101; von der Mitte des fünften Jahrhunderts an wird Persiens als Po-sse Erwähnung gethan und in der Geschichte der Täng-Dynastie (618—906) sogar der letzte Sassanide Yezdejerd II. (Yi-sse-sse) aufgeführt. Die Araber erscheinen bald nach der

Entstehung des Islam. In der Geschichte der Täng, in welcher sie als Ta-shi bezeichnet werden, wahrscheinlich eine Nachbildung von Tazy, wie die Araber nach d'Ohsson von den alten Persern genannt worden sein sollen, werden Gesandtschaften der Kalifen Abul Abbas (A-bo-lo-ba), Abu Djafur (A-pú chá-fo), Harun (A-lun) erwähnt und in der Geschichte der Sung (960—1280) sind zwanzig Gesandtschaften der Araber verzeichnet. Aber selbst noch weiter nach Westen reichten die chinesischen Beziehungen, wie das Erscheinen eines Gesandten des oströmischen Kaisers Theodosius im Jahre 643 bei dem Kaiser Tai-tsung der Täng-Dynastie beweist. Freilich stand gerade zu den Zeiten dieses Herrschers die chinesische Macht am höchsten, Corea war unterworfen, das jetzige Ostturkestan erobert und das chinesische Gebiet bis zu den Grenzen des persischen Reichs und den Ufern des Kaspischen Meeres ausgedehnt worden. Solche militärischen Erfolge, zusammengenommen mit der großen räumlichen Ausdehnung des Reichs und der voraussichtlich sehr bedeutenden Bevölkerungszahl desselben, eine freilich nicht ganz sichere Quelle gibt dieselbe für das Jahr 722 auf 52,884,818 an, würden allein hingereicht haben, China eine hervorragende Stellung allen den sich innerhalb seiner Machtsphäre befindlichen Nationen gegenüber zu sichern, aber es dürfte doch vielleicht irrthümlich sein, nur diese Factoren in Betracht zu ziehen und andere ebenso wichtige bei Seite zu lassen. Die hohe Cultur eines Reichs, welches weit über seine Grenzen hinaus nach Süden und Osten seinen Nachbarn den Stempel seiner Civilisation aufgedrängt hatte, das festgeordnete Staatswesen, dem sich die China besuchenden Fremden gegenüber fanden, die commerzielle und religiöse Rührigkeit der Chinesen, alles dies wird dazu beigetragen haben, den Ruhm Chinas bis in die fernsten Länder zu tragen, und den Wunsch nach der Anknüpfung directer Beziehungen mit solchem Reiche den Fürsten und Völkern nahezulegen.

Zwischen dem vierten und achten Jahrhundert unserer Aera zogen chinesische Dschunken nach Ceylon, Persien, Mesopotamien und vielleicht bis nach Aden, sollte da nicht anzunehmen sein, daß auch auf dem Landwege unternehmende Händler weiter nach Westen vorgedrungen sein mögen, als sich dies vielleicht bestimmt nachweisen läßt? Die vielen Spuren westlichen, namentlich persischen Einflusses, welche sich in der chinesischen Ornamentik auch der älteren Zeiten finden, scheinen darauf hinzudeuten, daß der Verkehr ein regerer gewesen, als man sonst wohl im Allgemeinen anzunehmen pflegt.

Zwischen China und Indien bestanden die lebhaftesten Beziehungen und zwar meistens auf religiöser Grundlage. Nach Indien, der Wiege des Buddhismus, ziehen Priester und Gesandte, um die Lehre an der Quelle zu studiren oder unverfälschte Exemplare der heiligen Bücher zu holen; Chi-tao-án besuchte Indien im Anfange des vierten Jahrhunderts, Fa-hien, der Verfasser des Foé-kué-ki, von 399—414, Hoéi-seng und Song-yun, deren Bericht Ch. F. Neumann übersetzt hat, ungefähr hundert Jahre später; Hiuan Tsang weilt von 629 bis 645 in Indien; unter der Täng-Dynastie ziehen sechsundfünfzig Priester nach dort und von 964—75 hält sich Ki-nie mit dreihundert Schülern daselbst auf; die Sui- (518—681) und Täng-Dynastie scheinen sich hauptsächlich für Indien interessirt zu haben, die große Anzahl von Sendungen von Gesandten und Generälen, deren in ihren Annalen Erwähnung geschieht, spricht dafür. Aber China begnügte sich nicht damit, die buddhistische Lehre aufgenommen zu haben, es gab sie auch weiter; von ihm aus kam der Buddhismus 372 nach Corea, von wo aus er im J. 552 nach Japan herübergetragen wurde, und aus beiden Ländern zogen wiederum Mönche und Gelehrte nach China, um dort, der Quelle näher, sich der Erforschung der heiligen Schriften zu widmen. Einen Begriff von der Macht und der Ausdehnung des Buddhismus in China zu diesen Zeiten möge die der Geschichte der Täng entnommene Angabe gewähren, daß im Jahre 845, 4660 kaiserliche und 40,000 andere buddhistische Tempel und Klöster bestanden mit 260,500 Priestern und Nonnen, die 150,000 Sklaven besaßen.

Kurz gefaßt dürfte sich für die Zeiten bis gegen das zwölfte Jahrhundert die Stellung Chinas der Außenwelt gegenüber dahin charakterisiren lassen, daß es für die unmittelbarer im Bereich seines Einflusses gelegenen Staaten, wie Corea, Japan und Hinterindien bis Birmah, die Quelle alles Wissens und aller Cultur war; es spielte ihnen gegenüber die Rolle, welche das klassische Alterthum zu uns einnahm und einnimmt, nur mit dem Unterschiede, daß die Sprache und die Literatur Chinas die eines lebenskräftigen, auf der höchsten Stufe politischer Entwickelung stehenden Staates waren, während für uns der geistige Einfluß Griechenlands und des klassischen Roms erst begann, als die politische Existenz derselben aufgehört hatte. Die Rolle Chinas ist daher seinen Nachbarvölkern gegenüber eine viel durchgreifendere gewesen; für Corea und Japan war es außerdem die Heimat der in beiden Ländern herrschend gewordenen Religion. Den weiter entfernt liegenden Staaten erschien das schon durch seine räumliche Ausdehnung gewaltige Reich als der Inbegriff höchster intellectueller wie materieller Kraft und übte als solcher die Anziehungskraft aus, welche der Masse stets innezuwohnen pflegt.

Unter den beiden Sung-Dynastien (die nördliche 960—1126, die südliche 1127—1278) wird China von dieser Stellung Manches eingebüßt haben, bis endlich die fortwährenden Kämpfe gegen die Kin-Tataren und die Mongolen mit dem Untergange der einheimischen und der Errichtung einer fremden, der Yüan (mongolischen) Dynastie endeten. Wie ein angeschwollener Bergstrom ergossen sich die mongolischen Schaaren über Mittel- und Westasien bis nach Europa hinein, ihren Weg mit Blutvergießen und Verwüstung bezeichnend, aber doch auf den Trümmern des Zerstörten neue Reiche gründend und ihre Herrschaft dauernd befestigend. Die Züge der Mongolen gegen Persien und die Gegend des Kaukasus 1220—1224, nördlich vom Kaspischen Meere und westlich von der Wolga 1235—1242, gegen Nordrußland bis in die Nähe von Nowgorod 1237—1238, gegen Südrußland bis nach Volhynien und Podolien 1240, gegen Polen, Schlesien und Mähren 1240—1241, gegen Ungarn 1241—42 trugen den Schrecken vor den mongolischen Waffen bis weit über diese Länder hinaus, aber sie dienten zugleich dazu, die Beziehungen zwischen Ostasien einer- und Westasien und Osteuropa andererseits enger zu knüpfen, wobei China und die dort herrschende mongolische Dynastie gewissermaßen den idealen Mittelpunkt abgab, um den sich die andern Staaten derselben Herkunft gruppirten. Die drei großen mongolischen Reiche in Asien, Persien, Turkestan und die goldene Horde, erkannten die Oberhoheit des Kaisers von China schon gleich nach der Eroberung Nordchinas durch die Mongolen 1236 an; die Herrscher der drei Reiche hatten ihre Apanagen in China; zahlreiche Gesandtschaften mit Geschenken (Tribut) hielten die engsten Beziehungen aufrecht. Gefangene aus den unterworfenen Völkern bildeten die Leibgarde des Kaisers von China, so z. B. Russen, aus denen der Kaiser Wen-tsung 1330 ein Regiment bildete, dem nördlich von dem jetzigen Peking eine Niederlassung angewiesen wurde; der Uebersendung russischer Gefangener wird überhaupt häufig, so u. A. 1334 Erwähnung gethan und die Leibgarde des Kaisers als aus Mongolen, Kipchaken und Russen bestehend bezeichnet. Nach dem Sturz der Yüan-Dynastie in China 1367 rüstet sich der mächtigste Mongolenfürst, Timur, der selbst nie den Titel als Khan angenommen, sondern die nominelle Oberhoheit stets den directen Nachkommen Chagatais gelassen hatte, zur Wiedereroberung Chinas, stirbt aber 1405 während der Vorbereitungen zu diesem Feldzuge.

Aber auch in andern Beziehungen brachten die Züge der Mongolen den Osten und Westen in nähere Berührung. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß der chinesischen und mongolischen Schriftsteller legte Dschinghiz Khan schon bei seinem ersten Zuge nach Westen im Jahre 1219 Straßen an, welche dazu bestimmt waren, die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern und welche später so weit ausgedehnt wurden, daß sie trotz der großen Terrain- und sonstigen Schwierigkeiten, welche sich

ihrer Vollendung in den Weg stellten, in der That Persien und Rußland mit der Ostmongolei verbanden. Sein Nachfolger, Ogotaï Khan, sorgte für die Sicherheit dieser Straßen durch die Anlegung zahlreicher Wachtposten.

Auf diesen Wegen ergossen sich die zahllosen mongolischen Haufen nach Westen, eilten die Couriere der Khane hin und her und kamen die Gesandten und Fürsten der unterworfenen Völker oder derjenigen Reiche, welche die Freundschaft der mächtigen Mongolenherrscher suchten. Drei russische Großfürsten gingen nach Caracorum um die Investitur zu erlangen; Haïton, König von Kleinarmenien, zog diesen Weg 1254, der Franziskaner Plano Carpini, als Gesandter Papst Innocents, 1246, einige Jahre später Rubruquis zu Mangu Khan, die Polos gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Aber auch in entgegengesetzter Richtung wurden diese Wege benutzt; der tauistische Mönch Ch'ang ch'un zog auf den Wunsch Dchinghiz Khans von Shantung zu ihm nach Samarkand und von dort zurück nach Peking; ein Abgesandter des Kin-Kaisers Wu-ku-sun ging 1220—21 zu Dchinghiz Khan nach Persien, um ihn um Frieden zu bitten, und 1259 reiste Ch'ang Te als Gesandter Mangu Khans zu Hulago Khan von Caracorum nach Bagdad und zurück, anderer ähnlicher Fahrten nicht zu gedenken.

Während so die ursprünglich militärischen Etappenstraßen Dchinghiz Khan's dem großen Weltverkehr dienten, entwickelte sich auch der Seeverkehr, der seit vierhundert Jahren fast gänzlich darniedergelegen hatte, zu früher fast unerreichter Blüthe; im Jahre 1286 berichten die Behörden von Fokien, daß Schiffe aus mehr als neunzig Königreichen dort zusammengekommen seien und die Chinesen selbst suchen die alten, lange vernachlässigten Bahnen wieder auf und ziehen nach Ceylon und Malabar, selbst nach Persien, wie Marco Polo berichtet.

Auch der Sturz der Mongolen-Dynastie 1367 scheint in diesen regen Beziehungen Chinas zum Auslande während des ersten Jahrhunderts der neuen Regierung keinen wesentlichen Rückgang herbeigeführt zu haben. Mit den Mongolenstaaten freilich konnten engere Verbindungen nicht wohl aufrecht erhalten werden und auch die im Westen Chinas, hauptsächlich während der Yüan-Dynastie, eingewanderten Mohamedaner wurden, wie z. B. 1387 aus Kansu, ausgewiesen, besonders wohl wegen der Uebereinstimmung ihres Glaubens mit dem auch von den mongolischen Herrschern Mittel- und Westasiens angenommenen. Trotzdem blieben noch genug Beziehungen bestehen; der Seeverkehr dauerte in der alten Weise fast bis gegen 1450 fort und die Annalen der Ming-Dynastie erwähnen die Ankunft zahlreicher fremder Gesandtschaften, namentlich unter dem Kaiser Tsching-tsu 1409. Von späteren ähnlichen Veranlassungen dürften besonders eine Gesandtschaft aus Aegypten (Misr), im Jahre 1441 vom Sultan Aschref (A-shi-la-fu) entsandt, und eine im Jahre 1481 aus Samarkand, welche Löwen zum Geschenk brachte, zu bemerken sein, da sie den Beweis dafür liefern, wie ausgedehnt auch noch zu dieser Zeit die auswärtigen Beziehungen Chinas waren.

Mit dem Sinken der Macht der Ming-Kaiser mußte auch hierin ein Rückgang bemerkbar werden; das rege Interesse an den Vorgängen in den Nachbarstaaten schwindet, die Versuche zu interveniren hören auf und statt agressiv voranzugehn, muß sich das gewaltige Reich auf die Abwehr beschränken. Noch unter der Regierung des Kaisers Siung-tsung, 1426—35, war der freilich erfolglose Versuch gemacht worden, in Cochinchina eine der chinesischen Dynastie befreundete Familie auf den Thron zu bringen; aber schon 1495 wurden die Bitten um Unterstützung der einen dort um die Herrschaft ringenden Partei seitens der chinesischen Regierung abgelehnt; die Einfälle der Mandschuren wurden immer häufiger und bedrohlicher, 1449 fällt der an der Spitze eines Heeres gegen sie ausgezogene Kaiser Yng-tsung in ihre Hände und wird erst nach mehreren Jahren gegen Zahlung eines bedeutenden Lösegeldes freigegeben; die Japaner, welche bis dahin zu den tributären Staaten gezählt wurden, schütteln diese freilich wohl nur nominelle Oberhoheit ab und bedrohen die Küsten Chinas; 1555, 1556 und 1563 dringen sie vom Meeresstrande bis weit in das Innere vor und die für sie gebrauchte Bezeichnung „Langbogen" wird ein Wort, mit dem in den Seeprovinzen die Mütter ihre Kinder schrecken und zur Ruhe bringen. — In diese Zeit des Niedergangs der chinesischen Macht fallen indessen zwei Ereignisse, welche bestimmt sind, auf die weitere Entwicklung der äußeren Beziehungen des Reichs den größten Einfluß auszuüben, die erste Berührung mit den auf dem Seewege und zu Handelszwecken gekommenen Europäern und die Ankunft der ersten Missionäre. — Diese letztere Angabe bedarf indessen einiger Erläuterungen.

Bereits im Jahre 635 haben Einwanderungen Nestorianischer Christen nach der Provinz Shensi stattgefunden und scheinen sich dieselben allmählich über die nordwestlichen und nördlichen Theile des Reichs ausgebreitet zu haben, wenigstens geschieht ihrer oft in den älteren Berichten, so z. B. von Rubruquis, Haïton und Marco Polo Erwähnung; sie besaßen Kirchen in vielen größeren Städten und scheint zu diesen Zeiten das Bekenntniß der christlichen Lehre kein Grund zum Ausschluß von Staatsämtern gewesen zu sein, wie dies jetzt der Fall ist. Ein gegen Ende des 13. Jahrhunderts gemachter Versuch, eine katholische Mission in China zu gründen, mißlang dagegen. Der von Clemens V. 1288 nach Peking entsandte Giovanni de Corvina erhielt allerdings die Erlaubniß, dort eine Kirche zu bauen und seiner Lehrthätigkeit nachzugehn; er wurde zum Bischof von Kambalu d. h. Peking ernannt und einige Priester wurden ihm zur Unterstützung nachgesendet; die Mission ging indessen trotz anfänglich viel versprechender Erfolge nach dem Tode ihres Gründers ein. — Die 1581 resp. 1600 nach China gelangenden Jesuiten Ruggiero und Ricci waren also nicht im eigentlichsten Sinne die ersten christlichen Missionäre, welche chinesischen Boden betraten, sondern nur die ersten der Klasse von Sendboten, welche für sich wie für ihre Proselyten, allerdings auch in nur allmählich steigendem Maße, besondere Vorrechte und den chinesischen Gesetzen und Gebräuchen gegenüber eine Ausnahmestellung in Anspruch nahmen. Doch wird auf diesen Punkt, wie auf den Einfluß und die Wirksamkeit der Missionäre überhaupt, später ausführlicher zurückzukommen sein.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen.

Das Buch, von welchem in den folgenden Zeilen die Rede sein wird, ist zwar ohne den Namen seines Verfassers aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien hervorgegangen und trägt, zur völligen Wahrung des Incognitos, den ganz harmlosen Titel: „Fünfzehn Tage auf der Donau". Unser Recht, dasselbe ein Tagebuch des östreichischen Kronprinzen zu nennen, ist aber ein unzweifelhaftes. Denn auf dem Titelblatte des Exemplars, welches uns zur vorübergehenden Benützung freundlich überlassen wurde, steht der Name Rudolf in großen, männlich festen Zügen: den nämlichen Zügen, in welchen, wie wir von anderer Seite wissen, seinerzeit das Manuscript, das keine Spur einer fremden Hand trug, dem Druck übergeben worden war. In dem Begleitschreiben an den Besitzer unseres Exemplars soll übrigens Kronprinz Rudolf selbst sein Werk als die Frucht seiner Tagebuchaufzeichnungen während eines zweiwöchentlichen Jagdausfluges auf der Donau bezeichnet haben. Und es wird uns berichtet, jeden Abend, wenn die sämmtlichen Theilnehmer jenes Ausfluges, erschöpft von den Aufregungen und Anstrengungen der Jagd, die meist vom ersten Morgengrauen bis in die sinkende Nacht dauerte, sich bereits dem Schlummer überlassen hatten, habe der Prinz

noch eine, zwei Stunden gewacht, um das frische Bild des tagsüber Beobachteten und Erlebten auf das Papier zu werfen.

Die Frage nun, ob es ziemlich sei, in der Oeffentlichkeit ein Buch zu besprechen, dessen Verfasser ungenannt bleiben und mit dem Werk seiner Feder nur einem engern Kreis Bekannter ein Geschenk machen wollte, brauchen wir wohl nicht mehr aufzuwerfen, nachdem erschöpfende Auszüge aus demselben durch die Zeitungen veröffentlicht worden sind und in Oestreich und Deutschland allgemeines Interesse erweckt haben. Der Schrecken der Hofräthe über einen solchen Einbruch in das den etwaigen schriftstellerischen Neigungen der kaiserlichen Familienglieder nicht eben günstige habsburgische Hausgesetz war ja überdies bald einer gewissen Genugthuung über die allgemein dankbare Aufnahme jener Zeitungsenthüllungen gewichen. Ja eine allerhöchste Persönlichkeit soll die von uns freilich nicht getheilte Ansicht geäußert haben, das Werk des Kronprinzen mache sich eigentlich in der Zeitung noch besser als im Buche.

Es versteht sich nun von selbst, daß die „Fünfzehn Tage auf der Donau", denen ihr Verfasser den bescheidenen Rang einer einfachen Reisebeschreibung zuweist, nur in den Kreisen, in welchen man für Reisen, Jagd und zoologische Untersuchungen ein besonderes Interesse hegt, Aufmerksamkeit beanspruchen könnten, wenn nicht eben die für Jedermann anregende Frage hinzuträte, ob sich neben der schriftstellerischen Leistung des Verfassers nicht auch mit einiger Sicherheit ein Bild desselben als Menschen feststellen lasse. Und in dieser Beziehung sind wir allerdings der Ansicht, für unser Urtheil eine bessere Handhabe in der Schrift über einen ganz harmlosen Gegenstand, in welcher sich der Verfasser nach Herzenslust gehen läßt, als etwa in einer Abhandlung über Regierungsgrundsätze, wie dem Antimacchiavel Friedrichs II. von Preußen, zu besitzen.

In einem Vorworte begründet der Verfasser seinen Reiseentschluß mit dem allgemeinen, im Frühling besonders lebhaften Wandertriebe und Sehnen des Menschen nach neuen Eindrücken, neuen Bildern, neuen Abenteuern. Er gesteht zwar den Nutzen der gewöhnlichen programmmäßigen Reisen in den Culturländern vollkommen zu, aber den angekränkelten Stadtbewohnern gegenüber, die es für eine Verwilderung halten, die freie Natur als die wahre, immer den Geist neu belebende Heimat des Menschen anzusehen, behauptet er die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit aus der Gesellschaft der Culturmenschen in die Natur zu flüchten, als zu einer wahren Quelle der Veredlung, einem Schutze gegen die Verknöcherung im Kampfe der bloßen materiellen Interessen. Daß dieser Wandertrieb hier die erste Stimme, welche den Menschen zur Bildung und zum Fortschritte gerufen habe, und noch der wahre Beweggrund der Kreuzfahrten genannt wird, im Gegensatz zu der allgemeineren culturhistorischen Anschauung, welcher zufolge gerade das Seßhaftwerden der Menschen den Beginn ihrer Gesittung bezeichnet und wenigstens bei den ersten Kreuzzügen religiöse Begeisterung und kirchliche Antriebe mächtiger wirkten als die Lust am Wandern und Erobern, dies scheint uns weit eher einer jener wohlbekannten Züge jugendlicher Schriftsteller, welche zur Erklärung einfachster Dinge fern liegende Belege aus Völkerpsychologie und Weltgeschichte beizubringen lieben, als ein Widerspruch mit der Unbefangenheit des Naturgefühls zu sein, das in dem Vorwort einen so lebhaften Ausdruck gefunden hat. Die Kraft und Frische dieses Naturgefühls aber darf wohl als ein Zeichen begrüßt werden, daß unter der peinlich strengen Erziehungsmethode, welcher noch heute die habsburgischen Prinzen im Gegensatz zu ihren glücklicheren Ranggenossen in Dentschland und England unterworfen werden, und welche kaum eine Rücksicht auf die Sonderbegabung des Einzelnen oder auf das natürliche Bedürfniß des Verkehrs mit gleichstrebenden Altersgenossen zuläßt, die geistige und sittliche Spannkraft des Verfassers nicht zu Schaden gekommen ist.

Ein nicht minder wohlthuender Beweis kräftiger Eigenart, die sich gegenüber den Gewohnheiten und Anschauungen der nächsten Umgebung unversehrt zu behaupten weiß, sehen wir in den gegen den trivialen Jagdsport unserer höhern Gesellschaft gerichteten Schlußworten des Buches: „Wo die Jagd mit wissenschaftlichem Interesse, mit dem Durchstreifen unbekannter Gegenden, mit Entbehrungen und oft auch anstrengender Arbeit verbunden ist, wird sie anregend und zu einer über die Grenzen des bloßen Vergnügens hinausreichenden Beschäftigung. Doch in ganz Mitteleuropa, unsere herrlichen Alpen ausgenommen, findet man ja keine Jagd mehr, die höheres Interesse bieten kann. In all den von der Cultur geebneten Durchschnittsgegenden ist das arme Wild vom Menschen in kleine Verstecke zusammengedrängt; und, von Einzelnen wieder systematisch gehegt, wird es fast zum Hausthiere. Eine von einem großen Jagdpersonal wohlgeordnete bequeme Jagd ist kein wahres Vergnügen, da sie keine Anstrengung, keine Arbeit verlangt; sie ist eine bloße Schießübung, ein bewaffneter Spaziergang. Darum, wer wirklich jagen will, auf eine schöne männliche Art, der gehe in Gegenden, wo die Thiere noch frei und ungebunden hausen, wo der Mensch sich um dieselben noch nicht kümmert, auf Jagden, welche Strapazen erfordern, die nicht ein Jeder durchmachen kann. Der gütige Leser verzeihe diese Abschweifung, doch all das ist mir in die Feder geglitten, als ich eben an so viele verweichlichte Kinder unserer Zeit dachte, die sich für rauhe Waidmänner halten, weil sie mit einigem Geschick auf wohlorganisirten Jagden das arme Wild niedermetzeln."

Dieser zugleich poetischen und ernsten Auffassung des Werthes der Jagd mag ich mir nicht versagen, einige der übertrieben nüchternen Aeußerungen gegenüberzuhalten, die ich in „Die Matinées Royales und Friedrich der Große" (Stuttgart 1865) aus Friedrichs II. gesammelten Schriften zusammengetragen habe. Derselbe schreibt einmal als Kronprinz: „Die Jagd ist eine jener sinnlichen Vergnügungen, welche den Körper sehr in Bewegung setzen und dem Geiste nichts sagen; das ist ein glühender Eifer, irgend ein Thier zu verfolgen, und eine grausame Befriedigung, es zu tödten. Das ist eine Unterhaltung, die den Körper stark und rüstig macht und den Geist brach und unbebaut läßt. Diejenigen, die aus der Jagd ein Geschäft machen, haben gewöhnlich ihr Hirn mit nichts bevölkert, als mit Pferden, Hunden und jeder Art von Thieren. Es ist zu fürchten, daß sie gegen Menschen ebenso grausam werden wie gegen die Thiere. Dann ist die Jagd unter allen Vergnügungen für einen Fürsten die unschicklichste. Die Vertilgung des Wildüberflusses sollen bezahlte Jäger übernehmen. Die Fürsten sollen nur Sorge tragen, sich zu unterrichten und gut zu regieren. Beim Spazierengehen kann man viel ruhiger über ernste Dinge nachdenken." Diese Abneigung gegen die Jagd, die hier nach so ernsten Rechtfertigungsgründen sucht, war bekanntlich ein großer Schmerz für Friedrichs Vater, der dem Sohne in einem Schreiben vom August 1731 folgendermaßen den Kopf zurecht setzt: „Du hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davon gezeiget, und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Okkasionen angekommen, hast du allzeit gesucht dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots, oder ein Komödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet als den Dienst der Fatiguen." Selbst aus den Briefen Friedrichs, in welchen er, um seinen Vater zu beschwichtigen, von seinen Jagderlebnissen erzählt, spricht sehr deutlich seine innere Unlust an diesem Vergnügen, so, wenn er im September 1731 berichtet: „Vergangenen Montag bin ich auf der Entenjagd beim Obersten Vreech gewesen, habe aber oft gefehlet und nichts geschossen. Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsch und einem Schmalthier geschossen; weilen mir aber die Büchse in der Hand ein paarmal losgegangen, so habe nichts getroffen; jetzunder aber werde fleißig nach dem Ziel schießen, um wieder in Uebung zu kommen." Auf ein derartiges Versprechen der Besserung scheint freilich Friedrich Wilhelm wenig gegeben zu haben, denn er schreibt kurz vor seinem Tode im März 1740 einen rührenden Brief an Leopold von Anhalt-Dessau: „Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe und also die Parforcejagd ganz aufgeben will, um die unnützen Kosten einzuziehen, indem mein ältester Sohn auch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird." — Ein von Arneth in seiner Geschichte Maria Theresias mitgetheilter Brief des Herzogs Leopold von Lothringen an seinen Sohn Franz, den künftigen Ge-

mahl Maria Theresias, rügt in ähnlicher Weise wie Friedrich II. die allzu große Jagdliebe der Fürsten. Es heißt hier, bei der Jagd müsse man „gegenüber den Dienern mittheilsam sein; da dieselben gewöhnlich dieses Handwerk besser als ihre Herren kennen müssen, so muß man sie zu Rathe ziehen; sie raisonniren oder streiten mit ihnen, wenn die Jagd nicht gelingt ... wenn sie gelingt, so schmeichelt man ihnen ... und unmerklich macht sich ein jagdliebender Herr einen thörichten Ruhm daraus, ein guter Hunde- und Pferdeknecht zu sein ... Die Unterhaltungen Derjenigen, welche die Jagd lieben, drehen sich gewöhnlich nur um Thiere und höchstens um die Geschicklichkeit eines Jägers oder Stallmeisters ... wenn man diese Beschäftigung zu ernst nimmt, so wird sie die Quelle vieler anderer Fehler ... sie nimmt die beste Zeit ... wenn man heimkehrt, ist man müde und verlangt nur noch, zu essen und zu schlafen ...“

Von solchen engherzigen Anschauungen nun ist der Verfasser der „Fünfzehn Tage auf der Donau“ womöglich noch weiter entfernt als von jener neben denselben so häufig im vorigen Jahrhundert uns begegnenden Jagdleidenschaft, der wie Friedrich Wilhelm von Preußen, so seine eigenen Ahnherren, der Habsburger Karl VI. und, trotz der väterlichen Ermahnungen, der Lothringer Franz sich hingaben. Als echter Sohn unserer Zeit vereinigt er mit dem feineren und tieferen Naturgefühl ein lebhaftes Interesse für wissenschaftliche Beobachtung der Natur und ihrer Gesetze; und an mehr als einer Stelle seines Tagebuchs gelangt die Befriedigung darüber zum Ausdruck, daß auch er zur Lösung von Fragen, die auf der Tagesordnung der Fachgelehrten stehen, sein Scherflein beizutragen vermag. Und wenn wir nicht ermessen können, welche wissenschaftliche Bedeutung der Frage, deren Untersuchung der Hauptzweck seines Reiseausflugs war, ob nämlich Stein- und Goldadler als Arten zu trennen seien, zukommt und welche Förderung dieselbe nunmehr erfahren hat, so erfreuen wir uns nur um so rückhaltloser an den einzelnen Beschreibungen, die von lebhaftem Sinn für Naturschönheiten überhaupt und von einer glücklichen Beobachtungs- und Darstellungsgabe zeugen. Wie reizend ist gleich im Anfang eine Landschaft auf der Donauinsel Adony geschildert! „Als wir über die Felder längs des Donauarmes schritten, bot sich uns ein wundervolles Bild. Auf der einen Seite der hohe saftig grüne Auwald der Reihercolonie, umgeben von einem undurchdringlich scheinenden Kranze dichter Gebüsche; über demselben kreisten die aufgescheuchten Reiher; einzelne erschienen, die weiße Brust von der Sonne beleuchtet, wie lichte Sterne hoch in den Lüften, andere zogen langsamen Flügelschlags niedrig über den Wipfeln der Bäume umher, die langen Hälse spähend herunterstreckend. Als mächtige Windstöße, die Vorboten eines Gewitterregens, die Blätter umwendeten, glänzten die Bäume silberhell, die Wiesen prangten im ersten Grün, das Schilf des Donauarmes bog sich säuselnd im Winde und die Wasserfläche zitterte in kleinen Wellen. Am andern Ufer breitete sich die Ebene, theils von der Sonne beleuchtet, theils an einzelnen Stellen von den Schatten rasch vorüberziehender Wolken bedeckt, vor unseren Augen aus. Gegenüber ein buschiger Wald und die dürren entblätterten Ulmen, ein kleiner Donauarm, bedeckt mit frisch grünendem Schilf, links von uns das Ufer der Insel und die Donau, in weiter Entfernung graugrüne Auwälder. Im Osten war es hell; ein tiefblauer Himmel, nur von weißen Wolken unterbrochen, erglänzte in der wärmsten Beleuchtung der Mittagssonne. Im Südwesten thürmte sich eine Wand schwarzen Gewölkes auf, von welcher der Wind größere und kleinere Wolken wie Ballen abzutrennen schien und uns entgegenrollte.“ Wer einmal die ungarische Donau hinuntergefahren ist, wird gewiß seine eigenen Eindrücke in folgenden Sätzen vollkommen wiedergegeben finden: „Ein tiefer Ernst, etwas Melancholisches ruht auf der ganzen Landschaft; der breite Strom, die einförmig dunkelgrünen Wälder, Alles in großen Contouren ohne Abwechslung gezeichnet, macht einen düstern Eindruck. Wie in den höchsten Regionen eines mächtigen Urgebirgsstockes, oder am Meere, wenn die See spiegelglatt, ein wolkenloser Himmel in gleichen Tinten darüber gespannt ist und durch keine dritte Farbe die endlose Ruhe des Bildes gestört wird, so ist es auch hier in diesen Wäldern; der Mensch fühlt sich durch die Größe der Natur gedrückt und durch keine lebhafte Abwechslung erfreut.“

Wir müssen leider darauf verzichten, noch weitere Beispiele solcher Naturschilderungen, wie namentlich die Beschreibung eines Sonnenuntergangs in der ungarischen Ebene oder die Bilder der wilden Waldeinsamkeit des Fruska-Goragebirges hier zu wiederholen. Neben den mit allem Schmelz der Sprache breiter ausgeführten landschaftlichen Gemälden begegnen uns noch in der Art Meister Pettenkofens scharf gezeichnete, den Reiz des Farbenwechsels leicht entbehrende Bildchen, wie das folgende, das noch Platz finden möge: „So viel wir von diesen Ortschaften aus der Ferne wahrnehmen konnten, tragen sie alle den echt ungarischen Charakter an sich: weit ausgedehnte Reihen von Häusern, breite von Pferdetränken durchzogene Gassen, niedere Häuser mit Stroh bedeckt, hohe Ziehbrunnen, Gemüsegärten, die in einzelnen Pflanzenexemplaren im Sande verlaufen, ununterbrochenes Hundegebell, der Klang der Heerdeglocken und die urwüchsigen Rufe der Hirten — und das Bild ist fertig, das dem Wanderer allenthalben entgegentritt, soweit das Gebiet der Krone Stephans des Heiligen reicht; es ist darin noch ein individueller Charakter, ein unverfälschter Typus zu finden, der Jeden, der viel in diesen Gegenden gelebt hat, mächtig anzieht und ihn in der Fremde, in dem schablonenhaften, typuslosen westlichen Europa mit so großem Heimweh erfüllt.“

Ein nicht minder scharfes Auge wie für Naturschönheiten und Landeseigenthümlichkeiten hat der Verfasser für die besondern Erscheinungen und Vorgänge in der Thierwelt. Die Schilderungen, wie ein von ihm angeschossener Kaiseradler, der ihm kampfbereit entgegenflatterte, überwältig wird, und wie ein Steinadler den erbitterten Kampf mit zwei Kuttengeiern in deren Horste führt, haben den Leserkreis einer Menge deutscher Zeitungen gefesselt. Das Flugbild eines in den Lüften kreisenden Schlangenadlerpaars beobachtend, findet er alsbald, dies sei nicht der ruhige, schwimmende Flug, der jeden Adler kennzeichnet; „sondern unleugbar bussardähnliche Flügelschläge wiederholten sich zu oft, als daß man diesen sogenannten Adler in seiner ehrenvollen unverdienten Stellung, in welche ihn die früheren Naturforscher versetzten, belassen könnte.“ In dem Raubvogelparadies der Fruska-Gora seines ersten Kuttengeiers ansichtig geworden, schreibt er: „Es war zum ersten Mal, daß ich diesen Vogel im Freien erblickte; seine riesigen Schwingen, der lange stachelförmige, spitz zulaufende Stoß, die wie die Finger einer ausgestreckten Hand abstehenden äußersten Schwungfedern, der lang zwischen der Halskrause zusammengelegte Hals und das, ohne die geringste Bewegung mit den Flügeln bemerken zu lassen, regungslose Dahinschwingen im blauen Aether gaben diesem in der Nähe besehen ekelhaften, plumpen Vogel in großer Entfernung einen wundervollen Charakter. Wenige Augenblicke darauf sah ich noch einen, dann wieder einen; und in jeder Richtung, in die man blickte, sah man entweder einen jungen Seeadler plumpen Fluges über die Wipfel der Bäume ziehen, oder einen Steinadler, der mit Kaiseradlern in den Lüften spielte, oder Kuttengeier, die aus den stillen Waldthälern empor nach Raub auszogen.“

Ein sehr gemüthliches Bild, das in nichts die griesgrämige Bemerkung des lothringischen Herzogs Leopold rechtfertigt, ein jagdliebender Fürst müsse zu einem „valet de chiens“ herabsinken, entwirft der Verfasser von seinen drei Reisebegleitern aus dem Thierreiche. „Der Erste unter ihnen ist Blak, mein glänzend schwarzer Vorstehhund; diesen Titel verdient er zwar gar nicht, denn er steht nur in den seltensten Fällen Hasen und Hühner; dagegen ist er ein sehr guter Apporteur und verfolgt und fängt alles angeschossene Wild, vom Hirsch bis hinab zum Kaninchen, besonders auf Raubzeug sehr scharf, ungemein anhänglich, gescheidt und durch ununterbrochenen Verkehr mit Menschen, innerhalb der Grenzen seines Hundeverstandes, ganz außergewöhnlich gebildet und veredelt. Der Zweite im Bunde war mein rother Setter, Castor, ein recht guter Wasserhund, von dem sich

nicht viel sagen läßt; er liebt Schlaf und gutes Futter mehr als zu große Anstrengungen im edlen Waidwerk. Der Dritte unter diesen Dreien ist ein sehr merkwürdiges Hausthier, mein vollkommen zahmer Uhu, ein Held in seiner Art; schon manchen Steinadler habe ich über ihm heruntergeschossen, dessen kühnen Angriffen er stolz mit vollem Muthe entgegensah."

Was nun den Verkehr mit den Menschen betrifft, so bot dem Verfasser sein Jagdausflug reichliche Gelegenheit zu jenen völkerpsychologischen Studien und Beobachtungen, die für den künftigen Herrscher des vielsprachigen Kaiserstaates vielleicht größeren Werth haben als die einsamen philosophischen Spaziergänge, die Friedrich II. dem Jagdvergnügen vorzog. Er schildert zunächst das merkwürdige Gemenge von Leuten aus den verschiedensten Ländern, die sich am Bord seines Schiffes zusammenfanden. „Bayern, Pommern, Anhalt-Dessau, Oberöstreich, Niederöstreich, Böhmen, Galizien, die dalmatinischen Inseln, verschiedene Theile Ungarns, und vielleicht auch noch mehr Länder waren auf diesem kleinen Raume vertreten." Jedes Einzelnen Verdienst und natürliche Begabung weiß der Verfasser bei gegebener Gelegenheit zu würdigen. Und scharf in ihrer Besonderheit gezeichnet treten uns die drei nationalen Hauptgruppen entgegen, mit welchen die Reisegesellschaft zusammentrifft. So die fast ausschließlich deutsche Bevölkerung des Ortes Apatin, eingewanderte Schwaben, die im vorigen Jahrhundert dazu benutzt wurden, die karg bevölkerten Landstriche Südungarns zu colonisiren. Die Mannschaft des im Gefolge des Verfassers befindlichen Präparators Hodek, deren Geschicklichkeit und Muth alle Achtung gezollt wird, bestand eben aus Apatiner Schwaben, welche Hodek seit Jahren immer auf seinen Reisen begleiten und die er sich vollkommen zu den verschiedensten Diensten abgerichtet hat. „Sie sind gleich geschickt im Präpariren wie im Rudern, im Klettern auf die Bäume zum Ausnehmen der Horste, im Finden derselben und in allen anderen Beschäftigungen, die bei einer derartigen Expedition benöthigt werden können. Der Führer dieser kleinen Schaar ist ein gewisser Ferencz, trotz seines ungarischen Namens ein echter Schwabe; er ist der gebildetste und geschickteste unter Allen und zugleich Steuermann der „Vienna". Alle Anderen sind brave, tüchtige Bursche, meistens Fischer von Profession, die durch die Reisen, welche sie schon an Hodeks Seite gemacht haben, eine gewisse Routine im praktischen Theile der ornithologischen Kenntnisse erlangten." Ueber den Ort Futak wird bemerkt: „Die breite Anlage und Bauart der Gassen trägt den echt ungarischen Charakter, doch die Reinlichkeit der Häuser und Gärten läßt deutlich das Wirken deutscher Colonisten erkennen; ganz Futak ist von schwäbischen Ansiedlern bewohnt." — Die Jagderfahrungen, die der Verfasser mit den Ungarn zu machen hatte, sind höchst eigenthümlicher Natur. Die Erklärung der von ihm beobachteten Thatsache, daß in Ungarn alles Wild, selbst die scheuesten Raubvögel sich mit ganz unglaublichem Vertrauen dem Menschen nähern, erklärt er aus dem Mangel jeder Jagdpassion bei der ungarischen Nation. Im Koviler Walde läßt ihn der von der ungarischen Regierung angestellte Förster, „ein ungarischer Jäger im vollen schrecklichen Sinne des Wortes," die kostbarste Zeit versäumen. „Als wir ihn auf eine ziemlich deutliche Weise darüber befragten, warum er so spät komme, rief er uns mit ganz vergnügtem Gesichte zu: „Ich bin ja schon da." Die Aussichten auf den Erfolg der geplanten großen Wolfsjagd waren nicht so ungünstig, „bis wir die lärmende, ungeordnete Jagdgesellschaft und den Förster als Jagdleiter sahen. Dieser Mann versteht wie die meisten ungarischen Jäger von seinem Handwerke gar nichts; er kennt weder sein Revier, noch das Wild, welches darin vorkommt. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er durch uns, daß es bei ihm Adler gebe; und mit Stolz sagte er, daß er sich als Forstmann um kein Wild, sondern nur um den Wald kümmere. Leider tragen diese elenden Wälder ebenfalls ganz das Gepräge seiner fürsorglichen Hand. Die Unordnung, mit welcher die letzten Dispositionen gegeben und die Schützen auf ihre Plätze gewiesen wurden, war sehr merkwürdig; ganz laut wurde herumgeschrien und gesprochen, und ich hätte den Wolf bewundert, welcher da zum Schuß gekommen wäre. — Am köstlichsten unterhielt uns der ausgezeichnete Förster, der trotz aller Mißerfolge mit noch immer strahlendem Gesicht umherging, von den vielen Wölfen, die in der Jagd hätten erscheinen sollen, erzählend." Wir glauben, schärfer könne das großsprecherische, selbstgefällige, gegen jeden Vorwurf der Unwissenheit und Pflichtversäumniß gepanzerte Wesen der Ungarn nicht gezeichnet werden. — Ein ganz anderer Typus tritt uns wieder in den Südslaven entgegen. Die bizarren Trachten und Gewohnheiten der Schokazen, aus der Türkei vor langer Zeit herübergewanderter katholischer Serben, werden mit viel Humor geschildert. Ihre Verwilderung und ihr elendes Dasein preßt aber auch einmal dem Verfasser die Worte ab: „Man hätte sich wirklich nicht in unserem Vaterlande geglaubt, sondern weit eher in die Nähe Chartums oder womöglich noch weiter südlich versetzt denken können." Die baumstarken, schwarzhaarigen, in ihrem Aeußeren oft wie Räuber oder Bettler erscheinenden Slavonier erweisen sich aber allenthalben als bieder, anstellig und patriotisch.

Die frische Laune, mit welcher gewisse Absonderlichkeiten der oben erwähnten Schokazen geschildert sind, ist ein Grundzug des ganzen Buchs. Den nämlichen Humor, mit welchem der Verfasser gelegentlich von seinem Jägeraberglauben, seinem Jagdfieber, seiner Verzweiflung über ein mißrathenes Unternehmen, seiner Enttäuschung spricht, in der unheimlichen Oede der Fruska-Gora auf kein Abenteuer mit Räuber zu stoßen, läßt er auch im Verkehr mit seinen Reisegefährten walten. Dem einen derselben, dem Ornithologen Homeyer, werden seine Cigarren — „er hatte nämlich die allerbesten" — „freundlichst" weggeraucht. Der Fachgenosse des Letzteren, Brehm, der beim Anblick einer zahlreichen vor einer Fischerhütte liegenden Familie von Hausschweinen entzückt gerufen hatte: „Ah, meine Lieblingsthiere!" wird wegen dieses Ausrufes bei jedem ferneren Zusammentreffen mit einer Schweineheerde geneckt. Und es wird gewissenhaft berichtet, daß „der vorsichtige" Brehm, als endlich nach einem sehr anstrengenden Tage das Essen aufgetragen wird, den „herrlichen Einfall gehabt hatte, bei einer der Fischercolonien Krebse einzuhandeln." Von den beiden Herren Gelehrten, „wie wir sie immer nannten", heißt es einmal: „Kaum hatten sich meine beiden Freunde die ganze Situation der ihnen zugewiesenen Gegend auf der Karte angesehen, als sie auch schon von einem für ornithologische Forschungen höchst geeigneten Gebiete sprachen und große Hoffnungen in wissenschaftlicher Beziehung auf diese Excursion setzten. Je mehr sie von diesen Aussichten träumten, desto geringer wurden meine Hoffnungen, die Herren mit einem Adler beladen zurückkehren zu sehen; denn der eigentliche Forscher, so passionirt er auch zugleich auf der Jagd sein mag, unterdrückt den Waidmann, sobald es sich um die Wissenschaft handelt." In dem Schokazendorfe, dessen Bewohnerinnen sich durch ihre Schönheit und bizarre Nationaltracht, welche die Institution des Hemdes nicht kennt, auszeichnen, „war Freund Brehm ganz entzückt; er bedauerte heftig, daß wir nicht in diesem Dorfe Halt machten; er hätte es so überaus lohnend gefunden, über Landessitten und Landestracht Studien zu machen, selbstverständlich nur im Interesse der ethnographischen Wissenschaften."

Wo er nur kann, sucht der Verfasser seinen gelehrten Begleitern eine Freude zu machen und ihren Verdiensten Anerkennung zu zollen. Von einem Vortrag, den Brehm eines Abends an Bord des Schiffes hielt, heißt es: „Brehm sprach lange mit seiner gewohnten Leichtigkeit und in seiner ihm ganz eigenen Weise, bei welcher weder er noch der Zuhörer je ermüden kann. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten wir seinen Worten; er hat, wie ich es noch nie sonst bei Gelehrten gesehen, die Gabe der Sprache und besonders das Talent, imposante Natureindrücke und Naturbeobachtungen auf wundervolle Weise wiederzugeben und Anderen verständlich zu machen."

Jene Herzenshöflichkeit und Dankbarkeit, welche das sicherste Kennzeichen einer wahrhaft vornehmen Natur ist, erweist der Verfasser durchwegs den Höchsten und Niedrigsten, die in die Lage kamen, ihm einen Dienst zu thun. Den Beamten und

Dienern auf den Besitzungen seines Oheims, Erzherzogs Albrecht, bezeugt er, in welchem Maße sie von dem so überaus vornehmen Geiste des Gutsherrn durchdrungen seien. Und mit großem Danke erwähnt er der liebenswürdigen Umsicht in Betreff aller Vorkehrungen und Erleichterungen der mühsamen Jagd, welche alle erzherzoglichen Beamten während eines mehrtägigen Aufenthaltes in so reichem Maße bewiesen. Nach den genußreichen Tagen in der Fruska-Gora auf den Besitzungen des Grafen Chotek schreibt er in sein Tagebuch: „Jetzt kam der traurige Augenblick des Abschieds von dem so überaus liebenswürdigen Hausherrn. Graf Chotek hatte uns Alle während unseres ganzen Aufenthaltes innerhalb seiner Güter in der freundlichsten, herzlichsten Weise aufgenommen, und war stets unermüdlich beflissen, für seine Gäste zu sorgen. Er ist der Typus eines vornehmen gastfreundlichen Hausherrn, eines echten Grandseigneurs."

Wir glauben, die bisher angeführten Züge, welche sich freilich noch durch viele andere ergänzen und vermehren ließen, reichen hin, um auch Denjenigen, der nicht das ganze Buch vor sich hat, in den Stand zu setzen, das schriftstellerische und menschliche Bild des Verfassers sich lebendig zu vergegenwärtigen. Nur eines Grundzuges desselben haben wir noch schließlich zu gedenken, nämlich des warmen Heimatsgefühls und der Liebe zu seinem schönen Vaterlande, welche bei hundert Gelegenheiten sich zu fast unfreiwilliger Aeußerung drängt. Erinnerungen und Vergleiche aus der Alpenwelt Oestreichs, aus den Landschaften des Wiener Waldes und aus den schönen Donauauen bei der Kaiserstadt begleiten ihn auf Schritt und Tritt bis in die weiteste Ferne. Bei seiner Einschiffung in Pest hatte er geschrieben: „Es war ein schöner, warmer Aprilmorgen, die Sonne vergoldete in ihrem frischesten Glanze den ehrwürdigen Blocksberg und die alte Ofener Burg mit ihren hängenden Gärten und den nach allen Richtungen abfallenden grauen Festungsmauern. Die blonde Donau, wie der Ungar sie in seinen Volksliedern so richtig nennt, strömte stumm und majestätisch unter der wundervollen Kettenbrücke durch, und Pest, die aufblühende bewegte Handelsstadt, bildete einen interessanten Contrast zu all den historischen, schon grau und ehrwürdig gewordenen Mauern, Bauten und Felsen des Ofener Ufers. Der Pester Quai mit seinem lebendigen Treiben, den vielen Fahrzeugen, die theils vorüberfahren, theils am Ufer ruhig liegen, gibt dem Ganzen einen frischen, fröhlichen Charakter, und man ist immer erfreut, so oft man diese schöne Stadt wieder sieht." Und nachdem er auf der Rückfahrt in Preßburg sich vom Grafen Chotek verabschiedet, schließt sein Tagebuch: „Noch zwei Stunden Fahrt, und die Kuppel der Rotunde und der alte ehrwürdige Stephansthurm leuchteten uns entgegen. Die wundervolle Hauptstadt, umgeben vom Hügelkranze des Wiener Waldes lag so schön und freundlich vor uns da. . . ."

Wilhelm Lauser.

Die Frau eines großen Dichters.

Von J. A. Scartazzini.

(Schluß.)

Im Jahre 1292 heirathete Dante Gemma, die Tochter des Manetto Donati, aus einem Zweige jener Familie, welcher der berüchtigte Corso Donati, das Haupt der Partei der sogenannten „Schwarzen", angehörte. Sehr angenehm kann dem Dichter, der zu den „Weißen" gehörte, diese Verwandtschaft, wenigstens in späteren Jahren, nicht gewesen sein. Die gute Gemma wird aber um so weniger mit Politik und Parteihader sich befaßt haben, als sie mit häuslichen Sorgen aller Art mehr als genug beschäftigt war. Wäre ihr Dante wegen ihrer Verwandtschaft gram gewesen oder geworden, so würde dieser Umstand nur zu seinen, nicht aber zu ihren Ungunsten sprechen.

Hat aber Dante seine Gemma geliebt, sie aus Liebe geehlicht? Das ist ein schwer zu lösendes Problem. Etwas über ein Jahr nach Beatrices Tod verliebte er sich, wie er selbst berichtet, in eine „edle Dame", deren Namen er nicht nennt. Die Liebe wächst, er besingt die „edle Dame", während er zugleich noch immer um die verlorene Beatrice weint. „Der Anblick jener Dame versetzte mich endlich in einen so neuen Zustand, daß ich ihrer oft wie einer Person gedachte, die mir nur allzusehr gefiel," so berichtet er und singt:

Ein holder freundlicher Gedanke bringt
Mir Kunde oft von Euch, und im Gemüth
Spricht er von Liebeslust so mild erglüht,
Daß es im Herzen lieblich wiederklingt.

Diese Vorgänge fallen in die Zeit von Dantes Heirath, oder ganz kurze Zeit vorher. War vielleicht diese edle Dame des Dichters spätere Gemahlin? Man könnte geneigt sein, diese Frage sofort zu bejahen. Daß Dante nicht lange darauf seine Liebe zur schönen Ungenannten bitter bereut und hart verurtheilt, hätte am Ende nicht so viel dagegen zu bedeuten. In seinem „zweiten Hauptwerk" hat uns Eduard von Hartmann belehrt, daß „beim Manne die geschlechtliche Leidenschaft vor Erringung des Besitzes zwar einen weit acuteren Charakter als beim Weibe hat, sich aber auch nach errungenem Besitz rasch abstumpft und ziemlich rasch der Ablösung durch die Freundschaft bedarf". Wurde nun Dantes allfällige Liebe nicht durch die Freundschaft abgelöst, dann wäre jenes Bereuen ziemlich erklärlich. Völlig unerklärlich bleibt hingegen der Umstand, daß Dante später die „edle Dame" zum Symbol der Philosophie erhoben, als solches in Versen und Prosa verherrlicht hat. „Ich sage und betheure," schreibt er, „daß die Dame, in welche ich mich nach meiner ersten Liebe verliebte, die allerschönste und alleredelste Tochter des Herrn des Weltalls, welcher Pythagoras den Namen Philosophie beilegte, gewesen ist." So spricht von der eigenen Frau kein vernünftiger Mensch.

Also war die schöne Ungenannte nicht Gemma Donati? Was soll man aber dann von dem Charakter eines Mannes denken, der, wie Dante in diesem Falle gethan hätte, eine Braut hat und sein Herz einer Anderen schenkt, mit der Braut am Arme und die Liebe zur Anderen im Herzen vor den Altar tritt?

Hier liegt ein Räthsel vor, welches zu lösen künftiger Forschung überlassen bleibt.

Es wird in Dantes Familie so wenig an häuslichen Sorgen gefehlt haben wie in anderen, zumal in jenen unruhigen Zeiten. Gab es da auch ökonomische Sorgen? Sehr drückende, wenn man Witte Glauben schenkt. Er nimmt nämlich ein von Emilio Frullani und Gargano Gargani im Jahre 1865 veröffentlichtes Document zur Hand, rechnet aus, daß die Schulden Dantes auf 37,000 Franken sich beliefen, erinnert uns daran, daß das für jene Zeiten eine ungeheure Summe war, daß diese Schulden im Jahre 1315 noch nicht, wenigstens nicht ganz, getilgt waren und zieht daraus den Schluß — nun? — „also paßten Dante und Gemma nicht zusammen!"

Wirklich? Ja, ja, es geht nichts über die praktische Berechnung! Wie thöricht handelte Dante, daß er sich keine reichere Frau nahm! Und wie thöricht handelte Fräulein Gemma, daß sie einem Manne sich vermählte, welcher in Schulden steckte! Ja, ja, die Beiden paßten wirklich nicht zusammen!

Also, Dante steckte in Schulden. Das ist allerdings schlimm genug. Wer Wittes Abhandlung liest, wird den armen Dichter zu bedauern kaum umhin können. Und dennoch ist es mit dieser ganzen Geschichte nichts! Denn von vornherein schmilzt beim genaueren Zusehen die somma fortissima von 37,000 Francs ein klein wenig zusammen. Etwas über 30,000 wurden nämlich von den Gebrüdern Alighieri, d. h. von Dante und seinem Bruder Franz, im Jahre 1293 gemeinschaftlich aufgenommen. Will nun Witte aus dem Umstande, daß zwei Brüder in einem und demselben Jahre die Summe von über 30,000 Francs aufnahmen, den Schluß ziehen, daß sie am Hungertuche nagten? Er mag es immerhin thun. Wenn aber andere Leute den um-

gekehrten Schluß daraus zögen? Wenn Jemand den Einfall hätte, zu behaupten, daß aus diesem Umstand hervorgehe, der Umtrieb der Alighieri sei in die Tausende gegangen, man müsse daraus auf einen gewissen Reichthum schließen, es sei ganz und gar unwahrscheinlich, daß die Gebrüder Alighieri eine für jene Zeit so ansehnliche Summe aufgenommen hätten, um den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen?

Doch nein! So etwas zu behaupten wäre der reinste Unsinn. Dante und sein Bruder nahmen eine sehr bedeutende Summe auf, — also befanden sie sich in finanziellen Verlegenheiten, — also paßten Dante und Gemma nicht zusammen, — also war Gemma eine böse Frau: — diese Logik ist offenbar so zwingend, daß es absurd wäre, etwas dagegen einwenden zu wollen.

Immerhin aber, wenn die Schulden von den zwei Brüdern gemeinschaftlich contrahirt wurden, dürfte Francesco Alighieri auch seinen Antheil haben übernehmen müssen und reducirt sich somit für Dante die von Witte ausgerechnete Summe auf etwa die Hälfte.

Aber auch eine Last von etwa 20,000 Francs Schulden mochte freilich hinreichen, die Liebesgedanken etwas zu dämpfen. Nur hat Witte die Kleinigkeit zu erwähnen unterlassen, daß der nämliche Dante, wie aus den von Pelli, Fraticelli, Gargani und Anderen veröffentlichten Documenten ersichtlich, mehrere Häuser, Villen, Landgüter u. dergl. besaß, — daß sein Zeitgenosse Giovanni Villani ihn einen „onorevole“ Bürger von Florenz nennt, ein Ausdruck, der zufällig auch die Wohlhabenheit in sich schließt, — daß der durchaus glaubwürdige und sehr wohl unterrichtete Leonardi Bruni ausdrücklich sagt, Dante sei „nicht sehr reich gewesen zwar, habe jedoch ein ganz anständiges Vermögen besessen, völlig hinreichend, um standesgemäß leben zu können“.

Somit dürften Dantes Vermögensverhältnisse solche gewesen sein, um welche Mancher ihn beneiden könnte. Mit den angeblichen finanziellen Verlegenheiten des Dichters ist es also nichts.

In seiner schönen Dante-Biographie hatte Wegele geschrieben: „Der reiche Segen von fünf Kindern innerhalb der Frist von zehn Jahren macht eine vorgegebene unglückliche Ehe nicht gerade wahrscheinlich.“ Ungefähr dasselbe hatten auch Andere vor Wegele gesagt, — nur mit ein bischen anderen Worten. Ja, antwortet Witte, aber ein reicher Kindersegen setzt nicht just Liebe zwischen den Gatten voraus (Witte sagt's auch mit ein bischen andern Worten; aus naheliegenden Gründen kann jedoch keine wörtliche Uebersetzung gegeben werden). Bei diesem Argument sich weiter aufzuhalten, ist wohl überflüssig.

„Aber“ — nun, was denn? — „Dante und Gemma hatten wahrscheinlich nicht einmal fünf Kinder.“ Fraticelli gibt deren sogar sieben an, Leonardo Bruni spricht wiederholt von mehreren Kindern Dantes, und einen Beweis beizubringen, daß es ihrer weniger als fünf gewesen seien, ist bis dahin auch nicht der schwächste Versuch gemacht worden.

Im Jahre 1300 sah Gemma ihren Gemahl zu den höchsten Würden der florentinischen Republik emporsteigen: Dante ward Prior, d. h. Mitglied der Regierung von Florenz. Ende September oder Anfangs October 1301 verließ er sie, um als Gesandter nach Rom zu gehn. Er kehrte nicht mehr nach Florenz zurück. Am 27. Januar 1302 wurde er verbannt. Von da an lebte er unstät, bis er am 21. September 1321 zu Ravenna starb.

Und Gemma? Urkundlich weiß man von ihr gar nichts Anderes, als daß sie im Jahre 1314 noch am Leben war, in welchem Jahre sie in dem Testamente ihrer Mutter Maria Donati ganz anständig bedacht wurde. Ob und wie oft und wie lange sie den verbannten Gemahl wiedergesehn, ob sie ihn oder er sie überlebt, wo und wann sie gestorben, — das sind alles Dinge, welche man ganz einfach nicht weiß. Nur daß sie im Jahre 1332 nicht mehr am Leben war, steht urkundlich fest.

„Was?“ — unterbricht mich hier mein Nachbar — „hast Du denn nicht die Dante-Biographie von Boccaccio gelesen? Erzählt nicht Boccaccio, daß Gemma nach der Verbannung ihres Mannes aus Florenz und nach dem damit verbundenen Schiffbruch ihres Wohlstandes mit ehrenhafter Treue sich der Erziehung ihrer Kinder angenommen habe? Erzählt er nicht, Gemma habe ihren Gemahl nie wieder gesehn, da dieser weder je habe zu ihr, noch auch dulden wollen, daß sie zu ihm komme?“

Ah richtig, Boccaccio! Freilich, der Verfasser des Decamerone erzählt das und noch vieles Andere, Glaubliches und Unglaubliches, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Mögliches und Unmögliches. Nur daß er leider keine Geschichte schreibt, daß er höchst unzuverlässig ist, daß man auch nicht Eine seiner biographischen und historischen Angaben annehmen darf, wenn sie nicht anderweitig verbürgt ist. Das hat Witte, ohne es zu wollen, so schlagend nachgewiesen, daß es fortan nicht mehr nöthig ist, viel Worte darüber zu verlieren. Seine Abhandlung befaßt sich zum großen Theile mit der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Berichte Boccaccios. Da wird nun zwischem Richtigem und Unrichtigem, Wahrem und Unwahrem, Geschichtlichem und Fabelhaftem, Glaubwürdigem und Unglaubwürdigem mit einem Scharfsinn distinguirt, der dem spitzfindigsten Scholastiker alle Ehre gemacht hätte. Leider ist aber der Eindruck, welchen der unbefangene Leser bekommt, der, daß er zuletzt sagt: Eine Schrift, die, wie Boccaccios Dante-Biographie, so viel Fabelhaftes enthält, bei welcher man so viel distinguiren muß, kann unbedingt nicht als Geschichtsquelle benützt werden. Man wird mir durchaus beistimmen müssen, wenn ich geurtheilt habe: Die Dante-Biographie von Boccaccio sei nicht etwa Wahrheit und Dichtung, sondern wesentlich bloße Dichtung, ein historischer Roman, wenn man wolle, aber jedenfalls keine Geschichte.

Vieles von dem, was Witte zu besprechen und zu untersuchen sich veranlaßt gesehen, ist durch eine ganz unbegreifliche Inconsequenz veranlaßt worden, deren sich Scartazzini schuldig gemacht hat. Nachdem er die Glaubwürdigkeit des Boccaccio mit aller Energie bestritten, fährt dieser damit fort, die Richtigkeit etwelcher von demselben Boccaccio herrührender Angaben als gar nicht in Frage kommend gelten zu lassen! Daß die Verbindung zwischen Dante und Gemma von den Verwandten des Dichters zu Stande gebracht worden sei, daß nach Dantes Verbannung die beiden Gatten einander nicht wiedergesehen, — das sind einfache Fabeln, die ausschließlich von Boccaccio herrühren und Alles, was darüber geredet und verhandelt wurde, ist auf so lange eitel Geschwätz, als die Richtigkeit dieser Angaben, welche den Stempel der Erfindung an der Stirne tragen, nicht durch anderweitige Urkunden oder Nachrichten bewiesen ist.

Aber wozu die langen Verhandlungen über die Glaubwürdigkeit von Boccaccios Dante-Biographie? Nun, Boccaccio ist eben der Einzige, von welchem die Angabe herrührt, die Ehe Dantes sei eine unglückliche, seine Gemahlin eine Xanthippe gewesen. Aber einerseits vergißt der geschwätzige Verfasser des Decamerone irgend einen Beweis für seine Behauptung beizubringen, andererseits liegt es auf der Hand, daß er sein Histörchen erfunden hat, um die von ihm gerade hier mit geschwätziger Breite vorgetragene Ansicht, Gelehrte, Philosophen und Dichter sollen nicht in die Ehe treten, durch ein Exempel zu unterstützen. Was kann solches Gerede für einen Werth haben? Leonardo Bruni, der durchaus glaubwürdige Geschichtsschreiber, tadelt ernstlich den Boccaccio und widerspricht ihm ausdrücklich, indem er sagt: Dante adunque, tolto donna, e vivendo civilmente ed onesta e studiosa vita, fu adoperato nella Repubblica assai. Wenn Witte meint, da wo die Autorität eines Novellisten und eines Historikers einander gegenüber stehen, müsse man dem Ersten Glauben schenken, so ist das seine Sache. Wir Anderen werden uns nach wie vor am entgegengesetzten Grundsatz halten.

Es ist aber gar nicht wahr, sagt Witte (S. 69), daß Boccaccio Ungünstiges über Gemma berichtet habe. Ja, Witte ist in diesem Punkte so sicher, daß er schreibt: Quel „bruttio elogio“ di Madonna Gemma che si pretende esser fatto calunniosamente dal Certaldese, non esiste che nella fantasia di chi lo intese male.

Wir hätten also Boccaccio einfach nicht verstanden. Hm! Wo las ich doch, es sei „allgemein bekannt“, daß Boccaccio die Gemma in üble Nachrede gebracht? Richtig! In der „Rivista Internazionale“ vom 1. März 1876 Seite 6, Spalte 1, steht zu lesen: Ben noto è il brutto elogio che il Boccaccio fa della

moglie di Dante und der Artikel ist unterzeichnet: Carlo Witte. Die „üble Nachrede", welche 1876 sehr wohl bekannt war, existirt 1879 nur in der Phantasie Derer, die den Boccaccio nicht verstanden haben! Tempora mutantur, nos et mutamur in illis!

Wenn aber Boccaccio, „wenigstens direct" gar nichts Nachtheiliges über Gemma berichtet, woher in aller Welt weiß man denn, daß sie den Dichter, wenn nicht unglücklich, so jedenfalls nicht glücklich gemacht?

Nun, woher anders, als — von Dante selbst? — So? Von Dante selbst? Wo hat er denn so etwas gesagt?

Ja, man muß nur den Dichter recht verstehn! Erstens hat er seine Gattin niemals erwähnt und schon dieses absolute Stillschweigen ist in hohem Grade bedenklich. Aber Dante hat überhaupt seine Angehörigen nicht erwähnt, Vater und Mutter und Geschwister und Kinder so wenig als die Gemahlin. — Halt! Der Mutter hat er ja „mit kindlicher Pietät" gedacht (Witte, S. 69). — Wo? Da, wo er sich von Virgil sagen läßt: „Eiferseele, Gesegnet sei der Schoß, der Dich getragen!" (Hölle VIII, 45). — Das ist aber nicht „die einzige Erwähnung von Dantes Mutter, aus der aber schöne Pietät spricht" (Witte zu der Stelle), das ist einfach ein Citat aus dem Evangelium Lucae XI, 27 und der Zusammenhang, in welchem diese Stelle steht, zumal die Erwiderung Jesu, zeigt deutlich genug, wie wenig hierbei von „schöner Pietät" die Rede sein darf. Mit der Erwähnung seiner Mutter ist es also nichts; es bleibt dabei, daß Dante über alle seine Angehörigen ohne Ausnahme in seinen Werken absolutes Stillschweigen beobachtet hat.

Warum aber gedenkt der Dichter der Frauen nicht da, wo er von der Sehnsucht der Seligen spricht, ihre Väter und Mütter wiederzusehn? „Von einer Sehnsucht darnach, die Gattinnen wiederzusehn, ist weder hier, noch sonst in der Göttlichen Komödie die Rede" (Witte S. 69). O diese Logik! Dante spricht von seiner Gemma kein Wort, also — war sie eine Xanthippe! Dante erwähnt nicht die Sehnsucht der Seligen nach ihren Ehehälften, also war Gemma eine böse Frau! Wer vermag es, gegen solche Argumente zu kämpfen?

Uebrigens lautet die angerufene Stelle (Paradies XIV, 61—66):

So rasch und eifrig sagten beide Chöre
Hierzu ihr „Amen", daß man wohl die Sehnsucht
Nach ihren todten Leibern dran erkannte;
Vielleicht nicht nur den ihren, auch wohl denen
Der Väter, Mütter und der Andren, die sie
Geliebt, bevor sie ew'ge Flammen waren.

Ist die Forderung berechtigt, daß der Dichter die Sehnsucht der Seligen nach den Leibern ihrer Ehefrauen ausdrücklich hätte erwähnen sollen? Und stehn neben den Vätern und Müttern nicht auch die Anderen, die sie geliebt noch da? Wenn man sagt: „Ja, aber wir wissen nicht, ob unter diesen Andern auch die Gattinnen gemeint seien," so ist dieser Einwand wirklich viel zu läppisch, als daß man darauf nur antworten sollte.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einer anderen Stelle. Im siebenzehnten Gesange des Paradieses (V. 55—57) läßt sich Dante von seinem Ahnherrn Cacciaguida weissagen:

Was Dir am liebsten ist, das wirst Du Alles
Verlassen, und das ist der erste Pfeil,
Den der Verbannung Bogen auf Dich schleudert.

Wenn nun ein Gatte und Familienvater sagt, der erste Pfeil der Verbannung, die erste Wunde, welche sie ihm schlägt, bestehe darin, daß er verlassen müsse, was ihm auf Erden das Liebste und Theuerste ist, so werden gewöhnliche Menschenkinder ohne Weiteres annehmen, er denke dabei vorzüglich und in erster Linie an seine Gattin und an seine Kinder. Witte verbietet dagegen, diesen so natürlichen Schluß zu ziehen, und verlangt (S. 70), man solle erst beweisen, daß die Ehe zwischen Dante und Gemma eine glückliche gewesen, sonst könne man ja gar nicht wissen, ob Dante bei dem „Theuersten", das er verlassen müsse, auch an seine Gattin mitgedacht habe! Fängt der geneigte Leser nicht bald an, die Geduld Desjenigen zu bewundern, der sich dazu hergibt, derartige Einwendungen zu berücksichtigen?

Seltsam! Wo Dante von Denen redet, welche ihm persönlich die „Liebsten" sind, soll er bei Leibe nicht an seine Frau gedacht haben! Wo er aber ganz im Allgemeinen von den Florentinerinnen spricht und sie tadelt, da sollen seine Worte direct an die Adresse seiner Frau gehen! Ja, selbst ganz allgemeine Sentenzen über das Weib sollen von Dante mit der bestimmtesten Rücksicht auf seine Frau niedergeschrieben worden sein! Im achten Gesange des Fegefeuers läßt Dante den Nino Visconti sich darüber beschweren, daß dessen Wittwe Beatrice, Tochter Obizzos von Este, sich zum zweiten Male verehelicht. Dann wird beigefügt (V. 76—78):

An ihrem Beispiel kann man leicht erkennen,
Wie schnell im Weiberherzen Lieb' erlischt,
Entflammt sie nicht das Aug' und die Berührung.

Diese Worte enthalten nun ganz offenbar eine bittere Klage des Dichters darüber, daß Gemmas Liebe zu ihm seit seiner Verbannung erkaltet (Witte, S. 70—73)! An den Widerspruch, der darin liegt, daß man von einem „Erlöschen der Liebe" Gemmas zu Dante spricht, nachdem man vorher weit und breit ausgeführt hat, Gemma habe den Dichter niemals geliebt, — an diesen Widerspruch kehrt man sich selbstverständlich nicht im Geringsten. Wozu auch?

Wollte Jemand sagen: Entweder gehen die erwähnten Worte an die Adresse der Frau Gemma, dann folgt daraus, daß sie Dante wirklich geliebt, und die langen Ausführungen Wittes, Dantes Ehe sei ohne Liebe gewesen, fallen von selbst dahin; oder aber: diese Ausführungen sind richtig und dann fällt Wittes Behauptung von selbst dahin, daß die angeführten Verse auf Gemma hinzielen, — wollte Jemand so sagen, so wäre dies offenbar der baarste Unsinn. Solchen Unsinns wird sich aber auch Niemand schuldig machen.

Im Büßerlande begegnet Dante seinem Freund und Verwandten Forese Donati. „Wie kamst Du schon bis hier herauf?" frägt er ihn. — „Das verdanke ich den Gebeten meiner Frau Nella," antwortet Forese und fährt dann fort (Fegefeuer XXIII, 91—102):

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltner guten Wandels wird gepflogen.
Denn die Barbagia von Sardinien nährt
Mehr Frauen von gesittetem Betragen,
Als die Barbagia, drin mein Weib verkehrt.
Was soll ich Dir, o süßer Bruder, sagen?
Schon seh' ich jene Zeit, die von dem Heut
Nicht allzufern liegt, in der Zukunft tagen,
Wo in Florenz den Frauen man verbeut
Von Kanzeln her ihr schamentblößt Gebahren,
Die Brust und Warze zeigen ungescheut.

Auch diese Worte sollen an die Adresse der Frau Gemma gehen, sonst hätte Dante offenbar beigefügt: „Mit Ausnahme meiner Frau!" Dante spricht von allen Florentinerinnen im Allgemeinen, also auch von seiner Frau, — was ist natürlicher als das? Freilich wissen wir nicht sicher, ob Gemma damals in Florenz oder sonstwo lebte. Das, was unbekannt oder unbewiesen ist, setzt man aber ganz einfach als selbstverständlich voraus. Freilich stand Gemma damals, als Dante diese Verse dichtete, bereits in einem Alter, wo sie vielleicht versucht werden konnte, die Brust zu verhüllen, gewiß nicht sie entblößt zu zeigen. Aber was thut's? Diesen Umstand verschweigt man eben und so denkt kein Leser daran. Um dann die Sache etwas plausibler zu machen, greift man noch zu der wunderlichen Ansicht von zweien von mehr als hundert Auslegern der Göttlichen Komödie und sagt: „Unter der Barbagia im 96. Verse sind die Häuser

der Donati gemeint; dort lebte damals Frau Gemma; also redet Dante von ihr!" Es ist wohl wahr, indem er im 101. Verse von den Florentinerinnen im Allgemeinen redet, hat der Dichter selbst erklärt, was er unter der Barbagia verstanden, nämlich die Stadt Florenz. Da aber diese Erklärung nicht in den Kram paßt, muß man eben eine andere suchen.

„Und Du?" frägt Forese den Dichter, „wie und warum kommst Du hierher?" Dante antwortet (Ebd. V. 115—117):

Willst Du daran gedenken,
Wie Du mit mir gelebt und ich mit Dir,
So wird noch jetzt Dich die Erinnrung kränken.

Dante bekennt hier, so werden wir belehrt, daß er in den Jahren unmittelbar nach seiner Heirath den geselligen Freuden, namentlich den Freuden der Tafel, sich hingegeben habe. Nehmen wir an, diese Erklärung (deren Richtigkeit höchst zweifelhaft sein dürfte) sei richtig, was folgt daraus? Daß Dante sich sehr glücklich in seiner Ehe gefühlt haben muß, da er nach der langen Trauer über Beatrice jetzt wieder der Freude zugänglich geworden? Ah nein! Dieser Schluß wäre doch gar zu natürlich. Es folgt vielmehr daraus — daß Dante unglücklich verheirathet war, sonst wäre er ja fein hübsch bei der Frau zu Hause geblieben und hätte nicht andere Gesellschaften besucht!!! Ehemänner sollen sich dies merken!

Und wozu all dieser Aufwand von Scharfsinn nebst etwas Anderem? Um das Andenken von Dantes Gemahlin, über welche absolut nichts Nachtheiliges positiv bekannt ist, anzuschwärzen.

Die Todten reiten schnell! In Wittes Fußtapfen tretend schilderte jüngst Vittorio Imbriani Dantes Gemahlin als eine Ehebrecherin und gemeine Dirne, Dante als einen Ehebrecher, seine Tochter Beatrice im Ehebruch gezeugt und dergl. mehr. Witte erklärt sich (5. 85) „sehr zufrieden" mit Imbrianis Abhandlung.

Wir sind zu Ende. Ueber Dantes Gemahlin wissen wir viel zu wenig, um ein sicheres Urtheil über ihren Charakter fällen zu können. Das Wenige aber, sowie einige Andeutungen des Dichters, lassen mit ziemlicher Sicherheit auf einen vortrefflichen Charakter schließen. Pietro, Dantes und der Gemma Erstgeborener, gab einer seiner Töchter den Namen seiner Mutter; wohl ein Beweis, daß Letztere in gutem Andenken in der Familie fortlebte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Brutus und Collatinus.

Trauerspiel in fünf Acten von Albert Lindner.

Die Tragödie „Brutus und Collatinus" von Albert Lindner, die vor 12 Jahren mit Erfolg gegeben worden ist, wegen der Erkrankung Dessoirs aber abgesetzt werden mußte, ist am Freitag, 21. Februar, in neuer Einstudirung in das Repertoire des Königlichen Schauspielhauses wieder aufgenommen worden. Alle Welt weiß, daß die Schillercommission das große Verdienst gehabt hat, die dramatische Dichtung des bisher vollkommen Unbekannten mit dem Preise zu krönen; und Lindner hat seitdem, namentlich durch die „Bluthochzeit" den Beweis geführt, daß man das Vertrauen zu seiner Begabung nicht unterschätzt hat.

Ein seltener Zufall hat es gefügt, daß der Stoff der gekrönten Tragödie „Brutus und Collatinus" gerade wie der des im vergangenen Jahre ausgezeichneten Dramas „Agnes von Meran" von demselben französischen Dichter, von Ponsard, dramatisch bearbeitet worden ist. Das Lindner'sche Trauerspiel weist in der ersten Hälfte, unbeschadet der dichterischen Selbstständigkeit des Deutschen, vielfache und starke Aehnlichkeiten mit der französischen Tragödie „Lucrèce" von Ponsard auf; natürlich auch nicht minder starke Abweichungen. So ist z. B. die Tullia, die in beiden Dramen die äußerste sittliche Verworfenheit verkörpert, bei Lindner die Mutter des Sextus, den sie zur Schändung der Lucretia anstachelt, bei Ponsard aber die Gattin des Brutus und die verschmähte Geliebte des Sextus. Die Hauptverschiedenheit zwischen den beiden Dichtungen läßt sich schon aus den beiden Titeln erkennen. Ponsard beschränkt sich in seiner Tragödie auf die dramatische Schilderung der Geschicke der Lucretia; die französische Tragödie schließt mit dem Tode des tugendhaften Weibes des Collatin und mit dem Racheschwur an ihrer Leiche. Bei Lindner dagegen ist der Tod der Lucretia, den er in die Mitte seines Trauerspiels verlegt, nur ein tragisches Moment. Nach dem Tode der Lucretia beginnt bei Lindner ein neues Trauerspiel, das in dem Conflicte zwischen Brutus und Collatinus, in der Verbannung des letzteren und in der Vollstreckung des Todesurtheils der Söhne des Brutus durch ihren Vater selbst den blinden Gehorsam gegen das Gesetz und den Sieg des Gesetzes über alle menschlichen Regungen veranschaulichen soll.

Lindner hat also zwei Dramen aneinander gereiht und die Handlung derselben eigentlich nur durch die weiterspielenden Personen, nicht aber durch die übergreifenden Thatsachen miteinander verknüpft. Daß hier ein starker Fehler in der Composition vorliegt, empfindet jeder unbefangene Zuschauer. Dessenungeachtet ist und bleibt „Brutus und Collatinus" eine sehr bemerkenswerthe, in Einzelheiten sogar bedeutende dramatische Dichtung, die neben den Wilbrandt'schen auf der obersten Stufe der Römerdramen unserer modernen Dichter steht. Das Trauerspiel hat daher auch jetzt eine sehr warme Aufnahme gefunden, im dritten Acte sogar eine enthusiastische.

Dadurch, daß Lindner den Tod der Lucretia eigentlich nur zum tragischen Vorspiele seines Dramas verwerthet, und unausgesetzt — auch während er sich mit den Persönlichkeiten und Ereignissen, die diesen Tod herbeiführen, beschäftigt — die Hauptgruppe, die erst nach dem Tode der Römerin hervortreten soll: Brutus und Collatinus im Auge behält, hat die erste Hälfte des Stückes, obgleich diese in den tragischen Vorgängen und den Motiven die stärkere ist, etwas unruhig Skizzenhaftes behalten. Wir hören freilich allerlei Unvortheilhaftes über die Gräuel, die sich die Tarquinier zu Schulden kommen lassen, aber vor unsern Augen benehmen sich die beiden Wichtigsten, das Haupt der Familie, der König, und Sextus, der durch seine Gewaltthat den Sturz der Familie herbeiführen soll, ganz discret und gemessen.

Der alte Tarquin hat hier nur die Maske des Bösewichts, der mißtrauisch, beängstigt, wie die meisten Tyrannen, daherschleicht und bisweilen ohne Grund aufbraust; das innere böse Wesen findet in keiner scenischen Handlung einen ergreifenden Ausdruck. Er begeht vor unsern Augen nichts, was ihn hassenswerth erscheinen ließe. Daß uns auch Tullia kalt läßt, wird wohl weniger dem Dichter als der Darstellerin zuzuschreiben sein, die jede Echtheit vermissen ließ und nur theatralisch im wenig angenehmen Sinne des Wortes wirkte. Sextus aber, der zwar auch nicht in hervorragender Weise dargestellt wurde und weniger leidenschaftlich entbrannte, als strohfeuerartig aufloderte, ist wie der alte Tarquin vom Dichter selbst stiefmütterlich behandelt worden. Er ist eben nur ein sehr überspannter, sinnlicher junger Mann, der beim ersten Anblick der Lucretia vom coup de foudre getroffen wird und beim ersten Anlasse, den er schafft, in halbem Wahnsinn auf seine Beute stürzt.

Der tragische Vorgang, die Schändung der Lucretia durch Sextus, vollzieht sich im Zwischenact.

Sextus, von seiner Mutter in den Grundsätzen der laxesten Moral bestärkt, taumelt liebestrunken von dannen; als sich der Vorhang wieder hebt, finden wir Lucretia in Thränen. Der Verbrecher ist entwichen und spurlos verschwunden. Wir hören dann später, im letzten Acte, daß er von Collatin getödtet worden ist.

So wird Lucretia hier nur das Opfer der sinnlichen Caprice eines Lüstlings. Für die Sage und für ein Epos, das die Sage behandelt, mag das genügen; das Drama hätte, wie dies Ponsard richtig herausgefühlt hat, einer stärkeren Motivirung bedurft, der wirklichen Liebe, der unbezwinglichen Leidenschaft des Sextus für das Weib seines Anverwandten. Die vorübergehende lüsterne Anwandlung eines jungen Menschen, der, sobald er dieselbe befriedigt hat, sich aus dem Staube macht und nicht wieder erscheint, hat nichts tragisch Ergreifendes. Ich

glaube, der Schänder der Lucretia, der durch seine Unthat ein weltgeschichtliches Ereigniß wie das der Begründung der römischen Republik herbeiführt, darf in einer Tragödie, in welcher eben diese Thatsache oder Legende den Mittelpunkt des Interesses bilden soll, sich nimmermehr mit einer Nebenrolle begnügen. Ueber diese Tarquinier hat der Dichter dem Brutus und dessen Genossen in den Augen des Publicums den Sieg zu leicht gemacht. Die Tarquinier sind zu unbedeutend; sie rufen keinen Abscheu hervor, und ihre Beseitigung läßt uns ziemlich kalt.

Das Drama gewinnt außerordentlich an Wärme und Wirkung in dem Augenblicke, da Brutus hervortritt. Lucretias Tod, der gleichzeitig die Geburt des Helden Brutus ist, bildet die Hauptscene des Dramas — eine Scene von starker dichterischer Kraft, vornehm in der Gesinnung, mächtig im Vortrage und von tiefer Wirkung. Nachdem Lucretia sich den Tod gegeben, wirft Brutus die Maske des Blödsinns ab, unter der er sich verborgen hat, ähnlich wie Hamlet, Lorenzaccio, Sixtus V., um sich der Rache zu erhalten. Dies ist der bedeutsamste und gelungenste Moment des Trauerspiels, der den ersten Theil des Dramas beschließt. „Lucretia" oder „die Tarquinier" sollte derselbe heißen. Nun hebt der zweite an, derjenige, der den Titel, welchen Lindner der ganzen Dichtung gegeben hat, mit Recht führen darf: „Brutus und Collatinus".

In diesem zweiten Theile besitzt das Motiv nicht die genügende Tragkraft für die Schwere einer tragischen Handlung. In der Ausarbeitung aber erscheint er mir viel gelungener als der erste, wenn ich eben die beste Scene des Ganzen, Lucretias Tod, hier außer Acht lasse.

Um was handelt es sich nun?

In der ersten Aufregung, die sich bekanntlich zur Legislative niemals besonders qualificirt, ist ein zu weit gehendes, zu strenges, mangelhaft redigirtes Gesetz zu Stande gekommen, das alle Tarquinier aus Rom verbannt, durch das daher auch Collatin, der zum Geschlecht der Tarquinier gehört, aus Rom, das er selbst von den verhaßten Tyrannen seiner Familie hat befreien helfen, und für das sein Weib, das er über Alles geliebt, hat bluten müssen, vertrieben wird. Es kommt nichts darauf an, daß Collatin mit den Tarquiniern nur den Namen, nicht aber die Gesinnung gemein hat. Collatinus wird also nicht das Opfer des Gesetzes, das ihn, den aufrichtigen Vaterlandsfreund, nicht hat treffen wollen, sondern das Opfer der schlechten Redaction dieses Gesetzes; und Brutus, der die innige Freundschaft, die ihn an Collatin fesselt, niederkämpft, erscheint nicht als der unerbittliche Hüter dessen, was Recht ist, sondern als ein eigensinniger Thor, der störrisch am Buchstaben fest hält und es nicht dulden will, daß man vom Wort ein Jota raubt.

Collatinus geht mit gerechtfertigter Bitterkeit über den schnöden Undank, den er von seinen Mitbürgern zu erdulden hat, und mit tiefer Trauer über die verblendete Rechthaberei seines Freundes.

Und nun kommt das Gegenspiel. Immer um dasselbe Gesetz in Ehren zu halten, muß Brutus seine Söhne, die sich an der Verschwörung der Tarquinier gegen die Republik betheiligt haben, zum Tode verurtheilen und das Urtheil vollstrecken lassen.

Brutus glaubt seinem Freunde Collatinus diese furchtbare Genugthuung schuldig zu sein. Collatinus würde allerdings mit Fug und Recht darauf erwidern können: Hier liegt die Sache anders! Deine Söhne, Brutus, haben sich thatsächlich an einem staatsgefährlichen Unternehmen betheiligt, haben sich hochverrätherischer Handlungen schuldig gemacht und eine strenge Strafe, ja vielleicht den Tod verdient. Ich dagegen habe nichts begangen; meine einzige Schuld ist, daß ich das Unglück habe, den Namen eines Geschlechts zu tragen, gegen dessen Gewaltthätigkeiten ich mich selbst erhoben, zu dessen Vertreibung ich wesentlich beigetragen habe!

Lindner selbst hat das auch empfunden und dem Zuschauer den Untergang des schuldlosen Collatin erspart. Er drängt den Collatin von der Bühne ab, während Brutus den Heldentod für das Vaterland stirbt.

Das Lindner'sche Drama bekundet, wie ich schon sagte, ein unzweifelhaft starkes dramatisches Talent. Dieser Anerkennung gegenüber haben die Ausstellungen im Einzelnen, die die gewissenhafte Kritik machen muß, wenig zu bedeuten. Lindner hat sich an den besten Mustern gebildet, an Shakespeare und Schiller. Die Sprache ist voll, markig und gedankenreich. Die Energie der Bilder, über deren Geschmack sich bisweilen rechten läßt, deren Anschaulichkeit aber zweifellos ist, wirkt frappant. Die unbestreitbare dramatische Begabung Lindners zeigt sich, abgesehen von der großen Scene im dritten Acte, die unzweifelhaft den Höhepunkt der Dichtung bildet, auch besonders da, wo er den Fehler in der Anlage des Ganzen durch die Ausführung im Einzelnen zu verdecken und nach Möglichkeit zu beseitigen sucht. Der vierte Act, in welchem der Conflict zwischen Brutus und Collatinus in der Senatssitzung zum Ausbruch kommt, ist trotz der gerügten Schwächlichkeit des Motivs in der Behandlung so schwungvoll, Brutus und der alte Lucretius vertheidigen die schlechte Sache mit solcher Ueberzeugung und solcher Kunst, und Collatin seine gute mit einer so unerbittlichen Logik, daß der Zuhörer nicht mehr nach dem Grunde dieser sonderbaren Entzweiung forscht, dem Für und Wider mit gleicher Theilnahme folgt, seine Sympathien dem unglücklichen Collatin zuwendet, ohne sie deshalb dem würdigen Lucretius und dem energischen Brutus zu rauben, und am Schlusse des Actes dem begabten Dichter die wärmste Anerkennung zollt.

Ueber die Darstellung, welche die Römertragödien auf unserer Hofbühne finden, ließe sich sehr viel sagen. Das aber soll nicht in einer gelegentlichen Bemerkung abgemacht werden. Für heute mag die Bemerkung genügen, daß die beiden Darsteller der Hauptrollen, Herr Kahle (Brutus), Herr Ludwig (Collatinus), gleichzeitig mit dem Dichter durch wiederholten Beifall ausgezeichnet worden sind, und daß von den übrigen Darstellern vor allen Herr Berndal als Lucretius und Fräulein Meyer als Lucretia hervorragen. Herr Klein hat den Tarquinius gut angelegt; leider gestattet der Dichter dem Darsteller nicht, die Aufgabe durchzuführen; Superbus bleibt vielversprechend.

Das Stück war von Herrn Director Deetz, soweit es das schauspielerische Personal betrifft, gut in Scene gesetzt. Die Decorationen, die uns nicht das sagenhafte Rom der Könige, sondern das Rom auf der höchsten Culturstufe vorführten und 4—5 Jahrhunderte überschlugen, wirkten einigermaßen störend. Ein flüchtiger Blick in den ersten Theil von Mommsens „Römische Geschichte" oder in die bewährte „Kostumkunde" von Weiß würde genügt haben, um die Anwendbarkeit einer Decoration, wie die, welche den Prachtbau des Senats vorstellen soll, aufzuweisen. Auch die Kostüme und Requisiten waren sämmtlich zu modern. Wir wissen freilich von dem Baustile, den Kostümen und Geräthen des sagenhaften Roms unter den Königen so gut wie nichts und können selbstverständlich keine volle Genauigkeit für die Aeußerlichkeiten beanspruchen; aber ein phantasievoller Künstler hätte immerhin ein Bild herstellen können, das das Bestreben verriethe, uns in dies sagenhafte Rom zu versetzen, während wir hier das bekannte historische Rom vor Augen hatten. Da das Königliche Schauspielhaus auch auf diese Dinge in letzterer Zeit einigen Werth gelegt hat, so wird die Bemerkung wohl gestattet sein.

Paul Lindau.

Aus dem Concertsaal.

Schillers „Lied von der Glocke". Composition von Max Bruch.

Herr Max Bruch, dem die kunsttreibende Welt schon manches hochgefeierte Werk verdankt, hat einen glücklichen Griff gethan und sich ein großes Verdienst erworben, da er Schillers „Lied von der Glocke" durch sein anziehendes Talent musikalisch illustrirte. Aber nicht nur das gewagte Unternehmen, eine so zum Allgemeingut gewordene Dichtung, die in Hütten wie in Palästen ihre Heimatsstätte gefunden, in Musik gesetzt zu haben, ist sein Verdienst, sondern ein ebenfalls nicht zu unterschätzendes, die alte hausbackene Composition Rombergs, jenes bequeme Aushängeschild für Gesangvereine kleinerer Städte und für geschmacklose Gymnasialchorregenten, das nun der Wurm vollständig zu Staub zernagen mag, wohl für alle Zeiten in ihr Nichts befördert zu haben.

Ich würde kein Wort über jenes veraltete Machwerk verlieren, wenn ihm nicht eine kleinbürgerliche, aber doch sehr herausfordernde Prätension anhaftete, die durch eine kenntnißlose und zugleich aufdringliche Anhängerschaft nur noch unausstehlicher wird. Es ist ein dummes, freches Werk, das seine Commißmelodien und -Harmonien mit dem dreisten Griffe geistiger Impotenz aus den Ueberbleibseln eines längs abgethanen Zopfes rekrutirte, obgleich der damals schon vollständig verstandene Mozart das musikalische Leben durchpulste, und die höhere Sprache Beethovens die Gemüther zu beeinflussen begann. Die Romberg'sche Musik erscheint als der Spiegel der damaligen Häuslichkeit, jener un-

glaublich nüchternen Zimmereinrichtung der Zeit Anfangs dieses Jahrhunderts, wo man sich auf sandbestreuten Dielen knirschend erging, wo hochbeinige birkene Möbel die senkrechte Wand in Abrede stellten, die grün angestrichene Blücherbüste jede Minute von der schiefen Ebene ihres hohen Untergestells zu fallen drohte, wo schlechte Gemälde mit dem Farbenungeschmack der Wände wetteiferten, wo der vereinzelte Resedatopf auf dem vergilbten Fensterbrette in der engen Gasse mühsam die Sonne sucht und dem blankgescheuerten kupfernen Spucknapf unter dem Pfeifenconsol Concurrenz bietet, wo das Abends vorher gelöschte, halb niedergebrannte Talglicht des neuen Schwefelfadens harrt.

Man könnte mir den Einwand machen, daß ich hier der äußerlichen Einwirkung ein zu großes Recht einräume, und daß beispielsweise Beethovens Heim wahrscheinlich kein besseres gewesen. Ich mache aber einen Unterschied, wer darinnen haust, und ob er der Mann sei, der so nüchterne Umgebung fühlt und sich von derselben beherrschen läßt. Beethoven, der, entrückt von der Außenwelt, seine phantasievollen Gebilde schuf und die schwierigsten Probleme löste, empfand beim Niederschreiben seiner Werke, die sein Inneres so gänzlich erfüllten, jedenfalls nichts von seiner dem Zeitgeschmacke unterworfenen Umgebung, im Gegentheil: im Feuereifer seines Schaffens wurden die sandbestreuten Dielen zum kunstreichsten Mosaikboden, die birkenen Möbel zu reich verzierten Marmorsäulen, die schlechten Gemälde zu Michel Angelos, der grüne Blücher zur Pallas Athene des Phidias, der niedergebrannte Lichtstumpf zur leuchtenden Fackel. Man hätte Romberg in das reichste Schloß setzen können, seine „Glocke" wäre dieselbe geworden, denn wo der göttliche Funke nichts zu zünden findet, da brennt die Flamme des Schaffens matt, ohne Leuchtkraft und übelriechend.

Wie anders hat Max Bruch, durchglüht von dem reichen, edlen Stoffe, seine Aufgabe erfaßt! Ausgerüstet mit hohem Talente, erfüllt von dem heiligen Ernste der Kunst, Feind jeder Trivialität und hohler Phrasenmacherei, der jener Zopferbe ausschließlich huldigt, offenbart er uns sein Inneres, das der reichen Gaben viele, theils anmuthig, theils in großangelegter Form darbietet.

Der ersten Aufführung durch den Stern'schen Verein, dessen Leitung jetzt bekanntlich dem Componisten anvertraut ist, in der Singakademie beizuwohnen, war ich leider verhindert, und so mußte ich mich mit der zweiten, die im Kroll'schen Saale stattfand, begnügen. Es hängt demnach mein Urtheil bei vorheriger gänzlicher Unkenntniß des umfangreichen, complicirten Werkes lediglich von einem einmaligen Hören, von dieser einzigen, vielleicht nicht ganz zureichenden Empfangnahme ab.

Mit großer Freude spreche ich es aus, daß der Eindruck, den ich von der neuen Composition aus allen Theilen empfing, ein von echter Künstlergesinnung durchwehter, ungetrübter und abgerundeter war. Wenn Einzelnes unter der glänzenden Spende mir weniger zugänglich wurde, vielleicht mehr durch Reflexion hervorgerufen, also mehr gemacht als empfunden erschien, so möchte ich diesen Ausspruch keineswegs als endgültig betrachtet wissen, denn es kann leicht die Ungunst des Platzes und der unzureichende Klang in dem nicht gerade für größere Chor- und Orchestermassen mustergültigen Saale einen Theil der Schuld tragen.

Was von vorn herein für das Bruch'sche Werk einnimmt, ist der glückliche Gedanke, das Motto: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, das Schiller der Inschrift der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen entnommen, von dem Componisten als erhebenden chorischen Eingang verwendet zu haben. Die Idee ist eigenartig und überraschend, und die tiefernste, gewissermaßen psalmodistische Ausführung derselben verleiht dem Eingange die Feierlichkeit und stimmungsvolle Würde, die alles Folgende zu adeln im Stande ist. Von demselben feinfühligen Sinne wie von der praktischen Hand des Componisten, die mit Verstand plant, gibt überhaupt die Anordnung und Eintheilung des Textes ein beredtes Zeichen. Hier treten keine Willkürlichkeiten auf, Alles ist an seinem Platze: das Arioso, das Recitativ, das Terzett; den Chören ist das wirksamste und entscheidenste Wort der Dichtung zugefallen. Was die musikalische Ausbeute anbelangt, so zeigt sich der Künstler überall als Herr seiner Aufgabe und künstlerischen Verpflichtung, und gesellt zu dem Anziehenden das Wirksame durch die Macht der Stimmen und die bunte Vielseitigkeit des Orchesterschmuckes. Der Schwerpunkt, wie es die Natur so ausgedehnter Compositionen erheischt, ruht auch hier auf den Chören, nach deren gesättigtem Vollklange das Ohr lechzt und die für alle Zeiten die Zierde oratorischer Werke bleiben werden. Sie sind die granitnen Stützen, um die alles Uebrige sich als verzierendes Beiwerk rankt. Zu den Sätzen, die der Componist in die reinste Gluth seligsten Empfindens getaucht hat, zähle ich das Ensemble mit einleitendem Quartett: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen." Von charakteristischer Färbung und ungemein temperamentsvoll ist der Chor: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben," den die muthigen schlagfertigen Männerstimmen rhythmisch lebendig beginnen und die Frauenstimmen gewissermaßen antiphonisch mit den Worten: „Doch drinnen waltet die züchtige Hausfrau" in anmuthiger Redseligkeit beantworten. Die Männer lassen ihnen aber nicht lange das Spiel der heitren Rede und fallen mit der Wucht ihres Organs, ihres eignen Werthes bewußt, dazwischen. Das bewegte Leben der Menschen, der Fleiß, die Liebe zum Hause mit der damit verknüpften Hausarbeit haben hier durch den Componisten einen berufenen Interpreten gefunden. Dieselbe hohe Stufe der Erfassung der Textworte bekunden das Sopransolo mit daraufolgendem Chor: „Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter." Hier ist die Verschmelzung des Chors mit dem Orchester die innigste. Keiner bettelt vom Andern.

Wenn der Componist die Worte des Meisters fast durchgängig recitativisch erfaßt, so hat er nach meinem Dafürhalten die allein richtige Form gewählt. Selbstredend kann hier nicht von dem überkommenen, nachgerade in Mißcredit gerathenen, verzopften Opernrecitativ, das in dem unausbleiblichen „Schrum Schrum" seinen Abschluß findet, die Rede sein. Während das alte verkommene Recitativ mehr gehackt und zungengefährlich auftritt, nähert sich, Dank der modernen Anschauungsweise und Errungenschaft, die neuere Anwendung desselben dem Arioso. In diesem Sinne erscheint das Recitativ des Meisters: „Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde." Dieses Baßsolo mit seiner geheimnißvollen Orchesterbegleitung halte ich für eine der schönsten Perlen der Sologesänge des Werkes.

Wünschenswerth wäre es, wenn ein unter großen Mühen und Opfern zur Aufführung gelangtes noch unbekanntes Opus, nachdem es zweimal zu Gehör gebracht worden, nicht bei Seite gelegt würde. Einmal wäre es günstig für das Bekanntwerden und die sichere Einbürgerung desselben, und zweitens läge für Verein und Orchester der Gewinn einer correcteren Ausführung wohl auf der Hand. Ein Hauptfehler, in den der sonst so berühmte Chor verfallen war, trat leider sehr bemerklich in der bis zur größtmöglichen Undeutlichkeit getriebenen Aussprache hervor. Nur die Solisten gaben die sicheren Anknüpfungspunkte, wenn man selbst bei genauester Kenntniß des Gedichts den Faden verlor. Aber dies war nicht der alleinige Fehler des Vereins. Die Altstimmen des Chors klangen bedeckt und tonlos, obgleich sie sich sichtlich und mit Anstrengung bemühten, ohne einen Erfolg zu erzielen. Sie wurden durch das vollere Volumen der Sopranstimmen zu sehr im Schach gehalten, durch den nicht immer edlen Klang der Männerstimmen an vielen Stellen gänzlich erdrückt.

Der Verein hat große und ernsteste Anstrengungen zu machen, wenn er auf seinem alten Niveau, das ihm Ruhm und Ehre brachte, das ihn zum ersten Gesangvereine Deutschlands stempelte, ferner verweilen will.

Die Sologesänge waren durchgängig vortrefflich besetzt durch Frl. Lilli Lehmann, Frl. M. Schmidtlein und die Herren Müller und Bulß, welch letzterem die dankbarste Partie zugefallen war.

H. Krigar.

Friedrich Spielhagens 50. Geburtstag.

Zu einer improvisirten Feier des 50. Geburtstages von Friedrich Spielhagen hatten sich in den Mittagsstunden des 24. etwa hundert Personen, hervorragende Vertreter von Literatur, Kunst und Wissenschaft, des Parlaments, dann eine Reihe persönlicher Freunde in der Wohnung des ahnungslosen Dichters eingefunden. Berthold Auerbach gab den Gefühlen der Anwesenden durch eine Anrede jenen warmen, dichterisch empfundenen Ausdruck, durch welchen jede oratorische Gelegenheitsleistung des berühmten Schriftstellers stets eine so unmittelbare Wirkung übt. Aus innerer Erregung antwortete ihm Spielhagen. Ein poetischer Gruß von der Ostsee, durch den Mund von Spielhagens zweiter Tochter anmuthig und rührend dargebracht, sowie meisterlicher Chorgesang von Angehörigen der Hochschule für Musik, beschlossen die eindrucksvolle Feier. Hier die Rede Berthold Auerbachs im ungefähren Wortlaute. Wie sie der herzlichen Verehrung der vielen, Spielhagen persönlich Nahestehenden, den echtesten Ausdruck lieh, wird sie den lebhaftesten Widerhall in den

Gemüthern Aller finden, welche aus dem dichterischen Schaffen des Gefeierten Genuß, Anregung, Erhebung gewonnen haben und sich ihm durch dankbare Gefühle verbunden glauben.

Meine Freunde und Freundinnen!

Denn Viele von Ihnen sind es mir persönlich und die Anderen sind es mir par ricochet, denn als Befreundete Spielhagens sind sie es auch mir.

Der Freundeskreis ist nicht die Welt, aber er repräsentirt dem Dichter die Welt, wir sind nicht als Repräsentanten gewählt von so und so viel Stimmen, aber wir sind berufen für Tausende und Tausende unsere Stimmen hier abzugeben.

Wir stehen heute unter Blumen vor einem Leben von Leben erfüllt, gestern um diese Stunde feierten wir ein Gedenkfest für einen Todten*), heute ein Freudenfest für das Leben für Lebende, und wir Dichter sind auch wie die Soldaten: mit dumpfen Trauertönen ziehen wir hinaus um einem Kameraden das letzte Lebewohl zu geben, mit Freudenklängen ziehen wir zurück in das Leben und feiern den Lebenden.

Ist es aber nicht zu früh? Was sind denn 50 Lebensjahre? Ist denn das schon die Zeit um die Stirne zu kränzen?

Ich möchte sagen, es ist immer Zeit das Leben mit Freude zu erfüllen und man sollte keinen Tag versäumen ohne kund zu geben, was uns ein lebender, ein schaffender, ein strammer Genosse ist; ins offene Auge hinein soll das offene Auge der Freundschaft glänzen.

Aber ich bin noch besser daran, Ihnen zu beweisen, daß wir Recht und Pflicht haben, heute nicht nur ein 50jähriges Leben, sondern ein 50jähriges Dienstjubiläum zu feiern. Ich bin glücklich Ihnen das so beweisen zu können, daß ein Widerspruch unbedingt unmöglich ist.

Sie staunen, da ich sage: wir feiern ein Dienstjubiläum, und Sie staunen, da ich sage: ich kann das unwiderleglich beweisen.

Hier ist der Beweis.

Ein guter alter Spruch heißt: poëta nascitur, der Dichter wird geboren, er wird als Dichter geboren, und wer nicht ein geborener Dichter, wer nicht von Natur ein Dichter ist, der wird es nie.

Heute vor 50 Jahren hat unser Jubeljüngling das Licht der Welt, wie man sagt, erblickt, aber auch die Schatten der Welt, und nicht nur die Schatten, sondern auch die Gestalten. Der erste Hauch, mit dem die Mutter Dich küßte, war eine Weiheform für ein Dichterleben, das erste Lied, mit dem sie Dich in Schlaf sang, ist zum innersten Ton geworden, zu einem unnennbaren, unfaßbaren Klang, der erste Augenstrahl, mit dem Dich Dein Vater zum ersten Mal begrüßte, ist zu einem Kranze geworden im tiefsten Herzensgrund, der nie weicht. Der erste Augenaufschlag, mit dem Du die Welt um Dich her erblicktest, stand im Dienst der Dichtkunst, und was Dir begegnete von Geschwistern, von Schulgenossen, was Du auf der Straße sahest, was auf dem ewig bewegten Meere, oben am Himmel und drunten, die Pflanzen, die Thiere: all Dein Schauen war ein Dienst der Dichtkunst.

Denn das scheidet uns von den Pessimisten, daß unser Leben ein Dienst ist. Wer das Leben nur als müheloſen und folgenloſen Genuß erfaßt, der muß nothwendig zu jener finsteren und bitteren Anschauung gelangen, die das Leben als etwas betrachtet, das nicht des Lebens werth ist. Wer sich aber bewußt oder unbewußt vom Drange der That erfüllt weiß, wer in den großen Dienst der Idee tritt, der schafft, und im Schaffen, im Dienen, im Gestalten, im Hinstellen eines vor ihm nicht Gewesenen, nie und nimmer Findbaren, wird sein Leben zu einem schönen, zu einem frohen, zu einem schaffenslustigen sich gestalten.

Und so weil der Dichter geboren ist und lebenslang im Dienste seines Berufes steht, Tag und Nacht immer bewegt von einem anderen Dasein, das in ihm Gestalt gewinnen will, weil er dient, so feiern wir mit unserem Freunde hier an seinem 50. Geburtstage sein 50jähriges Dienstjubiläum und dafür gibt es keine äußeren Decorationen.

Oder doch! Es gibt eine und das sind die blitzenden, die strahlenden, die liebevoll ins Antlitz schauenden Augen der Freunde und Freundinnen, die unseren Dienstjubilar umkränzen.

Ja! Alles was der Dichter erlebt, Freud und Leid, Zweifel und Bewußtsein, Alles tritt in den Dienst seines Berufes und wir Alle, die wir hier sind, sind Mitarbeiter, denn was wir dem Schaffenden sind, das wird in ihm zu seinem gestaltenden Wirken, wer ihm Freude bereitet, bereitet sie seinem Beruf, wer ihn verletzt, verletzt nicht nur ihn, sondern das dichterische Leben, das er unter dem Herzen, im Herzen trägt, das doppelte Leben.

Und dies doppelte Leben ist die Wonne und das Weh des Schaffenden, es wird aber zur reinen Wonne, wenn das Gestaltete vor ihm steht und mit dem Kinderauge ihn anschaut, wenn geworden ist vor ihm, außer ihm, was in ihm war.

Und so nun, lieber Jubeljüngling, ist unser bester Wunsch, nicht daß wir Dir etwas wünschen, sondern daß wir das wünschen: wir möchten Dir viel sein und dadurch in Dir viel erwecken können, damit Du feste Bilder gewinnest, reine Anschauungen, sicheren Anhalt, freies Schalten und Walten für die in Dir ruhenden Gebilde, die Du jetzt selbst noch nicht kennst, die aber einst und immerdar Dich grüßen sollen als das in Dir wohnende, von Außen angerufene und nun heraustretende geheimnißvolle Wirken der schaffenden Seele. Möge sie frisch sein die Seele, möge hell sein das Auge und ihm noch lange beschieden sein, Echtes zu schauen und Echtes zu schaffen. Und wie der bildende Künstler, der Maler, die Hand auflegt auf den Malstock, um der Hand die Schwere zu nehmen, so daß sie von sich selbst entlastet frei sich bewegt und innere Gebilde hinwirft, so ist der Familienkreis für den Dichter, er entlastet die Hand ihrer eigenen Schwere, liebend wird die Hand, wird das Dasein hochgehalten und getragen, damit die Hand sich frei bewege.

Möge Auge, Herz und Hand Dir immerdar gestärkt werden durch Deine Familie und durch den Kreis der Freunde, der Dich von Herzen grüßt an Deinem 50jährigen Dienstjubiläum.

Du meerbespülte Stadt Stralsund,
Grüß Deinen Sohn aus seines Kindes Mund.

*) Am 23. hatte die von dem Verein „Berliner Presse" veranstaltete Todtenfeier für Karl Gutzkow stattgefunden.

Notizen.

Die Socialisten, welche man los zu sein glaubte, haben seit einiger Zeit wieder von sich reden gemacht. In voriger Woche hat es die Geschicklichkeit einiger Justizbeamten durchgesetzt, daß der Reichstag einstimmig mit dem Schutz seiner bedrohten Privilegien zugleich die Protection der socialistischen Mitglieder gegen die Sicherheitsbehörde übernehmen mußte. Es fehlte nicht viel, daß das Publicum den verfolgten Abgeordneten, die uns so viele unnütze Krisen verschafft, wieder eine gewisse Sympathie bezeugt hätte. Der Mensch ist stets geneigt, für den Schwachen Partei zu nehmen, zumal wenn dieser sich erfolgreich wehrt und eine starke Deckung, welche diesmal der Reichstag bieten mußte, zu finden weiß. Hätten die fraglichen Herren den Verlauf der Angelegenheit, wie sie sich zu ihren Gunsten entwickelt hat, vorher berechnet, sie konnten es nicht besser anfangen. Allerdings war diese Partei niemals durch kluge Voraussicht bevorzugt, sonst würden sie seit Jahr und Tag mit größerer Mäßigung und Vorsicht das Ungewitter, von welchem sie weggefegt wurden, vermieden haben. Hoffentlich wird der Succeß, welchen ihre Rückkehr nach Berlin errungen, sie nicht wieder übermüthig stimmen und nicht die Vertheidigung des Disciplinargesetzes seinen Anhängern erleichtern. Man hat anderswo aus dem Exil heimgekehrten Legitimisten nachgesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Die Geschichte der radicalen Parteien lehrt jedoch, daß es diesen durchweg nicht besser ergeht. Auch in Paris sind sie wieder mit ihrer Maulwurfsarbeit bei der Hand und verscherzen die Gunst des Augenblicks, der die Thorheiten ihrer Vergangenheit auslöschen wollte. Der republikanischen Regierung machen sie das Leben sauer und die Monarchisten wiegen sich schon wieder in wenn auch trügerischen Hoffnungen. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß in den Reihen der Rothen Subjecte ihr Wesen treiben, die von ganz anderen Motiven bestimmt werden, als von glühender Freiheitsliebe. Der Polizeiskandal, als neulich die von einer Untersuchung bedrohte Präfectur bei

dem eiligen Verbrennen oder Beseitigen der schlimmsten Register doch nicht schnell genug alle Personalacten entfernen konnte, ließ ein eigenthümliches Licht auf einige Mitarbeiter gewisser Blätter fallen, die am ärgsten über die Lauheit und die ungenügenden Bürgertugenden der gegenwärtigen französischen Machthaber geschrien hatten. Man wurde an die Geschichte der vor kurzem unterdrückten communistischen Avantgarde in der Schweiz erinnert, die ihre Aufforderungen zum Königsmorde stets unter frankirtem Kreuzband den Souveränen zugefertigt hatte. Solche schlimme Auswüchse werden indessen in Paris bald überwunden sein und einer friedlichen Entwicklung des republikanischen Regiments keinen Abbruch thun. Man kommt den Vertretern Frankreichs überall mit gastfreundlichem Vertrauen entgegen. Die neu ernannten oder versetzten Mitglieder des französischen diplomatischen Corps erfreuen sich der besten Aufnahme. Der hiesige erste Secretär, Graf Mouy, hat Berlin mit der Kaiserstadt an der Donau vertauscht, sehr gegen seinen Willen, wie es heißt, und mit dem Opfer mannichfacher guter Beziehungen, welche Herr von Mouy hier geknüpft hatte. In der Gesellschaft, wo er sich vorzugsweise bewegte, war nicht genug bekannt, daß der in den besten Jahren stehende Diplomat eine kleine ganz achtungswerthe literarische Bagage, wie die Franzosen es ausdrücken, hinter sich hatte. So hat er eine Geschichte des Don Carlos nach den Quellen geschrieben, die von Gelehrten seiner Heimat geschätzt wird. Ein spanischer Forscher hat sie freilich vor einiger Zeit kritisirt und eine weitere Widerlegung angekündigt, auf welche der Verfasser die Antwort wohl nicht schuldig bleiben wird. Don Carlos kommt bei Herrn von Mouy nicht gut weg, während König Philipp nicht ganz so als Blaubart erscheint, wie in Schillers Tragödie. Don Carlos ist in der Historie gar nicht lyrisch, sondern ein Tollkopf, der auch nicht von der heiligen Hermandad hingerichtet wird, sondern am Fieber stirbt. Auch die Schwiegermutter ist kaum eine romantische Figur, hat keine Liebesscenen mit dem Infanten und scheidet in einem verfrühten Wochenbett aus dem wenig erfreulichen spanischen Leben. Deutsche Gelehrte hatten schon vorher die schöne Legende ihrer Poesie entkleidet. Es ist nicht das erste Mal, daß die Welt, was sie in der Jugend geglaubt, wieder umlernen mußte. Jemand, der als Tourist viel gesehen, resumirte seine Eindrücke in dem etwas kühlen Wort: Voyager, c'est vérifier! Aber auch das Leben ist eine Reise, dessen zweite Hälfte sich gewöhnlich zu einer Probe auf die Erwartungen und Ideale der ersten gestaltet. Glücklich, wenn Freundschaft und Treue leidlich stichhalten und das Facit einen gewissen Ueberschuß an menschenfreundlichen Gefühlen darbietet.

* * *

Wie Herr Schmidt Thatsachen berichtigt.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb."

Es thut mir leid, aber ich muß mich noch einmal mit Herrn Julian Schmidt beschäftigen. Seit einem vollen Vierteljahr schüttet Herr Schmidt um die Mitte eines jedes Monats vor den beklagenswerthen Lesern der „Preußischen Jahrbücher" die Schale seines Mißvergnügens auf mein Haupt. „Wenn's das Publicum nicht genirt," heißt's in der Posse, „mich genirt's nicht."

In dem dritten Aufsatze „Wie man öffentliche Meinung macht" — wer weiß, ob es der letzte ist — bemüht sich Herr Schmidt, meiner wiederholten Aufforderung, thatsächliche Irrthümer von mir aufzudecken, endlich nachzukommen, und diese Bemühung ist immerhin anerkennenswerth. Wenn sie nicht vollkommen gelingt, und wenn Herr Schmidt auch von der alten Gewohnheit, gelegentlich die eine oder andere Verdächtigung mit unterlaufen zu lassen, sich noch nicht ganz freimachen kann, so ist doch in der Gesammthaltung dieses dritten Aufsatzes eine Wandlung zum Bessern wahrnehmbar, und der Bußgang soll ihm daher nicht unnöthig erschwert werden.

Sehen wir uns also einige der berichtigten Thatsachen an:

Herr Schmidt citirt aus meinem Aufsatze in „Nord und Süd" einen Passus, der im Auszuge so lautet:

> „Ein andermal beschäftigte sich Herr Schmidt mit Beaumarchais und andern Dichtern des 18. Jahrhunderts. Ich wies ihm nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais': den „Barbier von Sevilla", „Figaros Hochzeit" und deren Geschichte nicht genügend kannte, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Er behauptete, das Publicum habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit" Anstoß genommen, während gerade dieses Stück den großartigsten und unbestrittensten Erfolg gehabt, den wohl jemals ein dramatisches Werk davongetragen hat. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über „Figaros Hochzeit", die aber mit diesem Stück absolut nichts zu schaffen, sondern auf den „Barbier von Sevilla" Bezug hatte ꝛc."

Darauf entgegnet nun Herr Schmidt zunächst:

> „Bitte, Herr Lindau! sehen Sie sich doch einmal recht genau an, was Sie da geschrieben haben. Sie schreiben: „Figaros Hochzeit" hätte den unbestrittensten Erfolg gehabt, und ich hätte das Gegentheil behauptet."

Darauf citirt Herr Schmidt aus seiner „Geschichte der französischen Literatur" eine Stelle, welche den Erfolg des „Figaro" constatirt. Da ich aber die gerügte Unkenntniß nicht aus der „Geschichte der französischen Literatur", sondern aus einem andern Aufsatz von Julian Schmidt entnommen habe, so kommt diese Stelle hier gar nicht in Betracht; sie beweist nichts weiter, als daß Herr Schmidt unter Umständen heute verneint, was er gestern behauptet, weil er heute vergessen, was er gestern geschrieben hat.

Nach Anführung dieser Stelle ruft Herr Schmidt triumphirend aus:

> „Nun, Herr Lindau, was sagen Sie dazu? Und du, mein liebes Publicum, was sagst du dazu? Ist das nun etwa eine offenbare Lüge? — Unmöglich! man könnte Münchhausen und Falstaff in einer Person sein, und doch eine solche Ungeheuerlichkeit nicht aushecken. Augenscheinlich hat Herr Lindau diese Stelle gar nicht gelesen. Was aber hat er gelesen?". —

Was ich gelesen habe?

Das Feuilleton der „Nationalzeitung" vom Sonnabend, 22. Juni 1872, Nr. 286, und in diesem Feuilleton einen Aufsatz, überschrieben „Literaturbilder aus der Zeit Ludwig XVI. von Julian Schmidt, IV." Da habe ich gelesen — wörtlich:

> „Das Wort Napoleons (daß in „Figaros Hochzeit" die Revolution bereits in voller Thätigkeit gewesen sei) hat einen andern Sinn: wie später gezeigt werden soll. Bei der ersten Aufführung nahm man nicht einen politischen sondern einen moralischen Anstoß."

Das habe ich gelesen. Und was habe ich geschrieben? —

> „Schmidt behauptete, man habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit" Anstoß genommen."

Nun, Herr Schmidt, was sagen Sie dazu?

In jenem „Literaturbilde" fährt Herr Schmidt, um seine falsche Behauptung, daß man bei der ersten Vorstellung von „Figaros Hochzeit" an dem Stücke einen moralischen Anstoß genommen habe, zu begründen, in unmittelbarem Anschluß an den citirten Satz also fort:

> „Ein Kritiker sagte: «Der Ruf des Herrn von Beaumarchais ist sehr gesunken und die anständigen Leute sind endlich überführt, daß, wenn man ihm seine Pfauenfedern ausreißt, nichts übrig bleibt, als ein häßlicher schwarzer Rabe mit seiner Unverschämtheit und seiner Gefräßigkeit.» Beaumarchais versuchte die Sittlichkeit der einzelnen Scenen mit Gründen zu rechtfertigen, die nicht weit her sind. Mit vollem Recht dagegen betont er das Verdienst der Lustigkeit «in einem Zeitalter, wo die Heuchelei des Anstandes fast ebenso weit getrieben ist, als die Entartung der Sitten»."

Herr Schmidt meint also, daß ein Kritiker über „Figaros Hochzeit" sich die oben citirten abfälligen Aeußerungen erlaubt habe, und daß die Vertheidigung Beaumarchais' sich auf „Figaros Hochzeit" beziehe. Das ist falsch! Die Kritik bezieht sich auf das ältere Stück Beaumarchais', auf den „Barbier von Sevilla", und ist in der Vertheidigungsschrift Beaumarchais' vor diesem Lustspiele in der polemischen Schrift: „Lettre modérée sur la chute et la critique du *Barbier de Séville*" abgedruckt.*)

*) Die von Herrn Schmidt angezogene und von Beaumarchais widerlegte Stelle in der Kritik lautet im Original: „La réputation du Sieur de Beaumarchais est bien tombée; et les honnêtes gens sont enfin convaincus que lorsqu'on lui aura arraché les plumes du paon, il ne restera plus qu'un vilain corbeau noir, avec son effronterie et sa voracité." *Lettre modérée sur la chute et la critique du Barbier de Séville.*

Wer diese nach dem Fiasco des „Barbier von Sevilla" — 23. Februar 1775 — geschriebene Kritik in Zusammenhang bringt mit dem rauschenden Triumphe von „Figaros Hochzeit" — 27. April 1784 — macht sich einer Verwechslung schuldig, die nicht minder haarsträubend ist, als es etwa die Behauptung sein würde, daß der Prolog zu „Wallensteins Lager" Schiller gezwungen habe, nach Mannheim zu fliehen. Wer diese Kritik von 1775 auf das Stück von 1784 bezieht, mit dem sie absolut nichts zu schaffen hat, der beweist, daß er die Geschichte der Hauptwerke Beaumarchais' nicht genügend kennt, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen.

Und alle diese schönen Dinge habe ich in dem „Literaturbilde" von Julian Schmidt gelesen. Was aber habe ich geschrieben?

> „Ich wies Herrn Schmidt nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais', den «Barbier von Sevilla» und «Figaros Hochzeit» und deren Geschichte nicht genügend kenne, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über «Figaros Hochzeit», die aber mit diesem Stück absolut nichts zu schaffen, sondern auf den «Barbier von Sevilla» Bezug hatte."

So! — Und da spricht Herr Schmidt von einer „offenbaren Lüge", von „einer Ungeheuerlichkeit", die „Münchhausen und Falstaff in einer Person nicht aushecken können!"

Was bleibt von diesem Vogel übrig, wenn man ihm die Pfauenfedern ausreißt?

Herr Schmidt, der offenbar ganz vergessen, was er früher geschrieben hat, will den Leuten einreden, daß ich eine sonderbare Verwechslung begangen hätte! Er stellt sich, als glaube er, daß ich den Monolog aus „Figaros Hochzeit", in welchem Figaro gelegentlich auch über das Mißgeschick seiner Stücke berichtet, nicht gekannt und das tragikomische Geschick des Figaro für das des lebenden Beaumarchais gehalten hätte!

Das ist so kindlich, daß darauf kein ernsthaftes Wort zu erwidern ist. Der Monolog des Figaro ist, wie ich ohne Uebertreibung sagen darf, vielleicht die bekannteste Seite der französischen dramatischen Literatur. Er ist einem Jedem, der auch nur einen flüchtigen Blick in die französischen Theaterdichtungen geworfen hat, gerade so geläufig wie dem Deutschen etwa der Monolog des Faust oder der des Egmont. Da ich das mit denselben Worten bereits vor acht Jahren in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" ausgesprochen habe, möge es mir vergönnt sein, die Stelle hier anzuführen:

> „Dieser Monolog ist für das französische Volk dasselbe geworden, was etwa Tells Monolog in der „hohlen Gasse" und Fausts Monolog im Studirzimmer für den Deutschen, Othellos Rede vor dem Senat, Hamlets „Sein oder Nichtsein" für den Engländer geworden ist: ein epochemachendes Ereigniß in der dramatischen Literatur. Ich spreche nur von der Wirkung, von dem durchschlagenden Erfolge, von der Allbekanntheit; im Uebrigen liegt es natürlich mir fern, den dichterischen Werth dieser ganz heterogenen Schöpfungen gegeneinander zu halten."

Und nun kommt Herr Julian Schmidt gravitätisch daher, citirt aus dieser bekanntesten Scene die allerbekanntesten Sätze — just dieselben, die durch Jahrzehnte unter der Granville'schen Vignette als Motto des Pariser Blattes „Le Figaro" regelmäßig in jeder Nummer gestanden haben: „pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique etc. etc." — und enthüllt mir mit gar possirlicher Wichtigkeit den Fundort! Und er will den Leuten weiß machen, daß ich jenen Monolog gar nicht gekannt, die Beaumarchais'schen Gedanken für die von Julian Schmidt, Figaro für Beaumarchais, das Geschöpf für den Schöpfer gehalten hätte!

Wer in aller Welt soll ihm das glauben? Wem will Herr Schmidt einreden, daß ich die Werke von Beaumarchais so oberflächlich kenne wie er? Das ist doch nicht ohne weiteres anzunehmen, da ich selbst in Gemeinschaft mit Emanuel Geibel eines der Beaumarchais'schen Lustspiele ins Deutsche übertragen habe.

Ich habe gar nichts verwechselt. Ich habe Herrn Julian Schmidt auf einige sehr starke, ja unverzeihliche Irrthümer hingewiesen, und Herr Schmidt würde sehr philosophisch gehandelt haben, wenn er darauf geschwiegen hätte. Er hat aber seine eigene Arbeit nicht mehr gekannt.

Das ist nun freilich um so verwunderlicher, als er von Anderen sogar solche Arbeiten kennt, die diese nie verfaßt haben. Herr Schmidt theilt nämlich seinen Lesern mit, daß ich „über Beaumarchais ein eigenes Buch geschrieben habe".

Welches, wenn ich fragen darf? Davon müßte ich doch auch etwas gehört haben.

Herr Schmidt hat durch diesen Ausspruch wiederum bewiesen, daß er die Prospecte und Ankündigungen von den Verlegern mit größerer Aufmerksamkeit liest als die Werke der Schriftsteller. Ich habe allerdings die Absicht gehabt, eine Studie über Beaumarchais zu veröffentlichen, und der Verlag des „Vereins für deutsche Literatur" hat das betreffende Buch auch angekündigt; da ich mich bei der Ausarbeitung aber überzeugte, daß ich den Stoff innerhalb des verfügbaren Raumes nicht so vollständig, wie ich es wünschte, bewältigen konnte, so habe ich davon Abstand genommen und den „Beaumarchais" durch die Biographie Alfred de Mussets ersetzt. Das von Herrn Schmidt citirte Buch ist nie erschienen. — Ein neuer Beleg für die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dieses bedeutenden Mannes.

Was Herr Schmidt im Uebrigen noch vorbringt, hat ungefähr denselben Werth wie die hier beleuchteten Einzelheiten. Ich breche ab, denn als Redacteur habe ich den Lesern gegenüber Pflichten, die ein selbstbefriedigter Mitarbeiter nicht zu beobachten braucht. Eine derselben würde ich außer Acht lassen, wenn ich mich verabschiedete, ohne die Leser der „Gegenwart" wegen dieser uninteressanten Polemik um Vergebung zu bitten. Den aber möchte ich sehen, der es fertig brächte, mit Herrn Julian Schmidt eine interessante Discussion zu führen.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Ein „geflügeltes Wort"?

Unter Ludwig XVIII. sagte der Finanzminister Baron Louis einmal zur Deputirtenkammer: „Meine Herren, machen Sie gute Politik und ich werde Ihnen gute Finanzen machen!" Wahrscheinlich hat dieses Wort dem Nationalzeitungs-Redacteur Dernburg vorgeschwebt, als er im Reichstage auf die gegen seine Zeitung gerichteten Angriffe Bismarcks unter der Form einer „persönlichen Bemerkung" erwiderte: „Machen Sie gute Politik und ich werde für gute Leiter („Leitartikel" sollte es wohl heißen?) sorgen." — Die geschichtliche Reminiscenz hat hier unseren verehrten Freund zu einer falschen Analogie verführt. Die Voraussetzung einer guten Finanzverwaltung ist allerdings in einer guten, das hieß damals bei Baron Louis, einer friedlichen und gleichmäßigen Politik des Landes gegeben; aber die Vortrefflichkeit der Leitartikel eines unabhängigen Blattes soll nicht abhängen von der Vorzüglichkeit der Regierung. Im Gegentheil! Wenn das Land ausgezeichnet regiert wird, können wir zur Noth Dernburgs Leitartikel ganz entbehren; wir haben nur in dem Falle, daß die Maßregeln und Programme von Oben bedenklich sind oder erscheinen, ein Verlangen oder Bedürfniß nach guten Leitartikeln. — Ich glaube also nicht, daß Dernburgs „persönliche Bemerkung" geeignet ist, in Büchmanns Citatenschatz aufgenommen zu werden.

H. B. O.

Inserate.

Zum 1. Abdruck für Journal- od. Zeitungsfeuilleton wird die Uebersetzung eines feinen, spannenden, in der Revue d. d. Mondes erschienenen **Romanes von Maria Achard** offerirt. 20 Druckbogen. Adr. sub H. 3039 an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Die größte Auflage

aller deutschen Zeitungen hat das **„Berliner Tageblatt"** erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besonderen **Vorzüge** dieses Blattes bestehen vornehmlich i. Folgendem:

Berliner Tageblatt
nebst den Gratis-Beigaben:
der beliebte Wochenschrift und dem illustr. Witzblatt
„Berliner Sonntagsblatt" „ULK".

Unabhängige freisinnige politische Haltung. Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten. **Tägl. 2malig. Erscheinen.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführl. Kammerberichte** seines eigen. parlamentar. Bureaus. Erziehungs- u. Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen **ein enorm billiger Abonnementspreis.**

Für den Monat **März** abonnirt man bei der nächstgelegenen Postanstalt für **1 Mk. 75 Pf.** für alle drei Blätter zusammen.

Den **neuhinzutretenden** Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des seines **spannenden Inhalts** wegen mit so vielem **Beifall** ausgezeichneten Romans:

Das Recht des Lebenden
von **Levin Schücking**
gegen Einsendung der Postquittung **und franko nachgeliefert.** **gratis**

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
NW., Luisenstrasse 32.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
Rose der Sewi.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.
kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: *M.* 2.40.
Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., Luisenstrasse 32.

Paul Lindau: Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. 8. Broch. 7 *M.*, eleg. geb. m. Goldschn. 8 *M.* 50 *Pf.*

Schriftstellern, Verlegern und Bühnenvorständen
empfiehlt sich zur Vermittelung aller literarischen Angelegenheiten
Dr. Pollacsek's
Literarische Agentur in Hamburg.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.
N.W., Luisenstrasse 32.

Bei mir erschien:

Johannistrieb.

Schauspiel in vier Aufzügen
von
Paul Lindau.
9 Bog. 8. eleg. broch. Preis 2 M. 50 Pf.

Von demselben Verfasser erschienen früher in gleicher Ausstattung:

Marion. Schauspiel in 5 Acten. — **In diplomatischer Sendung.** Lustspiel in 1 Act. — **Maria und Magdalena.** Schauspiel in 4 Acten. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*

Diana. Schauspiel in 5 Acten. — **Ein Erfolg.** Lustspiel in 4 Act. Mit e. Vorrede in Form e. Widmung a. d. k. k. Hofschauspieler *Adolf Sonnenthal* in Wien. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*

Ferner:
Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Zu haben in allen Buchhandlungen.

In **Carl Duncker's** Verlag (C. Heymons) in **Berlin,** Lützowstr. 2, erschien:

Dr. Herm. Klee,
Fürst Bismarck u. unsere Zeit.
Preis 3 *M.*

Marcus, Freihandel!
Preis 1 *M.*
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

„Eine handelspolitische Studie **„Freihandel auch ohne Reciprocität"** von **B. Marcus,** dem Syndicus der Bremer Handelskammer, zeichnet sich durch die klare und objective Art aus, in welcher sie die freihändlerischen Grundsätze in schlüssigem Zusammenhange entwickelt. Sie sieht gänzlich von den concreten Verwickelungen der Frage in der Tagesdebatte ab und sichert sich dadurch vor jeder auch nur unbewußten Befangenheit des Urtheils; ausgehend von dem Satze, daß in Zeiten, wo alte Wahrheiten streitig werden, diesen Wahrheiten ihr Alter nichts nützt, sondern allein die Fähigkeit, immer von Neuem den Beweis ihrer Existenzberechtigung zu führen, legt sie in äußerst beweiskräftiger Weise dar, daß Angesichts der modernen Entwickelung **ein gemäßigter Freihandel, wie bisher, so auch in Zukunft, der allein richtige Weg für die deutsche Handelspolitik sei."**
Hannoverscher Courier.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Odilo.
Von
Oscar von Redwitz.
1.—4. Auflage.
8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 *Pf.*

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Soeben erschien:
Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Dritte vermehrte Auflage.
gr. 8. 348 S. Eleg. geh. 4½ *M.*

Das Werk ist mit seltener Einstimmigkeit nicht nur von der gesammten deutschen, sondern auch der maßgebenden ausländischen Presse als eine der werthvollsten Arbeiten über die deutsche Socialdemokratie anerkannt.

Die **„National-Zeitung"** nennt das Buch „eine klassische Darstellung". „Times" „the most valuable work" etc.

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Rezension von „Im neuen Reich"
über
F. Mehring,
Die
Deutsche Socialdemokratie.
3. vermehrte Auflage.
(Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**)
Preis: Eleg. geh. 4½ *M.*

„Die Schrift von Mehring ist längst als diejenige anerkannt, welche am besten über die socialistische Agitation in Deutschland seit Lassalle orientirt. Ueber das Geschichtliche, die Persönlichkeiten, die Lehren und Programme findet man hier alles nöthige Material in guter, verständiger und übersichtlicher Erzählung. Die neueste Auflage ist bis zu den Mordversuchen des vergangenen Jahres und bis zum Socialistengesetz fortgeführt, womit die Bewegung zunächst ihren Abschluß erhalten hat. Mit Recht drückt aber der Verfasser den Wunsch aus, daß man sich durch die jetzt eingetretene äußerliche Ruhe nicht täuschen und einschläfern lasse. Das Socialistengesetz leistet, was es leisten sollte, aber auch nur dieses, und wie den noch immer fortdauernden Verboten des Reichsanzeigers zu entnehmen ist, zeigt sich die socialdemokratische Partei in ihrer Auflösung offenbar größer, stärker, verbreiteter, als sie selbst während ihrer Existenz je erschienen ist."

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**
Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 10. Berlin, den 8. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans. I. — China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Gottfried Arnold und der Pfingstmontag. Von August Schricker. — Journalistische Etikettfragen. Von J. H. Wehle. — Die Mediciner und die Schule. Von Philologus. — Notizen. — Inserate.

Die französische Verwaltung.

Von A. Schneegans.

I.

Ueber die französische innere Verwaltung, über die allmächtige Centralisation, über die als Napoleonisches Regierungsmittel verpönte „Präfectenwirthschaft", ist in Deutschland schon viel gesprochen, viel geschrieben worden. Mag auch vielleicht mancher Landrath oder Oberpräsident beim Einblick in diesen kunstvollen und anscheinend leicht arbeitenden Verwaltungsmechanismus an die ersten Worte des Goethe'schen Verses:

Bewundert viel, und viel gescholten, . . .

gedacht haben, so paßt doch augenscheinlich das zweite Prädicat viel eher, um die Stimmung, mit der man im großen Ganzen an diese Einrichtungen herantritt, zu charakterisiren. „Viel gescholten" wird, und nicht mit Unrecht, diese Verwaltungsmethode, die jenes maschenreiche, engdurchwirkte, fest ineinandergelegte Beamtennetz über Frankreich wirft, die von der kleinsten Bauerngemeinde bis in die höchsten centralen Ministerialstellen alles öffentliche Leben dem allgewaltigen Staate unterwirft, die das französische Volk, wie die römische Kirche ihre Gläubigen, in ein regimentartiges, dem Gehorsame gefügiges und aller aus der eigenen volksthümlichen Initiative herausgehenden Action verschlossenes Ganze zusammenzugliedern verstand — oder versuchte. Lange Jahrzehnte (und richtiger noch würde man sagen, lange Jahrhunderte, denn nicht von Napoleon, sondern von den früheren französischen Königen stammte diese Centralisation) schien der Versuch zu gelingen, und heute noch lebt das Ausland in der Ueberzeugung und in dem Gefühle, daß Frankreich, ob Republik, ob Monarchie, das Land der engsten Centralisation, der „Präfectenwirthschaft" im Napoleonischen Sinne des Wortes ist. Von den Anläufen, die zu verschiedenen Malen gegen dies System unternommen wurden, hat die deutsche Presse wohl Notiz genommen; den letzten, im Anfange der siebziger Jahre durch die Nationalversammlung berathenen und beschlossenen Gesetzen, durch welche diese Verwaltungsmethode in ihrem innersten Kerne getroffen und die öffentlichen Gewalten Frankreichs in die Bahn der gesundesten und tiefgreifendsten Decentralisation hinübergeworfen wurden, scheint sie aber nicht in dem Maße gerecht geworden zu sein, wie sie es verdienten, oder vielmehr ist es begreiflich, daß die Ereignisse, die das französische Staatswesen seit jener Zeit in ununterbrochenem Wechsel zum Spielballe der sich bekämpfenden Parteien machten, die Aufmerksamkeit von den inneren Reformen und von der Thätigkeit der Verwaltungsorgane ablenken mußten und somit die Tragweite jener im Jahre 1872 unternommenen Gesetzesveränderung von dem Auslande nicht erkannt oder gewürdigt werden konnte. Diese Reform jedoch ist eine so tiefgehende, daß, will man sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, an die jetzigen inneren französischen Zustände einen Maßstab anzulegen, der nur auf die Vergangenheit paßt, man länger bei ihr als bei irgend einem anderen neuen Gesetze weilen muß; denn seit den großen, aber so bald wieder durch das erste Kaiserreich verwischten Reformen der Revolution von 1789 ist Frankreich niemals mit einer gewaltigeren Veränderung seines inneren, provinziellen oder departementalen Organismus vor die Welt getreten, und reiht sich diese Umwandlung der Verwaltungskörperschaften in directer Linie an die ersten, schon republikanischen Reformen, welche die constituirende Versammlung (Assemblée constituante) im Jahre 1790 in Angriff nahm. Die durch das Kaiserreich und die nachfolgenden Regierungen unterbrochene Kette ist durch dieses Gesetz wieder zusammengeschmiedet, und es erscheint uns in dieser Hinsicht die dritte Republik wie die directe Nachfolgerin und Schülerin der ersten. Um aber dem deutschen Publicum einen richtigen Einblick in diese Verwandlung der inneren Verwaltung Frankreichs zu ermöglichen, darf man sich nicht damit begnügen, dieses letztere Gesetz einseitig auseinanderzusetzen; das Bild wäre nicht vollständig, die Bedeutung dieser Reform könnte nicht verstanden werden, ginge man nicht bis in die Zeiten zurück, in denen zuerst an dem alten Staatswesen gerüttelt wurde, in denen die Volksvertreter es zuerst unternahmen, die neue, auf dem Princip der Betheiligung der Bürger an allen öffentlichen Geschäften fußende Verwaltungsgesetzgebung an Stelle der absolutistischen Intendantenwirthschaft in Frankreich einzuführen, und dies letztere System, das sich unter den Bourbonen, und ganz besonders unter Ludwig dem Vierzehnten, aus den ehemaligen noch mittelalterlich angehauchten Staatsformen herausschälte, muß seinerseits auch noch in seinen größeren Umrissen skizzirt und dessen charakteristische Eigenthümlichkeiten beleuchtet werden. Es mag sich daher ein solches Essay über die Verwaltung Frankreichs zu einer Geschichte oder wenigstens zu einem Kapitel der Geschichte der inneren Entwickelung dieses Landes gestalten, zu einem Bilde, das zwar auf den großen Haufen weniger Anziehungskraft ausüben dürfte als das Kaleidoskop der Kriege, der Revolutionen und der Staatsstreiche, das aber gewiß dem Denker und dem staatswissenschaftlich gebildeten Beobachter Stoff zu tieferem und nachhaltigerem Philosophiren bieten wird. Und ist dies nicht vielmehr die eigentliche Geschichte eines Volkes und eines Landes? ist die Bedeutung dieser inneren Umgestal-

tungen, dieser Kämpfe der Bürger für Erringung ihrer Freiheiten und Rechte, nicht eine weit größere als diejenige, die wir den anderen Ereignissen beizulegen pflegen, den Thronwechseln, den Schlachten, den landläufigen Dramen, Tragödien und Lustspielen, die das Volk Geschichte nennt? Es mag, so scheint es uns oft, diese Geschichte zu der ersteren sich verhalten wie der Flaum und schillernde Sammt zu dem festen Gewebe, auf das ihn die schaffende Hand des Meisters legte, und ohne welches er wie eitler Staub der Spielball jedes Windhauches wäre.

Erst in den letzten Jahrzehnten haben es die französischen Geschichtsforscher unternommen, die alte, vorrevolutionäre Verwaltung dieses Landes zu studiren, und zwar geschah dies vorzugsweise durch die Vertreter der liberalen oder, wie man in Frankreich vor 1870 zu sagen pflegte, der demokratisch-liberalen Schule, und als eine Art von geschichtlicher Reaction gegen die bis in die sechziger Jahre herrschende Tradition, welche die Verwaltungscentralisation als eine Napoleonische Erfindung hinstellte, tritt uns diese neuere Geschichtsschreibung entgegen. Tocqueville war einer der Ersten, der in seinem ausgezeichneten Buche: L'Ancien Régime et la Révolution, Front machte gegen jene Anschauungen und die directe Abstammung der Präfecten von den früheren Intendanten nachwies. Ein anderes, in Deutschland wohl weniger bekanntes Buch: Les Assemblées provinciales sous Louis XVI, von Léonce de Lavergne, reiht sich diesem klassischen Werke Tocquevilles würdig an die Seite, und fast zur selben Zeit, im Jahre 1865, eröffnete der bekannte und durch seine literarischen und historischen Leistungen, so wie durch seine politische Thätigkeit hochverdiente Laboulaye in den Hörsälen des Collège de France einen Cursus über die französische Verwaltung vor der Revolution. An der Hand dieser Schriftsteller, und mit Hülfe des aus derselben Quellenforschung hervorgegangenen Buches von Warnkönig über die französische Rechts- und Staatsgeschichte, kann man heute die Zeit, die der Revolution von 1789 vorausging, wieder aus ihrer Vergessenheit heraufbeschwören, und wird es den jetzigen Generationen ermöglicht, die Einrichtungen der früheren Jahrhunderte zu studiren und den durch jene große politische und sociale Umwälzung zerrissenen Faden, der die Neuzeit mit der Vergangenheit verbinden soll, wieder anzuknüpfen. In der Vorrede seines Buches, auf welches man immer wieder zurückgeführt wird, erzählt Tocqueville, wie es ihm von jeher gedäucht hatte, daß die Franzosen, indem sie die Revolution von 1789 machten, „ohne es zu wissen, die meisten Gefühle, Gewohnheiten und Ideen des alten Regime behalten", und daß sie „ohne es zu wollen, die neue Gesellschaft mit den Trümmern der alten wieder aufgebaut hatten"; je weiter er in seinen Forschungen vorrückte, desto mehr wurde er in diesem Gefühle bestärkt, und es mögen die Zeilen, in denen er dem Gedanken, daß er sich nicht getäuscht hatte, Ausdruck gab, hier als die richtigste Illustration des diesem, unserm Essay zu Grunde liegenden Vorwurfes wörtlich wiedergegeben werden: „— Je weiter ich in diesem Studium vorrückte," sagt Tocqueville, „desto größer war mein Erstaunen, indem ich jeden Augenblick in dem Frankreich von damals (vor 1789) viele Züge wiederfand, die uns in dem jetzigen Frankreich auffallen. Ich fand dort eine Menge Gefühle, von denen ich glaubte, sie seien mit der Revolution geboren, eine Menge Gedanken, von denen ich bis dahin geglaubt hatte, sie kämen nur von ihr, tausend Gewohnheiten, von welchen man sagt, die Revolution habe sie uns gegeben. Ich fand dort überall die Wurzeln der heutigen Gesellschaft tief in jenem alten Boden eingegraben. Je mehr ich an das Jahr 1789 hinrückte, desto schärfer sah ich auch den Geist, der die Revolution hervorbrachte, sich langsam entwickeln, sich entpuppen, sich entfalten. Nach und nach trat die ganze Physiognomie jener Revolution vor mein Auge. Schon bekundete sie ihr Temperament, ihren Genius: sie war es selbst. Ich fand da nicht nur den Grund der Handlungsweise, der sie in ihrem ersten Anlaufe huldigte, aber noch viel mehr die Anzeichen von dem, was sie später gründen sollte; denn die Revolution hat zwei sehr verschiedenartige Perioden durchgelebt: die erste, während welcher die Franzosen Alles, was aus der Vergangenheit zu ihnen herübergekommen, vernichten zu wollen scheinen; die zweite, in welcher sie in dieser Vergangenheit einen Theil desjenigen, das sie in ihr zurückgelassen hatten, wieder herausholen werden. Es gibt eine Menge von Gesetzen und politischen Ueberlieferungen des alten Regime, die auf diese Weise im Jahre 1789 plötzlich verschwinden und einige Jahre nachher wieder an der Oberfläche erscheinen, wie gewisse Ströme sich plötzlich unter der Erde verlaufen, um weiter unten wieder zum Vorschein zu treten; es sind dieselben Gewässer, die die neuen Ufer bespülen." — Unter diesen politischen Ueberlieferungen, die nach einer kurzen Unterbrechung und in nur wenig veränderter Form nach dem Revolutionssturme wieder zum Vorschein kommen, die auch Tocqueville, als er diese Zeilen niederschrieb, vorzugsweise im Auge haben mochte, nimmt die Verwaltungseinrichtung der Präfecten, der früheren Intendants, einen der ersten Plätze ein, da sich in ihnen die Centralisation, gegen welche man seit dem zweiten Kaiserreiche ankämpfte, die aber in demselben Maße, wenn auch unter anderem Namen und in anderem Gewande, schon unter Ludwig XIV. bestand, verkörpert. Was waren nun diese königlichen Intendanten? wie, unter welcher Oberführung, in welchen Formen verwalteten sie die Provinzen? wie war diese Organisation ins Leben gerufen worden? welches war der Anstoß, der den König, den allmächtigen Herrscher, bewog, ihnen nach und nach außerordentliche Vollmachten einzuräumen? wie verhielt es sich endlich um die Vertretung der Bevölkerung diesen Machthabern gegenüber? und wie verschwand plötzlich, im Jahre 1790, dieser ganze Mechanismus, um wenige Jahre nachher unter einer neuen Benennung und mit neuer Costümirung wieder zu erstehen? Indem wir diese Fragen beantworten, werden wir in kurzen Strichen den vollständigen Umriß des französischen vorrevolutionären Staatswesens und der aus ihm hervorgehenden und von seinem Princip bedingten Entwickelung des öffentlichen Lebens skizzirt haben.

Will man sich in den inneren Einrichtungen eines modernen Staates zurechte finden, so öffnet man das Gesetzbuch, schlägt die Constitution und die organischen Gesetze nach, und findet ohne viel Mühe den Ariadnefaden, um sich in diesem anscheinend so verwirrten Labyrinthe zu bewegen. Ganz anders verhalten sich die Dinge in der unseren Zeiten doch noch so ganz nahen Periode des 17. und selbst 18. Jahrhunderts; in Frankreich zum Beispiel sucht man umsonst nach einer Constitution und nach organischen Gesetzen. Gesetz und Constitution war vor der Revolution der König, und er hatte sich bis zu dem Jahre 1789 die Machtvollkommenheit, welche die alten Könige inne hatten, in ihrem vollständigen, wenigstens theoretischen Umfange erhalten. „Si veut le roi, si veut la loi"; „Wie es der König will, so will es das Gesetz", so lautete die Regierungsmaxime seit den ältesten Zeiten; und diesen leitenden Gedanken betonte der König jedesmal, wenn er seinen Namen unter eine Verordnung setzte, dadurch, daß der letzte Satz dieser Verordnung sagte: „Car tel est notre bon plaisir"; „Denn dies ist mein hoher Wille", oder besser noch: „Denn so befiehlt es meine Willkür." Die französischen Könige waren so sehr von diesem ihrem Rechte, ihren Willen über alles Andere zu setzen, durchdrungen, daß selbst Ludwig XVI. bei einem Conflicte, der zwischen ihm und dem Pariser Parlamente aus irgend einer untergeordneten Ursache ausbrach, dem Herzog von Orleans, der ihn auf die „Illegalität" seiner Handlungsweise aufmerksam machte, ganz richtig antwortete: „Nicht doch! das ist gesetzlich, weil so mein Wille ist" („Si, c'est légal, parceque je le veux"). Ludwig XVI. sprach, dachte und handelte nach diesen Principien kaum ein Jahr vor der Revolution: wie viel tiefer mag sich noch dies Princip des königlichen bon plaisir, der königlichen Willkür, in den früheren Jahrhunderten in Frankreich eingelebt haben? Es trägt übrigens dieses ganze Staatswesen etwas Seltsames an sich; die alten Juristen und

Parlamentarier (nicht im modernen, sondern im ehemaligen Sinne dieses Wortes, Richter und Räthe) sagten niemals von Frankreich, daß dies Land eine absolute Monarchie sei; Frankreich war, nach einem alten Spruche, eine durch Gesetze gemäßigte Monarchie; oder wieder, Frankreich war nicht ein despotisches Land, sondern das Land der Willkür, — ein etwas feinerer Unterschied, der jedenfalls in der Praxis wenig Bedeutung gehabt haben mag. Eine andere Definition dieses Staatswesens lautete dahin, daß Frankreich eine in drei Klassen (Ordres), Adel, Klerus und Bürgerthum, getheilte Monarchie sei und daß die Regierung, durch eine ihm vor alten Zeiten durch die Nation verliehene Delegation, dem Könige gehört; weshalb auch der König allein, im Namen des Volkes, die Gesetze zu erlassen und seine Willkür als das oberste Gesetz zu betrachten das Recht hatte. Sieht man sich die Dinge genau an, so kommt man zu dem Schlusse, daß der König und das Volk sich die Sachlage so vorgestellt haben mögen, als ob die drei Klassen, Adel, Klerus und Bürgerthum (Tiers-Etat), die ihnen innewohnende Souveränetät auf den König übertragen hätten, der nun dieselbe in ihrem Namen und zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen ausübte, und deshalb auch alle Rechte, die der ganzen Nation angehören, im größten Maße besaß; neben dem Könige sollten die Generalstaaten (Etats généraux) als Vertretung der drei Klassen tagen und dem Herrscher in kritischen Gelegenheiten beistehen. Es währte aber nicht lange, so vergaß der König diesen stillschweigenden Vertrag, der zwischen ihm und der Nation geschlossen worden war; die Generalstaaten wurden nicht mehr zusammenberufen; die Vertreter des Adels, des Klerus und der Bürgerschaft fanden in dem König einen Herrscher im vollsten Sinne des Wortes; alle die immer steigenden Rechte, die sich die Krone zu erringen verstanden, gesetzgebende Gewalt, Ernennung aller Beamten, Münz- und Steuerregal, Militärgewalt, Schutzherrschaft über Kirchen, Klöster, Universitäten u. s. w., gewannen immer mehr den Charakter eines der Person selbst, des Königs, nicht aber des von der Nation zu seinem Oberhaupte delegirten Prinzen, angehörenden Privilegiums. Um diese Vollmachten auszuüben, um seinem Willen bis in den äußersten Grenzdistricten Geltung zu verschaffen, mußte der König neben seinem Hofstaate und auch noch, was besonders wichtig erscheinen wird, neben den traditionellen adeligen, kirchlichen und städtischen Behörden, die eine Art von lokaler Verwaltung ausübten, seine eigenen Beamten haben, die Vertreter der centralisirten Reichsgewalt, die Träger des einheitlichen Staatsgedankens. Es war die Einrichtung dieser königlichen Verwaltung eine administrative Nothwendigkeit einerseits; andererseits aber darf nicht verkannt werden, daß an dem Tage, wo der König den ersten Beamten ernannte, der ihm allein und direct zu gehorchen hatte, er der constitutionellen Fiction des von den drei Klassen als Deligirten der Nation eingesetzten Königs einen tödtlichen Stoß versetzte und den Grundstein eines neuen Staatenbaues legte, der sich an Stelle des alten, von Adel, Klerus und Bürgerschaft getragenen, stellen, dessen Pfeiler und Mauern die dem Könige allein verantwortlichen und untergebenen Kanzler, Minister, Staatssecretäre und Intendanten waren, und auf dessen Zinne als Alles beherrschende Krönung das Bild des absoluten und allein herrschenden Königs aufgerichtet werden sollte. Das Königthum emancipirte sich von seiner früheren Vormundschaft, richtete sich in seinem eigenen Hause nach eigenem Ermessen und mit eigener Dienerschaft ein, und begnügte sich damit, die ehemaligen Genossen, aus deren Mitte es als eine Delegation der Nation hervorgegangen war, mit großen Ehren und glänzender Prachtentfaltung in seine Paläste einzuladen, eigens für sie allen Reichthum des Landes um die königlichen Säle und Gärten zu centralisiren, in Paris und in Versailles einen Hof zu errichten, wie man ihn pracht- und ruhmvoller sich nicht denken kann, in dessen märchenhaftem Traumleben aber der alte französische Adel und Klerus seiner selbst vergaß, die Ausübung der Macht mit begeisterter Hingebung der Alles erleuchtenden und erwärmenden „König-Sonne" (Roi-Soleil) überließ, und mit mitleidigem Lächeln von seiner Höhe zu den Dienern des Königs, zu den emsigen, ameisenartig still und bescheiden hinarbeitenden Beamten herunterblickte — ohne zu ahnen, daß dieses Ameisenvolk die eigentliche Macht geworden war, gegen dessen Omnipotenz Adel und Klerus, und späterhin auch die Bürgerschaft, furchtbare Kämpfe ums Dasein zu unternehmen haben würden.

Die Staatsregierung, wie wir ihr zur Zeit Ludwig des Vierzehnten und bis zum Jahre 1789 begegnen, bestand aus dem königlichen Staatsrathe und dessen Sectionen oder Abtheilungen (Conseil d'Etat, Conseil du Roi), und aus einer gewissen Anzahl hoher Beamten, die neben und auch zuweilen in und mit diesem Staatsrathe, wie es eben die ziemlich unfertig geregelten Verhältnisse mit sich brachten, fungirten; wir nennen unter diesen Beamten ganz besonders den Kanzler, den Oberintendanten der Finanzen (Surintendant oder Contrôleur général des finances), die Staatssecretäre, die Maîtres des roquêtes.

Tocqueville, der mit so viel Geist und mit so scharfem Blick diese Zustände und Einrichtungen zu schildern und zu beurtheilen verstand, entwirft von dem Staatsrathe, seinen Befugnissen und seinem Wesen ein Bild, das wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, denn prägnanter und drastischer kann diese Einrichtung nicht charakterisirt werden: „— In der Mitte des Reiches und neben dem Throne," schreibt er, „hat sich ein mit seltener Macht ausgerüsteter Verwaltungskörper gebildet, in welchem sich auf eine ganz neue Art alte Gewalten des Reiches vereinigen, der Conseil du Roi. Er stammt aus alter Zeit, aber die meisten seiner Befugnisse sind neueren Datums. Dieser königliche Rath ist zugleich Obergerichtshof, denn er besitzt das Recht, die Sprüche und Urtheile aller gewöhnlichen Gerichte zu kassiren; oberster Verwaltungsgerichtshof, denn in ihm laufen in letzter Instanz alle Special-Jurisdictionen zusammen. Weiter, als Regierungsrath, besitzt er, unter der Willkür (bon plaisir) des Königs, die gesetzgebende Gewalt, die neuesten Gesetze werden von ihm discutirt und vorgeschlagen; die Steuern werden von ihm veranschlagt und vertheilt. Als oberster Verwaltungsrath hat er die Befugniß, den Beamten der Regierung Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben. Alle größeren Angelegenheiten werden durch ihn direct geregelt; die unteren Instanzen von ihm überwacht. Er ist das Endziel, in welchem Alles zusammenläuft; er ist zugleich die Kraft, aus welcher das den ganzen Staatsmechanismus in Bewegung setzende Leben fließt. Und dennoch hat dieser Rath keine persönliche Jurisdiction: der König ist es, der allein beschließt, selbst da, wo es scheint, als ob der Rath das Urtheil fälle. Selbst in den Angelegenheiten, in welchen es den Anschein hat, als spräche er endgültige Urtheile aus, ist er nur aus einfachen „Rathgebern" (Donneurs d'avis) zusammengesetzt, wie es das Parlament in einer seiner Remonstrationen (Remonstrances) sagt. Die Männer, die in diesem Rathe sitzen, sind keine große Herren (grands seigneurs), aber im Gegentheil Leute von geringer und kleiner Herkunft, ehemalige Intendanten und andere in der Praxis der Geschäfte bewanderte Leute, alle absetzbar. Der Rath arbeitet im Stillen, mit Bescheidenheit; er macht überall und immer weniger Ansprüche, als er durch die ihm innewohnende und von ihm entfaltete Machtfülle zu machen berechtigt wäre. Auch besitzt er in sich selbst nichts, das blendet; er verliert sich mitten in dem Glanze, der von der Krone, der er nahe steht, ausgeht; seine Gewalt ist eine so große, daß man überall an sie stößt; die bescheidene Dunkelheit, in welche sie sich hüllt, ist so vollständig, daß die Geschichte diesen Staatsrath kaum bemerkt."

Die innere Einrichtung des Staatsrathes war wieder eine, nach unseren jetzigen Begriffen, ganz eigenthümliche, sowie auch die Eintheilung der eigentlichen Ministerien oder Staatssecretariate, die sich daran reihten oder vielmehr parallel mit dem Staatsrathe liefen, auch eine für uns ziemlich befremdende war. Der Staatsrath war in vier, später in sechs Sectionen oder,

*

wie man sich damals ausdrückte, Sitzungen (Séances) eingetheilt: der höhere Rath (Conseil d'en haut), welcher sich mit den äußeren, internationalen Angelegenheiten zu beschäftigen hatte; — der Conseil des dépêches, dem die innere Verwaltung oblag, der durch die Intendanten die Provinzen regierte und dessen seltsame Benennung daher rührt, daß seine Beschlüsse den Intendanten durch Depeschen, welche ein Kabinetscourier in die Provinzen trug, zugeschickt wurden; — der Finanzrath; — der Conseil privé, welchem die Rechtsstreitigkeiten vorgelegt wurden; — später (seit dem Jahre 1700) der Handelsrath, und mehrere specielle, für gewisse besondere Rechtsfragen eingesetzte Sectionen oder Sitzungen. Was nun die Minister anbelangt, so hatte Frankreich deren vier: für die äußeren Angelegenheiten, den Krieg, die Maison du roi und die Marine; es waren aber dies keine Minister im heutigen Sinne des Wortes, was schon aus dem Umstande erhellt, daß die drei ersten sich in die innere Verwaltung Frankreichs theilten, so daß das ganze Land in drei große Theile zerlegt war, von welchen der eine dem Minister des Auswärtigen, der zweite dem Kriegsminister, der dritte dem Minister des Maison du roi zufiel. Lothringen und das Elsaß zum Beispiel lagen in dem Ressort des Kriegsministers, und es war auch der Kriegsminister, der das directe Oberhaupt der Intendanten dieser Provinzen war. Dieser Minister aber fungirte in diesen Angelegenheiten blos als eine Art von vermittelndem Organ. Die Intendanten richteten ihre Briefe und Depeschen an ihren betreffenden Minister oder Staatssecretär, welcher sie sodann der Section oder Sitzung des Staatsrathes überreichte; dieser letztere hatte die Beschlüsse zu fassen, welche vom König genehmigt wurden und alsdann durch die schon erwähnten Depeschen wieder an die Intendanten in die Provinz zurückgingen.

Bevor wir uns nun näher mit der Verwaltung der Provinzen, mit dem Staatsrath für das Innere und mit den Intendanten beschäftigen, mag es noch zur vollständigen Klarlegung der allgemeinen Regierungszustände nothwendig erscheinen, über die Minister und deren Charakter und Befugnisse einige weitere Erörterungen vorauszuschicken. Wie wir es oben angedeutet haben, darf man nicht den heute gültigen Maßstab an diese Staatseinrichtungen anlegen. Die französischen Minister unter dem vorrevolutionären Königreiche waren etwas ganz Anderes, als sie es jetzt in den meisten Staaten, Rußland vielleicht ausgenommen, sind. Sollte man in den jetzigen Constitutionen eine Einrichtung suchen, die man mehr oder weniger mit dieser in Vergleich bringen könnte, so fände man sie höchstens bis auf einen gewissen Grad in den Ministerien, die an der Spitze des deutschen Reiches stehen; wir betonen aber dabei, daß dieser Vergleich nur bis auf einen gewissen Grad zutreffend wäre, da die beiderseitigen Einrichtungen und Zustände nur in einigen allgemeinen Umrissen einander gleichgestellt werden können. Richelieu war es, der die französischen Ministerien einrichtete und der sie, wie es auch im deutschen Reiche geschehen ist, nach den auf seine eigene Machtstellung passenden Verhältnissen zuschnitt. Der gewaltige französische Kanzler war der Meinung, daß vier Minister die Regierung leiten könnten, „denn," pflegte er zu sagen, „man weiß ja, daß, wo es zu viel Aerzte gibt, der Kranke am sichersten stirbt." Einer dieser Minister sollte eine über die Andern hervorragende Stellung einnehmen; es war dies der Kanzler selbst. Als Ludwig XIV. in die Regierung eintrat, behielt er die vier Minister, behielt aber auch für sich selbst die Stellung des Präsidenten, welche Richelieu dem Kanzler eingeräumt hatte. Nur im Falle der Abwesenheit des Königs trat der Kanzler die Präsidentschaft des Rathes und der Minister wieder an; er war im vollsten Sinne des Wortes der zweite Mann im Reiche. Ludwig XIV. aber, der einen Zweiten nicht gern leiden mochte, bekleidete zwar seine Kanzler mit großen Würden, räumte ihnen überall die Ehrenplätze ein, überhäufte sie mit Ehren und Privilegien, wie zum Beispiel, daß der Kanzler in dem königlichen Rathe den gleichen Rang wie die Herzöge und Pairs einnahm, daß er Niemanden zu grüßen, Niemands Kleid zu tragen hatte, daß er seine Briefe ohne die gewöhnliche, für alle Andern geltende Formel: „Ihr Diener" (Votre serviteur) unterzeichnen durfte, daß er unabsetzbar war; — die eigentliche Machtbefugniß des Kanzlers war aber eine sehr geringe; er bereitete für den König die Gesetzesvorlagen; er setzte das „Staatssiegel unter die von dem Könige ertheilten Gnaden"; die Regierung des Landes ging ohne ihn, sie ging, so zu sagen, an ihm vorbei; die Minister sahen ihn an als einen hohen Herrn, dem man viele Ehrenbezeugungen darzubringen verpflichtet war, der aber denn doch nur ein für gewisse, ganz formelle Fälle eingesetzter Stellvertreter des Königs, des alleinigen Herrn, war. Freilich finden wir in der Geschichte Frankreichs einige große und leuchtende Beispiele, die uns zeigen, wie ein Mann von Charakter, wenn er die Stellung eines Kanzlers inne hatte, auch dem Könige, im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit, seinen Willen aufzwingen konnte, und Laboulaye, der in seinem Cursus über die französische Verwaltung diese Verhältnisse mit musterhafter Klarheit gezeichnet, dem wir auch vorliegende Einzelheiten verdanken, hat ein solches Beispiel angeführt, dessen Wiedergabe hier am Platze sein möchte: Der König hatte, gegen alle Beschlüsse der Gerichte, einen Adeligen, der des Mordes überwiesen worden war, begnadigt; der Kanzler weigerte sich im Namen der Gerechtigkeit, die Staatssiegel diesem Gnadenactus aufzudrücken. — So geben Sie mir die Siegel, sagte der König; ich werde selbst siegeln! — Er nahm die Staatssiegel und wollte sie alsdann dem Kanzler zurückgeben. Dieser aber weigerte sich, dieselben wieder anzunehmen. Majestät, sagte er, ich werde diese Siegel nicht mehr berühren; sie sind nicht mehr rein (ils sont pollués)! — Der König, setzt Laboulaye hinzu, zerriß den Gnadenerlaß und an diesem Tage hatte die Gerechtigkeit den Sieg davongetragen.

Was nun die Minister oder besser die Staatssecretäre anbetrifft, so haben wir schon gesehen, daß sie sich in die innere Verwaltung des Landes theilten. Alles was in dem Bereiche, der dem Kriegsminister zum Beispiele zugetheilt war, vorging, mußte durch diesen geregelt werden. Er war es, der die Ernennungen der Professoren vollzog, der die Pässe ausfertigte, der die renitenten Geistlichen strafte u. s. w. In jedem der drei Staatsbezirke war der betreffende Minister der Stellvertreter des Königs und, wie Laboulaye treffend sagt, ein König im Kleinen, — aber immer nur unter der oberen Instanz des Staatsrathes, welcher wiederum unter der „Willkür" des Königs stand.

Neben den Ministern finden wir noch einen höheren Beamten, den wir schon weiter oben erwähnt haben, den Controleur der Finanzen, den eigentlichen Finanzminister; ihm lag die schwierige Aufgabe ob, das Geld aufzubringen, das der König nothwendig hatte, um alle Reichsausgaben zu bestreiten. Eine genauere Charakteristik dieses „Ministeriums" paßt nicht in den Rahmen dieses Essays; es würde uns viel zu weit abwegs führen, wollten wir diesen Zweig der Verwaltung auch nur in seinen großen Umrissen skizziren; vielleicht kommen wir später in einer speciellen Arbeit auf diese Seite der französischen Verwaltung zurück. Wir wollten in dem Vorhergehenden dem Leser einen Einblick in die Verhältnisse der höheren Verwaltung Frankreichs ermöglichen, um sodann auf dieser Grundlage und auf diesen nothwendigen Vorkenntnissen an die eigentliche innere, provinzielle Verwaltung heranzutreten und die den Napoleonischen Präfecturen vorangegangene Intendantenwirthschaft einer näheren Beschreibung zu unterziehen, und alsdann die Reformen und Fortschritte, die seit 1789 und ganz speciell seit 1872 Frankreich auf dem Felde des inneren Verwaltungssystems vorgenommen hat, zu besprechen. Es soll dies die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein.

China und seine politische Stellung zur Außenwelt.

Von B. M.

(Fortsetzung.)

Die ersten Europäer, welche auf dem Seewege mit China in Berührung traten, waren Portugiesen, Abgesandte Albuquerques, welche 1516 von Malacca nach Canton gingen; ihnen folgte 1517 Perez de Andrade mit einem Geschwader von acht Schiffen. Die gegenseitigen Beziehungen scheinen anfänglich freundlicher Art gewesen zu sein und guten Gewinn gegeben zu haben, denn bald mehrte sich die Zahl der nach China strömenden Abenteurer, die, wie alle Entdecker der damaligen Zeit, halb Kaufleute, halb Eroberer und Seeräuber, an verschiedenen Stellen den Versuch machten, sich festzusetzen, und dadurch mit den Landesbehörden in Conflict geriethen. Ein 1520 nach Peking entsandter portugiesischer Gesandte mußte für die Missethaten seiner Landsleute büßen; er wurde nach Canton zurückgeführt, dort hart behandelt und eingekerkert und ist dann verschollen. Seit dieser Zeit dauerte der Verkehr zwischen Chinesen und Portugiesen mit wechselndem Erfolge fort; die ersteren versuchten den Handel möglichst auf einen Platz, Canton, zu beschränken, die andern drängten vorwärts und strebten danach, immer neue Berührungspunkte zu erlangen; außer in Canton setzten sie sich in Ningpo, auf den Tchusan-Inseln und in Makao fest, welchen letzteren Platz sie bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt haben. Die Raubzüge des an der Küste von China zusammenströmenden portugiesischen Gesindels, welche sich oft weit in das Innere hinein erstreckten und von denen Pinto ein so lebensvolles und trotz mancher Uebertreibungen in den Hauptzügen wohl auch wahres Bild geliefert hat, mußten natürlich die Fremden in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheinen lassen und den Bemühungen der redlichen Kaufleute, die Erweiterung des gesetzlichen Verkehrs herbeizuführen, viele Hindernisse in den Weg legen; auf der andern Seite wurden die Ueberhebung, die Unzuverlässigkeit und die Habsucht der chinesischen Behörden häufig die Veranlassung zu Klagen und Conflicten; aber auch bei den Beziehungen zwischen Chinesen und Portugiesen gaben schließlich die materiellen Interessen den Ausschlag; die chinesischen Beamten und Kaufleute fanden bald, daß sie den aus dem fremden Handel sich ergebenden Gewinn nicht gut entehren konnten und derselbe Grund veranlaßte die Portugiesen, sich allen Demüthigungen und Erpressungen geduldig zu unterwerfen. Einmal, 1622, schien es sogar, als seien die fremden Abenteurer berufen, bestimmend in die Geschicke des chinesischen Reichs einzugreifen; der immer heftiger werdende Andrang der Mandschuren wurde die Veranlassung, daß vierhundert Musketiere, zum Theil Portugiesen, zum Theil Macao-Chinesen, nach fremder Art bewaffnet, nach Peking geschickt wurden, um dort an den Kämpfen gegen den Reichsfeind theilzunehmen; Eifersüchteleien und die Befürchtung, daß die Fremden die Gelegenheit wahrnehmen könnten, sich in die innern Wirren zu mengen, scheinen schließlich die Verwendung der kleinen Schaar verhindert zu haben. Ueber die, einige Zeit nach den Portugiesen, in Verkehr mit den Chinesen getretenen Spanier und Holländer ist wenig zu sagen; ihre Beziehungen zu China waren im Allgemeinen dieselben wie die ihrer Vorläufer, die Holländer verstanden es indessen noch in den letzten Jahren der Ming-Herrschaft, die Erlaubniß zur Niederlassung auf Formosa zu erhalten.

1644 brach die Ming-Herrschaft zusammen, die Mandschuren zogen in das durch Verrath gefallene Peking ein, der letzte Kaiser der Ming-Dynastie erhängte sich und die Schaaren der Eroberer ergossen sich über die südlichen bisher von ihren Einfällen verschont gebliebenen Provinzen des Reichs. An vielen Stellen widerstanden die Chinesen heldenmüthig, aber abgesehen von dem Mangel an einer einheitlichen Leitung, der alle ihre Anstrengungen nutzlos machte, war der Schrecken vor den Waffen der Eroberer so groß, daß, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, die zusammengerafften Schaaren der chinesischen Bauern auseinander liefen, so wie der Schatten eines mandschurischen Rosses auf sie fiel. 1650 wurde Canton erobert und damit dem Widerstande der Chinesen, abgesehen von Formosa und Yunnan, wo er noch länger fortdauerte, ein Ende gemacht. Während des ersten Jahrhunderts ihrer Herrschaft behielt die neue Dynastie ihren kriegerischen Charakter bei und trug ihre Waffen weit über die Grenzen des Reichs hinaus, wie sie unter den Ming-Kaisern gewesen waren. Unter dem Kaiser Kanghi, 1662—1722, dem zweiten unbestrittenen Herrscher dieser Dynastie, wurden Yunnan 1682 und Formosa im darauf folgenden Jahre zurück erobert, und zwei Feldzüge, 1690 und 1696—97, zwangen die Eleuthen zur Unterwerfung; sein Enkel, Kienlung, 1736—1796, setzte diese Eroberungen im größten Maßstabe fort; ein Aufstand der Eleuthen 1753 endete 1759 mit einem vollständigen Siege der Chinesen, denen nun auch das ganze früher den Eleuthen unterworfene Ost-Turkestan in die Hände fiel; der Ruhm Kienlungs drang weit über die Grenzen seines Reichs; aus dem Innern Rußlands flüchteten dorthin verpflanzte Stämme der Mongolen und kehrten unter das chinesische Scepter zurück; so 1770 die Turguten, die 500,000 Köpfe stark von den Ufern der Wolga aufbrachen und schließlich nach unzähligen Mühseligkeiten und dem Verlust fast der Hälfte ihrer Stärke in Ili anlangten. Siegreich drangen die chinesischen Waffen nach Awa und über Tibet bis nach Nepal vor, das sich zur Unterwerfung und Tributzahlung bequemen mußte. Kunst und Literatur blühten, überall entstanden die herrlichsten Bauten, Zeichen der Macht des Kaisers Kienlung, welcher, der Ludwig XIV. Chinas, wie jener seiner Regierung jeden höchsten Glanz zu verleihen wußte, aber ebenso das Reich in ganz erschöpften Zustande seinem Nachfolger hinterließ und damit den Grund zu den kommenden Katastrophen legte.

Die Erfolge, welche die mandschurischen Kaiser gegen ihre inneren und äußeren Feinde errangen, mußten ihr Selbstgefühl steigern und damit auf die Stellung einwirken, welche sie den Europäern gegenüber einnahmen. Leider läßt sich nicht verkennen, daß die erbärmliche Haltung, die maßlose Habsucht derselben und die Feigheit, mit der sie sich allen Forderungen der Chinesen unterwarfen, um nur den gewinnbringenden Handel nicht einzubüßen, wenig geeignet waren, den Chinesen Achtung vor ihnen einzuflößen. Zu den Portugiesen, Spaniern und Holländern waren 1637 die Engländer, später Dänen, Franzosen und Amerikaner gekommen; der Handel blieb fast ausschließlich auf Canton beschränkt, wenngleich einzelne Versuche, mit den Behörden und Kaufleuten in Amoy, Ningpo und Tchusan in Verbindung zu treten, zweitweilig gelangen.

Den Lokalbehörden vollständig rechtlos gegenüber stehend und ihren Erpressungen und Mißhandlungen preisgegeben, lag für die Fremden der Gedanke nahe, zu versuchen, in directe Beziehungen zur Centralgewalt, dem Kaiser, zu treten und auf diese Weise Abhülfe für ihre vielfach berechtigten Beschwerden zu erlangen. Aber die Art und Weise, wie die zu diesem Zweck entsendeten Gesandtschaften ins Werk gesetzt wurden und ihre Aufgabe zu erfüllen suchten, konnte nicht dazu dienen, die Stellung der Fremden in den Augen der Chinesen zu erhöhen. Die Portugiesen und Holländer unterwarfen sich willig den erniedrigendsten Zumuthungen; sie warfen sich nicht nur vor dem Kaiser in den Staub, sondern thaten dasselbe vor den ihnen von der Tafel desselben gespendeten Abfällen; verlacht, beschimpft und gedemüthigt mußten sie in jedem Falle unverrichteter Sache nach Canton zurückkehren. Zur Ehre der Engländer und Russen muß indessen bemerkt werden, daß die Abgesandten dieser beiden Nationen sich niemals den entwürdigenden Zumuthungen gefügt haben, welche auch an sie gestellt wurden; Lord Macartney hat es sogar durchzusetzen gewußt, vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen, ohne sich niederwerfen zu müssen, aber vor ungehöriger und roher Behandlung durch die chinesischen Würdenträger konnte auch ihn weder sein

persönlicher Charakter, noch seine Stellung als Gesandter Englands schützen.

Die vielfachen Eifersüchteleien der Fremden untereinander, die eigenthümliche Stellung, welche die Beamten der Ostindischen Compagnie zu den englischen Unterthanen und Kriegsschiffen einnahmen, die häufig auch den Chinesen gegenüber in das völkerrechtliche Gebiet hinüberspielenden Verwicklungen, welche aus den Kriegen der verschiedenen, mit China in Handelsbeziehungen stehenden, fremden Staaten untereinander entstanden, trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, die Lage der Fremden zu erschweren. War dieselbe schon unter den mächtigen Kaisern der mandschurischen Dynastie fast unerträglich gewesen, so wurde sie es noch mehr unter den nachfolgenden Herrschern, bei denen Ueberhebung und maßlose Verachtung alles nichtchinesischen Wesens an die Stelle bewußten Machtgefühls traten. Je mehr innere Unruhen die Sicherheit der Dynastie bedrohten, je ungünstiger die Finanzen des Reiches sich gestalteten, um so überhebender wurde das Benehmen der chinesischen Beamten, das seinen höchsten Punkt in der rücksichtslosen Behandlung des englischen Gesandten Lord Amherst, im Jahre 1816 erreicht zu haben scheint.

Mit dem Erlöschen des Monopols der Ostindischen Compagnie für den Handel mit China 1834 und der Ersetzung der Compagniebeamten durch königliche mußte in den unerträglich gewordenen Zuständen eine Aenderung eintreten. Wie scharf man auch immer die direct zu den ersten Feindseligkeiten Veranlassung gebenden Thatsachen verurtheilen mag, die Kriege von 1840—41 und 1856—58 waren nur die Schläge, in denen das seit langer Zeit sich zusammenziehende Gewitter sich entlud; dieselben, wie der Krieg von 1860, waren durch die Ueberhebung, die Treulosigkeit und die Ohnmacht der chinesischen Regierung nothwendig und unvermeidlich geworden; sie waren nur Etappen in der natur- und sachgemäßen Entwicklung der Beziehungen zwischen China und dem europäischen Auslande.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Gottfried Arnold und der Pfingstmontag.

Wer im letzten Sommer an den Werkstätten eines bekannten Bildhauers auf dem Zimmerhof in Straßburg vorüberging, sah einen Mann in behaglich nachlässiger Stellung in rothem Vogesensandstein ausgehauen, ein Buch haltend, zu seinen Füßen eine Maske und andere Embleme der heiteren Muse.

Es war ein nicht sehr glückliches Bild des großen Dialektdichters Gottfried Arnold, das, aus der Werkstätte des verstorbenen Bildhauers Friedrich stammend, nunmehr noch „übergangen" und vollendet werden sollte. Auch dies Denkmal hat seine Geschichte. Den Dichtern müssen nicht allein auf Erden allerlei Widerwärtigkeiten zur Läuterung ihres Selbst widerfahren, auch nach ihrem Tode muß es ihrem Denkmale krummer ergehen, als dem anderer Menschenkinder, Banquiers oder sonstiger „Realitätenbesitzer". Im Jahre 1829 starb Arnold; 1816 war der Pfingstmontag anonym zum Besten der Armen der während der Blokade des vorhergegangenen Jahres in der Nähe der Stadt abgebrannten Dörfer sowie der Straßburger Armen-Arbeit-schule gedruckt. Von der Besprechung Goethes, welche 1820 zuerst in der Cotta'schen Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" erschienen war, kam schon im selben Jahr ein Separatabdruck bei Philipp Dannbach, „Der Mairie-Buchdrucker" heraus und belehrte die Straßburger, daß es diesmal unmöglich sei, das Bibelwort Recht behalten zu lassen, welches sagt: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Das Lustspiel wurde sehr populär und einzelne Stücke aus demselben wurden von jener Zeit an fast jedes Jahr in Familienzirkeln aufgeführt; bald folgten von 1835 an auch die Gesammtaufführungen, meist zu einem wohlthätigen Zwecke, aber das Grab Arnolds blieb ohne den Schmuck, welcher der Bedeutung des Geschiedenen entsprochen hätte. Eine Pfingstmontag-Gesellschaft bildete sich und nahm die Sammlung für ein Grabdenkmal in die Hand, welches bei Meister Friedrich bestellt wurde. Was Friedrich abhielt, die letzte Hand an das Werk zu legen, wissen wir nicht; der Sturm des Krieges hatte die Pfingstmontag-Gesellschaft zerstreut, und als vor einigen Jahren Friedrich starb, stand in seinem Atelier auch der unvollendete Arnold. Da ließ Daniel Hirtz „der Drechslermeister" einige seiner gemüthlichen alemannischen Verse im „Wucheblättel" ertönen, ein Comité bildete sich mit den Ueberresten der genannten Gesellschaft, und Mark, Franks, Pfennige und Sous flossen herzu, nicht eben überreich, aber zur Noth doch ausreichend. Auf den Stein unter dem Bilde des Schöpfers der Figur des „Licentiaten" setzten sie die lateinische Inschrift, wie sie auf dem früheren Grabstein gestanden hatte, und darunter eine französische: „Hommage à l'auteur du Pfingstmontag" u. s. w. Als ich die letztere las, war mir, als hörte ich den alten Starkhans den Licentiaten anbrüllen:

„Geh Er mer wegg un redd Er
Wie Imm der Schnawwel isch gewachse, hört Ers Vedder."

Nun, ein Denkmal, wie es kein Dichter schöner wünschen kann, erhielt Arnold noch bei Lebzeiten in jener Besprechung Goethes und die Vielen, welche von Goethe geleitet zum Genusse des Pfingstmontags kamen, und ihm und Arnold eine Fülle reiner Genüsse danken, werden die Manen des Dichters auch trösten darüber, daß man, nachdem in achtundvierzig Jahren endlich ein bedeutenderes steinernes Mal zu Stande gekommen, man dasselbe sang- und klanglos auf dem Friedhofe zu St. Gallen über die Gruft hingestellt hat.

„Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache" — sagt Goethe in der berühmten Beurtheilung, die Jeder in der Gesammtausgabe seiner Werke nachlesen mag — „jenen bedeutenden Straßburger Dialekt und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann; denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen." Goethe nennt den Pfingstmontag ein Werk, das „an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seines Gleichens" finden dürfte.

„Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig aneinander fügen. Alle handeln und reden und meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Handlung ins Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird nun das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden."

Sollte dieses Werk bei all seiner Schönheit und Bedeutung auch heute noch als „ein versiegelt Buch" angesehen werden, wie dies der Fall war, als Goethe sein Panegyrikon schrieb? Wir können dies kaum glauben, meinen vielmehr, es sei jetzt eine recht günstige Zeit, um auf diesen, Vielen unbekannten Schatz hinzuweisen, denn noch nie wurde so viel in deutschen Dialekten

gedichtet und gelesen, als eben jetzt. Eine plattdeutsche Dialektfigur, Onkel Bräsig, ist ein allgemein beliebter Bekannter; im Norden liest man die Gedichte Kobells und Karl Stielers und die „Gschichtan aus dem Schwabaland" der Brüder Weitbrecht; das Münsterland und der Hundsrück schicken ihre Lieder; aus der grünen Steiermark kommt Rosegger zu Vorträgen nach Berlin; auf die Verse eines Klaus Groth antwortet tief aus dem Süden der Ruf einer Naturdrossel in Audolsbucher Mundart oder Märzroth mit seinen Salzburger Gstanzln.

Da darf das bedeutendste dramatische Werk der gesammten deutschen Dialektliteratur nicht länger nur den Elsässern und sonst den Gelehrten bekannt sein. Wer Hebels Gedichte liest, wird auch in den Pfingstmontag trotz besonderer Schwierigkeiten, auf die wir noch zu reden kommen, sich bald hineinlesen.

Die Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens ist eine einfache. Starkhans, der bürgerliche Schiffsbauer und große Rathsherr, ist im Besitz einer etwas derben zänkischen Frau und eines guten Töchterchens, der Lissel. Sein Nachbar und Freund, der kleine Rathsherr und Feuerspritzenmacher Mehlbrüh, hat eine liebe, sanfte, fromme Frau und einen talentvollen Sohn, welcher Nachmittagsprediger ist. Die Eltern sind übereingekommen: Lissel und Wolfgang der Prediger sollen ein Paar werden. Aber da ist ohne den schelmischen Gott mit den Pfeilen gerechnet, der es darauf abgesehen, zum Vortheil der Lustspiel- oder tragischen Dichter die Herzen untereinander zu bringen. Lissel liebt den jungen Medieiner, Reinhold aus Bremen, den Freund Wolfgangs, und letzterer dagegen ein anmuthig-edles Mädchen, Clärel, der armen Wittwe Prechterin Tochter. Am Pfingstmontag soll „die Stund", d. h. die Verlobung Lissels und Wolfgangs stattfinden, aber Lissel und Wolfgang wissen davon am Pfingstsonntag Nachmittag noch nichts. Man denkt sie nach alter Familiensitte zu überraschen. Doch unterdessen kehren sie den Spieß um; bis zum Abend ist durch das Verlangen Lissels, den Reinhold, durch die Weigerung Wolfgangs, die Lissel zu heirathen, Verwirrung in den Familien, ja schwerer Aerger und beginnende Feindschaft, denn der Licentiat, ein Vetter Mehlbrühs, eine Kapitalfigur des Stücks, welcher trotz seiner sechszig Jahre selbst Ansprüche auf Lissel erhebt, hat, durch ein Mißverständniß verführt, Reinhold als einen Wechselfälscher verleumdet, und Bärbel, das Bäsel, zornig auf Reinhold, hat die Gelegenheit benutzt, Unheil zu stiften und die Eintracht der Familien zu sprengen. Am Pfingstmontag früh wird das Mißverständniß gelöst, steckbrieflich verfolgter Wechselfälscher ist nicht Reinhold aus Bremen, sondern ein Reinbold aus Barmen, Reinholds Vater spricht brieflich für den Sohn, und der regierende Ammeister vermittelt glücklich zu Gunsten Clärels. Der Licentiat und Bärbel dagegen erhalten ihre Strafe. Ungezwungen treten in die Handlung noch Christinel, das berechnende Gegenspiel zu Lissel, dem naiven hingebenden Mädchen, Gläsler, der unglücklich Liebende aus Colmar und mit kleinen Rollen die Magd Bryd und Knecht Claus, beide aus dem Kochersberge, sowie der Pfarrer aus dem überrheinischen Hanauer Lande.

Das ganze Elsaß in seinen Hauptmundarten sehen wir versammelt und die Mundart der Hauptpersonen des Stücks, das „Strosburjer Ditsch", eine weichere Abart des Alemannischen, soll nach all ihren Eigenthümlichkeiten gezeigt werden. Lissel redet wie ein reines munteres Naturkind, Clärel zeigt, wie der alemannische Dialekt auch höheren Empfindungen fein organisirter Naturen gewachsen ist, Starkhans vertritt die derbe, gradezu gehende Redeweise, der Physiognomiker Mehlbrüh das tüftelige Grübeln, das Spielen mit Worten, die Spruchweisheit, wir wir das, wenn auch in anderer Weise, bei Tauler und Geiler von Kaisersberg finden; der Licentiat wälscht in Kleidung, Manieren und Sprache, die Frauen zeigen sich in häuslichen Gesprächen über Kinderspiele, Erziehung, Küchenangelegenheiten; im Verkehr mit der Bärbel wird uns auch klar, welcher Kraftbezeichnungen der Dialekt fähig ist.

Durchgängig ist die Sprache den Individualitäten und der Situation wunderbar angepaßt, und diese Individualitäten sind so verschieden, die Situationen so mannichfaltig, daß man Goethe Recht geben wird, wenn er dem Werke den Ehrennamen eines „lebendigen Idiotikons" zu gewinnen wünschte.

Die Schwierigkeit, die hierinnen für den Leser liegt, ist nicht zu übersehen. Der „Pfingstmontag" enthält Worte, die auch dem gebildeten Elsässer nicht geläufig sind; ein Glossar wird hier unvermeidlich. Schon die 1817 erschienenen „Notices" von Hermann berühren diesen Punkt, wenn sie in der Anzeige des Werkes sagen: „Es enthält auch ein Glossar zur Erklärung der Ausdrücke, welche nach Seiten der Form oder der Abstammung hin sich am meisten von der deutschen Schriftsprache unterscheiden, und unter denen es mehrere gibt, die man selten genug und nur in den unteren Schichten der Gesellschaft hören kann."

Was dem Sprachforscher unschätzbar, das stellte und stellt sich der allgemeinen Verbreitung des Lustspiels entgegen. Doch mit Unrecht. Der Süddeutsche wird — eine Ausgabe mit dem Glossar vorausgesetzt — schon nach der zweiten, dritten Uebung glatt vorwärts lesen, der Norddeutsche wird vielleicht die doppelte Zeit brauchen, und Beide werden gut thun, für den Anfang laut zu lesen, um die dem Auge ungewohnten Wortformen durch das Ohr dem Intellect als nicht gänzlich unbekannt zu erweisen.

Der Leser wird erstaunt sein über den Reichthum und die Fülle des Dialekts, über die Kraft und Prägnanz dieser Sprache, und hie und da auch über ihre Armuth. Zu ihren weniger erfreulichen, wenn auch bezeichnenden Eigenthümlichkeiten gehören die in das Elsässisch-alemannische umgearbeiteten französischen Worte wie „Affrunte", „Baßledang", „brobber", und besonders Zeitwörter wie „permediren", „trumpiren".

An geschehenen Dingen ist nichts zu ändern; das darf man aber wohl sagen, daß, wenn der schwäbisch-oberdeutsche Dialekt zur Herrschaft gekommen wäre, wie es in den Hohenstaufen-Jahrhunderten den Anschein hatte, anstatt des sächsisch Hochdeutschen, der durch die Reformation heraufkam, die deutsche Sprache weniger abstract, mehr verständlich und für Rede und Dichtung handlicher gewesen wäre. Die vielen „en" am Schlusse der Worte haben ja auch auch schon andere Leute als Versekünstler unangenehm berührt. Meinte doch auch Friedrich der Große, man müsse diesen Worten auf en ein a hinzufügen, z. B. werdena, nehmena. Hätte er, als er Straßburg unter dem Incognito eines Grafen Dufour besuchte, mit einem der „Steckelburjer" gesprochen, so würde er vernommen haben, daß die Volkssprache am Oberrhein diesem Vorschlage längst in abgekürzter Form nachgekommen ist und werda, nehma sagt.

Die Charakterschilderung im Pfingstmontag ist fast durchweg aus einem Gusse, ohne daß die künstlerische Glättung fehlte. Von den dargestellten Menschen steht jeder auf eigenen Füßen, handelt mit Naturnothwendigkeit. Die Individualitäten sind so, wie sie sich in den abgesonderten altbürgerlichen Verhältnissen einer Reichsstadt entwickeln konnten. Der moderne Stadt- und Literaturmensch wird von manchen Zügen überrascht und betroffen sein, so etwa wenn er die derben Redensarten der Mädchen hört, oder an die Stelle kommt, wo Starkhans und Mehlbrüh, die noch eben in innigem freundschaftlichem Verkehr standen, im Zorn und der durch den Wein gesteigerten Erregung sich nun die unangenehmsten Dinge sagen, jeder nur auf sein Haus und seine Familienehre bedacht, oder wo Frau Dorothea mit der Magd um Pfennige zankt, und Frau Rosine, die sanfte, bescheidene Frau zürnend loslegt, als sie gereizt wird. Hochgebildete Altstraßburger äußerten sich mir gegenüber schon unzufrieden mit der Kraft dieser Schilderungen und zweifelten, ob die Porträts ihrer Vorfahren denn nicht auch vergröbert seien. Wer selbst bürgerlich-reichsstädtischen Kreisen noch nahestand, in welcher in Betreff der äußeren Formen gleiche Art bei Reich und Arm, Hoch und Gering zu herrschen pflegt, und wer unbefangen beobachtet, wird finden, daß auch die unfeinen oder leidenschaftlichen Züge merkwürdig treu geschildert sind. Im Grunde sagen sich die Leute auch gar nichts anders, als was man sich in den sogenannten höheren Ständen denkt; dort quillt der Strom hervor, hier wird er zurückgestaut und beschreibt Curven.

Goethe hat jeden der Charaktere mit wenigen Worten wiederzugeben versucht. Von Starkhans z. B. sagt er: „Schiffsbauer

und großer Rathsherr, tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs Zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt"; von Dorothea seiner Gattin: „wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin, gar Vielem, was sie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend"; von Mehlbrüh: „Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanikus sich höherversteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen". So zeichnet er in dieser Art von Tischbeinschen Umrissen weiter, wie man bei ihm selbst nachsehen möge. Das aber sei noch hervorgehoben, wie der große Menschenschilderer mit besonderem Nachdruck die „Menschenkenntniß" Arnolds rühmt, „der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemeintägliche darthut, vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesem reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden weiß."

Wir führen zum Belege zwei Stellen an. Da Starkhans am Schlusse seine geliebte Lissel im Glücke sieht, geht ihm das Herz über und er sagt ihr:

I kan mi gar nit satt ergucke
An Dier, so scheen bisch hyt, ze doot kinnt i die drucke
For lutter Lust und Fraid. Lebdi myn Vadder nur,
Daß er di an kinnt sehn, un d' Mueder! . . . Sych, i wurr
Betrüebt, wenn i dran denk . . .

Daran knüpfen sich ihm nun die mit rührender Einfalt ausgesprochenen Gedanken an den eignen Tod:

Wenn Du jetz glückli wurst, . . . will i mi au gern laye*).

Und da ihn Lissel davon abzubringen sucht:

Red er doch nit eso, er soll sich hyt ja fraie
Und nit betrübt sine jez,

erwidert Starkhans:

D' Fraid un d' Betrübniß isch
Vilmol grad d' nemli Ly'r**). I kinnt for Fraide frisch
Jez sterwe, s miecht mer nix***).

Die andere Stelle ist jene, wo die Eltern Starkhans erfahren, daß Wolfgang die Lissel nicht will, daß Lissel den Bremer Mediciner Reinhold begehrt, der doch, wie den Eltern hinterbracht wurde, falsche Wechselbriefe gemacht habe. Lissel weist diese Rede über den Geliebten als „Lüge" zurück. Darüber und daß sie an Reinhold festhält sind nun die Eltern außer sich.

Frau Dorthee.
'Sisch wie wenns in de Klaoue
Der Beesgo'bhünts†) schuen hät. Es redt, weiß Gott, schunn ab††)
Der Rakkersbalg bringt ess noch ali zwai in's Grab.

Lissel (weinend).
I haa de Babbe nit gemaint! . . . Herr si nurr Mamme.
Si isch so wunderli.

Frau Dorthee.
I werr di bluedi kramme,
Du Usbund von der Höll.

Herr Starkhans.
Waist nit daß uf d' Gallee†††)
Der Bremer kumme wurd?

Lissel.
Diß macht merr nix, do geh
I mit.

*) laye = legen, sterben.
**) die nämliche Leyer.
***) es machte mir nichts.
†) der Teufel; der Böse, Gott behüt es.
††) abreden = irrereden.
†††) Galeere.

Diese Worte Lissels sind es, von denen Goethe rühmt, daß sie „in ihrer Art, als erhabener Lakonismus, dem oft gerühmten: „qu'il mourût!" des Corneille völlig zur Seite" stehen.

Auch die nationale Seite des „Pfingstmontag" verdient betrachtet zu werden. Das erfordert einen Blick in Arnolds Biographie.

Am 18. Februar 1780 legte man im Hause des Küfermeisters Arnold am Nikolausstaden in Straßburg ein Knäblein in die Wiege, dem der Name Gottfried gegeben wurde. Aus der Bürgerschaft, welche alte Sitte mit Zähigkeit festhielt, hervorgegangen, erlebte der neunjährige Knabe den Beginn der Revolution, welche in Straßburg mehr als anderwärts zerstörte, weil sich hier ein mittelalterliches Gemeinwesen bis hart an die Pforten der neuen Zeit fortgesetzt hatte. — „Die Zeit der Begebenheit ist im Jahr 1789" lesen wir unter der Personenangabe. Der Grund ist uns nun klar. Der Dichter wollte die Handlung so weit als möglich an die Gegenwart heranrücken, und doch in eine Zeit, wo es noch das alte Straßburg gab. — In den protestantischen Kreisen der Vaterstadt, zu welchen der Jüngling als Glied des Gymnasiums und hervorragender Kopf in Beziehungen trat, herrschte ein reges geistiges Leben. Es gab literarische Zirkel, in denen die deutsche Sprache gepflegt, Gedichte und Aufsätze der Mitglieder verlesen, kritisirt und gesammelt wurden. — Damals ging der junge Elsässer, der fremde Universitäten besuchen wollte, fast ausschließlich nach Deutschland. Arnold finden wir als Bürger der Georgia Augusta Göttingens.

Nach einigen größeren Reisen kam er 1806 als Professor des Civilrechts an die neuerrichtete Rechtsschule in Coblenz und drei Jahre später nach Straßburg. Hier wie dort nahm er Theil an den Verwaltungshandlungen des populären Lezai-Marnesia, dessen Denkmal an der Präfectur in Straßburg von der Verehrung des Landes erzählt. In Straßburg lehrte er anfangs Geschichte, später römisches Recht. 1815 auf 1816 that er den großen Wurf mit seinem „Lustspiel in Straßburger Mundart". Arnold ließ es ohne Namen erscheinen; „vielleicht, da er in deutscher Sprache dichtete, fand er in diesem Umstand einen Grund mehr, das Incognito zu beobachten," berichtet sein Biograph.

Von seinen späteren Jahren wissen wir noch, daß die clerikale Reaction der zwanziger Jahre ihn anwiderte. Er war Decan der Rechtsfacultät. Diese Stelle wird nicht wie an den deutschen Universitäten durch Wahl der Collegen, sondern durch die Regierung übertragen, ist ein Verwaltungsamt und bringt in vielfache Beziehungen zur höheren Administration. Ihn brachte sie in Gegensatz zu den leitenden Persönlichkeiten. Da er kurz, ehe ein rascher Tod seinem Leben ein Ziel setzte, noch einmal an einen Entwurf seiner Jugend dachte, Sagen und Geschichte des Landes poetisch zu behandeln, „störten die unverschämten Eingriffe des Jesuitismus fortwährend seine Laune". Er kam über die Anfänge der Arbeit nicht hinaus.

Wir haben hier eine Reihe von Momenten, welche, wie sie ihrerseits ein Licht werfen auf seine Dichtung, so auch durch seine Hauptdichtung selbst ergänzt und im psychologischem Zusammenhange erkannt werden.

Arnold gehörte zu jenen Elsässern, welchen die deutsche Vergangenheit ihres Landes über Alles ging, oder wenn man das mißverstehen könnte, indem man dem Worte „deutsch" einen staatsrechtlichen Sinn unterschöbe, so könnte man sagen, er gehörte zu Jenen, welche ihr particularistisches Elsässerthum und damit ihre deutsche Nationalität behalten, um keinen Preis Franzosen werden wollten.

Nun konnten sich aber dem Elsässer, der so fühlte, diese allgemeinen Gefühle nicht zur politischen Gesinnung verdichten, da es keine politische Gestaltung deutscher Nationalität gab, auf die er etwa, wie der Italiener auf Piemont sehnend und kämpfend hätte hinschauen können. Das eben auseinanderfallende Flickwerk des Habsburgischen Kaiserthums war zu einem solchen Augpunkte nicht geeignet, ebenso wenig aber auch Preußen in den Jahrzehnten nach dem Congresse.

So verhielten sich zwar diese Jünglinge und Männer trotz

der nivellirenden Kraft der Revolution und der Kriege, trotz der Napoleonischen Legende ablehnend gegen das Fremde, überließen aber, wenn auch Anderes mitwirkte, doch zumeist aus dem oben angeführten Grunde in stiller Resignation die Führung den nach der Julirevolution heraufkommenden Generationen, bei welchen fast alle die Traditionen der Früheren in ihr Gegentheil umgeschlagen waren.

Von Bedeutung ist es, wie Arnold den schönsten Siegespreis, den der Dichter zu spenden hat, die frische Rose vom Stamme der Starkhansen, dem Bremer zu Theil werden läßt; wie er in diesem das etwas unbehülfliche Pathos des deutschen Jünglings der Schiller'schen Epoche mit seiner Ironie zur Darstellung bringt, ohne die ideale Haltung des Lustspielhelden zu beeinträchtigen. Welcher Unterschied zwischen dieser Dichtung aus dem Jahre 1816, da die deutschen Occupationstruppen noch allenthalben in Frankreich und dem Elsaß standen, und dem nach 1870 eine Zeit lang populär gewesenen Chanson mit dem Refrain:

Vierges d'Alsace et de Lorraine
Nous ne gardons pour les vainqueurs
Que nos dédains et notre haine
Et pour la France tous nos cœurs.

Als Lissel gleich am Anfang des Stücks allein ihre Empfindungen ausspricht, bedauert sie auch, daß sie ihren Reinhold nicht in Allem wohl verstehe, es sei eine „narrichte Sprach diß Hochdytsch":

„Jetzt wurrum henn si mi nit gschikt in's Dyschtland niwwer,
Uf Mannem oder Spyr; dort wärd i gsin viel liewer
Aß in Sangdiedel, do dem klaine welsche Nest
Wo merr Jahr us, Jahr yn sich mit Grumbeere*) mest;
Ze kinnt i doch jez au mit dytsche Herre redde."

Wie kam aber Lissel nach St. Didel, der kleinen Stadt St. Dié bei Markirch? Wir erfahren es später von Frau Dorothee. Lissel war „auf den Dusch im Welschland". Goethe spricht von Lissel einmal, als „in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Dié weder verdorben noch gefördert". Das ist nicht richtig. Lissel war in einer Familie, welche tauschweise eines ihrer Kinder in das Haus der Starkhansen nach Straßburg geschickt hatte. Diese Einrichtung war sehr verbreitet. Aus anderen Zeugnissen wissen wir, daß bis zum Jahr 1770 die deutschen Rheinstädte bei diesem Tauschverhältniß bevorzugt wurden, von dieser Zeit an die kleinen französischen Städte jenseits der Vogesen in Aufnahme kamen. Niemandem wird entgehen, von welcher Bedeutung für die Französirung diese Veränderung sein mußte, denn nicht bei allen Mädchen erwiesen sich die Einflüsse der Fremde so unwirksam wie bei unserer Lissel. Sie möchte lieber als „e bissel Franzeesch" ihre Muttersprache gelernt haben.

Der Licentiat, dieser Typus einer Zwitterfigur, dem wir heutzutage noch oft, wenn auch mit veränderter Perrücke begegnen, ist mit seinen welschen Moden, seinem „krotteduren"**) Kleid, seinem „Dubbeh", seinem „Schaboba", mit seinen Parfüms von „Bissem, Berjamott und Loddlewang"***) der beständige Spott, und neben der derben Komik ist ihm mit der ebenfalls französisch sich kleidenden Bärbel auch die Bestreitung der Intrigue und der Empfang einer tüchtigen Tracht Prügel übertragen. Nachdem ihm beim Meistergesang am Schluß Starkhans die Eingangs angeführten Worte zugerufen hat, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, findet noch ein kurzes Zwiegespräch zwischen ihm und Mehlbrüh statt:

Mehlbrüh.
Annebaddätscherle, Eyermargreedel†) du
Red du nit Welsch eso; de kannst's grad wie e Kue
Spannisch.

*) Grundbirnen, Kartoffel.
**) Gros de Tours.
***) Eau de Lavande.
†) Kosende Spottnamen.

Licenziat.
Was? Und i bin, parrplö, auf de Kanzleye
Von hie der stärkst, säwwrä*)!

Das klingt sehr vernehmlich in das Straßburger Parterre hinunter.

Zur Vervollständigung dieser Striche, welche auf die nationale Seite in Arnolds Wesen und Hauptwerk hindeuten sollen, kommen uns sehr gelegen einige handschriftliche Hefte aus der Sammlung Heitz, auf welche ich durch den Beamten der Universitäts- und Landesbibliothek, Herrn Müllendorf, aufmerksam gemacht worden bin.

Diese zwei Hefte, jedes einige Bogen stark, sind blau gebunden und enthalten in goldenen Lettern je die Aufschrift: Jenner 1800. Hornung 1800. Von der charakteristischen Hand des Vaters Heitz sind beide überschrieben: „Erholungen junger Alsatier. Arnold."

Die literarischen Zirkel, denen der jugendliche Dichter angehörte, haben wir berührt. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich mit mehreren Freunden zu einer Art von Dichterbund vereinigt. Mit achtzehn Jahren schien in ihm, nach den Mittheilungen seines Biographen, eine vollständige Umwandlung vorzugehn, so „entschieden, man möchte sagen männlich, wurde sein Ideengang". Um die Wende des Jahrhunderts stiftete Redslob, später ein hervorragender Lehrer und Theologe, einen literarischen Verein, welcher bedeutend zur Entwickelung Arnolds beitrug. Aus den Versammlungen dieses Vereins scheinen die beiden Bändchen zu stammen. Jedenfalls gehörten dem Bunde, in dem diese Aufsätze und Gedichte verlesen wurden, von bekannteren Elsässern der nachmalige populäre Prediger Rieder und Oberlin, wohl der Sohn des Steinthalers, an, und Arnold ist es, der sich die beiden Anthologien schrieb, oder dem sie doch gehörten.

Sie machen uns in untrüglicher Weise bekannt mit dem Gedankengang dieser jungen Alsatier, da diese Aufzeichnungen nie für den Druck, eher zu strenger Geheimhaltung bestimmt waren. Im Januarheft hören wir in einem Stücke poetischer Prosa, überschrieben: „Das Ende des Jahrhunderts. Eine Phantasie", den „Genius des Landes" ausrufen:

„Heil Euch Alsatiern, die auch unter fremder Herrschaft treu blieben der vaterländischen Tugend, die ihre Herzen verschlossen vor den verdorbenen Sitten ihrer Gebieter. Als noch bei den drei heiligen Buchen im Hain die wilden Triboker ihrem Kriegsgott opferten, auch dann noch als muthiger Ritter Wohnsitze waren auf den Höhen des Vogesus, jene zertrümmerten Waldburgen, in deren verwitterten Thürmen der schwerfällige Rabe und die lichtscheue Eule itzt nisten, wo in dem verwüsteten Versammlungssaale und der verödeten Kirche niederer Sauerklee nun den Boden bedeckt, und rankiger Epheu an den kahlen Wänden emporkriecht, als noch mit Germanias Söhnen Alsatias Krieger für deutsche Freiheit kämpften; damals war noch rauh ihr Sinn und ungebildet ihre Lebensart, aber verabscheut wurde das Laster und sie verehrten Tugend und Redlichkeit. Ausgeartete Söhne edler Väter! wie wenige sind unter euch, die treu blieben dem alten Biedersinn! Ihr ahmet die zügellosen Sitten eines fremden Volkes nach, das selbst um dieser Nachahmung willen euch verachtet. Trauriges Schicksal meines Alsatias. Schwer liegt auf Dir das Joch der Sieger, und freiwillig würdigst Du Dich noch tiefer herab, als sie es nie zu thun vermochten."

Das Februarheft bringt ein „Lied der Eingeweihten". Man sieht, daß es zum Chorgesange in den regelmäßigen Versammlungen bestimmt war. Die Schlußstrophen lauten:

„Doch höher schwingt empor nun eure Becher
Gefüllt bis an den Rand;
Den Hut vom Haupt, denn wißt ihr Herren Zecher
Nun gilts dem Vaterland.

Habt aber acht, daß etwa einer wähne
Als gälts dem Franzenland,
Das Vaterland ist, ferne von der Seine,
Hier unsrer Alsa Strand.

*) C'est vrai.

Du Vogesus und Deine Heldenmale
Umkränzt vom Tannen-Hain,
Nehmt unser Lied! euch klingen die Pokale
Und Dir, o Vater Rhein!

Heil Dir Alsatia und ew'ge Treue,
Dem Frantzmann Haß und Hohn!
Leert Brüder nun nach dieser schönen Weihe
Der Gläser Legion.

So lasen und sangen junge Elsässer, die Blüthe ihres Volkes, noch am Beginn dieses Jahrhunderts. Das will uns traurig und tröstlich zugleich erscheinen.

August Schricker.

Journalistische Etikettfragen.*)

Es ist uns heute schwer, den dramatischen Genuß der Griechen nachzuempfinden; wie sie bewegt und gerührt werden konnten von dem Spiel ihrer Helden, die mit ewig gleicher Maske die stets bewegte See menschlicher Leidenschaften darstellen mußten. Vielleicht wird es unsern Nachkommen ebenso gehen, wenn sie in späten Jahrhunderten die vergilbten Blätter der Zeitgeschichte aufschlagen werden. Ihnen werden aus dem Staub der antiquarischen Schätze tausendfache Klagen entgegen tönen; sie werden erfahren, daß im zweiten und dritten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung der politischen und socialen Uebelstände nicht wenige waren. Oder richtiger, sie werden finden, daß dieselbe Beschwerde in den verschiedensten Formen wiederkehrt, daß es eigentlich immer dasselbe Lied sei, nur variirt in der mannichfaltigsten Weise.

Billig werden sie dann über die Ausdauer oder über den Reichthum der Formen erstaunen, welche einem oder zwei Menschen zur Verfügung stand. Denn wenn sie die moderduftende Zeitung selbst befragen, Wer denn jahraus, jahrein das reiche Register von Klagen, Ermahnungen, Beschwörungen gezogen, so werden sie am Fuße des Blattes auf zwei, drei Namen stoßen, auf den Herausgeber, Drucker und verantwortlichen Redacteur. Darauf beschränkt sich die Auskunft, welche die Zeitung über sich selbst gibt. Der Hauptheld, der Leitartikelschreiber, schreitet grade so wie der griechische Schauspieler mit einer Maske über die politische Bühne, sein Gesicht, sein Name bleibt den Hörern und Lesern verborgen. Nicht er hat gesprochen, sondern die Zeitung, das Blatt.

Und auch die Kothurne fehlen nicht, denn auch er bedient sich eines künstlichen Mittels seinen natürlichen Wuchs zu erhöhen, er spricht wie die Mächtigen der Erde immer nur in der vielfachen Zahl: „Wir bedauern, wir beklagen diese Acte der Regierung, wir freuen uns des Aufschwungs, wir geben unsere Zustimmung u. s. w." Niemals wird man in einem politischen Artikel den Singular finden.

Woher das kommen mag?

Am ehesten könnte man diese Gepflogenheit auf den Amtsstil zurückführen und da Bücher älter sind als Zeitungen, so ist wohl anzunehmen, daß die Autoren den Anfang gemacht, und die Journalisten einen schon bestehenden Gebrauch, der für sie sich vorzüglich eignete, angenommen haben. Es ist übrigens auch möglich, daß das gleiche Bedürfniß die gleiche Form des Ausdrucks gefunden, und daß derjenige Schriftsteller, welcher nicht subjectiv sein wollte, naturgemäß auf die Pluralform verfallen, ebenso wie der lyrische Dichter für seinen Zweck den Singular wählte.

Die Objectivität eines Werkes wird freilich am besten gewahrt, wenn der Autor gar nicht persönlich hervortritt. Die Meister in der Kunst sind die unsichtbaren Wirthe ihrer Leser. Sie haben schon vorher den Tisch reichlich gedeckt und ziehen sich während des Mahles bescheiden zurück. Wo sie aber freiwillig die Maschinerie ihres unterhaltenden Werkes aufdecken, wie dies z. B. Thackeray in seinem „Vanity fair" zu thun liebt, wo der Dichter die Illusion zerreißt, wo er persönlich das Wort nimmt, da wird er seine Individualität hinter der Pluralform discret verbergen.

Die vielfache Zahl soll also die Objectivität des Autors andeuten. Es ist damit noch nicht die Anonymität verbunden; der Name kann vorne oder am Ende des Aufsatzes oder des Buches genannt sein, ohne daß die Anwendung der Pluralform auffällt. Hingegen wird man immer nach der Unterschrift suchen, wenn das persönliche Fürwort in der Einzahl gebraucht wird.

Wer „ich", „meiner" u. s. w. sagt, von dem verlangt man, daß er dieses „Ich" näher bezeichne und wäre es auch nur durch eine Chiffre oder durch ein Pseudonym. So spricht Junius immer direct und persönlich zum Leser, während der französische Journalist trotz der Unterschrift die Pluralform gebraucht.

Warum der Verfasser der Juniusbriefe ein Pseudonym gewählt, darüber hat er sich selbst in seiner Antwort an Sir William Draper klar genug ausgesprochen. Der Letztere zeiht Junius der Fälschung und fordert ihn auf, offen mit seiner Anschuldigung hervor zu treten. Wenn es wahr sei, daß zu einer Anklage schweigen, das Eingeständniß der Schuld bedeute, so habe Junius sich selbst gerichtet, denn in vielen Zeitschriften sei er öffentlich und in den beleidigendsten Ausdrücken ein Lügner und Feiger genannt worden. Er, Junius, habe dazu geschwiegen und damit nach seiner eigenen Logik den Anklägern Recht gegeben. Und Junius antwortet auf die Provocation, die Maske fallen zu lassen:

„Wären Sie zuerst und ohne Aufforderung von einem anonymen Schriftsteller angegriffen worden, so hätten Sie einiges Recht gehabt, nach seinem Namen zu fragen. Aber in dieser Sache sind Sie ein Freiwilliger . . . . Sie kannten die Bedingungen, unter welchen wir correspondiren wollten und gaben wenigstens eine stillschweigende Zustimmung. Nachdem Sie mich freiwillig unter dem Namen Junius angegriffen haben, was können Sie für Recht haben, mich unter einem andern zu kennen?"

Und zum Vorwurf, daß er die Beschimpfung eines Lügners und Feiglings auf sich sitzen lasse, erklärt er in demselben Briefe:

„Wenn Sie mir aber sagen, ich hätte es mir gefallen lassen, ein Lügner und ein Feigling genannt zu werden, so muß ich Sie meinerseits fragen, ob Sie ernstlich glauben, daß ich irgend verpflichtet war, von den einfältigen Schimpfreden jedes Schwachkopfes, der in eine Zeitung schreibt, Notiz zu nehmen und welche Meinung Sie von meinem Verstand gefaßt haben würden, wenn ich mich durch einen so seichten Kunstgriff hätte fangen lassen?"

Das eigentliche Motiv der Pseudonymität ist in den folgenden Worten desselben Briefes ausgesprochen:

„Was mich betrifft, so ist es durchaus nicht nöthig, daß ich mich der Rache des schlimmsten und gewaltthätigsten Mannes im Lande (damit ist wohl der Herzog von Grafton gemeint) aussetze, obwohl ich gleichgültig gegen die ihrige sein kann. Sie würden schon fechten, Andere aber würden zum Meuchelmord greifen."

Hierher gehören auch die Aussprüche Junius über die Preßfreiheit. In dem 54. Briefe erklärt er:

„Auch die abscheulichsten Privatlaster haben nicht Bedeutung genug, die Censur der Presse auf sich zu ziehen, wenn sie nicht mit der Macht, dem Gemeinwesen ein bedeutendes Unheil beizufügen, vereinigt sind."

---

*) Von dem Verfasser obigen Aufsatzes ist im vorigen Jahre ein vortreffliches Buch über „die Zeitung" erschienen (Verlag von Hartleben in Wien und Leipzig), in welchem neben der Beschreibung aller bei der Herstellung einer Zeitung in Betracht kommenden technischen Einzelnheiten, auch einige principielle Standesfragen erörtert werden. Eine zweite Auflage des sehr empfehlenswerthen Buches, das thatsächlich „eine Lücke in der Literatur ausfüllt", befindet sich in Vorbereitung. D. R.

Und die Scheidung zwischen Angriffen auf Private und öffentliche Personen ist in der Vorrede zu den gesammelten Briefen nochmals erörtert. Die erstern sollen so strenge als möglich bestraft werden. Wer den Verleumder seiner Privatehre nicht mit allen gesetzlichen Mitteln verfolgt, begeht eine Pflichtverletzung gegen die Gesellschaft.

„In Rücksicht der Angriffe auf den Charakter von Beamten und auf Maßregeln der Regierung" — heißt es dann — „ist der Fall ein wenig verschieden. Es muß ein bedeutender Spielraum in der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten gewahrt werden, oder die Preßfreiheit wird der Gesellschaft von keinem Nutzen sein. Wie man dem Hange zu Privatfeindseligkeiten und persönlicher Verleumdung durch jedes gesetzliche Mittel Zaum und Zügel anlegen müßte, ebenso sehr sollte eine unausgesetzte Untersuchung der Charaktere und des Betragens der Minister und der Beamten befördert und ermuntert werden."

Nach der Auffassung eines der größten und berühmtesten Journalisten ist also die Anonymität und Pseudonymität nur als Waffe gegen die Mächtigen gestattet. Wer einen Privaten angreift, soll dies Mann gegen Mann thun und wenn er Unrecht hat, soll er die Folgen über sich ergehen lassen. Einem Minister, einer Behörde gegenüber fällt diese Rücksicht weg, da sonst die Kritik öffentlicher Mißbräuche in dem Grade unmöglich, als sie nothwendig wäre.

Darin wird wohl der Ursprung der Anonymität der politischen Tagesschriftsteller zu suchen sein. Die Pluralform ist nur eine nebensächliche Folge der Anonymität, zu welcher sie als Schutz gegen die Mächtigen Zuflucht genommen haben. Die continentalen Regierungen haben dies sehr wohl erkannt und von jeher war ihr Bemühen darauf gerichtet, die Anonymität zu erschweren, oder hinter dem Schilde der Anonymität den Verfasser mit der vollen Wucht des Gesetzes zu treffen. Daher der Unterschriftszwang für Zeitungsartikel in Frankreich, welcher von Napoleon I. im Jahre 1815 decretirt und von dem andern Napoleon neuerdings eingeschärft wurde. Darum sichert das deutsche Reichspreßgesetz allen Personen, welchen die Verantwortung für ein Preßdelict obliegt, dem Redacteur, Verleger u. s. w. die volle Straflosigkeit zu, sobald sie den Verfasser oder Einsender nennen.

Das östreichische Preßgesetz ist in dieser Beziehung weniger consequent, denn es enthebt den verantwortlichen Redacteur auch dann nicht gewisser gesetzlicher Folgen, wenn ein Anderer (Verfasser oder Einsender) die volle Verantwortung für die angeklagte Druckschrift übernimmt. Ja, durch das berühmte „objective Verfahren" ist sogar dem Staatsanwalte die Möglichkeit gegeben, gegen den eigentlichen Preßverbrecher, gegen den Verfasser eines Artikels, die größte Rücksicht walten zu lassen, nämlich nur die Druckschrift zu confisciren, den Urheber aber, auch wenn er unterzeichnet ist, vollständig unbehelligt zu lassen.

Logisch ist ein solches Vorgehen zwar nicht, aber es läßt sich aus den Eigenthümlichkeiten Oestreichs erklären. Ein Staat, der, wie weiland Japhet seinen Vater, seinen Schwerpunkt sucht, muß billig davor zurückschrecken, mit jedem Regierungswechsel eine neue Legion politischer Märtyrer zu schaffen. Das sogenannte objective Verfahren ist aber eigentlich eine andere Form der Censur; anstatt im Manuscript zu streichen, wird die fertige Druckschrift vernichtet. Man nehme den östreichischen Behörden dieses Recht, und mit der unmoralischen Milde gegen die Preßverbrecher ist es vorbei.

Im Allgemeinen bleibt der Satz aufrecht, daß der Kampf gegen die freie Presse meistens verbunden ist mit der Erschwerung der Anonymität. Man sollte nun meinen, daß mit der Ursache auch die Folge wegfalle, daß dort, wo sich die freie Kritik öffentlicher Zustände eingelebt, auch das Schutzbedürfniß der Anonymität entfalle. Aber diese Tarnkappe, welche den Angreifer deckt, ist nicht allein gegen die Mächtigen nothwendig, sie ist manchmal unentbehrlich zum Schutz gegen den Terrorismus der Gesellschaft, sie wahrt den Autor vor der Beeinflussung Dritter, sie ermöglicht ihm die Objectivität seines Urtheils.

Diese Einrichtung hat sich auch in anderer Beziehung als sehr vortheilhaft für die politische Tagespresse erwiesen. Gerade die Unpersönlichkeit des Schreibers verleiht seinen Worten erhöhte Bedeutung. Das Publicum kann mit größerer Unbefangenheit den Leitartikel auf sich einwirken lassen. Es spricht zu ihm nicht der Schriftsteller A. oder B., dessen persönliche Schwächen und Eigenthümlichkeiten es kennt, sondern ein ihm fremdes Wesen, kein Einzelner, sondern die Vertretung Vieler, kein Mensch, sondern ein Princip.

Für den Unternehmer selbst hat diese Gepflogenheit das Bequeme, daß er unter dem Vorhange der Anonymität ohne Aufsehen und Störung einen Wechsel im Personal vornehmen kann. Der Eigenthümer kann Den und Jenen auf einen andern Posten stellen, alte Kräfte durch jüngere ersetzen u. s. w., ohne daß das Publicum stutzig wird.

Freilich hat diese Consequenz der Anonymität auch ihre Schattenseiten. In der keineswegs kleinen Gemeinde politischer Redacteure kann man häufig die Klage vernehmen, daß die Nachwelt auch dem Leitartikler keine Kränze flicht. Ja, was die Sache noch verschlimmert, auch die Mitwelt thut es nicht. Allen ist die Möglichkeit gegeben, persönlich vor das Publicum zu treten, dem Feuilletonisten, dem Fachmanne, der über Tabak oder Bierhefe schreibt; nur der politische Schriftsteller muß seine Individualität dem Blatte opfern. Ihm fehlt jeder Sporn zur Auszeichnung. Wenn auch seine Worte ein tausendfaches Echo finden, wenn er aus dem Herzen des Volkes gesprochen, wer weiß ihm Dank dafür, wer kennt auch nur den Namen dessen, der häufig für kargen Lohn, nach aufreibender Tagesarbeit, unter mannichfachen Störungen sich abmüht, dem spröden politischen Stoff die anregende Form zu geben? Die Anonymität — so kann man ferner hören — begünstige recht eigentlich die politische Drahtzieherei, da der Redacteur, dem das persönliche Hervortreten nicht gestattet ist, ohne Lust und Freude sein tägliches Pensum abhasple. Zum Schaden des Blattes werde das Kleid des Gedankens vernachlässigt und die Anonymität werde zum bequemen Deckmantel für die verschiedensten Verstöße gegen Sprache, Logik und Geschichte. Dem wäre abgeholfen, wenn auch der politische Redacteur dasjenige, was er schreibt, mit seinem Namen vertreten müßte, ja das wäre das probateste Mittel gegen die politische Gesinnungslosigkeit, welche nur unter dem Schleier der Anonymität wuchern könne. Wer mit seinem Namen für seine Worte einstehen müsse, würde gewiß Anstand nehmen, zu jeder Willkür des Herausgebers Gevatter zu stehen.

Daß diese Klagen einige Berechtigung haben, ist nicht zu leugnen, aber die höhere Nützlichkeit hat überall für die Beibehaltung der Anonymität entschieden. Ja, sie ist in der englischen Tagespresse auch für nichtpolitische Aufsätze zur Regel geworden, während in Deutschland mit dem Feuilleton auch die Sitte des Unterzeichnens sich eingebürgert hat. Es ist dies unstreitig ein Vortheil für den Anfänger, der sich seine literarischen Sporen verdienen will, aber ein Privilegium, welches dem Blatte keinen Schaden bringt. Deshalb sollte in dieser Sache der Wunsch des Autors entscheidend sein. Das Feilschen um das Recht einer kleinern oder größern Chiffre zeigt von Seite einer Redaction von einer engherzigen Auffassung und ist jedenfalls eines „großen" Blattes unwürdig.

Indessen ist diese journalistische Etikettfrage nebensächlicher Natur gegenüber der wichtigen Standesfrage, welche mit dem oben erörterten Thema in einer gewissen Verbindung steht.

Von allen Einwendungen gegen die Anonymität der politischen Publicistik ist diejenige die schwerste, daß dadurch dem politischen Journalisten der „Gesinnungsbruch" erleichtert wird. Alle andern fallen leichter in die Wagschale und sind auch theilweise durch die Erfahrung widerlegt. Dieses eine Bedenken repräsentirt aber nur eine Seite der Frage. Der Redacteur wird nicht unabhängig vom Eigenthümer, wenn ihm das Recht der Chiffrirung zuerkannt wird. Er ist an das Blatt gebunden, so lange er keine andere Stelle findet, die seinem politischen Glaubensbekenntniß besser entspricht. Seine Freizügigkeit könnte aber befördert werden, wenn er die Garantie hätte, auch dann Unterstützung zu finden, wenn er wegen eines

eingetretenen Programmwechsels auf eine Stelle freiwillig verzichten sollte. Die dem Verfasser bekannten Statuten journalistischer Vereine enthalten hierüber keine Bestimmung. Es ist dies eine Lücke in den Statuten, auf welche die Aufmerksamkeit journalistischer Vereine gelenkt wird, als auf eine Standesfrage von eminentester Bedeutung.

J. H. Wehle.

Die Mediciner und die Schule.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß, trotz der selbstverständlichen Gleichberechtigung aller Berufsarten und Stände, doch in jedem Zeitalter immer nur einer die erste Rolle spielt und maßgebenden Einfluß ausübt. Daß wir gegenwärtig noch im Zeitalter der Juristen stehen, zeigt ein Blick auf den Reichstag ebenso wie auf die deutschen Einzellandtage und zeigen alle unsere Gesetze, vor Allem die Ausnahmegesetze zu Gunsten der Juristen selbst, zur Genüge. Die Juristen aber sind die Nachfolger der Theologen, welche von der Reformation an die Geschicke der Völker gelenkt und namentlich das Ohr der Fürsten gehabt haben. Und unmittelbar vor den Theologen waren es die Philologen, welche im Zeitalter des Humanismus die Höfe und die Universitäten beherrschten und durch sie vielfach auch die Völker regiert und umgestaltet haben. Nun ließ sich bei dem großen Einfluß der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert voraussehen und erwarten, daß, wie diese theoretisch die Welt der Geister zu beherrschen beginnen, so auch ihre praktischen Vertreter, die Mediciner, die Herrschaft im Staats- und Volksleben an sich zu reißen bemüht sein werden, und offenbar stehen wir eben auf der Uebergangsperiode von der juridischen zur medicinischen Aera. Gesetze wie das über Lebensmittelfälschung sind schon der praktische Ausdruck dieser beginnenden Machtstellung der Aerzte.

Wie unsicher und wie vorsichtig übrigens die Männer der neuen Aera noch sind, das beweist die Taktik, die sie befolgen, die Rücksichten, die sie nach verschiedenen Seiten hin nehmen. Die Philologen sind am längsten schon ihrer Machtstellung entkleidet, sind also im Augenblick am tiefsten unten auf dem rollenden Rad der Geschichte. Da ist es denn nur natürlich, daß gerade sie die aufstrebenden Herrschaftsprätendenten als Fußtritt benützen möchten, um emporzusteigen. Dagegen haben sich dieselben nicht nur mit den herrschenden Juristen auf guten Fuß gestellt, sondern selbst die Theologen, die noch immer Gewalt genug besitzen, werden von ihnen aufs Liebenswürdigste behandelt; und ich habe noch nirgends von ernstlichen Angriffen auf den winterlichen Besuch ungeheizter Kirchen oder auf die Leichenceremonien am Grabe bei Sturm und Wetter gehört oder gelesen, so verdienstlich das wäre.

Dagegen die Mittelschule, das Gymnasium vor Allem, ist gegenwärtig das Object solcher Angriffe. Gewiß hat zunächst Niemand das Eingreifen der Mediciner in das Schulwesen freudiger begrüßt als gerade die Lehrerschaft selbst. Denn unter einer Reihe von Mängeln, denen dadurch vielfach schon abgeholfen ist oder nun doch abgeholfen werden kann, hatten sie ja mit zu leiden, unter den schlechten Lokalen, der schlechten Luft, dem mangelhaften Licht, den verfehlten Heizvorrichtungen u. dgl. m. Bücher wie Bazinskys Handbuch der Schulhygiene haben daher gerade in der Lehrerwelt die dankbarste Aufnahme und Anerkennung gefunden. Aber wie es so geht: der erste Angriff war geglückt, und nun wurde weiter operirt, man drang Schritt für Schritt vor, griff tiefer und immer tiefer, und allmählich treten die Gelüste der Mediciner immer deutlicher zu Tage, einzugreifen auch in die innere Organisation des Mittelschulwesens.

Ich meine damit nicht die Forderungen der medicinischen Hochschullehrer, die sich in dem Satz zusammenfassen lassen: Kegelschnitte, kein griechisches Scriptum mehr!, Forderungen, die wenigstens discutirbar sind und im Zusammenhang mit der allgemeinen, für unsere Hochschulen namentlich und ihre tiefen Gebrechen dringend nothwendigen Unterrichtsreform gewiß auch zur Discussion kommen werden. Sondern ich meine hier die Forderungen der praktischen Mediciner, die sich zusammenfassen in dem Worte: Entlastung der überbürdeten Schüler! Denn darin sei man ja einig, so heißt es, daß unsere Jugend zu viel arbeiten müsse, daß ihr von Seiten der Schule zu viel zugemuthet werde, und zwar in doppelter Richtung: es seien der Schulstunden zu viele und es werde dem häuslichen Fleiße zu viel überlassen und überbunden.

Was das Erstere betrifft, so mag daran allerdings etwas sein. Man hat in den letzten Jahrzehnten von Seiten des Publicums so vielerlei Wünsche über Vermehrung des Unterrichtsstoffes dem Gymnasium gegenüber ausgesprochen, daß dieses schließlich zu einer Reihe von Concessionen genöthigt wurde und immer noch Mühe hat, sich wenigstens nicht geradezu zum „Mädchen für Alles" verwenden zu lassen. Das kann man — und man braucht dazu kein Stockphilologe zu sein — bedauern, aber wehe gerade uns Philologen, wenn wir das belastete Schiff erleichtern und wieder ins frühere Fahrwasser zurückkehren wollten. Das geht nicht, geht schon rein äußerlich um desselben Publicums willen nicht, das am lautesten über Schulüberbürdung klagt.

Was das Zweite anlangt, so will ich auch hier wieder zugeben, daß in einzelnen Fällen gefehlt, daß da und dort einmal zu viel verlangt wird, bald von ehrgeizigen Strebern, die mit ihren Klassen nur recht weit kommen möchten, bald von ungeschickten älteren und jüngeren Pädagogen. Allein das sind doch nur Ausnahmen; denn Ehrgeizige und Streber gibt es unter den Philologen doch nicht mehr, eher weniger als anderswo, und mit dem pädagogischen Ungeschick der Gymnasiallehrer ist es so schlimm denn doch nicht, als es A. Rümelin seiner Zeit, ich weiß nicht, ob auf Grund seiner schweizerischen oder dessauischen Erfahrungen, in der Nationalzeitung mit leidenschaftlicher Uebertreibung Grau in Grau gemalt hat. Ueberdies sind die Directoren und Schulbehörden da, um solchen Mißgriffen Einzelner zu steuern, und ich weiß, daß sie dieser ihrer Pflicht gewissenhaft nachkommen.

Gerade dieses Punktes haben sich nun aber auch die Mediciner bemächtigt, wenn sie sagen, die Schulkrankheiten beweisen unwiderleglich, daß die Jugend in der That überbürdet werde. Schulkrankheiten — sehen wir doch etwas näher zu. Man redet immer nur von der schlechten Haltung der Schüler in der Schule. Aber wenn die Herren Aerzte in ein Familienzimmer treten, wo Knaben und Mädchen um den Tisch hersitzen, haben sie noch nie beobachtet, wie die Kinder dasitzen? Ist es ihnen noch nie vorgekommen, als ob dieselben am Ende doch in der Schule tausendmal correcter, aufrechter, praktischer säßen, als am Tisch im Familienzimmer unter den Augen von Vater oder Mutter? Man redet weiter von den schlechten Augen der Gymnasiasten. Kamen die Herren Aerzte noch nie in ein Familienzimmer zur Zeit der Dämmerung, und haben gesehen, wie sich die Kinder abmühen, an den Fenstern noch zu lesen, weil die Mutter aus Sparsamkeit das Licht noch nicht angezündet hat? Und wenn sie in unsere Schulbücher hineinsehen, so finden sie hier — nur noch mit sehr spärlichen Ausnahmen — einen schönen großen, klaren Druck. Aber sie mögen auch einmal die Bücher unserer Kinder ansehen, die diese zum Vergnügen lesen, etwa die Romane Walter Scotts, oder gewisse Bücher, die sie hinter dem Rücken der Eltern zu lesen pflegen, wie die von E. Sue: ist es da ein Wunder, wenn bei solchem Druck die Augen schlecht werden? Und wenn sie in die Zimmerchen unserer Obergymnasiasten kommen, so finden sie die jungen Herren mit gerötheten Augen über ihren Büchern sitzen, geröthet vom Qualm der noch ungewohnten Pfeife oder Cigarre, und der Vater erklärt achselzuckend, er sei kein solcher Pedant, um seinem Sohne dieses unschuldige Vergnügen zu verbieten.

Und wenn die Kinder fertig sind mit ihren Schulaufgaben, sorgen da die Eltern auch dafür, daß dieselben hinausgehen in die freie Luft? oder werden nicht vielfach die Aufgaben so rasch als möglich beendigt, nur damit man sich so bald als

möglich in die Lectüre von Geschichtenbüchern und Romanen vertiefen kann? Oder, was noch schlimmer ist, damit man Zeit gewinnt, um in zweifelhaften Lokalen ein noch zweifelhafteres Getränke in möglichst großen Quantitäten in sich hineinzuschütten — auch das nur ein unschuldiges Vergnügen, das die Schule pedantisch genug verbietet. Und an Feriennachmittagen — statt nun dem Sohne Zeit zu lassen, durch Berg und Thal und Wald und Feld zu schweifen, läßt man ihn, ob er musikalisch ist oder nicht, Klavierstunden nehmen und sich dafür üben, damit er sich in Gesellschaften hübsch präsentiren kann, wohin man ihn doch so bald als möglich einführen muß.*)

Endlich aber das Bezeichnendste: Die Schule selbst hat im Turnen ein Gegengewicht gegen die sitzende Lebensweise, zu der sie die Kinder verurtheilen muß, und allüberall in deutschen Landen wird dasselbe gegenwärtig aufs rationellste betrieben, aufs eifrigste gepflegt. Und wie wird nun diese Gelegenheit zu körperlicher Bewegung von Seiten der Schüler und ihrer Eltern benutzt? Der Turnunterricht ist obligatorisch, und dennoch wird er von einem ganz namhaften Procentsatz der Schüler nicht besucht, und zwar — hier kommen wir auf den wundesten Fleck — auf Grund ärztlicher Zeugnisse. Dieselben Aerzte also, welche der Schule zuriefen: ihr überbürdet die Jungen, ihr zwingt sie viel zu viel zu sitzen, dieselben Aerzte stellen, fast möchte ich sagen, jedem Beliebigen Zeugnisse aus, die ihn vom Turnen dispensiren. Woher kommt das? Fürs Erste: sie sind nun einmal im Kampf gegen die Schule begriffen, also bekämpfen sie auch folgerichtig Alles, was von ihr ausgeht, selbst die Sorge für den Körper und seine Gesundheit, unterstützen jede, auch die unberechtigtste Opposition gegen die Schule und ihre Einrichtungen. Und fürs Zweite ist es vielfach die Connivenz des Hausarztes. Ich will damit Niemand beleidigen, ich finde auch das sehr natürlich und glaube, daß die Aerzte darunter oft noch mehr leiden als die Schule; aber das Factum bleibt. Ich habe Dutzende von Zeugnissen gesehen, von denen Alle, die sie lasen, sofort die Ueberzeugung haben mußten, sie verdanken lediglich nur einer solchen Connivenz ihre Entstehung. Ja ich kenne Fälle, wo freche Buben, die gestraft werden sollten, mit einem ärztlichen Zeugniß drohten und es auch am folgenden Tag beibrachten.

Und damit hängt noch ein Weiteres zusammen. Die Kinder wissen allmählich recht gut, daß der Arzt in der Mehrzahl der Fälle Partei gegen den Lehrer, gegen die Schule ergreift; und darum, wenn sie faul sind und nichts arbeiten wollen, dürfen sie nur bei Mutter oder Vater zu Hause klagen über allzuviele Arbeit. Der Vater sagt's dem Hausarzt und der constatirt mit Vergnügen die Ueberbürdung von Seiten der Schule. Und wie werden die Klagen des überbürdeten Söhnchens, vielleicht nach einer sehr sorgfältigen Enquête bei den gleichgesinnten Kameraden desselben, in einem wohlstilisirten Artikel zusammengestellt und veröffentlicht, und der Sohn erzählt's triumphirend in der Schule: Aber mein Vater hat's dem Gymnasium gesagt, und sie können nichts machen, der Arzt hat's bestätigt; nun brauchen wir erst recht nichts zu thun! So untergraben die Aerzte mit die Disciplin der Schule aufs allerschlimmste; die Richtung unserer Jugend auf möglichst bequemes Leben, die Genußsucht, die Energielosigkeit, die Pflichtvergessenheit, der Mangel an Stahl und Eisen wird durch sie genährt und gefördert, weil sie statt die Schule zu unterstützen gegen schwache Mütter und thörichte Väter, diesen Recht geben gegen jene.

Aber wie kann dem gesteuert werden? Zunächst ganz einfach dadurch, daß die Schule nicht genöthigt ist, jedem Zeugniß des nächsten besten Hausarztes sich zu fügen und zu weichen, sondern daß in jeder Stadt nur ein staatlich beauftragter Mediciner berechtigt ist, Zeugnisse auszustellen, auf Grund deren das Lehrercollegium, resp. die Directoren verpflichtet sind, Dispense irgend welcher Art zu ertheilen.*)

Die Erfüllung dieser Forderung schützt vor Allem die Mediciner selbst vor thörichten Ansprüchen vieler Eltern, und sie allein setzt die Schule in den Stand, zu leisten, was sie leisten kann und soll — namentlich in unserer Zeit soll, wo sie ganz besonders berufen ist, Zucht und Pflichtgefühl, Opferfreudigkeit, Sinn und Lust zur Arbeit zu wecken und Staatsbürger heranzuziehen, wie wir sie brauchen.

Philologus.

*) Uebrigens hat auch ein Arzt, Dr. Siegel in Stuttgart, im Gegensatz zu seinen Collegen auf die Mitschuld des Hauses an den sogenannten Schulkrankheiten mit anerkennenswerther Offenheit und Energie hingewiesen.

Notizen.

Das herannahende Frühjahr kündet sich vortheilhaft an und läßt, wenn nicht alle politische Barometer in eine trügerische Unordnung gerathen sind, keine Störung des Weltfriedens besorgen. Rußland ist finanziell erschöpft, laborirt an orientalischem Katzenjammer, an Pestgefahr, nihilistischem Fieber und zurückgetretenem Panslavismus. Die russische Diplomatie geberdet sich, als brächte sie mit der Ausführung des Berliner Friedens und der Räumung des türkischen Gebiets der Ruhe Europas ein großes Opfer. In Wahrheit jedoch sind die Russen herzlich froh, daß sie nach Hause gehen und sich von der Erfüllung ihrer bewußten Humanitätsaufgabe sowie der kostspieligen Occupation Rumeliens erholen können. Frankreich ist in seinem Innern vollauf beschäftigt und denkt an keine kriegerischen Abenteuer. Man sagt zwar, seine Armeeorganisation rücke bedenklich vorwärts; es sei uns sogar um hundertundfünfzig Bataillone voraus. Die Controle solcher Behauptungen ist nicht leicht, aber jeder verständige Franzose zuckt die Achseln, wenn man ihm unter vier Augen von den Chancen der Revancheträume spricht. Seine Landsleute haben, um die bekannten Milliarden zu zahlen, ihre famosen Sparstrümpfe geleert, möchten sie jetzt wieder einigermaßen füllen und Sorge tragen, daß die Krisis, von welcher der civilisirte Erdball heimgesucht wird, sie vorerst unbehelligt lasse. Woher aber, wenn Rußland und Frankreich, ob gern oder widerwillig, Frieden halten, ein plötzlicher Umschlag des internationalen Wetters entstehen soll, darauf werden die etwa bei einer politischen oder finanziellen Baisse interessirten Pessimisten die Antwort schuldig bleiben. Deutschland ist nur in seinen Zeitungen unruhig, nervös erregt, jeden Morgen nach neuen Allianzen ausschauend, voll Neid und Haß gegen England, voll Sympathien für die Kaffern, mißtrauisch gegen alle Welt, mit einem Worte gründlich unliebenswürdig. Das deutsche Volk in Wirklichkeit nimmt sich natürlich doch etwas anders aus und man kann es für den Eindruck, welchen die Presse in solchen Dingen hervorbringt, nicht durchweg verantwortlich machen. Was die Deutschen wirklich bezeichnet, ist der Mangel an naivem Gefühl. Alles geschieht mit Bewußtsein, gewissermaßen philosophisch. Wenigstens ergeht es im Durchschnitt so dem Berliner. Wenn er sich amüsirt, stellt er sofort Betrachtungen über sein Vergnügen an und hat nicht Ruhe, bis sein bedeutsames Ich sich in genügender Weise Rechenschaft davon gibt. Am schlimmsten ist denn auch die Begegnung dieses reflectirenden Wesens auf der Reise, wo es die Naturschönheiten einer methodischen Analyse unterwirft und seinem unglücklichen Nebenmenschen, der es ein Stück Weges nicht loswerden kann, folgerecht entwickelt, wie der Himmel blaut und die weißen Firnen in die Wolken ragen. Goethes goldener Rath, man möge hinwandeln, sich selbst ein Traum sein und unterwegs sich an jedem Raum erfreuen, existirt nicht für eine gewisse Zahl unserer Mitbürger, die nur deswegen nicht der Welt veralten, weil sie überklug geboren wurden und die Jugend niemals gekannt haben. Doch wir wollten vom europäischen Weltfrieden sprechen und, soweit unser Wort reicht, den ängstlichen Bürger beruhigen helfen. Hat die öffentliche Wohlfahrt von den Slavencomités im Osten und den rothen Clubs im Weichbilde von Paris vorerst nichts mehr zu befürchten, so werden uns die Engländer, Italiener und Türken am wenigsten den Schlaf rauben. Das

*) Aehnlich sagt auch Bazinsky a. a. O. S. 321: „Die Dispensation vom gymnastischen Unterricht darf nur erfolgen auf das Attest eines gewissenhaften Arztes, am besten des der Schulbehörde angehörenden ärztlichen Beamten."

perfide Albion will trotz der bestellten Antipathie, mit welcher es von dem deutschen Zeitungsschreiber bedacht wird, weder arm noch aggressiv werden. Es läßt sich mit ihm für eine misanthropische Weltanschauung absolut nichts anfangen. Italien fühlt sich noch immer benachtheiligt, wenn ihm nicht die Opfer, welche andere Nationen an Gut und Blut bringen, irgendwie einen unerwarteten Vortheil verschaffen. Es raisonnirt entsetzlich, ist aber durch zweifelhafte Verwaltung und radicale Maßregeln nur seinen eigenen Finanzen, nicht nach außen gefährlich. Bleibt die Türkei, die nicht leben noch sterben kann. Man wird sie wohl bis auf Weiteres in Ruhe lassen, während sie selbst längst verlernt hat, Andere in ihrer Behaglichkeit geniren zu wollen. So wird man denn wirklich einmal einen erträglichen Frühling haben und, wenn erst Schnee und Schmutz dauernd aus unseren Straßen und der Umgegend verschwunden sind, sich harmlos des Maimondes erfreuen können. Ist doch durch neuere Vorgänge auch dafür gesorgt, daß der Weltgeschichte der Humor nicht abhanden komme. Der Khedive von Aegypten, dessen hirnloser Verschwendung die Westmächte ein Halt geboten, arrangirt höchstselbst eine Emeute, die ihn von einem unliebsamen Minister befreit, sonst aber noch mehr unter europäische Curatel gebracht hat. Der Prinz Louis Napoleon hat sich in Chiselhurst neben seiner gealterten, zur Betschwester gewordenen Mutter gelangweilt und ist gegen die Zulus gezogen. Das hat vor acht Tagen der Telegraph gemeldet, und alle Witzblätter sind dessen froh gewesen. In Verlegenheit geriethen nur diejenigen commandirten Russenfreunde und Gegner Englands, die infolge einer natürlichen Wahlverwandtschaft zugleich an einem unheilbaren Bonapartismus laboriren. Gern möchten sie den napoleonischen Sprößling mit ihren Segenswünschen begleiten und in seinem afrikanischen Ausfluge die Nachahmung der Expedition nach Aegypten erblicken, die für den großen Ahn eine Staffel seines Ruhmes war. Aber daß der hoffnungsvolle Prinz den Engländern helfen und diesen sogar einen Wechsel auf die künftige Wiederherstellung oder Befestigung der englisch-französischen Allianz ausstellen soll, ist denn doch eine verdrießliche Ueberraschung, die unseren hochweisen Tagespolitikern das landläufige Concept für eine geraume Zeit in heiterer Weise verrückt hat.

* * *

Eine „Rettung".

Die „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" glaubte eine Lücke ausfüllen zu müssen, indem sie als erste Vereinsschrift für 1878 ein Werk von Dr. Paul Haffner publicirte, enthaltend: „Eine Studie über G. E. Lessing." Köln 1878. Diese „bescheidene" Studie unternimmt es, das Bild Lessings, wie es in der Literaturgeschichte lebt, „von falschen Verkleisterungen" zu reinigen und von einem „überragenden, von der Bewegung unabhängigen Standpunkt" zu beleuchten. Dieser Standpunkt ist „der des Christenthums und der katholischen Kirche", welcher um so berechtigter erscheint, als es bisher an einer Beurtheilung Lessings „in katholischem Geiste" fehlte. Nun, auf welchen Standpunkt sich Einer stellen will bei der Beurtheilung eines großen Mannes, ist Geschmackssache; Lessing hat sich die Kritik jeder Confession und fast jeder theologischen Richtung gefallen lassen müssen, sein Bild wird auch durch eine Beurtheilung vom Standpunkt „des Christenthums und der katholischen Kirche" nicht verdunkelt. Wir wollen dieses kostbare dem Verfasser entschlüpfte „und" nicht weiter ausbeuten, aber das müssen wir zum Voraus bestreiten, daß die Art, wie Dr. P. Hassner ein Bild „reinigt", die richtige ist.

Das vorliegende Buch ist ein Beweis, daß es immerdar Menschen gibt, bei denen es, um mit Goethe zu reden, lustig zu sehen ist, „wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sache ist". Lustig? Nein traurig, wenn „die Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" in den Händen von Leuten ist, wie Dr. P. Haffner. Gegen ein solches Bild Lessings „protestiren" wir, ohne daß wir im mindesten blinde Verehrer des großen Mannes wären — Lessings nämlich, nicht Dr. Paul Haffners, der sich so ein wenig für Lessing Nr. II. hält. Wir werden die Ausführungen Haffners nicht näher kritisiren; ihre bloße Anführung genügt, um sie in den Augen jedes Einsichtigen, sei er nun Katholik oder Protestant, Türke oder Jude, wenn er nur seinen Lessing ein wenig kennt — lächerlich zu machen.

Das Buch behandelt in vier Abschnitten Leben, Poesie, Philosophie und Theologie Lessings. Sein Leben ist nach den bekannten Biographien dargestellt, aber fast kein Abschnitt ist, in welchem nicht Lessing irgend etwas angehängt wird. Sein erstes Verbrechen bestand darin, daß er sich einen Mann zum Vater gewählt hatte, dem es „nicht einfiel", in einer wissenschaftlichen Untersuchung „die Berechtigung der Reformation in Frage zu stellen". Was soll aus einem solchen Kindlein werden! In Berlin nahm Lessing die frivolen und schamlosen Witze Voltaires „mit Behagen" auf, und fand im Umgang mit Juden „das jüdische Culturideal, welches in Nathan dem Weisen seinen vollendeten Ausdruck fand". In seinen Rettungen „spielen schlüpfrige Materien eine bevorzugte Rolle" und „wird die wissenschaftliche Sprache mit geradezu unanständigen Witzen unterbrochen". Wir haben bisher geglaubt, daß gerade auch in solchen Dingen Lessing seine Reinheit gezeigt habe, — Herr Dr. Haffner, in solchen Materien vielleicht ein competenterer Richter, weiß es anders. Das aber scheint er nicht zu wissen, daß, wenn z. B. dem Horaz die allerhäßlichsten Dinge vorgeworfen wurden, Lessing doch nicht daran vorbeigehen konnte, wenn er ihn retten wollte. Allen diesen Rettungen liegt freilich nach Haffner „eine große Verachtung der Wahrheit und eine gleich große Verhöhnung der Religion überhaupt zu Grunde". Warum? Weil es ihm nicht einfiel, „die wichtigste Wahrheit zu retten": „die katholische Kirche und ihre im Papst culminirende Autorität". Daß Lessing als Secretär des Generals Tauentzien bei „Ueberwachung des famosen Falschmünzergeschäfts, welches Friedrich II. officiell betreiben ließ", sich seine Finger mit keinem Pfennig beschmutzte, wird mit der perfiden Bemerkung erklärt: „Der junge Herr scheint sich — — auf diese Sache nicht oder erst dann verstanden zu haben, als es zu spät war." In Wolfenbüttel empfand er die innere Oede, „welche die Signatur des von Gott gelösten Menschengeistes ist", und seine Arbeiten aus dieser Zeit stehen „in einem widerlichen Contrast" mit seinen früheren, die ja schon gering genug sind. Von „ernster und gewissenhafter Prüfung" ist Lessing weit entfernt und die Evangelisten behandelt er „mit leichtfertiger Geringschätzung". Der Briefwechsel mit seiner Frau wird mit den Worten gekennzeichnet, daß das Lotto darin ein stehendes Thema bilde, und die ganze jammervolle finanzielle Noth Lessings wird überall in hämischer Weise berührt. Die italienische Reise, von der wir bisher glaubten, daß sie durch die Ungunst der Verhältnisse für Lessing fast nutzlos gewesen sei, gab ihm nach Haffner „ebenso reiche als günstige Eindrücke". Natürlich! Denn „besonders machte der Papst einen tiefen Eindruck auf ihn". Leider scheint dieser Eindruck nicht sehr nachhaltig gewesen zu sein. Daß Lessing ein kriechender Höfling war, lesen wir zwischen den Zeilen; das ist für Herrn Haffner ganz klar, ebenso wie das, daß der Titel „Ernst und Falk" eine Prophezeiung auf den preußischen Cultusminister ist!! Für die Hoheit endlich, mit welcher Lessing in den Tod ging, hat der Verfasser kein anderes Wort als das: „Der Mann, welchem die religiösen Wahrheiten nur Gegenstand kritischer und gymnastischer Uebung waren, konnte auch angesichts des Todes aus ihnen weder Furcht noch Trost schöpfen."

Das ist das gereinigte Bild Lessings. Ebenso reinlich ist die Beurtheilung von Lessings poetischen Werken. Natürlich wird zunächst kräftig mit dem bekannten Worte Lessings, daß er nur Kritiker, kein Dichter sei, operirt, weshalb man allen seinen Dramen anmerke, „daß der Dialog zugleich eine Vorlesung über Aesthetik, Philosophie und leider auch Theologie sein soll". Hierauf wird als Maßstab der Beurtheilung der Selbstmord angelegt. Dieser ist nämlich principiell verwerflich; also, schließt Herr Dr. Haffner, sind alle Stücke, in welchen ein Selbstmord oder nur der Gedanke daran vorkommt (E. Galotti) gering und auch ästhetisch verwerflich. Nachdem sodann der ernste, „wenn auch nicht unverfälschte Glaube" Klopstocks gerühmt und dessen „schnöder Gegensatz" Wieland gehörig abgekanzelt ist, wobei „einem Wieland gegenüber Lessing groß und edel erscheint", werden Lessings Dichtungen besprochen von der „plumpen Verherrlichung" des Judenthums in den „Juden" bis zum Nathan, „diesem Leichenstein nicht Denkmal seines Genies", dem „Pamphlet gegen das positive und historische Christenthum in Gestalt einer lustigen Komödie", „dem ernsten Possenstück". „Philotas" ist „mehr als schwach", „lächerlich" und „prosaisch"; „etwas bedeutender" ist „Minna von Barnhelm", auch „ein wenig lebendiger in den Dialogen" aber unbegreiflich ist, wie man von einem Stück, das „die Verherrlichung des preußischen Offiziersgeistes auf Kosten der Franzosen" ist, so viel Aufhebens machen kann und es heute noch „als klassischen Ausdruck des

preußisch-deutschen Patriotismus" feiern kann. Einzelnes darin ist zwar „nicht übel gedacht, aber etwas langweilig ausgeführt" und namentlich ist es „für ein Lustspiel viel zu wenig lustig". Unverzeihlicher Fehler! Da machen es doch die Kaiser, Moser, Salingré, vielleicht auch Offenbach dem Kritiker viel mehr zum Dank! „Emilia Galotti" hat den bösen Fehler, daß sie sich, um nichts Schlimmeres als die Gewalt zu erdulden, das Leben nehmen will: „Die hl. Agnes hat in tausendmal schlimmerer Lage sich nicht gemordet, sondern auf Gott vertraut und den Tod erduldet." Sapienti sat! Und wer es nicht einsehen will, der „vergleiche über diese höchst interessante Frage: Summa theol. Thom. Aqu. II. IIae qu. 64, art. 5". In welchem Jahrhundert leben wir denn? Gottlob nicht in dem, in welchem „das Glaubensbewußtsein, welches aus dem hl. Bernhard sprach", der Dialektik des Abälard „sofort Grenzen stecke". Indeß E. Galotti geht noch an „wollte Gott, Lessing hätte mit dieser Arbeit seine poetische Laufbahn beschlossen!" Aber der böse Lessing sattelte noch einmal das Flügelpferd, „aber diesmal im Dienste niederer Gehässigkeit" — er hat den „Nathan" gedichtet. Hier wird der Artikel „gegen seine Absicht" polemisch, weil „dieses Stück voll dramatischer Langweiligkeit" immer und immer wieder über die Bretter geht. Dies setzen zwar blos die Freimaurer durch, das deutsche Volk hat nach Herrn Dr. Haffner längst erkannt, „daß die darin entwickelte Theorie wissenschaftlich ebenso windig erscheint, als die Komödie langweilig", daß es ein Meisterstück der Sophistik, „ein Tendenzstück der Loge" voll platter und sentimentaler Phrasen ist. Außer diesen allgemeinen Ausstellungen sind es ganz besonders zwei Dinge, die des Herrn Doctors Unwillen erregen: einmal, daß der Tempelherr sich in eine Jüdin verliebt — „würde es sich um einen reisenden Commis oder einen Secondelieutenant des 19. Jahrhunderts handeln, so hätte dieser Zug wohl Sinn". Fürs Zweite ist ihm die Existenz des Patriarchen unangenehm; man würde gar nichts vermissen, meint er, wenn der Patriarch ganz fehlen würde. Aber er fehlt eben nicht, das ist das ewig Aergerliche! Schließlich wird noch die Erzählung von den Ringen als ein Betrug, „ein garstig Handwerk" abgefertigt — „wenn etwa der Jude Nathan darin nichts so Schlimmes findet, so sollte Nathan der Weise wenigstens darüber nicht so leichten Sinnes sich hinwegsetzen". Man braucht durchaus kein Verehrer des Volks Israel zu sein, um diese gelegentliche Bemerkung — wir sagen nicht, mit welchem Prädicat bezeichnen zu müssen.

Nach diesem Allem wird es uns nicht wundern, zu erfahren, daß Lessing „den Künstler der Verpflichtung zur Moralität entbindet," wovon ungefähr das Gegentheil wahr ist, daß im Nathan „der wahre Humanismus ebenso mit Füßen getreten ist, als das Christenthum", und daß Shakespeare „die Anschauungen des Mittelalters unter der Maske der Reformation bewahrt".

Es steht noch viel Schönes in den letzten zwei Abschnitten des Buchs. Dem armen Lessing hat eben viel gefehlt, um ein Philosoph und Theolog nach dem Herzen seines Kritikers zu sein. Zwar als Theolog wird er von Haffner in mancher Beziehung hoch geschätzt und gepriesen, denn duobus litigantibus tertius gaudet. — An den durch Lessing verursachten Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus hat Haffner eine jesuitische Freude. Lessings Bildung war im Uebrigen durchaus oberflächlich; nicht einmal die patristische Philosophie lerne er kennen (zufällig kannte sie Lessing, wie Keiner seiner Zeit, wie vielleicht selbst Dr. Haffner nicht); auch aus „Quaestio 15 des I. T. der theologischen Summe des hl. Thomas von Aquin" hätte er Vieles lernen können. Deshalb dürfen wir auch, wenn wir ihn als Theologen betrachten, nicht mit dem Ideal eines Theologen ihm entgegentreten, wie es Petovius de theol. dogm. proleg. c. 9 und Lactantius dio. inst. l. 4 c. 2 entwerfen. Und was Lessing spricht, spricht er profan und vielfach frivol und seine „Erziehung des Menschengeschlechts" ist eine „fortgesetzte Gotteslästerung". Auch hat er nicht gefaßt, „das so einfache von der katholischen Kirche stets erklärte Verhältniß zwischen dem übernatürlichen Prinzip der hl. Schrift — — und zwischen den natürlichen Kräften der Verfasser". Im Schlußkapitel wird Lessing und der Protestantismus indentificirt, denn Lessings Geist „ist der Geist des Protestantismus, im weiteren Sinn der Geist der Häresie und des Widerchristenthums überhaupt". Lessing und der Protestantismus werden dann mit Anwendung von drei holprigen Versen einer recht schlechten Romanze von A. W. Schlegel „der ewig wandernde Jude" genannt. Außerdem verunköstigt sich der Verfasser noch mit einem Citat aus 2. Tim. K. 3. Aus Lessings „Rettungen des Horaz" hat sich Haffner die Berechtigung zu seiner Schrift geholt; in derselben Rettung ist zu lesen, was Lessing selbst über derartige „Studien" urtheilte. Fein ist's nicht aber deutlich und lautet: „Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietung haben, daß man sich nicht scheut, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des allerelendesten Geschmacks."

Richard Weitbrecht.

Inserate.

Verlag von **Joh. André** in **Offenbach a. M.**

Richard Wagner-Catalog,

enthaltend eine Aufzählung aller von und über Richard Wagner veröffentlichten Compositionen und Aufsätze, chronologisch geordnet, bez. Zeitungsartikel, Broschüren, Arrangements, Bilder und Büsten, Aufführungen, Urtheile der Zeitungen etc., 8. mit Portrait, zusammengestellt von

Emerich Kastner.

Eleg. broch. Preis: *M.* 5.—

Neuester Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Kleine Erzählungen
und
nachgelassene Schriften
von
Friedrich Gerstaecker.

3 Bände. 8. broch. Preis 8 *M.*

Den zahlreichen Verehrern **Gerstaecker's** werden hierdurch auch die Schriften aus dem Nachlasse des berühmten Autors in einer **wohlfeilen** Ausgabe geboten.

Die nachfolgenden zur Anschaffung für Hausbibliotheken geeigneten Werke aus dem Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart** können durch alle guten Buchhandlungen bezogen werden:

Hackländer's Werke

in 60 Bdn. Preis geh. 72 *M.*, eleg. geb. 97 *M.*

Inhalt: Namenlose Geschichten. Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Kleinere Erzählungen und humoristische Skizzen. Handel und Wandel. Reise in den Orient. Eugen Stillfried. Märchen. Der Pilgerzug nach Mekka. Der geheime Agent. Magnetische Kuren. Schuldig. Europäisches Sklavenleben. Der Augenblick des Glücks. Ein Winter in Spanien. Erlebtes. Zur Ruhe setzen. Monsieur de Blé. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Der neue Don Quixote. Tag und Nacht. Der Tannhäuser. Krieg und Frieden. Tagebuchblätter. Wechsel des Lebens. Der verlorne Sohn. Unverheirathete Eheleute. Die dunkle Stunde. Fürst und Kavalier. Nahes und Fernes. Neue Geschichten. Künstlerroman. Zwölf Zettel. Das Geheimniß der Stadt.

Hackländer's
Humoristische Schriften.

6 Bände. Geh. 9 *M.*, eleg. geb. 11 *M.*

Inhalt: Das Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Humoristische Erzählungen. Bilder aus dem Leben.

= Hackländer's nachgelassenes Werk. =

Im Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart ist erschienen:

Der Roman meines Lebens
von
F. W. Hackländer.

Mit Hackländer's Portrait (1877) u. Facsimile.

2 Bände. broch. *M.* 10.50,
eleg. geb. *M.* 13.—

= Vorräthig in allen Buchhandlungen. =

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin,
NW., Luisenstrasse 32.

Don Juan d'Austria.

Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.

Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Fürst Bismarck's

Verhältniß zum Glauben.

Für 50 Pfennig franco.

Glaube. Aberglaube. Toleranz. Vorurtheile.

Werner Lindemann's Buchh., Magdeburg.

In Leipzig bei Robert Friese.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschien:

Goethe-Briefe

aus

Fritz Schlosser's Nachlaß.

Herausgegeben von

Julius Frese.

Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Bleistiftzeichnung, vor 1775.

Inhalt:

Goethe an Fritz Schlosser, 1808—1830. — Goethe an seine Mutter, Rom 1786. — Goethe an Rath Schlosser's Eltern. — Goethe's Eltern an Rath Schlosser's Vater. — Goethe-Reliquien. — Goethe an Sophie von Laroche, 1772—1775.

Preis geh. *M.* 8.—

Feine Ausgabe (in wenigen Exemplaren abgezogen): Preis geh. *M.* 10.—, in eleg. Liebhaber-Einband *M.* 15.—

Goethe's Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Autorisirte Uebersetzung.

Von

Julius Frese.

Zwei Bände. 70 Bogen.

Elfte Auflage.

Preis geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.75.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Dahn, Felix, Sühne. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. n. *M.* 3. Stilvoll gebunden n. *M.* 4.

Früher erschienen:

König Roderich. Trauerspiel. n. *M.* 4. **Markgraf Ruedeger von Bechelaren.** Trauerspiel. n. *M.* 3. **Deutsche Treue.** Schauspiel. n. *M.* 3. **Die Staatskunst der Frau'n.** Lustspiel. n. *M.* 3. Dieselben stilvoll gebunden *M.* 1. mehr.

Moltke-Biographie.

Soeben erschien:

Generalfeldmarschall

Graf Moltke

1800—1878.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Portrait Moltke's.

18 Bog. geh. 3 *M* 60 ₰, eleg. geb. 4 *M.* 80 ₰.

Inhalt:

Im böhmischen Feldzug, 1866. — Jugendjahre und Wanderjahre, 1800—1856. — Chef des Generalstabs der Armee, 1857. — Im deutsch-französischen Krieg, 1870—1871. — Im Reichstag, 1867—1878.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschien der zweite Band von:

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813

von

Wilhelm Oncken.

46 Bogen. gr. 8. Preis broschirt 13 Mark 50 Pfg.

Dieser zweite Band enthält 9 Abschnitte: die Kriegspolitik des Grafen Metternich und ihre Wandlungen 1803—1813. — Preußens Eintritt in den Krieg und Hardenbergs Pläne für den Neubau der Monarchie. — Der Uebergang zur bewaffneten Vermittelung. — Graf Metternich und Graf Senfft. — Die bewaffnete Vermittelung und ihr Friedensprogramm. — Gitschin. Opotschna. Reichenbach—Dresden. Ratiborschitz. Brandeis. — Trachenberg und Prag. — Die Welfen im Befreiungskriege. — Der Text bietet eine Fülle der überraschendsten Enthüllungen aus den Staatsarchiven von Wien, London, Dresden, Hannover und dem Archiv des Fürsten Metternich; der Anhang 77 wichtige Urkunden im Wortlaut.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.

Von Otto v. Corvin.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 ₰, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 *M.*

Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Porträtsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten 2c.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Sammlung musikalischer Vorträge

herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Serie I Nr. 1 und 2.

Nr. 1. **Ueber Joh. Seb. Bach** von Philipp Spitta.

Nr. 2. **R. Wagner's Siegfried** von Hans von Wolzogen.

Unter der Presse:

Nr. 3. **Die Entwickelung der Klaviermusik von J. S. Bach bis R. Schumann** von Carl Debrois van Bruyck.

Nr. 4. **Rob. Schumann und seine Faustscenen** von Selmar Bagge.

Velinpapier, mit künstlerischem Bücherschmuck.

Preis à Heft 75 ₰ im Abonnement auf 12 Vorträge. — Preis 1 *M.* für das einzelne Heft.

Renaissance-Einbanddecke als Sammelmappe 1 *M.*

Verlag von **Julius Hainauer**, Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau.

Adolf Jensen's neueste Compositionen.

Opus 43. **Idyllen.** 8 Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen. Die Ausgabe zu 2 Händen in einzelnen Nummern 10,50. Die Ausgabe zu 4 Händen in einzelnen Nummern 14,50.

Op. 45. **Hochzeitsmusik.** Ausgabe zu 4 Händen in 4 einzelnen Nummern und cmplt. — Ausgabe zu 2 Händen in 4 einzelnen Nummern und cmplt. — Ausgabe für Piano und Violine, zu 7 *M.*, 5 *M.*, 6 *M.*

Op. 46. **Ländler aus Berchtesgaden.** Für Piano zu 2 Hdn. Heft 1. 2 (5,50), cplt. 5 *M.*

Op. 47. **Wald-Idyll.** Scherzo für Piano zu 2 Hdn. 2,75.

Op. 49. **Sieben Lieder von Robert Burns** für eine Singstimme mit Pianoforte. Cmplt. (3,75) in 7 einzelnen Nummern à 0,75, 1,00, 1,25.

Op. 50. **Sieben Lieder von Thomas Moore** für eine Singstimme mit Piano. Cmplt. (4,50). In 7 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25.

Op. 51. **Vier Balladen von Alan Cunningham** für eine Singstimme mit P. Cplt. 5 *M.* In 4 einzelnen Nummern 1,50, 1,75.

Op. 52. **Sechs Gesänge von Walter Scott** für 1 Singst. m. P. Cpl. 5,50. In 6 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25, 1,50.

Op. 53. **Sechs Gesänge von Tennyson und Hemans** für eine Singst. m. P. Cplt. 5,50. In 6 einzelnen Nummern à 1,00, 1,25, 1,75.

Op. 54. **Donald Caird ist wieder da!** Gedicht von Scott, für Tenor oder Baryton solo, Männerchor u. Orchester oder Pianoforte. Partitur 3,50. Orchesterst. 6,00. Solostimmen 0,25. Chorstimmen 1,00. Clavier-Auszug 2,50.

Op. 58. **Vier Gesänge für eine mittlere Stimme** u. P. In vier einzelnen Nuumern à 1,50, 2,00, 2,50, 3,00.

Op. 59. **Abendmusik** für Pianoforte zu 4 Händen 5,00.

Op. 60. **Lebensbilder** für Pianoforte zu 4 Händen. Heft I. 4,50. Heft II. 5,00.

Op. 61. **Sechs Lieder für eine tiefe Stimme** und P. Cplt. 5,00.

Op. 62. **Silhouetten.** 6 Clavierstücke zu 4 Händen. Heft I. 3,50. Heft II. 4,50.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 11. Berlin, den 15. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin. Von J. Hirschberg. — **Literatur und Kunst:** Vorüber Von Martin Greif. — Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Todestag. Ein Erinnerungsblatt von Eduard von Osten. — Lotheissens Geschichte der französischen Literatur. Besprochen von Walter Rogge. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Zwei Damen. Schauspiel in 3 Acten von Paolo Ferrari, deutsch von Richard Norton. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Feramors. Lyrische Oper in 3 Acten nach Thomas Moores Gedicht von Julius Rodenberg. Musik von Anton Rubinstein. Besprochen von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Ueber die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin.*)

Von J. Hirschberg.

Meine Herren! Die von Ihnen gewählte Commission hat mir als dem Correferenten die Aufgabe zuertheilt, die Motive zu entwickeln, welche Ihre Commission veranlaßt haben, einerseits sich selber gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin auszusprechen und andererseits auch Ihrer Abstimmung die Beschlußfassung nach dieser Richtung hin anzuempfehlen.

Meine Herren! Die Aufgabe ist keine ganz leichte. Man kann in dieser verwickelten Angelegenheit leicht zu wenig sagen und die Sache nicht erschöpfen; oder auch zu viel, und von dem Sachlichen auf das Gebiet des Persönlichen und Polemischen abschweifen. Denn der Kampf ist ein erbitterter und die Gegner sind nicht immer sehr wählerisch geblieben in Beziehung auf die Waffen und Kampfesart. Da heißt es, daß ein alter Zopf abgeschnitten, daß zünftlerische Vorurtheile und Vorrechte beseitigt werden müßten, daß die lateinische Abrichtung nach Art der alten Jesuitenschulen dem siegreichen Fortschritt der Neuzeit weichen müsse und wie die kraftvollen Schlagworte alle heißen, welche mit die Veranlassung waren, daß z. B. unsere politische Presse so energisch für die Sache der Realschulmänner eingetreten ist. Dies bedaure ich von Herzen und hoffe, daß die unabhängige Presse, wenn sie nunmehr auch mit unseren Gründen sich beschäftigen wird, uns nicht als Finsterlinge und Zünftlinge wird betrachten können. Andererseits will ich aber auch zugestehen, daß auch die angegriffenen Aerzte zum Theil neuerdings in der Abwehr zu etwas kräftigen Aeußerungen vorgeschritten sind, wie ich z. B. aus der folgenden Zuschrift aus Süddeutschland ersehe:

„Der am 15. Februar auf einer Tagfahrt versammelte ärztliche Kreisverein Karlsruhe, dem eine größere Anzahl badischer Aerzte angehört, hat von seiner Seite — aus Anlaß eines Schreibens, welches von dem kgl. preuß. Ministerium der Medicinalangelegenheiten, die Zulassung zum Studium der Medicin betreffend, direct an den Geschäftsausschuß des Deutschen Aerzte-Vereinsbundes gerichtet wurde — nach genauester und eingehendster Würdigung der entscheidenden Motive, einstimmig und ohne jeden Vorbehalt die Zumuthung und den Versuch von Seite der sogenannten Realgymnasien, die Berechtigung zur Maturität für das ärztliche Studium ertheilen zu können, wiederholt, pure und für immer abgelehnt, mit der weitern Erklärung, am Ziele officieller Experimentirkunst angelangt zu sein."

Ich für meinen Theil gedenke mich streng an die Sache zu halten und möchte darum auch von vornherein alle Streitigkeiten über Competenz, die ja immer einen persönlichen Beigeschmack haben, ausgeschlossen wissen. Die Herren Realschulmänner, die uns mit ihren Lehrprogrammen und mit den Einladungen, ihrem Unterricht beizuwohnen, förmlich überschütten, also uns ein gewisses Verständniß der Realschule zuzutrauen scheinen, pflegen sofort den Einwand unserer Incompetenz zu erheben, wenn wir uns erlauben, eine von der ihrigen abweichende Ansicht auszusprechen.

Wir können und brauchen doch aber nicht alle auf Schulbänken ergraute Realschullehrer zu sein, um zu wissen und hier öffentlich auszusprechen, welches die beste Vorbildung für den praktischen Arzt ist. Wir bitten die Herren Realschulmänner, nicht allzu rasch über unsere Bedürfnisse abzuurtheilen, von denen sie doch vielleicht noch weniger wissen, als wir von der Realschule. Denn das differentielle Moment im Lehrplan der letzteren gegenüber dem Gymnasium, die sprachliche Beherrschung des Französischen und Englischen sowie die Anfangsgründe der höheren Mathematik, etwas Chemie u. s. w. haben sich doch sehr viele von uns zugelegt; und in pädagogischer Hinsicht zählt unsere Gesellschaft von über 400 Mitgliedern doch mindestens gegen 60 Universitätslehrer, die im Unterrichten von Jünglingen wenigstens einige Erfahrung gesammelt haben können.

Endlich kann eine formale Competenz uns ja nicht bestritten werden, da der Herr Minister unsere Ansicht zu hören wünscht und namentlich auch die Begründung derselben.

Also zur Sache.

Die Herren Realschulmänner stellen die Forderung, daß die Realschulabiturienten nicht allgemein zum Studium überhaupt, sondern allein zum Studium der Medicin berechtigt sein sollen.

Da müssen wir Aerzte von unserem Standpunkt aus die principielle Vorfrage erheben:

1) Besteht denn wirklich in der ärztlichen Wissenschaft und Praxis unseres engeren preußischen oder weiteren deutschen Vaterlandes zur Zeit ein solcher Nothstand, daß eine derartige Revolution des grundlegenden Unterrichts der Aerzte geboten sein könnte? Diese Frage können und müssen wir verneinen.

Deutschland nimmt zur Zeit eine achtunggebietende Stel-

*) Nach einer in der Berliner medicinischen Gesellschaft am 25. Februar 1878 gehaltenen Rede.

lung in den Wissenschaften ein, besonders auch in den exacten. Dies wird von den vorurtheilsfreien und urtheilsfähigen Ausländern anerkannt.*)

Genau dem entsprechend ist der Rang, welchen die deutsche medicinische Wissenschaft behauptet. Die Zahl der bedeutenden Forscher und der bahnbrechenden Entdeckungen war während der letzten 30 Jahre in Deutschland eher größer als in den concurrirenden Culturstaaten. Deutsche Arbeiten werden in der ausländischen Fachpresse regelmäßig citirt; deutsche Lehr- und Handbücher werden zur Zeit häufiger ins Französische, Englische und Italienische übertragen, als ausländische ins Deutsche. Der deutsche Universitätsunterricht in der Medicin wird im Auslande als mustergültig betrachtet. Ebenso ist es eine anerkannte Thatsache, daß der deutsche Arzt im Durchschnitte hinter keinem der Welt zurücksteht.

Ein derartiger Zustand war unmöglich, wenn wirklich die grundlegende Vorbildung unserer Mediciner eine ganz verfehlte wäre. Ein zwingender Grund, plötzlich eine neue Art der Vorbildung zuzulassen, liegt für uns gar nicht vor.

Dies ist der wichtigste Grund für unser ablehnendes Verhalten. Er ist ein innerer, aus dem Wesen der Sache fließender. Keiner unserer Gegner hat sich die Mühe gegeben, genetisch den heutigen Standpunkt der deutschen Medicin als Wissenschaft und Kunst zu entwickeln. Statt dessen hat man sich begnügt, Examinationsanekdoten zu häufen, denen nur ein geringer sachlicher Werth zukommt, mögen auch die Herren Professoren, von denen sie ausgingen, von dem besten Willen und von einem idealen Streben nach Verbesserung des medicinischen Unterrichts sich haben leiten lassen. Wir wissen ja, wie es oft im Examen geht. Dieselben Studenten, welche im strengen Examen sich starke Blößen gaben, haben sich vielleicht nach wenigen Jahren zu kenntnißreichen, geschickten Aerzten, vielleicht zu bedeutenden Forschern entwickelt. Andere Universitätslehrer haben sich eine viel günstigere Meinung von unseren Studirenden der Medicin gebildet. Obwohl ich nur mit sachlichen Gründen, nicht mit persönlichen Autoritäten — und mögen sie noch so hoch stehen — meine Meinungen zu verfechten beabsichtige, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß weder Herr Helmholtz noch Herr Du Bois-Reymond sich jemals für die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin ausgesprochen haben, obwohl Beide die Wege klar vorgezeichnet haben, auf denen das heutige Gymnasium Besseres für die Vorbildung der Mediciner zu leisten im Stande sein wird.

Natürlich, das will ich nicht unerwähnt lassen, der ärztliche Stand, dessen wissenschaftliches Leben ein stetes Forschen und Reformiren darstellt, ist vernünftigen Reformen auch auf dem Gebiete der Vorbildung nun und nimmer abgeneigt.

Billiger Weise fragen wir auch nun, wenn in der Medicin kein Nothstand besteht, wo besteht dann der Nothstand, der diese Realschulfrage so plötzlich ins Leben gerufen, daß die politischen Zeitungen jeden Tag von ihr widerhallen?

Diese Frage ist leicht zu beantworten. Der Nothstand besteht eben in den Realschulen, von denen manche ihrem Ruin entgegensiechen, da ihre oberen Klassen verödet stehen, verödet, obwohl sie schon die Berechtigung zum Studium der Mathematik, Astronomie, Chemie und der neueren Sprachen erkämpft haben, und die deshalb uns zum Versuchsfeld ausersehen haben; der Nothstand besteht in der Belastung mancher Gemeinden, welche Realschulen ohne Staatshülfe begründet haben. Es ist ja gar nicht unsere Sache, darüber nachzudenken, wie dieser Nothstand zu beseitigen ist, ob durch Fortbildung der nothleidenden Anstalten zum Vollgymnasium, ob durch Rückbildung zur höheren Bürgerschule. Nur möchten wir aus den immerhin etwas widerspruchsvollen Aeußerungen der Herren Realschulmänner nicht das herauslesen, daß sie die Agitation etwa aus Interesse für den ärztlichen Stand unternehmen, um diesem eine bessere Vorbildung zu ermöglichen, oder aus Interesse für das hülfesuchende Publicum, um diesem bessere ärztliche Hülfe zu verschaffen. Nein, meine Herren, in der letzten Debatte des Vereins der Realschulmänner hat einer ihrer besten Redner, ein vortrefflicher überzeugenstreuer Mann, der Herr Reichstagsabgeordnete Günther offen bekannt: Wir haben kein Interesse für den ärztlichen Stand. Das Hemde ist uns näher als der Rock. Wir vertreten die Interessen der Realschulen; in deren Interesse liegt die Ausdehnung ihrer Competenz." Nun, in unserem Interesse liegt das nicht und, nach unserer Ansicht, auch nicht in dem Interesse der Gesammtheit; die Kunst des Gesetzgebers besteht darin, die widerstreitenden Interessen der Einzelnen zum Vortheil des Ganzen auszugleichen.

Warum liegt die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin nach unserer Ansicht nicht im Interesse des ärztlichen Standes und des Staatswohles?

Wir müssen wünschen, daß dieselbe gründliche Vorbildung allen Adepten der gelehrten Berufsarten zu Theil werde. Wir wünschen nicht, daß der Arzt kärglicher bedacht werde als der Philosoph, Jurist oder Theologe. Einmal kommen hier ideale Ziele in Betracht; wir meinen, daß die beste Bildung für den Arzt eben gut genug sei. Wir meinen, daß der Arzt, dem eine schwierige Aufgabe zufällt, der einen spröden Stoff zu bearbeiten hat, den Menschen, mit der ganzen humanen Bildung des Jahrhunderts ausgerüstet sein muß, soll er nicht seinen Beruf verfehlen. Die Gegner nennen unsere Bestreben der Einheitsvorschule einen Traum. Wohl, um mit Prof. Waldenburg zu sprechen, wir halten daran fest, nicht weil es ein schöner Traum, sondern weil es die bisher bewährte Wirklichkeit ist, aus der wir alle hervorgegangen. Sodann ist jener Wunsch von höchster praktischer Tragweite. Fast nie in Sexta, meist in Prima, in einzelnen Fällen sogar erst auf der Universität fällt dem zur Gelehrtenlaufbahn entschlossenen Jüngling die endgültige Entscheidung über seinen Beruf. Sollen wir diese Entscheidung, sollen wir den nach reifer Erwägung doch mitunter erfolgenden Berufswechsel, der in nicht zu seltenen Fällen der Wissenschaft zu großem Vortheil gereichte, erschweren oder unmöglich machen durch Creirung von Studenten zweiter Ordnung?

Ja, meine Herren, die Realschulmänner mögen sich sträuben gegen diesen Ausdruck, wie sie wollen, mit Ernst und Spott: Studenten mit beschränkter Competenz sind und bleiben Studenten zweiter Ordnung. Es kommt ja nicht blos auf das Urtheil der Realschulmänner an, auch nicht auf unser eigenes; die Gesammtheit der übrigen Studenten und Studirten, das gebildete, das hülfesuchende Publicum überhaupt wird doch von Studenten zweiter Ordnung sprechen.

Die Vorzüge einer einheitlichen Gymnasialvorbildung sind für uns doppelter Natur, sie liegen in der formalen Schulung, welche die Geisteskräfte beim Lernen erfahren, und in dem materiellen Inhalt des Gelernten. Vom pädagogischen Standpunkt ist das erste das Wichtigere. Das Gymnasium als Vorschule der Universität macht den Schüler denk- und lernfähig. Das ist eine Thatsache. Hypothetisch ist aber noch, ob ein anderer Unterrichtsstoff zu finden sein wird, der jenem pädagogisch gleichwerthig oder überlegen ist.

Was den materiellen Inhalt der sogenannten klassischen Studien betrifft, über die manches verächtliche Urtheil neuerdings gefallen und die trotzdem es gewesen sind, welche die Barbarei des Mittelalters in die Cultur der Neuzeit übergeführt haben, so genüge von unserer Seite das Wort: Keiner von uns will sie missen! Was uns idealen Sinn und humane Weltanschauung, Begeisterung für das Edle und Schöne in die noch zarten Gemüthe pflanzte, das wollen wir Denen, die später mit uns und nach uns das Feuer unseres heiligen Berufes zu pflegen haben, unverkürzt erhalten wissen. Wer hat ein Recht, als veraltete Einrichtung das heutige Gymna-

*) Vgl. Histoire des Sciences et des Savants par Alphonse de Candolle, Paris und Genf 1873 bei H. Georg, 482 Seiten 8°, S. 118: La superiorité scientifique actuelle de l'Allemagne; S. 226: Lorsqu'on est pénétré de l'importance actuelle de l'Allemagne dans toutes les branches de la science.

sium Preußens zu bezeichnen, auf dem wir durch sorgfältigen Unterricht in der Weltgeschichte ein Verständniß der modernen Zeit und unserer Pflicht im Vaterlande, kenntnißvolle Begeisterung für die Meisterwerke unserer vaterländischen Literatur, eine genügende Bekanntschaft mit dem Französischen und eine zu jedem weiteren Studium ausreichende Uebung in der Mathematik und den Naturwissenschaften uns erwerben können? Manche Gegner der humanistischen Gymnasien geriren sich so, als ob daselbst gar keine Physik und Mathematik betrieben würde! Sie geriren sich so, als ob sie durch ihre Realschulabiturienten erst die Elemente der Physik in die Medicin einzuführen hätten. Sie brauchen mit Vorliebe das Wort des verstorbenen Prof. Lebert, daß die Medicin die jüngste Tochter der Naturwissenschaften sei und erbieten sich übereifrig zu Ammendiensten bei dieser jungen Weltbürgerin. Wohl, meine Herren, ich glaube mich zu dem Urtheil berechtigt, daß, wenn ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Medicin und Naturwissenschaft unzweifelhaft besteht, die Medicin eher als die Mutter der Naturwissenschaft anzusehen sei. Fürchten Sie nicht, daß ich zur Begründung auf althellenische oder mittelalterliche Zustände zurückgreifen werde. Unsere heutige Zeit bietet mir das beste Beispiel. Die Berliner physikalische Gesellschaft, von der die deutsche Physik unzweifelhaft einen so wesentlichen Impuls zu ihrer so glücklichen Entwicklung in der heutigen Zeit gewann und noch immer weiter gewinnt, sie ist vor mehr als 30 Jahren von jungen deutschen Aerzten und Physiologen, auf die das Vaterland heute mit Stolz blickt, gegründet worden, von den Herren Du Bois-Reymond, Brücke und Helmholtz. Ich will es ja gern als möglich zugestehen, daß auf einigen Gymnasien aus Mangel geeigneter Lehrer hier und da Lücken in den exacten Wissenschaften sich fühlbar machen. Aber ebenso sicher ist es auch, wir wissen es aus Erfahrung, daß auf anderen Gymnasien das physikalische und mathematische Pensum gut gelehrt und ordentlich gelernt und begriffen wird.

Ihr Referent, welcher seit 9 Jahren einen der schwierigen Theile der Medicin, die Augenheilkunde, und namentlich auch medicinische Optik, welche unsere Gegner gewöhnlich zu exemplificiren pflegen, Medicinern vorzutragen hat, glaubt sich zu dem Urtheil berechtigt, daß eine wesentliche Erweiterung des Umfangs der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen auf dem Gymnasium nicht nothwendig ist, da der Universitätslehrer, wenn er eben selber mathematisch geschult ist, wohl in der Lage sein wird, in elementarer Weise den mit dem Gymnasialpensum wirklich ausgestatteten Studenten ein hinreichendes Verständniß auch der schwierigen Theile der Physiologie, Augenheilkunde ꝛc. zu eröffnen.

Aber hat das Gymnasium denn keine Mängel? Wie steht es mit den von so ausgezeichneten Männern, von den ersten Köpfen Deutschlands gewünschten und geforderten Reformen?

Meine Herren, über die wünschenswerthen Reformen der Gymnasien zu sprechen, würde uns Aerzten die Bescheidenheit und jene Achtung vor fremdem Wissen, die aus eigenem Studium hervorgeht, gar nicht erlauben, wenn nicht unsere Gegner recht geflissentlich sich bemühten, diese nützliche und mögliche Reform theils ganz zu hintertreiben, theils als unmöglich oder sehr schwierig und überaus langwierig hinzustellen, ohne doch zu bedenken, daß diese Reform nur eine Rückkehr ist zu dem echt preußischen Gymnasium, das Wilhelm v. Humbold geschaffen hat, das aber durch bekannte Einflüsse vor etlichen Jahren seinem wahren Ziele wieder etwas entfremdet worden ist. Sint (gymnasia), ut sunt, aut non sint riefen uns Diejenigen entgegen, welche für ihre Realschulen alle Freiheit der Entwicklung, allen Fortschritt bezüglich der Competenzerweiterung in Anspruch nehmen und selbst, wenn es zur Erreichung ihrer particularistischen Zwecke sein müßte, zu sehr beträchtlichen Aenderungen im Lehrplan der Realschule ihre Hand gern bieten würden. 15 Jahre dauert's noch, sagen sie, ehe die geplante Verbesserung der Gymnasien der Medicin zugute kommt. Unentbehrlich ist das griechische Scriptum dem heutigen Gymnasium, sagen dieselben Männer, welche dem durchschnittlichen Gymnasialabiturienten fast jedes Verständniß eines griechischen Schriftstellers abzusprechen geneigt sind.

Ich erlaube mir, dem zu widersprechen. Ich kenne einen ziemlichen Kreis von Collegen, von denen fast jeder von sich in bescheidener Weise sagen kann, „daß er die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten; daß sie aus Latium gern ihm in das Leben gefolgt"; jeder von ihnen begrüßt es als einen glücklichen Gedanken von Du Bois-Reymond, das griechische Scriptum auf dem Altar einer höheren Naturerkenntniß zu opfern.

Demnach gestalten sich unsere Wünsche der zeitgemäßen Gymnasialreform folgendermaßen. Wir wünschen vor Allem, unter Beibehaltung der klassischen Studien, größere Vertiefung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts innerhalb des Rahmens der programmmäßigen Leistungen, mit Zuhülfenahme etwelcher Stunden, die allerdings dem griechischen Scriptum und den Uebungen im lateinischen Versbau entzogen werden könnten.

Mit diesem Wunsch einer gründlicheren, ernsteren, von guten Lehrern geleiteten Bildung in den exacten Wissenschaften hoffen wir nicht blos den zukünftigen Medicinern, sondern fast noch mehr den zukünftigen Theologen, Philologen, Juristen und Staatsmännern zu nützen. Dies ist der höhere Standpunkt, den wir durchgehends einnehmen. Von diesem Standpunkte aus würden wir auch wünschen, daß neben den Anfangsgründen der Physik die der Chemie auf den Gymnasien wirklich gelehrt werden.

Dagegen wird gerade Derjenige, welcher sich mit Mathematik beschäftigt hat, die Forderung der analytischen Geometrie und der Differentialrechnung als übertrieben von dem Gymnasien zurückweisen. Wird doch Differentialrechnung auch in der Realschule I. Ordnung meistens nicht gelehrt.

Wir möchten weit größeren Werth darauf legen, daß eine vielleicht ad hoc präparirte orientirende Vorlesung über die Anfangsgründe der höheren Mathematik den jüngeren Medicinern im I. oder II. Semester dargeboten werde. In Berlin ist der Versuch dazu schon gemacht worden.

Selbstverständlich betonen auch wir die Wichtigkeit der Uebungen im Anschauen und im Zeichnen, im Beobachten und im Selbstdenken, überhaupt die Wichtigkeit einer möglichst harmonischen Ausbildung von Körper und Geist. Wir wünschen, daß die möglichste Verringerung der Schulkurzsichtigkeit und anderer Schulgebrechen den praktischen Pädagogen immer als ein erstrebenswerthes Ziel vor Augen schweben möge.

Jetzt bin ich mit dem Gymnasium vorläufig fertig und komme zur Realschule. Ich verhehle mir gewiß nicht die Schwierigkeit der Beurtheilung. Aber, während ich bei dem Gymnasium, das ich wie alle Collegen leidlich genau zu kennen glaube, sowohl die Vorzüge wie auch gewisse Nachtheile hervorgehoben habe, werde ich bei der Realschule nur von den Vorzügen sprechen, welche ihre eigenen Vertheidiger ihr warm nachrühmen und auf die Aufspürung etwaiger Fehler derselben mich überhaupt gar nicht einlassen.

Welches sind die Vorzüge der Realschule?

Der Abiturient hat nach dem Lehrplan eine größere Summe von Kenntnissen, welche er direkt im modernen Leben verwenden kann: Beherrschung des Französischen und Englischen, ausgedehntere Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik.

Daraus würden wir schließen, daß er mehr befähigt ist als der Gymnasialschulabiturient, sofort in einen Lebenslauf einzutreten, der Kenntnisse in den modernen Sprachen und den exacten Wissenschaft erfordert, aber nicht, daß er mehr befähigt sei, an irgend ein gelehrtes Studium zu gehen. Wir wollen die Vorschule nicht gleichzeitig als Fachschule betrachten, wie das für gewisse Handwerke thatsächlich der Fall ist.

In den Uhrmacherschulen werden die Kinder in den Elementen des Lesens, Schreibens, Rechnens u. s. w. unterrichtet und zugleich durch frühzeitige Beschäftigung mit der Uhrmacher-

kunst zu zukünftigen Uhrmachern abgerichtet. Ich glaube, daß dies System für Handwerker große Vortheile haben kann. Wollte man dasselbe auf die Gelehrten anwenden, so käme man zu lächerlichen Folgerungen, namentlich in Beziehung auf die zukünftigen Mediciner, die doch eben Mediciner und nicht Physiker oder Botaniker werden wollen. Man käme zu einer gänzlichen Zerfaserung der einheitlichen Vorschule gelehrter Berufsstände.

Ich finde, daß die Herren Realschulmänner in dem ärztlichen Berufe zu sehr eine handwerksmäßige Technik zu erblicken geneigt sind. Ich freue mich zur Ehre unseres Standes betonen zu können, daß wir Aerzte unsern Beruf durchgehends tiefer, als eine humane, durchaus auf Wissenschaft begründete Kunst aufzufassen nicht aufhören wollen.

Diejenigen, welche die Berechtigung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin vertreten, haben behauptet, daß die Realschule erster Ordnung eine bessere Vorbereitung für das Studium der Medicin abgebe als das Gymnasium. Den Beweis für diese Behauptung sind sie uns schuldig. Ich warne vor der Unterstellung der Herren Realschulmänner, die sie auch in ihrer letzten Agitationsschrift machen, daß dies schon bewiesen sei. Ich finde darin lediglich eine petitio principii. Wo analoge Erfahrungen gesammelt werden konnten, z. B. auf der technischen Hochschule zu Zürich, welche Gymnasial- wie Realschulabiturienten aufnimmt, hat man sich zu Gunsten der Gymnasiasten entschieden.

Wenn man, wie es Herr Börner that, anführt, daß ausgezeichnete Realschulmänner, wie Herr Ostendorff vor drei Jahren, nur den Gymnasialabiturienten das Recht des gelehrten Studiums reservirt wissen wollten; so wird einem sofort entweder das Wort entzogen, wenn das angeht, oder erwidert, daß Ostendorff todt sei und heute ganz anders urtheilen würde. Nun, daß er für uns geurtheilt hat, ist eine Thatsache; wie er heute urtheilen würde ist eine Hypothese. Jedenfalls muß die Realschulsache noch sehr jung, noch sehr im Flusse begriffen sein, wenn ein so bewährter Schulmann in drei Jahren seine Ansicht so vollkommen soll ändern müssen; fast zu jung, möchte ich hinzufügen, als daß wir von unserem Standpunkt aus rathen könnten, die bewährte alte Einrichtung zu Gunsten der neuen fraglichen aufzugeben.

Es ist uns allerdings ja nicht unbekannt, daß das neuste Urtheil über die Realschulabiturienten Preußens, welche sich bisher dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften gewidmet haben, günstiger ausgefallen ist. Aber eine direkte Uebertragung dieses Resultates auf das Studium der Medicin ist z. Z. noch hypothetisch; und wir können selbst gewiegten Schulmännern nicht das Recht zugestehen, end- und alleingültig über die Bedürfnisse unseres Standes abzuurtheilen. Ist doch höchst befremdlich in jenem Gutachten, daß in der Chemie, Mathematik und Physik die Realschulabiturienten den Gymnasialabiturienten keineswegs überlegen sind, sondern höchstens gleichkommen; daß aber die Realschüler sich vielfach mit der technischen Einübung begnügen, ohne in den Geist der Wissenschaft einzudringen, ohne Trieb zur eigenen Forschung an den Tag zu legen.

Wir von unserm Standpunkt fühlen uns gedrungen, dagegen Protest einzulegen, daß zu einer handwerksmäßigen Verflachung der medicinischen Wissenschaft der Weg gebahnt werde. Wollen die gesetzgebenden Factoren gegen uns beschließen, so haben wir wenigstens unsere Pflicht gethan und sind für keinen späteren Schaden verantwortlich zu machen.

Nach all dem Gesagten glauben wir, daß an dem Gymnasium diejenigen Reformen, die es zu einer geeigneten Vorbildung gerade für das heutige Medicinstudium machen, doch noch viel leichter einzuführen sind als an der Realschule. Wir können die letztere nicht als obligatorische Vorschule für die Medicinstudirenden erstreben und glauben, daß sie auch nur als facultative Vorschule nicht möglich sein wird, so lange nicht eingreifende Reformen in ihren Studienplan durchgeführt und die völlige Gleichwerthigkeit der Realschule mit dem Gymnasium hergestellt sein wird.

Wir bitten die Vertheidiger der Realschule, die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin nicht ferner zu ihrem Programm zu machen, sondern (was sie ja eigentlich wollen und erklären, nur zur Zeit als hoffnungslos noch nicht direct erstreben) die Zulassung der Realschulabiturienten zum gelehrten Studium überhaupt offen auf ihre Fahne zu schreiben. Dann werden auch wir als Angehörige der einen von den vier Facultäten der Universitas literaria, was ich ja nicht erst ins Deutsche zu übertragen brauche, unsern rein ablehnenden Standpunkt aufgeben und mit ihnen in Berathung treten, ob überhaupt und inwieweit eine solche Reform durchführbar sein würde.

Jetzt werden Sie aber billiger Weise fragen, wie steht es mit dem Interesse des Staates? Entspricht es nicht dem Interesse des Staates, unbekümmert um die Abneigung der existirenden Aerzte, unbekümmert um die Zuneigung der agitirenden Realschulmänner, lediglich vom Standpunkt des Staatswohles aus, durch Zulassung der Realschulabiturienten die sinkende Zahl der Aerzte zu heben und zu vergrößern?

Zunächst müssen wir vor einer etwas willkürlichen Gruppirung der Ziffern warnen. Durch zahlreiche Broschüren und Zeitungen geht die Angabe, daß die Zahl der Medicinstudirenden 1872 auf 2162 sich belief, im Sommer 1878 aber auf 1481 gesunken sei. Nach dem Krieg wuchs natürlich die Zahl der Studirenden in allen Fächern, schon durch diejenigen, welche glücklich aus dem Kampfe fürs Vaterland heimgekehrt waren und durch den neuen Aufschwung Deutschlands, um bald wieder dem Normalen Platz zu machen. 1869 betrug die Zahl der Medicinstudirenden 1833. Sodann hat die neue Justizordnung des Reiches, die Zulassung der jüdischen Studirenden zur juristischen Laufbahn, der Verbrauch von Juristen bei Staatseisenbahnen ꝛc. ein zeitweiliges Abströmen der Studirenden von der Medicin veranlaßt, das heute schon wieder geringer geworden und das übrigens in anderen Ländern sich ähnlich gestaltet.

In Deutschland besteht durchaus kein Mangel an Aerzten — im Verhältniß zu denen, die wirklich ärztliche Hülfe zu suchen beabsichtigen. Eher das Gegentheil.

Ebenso wenig wie der Staat in jedes Dorf ein Kreisgericht und eine Schwadron legen kann, ebenso wenig ist es zu erzielen, daß jedes Dorf mit einem Arzte besetzt wird, der ja auch bei der geringen Neigung des ländlichen Publicums, dem Arzt mit Vertrauen entgegenzukommen, leiblich aus Nahrungsmangel und geistig durch Unthätigkeit Hungers sterben müßte. Durch Erleichterung des medicinischen Studiums, durch Zulassung der Realschulabiturienten wird dieses utopistische Ziel nicht erreicht werden. Von einer Noth um Aerzte haben wir nie etwas vernommen. Wenn Epidemien in kleinen Städten und in Dörfern ausgebrochen waren, haben die staatlich angestellten Kreisphysici stets ihre Pflicht gethan; stets fanden sich von den abkömmlichen Aerzten der größeren Städte jugendliche Hülfskräfte, die sich dem Staate oder den Communen willig — und billig zur Verfügung stellten. Der preußische Staat hat, glaube ich, noch nie Veranlassung gehabt, über mangelnden Muth oder Opferwilligkeit seitens des ärztlichen Standes, der bei uns von einem idealen Zuge getragen wird, begründete Klagen zu erheben.

Bei uns kommt etwa auf 3000 Menschen ein Arzt; in den Vereinigten Staaten von Amerika etwa auf 500, wenn die Angaben richtig sind. Trotzdem dürfte unser Zustand vorzuziehen sein, weil bei uns die Zahl der tüchtigen Aerzte absolut und relativ größer ist. Darauf kommt es eben an, nicht aber auf die Vermehrung der Aerzte um jeden Preis.

Wir sind glücklich, daß nach dem heutigen Stand der Gesetzgebung nur noch Vollärzte creirt werden, nicht mehr, wie früher, noch ausübende Wundärzte verschiedener Klassen. Wir wollen nicht beglückt werden mit einem Zustrom von Collegen, deren geistige Gleichberechtigung uns vorläufig problematisch erscheinen wird und vor Allem auch dem hülfesuchenden Publicum, und die darum das für die Ausübung unseres schweren

Berufes so wichtige Ansehen des Standes nur allzu leicht schädigen könnten.

Der Staat wird die Interessen des ärztlichen Standes und gleichzeitig die des hülfesuchenden Publicums nach unserer Ansicht besser wahren, wenn er den vorhandenen Aerzten durch neue gesetzliche Regelung der gänzlich veralteten Taxbestimmung leichter macht, dem kostspieligen Fortschritt der Wissenschaft bequem zu folgen, und wenigstens so viel zu gewinnen, daß, wenn ein gewissenhafter, beliebter, thätiger und sparsamer Arzt nach 10-, 20-, ja sogar nach 40jähriger Praxis stirbt, man nicht gerade so oft nöthig habe, für das Begräbniß und die Hinterbliebenen durch Sammlung zu sorgen.

Möge die Regierung nicht wider den fast allgemeinen Wunsch des mit seinen Interessen wohl vertrauten Standes zu weitgehenden und noch unsicheren Experimenten ihre Hand bieten!

Hiermit wäre meine Aufgabe gelöst, soweit die Erfüllung derselben in meinen Kräften lag. Ich möchte aber schließlich noch eine kurze principielle Bemerkung mir gestatten.

Wir finden die künstlich von den Realschulmännern geschürte Agitation für die Berechtigung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin inconsequent.

Drei Principien sind möglich:

1) Das zweckmäßig reformirte Gymnasium ist und bleibt die Vorschule für das Universitätsstudium. Dies ist zur Zeit der Wunsch unseres Standes.

2) Neben dem humanistischen Gymnasium erwirbt die Realschule I. Ordnung die volle Berechtigung einer Vorschule für das Universitätsstudium. Dazu werden noch eingreifende Reformen im Realschul- wie im Universitätsstudium erforderlich sein. Es wäre vermessen, die Einrichtung, wenn sie zu dieser Stunde nicht gut durchführbar erscheint, auch für alle Zukunft als unmöglich hinzustellen.

3) Alle Berechtigungen der Maturitätsprüfungen werden aufgehoben; jede Universität prüft die zu Immatriculirenden selber, wie es früher bei uns und zum Theil noch heute im Ausland üblich ist. Ob von diesem Verfahren Vortheile für unsere Wissenschaft zu erhoffen sind, überlassen wir den Facultäten zu beurtheilen. Dies ist aber die letzte Consequenz der augenblicklichen Agitation. Wenn die lateinische Realschule befriedigt vom Kampfplatz abgetreten sein wird, so ist der Kampf nicht aus; dräuend erhebt sich sofort die lateinlose Realschule, um siegesbewußt uns neuen Kampf zu bieten. Das ist keine Phantasie. Vortreffliche Männer, vor deren Wissen und Wollen ich die größte Hochachtung habe, vertreten den Standpunkt, daß jeder Schüler sich seine Vorkenntnisse zum Medicinstudium da kaufen und erwerben möge, wo es ihm paßt und wo er sie am besten, bequemsten und billigsten erlangen kann. Das Correlat dieser Einrichtung ist allerdings — die vollkommen freie, ihrer jetzigen Ordnungen entkleidete Universität.

Ich habe lateinlose Studenten vom Auslande öfters zu unterweisen gehabt und kann mich für diese Amerikanisirung Deutschlands, um mich des von Du Bois-Reymond gewählten Ausdruckes zu bedienen, nicht begeistern. Wollen wir denn ganz unberücksichtigt lassen, daß man in Amerika jetzt die Nothwendigkeit einsieht, unsere Universitätsverhältnisse dort einzuführen!

Erwarten Sie nicht, daß ich mit einem pathetischen Appell an ihre Empfindung schließe. Ich glaube, daß die Gründe, die ich Ihnen auseinandergesetzt habe, Ihnen wohlbekannt, daß es die Ihrigen waren und daß Sie deshalb stimmen werden, wie wir gestimmt haben. Ich würde meine Rede für gänzlich überflüssig erachten und sie gewiß nicht gehalten haben, wenn sie blos zu Ihnen gesprochen wäre. Aber sie ist vor der Oeffentlichkeit geredet. Es gilt gegenüber der gegnerischen Agitation unsere durchaus freisinnigen und mit den Erfahrungen harmonirenden Ueberzeugungen klar zu legen, damit unser Stand und unser Vaterland vor gesetzgeberischen Mißgriffen möglichst bewahrt bleiben möge.

Literatur und Kunst.

Vorüber.

Weile, letzter Sonnenstrahl,
Sink' nicht hin so frühe,
Leuchte, blicke noch einmal,
Leuchte und verglühe.

Ich auch weiß, wie Herrlichkeit
Flieht und Jugendschimmer,
Alles ja begräbt die Zeit
Und erstattet's nimmer.

Reichte aus ein Herzenswort,
Fernes zu beschwören,
Wohl, ich rief' und riefe fort,
Bis du wolltest hören.

Holte, Liebchen, dich herauf
In die Abendlüfte,
Schlösse Schollenhügel auf,
Sprengte Nacht und Grüfte.

Dringt doch manchmal Sehnsucht auch
Heimwärts durch die Ferne,
Treuer Seele letzter Hauch
Eilet durch die Sterne.

Hab' ich dich beleidigt, Freund,
Wolle mir vergeben,
Hab' ich dich bestritten, Feind,
Kehre doch ins Leben!

Ja, es gäb' ein Freudenfest,
Wenn sie Alle kämen,
Doch die Sonne sinkt und läßt
Nicht ihr Recht sich nehmen.

Martin Greif.

Zur dritten Wiederkehr von Freiligraths Todestag.

Ein Erinnerungsblatt

von

Eduard von Osten.

Die Feier von Gedächtnißtagen gehört zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Deutschen. Auch wir begehen eine solche Gedächtnißfeier, wenn wir uns an dem bevorstehenden 18. März des Tages erinnern, an welchem vor drei Jahren das deutsche Volk einen seiner begabtesten und charakterfestesten Dichter verlor: Ferdinand Freiligrath. Niemand hat mehr Anspruch auf das ehrende Andenken der Nachkommen als er.

Die Gegenwart hat sich beeilt, dem Dichter an der Stätte, auf welcher er die letzte Ruhe gefunden, ein Denkmal zu setzen. Kaum hatte sich der liederreiche Mund Freiligraths auf immer geschlossen, um drei Tage später mit dem Lenzanfange hinabzusteigen an den dunklen Ort, wohin kein irdisches Ungemach mehr dringt, als sich seine zahlreichen Freunde und Verehrer regten, um durch ein äußeres Zeichen den Platz zu schmücken, wo der Dichter ruht. Von weit und breit aus deutschen Gauen, aus England, der zweiten Heimat Freiligraths, aus Amerika, wohin seine geistige Freundin, seine ihm ans Herz gewachsene Bücher-

sammlung, gewandert, flossen seit zwei Jahren Beiträge zu einer würdigen Ausschmückung der letzten Ruhestätte des Volksdichters, und so konnte schon am 24. Juni vorigen Jahres, wenige Tage nach dem Geburtstage des Verblichenen, das schöne Denkmal auf seinem Grabe enthüllt werden, welches Professor Dondorf geschaffen hatte. Dort auf dem alten Friedhofe des Neckarstädtchens Cannstatt, in der Nähe eines kleinen Gotteshauses mit bescheidener Thurmpyramide, der Uffkirche, einer der ältesten Kirchen des Schwabenlandes, steht heute auf hohem Postamente vor einem stilvollen Emporium die wohlgelungene Büste des Mannes, den man mit vollem Recht den Dichter der Ideale des deutschen Volks genannt hat. Sein eherner Mund scheint heute noch Worte zu sprechen, die der Freiheit des Schönen, Edlen und Guten gelten, deren gewaltige Stimme, weit hinaustönend, in die Herzen der Deutschen ziehen möge!

Die besten Denkmäler sind aber diejenigen, welche sich die Dichterheroen in ihren eigenen Schriften setzen. Und zwar sind auch unter den letzteren solche nicht gering zu schätzen, welche einen unmittelbaren Ausfluß ihrer Gedanken und Gefühle darstellen: ihre Briefe. Vor mir liegt ein Schreiben Freiligraths, aus welchem der ganze prächtige Charakter des liebenswürdigen Dichters und Menschen spricht. Es ist datirt „St. Goar, 28. Februar 1843", stammt also aus einer Zeit, in welcher die großen politischen Stürme sein Leben noch nicht ergriffen hatten. Das Papier des Briefes ist vergilbt, allein die Schriftzüge sind so klar und deutlich, männlich schön möchte ich sagen, daß es eine Freude ist, sie anzublicken. Das Schreiben ist sehr ausführlich: es umfaßt nicht weniger als 7 Seiten in Octav und ist an einen berühmten noch lebenden Künstler gerichtet, den ich persönlich zu kennen das Glück habe. Ich glaube nun die Gedächtnißfeier des 18. März, von der ich im Eingange sprach, nicht besser begehen zu können, als wenn ich dem Leserkreise dieser Blätter einige Auszüge aus dem Briefe Freiligraths mittheile, in welchem sich die ganze offene Natur des Dichters und seine schöne Seele klar widerspiegelt.

„Dein freundlicher Brief" — so hebt das Schreiben an — „hat mir und meiner Frau gar große Freude gemacht, und ich würde denselben gewiß schon eher beantwortet haben, wenn der seit seinem Empfange verflossene Monat durch literarische Händel, eine Reise nach Cöln und einige dringende Arbeiten mir nicht wirklich wie Wasser zwischen den Fingern ver- und zerflossen wäre! Es war uns wohlthuend, von Dir selbst zu hören, daß wir in gutem Andenken bei Euch fortleben, und in dieser freudigen Gewißheit reiche ich Dir denn nach längerer Unterbrechung in ungeschwächter Liebe und Herzlichkeit wieder die Hand. Wir denken Eurer und der vielen, uns durch Eure Freundlichkeit erheiterten und verschönerten Stunden mit steter liebevoller Dankbarkeit, und es bedarf wahrlich nicht erst des Hinblicks auf Deine ....*) um das Gedächtniß an die gastfreundlichen kunstgeschmückten Räume, in denen sie entstanden, und in denen Ihr uns so oft traut und herzlich empfingt, in uns aufzufrischen! Möge es so zwischen uns bleiben! — Nimm es mir nicht übel, wenn ich jezuweilen ein fauler Scribent bin und glaube nichtsdestoweniger, daß ich es gut mit Dir meine und Dir mit dauernder Anhänglichkeit treu und mit voller Seele ergeben bin."

Nach diesem Eingange, der bereits ein ausführliches Schreiben erwarten läßt, wendet sich Freiligrath zu verschiedenen Gegenständen. Da er in denselben auch einige noch lebende Persönlichkeiten und manche nur Näherstehende interessirende Verhältnisse berührt, so empfehlen sich bei der Veröffentlichung einige Auslassungen als nothwendig. Er sagt dann weiter Folgendes:

„Die Vereinsblättersendung habe ich gern empfangen und freue mich ihres Besitzes. Schirmers Radirungen sind wirklich — meinem Gefühle nach, vergib dem Laien, wenn er vielleicht gegen das Deinige sich aussprechen sollte! — ausgezeichnet und prächtig. Ich habe lange keine landschaftlichen Compositionen auf dem Papiere gesehen, die mich so angezogen und gefesselt hätten. Das hat der Schirmer los. Seine Landschaften sind immer wie die Natur selbst: man sinnt und lebt sich in sie hinein, wie man sich in einen Wald, in eine Wolkenformation, in ein Abendroth träumerisch hineinleben kann. Ein prächtiger Kerl!"

Hier folgen nun wieder mehrere Bemerkungen und Urtheile, die für den größeren Leserkreis kein Interesse haben können. Freiligrath ladet sodann seinen Freund ein, ihn in seiner „Strom- und Felsenherrlichkeit" von St. Goar zu besuchen und fährt weiter fort, indem er nun von seinem eigenen Leben und Treiben folgendes anschauliche Bild entwirft.

„Was nun uns angeht, so leben wir still und vergnügt in unserer Zurückgezogenheit vor uns hin. Meine gute Frau, die im December und Januar durch Erkältungen und Nervenleiden viel ausstehen mußte, ist jetzt, Gott Lob, seit mehreren Wochen ziemlich wohl, und das trägt zur Lebensfreudigkeit viel bei. Im Mai wird die jüngste Schwester meiner Frau*) zu uns ziehen, ein liebes, gutes Kind, von deren Anwesenheit wir uns viele Freude versprechen. Arbeiten kann ich hier jetzt genug, und bin auch nicht unfleißig. Besonders im Uebersetzen fördere ich rüstig. So geht ein Tag wie der andere, einförmig und still, aber zugleich arbeitsam und glücklich vorüber, und das Frühjahr mit Blättern und Blüthen wird uns ins Fenster lachen, ehe wir's denken. Die Angriffe, denen ich in letzter Zeit von der Bornirtheit und Böswilligkeit unserer Radicalen ausgesetzt gewesen bin, haben mich nur wenig berührt und mir in keinem Fall das Leben verkümmert.**) Ich bin mir bewußt, in dieser Streitsache das Reinste und Beste gewollt zu haben, und gewöhne mich vor und nach überhaupt, weniger die Mitwelt als die Nachwelt im Auge zu haben bei dem, was ich dichte und denke. Ein durchschnittlich richtiges Urtheil kann erst dann über den Menschen gefällt werden, wenn sie ihm die letzte Scholle aufs Haupt geworfen haben, und bis dahin muß man eben ruhig seinen Gang gehen, das thun, was man für das Rechte erkannt hat, und sich durch die Leidenschaftlichkeit des Tags, durch die Schreier rechts und links nicht beirren lassen. Es wäre schlimm, wenn man Furcht hätte, die Wahrheit zu sagen."

Heute weiß Jedermann, wie wenig sich Freiligrath während seiner ganzen Lebenszeit gescheut hat, das offen auszusprechen, was er für wahr und richtig erkannt hatte. Die Richtschnur, die er sich vorgezeichnet, — er hat sie unabänderlich festgehalten während seines vielbewegten Lebens, das Berthold Auerbach sehr richtig ein „trotzig anstürmendes Dichterleben" genannt hat, indem er weiter treffend hervorgehoben, daß seit Goethes Tod in der Lyrik drei neue Weisen erklungen seien: Heinrich Heine, Nicolaus Lenau und Ferdinand Freiligrath, von denen der erstgenannte den Uebermuth, der zweite die Schwermuth und der dritte den Heldenmuth repräsentire. „Freiligrath — fügt er hinzu — hat seinen dichterischen Heldenmuth auch darin bewahrt, daß er aushielt und sich erhielt."***)

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Freiligrath auch in seinen Gedichten das kühne Wagniß zu verherrlichen liebte. Er wählte vorzugsweise gern energisch bewegte Situationen zu seinen Schöpfungen, er hatte seine Lust an Darstellung der Löwennatur im Menschen und zeigte sich darin als ein „Meister der Farbe", wie dies Gottfried Kinkel treffend näher ausgeführt hat. So hat er auch seiner hohen Verehrung für Theodor Körner dadurch einen bleibenden Ausdruck gegeben,

*) Es folgt die Anführung einiger künstlerischer Werke — Schöpfungen des Adressaten des Briefes —, die hier nicht näher bezeichnet werden können.

*) Fräulein Marie Melos, noch gegenwärtig bei der Wittwe Freiligraths in Cannstatt lebend.

**) Obige Aeußerung bezieht sich auf den Lärm, den der bekannte Brief Freiligraths an Herwegh im demokratischen Lager erregte. Dieser Brief erschien im Januar 1843 in der Cölnischen Zeitung und hatte Herweghs giftige Antwort: „Das Duett der Pensionirten" und manchen anderen Angriff zur Folge. Es war dies der Anfang jener Bewegung, welche ein Jahr später zur Herausgabe des „Glaubensbekenntnisses" Freiligraths führte. Letzteres entstand damals (1843) in St. Goar.

***) Vgl. „Rede auf Ferdinand Freiligrath, gehalten am 7. September 1867 zu Darmstadt von Berthold Auerbach" (Darmstadt, 1867).

daß er das Gedicht von Mrs. Hemans: „The death-day of Körner“ in das Deutsche übersetzte. Der besonderen Güte von Frau Ida Freiligrath verdanke ich den Besitz des Manuscripts dieser Uebersetzung, welche nicht mit den andern Gedichten der Mrs. Hemans in die Sammlungen Freiligrath'scher Gedichte aufgenommen worden ist. Wie mir die treue Gefährtin des Verblichenen mittheilt, muß wohl der Grund, daß das Gedicht noch nicht gedruckt worden ist, darin gefunden werden, daß die Uebersetzung Freiligrath selbst nicht genügte, „denn er stellte“ — so schreibt mir Frau Ida — „immer die höchsten Anforderungen an sich in dieser Kunst“. Das Gedicht ist bereits zu jener Zeit übertragen worden, in welcher auch die anderen Gedichte der Mrs. Hemans von Freiligrath verdeutscht wurden; dasselbe hat jedenfalls, wie seine Gattin mir darüber bemerkt, noch verbessert werden sollen, ähnlich wie ein anderes, auf demselben Blatt stehendes Gedicht („Eine romantische Stunde“), welches in sehr veränderter Gestalt in die Sammlung aufgenommen worden ist.

Ich glaube nun meinen kleinen Gedächtnißaufsatz nicht besser schließen zu können, als indem ich — nach dazu erhaltener gütiger Erlaubniß der Frau Ida Freiligrath — dieses Gedicht, welches den Todestag von Theodor Körner zu feiern bestimmt war, zu Ehren des heimgegangenen Dichters an seinem eigenen Todestag hier folgen lasse:

Zu Körners Todestag.*)

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Für ihn, der da stieg in ein Heldengrab
Mit dem Schwert, seiner Braut!

Seine Stimme ließ er uns: — muthig schallt
Manch' Trompeterlied!
Seinen Geist, der durch die Jahrhunderte
Wie ein Wachtfeu'r glüht!

Er ließ einen Schmerz in des Vaters Brust,
Der ungetheilt
Sie füllt; — ein Erinnern, das mild den Gram
Der Mutter heilt!

Einen Ruhm, einen Namen, die nicht die Zeit
Zu vernichten droht!
Ein herrlicher Sieger leuchtet er
In Leben und Tod!

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Der Jüngling stieg in ein Heldengrab,
Mit dem Schwert, seiner Braut!

Er ging mit unentweihter Brust,
Und kühn und fest,
Ein Aar, der zu sterben aus Frühgewölk
Sich niederläßt!

Er ging mit der Leier, die hehr und rein
In seiner Hand
Nur klang für seinen Gott allein
Und sein Vaterland!

Mit seinen Gefühlen morgenfrisch,
Ungeknickt von Trug,
Ein südlicher Strom, den noch kein Frost
In Fesseln schlug!

Ein Lied für des Tapfern Todestag —
Singt es stolz und laut!
Für ihn, der da stieg in ein Heldengrab,
Mit dem Schwert, seiner Braut!

*) Theodor Körner fiel bekanntlich am 26. August 1813 bei Gadebusch und wurde unter der alten Eiche von Wöbbelin begraben, nachdem er noch wenige Stunden vorher sein berühmtes „Schwertlied“ gedichtet hatte.

Lotheissens Geschichte der französischen Literatur.*)

Der Verfasser hat sich schon vor einem Lustrum in seiner „Literatur und Gesellschaft Frankreichs zur Zeit der Revolution“ als ein Meister in der Kunst bewiesen, von dem Hintergrunde der politischen und socialen Zustände die Literatur, als deren natürliches Produkt, sich abheben zu lassen. So fügt sich denn das Ganze als ein Stück Culturgeschichte in durchsichtig klarer Darstellung zusammen, wobei es um so wohlthuender wirkt, daß Lotheissen den Nationalcharakter der Franzosen nicht nur gründlich kennt, sondern auch moralischen Muth genug hat, um dessen vortreffliche Seiten, im Gegensatze zu gar manchem allermodernsten Chauvinisten, nach Verdienst zu würdigen. Dieser Methode ist unser Autor auch in seiner jüngsten Arbeit getreu geblieben und hat sich dieselbe gleich vortrefflich bewährt. Der vorliegende erste Band enthält auf 350 Seiten Großoctav „die Zeit des Ueberganges von 1600—1636“, d. h. bis auf Corneille. Die erste Hälfte desselben bringt zunächst eine Einleitung, die sich vorzugsweise mit der Rückwirkung der Religionskriege auf die Entwicklung des Volkscharakters und der Sprache so wie auf das Verhältniß der verschiedenen Stände zu einander beschäftigt. Der erste Abschnitt bildet sodann im Grunde noch eine Fortsetzung dieser Einleitung, indem er zu der social-politischen Skizze eine Darstellung der „Literatur zur Zeit der letzten Valois“ fügt. Vollständig ist das Fundament des Werkes sogar erst mit dem zweiten Kapitel gelegt, das „Frankreich unter Heinrich IV.“ betitelt ist und in zwei Abschnitten das politische und sociale, dann das geistige Leben vorführt. Das dritte Kapitel ist Malherbe gewidmet, hier wie bei allen folgenden Schriftstellern und Dichtern immer reichhaltige biographische Daten einer ausführlichen Analyse der Werke vorausschickend. Mathurin Régnier und Theodor Agrippa d'Aubigné schildert der vierte; d'Urfé und den Schäferroman der fünfte; die literarischen Salons im Hotel Rombouillet der sechste; endlich die Ausbildung der Prosa durch Balzac und Voiture der siebente Abschnitt.

War das siebzehnte Jahrhundert für Frankreich unbestritten eine Zeit des Ruhmes und der Größe, wo es sich mit dem immer rapideren Verfall der spanischen Weltherrschaft zur entscheidenden Vormacht Europas erhob: so bekundete dasselbe doch auch wieder einen deutlich wahrnehmbaren Stillstand in der natürlichen Entwicklung des französischen Volks- und Staatslebens, derart daß es nur eine große Episode, eine gewaltsame Reaction gegen die Ideen und den Gang des vorhergegangenen Jahrhunderts bildet. Im sechzehnten Säculum hatte sich der gewaltige Kampf, der gewissermaßen das letzte Ringen zwischen Mittelalter und Neuzeit darstellte, zu zwei großen Gegensätzen zugespitzt: die Reformation stritt mit dem Papismus, und der feudale wie der republikanische Föderalismus mit dem Princip der absoluten Monarchie wie des Centralismus. Als um die Mitte des Jahrhunderts Norddeutschland für Rom verloren war und in Frankreich ein ähnlicher Ausgang bevorzustehen schien, machte der Vatican zunächst letzteres zum Schlachtfelde der Entscheidung, um dann von dort aus den Kampf in Deutschland wieder aufzunehmen: über 30 Jahre, von 1562 bis 1598, verwüsteten Religionskriege das blühende Land. Diese Kriege aber waren nicht, wie der zwei Decennien nach ihrer Beendigung in Deutschland ausbrechende Krieg, ein Kampf von Land gegen Land, der anfstrebenden fürstlichen Autorität gegen die verfallende Kaisergewalt. Er trug recht eigentlich den Charakter eines Bürgerkrieges an sich: fast in jeder Stadt standen sich zwei haßerfüllte Parteien gegenüber, die einander mit Mord und Verrath, mit Gift und Dolch, mit allen ersinnlichen Schrecken und Gräuelthaten auszurotten strebten; und da die Hugenotten zu einer republikanischen Organisation förmlich gedrängt wurden, so mußte der Gegensatz zwischen Monarchie und Republik, neben den reli-

*) Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert von Ferdinand Lotheissen, erster Band, 1. und 2. Hälfte. Wien 1878, Verlag von C. Gerolds Sohn.

giösen, auch die politischen Leidenschaften in ganz anderer Zügellosigkeit entfesseln, als der Kampf von Fürsten gegen Fürsten auf dem rechten Ufer des Rheins. Gerade der, nach dem Elende der Kriege mit England allmählich wieder materiell gekräftigte und geistig gehobene Mittelstand war es, der am Anfange dieser reformatorischen Bewegung überall die Führung übernahm. Ein gebildetes, freisinniges Bürgerthum, aus Katholiken wie Hugenotten bestehend, verlangte auf den Ständeversammlungen von Orleans und Blois, 1561 und 1576, daß mit dem „türkischen Despotismus", den die Valois in Frankreich einbürgern wollten, ein Ende gemacht, das Recht der Besteuerung, der Gesetzgebung, selbst der Königswahl der Nation zurückgegeben werde. Die steigende Noth und die wachsende Verwilderung setzten freilich diese Fragen bald von der Tagesordnung ab, und die furchtbare Niederlage des dritten Standes fiel doppelt schwer in die Wagschale, da mit der Vereitlung der demokratischen Bestrebungen die Niederschlagung der feudalen Sondergelüste Hand in Hand ging. Die letzten Valois, ein Spielball der Parteien, hatten kaum noch den Schatten königlicher Macht besessen — die geringste Laune der ersten Bourbons galt als Befehl: mit Einem Schritte hatte das Königthum die unumschränkte Vollgewalt an sich gerissen. Ein volles Jahrhundert brauchte das Bürgerthum, um seine Aspirationen an dem Punkte wieder aufzunehmen, von dem es mit dem Beginn der Religionskriege zurückgeworfen war. Und eben weil das 17. Jahrhundert eine Epoche der Reaction gegen eine frühere Zeit ist, mußte es in seinen Tendenzen scheitern, indem es, statt des Absolutismus, der Glaubenseinheit, der Universalherrschaft, die es für Frankreich anstrebte, den Fall der Monarchie, den Unglauben, den politischen Niedergang des Volkes vorbereitete. Nur in der Literatur führte es eine Blüthezeit klassischer Vollendung herauf, wie ja oft einer Periode großer nationaler Erregung eine Epoche regen geistigen Schaffens folgt, das für viele, den Stürmen zum Opfer gefallene Güter Ersatz bieten soll. Aber auch hier griff jene Reaction hemmend ein und bereitete der Klassicität ein jähes Ende — eine Reaction, die keineswegs vom Hofe allein ausging, sondern in der sich die geistige Richtung der ganzen Nation verkörperte, die Folge der Niederlage des freisinnigen Bürgerthums während der Religionskriege.

Neben dem nationalen, echt französischen Geiste, der gleich einer frisch sprudelnden Quelle sich munter und frei gibt wie er ist und, unbekümmert um fremdes Vorbild, echte Poesie volksthümlicher Art bietet, machte sich nun mit der Herrschaft der Renaissance der Einfluß des klassischen Alterthums und außerdem, als Vorbild, derjenige der spanischen und italienischen Literatur geltend. Ronsard und seine Anhänger, die Plejade, führten praktisch durch, was 1550 sein Freund Joachim du Bellay in seiner berühmten Schrift „vom Adel der französischen Sprache" als Manifest aufgestellt: die Nation müsse sich die Schätze der griechischen Sprache und Literatur aneignen, die eigene Sprache durch eine reiche Beute klassischer Ausdrücke bereichern, ein neues Mustervolk der Gallogriechen durch Verschmelzung der antiken und modernen Cultur auf französischem Boden schaffen. Aber bezeichnend ist es auch, daß wir lange vor der Begründung des regelmäßigen Theaters schon das Lustspiel in hoher Gunst finden: es zeigt den unerschöpflichen Reichthum des Volkes an erheiternden Einfällen, prägnanten Scenen, scharfen Anspielungen und derben Witzen, so wie erst 1876 Waddington als Unterrichtsminister die Komische Oper für die nationalste Bühne Frankreichs erklären konnte. Italienische Ideen und Lebensformen waren nun schon seit Karls VIII. Römerzügen immer mächtiger über die Alpen gedrungen, wenngleich erst mit Katharina von Medici, der Gattin Heinrichs II., italienische Sitten, Sprache, Literatur in Frankreich so recht heimisch wurden und erst Marie von Medici, die Gemahlin Heinrichs IV., alles Italienische so völlig zur Herrschaft brachte, daß die beste italienische Schauspielertruppe sich für mehrere Jahre in Paris niederließ. Als Tasso 1571, ein Jahr vor der Bluthochzeit, Paris besuchte, erwies er dort Ronsard hohe Achtung. Aber auch Spanien trat immer mehr hervor, in dessen Diplomatie der Politiker das unübertroffene Muster von Feinheit und Kraft erkannte, dessen Armeen der Soldat wegen ihrer vollendeten Kriegskunst und Disciplin bewunderte. Während die Hoftracht spanisch war und in die Sprache der Waffenkundigen sich eine Menge spanischer Ausdrücke einschlichen, drang Italiens Dichtung mit ihrem mildem Rhythmus unwiderstehlich ein. Gerade daß die italienische Literatur sich damals auf dem Irrwege süßlicher Geziertheit befand, machte ihr die Bahn um so freier in Frankreich, da die Nation sich aus den Gräueln des Krieges nach Milde und Gesittung sehnte, wie ja auch halbgebildete Völker an der Unnatur gekünstelter Dichtungen stets die meiste Freude finden. Kurz, das Gefühl, daß die französische Sprache reif sei und eine glänzende Epoche der Literatur sich eröffne, regte sich um so allgemeiner, als sie nicht blos den geeigneten Ausdruck für poetische Anschauungen gefunden, sondern sich auch als ein starkes und brauchbares Instrument für die Prosa erwiesen, so daß es möglich ward, sie öffentlich an Stelle des Lateinischen zu gebrauchen, seitdem Franz I. sie 1539 als Gerichts- und als Vortragssprache bei dem Collège de France, seiner Schöpfung, eingeführt.

Ein echter Typus dieses Uebergangs aus dem 16. ins 17. Jahrhundert, gleich einem Januskopfe in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickend, tritt uns nun an der Scheide der alten und neuen Zeit vor Allem Theodor Agrippa d'Aubigné entgegen. Beinahe fremdartig hebt er sich aus der, ihn umgebenden Gesellschaft ab: inmitten der kleinen Leute unter der Regentschaft und in der ersten Zeit Ludwigs XIII. nimmt sich der Greis, der ihnen grollend gegenübersteht, fast wie ein Riese aus. In Aubigné glühte das Feuer des religiösen Fanatismus fort, als es überall sonst erloschen war. Einer jener starrköpfigen Hugenotten und im Grunde seines Herzens republikanisch gesinnt, hätte er gewünscht, seine Glaubensgenossen dieselbe Rolle spielen zu sehen, die später Cromwells Puritaner, die „Eisenrippen" von England, durchführten; und sah sich in Heinrich von Navarra bitter getäuscht, von dem Tage ab, wo dieser, um den Thron zu besteigen, Compromisse einging und sogar den Glauben wechselte, anstatt, mit den Schwerte in der Faust, Frankreich den Frieden auf Grundlage einer rein hugenottischen Politik zu dictiren. Kriegsmann mit Leib und Seele, erinnert d'Aubigné in seinen Abenteuern an den Landsknecht des Mittelalters: auch seine Gedichte und seine Prosawerke sind Schwerthiebe, die er in der Hitze des Streites gegen den Gegner führt. Anfangs 1551 geboren, ward er alsbald fremden Pflegeeltern übergeben, da die Mutter im Wochenbette starb, und der Vater, ein Herr von Brie, einer der eifrigsten Reformirten an der Charente, gleich darauf wieder heirathete. Mit vier Jahren begann der Knabe unter Leitung eines Hofmeisters zu studiren; mit sechs Jahren verstand er Griechisch, Lateinisch und Hebräisch; mit acht Jahren las er Plato; mit neun Jahren ward er, der in seinen Memoiren bitter über die Strenge der Lehrer klagt, vom Vater nach Paris gebracht. Der Weg führte die Reisenden durch Amboise, vor dessen Schlosse sie auf hohen Stangen die Häupter zahlreicher Freunde und Glaubensgenossen aufgespießt erblickten: die Guisen hatten eben, 1560, die Verschwörung von Amboise gegen Franz II. im Blute der Hugenotten erstickt. Die lauten Verwünschungen des Vaters über die Henker, die Frankreich enthauptet hätten, erregten den Zorn der erbitterten Menge, vor deren Mißhandlungen beide d'Aubignés sich flüchten mußten. Vor der Stadt aber legte dann der Alte dem Knaben die Hand auf den Kopf und empfahl ihm als heiligste Pflicht, Rache für die Gemordeten zu nehmen, wenn er nicht dem väterlichen Fluche verfallen wolle. Bei dem Ausbruche des ersten Religionskrieges 1562 entflieht sein Erzieher, der gelehrte Beroalde, mit ihm aus Paris: von einem Trupp Soldaten aufgegriffen, und Beide mit ihrer ganzen Begleitung als Ketzer brevi manu zum Feuertode verurtheilt, wurden sie einige Stunden vor ihrer Hinrichtung durch den wachthabenden Offizier, einem geheimen Anhänger der Reformation, befreit. d'Aubigné flieht zum Vater nach Orleans, der bald darauf an einer Wunde stirbt, dem Sohne noch auf dem Todtenbette Rache für Amboise, Treue im Glauben, Pflege der Wissenschaften ein-

schärfend. Sein Vormund schickte den Knaben nach Genf, um ihn von dem Schauplatze der Unruhen zu entfernen: d'Aubigné lief nach Lyon davon, wo er sich dem Studium der Magie ergab, obschon er nicht immer satt zu essen hatte. Als man ihn beim Ausbruch des dritten Krieges 1569 aufs Schärfste bewacht, entflieht er Nachts im bloßen Hemde zu einer Hugenottentruppe und erwirbt sich mit dem Degen in der Faust eine Compagnie. Zu den Opfern der Bartholomäusnacht ausersehen, wird der 21jährige Jüngling durch ein Duell gerettet, in das er drei Tage vorher verwickelt ward und das ihn zur eiligen Flucht aus Paris zwang. Unter Heinrich von Navarras Fahnen focht er nicht blos und holte sich schwere Wunden: er ward auch vielfach als diplomatischer Vertrauensmann des Königs verwendet, der ihn noch kurz vor seiner Ermordung durch Ravaillac als Gesandten nach Deutschland schicken wollte. Wenn auch später, nach dem Religionswechsel Heinrichs IV., die schneidige Sprache des alten Hugenotten gegen das absolute Königthum so viel Aergerniß erregte, daß mehrmals die Bastille zu d'Aubignés Aufnahme bereit stand, pflegte der König ihn doch in entscheidenden Stunden um Rath zu fragen: „d'Aubigné, jetzt brauche ich Deine grobe Treue!" Erst unter der Regentschaft Marias ward seine Opposition so stark, daß er, zehn Jahre nach Heinrichs Tode, 1620 nach Genf auswandern mußte, weil der Henker auf Parlamentsbefehl sein Geschichtswerk verbrannt hatte. Dort starb er 1630, auf dem Sterbebette dem Freunde, der seinen reichen Nachlaß an Manuscripten ordnen sollte, als Weisung zurufend: „ure, seca" — verbrenne, schneide! Von den druckfertigen Schriften aller Art nahm aber eine Genfer Regierungscommission gleich nach d'Aubignés Tode und dann nochmals drei Monate später, der Wittwe Alles fort, was den Herren irgendwie bedenklich erschien. Auch jener mit der Herausgabe betraute Freund, Pastor Tronchin, publicirte nichts, so daß erst seit drei Jahren zwei französische Gelehrte mit der Veröffentlichung derjenigen Schriften begonnen haben, die sich im Besitze der noch in Genf lebenden Familie Tronchin befinden, darunter ein Epos „Die Schöpfung" in fünfzehn Gesängen und ein allegorischer Roman.

Sehen wir von diesen und anderen lyrischen und epischen Arbeiten ab, so war d'Aubigné hauptsächlich auf zwei Gebieten thätig, wo sich im Schriftsteller zugleich der ganze Mann und sein thatenreiches Leben abspiegelte: als Geschichtsschreiber und Satiriker. Wenn er aber als Historiker in „sa vie à ses enfants", sowie in der „histoire universelle de son temps" (1550—1601) trocken, hart, kunstlos, lediglich Parteimann und Apologet der Hugenotten ist: so ist er durchweg Satiriker von großem Gepräge. Als solcher zeigt er sich vornehmlich in den „Tragiques", den „Abenteuern des Barons Fäneste" und der „Beichte des Herrn von Sancy". Doch ist die „Beichte" schon mehr Pamphlet als Satire, eine Caricatur der ganzen tonangebenden Gesellschaft am Hofe Heinrichs IV., eingegeben vom bittersten Hasse auf alle jene Abtrünnigen, die, dem Beispiele des Königs folgend, in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrten. Im „Baron Fäneste" (von φαίνεσθαι, scheinen) gibt der Verfasser ein satirisches Bild des Hofes unter Ludwig XIII. voll grober Schwänke und derber Charakterschilderungen, mit vielen eingeflochtenen Zügen aus der Zeit, da er ein wildes Leben am Hofe Heinrichs IV. an der Seite des Bearners führte — ein Werk, von dem Merimée mit Recht sagt, daß es trotz seiner Bitterkeit unter allen Büchern jener Zeit die Traditionen des alten gallischen Humors am besten bewahrt habe. Die Abenteuer sind in Gesprächsform geschrieben, zum großen Theile im Dialekte der Gascogne, aus der Fäneste, ein würdiger, geldbedürftiger, renommirender, schmarotzender Junker, herstammt. Heimkehrend von dem kurzen Feldzuge gegen La Rochelle (1616) trifft er mit dem hugenottischen Edelmann Enay (εἶναι, sein) zusammen. Die Gespräche zwischen diesen beiden Hauptacteurs und einigen anderen Personen lassen nun eine ganze Welt vor den Augen des Lesers erstehen. Unter einer Fülle drastischen Humors birgt die Satire tiefen Ernst; in den Charakterbildern vereint sich scharfe Beobachtungsgabe mit großer komischer Kraft. In Fäneste wird eine jener Giftpflanzen gegeißelt, wie eine Zeit nationaler Zerrüttung sie noch nachträglich treibt. Nur den Schein wahren: lieber für das letzte Geld einen Spitzenkragen kaufen, wenn auch das Hemd auf dem Leibe in Stücke fällt, als bürgerlich erscheinen — ein Hemd findet man immer, und müßte man es im Vorbeireiten der Wäscherin stehlen. An Heldenmuth wie als Schlemmer auf fremde Kosten kann der Baron mit Falstaff wetteifern; als erster Landstreicher steht er im Bunde mit seinen Dienern, die ihm den „Admiralsantheil" von Allem abgeben, was sie in Verbindung mit Dieben und Gaunern durch falsches Spiel oder sonstwie zusammenstehlen. Mit ihnen überfällt er in der Rolle eines Quartiermachers für Truppen einsame Pachthöfe; oder macht er sich einen guten Tag auf einem Schlosse, von wo sie beim Abschiede mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist. Geht es schief mit dem Baron, so tritt er selbst als dienstwilliger Ritter in das Gefolge eines größeren Herrn dieses Schlages ein. Von den „Tragiques" endlich gilt Juvenals Wort: Facit indignatio versum. Von den sieben Gesängen zu 12- bis 1700 Versen gehören die beiden ersten, „misères" und „les princes", die schon 1577 entstanden, zu dem Besten, was je satirische Kraft, patriotische Verzweiflung und ein passionirtes Dichtergemüth einem Menschen eingegeben. In der Erregung des Gemüths tritt hier eine flammende Leidenschaft zu Tage, die eine hinreißende Gewalt der Sprache findet: diese Sprache hat Corneille studirt und ihr die heroische Schönheit seines Ausdrucks abgelernt. Die Kraft des Dichters wächst mit der Größe seiner Aufgabe und mit der finstern Gewalt seines Gegenstandes: dabei zieht sich aber auch ein großer Gedanke durch die „Tragiques"; denn bei aller Wildheit predigt der Autor hier Duldung und vergleicht die sich zerfleischenden Parteien mit zwei Brüdern, die ihre liebliche Mutter verderben. Hier wird d'Aubigné zum Sänger des Vaterlandes, dessen Unglück ihn mit zorniger Trauer erfüllt. Die „Tragiques" sind mehr als Satire: nicht gewöhnliche Liebschaften will er besingen, von einem anderen Feuer will er Kunde geben, von dem Brande der Frankreich zu verzehren droht. Der erste Gesang schildert den Ruin Frankreichs, den moralischen Verfall des Adels, das Elend des Volkes, die Gräuel des Bürgerkrieges: kein Geschichtswerk vermag ein so ergreifendes Bild von der entsetzlichen Lage zu geben. Der zweite Gesang enthält die furchtbarste Anklage gegen die Valois und drückt Karl IX. wie Heinrich III. ein Schandmal auf für alle Ewigkeit: in Bildern von furchtbarer Schärfe werden die tiefe Unsittlichkeit der hohen Kreise gezeichnet und die widernatürlichen Laster, denen sie fröhnen. Die übrigen Gesänge, welche die Verderbtheit des Richterstandes, die Kämpfe der Hugenotten, die Kraft ihrer Feinde behandeln und deren letzter mit dem jüngsten Gerichte abschließt, sind zwar vielfach schwächer, doch bleibt das Ganze ein Werk von hoher historischer Bedeutung.

Nächst dem Abschnitte über d'Aubigné möchten wir insbesondere denjenigen über die Mittwochabende bei der Marquise Rambouillet, die unter Richelieu von 1620 bis 1645 den Mittelpunkt alles gesellschaftlich-literarischen Lebens in Paris abgaben, der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen.

Die zweite Hälfte des ersten Bandes enthält drei Abschnitte über die Lyrik, über Richelieu und die Akademie, über die dramatische Literatur. Daran reiht sich eine kurze Schlußbetrachtung über das Gesammtresultat der literarischen Bewegung während des ersten Drittels des 17. Jahrhunderts. Damit sind wir denn bis unmittelbar an die Schwelle jener Epoche gelangt, in der die beiden gewaltigen Geistesheroen Corneille und Descartes die französische Literatur ihrem Zenith entgegenführten. Die Entstehung der Akademie erzählt der Verfasser dem zeitgenössischen Geschichtschreiber derselben, Pellisson, nach, der vier Jahre vor ihrer Gründung geboren war. Im Jahre 1629 kamen die Mitglieder der kleinen literarischen Welt in Paris überein, sich an einem bestimmten Wochentage bei denjenigen von ihnen zu versammeln, dessen Wohnung im Herzen der Stadt von Allen ziemlich gleich weit entfernt war. Den literarischen Besprechungen folgte entweder ein gemeinsames Mahl oder ein Spaziergang. Sobald Richelieu von diesen Zusammenkünften hörte, ergriff er mit Leb-

haftigkeit den Gedanken, diese anspruchslose Gesellschaft in eine öffentlich anerkannte Corporation umzuwandeln. Fein gebildet, ein Liebhaber von Kunst und Poesie, griff der Cardinal auch in die Literaturentwicklung mächtig ein und ward von der allgemeinen Strömung auch hier getragen, wenngleich er sich später beim Erscheinen des „Cid" bekanntlich mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch setzte. War schon unter Karl IX. Aehnliches versucht, so mußte nunmehr der Erfolg der della crusca in Florenz um so mehr zur Nachahmung reizen. Ja, wie Frankreich mit dem Hause Oestreich-Spanien um die Suprematie zu ringen begann, so galt es auch auf dem Gebiet der Sprache einen nationalen Wettstreit; und die Gründung der Akademie erschien ein vortreffliches Mittel mehr, zum Siege zu gelangen. Das Patent Ludwigs XIII., das der Akademie einen öffentlichen Charakter zuerkannte und ihren Mitgliedern verschiedene wichtige Privilegien einräumte, datirt vom Januar 1635. Da aber das Parlament, sowie die Universität jeder Vermehrung von Richelieus Einflusse abhold waren, vergingen noch zwei Jahre, ehe das erstere jenes Patent einregistrirte. Nach Lotheissens wohlmotivirtem und wohltemperirtem Urtheile verdient übrigens die Akademie weder die heftigen Anklagen, als habe sie die französische Sprache zur Erstarrung verurtheilt, den Geist der Dichter in Fesseln gelegt und in höfischem Sinne stets den Mächtigen gehuldigt; noch das Lob, das ihr wesentlich die Feinheit und Klarheit nachrühmt, zu der die französische Sprache sich emporgeschwungen, und die Du Bois-Reymond den Gedanken eingab, die Errichtung einer ähnlichen deutschen Akademie anzuregen. Die Richtung, die der französische Geist in seiner Entwicklung einschlug, war lange vor Gründung der Akademie entschieden: nicht diese gab den Anstoß, ihre Stiftung war vielmehr ein Symptom der gewaltigen Strömung — sie selber ist die Frucht des Strebens nach Centralisation und Regelmäßigkeit. Den Geschmack zu beherrschen, hat sie weder die Neigung, noch hätte sie die Macht dazu gehabt. Wenn sie in dem Streite über Corneilles „Cid" nicht gegen Richelieu Partei zu nehmen wagte, so haben sich doch alle späteren literarischen Kämpfe außerhalb ihrer Schranken ausgefochten: so die Fehden Racines und Boileaus, über Antikes und Modernes, über den Shakespeare-Cultus u. s. w. Hat endlich die Akademie sich oft recht engherzig gezeigt in der Weigerung, Rousseau und Diderot, Larochefoucauld und Molière, Balzac und Beranger aufzunehmen; hat sie namentlich unter Ludwig XIV., dem jede männliche Haltung verhaßt war, gefehlt, indem sie sich Höflingsmanieren aneignete: so gehörte sie doch seitdem stets zur Opposition. Sie nahm Montesquieu wegen seiner lettres persannes auf und empfing den greisen Voltaire, obschon er im Bann der Regierung stand, wie einen Triumphator. Sie war auch im 19. Jahrhundert fast immer liberal angehaucht und empfand sogar eine etwas kleinliche Genugthuung darin, dem jeweiligen Gewalthaber eine harmlose Opposition zu machen.

In dem Kapitel über das Drama ist der Abschnitt über die Anfänge eines volksthümlichen Dramas von Alexander Hardy die anziehendste Partie. Nach dem Verschwinden der Mysterien und nach vergeblichen Versuchen gelehrter Dichter, das antike Drama zu populariſiren, that die französische Bühne den wichtigen Schritt, wiederum das große echte Publicum durch Darstellung menschlicher Leidenschaften zu erschüttern oder durch Zeichnung komischer Verwicklungen und sonderbarer Charaktere zu erheitern, als sich im Hotel de Bourgogne eine Schauspielertruppe niederließ und in Alexander Hardy 1600 einen Dichter gewann, der es übernahm Stücke zu liefern, welche die Menge fesselten. In Paris von armen Eltern geboren, hatte Hardy mit einer Schauspielertruppe als Dramaturg das Land durchstreift, bis er als vierzigjähriger Mann in die Hauptstadt zurückkehrte, wo er die Aufgabe übernahm, selbst die nöthigen Stücke für das erwähnte Theater zu schreiben oder fremde für die Aufführung einzurichten. Er arbeitete bis zu seinem Tode, der 1630 erfolgte, noch drei Decennien für die Bühne, und soll in dieser Zeit 700 bis 800 Stücke producirt haben. Was ihm immer vorkam und sich nur halbwegs dramatisiren ließ, benutzte er; Griechen und Römer mußten herhalten so gut wie Spanier und Italiener. Sagen und Geschichten der alten Welt, Novellen, Anekdoten der Historiker, Alles bot ihm Stoff für seine Dichtungen, die alle Arten des ernsten Dramas umfaßten und sich in ganz bewußten Gegensatz zu den gelehrten Dramen setzten. Denn den damaligen Ansprüchen des Pariser Publicums in Bezug auf den innern Werth eines Stückes war leicht zu genügen: dafür verlangte es fortwährend neue Waare. Dabei erhielt Hardy von seiner Gesellschaft nur 2 bis 3 Thaler für das Stück und einen kleinen Antheil an der Einnahme. So zwang ihn die Noth fabriksmäßig zu produciren: aber talentvoll und gewandt, lernte er bald gewisse Kunstgriffe, die ihm sein Aufgabe erleichterten. Zwei bis drei Tage genügten ihm, eine fünfactige Tragödie zu schreiben: wenn er eine Woche darauf verwandte, war es schon viel; that es Noth, so brachte er ein Drama auch in einer Nacht zu Stande — und dabei waren alle seine Stücke in Versen. Noch galt der Verfasser in den Augen des Publicums so wenig, daß die Schauspieler es nicht für nöthig hielten, in den Ankündigungen der Stücke die Namen der Dichter zu nennen. Ueber Hardy gehen denn auch heute die Urtheile so weit auseinander, daß Guizot in ihm den Begründer des modernen französischen Theaters erblickt, während Sainte-Beuve ihn als einen unbedeutenden Schreiber, als einen Fabrikanten werthloser Dramen abfertigt. Gleich darauf schon klagten die Schauspieler, daß Corneille das „Geschäft" vertheuere, weil er nicht unter denselben Bedingungen arbeiten wolle. „Herr Corneille hat uns viel Schaden gebracht — klagte eine Actrice — früher hatten wir Theaterstücke zu drei Thalern, die man uns in einer Nacht fertig machte; man war daran gewöhnt, und wir verdienten viel Geld damit — heute kosten uns Herrn Corneilles Stücke viel Geld, und wir verdienen herzlich wenig damit." Also schon damals die gute alte Zeit!

Walter Rogge.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Zwei Damen.

Schauspiel in 3 Acten von Paolo Ferrari, deutsch von Richard Norton.

Während uns unser romanisches Nachbarland fort und fort mit den Gaben seiner dramatischen Muse überschüttet, scheint die zeitgenössische Dichtung des romanischen Stammlandes für unser Theater eben so wenig vorhanden zu sein wie die des modernen Englands. Von einem jeden Stücke, das an einem jeden Pariser Theater von einiger Bedeutung aufgeführt wird, erhalten wir durch geschäftige Correspondenten sofort nach der Aufführung die ausführlichsten Berichte. Ja, bei einigen Stücken der beliebtesten Autoren in Paris wird sogar schon der Telegraph zu Hülfe genommen, damit wir nur ja keinen Augenblick verlieren, um über die Aufnahme genaue Kunde zu erhalten; und es kommt oft genug vor, daß wir in Deutschland von den theatralischen Vorgängen in Paris früher unterrichtet werden als die geduldigen Pariser selbst, die ruhig auf das Montagsfeuilleton ihres Blattes warten.

Von Italien dagegen dringt nur ab und zu ein undeutliches Gemurmel zu uns herüber. Man spricht wohl von Zeit zu Zeit von einem sehr effectvollen Werke eines sehr begabten Dichters, das in Mailand, Florenz, Rom, Neapel mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt worden sei und sicherlich auch in Deutschland eine sehr günstige Aufnahme finden müsse; aber bei diesen allgemeinen Meldungen und Andeutungen hat es gewöhnlich sein Bewenden; die Sache schläft wieder ein, und im Großen und Ganzen scheinen die dramatischen Dichtungen unsrer italienischen Zeitgenossen noch keinen leicht passirbaren Paß über die Alpen gefunden zu haben.

Die italienischen Dramatiker dürfen mit vollem Recht gegen ihre genialen Schauspieler, gegen Salvini und Rossi, den Vorwurf erheben,

daß diese für die Popularisirung der zeitgenössischen Bühnendichtung ihres Landes wenig oder gar nichts thun. Die beiden großen Tragöden spielen fast nur in Uebersetzungen aus dem Englischen, Deutschen und Französischen: Shakespeare, Schiller, Halm, Corneille, Casimir Delavigne. Das italienische Stück, das uns Salvini hier vorgeführt hat, „La morte civile", das wahrscheinlich auch nach einem französischen Boulevardstücke gearbeitet worden ist, war ein trauriges Schauerdrama der crassesten Art, — eine ausgezeichnete Rolle, eine schreckliche Dichtung. Hugo Müller hat früher den Versuch gemacht, einige italienische Stücke in freier Bearbeitung dem deutschen Publicum vorzuführen; „Bartelmanns Leiden" und „Das Duell" gehören zu diesen. Das letztere Schauspiel war interessant, gut gebaut und verrieth eine entschiedene dramatische Begabung. Es hätte ein besseres Loos verdient als den schnell vorübergehenden succès d'estime, der ihm beschieden gewesen ist. Irre ich nicht, so hat auch dieses Schauspiel Paolo Ferrari zum Verfasser. Später versuchte es das Residenztheater mit einem Schauspiel „Der König von Rom" von Castelvecchio, an dem Hugo Müller gleichfalls betheiligt war. Dies Stück fiel geradezu durch.

Darüber sind nun 6—7 Jahre vergangen, und während dieser ganzen Zeit ist, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, mit Ausnahme von ganz unerheblichen Bluetten, kein italienisches Drama hier aufgeführt worden. Mehrfach war von einer beabsichtigten Einstudirung des „Nero" von Cossa und auch von der bevorstehenden Aufführung einiger Dramen von Ferrari die Rede; aber bis jetzt ist es eben bei dem Gerede geblieben. Am Montag, 10. März, endlich hat das Residenztheater eines der erfolgreichsten Stücke von Paolo Ferrari aufgeführt: „Zwei Damen".

Ferrari genießt in seinem Vaterlande eines hohen Ansehens. Er gilt als einer der hervorragendsten italienischen Dramatiker unsrer Zeit, und gerade das Schauspiel „Zwei Damen" hat in Italien einen rauschenden Erfolg gehabt und dem Dichter Auszeichnungen aller Art zugezogen. Ich habe irgendwo gelesen, daß der erste Bürgermeister von Rom nach der Aufführung von „Zwei Damen" seinem Collegen in Mailand ein Beglückwünschungstelegramm zugeschickt hat, in dem der Römer seine Freude darüber aussprach, daß Mailand einen so ausgezeichneten Bürger wie den Dichter dieses Meisterwerks zähle. Das Stück hat außerdem einen Preis bekommen. So durfte man denn der ersten Aufführung mit lebhaftem Interesse und nicht geringen Erwartungen entgegensehen.

Das Drama hat diesen Erwartungen nicht vollkommen entsprochen. Es bekundet zwar eine ganz entschiedene Befähigung zur Bühnendichtung, es enthält viel hübsche Züge, aber es besitzt keine Eigenschaft, die es dazu qualificirte, bei uns und in Frankreich besonderes Aufsehen zu machen; denn es besitzt keine Eigenschaft, die den ersten französischen Dramatikern nicht in erhöhtem Maße zu eigen wäre. Das Stück ist ganz und gar unter dem Einflusse der Augier, Dumas und Sardou geschrieben. Es verheimlicht seinen italienischen Ursprung. Die Handlung bewegt sich ganz auf dem Stoffgebiet des französischen Gesellschaftsdramas, und der Heldin sind wir, von subtilen Schattirungen abgesehen, in den Stücken der Franzosen zu Dutzenden von Malen begegnet.

Die Marchesa Maria, Ferraris Heldin, ist die um 20 Jahre gealterte Fernande Sardous, die Clorinde Augiers — ohne den Fehltritt. Aber gerade weil dieser Fehltritt von dem Dichter ausgeschlossen ist, verliert das dramatische Motiv seine Stärke, ja, seine Vitalität. Der Dichter hält uns bis gegen die Mitte des letzten Actes hin und begnügt sich, Andeutungen auf eine lasterhafte Vergangenheit zu geben, die der unglücklichen Maria das Leben verbittert, die sie zu einer zwanzigjährigen Zurückgezogenheit von der Welt veranlaßt, die ihr nach diesem Märtyrerleben von zwei Jahrzehnten noch die tiefsten Demüthigungen zuzieht.

Was in aller Welt hat das unglückliche Geschöpf gethan, das nun durch die lange Sühne, durch die musterhafte Erfüllung seiner Pflichten als Weib und Gattin, durch den Verzicht auf alle Freuden, welche das Leben in der Gesellschaft darbietet, noch nicht genügend gereinigt dastehen sollte? Weshalb besorgt Maria, daß ihr die Schamröthe auf die Stirn tritt, wenn das Geheimniß ihres Lebens ihren Kindern offenbar werde?

Ferrari zeigt uns nur die peinlichen Wirkungen, über die Ursachen, die füglich in der Exposition dem Zuschauer verständlich gemacht werden müßten, schweigt er bis gegen den Ausgang des Stückes.

Es ist immer ein Wagniß, das Publicum selbst in der Ungewißheit zu erhalten. Die Spannung wird dadurch erhöht, das ist richtig; aber der Augenblick, in dem die Aufklärung erfolgt, in dem sich der Sachverhalt der handelnden Personen auf der Bühne gleichzeitig mit dem Publicum im Theater darthut, wird meistens verhängnißvoll. So auch hier. Die Scene der Enthüllung, die vortrefflich gebaut, sehr talentvoll und dramatisch am wirksamsten ist, krankt an der Nichtigkeit des Motivs. Deshalb Räuber und Mörder! Deshalb ein zwanzigjähriges Leiden und Ringen! Wenn uns Maria gleich in der ersten Scene gesagt hätte, was sie uns mit zündender Beredtsamkeit und unberechtigter Ergriffenheit im letzten Acte anvertraut, so würde sie uns allerdings von Anfang an unbegreiflich erscheinen. Es handelt sich nämlich um Folgendes:

Maria ist in London im Laster aufgewachsen, ohne daß jedoch der Hauch dieses Lasters ihre moralische oder anatomische Reinheit gestreift hätte. Aus speculativen Rücksichten hat man ihr die Jungfräulichkeit erhalten, um sie theuer zu verkaufen. Ein junger Mann hat das zur Jungfrau heranwachsende Kind entdeckt, hat sich in Maria verliebt, ist aber leider nicht im Stande, die geforderte hohe Summe zu zahlen. Er wendet sich an einen reichen Freund und macht diesen auf seine Entdeckung aufmerksam; er legt ihm nahe, daß er da mit baarem Gelde eine Seele retten könne. Dieser Freund ist der Marchese Luigi, der in der That das junge Mädchen kauft und, da er sich in dasselbe verliebt, auch heirathet. Von diesem Augenblicke an bis zur Stunde, da wir ihr begegnen, hat sich Maria nichts zu Schulden kommen lassen. Sie hat ihre beiden Kinder nach den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit erzogen; sie hat die Liebe, die sie heimlich für den unglücklichen Freund, ihren Erretter, empfunden hat, heroisch niedergekämpft und niemals auch nur in Gedanken sich gegen ihren Ehegatten versündigt. Sie ist mit einem Worte eine Mustergattin, eine Mustermutter.

Ich kenne die italienische Gesellschaft nicht genau genug, um mir ein Urtheil darüber zu erlauben; aber ich meine, daß die gute Gesellschaft, in die Maria durch ihre Vermählung getreten ist, auf der ganzen gesitteten Welt ungefähr dieselbe ist, — spröde zunächst, vielleicht auch unduldsam, bisweilen sogar hart gegen die Unebenbürtigkeit, aber im Grunde genommen doch nicht so unmenschlich grausam, um eine Unglückliche zur lebenslänglichen Ausschließung zu verurtheilen, weil diese eine traurige und gefahrvolle Kindheit durchlebt hat, aus deren Gefahren sie jedoch rechtzeitig und unversehrt gerettet worden ist. Maria erzählt, daß die Gesellschaft sich geweigert habe, sie aufzunehmen, als Luigi sie in dieselbe habe einführen wollen. Sie habe einen einzigen Versuch gemacht und es bei der damals erlittenen Demüthigung bewenden lassen. „Die Welt hat Recht," sagt sie, „sie wußte, woher ich komme." — Nein, die Welt hat ganz entschieden Unrecht; und wenn Maria nicht davon gelaufen wäre, so würde sie zweifelsohne bei ihren ausgezeichneten Eigenschaften und bei ihrer Reinheit sehr bald diese Gesellschaft beherrscht haben. Sie hat den Kampf aber nicht gewagt, und diese Flucht aus Stolz ist es, die ihr Leiden verursacht. Es versteht sich, daß die Gesellschaft dem Rückzuge Marias beleidigende Motive zuschreiben darf; daß sie vollständig zu der Annahme berechtigt ist, Maria sei ein wirklich verworfenes Geschöpf gewesen. Durch die Unbeflecktheit der Maria bekommt das ganze Stück mit seinen Conflicten etwas Künstliches, Unwahres, Verschrobenes.

In den Gegensatz zu dieser Manie hat der Dichter die Marchesa Gilberta gesetzt und demgemäß sein Stück „Zwei Damen" genannt. Gilberta ist die geborene Aristokratin, die ihren Vetter geheirathet hat, sich in dem Vollgefühle der Ebenbürtigkeit außerordentlich sicher fühlt und flott hinein in den Tag lebt. Die Dame ist von so unverfälscht gutem Blute, daß sie die Vornehmheit weder durch Handlungen noch durch Manieren zu documentiren für nöthig hält. Sie benimmt sich mit einer ganz eigenthümlichen Freiheit. Sie hat ihre Tochter in ein vornehmes Institut gebracht, in dem diese alle Ungezogenheiten der Pension gründlich erlernt und die erste Anregung zu kleinen Liebeleien gewonnen hat. Die Mutter, Gilberta, ist eine liebenswürdige, kokette Weltdame mit etwas zweifelhaftem Benehmen, die Tochter ein ungezogener, vornehmer, aber niedlicher Backfisch.

Ferrari hat sich das, worauf der Titel hinzuweisen scheint und was in der That ein mächtiger Hebel für die dramatische Handlung hätte werden müssen, nämlich den Conflict zwischen den beiden Frauen, vollkommen entgehen lassen. Gilberta ist eine wohlwollende, noble Natur, die mit ihrer Schwägerin Maria aufrichtige Sympathie empfindet, ihr jede Kränkung erspart und nie mit ihr unfreundlich zusammenstößt. Der Dichter überläßt es dem Zuschauer, im Geiste die beiden ver-

schiedenen Persönlichkeiten, die Dame von aristokratischer Herkunft und die Dame von plebejischer Herkunft, die in die Aristokratie versetzt worden ist, nebeneinander zu stellen und den Contrast herauszufinden. Das einzige treibende Motiv der Handlung ist und bleibt die traurige Kindheit der Maria, von der wir uns aber leider nicht einreden können, daß deren Traurigkeit durch das große Glück der Errettung aus der Gefahr, durch eine glänzende Ehe und durch das Mutterglück nicht vollständig ausgewischt sei.

Die Handlung ist demgemäß auch nicht überreich. Marias Kinder sind herangewachsen, ihr Sohn Vittorio ist Marinelieutenant, 18 Jahre alt, und Rose, etwa 17 Jahre alt, hat soeben das Pensionat verlassen. Vittorio hat einen dummen Streich begangen; er hat sich in eine Abenteurerin, Emma Stuart, verliebt. Er träumt von der Rehabilitirung des Lasters, von der Reinheit der Unreinheit ꝛc., er geht damit um, Emma zu heirathen. Rose hat sich in den Lieutenant Pietro verliebt, den Neffen des Herzogs von Roveralta aus Mantua. Der junge Mann, der das große Vermögen des steinreichen Herzogs erben soll, bittet diesen um die Einwilligung zu seiner Vermählung. Der Herzog, ein etwas beschränkter Aristokrat, scheut die weite Reise von Mantua nach Neapel nicht, um sich durch den Augenschein von der Würdigkeit der Wahl seines Neffen überzeugen zu können. Das junge Mädchen gefällt ihm sehr gut, die Mutter nicht minder; aber er stellt fest, daß die letztere aus der Hefe des Volks hervorgegangen sei, und das genügt ihm, um seine Einwilligung zu verweigern. Maria ersucht den Herzog um eine Unterredung. Der Herzog erscheint, wird aber, da sich bald darauf Emma Stuart melden läßt, von Maria gebeten, in den anstoßenden Alkoven zu treten und hört dort die Unterredung, die zwischen Maria und Emma Stuart stattfindet. Emma Stuart will um jeden Preis den jungen unerfahrenen Gimpel einfangen. Sie macht zunächst die üblichen Phrasen über das große Unglück, das sie in ihrer Jugend erfahren, erzählt, wie das Laster ihre Unerfahrenheit überrumpelt habe, wie sie jetzt aber durch die Liebe die Reinheit wieder erwerbe ꝛc. Und als Maria ihr darauf entgegnet, daß sie an solche Bekehrungen nicht glaube, versucht es die Abenteurerin, eine Erpressung auszuüben. Sie droht, das Geheimniß von Marias Vergangenheit zu enthüllen. Maria bescheidet ihren Sohn zu sich, sagt ihm, daß sie ihre Zustimmung zu der Vermählung mit dieser Person verweigre, daß diese sich aber darauf berufe, wie sie selbst, Maria, durch das Unglück ihrer Kindheit ein Verständniß für den Fall der Unschuld haben müsse. Sie wolle ihm die Geschichte erzählen und dann möge der Sohn urtheilen. Darauf erzählt nun also Maria, was wir wissen: daß ihre Reinheit niemals befleckt worden ist. Der Sohn sinkt ihr respectvoll zu Füßen, die Emma Stuart verläßt gedemüthigt das Haus, der Herzog tritt gerührt wieder in das Gemach und bittet für seinen Neffen um die Hand ihrer Tochter.

Das Stück ist, wie gesagt, in vieler Beziehung sehr verdienstlich. Der Dialog ist verständig, geschmackvoll, sogar geistvoll bisweilen. Eine Figur, die des Herzogs, ist ein Cabinetsstück liebenswürdiger Komik. Dieser zerstreute Aristokrat, der sich aus einer gewissen geistigen Trägheit das Stottern angewöhnt hat, das richtige Wort nicht gleich findet, die Sätze halb abbricht und, wenn man ihm helfen und das richtige Wort zur Verfügung stellen will, ärgerlich ein Synonym wählt, ist eine sehr ergötzliche Bühnenfigur. Die Führung des Ganzen bekundet eine große Gewandheit. Aber bei allen diesen guten Eigenschaften kommen wir über die Ungenügendheit des Hauptmotivs nicht hinweg. Wir können uns eben nicht für eine Dulderin interessiren, die keine Ursache hat, zu dulden, können kein Mitleid mit Thränen empfinden, die ohne Grund fließen. Dazu kommt noch ein erschrecklicher Ballast von langweiligen Personen. Die beiden Herzöge hat der Dichter in seinem Zorn erschaffen. Ich habe bei der Analyse des Stückes von diesen beiden Herren nicht zu reden brauchen; und es wäre ein Glück für den Zuschauer, wenn er sie nicht zu sehen bekäme.

Die Hauptrolle wurde von Frau Claar gespielt, wie immer mit großer schauspielerischer Virtuosität, aber wie ich glaube, zu schwer in den Accenten. Je lauter der Schmerz spricht, desto mehr tritt die Unnatürlichkeit, die mangelhafte Berechtigung desselben in der Dichtung hervor; namentlich in der Scene mit der dilettantenhaften Intrigantin Emma Stuart braucht die wahrhaft vornehme Dame nur geringe Anstrengungen zu machen, um ihre große Ueberlegenheit zu zeigen. Herr Keppler als Herzog war vortrefflich, aber er machte auch ein bischen zu viel. Das Zusammenspiel war gut.

Die Uebersetzung von Richard Norton ist fleißig, geschickt und flüssig. Wir werden durch keine ungeschickten und thörichten Wendungen auf den fremden Ursprung aufmerksam gemacht. Diese Uebersetzung ist zugleich die einzige vom Verfasser autorisirte. Von demselben Stück ist gleichzeitig in der Reclam'schen Universalbibliothek eine andre Uebersetzung von Wilhelm Lange erschienen, die sich ebenfalls ganz angenehm liest, die aber, wie der Verfasser in einem öffentlichen Briefe erklärt hat, starke Ungenauigkeiten enthalten soll. Darüber hat natürlich der Verfasser das beste Urtheil. Wenn der italienische Dichter bei diesem Anlaß Klage über die literarische Freibeuterei führt, so hat er gewiß Recht. Es wäre nur darauf zu erwidern, daß italienische Theaterdirectoren und Uebersetzer sich den ungenügenden Schutz durch Verträge zum mindesten in demselben Maße zu Nutzen ziehen wie Herr Wilhelm Lange und die Privatdirectoren, die zu dieser wohlfeileren Uebersetzung greifen. Solche Reclamationen wie Herr Ferrari hier in den Berliner Blättern veröffentlicht hat, sind hoffentlich nicht ganz nutzlos. Sie werden dazu beitragen, die Regierungen darauf aufmerksam zu machen, daß dem Interesse der Schriftsteller hüben und trüben durch Verträge, welche das Eigenthum des fremden Schriftstellers wie das des heimischen schützen, am meisten gedient ist. Für ihre Producte sind die Schriftsteller aller Länder bekanntlich immer Schutzzöllner gewesen.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Feramors.

Lyrische Oper in 3 Aufzügen, nach Thomas Moores Gedicht von Julius Rodenberg. Musik von Anton Rubinstein.

Endlich konnte die Oper Feramors, das Angstkind Anton Rubinsteins, am 4. März das lang vorenthaltene Licht der Lampen erblicken. Die Umstände, unter denen es geschah, waren erschwerend genug, da die Prinzessin Lalla Roukh in der anziehenden Gestalt der Frau Mallinger die ersten liebenswürdigen Einwürfe gegen den Componisten und die Regie erhob. Eine zweite Störung, welche die Fauteuils des Prosceniums und die Plätze des ersten Ranges unbesetzt zu lassen drohte, ward durch die Abschiedscour im Königl. Schlosse hervorgerufen. Eine dritte, der wechselnde Frost und Schnee, die unserem gegen Wind und Wetter gestählten Fricke die Grundvesten seines sonst so unantastbaren Kehlkopfes erschütterten, war die Veranlassung des letzten Aufschubs der Oper.

Lalla Roukh, die bekannte, in die glühenden Farben des Ostens getauchte Erzählung Thomas Moores, hat Julius Rodenberg mit bühnenkundiger Hand zu einem wirksamen, sprachgewandten Operntext umgewandelt. Seine Schuld ist es nicht, wenn die musikalische Ausstattung Rubinsteins nicht ganz den hohen Erwartungen, die man von der Composition hegte, entsprach. Die Fabel und der leitende Faden des Textbuches ist höchst einfach und schnell erzählt. Die junge Prinzessin von Hindostan, nach dem Gedichte Moores selbstverständlich schöner als alle Menschenkinder der Welt, wird dem jungen Könige von Bokhara, den sie nicht kennt, verlobt. Die beiderseitigen Väter haben diese wichtige Staatsaction vermuthlich bei einer Schale Mokka und einem schweißtreibenden Schibuk verabredet. Die Prinzessin wird tagelang in einer Sänfte, unter Begleitung einer zahlreichen und glänzenden Suite, der Residenz ihres zukünftigen Gemahls zugeführt. In der Rodenberg'schen Bearbeitung ist die Reise bereits so weit vorgeschritten, daß wir nur die Abenteuer des letzten Tages derselben kennen lernen. Der erfinderische Bräutigam hatte die Aufmerksamkeit, ihr in der verführerischen Gestalt des Feramors einen Sänger und Dichter entgegenzusenden, der ihr auf der ausgedehnten Reise bei der Anwandlung von unvermeidlicher Langeweile die Zeit durch poetischen Zuspruch verkürzen sollte. Solche Gesandtschaft, wie wir sie wiederholt in orientalischen Erzählungen finden, hat indessen ihren gefährlichen Zahn. Der Sänger wird mit jedem Tage durch das Interesse, mit dem ihn die Braut beobachtet und ihm zuhört, dreister und deutlicher, sowohl in Reden als in Geberden und unvorsichtigen Annäherungen, so daß wir es sehr bald unter so verdächtigen Wahrnehmungen vor und in dem Zelte der schönen Prinzessin mit zwei erklärten Liebenden zu thun haben. Fadladin, der

argwöhnische Großvezier von Hindostan, kann den Skandal, das vermessene Untersangen Feramors nicht vertragen, er spricht von Hochverrath, Bastonade, Galgen, und verlangt sofortige Vollstreckung seines Urtheilspruches, indem er nach Balken und Stricken schreit. Peinlicher Moment, der durch die Geistesgegenwart Chosrus, des Gesandten des Königs von Bokhara, denjenigen Grad von Milderung erhält, welches vorläufig gerade ausreicht, das Schrecklichste ungeschehen zu machen. Die Prinzessin wird in der traurigsten Verfassung in die prächtige Vorhalle des kuppelreichen Schalimar geführt. Da endlich entpuppt sich der Sänger, der das böse Spiel getrieben, als der glücklichste Bräutigam und König von Bokhara. Fadladin, von unglaublicher Angst und namenlosem Schrecken gedrängt, bittet um Gnade und erhält sie.

Man könnte nicht sagen, daß durch die eingestreuten Nebenpersonen, die jedoch als solche zu eingreifend gezeichnet sind, aber die Handlung nicht beleben, sondern nur erweitern, der Text ein complicirter sei. Er ist indessen, trotz einiger Längen, vom Dichter dem Componisten so mundrecht gemacht, daß dem Talente Rubinsteins die Wahl blieb, von der anlockenden Vertiefung des lyrischen Elementes einen schnellen Sprung zum dramatischen zu thun, und nach Belieben zu verweilen, wo es ihm passend schien.

Rubinstein, der die Oper bereits vor mehreren Jahren componirte, kehrte in ihr seine ihm anhaftende Dämonie fast gar nicht oder doch sehr verschleiert heraus; die Oper scheint mit einigen allerdings sehr empfindlich das Ohr berührenden Ausnahmen in zufriedener Stimmung entstanden und vollendet worden zu sein, der Text den Componisten durchweg interessirt zu haben. Der Strom der Empfindung, der das ganze Werk durchzieht, ist zwar von einheitlichem Charakter, doch kommt ihm der Zufluß anfänglich aus belebenderen Bezugsquellen entgegen. Im zweiten Acte fließt er, sich auf die Quellenaufnahme des ersten Actes stützend, wie viele Flüsse, ruhig und bedächtig, selten über Klippen und Gestein stürzend. Im dritten Act finden wir ihn in mehrere kleine Arme getheilt, theilweise matt und schwerfällig sich fortbewegend, theilweise ganz versandet: ein Fehler, der allenfalls der etwas schwulstreichen Moore'schen Erzählung nachgesehen werden kann, niemals aber einem dramatischen Werke, das uns, wenn es culminirt hat, den Schluß durch allzu lange Episoden vorenthalten darf. Zunächst verschuldet diesen Fehler der Dichter, obwohl in geringerem Maße als der Componist.

Wenn die Musik in ihrer Melodik, überhaupt in ihrer ganzen Breite wohl die geübte Künstlerhand verräth, aber nahezu spröde und wenig biegsam ausgefallen ist, so gipfelt dieser Vorwurf in dem ganzen musikalisch grotesken Gebahren der wenig ersprießlichen Figur des Fadladin. Rubinstein hat sich hier auf eine Fährte begeben, die ihm fremd ist: der Humor, dies pikant duftende Kraut, wächst nicht auf jeder Fahrstraße, er jagt ihm umsonst nach und wird es nimmer finden, weil seine Spürsäden zu eindringlich andre Zwecke verfolgen. Er wollte einen neuen Osmin schaffen und verfiel dabei, wie es Nachahmern nur zu häufig ergeht, in den Fehler, sein Vorbild zu überbieten Erzeugte Osmin die heiterste und ungetrübteste Laune, so erpreßt der neue Fadladin nur ein gewaltsam erkitzeltes Grinsen. Ist die Mozart'sche weltbekannte Figur ein gewiß specifisch orientalischer Charakter, dem an natürlicher Komik auf der Opernbühne vielleicht nur wenig gleichkommen mag, so gehört die geschraubte Musikspecies der modernen Copie durch ihr unsympathisches, fast beleidigendes Vordrängen zu den mißlungensten Partien, die je einem Baßbuffo zugemuthet worden. Dieser Vorwurf konnte leider nicht unausgesprochen bleiben, da die Person jenes brutalen Großveziers eine allzugroße Zeitausdehnung beansprucht. Trotzdem ihm gewissermaßen die Leitung der Handlung und das Schürzen einer wichtigen dramatischen Situation am Ende des zweiten Actes zufällt, indem er dem verkappten Könige gegenüber eine gefährliche Rolle spielt, trotzdem er in der letzten Scene der Oper, seine Brutalität verleugnend, in überdrastischer Weise um Gnade bittet, setzt jene Scene des Umsinkens vor dem erkannten König und Gemahl Lalla Roukhs nicht die unschuldige Schellenkappe eines carnevalistischen Vergnügens, sondern eines unabwendbaren Mißbehagens auf. Ich will gern zugeben, daß diese musikalisch fast verunglückte Figur, die in der munter gehaltenen Partie der Hafisa einen schwachen Partner findet, demnach ganz allein als Caricatur unter einer ernsten Umgebung sich bewegt, eine außerordentlich schwierige Aufgabe für den Componisten ist. Man denke sich drei Acte hindurch unter ganz lyrisch sich ergehenden Personen einen alten, äußerlich und innerlich widerderwärtigen, sinnlichen, eingebildeten, fast unausgesetzt tobenden, dickbäuchigen Narren, und ich denke, das Gefühl des äußersten Mißbehagens wird erklärt sein.

Mit den genannten Ausstellungen sei aber nun auch der Tadel erschöpft. Des Lobes und der wirksamen Stellen hätte ich vollauf zu verkündigen, wollte ich mich in Einzelheiten verlieren. Die beiden Hauptfiguren Lalla Roukh und Feramors sind vom Componisten in orientalische Romantik, wenn man von einer solchen reden darf, getaucht, wenigstens erzeugt die schillernde Farbenpracht die Vorstellung einer anziehenden Melodik, wie sie dem Osten wohl eigen sein mag. Ein mit unterlaufendes fremdartiges Element, das modern französische, will ich nicht als Contrebande, sondern als einen auf realem Wege ererbten Schmuck, den die Mode bis jetzt noch nicht bei Seite geschafft, gelten lassen. Als Beleg diene das Nachtduett des zweiten Actes, das zwar nicht in dem beseligenden Parfum einer gewissen Narkose sich zu Tode schwimmt, wohl aber schon stark sinnberauschende Symptome zeigt.

Wie nun, um vom Besten der Oper zu reden, der erste Act an Frische der Erfindung die beiden folgenden übertrifft, so birgt auch er die auserlesensten Partien, die Höhepunkte des ganzen Werkes. Hierzu gehört obenan das erste Finale von der Stelle an, wo der Muezzin sein „Allah il Allah" ertönen läßt. Hier zeigt sich Rubinstein als berufener Herr einer Opernpartitur. Alles athmet dramatisches Leben: der Gegensatz zwischen der Monotonie religiösen Brauches zu dem eingestreuten Liebesgeflüster, ohne daß eins auf das andre störend wirkt oder eins dem andren untergeordnet wäre, bekundet die künstlerisch sichtende Hand des Berufenen.

Auf das Publicum wirkte die originelle Balletmusik des ersten Actes zündend, und sie verdiente den Beifall, den sie hervorrief. Charakteristisch mögen darin die Becken-, Triangel- und Tambourinschläge auf den Niederschlag jedes Tactes sein, sie wirken aber doch durch ihre architektonische Geradlinigkeit auf die Dauer ermüdend, wenigstens hätte ich einige rhythmische Rückungen dieser Instrumente gewünscht, und ich glaube, sie würden der Musik keinen Schaden zugefügt haben.

Der „Feramors" des Herrn Niemann war eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Leistung; nur einem so hochstehenden Künstler konnte es gelingen, die an und für sich indifferente Persönlichkeit des verkleideten Königs zum thatsächlichen Mittelpunkt des dramatischen und musikalischen Interesses umzuwandeln. Die Damen Frau Mallinger, Frau Lammert, die Herren Oberhauser und Fricke, letzterer in seiner undankbarsten Rolle, repräsentirten mit bemerkenswerther Theilnahme die Musik Rubinsteins, während das Ganze durch das Scepter Carl Eckerts mit Straffheit zusammengehalten wurde.

H. Krigar.

Notizen.

Die Vorgänge in Frankreich nahmen sich in der letzteren Zeit ziemlich verworren aus. Die europäische Reaction horchte hoch auf und glaubte die Zeit gekommen, wo ihr Weizen wieder aller Orten blühen werde. Die Selbstbestimmung Frankreichs, zumal im Wege einer Republik, ist ihr natürlich ein Dorn im Auge. Ein Scheitern des Versuchs würde von den politischen Dunkelmännern jauchzend begrüßt werden. Sollte gar eine Emeute darüber ausbrechen und auf den Pariser Boulevards Blut fließen, so würde das Wohlbehagen jener Galerie sich womöglich noch steigern. Die französischen Radicalen scheinen einmal wieder in den Parteikrieg schmählich verbissen. Sonst müßten sie des Schadens inne werden, mit welchem ihr Treiben das Ansehen Frankreichs nach außen und schließlich sie selbst bedroht. Allerdings sah es in dem unruhigen Nachbarlande zur Zeit der Commune und bei anderen Gelegenheiten noch viel schlimmer aus. Trotzdem hat sich Frankreich wiedergefunden, hat in seiner Weise gearbeitet und gespart. Und so ist dort auch jetzt noch nicht aller Tage Abend. Die Exkaiserin wird mit der Depesche, die ihren Sohn von den Zulus zurückberufen soll, damit er sich den bezahlten und polizeilich gedrillten Wählern des allgemeinen Stimmrechts präsentire, noch etwas warten können. Ebenso die von den continentalen Preßbureaus eingefangenen Leitartikelschreiber, welchen

irgend eine ausgegebene officiöse Parole stets wie Himmelsmanna hoher Offenbarung erscheint. Auch sie werden die Verherrlichung des bonapartistischen Auferstehungsfestes noch auf bessere Zeiten verschieben müssen. Der legitimistische Roy mag sich weiter bespiegeln und von seinen geistig bezopften Intimen als Majestät haranguiren lassen. Die Orleans werden fernerhin nachdenken, ob das Sprichwort lügt, oder ob wirklich nur, wer etwas wagt, auf Lohn und Gewinn hoffen darf. Seltsamer Weise hat ein sehr naher Verwandter des Fürsten Gortschakow vor nicht langer Zeit in Dresden, wo er Rußland vertrat, in einem Gespräch mit einem südeuropäischen Diplomaten, der zugleich hier und am sächsischen Hofe beglaubigt ist, als dieser Gambettas Chancen für die künftige Präsidentschaft erwähnte, kopfschüttelnd bemerkt, der einstige Präsident Frankreichs werde nicht Gambetta, sondern der Herzog von Aumale sein! Die Prophezeiung hatte natürlich denselben Werth wie der frühere Toast des Kaisers Alexander auf den Erfolg des Prinzen Louis Napoleon, über welchen seine Mutter in Verzückung gerieth und der auch in einem Theil der deutschen Presse eine Zeit lang nachzitterte. Es wird natürlich unter den Diplomaten gerade soviel, wenn nicht noch mehr, gekannegießert, wie unter den Journalisten. Aber es ist doch immerhin pikant, daß, während die Orleans in Berlin tödtlich gehaßt sind, unsere guten Freunde, die Russen, ihnen trotz alledem eine Zukunft nicht absprechen wollen. Jedenfalls sind in Frankreich alle Prätendenten auf der Lauer, und wer es dort mit der gegenwärtigen Staatsform ehrlich meint, mag sich vorsehen, daß nicht trotz aller Schönthuerei auswärtige Intriguen im Bunde mit heimischen Kronräubern der zartgebauten Republik das jungfräuliche Diadem entreißen. Sollte einer hochverrätherischen Coalition der gottverlassenen äußersten Rechten mit verrückten Radicalen früh oder spät der Sturz des gegenwärtigen französischen Ministeriums wirklich gelingen, so wäre es namentlich schade um den Minister Waddington. An seiner correcten Haltung inmitten der Verwickelungen der Gegenwart sind alle hinterlistigen Versuche, Frankreich in einen spitzen Gegensatz zu England zu bringen, oder sonstwie in diplomatische Umtriebe zu verwickeln, vollständig gescheitert. Die Gewohnheit, überall Verschwörungen zu wittern, hat Frankreich, wenn man gewisse Leute hörte, namentlich im Orient bald diese bald jene bedenkliche Position nehmen lassen. Aber alle derartige Manöver haben ein klägliches Fiasco gemacht. Was im Allgemeinen während der letzten Zeit in orientalischen Dingen an publicistischen Tollheiten geleistet wurde, spottet jeder Beschreibung. Ganz zuletzt hat die mysteriöse albanische Liga eine große Rolle dabei gespielt. Die Albanesen sollten bald von dieser bald von jener Regierung für ihre Zwecke verwandt werden. In Wahrheit sind sie durchweg Strauchdiebe und Banditen. Als ein von Paris nach Constantinopel Ende der sechziger Jahre versetzter Gesandter, der im Orient gut Bescheid wußte, sich bei dem Kaiser Napoleon verabschiedete, fragte ihn dieser, welche Bewandtniß es eigentlich mit den Albanesen habe. Der Gesandte erzählte darauf eine Anekdote, die dem träumerischen Cäsar ein Lächeln entlockte. Ein getaufter Albanese hatte während der Beichte allerlei Ermahnungen des Popen zu bestehen gehabt. Der Seelsorger drohte ihm schließlich, wenn er sich nicht bessere, mit den Qualen der Hölle, worauf der Neophyt ausrief: Ich soll in die Hölle kommen. Wird dort auch gut bezahlt?! Und mit solchen Elementen soll ein neues Staatswesen in der östlichen Himmelsgegend gegründet werden. Bis jene Völkerschaften auf eigenen Füßen stehen, wird noch mancher Tropfen gebrannten Wassers die russischen Kehlen hinabfließen.

* * *

Ein ungedruckter Brief von Hector Berlioz.

Mitgetheilt von H. Ehrlich.

Die im verflossenen Jahre veröffentlichten Memoiren und Briefe von Hector Berlioz haben wieder die Aufmerksamkeit auf einen edlen Componisten gelenkt, der im Leben, mit den seltensten Ausnahmen, nur begeisterte Bewunderer oder verspottende Gegner gekannt hat. Der hier der Oeffentlichkeit übergebene, an mich gerichtete Brief ist, besonders in der Nachschrift, insofern sehr interessant, als das sanguinische, schnell von tiefer Niedergedrücktheit zum hellen Jubel übergehende Temperament, der in Paradoxen sich gern bewegende Geist und das wohlwollende und gläubige Gemüth des Autors sich darin zu erkennen geben.

Zum genaueren Verständnisse der Nachschrift diene Folgendes: Im Sommer 1853 war ich mit dem seligen Ernst, dem berühmten Geiger, in Baden-Baden zu Concerten engagirt, die wir sehr bald aufgaben, weil es langweilig war, einem Spiel-Badepublicum klassische Musik vorzuspielen. Berlioz kam, um seinen „Faust" zum jährlichen „Festival", das den Wettrennen vorausging, einzustudiren. Er kannte mich von Paris, beobachtete aber eigenthümliche Zurückhaltung. Eines Tages, als ich auf seinen Wunsch mit Ernst ihm und der Frau v. Kalergi (später Frau v. Mouchanoff) Duos von Bach in meiner Wohnung vorgespielt hatte, begann er ein Kunstgespräch. Wir kamen auf das „Wahre" zu sprechen; er spottete über den Ausspruch Boileaus: Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable, und meinte: y-a-t-il quelque chose de plus absurde que ce postulat? Ich entgegnete ihm: das Wahre könne zwar nicht immer schön sein, aber das Schöne sei immer wahr, wenn auch nicht im alltäglichen Sinne; das Absurde könne zwar manchmal geistreich scheinen, bliebe aber haltlos, während das Wahre nicht amüsant zu sein braucht. Ich spielte ihm aus dem Gedächtnisse Vieles aus seinen Compositionen vor und deutete an, was mir wahr und schön und was mir nur geistreich combinirt erschien. Er war im höchsten Grade überrascht, daß ich so Vieles von ihm und so genau kannte, bat mich um Entschuldigung, daß er mich gegnerischer Gesinnungen beargwohnt hatte, und gab mir bei jeder Gelegenheit Beweise des wärmsten Antheils. Nur meine Bemerkungen über das Wahre und Absurde scheint er nicht ganz verwunden zu haben, wie die Nachschrift des Briefes erkennen läßt.

Mon cher Monsieur Ehrlich.

Recevez mes remercimens pour Votre aimable souvenir. J'arrive de Dresde & Votre lettre vient me surprendre agréablement aussitôt après mon retour. J'ai été bien contrarié lors de mes deux voyages à Hanovre de ne pas Vous y trouver — — — —. Les artistes & le public & le Roi & la Reine m'ont comblé de toutes les marques d'intérêt & de sympathie possibles. Quant à Dresde & aux quatre concerts que je viens d'y donner je ne puis Vous dire que ceci, j'en étais énivré de joie; jamais de ma vie je ne fus à pareille fête, ni je n'obtins une telle éxécution! Faust, dans les deux derniers actes surtout a produit unc impression vraiment extraordinaire, ainsi que Roméo & Juliette, & la fuite en Egypte. Et je me moque bien joyeusement des niaises stupidités des critiques cacochymes de Dresde & de leurs comiques reproches d'impiété & d'immoralité — — — — Mille amitiés sincères, je ne sais ou je Vous reverrai, mais ne me laissez pas si longtemps privé de Vos nouvelles, & tachez de me donner quelque occasion de Vous être agréable, je Vous en serai bien reconnaissant.

Votre tout dévoué

H. Berlioz
19 rue de Boursault.

Paris 10 mai 1854.

„Évidement l'absurde est le vrai, car si l'absurde n'était pas le vrai, Dieu serait cruel d'avoir mis dans le coeur de l'homme un si grand amour de l'absurde."

Le Docteur Berlioz, mélanges théologiques Page 27 volume 102.

* * *

Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

Oscar Arlaud, der wackere und kenntnißreiche Herausgeber dänischer geflügelter Worte (Bevingede Ord, Kopenhagen 1878) sagt S. 158 und 159 seines Buchs: 'Es ist möglich, daß Büchmann Recht hat, wenn er sagt, daß Wieland mit folgendem Vers in „Musarion":

Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht;
Sie seh'n den Wald vor lauter Bäumen nicht;

der Schöpfer der Redenart „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen" geworden ist; aber der Gedanke ist weit älter als Wieland, da schon Agricola „die Stadt vor lauter Häusern nicht sehen" hat.'

Im Agricola findet sich jedoch meines Wissens diese Redenart nicht. Auf meine Anfrage bei Herrn Oscar Arlaud erwiderte dieser, daß er Agricola als Quelle des Sprichworts in Eiseleins Sprichwörtern gefunden habe. Eiselein ist aber als ganz unzuverlässig anzusehen. In den 1639 zu Lübeck erschienenen „Eutrapeliae", 3. Hundert, Nr. 7—29 werden nun närrische Reden und Wendungen eines M. Gaulard mitgetheilt, welcher „ein vornehmer und in seinem Sinne ein gar verständiger Edel-

mann in der Grafschaft Burgund ware", und unter Nr. 24 wird erzählt: „Nachdem er zu Paris angelangt und durch die Gassen hindurch spazirte, vermeldet er: Ein jeder sagte mir, was für eine schöne große Stadt ich sehen würde. Aber nun bin ich wol genug geäfft worden, indem man selbige, wegen der Menge der Häuser, so das Gesicht verhindern, fast gar nicht kann sehen." Zincgref-Weidner wiederholt dieses Geschichtchen in „Apophthegmata", 1653, S. 55.

In „Les bigarrures et touches du seigneur des Accords. Avec les Apophthegmes du Sieur Gaulard. Et les Ecraignes dijonnoises. Dernière édition, revue et de beaucoup augmentée. Paris, Jean Richer, 1603" findet sich unter dem besondern Titel: „Les contes facétieux du sieur Gaulard, Gentilhomme de la Franche Comté Bourguignotte (sic!)" Folgendes: „Quand il fut à Paris, passant par les rues, il disait: Chacum me disait que je verrais une si grande et belle ville, mais on se moquait bien de moi; car on ne la peut voir, à cause de la multitude des maisons qui empêchent la vue." Diese französische Quelle haben die Entrapeliae und Zincgref-Weidner ohne Zweifel benutzt. Wieland scheint also nur die alte ursprüngliche Redenart umgestaltet zu haben. Georg Büchmann.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In Nr. 8 der „Gegenwart" fragt J. A. Scartazzini mit Bezug auf Dantes Gemma: „Wer hat sie besungen? Dante? Ach nein! Die Zeitgenossen? Nein! Die Nachwelt? Auch nicht! Wer hat sie denn besungen? Niemand!" Das hat aber doch Jemand gethan, und zwar die geschätzte Dichterin und Dante-Uebersetzerin Josepha von Hoffinger; ihr aus sieben Strophen bestehendes Gedicht „Dantes Gattin" findet sich auf S. 189 und 190 ihrer „Kronen aus Italiens Dichterwalde" (Halle 1868).

Hochachtungsvoll

Halle a/S., 25. Febr. 1879. G. Emil Barthel.

* *

Sehr geehrte Redaction!

In einem in Nr. 10 der „Gegenwart" enthaltenen Artikel: „Die Mediciner und die Schule", fühlt ein „Philologus" sich berufen, eine Reihe von Anschuldigungen gegen den ärztlichen Stand zu richten, deren Mehrzahl wir unberücksichtigt lassen können. Nur ein Vorwurf verdient eine Entgegnung; es ist die Behauptung, wonach die Aerzte theils aus Opposition gegen die Schule, theils aus Connivenz grundlose Zeugnisse abgeben. Sind dem Verf. einzelne Beispiele bekannt, wo Aerzte „jedem Beliebigen Zeugnisse ausstellen, die ihn vom Turnen dispensiren", wo „freche Buben, die gestraft werden sollten, mit einem ärztlichen Zeugniß drohten und es auch am folgenden Tag beibrachten", so mag er diese nennen und beweisen und er wird sich unsern Dank verdienen. Wenn er aber daraus die verallgemeinernde Consequenz zieht, daß „der Arzt in der Mehrzahl der Fälle Partei gegen den Lehrer, gegen die Schule ergreift", daß „der Hausarzt bei faulen, arbeitsscheuen Kindern mit Vergnügen Ueberbürdung von Seiten der Schule constatirt", so ist das eine Beleidigung unseres Standes, für welche wir nur ein mitleidiges Achselzucken haben.

Auf die Logik des Verfassers, welcher selbst die Ueberlastung des Gymnasiums in den letzten Jahrzehnten zugesteht, dieselbe Behauptung aber, sobald sie von ärztlicher Seite ausgeht, als unberechtigt zurückweist, wollen wir nicht näher eingehen. Männern seiner Art — es sind deren hoffentlich nicht Viele — würden die deutschen Aerzte wohl nicht jenes imposante Vertrauensvotum gegeben haben, wie solches in den Gutachten der deutschen Aerztevereine bei der Frage der Zulassung der Realschul-Abiturienten zum medicinischen Studium dem Gymnasium ertheilt worden ist. Wir haben es ausgesprochen, daß wir neben dem Festhalten an der klassischen Bildung eine bessere Cultivirung des intuitiven und inductiven Unterrichts auf dem Gymnasium für möglich halten, ohne eine Ueberbürdung der Schüler herbeizuführen, — und wir wollen an dieser Anschauung festhalten, ohne uns durch das Beispiel eines Einzelnen zu allgemeinen Schlüssen verleiten zu lassen.

Auch dürfen wir wohl begründete Zweifel hegen, ob die Fachgenossen des „Philologus" von der durch ihn gelieferten Probe einer inductiven Methode, welche aus vereinzelten, ungenau beobachteten Thatsachen allgemeine gültige Folgerungen ziehen will, sonderlich erbaut sein werden.

Hochachtungsvoll

E. 9. März 1879. G.

* * *

Frankfurt a. M., 1. Febr. 1879.

An die Redaction der „Gegenwart".

Ich habe mit vielem Interesse den verdienstvollen Artikel „Zur Beurtheilung der neueren niederländischen Literatur" von W. L. van Helten in der letzten Nummer Ihres Blattes gelesen. Ich finde darin ganz besonders das Urtheil über „Hänschen Siebenstern und Lideweide" zutreffend, auch mit dem, was der Verfasser über die vortrefflichen Novellen Cremers sagt, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Es scheint ihm aber entgangen zu sein, daß die Reclam'sche Bibliothek eine Anzahl von Uebersetzungen der Novellen aus der „Betüwe" enthält, worunter namentlich die feinen Schilderungen „auf der Eisenbahn", „die Pfauenfeder", „der Holzwurm", die prächtige Humoreske „Gerrit und sein Sohn Gisbert auf der Kirmes zu Amsterdam" sich hier schon ziemlich viel Freunde erworben haben. Vielleicht interessirt es Herrn van Helten, wenn er auf diesem Wege erfährt, daß so seinem Wunsche schon entsprochen ist.

Ich empfehle mich Ihnen achtungsvoll.

Ernst Langenbach.

Bibliographie.

Hase, Dr. Carl, des Culturkampfes Ende. Eine Denkschrift. 3. verm. Aufl. 8. (VII, 80 S.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1. 50.

Schleiden, Dr. R., die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder. (79 S.) Berlin, Springer. 1. 40.

Dahn, Felix, Sühne. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. (VI, 142 S.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 3. —

Aus St. Jacobi. Eine Recapitulation von A(lbrecht) W(eber). 8. (29 S.) Berlin, Schlesier. — 50.

Britannia-Bibliothek. 6—8. Bd. 8. Straßburg, Schultz & Co. 10. — Inhalt: Die Abtei von Pomeroy. Von der Verf. v. „East Lynne". Ins Deutsche übertr. von Marie Orm. 3 Bde. (232, 224 und 236 S.)

Büchmann, der rothe. Classische Citate mit social-demokrat., christlich-socialen und Centrummist., nebst verschiedenen und vielen anderen Extempores. Von Parvulus Mastix. 8. (IV, 92 und IX S.) Leipzig, Bachmann. 1. 60.

Vilmar, Dr. Otto, zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten. 4. Aufl. gr. 8. (VIII, 303 S.) Marburg, Elwert's Verlag. 2. 40.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Proff. DD. G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg, v. Oppolzer, Schenk, Geh.-R. Prof. Dr. Schlömilch, Proff. DD. G. C. v. Wittstein, v. Zech. 1. Abth. Handbuch der Botanik. 1. Lfg. Lex.-8. (1. Bd. VI u. S. 1—146 mit eingedruckten Holzschnitten.) Breslau, Trewendt. 3. —

Jahrbuch, geographisches. 7. Bd. 1878. Unter Mitwirkung von A. Auwers, G. v. Boguslawski, G. Bruhns ꝛc., herausgegeben von E. Behm. br. 8. (VI, 665 S.) Gotha 1878, J. Perthes. 10. —

Oscar II., König von Schweden und Norwegen. Gedichte und Tagebuchblätter. Im Versmaße der Orig. mit Allerhöchster Autoris. übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Emil J. Jonas. gr. 8. (V, 207 S.) Oberhausen, Spaarmann. 6. —

Peth, Jac., Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. gr. 8. (XIV, 352 S.) Mainz, Prickarts. 4. 50.

Inserate.

Illustrirte Classiker-Ausgaben
geeignet als
Confirmations-Geschenke.

Chamisso's Werke. 2 Bde. geb. *M.* 7.50.
Chamisso's Gedichte. gb. m. Goldschn. *M.* 4.50.
Goethe's Werke. In 10 Bde. geb. *M.* 30.—
Goethe's Aus meinem Leben. 2 Bde. geb. mit Goldschnitt *M.* 9.—
Hauff's Werke. 4 Bde. geb. *M.* 15.—
Hauff's Lichtenstein. Renaiss.-Einb. *M.* 5.—
Körner's Werke. 2 Bde. geb. *M.* 6.—
Lessing's Werke. 8 Bde. geb. *M.* 30.—
Lessing's Meisterdramen. geb. m. G. *M.* 4.50.
Schiller's Werke. 6 Bde. geb. *M.* 22.50.
Schiller's Gedichte. Renaiss.-Einb. *M.* 5.—
Schiller's Wallenstein. Renaiss.-Einb. *M.* 5.—
Shakespeare's Werke. 8 Bde. geb. *M.* 30.—

Bodenstedt's Album deutscher Kunst und Dichtung. eleg. geb. *M.* 13.50.
Stolter's Compaß auf dem Meere des Lebens. eleg. geb. *M.* 6.—

G. Grote'scher Verlag in Berlin.

Neuer Verlag von Theobald Grieben in Berlin.

Mehr Licht!

Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darstellung von **E. Last.** Elegante Ausstattung 5 *M.*, fein geb. 6 *M.* 50 *S.* Soll die Philosophie, die Retterin in schweren Lebensnöthen, die Leuchte auf dem Lebenswege, mit ihren werthvollen Besitzthümern dem deutschen Volke ewig fremd bleiben? — Hier ein wirklich populäres, für alle Gebildeten bestimmtes Werk, das den Geist der beiden großen Philosophen überliefert und deren Hauptgedanken klar und anschaulich darstellt ohne die schwierige Form, in welcher dieselben ursprünglich gegeben wurden.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde.
Pr. 9 *M.* eleg. geb. 10 *M.*

Im Verlage von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in **Hannover** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Einführung Shakespeare's in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben
von
M. Petri.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.
Eleg. geheftet 4 *M.* 80 *S.* Eleg. gebunden 6 *M.*

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau, erscheint in Kurzem:

Dorfgeschichten.
14 Klavierstücke
von **Theodor Kirchner.**

Opus 39. **Heft I.** 1. Grossvater erzählt von der guten alten Zeit. 2. Unter der Eiche. 3. Der verdriessliche Fagottist. 4. Schlechtes Wetter. 5. Regenbogen. 6. Menuett. 7. Im Mondenschein.
„ **Heft II.** 8. Jagdlied. 9. Zwiegesang. 10. Ländler. 11. Gondellied. 12. Bauerntanz. 13. Bruder Eduard muss läuten gehen. 14. Zum Abschied.

Soeben erschien:
Theodor Kirchner, Opus 37. **Vier Elegien** für Pianoforte. No. 1. 2. 3. 4. à 0,75. Cplt. in 1 Bde. 3,00.
Theodor Kirchner, Opus 38. **Zwölf Etuden** für Pianoforte. Heft I. II. III. IV. à 2,50.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.
Von **Otto v. Corvin.** Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**

Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 *S.*, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 *M.*
Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Porträtsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten 2c.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.
Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Geschenk für Confirmandinnen! Prachtwerk!

In dem untenstehenden Verlage erschien und ist in allen grösseren Buchhandlungen vorräthig:

Die schönste Rose der Welt.
Ein Märchen von Andersen.
Illustrirt von
Julie von Kahle.
Farbendruck von W. Loeillot.
Prachtband hoch 4°. Preis 36 *M.*

Urtheile der Presse:

„Die Innigkeit der Empfindung, die Delicatesse der Ausführung u. die sinnigen Beziehungen zu dem Entwicklungsgang der Frau eignen dies Buch im Besonderen zu einem gewiss überall dankbar begrüssten Confirmations-Geschenk etc." *(Tribüne).*

„Ein Prachtwerk, welches seine Stelle auf dem Geschenktisch religiös erzogener Töchter u. Frauen vorzüglich schmücken wird." *(Vossische Ztg. L. Pietsch.)*

„Das Buch gibt Zeugniss von einem sehr distinguirten Geschmack u. empfiehlt sich besonders zu ein. künstlerisch werthvollen Geschenk f. Frauen u. Mädchen." *(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)*

„Eine hervorrag. Publikation, welche den ersten Schöpfungen dieses Genre wenigstens ebenbürtig zur Seite tritt." *(Hannöv. Tageblatt.)*

„Ein reizendes, hohen künstlerischen Werth besitzendes Werk." *(Düsseldorfer Zeitung.)*

„Wunderprächtige, stimmungsvolle Farbenbilder." *(Deutsche Ztg. in Wien.)*

„Das liebliche Märchen blüht hier im Glanz der zartesten Farben zu neuem Leben auf." *(Deutsche Rundschau.)*

„Ein wahres Schmuckkästlein, so recht bestimmt, den Geschenktisch einer liebenswürdigen Frau, einer geliebten Tochter zu schmücken." *(National-Ztg.)*

„Zehn mit gleicher Liebe, mit gleicher Farbenpracht verherrlichte Blätter." *(Post).*

„Ein feiner wählerischer Geist spricht sich in den Details des praktisch durchgeführten Stilllebens aus." *(Schlesische Zeitung.)*

„Die Vereinigung von wahrhaft genial entworfenen Rosen, von Figuren, Schrift und Arabesken macht es zu einem Prachtwerk von seltenem Reize." *(Königsberger Hartung'sche Zeitung.)*

„Ein Prachtwerk im vornehmsten Style." *(Frankfurter Zeitung.)*

„Vollendet wie die Compositionen ist die Wiedergabe der schönen Aquarelle im Farbendruck." *(Bremer Nachrichten.)*

Die Verlagshandlung von R. Wagner.
Berlin, Halleschestr. 18.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 12. Berlin, den 22. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands südafrikanische Verlegenheit. Von Friedrich von Hellwald. — China und seine politische Stellung zur Außenwelt. Von B. M. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Nicht die Rose, nein, die Rebe. Von Friedrich Hornfeck. — Goethe und Charlotte Kestner. Von Hermann Kindt. — Fürst Wjäsemski. I. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Englands südafrikanische Verlegenheit.

Von Friedrich von Hellwald.

„Erst kommt Missionär, dann kommt Consul, dann kommt Armee," — so äußerte sich einst, wie Lord Dufferin unlängst in der Londoner geographischen Gesellschaft erzählte, der nunmehr berühmt gewordene Kaffernkönig Ketschwayo einem englischen Missionär gegenüber, welcher ihm die Segnungen brittischer Civilisation und Freundschaft anpries. Es ist sehr verzeihlich, daß die Engländer auf den Barbaren, welcher ihnen am Tugelaflusse eine so empfindliche Niederlage beibrachte, nicht gut zu reden sind, ferner stehende und unbetheiligte Beobachter werden aber nicht umhin können, dem Zulufürsten eine gute Dosis Scharfblick zuzusprechen, denn in wenigen Worten charakterisirte er aufs Treffendste den regelmäßigen Verlauf der Dinge überall dort, wo unter uncivilisirten Racen, sagen wir meinethalben Wilden, Britten Fuß fassen. Auch in Südafrika kamen im Allgemeinen die Dinge so, doch traten noch einige verwickelnde Umstände hinzu, welche die vollste Würdigung erheischen, will man von der Tragweite der gegenwärtigen Verlegenheit, worin England sich in Südafrika befindet, eine richtige Vorstellung erhalten. Von vornherein darf man indeß, ohne ernstlichen Widerspruch besorgen zu müssen, kühnlich behaupten, daß diese Verlegenheit eine naturgemäße Folge der Politik ist, welche das Kabinet von St. James im südlichen Afrika befolgte. Daß dieselbe keineswegs die Billigung aller Denkenden in England selbst findet, dies zeigt aufs Schlagendste ein eingehender Aufsatz im Januarhefte 1877 der Quarterly Review, worin eine in südafrikanischen Dingen wohlbewanderte Feder die Geschichte der englischen Verwaltung und Politik in den Caplanden einer scharfen Prüfung unterzog und zu Schlüssen gelangte, welche für dieselbe durchaus nicht schmeichelhaft, ja nicht einmal sehr ehrenvoll lauten. Allerdings fand der Kritiker sofort wieder seinen Kritiker, welcher in dem nächsten Aprilhefte der Edinburgh Review den Beweis zu erbringen sich bemühte, daß Albions Verhalten in Südafrika im Großen und Ganzen ehrenhaft, weise und erfolgreich gewesen sei. Freilich waren diese Aufsätze vor der Annexion der südafrikanischen Republik (Transvaal) und des daraus entstandenen jetzigen Kaffernkrieges geschrieben, und es wäre nicht uninteressant zu vernehmen, wie diese jüngsten Ereignisse in den Rahmen einer „ehrenhaften, weisen und erfolgreichen" Politik eingefügt werden können. Indeß sind wir glücklicherweise in der Lage, die Bildung unseres Urtheiles nicht auf die sich gegenüberstehenden Parteimeinungen der Engländer gründen zu müssen, sondern verfügen über zahlreiche völlig unparteiische Quellen, nämlich über die Beobachtungen einsichtsvoller und an dem ganzen Streite ganz unbetheiligter Deutscher. Die trefflichen Arbeiten des Dr. Gustav Fritsch, eines Gelehrten, den man dermalen wohl in jeglicher Hinsicht für einen der besten Kenner Südafrikas halten muß, gewähren in den Grundfragen, um die es sich hier handelt, unvergleichlich mehr Licht, als eine ganze lange Serie von Parliamentary Papers, woraus die brittischen Pamphletisten ihre Weisheit schöpfen. Während Letztere auswählen, was ihnen für ihre Zwecke eben paßt und die herangezogenen Argumente wiederum blos die subjectiven Ansichten von Männern sind, welche als Militärs oder Politiker an der Verwaltung der Colonien betheiligt waren, also bei ihrer Ankunft schon einer bestimmten Parteistellung angehörten, der sie auch meist ihre Anstellung verdankten, keinesfalls als einfache objective Beobachter oder gar der wissenschaftlichen Forschung willen ins Land kamen, tragen die Berichte der Deutschen, welche — von den unteren Klassen natürlich abgesehen — fast immer ein wissenschaftliches Interesse leitete, den Stempel unverkennbar ungeschminkter Wahrheitsliebe und objectiver Beurtheilung. Unter den neueren Erscheinungen dieser Art möchte ich ganz besonders auf das vorzügliche, ungemein lehrreiche Buch Ernst von Webers „Vier Jahre in Afrika" (Leipzig 1878. 8. 2 Bde.) aufmerksam machen, welches in die südafrikanischen Verhältnisse den tiefsten Einblick gestattet und von einem Manne herrührt, dessen Begeisterung für humanitäre Ziele auch von keinem Britten, geschweige denn von einer brittischen Regierung übertroffen werden kann. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die Urtheile aller dieser unverdächtigen Zeugen keineswegs auf eine Bestätigung, vielmehr auf das gerade Gegentheil einer „ehrenhaften, weisen und erfolgreichen" Politik der Engländer hinauslaufen und uns in dem Verfasser des obengedachten Aufsatzes in der Quarterly Review einen Mann bewundern lassen, welcher — eine rara avis — seinen von ihrer Ueberlegenheit sehr eingenommenen Landsleuten mit rückhaltloser Offenheit die freilich sehr bitter schmeckende Wahrheit zu sagen den seltenen Muth fand. Auf die vielerlei Einzelnheiten und strittigen Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort; reichlich bieten sie Stoff zu einem ganzen Buche, welches sicherlich zu den interessantesten gehören würde; ich will mich hier, wie es der Rahmen einer Wochenschrift nicht anders gestattet, auf das bloße Hervorheben der allerwichtigsten Gesichtspunkte beschränken.

Die Capcolonie oder das Capland, in welchem die Britten zuerst Fuß faßten in Südafrika, ist keine Colonie der Engländer, sondern ein erobertes Gebiet, in welchem schon Weiße einer anderen europäischen Nation ansässig waren. Die Niederlassungen am Cap der Guten Hoffnung hatten die Holländer

gegründet und den Niederlanden nahm Großbritannien die Colonie im Pariser Frieden 1814 ab, nachdem es sich derselben schon 1795 und 1806 bemächtigt, um den Schlüssel des Seeweges nach Indien nicht etwa in die Hände Frankreichs fallen zu sehen, welches damals ja in den Niederlanden herrschte. Wie heute in Bezug auf den Suezkanal und die orientalische Frage, so ward hinsichtlich des Caps Englands Haltung schon damals ausschließlich von seinen indischen Interessen dictirt. Von allem Anfange an stand demnach im Caplande den brittischen Herren eine compacte holländische Bevölkerung, die sogenannten Boers (Bauern, spr. Buhr) gegenüber, welche den von ihnen völlig unverschuldeten Wechsel der Dinge nur mit Mißmuth ertrugen. Nicht wie in anderen Theilen der Erde hatte England es hier blos mit einem, sondern mit zwei fremden Volks- und Culturelementen zu thun, mit den uncivilisirten, wilden Eingebornen, den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern, und auch mit den holländischen Boers, deren Gesittungsstufe allerdings gegen jene der Engländer in beträchtlichem Rückstande sich befand und heute noch befindet. Man darf nun ungescheut behaupten — die Geschichte dient als unwiderleglicher Zeuge — daß die Politik der Engländer gegen die einen ebenso verkehrt war wie gegen die anderen.

Erst im Jahre 1820 fand, da in der ansässigen Bevölkerung bis dahin brittisches Element noch gar nicht vorhanden war, zur Kräftigung der englischen Herrschaft die erste größere Einwanderung von Engländern, Schotten und Iren statt, welche sich im Osten des Landes niederließen und dort allmählich verdichteten. So ward im Caplande selbst zwischen Ost und West ein unheilvoller Gegensatz in Volk, Sprache und Sitten geschaffen, der auch heute noch von allergrößter Bedeutung ist. Der Westen, mit seiner überwiegenden Kopfzahl, ist holländisch und ackerbauend, aber ärmer, der Osten englisch und handeltreibend, aber reicher. Anfangs ging jedoch Alles ziemlich glatt; Boers und Regierung kamen mit einander leidlich aus, bis das Verhalten der Letzteren gegenüber den wilden Eingebornen den ersten Mißton in dieses Verhältniß brachte. Die Boers, die ältesten Ansiedler, hatten ihren Grund und Boden seinerzeit natürlich von den Eingebornen mühsam errungen und hatten denselben wenigstens in den Grenzregionen noch beständig gegen die Angriffe der räuberischen Wilden mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen. Zwischen den Schwarzen und den Boers bestand demnach eine dauernde Fehde, welche dem beidertheiligen Gesittungsgrade entsprechend geführt wurde. Was die Boers betrifft, so sind sie zweifelsohne in Folge ihrer völligen Abgeschiedenheit vom Mutterlande stark zurückgeblieben und die Urtheile über sie klingen sehr mannichfaltig. Englische Federn schildern sie zumeist in den schwärzesten Farben: roh, beschränkt und unwissend, bigott und fanatisch. Die heidnischen wilden Kaffern und Hottentotten waren in den Augen der Boers keine Menschen, sondern bloße schepsels, d. h. Geschöpfe ohne jegliche Rechte; die Sklaverei derselben selbstverständlich. Lichtseiten kennen solche Darstellungen an den Boers gar nicht. Deutsche Forscher belehren uns indeß, daß bei manchem Richtigen in diesem Gemälde ein gut Stück Uebertreibung mit unterläuft; bei aller Einfalt und primitiven Rohheit der Sitten steht Ernst von Weber nicht an, in dem Boer einen entschiedenen Pionnier der Cultur in Afrika zu erblicken. Der Boer war allerdings Sklavenhalter, wie in früherer Zeit ja alle Colonisten überhaupt, es stellte sich indeß heraus, daß die Sklaverei im Caplande einen durchaus patriarchalischen, milden Charakter trug und noch trägt, wenn die Anschuldigungen wahr sein sollten, daß im Oranje- und Transvaalgebiete noch bis in die jüngste Zeit Sklaven gehalten wurden.

Für die herbe, dem Menschenfreunde freilich schmerzliche culturgeschichtliche Wahrheit, daß für wilde Racen die Sklaverei, sogar wenn mit den häßlichsten Ausschreitungen verbunden, immerhin eine Schule der Gesittung bildet, daß der Naturmensch, soll er nicht zu Grunde gehen, zur vernünftigen Freiheit erst langsam erzogen werden will, die Bande, welche ihn der civilisirteren Welt unterordnen, nicht plötzlich gesprengt, sondern nur sehr allmählich gelockert und erst nach langer Zeit gänzlich gelöst werden dürfen, — für diese Binsenwahrheit hat das englische Volk niemals das geringste Verständniß besessen. Von christlichen Ideen erfüllt, strebt es vielmehr auch die christlichen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschenkinder in praktische Wirklichkeit zu übersetzen, und beobachtet, officiell wenigstens, jene Politik barbarischer Humanität, welche die angebliche Befreiung und Beschirmung wilder Stämme um den Preis unsagbaren Elends anderer Menschen und obendrein meist noch mit Strömen von Blut erkauft. Der sonst so praktische Engländer merkt nicht, daß er da als einfacher Schwärmer handelt, ja er ist, trotz des eclatanten Fiascos, welches diese angebliche Humanitätspolitik überall noch erlebte, trotz der jeden Menschenfreund tief betrübenden verderblichen Folgen, welche die plötzliche Emancipation der Farbigen für diese selbst stets und allerwärts nach sich gezogen hat, noch ungemein stolz auf diese Leistungen. Wo solche Ansichten die Grundanschauungen von Volk und Regierung bilden, kann der Conflict mit den wirklichen Verhältnissen nicht lange auf sich warten lassen.

So war es auch in den Caplanden. In Bälde ergriff England Partei für die mit den Boers in offener Feindschaft lebenden Schwarzen, und zwar ward die jähe Aufhebung der Sklaverei befohlen, kurz nachdem die Colonisten einen ungemein blutigen Kaffernkrieg ausgefochten hatten. Ob ihre schwarzen Schützlinge auch ihrer Fürsorge wirklich werth sind, ist eine Frage, um welche sich die im Wege der Humanität völkervertilgenden Philanthropen Englands blutwenig kümmern. Was nun die Kaffern anbelangt, so ertheilen ihrem Charakter alle unparteiischen Beobachter das denkbar schlechteste Zeugniß. Man lese darüber Fritschs eingehende Schilderungen. Diese Race ist ohne Zweifel eine der feigsten, welche die Erde trägt; doch beim geringsten Zeichen von Furcht auf Seiten des Gegners bekommt der Kaffer Muth und kennt dann in seiner Wildheit keine Grenzen. Er übertrifft an Grausamkeit und Blutgier den amerikanischen Wilden, der ihn an edlen Eigenschaften und Muth weit überragt. Die plötzliche Entlassung dieses Volkes aus der bisherigen milden Sklaverei der Boers beraubte diese nicht blos der unentbehrlichen Arbeitskräfte und brachte die meisten Familien an den Bettelstab, sondern sie erfüllte die Colonie mit zahllosem Raub- und Diebsgesindel, welches so zu sagen unter dem Schutze der Regierung stand. Den Boers wurde nämlich verboten, von dem Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch zu machen, die Regierung aber vermochte ihnen durchaus keinen zulänglichen Schutz zu gewähren. Diese verderbliche Politik, welche die Frechheit der Schwarzen geradezu züchtete und die ohnehin nicht zu sehr geneigten Boers in ihren vitalsten Interessen verletzte, war hauptsächlich das Werk der Missionäre, welche in den Londoner Regierungskreisen leider Einfluß gewannen. Wie ein dunkelrother, blutgetränkter Faden zieht sich das freilich sehr wohlgemeinte Wirken der englischen Missionäre durch die Geschichte aller Racen, die sie mit ihrer Gegenwart heimsuchten; so auch in Südafrika. Fast überall haben die öffentlichen Verhältnisse unter den Eingebornen sich seit Ausbreitung des Christenthums verschlechtert*), und wenn auch den Missionären nicht alle Schuld beizumessen ist, so haben diese doch entschieden Unrecht, wenn sie behaupten, die Händler und die Boers allein seien die Teufel, welche das Unkraut unter den Weizen gesäet haben. Thatsache ist — kein Ethnologe leugnet es —, daß der Einfluß unserer Civilisation auf die schwarzen Stämme ein nach jeder Richtung hin verderblicher, für sie selbst aber vernichtender ist; Thatsache ist aber auch, daß die ersten Vorläufer dieses Einflusses die Missionäre sind. Ketschwayo hat ganz Recht mit seiner Sentenz: „Erst kommt Missionär!“

Der angedeutete Unterschied in der Grundauffassung der Behandlung der Schwarzen ist bis auf die Gegenwart für das

*) Eine rühmliche Ausnahme macht die katholische Mission in Bagamoyo, welche allerdings weniger Neophyten als unterrichtete praktische Arbeiter heranzubilden sucht.

Verhältniß zwischen England und den Boers maßgebend geblieben. Die Geschichte der Letzteren ist rasch erzählt. Als sie sich von der Colonialregierung der Willkür der Eingebornen schutzlos preisgegeben sahen, beschlossen viele von ihnen zu „trekken", d. h. fortzuziehen, jenseits der damaligen Grenzen der Colonie und in der Wildniß sich eine neue, unabhängige Heimat zu gründen. Ein Theil zog nach dem Lande am Nordufer des Oranje und drang von dort über die Drachenberge erobernd nach der Meeresküste, wo die Republik Natal entstand. Die Boers gründeten dort die Hauptstadt Pietermaritzburg, aber nicht lange durften sie ihrer Unabhängigkeit sich erfreuen. England, welches doch sonst, wo sein Vortheil daran hängt, das Selbstbestimmungsrecht der Völker proclamirt, folgte den Boers auf Schritt und Tritt; es betrachtete sie, die wahrlich niemals darnach sich gesehnt hatten, als seine Unterthanen, deren Verband mit der Auswanderung über die Reichsgrenze nicht erlosch. Englisches Gebiet sei vielmehr überall, wo brittische Unterthanen wohnen, und ihre Eroberungen Englands Eroberungen. Es nahm daher den Boers Natal ab und machte daraus eine brittische Kroncolonie. Die meisten Boers zogen darauf wieder zurück über die Drachenberge, an den Oranje Rivier, aber bald erklärten die Engländer sich zu Herren auch jenes Gebiets. Bei einem feindlichen Zusammenstoße geschlagen, trekkten die Boers unter ihrem Anführer Pretorius nochmals nach Norden und gründeten jenseits des Vaalfluffes eine neue Niederlassung, Transvaal oder, wie sie später amtlich hieß, die Südafrikanische Republik.

Mittlerweile hatte die den Eingebornen gegenüber beobachtete Politik der Nachsicht und Milde die Früchte getragen, welche alle Einsichtsvollen, die nicht etwa den Missionärsrock trugen, längst verkündet hatten: wiederholte Kriege mit den Kaffern, begleitet von endlosem Blutvergießen beiderseits, waren entbrannt und England sah sich, um die Wilden wirksam im Zaume zu halten, zur Annexion immer weiterer Gebiete gedrängt. Auf dieser abschüssigen Bahn hielt es einen Augenblick inne; die Lasten wurden zu drückend, und da beschlossen denn die brittischen Staatsmänner, die nördlichen Boers zum natürlichen Bollwerke gegen die Wilden zu machen. In egoistischer Großmuth trat die brittische Krone von der Souveränität des Oranjegebietes freiwillig zurück und erkannte die Unabhängigkeit der beiden Freistaaten Oranje und Transvaal an. Sobald sich indeß herausstellte, daß die Quelle des Uebels damit nicht verstopft sei, sondern daß die beiden Republiken zu schwach seien, um dem Anpralle der Eingebornen erfolgreich zu begegnen, ward die alte Politik der Annexion wieder aufgenommen. Ostgriqualand und Basutoland eröffneten den Reigen; selbstredend wichen die Britten dabei blos der bittersten Nothwendigkeit; eine Erweiterung ihres Gebietes lag gar nicht in ihrem Sinne, war ihnen überaus unwillkommen, ja eigentlich war es ein Opfer, welches sie den Eingebornen brachten, daß sie ihr Land an sich nahmen, und diese hatten ihnen dafür dankbar zu sein. Jeder Unbefangene erkannte indeß schon damals, daß Albions terrae sacra fames auf das Verschlingen ganz Südafrikas gerichtet sei. In diesem Programme hat es seither die besten Fortschritte gemacht. In die inneren Angelegenheiten der beiden Bauernrepubliken fanden die englischen Gouverneure stets Gelegenheit sich einzumischen, wozu die Schwäche dieser Staatswesen unleugbar beitrug. Von den Eingebornen wiederholt bekriegt, mußten sie öfters die Intervention der Britten anrufen, und diese scheuten sich auch nicht, den bestehenden Verträgen eben jene Deutung zu geben, die ihnen am besten paßte. In augenfälligster und rücksichtslosester Weise geschah dies bei der durchaus willkürlichen Besitznahme der Diamantfelder am Vaalflusse, welche in einem Gebiete lagen, das die Engländer als Westgriqualand sich einfach aneigneten, obwohl es bis dahin ganz unbestritten dem Oranjefreistaate gehört hatte. Jeder Versuch, diesen schwer qualificirbaren Vorgang zu beschönigen, muß bei den deutschen Lesern scheitern, seitdem wir Herrn von Webers unparteiische gewissenhafte Darstellung desselben besitzen. Der letzte bedeutsame Schritt zur Ausführung des oben angedeuteten Programmes war die Annexion des innerlich durch langwierige Kaffernkriege zerrütteten Transvaalfreistaates, dem jene der nunmehr fast allerseits von brittischem Gebiete umringten Oranjerepublik wohl in nicht allzu ferner Zukunft sicherlich folgen wird.

So glänzend dieses Gemälde dem Fernerstehenden erscheinen mag, so reich ist es doch an dunklen Punkten und inneren Schwierigkeiten. Die Geschichte der politischen Entwickelung in der Capcolonie wie in Natal verdiente ein genaues Studium; bald würde man dabei sich überzeugen, daß Fragen von unschätzbarer Tragweite, welche alle dortigen Verhältnisse beherrschen, von einer nur halbwegs befriedigenden Lösung noch himmelweit entfernt sind. Dazu gesellt sich nun die traurige Erbschaft der Transvaalrepublik: nicht blos ist in Folge der Annexion England ihren äußeren Feinden gegenüber an Stelle der Republik getreten, sondern der gegen den Willen der Boers ausgeführte Gewaltstreich hat unter diesen eine tiefgehende Gährung erzeugt, welche zu einem Bunde zwischen ihnen und ihren früheren Todfeinden, den Eingebornen, führen kann. Der Krieg mit den Zulu, dessen blutdürstiger König Ketschwayo eine ebenso allgemein anerkannt hervorragende geistige Begabung wie große Schlauheit besitzt, ist schon ausgebrochen und die Britten haben einstweilen an ihm einen nicht zu unterschätzenden Gegner kennen gelernt. Ketschwayo erhob Anspruch auf gewisse östliche Theile Transvaals und die Engländer selbst mußten anerkennen, daß diese Ansprüche im Wesentlichen begründet sind. Zweifelsohne dürfte es den Engländern schließlich doch gelingen, mit den Zulu fertig zu werden. Nun brechen aber auch von Norden immer neue kriegerische Stämme aus dem Inneren hervor, mit denen das alte Spiel von vorne begonnen werden muß. So dringen jetzt schon an der Grenze von Transvaal die Matabele heran, denen gleiche kriegerische Tüchtigkeit nachzurühmen ist wie den Zulu. Mit Einem Worte, die Eingebornen wachsen den Britten über den Kopf. Noch viel schlimmer ist aber das Verhältniß zu den Boers, deren harter Sinn zu beugen seit mehr denn siebzig Jahren die Engländer sich vergeblich bemühen, und die jetzt weniger denn je geneigt sind, das brittische Joch zu tragen. So darf man sich denn nicht wundern, wenn die Staatsmänner Englands hinsichtlich Südafrikas ziemlich düster in eine an Verlegenheiten reiche Zukunft blicken.

China und seine politische Stellung zum Auslande.

Von B. M.

(Schluß.)

Auf die Einzelheiten der Kämpfe näher einzugehen, welche die Fremden von Canton bis nach Peking führten, liegt keine Veranlassung vor; trotz einzelner individuellen Heldenthaten, trotz der persönlichen Tapferkeit, von der namentlich die mandschurischen Truppen wiederholt glänzende Beweise ablegten, war das ganze System zu verrottet, als daß es nicht hätte beim ersten Anprall zusammenbrechen sollen, und dreimal wiederholte sich das Schauspiel, daß das gewaltige Reich einer Hand voll Männer unterlag, die an Zahl kaum derjenigen gleich kam, welche man gewohnt ist bei den militärischen Schaustellungen in den Hauptstädten der continentalen Mächte versammelt zu sehen. Dagegen darf nicht unbemerkt bleiben, daß das Vorwärtsdrängen von der äußersten Grenze des Reichs bis nach dem ideellen Mittelpunkt desselben, der Hauptstadt, weniger der eigenen Initiative der Fremden entsprang, als es ihnen durch die Verlogenheit und Unzuverlässigkeit der Chinesen aufgezwungen wurde. Als alle Versuche, mit den Lokalbehörden in Canton zu einer Verständigung zu gelangen, fehlschlugen, wurden die militärischen Operationen und die diplomatischen Verhandlungen an den Yangtse-kiang verlegt und der Frieden in Nanking abgeschlossen; der

zweite Feldzug führte die Fremden nach Tientsin, und der dritte sah die englischen und französischen Fahnen von den Mauern von Peking wehen. Charakteristisch für alle diese Kämpfe bleibt aber, daß sie vollständig lokalisirt und auf einen möglichst kleinen Raum beschränkt wurden; noch während des letzten Feldzuges, als die Truppen der Verbündeten auf Peking marschirten und das Schicksal der Dynastie in Frage stand, nahmen in allen geöffneten Häfen die kaufmännischen Geschäfte ihren ruhigen Fortgang und erhoben die chinesischen Behörden im Namen des Kaisers und für den Schatz desselben die Abgaben von den Waaren, welche die Schiffe der Feinde des Reichs brachten, ja in mehr als einer Stadt schützten englische oder französische Waffen die Mandarinen gegen den Ansturm der Taipings. — Dieser Zustand entsprach den beiderseitigen Wünschen und Interessen. Den Fremden mußte Alles daran liegen, die Kräfte, welche sie zu bekämpfen hatten, möglichst zu isoliren und dadurch zu schwächen, und eine Betheiligung der großen Masse der Bevölkerung an dem Kriege zu verhindern; die Mandarinen in den geöffneten Häfen konnten die Steuern forterheben und hochtrabende Berichte über die Kunst schreiben, mit der sie die Barbaren gezähmt und die Ausbrüche der Wildheit derselben verhindert hatten; selbst die chinesische Regierung fand, wenigstens während der beiden letzten Kriege, ihren Vortheil bei dieser Lokalisirung der Feindseligkeiten, indem bei ihr die Furcht, durch eine Bewaffnung der Bevölkerung dem Aufstand der Taipings neue Kräfte zuzuführen, größer war als die Erwartungen, die sie auf eine thatkräftige Unterstützung durch die ihrem Rufe etwa Folge leistenden Elemente setzen mochte.

Die bei verschiedenen Gelegenheiten und namentlich nach der Zerstörung des Sommerpalastes aufgefundenen Eingaben der chinesischen Unterhändler und Decrete des Kaisers gewähren eigenthümliche Einblicke in das Treiben in den höchsten Beamtenkreisen und am Kaiserhofe während dieser Ereignisse, welche das Reich bis in seine Grundfesten erschütterten. So müssen die Satrapen des Großkönigs berichtet, so Darius decretirt haben, als Alexander seine Hand schon nach der persischen Krone ausstreckte; auf der einen Seite die unterthänigste Verlogenheit, die zwar die Erfolge der Barbaren nicht ganz wegzuleugnen wagt, aber sie doch nach Kräften abschwächt und sich an die Gnade des Kaisers wendet, damit dieselbe den Siegern die Bitten gewähre, deren Uebermittelung bis zu den Füßen des Throns die sich des dadurch begangenen Frevels wohl bewußten Berichterstatter übernommen haben; auf der andern maßlose Aufgeblasenheit und Unwissenheit, die bald im Zorn die gänzliche Vernichtung der Barbaren befiehlt, bald denselben, da sie die Räumung einiger der eroberten Plätze versprochen haben, huldvoll die Erfüllung der Friedensbedingungen zusagt; Alles in Allem ein Possenspiel, dessen Bedeutung für das Wesen des chinesischen Staats eine um so ernstere ist, als dasselbe sich nur unter Wissenden abspielt und nicht auf die Täuschung der großen Menge berechnet war. Durch alle Ereignisse von 1840—60 hindurch aber zieht sich bei den Chinesen als maßgebend für ihre Beziehungen zu der europäischen Außenwelt ein tiefer Haß gegen alles Fremde und die Ueberzeugung von der eigenen Vollkommenheit.

Mit dem Abschlusse des Vertrages von Peking 1860, und noch mehr mit dem Staatsstreich im November 1861, durch welchen der Regentschaftsrath gestürzt und die Kaiserin Wittwe und Mutter und durch dieselbe wiederum der Prinz Kung an die Spitze der Regierung berufen wurden, trat eine neue Epoche für die Beziehungen Chinas zur Außenwelt ein. Nicht daß die an höchster und einflußreichster Stelle herrschenden Ansichten freisinniger oder fremdenfreundlicher geworden wären, im Gegentheil, es war in dieser Beziehung Alles beim Alten geblieben und die Stimmung durch die Erinnerung an die erlittene Demüthigung vielleicht eher noch verbitterter geworden, aber die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, den Forderungen der Fremden noch länger offene Gewalt entgegenzusetzen, hatte sich Bahn gebrochen und dem entsprechend wurde die Haltung geändert. Zugleich machte sich die Nothwendigkeit geltend, Ruhe im Innern zu schaffen und so dem erschöpften Reiche Zeit und Gelegenheit zu gewähren, sich von den Schlägen der letzten zwanzig Jahre zu erholen. Der Energie, mit welcher die chinesischen Staatsmänner dieser Aufgabe oblagen, kann nur die höchste Anerkennung gezollt werden; mit rücksichtsloser Aufwendung von Menschen und Geld wurde das Ziel verfolgt, die Macht der Regierung überall da wieder herzustellen, wo sie durch innere oder äußere Feinde ganz oder theilweise aufgehoben worden war; das Jahr 1865 sah die Unterdrückung des Taiping-Aufstandes, der seit 1850 fast die Hälfte des Reichs verheert hatte, 1867 endigte mit der gänzlichen Niederwerfung der Nienfei; der Aufstand in Yunnan und das aus demselben hervorgegangene Sultanat von Tali wurden 1872 unterdrückt, und der scheinbar gefährlichste Gegner des himmlischen Reichs, die neu errichtete mohamedanische Herrschaft in Ostturkestan, unterlag gegen Ende 1874 den chinesischen Waffen, nachdem ihr Gründer, Yakub Khan, kurze Zeit vorher gestorben war. So stand am Schlusse des Jahres 1877 China zum ersten Male seit langer Zeit frei von innern Aufständen da, abgesehen von solchen kleinen lokalen Unruhen, welche wie Nervenzuckungen bald an diesem, bald an jenem Gliede auftreten und den Beweis dafür liefern, daß der Organismus des großen Reichs nicht von Krankheitsstoff frei sei.

Diese innere Kräftigung mußte auch auf die äußeren Verhältnisse, zunächst freilich zu den angrenzenden Staaten, ihre Wirkung üben. Corea, dessen Beziehungen zu China sich seit der Mitte der sechziger Jahre etwas gelockert zu haben schienen, ist willig in das alte, in seiner Bedeutung doch wohl manchmal unterschätzte Verhältniß zurückgetreten, wofür der Einfluß als Beweis dienen möge, den die chinesische Regierung in Betreff der Freilassung des gefangen gesetzten Bischofs Ridel 1878 geltend zu machen im Stande gewesen ist; Nepal, das sich den Engländern gegenüber so spröde verhält, hat 1876 seine Tributzahlungen an China wieder aufgenommen; Tonkin, dem sein Vertrag mit Frankreich alle directen politischen Beziehungen zu andern Staaten ohne die Genehmigung des Protectors untersagt, entsendet trotzdem fast jedes Jahr eine Gesandtschaft nach Peking; Birmah hat dasselbe sofort nach Unterdrückung des Aufstandes in Yunnan gethan und seitdem mehrere Male wiederholt; selbst die im Laufe der letzten Jahre von Japan annectirten Liu-Kiu-Inseln fahren fort, für die Wiederanknüpfung der alten Beziehungen zu China zu agitiren; kurz, China nimmt heute dieselbe Stellung zu seinen Nachbarn ein, wie unter den mächtigsten Kaisern der gegenwärtigen Dynastie.

Den Vertragsmächten gegenüber mußten sich die Verhältnisse allerdings anders gestalten. Der Glaube an die Oberhoheit des chinesischen Kaisers war in zu fühlbarer Weise erschüttert worden, als daß er hätte fortfahren können, sich vorläufig wenigstens in anderer Weise als durch kleine Unhöflichkeiten und Ueberhebungen zu zeigen, aber der Haß gegen alles Fremde, wie die Furcht vor dem Einfluß, den dasselbe auf die innern Zustände des Reichs ausüben könnte, bestanden unvermindert fort und mußten, auch nach der Wiederherstellung wenigstens äußerlich friedlicher Beziehungen, die Grundlage der chinesischen Politik den Vertragsmächten gegenüber bilden. Schon gleich nach dem Abschluß der letzten Verträge waren von Peking aus Weisungen an die Provinzialbehörden ergangen, der Ausführung der Bestimmungen derselben einen entschlossenen, wenn auch fürs Erste nur passiven Widerstand entgegenzusetzen und zu versuchen, auf diese Weise einen Theil des verloren gegangenen Terrains zurückzugewinnen. Die Politik der Vertragsmächte wie ihrer Vertreter kam diesem Bestreben auf halbem Wege entgegen. Der schnelle und glückliche Ausgang des Feldzuges von 1860 hatte eine solche Last von den Herzen der leitenden französischen und besonders englischen Staatsmänner genommen, daß alle ihre Instructionen während der nächsten Jahre nur Variationen zu dem Thema „keine neuen Verwicklungen" waren. Nebenbei mochten einige der in höheren oder niederen Stellen praktisch an der Lösung der Frage betheiligten Personen wirklich ehrlich der Meinung sein, daß eine zurückhaltende und abwartende Politik der sogenannten freisinnigen und fremdenfreundlichen Partei, als

deren Führer man den Prinzen Kung anzusehen pflegte, Gelegenheit geben würde, aus eigenem Antriebe der chinesischen Politik eine ihren vermeintlichen persönlichen Gefühlen entsprechendere Richtung zu geben. Den höchsten Grad erreichte diese Vertrauensseligkeit bei der Inscenesetzung der Burlingame'schen Sendung an die Vertragsmächte 1868, welche die „Times" leider zu spät, 1877, als eine Farce bezeichnete. Seit dieser Zeit haben sich die Ansichten der mit den chinesischen Zuständen bekannten Personen, einige unverbesserliche Ideologen abgerechnet, freilich sehr geklärt, aber die Lage der Verhältnisse ist dadurch keine bessere geworden. Die über die sogenannte Maogary-Frage veröffentlichten englischen Blaubücher und ein vor einigen Monaten über China erschienenes Werk des früheren französischen Geschäftsträgers in Peking, Grafen Rochechouart, geben darüber eigenthümliche Aufschlüsse. Nach wie vor fahren die chinesischen Behörden fort, die Ausführung der Bestimmungen der Verträge nach Kräften zu umgehen; werden die Reclamationen dringender, so wird die jahrelange Nichtausführung der Verträge als Beweis dafür angeführt, daß der Sinn des betreffenden Artikels überhaupt ein ganz anderer sei, als der fremde Vertreter behaupte, und bleibt schließlich kein Schlupfloch mehr übrig, so ist die ultima ratio chinesischer Staatsweisheit heute noch derselbe Einwand, welchen die chinesischen Unterhändler 1861 dem preußischen Gesandten Grafen zu Eulenburg gegenüber erhoben: die Gewalt, mit welcher die Verträge China aufgezwungen worden seien. Aber nicht allein den Fremden gegenüber verhält sich die chinesische Regierung so ablehnend, die vorgeschrittenen Elemente im Lande selbst haben unter demselben Nachtheil zu leiden. Will der Generalgouverneur einer Provinz eine Telegraphenlinie anlegen, so wird seine Absicht gewiß durch ein Verbot von Peking aus durchkreuzt, schlägt ein Anderer die Aufhebung der alten Examina für die Militär-Mandarinen vor, da Bogenschießen und Lastenheben nicht mehr als Kennzeichen eines brauchbaren Offiziers gelten könnten, so erhält er einen Verweis, weil er leichtsinnig an einem durch Alter geheiligten Brauche rühre; kurz überall, wo es sich um einen Fortschritt handelt, greifen die höchsten Behörden hindernd ein.

Es würde indessen irrthümlich sein, in diesem Conservatismus à outrance nur ein Symptom des Mangels an Verständniß für die Vortheile, welche die fremde Civilisation zu bieten im Stande ist, zu erblicken; er entspringt vielmehr in erster Linie jener Scheu vor der Uebernahme von Verantwortlichkeit, welche das Verfahren der chinesischen Beamten charakterisirt. Nicht als ob es denselben an Macht fehlte, eine eigene Ansicht zu haben und nach derselben zu handeln, im Gegentheil, die chinesische Geschichte sogar der letzten zwanzig Jahre ist reich an Beispielen von seltener Entschlossenheit und Standhaftigkeit, immer aber nur in Fällen, welche sich auf einen durch sein Alter geheiligten Präcedenzfall zurückführen lassen. Noch vor wenigen Jahren erregte ein Vorfall großes Aufsehen. Der Lieblings-Eunuch einer der Kaiserinnen war von derselben mit einem Auftrage nach einer der am Yang-tse-kiang gelegenen Provinzen geschickt worden; Alles zitterte vor dem mächtigen Günstlinge, dessen Einfluß gekannt und gefürchtet war und der überall mit der größten Anmaßung auftrat. Da ließ in einer der Städte, welche er zu passiren hatte, der Gouverneur ihn verhaften, ins Gefängniß werfen und hinrichten, weil nach einem alten kaiserlichen Edict kein Eunuch als Abgesandter des Kaisers auftreten dürfe. Dem Gouverneur wurde kein Haar gekrümmt und der hohe Beamte in der Hauptstadt, auf dessen Anstiften, wie allgemein bekannt, die ganze Sache ins Werk gesetzt worden war, ist heute Mitglied des großen Secretariats und einer der leitenden Staatsmänner des Reichs; derselbe Mann aber, der sich nicht gescheut, gegen den Günstling der höchsten Person im Staate in solcher Weise vorzugehen, würde sich nie entschließen können, seinen Namen mit der Einführung einer Maßregel in Verbindung zu bringen, für die sich nicht ein Analogon in der früheren Geschichte des Reichs nachweisen ließe.

Unter diesen Verhältnissen ist es für die Fortentwicklung Chinas doppelt verhängnißvoll, daß seit beinah zwanzig Jahren kein selbstständiger Kaiser mehr die Zügel der Regierung in Händen gehabt hat. Nach dem Tode Hienfungs 1861 bestieg sein unmündiger Sohn Tung-chih den Thron, der 1875, ein Jahr nach seiner Majorennitätserklärung, starb; ihm folgte im Alter von zwei oder drei Jahren der jetzt regierende Kwang-sii, so daß dem Reiche voraussichtlich noch zehn Jahre einer neuen Minorennität bevorstehen. Nach Kräften Alles beim Alten zu erhalten, sich jeder Neuerung zu widersetzen, das nach allen Seiten mit dem Einsturz drohende Staatsgebäude nothdürftig zu stützen und zu halten, das sind die Aufgaben der chinesischen Staatsmänner während der letzten zwanzig Jahre gewesen und werden es auch bleiben, bis der Herrscher selbst im Stande sein wird, die Verantwortlichkeit mit für seine Handlungen zu übernehmen. Die Frage ist eben nur, ob das Schicksal, welches namentlich in solchen Uebergangsstadien sehr schnell zu schreiten pflegt, abwarten wird, bis es der chinesischen Staatsweisheit gefällig ist, sich vorwärts zu bewegen, oder ob es über die ungefüge Masse hinweg seinen eigenen Gang gehen wird. Je häufiger die Berührungspunkte zwischen China und den fremden Mächten werden, desto schneller wird sich das Geschick des großen Reichs erfüllen. Heute grenzt dasselbe nur auf einer freilich Tausende von Meilen langen, aber vielfach durch schwach oder gar nicht bevölkerte Gebiete gehenden Linie an Rußland, aber trotzdem die Verhältnisse so günstig wie möglich für China liegen, ist doch fast kein Jahr vergangen, in dem die russischen Grenzsteine nicht an einer oder der andern Stelle vorgerückt worden wären. England und Frankreich werden heute noch durch Birmah und Tonkin vom chinesischen Reiche getrennt, aber die Annexion beider Länder durch ihre mächtigen Nachbarn ist nur eine Frage der nächsten Zukunft und wer weiß, ob der Aufstand Li Yung-chois, welcher sich augenblicklich auf der Grenze zwischen Tonkin und Kwangsi abspielt und die Ansprüche Gis auf den Thron von Tonkin zur Veranlassung haben soll, dieselbe nicht sehr bald für dieses Reich zur Entscheidung bringt. Einmal aber der unmittelbare Nachbar englischer, französischer und russischer Besitzungen wird für China nichts Anderes übrig bleiben, als gutwillig oder gezwungen auch seinerseits dem Zeitgeist einige Zugeständnisse zu machen und aufzuhören, als ungefüge Masse die beiden civilisirten Hälften der Welt von einander zu trennen. Daß auf diese Weise die Frage gelöst werden wird, wie lange China sich noch den Fortschritten der Civilisation verschließen kann, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; von der Einsicht der chinesischen Staatsmänner wird es abhängen, ob dieser Uebergang sich allmählich und auf friedlichem Wege, oder mittelst einer gewaltsamen Krisis vollziehen wird, bei der das Reich leicht in Stücke gehen könnte. Mehr als ein chinesischer Würdenträger ist unterrichtet und einsichtsvoll genug, dies einzusehen, aber der Widerstand der Heißsporne der alt-chinesischen Partei, die, um sich einer gebräuchlichen Redewendung zu bedienen, nicht eher zufrieden sein wollen, als bis sie vom Fleisch der Fremden gegessen und auf ihrer Haut geschlafen haben, und die Furcht vor Verantwortlichkeit, welche die Thätigkeit der Regierungsbehörden lähmt, setzen leider bis jetzt allen vernünftigen Versuchen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Soll man den Gerüchten glauben, die aus den Kreisen der höchsten Beamten in Peking mitunter ins Publicum dringen, so würden manche der leitenden Staatsmänner, trotz aller Behauptungen des Gegentheils, nichts dagegen einzuwenden haben, sich durch Drohungen zu Reformen gezwungen zu sehen, die sie aus eigener Initiative nicht einzuführen wagen; den Vertragsmächten wird aber hoffentlich die Aufgabe erspart bleiben, in dieser Weise für westliche Civilisation Propaganda zu machen und damit den Grund für Verhältnisse zu legen, wie sie jetzt die Türkei als warnendes Beispiel bietet. Möge im Gegentheil der Wahlspruch der sich den Wohlthaten fremder Cultur nicht verschließenden Partei, daß China den Chinesen verbleiben und die Einführung von Neuerungen nur durch dieselben selbst stattfinden dürfe, im vollsten Maße zur Durchführung kommen und dadurch mit der Unabhängigkeit des Reichs auch die ursprüngliche Weiterentwicklung der innern Zustände desselben gewährleistet werden.

Wenn in dem Vorstehenden einer Frage, welche bei jeder Besprechung chinesischer Verhältnisse in den Vordergrund tritt, der Anwesenheit fremder Missionäre im Lande keine Erwähnung geschehen ist, so lag der Grund dafür in dem Wunsche, das Herbeiziehen zu vieler Einzelheiten und die dadurch leicht herbeigeführte Unklarheit zu vermeiden. Die Frage ist außerdem wichtig genug, eine eingehendere Behandlung zu verdienen.

Die ersten Jesuiten kamen, wie bereits früher erwähnt, in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts nach China; ihre Erfolge scheinen, trotzdem bereits 1615 eine Verfolgung gegen die Bekenner der neuen Lehre ins Werk gesetzt wurde, schnelle und günstige gewesen zu sein, denn schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird die Zahl der Bekehrten als eine sehr große angegeben und sollen Kirchen und Kapellen sich an vielen Plätzen befunden haben.

Mit großer Feinheit verstanden die Jesuiten die Gefahren zu vermeiden, welche die eng mit dem socialen Leben verwachsenen Vorschriften der Verehrung der Ahnen für den neuen Glauben haben konnten; sie begnügten sich damit, dieselben des religiösen Charakters zu entkleiden, gestatteten im Uebrigen aber ihren Convertiten sie beizubehalten. Gegen diese laxe Praxis erhoben sich die nach den Jesuiten gekommenen Dominikaner und Papst Innocenz X. gab den Letzteren 1644 Recht, was Alexander VII. nicht verhinderte, sich elf Jahre später zu Gunsten der Jesuiten auszusprechen. — So lange die Streitigkeiten der beiden Orden in Rom ausgefochten wurden, litten die kirchlichen Interessen in China verhältnißmäßig wenig unter diesen Uneinigkeiten; die wissenschaftliche Stellung der Jesuiten am Kaiserhofe war eine so angenehme, namentlich zur Zeit Adam Schalls und Ferdinand Verbiests, daß sie auch auf kirchlichem Gebiete einen großen Einfluß ausübten; ihrer Einwirkung muß überhaupt der Erlaß eines Toleranz-Edictes durch den Kaiser Kanghi 1692 zugeschrieben werden. Als die vorerwähnten Zwistigkeiten später auch in China selbst offner hervortraten, nahm Kanghi Partei für seine Schützlinge und sprach sich im Jahre 1700 in einem neuen Ediet zu Gunsten derselben aus. Trotzdem erneuerte Clemens IX. 1704 die schon früher einmal gegen die Jesuiten ausgesprochene Verurtheilung, ein Act, auf den Kanghi mit einem Verbot der christlichen Lehre antwortete. Die Jesuiten persönlich blieben in hohen Ehren in Peking, aber die Sendung des Legaten Mezzabarbu 1720 war die Veranlassung, den Kaiser noch mehr zu erbittern und in seinem Entschluß zu bestärken, keine Einmischung des Papstes in die kirchlichen chinesischen Angelegenheiten zu gestatten. Unter dem Nachfolger Kanghis, Yungching, wurden 1723 die christlichen Missionäre des Landes verwiesen und von dieser Zeit an rissen die Verfolgungen nicht mehr ab, bis endlich 1785 Kienlung die gefangenen Priester in Freiheit setzte, sie aber aus dem Lande verwies. In Peking waren die Jesuiten noch lange geduldet worden, aber nur als Mitglieder wissenschaftlicher Collegien, Architekten, Maler u. s. w., bis endlich der letzte 1823 freiwillig die Hauptstadt verließ. Erst der Frieden von 1860 öffnete den katholischen Missionären wieder das Innere des Landes und gab ihnen das früher besessene Grundeigenthum zurück; in überraschender Anzahl fanden sich überall Reste der alten christlichen Gemeinden vor, was die Missionsthätigkeit natürlich sehr erleichtern mußte, trotzdem dürfte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl der jetzt in China vorhandenen eingeborenen Christen auf neuere Bekehrungen zurückzuführen sein. Im Uebrigen haben der Hochmuth der katholischen Bischöfe und Missionäre, welche, namentlich die ersteren, auf alle den höchsten chinesischen Würdenträgern erwiesenen Ehrenbezeugungen Anspruch machen, ihre Sucht sich in die Privatangelegenheiten der Bekehrten zu mischen und zwischen denselben und den Behörden die Vermittlerrolle zu übernehmen, nicht wenig dazu beigetragen, bei einem großen Theil der Bevölkerung den Haß gegen die Fremden zu erhalten und anzufachen; jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Frage der Stellung der Missionäre zu den Behörden wie zu den Convertiten diejenige ist, welche der chinesischen Regierung wie den Vertragsmächten die meisten Sorgen macht und am leichtesten zu einem Conflict führen kann.

Weniger einflußreich als die katholischen Missionäre sind die protestantischen, die einer größeren Anzahl englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaften angehören, unter sich keine feste gemeinschaftliche Organisation besitzen und sich auch so wenig der Vorzüge einer solchen bewußt zu sein scheinen, daß sie sich noch nicht einmal über einen gemeinsamen chinesischen Ausdruck für „Gott" haben einigen können. Ihre praktischen Erfolge auf dem Felde der Bekehrungen sind gering, anerkennenswerth ist ihre Thätigkeit in den verschiedenen Missions-Spitälern.

Die griechisch-katholische Mission ist auf Peking beschränkt und beschäftigt sich ausschließlich mit der Seelsorge für die russisch-chinesische Gemeinde, Nachkommen von in der Feste Almasia gefangenen und nach Peking verpflanzten Kosaken, welche jetzt einen Theil der Mannschaft eines der kaiserlichen Banner ausmachen.

Ueber die Rolle, welche alle diese Missionen, in erster Linie aber die katholischen, für die weitere Entwicklung Chinas zu spielen berufen sein werden, dürfte es schwer sein, ein maßgebendes Urtheil zu fällen. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen wird ihr Einfluß voraussichtlich auf die untersten Volksklassen beschränkt bleiben; die Klasse der Literaten, aufgewachsen in den Lehren der Confucianischen Moral und Philosophie, in den Dogmen des Christenthums wie des Buddhismus nur grobe, auf Weiber und ungebildete Leute berechnete Täuschungsmittel sehend, hat sich bis jetzt der neuen Lehre gegenüber durchaus ablehnend und feindlich verhalten; die mangelhafte Bildung der meisten Missionäre, vom chinesischen Standpunkte aus, hat dieser Abneigung der Literaten eine Beimischung von Verachtung gegeben, die den Versuch zu Bekehrungen in dieser Klasse noch mehr erschweren wird. Wie der Brahmane Indiens ist der chinesische Literat seinem Gegner auf dem Felde der eingeborenen Philosophie so unendlich überlegen, daß der Missionär gezwungenermaßen auf die ungebildeten Klassen der Bevölkerung zurückfallen muß; Erfolge innerhalb derselben aber werden ohne Einfluß auf den Gang der Entwicklung des Landes bleiben, so lange nicht der Versuch gemacht werden kann, die große Masse des Volks von der Bevormundung durch die gebildete Klasse zu befreien, diese letztere aber bildet recht eigentlich die Elite der Nation, wie sie aus den verschiedenen, Allen zugänglichen wissenschaftlichen Prüfungen hervorgegangen ist. Ein Versuch, die bekehrten Elemente der großen Menge unter Führung der fremden Missionäre gegen die Literaten zu verwenden, würde daher voraussichtlich nicht alle invollständig mißlingen, sondern auch wahrscheinlich das Zeichen zu einer Verfolgung der eingebornen Christen geben, denen dann wieder Repressalien der christlichen Mächte folgen dürften, ein Schauspiel, das dem Ende des 19. Jahrhunderts hoffentlich erspart bleiben wird.

Literatur und Kunst.

Nicht die Rose, nein, die Rebe.*)

Nicht die Rose, nein, die Rebe
Führ' ich stolz als Wappenbild,
Seit ich trinke, lieb' und lebe
In dem ahnenlosen Schild.

Nicht die Rose, ihrer Schöne
Weih' ihr Lied die Nachtigall;
Doch das meine schmück' und kröne,
Rebe, dich allüberall!

*) Ist bestimmt, einer längst nothwendig gewesenen und demnächst erscheinenden Auflage des „Schenkenbuchs" als Prolog zu dienen.

Und es rauscht um Burg und Hügel
Wo du wonnesam gedeihst,
Mit dem Weine Gluth und Flügel
Allen Menschenherzen leihst.

Du der Schöpfung Preis und Wonne,
Aller Allmacht Glanz und Zier,
Einzig flammt und glüht die Sonne
Zu vergeist'gen sich in dir.

Vorgeschmack der Höllenqualen
Würden sie der Welt nur sein,
Schafftest ihre Flammenstrahlen
Du nicht um in Feuerwein.

Und wo wir vergeblich schürfen
Finden deine Wurzeln Gold,
Daß wir's dann im Becher schlürfen
Wunderthätig, wunderhold!

Und so laß ich Euch die Rose
Mit der duft'gen Dornenpracht,
Sammt dem Nachtigallgekose
In der milden Sommernacht.

Nicht die Rose, nein, die Rebe
Führ' in Schild ich und Panier
Und so lang ich sing' und strebe
Weih' ich Geist und Lieder ihr!

Frankfurt a. M. Friedrich Hornfeck.

Goethe und Charlotte Kestner.

Wahrheit ohne Dichtung.

Auch hierin steht Goethe vereinzelt da: kein Dichter vor oder nach ihm hat je so vielen Frauen, mit denen er in seelische Berührung trat, auch literarisch eine solche Bedeutung gegeben wie er. In dieser, und hier könnte man wohl sagen weltliterarischer Bedeutung steht die Lotte in „Werther" oben an; wir brauchen ihr überdies weder Bedauern noch Mitleid zu weihen, sie ist und bleibt eine durchaus reine edle Mädchengestalt. In ihr, sagt ihr Sohn August von ihr („Goethe und Werther"), gedieh die jungfräuliche Würdigkeit, die aus der Zucht edler Mütter in dem Wesen der Töchter emporwächst, noch zu höherem Adel durch ihre individuelle Natur und ihre Lage. Geschaffen für die Wirklichkeit des Lebens, und zwar dessen heiterste Seite, war durchaus kein sentimentales Element in ihrem Charakter; und wo die Lotte im Werther mit romanhaften Ideen beschäftigt, wo sie gar tändelnd dargestellt wird, waren die Züge nicht aus ihrem Leben entnommen. Aber hätte auch, in Empfindungen zu leben in ihrem Charakter gelegen, so hätte diese Neigung den mütterlichen Sorgen weichen müssen, die sie, nach dem frühen Tode der Mutter, als achtzehnjähriges Mädchen sich auflud; denn zehn lebhafte Kinder tobten um sie her, den ganzen Tag. Allein das glückliche Zusammentreffen ihrer zufälligen Bestimmung mit ihren natürlichen Anlagen, erhob um so mehr ihre jugendliche Schwungkraft. So kannte Goethe sie in der durch den Tod einer trefflichen Mutter — sie hieß in Wetzlar die Mutter der schönen Kinder — gleichsam geheiligten Sphäre; so folgte sie dem geliebten Gatten in die neue Heimat (1773), und irgendwo singt von Dichter und Eltern der erwähnte Sohn August, den Viele als den liebenswürdigsten und geistreichsten aller Gesandten gekannt und verehrt:

„Doch was Er, seiner Qual Versöhner,
Geborgt, mit Dichtergeist erfüllt,
Das lebten sie im Leben schöner,
Für uns zu großem Musterbild."

Man sollte meinen, einer solchen Frauengestalt könnte kein Makel anhaften, während man keinen Anstand genommen, jene andern Frauen, denen die Berührung mit dem Dichter ewiges Leben verliehen, in jeder Beziehung vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen. Doch auch sie sollte dem neidischen Klatsche des eigenen Geschlechtes nicht entgehen. Sie war zwar längst todt, der Dichter und ihr Gatte ebenfalls; es war 80 Jahre nach dem Erscheinen des „Werther", und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Ein Jahrhundert hindurch „Lotte" ein Idealbild deutscher Jungfräulichkeit geblieben war. Sie hatte den Dichter seit ihrer Verheirathung mit Kestner nicht wiedergesehen, als eine Familienangelegenheit sie 1816, also mehr als vierzig Jahre nach dem Erscheinen des Werther, nach Weimar führte. Sie war seit einer Reihe von Jahren Wittwe, die Mutter erwachsener Söhne und Töchter, das Musterbild einer deutschen Hausfrau. Die Blaustrümpfe, die derzeit einen eigenen Musenhof in Weimar hielten, sahen einer nun ganz natürlichen Zusammenkunft des großen Dichters und der Lotte früherer Jahre selbstverständlich mit gespanntem Interesse entgegen; und ihrem gehässigen Neide und der geringen Aufmerksamkeit, die Goethe ihnen und ihrem Treiben überhaupt zollte, während er Lotte mit ausgezeichneter Ehrerbietung und wärmster Freundschaft empfing, ist das böse Urtheil über diese Zusammenkunft zuzuschreiben, welches der berühmte Verfasser der Goethe-Biographie, Mr. Lewes, dem Nachhall jener Blaustrumpfcoterie verdankt. In dieser Biographie, deren deutsche Uebersetzung gleichsam ein Hausschatz fürs deutsche Volk geworden ist, und deren erste Auflage 1856*) erschien, hatte der Verfasser dieses Wiedersehen folgendermaßen geschildert:

„Noch zwei Vorfälle sind in diesem Jahre (1816) zu bemerken. Lotte, Werthers Lotte, nun sechzig Jahre alt und Wittwe mit zwölf Kindern, besuchte ihren Dichter in Weimar. Seit ihrer Heirath hatten sie einander nicht gesehen — welch ein Wiedersehen für sie beide! Wie man mir in Weimar sagte, trug Lotte trotz ihrer grauen Haare ein weißes Kleid wie früher und that halb zärtlich halb kokett, aber der alte Jupiter war nicht in der Laune für solche Anklänge und wollte von Werthers blauem Frack und Stulpenstiefeln nichts mehr wissen." (II. 514.) Man nahm diese Aussage in Deutschland ziemlich ruhig hin; selbst die Kinder Lottens schwiegen nothgedrungen in ihrem Schmerze still. Mußte aber eine nachlebende Generation nicht glauben, daß, wenn eine alte Frau, deren ältester Sohn (geb. 1774, gest. 1867) schon Gatte und Vater war, sich so betragen konnte, „halb zärtlich halb kokett", sie sicherlich als junges verlobtes Mädchen den Dichter durch Koketterie und Entgegenkommen gereizt und gefesselt habe? Der schöne Glaube, daß Lotte das Ideal eines jungen frischen und echt deutschen Mädchens, in einer für sie sicherlich so schwierigen Stellung gegenüber dem Verlobten und dem Dichter, der diesen Verlobten als Freund so innig liebte, gewesen und auch geblieben: dieser schöne Traum war durch Schlußfolgerungen zerstört. Und doch wie anders hatte eine andere edle deutsche Frau jenes Zusammentreffen als Augenzeugin geschildert! Charlotte von Schiller, des großen Dichters Gattin, schrieb in jenen Tagen (unterm 9. October 1816) an ihren treuen Freund Knebel nach Jena:

„Ich habe das Original der Lotte gesehen, die jetzt hier ist und Goethe nach 42 Jahren zum ersten Male wiedersah — eine sehr hübsche Frau, wohl weit in die Sechsziger. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein

*) Das Original des „Life of Goethe" erschien 1855; eine zweite Auflage, umgearbeitet und vervollständigt, 1863; eine dritte Auflage 1875. Von der ausgezeichneten deutschen Uebersetzung von Dr. Frese ist 1877 die 11. Auflage erschienen; außerdem in Deutschland ein englischer Nachdruck.

Profil. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten. Sie hat acht Kinder, die schon in der Welt leben und wirken. Die Geheime Kammerräthin Riedel, die in Werther als naseweise Blondine bezeichnet ist, saß auch ganz gesetzt und ruhig neben uns."

Allein, wie gesagt, vierzig Jahre nach jenem Wiedersehen schwiegen die deutschen Zeitschriften, d. h. die öffentliche Meinung, auf jene Anklage hin still. Nur einzelne Stimmen wurden laut, und merkwürdigerweise mußte eine französische Zeitschrift die Hauptinitiative ergreifen. In der „Revue Germanique" vom 16. Juni 1862 wirft man dem Verfasser der Goethe-Biographie dies sein an der deutschen Frau gethanes Unrecht, seine Leichtgläubigkeit mit scharfen Worten vor. „Mr. Lewes zufolge hätte sich Charlotte, derzeit 60 Jahre alt*) und Mutter von zwölf Kindern, weiß gekleidet, um den Verfasser des „Werther" zu besuchen, hätte sich selbst kokett und sentimental gezeigt bei dieser Zusammenkunft. Es ist wahr, ein weißes Kleid war während langer Zeit die unveränderliche Toilette von Frau Kestner. Sie kleidete sich im Winter beständig schwarz und im Sommer weiß. Diejenigen, die sie noch gekannt haben, erinnern sich noch sehr wohl, wie diese einfache (sévère) Toilette mit ihrer zugleich edlen und anmuthigen Haltung harmonirte. Allein es gab nichts der sentimentalen Koketterie Entgegengesetzteres als die ganze Persönlichkeit Charlottens, wie Goethe sie uns selbst gezeichnet hat. Wie daher glauben, wie zugestehen, daß ein solches Gefühl, welches dem jungen Mädchen, welches der Gattin so fremd gewesen, eine bejahrte Frau, eine Wittwe, eine Mutter habe die anmuthige (souriante) Würde vergessen lassen, die ein Theil der Reize dieser offenen, treuherzigen und friedlichen Natur war — und das einem Goethe im Greisenalter gegenüber! Wir wünschen indessen ganz besonders auf diese bizarre Aussage aufmerksam zu machen, welcher übrigens nur der Name und das Bild Lottens allein in einem reinen Lichtstrahl zu zerstreuen genügt." Vielleicht dachte die deutsche Kritik ganz dasselbe und hielt es sogar für nicht nöthig, auf eine solche „bizarre Aussage" hinzuweisen, um deren Unwahrheit sogleich zu erkennen, jedoch die noch lebenden Kinder Lottens empfanden diese Beschimpfung der edlen Frau aufs Tiefste. Im Herzen des deutschen Volkes hatte Lotte stets als Idealbild dagestanden. Aber auch die Kinder schwiegen still; sie warteten bis die Zeit ihre Stimme abgeben würde. Es geschah, als Mr. Lewes eine neue verbesserte und theilweis umgearbeitete Auflage seines schnell in Deutschland als Nationaleigenthum heimisch gewordenen Werkes vorbereitete. Dies war in den Jahren 1862 und 1863. Ein junger Freund der Familie, der damals in England lebte, hatte diese literarische Neuigkeit dem genannten ältesten Sohne Lottens mitgetheilt und vorgeschlagen, an Mr. Lewes schreiben zu wollen, und darauf den folgenden Brief von dem noch geistig frischen neunzigjährigen Greise erhalten (22. Februar 1863):

* * * „Diese viel gelesene kleine Schrift meines Bruders**) erklärt nicht allein das schöne Verhältniß meiner beiden Eltern zu Goethe, sondern zeigt auch, wie hoch Letzterer meine Mutter gestellt hat. Mr. Lewes kennt diese Schrift und hat sie vielfach extrahirt. Es ist daher mir und vielen Anderen, die sie gekannt haben, ebenso bedauerlich wie ganz unbegreiflich, wie er sich hat verleiten lassen können, in seinem sonst so verdienstvollen Werke die schmähliche Verleumdung irgend einer boshaften Person in Weimar aufzunehmen und sogar zu billigen. Ein wahrer Gentleman, wie sich Mr. Lewes in seinem Werke allenthalben zeigt, hätte doch Anstand nehmen müssen, eine schon ihres hohen Alters wegen ehrwürdige Matrone lächerlich darzustellen, wie viel mehr noch, da er sie in ihrer Jugend in Briefen Goethes und meines Vaters aus meines Bruders Schrift, wie auch schon früher aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" authentisch kennen gelernt hatte. Daß eine Frau, die sich als junges, unerfahrenes Mädchen mit so vielem feinen Gefühl und Verstand in einem so delikaten Verhältniß taktvoll zu benehmen gewußt, in ihrem späten Alter, wo sie durch den Umgang mit vielen der bedeutendsten Personen jener Zeit, die in meinem elterlichen Hause Zugang hatten, hochgebildet war, dennoch so tief zu einem ihrem früher bewährten Charakter so ganz widersprechendem unwürdigen Betragen herabgesunken sein konnte, mußte schon auf den ersten Blick die Unwahrheit jener Lüge offenbar zeigen. Sie schreiben mir nun, Mr. Lewes sei mit Umarbeitung seines Werkes beschäftigt und würde es ihm selbst zur Ehre gereichen, wenn er die häßliche Stelle änderte. Ueberhaupt hat er das Verhältniß Goethes zu meiner Mutter im Alter gänzlich mißkannt. Ihre Reise nach Weimar 1816 bezweckte nicht sowohl eine Zusammenkunft mit Goethe, als zunächst nur einen Besuch ihrer Schwester, die in Weimar an den Kammerdirector Riedel verheirathet war und die sie seit vierzig Jahren nicht gesehen hatte. Daß sie bei dieser Gelegenheit mit Goethe zusammentraf, war ebenso natürlich, als daß solches Beiden erfreulich war. Allein die Werther-Beziehungen waren längst vorüber und ein Freundesverhältniß eingetreten, welches bis zu meiner Mutter Tode 1828 nie unterbrochen ist. Nach meines Vaters Tode 1800, dessen Correspondenz mit Goethe meines Bruders Schrift „Goethe und Werther" enthält, hat ihr Goethe oft geschrieben und früher und später mit ihren Söhnen correspondirt. Einem derselben, der eine Frankfurterin geheirathet und sich in der alten freien Stadt als Arzt niedergelassen hatte, hat er das schwer zu erlangende Bürgerrecht verschafft. Mit meinem römischen Bruder (August Kestner) stand er bis zu seinem Tode persönlich und brieflich in Verbindung. Er hatte ihm seinen Sohn empfohlen, und mein Bruder hat diesen bis zu dessen Tode in Rom gepflegt, sein Begräbniß und seinen Nachlaß besorgt. Ich selbst, dessen Gevatter Goethe war, habe ihn in Weimar besucht und bin mehrmals in Carlsbad mit ihm zusammengetroffen, wo er lebhafteste Theilnahme an meinen Kunstsammlungen zeigte. Selbst meine Söhne, die ihn als Studenten besuchten, hat er freundlich empfangen. Ich schreibe Ihnen dieses so ausführlich, um zu zeigen, daß meine Mutter wahrlich nicht Ursache hatte, sich Goethe aufzudringen. Vielleicht glaubt meine Schwester, die sie auf der Reise nach Weimar begleitete, daß eben der ausgezeichnet freundliche Empfang, womit Goethe meiner Mutter entgegengekommen, den Neid irgend einer Weimarischen Dame erregt und zu der schmäligen Lästerung über meine Mutter bewegt haben könnte. Bekanntlich war Goethe in älteren Jahren zuweilen nicht besonders zuvorkommend, selbst nicht gegen Damen."

Auf diesen Brief hin, der Mr. Lewes seinem Hauptinhalte nach zukam, bewies sich denn auch dieser als „wahrer Gentleman", wie der Sohn Lottens ihn sich vorgestellt; er bedauerte aufs Innigste, daß er sich durch elenden Klatsch zu jener Aeußerung habe hinreißen lassen und versprach, daß er es sich zur Pflicht und Ehre rechne, wie auch selbstverständlich geschehen ist, jene häßliche Stelle über die edle Frau zu ändern. Hierauf schrieb nun der Sohn Lottens wieder (März und April 1863) an jenen Freund:

„Eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können, als durch Ihren liebenswürdigen Brief vom 3. d. Mts. (März) und durch die Mittheilung der Antwort des Herrn G. H. Lewes. Sie verpflichten mich und meine ganze Familie zu dem lebhaftesten, tiefgefühltesten Danke, den ich Ihnen von ganzem Herzen bezeuge und ebenfalls Mr. Lewes mit angelegentlichster Empfehlung zu bestellen bitte. * * * Wünschenswerth wäre es gewesen, daß Mr. Lewes die Schrift meines Bruders („Goethe und Werther"), welche er übrigens in seiner Biographie vielfach benutzt und extrahirt hat, früher gründlicher verstanden hätte, um sogleich die nach meiner Mutter Charakter und Verstand gänzliche Unmöglichkeit der von ihm übereilt referirten Verläumdung klar einzusehen. Er ist der Einzige, der jemals über meine auch noch im spätesten Alter viel bekannte und allgemein verehrte Mutter Nachtheiliges gesagt hat. Seit meines Bruders Schrift erschienen, ist diese in zahlreichen deutschen und französischen Journalen aller Farben und in mehreren Büchern angezeigt und meistens sehr ausführlich besprochen worden. Von Allen sind meine beiden Eltern mit ausgezeichneter Achtung und Anerkennung erwähnt. Daß jetzt Mr. Lewes seinen Irrthum als echter Gentleman bedauert und ihn berichtigen will, gereicht uns zu

*) Sie war am 11. Januar 1753 in Wetzlar geboren und starb am 16. Januar 1828 in Hannover.

**) „Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit" u. s. w. von August Kestner. Erste Aufl. 1854, zweite Aufl. 1855. Vor beiden Auflagen befindet sich das jugendliche Porträt Lottens nach einem Gemälde von Schroeder, gezeichnet von Rudolph Lehmann.

großer Freude. Er wird finden, daß das Zusammentreffen mit Goethe nicht die Gestalt der Fortsetzung oder gar des Schlusses eines Jugendromans hat haben können, sondern nur das ganz einfache, weit edlere, dem Alter sowie dem Charakter beider Theile angemessene und beiden Theilen gleich erfreuliche persönliche Wiedersehen alter nie eigentlich getrennt gewesener Freunde der Erfolg hat sein müssen. In allen Kreisen Weimars wurde meine Mutter aufs Wohlwollendste und Ehrerbietigste aufgenommen. Sie hat nie Feinde gehabt, vielmehr wußte sie auf eine eigenthümliche Art zu imponiren und zugleich durch liebenswürdige Freundlichkeit Aller Herzen zu gewinnen, — eine glückliche Gabe, wodurch sie schon als junges Mädchen Goethe gegenüber eine Stellung behaupten konnte, wie nicht leicht eine Andere. Meine Schwester, die als junges Mädchen meine Mutter auf dieser Reise begleitete, kann jene Lästerung nur dadurch erklärlich finden, daß etwa Goethes Entgegenkommen in einem in seinen späteren Jahren ungewöhnlichen Grade den Neid Anderer erregt haben möge. Noch eines Umstandes erinnert sich meine Schwester, daß einst meiner Mutter bei dem Eintritt in eine Gesellschaft eine Dame aus der in Weimar bekanntlich damals sehr zahlreichen Klasse der Blue-stockings mit ausgebreiteten Armen und dem lauten Zurufe „Lotte! Lotte!" entgegengestürzt ist, welches meiner Mutter, die keine theatralischen Scenen liebte, unangenehm gewesen und vielleicht dieses unwillkürlich von ihr merken gelassen ist. Es können aber auch andere Vorfälle der Art, bei dem damaligen Ton in Weimar, eingetreten sein, und ihr obwohl bescheidenes Zurückziehen Mißfallen erregt haben."

Um nun Mr. Lewes ein Bild seiner Mutter in ihrem Alter zu geben, übersandte der alte Herr demselben ihre Photographie nach einem großen, sehr schönen Oelgemälde von der Hand des bedeutenden Historienmalers Hanson um 1820 in Frankfurt am Main gemalt. Die würdige alte Frau sitzt in einfachem schwarzen Sammtkleide mit einem kleinen Stuartkragen in einem Armstuhl, die Hände einfach übereinander gelegt. Eine weiße Haube und weiße faltige Halskrause umrahmen das edle schöne Gesicht, dessen jeglicher Zug Milde, Güte und Verstand ausdrückt. Auch eine große und schöne Lithographie nach dem Schroeder'schen Bilde Lottens in ihrer Jugend, wie es in kleinem Format und als Stich die so oft erwähnte Schrift „Goethe und Werther" ziert, und Bilder ihres Gatten und ihres Sohnes August erfolgten zugleich für den berühmten Goethe-Biographen, und darauf von diesem selbst der folgende Brief an den würdigen alten Herrn (vom 20. Mai 1863), als Dank für den Ausdruck so vieler dankbaren Freundlichkeit:

„Mein geehrter Herr,

Herr — hat sich freundlichst erboten, das Medium meiner Dankbarkeit zu sein, wie er schon der Vermittler Ihrer Freundlichkeit gewesen ist. Die Bildnisse Ihrer Mutter und Ihres Vaters, wie das Ihres Bruders, sind höchst willkommene Geschenke. Lotte sieht ganz besonders reizend in jener großen Lithographie aus, und ich werde sie in meinem Zimmer neben den „alten Jupiter" aufhängen, der so wohl wußte, wie er sie zu schätzen habe. Indem man in jenes liebliche (sweet) Antlitz schaut, kann man nicht umhin, sich vorzustellen, wie verschieden der Lauf seines Lebens gewesen sein würde, hätte er sie vor Ihrem Vater gekannt und geliebt, — sicherlich sehr verschieden würde der Einfluß einer solchen Frau gewesen sein von dem einer Frau von Stein oder der Vulpius! Aber da Sie in diesem Falle nicht gewesen sein würden, so ziehen Sie wohl die historische der imaginären Thatsache vor! Und da auch wir in diesem Falle den Werther nicht haben würden, so mögen auch wir denn zufrieden sein. Wäre Goethe glücklich verheirathet gewesen, uns hätte wohl sein größtes Werk gefehlt! Ainsi tout est pour le mieux dans ce meilleur des mondes!

Ich hoffe, daß meine Wanderungen mich eines Tages in die Nachbarschaft von Hannover bringen, in welchem Falle ich meinem Verlangen willfahren werde, Ihnen persönlich das auszudrücken, was doch nur annähernd durch einen Brief sich thun läßt.

Glauben Sie dies

Ihrem sehr dankbar ergebenen
G. H. Lewes."

Nun sind sie Alle heimgegangen, auch zuletzt und vor kurzer Zeit erst der Schreiber des letzten Briefes! Es ist ihm, wie er in einem andern Briefe schreibt, eine schöne Pflicht gewesen, jene böse Stelle, die nicht allein den guten Ruf einer edlen Frau angriff, sondern der deutschen Nation ein reines Idealbild rauben wollte, zu verwischen. In seiner schönen Beurtheilung von „Werthers Lotte" sagt der, dem wir Alle so viele Belehrung, so viel freudigen Anreiz schulden: „Wenn ich von einem Ausländer aufgefordert würde, ihm das deutsche Mädchen und Weib in einer typischen Gestalt unserer poetischen Nationalliteratur nachzuweisen, so würde ich diese Goethe'sche Lotte als diejenige Frauengestalt nennen müssen, welche diesen Nationaltypus unter allen Schöpfungen deutscher Dichtung in seinen wesentlichen Zügen am vollkommensten und naturwahrsten ausdrückt."*) Die Welt, nicht Deutschland allein, hat entschieden, das Gedicht sei das schönste seiner Art; aber die Wirklichkeit, d. h. wie hoch Lotte, Goethe und Kestner über den Personen stehen, die im Werther mit ihnen in Vergleich kommen, war noch schöner als die Dichtung. „Ja, in so hohem Grade schöner, daß Goethe, die unwahrscheinliche Wahrheit zurücklassend, ein Anderes erfinden mußte, damit die Dichtung als Wahrheit erscheine!" („Goethe und Werther.") Ein holdes deutsches Mädchen, schon in der Jugend mütterlich besorgt um eine Schaar sie liebender, durch den Tod der Mutter verwaister Geschwister; eine edle deutsche Frauengestalt voll Herz und Verstand, alle häuslichen Tugenden pflegend und denen, die sie zu kennen das Glück hatten, ein leuchtendes Beispiel als Gattin und als Mutter: so und nie anders möge das Andenken an Charlotte Kestner im deutschen Volke, zum Heil seiner Söhne und Töchter, leben und wirken.

Hermann Kindt.

Fürst Wjäsemski.

I.

Vor einigen Monaten (22. November 1878) meldeten die Zeitungen, daß der ehemalige Ministeradjunct im Unterrichtsministerium, wirkl. Geheimrath Fürst Peter Andrejewitsch Wjäsemski, Mitglied des Reichsraths und Ritter fast aller hoher russischer Orden, im sechsundachtzigsten Lebensjahre in Baden-Baden verstorben sei. Von den Vielen, welche diese Notiz lasen, haben wohl nur Wenige gewußt, daß in diesem seiner Zeit viel genannten, heute halb vergessenen Manne der letzte Repräsentant einer ganzen Richtung, der letzte Zeuge des sogenannten klassischen Zeitalters der russischen Literatur, ein in seiner Weise hervorragender Dichter, ein Typus im eminenten Sinne des Wortes zu Grabe gegangen ist. In dem Lebens- und Entwickelungsgange Wjäsemskis spiegeln die Eigenthümlichkeiten und Widersprüche nicht nur einer, sondern dreier Perioden neurussischer Entwickelung sich in so charakteristischer Weise wieder, daß eine Betrachtung der officiellen und der privaten Thätigkeit dieses letzten Ritters der russischen Romantik auch Denjenigen von Interesse sein dürfte, die sich um die Literatur unserer östlichen Nachbarn zu wenig gekümmert haben, um nach modernen russischen Dichtern, geschweige denn solchen zweiten Ranges zu fragen.

Fürst Peter Andrejewitsch Wjäsemski wurde in den längst fabelhaft gewordenen Tagen der Kaiserin Katharina, am 12/24. Juli 1792 zu Moskau in einer uralten und hochangesehenen Bojarenfamilie geboren. Der Ursprung seines Geschlechts, das in den Zeiten der Theilfürstenthümer über Smolensk, später über Wjäsma regierte, wird aus dem Hause Ruriks des Warägers abgeleitet. Einer von Wjäsemskis Ahnherren war Genosse der Ausschweifungen Iwans des Schrecklichen und Pater Kellermeister des von diesem Wütherich gestifteten, wegen seiner Ausschweifungen berüchtigten Bruderordens gewesen, ein anderer hatte als Feldherr des zweiten Pseudo-Demetrius eine Rolle gespielt, ein dritter als

*) „Goethes Frauengestalten" von Adolf Stahr. 2. Ausgabe. 1869. S. 23.

Begünstiger der Pläne des Czarewitsch Alexei Petrowitsch unter der Regierung Peters des Großen den Tod von Henkershand erlitten, ein vierter Wjämsemski (der im Geburtsjahr unseres Helden verstorbene Fürst Alexander) als Generalprocureur der Kaiserin Katharina der Zweiten den Ruf des bestechlichsten und verworfensten Staatsmannes seiner Zeit erworben. — Peter Andrejewitschs Kinderjahre fielen in die Zeiten Kaiser Pauls und des panischen Schreckens, den dieser unglückliche Monarch über den Adel seines Reichs gebreitet hatte. Die wichtigen, gravitätischen alten Herren, die unter Katharina gewohnt gewesen waren, als Ausnahmemenschen behandelt zu werden, die „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Wildheit kosakischer Atamans verbunden, laut, rücksichtslos und etwas durch die Nase zu reden für ihr Privilegium angesehen, alle Russen bis zum Obristenrang mit „Du" angeredet und höchstens die Ausländer als Menschen behandelt hatten", diese Herren wurden plötzlich zu gemeinen Sterblichen degradirt und gleich diesen als bloße Spielbälle der Allerhöchsten behandelt. Mit Entsetzen sah die Aristokratie, daß der Kaiser seinen Ausspruch: „On n'est grand seigneur en Russie, que quand on me parle et pendant qu'on me parle" buchstäblich in Ausführung brachte, unterschiedslos Alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und die bestehenden Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch Diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Was gestern die Spitze der Leiter erklommen hatte, wurde heute in bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn es einen andern Weg als denjenigen in die bekannte große Landschaft jenseit des Ural antreten durfte. „Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre glänzenden schweren Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt wie immer möglich in die Einsamkeit der von den Vorfahren ererbten, den Enkeln oft nur dem Namen nach bekannten Landgüter zu verschwinden und ihre Tage zwischen geschäftigem oder auch geschäftslosem Müßiggang zu verbringen und kleine Palais zu bauen, welche die nächste Generation wieder leer stehen und verfallen ließ."

Zu seinem Heil war Fürst Peter Andrejewitsch erst neun Jahre alt, als die Katastrophe vom 11/23. März 1801 der Schreckenszeit ein Ende machte, welche seine Standesgenossen zu erdulden gehabt hatten: mehr als eine unbestimmte Ahnung davon, daß es mit der Stellung eines vornehmen russischen Herrn unter Umständen ein übles Ding sein könne, und daß Vorsicht den bessern Theil der Tapferkeit bilde, wird dem erst gegen das Ende dieser Periode nach Petersburg übergesiedelten Knaben aus jenen merkwürdigen Tagen kaum geblieben sein, in denen das Anlegen eines modischen Rocks lebensgefährlich gewesen war und zu den Hauptpflichten des obersten kaiserlichen Staatsbeamten die Aufsicht darüber gehört hatte, daß keine Walzer getanzt wurden! Die Erziehung des heranwachsenden Knaben übernahm eine Anstalt, welche zu den wenigen überlebenden Schöpfungen Kaiser Pauls gehörte. Die Revolutionsfurcht des unglücklichen Monarchen hatte der Leiter des in Rußland heimisch gewordenen Zweigs des Jesuitenordens, Pater Gabriel Gruber, mit unvergleichlichem Geschick zur Erlangung der Erlaubniß ausgenützt, eine von Söhnen seines Ordens geleitete Privat-Erziehungsanstalt in Petersburg anzulegen. Der Director derselben, Abbé Nicole, hatte seine Leute genau genug gekannt, um sich nach den Ansprüchen derselben einzurichten: daß er ein Pensionsgeld im Betrage von 1500 Rubeln jährlich verlangte, allen Unterricht französisch ertheilen ließ, alsbald nur Söhne aus angesehenen polnischen und russischen Adelsfamilien aufnahm und das Hauptgewicht auf die Verbreitung guter, d. h. anti-revolutionärer Prinzipien legte, das verfehlte seine Wirkung nicht und machte das Nicole'sche Institut zum Lieblingstummelplatz des jungen Adels. In völlig geräuschloser Weise wurde diese „Privat"-Anstalt dann in ein offizielles Convict des Ordens verwandelt, für welches Gruber selbst das Programm entwarf und das alsbald Träger der berühmtesten russischen Namen, Fürsten Galyzin und Odojewski, Grafen Tolstoy, Schuwalow, Stroganow, Nowossilzow, Rostopschin, Mussin-Puschkin und schließlich auch unsern Fürsten Peter Andrejewitsch in seine gastlichen Mauern aufnahm.

Wenn an den Zöglingen dieser Anstalt irgend etwas russisch blieb, so war das nicht die Schuld der Leiter und Lehrer derselben. Mit der glücklichen Unbefangenheit einer Zeit, welche das Nationalitätsprinzip nicht einmal dem Namen nach kannte, sahen die naiven Eltern der Convictsschüler es für eine besondere Gunst des Geschicks an, daß ihren Kindern das Loos gefallen war, „wie im Auslande" erzogen zu werden, allen Unterricht französisch zu empfangen, blos von Franzosen umgeben zu sein, von lateinisch redenden Priestern die Sprache des klassischen Alterthums spielend zu erlernen und auf dem kürzesten und anstrengungslosesten Wege zu „Europäern" werden zu können. Diesem Zweck konnte ja nur förderlich sein, daß ihren „rechtgläubigen" Kindern auch der Religionsunterricht vornehmlich von einem hochgebildeten und natürlich „vorurtheilslosen" Jünger Loyolas ertheilt wurde, und daß die Unterweisung in den Lehren der Staats- und Nationalkirche sich auf eine Stunde wöchentlich beschränkte. Wußte doch alle Welt, daß der zu diesem Behuf von P. Gruber gewonnene Pope ein roher, dem Trunke ergebener alter Bursche sei, dessen Beispiel der lieben Jugend weder in Rücksicht auf ihre Sittlichkeit, noch rücksichtlich ihrer patriotischen Gesinnung von Nutzen sein könne.

Mehrere Jahre lang gehörte Wjäsemski dieser Anstalt an, der er stets ein dankbares Andenken erhalten und in der er in der That den bessern Theil seiner Bildung, d. h. einige Vorstellungen von dem Wesen der klassischen Antike und eine gewisse Vertrautheit mit der französischen Sprache und Literatur erworben hatte. Daß er nebenbei eine gewisse Kenntniß seiner Muttersprache besaß, die der Mehrzahl der übrigen Convictler fehlte, hatte der junge Wjäsemski dem Umstande zu danken, daß sein Vater in russischer Literatur dilettirte und daß er in dem Hause desselben mehrere hervorragende Schriftsteller älterer Zeit, namentlich Karamsin, Shukowski und den späteren Justizminister Dimitrijew gesehen und zuweilen russisch reden gehört hatte. — Seiner Vorliebe für das Französische blieb der Fürst übrigens auch treu, als er längst ein berühmter russischer Schriftsteller geworden war. „Was uns bei den Franzosen anzieht," pflegte er zu sagen, „ist nicht das lateinische, sondern das gallische Element ihres Wesens; weil dieses Element dem russischen congenial ist, verstehen wir die Franzosen besser, als alle übrigen Europäer, ist ihr Theater das unsrige geworden. Gleich ihnen sind auch wir leichtlebig und gesellig — „mon jour est mon siècle" ist unsere und ihre Devise." — Die von den Lehrern des Convicts eifrig und erfolgreich betriebene katholische Propaganda ging an Wjäsemskis glücklicher und lebenslustiger Natur spurlos vorüber — Wjäsemskis Jesuitenfreundschaft beschränkte sich darauf, daß er im Gegensatz zu den meisten seiner Gesinnungsgenossen den bildenden Einfluß des Collegiums betonte und die einige Jahre nach seinem Austritt erfolgte, unter brüsken Formen vollzogene Aufhebung desselben, sein Leben lang als „Illegalität" tadelte. — Der Schulzucht entbunden stürzte der liebenswürdige, von der Natur und den äußeren Verhältnissen gleich begünstigte junge Mann sich kopfüber in die Fluth des Petersburger high life, das eben damals seine buntesten und glänzendsten Wellen trieb. — Die großen Vermögen des Adels waren noch „undurchgebracht", die bureaukratischen und gesellschaftlichen Privilegien des Bojarenthums ziemlich unverändert wieder hergestellt worden — die Stürme der Revolution und des französischen Krieges schienen durch den Tilsiter Frieden beschworen zu sein und des Lebens Lust und Pracht konnte von denen, die zu seinen Tafeln zugelassen wurden, ohne quälende Hintergedanken von Grund aus genossen werden. „Ein Fest drängte das andere, eine vornehme Familie suchte die andere zu überstrahlen, die Zahl der Häuser, in welchen täglich „empfangen" wurde, war so groß, die Gastlichkeit der reichen Privatleute so schrankenlos, daß es für einen Mann aus gutem Hause lediglich eines Nachtquartiers, eines heilen Rocks und eines Gefährtes bedurfte, um mitmachen zu können." Wer zur herrschenden Kaste gehörte, erfreute sich einer

fast schrankenlosen Freiheit der Bewegung — die liberalen Tendenzen der Regierung begünstigten den Aufschwung der seit Karamsin salonfähig gewordenen nationalen Literatur, und förderten eine gewisse Theilnahme an den gemeinnützigen Bestrebungen, zu deren Mittelpunkten die in Mode gekommenen Freimaurerlogen geworden waren, und den Verkehr mit dem Auslande, der alljährlich ungezählte literarische und politische Abenteurer und Schöngeister aller Gattungen und Arten ans Newaufer sendete. Für junge Herren von Familie verstand sich von selbst, daß sie ihre Hauptaufgabe im Lebensgenuß sahen und ernsteren Beschäftigungen nur der Abwechselung wegen, nur als Dilettanten nachgingen, einerlei, ob sie die militärische oder bureaukratische Laufbahn ergriffen oder sich einer „freien Kunst" gewidmet hatten. Stand doch im Schicksalsbuch geschrieben, „daß sie mit 17 Jahren Kammerjunker oder Gardelieutenants, mit 25 Kammerherren oder Flügeladjutanten wurden und nach der Verheirathung Gesandte, Provinzialgouverneure, Procureure, Regimentscommandeure oder Hofwürdenträger wurden und den lästigen, erniedrigenden, durch sein Einerlei ermüdenden Dienst in den Kanzleien und Collegien nur dem Namen nach kennen lernten". Bevor der zum Staatssecretär erhobene Popensohn Speranski die Umgestaltung der Regierungscollegien in die Hand genommen und zu der gegenwärtig bestehenden bureaukratischen Organisation den Grund gelegt hatte, kam es buchstäblich vor, daß junge Leute von Stande nicht wußten, ob und wo sie angestellt waren und daß sie „die Thür ihres Bureaus niemals von Innen gesehen hatten". Der bekannte Staatsrath Wigel erzählt in seinen Memoiren, er sei während der ersten Regierungsjahre Alexanders I. zwei Jahre lang der Meinung gewesen, Beamter des zum Ministerium des Innern gehörigen statistischen Comités zu sein und habe erst hinterher erfahren, daß er in Wahrheit während dieses Zeitraums verabschiedet gewesen; aus der Zeit seiner Thätigkeit im auswärtigen Amte berichtet derselbe Mann, seine Amtspflichten hätten sich darauf beschränkt, „alle paar Wochen ein Mal im Vorzimmer des Fürsten Kurakin zu sitzen und etwa ankommende Couriere zu diesem seinem Chef zu führen". Und Wigel gehörte als Sohn des mühsam emporgekommenen Gouverneurs von Pensa nicht einmal der Klasse der Höchstbegünstigten an, in deren Mitte Wjäsemski geboren worden war. — Dem Namen nach gehörte der junge Fürst der Kanzlei des mit dem Vermessungswesen betrauten Director Obreßkow an, der ihn gelegentlich mit besonderen Aufträgen in das Innere des Kreises sandte und daran Veranlassung nahm, seinen vornehmen Schützling rasch avanciren zu lassen — thatsächlich sah Wjäsemski in dem Genuß der vor ihm ausgebreiteten Lebensfreuden seine Hauptaufgabe.

Das Jahr 1812 unterbrach dieses glückliche dolce far niente Peter Andrejewitschs für längere Zeit. Gleich der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen griff der junge Fürst auf die Kunde von dem Einbruch des corsischen Imperators zu den Waffen, die er als Freiwilliger des Moskauer Landwehrregiments mehrere Jahre lang in Rußland, Deutschland und Frankreich führte, um nach Beendigung der Feldzüge seinen Abschied zu nehmen und in die Newaresidenz zurückzukehren. — Für diese Residenz begann mit der Heimkehr der Armeen, die Jahre lang im Auslande gelebt und die Cultur des Westens aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, ein neuer Abschnitt. „Die Offiziere, die bei Borodino, Kulm und Leipzig gefochten, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen hatten", brachten ein ritterliches Selbstgefühl und eine Theilnahme an den Angelegenheiten ihres Vaterlandes mit, das von der dumpfen Unterwürfigkeit früherer Geschlechter durchaus verschieden war. Die Nothwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern, einer den Einrichtungen des Westens entsprechenden Umgestaltung des Staatsorganismus wurde laut und öffentlich discutirt, von der Aufhebung der Leibeigenschaft wie von einer unabweisbar gewordenen Nothwendigkeit gesprochen und der Regierung allen Ernstes der Rath ertheilt, mit der geplanten Einführung einer Verfassung nicht länger zu zögern. Je höher in der Gesellschaft hinauf, desto eifriger wurden der Cultus liberaler Ideen und die Agitation für Logen und Wohlfahrtsgesellschaften nach dem Muster des Tugendbundes betrieben. Wer etwas bedeuten wollte, mußte über Tracy und Benjamin Constant mitreden und über die Unterschiede zwischen den Verfassungen Frankreichs, Englands und des plötzlich in die Reihe der constitutionellen Staaten erhobenen Königreichs Polen Auskunft ertheilen können. — Selbst die ältere, von den Zeitideen nicht direct berührte Generation zeigte sich humaner und — selbstständiger, als je bei Würdenträgern der russischen Krone erhört gewesen war. „Kühn, gutmüthig und grundliederlich, der Religion der zugeknöpften Uniformen ebenso ergeben, wie der Religion der Ehre, nahmen die in den Franzosenkriegen emporgekommenen Leute nicht nur alle militärischen Stellen, sondern neun Zehntheile aller Civilämter ein; ohne die entfernteste Kenntniß von Geschäften, unterschrieben sie Papiere, welche sie niemals gelesen hatten. Sie liebten die Soldaten, wenn sie sie gleich unaufhörlich prügelten, und waren fest davon überzeugt, daß der Soldat nur durch Schläge belehrt werden könne. Sie gaben furchtbar viel Geld aus und wenn sie keines hatten, nahmen sie es aus den öffentlichen Kassen, — waren Hunde, Bücher und Kronskassen doch von Alters her in Rußland schußfrei. Aber diese Männer waren weder Angeber noch Spione, und stets bereit für ihre Untergebenen durchs Feuer zu gehen. Häufig unbequem und immer lärmend und vorlaut, gewohnt über Dinge, von denen sie nichts wußten, zu urtheilen und nur wenn sie bei Laune waren zu antworten, hatten die Generale dieses Schlages den ungeheuren Vorzug, sich, wenn es darauf ankam, für Recht und Wahrheit todtschlagen zu lassen und wirkliches Ehrgefühl zu besitzen" (Herzen) .... Der charakteristischste Typus dieses heute ausgestorbenen Geschlechtes war der im Decemberaufstand von 1825 von den Verschworenen getödtete Graf Miloradowitsch. „Tapfer, glänzend, ausgelassen, sorglos, stets mit Schulden bedeckt (die der Kaiser Alexander wohl zehn Mal für ihn bezahlt hat), ein Schwätzer und dabei doch der liebenswürdigste Mensch von der Welt, war Miloradowitsch der Abgott der Soldaten und ein ziemlich glücklicher Generalgouverneur der Residenz, die er mehrere Jahre lang verwaltete, ohne je ein einziges Gesetz gekannt zu haben."

Unter den Auspicien einer so wunderlich gearteten Generation war Fürst Wjäsemski emporgekommen und zum Manne geworden, als er nach Beendigung der Freiheitskriege an die Newa zurückkehrte, um seine im Meßdepartement begonnene Thätigkeit fortzusetzen. Obgleich dieselbe für eine Vorbereitung auf die diplomatische Carriere nicht gelten konnte, hielt es für den vornehmen und wegen seiner bei Borodino bewiesenen Bravour wohlgelittenen Beamten nicht schwer, in ein hochpolitisches Amt übergeführt zu werden. Wjäsemski wurde im Jahre 1815 dem kaiserlichen Bevollmächtigten und Commissar bei der königlich polnischen Regierung, Grafen N. N. Nowossilzow beigegeben und siedelte als Beamter der Kanzlei dieses hochgestellten und Alexander I. eng befreundeten Staatsmannes für mehrere Jahre nach Warschau über.

Die Verhältnisse, die er hier vorfand, waren die wunderbarsten von der Welt. Gegen den Rath seiner sämmtlichen russischen und deutschen Rathgeber hatte der Kaiser die Wiederherstellung eines constitutionellen Königreichs Polen ins Werk gerichtet und die Verwaltung desselben in die Hände von Männern gelegt, die entweder in den letzten Zeiten der Republik oder unter der napoleonischen Herrschaft emporgekommen waren und aus ihrer ausschließlich polnischen Denkweise kaum ein Hehl machten. Die Stellung des kaiserlichen Statthalters bekleidete der greise General Zajonczek, ein „Republikaner" aus der Schule Kosziuskos, der den napoleonischen Feldzug gegen Rußland mitgemacht und an der Beresina ein Bein verloren hatte, die Ministerporteseuilles waren an die Grafen Wielehorski, Potocki, Matuszewicz, Sobolewski und andere Glieder des hohen polnischen Adels vergeben, neben denen der genannte Nowossilzow als Vertreter der russischen Interessen und als Vermittler zwischen Rußland und Polen fungiren sollte. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe lag auf der Hand und wurde dadurch noch erhöht, daß des Kaisers Sympathien zwar auf Seiten der Polen standen, er aber nichts desto weniger von Nowossilzow eine heimliche Ueberwachung der Thätigkeit seiner polnischen Minister und ihrer Umgebung veranlaßte. Da die dem kaiserlichen Commissar „beigegebenen" Be-

amten zum großen Theil Polen und als solche entweder Werkzeuge der Minister und Staatsräthe (namentlich des einflußreichen Fürsten Adam Czartoriski) oder Intriguanten auf eigene Hand waren, so hatten Nowossilzow und dessen russische Attachés einen außerordentlich schweren Stand, dessen zu geschweigen, daß der kosmopolitische Zug der Zeit, die Neigung zu leichtem Genuß, und vor Allem die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit der polnischen Herren und Damen den meisten der von der Newa an die Weichsel versetzten russisch-französischen Herren zur schweren Versuchung wurden.

Notizen.

Die östreichische Politik zu Hause und im Orient ist für die Außenstehenden oft ein Buch mit sieben Siegeln. Man findet sich in den verschiedenen Parlamenten in Wien und Pest nur schwer zurecht. Auch nehmen diese oft lärmenden und leidenschaftlichen Debatten die Aufmerksamkeit des Auslandes nur in sehr bedingter Weise in Anspruch. Unter zwanzig Lesern durchfliegt sie kaum einer. Selbst Politiker von Fach wären in Verlegenheit, sollten sie sämmtliche östreichische Parteiführer auf der Stelle namhaft machen oder gar mit ihren Verdiensten und Fehlern charakterisiren. Man kann ohne Ueberhebung sagen, daß die hervorragenden Redner unserer Kammern und des Reichstages selbst dem größeren Publicum jenseits der deutschen Grenzen ungleich besser bekannt sind als ihre Collegen drüben in ähnlicher Stellung. Wir möchten damit den gewiß wackeren östreichischen oder ungarischen Vorkämpfern für Freiheit und Recht nichts Unverbindliches sagen, sondern nur eine Thatsache erwähnen, die von unparteiischen Oestreichern nicht verkannt wird. Die Natur der dem Fremden nicht durchweg verständlichen oratorischen Turniere diesseits und jenseits der Leitha mag dazu beitragen. Wie soll man sich für ein parlamentarisches Scharmützel über Gültigkeit des Berliner Friedens erwärmen, dessen Ergebniß ohne eine Spur von Bedeutung für das Schicksal des historischen Actes sein muß. Der Eindruck würde sofort ein anderer werden, wenn etwa Graf Andrassy infolge eines Votums des Reichsrathes, der Delegationen oder wie die wunderlichen Körperschaften sonst heißen mögen, in seiner ministeriellen Existenz bedroht wäre. Das würde man schon in den nachbarlichen Bezügen verspüren und sich darauf einrichten müssen. Aber davon ist ja niemals die Rede. Ob die Collegen Andrassys gehen oder bleiben, fällt für die Gesammtleitung des Staates, also auch für die europäischen Zuschauer, herzlich wenig ins Gewicht. Dazu kommt, daß selbst die heftigste Opposition der Magyaren, die dazu periodisch ihre Lenden gürten, sich gewöhnlich bald in Wortschwall verflüchtigt. Man denke nur an die Proteste gegen die bosnisch-herzegowinische Occupation, die gedauert haben, was solche Proteste von der Rednerbühne herab, wenn weder Macht noch Einfluß dahinterstehen, zu dauern pflegen. Aehnlich verhält es sich mit den Verwahrungen der Wiener oder Pester Zeitungen. Großentheils gut geschrieben und an literarischer Leistung manche Productionen anderer Länder überragend, gewähren sie oft den Eindruck, daß die Verfasser von der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen überzeugt sind und nur der Ehre wegen gleichsam auf der Mensur fechten. Mühselig genug mag ihnen der tagtägliche Streit mit ihren Officiösen werden, die überall ihre Netze spinnen und wie nirgend anderswo eine künstliche Tagesgeschichte neben der wirklichen weben. Eine historische Beleuchtung ihres Treibens, namentlich bei den Vorbereitungen der bosnischen Annexion, wäre von pikantem Interesse, würde aber die systematische Verdunkelung der Thatsachen, wie sie dort gepflegt und von zahllosen Mithelfern unterstützt wird, doch nicht verhindern. Graf Andrassy wird trotzdem die bosnischen Erfolge nicht zu den Lorbeeren seines Lebens zählen können. Wie ihm das Journal des Debats neulich in einem reizenden kleinen Artikel nachwies, hat er für Oestreich aus dem orientalischen Kampfe ein Gut heimgebracht, das genau an den Elephanten erinnert, welchen der Schneider in der Lotterie gewann. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus den orientalischen Wirren, trotz aller Versuchungen, mit reinen Händen hervorgegangen sind und einiger Humor in der Kritik des östreichischen Gebahrens ihnen daher wohl gestattet ist. Auch daheim haben sie sich vorerst wieder zurecht gefunden und unsere in dieser Richtung vor etwa acht Tagen geäußerte Erwartung hatte sich nach den ersten Nachrichten bestätigt. Man hat sich allerorten herzlich darüber gefreut und die allgemeine Lage konnte von dem Erfolg des französischen Ministeriums nur die günstigsten Rückwirkungen erfahren. Hoffentlich werden auch die nachträglichen Zuckungen überwunden werden. Ueberall befestigt sich der Frieden. Auch die Engländer werden mit ihren Afghanen und Zulus wohl noch fertig werden. Schon finden sie den Scherz wieder und in einem Londoner Kreise wurde neulich bemerkt, man könne sich nicht wundern, daß ein Kaffer einen englischen General besiegen konnte. Habe doch einer seiner Landsleute in früheren Jahren einen Bischof bekehrt. Es war dies der Bischof Colenzo von Natal, der einen Zulu für das Christenthum gewonnen hatte, aber von dessen Einwendungen gegen den Wunderglauben so frappirt wurde, daß er die orthodoxe Lehre fallen ließ und ein dickes Buch über den Rationalismus schrieb. Der Fall wird allerdings wohl vereinzelt bleiben und es ist, um mit einem lateinischen Sprichwort zu reden, kaum zu glauben, daß, wenn die Engländer, wie zweifellos zu erwarten, schließlich die Zulus schlagen, der besiegte Stamm die Sieger geistig und sittlich fangen werde.

* * *

Die Casa Zuccari in Rom und die Budgetcommission des Reichstages.

Ein Schmerzensschrei.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Nachricht las, die Budgetcommission des Reichstages habe die Vorlage der Reichsregierung, die Casa Zuccari in Rom zu erwerben, einstimmig abgelehnt. Da diese Nachricht, in lakonischer Kürze eines Telegramms in die Welt gesendet, nicht von einer Mittheilung der Beweggründe begleitet ist, welche die Budgetcommission bei diesem erstaunlichen Beschlusse leiteten, so muß ich ja freilich mit jenem sächsischen Abgeordneten sagen: Ich kenne die Motive der Budgetcommission nicht, aber ich mißbillige sie. Und ähnlich dürfte das Urtheil lauten, das in den weitesten Kreisen der Nation über diesen betrübenden Vorgang gefällt wird. Ich bin kein Kunstgelehrter, ja ich kann nicht einmal aus eigener Anschauung über die Bedeutung der Fresken sprechen, welche das Haus Zuccari oder vielmehr Bartholdy — denn unter dem Namen des früheren Besitzers ist das Haus in der Kunstgeschichte berühmt geworden — zieren. Ich möchte also nur vom Standpunkte des Laien, des schlichten Reichsbürgers aus meinen Schmerzensschrei erheben, daß die Budgetcommission des Reichstages einen Vorschlag zurückweist, dieses Haus für die deutschen Künstler in Rom nicht nur, nein, für die ganze deutsche Nation zu erwerben.

Die Denkschrift, welche dem Etat des auswärtigen Amtes beigegeben ist, macht klar und scharf die Gründe geltend, welche für den Vorschlag der Regierung sprechen. Ich wüßte nichts was, von sachlichen Gesichtspunkten aus, gegen dieselben eingewendet werden könnte. Es können also nur finanzielle Bedenken sein, welche den Beschluß der Budgetcommission veranlaßten.

Man hat ja freilich oft genug gesagt, daß wir ein armes Volk seien, daß wir uns manchen Luxus versagen müssen, den sich andere Völker erlauben. Und gewiß, weise Sparsamkeit ziemt sich für die Vertreter des Volkes, die berufen sind, darüber zu berathen, in wie weit die Steuerkraft zur Bestreitung der Ausgaben des Reichs herangezogen werden könne.

Aber handelt es sich hier um Summen, bei denen dieser Gesichtspunkt ernstlich in Frage kommt? Kann das Reich die 325,000 Mk. nicht aufbringen, welche die Reichsregierung fordert? Das wird doch Niemand im Ernste behaupten, der sich vergegenwärtigt, daß der Vorschlag der Regierung bezweckt, Kunstwerke ersten Ranges, Kunstwerke von größter Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der neuen deutschen Kunst für die Nation zu erwerben und gleichzeitig unseren Landsleuten, die in Rom den Studien obliegen, einen Mittelpunkt zu schaffen, der in ganz eminentem Sinne geeignet ist, ihre Bestrebungen zu fördern.

Mit einem Worte: es ist eine Ehrensache für die deutsche Nation, daß das Haus, welches die Meisterwerke eines Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in sich birgt, in den Besitz des Reiches übergehe.

Als vor einigen Jahren der Eichenhain zu Olevano bedroht war, unter der Axt der Holzhändler zu fallen, fanden sich sofort einige reiche Männer deutschen Stammes, die das Gelände erwarben, in dem so viele deutsche Maler ihre Baumstudien gemacht hatten, und es dem Reiche als Geschenk überwiesen. Sollte dieser Vorgang hier, wo es sich doch um werthvollere Objecte, als schöne Bäume es sind, handelt, nicht zur Nacheiferung anreizen? Sollten die Vertreter unseres Volkes es nicht begreifen, daß dieses Haus nicht in den Besitz Fremder übergehen darf, wenn die Gelegenheit geboten ist, es für Deutschland zu erwerben? Oder sollte unser neues deutsches Reich nur gegründet sein, um sich als ein mächtiger Militärstaat zu erweisen, der seine ganze Kraft einzusetzen hat, sich der Feinde ringsum zu erwehren? Sollen die Tage von Wörth und Sedan nicht auch um deswillen hohe Ehrentage der Nation sein, weil sie nun mit vereinter Kraft, als Sache der Gesammtheit, an die Erfüllung der Culturaufgaben herantreten kann, die früher der Munificenz einiger Höfe überlassen war?

Nicht ohne Bitterkeit habe ich so oft, wenn es sich um die wichtigsten Fragen handelte, deren Lösung unserem neuen Reiche oblag, die Erwägung hören müssen, was das Ausland zu dieser oder jener Form sagen werde, in der die Lösung versucht ward. Ich habe immer geglaubt, daß wir diese Dinge mit uns selbst und ausschließlich mit uns selbst auszufechten haben, daß es für unseren Reichstag ganz gleichgültig sein müsse, wie Franzosen oder Engländer über das Socialistengesetz oder über das Ungebührengesetz urtheilen.

Hier aber liegt eine Frage vor, in der die Stimme des Auslandes uns nicht gleichgültig sein kann. Und ich wenigstens habe keinen Zweifel, was das Ausland zu diesem Votum der Budgetcommission sagen wird. Franzosen und Engländer werden es nicht nur mißbilligen, sie werden es nicht einmal verstehen. Ich halte es für eine Unmöglichkeit, daß das Parlament in Paris oder London sich weigern würde, eine Summe, wie sie hier die Reichsregierung verlangt, zu genehmigen, wenn es sich darum handelte Kunstwerke zu erwerben, welche für die französische oder englische Kunstgeschichte die Bedeutung hätten, wie die der Casa Bartholdy für die Geschichte der deutschen Kunst.

In der That, wohin ist es denn mit dem idealen Sinne der „Nation der Denker" gekommen, wenn der Vorschlag laut werden kann, daß der Reichstag für alle Zeiten darauf verzichten solle, sich ein monumentales Gebäude zu schaffen, und wenn der Antrag der Regierung, die Casa Bartholdy zu erwerben, sans phrase abgelehnt wird?

Soll denn die deutsche Nation nicht die Mittel haben, für die Förderung der deutschen Kunst 325,000 Mark auszugeben?

Nein, ich kann dies nicht glauben, und indem ich, wenn auch ohne Auftrag, doch — dessen bin ich sicher — in voller Uebereinstimmung mit Tausenden gebildeter deutschen Männer, diesen Schmerzensschrei erhebe, appellire ich zugleich a Papa male informato ad Concilium melius informandum, von der diesmal übel berathenen Budgetcommission an das hoffentlich besser berathene und von höheren Gesichtspunkten geleitete Plenum des Reichstages. Und wenn es, wie ich wohl weiß, der parlamentarischen Usance nicht entspricht, Anträge der mächtigen Budgetcommission zu verwerfen, so möchte ich mich doch der Hoffnung hingeben, daß was in der vorigen Tagung ausnahmsweise im Interesse der Erforschung Afrikas geschehen ist, dieses Mal geschehe im Interesse der deutschen Kunst und für Erhöhung des deutschen Namens bei den Gebildeten aller Culturstaaten.

Friedrich von Weech.

* * *

„Gedichte."

Neulich habe ich die epische Dichtung eines Malers besprochen, heute will ich den Leser mit den gereimten Aufzeichnungen eines guten Musikers bekannt machen. Ich stelle mir für diesmal keine andere Aufgabe und lasse das kritische Richtschwert in der Scheide. Das kleine Buch, das mich zu dieser Bekanntmachung veranlaßt, führt den einfachen, aber deswegen doch nicht ganz anspruchslosen Titel: „Gedichte" und hat Wilhelm Tappert zum Verfasser.*) Herr Dr. Wilhelm Tappert ist einer der gewaltigen Rufer im musikalischen Streite; er steht in der vordersten Reihe der Wagner'schen ecclesia militans, und wer einmal einen Aufsatz von ihm gelesen hat, weiß, mit welcher äußersten Energie, mit welcher Wucht er für seine Sache kämpft und wie unbarmherzig er auf die Gegner einhaut — ein wahrer Simson im Kampfe wider das musikalische Philisterpack. Die Fachmänner rühmen Herrn Dr. Tappert bedeutende musikalische Fähigkeiten nach, und auch in den Kreisen der einfachen Musikliebhaber, selbst in denen der Nicht-Wagnerianer, hat er sich durch die Herausgabe der „altdeutscher Lieder", die er mit einer geschmackvollen Begleitung versehen hat, Freunde erworben.

Herr Dr. Tappert hat natürlich auch Verse gemacht. Wer sich frei weiß von aller Schuld, der werfe den ersten Stein auf ihn. Die Situationen, in denen die Verse als Nothwehr gebraucht werden, treten an jeden Menschen häufig genug heran. Da kommt eine liebenswürdige Dame mit dem unvermeidlichen Album, da sitzt man behaglich beim Mahle und der freundliche Wirth beschwört den Gast, den Damen ein paar Artigkeiten zu sagen, da wird man von guten Freunden zur Bahn begleitet, man soll ihnen ein Lebewohl zurufen, der Courierzug braust heran, es fällt einem nichts Gescheidtes ein, man hat keine Zeit in Prosa zu sprechen und da macht man in der Eile wohl Verse. Da schreibt man an eine Dame, die Ella heißt:

„Ei wie wär' das hübsch und fein,
Leichte Reime zu verbinden,
Luft'ges Liedchen zu erfinden:
Aber — mir fällt gar nichts ein!"

— oder man erhebt sein Glas, räuspert sich und spricht unter dem Beifall der dankbaren Gäste:

„Wer zählt der Freunde Schaaren, zählt die Namen,
Die heute gastlich hier zusammen kamen!
Vor allem strahlt in unsres Festes Rahmen
Ein reicher, bunter Kranz von Damen!

O, könnt ich sprechen zierlich in Makamen!
Indeß von meinem Pegasus, dem lahmen,
Von meiner Phantasie, der schlichten, zahmen,
Darf man so viel nicht fordern, meine Damen . . .

Vier winz'ge Strophen erst! Und dennoch nahmen
Sie alle Reime fort; drum sag' ich: Amen!
Und ohne weitere Mitleids-Reclamen
Füll' ich mein Glas und weih' es unsern Damen!"

— oder endlich, man improvisirt auf dem Perron Verse wie die folgenden:

„Trefflich schmeckt das kühle Bier,
Ganz behaglich sitz' ich hier,
Schöne Damen neben mir; —
Es ist wirklich ein Plaisir!
Trinkt man so der Gläser vier,
Hübsch bedächtig, ohne Gier,
Bleibt es hell im Hauptquartier,
Kann man scherzen mit Manier!
Doch, der Morgen taget schier,
Bangen Abschied nehmen wir;
Weiter muß der Passagier
Mit dem Zuge des Courier:
Auf ihr Wohl den Rest vom Bier!"

Das wird keinem Menschen besonders übel genommen, im Gegentheil, der harmlose Scherz gefällt. Daß man aber diese flüchtigen Augenblicksbilder fixirt, unter Glas und Rahmen bringt, daß man diese harmlosen Kinder einer flüchtigen Laune aufpäppelt, groß zieht und „Gedichte" wie diese in einen Band aufnimmt, ist immerhin ein Wagestück. Herr Tappert ist muthig. Ich für meine Person mag dem Herausgeber schon darum nicht grollen; ich bekenne außerdem ganz offen, daß mir seine „Gedichte" eine ganz vergnügte Stunde bereitet haben, wenn auch das Vergnügen, das sie mir verursachen, vielleicht ein anderes ist als das, welches der Dichter beabsichtigt haben mag.

Die größere Hälfte der Tappert'schen Gedichte sind lyrische, denen er den Titel „Die blaue Blume" gegeben hat. Die blaue Wunderblume der Romantik spielt auch in diesen Gedichten eine große Rolle; wenn auch bisweilen der Wind darüber gehet und sie nimmer da ist, „und ihre Stätte kennet sie nicht mehr", so streckt sie doch immer ihr

*) Berlin, Verlag von R. Damköhler.

Köpfchen wieder auf und überall sehen wir diese merkwürdige blaue Blume.

„Die blaue Blume,
Wo mag sie sein?"

fragt der Dichter gleich auf der ersten Seite, und später versichert er:

„Von allen Blumen im Waldesgrund,
Auf lachenden Wiesen und Auen
Gleicht keine der einen, der blauen!"

Unser Interesse wird dadurch natürlich noch mehr angeregt und erreicht einen bemerkenswerthen Höhegrad, wenn wir weiter lesen:

„Ich sehe zwischen Rosen
Und all dem frischen Grün,
Die herrlichste der Frauen,
Die blaue Blume blühn."

Später enthüllt uns der Dichter einige Eigenschaften dieser blauen Blume:

„Blaue Blume hat fröhlichen Muth,
Denkt philosophisch: wie's ist, ist's gut!"

Der Gedanke an diese wunderbare Pflanze verfolgt den Dichter beständig:

„Und wenn des Mondes heller Schein
Das Reich der Nacht erschließt:
Dann, blaue Blume, denk' ich dein,
Und flüst're: sei gegrüßt!"

Der Dichter ist grausam. Nachdem er uns auf jede Weise für die blaue Blume erwärmt hat, zerfleischt er unser Herz mit dem Bericht über deren klägliches Ende.

„Es steht die Gais im grünen Wald;
Dies Bild — ich werd' es nie vergessen:
Die blaue Blume thät sie fressen."

Das ist das Letzte, was wir von ihr erfahren. Diese Götterdämmerung der Blume hat, wie man zugeben muß, etwas recht Prosaisches, aber darum nicht minder Ergreifendes.

In Wilhelm Tappert scheint sich das poetische Häkchen schon in jungen Jahren gekrümmt, der Meister scheint sich früh geübt zu haben. Wir finden in seiner Gedichtsammlung Verse, die aus dem Jahre 1850 datiren, — aus einer Zeit, in der nach menschlicher Berechnung der Dichter im Knabenalter gestanden haben muß. Einem blutjungen und früh entwickelten Menschen kann man es nicht weiter übel nehmen, wenn er sagt:

„Lieb Annchen stand im Mondenschein
An ihrem kleinen Fensterlein;
Sie blickte in die Sternennacht, —
Ob sie wohl auch an mich gedacht? . . .

„Was knistert dort an meiner Thür?
Da liegt ein Brief!" (Er war von mir!)
Sie nimmt ihn zitternd, liest und lacht:
Gewiß, sie hat an mich gedacht!"

Dieses Annchen spielt noch einmal in demselben für den Dichter so verhängnißvollen Jahre 1850 eine Rolle:

„Es weht so schauerlich der Wind,
Die Wolken fliehn, getrieben;
Um jene Ecke biegt geschwind
Ein Mann. Bald schlägt es sieben!

„Ich muß nun gehn; muß wirklich fort!
Er hat mir ja geschrieben:
„„O komme, komme! halte Wort!""
Ade!" Bald schlägt es sieben!

Der Wind, er stellt sein Brausen ein. —
„Willst Annchen treu mich lieben?"
„„Bin Dein auf ewig! Ewig Dein!""
Horch, horch! — Da schlägt es sieben!"

Diese sinnige Verbindung der schnell dahinsausenden Zeit mit den Stürmen eines liebeerfüllten Herzens ist keine ganz originelle Erfindung des jugendlichen Dichters oder wenn dies doch der Fall sein sollte, ist ihm ein anderer mit der Veröffentlichung eines poetischen Werkes, das diese Verbindung veranschaulicht, zuvorgekommen. Es ist D. Kalisch, dessen ergreifende Ballade „Hildegard und Balduin oder: Die Uhr schlägt keinem Glücklichen" hier als freundliches Pendant wiedergegeben werden mag:

„In der Laube von Jasmin
Saß im stillen Lieben
Hildegard und Balduin —
Horch! da schlug es sieben!

Wie aus einem langen Traum
Plötzlich sie erwachte,
Ihren Augen traut sie kaum —
Horch! da schlug es achte!

Willst du — rief er — willst du ganz
Ewig sein die Meine?
Nie! rief sie im Abendglanz —
Horch! da schlug es neune!

Und des Nachtsgotts dunkles Roß
Schüttelte die Mähne —
Laß' mich! — rief sie — riß sich los —
Horch! da schlug es zehne!

Klappernd floh ins Schilf der Storch
Und der Mond schien gelber: —
Falsches Weib! rief er — und horch!
Jetzt schlug er sie selber!"

Die siebente Abendstunde jedoch hat gerade in den Gedichten von Tappert eine ganz besondere Bedeutsamkeit. Da heißt es in dem Liede „An den Sturm":

„Ich hör' ein wildes Wehen,
Der Sturm, er braust mit Macht;
Mich treibt's, hinaus zu gehen,
Mich zieht's zu dir, o Nacht! . . .

Ich hab' ihr heut' geschrieben:
„Geschieden muß es sein!"
Und geh um Punkto Sieben
Zum letzten Stelldichein."

Mitunter schlägt es in Tapperts Gedichten auch acht, oder wie er sagt: „Es war um Uhre achte" (noch besser wäre: „um Uhrener achte" wie Groschener fünfe, Stückener zwölfe):

„In stiller Nacht da träumte mir:
Es kam ein lieber Brief von Dir,
Ein Brief wohl ohne Gleichen,
Mit grüßenden Schwalbenzeichen . . .

Und richtig, — 's war um Uhre acht —,
Hat Einer wirklich was gebracht.
Nur her! — Verfluchter Bettel!
„Der neueste Steuerzettel!"

Das Hereingreifen der rauhen, nüchternen Wirklichkeit in die freundlichen Lustgebilde einer verklärten Stimmung bildet den Vorwurf noch mancher anderen Gedichte von Wilhelm Tappert. Er erwartet einen zarten Brief von Liebchens Hand und der Steuerbote gemahnt ihn in der unangenehmsten Weise an seine Pflichten als Staatsbürger; er sieht die Liebste an sich vorübergleiten, ein heißes Sehnen füllt seine Brust, und unmittelbar darauf empfängt er von nichtsnutzigen Menschen, die obenein noch Juden sind, die Rechnung über gelieferte Waare:

„In traulicher Dämmerstunde
Hab' ich die Liebste erblickt,
Demnächst haben Levy und Meyer
Eine greuliche Rechnung geschickt!

Es geht auch droben am Himmel
So bunt und wunderlich her:
Erst sieht man am Abend die Venus
Und dann kommt der große Bär!"

Ja, wenn die verwünschten Rechnungen nicht wären! Dem „Dalles", also der Verlegenheit um Geld, ist auch auf Seite 111 und 112 ein besonderes „Heldengedicht in zwei traurigen Gesängen" gewidmet, dessen zweiter Gesang also lautet:

„Ach, vor dem „Ersten" steht's gar flau,
Die Ebbe ist manchmal terrible!
Am Ersten kommt des Hauses Frau,
Geld will sie, ganz infallible!
Der Ledige, er jammert: au!
Der Schuster brachte die Stiebel,
Der Schneider „schuf" aus feinem Grau
Rock, Weste und — inexpressible!"

Wie man sieht, ist der Dichter ein scherzhafter Mann, und aus dieser scherzhaften Stimmung heraus lassen sich einige Dinge erklären, die sonst unbegreiflich wären. Er erzählt uns z. B., daß er auf die Nachricht, eine ihm theure Person treffe um 5 Uhr Morgens mit dem ersten Zuge ein, mitten in der Nacht aufsteht und im schlechtesten Wetter nach dem Bahnhofe eilt

Trotz finst'rer Nacht und Windsgebraus,
Trotz eis'ger Bahn und Flocken,
Schritt ich in aller Früh hinaus
Und fürbaß, unerschrocken.

O, wär' ich doch im warmen Bett,
In der molligen Bude geblieben!
An dem verfluchten schwarzen Brett
Stand kreideweiß geschrieben:

„Der Zug Nr. I hat 2 Stunden Verspätung."

Das sind Unannehmlichkeiten, die schon manchem Sterblichen zugestoßen sind, ohne daß er darüber gerade ein Gedicht gemacht oder, wenn er wirklich eins gemacht, es veröffentlich hätte. Ich zerbreche mir den Kopf, was Wilhelm Tappert veranlaßt haben kann, diese kleinen poetischen Selbstbefriedigungen zu einem schon durch sein Vorhandensein anspruchsvoll gewordenen Bande zusammenzustellen. Ueber die Qualität der Scherze will ich nicht mit ihm rechten. Vielleicht ist es ja sehr hübsch, wenn der Maikäfer in Berlin sagt: „O Jott, mir friert!" oder wenn man den Unterschied zwischen den Rittern von Einst und Jetzt so definirt:

„Ins Auge faßten jene Recken
Ein edles Ziel, ein großes:
Dort haben die modernen Gecken
Ein Stückchen Glas, ein bloßes."

Das dem Umfange nach größte Gedicht heißt „Sündhaftes Lieben" und bezeichnet sich als eine „Trilogie". Der Geliebte steht um Mitternacht, die aus dem begreiflichen Wunsche nach einem bequemen Reim die Stunde der „Gespenster" genannt wird, vor dem „Fenster" seiner Geliebten und fleht um Einlaß. Sie verweigert denselben keusch. Aber der Gewalt der Argumente des Liebenden vermag sie doch nicht zu widerstehen; denn dieser sagt:

„Soll mich der Wächter fangen
Im Mondenschein?"
Da flüstert sie mit Bangen:
„O komm' herein!"

Nun ist das Unglück geschehen, und der Geliebte verlangt am andern Morgen still das Haus zu verlassen. Die Geliebte aber will ihn nicht allein ziehen lassen, sie will ihn begleiten:

„Laß' mich nicht in dem Leide,
Erbarm' Dich mein!
Auf! laß' uns fliehen Beide,
Wohin's mag sein!"

Aber der Geliebte, der nun eine schreckliche Nüchternheit zeigt, will doch lieber allein gehen, und findet wieder für sein Verlangen kein besseres Argument als das schon dagewesene:

„Soll uns der Wächter fangen
Im Morgenschein?"
Da flüstert sie mit Bangen:
„— Geh', geh' allein!"

Die Moral dieser unmoralischen Geschichte ergibt sich von selbst.

„Er zog hinaus in die weite Welt,
Und Keiner weiß, wo er geblieben.
Wie war das Leben ihm vergällt!
Das kommt von dem sündlichen Lieben!

Und, durch Gewissensangst gequält, —
Steht in der Chronik geschrieben —,
Hat sie das Kloster sich erwählt:
Das kommt von dem sündlichen Lieben!

Gewiß, der fromme Leser schmält,
Wie es die Beiden getrieben,
Und daß ein Christenmensch erzählt
Die Geschichte vom sündlichen Lieben!"

Ich fürchte, ich fürchte, der Leser wird nicht nur wegen dieser Geschichte vom „sündlichen Lieben" schmälen, denn wenn gute Gedichte immer Gelegenheitsgedichte sein sollen, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Gelegenheitsgedichte gut sein müssen. Aber, wie gesagt, ich will ja nicht kritisiren. Ich habe aus den Gedichten einer Persönlichkeit, die sich auf andern Gebieten bekannt gemacht hat, einige Proben mittheilen wollen, und das ist hiermit geschehen.

P. L.

Bibliographie.

Siegert, Geo., Klytämnestra. Tragödie in 5 Aufzügen. 2. (Titel-) Aufl. 8. (128 S.) München (1870), Merhoff. 1. 20.

Goethe's Briefe an Sophie v. La Roche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von G. v. Loeper. gr. 8. (LIII, 214 S.) Berlin, Hertz. 6. —

Freund, Prof. Dr. Wilh. Alex., Blicke in's Culturleben. (VIII, 101 S.) Breslau, Schletter. 2. 40.

Kirchbach, Wolfg., kosmopolitische Originale. Lustspiel in 5 Aufzügen. gr. 8. (75 S.) Dresden 1878, (Axt). 1. 20.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. 2. und 3. Jahrgang. April 1879—März 1880. à 12 Hfte. (à 8—10 B. m. je 1 Radirg.) gr. 8. Breslau, Schottländer. Einzelne Hfte. à 2. —

Leixner, Otto v., illustrirte Literatur-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln (In ca. 30 Lfgn.) 1. Lfg. Lex. 8. (1. Bd. S. 1—40.) Leipzig, Spamer. — 50.

Grimm, Jac., und Wilh. Grimm, deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt v. DD. Mor. Heyne, Rudolf Hildebrand und Karl Weigandt. 6. Bd. 3. Lfg. Bearb. von Dr. M. Heyne. Lex.-8. (Sp. 385—576.) Leipzig, Hirzel. 2. —

Kölbing, Eug., die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. 1. Thl. A. u. d. T.: Tristams Saga ok Isondar. Mit einer literarhistor. Einleitg., deutscher Uebersetzg. und Anmerkgn. zum 1. Mal hrsg. gr. 8. (CXLVIII, 224 S.) Heilbronn 1878, Henninger. 12. —

Wittich, K., Struensee. (XVI u. 263 S.) Leipzig 1879, Veit. 5. —

Voß, Rich., Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt. 8. (275 S.) Breslau 1879, Schottländer. 5. — geb. 6. —

Laßwitz, K., Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem vierundzwanzigsten und neununddreißigsten Jahrhundert. 3. Auflage. 8. (IV u. 226 S.) Ebd. 1879. 3. — geb. 4. —

Norden, Ottokar von, die beiden von Lohberg. 2 Bde. 8. (647 S.) Ebd. 1869.

Weilen, Graf von, Unersetzlich. Roman. 8. (358 S.) Ebd. 1879. 5. —

Deutsche Pomologie. Chromolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturanweisung der empfehlenswerthesten Sorten Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben. Nach den Ermittelungen des „Deutschen Pomologen-Vereins" herausgegeben von W. Lauche. 1. Lieferung. 8. 4 Blatt Text und 4 Tafeln Abbildungen. Berlin 1879, Wiegandt, Hempel und Parey. In 48 monatlichen Heften. à 2. —

Inserate.

Ein wissensch. geb. **Stenograph** erbietet sich zum Dictandoschreiben ev. zur druckfertigen Uebertragung **literarischer Arbeiten.** Gefl. Adr. unter **F. A. 273** an **R. Mosse, Berlin** W.

Soeben erschien:

Charlotte.

(Für die Freunde der Verewigten.)

Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.

Herausgegeben von

Emil Palleske.

Mit dem Portrait Charlottens.

gr. 8. 18 Bogen.

geh. 7 *M.*, eleg. in Leinen geb. 9 *M.*, in Liebhaber-Einband 11 *M.*

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschien Portraitkatalog No. V. 3000 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie zur Geschichte der **Musik,** des **Theaters** und der **Literatur.** Preis 50 ₰, nach ausserhalb gegen Einsendung v. Briefm. **Schroeder** in **Berlin** W., Wilhelmstr. 91. Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lust an der Musik.

Erklärt von **H. Berg.**

Nebst einem Anhang: **Die Lust an den Farben, den Formen und der körperlichen Schönheit.**

Preis 1 *M.*

Vorstehende Schrift versucht eine Erklärung der Lust an der Musik, den Farben, Formen und der körperlichen Schönheit auf darwinistisch-physiologischer Grundlage und ist für jeden Gebildeten, insbesondere aber den Musikfreund, hoch interessant.

Berlin, Unter den Linden 3.

B. Behr's Buchhandlung (E. Bock).

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,50 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag der **F. Hofbuchdruckerei** in **Rudolstadt.**

Soeben ist erschienen:

Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie.

Aus Archivalien und Familien-Papieren.

Von Dr. **Karl Schwartz,** Oberschulrath.

3 Bände. 65 Bogen. gr. 8. Preis 12 *M.*

Bücher-Verkauf.

Eine kleine Bibliothek, meist englisch, Werke von Carey, Bastiat, List und Andern, Autorenwörterbuch von Allibone ꝛc. ist umzugshalber für 400 *M.* in **Berlin,** Alexandrinenstr. 112, bei **Dühring** zu verkaufen.

☛ **Schriftsteller,** welche für **sensationell gehaltene Romane, Novellen,** sowie für **Humoresken,** populär gehaltene, **wissenschaftliche Artikel,** Lebensbilder, historische Skizzen, **Räthsel** u. dergl. ☛ **zweite Verwendung** ☚ wünschen, wollen Offerten, oder event. auch Probesendungen unter **Z. P. 401** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** gelangen lassen.

Kochsalz-, Stahl- und **Schwefelquellen. Gasreiche** (Sprudel) **Voll-** und **Sitzbäder.** Gas- und Gasdampf-Douchen. **Schwefelschlammbäder.** Kaltwasserkur. Elektrotherapie. Erfolgreich bei Blut- und Nervenschwäche, **Migraine, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Frauenkrankheiten,** Katarrhen aller Art, Hämorrhoidal- und Verdauungsbeschwerden. Ausgez. d. schöne Lage, ländl. Ruhe u. erquickende Luft. 700′ ü. d. M. Von dem Badearzte Physicus S.-R. Dr. Caspari ersch.:

Meinberg, Kurerfolge bei **Neuralgie, Rheuma** und **Gicht.** F. Schöningh, Paderborn. 12. 59 S. (80 ₰.)

Fürstl. Brunnendirection.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht u. damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besond. **Vorzüge** dies. Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben:
der belletristischen Wochenschrift und dem illustrirten Witzblatt
„Berliner Sonntagsblatt" **„ULK".**

Unabhängige freisinnige politische Haltung. Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend-** und **Morgenblatt.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentärischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land-** und **Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des II. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Der verlorene Kamerad"

von

Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Hierauf folgt:

„Ariadne" Roman von **Henry Gréville,**

dessen kürzlich im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte Novelle **„Dosia" allgemeinen** Beifall gefunden hat.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt",** nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** zum Preise von nur **5 Mk. 75 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann.

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte

in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖRLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr. ö. W.

Vollständig bis Ostern 1880.

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte" vollständig klarlegt, **ist gratis zu haben.**

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. | Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Franz Ebhardt und H. W. Müller in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 13. Berlin, den 29. März 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und die französische Republik. Von X. — Die französische Verwaltung. Von A. Schneegans. II. — **Literatur und Kunst:** Lieder von J. G. Fischer. — Goethe als Naturforscher. Von Julius Stinde. — Fürst Wjäsemski. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Frau ohne Geist. Lustspiel in 4 Acten von Hugo Bürger. Besprochen von Paul Lindau. — Munkacsy und Makart. Von Th. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Deutschland und die französische Republik.

Man kann seit der Berufung Herrn Grévys zum Präsidenten der französischen Republik in einer großen Zahl deutscher Blätter, die sonst leidlich liberal sind, Tag für Tag schadenfrohe Betrachtungen über den Mangel staatsmännischen Sinnes, welchen die Franzosen wieder einmal bekundeten, und dem entsprechend Vorhersagungen über die „unvermeidliche Katastrophe", der die Republik in Frankreich entgegeneile, lesen. Man fragt sich aber wohl vergebens, wem ein Dienst damit geleistet werden kann, die Dinge in Frankreich so, wie angedeutet wurde, darzustellen. Als einzige Voraussetzung von etlicher Glaubhaftigkeit bleibt übrig, daß die Betreffenden vermeinen, jenem Freunde, „der größer denn Plato", der Wahrheit zu Liebe die Farben ihrer Darstellung zu mischen, da weder Frankreich daran eine Freude, noch Deutschland davon einen Nutzen haben kann.

Es ist wahr, die französische Nation wird die Niederlage, welche sie durch die Deutschen im Kriege von 1870—71 erlitten hat, niemals vergessen. Keine französische Regierung, von welcher Form immer sie sei, würde bei Strafe der nationalen Verachtung es wagen können, eine erfolgverheißende Gelegenheit zur Revanche an Deutschland ungenützt vorübergehen zu lassen. Darum aber wird bis zu diesem Zeitpunkt die deutsche Politik in Bezug auf Frankreich keine bloße Kampfpolitik sein dürfen; sie wird — daran zweifelt wohl Niemand — von ihrem gegenwärtigen Leiter stets in zweckgemäßester Weise der Lage angepaßt werden, je nachdem die Revanchetendenz bei der jeweiligen Regierung Frankreichs mehr in den Vordergrund tritt oder aber hinter andre Programmpunkte sich zurückzieht. Am besten wird wohl Deutschland, wie die Welt überhaupt, sich dabei stehen, wenn in Frankreich eine Regierung am Ruder ist, die ihre Aufmerksamkeit vorwiegend der inneren Politik zuwendet, ohne nach Außen hin eine geflissentliche und deswegen eher Argwohn als Vertrauen erweckende Reserve zu beobachten. Die französische Nation ist durch ihre numerische Stärke, durch ihre anerkannte Führerschaft auf hervorragenden Gebieten des Culturlebens, durch ihre geschichtlichen Ueberlieferungen und ihre darin wurzelnden Charaktereigenschaften zu einer hervorragenden Einwirkung auf die politische Entwickelung Europas ebenso befähigt wie berechtigt. Wo Europa als ein durch das Band internationaler Verträge und gemeinsamer höchster Interessen verknüpftes Staatensystem, zu einer Entscheidung allgemeiner, europäischer Angelegenheiten berufen ist, da wird Frankreich, sobald es sich nicht selber ausschließt, stets an einer der ersten Stellen seine Stimme abzugeben berufen sein. Nichts gibt zu der Annahme Grund, daß von Seiten der deutschen Reichsregierung die volle Gleichberechtigung Frankreichs neben Deutschland und andern Staaten gleicher Machtstellung nicht gern und willig anerkannt würde. Unter den europäischen Angelegenheiten ist aber sicher eine größere Zahl solcher, wo Deutschland und Frankreich, ein jedes ohne seinen eigenen Interessen irgend etwas zu vergeben, im Einvernehmen miteinander vorgehen können, als solcher, bei denen sie ein reales Interesse haben, auf die entgegengesetzten Seiten zu treten. Europa hat nicht blos eine Vergangenheit, aus deren bekannten Ereignissen sich die Stellung seiner einzelnen Staaten zu einander bestimmt; es hat auch eine Zukunft, die unbekannte Dinge in ihrem Schoße birgt, deren Möglichkeiten in der hohen Politik aber wenigstens soweit hypothetisch erwogen werden müssen, daß ein Staat, der sich eine säculare Dauer und die nachhaltige Kraft zutraut, seine Geschicke selbst zu bestimmen, jeder Zeit in der Lage sein muß, allen jenen Möglichkeiten zu begegnen. Darin liegt eben der Unterschied zwischen dem geborenen und dem berufsmäßigen Staatsmanne, daß jener, vermöge der ihm als seltene Mitgift zu Theil gewordenen Divination, die Möglichkeiten der Zukunft wenigstens annähernd richtig voraussieht und seine actuelle Politik, ohne darüber die nächstliegenden Zwecke im geringsten zu vernachlässigen, in Wege leitet, auf denen er sicher ist, früher oder später jenen Möglichkeiten, die dem geistigen Auge gewöhnlicher Menschen — mögen sie immerhin als Botschafter, Minister u. s. w. fungiren — sich nicht entschleierten, mit lange vorher bereitgestellten Mitteln für den eigenen Staat eminente Mehrung der Macht und Erhöhung der Ehre abzugewinnen.

Wir fragen nun: läßt sich keine Zukunftsmöglichkeit von größerer als der Durchschnittswahrscheinlichkeit denken, bei welcher Deutschland und Frankreich, ein jedes für sich die beste Entscheidung treffen würden, wenn sie bei der Theilung der europäischen Mächte in zwei sich gegenübertretende Gruppen sich miteinander, und mit wem sonst die Lage angezeigt erscheinen ließe, verbänden? — Die Beantwortung dieser Frage mag sich der Eine so, der Andre so, ein Dritter, Vierter u. s. w. wieder anders vorstellen; daß mit dem Aufwerfen derselben nicht zum Erörtern einer undenkbaren Möglichkeit aufgefordert wird, muß Jeder zugeben. Und weil eben eine solche Möglichkeit auch von den Erwägungen der deutschen Reichspolitik nicht ausgeschlossen sein darf, darum ist es für dieselbe in keiner Weise gleichgültig, sondern umgekehrt von dem höchsten Werthe, daß auf die französische Regierung, von welcher

Form sie immer sei, die denkbar größte Summe von deutschfreundlichen Momenten einwirke, daß dagegen die an sich und abgesehen von der Nationalität dem deutschen Reiche in Feindschaft gegenüberstehenden Elemente möglichst weit von ihr zurückgedrängt sind.

Wer die bisher zur Erscheinung gelangten Phasen der französischen Republik unter den angegebenen Gesichtspunkten einer Betrachtung unterzieht: die Republik als das alle Möglichkeiten offenhaltende Provisorium ohne organische Einrichtungen unter Herrn Thiers; die Republik als eine auf Zeit gestellte und für diese Zeit mit organischen Einrichtungen ausgestattete Regierungsform unter dem Vorbehalt, bei der Revision die Monarchie aufzurichten, mit dem Marschall Mac Mahon an der Spitze; endlich die Republik der Republikaner unter Herrn Grévy als Präsidenten, der wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß unter dem Marschall Mac Mahon Frankreich mehr als unter Herrn Thiers und Herrn Grévy der Gefahr ausgesetzt war, durch die Einflüsse deutschfeindlicher Elemente auf die Bahn der Revanchepolitik gedrängt zu werden. Doch bedarf dies im Einzelnen einer Erläuterung oder, besser gesagt, Einschränkung. Das vorstehende Urtheil über Herrn Thiers kann gegründeter Vermuthung nach nur deshalb mit solcher Sicherheit abgegeben werden, weil derselbe zu einer Zeit von der Macht lassen mußte, wo an Frankreich die Versuchung, Revanche an Deutschland zu nehmen, noch gar nicht heranzutreten vermochte. Einer ernsthaften Versuchung zum Kriege wäre Herr Thiers vermuthlich eher als Marschall Mac Mahon erlegen, weil bei ihm militärische Einwendungen gegen den Krieg mit minderem Gewicht als bei dem „Besiegten von Sedan" in die Wagschale der Entscheidung gefallen wären. Während der Präsidentschaft des Marschalls Mac Mahon ist die mehrgedachte Versuchung Frankreich auch noch nicht in lockender Gestalt genaht. Indessen kamen die maßgebenden Einflüsse für die Haltung des Marschalls von einer Seite her, wo „die Zertrümmerung des Kolosses" bekanntlich in starke Aussicht genommen war. Es bedurfte, wie man sich erinnern wird, einer ernsthaften Mahnung von Deutschland aus, ehe die den religiösen Fanatismus der französischen Katholiken gegen Deutschland anschürenden Umtriebe des Ultramontanismus, woran sich sogar etliche Bischöfe in ihren Hirtenbriefen betheiligten, zur Ruhe gebracht wurden.

Da unter Herrn Thiers den ultramontanen Intriguen sicher nicht der nämliche Vorschub geleistet worden wäre und da dieses von einem unbefangenen Staatsmanne wohl vorausgesehen werden konnte, so mußte seiner Zeit eine diplomatische Wirksamkeit, die dazu half, Herrn Thiers durch Marschall Mac Mahon zu ersetzen, als eine den deutschen Interessen im höchsten Grade nachtheilige erscheinen. Die größere Wahrscheinlichkeit, welche nach einer an sich berechtigten Voraussicht die Wiederaufrichtung der Monarchie in Frankreich nach Beseitigung des Herrn Thiers haben mußte, durfte für den leitenden Staatsmann des deutschen Reiches nicht das entscheidende Moment sein, sobald nicht nebenher eine Bürgschaft dafür gegeben werden konnte, daß die neue französische Monarchie in ihrer äußeren Politik von mindestens nicht feindseligeren Tendenzen Deutschland gegenüber, als die Republik des Herrn Thiers geleitet werden würde. Die Aufrichtung der Monarchie in Frankreich hat sich hinterher als zur Zeit unmöglich erwiesen; es war der richtige Augenblick dafür versäumt worden. Das Septennat wurde von der Mehrheit der Nationalversammlung eingesetzt und organisirt in der Hoffnung, daß während einer siebenjährigen Verwaltung unter den Einflüssen, mit denen Marschall Mac Mahon umgeben wurde, es gelingen werde, für beide Kammern eine monarchische Mehrheit heranzuziehen. Ein Versuch, diesen Zeitpunkt durch Auflösung der Deputirtenkammer zu beschleunigen, mißglückte und, als die Wahlen vom 5. Januar dieses Jahres auch dem Senate eine republikanische Mehrheit zuführten, war Marschall Mac Mahon nicht mehr im Stande, das Versprechen, welches er seinen conservativen Wählern in der Nationalversammlung am 24. Mai 1873 gegeben hatte, zu erfüllen; er reichte unter einem beliebigen Vorwande seine Entlassung ein, worauf an seiner Stelle Herr Grévy zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Wenn Marschall Mac Mahon nun auch nach dem mißglückten Auflösungsversuche wieder ein republikanisch gesinntes Ministerium sich zugesellt hatte und nach dem Personenwechsel auf dem heiligen Stuhle die früheren deutschfeindlichen Einflüsterungen vom Vatican aus keiner höheren Autorisation sich mehr rühmen konnten, so war damit zwar die besondere Bedrohlichkeit beseitigt, welche die Präsidentenschaft Mac Mahons unter gewissen Umständen für den Frieden Deutschlands anzunehmen geeignet war; irgend eine Sympathie für den Marschall Mac Mahon brauchte man deshalb aber in Deutschland nicht zu empfinden; es sei denn, daß vielleicht Jemand für ihn, als den nicht mit Glück kämpfenden Vorfechter des monarchischen Princips, den Zoll achtungsvollen Bedauerns übrig gehabt hat.

Frankreich steht jetzt bei der Republik der Republikaner und Herrn Grévy als deren Präsidenten. Herr Grévy ist Republikaner aus Princip und nicht aus Opportunität; das unterscheidet ihn von Herrn Thiers. Er wird darum der Form der Republik, die für Herrn Thiers das Wesentliche war, „weil sie die Franzosen am wenigsten trennte", einen Inhalt zu geben suchen. Nachdem einige Anläufe der Radicalen, wie die Forderung einer allgemeinen bedingungslosen Amnestie für die Verurtheilten der Commune von 1871 und ein Antrag auf Anklage gegen die Ministerien des 17. Mai und 19. November 1877 wegen versuchten Hochverraths zurückgewiesen worden sind, ist durch das von Herrn Jules Ferry in der Deputirtenkammer eingebrachte Unterrichtsgesetz der Culturkampf auch für Frankreich eröffnet worden. Bekanntlich fing dieser Kampf in Preußen ebenfalls auf dem Gebiete der Schule über die Frage an, ob ein Lehrer ohne Missio canonica katholischen Religionsunterricht ertheilen dürfe. In Frankreich greift die officiell auf die Tagesordnung gesetzte Streitfrage zwischen Staat und Kirche viel tiefer ein, weil einmal der Elementarunterricht dort zum größten Theil in den Händen von Ordensleuten und Congregationisten liegt und weil zweitens die Nationalversammlung durch das bekannte Gesetz Dupanloup „die Freiheit des höheren Unterrichts" proclamirte, das heißt den katholischen „freien Universitäten" das Recht ertheilt hat, akademische Grade und damit die Befähigung zur Erlangung öffentlicher Aemter zu verleihen. Der katholische Clerus hat also in Frankreich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ein viel werthvolleres Besitzthum zu vertheidigen als in Deutschland.

Nun fragen wir, ob irgend ein Interesse für Deutschland vorhanden ist, eine französische Republik, die sich soeben Seite an Seite mit Deutschland an einer der größten Culturaufgaben zu arbeiten anschickt, Tag für Tag mit höhnischen Zweifeln an ihrer Existenzfähigkeit zu überschütten. Es ist wahr, in der französischen Deputirtenkammer gibt es eine verhältnißmäßig große Zahl von Radicalen, welche jetzt sich dessen etwas Besonderes wissen, mit den Führern der „Commune" befreundet gewesen zu sein; indessen ist ihre Zahl doch nicht so groß, daß die „Ordnung" im Lande darum bedroht erschiene. Sobald die Deputirtenkammer nicht mehr von Machtfragen zwischen den republikanischen Parteien in Anspruch genommen wird, sobald sie mit Reformen der Gesetzgebung sich beschäftigt, dürfte die große Mehrheit der Bevölkerung durch ihre Haltung deutlich zu verstehen geben, daß sie mit der republikanischen Staatsform zufrieden, jeder waghalsigen Ausschreitung vom Wege des Fortschrittes aber entschieden abgeneigt ist. Uns scheint es nicht im Interesse Deutschlands zu liegen, daß die französische Republik in den Hinterhalt geräth, den ihr die Radicalen und einige Fractionen der Rechten stellen, und daß es in Frankreich eine Zeit lang drunter und drüber gehe, bis der Säbel Ordnung schafft. Eine Monarchie, die aus der Anarchie hervorginge, würde keine Staatsform sein, wie sie die aufrichtigen Verehrer des monarchischen Princips in Deutschland sich wünschen können. Für den Frieden Europas und insbesondere

Deutschlands würden aller Wahrscheinlichkeit nach sogar ernste Bedrohungen die Folge eines solchen Wechsels der Regierungsform Frankreichs sein; denn die Anhänger der Monarchie in Frankreich leben mit allen jenen Elementen im Einverständniß, die gegen das deutsche Reich in Feindschaft vereinigt sind. Wir wünschen darum, daß die republikanische Staatsform in Frankreich sich befestige. Die Republik in Frankreich wird dann ihrem Inhalte nach uns mehr leisten als eine Monarchie, die unter den heutigen Verhältnissen Frankreichs ja doch nicht zu Bestand gelangen würde, uns leisten könnte. X.

Die französische Verwaltung.*)

Von A. Schneegans.

II.

Bei den Intendanten, den Vollziehern des königlichen Willens in den französischen Provinzen bis zum Jahre 1790, muß länger verweilt werden. Aus dem Wirken dieser allmächtigen Verwaltungsbeamten kann man am besten den Charakter jener Regierung herauslesen, und wer die vollständige Geschichte der Intendanten Frankreichs zu schreiben vermöchte, der hätte auch die eigentliche Geschichte der inneren Entwickelung Frankreichs geschrieben. Richelieu war es, der das Intendantenwesen befestigte, in einen sicheren Rahmen einschloß und ihm den Stempel, den es bis zur Revolution tragen sollte, aufdrückte. Lange vor Richelieu aber hatten schon die französischen Regierungen solche Beamten eingesetzt, und zwar, wie es die damalige Regierungsmaxime mit sich brachte, in ganz besonderem Hinblick auf die Erhebung der Steuern: blieb doch lange Jahrhunderte hindurch, in Frankreich wie in allen anderen Ländern, der fast einzige Zweck der inneren Verwaltung der, daß so viel Geld als möglich aus den Bevölkerungen herausgepreßt und in die Staatskassen getragen würde. Will man den ersten Keim der späteren Intendanten auffinden, so muß man ihn in den von Karl dem Großen in die Provinzen versandten Missi dominici suchen. Es waren dies Verwaltungsbeamte, welche regelmäßige oder auch in unregelmäßigen Fristen auf einander folgende Reisen unternahmen, um die Verhältnisse in dem Lande zu prüfen und dem Herrscher oder dessen Räthen Rechenschaft über die Zustände abzulegen. Im 16. Jahrhundert finden wir diese Beamten unter dem Namen der Maîtres des requêtes wieder; wie ihre Vorgänger, reisen diese auch in den Provinzen herum; sie halten, was man in der damaligen Verwaltungssprache Chevauchées oder wörtlich übersetzt Umreitungen nennt; da nämlich die Wege überaus schlecht bestellt waren, von Wagen keine Rede sein konnte, so mußten diese Beamten ihre Rundreisen, wie die Gens d'armes, zu Pferde unternehmen. Als Richelieu an die Spitze der Geschäfte trat, erkannte er sofort die Unbequemlichkeit und das Ungenügende dieser Verwaltungsmethode, und setzte in jede Provinz einen ständigen, mit Wohnsitz in der Hauptstadt des Bezirks, Maître des requêtes ein; diese Beamten erhielten auch von jenem Zeitpunkte an den Namen, den sie bis zu ihrem Ende behielten; sie wurden Intendanten der Justiz, der Polizei und der Finanzen, oder königliche, mit der Ausführung der Decrete des Staatsrathes betraute Commissare (Commissaires départis). Richelieu war sich wohl bewußt, daß nur durch Einsetzung dieser ständigen Intendanten der Macht der centralen Regierung eine feste Basis geschaffen werden konnte, und man sieht auch deutlich in der Geschichte, wie sehr nach und nach die Gouverneurs der Provinzen oder der Generalitäten, wie man sich ausdrückte, an eigentlicher Macht einbüßen, wie sie nur noch ein nominelles Regiment führen, während alle Geschäfte und also auch alle Gewalt in die Hände der Intendanten herübergespielt werden. Die Gouverneurs waren immer Vertreter des alten Adels; sie stammten aus den Familien, die sich dem Könige mehr oder weniger ebenbürtig ansahen; und die Macht dieses Adels zu brechen, war der leitende Gedanke des großen Staatsmannes, dem Frankreich seine damalige Größe verdankt. Die Intendanten hingegen waren „kleine Leute", entweder aus niederem und verarmten Adel oder gar aus der Bürgerschaft, aus der roture emporgewachsen; sie waren in der Hand des Königs die willfährigsten und zuverlässigsten Werkzeuge, die nur dem Staate, niemals aber den denselben heimlich oder offen gefährdenden altadeligen Elementen zu dienen trachten würden. Tocqueville hat von den Intendanten ein Bild entworfen, das den in dem vorigen Abschnitte wiedergegebenen Skizzen der vorrevolutionären Verwaltung nicht nachsteht: „— Wie die Centralverwaltung in Paris, so hat sie auch in der Provinz nur einen einzigen Agenten. Man findet im 18. Jahrhundert noch große Herren (grands seigneurs), welche den Namen eines Provinzgouverneurs tragen. Es sind dies die zuweilen erblichen Vertreter des Feudalkönigthums. Man erweist ihnen noch viele Ehren, aber sie besitzen keine Macht mehr. Es ist der Intendant, der im Besitze der wirklichen Regierungsmacht ist. Dieser Intendant ist ein Mann, der aus untergeordneten Kreisen stammt (de naissance commune), der fremd ist in der Provinz, die er verwalten soll, der jung ist, und der erst sein Glück zu machen hat. Er übt seine Gewalt aus nicht als ein durch seine Geburt oder durch die Wahl oder durch Ankauf dazu Berechtigter, sondern er wird von der Regierung aus den unteren Kreisen des Staatsrathes dazu ernannt und kann zu jeder Zeit abgesetzt werden. Aus dem Staatsrathe ausgeschieden, vertritt er diese Körperschaft und deshalb nennt man ihn in der damaligen Verwaltungsepoche den Commissaire départi. In seiner Hand sind fast alle Vollmachten vereinigt, die der Staatsrath selbst besitzt; diese Vollmachten übt er in erster Instanz aus. Wie der Rath, so ist auch er zugleich Verwaltungsbeamter und Richter. Er correspondirt mit allen Ministern; er ist in der Provinz der einzige Agent des ganzen Regierungswillens. Unter ihm und durch ihn ernannt, befindet sich in jedem Canton ein jederzeit absetzbarer Beamter, der Unterdelegirte (Subdélégué). Der Intendant ist gewöhnlich ein Mann von jungem Adel; der Unterdeligirte ist immer ein Plebejer (roturier). Dennoch vertritt er die Regierung im vollsten Maße in seinem kleinen Wirkungskreise, wie der Intendant in der ganzen Generalität. Er ist diesem untergeben wie der Intendant dem Minister."

Dies ist also das Räderwerk, mit welchem die Regierung arbeitet, und seltsam belehrend ist es zu constatiren, daß dies Räderwerk damals schon gerade wie später dasjenige der Präfecturen unter dem Kaiserreiche und unter den verschiedenen königlichen oder auch republikanischen Staatsformen, nur dazu geschaffen ist, die strengste und straffste Centralisation in Frankreich einzuführen. Alles geht durch die Hände dieser Intendantenverwaltung: die Steuern, die nicht verpachtet waren, Kopfsteuer, taille und Zwanzigstel, werden von diesen Beamten, oder unter ihrer Aufsicht, auferlegt und erhoben; die Rekrutirung des Heeres unter ihrer Aufsicht vorgenommen; die Wegebauten, Frohnden für öffentliche Arbeiten, unter ihrer Aufsicht ausgeschrieben und ausgeführt; die Polizei, durch die Maréchaussée unter ihrer Aufsicht ausgeübt; die Rechtsprechung und Gerichtsbarkeit überhaupt stand unter ihrer Aufsicht; unter ihrer Aufsicht wurden an die Armen und Hülfsbedürftigen die Gelder und Lebensmittel, welche die Centralregierung zu diesem Zwecke bewilligte, vertheilt: der Intendant war das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende alles öffentlichen Lebens, in politischer, administrativer, volkswirthschaftlicher, socialer Hinsicht. Bis in die kleinsten Details dringt der Unterdelegirte, der Intendant und der Minister ein. Der Staat mischt sich in Alles. Die Communalbeamten werden heruntergedrückt zu gehorsamen Dienern der Centralgewalt. Ohne den Intendanten können sie nichts, sind sie nichts. Wenn sie an ihn schreiben, so überströmen ihre Briefe und Bittschriften von den unterthänigsten Redensarten. Sie könnten sich vor dem Könige selbst nicht tiefer zur Erde beugen. Sie bitten ihn „sehr demüthiglich", er möge ihnen doch seine Gnade und seinen Schutz

*

*) S. „Gegenwart" XIV. Bd. Nr. 10.

erhalten. Sie erklären ihm, sie hätten seinem Willen niemals widerstanden. Sie nennen ihn Monseigneur wie einen Prinzen oder einen Bischof. Sie lassen sich von ihm, dem Allmächtigen, Alles gefallen: wenn er befiehlt, so werden die Bürger zu öffentlichen Belustigungen zusammenberufen; wenn er es für nothwendig erachtet, werden die Vertreter der Städte versammelt, um an den König enthusiastische Huldigungsadressen zu richten; wenn er es wünscht, werden die öffentlichen und Privatgebäude illuminirt. Tocqueville erzählt, daß ein Intendant so weit ging, mehrere Mitglieder einer Bürgerwehr zu 20 Livres Strafe zu verurtheilen, weil sie versäumt hatten, bei einem von ihm angeordneten Te Deum zu erscheinen. Alles was die Gemeinden verlangen, wünschen, brauchen, muß von dem Unterdelegirten begutachtet, von dem Intendanten befürwortet, von dem Minister decretirt werden. Die kleinsten Kleinigkeiten wandern mit einer unzähligen Masse von Schreibereien von der Provinz nach Paris. Dort liest der Minister den Bericht des Intendanten, wie dieser zuerst den Bericht des Unterdelegirten gelesen hatte, und nach einem, zwei oder drei Jahren kehrt die Antwort an den Intendanten, von diesem an den Unterdelegirten, und endlich von diesem an die betreffenden Bittsteller zurück. Ein eigenes Urtheil kann der Minister freilich nicht haben; er schaut durch die Brillen seiner Unterbeamten, und was diese ihm unterthänigst anrathen, geruht Seine Excellenz zu verordnen. Die ganze Reise der Bittschriften nach Paris wäre im Grunde eine unnütze, da der Wille des Intendanten der einzig maßgebende ist und sein kann. Aber so erheischt es die Centralisation; nur von dem Mittelpunkt soll das Leben ausfließen.

Wenn aber dies Regierungssystem von den Beamten selbst, wie begreiflich, und von den Schmeicheleien der königlichen Allmacht als das Ideal aller Systeme vergöttert wurde, so glaube man ja nicht, daß es an Widersachern fehlte, daß sich keine Stimmen erhoben, um Protest zu erheben, daß Keiner es wagte, das Land und den König selbst auf die Gefahren, die in dieser Centralisation lagen, aufmerksam zu machen. Lange bevor die ersten Stürme der Revolution über Frankreich losbrachen, hatten schon hochgestellte Männer warnende Rufe ertönen lassen. Die französischen Schriftsteller, welche, wie Tocqueville, Léonce de Lavergne, Laboulaye, die damaligen Zustände einer genauen und tiefgehenden Forschung unterzogen, haben nicht verfehlt, in den Memoiren und Büchern des 17. und 18. Jahrhunderts die Stellen herauszusuchen, die diese Intendantenwirthschaft näher beleuchten. Sie haben diese Citate von Boulainvilliers, d'Argenson, Fénélon, Necker und Andern zusammengestellt und die Schlußfolgerung daraus gezogen, daß von allen Seiten dieser Krebsschaden als das schlimmste aller Uebel erkannt worden war. „Unter den Misères unseres Jahrhunderts," sagt Boulainvilliers im Jahre 1727, „gibt es keines, das in größerem Maße das Mitleid unserer Nachkommen erwecken muß, als die Verwaltung der Intendanten ... Das Volk hat erkannt, daß diese Beamten die Werkzeuge seines Unglückes sind; daß Leben, Gut, Familie, Alles ihnen preisgegeben ist; sie sind die Herren und Meister über Alles, sie haben alles Recht auf die Kinder, sogar das Recht, sie mit Gewalt in die Armee einzustecken; das Recht über Hab und Gut, sogar das Recht, einem Jeden das zu nehmen, was ihm zum Leben nothwendig ist; das Recht über Personen, bis zum Gefängniß, zu dem Galgen, zu dem Rade." — — „Von dreißig Intendanten," schreibt Law an den Marquis d'Argenson, „hängt das Glück und das Unglück, der Reichthum und die Armuth der Provinzen ab." Als Fénélon im Jahre 1711 seine „Reformpläne" (Projects de réforme) an den Herzog von Burgund niederschrieb, schloß er sein Werk mit den bezeichnenden Worten: „Keine Intendanten mehr!" Und als Necker im Jahre 1778 an die Spitze der Geschäfte gerufen wurde, richtete er an den König Ludwig XVI. ein Memorandum, in welchem wir Folgendes lesen: „Es ist kaum möglich, den Namen Verwaltung diesem Systeme zu geben, das in der Willkür eines einzelnen Mannes gipfelt, eines Mannes, der zuweilen anwesend ist, zuweilen abwesend, zuweilen mit Kenntnissen ausgestattet, zuweilen unfähig, und der den schwersten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens vorstehen will, nachdem er vorher nichts gelernt hat, als Berichte (requêtes) an den Staatsrath zu schreiben; der öfters keine Ahnung hat von der Wichtigkeit des ihm anvertrauten Geschäftes und seine Stellung nur als eine Stufe ansieht, auf welcher sein Ehrgeiz emporsteigen kann; und wenn man ihm, wie natürlich, am Anfang nur eine kleine Provinz anvertraut, so sieht er diese Stelle an als ein Uebergangsstadium ... Endlich glaubt er, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß man leichter emporrückt durch die Intrigue als durch die Arbeit; darum kommen diese Intendanten so oft nach Paris, und überlassen es ihren Secretären oder Unterdelegirten, sie in den ihnen auferlegten Pflichten zu ersetzen." — Wäre Necker ein Jahrhundert später geboren und hätte er das Bild der kaiserlichen Präfectur entwerfen sollen, wahrlich, er hätte keinen Pinselstrich an diesem Porträt zu ändern brauchen. Waren die Intendanten Männer von Geist, wie Turgot zum Beispiel, der spätere Minister, so war es ein Leichtes für sie, aus ihrer Provinz ein beneidenswerthes Eldorado zu schaffen; waren sie nur ehrgeizige, kurzsichtige Beamte, wie die meisten unter ihnen, so kam nichts der Tyrannei gleich, welche die Bevölkerung zu erdulden sich gezwungen sah. Die Vollmachten der Intendanten gingen so weit, daß diese Proconsuln sich zuweilen, wenn es ihnen eben paßte, nicht scheuten, auch gegen den Willen des Staatsrathes zu handeln; als Foucauld, der Intendant des Béarn, von dem Staatsrathe die Weisung erhielt, mit weniger Rücksichtslosigkeit zu verwalten, so schrieb er zurück: „Ich habe die Weisung erhalten, habe sie aber nicht vollziehen lassen." Es handelte sich um die Kinder der in Acht erklärten Protestanten; der König Ludwig XIV. hatte in einem Anfluge von Gerechtigkeit durch den Staatsrath ein Decret verfertigen lassen, durch welches den Intendanten befohlen wurde, den Protestanten zu erlauben, ihre Kinder von protestantischen Pfarrern taufen zu lassen; Foucauld aber war anderer Meinung; er widersetzte sich, ließ diese Kinder katholisch taufen, schickte dem König einen Bericht, in welchem er die vollständige Ausrottung der Ketzerei ankündigte, — und erhielt von Ludwig XIV. ein ausgezeichnetes Dankschreiben! So ging es damals in Frankreich zu.

Wo aber, wird der Leser fragen, waren die Vertreter der Bevölkerung? bestanden neben diesen Intendanten keine berathenden Körperschaften? hatte Frankreich nicht seine Generalstaaten, seine Parlamente? waren nicht Provinzialstände in den verschiedenen Generalitäten oder Provinzen? und wie verhielten sich diese Versammlungen der Verwaltung gegenüber? Die Generalstaaten zusammenzuberufen hatte der König gewiß das Recht; von diesem Rechte aber machte er zweihundert Jahre lang keinen Gebrauch. Die Parlamente, die ganz specielle juristische Körperschaften waren, wagten es zuweilen, gegen die Beschlüsse des Staatsrathes oder der Könige zu remonstriren, und weigerten sich, die Decrete einzuregistriren; aber der König konnte sie in die Verbannung schicken und das letzte Wort verblieb immer der Regierung. Was die Provinzialstände anbelangt, so lagen die Dinge noch schlimmer. Während des Mittelalters hatten alle französischen Provinzen ihre Stände, welche die Steuern bewilligten und vertheilten; als aber Richelieu einige Jahre lang regiert hatte, waren fast alle diese Institutionen verschwunden: nur in dem vierten Theile des Königreiches, in den Provinzen der Bretagne, des Languedoc, Burgund, Flandern, Artois und Provence gab es noch Provinzialstände; es waren dies die Provinzen, die man Pays d'Etats, wörtlich Ständeländer nannte. Die anderen Provinzen aber waren zu einfachen „Generalitäten" heruntergesunken, in welchen neben dem Intendanten auch nicht die kleinste, weder berathende noch begutachtende Versammlung tagte: es gab 32 solcher Generalitäten, welche drei Viertel des Reiches ausmachten. Durch ein seltsames ironisches Spiel des Zufalls oder durch eine Eigenthümlichkeit der Verwaltungssprache wurden diese Generalitäten Pays d'Elections oder Wahlländer benannt, obgleich dort von Wahlen überhaupt niemals die Rede war; die Generalitäten waren in eine Anzahl von kleineren Verwaltungsgebieten zertheilt, die man damals Elections hieß, und die den heutigen Arrondissements etwa gleichkommen. Wo lag

also die Möglichkeit, durch die erwählten Versammlungen ein Gegengewicht gegen das Treiben des Intendanten zu finden? Die wenigen Stände der alten Pays d'Etats hatten kein Recht, sich in die inneren Angelegenheiten der Generalitäten zu mischen; die Generalstaaten (Etats généraux) wurden nicht zusammenberufen, und die Parlamente waren ohnmächtig: die centralisirte Gewalt mit dem Könige, den Ministern, dem Staatsrathe und den Intendanten stand einzig und allein aufrecht inmitten dieser ungeheuren Verflachung; das Volk war nichts mehr als ein Conglomerat von Sandkörnern, mit denen die Intendanten nach Belieben zu schalten und zu walten berechtigt waren. Wen kann es wundern, daß dies Volk, so wie es das auf ihm lastende Regiment abzuschütteln die Kraft in sich fühlte, sofort Hand an diesen Organismus legte, um ihn von Grund aus zu zerstören und an die Stelle des von oben herunter regierenden Intendantensystems das bis in seine äußersten Consequenzen durchgeführte Princip der Verwaltung des Landes durch das Land selbst, durch die von den Bürgern eigens dazu Erwählten setzte? Ueber die Revolution von 1789 und 1790 darf man nicht leichthin urtheilen; man muß, um sie zu verstehen, die Zustände gekannt haben, welche ihr vorangingen und aus welchen sie, wie aus der Ursache das Resultat, hervorging. Daß diese gewaltige Umwälzung, wie alle elementarischen Ereignisse, die Wogen, die sie emporschleuderte, weit über das Ziel hinaustrieb, daß diese Fluth nachher wieder mit ebenso ungeheurer Macht zurückprallte und es lange Jahrzehnte dauerte, bis sich die Wasser in ihren neuen Grenzen zurechtlegten, das liegt in der Natur der Dinge. Mit der Revolution, an deren Schwelle wir jetzt angekommen sind, treten wir in eine neue Periode der Verwaltungsgeschichte Frankreichs ein, in welcher die Reaction gegen das Intendantensystem zuerst alles Alte wegzuschwemmen scheint, um gerade dieselben Zustände nachher unter anderem Namen wieder hervortreten zu lassen, — um aber auch später am Ende des zweiten Kaiserreiches und in dem ersten Jahre der dritten Republik einzulenken in den richtigen Weg der langsamen, steten, friedlichen und consequenten Reform, die, wenn die Zeichen nicht trügen, Frankreich zu einer seinen Verhältnissen angemessenen Decentralisation und zu dem diesem Lande angepaßten Selfgovernment führen wird, — oder zum mindesten führen kann.

Literatur und Kunst.

Lieder von J. G. Fischer.

Vorabend.

Jetzt, wo die Erde
In Nacht einsinkt
Und kaum noch die Berge
Ein Hochlicht streift,
Da schüttert der Wald in sich zusammen,
Als wie von einem
Abfliegenden Vogel ein Zweig erzittert;
Mir selber schauert's durch Mark und Seele.

Und das bist du,
Seele der Erde,
So bebt das Herz dir, wenn du am Abend
Vor Frühlingsaufgang den Morgen vorfühlst,
Ein Schauer erfaßt dich wie Auferstehung;
Doch du verhüllst noch
In dich selber hinein
Das drängende Wunder.

So bist du am schönsten,
Wie dein Geschöpf, das Menschenherz,
Am schönsten ist, wenn ein werdendes Lied
In der Seele mahnt.

Nun schläfst du und flüsterst,
Dein Süßes bergend,
In die Nacht hinüber,
Flüsterst wie meines
Kindes Odem an meinem Halse
Voll dunkler Dämm'rung,
Und doch voll junger
Kommender Sonne.

O träumet, träumt
Und erwacht nicht eher,
Als bis ihr die Seele mir jung gehaucht,
Und bis ich glaube,
Mein erster bis letzter Lebensodem
Sei lauter erstes
Unentheiligtes Athmen wie eures.

Und dann, dann lasset,
Erst dann mein letztes
Athmen in eures hinübergleiten,
In dein's, meine Mutter,
Unsündige Erde,
In dein's, mein Kind.

* * *

Geborgen.

Wir sprachen bald und schwiegen bald,
Beseligt ich und du,
Und du, geheimster Quell im Wald,
Du sahst und hörtest zu.

Und was die Liebe Liebes dort,
Was ich gefragt, was du,
Es floß als wie die Welle fort,
Und wie die Welle zu.

Doch weiß ich wohl, so selig lauscht
Uns nimmer deine Ruh,
O Wald, so leis' du uns gerauscht,
So leise deck' uns zu.

* * *

Menschen.

So treten sie nun in die Welt,
Das Auge so nach oben,
Der Stirne lichtbeglänztes Zelt
Von Aether so umwoben,
Die Lippe redend aufgethan,
Des Wohllauts mächtiges Organ
Vom Geist emporgehoben.

Ein Unmann, der in solchem Leib
Niemals den Gott erkannte,
Nie für ein Heiligthum im Weib
Mit ganzer Seele brannte,
Es niemals, wenn er es umschloß
Und ihr die Seele überfloß,
Der Erde Himmel nannte.

Doch glüht ins Frauenherz ein Mann
Sein Bestes zu versenken —
Unweib, das ihn verkennen kann
Und nur sich selber denken!
Du sollst, gebannt an Seel' und Leib,
Der Erde, du entreiztes Weib,
Niemals ein Leben schenken.

Goethe als Naturforscher.*)

Gustav Hempels Neuausgabe von Goethes Werken, welche sich durch sorgsame Textrevision, Vollständigkeit und die Beigabe maßvoll gehaltener Commentare auszeichnet, naht sich allmählich dem Abschlusse, den die kleineren naturwissenschaftlichen Abhandlungen und die Farbenlehre bilden. Die Redaction des vorliegenden vierunddreißigsten und fünfunddreißigsten Theiles, welche sich ihren Vorgängern würdig anschließen, ist von Herrn Dr. S. Kalischer besorgt worden, dessen ebenso sachlich als pietätvoll gehaltenen Einleitungen und Anmerkungen, das Verständniß gerade dieser Schriften wesentlich zu erleichtern im Stande sind und dazu beitragen, jenes althergebrachte Vorurtheil, daß Goethe, wenn auch ein großer Dichter, so doch ein dilettantenhafter Forscher gewesen sei, überzeugend zu entkräften. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Goethe mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten bei seinen Zeitgenossen nicht allein nur geringe Theilnahme fand, sondern meistentheils auf directen Widerspruch stieß, der ihm oft das Leben verbitterte und zu scharfen Aeußerungen veranlaßte. So beschwert er sich in seiner Astrologie: „Nun zeugt es freilich von einer besonderen Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja was noch thörichter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte, vieljährige Versuche haben mich eines anderen belehrt, mich belehrt, daß immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen. — Sonderbar erschien es mir, daß nicht nur die Meister auf dieser Redensart beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter sich zu diesem Credo bequemten."

Dieses Credo bestand in der Ansicht, daß ein naturforschender Dichter von Fach unmöglich ein Fachgelehrter sein könne, eine Annahme, die selbst heute noch eine Anzahl durch absprechende Literaturgeschichten mißleiteter Gebildeter festhält, als wäre dieselbe ein unumstößliches Axiom. Und doch ist dieser Standpunkt ein unberechtigter, wie sich aus dem Einfluß ergibt, den Goethe direct auf die moderne Forschung dadurch ausgeübt hat, daß er einerseits den Grund für einzelne wissenschaftliche Disciplinen legte, andererseits durch eigene Entdeckungen und Parteinahme an neu auftauchenden Theorien zum Vorläufer der Darwin'schen Lehre wurde, welche, abgesehen von allzu kühnen Ausschreitungen, als kräftiges Ferment, die in trockener Systematik erstarrende Naturwissenschaft zu regem Leben erweckte. Wie heute der Anhänger der Descendenzlehre sämmtliche Lebewesen als zusammengehörige Glieder eines Stammbaumes betrachtet, faßte Goethe, wie aus seinen beschreibenden naturwissenschaftlichen Schriften erhellt, ebenfalls die Thierwelt als ein zusammenhängendes Ganze auf und in der Botanik spricht er unumwunden den seither allgemein anerkannten Gedanken aus, daß alle peripherischen Organe der Pflanze, einschließlich der meisten Blüthen- und Fruchttheile, aus der Blattform entspringen. Wie sehr Goethes Ansichten in dieser Beziehung mit den neuesten Theorien congruent sind, dürfte am besten durch den Umstand illustrirt werden, daß Haeckel vielen Kapiteln seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte Citate aus den entsprechenden Abhandlungen Goethes als Leitworte voransetzte.

Durch populäre Vorträge, Werke, Broschüren und Zeitungshader ist selbst das große Publicum mit der Theorie Darwins einigermaßen bekannt geworden, während die sittliche und ethische Seite der Descendenzlehre den Ernstdenkenden veranlaßt, sich mit diesem Gegenstande eingehend und prüfend zu beschäftigen, so daß es heute kaum einen unterrichteten Menschen geben dürfte, dem die Darwin'sche Theorie gänzlich fremd geblieben wäre. Mit einer anderen Vorbereitung und mit erweiterter Anschauung geht daher der Leser zur heutigen Zeit, welche wir als die des Darwinismus bezeichnen können, an die Lecture der Goethe'schen naturwissenschaftlichen Schriften, als es das Publicum der vordarwinianischen Periode vermochte, und nunmehr werden der jüngeren Generation alle jene Aussprüche, Gedanken und Bemerkungen klar, welche dem seiner Zeit vorauseilenden Goethe früher als phantastische Grillen und dichterische Speculationen zurückgeschoben wurden. Es ist in der That nur nöthig, im Sinne der Descendenzlehre, so weit sich dieselbe von naturphilosophischem Terrorismus freihält, die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zu studiren, um die trefflichsten Beobachtungen und bedeutungsvollsten Schlüsse in klarer und anmuthiger Form niedergelegt zu finden: wahre Goldkörner, die sich insofern in verwerthbare Münzen umwandeln, als sie die förderlichste Anregung gewähren.

Es muß selbstredend dem einzelnen Leser überlassen bleiben, sich diese Schätze zu eigen zu machen, hier ist nur der Ort, auf dieselben hinzudeuten; es sei jedoch vergönnt, einen Ausspruch Goethes herzusetzen, der insofern zum Beleg des bereits Gesagten dient, als er erst durch die Ueberstürzung einzelner wissenschaftlichen Disciplinen verständlich wird, der Virchow ein Veto auf der Naturforscherversammlung zu München und Du Bois-Reymond sein Ignorabimus entgegenstellte.

Goethe sagt: „Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige aber zugleich gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrungsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann."

So warnt Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft — hier im Speciellen ist die Botanik gemeint — durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt, und wie scharf und klar er vorausgesehen hat, beweist die moderne Naturphilosophie, welche das Wissen im Glauben an Hirngespinnste aufgehen läßt und mehr der Sensation Rechnung trägt, als der Forschung, die sich selbst genügt. Vor allen Dingen ist aber der ethische Zug hervorzuheben, der durch Goethes naturwissenschaftliche Abhandlungen geht und das scheinbar Unzusammengehörige vereint. Allüberall ist es der geistig hochstehende Mensch, auf den er Beziehung nimmt, fast jeder Versuch, jede Beobachtung dient ihm dazu, dem Objectiven subjective Seiten abzugewinnen. „Die Natur gehört sich selbst an. Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihm, sie dem Menschen," beginnt Goethe den „Vorschlag zur Güte" betitelten Aufsatz. „Wer mit gesunden, offenen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, ebenso das frische Kind, wie der ernste Beobachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine grenzenlose Welt sich wechselweise verengen möchten.

„Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln oder zusammengenommen von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit

*) Goethes Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 34. und 35. Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von S. Kalischer. (Inhalt: 34. Theil: Zur Meteorologie. — Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. — Naturwissenschaftliche Einzelnheiten. — 35. Theil: Beiträge zur Optik. — Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken. — Zur Farbenlehre: didaktischer und polemischer Theil.) Kl. 8. 34. Thl.: XII und 796 S., 35. Thl.: LXIV und 616 S. Berlin, Gustav Hempel.

er zuletzt Alles zu seinem Nutzen verwende. — Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen, was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher sein, als wenn Jeder an seinem Platze festhält, weiß, was er vermag, ausübt, was er kann, Andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider geschieht aber, wie die Sachen stehen, dies nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Besitzungen sich festbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten. — Damit aber desto schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sei auch wer es wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: Was leistest du denn eigentlich an deiner Stelle und wozu bist du berufen? Wir thun es jeden Tag und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein, als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken." — So proclamirt Goethe die Freiheit der Wissenschaft, allein nicht die ungezügelte, formlose, denn das Postulat der Selbstprüfung, das er sich selbst zunächst stellt, hindert die Ausartung der Freiheit zur Gesetzlosigkeit. Das jedem Menschen innewohnende Recht der Forschung will er vom Drucke der Zünftler befreit wissen, damit Jeder nach Vermögen und Gaben das Seinige zur Mehrung der Erkenntniß beitrage. Würde jeder Einzelne von diesem Rechte im Goethe'schen Sinne Gebrauch machen, so hätte die popularisirende Wissenschaft bald ihre Endschaft erreicht, um dem populären Wissen den Platz zu überlassen, und statt der verflachenden Halbbildung dürfte ernstes Streben in naturwissenschaftlichen Dingen erwünschten Boden gewinnen!!

Der fünfunddreißigste Theil der Goethe-Ausgabe enthält „Beiträge zur Optik", den zum ersten Male hier gedruckten Aufsatz „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken" und „Entwurf einer Farbenlehre, didaktischer und polemischer Theil". Die mustergültige und unantastbare Geschichte der Farbenlehre ist dem folgenden Schlußbande vorbehalten.

Eine treffliche Einführung in die Farbenlehre, aus der Feder des Herrn S. Kalischer, bringt nicht allein in kurzen, aber ausreichenden Umrissen die hierhergehörigen biographischen Daten aus Goethes Leben, sondern hebt auch in ruhiger, leidenschaftsloser Weise die wichtigsten Momente hervor, welche in Uebereinstimmung mit dem heutigen Standpunkte der Optik für die Newton'sche Theorie gegen Goethes Farbenlehre einzuwenden sind, so daß der Leser vollkommen orientirt an das Studium der letzteren gehen kann, das am gerathensten mit dem didaktischen Theile zu beginnen sein möchte, wo Goethe, mit der nur dem Genie eigenen Sicherheit, das Verhältniß des Auges zur Außenwelt zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen nimmt und sich somit einer Methode bedient, die vor ihm kaum berücksichtigt, später der Grundstein der physiologischen Optik werden sollte. Einer unserer hervorragendsten Physiologen, Johannes Müller, sagt in seinem Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes": „Ich meines Theils trage kein Bedenken zu bekennen, wie sehr viel ich den Anregungen durch die Goethe'sche Farbenlehre verdanke und kann wohl sagen, daß ohne mehrjährige Studien derselben, in Verbindung mit der Anschauung der Phänomen selbst, die gegenwärtigen Untersuchungen wohl nicht entstanden wären." In diesem Werke ist aber nichts Geringeres ausgesprochen, als das Gesetz von den specifischen Sinnesenergien, die Grundlage der gesammten Physiologie.

Dieser Ausspruch genügt vollkommen, den unbestrittenen hohen wissenschaftlichen Werth der Farbenlehre festzustellen und zwar nach der physiologischen Seite hin. Die von Goethe an zwei Individuen beobachtete und genau beschriebene Blaublindheit gehört ebenfalls hierher und es gewinnt das Kapitel von den pathologischen Farben um so mehr an Interesse, als der Farbenblindheit neuzeitlich aus praktischen und theoretischen Gründen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Daß die Untersuchungen über die Farbenblindheit auf Anregung des selbst rothblinden englischen Chemikers Dalton aufgenommen wurden und nicht die Mittheilungen Goethes dazu Veranlassung gaben, mag wohl in dem Umstande zu suchen sein, daß jener ein Fachgelehrter war, dieser aber mit dem Vorwurf des Dilettanten zu kämpfen hatte. Im wissenschaftlichen Rothwälsch wird der angeborene Fehler des Auges, infolge dessen der daran Leidende gewisse Farben als solche wahrzunehmen ebenso wenig im Stande ist, wie sie von anderen Farben zu unterscheiden, jetzt allgemein kurzweg als Daltonismus bezeichnet, worunter streng genommen jedoch nur die Rothblindheit verstanden werden soll, obgleich die Arbeit Goethes ebenso wissenschaftlich gehalten ist, wie die des Engländers, dessen Namen landläufig geworden. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten weiter einzugehen oder gar kritische Betrachtungen anzustellen: es läßt sich nicht messen, was unermeßlich ist, nur bleibt noch zu erwägen, ob der Nichtfachmann durch Widersprüche mit der heutigen, von Newton begründeten Farbenlehre und Irrthümer, welche in der Goethe'schen Farbenlehre enthalten sind, verwirrt werden könnte, und daher die umfangreiche Arbeit Goethes lieber ungelesen lasse, um sich ganz den neueren Anschauungen hinzugeben.

Es war von jeher förderlich, Widersprüche miteinander zu vergleichen, um die Naturerscheinungen von verschiedenen Seiten zu betrachten, beides schärft das Denken und die Beobachtung, während mühelose Hinnahme wissenschaftlicher Resultate träge machende Buchstabengläubigkeit zur Folge hat, an der heutzutage leider kein Mangel ist. Die Unmittelbarkeit der Goetheschen Darstellung führt ins freie Leben, in die Natur, sie fordert zur Beobachtung auf und zum Weiterschreiten. Und schon aus diesem Grunde sei das Studium der Farbenlehre empfohlen.

Goethe sind die Farben Thaten und Leiden des Lichts. Von Licht und Finsterniß abgeleitet, stellen sie sich ihm gewissermaßen individuell mit Eigenschaften begabt dar, von mächtigem Einflusse auf die Gefühlswelt des Menschen. Der Abschnitt „Ueber die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe" enthält die letzten Folgerungen, welche aus den Anfängen subjectiver Beobachtung wohlgeordnet hervorgegangen, sich über das allgemein Menschliche verbreiten, so daß Anfang und Ende seiner Farbenlehre in harmonischem Verhältniß zu einander stehen.

Die herrschende Vorliebe für Naturwissenschaft, die vermehrte Beschäftigung der Gebildeten mit derselben macht dem Leser von heute das Studium der Farbenlehre leichter, als dem Zeitgenossen Goethes, und auch die heftige Polemik gegen Newton wird nunmehr, da der Streit zu Gunsten des Letzteren entschieden worden, ruhiger beurtheilt werden, als früher; es ist daher zu erwarten, daß das Verständniß, welches die Farbenlehre seiner Zeit nur sporadisch fand, ihm jetzt in reicherem Maße entgegengetragen werde, hoffte Goethe doch selbst auf die Nachwelt, wie der Schluß des „didaktischen" Theiles erkennen läßt:

„Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft sein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

„In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und, zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia."

Julius Stinde.

Fürst Wjäsemski.

II.

Wjäsemskis officielle Warschauer Thätigkeit beschränkte sich wesentlich auf die Uebersetzung französischer Actenstücke ins Russische; die Berichte an den Kaiser-König wurden von den polnischen Ministern nämlich französisch erstattet (auch seine Warschauer Parlamentsreden hielt Alexander I. in dieser Sprache) und bedurften der Uebertragung ins Russische, um für den büreaukratischen Gebrauch in St. Petersburg benutzt werden zu können. Nebenbei bildete der Fürst sich zum gründlichen Kenner des Polnischen aus, das ihm für seine amtlichen Zwecke ebenso wichtig war, wie für seine bereits damals eifrig betriebenen literarischen Arbeiten. — Wjäsemskis Biographen berichten, die erste Frucht dieser Studien sei eine mit „philologischer" Genauigkeit ausgeführte Uebersetzung von Mickewiczs „Taurischen Sonetten" gewesen: ob Wjäsemski es gewesen, der den berühmt gewordenen „Uebersetzungsfehler" entdeckte, dessen Adam Czartorisky sich in der polnischen Version des (französisch entworfenen) „Organischen Statuts" schuldig gemacht hatte und der den Sturz dieses Staatsmannes herbeiführte — das wird uns leider nicht gesagt.*) Auf hohe Politik, geschweige denn auf Bekämpfung der von den polnischen Patrioten gegen die russische Regierung gesponnenen Ränke, scheint der Fürst sich im Uebrigen nicht eingelassen zu haben. Officiell war die Parole „Versöhnung zwischen Russen und Polen" ausgegeben worden und für einen kosmopolitisch gebildeten großen Herrn konnte es nicht schwer halten, diese „Versöhnung" in der lebenslustigsten und vergnüglichsten Stadt des östlichen Europa praktisch zu betreiben. Wjäsemski theilte seine Zeit zwischen dem Verkehr mit der großen Welt und dem anregenden Umgang mit polnischen Schriftstellern und Dichtern, welche die Wiederherstellung ihres Vaterlandes in Prosa und Versen feierten und klug genug waren, den in Warschau lebenden Russen unaufhörlich zu versichern, daß sie den „ange blanc" der Frau v. Krüdener als größten und freisinnigsten Fürsten aller Zeiten dankbar verehrten.

Nach mehrjährigem „der Annäherung der beiden großen slawischen Stämme" gewidmetem Aufenthalt in Warschau kehrte Wjäsemski nach Petersburg zurück, wo er eine Weile als Privatmann lebte und sodann in das vom Grafen Cancrin geleitete Finanzministerium trat. In einem Lande, „wo Jeder Alles versteht, ohne jemals irgend Etwas gelernt zu haben" und wo Regel ist, daß Soldaten im Interesse des Dienstes zu Richtern und Verwaltungsbeamten, alte Kanzleireiter zu „Generalen" gemacht werden**), konnte es Niemand Wunder nehmen, daß ein zum Diplomaten gewordener Beamter des Meßdepartements sich ohne weiteres in einen Finanzmann verwandelte und daß derselbe zum Vicedirector des Departements für den auswärtigen Handel, zum Verwalter des Bankwesens und schließlich zum Mitgliede des Ministerconseils befördert wurde. „Gott beschützt die Unschuldigen," pflegte der liebenswürdige Fürst zu sagen, wenn er auf seine tiefgewurzelte Abneigung gegen Ziffern und Calculationen und auf den wunderbaren Umstand zu reden kam, daß während seiner vieljährigen Amtsdauer die von ihm abgelegten Rechnungen zuweilen richtig befunden worden. — Eifriger als mit den lästigen Pflichten seines Amtes war Wjäsemski während dieser Periode seines Lebens mit dem Studium der in frischem Aufstreben begriffenen schönen Literatur Rußlands und mit der Ausbildung seines durch ein feines Sprachgefühl unterstützten poetischen Talents beschäftigt. Elegantes Russisch schreiben zu können, war zu jener Zeit ein seltenes, auch in büreaukratischer Rücksicht entscheidendes Verdienst: seine Sporen als Finanzmann hatte der Fürst durch die Geschicklichkeit erworben, mit welcher er Cancrins von Germanismen und Sprachfehlern wimmelnde amtliche Erlasse zu verbessern gewußt.*) Dasselbe Talent befähigte ihn zu einer in ihrer Weise tadellosen Versification, durch welche er namentlich als Satiriker und humoristischer Gelegenheitsdichter glänzte. Von Jugend auf für die schöne Literatur seines Vaterlandes begeistert, hatte Wjäsemski bereits als Volontär von 1812 den von Moskau aus unter die Fahnen geeilten Dichter Shukowski (einen Freund seines Elternhauses) näher kennen gelernt und durch diesen mit Karamsin, Alexander Turgenjew, dem noch in seinen Anfängen begriffenen, aber bereits viel gefeierten Puschkin und anderen Männern der sogenannten romantischen Schule, Verbindungen angeknüpft. „Romantiker" wurden diese Dichter und Schriftsteller genannt, weil sie ihr Vaterland zuerst mit den Schöpfungen der neueren deutschen und französischen Literatur bekannt gemacht und weil sie mit der alten pseudo-klassischen Tradition gebrochen hatten, als deren Vertreter sich Schischkow (der Gegner Karamsins und seiner auf Vereinfachung des Stils gerichteten Bestrebungen), Fürst Schachowski und Andere mehr gerirten. Zwischen beiden Richtungen war ein heftiger Kampf entbrannt, der schließlich dazu führte, daß die junge Schule sich zu einem förmlichen Verein, der humoristischen Dichtergesellschaft Arsamaß zusammenschloß. — Bunt genug war diese Vereinigung zusammengesetzt, die in dem Cultus der Zeitideen und in der Bekämpfung jeder Art von Zopf und Schlendrian ihre vornehmsten Aufgaben sah. Der bereits genannte Shukowski fungirte als Secretär und führte nach einer seiner Balladen den Clubnamen „Swetlana", Puschkin (eben erst aus der Verbannung zurückgerufen und als eifriger Liberaler bekannt) hieß Grille, der seiner Zeit berühmte Lyriker Batuschkow Achill, der bekannte liberale Staatsmann Nikolaus Turgenjew wegen seiner energischen und kühnen Gesinnung Warwik, dessen Bruder Alexander (der Historiker) „die Harfe". Neben diesen mehr oder minder berühmt gewordenen Schriftstellern saßen zwei in der Folge als reactionäre Rathgeber des Kaisers Nikolaus bekannt und einflußreich gewordene Männer: der spätere Minister Bludow, damals ein hochliberaler junger Beamter, der gelegentlich den Vorschlag machte, über die Thür gewisser Minister die Inschrift: Lasciate ogni conscienca, voi chi entrate zu setzen — nnd Sergei Semenowitsch Uwarow, in der Folge Unterrichtsminister und Präsident der Akademie der Wissenschaften. — In diesen Kreis (dem unter Anderen auch der Deutschenfeind Wigel und Graf Kapodistrias angehörten) wurde auch Wjäsemski aufgenommen und seines sarkastischen Witzes wegen „Asmodi" getauft.

Eigentlich politische Tendenzen lagen dem Arsamaß ebenso fern, wie seinem „Asmodi". Man war liberal, weil die Zeit liberal war und weil man auf der Höhe einer Bildung zu stehen glaubte, deren Ausbreitung über das gesammte Reich das anerkannte Ziel der Regierung bildete. Sich im Einzelnen in die Launen des Herrschers zu schicken, mit den freisinnigsten Theorien von der Welt eine exclusiv aristokratische Praxis zu verbinden und, der wechselnden Mode des Tages gemäß, bald oppositionelle, bald hyperloyale Mienen aufzustecken, war in der den Fürsten Wjäsemski umgebenden Welt zu altbegründetes Herkommen, als daß er und seine Freunde von demselben abzuweichen Veranlassung gehabt hätten. Eigentliche Herzenssache war den Rittern von der Arsamaß-Tafelrunde nur die Aufrechterhaltung des guten Geschmacks in der Literatur, im Uebrigen begnügten

*) Das Genauere über diesen merkwürdigen, für die damaligen Verhältnisse höchst bezeichnenden Vorgang berichtet Th. v. Bernhardi in seiner trefflichen „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" (Bd. III, S. 662 ff.).

**) Cancrin, der nie eine Waffe geführt, wurde als Sechziger vom Geheimrath zum Generallieutenant umbenannt, um dem Kaiser den täglichen Anblick seiner Civiluniform zu ersparen.

*) Obgleich schon in jungen Jahren aus Hessen nach Rußland eingewandert, hatte der berühmteste russische Finanzminister seiner Zeit es nie dazu bringen können, sich in der Sprache seines zweiten Vaterlandes auch nur leidlich auszudrücken. Trotz abscheulicher Aussprache und unverbesserlicher Neigung zu grammatikalischen Schnitzern hielt der alte Herr sich übrigens für einen vollendeten Kenner der russischen Sprache und nahm er Wjäsemskis Correcturen höchst ungnädig auf.

diese ebenso aristokratischen wie liberalen Schriftsteller sich damit, als wohlmeinende und humane Patrioten für die Freiheit und Größe ihres Vaterlandes zu schwärmen und den Impulsen zu folgen, welche dem russischen Staatsleben von Westen her gegeben worden waren. Als der Wind umschlug, als der durch den Decemberaufstand des Jahres 1825 erschreckte Nachfolger Alexanders I. strenge Abschließung gegen Europa und Erstickung jeder freisinnigen Regung im Innern auf seine Fahnen schrieb, — da blieb freilich auch diesen unter den Traditionen einer besseren Zeit heraufgekommenen Männern nichts als stumme Unterwerfung unter den Willen des Einen übrig, der sich anheischig gemacht hatte, für sechzig Millionen Russen zu denken und zu handeln. Gerade wie Shukowski und Puschkin mußte auch Wjäsemski von den liberalen Träumen seiner Jugend Abschied nehmen und sich in das barsche, herbstlich-kalte Regiment schicken, daß sich für die folgenden drei Jahrzehnte aufthat, um das Gegentheil von allem dem ins Werk zu richten, was während des vorhergegangenen Vierteljahrhunderts in Geltung gewesen war. Im Großen und Ganzen ist ihm das vortrefflich gelungen. Den freisinnigen und humanen Mann, zu welchem er unter dem Einfluß des Freiheitskrieges geworden war, hat Wjäsemski freilich nie ganz verleugnet — auch in den Zeiten des schlimmsten und erbarmungslosesten Drucks hatte er liberale Anwandlungen, auch als wirklicher Geheimrath und Ministercollege schrieb er Verse, welche die Censur in Schrecken versetzten und die ohne Rücksicht auf den hohen Rang des Autors von dem „Haushunde" der Uwarow'schen Unterrichtsverwaltung, dem berüchtigten Krassowski gestrichen wurden: der Hauptsache nach ist der Fürst der vom Kaiser Nikolaus eingeschlagenen Richtung aber gerade so gefolgt, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Wenn Wjäsemski es nicht dazu gebracht hat, nach dem Vorgang seines Arsamaß-Bruders Bludow, Liebling oder Vertrauensmann seines soldatischen Herrschers zu werden, so war das nicht auf Rechnung seines Willens, sondern auf Rechnung seiner unverwüstlich gesunden und noblen Natur und mehr noch auf Rechnung des Instincts zu schreiben, mit welchem der Kaiser Nikolaus jeder näheren Berührung mit freisinnig gerichteten Männern aus dem Wege ging. Im Gehorsam gegen die Tagesstimmung erzogen und mit jener Bestimmbarkeit behaftet, die die Achillesferse slawischen Wesens bildet, nahm Wjäsemski auch in den Zeiten des trostlosesten büreaukratischsten Unverstandes keinen Anstand, seine Beamtenlaufbahn fortzusetzen und einem System zu dienen, dessen Verderblichkeit ihm niemals zweifelhaft gewesen sein kann. Bitterer wie in seinen (größten Theils erst unter der gegenwärtigen Regierung zum Druck zugelassenen) Satiren ist über den sinnlosen Bildungshaß des alten Militärregimes und über die Widersinnigkeit des damaligen Unterrichtswesens kaum jemals gespottet worden; verächtlicher als von ihm sind die literarischen Sykophanten des Kaisers Nikolaus auch von Puschkin und Lermontow nicht behandelt worden; boshafter wie Wjäsemski hat kein russischer Schriftsteller über den Dünkel und die Brutalität jener Nationalitätsfanatiker abgesprochen, welche aus dem Todfeinde der „Heiden des Westens" einen Vorkämpfer des autochthonen Slawenthums machen wollten. Und dieser selbe Wjäsemski diente dabei unverdrossen und blos weil das Herkommen es mit sich brachte, einer Finanzverwaltung, mit der es von Jahr zu Jahr rückwärts ging und von der er nicht das Mindeste verstand. Ja noch mehr — er, der Freund Puschkins, gab im Jahre 1850 freiwillig seine Leier dazu her, den aus dem ungarischen Feldzuge heimkehrenden Kaiser Nikolaus als Retter der Civilisation zu feiern und in dem Gedichte „Swätaja Rußj" (Das heilige Reussen) den „monarchischen und religiösen Geist", der Rußland vor Umwälzungen bewahrt hatte, dithyrambisch zu verherrlichen! Als die Stichworte „heiliges Reussen" und „russischer Gott" officiell adoptirt und von den Moskauer Nationalen zu Aushängeschildern eines förmlichen Kreuzzuges gegen Alles gemacht wurden, was nach europäischer Bildung schmeckte — da war er es freilich selbst, der den Spieß umkehrte und den „russischen Nationalgenius" zum Gegenstande eines Spottgedichts machte, das noch heute das Entzücken aller Radicalen des „heiligen Rußland" bildet:

Genius edler Annen-Ritter,
Herr der Knechte ohne Schuh',
Knechtisch denkender Bojaren
Russengenius — das bist du!

Geist der Prügel und der Peitschen
All' des Volks, das uns lief zu,
Ins Besondere Hort der Deutschen,
Russengenius — das bist du!

Nichts ist bezeichnender, als daß die Leute, welche diese (natürlich nur unter der Hand verbreiteten) Verse lasen, denselben gerade so zujauchzten, wie der loyalen Hymne von 1850 und dem Commentar, welchen der gute alte Shukowski zu derselben geschrieben hatte und daß Niemand sich wunderte, wenn ein Großwürdenträger des herrschenden Systems sich über dasselbe zu guter Stunde lustig machte! — Zu einem „Großwürdenträger" im engeren Sinne des Worts wurde der Fürst freilich erst nach dem Tode des Kaisers Nikolaus — erst unter Alexander II. (im Juni 1855) verwandelte der hochgestellte Finanzmann, der gefeierte Heros der russischen Akademie*) und noch gefeiertere Dichter sich in einen Adjuncten des ebenso gutmüthigen wie unwissenden und confusen Unterrichtsministers A. S. Norow. Zu den Tagen des Kaisers Nikolaus hatten auch die gründlichsten Kenner der bei Hofe herrschenden Temperatur nie mit Genauigkeit festzustellen gewußt, ob man Allerhöchsten Orts auf den Fürsten Peter Andrejewitsch gut oder übel zu reden sei. Wjäsemski selbst pflegte von der Verzweiflung zu erzählen, in welche einer seiner vornehmen guten Freunde gerathen war, als er in Erwartung eines kaiserlichen Besuchs nicht darüber ins Klare zu kommen vermochte, ob das in seinem Kabinet aufgehängte Porträt des fürstlichen Dichters an seinem Platze bleiben dürfe oder nicht!

Aus diesen inneren Widersprüchen, in welche Wjäsemski durch den Gang seiner Entwickelung und die Unselbstständigkeit seines Geistes gerathen war, ist er nie herausgekommen, auch nicht als der große politische Umschwung der fünfziger Jahre die Rücksichten beseitigte, die er unter der vorigen Regierung hatte nehmen müssen. Er war und blieb ein Repräsentant der wunderlichen und widerspruchsvollen Zeit, in welcher er heraufgekommen war und die wir oben (vgl. Art. I) zu charakterisiren versucht haben. Mit den Radicalen und Nationalen neuesten Datums vermochte der Zeitgenosse Alexanders I. und des Grafen Miloradowitsch sich ebenso wenig zu verständigen, wie wir mit den laudatoribus temporis acti. Während eines halben Menschenalters zur Verleugnung seiner wahren Ueberzeugung genöthigt, war er schließlich außer Stande, irgend ein Programm consequent festzuhalten und mit einer bestimmten Strömung zu gehen. In der Literatur wie im Leben hat er es, trotz allen Reichthums seiner natürlichen Begabung, zu mehr als einem geistreichen Dilettantismus darum nicht gebracht. „Bei der Literatur," heißt es in seiner Autobiographie, „bin ich immer nur auf Besuch gewesen, ich habe aus ihr nie einen Beruf zu machen gewußt... Von Anderem abgesehen, ist meine angeborene Sorglosigkeit, deutlicher gesagt, Faulheit daran Schuld gewesen." Daß dieses harte Urtheil im Grunde zutreffend ist, haben Wjäsemskis eigene Freunde nicht in Abrede stellen können. — Vielen von ihnen galt er seiner Unberechenbarkeit wegen für das enfant terrible ihres Kreises. Je nach Laune und Gelegenheit steckte er den Aristokraten oder den Liberalen, den französisch gebildeten Zögling des Père Nicole oder den echten, alle Zeit im Kern seines Wesens national gebliebenen Russen heraus und hatte er seine Freude daran, Freunde nnd Gegner mit plötzlichen Wendungen eines

*) Mitglied der russischen Akademie (einer besonderen, nationalen Abtheilung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften) war Wjäsemski seit dem 2. December 1839. An den Sitzungen dieser gelehrten Körperschaft hat er fast nie Theil genommen und sich höchstens bei feierlichen Gelegenheiten in derselben gezeigt. — Die Stellung eines Ministercollegen legte Wjäsemski bereits im März 1858 nieder.

glänzenden und schlagfertigen, aber dabei doch nur an der Oberfläche haftenden Geistes zu erschrecken. War er doch (nach eignem Geständniß) sein Leben lang dem Strome des Lebens gefolgt, in der Jugend „von der liberalen Ideen seiner Zeit, in seinen Mannesjahren von den Rücksichten des Staatsdienstes, noch später von den Sorgen und Widerwärtigkeiten des Alters beherrscht worden". Eines ist der Fürst freilich immer geblieben: ein edler, humaner, stets zu großmüthiger Hülfeleistung bereiter und dabei grundliebenswürdiger Mensch, ein russischer Aristokrat im alten, echten Sinne des Worts. Diesen Eigenschaften hat er zu danken gehabt, daß der Name Peter Andrejewitsch Wjäsemski länger als ein halbes Jahrhundert populär geblieben ist und daß man den Träger desselben zu achten und zu lieben fortfuhr, als das Verständniß für die Eigenthümlichkeiten der Generation des Freiheitskrieges und ihres letzten Mohikaners auch in Rußland zu erlöschen begann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Frau ohne Geist.

Lustspiel in 4 Acten von Hugo Bürger.

Im Laufe dieser „Saison", die mit Ausgang August begonnen hat, ist das neue Lustspiel von Hugo Bürger, „Die Frau ohne Geist", die erste Novität des königlichen Schauspielhauses, welche den Theaterabend füllt.

Von den bisher aufgeführten Stücken Hugo Bürgers hat dieses neueste den günstigsten und solidesten Erfolg errungen. „Die Frau ohne Geist" bezeichnet einen neuen Fortschritt in der Thätigkeit des Bühnenschriftstellers.

In seinem Verhältniß zu „Gabriele" betrachtet, weist dieses Lustspiel nach jeder Richtung hin eine Verstärkung auf. Es enthält bedeutendere Eigenschaften, es enthält aber auch größere Fehler. Im Uebrigen trägt es deutlich die Marke derselben geistigen Werkstatt; und ich könnte die Bemerkungen, die ich gelegentlich des Schauspiels „Gabriele" über das Wesen der Bürger'schen Bühnendichtung machte, fast ohne ein Wort daran zu ändern, bei der Besprechung des Lustspiels „Die Frau ohne Geist" wiederholen. Namentlich gilt dies von den folgenden charakterisirenden Sätzen, die ich aus meiner früheren Kritik über „Gabriele" hier wiederzugeben mir erlaube:

„Der ständige Vorwurf, der gegen die meisten Werke unserer jungen Dramatiker erhoben wird: daß diese keine eigentliche Handlung haben, wird Hugo Bürger erspart bleiben. Ich meine sogar, daß das Stück zu viel Handlung enthält oder richtiger, daß in diesem Schauspiele zu viel Fäden gleichwerthiger Handlungen auf einmal abgesponnen werden. Mit der Entwirrung dieser verschiedenen Fäden hat Bürger so viel zu schaffen, daß er nicht einen Augenblick rasten darf, um das Pensum, das er sich aufgebürdet hat, innerhalb der durch das Theater bedingten Zeit zu absolviren. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Bürger'schen Werkes ergibt sich auch, daß die Nacherzählung der verschiedenen Handlungen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß man nach dem gedrängten Berichte sich kaum eine Vorstellung von dem eigentlichen Wesen des Werkes verschaffen kann."

Dieser über „Gabriele" gemachte Ausspruch hat, wenn ich mich nicht täusche, auch für „Die Frau ohne Geist" seine volle Gültigkeit. Auch hier verliert die Haupthandlung ihr Relief durch die zu anspruchs- und bedeutungsvolle Ausprägung der Nebenhandlungen. Einige kurze thatsächliche Angaben werden dies deutlich erweisen, werden auch die Mängel in dieser Composition darthun.

Es sind vier junge Paare, denen uns Bürger gegenüberstellt.

Das erste, der Verleger Julius Westerburg und Hedwig, sind zu Beginn des Schauspiels schon vermählt, aber erst seit ganz kurzer Zeit. Auf dem Landbesitze dieses Verlegers treffen die andern jungen Leute zufällig oder als geladene Gäste zusammen; unter diesen Adrienne, eine Cousine der jungen Frau, und die beiden Schriftsteller — um nicht das Wort des Zettels: „Belletristen" zu gebrauchen, gegen das ich eine Art von Idiosynkrasie besitze — Richard Werner und Felix Bogenau.

Adrienne interessirt sich lebhaft für Richard Werner. Diese Gefühle werden aber von Seiten des jungen Mannes nicht erwidert. Der junge Schriftsteller Werner thut daher sein Mögliches, um sich ihr zu verleiden. Er spielt ihr eine Komödie der Gefühlsrohheit vor, die bestimmt ist, das junge Mädchen abzukühlen und die Stürme des jungfräulichen Herzens zu besänftigen. Ja, noch mehr, Adrienne muß vermuthen, daß Richard Werner ohne Liebe ein andres junges Mädchen heirathen wird, das Geld besitzt, — Fräulein Stefana, die Tochter des reich begüterten früheren Kunstgärtners Kopsch. Diese Stefana ist die Heldin des Stückes, die „Frau ohne Geist". Stefana ist ein Sproß jener weitverzweigten Familie der Verkannten, aus der das deutsche Märchen eine seiner lieblichsten Gestalten, Aschenbrödel, Emile Augier seine Philiberte genommen hat, eine Anverwandte der lieblichen Else aus Wilbrandts „Malern". Stefana hat sich aus kindlicher Pietät in ihrem ganzen Wesen und in ihrem Verkehre mit der Gesellschaft eine Discretion auferlegt, die zu dem Mißverständniß die Veranlassung gegeben hat, daß sie ein sehr beschränktes Mädchen sei. Sie hat mit den Gaben ihres Verstandes und ihres Gemüthes nicht prunken mögen, um ihren ungebildeten Vater nicht zu einer dunkeln Folie ihres eigenen Glanzes zu erniedrigen. Je mehr ihre eigenen Eigenschaften in ein helles Licht gerückt werden würden, desto mehr, meint sie, müßten die Erziehungsfehler und Lächerlichkeiten des reichgewordenen Parvenus, dessen Tochter sie ist, verletzend wirken. Und so gilt sie denn in der Gesellschaft, mit welcher sie zusammentrifft, allgemein als ein braves, reiches, schönes, dummes Mädchen. Adrienne sieht gleichwohl auf diese Stefana mit argwöhnischen Blicken; und der Zuschauer, der nach dem Fallen des Vorhangs eines jeden Actes mit seiner Phantasie die Fäden weiter spinnt und sich dem Dichter als unfreiwilliger und unerbetener Mitarbeiter zugesellt, vermuthet, daß im zweiten Acte sich jedenfalls der keimende Conflict zwischen Adrienne und Stefana aufthun werde, daß Werner in die Nothwendigkeit versetzt werden würde, sich nach der einen oder andern Seite hinzuwenden.

Man ist demnach einigermaßen überrascht, wenn man beim Beginn des zweiten Actes die Wahrnehmung macht, daß der Dichter der von ihm selbst gegebenen Anregung in keiner Weise gefolgt ist. Dieser Conflict ist im Zwischenacte beseitigt. Im zweiten Acte ist Adrienne schon verheirathet. Verheirathet mit wem? Mit Felix Bogenau, der, wie wir uns nun erinnern, flüchtig an uns vorübergehuscht ist, ohne daß er das Geringste gethan hätte, um die Hand des Mädchens zu erwerben, das interessant zu werden versprach und schon durch den Gegensatz zur Heldin Anspruch auf unsere Theilnahme hatte.

Bei Beginn des dritten Actes sind Richard Werner und Stefana verheirathet, und im vierten Acte heirathen sich Oswald Lutz, eine Art Ludwig Pietsch, ein tüchtiger Zeichner und Kriegscorrespondent, und eine junge Wittwe, Bella Palmer, die episodisch in den früheren Acten aufgetreten ist und jetzt in den Vordergrund rückt.

Ich habe diese Eigenthümlichkeit, die Unterbringung der vier Paare in vier Acten ohne vermittelnde Uebergänge hervorheben wollen, um den Compositionsfehler recht deutlich zu machen. Zu dem gleichen Zweck sammle ich hier die Briefe, die in diesem Lustspiele eine, wie ich meine, übergroße Rolle spielen. Der Brief ist ein unentbehrliches dramatisches Hülfsmittel; aber Bürger macht doch, wie ich glaube, einen gar zu umfangreichen Gebrauch davon.

Eine Correspondenz ist es, die die junge Frau Hedwig Westerburg in Angst und Schrecken versetzt, und von der sie bei der etwas eifersüchtigen Natur ihres Gatten die stärksten Unannehmlichkeiten besorgt. Hedwig hat nämlich, ehe sie noch mit Westerburg verheirathet war, einen Maskenball besucht, und zwei junge Leute haben ihr da besonders den Hof gemacht. Der Eine hat die Maske fallen lassen, und Hedwig hat in ihm Oswald Lutz erkannt; der Andre ist vermummt geblieben. Herr Lutz hat sich die Maskenfreiheit zu Nutzen gezogen und der jungen Dame gesagt, daß er ihr demnächst unter einer bestimmten Chiffre schreiben und unter einer andren Chiffre ihre Antwort erwarten werde. Hedwig hat diese Keckheit natürlich mit Entrüstung zurückgewiesen, aber ebenso natürlich den Brief von der Post geholt, ohne jedoch darauf zu antworten. Nach einiger Zeit hat sie wieder einmal bei der Post angefragt, und ein neuer Brief unter der gegebenen Chiffre ist ihr aus-

gehändigt worden. Der erste Brief war eine schwärmerische Liebeserklärung, der zweite enthielt nur die wenigen Worte: „Sie haben mich hintergangen, ich weiß Alles" — oder etwas Aehnliches. Darauf hat Hedwig unter der verabredeten Chiffre der Antwort an den vermeſſenen Correſpondenten, den ſie für Oswald Lutz hält, die eine Zeile gerichtet: „Ich verabſcheue Sie!"

Dieſe erſte Briefgeſchichte, die alſo drei Nummern zählt, wird von Bürger dazu verwerthet, um einige Zeit eine Art von Spannung hervorzurufen und um Oswald Lutz auf eine kurze Friſt in den Augen der Damen als einen kleinen Don Juan erſcheinen zu laſſen; aber die Sache klärt ſich ſehr bald auf. Die Briefe rührten gar nicht von Oswald Lutz her, der am andern Morgen auf den Kriegsſchauplatz abgereiſt iſt, ſondern von der andern vermummten Geſtalt, und das iſt Weſterburg ſelbſt, Hedwigs Gatte, der keine Ahnung davon hat, daß er mit der Dame, die bald darauf ſeine Frau ſein ſollte, ſchon in einem brieflichen Verkehr geſtanden hat. Oswald Lutz holt, als er von dieſem Spaße Kenntniß erhält, die Antwort, die Weſterburg nicht von der Poſt erheben konnte, da ihm die Chiffre der Antwort unbekannt geblieben war; und Weſterburg erkennt nun in den energiſchen Zügen, mit welchen die Worte des weiblichen Abſcheus geſchrieben worden ſind, die Handſchrift ſeiner Frau.

Etwas mißlicher iſt die zweite Briefgeſchichte. Richard Werner erfährt ehe er noch mit Stefana verheirathet iſt, daß Adrienne geringſchätzig von ihm denke, weil er ſich von ihr abgewendet habe und ſich lediglich des ſchnöden Mammons halber um die Hand der für einfältig geltenden Stefana bewerben wolle. Es iſt ihm aber an Adriennes Achtung noch immerhin gelegen. Er ſetzt ſich daher hin und ſchreibt ihr einen Brief etwa folgenden Inhaltes: es würde ihm leid thun, wenn ſeine Handlungsweiſe mißverſtanden würde; die Selbſtachtung gelte ihm über Alles, und das Glück finde er nur an der Seite einer wahrhaft geliebten Frau. Man thue ihm Unrecht, wenn man ihm anſinne, daß er zu einer beſchränkten Perſon in intime Beziehungen treten könne u. ſ. w. Dies iſt der Sinn, natürlich nicht der Wortlaut des Briefes. Aber auch der Wortlaut im Luſtſpiele iſt in ſolchen allgemeinen Wendungen gehalten, die die doppelte Verwerthung des Schriftſtücks ermöglicht. Es iſt ein Brief mit doppeltem Boden. Nachdem nun Werner in Stefanas ſchöner Hülle auch den ſchönen geiſtigen und gemüthlichen Kern entdeckt, ſich in ſie wirklich verliebt und ſie geheirathet hat, iſt dieſem Paulus das Schriftſtück, das Saulus abgefaßt hatte, höchſt unangenehm, und er erbittet es ſich zurück. Adrienne entſpricht dieſem Verlangen auch mit großem Vergnügen. Sie bringt den Brief ſelbſt in die Wohnung des jungen Ehepaars. Stefana iſt durch verſchiedene Kleinigkeiten argwöhniſch geworden, beobachtet Adrienne und ſieht, wie dieſe den Brief in ein Album gleiten läßt, das auf dem Tiſch liegt. In einer eiferſüchtigen Anwandlung nimmt ſie, ſobald ſie allein iſt, den Brief hervor, will ihn leſen, beſinnt ſich aber eines Beſſeren und verbrennt ihn ungeleſen. Es ſchließt ſich daran eine kleine häusliche Scene zwiſchen den jungen Eheleuten, die natürlich auch nicht lange währen kann, da thatſächlich nichts vorliegt. Richard hat ja ſeiner Frau ſelbſt geſtanden, daß er ſie früher für ſehr beſchränkt gehalten habe; und daß er dieſen verzeihlichen Irrthum einmal brieflich beurkundet habe, iſt am Ende kein großes Unglück, um ſo weniger, als die Empfängerin des Briefes, als Adrienne eine discrete und wohlerzogene Dame iſt. Werner braucht daher nur ſeiner Frau den Thatbeſtand, wie er liegt, ohne Umſchweife auseinanderzuſetzen, um ſeine Frau zu beruhigen. Das Schriftſtück, das die vollkommene Harmloſigkeit Werners beglaubigen würde, iſt nun aber leider verbrannt. Stefana bittet ihren Mann, ihr den Wortlaut dieſes Briefes noch einmal aufzuſetzen, und er ſchreibt alſo den Brief zum zweiten Male. Dieſes Duplicat nimmt Stefana an ſich und hat den glücklichen Einfall, es im letzten Acte ſo zu verwerthen, daß ſie ſich als die Empfängerin desſelben bekennt, daß ſie alſo die Perſon iſt, an deren Achtung Werner gelegen iſt, und daß ſeine entſchiedene Erklärung: niemals eine Verbindung mit einer Unwürdigen einzugehen, auf eine Andere gemünzt erſcheint, nämlich auf Adrienne ſelbſt. Der kleine Schachzug iſt recht gefällig, aber der dazu verwandte Apparat erſcheint etwas gar zu maſſiv und wuchtig. Die Geſchichte erinnert mich einigermaßen an die luſtige Weltausſtellung, die die Düſſeldorfer Maler vor einigen Jahren in Scene ſetzten, und in der ſie auch eine neue „Tiſchglocke" vorführten, welche die Anſtrengung des Arms beim Läuten erſparen ſollte. Es war eine Dampfmaſchine von zwölf Pferdekraft, die eine ganz kleine bimmelnde Klingel in Bewegung ſetzte.

Zu den vorigen drei Nummern kommen mithin noch zwei, Original und Duplicat des Werner'ſchen Briefes.

Es kommt noch eine dritte Briefgeſchichte hinzu.

Oswald Lutz hat in Florenz unter dem unmittelbaren Eindrucke, den die Wunder der Stadt auf ihn gemacht haben, in der beſten Stimmung ſeine Reiſeſchilderung für die von Weſterburg verlegte illuſtrirte Zeitung geſchrieben. Dieſe in Form von Briefen an eine Unbekannte gerichtete Correſpondenz iſt verloren gegangen. Bella Palmer hat ſie gefunden. Sie weiß, daß jene Briefe von ihrem Wohlthäter herrühren, aber ſie weiß nicht, wer dieſer Wohlthäter iſt. Oswald Lutz gibt nun aber ein Buch heraus, welches der Verleger mit dem Autograph des Herausgebers geſchmückt hat; und nun erkennt Bella Palmer an der Gleichartigkeit der Handſchrift in Oswald Lutz den Wohlthäter, den ſie geſucht hat. Dieſe Briefe führen alſo zu einer Annäherung zwiſchen den Beiden, die ſchließlich zu einer Verbindung fürs Leben wird.

Ich habe bei der Charakteriſirung der Paare und bei dem Aufzählen der Briefe von den verſchiedenen Handlungen ſtückweiſe Einzelnes erzählt. Die Natur des Bürger'ſchen Stückes läßt einen geordneten zuſammenhängenden Bericht kaum möglich erſcheinen.

Die Haupthandlung, die bei weitem die intereſſanteſte iſt und von der man nur bedauern darf, daß ſie mit dem zweiten Acte ihren Abſchluß erreicht, iſt die Bekehrung Werners von ſeinem Vorurtheile gegen Stefana und die Offenbarung dieſer Stefana als eines nicht nur liebenswürdigen und ſchönen, ſondern auch verſtändigen und klugen Mädchens.

„Sie hat ihren Geiſt entdeckt", könnte man dieſe Handlung der erſten Hälfte des Bürger'ſchen Stückes nennen, die eigentlich das ganze Stück füllen ſollte. Die Einführung dieſer Stefana, von der Jedermann wie von einem ganz unbedeutenden, beinahe albernen Mädchen ſpricht, die ſelbſt von ihrem Vater mit jenem gutmüthigen Mitleide, das die Beſchränktheit einflößt, behandelt wird, iſt ganz vorzüglich. Vor Allem aber iſt Hugo Bürger die Schlußſcene des zweiten Aufzuges gelungen, in welcher Stefana ohne irgend welche Gewaltſamkeit auf die einfachſte, rührendſte, natürlichſte Weiſe von der Welt Richard Werner gegenüber die verborgenen Schätze ihres Innern enthüllt. Bürger hat nie Beſſeres geſchrieben. Ich nehme keinen Anſtand, dieſe Scene den ſehr erfreulichen Erzeugniſſen der modernen Bühnendichtung gleichwerthig anzureihen. Da ſpricht eine wirkliche, natürliche und tiefe Empfindung die ſchlichteſte Sprache. Hier haben wir das wahre Luſtſpiel höheren Stils. Aber leider ſteigt der Dichter von dieſer Höhe vom Beginne des dritten Actes an erheblich herab, ohne ſich wieder zu derſelben zu erheben. Das Luſtſpiel des höheren Stils, — „haute comédie", wie die Franzoſen es nennen, — verflacht ſich zur gewöhnlichen Situations- und Intriguen-Komödie. In den letzten Acten ſind zwar noch manche liebenswürdigen Scenen enthalten, aber die tiefere Theilnahme, die Stefana in uns im zweiten Acte erweckt hat, weicht allmählich einem lauen Wohlwollen. All die kleinen Zwiſchenfälle, die da hineinſchneien und uns bis zum Schluß mehr oder minder unterhalten, erſcheinen uns eigentlich gar winzig und unbedeutend im Vergleich zu dem Verſprechen, das uns Stefana am Ende des zweiten Actes gegeben hat.

Der Cardinalfehler des Stückes iſt meines Erachtens der, daß Bürger ſich nicht auf die eine Handlung concentrirt und ſeine Kräfte an Nebenſachen zerſplittert hat. Bürger, der die franzöſiſche Dramaturgie genau kennt, ſollte doch Diderots Rathſchläge, die eigens für ihn geſchrieben zu ſein ſcheinen, beherzigen:

„Ich meines Theils mache mir weit mehr aus einem Affecte, aus einem Charakter, der ſich nach und nach entwickelt und ſich endlich in aller ſeiner Stärke zeigt, als aus all den künſtlichen Verwicklungen, aus denen man Stücke zuſammenſetzt, in welchen die Zuſchauer eben ſo ſehr hin und her geworfen werden als die Perſonen. Mich dünkt, der gute Geſchmack kann dergleichen Stücke nicht vertragen, und große Wirkungen können ſie unmöglich haben. Und das iſt es gleichwohl, was wir Leben und Bewegungen nennen. Die Alten hatten einen ganz andern Begriff davon. Der einfältigſte Verlauf; eine Handlung, mit der man kurz vor ihrem Ende anfängt, damit Alles bereits aufs Aeußerſte gebracht ſei; eine Entwicklung, die alle Augenblicke ausbrechen will und doch immer durch einen ganz ſchlichten, aber wahren Umſtand verſchoben wird; nachdrückliche Reden; heftige Leidenſchaften; Gemälde; ein oder zwei meiſterhaft gezeichnete Charaktere; das war ihre ganze Kunſt. Mehr brauchte Sophokles nicht, um Aller Gemüther unter ſich zu bringen . . . .

„Wenn ein dramatiſches Werk nur einmal aufgeführt, und niemals

gedruckt werden sollte, so wollte ich zu dem Dichter sagen: Verwickle, so sehr du willst; du wirst unfehlbar erregen und beschäftigen; aber sei einfach, wenn du gelesen zu werden, wenn du auf der Bühne zu bleiben wünschest.

„Eine schöne Scene enthält mehr Gedanken, als ein ganzes Drama Begebenheiten enthalten kann; und nur auf Gedanken kommt man gern wieder zurück. Die wird man nie zu hören müde; die hören nie auf zu rühren . . .

„Soll das Stück durch vielfältige Zwischenfälle interessant und feurig werden: so können keine Reden stattfinden; kaum, daß die Personen Zeit haben, einander zu sprechen; sie handeln, anstatt sich zu entwickeln.“ *)

Man verzeihe die Länge dieses Citats — aber dem reizvollen Vorzuge, seine eigne Meinung durch einen Diderot bekräftigen zu lassen, widersteht man nicht leicht. Trotz aller im Einzelnen hervorgehobenen Mängel, trotz der durch die zersplitterte Handlung bedingten Ungenügendheit in der Ausarbeitung und Vertiefung der Charaktere — in Folge dessen das Stück außer der Heldin, allenfalls Richard Werner und jedenfalls dem Kunstgärtner Kopsch, einer ganz prächtigen Episode, eine wahre Mustersammlung von wenig dankbaren Rollen enthält — trotz alledem ist dieses Lustspiel als das erfreuliche Erzeugniß eines sich stetig fortentwickelnden, sehr begabten Bühnenschriftstellers mit aufrichtiger Freude zu begrüßen. Bürger zeigt darin, daß er Eigenschaften besitzt, die noch sehr entwicklungsfähig sind und daß er seine Fehler, wenn er es nur ernsthaft will, ablegen kann. Das ganze Stück macht einen liebenswürdigen, frischen Eindruck, und dieser weicht auch in den beiden letzten und, wie ich meine, schwächsten Acten nicht. Dieser gemüthlichen Stimmung ist es vor Allem zuzuschreiben, daß der Erfolg, der nach dem zweiten Acte ein glänzender war, dem Stücke bis zum Schlusse treu geblieben ist.

Die Inscenirung durch Herrn Director Deetz und die Darstellung durch die besten Kräfte des Schauspielhauses verdienen alles Lob. Die „Frau ohne Geist“ ist eine der lieblichsten und erfolgreichsten Rollen, die Fräulein Clara Meyer gegeben hat. Man kann die große Scene des zweiten Actes nicht anmuthiger, nicht herzgewinnender und überzeugender spielen. Herr Vollmer machte aus Kopsch eine sehr ergötzliche Charge; Herr Ludwig spielte die Rolle des Liebhabers Richard Werner mit Wärme. Die übrigen Rollen fanden in den Damen Keßler, Frauenthal, den Herren Liedtke, Klein 2c. eine Darstellung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die Damen überboten sich in kostbaren und geschmackvollen Toiletten. Es wurde eine Pracht entwickelt, wie man sie in der Mitte, in die Bürger seine Handlung verlegt, doch nur in den seltensten Ausnahmefällen anzutreffen pflegt.

Paul Lindau.

*) Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen übersetzt von G. E. Lessing. Berlin 1781. Voß. II. Bd. S. 180 ff.

Munkacsy und Makart.

Vor einigen Tagen ist in dem Salon des Berliner Künstlervereins Munkacsys preisgekröntes Werk, „Milton seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirend“, zur Ausstellung gelangt und gleichzeitig entfaltet das vielbesprochene Riesenbild Makarts, „Karls V. Einzug in Antwerpen“, in dem Uhrsaal der Akademie seine Wunder. Zwei Erscheinungen von so hervorragender Bedeutung können nicht verfehlen, die Theilnahme des Publicums an Dingen der Kunst nach einer ereignißarmen Wintersaison kräftig zu beleben. Daneben beansprucht die Ausstellung von Werken Friedrich Prellers in den oberen Räumen der National-Galerie unsere volle Hingabe an das Studium eines in staunenerregender Fülle gebotenen Materials, dessen Sichtung und Aneignung manche unbegründete Anschauung von dem Wesen und Streben des großen Künstlers ohne Zweifel berichtigen wird. Ich behalte mir ein näheres Eingehen auf diese eingesammelten Früchte eines in sich abgeschlossenen, mehr intensiv als mannichfaltig bewegten Künstlerdaseins vor und wende mich zunächst zu den Triumphatoren des Tages.

Munkacsys Entwicklungsgang ist so eigenartig, daß es verlohnt, einen Blick darauf zu werfen. Der Weg, der ihn zum Capitol geführt, war ein äußerst dornenvoller. Was er heute gilt, verdankt er sich selbst, dem unerschütterlichen Glauben an die ihm zugetheilte Kraft und einer Energie, die sich durch den hartnäckigsten Widerstand des Schicksals nicht brechen ließ. In seinem vierten Lebensjahre war er eine elternlose Waise. Der Vater starb im Gefängniß, in welches man ihn wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Erhebung geworfen hatte. Mit unserm Künstler blieben noch vier Geschwister unversorgt zurück und fanden so wie er bei edelgesinnten Seitenverwandten Aufnahme. Die liebevolle Pflege, welche ihm in dem Hause einer Tante zu Theil ward, sollte ihn nicht lange verweichlichen. Fast sträubt sich der Glaube gegen den Bericht, daß Räuber in die Wohnung gedrungen, geplündert und gemordet und den kleinen Michael „zwischen vier leeren Wänden an der Leiche seiner Pflegemutter zurückgelassen hätten“. Der Advokat Reök in Gyula, ein Onkel Munkacsys, nahm nunmehr die Sorge für die Erziehung des Knaben auf sich, konnte aber nicht daran denken, ihm eine höhere Bildung angedeihen zu lassen, da er durch die Revolution sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Er gab ihn zu einem Tischler in die Lehre, wo unser Künstler vier Jahre lang verblieb, um dann in Arad als Geselle Arbeit zu suchen. Während des dreijährigen Aufenthalts an diesem Orte eignete er sich in knapp bemessenen Mußestunden die Elemente der Bildung an und drang bis zu dem Studium der Geschichte und Literatur vor. Die Dichter begeisterten ihn, Schiller war sein erwählter Liebling. Sein dunkler Schaffenstrieb brach sich in eigener dichterischer Production Bahn, ohne die Ueberzeugung von einem ihm innewohnenden höheren Beruf zu klären. Durch Ueberanstrengung mit körperlicher und geistiger Arbeit bei äußerst dürftiger Nahrung zog er sich ein hitziges Fieber zu, das ihn zur Aufnahme seiner bisherigen Thätigkeit unfähig machte, und kehrte auf den Wunsch seines Onkels, der mittlerweile wieder zu etwas Vermögen gelangt war, nach Gyula zurück. Hier traf der bereits achtzehnjährige junge Mann mit einem fahrenden Porträtmaler Namens Samosy zusammen, dessen Kunstübung den Trieb der Nachahmung unwiderstehlich in ihm weckte. Auf sein dringendes Bitten ließ ihm der Onkel von Samosy Unterricht ertheilen, und als dieser nach einiger Zeit Gyula verließ, folgte ihm der lernbegierige Schüler nach Arad, wo er bald Gelegenheit fand, seine Kunst selbstständig auszuüben. Das wohlgelungene Porträt einer ehrsamen Schneiderfamilie brachte ihm als Honorar einen stattlichen Winterrock ein. Munkacsy bewahrt seinem ersten Lehrer ein ehrendes Andenken, aber damals mochte er doch bald erkennen, daß ihre Wege auseinander gingen. Nach Gyula zurückgekehrt übte er Auge und Hand in dem Studium nach der Natur und fing an Bilder zu malen, deren Stoffe er dem Dasein des ihn umgebenden Volkes entnahm. Eins derselben fand in dem engeren Kreise des Künstlers so lebhaften Beifall, daß er den Muth faßte, damit nach Pest zu reisen und es dort auszustellen. Der Erfolg blieb nicht aus; das Bild wurde von dem Kunstverein für achtzig Gulden angekauft. Ein zweiter ähnlicher Erfolg verschaffte die Mittel zu einem kurzen Aufenthalt in Wien, welcher Studien in den dortigen Galerien gewidmet wurde. Im Jahre 1866 kehrte Munkacsy nach Pest zurück. Noch einmal griff ihn das Schicksal hart an. Ein schweres Augenleiden stellte ihn vor die Gefahr gänzlicher Erblindung und legte ihm eine sechsmonatliche Gefangenschaft auf. Aber mit ungebrochenem Muthe ging er nach seiner Herstellung wieder an die Arbeit und wandte sich nun nach München, wo er zwei Jahre hindurch ernsten Studien oblag, die er dann in Düsseldorf unter dem Einflusse von Knaus fortsetzte. Zu jener Zeit schon wurde der Künstler in Deutschland mit Ehren genannt; später haben wir von seinen glänzenden Erfolgen viel gehört, von seinen Werken aber so gut als nichts gesehen. Das außerordentliche Aufsehen, welches ein figurenreiches Bild „Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten“ im Pariser Salon von 1870 erregte, veranlaßte ihn sein Atelier in die französische Hauptstadt zu verlegen, und gerne rechnen ihn die Franzosen zu den Ihrigen.

Der Radicalismus in dem künstlerischen Wesen Munkacsys, den man einen coloristischen Finsterling nennen könnte oder wie die Franzosen der Schwarzfärberei beschuldigen mag, hat ihm bei aller Anerkennung stets eine laute Opposition rege erhalten. Dieselbe ist durch das Werk, das wir vor uns haben, zum Schweigen gebracht. Der Besitzer des Bildes versendet eine Zusammenstellung französischer Kritiken, aus welcher eine Uebereinstimmung des Urtheils erhellt, wie sie in Deutschland einem deutschen Werke gegenüber wohl niemals wahrnehmbar

gewesen ist. Diesseits des Rheines hat man sich nicht gescheut, das Bild mit einer mir unverständlichen Härte anzugreifen. Wir wollen uns in Kürze mit dem Inhalt desselben bekannt machen.

Unsern Blicken erschließt sich ein engräumiges Gemach, welches durch die Flaschenböden eines theilweise sichtbaren Fensters gedämpftes Licht empfängt. Die Ausstattung zeigt in gewissem Grade Atelier-charakter und verzichtet auf den streng historischen Apparat. An der Wand des Hintergrundes ragt ein Renaissanceschrank bis zur Decke auf; zu beiden Seiten ziehen sich in halber Höhe als Abschluß einer dunklen Holzbekleidung Brettgesimse hin, auf welchen Lederfolianten, eine Mappe und eine Schenkkanne von Thon mit blauer Färbung in zufälligem Nebeneinander Platz gefunden. Stoff und Muster der dahinter auf-steigenden Tapete sind in der Dunkelheit nicht zu erkennen; ein recht-eckiger, schwarzgerahmter Spiegel reflectirt das Licht in fahlem Schein. Den mittleren Raum füllt ein massiver Eichentisch mit hellfarbiger orien-talischer Decke, um welchen sich die Träger des dargestellten Vorgangs gruppiren. Etwas abseits zur Linken sitzt in einem Armstuhl mit ge-rader hoher Rücklehne der blinde Dichter. Er ist in die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz gekleidet, mit welcher der breite Kragen des Puri-taners und die Handkrausen scharf contrastiren. Das Haupt neigt sich zur Erde herab, die rechte Hand wölbt sich ohne Spannung auf der Brust, während die Linke mit Festigkeit die Schnecke der Armlehne um-faßt; um die dürftigen Beine, deren eines sich lässig vorwärts streckt, schlottern die Strümpfe. Die geistige Concentration des Blinden ist wundervoll charakterisirt, der Gegensatz zwischen Seelenkraft und körper-licher Hinfälligkeit äußerst ergreifend, aber dem Dichter ansehen wollen, welche Stelle seines erhabenen Gedichtes in ihm nach Befreiung ringt, das heißt denn doch der bildenden Kunst Verdienste zumuthen, auf die sie gern verzichtet. Für mein Auge überläßt sich die zusammengedrückte Gestalt dem Zuge der Gedanken. Vielleicht weilt er nicht mehr bei der Stelle, die er zuletzt dictirt. Es muß eine lange, beunruhigende Pause eingetreten sein, unter der sich die Aufmerksamkeit der drei Töchter der Betrachtung des Vaters nicht ohne ängstliche Sorge zuwendet. Die älteste, welche im Vordergrunde rechts über das Manuscript gebeugt sitzt, richtet ihr etwas herbes, frühzeitig von der Strenge eines freudenlosen Daseins entjugendlichtes Antlitz mit gespanntem Blick auf ihn. Hinter dem Tische steht die zweite Schwester. Sie hat augenscheinlich die Arbeit für den Haushalt unterbrochen und erwartet beklommenen Herzens das Ende der drückenden Stille. Auch die jüngste Tochter, welche dem Dichter zunächst und vom Tische halb verdeckt Platz genommen hat, hebt die Augen von dem Stickrahmen und heftet sie liebevoll auf das melancho-lische Bild des vor der Zeit greisen Vaters. Ich kann in diesem Kreise mit seinen tragischen Gegensätzen zwischen verkümmernder Jugend und anspruchsvollem Alter keine Begeisterung entdecken und glaube auch nicht, daß der Maler auf die Schilderung derselben ausging. Wir haben hier den Milton vor uns, von dem Karl II. sagte: Ich höre, er ist alt, arm und blind, dann ist er genugsam bestraft.

Der schlichte Ernst des Ausdrucks, welcher im Bewußtsein seiner Kraft jede Hinneigung zum Pathos vermeidet, dabei aber auch freilich auf eine streng historische Erschöpfung des Gegenstandes und der In-dividualitäten verzichtet und in den Köpfen der jüngeren Töchter durch einen Zug ins Moderne verallgemeinert wird, gereicht dem Werke zu hohem Verdienst. Aber dieses allein erklärt nicht seinen unbestrittenen Erfolg; die Gründe dafür müssen anderweitig gesucht werden. Das Bild ist eine coloristische Originalität ganz wunderbarer Art. Die Farbe webt gleichsam im Dämmer des Zwielichts. Aus dunkler Tiefe leuchtet geheimnißvoll ein milder farbiger Glanz, dessen Einzeltöne wie neue Offenbarungen das Auge gefangen nehmen. Das scheinbar Unversöhn-liche zwingt der Meister zusammen; aus den härtesten Gegensätzen ge-winnt er sich mit derselben Leichtigkeit und Zielsicherheit einen harmonischen Gesammtton, wie aus der Fülle der reizvoll gebrochenen Tonverwandt-schaften, die seine Phantasie in unerschöpflichem Reichthum zu empfinden vermag. Man möchte Namen alter Meister nennen, und doch paßt keiner. Gegenüber einer so durchaus ursprünglichen Schöpfungskraft, welche sich mit einer genial freien, oft ungestüm zügellosen Vortragsweise verbindet, übersieht man leicht die geringe Präcision der Formgebung, wie sie in Einzelheiten, z. B. in den ungleichen und weichlich behandelten Händen Miltons zu Tage tritt. Was in diesem Werke gut ist, ist nicht nach-geahmt und vermöchte kaum nachgeahmt zu werden. Dadurch verdient es sich seinen hohen Rang, den ihm einzuräumen der französischen Kunst-anschauung freilich weniger gegen Principien geht als der bei uns maß-gebenden ästhetischen Grundsätzlichkeit.

Auch das ausgestellte Männerporträt von des Meisters Hand muß durch sein specifisches Wesen in der Benutzung technischer Mittel die näher betheiligten Kreise lebhaft interessiren. Es lockt uns in seiner schemenhaften Blässe wie eine aus dem Dunkel auftauchende fragwürdige Gestalt zu sich heran und entfaltet dann gleichsam phosphorescirend eine immer zunehmende Leuchtkraft. Die Grenzverletzungen im Contour befremden uns auch hier zunächst; wir überzeugen uns aber bald, daß sie doch nicht so tief eingreifen, um dem Formendetail wesentlichen Ein-trag zu thun. In der lebendigen Auffassung und Wiedergabe einer charakteristischen Persönlichkeit kommt der Künstler den Besten gleich. Als einzelnes Stück zieht dieses Bildniß unwiderstehlich an; mit einer ganzen Reihe davon würde sich Munkacsy dem Vorwurf des Manieris-mus nicht entziehen können. Nehmen wir, so lange uns das Gegentheil nicht bekannt ist, zu seinem Gunsten an, daß er die Erscheinungseigen-thümlichkeit jedes Individuums künstlerisch zu respectiren versteht und nicht, wie so viele Korphäen der Bildnißmalerei, das Ungleichartigste in einer constanten Atelieratmosphäre aufgehen läßt.

An ein weit größeres Publicum wendet sich das Kolossalbild von Hans Makart, „Der Einzug Karls V. in Antwerpen". Selbst die französische Kritik rechnet es zu den succès populaires der Pariser Aus-stellung. Die Photographie hat den Gegenstand längst zum Gemeingut gemacht, so daß eine Beschreibung an dieser Stelle wohl entbehrt werden kann. Auch seine viel besprochenen Fehler trägt es offenkundig für Jedermann zur Schau und hascht nicht nach falschem Schein. Der Künstler hat den Glauben an die Zuverlässigkeit seiner historischen Ver-muthungen wohl selbst längst aufgegeben — wenn er ihn anders je gehabt hat. Es ist nicht schwer ihm zu beweisen, daß er aus Dürers uns von dritter Hand überlieferten Mittheilungen im Zusammenhalt mit den Andeutungen eines weit älteren Chronisten doch gar zu kühne Schlüsse auf den Abstand unserer heutigen sittlichen Anschauungen von denen der damaligen Zeit gezogen hat, aber damit gewinnen wir noch so gar viel nicht zur Herabsetzung seines Werkes. Schlimmer schon steht es um den historischen Ernst des Bildes im Allgemeinen. Doch auch hier ist der Künstler so bei den ersten Schritten stehen geblieben, daß es gegenüber einem deutlichen Verzicht fast müßig erscheint, bestimmte Ansprüche zu erheben. Dieser Karl V. reicht ja ohne Zweifel noch lange nicht an die mäßige Charakteristik hinan, mit welcher wir uns in den Erzählungen der Königin von Navarra bei einem Darsteller mittleren Schlages zufrieden geben. Die sentimental verschwommene Wiedergabe eines Bildnisses von markigster Männlichkeit kann nicht unserer Vor-stellung von der energischen Erscheinung eines Albrecht Dürer genügen, der noch dazu verdammt ist, als theilnahmloser Zuschauer gleichsam einen historischen Drucker auf rein äußerliche Weise auszuüben. Aber wenn wir die erhitzten Angreifer auf diesem Gebiete ruhig gewähren lassen, so müssen wir doch bald mit der wärmsten Anerkennung der glänzenden Vorzüge zu Wort kommen, die nur bestreiten kann, wer sich über die Grenzen moderner Kunstübung, über die Bedeutung ihrer Be-strebungen im Einzelnen nicht klar zu werden versucht hat. Das Bild Makarts bezeichnet nach der Richtung hin, in die es strebt, einen gewaltigen, erschöpfenden Abschluß, den zu würdigen die Kunstgeschichte sicher nicht umhin können wird. Er stellt in der Entwicklung des Künstlers eine Läuterung seines Wesens dar, wie wir sie nach so manchen maßverachtenden Aeußerungen nicht erwarten durften. Als Colorist gelangt er auf dem Wege, den er sich selbst gebahnt und aus-schließlich vorbehält, zu früher noch nicht erreichten Zielen. Die Gegen-sätze zwischen Gelungenem und Verfehltem sind ausgeglichen; die Klarheit verläßt ihn nicht in den Tiefen; den Lokalfarben wird auf Kosten des pikanten Tons kein Zwang angethan, und doch büßen sie durch ihren gesunderen Naturalismus an ihrem „Makart'schen" Reize nichts ein. Das Spiel des verschiedenartigsten Glanzes von edelen Gesteinen, silber- und golddurchwirkten Stoffen, reflectirenden Metallen entfaltet in den farbigen Wogen einen Zauber, der für mich alles Aehnliche in früheren Bildern des Meisters zurückläßt. Im Gegensatz zu dem voll instrumentirten Effectsatz der Katharina Cornaro, deren Purpurgluth das Auge gegen feineres Empfinden abstumpft, entwickelt sich hier in vornehmster Ruhe ein reiches und viel interessanteres coloristisches Detail und spielt seinen höchsten Trumpf in der wundervoll warmen, im Schimmer der Reflexe leuchtenden Modellirung der nackten Frauengestalten aus. Makart hat

den Vorwurf, zu den ihn vielleicht künstlerischer Uebermuth hinzog, durch seine Kunst geadelt, und das wollen wir ihm, wie wir ihn kennen, nicht als kleines Verdienst anrechnen. Diese zarten Weiberchen, die mit ihren allegorischen Attributen in züchtiger Unbefangenheit neben dem Kaiser und zwischen nicht gerade Vertrauen erweckenden Mannsleuten daherschreiten, wenden sich nicht an die Sinnlichkeit. Aber herzliches Gefallen darf man an diesen feingliedrigen und anmuthig bewegten Gestalten schon haben, ohne sich eines schwereren Verbrechens als durch die Bewunderung antiker Nacktheit schuldig zu machen. Th. L.

Notizen.

Die Situation hat sich mit dem Herannahen der Osterferien in den inneren Fragen einigermaßen geklärt. Man spricht nicht mehr von einer bevorstehenden Auflösung und hofft auf irgend ein Compromiß wegen der wirthschaftlichen Probleme. Ob, wenn diese in dem einen oder anderen Sinne gelöst sind, nicht wieder hochpolitische Streitfragen in den Vordergrund treten werden, dafür mag der kommende Tag sorgen. In der Politik, noch mehr wie in den privaten Angelegenheiten wäre das Leben eine gar zu schwierige Aufgabe, wollte man jede Stunde die Last ihrer Nachfolgerinnen tragen lassen. Die Philosophen täuschen sich gewöhnlich darin, daß sie glauben, Jedermann habe Zeit eine neue Religion zu gründen oder die Leitung irgend eines Staatswesens zu übernehmen. Wir Alle haben unsere Geschäfte und können uns nur selten mit denen unserer Mitmenschen eingehend befassen. Das hat auch Graf Schuwalow übersehen, als er auf seiner Reise nach Petersburg ganz im Vorübergehen einen einflußreichen Minister für, der Himmel weiß welche Amendements zum Berliner Frieden gewinnen wollte. Jener interessirte sich jedoch zufällig in diesem Augenblick für heimische Tarif- und Steuerfragen weit mehr als für bildungsbedürftige Ostrumelier, Bulgaren und Genossen. So konnte er dem russischen Sendboten nur ein halbes Ohr leihen und schien zu glauben, seine Aufgabe sei vorigen Sommer mit der Verhütung des Krieges erfüllt gewesen: jetzt möchten sich die näher betheiligten Mächte unter einander vertragen. Die Kreuzung der verschiedenen Wünsche in den schwebenden Fragen ist auch so verwickelt, daß der Vermittler, wollte er es Jedem recht machen, eben so leicht die Quadratur des Cirkels auffinden könnte. Man bedenke nur, was in den von außen eintreffenden Nachrichten den verschiedenen Parteien, wie sie in den öffentlichen Organen vertreten sind, Freude oder Leid bereitet. Damit die Einen ein behagliches Wohlgefallen empfinden, müssen im Süden des Balkans Metzeleien und Gräuel passiren, zum Beweise, daß der Berliner Congreß mit der Schöpfung eines doppelten Bulgarien eine unsterbliche Dummheit begangen habe. Andere schlafen besser und verdauen vortrefflich, wenn England irgend einen neuen Krieg auf den Hals bekommt und Aussicht vorhanden ist, daß noch ein paar Regimenter wohlgenährter Söhne John Bulls in einen Hinterhalt fallen und von einer schwarzen Horde niedergestochen werden. Neulich war in jenen Reihen eine große Freude, als bekannt wurde, daß einige gewissen- und vaterlandlose britische Kaufleute an Englands Feinde Munition und Gewehre verkauft hätten. Die Sache stellte sich hinterher als übertrieben heraus, hat aber doch Englands erbitterten Gegnern in den deutschen Gauen einen vergnügten Morgen verschafft. Mit den englischen Waffenverkäufern hatte es von jeher, wenn auch in anderer Richtung, eine eigenthümliche Bewandtniß. Als noch Metternich in Wien regierte und die östreichischen Sbirren italienische Patrioten bis aufs Blut verfolgten, enthielten die von der Wiener Hofkanzlei beeinflußten Blätter Insinuationen und Winke, als ob man Beweise in Händen habe, daß auf der apenninischen Halbinsel festgenommene und auf dem Spielberg oder in einem ähnlichen sicheren Aufenthalt untergebrachte Verschwörer von der englischen Regierung Gewehre erhalten hätten. Endlich ward es Lord Palmerston zu viel und er verlangte durch den englischen Gesandten in Wien Beweise. Da ließ Metternich dem Gesandten ganz vertraulich ein Gewehr zeigen, das nach seiner, des Fürsten, Behauptung die Namensinschrift Palmerstons tragen sollte. Bei näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß die klugen Oestreicher das Fabrikzeichen: Palmer und Sohn für Palmerston gelesen hatten! Es war das nämlich eine Sheffield'sche Fabrik, deren Gewehre damals auf dem ganzen Continent verbreitet und auch in Oestreich selbst, wie in Italien, in allen Waffenläden zu haben waren. Metternich steckte die Beschämung ein und die freundlichen Anspielungen auf die englische Perfidie verschwanden aus den Communiqués der europäischen Presse. Damals wie jetzt gab es eine doppelte Geschichte, die eine, wie sie die Zeitungen schrieben und die andere, wie sie sich wirklich ereignete. Erfährt man schon bei uns nur die Hälfte von dem, was hier zu Lande hinter den Coulissen der Staatsactionen vorgeht, und diese Hälfte nicht einmal ganz richtig, wie soll man sich wundern, daß über Vorgänge im Auslande erstaunliche Märchen verbreitet werden. Seit kurzem spielt auch der Pariser Hexensabbath in den Wünschen unserer landläufigen Politiker eine große Rolle. Je unsicherer die Republik erscheint, je hirnloser sich die französischen Radicalen geberden, um so erfreulicher spiegelt sich das Schauspiel, welches die erregten Franzmänner bieten, in den Köpfen gewisser deutscher Zuschauer wieder. Man labt sich im Voraus an der Unordnung, die mit Gambettas Aufkommen als Präsident oder leitender Minister über die Welt hereinbrechen und den eigenen Verlegenheiten Luft machen soll. Als ob Handel und Gewerbe nicht der Unsicherheiten und Erschütterungen des Wohlstandes schon übergenug hätten. Gambetta aber ist ein räthselhafter Mensch, der am Ende die Welt durch seine Mäßigung überraschen dürfte. Selbst gegen Personen, die ihm nahestehen, knöpft sich der künftige Dictator nur selten auf. Einer seiner englischen Freunde, Baronet Charles W. Dilke, radicales Mitglied des Unterhauses und Eigenthümer des Londoner Athenäums, befand sich neulich in Paris und hatte den großen Einäugigen zu Tisch geladen. Die Gäste freuten sich im Voraus auf Gambettas Enthüllungen. Dieser kam endlich, ließ sich die treffliche Küche sowie die feinen Weine schmecken, erzählte einige Anekdoten von zweifelhaftem Werth, sprach jedoch von Politik kein Sterbenswort. Wie sich Gambetta dermaleinst zu Deutschland stellen wird, weiß Niemand. Aber auch er wird mit der Macht deren Bedingungen erproben und den Frieden mit dem Nachbar an den Vogesen um so sorgsamer pflegen, je schwieriger ihm die Verwirklichnng romantischer Revancheträume in der nüchternen Praxis erscheinen wird.

* * *

„O alte Burschenherrlichkeit."

Das Lied und sein bisher unbekannter Verfasser.

So oft bei Säcularfesten von Hochschulen und Gymnasien, bei wissenschaftlichen Wanderversammlungen und Jubiläen, bei einem Commers alter Corpsstudenten oder einem Abschiedsfeste am Semesterschlusse die lieben alten Lieder angestimmt werden, da pflegt neben dem Gaudeamus igitur ein Gesang zu erklingen, der die Erinnerung an die schöne Studentenzeit in ergreifenden Worten verklärt:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du geschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh und ungebunden."

Das Lied ist eine Perle des Humors. In seinem Grundton elegisch, entbehrt es doch nicht eines leisen, satirischen Klanges. Wem wäre nicht bei diesem Liede das Andenken an die geschwundene goldne Zeit,

„o giuventù, primavera della vita!"

so recht lebendig geworden. Das ist die Macht des schon seit Jahrtausenden erklungenen und „jeder echten Lyrik unentbehrlichen Grundmotivs von der Vergänglichkeit aller Dinge". Dieselbe Frage, welche in dem Gaudeamus igitur eine so große Bedeutung hat:

„Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere?"

sie kehrt auch in unserem Gedichte wieder:

„Wo sind sie, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen?"

Und nun folgt die herrliche Antwort, in der mit meisterhaftem Humor die einstigen „Herren der Erde" geschildert werden, wie sie mit gesenktem Blick in das Philisterland zurückgezogen sind und mühselig ihres Amtes warten:

„Da schreibt mit finsterm Amtsgesicht
Der eine Relationen,
Der andre seufzt beim Unterricht
Und der macht Recensionen.
Der schilt die sünd'ge Seele aus
Und der flickt ihr zerfallnes Haus.
O jerum, jerum, jerum!
O quae mutatio rerum!"

Der lateinische Rundreim ist alt, schon 1786 nachweisbar, das Lied selbst mußte neueren Ursprungs sein: aber wer hat es gedichtet?

Es wurde zuerst verbreitet durch das Liederbuch der Tübinger Hochschule, 1842, aber der Verfasser war nicht genannt. So druckten denn sämmtliche späteren Commersbücher das Lied ab, und Niemand gedachte des Dichters. Und dieser selbst hatte schon sein Lied vergessen, aber da hört er einst seine Söhne Verse singen, die er als die eigenen erkennt. Er findet auf vergilbten Blättern aus seiner Studentenzeit die Urschrift des Liedes, doch nannte er sich gegen seine Söhne nicht als den Verfasser, bis ihm vor einem Jahre das Geständniß im Kreise von Collegen entschlüpfte.

Der Dichter heißt Eugen Hösling; ist geboren den 5. October 1808 zu Fulda, studirte in Marburg, Würzburg und Heidelberg, und lebt noch wohl und munter als Sanitätsrath in Eschwege, ein „alter Herr" mit 105 Semestern. Das Lied ist im Jahre 1826 entstanden.

Schon 1877 auf dem 350jährigen Jubelfeste der Hochschule zu Marburg war seine Autorschaft verrathen worden. Bei dem großen Commers wurde er förmlich darüber zu Protokoll vernommen und, wie man sich denken kann, mit stürmischen Huldigungen gefeiert. Aber als das Fest vorüber war, dachte Niemand daran, die Entdeckung bekannt zu machen. Als nun im Sommer vorigen Jahres das „Liederbuch für die 33. Philologen-Versammlung" zusammengestellt wurde, erbaten wir vergebens bei unsern liederkundigen Gelehrten Auskunft über den Verfasser der „Burschenherrlichkeit". Es mußte noch einmal die ganze Literatur der Studentenlieder nachgeschlagen werden; das Ergebniß war, der Dichter sei unbekannt. Aber schon an dem ersten Abend der Philologen-Versammlung in Gera nannte der soeben aus Eschwege dahin übergesiedelte Realschuldirector Dr. Kießler den Namen des Dichters.

Die „Gegenwart" macht den Dichter weiteren Kreisen bekannt, möchte es nun auch gelingen, den Componisten der Melodie zu erkunden.

Ueber die Entstehung des Liedes sagt Eugen Hösling, er habe im Jahre 1826, soeben erst vom Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife entlassen, eine Reise nach Thüringen gemacht, in Jena das Studentenleben kennen gelernt und davon einen mächtigen Eindruck empfangen. Nach der Rückkehr von dieser Reise wohnte er in Fulda einem Commers der dort auf Ferien anwesenden Studenten bei, zu welchem auch alle „alten Häuser" zugezogen worden waren. Hier erschienen ihm die alten Herren aus dem Philisterland in fast elegischem Contraste zu der eben erst erschauten Burschenherrlichkeit. Die mutatio rerum war so drastisch, daß sie die Entstehung des Liedes bewirkte. Hösling zeigte es einigen Freunden, die es in dem belletristischen Beiblatt einer Frankfurter Zeitung veröffentlichten.

Nach diesen Mittheilungen des Dichters haben wir also ein „Gelegenheitsgedicht" (in Goethes Sinne) vor uns. Damit ist auch erklärt, wie ein Lied von solcher Vollendung der Form und so großer Reife der Weltanschauung uns von einem achtzehnjährigen Jünglinge geschenkt werden konnte. Wir spenden dem Greise dafür heute unsern Dank; möge er sich noch lange seines Ruhmes freuen!

Hermann Budy.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Gegenüber den Ausführungen des Herrn G. in Nr. 11 der „Gegenwart" darf der Verfasser des Artikels: „Die Mediciner und die Schule" überzeugt sein, daß viele Behörden, welchen eine größere Anzahl ärztlicher Atteste zu Gesichte kommt, mit ihm vollständig einverstanden sind. Um den Beweis hierfür zu erhalten, darf der Herr G. sich nur an Aushebungscommissionen und größere Schulinspectionen wenden. Hat doch in der nächsten Nachbarschaft desselben eine Regierung die Verfügung erlassen müssen, daß Schulkinder, welche wegen chronischer Krankheiten die Schule länger wie vierzehn Tage nicht besuchen, das Attest eines Medicinalbeamten beizubringen haben.

Hochachtungsvoll

X., den 15. März 1879. Medicus.

Für Szegedin.

Ein Comité, in welchem alle Kreise der hauptstädtischen Gesellschaft vertreten sind, erläßt nachstehenden Aufruf zur Unterstützung für Szegedin: An unsere Mitbürger. Szegedin, die zweitgrößte Stadt Ungarns mit einer Bevölkerung von 75,000 Einwohnern, ist einem furchtbaren Naturereigniß erlegen, das im Verein von Sturm und Fluth jede Gegenwehr überwältigt und einen Schauplatz des Jammers und der Verwüstung geschaffen hat, wie er entsetzlicher nicht gedacht werden kann. Tausende von Menschenleben sind ein Opfer der Fluth geworden, eine Cultur von Jahrhunderten ist vernichtet, und die Geretteten, wohl ohne Hoffnung, die alte Heimat je wieder erstehen zu sehen, sind hab- und besitzlos der ganzen Noth des Elends und der Fremde preisgegeben. Ein so maßloses Unglück hat für das menschliche Mitgefühl keine staatliche Grenze, keine Beschränkung, sondern pocht an das Herz eines Jeden um rasche und entsprechende Hülfe. Möge dieselbe sich allseitig in so reicher und nachhaltiger Weise bethätigen, wie sie die Größe des Elends fordert! Möge Berlin, daß jedem Nothschrei stets ein empfängliches Ohr leiht, mit dieser Hülfe den Städten Europas vorangehen und die Hauptstadt des deutschen Reiches zugleich den Mittelpunkt bilden für die lebendige Mitwirkung weiterer Kreise!

Zur Annahme von Beiträgen sind bereit: Geh. Commerzienrath Jakob Landau, Schatzmeister des Comités, Wilhelmstr. 71; Geh. Commerzienrath Ravené, k. k. österr.-ungar. General-Consul, Wallstr. 93, und Banquier A. George, österr.-ungar. Consul, Charlottenstr. 62.

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO II. QUARTAL 1879.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das I. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das II. Quartal 1879 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N.W., 32 Luisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Inserate.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde.
Br. 9 M. eleg. geb. 10 M.

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**
Soeben erschien:

Geschichte des Levantehandels
im Mittelalter
von
Dr. **Wilhelm Heyd,**
Oberbibliothekar an der k. öffentl. Bibliothek in Stuttgart.
Erster Band. gr. 8. (XXII) 604 Seiten.
Mk. 13. 50 Pf.
(Der zweite (Schluss-) Band erscheint im April d. J.)

Soeben erschien:
Charlotte.
(Für die Freunde der Verewigten.)
Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.
Herausgegeben von
Emil Palleske.
Mit dem Portrait Charlottens.
gr. 8. 18 Bogen.
geh. 7 M., eleg. in Leinen geb. 9 M., in Liebhaber-Einband 11 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Gedichte
von
Martin Greif.
Preis broch. 3 M., elegant gebunden 4 M. 20 Pf.

Bei **Rosner** in **Wien** ist erschienen:
Ein elementarer Lyriker
(Martin Greif)
von
Adolf Bayersdorffer.
Preis 60 Pf.

Ein Spiegel aller
zeitgenössischen Thorheiten,
Vorurtheile und Irrthümer!
In meinem Verlag ist soeben erschienen:
GUTTÆ IN LAPIDEM.
Das ist:
Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer.
Von **Ernst Eckstein.**
In alterthümlicher Ausstattung, mit Initialen, Vignetten und Kopfleisten, eleg. geh. Preis 4 M., in Originaleinband 5 M.
Leipzig, im März 1879.
Richard Eckstein.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:
Maria Stuart. Von **Arnold Hoedeke,** a. o. Prof. d. Geschichte a. d. Universität Heidelberg. Mit einem Porträt Maria Stuarts nach Donaldson.
gr. 8. eleg. brosch. 10 M., eleg. geb. 12 M.
Eine **deutsche Biographie Maria Stuarts** fehlte bisher noch. Dieselbe wird um so willkommener sein, als sie einerseits der Schottischen Königin volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, andererseits aber auch, auf Grund von theilweise bisher unbenutztem historischem Material, die zahlreichen Versuche englischer und französischer Schriftsteller, Maria Stuart von schwerer Schuld zu entlasten, zurückweist. Für die Gründlichkeit und Unparteilichkeit der Darstellung bürgt der Name des Herrn Verfassers.

Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin,** Königgrätzer-Str. 49.
Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.
Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik
von **Dr. A. Hocker,** Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 u. 71 2c.
2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.
1. 2. Lieferung à 60 Pf., Pracht-Ausgabe à 80 Pf.
Erscheint bis zum Spätsommer in 15 Lieferungen.
Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschicke der Völker eingegriffen, ragen vor Allem **Kaiser Wilhelm** und **Fürst Bismarck** hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine **gemeinsame** biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so Folgenreiches geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, **bis zur Gegenwart fortgeführt,** vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

Der außergewöhnlich sensationelle Erfolg, welchen das
Deutsche Montags-Blatt
Chef-Redacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolf Mosse. Berlin Leipzig.
nach einem Bestehen von noch nicht zwei Jahren sich errungen, hat der Redaction und Verlagshandlung die Pflicht auferlegt, nach wie vor mit Aufbietung aller Kräfte auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist in Wahrheit ein Familienblatt für die Klasse der geistig Vornehmen und der Aristokratie der Bildung geworden. Dadurch, daß es an dem sonst zeitungslosen Montage die ganze Fülle seines reichen und bunten Inhalts darbietet, und nach allen Richtungen hin reichste Anregung giebt, wird es zu einem Spiegel des Lebens und Strebens unserer Tage und bleibt, getreu seinem Wahlspruch: „Von dem Guten das Beste, von dem Neuen das Neueste!" die originellste **literarisch-politische Wochenschrift,** welche im deutschen Reiche erscheint.
1½ Mrk. vierteljährlich. **Alle Postanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Bestellungen an. **Probe-Nummern gratis** und franco. Abonnement pro Quartal: **1½ Mrk. vierteljährlich.**
Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1163** der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879.

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in jeder Buchhandlung zu erhalten:
Studien unter den Tropen Amerika's.
Von
Dr. Franz Engel.
gr. 8. broch. 6 M.
Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die Dr. **Engel** in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.
Die **„Heimat"** Wien, **Manz**'sche Hofbuchhandlg., 5. Heft, Seite 3 sagt:
Im Verlage von Friedr. Mauke (E. Schenk) in Jena ist unter dem Titel: **„Studien unter den Tropen Amerika's"** ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen, exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündet, wie die Bilder, welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine bedeutende Zukunft zu prognosticiren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man auch ohne Sehergabe wohl gerecht werden kann. F. E.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

№ 14. Berlin, den 5. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kannibalische Ostern. Ein Mahnwort. Von Berthold Auerbach. — Die Verwaltung in Frankreich. Von August Schneegans. **Literatur und Kunst:** Erinnerung. Nach dem Französischen des André Theuriet von Emanuel Geibel. — Pfleiderers „Religionsphilosophie". Von Hieronymus Lorm. I. II. — Zur Länderkunde. Von Alfred Kirchhoff. — Frühlingsbriefe. Der deutsche Preisdichter. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Kannibalische Ostern.

Ein Mahnwort.

Warum sich über Derartiges erhitzen? —
Wer nimmt solchen Unsinn noch für Ernst? —

Diesen Einwand höre ich im Voraus gegen das, was ich hier zu sagen habe, und zuletzt heißt es noch: Glauben Sie denn, daß durch ein öffentliches Wort dem Elend abgeholfen wird?

Ja, das glaube ich. Wer könnte sonst im Dienste der Wahrheit ausharren.

Es ist nur eine kleine Notiz und steht in den Zeitungen unter „Verschiedenes" oder „Vermischtes". Sie soll herausgehoben werden, damit die Schamröthe denen ins Gesicht steige, die noch erröthen können.

In Kutais (Rußland) wird vor dem Kreisgericht in diesen Tagen gegen sieben Juden verhandelt, die unter der Anklage stehen, ein Christenkind getödtet und dessen Blut zu Osterkuchen verwendet zu haben.

Also geschieht im Jahre 1879 nach Christi Geburt, vor Richtern, die sich zu Christi Lehre bekennen.

Möglicherweise nehmen die Richter die Anklage nur auf, um den diabolischen Wahnwitz am offenen Tage zu entlarven. Denn die Freisprechung muß erfolgen.

Aber warum schweigen die tausend und tausend Wissenden? Ist es nicht Sünde, eine Unthat geschehen zu lassen und nicht Zeugniß dagegen abzulegen?

Sämmtliche christliche Theologen, vom Popen im Kaukasus, vom Professor Beyschlag in Halle bis zum Papst in Rom, wissen, müssen wissen, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande dieser Beschuldigung gegen die Juden auch nur ein Atom von Wahrheit zu Grunde lag. Mit wessen Blute waren etwa die Osterkuchen gebacken, die Jesus als Jude beim Abendmahle brach und unter die Jünger vertheilte? Alle Geistlichen wissen, daß es den Juden verboten ist, Blut eines Thieres zu genießen; sie wissen, daß eine Vertilgungswuth durch die ganze Welt rasen müßte, wenn der genannte religiöse Kannibalismus irgendwo stattfände; sie wissen das und warum legt Niemand ein öffentliches Wort der Verwahrung ein?

Warum müssen wir Juden das Wort ergreifen? Haben denn christliche Theologen keine Pflicht gegen unschuldig Angeklagte fremder Confession, und keine Pflicht, der sittlichen Verwahrlosung christlicher Ankläger zu steuern?

Es gibt auch eine große Genossenschaft zur Bekehrung der Juden, die ihre Missionäre in alle Welt aussendet. Unter diesen Missionären sind viele Judgeborene, die gläubig sich zur Lehre Christi bekennen. Warum erheben sie nicht ihre Stimme und sagen: Wir kennen die Gebräuche unserer vormaligen Glaubensgenossen und betheuern, daß nie und nimmer auch nur eine Spur eines solchen Brauches stattfand? Verlangt nicht die Religion der Liebe, daß man seine Nebenmenschen vor Ungerechtigkeit schütze?

Ein Spinoza, ein Moses Mendelssohn, der eine lebenslang, der andere zeitweise von fanatischen Glaubensgenossen verfolgt — wäre es möglich, daß sie doch nicht aus der Confession geschieden wären, wenn solcher Kannibalismus in ihr nur denkbar war?

Es ist eine der bittersten Erfahrungen, daß Ungeheuer im Reiche des Gedankens tausendmal getödtet immer wieder auferstehen. Aber so oft sie sich erheben, und sei es im entlegensten Winkel der Erde, muß aufs Neue mit der Waffe der Wahrheit gekämpft werden.

Berlin, Ende März 1879. Berthold Auerbach.

Die Verwaltung in Frankreich.*)

Von August Schneegans.

An der Schwelle der französischen Revolution von 1789 und 1790 tritt dem Geschichtsforscher ein Wort entgegen, das im vollsten Sinne ein geflügeltes genannt werden darf, und in welchem sich, wie oft schon erwähnt wurde, der Genius jener großen Zeit in fast antiker, lapidarischer Form widerspiegelt. Es ist dies der Ausspruch, den Sieyes als Motto seiner Broschüre über die Rechte des Bürgerthums, des Tiers-Etat, niederschrieb: „Was ist der Tiers-Etat? — Nichts. — Was muß er werden? — Alles." In den Verwaltungs- sowie in den Regierungsreformen, welche damals von den tonangebenden Männern, in der Provinz und in Paris geplant wurden, bezeichnet diese Formel den Weg, in welchen das französische Volk einzulenken sich vorbereitete. Die Regierung von der Allgewalt des absoluten Königs und der ihn umgebenden Hofeinflüsse zu befreien, die executive Macht durch die Volksvertretung zu beschränken und zu decken, und dem Willen, oder auch nur den Wünschen der Bevölkerung zu gestatten, in regelmäßiger, gesetzlicher, constitutioneller Weise zur Geltung zu kommen, — dies war das Princip, dessen Verwirklichung angestrebt, und das schon in den Provinzialversammlungen von 1787 als das allein richtige proclamirt wurde. Von dem Staate, als Ganzes betrachtet, sollte aber dies Princip

*) Vergleiche „Gegenwart" Bd. XV, Nr. 10 und 13.

nach unten, nach den Provinzen, weiter ausgeführt werden, und in der Verwaltung dieselbe gründliche Reform vollzogen werden, die man mit der eigentlichen Landesregierung vorzunehmen gedachte: an Stelle des absoluten Willens der Intendanten sollten erwählte Vertreter der Bevölkerung eingesetzt werden, denen die Constitution und das Gesetz die Pflicht auferlegten, über Steuerauflegung, Steuererhebung, Militärwesen, öffentliche Bauten, Volksunterricht u. s. w. nicht nur zu berathen, sondern vielmehr zu beschließen. Eine Reform bahnten jene Männer an; die Revolution ging ihnen aber über den Kopf hinweg, und kaum zwei Jahre waren verflossen seit dem Zusammentritt der die Generalstaaten vorbereitenden Provinzialstände, als schon mit den alten Einrichtungen vollständig aufgeräumt, eine tabula rasa geschaffen worden war, und Frankreich durch die constituirende Versammlung den gründlichen Neubau des Staates in die Hand nahm. Von einem Tage zum andern und, wie es die Entwickelung der französischen Zustände bewiesen, mit einer Hast, welche dem Princip selbst gefahrbringend werden sollte, wurde mit den bestehenden Verwaltungsnormen gebrochen und das Land plötzlich der ausgedehntesten, heute kaum für die schweizerische oder amerikanische Republik passenden Selbstverwaltung überliefert. Man begnügte sich nicht damit, die Macht der Intendanten zu schmälern, diesen Beamten berathende und beschließende Körperschaften zur Seite zu stellen; man ging viel weiter; die Intendanten wurden einfach abgeschafft, und es wurde beschlossen, daß die erwählten Vertreter der Bevölkerung selbst die Verwaltung zu führen hätten. Durch das Decret vom 26. Februar bis 24. März 1790 hatte die constituirende Versammlung die früheren Provinzialverbände aufgehoben und das Land in Departements, diese in Districte, und diese letzteren wiederum in Cantone eingetheilt. Die Organisation dieser Verwaltungsinstanzen erfolgte sofort. So wie der Staat selbst durch die von der Nationalversammlung abhängenden verantwortlichen Minister geführt werden sollte, so erklärte man auch, müßten die Departements und Districte von den Erwählten der Lokalversammlungen verwaltet werden. In jedem Departement wurde eine „Versammlung" oder, wie es damals hieß, eine „Departementsverwaltung" (Administration du département) von 36 Mitgliedern gewählt, welche sich in zwei Sectionen abtheilte: der Departementsrath und das Departementsdirectorium. Dieses letztere, aus acht Mitgliedern bestehend, wurde bei Ablauf der ersten Session der „Verwaltung" erwählt und speciell mit der executiven Gewalt betraut; es war dieses Directorium eine permanente Behörde, welche jedes Jahr dem Departementsrathe Rechnung abzulegen hatte, gerade wie heute der französische Präfect dem Generalrathe jährlich Bericht zu erstatten hat. An der Spitze dieser Behörde stand ein, ebenfalls erwählter, auf die Dauer von vier Jahren ernannter Beamter, den man Procureur général syndic nannte, und der etwa dem jetzigen Präfecten gleichgestellt werden könnte, nur mit dem Unterschied, daß dieser Beamte von dem Departementsrathe erwählt war, von ihm abhing und nach Ablauf von vier Jahren beseitigt werden konnte. In derselben Form wurden die Districte organisirt, und Districtsräthe, Districtsverwaltungen, Districtsprocuratoren eingesetzt. Das Princip der Selbstverwaltung war somit plötzlich, und in der ausgedehntesten Weise, an die Stelle des früheren rein absolutistischen Princips getreten. Frankreich aber, so sehr es unter diesem letzteren gelitten hatte, war doch noch nicht in der Lage, eine so weitgehende Reform zu ertragen; man hatte an dieses Volk, das erst aus den Kinderschuhen herauszuwachsen im Begriffe war, Ansprüche gemacht, denen Genüge zu leisten es noch nicht im Stande war. Die Erfahrungen, welche mit diesem Verwaltungssystem gemacht wurden, waren derartige, daß eine Aenderung nicht ausbleiben konnte. Man lebte damals in einer Zeit, in welcher die Constitution alle paar Jahre neu in Angriff genommen wurde, und die Grundsteine des Staates wie in beweglichem Sande zu liegen schienen. Schon die Constitution des 5. Fructidor des Jahres III (5. Fructidor an III) nahm in der Departementsverwaltung tiefgehende Veränderungen vor: die Districte verschwanden und es wurden die sogenannten Cantonsmunicipalitäten (Municipalité de Canton) gegründet, welche größere Verbände von verschiedenen Gemeinden waren. Fünf Jahre später kam eine neue Constitution, die Constitution du 22. Frimaire an VIII, welche diese Verwaltung ihrerseits wieder auswischte, und endlich, im Jahre 1800, oder wie man damals sagte, im Jahre VIII der Republik, wurde durch den ersten Consul das ganze Gebäude, das die aufeinander folgenden Versammlungen errichtet hatten, niedergerissen, und Frankreich ganz einfach, obgleich unter anderer Etiquette, wieder zu dem alten Regime zurückgeführt. Das organische Gesetz vom 17. Februar 1800 (28. Pluviôse an VIII) ließ zwar dem Namen nach die Republik bestehen; aber der Geist der Republik war verflogen und schon konnte man das Kaiserthum, das absolute Regiment des napoleonischen Cäsarismus, aus diesem mit republikanischen Farben und Cocarden verzierten Mantel hervorblicken sehen. Mit einer Ironie, mit einem politischen Jesuitismus, der seines Gleichen sucht, verstand es der strebende Cäsar die durch die Republik gegründeten Formen aufrecht zu erhalten, das Wesen aber, dessen Gewand sie sein sollten, durchaus zu verändern. Die berathenden Versammlungen, welche die Constitution von 1790 eingesetzt hatten, wurden beibehalten; in den Departements und in den, an Stelle der Districte getretenen Arrondissements sah man, nach wie vor, diese unter neuen Namen, als Generalräthe (Conseils généraux) und Arrondissementsräthe (Conseils d'arrondissement) fungirenden Körperschaften neben der executiven Gewalt die Lokalinteressen discutiren; — aber diese Körperschaften durften nicht mehr von der Bevölkerung *erwählt* werden; sie wurden von dem Staatsoberhaupte *ernannt*. In jedem Departement wurde durch den ersten Consul ein Präfect, als Stellvertreter der Centralgewalt, als Haupt der Executive, eingesetzt; neben diesen Nachfolgern der alten königlichen Intendanten ein Präfecturrath, und endlich der soeben erwähnte Generalrath: lauter Beamte, lauter von dem ersten Consul direct abhängende Personen und Corporationen. Liest man den Artikel 18, § 4 dieses organischen Gesetzes, so muß man staunen ob der tiefgreifenden Reaction, die sich damals, und so kurze Zeit nach dem großen Revolutionsverlaufe, über Frankreich ergossen hatte: „Der erste Consul," heißt es dort, „ernennt die Präfecten, Präfecturräthe, Generalräthe, Generalsecretäre, Unterpräfecten, Arrondissementsräthe, Bürgermeister und Beigeordnete der über 5000 Einwohner zählenden Städte, Generalpolizeicommissare, und Polizeipräfecten;" und weiter heißt es im Art. 20: „Die Präfecten *ernennen* die Mitglieder der Gemeinderäthe und können sie ihres Amtes entheben." Was war im Jahre 1800 übrig geblieben von den im Jahre 1790 eroberten Errungenschaften? Was war aus dem Principe der Volksvertretung geworden? Wohin war es mit der Selbstverwaltung gekommen? Nicht nur waren die früheren Provinzialstände der Pays d'Etat verschwunden; nicht nur waren die Departements- und Arrondissementsversammlungen durch von dem Staatsoberhaupte ernannte Körperschaften ersetzt worden; nicht nur waren die alten Intendanten unter der neuen an das alte römische Reich erinnernden Benennung von Präfecten wiedererstanden; noch viel weiter hatte der aufkeimende Cäsarismus die Wurzeln der Selbstverwaltung ausgerottet: selbst die Municipalfreiheiten waren verschwunden; selbst die Gemeinderäthe waren zu Beamtencorporationen herabgesunken; ein einziger Wille, eine absolute Gewalt, die Alles beherrschende Macht des ersten Consuls hatte ihre schwere Hand auf das französische Volk gelegt, und von Paris aus sollte die Regierung und Verwaltung des Landes bis hinunter in die Städte und in das Rathhaus geführt werden. — Was war der Tiers-Etat im Jahre 1790 geworden? Alles! könnte man da, in Erinnerung an die Worte Sieyès, ausrufen: — und was hatte der erste Consul daraus gemacht? — Nichts! Um dieser Umwandlung den Stempel der bureaukratischen und militärischen Centralisation aufzudrücken, erließ der erste Consul einen Monat später, den 8. März 1800, ein anderes Gesetz, das bis in die kleinsten Details die Uniformirung dieser Departementsbeamten feststellte: die Präfecten, sagt Artikel 14, werden sich folgendermaßen kleiden: blauer Frack, weiße Weste, weiße Hosen; Kragen, Taschen und Parements in Silber, nach den Zeichnungen die für die Regierungsuniform gelten; rothe Schärpe mit Silberfranzen, ein silberverkrämpter französischer Hut und ein Degen;

auf dieselbe Weise, mit kleinen Unterschieden, werden alle anderen Beamten, Räthe u. s. w. uniformirt: das Civilheer des künftigen Kaisers war fertiggestellt und wartete des Commandos. „Die neue Verwaltung," schreibt Ed. Laboulaye, „war nichts anderes als die alte, nur wieder erstehende königliche Verwaltung. Der Intendant hieß Präfect: ein Beamter verwaltete ein altes Rechts ihm gegenüber entwaffnetes Land, und er selbst war der Diener einer Centralverwaltung, deren Befehle er einfach auszuführen hatte." Wem käme dabei das treffende und furchtbar grausame Wort der Frau von Staël nicht in den Sinn, als sie das kaiserliche Regime charakterisirte, indem sie sagte: „— Man möchte glauben, Napoleon hätte eine Regierung gründen wollen, in welcher nichts neu sei, nur er selbst."

Als die Bourbonen im Jahre 1815 wieder in Frankreich einzogen, fanden sie diese Verwaltung in vollster Blüthe und mochten sich wohl freuen, daß Napoleon dem „alten Regime" die Wege in so ausgezeichneter Weise gebahnt hatte. „Die Bourbonen," hatte der abgesetzte und verbannte Kaiser gesagt, „sind in der beneidenswerthesten Lage; ich habe ihnen das Bett gemacht, sie brauchen sich nur noch hinein zu legen." — Und sie legten sich in das kaiserliche Bett. An den Verwaltungsgesetzen wurde nichts verändert; statt von dem Kaiser wurden die „Vertreter der Bevölkerung" in den Provinzialversammlungen von dem Könige ernannt; statt der tricoloren Cocarde und der rothen Schärpe trugen die Präfecten weiße Cocarden und blaue Schärpen; statt des Adlers und der Bienen wurden Lilien auf die Knöpfe und Degengriffe eingegraben; — sonst blieb Alles beim Alten. Und richtig war es auch das „Alte", das wiedergekommen war, nämlich das von den Revolutionsmännern im Jahre 1790 entthronte, von dem ersten Consul unter republikanischer Maske wieder eingeführte, und nun ohne Maske frei und ungeheuchelt wieder eingesetzte „alte Regime" von Ludwig XIV.: „— Die meisten Regierungen, die aus der Revolution hervorgegangen sind," sagt Tocqueville, „sind fromme Nachfolger Ludwigs XIV. gewesen." Wenn Napoleon sich als ein Nachfolger des „Sonnenkönigs" betrachtete, wie hätten es Ludwig XVIII. und Karl X. nicht ebenso gehalten, sie, die Enkel der großen Bourbonen?

Während jener Periode der französischen Geschichte, der man den generischen Namen der „Restauration" zugelegt hat, nahmen die freiheitlichen Ideen einen neuen Anlauf; von allen Seiten erhoben sich Stimmen, um die Regierung zu Reformen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung zu drängen; selbst im royalistischen Lager fühlte man sich durch die Beibehaltung der kaiserlichen Regierung verletzt, und suchte man den König in die Bahn einer gesünderen Entwickelung des Staatswesens zu führen. In den Jahren 1821 und 1829 wurden den Kammern Reformprojecte vorgelegt, das letztere von dem liberalen Ministerium Martignac, welchem so schnell das Reactionskabinet Polignac auf dem Fuße folgte: die Ereignisse, die damals auf eine so unheilvolle Weise den französischen Staat in seinen Grundfesten erschütterten, verhinderten jedesmal die Regierung, dieser Vorlage Folge zu geben, und es mußte die Revolution von 1830 eine neue Dynastie auf den Thron führen, ehe wieder an dies Reformwerk geschritten werden konnte.

Mit dem Gesetze vom 22. Juni 1833 fängt für Frankreich auf diesem Gebiete eine neue Aera an, in welcher in zwar langsamem, aber stetem Fortschritt an der Verwirklichung des Princips der Selbstverwaltung gearbeitet wird, und die durch das Gesetz vom 29. August 1871 zum vorläufigen Abschluß gekommen scheint. Es wird genügen, die diesem letzten vorhergegangenen Gesetze kurz zu skizziren, um dem Leser die großen Umrisse dieser Reform vor Augen zu führen; das Gesetz von 1871 aber, das einen gewaltigen und im Auslande wohl noch nicht vollständig anerkannten Fortschritt bekundete, muß näher und bis in die Details beobachtet und analysirt werden, da gerade hier der Gedanke der Selbstverwaltung sich verkörpert und einen auch in anderen Ländern zu beherzigenden Ausdruck gefunden hat.

Durch das erste unter Ludwig Philipp erlassene Gesetz vom 22. Juni 1833 wurde der Bevölkerung das Recht wieder zuerkannt, seine Vertreter in die Departementsversammlungen zu erwählen; erst im Jahre 1838 aber, und zwar durch das Gesetz vom 10. Mai dieses Jahres, wurde das Departement reorganisirt, in das Recht einer juristischen Person eingesetzt; das Departement erhielt das „Recht des Besitzes" (droit de propriété), blieb aber dennoch in allen Dingen von der Pariser Centralgewalt abhängig. Als die Revolution von 1848 ausbrach, sollte auf diesem Felde und in der Richtung der Selbstverwaltung der Provinzen weiter geschritten werden: der Staatsrath nahm die Angelegenheit in Berathung im Jahre 1850 und die letzte republikanische Versammlung ernannte im folgenden Jahre eine Commission, die diesen Entwurf ausarbeiten sollte. Der Staatsstreich machte diesen Plänen ein jähes Ende, und Frankreich mußte froh sein, daß der zweite Kaiser ihm die durch die Gesetze von 1833 anerkannten Rechte nicht wieder entzog. Als nun im Anfang der sechziger Jahre die liberale Bewegung sich mehr und mehr geltend machte, fühlte sich die kaiserliche Regierung bewogen, einen Schritt, und zwar einen sehr bedeutenden Schritt, vorwärts zu thun. In folgenden Worten sprach sich der jetzige Ministerpräsident Waddington, im Jahre 1871, in seiner Eigenschaft als Berichterstatter der späteren Gesetze über jene Reform von 1866 aus: „Endlich kam das Gesetz vom 18. Juli 1866, eines der besten, die überhaupt unter dem Kaiserreich votirt worden waren. Zum ersten Male wird durch dies Gesetz der Generalrath (die erwählte Volksvertretung in den Departements) berufen in definitiver Weise und ohne Appellinstanz über eine große Anzahl von Angelegenheiten, die nur rein departementale Tendenzen haben, zu beschließen; der Staat behält sich nur das Recht vor, die Deliberationen, welche ungesetzlich wären, oder über die Befugnisse des Generalrathes hinaus gingen, zu annulliren. Der Generalrath ist ermächtigt Zuschußcentimen zu votiren in dem Rahmen, welcher alljährlich von dem Finanzgesetze festgestellt wird; er kann Anlehen machen, die auf zwölf Jahre hinaus gehen; sein Budget ist vereinfacht; die obligatorischen Ausgaben sind auf die ganz nothwendigen Staatsausgaben beschränkt. In einem Wort, der Generalrath hat die vollständige Führung des Departementsvermögens in der Hand; er besitzt in dieser Hinsicht die volle Autonomie; er hat aber keine directe Action auf die Verwaltung; ist sein Beschluß gefaßt, so kann er nicht mehr eingreifen und, in der Zwischenzeit zwischen seinen Sessionen, kann er die Verwaltung den Präfecten nicht controliren, kann er dem Präfecten nicht einmal eine Bemerkung machen." Waddington setzt hinzu, „dies sei (im Jahre 1871) die Lage der Gesetzgebung, welche der neue Gesetzentwurf reformiren soll". Diese, von dem Berichterstatter angekündigte Reform, wurde durch Beschluß der Nationalversammlung am 29. August 1871 zum Gesetz; und unter diesem Gesetze lebt heute Frankreich. Welches sind nun die Bestimmungen, die durch die Nationalversammlung an Stelle der bis dorthin bestehenden Normen eingeführt wurden?

Zuvörderst muß unsere Aufmerksamkeit auf ein Organ gerichtet werden, welches durch diese neue Gesetzesbestimmungen in die Departementsverwaltung getragen wurde, und in welchem sich die ganze Reform so zu sagen verkörpert; es ist dies die sogenannte permanente Departementscommission (Commission departementale), ein ständiger Ausschuß, den der Generalrath aus seiner Mitte wählt und der (Art. 71 und folgende) im Namen dieser Versammlung und in der Zwischenzeit ihrer Sessionen die Geschäfte des Departements führt. Diese Commission erhält die Befugniß, direct mit allen Verwaltungsbeamten in Berührung zu treten, von ihnen Bericht zu fordern, und jeder Beamte ist durch das Gesetz angewiesen, dem von der Commission gestellten Begehren Folge zu leisten. Die Commission handelt nach drei Seiten hin: zuerst als Bevollmächtigte des Generalraths und in Vertretung desselben; zweitens als ein über dem Präfecten stehendes und dessen Verwaltung fortwährend controlirendes Ueberwachungscomité; drittens als ein selbstständiges, nach dem ihm vom Gesetze zuerkannten Befugnissen handelndes Organ. Der Generalrath hat jederzeit das Recht, dieser Commission noch besondere Vollmachten, zu besonderen Zwecken, zu geben; sie wird aber von vorn herein schon mit Rechten betraut, die sehr weitgehende sind, und durch welche sie als das eigentliche Executiv-

*

organ der Departementsverwaltung erscheint; sie ernennt z. B. alle von Departemensgeldern besoldete Beamte; sie überwacht deren Verwaltung; die Beschlüsse, die sofort (en cas d'urgence) zu nehmen sind, und die früher der Präfect allein zu nehmen das Recht hatte, werden von jetzt an durch diese Commission gefaßt. Durch Einsetzung dieses Organs wird der Generalrath, das heißt die erwählte Vertretung der Bevölkerung, nicht nur eine beschließende, sondern auch eine ausführende Versammlung; der Präfect, der zwar nach wie vor von der Centralgewalt in Paris ernannt wird, ist nicht mehr der allmächtige Intendant, der er noch nach dem zweiten Kaiserreiche war; er schrumpft zusammen in einen, in den meisten Dingen sehr platonischen Vertreter der Centralgewalt, in einen höheren Beamten, der unter fortwährende Controle gestellt ist, der jederzeit zur Rechenschaft gezogen werden kann, über welchem eine permanente Executivcommission sitzt, und der die meisten seiner früheren Befugnisse in die Hände dieser Commission überliefert hat. Jedes Jahr, bei Beginn der Generalrathssession, berichtet diese permanente Commission über die Verwaltung im verflossenen Jahre und legt dem Generalrathe ihre Anträge vor; sie berichtet auch über die Budgetanträge des Präfecten; sie vertheilt die von dem Generalrathe votirten Gelder, welche zu Subventionen aller Art bestimmt sind und die früher den Präfecten erlaubten Regierungspropaganda zu machen; sie bestimmt die Reihenfolge, in welcher die öffentlichen Arbeiten vorgenommen werden sollen u. s. w.; kommt es zwischen dieser Commission und dem Präfecten zu einem Conflict, so tritt sofort der Generalrath zusammen; die beiden Parteien erscheinen vor seiner Barre, und der Generalrath entscheidet. Die Vertreter der Bevölkerung besitzen somit, wie klar zu ersehen ist, die ausgedehntesten Rechte; sie sind der Mittelpunkt der Verwaltung geworden; der Präfect ist nur noch das Verwaltungsorgan, das die Beschlüsse des Generalraths ausführt, und um diese Ausführung immerwährend zu controliren, tagt neben ihm jener permanente Ausschuß, der zu jeder Zeit berechtigt ist, den Generalrath zusammenzuberufen und den Präfecten gewissermaßen in Anklagezustand zu setzen.

Dies ist das Gesetz, unter welchem Frankreich seit acht Jahren lebt und das die innere Verwaltung auf neuer Grundlage reorganisirt hat. Daß die frühere, mit großem Recht berüchtigte Präfectenwirthschaft durch diese Anordnungen vollständig aufgehoben ist, daß die Uebelstände, die sich aus den unumschränkten Machtbefugnissen dieser napoleonischen Intendanten ergaben, beseitigt sind und dem Departementsdespotismus ein Ende gemacht ist, braucht wohl nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Ein Janvier de la Motte, der mit den öffentlichen Geldern nach Belieben schaltete und waltete, und die so bequeme Theorie der Virements bis zu einer, von den Erfindern dieser Doctrinen selbst nicht geahnten Höhe trieb; ein Präfect, der, wie es einmal in einer der größten Provinzstädte geschah, von dem Generalrathe eine unerhörte Summe Geldes zur Uebertünchung der Wachtstuben votiren ließ, das Geld aber zu großartigen Empfangsfeierlichkeiten des Kaisers verausgabte; ein Beamter, der, wie es seiner Zeit fast alle Präfecten zu thun pflegten, die in ordentlicher Session versammelten Mitglieder des Generalraths ersuchte, ihre Debatten doch so bald als möglich schließen zu wollen, um dem Vertreter der Regierung zu erlauben, dem officiellen Rennen beizuwohnen und die Jagd in Person zu eröffnen, — solche Präfecten und solche Fälle gehören seit dem Gesetze von 1871 zu den Unmöglichkeiten. Bei den Wahlen freilich besitzen die jetzigen Präfecten noch, und zwar großentheils durch die Erinnerung an die früheren Zeiten und durch den Druck, den diese Erinnerung noch auf die Bevölkerungen ausübt, eine größere Gewalt, als es nothwendig wäre, um den Wählern das Gefühl beizubringen, daß die Verwaltung nur dazu bestimmt ist, in ganz neutraler Weise allen Parteien die größtmögliche Freiheit im Rahmen des Gesetzes zu sichern; unter der Regierung des 16. Mai terrorisirten die Präfecten in dieser Hinsicht die Bevölkerungen, wie sie es unter dem Kaiserreiche thaten; gegen solche Eingriffe der Verwaltung hilft überhaupt kein Gesetz; es müssen sich die Bürger eben von der Furcht, die sie bis jetzt vor dem Präfecten hatten, emancipiren, und es wird diese Furcht nach und nach durch Handhabung der durch das Gesetz von 1871 der Bevölkerung und ihren Vertretern zuerkannten Rechte weichen und einem Gefühle der Sicherheit und Unabhängigkeit Platz machen. Jedenfalls — und es mag dies als ein Hauptmoment in der Entwickelung der französischen Dinge bezeichnet werden — hat das Gesetz den Bürgern und ihren Vertretern die Möglichkeit gegeben, diese Unabhängigkeit gerade durch die den Departementen gewährte Selbstständigkeit und Selbstverwaltung zu erringen. Frankreich ist heute principiell von der Vormundschaft der Präfecten befreit; es handelt sich darum, dieses Princip factisch zur Geltung zu bringen. Das Gesetz von 1871 hat Frankreich in den Sattel gesetzt; das Reiten wird nun seine Sache sein.

Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, in diesem Essay die Geschichte der Entwickelung der französischen inneren Verwaltung, seit dem Bourbonen-Königthum bis auf den heutigen Tag, in kurzen Umrissen niederzuschreiben und den Beweis zu liefern, daß man, wie die Dinge jetzt liegen, nicht mehr von Präfectenwirthschaft und Centralisation sprechen darf, sondern daß Frankreich nach langem Ringen endlich im Jahre 1871 zu einer Provinzialorganisation gelangt ist, welche es in den Besitz einer richtigen und gesunden Selbstregierung gebracht hat. Wir haben nur noch den Wunsch beizufügen, im Interesse des nicht nur französischen, sondern vielmehr kosmopolitischen Principes der Selbstverwaltung der Völker überhaupt, daß die in Frankreich angebahnte neue Aera der Selbstverwaltung gute Früchte trage und dazu beitrage, in allen Ländern und bei allen Regierungen die Ueberzeugung hervorzurufen, daß auf dieser Basis ein tüchtiger Staatenbau nicht nur möglich ist, sondern vielmehr, daß dies die einzige Basis ist, auf welcher überhaupt der Staat aufgebaut werden kann.

Literatur und Kunst.

Erinnerung.

Nach dem Französischen des André Theuriet.*)

Oft aus des Winters Sturm und Eise
Entführt ein Traumgesicht mich leise
Zum schönen Mai, der längst verhallt;
Auf meinen weißumfrornen Scheiben
Will die Erinnrung Blüthen treiben
Und zeigt mir unsern Pfad im Wald.

Und durch die grüngewölbten Gänge
Und durch der Birken Laubgehänge,
Vom leichten Morgenwind bewegt,
Seh' ich die Holde wieder schreiten,
Die seit der Jugend frühsten Zeiten
Mein Herz in ihrem Händchen trägt.

Zur Zeit der Maienblumenblüthe
(Noch schwebt ihr Duft mir im Gemüthe)
Durchschweiften wir voll Frühlingslust
Den tiefen Forst; die Turteltaube
Seufzt' über uns im jungen Laube,
Die Liebe seufzt' in meiner Brust.

Fast war's, als drängte, wo wir gingen,
Ein Seelenhauch sich aus den Dingen,
Ein schauernd Leben rings hervor;
Die Buchen neigten sich mit Rauschen
Und höher streckte, wie zum Lauschen,
Das Sinngrün sein Gerank empor.

*) André Theuriet: Le chemin des bois, poësies couronnées par l'Académie française.

Die Weiden auch am stillen Teiche,
Da sie gewahrt die Feengleiche,
Durchbebt' es wie ein Zauberschlag;
Ein Flüstern hub sich in der Runde:
„O schaut, wie wandeln hier im Bunde
Jugend und Anmuth durch den Hag!"

Da sprühte sacht vom Himmelsbogen,
Der plötzlich dunkel sich umzogen,
Ins duft'ge Laub ein feiner Guß;
Wir aber suchten in der Hütte,
Der moos'gen in des Waldes Mitte,
Ein schützend Dach mit flücht'gem Fuß.

O Raum, so arm und doch so traulich!
Mit leisem Rauschen strömte laulich
Der Regen draußen durchs Gezweig,
Indeß der West gleich einem Strome
Den Schall der Glocken fern vom Dome
Herübertrug gedämpft und weich.

Sie schienen mich zu mahnen: Wage!
Sprich! — Und schon drängt' es sich zu Tage,
Was stumm dies Herz gehegt für sie;
Doch ihre Hand verschloß mir bebend,
Dem Tieferschrocknen widerstrebend,
Die Lippen mit dem Worte: Nie!

Nie! Wie verzehrend Feuer spürte
Des Händchens Druck, das mich berührte,
Ich lange noch auf Wang' und Mund.
Nie! Nie! — Der Guß ließ nach. — Wir gingen.
Schwermüthig scholl der Ammer Singen
Gleich einer Flöt' im Waldesgrund.

Sie horchte bleich, mit bangem Sinnen;
Wer sagt, wie schwer ihr Herz tief innen
Im Kampfe mit sich selber rang!
Doch wollt' ihr Aug' ein Lächeln zeigen:
Umsonst! — Und in beklomm'nem Schweigen
Den Waldsaum schritten wir entlang.

Nie! Durch die Birken floß voll Trauer
Von Zweig zu Zweig ein Thränenschauer,
Und schluchzend ließ durch Busch und Thal
Die Nachtigall ihr Klaglied fluthen
Von Wunden, die unheilbar bluten,
Und hoffnungsloser Liebe Qual.

Emanuel Geibel.

Pfleiderers „Religionsphilosophie".

Von Hieronymus Lorm.

I.

Ueber Religion zu philosophiren ist nicht eine Consequenz der Religion selbst, nicht ein Bedürfniß Desjenigen, der Religion besitzt. Geräth er in Streit mit den Indifferenten oder in Widerspruch des Gemüthes mit den Lebensanschauungen moderner Philosophen, und wird er dadurch in Versuchung geführt, die Vernunft zu seiner Unterstützung herbeizurufen, so sagt sie ihm bald, wenn er nur überhaupt Vernunft hat, daß es besser sei, zu schweigen. Denn was ihm am Herzen liegt, das liegt jenseits aller menschlichen Vernunft, und beseligt ihn das Unbegreifliche, so verlöre es die Beseligung, sobald er es begreiflich zu machen im Stande wäre.

Ueber Religion zu philosophiren ist eine Consequenz der Anthropologie, Psychologie, Geschichtschreibung, ein Bedürfniß des Gelehrten überhaupt, oder Desjenigen, in welchem der synthetische Trieb, der dem ganzen Menschengeschlechte innewohnt, am meisten ausgebildet ist, der Trieb, die Erscheinungen in ihrem geheimen, sie zur Gemeinsamkeit verbindenden Zusammenhang aufzufassen, Alles aus Einem zu verstehen.

Der Religionsphilosophie in diesem Sinne ist die Religion objectiv und folglich kein besonderes Interesse des Herzens, sondern nur so wichtig wie jeder andere Gegenstand. Der Religionsphilosophie in diesem Sinne kann nur Aufgabe sein, das Verhältniß der Religion zu anderen Gegenständen, wie es sich im Laufe aller oder bestimmter Zeiträume entwickelt hat, ins Klare zu stellen, zu beurtheilen, was lebensfähig und folglich einer fernern Entwicklung aufbehalten, oder was als ein Abgestorbenes nur mehr mitgeschleppt wird und besser auszuscheiden wäre; kurz, die Aufgabe der Religionsphilosophie in diesem Sinne ist Geschichte und Kritik. Geht sie darüber hinaus zur Philosophie im engeren Sinne, zur Denkbarmachung des bisher Undenkbaren, zur Verendlichung des Unendlichen, so strebt sie, die absolute Unmöglichkeit zu verwirklichen, oder für die menschliche Einsicht in Einklang zu bringen „was gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren": den Widerspruch.

Nach allen drei Richtungen hin erstreckt sich Otto Pfleiderers „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage" (Berlin 1878, G. Reimer) mit dem Motto aus Schiller: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst."

Der geschichtliche Theil hebt mit Lessing und Kant an und läßt im fernern Verlauf fast keine Erscheinung unbeachtet, die in das Gebiet der Religion hinüberstrahlte. Nichts ist in unserer Zeit leichter zu erreichen als der Anschein solcher Vollständigkeit. Denn ist auch das wissenschaftliche und literarische Material überhaupt bis ins Ungeheure angewachsen, so haben damit die Hülfsmittel gleichen Schritt gehalten, um einer oberflächlichen Kenntnißnahme die Uebersicht zu ermöglichen. Ja selbst in die klassischen oder berühmten Werke, die Jedermann dem Namen nach kennt, die aber, um thatsächlich fortzuwirken, auch Jedermanns eigene Gedankenkraft fordern, ist Denjenigen, die solcher Arbeit unfähig, ein Weg eröffnet, so zu sagen ein Surrogat-Verständniß, in den zahlreichen Commentaren und Kritiken literaturgeschichtlichen Inhalts. Diese Commentare und Kritiken sind allerdings selbst wieder aus Vorgängern von ähnlicher Beschaffenheit geschöpft, und so sind wir mit Literaturgeschichten, Abhandlungen, Essays und Biographien überschwemmt, denen das Gepräge des Leblosen anklebt, von denen der Duft des nicht unmittelbar Empfangenen, nicht unmittelbar Gedachten wie ein Hauch der Verwesung ausgeht. Darum hat zur geistigen Verwilderung des heutigen Tages nichts so sehr beigetragen, als was am meisten dazu bestimmt war, sie zu verhüten: die Ueber-Literatur, wie man sie nennen könnte, d. h. die Literatur über Literatur.

Meistens sollte sie mit vorgeschützter Bescheidenheit nur die Anregung zum Selbststudium bieten, hat sich aber fast immer mehr oder minder absichtlich an die Stelle des zu studirenden Gegenstandes selbst gesetzt, und zwar vor Allem in der Schule. Wenn man diesen Sachverhalt nicht kennt, so staunt man über die unzähligen neuen Auflagen mittelmäßiger Literaturgeschichten, von Schulmännern verfaßt. Die Erklärung ist sehr einfach; jedes Jahr bringt neue Schüler und sie sind, wenn auch nur anstandshalber gezwungen, die schriftstellerische Weisheit ihrer Lehrer dem obligatorisch anzuschaffenden Schulmaterial beizugesellen.

Wer kann es den jungen, lebensfrohen Gemüthern verargen, wenn sie, jenen Hauch der Verwesung instinctmäßig verspürend, vor den angerühmten großen Schriftstellern zurückschaudern, weil sie mit leicht begreiflichem Irrthum die Offenbarungen des bornirten Mediums für die des erschienenen oder citirten Geistes selbst halten!

Aus der Furcht, den Ekel und Widerstand einzugestehen, entspringt die in unseren Tagen so unheilvoll verbreitete Bildungsheuchelei, die erlogene Begeisterung, die blos dogmatische und nicht auf Erkenntniß begründete Verehrung für die alten

und neuen Klassiker, der häufige Gebrauch der „geflügelten Worte", als ob damit ein richtiger Gebrauch von den bezüglichen Autoren selbst bewiesen wäre. Mit dieser Bildungsheuchelei geht Hand in Hand der ungeheuchelte Enthusiasmus für die gemeine und schlechte Literatur, sowie die rücksichtslose Vernachlässigung und Verachtung der noch im Licht des heutigen Tages künstlerisch und selbst klassisch schaffenden Geister, die, weil sie noch nicht todt sind, während das Todtsein in Deutschland für die größte Tugend eines Schriftstellers gilt, auch noch nicht den mindesten Respect zu verdienen scheinen. Unterstützt wird diese zeitgenössische Rohheit gegen die lebendig schaffende Intelligenz durch eine Schaar von Kritikern, welche nur deshalb zur Feder gegriffen haben, weil, wenn Alles schreibt, nicht sie allein nicht schreiben können. Allein sie sind vom Bewußtsein ihrer artistischen Impotenz bis zum Weißglühen erhitzt und wissen ihre Wuth gegen die positiv Schaffenden nicht angenehmer abzukühlen, als daß sie dieselben, die sie niemals gelesen, kurzweg zu Schriftstellern dritten und vierten Ranges herabsetzen. Wer könnte an der Gerechtigkeit dieser Herabsetzung zweifeln? Die bezüglichen Schriftsteller leben ja noch!

Nicht selten geschieht es, daß solche Kritiker, nachdem sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit dadurch abgeschwächt, daß sie es als Nichtigkeit der ganzen herrschenden Literaturepoche ausgerufen haben, sich zur Vergangenheit wenden und in Form von Monographien oder literaturhistorischen Abhandlungen Beiträge zur erwähnten Ueber-Literatur liefern. Dann bekommen wir die Bücher aus Büchern über Bücher, die aus verdorrten Zweigen und verwelkten Blättern gebundenen Bouquets, die man der modernen Cultur an den Busen steckt.

Da ich Pfleiderers Erstlingswerk, welches ebenfalls Religionsphilosophie behandelt, aber auf eine von ihm bereits desavouirte Weise, und auch seine spätere Schrift (über Pessimismus) nicht gelesen habe, der Ruf aber, der dem Verfasser aus diesen Leistungen erwachsen ist, einem vielerfahrenen und folglich oft getäuschten Leser nicht imponiren kann, so ergriff mich wahrer Schauder, als ich dem Inhaltsverzeichniß entnehmen zu können glaubte, daß die auf dem Titel verkündete „geschichtliche Grundlage" doch wesentlich wieder Literaturgeschichte mit Einbeziehung des philosophischen und theologischen Schriftthums sei.

Nun hat sich mir aber aus der Lecture ergeben, daß gerade der geschichtliche Theil des Werkes dessen an und für sich verdienstvollsten und für die weitesten Kreise der Gebildeten anziehendsten Inhalt bietet. Ich kann den subjectiven Eindruck, von welchem sich jedoch voraussetzen läßt, daß ihn alle ernsten und unabhängig denkenden Leser theilen werden, nicht anders bezeichnen, als daß der geschichtliche Theil dieser Religionsphilosophie selbst wie eine religiöse Handlung des Verfassers auf das Gemüth wirkt. Denn so lange man sich die Oberflächlichkeit, die erlogene Pietät und die falschen Standpunkte in jenen literaturgeschichtlichen Ergüssen der Neuzeit vorhält, welche, wie oben erwähnt, der Bildungsheuchelei dienen, ergreift und rührt die Arbeitsamkeit, die Treue, die Gewissenhaftigkeit in der Darstellung fremder Leistungen und Gedanken wie religiöse Tugend. Nirgends gewinnt auch nur eine Ahnung Raum, daß nicht unmittelbar aus der Quelle geschöpft wäre, und selbst wo ein citirter Schriftsteller dem eigenen speculativen Standpunkt des Verfassers am gefährlichsten wird, läßt er den Antagonisten ungehindert und unverfälscht zu Worte kommen.

Zu dieser ethischen Anerkennung gesellt der Leser die ästhetische Bewunderung. Neben der Redlichkeit durchleuchtet die Kunst den geschichtlichen und — soweit damit objectiv verflochten und nicht rein ins Metaphysische gezogen — kritischen Theil von Pfleiderers Religionsphilosophie. Den Leser dieser Zustimmung zum historisch-kritischen Theil des Werkes dürfte es für dasselbe am meisten gewinnen, wenn er die Namen der scharf geschnittenen Charakterköpfe erfährt, die ihm hier, wenn auch nur in religionsphilosophischer Bedeutsamkeit entgegenblicken: Lessing, Kant, Hamann, Herder, Jacobi, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, Lange, Pierson, J. St. Mill, Ritschl, Frauenstädt, v. Hartmann, Weiße, Fechner, Rothe, Fichte, Strauß, Biedermann, Lipsius, Schwarz.

Man kann das Lob des Verfassers für den historisch-kritischen Theil seiner Arbeit ihn selbst aussprechen lassen, man braucht nur dasjenige, was er blos als Aufgabe und Intention anführt, als vollbrachte Leistung zu beglaubigen:

„Es galt, zunächst aus der ungeheuren Masse des geschichtlichen Materials jedesmal nur das zur Charakteristik der betreffenden Vorstellungsgruppe und ihres Entwicklungsprocesses wesentlich Gehörige herauszuheben; es knapp und bündig und doch nicht dürr und farblos darzustellen; die so weit auseinander liegenden und oft scheinbar beziehungslosen Materialien in möglichst passender Gruppirung zu ordnen, um dem überschauenden Auge die Orientirung über Gemeinsames und Verschiedenes zu erleichtern. . . . . Endlich war auf die Terminologie die größte Sorgfalt zu verwenden, um weder in zu enge dogmatische Begriffe das Heterogene einzuzwängen, noch aber auch durch zu weite allgemeine Kategorien die Bestimmtheit der religiösen Ideen zerfließen zu lassen."

Neben Geschichte und Kritik läuft aber, wie gesagt, in einer Religionsphilosophie noch eine dritte Richtung: die Speculation. Auf ihrem Gebiete treten subjective Auffassungen einander widerstreitend in den Vordergrund und machen, wie ich in den nachfolgenden Zeilen näher andeuten will, den Begriff der Religionsphilosophie in dieser Richtung überhaupt problematisch.

II.

Religion und Philosophie sind, metaphysisch genommen, sich gegenseitig ausschließende Elemente, deren gewaltsame Verbindung nur der zur Exaltation gesteigerte synthetische Trieb versuchen kann: der Fanatismus des Begreifens. Wie die religiösen Fanatiker des Mittelalters laut proclamirten, das Heil Desjenigen zu beabsichtigen, den sie dem Kerker der Inquisition überlieferten, damit er sich zum Glauben des Tribunals bekenne: so verkünden die Fanatiker des Begreifens — und sie gehen als natürliche, wenn auch nicht Jedermann offen vorliegende Consequenz aus dem Protestantismus hervor — daß sie nur das Heil der Welt wollen, wenn sie die Religion den Causalketten des logischen Denkens überliefern, damit sie sich auf der Folter der Syllogismen im Einklang bekennen mit ihren Quälern, mit dem Verstand und der Vernunft.

F. Albert Lange, der dem Materialismus alle seine Ansprüche, auch die verwegensten, bereitwillig zugestand, mit Ausnahme des einzigen: die wahre Realität zu sein, und ihn mit dieser Clausel, indem er ihn verherrlichte, zugleich vernichtete, krönte den Trümmerhaufen des Materialismus mit der Inschrift, die jeder Mann von Religion unbedingt unterzeichnen kann:

„In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palästrina widerlegen, oder wer will die Madonna Raphaels des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen: jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brod zu brechen und den Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen!"

Kann dies den Fanatikern des Begreifens genügen, welche eben darauf ausgehen, die Religion auf Philosophie oder das Herz auf Verstand zu beschränken? Die Denkgesetze sind Naturgesetze, dieselben Naturgesetze, welchen die neuen Erfindungen zur Befriedigung neuer Bedürfnisse dieser Welt entspringen. Das Bestreben, der Religion zu dienen, indem man sie in die polizeiliche Uniform der Logik einzuschnüren versucht, ist

somit ein Verrath an dem ersten Wort der Religion, welches da lautet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Vor dem Schall dieses Wortes sind die Berge dieser Welt zusammengestürzt, der Sinai, der Ida, die sieben römischen Hügel; die Fanatiker des Begreifens suchen den Berg wieder aufzurichten, nur daß im Olymp auf seiner Spitze statt der Götter — Begriffe tafeln.

Was hat nun im Namen des Begriffs-Fanatismus Otto Pfleiderer den oben angeführten Worten Langes entgegenzusetzen? Zunächst, daß die religiöse Idee aus dem Bereich des Wirklichen verbannt und in die Einbildungskraft verlegt wäre, sobald die Wirklichkeit, das Begreifliche, das Seiende nur aus Atomen und ihren mechanischen Causalverhältnissen bestünde. Sodann aber, daß es doch wohl ein ander Ding sei, um einer wirklichen, nicht blos eingebildeten Idee willen den Kampf des Lebens und den Schmerz des Duldens auf sich zu nehmen, und ein anderes Ding, sich von der Idee blos ästhetisch afficiren zu lassen.

Was nun den ersten Punkt, die Verbannung der religiösen Idee in die Phantasie und aus der Wirklichkeit betrifft, so heißt es Lange und den ganzen transscendentalen Idealismus nicht blos mißverstehen, sondern gar nicht verstehen, wenn man nicht einsieht, daß er keineswegs der religiösen Idee, vielmehr im Gegentheil der Welt der mechanischen Causalverhältnisse, dem Seienden, die wahre Wirklichkeit abspricht, so daß jener Idee allein die wahre, die metaphisische Realität zukömmt, die sogenannte Wirklichkeit aber zu einer bloßen Erscheinung herabgesetzt ist, die es gar nicht verdient, wie sie es auch nicht im Stande ist, in ihre endlichen Gesetze, in ihre von allen Seiten umengte Bedingtheit das Unendliche und Unbedingte einzufangen.

Diesen ewigen Dualismus zwischen Wesen und Erscheinung, Herz und Intellect zu versöhnen, was ahnungsvoll aber unbegreiflich, also nah und fern zugleich, uns bewegt, in die irdischen Arme des Begreifens schließen, kurz, diese arme, wesenlose Erde schon zur wahren Realität erheben zu wollen, ist ein Bestreben des gierigen Lebenswillens, der sich ebenso gut wie sinnlich auch wissenschaftlich bethätigen kann. Wäre die Welt erklärt, so wäre sie schon nicht mehr, denn ihr ganzer Lebensproceß durch alle Instanzen der Geschichte und des Werdens hindurch ist nur das Suchen nach Selbsterklärung, und wäre diese gefunden, so hätte die Welt keinen Existenzgrund mehr.

Ist es nicht Religionsphilosophie genug, wenn die Philosophie der Religion die wahre Wirklichkeit zugesteht und sich übrigens für unfähig erklärt, von derselben Weiteres auszusagen? Liegt es dabei nicht auf der Hand, daß diese Wirklichkeit nicht die wahre wäre, wenn sie in die Fictive des Intellects übergehen, durch ihn erklärt und auseinandergesetzt werden könnte?

Was nun den zweiten Punkt, das blos ästhetische Afficirtwerden durch die religiöse Idee betrifft, so hätten an die Stelle der aus dem Bereich der schönen Künste gewählten Beispiele auch solche aus dem Gebiete des praktischen Lebens, d. h. der Sittlichkeit treten können. Von diesen wird man nicht sagen können, wie es Pfleiderer von den ästhetischen Beispielen behauptet, daß sie keinen Bestimmungsgrund zur Anwendung der religiösen Ideen auf das reale Leben enthalten, und dennoch fügt das ethische Handeln der Begreiflichkeit der religiösen Ideen nicht ein Atom hinzu, weil die Sittlichkeit mit der Religion selbst den gleichen Ursprung theilt und mit ihr in einer unerkennbaren und unerklärbaren metaphysischen Realität wurzelt.

Und wieder drängt sich die Frage auf: Ist es nicht genug, daß wir von der metaphysischen Realität wissen, auch wenn sie selbst uns kein Wissen ist und wir keine Religionsphilosophie haben können? Der Verstand vermag das Herz nicht einzuholen, — aber tröstet über die Unausgleichbarkeit des dadurch entstehenden Dualismus nicht das Bewußtsein, daß die Versöhnung nur durch Herabziehung des Unendlichen in die endliche Begreiflichkeit, also nur auf Kosten des Beglückenden in den religiösen Ideen erfolgen könnte? Die gemarterte Unschuld, kranke Kinder, gequälte Thiere vermag keine Religionsphilosophie, keine wissenschaftliche Deduction von noch so großem Verstande zu Theismus zu verarbeiten, und nur die Macht des Herzens führt darüber hinweg zum Glauben an die Allmacht und die Allgüte.

Daß der Dualismus schon auf Erden durch die Kraft der Wissenschaft auszugleichen und zu versöhnen sei — auf diesem Dogma beruht das Geschäft der Fachphilosophen, ohne diese Annahme könnten sie keine Bücher schreiben. Namentlich sind es jene Philosophen, die irgend ein begrifflich erkanntes Absolutum zur Erlösung der Welt ausfindig machten, welche die Unausgleichbarkeit des Dualismus nicht zugeben können. Es ist daher nur consequent, wenn sich Pfleiderer auf E. v. Hartmann beruft, der in einem seiner letzten Werke die Alternative stellt: „Entweder der Verstand hat Recht, dann ist der Einspruch des Herzens Resultat von Gefühlsdispositionen, die aus früherer Culturperiode rückständig sind — dann ist auch deren gänzliche Beseitigung und Vernichtung durch die zersetzende Lauge des Verstandes nur eine Frage der Zeit. Oder aber das Herz hat Recht, dann hat es nur darum Recht, weil es mit der unbewußten Vernunft des Instincts eine höhere Gestalt der Wahrheit ergriffen hat als der Verstand mit seiner abstracten discursiven Reflexion, — dann wird das Herz aber auch Recht behalten u. s. w."

Worin besteht nun nach E. v. Hartmann dieses Rechtbehalten des Herzens? Etwa darin, daß es bei dieser ewigen Antinomie, bei diesem niemals aufzulösenden Widerspruch mit dem Verstande durch die vom Herzen ausgehenden Werke der Schönheit und Thaten der Sittlichkeit die Oberherrschaft auf Erden stets behaupten wird? Keineswegs! Nach dem Princip der absoluten Erkennbarkeit des Welträthsels wird das Herz seine Ideale „schließlich" auch vom Verstande als Wahrheit anerkannt sehen. Der Widerspruch mit dem Verstande folge nicht nothwendig aus unserer geistigen Organisation, sondern sei blos gährender Conflict eines Uebergangsstadiums.

In diesem Uebergangsstadium befinden wir uns aber schon seit wir historisch sind, in den ganzen 3000 Jahren erkennbaren Verlaufs der Geschichte und der Natur befinden wir uns fortwährend in dem Stadium, in welchem wir vom Gefühl zum Erkennen überzugehen glauben. Daß wir das Letztere „schließlich" erreichen werden, ist also blos Zukunftsprophezeiung und hat keinen wissenschaftlich beglaubigten Realgrund. Möglich, daß durch den Umwandlungsproceß der Organismen im Kampf ums Dasein das menschliche Gehirn in ungezählten Jahrtausenden zu einer Ausbildung und Verfeinerung gelangt sein wird, um neuer Functionen fähig zu sein und den schon von Anfang an vorhandenen ewigen Inhalt des Herzens endlich zu begreifen. Dann wolle man uns aber Religionsphilosophie erst produciren, nachdem wir so übermenschliche Menschen geworden sein werden; wir können warten.

Aus dem Standpunkt Pfleiderers ergibt sich von selbst, daß er Fausts „ich weiß, daß wir nichts wissen können" perhorrescirt und die alten Scheingründe und Scheinvertheidigungen für die Metaphysik als Wissenschaft wieder vorbringt. Aber selbst von seinem Standpunkt betrachtet ist es zu verwundern, daß sich ein so gelehrter und so selbstständig denkender Mann vom Fanatismus des Begreifens so weit treiben läßt, das metaphysische Nichtwissen mit dem Mangel an absoluter Evidenz in den exacten Wissenschaften zu identificiren. Diesem von einem solchen Manne merkwürdiger Versuch steht nur der Unterschied entgegen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaften auf dem Wege der uns angeborenen, den aprioriischen Functionen des Verstandes und der Sinneswahrnehmung, also der Erfahrung gewonnen sind und, wenn sie noch nicht absolute Evidenz haben, die Hoffnung lassen, sie zuletzt und immer nur durch Erfahrung zu erlangen, während das metaphysische Denken ein willkürliches ist, das durch die Erfahrung nicht controlirt werden kann und daher ewig nur Hypothesen liefert. Als Newton im Garten den Apfel fallen sah, war das Gravitationsgesetz ein willkürlicher Schluß; als er am Schreibtisch die Rechnung lieferte, hatte es absolute Evidenz. Diese Rechnung liefert uns nicht die Metaphysik, nicht die Religionsphilosophie, und die Religion hat sie auch „Gott sei Dank nicht nöthig".

Otto Pfleiderers neues Buch ist im höchsten Grade lesens-

werth für jeden Gebildeten; wo man ihm beistimmen muß, belehrt es, und wo man es verwerfen muß, erregt es das angenehme Gefühl, durch den aufgestachelten Widerspruch in der eigenen Ueberzeugung zu bestärken.

Zur Länderkunde.

Gute Schilderungen von Ländern und Völkern bilden in wachsender Anzahl Zierden unserer Literatur. Sie haben, falls sie gründlich und doch gemeinverständlich gehalten sind, vor naturwissenschaftlichen Werken den Vorzug weit seltener Fachkenntniß zu verlangen, wie sie unsere allgemeine Schulbildung nur theilweise vermittelt, und vor Werken historischen und literarischen Inhalts den, daß sie die eben nach dieser Seite so traurig überwiegende Neigung der Gebildeten unserer Nation nicht nähren, sondern ein heilsames Gegengewicht gegen das ewige Aesthetisiren, Politisiren und unthätige Betrachten des Längstvergangenen bieten, ins frische Leben der Gegenwart einführen und zeigen, daß es jenseits der engen Grenzen der canonischen „geschichtlichen Völker" der Schule auch noch Menschen und Räume von gar hohem Interesse gibt. Es darf als ein nicht zu unterschätzender Fortschritt neuerer Jahrzehnte begrüßt werden, daß geographische Bücher bei uns jetzt ohne Frage mehr Freunde finden als früher; denn in nichts stehen wir den erst seit wenigen Jahrhunderten in fast allen praktischen Beziehungen uns überlegen gewordenen englischen Brüdern so weit nach als in der Kenntniß der Erde, namentlich außereuropäischer Dinge. Davon bilden vielleicht nur die Bewohner von Hamburg und Bremen in größerer Anzahl eine rühmliche Ausnahme, da dort ähnlich wie in England Ausnutzung und Kenntniß von fremden Ländern wechselseitig einander fördern.

Was aber soll Derjenige, der zunächst nur zu angenehmer Ausfüllung einer Mußestunde ein länderkundliches Buch will, aus der Masse des Angebots wählen, in dem natürlich das Unkraut schlechter Waare, mit pikanten Illustrationen gewöhnlich reich geschminkt, das Gediegene so leicht überwuchert? Die landläufigen Besprechungen neuerer Reiseschriften und dergl. lauten ja obendrein in den populären Blättern fast stets so gleichartig günstig, oft so phraseologisch allgemein, daß der Laie dadurch übel berathen wird. Der Unterzeichnete folgt deshalb gern dem Wunsche der Redaction dieser Zeitschrift, vier der letzthin erschienenen Werke über Länderkunde kurz hier anzuzeigen, die in der That die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdienen; und er verspricht nicht unnütz zu loben.

Den Lesern der „Gegenwart" braucht Friedrich Ratzel in München auch nicht erst als ein gewandter Schriftsteller gerühmt zu werden. Und gerade von ihm stammen die zwei ersten der hier zu besprechenden Bücher. Das eine „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1. Band,"*) ist die erste Hälfte einer für den Fachmann wie für den Laien bestimmten großen Arbeit über den jüngsten der in die Reihe der Culturlande durch energischste Leistung menschlicher Thatkraft aufgenommenen größeren Erdräume. Diese erste Hälfte behandelt denselben nach seiner Natur, und zwar zuerst in eingehender Darstellung seine Bodenbildung, seine Gewässer, sein Klima, seine Pflanzen- und Thierwelt, sodann in abgerundeten Bildern die Eigenthümlichkeit des landschaftlichen Ausdrucks seiner einzelnen Naturbezirke, wie er sich aus allen jenen Elementen zusammenfügt. Der Verfasser hat den spröden Stoff jener nüchtern beschreibenden ersten Abtheilung wirklich seinem Vorhaben gemäß lesbar gemacht und durch klare Uebersichtlichkeit in der Anordnung, detaillirende Inhaltsangaben der Kapitel sowie ein erschöpfendes alphabetisches Register dafür gesorgt, daß Jeder, auch ohne das Ganze durchzuarbeiten, sich leicht über Einzelnes daraus unterrichten kann. Da der Verfasser die Union aus eigener Anschauung kennt und mit außerordentlichem Fleiß die einschlägigen Quellenwerke zu Rathe gezogen hat, so bietet er ein sehr verläßliches und eindruckvolles Gesammtbild dieses gewaltigsten Staatsgebiets der neuen Welt. Kleine Irrthümer, z. B. der auf S. 348, daß die Waldgrenze auf Erden nirgends die an den San Franciscobergen Arizonas erreichte Höhe von 3300 oder 3500 Metern übersteige (S. 390 stimmt schon nicht damit, und in Mejico, Südamerika und Innerasien reichen die Wälder entschieden noch höher), sind bei der großen Fülle des Gegebenen nicht zu verwundern und beeinträchtigen den soliden Werth dieses Werkes kaum, der andererseits durch die von besten Originalen entnommenen höchst sauberen Karteneinlagen (über Geologie, Klimatologie, Ausdehnung der Wälder) aufs Dankenswertheste gesteigert wird. Da der Verfasser nichts weniger ist als ein schulmeisterlicher Pedant, so fällt um so mehr seine Nachahmung der unglücklichen Verschlimmbesserung „Breitegrad" (à la „Rechnenheft") auf; „Längegrad" und masculine Baro- und Thermometer begegnen dagegen nur selten, sind also nicht so böse d. h. nicht principiell gemeint. Am genußreichsten wirkt die zweite, schildernde Abtheilung. In ihr geleitet uns der Verfasser an der Hand der selbstempfundenen Reiseeindrücke, mit denen er diejenigen Anderer frei verwebt, durch alle Hauptformen der so mannichfaltigen Landschaft von den Sabalpalmen und Cypressen des schon fast tropischen Südens nach der bunten Wälderpracht des Nordostens von mehr deutscher Art, dann wieder in die offenen Grasfluren jenseit des Mississippi mit ihren galoppirenden Büffelheerden, und über die öde starrenden Zinnen des Felsengebirges in die wüstenartigen Becken des fernen Westens, endlich auf die von Riesencedern bewachsene „Schneekette" nnd zur pacifischen Küste. Eben weil auch in diesen Landschaftsbildern kein süßlich empfindsamer Mißklang stört, sondern allein zu möglichst malerischer Veranschaulichung des Wirklichen die Sprache lebendig sich hebt, vollendet sich in ihnen die wohlgelungene Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt: das Land der größten Zukunft jenseit des Weltmeers, die Stätte einer schon so vielseitig uns im alten Europa berührenden hohen Machtentfaltung, die neue Heimat so vieler Tausende deutscher Auszüglinge uns so eingehend und umfassend zu verdeutlichen, wie es vorher noch nie geschehen war.

Leichteren Ton schlägt Professor Ratzel an in dem handlicheren, hübsch ausgestatteten Octavband „Aus Mexico".*) Es sind Skizzen von Kreuz- und Quertouren, welche er in den Jahren 1874 und 1875 durch den Süden dieses merkwürdigen Landes gemacht hat, dessen Hochfläche (ungefähr so hoch wie der Paß des St. Gotthard) gerade hoch genug liegt, um dem Menschen in diesen niederen Breiten einen ewigen Frühling zu bescheeren, ihn gesunden zu lassen unter dem tiefblauen, wundervoll klaren Himmel, imposanten Riesenhöhen vulcanischen Ursprungs zur Seite, und weit entrückt dem dumpfig heißen Küstenabfall mit seinen Palmen und Bananen, seinen Kakaohainen und duftigen Vanille-Orchideen, aber auch dem bösen Dämon der amerikanischen Tropen, dem gelben Fieber. Mejico verspricht durch seine trockne Höhenluft (von vermuthlich hohem Ozongehalt) das freundliche Genesungshaus aller Lungenleidenden der Welt zu werden; denn nach Island oder der Kirgisensteppe — allerdings Gegenden, deren Bewohner so gut wie völlig „zollfrei" sind (nach dem medicinischen Kunstausdruck) gegenüber der so unmäßigen Menschenzins fordernden Schwindsucht — wird man seine Lieben wohl nie gern schicken mögen, aber Mejico wird einst ein sehr viel besserer Ersatz für Madeira werden, da es bei herrlicher Natur selbst weit vorgeschrittene Phthisis erfahrungsmäßig zu heilen vermag. Jetzt allerdings könnte dem Reconvalescenten die erquickende Genesungsluft daselbst leicht durch den Dolch irgend eines Banditen vorzeitig abgeschnitten werden. Die unseligen politischen Wirren haben bis ins Innerste der Häuslichkeit die sittlichen Bande arg gelockert, ein Umstand allein beweist den tiefen Stand der öffentlichen Sicherheit in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande: der entsetzliche Mangel an Unbestechlichkeit des Richterstandes. In anregendem Wechsel führt uns nun der Vers. der in Rede stehenden Reiseskizzen das prangende Naturleben wie das Dasein der menschlichen Bewohner vor; wir begleiten ihn von der Südsee- bis zur Golfküste, sprechen mit ihm vor im einsamen Rancho, der Hütte des braunen Ein-

*) München 1878, R. Oldenburg.

*) Breslau 1878, J. U. Kerns Verlag.

geborenen, und beschauen dann wieder das bunte Treiben der schlaffen Abkömmlinge Spaniens und der spanisch-indianischen Halbkaste in den Städten, zumal in der selbst unter heutigem Verfall noch so mannichfach anziehenden Hauptstadt. Daß nach dieser Centralgegend hin die Bevölkerung der Zahl nach sich mindere, wie S. 63 behauptet wird, dagegen in den Küstenstaaten „fast um ⅓ dichter" wohne, ist doch wohl eine Täuschung, denn nach den besten Erhebungen über die Volkszahl des mejicanischen Bundes berechnet sich die durchschnittliche Bevölkerung der an übergroßer Dürre leidenden Nordstaaten freilich nur zu 50 auf der deutschen Quadratmeile (in Niedercalifornien sogar nur 10), in den Golfstaaten zu 176, in den Pacificstaaten (von Michoacan abgesehen) zu 328, in den Centralstaaten hingegen zu 660. Letztere also überragen vielmehr durch weit über doppelte Volksdichtigkeit die Küstenstaaten, die bei ihrem gebirgigen Terrain, Abwesenheit jeglicher irgend nennenswerthen Industrie und ihrem seewärts ungesunderen Klima ganz naturgemäß auf dem geringfügigen Dichtigkeitsgrad von Mejico überhaupt noch verharren, d. h. im Mittel nur 260 Menschen auf der Quadratmeile zählen. Zu unserem Bedauern bekennt sich der Verf. zu der Inconsequenz zwar z. B Oajaca statt Oaxaca für die richtige, weil „gegenwärtig in Mexico allein übliche" Schreibweise zu halten, dagegen das uns vom „Goldonkel in Mexico" angestammte X im Namen Mejicos selbst grundsätzlich zu bewahren. Daß unsere deutschen Landsleute die Aussprache Mekfiko dortselbst weiterführen, weil sie es in der Schule daheim nicht besser gelernt haben, beweist gewiß nichts zu Gunsten dieser Aussprache, die auf dem komischen Misverständniß beruht, das altspanische X sei das Zeichen für den Laut X, während es bekanntlich ein gutturales h (sanftes ch, früher sch) bedeutet; fast mit demselben Recht könnte man in Anbetracht des griechischen X Xristus statt Christus sagen oder höchst devot mit „Ewer Wohlgeboren" anreden. Warum sollen wir uns denn scheuen, nachdem wir nun den Irrthum eingesehen, und das X im neueren Spanisch obendrein durchweg von j ersetzt worden ist, Mejico zu schreiben und Méchiko zu sprechen?

Ein echter Zwillingsbruder des eben besprochenen, von der ersten bis zur letzten Seite ohne Ermüdung, ja mit immer erneutem Genuß zu lesenden Reisewerkes ist dem Aeußeren nach Max Buchners „Reise durch den Stillen Ozean".*) In demselben Verlag und, bis auf die ihm nicht beigefügte Orientirungskarte, auch in der nämlichen Ausstattung erschienen, geleitet es den Leser auf einem Auswanderungsschiff (auf dem der Verf. als Schiffsarzt fungirte) von der Elbmündung durch das Atlantische und Indische Weltmeer dem Hauptgegenstand der Betrachtung, der Nordinsel von Neuseeland entgegen; dort besuchen wir die interessanten Bezirke der massenhaften Heißquellen, in denen die Maoris sich lustig baden oder ihre Kartoffeln kochen — die schelmischen Maori-Grazien reichen wohl dem Fremdling die frisch geschälte Knolle gleich als zartes Angebinde dar —, sodann ähnlich ausführlich die Fidschi-Inseln, wo wir nun unter Englands Flagge vor dem Gefressenwerden sicherer sind als noch vor wenigen Jahren, wo höchstens die dort herrschende Ueberzeugung, wir Weißen schmeckten unangenehm nach Tabak, zweifelhaft schützte, flüchtiger endlich die Hawaiische Gruppe mit ihrer auf dem paradiesischen Leib der Polynesier eben nicht zugeschnittenen „constitutionellen" Verfassung und dem gerade in gewaltigem Kochen begriffenenen Lavakrater Kilauea, dem umfangreichsten der Erde, um dann auf der Heimfahrt die nordamerikanischen Lande von San Francisco aus, den großen Salzsee der Mormonen, das Niagara-Wunder, New-York, die Philadephia-Ausstellung in bunten Bildern an uns vorüberziehen zu lassen, ehe wir in Hamburg wieder vaterländischen Boden berühren. Man sieht, es ist eine ganze Reise um die Erde herum, Neuseeland und die im engeren Sinne sogenannten Südseeinseln nehmen nur die breite Mitte ein. Die dem Buch vom Verleger mitgegebene Ankündigung besagt, dasselbe „dürfte vor Allem deshalb willkommen sein, weil es den Leser in Gegenden führt, die trotz ihrer paradiesischen Schönheit überhaupt selten besucht und von deutschen Reiseschriftstellern bisher noch nie in einer dem größeren Publicum zusagenden Weise behandelt worden sind". Wie kann man diese letztere Wendung wohl vertreten?! Hat es denn keinen Georg Forster vor hundert Jahren gegeben, dessen meisterhaftes Naturgemälde von Tahiti schon den jugendlichen Humboldt begeisterte? Und eine stattliche Reihe von Südseeschildereien könnte man fürwahr auch aus unserem Jahrhundert jenem kühnen Ausspruch entgegenhalten; Hartwigs „Inseln des Stillen Oceans" erschöpft sogar, und zwar in einer im besten Sinne populären Darstellung, das Ganze jener Inselwelten, welche Max Buchner doch nur durchstreifte. Das sind eben solche sanfte Reclamen, die nur zu häufig von den Herren „Recensenten" paraphrasirt, wenn nicht einfach nachgeschrieben zu werden pflegen — ganz ohne persönliche Gefahr, die jedesmal erst durch Ausstellungen, wenn schon noch so berechtigte, erwächst, vollends dem Verleger sehr zu Liebe, dem Publicum jedoch zu Leide. Damit sei nicht gesagt, daß das vorliegende Reisewerk zu den schlechten gehöre. Selbst dem Forscher begegnen in der weitläufigen Erzählung eiu paar kleine Neuigkeiten, und großentheils wird man durch die Anschaulichkeit der munter dahinfließenden Rede gefesselt. Aber der Ton, der in diesem allzu redseligen Reisebericht herrscht, erinnert mitunter doch etwas stark an die Bestimmung für das „größere" Pubiienm. Da soll einst ein edler Fidschianer seine Frau, mit der er in Eintracht gelebt, nur deshalb gekocht und gefressen haben, um den Ruf eines „verfluchten Kerls" zu erhalten; und die braunen Fidschi-Mädchen haben zum Kokettiren „ganz verflucht große, schwarze, langbewimperte Augen". Gewiß ist eine naturfrische Reiseschilderung nicht auf Salonton angewiesen; aber was soll man dazu sagen, wenn zu jenen Ungenirtheiten im Ausdruck nun gar das mehr freimüthige als feinsinnige Bekenntniß gelegentlich des Blicks an den südlichen Sternenhimmel tritt: „Um sich für die Schönheit des südlichen Kreuzes begeistern zu können, muß man entweder ein kritikloser Mucker oder ein noch kritikloserer Reiseenthusiast sein"? Wie wohl der Verfasser diese beiden Rollen austheilt an Dante und A. v. Humboldt! Das berühmte, auch ins Englische aufgenommene Wort der Polynesier für „heilig und unberührbar", das Tabu, verdirbt der Verfasser in Tambu; und über die ethnologische Klassificirung der Fidschi-Leute räth er dem Leser offenbar ab, sich Unterweisung aus der Literatur zu verschaffen, indem er wenig tröstlich von jenen versichert: „Gerland (1875) rechnet sie zu den Melanesiern, zu denen er auch die Papuas zählt, Müller (1873) ebenfalls zu den Melanesieren, die bei ihm eine Unterabtheilung der Malayen sind, welche er in Polynesier, Melanesier und eigentliche Malayen scheidet, Peschel (1874) zu der mittlerweile selbstständig gewordenen Rasse der Papuas, Meinicke (1875) zu den Polynesiern." Das Letztere ist durchaus unwahr, denn Meinicke rechnet die Vitier, das Fidschivolk, wie alle Völkerkundigen ohne Ausnahme zu den Melanesiern oder Papuas, d. h. Krausköpfen; und auch darüber gibt es gar keine Meinungsverschiedenheit, daß diese Vitier in unmittelbarer Nachbarschaft der mehr hellbraunen und schlichthaarigen Polynesier viel in ihren Sitten von diesen angenommen haben, was aber ihre echt papuanische Herkunft nicht zu verhüllen vermag. Es ist zu hoffen, daß wenn Dr. Buchner uns von seiner Expedition in das Flußgebiet des Congo, der er zur Zeit im Auftrag der Deutschen Afrika-Gesellschaft obliegt, dereinst Bericht erstattet, er das mit Vermeidung unnützer Breite hinsichtlich gleichgültiger, persönlicher Erlebnisse thut, dabei mit mehr Sorgfalt auf die Form und ohne wissenschaftlich Leichtfertigkeit, wie sie der letzterwähnte Ausspruch verräth.

Wir schließen mit einem Hinweis auf Chavannes neues Werk „Die Sahara, oder Von Oase zu Oase"*), in edler ungekünstelter Sprache gehalten und mit guten Abbildungen versehen. Es reiht in wohldurchdachtem Plan die Schilderungen der neueren Erforscher der großen nordafrikanischen Wüste so

*) „Reise durch den Stillen Ocean". 8. VIII u. 470 S. Breslau 1878, J. U. Kern. M. 10. —

*) „Die Sahara, oder Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste." Lex. 8. XVI und 639 S. mit 7 Illustrationen in Farbendruck, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara. Wien, Pest und Leipzig 1879, A. Hartlebens Verlag. M. 10. 80.

aneinander, daß man, gleichsam immer nur den Führer wechselnd, in einer ungeheuren Rundreise von Tripolis aus und dahin wieder zurück die im grellen Widerspruch gegen die kindliche Ansicht von der „endlosen Ebene voll Sand" so höchst verschiedenartigen Bodenformen und Bodenbedeckungen der ganzen Sahara sammt ihren Gewächsen und ihrem Thierleben kennen lernt — denn selbst im fernen Osten, der äußerst wasserarmen „libyschen" Wüste, verlor Freund Aschersons die Wette, er wolle auf jeder Tagereise Pflanzenschätze sammeln, nur an besonders ungünstigen Stellen; wo aber Pflanzen, da sind ja stets auch Thiere! —, und auf solcher Grundlage die Art des Völkerdaseins nicht nur beschaut, sondern auch zu begreifen anfängt, warum es eben so und nicht anders sich gestalten mußte, naturbedingt in Abhärtung und Genügsamkeit, ausgezeichneter Züchtung des einhöckrigen Kameels (mit dem der Schöpfer Afrika zu versehen gleichsam verabsäumt hatte, das aber der Mensch aus Asien herbeiholte), im Hang zur Räuberei und unbändiger Freiheitslust — ein in wesentlichen Zügen einheitliches Dasein trotz tiefer nationaler Gegensätze, ein vorzügliches Beispiel vom strengen Machteinfluß geographischer Bedingungen!

Alfred Kirchhoff.

Frühlingsbriefe.

Der deutsche Preisdichter.

Hier ist der Brief, meine gnädigste Frau! Da derselbe nach Ihren bestimmten Weisungen einen vertraulichen Charakter nicht haben sollte, so lasse ich ihn lieber gleich selbst drucken. Ehrlich gestanden, bezwecke ich mit diesem Briefe etwas Doppeltes: ich will nicht nur mein Ihnen gegebenes Wort einlösen, ich will mir nebenbei auch den Dank der Nation erwerben. Ich kenne Ihr reges Interesse für unsre moderne Literatur; ich weiß, daß Sie die neuesten Romane: „Plattland" von Spielhagen, „Vor dem Sturme" von Fontane, „Auch Einer" von Vischer gelesen und sich darüber beklagt haben, daß dieselben in der „Gegenwart" bis jetzt noch nicht besprochen worden sind; ich habe mich mit tausend triftigen Gründen bei Ihnen entschuldigt und Ihnen in die Hand gelobt, daß alle diese Unterlassungssünden wieder gut gemacht werden sollen. Aber so umfassend Ihre Kenntniß auf dem Gebiete der zeitgenössischen Dichtung auch sein mag, eines der merkwürdigsten Werke ist Ihnen doch entgangen, und mit diesem möchte ich Sie heute bekannt machen.

Es führt den Titel: „Dichtertraum", Gedichte und Dramen von Karl Klein-Hamburg, und ist im Selbstverlage des Verfassers in diesem Jahre, 1879, erschienen. Schon der auf dem Umschlage angebrachte Vermerk, daß eines der in diesem Bande enthaltenen Dramen, das Lustspiel „Amazonen-Rencontre", mit dem ersten Preise am 29. October 1877 von dem Wiener Preisrichtercollegium gekrönt, dann aber von denselben Herren eigenhändig wieder entkrönt worden sei, war wohl geeignet, meine Aufmerksamkeit anzuregen. Ich habe Mitleid mit allen Dichtern, besonders mit denen, denen wirklich Unrecht geschieht oder die es sich einreden.

Die sehr lange Einleitung, welche 24 enggedruckte Seiten füllt, befriedigte meine Neugier vollkommen. Ich weiß jetzt, wer Herr Karl Klein ist und kann ungefähr nachempfinden, wie sich bei ihm die Idee festgesetzt hat, daß ihn das Wiener Preisrichtercollegium schnöde behandelt habe. Er führt in heftiger Weise gegen Heinrich Laube und Joseph von Weilen eine sehr schimpfliche Anklage. Er hat aber gleich herausempfunden, daß er diesen Herren für die ihnen zugefügte Beleidigung doch eine Genugthuung schuldig sei und sein Lustspiel „Amazonen-Rencontre" abgedruckt. Glänzender konnte er die schwerbeleidigten Wiener Dramatiker nicht rechtfertigen; denn wenn einen Augenblick die von dem Verfasser dieses Lustspiels erhobene Anklage einige leichtgläubige Gemüther stutzig machen, wenn der Verdacht auftauchen konnte, daß die Wiener Preisrichter parteiisch vorgegangen seien und Karl Klein lediglich deshalb von dem Preise ausgeschlossen hätten, weil dieser Herr bisher eine Lebensstellung im wahrsten Sinne des Wortes bekleidet hat — er ist nämlich Schneider —, die die Poesie zwar nicht ausschließt, aber auch nicht geradezu voraussetzt, so wird dieser Verdacht nach Veröffentlichung des „Amazonen-Rencontres" vollkommen zerstreut werden und kein Mensch außer dem Verfasser selbst wird annehmen wollen, daß Laube und Weilen diesem Lustspiele auch nur einen Augenblick eine erste Auszeichnung zugedacht haben.

Karl Klein ist ein Schneider und Poet dabei.

Angeregt durch eine Erzählung in der „Gartenlaube" hat Herr Klein in seinen Mußestunden ein Lustspiel geschrieben, das er dem verdienstvollen Theaterdichter und Regisseur Görner am Thaliatheater vorgelegt hat. Dieser wohlwollende Mann hat in Folge seiner natürlichen Gutmüthigkeit vielleicht den liebenswürdigen Fehler begangen, den Verfasser, der wirklich hier und da eine gewisse Frische und ein gewisses originelles Ungestüm zeigt, zu ermuthigen. Görner hat dem Verfasser manchen Wink gegeben, den dieser auch wohl beherzigt haben mag; der Director des Thaliatheaters, der vortreffliche Maurice, wies das umgearbeitete Stück aber trotzdem zurück. Zur selben Zeit veröffentlichten die Blätter eine Bekanntmachung von Heinrich Laube (1. October 1876), laut welcher die Summe von 100 Ducaten dem besten und die Summe von 50 Ducaten dem zweitbesten Lustspiel zuertheilt werden würde. Außerdem wurde dem zu krönenden Lustspiele die Aufführung mit der üblichen Tantième am Stadttheater in Wien zugesichert. Am 31. October 1877 theilte Laube das Resultat der Bewerbung mit. Den ersten Preis erhielt Frau Henle in Eßlingen („Durch die Intendanz"), den zweiten Dr. Otto Girndt in Berlin („Orientalische Wirren").

Sie werden sich erinnern, daß das letztere Stück auf Censurschwierigkeiten stieß und deshalb in Wien nicht aufgeführt werden konnte, das erstere aber nur einen mäßigen Erfolg errang. Die Presse verurtheilte das Henle'sche Stück ziemlich unbarmherzig. In einer Kritik in der „Neuen Freien Presse" war zum Schluß folgender Passus enthalten: „Es ist nicht unsre Sache, dem Skandal unser Sprachrohr zu leihen; wenn aber eine äußerst häßliche Geschichte seit Wochen von Mund zu Mund geht, wenn in allen Kreisen der Hauptstadt den Preisrichtern eine unglaubliche Ungerechtigkeit nachgesagt wird, so ist es Pflicht des Publicisten, für dieses Dunkel mehr Licht zu verlangen. Der erste Preis, erzählt man sich, sei ursprünglich einem andern Lustspiel — der Name thut wohl nichts zur Sache — zuerkannt, dieses erste Verdict aber wieder vernichtet worden, weil sich der Verfasser als eine ganz obscure Persönlichkeit, als ein armer Teufel entpuppt habe!"

Laube, Weilen und die andern Preisrichter beeilten sich zu erklären, daß diese Geschichte eine müßige Erfindung sei. Das Stück, auf welches Hugo Wittmann, der Verfasser jener Kritik über das Henle'sche Stück, angespielt hatte, war, wie ebenfalls in den Zeitungen zu lesen war, „Der todte Fisch" von einem Herrn Pollack, der sich auf dem Zettel Poll nannte und der bisher so etwas wie Colporteur und Zettelträger gewesen war und wohl auch noch sein wird. Laube führte dieses Stück später auf; es fiel vollkommen durch.

Von diesen letzteren Vorgängen hat Herr Klein in Hamburg wohl keine Kenntniß erhalten, jedenfalls ignorirte er sie. Die Notiz Hugo Wittmanns, daß ein andres Lustspiel als das Henle'sche ursprünglich zum Preislustspiel ausersehen worden sei, daß man aber von der Prämiirung Abstand genommen, weil man in dem Verfasser einen armen Teufel entdeckt habe, — diese Mittheilung genügte dem Selbstbewußtsein des Herrn Klein, um sofort den Schluß zu ziehen: der Benachtheiligte bin ich, nur mein Stück kann gekrönt sein! Herr Klein sagt dies selbst mit einer wirklich rührenden Naivetät: „Blitzschnell schoß mir der Gedanke durch den Kopf: das ist mein Stück! das bin ich! O schändlich, schändlich! ich bin betrogen!"

Dem Gefühlsmenschen genügte das bestimmte Gefühl, er brauchte sich nicht an Thatsachen zu halten; und aus dem Gefühl, daß er von rechtswegen den Preis hätte bekommen müssen, erließ er einige geharnischte Schreiben an Laube, um diesen zu einer Erklärung zu veranlassen. Laube, der mehr zu thun hat,

als die unbegründeten Beschwerden eines erhitzten jungen Mannes zu beantworten, zuckte die Achseln und schwieg. Dieses Schweigen faßte Herr Karl Klein wiederum als eine Bestätigung seiner Regung auf; kurz und gut, Herr Klein redet sich steif und fest ein, daß er der wahre Preisdichter sei, und deswegen hat er auch keinen Anstand genommen, seinem „Amazonen-Rencontre" die Bezeichnung beizufügen: „Erstes Preislustspiel in fünf Aufzügen."

Herr Klein hat dasselbe Stück zur Münchener Concurrenz eingesandt, und obgleich dasselbe allen Anforderungen, die München stellt, widerspricht, obgleich es vorher durch den Druck veröffentlicht ist und in Rußland spielt, während die Münchener Preislustspiele die deutsche Gesellschaft schildern sollen, erwartet er doch mit voller Bestimmtheit, daß er diesmal den ersten Preis bekommen werde. Er behauptet, das Münchener Preisrichtercollegium wäre „gewissermaßen verpflichtet", sein Lustspiel zur Aufführung zu bringen. „Unter allen Kunstfreunden würde sich auch keine Stimme erheben, die der Annahme meines „Amazonen-Rencontres" an den königlichen Hoftheatern in München entgegen wäre." Auch König Ludwig würde dem Stücke gewogen sein. „Freiherr von Perfall und die Mitglieder der Beurtheilungscommission würden sich den Dank der Nation erwerben ... Ja! die deutsche Nation würde jetzt ein Recht haben, es zu verlangen, daß man in München mein „Amazonen-Rencontre" aufführt."

Wenn Herr Klein seiner Vorrede nach ein paar Seiten hinzugefügt hätte, so würde er vermuthlich eine allgemeine Volksabstimmung verlangen.

Zum Schluß der Einleitung theilt Herr Karl Klein mit, daß er in diesem Sommer noch ein Stück schreiben, dann gewichtiger Gründe halber in zwei Jahren keine Zeile dichten — sondern nur seine Kenntnisse erweitern und dann seine Schriftstellerei wieder aufnehmen wird. Er fährt wörtlich fort: „Daß ich Schneider bin — daran braucht man keinen Anstoß mehr zu nehmen. Schon zu Schluß vorigen Jahres warf ich die Nadel in die Ecke; ich bin jetzt Schriftsteller; ich will mit meiner Sache jetzt durch oder mit ihr untergehen ... Ich werfe mich vertrauensvoll in die Arme der Nation, ich rufe die Presse und alle Freunde der Kunst und des Rechts unseres Vaterlandes an, allen ihren Einfluß bei den ihnen zunächst stehenden Intendanten und Directoren namhafter Bühnen aufzubieten und selbige geneigt zu stimmen."

Nun, Herr Klein soll die Presse nicht vergeblich angerufen haben, und sein Vertrauen soll nicht getäuscht werden. Ich will Ihnen zunächst den Inhalt des nationalen Werkes mittheilen; die Herren Intendanten mögen dann das Weitere veranlassen.

Das Stück „Amazonen-Rencontre" spielt in Rußland zur Zeit der Kaiserin Katharina II. Der Dichter versetzt uns in eine Wachtstube, und wir treffen dort verschiedene Offiziere verschiedener Regimenter beim Würfelspiel. Einer derselben, Koltoff, hat entschieden Unglück gehabt und all sein Geld verloren. Er ist sehr unglücklich darüber und beschließt, sich das Leben zu nehmen. Der Gewinner ist der Lieutenant Pandowskin, ein ganz erbärmlicher Feigling, wie wir gleich in der ersten Scene erfahren. Es kommt da zu einem Streite zwischen Koltoff und Pandowskin, und Pandowskin läuft davon. Koltoff, der Alles, was er besessen, verloren und keine Aussicht hat, Geld zu bekommen, will also in der Verzweiflung sich erschießen oder wie der Dichter sagt, „mit dem todbringenden Rohre den Faden zerreißen, der Tod und Leben verbindet". Von diesem Vorhaben wird er durch seinen Freund, den Lieutenant Lapinski abgebracht, der ihm die Waffe entreißt, ihm Geld vorstreckt und den Rath gibt, den langsameren Tod zu wählen: sich zu verheirathen, — natürlich mit einer reichen Dame. Das Loos entscheidet für die Fürstin Lubina Mentschikoff. Darauf verwandelt sich die Scene und der Dichter führt uns in den Garten der Fürstin. Wir treffen da Pandowskin, den bewußten Feigling und glücklichen Spieler, der Feodora, die Kammerzofe der Fürstin verfolgt. Eine allerliebste, gar neckische Scene entspinnt sich zwischen den Beiden. Ich gestatte mir, einige Kleinigkeiten daraus mitzutheilen.

Nachdem Pandowskin eine Weile mit dem jungen Mädchen geschäkert hat, fragt sie: „Aber wer sind Sie denn eigentlich?" — worauf der Lieutenant seinen Namen nennt, erklärt, daß er Lieutenant ist und Aussicht hat, General zu werden.

Ah! Sie fangen an, mich zu interessiren, sagt Feodora.

Pandowskin: O, dann lassen Sie sich sagen, daß Sie mir sehr gefallen ...

Feodora. Nun — Ihre Zunge finde ich sehr liebenswürdig ....

Pandowskin. Hu! was für ein scheußliches Geschöpf kriecht Ihnen auf der Schulter!

Feodora. O Gott! o Gott! bitte nehmen Sie ab.

Pandowskin. Eine giftige Raupe — sie hat nur noch einen Schritt bis an den Hals.

Feodora. Hu! eine Raupe — bitte, befreien Sie mich von dem Unthier.

Pandowskin. Wie ihr die Augen funkeln — nur noch einen halben Schritt — es ist geschehen. (Er kneift Feodoren in die Wange und thut, als ob er die besagte Raupe fortschleudert.)

Feodora (schreit auf). Herr des Himmels! sie hat mich gebissen.

Pandowskin. O weh! dann sind Sie verloren — diese Art ist sehr giftig.

Pandowskin sagt nun dem geängstigten Mädchen, daß es nur ein Mittel gibt, den Raupenbiß zu heilen, sie müsse aber während der Procedur ganz still stehen. Feodora hält still und der lose Schalk „küßt mehrere Male die betreffende Stelle" — nämlich die „betreffende Stelle", wo die „besagte Raupe" gebissen haben soll — da ruft Feodora entrüstet aus: „Sie haben mich betrogen, haben gar keine Raupe gesehen und mich gekniffen — Sie — Sie — unverschämter Mensch! ich kratze Ihnen die Augen aus." Aber die Entrüstung des jungen Mädchens scheint doch nicht sehr ernst zu sein; denn als Pandowskin fragt, ob er wiederkommen dürfe, sagt sie im Fortgehen: „Wie Sie wollen!"

Bei diesen schlechten Zeiten soll man sparsam sein; aber wenn ich diese Scene mit den Kniffen der besagten Raupe und den Küssen an der betreffenden Stelle, wie sie der Dichter geschrieben hat, auf der Bühne sehen könnte, — ich würde dem Billethändler den doppelten Preis ohne Murren zahlen.

Pandowskin schwelgt in Seligkeit. In dem Augenblicke, da er abgehen will, treten ihm Koltoff und Lapinski entgegen. Pandowskin erschrickt, sagt: „Ko-ko-koltoff und La-pi-pi-pinski!"

Darauf verschwindet er und nun tritt die Fürstin auf und unterhält sich mit jener Zofe, die Pandowskin an die betreffende Stelle geküßt hat. Die Fürstin ist sehr gelangweilt; in einem etwas kühnen Bilde läßt sie der Dichter sagen: „Wie eine Tantalusqualenkette reihen sich die Tage aneinander." Koltoff sieht das schöne Weib, er geräth in Ekstase, er liebt die Fürstin, er wird sie heirathen. Darauf stürzt er von dannen. Lapinski bleibt und besticht einen Gärtnerjungen, Iwan, der bei der Ausfahrt der Fürstin um eine bestimmte Stunde dem fürstlichen Wagen sich nähern und den Pferden ein Stückchen brennenden Feuerschwamm unter die Mähnen schieben soll. Darauf fällt der Vorhang.

Im zweiten Act erfahren wir, daß der Gärtnerjunge seinen Auftrag ausgeführt hat, daß die Pferde durchgegangen sind und daß der Lieutenant Koltoff mit Lebensgefahr die wüthenden Thiere zum Stehen gebracht und die Fürstin gerettet hat. Feodora findet für ihr Entzücken über den schönen Gardeoffizier und seine muthige That das holde Wort: „Und wie leicht trug er Sie, so leicht, als wären Sie ein Bündel Stroh."

Das verdrießt natürlich die hohe Fürstin und sie sagt: „Ich bitte Dich, drücke Dich doch nicht so unästhetisch aus;" worauf Feodora kleinlaut entgegnet: „Ich führe das nur so beispielsweise an, um ein Bild von seiner Stärke zu entwerfen."

Nun wird Koltoff gemeldet und die Fürstin empfängt ihn auf das Huldvollste. Sie dankt ihm für seine generöse That und taktvoll, wie sie ist, sagt sie zu ihm: „Haben Sie Mangel an Geld — bestimmen Sie selbst die Summe."

Koltoff entgegnet entzückt: „Ihre Güte demüthigt mich tief." Er ergreift ihre Hand, küßt diese feurig und ruft: „Fürstin!

Fürstin! — nur eine Gunst — nur einen freundlichen Blick Ihres seelenvollen Auges, und alle Güter der Welt wiegen mir diese Minuten nicht auf."

Die Fürstin sagt sich, daß dies auch am wohlfeilsten sei und entgegnet: „So schauen Sie mich an. Ist dieser Blick freundlich genug?" Darauf entspinnt sich folgende merkwürdige Unterhaltung:

Koltoff. Ich bin trunken von Seligkeit — dürfte ich nie erwachen aus diesem Rausch.

Fürstin M. Und doch, es ist schon zu viel — Sie verwirren meine Sinne — stehen Sie auf. (Koltoff setzt sich wieder.) Herr Lieutenant! Sie sind sehr kühn — Sie lieben mich!

Koltoff. Befehlen Sie, ich gehe für Sie in den Tod.

Fürstin M. Sie lieben mich?

Koltoff. Ich bete Sie an.

Fürstin M. Sie schwärmen — und sind etwas unverschämt.

Aber der kühne Lieutenant läßt sich nicht so bald irre machen und geht scharf vor. Nach einiger Zeit sinkt er ihr wieder einmal zu Füßen und küßt ihr die Hand, nachdem er ausgerufen: „In ihrer Hand liegt mein Geschick!" „Aber, Herr Lieutenant," sagt die Fürstin, „Sie machen eine Forderung, die ich doch unmöglich gleich bewilligen kann."

Die Fürstin hat ganz Recht: ein bischen muß man einen jungen Mann doch noch zappeln lassen, mit diesem Ungestüm geht's unmöglich!

Koltoff sieht das auch ein und mäßigt seine Forderungen. „Vertrauen Sie mir," sagt er, „ich will Ihnen alles Ungemach von den Lippen küssen."

Darauf sagt die Fürstin, daß sie in ihren Ansprüchen etwas weit geht:

„Der Mann, den ich auf die Dauer lieben könnte, muß sein an Kraft ein Herkules, an Muth ein Leonidas, an Gestalt ein Adonis — und von allen Fächern der Wissenschaften ein leuchtendes Vorbild. Die drei ersten Eigenschaften möchten Sie in gewissen Graden besitzen, aber heute frage ich mich, wie groß kann wohl der Horizont eines russischen Gardelieutenants sein, hat er wohl eine Ahnung von den leuchtenden Gestirnen der Künste und der Wissenschaften?"

Koltoff (sehr ernst). Sie verlangen Unmögliches ... War der selige Fürst, Iwan Mentschikoff, ein solcher Mann?

Fürstin (verweisend). Herr Lieutenant!?

Die Zeiten sind schlecht; aber wenn ich diese Scene auf der Bühne sehen könnte, zahlte ich dem Händler den dreifachen Betrag des Billets.

Diese reizende Liebesscene wird unterbrochen durch den Besuch einer befreundeten Familie, Graf Narischkin und dessen unschuldige Tochter Sophia kommen zu Besuch. Sophia benimmt sich etwas sehr ungezwungen. Die harmlose Sophia wird sich später zur naiven Liebhaberin entwickeln. Schon bei Beginn des dritten Aufzuges lernen wir sie näher kennen. In einer Unterredung mit ihrem Vater stellt sie die etwas verfängliche Frage: „Ist es denn überhaupt nothwendig, daß man heirathet?" worauf der Graf weltklug versetzt: „Nothwendig nicht, aber das Leben ist angenehmer."

Koltoff unterrichtet dieses junge Mädchen, das als Offizier in ein Regiment eintritt, in der Waffenkunst und lernt bei der Gelegenheit die seelischen Eigenschaften des herrlichen Geschöpfes näher kennen. Gleichzeitig erstarkt das Interesse der Fürstin für diesen interessanten Koltoff immer mehr und mehr und da er kräftig, muthig und hübsch ist, hofft sie seinen beschränkten Horizont mit der Zeit noch zu erweitern und ihn zum Gelehrten zu züchten, um ihn alsdann heimführen zu können. Sie gibt ihm also ein Thema auf: „Schreiben Sie mir in der Weise der französischen Encyklopädisten Ihre Betrachtungen nieder, in welchen Beziehungen der Mensch zur Natur steht und die Natur zum Menschen."

Koltoff hat von der knifflichen Geschichte natürlich keine dunkle Ahnung, er wendet sich an Lapinski, und dieser führt ihn zu einem französischen Balletmeister Perdrix, der als echter Franzose immer „Krand nation" sagt. Dieser wird also für Koltoff den Aufsatz über die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschen abfassen.

Perdrix schreibt denn auch aus französischen Schriftstellern alles mögliche dumme Zeug ab, und dieses Elaborat wird der Fürstin überreicht, die es der Kaiserin zur Prüfung unterbreitet. Die Kaiserin läßt den jungen Offizier kommen, erklärt, daß einige Sätze „purer Unsinn" seien, ist aber im Ganzen von der Arbeit doch so befriedigt, daß sie den Lieutenant zum Capitän ernennt. Wieder kommt die kleine Sophia dazwischen und benimmt sich auch in Gegenwart Ihrer Majestät so zwanglos wie gewöhnlich: „Apropos," sagt sie, „meine Protectorin arrangirt für die nächste Zeit ein Fest; werden wir die Ehre haben, Ew. Majestät dabei zu sehen?" worauf die Kaiserin mit richtiger Würdigung der gesellschaftlichen Formen antwortet: „Wenn ich eingeladen werde, könnte es sein."

Unmittelbar darauf führt uns der Dichter in die Salons der Fürstin Mentschikoff, wo das besagte Fest stattfindet. Wir begegnen da zunächst der Fürstin Mentschikoff und Koltoff, die ein anmuthiges Zwiegespräch haben. Koltoff sagt: „Sie sind heut wieder unwiderstehlich," und sucht die Fürstin an sich zu ziehen, worauf die Fürstin antwortet: „Nicht doch, Sie zerknittern meine Toilette."

Vor dieser Gesellschaft, der auch die Kaiserin die Ehre ihres Besuchs erweist, wird nun eine Salonkomödie aufgeführt, aus der ich nur die beiden Verse citiren will, welche der entrüstete Vater Pedro seiner Tochter Constanze zuschleudert:

„Ha! Du Entartete! des Sträubens
Ursache diese Liaison?"

Constanze soll nämlich mit Don Diego vermählt werden, will aber nicht, da sie Fernando, ihren Lector, liebt, und das ist eben die Liaison.

Nach vollendeter Komödie geht der Spaß zwischen der Fürstin Mentschikoff und Koltoff wieder los. Jetzt wird der junge Lieutenant schon etwas muthiger. Die Fürstin Mentschikoff sagt in der vollen Würde ihrer Stellung:

„Wenn Sie partout einen Kuß haben müssen und ich Ihnen keinen geben will?"

Koltoff. Ich will einen Kuß von Ihrer Durchlaucht der Fürstin Lubina Mentschikoff — küßt sie mich nicht, werde ich sie küssen.

Fürstin M. Koltoff! Koltoff! vergessen Sie sich nicht.

Koltoff (ringt mit ihr). Einen Kuß — und ich bin wieder ihr Sklave.

Fürstin M. Nimmermehr! — Sie thun mir weh — meine Toilette!

Aber der junge Offizier läßt sich dadurch nicht entmuthigen; er umschlingt die Fürstin, sie ruft um Hülfe, darauf ruft er stolz aus: „Nicht ungeküßt kommen Sie aus meiner Hand." Er küßt sie und sagt dann das große Wort: „Fürstin, so schön sah ich Sie nie."

Auf das Hülferufen stürzt Pandowskin herbei. Koltoff gibt ihm eine Ohrfeige und der feige Mensch muß quittiren, daß er die Ohrfeige dankend empfangen hat. Nun kommt wieder die harmlose Sophia, die sich nach dem Vorgefallnen erkundigt, und Koltoff sagt zu ihr: „Liebes, süßes Mädchen! daß ich die Fürstin nie wieder küssen werde, gelobe ich bei diesem Kuß." (Er küßt sie.)

Wie ganz anders wirkt der Kuß auf die jungfräulichen Sinne! Sophia ruft aus: „Ein Wonneschauer faßt urplötzlich meine Seele, mir ist's, als öffnet mir ein goldner Himmel seine Thore. Geliebter Freund! Diese Seligkeit ist doch kein Traum?" (Küßt ihn.)

Koltoff wird verhaftet; aber da er nun mal beim Küssen ist, sieht er den Grund aufzuhören nicht ein. „Sophia, den letzten Kuß in diesem stolzen Raume!" Sie küssen sich, Koltoff geht rechts, Sophia links ab, kehren aber noch einmal um und küssen sich, und unter den Küssen fällt schließlich der Vorhang.

Im Zwischenacte geht nun eine starke Wandlung vor. Die Fürstin Mentschikoff, die bisher immer vor ihrer Toilette gezittert und aus diesem Grunde die Bewerbungen des jungen Majors — denn Koltoff ist inzwischen zum Major avancirt — abgewiesen hatte, liebt nun den ungestümen Mann; aber Koltoff behandelt die Fürstin kalt, „er schneidet sie", wie man in der Gesellschaftssprache zu sagen pflegt. Die Fürstin findet daher mit Recht, daß die ihr angethane Schmach „das Niveau der

Erträglichkeit übersteigt", und als nun die kleine Sophia wieder dazwischentritt, kommt es zu einer richtigen Contrahage: Die Fürstin wirft ihrer Rivalin, der kleinen Sophia, einen weiblichen „dummen Jungen" an den Kopf, sie sagt:

„Blähen Sie sich nur nicht so auf, Sie dumme Gans!
Sophia. Sie werden mir Genugthuung geben für die Beschimpfung.
Fürstin. Zu jeder Zeit. — Wie? wann? wo?"

Es werden alle Bedingungen des Zweikampfes festgestellt, aber vor demselben hat die Fürstin noch eine Unterredung mit Koltoff, den sie nun gar zu gern haben möchte. „Was die Narischkin Ihnen zu bieten im Stande ist, vermag auch ich." Aber Koltoff will nicht mehr.

Die Scene verwandelt sich und wir wohnen jetzt der Mensur bei. Der unglückliche Pandowskin muß allerhand Unannehmlichkeiten einstecken. Lapinski nennt ihn ein „Schafsgesicht", worauf Pandowskin antwortet: „Ich verbitte mir solche anzüglichen Redensarten". Ich meine, man kann nicht discreter sein. Aber Lapinski ist damit noch nicht zufrieden, er verlangt, daß Pandowskin „sich zu dem bekenne, was er ist".

Lapinski. Bist Du ein Schurke?
Pandowskin. Ich bin ein Schurke.
Lapinski. Ein gemeiner Schurke.
Pandowskin. Ein ganz gemeiner Schurke.

Das Duell wird schließlich durch das Dazwischentreten der Kaiserin vereitelt. „Meine Damen," sagt sie, „zerreißen Sie den Mann nicht. Die Hälfte wird doch keiner genügen." Das sehen schließlich die beiden Damen auch ein. Endlich kommt die kleine Sophia mit ihrem Vater, dem alten Grafen Narischkin, und da Herr Klein die Bräuche am Hofe genau kennt, weiß er auch, daß eine Vorstellung nöthig ist. Herr Klein besorgt das so:

Sophia (faßt ihren Vater bei der Hand und führt ihn der Kaiserin vor) Ihre Majestät die Kaiserin! . .

Das ist das getreue Pendant zu einer jener bekannten Anekdoten, die Sie längst kennen, die man aber nicht oft genug erzählen kann: Als der Kaiser gelegentlich irgend einer Festlichkeit in einer kleinen Stadt am Bahnhofe vom Bürgermeister und den Stadtverordneten empfangen wurde und der Monarch den Wunsch äußerte, die Herren kennen zu lernen, erledigte sich der Bürgermeister des allerhöchsten Auftrags in folgender Weise: „Seine Majestät der Kaiser — Herr Meyer; Seine Majestät der Kaiser — Herr Nischke; Seine Majestät der Kaiser — Herr Piepenbrink ꝛc."

Koltoff heirathet natürlich Sophia. Die Fürstin Mentschikoff braucht keine Angst mehr zu haben, daß ihre Toilette zerknittert wird, und Sophia schließt das Stück mit den Worten: „Majestät, auch Rußland hat seine Romantik."

Das ist das erste Preisluſtspiel des Herrn Karl Klein. Sie sehen, meine Gnädigste, daß ich dem Wunsche des Verfassers, das Interesse für dasselbe bei den Intendanten anzuregen, nach Kräften entsprochen habe. Wenn ich mir schließlich noch erlauben möchte, dem Verfasser selbst einen Rath zu geben, so wäre es der, die Feder in die Ecke zu werfen und die Nadel dort wieder aufzunehmen. Ich habe zwar ein Vorurtheil gegen Schneiderrechnungen, aber gegen die Schneider selbst durchaus nicht. Der Maler Annibale Carracci, der Feldmarschall Derfflinger, der Prophet Johann von Leyden, der Philosoph Jung-Stilling, der Präsident Andrew Johnson, der Schauspieler Adolf Sonnenthal und andere bedeutende Künstler, Schriftsteller, Soldaten und Staatsmänner haben mit Nadel und Scheere gearbeitet, bevor sie zur Feder, zum Pinsel, zum Degen u. s. w. griffen; aber ich fürchte, Herr Klein wird arge Enttäuschungen erleben, wenn er sich zu dem Berufe derer bekennt, die ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben. Und schließlich ist es immer noch lohnender einen gutsitzenden Rock, der getragen, als ein Stück zu machen, das nicht aufgeführt wird.

Mit freundlichstem Gruße verbleibe ich, gnädige Frau,
Ihr sehr ergebener
Paul Lindau.

Notizen.

Die Zukunft Elsaß-Lothringens liegt jedem Deutschen am Herzen und ist eine seiner obersten politischen Sorgen. Die letzten Debatten des Reichstages über den Gegenstand waren von hohem Interesse, wurden auch in Paris mit begreiflicher Aufmerksamkeit verfolgt. Die sachliche ernste Behandlung der Angelegenheit entsprach der Bedeutung der Materie und wurde von keinem chauvinistischen Erguß durchbrochen, wie er in Frankreich unter ähnlichen Verhältnissen nicht ausgeblieben wäre. Unsere Beziehungen zum Elsaß, nach uralter Zusammengehörigkeit historisch erneuert, sind wunderbar rasch wieder enger geworden. Wer früher in Straßburg verweilt hat, wird unbefangen gestehen müssen, daß dort wenigstens in den oberen gebildeten Klassen das Franzosenthum entschieden überwucherte und von der Möglichkeit einer Rückkehr zu Deutschland, das übrigens bekanntlich in der modernen Zeitentwickelung als einheitliches Reich durch seine Abwesenheit glänzte, auch nicht die leiseste Ahnung vorhanden war. Wer davon den Straßburgern gesprochen hätte, wäre einfach ausgelacht worden. Wie es bei zugewachsenen Landestheilen zu gehen pflegt, waren die Elsasser namentlich in den Städten für das französische Staatswesen eifriger erwärmt, als die wirklichen Franzosen selber. Dem zerklüfteten, kleinbürgerlichen Deutschland gegenüber, das damals seinen eigenen Söhnen nur zweifelhafte Sympathien einflößte, dessen Polizeiwirthschaft von eingeborenen Schriftstellern verspottet und verhöhnt wurde, hatten die verlorenen Söhne des Wasgaues und Umgegend an Frankreichs schimmernder Geschichte theilgenommen, hatten Ruhm und Niederlage mit empfunden. Niemand konnte erwarten, daß sie nach den wuchtigen Schlägen von 1870 vom Abend zum Morgen uns ohne Weiteres in die Arme fallen würden, welche wir bis dahin ihnen nichts weniger als weit geöffnet hatten. Das zuerst etwas spröde Entgegenkommen war vielmehr gerade ein Zug germanischen Wesens. Seitdem hat aber die Annäherung, wenn auch langsame, doch sichere Fortschritte gemacht. Die Elsasser sind allerdings von unseren Verwaltungsmaximen nicht durchweg erbaut und haben ihre Wünsche, die ja nunmehr in bestimmten Grenzen erfüllt werden sollen. Wenn ihre Landbevölkerung sich nur erst von der clerikalen Führung emancipiren wollte und wir von den unliebenswürdigen Protestlern nichts mehr zu hören bekämen. Deutschlands weiteren moralischen Eroberungen im Elsaß wird vor Allem die Ueberzeugung förderlich sein, daß die Zusammengehörigkeit mit dem Reiche unwiderruflich sei, daß für deren Aufrechthaltung jeder Deutsche seinen letzten Thaler, jede Mutter ihren Sohn opfern würde. So unglaublich es klingt, sollen Gambetta und andere einflußreiche Franzosen noch immer von dem Gedanken heimgesucht werden, daß Deutschland wegen der Rückgabe wenigstens der Stadt Metz mit sich handeln lassen werde. Nichts wäre verderblicher als die Begünstigung solcher Illusionen durch sentimentale Redensarten seitens der deutschen Presse. Wir wissen jetzt durch ein gewisses, im Ganzen mehr durch seinen Klatsch berühmtes, aber auch oft historisch lehrreiches Tagebuch, daß schon zur Zeit, als der Besitz von Metz noch hier und dort fast wie eine offene Frage behandelt wurde, die Behauptung des für die Vertheidigung der deutschen Grenze unumgänglichen Waffenplatzes in der oberen Region beschlossene Sache war. Diejenigen Publicisten hatten also das Richtige getroffen, die das Preisgeben der lothringischen Hauptstadt von vornherein für unmöglich erklärten und, unbeirrt durch deutsche Bedenken wie diplomatische Voreingenommenheit, an diesem Gesichtspunkte festhielten. Jetzt darf man es wohl erzählen, daß selbst ein deutschfreundlicher, überseeischer Gesandter und Historiker, während des französischen Krieges, einem Berliner Journalisten bei einer Begegnung im Thiergarten sein Erstaunen ausdrückte, daß er so eifrig für Metz als deutsche Grenzfestung eintrete. Jener berief sich achselzuckend auf seine Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit, dieweil jeder Frieden mit Frankreich doch immer nur ein Waffenstillstand, wenn auch für längere Jahre, sein werde, ein solches nach hartem und blutigen Kampfe erobertes Bollwerk daher nimmermehr dem Gegner überliefert werden dürfe. Das ist auch heute noch trotz allen Austausches freundnachbarlicher Complimente und Höflichkeitsbezeugungen die einfache Wahrheit. Der französische Botschafter in Berlin, wie ihm erst soeben officiös, wenn auch überflüssiger Weise bescheinigt wurde, ist hier ganz angenehm. Der von hoher Seite gewünschte Ausbau seines Palais am Pariser Platz beweist ja auch, daß man seinem Aufenthalt in Berlin

noch für eine recht lange Zeit entgegensieht. Aber das Elsaß bleibt bei Deutschland und Metz geben wir nicht wieder heraus. Darein dürften sich auch die Franzosen nach menschlicher Erfahrung um so leichter fügen, als sie sich mit dem Gedanken, daß jedes Rütteln an der vollendeten Thatsache vergeblich sein würde, vertraut machen werden.

* * *

„Der Mensch und seine Ideale."*)

Wer, vom Geräusch und Streit des Lebens zurückgezogen, über die so friedlose Unruhe unserer Zeit nachsinnt, der wird früher oder später auf diesem Wege seines Suchens ganz unausbleiblich immer wieder auf das eine Räthsel stoßen: „Was ist die Welt, warum und wozu lebt der Mensch?" Die hier noch ungelöst vor ihm stehenden Fragen wird er immer wieder als die erkennen, die ihn in Unruhe halten, um die sich Kirchen, Parteien, Leidenschaften und Streit bilden. Der Mensch nennt sich einen Mikrokosmos, eine Welt im „Kleinen" oder „Herrn der Welt" und streitet doch unablässig über sein Verhältniß zu dieser Welt. Ist's da wohl wunderbar, daß die Ungewißheit um dies Verhältniß ihn bis auf das Tiefste beunruhigt? Ist ein wohlthuendes Heimatsgefühl ohne genaue Kenntniß dieser Heimat möglich? Solche Fragen, sich aufbauend auf einer aus dem heutigen Empfinden des Menschengeschlechtes nicht auszuschließenden Eudämonie, einem Sehnen nach Glück und Frieden, sind's, die Besser zu seinen Untersuchungen antreiben. Er sagt, unsere Zeit strebt nichts Minderes an, als den uralten Dualismus aufzuheben, der den Menschen in die zwei ewig miteinander ringenden Vorstellungen von Ich und Nicht-Ich zerrissen hat. Ob dieser Dualismus die Dinge hervorgegangen wähnt aus der bunten Mannichfaltigkeit der Homerischen Götterwelt oder ob er, weiter fortschreitend, Ordnung und Gesetz erkennt und im Anschauen der Jonischen Naturphilosophen diese bedingt sieht durch die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Atome, ob er mit Aristoteles die Welt dem Begriff unterjocht und mit einer Zweckmäßigkeitslehre das Universum begreifen zu können wähnt, oder ob Kant nach Zerstörung dieser Metaphysik bestimmte Denkformen (Kategorien) annimmt, mit deren Hülfe jenes Ich allein zu erkennen vermag: durch des Menschengeschlechts Cultur zieht sich der eine rothe Faden seiner Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Ich und Nicht-Ich, seiner Beziehung zwischen Mensch und Welt — sein Dualismus. — Besser hält nun in der unausbleiblichen Entwickelung der heutigen Naturforschung dessen Ende für möglich.

Nicht lange liegt die Zeit hinter uns, wo es für sinnlos, für „jeder sinnlichen Erfahrung zuwiderlaufend" galt, zu glauben, „daß diese feste Erde sich bewege und daß die Bewegungen der Gestirne im Stand des Zuschauenden lägen". Aehnlich richtet Verf. an die Philosophen die Aufforderung, zu beweisen, daß draußen ein Chaos ist. Er dreht die allgemeine Annahme „draußen ist das Chaos" um und sagt „draußen ist die Ordnung". Nicht wir tragen Ordnung in die uns treffenden Reize, sondern die auf das Neugeborne einwirkenden Bewegungen der Theile sind „geordnet". Besser sagt, wir Menschen können diese geordneten Theile zwar nicht sehen und Niemand weiß, ob dem Menschen je ein Atom zu sehen gelingen wird, aber er leugnet, daß der Philosoph ein Recht habe, draußen ein Chaos vorauszusetzen. Besser sagt (S. 54): „Nimmt man den Philosophen beim Wort, so dürfte es ihm schwer werden, diesen Beweis anzutreten; denn wenn der Mensch für die Erkenntniß jedes Dinges seine Subjectivitätsbrille hat, so hat er sie auch auf, wenn er das Chaos zu erkennen glaubt Und nur dem Menschen erscheinen dann die Dinge draußen chaotisch. Ob die Dinge draußen an sich auch wirklich im Chaos liegen, kann er ja gar nicht wissen."

Wenn der Mensch nach Kant eben nur ihm eigene Denkformen (Kategorien von Raum, Zahl, Zeit und Ursache) hat, die vor aller seiner Erfahrung gegeben sind und ohne die er absolut nichts zu erkennen im Stande ist, so ist es doch geradezu widersinnig, anzunehmen, daß er aus dieser subjectiven Beschränktheit heraustreten und den Beweis zu führen vermöge, draußen sei das Chaos. Besser bittet seine Leser, es doch nur mal mit seiner Anschauung zu probiren und erinnert an das Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Wenn nun Helmholtz sagt: „es fehle für eine naturwissenschaftliche Behandlung der seelischen Erscheinungen jeder Angriffspunkt, da sie sich unter keinen der naturwissenschaftlichen Begriffe unterordnen ließen", so untersucht Besser in eingehender strenger Weise das Wesen der Empfindung. Er analysirt den Vorgang, der beim Neugebornen das Köpfchen nach dem Lichte drehen oder die Brust der Mutter suchen läßt. Er weist auf die Bewegungen von Pflanzen und Infusorien hin; zeigt auch, daß ein mit einem Gehörgrübchen versehener Zellhaufe auf Schall eine Bewegung macht, daß Infusorien nach dem Lichte wandern und fragt, wie hier beim Urthierchen Reiz und Reizerfolg gleichfalls zusammenliegen und, ohne durch einen Raum getrennt zu erscheinen, sich vor unserem Blick vollziehen, so ist bei dem Neugebornen Reizstelle und Reizeffect räumlich auseinandergerückt und der Reflex eingeschalten. Der Vorgang, sagt Besser, daß ein Organ, das von einem Reiz getroffen wird, sich verändert, ist überall derselbe. Es findet eine Bewegung von Theilen statt. Dort wirkt ein Reiz in einem Punkt und in unserer Sprache trennen wir „Reiz und Bewegung", „Function und Organ" mit diesen Worten nur, weil wir für die Bewegung der dabei betroffenen Theile noch keinen Maßstab haben. Wir brauchen, um uns zu verständigen, Begriffe, Worte. Senkt die Mimose ihr Blatt bei der Berührung des Fingers, so findet eine Bewegung von Theilen statt. Der Mensch sagt, die organische Pflanze war thätig, fungirte. Trifft Licht unser Auge, so findet eine Bewegung von Theilen statt. Der Mensch sagt, Organe sind thätig, es lösen sich Reflexe aus. Er spricht vom Pupillarphänomen. In der ganzen Natur sehen wir die strengste Relation, die vollkommenste Congruenz zwischen Reiz und Wirkung. Das neugeborne Kind dreht auf den Lichtreiz sein Köpfchen. Wir sagen, der Organismus ist thätig und setzen hinzu, das Kind lebt und empfindet. Das heißt, „eine große Summe von Functionen findet in einer großen Summe von Organen statt, die unser heutiges Anschauen sich nur aufgelöst denken kann in Bewegungen von Theilen". Besser sagt, „jene Worte sind alle ganz unerläßlich im Leben und im täglichen Gebrauch, aber werthlos für unsere Erkenntniß des Ursächlichen".

Nach Besser ist die Physiologie der Sinnesorgane, in nuce der Glaube: „daß das, was macht, daß die Luftschwingung zum Ton werde, nur eine von den Bewegungen der Theile unabhängige psychische Facultät sein könne", noch die letzte Schildburg aller Transscendenz. Er glaubt, daß die geordnet den Sinnen zukommenden Reize und die Modificationen, die diese Reize in den Aufnahmestätten unserer Sinne, in Ohr, Auge 2c. finden, hinreichen, um es zu erklären, wie die Functionen gerade so und nicht anders in den Organen sich vollziehen.

Und so leugnet Besser Ed. Zellers Behauptung, daß der Mensch durch seine Fähigkeit, ein ursächliches Verhältniß zwischen zwei Factoren zu erkennen, die bloße nackte Erfahrung ergänzen könne und sagt (S. 85): „Man muß sich scharf und nackt die Frage vorlegen, komme ich mit meinem Vorstellen, Erkennen und Begreifen weiter, wenn ich annehme, das kleinste, durch unumstößliche Rechnung der Wissenschaft gefundene, also endliche Theilchen steht im Dienste einer es regierenden Kraft, über die aber auch nur den Schatten einer Vorstellung zu gewinnen mir gänzlich versagt ist, oder, wenn ich mir glatt und rund gestehe, daß dort vor dem in Bewegung begriffenen Atom die unüberschreitbare Grenze menschlicher Erkenntniß errichtet ist?"

So führt Besser mit den Worten: „Die so herrliche Natur bleibt unverstanden in ihrem letzten Grunde und in ihrer Harmonie. Ein Himmel unseres Glaubens, Hoffens und Harrens ist für unser Begreifen und Verstehen absolut unzugänglich," seine Leser in den zweiten Theil ein, in dem er natürlich keine neuen Ideale zeichnen will, sondern in dem er nur an den bestehenden nachzuweisen sucht, daß ihre Ausgestaltung dem Menschen selbst dadurch so problematisch, so unsicher und durch Streit und Kampf verzerrt und in Frage gestellt wird, weil er die Grenzen jener seiner Natur beständig überschreitet. Er wähnt herrschen zu können, während er thatsächlich nur ein Product seines Erfahrens und „der Geschobene ist." Er wähnt sich einen subjectiv Berechtigten, während nur bei der Solidarität der Gesellschaft, in der nur Hingabe an des Nächsten Interesse Neues zeugt, der sittliche Bestand derselben gesichert ist. Er wähnt, sich von der Wahrheit einer Reihe von Begriffen leiten lassen zu müssen, während er über dieselben sich in beständigen Streit, ja in die blutigsten Kriege verwickelt sieht. Er wähnt sich für eine Gottähnlichkeit bestimmt und verzweifelt an jeder irdischen Vollendung.

Nur im Erkennen seiner wirklichen Grenzen hält Besser ein Eintreten des Geschlechts in einen Zustand von sittlichem Wohlsein und gesellschaftlichen Frieden für möglich. Wir haben nur zu berichten und den

*) Der Mensch und seine Ideale. Von Leopold Besser. Bonn 1878, E. Strauß.

Hauptgedankengang Bessers wiederzugeben gesucht. Wem sein und der Menschheit Glück im Gegebenen nicht gefestigt zu sein scheint, wird nicht umhin können, sich mit dem Buche vertraut zu machen. — h.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 23. März 1879.

Hochgeehrte Redaction!

Herr Georg Gerland in Straßburg hat in Nr. 16, 17 und in der „Beilage zum 3. Quartal" v. J. des „Deutschen Literaturblatts" (herausgegeben von W. Herbst in Halle) eine Recension meiner Schrift: „Goethes Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben" veröffentlicht, in welcher er, bei aller Anerkennung derselben, meine Ansicht, daß Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten sei, bekämpft, aus Gründen, welche ich vorausgesehen und in meiner Arbeit widerlegt zu haben glaube. Ich kann aber nicht umhin, einige thatsächliche Irrthümer meines Herrn Recensenten in knappester Form zu berichtigen und einige Angriffe, welche ich als gegen meine Person und meinen wissenschaftlichen Standpunkt gerichtet betrachten muß, abzuwehren. Da mir nun die Aufnahme einer Entgegnung von dem Herausgeber des „Deutschen Literaturblatts" mit Rücksicht auf die Oekonomie desselben wiederholt verweigert wurde, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie folgende Bemerkungen in Ihrem geschätzten Journal zum Abdruck bringen wollten.

1) Herr Gerland nennt meine Aeußerungen, daß Goethes naturwissenschaftliche Entdeckungen von ungeheurer Tragweite für die Wissenschaften geworden seien, daß Goethe der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen habe, daß er der Schöpfer von Ideen sei, die das sichere Postament der heutigen Wissenschaft bilden, so unpassend als nur möglich, „Gascognaden", da die Entdeckung des Zwischenknochens, der Pflanzenmetamorphose und der Wirbelgestalt der Schädelknochen „werthvolle Einzelfunde seien, weiter aber auch nichts". (S. 112.) Wäre Letzteres wahr, so hätte Herr Gerland freilich Recht, aber er hätte, meine ich, um gerecht zu sei, nicht unterlassen dürfen, meine Ansicht hervorzuheben und event. zu widerlegen, daß die wissenschaftliche Bedeutung der Goetheschen Entdeckungen nicht in den Einzelfunden als solchen, sondern in der ihnen zu Grunde liegenden Idee und den Folgen, welche sich naturgemäß daran knüpften, beruhe. Der Raum, mit welchem ich rechnen muß, gestattet mir nur, auf meine wiederholten Ausführungen über diesen Punkt (S. XLIX ff., LIX, LXXIII, LXXVI f., CXII f., CXXX ff., CXLI) zu verweisen und meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Herr Gerland, wenn er den auch von mir skizzirten damaligen Zustand der organischen Naturwissenschaften im Auge gehabt hätte, meine Epitheta, ganz abgesehen von der Frage, auf welche ich hier nicht von Neuem eingehen kann, ob Goethe im Besondern als Vorläufer Darwins zu betrachten sei, nicht für „Gascognaden" angesehen haben würde. Wenn er aber meint, daß über jene „jeder unbefangene Forscher, der Goethes naturwissenschaftliche Schriften kennt, doch nur lächelt" (S. 112), so darf ich mich begnügen, ihm das S. L von mir citirte Wort des Herrn Helmholtz entgegenzuhalten: „Ihm [Goethe] gebührt der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der genannten Wissenschaften [der organischen Natur] hindrängte, und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." Sagt diese Aeußerung nicht mindestens eben so viel als die meinigen, und Herr Helmholtz kennt doch Goethes naturwissenschaftliche Schriften!

2) Herr Gerland wirft mir vor, daß ich mit Unrecht Herder in die Reihe derjenigen stelle, „die Goethes Naturstudien nicht begriffen" (S. 112). Allein meine Aeußerung (S. XXXIX), mit welcher mein Herr Recensent den Vorwurf begründen will, sagt nichts weiter aus, als was er selbst meint, wogegen ich (S. CXL) ausdrücklich hervorhebe, daß Herder der einzige war, der Goethes Entdeckung (des Zwischenknochens) rückhaltlos anerkannte und auch deren Bedeutung zu schätzen wußte.

3) Die Bekämpfung meiner Auffassung des Begriffes „Typus" (S. 117 f.) ist zum Theil gegenstandlos, da ich eine Doppelsinnigkeit desselben constatiren zu müssen glaubte (S. LXV f.), und wie schon aus diesem Zugeständniß hervorgeht, ist es auch durchaus nicht richtig, daß ich „das Schwergewicht der Untersuchung über Goethes 'Darwinistische Auffassungsweise' in die Erklärung des Goethe'schen 'Typus' lege" (vgl. S. LXV). Eben weil einzelne Aeußerungen, isolirt betrachtet, verschieden gedeutet werden können, deshalb habe ich Goethes „Naturphilosophie" von einem höheren Gesichtspunkte aus besprochen (S. LXIX ff.).

4) Wie Buch 3 Kap. 3 der „Wanderjahre" die von mir S. XLVII ff. citirten räthselhaften Stellen der Ital. Reise erklären sollen, was Herr Gerland nur „beiläufig" bemerkt (S. 118), ist mir absolut unerfindlich. Jenes Kapitel ist von mir in einem ganz andern Zusammenhange (S. XXXIV), wohin es mir allein zu passen scheint, angezogen worden.

5) Indem Herr Gerland bemerkt, das Goethes „geniale Blicke auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz gewöhnlich mit völlig unwissenschaftlichen, wunderlichen Irrthümern versetzt" seien, wirft er mir vor, ich „lasse die unwissenschaftlichen Zusätze meist weg, präparire, so zu sagen, das Brauchbare, heute Schmackhafte aus Goethes Werken*) erst heraus, wodurch diese häufig zu ganz etwas anderem werden, als der Dichter sie meinte" (S. 125). Für diese Behauptung, ich darf wohl sagen Anschuldigung, hätte man billigerweise einen Beweis erwarten dürfen. Da Herr Gerland aber nicht einmal einen Versuch macht, einen solchen zu erbringen, so bleibt mir nur übrig, seine Behauptung mit Entrüstung zurückzuweisen. Wenn ich gesagt habe, daß ich nicht darauf ausgehe, neue Blätter in Goethes Ruhmeskranz zu flechten, so ist es mir hoher Ernst darum und nur um die Wahrheit zu thun. Wie kindisch wäre es, einen Goethe größer darstellen zu wollen, als er ist!

6) Wenn Herr Gerland endlich (S. 126) pathetisch ausruft: „Gott bewahre uns, daß man heute nicht mehr, sondern nur „„früher von einem Naturforscher von Profession ausschließlich verlangt, durch Induction vom Besonderen zum Allgemeinen zu gehen"" (Kalischer S. LIV), so hat er in meiner Aeußerung das so wichtige Wort „ausschließlich" nicht beachtet. Ich glaube meinen wissenschaftlichen-methodologischen Standpunkt deutlich genug gekennzeichnet zu haben, er ist kein anderer als derjenige, von welchem aus die Naturwissenschaften zu ihrer heutigen Höhe gelangt sind, und es kann meinem Herrn Recensenten nicht entgehen, daß, wie ich hervorhebe (S. LIX f.) nur die methodische Verbindung von Induction und Deduction die wahre Forschung charakterisirt und allein zu großen und treibenden Erfolgen insbesondere in den organischen Naturwissenschaften führen kann und geführt hat. Wir gelangen wohl zur Aufstellung einer Theorie durch Induction, verificiren sie aber auf deductivem Wege. Kann wohl die Descendenztheorie jemals auf dem Wege der Induction Beweis- oder Ueberzeugungskraft erlangen? Der Natur der Sache nach niemals! Vielmehr wird die Idee selbst aus der Gesammtanschauung der Natur geschöpft und gewinnt um so mehr an Beweiskraft, je mehr einzelne Erfahrungen mit ihr übereinstimmen. Ich habe mich nun zu zeigen bemüht (S. LIX f.), daß Goethe eine sichere Erkenntniß von der Nothwendigkeit der methodischen Verbindung von Induction und Deduction hatte, und daß der Wissenschaft manches Unheil erspart geblieben wäre, wenn jene allgemeiner verbreitet gewesen wäre. Die „Naturphilosophen" aber irrten, indem sie ausschließlich den deductiven Weg betraten, die Naturforscher fehlten früher, indem sie im Hinblick auf die Verwirrungen, welche die „Naturphilosophie" angerichtet hatte, auch vor jeder wahren philosophischen Naturbetrachtung scheu zurückschreckten. Daß es jetzt anders geworden ist, habe ich (S. LXI) bemerkt, und ich kann schließlich nicht umhin, einige Sätze des Herrn Du Bois-Reymond anzuführen, die auch außer ihrem Zusammenhange verständlich genug sein werden: „Als dritter und angeblich jede weitere Erwägung abschneidender Grund wird von Hrn. Darwins Gegnern zuletzt immer vorgebracht, zweckmäßige Umgestaltung eines Organs durch Vererbung und Auswahl der meistbegünstigten Formen sei bisher in keinem einzigen Beispiele wirklich beobachtet worden. Was Derartiges früher geschehen, könne Niemand wissen, und da auch künftig Beobachtungen und Versuche über diesen Gegenstand aus vielen Gründen unausführbar erscheinen, so sei die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht nur jetzt eine unbewiesene Hypothese, sondern für immer verurtheilt, eine solche zu bleiben. Auf diesem Standpunkt thut man sich dann gegenüber denen, welche dennoch dieser Hypothese anhängen, nicht wenig zu gut darauf, daß man die Fahne der strengen Methode emporhalte, welche gebietet, nur erfahrungs- oder rechnungsmäßig Festgestelltes als bewiesen anzunehmen." (Darwin versus Galiani S. 20.)

Mit Hochachtung

Dr. S. Kalischer.

*) Worten?

Inserate.

BERLINER MODENBLATT

1 Mark vierteljährlich.

herausgegeben von **Franz Ebhardt**, unter künstlerischer Leitung von **Knut Ekwall.** 1) **1 Mark-Ausgabe** mit Arbeits-Nrn., viertelj. **1 Mark**, 2) **Wochen-Ausgabe** Arbeits-Nrn. mit colorirten Modenkupfern und Unterhaltungs-Nrn., viertelj. **2 Mark 50 Pf.**, 3) **Pracht-Ausgabe** ebenso mit 76 colorirten Modenkupfern, fertigen Schnitten etc., viertelj. **6 Mark.** — **Preis-Concurrenz mit 3 Prämien von 1500 Mark, 1000 Mark und 500 Mark** für die besten und neuesten Schöpfungen auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten, der Putzmacherei und der Schneiderei. Das Programm wird auf Wunsch direct von der Verlagshandlung FRANZ EBHARDT, 140, Potsdamerstr. in Berlin W., versandt. ☛ Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Probe-Nummern in allen Buchhandlungen.

1 Mark vierteljährlich.

BERLINER MODENBLATT

Zu Festgeschenken empfohlen:

Gustav Freytag-Galerie.

Cab.-Ausg. 23 Bl. in Mappe m. Text 30 *M.*
Salon-Ausg. in Royalform. 8 Bl. (Ausw.) 50 *M.*
Kaiser-Ausg. Gr. Imp. (z. Wanddecoration) 20 Bl. à 20 *M.*, in stilv. Rahmen 40 *M.*

Deutsches Land u. Deutsche Lieder.

Prachtalbum ausgewählt. Dichtungen mit 15 farb. Landschaftsbildern v. H. Stilke. 2. Aufl. 20 *M.*

E. Schloemp, Leipzig.

Sturmnacht. Neue Novellen von **E. Eckstein.** 2 Bde. Pr. 9 *M.* eleg. geb. 10 *M.* Verlag von Richard Eckstein in Leipzig.

Mehr Licht!

Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst.

Herausgeber: **Silvester Frey,** Berlin W., Wilhelmstr. 86.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Preis pro Quartal *M.* 3.—

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Die erste Nummer des neuen Quartals (5. März) enthält:

Die beiden Marien. Novelle von Otto von Leixner. — An eine Kerze. Morgenländisch. Zwei Gedichte von Friedrich Bodenstedt. — Turgenjews deutsche Jünger. Eine kritische Randglosse von Wilhelm Goldbaum. — Literaturhistorische Skizzen von M. I. Paul Lindau. — Das Illustrationswesen in Deutschland. Von Friedrich Pecht. — Münsterglocken von Wilh. Jensen. — Figuren aus der Pariser Künstlerwelt. Von M. G. Conrad. X. Emile Augier. — Wochen-Chronik. Buchkritiken von Ludwig Geiger, Adolf Glaser und Josef Kürschner. — Notizen über Literatur, Theater, Musik, Kunst, Bibliographie. — Anzeigen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Sammlung musikalischer Vorträge.

Herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Serie I. No. 3. **Die Entwicklung der Klaviermusik** von J. S. Bach bis R. Schumann von Carl Debrois van Bruyck.
No. 4. **Robert Schumann und seine Faustscenen** von Selmar Bagge.
Velinpapier mit künstlerischem Bücherschmuck.
Preis à Heft 75 ₰ im Abonnement auf 12 Vorträge. — Einzeln à 1 *M.*

Früher erschienen:
No. 1. **Joh. Seb. Bach** von Philipp Spitta.
No. 2. **Wagner's Siegfried** von Hans von Wolzogen.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Hypothese in der Schule
und der
naturgeschichtliche Unterricht an der Realschule zu Lippstadt.

Ein Wort zur Abwehr und Rechtfertigung
von
Dr. Hermann Müller,
Oberlehrer.
Preis *M.* 1. 20 ₰.

Die Schrift ist ein mannhafter Protest eines praktisch erfahrenen Schulmannes und angesehenen Naturforschers gegen die von dem Ministerium Falk unter dem Terrorismus der schwarzen Reaction leider angeordnete Unterdrückung der freien Lehre im naturgeschichtlichen Schulunterricht. Der Verfasser widerlegt schlagend die angemaßte Autorität Virchow's in dieser Frage und tritt den auf seine Person gerichteten maßlosen Angriffen in den letzten Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses entgegen.

Bonn, März 1879. **Emil Strauß, Verlagsbuchhandlung.**

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 15. Berlin, den 12. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Johannes Huber. Von J. Friedrich. — Die Gültigkeit der Staatsverträge. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Lieder von J. G. Fischer. — Joseph Ignaz Kraszewski. Von R. Waldmüller (Ed. Duboc). — Bewegungskuren. Von Paul Niemeyer. — „Kriemhild." Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Paul Lindau. — Struensee. Von Rudolph Goecke. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Johannes Huber.

Selten durcheilte die Kunde von dem Tode eines Gelehrten unsere Stadt mit solcher Schnelligkeit und rief alsbald so sehr die allseitigste Theilnahme hervor, wie am 20. März die Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden des Prof. Johannes Huber. Es kommt aber auch nicht häufig vor, daß ein Mann abstracter Wissenschaft in so viele und verschiedenartige Kreise hineinragt, wie Huber. Es mag dies zum Theil mit den Münchener Verhältnissen zusammenhängen, wo bei dem ausgeprägt katholischen Charakter auch die abstracte Philosophie sogleich mehr oder weniger eine praktische Bedeutung erhält; hauptsächlich hat diese Erscheinung ihren Grund doch in den Eigenschaften des Mannes selbst, wenn auch seine Richtung zu gutem Theile von den ihn umgebenden Verhältnissen bedingt war.

Huber (geb. am 18. Aug. 1830) war ein Münchener Kind und konnte auch nie ganz bestimmte von dieser Abstammung herrührende Eigenthümlichkeiten abstreifen; doch hätte Niemand geahnt, daß er als Sohn eines Tändlers (Trödlers) aus so niederer gesellschaftlicher Stellung stamme. Seine Eltern, frommgläubige und rechtschaffene schlichte Leute, konnten ihm begreiflich nach jeder Hinsicht nicht viel bieten: er mußte Alles aus sich selbst werden; aber gleichwohl hat er es in den letzten Jahren seines Lebens oft ausgesprochen, daß auch diese Schule des Lebens ihre Vortheile habe und in der Regel mehr als günstigere Lebensumstände zur Entwickelung der geistigen Energie und eines selbstständigen Charakters beizutragen geeignet sei: was Anderen durch die Geburt schon bescheert worden, das Alles mußte dort erst errungen werden. Bei seinen glänzenden Anlagen mußte sein unermüdliches Streben von Erfolg gekrönt sein. Wie es jedoch bei Jünglingen aus dem katholischen Volke fast die Regel ist, daß sie von den Eltern oder Verwandten im Voraus, ohne Rücksicht auf Befähigung und Neigung, zum Geistlichen oder „Herren", in ihren Augen die höchste Würde, bestimmt werden, so geschah es auch bei Huber, der übrigens selbst beim Abgange vom Gymnasium noch nicht erkannt zu haben scheint, daß die Theologie nicht jene Wissenschaft sei, für welche er seine geistige Kraft einsetzen sollte. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen aus den letzten Gymnasialjahren läßt sich wenigstens dies erkennen: sie zeigen nicht blos einen geistig geweckten und strebsamen Jüngling, sondern auch, wie er die ultramontanen Kämpfe der vierziger Jahre in seinem Geiste und Gemüthe mitstritt und lebte. Ja, er gehörte schon als Gymnasialschüler zu den Mitarbeitern der damals im ultramontanen Lager hochangesehenen Augsburger „Sion", worüber er sich später oft noch voll Verwunderung aussprach.

So warf er sich denn mit allem Eifer unter Döllinger, Haneberg, Stadlbauer, den er wegen der Schärfe seines Verstandes und dialektischen Gewandtheit besonders hochschätzte, und mit dem er bis zu dessen Tode (1866) in enger Freundschaft verbunden war, auf das Studium der Theologie. Doch darf hier auch eines anderen Mannes, der nie der akademischen Lehrcorporation angehörte, sondern als Privatgelehrter in München lebte, des Dr. Dischinger nicht vergessen werden. Dieser Mann sammelte einen Kreis strebsamer Jünglinge um sich und suchte nicht ohne Erfolg dieselben zu höherer Wissenschaftlichkeit anzuleiten. Zu diesem Kreise gehörte auch Huber, und Dischinger war es, welcher Huber seine ursprüngliche wissenschaftliche Richtung gab. Ein anderes Ereigniß war nicht minder günstig gerade in jene Zeit gefallen. Kurz zuvor lag auf der Universität München noch der Bann einer bornirten Mystik, nach welcher die höchste Wissenschaft darin bestehen sollte, den Teufel zu bannen und die Folgen der Erbsünde aufzuheben. Wie im Leben der Völker zeitweise krankhafte Erscheinungen die Oberhand gewinnen, so ist es auch in der Gelehrtenwelt. Namentlich aber die vierziger Jahre waren für die Universität München eine solche krankhafte Periode. Es war eine Art Teufelsmanie unter einer Anzahl Professoren ausgebrochen: Görres vollendete seine „Mystik", wofür ihm der Teufel wieder manchen Tort anthat; förmliche Wallfahrten gingen zu den tyroler blutschwitzenden Jungfrauen; man saß ehrfurchtsvoll bei den plötzlich in München auftretenden Geister- und Hellseherinnen, Teufel und Erbsünde spielten sogar — abgesehen davon, daß Ringseis ein ganzes medicinisches System darauf aufbaute — in den Sitzungen der medicinischen Facultät eine so große Rolle, daß sie durch einen förmlichen Beschluß aus derselben verbannt werden mußten. So lag eine eigenthümlich dumpfe Atmosphäre damals auf München, die erst durch das Zusammentreffen verschiedener Ereignisse zerstreut werden konnte. Durch Görres' Tod (1848) verloren die Mystiker ihren Mittelpunkt, die Lola-Montez-Episode riß ebenfalls manche Lücken in ihren Kreis und mit der Thronbesteigung Maximilians II. begann überhaupt eine andere Richtung Platz zu greifen. An jener merkwürdigen Verirrung, von der gerade die Theologen am wenigsten oder gar nicht berührt waren, participirte also Huber nicht mehr; er wußte von ihr nur wie von einer historischen Thatsache.

Wenn aber Huber auch erst gegen Ende seines theologischen Studiums, das er bis zum Empfange der Weihen betrieben, seinen Beruf für Philosophie erkannte, umsonst hatte er diese Jahre in den theologischen Hörsälen nicht zugebracht: ein reiches Wissen nahm er doch mit hinweg, das vor Allem

einem Philosophen zu Statten kommt und ihn befähigte, später sowohl literarisch als praktisch die ihm eigenthümliche Stellung einzunehmen. Eben in jener Zeit trat der Zwiespalt zwischen römischer Scholastik und deutscher Theologie mehr und mehr hervor, sowie die Tendenz der ersteren, die letztere auf jede Weise zu unterdrücken und sich überhaupt zu der modernen Wissenschaft und Civilisation in den feindlichsten Gegensatz zu stellen. Auf die Münchener theologische Facultät und die philosophischen Universitätslehrer hatten aber die Römlinge und Rom selbst ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Es wird daher bei Huber Manches aus dem Zusammentreffen aller dieser Umstände erklärlich. Er hätte nur dadurch jeder Collision ausweichen können, wenn er, wie Andere, sich auf die rein formale Philosophie bezogen hätte. Das lag aber weniger in seiner Natur: es waren mehr die metaphysischen Probleme, welche ihn anzogen, also gerade jenes Gebiet, von dem Rom behauptet, daß es seine ausschließliche Domäne sei und auf demselben keine Nebenregierung vertragen könne.

Für den Gang seiner eigenen Entwicklung bilden seine Schriften selbst ganz charakteristische Marksteine. Noch als Studirender der Theologie trat er unter Oischingers Leitung polemisch in der Schrift auf: Der Anthropologism des Dr. Carl Prantl und seine jüngste Bevorwortung (durch Felix Dahn, ebenfalls noch Student), 1853. Diese Schrift, sowie seine Promotionsschrift: Ueber die cartesianischen Beweise vom Dasein Gottes, 1854, und seine Habilitationsschrift: Ueber Platons Lehre von einem persönlichen Gott, 1855, dann: Ueber die Willensfreiheit, 1858, ließ man auch noch von kirchlicher Seite unbeanstandet; aber schon die nächste: Die Philosophie der Kirchenväter, 1859, wurde auf den römischen Index der verbotenen Bücher gesetzt. Eine solche Censur ist in einem katholischen Lande und an einer Universität, deren meiste Studirende Katholiken sind und auf welche die Bischöfe immer einen mächtigen Einfluß ausüben, nicht ohne Bedeutung. Früher erreichten es die Bischöfe häufig, daß solche Lehrer, auch an den philosophischen Facultäten, abgesetzt wurden, und daß Aehnliches auch bei Huber, der inzwischen (1859) außerordentlicher Professor geworden war, sowie bei Prof. Frohschamer in der Absicht des Münchener Ordinariats lag, weiß ich genau. Da es nicht gelang, Huber — obwohl er in einer Audienz bei Erzbischof Scherr daran gemahnt war — sich auch nicht dazu verstand, ein „laudabiliter se subjecit“ nach Rom einzusenden, so griff man zu einem andern Mittel gegen ihn: man lähmte, soviel es bei der absoluten Abhängigkeit der Theologiestudirenden von den Bischöfen möglich war, seine Lehrthätigkeit. Daran konnten auch seine späteren Schriften, so hoch man sie auch schätzte, nichts mehr ändern: Johannes Scotus Erigena, 1861; Die Idee der Unsterblichkeit, 1864 (3. Aufl. 1868). Dazu kam, daß er auf der von Döllinger u. A. berufenen Versammlung katholischer Gelehrter (1863) neben mir und Pichler der Einzige war, welcher ihrem Beschluß über das Verhältniß der Autorität zur Wissenschaft die Zustimmung verweigerte. Zog ich mir — trotz meiner so wahren Auseinandersetzung, daß durch eine solche Resolution die Gegensätze zwischen Romanismus und deutscher Wissenschaft, wie wir sie eben aufeinanderplatzen sahen, nicht beseitigt, sondern nur „überkleistert“ werden und mir dieser Ausgleich wie „die protestantische Union“ vorkomme — bereits den vollen Zorn der Parteien zu, so mußte Huber es mit ihnen vollständig verderben, da er vom Standpunkt der Unabhängigkeit der Wissenschaft sein negatives Votum motivirte. In der letzten Periode seines Lebens verschlimmerte die offene Stellung, die er gegen die immer weitergehenden Prätensionen Roms nahm, nur noch sein Verhältniß zu den hierarchischen Gewalten. Wer nur einigermaßen correct katholisch sein wollte oder mußte, hielt sich von seinen Vorlesungen ferne, und endlich gab das Cultusministerium dem Drängen der ultramontanen Kammerpartei nach und bestellte sogar innerhalb der theologischen Facultät (1872) einen Professor, der die philosophischen Vorlesungen für die künftigen Theologiecandidaten zu halten hat! Doch würde es unbillig sein, wollte ich hier nur von den Römlingen sprechen. Je mehr die materialistische Weltanschauung an Terrain gewann und schon die Gymnasien inficirte, desto mehr vereinsamte Hubers Lehrstuhl, ein Umstand, der viel zu seinen häufigen Verstimmungen beitrug, da er bei seiner Beredtsamkeit und seiner hervorragenden wissenschaftlichen Stellung auf eine ausgedehnte Zuhörerschaft hätte rechnen können. Um so größeres Aufsehen erregte es, daß Huber (seit 1864 ordentlicher Professor) berufen wurde, den jungen König Ludwig II. sowie den älteren Prinzen am Hofe des Prinzen Luitpold Vorlesungen zu halten. Später, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, zog ihn auch der Herzog Carl Theodor in seine Nähe und verkehrte bis in die letzten Tage desselben viel mit ihm.

Gleichwohl ließ sich Huber dadurch nicht bewegen, etwa seinen Standpunkt zu ändern und in ein Fahrwasser einzulenken, welches ihn nach dieser oder jener Seite angenehmer gemacht hätte. Gerade als ob seine geistige Energie dadurch noch erhöht worden wäre, trat er immer entschiedener und offener als Vertheidiger der idealen Weltanschauung in den Kampf. Es folgten 1867 seine „Studien“: Die religiöse Aufklärung im 18. Jahrhundert — Zur Christologie — Die Statistik der Verbrechen und die Freiheit des Willens; Die Lehre Darwins kritisch betrachtet, 1871; gegen Dav. Strauß: Der alte und der neue Glaube kritisch gewürdigt, 1873; gegen Hartmann: Die religiöse Frage, 1875, und in demselben Jahre noch: Die ethische Frage, sowie gegen Häckel: Zur Kritik moderner Schöpfungslehren, und gegen Schopenhauer und seine Schule: Der Pessimismus, 1876; ferner: Die Forschung nach der Materie, 1877; Die Philosophie der Astronomie, 1878, endlich: Psychologische Studien: 1. Das Gedächtniß, 1878. Diese letzteren Schriften haben zumeist die Form von Broschüren und Essays und sind zum Theil auch nur Abdrücke aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, zu deren geschätztesten Mitarbeitern er gehörte; allein diese Schriften gründeten sämmtlich auf einem tiefen Studium, und Huber wählte nur diese Form, weil er der gewiß nicht unrichtigen Ansicht war, daß man nur auf solche Weise, nicht mit umfangreichen Büchern und einem äußerlich aufgespeicherten gelehrten Apparate ins höhere Publicum dringen könne.

Huber war aber nicht blos ein Stuben- oder Katheder-gelehrter. Seine Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu, daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war sogar stolz, „ein Sohn aus dem Volke“, wie er sich gern nannte, zu sein; ja, er rechnete sich geradezu als Arbeiter zum Arbeiterstande. Daher entsprang wohl auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu mißbrauchen wissen oder denen er nur Hochmuth und Verachtung Aller einflößt, welche nicht gleichreich wie sie sind und nicht mit ihnen in Allem concurriren können, obwohl ihnen sonst die geistige und moralische Inferiorität auf dem Gesichte geschrieben steht. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er unter anderen Reisen nach Frankreich und Italien auf der nach England zu London in den Hütten der Armuth und des Elends, durch die er sich von einigen Polizeimännern führen ließ, empfangen. Aus diesen Beobachtungen und sonstigen Studien entstand damals seine Schrift: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage, 1865. Ich weiß, wie man damals Huber wegen dieser Vorträge als Schwarzseher verlachte und verhöhnte; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die Meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit wiegten. Diese Frage wurde für Huber, ich darf so sagen, eine wahre Herzensangelegenheit. Nie mehr ließ er sie aus dem Auge, bei jeder Gelegenheit, im Privatverkehr wie öffentlich, wies er auf dieselbe hin.

So finden wir in seinen „kleinen Schriften" 1871 wieder mehrere hier einschlagende Aufsätze, wie „Communismus und Socialismus" und „Die Nachtseiten von London". Seiner ganzen geistigen Richtung nach mußte ihm diese Frage aber zugleich eine religiöse sein, indem es ihm für ausgemacht galt, daß die bürgerlichen und socialen Tugenden ihre Wurzeln nur in der Religion haben können und losgerissen von dieser haltlos sind und im höchsten Falle zu einer äußerlichen Legalität führen, unter der, wie Huber leider nur zu oft erfahren mußte, die ekelerregendste Immoralität versteckt ist. Die Erscheinungen seit den Kriegsjahren, namentlich das gewissenlose Gründerthum mit seinem furchtbaren Krache, die rücksichtsloseste Ausbeutung der Einen durch die Anderen und die immer offener hervortretende Unredlichkeit in Handel und Wandel, bestärkten ihn nur noch mehr in seinen trüben Anschauungen. Wenn er aber der socialen Frage zugleich eine religiöse Seite vindicirte, so verstand er unter Religion die christliche. Ich wenigstens las oder hörte nie schöner und begeisterter die sociale Seite der christlichen Religion dargestellt, als ich es aus dem Munde Hubers hörte. Da legte er in seine vortreffliche Beredtsamkeit eine Gluth der Begeisterung, daß er Alles mit sich fortriß. Vielleicht bei Wenigen nur noch fand darum das Wort des Kaisers: „Die Religion muß dem Volke erhalten werden", einen so tiefen Widerhall, als bei Huber. Es war ihm aus der Seele gesprochen, und so raffte er sich denn damals, obwohl er geistig von den Vorfällen des Jahres 1878 tief gebeugt war und auch seine Gesundheit sich sichtlich verschlimmerte, nochmals auf, um im Münchener „Deutschen Merkur" eine Reihe von Artikeln erscheinen zu lassen, worin er des Weiteren sich über diese Worte ausließ. Sie sind der Ausdruck ernstester Sorge um das Wohl der Gesellschaft, zugleich aber auch tiefer Verstimmung über die Art, wie die öffentlichen Fragen von den dominirenden Parteien behandelt wurden; sie sind jedoch auch, da seine Artikel über die sociale Frage, welche damals in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu erscheinen begannen, sofort nach den einleitenden Artikeln, wie man sagte, auf höheren Wink unterdrückt wurden, gewissermaßen sein geistiges Testament. „Wie keine andere Religion," schrieb er, „ist die christliche das Evangelium der Armen geworden," und: „die Religion ist die Grundlage des Staatslebens."

Gerade darum blieb aber Hubers Aufmerksamkeit auch stets der kirchlichen Frage zugewendet. Der Ultramontanismus, wie er sich namentlich unter Pius IX. entwickelte, schien ihm nur dazu angethan, die Religion in immer weiteren Kreisen zu untergraben und zu ersticken. Als die Eröffnung des vaticanischen Concils (1869) nahte, stand er dem „Janus" nahe, während des Concils rief er die „Stimmen aus der katholischen Kirche" ins Leben und verfaßte selbst mehrere Schriften, wie „Das Papstthum und der Staat", 1870, „Die Freiheiten der französischen Kirche", 1871. Als aber nach dem Concil, nachdem er noch „Das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung" 1871 hatte erscheinen lassen, die Oppositionsbischöfe ihre Haltung auf dem Concil verleugnen und soviel an ihnen das neue deutsche Reich zu einer Domäne der römischen Curie machen wollten, da entbrannte er in heiligem Zorne. Er namentlich wurde nun der Urheber der sogenannten Münchener „Museumsadresse" und vertheidigte sie gegen ein Hirtenschreiben des Münchener Erzbischofs durch einen offenen Brief an denselben in der „Allgemeinen Zeitung", welcher von geradezu niederschmetternder Wirkung war. Ihm ist es auch zu danken, daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in die Praxis hinübertrat. Hier zeigte er überhaupt ein ganz merkwürdiges organisatorisches Talent. Aus seiner Initiative ging der Münchener erste Altkatholikencongreß hervor, der auch sonst in seinen Beschlüssen die Spuren seines Geistes hauptsächlich trägt. Auf allen folgenden Congressen, mit Ausnahme des Breslauer, war er rathend und durch sein Wort begeisternd thätig. In München organisirte er die regelmäßigen Winterversammlungen der Altkatholiken, bei denen er insbesondere auch die Geschichte der socialen Frage seit dem Alterthum bis in die neueste Zeit behandelte und die nur im letzten Winter nicht gehalten wurden, weil Huber sich ausdrücklich bereits außer Stand fühlte, an denselben Antheil zu nehmen. Ich weiß, daß Viele ihm diese so energische Betheiligung an der Opposition gegen das Concil arg verübelten: aus dem was oben gesagt wurde, glaube ich, ist seine Stellung vollständig erklärt und gerechtfertigt; nicht verschweigen kann ich aber, daß ihn die Haltung der nichtultramontanen Parteien im Kampfe gegen Rom nicht minder schwer verstimmte, als in anderen Fragen. Ihr schrieb er noch kurz vor seinem Tode es zu, daß der Ultramontanismus neuerdings Wurzeln faßte und sein Haupt immer kecker wieder erhob. Hierher gehört aber auch sein Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, 1873, das zwar sofort auf den römischen Index gesetzt wurde, aber nichtsdestoweniger das beste Buch ist, das wir über den Jesuitenorden haben. Es beruht auf selbstständigem Quellenstudium, ist nicht wie die gewöhnliche Literatur über die Jesuiten eine Skandalschrift, sondern hebt ebensosehr die guten Eigenschaften des Ordens als seine Fehler hervor und führt sogar in manchen Punkten die Vertheidigung desselben. In Deutschland fand aber dieses Buch keine besondere Beachtung und brachte es dasselbe nicht einmal zu einer zweiten Auflage, während die französische Uebersetzung rasch vier Auflagen erlebte.

Huber war durch und durch liberaler Gesinnung; aber sein selbstständiges Wesen konnte sich nicht in Allem in die Schablone der dominirenden Parteien zwängen lassen. Im Jahre 1875 wollte er sich auch auf der politischen Laufbahn versuchen und candidirte in München um einen Sitz in der Kammer, welche an ihm, ohne Widerspruch fürchten zu müssen kann ich es sagen, eine ganz hervorragende Kraft gewonnen haben würde. Die liberale Partei setzte ihn auch auf ihre Liste, um ihn dann einer wenig hübsch angelegten Intrigue zu opfern, nachdem man zum Scheine noch den Versuch gemacht hatte, ihm ein imperatives Mandat aufzuzwingen, welches Ansinnen er jedoch mit Entrüstung zurückwies. Dieser Vorgang that ihm unendlich wehe und den Schmerz über die damalige Behandlung nahm er mit ins Grab.

Hubers Sprache wie Feder war oft scharf, sehr scharf; häufig sprach aus ihm auch eine leidenschaftliche Erregtheit. Das muß aber Jeder zugestehen: es war das Interesse für das, was er als das Wahre und Rechte anerkannt hatte. Dann muß man auch zu seiner gerechten Beurtheilung hinzunehmen, daß er nach seinen Angaben bereits seit seinem zwölften Lebensjahre in Folge einer starken Verkältung leidend war. In seinem 20. Jahre bildete sich bei Gelegenheit einer Gebirgstour ein Herzleiden aus, das ihn schon damals dem Tode nahe brachte, und manchmal erzählte er, wie seine Mutter seine Bitte um einen neuen Rock dahin zurückwies, daß er dessen nicht mehr bedürfe, da er doch nächstens sterben werde. Als Privatdocent litt er neuerdings in einem solchen Grade daran, daß ihn die Aerzte bereits aufgaben; nur der Wasserkur, welcher er sich unter der Leitung seines späteren Schwiegervaters unterzog, gelang es, seinen Tod noch weiter hinauszuschieben. An welch hochgradigem Herzleiden er aber litt, das konnte zur Verwunderung Aller nur erst durch die von ihm selbst angeordnete Section constatirt werden. Andere wären vielleicht längst vorher geistig gebrochen; Hubers Energie aber vermochte es, die Vorlesungen, wenn auch mit großer Mühe und Anstrengung, bis zum Ende des Wintersemesters fortzusetzen. Damit hatte er aber auch den letzten Rest seiner Kraft aufgebraucht. Wenige Tage nachher schlief er, ohne daß wohl er so wenig als seine Familie es ahnte, für immer ein. Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so lag er ruhig vor sich hinblickend da.

Hoffentlich wird noch ein Würdigerer als ich, der ohnehin noch durch des Freundes Tod tief erschüttert ist, ein Bild von diesem echten deutschen Professorenleben entwerfen.

München, 6. April. J. Friedrich.

Die Gültigkeit der Staatsverträge.

Es ist in neuester Zeit das den Volksvertretungen zuzugestehende Maß der Concurrenz, um Staatsverträge gültig abzuschließen, in einzelnen Staaten vorläufig nur akademisch erörtert, in einzelnen Staaten in allerneuester Zeit schon zum praktischen Austrag gekommen. Sehr bedeutende Rechtslehrer sind intra muros der betreffenden Parlamente et extra in die Discussion mit eingetreten und einer der bedeutendsten, der erst vor ganz kurzem aus der Regierung geschiedene Dr. Joseph Unger, hat das Thema zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung gemacht. So mag es wohl gerechtfertigt erscheinen, der Frage, die allerdings noch nicht überall praktisch geworden ist, aber jeden Augenblick überall praktisch werden kann, auch an dieser Stelle eine Beachtung zu schenken und aus den verschiedenen Anschauungen das Facit, wenigstens das vorläufige Facit zu ziehen. Beschränken wir uns dabei auf die uns zunächst liegenden Staaten, auf Oestreich, Preußen und Deutschland.

Art. 48 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 (ein Artikel, den Gneist als einen „in der Uebereilung entstandenen, in sich unklaren und unbegrenzbaren" bezeichnet), Art. 6 des östreichischen Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, und endlich Art. 11 der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 erheischen sämmtlich zur Gültigkeit einer bestimmten Kategorie von Staatsverträgen die Zustimmung (Genehmigung) der Volksvertretung. Wir haben wohlbedacht den Art. 6 des östreichischen Staatsgrundgesetzes und nicht den meist angezogenen Art. 11 lit. a des Gesetzes, „wodurch das Grundgesetz über die Reichsvertretung vom 26. Februar 1861 abgeändert wird", genannt, denn gerade Art. 6 enthält, insofern er Zweck und Ende angibt, zu dem die Zustimmung des Reichsraths zu gewissen Staatsverträgen erforderlich ist („zur Gültigkeit"), die entscheidende und maßgebende Disposition, während Art. 11 nur von der Genehmigung schlechthin spricht, ohne anzugeben, ob diese Genehmigung nur der Ausführung oder ob sie der Rechtsbeständigkeit des Staatsvertrags zu ertheilen: wie denn überdies zwischen den beiden Artikeln eine eben so auffallende und unaufgeklärte als bedeutsame Incongruenz betreffs des Umfangs der der reichsräthlichen Genehmigung zu unterbreitenden Verträge besteht, weil Art. 11 diesen Verträgen auch diejenigen einreiht, „welche eine Gebietsveränderung zur Folge haben", während in Art. 6 dieser Kategorie von Verträgen nicht gedacht wird, woraus man ohne Zweifel folgern darf, daß ein Vertrag, der „eine Gebietsveränderung zur Folge hat", wohl zu seiner Ausführung, nicht aber zu seiner „Gültigkeit" die Zustimmung des Reichsrathes erheischt.

Zunächst drängt sich nun die Frage auf, was unter der „Gültigkeit" eines Staatsvertrags zu verstehen. Die Einen (und betreffs des preußischen Staatsrechts in erster Reihe Gneist in seinem bekannten Gutachten, betreffs des Staatsrechts des deutschen Reichs Laband in seinem Staatsrecht des deutschen Reichs und Meyer in seinem Lehrbuch des deutschen Staatsrechts) charakterisiren die „Gültigkeit" als die Wirksamkeit, als die Vollziehbarkeit desjenigen Staatsvertrags, der von dem Staatsoberhaupt, als dem zur Schließung internationaler Verträge legitimirten Organ, ohne Mitwirkung des Parlaments rechtsverbindlich geschlossen wird; die Mitwirkung des Parlaments beschränkt sich hiernach auf die Ertheilung resp. die Verweigerung der Genehmigung zur Durchführung, zur Erfüllung des Vertrags. Wird die Genehmigung ertheilt, so ist das gewissermaßen die Beifügung der Vollstreckungsclausel; wird sie verweigert, so ist der — allerdings gültig bleibende — Vertrag unvollziehbar. Die Anderen dagegen (und die Vorkämpfer dieser Ansicht sind Robert Mohl in seinem Staatsrecht des Königreichs Württemberg, E. Meier in seiner Monographie über den Abschluß von Staatsverträgen und Rönne in seinem Staatsrecht des deutschen Reichs) verstehen unter „Gültigkeit" einfach den Rechtsbestand, die rechtliche Existenz und Geltung des Staatsvertrags und sie fordern also consequent zur gültigen Abschließung des Vertrags die Zustimmung, die vorausgehende Zustimmung der Volksvertretung, so daß ohne diese vorausgehende Zustimmung das Staatsoberhaupt einen Staatsvertrag rechtsverbindlich gar nicht abzuschließen vermag, und daß mithin, wo diese Zustimmung nicht vorhanden, der Vertrag nicht blos unvollziehbar, sondern geradezu ungültig ist. Unger nun schließt sich in seiner Abhandlung der Ansicht der Letzteren an, die übrigens wohl schon deshalb als die richtigere zu gelten hat, weil es immer nur eine bestimmte Kategorie von Staatsverträgen ist, deren „Gültigkeit" der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, weil also alle außerhalb dieser Kategorie liegenden Verträge zu ihrer „Gültigkeit" jener Zustimmung nicht bedürfen; und weil also, wenn wirklich unter „Gültigkeit" nur die Vollziehbarkeit zu verstehen, zur Durchführung der letztgenannten Verträge die Mitwirkung der Volksvertretung nicht erforderlich wäre oder doch von ihr nicht verweigert werden dürfte, was beides zweifellos nicht der Fall. Unger tritt jedoch den Beweis an, daß die Ansicht, die er im Allgemeinen als richtig anerkennt, in einem wesentlichen Punkte der Berichtigung bedarf und er ruft dafür die Analogie des Privatrechts zu Hülfe.

Denn auch auf dem Gebiete des Privatrechts sind die Fälle nicht selten, wo zur „Gültigkeit" eines Rechtsgeschäfts und insonderheit eines Vertrags die Zustimmung eines Dritten erforderlich ist: so bedarf es beispielsweise zur Gültigkeit der Ehe eines Minderjährigen der Zustimmung (Genehmigung, Einwilligung) des Vaters oder des Vormunds. Der Wille des Vertragschließenden allein ist hier zur Begründung des Rechtsgeschäfts nicht ausreichend, es muß vielmehr zu seinem Willen noch ein anderer Wille hinzutreten, und zwar ein vor Abschluß des Vertrags einzuholender Wille. Ist das nicht geschehen, so ist der Vertrag ungültig; nicht absolut ungültig, denn der betreffende Dritte kann nachträglich seine Einwilligung geben und dann ist der Vertrag so gültig, als wäre er ursprünglich mit seiner Einwilligung abgeschlossen worden, aber er kann sie auch nicht geben, er kann sie verweigern und dann ist der Vertrag nach allen Seiten hin nichtig und unverbindlich.

Läßt man diese Analogie gelten — und es ist nicht wohl abzusehen, weshalb sie nicht gelten sollte —, so ist auch das vorliegende staatsrechtliche Problem leicht gelöst. Da zur „Gültigkeit" gewisser Staatsverträge die Zustimmung der Volksvertretung erforderlich ist, so ist zur gültigen Abschließung derselben ihre Mitwirkung nöthig, und ist also regelmäßig vor der Finalisirung des Vertrags, vor seiner Ratification, ihre Einwilligung zu erwirken. Erfolgt die Ratification ohne die Einholung und Ertheilung dieser Einwilligung, so ist der Staatsvertrag relativ ungültig, d. h. er ist gültig, wenn nachträglich die Zustimmung gegeben, er ist und bleibt ungültig, wenn sie verweigert wird.

Der Grundsatz, daß das Staatsoberhaupt die Staatsverträge abzuschließen hat, wird durch diese Auffassung nicht alterirt. Denn auch da, wo ein Vertrag zu seiner Gültigkeit der Zustimmung eines Dritten bedarf, schließt nicht der Dritte den Vertrag: der Minderjährige, welcher zur gültigen Eingehung einer Ehe die Einwilligung des Vormunds einzuholen hat, geht die Ehe allein ein, nicht er sammt dem Vormund. Und so ist auch bei denjenigen Staatsverträgen, deren Gültigkeit an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden, das Staatsoberhaupt der alleinige und ausschließliche Contrahent, und die — allerdings unerläßliche — Mitwirkung der Volksvertretung stellt sich lediglich als eine accessorische dar, welche die principale Action des Staatsoberhaupts ergänzt und vervollständigt: die Volksvertretung ermöglicht den Abschluß des Vertrags, aber sie bewirkt ihn nicht.

Ebenso wenig wird durch die hier vertretene Auffassung der staatsrechtlichen Praxis Eintrag gethan. Wenn ein Staatsvertrag, der zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, regelmäßig vor seiner Ratification derselben

vorgelegt werden muß, so geschieht das offenbar, nicht um sich im vorweg jener Zustimmung zur künftigen Vollziehung des noch erst abzuschließenden Vertrags zu versichern — das wäre nicht blos unnatürlich, es stünde auch mit den reellen Vorgängen des praktischen Staatslebens in vollem Widerspruch —, sondern es geschieht, um die Zustimmung zum Inhalt des Vertrags und zu seiner Abschließung zu erlangen. In den Staaten, wo (z. B. in England) die Zustimmung des Parlaments wirklich nur zur Ausführung eines bereits abgeschlossenen Staatsvertrags erforderlich ist, findet denn auch seine Vorlegung im Parlament regelmäßig erst nach erfolgter Ratification statt. Die Pflicht, einen solchen Vertrag schon früher vorzulegen, ist nur dann und nur deshalb eine staatsrechtliche, wenn und weil die Zustimmung der Volksvertretung schon zur gültigen Abschließung des Vertrags erforderlich ist; im anderen Falle würde diese Pflicht höchstens als eine völkerrechtliche, als eine Pflicht gegenüber dem anderen contrahirenden Staate erscheinen.

Es gibt Fälle genug, wo das praktische Bedürfniß dazu zwingt, einen Vertrag, der zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, noch vor Ertheilung dieser Zustimmung definitiv abzuschließen und erst den ratificirten Vertrag dem Parlament „zur nachträglichen Genehmigung" vorzulegen. Wenn nun die vorgängige Zustimmung die unerläßliche Vorbedingung der rechtsgültigen Errichtung des Vertrags wäre, so wäre ein Vertrag, der ohne die Erfüllung dieser Vorbedingung abgeschlossen worden, absolut null und nichtig, und wie könnte man dann einen rechtlich gar nicht existirenden Vertrag überhaupt nachträglich vorlegen? Wenn aber andererseits unter der „Gültigkeit" eines Vertrags wirklich nur seine Vollziehbarkeit zu verstehen wäre, so könnte von einer Vorlage des Vertrags „zur nachträglichen Genehmigung" keine Rede sein, denn die Vorlage eines definitiv abgeschlossenen Vertrags zum Zweck seiner Vollziehung wäre dann keine nachträgliche, sondern eine geradezu rechtzeitige, und umgekehrt jede Vorlage in einem früheren Stadium eine vorzeitige, eine anticipirte.

Recapituliren wir also. Wenn ein ratificirter Staatsvertrag die zu seiner Gültigkeit erforderliche Zustimmung der Volksvertretung nicht erlangt, so ist er staatsrechtlich und völkerrechtlich, so ist er, denn die Gültigkeit läßt sich nicht spalten, nach allen Seiten hin null und nichtig und unverbindlich; die vollständige und allseitige Wirkungslosigkeit eines Rechtsgeschäftes ist die logische und nothwendige Folge seiner Ungültigkeit. Allerdings ist das Staatsoberhaupt zum Abschluß von Staatsverträgen in der Regel vollständig legitimirt: wo aber die Gültigkeit derselben an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden erscheint, da ist eben seine Dispositionsfähigkeit eine beschränkte und seine Legitimation unvollständig und der Ergänzung bedürftig, und daß auch im völkerrechtlichen Verkehr die Legitimation des Staatsoberhauptes aus dem positiven inneren Staatsrecht des betreffenden Landes beurtheilt werden müsse, steht außer Zweifel.

Welche Kategorie von Staatsverträgen übrigens zu ihrer rechtlichen Geltung der Zustimmung der Volksvertretung bedarf, das zu untersuchen, muß man sich auf den Boden der einzelnen Verfassungen stellen. Das Gebiet solcher Staatsverträge nach allgemeinen Grundsätzen abzugrenzen, ist absolut unthunlich.

Wien, Anfang April. Wb.

Literatur und Kunst.

Lieder von J. G. Fischer.*)

Heimkehr.

Nun sterb' ich wie mein Sohn gestorben ist,
Den Gott hinweg nahm in den holden Jahren,
Eh' er von dir, begehrte Welt, erfahren,
Wie du so lockend und so trüglich bist.

Wie lange hast du mich umhergetrieben,
Der ich des Lebens Gütern nachgejagt,
Und hast mir viel gewährt und viel versagt;
Doch des Gewährten auch ist nichts geblieben.

Du hast, mein Sohn, die Feuer nicht gekannt,
Die nach der Menschenehre eitlen Träumen,
Nach der Genüsse kaum berührten Schäumen
In meinem Herzen oft so heiß gebrannt.

Du kanntest nur den Lenz, der kurz wie du
An Quellen sich erfreut, an Blüth' und Laube,
Mit Engeln spielt, ein kurzer süßer Glaube
Die Augen aufschließt, dann auf immer zu.

Nun hab' ich selbst die Welt von mir gestreift
Und liege nur der Erde noch am Herzen,
Indeß, die Schattenbilder zu verschmerzen,
Die Hoffnung nach der letzten Scholle greift.

Und stille, wie du selbst geschieden bist,
Komm' ich, mein Sohn, zu dir in deine Ruh',
Und hab' dich wieder, und bin selbst wie du,
Und sterbe wie mein Sohn gestorben ist.

* * *

Lebenslauf.

So kommt ein Vöglein in die Welt:
Auf geht des Auges Thür,
Den Bissen, zart von Saft und Kraft,
Den sie genetzt mit eignem Saft,
Kaut ihm die Mutter für.

Nun zieht das Vöglein in die Welt,
Auf geht ihm jede Thür,
Holt singend aus Gehölz und Dorn
Sein weiches oder hartes Korn
Mit eig'ner Wahl herfür.

Dann geht das Vöglein aus der Welt,
Zu fällt des Auges Thür,
Da thut es seinen letzten Schlag,
Den Bissen, der noch vor ihm lag,
Den kaut ihm keiner für.

* * *

Silchers Volkslieder.

Am Dorfweg unterm Lindenbaum
Da träumt er seinen schönsten Traum,
Da weht's wie Sonntagsmorgenglanz
Und wie Schalmei'n vom Schäfertanz;

*) Vergl. „Gegenwart" Bd. XV, Nr. 13.

Da singt und klingt Soldatenmuth,
Der Bursche singt und schwingt den Hut,
Es tönt ein Hall ins Abendroth
Von eines Mägdleins frühem Tod;

Und hüpft ein Paar zum süßen Mai
Wie junges Rosenblut vorbei,
Dem fallen Lieder in den Schoß —
Er macht sie nicht, man singt sie blos.

Berichtigung. In dem Liede: „Menschen" (Nr. 13 dieses Blattes) ist in der ersten Zeile nur statt nun zu lesen.

Joseph Ignaz Kraszewski.

Von

R. Waldmüller (Ed. Duboc).

Das Erscheinen eines Romans von nicht gewöhnlichem Interesse und die dem Verfasser desselben ohnlängst in Dresden von seinen über die ganze Erde verstreut wohnenden Landsleuten bereitete glänzende fünfzigjährige Schriftsteller-Jubelfeier haben in den letzten Tagen vielfach zum Aufwerfen der Frage geführt: Wer ist denn dieser Dichter, der sich seiner Nation in so hohem Grade werth gemacht hat und wie kommt es, daß er unter uns wohnt, ohne daß wir mehr als hin und wieder seinen Namen erfuhren?

Die Antwort ist vornehmlich in dem unerfreulichen Verhältniß zu suchen, in das — eine natürliche Folge historisch vererbter Zustände — die Polen zu uns und wir zu den Polen gerathen sind. Wir haben mit unserer Antipathie gegen die Knute und gegen Rußlands kalte Winde während manches Jahrzehnts uns auf keine gemüthlichere Weise abfinden zu können gemeint, als indem wir für die Polen schwärmten. „Der Rubel reist im Lande" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" sangen unsere Dichter nicht allein, wir Alle sangen dieselben Tonweisen, und es wurde von Heinrich Heines Ungezogenheiten ihm keine so allgemein verübelt, als die gegen die Polen. Daß im Jahre des allseitigen Verbrüderungs- und Befreiungsrausches, im achtundvierziger März, die Polen die Ersten waren, denen wir die Gefängnisse öffneten, und welche Ernüchterung diesem begeisterten Taumel gefolgt ist, das Alles ist ja ein Theil der neueren und neuesten Geschichte und wird hier nur in Erinnerung gebracht, um die oben aufgeworfene Frage nicht erst weitläuftiger als durch diesen allgemeinen Hinweis auf den trübenden und erkältenden Einfluß politischer Beziehungen beantworten zu müssen.

Anders wäre im einzelnen Falle die Sache dennoch geworden, wenn beispielsweise eine hervorragende literarische Capacität, wie die hier in Rede stehende, im Dienste einer kirchlichen Partei Bedeutung gewonnen hätte und solcher Art auch als Waffenträger außerhalb des Kreises nationaler Bedingungen mit Erfolg verwendbar gewesen wäre. Und allerdings ist schon die polnische ultramontane Presse beflissen, den Jubilar für solche Zwecke zu erobern, und deutsche Zeitungen drucken nach, Kraszewski sei unter die Römlinge gegangen. Ehe ich auf eine Charakteristik seiner literarischen Thätigkeit näher eingehe, theile ich aus einem Schreiben Kraszewskis, das ich zur Klarstellung seines confessionellen Standpunktes benutzen darf, folgende Stelle mit:

Le Berliner Börsen-Courier donne sur la foi des journaux ultramontains polonais une appréciation inexacte de mes paroles pendant le diner (du 18). Il dit que j'ai abjuré le liberalisme et me suis reconnu ultramontain. Je me reconnais catholique et j'appartiens à la confession catholique, mais je ne suis ni ne serai jamais ce qu'on appelle ultramontain. Les feuilles ultramontaines ont expliqué faussement mes paroles et j'ai du protester dans un journal libéral. Toute ma vie est là pour témoigner que j'ai preché la tolérance, l'égalité de toutes les confessions, la liberté pour tous, le travail pacifique comme remède à tous les maux.

Ueber das Fest selbst, das am 18./19. März, als am Vorabend vom Namenstage des Schutzpatrons Kraszewskis, nämlich des heiligen Joseph, in dem Dresdener Hotel Bellevue begangen wurde, sei demnächst noch kurz erwähnt, daß es durchaus auf nationale Theilnehmer beschränkt war, die sich aber aus allen Himmelsgegenden in sehr großer Zahl zusammengefunden hatten, und daß der Jubilar in seiner Dankrede ganz im Sinne des eben citirten Briefs auf die geistige Arbeit als dasjenige Gebiet hinwies, auf welchem die Polen sich zu bethätigen und zu bewähren hätten. Adressen, zum überwiegenden Theil in künstlerisch vollendeter Weise hergestellt — ein ganzes Zimmer der Villa Kraszewski ist damit gefüllt — sind ihm von einer großen Anzahl polnischer Städte zugekommen, einige ohne Unterschrift und dadurch handgreiflich das Gefühl der politischen Unfreiheit illustrirend, dessen die Uebersender dieser Adressen sich nicht zu entschlagen vermochten, trotzdem die russische Regierung von diesen Huldigungen glimpflicher Weise keine Notiz genommen hat. Die von dem galizischen Landtage übersandte Adresse trägt dagegen die Unterschriften sämmtlicher Mitglieder, und ebenso diejenige der polnischen Fraction des deutschen Reichstags, der polnischen Damen in Posen, der Polen in Bukarest, der Polen in Stockholm, der polnischen Studenten in Paris ꝛc. Unter den Geschenken befindet sich ein reich geschnitzter Sessel, dessen Polster mit polnischen Städte-Wappen bestickt sind. Endlich ist noch, als eine ebenso werthvolle, wie fein ausgeführte Arbeit, eine große goldne Medaille mit dem Bilde des Jubilars zu erwähnen, die ihm durch eine Deputation überreicht wurde.

Uebrigens wurde der 19. März ebenfalls in Warschau, Thorn, Danzig, Posen, Kielce, Kalisch, Lublin ꝛc. theils durch Bankette, theils durch Theatervorstellungen festlich begangen. So spielte man in Warschau, Posen, Stanislavov, Kielce und Brody das populärste Drama Kraszewskis, eine Art polnischer Tartüffe.

Allen diesen Bekundungen herzlicher Sympathie soll aber ein Fest, das Krakau dem Dichter zum 30. October in der bis dahin neu zu restaurirenden Tuchhalle zu bereiten gedenkt, die Krone aufsetzen. Zwei Delegirte werden, wie das Programm verkündet, ihn in Dresden abholen; ist er in Krakau angekommen, so warten seiner am 29. October die Aufführung einer eigens für seinen feierlichen Empfang componirten Cantate, am 30. eine große Messe in der Marienkirche, Ansprachen und Ueberreichung von Geschenken — darunter zwei Medaillen — in der Tuchhalle, Ausstellung der Geschenke, Rede des Jubilars, Bankett für 700 Personen ꝛc.

Man wird vielleicht versucht sein, diese Veranstaltungen ungewöhnlicher Art, die fast an die zu Ehren Voltaires vor 100 Jahren (1778) in Paris begangenen Festlichkeiten gemahnen, für eine vorwiegend politische Demonstration zu halten, und Kraszewski in seiner Bescheidenheit wäre jedenfalls der Letzte, der den Einfluß politischer Motive verkennen würde, unter welchem eine Nation sich zu solchen Anstrengungen zusammen zu nehmen pflegt. Auch unsere Schillerfeier hatte die Sehnsucht nach einer Wiederaufrichtung des Reiches deutscher Nation zum Hintergrunde. Glücklich, selbst im Mißgeschick politischer Vaterlandslosigkeit, dasjenige Volk, das für eine solche Wallung schöner und berechtigter Art einen würdigen Gegenstand findet. Als solcher darf Kraszewski in der That mit Fug und Recht gelten. Und so mag denn über ihn und seine literarische Vergangenheit sich hier dasjenige anreihen, was ich diesen Blättern bereits vor längerer Zeit — bei Gelegenheit des Erscheinens der „Morituri"*) — zur Verfügung stellte, und das inzwischen durch die Namenstagsfeier überholt worden ist.

Jos. Ignaz Kraszewski ist am 26. Juli 1812 in Warschau geboren. Seine Schulbildung empfing er in Wilna, woselbst er

*) Roman in 2 Bänden von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen übertragen von Philipp Löbenstein. Leipzig, Ph. Reclam jun.

aber als 18jähriger junger Mensch seine Begeisterung für die Julirevolution und die dadurch in allen Polen erregten Hoffnungen mit Kerkerhaft büßen mußte. Seine Jugend und die wohlwollende Verwendung eines mächtigen Mannes verhalfen ihm nach zweijähriger Gefangenschaft wieder zur Freiheit, doch blieb er unter dem eisigen Schatten der Mißliebigkeit und gehörte während drei Jahrzehnten zu Denen, deren Beaufsichtigung der russische Staat für unerläßlich hält und die sich nicht der Gunst erfreuen, die Grenzen des russischen Reichs überschreiten zu dürfen. Diese drückende Beengung wußte Kraszewski durch rastloses Arbeiten an dem Erweitern seines geistigen Gesichtskreises wett zu machen. Geraume Zeit lebte er, dichterisch wie auch journalistisch beschäftigt und von den mannichfachsten Studien vollauf in Anspruch genommen, auf seinem Gute Omelno in Volhynien, woselbst er sich verheirathet hatte. Später wurde er mit dem Ehrenamt eines Curators der Schulanstalten in Volhynien betraut, das er fünf Jahre lang bekleidete. 1860 zog er mit seiner Familie nach Warschau. Im Februar 1863 siedelte er, für seine Person von der ihm inzwischen gewordenen Erlaubniß, Rußland zu verlassen, Gebrauch machend, nach Dresden über, wo er noch heute seinen Wohnsitz hat, von früh bis spät rastlos mit der Feder thätig.

Was nun Kraszewskis schriftstellerische Bedeutung betrifft, so fällt dieselbe namentlich vom nationalen Standpunkte schon deshalb schwer ins Gewicht, weil er einerseits warmer Patriot, andrerseits nicht blind gegen die Fehler seiner Nation ist. Ihnen entgegenzuarbeiten, und zwar nicht nur indem er seinen Landsleuten den Spiegel vorhält, sondern indem er in demselben auch alle Lichtstrahlen sammelt, welche zu ihrer geistigen Förderung ihm das Ausland bietet, diese Aufgabe ist seit langem ihm zum Lebensberuf geworden. Dazu gehört begreiflicher Weise eine stark pulsirende Ader literarischer Arbeitskraft. Um die maßgebenden Kreise der Nation in stetem Zusammenhang mit dem künstlerischen, wissenschaftlichen und dichterischen Leben des Auslandes zu erhalten, gilt es, überall orientirt zu sein, unermüdlich zu lesen, zu sehen, zu prüfen, und mit der immer flüssigen Feder des Journalisten ungesäumt von jedem Eindruck Rechenschaft zu geben, der jener Aufgabe dienstbar gemacht werden kann. Diese Fähigkeit besitzt Kraszewski nach Versicherung glaubhafter Kenner der polnischen periodischen Literatur im allerhöchsten Grade. Da mir kein eigenes Urtheil über seine nicht verdeutschten oder nicht französisch geschriebenen Arbeiten zusteht, muß ich mich auf den Ausspruch Jener berufen. Ich schalte hier ein, daß meine Bekanntschaft mit Kraszewski aus dem Jahre 1871 datirt. Dieselbe wurde dadurch herbeigeführt, daß mir ein des Polnischen kundiger Freund eine von Kraszewski herrührende, in seiner Wochenschrift „Tiedzien" veröffentlichte Analyse meines Romans „Das Vermächtniß der Millionärin" zustellte, eines Buchs, das von dem schrittweisen Niedergange einer galizischen adeligen Familie handelte und also, ohne daß ich damals von den Morituri eine Ahnung hatte, den Verfasser der Morituri wohl zu interessiren geeignet war, denn auch der polnische Roman hat einen verwandten Vorwurf.

Seitdem haben wir einander öfter gesehen, am längsten während des Stockholmer archäologischen Congresses vom Jahre 1874, wo mir auch im Verkehr mit den übrigen polnischen Congreßmitgliedern die Bedeutung der universalen Bildung Kraszewskis in seinem Einflusse auf das geistige Leben seiner Nation in mannichfacher Weise anschaulich wurde. Meine Gewährsleute für das, was ich hier über ihn zu Papier bringe, sind somit ziemlich zahlreich. Daß die Vorliebe der polnischen Leserkreise sich von den übergroßen Einwirkungen der französischen Literatur frei gemacht hat, gilt danach, so weit ein Einzelner darauf Einfluß haben konnte, in erster Reihe für das Verdienst Kraszewskis. Um dies zu erreichen und um seinen Landsleuten überhaupt das Dasein noch von Gesichtspunkten zu zeigen, die über den Jammer der Wirklichkeit hinausgehen, mußte er von allem Besseren, was außerhalb Frankreichs zu Tage trat — und seine reichen Sprachkenntnisse kamen ihm dabei sehr zu Statten — sich gründlich durchdringen, und solcher Art Denen, die ihm lauschten, lebendige Theilnahme dafür einzuflößen suchen. Daneben hatte er schon sehr früh sein Augenmerk auf das intime Leben und Treiben seines Volkes selbst gerichtet, soweit es zu dichterischer Verwerthung geeignet war, und so schuf er im Laufe der Zeit eine große Anzahl Romane und Erzählungen, die sämmtlich polnische Zustände zum Vorwurfe haben. Jermola, der Töpfer, eine Dorfgeschichte, schon im Jahre 1876 von dem Uebersetzer der Morituri bei Reclam veröffentlicht und mit einem biographischen Vorwort versehen, hat nach dieser Seite hin bereits den deutschen Lesern Gelegenheit geboten, sich mit der Meisterschaft Kraszewskis im Schildern, namentlich der dörflichen Sitten und Absonderlichkeiten Volhyniens, vertraut zu machen. Mit großer Anschaulichkeit werden wir in die Leidensgeschichte eines armen Alten eingeführt, der aus seiner ihn selbst drückenden vermeinten Nutzlosigkeit plötzlich durch den Fund eines weggesetzten Kindes herausgrissen wird; die Sorgen, die ihm daraus erwachsen, die Selbstlosigkeit, mit der er sich ihnen unterzieht, die Freude, die er aus seinen neuen Pflichten schöpft, die Innigkeit, mit der er an dem Kinde hängt, die Befürchtungen, die mit dem Heranwachsen des Knaben in ihm rege werden und sich in den nun plötzlich geltend gemachten Ansprüchen der wirklichen Eltern des Knaben nur zu grausam bewahrheiten,— Alles das ist mit ergreifender Wahrheit ausgeführt, und wenn ein versöhnender Schluß diese rührende Geschichte zum sanften Ausklingen gebracht hätte, würde sie ohne Zweifel auch in Deutschland sofort zu einem Liebling der Lesewelt geworden sein.

In der erwähnten Vorrede zu Jermola ist der von Kraszewski geleiteten Warschauer „Tages-Zeitung" — später hieß sie „Polnische Zeitung" — gedacht worden. Vorausgegangen war seine Gründung und zehnjährige Leitung der Revue „Das Athenäum", und neben seiner journalistischen Thätigkeit fand er noch immer Muße und Stimmung zu dichterischen Productionen. Solcher Art sind während dieser fünfzigjährigen rastlosen schriftstellerischen Arbeit so ziemlich alle großen Fragen, welche die Menschheit und insonderheit die polnische Nation interessirten, in den Bereich seiner Feder gekommen, keine ohne von ihm mit Ernst studirt worden zu sein. Um nur auf Einzelnes hinzuweisen: die Initiative zur Emancipation der russischen Leibeigenen ist wesentlich mit aus den Arbeiten Kraszewskis über diesen Gegenstand hervorgegangen; nicht minder hat vornehmlich er die jetzt den polnischen Juden gewährleistete religiöse Toleranz — und in Warschau bilden sie den dritten Theil der Bevölkerung — anbahnen helfen. Vor wenigen Jahren aber erst hat er einen lange gehegten Plan auszuführen begonnen, einen Roman-Cyclus, dem die Geschichte Polens, von dessen ältesten Zeiten an, zum Hintergrunde dient, und trotz der umfangreichen Anlage des imposanten Werks hat er dasselbe bereits bis ins 12. Jahrhundert gefördert.

Nachdem ich alles dies zur Charakterisirung des Verfassers der „Morituri" vorausgeschickt habe, kann ich mich über den Inhalt des merkwürdigen Buchs um so kürzer fassen, als ich nicht in den Fehler des im Uebrigen verdienstvollen Uebersetzers verfallen möchte, dem Leser schon in der Vorrede zu viel zu verrathen. Das Buch stammt aus den mittleren Lebensjahren Kraszewskis — es ist in Dresden im Anfang des vorigen Jahrzehnts geschrieben worden — und genießt alle Vorzüge einer an den besten Mustern gebildeten Schreibweise. Walter Scott hat seine Figuren und die sie umgebende Oertlichkeit nicht mit größerer Anschaulichkeit dargestellt, hat uns auch nicht mit wärmerem Interesse für die Schicksale, zu deren Zeugen er uns macht, zu erfüllen verstanden. Welche Fülle von treu dem Leben abgelauschten Zügen in dem Fürstbischof, in dem General, in dem Chambellan Norbert und wie begreiflich wird es uns, daß sie aus dem Kreise von Vorurtheilen, Gewöhnungen und überkommenen Anschauungen nicht heraus können. Wie wirklich vornehm der Geist, der in diesen drei fürstlichen Brüdern allen Stürmen der Zeit Trotz zu bieten sucht und wie liebenswürdig der Verkehr unter ihnen, ihren Angehörigen und Denen, die in diesem fürstlichen Hause den Flügelschlag der Zeit und was er an ernsten Forderungen verkündigt, überhörten. Ueber die Entwicklung, die der Verfasser seinem Stoffe gegeben hat — dem allmählichen Untergang des fürstlichen Geschlechts der Brauski — läßt sich hie und da mit ihm rechten, aber die Durchführung der einzelnen

Charaktere und die greifbare Lebenswahrheit der ganzen Situation kann für eine vollendete Leistung gelten, und man fragt sich immer von Neuem, wie kommen wir so spät zur Kenntniß eines Autors von dieser Bedeutung und eines Buches, dem wir so warmen Antheil schenken können?

Der Uebersetzer stellt ein zweites, auch längst im Original erschienenes Werk Kraszewskis in Aussicht, das den Titel „Resurrecturi" führt und mit den „Morituri" in organischem Zusammenhang steht, indem es die Auferstehung des polnischen Adels durch die Arbeit feiert. Man wird gut thun, die Uebersetzung dieses Werks bald folgen zu lassen. Der Abschluß der ersten Abtheilung muß dadurch in seinem melancholischen Dämmerlicht um ein erhebliches Theil gemildert erscheinen.

So weit meine damalige knapp bemessene Charakteristik dieses einsam und fern von den Seinen an der geistigen und sittlichen Aufrichtung seiner durch das Unglück gebeugten Nation arbeitenden Schriftstellers. Erst seit kurzem hat ihm die russische Regierung die Erlangung von Heimreisepässen bewilligt, von denen er aber, an die freiere Luft Deutschlands gewöhnt, wohl kaum anders als ganz ausnahmsweise Gebrauch machen wird. Ohnehin ist seine Gesundheit durch die fünfzigjährige angestrengte schriftstellerische Thätigkeit und nicht minder durch die politischen Vexationen, die auch in der Fremde ihn verfolgten, erschüttert. Ich gebe zum Schluß eine etwas zusammenhängendere Uebersicht seiner literarischen Leistungen.

Seit 1832 ist Kraszewski an so ziemlich allen belangreichen polnischen Zeitschriften, Revuen ꝛc. als Mitarbeiter betheiligt gewesen.

Von ihm gegründet und redigirt wurde das schon erwähnte Athenäum in Wilna, welches von 1840—50 bestand und die erste polnische Revue von Bedeutung war.

Von 1858—63 redigirte er die „Polnische Zeitung" in Warschau, welche unter Anderm die schon erwähnten Ziele der russischen Leibeigenen-Emancipation und der Achtung vor den Menschenrechten der Juden verfolgte, Bemühungen, um deretwillen Kraszewski bitter angefeindet worden ist. In Dresden hat er demnächst während zweier Jahre die „Woche" herausgegeben, eine polnische Zeitschrift, für die er in Dresden selbst eine Druckerei schuf. In dieser Zeitschrift wurde unter Anderm gegen die Majorität des damaligen Unfehlbarkeits-Concils Front gemacht, was die Folge hatte, daß Kraszewski von Rom eine Excommunicationsandienung erhielt, wie ich glaube nur eine verwarnende; bei der Verquickung der polnischen und ultramontanen Parteien böte sonst der Vorgang für ihre Stellung zu dem jetzt so Gefeierten keine geringe Schwierigkeit.

In dieser Dresdener Druckerei hat Kraszewski auch historische Arbeiten drucken lassen: eine Geschichte Wilnas in 4 Bänden, eine Geschichte Litthauens in 2 Bänden und eine Geschichte Polens, während der drei Theilungen, in 3 Bänden; außerdem eine große Anzahl inedirter Memoiren, historischer Documente ꝛc. Seine Reisen im südlichen Rußland, 3 Bände, und in Italien, Frankreich und Deutschland, 2 Bände in 4^0 illustrirt, eine beträchtliche Menge andrer illustrirter Werke, zu denen Kraszewski selbst die Zeichnungen ausführte, sowie auch seine Poesien (u. A. Vitoluranda, Mindows, Vitold) und endlich seine Dante-Uebersetzungen, Alles das kann hier nur beiläufig erwähnt werden, um neben seinen zahlreichen Romanen, sämmtlich auf Sittenschilderung und Zeitfragen gerichtet, einen ungefähren Begriff von der Productivität dieses Schriftstellers zu geben.

Möge es ihm noch lange vergönnt sein, den Polen, inmitten der üblen Mächte, die den Schritt des Unglücklichen zu umlauern pflegen, als treuer und tröstender Wegweiser zu dienen.

*) Der vortreffliche Roman „Ostap und Jaryna" erschien bereits im Jahre 1856 in deutscher Uebersetzung (von J. Fritz, 2 Bände); die „Vorlesungen über Dante" sind im Jahre 1870 von Bogdanowitsch ins Deutsche übertragen worden. Die Red.

Bewegungskuren.

Mit der Aufschrift „Der geheilte Patient" erzählte vor Jahrzehnten der schwäbische Volksschriftsteller J. P. Hebel den Lesern seines „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" eine Geschichte, von der ich immer von Neuem den Eindruck gewinne, daß sie, so alt sie für mich und wohl auch für Andere ist, doch zu denen gehört, von denen der Dichter sagt, daß sie ewig neu bleiben.*) Um den Inhalt kurz zu berichten, so handelt sie von einem im Mißbrauche seiner Glücksgüter schlemmerisch, langschläferisch und unthätig lebendem Geldsacke, der in Folge dieser gesundheitswidrigen Gewohnheiten beleibt, kurzathmig, herzschwach, überhaupt so krank geworden war, daß er seinem Hausarzte nicht weniger als 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere, klagte. Helfen aber konnte ihm der nicht, weil er bei fortgesetzter Schlemmerei und Faulenzerei nur durch Einnehmen von Mixturen, Pillen, Pulvern kurirt sein wollte. Dies gelang erst einem weit entfernt wohnenden Heilkünstler, an den sich unser Patient auf Zureden seiner Spieltischfreunde versuchsweise wandte, und der, den Fall offenen Blickes durchschauend, danach den Mann gleich am richtigen Flecke zu packen wußte, indem er ihm etwa Folgendes schrieb: „Geehrter Herr! Sie haben ein böses Thier, einen Bandwurm im Leibe, mit sieben Köpfen und sieben Mäulern. Wenn ich Sie davon befreien soll, so muß ich selbst mit der Bestie reden und deshalb müssen Sie sich persönlich zu mir bemühen, jedoch, wenn ich bitten darf, zu Fuße, weil, wenn Sie fahren würden, der Bandwurm gereizt werden und Ihnen die Eingeweide zerbeißen könnte: sieben Därme auf einmal mitten durch!" u. s. w.

Diese Redeweise imponirte dem Patienten denn auch so gewaltig, daß er sich gleich anderen Tages die Stiefel salben ließ und sich zu nicht geringer Verwunderung der Umgebung ohne Equipage auf die Reise machte, deren Beschwerlichkeiten Hebel ergötzlich genug schildert. Das Ende vom Liede aber war, daß der kranke Mann am Ziele seiner tapfer durchgeführten Fußreise in einer Verfassung anlangte, welche ihm die Frage aufdrängte: was er denn eigentlich jetzt beim Doctor zu suchen habe, gerade jetzt, wo er sich wohler wie seit Jahren befinde —!—

Der Vers auf diese Geschichte ist leicht gemacht, und wenn ich sie eine „ewig neue" nennen zu müssen glaubte, so dachte ich vornehmlich an die ärztlichem Ohre wohlbekannte Mähr' von Lebemännern, Biertrinkern, Kaffeeschwestern, welche sich auf einer von ungefähr unternommenen Bewegungspartie, Extrafahrt mit Wanderung oder dgl. — sie wissen selbst nicht wie? — zu ungewöhnlichem Wohlbefinden verholfen haben. In ausgeprägter Wiederholung berichtete sie ein College von einer Millionärin, welcher der böse Zufall weit draußen in droschken- und pferdebahnloser Gegend die Wagendeichsel gebrochen und sie genöthigt habe, eine volle Stunde — bei ihrer langsamen Gangweise — zu Fuß heimwärts zu keuchen. Laut war nach der Rückkehr, wo die unfreiwillige Wanderin „halbtodt" in die Sophaecke sank, die Besorgniß, ob sie sich nicht etwa von der Anstrengung eine tödtliche Krankheit zugezogen habe — noch lauter aber waren, nachdem die augenblickliche Aufregung überwunden, die Aeußerungen der Verwunderung darüber, daß der Unfall der Dame und ihren zarten Nerven, unbefangen betrachtet, ganz vortrefflich bekommen — so vortrefflich, daß sie den pflichtschuldigst herbeigeeilten, pulsfühlenden, zungebesehenden Hausarzt zum ersten Male mit dem Ansinnen verschonte, ihr eine neue Medicin zu verschreiben! —

Mit diesen Beispielen dürfte auch der Neuling sofort in die Wichtigkeit des gesundheitslehrerischen Kapitels von der Leibes-

*) Da die Geschichte in Holland spielt, so glaube ich um so mehr, daß Hebel das Sujet dieser seiner Meistergeschichte dem eine solche Selbstkur beschreibenden Buche des holländischen Priesters Lessius entnommen hat: „Hygiasticon seu de vera ratione valetudinis bonae et vitae una cum sensuum, judicii et memoriae integritate ad extremam senectutem conservandae." Antwerpen 1643.

bewegung praktisch eingeführt sein. Um nun auch den theoretischen Leitgedanken folgen zu lassen, so prägte man uns ja schon auf der Schule als Hauptmerkmal, durch das sich Mensch und Thier von der Pflanze unterscheiden, die Fähigkeit ein, durch Bewegung der Gliedmaßen den Ort zu wechseln, welchen Satz die Gesundheitslehre dahin ergänzt, daß Uebung dieser Fähigkeit nicht blos als Sache der Liebhaberei, sondern als ein erstes und oberstes Bedürfniß zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens behandelt werden muß, wie denn der Sprachgebrauch regungsloses Verhalten, sei's aus bloßer Trägheit, sei's aus dem zwingenden Grunde der Gliederlähmung als bloßes Vegetiren, d. h. Leben auf der niederen Stufe der Pflanze bezeichnet. Wie lebhaft uns auch dieser Trieb ursprünglich angeboren, lehrt die Erscheinung des kindlichen Nichtstillesitzenkönnens, wie es der ärztliche Verfasser des launigen „Struwelpeter" im Bilde des „Zappelphilipp" personificirt. Leider aber legt moderne Cultur es förmlich darauf an, diesen Trieb niederzuhalten durch das Ganze der Praxis, die sich für die Jugend an den Begriff der Schulpflichtigkeit, für den Erwachsenen an das „Arbeitenmüssen" knüpft, und zwar so gewohnheitsmäßig, daß man entgegengesetztes Thun, das freie Ergehen draußen als Herumtreiben oder gar Bummeln schelten hört. Oft genug kommt's dabei dem hygieinischen Beobachter vor, als hege die Gesellschaft größere Einsicht in die Pflege der ihr dienstbaren Thiergattungen, indem sie z. B. Pferde grundsätzlich hinaustreiben und, wenn der Herr selbst nicht in der Lage ist, lieber durch den Burschen ausreiten als drinnen im Stalle krank werden lassen sieht. Auch so manche Hundeliebhaberin würde für ihre Person zur vollen Pflanze entarten, wenn sie nicht wenigstens von der Erkenntniß getrieben würde, daß sie ihr Spitzchen oder Möpschen spazieren zu führen habe, und an der Ausgelassenheit, mit der das Thier hinausstürmt, könnte sie lernen, wie gesund für Leib und Seele Bewegung sein müsse. Was wir an der officiellen Gefangenschaft am meisten beklagen, die Beschränkung der Bewegung im Freien, das thun wir officiös uns selbst, unseren Kindern, unseren Arbeitnehmern an. Sind sich die Wenigsten bewußt, daß sie, um nicht krank zu werden, Bewegung um ihrer selbst willen treiben müßten, so sieht man Viele auch da, wo sie zufällig oder beruflich Gelegenheit fänden, sich einmal ordentlich auszurennen, nicht etwa diese Gelegenheit mit Freuden begrüßen, sondern sich, aus angeblicher Furcht vor Erkältung, lieber des Gefährtes oder des Tramways bedienen: sich auf den an sich ja ganz weisen Spruch „Zeit ist Geld" berufend, übersehen sie, daß sie mit ordentlichem, raschem Gehen ihm nicht zuwiderhandeln würden, sondern nur durch die Ungewohnheit, ihre Glieder zu gebrauchen, und den dadurch verschuldeten Leichengefolgeschritt Zeit verlieren.

Die gesundheitswidrige Folge dieser habituellen Unbeweglichkeit, dieses „Vegetirens", hat sich denn auch im äußeren Ansehen der Gesellschaft ausgeprägt, am auffallendsten in dem Ernährungsstande, den man Wohlbeleibtheit, Fettleibigkeit, Corpulenz nennt, ein Bild, das sich in dem Maße vervielfältigt, als mit der Unbeweglichkeit die Gewohnheit des übermäßigen Essens und Trinkens Hand in Hand zu gehen pflegt. So sehr moderne Cultur diesen Ernährungsstand als Zeichen eines „gut Situirten" anzusehen scheint, so sehr ist für den Naturmenschen der Corpulente ein Wesen zum Erbarmen: kaum daß er sich bücken kann, ohne zu ächzen oder den Hexenschuß zu bekommen; das bloße Anziehen des Schuhwerkes bringt ihn außer Athem, macht ihm alle Gelenke knacken; die leichteste Anhöhe vermag er nicht hinanzusteigen, ohne daß ihm der Angstschweiß ausbricht — kurz, von der Pflanze unterscheidet sich solcher Falstaff, der, wenn zu Boden gefallen, mit Hebebäumen aufgerichtet sein will, nur noch halb! —

In dem auf persönliche Gesundheitspflege eifrig bedachten Alterthume galt Corpulenz für so ungewöhnlich, daß sie höchstens als Vorrecht der Könige respectirt, an Bürgersleuten aber verabscheut wurde. Bezeichnend ist die aus dem Staate eines Lykurg überkommene Geschichte von einem Herrn von Nauklides, der sich, weil's ihm seine Mittel erlaubten, ein Reitpferd zulegte und sich bald so sehr an diese passive Ortsveränderung gewöhnte, daß er von Unterlassung der activen an Körperfülle zunahm — dick wurde. Diese Erscheinung nun erregte unter der Bürgerschaft solches Aergerniß, daß der Magistrat dem Herrn Baron von Amtswegen den Schimmel aus dem Stalle holen ließ, mit der Weisung, sich vorläufig nur des Schusters Rappen zu bedienen. Bei uns geht heutzutage gerade die entgegengesetzte Ansicht um, indem wir uns gewöhnt haben, Den, der nicht das landesübliche Pausbackengesicht oder Schmerbäuchlein zur Schau trägt, kränklich und elend aussehend zu finden, eine Anschauung, aus der weiter die irrige Meinung entspringt, als ob Bewegung, Laufen, Turnen, Schwimmen angreifend wirken und darum durch sogenannte Schonung ersetzt werden müßten.

Zur erfahrungsmäßigen Widerlegung dieser Muhmenlehre (wie ich sie nennen muß) mache ich eine Jedermann zugängliche Beobachtung größten Maßstabes geltend, nämlich die Veränderungen, welche an unserer männlichen Jugend die Aushebung zum Soldatendienste hervorbringt. Der im engen, auf Brodverdienst gerichteten Gesichtskreise der Tretmühlenarbeit befangene Sinn mag, wenn an den Exercierplätzen vorübergehend, schmollen, daß diese „Arbeitskräfte" wohl etwas Besseres thun könnten als ihre Glieder in so possierlicher Weise zu recken — der hygieinisch Denkende begrüßt in dieser „Drillung" ein zum großen Heile der „Blüthe des Vaterlandes" nachgeholtes Exercitium der Körperpflege, das bei den Meisten, weil bisher vernachlässigt, die Blüthe erst zum Ausbruche treibt. So haben denn auch wissenschaftlich angestellte Erhebungen ergeben, daß Rekruten zu Anfang des Exercirens von der ungewohnten Arbeit allerdings leichter, von der vierten Woche an aber meistens schwerer werden, und Hand in Hand mit dieser Zunahme des Körpergewichtes geht eine auffallende Aufbesserung des ganzen Wesens: mit frischer Farbe, munterem Blick, flinker Bewegung, straffer Haltung, feurigem Wesen kehrt die einstige Schlafmütze zur Freude der Schwestern und Basen aus der Garnison in die Heimat zurück!

Wenn ich mein Bedauern darüber äußere, daß der weiblichen Jugend solcher Cursus in Bewegungskur vorenthalten bleibt, so sehe ich die Einrede voraus, dieser Theil mache sich ja mit haushälterischem Thun so viel Bewegung, daß er Abends oft nicht die Stunde erwarten könne, wo er endlich zur Ruhe komme. Alle Achtung zwar, erlaub' ich mir da zu erwidern, vor dieser Rührigkeit und Emsigkeit, dem Manne „Rosen ins irdische Leben zu flechten", so kann doch das Hantieren im geschlossenen Dunstkreise, in einseitiger Körperhaltung oder einförmiger Gliederbewegung im hygieinischen Sinne „Bewegung" nicht heißen, sondern dieser Marthadienst muß auf die Dauer schlecht bekommen, nervös, schwach, bleichsüchtig, hustenkrank machen, wenn er nicht regelmäßig unterbrochen wird durch eine allgemeine, nur um ihrer selbst willen geübte allseitige Bewegung: durch Spazierengehen im Freien.

Um überhaupt einen kritischen Blick auf das zu werfen, was die Mehrzahl der Gesellschaft unter „Arbeiten" versteht, die geistige, lernende, studirende, correspondirende Thätigkeit, so ist von der Gewohnheit, dies im anhaltenden Sitzen oder Stehen am Arbeitstische zu thun, abzurathen und der Rückkehr zum altklassischen Vorbilde das Wort zu reden, das die Schule der Stoa gab, deren Anhänger sich Peripatetiker oder Wandelnde deshalb nannten, weil ihre Uebungen und Arbeiten nicht in der Stube „quetschender Enge", sondern im Auf- und Abgehen unter dem Obdache der luftigen Halle betrieben wurden und schon vor jetzt 50 Jahren that der französische Gesundheitslehrer Fourcault den Vorschlag, auch unsere Jugendschule, wenigstens in der günstigen Jahreszeit, in peripatetischer und sogar nomadischer Form abzuhalten, ein Vorschlag, den ich übrigens in der Zillerschen Anstalt zu Leipzig bereits ausgeführt finde. Dem Erwachsenen, der da um so mehr zu arbeiten wähnt, je länger er drinnen am Pulte brütet, halte ich das Vorbild der ersten Denker aller Nationen entgegen, obenan das unseres, der Deutschen, gewaltigen Weltweisen: Einen Nachmittag wie den anderen, es mochte gutes oder schlechtes Wetter sein, erhob sich J. Kant vom Schreibtische zu einem mindestens zweistündigen Spazier-

gange, entweder bis zu dem im Weichbilde der westpreußischen Hauptstadt gelegenen Dorfe Penarten oder bis zum sogenannten holländischen Baume, eine Praxis, in welcher der Weise von Königsberg nur dem Vorbilde des Weisen von Athen, Sokrates, folgte, der die Bücherarbeit häufig unterbrach, um zu „tanzen", d. h. das zu treiben, was man jetzt Zimmergymnastik zu nennen pflegt. Von Macaulay, dem Stockgelehrten mit dem allumfassenden Gedächtnisse, berichtet Trevelyan: „Er ritt und turnte zwar nicht, wohl aber ging er sehr viel spazieren, studirte oft im Gehen und bewegte sich auch gern in der Arbeitsstube, denkend oder sprechend, wie ein Thier im Käfig auf und ab, kurz er war allezeit ein gewaltiger Fußgänger." Von Lord Byron ist bekannt, daß er den halben Tag, weil lahm, zu Pferde draußen herumschweifte und zurückgekehrt nur die Feder anzusetzen brauchte, um eine Fülle von Versen aus dem Aermel zu schütteln. Aehnlich treibt's der fruchtbare Prosaist Trollope, der, in der Schweiz heimend, nur vier Morgenstunden lang am Schreibtische sitzt, die übrige Zeit aber sich in den Bergen, Gletschern und Schluchten herumtreibt. Das Beispiel einer Abwechselung in größeren Abschnitten bot die Gewohnheit des kürzlich verstorbenen Charles Dickens, von dem ich lese: Er liebte es, erst angestrengt zu arbeiten und dann ebenso angestrengt spazieren zu reiten oder zu gehen. Spazierritte oder Fußtouren von 15 Meilen hin und ebenso viel zurück waren ihm Scherz. Von H. Th. Buckle verzeichnet A. Ruge folgende mündliche Aeußerung: „das Arbeiten greife ihn nicht an, er arbeite immer bei offenem Fenster, habe nie Kopfschmerz und denke sich seine Kapitel immer auf langen Spaziergängen aus". Einer verbürgten Nachricht zufolge vertreibt sich der Oppositionsmann Gladstone seine Parlamentsmüdigkeit auf seinem Tusculum durch eigenhändiges Sägen und Fällen ausgesucht starker Bäume. Einen „weißen Raben" lieferte neuerdings Holland in der Person des Herrn Dudok de Wit, der, obgleich er's „nicht nöthig hat", nach jahrelanger Vorbereitung in der neuen Welt auch auf dem schienenbelegten Boden der alten Welt von Amsterdam nach Paris in zehn Tagen, von Amsterdam nach Wien in dreißig Tagen marschirte.

Doch schon lange vor diesen ausländischen Vorbildern ging uns Deutschen der Schriftsteller voran, der füglich als Specialist im Wandern bezeichnet werden könnte, J. F. Seume, welcher Anfangs dieses Jahrhunderts erst eine neunmonatliche Fußreise durch Oestreich nach Italien bis Sicilien, von da zurück durch die Schweiz nach Paris, hierauf eine zweite über Petersburg nach Moskau, durch Finnland bis nach Schweden unternahm, und in seinen „Spaziergängen" zu dem gesundheitslehrerischen Receptspruche gelangte: „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge."

Nicht blos auf alltägliches kleines Unwohlsein findet dieses klassische Recept Anwendung, sondern ganz besonders auf die höhere Krankenbehandlung, wo er zu einer Verbesserung des muhmenhaften Begriffs „Stube und Bett hüten" arbeitet, ein Begriff, der durch den Kunstausdruck „Klinik", zu deutsch „Bettenanstalt", leider gleich auch dem lernenden Mediciner so eingeprägt wird, daß er sich gewöhnt, wenn gerufen, seine Verordnungen mit einem „Im Bette bleiben" zu beginnen, ja sogar, besonders bei kranken Kindern, gleich im Voraus eine mehrwöchentliche Bettgefangenschaft zu verhängen, eine Schlendrianpraxis, welcher die Gesundheitslehre mit der geschichtlichen Erinnerung entgegentritt, daß im Alterthume von einem Dr. Iccus gerade das Gegentheil vorgeschrieben, sogar der Fieberkranke vom Lager auf und ins Freie getrieben wurde, ohne daß es ihm anders als gut bekam. Will zwar die hygieinische Schule von heute so weit nicht „übertreiben", sondern für den Fiebernden, Schwächlichen, Genesenden der Beobachtung der ausgestreckten Körperhaltung das Wort reden, so wehrt sie sich doch gegen die landläufige Verbindung dieses „Liegens" mit der Verpackung in dichte Federbetten und Abschließung frischer, reiner Luft, sowie gegen die ungebührliche zeitliche Ausdehnung dieses „Ins Bett". Ist kein Fieber mehr, wohl aber schon Appetit vorhanden, so gehört's recht eigentlich zu den Pflichten ärztlicher Berathung, das schwache Fleisch zu einem „Stehe auf und wandele" anzuleiten, denn so der Genesende etwa liegend des Augenblickes harren will, da er sich auf einmal kräftig dazu fühle, so kann er Monate lang und auch dann noch vergeblich warten, sich damit aber sehr wohl unheilbares Siechthumleiden zuziehen.

Dabei bitte ich zu bemerken, daß diese Unsitte der verlängerten Bett- und Stubengefangenschaft nur unter der städtischen Krankenpflege eingerissen, wogegen draußen, an den sogenannten Brunnen- und Luftkurorten, gerade das Gegentheil üblich ist, und zwar mit offenkundig günstigerem Heilerfolge. Wie die von religiösen Wallfahrten berichteten angeblich wunderbaren Heilungen von der Gesundheitslehre ganz naturgemäß aus der Wirkung der lange vernachlässigten Bewegung erklärt werden, so wirkt auch bei den Bade-, Brunnen- und Luftkuren nicht der „Brunnengeist", nicht auch die Luft allein, sondern die methodisch betriebene Bewegungskur als eigentlicher Hebel der Heilung. Thun zwar immerhin die frischere Luft, die landschaftliche Umgebung, das reinere Wasser das Ihrige dabei, so muß doch die landläufige an den Begriff „Luftveränderung" geknüpfte Vorstellung als einseitig und mißverständlich gerügt und den vielen minder Begüterten, sowie den „Elenden und Armen" die frohe Botschaft verkündet werden, daß zur Noth solche Kur auch daheim mit gleich günstigem Erfolge durchgeführt werden kann, wenn sie sich nur entschließen, die frische Thatkraft „von des Gedankens Bläße" nicht ankränkeln zu lassen. Aber leider schrecken Brustkranke, wenn längere Zeit stubengefangen, vor Berührung mit der „rauhen Luft" zurück, weil sie ihnen Hustenreiz verursache. Am Kurorte machen sie zwar dieselbe Erfahrung, lassen sich aber von der Fortsetzung nicht abschrecken, weil der Arzt diese anfänglichen Hustenanfälle für Zeichen von der „lösenden" Wirkung der Kur erklärt, welche sich immer mehr verlieren werde.

Nicht minder gilt diese Berichtigung der von der Kur des sogenannten Höhenklimas von den Meisten gehegten Vorstellung: gewiß mag das Athmen in der lustigen Höhe dem Städter einen ungewohnten Genuß bereiten; Hauptsache aber sind nicht die 1700 oder 8000 Fuß Bodenerhebung, sondern die Art, wie diese Erhebung den Kurgast anleitet, die Luft einzuathmen, nämlich mit dem Theile der Brust, den man den Hauptluftmagen nennen kann, den Lungenspitzen. In der That berichtet denn auch Professor Krahmer den Fall einer Schwindsuchtscandidatin, die er durch eine häusliche Treppensteigekur radical kurirt hat — Betrachtungen, aus welchen zusammen die Gesundheitslehre die tröstliche Lehre zieht: „Warum immer weiter schweifen, sieh' das Gute liegt so nah!"

Als einen von großstädtischer Cultur unbewußt geschaffenen, der Gesundheit förderlichen Zustand muß die Ausdehnung der Verkehrswege gepriesen werden. Soll zwar andererseits der Fortschritt der künstlichen Beförderungsweisen als solcher nicht herabgesetzt werden, so muß doch in diesem Zusammenhange der gedankenlos betriebenen Benutzung des Gefährtes entgegengetreten und als Grundsatz für den auf geordnete berufliche und gleichzeitig gesunde Tageseintheilung Bedachten die Fortbewegung per pedes Apostolorum als Regel hingestellt werden. Wer überhaupt von vornherein so wohnt, daß er z. B. täglich zweimal von Berlin W. nach Berlin O. oder N. zu wandern hat, der bleibt nicht hinter jenem Leipziger Gelehrten zurück, welcher nach dem Princip des „Höhenklimas" vier Treppen hoch horstend, sich im Jahreslaufe dasselbe Quantum von Bewegung angedeihen läßt, als wenn er zweimal den Chimborasso hinauf wanderte, überhaupt befolgt er die Lehre, welche ein anderer Gesundheitslehrer aus der Heilwirkung der sogenannten Brunnenkuren zieht: Wer nämlich die vollen 52 Wochen hindurch beweglich lebe, der verbinde das Nützliche mit dem — Gesunden in so vortheilhafter Weise, daß er nicht nöthig habe, 6 Wochen lang ganz auszuspannen, um am dritten Orte unter brunnendoctorlicher Polizei, zwischen serviettenschwingenden Kellnern und geldsammelnden Musikanten etwas zu lernen, was er daheim von jedem Gassenjungen oder auch von dem ex officio à la Seume lebenden — Briefträger lernen könnte.

Im Uebrigen muß es als recht gesund bezeichnet werden, wenn wir alljährlich einmal die Eintönigkeit des Berufslebens und des Klebens an der Scholle nach dem Plane unterbrechen, nach welchem wir ja im Schul- und Gelehrtenkreise schon längst die Einrichtung der Ferien haben, welche, hygieinisch ausgenutzt, Anlaß zur Bewegungskur in Form des episodischen Wanderlebens geben, das überdies durch eine Vielheit anderer Einwirkungen, den Wechsel der Landschaft, den Verkehr mit anderen Leuten, Abenteuer aller Art auf den ganzen inneren Menschen verjüngend einwirkend, ihn namentlich vor der Gefahr bewahrt, die er im Einerlei der heimischen Alltäglichkeit länft „die Gewohnheit seine Amme zu nennen" — zum Philister zu werden. Verstand die gute, alte Zeit unter „Reisen" allgemein das Wandern im Seume'schen Sinne, so gilt's heute schon selbst dem auf „die Wanderschaft" in gewerklichem Sinne Gehenden die Mahnung Rousseaus vorzuhalten: „Wer blos irgendwo ankommen will, mag fahren, wer aber wirklich reisen will, muß zu Fuße gehen."

Was wieder die Form der heimischen, alltäglich zur Ausgleichung der durch Unbeweglichkeit entstehenden Gesundheitsstörungen betrifft, der kalten Füße, des heißen Kopfes, der Beklemmung, des Herzklopfens, der Hämorrhoidalleiden, so zeigt ja unser öffentliches Erziehungswesen schon längst das Streben, am Kinde nicht mehr blos den Geist, sondern auch den Körper zu bilden. Da Kinder nur schwer zum abstraeten Spazierengehen zu bringen sind, so arbeitet die Gesundheitslehre auf Erfüllung des hygieinischen Ideales einer „Villa" für jede Familie hin, wo sich der Jugend überall im eigenen Heim der Tummel- und Spielplatz erschließen und der Vater mit Rückert sprechen wird:

„Daß Ihr klettert, liebe Buben,
Will ich Euch erlauben.
Warum solltet Ihr in Stuben
Hängen wie Schlafhauben!"

Zu Leipzig hat die Vereinsthätigkeit als Aushülfe die sogenannten Schreberplätze geschaffen, im Schulwesen aber beginnt man aller Orten immer nachdrücklicher die Kur der Bewegung zu treiben, welche im Gegensatz zum bloßen Gehen Lust- oder Zweckübungen, als System Turnen heißt, das Turnen, dessen fleißige Pflege wir ja kürzlich auch aus kaiserlichem Munde der Lehrerschaft ans Herz legen hörten, nachdem die Wiege dessen, was wir mit Stolz die deutsche Turnkunst nennen, hier in der Reichshauptstadt gestanden und deren Blüthezeit jüngst am Denkmale ihres „Vaters" in der Hasenhaide gefeiert wurde.

Begrüßt zwar die Gesundheitslehre in der Turnkunst die Rückkehr zu dem, was das klassische Alterthum nach dem Grundsatze des Mens sana in corpore sano als Sache der allgemeinen Bildung und Cultur pflegte, so gedenkt sie auch dankbar der Heilkundigen, welche schon vorher die Körperbewegung in der kurmäßigen, auf Krankheitszustände angewandten oder auf Bekämpfung bloßer Disposition gerichteten Form der „Heilgymnastik" dem Volkssinne nahe zu bringen trachteten: Schrebers Zimmergymnastik, Neumanns Athemkunst, Kloss' Hantelbüchlein werden noch auf lange Zeit Leibbücher der Staatshämorrhoidarier, Asthmatiker, Nervenschwachen bleiben, indem sie, so zu sagen, Surrogate bieten für den vorhin als ursprüngliche Form empfohlenen Spaziergang, zu dem man eben beim besten Willen nicht regelmäßig kommt.

Um schließlich den Grundgedanken dieser Abhandlung in einen Kernspruch zusammenzufassen, so möchte ich das Seume'sche Wort dahin verallgemeinern: Es würde Alles besser gehen, wenn man sich fleißiger Bewegung machte!

Paul Niemeyer.

Kriemhild.

Trauerspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.*)

Das Trauerspiel „Kriemhild" von Adolf Wilbrandt hat bis jetzt ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Seit nunmehr zwei Jahren liegt es gedruckt vor; es ist durch eine der höchsten Auszeichnungen geehrt worden, die einem deutschen dramatischen Werke zu Theil werden kann: es ist für die Krönung Wilbrandts mit dem Schillerpreis hauptsächlich entscheidend gewesen, und bis vor ganz kurzem ist trotz alledem dieses Trauerspiel des bedeutendsten unter den modernen Dramatikern, als wäre es die dilettantenhafte Dichtung des ersten besten Anfängers, von den Bühnenvorständen vollkommen unberücksichtigt geblieben Erst vor wenigen Wochen hat Wiesbaden dieses Trauerspiel aufgeführt und damit einen sehr bedeutenden Erfolg errungen. Das Hamburger Stadttheater ist mit der Aufführung im Laufe dieser Woche gefolgt. In Wien wird die Aufführung für den Herbst vorbereitet, ebenso am Berliner Hoftheater.

Die Gründe, welche die Hinausschiebung der Darstellung dieses Trauerspiels veranlaßt haben, sind nicht ganz durchsichtig. Es ist möglich, daß die Directoren von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen an diese abermalige Bearbeitung des Nibelungenstoffes herangetreten sind und glauben mochten, daß dem Gefallen des deutschen Volkes an den Helden unsrer nationalen Sage durch die breite und großartige dichterisch-musikalische Bearbeitung Richard Wagners einstweilen vollauf Genüge geschehen sei. Von dieser jedoch, wie von den andren dramatischen Behandlungen desselben Stoffes durch Hebbel, Geibel, Jordan ꝛc. unterscheidet sich die Wilbrandt'sche durchaus.

Das Eigenthümliche in dieser neuen Darstellung beruht in der knappen Concentrirung und in der Vermenschlichung des weitverzweigten sagenhaften Stoffes. Wilbrandt hat sich ganz und gar auf die eine Haupthandlung beschränkt: Siegfrieds Tod (erster Aufzug), Entlarvung des Mörders Siegfrieds und Bewerbung Etzels um Kriemhild (zweiter Aufzug), Kriemhilds Rache (dritter Aufzug). Alles irgendwie Entbehrliche hat er ausgeschieden. Er hat sogar sehr weislich auf das große Motiv, das in Geibels schöner Dichtung „Brunhild" zum Hauptmotiv ausgearbeitet ist: auf die Feindschaft zwischen Kriemhild und Brunhild verzichtet. Die unheimliche Gestalt der Brunhild erscheint bei Wilbrandt gar nicht auf der Bühne. Das geheimnißvolle „Unweib" bleibt, den Blicken des Zuschauers entrückt, in ihren Gemächern, allein mit ihrem Harm über den geliebten Mann, der einem lieblicheren Geschöpf, der Kriemhilden, der „Taube", sein Herz geschenkt hat, um allein mit ihrer Verzweiflung an der Seite des schwächlichen unbedeutenden Gunther ihr Dasein zu verseufzen.

Den ganzen sagenhaften Spuk hat Wilbrandt abgethan. Vom Horte und all den mythischen Attributen, der Tarnkappe und dem Ring, von der Tödtung des Drachens, der Unverwundbarkeit des Helden Siegfried ꝛc. ist gar nicht die Rede. Daß der finstere Hagen aus dem Geschlechte der Schwarzalben stammt, wird nur einmal discret angedeutet. Hagen wird ein „Kind der Nacht" genannt. Aber nicht die Blutfeindschaft zwischen Geschlecht und Geschlecht ist es, die hier die Katastrophe herbeiführt, und nicht die unbegreiflichen Mächte mischen sich hinein. Die Handlungen aller der Helden, die uns Wilbrandt vorführt, entspringen aus menschlich begreiflichen, faßbaren Motiven. Die Lichtgestalt Siegfrieds strahlt in zu blendendem Glanze, um nicht die Eifersucht Hagens hervorzurufen und die Eitelkeit des starken Helden, der bisher der Erste war und nun die erste Stelle einem Andern einräumen soll, zu kränken. Hagen haßt Siegfried, weil er ihn beneidet, er tödtet ihn, damit er selbst wieder die erste Stelle einnehme.

Das Verlangen des modernen Dichters, die Handlung seines Nibelungendramas menschlich begreiflich zu machen und unsrer Empfindung anzueignen, hat ihn auf eine ebenso kühne wie

*) Wien 1877, Verlag von L. Rosner.

glückliche Neuerung geführt. Wilbrandt hat ganz richtig herausgefühlt, wie die Einführung Etzels in den letzten Theil der Nibelungensage und die Verbindung des Hunnenkönigs mit der Wittwe Siegfrieds etwas unserm Gefühl Widerstrebendes, beinahe Abstoßendes habe. Er hat daher Sorge getragen, daß dieser Mißklang nach Möglichkeit gemildert werde. So läßt er denn mit einer wohlberechtigten, poetisch feinfühligen chronologischen Willkür den König Etzel gleich zu Beginn der Handlung als Gast am Hofe Gunthers zu Worms erscheinen. Dort sieht der ehrliche, liebenswürdige biedere Barbar das herrliche Paar, Siegfried und Kriemhild, und das Herz des ungeschlachten Mannes wird von dem Zauber des reizenden Weibes gefangen. Er liebt Kriemhild und in derben, bisweilen nicht ganz geschmackvollen, aber treuherzigen Scherzen offenbart sich das Innerste seiner Seele. Er liebt Kriemhild, aber er liebt auch Siegfried, Kriemhildens Mann. Er hegt für den jungen Helden eine fast abgöttische Verehrung, und deswegen gebietet er der Stimme in seiner Brust, die ihn zu Kriemhild ruft, Schweigen. Nur beim Abschied, als ihm der Wein die Zunge vollends gelöst hat, entschlüpft ihm ein unbedachtes Wörtlein, das uns diesen ganzen Mann nur noch freundlicher macht. Die Burgunden König Gunther, den Wilbrandt etwas besser bedacht als seine Vorgänger, wenn er es auch nicht zu Wege gebracht hat, dieser traurigen Gestalt den Fluch der Unbedeutendheit, der auf ihr lastet, ganz zu nehmen, Gunthers Bruder, der Schweizer Gerenot, der Fiedler Volker und vor Allen Hagen von Tronje hören die Lobsprüche, die der gemüthliche Etzel seinem Lieblinge Siegfried im Uebermaße spendet, mit schlecht verhohlenem Mißbehagen an; und als der Hunnenkönig, dem Siegfried und Gunther das Geleit geben, verschwunden ist, greift Hagen eine verletzende Bemerkung, die sich Etzel über Gunthers Weib, Brunhild, erlaubt hatte, auf, um den schwachen und unschlüssigen König zu grimmer Wuth zu reizen. Nachdem er Gunther in diese Stimmung versetzt hat, sucht er den Zorn des Königs auf Siegfried hinüber zu leiten, — auf Siegfried, den er haßt, weil dieser ihn verdrängt hat. Er sagt ihm ins Gesicht, daß Brunhild sich blos deswegen des Königs Liebkosungen spröde zeige, weil sie Siegfried liebt; und als Gunther durch diese Sticheleien zum äußersten Zorn getrieben worden ist, spricht Hagen seinen geheimsten Gedanken aus: Siegfried muß sterben!

Gunther schwankt noch, aber Hagen hat ihn doch so weit gebracht, daß er Siegfried zur Rede setzen und ihn wegen eines beleidigenden Wortes zur Abbitte zwingen will. So ist die Verschwörung gegen Siegfrieds Leben eingeleitet, als dieser mit Kriemhild und dem jüngsten Bruder, dem verliebten Giselherr, von der Stelle, wo sie von Etzel geschieden sind, zurückkehrt.

Die Liebesscene zwischen Kriemhild und Siegfried gehört zu dem Edelsten und Echtesten, was seit Heinrich von Kleist geschrieben ist. Ich nenne absichtlich den Dichter der „Penthesilea"; denn die Wilbrandt'sche Scene erinnert mich, obgleich sie durchaus originell ist, vielfach an das kosende Zwiegespräch zwischen der Amazonenkönigin und Achill. Es sind einzelne Züge darin, die ganz Kleistisch sind: so die rührende Einfalt im Ueberschwange des Gefühls, das kindlich naive Wort, ein verschämtes Lallen, das eben nur die Unzulänglichkeit des ungelenken menschlichen Ausdrucks für die Ueberfülle der Empfindung mit reizvoller Unbeholfenheit verräth:

Kriemhild.
Ich seh' den Mond nicht, denn mir scheint die Sonne.
(blickt ihm voll ins Antlitz, faßt es mit beiden Händen)
Du, du mein Sonnenlicht!

Siegfried (lächelnd).
Mir scheint, du liebst mich!

Leise zittert die Todesahnung durch Kriemhildens Seele. Sie weiß, daß Hagen und alle die Recken, deren Schimmer der Glanz dieser Sonne verdunkelt, ihren Helden hassen. Auch Siegfried hat schon früher ein solches unerklärliches Vorgefühl beschlichen. Zu Etzel hat er gesagt:

„Den Tag lob' Abends, und den Mann im Alter.
Nicht mich, den jungen Siegfried!" —

— aber jetzt, da er an der Seite seines furchtsamen Weibes ruht, will er die bösen Ahnungen nicht aufkommen lassen. Er beruhigt Kriemhild, und Kriemhild glaubt ihm und ist glücklich.

„O Siegfried! — Blick' ins Gras, und nicht zu mir;
Und hinter diesen Bäumen warte noch,
Du heller Mond, eh du mein Antlitz triffst;
(leiser) Ich sollte nicht, doch laß mich's heut dir sagen:
Die Menschen lieb' ich, doch allein um dich;
Ich liebe Gottes Welt, doch nur um dich;
Ich liebe Gott, doch nur um deinetwillen.
Blick' noch hinweg ins Gras, und nicht zu mir; —
Seit du nach Worms kamst, hab' ich mich verloren;
Sanft ist mir worden mein Burgundenblut,
Die wilde Hoffart kniet, und ach, wie gern.
Blick' noch hinweg; — du nennst mich Weib und Glück,
Ich dich mein Eins, mein All; du bist mir gut,
Ich wollte für dich sündigen und sterben."

Und so scheiden die Geliebten, die Glücklichen, in der reinsten Seligkeit. Siegfried sieht dem theuren Weibe nach, und in vollen Zügen athmet er seine unbeschreibliche Wonne ein.

„Nichts kann mehr kommen, das noch süßer ist.
So fährt des Lebens Schifflein durch die Flut:
Im Anfang Meer und Himmel rings umher,
Und Knabenträume, die ins Ferne zielen;
Dann taucht der Minne lieblich Eiland auf,
Dann wilde Klippen voll Gefahr und Müh'n,
Dann in die Wolken ragt des Ruhms Gebirg, —
Und dann im Hafen des erfüllten Glücks,
Am Ankerseil der Treue liegst du fest.
So liegt nun hier mein Schifflein in der Sonne;
Ich hab' nun Alles; Neues kommt nicht mehr."

Der Götter Neid vergönnt dem Sterblichen nicht dieses Schwelgen im höchsten Glücke. Gunther, Hagen und die andern Burgunden treten nun an Siegfried heran, und Gunther verlangt von ihm, daß er das beleidigende Wort zurücknehme. Siegfried weicht aus. Da tritt Hagen dazwischen, schürt den Brand, und als Siegfried den neidischen Gesellen durch Geringschätzung aufs Aeußerste reizt, dem vor Zorn Bebenden gleichgültig den Rücken wendet und davon geht, reißt Hagen den Speer, den Etzel zum Andenken an den Abschied von den Burgunden in die Linde gestoßen hatte, aus dem Stamm heraus, schleudert ihn gegen Siegfried und trifft ihn tödtlich. Siegfried taumelt auf die Linde zu, will sich noch wehren, aber seine Kräfte versagen ihm. Er sinkt in die Knie, flucht den feigen Mördern und schreit Rache in die Nacht. Die Mörder geloben sich Schweigen und entfliehen. Kriemhild, die der Ruf geschreckt hat, eilt herbei und erkennt in dem todten Manne Siegfried.

Dieser erste Aufzug ist geradezu meisterhaft. In der gesammten modernen dramatischen Literatur gibt es meines Erachtens kaum Gleichwerthiges.

Auch der zweite Aufzug ist reich an Schönheiten. Er zeigt in der dramatischen Handlung eine starke Steigerung.

Es ist der Jahrestag des Todes Siegfrieds. Der Markgraf Rüdiger von Bechelaren erscheint als Abgesandter des Königs Etzel, um für den Hunnenkönig um Siegfrieds Wittwe, Kriemhild, zu werben. Kriemhild vernimmt die Werbung mit milder Trauer, weist sie jedoch zurück:

„. . . Sagt dem Könige,
Mir thun des Siegfrieds Wunden weh, drum sterb' ich."

Seit zwölf langen Monden trauert Kriemhild. Die Zeit hat ihren Schmerz nicht gemildert, und in ihre tiefe Trauer mischt sich der Kummer, daß der letzte Wille ihres Mannes noch nicht erfüllt, daß Siegfried noch nicht gerächt worden ist. Hagen, den sie zunächst des Mordes beschuldigt hat, ist von Gunther

des Verbrechens frei gesprochen worden; aber der Verdacht nagt noch immer an ihrem Herzen; und als sie mit ihrem Bruder, dem jungen, weichherzigen Giselherr, der entsetzter Zeuge der schrecklichen That gewesen ist, am Jahrestage des Mordes zusammentrifft, als sie fühlt, wie das Herz des Bruders von weichen Regungen für Dietlind, des Markgrafen Rüdigers Tochter erfüllt ist, redet sie ihm ins Gewissen, sagt ihm auf den Kopf zu, daß Hagen Siegfried ermordet habe, und Giselherr schweigt betroffen. Nun, da sie ihrer Sache sicher ist, tritt sie auf Hagen, der mit den andern Helden zur Leichenfeier am Sarge Siegfrieds erscheint, zu:

Kriemhild.
Hier wird gebetet. Wie kommst du hierher?

Hagen (sieht sie befremdet an).
Ein Held war Siegfried, drum betraur' ich ihn —

Kriemhild.
Ein Held war Siegfried, drum erschlugst du ihn!
(Nimmt ihm die Fackel aus der Hand, hält sie ihm hart ans Gesicht.)
Sieh mir ins Aug' und leugne, wenn du kannst!

Gunther (bestürzt wie Alle).
Was für ein wilder Wahnsinn —

Hagen (nach Fassung ringend).
Weg die Fackel
Von meinem Antlitz, wenn es Euch beliebt —

Kriemhild.
Sieh' mir ins Aug' und leugne, wenn du kannst.

Hagen.
Du drohst mir —

Kriemhild.
Leugne! Feiger Mörder, leugne!

Hagen (richtet sich hoch auf).
Ich leugne nicht. Ich that's.

Kriemhild fordert den Tod des Mörders. Da der schwache Gunther zaudert, gelobt sich Kriemhild, nachdem die Uebrigen sich entfernt haben, als sie am Sarge Siegfrieds niedersinkt, daß sie allein das Werk der Rache in die Hand nehmen wird.

In diesem ergreifenden Monologe hat Wilbrandt — es ist das einzige Mal in dieser Dichtung — von dem Rechte, das ihm die Sage in vollem Maße gewährt: das Uebersinnliche hineinspielen zu lassen, Gebrauch gemacht. Siegfrieds Kopf erscheint Kriemhild, und auf ihre Frage, ob er Rache will, nickt er langsam.

Es ist dies freilich kein gewöhnlicher Gespensterspuk, sondern nur ein in der Phantasie der Kriemhild entstandenes Gebilde, das sich verkörpert, — eine individuelle Hallucination, die bei der Einseitigkeit und Ungenügendheit der scenischen Mittel zur Darstellung der zu versinnbildlichenden psychischen Vorgänge, um dem Zuschauer verständlich gemacht zu werden, nicht anders als durch eine körperliche Erscheinung, die allerdings wie etwas Uebersinnliches wirkt, dargestellt werden kann. Kriemhild sieht vor ihres Geistes Auge den Kopf Siegfrieds, wie Hamlet den Geist seines Vaters, wie Brutus den ermordeten Cäsar, wie Macbeth Banco. Wir Zuschauer müssen das mit Kriemhild durch unsre leiblichen Augen sehen. Ich bin mit mir nicht darüber im Klaren, ob bei der Bühnenaufführung es nicht vortheilhafter sein würde, wenn die leibliche Erscheinung beseitigt würde; denn diese verleiht immerhin der Scene den Charakter des Spukhaften und Zauberhaften, den sie in der Dichtung ganz und gar nicht hat.

Nun erblickt Kriemhild in Etzel ein Werkzeug ihrer Rache gegen Hagen, und nun nimmt sie die Werbung an. „Nun bin ich Euer!" sagt sie dem Markgrafen Rüdiger, und sich zu dem Sarge wendend fügt sie leise hinzu: „Dein!"

Wilhelm Scherer tadelt in seiner sehr anerkennenden und tüchtigen Besprechung des Wilbrandt'schen Stückes diese Wendung, die ihm nur ein theatralischer Effect zu sein scheint. So vollkommen einverstanden ich mit der Scherer'schen Recension auch bin, — in diesem Punkte möchte ich den Dichter gegen ihn vertheidigen. Es erscheint mir ganz natürlich und wahr empfunden, daß Kriemhild in dem Augenblicke, da sie eine scheinbare Untreue gegen den Todten begeht, sich selbst und ihm das Gelübde der Treue erneuert, daß sie sich als Vollstreckerin seines Willens betrachtet und andeutet, daß die Verbindung mit Etzel sie von Siegfried nicht nur nicht trennt, sondern mit ihm nur um so inniger verknüpft. Das läßt sich, meine ich, kaum einfacher als durch das einfache Wort „Dein!" ausdrücken.

Ueber den letzten Act möchte ich mir nach der Lecture ein Urtheil nicht anmaßen. Hier hat der Stoff sein Machtwort gesprochen. Das Gemetzel, das Kriemhild anrichten läßt, ist entsetzlich. Ob da nun eine Vereinfachung möglich wäre, ist eine Frage, die ich nicht entscheiden will. Wünschenswerth wäre eine solche auf alle Fälle. Zwar hat der Dichter den Versuch gemacht, bevor er zum äußersten unglücklichen Ende übergeht, den Zuschauer durch die prächtige Gestalt des Bruders Etzels, der der schönen Hunnenkönigin Kriemhild wie ein Hund ergeben ist, und namentlich durch die reizende Liebesscene zwischen Dietlind und Giselherr aufzufrischen und zu erfreuen. Dietlind, des Markgrafen liebreizendes Töchterlein, die jungfräuliche Maid, „rein wie ungesonnter Schnee", deren arglose Hingabe und keusches Entbrennen für Giselherr uns rührt und ergreift, wie die Liebe der kleinen Perdita zu Florizel, ist eine wahrhaft poetische Gestalt, und der Dichter hat weise gethan, sie uns erst im letzten Acte in ihrer ganzen Lieblichkeit zu zeigen. Aber das Wohlbehagen, das sie uns einflößt, kann eben nur ein vorübergehendes sein. Die freundliche Stimmung schwindet bald, und es bleibt nur der Eindruck übrig, den die Gräuel der massenhaften Abschlachtereien hervorbringen. Mit Siegfrieds Schwerte will Kriemhild Hagen, der allein Stand gehalten hat, erschlagen, aber der Schwerverwundete haucht sein Leben aus, ehe Siegfrieds Weib auch ihre Hand mit einem Morde besudelt hat. Kriemhild stirbt, als sie das Werk ihrer Rache vollbracht sieht, und der treue Etzel seufzt in bittrem Schmerz:

„Sie war nur Siegfrieds Weib. — Und ich muß weinen!"

Bei der Nacherzählung der Wilbrandt'schen Handlung habe ich auf die seltenen Schönheiten dieser Dichtung und auch auf das, was mir zu Ausstellungen Veranlassung geboten hat, hingewiesen. Das Werk besitzt meines Erachtens Eigenschaften, welche demselben den Weg auf die ersten Bühnen öffnen müssen, und die Schönheiten sind so überwiegend, daß sie der Dichtung auch auf der Bühne Dauer geben werden.

In theatralischer Beziehung scheint mir der letzte Act nicht unbedenklich. Vielleicht wird sich der Dichter, wenn er nach der Aufführung diese Ansicht theilt, zu einer Milderung oder wenigstens zu einer Vereinfachung des grausigen Abschlusses bewogen fühlen. Aber die beiden ersten Aufzüge sind so gesund und stark und auch im dritten Aufzuge sind noch so schöne Scenen, daß das Trauerspiel „Kriemhild" auch in seiner jetzigen Fassung auf ein verständnißvolles Publicum eine tiefe Wirkung ausüben muß.

Paul Lindau.

Struensee.

Länger als ein volles Jahrhundert sind die Wellen des Oeresunds auf- und abgeströmt zur Kjögebucht seit jener verhängnißvollen Nacht, da im Kopenhagener Königsschloß nach durchbraustem Tanzfest die gewaltsame, das Heiligthum der Schlafgemächer nicht achtende Verhaftung der Grafen Struensee und Brandt, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark stattfand.

Viel ist verleumdet, angeschuldigt und entschuldigt worden in dieser Sache von allen Parteien, welche sich des Stoffs bemächtigt haben. Noch heute, wie man weiß, leben directe Nachkommen mütterlicherseits jener Prinzessin, welche nach allen Zeugnissen für Struensees Tochter gelten muß, die aber von der

oldenburgischen Königsfamilie in ihrer Legitimität nicht beeinträchtigt worden ist. Diese Nachkommen sind die weiland vielgenannten Herzoge von Schleswig-Holstein-Augustenburg, in deren Familie — wie wir hören — der Tag der Hinrichtung des großen Grafen und geheimen Kabinetsministers König Christians VII. als ein Trauertag stets gegolten hat und noch gilt.

Dieses vorausgeschickt, wird eine unbefangene historische Würdigung, welche der Katastrophe jetzt neuerdings durch Professor Wittich*) in Jena zu Theil geworden ist, wohl um so eher allgemeine Beachtung verdienen, als dieselbe mit gründlicher Kenntniß der einschlägigen sowohl dänischen als deutschen, englischen als französischen Literatur eine sichere Charakterzeichnung, eine elegante Diction und ein glückliches Taktgefühl in Behandlung der Details verbindet. Dabei ist der Umfang der Arbeit, trotz einer ansehnlichen Anzahl, knapp und concis gehalten, wie es bei derartigen Werken in Deutschland nicht häufig der Fall zu sein pflegt. Indessen hat man bei einem Publicum, das zwei dramatische Bearbeitungen der Struensseefigur mit Interesse aufgenommen hat — von Beer und Laube —, wohl Ursache, auf weiteres Entgegenkommen zu hoffen. Zwar hat Verfasser, wie er wiederholt klagt, die einestheils zu Kopenhagen, anderntheils zu Schloß Bergenhus in Norwegen und anderswo aufbewahrten Proceßacten nicht in genügender Weise erschöpfen können. Indessen meint er selbst, davon nicht mehr allzu viele Aenderungen zu besorgen oder hoffen zu dürfen, nachdem die quellenmäßige Untersuchung im Lande von Struensees Wirken schon manche schätzenswerthe Publicationen hierüber zu Tage gefördert hat.

Drei Jahre vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen als preußischer Unterthan in Halle geboren, erwarb sich Johann Friedrich Struensee an diesem hohen Musterbilde seiner Thätigkeit wahrlich keinen Freund; während es eine wenig beachtete Thatsache ist, daß sein älterer Bruder Karl August später zu einer um so angesehenern Stellung in Berlin, als wirklicher Staatsminister und Director der Seehandlung, gelangt ist. Doch bleiben wir bei jenem pathetischen Libertin, dem blassen interessanten Stadtphysikus von Altona stehen, als welcher Struensee seine ersten Lorbeeren auf dem Gebiet der Frauengunst und des höhern Streberthums im Umgang mit dem holsteinischen Adel gewann. Es war vor Allem jener Schack Ranzau-Ascheberg, welcher ihn materiell ausnutzte, dafür aber das Gewicht seiner Verbindungen am Hofe spielen ließ.

Dort begegnet uns zuerst der entnervte König, der Sohn des fünften Friedrich, welchen Klopstock als den Weisen der Weisesten pries. Nach kaum zwei Decennien seines Lebensalters hatte Christian VII. sich ausgelebt; persönlich unter der Gewalt seines Günstlings, des Vergnügungsdirectors Holck stehend, geschäftlich ganz von Bernstorf abhängig: so fand ihn der neue Leibarzt, welcher Anfangs nur für eine Londoner und Pariser Reise engagirt war, im Frühjahr 1769 vor. Die junge Königin, Schwester Georgs III. von England, lebte vernachlässigt von ihrem bereits dem Wahnsinn zuneigenden Gemahl. Struensee ward auch ihr anfänglich als Arzt aufgedrungen, recht zum Hohn, von Christian selbst, dem Eifersucht fremd war. Aber die ganze Leidenschaftlichkeit der unerfahrenen Frau entzündete sich hierdurch, sie liebte seitdem tief und innig den Mann, dem sie nur Mittel zum Zweck, d. h. zur Herrschaft war, dem ihr tiefes Attachement oft genug lästig gefallen sein soll. Dagegen ist die Stellung der verwittweten Königin Juliane Marie gegenüber ihrer Schwiegertochter und deren eingestandenen Liebhaber bisher als zu intrigant aufgefaßt worden. Sie bedeutete nach Wittich wenig und wurde von Struensee nebst ihrem Sohne, dem sogen. Erbprinzen Friedrich, schnöde behandelt und bald ganz vom Hofe getrennt. Dies aber erst, nachdem die Zeit der Kabinetsbefehle und der großen Staatsreform schon begonnen hatte. Die ganze Entwickelung der Dinge spielte sich übrigens innerhalb von ein paar Jahren ab, wie man wohl beachten muß.

Eine ungeheure gesetzgeberische Arbeit wurde in dem ihm gewährten Zeitraum von dem deutschen Pastorsohn für Dänemark im Sinne der Menschheitsbeglückung des despotisme éclairé geleistet. Seit Begründung der absoluten Königsherrschaft im Jahre 1660 bestehende Einrichtungen ertrugen nicht mehr das Licht seiner autokratischen freigeistigen Diagnose, zu welcher Kenntniß der dänischen Sprache freilich nicht gehörte. Als eines theoretischen Weltverbesserers wird sein Name nicht vergessen werden können. Aber wenn auch manche seiner Anordnungen nachmals nicht beseitigt worden sind, viele einen fruchtbringenden Keim für spätere Zeiten in sich trugen, so muß jetzt doch als das Ungewöhnlichste in seinem Lebenslauf erscheinen: weniger das positiv von ihm Geschaffene, als der mit seiner romantischen Episode engverknüpfte Umstand, daß ihm als einem einfachen bürgerlichen Arzt überhaupt nur für eine kurze Zeit gelingen konnte, in dem adelstolzesten Lande der Welt das Scepter an sich zu reißen. Zwar wird der nationale Gegensatz dabei nicht allzu hoch anzuschlagen sein, weil das Deutschthum bis dahin ganz am Hofe überwucherte. Aber die bisher im Namen des unumschränkten, zugleich nur zu beschränkten Königs thatsächlich herrschende Oligarchie entsetzte der während seines Aufsteigens so ungemein willenskräftige Mann durch das Gewicht seiner einzigen Persönlichkeit; Anfangs ohne jegliche officielle Stellung, wenn nicht in der eines Kabinetssecretärs (seit September 1770). Nur für die auswärtigen Angelegenheiten — Struensees schwächste Seite, speciell in der Stellung zu Rußland — mußte er sich entschließen einen besondern Minister, v. Osten, anzunehmen, der aber, wie keine seiner Kreaturen, bis ans Ende mit ihm aushielt. Denn als Struensee nun auf der Höhe seiner erträumten ehrgeizigen Macht stand, als er sich gestehen durfte, daß er Menschen Mögliches erreicht, als seine Feinde ihn Cromwell und andern solchen großen Sterblichen fürchteten gleichstellen zu müssen (Juli 1771), da zeigte er sich klein und des erlangten Glücks wenig würdig, als ein rechter Parvenü. Nur ein solcher konnte die gelegentliche Abstrafung des stumpfsinnigen Königs vermittelst einer erbarmungslosen Tracht Prügel durch dessen Gesellschafter, den Grafen Brandt, geschehen lassen. Nur ein solcher konnte, alle Vorsichtsmaßregeln in seinem Verkehr mit der Königin fast geflissentlich beiseite setzend, gewissermaßen mit der Schande der Familie prahlen, der er ein Hüter sein wollte und sollte. Nur ein solcher endlich konnte Adel, Geistlichkeit, Militär, Diplomatie und seinem eignen Büreaupersonal zu gleicher Zeit vor den Kopf stoßen, so daß er wirklich kaum einen Freund in der Nacht seines Sturzes mehr zählte.

Hatte er früher die uneingeschränkteste Preßfreiheit verkündet, mußte sie später, als die Pamphlete sich gegen ihn richteten, beinahe wieder aufgehoben werden. Sein greiser Vater, der seine „unerfreulichen" Erhöhungen nur durch die Zeitungen erfuhr, ein Geistlicher von der streng-lutherischen Richtung, verzehrte sich fast vor Gram über die Toleranzedicte des Sohnes, welche auch speciell die religiöse Königin Juliane verletzt haben sollen. Von letzterm Gesichtspunkte aus betrachtet, mag denn am ehesten der Gedanke einer gewaltsamen Beseitigung dieses Regiments eine Brücke nach dem einsamen Hofe der zweiten Wittwe Friedrichs V. geschlagen haben. Die geheimen Absichten für ihren Sohn sind bei dem Vorhandensein eines ältern Kindes Christians und Mathildens immerhin schon unwahrscheinlich gewesen und die Abneigung des deutschen Volks gegen Stiefmütter, in Geschichte und Sage, mag zur Verdächtigung derselben hinzugekommen sein. Man braucht Einem freilich lange nicht wohlzuwollen, aber von da bis zum Vergiften — wie Juliane dies nach den Mythen der Anhänger Mathildens später in Celle ins Werk gesetzt haben soll — ist mehr als ein Schritt. Hergebrachte Ueberlieferungen über die rohe Behandlung der Königin bei ihrer Gefangennahme (17. Januar 1772) will Verfasser auch ohne Vorlage urkundlichen Materials auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt wissen. Ihre spätern Geständnisse sind wohl so wenig erschlichen zu nennen, als die Struensees. Auf die Vertheidigung Beider fällt eher ein merkwürdiges Licht. Doch war für den „Majestätsverbrecher" nach seiner angeblichen Bekehrung das Drama mit dem blutigen Block geschlossen, auf

*) Struensee. Von Dr. Karl Wittich. 8. XVI u. 263 S. Leipzig, 1879, Veit & Co. 5 Mark.

dem erst seine Hand und dann sein Haupt fiel (28. April), so erwies sich die energische Verwendung von Volk und Krone Englands für die brittische Prinzessin mächtig genug, die geprüfte Dulderin aus Kronberg freizugeben. Nicht zwar als ob man in St. James an ihrem Fehltritte gezweifelt hätte; auch dem Sarkasmus des Philosophen von Sanssouci erschien es wohl eigentlich mehr anstößig, daß sie sich gerade mit einem solchen „Abenteurer" eingelassen. Es liegt der englischen Handlungsweise, vom hier doppelt berechtigten Grundsatz des Civis Romanus abgesehen, gewiß speciell das löbliche Bestreben zu Grunde, dem Skandal der Welt das zu entziehen, woran nur kleine Geister ihr Vergnügen von jeher gefunden haben.

So erweist sich denn nach allen Seiten hin der Ausgang der Dinge als weniger mystisch, weniger ungerecht, als man wohl im Allgemeinen zu denken geneigt war. Und es zeigt sich hier einmal wieder recht deutlich, wenn ja noch eine allgemeine Bemerkung gestattet sein soll, daß ein Staat mit fleißigen, sonst nur mittelmäßig begabten Menschen, wie Guldberg und Andere es waren, die Struensee folgten, in den alteingetretenen Geleisen mitunter länger bestehen kann, als unter der Hand eines glänzend begabten Menschen, der Geschäftsmäßigkeit, Routine und Takt mit seinen Handlungen zu verbinden sich nicht gewöhnt hat.

Rudolf Goecke.

Notizen.

Die berühmte Unterredung ist vierzehn Tage alt, läßt indessen die Leute, deren Beruf es ist, die Tagesgeschichte mit Commentaren zu begleiten und, wo es nöthig, phantastisch zu ergänzen, noch nicht zur Ruhe kommen. Welche Unterredung wir meinen, ist jedem Zeitungsleser klar und bedarf keines näheren Kennzeichens. Der sarkastische und scheinbar unversöhnliche Welfenführer hatte ein Anliegen bei dem Reichskanzler und wußte natürlich schon vorher, daß seine Befürwortung des fraglichen Witthums keine ungünstige Stätte finden würde. Hatte doch auch Kaiser Napoleon nach der Beschlagnahme der orleanistischen Güter den Prinzessinen der vertriebenen Familie ein genügendes Einkommen großmüthig gewährt. Ob der schlaue Hannoveraner dies Argument zu seinem Zweck verwerthet hat, wird allerdings aus begreiflichen Gründen zweifelhaft erscheinen. Wir werden uns wohl hüten, die Legion von Vermuthungen über die in jenem angeblich historisch bedeutsamen Tête a Tête besprochenen oder verschwiegenen Dinge um eine neue zu vermehren. Clerikale Blätter, die Jahre durch von officiösen Dementis zu leiden hatten, waren ersichtlich froh, daß sie einmal ihrerseits die Anderen Lügen strafen konnten. Seltsam genug waren die Conjecturen ausgefallen, welche dem ohne jeden Zweifel interessanten Zwiegespräch ihr Dasein verdankten. Was die Versöhnlichkeit Leos des Dreizehnten und die Berliner, seit der letzten Kissinger Badesaison halbwegs beglaubigten Friedenswünsche nicht zu bewirken vermocht, das sollte jener Gedankenaustausch von einer Stunde unter vier Augen durchgesetzt haben. Dies war natürlich pure Erfindung. Die Fata Morgana des Ausgleichs mit Rom wird noch Manchen äffen, so lange der Papst nicht dasselbe Verfahren mit den militirenden Intransigenten seiner Umgebung anwenden kann, das ihm mit einer anderen Garde, deren mittelalterlich gelbe Uniformen jedem Besucher der vaticanischen Galerien wohlbekannt sind, ohne jegliche Mühe gelungen war. Pessimisten wollen sogar behaupten, der Friedensschluß werde erst am Vorabende der schließlichen Auseinandersetzung mit einem auswärtigen Gegner stattfinden, dessen vorsichtige Zurückhaltung wie stille Zukunftspläne die deutschen Staatslenker mit gespannter Aufmerksamkeit unausgesetzt verfolgen. Bevor es in irgend einer Weise nach jener Seite losgehe, was ja auch auf diplomatischem Felde denkbar ist, werde das Reich seine Kräfte concentriren und wenigstens im Innern nach allen Seiten Ruhe haben wollen. In diesem Fall müßte man sich allerdings noch für eine geraume Zeit auf ein halbdunkles wenig amüsantes Fortglimmen des leidigen Culturkampfes und auf eine ganze Zahl vieldeutiger publicistischer Erzeugnisse über dieselbe unerfreuliche Materie gefaßt machen. Charakteristisch waren inzwischen die Reflexionen, mit welchen die ersten fragwürdigen Gerüchte über die Conversation im Palais Radziwill von der interessirten nicht clerikalen Presse begrüßt wurden. Man freute sich natürlich, wenn auch nicht ganz aufrichtig, über die friedliche Morgenröthe, legte aber gegen unzulässige Concessionen Verwahrung ein. Diese Haltung war nun für den Augenblick ganz correct und entsprach der thatsächlichen Lage. Wäre es aber zufällig anders gekommen, hätte die famose Conferenz zwischen Linden und Leipzigerstraße den Schluß statt den Anfang der Phase bezeichnet, welchen das deutsch-römische Compromiß ausfüllen soll, so war unschwer vorherzusehen, was Seiner Durchlaucht allergehorsamste Opposition dazu sagen würde. Zuerst absoluter Unglaube und die Aeußerung schweren Bedenkens, wenn nicht unvorgreiflichen Protestes. Dann eine mit sorgsamer Abwägung des Ausdruckes vollzogene Wendung in der Discussion des factischen Sachverhalts, der am Ende doch möglich wäre! Endlich freudige Zustimmung durch geoffenbarte Erkenntniß dessen, was das Wohl des Vaterlandes unumgänglich erheischt. Diese drei sich regelmäßig vollziehenden Evolutionen haben wir ja oft genug erlebt und sind derselben in kritischer Zeit stets gewärtig. Glücklich der Wochenchronist, der außerhalb des politischen Tagesgewühls die Fragen reifen läßt und gegen Widersprüche wie schwankende Ueberzeugungen gleichmäßig geschützt ist. Frei in der Wahl der Themata, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, und unbehindert durch Parteirücksichten, die gewissen Collegen so manche Vertuschung auferlegen, kann er sich den offenen Blick für das Wesen der Dinge wahren, die oft im heillosen Durcheinander an den minder bevorzugten schreibenden und druckenden Zeitgenossen vorübergleiten. Auch die Jagd nach dem Neuen, an welcher die Presse des ganzen civilisirten Erdballes laborirt, wird dem nur einmal in sieben Tagen erscheinenden Blatt von einem gütigen Geschick erspart. Geht die Welt unter, so braucht es keiner der Mitarbeiter vierundzwanzig Stunden vorher zu wissen, kann daher der Katastrophe mit ungleich größerem Gleichmuth entgegensehen. Noch zahlreiche andere Vorzüge hat eine Form des Erscheinens, die nicht jeden Morgen sprechen und erzählen muß. Aber sie bleiben aus Schonung für die auf athemlose Arbeit angewiesenen Jünger der literarischen Zunft besser verschwiegen.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redactenr!

Zum Beweise, wie alt der Gedanke: „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehn" in Wirklichkeit ist, dürfte Herrn Professor Büchmann, meinem verehrten früheren Lehrer, ein Fingerzeig auf Ovids: „Frondem in silvis non cernere", Trist. 5. 4. 9, und Properzens: „Medio flumine quaerere aquam." 1. 9. 16 vielleicht nicht unwillkommen sein.

Hochachtungsvoll

Harburg 24./1. 79. Rudolf Schanze.

* * *

Hochgeehrte Redaction!

Soeben frappirt mich in den fesselnden Mittheilungen K. Brauns über den „schweigsamen Abgeordneten" Gegenwart Nr. 6 die Behauptung: schon Cicero habe den Ausspruch dum taceo, clamo gethan. — Diese persönliche Beziehung auf Cicero ist irrthümlich. Dem Verfasser schwebte Ciceros Apostrophe an Catilina vor (c. 8 der ersten Rede): De te, Catilina, cum quiescunt, probant, cum patiuntur, decernunt cum tacent, clamant vor, ohne daß er sich des Zusammenhangs und der sprachlich correcten Fassung genau erinnerte. Gewiß sendet mehr als ein klassisches Schulmeisterlein diese Berichtigung ein; ich will aber mit Vielen lieber und auch nach ihnen der Wahrheit dienen, als sie möglicherweise verschweigen lassen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Schwerin i. M., März 79. Friedr. Latendorf.

Inserate.

☞ **Schriftsteller,** welche für **sensationell gehaltene Romane, Novellen,** sowie für **Humoresken,** populär gehaltene, **wissenschaftliche Artikel,** Lebensbilder, historische Skizzen, Räthsel u. dergl. ☞ **zweite Verwendung** ☜ wünschen, wollen Offerten, oder event. auch Probesendungen unter **Z. P. 401** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** gelangen lassen.

Ein Spiegel aller
zeitgenössischen Thorheiten,
Vorurtheile und Irrthümer!

In meinem Verlag ist soeben erschienen:

GUTTÆ IN LAPIDEM.

Das ist:

Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer.

Von **Ernst Eckstein.**

In alterthümlicher Ausstattung, mit Initialen, Vignetten und Kopfleisten, eleg. geh. Preis 4 *M.*, in Originaleinband 5 *M.*

Leipzig, im März 1879.

Richard Eckstein.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Studien über die Volksseele
aus dem
Gesichtspunkte der Physiologie und Hygieine.
Von
Dr. Eduard Reich.
Zweite vermehrte Auflage.
gr. 8. broch. 12 *M.*

Verlag der **Kaulfuß'schen Buchhandlg., Liegnitz.**

Shakespeare's **Lostge Wiewer von Windsor,** en't Plattdietsche äwersett von **Dorr,** met 'nem Wärword v. **Klaus Groth.** 2 *M.*, feinere Ausgabe 2 *M.* 50 ₰, geb. 4 *M.*

(Nimmt nach Urtheil der Kritik eine hohe Stelle ein in der plattdeutschen Literatur.)

Videant Consules! Zur Orientirung über Fragen des höh. Bildungswesens, insonderheit üb. die Forderung der Gleichberechtigung der Realschulen mit den Gymnasien. 2. Ausgabe. 5½ Bogen gr. 8. 60 ₰.

Soeben erschien und steht **gratis** und **franco** zu Diensten:

133. Katalog.

Literaturgeschichte. Sprachwissenschaft. Deutsche, englische und französische Literatur. Kunst- und illustrirte Werke. Architectur. Musik.
(4143 Nummern).

Bücherfreunden empfehle ich diesen **äusserst reichhaltigen** und **interessanten** Katalog angelegentlichst zu freundlicher Beachtung.

Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat),
Breslau, Schmiedebrücke 56.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW., Luisenstr. 32.

Tante Therese.
Schauspiel in vier Acten von **Paul Lindau.**
8. elegant geheftet 2 *M.* 50 ₰.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin. — Verleger: **S. Schottlaender** in Breslau.

Erscheint in monatlichen Heften in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lexicon-8.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrgang (12 Hefte) 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen **Februar-Heftes** 1879:

I. W. H. Riehl in München. Das verlorene Paradies. Novelle.
II. Klaus Groth in Kiel. Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
III. Karl Beck in Wien. Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846).
IV. W. Busch in Bonn. Der Fuß und seine Bekleidung.
V. Emile Augier in Paris. Fragment.
VI. Ernst Dohm in Berlin. Fragment. Aus ein. unvollendeten Lustspiel Emile Augier's. (Uebersetzung.)
VII. P. Lindau in Berlin. Emile Augier.
VIII. F. Reuleaux in Berlin. Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb.
IX. Carl Vogt in Genf. Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
X. Bibliographie.

Hierzu das Portrait Emile Augier's, Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

☞ Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten. ☜

Neue Lieder von Robert Franz.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart in Leipzig** erschienen soeben:

Sechs Gesänge
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte
componirt von
Robert Franz.

Op. 50. (Frau **Helene von Hornbostel-Magnus** gewidmet.) Preis: 3 *M.*
Inhalt: **Herziges Schätzle du.** Schwäbisch; **Frühlingsklage** von Lebret; **Der Stern ist die Liebe; Ein Gruss von Ihr** von W. Viol; **Thränen** von A. von Chamisso; **Liebesfrühling** von Friedr. Rückert.

Vor Kurzem erschienen:

Franz, Robert, op. 48, **Sechs Gesänge** für eine tiefere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. (Herrn Baron Arnold Senfft von Pilsach gewidmet.) In einem Hefte . . . . . *M.* 3,00

Dieselben einzeln:

No. 1. **Wenn zwei von einander scheiden** von H. Heine . . . . . —,60
No. 2. **Das Grab der Liebe** . . . . . —,60
No. 3. **Wasserfahrt** von H. Heine . . . . . —,80
No. 4. **Die Perle** von Friedr. Rückert . . . . . —,80
No. 5. **Ich bin bis zum Tode betrübet** von Ida Hahn-Hahn . . . . —,60
No. 6. **Norwegische Frühlingsnacht** von J. S. Welhaven . . . . . —,80
No. 6a. Dasselbe mit norwegischen Text unter dem Titel: „En Vaarnat" —,80

Franz, Robert, op. 49. **Sechs Lieder** für gemischten Chor.
In einem Hefte. Partitur und Stimmen 5 *M.* Stimmen allein (à 75 ₰) 3,00

Dieselben einzeln:

No. 1. **Norwegische Frühlingsnacht** von J. S. Welhaven. Part u. St. 1,20
No. 2. **Es taget vor dem Walde.** Volkslied. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 3. **Vom Berge** von W. Osterwald. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 4. **Herzliebstes Elselein.** Volkslied. Part. u. St. . . . . 1,—
No. 5. **Gute Nacht!** von Betty Paoly. Part. u. St. . . . . —,90
No. 6. **Scheiden und Meiden** von W. Osterwald. Part. u. St. 1,20

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 16. Berlin, den 19. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg. I. II. — **Literatur und Kunst:** Eine neue „Allgemeine Geschichte". Von Georg Winter. — Das Theater in Amerika. Von Ludwig Frank. — Ueber französische Volkslieder. Von Paul Lindau. — Shaksperes Schicksalsschwestern. Von Karl Blind. I. II. III. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Vivisectionsfrage.

Von A. Eulenburg.

I.

„Müssen wir zu so vielen brennenden und schwebenden auswärtigen und inneren Fragen, zur ostrumelischen, zur Pestfrage, zur socialen Frage, zum Culturkampf, zu den Zoll- und handelspolitischen Fragen u. s. w. nun auch noch eine Vivisectionsfrage als neuesten Zankapfel bekommen? Konnte uns dieser Kelch nicht erspart werden?" — so dürfte vielleicht mancher Leser schon bei der Ueberschrift dieses Artikels zu seufzen geneigt sein. Leider kann man darauf nur antworten: „Es ist nun einmal nicht anders. Der Streit und Kampf um die „Vivisection" kann uns nicht erspart bleiben und wir wollen nur hoffen und wünschen, daß er nicht — wie man nach der Art und Weise des ersten Angriffes wohl fürchten könnte — mit übergroßer Erbitterung von beiden Seiten geführt werden und überdies noch in Formen der wunderlichsten und abenteuerlichsten Art gekleidet sein möge."

Eine Anzahl höchst ehrenwerther, von den verschiedensten Berufskreisen ausgehender, aber in dem einmüthigen Bestreben des Thierschutzes zusammentreffender Männer (und Frauen) hat den gegenwärtigen Augenblick für opportun gehalten, um Agitationen, die bisher nur im Auslande, namentlich in England, florirt und dort unleugbar bedeutende Erfolge erzielt haben, nunmehr auf deutschen Boden überzuführen. Dem von dieser Seite eröffneten und mit den Hülfsmitteln der Belletristik, der Illustration u. s. w. unterstützten Broschürenkriege*) ist das schwere Geschützfeuer gelehrt wissenschaftlicher Entgegnung**) bereits gefolgt; dann haben sich die Thierschutzvereine***) der Sache bemächtigt, und zum Theil von ihnen aufgerufen beginnt auch die politische und die Unterhaltungspresse mehr und mehr, der angeregten Streitfrage ihre Aufmerksamkeit und den erhitzten Gemüthern beider Parteien ihre Spalten zu öffnen.*) Neben manchem Treffenden und Beherzigenswerthen — ich hebe namentlich den unten citirten Artikel der „Leipziger Illustrirten Zeitung" als eine nach meinem Gefühl äußerst maßvoll gehaltene und sachlich correcte Darstellung hervor — findet sich natürlich in den nicht immer aus sachverständiger Feder herstammenden Erörterungen dieser Blätter auch Vieles, was einer genauen Betrachtung schwerlich stichhalten dürfte. Als theilweise zu weit gehend erscheinen mir z. B. die Erörterungen und Vorschläge des „Daheim" und der „Frankfurter Zeitung" — auf welche ich weiter unten zurückkommen werde —, während die „Neue Preußische Zeitung" den Gegenstand einseitig vom christlich-sittlichen, nicht aber vom wissenschaftlichen und praktischen Standpunkte aus betrachtet, und daher über gewisse gemeinplätzliche Wahrheiten oder Halbwahrheiten nicht hinauskommt. — Jedenfalls dürfte es demnach nicht unangemessen erscheinen, wenn ein allen hervorragenden Bestrebungen der Gegenwart gewidmetes Organ theilnahmsvoll auch an diese Frage herantritt, es übernimmt, Recht und Unrecht auf beiden Seiten genauer abzuwägen, die schweren gegen die Vivisection erhobenen Beschuldigungen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, und — soweit wirkliche Mißbräuche constatirt sind — die zu ihrer Abstellung gemachten Vorschläge auf ihre thatsächliche Ausführbarkeit und Brauchbarkeit genauer zu prüfen.

Wenn auch die Zeit- und Ortgemäßheit einer solchen Darstellung keinen ernstlichen Bedenken unterliegt, so könnte vielleicht um so mehr von ihrem Verfasser der eingehende Nachweis seiner Legitimation im Voraus verlangt werden. Ich hoffe jedoch diesen Nachweis durch die Darstellung selbst liefern und mich hier auf wenige orientirende Vorbemerkungen beschränken zu können. Vielleicht dürfte nämlich — wenigstens ist das mein Wunsch — meine Stimme als die eines nicht direct betheiligten, aber mit den Verhältnissen genügend vertrauten und unparteiischen Vermittlers, wenn auch nicht den excentrischen Wortführern der Antivivisectionsbestrebungen, so doch dem größeren nichtärztlichen Publicum gegenüber zur Geltung gelangen. Ich bin nicht Physiolog von Fach, und ich bekenne auch gleich von vornherein, daß ich keineswegs ein hitziger und begeisterter, sondern nur

*) Vgl. „Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung", von Jatros, Leipzig 1877. — „Gemma oder Tugend und Laster", Novelle von Elpis Melena, München 1877 — vor Allem „Die Folterkammern der Wissenschaft" von Ernst von Weber, 5. (Stereotyp.-) Auflage, Berlin und Leipzig 1879.

**) Prof. Hermann in Zürich, Karl Vogt (in „Nord und Süd") und Schiff in Genf, Heidenhain in Breslau — neuerdings Erklärung von 19 medicinischen Facultäten.

***) „Ueber Vivisection", 3 Vorträge gehalten auf dem XII. Verbandstage rheinisch-westfälischer Thierschutzvereine zu Köln am 5. Januar 1879. — W. Wulff (Vors. des schleswiger Thierschutzvereins) „Die dunkelste Seite der Wissenschaft und ihre Enthüllung", Hamburg 1878 u. s. w.

*) U. A. „Bremer Courier" vom 6. Juli 1878 — „Daheim" vom 17. August 1878 (Dr. Julius Stinde) — „Frankf. Zeitung" — „Leipz. Illustr. Zeitung" vom 8. März 1879 — „Neue Preuß. Zeitung" vom 29. März 1879 (Leitartikel) — „Neue Stettiner Zeitung" vom 2. April 1879.

ein sehr lauwarmer oder kühler Anhänger der Vivisection bin. Mir sind die vermeintlich antivivisectorischen Aeußerungen eines Charles Bell, Schopenhauer, Rokitansky völlig aus der Seele geschrieben; aber gleich diesen Männern (deren Urtheilen sich noch manche ähnliche von hochstehenden Namen der Wissenschaft anreihen ließen) betrachte auch ich die Vivisection als ein nothwendiges Uebel, als ein auf dem gegenwärtigen Entwickelungsstadium völlig unentbehrliches Hülfsmittel der forschenden Heilkunde; und ich bin selbst wiederholt in der Lage gewesen, bei auftauchenden Fragen der Nervenpathologie und der Therapie von dem Thierexperiment in ausgedehntem Umfange Gebrauch machen zu müssen. Ich habe sogar meinen Antheil an den von Weber und Anderen besonders angefeindeten Gehirnexperimenten (Verstümmelungen des Großhirns) und somit auch an den dagegen geschleuderten Vorwürfen, falls sie verdient sind — woran ich jedoch gerade bei diesen Versuchen das Gegentheil in überzeugender Weise zu veranschaulichen hoffe.

Wenn etwas im Stande ist, die naive Unkenntniß, mit welcher die Wortführer der Antivivisectionsbestrebungen vielfach an ihr Thema herantreten, schlagend zu illustriren, so ist es der Gebrauch oder Mißbrauch einzelner unverstandener und aus dem Zusammenhange gerissener Aeußerungen hervorragender Physiologen und Aerzte — vor Allem des verehrungswürdigen Charles Bell. Ich will hier etwas ausführlicher verweilen, weil mir die Anknüpfung an diese ebenso schlichte als großartige Persönlichkeit die vollkommenste Gelegenheit gibt, das was die Vivisection leisten soll und leisten kann, sowie auch zugleich die Grenzen ihres Sollens und Könnens an einem klassischen Beispiele zu entwickeln. Herr von Weber hat seiner Einleitung ein Motto von Ch. Bell vorangestellt; er läßt später den großen englischen Forscher erklären, „daß die Oeffnung lebender Thiere mehr zur Erzeugung von Irrthümern als zum Gewinn von Wahrheiten gewirkt hat"; und in der von Elpis Melena verfaßten Uebersetzung von „Vivisection, Shakespeare und Sir Walter Scott" heißt es sogar „Bell, Elliotson und noch viele andere ärztliche Sommitäten haben das Vivisiciren einstimmig verdammt". Diese Angaben sind geeignet und vielleicht darauf berechnet, bei dem fernstehenden Laienpublicum Täuschungen der gröbsten Art hervorzurufen: Täuschungen, die ihren Veranstaltern wohl als ein durch das Interesse der Sache gerechtfertigter frommer Betrug sich darstellen mögen. Charles Bell ist gerade durch die ungemein zahlreichen Versuche, die er selbst fast an allen Gehirnnerven und den Rückenmarksnerven angestellt hat, der Begründer der neueren wissenschaftlichen Forschung in der Nervenphysiologie und der darauf begründeten Nervenpathologie geworden. Seine Versuche erschienen zuerst in einer nur für einen kleinen Kreis von Freunden bestimmten Mittheilung 1811; zehn Jahre später zeigte Bells Freund und Schüler Shaw einzelne derselben in Paris, wo sie Magendie erfolgreich wiederholte und sich die Priorität derselben anzueignen suchte; 1831 wurden sie durch unsern berühmten Physiologen Johannes Müller bestätigt und vielfach ergänzt und erweitert. Wenige, namentlich unserer deutschen Forscher, dürften mit solcher Ausdauer, so viel und an so verschiedenen Arten von Warmblütern experimentirt haben wie Bell; seine einzelnen Abhandlungen wimmeln von Versuchen, die an Affen, Hunden, Kaninchen, Pferden, Eseln, Vögeln ꝛc. angestellt wurden. Man wird nun erstaunt fragen, wie derselbe Mann denn plötzlich zu einem Schutzpatron der Antivivisectionisten geworden sei? Ich weiß mir dies nur dadurch zu erklären, daß einige Aeußerungen, die Bell in der Vorrede seines 1830 erschienenen, berühmten Buches „The nervous system of the human body"*) macht, zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben haben. Bell entwickelt daselbst in geistreicher und durchaus zutreffender Weise, wie er nur dadurch zu seinen Resultaten gelangt sei, daß er von einer genauen anatomischen Zergliederung des Nervensystems ausgegangen sei, und erst nachdem er sich hierdurch bestimmte Anschauungen gebildet, den Weg des Experimentes eingeschlagen habe. „Würde ich," sagt er mit Beziehung auf eine bestimmte Frage, „mit Experimenten angefangen haben, so wäre ich von der Wahrheit entfernt geblieben;" und diese Bemerkung trifft noch heut und wird immer treffen jedes planlose Experimentiren, dem nicht ein sorgfältiges Studium der Sache vorhergegangen und das nicht von einer darauf begründeten Idee, einer inneren Ueberzeugung geleitet ist. Daß aber zwischen einer auch noch so genialen subjectiven Ueberzeugung und einem auch für Andere zwingenden, streng wissenschaftlichen Beweise — wie ihn auf diesem Gebiete eben nur das Experiment liefern kann — doch ein bedeutender Unterschied obwaltet, wird auch Herr von Weber selbst schwerlich bestreiten.

Der große und hochverdiente Charles Bell — der, wie er selbst ausspricht, sich niemals der geringsten Ermunterung und Anerkennung seiner Fachgenossen in England zu erfreuen gehabt hat — kann uns noch in doppelter Hinsicht als beachtenswerther Zeuge in der Vivisectionsangelegenheit dienen. Einmal weil er seiner subjectiven Abneigung gegen die Methode, der er und welche ihm so großartige Resultate verdankt, keineswegs ein Hehl macht. „Freimüthig seinen Widerwillen gegen Thierquälerei gestehend," sagt Bells Uebersetzer Romberg, „benutzte er die Vivisectionen nur zur Erläuterung, nicht zur Basirung seiner bereits durch Zergliederung und Induction gewonnenen Wahrheiten, und wir sehen ihn in den die Beobachtung so oft trübenden Schmerzempfindungen, ja selbst in den Todeswindungen des Thieres deutlich die Züge nachweisen, die er für sein Bild des Nervenlebens mit größerer Sicherheit schon der Anatomie entnommen hatte."*) Sodann ist Bell nicht blos anatomisch-physiologischer Forscher, sondern in erster Reihe gewissenhafter, ungemein scharf und kritisch beobachtender Arzt, der fortwährend von unaufgehellten Punkten der Krankenbeobachtung zu neuen experimentellen Forschungen den Anstoß empfängt und andererseits die Ergebnisse dieser Forschungen in Bereicherungen der Diagnostik und Therapie am Krankenbette unmittelbar schöpferisch umsetzt. Von der eminenten praktischen Bedeutung seiner Versuche für die Krankenbehandlung mag ein Beispiel Kenntniß geben. Bis auf Bell wußte man nicht die Functionen der Bewegungsnerven des Antlitzes (Nervus facialis) von denen der Gefühlsnerven (Nervus quintus oder trigeminus) zu unterscheiden; und die Chirurgen durchschnitten bei schmerzhaften Nervenaffectionen (Neuralgien) des Gesichts vielfach den ersteren Nerven, wodurch die Gesichtsneuralgie nicht gebessert, wohl aber eine meist dauernde Lähmung einer Gesichthälfte hervorgebracht wurde. Erst Bells Durchschneidungsversuche an Eseln, Hunden u. s. w. bewiesen, daß der Nervus facialis nur die Bewegungen, der N. trigeminus die Schmerzempfindungen des Antlitzes vermitteln; und seitdem ist die Durchschneidung von Aesten der letzteren Nerven, auch die theilweise Resection oder die Dehnung derselben häufig in den schlimmsten Fällen von Gesichtsneuralgien erfolgreich geübt, die Methodik dieser Operationen von den namhaftesten Chirurgen immer mehr vervollkommnet worden.

Dieselbe innige Verbindung von Theorie und Praxis, von experimenteller Forschung und klinischer Krankenbeobachtung, die wir bei Charles Bell bewundern, finden wir auch bei anderen hervorragenden Physiologen der Vergangenheit und Gegenwart, namentlich unter Franzosen und Engländern; es mögen hier nur Magendie, Marshall Hall, die noch lebenden Brown-Séquard und Vulpian als glänzende Vertreter dieser Doppelrichtung genannt werden. Auch unter den namhaftesten Vertretern der deutschen Physiologie sind manche, wie Helmholtz, Budge, aus den Reihen ärztlicher Praktiker hervorgegangen; der vielgeschmähte und zuletzt aus Florenz glücklich „weggebissene" Schiff**) war

*) Das deutsche übersetzt von Romberg (Karl Bells physiologische und pathologische Untersuchungen des Nervensystems. Neue Ausgabe, Berlin 1836).

*) Siehe Vorrede S. VI.

**) Beiläufig bemerkt: das von Herrn v. Weber (S. 64) citirte und ausdrücklich zur Nachahmung empfohlene Benehmen einer „feinfühlenden Russin" (Fürstin natürlich) gegen — Frau Schiff wirft doch auf die in antivivisectionistischen Kreisen gehegten Gesinnungen ein eigen-

als consultirender Arzt daselbst hochgeschätzt — ebenso Moleschott in Turin (seit kurzem in Rom); Andere haben, ohne selbst zu prakticiren, doch den Zusammenhang mit der Pathologie und der klinischen Medicin stets zu wahren gewußt. Was die wissenschaftliche Medicin einem Johannes Müller, Du Bois-Reymond, Ludwig, Brücke ꝛc. mittelbar und unmittelbar, an fruchtbaren Beobachtungen, Anregungen und Impulsen verdankt, ist gar nicht zu berechnen. — Andrerseits können aber auch die Vertreter der Pathologie und der klinischen Medicin das Thierexperiment ebenso wenig entbehren wie die exacte Krankenbeobachtung und die Ermittelung der pathologisch-anatomischen Befunde. Auf der glücklichen Vereinigung oder vielmehr auf der einsichtsvollen Combination dieser verschiedenen Hülfsmittel beruht die heutige klinische Medicin, der Stolz deutscher Wissenschaft und die Grundlage aller ärztlichen Bildung. Die größten medicinischen Kliniker Deutschlands, ein Traube, Frerichs, Kußmaul und Andere waren und sind daher zugleich auch hervorragende Vertreter der experimentellen Richtung; namentlich aber ist, wie ich schon andeutete, die gesammte Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten — eins der glänzendsten Gebiete neuerer Forschung — ohne das Thierexperiment schlechterdings undenkbar. Ueber eine große Anzahl der wichtigsten Nervenleiden — ich nenne als Beispiele nur die Epilepsie, die sogenannte Herzbräune (Angina pectoris), die Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus) würden wir ohne das Experiment überhaupt kaum etwas Brauchbares wissen. Mit Recht sagt daher der Münchener Kliniker von Ziemssen in der Eröffnungsrede des klinischen Institutes zu München*): „Nur der mühsame Weg der experimentellen Forschung führt zu dauernden Bereicherungen der Wissenschaft, mag der Kreis, in welchem sich der Forscher bewegt, auch noch so klein sein. Das Experiment ist nicht ein Attribut einer bestimmten Sparta der Medicin; meines Dafürhaltens ist das Experiment vielmehr eine für alle Zweige des medicinisch-naturwissenschaftlichen Wissens gleich unentbehrliche Methode des Forschens, der sicherste Weg, zum Wissen und zur Wahrheit zu gelangen." — Und, um zu zeigen, daß dies nicht etwa blos für die „innere Medicin", sondern mindestens in gleichem Maße auch für die Chirurgie gilt, citire ich noch die Aeußerungen eines zugleich als Experimentator ausgezeichneten chirurgischen Klinikers**): „Wir treten mit den Principien der Vernunft in der einen, mit dem Experiment in der anderen Hand an die Natur und fordern von ihr, daß sie das Wesen der Krankheit uns enthülle. Wir versuchen Krankheiten künstlich zu erzeugen." — „Der Nutzen der Beobachtungen des Krankheitsverlaufes wächst bedeutend, wenn wir durch den parallelen Versuch am lebenden Thier die complicirten Bedingungen der menschlichen Krankheiten controliren, sichten, die wesentlichen von den unwesentlichen trennen. Ich weiß sehr wohl, daß nur wenige Aerzte bis jetzt Experimentalpathologie betreiben; aber was nicht ist, kann noch werden." Daß übrigens auch Hüter, der — wie er selbst sich ausdrückt — Kaninchen und das Mikroskop neben den Operationstisch setzt, dennoch oder gerade deswegen sich der begrenzten Leistungen des Experimentes sehr wohl bewußt ist und vor jeder Ueberschätzung desselben warnt, bedarf für den wissenschaftlich Denkfähigen kaum der Erwähnung.

Dagegen möchte ich hier noch einmal auf zwei schon früher erwähnte angebliche Gegner der Vivisection zurückkommen, nämlich auf Schopenhauer und Rokitansky, da ihre Hineinziehung auf ähnlichen absichtlichen oder unabsichtlichen Mißverständnissen beruht, wie die Nennung Charles Bells. Was Schopenhauer betrifft, so wissen wir Alle, daß die ausdrückliche Betonung des Mitleids mit der Thierwelt einen der eigenartigsten und schönsten Bestandtheile seiner Ethik bildet; wir wissen, wie er über die „jüdische" Verachtung der Thiere, über die cartesianisch-spinozistische Auffassung derselben als „Sachen" empört war; wir kennen auch seine Verachtung jenes öden und geistlosen naturwissenschaftlichen Materialismus, der sich in den vierziger und fünfziger Jahren bei uns leider so breit machte. Aber derselbe Schopenhauer wußte trotzdem den auf das Experiment begründeten immensen Fortschritt der Physiologie nicht blos anzuerkennen, sondern auch im Interesse seiner Metaphysik trefflich zu verwerthen. Mit voller Ueberzeugung ruft er*): „Es ist doch ein hübsches Stück Weges, welches binnen 200 Jahren Philosophie und Physiologie zurückgelegt haben von des Cartesius glandula pinealis und den sie bewegenden oder auch von ihr bewegten spiritibus animalibus zu den motorischen und sensibeln Rückenmarksnerven Charles Bells und den Reflexbewegungen Marshal Halls"; er beruft sich zur Unterstützung seiner Lehre vom Primat des Willens über den Intellect allenthalben auf die Gehirnexperimente von Flourens, Magendie, Marshall Hall**), und er sagt namentlich von des Letzteren „schöner Entdeckung der Reflexbewegungen": „Marshall Halls vortreffliches Buch on the diseases of the nervous system ist überaus geeignet, den Unterschied zwischen Willkür und Wille deutlich zu machen und die Wahrheit meiner Grundlage zu bestätigen."

Dies dürfte genügen. Was Rokitansky angeht, so ist er bekanntlich der Schöpfer der heutigen pathologischen Anatomie — einer Wissenschaft, gegen die unsere jetzigen Antivivisectionisten allerdings nichts einzuwenden finden. Hätten sie 300 Jahre früher gelebt, so würden sie höchst wahrscheinlich in das Geschrei eingestimmt haben, welches sich damals gegen Leichenöffnungen in gleicher und noch heftigerer Weise erhob, wie jetzt gegen Vivisectionen. Wenn nunmehr den letzteren gegenüber auf den angeblich weit größeren Nutzen der Leichenöffnungen hingewiesen wird, so ist hierbei ein entscheidender Punkt völlig aus den Augen gelassen. Die Leichenöffnungen verbreiten nämlich an sich und für sich allein keineswegs ein genügendes Licht über die Natur des Krankseins, des pathologischen Geschehens; sie vermögen dies vielmehr nur dann, wenn bereits vorher auf physiologischem, d. h. auf experimentellem Wege über die Functionen der verändert gefundenen Organe die nothwendige Klarheit erzielt ist. Dies gilt ganz besonders von allen Organen und Organtheilen, bei denen aus ihrem äußeren Habitus, ihrem morphologischen Verhalten auf die ihnen inwohnenden Functionen und deren Störungen nicht das Geringste geschlossen werden kann; vor Allem vom Nervensystem und dessen Centren, dem Rückenmark und Gehirn. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen und uns zugleich wieder auf die Frage nach dem unmittelbaren praktischen Nutzen der Vivisection gerade auf dem Gebiete der so viel angefeindeten Gehirnexperimente hinüber leiten. Nehmen wir an, ein Kranker sei nach voraufgegangenen Krämpfen und umschriebenen Lähmungserscheinungen in der linken Körperhälfte gestorben, und wir finden bei der Section neben anderweitigen krankhaften Veränderungen auch lokalisirte Krankheitsherde von Erweichung oder Verhärtung an der convexen Oberfläche der rechten Hemisphäre des Großhirns. Man würde mit diesem Befunde zunächst nicht das Geringste anzufangen wissen (wie man denn auch in der That noch vor wenigen Jahren nichts damit anzufangen wußte), wenn nicht das Experiment an lebenden Warmblütern — und zwar wesentlich an höheren Säugethieren (Hunden, Affen) — neuerdings den Beweis geführt hätte, daß sich in der Rindenregion der Großhirnhemisphären scharf umschriebene und von einander getrennte Bewegungs- und Empfindungsterritorien aller Theile der gegenüberliegenden Körperhälfte befinden. Durch die Reizungs- und Zerstörungsversuche am Großhirn höherer Thiere (andere sind zu diesem Versuche nicht brauchbar!) wissen wir, daß wir den linken Fuß, das linke Auge,

thümliches Licht. Ueber der Humanität gegen Thiere scheint hier und da die Humanität gegen Menschen und selbst der gute Ton völlig abhanden zu kommen.

*) Ueber die Aufgabe des klinischen Unterrichts und der klinischen Institute, Leipzig 1878.

**) Hüter, Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften, Leipzig 1878.

*) Parerga und Paralipomena (2. Auflage) II, S. 178.

**) Vgl. besonders „Die Welt als Wille und Vorstellung", Band II, Kap. 20, woselbst auch die nachstehend citirte Aeußerung (3. Auflage. S. 292).

den linken Mundwinkel von gewissen isolirten Stellen an der rechten Hemisphärenoberfläche aus bewegen — daß ebenso das Sehen mit dem linken Auge, das Hören mit dem linken Ohre dort seinen Sitz hat. — Das Publicum erhebt nun freilich den ebenso trivialen als von seinem Standpunkte aus wohlberechtigten Einwand: „Was hilft uns dieses Wissen und diese Deutung der Sectionsbefunde, da der Kranke nichts desto weniger gestorben?" In dem angenommenen Falle allerdings unleugbar; allein abgesehen davon, daß jede Förderung der Diagnostik und Prognostik indirect auch der Therapie zu Gute kommt, weil ohne gesicherte diagnostische Unterlage eine wissenschaftliche Therapie überhaupt undenkbar ist — so freut es mich doch ganz besonders, mich auch auf Fälle berufen zu können, in welchen lebensrettende operative Eingriffe geradezu auf der Basis jener geschmähten und gelästerten Großhirnexperimente ausgeführt werden konnten. Man kann nämlich durch Vergleich mit den entsprechenden Regionen des Affengehirnes auch beim Menschen diejenigen Territorien der Großhirnrinde, welche Ausgangsstellen von Bewegungen gegenüberliegender Körpertheile sind, annähernd ermitteln, und ihr Lageverhältniß zur Schädeloberfläche durch zweckmäßig geordnete Messungen schon am Lebenden mit hinreichender Sicherheit constatiren. Um die genauere Maßbestimmung dieser Verhältnisse, wobei namentlich der Verlauf der sogenannten Rolando'schen Furche der Gehirnoberfläche maßgebend ist, hat sich ein französischer Forscher, der als chirurgischer Anatom und als Anthropolog wohlbekannte Broca, wesentliche Verdienste erworben. Treten nun, besonders bei Verletzungen und Entzündungen des Gehirns, Symptome ein, welche deutlich auf eine Betheiligung dieser bestimmten Rindenregionen hinweisen — namentlich also umschriebene, einseitige Krämpfe und Lähmungen einzelner Muskelgruppen: so ist hiermit ein, früher gänzlich mangelnder, genauer Wegweiser für operative Eingriffe gewonnen, und es können diese in Form von Einstichen, Entleerung oder Auspumpung von Eiter, Trepanation u. s. w. nunmehr auch in solchen Fällen verrichtet werden, bei denen früher wegen der Unbestimmtheit des Krankheitssitzes jede derartige Möglichkeit fehlte. Die von Broca selbst, Lucas-Championnière und Anderen berichteten therapeutischen Erfolge lassen sich in der That als directe Triumphe der durch jene Gehirnexperimente gewonnenen Einsicht bezeichnen.

II.

Wenn ich bisher als Vertheidiger der Vivisection aufgetreten zu sein scheine und jedenfalls die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derselben als Forschungsmittel auch dem Laien dargethan zu haben glaube — so gebe ich nunmehr auf der anderen Seite den Gegnern der Vivisection bereitwillig zu, daß dieses schöne und werthvolle Instrument der Erkenntniß gleich manchem anderen dem Mißbrauche ausgesetzt ist und in der That vielfach mißbraucht wird. Ja, ich bilde mir sogar ein, von diesen wirklich vorkommenden Mißbräuchen genauer unterrichtet zu sein, als Herr von Weber und die meisten seiner Gesinnungsgenossen mit ihren so ungemein oberflächlichen, aus dem Zusammenhange gerissenen Literaturcitaten. Man kann, um „logisch" zu sein, qualitativ und quantitativ mißbräuchliche Anwendungen der Vivisection unterscheiden. Zu den ersteren gehört das kritiklose Experimentiren über Dinge, die einer derartigen Bearbeitung gar nicht bedürfen und bei deren Bearbeitung folglich auch nichts oder so gut wie nichts herauskommt. Es fehlt nicht an strebsamen Adepten der Wissenschaft, welche die Worte „experimentell" und „exact" förmlich als gleichbedeutend anzusehen scheinen, und auch die gleichgültigste in ihrem Gehirn aufgestiegene Frage nicht anders als durch den Massenmord von Fröschen, Kaninchen oder gar Hunden — falls ihnen diese nicht zu theuer sind — entscheiden zu können wähnen. Man wird mich wohl davon dispensiren, hier Beispiele zu nennen, um so eher, als ich schon oben an der Hand des großen Charles Bell die für den echten Forscher nach dieser Richtung hin unverrückbaren Gesichtspunkte klar hingestellt habe. Indessen um nicht einer feigen Zurückhaltung und moralischen Mitschuld geziehen zu werden, will ich auch als meine subjective Ansicht hinzufügen, daß es Experimente gibt und gegeben hat, welche ihrer Grausamkeit halber schlechterdings verwerflich und unzulässig sind — selbst wenn ein erheblicher wissenschaftlicher und praktischer Nutzen mit ihnen verbunden sein würde. Ich rechne dahin beispielsweise die von Wertheim an Hunden vorgenommenen Verbrennungsversuche, welche mir nicht erst aus der Beschreibung des Herrn von Weber, sondern gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung (1867) einen besonders peinigenden und widerwärtigen Eindruck gemacht haben. Derartigen rohen Ausschreitungen gegenüber liegt allerdings die Verweisung auf den christlich-sittlichen Standpunkt der „Neuen Preußischen Zeitung" außerordentlich nahe.

Quantitativ kann die Vivisection gemißbraucht werden, und wird unzweifelhaft gemißbraucht, indem dieselben schmerzhaften, verstümmelnden oder tödtlichen Versuche bei Thieren häufiger als nöthig ist wiederholt werden. Die Entscheidung über das im einzelnen Falle einzuhaltende Maß ist allerdings eine sehr schwierige und sollte am besten von dem Experimentator selbst getroffen werden können. Indessen glaube ich auch hier nur schwachem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Meinung wage, daß namentlich jüngere und im Experimentiren relativ unerfahrene Vivisectoren oft der Zahl an sich eine auf diesem Gebiete ungerechtfertigte oder übertriebene Bedeutung beimessen. Zehn gut instituirte Versuche derselben Art beweisen doch im Grunde nicht mehr als ein einziger von ihnen — und zehn mangelhafte Versuche vollends noch nicht so viel wie ein guter. Ich weiß sehr wohl, daß wenigstens die erste Hälfte dieser Behauptung anfechtbar ist, und daß der gegenwärtig grassirende Cultus der Statistik auch auf diesem Gebiete die Forderung nach recht hohen Zahlen erhebt, um durch Compensation von Fehlerquellen u. s. w. bei größeren Beobachtungsreihen einen höheren Wahrscheinlichkeitsgrad für das abgeleitete Resultat zu erzielen. Indessen hier scheint mir die Sache doch oft so zu liegen, daß die Ansprüche einer nicht selten rein äußerlichen und in Wahrheit unrealisirbaren „Exactheit" eben zurückstehen oder mindestens eingeschränkt werden müssen zu Gunsten anderer Factoren, die nun einmal in den Gefühlen der überwiegenden Majorität, in unserem Sittlichkeitsbewußtsein, in dem ganzen Culturleben der Gegenwart einen hervorragenden und wohlberechtigten Platz einnehmen.

Zu diesen quantitativen Ausschreitungen auf dem Gebiete der Vivisection könnte man nun freilich auch die allenthalben üblichen Wiederholungen längst bekannter und feststehender Experimente vor Studenten der Medicin, in den physiologischen Vorlesungen und Experimentalcursen, rechnen wollen; und dies bringt uns sogleich auf die Vorschläge, welche zur Beschränkung des „Vivisectionsunfuges" neuerlich auch bei uns von verschiedenen Seiten, offenbar in wohlmeinender Absicht, aber ohne jede Erwägung der praktischen Folgen, gemacht wurden. Ich denke hierbei nicht an die gänzlich undiscutirbaren Postulata von Weber*), die in erster Reihe auf „gänzliche gesetzliche Abschaffung der Vivisection", eventuell aber auf eine demselben Ziele zusteuernde gesetzliche Lahmlegung und Knebelung derselben ausgehen: Postulata, die sogar auf dem Thierschutzvereine der Rheinlande**) nur getheilten Beifall zu finden vermochten und von dem Redacteur der „Niederrheinischen Volkszeitung", Otto, als entschieden zu weit gehend oder unpraktisch bekämpft wurden. Dagegen findet sich unter den bei derselben Versammlung seitens des Gymnasiallehrers Wiedmann unterbreiteten Resolutionen auch folgende: „Die Vivisectionen sollen auf das nothwendigste Maß beschränkt, insbesondere solche verboten werden, welche zum Zwecke des Unterrichts feststehende Gesetze und Resultate demonstriren oder nur illustriren" und als besonders unstatthaft werden Vivisectionen bezeichnet, „welche Resultate aus der Muskel- und Nervenphysiologie zum Zwecke des Unterrichts geben". Diesen und ähnlichen Forderungen haben sich auch einige der früher

*) Die Folterkammern der Wissenschaft. S. 34. ff.

**) Siehe S. 6. ff.

genannten großen Zeitungen angeschlossen, indem sie vorschlagen, u. A. die Bestimmung zu treffen, nachdem eine Thatsache durch eine Vivisection eruirt und als feststehend anerkannt sei, dürfe kein warmblütiges Thier zur Demonstration der schon gefundenen Resultate verwandt werden. — Zunächst dürfte wohl durch derartige Formulirungen Derjenige in eine nicht sehr beneidenswerthe Lage gebracht werden, welcher in jedem einzelnen Falle zu entscheiden hat, ob irgendwelche auf Vivisectionen gegründete Angabe als „eruirt" und „feststehend anerkannt" zu betrachten sei. Herr von Weber hat ja selbst die Widersprüche, in welche die verschiedenen Experimentatoren oft unter einander gerathen sind, als dankbares Hauptargument gegen den Nutzen der Vivisectionen verwerthet, und mit vielem Behagen die Aeußerung von Goltz citirt „es trifft sich nicht oft, daß in Sachen der Physiologie des Gehirns zwei Physiologen einer Ansicht sind". Ich brauche nicht auszumalen, zu welchen Consequenzen es führen würde, wenn man die Wiederholung schon gemachter und jedenfalls ihrem Urheber und dessen Schülern als feststehend geltender Versuche gesetzlich einschränken oder verbieten — wenn man auf diese Weise gewissermaßen das Patentsystem in die bisher freigegebene Forschung einführen wollte. — Aber ganz davon abgesehen weiß Jeder, der den medicinischen Unterricht der Gegenwart auch nur im Entferntesten kennt, daß derselbe wesentlich Anschauungsunterricht ist, und seine bisher wenigstens relativ günstigen Resultate nur dem Umstande verdankt, daß er eben auf allen Stufen fort nnd fort an Demonstrationen, experimentellen, klinischen, pathologisch-anotomischen Materials u. s. w. anknüpft. Die Unmöglichkeit, die heutige Physiologie auch nur in ihren Hauptzügen ohne experimentelle Erläuterung vorzutragen und verständlich zu machen, liegt für den Kundigen so auf der Hand, daß ich dreist zu behaupten wage, es müßten geradezu die Herren von Weber, Wiedmann u. s. w. selbst die Leitung des physiologischen Unterrichts und der verwaisten physiologischen Lehrinstitute unter solchen Umständen übernehmen. Auch durch die (übrigens von ziemlich fragwürdigen Gesichtspunkten ausgehende) Einschränkung des Verbotes auf warmblütige Thiere wäre nicht viel gewonnen.

Ich muß demnach diesen Vorschlag als vom Standpunkte des wissenschaftlichen Unterrichts aus undiscutirbar, als völlig unzulässig bezeichnen. Es sind nun damit und daneben noch zahlreiche anderweitige Vorschläge aufgetaucht, welche theils den Zweck verfolgen, die Vivisectionen an eine obrigkeitlich ertheilte Licenz zu binden und somit die Zahl der dazu berechtigten Personen thunlichst zu verkleinern — theils auch sachliche Einschränkungen von mehr oder minder eingreifendem Charakter in der Praxis der Vivisection anstreben. Hier handelt es sich wenigstens um Dinge, über die sich reden läßt, die nicht gleich a limine abgewiesen zu werden brauchen; z. B. die Forderung, daß Vivisectionen nur von besonders befähigten Personen, welche von einer geeignet zusammengesetzten Commission den Nachweis ihrer Qualification erbracht und die bezügliche Approbation erhalten haben, ausgeführt werden sollen. Es läßt sich, wie gesagt, darüber reden, obgleich ich meinerseits das für eine recht schlechte Bestimmung halten würde; denn die Prüflinge jener Commission könnten derselben doch im besten Falle nur den Beweis ihres technischen Vorbereitetseins liefern; ob sie auch den Geist und die Gesinnungen eines Charles Bell ihr eigen nennen, wird die Commission schwerlich ermitteln oder auch nur zu ermitteln Lust haben. Ueberdies steht die Forderung im Widerspruch mit der anderseits empfohlenen Bestimmung, wonach alle vivisectorischen Experimente von Studirenden und Schülern (wo möglich bei hoher Gefängnißstrafe) verboten sein sollen; denn wenn diesen nicht einmal unter Aufsicht des Lehrers und unter persönlicher Verantwortlichkeit desselben experimentell zu arbeiten gestattet ist — woher soll alsdann die technische Schulung, die gewandte Handhabung des complicirten und schwer zu beherrschenden vivisectorischen Apparates wohl kommen? Manche Antivivisectionisten scheinen allerdings wunderlicherweise zu glauben, daß diese Künste — durch Zergliederung todter Thiere erlernt werden können! — Andere dieser gutgemeinten Vorschläge gehen dahin, daß die Thiere (in allen Fällen wo das Resultat nicht dadurch beeinträchtigt wird) chloroformirt werden sollen; ferner daß alle zu Vivisectionen benutzten Thiere, welchen aus der geschehenen Verletzung ein qualvolles Leben erwachsen würde, sofort nach dem Experimente, resp. nach Feststellung der Thatsachen getödtet werden sollen. Gegen die Chloroformirung (richtiger „Anästhesirung" der Thiere — denn diese kann auf sehr verschiedene Weise, z. B. auch durch Morphium-Infusion in die Venen, herbeigeführt werden) ist gewiß principiell, da wo sie geschehen kann, nichts einzuwenden, und sie geschieht ja auch überaus häufig; ich habe sie z. B. bei meinen im Verein mit Landois angestellten Gehirnversuchen in der Regel benutzt. Indessen dergleichen gesetzlich zu fixiren, ist doch wiederum sehr bedenklich; denn wer soll die Controle üben? wer soll in zweifelhaften Fällen über die Möglichkeit der Anästhesirung entscheiden? — etwa jedes beliebige Mitglied eines Thierschutzvereines? Ganz competent ist doch auch hier nur der Vivisector selbst. Endlich die verlangte sofortige Tödtung der Thiere nach beendeter Vivisection würde — abgesehen von der auch hier schwierigen Entscheidung und Ueberwachung — eine große Anzahl der wichtigsten, für die medicinische Wissenschaft und Praxis bedeutsamsten Versuche, bei denen es sich um eine langsame Entwicklung der Folgeerscheinungen handelt, mehr oder weniger vollständig ausschließen. Ich will nur an die Versuche über Degeneration und Regeneration einzelner Abschnitte des Nervenapparates, über Wiedererzeugung conservirter Knochen und Gelenke, an das Studium der chronischen Giftwirkungen u. s. w. erinnern.

Um aber nicht nur zu bemängeln, will ich schließlich auch diejenigen Vorschläge erwähnen, gegen welche meiner Ansicht nach nicht der geringste Einwand zu erheben ist — welche jedenfalls als unschädlich und vielleicht als in allseitigem Interesse liegend angesehen werden können. Es sind dies die von dem Crefelder Thierschutzverein gefaßten und von seinem Delegirten Otto bei der obigen Gelegenheit kundgegebenen Resolutionen. Am wichtigsten darunter ist die erste, welche in der jetzt so beliebten Weise eine Enquete „über den Umfang des Mißbrauches, welcher auf deutschem Boden mit den Vivisectionen verbunden ist" fordert. Ich glaube, daß eine solche Enquete jenen Mißbrauch als bei weitem nicht in dem Maße, wie die Gegner der Vivisection annehmen, vorhanden herausstellen und somit ein für die Thierschutzinteressenten wie für die Männer der Wissenschaft gleich erfreuliches Resultat liefern würde. Auch gegen die Veröffentlichung dieses Resultates und gegen eine erhöhte Pflege der Thierschutzinteressen überhaupt, namentlich in den höheren Schulen, wie sie in den übrigen Resolutionen gefordert werden, wüßte ich von meinem Standpunkte aus nichts zu erinnern.

Literatur und Kunst.

Eine neue „Allgemeine Geschichte".*)

Man hat den historischen Forschern unserer Tage, namentlich der jüngeren Generation derselben, trotz der kolossalen Fortschritte, die ihre Wissenschaft in Kritik und Methodik gemacht

*) Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludwig Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippsohn, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, herausgegeben von Wilhelm Oncken. In ungefähr 40 Bänden oder 100 Abtheilungen gr. Lex.-Oktav. Begleitet von einer instructiven nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellten culturhistorischen Illustration. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

hat, oft vorgeworfen, daß sie sich, von einigen großen Meistern wie Ranke, Waitz, Mommsen, Giesebrecht u. A. m. abgesehen, allzu sehr in die Einzelheiten der Untersuchung verliere, mehr Bausteine für historische Werke als solche selbst liefern. Der Vorwurf ist in gewissem Sinne nicht ganz unberechtigt, aber er liegt in der Natur der Sache. Gerade unserem Jahrhundert sind so großartige Entdeckungen auf dem Gebiet der Quellen zur Geschichte der Menschheit vorbehalten geblieben, so sehr haben sich die Gesichtspunkte der Wissenschaft erweitert, daß man vorerst darauf bedacht sein mußte, die in reichstem Maße zuströmenden neuen Materialien kritisch zu sichten und zu sammeln: eine allmähliche Umwandlung aller Anschauungen, die wir bisher über die Entwickelung der Menschheit gehegt haben, bahnt sich auf diese Weise an.

Um so wünschenswerther ist es aber, daß die Resultate dieser gewaltigen Geistesarbeit, die in der Vereinzelung systematischer Forschung und Arbeitstheilung meist nur den Fachgelehrten bekannt werden, zu einer umfassenden, auch weiteren Kreisen der gebildeten Welt zugänglichen Darstellung verarbeitet werden.

Diese große und würdige Aufgabe zu lösen ist aber eines Gelehrten Kraft nicht ausreichend: noch stehen wir in der kritischen Arbeit zu sehr mitten inne, als daß das möglich sein sollte. Die Erfüllung dieser Pflicht der Wissenschaft gegen die gebildete Welt kann nur auf dem Wege, den die von Oncken herausgegebene „Allgemeine Geschichte" eingeschlagen, erreicht werden, auf dem Wege der Vereinigung einer Reihe von Gelehrten, deren jeder an dem Theile, den er beherrscht, mitarbeitet an dem für unsere Mitmenschen so bedeutungsvollen Werke.

Zwei Abtheilungen des großartig angelegten und musterhaft ausgestatteten Unternehmens, das der Verlagsfirma zu hoher Ehre gereicht, liegen bis zur Stunde vor.*) Sie umfassen einen Theil der ägyptischen und die persische Geschichte bis zum Ausgang der Sassanidenherrschaft.

Die Erforschung der ägyptischen Geschichte ist durch die erst in unserer Zeit gelungene Entzifferung der Hieroglypheninschriften in ein neues Stadium eingetreten. Lange schon hat man die gewaltigen Bauwerke bewundert, welche uns das merkwürdige Culturvolk der Aegypter hinterlassen hat und die Jahrtausende seit ihrer Entstehung gesehen haben. Aber sie waren und blieben ein unverstandenes Räthsel: die eigenthümlichen Figuren, welche die ganze Außenseite jener Riesentempel und die Wände der Pyramiden bedeckten, wurden angestaunt und bewundert, aber nicht verstanden. Jetzt aber, nachdem man in ihnen eine merkwürdige, ausgebildete Bilderschrift erkannt hat, nachdem diese durch die großen Aegyptologen unserer Tage, einen Lepsius, Brugsch, Harris und Dümichen enträthselt worden ist, berichten uns jene Monumente in verständlicher Sprache von Zeiten, die uns sonst bei allen Völkern, wenn überhaupt, nur im Halbdunkel der Sage und des Mythos erscheinen.

Der letzte der genannten Forscher, Professor Dümichen in Straßburg, der sich durch seine Herausgabe geographischer und historischer Inschriften Aegyptens einen Namen gemacht hat, hat die Bearbeitung der ägyptischen Geschichte für die Oncken'sche Sammlung übernommen. Er entwirft uns zunächst in der ersten Hälfte der ersten Abtheilung, die bisher nur vorliegt, ein Bild von der geographischen Beschaffenheit des Landes, welches der Schauplatz der von ihm dargestellten geschichtlichen Ereignisse ist; namentlich hebt er mit Recht die Bedeutung jenes Stromes, der wie kaum ein zweiter die gesammte physische und geistige Entwickelung der Anwohner seines Bettes bestimmt hat, weshalb ihn schon die alten Aegypter als den geheimnißvoll wirkenden Gott Hapi in Hymnen besangen, des Nil hervor. Schon Karl Ritter, der Begründer der modernen Geographie, hat in seinem epochemachenden Werke „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", Theil 1, Buch 1, Afrika, darauf hingewiesen, wie die ganze industrielle, ökonomische und geistige Cultur Aegyptens von den Wirkungen des Nilstromes bedingt ist, und seitdem ist die historische Wissenschaft immer mehr zu der Erkenntniß gekommen, die namentlich, wenn auch in übertriebenem Maßstabe Thomas Buckle in seiner History of civilisation ausgebildet hat, daß der Natur des Landes ein hervorragender Antheil an der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten und damit der historischen Entwickelung aller Völker gebühre. Vielleicht kein zweites Land der ganzen Erde ist so geeignet dafür den Beweis zu liefern, als eben Aegypten. Die regelmäßige Wiederkehr des allmählichen Anschwellens des Stromes und des Abfließens der angestauten Wassermassen, welche den Ackerbau und die gesammte Cultur jenes von der Natur so reich ausgestatteten Landes bedingt, spiegelt sich in dem ganzen Charakter des Volkes, in seinem zähen Festhalten an alten Gewohnheiten, seiner Vorliebe für das Althergebrachte, seiner Anhänglichkeit an das alte Recht und Herkommen wieder. Alle anderen Völker der Erde haben in ihrer Entwickelung so große Wandlungen durchgemacht, daß wir in ihnen heute kaum noch die Abkommen ihrer Vorfahren zu erkennen vermögen; nur das Volk der Aegypter ist im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in allen wesentlichen Zügen dasselbe geblieben: hat doch selbst der Gesichtstypus der heutigen Aegypter eine auffallende Aehnlichkeit mit dem jener Gestalten, die wir auf ihren uralten Pyramiden abgebildet finden.

Diese Eigenthümlichkeit des ägyptischen Landes und Volkes mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und doch in gefälliger, oft schwungreicher Form klargelegt zu haben ist das Hauptverdienst der Arbeit des Verfassers, soweit sie bis jetzt erschienen ist. Der zweite Haupttheil des Werkes, die geographische Eintheilung des alten Aegyptens nach Gauen, welche an der Hand der geographischen, namentlich von Harris*), Brugsch**) und Anderen gesammelten Inschriften aufgezählt und beschrieben werden, ist nur erst begonnen; wir sparen uns daher eine genauere Besprechung desselben bis zu seinem Abschluß auf.

Die Verlagshandlung hat nämlich, um gleich in der ersten

*) Das Ganze baut sich auf aus folgenden unter einander in engem Zusammenhange stehenden Einzelwerken: Erste Abtheilung. I. Geschichte des alten Aegyptens. Von Joh. Dümichen. — II. Geschichte Assyriens-Babyloniens. Von Eberhard Schrader. — III. Geschichte des alten Indiens. Von S. Lefmann. — IV. Geschichte des alten Persiens. Von Ferd. Justi. — V. Geschichte von Hellas und Rom. Von G. F. Hertzberg. — VI. Geschichte des Volkes Israel. Von Bernhard Stade. — Zweite Abtheilung. I. Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von G. F. Hertzberg. — II. Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker bis zu Ende der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. — III. Der Islam im Morgen- und Abendland. Von Richard Gosche. — IV. Geschichte der Kreuzzüge. Von B. Kugler. — V. Staatengeschichte des Abendlandes von den Karolingern bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Eduard Winkelmann. — VI. Die Türken und der Sturz des byzantischen Reiches. Von G. F. Hertzberg. — VII. Geschichte der Renaissance und des Humanismus in Italien und Deutschland. Von Ludwig Geiger. — Dritte Abtheilung. I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Otto Waltz. — II. Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von M. Philippson. — III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nebst einer Uebersicht der Geschichte der Gegenreformation als Einleitung. Von B. Kugler. — IV. Geschichte der Revolution in England. Von Alfred Stern. — V. Deutsche Geschichte im Zeitalter des westfälischen Friedens. Von Bernhard Erdmannsdörffer. — VI. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von M. Philippson. — VII. Peter der Große. Von Alexander Brückner. — VIII. Friedrich der Große. Von Wilhelm Oncken. — Dritte Abtheilung. I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. 1789—1815. Von Wilhelm Oncken. — II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution (mit besonderer Rücksicht auf Frankreich). 1815—1851. Von Theodor Flathe. — III. Das zweite Kaiserreich und die Gründung des Königreichs Italien. — IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Friedrich Kapp. — V. Die Neugründung des Deutschen Reiches. Von Wilhelm Oncken. — VI. Neuere Geschichte Rußlands mit besonderer Rücksicht auf den Orient.

*) In seinen Hieroglyphical standards representing places in Egypt supposed to be nomes and toparchies.

**) Namentlich in seinem Dictionnaire géographique de l'ancienne Egypte.

Abtheilung, gleichsam als Probe, zwei verschiedene Arbeiten bringen zu können, die ägyptische Geschichte vorläufig wieder abgebrochen und publicirt im zweiten Theil des ersten und im ganzen zweiten Heft zunächst die von Ferdinand Justi bearbeitete persische Geschichte. Wir möchten doch aber hier darauf aufmerksam machen, daß das vom Standpunkte des Verlegers zwar als berechtigt erscheinen mag und auch an sich der Sache eben nicht viel schadet, daß aber doch ein solches Verfahren keinesfalls so weit gehen darf, wie es hier geschehen, wo die Darstellung der ägyptischen Geschichte nicht nur mitten in einem Kapitel, sondern mitten in einem Satze abbricht.

Sehr instructiv und werthvoll sind die der Darstellung beigegebenen Abbildungen; sie geben einen trefflichen Beweis für die Auffassung der Redaction bezüglich der von ihr beabsichtigten „nach wissenschaftlichen Grundzügen angelegten culturhistorischen Illustration". Dieselbe wird eine große Zahl von sorgsamst mit strenger historischer Treue ausgeführten Holzschnitten bringen, Nachbildungen von Architekturen und Sculpturen, Porträts, Facsimiles, Siegel, Münzen, Waffen, Rüstungen, Werkzeuge, Costüme, Monumente, Bauwerke und Grundrisse von solchen, Nachbildungen alter Handschriften und Drucke, Pläne und Karten von Städten, Ländern und Schlachten; die Einrichtung des Hauses aller Zeiten, kurz, historische und culturhistorische Objecte sollen so in der Illustration vertreten sein, daß sie den Zweck des darstellenden Wortes, dem Leser ein höchst anschauliches, charakteristisches Bild auch von den Culturzuständen aller Epochen, von hervorragenden Persönlichkeiten u. s. w. zu entwerfen, mit bestem Erfolge unterstützt. Die erste Tafel enthält eine, dem Todtenbuch entnommene Abbildung des Todtengerichts, welchem sich die abgeschiedenen Seelen der Sterblichen vor dem Gotte Osiris unterwerfen mußten. Die Figuren, unter denen wir namentlich die Gestalt des Osiris selbst in der linken Ecke des Blattes hervorheben, sind nach dem bekannten, fast bewegungslosstarren ägyptischen Typus entworfen, zeigen aber doch eine nicht geringe technische Routine. Die zweite Tafel ist eine Darstellung eines Wandgemäldes in einem der Gräber von Eileithyia, welches verschiedene Bilder aus dem gewerblichen Leben, das Aufladen von Getreide auf ein Schiff u. a. m. entwirft. Ferner erwähnen wir noch außer den zahlreichen in den Text selbst gedruckten Darstellungen ägyptischer Landschaften die Tafel: Felsentempel von Abu Simbel, an dessen Vorderseiten mehrere jener bekannten ägyptischen Kolossalstatuen angebracht sind.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Besprechung der persischen Geschichte von Ferdinand Justi.

Noch nicht eben lange ist es her, daß wir über die älteste persische Geschichte bis zu der Berührung des persischen Reiches mit den Griechen keine andern Quellen besaßen, als die meist sehr fabulosen Berichte Herodots und die Schilderungen in Xenophons Cyropädie, kurz daß wir die Geschichte der Perser nur aus den Berichten der Griechen kannten. Wer nur einen Blick in die vorliegende Arbeit wirft, welche auf den neuesten Forschungen, die wir zum Theil dem Verfasser selbst verdanken, beruht, wird sofort erkennen, wie wesentlich sich seitdem unser Forschungsgebiet erweitert hat. Viele merkwürdige Aufschlüsse namentlich über die Zeit, in der Persien noch einen Theil des großen medischen Reiches ausmachte, geben schon die prunkenden Keilinschriften der assyrischen Könige, namentlich das Sargon, welche wiederholt ihre Eroberungszüge bis nach Medien ausgedehnt haben und in diesen Inschriften die von ihnen unterworfenen Nationen, unter denen sich wiederholt auch die persische befindet, aufzählen. Noch mehr aber hat sich unsere Kenntniß des alten persischen Reiches erweitert, seitdem man die zahlreichen persischen Denkmäler selbst wieder aufgefunden, ihre bildlichen Darstellungen zu verstehen, ihre Inschriften zu entziffern gelernt hat.

Neben diesen eigentlich historischen Quellen kommen nun aber namentlich auch die Mythen und Sagen der iranischen Völker, welche uns im Avesta und dem, allerdings erst im 11. Jahrhundert von Firdusi redigirten, in seinem Ursprung aber auf die ältesten Zeiten zurückgehenden „Königsbuch" erhalten sind. Zwar verbietet die Natur des Mythos und auch der an historische Ereignisse sich anlehnenden Sage dieselben als historische Quellen im engeren Sinne anzuwenden; denn das eben ist doch das Wesen der Sage, daß sie die historischen Begebenheiten einer leitenden Idee unterordnet und dieser zu Liebe auch modificirt. Immerhin aber gibt uns die Sage auch einige bemerkenswerthe Fingerzeige über die frühesten Schicksale des Volkes, der Mythos über seine religiösen und ethischen Anschauungen. Und in diesem Sinne sind die erwähnten Aufzeichnungen auch für den Historiker sehr werthvoll.

Alle diese mannichfachen, zum Theil erst neuerdings bekannt gewordenen Quellen historischer Erkenntniß hat Justi sorgfältig und mit kritischem Blick verarbeitet. Doch scheint es mir, als wenn er in der Darstellung der Urgeschichte des persischen Volkes (S. 30 ff.) doch zu wenig zwischen der Sage, welcher stets historische Ereignisse zu Grunde liegen, und dem Mythos, bei welchem das nicht der Fall ist, unterschieden habe. Die ersten Könige, welche sich in den iranischen Erzählungen vorfinden, Hauschjanga (Huschang), welcher über die Diws (Dämonen) herrscht, und Tachmuraff, welcher dieselben bändigt und seinem Reiche einverleibt, sind völlig in das Reich des Mythos zu verweisen und können keinerlei Anhalt für die historische Entwickelung gewähren. Man denke nur an ähnliche Erscheinungen in der griechischen und selbst in unserer einheimischen Literatur. Dem Nibelungenliede liegt gewiß ein historischer Stoff zu Grunde, wenn er auch durch die Sage, welche durch Jahrhunderte von einander getrennte Helden zusammen zu bringen kein Bedenken trägt, wesentlich getrübt erscheint; aber Niemand wird in dem mythischen Halbgott Siegfried, der vor der Abfassung des Nibelungenliedes als Heros unserer Mythologie erscheint, auch nur eine Andeutung historischer Wahrheit erblicken; ebenso wenig etwa wie in dem Herakles der griechischen Mythologie.

Von Kyros an betreten wir dann den Boden wirklicher Geschichte; wenn dieselbe auch bei Herodot noch im sagenhaften Gewande erscheint, so zeugt doch schon die in vielen Zügen mit der herodoteischen übereinstimmende merkwürdige Erzählung der Bibel über den Fall Babels für den Kern historischer Wahrheit, der in diesen Erzählungen liegt. Auch das Grab des Kyros ist uns erhalten; es liegt nördlich von Persepolis, ein gewaltiger Marmorbau, welcher lebhaft an die babylonischen Stufentempel erinnert, nach deren Vorbild er ohne Zweifel entstanden ist. Unweit davon hat man die Trümmer eines Palastes gefunden, welcher die durch ihre Einfachheit große Inschrift auf mehreren Stellen zeigt: „Ich, Kurus der König, der Achämenide."*)

Unter seinen Nachfolgern, namentlich Darius I., nehmen die Inschriften und Sculpturen an Zahl und Bedeutung zu. Wir erfahren da nicht blos von den Kriegen, die der König geführt hat, sondern auch von den großartigen Einrichtungen im Innern des Reiches, der Eintheilung desselben in Satrapien. Natürlich fließen ja die Quellen historischer Kunde um so reicher, je größer und bedeutender das Reich wird, dessen Schicksale sie uns berichten.

Und doch scheint das gewaltige Reich der Perser für die Universalgeschichte nur die eine passive Rolle übernommen zu haben, durch seine Eroberung zur Ausbreitung des griechischen Geistes über den gesammten Orient beizutragen. Diese Zeit des Zusammenstoßes der persischen Cultur mit der griechischen und ihr allmähliches Unterliegen vor dem überlegenen Geiste eines Alexander spiegelt sich treu und klar erkenntlich in den Berichten der Griechen, die seit den Perserkriegen immer mehr ihr Augenmerk dem Osten zuwendeten, wieder. Damit war aber die Existenz eines selbstständigen persischen Reiches vernichtet; es gerieth, nachdem auch die Herrschaft der Nachfolger Alexanders zerfallen war, unter die der Parther, bis es durch den ersten Sassaniden, Ardeschir I., 226 nach Christus, wieder zu eigenem, neuem Leben erwachte. Auch diese neue persische Herrschaft hat Justi noch in den Kreis seiner Forschungen gezogen.

Die Hauptbedeutung des Werkes liegt neben den mancherlei

*) Das Grab des Kyros ist auf S. 45 abgebildet.

neuen Gesichtspunkten, welches es über die ältesten Zeiten aufgestellt hat, in dem mannichfachen hellen Streiflichtern, welche es auf die Cultur und Literatur des merkwürdigen Volkes wirft. Sehr glücklich unterstützt wird auch dies Werk durch die vielen ihm beigegebenen Illustrationen, die, wie der Verfasser in der Vorrede (S. VII) bemerkt, nach seinen eigenen, den Originalen der Reisenden entnommenen Federzeichnungen in Holz geschnitten sind. Ebenso sind die Landkarten nach des Verfassers eigenen Angaben angefertigt. In hohem Grade anzuerkennen ist es, daß der Verfasser trotz seiner eingehenden und mit großer Liebe angestellten Untersuchungen, auf denen dies Werk ohne Zweifel beruht, nicht in den sonst so oft begangenen Fehler verfällt, von Bewunderung für die Denkmäler dieses alten Culturvolkes hingerissen, diese zu überschätzen und ihren Angaben mehr zu folgen als den im Ganzen zuverlässigeren occidentalischer, namentlich griechischer und römischer Berichterstatter. Er hat es in der Vorrede selbst als seinen Grundsatz bezeichnet, „in zweifelhaften Fällen der abendländischen Ueberlieferung den Vorzug zu geben, die morgenländische da, wo jene fehlt, und zwar mit großer Zurückhaltung eintreten zu lassen." Auf diesem Wege ist es ihm dann wirklich gelungen, ein in allen Hauptzügen zutreffendes und unparteiisches Bild von dem Entwickelungsgange und der culturhistorischen Mission des persischen Volkes und Reiches zu geben, welches, ohne zu blinder Bewunderung fortzureißen, durch die Klarheit der Kritik und die anziehende Darstellung interessirt und erwärmt. Die Entwickelung des Menschengeistes schreitet nicht sprungweise, sondern allmählich vor: die Aufgabe des Forschers aber ist es, jedem Volke und jeder Zeit in diesem Stufengange der Fortbildung die rechte Stelle anzuweisen. Und wir sind der Ueberzeugung, daß dies dem Werke, welchem unsere Betrachtungen gewidmet waren, im hohen Maße geglückt ist.

Georg Winter.

Das Theater in Amerika.

Von Ludwig Frank.

Die dramatische Literatur der Amerikaner.

Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seitdem sich die amerikanischen Colonien von England losgerissen haben. Während die politische Emancipation des neuen Gemeinwesens von dem Mutterlande sich verhältnißmäßig rasch vollzog, nahm die sociale Emancipation geraume Zeit in Anspruch. Noch viele Jahre nach erlangter Unabhängigkeit blieben die gesellschaftlichen Anschauungen der alten Heimat auch in der neuen Republik maßgebend; Handel und Gewerbe wurden noch lange nach englischem Muster betrieben, und wer von dem heranwachsenden Geschlechte sich dem Althergebrachten nicht fügen mochte, der mußte außerhalb der Städte, im fernen Westen, wo die Urwälder sich langsam zu lichten begannen, einen Schauplatz für seine freie, ungebundene Thätigkeit suchen. Erst nach dem zweiten Kriege gegen England, 1812—14, und mit Zunahme der Einwanderung begann die sociale Umgestaltung; erst seit jener Zeit krystallisirte sich der originelle Charakter des Amerikaners, dessen an keinen Raum gebundener Unternehmungsgeist die noch aus der alten Welt stammenden socialen Fesseln zerbrach und der ganzen Nation den ihr theilweise noch heute anhaftenden Stempel des Ursprünglichen, Unfertigen aufdrückte.

Eine specifisch amerikanische Literatur tauchte aber damals noch nicht auf; auf literarischem Gebiete blieb England nach wie vor so maßgebend, als ob die Unabhängigkeitserklärung niemals unterzeichnet worden wäre. Während der ersten fünfzig Jahre des Bestehens der Republik wurde von Amerikanern — nimmt man Dichtungen von William Cullen Bryant und einige politische und streng wissenschaftliche Schriften aus — wenig publicirt, was auf Bedeutung Anspruch erheben könnte.

Blickt man dagegen heute auf die ziemlich beträchtliche Anzahl von Autoren, welche außerhalb ihres engeren Vaterlandes Anerkennung gefunden und von denen einige sich einen Platz in der Weltliteratur erobert haben, so zeigt sich, daß die junge Nation das Versäumte schnell nachgeholt hat, und der Stolz, mit welchem sie heute auf ihre Errungenschaften in der Literatur blickt, erscheint vollkommen berechtigt. Dichter wie Bryant, Longfellow, Poe, Whittier und Bayard Taylor, Historiker wie Bancroft, Motley und Prescott, Romanschriftsteller wie Cooper und Hawthorne, Philosophen wie Emerson, Humoristen wie Holmes, Irving, Bret Harte, Mark Twain legen Zeugniß ab, daß es heute in allen diesen Fächern eine amerikanische Literatur gibt, welche ganz und gar auf eigenen Füßen steht und mit der englischen nichts Anderes als dieselbe Sprache gemeinsam hat.

Nur auf einem Felde der Literatur, auf dem Gebiete des Dramas, hat sich der Amerikaner von England, oder stricter gesprochen, vom Auslande noch nicht zu emancipiren vermocht; erst in ganz jüngster Zeit sind einige dahin zielende schüchterne Versuche, von denen weiterhin die Rede sein wird, gemacht worden.

Die amerikanische Bühne hat bis vor wenigen Jahren fast gänzlich vom Auslande gezehrt. Shakespeare, die alten englischen Komödien, Zugstücke der Londoner Theater und Uebersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Französischen waren die Quellen, aus welchen die amerikanischen Bühnen sich hauptsächlich versorgten. Amerikanische Originalstücke gehörten zu den größten Seltenheiten. Wohl ließ sich der kürzlich verstorbene Tragöde Edwin Forrest von einheimischen Autoren einige Stücke mit Glanzrollen auf den Leib schreiben, wie „Jack Cade", „Matamora" und „The Gladiator"; Mrs. Bateman schrieb einige Lustspiele und Dramen; auch existirt eine ganze Reihe von Originalkomödien und Burlesken des Schauspielers Brougham; auch tauchten hin und wieder wohl Lokalpossen oder Dramen auf, welche jedoch nur dem Tagesbedürfnisse dienten und als literarische Arbeiten von so leichtem Kaliber sind, daß sie hier nicht in Betracht kommen. Die dramatische Literatur der Deutschen war bis auf wenige Ausnahmen bis Anfang der sechziger Jahre den Amerikanern unbekannt. Nennen wir: „The Robbers", eine fürchterliche Verballhornung der „Räuber", „The Stranger" und „Pizarro" („Menschenhaß und Reue" und „Die Sonnenjungfrau" von Kotzebue), „Ingomar" (den „Sohn der Wildniß"), „Fanchon" (die Birchpfeiffer'sche „Grille"), so glauben wir die Liste dieser Ausnahmen nahezu vollständig erschöpft zu haben.

Die Ursachen der absoluten Oede auf dem Gebiete des nationalen Dramas sind nicht schwer zu ergründen. Das Theater hat in Amerika niemals den Anspruch erhoben, eine Culturmission zu erfüllen, es hat niemals einem andern Zweck, als der Unterhaltung oder Zerstreuung dienen wollen. Stets auf sich selbst und das zahlende Publicum angewiesen, jeglicher Unterstützung kunstliebender Fürsten oder Mäcene entbehrend, konnten amerikanische Theaterunternehmer, selbst wenn sie anders gewollt, nie mehr sein als bloße Geschäftsleute. Es lag außerhalb ihrer Sphäre, sich auf gewagte künstlerische Experimente einzulassen; junge Schriftsteller zu ermuntern hatten sie nicht nöthig. Novitäten lieferte ihnen London, und bei dem Mangel jeglicher literarischer Verträge mit dem Auslande konnten sich amerikanische Theaterdirectoren von dort aus kostenfrei mit dramatischer Speise versehen. Welche Nothwendigkeit lag vor, einen einheimischen Autor zu honoriren und alsdann noch in Gefahr zu laufen, daß seine Arbeit keinen Erfolg haben würde, wenn man die Auswahl unter den Londoner Zugstücken umsonst hatte und in den meisten Fällen mit Sicherheit annehmen konnte, daß, was in London gefallen, auch in Amerika Beifall finden würde? Der Londoner Director zahlte die Kosten aller verunglückten Experimente mit neuen Stücken; sein amerikanischer College riskirte nichts, er brachte nur die erfolgreichen Novitäten zur Aufführung.

Aber diese mangelnde Aussicht auf pecuniären Gewinn war es nicht allein, welche das Aufkommen einer dramatischen Literatur in Amerika erschwerte. Hätte das öffentliche oder private Leben der Nation nur Anregung geboten, so hätte sich auch der dramatische Dichter dafür gefunden. Der Mangel an geeigneten Stoffen ist wohl bisher die Hauptursache gewesen, daß die amerikanische Nation es noch zu keinem selbstständigen Drama gebracht hat.

Die Geschichte der Gründung der Union ist ein sehr undankbares Feld für den Dramatiker. Die großen Väter der Republik, Washington, Jefferson, Franklin ꝛc. waren zu sehr Verstandesmenschen, als daß sie sich zu einer poetischen Darstellung eigneten; mit ihren Worten und Thaten ist der im Allgemeinen sehr nüchterne Amerikaner so vertraut, daß er die unbedingt nothwendige poetische Licenz, welche sich der dramatische Dichter mit ihnen nehmen müßte, nicht verzeihen würde. Sie sind selbst heute, trotz der bereits verflossenen hundert Jahre, noch zu frisch mit all ihren Einzelheiten in Aller Gedächtniß, um von der Bühne herab zu ihren Nachkommen reden zu können. Ist doch die Centennialfeier der Republik vorüber gegangen, ohne daß es auch nur ein Theater für nöthig erachtet hat, ein für die Gelegenheit gedichtetes patriotisches Drama zur Aufführung zu bringen. Und wenn sich schon die Helden der Revolution nicht für die dramatische Bearbeitung eignen, so ist dies mit den Personen und Ereignissen der späteren Geschichtsperioden in noch verstärktem Maße der Fall. John Browns Aufstand, der Bürgerkrieg, die Ermordung Lincolns, sind Vorgänge von dem dramatischsten Interesse, aber in Amerika gehen die Wogen der Parteileidenschaft so hoch, daß noch viele Jahre vergehen müssen, ehe diese Ereignisse der Tagesgeschichte sich in künstlerischer Weise von der Bühne herab verwerthen lassen. Auf Stoffe aus der vaterländischen Geschichte müßte der amerikanische Autor demnach von vornherein verzichten. Für das amerikanische Lustspiel lag das Feld ebenso ungünstig. Eine erst in der Bildung begriffene Gesellschaft, welche für Klassenunterschiede, wie sie durch die Jahrhunderte alten Verhältnisse in Europa geschaffen sind, kein Verständniß hatte und dieselben erst jetzt langsam kennen zu lernen beginnt, konnte für den Schaffensdrang des amerikanischen Lustspieldichters keine besondere Anziehung haben. Und so kam es, daß das einzige Originelle, was die amerikanische Bühne bisher aufzuweisen hatte, die „Minstrel shows“ waren, dramatisirte Scenen aus dem Leben der Neger auf den Plantagen und humoristische Darstellungen der vielen komischen Charakterzüge dieser drolligen Race. Daß diese „Minstrel shows“ in den letzten Jahren an Popularität sehr viel eingebüßt und heute nur noch der Schatten ihres früheren Glanzes sind, spricht für den sich mehr und mehr läuternden Geschmack des amerikanischen Publicums.

Das gegenwärtige Repertoire. Französische, amerikanische und deutsche Stücke.

Die Abhängigkeit von den Londoner Theatern, unter welcher die New-Yorker Bühnen — und diese sind für alle amerikanischen maßgebend — in Bezug auf Novitäten arbeiten, hat in den letzten 10—12 Jahren bedeutend nachgelassen. Bearbeitungen Pariser Zugstücke wurden seitdem in New-York häufig früher als in London zur Aufführung gebracht. New-York lernte Frou-Frou, Fernande, Andréa, Les deux Orphelines, Les Danischeffs, Une cause célèbre, Les bourgeois de Ponte-Arcy und viele andere Pariser Erfolge eher als London kennen. Außerdem begannen die jüngern Kräfte unter den einheimischen dramatischen Autoren große Rührigkeit zu entfalten und da dieselben meistens der Presse angehörten oder doch zu derselben in sehr intimen Beziehungen standen, so wurde in den Zeitungen das Geschrei nach dem „amerikanischen Drama“ so laut und mit solcher Beharrlichkeit wiederholt, daß die Directoren schon aus Klugheitsrücksichten glaubten, der öffentlichen Meinung Rechnung tragen zu müssen und den Arbeiten einheimischer Autoren die sonst so schwer dafür zugänglichen Theater öffneten. Daß diese Versuche besonders erfolgreich ausgefallen, läßt sich nicht behaupten. Wirkliches Talent für die Bühne verriethen bisher nur die Arbeiten von Bronson Howard, dessen Schwank „Saratoga“ (derselbe gelangte vor einigen Jahren auch in deutscher Bearbeitung im Berliner Wallner-Theater, gelegentlich des Gastspiels des englischen Schauspielers Windham zur Aufführung) und dessen gegenwärtig im Union-Square-Theater Furore machendes Gesellschaftsdrama „The Banker's Daughter“ entschieden durchschlugen. Auch der Dichter der Sierras, Joaquin Miller, hat mit seinem Drama, „The Danites“, welches Scenen aus dem Goldgräberleben schildert, einen vielversprechenden Versuch gemacht. Dagegen hat Bret Harte mit seinen dem californischen Minenleben entnommenen Schauspielen: „Two men of Sandy Bar“ und „The Heathen Chinese“ („Der heidnische Chinese“) entschiedenes Fiasco erlitten. Einige Experimente auf dem Gebiete des feineren Lustspiels sind spurlos vorübergegangen; das einzige derartige Stück, welches Beifall fand, „Won at last“ von Mac Kaye, ist eine Bearbeitung der Werner'schen Novelle „Glück auf“, vermischt mit seitenlangen, nahezu wörtlichen Plagiaten aus Bauernfelds „Krisen“. Einige sehr erfolgreiche Originalstücke mit Glanzrollen für specielle Schauspieler, wie „The Gilded Age“ und „The Mighty Dollar“, können keinen Anspruch auf literarische Bedeutung erheben. Auch der sehr thätige Dramatiker Dion Boucicault kann hier nicht in Betracht kommen, da er mehr Engländer als Amerikaner ist. Man sieht, die Ausbeute des einheimischen Talents ist bisher äußerst gering gewesen, der amerikanische Dramatiker ist noch nicht erstanden, und es hat nicht den Anschein, als ob er sich sobald zeigen wird.

Ein dritter Factor für die allmähliche Emancipirung der New-Yorker Bühnen ist in der größeren Beachtung, welche man in den letzten Jahren der dramatischen Literatur Deutschlands geschenkt hat, zu suchen. Wie bereits erwähnt, hatte man bis Anfang der sechziger Jahre vom deutschen Repertoire nicht mehr als 8—10 Sücke aufgenommen. Erst der Theaterdirector und Bühnenschriftsteller Daly machte die Entdeckung, daß sich nicht nur aus den Werken französischer, sondern auch aus denen deutscher Autoren Geld schlagen ließe. Ein amerikanischer Literat, welger längere Zeit in Deutschland gelebt, hatte Mosenthals „Deborah“ ins Englische übersetzt und seine Arbeit für 25 Dollars an den unscrupulösen Herrn Daly verkauft, der, nebenbei, von der deutschen Sprache kein Wort versteht. Gerade damals suchte die berühmte Schauspielerin Kate Bateman nach einer neuen Sensationsrolle, und Daly wußte sie zu überreden, sich in „seinem“ neuesten Werke zu versuchen. Dalys Antheil an dem Mosenthal'schen Drama beschränkte sich darauf, daß er den Titel in „Leah, the Forsaken“ (die Verlassene) umgewandelt, das Original verschwiegen und einen Clown und einige Schäferballette eingeschaltet hatte. Miß Bateman machte in der Titelrolle solches Furore, daß sie dieselbe zwei Jahre lang jeden Abend spielte und später mehr als 500 Mal in England darin auftrat. Herr Daly, der glückliche „Autor“, heimste kolossale Tantièmen und viel Ruhm ein, und noch heute weiß wohl unter hundert amerikanischen Theatergängern kaum einer, daß Mosenthal und nicht Daly der Verfasser der verlassenen Leah ist. Nicht ganz so undankbar, wie der Bearbeiter, benahm sich Miß Bateman, welche aus der „Deborah“ gleichfalls ein Vermögen geschmiedet hat. Wie Mosenthal selbst erzählt, erfuhr die seiner Zeit in London gastirende Künstlerin durch einen Zufall, daß der Autor des Originals, den sie längst in Abrahams Schoß vermuthete, in Wien noch lebe. „In einem reizenden Briefchen drückte sie mir ihren Dank aus und fügte aus freiem Impuls das überraschende Anerbieten hinzu, die Einnahme der hundertsten Vorstellung Leahs mir als Ehrengabe zu überlassen. Kurz darauf traf das beträchtliche Honorar ein.“ Der nächste Versuch, das amerikanische Publicum mit dem Werke eines neueren deutschen Dramatikers bekannt zu machen, verdankt gleichfalls dem Wunsche eines Künstlers, sich in einer originalen Glanzrolle zu zeigen, seine Entstehung. Der ursprünglich deutsche Schauspieler Daniel Bandmann, der mit großem Glück auf der amerikanischen Bühne in einigen Shakespeare'schen Charakteren aufgetreten war, ließ sich Brachvogels „Narciß“ ins Englische übersetzen und spielte die Titelrolle nicht nur in New-York und den größern Städten der Union, sondern gastirte auch darin in Australien, Ostindien und später in London mit großem Beifall. Das Stück selbst wollte in Amerika jedoch keinen rechten Anklang finden, die Zerfahrenheit, der Weltschmerz, die ironisirende Philosophie des zerlumpten Titelhelden konnten dem praktischen Amerikaner kein Behagen entlocken. Materiellen Gewinn hat der Autor aus der

englischen Bearbeitung nicht gezogen; auch der ihm daraus zu Theil gewordene literarische Ruhm ist problematischer Natur gewesen, denn selbst der Name des Verfassers wurde auf dem Theaterzettel nicht genannt und Brachvogel blieb dem Amerikaner nach wie vor eine unbekannte Größe.

Nach diesen beiden Versuchen trat eine längere Pause ein, bis im Jahre 1871, als das französische Ehebruchsdrama in New-York in voller Blüthe stand, eine Uebersetzung von Mosenthals „Madeleine Morel", Dank der genialen Darstellung der Titelrolle durch Miß Clara Morris, eine Zeit lang Furore machte. Es folgten alsdann nach längeren Zwischenräumen Mosers „Ultimo" („The Big Bonanza"), Rosens „Citronen" („Lemons"), Schweitzers „Epidemisch" („Blue Glass"), Benedix' „Ein Lustspiel", „Doctor Wespe" („Our Bachelors", „Oddities"), Kneisels „Der liebe Onkel" („Champagne et Oysters"), Mosers „Veilchenfresser", Geibels „Brunhilde" (eine Paraderolle der Janauschek), und ganz kürzlich L'Arronges „Mein Leopold" („My Son"). Eine Bearbeitung des „Doctor Klaus" ist gegenwärtig in Vorbereitung. Wie aus dieser, wenn auch nicht absolut, so doch ziemlich vollständigen Liste ersichtlich, hat das amerikanische Publicum hauptsächlich an derb-komischen deutschen Bühnenwerken Geschmack gefunden, und wo der Humor des Originals feinerer Art war, hat der amerikanische Bearbeiter dafür gesorgt, ihn durch Vergröberung seinen Landsleuten mundgerecht zu machen. Aber während sich das französische Drama jeglicher Gattung, mit Ausnahme der klassischen Tragödie, in Amerika seit Langem volles Bürgerrecht erworben, wollen Bearbeitungen aus dem Deutschen noch nicht recht Fuß fassen. „Deborah" und „Ultimo" sind die einzigen neueren deutschen Stücke, welche einen vollen, ganzen Erfolg errungen haben. Wir constatiren nur die Thatsache, auf den Grund derselben hier einzugehen, würde die Grenze dieses Artikels überschreiten.

Die Rechte fremder Autoren.

Wie gering auch der literarische Ruhm war, welcher dem fremden Autor aus Aufführungen seiner Stücke auf amerikanischen Bühnen erwuchs — wurde und wird sein Name doch meistens nicht einmal auf dem Theaterzettel genannt — so war doch der pecuniäre Gewinn bis vor wenigen Jahren noch geringer. Bekanntlich genießen literarische Werke jeder Art, deren Veröffentlichung im Auslande erfolgte, in den Vereinigten Staaten keines Schutzes. Die französischen und englischen dramatischen Autoren (an die deutschen dachte man bis vor kurzem gar nicht) waren nicht die Einzigen, welche unter diesen Zuständen zu leiden hatten, ebenso hart wurden die unternehmenden Directoren davon betroffen, denn wenn immer sie einen fremden Autor honorirten, um frühzeitig eines seiner Stücke zu erwerben, liefen sie Gefahr, daß ihre Collegen ihnen mit demselben Stücke, sobald solches erst einmal in London oder Paris gespielt worden war, Concurrenz machten.

Diese Praxis herrschte bis vor ungefähr 15 Jahren; die einzige Schutzmauer gegen derartige Piraterien bestand in der Courtoisie der ehrenhaften Directoren, sich gegenseitig in ihren Interessen nicht zu bekriegen. Aber mit der wachsenden Zahl der guten New-Yorker Theater und dem mehr und mehr zunehmenden Geschmack an Stücken französischen Ursprungs, machte sich unter den Directoren die Nothwendigkeit geltend, einen positiven Rechtsboden für das Eigenthum an theuer bezahlten Novitäten zu gewinnen. Und da stellte es sich denn heraus, daß fremde dramatische Autoren in den Vereinigten Staaten keineswegs so rechtslos wären, als man bis dahin angenommen.

Das Bundesgesetz, welches die Rechte eines amerikanischen Bürgers an ein von ihm verfaßtes Drama regulirt, erklärt ausdrücklich, daß Werke ausländischer Autoren keines Schutzes in den Vereinigten Staaten genießen; dennoch können amerikanische Bürger unter diesem Gesetze (Copyright Statute) gewisse Rechte an fremden Stücken erlangen. Wenn ein Amerikaner ein fremdes Drama übersetzt oder bearbeitet, oder einen im Auslande erschienenen Roman dramatisirt, so kann er das Verlagsrecht (Copyright) einer solchen Uebersetzung oder Dramatisirung erwerben und das Gesetz schützt ihn in der exclusiven Benutzung seiner Version. Aber irgend Jemand kann eine andere Uebersetzung oder Bearbeitung des Originals vornehmen und dieselbe darstellen lassen, ohne daß der erste Uebersetzer gesetzlich dagegen einschreiten könnte.

Gewährt nun auch das Bundesgesetz (Copyright Statute) keinen Schutz für Stücke, welche ein Amerikaner von fremden Autoren erwirbt, so läßt sich doch unter dem auch in den Vereinigten Staaten gültigen altenglischen Gemeingesetz (Common Law) unter gewissen Bedingungen Eigenthumsrecht an fremden Stücken erwerben. Während das Copyright Statute nur das Geistesproduct des amerikanischen Bürgers schützt, macht das Common Law keinen Unterschied zwischen Amerikanern und Ausländern. Nach den bisherigen Entscheidungen schützt das Common Law die Werke fremder Autoren aber nur, so lange sie Manuscript, so lange sie nicht im Buchhandel veröffentlicht sind. Ist ein fremdes Stück erst einmal dem Publicum dedicirt, d. h. für allgemeinen Betrieb im Druck erschienen, sei es in Europa oder in Amerika, so verliert der Autor oder dessen Cessionar jeglichen Rechtsanspruch daran. Wenn ein Amerikaner z. B. das Eigenthumsrecht eines Sardou'schen Stückes kauft und das Stück nicht drucken, sondern im Manuscript läßt, so behält er unter dem Common Law für besagtes Stück das exclusive Aufführungsrecht in Amerika und geht dieses Rechtes nicht eher verlustig, als bis das Original im Buchhandel erschienen ist.

Gestützt auf Entscheidungen, welche auf solche Auslegung des Common Law basirten, haben amerikanische Directoren in den letzten Jahren große Summen an französische und zuweilen auch an englische Autoren für Manuscripte neuer Stücke gezahlt, unter der Bedingung, daß die Originale innerhalb eines gewissen Zeitraums nicht veröffentlicht werden dürfen. Die Aufführung des Originals oder der Bearbeitung wird unter dem Common Law nicht als eine Veröffentlichung betrachtet, wenigstens sind bisher sowohl von den untern Gerichtshöfen wie auch von den Appellationsgerichten alle bezüglichen Streitigkeiten in diesem Sinne entschieden worden.

Noch ist indessen das letzte Wort in dieser wichtigen Angelegenheit nicht gesprochen worden. Hat sich doch zu wiederholten Malen der Fall ereignet, daß das nur im Manuscripte vorhandene Stück eines Ausländers, in offenbarer Verletzung der Rechte des Theaters, welches das Stück erworben, von einem Concurrenten zur Aufführung gebracht worden ist, ohne daß gerichtlich dagegen eingeschritten werden konnte, weil der concurrirende Director beschwor, daß er das betreffende Stück nach mehrmaligem Anhören aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, eine Procedur, welche die Gerichte für vollkommen legal erklärten. Abgesehen, daß es schwer halten dürfte, einen logischen Zusammenhang zu finden zwischen dieser Entscheidung und derjenigen, welche die Manuscripte fremder Autoren schützt, bedarf es keiner Ausführung, daß die Rechte an fremden Stücken thatsächlich dadurch illusorisch gemacht werden. Nicht nur, daß es keine besonderen Schwierigkeiten macht, ein Stück nach dem Gedächtniß niederzuschreiben, ist es auch leicht, die betrügerische Erlangung eines Manuscriptes mit der Ausrede zu decken, daß das Stück nach dem Gedächtniß niedergeschrieben worden sei.

So lange daher die Garantie für die Rechte fremder Autoren auf die Gesetze der Einzelstaaten basirt, wird dieser Schutz ein sehr precärer bleiben. Klare Bahn wird nicht eher geschaffen sein, als bis der Congreß ein für alle Staaten der Union gültiges Statut zur Regulirung der Rechte fremder Autoren schafft. Bis jetzt haben die Gesetzgeber in Washington allen dahin zielenden Eingaben ein taubes Ohr geliehen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sie in nächster Zukunft zu Gunsten dramatischer Werke eine Ausnahme machen werden von dem Princip, welches die Interessen einer Majorität der Bevölkerung dadurch zu fördern glaubt, daß es alle Geistesproducte des Auslands, so weit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, für Gemeingut erklärt.

Ueber französische Volkslieder.*)

André Theuriet, einer der liebenswürdigsten und begabtesten der jungen Dichter Frankreichs, dessen reizendes Werk, „Der Waldweg", den Lesern der „Gegenwart" sowohl durch eine Besprechung wie durch die Uebersetzung eines Gedichtes daraus von Emanuel Geibel bekannt geworden ist, hat in seinem jüngst erschienenen Werke, „Sous Bois", die französischen Volkslieder in ihren Beziehungen zum Landleben einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Theuriet beklagt sich mit Recht darüber, daß die Literatur der französischen Volkslieder bis zur Stunde über die Gebühr vernachlässigt worden sei. Erst in jüngster Zeit haben sich einige verdienstvolle Männer um die Sammlung der über das ganze Land zerstreuten und nur durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht getragenen Lieder bekümmert, die wie in Deutschland, wie in England, wie überall, oft wahre Schätze von wahrer Empfindung, rührender Einfachheit und naiver Anschaulichkeit bergen. Theuriet, der zu den wenigen Franzosen gehört, die sich mit der deutschen Literatur mit Verständniß und Unbefangenheit befassen, weist auf den großen Einfluß hin, welchen das Volkslied in Deutschland auf unsre Lyrik, auf Goethe, Uhland, Heine, ausgeübt hat. Wir haben das Glück gehabt, in Achim von Arnim und Clemens Brentano wirklich poetisch-feinfühlige Sammler unsrer Volkslieder zu finden; in Frankreich dagegen haben sich bis jetzt vorzugsweise die Philologen dieser Aufgabe unterzogen und dieselbe daher auch mehr nach der Richtung der Wissenschaftlichkeit hin, als vom Standpunkte des Dichters aus zu lösen versucht. Man hat die Volkslieder dort mehr auf ihre sprachlichen als auf ihre poetischen Eigenschaften hin geprüft, gesichtet, gewürdigt.

Theuriet tadelt dieses Verfahren mit vollem Rechte. Er weist darauf hin, wie die Volksdichtung der modernen französischen Lyrik, die vor lauter Bildung und Formvollendung die schlichte Empfindung, das, was Treitschke den „Brustton der Ueberzeugung" nennt, beinahe ganz eingebüßt hat, eine Quelle wahrer Verjüngung zuführen könne, wie diese Volksdichtung geeignet sei, die gebildete Lyrik natürlicher, naiver, einfacher, wahrhaftiger zu machen. Er beruft sich auf einen Passus in der vortrefflichen „Geschichte des Liedes" von Schuré, der hervorhebt, wie jeder Nicht-Franzose, der sich mit der französischen Poesie befasse, durch das Pathos und den rhetorischen Charakter dieser Dichtungen zunächst befremdet und unangenehm berührt werde. Nicht mit Unrecht mache man den französischen Dichtern den Vorwurf, daß sie grübeln, den Gedanken in ganz correcter Weise erschöpfen und für jene wundersame Eigenthümlichkeit, die wir „Stimmung" nennen, eine geringe Empfindung, kaum das Verständniß zu besitzen scheinen. Die französischen Dichter sagten eben immer das letzte Wort und ließen der Empfindung des Lesers nichts mehr zu errathen übrig; es sei Declamation, aber kein Gesang.

Schuré bezweifelt nun allerdings, ob die französische Volksdichtung gesund, tüchtig und eigenthümlich genug sei, um die Bildungsdichtung — man verzeihe den Ausdruck — gründlich zu reformiren. Theuriet dagegen traut dem Volksliede seiner Heimat diese erfrischende Kraft zu, und er führt in seinem Aufsatze eine ganze Reihe französischer Volkslieder an, die in der That zum großen Theil durch die Naivetät der Auffassung, des Ausdrucks oder der Empfindung in der Weltliteratur des Volksliedes eine rühmliche Stellung einnehmen dürfen. Einige derselben mögen hier in wörtlicher Uebersetzung oder in einer wortgetreuen Analyse folgen.

Theuriet führt eine Ballade an, „Die goldenen Schlüssel", von der er nicht mit Unrecht sagt, sie sei würdig, den „Taucher" von Schiller oder die „Lorelei" von Heine zu inspiriren.

Ein Jüngling hört, wie auf dem Felsenriff, das über die See hinausragt, sein Liebchen weint. Er eilt herbei und fragt das junge Mädchen: „Weswegen, schönes Kind, weinst du?" „Die goldnen Schlüssel meines Vaters sind in das Meer gefallen." „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Die Schöne verspricht nun demjenigen, der die goldenen Schlüssel wiederbringt, ihr Herz. Der Jüngling entkleidet sich, taucht in das Meer, findet aber nichts. Als er zum zweiten Male untertaucht, kommt er bis auf den Sand, und als er zum dritten Male untertaucht, ertrinkt er. „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Alle Fische, alle Karpfen haben bitterlich geweint. Nur die Sirene hat immerzu gesungen: „Ewig lieb ich meinen Schatz, der mein Herz gefangen hält." Der Jüngling ist das Opfer eines höllischen Blendwerks gewesen. Die hinterlistige Wasserfee hat auf dem Felsen geklagt und nicht die Geliebte. Diese eilt nun herbei und verflucht das listige Weib: „Singe nur immerzu, singe Sirene! Du hast ja Grund zu singen, du hast das Meer zu trinken und meinen Geliebten zu essen."

Eine andre Ballade hat eine ganz eigenthümliche Färbung der Ritterzeit. Der König läßt die Trommel rühren, um alle Frauen seines Reiches zu sehen. Die erste, die er erblickt, hat ihm das Herz geraubt. „Herr Markgraf," sagt er, „kennt Ihr die? Wer ist die schöne Dame?" Der Markgraf hat darauf gesagt: „Herr König, das ist mein Weib." Der König macht den Markgrafen nun zum schönen Marschall von Frankreich und schickt ihn weit weg in den Krieg, und die Markgräfin wird die Geliebte des Königs. Und als der Markgraf Abschied nimmt, sagt er zu seinem Weibe: „Leb' wohl, mein Herz, leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl, mein einziges Hoffen, da mein Gebieter befiehlt, so müssen wir uns trennen." Die Königin ließ einen Strauß von weißen Lilien binden und von dem Dufte dieses Straußes starb die Frau Markgräfin.

Die Knappheit in der Schilderung dieser tragischen Geschichte hat etwas merkwürdig Packendes. Man denkt unwillkürlich an Heines:

Sie müssen beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Ein reizendes Schnitterlied ist das folgende:

„Heut ist der heilige Magdalenentag, da beginnt die Ernte. Seit dem ersten Sonnenstrahl sind alle Burschen auf den Feldern. Ich habe meine Sichel genommen, meine Sichel von eitel Gold und Silber und habe schnell das Getreide in meiner Furche geschnitten. Und während ich meine Garben band, habe ich drei weiße Knospen gepflückt und Blatt an Blatt zusammengefügt und mit einem Bande umwunden. Da kommen drei schöne Mägdlein vorüber, eine Königstochter, eine Präsidententochter, und eine Dritte ohne Schminke und Zurechtmachung, aber schön wie die Rosen am weißen Rosenstrauche." Der Ersten weigert der Schnitter den Strauß, der Zweiten auch, „doch als die Dritte vorüberkam, erröthet sie, als sie mich sah, da bin ich auf sie zugetreten: nimm du meinen Feldstrauß." Die Dritte will er lieben und mit ihr am Allerheiligentage sich züchtig vermählen im Brautbett, bedeckt mit weißen Rosen. Die kleine graue Lerche wird dazu den Hochzeitsgesang singen: „Es leben die Mägdlein, die beständig sind, es leben die beständigen Burschen!"

Von derselben Anmuth und Liebenswürdigkeit sind auch die eigentlichen Liebeslieder. So das folgende:

„Die Liebste schläft unter dem Baum, ich nähere mich ihr, um ihren Schlummer zu sehen. Sie hat unter den Kopf den Arm gelegt, der ihr als Kissen dient. Auf ihre rosigen Lippen habe ich einen Kuß gedrückt, doch ohne sie zu wecken. — Da nun die Liebste schläft, gehe ich im Garten umher, pflücke für sie Rosen und lege sie auf ihren weißen Busen. Die Frische dieser Rosen erweckte sie gar schnell, und weiter wollt' ich nichts."

Auch das französische Volkslied hat für Liebe und Liebesschmerz Hyperbeln von einer ganz besonderen Kraft. „Ach, wenn die Liebe Wurzeln schlüge," ruft der Gärtner aus, „dann pflanzte ich sie in meinen Garten. Ich pflanzte sie so lang, so breit, an allen vier Enden, daß ich sie allen Mädchen geben könnte, die keine Liebe besitzen." „Ich habe so viel geweint, so viel Thränen vergossen," ruft ein unglücklicher Liebhaber aus, „daß

*) La poésie populaire et la vie rustique. Aus „Sous bois" von André Theuriet. Paris 1878, Charpentier.

die Bäche ausgetreten sind. Kleine Bäche sind große Flüsse geworden und haben vier Mühlen getrieben."

Unter den Volksliedern, die den Ehestand besingen, befinden sich nicht minder charakteristische. Die Zeit, da der Geliebte seinem Mädchen versprach, es mit Seide und Atlas, mit Perlen und Diamanten zu behängen, ist vorüber und das Volkslied schildert die unglückliche Ehe mit einer ergreifenden Brutalität.

„Nach einem Jahre ein Kind. Ist das eine Freude! Nach zwei Jahren zwei Kinder, da kommt schon die Schwermuth. Nach drei Jahren drei Kinder, es ist ein wahrer Teufelsspuk. Das Eine schreit nach Brot, das Andre nach Suppe, das Dritte will gestillt werden, und die Brust ist siech. Der Vater ist in der Schenke und führt ein schlechtes Leben, die Mutter ist daheim und weint und seufzt."

Noch betrübender ist das Lied vom „Weib des Kärrners". Dieser läuft nicht nur in die Schenke, er schäkert auch mit dem Schenkmädchen. Und wenn sein rechtmäßiges Weib ihn daran erinnert, daß seine Kinder auf dem Stroh liegen, antwortet er mit einer wunderbaren Rohheit: „Frau Wirthin, bringt mir guten Wein hier auf den runden Tisch, damit ich bis morgen trinken kann, juchhei! weil mein Weib mit mir keift." Das verlaßne Weib kehrt heim und den hungernden Kindern sagt es: „Euer Vater hat — juchhei! — ein ander Weib genommen!"

Die große Familienkatastrophe, welche den meisten französischen Dramen der Gegenwart zu Grunde liegt, wird auch in den ländlichen Volksliedern bisweilen in einer ähnlichen Weise behandelt, wie in unserm schönen Liede vom „jung', jung' Zimmergesell". Ein lothringisches Volkslied schildert, wie plötzlich der Gatte heimkehrt und unerwarteten und unerwünschten Besuch daheim findet.

„Potz Blitz! Grete, wer ist denn der Ritter, der da auf deinem Lager liegt? Beim Element! wer liegt auf deinem Lager?" — „Ach, lieber Freund, das ist kein Ritter, da liegt die Gevatterin, mein Gott, da liegt nur die Gevatterin." — „Potz Blitz! Grete, ist deine Gevatterin braun? Hat sie einen schwarzen Bart? Beim Element! hat sie einen schwarzen Bart?" — „Ach, lieber Freund, sie hat schwarze Brombeeren gegessen, deswegen sieht sie schwarz aus, mein Gott, deswegen sieht sie schwarz aus." — Aber dem ländlichen Othello kommt das doch etwas verdächtig vor. Zwischen Lichtmeß und Pfingsten, meint er, werden die Brombeeren nicht schwarz. Außerdem erblickt er noch andre Verdachtsmomente. In äußerster Entrüstung ruft er aus: „Potz Blitz! Grete, an der Koppel will ich dich führen, einen Jagdhund will ich aus dir machen. Beim Element! einen Jagdhund will ich aus dir machen. — Potz Blitz! Grete, nach Flandern will ich dich bringen, dort will ich dich aufhängen lassen. Beim Element! dort will ich dich aufhängen lassen."

Ein rührendes Lied über unverschuldete eheliche Untreue das an „Enoch Arden" und manche andere Dichtung anklingt, ist das folgende: „Die Heimkehr des Seemanns."

„Der Seemann kehrt vom Kriege heim, mit zerrißnem Kleid, mit zerrißnen Stiefeln. „Armer Seemann, wo kommst du her?" — „Frau Wirthin, ich komme aus dem Kriege. Schenkt mir weißen Wein ein, der Seemann will ihn trinken." Der brave Seemann trank ihn, trank ihn und sang. Die schöne Wirthin hat geweint. „Weswegen weint Ihr, schöne Wirthin? Geschieht's um Euern weißen Wein, den der Seemann austrinkt?" — „Ich weine nicht um den weißen Wein, ich weine um meinen Mann, dem Ihr gar ähnlich seht." — „Aber sagt mir, Frau Wirthin, von diesem hattet ihr doch drei Kinder, jetzt habt Ihr ja sechs." — „Man hat mir geschrieben, daß er todt und begraben sei und da habe ich mich wieder verheirathet." Der brave Seemann leerte sein Glas und ohne Dank kehrte er weinend wieder zu seinem Regimente zurück."

Indessen wissen die Volkslieder der französischen Bauern nur selten etwas über eheliche Untreue zu berichten; aber durch alle diese Lieder geht ein Zug: die Frauen wollen in ihren Männern die wahren Herren und Gebieter respectiren; sie wollen lieber geprügelt sein, als selbst das Regiment führen. Wehe dem Gatten, der sich die Zügel entwinden läßt! Er wird mit der äußersten Mißachtung behandelt. Dann geht's dem armen Manne schlecht, und er darf klagen: „Kehr' ich vom Walde heim, beschmutzt und durchnäßt, so kaure ich nieder vor der Thür und wage mich nicht hinein. Nun sag mir Eins!" — „Herein, du Tölpel, nur herein! Wärme dich, die Knochen liegen unter dem Tisch, du magst sie nagen. Im Stalle ist Mist, darauf magst du dich lagern." — „Nun sage mir Eins!"

Bei dieser Auslese mag es sein Bewenden haben. Die Leser, welche in den meisten dieser Volkslieder Anklänge an unsre deutschen vernommen haben werden, werden mit dem Endurtheile Theuriets übereinstimmen: daß in denselben genügende naive Kraft und Gesundheit enthalten sind, um der verzärtelten und verweichlichten französischen Lyrik wirklichen Nutzen bringen zu können. Theuriet vergleicht die moderne französische Dichtung mit einer Gesellschaftsdame, die durch Nachtwachen und die beständige Aufregung des großstädtischen Lebens nervös und in eine krankhaft gereizte Stimmung versetzt ist. Ihr Magen ist verdorben. Um den Appetit rege zu erhalten bedarf sie bald der raffinirtesten Producte der Kochkunst, bald verzehrt sie mit einem wahren Heißhunger die derbe Kost der Tagelöhner. Sie ist blutleer, fällt in Ohnmacht, vergießt Thränen, bricht in helles Gelächter aus, für nichts und wider nichts. Solch einem Kranken pflegen die Aerzte eine Veränderung der Diät zu verschreiben. Man schickt den Patienten aufs Land, läßt ihn im Stalle schlafen, die Luft der Wälder und des Meeres einathmen.

„Ich meine," schließt Theuriet, „daß man unsern Dichtern auch einen Luft- und Nahrungswechsel anrathen könnte. Anstatt sich ganz in die Pariser Gesellschaft, die wesentlich eine gekünstelte ist, einzuschließen, sollten sie die Provinz durchstreifen, die mannichfaltigen und so reizvollen Gegenden Frankreichs durchstreifen, Landluft einathmen und die Poesie da holen, wo sie wie eine wilde Blume auf natürliche Weise aufschießt. Die Sagen, Erzählungen, Gewohnheiten und Dialekte unserer Provinzen sind Reichthümer, die man bisher zu sehr mißachtet hat und die nur gesammelt zu werden brauchen. Man sollte nur auf unserm heimischen Grund und Boden nachgraben, man würde dort eine wirklich nationale poetische Mine entdecken. Dann würde die Volksdichtung ein wesentliches Element in dieser veränderten Diät unsres Geistes sein, und mit Heinrich Heine werden alsdann die französischen Dichter ausrufen können:

Ein neues Lied, ein beßres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!"

Paul Lindau.

Shaksperes Schicksalsschwestern.

Von Karl Blind.

I.

In der Londoner „Academy", dem ausgezeichneten Sammelpunkte gelehrter Beurtheilungen, ist kürzlich der Versuch gemacht worden, aus der Reihenfolge und dem Inhalt der Worte, welche die drei Zaubergestalten im „Macbeth" äußern, für jede einzelne derselben ein besonderes Merkmal festzustellen — das heißt, die Eine genau als Vertreterin der Vergangenheit, die Andere als Gegenwart, die Dritte als Zukunft zu fassen: entsprechend der Urd, Verdandi und Skuld der nordischen Götterlehre.

Die Verfasserin des betreffenden Briefes, Fräulein Charlotte Carmichael, leitet ihre Ausführung mit der Bemerkung ein: die sogenannten Hexen im „Macbeth" seien dort nie Hexen (Witches), sondern stets Schicksalsschwestern (Weird Sisters) genannt. Dies ist ein Irrthum. In demselben Auftritt, auf den sie hinweist (I. 3), sagt ja die erste der Zaubergestalten:

Kastanien hatt' ein Schifferweib im Schoß,
Und schmatzt' und schmatzt', und schmatzt' — „Gib mir!" sprach ich.
„Pack' Dich, Du Hexe!" schrie die garst'ge Vettel.

Von dieser Stelle abgesehen, werden die drei spukhaften Wesen jedoch zweimal als Schicksalsschwestern (Weird Sisters) bezeichnet. (I. 3, 30 und II. 1, 20.) Schlegel und Tieck übersetzen das eine Mal: „Unheilsschwestern", das andere Mal: „Zauberschwestern".*) Darüber gleich mehr.

Den Nachweis, daß die erste, zweite und dritte Hexe genau in ihrem Auftreten auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft passen, sucht Fräulein Charlotte Carmichael aus dem dritten Auftritt des ersten Aufzugs im „Macbeth" zu führen. Die erste Hexe (Urd, d. i. die Vergangenheit) sagte nämlich:

Heil Dir, Macbeth, Than von Glamis!

Darauf antwortet er:

Mich macht, so hör' ich, Sinels Tod zum Glamis.

Dies bezöge sich somit auf eben Vergangenes. — Die zweite Hexe (Verdandi, d. i. die Gegenwart) ruft aus:

Heil Dir, Macbeth, Than von Cawdor!

Darauf antwortet er:

Doch wie zum Cawdor? Der Than von Cawdor lebt
Als ein beglückter Mann.

Mit dem Worte „lebt" wäre also die Gegenwart angedeutet. — Die dritte Hexe (Skuld, d. i. die Zukunft) weissagt dann:

Heil Dir, Macbeth, Dir, künft'gem König, Heil!"

Darauf erwidert er, der des Zusammenhangs kommender Dinge noch nicht gewahr ist:

Das steht so wenig im Bereich des Glaubens,
Als Than von Cawdor.

Dieselbe Reihenfolge — bemerkt Charlotte Carmichael — zeige sich in den Anreden an Banquo. Die erste Gestalt (Urd) rufe ihm zu: „Kleiner als Macbeth, und größer!" Die Zweite: „Nicht so beglückt, und doch weit glücklicher!" (Dies als Bezug auf die Gegenwart.) Die Dritte: „Kön'ge erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner!" (Thou shalt get Kings, though thou be none.)

In diesen letzteren Anreden scheint mir indessen der besondere Zug, den die Verfasserin feststellen möchte, schon etwas verwischt. Sie erkennt selbst an, daß in den späteren Auftritten der Nachweis eines besonderen Charakters für jede der drei Schicksalsschwestern nicht mehr möglich ist. Doch sei immerhin im vierten Aufzug, in dem: „Sprich!" — „Frag'!" — „Wir geben Antwort!" („We'll antwer!") der ersten, zweiten und dritten Zaubergestalt eine ähnliche Reihenfolge enthalten; allein die Antworten kommen da nicht mehr aus dem Munde der drei Schwestern, sondern aus dem ihrer Gebieter.

Leicht könne man annehmen, — sagt die Verfasserin ferner — daß Shakspere, als er ein Werk zu Ehren seines neuen Schottenkönigs schrieb, des Umstandes eingedenk gewesen sei, daß dieser (Jakob I.) soeben ein Buch über „Geisterlehre" (Demonology) veröffentlicht hatte. Dieser König aber habe eine Dänin als Gemahlin mitgebracht. Wahrscheinlich sei nun Shakspere mit der Götterlehre des skandinavischen Stammes, dem die Königin entsprossen, hinreichend vertraut gewesen, oder habe genug davon gelernt, um ein Stück daraus dem Aberglauben des Königs aufzupfropfen.

Streng genommen, war freilich die Gemahlin Jakobs nicht aus skandinavischem, sondern aus dem deutschen Stamme der auf den dänischen Thron gelangten Oldenburger. So nennt man ja in England aus ähnlichem Irrthum auch die Prinzessin von Wales heute oft die „dänische Rose", obwohl sie ebenfalls eine Deutsche ist.

*) In seinem umgearbeiteten „Macbeth" übersetzt Schiller an den drei Stellen, wo die Worte „Weird Sisters" bei Shakspere stehen, wenigstens einmal: „Schicksalsschwestern".

Indessen kommt es auf das Dänenthum der Gemahlin Jakobs I. zur Erledigung der Frage: ob die Hexen im „Macbeth" Umgestaltungen, spätere Vermummungen der alt-nordischen Schicksalsschwestern sind, durchaus nicht an. Die Sache erledigt sich aus inneren Gründen. Schon Warburton hat bei den Hexen Shaksperes an Walküren oder Nornen gedacht. In Grimm und Simrock ist der Punkt festgestellt. Bei der Zeichnung seiner „Weird Sisters" hat Shakspere thatsächlich aus germanischen Quellen geschöpft, vielleicht Volksmären benutzt, die noch zu seiner Zeit umgingen.

II.

In den Anmerkungen zur Schlegel- und Tieck'schen Uebersetzung wird freilich die Ansicht geäußert: die drei Zauberinnen im „Macbeth" seien nichts als das überkommene Zubehör des kurz vor, während und nach der Reformation grassirenden Hexenglaubens, und es hätten daher die Zuschauer sofort in ihnen „jene gewohnten Gestalten" erkannt, „die schadenfrohen, häßlichen, gemeinen Weiber, die weder Schicksalsgöttinnen, noch riesenhafte Figuren sein können, noch dürfen". Demgemäß vermeidet die deutsche Uebersetzung den naheliegenden Ausdruck „Schicksalsschwestern". Es wird weiter in jenen Anmerkungen gesagt: „Höchst sonderbar ist diese Einleitung, und ganz abweichend von der Art, wie Shakspere sonst seine Schauspiele eröffnet. Die Hexen, auf die wir nicht vorbereitet sind, treten fast nur auf, um sich sogleich wieder zu entfernen."

Gewiß hat indessen der große Dichter, bei dem Alles so tief ist, die ungewöhnliche Eröffnung des „Macbeth" nicht leichtweg gewählt. Der mächtige Schicksalszug in diesem Trauerspiel ist damit sofort als Einleitung gegeben. Er ist der Notenschlüssel zu dem ganzen Drama. Hätten dem Jan-Hagel der Zuschauer nur gewohnte Figuren des „Hexenapparats" zum halb-gruselnden Ergötzen geboten werden sollen, so brauchte das Stück nicht mit ihnen eröffnet zu werden. Das kurze, drohend flüchtige Auftreten der Zauberschwestern entspricht ganz ihrem Wesen. Der dunkle Hintergrund einer zwingenden Nothwendigkeit kann doch nicht jeden Augenblick entrollt werden, ohne alle Vorgänge der irdischen Welt ins Uebermenschliche und Uebernatürliche hinauf zu heben, und dadurch jede dramatische Wirkung zu vernichten.

Als bloße schadenfrohe Wesen und widerwärtig tückische Hexen, als unruhig sich umhertreibende Schwestern (wayward sisters, nach einer Lesart) und „gemeine Sterbliche" voll „gemeiner Bosheiten" — wie die erwähnten Anmerkungen es haben wollen — sind die „Weird Sisters" nicht zu fassen. Hinter dem scheinbaren Zerrbild blicken größere, grimmere Gestalten hervor. Schon Banquos Ausruf: „Wer sind diese? Die nicht Bewohnern unsrer Erde gleichen, und doch drauf stehn?" und seine von grauser Ahnung eingegebene, zögernde Anrede: „Wie? Seid ihr was, das man darf fragen?" lassen durchblicken, daß es sich um Ueberirdische, um Schicksalsgöttinnen handelt.

Es ist das schwarze Verhängniß der germanischen Urzeit, das in diesen Gestalten sein dreifaches Antlitz hervorkehrt. Die Nornen sprechen durch den Mund der „Hexen" — ganz wie eine Anzahl deutscher Feen der Volkssage ein Ausklang des älteren Nornenglaubens sind, oder wie die Märchen vom Graumännlein, von zwölf bergverwunschenen Männern, von Frau Holle und vom Dornröschen, den graubemantelten Wodan und seine zwölf Asen-Genossen, die Liebesgöttin Freia-Holda, die Gestalten von Brunhild und Siegfried in volksmäßig umgedichteter Form sich erhalten haben.

III.

Mir hat es stets bemerkenswerth geschienen, daß Shakspere jedesmal beim Auftreten der Schicksalsschwestern den alt-germanischen Stabreim auffallend stark anwendet. Man nimmt gewöhnlich an, daß diese, aller angelsächsischen, wie der älteren deutschen und nordischen Dichtung eigene Versform — von der sich übrigens auch Spuren in alt-indischer, griechischer und lateinischer Literatur finden — in England vom Beowulf und von

Caedmon*) an bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vorhanden gewesen sei. Wer genauer zusehen will, kann jedoch in Shakspere mancherlei längere Stellen finden, in denen der Stabreim kräftig durchklingt. Und dies ist, wie mir dünkt, genauerer Untersuchung um so mehr werth, da die englische Rede noch heute bei Gebildeten wie bei Ungebildeten leicht unwillkürlich auf das Mittel verfällt, durch solchen Gleichklang Eindruck aufs Ohr und auf den Geist des Hörers zu machen, gerade als besäße der Zusammenlaut eine Art zauberischer Beweiskraft.

In einer Abhandlung über „Ein altdeutsches Gedicht**) und ein vedischer Lobgesang", die in „Frasers Magazine" vom Juni 1877 veröffentlicht ist, habe ich bereits kurz auf den starken Gebrauch des Stabreims beim jedesmaligen Erscheinen der Hexen im „Macbeth" hingewiesen. An Zufälligkeit, an Unabsichtlichkeit ist dabei nicht zu denken. In diesen Stellen ist feste Regel und klarer Zweck erkennbar. Mächtig wird hier durch den Gebrauch des Stabreims der alterthümlich schreckhafte Eindruck der Erscheinungen erhöht; und nicht minder werden die Gestalten der Schicksalsschwestern dadurch deutlich in den Kreis der germanischen Anschauung gezogen.

Gleich der erste Auftritt im ersten Aufzug beginnt so:

1 Witch. When shall we three meet again —
In thunder, lightning, or in rain?
2 Witch. When the hurly-burly's done, —
When the battle's lost and won.
3 Witch. That will be ere set of sun.
1 Witch. Where the place?
2 Witch. Upon the heat.
3 Witch. There to meet with Macbeth.
1 Witch. I come, Graymalkin!
All. Paddock calls. — Anon.
Fair is foul, and foul is fair.
Hover through the fog and filthy air.

Hier haben wir den Stabreim in Verbindung mit dem Endreim, wie dies auch in isländischer Dichtung vielfach vorkömmt.

Nicht weniger scharf ist der Stabreim beim nächstmaligen Erscheinen der Schicksalsschwestern im dritten Auftritt des ersten Aufzuges ausgeprägt; und zwar ebenfalls fast durchgängig in Verbindung mit dem Endreim:

1 Witch. Where hast thou been, sister?
2 Witch. Killing swine.
3 Witch. Sister, where thou?
1 Witch. A sailor's wife had chestnuts in her lap,
And mounched, and mounch'd, and mounch'd: —
'Give me!' quoth I.
'A-roint thee, witch!' the rump-fed ronyon cries.
Her husband's to Aleppo gone, master o' the Tiger;
But in a sieve I'll thither sail,
And, like a rat without a tail
I'll do, I'll do, I'll do.
2 Witch. I'll give thee a wind.
1 Witch. Thou art kind.
3 Witch. And I another.
1 Witch. I myself have all the other;
And the very ports they blow,
All the quarters that they know
I' the shipman's card.
I will drain him dry as hay:
Sleep shall, neither night nor day,
Hang upon his penthouse lid.
He shall live a man forbid.
Weary sev'n-nights, nine times nine,
Shall he dwindle, peak and pine.
Though his bark cannot be lost,
Yet is shall be tempest-toss'd.
Look what I have.
2 Witch. Show me, show me.
1 Witch. Here I have a pilot's thumb,
Wreck'd as homewards he did come.
3 Witch. A drum, a drum.
Macbeth doth come.
All. The Weid Sisters, hand in hand,
Posters of the sea and land,
Thus do go about, about:
Thrice to thine, and thrice to mine,
And thrice again, to make up nine.
Peace! — the charm's wound up!

Wiederum finden wir, unmittelbar darauf, wo Macbeth und Banquo eintreten, den Stabreim durch die einundzwanzig Zeilen hindurch, in denen Banquo und die Schicksalsschwestern reden, und die so beginnen:

Macbeth. So foul and fair a day I have not seen.
Banquo. How far is't called to Fores? What are these?
So wither'd, and so wild in their attire,
That look not like the inhabitants of the earth,
And yet are on't? Live you? Or are you aught
That man may question? You seem to understand me —
u. s. w., u. s. w.

Desgleichen im ersten Auftritt des vierten Aufzuges, wo die erste und zweite Hexe mit dem Ausruf beginnen:

Thrice the brinded cat hath mew'd.
Thrice; and once the hedge-pig whin'd —

und wo im weiteren Verlauf, neben einigen Unregelmäßigkeiten, der Stabreim (immer nebst dem Endreim) klar durchklingt. Zum Beispiel:

Fillet of a fenny snake,
In the cauldron boil and bake.
Eye of newt, and toe of frog,
Wool of bat, and tongue of dog.
Adder's fork, and blind-worm's sting,
Lizard's leg, and owlet's wing,
For a charm of powerful trouble;
Like a hell-broth boil and bubble.

All. Double, double toil and trouble;
Like a hell-broth boil and bubble.

U. s. w. durch fernere siebzehn Zeilen.

Bei dieser Gelegenheit sei hier beispielshalber nur noch einer anderen regelrechteren Anwendung des Stabreims in Shakespere erwähnt: sie findet sich in Ariels Gesängen im „Sturm"; I. 2. Die sonst so ausgezeichnete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung beachtet diese Eigenthümlichkeiten nicht, obwohl für einen halbgöttlichen oder zauberhaften Gesang, und für die mit Zauberwesen gepflogene Gegenrede, die Wahl des Stabreims gewiß von Bedeutung ist, und im Deutschen diese, einst auch uns eigene Versform unschwer wieder gegeben werden kann. Nur wo sich das mit dem englischen gleichlautende deutsche Wort von selbst bietet, haben Schlegel und Tieck natürlich nicht umhin gekonnt, mit Shakespere zusammen zu treffen. (Schluß folgt.)

*) Bei diesem Anlasse mache ich auf eine vortreffliche, vor ein paar Jahren in London erschienene Schrift von Robert Spence Watson („Caedmon, the first English Poet") aufmerksam, die ein wunderbar getreues Bild des angelsächsischen Dichters gibt und vom echten Geiste der Liebe zum germanischen Alterthum durchhaucht ist. In anerkennenswerthester Weise hat sich der Verfasser derselben mehrere Jahre hindurch bemüht, in seiner Vaterstadt Newcastle am Tyne allgemeinere Antheilnahme für alt-englische Literatur zu erwecken, und auch unter dem Volke die Kenntniß der Dichtung zu verbreiten, die Chaucer vorherging. Nicht leicht hätte Caedmon in anmuthenderer Form behandelt werden können, als es durch Hrn. R. S. Watson geschah. Die eingelegten Versstücke erhöhen die Lebendigkeit der Darstellung. Man kann nur bedauern, daß auf diesem Literaturgebiet so wenig Bücher von gleicher Kraft und Faßlichkeit vorhanden sind.

**) Das Wessobrunner Gebet.

Notizen.

Während das Osterfest in den heimischen Parteikämpfen einen Stillstand herbeiführte, der den geplagten Abgeordneten durch officiöse Philippiken oder Scheltartikel nicht verkümmert werden konnte, sah es im Auslande noch immer dunkel genug aus. Die Welt wurde von egyptischen, griechischen, ostrumelischen Nachrichten heimgesucht und laborirte auch noch an den Nachwirkungen der Botschaftertoaste in Petersburg und London. Was wollten Herr von Schweinitz und Graf Karolyi mit ihren famosen Trinksprüchen in Wahrheit gesagt haben? Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie es, ehrlich gesprochen, selber nicht recht wußten. Herr von Schweinitz hatte morgens früh irgend einen impertinenten Ausfall des Golos oder eines andren panslavistischen Blattes gegen Deutschland gelesen und sich darüber geärgert. Auch mochte ihm die Zeit über mehr als ein französisches oder belgisches Entresilet zu Gesicht gekommen sein, dessen Vaterschaft der russische Botschafter in Paris, Fürst Orloff, nur mit Berufung auf den Artikel des Code Napoleon, der die Forschung nach der Paternität untersagt, verleugnen konnte. Herr von Schweinitz kam nun aber an jenem verhängnißvollen Tage von einem Diner, präsidirte einem anderen deutsch-patriotischen, war etwas erregt und vergriff sich, wie es jedem Sterblichen in ähnlicher Gemüthslage begegnen kann, ein wenig im Ausdruck seiner Gefühle. Graf Karolyi andererseits ist nicht gerade ein politischer Mann, sondern mehr ein ungarischer Magnat, vornehm, correct, etwas gleichgültig, zu lauten Demonstrationen am wenigsten geneigt. Daß er sich beim Dessert, zwischen der Birne und dem Käse, wie die Franzosen sagen, als Anglomane und indirect als Russophobe der Stadt London und dem Erdkreis ohne Auftrag von Wien aus präsentirt haben sollte, behaupteten zwar hinterher östreichische dienstfertige Federn, war aber natürlich erfunden. Die einfache Erklärung ist, daß jetzt in Petersburg gegen Oestreich, weil es den Berliner Frieden nicht ohne Entgelt vom Abend zum Morgen mit durchlöchern helfen will, entsetzlich viel raisonnirt wird. Für solche Medisance, die übrigens nicht viel auf sich hat, wollte man in Wien die Antwort nicht schuldig bleiben. So konnte der Telegraph der erstaunten Mitwelt eine Rede des östreichischen Botschafters am Hofe von St. James mittheilen, die wahrscheinlich sein diplomatischer Maidenspeech war und eine Fluth von Leitartikeln, Correspondenzen, Vermuthungen und Dementis hervorrief, die jetzt längst durchweg Maculatur geworden sind. Die englischen Minister schienen übrigens von der Huldigung, welche ihnen der Karolyi'sche Toast darbrachte, nicht überaus bewegt, gingen zu Ostern aufs Land und sie werden sich jetzt bei der Wiederaufnahme des politischen und parlamentarischen Tagewerkes leidlich gestärkt fühlen. Von den für England bedrohlichen Kriegsnachrichten aus aller Herren Ländern ließen sie sich nicht irre machen und in ihrer Ferienruhe nicht stören. Dies brachte immerhin einen Eindruck hervor, gegen welchen die gegen die britische Großmacht gerichteten Pfeile der europäischen Witzblätter nicht aufkommen konnten. Allerdings mochten Beaconsfield und seine Collegen überlegt haben, daß es verwickelten Fragen oft nicht zum Schaden gereicht, wenn man sie einige Zeit sich selbst überläßt. Man konnte sich darauf verlassen, daß der bankrotte Khedive von Aegypten nach dem Verlauf der Osterwoche nicht sparsamer, wahrheitsliebender und anständiger erscheinen würde. Aber die für Englands und Frankreichs Würde begeisterten Inhaber egyptischer Speculationspapiere mochten sich in der Zwischenzeit etwas beruhigen und vielleicht erwägen, daß die von ihnen lange Jahre hindurch bezogenen Wucherzinsen einen gewissen Ersatz für das bedrohte Kapital gewähren dürften. In Ostrumelien konnte das bulgarische Diebs- und Raubgesindel zu der Einsicht gelangen, daß ihnen Europa auf den Dienst passe und Rußland seinen gegenwärtigen Protégé am Ende ganz so schmählich im Stiche lassen werde, wie das Rumänien zu seinem Schaden früher erfahren hatte. Was endlich Griechenland angeht, so sind seine Staatslenker trotz der in Athen herrschenden und noch mehr zur Schau getragenen Ungeduld geschult genug um zu wissen, daß man politische Früchte selten mit Nutzen rasch vom Baume schüttelt, sondern besser ein wenig reifen läßt. Beaconsfield hatte die Griechen noch kurz vor dem Fest im Parlament zum Abwarten ermahnt. Während des Berliner Congresses hatte er das auch in Privatgesprächen mit griechischen Diplomaten gethan und von ihres Vaterlandes großer Zukunft gesprochen. Einer der hellenischen Delegirten erwiderte ihm damals, Griechenland habe allerdings außer seiner Zukunft auch eine große Vergangenheit, würde sich aber sehr freuen, wenn man ihm die Gegenwart nicht zu lange vorenthalten möchte. Das Wort machte viel Glück in Congreßkreisen und wurde sogar in Privatbriefen nach London erwähnt. So gelangte es auch in das Redactionsbureau des Punch, der es witzig zu verwerthen wußte. Den Ursprung jenes Scherzes aber, der seinen ernsten Hintergrund hatte, ahnte Niemand. Nur dem Wochenchronisten dieser Blätter konnte derselbe natürlich nicht verborgen bleiben und mußte denn auch früh oder spät zur Kenntniß des Publicums gelangen.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Bei Gelegenheit des markigen Leaders Berthold Auerbachs in der „Gegenwart" in Angelegenheit der Anklage, daß die Juden zum Passahfeste Christenblut gebrauchen, dürfte es nicht überflüssig sein, an Folgendes zu erinnern.

Der Kirchenvater Tertullian erzählt, daß die Christen beschuldigt wurden, als würden sie Menschenblut genießen zur Erinnerung an den Ausspruch Jesus: „Ihr trinket mein Blut" und weist auf das Unsinnige dieser Beschuldigung hin. Die späteren Christen erhoben diese Beschuldigung gegen die Juden, wobei sie allerdings nicht einmal einen falsch verstandenen Bibelvers als Beweis anführen konnten.

Papst Innocenz IV. sah sich veranlaßt, von Lyon aus am 5. Juli 1247 eine Bulle an die Kirchenfürsten von Frankreich und Deutschland zu erlassen (vergl. Baronius annales eccl. ad annum 1247, A 86), in welcher es heißt: „Einige Geistliche und Fürsten, Edle und Mächtige Eurer Länder erdenken, um das Vermögen der Juden ungerechter Weise an sich zu reißen und sich anzueignen, gegen sie gottlose Anschläge und erfinden Anlässe. Sie dichten ihnen fälschlich an, als wenn sie zur Passahzeit das Herz eines ermordeten Knaben untereinander theilten. Die Christen glauben, daß das Gesetz der Juden ihnen solches vorschreibe, während im Gesetze das Gegentheil offenliegt ... Die Bedrücker der Juden sollen mit dem Kirchenbanne belegt werden." — Przemisl Ottokar III. Markgraf von Mähren 1474, der Doge von Venedig Pietro Mocenigo 22. April 1475, Kaiser Friedrich 14. Juli 1476 und nach ihm alle deutschen Kaiser (vergl. die Confirmatio privilegiorum für die Juden in Deutschland von Kaiser Ferdinand II., und wir denken, daß dieser Monarch in der vorliegenden Angelegenheit als klassischer Zeuge betrachtet werden kann, in unserem: Ferdinand II. und die Juden, S. 36) befahlen wegen diesen Vorurtheilen keinem Juden etwas zu Leide zu thun, und doch besteht der Teufelsspuk noch fort. In Oestreich und zwar in Galizien spielte noch ein derartiger Proceß in Jahre 1844. Die Stimmenmehrheit der Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern, befürwortete damals beim Kaiser: „Es dürfe die Billigkeit, der Judenschaft eine Genugthuung zu geben, nicht verkannt werden, und diese Kundmachung in einer angemessenen Art in dem galizischen Provinzialzeitungsblatt erfolgen, aus welchem sie schon in die „Wiener Zeitung" übergehen wird." Die Minorität jedoch meinte, daß eine derartige Bekanntmachung nicht nothwendig sei, da die Aufklärung schon so weit gediehen ist, daß eine derartige Maßregel weder nöthig noch angemessen wäre.

In Rußland scheint die Aufklärung noch nicht so weit gediehen zu sein.

Wien, 7. April 1879. G. Wolf.

Bibliographie.

Zwei amerikanische Idyllen. „Elisabeth" von Henry Wadsworth Longfellow und „Eingeschneit" von John Greenleaf Whittier. Uebersetzt von Karl Knortz. 12. 43 S. Berlin 1879, Bohne. —. 75.

Latendorf, Frdr., Niederdeutsch oder Norddeutsch. Offener Brief an Edmund Hoefer. 8. 27 S. Pösneck 1879. Latendorf. —. 80.

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Frdr. Hottenroth. 1. und 4. Lieferung. Quart. Text S. 1—32 und Tafel 1—29 in Farbendruck. Stuttgart 1879, G. Weise. à Lieferung 5. —

Die Verlagsbuchhandlung von **Georg Stilke** befindet sich jetzt:
73 Kurfürstenstrasse, Berlin W.

Inserate.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die
Deutschen seit der Reformation
mit besonderer Berücksichtigung
der Culturgeschichte
von
Dr. Friedrich von Weech,
Großherzogl. Badischem Geheimen Archivrath.

Mit vielen Porträts und zahlreichen Vollbildern.
554 S. gr. 4. Preis geh. *M.* 10.20,
eleg. geb. *M.* 12.—

Das Buch, dessen Preis bei eleganter Ausstattung ein äußerst billiger ist (*M.* 10.20 für 554 Druckseiten in 4. mit sehr zahlreichen Illustrationen) hat schon nach der Ausgabe einiger Lieferungen die lebhafteste Anerkennung in der Presse gefunden und ist als eine hervorragende und wichtige Erscheinung der populären deutschen Literatur allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden. — Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Uebersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrath das demselben unter dem 21. v. M. für Mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volksthümliche Lösung einer anerkennenswerthen Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, den 10. Febr. 1879.
(gez.) Wilhelm.

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrath
Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

DANTE ALIGHIERI'S
GÖTTLICHE COMÖDIE.
Metrisch übersetzt
und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen
von
PHILALETHES
(König Johann von Sachsen).

I. **Prachtausgabe,** in 3 Theilen. Mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. geh. *M.* 25.—, eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 30.—

II. **Neue wohlfeile Ausgabe,** in 3 Theilen. Mit dem Porträt Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. Dritter Abdruck. 8. 1877. geh. *M.* 9.—, eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 11.80.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und **alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke.** Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

„Erwerbs-Katalog"
für Jedermann. — Versendung gratis.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Landw. chemisch.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Neueste Lieder und Gesänge von Eduard Lassen
soeben erschienen im Verlage von **Julius Hainauer,** k. Hofmusikhandlung in **Breslau.**

Eduard Lassen,

Op. 66. **Sechs Lieder für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung** . . . . . 3.—
Inhalt: Viel Träume (Hamerling). — Um Mitternacht (Hamerling). — Sei nur ruhig, lieber Robin (Hamerling). — Die Krähen (Lingg). — Seerose (Lingg). — Its na thy bonnie face (nach Burns von Feis).

Op. 67. **Sechs Lieder für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung** . . . . . 3.—
Inhalt: Der Sänger (Cornelius). — Nur einmal möcht' ich dir sagen (Sturm). — Ich sprach zur Taube. — Meine Lilie (Hamerling). — Lebensbild (Hamerling). — Mund und Auge (Hamerling).

Eduard Lassen,
Lieder und Gesänge. Ausgabe in einzelnen Nummern.

Op. 58. Nr. 62. Wieder möcht' ich dir begegnen . . . . . —.75
Nr. 63. Ich ging hinaus, um dich zu sehen . . . . . —.75
Nr. 64. Du meiner Seele schönster Traum . . . . . 1.—
Nr. 65. Seid du gesagt dein strenges Wort . . . . . —.75
Nr. 66. Lilienblüthe! Mädchen schön und zart. . . . . —.75
Nr. 67. In deiner Nähe weil' ich noch . . . . . —.75
Op. 59. Nr. 68. Trost. 75
Nr. 69. An die Vögel . . . . . —.75
Nr. 70. Die beiden Wolken . . . . —.75
Nr. 71. Die Lerchen . . . . . —.75
Nr. 72. O trockne diese Thränen nicht —.75
Nr. 73. Lass die Rosen schlummern —.75
Op. 60. Nr. 74. Nun liegt die Welt im Traum . . . . . —.75
Nr. 75. Die Gletscher leuchten im Morgenlicht . . . . . —.75
Nr. 76. Hoch auf fliegt mein Herz . —.75
Nr. 77. Wenn ich dich seh' so lieb und hold . . . . . —.75
Nr. 78. Wenn der Frühling auf die Berge steigt . . . . . 1.—
Nr. 79. Die helle Sonne leuchtet auf's weite Meer hernieder . . . —.75
Op. 61. Nr. 80. Wenn etwas in dir leise —.75
Nr. 81. Der seltene Beter. 1.25
Nr. 82. Lied aus Heinrich VIII. . . —.75
Nr. 83. Sommerabend . . . . . —.75
Nr. 84. Nach dir, o Biene, schaut . —.50
Nr. 85. Rekrutenlied . . . . . —.75
Op. 62. Nr. 86. Nähe der Geliebten . —.75
Nr. 87. Ich habe den Glauben verloren —.75
Nr. 88. Sonntagsruhe. . . . . —.75
Nr. 89. Heimkehr . . . . . —.75
Nr. 90. Dein Auge ist mein Himmel —.75
Nr. 91. Verlobung . . . . . —.75
Op. 64. Nr. 92. Lied der drei Jungfrauen. Terzett für 2 Sopran u. Alt —.75
Nr. 93. Tanzlied der Kinder. Duett für Sopran und Alt. . . . . —.75
Nr. 93b. Dasselbe als Terzett für 2 Sopran und Alt ohne Begleitung —.50
Op. 65. Nr. 94. Märzenblume . . . . 1.—
Nr. 95. Wie durch die stille Mondesnacht . . . . . 1.—
Nr. 96. Schweigsamkeit . . . . . —.75
Nr. 97. Die Rosen von Jericho . . 1.—
Nr. 98. Abendglockenläuten. Rückert's Schwanengesang . . . —.75

Die dritte Abtheilung
der
Allgemeinen Geschichte
in Einzeldarstellungen
herausgegeben von Wilhelm Oncken

ist soeben erschienen. Die vierte Abtheilung wird in drei Wochen herausgegeben und die weitere Fortsetzung in ähnlichen Fristen folgen.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 26. April 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Kunstfragen vor dem deutschen Reichstage. Von Alfred Woltmann. — **Literatur und Kunst:** Rumänische Poesien. Nach den Originalen in's Deutsche übertragen von Mite Kremnitz, geb. Bardeleben. — Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub. Besprochen von Berthold Auerbach. — Shaksperes Schicksalsschwestern. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Wohlthätigkeitsvorstellung im Residenztheater. „Graf Waldemar", Schauspiel in fünf Acten von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der Nationalgalerie. Von Th. L. — Passionsmusik. Von H. Krigar. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

Das königliche Zuchtpolizeigericht zu Saarbrücken hat nach vierzehntägiger Verhandlung am 5. April in der bekannten Marpinger Wunderaffaire sein Urtheil gesprochen. Dasselbe lautet auf Freisprechung aller Angeschuldigten, insofern ein Betrug in gewinnsüchtiger Absicht nicht erweisbar war. Als thatsächlich erwiesen dagegen ward hervorgehoben, daß in Folge des Rufes von den Mutter-Gottes-Erscheinungen und den Wundern in Marpingen fast jedes Haus und jede Hütte in ein Wirthshaus sich umwandelte, daß ein schwunghafter Handel mit Madonnenbildern, Rosenkränzen, Scapulieren, Blechgefäßen zur Aufnahme von Marpinger Wasser sich entwickelte, daß die Opfergaben für die Kirche von Marpingen, welche im Jahre 1875 sich nur auf 29 M. belaufen hatten, nach Angabe des Kirchenrechners Scharlo pro 1876—1877 auf mehr denn 4000 M. gestiegen; daß, wie der dortige Pastor Neureuter einräumte, seit den Erscheinungen die Meßstipendien reichlicher flossen und auch wohl höhere Beiträge für die Messen bezahlt wurden. Es ward somit als thatsächlich erwiesen, daß die Pilger, deren Zahl sich bis zu 20,000 steigerte, welche oft aus entlegenen Provinzen und selbst aus überseeischen Ländern herbeireisten, welche in dem Glauben an das wirkliche Vorkommen der behaupteten Wunder Messen bestellten, Opfer gaben, Marpinger Wasser kauften, Vermögensbeschädigungen erlitten, deren Causalzusammenhang mit dem bei ihnen durch falsche Vorstellungen hervorgerufenen Irrthum nicht zu verkennen sei. Es ward auch in vollem Umfang dargethan, daß Alles auf dem durch Lug und Trug der Wunderkinder gepflegten Aberglauben beruhte. Unerweislich allein erschien bei den Betrügern und den Betrogenen die gewinnsüchtige Absicht und die betrügerischen Kinder waren als unmündige Kinder nach dem Strafgesetzbuch ohnehin unerreichbar. Von Seiten des Staates ist gegen dieses Urtheil Berufung eingelegt; die Angelegenheit wird also wahrscheinlich vor dem Appellgericht noch einmal zur Verhandlung kommen.

Wie nun auch in Betreff der Anschuldigung des Betruges in gewinnsüchtiger Absicht das weitere Urtheil ausfallen mag, daß es sich in Marpingen um einen gerade hervorragend von den Geistlichen nicht nur geduldeten, sondern gehegten Wunderschwindel gehandelt hat, das haben die lehrreichen Verhandlungen des Zuchtpolizeigerichtes unzweifelhaft dargethan und damit ein höchst trauriges Bild religiösen Aberglaubens, sittlicher Begriffsverwirrung und niedrigster Volksbildung aufgedeckt. Ja — ich möchte sagen — je weniger eine gewinnsüchtige Absicht zur Erklärung herbeigezogen werden darf, um so größer erscheint die religiöse Verblendung und um so tiefer der Stand dortiger Volksbildung. Im Wesentlichen bestätigten in dieser Beziehung auch diese Verhandlungen vollauf die Wahrheit der allgemeinen Betrachtungen über den Wunderschwindel unserer Zeit, die ich im Jahre 1878 in der unter diesem Titel veröffentlichten Schrift ausgesprochen habe. Was in Betreff der Marpinger Erscheinungen damals nur vermuthet werden konnte, haben jetzt die Gerichtsverhandlungen als richtig vor Aller Augen dargelegt. Zur noch klareren Erkenntniß dieses Uebels unserer Volksbildung wird auch in diesem der Gegenwart gewidmeten Blatte ein Blick auf diese Verhandlungen gewiß am Platze sein.

Als ursprüngliche Grundlage der ganzen Wundergeschichte hat sich ergeben, daß am 3. Juli 1876 die drei sogenannten Wunderkinder Margarethe Kunz, Susanne Leist und Katharina Hubertus, Kinder von acht Jahren, mit der ebenfalls achtjährigen Anna Mußberger im Härtelwalde bei Marpingen waren, um Heidelbeeren zu suchen und daß dabei die ersten drei Kinder einen sie erschreckenden weißen Schein gesehen haben wollen, der sie heimtrieb, während die letztere nichts sah. Im Hause von Leist angekommen, sprachen sie von einer weißen Frau, die sie gesehen hätten. Beim weiteren Heimgang trat dann ein älteres Mädchen, das nicht hat ermittelt werden können, an sie heran mit dem Rathe: „Ihr habt heute im Walde eine weiße Frau gesehen. Geht morgen wieder hin, und wenn ihr etwas seht, sagt, es sei die Mutter Gottes gewesen." Dieser Rath fand trotz des anfänglichen Entgegentretens der Eltern Beachtung und es folgten nun die immer zunehmenden Erscheinungen und Befragungen der Mutter Gottes, sowie die vorgeblichen Wunderheilungen, die in wachsendem Maße von nah und fern wundersüchtige Menschen herbeilockten. Bei den wiederholten Vernehmungen haben die Kinder zunächst mehrfach einander widersprochen; so behauptete einmal die Kunz, sie allein habe mit der Mutter Gottes gesprochen, die Hubertus behauptete dasselbe, und als die Beiden dann confrontirt wurden, stimmten sie überein, daß sie Beide mit ihr gesprochen hätten. Schließlich haben die Kinder wiederholt gestanden, daß bis auf den sie erschreckenden weißen Schein Alles erlogen sei; sie gestanden dies nicht nur dem Criminal-Commissarius Herrn v. Meerscheidt-Hülleſſem, sondern ebenso dem Untersuchungsrichter Kleber, dem Referendar

Dr. Strauß, dem Kammerpräsidenten Schöne und den Eheleuten Riemer, den Vorstehern des Mariannen-Instituts zu Trier, in dem die Kinder vom 5. November bis zum 12. Dec. 1876 auf Grund vormundschaftsgerichtlichen Beschlusses untergebracht waren. Diese Geständnisse der Kinder sind wiederholt gethan zu Zeiten, wo weder Furcht noch Hoffnung sie beeinflussen konnten, Menschen gegenüber, die ihr Vertrauen gewonnen hatten und mehrfach unter Anrufung der Gegenwart Gottes. Dabei trat deutlich die Kunz als die eigentliche Anstifterin der Lügen hervor. Dieselbe hat diesen Widerruf im Hause der Eltern in Gegenwart des Referendar Strauß ersichtlich auch nur gezwungen widerrufen in Folge der Drohung ihrer Mutter, sie sei ihr Kind nicht mehr, wenn das wahr sei. Versuche, sie dem Widerruf gegenüber bei der ursprünglichen Wunderaussage zu halten, waren schon seitens der Angehörigen auch während des Aufenthaltes im Mariannen-Institut mehrere gemacht. Auch sonst zeigte sich die Lügenhaftigkeit der Kinder ganz unzweifelhaft. Der Dr. Strauß hatte der Margarethe Kunz bei der mit ihr von Trier nach Marpingen unternommenen Fahrt in Urexweiler das Pastorathaus gezeigt, in dem er früher unterrichtet sei. Später forderte er sie auf, wenn ihr die Mutter Gottes wieder erscheine, möge sie dieselbe doch bitten, ihr eine Thatsache aus seinem Vorleben mitzutheilen. Als Gretchen dann ins Mariannen-Institut zurückgebracht war, blieb Dr. Strauß noch einige Tage in Trier. Inzwischen erschien die Mutter Gottes wieder dem Gretchen und sollte offenbart haben, der Dr. Strauß sei eine Zeit lang im Pastorathause zu Urexweiler gewesen und habe da studirt. Als Dr. Strauß sie daran erinnerte, daß er ihr das ja selbst erzählt habe, gestand Gretchen, die Mutter Gottes sei ihr zwar erschienen, aber sie habe dieselbe gar nicht gefragt.

Am Tage als Gretchen aus dem Institut entlassen wurde, also gewiß ohne Furcht und Hoffnung gegen Dr. Strauß, dem sie überhaupt Vertrauen schenkte, reden konnte, gestand sie demselben, wahr sei nur, daß sie am 3. Juli einen weißen Schein gesehen habe. in Gestalt einer sitzenden Frau, einen Fuß der Mutter Gottes habe sie nie gesehen, die Rosenkränze der Leute habe sie genommen und gesagt, sie habe dieselben in Berührung mit der Mutter Gottes gebracht, während sie dieselben ruhig in ihrer Tasche behalten.

Als sie der Frau Riemer freiwillig entgegenkommend die Wahrheit sagen wollte, so gewiß wie Gott im Himmel sei, und dann gestanden hatte, Alles sei erlogen, wollte sie dem Pastor Neureuter dasselbe schreiben, behauptete auch dies gethan zu haben und las Worte dieses Inhaltes der Frau Riemer vor. Als diese aber dann den Brief nahm hatte sie geschrieben: „Alles gesehen" und entschuldigte die aufgedeckte Lüge dann mit der Ausrede: Ich schreibe hurtig und dann verlese ich mich und ich lese hurtig und dann verschreibe ich mich.

Dem etwas älteren Mädchen Lina Schmidt, mit dem sie im Mariannen-Institut zusammen schlief, wollte sie einmal aufbinden, die Mutter Gottes sei ihr, wie vorausgesagt, am Abend um halb 11 Uhr erschienen. Die Schmidt hatte in Folge der Voraussage gewacht und sagte ihr nun bestimmt, daß sie zu der Zeit geschlafen habe. Gretchen beschwor sie zuerst bei allen Heiligen, sie möge ihr doch glauben. Als das nicht verfing sagte sie: „O Linchen, Dir kann man nichts weiß machen, Du bist nicht so dumm, wie die dummen, dummen Herren, die lassen sich Alles weiß machen." Sie gestand dann auch dem Linchen, es sei lauter Unsinn und Betrug.

Noch vor dem späteren vollständigen Widerrufe der Kinder, am 26. October 1876, hatte auch der damalige Gendarm Schmidt Gelegenheit, beim Ausgang aus der Kirche ein Gespräch der Kunz und Leist mit anzuhören. Die Leist äußerte: „Ich sage das nicht, die Leute glauben es doch nicht!" worauf die Kunz erwiderte: „Ich sage es doch noch, denn es gibt immer noch Etliche, welche es glauben." Dann bemerkten die Kinder den Gendarm und den Andern leise zuflüsternd: „Da ist der Gendarm" gingen sie fort.

Im August 1877 sollte Gretchen sterbenskrank sein und in Anbetracht dessen gab Pastor Neureuter dem noch nicht zehnjährigen Kinde die heilige Communion, was in solchem Nothfalle kirchlich zulässig sein soll. Während der Zeit hatten der Untersuchungsrichter Kleber und der Staatsprocurator Massow eine Vernehmung im Hause der Kunz vorzunehmen, Gretchen lag in einem Bette, dessen Vorhänge zugezogen waren. Die Schwester sagte, Gretchen sei schwer krank. Der Staatsprocurator zog den Vorhang zurück, er rief dem Kinde zu, das ihm den Rücken zukehrte. Da drehte sich Gretchen um und lachte. Der Staatsprocurator bemerkte, mit der Krankheit scheine es doch nicht so weit her zu sein. Das Kind aber meinte keck, man könne doch lachen, wenn man auch krank sei.

Kurz — aus Allem ergibt sich, wie es klar vor dem Gerichte sich herausstellte, daß diese Wunderkinder, insbesondere Gretchen Kunz, nur Wunder von Verlogenheit und Verschmitztheit genannt werden können.

Der Trug ihrer Aussagen mußte übrigens für jeden Verständigen, auch ganz abgesehen von den Widersprüchen ihrer Aussagen und von ihrem Geständniß, aus der Beschaffenheit ihrer Aussagen und aus ihrem Verhalten bei den angeblichen Erscheinungen vollständig klar sein.

Für die Untersuchung war natürlich die Frage wesentlich, ob es sich um eine objective oder nur um eine subjective Erscheinung handeln sollte. Daß die Kinder genau die Stelle wollten angeben können, wo die Mutter Gottes ihren Fuß hingesetzt habe, deutete auf ihre Meinung hin, es handele sich um eine objective Erscheinung. Dieselbe Auffassung machte sich geltend, wenn Gewicht darauf gelegt ward, daß die Kinder, als sie einmal beim Heimweg die Mutter Gottes folgen sahen, genau in gleicher Weise die Stelle bezeichneten, wo sie sich befände, auch wenn man dem einen Kinde erst die Augen zuhielt, während das andere die Stelle bezeichnete. Damit sollte doch der Beweis geliefert sein, daß die Erscheinung nicht blos in der Einbildung der Kinder ihren Sitz habe, sondern daß auch wirklich außer ihnen eben das vorhanden war, was sie sahen. Die Mutter Gottes mit dem Christuskinde sollte als wirklich anwesend angenommen werden. Auf dem Glauben an diese sichtbare Gegenwart beruhten auch alle die Heilungen, welche durch Berühren der von ihr betretenen Stellen bewirkt worden sein sollten. Von demselben Glauben getragen ist die abgeschmackte Aeußerung des Kaufmanns Jansen aus Lüdinghausen in einem Briefe an den Pastor Schneider aus Alsweiler: „Ich wollte mein Frau nach Lourdes mitnehmen. Das ist nicht geschehen. Nun kommt die Mutter Gottes uns zwei Drittel des Weges entgegen," ebenso die ausgesprochene Freude mancher anderen Briefsteller und Artikelschreiber, daß die Mutter Gottes nun auch unser Vaterland mit ihrer Gegenwart beehre.

„Zu dieser Auffassung — wie schon in meiner obenerwähnten Schrift bemerkt ward — paßt aber nun doch schon gar nicht, daß die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde erscheint. Christus ist doch nicht in Gestalt des Kindes in den Himmel gefahren; soll er, wenn er jetzt auf Erden erscheint, sich erst wieder in seine Kindsgestalt verwandeln? — Das zu glauben ist doch noch ein Plus von Abgeschmacktheit zu dem Glauben an das Herabkommen aus dem längst nicht mehr geglaubten Himmelsraume über uns."

In meiner Schrift ist noch auf weitere derartige Unzuträglichkeiten jener Auffassung mit den Thatsachen hingewiesen. Das Gericht selbst hebt sehr gut besonders noch eine diesem Glauben widersprechende Thatsache hervor. Die Mutter Gottes sollte einmal inmitten sorgfältig aufgestellter Blumentöpfe (es waren Pflanzen in Bierseideln) sichtbar sein. Die Blumentöpfe fielen nun mehrmal um, wenn ihnen Leute zu nahe kamen, dann griff die Kunz frisch durch die Mutter Gottes durch, um die Töpfe wieder aufzurichten. Gewiß mit Recht folgert das Gericht, „daß, wenn das Kind wirklich eine Vision gehabt hätte, nothwendig die Scheu und Verehrung vor derselben es von einem solchen, jede Ehrfurcht und Scheu ausschließenden Thun abgehalten haben würde und daher der

Rückschluß, es habe in der That damals nichts gesehen, sondern erdichteter Weise dies nur vorgegeben, nothwendig geboten erscheint".

Gläubige Seelen müßten sich solchem Thatbestand gegenüber also schon auf die Annahme zurückziehen, es handele sich nur um durch göttliche Mächte bewirkte subjective Erscheinungen. Aber auch diese Annahme ist den Thatsachen gegenüber ein wahrer Hohn auf den schlichten Christenglauben.

Das bezeugt vor Allem das ganz unwürdige Gebahren bei den vorgekommenen Teufelserscheinungen. Am 7. September 1876 wollten die Kinder in der Wohnung des inzwischen verstorbenen Ortsvorstehers Fuchs den Teufel sehen. Sie fürchteten sich vor ihm und wollten sich verstecken, bis denn auch Maria erschien und den Kindern jede Furcht benahm. Angeblich auf Aufforderung Marias, den Bösen mit Weihwasser zu besprengen, ihn zu schlagen und zu treten, ergriffen die Kinder einen Stiefel, schlugen auf den Teufel ein und hieben ihn zum Hause hinaus. Darauf soll der Teufel gebeten haben: „Laßt mich herein, ich werde kalt, ich werde naß," es regnete nämlich. Die Kinder antworteten nun muthig: „Geh in die Hölle, darin hast du warm." Eins der Kinder warf dem Teufel ein Stück Apfel heraus; der Teufel lehnte die Annahme mit dem Bemerken ab, es sei ein Wurm darin, worauf ihm das Kind ein anderes Stück gab.

Das Alles soll in Gegenwart der Mutter Gottes geschehen sein. Und wiederholt soll bei solchen Teufelserscheinungen Maria mit dem Kinde zugleich erschienen sein. Wiederholt wollen ferner die Kinder den heiligen Geist in Gestalt einer Taube gesehen und dabei eine Stimme aus der Höhe die Worte sprechen gehört haben: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Die Kunz hat sogar bezüglich einer der letzteren Erscheinungen dem stellvertretenden Untersuchungsrichter Gartzen aus Tholey ausdrücklich bemerkt, die Taube habe damals nicht über Maria und dem Jesuskinde, sondern über dem kleinen Nikolaus Leist, einem Bruder der Susanne Leist, geschwebt.

Gewiß mit Recht hebt das Gericht hervor, daß solche Visionen doch selbst für den strenggläubigen Katholiken ganz unvereinbar mit seinem Glauben sein, ihm als Blasphemien erscheinen müßten. Für einen solchen Gläubigen muß es allerdings ganz unvorstellbar sein, daß der Teufel, der bekanntlich schon das Zeichen des Kreuzes und das Weihwasser nicht soll vertragen können, gar als die Gegenwart der Maria mit dem Jesuskinde aushaltend gedacht werden soll. Solche Erscheinungen tragen doch den Stempel niedrigster menschlicher Erdichtung so unverkennbar an sich, daß kein Gläubiger ihnen gegenüber von göttlicher Wunderwirkung noch sollte reden mögen.

Die Herren Geistlichen waren deshalb auch geneigt, diese Teufelserscheinungen aus dem Register des Glaubwürdigen zu streichen und auf diabolischen Einfluß zurückzuführen. Aber es gefiel ihnen nicht zu denken, daß damit doch auch die Annahme ganz unglaubhaft werde, Gott werde sich zu seinem Wunderwirken auf Erden solcher lügenhaften, dem Teufel verfallenen Kinder bedienen.

Und überdies mußte jeder Verständige sich doch sagen, daß gegen die Annahme, es handle sich hier um subjective Erscheinungen, um sogenannte Hallucinationen, schon die annähernde Gleichheit der Erscheinung bei Mehreren spreche. Diese Thatsache findet leider — ich komme darauf zurück — ihre viel natürlichere Erklärung in dem, was die Kinder an Bildern und Sprüchen aus der Schuster'schen Bibel und dem Lesebuch gesehen und gelernt hatten. Mit dem hier im Religionsunterrichte Aufgenommenen trieben eben nun die Kinder außerhalb und selbst in der Schule ein trügerisches Spiel.

Das Alles war so leicht durchschaubar, daß man kaum begreift, wie sich Erwachsene und vor Allem die geistlichen Leiter des Volkes dennoch täuschen lassen konnten. Manche haben allerdings auch bezeugt, daß sie anfangs den Berichten der Kinder nicht hätten glauben wollen, aber die Wunder, die vielen Wunderheilungen namentlich, hätten sie zum Glauben gebracht.

Auch zu diesem Glauben gehörte den Thatsachen gegenüber eine große Einfalt des Geistes und ein starkes Glaubenwollen. Die Gerichtsverhandlungen haben auch in dieser Beziehung den Trug lichtvoll aufgedeckt.

(Schluß folgt.)

Kunstfragen vor dem deutschen Reichstage.

Von Alfred Woltmann.

I. Der Straßburger Universitätsbau.

Der deutsche Reichstag hat sich in zwei Sitzungen, am 26. und am 28. März, in längerer Debatte mit künstlerischen Fragen beschäftigt. Die Art, wie das geschehen ist, und namentlich das unmittelbare Ergebniß im ersten Falle, veranlassen uns zu einer Beleuchtung dieser Vorgänge, mit der wir gewartet haben, bis der stenographische Bericht über beide Sitzungen uns vorlag.

Wir wenden uns zuerst dem zweiten Falle zu, bei welchem das Endresultat ein ungefährliches war: der Opposition gegen den zur Ausführung erwählten Plan für die Universität Straßburg.

Der Widerspruch ging aus von Herrn Reichensperger, welcher die Parlamente, denen er angehörte, seit Jahrzehnten daran gewöhnt hat, daß er bei bestimmten Gelegenheiten immer wieder sein gut zugerittenes Schulpferd besteigt. Sobald Bewilligungen zu architektonischen Zwecken in Frage kommen, tritt er gegen die herrschende Richtung in der neueren Architektur und für die alleinseligmachende Gothik ein. Wie schon 1852 im preußischen Landtage, so hat er das seit 1871 mehrfach im deutschen Reichstage, namentlich stets bei Verhandlungen über den Bau des Reichstagshauses gethan. Die Mitglieder der parlamentarischen Versammlungen hören ihm, bei seinem rednerischen Geschick, immer geduldig zu und scheinen großentheils überzeugt zu sein, daß er wirklich als Fachmann spreche. Er besitzt in der That, innerhalb bestimmter Grenzen, Liebe und Verständniß für mittelalterliche Kunst, er hat auf diesem Felde zwar nie ein größeres, bedeutenderes Werk, wohl aber manche werthvolle kleinere Studien veröffentlicht, aber er ist zugleich in künstlerischen Dingen ebenso der Parteimann, wie in kirchlichen und politischen. Möge er doch seinen Standpunkt, wie er das unausgesetzt und mit Gewandtheit thut, in Artikeln und Broschüren verfechten; Parlamentsverhandlungen aber sind nicht die rechte Stelle zu Erörterungen über Stilfragen.

Das Reichensperger'sche Schlagwort, das auf Laien noch immer eine gewisse Wirkung übt, lautet: die Gothik sei der vaterländische, der germanische, der deutsche Stil. In der Zeit der Romantiker konnte das in gutem Glauben gesagt werden; wer das aber heute sagt, verfährt unwissenschaftlich, kennt die Resultate jahrzehntelanger Forschung nicht, oder verschließt sich wissentlich gegen sie, weil sie einem Dogma, an dem er hält, widersprechen.

Wir können das Entstehen und die Entwicklung der Gothik genau verfolgen: ihr erstes Auftreten um 1140 in Saint-Denis, ihre allmähliche Ausbildung in den nordfranzösischen Provinzen. Nicht nur der Ursprung, auch ihre höchste Entwicklung gehört Frankreich an, während in Deutschland, das an den liebgewordenen romanischen Formen festhielt, der gothische Stil erst viel später eindrang, erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts zum Siege gelangte. Wenn im deutschen Reichstage der gothische Stil als der deutsche proclamirt wird, so dürfte man es keinem Franzosen verübeln, wenn er sich darüber lustig machte.

Eher scheinen die Franzosen berechtigt, die Gothik, wie sie das wirklich thun, als „style français" zu bezeichnen. Aber auch das ist nur scheinbar, wenigstens nur bedingungsweise richtig. Seit der Zeit der römischen Weltherrschaft gibt es vielmehr in

*

der abendländischen Welt keine nationalen Baustile mehr. Der romanische, der gothische Stil, die Renaissance vertreten nicht Völker, sondern Epochen, mag auch die Initiative das einemal von diesem, das anderemal von jenem Volke ergriffen worden sein. Erst innerhalb der Stile, die große Zeiträume beherrschen, ist deren besondere Gestaltung durch die einzelnen Nationen, sind eine französische, eine englische Gothik, eine italienische, eine deutsche Renaissance zu unterscheiden.

Da für den Straßburger Universitätsbau unter 101 Concurenzprojecten nur zwei im gothischen Stile gehaltene eingegangen waren, läßt sich hinreichend erkennen, in welcher Richtung sich die neuere Architektur bewegt, sobald ihr freier Spielraum gewährt wird. Daher hatte Herrn Reichenspergers Opposition keinen positiven Zweck, sie konnte nur dazu führen, das gewonnene Resultat zu verneinen, den gewählten Plan sowie den Spruch der Jury vor der Oeffentlichkeit zu discreditiren.

Das geschah, nachdem auf Anordnung des Reichstages selbst eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben worden war, eine Anzahl der berühmtesten Architekten aus den verschiedenen Theilen Deutschlands nebst zwei Vertretern der Universität als Preisrichter gewirkt hatten, und der mit dem ersten Preise gekrönte Architekt auf ausdrückliches Verlangen des Straßburger Senates mit der Ausführung des Baues beauftragt worden war. Damit konnte und mußte die Sache fertig sein. Der Reichstag würde seine Stellung verkennen, wenn er sich zu einem Obertribunal in architektonischen Dingen, und zwar in praktischen Detailfragen wie in Sachen des künstlerischen Geschmacks, aufwerfen und über den Spruch einer Jury von Fachmännern seinerseits aburtheilen wollte.

Eine solche Jury hat ein schweres Amt. Es ist nicht zu verwundern, wenn in der Presse, in Künstlerkreisen, in Vereinen Urtheile gefällt werden, die von dem ihrigen abweichen. Sie hat das künstlerische Verdienst abzuwägen gegen die rein praktischen Vorzüge und Nachtheile der Pläne und hat immer deren Ausführbarkeit um die feststehende Bausumme als Maßstab anzulegen. Wäre das nicht der Fall, so hätten namentlich die Entwürfe von Ende und Boeckmann, Kaiser und von Großheim, von der Hude, sowie das gothische Project von Otzen mindestens ebensoviel Anspruch auf Prämiirung gehabt, wie manche der gekrönten Entwürfe. Aber gerade das mit dem ersten Preise gekrönte Project hätte wahrscheinlich auch bei stärkerem Geltendmachen des künstlerischen Gesichtspunktes gesiegt, denn die größte künstlerische Leistung in einem Falle, wie der gegebene, liegt in der organischen Gestaltung des Grundrisses, und diese schlug hier durch. Den complicirten Anforderungen war in einer Disposition von musterhafter Klarheit entsprochen worden. Die Außenarchitektur, bei der freilich von allen blendenden Effecten abgesehen ist, stellt sich als der schlichte und angemessene Ausdruck der inneren Anlage dar bei guter Gruppirung der Massen und bei einer Formbehandlung, die dem schönen Sandsteinmaterial des Landes glücklich angepaßt ist. Die Jury und die Universität, bei welcher die Baucommission, der Senat, die Facultäten, die Directoren aller einzelnen Institute zu Worte kamen, theilten die praktischen Bedenken des Herrn Reichensperger nicht. Sie hielten gerade diese Lage der archäologischen Sammlung für die richtige, sie sahen gerade in der Disposition der Corridore, welche Herrn Reichensperger verschwenderisch und verwirrt vorkamen, einen Hauptvorzug, sie nahmen keinen Anstoß an der Kleinheit der Nebenhöfe, die nur Gängen und Treppen Licht zu geben haben, und durch die allein die straffe Concentration bestimmter Gruppen von Räumen sowie, bei großer Ausnutzung des Terrains, die Beschränkung auf nur zwei Stockwerke möglich war. Nebensächlichen Bedenken der Jury sowie der Universität ist bei erneuerter Durcharbeitung bereits Rechnung getragen worden.

Auf wie schwacher Grundlage seine Kritik ruhte, wie wenig es ihm namentlich mit seiner Verurtheilung der Grundrißdisposition Ernst war, hat aber Herr Reichensperger selbst durch die Formulirung der von ihm beantragten Resolution gezeigt, die den Beginn des Baues „unter einstweiliger Aussetzung des Façadenbaues" zulassen wollte, als ob das Aeußere, wie Dilettanten sich vorstellen mögen, nur eine beliebig vorgeschobene Decoration zu sein habe.

Ueber Nacht besannen die von seiner Beredtsamkeit Betroffenen sich eines Besseren. Diese Resolution, zuerst mit großer Majorität angenommen, fiel bei der definitiven Abstimmung Tages darauf mit 97 gegen 132 Stimmen. Das Ganze verlief also als eine Komödie. Den Beginn und ruhigen Fortgang des Straßburger Universitätsbaues wird jetzt nichts mehr hindern. Es ist nicht gelungen, ihn ebenso in der Schwebe zu erhalten wie den Bau eines Palastes für den deutschen Reichstag.

II. Der Ankauf der Casa Zuccari.

Die Folgen der Kunstdebatte am 26. März waren ernster als die der Sitzung vom 28. Auf Antrag der Budgetcommission wurde vom Reichstage die Bewilligung von 325,000 Mark zum Ankauf und zum Umbau der Casa Zuccari in Rom verweigert, nachdem Herr Reichensperger sich in längerer Rede gegen diesen Ankauf ausgesprochen hatte.

Es handelte sich bei diesem Ankauf in erster Linie darum, ein hervorragendes Denkmal deutscher Kunst im Auslande als dauerndes Eigenthum der deutschen Nation zu erwerben: die in diesem Hause ausgeführten Wandbilder von Cornelius, Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Mit ihnen muß aber auch das Zimmer, das sie schmücken, das Haus, in dessen zweitem Stock das Zimmer liegt, angekauft werden. Ein Wohnhaus und Miethshaus, wie jetzt, will man es nach der Erwerbung nicht bleiben lassen, und so entsann man sich des langgehegten Wunsches nach einer Heimstätte für deutsche Künstler in Rom, wozu sich die Casa Zuccari durch ihre gesunde, helle Lage im Künstlerviertel besonders empfiehlt.

Wenn sich nun Herr Reichensperger in der Debatte darüber ausließ, daß es zweifelhaft sei, ob der Studienaufenthalt in Rom sich für unsere Künstler empfehle, so gehörte das sachlich nicht her, abgesehen von seiner schwachen Motivirung mit der Armseligkeit der gegenwärtigen italienischen Kunst, als ob das Heute und Gestern in der ewigen Roma in Frage käme, und abgesehen von dem historisch Falschen in dem Seitenblick auf die großen Meister der germanischen Kunst, die „ihre Kunstgröße nicht in Italien gesucht", als ob die echtesten Vertreter germanischer Kunst nicht gerade dadurch so groß wären, daß sie das Volksthümliche und Eigene mit der Renaissancebildung Italiens zu verbinden wußten, als ob sich nicht Dürer als Theoretiker, Holbein als Praktiker auf diesen Boden gestellt hätten und Rubens nicht zu seinem Stil erst durch achtjähriges Studium in Italien gelangt wäre. Der Zug nach dem Süden ist den Künstlern aller Nationen, Franzosen, Engländern, Deutschen, gemeinsam. In den verschiedensten Staaten bestehen Künstlerstipendien für Reisen nach Italien, nach Rom. Es handelt sich also nicht darum, die Römerfahrten der Künstler mehr als zuvor zu begünstigen, sondern nur darum, den Künstlern ihren Aufenthalt in Rom leichter und fruchtbarer zu machen, ihnen ein Haus zu eröffnen, wo sie ihre Arbeitsstätte aufschlagen, wo die Einzelnen aus dem steten Verkehr mit ihren Landsleuten und Berufsgenossen für ihr äußerliches Dasein und ihre künstlerischen Fortschritte Nutzen ziehen und gewisse, ihnen gemeinsam dargebotene Hülfsmittel benutzen können. Die Gründung einer wirklichen deutschen Kunstschule in Rom, wie Frankreich eine solche in der Villa Medici auf dem Monte Pincio besitzt, wird nicht beabsichtigt, da man für Künstler sorgen will, welche die eigentliche Schule hinter sich haben und nun selbst ihren Weg finden müssen. Deshalb war auch Herrn Reichenspergers Versuch, den Plan dadurch zu discreditiren, daß er den Abstand zwischen diesem bescheidenen Hause und der französischen Akademie hervorhob, kein sachlich begründeter.

Wir aber halten den Ankauf der Casa Zuccari, ganz abgesehen von dem, was dann praktisch aus ihr wird, für eine Ehrenpflicht des deutschen Reiches, um jener Wandbilder von Cornelius, Overbeck und ihrer Genossen willen. Uns scheint die

von der Reichsregierung geforderte Summe auch für diesen Zweck allein nicht zu groß. Herr Reichensperger bezweifelte, daß diese Bilder gefährdet seien; sie befinden sich aber in einem Raume, der an Fremde vermiethet wird; daß eine solche Benutzung des Zimmers nicht ohne Bedenken ist, liegt auf der Hand; ebenso daß dadurch die Besichtigung der Bilder erschwert und beschränkt, das Studium der Künstler in diesem Raume so gut wie ausgeschlossen wird.

Aber wäre es nun nicht möglich, die Bilder ohne das Haus zu erwerben und von den Wänden abzulösen? Dem Herrn Reichensperger, der das vorschlug, hat bereits Freiherr von Stauffenberg höchst sachgemäß geantwortet. Das Verfahren, Frescobilder abzulösen und auf Leinwand zu übertragen, ist in neuerer Zeit zu großer Vollkommenheit entwickelt worden, und dafür bietet die von Herrn Reichensperger erwähnte Versetzung von Veits großer Freske zu Frankfurt aus dem alten Bau des Städel'schen Institutes in den neuen einen Beleg. Ein Frescobild, das man von seiner Stelle entfernen will, überklebt man auf seiner Oberfläche und beginnt dann von einer Seite her die Farbenschicht mit dem Messer von der Wand abzulösen. Während dieser Operation rollt sich das an seiner Oberfläche befestigte Bild von selbst zusammen, und man kann es transportiren. Dann aber kommt die zweite, viel schwierigere Operation, das Bild, nachdem es auf einem neuen Grunde befestigt worden, von der Ueberklebung seiner Oberfläche wieder zu befreien, und hier beginnt das Gewagte und Gefährliche. Was wirkliche Frescomalerei ist, kommt dann ungetrübt zum Vorschein, denn bei dieser Technik durchdringt die Farbe die nasse Kalkschicht, trocknet mit ihr und bildet mit ihr eine feste Kruste. Aber die Frescomalerei fordert sichere Hand und große Routine; was in ihr hingesetzt ist, das steht da, ohne daß ein Nachbessern möglich wäre. Hat der Künstler sich einfallen lassen, auf dem bereits getrockneten Bilde, „al secco", etwas zu ändern, so hält seine Zuthat nicht Stand; sie kann leicht abgewaschen werden und geht bei einer Uebertragung unweigerlich zu Grunde, sobald die Beklebung der Bildfläche wieder abgelöst wird. Das Frankfurter Bild hatte Philipp Veit in reiferen Jahren, nach mancher Erfahrung in der Wandmalerei ausgeführt; dennoch gingen auch hier einzelne Retouchen al secco, namentlich das rothe Gewand der Italia, herunter.

Diese Schäden waren aber nicht wesentlich und die Restauration gelang so gut, daß Herr Reichensperger sie nicht gemerkt zu haben scheint. Anders steht es mit den Bildern in der Casa Zuccari. Man spricht von der Wiederentdeckung der Frescotechnik durch diese Künstler; aber in Wahrheit haben sie hier in diesen Erstlingswerken noch stark al secco gemalt, was ein in der Untersuchung von Wandbildern geübtes Auge leicht wahrnimmt. Als warnendes Beispiel hängt außerdem eins der Bilder, deren Uebertragung früher versucht worden war und kläglich ausfiel, Joseph und Potiphars Frau, an der Wand, auf die es einst gemalt war. Somit wäre die Ablösung der Bilder ihre Zerstörung. Ohne dieses technische Hinderniß würden sie längst an anderer Stelle sein; der preußische Generalconsul Bartholdi, der einst die enthusiastischen Jünglinge in seiner Miethswohnung malen ließ, hätte sein Eigenthum nicht im Stiche zu lassen brauchen. Die Bilder würden heute ebenso gut in der Nationalgalerie zu Berlin wie in der Casa Zuccari zur Schau gestellt werden können, und wahrscheinlich würde die preußische Regierung, nicht die Reichsregierung, die Summe für deren Ankauf verlangen.

Die Bilder der Casa Zuccari beginnen eine neue Periode in der deutschen Kunst. Ein Verein von Jünglingen, der, unbekümmert um Erfolg und äußern Vortheil, nur nach idealen Gütern rang, fand hier zum erstenmale Gelegenheit, zu zeigen was er wollte. In der Deutung von Pharaos Traum und in der Wiedererkennung der Brüder ließ Cornelius seine psychologische Tiefe und seine dramatische Kraft zu großartigem Ausdruck kommen in einer Formensprache voll Charakter, ohne alle Phrase und Gespreiztheit; die Eigenschaften, die er bereits früher bewährt hatte, erschienen hier geläutert durch das Studium der großen Italiener, die ihm Vorbilder für den Adel der Gruppenbildung, die schöne Linienführung, das ruhige Maß geworden waren. Ganz auf gleicher Höhe steht aber auch Overbeck mit seiner Allegorie der sieben mageren Jahre. Aber nicht nur als Jugendwerke von Künstlern, deren Namen ein Stolz ihres Volkes sind, verdienen die Bilder, daß man sie hoch hält; sie behaupten vielmehr neben den besten spätern Bildern derselben Meister noch ihren Platz. Wie schon die zweite gemeinsame Schöpfung des deutschen Künstlerkreises in Rom, die Ausmalung der Villa Massimi, nicht mehr die alte Einheitlichkeit des Schaffens zeigt, so nehmen wir auch sonst in den Bildern der Casa Zuccari Vorzüge wahr, die wir bei denselben Künstlern nicht immer wiederfinden. Overbeck ist niemals wieder zu solcher Großartigkeit gelangt wie in dem erwähnten Bilde. Cornelius zeigt in diesen Arbeiten ein so eingehendes Naturstudium und eine solche Sorgfalt in der Ausführung, wie sie ihm nicht immer eigen blieben. In der Farbe sind diese Malereien wohl sein Bestes. Von der Vorstellung, daß die eigentliche künstlerische Leistung in der Erfindung, in dem Entwurf beschlossen liege, daß die malerische Ausführung deren verhältnißmäßig Gleichgültiges, Mechanisches sei, das auch andern Kräften überlassen werden könne, war er damals noch frei.

Für einen großen Theil des deutschen Publicums mag es überraschend gewesen sein, daß für die Ablehnung des Ankaufs gerade ein Reichstagsmitglied eintrat, welches als Kunstfreund und Kunstverständiger gilt, gerade das Schlagwort „deutsche Kunst" immer im Munde führt, am Beginn seiner Rede sogar seiner persönlichen Beziehungen zu den Künstlern, die einst in der Casa Zuccari gemalt haben, gedachte, und am Schlusse sein warmes Herz für die Kunst betonte.

Wir gehören nicht zu Denen, die hiervon betroffen waren, wir finden vielmehr, daß Herr Reichensperger ganz consequent, seiner innersten Gesinnung entsprechend, gehandelt, wenn er auch diesmal der Geist war, der verneinte. Als Overbeck, der reichbegabte Künstler, ein Schwärmer geworden, als er, der so viel Anmuth und echte Empfindung besaß, sich von der unmittelbaren Hingabe an das Leben abkehrte, in den Formen conventionell, im Ausdruck schwächlich und sentimental wurde und die Kunst nicht mehr um des Schönen willen, sondern nur zur Verherrlichung Gottes gelten ließ, da war Overbeck der Mann für Herrn Reichenspergers Parteigenossen. Muß ihnen nun nicht eine Schöpfung, wie die sieben mageren Jahre, von Grund aus zuwider sein, in welcher Overbecks künstlerische Freiheit noch ungebrochen, sein Auge noch offen, sein Sinn noch männlich und gesund erscheint? Cornelius wäre eben dieser Partei viel lieber gewesen, wenn er bei der Ansicht stehen geblieben wäre, die er nach dem Betreten Roms ausgesprochen: „In Raphael selbst steckt das größte Gift, der wahre Empörungsgeist und Protestantismus", während diese Bilder offenbaren, wie das Studium Raphaels, die Macht der italienischen Renaissance über die Einseitigkeit des jungen Rheinländers Herr wurden. Wenn Herr Reichensperger also gegen den Ankauf derselben mit seiner ganzen Beredtsamkeit eintrat, so läßt sich ihm daraus kein Vorwurf machen. Wohl aber ist zu beklagen, daß Solche, die nicht von seiner Partei sind, auf ihn hören in der Meinung, es handle sich hier um ein nentrales Gebiet, das mit der sonstigen politischen Stellung nichts zu thun habe. Diese Vorstellung ist grundfalsch: Herr Reichensperger ist in künstlerischen Fragen gerade so gut der Mann des Centrums wie in allen andern.

Das Parlament einer andern großen europäischen Nation hätte sich vielleicht nicht so leicht wie das deutsche zu den reichen Bewilligungen für die Ausgrabungen in Olympia verstanden, bei denen das rein wissenschaftliche Interesse maßgebend ist, und die Funde nicht Eigenthum des Staates werden, der die Arbeiten unternimmt. Aber ein anderes Parlament hätte wohl kaum den Ankauf eines so hervorragenden Denkmals nationaler Kunst abgelehnt. Wenn nicht der künstlerische Sinn, so würde der Zauber nationalen Ruhmes durchgeschlagen haben. Der deutschen Kunst jedoch hat es niemals an schöpferischen Kräften, wohl aber häufig an dem Echo nationaler Begeisterung gefehlt.

Die Mehrheit der Budgetcommission war, wie Freiherr Schenk von Stauffenberg bei seiner warmen Fürsprache für den Ankauf hervorgehoben hat, wesentlich durch formale Gründe, dadurch, daß noch kein mit dem Besitzer vereinbarter Vertragsentwurf über den Verkauf vorlag, zur Ablehnung bestimmt worden. Es ist daher zu hoffen, daß die Reichsregierung ihren Antrag in etwas anderer Formulirung in einer späteren Session wieder vorlegt. Hier bleibt etwas gut zu machen.

Literatur und Kunst.

Rumänische Poesien.*)

Nach den Originalen in's Deutsche übertragen
von
Mite Kremnitz, geb. Bardeleben.

I.

Die Jahre floh'n dahin, gar viele reihten
Sich schon seit unsrer Liebe erstem Bunde,
Doch denk' ich immer noch der heil'gen Stunde,
Die deine Augen, Wunderbild, mir weihten.

O kehr' zurück, lehr' mich die süße Kunde,
Laß deine Blicke auf mich niedergleiten,
Laß leben mich in ihren Strahlenweiten,
Zum Lied begeist're meine Lei'r, die wunde.

Du ahnest nicht, wie durch dein hold Erscheinen
Mit Balsam meine Seele du erquickt,
Wie Sterne, die in tiefem Dunkel scheinen.

Doch wenn dein kindlich Lächeln ich erblickt,
Verlöscht mein Leben, voller Leid und Weinen,
Erglüht mein Aug', bin ich dem Sein entrückt.

M. Eminescu.

II.

Wenn Schlaf und Schweigen sich auf Alles breiten,
Erklingt ein frommer Sang, süß angefacht,
Dann ruf' ich dich! Hat meine Stimme Macht?
Wirst du hervor aus kalten Nebeln schreiten?

Wirst mild erhellen du das Schwarz der Nacht,
Mit großen Augen, die den Frieden leiten?
Entsteig' dem Schatten längst vergangner Zeiten,
Damit ein Traum, wie damals, dich gebracht.

Tritt leise auf, komm näher, näh'r an mich!
Neig' lächelnd auf mein Antlitz dich hernieder,
Im stillen Seufzer zeig' die Liebe sich,

Berühre mit der Wimper meine Lider,
Im Schauer deiner Näh' laß fühlen dich,
Ewig verlorne Liebe! kehre wieder.

M. Eminescu.

III.

So oft ich in Gedanken an uns Zwei mich ergehe,
Ist's mir, als ob ein Eismeer vor meinem Blick erstehe:
Auf grauem Himmelsbogen kein einz'ger Stern sich zeigt,
Der Mond nur in der Ferne als gelber Schein aufsteigt,
Und über den von Wellen verschlagnen tausend Schollen
Ein Vogel, dessen Flügel ihn nicht mehr tragen wollen,
Inzwischen fern und ferner sein Weibchen weiter fliegt,
Mit einer Schaar Genossen dem Westen zu sich wiegt,
Auf ihre Spuren schauet, mit Blicken sie umwirbt;
Nicht Leid erfaßt ihn mehr, noch Freud' darob — er stirbt
Und so schließt er die Augen, denkt noch zuletzt an sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch wir Zwei sind einander so fern wie früher nie,
In Einsamkeit verdüstre, erstarre ich zu Tod',
Und du entschwebst den Welten zum ew'gen Morgenroth.

M. Eminescu.

*) Vergleiche auch „Gegenwart" 13. Bd. Nr. 19 und 14. Bd. Nr. 29.

Die Rose der Sewi.

Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub.*)

„Tarif! Tarif! Tarif!" trillert heuer die Lerche aufsteigend, und wenn sie sich zur fruchtsprießenden Erde niedersenkt, lautet wohl ihr Sang: „Grüne Saat! grüne Saat! Unter des deutschen Reiches Schutzzoll wirst eingeheimst, gedroschen, vermahlen, verbacken . . ."

Und drinnen im Dorfe stehen die Bauern vor und nach der Kirche beisammen; Tarif ist auch hier die Losung. „Was meinst Du zum Getreidezoll?" fragt Peter den Paul. Weil jetzt schlechte Zeiten sind — wann waren eingestandenermaßen je gute Zeiten? — so lautet die Antwort: „Wenn's nur eben einmal anders wird, dann kann's auch besser werden. Wir Bauern bekommen vor der Hand unsern Vortheil; die Anderen sollen dann auch sehen, wie sie etwas kriegen."

Weiter heißt es: Was nur der Florian Weitenmoser von Langkampfen über Getreidezoll denkt? Er hat auf der landwirthschaftlichen Schule zu Schleisheim studirt. Kann sein, daß er sagt: Nach den Getreidepreisen richten sich die Arbeitslöhne und Waarenpreise. Wenn man den Elften einführt, wenn man für zehn Garben elf bezahlt bekommt, dann wird eben auch Stiefel und Hut, Egge und Pflug und das Bier theurer.

Der Florian ist besonders geübt im Briefschrieben; es wäre nicht uneben, wenn einmal ein wirklicher Bauer Bauernbriefe schriebe.

Tariffrage! Das schwirrt ständig in der Luft, und man schämt sich fast, nichts Gründliches davon zu verstehen, jedenfalls ist man froh, nicht Abgeordneter zu sein und nicht abstimmen zu müssen.

Tariffrage! Noch nie ist das allgemeine Stimmrecht so herausgerufen worden, wie von dieser Frage.

Aufklärung und Erweckung der Gemüther, die als allgemeine Cultur nicht durchdringen wollten — denn wie bringt man Bücher und Zeitungen in die harthändigen Menschenklassen? — die bringt nun die Tariffrage zu Wege.

Man hat, und mit Recht, darauf hingewiesen, daß naturwissenschaftliche Hypothesen noch nicht vor das Volk gehören; denn der gesammte Grund und Boden darf nicht zum Versuchsfelde gemacht werden. Ist es nicht ähnlich mit dem staatswissenschaftlichen? Ist es wohlgethan, auf eine Entdeckungsreise ein ganzes Volk mit an Bord zu nehmen? Freilich, Steuerfragen gehen Jedermann an; aber sind sie aus ihrem Zusammenhang abzulösen?

Religion und Brod, das sind zwei Dinge, mit denen man das ganze Volk und vor Allem das ackerbauende Landvolk aufregen kann.

*) Stuttgart 1879, Verlag von Adolf Bonz u. Comp.

Der Bauer ist, wie oft gesagt, ein Anderer geworden durch die allgemeine Militärpflicht und durch die Eisenbahnen; er ist kein still verborgenes, vom Weltgetriebe abgekehrtes Wesen mehr, und es läßt sich nicht absehen, zu welch anderen Bildungen das führt.

Zu den umwandelnden Mächten: allgemeines Stimmrecht, allgemeine Wehrpflicht und Eisenbahnen kommt noch ein Anderes, und das sind landwirthschaftliche Schulen mit oder ohne Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst. Der Bauer, der es vermag, schickt seinen Sohn in die landwirthschaftliche Schule, aus deren Zöglingen sich mit der Zeit eine ganz neue Schichte im Volksthum bildet; sie wird nicht minder fest sein als die alte Naivetät. Denn es ist eitel romantische Flause, wenn man glaubt, die Vernünftigkeit verderbe das Gemüth. In dem rationell beforsteten Walde singt allfrühlings die volle Schaar der Vögel, und beiläufig gesagt, was die gute Sitte nicht vermochte, wird jetzt das Reichsgesetz bewirken: Es werden jetzt keine Singvögel mehr zu Markte gebracht, todt oder lebendig; es wird keine Menschen mehr geben, die im Frühling am Lerchengesang sich zu freuen vorgeben und im Herbst die Lerchen verspeisen. Die Gemüthskraft des deutschen Volkes wird immer Neues hervorbringen; es wird neue Volkslieder geben. Und hat man denn vergessen, daß auch die alten Volkslieder von Schulgesellen, von fahrenden Leuten und dergleichen gedichtet wurden?

Im alemannischen Sprachgebiet kann man den Ausdruck „halbseidene Bauern" oft hören. Man versteht darunter solche, die weit davon ab sind, einen hausmachenen Kittel zu tragen, die eben, wie Ludwig Steub es nennt, bereits „einen Streich haben". Kirchlich halten sie sich noch ganz an die Tradition, wie es der Brauch ist. Es gilt im Allgemeinen was Steub (Seite 65) vom Hechenplaickner sagt: „sein Instinct ließ ihn fühlen, daß schon genug räthselhafte Probleme auf die Menschheit drücken und daß es nicht an ihm sei, sie noch zu vermehren". Sich kirchlich in Zweifel und Widerspruch einzulassen, erscheint dem Landvolk ebenso unnütz als unbequem; im Weltlichen aber, im Politischen und Volkswirthschaftlichen hat sich das altherkömmliche bäuerliche Mißtrauen zu einer gründlichen Skepsis ausgebildet.

Wird Steubs Florian Weitenmoser einen Bauernbrief schreiben? Dieser Florian ist nicht mehr der einfache und einfältige Bauer, er ist bereits ein gemischter Charakter, wenn auch noch nicht der interessante Schwerenöther der behandschuhten Stände. Auch die Rose der Sewi hat gute Schulbildung, sich dabei aber auch den einfachen Naturmuth bewahrt.

Es ist jetzt fast ein Jahr, daß ich in diesen Blättern meine Freude an den „Lyrischen Reisen" Steubs aussprach. Er hat in seiner scherzhaften Weise einen Satz aus jener Kundgebung als Motto über die Vorrede für dieses neue Büchlein gesetzt, und noch mehr als von dem vorjährigen kann ich von diesem sagen: Wer es liest wird einen behaglichen Genuß haben. Das Herzgespann ist nicht stark in dieser Erzählung, aber um so größer ist das Behagen. Wir wissen schon im Voraus, und der Dichter sagt es auch, daß Alles gut enden wird; aber die sanfte Spannung, die keine thatsächliche, keine grobstoffliche ist, das Wohlgefühl eben dabei sein zu dürfen, wie Alles wird, das bildet einen Reiz ganz erlesener Art. Wir wissen, es sind Rosen und sie werden blühen, aber ihr Sprossen und Entfalten, den ersten Duft, das erste Farbenglänzen im Licht mit erleben, das ist eine jener höherer Freuden, die eben nur die Kunst bieten kann. Diese kleine Erzählung ist im Ganzen wohlgebaut und im Einzelnen fein und warmherzig durchempfunden und schicklich geschmückt, nicht mit aufgepappten Schönheiten, sondern aus der Sache selbst heraus. Es ist eine wohlangelegte Fabel, daß zwei ungewöhnliche Naturen, ein Jüngling und ein Mädchen, die einander nur vom Hörensagen kennen, durch das Gerede der Leute zusammengegeben werden. Wir kommen beim Lesen auch zu der Ansicht, das muß so sein, aber wie es sich fügen wird, das weiß eben nur der Dichter; unsere Ahnung ist richtig, aber die Art, wie sie erfüllt wird, ist überraschend, ich meine so überraschend natürlich und dabei so frei und rein durchempfunden, daß jeder Leser fühlt, das ist eben doch noch schöner als du dir denken konntest. Und gibt es eine freudigere Empfindung als das glückliche Staunen, so die Erwartung übertroffen zu sehen? Da ist z. B. die Scene, wie die Beiden vor Gericht stehen; wir ahnen und erwarten, daß da Entscheidendes sich ergeben wird. Aber wie geschickt weiß der Dichter noch hinzuhalten, und wie hat er gleich einen jener Züge hervorgehoben, die man, natürlich unter Wahrung vor Uebertriebenheit, homerisch nennen kann! Rosi erscheint, dem Vater gehorsamend, als Klägerin gegen Florian; aber als dieser in die Gerichtsstube tritt, wo sie müde auf einem Stuhl sitzt, „erhob sie sich langsam, sie wußte selbst nicht warum". Und hier erst und nicht in einer Schilderung durch den Autor sehen wir zum ersten Mal Rosi ganz und mit den Augen des Liebenden. Das ist echte Kunst, die leider vielfach weder von Autoren geübt noch von Lesern erkannt wird.

Die endliche Liebeserklärung in ihrer Einfachheit stehe hier ganz:

Endlich sah sie der Florian zwischen den Aehren einherkommen in ihrer Jugend vollstem Glanz. Er eilte ihr, als er sie gewahrte, mit rascherem Schritte entgegen; sie aber ging still und ruhig fort, bis sie vor ihm stand und nicht mehr konnte. Da nahm er das Wort und sprach:

„Wo gehst hin, Rosi?"

„Zu Gericht."

„Streiten?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit Dir."

„Und gern?"

„Der Vater will's."

„Und zu mir hast kein Vertrauen?"

„Hast Du's zu mir?"

„Ja, Rosi, felsenfest!

„Bist denn anders worden?"

„Ja, ich bin anders worden, Rosi, ganz anders!" betheuerte Florian mit allem Feuer seines heißen Herzens. „Mir kommt jetzt Alles anders vor und es ist auch Alles anders."

Und dann faltete er die Hände wie znm Gebete und fuhr in zärtlichen Lauten fort: „Ja, Rosi! wie vor einer Heiligen möchte ich niederknieen vor Dir und um Verzeihung bitten."

„Dann mußt Du mir aber auch vergeben!" —

„O tausendmal — ich war ja selber Schuld." —

„Und so soll Alles gut sein und vergessen?"

„Ja, gut sein und vergessen!" wiederholte Florian.

Sie nickte zustimmend mit dem Haupte; jetzt schien Alles erreicht, was sie noch für möglich gehalten. Es ging ihr aber doch in der Seele vorüber, wie viel Liebesglück und Lebensfreude sie einst von diesem jungen Manne erhofft hatte und wie alle Hoffnungen jetzt zertreten waren.

Drum flüsterte sie wehmüthig:

„Nun leb' wohl, Florian!"

„O, so bleib doch, Rosi! Jetzt sind wir ja wieder gut — laß Dir nur ein einziges Wort sagen, ein freundliches!"

Gleichwohl war sie schon dem Heimweg zugewendet, aber plötzlich kam ihr die Erinnernng an die Drohung, die ihr der Vater mitgegeben, sie kehrte sich wieder der Stadt zu nnd sprach trübsinng:

„Aber so darf ich nicht heimkommen, — die Abbitte muß ich bringen!"

Florian bot ihr jetzt die offene Hand; sie schien es aber nicht zu beachten, obwohl sie ihn mit ihren blauen Augen ganz friedlich anblickte.

„Nu, Rosi," fragte Jener, „gibst mir die Hand nicht?"

„Schon doch, wenn Du sie verlangst."

„Ich bitt' Dich drum."

Sie reichte die rechte dar.

„O, die andere auch!"

Da lagen ihre Hände zum ersten Male ineinander und drückten sich warm und herzlich.

„Nimmst vielleicht dies Sträußel an, von mir?" — sagte er dann schmeichelnd und bot ihr den Blumenbuschen, den er für sie mitgebracht.

„Ja gern, ja gern — von Dir!"

„Heut bist so lieb, Du Feine, und so gut aufgelegt. Könntest wohl noch was annehmen —"

„Ja, was denn?"

„Einen braven Burschen, mit dem Du gewiß zufrieden wärst —"

„Und wer ist denn der?" fragte die Rosi schalkhaft, denn nunmehr klopfte ihr das Herz vor Freude und sie wußte schon ganz genau, was jetzt noch kommen würde.

„Wer anders, als der Florian — der Florian mit Leib und Seel', mit Haus und Hof! O nimm ihn doch, Du Schöne!"

„Ja gern, ja gern, Du Schöner!" erwiderte sie mit dem holdesten Lächeln, das man je an ihr gesehen.

Und so fielen sie sich um den Hals und küßten sich bei scheinender Sonne, auf der thauigen Flur, zwischen den hohen Aehren, nicht weit vom Feldkreuz, welches auf der Wiese steht. Die alte Veste auf ihrem reichbelaubten Felsen, der ragende Pendling, der schattige Thierberg mit seinem grauen Thurm und der mächtige Kaiser mit seinen hohen Wänden — sie waren die ehrwürdigen Zeugen dieser ländlichen Liebeserklärung.

Und wie heimisch macht uns der Dichter in Kufstein auf dem Landesgericht, bei dem liebenswürdigen Landrichter, in der Bierwirthschaft zum Auracher und in der ganzen Gegend; wir werden da, wie er selbst, mit Land und Leuten vertraut; und jene Ausfahrt der Mutter Florians, die ein wahres Prachtstück ist, machen wir im „eleganten Einspänner" selbst mit; man hat das Gefühl, als ob man von einem wohlausgestatteten, gute Wegzehrung bietenden Hause zum andern wandere; der Weg führt durch herrlichen Wald, wo man nur manchmal auch kleinen Sümpfen oder einen im Wege liegenden Baum auszuweichen hat.

Ich hätte noch Manches zu loben, aber es ist besser, der Leser thut's selber. Und an Tadel soll's auch nicht fehlen. Es ist zuviel Dreinreden des Autors in diesem Büchlein, zuviel Erklären und auch Abschweifen. Das mag noch von der Gewohnheit der Reiseschilderungen herkommen, wo man Alles unterwegs mitnimmt und einen Abstecher da und dorthin macht. Der Humor glaubt sich da viel erlauben zu dürfen, so daß er sich's gestattet, z. B. Seite 25 eine Betrachtung über Tiroler Kunst, Seite 32 und 33 über Bücherversendung anzubringen, S. 64 und S. 74 literarisch abzuschweifen, ja sogar S. 143 setzen zu dürfen: „Ein eigenthümliches Lächeln, das gewandtere Schriftsteller beschreiben mögen." Der Leser empfindet, das gehört nicht hierher, aber auch der Künstler muß innerhalb der Sphäre seines Stoffes bleiben und darauf verzichten, Beiläufiges eben mitlaufen zu lassen. Wenn einige Seiten gestrichen würden, wäre die Erzählung so sauber und rein in sich beruhend, wie eine Erzählung von Gottfried Keller, oder auch wie „Heiterethei" von Otto Ludwig, mit welcher sie stofflich viel Aehnlichkeit hat. Aber wie ganz frei und eigen ist das Alles hier gefaßt!

Es ist auch nicht wohlgethan, daß der Autor z. B. Seite 33 sagt: „Wir hätten in unserer Geschichte fortfahren sollen" ꝛc., „dieser Zug u. s. w. gehört nicht ganz in die Geschichte, aber ich bringe ihn doch an." Auch in der Charakteristik des Helden hat er zuviel gehäuft. Das geschieht leicht, daß man dem Helden den doppelten Sonntagsstaat anzieht; aber daß Florian auch malen und Cither spielen kann und daß er aus purer Ueberlegung — um seinen Dorfgenossen zu zeigen, daß er kein Schwächling sei — ein Raufer und Wilddieb wird, das scheint mir so ungehörig als unnöthig. Hier können ganz wohl Thatsachen zu Grunde liegen, sie sind aber künstlerisch darum doch nicht wahr. Der Dichter nimmt die Geschehnisse nicht wie sie sind, er muß ab- und zuthun, denn er kann nicht die ganze Breite des Lebens, er muß vielmehr ein abgerundetes Bild geben.

Der Dichter nennt seine Erzählung „eine ziemlich wahre Geschichte". Das ist eine jener ihm eigenen Schalkhaftigkeiten. Es ist gar keine Frage, daß einzelne Thatsachen, wie man sagt, wahr, d. h. in Wirklichkeit geschehen seien. Aber die Aufgabe des Dichters ist, sie im höheren Sinne wahr, d. h. nothwendig zu machen, und das hat Steub zuwege gebracht, und wer weiß, ob die Geschichte mit dem Biß nicht eigentlich blos wahr ist, denn sie ist so seltsam als aus Verlegenheit verhüllt. Er borgt sich dafür sogar (S. 89) bei Wielands Oberon und Shakespeares Mittsommernachtstraum einigen Elfenspuk aus. Damit ist aber die heikle Situation nicht besser geworden, und kein Dichter sollte sich mit Citiren helfen, sondern aus eigenen Mitteln erzählen oder bezahlen, und Steub ist ein Dichter, der das kann.

Von dem, was mir als tadelnswerth erscheint, wird aber die Freude an diesem Buche nicht gemindert, nur manchmal gestört, im Ganzen bleibt ein erfrischendes Wohlgefühl aus der Lectüre, denn diese Erzählung ist nicht in pessimistisch verdrossenem Katzenjammer geschrieben, sondern in lauterer Herzensfreudigkeit, und diese wird auf jeden Leser übergehen, dem noch unverpfefferte gesunde Kost schmeckt.

In der Vorrede sagt Steub: „Ich laufe nun schon vierzig Jahre in der literarischen Laufbahn, die ich mir freilich an ihrem Anfange etwas glorreicher dachte, als sie sich am Ende gezeigt hat. Jetzt mahnt mich das Alter, den schöngeistigen Spielen zu entsagen, das Rennwägelein, wenn auch ohne Lorbeerkranz, aus dem Stadium herauszuziehen und unbekannt wieder nach Hause zu fahren."

Es liegt etwas Bitteres in dieser Vorrede; aber Steub kann das mit Fug und Recht abthun, denn er fährt nicht unbekannt und nicht ohne Lorbeer aus dem Rennkampf heraus.

Und jetzt halt! Wollten wir denn nicht auch erfahren, was der Florian Weitenmoser über Getreidezoll denkt? Ja, so ist's. Das war der Spuk der in der Luft schwebenden Tariffragen. Denn Florian hat gar nicht über Getreidezoll gedacht, seine Geschichte spielt ja noch zu Zeiten des seligen Bundestages.

Tarif! Tarif! Tarif! singt heuer die Lerche. Welchen Text wird man übers Jahr ihrem Gesang unterlegen?

14. April 1879. Berthold Auerbach.

Shaksperes Schicksalsschwestern.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

IV.

Daß die „Weird Sisters" nicht einfach gemeine Unholdinnen, oder schadenfrohe sterbliche Wesen sind, denen die Eigenschaft von Schicksalsgöttinnen (wie bei Schlegel und Tieck gesagt wird) abzusprechen ist, haben die Untersuchungen auf dem Gebiet der Götterlehre über allen Zweifel festgestellt.

Der Name „Weird Sisters" entscheidet über ihren germanischen Ursprung und ihre Bedeutung. Das Wort leitet sich von der angelsächsischen Norne Wyrd ab; sächsisch: Wurth; althochdeutsch: Wurd; nordisch: Urd. Sie stellt, wie ihr Name zeigt, die Vergangenheit dar. Sie ist sozusagen die oder das Gewordene.

Aus mancherlei Stellen der Edda ist nachgewiesen, daß „Urd" öfters als Sinnbild des Fatums überhaupt, als allge-

meine Bezeichnung für die Nornen dient. In jenem großartig schönen Lied von Sigurd dem Drachentödter, wo der junge Held und Brünnhild auf dem Brautbett liegen, das nicht das ihre sein sollte, schreiten grimme Schicksalsschwestern plötzlich zwischen ihnen. „Inmittels gingen grimme Nornen" — wie Simrock übersetzt. In der isländischen Urschrift: grimmar Urðir.

Hier sind die Urden, Wyrden oder Wurden augenscheinlich die „Weird Sisters". Der Name der einen derselben gilt für alle. Denselben Gebrauch des Namens Wyrd, oder Wurd, für Schicksal überhaupt hat man aus einer alt-hochdeutschen Uebersetzung des Wortes „Fatum" und aus alt-hochdeutschen und sächsischen, auf das Schicksal bezüglichen Redensarten bewiesen. (S. darüber u. A. Simrock und Mannhardt.)

Es ist somit vollkommen in Ordnung, daß auch Shakespere den Namen, den ursprünglich eine der Nornen trug, auf alle drei anwendet.

Eine beiläufige Bemerkung über die nordischen Nornen, aus denen die „Hexen" entstanden, mag hier am Platze sein. Urd, im engeren Sinn, bedeutet die Vergangenheit. Skuld ist die Zukunft — das, was sein wird oder soll. Verdandi, gewöhnlich als Gegenwart übersetzt, hat eigentlich einen tieferen Sinn. Ihr Name ist nicht von „vera" (sein), sondern von „verða" (werden) abzuleiten. Verdandi ist somit nicht lediglich die Vertreterin des gegenwärtigen Seins, sondern auch des Wachsthums, der Entwickelung — und damit gewinnt ihre Gestalt eine philosophischere Bedeutung. In diesen uralten Sagen ist ja überhaupt mehr Gehalt, als Diejenigen meinen, die darin nur ein müßiges Spiel der Einbildungskraft sehen möchten.

Obwohl Shaksperes Schicksalsschwestern drei an Zahl sind, der Urd, Verdandi und Skuld entsprechend, so kennt die deutsche und nordische Sage doch auch andere Zahlen — zwölf oder sieben. Im „Dornröschen" treten zwölf gute Feen auf; die dreizehnte thut den Unglücksspruch. Auch werden einmal in deutscher Mär blos zwei Schicksalsschwestern genannt, die den Namen Kann und Muß führen. Vielleicht deuten ihre Gestalten das Maß des freien Willens des Menschen (das, was er „kann"), und sein unvermeidliches Schicksal an — das, was er thun „muß".

Die Zwölfzahl und die Siebenzahl bringt die deutschen Schicksalsschwestern den Walküren nahe, auf die schon Warburton bei den Hexen im „Macbeth" gerathen hat. Nun berühren sich die Walküren und die Nornen sehr nahe, fließen eigentlich in einander. Die Walküren werden geradezu „Odins Nornen" genannt; ja, eine derselben trägt sogar den Namen einer der drei Schicksalsschwestern. Die Walküren aber sind Vervielfältigungen der Sonnen-, Wetter- und Liebesgöttin Freia. Diesen Punkt hebe ich hervor, um auf Graymalkin überzugehen, deren Ruf aus dem Wolkengebiete herab die erste Schicksalsschwester im „Macbeth" mit: „Ich komme!" beantwortet.

Graymalkin, oder Grimalkin, deren Namen auf die Katze deutet, halte ich nämlich für eine Umformung der an der Spitze der Walküren-Nornen stehenden Germanen-Göttin, die mit dem Katzengespanne einherfährt, und die wohl in einer ihrer ursprünglichsten Formen selbst als Thiergeist, als Katze, gedacht wurde. Hier müssen wir uns schon in die Hexenküche eines uralten Thierdienstes begeben.

V.

Thierhäuptige Göttergestalten finden sich bei den Aegyptern, und waren gewiß auch bei den ältesten Griechen vorhanden. Dr. Schliemann hat dafür zahlreiche Beweise erbracht. Ich glaube, der Nachweis läßt sich liefern, daß, wie es einst eine kuhhäuptige Isis und Io-Juno oder Here, und eine eulenköpfige Athene gab, so auch eine germanische Freia-Hera einst unter dem Sinnbild des Kuhhauptes verehrt wurde. Ebenso liegt der Gedanke nahe, daß, wie der Sonnengott im ägyptischen Todtenbuch durch eine Glosse als „die große Katze" bezeichnet wird, so auch Freia, die Sonnengöttin, einst in Katzengestalt muß gedacht worden sein. Ihr Katzengespann blieb ihr nachher, wie der griechischen Here das Kuh-Auge, oder der Athene der eulenhafte Glanz des Blickes und das Sinnbild der Eule.

Graymalkin ist in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung mit „Graulieschen" wiedergegeben. In den Anmerkungen aber wird gesagt, daß in dem Drama; „Die Hexe", von Middleton, das an die Hexenauftritte im „Macbeth" auffallend anklingt, öfters ein Geist in der Gestalt einer Katze erscheint, und daß in der seltenen Ausgabe von 1778 steht: „Ein Geist gleich einer Katze erscheint" — worauf Hekate ausruft:

> Ther's one comes down to fetch his dues:
> A Kiss, a coll, a sip of blood.

Dies Alles legt den Gedanken nahe, daß Grimalkin eine Spukgestalt ist, die aus der Sonnen-, Liebes- und Schicksalsgöttin Freia entstand.

„Der Freia" — sagt Simrock — „war die Katze heilig: sie fuhr mit einem Katzengespann, und noch jetzt sagt man, wenn eine Braut bei schönem Wetter zur Trauung fährt: sie habe die Katze gut gefüttert. Daraus erklärt sich, warum die Katze das Thier der Nachtfrauen und Hexen ist, und diese sich gern in Katzen wandeln. Nach dem Volksglauben wird eine zwanzigjährige Katze zur Hexe und eine zwanzigjährige Hexe wieder zur Katze."

In diesem Zusammenhang darf die Vermuthung schon gewagt werden, daß — wie die Hexen im „Macbeth" deutliche Abbilder ehemaliger Nornengestalten sind — in gleicher Weise Graymalkin ein Nachklang aus uralt heidnisch germanischer Göttersage ist. Grimalkin wäre darnach nur die thierische Maske der Freia — wie ja auch die eddische Hyndla (wörtlich: Hündin), der Freia riesenhaftes Schwester- und Gegenbild, durch ihren Namen auf einen ähnlichen Thierdienst zeigt.

So heißt auch Odin „der Roßhaarbärtige" (Hrosshârsgrani)*) — woraus sich leicht schließen läßt, daß der auf dem achtbeinigen Rosse einherziehende Wolkenreiter und Sturmgott wohl einst in Pferdegestalt verehrt ward. Heilige, weissagende Rosse, denen man göttliche Anbetung zu Theil werden ließ, blieben von diesem Naturdienste als Rest übrig. Beim germanischen Abendmahl — denn ein solches war in der Asen-Religion ebenfalls vorhanden — diente deshalb das heilige Pferdefleisch neben dem Meth naturgemäß als Speise und Trank für die betreffenden Gläubigen.

Ist somit Graymalkin im „Macbeth" als das Haupt der drei Hexen oder Schicksalsschwestern zu fassen**), so würde dies nur zur weiteren Bestätigung dienen, daß diese „Weird Sisters" ursprünglich Halbgöttinnen waren, die unter der als Katze dargestellten Freia standen. Diese war eine Wettergöttin, was unsre zahlreichen Holda- oder Hollen-Sagen noch bezeugen. Shaksperes Zauberschwestern aber sind ebenfalls Wettermacherinnen, wie der dritte Auftritt im ersten Aufzug beweist.

VI.

Der Name „Norne" ist in England und Deutschland im Volksmund verschollen. Doch hat er sich möglicherweise bei uns in einem Kinder-Reim erhalten, der von drei spinnenden Schicksalsschwestern als „Nonnen" spricht. Unsere Sagen sind voll von Schicksalsschwestern, die allerlei Namen führen — u. A. den der „Heilräthinnen", was uns an den von den Hexen im „Macbeth" ertheilten Rath bei der Heraufbeschwörung der Erscheinungen erinnert. Gleich den eddischen Nornen weben oder winden die deutschen Feen Schicksalsfäden oder Seile, und werfen solche zaubernd in die Ferne. Eine dieser Feen, die manchmal Held, oder auch Rachel (d. i. Rach-Hel, rächende Held) genannt wird, ist — gleich der eddischen Unterweltsgöttin Hel, die hie und da

*) Wie die Granne noch jetzt den Pflanzenbart bedeutet, so finden sich die „Granen", als Bezeichnung der Barthaare über den Lippen, im „Reineke Vos".

**) Ich unterlasse es vorerst, hier auf den Namen „Paddock" einzugehen, der neben Graymalkin genannt ist und von Manchen für denselben Geist gehalten wird. Nicht für unmöglich erachte ich es, auch „Paddock" (Kröte) als eine der Thiergestalten nachzuweisen, die mit dem Freia-Dienst zusammenhängen.

unter den Nornen genannt wird — entweder schwarz von Farbe, oder halb schwarz, halb weiß. Damit ist die Göttin entweder als Nacht und Tod, oder als Kreislauf zwischen Tod und Leben gedacht.

Im „Macbeth" werden nun die Schicksalsschwestern ebenfalls als „schwarz" bezeichnet. Wo Hekate in der Zauberhöhle zu ihnen emporsteigt, bietet sich somit der Vergleich mit der deutschen Held oder Rach-Hel und der nordischen Hel leicht dar. So trifft auch hier wieder Alles zusammen.

Noch ein anderer Vergleichspunkt ist hervorzuheben: Shaksperes Schicksalsschwestern sind bärtig.

Banquo.

Wie weit ist's noch nach Fores? — Wer sind diese?
So eingeschrumpft, so wild in ihrer Tracht?
Die nicht Bewohnern unsrer Erde gleichen,
Und doch d'rauf steh'n? Lebt ihr? Wie? seid ihr was,
Das man darf fragen? Ihr scheint mich zu versteh'n,
Denn jede legt zugleich den stumpfen Finger
Auf ihren falt'gen Mund. Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten eure Bärte mir,
Euch so zu deuten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine Vermischung des weiblichen und männlichen Charakters bei göttlichen und halbgöttlichen Gestalten verschiedener Religionen des Heidenthums vorkömmt. Ich erinnere nur an die bärtige Venus, oder an die Wandlung des nordischen Loki in eine Stute, als welche er trächtig ward und der Pferde bestes gebar — nämlich jenen Sleipnir, oder Renner, den Odin reitet.

Bärtige Schicksalsschwestern im „Macbeth" dürfen uns also nicht in Erstaunen versetzen. An eine bärtige Schicksalsschwester haben aber anscheinend auch unsere heidnischen Vorfahren, die alten Deutschen, geglaubt!

Hier der Beweis.

Bei Wessobrunn, von wo das in der Geschichte unseres alten Schriftthums als „Gebet" bezeichnete, halb heidnische, halb christliche Schöpfungslied stammt, das auch im Stabreim gedichtet ist, hat man neuerdings ein roh gearbeitetes, dreihäuptiges Stück Bildhauerarbeit gefunden, das als eine Darstellung deutscher Nornen betrachtet wird. Die Annahme geht dahin, es sei das dortige Kloster zu den Drei Heiligen Brunnen ursprünglich auf einem dem heidnischen Gottesdienst geweihten Boden errichtet worden — woraus sich der Fund jenes Nornenbildes leicht erklärt.

An Stelle heidnischer Heiligthümer christliche zu errichten, war, wie bekannt, ein gewöhnliches Verfahren. Ein päpstlicher Brief von Gregor dem Großen hat sich erhalten, worin dasselbe geradezu als Regel anempfohlen ist. Es heißt in dem Brief: man solle die Tempel der deutschen Heiden nicht zerstören, sondern mit Weihwasser besprengen und in christliche Kirchen verwandeln, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto lieber und eher an den Dienst des „wahren Gottes" sich gewöhne. Die Opfermahlzeiten im Dienste der Heidengötter sollten in Mahlzeiten zu Ehren der „heiligen Märtyrer" verwandelt werden. An den Festtagen der Heiligen möge das Volk rund um die Kirchen, die ehedem Heidentempel gewesen, in Zelten aus Baumzweigen sich lagern, in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren, aber unter Anrufung „Gottes", und nicht mehr der „Teufel".

Es ist somit höchst wahrscheinlich, daß das Kloster zu den Drei Heiligen Brunnen, wo das erwähnte Stück Bildhauerei gefunden wurde, an die Stelle eines Heiligthums trat, das einst den drei germanischen Schicksalsschwestern geweiht war. In der That steht der Name aller in unseren Volkssagen auftretenden, aus den Nornen erwachsenen Feen mit heiligen Brunnen oder Quellen in Verbindung. Dies stimmt auch mit den drei Quellen in der Edda zusammen, die an den Wurzeln des Weltbaumes Yggdrasil liegen, und an deren einer — anscheinend der ältesten Quelle, die die Quelle alles Daseins ist — die Nornen wohnen, „die das Meer der Zeit vorwissend überfahren", und von denen es im Gesang der Seherin (Völuspâ) heißt:

Sie legten Loose; das Leben bestimmten sie
Den Geschlechtern der Menschen, das Schicksal verkündend.

In der Edda wird ferner gesagt: das Wasser einer dieser Quellen, mit dem die Nornen den allnährenden Weltbaum besprengen, sei „so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird, wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt". Wessobrunn selbst aber bedeutet nichts Anderes, als: Weißenbrunn.

Auf dem Nornenbilde nun, das man in jener Nähe entdeckte, erscheint das mittlere Gesicht bärtig! Unseren Alterthumskundigen ist dies aufgefallen. Einige meinten: was wie ein Bart aussehe, sei vielleicht nur das um das Kinn einer der Feen oder Nornen gebundene Haupthaar derselben. Gedenken wir jedoch der im „Macbeth" enthaltenen Beschreibung der Schicksalsschwestern, so erkennen wir auch hier wieder sofort den wahren Zusammenhang.

Daß gerade das in der Mitte befindliche, also die Gegenwart darstellende Antlitz der deutschen Norne ein bärtiges ist, ließe sich auch leicht deuten. In dem Bart könnte das Sinnbild der Zeugungskraft, also des Wachsthums, des Werdenden liegen — gemäß dem Charakter der in der Mitte der Nornen stehenden Verdandi.

In jeder Beziehung sind somit Shaksperes „Hexen" ein Nachklang aus alt-germanischem Glauben — ein Nachklang, der uns überdies in der ältesten germanischen Versform überliefert ist: nämlich im Stabreim.

Aus der Hauptstadt.

Wohlthätigkeitsvorstellung im Residenztheater.

„Graf Waldemar",

Schauspiel in fünf Acten von Gustav Freytag.

Zum Vortheile der durch die Wassersnoth schwer geschädigten Anwohner der Theiß fand am 19. April im Residenztheater eine sehr interessante Vorstellung des „Graf Waldemar" statt, zu welcher einige unserer beliebtesten und begabtesten deutschen Schauspieler sich zusammengefunden hatten. Der Reiz, das interessante Schauspiel Gustav Freytags in einer solchen mustergültigen Darstellung durch die Damen Niemann und Claar-Delia, die Herren Barnay, Friedmann und Arnau, zu sehen, hätte allein schon genügt, um das Residenztheater bis auf den letzten Platz zu füllen; und wäre das Haus doppelt so groß gewesen, es wäre kein Sitz leer geblieben, so stark war der Andrang.

Das Freytag'sche Schauspiel wird vom deutschen Publicum und in Folge dessen von den deutschen Bühnen im Allgemeinen ziemlich stiefmütterlich behandelt. Nur zwei Theater machen eine Ausnahme: die Hofburg in Wien und das Stadttheater in Hamburg. An diesen beiden Kunstinstituten ist „Graf Waldemar" ein ständiges Repertoirestück. Dieser besondere Erfolg ist aber weniger dem eigengearteten Geschmacke des Wiener, respective Hamburger Publicums und dessen Vorliebe gerade für dieses Stück als dem Umstande zuzuschreiben, daß Wien namentlich in Sonnenthal und Charlotte Wolter (Waldemar und Fürstin Udaschkin), Hamburg in Barnay (Waldemar) und Friedmann (Udaschkin) für einige der wichtigsten Rollen besonders geeignete Darsteller besitzt. Von dem großen künstlerischen wie materiellen Erfolge dieser Dichtung in Hamburg habe ich noch vor wenigen Tagen bei meinem dortigen Aufenthalte durch den Augenschein zu überzeugen die Gelegenheit gehabt. Das große Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, obwohl das Stück in Jahresfrist mehr denn zwanzig Male über die dortigen Bretter gegangen war, während am Vorabende die vierte oder fünfte Aufführung der „Götter-

dämmerung" dasselbe Theater noch nicht bis zur Hälfte zu füllen vermocht hatte.

Einem Vergleiche der beiden bekanntesten, ja jetzt beinahe alleinigen Darsteller der Titelrolle, der Künstler Adolf Sonnenthal und Ludwig Barnay, gehe ich absichtlich aus dem Wege. Adolf Sonnenthals Meisterleistung ist den Berlinern längst bekannt. Barnays Auffassung und Durchführung dieser Rolle ist eine grundverschiedene, aber gerade so berechtigte und dem Geiste der Dichtung in demselben Maße entsprechende. Geradezu überraschend ist es, wie sich Barnay, der vorzugsweise im Costume spielt und in jenen Heldenrollen, welche das starke Pathos nicht blos vertragen sondern auch fordern, die größten Triumphe gefeiert hat — wir brauchen nur an seinen „Mare Anton" mit den Meiningern zu erinnern, an seinen „Holofernes" und „Graechus" — es ist erstaunlich, sage ich, wie sich dieser Heldendarsteller den einfachen und natürlichen Conversationston zu eigen gemacht hat. Alle Wirkungen, die Barnay in dieser Rolle erzielt — und sie sind zahlreich und stark — verdankt er der vornehmen Discretion, zu der er sein Talent hierfür eigens geschult zu haben scheint. Er beherrscht sich vollkommen und meidet auch da, wo die Dichtung zu einem etwas stärkeren „Drücker" berechtigen dürfte, jeden schweren Accent. Er malt das ganze Bild des müden Lebemannes grau in grau. Die tiefe Schwermuth ist der Grundzug im Charakter dieses Grafen Waldemar. Diese klingt uns auch aus den etwas forcirten Scherzen traurig entgegen und legt sich wie ein Mehlthau auf die aufsprießenden Keime seiner Freude und Lebenslust.

Graf Waldemar, wie ihn Ludwig Barnay darstellt, ist eine nahezu tragische Gestalt unsres modernen gesellschaftlichen Lebens. Im kräftigsten Mannesalter mit den beneidenswerthesten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, dabei von hoher Geburt und unermeßlich reich, ist dieser Waldemar wie kaum ein Zweiter dazu berufen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken. Ein thörichtes und wüstes Leben ohne Zweck und Ziel aber hat Alles das zu Schanden gemacht. Er ist fertig mit sich, fertig mit der Welt. Im Verkehr mit Egoisten und Schmarotzern, deren Selbstsucht er vollkommen durchschaut, mit Zecheumpanen und Spielern, die ihn an der wilden Hetzjagd nach aufreibenden Genüssen ohne Befriedigung haben theilnehmen lassen, mit Weibern, die an der Börse der Ausschweifung im festen Preise stehen, hat er sich abgenutzt ohne zunächst zum Bewußtsein zu kommen; und als ihm dann endlich die Besinnung wiedergekehrt ist, hat ihm die Erkenntniß nur den Abgrund gezeigt, in den er gesunken ist, aber nicht die rettende Hand gewiesen, die ihn daraus befreien könnte. Den Glauben an sich hat er längst verloren, und die Kraft der eigenen sittlichen Erhebung traut er sich nicht mehr zu. Was also thun? Er erträgt das ihm unvermeidlich Erscheinende auf seine Art mit Würde. Er erzwingt sich einen pessimistischen Sarkasmus und calculirt mit schauerlichem Galgenhumor, wie lange er das tolle Spiel, das ihn zu Grunde richten muß, voraussichtlich wohl noch treiben könne. Er spricht von seinem jammervollen Ende, das er klar vor Augen sieht, mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit wie etwa von dem letzten Gange irgend eines langweiligen Soupers. Er spaßt mit seinem Kammerdiener, dessen Spitzbübereien ihn amusiren, er erheitert sich an den Lumpereien eines slavischen Schurken und bewahrt seine edleren Gefühle, für die er im Salon doch keine Verwerthung findet, für den Pferdestall. Bei der Nachricht, daß ein Kind von ihm lebt, die Frucht einer leichtsinnigen und vorübergehenden Verbindung mit einer obscuren Choristin, thut sein Herz nicht einen Schlag mehr. Das erste Gefühl, das ihn überkommt, ist, daß er wieder einmal wie gewöhnlich beschwindelt und geprellt werden soll, daß es sich um einen Anschlag auf seine Börse handelt. Und als er das Kind, von dessen Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hat — einen frischen aufgeweckten Jungen — zum erstenmale auf den Knien schaukelt, regt und rührt sich nichts in ihm. Er findet die Situation blos komisch und wundert sich darüber, wie beharrlich die Stimme der Natur in ihm schweigt.

Wie in den meisten Dichterwerken ist auch in „Graf Waldemar" — und hiermit verlasse ich also die Besprechung der vorzüglichen Darstellung durch Barnay und gehe zur Dichtung über — der verstockte Sünder interessanter als der bekehrte; Saulus ist lebensvoller als Paulus. Auch Gustav Freytag hat es nicht vermocht, den Helden nach der Läuterung so wahr und echt zu schildern, wie den blasirten Wüstling. Der letzte Theil dieses Schauspiels, das in seinen ersten Theilen so anregend, spannend, geistvoll und bedeutend ist, erhält sich nicht auf der Höhe des Vorhergehenden und sinkt ganz zum Schlusse sogar bis zum gewöhnlichen Melodrama herab. Aber trotz dieses unerquicklichen Schlusses sollte das Stück, das des Trefflichen die Hülle und Fülle enthält, von unsern Bühnen gehegt und gepflegt werden; daß eine gute Darstellung die gefährliche Klippe des fünften Aktes umsegeln und das dramatische Fahrzeug zum sichern Hafen geleiten kann, hat die Aufführung am Residenztheater bewiesen.

Die Vorstellung war eine so gleichmäßig gute, daß bei der Besprechung der einzelnen Rollen nicht die Qualität der schauspielerischen Leistung die Reihenfolge bestimmen kann. Da mag der Zufall walten. Die Gärtnerstochter Gertrud Hiller gehört zu den allerglücklichsten Schöpfungen der Frau Hedwig Niemann; bei dieser Künstlerin darf man das anspruchsvolle, dem Vocabular der französischen Kritik entnommene Wort „création" für die schauspielerische Wiedergabe der dichterischen Schöpfung wirklich anwenden. Das Talent der Frau Niemann ist ein schöpferisches, und sie macht sich die ihr von den Dichtern anvertrauten Rollen vollends zu eigen. So pikant und wirksam Frau Niemann auch als Heldin der französischen Komödie ist, ihr Bestes gibt sie uns doch immer in der Darstellung des deutschen Mädchens. Es ist einzig, wie sie den Ton des Gemüthlichen im edlen Sinne zu treffen weiß. Sie besitzt die echte Naivetät, das heißt: die unbewußte, oder doch als unbewußt wirkende. So tändelt und lacht und schmollt und weint die Keuschheit, die Unschuld; nichts erscheint gemacht, gekünstelt, es ist alles echt, tief, innerlich und seelisch.

Der patriotische Dichter hat im Vergleich zu seinen deutschen Landsleuten — namentlich zu dieser reizenden Gertrud und deren prächtigen Vater, dem alten Gärtner Hiller, den Herr Arnau mit liebenswürdiger Innigkeit schlicht und recht spielte, einfach und bescheiden, wie die Aufgabe, der er sich mit vollem Gelingen unterzogen hatte — den slavischen Fürsten Udaschkin und dessen Schwägerin, die Wittwe eines Slaven, ziemlich schlecht behandelt. Herr Siegwart Friedmann spielte diesen Fürsten, dieses Prachtexemplar eines barbarischen Halbasiaten, mit meisterhafter Virtuosität. Maske, Haltung und Dialekt, Alles erscheint in diesem Fürsten gleichermaßen befremdlich, dabei frappant wahr und in der Abscheulichkeit überaus komisch. Friedmann spricht den slavisch-deutschen Dialekt mit den seltsamen Gutturallauten und der eigenthümlichen Umbildung unserer Diphthonge mit einer Treue und Fertigkeit, als ob er sein Lebtag nichts Anderes studirt hätte. Selten hat man auf der Bühne einen ergötzlicheren Schurken gesehen, als diesen Fürsten Udaschkin des Herrn Siegwart Friedmann. Frau Claar-Delia gab die ebenso interessante wie antipathische Rolle der sinnlichen und entarteten Fürstin Udaschkin mit glühender Leidenschaftlichkeit. Die hochbegabte und liebenswürdige Wirthin des Residenztheaters, die diese halsbrecherische Rolle ungeachtet ihrer allabendlichen Thätigkeit mit wenigen Proben hatte bewältigen müssen, theilte sich mit ihren berühmten Gästen in die Ehren des Abends, die zum Schlusse der Vorstellung in mächtigen Lorbeerkränzen unter dem rauschenden Beifall des Publicums den üblichen, aber darum nicht minder freundlichen Ausdruck fanden.

Der Aufführung des Freytag'schen Schauspiels, an dem sich die ständigen Mitglieder des Residenztheaters, namentlich auch Herr Beckmann in der Rolle des Vox, mit sichtbarem Behagen und erfolgreich betheiligt hatten, ging ein poetisch empfundener und in der Form vortrefflicher Prolog von Emil Claar voran, der durch den warmen Vortrag des Herrn Keppler zur vollen Wirkung kam und den Zuschauer wenigstens bei Beginn des Theaterabends daran erinnerte, daß mit dieser Vorstellung, außer dem künstlerischen, noch ein anderer Zweck: die Betheiligung an der werkthätigen Linderung namenlosen Elends, angestrebt wurde. Es war nicht überflüssig, daß man daran erinnerte; denn sonst möchte es doch wohl schließlich der Eine oder Andere ganz vergessen haben. Das ist das Beste, was sich vom Standpunkte des Kritikers aus über eine Wohlthätigkeitsvorstellung sagen läßt.

Paul Lindau.

Friedrich Prellers Werke in der Ausstellung der Nationalgalerie.

Berlin verdankt den von dem Director der Nationalgalerie Dr. Jordan, in den oberen Räumen derselben veranstalteten Ausstellungen eine ganz außerordentliche Erweiterung seiner Kunstanschauungen. Die siebente in der an Bedeutung immer wachsenden Reihe gewährt uns einen nahezu erschöpfenden Ueberblick über die künstlerische Thätigkeit Friedrich Prellers. Am 23. April 1878, zwei Tage vor Vollendung seines vierundsiebzigsten Lebensjahres, forderte der Tod den Meister aus dem enggeschlossenen Kreise ab, der ihn mit innigster Liebe und gläubigster Verehrung umgab. In ihm verlor der deutsche Idealismus, wie ihn die erste Hälfte des Jahrhunderts gezeitigt hat, einen seiner letzten und vornehmsten Repräsentanten. Immer leuchtender erscheint uns das Bild jener Männer, welche das ausschließliche Heil der Kunst in der schwungvollen Erhebung über das umgebende Dasein zu erkennen glaubten. Immer klarer durchdringt uns das Bewußtsein, daß die Nachwelt auch da ihrem Streben dankbar gerecht zu werden hat, wo es sich verschloß gegen die Forderungen der Gegenwart. Mag man der Kunst ihren Wirkungskreis mitten im irdischen Gewühle anweisen, damit sie schildere und adele, was die Herzen der Mitwelt bewegt, — Großes gewollt zu haben, ist ein Verdienst, dessen Würdigung sich kein edler Sinn entziehen kann.

Und Preller war es nicht versagt, das Große, das er gewollt, auch zu vollenden. Er hat sich in seltenem Maße der Gunst des Schicksals erfreut, — nicht in dem Besitze irdischer Güter, nicht in dem Glanze äußerer Ehren, wohl aber durch die Harmonie zwischen seiner Kraft und den Resultaten seines Strebens, durch die erschöpfende Verarbeitung eines glücklich gefundenen Stoffs zu einem für alle Zeiten als Norm dastehenden monumentalen Werke, dessen Bedeutung seiner Kunst, der schlichten Dolmetscherin landschaftlicher Schönheit, an und für sich fern lag. Es war ihm vergönnt sich künstlerisch auszuleben. Mancher hat Grund ihn darum zu beneiden; sein Verdienst soll ihm dadurch in unseren Augen nicht geschmälert werden.

Ernst Christian Johann Friedrich Preller ist zu Eisenach am 25. April 1804 geboren, wo sein Vater das der Kunst anscheinend fern liegende Gewerbe eines Conditors betrieb. Aber die Ueberlieferung will wissen, daß der wackere Mann mit nicht gewöhnlichem Geschick den figürlichen Schmuck seiner Torten selbst modellirt habe. Im October des Jahres 1804, als unser Künstler nur wenige Monate alt war, siedelte die Familie nach Weimar über. Nach den archivalischen Erhebungen des Dr. Burkhardt, welche die chronologischen Angaben einer von dem Meister hinterlassenen Autobiographie in wesentlichen Punkten berichtigen, ist es zweifellos, daß Preller die unter Leitung des Hofraths Heinrich Meyer stehende Zeichenschule während der Zeit von 1814 bis 1821 besucht hat. Seine talentvollen Leistungen zogen die Beachtung Goethes auf sich. Mir sind nähere Mittheilungen über die Art des Verkehrs zwischen dem großen Lehrer und dem berufenen Schüler nicht zugänglich, nur das ersehe ich aus einer Notiz, daß Goethe die künstlerische Entwicklung seines Schützlings durch directe Einwirkung und sachliche Anleitung beeinflußt haben muß. Im Jahre 1819 ertheilte er ihm den Auftrag, Wolkenbildungen zu zeichnen. Vielleicht überkam dem Alleserkennenden das Bewußtsein, daß der dürftige Formalismus, mit dem er nicht ohne große Selbstzufriedenheit als Zeichner der Natur gegenüber ausgekommen war, und die er bei seinen kunstbeflissenen Zeitgenossen doch wohl zu hoch veranschlagt hatte, einer treueren Anschauung weichen müsse. Daß er sich zunächst dem atmosphärischen Leben zuwendet, ist nicht unbezeichnend für den Mangel, den er am lebhaftesten empfand.

In den Jahren 1822 und 23 war es Preller durch die Protection Goethes vergönnt, im Dresdener Museum zu copiren, und zwar wandte er sich ausschließlich dem Studium der niederländischen Meister zu. Nebenher gingen Naturstudien im Plauenschen Grunde. Unserer Ausstellung fehlt leider ein charakteristisches Werk, welches das Resultat dieser Strebungen darstellt und, wie mir von competenter Seite versichert wird, eine erstaunliche Aneignung des Formensinns und Vortrags der studirten Meister erkennen läßt: die Eisfahrt auf dem Schwanensee zu Weimar. Die künstlerische Entwicklung Prellers wird erst recht verständlich, seine zwiefachen Ziele, in deren Bunde seine Stärke wurzelt, lassen sich erst dann auf erklärliche Weise herleiten, wenn man sich die Gegensätze zwischen seiner handwerkstüchtigen Vorbereitung und dem universelleren Geiste, der ihm mitgegeben war, klar zu machen versucht. Als ihm die südliche Natur das Siegel von der Seele löste, war er künstlerisch hinlänglich gefestigt, um in dem Kampf mit dem überwältigenden Eindrucke die Oberhand zu behalten.

Karl August wandte dem jungen Schilderer heimatlicher Naturscenerie sein Wohlwollen zu und führte ihn im Jahre 1824 (nicht 1823, wie Jordan in der trefflichen Einleitung zu seinem Katalog angibt) mit sich nach Antwerpen, wo der Künstler bis 1826 auf der dortigen Akademie unter der Leitung van Brées den gründlichsten Studien oblag, die sich namentlich auch auf die menschliche Figur erstreckten. Es wurden ihm die Mittel gewährt, seine Lehrjahre auf der Akademie zu Mailand abzuschließen, und im Mai 1828 trat er den entscheidenden Weg nach Rom an. Der Verkehr mit Joseph Anton Koch, dessen Bild in der Nationalgalerie nur als Baustein zu einer angemessenen Repräsentation des immer noch von weiteren Kreisen nicht erschöpfend gewürdigten Meisters zu betrachten ist, wirkte bestimmend und von der ursprünglichen Bahn ablenkend auf die künstlerische Richtung Prellers ein. Die naive Schilderung der Natur, des ewigen Wechsels ihrer elementaren Erscheinungen füllte Herz und Geist der Männer von dem Stoffe des alten Tyroler „Landschafters" nicht aus. Das beruht ebenso sehr auf einem Mangel wie auf der universelleren Begabung, die sie vor anderen Künstlern der Gattung voraus haben. Einerseits hatten sie keine Empfindung für die Größe und Schönheit der Natur in ihrer Einfachheit und kein Verständniß für die Mittel der Kunst, den schlichtesten Motiven vermöge ihrer Stimmung poesievolle Bilder abzugewinnen; andererseits waren sie in dem künstlerischen Erfassen des menschlichen Daseins zu weit vorgedrungen, um die Landschaft für sich selbst, unabhängig von menschlichem Leid und menschlicher Lust, zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen. „Wie die Erscheinungen des Menschenlebens erst dann zum Bilde werden, wenn sie, von bestimmtem Affect erfüllt, eine Gesammtphysiognomie annehmen, so nach der Anschauung Kochs und seiner Gesinnungsgenossen, auch die schweigende Natur um uns her" (Jordan). Preller konnte sich mit dem erhabenen Gehalt dieser Empfindungen durchdringen, ohne den liebevollen Blick für das Leben der Landschaft in ihren Elementen einzubüßen.

Nach Weimar zurückgekehrt wurde er 1832 als Lehrer an der Zeichenschule angestellt. Den künstlerischen Anregungen, welche er in Italien empfangen, kam ein Auftrag des Dr. Härtel in Leipzig zur Ausmalung eines Saales in seinem „Römischen" Hause entgegen. Bis zum Jahre 1834 vollendete Preller daselbst sieben Fresken mit Darstellungen aus der Odyssee. Sie bezeichnen bereits in scharfen Umrissen die künstlerischen Grundsätze, nach welchen er dereinst das Hauptwerk seines Lebens schaffen sollte. Mehr als dreißig Jahre gingen dahin, bevor die hier sich regende Idee in abgeschlossener Vollendung Gestalt annahm. Diesen Zeitraum füllen Arbeiten mannichfaltiger Art aus, theils von monumentalem Charakter, wie die Thüringer Landschaften für das Schloß in Weimar und die Darstellungen aus Oberon für das Wieland-Zimmer daselbst, theils Staffeleibilder und Zeichnungen in reicher Fülle, durch einen Ausflug nach Rügen im Jahre 1837 und eine 1840 mit Bellermann, Hummel und Thon unternommene Reise nach Norwegen in der neuen Anschauung einer wildbewegten nordischen Natur angeregt. Aber erst der Erscheinung der Odyssee-Cartons auf der Münchener Ausstellung im Jahre 1858 war es vorbehalten, Prellers Namen aus dem Halbdunkel emporzuheben und den gefeiertsten Deutschlands anzureihen. Es sind das jene ersten Entwürfe, welche vor kurzem aus dem Besitze des Kunsthändlers Börner in Leipzig in den der Nationalgalerie übergingen und recht eigentlich den Grundstock der gegenwärtigen Ausstellung bilden. Der Auftrag des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar, die Odyssee-Landschaften als monumentalen Schmuck des dortigen Museums auszuführen, veranlaßte den zweiten Aufenthalt in Italien vom Herbste 1858 bis zum Frühling 1861, von dem er den Carton der Sirenen in seiner endgültigen Gestalt und einen reichen Schatz bis ins kleinste Detail liebevoll und mit künstlerischem Ernst vollendeter Vorarbeiten zurückbrachte. Am Ende der Jahres 1862 standen die 16 Cartons, die heute das Gemeingut der gebildeten Welt Deutschlands geworden sind und dem Museum Leipzigs zur größesten Zierde gereichen, fertig da. Zwei Jahre später wurden die Farbenskizzen vollendet, und in vierjähriger Arbeit schloß sich daran die Ausführung der Wandmalereien in Wachsfarben. Noch zwei Mal hatte der Meister das Glück, das Land seiner

Sehnsucht wiederzusehen und verdankte diesen wiederholten Anregungen durch die italienische Natur eine letzte, neue Phase seines Schaffens, deren Abgrenzung nur der eindringenderen Betrachtung erkennbar ist.

Die Ausstellung der Arbeiten Prellers unter Jordans leitender Hand hat wiederum die sämmtlichen disponiblen Räume des oberen Geschosses in der Nationalgalerie gefüllt. Eine chronologische Ordnung würde zwar dem Publicum, welches nicht gewöhnt ist, sich in solchen Massen verhältnißmäßig kleiner Kunstwerke zurechtzufinden, die Uebersicht erleichtern, die künstlerische Würdigung durch Verweisung werthvoller Arbeiten an weniger günstige Plätze aber entschieden beeinträchtigen. Bestimmte Gruppirung nach Hauptwerken und Phasen ist so viel als möglich festgehalten, und so erscheint mit Einrechnung eines schon durch die einleitenden Worte, namentlich in der Präcisirung der künstlerischen Begriffe ausgezeichneten Katalogs, das Unternehmen wiederum als eine jener Musterleistungen, für die wir bei dem Mangel jeder Verwöhnung nur die lebhafteste Anerkennung haben.

Wir finden da zunächst in dem Saal rechts eine reiche Sammlung von Arbeiten aller Art, welche der Vorbereitung der Odyssee-Landschaften zu ihrer endlichen Ausführung ihre Entstehung verdanken. Neben den schon erwähnten Cartons: die Farbenskizzen, die Entwürfe der zum Cyklus gehörigen Predellen, verschiedene frühere Entwürfe zu den Landschaften und dem Figurenfries und endlich auch diejenigen zu den für Härtel im Jahre 1834 ausgeführten Compositionen. So entrollt sich uns ein äußerst anziehendes und belehrendes Bild von dem Reifungsproceß eines monumentalen Kunstwerks, welches wie wenige durch Schönheit und Harmonie der Erscheinung, durch das antike Gleichgewicht zwischen Zweck und Form sich die Bewunderung und Liebe der Nation errungen hat. Was uns hier vorgeführt wird, soll nicht den Sinn für die Sache selbst erwecken. Wenige werden den Raum betreten, ohne daß ihnen der künstlerische Inhalt des herrlichen Werkes vor der Seele schwebt. Aber mächtig wird unser Antheil an dem Schaffen des Meisters erregt. Die Vergleichung der Cartons mit den Farbenskizzen bietet den fruchtbarsten Stoff zur Erkenntniß künstlerischer Fortbildung; auch dem, der nicht immer in dem Späteren den Fortschritt zum Besseren entdecken kann; und wer lernen will, wie unsäglich der Künstler, der es mit sich und der Kunst ehrlich meint, oft ringen muß, bis er das findet, was seiner Vorstellung volle Befriedigung gewährt, der studire die Vorarbeiten zu dem zweiten Carton der Sirenen. Die Bedeutung des Odyssee-Cyklus ist nach allen Seiten so erschöpfend gewürdigt worden, daß ich von einem näheren Eingehen absehen kann. In den Entwürfen zu den Predellen erfreut mich die Flüssigkeit der Linienführung, ein gleichmäßig verbreitetes Verständniß für die Forderungen des Reliefstils, welches die ausgeprägtere Gestaltungskraft in der Darstellung der klassischen Typen, zumal bei der Unterordnung der Einzelheiten unter den Zweck des Ganzen, leicht entbehren läßt. Die künstlerische Feinheit kommt hier in kleinen Zügen wundervoll zur Geltung, so in der Stellung der Rosse vor dem Wagen des Telemachos und bei den Maulthieren der Nausikaa. Das sieht so natürlich aus, als könnte es gar nicht anders gedacht werden, und ist doch so feinfühlig abgewogen! Auch die Gliederung in dem Durcheinander der hingestreckten Freier scheint mir ein der Beachtung ganz besonders werthes Meisterstück. Nirgends Zwang, überall die Herrschaft der Schönheit in dem scheinbar Zufälligen. Der Bildhauer dürfte nach diesen Entwürfen ohne weiteres an die Arbeit gehen.

Weniger kann ich mich mit den Farbenskizzen befreunden. Wenn ich auch in Abrechnung bringe, was die Zeit ihnen durch Verstimmung des Tons angethan, so empfinde ich in dieser coloristischen Anschauung doch keine Steigerung des künstlerischen Ausdrucks. Die düstere Stimmung der Cartons kommt einzelnen Darstellungen besonders zugut und wird in der Farbe nicht wieder erreicht. Der helle Glanz der südlichen Natur verlangt eine größere Leuchtkraft und zeigt sich durch das Vorherrschen röthlicher, etwas sentimentaler Töne beeinträchtigt. Soviel ich mich entsinne, ist die Wirkung der ausgeführten Wandmalereien eine viel freudigere.

Die nicht kleine Anzahl von Oelbildern gestattet uns im Ganzen einen Einblick in die specifische Thätigkeit Prellers als Maler, doch würde es voreilig sein, auf Grund des Gebotenen ein abschließendes Urtheil zu fällen. Der Künstler selbst legte auf eine Reihe von Arbeiten dieser Art, welche ins Ausland, zum großen Theil nach Rußland gegangen sind, ganz besonderen Werth. Betrachtet man die Studien aus der frühen Zeit bis eingerechnet zur ersten italienischen Reise, so staunt man über das coloristische Gefühl, welches sich in ihnen ausspricht. Man würde daraus dem angehenden Meister ein ganz anderes Prognostikon stellen. Manches erinnert an Blechen. Der Ernst der Lokalfarbe hat sich dem jugendlichen Auge voll erschlossen. Er empfindet zum Beispiel das Grün der Vegetation in seiner ungeschwächten Intensität. Sobald er aber Bilder malt, weicht diese naive Anschauung. Eine in der Zeit liegende, viel zu materielle Berücksichtigung und Andeutung der Luftreflexe und Wiederspiegelungen zufälligster Art bringt den Meister bei allem Adel der Empfindung in die Gefahr, bunt zu werden, der er dann wieder durch liebevollen Verkehr mit der Natur glücklich entgeht, ohne indeß zu einer scharf ausgeprägten Sprache in Farben zu gelangen. Wir verfolgen mancherlei Wechsel in der coloristischen Anschauung des Künstlers, bis er in den letzten Jahren eine neue Weise anstimmt, die mir in ihrer hellen Freudigkeit wie eine Art Verklärung erscheint. Ich denke dabei an die drei großen Bilder, deren Motive der römischen Campagna entnommen sind. Jedenfalls reicht auch nach dieser Richtung hin das Können des Meisters weit genug, um der vollen Entfaltung seiner künstlerischen Individualität nicht hinderlich zu sein. Was er in seinen Bildern an malerischem Reiz opfern mußte, das ersetzte er in reichstem Maße durch die Großartigkeit seiner Auffassung und durch die eminente Beherrschung der Formen bis in ihre feinsten Gliederungen. Mit welchem Aufwand ernster Arbeit er sich diese Beherrschung angeeignet, davon gibt die hier vorgeführte außerordentliche Zahl von Zeichnungen vom Beginn seiner Laufbahn an gleichmäßig Zeugniß. In der reichen Auswahl möchten die großen Landschaftsstudien in Blei vom Jahre 1860 aus Italien den ersten Platz beanspruchen. Interessant ist der Vergleich dieser Arbeiten mit den Landschaftscompositionen aus den 70er Jahren im Saale links (Nr. 76 und 77 des Katalogs), in denen die eigene Handschrift des Stilisten gegenüber der treuen Anlehnung an die Natur hervortritt, aber doch auch zugleich das unerschütterliche Rüstzeug erkennen läßt, mit dem der Meister an die Arbeit ging.

Ich kann nur noch, um meiner Pflicht zu genügen, die übrigen Arbeiten nach Gruppen kurz erwähnen. Ein besonderes Interesse bieten, als den strengen Weg des Künstlers bezeichnende Vorarbeiten zur Odyssee, zunächst noch die Actstudien für die Hauptgestalten des Cyklus, neben denen einige andere Blätter ähnlicher Art aus der Mailänder Zeit und für die Oberon-Compositionen im Wieland-Zimmer zu nennen sind. Von letzteren finden wir sowohl Cartons als Farbenskizzen. Aus der Reihe hebt sich die Composition des Schwanenwagens mit auffälliger Selbstständigkeit heraus. Sie bieten mehr als eine bloße Vorahnung der Odyssee-Landschaften. Unter den gezeichneten Compositionen kehrt das Motiv einer Landschaft mit Diana und Actaeon wieder und erscheint in höchster Reife als Kohlenzeichnung vom Jahre 1871. Eine Reihe von Entwürfen nach Motiven der Bibel zeigt, mit welchen Plänen sich der Meister in den letzten Jahren seines werkthätigen Lebens trug. Die Porträts zum größten Theil bedeutender und anziehender Persönlichkeiten gewähren ein über die künstlerische Bedeutung hinausgehendes Interesse. Obenan steht die bekannte und in Vervielfältigungen verbreitete Zeichnung Goethes im Tode. Von wundervoller Zartheit ist die Behandlung in den Köpfen der Candida Mampieri und der Clementina von Subiaco.

Auch die flüchtigen humoristischen Skizzen, welche die in Gemeinschaft mit Freunden unternommene nordische Fahrt veranlaßten, erscheinen als interessanter Beitrag zur Biographie, ohne auf künstlerische Bedeutung Anspruch zu erheben. Dagegen ist die allegorische Composition zum Gedächtniß seines Freundes Genelli, welche der Künstler in seinem Hause als Fries ausgeführt hat, vollauf dazu berechtigt. Im höchsten Maße sind ihr jene Vorzüge eigen, die ich an den Predellen der Odyssee hervorhob, Linienfluß und stilvolle Anordnung im Sinne des Reliefs. Aber durch phantasiereiche Gestaltungskraft steht sie weit über jenen. Genelli an der Staffelei, umgeben von Fama, Poesie und Phantasus, gehört für mich zu den glücklichsten Gebilden deutscher „Gedankenmalerei". Nur in dem Schlußbilde, welches uns die Begrüßung der Geschiedenen durch die Geistesverwandten im Jenseits zeigt, versagte unserem Künstler die Kraft. Die stürmische Bewegung steht dem klassischen Genelli ebensowenig zu Gesicht, wie der Versuch ihn zu bewillkommnen den verklärten Meistern der Vergangenheit.

Ich kann diesen Bericht nicht besser schließen als mit den Worten Jordans, durch welche er das künstlerische Wesen Prellers in der Einleitung zu seinem Kataloge charakterisirt: „So strebte auch er nach Ausdruck der nothwendigen organischen Verbindung in dem scheinbar zu

fälligen Nebeneinander der landschaftlichen Bestandtheile und suchte dieses Ziel einerseits durch Vereinfachung der vorgefundenen Motive, andrerseits durch Steigerung derselben ins Charakteristische zu erreichen. Aber voll leidenschaftlicher Freude an der Wirklichkeit drang er mit dem rastlosen Fleiß in ihr Wesen ein, der allein dem Künstler das Recht gibt, nach höheren Gesetzen mit seinem Erwerb zu schalten." Th. L.

Passionsmusik.

Die Passionszeit mit ihren fast zweitausendjährigen Erinnerungen an die Leidensgeschichte Christi erweist sich durch ihre inhaltschwere Wucht als die ernsteste und bedeutungsvollste in jedem Jahre der Kirche und des gesitteten Lebens. Was auch geglaubt, was angezweifelt werde, ob gläubige oder skeptische Gemüther den gekreuzigten Erlöser der Menschheit als Gottessohn oder Erdgeborenen ansehen, sei, als hier nicht zur Sache sprechend, dahingestellt; aber so viel ist wohl zweifellos, daß die Erfindung des Christenthums die größte That, die im Kopfe eines Menschen entsprungen, oder gegenüber dem verfolgungs- und rachsüchtigen Heidenthume als erlösende Lehre aus den immer dringenderen Culturbedürfnissen nach und nach hervorgegangen ist. Die Welt, bald erfüllt von dem neuen Besitze, schuf mit Ueberzeugungsmuth rastlos neues Großes, bis durch den nothwendig gewordenen Reinigungsproceß, den das späte Mittelalter vornahm, das Christenthum gespalten wurde und die Kunstausübung eine doppelte Richtung erfuhr. Auf beiden Seiten arbeitete das stetig unterhaltene Feuer des Glaubenseifers und die ruhige aber sichere Glaubensstärke, und es entstanden Werke der Kunst, die aus so wahrhaft beseelten Herzen entsprungen, noch heute den Enthusiasmus seitens der Bildung ernten. Zu allen Zeiten traten eigenartige Naturen von hohem Geiste und unbeugsamer Willenskraft auf, die sich den naiven, unerschütterlichen Glauben nicht nehmen ließen und, gestärkt durch die aus dem tiefsten Innern geschöpfte Ueberzeugung, belehrend und erhebend zu uns sprechen.

Ein solcher Geist, gestählt durch die strengen Satzungen des Lutherthums, war Johann Sebastian Bach. Er schuf in seinem reinen, kindlichen Gottesglauben eine große Reihe von Werken zur Verherrlichung der christlichen Religion, die nicht nur noch immer das Staunen der Welt hervorrufen, sondern in gesteigerter Theilnahme immer mehr an Verbreitung und Bewunderung gewinnen. Er bildet in seinem incarnirten Protestantismus den directen Gegensatz zu Beethoven, der, im katholischen Glauben erwachsen, das poetisch Anziehende des Mysticismus seiner Kirche mit allem Gepränge und Weihrauchsdust durch seine bewunderte Sprache versinnbildlichte. Beide aber geben die unumstößliche Lehre, wie das religiöse Kunstwerk nur aus dem wahren religiösen Glauben heraus geschaffen werden muß, wie im entgegengesetzten Sinne mit der Reflexion und einem oberflächlichen Hineindenken, also mit einem rein objectiven Verfahren, das gehobene Stimmung und überzeugende Kraft erwecken soll, nichts gethan sei.

Ein selbstredendes Zeugniß von dem Zutreffenden meiner hier ausgesprochenen Behauptung liefern die beiden in so erstarktem Geiste geschaffenen Kunstwerke, die gewaltige „Matthäuspassion" von Bach, diesmal hier durch die Singakademie uns dargeboten, und Beethovens sogenannte „kleine Messe in C", von Herrn Mannstädt noch am letzten Tage der Charwoche zur Aufführung gebracht. Vor der Schwerkraft der großen allerdings zurückweichend, nimmt die „kleine Messe" einen Standpunkt ein, der von dem kritisch abwägenden Theile des Publicums häufig als für Beethoven zu niedrig gegriffen angesehen wird, und doch birgt diese Composition eine Fülle wahr und warm empfundener Gedankenanmuth, die selbst von ähnlichen, in graziöser Melodik und in zierlicher, durchsichtiger Ornamentik aufgebauten Werken Mozarts nicht übertroffen wird. Hierhin gehört auch seiner ganzen künstlerischen Anlage nach das von Herrn Mannstädt zur Kenntniß gebrachte „Kyrie" des Fürsten Rudolf Liechtenstein. Die Composition ist hinreichend ausgedehnt, um den ausdauernden Ernst und den Beruf des Verfassers für religiöse Kunst erkennen zu lassen. Trotz einiger orchestraler Wagnisse und Ausschreitungen in das weltliche Gebiet hinein, verbreitet das Kyrie doch einen erhebenden Geist, der in seiner Grundstimmung nirgends den gothischen Säulenbündeln der katholischen Kirche zuwiderläuft. Der Singakademie und Herrn Mannstädt gebührt aufrichtiger Dank für die Aufführung dieser Werke, für das richtige Erkennen des hohen Ernstes und die Bewahrung der Würde der Passionszeit.

Aber, wo viel Licht, da ist auch viel Schatten, und diesen Schatten erzeugt im Train der Gewohnheit eine nicht mehr zu entschuldigende Pietät, mit der eine veraltete Passionscantate „Der Tod Jesu" von Graun, uns alljährlich um die Osterzeit drei- bis viermal heimsucht. Ich kenne Grauns Leben wenig und es hat mich auch nie lebhaft interessirt. War er ein Mann, von der Bekennung seines Glaubens wie die oben genannten Meister durchdrungen und erleuchtet, so ließ seine compositorische Unbedeutendheit es nicht zu, sich die tiefste religiöse Frage, die Entstehung des Christenthums, zu eigen zu machen; war er nicht von Frömmigkeit durchglüht, wie jene, so hätte er von der Arbeit abstehen und als aufrichtiger Mann sich selber zurufen müssen: „Graun, Du lügst, Dein Rontinier-Talent paßt für gepuderte Göttinnen, mit Schönpflästerchen und Reifröcken angethan, aber für die Enthüllung und die Darlegung des größten religiösen Geheimnisses bist Du zu schwach". Wenn ich nicht irre, sind es Marpurg und Fasch, die von seinem handwerksmäßigen Componiren und Treiben der Musik Kunde geben: Vormittags ließ er vom Copisten zwischen die Notensysteme den Text setzen, den er am Nachmittage mit seiner Partitur umgab; in kurzer Zeit war dann eine Carnevals- oder Gelegenheitsoper, eine Fest- oder Kirchencantate fertig. Er sichtete nie, und einmal niedergeschrieben, blieben die Noten als Spiegel seiner Seele stehen. Wenn nun diesen beiden Gewährsmännern Glauben zu schenken ist, so liegt die Annahme sehr nahe, die schon eine oberflächliche Kenntnißnahme bestätigt, daß der Tod Jesu in ähnlich leichtsinniger Weise entstanden und vollendet sei.

Die Chöre und Fugen, sonst der Sitz der höchsten künstlerischen Offenbarung, strotzen von Ausdrücken des Gewöhnlichen, und wollen sie den Anlauf zu einem Kunstbau machen, so verfallen sie in die Plattheit des niedrigsten Contrapunktes und einer Schulpedanterie, wie sie die Echtheit des Ergriffenseins künstlerisch entrüstet zurückweisen mußte. Aber die äußere rhythmische Schlagfertigkeit, die keinen Zweifel duldet, sondern in der bloßen, klaren Greifbarkeit ihr Wohl und Wehe erblickt, spricht laut von der Zufriedenheit, mit der der Componist sich seines Stoffes entledigte. In einer unglaublichen Simplicität, wie sie heute auf jeder Dorforgel extemporirt werden, bewegen sich die vierstimmigen Choräle. Von einem tieferen Eingehen in das Wesen des evangelischen Chorals, wie es Bach mustergültig und so tief ergreifend geschaffen, ist hier keine Rede. Aber absehend von solcher Höhe, hätte es dem Componisten das Gewissen unsanft berühren müssen bei so trivialer harmonischer Ausstattung, bei so offenkundigen Geständnissen der eigenen Armuth. Das Carnevalistischste leistet Graun in seinen Sologesängen. Hier tritt die Vermuthung nahe, daß dem Verfasser irgend ein laseiver Operntext in den Nacken geschlagen hat, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Arien „Du Held, auf den die Köcher des Todes ausgeleert", ferner „So steht ein Berg Gottes" und vor Allem das Bravourstück „Singt dem göttlichen Propheten" ernst gemeint seien. Sie bewegen sich alle wie vorahnend im Geiste des lustigen Dittersdorf, der jedoch in seinem „Doctor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker" viel musikalisch Anmuthenderes gegeben hat.

Die Religion ist wohl schwerlich, sei es in welcher Kunst es wolle, mit so frivoler Gesinnung interpretirt worden und es wäre wohl an der Zeit, ein so langweiliges, geradezu gotteslästerliches Werk dahin zu verweisen, wohin es gehört. Es existirt ein Anklagesenat, der solche Blasphemien überwacht und streng bestraft; für Werke, die sich ähnlichen Fehl ungeahndet zu Schulden kommen lassen, müßte das Reichsjustizgesetz einen strengen Paragraphen aufnehmen, der durch keine Hinterthür illusorisch wird.

Wäre Mangel an passender Musik, die die Passionszeit würdig ausstattete, vorhanden, so könnte die Berichterstattung einen etwas milderen Ton anschlagen. Aber man greife nur in die gefüllten Schatzkammern, die uns Bach, Händel, Beethoven, Haydn und Mozart überlieferten, man durchsuche Schubert, Schumann, Mendelssohn, Spohr, Kiel u. A., und es wird wahrlich nicht schwer fallen, Geeignetes und Würdiges in großer Zahl zu finden.

Ein Trost bleibt uns: die alljährliche Ausführung des „Tod Jesu" ist etwa seit fünfzig Jahren ein Act der Pietät. Aber auch Pietät, falsch ausgeübt, überlebt sich zuletzt: Seit Jahren ist vom Stralauer Fischzug nicht mehr die Rede. H. Krigar.

Notizen.

Der Reichstag nimmt in diesen Tagen seine Sitzungen wieder auf und seine Debatten werden das Land lebhaft beschäftigen, wenn sie auch eine dramatische Spannung wie zur Zeit des Socialistengesetzes nicht hervorrufen sollten. Die harte Arbeit des Tages kann das moderne Bedürfniß der Sensation nicht immer befriedigen. Rief das römische Volk in der Zeit des beginnenden Verfalles nach Brod und Schauspielen, so wird dem letzteren Verlangen heutzutage durch die Journalistik möglichst entsprochen, hoffentlich nicht als ein Zeichen, daß auch wir im Niedergange begriffen sind. Die Parallele dürfte nur insofern zutreffen, als die Presse selbst, seit ihre Anstrengungen in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, auf den Effect berechnet sind, an Einfluß und Wirkung nichts weniger als gewonnen hat. Das Ereigniß wird für den Tag verbraucht und dann sofort von dem folgenden abgelöst. Die nachhaltige Vertheidigung eines Gedankens oder einer Combination erfolgt höchstens, wenn man sich dafür engagirt hat und um jeden Preis Recht behalten will. Dann sind auch die thatsächlichen Consequenzen gleichgültig. Das Interesse der Zeitung muß natürlich dem politischen stets und überall vorangehen. Das hat sich noch soeben namentlich in der Wiener Publicistik bei Gelegenheit der Frage gezeigt, wie man den Berliner Frieden gegen russische Intriguen südlich vom Balkan schützen könne. Man rieth der Pforte auf ihrem Schein zu bestehen und empfahl dem Sultan, sich entgegen allen Vorschlägen zur Rettung dessen, was der letzte Krieg ihm noch gelassen, auf sein papierenes Recht des Julitractats zu berufen, gleichviel ob mit Verwendung des ottomanischen: Non possumus! die europäische Türkei ebenso zu Grunde ginge wie die weltliche Gewalt des Papstes mit dem vaticanischen. Bricht dann der Friedensbau erst recht zusammen, so wird ein pathetischer Leitartikel darüber geschrieben, wird lamentirt und declamirt, ohne daß das ohnehin längst abhanden gekommene Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit sich dadurch irgendwie verletzt fühlt. Ging es doch zur Zeit des Londoner Protokolls von Anno 1877 nicht anders her. Die Türkei mußte diese Zumuthung ganz so zurückweisen, wie sie es mit den Forderungen der Conferenz vor dem Kriege gethan hatte. Das verlangte ihre Würde, ihr Ansehen in Europa. Und als sie diesem verderblichen Rath ihrer sogenannten Freunde folgte, waren diese des Lobes voll für die heroische That. Hinterher freilich, nachdem der mannhafte Resus die Osmanli an den Rand des Abgrundes gebracht, gestand selbst Midhat Pascha, daß wenigstens die Ablehnung des fraglichen Protokolls ein verhängnißvoller Fehler war. Auch behauptete er, diesen Schritt widerrathen zu haben. Die türkenfreundlichen Blätter aber, die für die Verwerfung plaidirt hatten, waren längst zu anderen Sujets übergegangen und unterhielten das Publicum mit frischerem Stoff. Man wird denselben Verlauf auch jetzt wieder erleben. Dabei wundern sich die Leute, wenn der Respect vor der siebenten Großmacht in demselben Maße wächst, wie diese selbst ihre Pflichten und Aufgaben versteht. Der Berliner Frieden ist also nunmehr bald jährig, hat seine Dienste für die öffentliche Discussion vollauf geleistet und es ist hohe Zeit zur Behandlung anderer Themata. Für einen Nekrolog wird sich Gelegenheit bieten. Vielleicht wird sich dann auch über die Geheimgeschichte des Congresses mancherlei pikantes Material finden. Graf Schuwalow könnte Beiträge liefern, wenn er nach Tische, wo er sich bekanntlich oft genug in seltsam gehobener Laune befindet, die Lust dazu verspüren sollte. Man wollte seine Beförderung zu einem höheren Petersburger Posten sogar deshalb bezweifeln, weil seine vorgerückten Jahre nicht mehr dieselbe Energie, wie er sie als einstmaliger Chef der dritten Abtheilung bewiesen, gewähren würden, auch die luculliſchen Freuden, welche der Londoner diplomatische Comfort ohne Gefahr für die Erledigung der Geschäfte gestattet, sich in dem schweren Ernst der gegenwärtigen russischen Atmosphäre weniger leicht befriedigen lassen. Damit wird aber das widerwärtige Gebiet der russischen Attentate berührt, über deren Ursprung die Acten noch nicht geschlossen sind, ein erschöpfendes Urtheil daher, von der selbstverständlichen Verwerflichkeit abgesehen, um so nützlicher verschoben wird, als die nihilistische Epidemie trotz aller außerordentlichen Maßregeln nicht über Nacht ihr Ende finden wird.

* * *

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. Von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges. Breslau 1879, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Diese Aufzeichnungen, die schon bei ihrem ersten Abdruck in der „Schlesischen Presse" ein ungewöhnliches Aufsehen erregt haben, werden jetzt, da sie in Buchform vorliegen, durch ganz Deutschland eine starke Verbreitung finden. Alle Welt weiß, welche verhängnißvolle Rolle Helene von Dönniges im Leben des geistvollen Ferdinand Lassalle gespielt hat. Bis jetzt hatten über das tragische Schlußkapitel im Dasein Ferdinand Lassalles nur dessen Freunde und naturgemäß einseitig berichtet. Aus dem Becker'schen Buche hatte man nur diese eine Seite kennen gelernt, von der andern, die durch die Verhältnisse in einen Gegensatz zu Lassalle gebracht worden war, hatte keinerlei Veröffentlichung stattgefunden. Jetzt hat Frau von Racowitza, die Hauptbetheiligte, das Wort ergriffen. Diese Schrift wirkt nicht wie eine tendenziöse Vertheidigung und eine advokatorisch spitzfindige Rechtfertigung des nicht zu Rechtfertigenden. Sie wirkt vielmehr wie eine einfache wahrhafte Darstellung des Sachverhalts. Alle, die Ferdinand Lassalle persönlich gekannt haben, und es leben derer ja noch genug, müssen zugeben, daß die Worte, die die Verfasserin ihm in den Mund legt, die Handlungen, die sie von ihm mittheilt, durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen machen. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes ist wohl niemals echter geschildert worden, als von dieser klugen, scharf beobachtenden Frau, die ihn unter den eigenthümlichsten Situationen allerdings am besten kennen zu lernen und am besten zu studiren Gelegenheit gehabt hat. Diejenigen, welche in den Aufzeichnungen der Frau von Racowitza eine sogenannte „pikante Lecture" und recht viel Skandal zu finden hoffen, werden bitter enttäuscht werden. Das Buch ist durch und durch decent, mit feinem Takt, geistvoll und mit überraschender Correctheit geschrieben, dabei in der Anlage und Composition so geschickt und fertig, daß man nirgends die literarische Anfängerin erkennt. Man würde demnach dem Buche großes Unrecht zufügen, wenn man es zur sogenannten Skandalliteratur zählen wollte. Es ist ein literarisch und psychologisch werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der interessantesten Männer unserer Zeit.

Bibliographie.

Dürckheim, Graf F. E. von, Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhange, Lilli's Briefwechsel enthaltend. 8. VII u. 175 S. Nördlingen 1879, Beck. 3. —

Bärenbach, Friedrich von, Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Grundlegung der kritischen Philosophie. 1. Theil. 8. XL u. 385 S. Leipzig 1879, Barth. 6. —

Bartsch, Karl, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII u. 407 S. Stuttgart 1879, Göschen.

Pietsch, Ludwig, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen April und Mai 1876, nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen. 8. IV und 318 S. Berlin 1878, F. Luckhardt. 4. —

Oncken, Wilhelm, Oestreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. 2. Bd. Lexicon-8. XV u. 707 S. Berlin 1879, Grote.

Streckfuß, Adolf, fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Lexikon-8. Lieferung 1—8. S. 1—320. Berlin 1879, B. Brigl. Vollständig in 30 Lieferungen á —. 50.

Wildenrad, Johann von, Fra Filippo Lippi, Episches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 159 S. Hamburg 1879, O. Meißner. gebunden 3. —

Hoffmann, Wilh. Rud., der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt. 8. 52 S. Löbau 1879, Skrzeczek. 1. 20.

Muff, Chr., Antik und Modern. Ein Vortrag. 8. 48 S. Halle 1879, Mühlmann.

Fabri, Frdr., Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung. 8. VIII u. 108 S. Gotha 1879, F. Perthes. 2. —

Inserate.

Soeben erschien die 2. Lieferung von

Encyklopædie der Naturwissenschaften.

Inhalt:

Handbuch der Mathematik

von Geh. Schulrath Dr. **Schlömilch.**

Erste Lieferung.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen zu jeder Zeit entgegen. Die Lieferung findet sich ausserdem in jedem grösseren Leseinstitute vor.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Novellen-Concurrenz-Ausschreiben.

Mehr Licht!

Die deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst (Quartal 3 *M.*) eröffnet eine Novellen-Concurrenz. Zu den Arbeiten, die mit einem Motto versehen sind, wird ein geschlossenes Couvert gelegt, das Namen und Wohnung des Autors angiebt. Dies Couvert muß als Aufschrift dasselbe Motto wie die zugehörige Arbeit tragen. Bewerbungen sind bis zum 1. October zulässig. Der Preis beträgt 1000 Mark. Preisrichter sind neben Silvester Frey, dem Herausgeber von „Mehr Licht!", Adolf Glaser, Josef Kürschner, Gustav Karpeles, Max Remy. Stoff und Umfang der Novelle sind dem Belieben des Autors überlassen. Die prämiirte Arbeit kommt in „Mehr Licht!" zum Abdruck. Von Zeit zu Zeit wird die Redaction den Lesern über den Stand der Concurrenz berichten. Die näheren Angaben sind aus dem Blatte selbst zu ersehen.

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

Soeben eingetroffen:

Racowitza-Lassalle.

Eleg. br. *M.* 3.—; fein geb. *M.* 4.—.

Am Tage der Ausgabe 3 starke Auflagen vergriffen!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.

Jäger, Bergrath.

Idioten-Anstalt Gardelegen.

Durch Vergrößerung meiner Räumlichkeiten finden noch einige **geistesschwache Kinder,** sowie auch **ältere Geistesschwache** oder **Epileptische** Aufnahme. Familienanschluß u. **Asyl** in meiner Anstalt.

Die Anstalt liegt außerhalb der Stadt, und da mit derselben Oekonomie verbunden ist, so können den Zöglingen tägliche Spazierfahrten gewährt werden.

W. Schulze, Anstalts-Vorsteher.

Wissenschaft.

Die lebensgroße Büste,

65 cm hoch,

Arthur Schopenhauer

von

E. Ney

nach dem Leben modellirt,

erscheint jetzt in neuer Ausgabe von Gyps à 21 *M.*, von Elfenbeinmasse à 40 *M.*, Kiste und Emballage 3 *M.*

Gebrüder Micheli,

Berlin,

Unter den Linden 12.

Vollständiges illustrirtes Preisverzeichniß gratis.

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte

in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖRLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr. ö. W.

Vollständig bis Ostern 1880.

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte" vollständig klarlegt, ist gratis zu haben.

Verlag von **OTTO SPAMER** in **LEIPZIG.** | Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Meinberg.

Kochsalz-, Stahl- und **Schwefelquellen. Gasreiche** (Sprudel) **Voll-** und **Sitzbäder.** Gas- und Gasdampf-Douchen. **Schwefelschlammbäder.** Kaltwasserkur. Elektrotherapie. Erfolgreich bei Blut- und Nervenschwäche, **Migraine, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Frauenkrankheiten,** Katarrhen aller Art, Hämorrhoidal- und Verdauungsbeschwerden. Ausgezeichnet durch schöne Lage, ländl. Ruhe u. erquickende Luft. 700′ ü. d. M.

Von dem Badearzte Physicus S.-R. Dr. Caspari erschien:

Meinberg, Kurerfolge bei **Neuralgie, Rheuma** und **Gicht.** F. Schöningh, Paderborn. 12. 59 S. (80 ₰.)

Fürstl. Brunnendirection.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Richard Eckstein in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 18. Berlin, den 3. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Fortsetzung.) — Ein Ausflug nach Szegedin. Von St. G. — **Literatur und Kunst:** Treitschkes „Deutsche Geschichte". Besprochen von Friedrich von Weech. — Ein französischer Dramaturg. Von Paul Lindau. — Naturforschung und Naturscholastik. Von Wilhelm Bolin. — **Aus der Hauptstadt:** Nationaltheater. „Der Mennonit", Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch. Besprochen von — z —. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Fortsetzung.)

Die Herren Capläne, die in ihren Marpinger Wunderbroschüren von vielen geschehenen Wundern faselten, konnten vor Gericht auch nicht ein einziges Wunder als wirklich geschehen nachweisen. Daß einige hysterische Frauenzimmer, die gemeint hatten, sich nicht mehr rühren zu können, plötzlich wieder gehen konnten, oder ein Kind, das am Laufenlernen war, gerade in der Zeit einigen rascheren Fortschritt im Gehen machte, wird kein Besonnener als Wunderbeweise gelten lassen. Noch deutlicher trat die Hinfälligkeit der vorgeblichen Wunderbeweise in vielen anderen Fällen hervor. Drei Taubstumme sollten geheilt sein; durch ärztliches Attest ist constatirt, daß dieselben taubstumm blieben nach wie vor. Die Gräfin Spee ließ sich durch den Kaplan Dicke Marpinger Wasser für ihre kranke Tochter kommen, die Tochter starb. Trotzdem kam die gläubige Frau noch mit ihrer kranken Schwiegertochter, einer geborenen Gräfin Nesselrode, nach Marpingen, auch dieser half der Wunderort nicht. Die Heilung eines Kindes der Eheleute Becker galt als Wunder, das Kind ist thatsächlich an einer Kinderkrankheit gestorben. Besonderen Eindruck machte eins der frühesten Wunder, die Heilung des Bergmanns Rektenwald. Dieser Mann ist am fünften Tag der Erscheinung mit dem Ortsvorsteher Schnur an den Gnadenort hingegangen und auch mit demselben wieder fortgegangen. Unter furchtbaren Schmerzen will er geheilt sein, hat aber damals dem Schnur von seiner wunderbaren Heilung kein Wort gesagt. Und der Knappschaftsarzt hat bezeugt, daß dieser Bergmann schon im Mai 1876 von seiner Krankheit (Ischias rheumatice) geheilt war. An einen schon bestraften Wunderbetrug ward bei den Verhandlungen erinnert. Am 12. Juli 1876 sah Johann Faß, Lehrer in Tholey, in dem Wirthshause zu Marpingen einen Mann Stader mit seinem kranken Kinde. Als es Nacht wurde, ließ der Stader das Kind an der Hausthüre beten, auf einmal hieß es, das Kind sei gesund geworden. Es bewegte sich mühsam an der Wagendeichsel des Wägelchens, in dem es gefahren wurde. Der Stader sagte, es sei überall in Anstalten gewesen und als unheilbar entlassen. Er sammelte Geld und die Heilung des Kindes machte viel Aufsehen. Der Gendarm Mendel sagte darüber aus, er habe vor einem Wirthshause in Marpingen gestanden und gesehen, wie viele Menschen zusammenliefen. Als er näher getreten, habe er Stader mit seinem Kinde gesehen und gehört, wie er den Leuten weiß machte, das Kind sei lahm gewesen und nun geheilt worden. Vier Geistliche machten sich Notizen. Er habe die Leute aufgefordert, sich selbst zu überzeugen, ob das Kind geheilt sei. Die Leute seien aber bei seinem Erscheinen fortgelaufen. In St. Wendel habe Stader dasselbe Spiel treiben wollen, auch dort habe er ihn vertrieben. Dieser Stader war schon zweimal wegen solchen Vorschwindelns eines Wunders bestraft worden. Pastor Neureuter hatte in Correspondenz mit diesem Stader gestanden und ihn aufgefordert, in seinem Berichte keine Unwahrheiten über die Heilung seines Kindes anzugeben, damit man sie eventuell vor Gericht beschwören könne.

Besonders lehrreich waren die Enthüllungen über eine in den Wunderbroschüren des Kaplan Dicke und des Dr. Thömes mitgetheilte Geschichte, die ein Strafgericht Gottes darthun sollte. Ein Bauer — so ward erzählt — hatte seinen Knechten befohlen, eine Fuhre Holz aus dem Walde zu holen, die Knechte meinten, dieselbe sei zu schwer; da sagte der Bauer höhnend: „Spannt die Marei von Marpingen vor." — Gleich stürzten die Pferde und blieben todt. — So ein Rationalist wie ich könnte ja schon sein Befremden darüber aussprechen, daß der liebe Gott für die Sündenworte des Mannes die armen Thieren büßen lassen muß, jedoch an dergleichen Strafverschiebungen ist man bei solchen Wundergeschichten schon gewöhnt. Aber die ganze Wundergeschichte ist leider eitel Wind. In den Broschüren war der gottlose Bauer nicht genannt, aber das Gerücht bezeichnete bald den Kaufmann Fischer aus Ottweiler als den Uebelthäter, denn dessen Pferde waren wirklich gefallen in der Zeit. Auch fand sich in dem Notizbuch des Pastor Neureuter die Notiz: „Fischer aus Ottweiler, nicht katholisch" — „bringt mir die Marei aus Marpingen mit." Man konnte nun nachforschen und die Sache ergründen. Da stellte sich denn Folgendes heraus. Der Kaufmann Fischer, den Neureuters Buch übrigens mit Unrecht als nicht katholisch bezeichnete, hatte am 3. Juli drei Fuhren nach dem Forst geschickt, um Holz zu holen. Am Abend kehrten nur zwei Fuhren zurück; auf dem Heimweg war nach Aussage der Knechte das dritte Paar Pferde gefallen. Der dritte Knecht war an einem Orte im Wirthshause zurückgeblieben und hatte dann die armen Thiere, nachdem sie eben mit grobem Kleienfutter gestopft waren, übertrieben, um den andern Knechten nachzukommen. An einem späteren Ort hatte er ihnen dann noch viel Wasser zu saufen gegeben und in Folge dieser unvernünftigen Behandlung war den armen Thieren, wie die

thierärztliche Untersuchung hernach ergab, der Magen geplatzt; die Pferde waren somit eines natürlichen Todes gestorben. Der Besitzer war also völlig unbetheiligt, hatte auch an diesem Tage noch gar nichts von der Marpinger Wundererscheinung gewußt, also unmöglich von der Marpinger Marei höhnisch reden können.

Ganz ähnlich verhielt es sich mit einem Gerücht von einer wunderbar umgefallenen Fichte. Etwa vier bis fünf Wochen vor dem 3. Juli spazierte der Pastor Schwab aus Urexweiler durch den Wald, als plötzlich vor seinen Augen eine Fichte umfiel. Der Pastor fand daran nichts Un- und Uebernatürliches, aber im Volke verbreitete sich sofort das Gerücht von einem wunderbaren Umfallen der Fichte nach einer Erscheinung der Mutter Gottes. Der Baum ward von dem wundergläubigen Volk entrindet und aus seinem Holze wurden Kreuze geschnitten. Eine Zeit lang mochte sich Niemand entschließen die umgefallene Geisterfichte zu kaufen. Nach Aussage des Försters Bruch wär nun diese Fichte längst als brüchig bezeichnet und zufällig am genannten Tage in Folge eines Windstoßes naturgemäß zusammen gebrochen. Der einzige Augenzeuge Pastor Schwab hatte das auch gleich gesagt und das spätere Wundergerücht geradezu als Dorfklatsch bezeichnet, auch beklagt, daß die Leute dort solchem Geschwätz sehr zugänglich und überhaupt abergläubisch seien. — Gleich viel — ein Wunder mußte geschehen sein, und die Wunderbroschüren brachten es.

So kläglich steht es nun mit allen diesen und ähnlichen hier umlaufenden Wundergeschichten. Es ist unglaublich, daß man solchen Albernheiten und Unwahrheiten gegenüber vor Gericht auch nur noch die Frage nach der Gotteswürdigkeit und dem Nutzen solcher Wunder, den kirchlich hergebrachten Kriterien glaubwürdiger Wunder, stellen mochte. Aber noch unglaublicher jedenfalls ist es, daß der Pastor Neureuter als einen Nutzen hervorheben mochte, das Volk nehme die Wunder freudig auf und dieselben seien nothwendig, um uns zum Christenthum zurückzuführen, daß derselbe ohne Untersuchung von dem Wundernutzen der vielen Krankenheilungen reden und als Nutzen solcher Wunder auch die Zunahme im Empfang der heiligen Sacramente bezeichnen mochte.

Das Bedrückendste fast bei dieser ganzen Affaire ist der eröffnete Einblick in die Seelen dieser Seelenhirten des Volkes. Nicht als Leiter des Volkes, sondern geradezu als Verleiter zum Aberglauben treten sie hervor. Der Pastor des Ortes, Neureuter, notirt in seinem Buche sorgfältig Alles, was ihm an Wundern zugetragen wird, aber untersucht und prüft nichts. Bei fast allen Berichten und Protokollen zu Gunsten der Sache ist seine Mitwirkung sichtbar, für die Wunderkinder liest er ein Hochamt und glaubt dem Gerichte gegenüber diese so auffallende Betheiligung mit der faulen Ausrede abschwächen zu dürfen, es sei nicht öffentlich bekannt gemacht, für wen das Hochamt sein solle, nur die Mutter der Kunz habe es gewußt. Von dem Untersuchungsrichter hört er, daß die Kinder widerrufen haben und doch schreibt er hinterher, von einem Widerruf der Kinder sei keine Rede. Am 14. Januar 1877 hält der Referendar Strauß mit ihm und anderen Pastoren eine Conferenz, um nach seinen Ermittelungen die geistlichen Herren von der Lügenhaftigkeit der Kunz zu überzeugen; aber Neureuter bleibt dabei: „Und wenn Sie auch versicherten, das Kind habe, seitdem es spricht, nur Unwahrheiten gesagt, so glaube ich doch an die Erscheinungen.“ Ehrwürden muß wohl von Lügen, wenn sie nur der Kirche zu dienen scheinen, andere Vorstellungen haben als Unsereins haben kann. Denn freilich der Pastor Neureuter hielt sich selbst nicht für verpflichtet, dem Regierungspräsidenten von Wolf, der ihm, dem damaligen Schulinspector, als Vorgesetzter gelten mußte, die Wahrheit zu sagen. Als derselbe ihn fragte, wer zu ihm zuerst von der zu erbauenden Kapelle gesprochen, sagte Neureuter, das wisse er nicht. Bei der Gerichtsverhandlung dagegen wußte er den Mann zu nennen und rechtfertigte eben die frühere unwahre Aussage damit, daß er angenommen habe, dem Regierungspräsidenten gegenüber nicht zur wahren Beantwortung seiner Frage verpflichtet gewesen zu sein.

In noch schlimmereu Lichte erschien die Mitwirkung des Pastor Schneider aus Alsweiler. Er war es, der Anfang September die Kinder fragte, ob sie auch den Teufel schon gesehen hätten, und der dadurch, wie das Gericht hervorhob, gewissermaßen der Urheber der Teufelserscheinungen ward. Derselbe hatte bei der Vernehmung am 30. August 1876 ausgesagt, er habe sich niemals mit der Versendung von Marpinger Wasser oder von heiliger Erde befaßt; bei der Gerichtsverhandlung gab er jetzt zu, daß er zwei oder dreimal Wasser versandt habe. Er rechtfertigte den Widerspruch damit, daß er gemeint habe, erst jetzt durch die Eidesleistung zur Wahrheit verpflichtet zu sein, als ob Christus nicht auch für die Geistlichen seiner Religion gesagt hätte: Eure Rede aber sei ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Uebel (Matthäus 5, 57). — Und als der Präsident des Gerichtes weiter nach dem Verfasser eines „Bergmann Kirsch und Frau“ unterzeichneten Artikels der „Germania“ forschte, der offenbar von diesen Leuten nicht verfaßt sein konnte, sagte der Pastor Schneider erst ausweichend, er glaube, wenn die Leute einen Artikel mit ihrem eigenen Namen unterfertigten, übernähmen sie auch die Verantwortung. Als der Präsident darauf bemerkte, das sei die juristische Seite, wollte der Pastor offen die Wahrheit gestehen und sagte nun, er sei den Leuten behülflich gewesen. Erst später, als der Bergmann Kirsch gestand, er habe den Artikel nicht geschrieben, bekannte sich Ehrwürden rundweg als Verfasser.

Ebenso stellte sich vor Gericht heraus, daß andere Erklärungen über Wunder und Erscheinungen seitens der Frau Kunz und der vier Männer nicht von diesen, sondern von dem Dr. Thömes verfaßt waren.

Der Caplan Dicke aus Minden, dessen Wunderbroschüre in mehr als 24,000 Exemplaren verbreitet ist, hörte die Geschichte von dem Strafgericht Gottes an dem Bauern und seinen crepirten Pferden von einem Caplan Dasbach in Trier und dem Pastor Neureuter und schrieb nun, weil er Beide für glaubwürdig hielt, kurzweg ohne weitere Prüfung die nachgewiesene Unwahrheit in die weite Welt hinaus. — Ebenso berichtete Dicke nach der „Germania“ ohne weitere Prüfung von dem wunderbaren Zutreffen einer Prophezeiung eines Engels. Den Wunderkindern sollte ein Engel erschienen sein, der ihnen prophezeit habe, er wolle das gute Kind Jakob Schnur holen, doch sollten sie nichts davon sagen. Das Kind sei darauf am 11. September krank geworden und gestorben. Die Verhandlungen haben ergeben, daß das Kind schon am 9. September krank war, die Wunderkinder erfuhren dies am 11. September im Hause der Frau Schnur. Ihre Prophezeiung war eine hinterher gemachte Lüge. Der Caplan Dicke hatte bei der Frau keinerlei Erkundigung über den richtigen Sachverhalt angestellt. Er schrieb das Wunder der „Germania“ nach, der Scribent der „Germania“ war Dr. Thömes und dieser hatte es von Neureuter, aber geprüft hatte das Wunder Keiner. — In der Schrift des Caplan Dicke steht auch, nachdem von der Erscheinung, welche vier Männer sahen, die Rede gewesen: „Die Jungfrau Anna Hahn war beim Anblicke der Lichtgestalt sofort in den größten Schrecken gerathen, stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Nachdem sie sich erholt, eilte sie mit zwanzig ihrer erschrockenen Gefährtinnen in schleuniger Flucht dem Dorfe zu.“ Und ähnlich heißt es bei Dr. Thömes: „Die Jungfrau Anna Hahn war bei der heiligen Erscheinung sofort in den größten Schrecken gerathen, stieß einen ihren Mitbeterinnen durch Mark und Bein dringenden hellen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Daher konnte sie nur einen kleinen Theil der heiligen Gestalt sehen und später beschreiben.“ — Jetzt vor Gericht befragt sagte Anna Hahn, neunzehn Jahre alt, bestimmt aus, sie habe nur einen weißen Schein gesehen, eine Gestalt habe derselbe nicht gehabt, sie sei im Pastorat vom Caplan Dicke nach dem weißen Schein gefragt, aber nicht aufgefordert, den Schein näher zu beschreiben. — Gewiß mit Recht bemerkte

darauf der Gerichtspräsident dem Herrn Caplan: wenn man dem Publicum so wunderbare Dinge mittheile, habe man doch alle Ursache, es mit penibler Genauigkeit zu thun und zuvor sorgfältig nachzuforschen.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Szegedin.

„Non cuique licet adire Szegedinum," sagte ich mir vor etwa sechs Wochen, als ich nur schwer dem Drange widerstehen konnte, mit einigen mir bekannten Mitgliedern des Athletenclubs und dem Correspondenten der „Daily-News", der sich ihnen angeschlossen, nach dem Schauplatze dieses fast beispiellosen Unglücks abzufahren. Denn, so gern ich mich nützlich gemacht hätte, ich überlegte, daß es dort nicht an Männern fehlen werde, wohl aber an Booten (nur vom Pester Stadtwäldchen-Teich und durch den ungarischen Director der Donaudampfschifffahrt waren einige in letzter Stunde an den Ort der Gefahr dirigirt worden) und daß man keine traurigere Rolle spielen könne, als die eines Schlachten- oder Ueberschwemmungsbummlers, der am Schauplatze eines öffentlichen Unglücks zur Befriedigung egoistischer Neugierde oder sträflichen Nervenkitzels sich müßig herumtreibt, die Zahl der „unnützen Mäuler" vermehrt und so Jedermann zur Last fällt, wie es in der That mit den meisten dieser Athleten und Turner der Fall war, deren Zurückberufen die Szegediner selbst verlangt haben.

Und das waren doch wenigstens junge, kräftige Leute, die das Ankämpfen gegen Wind und Wogen, das Steuern durch die vielfachen Hindernisse herumschwimmender Bäume und Dächer, oder einstürzender und eingestürzter Häuser gründlich verstanden, während wir „Helden von der Feder" als „Retter" schwerlich eine glänzende Rolle gespielt hätten. Selbst robuste Naturen, wie der Oberlieutnant Zubovics und der junge Graf Anton Zichy, der in einem leichten Schifferanzug eifrig herumruderte, um bis in die entlegensten Vorstädte Hülfe zu bringen, waren solchen Anstrengungen nicht gewachsen und wurden aufs Krankenlager geworfen.

Mit dem guten Willen allein ist in den seltensten Fällen geholfen, wie a. A. auch die Candidaten der Felegyhazaer Lehrerbildungsanstalt bewiesen, die am Rettungswerke in Szegedin ebenfalls werkthätig theilnehmen wollten und in Szatymáz in Kähne stiegen, dieselben aber nicht zu regieren verstanden, so daß nur ein Theil der Flotille den Alfölder Damm erreichte, während die anderen Seefahrer einem Gehölze zugetrieben wurden, wo sie die Bäume mit den Armen umfassen, und als ihnen in der Kälte und Nässe die Kraft dazu schwand, auch erklettern mußten. Ja Einige, von Hunger und Frost ganz erschöpft, mußten sich sogar an die Aeste binden lassen, bis nach langer Todesangst Rettung durch Matrosen nahte. Deshalb habe ich keinen Augenblick bedauert, daß ich mich den sogenannten „Rettern" nicht anschloß, von denen die wenigsten auch nur eine Maus retteten. Nur Pioniere, Matrosen und ähnliche „Seeratten" waren bei der Katastrophe von wirklichem Nutzen.

Aber jetzt, nach einem Monate, nachdem die große Aufregung sich gelegt und durch die großartige Sympathie aller Culturvölker und ein edles Kaiserwort die Gemüther sich etwas aufgerichtet haben, auch die erste Noth abgewendet ist und von allen Seiten Pläne auftauchen, sowohl Betreffs der Reconstruction der „zweiten Stadt Ungarns", als auch der Beseitigung künftiger Wassergefahr, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich einer Excursion von Abgeordneten und Sachverständigen anzuschließen, die sich nach den überschwemmten Gegenden begab, um dort durch eigenen Augenschein Belehrung zu schöpfen.

Der Magyar liebt nicht, wie der Germane, den Wald, „so hoch da droben", er singt nicht mit Schiller „Auf den Bergen wohnt Freiheit", oder mit Burns: „Mein Herz ist im Hochland", im Gegentheil, es zieht ihn nach den Niederungen. Besonders fürs „Alföld", wo das ungarische Element sich unvermischt und massenhaft niedergelassen, um Angehörige fremder Stämme, die sich in seine Mitte begeben, sich zu assimiliren, für dieses weite Flachland, dieses Mesopotamien zwischen Theiß und Donau, schwärmte Petöfi, schwärmen seine Epigonen. Das ungarische Lied, der ungarische Roman sucht die Ebene auf; Szegedin, an das sich so viele, jedem Ungarnherzen theuere Erinnerungen knüpfen, ward vorzugsweise als ein Cultursitz, eine Burg des Magyarenthums geschätzt. Und Szegedin verdiente das. Es war eine kernhafte, tüchtige Stadt, welche immer eine ehrenvolle Rolle in der Geschichte ihres Landes spielte, und besonders im letzten Jahrzehnt einen bedeutenden Aufschwung nahm durch die Regsamkeit, die Findigkeit ihrer Einwohner. Neben den Lehmhütten und einstöckigen Häuschen aus der Zeit, als Szegedin noch eine „Fischerstadt", erhoben sich recht ansehnliche öffentliche und Privatgebäude aus Stein, welchen schöne Promenaden und freie Plätze einen Relief gaben. Geld- und Creditinstitute belebten Handel und Verkehr; Schulen und Bildungsmittel verschiedener Art sorgten für die Erziehung des jüngeren Geschlechts; ja selbst eine Ausstellung brachte die Stadt aus eigenen Mitteln zu Stande, nahm also immer mehr die Allüren einer Großstadt von 70,000 Einwohnern an. Da auch die städtische Verwaltung eine musterhafte war, stand ein weiteres Aufblühen mit um so größerer Wahrscheinlichkeit in Aussicht, als auch einzelne Zweige der Industrie neben der Landwirthschaft dort Wurzeln faßten. Nur Ein Gespenst bedrohte diese Zukunft, ja drohte der blühenden Stadt mit grauenvoller Zerstörung: die Ueberschwemmung. Berühmte Ingenieure, wie Paleocapa, Major v. Stefanovics, Hobohm hatten sie Jenen, die hören wollten, mit apodictischer Gewißheit vorher angemeldet. Den Einwohnern Szegedins kann man nicht zum Vorwurfe machen, daß sie taub oder blind waren gegenüber dieser furchtbaren Gefahr, oder Opfer scheuten zu ihrer Beseitigung. Nur waren sie häufig nicht derselben Meinung mit der Regierung, dem Regulirungsplan, oder einzelnen Ingenieuren. Peccatur intra muros et extra. Der Ministerpräsident macht der Stadt zum Vorwurf, daß sie selbst, der Flöße wegen, das Einmünden der Maros oberhalb Szegedins wünschte und mit Kosten durchsetzte, daß sie keine Lust zur Anlage eines Ringwalls bezeigte, während die Szegediner das Letztere in Abrede stellen und behaupten, die Regierung selbst habe diesen Plan aufgegeben und Zwangsarbeiten für den Alfölddamm vorgeschrieben, den sie und ihre Ingenieure doch vorher für unnütz erklärt hätten. Der geringen Voraussicht oder der geringen Energie der Regierung und ihrer Organe (von denen der bestgehaßte der Commissär Lukacs) schieben sie die größere Hälfte der Schuld zu.

Wir wollen hier nicht erörtern, ob mit Recht, wie es wahrscheinlich ist, fehlten und irrten beide Theile. Daß aber, nachdem fast eine Woche lang die Gefahr der Vernichtung in unmittelbarer Nähe stand und ein verzweifelter Wettlauf in die Höhe zwischen Dammarbeiten und Fluthen vor sich ging, doch die Einwohner nicht aufgefordert oder eventuell gezwungen wurden, ihre Mobilien, ihr Vieh, ihren Besitz überhaupt und ihr eigenes Leben, wie das der Ihrigen, in Neu-Szegedin oder sonstwo in Sicherheit zu bringen, derlei ist nur in Ungarn möglich, in Deutschland wäre es nicht vorgekommen, denn die Vernichtung war so höflich, ihre Visitenkarte mehrere Tage vorher abzugeben. Auch im Jahre 1876 hatte sie, nachdem eine längere Periode trockener Jahre die Stadt in Sicherheit gewiegt, an ihren Thüren angeklopft, war aber nicht eingetreten. Ein Zufall, der freilich einer anderen Stadt zum Verhängniß wurde, hatte sie abgelenkt und das mag diese fatale Sicherheit erklären; man hoffte eben und „Sachverständige" versicherten ja, daß auch diesmal die Gefahr vorübergehen werde. Leider war dies nicht der Fall und die blühende Stadt ist ein Schutthaufen: von den 6300 Häusern stehen nur noch wenige Hundert, doch wir wollen uns die Verwüstung selbst ansehen.

Die Expedition nach Szegedin, welche am 5. April von einigen 30 Abgeordneten und etwa 20 Ingenieuren und Magistratspersonen der Hauptstadt unternommen wurde, war nicht von der Witterung begünstigt. Da aber der mächtige Donaustrom von Pest, ja schon von Wien an jene landschaftlichen Reize vermissen läßt, die wir auf der Strecke Passau-

*

Linz und zum Theil auch Linz-Wien bewundern, so ließ sich das verschmerzen. Dort zeigt sich die Donau noch als romantisches, naturwüchsiges, wildes Schwarzwaldkind, welchem das Joch der Schifffahrt nur wenig über den Hals geworfen ist (man sieht oft Stunden lang kein Schiff, im Gegensatz zu dem so lebendigen Rhein) — hier aber wälzt sie sich geduldig dahin, wie der Rhein von Cöln bis Wesel, und trägt alle möglichen Lasten auf ihrem breiten Rücken. Erst in der Umgegend Kameniczas und Peterwardeins zeigte sie wieder ein großartiges Panorama. Für die Ungarn war aber die ganze Strecke reich an historischen Reminiscenzen aus der älteren und neuesten Zeit und diese variirten das Gesprächsthema, welches Anfangs sich ausschließlich über die Donau- und Theißregulirung verbreitete. Unter den Mitgliedern der Expedition befand sich auch der bekannte General Stefan Türr, dessen bewegtes Leben zwar in den Hafen einer friedlichen industriellen Stellung bugsirt ist, dessen lebhafter Geist aber gelegentlich sich in Vorlesungen und Reden Luft macht, worin er Verbesserungsvorschläge mancher Art erörtert, die er dem Landeswohl für dienlich erachtet. Gegenwärtig ist er Vorkämpfer für ein Kanalisirungssystem, das er für die vaterländische Cultur höchst wichtig hält. Er führte der Gesellschaft das Beispiel der bulgarischen Colonisten vor, die das Wasser selbst auf ihre Grundstücke leiten, während die ungarischen Landwirthe noch davor zurückscheuen, ihre durch fortgesetzten Raubbau erschöpften Felder mit Hülfe technischer Hülfsmittel wieder werthvoller zu gestalten. Wir glauben, daß Türr es sehr gut meint und auch Manches von seinen Vorschlägen annehmbar und durchführbar erscheint, aber die auch schon von anderer Seite (in der „Neuen freien Presse") ventilirte Idee, große Wasserreservoirs an den Südabhängen der Karpathen herzustellen, um Kanäle zu speisen, die ungarischen Niederungen zu bewässern, würde sich nur dann segensreich erweisen, wenn zugleich ein größerer Abfluß des Wassers aus der Donau bei der Stromenge vor Orsova durchgeführt werden könnte; ohne diesen vermehrten Abfluß müßte aber das Alföld ein Sumpf werden.

Der traurige Untergang der zweitgrößten Stadt Ungarns hat auf die größte einen höchst deprimirenden Eindruck gemacht. Sie erinnert sich, daß ihre neuentstandenen Paläste, ihre kokett geschmückten Quais auch vor nicht langer Zeit (im Jahre 1876) einem bedenklichen Fußbad von Seiten der zu Zeiten sehr wenig „blauen" Donau ausgesetzt waren und einem schlimmeren Loose nur mit knapper Noth entrannen. Zwar kann der Strom auch in seiner größten Wuth die gewaltigen Quadern in Pest nicht so rasiren, wie die Theiß die Lehmhütten Szegedins rasirte, aber man erinnert sich, daß der Schaden, den die Hauptstadt bei der Ueberschwemmung von 1838 erlitt, an die 70 Millionen betrug. Bei solchen Summen hört die Gemüthlichkeit auch der loyalsten Bürger auf. Die Presse ließ deshalb einen Warnungsruf nach dem andern erschallen, man gründete sogar einen Verein, der anregend, warnend und antreibend hinter jenen Organen stehen soll, denen die Flußregulirung anvertraut ist, an deren Unfehlbarkeit seit der Ueberschwemmung Budapests 1876 und besonders seit der Katastrophe Szegedins Niemand mehr glaubt, um so weniger, als sie selbst officiell gestehen mußten, daß ihr System der Theißregulirung ein verfehltes war. Man dringt also jetzt darauf, daß die hochstehenden Herren und gelehrten Fachmänner auch dem beschränkten Unterthanenverstande eine Concession machen und der Commune oder einer gemischten Commission Einsicht in ihre Projecte gestatten. Da ist nun erklärlich, daß auch der Bauinspector Bodoky, welcher als Delegirter des Communicationsministeriums die Gesellschaft begleitete, schon gleich nach der Abfahrt mit mancherlei dahin zielenden Fragen bestürmt wurde, namentlich was die Absperrung des Soroksárer Donauarmes und die Zusammenpressung des Flußbettes betrifft. Für die Leser der „Gegenwart" würde diese Discussion nur von geringem Interesse sein, ebenso wie die Besprechung der verschiedenen Broschüren, die in Wien und hier in Pest über diesen Gegenstand erschienen sind und die ich pflichtschuldigst durchstudirte. Es sei mir also gestattet, das Resultat der gewonnenen Eindrücke nur kurz dahin zu präcisiren: daß im Großen und Ganzen die bisherige Donauregulirung keine verfehlte genannt werden kann, sie aber den Fehler hat, daß sie sich nicht über eine größere Strecke des Stromlaufes ausdehnt, so daß also bei plötzlichem Schneeschmelzen und großem Regen keineswegs die Gefahr für die Hauptstadt beseitigt ist, so lange namentlich die jähe Flußkrümmung bei Ercsi nicht beseitigt und ein anderes Bett dort hergestellt worden durch Abschaffung des Nebenarmes. Bodoky gab selbst zu, daß auch auf dem unteren Donaugebiet noch Vieles geschehen müsse. In Mohacs, bekannt durch die verhängnißvolle Niederlage, welche dort die Ungarn erlitten, hielt das Schiff kurze Zeit an, dann Nachts in Bukovar. Morgens etwa gegen 10 Uhr gelangten wir an die Theißmündung.

„Dort ist die Theiß!" rief Alles auf dem Schiffe, als wir links vom Donauufer Titel gewahrten mit seinem Vorgebirge, das ein cidatellenartiger Pulverthurm krönt.

Ja, da wogte er vor unsern Augen, dieser speciell ungarische, vielbesungene und vielverfluchte Strom, der so viel Segen verbreitet, aber auch in seinem Zorn so fürchterlich sein kann, als wolle er die ganze Welt verschlingen, wie Petöfi singt. Da wälzte sich der vielfache Mörder so bescheiden und ruhig der Donau zu, „als hätt' er nichts gethan". Man sieht der Theiß gar nicht an, daß sie in einer Ausdehnung von 600 Kilometern der einzige Fluß ist, welcher am linken Ufer der Donau alle Wassermengen Siebenbürgens und des östlichen Ungarns zuführt.

Rasch dampften wir in das Bett des Stromes hinein, welcher, um bis hierher zu gelangen, 240 Meilen des fruchtbarsten Bodens durchzogen, dem die Regulirung auf diesem Wege Windungen in der Ausdehnung von 610,918 Kilometern abgeschnitten. Da man den Fluß so continuirlich in enge Zwangsjacken preßt, ist es da Wunder, wenn der freie Gebirgssohn sie bisweilen so gewaltsam zerbricht und überschäumt!

Die ungarische Tiefebene ist zwischen die zwei Extreme gestellt: Ueberschwemmung ganz ungeheurer Strecken oder complete Trockenheit, wie in den 60er Jahren. Freilich, vor einem halben Jahrhundert noch genirten die periodischen Ueberschwemmungen wenig. Im Gegentheil, nach dem Ablauf des Wassers gediehen ja die Weiden dort nur um so üppiger und der Grundbesitzer begnügte sich mit dem Ertrag einer solchen, ihm gar keine Auslagen verursachenden Viehmästung. Aber schon in den dreißiger Jahren stieg Grund und Boden an Werth, die Einführung der Dampfschiffe, der Eisenbahnen ließen entfernte Märkte suchen, man wollte nicht länger im eigenen Fette ersticken. Die erste Sorge war nun, die bisher den Ueberschwemmungen preisgegebenen Gründe davor zu schützen; an eine rationelle Regulirung dachte man nicht, kämpfte nur gegen lokale Uebelstände und das oft nur mit geringem Erfolge. Die Dämme gegen die Theiß wurden meist in Robot aufgeführt, und lohnten sich sehr durch das Erträgniß der dem Anbau gewonnen Gründe; der Erfolg der ersten Dammerbauer lockte die Nachbarn zu gleichen Unternehmungen, 29 Gesellschaften bauten Schutzdämme, die 200 Quadratmeilen gegen Ueberschwemmung schützen sollten und eine Gesammtlänge von 1615 Kilometern erreichten. Bald war die Theiß auf beiden Ufern von Dämmen eingeschnürt, die nur wenige Lücken ließen. Jeder wollte so viel als nur immer möglich an jungfräulichem Boden gewinnen, man vergaß nur das Eine, das Bett der Theiß so groß zu lassen, um die ganze Wassermasse der Karpathen aufnehmen zu können. Die Folge war, daß der Wasserabfluß ins Stocken kam, Sümpfe anwuchsen und die niedern Stellen hinter den Dämmen überfluthet wurden.

Da die bereits wieder hergestellten Dämme nicht genügten, kam man auf das System von Zwischendämmen, und die Gefahr für Szegedin ahnend, plante man einen Ringdamm — trop tard!

Wie ein ungeheurer See, in der Nähe schmutzig gelb, in der Entfernung mit lichtgrauem Spiegel von Dämmen und Erdaufwürfen unterbrochen, zeigte sich das Inundationsgebiet der Theiß, es reichte bis zu den herabhängenden Wolken am fernen Horizont.

Mit der Abenddämmerung gelangten wir nach Töröck-Becse, dem Schlüssel des Banats. Dort begrüßte die Abgeordneten eine Deputation, die zwar die zähe Ausdauer, welche die Bewohner der Stadt im Kampfe gegen die Fluthen bewiesen, schilderte, aber doch erwähnte, daß schließlich ein solcher Kampf doch die Kräfte einzelner Bezirke übersteige. Denn die Theiß gewinne hier überaus rasch Terrain, ganze Häuserreihen hätten schon expropriirt werden müssen und noch immer sei der Anprall des Wassers gegen die Stadtseite im Zunehmen. Man hört diese Klage aus zu vielen Theiß- und Donaugegenden, daß endlich doch einmal die Regierung Ernst machen und erkennen muß, daß es sich hier um sehr ernste Landesinteressen handelt. Als wir Töröck-Becse verließen, durchschnitt der Dampfer eine spiegelglatte, scheinbar endlose Wasserfläche. Innerhalb der Dämme trug uns die hoch angeschwollene Theiß, aber auch jenseits der Dämme war das Land durch Grundwasser überschwemmt, so daß der Wasserspiegel beinahe nach allen Richtungen an den Horizont reichte, ein Meer, aus dem nur die Dörfer und einzelne Bodenerhöhungen gleich Inseln sich erhoben.

Wir verließen das Schiff in Szegedin bei der Schulgasse, der einzigen, die trocken ist. Ueber sie hinaus beginnt bereits die Sündfluth, die übrigens schon um einen Meter gefallen ist. Selbst der hochgelegene Stadthausplatz wird noch mit Kähnen befahren und zum Stadthause führt ein Bretterpodium als provisorisches Trottoir. Bei der Mercygasse begannen wir auf einem starken Flosse unsere Fahrt zwischen eingestürzten und auch unversehrt scheinenden Häusern vorbei, die aber noch bis an die Fenster im Wasser stehen. Obgleich die Wohnungen hier von soliderem Material erbaut sind, konnten doch nur die wenigsten der Zerstörung widerstehen und es macht einen traurigen Eindruck, durch die Fensterhöhlen oder halb abgerissenen Fensterflügel in die plötzlich verlassenen Heimstätten einst glücklicher Familien zu schauen, wo die sorgsam befestigten weißen Vorhänge und so vieles Andere von der ordnenden Hand der Hausfrau noch Zeugniß ablegen. Von einzelnen Häusern stehen nur noch die Seitenwände und halten das Dach, während der Wind schauerlich durch die Ruinen bläst, von andern sind nur Mauerreste noch übrig. Diese Zerstörung wird immer größer. Der Anblick, welchen die Rochuskirche und deren Umgebung bietet, ist wirklich gräulich. Ein Chaos ineinander geschichteter Hausdächer neben einzelnen im Wasser stehenden steinernen Häusern. Die complete Vernichtung zeigt sich aber in der Mihelygasse. Dort gibt es kein einziges unversehrtes Haus mehr. Von den meisten stehen nur noch die Planken, innerhalb welcher die vom Dache niedergedrückten Reste des Hauses lagern. Aber inmitten dieser Zerstörung sandte der Frühling Boten neuen Lebens. Die Aeste der Bäume, so weit sie nicht von gegen sie geschleuderten Thüren, Pfosten und Möbel zertrümmert worden, prangen voll duftiger zarter Blüthen. Zugleich tragen sie aber auch Früchte sonderbarer Art: Milcheimer, Töpfe, Wäsche u. s. w., und anstatt der Vögel, die sie sonst beherbergen, haben sich obdachlose Menschen einquartiert. Ich sah dort zwischen ein paar Bäumen drei aneinander befestigte Schlafstühle hängen, welche mit Bettzeug versehen sind und einer Familie als Wohnstätte dienen. Einen solchen zum Wohnsitz hergerichteten Baum sah ich später auch in einer zerstörten Vorstadt. Da war eine ganze Hauseinrichtung untergebracht: Stühle, Kasten und sonstige Möbelstücke, Bettzeug und Geschirr auf den oberen, Maiskolbenbündel auf den unteren Zweigen. Sicherer wohnen Diese auf alle Fälle, als Jene, welche trotz des Verbots ihre baufälligen Hausruinen nicht verlassen wollen. Es ist ein wahrer Frevel, dort zu bleiben. Die Dächer knarren im Winde und drohen jeden Augenblick einzustürzen und die Bewohner zu begraben. Diese wissen das, rühren sich aber doch nicht vom Fleck, so daß der Regierungscommissar mehrere hundert solcher Mausefallen zusammen schießen lassen mußte, damit sie nicht bewohnt werden konnten. Andere wohnen in Wagen, die mit Matten zugedeckt sind. Die originellste Arche Noahs hatte sich aber jener Szegediner ausgesucht, der sich, mit Proviant versehen, in einem großen Waschzuber placirte und diesen mit einem Seil an den oberen Stamm eines Baumes festband. So sah er dem Steigen und Fallen der Fluth mit großer Gemüthsruhe entgegen. Wenn nur sein Proviant ausreicht. Noch anhänglicher an ihre Heimstätte als die Menschen zeigen sich die Hunde — manchen derselben hat aber das Unglück verwildert oder psychisch gestört, wie so manchen Menschen auch, so daß sie selbst ihre Herren jetzt anbellen, wenn sich diese ihnen mit Futter nahen. Auch die kürzlich zurückgekehrten Schwalben wissen sich diese Veränderung nicht zusammen zu reimen und suchen vergeblich ihre früheren Niststätten, nur die feisten Gänse und Enten tummeln sich behaglich in dem schmutzigen, Miasmen aushauchenden Wasser um so lieber, als Unmassen weggeschwemmter Körner auf der schmutzigen Fluth herumtreiben, so daß ihre Ernährung für längere Zeit gesichert erscheint.

Auch der östreichische Staatsbahnhof stand unter Wasser, gegenwärtig reicht aber die Fluth nur noch bis an seine Schwelle. Rings umher bis an den Eisenbahndamm bildet das Wasser einen großen See, jenseits des Damms ist es aber schon Meer zu nennen, aus dessen unabsehbarer gewölbter Fläche Kirche und Bäume von Dorozosma wie eine Insel hervorragen.

In der Rochusvorstadt nichts als Trümmer. Die noch vorhandenen Rohrdächer liegen flach, wie ein aufgeschlagenes Buch, im Wasser.

Nun kamen wir zum Durchbruche, durch welchen die Vernichtung in die Stadt eingezogen. Dort wurde jetzt von etwa 100 Arbeitern fleißig gearbeitet. Drei riesige Pilotirmaschinen schlugen Pfähle ein; dann den Durchbruch absperren, den Eisenbahndamm wiederherstellen, das ist der Prolog der Wiederherstellung Szegedins. Dann soll der Ringdamm sich erheben, die englische Riesenpumpmaschine „la belle France“ ihre Wunder thun und auf dem entwässerten Grund und der zu rasirenden Cidatelle neues, schöneres Leben sprießen aus Ruinen. So hat es der Kaiser verkündet, der Ministerpräsident und — Kossuth. Alle sind sie darüber einig, nur Manche der Nächstbetheiligten, die Szegediner, denen das Wasser so oft schon an den Hals ging, sind noch nicht recht entschlossen, ob sie in ihr Wassernest zurückkehren und ihren Ingenieuren vertrauen sollen; denn wie ein gebranntes Kind das Feuer fürchtet, so ein halb ertrunkenes das Wasser, und es gibt auch jetzt noch Unglückspropheten, wie den Ritter von Stefanovics, die alle Ring- und sonstige Dämme für unzureichend erachten, ehe nicht die engen Felspforten der Donau bei Ploesa und im Kazan, welche die Donau und ihre Nebenflüsse stauen, beseitigt sind. Eine andere Autorität will die Sprengung eines Kanals in der ganzen Stromenge von Tape aus.

Uebrigens sind auch schon die Anfangsarbeiten, wie ich mich überzeugte, überaus schwierig. Der Dammriß beträgt an die 1100 Meter und besteht in der Wirklichkeit aus mehreren Rissen, die nicht nur bis auf den Grund gehen, sondern auch ins Uferland große Einschnitte gemacht haben.

Nun fuhren wir über Gärten und Weinberge zu jener Windmühle, welche in dem Momente zusammenstürzte und die dahin Geflüchteten unter ihren Trümmern begrub, als eben Rettung in Sicht war. Des Müllers Weib und Kind ertranken mit den Uebrigen, er selbst gerieth bei der Katastrophe zwischen zwei Balken und blieb so über dem Wasser. So fand man ihn und konnte ihn retten, nachdem man die Balken entzwei gesägt, um seine eingezwängten Füße frei zu machen.

Wir fuhren weiter zum Algyöer Thor. Dort sah man nicht einmal mehr Trümmer an der Stätte, wo vor kurzem noch vier große Gassen standen. Sie waren einfach weggeblasen.

Unsere melancholische Stimmung nahm zu, als wir jetzt den Rochusfriedhof und noch andere Kirchhöfe, den der Oberstadt, der Gyöer u. s. w. zu Gesicht bekamen. Ueber das eingestürzte Zollhaus hinweg fuhren wir in ein Labyrinth von Gassen, die ihre einstige Form gänzlich eingebüßt. Hier sind viele Menschenleben zu Grunde gegangen.

Zu oberst gekehrte Bretterremisen und Dächer auf vier Balken dienen als Wohnungen. Auf einem der Trümmerhaufen liegt ein großes Kreuz, von den Fluthen aus einem Friedhofe hierhergeschwemmt; es ist Sinn in diesem Zufall, denn hier ist wirklich ein Grabhügel, worunter Menschenglück und Menschen-

leben ruhen. Durch die Lisztgasse gelangten wir endlich auf den Bakto-Szüllerer-Damm, wo die obdachlose Bevölkerung Szegedins sich trauernd niedergelassen hat. Wie es ihr erging in den ersten Tagen und Nächten in Sturm und Regen, als es noch an warmer Kleidung und Nahrung fehlte, kann man sich unschwer denken, jetzt ist die Verzweiflung, die Apathie jener Zeit gewichen; denn auch das Unglück gewöhnt sich und die Kinder tummeln sich dort ebenso lustig herum, wie einst auf den Spaziergängen der überschwemmten Vaterstadt.

Ich bekam selbst das Gefühl, daß der längere Anblick des Unglücks die Seele abstumpfen kann. Traurig bis ans Herz hinan fühlte ich den Drang, dem weiteren Anblick solch unseliger Scenerien mich möglichst bald zu entziehen und verzichtete darauf, mich jener aus etwa 16 Herren bestehenden Gesellschaft anzuschließen, die ihre Inspectionsreise mittelst Dampfschiff noch auf die Petreser Dammlinie (wo die hauptsächlichsten technischen Fehler begangen wurden, welche den Ruin Szegedins verschuldet haben sollen) und die fast ganz zerstörten Orte Tape und Algyö ausdehnten, und auf diesem Wege auch die heldenmüthigen Werke angestrengter Kraft besichtigten, welche in der Stunde höchster Gefahr die Städte Szentes, Csongrad u. s. w. zu ihrem Heile zu schaffen verstanden. Sie haben diesmal den Wettlauf in die Höhe mit den Fluthen siegreich bestanden, man fragt sich aber wehmüthig: „Auf wie lange?"

Du fruchtbare, ewig spendende mütterliche Erde der Magyaren, wie lange wird es noch dauern, bis deine Söhne dich vor der Verwüstung bewahren, womit nicht nur die Theiß und Donau, sondern auch manch wilder Nebenfluß, wie die Maros, Körös u. s. w., dich alljährlich bedrohen, bis sie dieselbe hartnäckige Vertheidigung mit vereinter Kraft führen, mit der z. B. die Holländer dem Meere ihre Heimat abgerungen haben? Wahrlich, das wäre nöthiger als nationale Schauspielhäuser (denen nichts fehlt, als die nationalen Schauspieler und Dramatiker) und andere Luxusbauten für viele, viele Millionen zu errichten. Nirgends ist es nöthiger als hier, einer Nation zuzurufen: „Erst die Arbeit und dann das Vergnügen!"

St. G.

Literatur und Kunst.

Treitschkes „Deutsche Geschichte".*)

Unter den Verlagsartikeln, welche der treffliche Salomon Hirzel für seine Firma erwarb, der bekanntlich nicht nur als geschäftsgewandter Buchhändler, sondern auch als sachkundiger Gelehrter seine Entscheidungen traf, nimmt die „Staatengeschichte der neuesten Zeit" eine hervorragende Stelle ein. Der stattlichen Reihe von Bänden, welche diesen Gesammttitel führen, gehören Werke an, die nicht nur für die historische Wissenschaft, sondern auch für unsere Literatur von hohem Werthe sind. Frankreich und England, Italien und Spanien, Rußland und die Türkei sind in ihrer modernen Entwicklung geschildert und von einzelnen dieser Werke ist selbst in den Ländern, deren Geschichte sie darstellen, anerkannt, daß die deutschen Forscher die Leistungen der einheimischen Gelehrten erreicht oder sogar übertroffen haben.

Nun endlich hat auch die neueste Geschichte Deutschlands ihren Bearbeiter gefunden, und wir stehen nicht an, den ersten Band der Deutschen Geschichte von Heinrich von Treitschke zu den ausgezeichnetsten Geschichtswerken zu zählen, welche seit einer langen Reihe von Jahren zu Tage getreten sind.

*) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII und 790 S. Leipzig 1879, S. Hirzel. 10 M.

Die Bearbeiter der bis daher erschienenen 23 Bände der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" haben nicht nöthig gehabt, hinter den Zeitpunkt zurückzugehen, von welchem aus man die neueste Epoche der Weltgeschichte zu datiren pflegt; sie alle beginnen mit der Darstellung des Wiener Congresses oder wenigstens der Ereignisse, welche dieser Fürstenversammlung folgten, die sich angemaßt hatte, die Geschichte der Völker und Staaten Europas willkürlich neu zu gestalten.

Auch Treitschke hatte ursprünglich an derselben Stelle einsetzen wollen, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, eine Geschichte des Deutschen Bundes zu schreiben. Zur Zeit, da er, auf Hirzels Wunsch, diese eben so ehrenvolle als — wie er sich selbst nie verhehlte — unendlich schwierige Aufgabe übernahm, war nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß das Elend des Deutschen Bundes, die Unnatur dieser Schöpfung des Wiener Congresses, so bald ein Ende nehmen werde, und der Geschichtsschreiber des Deutschen Bundes hatte die unerfreuliche Verpflichtung vor sich, nicht nur die äußerst unerquickliche Entwickelung der Vergangenheit zu schildern, sondern auch zu constatiren, daß die Gegenwart an denselben Uebeln wie jene Vergangenheit kranke, ohne jede sichere Hoffnung auf künftige bessere Zeiten. Diesen letzten Passus freilich würde Treitschke niemals in sein Programm aufgenommen haben, denn er war stets von der Ueberzeugung erfüllt und bis in das tiefste Innere durchdrungen, daß unserem Vaterlande eine glänzende Zukunft beschieden sei, und daß die ganze geschichtliche Entwickelung des preußischen Staates die zuverlässige Bürgschaft für diese Zukunft biete. Aber trotz dieser felsenfesten Hoffnung konnte doch auch Treitschke nicht ahnen, wie schnell und wie glänzend, ich will nicht sagen, das Ideal seiner patriotischen Erwartungen, aber doch unendlich mehr als auch der größte Sanguiniker vor fünfzehn Jahren sich hätte träumen lassen können, erfüllt werden würde. Die großartigen Erfolge der preußischen Waffen im Jahre 1866, der nationale Aufschwung des Jahres 1870, der neuerprobte Heldenmuth aller deutschen Heere, der Sieg auf Sieg errang, die Gründung des neuen deutschen Reiches und die Annahme der Kaiserwürde durch den ruhmgekrönten Heldenkönig — das gab andere Schlußaccorde für ein Werk, von dem Treitschke, als er zu Beginn der 1860er Jahre an die mühsamen Vorarbeiten heranging, annehmen mußte, daß es mit einem häßlichen Mißklang werde abschließen müssen.

Es galt jetzt nicht mehr, dem deutschen Volke die Pathologie seiner politischen Verhältnisse vor Augen zu stellen, sondern die Phase der bundestäglichen Zeit war zu einer Episode in der Geschichte der deutschen Nation geworden, über welche das Urtheil des Weltgerichts unwiderruflich gesprochen war. Die Geschichte des Deutschen Bundes mußte jetzt, da der Bund selbst historisch geworden war, in den geschichtlichen Zusammenhang der gesammten nationalen Entwickelung an richtiger Stelle und mit objectiver Würdigung seiner Bedeutung eingegliedert werden.

Es konnte und durfte deshalb Treitschkes Geschichtswerk nicht mit dem Wiener Congreß und der von diesem mühselig zusammengebrauten Bundesacte, auch nicht mit der Schilderung der ganz Europa umwälzenden Kriegszeit, die jenem Congresse vorausging, eröffnet werden, sondern der Geschichtsschreiber mußte bis zu dem westfälischen Frieden zurückgreifen, bis zu den ersten Anfängen jenes neuen Deutschland, in dem der „Kampf zwischen dem Hause Oestreich und dem neu aufsteigenden deutschen Staate" zweihundert Jahre lang hin und her wogte, bis er auf den böhmischen Schlachtfeldern des Jahres 1866 seinen endgültigen Abschluß fand.

In der Art, wie Treitschke die unendlich schwierige Aufgabe löste, diese verwirrten und verwickelten deutschen Zustände seit 1648 in klarer Uebersichtlichkeit zu schildern, bewährt sich seine längst anerkannte Meisterschaft der Darstellung aufs Neue. Namentlich finde ich bewunderungswürdig, wie er es versteht, die Geschichte jener Zeit, die er ja nur in ganz großen Zügen uns vor Augen stellt, durch charakteristische Details an entscheidenden Punkten zu beleben und dadurch das Interesse des Lesers für einzelne markante Personen und Vorgänge fast unmerk-

lich zu erwecken. Dabei beschränkt sich seine Geschichtserzählung keineswegs auf die politischen Vorgänge, sondern er weiß die gesammte Culturentwickelung, das geistige Leben und die materiellen Grundbedingungen, auf denen sich die geschichtlichen Vorgänge aufbauen, in ihrem engsten Zusammenhange und ihren mannichfachen Wechselwirkungen nachzuweisen.

Kräftiger werden die Striche, mit denen er Menschen und Dinge skizzirt, reicher die Farben, mit denen seine Künstlerhand da und dort einzelne Gestalten besonders hervorhebt, wenn er an die Schilderung der langsamen, aber stetigen, ich möchte fast sagen organischen Entwickelung des preußischen Staates herantritt, wenn er die gewaltige Heldengestalt des großen Kurfürsten, die derbe und rauhe Figur Friedrich Wilhelms I., die geniale Persönlichkeit Friedrichs des Großen aus ihrer Zeit und Umgebung plastisch heraushebt. Markig und an glücklichen Bildern wie an ebenso geistreichen als charakteristischen Wendungen reich, wie seine Darstellung überall ist, zeigt sich doch in ganz besonderem Maße Treitschkes künstlerischer Sinn, literarische Bildung und poetische Begabung, wenn er uns die „goldenen Tage von Weimar", die Anfänge der Romantik schildert. Und ich möchte hier besonders hervorheben, wie Treitschke überzeugend nachweist, daß unsere klassische Literatur „das scharfe Gepräge nationaler Eigenart" trug und daß „der heilige Ernst des Idealismus und die Fülle geistiger Kräfte, welche er zu seiner Durchbildung aufbrauchte", freilich den praktischen Forderungen der vielfach verschlungenen Tagespolitik, welche „kalte Berechnung, listigen Weltsinn, entschlossenen Einmuth und harten Nationalhaß" erheischte, sich entzogen, daß aber doch die nationale Wiedergeburt auf staatlichem Gebiete ihren besten und höchsten Inhalt dieser geistigen Arbeit unserer Klassiker zu danken hat.

Breiter wird die Darstellung, eingehender die Charakteristik der vornehmsten handelnden Personen, schärfer das politische Urtheil mit dem Eintritte der großen Bewegung, welche das altersschwache deutsche Reich zertrümmerte und die Weltherrschaft Napoleons begründete. Wie sich aus dem nationalen Unglücke des Jahres 1806 die neue Gestaltung des preußischen Staates herausarbeitete, das ist, meine ich, noch nie so klar, so scharf, so überzeugend nachgewiesen worden, und es gehört die glänzende Darstellungsgabe Treitschkes dazu, um für die Details der inneren Reformen des preußischen Staates durch Stein und Hardenberg auch bei dem Leser, der diesen Verwaltungsfragen fremder gegenübersteht, das höchste Interesse zu erwecken und das Verständniß ihrer Bedeutung für die Befreiung von der Fremdherrschaft und die fernere Entwickelung des Staates zu vermitteln.

Hinreißend schön ist die nationale Erhebung geschildert, mit packender Gewalt ihr so eigenartiger Charakter gezeichnet; es ist nicht möglich, zugleich besser und schöner die großen Männer, die den heiligen Kampf für das Vaterland vorbereiteten und führten, in plastischer Form und lebenswahrer Farbe dem jetzt lebenden Geschlechte vor die Seele zu stellen, die Stein und Blücher, Gneisenau und Scharnhorst und wie sie Alle heißen, die sich in den Herzen der Nation für alle Zeiten das unvergänglichste Denkmal geschaffen haben. Und wie klar disponirt, wie anschaulich ausgeführt sind die Berichte über die Schlachten der Befreiungskriege, von dem ersten siegreichen Ringen an der Katzbach bis zu der Eroberung von Paris und dem Ruhmestage von Belle-Alliance. Mit nicht geringerer Meisterschaft sind die vielgewundenen Pfade der Diplomatie, die Intriguen und Winkelzüge, die den ersten und den zweiten Pariser Frieden vorbereiteten und den Wiener Congreß beherrschten, beleuchtet und bis in ihre letzten Verschlingungen klar gelegt. Insbesondere die Verhandlungen des Wiener Congresses, die großen und kleinen Männer, die da handelnd auftraten, die Interessen, die sich durchkreuzten, die großen und kleinen Mittel, die von allen Seiten aufgewendet wurden, um Vortheile zu sichern, Nachtheile abzuwenden, die eigenthümliche und so nie wiedergekehrte äußere Physiognomie dieser merkwürdigen Versammlung — das Alles ist bisher nie in dieser Vollendung erzählt, mit dieser souveränen Beherrschung des Stoffes dargestellt worden.

Ich glaube, so weit stimmen wohl alle Leser dieses Bandes überein. Wenn über andere Eigenschaften desselben das Urtheil auseinander geht, so ist dies bei der scharf ausgeprägten Individualität des Verfassers nicht allzu auffällig.

Treitschke ist ja seit Jahren bekannt und, je nach dem Standpunkte seiner Beurtheiler, gefeiert oder geschmäht als einer der eifrigsten, feurigsten und überzeugtesten Vorkämpfer für die Einigung Deutschlands unter der Führung des preußischen Staates. Er hat nie, auch in den schwierigsten Lagen der deutschen Entwickelung nicht, den Glauben an die Mission Preußens verloren und ist stets mit offenem Visir für seine Ueberzeugung mit Muth und Thatkraft in die Schranken getreten. Er hat Jahre lang ungläubigen Ohren die Botschaft verkündigt, daß für unser Vaterland kein Heil erblühen könne, so lange Oestreich auf die Verhältnisse Deutschlands einen maßgebenden Einfluß ausübe und hat, in strenger Consequenz dieses Gedankenganges, den Krieg des Jahres 1866 niemals anders betrachtet denn als einen Befreiungskrieg Deutschlands von einer die nationale Entwickelung hemmenden Fremdherrschaft. Scharf und wuchtig waren die Hiebe, die in dem Kampfe der Geister, welcher der Entscheidung der Waffen vorausging, welcher sie begleitete und auch nach dem preußischen Siege in dem durch die Mainlinie getrennten Vaterlande forttobte, das gewaltige Schwert seiner Beredtsamkeit nach rechts und links entsandte, rücksichtslos war er in der Wahl der zürnenden Worte, mit denen er immer und immer wieder der Nation vor die Seele rief, was zur endgültigen Neugestaltung Deutschlands Noth thue, schonungslos in dem Ausdrucke des Tadels und der Verurtheilung gegen Alle, welche sich dem großen nationalen Werke versagten oder gegen dasselbe ankämpften und er ergoß die gefüllte Schale seines Zornes gleichmäßig über Hoch und Nieder, über gekrönte Häupter so gut wie über die wüsten Schreier der Volksversammlungen.

Es ist begreiflich, daß einem Geschichtswerke, das diesen Mann zum Verfasser hat, von allem Anfange an das Vorurtheil entgegentritt, es müsse eine Parteischrift sein, und es ist naturgemäß für Recensenten, welche dies nachweisen wollen, nichts leichter als durch Heraushebung und Zusammenstellung der schärfsten Urtheile Treitschkes diese Behauptung mit dem Scheine von Wahrheit zu umgeben. Aber auch nur mit dem Scheine. Denn wer sich dadurch nicht beirren läßt, sondern vielmehr ernst und sachkundig Treitschkes Darstellung prüft und in alle ihre Einzelheiten verfolgt, der wird finden, daß der geschichtlichen Wahrheit überall die Ehre gegeben ist, daß mit denselben Gerechtigkeitsgefühle die Fehler der preußischen Politik verurtheilt sind, welches auf anderen Seiten des Werkes den Verfasser zu begeisterter Anerkennung und Bewunderung der preußischen Fürsten und Staatsmänner und des preußischen Volkes antrieb.

Dem vorliegenden Bande liegt langjährige, ernsthafte und gründliche Forschung zu Grunde. Für die Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Congresses, für welche umfassende Vorarbeiten in den zahlreichen Publicationen vorlagen, die neuerdings mit eingehender Benutzung der Archive von Berlin, Paris, Wien u. a. erfolgt sind, hat Treitschke, mit Genehmigung des Fürsten Reichskanzlers, das preußische geheime Staatsarchiv nochmals, für einige Partien zum ersten Male durchforscht. Für die späteren Bände kommt ihm nicht minder die Liberalität der badischen Regierung zugute, welche ihm, während Herr von Roggenbach Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe war, die Benutzung des dortigen Ministerialarchives gestattete.

Um von den wichtigen und theilweise überraschenden Ergebnissen dieser Forschungen nur einige namhaft zu machen, sei betont, daß auf ihnen das von der bisherigen Ueberlieferung vielfach abweichende Bild des Königs Friedrich Wilhelm III. beruht, welches uns Treitschke entwirft, ferner das sehr wesentlich modificirte Urtheil über den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, dessen Tagebücher Treitschke vorlagen, die richtigere Einsicht in die Verhandlungen, die dem ersten und zweiten Pariser Frieden vorausgingen, endlich die eingehende und bis jetzt un-

bekannte zahlreiche Thatsachen enthüllende Darstellung des Wiener Congresses. Es geht aus dem Treitschke'schen Buche namentlich bis zur Evidenz hervor, daß die Vorwürfe, welche man der preußischen Diplomatie zu machen gewohnt war, als habe sie es an Umsicht und Eifer in der Vertheidigung des guten Rechtes Deutschlands und Preußens fehlen lassen, ungerecht waren, daß die ungenügende Entschädigung Preußens für seine wahrhaft kolossalen Leistungen während der Befreiungskriege, daß das Verbleiben des Elsasses und Lothringens bei Frankreich und die auch den bescheidensten Ansprüchen nicht genügende Verfassung des Deutschen Bundes, trotz allen Bemühungen der preußischen Staatsmänner, herbeigeführt ward durch das feste Zusammenhalten Englands, Oestreichs und Frankreichs, welche entschlossen waren, Preußen jeden erheblichen Machtzuwachs zu verweigern, die jämmerliche Bundesverfassung, insbesondere durch die jeder festeren Organisation des Bundes widerstrebende Politik des Fürsten Metternich und der deutschen Mittelstaaten. Der einzige begründete Vorwurf, den man gegen Hardenberg und Humboldt erheben kann, ist der, daß sie nicht daran glauben wollten, daß der östreichische Staatskanzler eher bereit sei, mit dem eben erst besiegten Frankreich und den Rheinbundstaaten zusammen das Schwert gegen das verbündete Preußen zu ziehen, als dessen berechtigte Ansprüche und die in aufrichtig föderativem Sinne gedachten Pläne einer Neugestaltung Deutschlands gutzuheißen.

Wenn man von diesen hier hervorgehobenen Punkten absieht, so hat übrigens die allgemeine Beurtheilung des von Treitschke in seinem ersten Bande behandelten Zeitraumes seit dem Erscheinen der Deutschen Geschichte von Häusser und der Geschichte der Revolutionszeit von Sybel festgestanden. Jedenfalls ist man nicht berechtigt, diejenigen Anschauungen, in welchen Treitschke von diesen beiden berühmten Geschichtschreibern abweicht, dem Parteigeiste zuzuschreiben. Im Gegentheil, es ist festzustellen, daß er z. B. in seiner Beurtheilung der preußischen Politik zur Zeit des Baseler Friedens mit den preußischen Staatsmännern viel schärfer ins Gericht geht, als dies Sybel gethan hat.

Das will ich gerne zugeben, daß die drastische Ausdrucksweise Treitschkes, die schonungslose Schärfe, ja Härte seines Urtheils Manchen verletzt, der sachlich die Richtigkeit seiner Darstellung anerkennen muß. Aber ich möchte dem gegenüber doch hervorheben, daß ihm hier das Recht, seine eigenartige Individualität zur Geltung zu bringen, unbedingt zuerkannt werden muß. Der „hellere Ton", von dem er selbst in der Vorrede, die zugleich die Widmung des Bandes an Max Dunker ist, sagt, „daß er aus der gleichmäßigen Ruhe der historischen Rede dann und wann entgegenklinge", dieser „hellere Ton" ist eben der Ton, in dem allein Treitschke das zu leisten vermag, worin er Meister ist: den Leser wie den Zuhörer mit sich fortzureißen in Liebe und Haß, in Bewunderung und Abscheu. Und dann wollen wir doch das Eine nicht vergessen: Treitschke schreibt seine Deutsche Geschichte für Deutsche. Es lebt in ihm der patriotische Geist, der Fichte beseelte, als er seine gewaltigen Reden an die deutsche Nation hielt, an „die Deutschen schlechtweg" mit Beiseitesetzung „aller der trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben". Und er will, was er selbst fühlt, auch in den Herzen seiner Leser erwecken: „die Freude am Vaterlande".

Er schreibt nicht für Particularisten oder Welfen, auch nicht für Ausländer, die mit kühler Erwägung abmessen und rechnen und die deutsche Geschichte doch wesentlich von dem Gesichtspunkte aus betrachten und beurtheilen, wie die Entwickelung der deutschen Verhältnisse die Interessen ihrer Länder berührt. Er schreibt als deutscher Patriot für deutsche Patrioten, und wer das einen Parteistandpunkt nennen will, mit dem wollen wir nicht rechten. Wer der Neugestaltung des deutschen Reiches feindlich oder gleichgültig gegenübersteht, der soll Treitschkes Buch lieber nicht zur Hand nehmen. Für einen solchen allerdings ist es eitel Aergerniß und Thorheit.

Aber ich glaube, wer es, auch nur unbefangen, liest und beurtheilt, wird zu dem Schlusse kommen müssen, daß hier ein Werk vor uns liegt von hohem Werthe für die Geschichtswissenschaft, von großer Bedeutung für die Bildung des politischen Urtheils der Nation und, auch der Form nach, eine Zierde unserer neueren Literatur.

Friedrich von Weech.

Ein französischer Dramaturg.*)

Derjenige Franzose, der dem intimen Verkehre mit unsern deutschen Gelehrten und seinem gründlichen Studium der deutschen Philosophie vor Allem seine hohe Bedeutung in Frankreich und überhaupt zu danken hat, Herr Ernest Renan, hat neulich die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, uns Deutschen allerlei Unverbindliches zu sagen. Der stürmische Beifall des geschmeichelten Dünkels und der Ueberhebung hat ihm auf der Stelle gelohnt. Nachdem der neuernannte Akademiker diesen etwas wohlfeilen Triumph gefeiert hatte, muß ihm doch wohl die Erkenntniß gekommen sein, daß dieser Ausfall auf unser Vaterland, für das Renan nur die Gefühle einer ernsthaften Erkenntlichkeit besitzen sollte, und das alle Arbeiten des geistvollen Gelehrten mit tiefer Sympathie und mit Respect aufgenommen hat, nicht eben sehr hochherzig und vornehm gewesen sei; darauf hat er es denn in der bekannten Form eines Briefes an einen anonymen Freund in Deutschland versucht, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er hat in der ihm eigenthümlichen geistvollen, klaren, wohllautenden Sprache die nicht mehr ganz neue künstliche Unterscheidung zwischen den bösen Preußen, auf die seine Diatribe gemünzt gewesen sei, und den lieben Deutschen, für welche sein Herz in Liebe entbrenne, machen wollen. Die Aufnahme, welche dieser Rechtfertigungsversuch diesseits und jenseits des Maines gefunden hat, wird Herrn Ernest Renan über den Anachronismus seines rabulistischen Kunststücks belehrt haben. Vor zehn Jahren hätte das allenfalls noch verfangen, aber heute wird jene Unterscheidung zwischen Preußen und Deutschen, die natürlich immer zu Ungunsten der ersteren ausfallen muß, nur noch von einigen wenigen particularistischen und ultramontanen Coterien gemacht, auf deren Zustimmung sich der freisinnige Philosoph und Theologe Renan nicht mehr einbilden darf, als auf den blöden Beifall, den ihm die elegante Pariser Gesellschaft bei seiner Aufnahme in die Akademie zugejauchzt hat.

Bei der Lecture der vor kurzem erschienenen „Universalgeschichte des Theaters" von Alphonse Royer habe ich der Vorwürfe, die Ernest Renan gegen uns erhoben hat, lebhaft gedenken müssen. Renan stimmt mit dem Grafen Moltke in der leider auch sehr richtigen Auffassung überein: daß die Liebenswürdigkeit nicht gerade die charakteristische Eigenthümlichkeit der Deutschen sei. Er bezeichnet unsre Wissenschaft als eine „in der Vereinsamung zopfhaft und schwerfällig gewordene". Er bemängelt unsre „Literatur ohne Frohsinn", unsre „verdrießliche Politik", unsre „Aristokratie ohne Glanz und Geist", unsre „Edelleute ohne Höflichkeit", ja sogar unsre „Feldherren ohne der Rede Zauberklang". Mit diesem letzteren Worte, mit den „capitaines sans mots sonores" hat den nicht eben sehr dankbaren Ernest Renan die Nemesis auf dem Fuße ereilt. Die Forderung, daß die Generäle schöne Reden halten sollen, hat in Deutschland und wohl überall, nur eben nicht in der französischen Akademie, nur ein sarkastisches oder mitleidiges Lächeln hervorgerufen. Moltke hat sich freilich damit begnügt, seinen Namen ohne der Rede Zauberklang mit Metz, Sedan und Paris in Zusammenhang zu bringen und man weiß kaum eine authentische packende Aeußerung von ihm während des letzten Krieges zu erzählen, während die Geschichte allerdings die schönen Worte Napoleons nach dem Falle von Sedan, „daß er an der Spitze seiner Armee den Tod nicht habe finden können", und den feier-

*) Histoire universelle du Théâtre, par Alphonse Royer. Die beiden letzten Bände (V und VI) unter dem besonderen Titel: Histoire du Théâtre Contemporain en France et à l'Etranger, depuis 1800 jusqu'à 1875. Paris 1878, Paul Ollendorff.

lichen Schwur des Generals Ducrot, daß er von seinem Ausfalle gegen die Deutschen „todt oder als Sieger" wiederkommen werde — was ihn im Uebrigen nicht verhindert hat, lebendig und besiegt heimzukehren — treulich aufbewahrt. Aber wie dem auch sei, es ist ganz richtig, daß die Franzosen gefälligere Manieren besitzen und anmuthiger sind als wir.

Dies neue Werk von Royer ist ein echt französisches. Mit einer so gemüthlichen und freundlichen Oberflächlichkeit würde kein Deutscher ein Werk, das auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, fertig gebracht haben. Der vor kurzem verstorbene Klein hat sich derselben Aufgabe unterzogen, die Royer auf seine Weise gelöst hat. Klein hat die Sache mit echt deutscher Gründlichkeit auf der breitesten Basis angelegt. Das Material, das Klein in den fünfzehn starken Bänden bewältigt hat, ist ganz erstaunlich, wenn es auch durch die krause und eigenwillige Bearbeitung eine spröde Unzugänglichkeit sich leider bewahrt hat. Hätte Klein das ungeheure Werk in derselben Weise, wie er es angelegt, zu Ende führen wollen, so würde er noch ein arbeitsames Menschenleben haben ausleben müssen. Mitten in der Arbeit ist er, wie vorher zu sehen war, gestorben und die Geschichte des Dramas ist ein imposanter aber ungeheuerlicher Torso geblieben und wird in diesem Zustande ein dauerndes Zeugniß für deutschen Fleiß und deutsches Ungeschick bleiben — ein rührendes und trauriges Denkmal eines unsrer nationalen Vorzüge und einer unsrer nationalen Schwächen.

Da hat der Franzose Royer die Geschichte ungleich praktischer angefangen. In sechs Bänden, deren jeder noch nicht halb so stark ist wie einer der Klein'schen, hat er die ganze Geschichte des Theaters aller Zeiten und aller Länder bis zum Abschlusse gebracht. Bei allen Mängeln und Fehlern besitzt das Werk wenigstens die eine Eigenschaft, die sicherlich nicht zu unterschätzen ist: fertig, aus einem Geiste, von einem Manne, aus einem Gusse zu sein. Vor einer einigermaßen strengen Kritik wird dasselbe allerdings nicht Stand halten können; wer aber bescheidene Ansprüche macht, wer über das Theater einige amusante Seiten lesen will und es nicht zu genau mit der Sache nimmt, der wird dem Royer'schen Werke als einer freundlichen Lecture eine gute Censur ertheilen. Dies gilt namentlich von den beiden letzten Bänden, die als eine „Geschichte des zeitgenössischen Theaters in Frankreich und im Auslande von 1800—1875" einen selbstständigen Theil des Ganzen, und auch den alleinigen Gegenstand dieser Besprechung bilden.

Alphonse Royer hat als dramatischer Dichter einige gute Erfolge errungen; namentlich durch seine Libretti „Lucia von Lammermoor", „Favoritin", „Don Pasquale", „Othello" und „Jerusalem" hat er sich wirkliche Verdienste erworben. Unter dem Kaiserreiche war er eine Zeit lang Director der Großen Oper, und in seine Direction fällt auch die Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser", über die wir noch einen Bericht aus der Feder Royers selbst lesen werden.

Royer plaudert im muntersten Feuilletonstile über das Theater. Von einer „in der Vereinsamung zopfhaft und schwerfällig gewordenen Wissenschaftlichkeit" ist bei ihm gar nicht die Rede. Wenn er von dem französischen Theater selbst spricht, ist sogar seine Sachkenntniß und sein gesundes Urtheil anzuerkennen. Von Gründlichkeit ist aber auch da nichts zu vermerken. Spricht er indessen über das Theater des Auslandes, das er offenbar gar nicht kennt, so verräth er eine Oberflächlichkeit, der man wegen ihrer Naivetät kaum grollen kann; sie ist einfach komisch.

Natürlich geht Royer als echter Franzose von der Auffassung aus, daß die französische Bühne seit dem 17. Jahrhundert dem Theater aller übrigen Völker die Gesetze vorschreibt. In Bezug auf Deutschland ist das nun allerdings zum Theil geradezu unrichtig, zum Theil nur mit sehr starken Einschränkungen als allenfalls zutreffend zu bezeichnen; aber darauf kommt ja nichts weiter an.

Royer liebt es, zu gruppiren, zu klassificiren. Das erleichtert die Arbeit und die Uebersichtlichkeit; aber es ist immer etwas bedenklich. Um die dichterische Eigenart dieses oder jenes Dramatikers in das bereit gehaltene Fach hineinzuzwängen, ist Royer oft genöthigt, an seinem Opfer wahre Prokrustes-Operationen vorzunehmen. Augier wird z. B. mit Sardou und Dumas unter einem Collectivtitel abgethan. Nun suche mir Einer die Gemeinsamkeit des Wesens, der Auffassung, der Behandlung und der Tendenz, die etwa zwischen „La ciguë", „La dame aux camélias" und „Les pattes de mouche" besteht, — zwischen den drei Lustspielen, welche die französische Kritik selbst zu den bedeutendsten und charakteristischsten Arbeiten dieser Autoren zählt! Aber ich will mich nicht auf eine zwecklose Kritik einlassen, sondern mich darauf beschränken, dem deutschen Leser eine Vorstellung von dem Inhalte und der Form des Royer'schen Werkes zu geben.

Royer sammelt die dramatischen Dichter seines Vaterlandes seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bis auf heute in sechs chronologisch aufeinander folgenden Gruppen.

Den Reigen eröffnen unter dem Consulat, dem Kaiserreich und dem Beginn der Restauration die „Nachahmer der klassischen Tragödie" mit Casimir Delavigne an der Spitze. Diese werden um das Jahr 1830 durch die „Romantiker" verdrängt. Das Drama tritt an die Stelle der Tragödie. Hier weist Royer Victor Hugo und dem älteren Alexander Dumas die Führung an. Bei Dumas müssen die beiden Lustspiele, die wahrscheinlich von den gesammten Bühnenwerken des fruchtbaren Dichters am längsten leben werden, „Das Fräulein von Belle-Isle" und „Die Damen von Saint-Cyr", die eben absolut nicht unter die Rubrik der romantischen Heldendramen zu bringen sind, schon nebenbei behandelt werden. Der Protest gegen das renommistische, flotte, farbenprächtige, aufgebauschte romantische Drama ruft die dritte Gruppe hervor: Scribe mit seiner Verherrlichung der bürgerlichen Prosa. Ihm folgt die sogenannte „Schule des gesunden Menschenverstandes" mit Ponsard an der Spitze. Wenn Ponsard als Koryphäe diese Gruppe gelten soll, muß man „L'honneur et l'argent" als sein Hauptwerk bezeichnen, was es thatsächlich nicht ist. Richtiger wäre der Verfasser der „Lucrèce" als der Führer der klassischen Reaction gegen den Romantismus hinzustellen. Die fünfte Gruppe bezeichnet Royer als die „Schule der Phantasten" mit ihren drei Hauptvertretern Alfred de Musset, Octave Feuillet und George Sand. Die Zusammenwürflung muß wiederum die stärksten Bedenken hervorrufen. Mag die Bezeichnung eines Phantasten für Musset zutreffend sein, Octav Feuillet als Verfasser von „Dalila", „Le roman de jeune homme pauvre", „La tentation" („Vornehme Ehe"), „Montjoye" und „Julie" steht den modernsten französischen Dramatikern, steht Augier und Dumas ungleich näher als dem Dichter des „Fantasio"! Auch die Zusammengehörigkeit der Dichterin der „Petite Fadette" („Grille") und des „Marquis de Villemer" mit Musset darf füglich angezweifelt werden. Die neuste dramatische Production bezeichnet Royer als die Gruppe der „Realisten": Augier, Dumas, Sardou. Ueber diese Zusammenstellung habe ich meine Ansicht bereits geäußert und auch die Bezeichnung „Realisten", die zuviel oder zuwenig sagt, erscheint mir unstatthaft.

Für denjenigen, der das französische Theater etwas genauer kennt, bedarf es keines Wortes darüber, wie gewaltsam und gewagt diese Klassification ist, und wie wenig dieselbe sogar dem Wesen derjenigen, die als Chorführer, als Typen gelten sollen, entspricht.

Mit Staunen wird man in Deutschland lesen, wie hart und schonungslos der gebildete Franzose über denjenigen Dramatiker aburtheilt, der mehr als irgend ein andrer den Ruhm des französischen Theaters in diesem Jahrhundert über die Welt getragen hat. Ich meine Scribe. Das Kapitel über Scribe beginnt also:

„Kennt ihr ein Land, wo alle Menschen als Obrist oder vereidete Makler geboren werden, wo die Bäume goldene Früchte tragen, wo deren Rinde mit Banknoten umwickelt ist, wo der gefühlvolle Spießbürger in Wonne schwelgt, während er seine geliebten Züge in einem silbernen Spiegel bewundert, wo die jungen Damen aus der guten Gesellschaft die gemüthliche Sprache der kleinen Grisette vom Studenten-Tanzboden sprechen, wo

Reichthum und die Befriedigung glücklicher Neigungen jedes Streben nach den Idealen, nach der Poesie beherrschen und verjagen? Dieses gelobte Land hat man mit dem Namen „die Scriberei" bezeichnet. Das ist das Gebiet, das Scribe erschaffen hat, jener fruchtbare Autor, der durch drei Jahrzehnte ein Volk von Bewunderern zu seinen Füßen sah, das von Paris bis zum Ende der civilisirten Welt reichte. Heutzutage ist die lachende „Scriberei" eine öde Wüste geworden, wo Unkraut und Dornen wuchern. Man hat den König von seinem grünen Eilande verjagt, den Gott aus seinem olympischen Tempel, und die giftigen Dünste der Anschwärzung haben die duftenden Wolken des Weihrauchs, der ehedem zu seiner verehrten Nase emporstieg, vertrieben. Dieser Uebergang von der Vergötterung bis zum Umsturze des Götzen hat sich noch bei Lebzeiten des fünfköpfigen und hundertfedrigen Brahma vollzogen. Die Presse hat mit dem Werke der Vernichtung begonnen. Zunächst führte sie nur seltene und nicht gut gezielte Schläge; aber die Schaar der Bilderstürmer wuchs mit großer Schnelligkeit. Die Kritik eröffnete einen wahren Kreuzzug, der erst mit der Vernichtung des Gegners endete. Der undankbare Spießbürger sah es lächelnd mit an, wie sein Homer, der ihn besungen, ihm geschmeichelt, ihn auf allen Saiten seiner Lyra geheiligt hatte, niedergeworfen wurde, und lief lustig zu andern Zerstreuungen.

„Man hat Scribe, nachdem man ihn von der dramatischen Dictatur abgesetzt hatte, vorgeworfen, daß er ein gewöhnlicher Autor sei, der schamlos das Geld und die Vergnügungen, welche das Geld bietet, gepriesen und sich beständig, sei es aus Naturanlage, sei es aus Ueberlegung, von jeder hochherzigen Regung fern gehalten habe, um demjenigen, was man gewöhnlich den „Stil", bisweilen auch die Grammatik nennt, vollkommen fremd gegenüber zu stehen. Die Kritik hat in diesen drei Punkten Recht. Ja, Scribe ist ein durchaus spießbürgerlicher Schriftsteller, er hat keine Spur von Ideal und von Stil. Mit seinem Skepticismus hat er beständig mit dem Schaum des Spottes die Jugend, die Liebe, die Freundschaft, die Poesie bespritzt. Er hat dem Egoismus ein hohes Lied gesungen und alle Hochherzigkeit ins Lächerliche gezogen. Er hat den Menschen nur die eine Moral gepredigt: „Bereichere dich.""

Royer erkennt Scribe eigentlich nur eine Eigenschaft zu: daß er den theatralischen Mechanismus gut verstanden habe. Im Uebrigen läßt er kein gutes Haar an ihm. Nun, ich meine, der Verfasser der reizenden Lustspiele: „Ein Glas Wasser", „Gönnerschaften", „Damenkrieg", „Bertrand und Raton, oder Minister und Seidenhändler", „Adrienne Lecouvreur", „Erzählungen der Königin von Navarra", „Feenhände" u. s. w., der Dichter der Libretti „Teufels Antheil", „Der Schnee", „Die weiße Dame", „Die Stumme von Portici", „Fra Diavolo", „Robert der Teufel", „Die Jüdin", „Die Hugenotten", „Der schwarze Domino", „Der Prophet" u. s. w. hätte doch wohl auf eine etwas respectvollere und freundlichere Besprechung berechtigten Anspruch gehabt. Aber gerade diese unbarmherzige Kritik zeigt eine große Eigenschaft der Franzosen: ihre Feinfühligkeit für das Formale. Scribe ist sein Lebtag ein mittelmäßiger Stilist gewesen und das haben die Franzosen ihrem erfolgreichen Schriftsteller niemals verzeihen können.

Für uns Deutsche haben zwei Abschnitte des Royer'schen Werkes ein besonderes Interesse. Zunächst das Kapitel über Wagners „Tannhäuser" in Paris und dann der Abschnitt über das deutsche Theater.

Die Frage, was den „Tannhäuser" in Paris zu dem schmählichen Falle gebracht habe, ist seiner Zeit vielfach und mit großer Leidenschaftlichkeit von der deutschen Presse erörtert worden. Zunächst kann es für den Unbefangenen keinem Zweifel unterliegen, daß das Publicum der französischen Großen Oper, das bis dahin fast ausschließlich an Meyerbeer, Rossini, Halévy und Auber gewöhnt war, der Wagner'schen Musik ein sehr geringes Verständniß entgegenbrachte. Dann aber hat das schroffe Auftreten des Dichter-Componisten in Paris selbst eine starke Partei gegen ihn groß gezogen und eine vollkommene Kabale in Scene gesetzt. Alles das wird durch den Bericht von Royer, der damals als Director der Oper den Ereignissen so nahe wie möglich stand, im vollsten Umfange und mit einer unglaublich naiven Frivolität bestätigt. Ich will den betreffenden Passus hier wörtlich übersetzen; er ist ungemein lehrreich. Er zeigt, mit welchem künstlerischen Ernste der Leiter der ersten französischen musikalischen Bühne das ihm anvertraute Kunstwerk aufgefaßt und behandelt hat. Die Oberflächlichkeit, der Unverstand und die Respectlosigkeit haben niemals ehrlicher und unbefangener gesprochen. Royer schreibt:

„Deutschland hat wie Italien (Royer hat eben von Verdi gesprochen) von uns die Weihe eines seiner zeitgenössischen Meister erbitten wollen. Die Sache ist für Herrn Richard Wagner weniger glücklich verlaufen als für Verdi. Ach! drei Abende haben hingereicht, um diesen so mühsam erworbenen Ruhm in alle Winde zu zerstreuen. Herr Richard Wagner ist ein großer Musiker, sagt man. Meinetwegen, aber er ist jedenfalls kein dramatischer Musiker. Bei ihm hat das System die Natur verdrängt, und ich neige mich leider der Ansicht zu, daß seine ganze Kunst lediglich ein einfacher Mechanismus ist. Weil er einen sonderbaren Traum gehabt hat, der ihn reizt, will er diesen Traum gewaltsam aller Welt aufnöthigen. Wäre er anstatt Deutscher Italiener gewesen, so hätte er sicherlich nicht in den Zeitungen drucken lassen und an allen Ecken des Opernhauses wiederholt, daß nach dem „Tannhäuser", „Lohengrin", und dann „Tristan und Isolde" und dann alle seine weiteren Werke zur Aufführung kommen würden. Diese Drohung, die über den Häuptern des Publicums schwebte, war nicht sehr beruhigend. Einem der Abonnenten des Opernhauses, der ihn fragte, ob dieser Parademarsch lange währen würde, gab er zur Antwort: „Immer!"

„Man konnte gar nicht undiplomatischer vorgehen; deswegen war aber auch über den „Tannhäuser" das Todesurtheil schon gesprochen, ehe der Vorhang sich gehoben hatte. Das Stück folgte der Oper des Prinzen Poniatowski: „Pietro von Medici", die sich für eine prinzliche Oper mit Anstand während 60 Vorstellungen auf dem Zettel behauptet hatte. Als ich von der Stimmung der Abonnenten in Bezug auf den „Tannhäuser" Kenntniß erhielt, begab ich mich zum Minister und meine ganze Taktik war nun, den unausbleiblichen Durchfall wenigstens nicht zu einem schmachvollen zu machen. Sänger und Orchester wußten, daß sie mit Tapferkeit gegen den Sturm zu kämpfen hatten. Man war übereingekommen, daß im Nothfall die Vorstellung kurze Unterbrechungen erfahren und dann auf einmal, auf ein Zeichen des Dirigenten, wenn die Zischer und Pfeifer ermattet Athem schöpfen müßten, wieder eingesetzt werden solle. Drei Tage wogte der Kampf. Die dritte Vorstellung wurde auf einen Sonntag angesetzt, damit man die Abonnentenlogen und Parquetsitze an Andere vermiethen könne; aber die Abonnenten parirten den Schlag. Ausnahmsweise mietheten sie alle Plätze, sie dinirten nicht einmal, damit sie gleich bei dem ersten Geigenstrich das Feuer eröffnen könnten. Zur vorschriftsmäßigen Stunde des Anfangs waren Alle beisammen mit kleinen Pfeifen aus Silber oder Elfenbein, die zum Zwecke des bevorstehenden Freudenfestes eigens hergerichtet waren. Einer der Herren trug eine Schaffnerpfeife um den Hals, deren scharfen schrillen Ton ein fürchterlicher Triller verniedlichte. Ich hatte Herrn Wagner das Versprechen gegeben, daß seine letzte Aufführung ausgespielt werden sollte. Sie ging auch bis zum Schlusse, aber nicht ohne Mühe. Beim Finale des Werkes wurde der Skandal ein so allgemeiner und ungeheuerlicher, daß Sänger, Orchester und Choristen mehrere Minuten lang verdutzt dastanden. Man vernahm nur das Wüthen des Sturmes, dessen heftige Donnerschläge die Gläser des Kronleuchters zittern machten. Ich betrat die Bühne, versteckt hinter den Choristen und rief Morelli, einem der tapferen Sänger, dem Darsteller des Wolfram, zu, daß beim Nachlassen des Sturmes er mit seiner fürchterlichen Stimme losbrüllen solle und daß das Orchester, das von diesem Manöver benachrichtigt war, ihn einholen würde. Jedenfalls müßte das Stück ausgespielt werden. Und so war es auch. Dietsch, der Kapellmeister, und sein Orchester brachen wie ein

Sturmwind los, machten einen Strich von einigen dreißig Takten und der Vorhang fiel nach der letzten Note der Partitur. Ich hatte mein Wort eingelöst gegenüber einem talentvollen Künstler, der mit großer Würde die wahrhafte Rechtsverweigerung, deren Opfer er war, ertrug. Die Operndirection hat, was man auch gesagt haben mag, sich nichts vorzuwerfen; sie hat ihrem Gaste alle Mittel, über die sie verfügte, gewährt und das Schlachtfeld erst verlassen, nachdem sie die Fahne gerettet hatte.

„Hector Berlioz war Herrn Wagner in dem Traum einer Oper ohne Melodie vorangegangen. Beide wollten dieselbe durch die einfache lyrische Declamation ersetzen. Sie kehrten also einfach zur Kindheit der Kunst zurück, ohne die Fortschritte, die die Kunst seitdem gemacht hat, von Mozart bis auf Weber und von Rossini bis auf Meyerbeer zu berücksichtigen. Die kleine Schule, die noch heute diesem Hirngespinnste nachjagt, wird es zu nichts Anderem bringen, als ihre spärlichen Zuhörer zu langweilen und jene Directoren zu ruiniren, die unvorsichtigerweise an das unverstandene Genie der musikalischen Rechenkünstler glauben."

So spricht Herr Royer, der Director der Oper über die erste Aufführung des „Tannhäuser". Kein Wort der Entrüstung über den bubenhaften Skandal! Auch nicht die leiseste Regung des Respectes vor dem Werke, im Gegentheil, eine behagliche Freude über die amusanten Vorfälle, ein schmunzelndes Rückerinnern an den Hexenspuk im Opernhause! Daß dieser Mann nicht qualificirt war, den „Tannhäuser" in Paris aufzuführen, braucht nun nicht mehr nachgewiesen zu werden, Herr Royer hat dies selbst mit einer Ehrlichkeit, die ihn ziert, so deutlich wie nur möglich ausgesprochen.

Zum Schlusse des Werkes spricht sich Royer noch einmal über Richard Wagner aus. Herr Royer urtheilt da über „Lohengrin" wie folgt: „Inmitten eines harmonischen Blocksbergs-Sabbaths, der die Basis der neuen Manier des Componisten bildet, erglänzen einige schöne Seiten, wie der Brautchor und — die Tenorarie." Welche „Tenorarie" Herr Royer meint, ist absolut nicht zu errathen. Ich habe ihn im Verdacht, daß er es selbst nicht weiß. Von der Nibelungen-Trilogie sagt Royer: „Von dieser Trilogie ist nur der erste Theil im Clavierauszuge erschienen. (!) Die drei Opern lauten „Rheingald" (sic), „Siegfrieds Jugend" und „Der Tod Siegfrieds". Endlich sagt er von Wagner selbst, daß seine Musik oft an den Lärm eines Jahrmarktsfestes erinnere, und daß der Componist sich den Begriffen der Kunst vollkommen entfremdet habe.

Es erübrigt mir noch, zum Schlusse einige Worte über den Abschnitt „das Theater in Deutschland" zu sagen. Wenn sich Herr Royer der einfachen Mühe unterzogen hätte, ein beliebiges Conversationslexikon aufzuschlagen und die summarischen Artikel über deutsches Theater sich übersetzen zu lassen, so hätte er ungleich Besseres zu Tage gefördert als diese von Unkenntniß und Urtheilslosigkeit strotzende Schilderung der dramatischen Dichtkunst in Deutschland. Ueber die dramatischen Werke von Tieck, Arnim, Brentano schreibt er ziemlich ausführlich. Als Führer der „Schicksalstragödien" nennt er Kleist, Grillparzer und Müllner! Von Kleist heißt es wörtlich: „Nachdem er im Jahre 1808 die Freiheit wieder erlangt hatte, schrieb er patriotische Dramen gegen die Fremdherrschaft: „Die Hermannsschlacht", „Der Prinz von Homburg". Er hat eine Tragödie hinterlassen, „Penthesilea", ein Drama, „Käthchen von Heilbronn", und ein Lustspiel, „Der zerbrochene Krug", das auf dem Repertoire geblieben ist. Heinrich von Kleist, dessen Verstand niemals sehr solide war, tödtete sich 1811 mit seiner Geliebten, Henriette Vogel." Das ist Alles!

Für das beste Stück Grillparzers erklärt Royer „Wehe dem, der lügt". Die Besprechung Müllners nimmt den dreifachen Raum der Kleist'schen ein. Von den „Jungdeutschen" führt Royer an: Gutzkow („Uriel Acosta ist ein Drama, das nur Gefühl, aber keine dramatische Handlung hat. Wir würden es nicht verstehen. Bei der Lecture begreifen wir den Erfolg nicht, den es gehabt hat"), Laube, dessen „Karlsschüler" der Verfasser zufälligerweise nicht kennt, Hebbel („der eine „Judith" und eine „Maria Magdalena" geschrieben hat"), Gottschall und Prutz. Ueber diesen letzteren spricht der französische Dramaturg verhältnißmäßig ziemlich eingehend, während Bauernfeld mit folgendem Satze abgespeist wird: „Herr Bauernfeld hat einige gute Wiener Komödien geschrieben und eine Uebersetzung Shakespeares mit Herrn Schulmacker veröffentlicht." Fertig! Eben so gründlich wird Freytag besprochen. Ueber diesen sagt der Verfasser: „Herr Gustav Freytag, Professor der Philosophie, Romandichter, Journalist und Lyriker, ist der Verfasser des Lustspiels „Die Brautfahrt", „Die Valentine", und von „Graf Waldemar"." Nun wissen also die französischen Leser ganz genau, wer Gustav Freytag ist. „Roderich Benedix, Verfasser des „Bemoosten Hauptes", errang wahrhafte Erfolge mit seinen beiden Dramen „Mathilde" und „Die Schwiegermütter"." Dann werden noch genannt: Charlotte Birch-Pfeiffer, Griepenkerl, Friedrich Röber, Melchior Meyr, Hans Köster und Paul Lindau. Daß von den Modernen ein gewisser Emanuel Geibel, Adolf Wilbrandt, Heinrich Kruse, Brachvogel, Albert Lindner, Gustav von Moser, Ernst Wichert ꝛc. einige schätzbare Sachen für die Bühne geschrieben haben, ist Herrn Royer natürlich nicht bekannt.

Für wissenschaftliche Zwecke ist das Buch, wie man aus diesen Anführungen ersehen haben wird, durchaus unbrauchbar. Wer aber eine Reihe zum großen Theil gut geschriebener Feuilletons über das Theater Frankreichs lesen will, wird bei der Lecture der „Theatralischen Universalgeschichte" von Royer ungefähr seine Rechnung finden.

Paul Lindau.

Naturforschung und Naturscholastik.

In der Vorstellung des Laien bildet die Naturforschung ein einheitliches Ganze, welches ihm durch den Reichthum seiner Ergebnisse und das, wie ihn bedünkt, einträchtige Zusammenwirken einer unberechenbaren Menge verschiedener Arbeitskräfte imponirt. Wie ihm die Natur selbst in ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit als Kosmos, so erscheint ihm deren wissenschaftlicher Ergründer als ein Abbild desselben, so daß Arbeitsleistung und Arbeitsweise einander völlig entsprechen, da ja Ziel, Zweck und Aufgabe der Naturforschung darin bestehen kann, aus einer Reihe von anscheinend verschiedenen Fällen das Gemeinsame, Bleibende, Gesetzmäßige herauszufinden. Von den Wissenschaften, die der exacten Forschung am nächsten stehen, dünkt dem Laien die Mathematik, mit deren Elementen er selber hinlänglich vertraut, als die typische Vertreterin der ganzen Gattung: wie hier seit Jahrtausenden eine gemeinsame Auffassungs- und Bestimmungsweise gegolten, und die Generationen der Forscher einander in der Arbeit abgelöst, um dieselbe stets im nämlichen Sinn und Geist weiter zu führen, so hält er die übrigen Forschungsgebiete eines stetigen und ungehemmten Fortschritts gesichert, indem jedes lebende Geschlecht die von den Vorgängern gesammelten Schätze gewissenhaft und pietätvoll bewahrt und sie zur weiteren Vollendung ihrer gemeinsamen Aufgabe verwendet.

Kein echter Naturforscher wird dieser Vorstellung des Laien widersprechen, sondern vielmehr daran erinnern, daß die Kräfte des Individuums beim Aufbau einer Wissenschaft verschwindend klein sind und die Lösung der ungeheuren Aufgabe nur durch die Vereinigung Vieler, die nichts verbindet, als die interesselose Hingabe, erreicht werden kann. „Eine solche Gemeinsamkeit der Arbeit ist aber nur dann möglich," sagt einer der hervorragendsten Naturforscher unserer Tage, „wenn der Einzelne sich im Allgemeinen bewußt ist, was Andere auf dem von ihm bearbeiteten Felde leisten oder bereits geleistet haben." Wird hingegen dies praktische Bedürfniß der Continuität nicht beachtet, so ist allmählicher Rückschritt und schließlicher Untergang der Wissenschaft unausbleiblich, wenn individuelle Willkür an die Stelle jener Continuitätsbedingung treten darf.

Die Geschichte der Wissenschaft lehrt, daß deren Verlauf nicht immer ein stetiger ist, da heftige Krisen eintreten, welche bisweilen allerdings einen wohlthätigen Umschwung zur Folge haben — wie es bei der Astronomie der Fall gewesen, als das ptolemäische System dem copernicanischen weichen mußte —, bisweilen aber auch zu bedenklichen Abschweifungen führen, welche die gediegene Fortentwicklung der betreffenden Wissenschaft gefährden können. In einer solchen Krisis — die übrigens schon länger als ein Jahrzehnt in Fachzeitschriften, Lehr- und Handbüchern zu merken war — befindet sich gegenwärtig die Chemie, und das Interesse der gebildeten Lesewelt darauf besonders gerichtet zu haben ist das Verdienst von Albrecht Rau, dessen kürzlich erschienene zwei Schriften über die moderne Chemie*) die vorliegenden Betrachtungen angeregt.

Für den Verfasser hat die Bezeichnung „modern" das Gewicht einer Anklage, welche eine gewisse Richtung in der Chemie beschuldigt, Naturscholastik statt Naturforschung zu treiben. Ihre Vertreter hat dieselbe so ziemlich überall, doch war der Impuls der modernen Chemie von Frankreich ausgegangen, wo sie durch Dumas begründet, durch Laurent weitergeführt ward, und durch den Elsässer Gerhardt, einen ehemaligen Schüler Liebigs, ihre Vollendung erhielt. Im Widerspruch mit den Anschauungen der Mehrzahl der Chemiker, wonach die drei Genannten für Reformatoren der Chemie gelten, erkennt der Verfasser sie als Destructoren und hält deren Anhängern die Behauptung entgegen, daß was diese bei ihren Meistern als neu und fundamental bezeichnen, insoweit es neu, nicht wahr, und insoweit es wahr, nicht neu sei. Bei diesem Protest gegen die moderne Chemie hat man aber keineswegs irgend welchen nationalen Chauvinismus zu argwöhnen, obschon die Richtung, zu welcher sich der Verfasser bekennt, in Liebig ihren letzten berühmtesten Förderer gehabt und auch heute vorwiegend durch deutsche Gelehrte vertreten ist. Die von ihnen aufrecht gehaltene Behandlung der Chemie ist aber nicht specifisch deutsch, sondern ein Ergebniß wissenschaftlichen Zusammenwirkens von Forschern in England, Frankreich, Skandinavien und Deutschland, welches durch die Namen Dalton, Lavoisier, Berzelius und Liebig im Gedächtniß der Nachwelt fortlebt.

In dieser Namenfolge ist das Wesen echter Naturforschung ausgedrückt. Wenn dieses darin besteht, aus der genauen und vergleichenden Betrachtung der Naturerscheinungen nicht nur Regeln überhaupt abzuleiten, sondern diejenigen Momente aufzufinden, aus denen der causale Zusammenhang, Ursache und Wirkung, sich ableiten läßt, indem die festgestellten Thatsachen aus einer allgemeineren Naturkraft oder aus einer zum Behufe der Erklärung angenommenen Hypothese nach den Grundsätzen der Logik entwickelt werden, so geschah dies durch die soeben genannten Forscher. Ihre unsterblichen Leistungen haben die Chemie zu einer geordneten, nach den Regeln der inductiven Forschung verfahrenden Wissenschaft gemacht. Die Kette ihrer Wirksamkeit zeigt eine stetige Entwicklung: an jeden Namen knüpft sich die Aufstellung eines Cardinalbegriffs oder einer bedeutsamen Theorie, und obschon jedes solche Ergebniß nur eine bestimmte, nothwendige Phase in der Erkenntniß der Natur ausdrückt und im Verlauf der Arbeit Bestimmungen und Annahmen verworfen, berichtigt oder ergänzt werden, besteht doch zwischen den einzelnen erklärenden Momenten jeder Phase der genaueste Zusammenhang einer gegenseitigen Voraussetzung, da allemal der neu beizutretende Wissensertrag das Ergebniß der früheren Erklärungsweise vollständig, aber in allgemeinerer, weitere Erkenntniß in sich fassender Form enthält. Von der Grundanschauung ausgehend, daß in der Natur dieselben Kräfte stets den nämlichen Gesetzen folgen, hat diese ganze Richtung bei der Aufsuchung des Unbekannten sich jederzeit auf das Bekannte gestützt und im Anschluß an das vorher schon für wahr Gehaltene ihr Wissensgebiet nach jeder Seite hin erweitert, vervollständigt und befestigt. Jede neue Thatsache ward mit aller erdenklichen Sorgfalt und mit Anwendung aller der Mittel und Wege, welche die Wissenschaft zur Erlangung richtiger Resultate darbietet, gewissenhaft geprüft und im Geiste der herrschenden Theorie gedeutet, bei welcher Einheit und Consequenz der Ansichten als die nothwendige Bedingung sicherer Fortbildung, des Verständnisses und der Verbreitung der Wissenschaft gilt. Niemals ist von hier aus der Anspruch erhoben worden, Alles erklären und umfassen zu wollen, sondern von Punkt zu Punkt fortschreitend, ist man sich hier stets bewußt gewesen, daß man nur Schritt für Schritt einer allgemeineren Erkenntniß sich zu nähern vermag.

Genau das entgegengesetzte Verfahren kennzeichnet die Haltung der modernen Chemie. Nicht nur daß sie in dem Dreigestirn ihrer Begründer sich von dem Boden losgelöst, auf welchem die um Berzelius sich schaarenden Forscher die Chemie angebaut, es handelt sich bei ihr um das Auffinden einer absoluten Erkenntniß, welche eine bequeme Handhabe bietet, die einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit in eine für alle Ewigkeit feststehende begriffliche Ordnung zu bringen. Eben hierin bekundet sie ihren scholastischen Charakter. Wie es der Scholastik nicht darum zu thun, durch die Forschung neue Begriffe und neue Theorien zu gewinnen, die bei ihr vielmehr mit der aprioriſch zusammengeklaubten Weltanschauung ein für allemal feststehen, und die ganze geistige Arbeit auf diesem Standpunkte lediglich in einem Drehen und Wenden der Thatsachen besteht, welche dialektisch so lange bearbeitet werden, bis sie scheinbar in das Ganze hineinpassen; so auch geht die moderne Chemie darauf aus, ein fertiges Gedankensystem aufrecht zu halten, dem die Erfahrung sich zu fügen hat, und zwar in einer Weise, daß nur das der betreffenden Anschauung sich Anpassende beachtet, während Alles, was außerhalb derselben liegt, kurz abgefertigt oder ignorirt wird. Seinen Ursprung leitet dieses System freilich aus einer Erfahrung her, welche jedoch, zur Schablone verknöchert, alle weitere Prüfung und Kritik ersparen soll. Während nun die eigentliche Scholastik, welche die letzten Gründe der Dinge sämmtlich zu kennen glaubt und damit auf jegliche Forschung verzichtet, mit bloßen Worten operirt, die in dem Aeußersten der Abstraction gipfeln und zu einem Gefüge von Bildern und Metaphern führen, so daß statt der Erkenntniß ein willkürliches Spiel mit Einfällen und Begriffen sich ergibt, behält die nach Art der Scholastik betriebene Chemie allerdings noch einen gewissen Zusammenhang mit der Erfahrung, indem sie, ihrer „Theorie" zu lieb, im Anstellen von Versuchen unermüdlich ist. Gleichwohl steht es um den Forschungswerth dieser Versuche nicht besser als bei jenem Spiel mit Begriffsformeln. Das lebendige Werkzeug der inductiven Forschung, die Erfahrung, erstarrt in den Händen der modernen Chemie zu einem todten Dogma, welches in seinem Wesen in nichts verschieden ist von den Abstractionen der lediglich mit Gedankenfiguren speculirenden Scholastik, denn die Erfahrung wird nicht befragt, um die Begriffe daran zu prüfen, sondern umgekehrt dazu benutzt, die aufgestellte Theorie zu stützen. Aus dem Naturforscher ist ein Metaphysiker geworden: es gilt ihm nicht, durch Berichtigung und Vervollständigung der Begriffe das Denken dem Wesen der Dinge immer mehr anzupassen, es sollen vielmehr die Dinge in ihrer Uebereinstimmung mit der „Theorie" aufgezeigt werden. Aber wie dieser Anschluß an die Erfahrung der modernen Chemie den Schein eines Forschungswerthes, so hat ihr der Bruch mit der vorhergehenden Forschung den Schein einer fortgeschrittenen Erkenntnißstufe verliehen. Durch eine solche Neuheit war sie eines zeitweiligen Erfolges um so sicherer, da die ihr gezollte Anerkennung jedem Anhänger erlaubt zu wähnen, daß er sich — wie ein Chemiker der älteren Richtung sagt — „auf der Höhe der Wissenschaft befinde und deshalb auf Diejenigen herabsehen kann, welche daran zweifeln und andere Ansichten verfolgen".

Aeußerlich unterscheidet sich die moderne Chemie von ihrer Vorgängerin darin, daß sie ihren Ausgangspunkt, nicht wie diese bei den unorganischen, sondern bei den organischen Er-

*) Die Grundlage der modernen Chemie, eine historisch-philosophische Analyse. 1877; und im Anschlusse daran: Die Entwicklung der modernen Chemie. 1879. Beide Schriften aus dem Verlage von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

scheinungen nimmt. Statt also von dem Einfachen auszugehen und was von den Verbindungsgesetzen in der unorganischen Natur bekannt ist, zur Richtschnur in der Beurtheilung der Vereinigungsweise in der organischen zu nehmen, knüpft die moderne Chemie bei dem Complicirteren, d. h. dem Organischen, an und wähnt von hier aus die richtige Deutung des Unorganischen zu erreichen. Völlig verkehrt wie dieses dem Sinn der inductiven Forschung entgegengesetzte Verfahren ist, läßt es nicht nur der Einbildung freien Spielraum, es führt auch dazu, das Auffinden und genaue Ermitteln der Thatsachen, welches allemal der Entwicklung der Theorie voraufgehen muß, völlig nebensächlich zu machen. Statt der Analyse obzuliegen, mittels welcher die Natur der die verschiedenen Körper und Verbindungen constituirenden Elemente festgestellt werden, besteht die Hauptthätigkeit der modernen Chemie in der Ermittelung der Constitution, d. h. der Aneinanderfügungsweise dieser Bestandtheile selber. Ihr vornehmstes Augenmerk ist also die Synthese, welches jedoch bei dem heutigen Stande der chemischen Erkenntniß so viel heißt als — um einen bekannten Ausdruck Friedrichs des Großen zu brauchen — „den zweiten Schritt thun wollen, bevor noch der erste gethan ist". Die Differenz der beiden Richtungen in der Chemie spitzt sich demnach in der Frage zu: ob bei Verbindungen die Natur der Elemente oder deren Lagerung in erster Linie bestimmend sei. „Die Natur der Verbindungen hängt ab von der Natur der Elemente" — in diesem Satze liegt der Schwerpunkt der streng an die Regeln der Naturforschung sich haltenden Chemie, den sie als einen axiomatischen festzuhalten für Pflicht erachtet, „bis man unwiderleglich bewiesen hat, daß Elemente nicht existiren, daß alle sogenannten Elemente Modificationen eines Elementes sind". Nun ist aber die Chemie unserer Zeit durch die Vorstellung von Elementen bestimmt und hat es auch, mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, vermocht, den Grund ihrer Verschiedenheit in ihrem verschiedenen elektrochemischen Verhalten nachzuweisen. Eine derartige Anknüpfung an thatsächliche Verhältnisse, wie sie hier der Chemie von Seiten der Physik geboten ist, fehlt der modernen Chemie gänzlich. Indem sie die Verschiedenheit der Elemente und ihrer Verbindungen aus ihrer Aufeinanderfügungsweise ableiten will, kann sie diese nur auf imaginäre Weise verdeutlichen: um die Elementarbestandtheile, welche nicht sinnlich wahrnehmbar sind, in ihrer Anordnung zu zeigen, wird die Art dieser Verbindungen auf das Papier gemalt, um durch nach einer Schablone gezogene Striche die betreffende chemische Wirkung auszudrücken. Daß für die Richtigkeit einer solchen Strukturformel gar keine Gewähr vorhanden, dagegen in den elektrochemischen Verhältnissen die Möglichkeit einer affectiven Controle zur genaueren Ermittelung der Natur der Elemente geboten ist, liegt auf der Hand.

Mit der Physik im Bunde und den unorganischen Erscheinungen als Basis ihrer Untersuchungen, hat die ältere Chemie sich zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben. Von dieser sich lossagend, trat die moderne Chemie, welche die organischen Verbindungen in den Vordergrund stellt und mithin, ihren Schwerpunkt in die Richtung der Biologie verlegend, die anorganische Chemie von der organischen absorbirt werden läßt, mit dem Vorgeben einer förmlichen Reform der Wissenschaft auf. Um solches zu dürfen, hätte die moderne Chemie sich mit der früheren logisch und sachlich auseinander setzen müssen und nachweisen, daß dieselbe ihren Principien und ihrer Theorie nach völlig erschöpft ist und in keiner Weise zur Erklärung der Erscheinungen ausreicht, dagegen die von ihr selbst vertretenen Bestimmungen nicht allein Alles in umfassenderer Weise erklären, sondern auch einfacher und natürlicher sind. Das aber ist von der modernen Chemie auch nicht einmal annähernd erreicht worden. Gleich beim Hervortreten dieser Richtung bei Dumas, der noch in einem schwankenden Verhalten zur ältern Schule beharrte, wurde diesem die Unzulänglichkeit seiner Behauptungen von Berzelius nachgewiesen. Als darauf Laurent die Bestrebungen Dumas' zu den seinigen machte, war der Bruch mit der bisherigen Richtung freilich definitiv, aber Liebig bewies ihm, daß seine Theorie ein willkürliches Spiel mit Begriffen und Formeln sei, denen er eine Bedeutung beilege, die sie nicht besitzen, und daß sie aus einer völligen Unwissenheit über die Principien wahrer Naturforschung hervorgegangen. Trotz dieser Warnung übernahm Gerhardt die Anwaltschaft der Dumas-Laurent'schen Sache, konnte aber, weil gründlicher geschult als seine beiden Vorgänger, nicht umhin, bei der von ihm angegriffenen Richtung manche unwillkürliche Entlehnung vorzunehmen, was ihm jedoch den Nachweis einbrachte, daß sein System eine indirecte, aber evidente Bestätigung der seit Berzelius die Chemie beherrschenden Grundsätze enthalte. Gleichwol behauptete sich die moderne Chemie in dem Rufe einer bedeutsamen Neuerung, obwohl die Widerlegung, welche die ältere Chemie durch sie erfahren haben soll, nach der einstimmigen Ueberzeugung dieser Schule, „sich auf die paar Phrasen zurückführen läßt, welche von Dumas, Laurent und Gerhardt ausgegeben worden sind und die in monotonen Variationen von ihren Anhängern kritiklos nachgesprochen werden".

Dies ist der Thatbestand, wie er sich aus den beiden Schriften von Albrecht Rau ergibt. Wir haben das Verhältniß als eine höchst beachtenswerthe Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaften — wo es ihr auch heute nicht an vielfältigen Analogien fehlt, da ähnliche Tendenzen, wie sie der modernen Chemie eigenthümlich, auf vielen Gebieten der Naturwissenschaft nachweisbar sein dürften — hier einfach darlegen wollen, ohne irgend Partei zu ergreifen oder uns ein Richteramt anzumaßen. Die Möglichkeit, einen allseitigen Einblick in den Streit zu gewinnen, ist dem Unbetheiligten einstweilen sogar versagt, da die angegriffene Richtung unserem Gewährsmann bisher ein hartnäckiges Schweigen entgegen gestellt, welches um so mehr auffällt, als nicht nur die Discussion mit einem so besonnenen und kenntnißreichen Gegner für die Vertreter der modernen Chemie einen ganz besonderen Reiz haben müßte, sondern auch, wenn ihnen anders um das wissenschaftliche Ansehen ihrer Theorie zu thun ist, so gewichtige Angriffe ihnen eine Schuldigkeit gegenüber der gebildeten Lesewelt auferlegen, welche Letztere einer sachgemäßen Erörterung zu Gunsten der modernen Chemie ihre Theilnahme nicht versagen würde.

Bis dieses Schweigen gebrochen, wird die Belehrung, welche Albrecht Raus beide Schriften gebracht, vorliegenden Falls von großem Einfluß für die Ueberzeugung derer sein, welche der Entwicklung der Wissenschaften folgen, ohne dem Kreise der Fachgelehrten anzugehören. Dem Dank, welchen jeder solche Leser dem Verfasser für seine reichhaltigen und klar dargelegten Anschlüsse gern zollt, wird derselbe vielleicht aber den Wunsch hinsichtlich der äußeren Oekonomie der Schriften beifügen mögen, daß der Text so wenig als möglich mit rein-fachwissenschaftlichen Details vermengt worden wäre, welche lieber den Anmerkungen hätten zugewiesen werden sollen. Denn Leuten, wie sie der Verfasser neben Fachmännern zu Lesern gewünscht, genügen Resultate, da ihnen specielle Ausführungen, wie solche nun in Ueberfülle geboten und den Fachgenossen gegenüber unentbehrlich, nahezu werthlos sind. Bei einer neuen Auflage dürfte dieser Umstand wohl zu beachten sein. Schließlich sei noch gestattet, den Verfasser darauf hinzuweisen, daß wenn er, wie mit Recht geschehen, bei einem Gegner den Ausdruck „reale Existenz" als einen sinnlosen Pleonasmus rügt, er wohl auf seiner Hut sein sollte, denselben nicht für eigene Rechnung zu brauchen, was er sich gleichwohl auf S. 126 der späteren Schrift hat zu Schulden kommen lassen.

Wilhelm Bolin.

Aus der Hauptstadt.

Nationaltheater.

„Der Mennonit“,

Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch.

Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsvorstellungen, welche in den letzten Wochen das Berliner Publicum in die Theater lockten, haben wir noch eine zu erwähnen, die durch die besonderen Umstände, unter welchen sie vor sich ging, ein eigenes Interesse bot. Einmal fand sie zum Besten der Ueberschwemmten in Schwetz statt, was sehr lobenswerth war, da im Allgemeinen die Berliner nicht recht gewußt zu haben scheinen, daß nicht nur Szegedin in Ungarn, sondern auch Schwetz in Preußen in großer Noth war.

Dann aber handelte es sich um ein Trauerspiel, welches, sozusagen, ohne Theater, ohne Schauspieler, ohne Director, ohne Regisseur, ohne Costüme und ohne Reclame aufgeführt werden sollte; und zwar als erstes, die Lampen sehendes Bühnenwerk des Dichters.

Mehr Hindernisse kann man sich offenbar nicht denken. Doch sie wurden genommen.

Die von Gerichtswegen geschlossenen Pforten des „Nationaltheaters“ öffneten sich vor dem Stabe der Wohlthätigkeit, an dem — wie der Dichter sagen würde — seine Muse über die Bretter zu schreiten beabsichtigte. Enthusiastische Studenten, schauspielernde Dilettanten anderer Stände, Theatereleven und unbeschäftigte Schauspieler von Beruf bildeten ein Freiwilligencorps, das muthig zur Aufführung vorging. Costüme hatte Herrn von Hülsens milde Hand hergegeben. Der Verfasser hatte den Prolog gemacht, spielte den Director, den Regisseur und endlich den Dichter, der hervorgerufen wird, — Alles mit bemerkenswerthem Geschick.

Das Publicum versäumte denn auch nicht, sowohl den vom besten Willen beseelten Darstellern, als auch dem Verfasser reichen Beifall und mehrmaligen Hervorruf zu spenden.

Das Stück hat ein Verdienst, das gerade bei einem Erstlingswerke besonders bemerkenswerth ist: es hat eine Handlung, die sich regelrecht vor den Augen der Zuschauer abwickelt, rüstig vorwärtsschreitend, ohne Rückgriffe auf Dinge, die hinter der Scene oder in der Vergangenheit passirt sind. Nichts Ueberflüssiges geschieht; ein Vorgang entwickelt sich knapp und folgerichtig aus dem andern; die Motive greifen im Allgemeinen fest zusammen und die Auftritte schließen gut ab.

Folgendes bildet die Fabel: Maria, welche die in ihrem Herzen schlummernde Liebe zu ihrem abwesenden Pflegebruder Reinhold für schwesterliche Zuneigung hält, fügt sich dem Willen ihres Vaters, des Aeltesten der Mennoniten, Waldemar, und verspricht dem von ihm erwählten Nachfolger im Amte, Matthias, ihre Hand. Doch als Reinhold zurückkehrt, beginnt bald die erwachende Liebe zu ihm sich gegen die übernommene Verpflichtung aufzulehnen und entflammt endlich hell, als er die Geliebte muthig gegen die Frechheit eines Franzosen schützt. Er will sich für Maria und die Ehre der Gemeinde im Zweikampf schlagen. Matthias benutzt diese gegen die Grundgesetze der Mennonitenlehre verstoßende Absicht Reinholds, um den Zorn der Gemeinde und ihres Aeltesten gegen ihn zu erregen und es dahin zu bringen, daß er die Hoffnung, je die Einwilligung zu einer Vereinigung mit Maria zu erlangen, aufgeben muß.

Aus der dumpfen Verzweiflung hierüber und über den Schimpf, den er sich durch gezwungenes Fortbleiben vom Zweikampf zugezogen hat, weckt ihn die Stimme eines Boten Schills, des westfälischen Bauern Hennecker, der ihn aufruft, seine Pflicht als Deutscher zu thun. Mit Begeisterung erfaßt Reinhold diese Idee, sagt sich los von dem „kalten Gott der Mennoniten“ und beschließt, bei Schills Schaaren, im Kampfe fürs Vaterland Trost und Erhebung zu suchen. Maria, die davon erfährt, will ihn begleiten. Doch Matthias belauscht die Beiden; Reinhold wird von den Mennoniten gefangen gesetzt, um den Franzosen, die den Schill'schen Werber verfolgen, als dessen Mitschuldiger ausgeliefert zu werden. Da befreit Maria Nachts den Geliebten. Aber bevor sie fliehen, will Reinhold Hennecker warnen, dem die Mennoniten auflauern. Er rettet ihn, aber nur, indem er sich selbst preisgibt und Matthias schließlich niederschießt. Der Sterbende hat noch Kraft und Bosheit genug, um Reinhold und Maria den herbeigekommenen Franzosen als Schill'sche Verräther zu bezeichnen. Maria stirbt, als sie von den Soldaten abgeführt werden soll; Reinhold aber geht dem Todesurtheil des Kriegsgerichts mit den Worten entgegen:

„Ihr werdet sehn, wie deutsche Männer sterben.“

Der Stoff ist nicht glücklich gewählt. Die Ereignisse der ersten Acte führen den Helden nur zu einem mäßig interessanten Conflict — zu dem Widerstreit zwischen seinen anerzogenen mennonitischen Grundsätzen und dem Begriff der Mannesehre, der ihm aufgegangen. Mag dieser Zwiespalt in ihm noch so tiefgehend sein — was übrigens nicht hervortritt — der Mennonitenglaube hat, für die Zuschauer auf der Bühne wie im Leben etwas Schwächliches, Unmännliches. Es ist nicht der „starke Glaube“, der gewaltige Conflicte heraufzubeschwören und mit dem Schwert auszufechten vermag, der roh ist, aber des Menschen Herz faßt. Man hat ihm gegenüber nicht das Gefühl, als ob es bei inneren Kämpfen schwer sein würde, sich mit ihm abzufinden.

Ferner aber scheint das Mennonitenthum Reinholds durch den Aufenthalt in der Fremde bereits geschädigt. Er spricht von Toleranz und hat den Begriff der „Ehre“ in sich aufgenommen, von dem der pharisäische Sprecher der Gemeinde, Justus, sagt:

„Bibel her!
Schlag auf, lies nach von Anfang bis zu End',
Ob du das Wort drin findest!“

Dadurch verschwindet der Conflict in dem Augenblick, wo er erst hervortreten soll. Das ist ein großer Mangel in der Ausführung des Charakters. Ebenso würde der Held auf dem Höhenpunkt der Handlung mehr interessiren, wenn er sich von selbst zu Gedanken an Freiheit und Vaterland aufschwänge, die dann erst durch den Boten Schills in eine bestimmte Richtung zu lenken sein würden.

Das Motiv des verletzten persönlichen Ehrgefühls steht an dieser Stelle zu sehr im Vordergrunde; auch wird es dadurch nicht schöner, daß der Schmerz um den drohenden Verlust der Geliebten hinzukommt. Der erste Monolog im dritten Act ist daher sehr unbedeutend.

Der unedle Zug, den Reinhold zeigt, indem er Matthias trotz des Maria gegebenen Versprechens tödtet, berührt zuerst nicht angenehm; aber er ist einerseits sehr menschlich, wird durch die Situation möglichst vertuscht und schließlich vom Zuschauer milde beurtheilt, nachdem Reinhold den Fremden, dem er gewissermaßen die Befreiung vom geistigen Joche verdankt, mit eigener Aufopferung gerettet hat. Diese Scene ist ganz besonders geschickt componirt, und das Bild, das die Bühne in dem Augenblick bietet, wo Hennecker flüchtet, ist ein sehr effectvolles.

Matthias, der sinnliche, tückische Nebenbuhler Reinholds, ist wohl die am richtigsten durchgeführte Figur. Er ist das eigentliche Triebrad der Handlung. Der Auftritt, in dem er seiner Verlobten mittheilt, daß er wisse, sie hasse ihn, er aber halte sie in seiner Hand, gehört zu den besten des Stücks.

Die Tochter Waldemars ist sehr sympathisch gezeichnet: ein reines, gutes Kind, das nur durch die Allmacht der Liebe zum Ungehorsam gegen den Vater und zum Bruch ihres Wortes vermocht werden kann. Sie ist sanft und doch muthig, und voll Edelmuth gegen ihren Feind Matthias, den sie vor der Rache Reinholds bewahren will.

Am wenigsten befriedigt die Gestalt des Aeltesten, der durch sein starres Festhalten am gegebenen Wort das Verhängniß heraufführt. Er steht abseits der Handlung und versichert immer nur, daß er die Heiligkeit seines Wortes nicht vergessen werde. Er sollte sich gefälligst seiner nicht mennonitisch verlebten Jugendzeit erinnern, auf die er mehrfach in weinerlichem Tone anspielt.

Die Nebenfiguren, wie die des philiströsen Justus, des ritterlichen und des frechen französischen Offiziers, des Boten Schills, sind charakteristisch und kräftig genug skizzirt, um das ihnen gebührende Interesse zu erwecken.

Das Stück ist in Jamben geschrieben und der Dichter hat hier, wie in seinen epischen und lyrischen Productionen, bewiesen, daß er die metrische Form trefflich zu handhaben versteht. Aber der Charakter des Ausdruckes ist leider oft mißlungen. Er ist lyrisch weitschweifig, statt dramatisch knapp zu sein, in Gefühl und Farben schwelgend, überhäuft mit Bildern. Auch sonderbare Wendungen berühren oft befremdend. Als Maria nichts von Liebe hören will, sagt Reinhold zornig:

„— Nun denn, so bade
Im kalten Wasser deiner Tugend dich,
Bis daß du drin erstarrst."

Maria sagt zu Matthias, den sie einen „feigherz'gen Feigling" nennt:

„Ah! Wespe, die zu stechen,
Doch nicht mit Zähnen zu zerreißen wagt!"

Eine Wespe, die nicht mit Zähnen zu zerreißen wagt! — Welch feiges Thier! Aber auch welch tückischer Relativsatz!

Doch die Sprache ist, wenn auch nicht immer der Dichtungsart entsprechend, im Ganzen eine schöne und edle, und in einzelnen Scenen, besonders in dem Auftritt, der sich Nachts im Garten zwischen Maria und Reinhold, als sie die Flucht verabreden, abspielt, wirkt die maßvolle Innigkeit der Verse ergreifend. Einen ebenso glücklichen Ausdruck findet zuweilen der warme Patriotismus, der den Verfasser beseelt. Der Gesammteindruck, den man trotz der Schwäche der Charakterzeichnung und des Hauptmotivs von dem Werke empfing, war, daß der Geist in ihm ein frischer und dichterischer sei. Hoffen wir, daß die Erfahrungen dieses ersten Versuchs den Verfasser das in seiner Auffassung und Stimmung verbessern lehren, was dem Charakter des Dramas zuwider ist. Dann wird mit steigender Erfahrung und bei seiner offenbaren Begabung für die Technik der Erfolg nicht ausbleiben. — z —

Notizen.

Die Zustände in Frankreich boten in der letzten Zeit wieder einen verworrenen Anblick. Die unglückliche Affaire Blanqui brachte alle reactionären Kannegießereien in Erinnerung, welche die letzten französischen Wahlen diesseits der Vogesen veranlaßt hatten. Man sah Frankreich damals schon am Rande des Abgrundes und schätzte sich pharisäisch glücklich, daß man nicht sei wie dieser Pariser Zöllner. Die früher öffentlich, jetzt mehr verstohlen beliebte Koketterie mit dem Bonapartismus spielte dabei natürlich ihre Rolle. Es blieb aber doch bei unseren Nachbarn eine Zeit lang Alles ziemlich ruhig. Auch das Ministerium wurde nicht mehr als nöthig erschüttert. Die ungebetenen Kassandrastimmen verstummten bald und warteten geduldig einer neuen Parole zur weiteren Ausführung des Themas, daß es mit Frankreich vorbei sei. Als Herr Ernst Renan neulich gespreizt und altklug Deutschland die Leviten las und sich nach unseren Verdiensten um die Menschheit seit Gründung des Reiches mit spitzen Worten erkundigte, blieb man ihm bei uns mit Recht nicht die Antwort schuldig. Um jedoch ganz gerecht zu sein, läßt sich nicht verhehlen, daß man es hier zu Lande bei mehr als einer Gelegenheit an, sehr gelinde gesagt, wenig sympathischen oder höflichen Worten angesichts der französischen Vorgänge ebenfalls nicht fehlen ließ. Unsere berechtigte Empfindlichkeit sollte auch einige zarte Stellen in der Haut des Nächsten schonen lernen. Dazu kommt, daß in der ersten akademischen Rede Renans die wichtigsten Stellen von manchen deutschen Blättern nicht ganz genau übersetzt waren. Die maussade Politik wurde gegen alle Zeugnisse der Dictionäre ohne weiteres zu einer wegwerfenden und der Mangel an volltönenden Worten, welchen der Franzose unseren Generalen vorwarf, zu der Himmel weiß welcher Verbalinjurie. Jedenfalls wurde von der Sache zu viel Aufhebens gemacht. Man vergaß auch durchweg, daß es für Herrn Renan, der, wie die Sage geht, Senator werden will, vor Allem auf eine Wahlreclame ankam. Je mehr Lärm seine Glossen über unser bescheidenes Maß internationaler Liebenswürdigkeit machten, desto besser für seine Zwecke. So ergriff er denn auch die feierliche Abwehr, welche seine kritischen Gänge über Deutschland in der diesseitigen Presse gefunden hatten, beim Schopf und schrieb den bekannten Brief an seinen sogenannten deutschen Freund, mit welchem er wohl das letzte Wort behalten wird. Solcher unfruchtbaren Polemik werden die Kämpfer, wenn sie ohnehin Besseres zu thun haben, bald müde. Die Franzosen sind als Besiegte, wo es sich um Deutschland handelt, natürlich noch immer sehr erregt und man muß dieser Stimmung Mancherlei zu Gute halten. Offen gestanden ziehen wir vor, daß sie sich drüben, wenn von uns die Rede ist, etwas ärgerlich vernehmen lassen und mit affectirtem Behagen auf unser vermeintlich rüdes Wesen herabblicken, als wenn uns dieselbe Rolle in umgekehrter Richtung von dem Geschick zugetheilt wäre. Diese psychologisch begreiflichen Empfindungen unserer Feinde von vor neun Jahren sind auch in ihren zeitgenössischen Historien überall erkennbar. Der Herzog v. Gramont, ob unter seinem Namen oder als verkappter Memor, hat hierin Unglaubliches geleistet. Etwas objectiver schreibt Herr Rothan, früherer Gesandtschaftssecretair unter Herrn v. Monstier in Berlin, der in eine gewisse Depeschenaffaire, die zu der weiland mantessel'schen Zeit viel von sich reden machte, verwickelt war, im Uebrigen zu den fähigsten diplomatischen Köpfen des Kaiserreiches gehörte. Seine zuerst in der Revue des deux Mondes, dann als separates Buch erschienene Schrift über die französische Politik von 1866 ist zuweilen von packendem Interesse. Sehr lehrreich ist namentlich, was er von den Verhandlungen des Grafen Goltz nach Königgrätz, zuerst mit Drouyn de Lhuys, dann mit dem Kaiser selbst, zu erzählen weiß. Der preußische Gesandte in Paris hatte ein Minimum von viertausendfünfhundert deutschen Seelen, dann ein Maximum von über vier Millionen in der Tasche, deren Forderung er Frankreich plausibel machen sollte. Als der erstere kleinere Wechsel von dem Minister des Auswärtigen nahezu protestirt wurde, präsentirte er den größeren höheren Ortes, wo man über Frankreichs damalige militärische Ressourcen besser orientirt war und mit dem Accept alle Welt überraschte. Aber Herr Rothan, der diese nur theilweise bekannten Dinge, wenn auch mit anderen Worten berichtet, hat doch nicht Alles erfahren. Der seitdem verstorbene Graf Goltz erzählte seinen Freunden, wie wenig der Kaiser Napoleon trotz seines früheren Aufenthaltes in Deutschland mit der Geographie unseres Landes vertraut war. Goltz erwähnte im Gespräch mit dem Kaiser Hessens unter den nothwendigen Annexionen, während Sachsen geschont werden sollte. Worauf der Kaiser sich in seinem Cabinet nach einer Karte mit den Worten umsah: Attendez, où donc est située la Hesse, où se trouve la Saxe?! Vielleicht hatte der alternde Monarch auch vergessen, wo Wörth und Weißenburg lagen. Er sollte es später erfahren und bis zu seines Lebens Ende der Kenntniß eingedenk bleiben.

Bibliographie.

Treitschke, Heinrich von, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII u. 790 S. Leipzig 1879, Hirzel. 10. —

Wiel, J., und Gnehm, R., Handbuch der Hygiene. 1—6. Lieferung. 8. S. 1—384. Mit eingedruckten Holzschnitten. Karlsbad 1879, H. Feller. à Lieferung 1. 60

Frdr. Pecht, deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1879, Beck.

Max Martersteig, Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. Mit dem Porträt Wolffs nach der Wichmann'schen Büste. 8. XII u. 327 S. Leipzig 1879, Fernau. 7. —

L. Noiré, Max Müller und die Sprach-Philosophie. 8. IV u. 107 S. Mit dem Porträt Müllers in Radirung. Mainz 1879, Zabern.

P. V. Wichmann, Ludwig der Große, der Baier. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Acten. 8. 1 Bl. u. 66 S. Wiesbaden 1878, Schellenberg.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers. 8. 50 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

B. Matthias-Tendering, Chlodosinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Voract. 8. 158 S. Leipzig und Köln 1879, Reißner und Ganz. Cartonnirt.

Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika, mit einer neu entworfenen Special-Karte. 8. XVI und 417 S. Hamburg 1879, Friederichsen.

Herm. Jahn, Schwarze Fäden. Roman. 8. 1 Bl. und 207 S. Breslau 1879, Schottländer. 3. 50., geb. 4. 50.

Chrph. Sandner, die Arbeiterfrage kritisch untersucht behufs Erzielung socialer Reform und Entwaffnung der Socialdemokratie. 8. 44 S. Nördlingen 1879, Beck.

Inserate.

Der Redacteur

einer liberalen Zeitung, promovirt, Kunstkritiker und **ständiger** Mitarbeiter an dem **Feuilleton** mehrer großer Zeitungen, sucht Stellung zum 1. Juli oder sofort, am liebsten an einer **Monats-** oder **Wochenschrift.** Offerten sub **H. 21437** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Soeben erschien:

Leichte Waare.

Skizzen von

Ernst Eckstein.

Dritte, umgearbeitete Aufl. 4 *M.* Geb. 5 *M.*

Leipzig. Verlag von **Richard Eckstein.**

Im Verlag von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:

Denkmäler der Kunst.

Zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Bearbeitet von

W. Lübke und **C. v. Lützow.**

Enthaltend 186 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln und 30 Bogen Text.

2 Bände. — Querfolio.

Preis: in Carton 160 *M.*, eleg. geb. 180 *M.*

Nach nunmehriger Vollendung der dritten Auflage erscheint dieses Werk aufs Neue als

Prachtwerk ersten Ranges,

bereichert mit 37 neuen Tafeln und fortgeführt bis auf die neueste Zeit.

Es gewährt auf den in Stahlstich, Radirung und Farbendruck ausgeführten Tafeln eine Uebersicht über die Werke der Kunst sämmtlicher Zeiten und Völker in einer Ausdehnung und Zuverlässigkeit wie keine zweite Publikation und zeichnet sich durch die klare Anordnung des enorm reichhaltigen Materials, sowie durch den zwar knappen, aber präcisen Text vor anderen derartigen Erscheinungen vortheilhaft aus.

Grundriss der Kunstgeschichte.

Von

Dr. Wilhelm Lübke,

Prof. am Polytechnikum u. a. d. Kunstschule in Stuttgart.

Achte, durchgesehene Auflage.

2 Bände. gr. 8.

Mit 594 Holzschnitt-Illustrationen und dem Porträt des Verfassers.

Preis: brochirt 14 *M.* 40 ₰, eleg. geb. 17 *M.*

Zum achten Male bietet sich dieser Grundriss in neuer, gefälliger Form dar, durchgesehen u. mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen bereichert, abermals vermehrt um etwa 100 Holzschnitte, deren Gesammtzahl neben dem trefflich geschriebenen Text als reiches Anschauungsmaterial gelten kann.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.

Eine Uebersicht

der klassischen Litteratur der Griechen

für

die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.

Von

H. W. Stoll.

1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Einführung des Notenschreibunterrichts in die Schule.

Soeben erschienen, durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Breitkopf und Härtel's Notenschreibhefte.

Heft 1. Emil Breslaur's Notenschreibschule. I.
Heft 2. Emil Breslaur's Notenschreibschule. II.
Heft 3. Notenliniaturen mit schrägen engen Hilfslinien.
Heft 4. Notenliniaturen mit schrägen mittelweiten Hilfslinien.
Heft 5. Notenliniaturen mit schrägen weiten Hilfslinien.
Heft 6. Notenliniaturen ohne schräge Hilfslinien.

Heft 1 bis 6. Preis jedes Heftes 15 ₰.

Zwecks Einführung stehen die beiden ersten Hefte auf directes Verlangen jedem Lehrer unentgeltlich zur Verfügung.

Leipzig, April 1879. **Breitkopf & Härtel.**

August Werner's Buch:

Die Helden der christlichen Kirche. Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule. Mit 180 Text-Abbildungen und neun Tondruckbildern. Preis geh. *M.* 7.50. Eleg. geb. *M.* 9. (Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen beziehbar.)

dürfte **gerade im gegenwärtigen Augenblicke** und in erster Reihe für die Mitglieder der

Jacobi-Gemeinde in Berlin

von besonderem Interesse sein.

Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin**, Königgrätzer-Str. 49.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.

Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik

von **Dr. A. Hocker.** Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 u. 71 ꝛc.

2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.

1. 2. Lieferung à 60 ₰, Pracht-Ausgabe à 80 ₰.

Erscheint bis zum Spätsommer in 15 Lieferungen.

Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschicke der Völker eingegriffen, ragen vor Allem **Kaiser Wilhelm** und **Fürst Bismarck** hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine **gemeinsame** biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so Folgenreiches geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, **bis zur Gegenwart fortgeführt,** vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 19. Berlin, den 10. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Schienenwege nach dem Orient. Von Hanns von Spielberg. — Der Marpinger Wunderschwindel. Eine Zeitbetrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Hans Makart und sein „Festzug". Von Wilhelm Lauser. — Russische Mädchenerziehung. Von Borealis. — Mephisto in Italien. Von W. Lübke. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Schienenwege nach dem Orient.

Im Ernst zweifelt wohl am Ballhausplatz in Wien Niemand an einer zeitlichen Unbegrenztheit wie an einer räumlich vergrößerten Ausdehnung der Occupation jener Gegenden südlich der Save, denen das Witzwort eines sich prophetisch begeistert fühlenden Ministers bereits den Namen „Plusleithanien" zugelegt hat! Es wäre sonst nicht möglich, daß eine zweifellos inspirirte Projectenmacherei sich Bosniens mit Beglückungsplänen so entschieden annähme, wie es thatsächlich geschieht, und daß einzelne, gewöhnlich sehr gut unterrichtete Kreise der haute finance, wenn auch vorläufig noch unter Beobachtung der üblichen „diplomatischen" Reserve, diesen Projecten Berücksichtigung und Unterstützung zu Theil werden ließen.

Natürlich steht der Ausbau des zukünftigen bosnischen Eisenbahnnetzes in erster Linie der Tagesfragen und erhitzt die Gemüther um so mehr, weil Serbien, welches nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages innerhalb dreier Jahre die bereits früher projectirten Linien zum Anschluß an die östreich-ungarischen Bahnen bei Belgrad einerseits, an die Linie Sofia-Constantinopel und an die projectirte Strecke Mitrovica-Salonik andrerseits fertigstellen sollte, bisher aus dem Stadium der Vorberathungen noch nicht herausgekommen ist. Auch der neueste Beschluß der serbischen Regierungscommission, die Bahn aus Staatsmitteln und in eigener Regie zu bauen, erhöht den Glauben an eine rechtzeitige Vollendung der Anschlüsse nicht, denn man ist sich in Wien klar darüber, daß sowohl der Baron Hirsch wie die Unternehmer Poljakoff und Strousberg, welche sich nebst einigen anderen Consortien um den Bau der serbischen Bahnen bewarben, vielleicht nicht billiger, jedenfalls aber schneller als die Regierung gebaut haben würden. Ueber die Billigkeit eines serbischen Regierungsbaues braucht man sich übrigens auch keine übermäßigen Vorstellungen zu machen — der wahre Grund, warum die leitenden Persönlichkeiten für eigene Bauausführung stimmten, ist wohl nur der, daß sie selbst verdienen wollen!

Unter diesen Umständen, und weil in der That die schnelle Herstellung einer directen Schienenverbindung nach Constantinopel wie auch der Bau einer Transitlinie nach Salonik dringend wünschenswerth ist, scheint in Wien (vorläufig zwar noch gewissermaßen als ballon d'essai) der Plan hervorzutreten, die serbische Regierung zu veranlassen, ihr eigenes Bahnnetz lokalen Zwecken entsprechend zu projectiren und erst mit der fortschreitenden Entwickelung des Verkehrs weiter auszubauen, während Oestreich-Ungarn die durchgehenden Linien für sich in Anspruch nehmen möchte.

Es ist, um die Bedeutung dieses Planes würdigen zu können, nothwendig, auf den augenblicklichen Standpunkt der speciellen bosnischen Eisenbahnfrage näher einzugehen.

Vor Beginn der Occupation schwebte in Bosnien nur eine kurze, türkischerseits erbaute, aber nicht betriebsfähige Strecke Banjaluka-Doberlin (103 Kilometer) gewissermaßen in der Luft, da ihr die Lebensader durch den mangelnden Anschluß an das östreichische Netz bei Sissek unterbunden war; es ist noch in frischer Erinnerung, welche unendlichen Schwierigkeiten der Occupationsarmee aus dem Fehlen jeder Bahnverbindung erwuchsen und es war daher zuerst beabsichtigt, die Linie Sissek-Doberlin möglichst schnell auszubauen, gleichzeitig Doberlin-Banjaluka betriebsfähig zu machen und so bis ins Herz des zu occupirenden Landes eine Schienenverbindung zu gewinnen. Die Sonderinteressen Ungarns setzten an Stelle dieses höchst rationellen Projects die Linie Dalya-Brood mit dem Anschluß an die Alföld-Fiumaner Bahn, deren schmalspurig ausgeführter Bau seit dem Herbst vollendet ist, während die Fortsetzung der Strecke nach Serajewo über Doboj-Maglaj-Zenica im Bau begriffen ist; die ganze Bahn würde einen Abschluß erst gewinnen, wenn sie bis Serajewo weitergeführt wäre — die diesbezüglichen Unterhandlungen schweben aber noch, hauptsächlich deshalb, weil man sich nicht klar ist, ob man die Bahn normalspurig oder mit schmaler Spur bauen soll. Der Generalunternehmer Baron Schwarz hat in richtiger Erkenntniß der Situation erklärt, den Bau nur unter der Bedingung, daß die normale Spurweite acceptirt werde, übernehmen zu wollen — es scheint aber fast, als ob die Regierung sich auch hier für die schmale Spur entscheiden würde, sei es aus falsch angebrachten Sparsamkeitsrücksichten, sei es um sich wegen des schmalspurigen Baues der Strecke Dalya-Brood-Zenica keinem Dementi auszusetzen. Sicher ist jedenfalls, daß früher oder später die ganze Linie doch zur breiteren Spur umgebaut werden wird und dann, um nur Eins zu erwähnen, das ganze rollende Material fast werthlos ist!

Ebenso sicher ist es, daß trotz aller Verzögerungen der Bau der erwähnten Linie Sissek-Doberlin (resp. Novi) von nur 48 Kilometer sehr bald wird in Angriff genommen werden müssen, während die Verlängerung dieser Strecke von Banjaluka über Travnik nach Serajewo zweifelhaft erscheint, da das letztere Project kaum die Concurrenz mit der fast fertigen Linie Brood-Maglai-Zenica-(Serajewo) aushalten könnte.

Dagegen erscheint ein Anschluß dieser dem specifisch östreichischen Interesse dienenden Bahnen an die dalmatischen Staatsbahnen entweder von Doberlin aus über Bihac nach Siveric oder von Serajewo aus über Mostar nach Spalato nothwendig und ist für die letztere Linie einem Consortium

bereits die Erlaubniß zu den Vorarbeiten ertheilt worden. Der östreichische Handelsstand fürchtet zwar diese Verbindungen, weil er glaubt, daß ihm von Spalato aus durch englische oder französische Häuser das Absatzgebiet in Bosnien und der Herzegowina verkleinert werden könnte, das Wohl der neu zu erschließenden Landestheile oder wie man in Oestreich sagt „unsere Culturmission" weist jedoch gebieterisch auf sie hin und könnten gerade diese Linien, da technische Schwierigkeiten sich ihnen fast gar nicht entgegenstellen, schnell und billig gebaut werden.

Alle bisher erwähnten Bahnen dienen aber nur dem lokalen, um nicht zu sagen augenblicklichen Bedürfniß und es fragt sich nun, welche von ihnen werden sich in Zukunft dem Zeitverkehr dienstbar machen lassen?!

Die naturgemäße Fortsetzung der gleichviel von welchem Punkt des östreich-ungarischen Bahnnetzes ausgehenden Linie nach Serajewo muß über Mitrovica zum Anschluß an die Linie nach Salonik führen, während eine Transversalbahn von Mitrovica aus nach Nisch oder direct nach Sofia mindestens wünschenswerth ist.

Die angegebenen Bahnen entsprechen im Wesentlichen den von der hohen Pforte s. Z. projectirten Linien. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die schnelle Ausführung auf bedeutende technische Schwierigkeiten stoßen wird, welche die Höhe der Baukosten enorm steigern werden, da allein die Strecke Serajewo-Mitrovica zwei Wasserscheiden (870^{m} und 1040^{m} über dem Meeresspiegel) übersetzen muß. Wir kommen damit der in unserer Einleitung erwähnten Frage näher, ob Oestreich im Interesse seines Handels diese Linie selbst ausbauen oder sich mit der später in Muradsgrab an die türkische Bahn nach Salonik anschließenden serbischen Bahn begnügen wird?

Auf die eine oder die andere Weise wird aber das Kapital — auch speciell Deutschlands — sicher einmal für die Zwecke einer dieser Routen engagirt werden und wir möchten daher schon jetzt das Eine klarstellen, daß der große, sogenannte englisch-ostindische Verkehr, welcher heute über Brindisi geleitet wird, niemals, was auch manche Zukunftsträumer sagen mögen, seinen Weg über Salonik nehmen wird, trotzdem die Luftlinie zwischen Alexandrien und London viel näher an Salonik, als an Brindisi streift. Der kürzere Weg würde aber durch Vertheuerung und Verlangsamung zum mindesten paralysirt, da die neue Route viel mehr Länder durchziehen und Bahngesellschaften angehören müßte als die alte, und der Betrieb auf den Bahnen südlich der östreichischen Grenze erfahrungsmäßig jetzt und sicher noch auf lange Zeit ein langsamer ist und bleibt.

Immerhin wird das Zustandekommen einer directen Transitlinie nach Salonik aber auch für Deutschland von Interesse sein, da sie den directen Verkehr mit Athen, den Inseln des Archipels und mit Smyrna übernehmen würde — für Oestreich speciell würde sie den macedonischen Markt erschließen, dem bisher Salonik als einzige Bezugsquelle galt. Da nun nach den zuverlässigen Zusammenstellungen des östreichischen Ingenieurs Büchelen die östreichisch-bosnische Linie von Wien bis Salonik nur nm 95 Kilometer länger sein würde als die über Serbien geführte, eine normalspurige Schienenverbindung bis Serajewo doch unter allen Umständen hergestellt werden muß und daher nur die 350 Kilometer lange Strecke Serajewo-Mitrovica gebaut werden müßte, so erscheint es kaum zweifelhaft, daß die letztere Strecke wirklich ausgeführt und damit dem serbischen Bahnproject eine lokale Bedeutung zugewiesen wird.

Wichtiger fast noch als die directe Verbindung mit Salonik muß uns die baldige Eröffnung eines Schienenwegs nach Constantinopel erscheinen, der dem Verkehr mit dem Orient ein gänzlich verändertes Ansehn geben würde. Es ist aus den Verhandlungen bei Gelegenheit des Berliner Congresses her bekannt, daß Oestreich (von einer Station der Staatsbahn, etwa Nagy Kikinda aus) einen Anschluß nach Belgrad herstellen und Serbien diese Bahn über Nisch in der Richtung auf Sofia weiterführen sollte, während Bulgarien die Aufgabe zufiel, in die Verpflichtungen der hohen Pforte behufs Anschluß an die bestehende Linie Sarambey-Philippopel-Constantinopel einzutreten, so daß damit die directe Verbindung mit der Hauptstadt des türkischen Reiches hergestellt worden wäre.

Die gleichen oben erwähnten Gründe, welche aber neuerdings den Glauben an die Zuverlässigkeit der serbischen Versprechungen überhaupt geschwächt haben, so wie der entscheidende Wunsch, auf dieser großen Durchgangslinie möglichst selbstständig dominiren zu können, haben in letzter Zeit das Project hervorgerufen, den Schienenweg nach Sofia nicht über Belgrad, sondern über Orsowa-Widdin zu führen. Man rechnet bei diesem Project, dessen Trace übrigens der ersten Linie gegenüber nur einen Umweg von kaum 50 Kilometer beschreiben würde, darauf, Serbien durch die Drohung, die Linie eventuell auf dem linken Donauufer, also auf rumänischem Gebiet zu führen, zu allen und jeden Zugeständnissen für den Transitverkehr bewegen zu können.

So wenig wir uns verhehlen können, daß das große östreich-ungarische Reich durch die Ausführung der erwähnten neu projectirten Routen das kleine Serbien isoliren und gewaltsam eine Hebung seines Handels und seiner Einkünfte hemmen, ja ihm vielleicht die Schöpfung eines eigenen Bahnnetzes unmöglich machen würde — so sicher kann man bei einiger Kenntniß der verworrenen Zustände des eben selbstständig gewordenen Staates auch die Behauptung aussprechen, daß die Interessen des Welthandels, soweit er für diese Routen in Betracht kommt, besser in den Händen Oestreichs, als Serbiens gewahrt sein würden.

Hanns von Spielberg.

Der Marpinger Wunderschwindel.

Eine Zeitbetrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

Auf solche Prüfung aber kam es den geistlichen Herren offenbar gar nicht an, sondern nur darauf, über Wunder zu berichten, gleichviel ob und wie sie sein mochten. Das zeigte sich besonders deutlich bei ihrem Verhalten zu den verteufelten Teufelserscheinungen. Pastor Schneider provocirte dieselben gewissermaßen durch sein Fragen nach dem Teufel, Pastor Neureuter hegte ihnen gegenüber Bedenken, aber trat ihnen durchaus nicht entgegen. Der Dr. Thömes gleitet in seiner Broschüre an den Teufelserscheinungen mit folgendem Satze vorbei: „Es ist ein bekannter Satz, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baut, der Teufel daneben eine Kapelle errichtet, um ebenfalls sich verehren und anbeten zu lassen. Doch soll ihm hier nicht die Ehre erwiesen werden, über den Spuk, den er am 6. und 7. September theils in Höllengestalt, theils im Lichtglanz und selbst in der nachgeäfften Gestalt der Mutter Gottes unmittelbar und gleichzeitig neben anderen guten Erscheinungen getrieben hat, berichtet zu sehen. Nur so viel sei gesagt, daß es ihm nicht gelang, die Kinder zu täuschen. Mehr über das offenbar Satanische hier zu sagen, gehört nicht in dieses Buch, worin die Thaten und Gnaden der allerseligsten Jungfrau zu Marpingen erzählt werden sollen."

Der arme Teufel, so um die Ehre einer ausführlicheren Behandlung in der Broschüre des Dr. Thömes gebracht zu sein, welch neue Höllenqual mag ihm das bereiten! — Als bei der Verhandlung der Präsident dem Dr. Thömes darauf bezüglich bemerkte, er habe ein Mehres mitzutheilen wohl geflissentlich unterlassen, weil es ihm selbst abgeschmackt erschienen sei zu erzählen, wie der Teufel mit dem Stiefel hinausgetrieben und mit dem faulen Apfel geworfen sei, solcher Hocuspocus hätte einigermaßen besonnene Leute stutzig machen können, ein Mensch mit seinen fünf Sinnen könne so etwas doch nicht glauben;

— da entgegnete der Dr. Thömes, das könne er sich nicht sagen lassen, Luther habe auch seine fünf Sinne gehabt und habe doch mit einem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen. Der Präsident verwies darnach natürlich auf den veränderten Standpunkt der Zeiten und hob besonders als das Anstößige dieser Teufelei hervor, daß hier an einer Seite die Mutter Gottes mit dem Kinde sitzt und an der anderen Seite der Teufel erscheint, der dann auf ihr Geheiß hinausgeprügelt wird. — Dr. Thömes entblödete sich nicht, auch das gar nicht anstößig zu finden, der Satan wolle sich immer aufspielen, wo die Madonna vorkomme; es sei dies etwas Alltägliches in der christlichen Mystik.

Und Pastor Neurenter, der ja dieser Teufelei gegenüber immer etwas Bedenken gehabt haben will, antwortete auf die Frage des Präsidenten, ob denn ihm dieses Zusammenbringen der Mutter Gottes und des Teufels nicht gotteslästerlich erscheine: das sei nicht allein Gotteslästerung, sondern Lächerlichkeit. Als ob das Lächerliche noch etwas Schlimmeres sei als das Gotteslästerliche!

Von dem Caplan Cramer endlich ward bei der Verhandlung ein Brief vom 19. October 1876 verlesen, der einen ausführlichen Bericht über die Erzählungen von der Teufelserscheinung enthielt. Der Brief schließt mit dem Bemerken, diese Teufelsgeschichten hätten vielfach Bedenken erregt; aber „der Teufel mache oft dumme Geschichten". Und in seiner Wunderbroschüre heißt es darüber sehr vorsichtig: „Könnte der Menschenfeind nicht auch hier (wie im Elsaß) vielleicht seine Hand im Spiele haben? Und siehe da, plötzlich zeigte sich derselbe in eigener Person den Kindern, die Mutter Gottes nachäffend. Dies war im Ganzen etwa dreimal. Die diabolische Caricatur mußte dem Weihwasser weichen. Auch gegen die Mutter-Gottes-Erscheinung wurde mehrmals Weihwasser gesprengt, ohne daß dieselbe wich. — Es wird später vielleicht die Zeit kommen, wo man wird näher auch auf diese Vorgänge eingehen können. Für diesmal möge das Angeführte genügen." — Und dann folgt unter dem Texte gleich eine Verwahrung dagegen, als habe sich der Caplan über die noch fortdauernden Erscheinungen im Elsaß vor der noch ausstehenden kirchlichen Entscheidung ein endgültiges Urtheil erlauben wollen: „Man möge billig zweifeln, ob dem Bösen so viel Macht zur Täuschung des gläubigen Volkes zu Gebote stehe. Derselbe würde sich schließlich nur selber betrügen; denn es kämen, wie ihm von durchaus glaubhafter Seite versichert werde, in Folge jener Ereignisse auffallende Bekehrungen vor."

So zweideutiger Art sind die Auslassungen der geistlichen Herren über diese wahrhaft kindischen und gotteslästerlichen Teufelserscheinungen! — Welcher Sumpf religiösen Wahnwitzes kommt hier zu Tage! Vor der Mutter Gottes laufen die Kinder erschreckt aus dem Walde fort und dem Teufel gehen sie auf Geheiß der Mutter Gottes herzhaft mit dem Stiefel zu Leibe, rathen dem im Regen frierenden Teufel spöttisch in die warme Hölle zu gehen und geben ihm statt eines wurmstichigen Apfels einen besseren; — und die Herren Geistlichen schreiben das Wunder auf und überlegen ernstlich, was daran göttlich, was diabolisch sei und wollen in dubio den Spruch der zur Zeit leider urtheilsunfähig gemachten Kirche abwarten!

Kann man sich wundern, wenn der Art zur Zeit der Glaube oder das Gebahren der Geistlichen und wenn so wie geschildert zur Zeit ihr Verhalten zur Wahrheit ist, daß dann in den Seelen des Volkes, das sie leiten, der dümmste Aberglaube eine reiche Wucherstätte findet und daß dann durch solche Leitung im Wahnwitz erhaltene Weibsbilder, wie die in Folge eines Meineids bei der Verhandlung festgenommene Wittwe Blies that, glauben, die wegen einer solchen Lüge im Dienste der Kirche erduldete Strafe sei der Weg zum Himmel?

Und leider, muß man hinzufügen, scheinen die Schullehrer des Volkes bei der Unterhaltung dieses Schwindels auch nicht ganz unbetheiligt gewesen zu sein, oder wenigstens nicht entsprechend demselben entgegengewirkt zu haben. Es ist doch mindestens einigermaßen auffallend, daß der Caplan Dicke dem Pastor Schneider aus Alsweiler seine Briefe unter der Adresse des dortigen Lehrers Klaus schicken muß, um sie vor Beschlagnahme zu sichern. Und von der später versetzten Lehrerin André in Marpingen sagte Gretchen Kunz aus, sie habe ihnen erzählt, daß auch Kinder Erscheinungen hätten, hätte ihnen auch einmal in der Schule davon gesprochen und dann gesagt, sie sollten nach dem Walde gehen um Heidelbeeren zu pflücken. Und als die Lehrerin Schmitz aus Tholey sie im Jahre 1876 besuchte und fragte, was sie von den Erscheinungen halte, zuckte sie mit den Achseln und sagte, sie wisse nicht, was sie davon halten solle. Das Gericht nahm auch als durch die Angabe der Lehrerin Dubitscher als unzweifelhaft nachgewiesen an, daß die André am 5. Juli 1876 durch die betreffenden Kinder Fragen an die angebliche Erscheinung richten ließ, daß auch dieselbe am 10. Juli 1876 dem Lehrer Ley an der sogenannten Gnadenstelle erklärte: „Wenn Sie Vertrauen gehabt haben, dann wird es Ihnen helfen."

Daß man mit Lehrerinnen von solchem Schlage über Marpinger Wundergeschichten nicht herauskommen kann, hat die Kölnische Zeitung gewiß mit vollem Rechte behauptet. Und es verschlägt nicht, wenn ein Lehrer aus der Gegend in einer Zusendung an eben diese Zeitung die dortige Lehrerwelt gegen diese Bemerkung in Schutz nimmt. Mit Recht erwiderte die Zeitung (Nr. 105): „Es sei nur Schade, daß keiner der Herren Lehrer und keine der Fräulein Lehrerinnen irgend etwas bekannt Gewordenes gethan hat, was diese Behauptung stützen könnte und daß die Saarbrücker Verhandlungen speciell das Verhalten der Lehrerinnen in durchaus anderem Lichte zeigten." — Es mag ja auch wohl sein, daß das Auftreten einzelner Geistlichen, wie des Pastor Geisbauer in Bliesen und des Pfarrers Wolf zu Neunforweiler, gegen den Wunderschwindel nicht viel mehr fruchtete, als die Sache schon in Fluß gekommen war, es mag auch sein, daß noch mancher der dortigen Lehrer denkt wie der bezeichnete, und sich nur zurückhält, weil das Gegenstreben nutzlos schien und dem trotzdem dazu Getriebenen nur den Namen eines Ungläubigen, eines Liberalen, eines wie die Pest zu meidenden Staatsfreundlichen zuziehen müßte; — aber Thatsache bleibt doch, daß unter den Geistlichen und Lehrern die Zahl der offen und muthig gegen den Schwindel Aufgetretenen verschwindend gering ist gegenüber der Zahl derer, welche die Sache förderten oder klug zuwartend stille saßen.

Und dann ist die ganze Sache nicht erst von gestern, es handelt sich vielmehr darum, ob überhaupt schon längst für Volksbildung und Volksaufklärung seitens der dazu berufenen Volksleiter das Richtige und Nöthige geschehen ist. Und diese Frage muß leider in großem Umfange verneint werden.

In diesem Lichte gesehen hat die ganze Angelegenheit sicherlich einen sehr ernsten Hintergrund, worauf ich in meiner Schrift über den Wunderschwindel bereits hingewiesen habe. In dem zu Tage tretenden Aberglauben unseres Volkes geht nur die Saat auf, die falscher Glaube seit Jahrhunderten ausgestreut hat; und die Vertreter des Glaubens eben sind es, welche die Reinigung des echten Christenglaubens von diesem wuchernden Unkraut hindern. Leider hat auch der Staat noch nicht vermocht oder kaum schon versucht, den Religionsunterricht der Schule von diesem Unkraut frei zu halten. Was die Marpinger Kinder bei den Erscheinungen zu sehen glaubten, waren offenbar Nachklänge des in der Schule oder aus ihren Lesebüchern Gelernten, sie spielten das, was sie hier gesehen oder gelesen hatten. Mit vollem Rechte bemerkte der Präsident des Gerichts: „Die meisten Dinge, welche die Kinder aussagten, seien genau der Schuster'schen Bibel entnommen, welche in den Händen der Kinder gewesen. Darin seien auch der Teufel mit Hörnern und die Engel mit Flügeln dargestellt und die Kinder hätten aus dem Lesebuche das von ihnen Wiedergegebene zur Genüge kennen lernen müssen." Dem Friedensrichter Gartzen aus Tholey erzählte Pastor Schneider, wie die Kinder, gefragt nach den Augen der Madonna, übereinstimmend geantwortet hätten, die Madonna habe keine Augen

*

gehabt. Der Pastor fand diese Uebereinstimmung höchst wunderbar und wollte darin eine Bestätigung für die Zuverlässigkeit der kindlichen Aussagen finden. Der Friedensrichter Gartzen aber erklärte das wunderbare Factum höchst einfach daraus, daß das gesehene Bildchen der Madonna die Augen niedergeschlagen hätte. Und gewiß mit gleichem Rechte erklärte er ebenso, daß so oft der Engel Gabriel in Begleitung der Maria erscheint. Die Lehrerin André sagte aus, sie habe kurz vorher vierzig Exemplare der Schuster'schen Bibel für ihre Schule erhalten. In den Häusern der Wunderkinder wurden abgenommen das Lesebuch von Horn und die biblische Geschichte von Schuster. Der Präsident constatirte vor Gericht, daß solche Bilder in letzterem Buche vorhanden sind und die Wunderkinder selbst sagten wiederholt, daß sie vorgeschwindeltes Gesicht und Wort den ihnen bekannten Büchern entnommen hätten. So gestand Gretchen Kunz auch dem Untersuchungsrichter Remelé, daß sie die Worte „unbefleckt Empfangene" nicht gehört habe. Sie hätte diese Worte vor Jahren in einem Buche gelesen, das ein fremdes Mädchen, welches bei ihnen zur Kirmes war, besessen habe. Dasselbe sagte sie später dem Dr. Strauß und bekannte, daß sie gar nicht wisse, was das heiße. — Treffend gewiß war die Aussage des Friedensrichters Gartzen darüber. „Ich bin beinah sieben Jahre in Tholey — sagte derselbe — und da ist mir Mancherlei über die Leichtgläubigkeit der Leute zu Ohren gekommen, denn schon in der ersten Zeit, als ähnliche Erscheinungen in Elsaß-Lothringen vorkommen sollten, hatte ich Gelegenheit, diese Leichtgläubigkeit kennen zu lernen. Es wurde mir erzählt, die Leute hätten Abends an der altgothischen Kirche Engelerscheinungen gehabt; ich wurde darauf aufmerksam gemacht und fand, daß dies natürlich durch die Brechung der Lichtstrahlen an den Fenstern hervorgerufen wurde. Ich machte die Leute darauf aufmerksam, und nachher sah man denn auch ein, daß ich Recht gehabt hatte. Man sieht hieraus, wie leichtgläubig die Leute sind."

„Nun kam die Marpinger Geschichte und ich ward beauftragt, die Kinder zu vernehmen. Da wurde ich recht vorsichtig und ging behutsam und ganz genau zu Werke. Teufelserscheinung, Niederfallen, Anbeten, das entspricht Alles den Bildern und Erzählungen der Bibel, und Schulkinder haben davon Kenntniß. Ich bin die unbefleckte Empfängniß, so heißt es auch in Lourdes. In den Zeitungen war die Rede davon, am Tage vor der ersten Erscheinung, die in Marpingen stattgefunden hatte, würde in Lourdes eine große Erscheinung stattfinden. Was ist nun natürlicher, als daß diese Erscheinung auch in Marpingen stattgefunden haben soll?"

Kurzum — der Kirchendienst, der Religionsunterricht der Schule, die ultramontane Zeitungspresse und die Volkskalender dieser Richtung haben den Aberglauben des Volkes groß gezogen, der in dem Marpinger Wunderschwindel zu Tage getreten ist. Und wenn der Professor Scheeben vom Priesterseminar zu Köln meinte, wenn die Kinder sich die Geschichte erdichtet und in der Weise für wahr ausgegeben hätten, so sei das eins der größten psychologischen Räthsel, welche es geben könne; so muß man vielmehr sagen, es würde bei solcher Volkserziehung ein Räthsel sein, wenn es anders wäre. Die Erklärung für all den Unsinn liegt klar vor Jedermanns Augen, die Kinder spielten lügnerisch, was sie in Kirche und Schule gelernt und gelesen hatten. Was hier in Marpingen zu Tage getreten ist, kann unter den gleichen Erziehungsumständen jeden Augenblick an vielen Punkten unseres Vaterlandes wieder hervortreten und wird dies auch geschehen, wenn Kirche und Schule nicht bald gründlich von dem Unkraut solchen Aberglaubens gesäubert werden.

Daß dies in der Schule geschieht, ist Staatssache, und steht ja wohl zu hoffen, daß mit Hülfe der weltlichen Schulaufsicht wir auf diesem Boden allmählich zu reineren Zuständen kommen werden, um so schneller, je energischer unsere Regierung verkehrten Religionsforderungen die Thüre weist.

Aber freilich, die Schule allein wird das Uebel nicht ausrotten, so lange der Kirchenglaube es hegt und pflegt. Daher thut vor Allem eine innere Umkehr der Kirche Noth, eine Reform an Haupt und Gliedern. Vor Allem braucht die katholische Kirche um ihres eigenen Heiles willen einen Klerus, der wieder tiefere Bildung, der vor Allem weniger politische Herrschsucht und mehr wahre Religion besitzt, einen Klerus, wie ihn das vorige Jahrhundert und noch der Anfang dieses Jahrhunderts kannte.

Schon in meiner Schrift über den Wunderschwindel habe ich in Betreff der Ausbildung der Geistlichen auf einen lehrreichen Thatbestand hingewiesen. In der Diöcese Trier stammt der Klerus meist aus dem untersten armen Bauernstande und ist mit Hülfe von Stiftungen auf den vom Bischof ganz abhängigen Schulen und Seminarien gebildet, die große Mehrzahl der dortigen Geistlichen hat eine Universität nie besucht. In der Diöcese Köln dagegen stammen die Geistlichen vielfach aus wohlhabenden Familien und alle haben die Universität Bonn besucht und sind, wenn auch zum Theil im ehemaligen Convict dressirt und noch jetzt in der freieren Benutzung der Vorlesungen durchaus behindert, doch von anderen Bildungskreisen nicht ganz abgeschlossen geblieben. Selbst wider Willen müssen sie doch mitunter von den Gedanken der ihnen verschlossenen Kreise hören. Nun aber sind in der Diöcese Trier mindestens von zwölf Orten sogenannte Mutter-Gottes-Erscheinungen, die doch nur unter stillschweigender Duldung der Geistlichen aufkommen können und thatsächlich auch, wie Marpingen beweist, unter Begünstigung der Geistlichen aufgekommen sind, berichtet worden, während in der Diöcese Köln nur zweimal ein solcher Schwindel vorgekommen und beide Male haben die katholischen Pfarrer denselben zur Anzeige gebracht und sind ihm mit Erfolg entgegengetreten. — Nicht mit Unrecht kann in Berücksichtigung dieser Thatsache darauf hingewiesen werden, welche Erwartung sich wohl daran knüpfen lasse, wenn erst das Maigesetz über die Vorbildung der Geistlichen auch bei den Katholiken eine anerkannte Wirksamkeit üben werde.

Jedoch zu ausschließlich — meine ich doch — soll man seine Hoffnung nicht auf den Einfluß der Schul- und Universitätsbildung stellen. Auch durch die Universitäten laufen schon jetzt manche Geister, die von dem auf ihnen herrschenden wissenschaftlichen Geiste wenig oder gar nicht berührt werden. Der Dr. Thömes hat ja Geschichte unter den besten Lehrern des Faches, unter Sybel, Mommsen, Wattenbach und Droysen studirt, und will nach Marpingen gereist sein aus rein wissenschaftlichem Interesse, um zu sehen, wie Legenden entstehen. Und der ehemalige Geistliche, der jetzige Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, wollte ebenfalls auf Grund seiner früheren naturwissenschaftlichen Studien an den Marpinger Erscheinungen ein vorwiegend wissenschaftliches Interesse nehmen und auf Grund dieser Studien dem Gericht einen Vortrag über den unerkennbaren Urzusammenhang von Geist und Materie halten.

Schul- und Universitätsbildung werden auch in Zukunft solche Verdrehung der Geister auf dem Gebiete des Glaubens allein nicht hindern, ihre unbedingte Macht reicht nur so weit die Gebiete des Wissens gehen. Die Kirche selbst wird das Beste dazu mitthun müssen, indem sie ihre Diener wieder lehrt, sich auf den wahren Inhalt religiösen Glaubens und Lebens zu besinnen und dann mit allen Kräften an der Reinhaltung desselben von Aberglauben und Unglauben mitzuwirken. Sie wird vor Allem ihre Diener von dem staatsfeindlichen Hineingreifen in die Politik zurückhalten müssen.

Wie weit aber diese Kreise zur Zeit noch der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit fern stehen, haben die Marpinger Verhandlungen recht deutlich gezeigt. Man braucht nur das Urtheil des Gerichtes über das Auftreten des Pastor Schneider zu lesen. Es constatirt, „daß der praktische Zweck des Beschuldigten, die Marpinger Ereignisse für den Culturkampf zu verwerthen, überall hervortritt, indem er in dem Briefe an Dicke vom 6. September 1876, in welchem er zunächst von den „höchst interessanten Teufelserscheinungen" spricht, nach Er-

wähnung der Umlage für die militärische Besetzung und der Weigerung des Gemeinderathes bemerkt: „Nun geht die Geschichte erst los", indem er ferner in dem Briefe an Bollig vom 10. October 1876 sagt: „Die Welt kann gespannt sein auf den Ausgang der Dinge in Marpingen. Wunder sind viele geschehen. Ich bin aber der festen Hoffnung und Ansicht, daß hier noch Dinge geschehen werden, ob deren die Culturkämpfer staunen werden," indem er endlich dem Zeugen Scherer unter Lachen und Spott die frivole Bemerkung hinwirft: „Die Mutter Gottes wird einmal die Liberalen rangiren.""

Papst Leo ist offenbar klug und besonnen genug, um solche widerwärtige Verquickung von Politik und Religion nicht zu wünschen und, wie es scheint, auch gewillt, den von ihm abhängigen Klerus von diesen unter Pius eingeschlagenen Abwegen wieder abzuleiten. Aber das allein hilft nicht zum Ziele. Wichtiger noch ist und bleibt die Reinigung innerhalb des Glaubensgebietes selbst. Wenn der Papst und seine Nachfolger nicht auch diese hohe Aufgabe kräftig in die Hand nehmen, dann erstirbt der römische Katholicismus unrettbar im zunehmenden Sumpfe des Aberglaubens und geht an diesem Erbfeind des Glaubens mit der Zeit ebenso sicher zu Grunde wie der Götterdienst des alten Heidenthums.

Literatur und Kunst.

Hans Makart und sein „Festzug".

Hans Makarts neuestes Werk, von dessen Anschauen entzückt wir soeben heimkehren, wird nicht, wie seine Vorgänger, die große Wanderung durch Europa antreten, um schließlich ein festes Heim in einer ausländischen Gemäldesammlung zu finden. Das großartige lebende Bild, in künstlerischer Form die Huldigung der Stadt Wien bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares Franz Joseph und Elisabeth darstellend, hat sein Dasein beschlossen, nachdem es, bewundert und bejubelt von einer halben Million Menschen, den Triumphzug durch die Praterstraße und den Ring von Wien zurückgelegt. Es ist freilich im Grunde nur eine Eintagsschöpfung, wenn auch die Erinnerung daran in allen Zuschauern fortleben wird und Skizzen davon noch in später Zukunft Werth für den Sammler oder Geschichtsfreund haben werden. Aber wenn den alten Meistern der deutschen Renaissance, einem Dürer, Burgkmair, Güldenmundt, Cranach nachgerühmt wird, daß sie es verstanden, die Festveranstaltungen ihrer Zeit zur Kunst herauszubilden, so wird auch Makarts Festzug von heute der Rang eines Kunstwerkes gebühren. Ja, wir sind vor einem Werk gestanden, das gewiß, so rasch es auch an unserem Auge vorüber wandelte, eine tiefe Spur nicht blos in der Laufbahn des Künstlers und der Entwicklungsgeschichte der heimischen Kunst, sondern auch in Wiens hauptstädtischem und Oestreichs staatlichem Leben zurücklassen wird.

Bei dem Feste, welches die Stadt Wien als berufene Dolmetschin der Gefühle und Gesinnungen aller Völker des Kaiserstaates heute begangen hat, muthete es uns an, als sei endlich einmal der Bann grämlicher Sorge gebrochen, welcher seit dem wirthschaftlichen Zusammenbruche vor sechs Jahren die Gemüther niedergehalten und verbittert, die Unternehmungslust erstickt, das Vertrauen auf eine bessere Zukunft geraubt hatte; als sei der düstere Dämon des Zweifelns und Schwarzsehens aus dem Felde geschlagen von dem echtesten und treuesten Schutzengel des Oestreichers, jenem leichten, frohen Sinn, der diese Bevölkerungen schon so oft an schwindelnden Abgründen glücklich vorbeigeführt hat. Und in dem Einen Hochgefühl der Huldigung für das Kaiserhaus, in dem Einen Gedanken, daß es eine Feier des höchsten Symbols der Zusammengehörigkeit und Eintracht aller Völker des Reiches gelte, schien beschwichtigt und begraben der langjährige Hader um die Ansprüche und Rechte der Einzelnen, der Groll derjenigen, welche, sich verkürzt wähnend, seither die öffentliche Bühne mieden, und die Anmaßung derjenigen, welche die Geduld und Gutmüthigkeit der Deutschen mißbrauchend allein den ganzen Vordergrund einnehmen wollten. Ist es doch ein Wort von festlichstem Klange, wenn der bekannte Czechenführer Rieger im Vorzimmer des Kaisers einem deutschen Abgeordneten zuruft: „Auf Wiedersehen im Reichsrathe!" Und der ungarische Dichter Jokai nennt in einer öffentlichen Festgesellschaft den Tag einen Tag der Freude, da Deutsche und Ungarn wieder zusammengeführt werden, und sich von der „partiellen" Vaterlandsliebe zur Vaterlandsliebe für die ganze Monarchie aufschwingen.

In Wahrheit, solche Wunder, die noch vor kurzem Niemand für möglich gehalten hätte, konnten sich nur vollziehen auf dem Boden Wiens, der altehrwürdigen Hauptstadt des Reiches, der durch alle Reize der Cultur unserer Zeit verjüngten Weltstadt, der trotz aller Beimischung zweifelhafter Bestandtheile grunddeutschen Stadt, die wie kaum eine andere draußen im Reich und wie keine andere im Kaiserstaate sich seit grauer Vorzeit als Vorort und Hort deutscher, d. h. allgemein menschlicher Gesittung, Kunst, Wissenschaft und Gewerbstüchtigkeit berühmen kann. In einem herzerhebenden Schauspiel trat einmal den Völkern, die dieses weite Reich bewohnen, wieder vor Augen, was bereits zur Zeit des „letzten Ritters" die mächtige Donaustadt für sie bedeutet hatte und was sie noch heute für sie bedeutet. Das ist noch das unverfälschte Bürgerthum Wiens, das in dem heutigen Festzuge an uns vorüberschritt; nicht der trübe Mischmasch, der uns aus Polen und von der untern Donau zuwächst und der allerdings dem oberflächlichen Beobachter unser öffentliches Leben zu beherrschen scheint, sondern der alte, lebensfrohe, biderbe Stamm, dessen Altvordern einst aus Bayern und Schwaben die Donau herabgeschwommen, Männer, stolz auf die friedliche Arbeit ihrer Hände, tüchtig, Wehr und Waffen zu tragen, am Tage des Festes froh ihre Pracht entfaltend und sich mit Behagen am Schauen holder Frauengestalten vergnügend.

Besser konnte diese Herrlichkeit deutscher Bürgerkraft sich nicht darstellen als in dem für den Festzug gewählten Gewande des sechzehnten Jahrhunderts mit seiner unendlichen Mannichfaltigkeit und künstlerischen Harmonie in Waffen, Geräthen, Geschirren, Wagen, Verzierungen, Abzeichen der verschiedenen Gewerke und Innungen. Und die Bürger, welche den neuesten „Prangzug" der Stadt Wien in solcher Weise ausführten, konnten nicht besser vor den Augen der Fremden den wiederbelebten künstlerischen Sinn bezeugen, der sie, allen Andern voran, schon ihre Häuser, ihre Wohnungen, die Geräthe des täglichen Lebens wieder nach den Mustern und Gesetzen eines geläuterten Geschmackes zu bestellen trieb. Der Meister aber, der den Ruf an sie ergehen ließ und seine eigene schöpferische Thätigkeit aus dem Atelier in die Straßen der Stadt verlegte, mag sich noch mehr als durch das äußerliche Gelingen seines Unternehmens, durch die Gewißheit belohnt fühlen, daß er eine Saat, die nicht mehr untergehen wird, ausgestreut und in jedem Mitwirkenden einen Bundesgenossen für fernere Wettkämpfe um den Preis des Schönen geworben hat.

Wir hatten zur Zeit, da sein Bild „Karls V. Einzug in Antwerpen" noch auf der Staffelei stand, in Makarts Atelier ein Costumfest gefeiert, zu dessen Verherrlichung Mosenthal — es war des Dichters Schwanengesang — u. A. folgende Verse dichtete:

Hier seht ihr sie im Bilde,
Die Stadt in ihrem Glanz,
Der Bürger stolze Gilde,
Der Frauen holden Kranz;
Gewebe Indiens prangen
Bei Flanderns Blumenflor,
Den Kaiser zu empfangen
Dort vor Antwerpens Thor. —

Der Blumen üpp'ge Garben,
Sie duften frisch gepflückt;
Die Symphonie der Farben
Berauschet und entzückt.

Und Rubens blickt, der Meister,
Herab aus seinem Glanz.
„Beschwörst du meine Geister,"
Spricht er, „du kleiner Hans?
Du bist auf rechter Fährte,
Erstrebt ist halb erreicht;
Doch warte nur, ich werde
Dir helfen, wie mir deucht." —

Was Pinsel und Palette
Im Bilde dir verklärt,
Das komm' heut' um die Wette
Als Gast an deinen Herd!

Die Fürstin mit dem Kranze,
Die Schöffen und der Rath,
Der Krieger mit der Lanze,
Die Bürgersfrau im Staat,
Der Künstler edle Gilde,
Der holden Mägdlein Reih'n,
Was du gemalt im Bilde,
Soll heut lebendig sein!

Die Erinnerung an jenes Costumfest im kleineren Kreise, an Rubens und die glänzenden Feste zu Ehren des Malerfürsten in der Scheldestadt, war uns denn auch lebendig gegenwärtig, als sich die Fülle der Gruppen des heutigen Festzuges vor uns entrollte. Wer nicht selber Augenzeuge war, dem wird auch keine Feder dies wunderbare Bild in allen Zügen schildern können. Die Augenzeugen aber wußten nicht, sollten sie mehr staunen über den großartigen Entwurf des Ganzen oder über die Sorgfalt, womit jedes Einzelnste ausgestattet und dem Ganzen passend eingefügt war; über den Geschmack der Anordnung oder die unendliche Fülle der Gebilde; über die sichere Auswahl des kunst- und culturgeschichtlich Passenden und Richtigen oder über die schöpferische Phantasie, der ungesucht tausend Mittel der Allegorie und Symbolik zu Gebote standen, um die gewöhnlichsten Verrichtungen des handwerklichen Lebens zu adeln und Erfindungen unserer Zeit, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, stilgerecht in den Rahmen des Renaissancebildes zu fassen; über die Denkkraft, die wie spielend die schwierigsten Aufgaben löste, oder über die frische Laune, welche einen heitern Schimmer auch über das Trockenste und Nüchternste ausgoß; über die sachverständige Beherrschung der verschiedenartigsten menschlichen Thätigkeiten oder über den künstlerischen Blick, dem alle Farben und all der bunte Glanz zur herrlichsten Gesammtwirkung zusammenstimmten.

Hat man von Raphael gesagt, er wäre das größte malerische Genie gewesen, auch wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden, so haben wir mehr als einmal aus dem Munde bei den Festzugsarbeiten beschäftigter Handwerker, Techniker, Architekten, Bildhauer die Aeußerung vernommen, es sei eigentlich schade, daß Makart ein Maler geworden, einen so richtigen Blick und eine so sichere Hand besitze er gerade für ihr eigenes Fach. Dieser Gabe der Geschicklichkeit im Großen und im Kleinsten steht zur Seite der Eifer, alles einmal Angefangene zum besten Ende zu führen. Der große Kleiderkünstler Worth könnte Makart um die Sicherheit und den Geschmack beneiden, womit er, wenn die Noth an den Mann geht, ein historisches Frauencostum zuschneidet oder auch gelegentlich eine moderne Toilette entwirft. Mit einem Druck der Hand versteht er das Haargebäude einer Frau in schöne Ordnung zu bringen. Er tritt in eine Wiese und stellt dir im Nu aus Feldblumen einen Strauß zusammen, wie ihn der geübteste Kunstgärtner nicht schöner winden könnte. Und wenn er im Croquetspiel seine Gegner besiegt oder auf der Kegelbahn eine schwere Figur glücklich herausgekegelt hat, so empfindet er darüber kaum eine geringere Genugthuung als über den Erfolg eines großen Gemäldes. Mit Verwunderung sahen die ihn nicht kannten, wie er in den letzten heißen Vorbereitungsstunden hier einen Bildhauer, der mit dem Modelliren nicht zurecht kam, in der Arbeit ablöste, dort einem Architekten seine steifen Linien verbesserte, dann einem Tapezier, der bei der Ausschmückung der Festwagen sich keinen Rath wußte, aus der Noth half.

Freilich schien diese allseitige Geschicklichkeit, diese fast übermenschliche Arbeitskraft, diese Fähigkeit und dieser Eifer sich einer Sache ganz hinzugeben, selbst seinen nächsten Freunden, denen er um die Mitte des Februar den Plan seines Unternehmens entwickelte, noch keineswegs den Erfolg zu verbürgen. Man stellte ihm vor, die Noth der Zeit lasse nicht die Stimmung zu einem solchen Feste aufkommen; der Neid der Kunstgenossen, die Theilnahmlosigkeit der Menge werde tausend Schwierigkeiten schaffen, deren er nicht Herr werden könne; es werde unmöglich sein, mit einem Schlage die vielerlei andern Festprogramme zu verdrängen, für die schon offen und unter der Hand aufs Rührigste gewirkt werde. Aber die wohlgemeinten Einwürfe mußten verstummen, als Makart mit sieghafter Beredtsamkeit nun seine Gegengründe darlegte. Es mag, beiläufig bemerkt, denjenigen, zu welchen die Fabel von Makart dem „Schweiger" gedrungen ist, sonderbar vorkommen, von seiner Beredtsamkeit sprechen zu hören. Allein wenn derselbe auch in den langweiligen Salons unseres Adels oder bei den Schmausereien unserer Finanzbarone, die er als Wunderthier zieren soll, den Mund kaum zu öffnen pflegt, und wenn er auch nur langsam und sich häufig wiederholend spricht, so findet er doch meist einen überraschend richtigen Ausdruck, um seine Gedanken klar zu machen; und ich möchte den sehen, der ihm das Wort wieder zu entreißen vermöchte, wenn er im vertrauten Kreise auf einen Gegenstand gekommen ist, der ihm wirklich Theilnahme einflößt.

In unserem Falle war denn seine Beweisführung eine überzeugend einfache und auf die Kenntniß der Menschen im Allgemeinen und der Wiener im Besondern gegründete. Er meinte nämlich, die Wiener Bürger werden schließlich doch einmal wieder gerne von etwas Anderem reden hören als immer nur von der schweren Noth der Zeit; ein edler Wetteifer werde unter ihnen entbrennen, wenn sie sehen, daß sie zur Mitwirkung an einem schönen, in seiner Art einzigen Unternehmen geladen werden; und auch der griesgrämigste Sparer werde begreifen, es könne nicht der Schaden Wiens sein, wenn durch das Fest hundert Gewerbe in Thätigkeit gesetzt und viele tausend Fremde in die Stadt gelockt werden. Schließlich gebe es aus dem Wirrsal sich durchkreuzender Programme, bei denen Eigenliebe, Besserwissen, Ehrsucht Einzelner oft eine größere Rolle spiele, als Geschmack, Wissen und Theilnahme für das Allgemeine, keinen besseren Ausweg, als den Leuten ein schon fertiges, in seinen Hauptzügen klares, einheitliches Programm in künstlerischer Form vorzulegen. Gesagt, gethan!

In weniger als Monatsfrist schuf er dieses Programm in Gestalt von mehr als dreißig großen Skizzen. Die von Figuren, Festzeichen, Ornamenten, Emblemen strotzenden, nach einem bestimmten Gesammtplan gedachten und dabei doch in reichster Mannichfaltigkeit gehaltenen Entwürfe quollen ihm förmlich aus der Hand. Er malte und zeichnete an zwei, drei Skizzen zugleich, warf hier mit ein paar Strichen ein Pferd, dort eine allegorische Figur, hier einen Festwagen hin. Ueber zwei Dutzend Festwagen hat der Mann allein componirt, jeden nach dem Bedürfniß der Gruppe, der er gewidmet war, und jeden bei aller sonst frei waltenden Phantasie genau im Stil der Renaissance. Dazwischen schenkte er Hunderten Gehör, die ihn mit ganz absonderlichen Plänen oder Wünschen behelligten, nahm er Theil an den Berathungen der Künstlergenossenschaft, des Festausschusses, der einzelnen Festgruppen, empfing er die Besuche niedriger und hoher Neugieriger, stand er dem Gemeinderath Rede, bekämpfte er gegnerische Meinungen, die ihn bis zuletzt heimsuchten, und legte er zu gutem Ende bei der Ausführung seiner Entwürfe selbst überall Hand an. Der Sieg war eigentlich schon gewonnen, als ein Theil seiner Entwürfe, noch farbenfeucht, im Rathhaus zur Ausstellung kam. Des Dichters Wort: „Erstrebt

ist halb erreicht" und des Künstlers Voraussicht war bestätigt. Vielen wurde jetzt erst recht klar, was eigentlich bezweckt sei; der Widerspruchsgeist fing an zu schweigen, sichtlich gewann das Interesse für das vom Künstler hingestellte Programm immer weitere Kreise und täglich meldeten sich neue Gruppen zur Theilnahme an dem Festzuge. Das echt künstlerische, oder wenn man will fast kindliche Selbstvertrauen, das die Dornen und Steine am Wege nicht sieht oder nicht sehen will, hatte auch diesmal Makart nicht betrogen: der künstlerische Festzug kam zu Stande, wie er ihn sich, zunächst ohne Rücksicht auf politische und sociale Beweggründe, als eine Art kolossalen lebenden Bildes der Huldigung der Wiener Bürgerschaft in allen ihren Ständen gedacht. Wie aber des echten Dichters Wort meist in weitere Ferne trägt, als er unmittelbar gemeint, so ist auch des Künstlers Werk zu einer allgemeinen Bedeutung herangewachsen, die wir heute vielleicht noch nicht in ihrem ganzen Umfang ermessen können.

Makarts Leben und Laufbahn ist eine fortlaufende Reihe solcher Erfolge seines Selbstvertrauens, solcher Erfolge, die ihn weit über das unmittelbar vorgesetzte Ziel hinaus förderten. Der Sohn eines armen Schloßdieners in Salzburg geht er, kaum erst zum Jüngling herangewachsen, nach München, um bei Piloty malen zu lernen. Denn daß er ein Maler werden würde, wußte er schon als vierjähriger Knabe, da er tagelang Landschaften und Gestalten zeichnete; einige dieser Zeichnungen hat seine Mutter vor dem Untergang bewahrt. Als Schüler, zu einer Zeit, da ein Anderer noch kaum den Pinsel in die Hand zu nehmen gewagt hätte, malt er ein Bild, das Kaulbach so verblüfft, daß er dasselbe mit den Worten kauft: „Wer dies gemacht, wird entweder ein Narr oder ein großer Maler." Es war eigentlich nur eine große Leinwand, mit allerlei Roth bemalt; aber so gewaltig war die Gluth, so gewinnend die Harmonie der Farbe, daß unser größter Gedankenmaler sich willig dem sinnlichen Zauber gefangen gab, der diesem Erstlingswerk entströmte. Seiner Zukunft nun völlig sicher, verwandte Makart den ganzen Erlös dieses Bildes dazu, die Mutter aus niedriger Lage zu befreien. Und heute ist die alte freundliche Frau, die einst, zum Aerger der Gevatterinnen, unter den grausamsten Schicksalsschlägen der Familie nicht aufhörte, ihr Stübchen mit munterem Gesang und ihre Fenster mit schönen Blumen zu füllen, Zeugin des Ruhms, den ihr Hans im Lauf von anderthalb Jahrzehnten mit mehr als achtzig großen Gemälden sich erworben. Wenn wir bei den Symposien im Atelier ihres Sohnes die behäbige Greisin schalten und walten sehen und uns von ihrem Leben erzählen lassen, drängt sich uns der Gedanke auf, daß sie es ist, die dem Künstler das kostbarste Erbtheil auf seinen Weg mitgegeben, die unerschütterliche Frohnatur und den Gleichmuth, der nur ein Lächeln hat für den Neid der Feinde wie für die Sorge der Freunde. Nur mit diesen seltenen Gütern ausgestattet, konnte er es wagen, statt auf der Schulbank auszuharren, ganz seinen eigenen Weg zu wandeln, in unablässigem Schaffen selbst zu lernen, gleichgültig gegen das verfrühte Lob einseitiger Bewunderer wie gegen die Kritiker, die über seine Verirrungen zeterten und ihm jede Zukunft absprachen. Den Mangel an Schulbildung ersetzte er mehr und mehr durch Reisen nach den alten Stätten der Kunst; und wir möchten bezweifeln, ob heute einer unserer Professoren der Aesthetik und Kunstgeschichte, der aus zwanzig älteren ein neues Buch zusammengeschrieben, sich mit Makart in Sicherheit des Kunsturtheils und Kenntniß der verschiedenen Künste und Kunstepochen zu messen vermöchte, ob irgend ein zeitgenössischer Künstler sich über seine eigenthümliche Begabung und seinen eigenthümlichen Beruf klarer sei als Makart. Seit Rubens ist wohl kein Künstler die Zielscheibe so hämischer Nachrede gewesen wie Makart. Aber er hat nur das Schweigen der Verachtung, wenn heute ein liebenswürdiger Genosse das Gerücht ausspreng, er habe die Kunstschätze seines Ateliers verpfänden müssen; wenn morgen ein Kritiker seine Schöpfungen vom Standpunkt einer spießbürgerlichen Moral verdammt; wenn man ihn mit dem albernen Märchen, Frauen aus dem Adel und der Bürgerschaft Wiens hätten ihm zu seinen nackten Figuren Modell gestanden, als den Hohenpriester der Liederlichkeit in dem Sodom und Gomorrha an der Donau verschmt; wenn man seinen Erfolg als Sache des Glücks, ihn selber hinstellt, als mehr von seinem Pinsel geführt, denn seinen Pinsel mit klarem Wollen und bestimmtem Gedanken führend. Der kleine Mann mit dem prächtigen großen Kopfe, der mächtig herausgearbeiteten Stirn, der starken Nase, dem scharfen Blick, der in dein innerstes Wesen einzudringen und deine Gedanken und Empfindungen, jeder Hülle entkleidet, zu schauen scheint, müßte schon durch sein äußeres Erscheinen bei der ersten Begegnung Jedem, der es nicht etwa bereits schwarz auf weiß gesehen hat, daß er nichts sei als ein unbewußtes, eitles, verwöhntes Glückskind, den Eindruck eines bedeutenden Menschen und Menschenbeobachters, eines Mannes von entschiedener Denk- und Willenskraft machen. Statt freilich Einspruch dagegen zu erheben, daß gelegentlich ein zu Grund gerichteter Kunstliebhaber ein flüchtig und freskenhaft hingeworfenes Plafondgemälde von ihm herabnimmt, in einzelne Bilder zerlegt, diesen mehr oder weniger pomphafte Namen gibt, sie als sein neuestes Erzeugniß auf den Kunstmarkt wirft und der Kritik zum Zerreißen überliefert; statt sich etwa, wie bei seinem Karl V. so leicht gewesen wäre, nachträglich dazu zu bequemen, der selbsterkannten Mangelhaftigkeit der Perspective durch Eintragung einiger architektonischer Striche abzuhelfen, strebt er, ohne zurückzuschauen, nur rastlos vorwärts und verwirrt die Gegner, besiegt die Sorge der Wohlgesinnten durch immer neue, vollkommenere Werke.

So hat sich schon seit geraumer Zeit die Ausstellung jedes neuen Makart'schen Werkes zu einer neuen Offenbarung seines Talentes, zu einem wahren Fest nicht blos für wenige Kunstfreunde, sondern für Jedermann gestaltet. Beim Namen Makarts mehr als bei jedem andern ist sich der Oestreicher bewußt geworden, daß er wenigstens auf dem Gebiete der Kunst mit dem vielleicht an streng wissenschaftlichen Leistungen, an Kriegsmacht und Führung des Staatswesens überlegenen Ausland wetteifern; daß er den noch jüngst von einem französischen Akademiker gegen die deutsche Cultur erhobenen allgemeinen Vorwurf der Unliebenswürdigkeit und Schwerfälligkeit in seinem Theile wenigstens durch den Cultus einer zu den Sinnen sprechenden, die Phantasie belebenden, heitern, gefälligen Kunst widerlegen kann. „Wissenschaft ist Macht", hatte einst ein östreichischer Staatsmann verkündet; aber die vielen Lehrkräfte, die sich die Regierung bekanntlich mit genug schwerem Herzen immer noch dem Ausland zu entlehnen entschließen muß, könnten als Beweis angeführt werden, daß diese Macht hier zu Lande keine unbedingt autochthone sei. Kunst ist aber auch eine Macht. Und hier kann der Oestreicher ganz auf eigenen Füßen stehen. In Oestreich strahlt eine Plejade von Künstlernamen allerersten europäischen Ranges und der heutige Tag hat uns ein Volksthum schauen lassen, durchtränkt von künstlerischem Wesen, fähig auf Künstlergedanken einzugehen und sich der höchsten künstlerischen Begeisterung hinzugeben. Und wenn Kaiser Franz Joseph, wie er sich ausdrückt, den heutigen Festzug nur gestattete, um seine warme Theilnahme für die Entwicklung des Gewerbfleißes und der schönen Künste zu bekunden, so hat ihm zum Danke die Kunst am heutigen Tage in einem unvergeßlichen Bilde dargethan, daß ihr eine unschätzbare Macht innewohnt, die Völker zu gemeinschaftlichem Fühlen und Thun zu verbinden, die Gemüther zu sänftigen und zu versöhnen, die Gegensätze der Gesellschaft und Race zu verwischen. Die Erkenntniß dieser Macht und der Nothwendigkeit, dieselbe noch in viel weiterem Geiste als seither zu hegen und zu fördern, mag wohl eine dauernde Frucht dieses Tages bleiben.

„Ich kenne Makart nicht," sagte eine in den amtlichen Kunstsachen hochmögende Persönlichkeit vor einigen Monaten noch zu einem Standesgenossen. Der Letztere hatte gemeint, es wäre vielleicht geziemend, „Karls V. Einzug in Antwerpen" für die Staatsgalerie zu kaufen, nachdem der Künstler den von einem Privatmann angebotenen Preis von 75,000 Gulden ausgeschlagen hatte, weil daran die Bedingung geknüpft war, das Bild nicht unter den übrigen östreichischen Bildern auf die Pariser Weltausstellung zu schicken; er hatte auch gemeint, es wäre vielleicht geziemend, Makart wenigstens durch eine entsprechende

Ordensauszeichnung zu ehren, nachdem derselbe von Frankreich die Ehrenlegion und die große Medaille und nachdem der Ungar Muncacsy zu diesen beiden letzteren den Orden der eisernen Krone erhalten hatte. Dem Künstler selbst ist es begreiflicherweise ebenso gleichgültig wie der übrigen Welt, daß an seinen Namen jener Rittertitel geknüpft werde, der außer einer Legion von reich gewordenen Börsenmännern Künstler wie einen Blaas, Engerth, Friedlaender schmückt. Aber um so bedauerlicher bleibt es für den Oestreicher, um so unbegreiflicher für den Ausländer, daß nun auch das den großen Habsburger Karl V. verherrlichende Gemälde, allerdings gleichzeitig mit Defreggers Andreas Hofer, den Weg in die Fremde antreten mußte. Die Katharina Cornaro ziert das Berliner, die Kleopatra Makarts das Stuttgarter Staatsmuseum, seine Ariadne befindet sich in England. In den hiesigen Staatssammlungen sucht man vergebens eines jener großen Bilder, welche als bleibende Marksteine in der Entwicklungsgeschichte der östreichischen Kunst während der zwei letzten Jahrzehnte gelten werden. Da man am Hof und bei der Regierung sich allzulang nicht von der Anschauung losmachen konnte, es komme bei der Kunstpflege nicht sowohl darauf an, ein wirkliches Staatsinteresse wahrzunehmen als Gnaden an bedürftige Künstler zu spenden, so wurden jährlich Summen zersplittert, die, verständiger angewandt, hingereicht hätten, die Staatssammlungen mit allen jenen Werken auszustatten, in welchen die wahren Kunstbestrebungen der Zeit ausgeprägt sind, während jetzt die um Gottes Barmherzigkeit Willen angekaufte Menge werthloser Bilder hier und dort in abgelegenen Galeriewinkeln versteckt werden muß und nur einer Schaar vielleicht gutgesinnter aber untüchtiger Kunstpfründner die Möglichkeit geboten wird, unter Berufung auf die ihnen zu Theil gewordene hohe Gunst die Aufnahme in die Jahresausstellungen zu erzwingen und die Betheiligung an den letzteren dem echten und sich selbst achtenden Künstler zu verleiden.

Nachdem man nun wohl auch in den höchsten Hof- und Beamtenkreisen Makart und seine Mitstrebenden heute „kennen" gelernt und es als ersprießlich eingesehen haben wird, von ihren Leistungen Kenntniß zu nehmen, ist zu hoffen, daß die Staatsverwaltung im Sinne der kürzlich von der Akademie und der Künstlergenossenschaft beim Reichsrath eingereichten Bittschrift eine verständige, planmäßige Pflege der Kunst nach dem Beispiele Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Hollands als wichtige Aufgabe betrachten und auf dem Weg fortfahren werde, der mit der Gründung der Akademie der bildenden Künste und des Kunstgewerbemuseums so erfolgreich betreten worden. Und an dem heutigen Festtage, da sich unter die Gruppen der Bürger die Hausherren der Grafen- und Fürstenpaläste Wiens mischten, ist wohl auch die Hoffnung erlaubt, daß der Adel Oestreichs, nachdem einmal die chinesische Mauer durchbrochen ist, hinter der er sich, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, seit lange von allen edleren Bestrebungen der Nation abgeschlossen hatte, nicht mehr in die stumpfsinnige Theilnahmlosigkeit, über welche jene Bittschrift der Künstlerschaft klagte, zurückversinken, sondern die großen Traditionen der Liechtensteine, Harrache, Czernine, Schönborne und Anderer wieder aufnehmen werde.

Wien. Wilhelm Lauser.

Russische Mädchenerziehung.

Von Borealis.

„Eine gute Erziehung erhalten junge Mädchen bekanntlich in Pensionaten. In russischen Mädchenpensionaten aber werden, wie gleichfalls bekannt, drei Dinge für die Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden angesehen: die französische Sprache, welche für das häusliche Glück unentbehrlich ist, das Klavierspiel, dazu bestimmt, dem künftigen Gatten eine angenehme Unterhaltung zu bieten und endlich die Kunst der Wirthschaftlichkeit, d. h. die Fähigkeit zum Sticken von Börsen und anderen Gegenständen der Ueberraschung. — In der Vervollkommnung der Erziehungsmethode hat unsere Neuzeit sich besonders erfinderisch bewiesen. Es wird in einer Pension zuerst das Klavierspiel, dann das Französische und zuletzt das wirthschaftliche Gebiet angebaut, — in einer anderen macht man mit dem Sticken von Börsen den Anfang, um sodann zum Französischen und zuletzt zum Klavierspiel überzugehen u. s. w. Es gibt der Methoden eben viele."

Als Gogol diese Bemerkungen in seinem berühmten, 1842 erschienenen Roman „Todte Seelen" niederlegte, waren dieselben noch wörtlich zu nehmen. Die Fürsorge des russischen Staats für den höheren weiblichen Unterricht beschränkte sich damals auf eine Anzahl von Anstalten, die ausschließlich Gliedern der höheren Stände und auch diesen nur unter der Bedingung zugänglich waren, daß die Eltern die Erziehung ihrer Töchter für eine Reihe von Jahren vollständig außer Händen gaben. In die Erziehungsanstalt des Smolnaklosters und in das Katharineninstitut zu St. Petersburg wurden ausschließlich junge Mädchen adliger Herkunft aufgenommen, deren Väter im Civil- oder Militärdienst höhere Stellungen oder „besondere Verdienste" erworben hatten; dasselbe galt von dem Katharinenstift zu Moskau und von dem adligen Fräuleinstift in Charkow. Bürgerlichen Mädchen wurde das Glück, „auf Kosten der Krone" und unter dem Protectorat J. M. der Kaiserin erzogen zu werden, nur zu Theil, wenn sie in dem Alexanderinstitut zu Moskau oder in dem St. Petersburger Erziehungshause (wosspitatelni dom), einer ungeheuren Anstalt für Findelkinder Aufnahme fanden. Der Rest war wesentlich sich selbst überlassen und mußte entweder auf alle höhere Bildung verzichten oder zu Pensionaten vom Zuschnitt derjenigen seine Zuflucht nehmen, welche der Gogol'sche Roman im Auge hat.—Von diesen Privaterziehungsanstalten waren die kaiserlichen Institute nur durch die Eigenthümlichkeit ihrer Disciplinarvorschriften und durch das Programm verschieden. Das Reglement machte zum Gesetz, daß die Schülerinnen die Räume des Instituts, in welches sie als kleine Kinder eintreten mußten, niemals, auch nicht während der Ferien verlassen durften, daß sie ohne Unterschied des Alters in eine affectirt kindische Tracht gesteckt wurden und in dieser Sonntag Vormittags an dem zum Besuch versammelten Publicum paarweise vorüberdefilirten. Das Programm schrieb die Unterweisung in allen möglichen und unmöglichen Künsten und Wissenschaften vor und sorgte im Uebrigen dafür, daß die jungen Damen bei der „Auslassung" dem bürgerlichen Leben vollständig entfremdet und ausschließlich als anspruchsvolle Salonfiguren zu verwenden waren. In dieser Rücksicht wurde eine so löbliche Gleichheit beobachtet, daß die zu künftigen Erzieherinnen bestimmten Mädchen von denjenigen, welche in der Verzierung der „Gesellschaft" ihren Lebensberuf suchen sollten, kaum zu unterscheiden waren: beide Kategorien hatten dieselbe „Tournure", sprachen dasselbe Französisch, begingen beim Schreiben dieser und der übrigen Sprachen dieselben orthographischen Fehler, stickten dieselben Börsen, spielten die nämlichen Field'schen Nocturnes und Chopin'schen Mazurken und bedienten sich (wenn sie Stimmmittel besaßen) bei dem Vortrag der Warlamow'schen Romanzen vom „Rothen Sarafan" und vom „Dreigespann" der nämlichen falschen Noten. Die erworbenen Diplome über eine wohlbestandene Prüfung stuften sich in verschiedene Grade der Vollkommenheit ab, bezeugten aber gleichmäßig, daß ihre Inhaberinnen drei Sprachen, ebenso viele Künste und außerdem sämmtliche Gebiete naturgeschichtlichen und historischen Wissens souverän beherrschten. Ueber das Maß dessen, was die auf der obersten Stufe der Vollkommenheit (Diplom Nr. I) gelangten Institutsfräulein an Kenntnissen erworben haben mußten, vermag der Verfasser nur Vermuthungen anzustellen: von einer Dame, welche in dem hochberühmten Smolnakloster den zweiten Grad erworben, ist ihm wiederholt darüber geklagt worden, daß ihr der Unterschied zwischen Viertheilen und Drittheilen nie recht klar geworden und daß sie außerordentliche Mühe gehabt habe, Moses und Napoleon auseinander zu halten. „Ils ont donc été tous les deux en Egypte!" fügte die liebe Unschuld erläuternd hinzu. — In Sachen des Geschmacks, d. h. des Toilettengeschmacks, entwickelten diese Schützlinge J. M. der Kaiserin dafür die erstaunlichsten Fähigkeiten und Kenntnisse: das in

geschmacklosem grauem Kinderkleide und hoher weißer Schürze verbrachte Jahrzehnt war offenbar nur der Vorbereitung auf diesen wichtigen Punkt gewidmet gewesen. — Künstlich von dem wirklichen Leben und namentlich von jeder Berührung mit Männern abgesperrt, pflegten die entlassenen Töchter der kaiserlichen Institute sich mit dem Heißhunger junger Fliegen auf die Freuden der Geselligkeit zu stürzen und das Versäumte so gründlich nachzuholen, daß sie gewöhnlich schon nach wenigen Wochen von den Veteraninnen des Salons nicht mehr zu unterscheiden waren und daß man zuweilen hätte glauben können, die auf zwei jährliche Besuche der kaiserlichen Beschützerin beschränkt gewesenen Berührungen zwischen dem Institute und dem Allerhöchsten Hofe seien alltägliche gewesen.

Der von diesen Staatsanstalten ausgeschlossene Theil des weiblichen Geschlechts, d. h. die ungeheure Mehrheit, war bis vor fünfzehn Jahren auf die Unterweisung von Hauslehrerinnen (Gouvernanten) und auf den Besuch der erwähnten Privatpensionate angewiesen. Die Leistungen der gewöhnlichen Elementarschulen, blieben auch hinter den bescheidensten Ansprüchen so weit zurück daß sie für den Adel und den mittleren Beamtenstand nicht in Betracht kamen und daß diesem nichts als die Privaterziehung übrig blieb. Durch die Gesetze vom 19. Januar 1812, vom 4. August 1828, vom 12. Juni 1831 und 1. Juli 1834 waren für Männer und Frauen, die sich der Privaterziehung widmen wollten, besondere Prüfungen, Bildungs- und Führungsnachweise vorgeschrieben worden; da die Nachfrage das Angebot gewöhnlich übertraf, wurde es mit der Innehaltung dieser Vorschriften aber nicht allzu genau genommen. Neben den examinirten Gouvernanten russischer und deutscher Herkunft (die ersteren hatten gewöhnlich die „Institutserziehung" erhalten, die letzteren entstammten den baltischen Provinzen, deutschen Familien der Newaresidenz oder dem Norden Deutschlands) spielten Schweizerinnen und Französinnen, bei denen die correcte Aussprache ihres heimischen Idioms die Stelle aller übrigen für Erzieherinnen wünschenswerthen Qualitäten vertrat, gewöhnlich die Hauptrolle. Besonders beliebt waren ausrangirte Tänzerinnen und Schauspielerinnen, weil Personen dieser Kategorien sich in Bezug auf Tournure, Unterhaltungsgabe und „esprit de conduite" gewöhnlich brauchbarer zeigten, als die pedantischen Deutschen und die schwerfälligen Schweizerinnen aus Waadtland oder Neufchâtel — zeitweise kamen auch Engländerinnen in die Mode. In vornehmen Häusern brachte man es häufig dazu, gleichzeitig Repräsentantinnen aller drei genannten Nationalitäten für den häuslichen Unterricht heranzuziehen — der Provinzialadel war froh, wenn er irgend eine französisch redende Gouvernante auftrieb und pflegte es in dieser Rücksicht ebenso wenig genau zu nehmen, wie auf anderen Gebieten. — Puschkins Behauptung:

„Wir lernten Alle ein Mal Etwas,
Doch frage Niemand wo und wie,"

hatte unter dem alten Regime für das weibliche Geschlecht eine noch weitergehende Bedeutung, als für das männliche. Das Gouvernantenelend spielt darum in den hervorragenderen Romanen und Lustspielen der russischen Literatur eine stereotyp wiederkehrende Rolle, — die Unüberwindlichkeit der Verkehrsschwierigkeiten und die Unbildung der Eltern machten die Auswahl tüchtiger und gewissenhafter Erzieherinnen wenigstens in der Regel so gut wie unmöglich. Die Karolina Iwanowna der Pothechin'schen Komödie „Otresanni lamot" und die zur Erzieherin erhobene Extänzerin der Turgenjéw'schen Erzählung „Rudin" (welche bei dem Klang des Wortes amour emporfährt und die Ohren spitzt wie ein ausrangirtes Dragonerpferd beim Ton der Trompete thut), sind die Typen des russischen Gouvernantenthums vergangener Tage und haben erst im Verlauf der letzten Jahrzehnte einem anders gearteten Geschlechte Platz gemacht.*)

*) „In möglichst großer Zahl, für möglichst wenig Geld
Wird eine Schaar von Lehrern angestellt,
Man folgt hier, wie in andern Dingen,
Dem Wahn: Die Masse muß es bringen!
— — — — — — — — — — —
Man schreibt uns vor bei schweren Strafen,
Daß für Historiker und Geographen
Wir all' die guten Leute nehmen,
Die sich zum Lehramt just bequemen."
Gribojedow, „Leiden wegen Verstand", Act 1, Sc. 7.

Bevor von diesem die Rede sein kann, muß nochmals auf die Privatpensionate zurückgegangen werden, welche schon wegen ihrer großen Anzahl und wegen der Unzugänglichkeit ausländischer Institute in dem alten Rußland die Hauptrolle spielten. — Die altrussische, erst durch Peter den Großen gebrochene Nationaltradition sperrte die Frauen nach orientalischer Weise von aller Gesellschaft und darum auch von aller Bildung ab. Hie und da ließ ein besonders erleuchteter Bojar seine Töchter durch einen Popen oder Kirchendiener in den Elementen unterrichten — Regel war, daß die Mädchen gar nichts lernten. Als der Despotismus des eisernen Zaren dieses Herkommen brach und von beiden Geschlechtern eine gewisse Theilnahme an der westeuropäischen Bildung verlangte, verstand sich von selbst, daß Ausländer und Ausländerinnen das Geschäft dieser Vermittelung übernahmen. Die erwähnten Staatsinstitute traten erst unter Katharina II. ins Leben, — bis dahin gab es keine andern Erziehungsanstalten für adlige Mädchen, als private, welche mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Landadels zumeist Internate waren, Anfangs nur in Petersburg und Moskau bestanden und sich erst allmählich auf die Provinzialstädte ausbreiteten. Die berühmtesten dieser Anstalten waren in den Händen von Franzosen und Französinnen. Das „ausgezeichnetste von zwanzig ähnlichen Pensionaten, die in den 90er Jahren zu Moskau bestanden", dasjenige des Forçeville'schen Ehepaars, hat Philipp Wigel in seinem für die russische Sittengeschichte unschätzbaren Memoirenwerk beschrieben. Diese Anstalt zerfiel in zwei Hälften, eine männliche und eine weibliche, welche von dem Ehepaar gemeinsam verwaltet wurden. Madame sorgte für das körperliche Wohl der Zöglinge, d. h. sie ließ dieselben in Unreinlichkeit verkommen, Monsieur war ein verlaufener Drechsler, in dessen Arbeitscabinet sich weder Bücher, noch Feder und Dinte befanden, der das Französische nur sehr incorrect sprach und, weil er den größten Theil seines Lebens in England zugebracht hatte, den Anglomanen spielte, übrigens weder in der englischen noch in einer anderen Sprache Unterricht zu ertheilen vermochte. „Was (etwa vom Tanz abgesehen) in dieser Anstalt gelernt wurde, vermag ich nicht anzugeben. Die Lehrer kamen und gingen und waren einzig darauf bedacht, ihre Stunden möglichst abzukürzen; unsere sogen. ausländischen Pensionen waren damals schlechter als die Elementarschulen und von diesen nur durch die Unterrichtssprache verschieden." — Zwanzig Jahre später wurde Alexander Herzens Cousine Tatjana Passek durch die bedrängten Vermögensverhältnisse ihres Vaters genöthigt, gemeinsam mit ihrer Stiefmutter ein „Institut" für Töchter in einer Provinzialstadt anzulegen. Ohne jede Vorbereitung übernahm die geschiedte, aber in der vornehmen Welt aufgewachsene und darum durchaus regellos gebildete Dame den Unterricht in der Geschichte, Geographie, französischen Sprache und Musik. „Ich machte es wie meine Stiefmutter," erzählt sie selbst in ihren Memoiren, „ich erzählte den Mädchen Geschichten aus der alten Historie mit moralischen Nutzanwendungen auf das praktische Leben; ich schilderte die Personen, Verhältnisse und Oertlichkeiten Griechenlands und Italiens so gut es eben ging und suchte mit Hülfe warmer, lebhafter Phantasie auszugleichen, was mir an Kenntnissen abging. Ich übernahm es sogar, die verschiedenen philosophischen Systeme der Alten kritisch zu erläutern, obgleich ich dieselben weder kannte noch verstand .... Mein Handbuch für griechische Geschichte und Geographie waren „Die Reisen des jungen Anacharsis". Natürlich fehlte es bei meinem Unterricht an jeder Art von Ordnung, System und Zusammenhang, Alles wurde bunt durcheinander geworfen und die Lebhaftigkeit meines Vortrages mußte für das Fehlende Ersatz leisten. — Als wir an die Geschichte Spartas kamen, begeisterten wir uns so glühend für die jungen Lace-

dämonierinnen, daß wir ihre abgehärtete Lebensweise nachzunahmen versuchten, — uns mit kaltem Wasser wuschen, mit bloßen Füßen spazieren gingen, körperliche Uebungen trieben, keinen Thee tranken und uns das Weinen abgewöhnten. Wenn ich daran zurückdenke, wundre ich mich noch jetzt, daß meine Schülerinnen bei diesen Erziehungsversuchen gesund geblieben sind. — Außer in den Wissenschaften mußte ich auch in den verschiedensten Künsten, im Pianofortespiel, im Zeichnen und im Tanz unterrichten; ich erfand Ballette und Komödien, die wir zu meinem und der Kinder Ergötzen aufführten." — Nicht ohne Interesse ist, daß die Dame, der wir diese freimüthigen Bekenntnisse verdanken, von den Jugendfreundinnen, mit welchen sie während ihrer Lehrerinnenjahre verkehrte (1827—1829) berichtet, dieselben hätten aus Ueberdruß an dem öden, leeren Salontreiben vielfach emancipatorische Neigungen verspürt, Männerkleider angelegt, Pferde getummelt und heimlich Wirthshäuser besucht und Champagnerkelche in die aristokratischen Händchen genommen.

Erscheinungen solcher Art gehörten in früherer Zeit indessen ebenso zu den Ausnahmen, wie Lehrerinnen, die nach Art der Frau Passek den Mangel an pädagogischer Sachkenntniß und Methode durch phantastischen Eifer zu ersetzen suchten. Die Regel war, daß Unkenntniß und Apathie Hand in Hand gingen und daß der Unterricht in den Mädchenpensionen sich auf die Abrichtung zu französischem Salongeschwätz und die übrigen von Gogol aufgezählten freien Künsten beschränkte. Wesentlich auf *diese* Artikel war die Nachfrage des aus Provinzialedelleuten, Beamten- und Offiziersfamilien zusammengesetzten Publicums gerichtet und dieser Nachfrage entsprach das Angebot. Im günstigsten Falle brachten die examinirten Lehrer und Lehrerinnen es dazu, daß ihren Schülerinnen ein gewisses Quantum todter Kenntnisse eingeprägt und eine Bildung beigebracht wurde, welche derjenigen entsprach, welche die verrufenen Cadettenhäuser der beiden Residenzen der männlichen Jugend zu Theil werden ließen. Eine besonders betrübliche Rolle spielte dabei derjenige Unterrichtsgegenstand, der in andern Ländern die Grundlage der gesammten weiblichen Erziehung zu bilden pflegt, — der Religionsunterricht. Die höhere, zuweilen wirklich gebildete Klasse, der Clerus der griechisch-orthodoxen Kirche, gehört bekanntlich dem von jeder Berührung mit der Laienwelt systematisch abgesperrten Mönchsthum an — Seelsorge und Jugendunterricht lagen und liegen fast ausschließlich in den Händen der sogen. weißen Geistlichkeit, d. h. der Popen. Den geistlosen Formelkram des griechischen Kirchenwesens zu beleben und sittlich fruchtbar zu machen, ist an und für sich eine außerordentlich schwierige Aufgabe: unlösbar war und ist dieselbe, so lange der berufene Träger derselben, in Unwissenheit, Armuth und knechtischer Abhängigkeit von den „schwarzen" (mönchischen) Vorgesetzten verkommt und eine gesellschaftliche Stellung einnimmt, welche ihn von der herrschenden und gebildeten Klasse ausschließt. Außerdem besteht zwischen dem morgenländischen Kirchenthum und der die russische Gesellschaft der höheren Stände beherrschenden occidentalen Bildung eine tiefe, unüberbrückbare Kluft; Sprache, Wissenschaft und Denkungsart des „Westens" sind gerade dem eifrigen, religiös erwärmten Theile der russischen Geistlichkeit bis in die neueste Zeit ein Gräuel geblieben. Geistliche und Weltliche der *gebildeten* Klassen leben in durchaus verschiedenen Welten; einem Popen, der den Versuch machen will, auf das Gemüthsleben der Kinder seiner vornehmeren Diöcesanen einzuwirken, stehen Schwierigkeiten gegenüber, deren Ueberwindung schon durch den äußeren Umstand ausgeschlossen ist, daß die Schüler den Lehrer außerhalb der Unterrichtsstunden nie zu Gesicht bekommen, daß Geistliche die Schwelle eines gebildeten Hauses nur höchst selten überschreiten und daß sie, wenn sie es dahin gebracht, gewöhnlich in den Vorzimmern bleiben. — So fehlte dem weiblichen Unterrichtswesen jedes ideale Moment, — Alles lief auf die Abrichtung für jene Welt des hohlen Scheins und der äußeren Erfolge hinaus, welche jede Vertiefung und Verinnerlichung als Pedanterie verhöhnte und die *Verzierung* der Existenz für die Hauptsache ansah. „Wir erziehen unsere Töchter," heißt es in der klassischen Gribojedow'schen Komödie „Leiden wegen Verstand", „als seien dieselben bestimmt, Gemahlinnen der Tanzmeister und Possenreißer zu werden, denen wir ihren Unterricht anvertrauen." — Dem Beispiel der entnationalisirten höchsten Schichten aber eiferte die Mittelklasse nach, — die Privatpensionen waren schlechte Copien der kaiserlichen Institute in Petersburg und Moskau, gerade wie die Gesellschaftszimmer des provinziellen Adels und Beamtenthums verfehlte Abklatsche der modischen Salons am Newski-Prospect (Petersburg) und an der Schmiedebrücke (Moskau) bildeten. — Der Bürgerstand mußte sich mit Elementarschulen begnügen, die sich grundsätzlich auf mehr als Schreiben, Lesen und die vier Species nicht einließen, in der gehörigen Anzahl aber nur in den größeren Städten anzutreffen waren, häufig ganz fehlten und von der Regierung so gut wie vollständig ignorirt wurden.

(Schluß folgt.)

Mephisto in Italien.

Venedig, 17. April.

Wer auf die Kunstjagd geht, an dem vollzieht sich das allgemein menschliche Gesetz, daß er oft nicht findet was er sucht, dafür aber bisweilen findet was er nicht gesucht hat. Als ich in den Osterferien mich aufmachte, um einige kunstgeschichtliche Streifzüge nach Oberitalien anzustellen, ließ ich mir nicht träumen, daß ich Veranlassung haben würde, den deutschen Lesern von einem neuen bedeutenden Werke italienischer Musik zu berichten. Ich weiß nicht, ob die Kunde von Boitos Mephistopheles schon nach Deutschland gedrungen ist; aber auf die Gefahr hin, post festum zu kommen und Eulen nach Athen zu tragen, will ich von dem Eindruck erzählen, welchen dieses tiefsinnig angelegte und großartig durchgeführte Werk auf mich gemacht hat.

Tiefsinnig und großartig? und das von moderner italienischer Musik? wird man fragen. Und doch ist es so, und die treffliche Aufführung, welche das Werk hier und während der Stagione in der Fenice erlebt, hat dasselbe, nachdem Bologna, Mailand und andere italienische Städte damit vorangegangen waren, auch hier bei einem Publicum eingebürgert, welches bis dahin, wie fast überall in Italien, mit der immer gehaltloser, seelenloser und schönheitsärmer gewordenen heimischen Musik sich begnügt hatte. So sehr Verdi den Versuch gemacht, durch schärfere Accente, dramatischere Belebung und gewaltsam gesteigerte Mittel der Oper in Italien neuen Reiz zu verleihen, so sind doch auch ihm nur bedingte Erfolge nachzurühmen, und bei der Richtung auf Effect um jeden Preis sind ihm die ehemaligen Vorzüge der italienischen Musik, Schönheit der Cantilene, harmonischer Fluß, Klarheit des Aufbaues und der Gliederung, doch stark in die Brüche gegangen.

Aber auch Boito ist den ausgefahrenen Geleisen der herkömmlichen italienischen Oper aus dem Wege gegangen; auch ihm steht der süße Wohllaut hinschmelzender Melodien nicht obenan; auch er hat tiefe Züge aus dem Wermuthskelch der Dissonanzen gethan, um die verweichlichten Sinne der Zuhörer von dem Lotterbette einer einschläfernden Cantilene aufzujagen. Wie er sich durch den Stoff, den er gewählt, mit der deutschen Poesie vertraut zeigt, wie er in der selbstverfaßten Bearbeitung seines Textes mit einer, bei einem modernen Italiener überraschenden Tiefe auf Goethes Intentionen eingeht, so beweist seine Partitur eine innige Vertrautheit mit der jüngsten Entwicklung der deutschen Musik. Er hat sich von der sanften Oberfläche, auf der sich meistens seine Landsleute schaukeln, in die dunkelsten Abgründe der Dissonanzen gestürzt, und gibt in schroffen Disharmonien, chromatischen Accordsätzen, scharf markirten Sprüngen und leidenschaftlich jähem Accentuiren dem „Meister" der Zukunftsmusik kaum etwas nach: nur daß er damit eine größere Fülle melodischer Erfindung, namentlich aber eine Mannichfaltigkeit der Stimmungen verbindet, die in diesem einen Werke eine kaum zu übertreffende Tonleiter der Empfindungen darstellt. Dazu gesellt sich eine souveräne Macht in der

Beherrschung des Orchesters, eine Feinheit der Charakteristik, ein Reichthum in der abwechselnden Verbindung der verschiedenartigsten Klangeffecte, daß auch nach dieser Seite hin der italienische Maestro sich als hochbegabter und gelehriger Schüler der deutschen Musik erweist. Wenn einst durch Mozart die Musik in Deutschland durch frisches Schöpfen aus dem Born italienischer Melodik zu höchster Entwicklung geführt wurde, so soll jetzt, wie es scheint, die italienische Musik sich aus den Tiefen deutscher Harmonik zu neuer Blüthe aufschwingen.

Für das italienische Publicum aber bildet das sympathische und verständnißvolle Eingehen auf solche ernste künstlerische Bestrebungen ein unverkennbares Zeichen einer ästhetischen Umkehr, die vielleicht mit der politischen Erneuerung dieses hochbegabten Volkes zusammenhängt. Noch bedeutender wird dieser Umschwung dadurch, daß er an eines der erhabensten Werke deutscher Dichtung anknüpft. Und hier ist es nun von großem Interesse zu beobachten, wie grundverschieden von dem Franzosen die Auffassung des Italieners ist.

Während Gounod als echter moderner Franzose aus dem tiefsinnigen Goethe'schen Gedicht nur die Liebesgeschichte herausgeschält hat, um diese mit gefälligen Weisen, nicht ohne starkes Betonen des sinnlichen Reizes dem Zuhörer ohrengerecht zu machen, beweist der Italiener, daß er aus einer Nation stammt, die einen Dante hervorgebracht, und die der tiefen Mystik eines Faust mit Verständniß entgegenkommt. Boitos Musik begnügt sich nicht mit dem Liebeslechzen, dem Wonnewimmern, dem Wuthschnauben, aus welchem zumeist die moderne Oper sich zusammensetzt. Er faßt das tiefsinnige transscendente Problem, welches Goethe im Faust aufgestellt hat, in seinem innersten Kerne und theilt der Musik die unendlich dankbare Aufgabe zu, das Räthselhafte, Geheimnißvolle dieser mystischen Symbolik in die bezaubernde Sprache der Töne zu übersetzen. Goethe deutet einmal, ich glaube in den Gesprächen mit Eckermann, darauf hin, wie werthvoll für einen tüchtigen Musiker der zweite Theil des Faust als Opernstoff sein müsse. Schumann hat sich dies nicht umsonst gesagt sein lassen, und in seinem „Faust" bilden in der That die Scenen aus dem zweiten Theile jenen Glanzpunkt, wo die Musik das in Worte kaum zu Fassende mit wunderbarer Gewalt in Tönen ausströmt. Der italienische Operncomponist konnte diese zarten, ätherischen Töne einer wie aus überweltlichen Sphären herabklingenden Musik für seine Zwecke nicht brauchen. Er bedurfte des stärkeren Freskoauftrags, welchen die Bühne verlangt; er bedurfte namentlich auch, als Gegensatz zu den mystischen Scenen, den energischen Nerv, die fiebernden Accente irdischer Leidenschaft. Und so entstand ein Werk, das, im geschickten Anschluß an Goethes Dichtung, mit tiefsinnigem Eingehen auf das supernaturalistische Problem, und zugleich mit künstlerisch taktvollem Auswählen, Zusammenstellen und Gruppiren ein Ganzes von hoher Meisterschaft und von bezaubernder Wirkung gestaltet. Goethe selbst würde Freude daran haben.

Der Componist, der, wie gesagt, nach Wagners Vorbilde auch Verfasser des Textbuches ist, beginnt mit dem Prolog im Himmel, den er nach seiner tieferen Auffassung des Themas als Exposition nicht entbehren konnte. Eine kurze Einleitung von feierlich erhabenem, stimmungs- und ahnungsvollem Charakter geht voraus. Der Vorhang schwebt empor, und die Bühne ist von einem wilden Gewoge kämpfender Wolkenmassen ganz erfüllt. Mitten in den Wolken erblickt man die dämonische Gestalt des Mephisto, der den hinter der Scene erschallenden Gesängen der himmlischen Heerschaaren lauscht. Hier hat der Componist einen Meistergriff gethan, denn er läßt in den Chören der Cherubim, welchen die Büßenden antworten, jene uralten feierlichen Responsorien anklingen, welche den Gottesdienst der katholischen Kirche verherrlichen. Dies ist indeß, zur Beruhigung der Herren Reichensperger und ähnlicher ängstlicher Gemüther sei es gesagt, keineswegs in directer Weise geschehen, so daß man etwa den Maestro wegen Blasphemie belangen könnte; er hat nur ähnliche Tonweisen in ähnlicher rhythmischer und harmonischer Behandlung verwendet und dadurch den Eindruck des Mystischen in bewundernswürdiger Weise erreicht. Die Cherubim beginnen:

„Ave Signor degli angeli e dei santi
E delle sfere erranti
E dei volanti, cherubini d'ôr.
Dall' eterna armonia dell' Universo
Nel glauco spazio immerso
Emana un verso di supremo amor:
E s'erge a Te per l'aure azzurre e cave
In suon soave."

Ein himmlisches Echo antwortet: „Ave!" In machtvoller Steigerung führt er sein Thema durch und läßt seine beiden Chöre gegen einander wogen, bis endlich Alle mit glücklicher Wiederkehr das Anfangsmotiv aufnehmen und großartig zum Abschluß bringen. In diese Tonmassen hinein wirft Mephisto von seinem Wolkensitz aus seine spöttischen, in grelle Dissonanzen gekleideten Worte:

„Ave Signor. Perdona se il mio gergo
Si lascia un po' da tergo
Le superne teodie del paradiso;
Perdona se il mio viso
Non porta il raggio che inghirlanda i crini
Degli alti cherubini;
Perdona se dicendo io corro rischio
Di buscar qualche fischio."

Dies höhnische „Pfeifen" illustrirt die Musik mit dem frechsten Schrilltone aller Holzbläser; dazu die immer drohender wogenden chromatischen Accordfolgen; der ganze entfesselte Sturm eines überaus reich besetzten Orchesters. Dann dazwischen wieder die feierlichen Responsorien der himmlischen Chöre. Es ist eine Introduction, die geeignet ist, die Erwartung aufs Höchste zu spannen und den Hörer in die mystische Stimmung, welche Dichter und Musiker gewollt haben, wie mit einem Zauberschlage zu versetzen. Mephisto hat sich inzwischen mit seinem bekannten „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern" (— „Di tratto in tratto m'è piacevol cosa vedere il Vecchio") zurückgezogen, und während die unsichtbaren Chöre der Himmlischen ihren Gesang zum Abschluß bringen, bleibt die Bühne leer bis der Vorhang fällt. Man muß gestehen, daß der Componist in ungemein geschickter Weise die Mystik des Prologs im Himmels wiedergegeben hat.

Nun beginnt der erste Act. Frankfurt am Main. Ostersonntag. Eine Volksgewühl belebt die reiche Scene. Alles strömt hinaus ins Freie. Studenten, Bürger, Jäger, Soldaten, Mädchen und Frauen: „Perchè di la? Volgiamo verso il casin di caccia. — E noi verso il mulino. — Messeri, andiamo a Burgdorf; costà son' le piu buffe mattie, la miglior birra, le donne e le baruffe più dilettose." Man sieht, wie treu sich hier der Text dem Goethe'schen anschließt. Es fehlt auch nicht an Reigentänzen und Chorgesängen. Immer lauter und verwirrender erhebt sich das Durcheinander der Stimmen, in das schließlich mit mächtigem Dröhnen der Klang der Osterglocken einfällt. Der Componist bewegt sich hier am meisten in den Fußstapfen Wagners und hat gleich Jenem alle musikalische Kunst dazu angewandt, um einen überaus natürlichen und täuschenden Höllenlärm zu entfesseln, obwohl er etwas so Wüstes wie die berüchtigte Prügelscene in den Meistersingern doch nicht verübt hat.

In all diesen Lärm hinein tritt Faust mit Wagner auf seinem Spaziergang. Faust (Tenor) ist als alter gebrechlicher Graubart geschildert, der von Wagner am Arm geführt wird. In schmelzenden Tönen spricht Faust die Sehnsucht nach Lenz und Leben aus:

„Al soave raggiar di primavera
Si scoscendono i ghiacci e già rinverda
Di speranza la valle."

Dazwischen ländlicher Reigen: äußerst charakteristische Tanzmusik, von reizenden Chorgesängen begleitet. Allmählich verzieht sich die Menge; Abenddunkel sinkt herab; Faust und Wagner sind

allein auf der Bühne und werden durch die Erscheinung eines Mönchs in grauer Kutte gestört, den Wagner für einen gewöhnlichen „frate grigio“ hält, während Faust in ihm etwas Diabolisches wittert. Die Verwandlung des Pudels in einen Mönch erläutert der Componist in den seinem Textbuch beigegebenen Noten durch das Zurückgreifen auf die ältere legendarische Fassung der Sage.

Verwandlung. Studirzimmer Fausts. Wir treten mit ihm ein, zugleich folgt ihm auf dem Fuße der graue Mönch und verbirgt sich hinter einem Vorhang. Faust schlägt die Bibel auf und beginnt seine Studien:

„Mi ferve soltanto l'amore
Dell' nomo! l'amore di Dio!“

Der Mönch, dem dabei unbehaglich wird, verräth sich durch Heulen. Auf Fausts Beschwörung tritt er aus seinem Versteck als Mephistopheles hervor. Hier schließt sich der Text wieder genau dem Originale an. Auf Fausts Befragen antwortet er:

„Sono una parte vivente
Di quella forza chi perpetualmente
Pensa il Male e fa il Bene.
Son' lo spirito chi nega
Sempre, tutto; l'astro, il fior.
Struggo, tento, ruggo, sibilo:
No!
Mordo, invischio,
Fischio! fischio! fischio!“

Die ganze Scene ist von einem diabolischen Ungestüm, das in den chromatischen Gängen, den kühnen Accordfolgen, der effectvollen Verwendung aller orchestralen Mittel seinen meisterhaften Ausdruck findet. Mit schneidender Dissonanz setzt Mephisto sein öfter wiederholtes „No!“ ein; mit grellem Pfeifen begleitet die Musik sein „Fischio!“ Es ist der souveräne Hohn der absoluten Verneinung, die sich mit höllischem Gelächter über alles Erschaffene hinwegsetzt. Zuletzt gipfelt die Scene in dem Pakt zwischen Faust und Mephisto, und zum Abschluß sieht man Beide in Mephistos Zaubermantel durch die Lüfte davonfliegen. Musikalisch ist dieser Theil von höchster Wirkung, ebenso charakteristisch wie die vorangegangene Scene, aber von noch höherer geistiger Bedeutung und Wucht. Zur Vollendung gelangte dies Alles aber besonders in der hiesigen Aufführung durch die vorzügliche Besetzung der Rolle des Mephisto. Sgr. Novara brachte dazu nicht blos einen Baryton von sonorem Vollgehalt und eine treffliche musikalische Ausbildung, sondern vor Allem in seiner Persönlichkeit jene elegante, vornehme Diabolik, wie sie schwerlich anderswo als in Italien anzutreffen ist. Die lebendige Mimik, die rapide und dabei cavaliermäßige Bewegtheit seiner Geberden, die blitzartigen Accente, mit welchen er seine Partie ausstattete, bildeten ein künstlerisches Ganze von zündender Gewalt. Mit Fausts Schwur

„Se avvien ch'io dica all' attimo fuggente:
Arrestati, sei bello! allor ch'io muoia!
Allor son tuo!“

schließt die Scene.

Der zweite Act führt uns in Gretchens Garten. Faust, „sotto il nome di Enrico“, tritt als blühender jugendlicher Cavalier mit dem ihm sehr herzlich zugethanen Gretchen auf; Mephisto und Martha als zweites Paar folgen. Es entwickeln sich in doppeltem Wettgesang, in zweifachem Duett, das zuletzt zum Quartett sich erweitert, eine Reihe von musikalischen Momenten, in welchen der Componist seinen Zuhörern üppige Melodik, schmelzende Harmonien, reich gegliederte und wirksam wechselnde lyrische Scenen bietet. Hier tritt er mehr als sonst in die Fußstapfen der italienischen Operncomposition, ohne indeß in ihre Trivialität zu verfallen. Fausts Liebeswerbung wird immer dringender, stürmischer; die Musik schlägt immer leidenschaftlichere, berauschendere Töne an. Der Componist hat mit Geschick alle Hauptmomente des Liebesverhältnisses in die eine Scene zusammengedrängt. Es fehlt nicht die Katechisation, die Faust von Gretchen erfahren muß und auf die er, wie bei Goethe antwortet:

„Chi oserebbe affermare tal detto: Credo in Dio!
Le parole dei santi son beffe al ver ch'io chiedo,
E qual uomo oserebbe tanto da dir: non credo!“

Mit der vollen Hingebung Gretchens an den geliebten Mann schließt die Scene; allerdings nicht in der bekannten Wagner'schen Weise, wo der Vorhang jedesmal genöthigt ist, „sehr schnell“ zu fallen! Gretchen, von ihrem Gefühl überwältigt, entflieht dem Geliebten, der ihr auf dem Fuße folgt:

„È l'andito superno,
È il miracolo divin
Della vita; immenso, eterno!
Senza freno; senza fin!“

Verwandlung. Wildes Felsgeklüft „nella vallea di Schirk, costeggiata dagli spaventosi culmini del Brocken“. Höllischer Hexensabbath. Mephisto und Faust steigen aus dem Abgrunde mühsam empor. Es ist eine Scene, die an Virgil und Dante im „Inferno“ erinnert. Das Orchester entfesselt einen Sturm von chromatischen Accordfolgen. Der Chor der höllischen Geister tanzt einen infernalischen Fandango und wirft sich dann mit Zittern dem gebietend unter sie tretenden Mephisto zu Füßen. Diese Prosternation ist von einem in halb flüsternden Klagetönen unisono gewimmerten Chorgesang begleitet, in welchem mit meisterhafter Umkehrung die Responsorien kirchlicher Andacht travestirt werden. Es ist wieder eine von jenen genialen Erfindungen, an denen das Werk reich ist; von wahrhaft packendem Effecte. Dann bringen die höllischen Geister ihrem Herrn demüthig eine Glaskugel als Symbol der Welt:

„Ecco l'imagine del tuo pensiero;
Eccoti, o principe, il mondo intero!“

Die vier Strophen, mit welchen nun Mephisto, den Ball höhnisch in der Hand wiegend, der Erde seine Verwünschungen zuruft („Ecco il mondo, vuoto e tondo“) und endlich mit Ungestüm den Ball zu Boden schleudert, daß er in Scherben bricht, gehören wieder zu den großartigsten Partien der Oper. Ein höllisches Hohngelächter „Riddiamo, che il mondo è caduto!“ begleitet seine Worte.

Mitten in diesen infernalen Spuk fällt die im Felsgeklüft auftauchende geisterhafte Erscheinung des todesbleichen Gretchen, die Faust wieder an die Erde und an seine Schuld gemahnt. Nachdem sie verschwunden, setzt der Chor wieder ein und schließt mit einem zu erschütternder Wirkung gesteigerten: „Saboè, har Sabbah!“, einem satanischen, den alten Teufelslegenden entlehnten Refrain.

Der dritte Act bringt die Kerkerscene. Gretchen im Gefängniß, vor Angst und Elend vergehend, vergeblich von Faust, der mit Mephisto in das Gefängniß eindringt, zum Fliehen gemahnt. Die Scene ist treu im Anschluß an das Original gezeichnet und bietet wiederum reichen Wechsel musikalischer Stimmungen. Schmerz und Klagen der Einsamen, Geängsteten. Jähes Aufleuchten von Hoffnung, Liebe und Freude beim Wiedersehen. Zum Schluß abermaliges Versinken in düstere Nacht der Verzweiflung. Signora Amalia Fossa, eine sympathische Erscheinung, gab das Gretchen in Spiel und Gesang vortrefflich. Die Scene war durchweg von ergreifender Wirkung, das Duett zwischen Faust und Gretchen voll feiner musikalischer Nuancirung, alle Abstufungen in der reichen Scala der Empfindungen durch den Wechsel der Rhythmen und Harmonien, durch lebendige Schattirung der Cantilene, durch stimmungsvolle Behandlung des Orchesters charakterisirt. Von Reue zerrissen wendet sich das sterbende Gretchen zum Himmel:

„A questa moribonda
Perdonerà il Signor.“

Dem höhnischen „È giudicata“ des Mephisto antworten die himmlischen Stimmen mit ihrem „È salva!“ und in milden, versöhnenden Harmonien klingt diese bedeutende Scene aus.

Der vierte Act greift nun in den zweiten Theil des Faust hinüber und bringt eine musikalisch und scenisch gleich prachtvoll und reich ausgestattete Schilderung der klassischen Walpurgisnacht. In einer Landschaft von antiker Heiterkeit, stimmungsvoll wie die köstlichsten Claude Lorrains, treten Helene (Gretchen) und Pantalis mit reichem Gefolge auf. Sie wird von den Chören der Sirenen begrüßt, deren Gesänge süße Ueppigkeit ausströmen. Aber eine Rückerinnerung an den Schauer des Unterganges Trojas trübt Helenas Gemüth, das in Schuldbewußtsein mit leidenschaftlich dämonischer Gewalt sich in erschütternden Klagen ausspricht. Die Sirenen suchen ihren Gram zu beschwichtigen und ihre Chöre, in melodisch weichem Unisono, führen eine mildere Stimmung herauf. Sie zu unterstützen tritt ein Jungfrauenchor ein, der nach antiker Weise in feierlich gehobenem Taktschritt seinen Reigentanz ausführt. Köstliche Gestalten, deren griechische Tuniken, weiß und mit Silber durchwirkt, auf beiden Seiten bis zur Hüfte aufgeschlitzt, bei den Bewegungen dieses klassischen Ballets im reizenden Spiel die Formen bald entschleiert, bald verhüllt. Die Musik nimmt hier ein Gepräge an, welches nicht ohne Eingehen auf die edlen Gluck'schen Weisen den Ausdruck griechischer Heiterkeit und Anmuth wiedergibt. Die ganze Scene hat etwas märchenhaft Bestrickendes.

Nun tritt Faust ein, im eleganten Costüm des 15. Jahrhunderts, begleitet von Mephisto, der sich auf die Gestalten dieses klassischen Kreises nicht versteht und dem fast verlegen zu Muthe wird. Vom Anblick Helenas hingerissen, naht Faust und wirft sich ihr mit dem Ausdruck glühender Huldigung zu Füßen. Für den Zuschauer wirkt es hier ungemein ansprechend, daß Helena nichts Andres ist als Gretchen. Was im niederen Erdenleben untergehen mußte, gewinnt hier im reinen Aether neues Leben als Ideal höchster klassischer Schönheit. Eine glänzende, berauschende Musik, die hier am meisten die specifisch italienische Melodik zu Worte kommen läßt, begleitet diese Scene. Sie gipfelt in dem köstlichen Duett, welches den Goethe'schen Versen nachgebildet ist. Helena, deren Rede sich in Hexametern bewegt — was freilich das deutsche Ohr erst durch die Noten des Textbuches erfährt, so wenig entspricht die italienische Sprache dem antiken Versmaß — wird von den Reimen in Fausts Rede wundersam berührt und bittet ihn, sie auch so reden zu lehren. Im reizenden Reimspiel erklären sie einander ihre Liebe und unter den schmelzenden Tönen der Chorgesänge, die hier eine tiefglühende satte Farbenpracht athmen, schließt die Scene mit der Vereinigung von Faust und Helena:

„Giace in Arcadia una placida valle.
Ivi insieme vivrem'."

Faust hat nun alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen. Die letzte Scene, die als Epilog gedacht ist, findet ihn wieder als Greis in seiner Studirstube. Die Lampe brennt mit trübem Schein; gebeugt über die Bibel sitzt er da und kämpft mit den Erinnerungen an das genossene Glück:

„Ogni mortale
Mister' conobbi, il Real', l'Ideale,
L'amore della Vergine e l'amore
Della Dea. — Sì, ma il real fu dolore
E l'ideal fu sogno."

In dieser Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen wendet er sich dem Ewigen zu. Mephisto, dem diese Stimmung unheimlich wird, sucht ihn auf andre Gedanken zu bringen. Das Duett der beiden Streitenden ist musikalisch von hoher Dramatik. Vergebens läßt der Versucher noch einmal eine verführerische Gruppe von Nymphen erscheinen; Faust achtet nicht darauf; er ist andren Visionen zugewendet, denn unter Posaunenschall öffnet sich im Hintergrund die Scene und man sieht, reihenweise bis ins Unendliche sich verlierend, die Schaaren der Seligen, Heiligen und Cherubim, die mit immer zunehmender Macht den Anfangschor des Prologs im Himmel anstimmen. Dieses Zurückgreifen, dieses Anknüpfen, wodurch das Ende mit dem Anfang verbunden und der Ring geschlossen wird, ist wieder ein genialer Griff, der die glücklichste Wirkung hervorbringt. Die Reihen der himmlischen Chöre, durch einen Schleier gedeckt und weiter hinauf in geschickter Weise durch eine gemalte Decoration ins Unabsehbare erweitert, erinnern an die berühmten Darstellungen des Paradieses, wie sie Orcagna in S. Maria Novella oder wie sie Fiesole wiederholt gemalt hat. Das Mystische, Visionäre, verbunden mit den Klängen einer Musik, die, wie gesagt, den Responsorien des katholischen Cultus in freier Weise nachgebildet ist, erhebt sich hier zu einer poetischen Wirkung, in welcher Goethes Intentionen aufs Schönste zur Geltung kommen. Ein Regen von Rosen fällt aus himmlischen Höhen auf Faust herab und setzt Mephisto vollends in Verwirrung. Noch einmal besteht er auf seinem Pakt und dringt ungestüm auf Faust ein; aber dieser treibt ihn gebieterisch mit hoch erhobener Bibel in die Flucht. Mit dem Ausdruck souveränen Hohns, mit jenem Pfeifen, das die Musik mit ihren schrillendsten Tönen begleitet und welches ich als echt italienische Geberde der Verachtung auf einem alten Bilde der Verspottung Christi von Catena hier in der Galerie wiedergefunden habe, fährt er in die Unterwelt, noch im letzten Augenblicke in vornehmer cavaliermäßiger Diabolik sich treu bleibend. Faust ist erschöpft zu seinem Sessel zurückgekehrt; mit halb verlöschender Stimme singt er das Losungswort:

„Vieni Ideal! vien' Morte!
Santo attimo fuggente
Arrestati, sei bello!
A me l'eternità."

Mit diesen Worten stirbt er, von einem himmlischen Lichtstrahl verklärt, der seine am Schreibpult zusammengesunkene Gestalt überfluthet. Der Gesang der himmlischen Chöre, noch einmal zu höchster Gewalt sich erhebend, schließt schwungvoll das Drama.

Mir war der Eindruck des Werkes so bedeutend, daß ich nach wenig Tagen es noch einmal hörte. Es gewann dadurch wesentlich an Werth; Manches, das mir Anfangs befremdlich war, klärte sich; wäre es nicht die letzte Vorstellung der Stagione gewesen, ich wäre noch zum dritten Male hingegangen.

Man muß gestehen, daß der Componist alle wesentlichen Momente der gewaltigen Goethe'schen Dichtung für den Aufbau seines Werkes mit richtiger Einsicht verwerthet hat. Das Verhältniß zu Gretchen, das anderwärts als Hauptsache genommen wird, rückt in die richtige Stellung; es wird nur ein Moment im Entwicklungsgange Fausts. In die beiden großen Scenen, die Garten- nnd die Gefängnißscene, ist alles Wesentliche zusammengedrängt. Diesem Theil tritt die Vermählung Fausts mit der Helene in tiefsinniger Beziehung gegenüber und dazwischen schiebt sich das diabolisch Spukhafte der Blocksbergorgie. Und für alle diese so grundverschiedenen Stimmungen hat der Componist die entsprechenden musikalischen Ausdrucksmittel gefunden. Da wo er rein lyrisch werden will, wiegt die italienische Auffassung vor; im Uebrigen aber ist seine Rhythmik und Harmonik, sowie seine geistvolle Behandlung des Orchesters nicht ohne tieferes Studium der deutschen Musik zu erklären. Neben dem musikalischen Gehalt ist auch das Scenische in den wechselnden Decorationen, Costümen, in den Visionen, den Tänzen von reichster Abwechselung. Das moderne Auge findet hier reichlich jene Befriedigung, ohne welche das moderne Ohr nun einmal dem Operncomponisten nicht mehr folgen mag.

Bei der Dürftigkeit der modernen Production auf diesem Gebiete wird Boitos Mephistopheles jeder deutschen Theaterdirection willkommen sein. Eine große, durchschlagende Wirkung möchte ich dem Werke auch beim deutschen Publicum mit Bestimmtheit voraussagen. Dazu kommt, daß die Oper keineswegs jene maßlosen Ueberschreitungen der Zeit und des Raumes mit sich bringt, ohne welche der „Meister" der Zukunftsmusik nichts mehr zu schaffen vermag, und daß es weder einer halben Nacht, noch eines besonders erbauten und eingerichteten Bühnengebäudes bedarf, um sie zur vollen Geltung zu bringen.

Von Boito wurde mir erzählt, daß sein Werk zuerst in Mailand, wo der Componist lebt, auf Widerstand gestoßen sei;

nicht aus künstlerischen, sondern aus politischen Gründen, weil der Maestro zur conservativen Partei gehöre und deshalb in dem radicalen Mailand heftige Widersacher habe. Daher sei seine Oper zuerst in Bologna aufgeführt worden, und nachdem sie dort glänzenden Erfolg gehabt, habe Mailand sie dann ebenfalls bald zur Aufführung gebracht. Die Parteien seien aber so lebhaft aufeinander gestoßen, daß an dem Abende der ersten Aufführung nicht weniger als sieben Duelle contrahirt worden seien. Bei der leidenschaftlichen Erregtheit, welche das italienische Publicum im Theater zeigt, klingt dies nicht so unwahrscheinlich. Jedenfalls muß Mephistopheles selbst an einem solchen Erfolge eine diabolische Freude gehabt haben.

Noch einer echt italienischen Scene aus der letzten hiesigen Aufführung muß ich gedenken. Das Publicum wollte der Primadonna, die in der That wie gesagt ein sehr sympathisches Gretchen war, seine Dankbarkeit und Huldigung bezeugen. In der Gefängnißscene, als Gretchen eben in tiefster Verzweiflung hingesunken ist, erschienen zwei reichgalonirte Bediente an beiden Seiten. Jeder trägt ein wagenradgroßes Riesenbouquet mit lang herabflatternden breiten seidenen Bändern: jene Art von Bouquets, die eigentlich mehr für eine Kuh als für eine Dame berechnet zu sein scheinen. Allgemeiner stürmischer Applaus, das ganze Publicum bricht in einen wahren Sturm von Jubel aus. Gretchen, all ihr Leid vergessend, ergreift beide Bouquets an den langen Seidenbändern, schleppt mit Ungestüm die beiden Träger bis dicht an die Rampe und drückt dann abwechselnd inbrünstige Küsse auf diese Pfänder der bewundernden Anerkennung. Jetzt kennt der Enthusiasmus der Zuschauer keine Grenzen mehr. Das Haus schien von den Beifallssalven, den Rufen, dem Applaudiren zu zittern. Mit unzähligen, nach allen Seiten ausgestreuten Kußhänden dankte die Primadonna. Endlich, etwa nach fünf Minuten, legten sich die tobenden Fluthen; und nun streckte sich das arme Gretchen wieder auf das Schmerzenslager und war so unglücklich wie zuvor.

W. Lübke.

Notizen.

Der Reichstag ist in voller Thätigkeit und man berechnet schon seine Dauer bis weit über das Pfingstfest hinaus, ja bis Ende Juni. Wohlverstanden, wenn kein Zwischenfall eintritt und etwa gar Neuwahlen die Sommerruhe stören sollten. Daran will man vorerst nicht glauben. Die politische Temperatur ist inzwischen nicht sehr behaglich. Man gedenkt nicht ohne Wehmuth der ersten Jahre nach Gründung des Reiches, wo Alles rosig schimmerte und selbst den alten Kampfgenossen eine zweite Jugend verlieh. Die Flitterwochen konnten indessen nicht ewig währen und man mußte sich von vornherein auf einen ernsten Nachmorgen gefaßt machen. Dieser ist bekanntlich oft im privaten Leben wie in der Politik die Enttäuschung des Vorabends: le lendemain la déception de la veille. Wir kennen das, ohne daß besonnene Leute die Hoffnungen auf Deutschlands gesunde Entwickelung preisgeben werden. Wer sich in unseren ersten Erfolgen nicht berauscht hat, war gegen den nachträglichen Katzenjammer geschützt. Bei einigen guten Freunden mag noch immer das Scheitern der liberalen Ministercombination vom Frühjahr 1878 zurückwirken. Wir haben jene famosen Varziner Besprechungen, die so viel Staub aufgewirbelt, zur Zeit als sie stattfanden, mit sehr kühlen Erwartungen begleitet und keinen Augenblick gezweifelt, daß sie, den Ernst derselben vorausgesetzt, entweder mißlingen oder die Parteiführer bald ohne Vortheil für die freisinnigen Interessen abnutzen würden. Als das ergebnißlose Ende der gegenseitigen Sondirungen und Fühlungen constatirt war, hat Mancher aufgeathmet und im Stillen die Nationalpartei beglückwünscht, daß dieser Kelch an ihr vorüber gegangen. Bedauerlich dabei war nur der Fall Camphausens, der allerdings weiterhin doch unvermeidlich war, bei welchem aber selbst ein Schatten von Mitschuld, wenn auch nur durch Fahrlässigkeit, besser vermieden wurde. Darüber haben wir uns ja auch damals schon geäußert, denn diese Blätter halten es mit dem Spruch des Aristoteles, welchem Plato lieb war, aber doch noch lieber die Wahrheit. Man hat neuerdings den Betheiligten in Coulissengesprächen noch einen anderen Vorwurf gemacht. Es hieß, wenn sie damals das nöthige Geld für die finanzielle Emancipation des Reiches von den Einzelstaaten bewilligt hätten, so wäre die ganze spätere Campagne gespart worden. Es mag das richtig sein. Aber ganz davon abgesehen, daß zu allen Zeiten, wenn die Sache vorbei ist, Jedermann die sieben griechischen Weisen an Klugheit übertrifft, konnte es auch anders kommen. Die bewußte Wendung wäre uns doch vielleicht nicht erspart worden, und dann würde es geheißen haben, die Nationalliberalen hätten dieselbe durch Nachgiebigkeit verschuldet. Schließlich wird man sich auch jetzt wohl noch in der einen oder anderen Weise vertragen. In der Vernunftehe zwischen Regierung und Parlament sind Scenen, wie man sie oft genug erlebt, unvermeidlich. Aber man versöhnt sich hinterher wieder so gut man kann und nimmt seufzend die Tagesarbeit wieder auf. An heiteren Episoden fehlt es ja trotzdem nicht, weder bei uns noch draußen. Der Orient namentlich bietet nach wie vor theils dramatische, theils komische Erscheinungen. Wie amüsant ist nicht beispielsweise der Khedive von Aegypten, der seinen Fez über die Pyramiden geworfen hat und zwei mächtige Reiche gerade durch seine Ohnmacht in Schach hält. Seit geraumer Zeit bankrott, geberdet er sich doch wie ein wohlhabender Pächter, der die Zumuthung, daß er mit seinen Gläubigern accordiren solle, entrüstet zurückweist. Dann haben wir die Fürstenwahl des Battenbergers erlebt, die an die Zeit erinnert, wo ein anderer preußischer Lieutenant mit einem Nachtsacke nach Bukarest abreiste und sich dort zum Fürsten von Rumänien wählen ließ. „Kein schlechtes Avancement", soll ihm der jetzige Reichskanzler damals beim Abschied gesagt haben. Fürst Karl hat sich gut bewährt, und gelegentlich selbst Rußland ganz tapfer die gesunden Zähne gezeigt. Es ist auch nicht durchaus seine Schuld, daß seine Minister nach Plewna, wo die Rumänen Rußland aus der Klemme geholfen, sich hinterher von diesem übertölpeln ließen und nicht in dem Vertrage sofort stipulirten, daß kein Frieden mit der Türkei ohne ihre Zustimmung abgeschlossen werden dürfe. Dann hätten sie vielleicht Bessarabien gerettet und der Welt wäre der Anblick einer russischen Treulosigkeit erspart worden. Der Prinz von Battenberg aber wird solchen Conflicten gar nicht ausgesetzt sein, denn er wird von Rußlands Gnaden herrschen und alles Kopfzerbrechens durch die Petersburger Weisungen überhoben sein. Vielleicht wird er aber doch mit der Zeit seinen rumänischen Nachbar um dessen Unabhängigkeit beneiden und sich am Ende gar nach den Potsdamer Garnisonsfreuden zurücksehnen. Jeder muß indessen sehen, wie er's treibe und namentlich wer am Balkan steht, daß er nicht über Nacht zu Falle komme.

* * *

Die „Gegenwart" berichtete s. Z. über den so großes Aufsehen erregenden Zola'schen Roman l'Assommoir sowohl wie über die heftige Fehde, zu welcher Zolas mehr als freimüthige Aeußerungen über den Werth resp. Unwerth seiner Pariser Collegen Anlaß gab. Daß die dadurch hervorgerufene Bewegung eine nachhaltige war, beweist nicht nur der große Erfolg des aus dem Assommoir zurechtgeschnitzten Dramas gleichen Namens, sondern auch die zahlreichen Schriften, welche sich mit dem Haupt der neueren realistischen Schule beschäftigen. Zu den besten unter diesen polemischen Schriften rechne ich die Arbeit des Herrn Eduard Rod (A propos de l'Assommoir. Paris, Marpon et Flammarion), einen auch in Berlin bekannten, mit Deutschland warm sympathisirenden Schriftsteller. Herr Rod, welcher zu den überzeugtesten Anhängern Zolas gehört, hat es in der erwähnten Schrift unternommen, zunächst das Publicum über Zola selbst, seine Jugend- und Kampfjahre, sowie über die Entstehung seiner Sittenschilderungen und dessen manière de travailler aufzuklären. Sodann erzählt er uns die Entstehungsgeschichte der Dramatisirung des Assommoir, welcher Zola durchaus fremd geblieben ist, und weist die bedeutendsten Unterschiede zwischen dem Roman und dem Drama nach. Rods Schlußurtheil geht dahin, daß der dramatisirte Assommoir als eine wesentliche Bereicherung der Bühnenliteratur zu betrachten ist. „Zu den alten dramatischen Triebfedern," schreibt Rod, „welche sich wie folgt zusammenfassen lassen: Wird dieser Mann verrathen oder nicht? — Wird dieses Weib sich preisgeben oder nicht? — Werden diese jungen Leute heirathen oder nicht? — ist eine neue Triebfeder gekommen, die ein kühner Mann aufstellt: Wird der Trunkenbold weiter saufen oder nicht? — Die Frage muß eine interessante sein, sonst würde das Publicum das Ambiguetheater (wo der Assommoir gegeben wird) nicht allabendlich belagern."

Vom Verfasser der eben erwähnten Schutzrede zu Gunsten Zolas und seines Assommoir wurde soeben im Verein mit mehreren derselben Richtung angehörenden Schriftstellern unter dem bezeichnenden Titel: „Revue réaliste" ein Wochenblatt gegründet, welches die Fahne des Realismus kühn erhebt und nicht verfehlt hat, in Paris ein gewisses Aufsehen zu erregen. Zur Kennzeichnung dieses Organs lassen wir hier einige Kraftstellen aus dessen Programm in deutscher Uebersetzung folgen:

„Die Revue réaliste ist ein Blatt des Kampfes. Es ist ein Streit entbrannt, der ebenso folgenreich werden dürfte als der von 1830; der Sieg schwankt zwar noch, bald muß sich aber die Wage neigen. In enggeschlossener Schaar treten wir auf den Kampfplatz mit dem Feldgeschrei: Krieg dem Idealismus! Krieg gegen diejenigen Alle, welche den lendenlahmen Pegasus und den rotzkranken Gaul des literarischen Stalles noch reiten!

„Für die genaue Beobachtung der physischen und seelischen Wirklichkeit, für das Studium der erlebten und nicht erfundenen Dinge Interesse erwecken, das ist unser Programm, welches wir für im höchsten Grade zeitgemäß halten.

„Der Realismus muß dem Idealismus den Garaus machen, ebenso wie die Romantiker den Klassikern das Lebenslicht ausbliesen, ebenso wie auf philosophischem Gebiete die Rationalisten und Positivisten die Metaphysiker und Psychologen besiegten.

„Wir wollen aber keine andere Methode anwenden als die wissenschaftliche, d. h. diejenige, welche sich auf die genaue Beobachtung der Thatsachen stützt.

„Krieg, besonders einen erbitterten Krieg den literarischen Tartufes! Diese Biedermänner gerathen außer sich, wie eine alte Engländerin, quand on leur dépeint une femme qui ôte sa chemise et qu'on leur exhibe une cuisse nue. Wenn aber eine Romanheldin auftritt, welche „ihre letzte Hülle abstreift, und deren erröthende Reize schaudern bei dem Rufe der Liebe", da lassen sie es gelten! Das ist literarisch-anständig. Heuchelei! Die reine Heuchelei.

„Unseren Lesern wollen wir eine gesundere, männlichere Kost auftischen.... Wir meinen, es sei dringend nöthig, mit den Modeeuphemismen, den zweideutigen Synonymen und den zotigen Umschreibungen aufzuräumen.

„Ohne irgend etwas besonders hervorzuheben, ohne an Zweideutigkeiten Gefallen zu finden, werden wir einfach den nackten Ausdruck an die Stelle des halbnackten setzen. Die Lateiner spotteten in ihrer Sprache des sogenannten Anstandes; wir, die Söhne der Lateiner und Gallier, wir fordern dasselbe Recht. Es gibt übrigens Arbeiten, die man nur mit aufgekrempelten Aermeln verrichten kann. Wozu Handschuhe, wenn es gilt im Schmutz herumzuwühlen?

„Wir werden unsern Weg wandeln, und, treffen wir ein Laster, so wollen wir ihm vor allen Augen die Hosen abstreifen."

Daß die „Revue réaliste" in der Musik für R. Wagner, in der Malerei für Courbet und seine Schule mit der größten Entschiedenheit Partei ergreift, versteht sich nach Obigem von selbst.

* * *

„Lebensräthsel." Roman von E. Juncker.*)

Die Verfasserin, von der wir seither nur einige Novellen kannten, tritt uns hier mit einem größeren Erstlingswerke entgegen. Erstlingswerke begabter Naturen haben meist den Reiz, daß wir gewissermaßen das Gesammtresultat alles vom Autor seither Erlebten, Empfundenen und Durchdachten in einer — mehr als je in späteren Werken — die volle, bis dahin gewordene Individualität abspiegelnden Weise wiedergegeben erhalten. E. Junckers „Lebensräthsel" haben diesen fesselnden Reiz in nicht geringem Maße. Es ist in ihnen fast eine Ueberfülle von tief Empfundenem und Durchdachtem. Wir stehen einer reichbegabten Dichternatur gegenüber, die nur das Beste gibt, zu dem sie sich in der Entwickelung des Lebens durchgerungen. Doch nicht das allein. Zu der Tiefe und Wahrheit in der Schilderung der uns vorgeführten Seelenempfindungen, der Klarheit und Gediegenheit in der Behandlung von Fragen der Wissenschaft und Geistesforschung tritt in den „Lebensräthseln" eine gute künstlerische Conception, eine Formgewandtheit und Schönheit, eine Abrundung, ein edles Maß, wie wir sie heutzutage nur bei hervorragenderen Schriftstellern zu finden pflegen. Der Stil ist gleichfalls zu loben. Die Individualisirung der einzelnen in dem Romane auftretenden Persönlichkeiten ist eine besondere Glanzseite der Verfasserin, und ausnahmslos gelungen sind insbesondere die weiblichen Figuren. Wenn uns in Margarethe der Typus duftigster, reinster Weiblichkeit, in der Figur der Elisabeth die verkörperte intellectuelle Weiblichkeit, ein Wesen auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung, und dabei doch voller Anmuth und Liebreiz entgegentritt, so sehen wir in der Baronin Massow, dem berückenden, heißblütigen Weibe, das lebensvollste Gegenstück, das uns trotz alledem durch die dämonisch offene Art seines Wesens fesselt und dessen berauschenden Zauber wir wohl verstehen.

Von den Männern des Romans steht Kapitän Dossow in erster Linie, eine abgeschlossene, kernige, prächtige Mannesnatur. Neben ihm sein Vater, der Prediger Dossow, eine allerdings etwas typische Geistlichennatur, aber so reich mit idealer Seelenhoheit ausgestattet, daß sein Bild uns menschlich warm erfaßt. Die Kämpfe, die er um seiner Ueberzeugung willen zu bestehen hat, bewegen sich auf dem Boden der neuesten kirchlichen Conflicte, fast mehr als uns für den Roman zweckdienlich erscheint. Am wenigsten gelungen erscheint uns der Hauptheld Günther, und hier liegt unseres Erachtens die Achillesferse des Romans. Die Verfasserin bemüht sich ihn als bedeutenden, die gewöhnliche Welt überragenden Menschen hinzustellen, wir sollen gewissermaßen dazu gezwungen werden, an ihn zu glauben, aber aus welchem Grunde Graf Günther ein Recht darauf hätte, erhellt nicht. Ein glänzender geistvoller Cavalier, der sich über Engherzigkeit hinwegsetzt, von großer Liebenswürdigkeit ist und viel erlebt hat, ist gewiß eine interessante, fesselnde Erscheinung, aber ein „bedeutender Mensch" ist er darum doch noch nicht. Erst in der gewaltigen Schlußscene, der Sturmfluth, wird er zum Helden und erobert unser Interesse. Die Behandlung dieses Motives ist eine so eigenartige, mit solcher Ursprünglichkeit concipirte, daß wir — auch wenn uns nicht das rechtfertigende Datum der ersten Veröffentlichung des Romans bekannt wäre — die Ueberzeugung gewinnen würden, es ist selbstständig ersonnen und durchgeführt worden, ehe noch Spielhagens berühmter Roman erschien.

Hoffentlich begegnen wir bald wieder einer Arbeit der vielversprechenden Verfasserin. M.

*) 2 Bände. Berlin 1878, Verlag von Otto Janke.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, April 1879.

Geehrte Redaction!

Zu dem sehr verdienstvollen, einem längst empfundenen Bedürfnisse abhelfenden Buche „Der richtige Berliner", 2. Auflage, erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

1. „Nicht die Bohne" wird für berlinisch ausgegeben. Die Redensart kommt jedoch bereits im Mittelalter vor, in Walther von der Vogelweide, in Tristan, in Biterolf. Siehe Grimms Wörterbuch II, 225 unter Bohne.

2. Auch „hier ist die Welt mit Brettern vernagelt" ist nicht als berlinisch anzusehen. Johannes Olorinus Variscus (Johann Sommer) erzählt in der 1609 zu Magdeburg erschienenen „Ethnographia Mundi", 1. Theil in der 17. Regel unter andern Lügengeschichten die, daß Jemand ans Ende der Welt gekommen sei und dort „die Welt mit Brettern verschlagen" gefunden habe.

3. „Was thut der Deutsche nicht ums Geld" läßt sich auch nicht als berlinisch betrachten. Es kommt schon bei Balthasar Schupp, Hanau 1663, S. 114 vor und wird dort einem schwedischen Bauer in den Mund gelegt.

Ihr sehr ergebener

Georg Büchmann.

Inserate.

Von

Julius Wolff's

lyrisch-epischen Dichtungen

erschienen soeben folgende neue Auflagen:

die siebente Auflage vom

Till Eulenspiegel

redivivus,

die achte Auflage vom

Rattenfänger von Hameln,

die sechste Auflage vom

wilden Jäger.

Preis jeden Bandes: cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Wolff's Dichtungen erfrischen und erfreuen des Menschen Herz und sind deshalb besonders geeignet zur Mitnahme auf die Reise und in die Sommerfrische.

Berlin **G. Grote**'scher Verlag.

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Ein neues Buch von der Verfasserin der

„Memoiren einer Idealistin!"

Stimmungsbilder

aus dem

Vermächtniß einer alten Frau.

Sehr eleg. Ausstattung. Preis 4 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **C. Reißner & Ganz** in **Leipzig.**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.

Eine Uebersicht

der klassischen Litteratur der Griechen

für

die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.

Von

H. W. Stoll.

1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Pensionnat

Pour succéder un Etablissement de jeunes Demoiselles, Pensionnat et Externat, seul pour une localité et une contrée entière (Frontières France, Allemagne et des Vosge) on cherche une association discrète avec frs. 30,000. — Vouloir adresser les offres chiffr. **E. F.** # 4748 Mr. **Rudolf Mosse** à **Leipzig.**

Carl Heymann's Verlag in Berlin W.

Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag.

Die Justizgesetzgebung des Deutschen Reichs.

Herausgegeben von

Dr. von Sarwey, Kgl. Württembergischer Staatsrath. und G. Thilo, Kgl. Preuss. Kreisgerichts-Direktor.

I. Abtheilung.

Erster Band: **Die Konkurs-Ordnung,** bearbeitet von Dr. von Sarwey.
Zweiter Band: **Die Strafprozess-Ordnung,** bearbeitet von G. Thilo.
Dritter Band: **Die Civilprozess-Ordnung,** bearbeitet von Dr. von Sarwey.
Vierter Band: **Das Gerichtsverfassungsgesetz,** bearbeitet von G. Thilo.

II. Abtheilung.

Erster Band: **Die Rechtsanwalts-Ordnung** sowie **Die Gebühren-Ordnung für Rechtsanwälte,** bearbeitet von Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Meyer (Reichsjustizamt).
Zweiter Band: **Das Gerichtskostenwesen,** bearbeitet von Geh. Registrator C. Pfafferoth (Reichsjustizamt).

Das Werk erscheint in Lieferungen zum Preise von *M.* 1.20 und wird bestimmt im Sommer d. J. vollendet werden. Der Preis des Gesammtwerkes wird sich auf höchstens *M.* 60.— stellen, während die Einzel-Ausgaben nur zu erhöhtem Ladenpreise ausgegeben werden.

Als die Verlagshandlung den Plan zu diesem grossen Unternehmen fasste, suchte sie in erster Reihe hervorragende wissenschaftliche Bearbeiter zu gewinnen, was ihr auch in besonderem Maasse gelungen ist. Herr *Staatsrath Dr. von Sarwey in Stuttgart* ist eine Autorität im bürgerlichen Recht, *derselbe war s. Z. Vorsitzender der Konkurs-Ordnungs-Kommission.* Herr *Kreisgerichtsdirektor Thilo in Delitzsch* ist seit Jahren ein rühmlichst bekanntes *Mitglied des preussischen Landtages* und *des Reichstages* und nahm als *Mitglied* derselben thätigen Antheil an den Berathungen der *Justizkommission.* Herr *Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Meyer (Meyer-Thorn),* der Bearbeiter der *Rechtsanwalts-Ordnung und der Gebühren-Ordnung für Rechtsanwälte,* ist bekannt als *Verfasser der aus dem Reichsjustizamte stammenden Gesetz-Entwürfe* und somit wohl der geeignetste Commentator derselben. Herr *Geh. Registrator Pfafferoth,* Beamter des Reichsjustizamtes, steht in seiner praktischen Thätigkeit mitten in der von ihm bearbeiteten Materie.

Im Einzelnen erschienen bisher:

Die Strafprozessordnung für das Deutsche Reich vom 1. Februar 1878. Bearbeitet von **G. Thilo,** Königlich Preussischer Kreisgerichts-Direktor. Preis *M.* 12.—

Das Deutsche Gerichtskostenwesen. Für den praktischen Gebrauch bearbeitet von **Carl Pfafferoth,** Geh. Registrator im Reichsjustizamt. Preis *M.* 4.—

Die Konkurs-Ordnung für das Deutsche Reich vom 10. Februar 1877. Bearbeitet von Dr. **von Sarwey,** Königlich Württembergischer Staatsrath. Preis *M.* 18.—

Die Civilprozess-Ordnung für das Deutsche Reich vom 30. Januar 1877. Bearbeitet von Dr. **von Sarwey,** Königlich Württembergischer Staatsrath. 1. Hälfte. Preis *M.* 10.—

Das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich von **G. Thilo,** Königl. Preuss. Kreisgerichtsdirektor. Preis *M.* 5.—

Die Rechtsanwalts-Ordnung für das Deutsche Reich vom 1. Juli 1878. Kommentirt von Dr. **Meyer,** Kaiserl. Geh. Ober-Regierungsrath, vortragender Rath im Reichsjustizamte (früher Rechtsanwalt in Thorn und Mitglied des Reichstages). Preis *M.* 3.—

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

SEE THE AGENT OF

THE ST. PAUL FIRE AND MARINE INSURANCE COMPANY

IF IN NEED OF THE FOLLOWING INSURANCE:

Fire	Marine	Automobile
Windstorm	Inland Transit	Baggage
Hail	Merchandise Floaters	Travelers Samples
Explosion	Tourist Floaters	Piano Floaters
Sprinkler Leakage	Parcel Post	Registered Mail

AGENTS IN EVERY PLACE OF IMPORTANCE IN U.S. AND CANADA

Certificate **№ 500364** *Series* **AP**

St. Paul Fire and Marine Ins. Co.

St. Paul, Minnesota

In consideration of the premium and other conditions named in the policy from which this certificate has been detached, does insure the merchandise protected by this coupon, only when used as provided for by the policy, against loss or damage by fire, theft, or from any cause not specifically excluded in the policy.

№ 20. Berlin, den 17. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat. Von Moritz Meyer. — Vom Begriff des Staates. Von Immanuel Rosenstein. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel. — Sekundenbilder von Ernst Dohm. Besprochen von Paul Lindau. — Russische Mädchenerziehung. Von Borealis. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen. Von Th. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat.

Der Principienkampf, welcher auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete entbrannt ist, zeigt sich deshalb von solch verwirrender Stärke und wird mit so wenig Aussicht auf einen baldigen gesunden Frieden geführt, weil dieser Kampf zu seinem völligen Austrag des zwingenden Beweises objectiver Thatsachen bedarf, den nur eine vollkommene Statistik zu erbringen vermag, eine Wissenschaft, die zwar schon sehr viel weiß, doch eigentlich Alles wissen müßte, die aber gerade in Bezug auf die Hauptseiten des wirthschaftlichen und socialen Lebens bisher nur die ersten Umrisse des von ihr zu erwartenden Gesammtbildes zu geben versucht hat. Das schöne Wort Schlözers von der Statistik als einer „stillstehenden Geschichte" weist dieser jungen Disciplin eine solch hohe, ideale Aufgabe zu, daß die Lösung derselben — da sie doch in analogem Umfang mit der Historie, „der fortlaufenden Statistik", erfolgen müßte — auf Generationen hinaus als ganz unausführbar erscheint. Eine solche Forderung könnte erst dann erfüllt werden, nachdem es gelungen ist, die statistische Buchführung gleichmäßig über alle Hauptseiten des Lebens einer Nation auszudehnen, so daß es möglich wäre, nach Analogie der Geschichte, die darauf ausgeht, den Strom des Culturlebens in seiner Bewegung zu erfassen, mittelst der Statistik auch die ruhenden Punkte in dieser Bewegung, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen oder gleichsam den Niederschlag des Geschehenen zu fixiren. Die Statistik, so gefaßt, bildete dann das eigentliche und nothwendige Complement der Geschichte und man darf ihr schon deshalb eine große Zukunft vindiciren, wäre sie auch nicht schon jetzt berufen, überall das entscheidende Wort auf dem Felde der volkswirthschaftlichen Theorie und staatswirthschaftlichen Praxis zu sprechen. Die Wichtigkeit der Statistik als Hülfswissenschaft für die Aufgaben der Verwaltung ist denn auch schon frühe von denkenden Staatsmännern erkannt worden. Obwohl die wissenschaftliche, vergleichende Statistik erst eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts, so ist doch fast kein moderner Staat ganz ohne sie gewesen. Insbesondere war es die Bevölkerungsstatistik, denen die Staaten ihre Aufmerksamkeit in erhöhterem Grade zuwandten, vor allen Preußen, das auf Namen wie J. S. Süßmilch, ein geborner Berliner, J. G. Hoffmann, der erste Director des bereits 1805 von Stein gegründeten preußischen statistischen Bureaus, Krug, Dieterici und — last not least — E. Engel, den Meister der modernen Statistik, mit Stolz blicken darf. Eine Hauptaufgabe des genannten Bureaus bildeten die Volkszählungen, welche bis zum Jahre 1822 jährlich stattfanden, späterhin jedoch nur alle drei Jahre sich wiederholten. Das auf diesem Wege gewonnene, überaus reiche Material ist dann systematisch verarbeitet worden; allmählich wurden die bei der Zählung in Betracht kommenden Gesichtspunkte erweitert, die Methode verbessert, bis das Ganze, im Wesentlichen unter der Leitung Engels, an Vollkommenheit fast nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Art von Abschluß des bisher (seit 1816) Geleisteten bildet das soeben erschienene Heft 48 A der „Preußischen Statik", enthaltend: Die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staat von 1816—74, bearbeitet vom Frh. v. Fircks. Es sind 203 Quartseiten in engem Druck, nebst 112 Seiten langer Zahlenreihen und Tabellen, — ein ehrendes Zeugniß umfassenden Fleißes und peinvoller Sorgfalt, ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entwicklungsgeschichte des preußischen Nationalwohlstandes, speciell des äußern und innern Wachsthums seiner Bewohner, das die eingehendste Beachtung verdient.

Die Bevölkerungsstatistik ist das Hauptmittel, die Höhe des Wohlbefindens einer Nation, der Culturstufe im Allgemeinen, auf welcher sie sich befindet, zu bemessen. Der Mensch oder die zu einer staatlichen Einheit organisirte Menschengemeinschaft wird, insofern sie Träger eines wirthschaftlichen Zwecks ist, mit der Befähigung denselben zu erreichen, auch die Wirkungen und das Maß des Erreichten an sich selbst, an ihrem eignen Gedeihen zu bemessen haben, sie ist zugleich Subject und Object der nationalen Arbeitskraft. Bewegt sich diese in den richtigen Bahnen vorwärts und ist sie von Erfolg gekrönt, so zeigt sich der Effect vornehmlich in der stetig und ruhig fortschreitenden, relativen Zunahme des Subjects, der Bevölkerung, in der verhältnißmäßig geringen Mortalität und der Größe der mittleren Lebensdauer und nicht nur in den materiellen, sondern auch sittlich-moralischen Kräften. Selbst allgemeine Einrichtungen des Staats, nicht nur die wirthschaftliche Organisation, spiegeln sich in der Bevölkerungsstatistik wieder, ja sie finden oft ganz unerwartet in ihr eine bedeutsame Kritik ihrer Nutzwirkung, beispielsweise die Institution der Civilehe, der eine Herabminderung der außerehelichen Geburten gefolgt ist.

Als Hauptresultat der preußischen Bevölkerungsstatistik seit dem Anfang dieses Jahrhunderts tritt uns denn die evidente Thatsache entgegen, daß Preußen hinsichtlich seiner Populationsverhältnisse sich charakterisirt als ein reifes und blühendes Volk auf hoher Culturstufe, das aus geringem Machtbestand, mit ziemlich dünner Bevölkerung, von Jahr zu Jahr zu immer höherer Entfaltung gelangt ist. Im Frieden zu Tilsit (Juli 1807) rettete Preußen nur etwa die Hälfte seines früheren Gebietes; es verlor fünf Neuntel seiner Bewohner, von seinen 22 Kriegs-

und Domänenkammern (später „Regierungen" genannt) waren ihm nur noch 8 geblieben. Damals betrug die Bevölkerung circa 4½ Mill. Einwohner, die in den nächsten Jahren noch abnahm. Nach der Neugestaltung Preußens brachte es seine Einwohnerzahl wieder auf ca. 10 Millionen auf 5014,61 Quadratmeilen. Die Ergebnisse der Zählungen seit 1816 lassen ein ununterbrochenes Wachsthum erkennen. Freilich waren die ersten Zählungen in ihrer Ausführung unsicher und ungenau; die Ortsvorsteher, welche dieselben zu leiten hatten, glaubten, es handele sich um neue Leistungen und Auflagen und bereiferten sich nicht sehr, den wahren Stand der Dinge zu bekunden. Erst die Einführung der Klassensteuer im Jahre 1820 hatte eine genauere Zählung im Gefolge. Eine weitere Verbesserung trat 1834 ein, als durch die Bestimmung des Zollvereins die Einwohnerzahl zum Vertheilungsmaßstab für die gemeinsamen Zolleinnahmen dienen sollte. Nach beiden Zählungsjahren zeigte sich plötzlich eine solch erhebliche Zunahme der Bevölkerung gegen die Vorjahre, daß die früher gemachten Fehler evident wurden. 1840 brachte eine weitere Verbesserung in den Aufnahmen dadurch, daß bei dieser Zählung zum ersten Mal namentliche Einwohnerlisten aufgestellt wurden. Von Fircks berechnet für die ganze erste Periode von 1816 bis 1840 die Volkszunahme auf ca. 12 pro Mille. Die späteren Erhebungen sind natürlich noch genauer ausgeführt: vermehrte Mitwirkung der Gemeindebehörden, die Einführung von Individualzählkarten, endlich das 1861 eingeführte Princip der Selbstzählung — alles dies waren Momente der Vervollkommnung. In der folgenden Hauptperiode von 1840—1861 stellt sich die Volkszunahme auf 10,07, in der letzten von 1861—1874 auf 10,06 pro Mille. Das erhebliche Plus der ersten Periode ist durch eine erhöhtere Zuwanderung erklärt. Während der ganzen Beobachtungszeit war die Zahl der männlichen Personen geringer als die der weiblichen, eine ganz allgemeine Erscheinung, die für heirathslustige Mädchen nicht eben rosig sein mag. Natürlich spielen bei der Bevölkerungszunahme, neben dem Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, die Einwanderungen im Verhältniß zu den Auswanderungen eine große Rolle. Für Preußen stellt sich die Sache so, daß seit dem Jahre 1847 die Zahl der Auswanderer beträchtlich größer war als die der Eingewanderten, ein Mißverhältniß, das bis zum Jahre 1872 in beständigem Steigen begriffen ist. Für die Jahre 1868—1872 erreichte sie die Beträge von über 80, 70 und 85 Tausend Personen, sank dann aber sehr stark, so daß für das Jahr 1873 nur noch ca. 60,000, für 1874 nur ca. 28,000 und für 1875 nur noch ca. 10,000 auswandernde Personen gezählt wurden. Weitere Abnahmen brachten die folgenden Jahre. Sieht man auf das Ergebniß der natürlichen Volksvermehrung in Preußen, so betrug diese durchschnittlich ca. 1,1% aufs Jahr, ein Verhältniß, das namentlich im Hinblick auf Frankreich als sehr günstig bezeichnet werden muß.

Ein wesentliches Kennzeichen für den Gang, das Wohl und Wehe einer Bevölkerung ist die Geburtenziffer; sie steht im causalen Zusammenhang mit den Existenz- und Unterhaltsmitteln eines Volkes. Mit dem Steigen der Roggen- und Weizenpreise fällt die Geburtenziffer, mit dem Fallen der Preise steigt sie wieder empor, ein Gesetz, welches mehrere gewiegte Statistiker erwiesen haben, so Quételet für Belgien, Engel für Sachsen, Mayr für Bayern. Die Durchschnittsziffer der Geburten für die ganze Beobachtungsperiode stellt sich auf 40,56 pro Mille jährlich mit Ueberwiegen der Knabengeburten, die jedoch bekanntlich einer größeren Sterblichkeit unterliegen, — ein böses Geschenk, das die Natur dem „stärkeren" Geschlecht in die Wiege legte. Das Maximum der Geburtenziffer fällt auf das gute Erntejahr 1819, dem drei schwere Theuerungsjahre vorangegangen waren; das Minimum auf das Jahr 1833 — 37 pro Mille —, welchem das erstmalige Auftreten der asiatischen Cholera, wirthschaftliche Depression, Mißernte 2c. vorangingen. Ein weiteres Zurückweichen der Geburtenziffer zeigt das Jahr 1848, das sich abermals durch Cholera, durch innere Wirren, voraufgehenden Mißwachs unangenehm hervorthat. Nicht viel höher stellt sich der Geburtenzuwachs für das Jahr 1854 (36,0), das die Cholera zum dritten Male zurückbrachte, abermals in Begleitung von hohen Getreidepreisen und Handelsstockung. Im Jahre 1859 stieg die Geburtenziffer wieder auf 42,1 pro Mille, nahm dann aber bis 1862 wieder stetig ab, namentlich in den Cholerajahren 1866 und 67, den Kriegsjahren 1864 und 66. Nach den beiden letzten Jahren zeigte sich die auffällige Erscheinung, daß die Mädchengeburten stärker abnahmen, die männliche Bevölkerung in überwiegender Weise sich vermehrte, ein neuer Beweis für die ausgleichende Thätigkeit der Natur, „die zunächst dem durch Störungen am meisten geschädigten Theil des ganzen Organismus Kräfte wieder zuführt". Ein fatales Minus der Geburten zeigt endlich das Jahr nach dem großen Kriege von 1870/71, 5 pro Mille Abnahme bei den Knaben, 4,8 bei den Mädchen. In den drei auf den großen Nationalkampf folgenden Jahren hat sich indeß die Geburtenziffer wieder wesentlich gehoben, zugleich zu Gunsten abermals des männlichen Geschlechts.

Sieht man auf die Geburtenziffer in den einzelnen Monaten des Jahres, so zeigt sich das Maximum in der kältesten Jahreszeit, nämlich in den Monaten Januar, Februar, das Minimum kurz vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit, nämlich in den Monaten Juni und Juli. Im September tritt die noch unaufgeklärte Erscheinung ein, daß eine abermalige Hebung der Geburtenziffer sich zeigt.

Unter den Provinzen des peußischen Staats zeichnen sich die östlichen, Preußen, Posen und Schlesien, durch die häufigsten Geburten aus, am niedrigsten steht die Ziffer in Hessen-Nassau. Das Religionsbekenntniß ist kein entscheidendes Moment für die Höhe der Geburtenziffer, wohl aber die Racenmischung der Bevölkerung. Alle Provinzen mit rein deutscher Bevölkerung und höherem Culturzustand weisen niedrigere Ziffern auf, die höchsten finden sich in den mit polnischen 2c. Elementen stark durchsetzten vier östlichen Provinzen. Für die Landbevölkerung stellt sich die Geburtenziffer um fast genau 2 pro Mille höher als für die Stadtbevölkerung. Bei den Juden ist die Geburtenziffer — was wohl kaum erwartet werden dürfte — niedriger als bei den Christen, doch gleicht sich das wieder aus durch die außerordentlich niedrige Sterbeziffer der Juden. Die jährliche durchschnittliche Geburtenziffer beispielsweise betrug bei den Christen von 1816—1874 40,01 bei den Juden nur 35,46 pro Mille, die natürliche Vermehrung jedoch stellt sich bei den Juden um 2,45 pro Mille günstiger als bei den Christen, eine Erscheinung, welche man auch in Oestreich und Frankreich beobachtet hat.

Sieht man auf die Fruchtbarkeit der Ehen, so kommen auf jede verheirathete Frau durchschnittlich mindestens 4 Kinder, seit 1867 jedoch etwas über 5 Kinder. In den Großstädten bleibt — mit Ausnahme von Köln — die eheliche Fruchtbarkeit hinter der durchschnittlichen des ganzen Staates zurück, dagegen ist leider die uneheliche Fruchtbarkeitsziffer in den Großstädten — mit Ausnahme von Frankfurt a/M. — höher. Im Allgemeinen stellt sich indeß das Sittlichkeitsverhältniß keineswegs als ein besonders ungünstiges heraus.

Jedoch kann die Geburtenziffer allein den Grad des Wohlbefindens und des Wachsthums einer Bevölkerung nicht bestimmen, sie thut dies nur im Zusammenhang mit der Zahl der Todesfälle. Insbesondere gewinnt man nur dann ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Höhe der Sterblichkeit, wenn die Zahlen der Lebenden und Gestorbenen innerhalb einer bestimmten Altersgrenze verglichen werden; denn nur bei annähernd gleich alten Personen darf man eine ungefähr gleich große Sterblichkeit voraussetzen. Der erfreulichen Constanz der Geburtenziffer steht denn im preußischen Staat eine ebensolche der Sterbeziffer gegenüber; die letztere betrug während der ganzen Periode — natürlich die Jahre des Mißwachses, des wirthschaftlichen Nothstandes, der Seuchen und der Kriege ausgenommen — ca. 29 pro Mille. Ein noch zutreffenderes Bild der Sterblichkeit gewinnt man erst, wenn man das

Alter der Gestorbenen berücksichtigt, wenn man die Lebenden einzelner Altersstufen mit der Zahl der daraus während bestimmter Zeitgrenzen Gestorbenen vergleicht. Nun zeigt sich für Preußen, daß unter den letzteren sich viel mehr Kinder und Greise befinden, als unter den Lebenden. In den Monaten Januar bis April sowie im September kommen, entsprechend der Zunahme der Geburten, verhältnißmäßig die meisten, im Juni die wenigsten Sterbefälle vor, die Kindersterblichkeit ist am größten in der heißesten Jahreszeit.

Es gilt als ein Moment höherer Cultur, wenn eine starke Volksvermehrung nicht durch eine hohe Geburtsziffer, sondern durch eine niedrige Sterbeziffer erlangt wird. Für die bloße Volkszahl, bemerkt W. Roscher, ist es offenbar gleichgültig, ob jährlich 1000 Geburten und 800 Sterbefälle eintreten, oder 2000 Geburten mit 1880 Sterbefällen. Aber das erstere findet nur da statt, wo auch die zahlreichste niedre Klasse noch andere Bedürfnisse kennt, als den bloßen Erhaltungs- und Geschlechtstrieb: Bedürfnisse, Pflichten, die in einer leichtsinnig geschlossenen Ehe wahrscheinlich nicht erfüllt werden könnten; wo zugleich die Tugenden der Vorsicht und Selbstbeherrschung weit verbreitet sind. — Außerdem bedenke man die Folgen! Bis ein „überzähliges" Kind wieder gestorben ist: welche Kette von Trübsalen für gute, von Missethaten für schlechte Eltern! des armen Kindes gar nicht einmal zu erwähnen. Jeder Mensch ferner, so kurz oder lange er lebt, erfordert einen bedeutenden Vorschuß von Kapital und Mühe, die er nachmals durch die Thätigkeit seiner reifen Jahre der Gesellschaft zurückerstatten soll. Wenn er vor seiner Reife stirbt, so ist dieser Aufwand umsonst gewesen. Preußen zeichnet sich durchweg durch eine niedrige Sterbeziffer aus; sie beträgt für die Provinzen mit ausschließlich deutscher Bevölkerung nur 24,97 bis 27 pro Mille, während, wie bereits angeführt, die durchschnittliche Sterbeziffer für den ganzen Staat 28,95 betrug. Von großem Einfluß auf die Höhe der Sterblichkeitsziffer ist die Kindersterblichkeit. Sie hat erfreulicher Weise seit 1864 im Allgemeinen abgenommen, ist aber gleichwohl leider immer noch hoch genug und beweist, daß insbesondere die Lebenshaltung der Arbeiterklassen noch nicht die gewünschte Wohlhabenheit prästiren kann. Bedeutend größer ist die Sterblichkeit der unehelich gebornen Kinder.

Das wahrscheinliche Lebensalter stellt sich beiden Geschlechtern auf ungefähr 66 Jahre, während die mittlere Lebensdauer bei männlichen Personen nur 34,37, bei weiblichen 37,61 Jahre pro Mille beträgt. Bei beiden Geschlechtern hat in den letzten Jahren die Zahl der Selbstmorde zugenommen. Erhängen und Ertrinken bilden noch, neben Erschießen und Vergiftung durch Kohlenoxydgas, die beliebtesten Todesmittel, Halsabschneiden tritt selten auf.

Wir werfen zum Schluß noch einen Blick auf die Eheschließungen. In dem ganzen beobachteten Zeitabschnitt heiratheten im preußischen Staat von per 1000 Personen durchschnittlich 18,06 per Mille. Die Heirathsfrequenz hat jedoch im Allgemeinen, bis zum Jahre 1866 hin, abgenommen, sie stieg erst wieder nach dem großen Kriege und dem Gesetz über die Civilehe vom Jahre 1874, und zwar bei der ländlichen Bevölkerung stärker als bei der städtischen. Das Heirathsalter stellt sich bei den Männern auf durchschnittlich 29,715, bei den Frauen auf 27,110 Jahre aufs Tausend. Seltsamer Weise heiratheten Männer von unter 20 Jahren mit Vorliebe Frauen von ca. 24 Jahren, Männer im Alter von 20—30 Jahren Frauen im Alter von ca. 25 Jahren, von 30—40 Jahren Frauen im Alter von 28 Jahren u. s. f. In den Großstädten schreiten die Männer später zur Ehe, durchschnittlich erst mit dem 29—30. Jahre, die Frauen mit dem 27—28. Jahre, was kaum glaublich klingen mag.

Es ist, im Großen und Ganzen genommen, ein erfreuliches Bild gesunder Entwicklung — dem freilich die Schattenseiten nicht fehlen —, das aus der gegebenen Fülle statistischer Erhebungen uns entgegen tritt. Um so mehr ist es bei dem innigen Zusammenhang der wirthschaftlichen Dinge und den Bevölkerungsverhältnissen erforderlich, mit umsichtiger Prüfung voranzugehen, so oft es gilt, eine Aenderung im Ganzen oder im Einzelnen in den Erwerbs- und Handelsformen einer Nation eintreten zu lassen.

Moritz Meyer.

Vom Begriff des Staates.*)

Es ist ein hoch zu veranschlagender Fortschritt der historischen Wissenschaft in unseren Tagen, daß sie bei der Betrachtung, Begründung und Entwickelung der großen Institutionen, innerhalb deren sich das Leben der Menschheit vollzieht, mehr und mehr losgemacht hat von dem einseitigen metaphysisch-speculativen Construiren, daß sie neben der naturhistorischen inductiven Methode, die sie zur Anwendung bringt, auch bestrebt ist, die Resultate naturwissenschaftlicher Forschung — soweit das bei dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft geht — auf die Vorgänge des historischen Geschehens anzuwenden. Man ist in dieser Beziehung, in der Anwendung und Ausnutzung naturwissenschaftlicher Resultate auf die Historie, etwas überstürzt vorgegangen; von Karl Vogt, Moleschott, Büchner bis auf Hellwald liegen dafür redende Beispiele in großer Fülle vor. Gerade die Heroen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie, Dubois-Reymond, Helmholtz, Virchow, Friedrich Albert Lange sind eindämmend und ernüchternd dagegen aufgetreten. Aber der gegebene Anstoß für die Methode der Betrachtung an und für sich war doch gegenüber dem „Allzuviel", das von der entgegengesetzten Seite geleistet war, ein zu berechtigter und gesunder, um nicht zu einer beherrschenden Wirksamkeit zu gelangen. Wir haben diesen Gesichtspunkt an die Spitze der Betrachtung des obengenannten Buches gestellt, weil es, wie wir sehen werden, in überaus maßvoller und treffender Weise und in glücklicher Beschränkung jene moderne Methode zur Anwendung gebracht hat. Wir haben es mit einer überaus tüchtigen Arbeit zu thun, der Verfasser ist äußerst gründlich, vielleicht zu gründlich zu Werke gegangen, denn er holt eben überall etwas sehr weit aus und kommt dadurch zu einer Reihe von Digressionen, die es schwer machen, überall den durchlaufenden Faden zu verfolgen. Die ganze Fülle der sehr umfangreichen und gewissenhaften Vorstudien ist in das Werk hineingearbeitet, der Verfasser läßt uns gleichsam den Weg noch einmal gehen, den er gegangen ist; dadurch findet Manches Platz, was keinen unmittelbaren Bezug auf die Sache hat. Wir werden dies in der nachstehenden kurzen Wiedergabe des Inhalts bestätigt finden.

Als wichtigste Aufgabe der Staatswissenschaft wird die Auffindung der Gesetze bezeichnet, nach denen das staatliche Zusammenleben der Menschen entsteht und sich regelt. Der Verfasser geht dann auf den Gegensatz der metaphysischen und positiven Staatstheorie ein und sucht in der Darstellung der Kampfes zwischen beiden, als Grundlage für die Schätzung ihres beiderseitigen Werthes, eine Hauptaufgabe seiner Untersuchung. Wir lassen es dahingestellt, ob durch die Verweisung der aristotelischen Theorie vom ζῶον πολιτικόν unter die metaphysischen Theorien die ganze Bedeutung dieser tiefsinnigen und unzweifelhaft bahnbrechenden Theorie erschöpft ist. — An den geschichtlichen Theil soll sich ein kritischer knüpfen. In dem vorliegenden Bande handelt es sich um die Darlegung der Kampfesweise und der Waffen, deren sich die französischen Philosophen von Descartes bis zur Revolution bei Verfechtung der betreffenden Staatstheorien bedient haben. Ehe der Verfasser indeß an diese Aufgabe herantritt, beschäftigt er sich in einer Einleitung, die weit über die Hälfte des vorliegenden Bandes füllt, mit einer Reihe von Vorfragen.

Die fundamentalste Aufgabe besteht in der Erkenntniß der Kraft, welche die Individuen zu einem geordneten Zusammen-

*) Franz J. Rottenburg, Vom Begriff des Staates. Erster Band. Einleitung und Geschichte der französischen Staatstheorien bis 1789. Leipzig 1878, Duncker & Humblot.

leben verbindet. Man kann sich nur damit einverstanden erklären, wenn hier, unter Verwerfung der speculativ-theologischen Ansicht, die Frage von der staatenbildenden Kraft aus der Psychologie, aus der Seele des Individuums zur Entscheidung gebracht wird, d. h. jedes Gemeinwesen läßt sich aus der geistigen Begabung der einzelnen Menschen herleiten, der Staat läßt sich aus der Natur seiner einzelnen Componenten begreifen. Die Theorien, welche den Staat nicht aus der Natur des Individuums herleiten, wie die von Haller, Vollgraff, Frantz, die als Grund für das staatliche Zusammenleben eine Naturkraft annehmen, werden nach eingehender Darstellung verworfen. Ebenso beseitigt der Verfasser die organische Staatstheorie, d. h. die Auffassung, nach welcher der Staat als eine seinem ganzen Wesen nach organische Verbindung erscheint, und zwar auf Grund einer eigenthümlichen staatenbildenden Kraft. Hier berührt der Verfasser gelegentlich die Frage von dem Gebundensein des Staates an das Volk; er geht jedoch nicht auf die Frage von der Entstehung des Volkes, von dessen Anfängen, von der Erweiterung der Familie zum Geschlecht, Stamm ꝛc. ein und berührt ebenso wenig die analogen Verhältnisse der aus der Familiengewalt sich allmählich entwickelnden staatlichen Gewalt. Wir wissen sehr wohl, daß man von der früheren Ueberschätzung der hierin liegenden Argumente mit Recht zurückgekommen ist; indeß eine Stellungnahme zu diesen Punkten war immerhin sehr wohl zulässig. Im Uebrigen stimmen wir dem Verfasser durchaus bei, wenn er auf dem psychologischen Wege der Erklärung bleibt. Hierbei wird nun auch die Möglichkeit einer Erklärung des Staates aus dem Willen der Menschen versucht und der Verfasser kommt dabei auf eine sehr eingehende Prüfung von der Lehre der Willensfreiheit, die darin gipfelt, daß die Entscheidung der Frage, ob unser Wille etwas Freies oder Nothwendiges sei, in letzter Instanz durch eine erweiterte, jetzt aber noch nicht vorhandene Kenntniß der materiellen Vorgänge in unserem Gehirn ermöglicht werde; indessen habe die Frage der Willensfreiheit nicht die fundamentale Bedeutung; es handle sich nur darum, ob die Handlungen der Massen dem Causalitätsgesetz unterliegen und dies sei im Ganzen und Großen der Fall. An die Theorien, welche in dem Willen des Menschen die Grundlage des Staates erblicken, schließt sich der Begriff des Gerechten, auf welchen diese Theorien zurückgehen; sie trennen sich aber in zwei Richtungen, je nachdem ihre Anhänger als Utilitarier den Ursprung der Idee in die egoistische Natur des Menschen verlegen oder als unabhängige Theoretiker ihn aus der edleren Natur des Menschen hervorgehen lassen. Der Verfasser glaubt, um das gleich hier vorweg zu bemerken, daß eine unbefangene Würdigung der utilitarischen Erklärung des Staates als einer Schöpfung des Selbsterhaltungstriebes den Vorzug geben werde. Indem der Verfasser auf die rationalistischen Staatstheorien eingeht, führt er aus, daß denselben das Recht als eine Schöpfung des reinen Denkens erscheine. Dieselben erklären den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit mit einander vereinigt werden kann, für eine logische Nothwendigkeit. Aus dem Begriff des Rechts entfaltet sich als zweite logische Nothwendigkeit der Begriff der Anstalt, welche den Menschen dessen, was Rechtens ist, theilhaftig macht: der Begriff des Staates. Mit Recht knüpft der Verfasser hieran die Erläuterung, daß der Ausgangspunkt dieser Lehre ein Satz ist, der nicht a priori, sondern a posteriori gewonnen ist und daß es sich hier um empirische Wahrheiten handelt. Selbst wenn das Recht ein Postulat der Vernunft wäre, so würde der Staat doch immer nur als ein Werk begriffen werden können, an welchem die Erfahrung wesentlich mitgearbeitet hat.

Auf die Darlegung und Begründuug der utilitarischen und unabhängigen Staatstheorie ist der Verfasser mit ungemeiner Ausführlichkeit eingegangen. Er hat sich die Analogie und den Parallelismus zwischen diesen Theorien und der epikuräischen und stoischen Sittenlehre nicht entgehen lassen und zieht dies in einer kaum gerechtfertigten Breite in seine Darstellung ein. Ferner behandelt er im engen Zusammenhang damit den Gegensatz der teleologischen und mechanischen Weltanschauung. Hierbei wird auch das Verhältniß zwischen Psychologie und Physiologie, zwischen Naturwissenschaft und Staatswissenschaft behandelt und zwar, wie wir nicht anstehen erneut hervorzuheben, in einer überaus verständigen und maßvollen Art und Weise, unter strenger Betonung des Gegensatzes zwischen der zusagenden, gefälligen, naturhistorischen Hypothese und der erwiesenen Wahrheit. — Es würde uns zu weit führen, auf alle die Argumente einzugehen, die der Verfasser gegen die beiden Weltanschauungen vorführt. Ihm erscheint, und wie wir unsererseits glauben mit Recht, die teleologische als die schwächer fundirte; er schließt sich den Anschauungen an, nach denen die mechanische Erklärung der Organismen nur um der Schwäche unserer Erkenntniß willen nicht als erwiesen angesehen werden kann, während sie für die Naturforschung als Grundlage dienen muß, ohne freilich das zum Aufbau einer Weltanschauung nothwendige Material herbeifördern zu können. In hervorragender Weise beschäftigt den Verfasser der Einwurf, daß die mechanische Weltanschauung die Religion zerstöre, weil sich aus jener Naturerklärung der Utilitarismus entwickle, der die zur Erhaltung eines Gemeinwesens nothwendigen Grundsätze aufhebe. So wenig dies Argument allerdings für die Naturforschung in Betracht kommt, so interessirt es allerdings die Staatswissenschaft, da der Staat im hohen Grade durch jene Weltanschauung als gefährdet angesehen werden muß. Einen inductiven Beweis hierfür haben die Vertreter der unabhängigen Morallehre aus der Entstehung der französischen Revolution und deren Verhältniß zu den Encyklopädisten entnommen. Unser Verfasser geht in ausführlichster Weise auf den Zusammenhang der französischen Revolution mit der französischen Philosophie des XVIII. Jahrhunderts ein. Er bestreitet, daß ein causaler Zusammenhang zwischen dem Utilitarismus und den Gräuelthaten der französischen Revolution besteht; es wird ausgeführt, daß gerade die blutigsten Führer der Revolution mehr an Rousseau wie an den Encyklopädisten hängen, und daß die deistische Rechtsphilosophie Rousseaus einen viel revolutionäreren Charakter trage als die utilitarischen Lehren der Encyklopädisten. Man kann mit dem, was der Verfasser im Einzelnen mit großer Gelehrsamkeit ausführt, im Ganzen einverstanden sein, dennoch wird man zugestehen müssen, daß zu dem Satz von dem Verhältniß der mechanischen Weltanschauung zur Religion in ganz anderer Weise Stellung genommen werden muß, als auf dem Wege eines immerhin eng begrenzten inductiven Beweises; dann aber und vor Allem muß ein derartiger Satz doch wesentlich schärfer und klarer formulirt werden, als es hier geschehen ist.

Damit schließt die Einleitung, die etwa drei Fünftel des vorliegenden Buches einnimmt, und es beginnt das eigentliche Werk, dessen erstes Buch die französischen Staatstheorien, und zwar zunächst bis 1789 umfaßt. Der Verfasser geht nach einer kurzen, treffenden Charakteristik der französischen Aufklärungsperiode, an deren Spitze Voltaire steht, auf den Kampf zwischen den Deisten und Encyklopädisten, zwischen unabhängiger und utilitarischer Moralphilosophie ein. Um zu zeigen, wie sich dies verhielt und gestaltet hat, gibt er uns eine Entwickelung der französischen Naturwissenschaft von Descartes bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Diese Darstellung ist recht lehrreich und interessant, enthält aber eine ungemeine Fülle spezifischer Details, bei denen wir wenigstens mit dem besten Willen nicht begriffen haben, was sie mit den vorliegenden Fragen zu thun haben; wir begreifen sehr wohl, daß der Verfasser als gründlicher Arbeiter sich seiner Zeit auch in diese Dinge vertiefen mußte, um einen richtigen Einblick zu erhalten, für seine Leser aber hatte er nur das Wesentliche zu resumiren und die Conclusionen anzuknüpfen, wie das im vorliegenden Falle außerordentlich gut ging und der Uebersichtlichkeit des Buches sehr zu statten gekommen wäre. — Alles Lobes werth sind die beiden letzten Kapitel des Bandes: die Weltanschauungen in Frankreich während des XVIII. Jahrhunderts, und die Rechts- und Staatsphilosophie daselbst während desselben Zeitraumes. Hier ist von Digressionen und Excursen keine Rede, das Material hat den unmittelbarsten Bezug auf den Gegen-

stand; besonders gelungen ist die Darlegung des Gegensatzes der unabhängigen und utilitarischen Moralphilosophie, sowie die Abhängigkeit derselben von der durch die Naturwissenschaft umgebildeten Weltanschauung. Namentlich läßt es sich der Verfasser angelegen sein, den Utilitarismus gegen zahlreiche auf ihn gehäufte Anschuldigungen zu vertheidigen. Alles dieses geschieht zunächst vom Standpunkt des historischen Rückblickes, den eigentlich kritischen Theil haben wir, wie bemerkt, noch zu erwarten. Wir aber können von dem Buch nicht scheiden, ohne in vollster Anerkennung nicht nur der Gründlichkeit und des Fleißes zu gedenken, mit welchen ein höchst umfassendes Material zur Verarbeitung gelangt ist; nicht minder haben wir die ebenso einfache und klare wie edle Form zu rühmen, in welcher der Verfasser uns die Dinge vorführt; er hat die sonst in solchen Arbeiten bei uns übliche, theils langweilige, theils gespreizte Art und Weise glücklich vermieden.

Immanuel Rosenstein.

Literatur und Kunst.

Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems.

Von Carl du Prel.

Wenn für ein Gebiet von Erscheinungen zwei Erklärungshypothesen bestehen, deren keine den beobachteten Thatsachen widerspricht, die also in so ferne gleich gut erscheinen, so ist diejenige vorzuziehen, welche dem Zufalle den geringeren Spielraum überläßt; denn es könnte sein, daß Erscheinungen, ohne den Hypothesen gerade zu widersprechen, doch vom Standpunkte der einen als zufällig, vom Standpunkte der anderen aber als nothwendig sich ergeben. Da es nun Aufgabe der Wissenschaft ist, die Erscheinungen auf ihre causale Nothwendigkeit zurückzuführen, so kommt derjenigen Hypothese der größere wissenschaftliche Werth zu, welche dem Zufalle einen geringeren Bruchtheil der Erscheinungen überläßt.

Betrachten wir z. B. die zweckmäßige Gestaltung unseres Sonnensystems, so widerspricht dieselbe der Schöpfungshypothese nicht. Aber diese erklärt nur, daß der Mechanismus dieses Systems überhaupt ein zweckmäßiger ist, läßt dagegen die einzelnen Details der Anordnung unerklärt. Gerade diese vom Standpunkte der Schöpfungstheorie zufälligen Erscheinungen sucht nun die Nebularhypothese als nothwendig zu erklären. Wenn die Sonne ehemals ein gasförmiger Nebel war — wie wir deren an verschiedenen Orten des Himmels sehen — der sich zusammenzog und dabei in immer schnellere Achsendrehung gerieth, so mußten sich von Zeit zu Zeit Ringe vom Aequator ablösen, welche die ihnen mitgetheilte Bewegung selbstständig fortsetzten. Daraus ergab sich nothwendig, daß die Richtung der planetarischen Umlaufsbewegungen mit der Richtung der Achsendrehung der Sonne übereinstimmte. Das Gleiche gilt von der Gleichsinnigkeit der Bewegungsrichtung der Planeten und ihrer Monde. Vom Standpunkte der Schöpfungstheorie ist diese Uebereinstimmung zufällig, denn sie ist von keinem Einflusse auf den Mechanismus des Systems, welcher im gegentheiligen Falle eben so zweckmäßig wäre. Naturwissenschaftlich zulässig ist demnach nur eine solche Schöpfungstheorie, welche zugibt, daß das Sonnensystem nach natürlichen Gesetzen entstanden ist, wobei ja immerhin noch diese Gesetze als Mittel zur Realisirung eines Schöpfungsplanes angesehen werden können.*) In dieser Form hätte die Schöpfungstheorie mit der naturwissenschaftlichen Hypothese die Vorstellung einer allmählichen Entwicklung gemeinsam, aus welcher die unbestreitbar vorhandene Zweckmäßigkeit des Systems hervorging. Dadurch wäre die kosmische Entwicklung in Analogie gebracht mit der Entwicklung auf den verschiedenen irdischen Erscheinungsgebieten, in welchen ja auch das Zweckmäßige nicht fertig ins Dasein tritt, sondern als Resultat eines mehr oder minder langen Processes. Friedlich freilich ist keine irdische Entwicklung und den Streit hat schon Heraklit den Vater aller Dinge genannt. Wir müssen also, weil ja die irdischen Gesetze im ganzen Kosmos Geltung haben, der Analogie gemäß auch die zweckmäßige Gestaltung unseres Sonnensystems als aus dem Streite hervorgegangen ansehen. Wie etwa die bestehenden Arten des Thier- und Pflanzenreiches nicht etwa als fertige Gebilde entstanden, sondern aus anderen sich entwickelten und erst im Verlaufe des biologischen Processes sich ihren Wohnstätten, Lebensverhältnissen und natürlichen Feinden anpaßten, so kann auch die mechanische Zweckmäßigkeit unseres Systems nur das Resultat einer allmählichen gegenseitigen Anpassung der Himmelskörper sein, aus welchen es zusammengesetzt ist. Die Anpassung der Organismen wird nun aber in der Natur auf indirectem Wege erzielt, nämlich durch die Zerstörung des Nichtpassenden, wodurch das Passende ausgelesen wird und überlebt. Die Astronomie also, da sie die Entwicklungstheorie angenommen hat, ist logischer Weise genöthigt, auch das Erklärungsprincip der „indirecten Auslese" — wie es von Darwin genannt wird — zur Erklärung des Zweckmäßigen zu adoptiren.

Vergleichen wir nun die durch das Erklärungsprincip der indirecten Auslese bereicherte Nebularhypothese mit der Schöpfungstheorie, so stellen sich vom Standpunkte der ersteren verschiedene Erscheinungen als nothwendig heraus, die vom Standpunkte der letzteren nicht nur als zufällig, sondern als widersprechend erscheinen. Dahin gehören alle Erscheinungen wirklicher Unzweckmäßigkeit, z. B. jene Störungen, die sich nicht ausgleichen, und welche bei Kometen oft zu gänzlicher Umgestaltung ihrer Bahnen führen. Ist der Kosmos das Product einer planvollen Schöpfung, so kommen solche Bahnveränderungen der Umgestaltung des ursprünglichen Planes gleich; dagegen ergibt sich die Thatsache, daß zweckmäßige und unzweckmäßige Erscheinungen untermischt gegeben sind, als eine Nothwendigkeit vom Standpunkte der Entwicklungstheorie, da diese die unzweckmäßigen Erscheinungen nur allmählich beseitigt werden, die zweckmäßigen nur allmählich zunehmen läßt.

Damit hängt unmittelbar noch ein anderer Vortheil zusammen, den wir gewinnen, wenn wir das Erklärungsprincip der indirecten Auslese adoptiren: dasselbe gibt uns ein Mittel an die Hand, die Entstehungszeit der verschiedenen Gruppen des Sonnensystems genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen konnte.

In einem Systeme, das vom Anfangszustande nebelartiger chaotischer Zerstreuung zum Endzustande großer mechanischer Zweckmäßigkeit fortschreitet, läßt der Grad der innerhalb einer Gruppe herrschenden Zweckmäßigkeit einen Schluß auf das Alter dieser Gruppe zu, wenigstens im Vergleiche zu anderen Gruppen, wenn in diesen ein verschiedener Grad zweckmäßiger Zustände sich beobachten ließe. Diese Verschiedenheit ist nun zwischen der Planeten-, Asteroiden- und Kometengruppe in der That gegeben.

Da die Harmonie, welche in einer Gruppe von Weltkörpern herrscht, nur das Werk einer indirecten Auslese sein kann, so muß die Häufigkeit und der Grad der Störungen in derselben im Verhältnisse zur Zeitlänge stehen, während welcher das Princip der indirecten Auslese seine Thätigkeit entfaltet hat. Mit anderen Worten: die zweckmäßigsten Gruppen sind die ältesten.

Betrachten wir vorerst das Planetensystem.

Die Sonne beherrscht die Planeten nach dem Gesetze der Schwere, sie zieht dieselben an. Wäre dieses Gesetz allein wirksam, so müßte der senkrechte Sturz der Planeten gegen die Sonne erfolgen. Da jedoch dieselben krumme Bahnen um die Sonne beschreiben, so muß bei diesen Umlaufsbewegungen noch ein zweiter Factor wirksam sein. Der aus den Händen losgelassene Stein fällt vermöge seiner Schwerkraft senkrecht zur Erde; die krumme Bahn aber, welche der geworfene Stein beschreibt,

*) Die Kritik der Naturwissenschaft müßte alsdann verstummen, und die Entscheidung wäre der Philosophie anheimgegeben.

ist die Resultante aus zwei Factoren: aus eben dieser Schwerkraft und aus der ihm ertheilten tangentialen Wurfkraft, der gemäß er, wäre sie allein wirksam, horizontal in den Raum hinausfliegen würde. Ebenso ist nun auch die elliptische Bewegung der Planeten um die Sonne die Resultante aus ihrer Schwerkraft und ihrer Tangentialkraft, und je nach dem Verhältnisse dieser beiden Kräfte zu einander sind die Ellipsen der Planeten mehr oder minder langgestreckt.

Es kommt nun aber die gegenseitige Anziehungskraft aller kosmischen Materie zu. In Folge dessen werden die Planeten nicht nur von der Sonne angezogen, sondern ziehen sich auch gegenseitig an. Daraus entstehen Störungen, die sogenannten Perturbationen, d. h. Abweichungen von der regelmäßigen Ellipse, welche jeder Planet beschreiben würde, wenn er der einzige Begleiter der Sonne wäre. Die Störungen beruhen also auf der Mehrzahl der Begleiter; in einem Systeme von mehr als zwei Körpern sind also Störungen ganz unvermeidlich. Zudem erhält sich nicht nur die Wirkung einer jeden solchen Störung, sondern summirt sich sogar in Wiederholungsfällen, und weil jede Störung entweder die Tangentialkraft der Gestirne vermehrt, oder ihre Schwerkraft, so muß in der Wiederholung entweder die Tangentialkraft immer mehr zur Geltung kommen, oder die Schwerkraft. Im ersteren Falle würde die Ellipse immer länger gestreckt werden und nach vollständiger Besiegung der Schwerkraft würde sich das Gestirn ganz aus dem Systeme entfernen; im anderen Falle würde seine Tangentialkraft allmählich aufgezehrt werden, d. h. es würde in einer immer engeren Spirale sich der Sonne nähern, wie eine Motte um das Licht fliegt, und schließlich in dieselbe stürzen.

In unserem Planetensysteme nun sind diese wegen der Mehrzahl der Begleiter unvermeidlichen Störungen beständig gegeben und wiederholen sich fortwährend; aber sie wiederholen sich nicht im gleichen Sinne, ihre Wirkungen summiren sich also nicht, sondern gleichen sich innerhalb mehr oder minder langer Perioden immer wieder aus.

Weil nun diese hohe Zweckmäßigkeit nur das Resultat einer indirecten Auslese sein kann, müssen wir annehmen, daß im Anfange unseres Systems eine weit größere Anzahl von Begleitern vorhanden war, wovon die derzeitigen nur die überlebenden sind, während alle anderen, deren gegenseitige Störungen sich nicht ausglichen, sondern summirten, entweder sich mit der Sonne wieder vereinigten oder das System verließen.

Ob sich nun Störungen ausgleichen oder summiren, beruht auf dem mathematischen Verhältnisse der planetarischen Umlaufszeiten. Wenn die Umlaufszeiten zweier Planeten sich zu einander wie ganze Zahlen verhalten, d. h. wenn sie rational sind, so summiren sich die Störungen, weil dann die größte gegenseitige Annäherung der Planeten bei jedem Umlauf in demselben Bahnpunkte eintritt; verhalten sich aber die Umlaufszeiten nicht wie zwei ganze Zahlen zu einander, sind sie irrational, so erreichen die Störungen eine höchste Grenze, nehmen dann aber im entgegengesetzten Sinne wieder ab, gleichen sich also immer wieder aus.

In unserem ganzen Planetensysteme sind nun auch nicht zwei Weltkörper gegeben, deren Umlaufszeiten rational wären, wohl aber solche, deren Umlaufszeiten nahezu rational sind, d. h. nahezu wie zwei ganze Zahlen sich verhalten, und je näher dieses Verhältniß dem von zwei ganzen Zahlen kommt, desto länger ist die Periode, innerhalb welcher sich die Störungen auszugleichen vermögen, welche sie gegenseitig auf einander ausüben. Jupiter und Saturn stören sich gegenseitig, ihre Umlaufszeiten verhalten sich nahezu wie 29 : 72, und die Periode des Ausgleichs beträgt 930 Jahre. Ebenso verhalten sich die Umlaufszeiten von Erde und Venus nahezu wie 13 : 8, woraus Störungen entspringen, die sich innerhalb 239 Jahren ausgleichen; die Umlaufszeiten der Erde und Merkurs verhalten sich nahezu wie 1 : 4, woraus eine Störung von siebenjähriger Periode entspringt.

Diese bewundernswerthe Zweckmäßigkeit unseres Planetensystems müssen wir also durch das Princip der indirecten Auslese des Zweckmäßigen erklären, d. h. wir müssen annehmen, daß die Sonne zahlreiche Begleiter von rationalen und irrationalen Umlaufszeiten abtrennte, daß aber nur die letzteren überlebten. Einen sehr merkwürdigen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme liefert der Saturnring. Der Planet Saturn ist nämlich abgesehen von seinen Monden auch noch von einem Ringe umgeben, der aber nicht zusammenhängend ist, sondern aus einer Anzahl concentrischer, durch Lücken getrennter Ringe besteht. Ursprünglich muß ohne Zweifel diese nebelartige, gegenwärtig vielleicht tropfbar flüssige Ringmaterie zusammenhängend gewesen sein und sich gleichmäßig über den betreffenden Raum ausgebreitet haben, und da Kirkwood nachgewiesen hat, daß die bemerkbaren Lücken gerade dort sich finden, wo die Ringmaterie ein rationales Verhältniß der Umlaufszeit mit der von Saturnmonden haben würde, so läßt sich mit Recht annehmen, daß hierin die Ursache der Lücken liegt, und daß die mechanische Zweckmäßigkeit des Saturnsystems nicht ursprünglich vorhanden war, sondern erst im Verlaufe der Entwickelung durch indirecte Auslese entstand. In analoger Weise ist aber anzunehmen, daß auch die großen Lücken im Planetensysteme, dessen Glieder durch weite Abstände von einander getrennt sind, nicht von Anfang an leer standen, daß vielmehr durch einen Proceß energischer Auslese alle Planeten von rationalen Umlaufszeiten allmählich beseitigt wurden, und nur die von irrationalen Umlaufszeiten überlebten. Die unzulässige Annahme, daß die Sonne sich mehrmals unter Zurücklassung eines Ringes ruckweise zusammenzog, muß ersetzt werden durch die viel plausiblere Vorstellung, daß der in beständiger Verdichtung begriffene Sonnennebel eben darum auch beständig vom Aequator Ringmaterie abtrennte, die sich gleichmäßig über den Raum ausbreitete, in welcher aber, wie im Saturnringe, Lücken entstanden, so oft sich wieder in einer neuentstandenen Ringzone eine rationale Umlaufszeit mit einer früheren Ringzone ergab. Die Lücken im Saturnringe und die großen Zwischenräume zwischen unsern Planeten beruhen also auf der gleichen Ursache.

So ist also der Mechanismus unseres Planetensystems von höchster Zweckmäßigkeit; die gegenseitige Anpassung der Planeten ist eine vollkommene. Bei der Mehrzahl von Begleitern finden zwar unvermeidliche Störungen statt, aber es sind ausschließlich solche von nur periodischer Natur. Der Proceß der indirecten Auslese ist also im Planetensysteme abgeschlossen, und darum müssen wir diese Gruppe des Sonnensystems für die älteste erklären. Es wäre höchstens denkbar, daß durch den Widerstand des Aethers, in dem sich die Planeten bewegen, irrationale Umlaufszeiten in rationale verwandelt werden könnten, weil nicht alle Körper den gleichen Einfluß eines widerstehenden Mediums erfahren, z. B. eine Feder langsamer zur Erde fällt als ein Stein.

(Schluß folgt.)

Sekundenbilder von Ernst Dohm.

Seit dem Bestehen des von Arthur Levysohn herausgegebenen „Deutschen Montagsblattes" schreibt Ernst Dohm allwöchentlich im Feuilleton die Wochen-Chronik. Viele wissen, und wer es nicht weiß kann es sich denken, eine wie saure und undankbare Arbeit es ist, sich zu einer regelmäßig an einem bestimmten Tage wiederkehrenden geistigen Leistung zu verpflichten. Das Zeitungspublicum ist der unnachsichtigste und grausamste aller Gläubiger und die ihm vom Autor gegebenen und vom Autor acceptirten Wechsel treibt es mit rücksichtsloser Strenge ein. Was kümmert es sich darum, ob gerade ein geeigneter Stoff vorliegt, oder ob der Schriftsteller in guter oder schlechter Stimmung ist? Wenn es durch ein formelles Versprechen oder auch nur kraft des Gewohnheitsrechtes Anspruch auf eine bestimmte Leistung zu einer bestimmten Stunde in der That besitzt oder erlangt zu haben meint, so besteht es auf seinem Scheine und würde sich durch einen etwaigen Ausfall geradezu benachtheiligt fühlen. Da nun die Schriftsteller so gut wie alle andern Sterblichen, und sogar etwas

mehr als die gewöhnlichen, von psychischen und körperlichen Affectionen heimgesucht und da diesem genus irritabile vatum die Störungen des Alltagslebens so wenig erspart werden wie allen übrigen, so macht sich fast bei allen solchen regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, seien es nun satirische Feuilletons, gemüthliche Plaudereien oder kritische Aufsätze, immer der Uebelstand geltend, daß dieselben an einer starken Ungleichheit leiden; daß auf frische und tüchtige, in denen die frohe Laune sprudelt oder eine ernste Sachkenntniß waltet, und die in guter Stimmung und Liebe geschrieben sind, schwerfällige, mühsame, oberflächliche folgen, denen jeder feinfühlige Leser anmerkt, wie der Autor lediglich der Noth und nicht dem eignen Triebe gehorcht hat.

Als Ernst Dohm seine ersten zehn bis zwölf Feuilletons geschrieben hatte, die sammt und sonders gleich witzig und geistvoll, gleich frisch und lebendig waren, schüttelte daher mancher Leser bedenklich den Kopf und sagte: Wie lange wird er's machen? Wie lange wird's dauern? Diese Bedenken waren um so gerechtfertigter, als Dohm sich die ohnehin schon genügend schwierige Aufgabe noch besonders erschwert hatte: er hatte für seine Feuilletons nicht die übliche prosaische, sondern die gereimte Form gewählt. Nun, das „Deutsche Montagsblatt" tritt jetzt in sein drittes Lebensjahr. Dohm feiert in diesen Tagen das Jubiläum seiner hundertsten „ungereimten Chronik" in Reimen, und eine jede derselben weist dieselben Vorzüge auf, die seinen ersten Feuilletons so überraschend schnell die allgemeine Gunst erworben hatten. Nirgends ist Ermattung und Mühseligkeit der Arbeit zu verspüren, und wenn Dohm bisweilen invita Minerva schreiben mag, so weiß er es so meisterhaft zu verbergen, daß Niemand der lustigen Arbeit die Verstimmung des Schreibers anmerkt.

Diese ungereimte Chronik, von der unter dem Titel „Sekundenbilder"*) der erste Jahrgang mit 54 Feuilletons in Versen erschienen ist, ist eine der merkwürdigsten schriftstellerischen Bravourleistungen unserer Tage. Mit dem feinen Spürsinn für das Lächerliche und Verkehrte und dem vornehmen Takte, der der Redaction des „Kladderadatsch" stets eigen gewesen ist, weiß Dohm seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Ein gemüthlicher, liebenswürdiger Humor geht durch das ganze kleine Buch, nichts Bissiges und Verbissenes. Dohm geräth über die Verkehrtheiten, die ihm aufstoßen, nicht in blinde Wuth; er hat für diese nur das freundliche Lächeln der Ueberlegenheit. Er zerzaust seine Opfer nicht, er straft sie in väterlicher Weise ab, und man merkt ihm an, daß er ihnen gewissermaßen noch obendrein zu Dank verpflichtet ist, da sie ihm eine vergnügte Stunde bereitet haben.

Der Inhalt der „Sekundenbilder" ist durch den Zweck, dem sie ihr Entstehen verdanken, von selbst vorgeschrieben. Es ist eine richtige „Chronik", — ein lustiges Verzeichniß aller mehr oder minder wichtigen Begebenheiten des Jahres.

Das erste bis jetzt erschienene Bändchen umfaßt den Zeitraum vom 18. Juni 1877 bis zum 1. Juli 1878.

Man wird zweifelsohne über diesen Zeitraum später einmal von einem höheren und entrückteren Standpunkte aus und, nachdem man ein objectiveres Urtheil gewonnen haben wird, gewichtiger, umfassender und bedeutender schreiben; ob aber ergötzlicher und frischer ist sehr fraglich. Der Chronist hat die schnell dahineilenden Ereignisse des Tages im Fluge erfaßt und unter dem ersten, unmittelbarsten Eindruck seine Gedanken darüber niedergeschrieben. Es sind die flüchtigen Aufzeichnungen eines geistvollen Mitlebenden, der mit seiner Chronik keinen andern Zweck verfolgt als sich selbst und seinen Lesern durch eine munntere Darstellung der bekannten Dinge, mit denen sich die Woche hauptsächlich beschäftigt hat, eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten.

So anspruchslos aber auch diese Chronik sein mag, sie kann immerhin in späteren Zeiten eine Bedeutung gewinnen, von der wir uns einstweilen noch nichts träumen lassen. Neben der ernsten, wissenschaftlichen und schweren Geschichtschreibung hat es fast zu allen Zeiten eine „kleine Chronik" gegeben, die von den Zeitgenossen wenig oder gar nicht beachtet gewesen ist, die häufig nur in dem brieflichen Austausche zwischen zwei Personen versteckt war und die dann zu Zeiten, die die ahnungslosen Verfasser in den kühnsten Berechnungen ihrer Phantasie nicht mehr in Anschlag zu bringen wagten, ans Tageslicht gezogen und als eine wesentliche und bedeutungsvolle Ergänzung zu den aus der ernsthaften Geschichte gewonnenen Kenntnissen haben betrachtet werden können und mit Freuden begrüßt worden sind.

Ich will nur ein Beispiel anführen. Inmitten des 17. Jahrhunderts lebte in Frankreich ein rechtschaffener Reimschmied, Loret, der in schwerfälligen und gequälten Knittelversen unter dem Titel „Muse historique" alle Begebenheiten besungen hat, die für den Hof des jungen Königs, Ludwig XIV., ein Interesse hatten. Diese von den Zeitgenossen vollkommen unbeachtet gebliebene „historische Muse" ist jetzt zu einem Fundorte von unschätzbarem literarischen Werthe geworden. Loret ist nahezu der Einzige, der z. B. über Molières erste Zeit in Paris, über sein Debut vor dem Könige und seine ersten Erfolge Bericht erstattet, und ihm verdankt die Molière-Literatur die wichtigsten Aufschlüsse über diesen fast ganz in Dunkel gehüllten Abschnitt im Leben Molières. Der gute Loret hat, als er seine schlechten Verse schrieb, ganz gewiß keine Ahnung davon gehabt, daß ihm die Ehre zu Theil werden würde, durch Molière auf die Nachwelt zu kommen und daß seine Aufzeichnungen dereinst von einem jeden der Gelehrten, die Molières Leben und Wirken studiren, beachtet werden müßten. Ich habe hier absichtlich an einen wenig bedeutenden Schriftsteller erinnert; um wieviel mehr hat nun ein bedeutender Schriftsteller, der mit scharfem Auge und gutem Urtheil und mit einer ausgezeichneten Bildung begabt ist und überdies zu den formgewandtesten Dichtern gehört, die je in Deutschland gelebt haben, die Anwartschaft darauf, daß seine Chronik über die Begebenheiten des Tages nicht ganz in Vergessenheit gerathe. Der Dichter selbst verwahrt sich zwar nachdrücklich gegen diese Zumuthung:

Was sich in eines Jahres schnell entschwundener Epoche
Begeben, was der Tag dem Tag erzählt, und was die Woche,
Die scheidende, der kommenden kundthat — mit besten Grüßen
Legt's dies bescheid'ne kleine Buch halb schüchtern Dir zu Füßen.
Zwanglose Verse, schwungvoll nicht erhoben zum Gedichte,
Noch wen'ger gar bedeutende Capitel der Geschichte,
Zeigen wir als bescheidene chronistische Berichte
Die Dinge einfach und genau Dir in demselben Lichte,
In welchem sie dem Augenblick, der sie gebar, erschienen,
Und wollen so der Gegenwart als treuer Spiegel dienen.
Bald in der Sonne heitrem Glanz, bald in der trüben matten
Beleuchtung, wann des Tages Gestirn umhüllt von Wolkenschatten,
Ganz in derselben Stimmung, die dem Augenblick zu eigen,
War ich als „Chronik" stets bemüht, Dir jedes Bild zu zeigen.
Kurz, ein Versuch liegt hier Dir vor, der Zeiten Lauf zu schildern
In ernsten bald, bald heitern, stets schnell hingeworfnen Bildern,
Wie sie das „Deutsche Montagsblatt" gebracht in jeder Nummer —
Wohl Manchem zu behaglichem Montagnachmittagschlummer!

Die bemerkenswertheste Eigenschaft und der bedeutendste Vorzug der Dohm'schen „Chronik" ist die Form. Wer die Zeit- und Leitgedichte im „Kladderadatsch", die meisterhaften Uebersetzungen der burlesken Opern „Die schöne Helena", „Mamsell Angot" u. s. w. und namentlich das linguistische Kunstwerk: Lafontaines „Fabeln" in deutscher Uebertragung kennt, weiß, daß Ernst Dohm ein Sprachkünstler in des Wortes edelster Bedeutung ist. Dohm ist einer der größten Meister der Verskunst. Bei ihm erfüllt der Reim vollkommen die Bedingung, die Boileau an den oft widerborstigen Gesellen stellt: der Reim ist bei Dohm wirklich ein Sklave, der seinem Herrn und Meister blindlings zu gehorchen hat. Niemals nimmt er sich heraus, den freien Gedanken einengen oder meistern zu wollen. Dohm spielt mit dem Reim ganz muthwillig, und in dem kleinen Buche ist wohl nicht eine Seite, in der uns nicht irgend ein uner-

*) Breslau und Leipzig 1879, Druck und Verlag von S. Schottländer.

wartetes originelles Reimpaar überraschte; aber die Verse fließen dabei so natürlich und ungezwungen, daß man auf das Kunststück aufmerksam gemacht werden muß, um es zu bemerken.

Die Eigenthümlichkeit dieses Werkes wird man am besten aus einigen Auszügen erkennen, die ich dem Gesagten ohne Weiteres anschließe. Das kleine Buch ist, wie ich schon sagte, durchgängig so gleichmäßig unterhaltend und so gleichwerthig, daß es mir schwer fällt, eine Wahl zu treffen. Ich schlage die erste beste Seite auf und finde unterm 6. August 1877 einen kurzen Nekrolog auf den Spielpächter Blanc.

Ad vocem „Spiel" muß Einem, der geschieden aus den Reihen
Der Lebenden, zu Lieb' und Ehr' ein Wörtlein noch ich weihen.
Nicht schäm' der Thräne dich, die du weinst! Sie gilt dem großen Todten,
Der unumschränkt zu Homburg einst und Monaco geboten.
Mit dieses Mannes Scheiden sank einst Homburg von der Höhe,
Und Alles, Alles durch die Bank rief: „Wenn er doch nicht flöhe!"
Nun schloß sich über ihm das Grab: zu Leuk ist er gestorben;
Die Achtung nahm er mit hinab, die er sich hier erworben.
Sein ganzes Leben war ein Spiel, ein bunt zweifarbig Treiben;
Wie sehr auch Rouge ihm gefiel, jetzt muß auf Noir er bleiben.
Leicht sei die Erde François Blanc! So leicht wie seinen Erben,
Die achtzig Millionen Francs, die er besaß beim Sterben.
Blanc hieß er, wie der Unschuld Kleid; allein wir möchten schwören,
Rouge et Noir waren jederzeit doch seine Leib-Couleuren.
Sein Feldgeschrei in Homburg war während der Spiel-Campagne
Nur: „Mettez Rouge, mettez Noir, c'est toujours Blanc qui gagne."
Blanc, Rouge, Noir — 's ist doch Glück dabei, daß sie nicht mit ihm starben;
Blanc, Rouge et Noir, hoch diese Drei, des — deutschen Reiches Farben!

Ein andrer Nekrolog vom 5. November 1877:

Sanct Petrus öffnet die Himmelsthür, sie knarrt in der gold'nen Angel.
„Wer da?"
„„Gutfreund! Verstehn Sie mir? Ich bin's, der Vater Wrangel.""
„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt."
„„Je nun, entschuldigt mich alten Knaben;
Ich hatt' auf Erden viel zu thun — gut Ding will Weile haben.
Mit vierzehn Jahren schon Lieutenant, war ich ein schneidiger Reiter,
Mit Gott für König und Vaterland ein stets bewährter Streiter.
Ein tapfrer Soldat in Freud' und Leid und immer auf dem Posten,
Hatt' ich in früher Jugendzeit manch herben Kelch zu kosten.
Ich sah mein armes Vaterland von Feindes Gewalt zertreten
Und tief erniedrigt in Schmach und Schand' — da half nicht Fluchen noch Beten.
Ich hörte das preußische Königthum in all' seinen Fugen krachen;
Dann aber sah ich zum alten Ruhm mein Deutschland neu erwachen.
Bei Lützen und Bautzen, meiner Seel', hab' wacker ich mitgeschlagen;
Kulm, Liebertwolkwitz und Wachau zähl' ich zu meinen schönsten Tagen.
Nach Frankreich hinein half ich mit Lust die Wälschen zu Paaren treiben;
Doch Anno 15 leider mußt' ich still zu Hause bleiben.
Dann kam der lange Friede; doch war auch da noch viel zu schaffen:
Es galt, für künftige Gefahr zu schärfen unsre Waffen.
Dann 48 der lust'ge Krieg, wo ich den Dänen bezwungen
Bei Schleswig und nach blut'gem Sieg in Jütland eingedrungen.
Doch manchen Lorbeer, den ich hier mit Fug und Recht erworben,
Den haben mir dann — verstehn Sie mir? — die Federfuchser verdorben.
Da hatt' ich das Commando satt; man schickte mich, den Soldaten,
Nun nach Berlin, der schönen Stadt, und gegen die Demokraten.
Hier strahlte die freundlichste Anarchie in rosenrother Farbe,
Herr Lindenmüller führte sie und mit ihm Vater Karbe.
Ich that ihr meinen Willen kund; sie aber rief: „Nur sachte!
Mein Arm ist stark und groß mein M — uth!" Ich hört' es an und — lachte.
Ich löste — „die Kugeln waren im Lauf, die Schwerter scharf geschliffen" —
Die Nationalversammlung auf mit einigen sanften Griffen.
Ich überschaute die Lage schnell, sprach freundlich nur und gütlich;
Ich weiß, der Berliner, selbst als Rebell, ist friedlich und höchst gemüthlich.
Und friedlich und gemüthlich war der ganze Belagerungs-Zustand,
Weil ich, wenn wirkliche Gefahr nicht rief, stets „Hahn in Ruh" stand.
Und wenn sie mit Impertinenz 'mal dachten durchzudringen,
Wußt' immer meine Eloquenz sie zur Raison zu bringen.
„Hört und seht ihr nicht schon das Gras in euren Straßen wachsen?
Berliner, wie gefällt euch das? Macht mir nur keine Faxen!" —
So haranguirt ich in Gefahr das Volk, wie Vater Blücher,
Und jeder falsche Dativ war stets des Erfolges sicher.
Es ward in dieser ganzen Frist kein einzig Mal geschossen,
Und während meiner Herrschaft ist kein Tröpfchen Blut geflossen.
Ja, freier war man, im Vergleich zu heut, in jenen Tagen —
So hör' im freien deutschen Reich ich Manchen seufzend klagen.
Als Commandeur der Marken dann war bald nicht nur der Erste
Ich und der höchstgestellte Mann, nein, auch der populärste.
Sie sahen, es sei kein Haynau hier, kein Henker und kein Würger,
Und machten mich — verstehn Sie mir? — sogar zum Ehrenbürger.
So populär sein, ist gewiß nur Wenigen gelungen,
Ich war beliebt vom Kaiser bis zum letzten Straßenjungen.
Genug, ich litt auf keinen Fall an Ehr' und Würden Mangel:
Mein Kaiser nannt' mich Feldmarschall, das Volk nur Vater Wrangel.""
Drauf Petrus: „Gut und mit Verstand hast du, wie ich erfahre,
Und mit Humor auch angewandt die dreiundneunzig Jahre,
Drum heiß' ich dich am Himmelsthor auch freundlich jetzt willkommen,
Es mag wohl einiger Humor jetzt selbst dem Himmel frommen.
Du wirst hinfort ein Engel sein in lichtem Flügelkleide;
Nun, Vater Wrangel, nun geh' ein zu deines Herren Freude!"

Einige Verse aus der vorstehenden Chronik hatten das Mißvergnügen der „Post" erregt, und der Verfasser der „ungereimten Chronik" war von dem Chefredacteur der „Post", Dr. Kayßler, der „tendenziösen Schwarzmalerei" bezichtigt worden. Darauf antwortete Dohm am nächsten Montag den 12. November; und auch diese Antwort mag als Probe liebenswürdiger und schalkhafter Polemik hier wiedergegeben werden:

Die Kreter sind, wie Sanct Paulus spricht — auch sagt's ihr eigener Dichter —
Stets „faule Bäuche, ein schlimm Gezücht und arme Lügenwichter".
Ich armer ungereimter Chronist! Bisher meint' ich mit Klarheit,
Ich steh' als guter deutscher Christ im Geist und in der Wahrheit.
Da las ich — es ist am Nachmittag des 6. hujus gewesen —
„Die Post"*), fast ward ich gerührt vom Schlag, kaum konnt' ich vom Schreck genesen.
„Die tendenziöse Schwarzmalerei" heißt dort ein großer Artikel,
Der mir beweisen wollt', ich sei ein böses Fortschrittskarnikel.
Warum? — In meiner „Chronik" ließ ich heute vor acht Tagen
Bei seinem Eintritt ins Paradies den seligen Wrangel sagen:
„Es ward in dieser ganzen Frist
Kein einzig Mal geschossen,
Und während meiner Herrschaft ist
Kein Tröpfchen Blut geflossen.
Ja, freier war man, im Vergleich
Zu heut, in jenen Tagen —
So hör' im freien deutschen Reich
Ich Manchen seufzend klagen."
So sprach — nicht ich, so klang's vielmehr aus Vater Wrangels Munde:
Wie hold den Belagerungszustand er gehandhabt, gab er Kunde,
Worauf Sanct Petrus die Himmelsthür ihm öffnet mit heiterm Grüßen.
Nun läßt mich armen Chronisten dafür mein Freund, Herr Kayßler, büßen!
Als wär' ich Socialdemokrat oder gar ein giftiger Clericaler,
Stellt er mich, mir nichts, dir nichts, dar, als „tendenziösen Schwarzmaler".
Nicht just verbrannt hat mich die „Post" ob meiner Missethaten,
Doch auf freiconservativem Rost ein wenig angebraten.
So zart und lieblich war die Art, die doch mich geißeln sollte,
Daß dies Martyrium ich erspart mir nimmer sehen wollte;
Er streichelt mit der linken Hand mir fort der Rechten Hiebe;
Sein Feuer, seine Kohle brannt' so heiß — wie heimliche Liebe.
Der ungereimte Chronist, er spricht, da er vom Schreck sich erholet:
„Na, darum keine Feindschaft nicht! Kayßler-Paete, non dolet!"

*) Nr. 290.

Der Chronist weiß auch ernsthafte Töne anzuschlagen. Am 10. Juni nach dem Nobiling'schen Attentate schreibt er:

Verhülle dein Haupt, Germania! Wohl ziemt es dir zu trauern;
Verruchte Missethat geschah, Berlin, in deinen Mauern.
Mit Schmach befleckt ist die reine Zier des Schildes, den du getragen:
Der Meuchelmord hat sein Quartier in dir jüngst aufgeschlagen.
Ruchloser Plan, wahnwitzigem Hirn in böser Stund' entsprungen,
Mit kecker Hand und frecher Stirn vollführt und — halb gelungen!
Nur halb gelungen, Dank dem Schutz, des Schicksals gnäd'gem Walten,
Das, aller Niedertracht zum Trutz, den Kaiser uns erhalten.
Es hat, wie sicher und fest er hielt — der Freche gestand es offen —
Der Schuß, auf des Kaisers Brust gezielt, des Volkes Herz getroffen.
Aufbäumt's in Schmerz und Scham und Wuth, ob jenes Mordgenossen,
Dess' frevle Hand das theure Blut des greisen Helden vergossen.
Um Rache schreit's. Wie Haß und Fluch aus jedem Auge grollten!
Ein Jeder fühlt den Mordversuch, als hätt' er ihm selbst gegolten.
Und Jeder fühlt, Mann, Weib und Kind, des Kaisers Leid und Schmerzen;
Ja, eins in dem Gefühle sind heut alle deutschen Herzen.
So sehn durch grause Freveltat bekräftigt wir aufs Neue,
Wie blinden Hasses schlimme Saat aufgeht in Lieb' und Treue.

* * *

Wenn Lieb' und Treue um den Thron des Kaisers fest sich schaaren,
Mag er dem vielgeliebten Sohn, dess' Muth in Kriegsgefahren
Er immerdar bewährt erfand, zu unseres Landes Segen
Getrost jetzt in die feste Hand des Reiches Zügel legen.
Der wird des Sohnes gerechten Groll durch Herrschers Weisheit dämpfen,
Der Pflicht bewußt, der Liebe voll, der Rache Lust bekämpfen;
Er wird mit Klugheit, Kraft und Muth, dem Vater gleich, dem theuern,
Bei stiller See, bei hoher Fluth, das Staatsschiff sicher steuern.
Und wie dem Vater allerwärts, auf allen Wegen und Stegen,
Schlägt auch dem Sohn des Volkes Herz in treuer Lieb' entgegen.
Es hebt ihn auf den Schild empor, wird stützen ihn und tragen,
Es findet bei ihm ein offenes Ohr für seine Klagen und Plagen.
Den Staat nach innen und außen wird in Noth und Gefahr er schützen
Und, von Gewaltthat unbeirrt, nur auf das Recht sich stützen.
Und thut es noth und scheint's ihm gut, des Volkes Stimme zu fragen,
So wird mit offenem freiem Muth das Volk ihm Antwort sagen.
Auf Männer von Herz und klugem Rath wird seine Wahl es wenden,
Nur Solche, bewährt durch Wort und That wird's in den Reichstag senden.
Wenn rings umher das Vaterland Gefahr und Noth bedräuen,
Dann sei verstummt und weit verbannt der Hader der Parteien;
Und nur ein einzig Feldgeschrei, die einzige Parole,
Die alle Braven bindet, sei: Es gilt des Landes Wohle!
So sei mit Muth und Glück der Sohn des deutschen Reichs Verwalter,
Bis, bald genesen, vom Bett zum Thron rückkehrt sein lieber Alter.
Und was zunächst ihm glücken mag: wär' es ihm doch beschieden,
Daß er am nächsten Donnerstag uns schaff' Europas Frieden!

Der „nächste Donnerstag" war der 13. Juni, der Tag, an dem der Congreß seine Arbeiten begann. Diese Eröffnung wurde von Dohm mit folgenden Versen gefeiert:

Nun ist er da! Nun hast du ihn, du einzig auserwählte
Von allen Städten, mein Berlin! Vergiß nun, was dich quälte,
Schau wieder heiter drein und klar und glätte der Stirne Falten:
Nun hast du ihn! Er hat sogar schon eine Sitzung gehalten.
Am Donnerstag Sitzung und Diner — das will gewiß was sagen —
Und Sonnabend eine Soirée; daß ist viel in vier Tagen!
Das war am Donnerstag um Zwei ein Wogen und ein Gedränge,
Von allen Seiten strömt' herbei eine neugierige Menge.
So viele Menschen hat noch nie gesehn die Wilhelmsstraße;
Wär' sie nicht zu vornehm, fast hätte sie gelächelt zu dem Spaße.
Wo's sonst so feierlich und still, als wär's ein Kloster eben,
Vorm sel'gen Palais Radziwill wogt heut ein buntes Leben.
Herbei in blanker Herrlichkeit rollt manche Staatscarrosse;
Der arme Schutzmann thut mir leid, zu Fuß und hoch zu Rosse.
Der arme Schutzmann! Er soll für Ruh', für Zucht und Ordnung stehen;
Und doch drängt Alles sich herzu, die Friedenstauben zu sehen —
Die Tauben, die zu Europas Glück im Schnabel das Oelblatt tragen.
Umsonst! Sie legen sich tief zurück im fest verschlossenen Wagen;
Und als der letzte Täuberich zum Gitter hineingeflogen,
Hat langsam und unbefriedigt sich die Menge wieder verzogen.
Am unbefriedigtsten gingen nach Haus die Herren Correspondenten,
Es schwammen in alle Welt hinaus die allerfettesten Enten.
Im Innern des Palais indeß ist's feierlich hergegangen,
Es hat die Gesandten zum Congreß Fürst Bismarck würdig empfangen.
Das war ein unaufhörliches Verneigen, Beugen und Bücken,
Ein herzliches und ehrliches, ein biederes Händedrücken.
Fürst Gortschakoff, lahm und gebückt, tritt ein, nicht gar behende;
Fürst Otto Barbabianca drückt ihm zärtlich beide Hände.
Er selber, ein Arthritikus, führt — daß sich Gott erbarme —
Den alten Paralyticus zum Tisch an seinem Arme.
Wie weiland Cato zum Senat, ein Wörtlein nur zu sagen,
Ließ sich der russische Diplomat in die Versammlung tragen.
Er will, der halben Genesung froh, ein Wort nur dem Congresse
Zuflüstern: „Caeterum censeo, Portam delendam esse!"
Was sonst die hier versammelten Staatsmänner thun und sorgen,
Das blieb durch die festverrammelten Zugänge mir verborgen.
Mit Combinationen trieb ich nie wohlfeilen Schacher,
Den Indiscretionen blieb ich stets ein Widersacher.
Ich bin ein schlichter Mann, mein Blick ist nicht geschärft durch Brillen,
Ich treib' die leid'ge Politik nur um des Spaßes willen;
Doch wer da strebt nach ernsterm Ziel, dem komm' ich hier entgegen
Und weis' ihn gern an meine viel gescheidtern Herrn Collegen.

Bei diesen Auszügen mag es sein Bewenden haben. Die Dohm'sche „Chronik" gehört nicht zu den Büchern, die man in einem Zuge liest, — dazu ist sie schon wegen der Gleichmäßigkeit der Form nicht angethan, — sondern zu denen, die man in müßigen Stunden immer wieder in die Hand nimmt und immer wieder mit neuem Vergnügen durchblättert.

Paul Lindau.

Russische Mädchenerziehung.

Von Borealis.

(Schluß.)

Die Kläglichkeit des russischen weiblichen Unterrichtswesens war eine so offenkundige und unbestreitbare Thatsache, daß der Unterrichtsminister Norow dieselbe in seinem Anno 1856 dem Kaiser erstatteten Berichte ohne Weiteres anerkannte und eine vollständig neue Organisation forderte. Der Plan zu einer solchen lag im Mai 1858 fertig vor, konnte aber nicht in die gehörige Ausführung gebracht werden, weil das Finanzministerium sich außer Stande erklärte, die gehörigen Geldmittel anzuweisen. Der Staat wandte sich darum an die Gemeinden, Landschaften und Privaten, die in Gemäßheit des Allerhöchst bestätigten (übrigens schon am 10. Mai 1860 abgeänderten) Statuts, für den höheren Unterricht, den Real-Gymnasien nachgebildete „weibliche Gymnasien" und den „Kreisschulen" (unsern Bürgerschulen) analoge „Untergymnasien" begründen und sich dabei des „Protectorats" der Kaiserin erfreuen sollten. Da die Regierung sich an diesen Unternehmungen in nur sehr bescheidenem Maßstabe betheiligte, die Communen und Provinziallandtage aber mit zu zahlreichen andern Verpflichtungen belastet waren, um größere Summen aufbringen zu können, nahm die Sache einen nur sehr langsamen Fortgang. Zeitungen und Zeitschriften leisteten an Besprechungen „der Aufgaben unseres Mädchenschulwesens" und der „Frauenfrage" das Mögliche und Unmögliche, indem sie die neusten und waghalsigsten Hypothesen über diese Materie und deren „Zusammenhang mit unserer allgemeinen Entwickelung" zu Markt brachten, — die Zahl der neu begründeten Schulen war und blieb indessen eine geringe. Zu Ende des J. 1872 wurden in Rußland und Polen 55 „weibliche Gymnasien" und 131 „Untergymnasien" mit etwa 25,000 Schülerinnen gezählt, — neuere statistische Zusammenstellungen über diesen Gegenstand

sind bisher nicht veröffentlicht worden. — Desto weitschweifiger und detaillirter sind die über das weibliche Schulwesen erlassenen Reglements und Vorschriften. Bis ins Einzelne ist vorgeschrieben, wer als Curator und wer als Ehrencurator jeder Schule fungiren, wer die Vorsteherinnen und Lehrerinnen der verschiedenen Kategorien anstellen und bestätigen soll, welche Functionen die aus einer Repräsentation der Stifter bestehende Curatorenconferenz und welche die vom Gouvernementsschuldirector oder Kreisschulinspector geleitete „Pädagogische Conferenz" zu erfüllen hat. Der Lehrplan schreibt für die Gymnasien außer den sonst üblichen Schulwissenschaften „Arithmetik mit Berücksichtigung der Buchhaltung", Naturwissenschaften und Physik „mit besonderer Rücksicht auf die häusliche Wirthschaft" vor; facultativ soll der Unterricht „in den fremden Sprachen (deutsch und französisch) und in den Künsten" (Zeichnen, Tanz und Musik) sein — kurz an Vorschriften und Reglementirungen ist ebenso wenig Mangel zu verspüren, wie an löblichen Vorsätzen, großartigen Gesichtspunkten und aus aller Herren Länder zusammengetragenen pädagogischen Theorien — nur an Schulen fehlt es. Für Lehrerinnen ist durch die Einrichtung eines pädagogischen Instituts in St. Petersburg zur Noth gesorgt. In dieser Anstalt wird eine gewisse Anzahl mit Abgangszeugnissen aus den weiblichen Gymnasien ausgerüsteter Mädchen durch zweijährigen Unterricht für den Lehrerinnenberuf ausgebildet — zur Errichtung ähnlicher Anstalten in den Provinzialstädten hat man es noch nicht gebracht. Höchst bezeichnender Weise sind den „weiblichen russischen Gymnasien" staatsseitig gerade da die größten Opfer gebracht worden, wo man derselben bei dem Vorhandensein anderer Schulen (freilich nicht-russischer!) am wenigsten bedurfte: in Polen und in den Ostseeprovinzen! Während es in vielen großen Städten des weiten Reichs lediglich Elementar-Mädchenschulen gibt, läßt der Staat sich die „weiblichen Gymnasien" des Warschauer Lehrbezirks 14,000 Rbl. (der größte Zuschuß, der überhaupt geleistet wird) kosten.

Der geringe Antheil, welchen der Staat an der höheren Ausbildung des weiblichen Geschlechts nimmt, gehört zu den Dingen, über welche in Rußland am häufigsten und am lautesten geklagt wird. Nicht ohne Grund wird behauptet, daß die in dieser Rücksicht geübte Zurückhaltung der Regierung noch andere, als finanzielle Gründe habe: der Eifer, mit welchem die russische weibliche Jugend sich auf die ihr zugänglich gewordenen Bildungsquellen geworfen, und die eigenthümliche Richtung, welche sie dabei befolgt, haben auf die gouvernementalen Kreise mehr abschreckend als ermuthigend gewirkt. — Die Blüthezeit der Begründung „weiblicher Gymnasien" fiel in die Jahre der Verwaltung des hochliberalen Unterrichtsministers Golowwin (1861—66), der als Gegner des Klassicismus das Realschulwesen nach Kräften begünstigte und in den männlichen Realgymnasien die Naturwissenschaften zu Hauptunterrichtsgegenständen machte. Diesem Beispiel wurde in den Mädchenschulen mit leidenschaftlichem Eifer nachgeahmt. Unter dem lauten Beifall der für die neuen liberalen und emancipatorischen Ideen begeisterten Presse und öffentlichen Meinung, strömten die jungen Mädchen der mittleren Gesellschaftsklassen (d. h. des kleinen Adels und des Beamtenthums) schaarenweise den neu eröffneten „weiblichen Gymnasien" und den Cursen für naturwissenschaftlichen Unterricht zu, welche in den Residenz- und Universitätsstädten von Gelehrten und Dilettanten aller Art gehalten wurden. Gerade so einseitig, wie man früher den Schaustellungen des Salons und den Nichtigkeiten der Mode gehuldigt und jede ernstere Beschäftigung als mit den Ansprüchen des guten Tons unvereinbar belächelt hatte, warf man sich jetzt auf die Studien und Interessen der Männer. Zahllose Frauenzimmer, die gewohnt gewesen waren, ihre Tage mit dem geschäftigen Müßiggang des Gesellschaftstreibens auszufüllen und das althergebrachte Herumlungern in den Häusern wohlhabender Verwandter (namentlich kinderloser Wittwen) professionell zu betreiben, begeisterten sich plötzlich für den Gedanken, „nützliche Glieder" der Nation zu werden und es den Männern an Arbeit, Thätigkeit und Bildung gleich zu thun. Da von Allem, was bisher Regel und Herkommen gewesen, plötzlich das Gegentheil galt und da sich in der That nicht leugnen ließ, daß der Müßiggang, die Putzsucht und geistige Leere des weiblichen Theils der gebildeten Klasse in den Tagen des ancien régime einen Krebsschaden des russischen Lebens gebildet hatten, glaubte das junge Geschlecht aller Rücksichten auf die Gewohnheiten und Sitten seiner Mütter entbunden zu sein und es in jeder Rücksicht anders als diese machen zu müssen. Das an und für sich löbliche Bestreben, das Leben inhaltreicher und würdiger als bisher zu gestalten, verzerrte sich unter dem Einfluß der die mittleren und höheren Lehranstalten für Männer beherrschenden, craß-realistischen und demokratischen Tendenzen zu einer Caricatur, die anfangs nur lächerlich und geschmacklos, in der Folge aber höchst gefährlich wurde. Unter den bildungsdurstigen jungen Russinnen kam ein Radicalismus in die Mode, der denjenigen der Männer alsbald an Entschiedenheit und Cynismus übertraf. Weil in den Pensionaten alten Zuschnitts die französische Sprache, Musik, Tanz und „Börsensticken" auf Kosten ernsterer Beschäftigungen betrieben worden war, sollte es eine Schande sein, sich mit Künsten und weiblichen Arbeiten überhaupt noch abzugeben; weil Kleiderluxus und Modecultus früher bis zum Unsinn getrieben worden, gefiel die auf der Höhe der Zeit stehende Jugend sich darin, alle Schönheitsrücksichten außer Augen zu setzen, nach Männerart zugeschnittene knappe Jacken anzulegen, das Haar kurz zu verschneiden und Brillen aufzusetzen; an die Stelle der aristokratisch-koketten „Tournure", mit deren Erlernung die Dorfschönen und Beamtentöchter früherer Zeit sich abgequält hatten, trat ein cynisches Gebahren, das Geschlechtsunterschiede und Geschlechtsrücksichten systematisch außer Augen setzte und eingehende Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Anatomie und Embryologie für ebenso selbstverständlich ansah, wie Cigarrenrauchen und Kneipenbesuchen. — Daß gerade die tüchtigsten, energischesten und geistig begabtesten Frauenzimmer sich der neuen Richtung am entschiedensten in die Arme warfen, lag in der Natur der Sache. Es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird, die große Mehrzahl der modernen russischen Studentinnen zeichne sich durch Fleiß, Talent und Opferwilligkeit aus und lasse sich die Vertiefung in das wissenschaftliche Studium vielfach ernster angelegen sein, als das bei der männlichen Jugend der Fall ist. — Die große Masse beharrt natürlich auf dem alten Standpunkt und wird von besorgten Vätern und Müttern auf demselben festgehalten; was bei dem Cultus der wohlfeilen Künste traditioneller russischer Weiblichkeit seine Rechnung finden zu können glaubt, verkommt nach wie vor in Oberflächlichkeit und Halbbildung — sich über das Herkommen hinwegzusetzen und den schwierigeren und (seit dem Umschwung von 1866) gefährlicheren Weg der Emancipirten einzuschlagen, ist das Privilegium stärker angelegter, fester gefügter und — exaltirerer Mädchennaturen geworden.

Das heute so üppig ins Kraut geschossene „Studentinnenthum" datirt aus den sechziger Jahren. 1864 wurden die beiden ersten Russinnen bei der medicinischen Facultät der Universität Zürich inscribirt, 1868 erhielt eine zur Hebamme ausgebildete Frau die Erlaubniß, an den Vorlesungen bei der medico-chirurgischen Facultät zu St. Petersburg Theil zu nehmen. Die Sache machte so viel Aufsehen und wurde von den Stimmführern der öffentlichen Meinung so günstig aufgenommen, daß sie Nachfolge fand und daß die Studentinnen der Medicin sieben Jahre später in Zürich nach Dutzenden, in Petersburg nach Hunderten zählten. 1872 wurden zu Folge einer Stiftung bei der Petersburger medico-chirurgischen Akademie besondere Curse für Mädchen und Frauen eröffnet, zu denen sich 500 Aspirantinnen gemeldet haben sollen, 1873 zählte man in Zürich 77 Medicin studirende Russinnen. Obgleich das Recht zur Ausübung der Praxis den weiblichen Aerzten bis jetzt noch nicht zugestanden worden ist, gibt es in Petersburg noch gegenwärtig mehrere Hundert Studentinnen und hat das von der Residenz gegebene Beispiel bei den Universitäten von Moskau, Kiew, Charkow und Odessa Nachahmung gefunden. Für diese weiblichen Studenten werden besondere Vorlesungen gehalten und gelten besondere Reglements; Bedingung zur Aufnahme ist an den meisten Orten das Abitu-

rientenzeugniß eines weiblichen Gymnasiums. — Daß die Regierung über kurz oder lang den Entschluß fassen wird, diese Medicinerinnen zu den gelehrten Graden und zu der Ausübung der Praxis zuzulassen, wird auch von den Gegnern der Emancipationsbestrebungen als unvermeidlich anerkannt, — man ist in der Sache zu weit gegangen, um dieselbe rückgängig machen zu können. — An Neigung dazu fehlt es freilich nicht. Zu den nihilistischen und revolutionären Verbindungen, welche die Regierung beunruhigen, hat das weibliche Geschlecht ein erschreckend großes Contingent geliefert und an Muth, Leidenschaftlichkeit und Opferbereitschaft haben die weiblichen Studenten ihre männlichen Kameraden vielfach übertroffen. Der tollen Schaar, welche den Putsch vor der Kasanischen Kirche zu St. Petersburg ins Werk richtete, marschirten zwei studirende Jüdinnen voraus, General Trephof fiel von der Hand einer Frau, — ein 19jähriges Mädchen erschoß den angeblichen „Verräther" Rosenzweig, ein anderes Mädchen stand in den vordersten Reihen der meuternden Kiewschen Studenten, — die im Lauf der letzten Jahre eingezogenen und nach Sibirien versendeten weiblichen Hochverräther und Mitglieder geheimer Gesellschaften zählen nach vielen Hunderten und gehören den verschiedensten Schichten der Gesellschaft an. Neben dem Dienstadel hat die weibliche Nachkommenschaft der griechischen Geistlichkeit das Hauptcontingent geliefert, ein Umstand, der eines Theils aus der Verzweigung revolutionärer Umtriebe in die (männlichen) geistlichen Seminare und Akademien, anderen Theils daraus zu erklären ist, daß altväterische Unbildung, Trägheit und Rohheit in dem Stande der niederen Geistlichen, der Kirchensänger und Kirchendiener besonders üppig wuchern. — Daß es so kommen werde und daß der aus der Dumpfheit und Enge der alten Verhältnisse herausstrebende, vielfach herausgestoßene Theil des weiblichen Geschlechts den Gefahren revolutionärer Verwilderung verfallen werde, wenn man ihm nicht Spielraum und angemessene Beschäftigung gewähre, das hat Schédo-Ferroti bereits vor zehn Jahren vorausgesagt. In seiner letzten Schrift schlug der zu früh verstorbene Verfasser der „Etudes sur l'avenir de la Russie" vor, den Unterricht der zumeist jeder Erziehung entbehrenden bäuerlichen Jugend wenigstens für die ersten Altersstufen in die Hände der Frauen zu legen und den vielbeklagten Mangel an Volkslehrern zunächst durch die Errichtung großer Seminare für Volkslehrerinnen abzuhelfen. Wäre der Urheber dieses Vorschlages nicht der bei der Moskauer Nationalpartei verfehmte Autor der Broschüre „Que ferat-on de la Pologne?" gewesen, so hätte man diesen Gedanken vielleicht der Beachtung gewürdigt — so ist er todtgeschwiegen worden und hat die Zahl der an und für sich tüchtigen, aber auf verkehrte Bahnen gerathenen und schließlich der bestehenden Gesellschaftsordnung feindlich gewordenen „Emancipirten" fortwährend zugenommen.

Die Treue der vorstehenden Schilderungen kann nicht besser bescheinigt werden, als durch Berufung auf die Urtheile, welche die hervorragendsten Russen unserer Zeit über die heutige Erziehung der Töchter ihres Landes gefällt haben. Die Wahrheit und Feinheit der Schilderungen, welche Iwan Turgénjew von den Zuständen seiner Heimat entworfen, ist innerhalb wie außerhalb Rußlands sprüchwörtlich geworden: „Neuland", „Väter und Söhne" oder „Rauch", die drei hervorragendsten Schöpfungen dieses unvergleichlich feinen und tiefsinnigen Sittenschilderers, bezeugen aber auf jeder Seite, daß die Masse russischer Mädchen und Frauen noch gegenwärtig auf dem Bildungsstandpunkte steht, den wir oben bezeichnet haben, und daß es vornehmlich der Ekel an den überkommenen Zuständen ist, der die tüchtigeren und energischeren Naturen der verbrecherischen Thorheit des revolutionären Sectenwesens in die Arme treibt. Jahre lang ist Turgénjew als angeblicher „Verleumder" des „jungen Geschlechts" von den russischen Radicalen systematisch verfolgt und verlästert worden, während die Vertheidiger der bestehenden Ordnung ihm wiederum zum Vorwurf machten, daß die Figuren der aufopfernden, energischen Maschurna und der ernsten, strebsamen Marianne („Neuland") sich immer noch würdiger und anziehender darstellten als diejenigen der eleganten Irina und der schönen Gemahlin des Geheimrath Sipjagin — Daß es aber wesentlich diese beiden Gattungen von Frauenzimmern sind, welche das heutige russische Erziehungswesen hervorgebracht hat, ist von keiner Seite bestritten und gerade in diesen letzten Tagen durch ein merkwürdiges, in seiner Weise klassisches Zeugniß bestätigt worden. Unter dem Eindruck der letzten Ereignisse schreibt ein patriotischer Altrusse der hochnationalen und conservativen „Moskauschen Zeitung" (Turgénjew gilt bekanntlich für „westlich" und liberal gesinnt) wörtlich das Folgende*):

„Was soll man vollends von unserer Jugenderziehung sagen? Die Intelligenz erzieht ihre Söhne und Töchter im Geiste des Occidents: das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische, deutsche und englische Verse her, aber das Vaterunser kennt es nicht. Die unterste Volksklasse weiß nicht, wie ihre Kinder gelenkt werden und in den Dorfschulen treiben materialistisch gesinnte Lehrer ihr Wesen. Familienleben — wo bleibt das? Die Kinder brauchen blos in eine höhere Klasse ihrer Lehranstalt hinüberzukommen, um die Väter als abgelebt anzusehen und sich über sie lustig zu machen; 16—17jährige Jungfrauen aber suchen selbstständige Arbeit und vertiefen sich bis über die Ohren in die Naturwissenschaft. Alles das, was man früher in Gegenwart eines Mädchens nicht erwähnen durfte, setzt ein solches Mädchen selbst auseinander und analysirt es mit einem Geschick, wie es zuweilen dem Fachmanne nicht eigen ist. Die Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gestellt worden, ist ihr aber fremd. Sie will blos gleiche Rechte mit dem Manne besitzen, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, worin diese Rechte eigentlich bestehen."

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung architektonischer Aufnahmen und Reiseskizzen.

Um die Osterfeiertage ist in dem monumentalen Fachwerksgebäude am Cantianplatze eine Ausstellung eröffnet worden, die wohl mit Recht einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Was der Architekt von der Reise heimbringt! — Ob das Publicum eine Vorstellung davon hat? — Im Allgemeinen mag es sich, wenn es

*) Ein anderer, nicht minder beachtenswerther Abschnitt dieses merkwürdigen Schreibens lautet wie folgt: „Auf welchen Zweig des socialen Lebens wir auch hinblicken mögen, überall treffen wir Falschheit, Käuflichkeit und Gewinnsucht. Nehmen wir die Presse. Wovon sind unsere Zeitungen und Journale voll? Entweder von Schmähungen, die bis zum pöbelhaften Schimpfen gehen; oder von Angriffen auf das Familienleben und den häuslichen Herd oder von Verhöhnungen der kirchlichen Gebräuche. Statt einer Satire, welche das Volk heranbilden und das Laster ausrotten sollte, sind bei uns obscöne Bilderchen und Schmähschriften im Gange, die bald gegen den Einen, bald gegen den Andern gerichtet sind. Nehmen Sie das Gericht: ein Verbrecher, der seine That eingestanden hat, wird von dem Geschworenen-Gerichte freigesprochen; eine Schaar von Rechtsanwälten übernimmt die Vertheidigung einer jeden Sache, wenn sie nur das Honorar dafür vorausbezahlt erhält, ohne irgend welche Rücksicht auf das Princip der Sache zu nehmen. Das Gericht läßt sich dermaßen von der Redefertigkeit der Schönsprecher hinreißen, daß es die falschen Zeugen von den rechten nicht mehr unterscheiden kann und den socialen Verleumder freispricht, weil die Anklage mit einer anders gefärbten Tinte unterschrieben ist, als es vom Gesetze verlangt wird. Nehmen Sie die Landschaft und die Städteverwaltung und was sehen Sie? Eine Sucht Anverwandte anzustellen, einen Staat im Staat vorzustellen, den Gehalt der höheren Beamten möglichst zu erhöhen und zu gleicher Zeit die Arbeitskraft zu prellen. Die Abgaben wachsen, die Zahler stöhnen, während die Beamten Gehalte beziehen, von dem sich manche Minister der westlichen Staaten nicht träumen lassen" u. s. w.

überhaupt darüber nachdenkt, bei der Annahme beruhigen, daß die Eisenbahn den Wanderstab und die Photographie die Zeichenmappe unentbehrlich macht, daß ausschließlich das Auge die Eindrücke dem Gedächtniß zuführt und dem Heimgekehrten Bibliotheken und Buchhändler die Erneuerung und Ergänzung dieser Eindrücke vermitteln. Es ist gewiß nicht der letzte und unwesentlichste Zweck unserer Ausstellung, solche Anschauungen zu berichtigen und ein imposantes, in seiner Totalität ganz überraschend großartiges Bild von dem künstlerischen Fleiß, dem kritischen Verständniß und der praktischen Methode zu geben, welche den Architekten Deutschlands im weitesten Sinne bei den vorbereitenden Studien zu eigenem Schaffen die Wege weist.

Doch die Männer von Fach, die den Muth fühlten, einem immerhin precären Unternehmen Zeit und Kraft zu opfern, wurden von höheren und rein sachfördernden Gesichtspunkten geleitet. Wir finden dieselben in dem Aufrufe ausgesprochen, den ein aus den Herren Geh. Reg.-Rath Lüders, Maler Meurer und den Architekten Luthmer, Schütz, Stöckhardt, Zaar und Ziller bestehendes Comité an die deutschen Berufsgenossen im Sommer vorigen Jahres ergehen ließ: zunächst eine Uebersicht dessen zu erzielen, was an architektonischen Aufnahmen auf Studienreisen gesammelt worden und, in Mappen vergraben, von der Verbreitung in weitere Kreise und der künstlerischen Anregung nach außen hin ausgeschlossen ist; dann aber die Orientirung angesichts des schon Geleisteten darüber zu ermöglichen, was sich der Beachtung bisher nicht in verdientem Maße erfreut hat. Daß sich ein solcher Aufruf nicht ausschließlich an die Architekten wenden konnte, sondern vielmehr darauf rechnen durfte, die Theilnahme der Künstler, deren Schaffen der malerischen Wirkung des Bauwerks zugewendet ist, oder durch Anregungen anderer Art das Studium architektonischen Details liebgewinnt, lebhaft zu erregen, leuchtet ohne Weiteres ein. Herrliche Beiträge sind von dieser Seite her der Ausstellung zugeflossen, wenn wir uns auch bei einem Gesammtüberblick über das Vorhandene nicht verhehlen können, daß eine noch ausgedehntere Betheiligung von daher zu erwarten stand. Viele Künstler lassen sich von der Meinung beeinflussen, daß eine Vorführung ihrer Studien dem Eindruck der später danach gemalten Bilder vorgreife und Eintrag thue. Sie haben die unerfreulichen Folgen dieses Irrthums allein zu tragen.

Die in dem Programm gezogenen Grenzen ließen nach verschiedenen Seiten eine Dehnung zu. Wir begegnen nicht nur einer Reihe von Originalen, welche größeren, durch den Buchhandel publicirten Werken zu Grunde liegen, sondern auch diesen Publicationen selbst, wo die Originale nicht geliefert werden konnten oder gar nicht vorhanden sind, weil die Herstellungsart direct das Object zur Vervielfältigung liefert, wie bei der Autographie, ohne die freie Künstlerschaft zu beschränken. Auch ist eine aus den verschiedensten Beiträgen gebildete Collection von Aufnahmen zugelassen, welche ihre Originale auf dem Gebiet des Kunstgewerbes gesucht hat.

Neunzehn Säle des provisorischen Kunstausstellungsgebäudes haben gerade hingereicht, eine übersichtliche und bequem anschauliche Gruppirung des aus ca. 5000 Blättern und Blättchen bestehenden Materials zu ermöglichen. Nur der Saal, in welchem sonst die bemalte Leinwand nach Quadratmetern gemessen wird, brauchte seine vor Eintritt der Hundstage gewiß höchst unbehagliche Weiträumigkeit nicht zu erschließen. Bei der Anordnung ist der Ort des Originals maßgebend gewesen. Ich kann mir keine bessere und das Interesse anregendere denken. Namentlich ist der Vergleich verschiedener künstlerischer Auffassungen ein und desselben Gegenstandes ebenso werthvoll als belehrend. Daß hierbei nicht die äußerste Consequenz festzuhalten war, wird dem einsichtigen Beschauer bald erklärlich, und sicherlich zieht er die geographische Zuverlässigkeit der mit seltener Aufopferung und Ausdauer ans Werk gegangenen Ordner nicht zur Verantwortung, wenn ihm Bologna in Schwaben begegnen sollte. Der Anfertigung des Katalogs hat sich kein Geringerer als Director Jordan unterzogen. Wer mit der Technik einer solchen Arbeit angesichts von 5000 Zetteln vertraut ist, wird schon dem Entschlusse seine Anerkennung nicht versagen. Daß sich die Fertigstellung verzögert, kann nicht verwundern, da die endgültige Fassung erst im Anschluß an die definitive Einreichung sämmtlicher Beiträge zu geben war.

Im Interesse des Unternehmens bedauere ich es lebhaft, daß man die Ausstellung vor völliger Beendigung des Arrangements dem Publicum geöffnet hat. Der Eindruck ist dadurch getrübt worden, und ich bin überzeugt, daß eine nennenswerthe Zahl Derer, welche bei ihrem ersten Besuche die vorderen Räume noch unnahbar oder nur theilweise und provisorisch zur Aufnahme von hervorragenden Arbeiten benutzt fanden, schon zu wiederholten Malen wiedergekehrt sein würden, wenn sie von dem Glanz, der sich jetzt dem Eintretenden entfaltet, angezogen worden wären. Freilich hat auch noch ein anderer Umstand zur Abschreckung der Besucher beigetragen, die Unwirthlichkeit des Lokals bei der Andauer des eisigen Hauches vom Nordpol her. Aber wer mag denn zu der erwärmenden Kraft seiner Phantasie so wenig Zutrauen haben? Wer kann fröstelnd mit den Zähnen klappern, wenn ihn die Sonne des Südens in Aquarell und Oel anlacht und Italiens Wunderwerke sich am Wege lockend erheben? Auch ist ja der Mai da!

Ich will nicht nur referiren; nicht nur eingeweihten Kreisen Bekanntes wiederholen und den Fernstehenden ein auf alle Fälle oberflächliches Bild von dieser Ausstellung entwerfen, welche an die allgemeine Theilnahme in ganz außerordentlicher Weise Anspruch erhebt. Ich sehe es gegenüber meinen Lesern, die in der glücklichen Lage sind, den Cantianplatz zu Fuß, mittelst Droschke oder Pferdebahn, oder gar beflügelt von der Eile des eigenen Gespanns zu erreichen, als oberste Pflicht an, Bedenken zu verscheuchen, träger Verzichtleistung zuvorzukommen und überall hin Genuß zu verbreiten, wo man in ahnungsloser Gleichgültigkeit der neuen Erscheinung gegenüber verharrt. Man mache sich nur vor allen Dingen von der Vorstellung frei, daß hier dem „Laien" nichts geboten wird. Die Anwendung dieses Ausdrucks sollte überhaupt den Männern von Fach überlassen bleiben, die ihn als leicht zu führende Waffe mit Vorliebe benutzen. Man findet es bequem, sich mit dieser Bezeichnung in falsche Bescheidenheit zu hüllen und der Arbeit des Genusses aus dem Wege zu gehen. Dringt der Laie auch nicht gleich oder niemals den Dingen auf den Grund, so hat er doch immer genug davon zu lernen und Nutzen zu ziehen. Wo kein Anfang ist, ist keine Entwicklung. Ich will ja gern zugestehen, daß Muth dazu gehört, sich in die Fluth von 5000 Blättern hineinzustürzen, und die Wellen schlagen wohl Vielen über dem Kopf zusammen. Aber bald kommt man wieder an die Oberfläche und bemerkt mit freudigem Erstaunen, daß es sich in dem unbekannten Elemente ganz behaglich und ohne Anstrengung schwimmen läßt, auch wenn man vorher die Probe des Freischwimmers nicht bestanden hat. Und ermüdet die Kraft, so ist immer ein freundlicher Helfer in der Nähe, der mit einer malerischen und allgemein interessirenden Aquarelle oder Oelstudie die Theilnahme belebt. Vielleicht empfiehlt es sich bei der erdrückenden Masse des gebotenen Materials für den ersten Besuch, überhaupt nur das Augenfällige in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Man kann sich diesen Luxus ohne Gefahr des zu schnellen Verbrauchs gestatten.

Die ersten beiden Säle, in denen vor dem Publicum zu erscheinen das nicht unberechtigte Trachten eines ausstellenden Malers oder Bildhauers ist, enthalten einige Gruppen, welche als Gesammtobjecte das Interesse in Anspruch nehmen und daher nicht nach den Orten der Darstellung getrennt worden sind; — vor allen den Nachlaß des Baurath G. Engelhard in Cassel. Kaum ein Würdigerer konnte zur Führung ausersehen werden. Mir fehlen zu meinem Bedauern biographische Details. Nur die beklagenswerthe Thatsache steht fest, daß dieser ausgezeichnete Künstler nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ein Künstler war es — jeder Zoll! In seinen Arbeiten empfangen wir ein erhebendes und erfreuendes Bild von der Vielseitigkeit und dem frischen Aneignungstrieb, der sich als die liebenswürdigste Eigenschaft der jüngeren Architekten darstellt, aber dazu eint sich eine Meisterschaft der Technik, die weit über die Grenzen des fachmännischen Bedürfnisses hinausgeht. Man lasse sich durch hier und da etwas grell hervortretende süßlila Töne nicht beirren. Bei weiterem Abstande erkennt man die volle Berechtigung derselben und staunt über die Steigerung leuchtender Tiefe. Sehr bald wird das geübtere Auge mit Interesse die Abwesenheit jeder Manier bemerken. Das Object bestimmt die Auffassung. Gegenüber der Farbigkeit in der Natur wird Farbigkeit das Hauptziel, Stimmung auf den Ton wird bis zum melancholischsten Grau wundervoll nachempfunden. Die Hülfsmittel, deren sich der Künstler bedient, sind mannichfaltigster Art. Unter ihnen fällt als besonders reizvoll und im Geiste alter Meister benutzt die Verbindung des markigen Federstrichs mit Tusche und weißer Höhung auf. Auch die leichte Aquarellirung auf grau oder gelb getöntem Papier bietet ihm ein außerordentlich pikantes Mittel zur Fixirung seiner Eindrücke. Seine Darstellungen umfassen ein Gebiet, welches sich von Tirol durch ganz Italien bis nach Athen und Constantinopel erstreckt.

Sein Sinn ist gleich geweckt für frappantes Detail wie für die malerische Wirkung der Bauwerke in ihrer Totalität. Er erfaßt sie mit künstlerischer Freiheit und stets glücklichem Gelingen als Interieur und in landschaftlicher Umgebung. Nur einige Blätter mit venetianischen Perspectiven sind für meine eigene Empfindung des coloristischen Eindrucks nicht ganz überzeugend. Auch in der Wahl der Objecte hält er sich nicht an der breiten Heerstraße. Piperno bei Frosinone gehört ihm ausschließlich und der köstliche Kreuzgang von Fossanuova (14. Jahrhundert) findet nur noch im 14. Saale einen Bewunderer und Schilderer. Seine römischen Aufnahmen verbreiten sich über Antike und Mittelalter wie Renaissance. Assisi scheint ihn ganz besonders gefesselt zu haben. Der Blick in die Unterkirche, der wir in Saal 10 noch wiederholt begegnen, erschließt sich uns hier mit berauschender Wirkung der Farbigkeit.

Was Engelhard in diesem Saale an Platz frei läßt, wird von einem Theil der Sammlung Tochtermann eingenommen. Es sind Reiseskizzen aus Italien in Blei; fleißige Arbeiten mit vorwiegender Berücksichtigung landschaftlicher Prospecte im Geiste der deutschen Idealisten. Ueber das Wirken des zu Aachen verstorbenen Künstlers ist mir Näheres nicht bekannt.

Im Ausgangssaal B vereinigen sich Gruppen mannichfaltigster Herkunft zu ganz hervorstechendem Glanz. Wer der Kunst nicht überhaupt gänzlich fernsteht, wird einen Gang in diese Ausstellung schon durch die Bekanntschaft mit Seels Aquarellen aus Jerusalem, Kairo und Granada belohnt finden. Wenn ich in dem Kataloge der Nationalgalerie lese, daß Adolf Seel 1829 zu Wiesbaden geboren ist, so frage ich mich vergeblich, wie es möglich war, daß dieser eminente Künstler erst vor drei Jahren in den Gesichtskreis der Berliner Kunstwelt treten konnte. Heute allerdings stehen bei Nennung dieses Namens der Arabische Hof in Kairo, im Besitze der Nationalgalerie, und das Interieur von der letzten Ausstellung, welches dem Meister die goldene Medaille eintrug, mit ihrer leuchtenden Pracht vor unserer Phantasie. Aber was er uns hier bietet, erweitert unsere Vorstellung von seiner Begabung in ungeahnter Weise. Er beherrscht die Wirkung der Aquarellfarben mit unbeschränkter Souveränetät und schenkt ihnen doch nicht die strenge Wiedergabe des geringfügigsten Details. Dabei ist seine Farbengebung voller Poesie und sowohl nach dem vornehmen Grau wie nach dem lustigen Roth hin von einem Reiz, den wir zum ersten Male zu empfinden glauben.

Im interessanten Gegensatz dazu stehen die in ihrer Art gleichfalls trefflichen Aquarelle des Grafen Seckendorf, des Einzigen außer Schinkel, dem die Ausstellung die Vertretung Englands verdankt. Durch Freiheit der Behandlung, die auf Stimmung gehende malerische Auffassung und Lichtfülle zeigen sich diese ausgezeichneten Arbeiten, unter denen mich besonders der Blick über die schnee- und eisbedeckte Newa nach der Petersburger Börse hin in seiner Naturwahrheit und großartigen Breite der Empfindung anzieht, von der Schule Hildebrandts beinflußt und machen ihr die größte Ehre. Hier finden sich auch malerische Ansichten aus Potsdam, für das in ähnlicher Auffassung nur noch Wilberg, unser ausgezeichneter Architekturmaler (Saal 2) eintritt.

E. Körner hat eine Reihe prächtiger, breit hingeschriebener Oelstudien vorzüglich nach ägyptischen Bauwerken beigetragen. Darunter bietet die Studie zu dem imposanten Bild der letzten Ausstellung (Tempel zu Karnak) ein besonderes Interesse. Ihm schließt sich O. Heyden an, dem wir auch noch weiterhin wiederholt begegnen. Ganz besonderer Beachtung empfehle ich die Copien von Julius Meyer, einem Schüler der hiesigen Bauakademie, wenn ich recht berichtet bin, nach Titelblättern aus Koranen des 14. Jahrhunderts und anderen decorativen Details, namentlich von den Chalifengräbern. Diese Arbeiten zeichnen sich durch bewundernswerthe Gewissenhaftigkeit ebenso sehr aus als durch den Glanz, die Reinheit der Farben und die Sicherheit und Gleichmäßigkeit ihres Auftrags. Die Wirkung ist blendend. — Die malerischen Ansichten aus Skandinavien von Vinc. St. Lerche (Maler in Düsseldorf) üben durch Erschließung einer wenigstens mir bis dahin fremd gebliebenen Region große Anziehung. Das Grabmal Christians III., der Königin Margarethe zu Röskilde, — eine Stadt, die einst 27 prächtige Kirchen und über 100,000 Einwohner zählte, — das Innere der Marienkirche zu Bergen sind Architekturbilder von eigen nordischer Melancholie. Dänemark ist nur noch durch einzelne Blätter von den Berliner Architekten Stöckhardt, Fr. Koch und A. Stüler vertreten. Den beiden ersteren begegnen wir oft und immer mit Vergnügen. Durch Vielseitigkeit und charakteristische Schärfe stellt sich die Thätigkeit Stöckhardts in ein besonders günstiges Licht. Sein Gebiet erstreckt sich von Pompejis Klassicität bis zum Barocco Dresdens. Eine Reihe Schinkel'scher Originalzeichnungen reden für sich. Die perspectivischen Innenansichten der Vatikanischen Museen in Aquarell vom Ende des 18. Jahrhunderts gehören zu den liebevoll ausgeführten Arbeiten, für die sich der Geschmack der Sammler dauernd steigert.

In Saal 1 steht dem Besucher ein unerwarteter Genuß bevor. Hier finden sich Original-Handzeichnungen älterer Meister zu einer köstlichen Collection vereinigt. Sie sind zum größten Theil Eigenthum des Architekten L. H. Philippi in Hamburg, dem ich nur bei der doch sicher in Aussicht genommenen Erweiterung dieser ganz eigenartigen Sammlung fortdauerndes Glück im Finden wünschen kann, ohne das auch der Kenner nicht zu erfreulichen Resultaten gelangt. Neben Arbeiten von Andrea Palladio, Galeazzo Alessi (Facade der Maria da Carignano zu Genua), Antonio Labacco, L. Bernini, G. Gabrielli, Meissonier le vieux ragen durch Gewaltigkeit der Conception und fast zügellose Breite der Behandlung einige Blätter von der Hand G. B. Piranesis hervor, namentlich ein Entwurf zu einem Titel und einer zu den Carceri d'invenzione nuova. Nach ganz anderer Richtung hin, durch staunenerregende minutiöse Beendigung im Kleinen, interessiren die Blätter des Steinmetzen Hans Bien (oder Bin) vom Jahre 1625, welche dem deutschen Hause in Nürnberg gewidmet sind. Es erfüllt mit Behagen, daß in diesem auf alle Lebensbedürfnisse sorgsam Bedacht nehmenden Baucomplex auch das „Breyhauß" nicht fehlt, und mit lebhafter Neugier blickt man in das Innere der vielen kleinen Gemächer und Räume, deren vollständige Einrichtung uns der perspectivische Schnitt durch Abhebung der Dächer und Decken erkennen läßt. Diesen interessanten Beitrag verdankt die Ausstellung dem Germanischen Museum. Auch die Nationalgalerie hat in den Reiseskizzen Max Lohdes dargeboten, was sie an einschlägigen Arbeiten besitzt. Die vielen Freunde des in erster Blüthe hingeschiedenen Künstlers werden seine Arbeiten mit wehmüthiger Genugthuung an dieser Stelle begrüßen.

Von Saal 2 ab befinden wir uns im regelmäßigen Fahrwasser; die Anordnung nach den Oertlichkeiten beginnt. Bis zum 6. Saale wandern wir in deutschen Landen. Renaissance und Gothik haben hier gleich reiche Vertretung gefunden. Wenn die letztere vielleicht mehr an das engere Interesse der Architekten appellirt, so hat jene durch Erschließung eines ungeahnten und mit üppigster Phantasie sich über Bauwerke und Geräthe verbreitenden Reichthums auf Theilnahme in den weitesten Kreisen zu rechnen. Der weniger Orientirte möchte sich am besten dadurch einführen, daß er sich mit den im Saal 6 vereinigten architektonischen Studien und Reiseskizzen des Architektenvereins am Polytechnikum zu Stuttgart zunächst vertraut zu machen sucht. Was Baden, Schwaben und Franken an Schätzen in sich bürgt, ist hier ans Licht gebracht. Im Saal 5 findet sich von den verschiedensten Händen die Ergänzung dazu. Die Arbeiten Dollingers in Stuttgart verdienen schon als größere systematische Folge besonders genannt zu werden. Um noch Einzelnes der Beachtung zu empfehlen, kehre ich nach Saal 2 zurück. Die auf die Katharinenkirche zu Oppenheim und die Hauptkirche zu Gelnhausen bezüglichen Arbeiten von H. (und Fr.) Schmidt gehören mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von anderen ähnlicher Art, wie Stöckhardts Hofkirche in Dresden, die photogrammetrische Aufnahme der Kastorkirche zu Coblenz und darnach ausgeführte Projection von Meydenbauer, Kölner Dom von Schmitz u. s. w. zu den vom rein technischen Standpunkte aus erschöpfenden Zergliederungen von Bauwerken, deren Würdigung der fachwissenschaftlichen Beurtheilung ebenso vorbehalten bleiben muß, wie der Genuß daran dem eindringenderen Verständniß der Collegen. Aber was uns Anderen darin doch auch unbedingt aufgeht, das ist die ernste Gründlichkeit, der unermüdliche Fleiß, der über diesen Arbeiten gewaltet hat. — In Saal 2 tritt uns zum ersten Male Fr. Ewerbeck entgegen, so viel mir bekannt Lehrer und Professor am Polytechnikum zu Aachen, dessen vielseitigen, von einer außerordentlichen technischen Gewandtheit und Flüssigkeit begünstigten Leistungen der aufmerksame Besucher mit Lust durch alle Gebiete folgen wird. Die Aufnahmen des Wismarer Fürstenhofes von Thür (Berlin) sind in ihrer dem spitzesten Blei mit den schärfsten Augen abgerungenen Feinheit für eine bestimmte, wie es scheint der Berliner Schule vorbehaltenen Richtung charakteristisch. Es läßt sich darüber streiten, ob es Aufgabe und Ziel des Architekten sein soll, sich diese Feinheit anzueignen, ob sie zur Wiedergabe künstlerisch freier Technik am Objecte überhaupt berufen ist. Auf dem ihr vorgezeichneten Wege kommt diese Richtung indeß zu sehr einschmeichelnden Resultaten, die den Beifall

feinerer Augen leicht gewinnt. Die namhaftesten Vertreter scheinen mir der verstorbene Heinrich Schäffer und Hubert Stier zu sein. Ersterer büßt dabei an seiner künstlerischen Freiheit und an Schärfe der Charakteristik am wenigsten ein; dieser gelangt in der Manier zur größesten Vollkommenheit. Ihnen reihen sich an: Luthmer, Laspeyres, Thür und viele andere von gleichem und ähnlichem Verdienst. — Fr. Laske, Bauführer in Berlin, liefert in seiner alles Detail erschöpfenden Aufnahme des Schlosses Wilhelmsburg in Schmalkalden einen höchst schätzenswerthen Beitrag. Der Kamin im Riesensaal sei besonderer Beachtung empfohlen. Hier begegnen wir auch zum ersten Mal Ludwig Burger. Er begleitet uns mit einer Fülle, meistens interessantem Detail gewidmeter Arbeiten bis in den vorletzten Saal, wo er noch mit einer Collection Rococco- und Zopfstilmöbel ein nur durch ihn gepflegtes Gebiet betritt. — Interieurs aus Schloß Gottorp in Aufnahmen von R. Gehrts, dem Düsseldorfer Maler, werden den Meisten neu und willkommen sein. Derselbe Künstler bietet im nächsten Saale eine Reihe von Zimmern der Wartburg in Aquarellen von farbiger Sättigung. Hier treten auch Paul und Lorenz Ritter mit Ansichten aus Nürnberg in den Kampf, ebenso Wintergerst, dessen Aquarellirmethode in der Contourirung der Formen mit Braun oder Roth an Alt erinnert. Die Arbeiten dieser Künstler verbreiten sich weiterhin über andere Gebiete und wissen sich unsere Theilnahme zu erhalten. Im 6. Saal kommt Oestreich mit Böhmen und Ungarn hinzu. Die Gruppe der ungarischen Renaissance in Aquarellen von W. Myskowsky (Kaschau) gehört zu den originellsten Erscheinungen der Ausstellung. Wer sollte nicht seine Freude an der Façade des Hauses zu Eperies mit den Halbgiebeln und den dazwischen gestellten Kannen haben! Auch Geräthe und Stoffe von überraschendster Eigenartigkeit zieren diese merkwürdige Collection. Die Aufnahmen von A. Brausewetter (Reichenberg) aus Graz und Umgegend sind namentlich dadurch werthvoll, daß sie sich der Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts zuwenden. Auch die Aufnahmen nach schmiedeeisernen Arbeiten aus demselben Gebiet und von derselben Hand im letzten Saale seien schon hier erwähnt.

Einen sehr wohlthuenden Eindruck empfange ich von den Arbeiten der Wiener Bauhütte, welche unter der Leitung Ferstels und Fr. Schmidts zunächst dem vaterländischen Umkreis gewidmet wurden, sich dann aber über Pola, Venedig u. s. w. bis nach Athen erstrecken. Ein Zug ins Große scheint mir ihnen gemeinsam zu sein, ohne daß die Pietät für das Detail darunter litte. Die im Saale 7 versammelten Aufnahmen aus Frankreich lassen Berliner Architekten, wie Stier, Stöckhardt, Schmieden, Wolfenstein u. A. in den Vordergrund treten, Belgien und Holland ist von Aachen aus durch Ewerbeck, Henrici und Frentzen und endlich Spanien und Portugal durch den Wiener Luntz und den verstorbenen Schulcz-Ferencz aufgeschlossen. Ihren Bahnen nachzugehen wird jüngere Kräfte sicherlich reizen. Mit Saal 8 überschreiten wir die Alpen und treten von Mailand aus zunächst den Weg durch Ober-Italien an. Das Vortreffliche häuft sich in immer dichteren Massen, aber wir stehen doch auf einem Boden, den wir kennen, und orientiren uns deshalb leichter. Nur das Frappanteste kann erwähnt werden, so die große Studiencopie in Oel von Lesker (Stuttgart) nach einer von Tiepolo bemalten Wand im Palazzo Labbia. Die Bedeutung dieses Meisters wird nicht mehr unterschätzt. Unter den neueren Erwerbungen unserer Bildergalerie ist eine der wundervollsten das Martyrium der Heil. Agathe von seiner Hand. Aber Vieles befindet sich noch an unbekannter Stelle. Ich hoffe mir Dank zu gewinnen, wenn ich die Italienreisenden auf die herrlichen Malereien des Künstlers in der Villa Valmerana bei Vicenza aufmerksam mache. — Unter Venedig glänzen die Studien von Wilberg. Der Frankfurter Mylius, bekannt als Sieger bei Concurrenzen der letzten Jahre, tritt in den Vordergrund und verfolgt seinen Weg durch Italien mit einer reichen Ernte von Blättern, welche durch Freiheit und Leichtigkeit des Vortrags ausgezeichnet sind. Als eine der glänzendsten Erscheinungen lernen wir hier P. Lanser (Architekt von Stuttgart) kennen, der mit dem später (Saal 12) in Rom zu findenden Ad. Schill (ebenda) eine eminente Auffassung für coloristische Wirkungen und die brillanteste Aquarelltechnik gemein hat. Auch die großen Studien von Professor Damert in Aachen nach Intarsien sind verdienstvolle Arbeiten der Gattung, wie wir sie im Rothen Saal vereinigt finden. Diese Musterstücke von Renaissance-Decorationen in Aufnahmen M. Meurers und der Schüler des Berliner Gewerbe-Museums, von früheren Ausstellungen wohl der Mehrzahl nach schon bekannt, bezeichnen einen glücklichen Weg des Studiums, den Berlin zuerst eingeschlagen und auf dem es die Führung behalten wird. — Saal 9 versetzt uns nach Mantua, Genua, wo vieles weniger Bekannte die Ausdehnung des Studienbereichs anzeigt, Florenz (mit erfreulicher Beachtung der Robbia-Arbeiten) und den malerischen Orten Toscanas; Saal 10 umfaßt Urbino, Perugia mit coloristischen Aufnahmen des Cambios von verschiedenen tüchtigen Händen, Loreto mit der Casa santa, als seltene Erscheinung hoch willkommen, Assisi, Ober- und Unterkirche in mannichfaltigster Betrachtung. Nicht minder reich ist Siena in Saal 11 bedacht. Vor diesen lebensvollen und künstlerisch warm empfundenen Arbeiten erkennen wir so recht, was die Photographie trotz ihrer Treue und Unentbehrlichkeit uns nicht bieten kann, und wie sich die Reproduction auf beiden Wegen ergänzen muß. — In den Sälen 12, 13 und 14 entfalten Rom, Neapel und Sicilien mit starkem numerischen Uebergewicht der ewigen Stadt ihren Zauber. Das Zurücktreten der Antike gegen den üppig sprudelnden Quell der Renaissance kann nicht für zufällig gelten. Sie lohnt ja auch ihrem Verehrer so reichlich jede Müh. Als seltene und bisher wenig gekannte Erscheinungen möchte ich die Wandmalereien aus der Engelsburg namhaft machen. Capella Cibo von Schill und Capella Chigi von Lauser aus S. Maria del Popolo und des ersteren Gartenloggia im Palazzo di Firenze sind herrliche Blätter, welche der Aufmerksamkeit der Besucher nicht entgehen können. Die köstliche Decke bei den Penitenzieri mit ihrer vornehmen Farbenwirkung erscheint in verschiedenen Auffassungen, deren Vergleich von hohem Interesse ist. In Saal 12 und 13 begegnen wir auch den anziehendsten Beiträgen von Wilberg, unter denen ich den Aquarellen von Amalfi und Ravello den Preis ertheilen möchte. Pompejis Wanddecorationen fanden die vielseitigste Beachtung. Die Arbeiten von Schill heben sich auch hier heraus. Irre ich nicht, so hat der Künstler versucht den Farbenglanz zu reproduciren, der diesen Malereien seiner Empfindung nach in ihrer Frische eigen gewesen sein mag. Zwei farbenfrohe Aquarelle von Norbert Schrödl bringen sein Porträt der Frau Essipoff in freundliche Erinnerung.

Die Säle 15 und 16 sind ausschließlich dem Kunstgewerbe vorbehalten. Auch sie enthalten eine staunenerregende Fülle der werthvollsten Arbeiten, unter denen man sich leicht zurecht findet. Erwähnen will ich nur als größere Gruppen die Aufnahmen aus dem Bilder-Repertorium des Germanischen Museums und die Schmiedeeisen-Arbeiten zum Werke von Hefner-Alteneck.

Achtung, ehrerbietigste Achtung vor der Summe des Fleißes, die uns hier in anspruchlosester und treuester deutscher Arbeit entgegentritt. Keiner der trefflichen Männer, denen ich zu meinem Bedauern nicht allen durch Nennung ihrer Namen gerecht werden kann, hat, als ihm heiliger Eifer die Hand führte, an die Außenwelt, an das Publicum gedacht. Jede Speculation auf seine Gunst war ausgeschlossen. Lassen wir es nicht an verständnißinnigem Entgegenkommen und dankbarer Aufnahme der hier gebotenen Freigebigkeit fehlen. **Th. L.**

Notizen.

Die Dauer der Reichstagssession wird nach und nach eine der wichtigsten Fragen des Augenblicks. Man spricht wirklich schon von einer Verlängerung bis weit in den Juli hinein, und Herr Lasker hatte sogar in seiner jüngsten Rede eine Andeutung über das Opfer der Badesaison, welches die Reichsboten nöthigenfalls dem Lande bringen müßten! Ob der ehrenwerthe Abgeordnete die entgegengesetzte Ansicht unserer vorigen Wochennotiz als zu optimistisch richtigstellen wollte, war nicht klar ersichtlich. Aber es war offenbar eines der bedeutsamen Momente in dem Lasker'schen Vortrage, das auch lautlos von der erschrockenen Versammlung angehört wurde. Freund und Feind war gleichmäßig entsetzt über die Aussicht, daß Schutzzoll und Freihandel, Tarif und Exportrechnung, Korn und Schmalz die müden Kampfgenossen inmitten des Berliner Hochsommers ausschließlich beschäftigen und erfrischen sollten. Manchem stieg heimlich der compromißlustige Zweifel auf, ob nicht angesichts einer solchen Gefahr die Enblocannahme ihre Vorzüge haben dürfte. Andere thaten im Stillen einen Schwur, daß mit dem Ende der Juniwochen nichts sie vom Ausreißen zurückhalten solle. Die Freude

über das Aufhören der Pestgefahr, womit so manche schöne Reisepläne des Winters wieder angelebt waren, hätte sich ja auch als trügerisch erwiesen, würden die Politiker aller Kategorien, Journalisten einbegriffen, wegen der leidigen Zoll- und Steuerfragen ihrer Ferien verlustig gehen. Wir mögen noch immer nicht daran glauben und getrösten uns eines besseren Ausgangs. Der Aufenthalt in den Bergen der Schweiz und Tyrols ist diesmal um so verlockender, als die Russen aus mancherlei Gründen dort kaum vorhanden, unliebsame Begegnungen daher nicht zu erwarten wären. Darf man der Times glauben, so ist die ganze Nation buchstäblich verhaftet, kann also nicht reisen. Der officiöse russische Telegraph hat zwar den von dem glücklichsten Humor getragenen Leader des Cityblattes, der namentlich die Petersburger Zustände infolge der letzten Maßnahmen gegen den Nihilismus drastisch geißelte, in dem gewöhnlichen Preßbureauton berichtigt. Aber es bleibt trotzdem dabei, daß in dem großen Nachbarstaat nicht nur etwas faul ist. Der Rubel steht auf zwei Francs, und Personen, die ein Einkommen von dreitausend Thalern zu haben glaubten, sind zum mindesten um ein Drittel geschädigt. Zahlen sprechen und lassen sich nicht mit einigen fadenscheinigen Redensarten, mag sie auch der elektrische Draht durch die Welt tragen, widerlegen. Schon längere Zeit übrigens, bevor der Nihilistengraus vor den Augen Europas enthüllt wurde, waren die Hymnen von Rußlands Mission der Humanität und Civilisation, mit welchen die russenfreundliche Presse vor dem Kriege politische Kinder eingelullt hatte, kläglich verstummt. Auch die Beglückung der Bulgaren mit Autonomie und Freiheit lockt keinen Hund mehr vom Ofen, seit man weiß, daß daheim jeder Bürger pflichtgemäß der Mouchard des Nachbars ist, und die Menschen, wenn sie morgens aufwachen, erstaunt sind, daß sie sich noch nicht auf dem Wege nach Sibirien befinden. Die russische Presse weiß nicht mehr, um mit den Franzosen zu reden, zu welchem Heiligen sie beten soll und sie revanchirt sich dafür durch freundnachbarliche Angriffe gegen Deutschland, welche unsere Blätter mit sauersüßen Repliken erwidern. Wir möchten kein Oel ins Feuer gießen, aber leugnen läßt sich doch nicht, daß wenn sich Pariser Zeitungen ein Sechzehntel dessen erlaubten, was den guten Freunden an der Newa und in Moskau gegen uns zu sagen erlaubt wird, ein Sturm der Entrüstung durch die patriotischen Organe gehen, ja Gerüchte von diplomatischen Anfragen, wenn nicht von militärischen Vorbereitungen, nicht ausbleiben würden. Aber den Russen ist Alles gestattet, auch daß sie unsere Ostprovinzen möglichst aushungern und die deutsche Grenze mit allen erdenklichen Chicanen heimsuchen. Was Wunder daher, daß eine zahlreiche und achtungswerthe Partei in den deutschen Gauen trotz aller officiösen Vertuschung die Slaven als verkappte Feinde ansieht und vor ihnen auf der Hut bleibt. Als ein Berliner Publicist vor Jahr und Tag in einem gesellschaftlichen Kreise Edhem Pascha mit der Bemerkung vorgestellt wurde, er sei der Türkei wohlgesinnt, und ihn der Botschafter darauf etwas melancholisch fragte, warum er dieser Richtung folge, die ihn im eigenen Lande vereinzeln müsse, antwortete der Zeitungsschreiber, es handele sich um eine verwahrende Stellungnahme gegen den gemeinsamen Gegner. Damit war offen eingestanden, daß das Lob oder der Vorwurf der Turcophilie, mit welchem man in bestellten Angriffen gelegentlich bedacht wurde, nicht weit her war. So verhält es sich auch noch heute. Man nimmt Partei für die Pforte nicht ihrer schönen Augen wegen, sondern weil man des Sultans als Wächters der Dardanellen und des Bosporus nicht entbehren kann. Der Ausspruch Friedrichs des Großen, daß, wären die Russen einmal in Constantinopel, sie sich auch bald in Königsberg Quartier bestellen würden, mag dem mächtigen deutschen Reiche gegenüber nicht mehr zutreffen. Aber selbst der große schweigsame Feldmarschall hat einmal von der Tribüne des Reichstages herab angedeutet, wie die Nothwendigkeit, nach zwei Seiten hin zu schlagen, sich für die Zukunft nicht ganz abweisen lasse. Mögen daher die Russenfreunde zusehen, wie sie ihre Glorification des Slaventhums vor ihrem politischen Gewissen rechtfertigen können. Es wird noch immer zwischen Memel und Vogesen Leute geben, die mit solchen Opfern deutscher Interessen jetzt wie früher nichts zu schaffen haben wollen.

* * *

Unter dem Titel „Adreßbuch der deutschen Gelehrten" erscheint demnächst in R. v. Zahns Verlagsbuchhandlung zu Dresden ein möglichst vollständig genaues Verzeichniß aller in Deutschland, Deutsch-Oestreich und der deutschen Schweiz, sowie der im Auslande lebenden Gelehrten deutscher Nationalität. Dasselbe soll enthalten: die Angabe ihrer genauen Adresse, ihr kurzes curriculum vitae und ein Verzeichniß ihrer wichtigsten Schriften; besondere Berücksichtigung findet der Besitz wissenschaftlicher Sammlungen und das Betreiben von Specialstudien. Zunächst wird dieses gewichtige und einem längst gehegten Bedürfnisse der ganzen Gelehrtenwelt entsprechende Unternehmen die exacten Wissenschaften, d. h. die Gelehrten und Forscher auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, der Medicin, der reinen und angewandten Mathematik ꝛc. ins Auge fassen.

Die Herausgeber sind Dr. Hugo Schramm-Macdonald in Dresden und Ferd. v. Witzleben in Blasewitz bei Dresden. An Letzteren sind alle Beiträge für das Werk zu adressiren.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Wir armen praktischen Aerzte! Zu dem grimmen Ajax „Philologus" gesellt sich in Nr. 13 der „Gegenwart" ein erfindungsreicher Odysseus „Medicus", für dessen Begriff der zuverlässige Arzt sichtlich erst mit dem Medicinalbeamten beginnt. Klüglich verschweigt er, ob vielleicht die Militärärzte in Linie und Landwehr, so wie die nicht beamteten Hof-, Medicinal- und Sanitätsräthe von ihm mit einem anderen Maßstabe gemessen werden. Zu einer Entgegnung würde mich selbst sein Vorgeben, im Namen von „vielen Behörden, Aushebungscommissionen und größeren Schulinspectionen" zu sprechen, nicht veranlassen, wenn der anonyme Autor es nicht versuchte, sich durch die Verfügung einer bestimmten Regierung zu decken. Ich fordere ihn hiermit auf, die Regierung zu nennen, welche durch die Unzuverlässigkeit der ärztlichen Atteste sich hat veranlaßt sehen müssen, statt derselben die Atteste von Medicinalbeamten zu fordern. Von vornherein weise ich dabei eine etwaige Citirung von Verfügungen zurück, welche, wie z. B. die der Regierung zu D. vom 29. Nov. 1875, für bestimmte Fälle die Zeugnisse von Medicinalbeamten verlangen, ohne dabei die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der Aerzte ihres Bezirkes irgendwie in Frage zu stellen.

Daß Behörden, Versicherungsgesellschaften u. s. w. so gut wie Privatpersonen das Recht besitzen, bestimmte Aerzte als ihre Vertrauensärzte zu bezeichnen, deren Atteste für sie als allein maßgebend betrachtet werden, ist unbestreitbar. In den Artikeln in Nr. 10 und 13 Ihres geschätzten Blattes handelt es sich aber um ganz bestimmte unmotivirte, unprovocirte und unbewiesene Anschuldigungen gegen den ärztlichen Stand, und diese müssen gerügt werden, mögen sie ausgehen von wem sie wollen.

Daß der „Medicus" sich den harmlosen Scherz erlaubt, von „meiner nächsten Nachbarschaft" zu reden, ohne mich zu kennen, sei ihm gern gestattet. Sobald die Angreifer aus dem Schutze der Anonymität heraustreten, steht ihnen und Jedem, der sich für die Sache interessirt, mein Name mit Vergnügen zur Disposition.

Hochachtungsvoll

E., 5. April 1879. G.

Bibliographie.

Rich. Weitbrecht, Johann Fischart als Dichter und Deutscher. (A. u. d. T.: Neue Volks-Bibliothek, 3. Serie, 6. Heft.) 12. 48 S. Stuttgart 1879, Levy & Müller. — 40.; die ganze Serie von 10 Heften 2. —

Carl Heymanns kritisches Literaturblatt für Rechts- und Staatswissenschaft. Unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker herausgegeben von Rich. Ryck. (1. Jahrgang, Nr. 1. u. 2. S. 1—16.) Jährlich 24 Nummern. à Jahrgang 6. —

J. ten Doornkaat Koolman. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. Ga-Gramen. 8. S. 577—672. Norden 1879, H. Braams.

F. Koenig, über die Heranbildung der Einjährig-Freiwilligen zu Reserve-Officieren. (A. u. d. T.: Neue militärische Zeit- und Streitfragen.) 8. 34 S. Berlin 1879, Luckhardt. 1. —

Gerhard von Amyntor, auf der Bresche. Feuilletons, Skizzen, Erzählungen ꝛc. 8. XI u. 223 S. Ebd. 1879. 4. —

Inserate.

Das gut eingerichtete
Thalia-Theater in München
ist an einen kautionsfähigen Unternehmer gegen billige Pachtbedingungen oder käuflich gegen mäßige Anzahlung zu vergeben. Gefl. Offerten sub **Qu 4327** befördert **Rudolf Mosse, München.**

Soeben erschien:
Perinhart
Preis 60 Pf.
Die deutschen Juden und Herr W. Marr.
Verlag von **R. Skrzeczek, Loebau**, Westpr.

Im Verlage von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in **Hannover** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Einführung Shakespeare's
in die Familie.
Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben
von
M. Petri.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.
Eleg. geheftet 4 *M.* 80 *Pf.* Eleg. gebunden 6 *M.*

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Bücher-Ankauf.
Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint:
Gesammelte Romane, Novellen und Dramen
von
M. E. Braehvogel.
Volks- und Familienausgabe.
Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**
10 Bände in 60 Lieferungen. 8. Broch. à 50 *Pf.* Alle 8—14 Tage eine Lieferung.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Braehvogel's, die eine seltene Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten. **Allen gebildeten Familien** seien **Braehvogel's** Schriften **bestens empfohlen.** — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung. Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.
Von **Otto v. Corvin.** Verlag von **Otto Spamer in Leipzig.**
Pracht-Ausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 *Pf.*, oder in 22—24 Abtheilungen à 3 *M.*
Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln (Porträtsgruppen, kulturgeschichtliche Tableaus), Karten 2c.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.
Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in Breslau, erscheint in Kurzem:

Dorfgeschichten.
14 Klavierstücke
von **Theodor Kirchner.**

Opus 39. **Heft I.** 1. Grossvater erzählt von der guten alten Zeit. 2. Unter der Eiche. 3. Der verdriessliche Fagottist. 4. Schlechtes Wetter. 5. Regenbogen. 6. Menuett. 7. Im Mondenschein.
„ **Heft II.** 8. Jagdlied. 9. Zwiegesang. 10. Ländler. 11. Gondellied. 12. Bauerntanz. 13. Bruder Eduard muss läuten gehen. 14. Zum Abschied.

Soeben erschien:
Theodor Kirchner, Opus 37. **Vier Elegien** für Pianoforte. No. 1. 2. 3. 4. à 0,75. Cplt. in 1 Bde. 3,00.
Theodor Kirchner, Opus 38. **Zwölf Etuden** für Pianoforte. Heft I. II. III. IV. à 2,50.

August Werner's Buch:
Die Helden der christlichen Kirche. Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule. Mit 180 Text-Abbildungen und neun Tondruckbildern. Preis geh. *M.* 7.50. Eleg. geb. *M.* 9.
(Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. — Durch alle Buchhandlungen beziehbar.)
dürfte **gerade im gegenwärtigen Augenblicke** und in erster Reihe für die Mitglieder der
Jacobi-Gemeinde in Berlin
von besonderem Interesse sein.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 21. Berlin, den 24. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Verleger: **Georg Stilke** in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Clerikalismus in Belgien. Von einem Belgier. — Ein protestantischer Reformverein. Von Friedrich Kirchner. — **Literatur und Kunst:** Michael Etienne. Von Johannes Nordmann. — Charlotte von Kalb. Von Emil Palleske. Besprochen von Paul Nerrlich. — Aus Paris. Von Paul d'Abrest. — Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems. Von Carl du Prel. (Schluß.) — Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg. Von Hermann Kindt. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Clerikalismus in Belgien.

Von einem Belgier.

Die gegenwärtig von den belgischen Liberalen, gegen den Willen des Clerus, in Angriff genommene Reform des Volksschulwesens bedeutet mehr als eine muthvolle That: es ist eine kühne. Zwanzig Jahre hatten sie damit gezögert; die herausfordernde Haltung des Episcopats, welches sich durch das Gesetz von 1842 die Schule und damit die Jugend gesichert hatte, hatte diese That nothwendig gemacht. Mit dem Zorne des Himmels, mit der Revolution wurde den Liberalen gedroht. Aber die Staatsmänner der Linken hatten darauf keine andere Antwort, als: daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, daß das Land dem Bürgerkriege entgegengehe, daß es Zeit sei, den Stier bei den Hörnern zu packen und den priesterlichen Hochmuth zu beugen.

Das Losungswort der letzten Wahlen war die Revision des Unterrichtsgesetzes. Die Liberalen triumphirten, und im Bewußtsein ihrer Stärke und durch eine von demselben Geiste durchdrungene Majorität der Bevölkerung mächtig unterstützt, begannen sie den „Culturkampf". Bis zur Stunde hat sie das Glück begünstigt und das Land sich verhältnißmäßig ruhig verhalten; der Erfolg ist ihnen gewiß, wenn sie die bisher bewiesene Festigkeit nicht verlieren, sondern bis ans Ende ausharren, denn der Clerus wird nur den Schwachen gefährlich.

Die Zeit der Organisation Belgiens im Jahre 1830 ging auch an dem belgischen Clerus nicht eindruckslos vorüber: sein intelligenterer Theil hatte sich gewissen modernen Ideen nicht abgewandt, welche von Lamennais, Lacordaire und Montalembert in dem Nachbarlande Frankreich vertreten wurden und die Versöhnung zwischen Kirche und Freiheit bezweckten. Die begeisterten Worte dieser Männer fanden in Belgien lebhaften Widerhall. So kam es, daß in dem constituirenden Congresse republikanische Abbées saßen und so kam es auch, daß Liberale und Clerikale sich vereinigten, um ihrem, durch mehrere Jahrhunderte unterjocht gewesenen Vaterlande, die großartigste und liberalste aller europäischen Verfassungen zu geben.

Man proclamirte die vollständige Trennung zwischen Staat und Kirche, welcher letzteren unbedingte Freiheit der Bewegung zugestanden wurde. Der Clerus war eine freundliche Macht, von den besten Absichten beseelt und es war kein Grund vorhanden, ihm nicht die schönsten Privilegien zu bewilligen. Der Papst hatte das Recht, ganz nach Belieben die Bischöfe zu ernennen und ohne die Regierung zu befragen; die Bischöfe durften die Geistlichen ohne Intervention des Staates einsetzen, während derselbe den ganzen Clerus zu besolden hatte. Die Freiheit, Klöster zu errichten, neue Orden zu gründen, Schulen zu eröffnen wurde in keiner Weise beschränkt und, um die Versöhnung vollständig zu machen, gestattete man der Geistlichkeit den Eintritt in die Schule. Belgien vertraute eben seiner Zukunft, indem es das liberale System in dem weitesten Sinne des Wortes annahm.

Eine Zeit lang ließen sich die Dinge vortrefflich an, bis der belgische Clerus nach und nach, in Folge der feindlichen Stellung, welche Rom zu den Neuerungen Lamennais' nahm, und durch die später von Pius IX. begonnene Reaction, zu Dem wurde, was er heute ist, das heißt, ehrgeizig, herrschsüchtig, ultramontan. Die Geistlichkeit sollte in Belgien Herrscher werden, das war das Ziel, zu dessen Erreichung mit allen Kräften ans Werk gegangen wurde, Anfangs in der Stille und friedlich, später mit dem Aufgebote aller Leidenschaften und mit der Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe vor Augen.

Wie schon bemerkt, gab es früher in Belgien ausschließlich liberale Katholiken. Indessen spaltete sich die Partei bald in zwei Gruppen, deren eine aus den verfassungstreuen Elementen, den „Revolutionsmännern" sich zusammensetzte, während die andere, tagtäglich durch die in ultramontanen Ideen großgewordene Jugend sich verstärkende, den Syllabus zu ihrem Programm erkor. Die Bischöfe stellten sich an die Spitze der neuen Bewegung und riefen mit Geldern aus Kirchencollecten eine anticonstitutionelle Presse ins Leben. Jeder Bischof gründete zuerst ein Journal: „Le Bien public" in Gent, „Gazette" in Lüttich, „Patrie" in Brügge, „Journal d'Anvers" in Antwerpen und „Organe de Namur" in Namur. Diese Zeitungen, deren Zahl von Tag zu Tag sich mehrte, begannen einen energischen Feldzug gegen die liberalen oder gemäßigten Katholiken. Von Tag zu Tag wurden ihre Angriffe kühner, um endlich in der Forderung zu gipfeln: der Staat habe sich der Kirche in allen Dingen unterzuordnen, und in der Folgerung, daß Belgien der Kirche gehöre. „Es gibt ein unendlich höheres Gesetz als die Verfassung," schrieb der „Bien public", „und das ist der Syllabus; die Gesetze der Kirche müssen auf Alles angewandt werden und es ist endlich Zeit, die Fahne des Papstthums, als unser wirkliches und ausschließliches Feldzeichen, inmitten der Kammern aufzupflanzen." Brüssel besitzt heute 25 solcher Zeitungen, Antwerpen 8, Brügge 6, Gent 9, Tournai 9, Lüttich 5 und auf dem flachen Lande existirt ein weiteres Dutzend, welches dieselbe Sprache führt. Die Einführung des Syllabus in das belgische Gesetz ist das Losungswort und die Wiederherstellung des Besitzes Gottes, des

„règne de Dieu“. Diese letzte Phrase ist für Belgien nicht neu. Aus welchen Gründen hat Karl V. die Inquisition in den schönen und ruhmreichen Niederlanden eingeführt? Um das Gesetz Gottes und sein Reich zu wahren und zu befestigen. Philipp II. machte aus seinen Reichen eine Hölle, um den Himmel zu gewinnen. Seine ganze Regierungszeit war ein ununterbrochener Kreuzzug gegen seine Unterthanen: eine Bartholomäusnacht von zwanzig Jahren hatten sie zu erdulden. Warum ließ dieser König, welcher, wie ein Verbrecher, in die Zelle des Escurial sich geflüchtet hatte, zehntausend Belgier verbrennen, erdrosseln und lebendig begraben? Alles, um den Glauben zu retten, den Triumph der Kirche zu sichern, zur größeren Ehre und für das Reich Gottes. Und was sagte Alvarez von Toledo, der Herzog von Alba (dessen Namen der Belgier stets mit einem Fluche auf den Lippen ausspricht), als er das Bluttribunal einsetzte und damit die Städte und Dörfer in Beinhäuser verwandelte? Daß Gott siegen, daß das Banner der Kirche auf den Zinnen von dreihundert ketzerischen Städten wehen müsse — und so machte er das arme Belgien zu einer unfruchtbaren spanischen Sierra. Und als diese drei Männer die Herrschaft Gottes endlich befestigt hatten, glich Belgien einem großen Kirchhof; jenes Land, dessen Bevölkerung die fleißigste, die erfolgreichste und intelligenteste gewesen, die je ein Land besessen, und das eine glänzende Zukunft vor sich hatte. Ruhm, Größe, ein stolzes Städtewesen, Alles war vernichtet — man sprach nicht mehr von Belgien. Karl V., Philipp II. und Alba gelten der belgischen clerikalen Presse als großartige Genies!

Gleichzeitig mit der Begründung der Journale organisirten die Bischöfe auch Schulen. Die gemäßigten Professoren der katholischen Universität zu Löwen wurden gezwungen, ihre Schriften zu widerrufen. Solche, die es wagten, noch eine Lanze zu Gunsten der Verfassung zu brechen, wurden ohne Weiteres abgesetzt. Nur die Schönheiten des Syllabus durften sie predigen und die Göttlichkeit der Wunder der Louise Lateau. Die bischöflichen Erziehungsanstalten haben gegenwärtig dreimal soviel Schüler, als die Staatsgymnasien. Die Töchter der besitzenden Klassen werden nahezu ausschließlich in den Klöstern erzogen, während die der arbeitenden den Unterricht der Schulschwestern genießen. Auf diese Weise hat der Clerus die Erziehung der Aristokratie, aller Töchter der unteren Schichten und der eines großen Theiles der Bourgeoisie in Händen.

Der Primärunterricht der Knaben ruht in den Händen der Klöster und ist, obgleich der Staat und die Gemeinden seit 1843 etwa 250 Millionen für Unterrichtszwecke ausgegeben haben, durch und durch verrottet. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Gerichte Fälle von Verletzung der Sittlichkeit durch Schulbrüder abzuurtheilen haben. Einen Augenblick beabsichtigte man, alle derartigen Fälle zu sammeln und zu veröffentlichen; die Ausführung unterblieb jedoch, da die Liste für den Raum eines Blattes zu umfangreich gewesen wäre und — das war die Hauptsache — man die Gefühle der Oeffentlichkeit nicht verletzen wollte. Hier möge nur der eine Fall angeführt sein, daß am 7. dieses Monats ein geistlicher Lehrer zu 83 Jahren Gefängniß für 234 begangene Attentate verurtheilt worden ist; als man ihn überraschte fand man bei ihm zwei Rosenkränze, ein Scapulier und die Medaille zu Ehren Unserer Lieben Frau von Lourdes.

Während die Schulen blühten, ging es auch den Mönchen nicht schlecht. Im Jahre 1830 besaß Belgien 4000 Mönche und Nonnen; jetzt soll sich ihre Zahl auf 25—30,000 belaufen, von denen etwa 3500 Ausländer sind. Die Bischöfe verschrieben aus Oestreich, Italien, Frankreich und Deutschland Jesuiten und Redemptoristen, um die Liberalen zu bekämpfen. Das „Journal de Gand“ gibt die Zahl der Klöster der Stadt Gent auf 40 an, mit 1565 Insassen; die Stadt Courtrai, mit 25,000 Einwohnern, hat deren 20, Löwen 28. Ueberdies sind die belgischen Klöster die reichsten der Welt.

Es lag in der Absicht der Liberalen, eine Enquête bezüglich des Besitzstandes der religiösen Gesellschaften zu veranstalten. Die Untersuchung hätte vermuthlich ein den wirklichen Verhältnissen entsprechendes Resultat nicht geliefert. Man hätte wahrscheinlich nicht mehr als einige Millionen Francs gefunden, denn seitdem Italien und Preußen radicale Maßregeln gegen den Clerus ergriffen haben, hat die belgische Geistlichkeit ihren Besitz mit Hypotheken belastet und den Erlös in auswärtigen Werthen angelegt und im Auslande deponirt. Das geistliche unbewegliche Eigenthum wird in Brügge auf 6, in Löwen auf 5½, in Ixalle (einer Vorstadt Brüssels) auf 4½ und in Courtrai auf 2½ Millionen Francs geschätzt.

Die Geistlichen verbieten den Gläubigen bei Strafe der Excommunication das Abonnement auf liberale Blätter; sie verheißen die Hölle Jedem, der für einen Liberalen seine Stimme abgegeben hat; sie verweigern die Absolution den Richtern, welche einen Priester verurtheilt haben.

So ist Belgien, mit Ausnahme einiger wichtiger Städte, die Beute eines bewundernswerth organisirten Clerikalismus geworden. Und gegen diese furchtbare Macht richtet sich der Kampf, den die belgischen Liberalen gegenwärtig unter unseren Augen führen. Sollen wir an dem Siege verzweifeln? Nein! Es ist wahr, die belgische Geistlichkeit hat in einem Jahrhundert zwei Revolutionen angestiftet: gegen Kaiser Joseph II. die eine, gegen Wilhelm I. von Holland die andere, aber damals handelte es sich um auswärtige Mächte, diesmal befindet sie sich nationalen Widersachern gegenüber.

Lehr- und Lernfreiheit war das Wahlprogramm, auf Grund dessen die liberale Partei wieder an die Regierung gelangt ist. Ist diese Frage erst geregelt, so werden die übrigen schnell in Angriff genommen werden. Aber das Werk wird schwieriger und langsamer zu vollbringen sein, als in Preußen und Frankreich, denn die belgischen Liberalen wollen ohne „Maigesetze“ siegen.

Ein protestantischer Reformverein.

Unter den vielen, Kopf und Herz beschäftigenden Ereignissen des Tages nimmt „der Fall Kalthoff“ das Interesse aller Gebildeten lebhaft in Anspruch. Nicht deshalb allein, weil Kalthoff mit der evangelischen Kirchenbehörde in Conflict gerathen ist — dergleichen Fälle haben wir in jüngster Zeit mehrere erlebt, z. B. Sydow, Hoßbach, Schramm und Werner; auch nicht deshalb, weil jener an den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten appellirt und Unrecht bekommen hat, sondern weil Dr. Kalthoff noch immer von sich reden macht. Obgleich er alle Instanzen: Consistorium, Oberkirchenrath, Gerichtshof, durchlaufen, hat er seine Sache noch nicht verloren gegeben. Was treibt er aber?

In einer Kirchenzeitung fanden wir ihm „Agitation“ vorgeworfen. Wofür agitirt er denn? Für einen „Reformverein“. Und mit welchen Mitteln? Dies wollen wir näher betrachten.

Da ich weder der in der Kirche herrschenden Partei, noch dem Protestantenverein angehöre, konnte ich sine ira et studio mich vom Sachverhalt überzeugen. Dazu kommt, daß die Sympathien, welche Kalthoffs offenes, ja muthiges Benehmen erweckt, durch die ungeschickte Art seines Schrittes wieder unterdrückt werden. Sachlich mögen seine Ansichten noch so berechtigt sein, sein Vorgehen war ebenso unbesonnen als inopportun. Was wollte, was konnte er durch sein provocatorisches Schreiben an das Brandenburger Consistorium erreichen? — Er ward, wie voraus zu sehen, abgesetzt. Oder wollte er wirklich nur Märtyrer werden um jeden Preis? Schon zur Zeit der decischen Christenverfolgung ward solch krankhaftes Begehren des Martyriums gerade von den besten Christen als Zeichen von Eitelkeit getadelt. Wir sind weit entfernt, unsern Reformer dieses Fehlers anzuklagen, wenn auch seine „Bartgeschichte“ den Gedanken daran nahe legt.

Seit einigen Wochen hält Dr. Kalthoff „Religiöse Ansprachen“ im Obersaal der „Reichshallen“, eines der größten Berliner Restaurants. Gegen das Lokal wird der nichts einwenden, der sich erinnert, daß hier sich eine prächtige Orgel be-

findet, hier schon oft Passionsmusik aufgeführt wurde und vor zwei oder drei Jahren eine sehr positive Pastoralconferenz getagt hat. Am Eingange sind Zettel mit den Liedern zu haben, die jedoch dem in Berlin üblichen Gesangbuche entnommen sind. Als wir in den großen, ziemlich vollen Saal traten, klang uns eine bekannte Kirchenmelodie feierlich entgegen. Unmittelbar nach dem Liede trat Dr. Kalthoff an das Pult und begann seine Ansprache. An dem Gesellschaftsanzuge werden Manche Anstoß genommen haben, denn usus tyrannus; in England haben wir viele Dissenterprediger ohne Talar gesehen und waren also an den Anblick gewöhnt. Auffallender war uns, daß die Liturgie ganz fortgelassen wurde. Läßt sich auch gegen die Länge derselben und gegen das Stehen dabei etwas einwenden, so ist doch gerade die Liturgie derjenige Theil des Gottesdienstes, bei welchem die Gemeinde selbstthätig mitagirt. Er sollte also einem Reformer, der doch das Gemeindebewußtsein beleben will, besonders wichtig sein. Aber auf die Ansprache folgte wieder nur ein Liedervers und die Feier war zu Ende.

Die Predigt knüpfte, wie üblich, an einen Bibeltext an. In diesem wichtigen Punkte neuert also Kalthoff nicht, obgleich er sollte. Denn jene altüberlieferte Sitte kann weder der gemeine Mann, sofern er Geschmack und Urtheil hat, noch auch der denkende Theologe billigen. Nicht alle Bibelsprüche sind allgemein und umfangreich genug, um eine in sich abgerundete Betrachtung darüber anstellen zu lassen. Daher wir denn sehen, daß ihnen meist Gewalt angethan und alles Mögliche aus Dogmatik und Ethik herangezogen wird, das entweder in keinem oder sehr lockrem Zusammenhange damit steht. Die Prediger, welche vor Gebildeten reden, und namentlich einer, der, wie Kalthoff, vom Zwange der kirchlichen Observanz frei ist, sollte über irgend ein freigewähltes Thema sprechen. Ihm bleibt ja unbenommen, im Gegentheil ist er dann genöthigt, biblische Citate anzuführen.

Dem Inhalte nach unterschied sich die Ansprache des Redners wenig oder gar nicht von den herkömmlichen Predigten seiner frühern Amtsbrüder. Hätte man es nicht gewußt, man würde es kaum glauben, daß dies der vielgeschmähete Ketzer war, wenn er nicht selbst durch Anspielungen auf Luther daran erinnert hätte. Er sprach fließend, wenn auch nicht beredt; wortreich, aber nicht allzu gedankenreich; er predigte den gekreuzigten Weltheiland, die Auferstehung, den Glauben und die Liebe. Ganz richtig urtheilte daher ein Handwerksmann, als er zu seinem Nachbar bemerkte: „Du, freireligiös ist er nicht!" Was wir aber vermißten, war der göttliche Hauch echter Begeisterung, die tiefen Brusttöne hinreißender Religiosität und die Plerophonie selbsterlebter Ueberzeugung. Wir vermißten ferner die wissenschaftliche Durchbildung seiner Lehren. Seine Theologie zeigt keine Originalität, keine Speculation, kein tieferes Studium der Bibel, der Geschichte, Literatur und Philosophie. Daher die Armuth und Oberflächlichkeit seiner Gedankenwelt.

Wohin kann daher die ganze Bewegung (Agitation) führen? Herr Kalthoff beabsichtigt offenbar die Stiftung einer Reformgemeinde. Wenigstens ist der „Protestantische Reformverein" ins Leben getreten. § 1 der Statuten lautet: „Der protestantische Reformverein, welcher eine Fortbildung und Neubelebung der evangelischen Kirche im Geiste ihres Stifters anstrebt, protestirt gegen jede Beschränkung der religiösen Lehrfreiheit durch dogmatische Vorschriften als gegen einen Abfall vom ursprünglichen Geiste des Christenthums und verlangt, daß für die Auslegung und Anwendung der in dem Evangelium Jesu gegebenen christlichen Grundsätze nur die allgemeinen wissenschaftlichen und sittlichen Normen maßgebend werden. In der Ueberzeugung, daß die Grundsätze des protestantischen Christenthums nur verwirklicht werden können, wenn den einzelnen Gemeinden die volle Selbstständigkeit in der Gestaltung ihres religiösen Lebens gewährt wird, ist das letzte Ziel des Vereins der „Aufbau einer unabhängigen evangelischen Volkskirche."" — In einem Athem widerspricht sich dieser erste Paragraph. Denn während er eine Volkskirche, also ein großes organisches Ganzes anstrebt, protestirt er zugleich gegen dogmatische Vorschriften, ohne welche doch eine größere Religionsgemeinschaft ganz undenkbar ist. Diese erscheinen den Reformvereinlern als ein Abfall vom ursprünglichen Geiste des Christenthums. Aber leider finden sich schon bei Paulus Dogmen und der ursprüngliche Geist des Christenthums ist nicht festzustellen. Endlich wird die Neubelebung und Fortbildung der evangelischen Kirche im Geiste ihres Stifters erstrebt. Wer ist der Stifter? Die evangelische Kirche existirt erst seit 1817 durch die Evangelische Union, ihr Stifter ist König Friedrich Wilhelm III. Dieser aber ist hier wohl nicht gemeint, der Verfasser des Paragraphen hat wohl an Luther gedacht, obgleich der nur die lutherische, nicht die evangelische Kirche gestiftet hat. Und an welchen Luther hat Herr Kalthoff gedacht? An den vor 1517, vor 1521, oder vor 1525, oder gar an den alternden Reformator? Man sieht, hier herrscht große Unklarheit. Und in welchem Sinne soll die Kirche fortgebildet werden? Man wird dabei an Ammons „Perfectibilität des Christenthums" gemahnt. Und nun gar die gefährliche Forderung, „daß den einzelnen (!) Gemeinden volle Selbstständigkeit in der Gestaltung ihres religiösen Lebens gewährt werde!" Hat Herr Kalthoff und seine Freunde ganz das Schicksal der „Lichtfreunde" vergessen? Auch Wislicenus, der gleichfalls die normative Autorität (in dem 1844 gehaltenen Vortrag: „Ob Schrift? ob Geist?") verwarf, ward abgesetzt. Auch seine Anhänger bildeten eine freie Gemeinde „als freien sittlichen Verein mit Hinweglassung jedes religiösen Dogmas". Politische, humanitarische und socialistische Tendenzen mischten sich ein. Männer, wie Baltzer, Rupp und Uhlich, jeder in seiner Weise tüchtig, traten der Bewegung bei. Aber das Resultat? Die ganze Bewegung verlief im Sande, weniger in Folge der Verfolgungen, als aus Mangel an Begeisterung, trotzdem auch damals viel von Luther und Protestantismus geredet wurde.

Aber diese Parallele mit dem großen Reformationszeitalter paßt nicht.

Erstens ist unsere Zeit nicht fähig, religiöse Neuerungen hervorzubringen. Indifferentismus, Materialismus und Pessimismus — diese drei schweren Krebsschäden an unserm ganzen Volksleben — äußern ihre schlimmen Folgen besonders auf dem religiösen Gebiet. Damals, zur Zeit Luthers, schwebte die religiöse Frage auf Aller Lippen; seit zweihundert Jahren hatten ja fromme und gelehrte Männer darauf hingewiesen. Wieviele unserer Zeitgenossen haben aber überhaupt noch religiöses Interesse? Der „Culturkampf" hat Alle in Aufregung versetzt, aber aus politischen und kirchlichen, nicht aus idealen Gründen. Unsere Zeit hat zuviel Anderes zu bedenken: die Gesellschaft, der Staat, die ganze Cultur steht auf dem Spiele! Wer hat da Zeit und Lust, die evangelische Hierarchie zu bekämpfen? Dr. Kalthoffs Publicum bestätigt unsere Behauptung. Es waren freilich nicht nur Wühler und Schreier da, im Gegentheil, mancher Lehrer, Jurist und Studiosus — aber die meisten davon offenbar aus Neugier. Wird der Rest willig und fähig sein, eine religiöse Bewegung zu machen, resp., was mehr ist, zu erhalten?

Zweitens ist unsere evangelische Kirche nicht mit der katholischen von 1517 zu vergleichen. Diese befriedigte weder das religiöse Bedürfniß, noch war sie sittlich achtungswerth. Unsere Kirche ist dagegen moralisch im Ganzen untadelig; wenn sie auch durch Dogmatismus und hierarchische Tendenzen den Gebildeten abstößt. So traurig dieser Umstand auch ist, so wird er doch Wenige der Reformgemeinde zuführen. Die vorhandenen Schäden werden eben entweder nicht empfunden oder still getragen.

Endlich ist, wie wir schon angedeutet haben, Kalthoff kein Luther! Seine Ansichten sind nicht originell, seine Begeisterung nicht stark genug, um eine Lebensgemeinschaft darauf zu gründen. So wenig wir die Lauterkeit seiner Absichten irgend verdächtigen wollen, so aussichtslos scheint uns sein ganzes Unternehmen. Er hat gewiß aus Gewissensnoth gehandelt. Aber wir meinen, für ihn selbst, wie für die Neubelebung der Kirche würde es besser gewesen sein, hätte er sich nicht von ihr losgesagt, sondern als guter Sauerteig zwar unscheinbarer, als jetzt, aber wirksamer die Alleinherrschaft der Orthodoxie bekämpft.

Friedrich Kirchner.

Literatur und Kunst.

Michael Etienne.

Von Johannes Nordmann.

Als man den Sarg mit der Leiche Etiennes aus dem Trauerhause tragen und ihn in den mit Lorbeer- und Blumenkränzen überdeckten Wagen schaffen wollte, konnten die Pompes-funebres-Männer mit dieser Arbeit kaum fertig werden, und es ergab sich eine fast peinliche Verzögerung. Und als man den Sarg auf dem Ortsfriedhofe von Maria-Brunn in die offene Grube versenken wollte, brachten es die starken Männer wieder nicht fertig, diesen in horizontaler Richtung einzubetten, und er warf und überschlug sich in den Zugseilen.

Armer Etienne! Du sträubtest und wehrtest dich noch als todter Mann, deinen häuslichen Herd und das Leben zu verlassen. Wenige hingen wie du mit so heißem Begehr an dem Leben, und als ein hohes Glück ist es zu betrachten, daß dir der letzte Todeskampf erspart blieb und daß du sanft und ohne die leiseste Ahnung der Katastrophe hinüberschliefst. Du hattest wenige Minuten früher klar und verständig gesprochen; eine leichte Kopfneigung und Alles war aus und vorüber. Vielbeneidet war dein Leben, beneidenswerth dein Sterben, das nicht Jeder so glücklich trifft.

Wie anders und schlimmer erging es dem Poeten Karl Beck, der dir vorangegangen war, und den ich Monate lang mit dem Tode qualvoll ringen sah, bis er endlich von seinen Martern erlöst wurde.

Etienne kam von einer Reise, die er im März nach Paris, nach dem südlichen Frankreich und Italien unternommen, Anfangs April als ein zum Tode reifer Mann zurück; darüber konnten sich die Freunde, die schon den hyppokratischen Zug in seinem Gesichte erkannten, keiner Täuschung hingeben, und auch die Aerzte, die sich allerdings durch manche günstige Phase seines Zustandes beirren ließen, hatten längst ihr Latein verloren, trotzdem sie zum Troste seiner Umgebung eine Wendung zum Besseren in Aussicht gestellt hatten.

Als ein Sterbender war er nach Nizza gekommen, wo er wie alle Herzleidenden und Schwerathmigen sein Heil zu finden glaubte; er fand dort Regenwetter und schlechte Herberge, wodurch sein physisches Leiden noch durch moralisches Unbehagen verstärkt wurde. Dort las er noch aus seinem Journale die Nachricht, daß eines der jüngsten Mitglieder seiner Redaction durch den Tod weggerissen worden war. Das griff ihn in die tiefste Seele, und es war selbstverständlich, daß eine solche Hiobspost die eigenen Todesvorahnungen wachrufen mußte. Der Zustand Etiennes war in Nizza so bedenklich, daß man mich telegraphisch dahin berufen wollte, was deshalb ein Fehler gewesen wäre, weil der kranke Freund bei aller Freude über unser Wiedersehen in mir, dem so oft die traurige Aufgabe, Grabreden zu halten, zufällt, den Delegirten erkannt haben würde, der ihm das letzte Geleite zu geben hätte. Der Fehler meiner Berufung unterblieb und der Kranke wurde nach Mailand gebracht. Ein deutscher Arzt, den man dort mit italienischen Heilkünstlern consultirte, erklärte rückhaltslos, daß schon jede ärztliche Hülfe vergeblich wäre und daß man nur die Sehnsucht des Kranken nach seiner Heimat zu respectiren hätte, der aber sogar unterwegs sterben könnte. So traurig stand es um Etienne, und man reiste mit ihm, weil Gefahr im Verzuge war und weil man noch auf die Wiener Aerzte als Retter das Vertrauen setzte, Tag und Nacht, und ohne sich eine Etappe zu gestatten, nach Wien.

Drei seltsame Zufälle spielen in die letzte Lebenszeit Etiennes und seines Freundes und Waffengefährten für die „Neue Freie Presse" hinein. Wie Etienne hatte Friedländer sechs Jahre vorher den Hoffnungsrest einer Rettung auf Nizza gesetzt, und Beide wurden im Monat April und durch einen Herzschlag hinweggerafft. Friedländer kam damals aus Nizza, wo er es allerdings glücklicher und nicht wie Etienne Regenstürme, sondern das herrlichste sonnige Wetter getroffen hatte, als ein scheinbar Genesener zurück, und alle Welt freute sich dieser günstigen Wandlung. Er selber aber, der resoluter als Etienne dem Tode ins Auge zu blicken wagte, war sich vollkommen seines Zustandes klar, und sprach sich eines Morgens, an dem ich ihn frisch und schaffenslustig gefunden hatte, gegen mich aus, sein Leben zähle nur mehr nach Tagen und er sei jeden Augenblick der Katastrophe gewärtig.

Etienne ahnte wohl auch nach seiner Rückkehr und zumal nach schlaflosen Nächten, daß es mit ihm zum Sterben ginge; die leichteste Beruhigung aber, die ihm durch drastische ärztliche Mittel verschafft wurde, machte ihn wieder lebensfreudig. Noch zwei Tage vor seinem Ableben sprach er mit mir von seinen Plänen für die nächste Frühlingscampagne, und wie er sich durch mäßige Fahrten und Fußwanderungen in der hügeligen Umgegend seines Landaufenthaltes kräftigen wolle, um im nächsten Winter als ein gesunder Mann bei der Arbeit sein zu können, die man ihm schon bis dahin erlassen müsse. Wie ein Student auf seine Ferienfahrt freute er sich auf seine Siesta in Maria-Brunn, das er vom vorigen Jahre her liebgewonnen hatte, und wie er dort im Freien campiren und bei kalter Küche und einem Tropfen des köstlichsten Bordeaux die Sonne auf sich wirken lassen wolle. Er hält allerdings seine Siesta in Maria-Brunn, aber auf dem dortigen Ortsfriedhofe; um seinen frommen Wunsch wenigstens theilweise zu erfüllen, werde ich ab und zu das Grab des Freundes besuchen und über ihm die Libation eines Opferguſſes mit Wein vollbringen, was nicht gegen den katholischen Brauch verstößt und dem Pflanzenwuchse zu Statten kommt.

Nun habe ich von dem kranken und sterbenden Etienne gesprochen; meine eigentliche Aufgabe jedoch wäre, ein charakteristisches Lebensbild dieses gesinnungs- und stilvornehmen Publicisten zu entwerfen. Ein solches stramm zu gliedern und sicher abzuschließen, kann mir jetzt nicht gelingen; noch zittert und wirkt die Trauer über den Verlust des Freundes in allen Nerven nach und lähmt so eine objectiv ruhige Schilderung. Ich will aber versuchen, wenigstens in einigen Zügen den Menschen und Publicisten Etienne zu schildern.

So lange Friedländer und Etienne mit ihrem Freunde und treuen Gefährten und Bündner Werthner für die von ihnen begründete und rasch zu hohem Ansehen und Einflusse gelangte „Neue Freie Presse" zusammenwirkten, unterließ man die müßige Mühe, Parallelen zwischen den Beiden anzustellen, in denen man sich erst nach dem Heimgange des Ersteren erging. Weil sie fest zusammengehörten und sich ergänzten, hätte man denken sollen, die „Neue Freie Presse" müßte durch den Verlust der Einen Kraft empfindlich leiden. Das traf aber zum Aerger und Verdrusse ihrer Gegner nicht ein; die Tradition Friedländers lebte für den von ihm beherrschten Theil des Blattes, in den mit seinem Geiste Gesättigten fort, und wenn der überlebende Etienne mit dem Klöppel seiner Leitartikel an die Glockenwände schlug, tönte es nach wie vor mit den kräftigsten Vollklängen weit hinaus. Für innere und deutsche Fragen war Friedländer der richtige Mann, der selten fehlgriff; den großen politischen Fragen gegenüber nahm Etienne sofort und schnellgefaßt entschlossene Stellung ein. Unter Friedländer und Etienne rangirte die „Neue Freie Presse" in erster Reihe der großen deutschen Blätter; ohne Friedländer wurde sie, ihren Charakter als östreichisches und deutsches Blatt wahrend, ein internationales Weltblatt, ohne dessen ausgibige Stimme man bei Entscheidung wichtiger Staats- und Volksfragen nicht mehr rechnen konnte. Ich verweise, um nicht erst nach früheren Gründen für diese Behauptung zurückzugreifen, auf die wirkungsvolle Thätigkeit Etiennes während des Congresses in Berlin, wo er ad oculos den Beweis seiner großen Auffassung der Weltlage geführt hatte.

Die Ueberanstrengung in Berlin im Zusammenhalte mit der Leichtlebigkeit, die ihn vergessen ließ, daß man selbst die rüstigste Physis zu schonen habe, war sein erster Todesstoß. Damit soll nicht etwa ausgesprochen werden, daß er an Berlin zu Grunde ging. Der zerstörende Keim lag längst in ihm, und

ungestüm und unbändig, wie er zeitlebens geartet war, ließ er diesen Keim wuchern und überwuchern, so lange er nicht empfindlich daran gemahnt wurde. In solchen Momenten dachte er allerdings an eine Ein- und Umkehr, und die Sorglosigkeit wurde von der Reflexion abgelöst; sein Trübsinn hielt nicht vor und wurde bald von dem eigenen und fremden Humor hinweggescherzt. Ein Wiener Arzt, der beste Diagnost für schadhafte Menschen, sprach sich schon nach dem Feste, das für Etienne begangen wurde, um seine fünfundzwanzigjährige Publicistenthätigkeit zu ehren, dahin aus, daß für ihn die strengste Diät und Ueberwachung geboten wäre, solle er nicht rasch und plötzlich abberufen werden, so sehr auch dagegen der rüstige Habitus seiner äußeren Erscheinung spräche.

Ich habe Etienne „ungestüm" und „unbändig" genannt und habe mich wohl nicht gegen den Verdacht des Gebrauches dieser Charaktermerkmale im abträglichen Sinne zu verwahren. Ein „Heißsporn" in der leidenschaftlichsten Bedeutung des Wortes, liebte Etienne, wie sehr er an Anderen die Ruhe und Besonnenheit, als Cariatyden der Ueberlegenheit, hochhielt, doch nicht Leute, welche, wie er sich auszudrücken pflegte, Wasser statt Blut in den Adern hätten. Dadurch unterschied er sich gleichfalls wesentlich von seinem Collegen Friedländer, der, wenn es auch in seinem Innern kochte und pochte, sich allezeit die äußere Ruhe zu wahren verstand. Etienne war, um zu einem Gleichnisse zu greifen, eine im Sturme getragene Fackel, während Friedländer dem unbewegten, aber intensiven Lichte einer Oellampe glich.

Es war nicht zu vermeiden, daß die ungeberdig leidenschaftliche Art Etiennes oft verletzen, und auf Menschen, die den tiefen Kern seines Wesens nicht erkannten, selbst verstimmend wirken mußte. Und doch war er, wie paradox dies auch klingen möge, trotz dieser zur Schau getragenen Heftigkeit, weich und mild wie ein Kind. Ungerecht mochte er erscheinen, wenn er die Schleußen seines Zornes aufgezogen hatte, ein Unrecht wollte er Niemandem absichtlich zufügen, und er ergriff immer die Initiative, wenn es galt, einem Freunde oder einem Fremden, der zufällig unter das Sturzbad seiner leidenschaftlichen Ausschreitungen gerathen war, eine Verletzung abzubitten, und zwar in einem so versöhnlich sanften Tone, daß man freudig die dargebotene Hand ergriff.

Er mahnte mich immer an die Vignette, die J. J. Weber auf das Titelblatt meiner „Gedichte" setzen ließ, und die einen Löwen darstellte, der von einem reitenden Amor mit einem Seidenfaden gelenkt wird. Ludwig Speidel hat in seinem Artikel über Etienne dessen Kopfähnlichkeit mit der des „Königs der Wüste" accentuirt und ganz richtig hervorgehoben, daß schon die Schädelbildung unseres Freundes eine interessante Persönlichkeit erkennen ließ.

Robust angethan, wie wir uns den Samson der Bibel vorstellen, und allezeit aufgelegt, ihm lästige Banden zu zerreißen und sich unter Tempelsäulen zu begraben, war er in unbewachten Augenblicken wie ein stilles Kind, und er hielt in den Weihemomenten vertraulicher Offenbarung, die aber spontan eintreten mußten, mit dieser Schwäche seines Charakters, wie er sie nannte, nicht hinter dem Berge. War es zu verwundern, daß ein so zart besaiteter Mensch auch überaus die Kinder lieben mußte? Es blieb ihm versagt, und das war das Unglück und der nagende Kummer seines Lebens, eigene Kinder zu haben; unter strömenden Thränen klagte er vor mir einst über dieses Verhängniß, das ihm all sein Streben und Schaffen als unnütz erscheinen ließ. Um es wenigstens zum Scheine vor der Welt so gut zu haben, wie andere mit dem Kindersegen begnadete Familien, adoptirte er vor vier Jahren in Steiermark, wo er wiederholt ein Refugium gesucht hatte, ein Bauernkind, an dem er mit der innigsten Zärtlichkeit hing, und an das er jede erdenkliche Sorgfalt der reichsten Erziehung verschwenden ließ.

Die Kinderlosigkeit war vielleicht die Ursache, daß er sich über das Maß seiner kräftig angelegten Natur hinaus austobte und sich oft eine Spiel- und Tischgesellschaft gefallen ließ, deren Wahl er gewiß nicht nach geistiger Ueberlegung vollzogen hatte. Seine Wahl war aber, wo es sich darum handelte, die Interessen des Blattes zu fördern, dem er als Meister und Führer vorstand, eine richtige und vornehme, und es kann ihm also gewiß nicht die Menschenkenntniß bestritten werden, obgleich er in Ausnahmefällen zu nachgibig war.

Etienne hatte aber wieder eine Gesellschaft der besten und geistreichsten Art, und deren Kreis suchte er unablässig zu erweitern. Diese Gesellschaft bestand nicht aus Menschen, sondern aus Büchern, für die er alljährlich Tausende von Gulden und darüber gern verausgabte. Auserlesen wie wenige Büchersammlungen ist seine Bibliothek, ein eigentlicher Schatz, der in dem geschlossenen Organismus erhalten bleiben müßte. Es dürften Wenige aufzufinden sein, die so viel und so Vortreffliches wie Etienne gelesen haben. Das Buch, das er vornahm und das ihn fesselte, legte er nicht mehr aus der Hand; das Opfer einer durchwachten Nacht erschien ihm gering. Dazu kam noch ein immenses Gedächtniß, das förmlich magnetisch das Gelesene festhielt. Wiederholt erzählte er mir den vollen Inhalt eines Buches mit allen Detailzügen und Nuancen, welche die künstlerische Ciselirung des Werkes bildeten. Es war eine Art von Selbstverleugnung und Beherrschung, daß Etienne, der über den geistigen Apparat einer so reichen Lecture und eines so starken Gedächtnisses verfügte, nur in den seltensten Fällen nach einem Citate griff. Auf eigenen Füßen und nicht auf Krücken stehen! das war sein Grundsatz. Das immense Bildungsmaterial, das er in Jahren angesammelt, lag nicht wüst und wirr neben- und übereinander; es hatte sich in ihm schon in Fleisch und Blut verwandelt, und wo er es verwendete, war es die flüssige Glockenspeise, die gestaltet aus der bindenden Form genommen, ihren vollen und eigenartigen Ausklang hatte.

Im Verkehr mit den Redacteuren seines Blattes war Etienne der liebenswürdigste Freund und College, was nicht ausschloß, daß er zeitweilig die Widerhaarigkeit seines Charakters herauskehrte, und daß es dann zu lärmenden Auftritten kam, die jedoch meistens zu einem versöhnlichen Ende ausliefen. Nicht als Massa unter Niggern, sondern als Präsident einer Republik gab er sich in der Redaction; vielleicht etwas zu nachgibig, wenn das Wetterglas auf „heiter" stand, aber auch dann lenksam, wenn er seinen stürmischen Tag hatte. Er hielt hartnäckig an seinen politischen Meinungen, sobald er sie ausgereift und zu Recht erkannt hatte. In literarischen Dingen hinwieder ließ er sich von Sympathien und Antipathien leiden, und so geschah es, daß er Producenten, für die er ein „faible" hatte, den weitesten Spielraum für ihre Thätigkeit gestattete, während er andere auf das kürzeste Maß reducirte. Das hätte allerdings zum Nachtheile des Blattes ausschlagen können, würde er sich nicht rechtzeitig corrigirt und seine endgültige Entscheidung nicht von dem Urtheile der unparteiischen Collegen abhängig gemacht haben. Nicht Ein Mal, sondern häufig übergab er mir ein Manuscript zur kritischen Prüfung; als ich es ihm mit dem Bemerken zurückstellte: „Das Ding scheint mir nicht recht zu taugen", hatte er als Antwort nur ein langgezogenes „So!" und nicht selten noch einen für sein Urtheil, das günstiger ausgefallen war, degradirenden Zusatz. Nach kurzem aber hatte der Secretair die Weisung, das Schriftstück mit einer höflichen Antwort zu retourniren. Wer Etienne richtig anzufassen wußte, der hatte ihn; er wollte nur nicht gewaltsam oder knechtisch unterwürfig umworben werden.

Von einem französischen Vater stammend und außerdem als Flüchtling des Jahres 1848 in Paris lebend, bis er in die Redaction der „Presse" Zangs eintrat, hatte er eine ausgesprochene Neigung für Frankreich. Aus dieser Neigung erklärt sich seine literarische Sympathie für Michelet und Victor Hugo, deren pathetischer Vortrag in Vers und Prosa von ihm weit über das kritische Maß bewundert wurde. Diese Neigung und Sympathie hinderten aber nicht, daß er im deutsch-französischen Kriege als ganzer Mann zur deutschen Sache stand. Erst als das hochtrabende Wort „Revanche" in Frankreich wieder von der Tagesordnung abgesetzt war, freute er sich der Nation, die sich durch das Unglück nicht beugen ließ und gab, ohne deshalb den deutschen Standpunkt zu verlassen, dieser Freude den lebendigsten

Ausdruck. Mit Thiers und durch diesen mit Gambetta befreundet, erwies er dem Letzteren nicht unwesentliche publicistische Dienste. Gambetta hat sich, namentlich während der letzten Anwesenheit Etiennes in Paris, nicht dankbar gezeigt, und kehrte selbst die unschönen Seiten des zur Macht gekommenen Parvenu heraus. Den Todten trifft nicht der Tadel, daß er sich gegenüber einer solchen Metamorphose des früheren Freundes in der Noth nicht mannhaft und würdig betragen hätte; dem Ueberlebenden aber haftet fortan der Makel des schlimmsten Undankes an.

Die Freundschaft stand mit rothen Festlettern im Buche seines Lebens, und es erschien ihm kein Opfer zu schwer, das einem Freunde in der Bedrängniß zu bringen war. Ich könnte Hunderte von Fällen erzählen, in denen er als Retter in das Schicksal Bedrängter eingriff; für den alten Bauernschmied sorgte er wie ein Sohn für den Vater, und diese Sorge kam nach dessen Ableben noch reichlich der Familie zu Statten.

Er hatte alle Vorzüge eines hochgebildeten Mannes, und seine Fehler, deren er auch einen Sack voll hatte, waren aus seinem leidenschaftlichen Naturel abzuleiten; die Schäden, die er mit seinen Fehlern anrichtete, wurden aber weitaus von seinen Vorzügen überwogen.

Ich bin wahrlich kein Freund von pomphaften Leichenbestattungen, die in den meisten Fällen durch den Reichthum der lachenden Erben auszurichten sind. Durch das großartige Leichenbegängniß Etiennes wurde aber nicht allein der Mann, den man zu Grabe trug, sondern auch der Stand, dem er angehörte, geehrt: und das ist ein leuchtendes Zeichen der Zeit, das wir nicht unterschätzen dürfen, weil wir in diesem Zeichen siegen werden.

Die „Neue Freie Presse" wird im Geiste Etiennes und seines Vorgängers Friedländer fortgeführt; sie hat längst in ihr den sicheren Schwerpunkt und glücklicher Weise tüchtige Männer, die, getreu den Traditionen des Blattes, dieses sieghaft durch alle Klippen bringen werden. Von der herrlichen Trias, die das Blatt begründet hatte, ist nur mehr Ein Ueberlebender, um diesen aber und um den Nachfolger Etiennes in der geistigen Leitung hat sich eine Schaar gruppirt, die das Andenken des Heimgegangenen unter seinem Banner heilig halten wird. Der Todte kann ruhig schlafen, die Ueberlebenden werden seinem Gedächtnisse Ehre machen.

Charlotte von Kalb.*)

Adolf Stahr hat vor einigen Jahren ein sehr strenges Gericht über Charlotte von Kalb, die als Freundin Schillers einem Jeden, als Freundin Jean Pauls nur Wenigen bekannt ist, gehalten. Er sucht sie als „Anempfinderin" darzustellen, welche „sich durch Leidenschaft und Eitelkeit getrieben fühlte, sich egoistisch an geistige Berühmtheiten anzuschließen, um dieselben möglichst dauernd an sich zu fesseln". Er findet, daß „das Charakteristische in ihrem Wesen einen gänzlichen Mangel an Gefühl für schlichte Einfachheit und Wahrheit bildet", daß „fast Alles an ihr gemacht, nichts aber naturwüchsig" sei. Die von ihrer Tochter als Manuscript herausgegebenen Memoiren, oder vielmehr, wie Stahr schreibt, die zwei wunderlich memoiristischen Romane (Andere kennen nur den einen Roman Cornelia), seien in ihrer phantastisch aus Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und Dürftigkeit des Inhalts gemischten Weise ein treues Abbild dieser Frau, die . . . mit ihrem hysterischen Behaben . . . als Repräsentantin der am Ausgange des 18. Jahrhunderts in einem Theile der deutschen adligen Frauenwelt herrschenden erkünstelten Ueberspanntheit angesehen werden könne.

Es wäre für Stahr, den wir um anderer, ausgezeichneter Schöpfungen willen hoch zu ehren und zu lieben haben, besser gewesen, er hätte jenen Aufsatz nicht geschrieben, denn es kann nicht leicht eine liebllosere, ungerechtere und oberflächlichere Beurtheilung geben. Wir können uns dieselbe nicht anders erklären, als daß Stahr, wie ja auch schon die zwei Romane, von denen er redet, beweisen, ununterrichtet an seine Aufgabe herangetreten ist. Und doch hatte, um von Palleskes sich auf Urkunden stützender Charakteristik der Frau von Kalb nicht zu reden, bereits 1852 Ernst Köpke sein vortreffliches Buch über dieselbe herausgegeben; und doch hätte Stahr, der bei Besprechung ihres Verhältnisses zu Jean Paul nichts weiter citirt als Spaziers längst veraltetes Buch über den Dichter, in dem 1863 von Ernst Förster herausgegebenen Briefwechsel zwischen Charlotte von Kalb und Jean Paul die klarste Widerlegung seines Urtheils gefunden; und doch hätte Stahr, wenn ihm dies noch nicht genügte, sich ebenso gut wie Andere einen Einblick in die für das große Publicum damals unzugänglichen Memoiren verschaffen können.

Wir sind Palleske zu großem Danke verpflichtet, daß er jetzt diese Memoiren veröffentlicht hat; sie gestatten uns zwar, wie wir zuletzt noch genauer sehen werden, keineswegs unmittelbare Rückschlüsse auf die Jugendzeit der Frau von Kalb, denn sie sind in ihrem hohen Alter von der seit vielen Jahren Erblindeten dictirt worden und stehen in dieser Beziehung bei weitem den Briefen an Jean Paul nach, deren erster im Anfange des Jahres 1796 geschrieben; Jedem aber, der sehen kann und sehen will, geben sie von dieser seltenen und in keiner Weise, wie Stahr will, mit einem Theile der übrigen Frauen des 18. Jahrhunderts vergleichbaren Frau ein so klares und dem von Stahr gezeichneten so diametral entgegengesetztes Bild, daß wir diese Publication mit der aufrichtigsten Freude begrüßen müssen. Sie ist in der That eine Rettung, eine Vertheidigung gegen einen Ankläger, dessen Tadel, wie Palleske mit ausgezeichneter Ironie bemerkt, um so schwerer wiegen mußte, als er in seinem Gefühl für Wahrheit und Recht selbst in die Vorzeit zurückgegangen war, um den Ruf einer Kleopatra durch Ehrenrettung zu heben. Doch wir lernen aus dem Buche nicht nur den Charakter und die Entwickelung Charlottens kennen: es ist auch ein vortreffliches Zeitbild, denn die Verfasserin hat, als eine Ebenbürtige, mit den Ersten ihrer Zeit in vertrauter, inniger Freundschaft gelebt. Sie erzählt uns vor Allem von ihren Beziehungen zu Schiller und ihrer Verehrung Herders, sodann auch von Goethe und Wieland, Matthisson, Bonstetten und Gotter, von der Herzogin Louise, der Frau von Stein und Bettina von Arnim. Hierzu kommen nun noch bald breit ausgeführte, bald nur mit wenig Strichen entworfene, aber immer prägnante Charakterschilderungen ihrer Verwandten oder von Personen, denen sie sonst nahe gestanden; ich erinnere nur an das insbesondere durch den Gegensatz zu ihr selbst interessante Porträt ihrer Schwester, des wilden, lieblich scharfen, schnippischen, muthwilligen, zur Schlauheit geneigten und am Glanze haftenden Lorchens, des Feenkindes. Es kommen endlich hinzu tiefpoetische, ebenso plastisch als farbenreich hingestellte Schilderungen von einzelnen Erlebnissen, Situationen oder Naturscenerien. Wir müssen es uns versagen, aus dieser Fülle auch nur Einiges herauszugreifen; als das Wichtigste erscheint uns jetzt die Frage nach ihrem Charakterbilde, darnach, ob Ankläger wie Stahr im Rechte sind.

Charlotte selbst sagt am Schlusse der Memoiren, daß Trauer und Demuth (sollte nicht „Wehmuth" zu lesen sein?) ihr Lied sei, daß Alles, was sie erfahren, nur Traurigkeit sei, daß dies ihr die Feder in die Hand gegeben und eigentlich ihre Begeisterung sei. Tiefe Tragik ist es in der That, was uns bis ins Innerste ergreift; kaum lächelt die Sonne mit ihren goldenen, heiteren Strahlen, so thürmen sich auch schon wieder düstere, Verderben und Unheil drohende Wolken am Horizonte der Verkannten und Schwergeprüften auf. Wohl begleiten wir das fröhliche Geschwisterpaar Charlotte und Friedrich in seinen ersten Jahren aufs Feld und in den Wald; wir begleiten das liebliche Mädchen, wenn es im Frühlinge, der Veilchen und Maien gebracht, hinauseilt, um Blumen und Kräuter zu sammeln und

*) Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten.) Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. 8. XX und 259 S. Mit dem Porträt der Verfasserin in Photographie. Stuttgart 1879, Karl Krabbe.

zu trocknen. Wohl lassen wir uns berichten, daß die Kinder nur „gute Stunden" gekannt; wohl glauben wir es Charlotte, daß sie, die das Lesen eigentlich erst in ihrem zehnten Jahre erlernt und auch nur wenig Geschick für weibliche Arbeiten zeigte, ein wildes Mädchen genannt und ihr Betragen ungeregelt, ihre Haltung ungefällig gescholten worden ist; wir glauben es, daß die Erinnerung an die so heiter und fröhlich verlebte Kindheit ihr zum Troste in den Tagen des Leides gedient hat. Allein nur zu bald entschwindet die fröhliche Zeit. Die Mutter stirbt, die Pflegemutter stirbt; und dies übt auf das zarte, feinbesaitete Kind eine so mächtige Wirkung, daß sich ihrer eine tiefe Melancholie bemächtigt. Die Mutter erscheint ihr des Nachts oftmals im Traume; am Morgen empfindet sie dann den Verlust um so herber. „Ich kann sagen," schreibt sie, „als Kind habe ich ausgeweint;" und als sie später die Nächte hindurch am Lager ihrer Pflegemutter wachte, war ihr „ihre Natur und Jugend wie mit dem Leichentuche bedeckt, das bald die Dulderin verhüllen sollte", ja das Leben überhaupt erschien ihr als Leichenzug. Diese Trauer fand ihr ganzes Leben hindurch immer neue Nahrung. Die Kinder hatten einen Hauslehrer. Dieser erzählte ihnen mystische Bekehrungsgeschichten; „grausig und beugend" erschienen ihr diese, und der tiefe Keim der Wehmuth wird in ihr, wie sie selbst sagt, dadurch genährt. Am Grabe von Schülerinnen hielt der Lehrer in Gegenwart Charlottens ernste, ergreifende Reden. Sie wurde hierdurch dem Irdischen entrückt und in Regionen geführt, wo Zeit und Raum nicht mehr Macht haben; sie empfand die Nichtigkeit alles Irdischen. Mit heiligen Schauern betritt sie die Kirche, als die Stunde herannaht, in der sie eingesegnet werden soll. Sie ist wie nur Wenige von dem tiefen Ernst der feierlichen Handlung durchdrungen, denn sie ist ja jetzt mit der „Geisterwelt vereinigt, die da war, ist und sein wird;" sie fühlt sich als Erbin des Reiches, welches nicht von dieser Welt ist. Als sie, dem Drängen ihrer Familie nachgebend, einem ungeliebten Gatten, der ein braver Mann ist, aber ihren hohen Sinn nicht zu fassen vermag, die Hand reicht, da werden schon die ersten Monate „schlummernd, trübselig dahingebracht". Charlotte sieht hierauf Schiller und entflammt von Begeisterung für seinen Genius. Aber nur allzu schnell entflieht der Traum eines seligen Glückes; der Freund scheidet und sie steht wieder vereinsamt. Schmerzlich ist ihr die Erkenntniß, daß, wenn uns Wesen entgegenkommen, in denen wir das Herrlichste ahnen und erkennen, mit denen wir Stunden der Weihe verlebt, uns doch ein dämonischer Muthwille trennen kann. Der Mensch hat, so scheint es ihr, kein Recht auf Glück des Daseins; Schwermuth ist und bleibt ihr Genuß; „Nacht ist ihr Tag, Trauer umfaßt das pilgernde Leben."

Schon als Kind hat sie die Einsamkeit gesucht, das Verlangen nach Alleinsein gefühlt. Denn nur in der schweigsamen Stille begründet sich ja allein der Friede, von dem gesagt ist, daß er über alle Vernunft ist. „Da nur verstehen wir," schreibt sie nach Schillers Abreise, „den Geist der Vergangenheit, vernehmen die traulichen Reden der Abgeschiedenen." Bereits in ihrer Kindheit erregte die Schwäche ihrer Augen Besorgniß bei den Eltern; sie steigerte sich bald derartig, daß Charlotte auf ihren höchsten Genuß, auf das Lesen von Büchern, verzichten mußte. Aber dennoch sehnte sie sich nicht nach Umgang mit Andern, dieser schien ihr hemmend und verwirrend, die Einsamkeit der Dämmerung dagegen war ihr Ruhe und Licht. In Weimar fühlt sie sich fremd; fremd aber erscheint ihr nicht blos diese Stadt, sondern das ganze Leben; sie findet, daß sie einer andern Zeit angehört, daß ihr hier nicht „ernstes Wohl noch Frieden" beschieden. Schaal und leer und verächtlich erscheint ihr die Gesellschaft; sie dient nur dazu, den melancholischen Ernst in ihr tiefer und mächtiger auszubilden, denn was ihr selbst hoch und heilig ist, das wird dort verspottet, was die Andern preisen, das dünkt ihr wenig erstrebenswerth.

Sie ist eine tief innerliche Natur, die sich mit Wonne in die Mysterien des Christenthums versenkt, die nach Erlösung schmachtet und überall das Walten Gottes, ihres Vaters, erkennt, dem sie sich voll und ganz hingeben möchte.

Schon ihr Großvater hat, wie sie am Anfange der Memoiren berichtet, die Stunde seines Todes im Voraus geahnt, trotzdem er noch rüstig und kräftig dem Waidwerk nachging. Sie selbst wird durch beängstigende Träume auf den Tod des geliebten Vaters, der treuen Schwester Wilhelmine vorbereitet. Es ist ihr ganz undenkbar, daß der Geisterglaube nur ein leerer Wahn sei. „Wir leugnen," ruft sie aus, „Erscheinungen oder erbeben vor solchen; können wir aber ihr Dasein leugnen?" „Wer möchte dem Gespensterglauben huldigen? Doch die Leugnung ist noch schwerer; manch mächtiger Sinn wußte von der Geisterwelt." Die moderne Weltanschauung von der Diesseitigkeit kann sie nicht „nachschnabeln", ihr ist der Glaube, daß alles Natürliche dennoch wundersam und unbegreiflich, eine Andacht. Einer ihrer Freunde meint, sie hätte im Mittelalter leben sollen, um da „Heimat für ihren geistigen Ernst zu finden". Das Verlangen nach geistigem Leben ist ihr ein hohes Mysterium. Mit Begeisterung vertieft sie sich in das Studium der Mystiker, deren Feuer ja doch nur die verachten, welche sie nicht verstehen; ihren geliebten Herder glaubt sie nicht mehr ehren zu können, als wenn sie ihn einen Mystiker, d. h. einen „innigen Menschen" nennt. Um die Anschauung, das Schauen ist es ihr zu thun, um die Versenkung ins All. Die Beschaulichkeit dünkt ihr das edelste Loos; als höchsten Grad derselben bezeichnet sie die Religiosität. Sich ergeben ist es, worauf es ankommt. „Ergebt Euch ganz," so ruft Charlotte aus, „laßt Euch todt sein im Willen ... folgt in Allem ohne Widerstand der Vorsehung im Schicksal. Ist ja doch der Wille Gottes, daß die Seele dem sie beschränkenden Sinn absterbe, damit Gott sie bewege, sie verwandle nach seinem Wohlgefallen. Nicht auf Menschen sollen wir unsere Hoffnung setzen, sondern auf das Licht von oben; wir Alle sollen nur einen Vereinigungspunkt haben, den in der Urkraft, wir sollen echte Christen sein." Charlotte ist Protestantin; sie fühlt sich aber von Kind an durch die Mysterien der katholischen Kirche auf das Lebhafteste bewegt. Als sie in ihrer Kindheit mit Verwandten das Kloster Banz bei Coburg besuchte und das Gespräch auf die Erscheinung der vierzehn Heiligen sich lenkte, war sie unter Allen die Gläubigste und erkundigte sich begierig nach den Schicksalen der Heiligen. Aufmerksam lauschte sie in Bamberg den Erzählungen der vertriebenen Jesuiten; sie rühmt ihr sanftes, edles Betragen, ihre „ideelle Unterhaltung". Als sie auf Schloß Dankenfeld weilte, besuchte sie oft und gern die nahe gelegene Abtei Ebrach im Steigerwalde; sie mischte sich in die Schaar der Betenden und der die Perlen des Rosenkranzes Zählenden, und diese erweckten Neigung in ihr für ihre Kirche. Sie weiß wohl, daß in den Kreuzgängen der Klöster Unmuth und Unnatur heimisch waren; sie fügt aber sofort hinzu, daß Jedes sich nach sicherer Einsamkeit sehnt, wenn das Auge sich nach reinerem Lichte richten möchte und demnach möchte sie selbst in solch geweihten Hallen wohnen. „Du weißt," schreibt sie 1831, „ich liebe die Klöster; unsere Generation ist bongré malgré zum Klosterstand berufen und das wird sich in Zukunft noch sehr vermehren."

Dies etwa wäre Charlottens Glaubensbekenntniß; für uns das Wichtigste des Buches. Ehe wir einen Rückblick auf dasselbe werfen, müssen wir noch auf den Stil, in welchem sie redet, hinweisen. Derselbe harmonirt vollkommen mit dem Inhalte; er ist, wie schon Köpke hervorgehoben, mystisch, dunkel, orakelhaft und sibyllenhaft. Des Abweichenden von dem uns Gewöhnten findet sich gar vieles. Charlotte redet von ausheimisch, Wesenheit, Schwebung, Willkommenheit, von hinwallendem Sinn; sie braucht Wendungen wie: „tiefer die Fügungen des Seins fühlen"; bildet Sätze wie: „die solcher Freundschaft Genossen waren, sie will ich nennen". Gar oft bemerken wir das veraltete „allda", noch häufiger den Gebrauch von „so" in Sätzen wie „Gesinnungen, so dem Tage Werth verleihen"; endlich ließen sich noch viele Beispiele von ungewöhnlichen Inversionen anführen.

Wie steht es nun alledem zufolge mit dem Stahr'schen Urtheile über Charlotte von Kalb? Daß in ihr Alles Natur, nichts gemacht war, daß sie eine treu und redlich nach Licht und Wahrheit ringende Natur war, die ob ihrer Schicksale unserer

innigsten Theilnahme sicher ist, das Alles wird wohl Niemand mehr leugnen wollen.

Und doch steht Charlotte von Kalb nicht nur in ihrer Zeit vereinsamt da; eine noch viel tiefere Kluft trennt sie von unserer Zeit. Ihre Erscheinung ist, wenigstens so wie sie sich in ihren Memoiren zeigt, ein Anachronismus; und wer ihr ein anderes denn rein historisches Interesse entgegenbringt und sie in anderer Weise denn einen Mystiker des Mittelalters, der nicht mehr in unsere Zeit paßt, verehrt, der macht sich gleicher Weise des Anachronismus schuldig. Ich fürchte, das Buch wird nur wenig Verehrer, nicht bei den Literarhistorikern, sondern bei den Gebildeten überhaupt finden, lediglich deshalb, weil wir dem Christenthum gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen. Die Mehrzahl versichert freilich mit Eifer und geflissentlich, sie seien noch Christen; sie sehen mit vornehmer Miene glaubenssicher auf so arge Antichriste wie Strauß und Feuerbach herab. Verlangt nun aber einer, daß sie auch Ernst machen und sich vom christlichen Geiste wirklich durchdrungen zeigen, welcher nichts Anderes ist als der Geist der Jenseitigkeit, des Dualismus, welcher lediglich im Himmel seine Heimat, in der Erde das Jammerthal sieht, und welcher zur Consequenz den Katholicismus mit seinen Mönchen und Klöstern hat, so sträuben sie sich energisch und versichern: das sind ja alles Entartungen, über die wir, die Freisinnigen, längst hinaus sind. Uns sind die klassischen Typen des Christenthums nicht sympathisch, oder vielmehr, sie sind gar nicht klassisch, sie sind eine Verirrung. Aber es scheint auch, als wenn ebenso den Andern, welche consequenter sind als diese jüngst erst von Vischer so tapfer gegeißelten Halben, die Erscheinung Charlottens zunächst unsympathisch sein müßte. Sehen sie doch in dem Christenthum eine veraltete Weltanschauung; haben sie doch gebrochen mit der Lehre vom Jenseits und vom außerweltlichen Gott; sehen sie doch in Kant und seinen großen Nachfolgern die Apostel der Neuzeit; verehren sie doch in Strauß, welcher noch zu Lebzeiten von Charlotte von Kalb seinen so glänzenden Sturm gegen die Burg begann, welche der einsamen blinden Dulderin im Schlosse zu Berlin so uneinnehmbar erschien, einen der ersten Genien. Und doch wird meiner Meinung nach Charlotte gerade bei diesen die gerechteste Würdigung finden. Sind ja doch gerade sie auf das Tiefste von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Christenthums durchdrungen, verstehen ja doch gerade sie weit besser als jene Flachen, daß das Christenthum eine besondere, von der unsrigen durchaus verschiedene, aber trotzdem großartige und bewunderungswürdige, das vielgepriesene Alterthum hoch überragende Weltanschauung ist, wissen ja doch gerade sie sich hineinzuversetzen in die Gemüther Derer, welche im Jenseits den Frieden finden. Oder ist etwa nicht grade von den am weitesten Fortgeschrittenen erwiesen, daß sie einst mit Inbrunst das Christenthum umfaßt haben, daß gerade ihre tiefe Religiosität sie dazu getrieben, sich einen anderen Punkt zu suchen, von dem aus die Welt zu bewegen? Alle diese werden auch Charlotte von Kalb sympathisch begrüßen, denn sie werden sie verstehen. Sie werden aber ihr Geschick bedauern, welches sie hinderte, bis zu der Weltanschauung unseres Jahrhunderts vorzudringen und in ihr einen ganz anderen Frieden zu finden als ihn die Lehre der Vergangenheit, das Christenthum, zu geben vermag.

Doch es bleibt uns jetzt noch die eine hochwichtige Frage zu erörtern, ob wir die vorliegenden Memoiren ohne Weiteres als Quelle für die Jugendzeit Charlottens, insbesondere auch für ihr Verhältniß zu Schiller ansehen dürfen. Diese Frage bejahe ich nur in sehr bedingter Weise. Nicht etwa als ob Charlotte absichtlich irgendwie von der Wahrheit abgewichen wäre; im Gegentheil, jede Zeile ihrer Memoiren widerlegt diesen Wahn. Wohl aber ist Charlotte in ihrem hohen Alter gar nicht mehr im Stande gewesen, ihre Jugendzeit objectiv aufzufassen; sie erblickt sie lediglich im Lichte dieser späteren Zeit. Die Keime ihres Spiritualismus sind zwar schon in ihrer Jugend zu erkennen, sie hat aber damals zu den Kindern der Welt gehört wie nur einer der Starkgeister. Erst im Laufe der Zeiten haben jene Keime Wurzel gefaßt und sich zu einer Pflanze, die Alles überwuchert, ausgebreitet. Jetzt ist ihr Alles in den christlich-mystischen Nebel und Duft gehüllt, auch Schiller redet nicht wie wir ihn aus seinen Briefen und Schriften kennen, sondern als Zwillingsbruder der mystischen Charlotte. Wäre Charlotte damals wirklich so gewesen, wie sie sich in den Memoiren zeigt, so wäre es unbegreiflich, wie der auf einem ganz anderen Standpunkte stehende Schiller ihr jemals auch nur die geringste Sympathie hätte entgegenbringen können. Der unwiderleglichste Beweis für Alles dies sind uns die Briefe Charlottens an Jean Paul und Jean Pauls Linda im Titan, zu welcher bekanntlich Charlotte von Kalb die wichtigsten Züge geliehen. In ihren Briefen ist nichts von jener gottergebenen Ruhe, die sich der Führung des Schicksals willig überläßt und keinen höheren Genuß kennt als die Versenkung in Gott. Alles vielmehr athmet dort die tiefste, glühendste Leidenschaft für das Leben im Diesseits, für die Gegenwart, für das rein Menschliche. Wir sehen ein liebendes und liebebedürftiges Weib vor uns, welches mit all ihrer Kraft nicht Gott oder Christus umfaßt, sondern den sterblichen Mann, in welchem sie all ihre Ideale verkörpert sieht; ein Weib, dessen Seligkeit, dessen Ruhe allein der Besitz dieses Mannes ist; ein Weib, welches ganz als die Titanide erscheint, wie sie Jean Paul später geschildert. Und wie verschieden ist hier nicht ihr Stil von dem der Memoiren! wie glatt und mühelos enteilen ihr hier die Worte; bald einem munteren Bächlein gleich, bald wie ein mächtig brausender Strom fließen sie dahin; nichts Gesuchtes, nichts Gequältes, Abstruses, Geschraubtes! Und nun gar die Linda des Titan! Niemand sollte doch über Charlotte von Kalb urtheilen oder schreiben, der nicht diesen Charakter auf das Genaueste studirt hätte. Wir ersehen aus ihm ebenso wie aus den Briefen Jean Pauls, was dieser an Charlotte bewundert und was er an ihr vermißt. Als eine Juno oder Minerva, nicht aber als Madonna erscheint sie ihm, als Heroine, Uranide von männlichem Muth und männlichem Willen. Sie liebt innig und feurig, und doch haßt sie die Ehe als eine Schranke der Freiheit. Sie ist Jean Paul zu titanisch, zu genial. Denn es wohnen zwei Seelen in seiner Brust; er ist nicht blos der Dichter des Hesperus und des Titan, sondern auch des Wuz und des Fixlein. Charlotte aber hat gar so viel des Erhabenen, gar so wenig des Lieblichen, Idyllischen. Jean Paul aber will ein sanftes, gutes Mädchen, das ihm etwas kochen kann und das mit ihm harmlos plaudert. Es ist nicht genug zu beklagen, daß Charlotte durch den Tod verhindert wurde, ihre Memoiren bis zu ihrer Bekanntschaft mit Jean Paul auszudehnen; wir würden dann den Widerstreit ihres späteren Standpunktes mit den Jugendbriefen erkennen und würden in ihr noch etwas Anderes sehen als eine katholisirende Pietistin. Oder, blicken wir auf das Porträt Charlottens, welches den Memoiren beigegeben ist, paßt dies wohl mehr zu den Memoiren oder zu den Briefen und zur Titanide? Und doch lassen sich, ich wiederhole es, die Keime ihres späteren Standpunktes ohne Mühe auch in ihrem Briefwechsel finden; ja wenn wir daran denken, daß gerade Jean Paul in einigen seiner großen Romane der Dichter der Jenseitigkeit, des Todes, der Sehnsucht, des Schmerzes ist, so werden wir begreifen, wie Charlotte ihr ganzes Leben hindurch gerade in Jean Paul den ihr congenialen Geist finden, noch weit mehr finden konnte und mußte als in Schiller.

Wir dürfen nicht schließen, ohne noch darauf hingewiesen zu haben, daß Palleske nicht nur durch die Publication überhaupt sich unsern Dank erworben, sondern auch durch die Feinfühligkeit und Wärme, mit der er die Einleitung geschrieben, durch das Geschick, womit er den Text, da wo es nöthig war, hergestellt und berichtigt, durch die Gelehrsamkeit und genaue Kenntniß, mit der er die Anmerkungen hinzugefügt hat. Auch der Abdruck von Charlottens Dichtungen „Maya — Fimanté“ und „Das Mahl“ ist uns nicht minder willkommen wie der zum Theil noch neues urkundliches Material bietende Anhang.

Paul Nerrlich.

Aus Paris.

Die Dramaturgen der Vergangenheit bearbeiteten mit besonderer Vorliebe das Ende des Menschen. Unsere Theaterdichter neuester Schule beschäftigen sich mit des Menschen Anfängen. Die Ersteren fühlten sich durch das gewaltig Geheimnißvolle des Grabes angeregt und schnitten aus den Leichentüchern ihrer Heroen langathmige Tragödien, Schauspiele und grobe Melodramen. Die Theatertriumphatoren unserer Tage suchen ihren Stoff in der Kinderstube und stellen inmitten der drei oder vier Acte eines wohlconditionirten Lustspieles eine Schaukelwiege auf, um die herum ein Dutzend Personen, in allerhand Intriguen verwickelt, sich winden und drehen. Ein solches Wiegenstück kann sogar Kassenstück werden und den Bann brechen, der seit Jahren über ein Theater verhängt war. Wir besitzen auf dem Pariser Pflaster zwei oder drei Exemplare solch eigenthümlicher Kunstinstitute, die das ganze Jahr mit Schließen und Wiedereröffnen zubringen. In der jemaligen Pause liegt meistens eine Concursansage und die interimistische Leitung besorgt jener Masseverwalter, der die Specialität hat, bei bankerott gewordenen Theatern zu operiren. Ein jovialer Kauz, dieser Syndic des faillites théâtrales, er kennt vermöge seiner langen und oft anstrengenden Praxis das Fach aus dem Fundamente und könnte unserem schreibseligen und lernbegierigen Intendanten, Herrn Turquet, nützliche Vorlesungen halten. Er, der Unglückliche, hat bei den aufgenommenen Inventaren so viele Geistesproducte in zwei, drei, vier, ja fünf Acten aufgefunden! Er hörte die Wehklagen so vieler um ihre Hoffnungen betrogenen Autoren und um ihre Gage gekommenen Schauspieler, es machten ihm so viele reclamationslustige Gestirne den Hof! Das nützt mehr als alles Nachgrübeln und Stubenstudium über den „Verfall der dramatischen Kunst", ein sehr brennendes Thema, dessen Gluth durch die Ströme von Tinte, die darüber geflossen, noch immer nicht abgekühlt wurde.

Ein solches „Auf- und Zu-Theater" war bis jetzt das sogenannte Théâtre des Arts, der Name brachte der Bühne kein Glück, bis unlängst „Der kleine Ludovic", das eine jener Anfangs erwähnten Wiegenstücke, das Licht der Welt erblickte. Diesmal wurde die Dosis sogar gleich verdoppelt, denn das übrigens ganz amüsante Stück fußt auf der Eifersucht zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, die zur nämlichen Zeit, der erstere unverhofft, Papa geworden. Der kleine Ludovic ist die Spätfrucht des schwiegerelterlichen Paares, welches sich nicht recht traut, den absonderlichen Familienzuwachs der verheiratheten Tochter und deren Mann anzuzeigen. Ungerechtfertigtes Mißtrauen, denn die Mittheilung wird mit einigem Befremden, aber ohne das gefürchtete Gespötte oder Aergerniß entgegengenommen. Ja, die beiden Sprößlinge, Ludovic und Isidor, werden unter dem nämlichen Dache geschaukelt, gestillt und von ihren respectiven Ammen eingesungen, bis der häusliche Krieg losbricht, weil jeder Papa den seinen als ein Meerwunder zum Nachtheil des andern preist; daher Streitigkeiten, die bis zu Prügelscenen gehen, an denen sich das Publicum allabendlich ergötzt. Der Masseverwalter hat, ich fürchte es, für denselben an dem Théâtre des Arts eine gute Kundschaft verloren, das Haus ist alle Abend voll und ganz wie im Théâtre français hat man den Orchesterraum für die Zuschauer eingerichtet. Als ich vorige Woche etwas spät hineinkam, mußte ich mich mit einem Strohsessel begnügen, und saß so hart an der Bühne, daß ich die Striche chinesischer Tinte hätte zählen können, mit welcher die grande-coquette ihren Augen einen andalusischen Ausdruck zu verleihen trachtete. Dieses Wiegenstück thut jedoch dem Erfolge der verwandtschaftlichen Posse „Nounou" im Théâtre Gymnase keinerlei Abbruch. „Nounou" ist die familiäre Bezeichnung für Amme, das Wort dürfte schwerlich selbst in der nächsten revidirten Ausgabe des akademischen Lexicons vorzufinden sein; aber das Argot kümmert sich jetzt nicht mehr viel um die Bestätigung der Staatsweisen im Palais Mazarin. Es hat seine Zuhälter, welche diese Ausdrücke in die Schrift- und Bühnensprache gewaltsam einbürgern und selbst der gebildeteren Menge aufdrängen, die sich vielleicht denkt, daß eine Silbe eine Silbe und ein Schall ein Schall ist. In „Nounou" wird uns zwar nur ein einziges Exemplar des die bekannte Milchkneipe besuchenden Weltbürgerchens geboten; dafür erfreut sich die Technik der Kindererziehung einer eingehenderen Würdigung. Nounou, eine recht appetitliche Bäuerin aus der Normandie, ist viel umworben; die beiden Großpapas des Kleinen machen sich viel in der Kinderstube zu schaffen und man weiß nicht recht, ob mehr aus Liebe für den Kleinen als aus Interesse für dessen Pflegerin. Nebenbei bemerkt wirft dieser Wettlauf zweier ältlichen Satyre um eine Ammenschürze ein ziemlich bezeichnendes Licht auf die Wahl der Mittel unserer Tagesdramaturgen. Außerdem muß sich Nounou den Nachstellungen ihres Ehegatten entziehen, dem der Verkehr mit seiner Ehehälfte während der Zeit streng untersagt wurde, medicus dixit. Dieser Arzt, ein Kabinetstück mit einer hübschen Glatze und noch viel hübscheren Frau, entgeht für diesmal mit genauer Noth der bewußten Gefahr ..... Der Vater des Säuglings hat auf Anrathen einer vorsorglichen Schwiegermutter einen aus den Händen des Doctors kommenden calmirenden Trank genommen, gerade kurz vor der beabsichtigten Schäferstunde mit der leichtlebigen Doctorsfrau. Die negativen Folgen siehe im Stücke, wer die richtige Temperatur des heutzutage auf französischen Genrebühnen Erlaubten und Möglichen ermessen will. Zuletzt wird durch einen Streit in der Küche Alles aufgedeckt, und während Herrschaft und Dienstboten untereinander streiten, geräth der Säugling an Stelle eines fürs Frühstück bestimmten Hummers in die bereit gehaltene Platte. Im Gymnase scheint sich das Publicum um das Stück selbst wenig zu kümmern. Die Zoten werden als etwas ganz Gewöhnliches kaum mehr beachtet; dafür lacht und jubelt Alles auf, wenn irgend ein kleines häusliches Detail der Kinderpflege vorkömmt. Wenn Frl. Dinelli, die Amme, die hölzerne Puppe, welche den Kleinen vorstellt, herzt oder ihn mit dem üblichen do do do l'enfant einlullt, so erreicht der Erfolg des Abends seinen Höhepunkt und ein bedeutsames Ah! freudiger neugieriger Ueberraschung begrüßt das Aufgehen des Vorhanges bei Beginn des dritten Actes, wo uns eine vollständige Küche mit wahrem Kochgeräthe, glänzenden Casserolen, schimmernden Pfannen gezeigt wird, und wo an einem wirklichen Herde von der Darstellerin, welche diese Rolle gibt, mit allem Eifer eines Cordon bleu, dessen Ruf an einer Sauce hängt, gekocht wird. Fast sollte man versucht sein, den Propheten des neuen Glaubens Recht zu geben, die versichern, daß auch das Theaterpublicum dem Naturalismus huldige und auf der Bühne wie im Romane die Photographie des Lebens in seinen kleinlichen, beinahe intimen Details zu finden wünsche. Man bleibe aber um Gotteswillen, wie verführerisch die Extreme auch für gewisse Geister sind, doch wenigstens auf den, wie das Gymnase für ein elegantes Publicum bestimmten Bühnen, innerhalb gewisser Schranken; denn wenn man über die Intimität des Küchenherdes hinwegginge, wohin könnte man den Zuschauer dann noch führen? Seien wir in dieser Beziehung nicht besorgt. Die Reaction gegen den Naturalismus oder richtiger den Zolatismus beginnt. Man hat dafür gewichtige Belege in Octaveformat; einer der beiden literarischen Zwillinge, welche dem Assommoir und diesem ähnlichen, seitdem auf dem Platze coursirenden Romanen die Straße geebnet hatten, Edmond de Goncourt, leistet in seinem neuesten Werke, Les frères Zemganno, feierlich Abbitte mit aller rückhaltslosen Aufrichtigkeit, die sich ein Mann erlauben kann, der auf der neu zu betretenden Bahn von seinem Talente neue Erfolge erwarten darf. Realismus ja, richtige Schilderung der Kämpfe, der Mühsalen des irdischen Lebens ja, Studien der Leidenschaften gewiß, aber mit Verfolgung eines höheren Zweckes und Beachtung jenes Ideals, jenes poetischen Funkens im menschlichen Herzen, den die sogenannte naturalistische Schule in dem schmutzigen Seifenwasser im Waschtroge des Assommoir erlöschen möchte. Das Buch Goncourts gehört zu jenen, die sich nicht gut analysiren noch recensiren lassen. Es ist, wie uns die Vorrede aufmerksam macht, inmitten beständiger krankhafter Aufregung, mit krampfhaft zitternder Feder geschrieben worden; es ist ein Buch, dessen Entstehen dem Verfasser unsägliche Schmerzen bereitete und den-

noch geschrieben werden mußte. Diese beiden gymnastischen Künstler, die Brüder Zemganno, Brüder durch die Verwandtschaft sowie durch die Gemeinsamkeit der Empfindungen, diese beiden Brüder, die zu einer einzigen Seele, die in zwei Körpern wohnte, verschmolzen waren, nannten sich im wirklichen Leben Edmond und Jules de Goncourt. Wie die Gymnasten Zemganno auf ein besonders schwieriges, halsbrecherisches Saltomortale sannen, wie sie sich in ihren Studien und Uebungen gegenseitig aneiferten und aufmunterten, so schufen und wirkten im Vereine die unzertrennlichen Dioskuren, welchen man nebst einigen Romanen bemerkenswerthe Forschungen über das verflossene Jahrhundert verdankt. Und wie im vorliegenden Roman einer der Brüder Zemganno bei der Ausführung seines gewagten Sprunges sich Hals und Bein bricht, so raffte inmitten der angestrengtesten Thätigkeit der Tod den jüngeren Goncourt weg. Das Schmerzliche in dem Roman ist hier wahrlich aus dem Leben gegriffen und im Herzen empfunden worden; daher die packende, wehmüthige Wirkung dieses Buches.

Einen andern Beweis, daß kräftige, ja sogar brutale Themas nicht nöthig haben, durch zotige Arabesken illustrirt zu werden und auch nicht in gemeiner Sprache behandelt zu werden brauchen, um ihren Weg durch die Leserkreise zu finden, liefert Le fils de Coralie, von einem jüngeren Autor Herrn Delpit. Wer Balzac gelesen, denkt bei dem Namen Coralie unmittelbar an das „Glück und Ende eines großen Mannes aus der Provinz in Paris". Die Theaterprinzessin Coralie, welche darin vorkommt, stirbt am Schlusse an einem Brustleiden und an Liebe, wie die spätere Camelliendame. Die Coralie des Herrn Delpit ist auch eine Courtisane, wie jene Balzacs, aber sie stirbt nicht so rasch und hat einen Sohn, dessen Leidensgeschichte uns Herr Delpit ergreifend schildert, mit Betonung des Unglücks für einen ehrlichen jungen Mann, eine solche Mutter sein nennen zu müssen. Dieser realistische Roman fand zuerst in der „Revue des deux mondes" Aufnahme, welche ebenfalls von der herrschenden Tendenz zum Glück nur bis zu einem gewissen Punkt angesteckt wurde.

Nun — die nächste Broschüre? fragte ich unlängst Alexandre Weill, der von dem chronischen Uebel befallen ist, kleine Werkchen zu schreiben. „Warten Sie nur, bis die Woche um ist," lautete die Antwort. Und richtig hat sich seitdem die Literatur um eine „Conversation zwischen Balzac, Sue und Heinrich Heine" bereichert, die gegen 1838 am gastlichen Tische Weills stattfand. Alexandre hatte alle Drei gekannt und alle Drei überlebt, er kann heute, ohne des Betruges geziehen zu werden, das Protokoll über diese Frühstücksplauderei aufnehmen und veröffentlichen. Merkwürdig genug, daß von diesen drei Figuren, die Weill um den Tisch sitzend zeigt, Balzac heute als vergangen, Sue als vermodert — Heinrich Heine dagegen als noch immer actuell zu betrachten ist. Die Aphorismen des Ersteren haben einen ranzigen Beigeschmack, sie tragen Gamaschen und lange an der Taille geschnürte Röcke à la mode von 1840, Sue scheint, wenn er spricht, schon einer ganz anderen Welt anzugehören — Heines Witz dagegen lacht und lebt; — er dürfte gestern auf dem Boulevard vor Tortoni seine Raketen abgeschossen haben.

Paul d'Abrest.

Ueber die Altersunterschiede der einzelnen Gruppen des Sonnensystems.

Von Carl du Prel.

(Schluß.)

Gehen wir nun zu den Asteroiden über, jener Gruppe von kleinen Weltkörpern, welche zwischen Mars und Jupiter kreisen. Es sind deren nahezu 200 und zwar im Verlaufe dieses Jahrhunderts entdeckt worden. Auch in dem Schwarme dieser kleinen Sterne sind Anzeichen vorhanden, die für die Thätigkeit einer stattgehabten indirecten Auslese sprechen. Wie innerhalb des Saturnringes finden sich auch hier die Lücken an solchen Orten, wo eine rationale Umlaufszeit mit dem benachbarten Jupiter gegeben wäre, wo also die größte Jupiternähe immer in demselben Bahnpunkte eintreten würde und die Störungen sich summiren müßten. Davon abgesehen scheint sogar die indirecte Auslese innerhalb dieser Gruppe auch in Zukunft noch stattfinden zu müssen, weil hier Störungen noch anderer Art möglich sind. Denn während die Planetenbahnen durch weite Abstände getrennt sich gegenseitig einschließen, d. h. nahezu concentrische Kreise mit der Sonne als gemeinschaftlichem Mittelpunkte beschreiben, finden sich mehrere Asteroidenbahnen, die sich gegenseitig durchschneiden. Asteroiden, die auf solchen Bahnen wandeln, können sich also möglicher Weise einmal begegnen. In dieser Gruppe scheint also die indirecte Auslese zwar die Körper von rationalen Umlaufszeiten beseitigt zu haben, aber ihre Thätigkeit ist noch nicht zu Ende.

In der Planetengruppe ist also der Proceß der Auslese abgeschlossen, das Unzweckmäßige ist beseitigt; in der Asteroidengruppe dagegen, in welcher doch eine doppelte Gelegenheit zu Störungen gegeben ist, gelegentlich welcher Auslese eintreten kann, ist der Proceß gleichwohl noch nicht abgeschlossen. Daraus folgt, daß hier die indirecte Auslese noch nicht so lange thätig ist, d. h. daß die Asteroidengruppe noch nicht so lange besteht, als die der Planeten.

Hier stehen wir aber geradezu vor einer Antinomie; denn andrerseits ist klar, daß die Asteroiden älter sein müssen als die nach denselben abgetrennten, der Sonne näher gelegenen Planeten: Mars, Erde, Venus und Merkur. Zur Lösung dieser Antinomie sind wir zu der Annahme gedrängt, daß zwar die Asteroiden als solche, d. h. als Mehrzahl kleiner Körper, jünger sind, als diese Planeten, daß aber diese Mehrzahl nicht ursprünglich ist, und die Asteroiden Bruchstücke eines Planeten sind, der nach Jupiter und vor Mars sich von der Sonne ablöste. So ergibt sich vom Standpunkte der indirecten Auslese mit logischer Consequenz eine Hypothese, welche aus empirischen Gründen aufzustellen die Astronomie sich schon längst genöthigt gesehen hat.

Wenn ein Centralgestirn um seine Achse rotirt, so sind es die äquatorealen Theile, welchen durch die Drehung die größte Fliehkraft ertheilt wird. Die Abtrennung eines Begleiters kann demnach nur in der Form eines äquatorealen Ringes geschehen, und zwar müssen diese Ringe ursprünglich concentrisch sich eingeschlossen haben. Es muß daher sowohl bezüglich der elliptischen Bahnen der aus diesen Ringen entstandenen Planeten, wie insbesondere bezüglich der sich schneidenden Asteroidenbahnen auf eine spätere Veränderung geschlossen werden. Dieser Schluß ist auch vom Standpunkte der indirecten Auslese für die Asteroiden bestätigt worden.

Untersuchen wir mit Bezug hierauf noch die zahlreiche Gruppe der Kometen. Nicht blos hinsichtlich ihrer physikalischen Beschaffenheit, sondern auch hinsichtlich ihrer Bahnen sind dieselben von den Planeten und Asteroiden so total verschieden, daß man ihren Ursprung von dem der Planeten vollständig trennen zu müssen glaubte. Bald leitete man sie aus den kosmischen Nebeln ab, bald schob man in die Entwicklung des Sonnensystems eine Periode der Kometenbildung ein; aber in allen diesen Hypothesen, in welchen die Kometen ganz unvermittelt neben den Planeten herlaufen, konnte man sich auf empirische Vorgänge nicht berufen.

Auch die Geologie stand einst in diesem Stadium der Entwicklung zur Zeit Cuviers und seiner Katastrophentheorie; aber diese Vorstellung wurde verdrängt und Lyell erklärte die Bildung der Erdkruste aus Vorgängen, die noch immer geschehen.

Halten wir vorerst an der Ansicht fest, daß die Abtrennung eines Begleiters von seinem Mutterkörper nur in der Form eines äquatorealen Ringes möglich ist, der sich allmählich zur Kugel umwandelt. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß sich bei dieser Vorstellung durchaus kein Anknüpfungspunkt ergibt, um die Kometen in die Geschichte des Planetensystems organisch

einzufügen, sind wir berechtigt, einen ganz anderartigen Ursprung für dieselben in Anspruch zu nehmen. Es wird sich aber zeigen, daß alle Schwierigkeiten verschwinden, sobald wir in die Nebularhypothese die indirecte Auslese einfügen, d. h. den Mechanismus des Planetensystems als das Product einer indirecten Auslese betrachten. Es wird sich ferner zeigen, daß dann für den Ursprung der Kometen keine anderen Vorgänge vorausgesetzt zu werden brauchen als solche, die wir noch heute beobachten. Endlich werden sich aber auch in Bezug auf das relative Alter der Kometen einige Bestimmungen ergeben.

Der Versuch, die Asteroiden in die Geschichte des Planetensystems einzufügen, nöthigte zu der Annahme ihres späteren Ursprungs, weil eine andere Art der Abtrennung eines Begleiters vom rotirenden Mutterkörper nicht denkbar ist als jene, wofür der Saturnring einen empirischen Beleg gibt; sich schneidende Bahnen können aber dabei nicht entstehen.

Den Kometen gegenüber befinden wir uns nun in der gleichen Lage, wenn wir ihren Ursprung von der Sonne herleiten wollen; denn es läßt sich keine Vorstellung davon gewinnen, wie sich vom rotirenden Sonnenball viele Tausende von Körpern dieser Beschaffenheit losgetrennt haben sollten. Wohl aber läßt sich vorstellen, daß aus dem Zerfalle planetarischer Weltkörper Schwärme von Kometen und Meteoriten entstehen. Freilich müßte dann auch nachgewiesen werden, daß aus planetarischen Bahnen, aus nahezu kreisförmigen Ellipsen, Kometenbahnen, d. h. langgestreckte Ellipsen entstehen können. Dieses läßt sich aber sogar unter Berufung auf wirklich beobachtete Vorgänge nachweisen, wenn es uns auch nöthigt, etwas weit auszuholen:

Die drei wichtigsten Thatsachen, aus welchen sich eine Geschichte des Sonnensystems ableiten läßt, sind: die Existenz gasförmiger Nebel, die Achsendrehung der Sonne und die Ringe des Saturn. Aus diesen ergibt sich die Grundvorstellung der Nebularhypothese: Ein gasförmiger Nebel, wenn er um seine Achse rotirt, muß nach mechanischen Gesetzen vom Aequator Ringe abtrennen.

Wenn nun aber ausschließlich die Abtrennung äquatorealer Ringe möglich ist, weil der Aequator die größte Centrifugalkraft besitzt, so ergeben sich daraus zwei Folgerungen:

1. Da der Aequator einen Kreis bildet, müssen die Bahnen aller Begleiter des Sonnensystems ursprünglich Kreisbahnen gewesen sein.
2. Diese Kreisbahnen waren concentrisch und lagen alle in der gleichen Ebene, nämlich in jener Ebene, in welcher der Aequator der Sonne liegt.

Wollen wir nun das ganze System, Planeten, Asteroiden und Kometen, einheitlich erklären, so müssen für alle Abweichungen von diesen beiden Folgerungen Ursachen nachgewiesen werden.

Solche Abweichungen finden sich schon bei den Planeten. Ihre Bahnen sind nicht ganz, sondern nur nahezu kreisförmig, liegen auch nicht ganz, sondern nur nahezu in der gleichen Ebene; endlich sind diese Bahnelemente veränderlich, schwanken auf und nieder. Es erklärt sich dies aus der gegenseitigen Anziehung der Planeten. Die Asteroiden weichen von der Kreisbahn noch weiter ab, und ihre Bahnen sind nicht concentrisch, sondern schneiden sich theilweise sogar. Aus der Hypothese des Zerfalls ergibt sich dies als eine Nothwendigkeit; denn vom gleichen Orte ausgegangene Theilstücke müssen in ihrem Umlauf wieder nach diesem Orte zurückkommen.

Nach der alten Regel nun, daß die Erklärungsprincipien ohne Noth nicht vermehrt werden dürfen, muß versucht werden, auch bezüglich der Kometen die bedeutenden Abweichungen ihrer Bahnen von der ursprünglichen Kreisform und ihre ebenso bedeutenden Abweichungen von der Grundebene des Sonnenäquators aus der gegenseitigen Anziehung zu erklären. Diese Bahnelemente unterscheiden sich aber nur quantitativ von den bei Planetenbahnen vorliegenden Abweichungen vom ursprünglichen Zustande; es ist also wohl die Annahme größerer Störungsbeträge als Ursache zulässig. Das Verhalten verschiedener Kometen hat sogar gezeigt, daß wenig excentrische Kometenbahnen durch Störungen nicht nur in sehr langgestreckte verwandelt werden können, sondern sogar in offene Bahnen, Parabeln und Hyperbeln, wodurch solche Weltkörper aus dem Systeme sich entfernen. Ebenso hat das Verhalten anderer Kometen gezeigt, daß bei eintretenden Störungen auch die Neigungswinkel der Bahnen gegen die Grundebene bedeutend verändert werden können.

Schiaparelli hat nachgewiesen, daß mehrere Kometen auf Bahnen sich bewegen, auf welchen auch Meteoritenschwärme zu finden sind, und dieses weist uns auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung hin, der sich ungezwungen aus einer Fortsetzung jenes Theilungsprocesses erklärt, der die Asteroidenbildung vermittelt. Die verdampfungsfähigen Meteoriten werden durch ihre Schweifentwicklung als Kometen sichtbar sein; die Existenz der übrigen Meteoriten kann aber aus der Periodicität der Sternschnuppenfälle erschlossen werden, von welchen die Erde in ihrem Umlauf betroffen wird, und wobei die für gewöhnlich unsichtbaren Meteoriten beim Durchgang durch die Atmosphäre erglühen.

Daß aber gerade die auf Kometenbahnen wandelnden Begleiter der Sonne bereits in so kleine Fragmente zerfallen sind, erklärt sich daraus, daß sie auf dem längsten Theile ihrer Bahnen der außerordentlichen Kälte des Raums, in der Sonnennähe aber der extremsten Hitze ausgesetzt sind.

Es ist also möglich, ausgehend von den drei Grundthatsachen, auf welchen die Nebularhypothese beruht, das ganze Sonnensystem einheitlich zu erklären; die Abtrennung äquatorealer Ringe von der Sonne ist die Grundlage auch für die Erklärung der Asteroiden, Kometen und Meteoriten, und die besonderen Bahnverhältnisse derselben lassen sich als eine später eingetretene Veränderung erklären, ohne daß dabei ein anderer Vorgang vorauszusetzen wäre, als das Gravitiren der Planeten gegen einander.

Sehen wir nun zu, ob auch vom Standpunkte der indirecten Auslese der relativ neuere Ursprung der Kometen sich ergibt.

Nehmen wir an, die Gruppe der Kometen sei eben so alt, wie das Planetensystem, und die Kometen wären directe Abkömmlinge der Sonne ohne vermittelnde Glieder. In diesem Falle müßte die indirecte Auslese in dieser Gruppe viel energischer gewirkt haben als im Planetensysteme; denn in jener sind sehr verschiedene Bahnebenen und sehr starke Störungen bedingende Bahnen gegeben, in diesem nahezu concentrische Bahnen in nahezu identischer Ebene.

Es liegt also folgende Thatsache vor: in dem Planetensysteme, wo die Störungen geringer, die Auslese also weniger energisch sein mußte, ist der Proceß der Auslese schon vollendet; in der Kometengruppe dagegen, wo die Anläße zur Auslese, die Störungen viel häufiger gegeben sind, die Auslese also viel energischer wirken mußte, ist dieser Proceß noch lange nicht vollendet. Diese Thatsache widerspricht vollständig der Annahme eines gleichen Alters der beiden Gruppen, und ist nur erklärlich unter der Voraussetzung, daß die Kometen späteren Ursprungs sind, daß also die indirecte Auslese in dieser Gruppe noch nicht so lange thätig ist, als in der Planetengruppe.

Es liegt nun freilich bei der überwiegenden Mehrzahl der Kometen nur ein sehr kurzer Theil ihrer Bahnen innerhalb des Planetensystems, und nur dort sind dieselben Störungen ausgesetzt; weil nun die directe Auslese des Zweckmäßigen nur gelegentlich von Störungen eintreten kann, könnte man einwerfen, daß die Kometen ihrer Bahnen wegen dem Processe der Auslese nicht beständig unterworfen seien, wie die Planeten, sondern nur während einer kurzen Periode ihres Umlaufs; zudem haben die Kometen ihre schnellste Bewegung in der Sonnennähe; sie betreten also das Gebiet der Störungen nur selten und verlassen es wieder eilig, um erst nach langer Zwischenzeit wieder dahin zurückzukehren.

Aber wenn auch die Excentricität der Kometenbahnen auf die Anpassung dieser Gruppe an das übrige System verzögernd wirkt, so muß dagegen ein anderer Factor beschleunigend wirken, nämlich die Lage der Kometenbahnen, welche das Planetensystem in allen möglichen Richtungen und Neigungen durchkreuzen. Mit anderen Worten: die Kometen sind zwar dem

Processe der Auslese nur periodisch unterworfen, dann aber um so energischer; die Verzögerung der Anpassung läßt sich daher nicht aus den Bahnverhältnissen ableiten, sondern nur aus dem späteren Ursprung.

Das Endresultat der Auslese kann nur die vollständige Anpassung der Kometen an das System sein. Die Störungen und daraus folgenden Bahnveränderungen werden so lange fortgesetzt, bis alle unzweckmäßigen Bahnen theils in offene verwandelt sein werden, auf welchen der Komet das System verläßt, theils eine solche Richtung und Lage angenommen haben, in welcher der Komet bei irrationaler Umlaufszeit nur mehr minimalen periodischen Störungen ausgesetzt ist.

Es ist nun noch zu zeigen, daß die wahrnehmbaren Veränderungen in dieser Gruppe in der That auf dieses Endresultat hinweisen. Zu diesem Behufe müssen wir noch den sogenannten rückläufigen Kometen einige Worte widmen.

Aus der gleichen Bewegungsrichtung der Planeten, welche wiederum übereinstimmt mit der Richtung der Achsendrehung der Sonne, schließt die Nebularhypothese auf den ursprünglichen Zusammenhang der rotirenden Materie des Systems und die successive Abtrennung von Begleitern. Wollen wir nun auch die Kometen in die Nebularhypothese einfügen, so können doch nur diejenigen der Sonne zugesprochen werden, bei welchen sich ebenfalls diese Uebereinstimmung der Bewegungsrichtung mit der Achsendrehung der Sonne vorfindet. Dies sind die rechtläufigen Kometen. Die rückläufigen Kometen dagegen, welche eine entgegengesetzte Bewegungsrichtung haben, können nicht Abkömmlinge unserer Sonne sein; vom Standpunkte der Nebularhypothese aus erscheinen sie als zufällig, ja sogar als Widersprüche.

Wir können gleichwohl die rückläufigen Kometen für die Nebularhypothese verwerthen, sobald wir nur dieselbe ergänzen durch die indirecte Auslese des Zweckmäßigen; die Existenz solcher Kometen erscheint alsdann sogar als eine Nothwendigkeit. Es ist nämlich schon mehrfach beobachtet worden, daß geschlossene Kometenbahnen in Folge von Störungen in offene, Parabole und Hyperbole, verwandelt werden können, auf welchem der Komet das System verläßt; ferner lassen sich gewisse Erscheinungen des Lichtwechsels an veränderlichen Sternen nur unter der Voraussetzung erklären, daß die Fixsterne, gleich unserer Sonne, Achsendrehung haben. Daraus folgt, daß auch die Fixsterne Begleiter abtrennen. Nehmen wir nun an, daß auch bei diesen Störungen eintreten und die indirecte Auslese des Zweckmäßigen erfolgt, wobei eine Anzahl der Begleiter offene Bahnen erwerben, so können solche ausgewiesene Körper, wenn sie in den Anziehungsbereich unserer Sonne gerathen und zum Umlauf um dieselbe genöthigt werden, sehr wohl rückläufig sein. Erfahren sie nun aber in unserem Planetensystem eine solche Störung, wodurch ihre offene Bahn in eine geschlossene Bahn verwandelt wird — auch dies ist mehrfach beobachtet worden — so werden sie dadurch zu ständigen und doch rückläufigen Begleitern der Sonne, wie z. B. der Komet von Halley*).

Es sind also rechtläufige und rückläufige Kometen in unserem Sonnensysteme vorhanden, und es frägt sich nun, welche Anordnung einzutreten hat, wenn die Anpassung derselben an das System geschehen soll.

Die häufigsten Störungen würden für Kometen eintreten, wenn rechtläufige und rückläufige auf der gleichen Ebene umliefen, und diese wiederum zusammen fiele mit der nahezu gemeinschaftlichen Ebene der Planetenbahnen. Die geringsten Störungen würden eintreten, wenn die Ebenen der rechtläufigen und rückläufigen Kometen möglichst stark gegen einander geneigt wären, und jede derselben wiederum die günstigste Neigung zur Ebene der Planetenbahnen hätte. Der Anpassungsproceß muß also drei Ebenen herstellen, und die günstigste Lage derselben zu einander wäre gegeben, wenn die Ebene der rechtläufigen Kometen senkrecht auf der Ebene der rückläufigen Kometen stünde und beide einen Neigungswinkel von 45° zur Ebene der Planetenbahnen hätten.

Nun findet sich bei Lamont*) folgende Tabelle:

Neigung	Zahl der Kometen rechtläufig	rückläufig
0°—30°	24	15
30—60	34	42
60—90	27	29

— aus welcher hervorgeht, daß die Lage der Kometenbahnen nicht zufällig ist. Lamont erläutert diese Tabelle mit folgenden Worten:

„Wie die Planeten alle Einer Ebene, der Ekliptik, angehören, so gibt es für die Kometen zwei solche Ebenen, die einen Winkel von 45° nach beiden Seiten mit der Ekliptik machen, also auf einander senkrecht stehen; in ersterer Ebene bewegen sich die rechtläufigen Kometen, in der zweiten befinden sich die rückläufigen Kometen."

Die Störungen, welche Kometen in der Planetenregion erleiden, müssen nun allerdings nicht nothwendig im Sinne dieser zweckmäßigen Anordnung geschehen; aber es ist klar, daß sie so lange fortgesetzt werden müssen, bis alle Kometen entweder aus dem Systeme ausgewiesen, oder ihm angepaßt sind; das Letztere geschieht durch eine Anordnung, welche, wie obige Tabelle zeigt, sich schon ziemlich deutlich vorbereitet findet. Die Kometen müssen sich allmählich auf jenen Bahnen anhäufen, auf welchen sie möglichst ungestört verweilen können.

Wir kommen also bezüglich dieser Weltkörper zu folgendem Resultate: Kein zu beobachtender Vorgang spricht für die directe Abstammung der Kometen und Meteoriten von der Sonne; ja es ist undenkbar, daß der rotirende Sonnenball solche Körper abgeworfen haben sollte, welche seine mächtige Anziehungskraft überwanden, und in offene Bahnen geriethen. Dagegen widerspricht es den uns bekannten Gesetzen durchaus nicht, daß Weltkörper, wenn sie vollkommen erstarrt sind und (bei langgestreckten Bahnen) so hohe Temperaturdifferenzen erfahren, in Fragmente und bei fortgesetzter Theilung in einen Schwarm von Meteoriten zerfallen. Meteoritenschwärme haben also das planetarische Stadium hinter sich, und bilden mit den ihnen zugehörigen Kometen die letzte Entwicklungsstufe der von der Sonne abgetrennten Begleiter.

Zu demselben Resultate aber kommen wir vom Standpunkte der indirecten Auslese. Jede zweckmäßige Anordnung kann nur das Endresultat einer Entwicklung sein. Nun ist aber in der Kometengruppe die zweckmäßige Anordnung erst andeutungsweise gegeben; die Kometen erfahren noch so häufige und beträchtliche Störungen, daß wir bezüglich derselben auf eine kürzere Zeit schließen müssen, während welcher die indirecte Auslese thätig war, als bei den anderen Gruppen.

Das Alter der drei Gruppen des Sonnensystems läßt sich also wenigstens vergleichend bestimmen. Die Planeten sind die ältesten, die Kometen die jüngsten Gebilde; zwischen beiden liegen die Asteroiden.

*) Vgl. „Der Kampf ums Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie." Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Denicke. Seite 281—310.

*) Lamont: „Astronomie und Erdmagnetismus." Stuttgart, Franckh. Seite 41.

Goethe und der Großherzog Georg von Mecklenburg.

In diesem Jahre feiert das Mecklenburg-Strelitzer Land den hundertjährigen Geburtstag des edlen Großherzogs Georg, des Lieblingsbruders der Königin Luise von Preußen, eines der hochsinnigsten und edelsten deutschen Fürsten. Was ihn besonders als Menschen kennzeichnet — seine Vorzüge als Fürst kamen in einer schwer bedrängten Zeit auch dem deutschen Vaterlande, nicht nur seinem eigenen Lande zugute — war sein liebenswürdiges Verhältniß zu den Besten und Ersten unter Deutschlands Dichtern und Künstlern. Hier mögen nur die Namen Gottlieb Schick, des Erneuerers deutscher Malerei, Jean Paul,

Rauch, Wilhelm von Humboldt, Johannes von Müller, Henriette Sontag, Wilhelmine Schröder-Devrient, Gentz, La Motte-Fouqué stehen, mit den meisten von denen der Großherzog in lebhaftem Briefwechsel stand. Goethe beansprucht einen Platz für sich. In Teplitz, wo der Dichterfürst 1810 den Brunnen trank, trat der damalige Erbprinz zuerst in näheren persönlichen Verkehr mit ihm, eine Bekanntschaft, welche bis zu des Dichters letzten Tagen sich immer inniger gestalten sollte. Es war wirklich ein Verhältniß auf gegenseitige Achtung und Anerkennung gegründet. In einem kleinen anziehenden Werke von der Hand des nun auch verstorbenen Sohnes des Großherzogs, „Großherzog Georg von Mecklenburg" (Neustrelitz, Barnewitz'sche Hofbuchhandlung, 2 M.), das sehr wenig in die Oeffentlichkeit gelangt und von der Presse gewürdigt ist, dies aber in hohem Grade verdient, finden wir aus den letzten Lebensjahren Goethes eine Beziehung mit dem Großherzoge erwähnt, die für beide Theile unsere Sympathie in ungewöhnlichem Grade erweckt. Bei ihrer letzten Begegnung in Weimar (1825) hatte der Großherzog den Wunsch geäußert, eine Ansicht des Hofes und Brunnens des ehemaligen Goethe'schen Hauses in Frankfurt zu besitzen — theure Jugenderinnerungen an die Frau Rath und die geliebten Schwestern des Fürsten aus längstentschwundener Zeit, die wir Alle in ihrer unnachahmlichen Lieblichkeit kennen. Goethe sandte das Gewünschte im folgenden Jahre mit diesen Strophen, die, in etwas veränderter Form, in seine Werke (Ausg. in 40 Bdn., VI. Bd., S. 108) als Klinger gewidmet übergegangen sind, auch diesem mit denselben Andenken von des Dichters Hand zugekommen sein werden. Für den Großherzog schrieb er:

„An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab in's fernste Lebensland
Nahmst du getrost aus frommer Mutterhand,
Und magst nun gern erloschnes Bild erneuen,
Am hohen Ziel des ersten Schritt's dich freuen."

Und hinter der Zeichnung des Brunnens steht von des Dichters Hand:

„Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n,
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf heit'res Wiederseh'n!"

Während der beiden letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt (1790 und 1792) war der Prinz Georg, damals mit seinen Geschwistern bei der edlen alten Großmutter in Darmstadt wohnend, nach der Vaterstadt Goethes gekommen und hatte beide Male im Hause der „Frau Rath" gewohnt, die stets voll mütterlicher Sorgfalt für ihn gewesen ist. So war der Wunsch nach diesen Erinnerungszeichen ein ganz natürlicher, noch erhöht durch das Andenken an die über Alles verehrte und geliebte Schwester Luise, die sich einst von der Frau Rath das Vergnügen erbeten, an dem alten Brunnen Wasser zu ziehen. Um nun auch dem Dichter durch eine zarte Aufmerksamkeit ein ähnliches Gedenkzeichen zu verehren, hatte der Großherzog Georg, heimlich und durch Vermittlung des Geheimrathes von Meyern in Frankfurt, aus dem Goethe-Hause eine alte Standuhr ankaufen lassen, welche sich in des jugendlichen Goethe Studirzimmer befand. Ihre Weckerglocke hatte einst den Jüngling stets zu neuem Tagewerk gerufen, und dem Greise war ihr Glockenton in frischer Erinnerung geblieben an seine ferne herrliche Jugend. Diese Uhr ward nun, trotz aller Schwierigkeiten, heimlich nach Weimar geschafft und heimlich, mit Hülfe von Goethes altem Diener, so glücklich in des alten Herrn Zimmer aufgestellt, daß er an seinem achtzigsten Geburtstage von ihrem ersten Schlage zu staunender Freude geweckt wurde. Er empfand diese Aufmerksamkeit, wie der folgende Brief zeigt, um so mehr, als dieser Geburtstag der erste war, den er nach seines geliebten Fürsten und Freundes Karl Augusts Tode (Juni 1828) erleben sollte. Und so schrieb er denn von „Schloß Dorneburg, den 3. September 1828", wohin er sich zur stillen Feier des Geburtsfestes seines ihm vorangegangenen Freundes zurückgezogen hatte, an den Großherzog:

„Es war gewiß der liebenswürdigste Originalgedanke, mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußtwerdens zu erinnern, wo das in gar manche Schaalen eingewickelte Leben, unter wundersamen Ahnungen des Zukünftigen harrte. Zugleich aber verleihen jene Töne den höchst angenehmen Eindruck, daß Ew. Königliche Hoheit sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei erfreuten; und so werd' ich nicht nur dadurch in jene Räume als in einen Familienaufenthalt versetzt, sondern bei jedem Stundenschlage hab' ich mitempfunden: daß Höchstdieselben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt. Ew. Königliche Hoheit würden einen so schönen und schwer auszuführenden Gedanken nicht gefaßt haben, wenn Höchstdieselben nicht vorempfunden hätten, mit welchem Entzücken ich dadurch beseligt werden müßte. Ebenmäßig wird auch mein Dank, in den wenigsten Worten ausgesprochen, von Höchstdenenselben mit- und nachempfunden werden.

„Fügt sich nun zu allem diesen hinzu, daß eine so bedeutende Gabe mich in den traurigsten Tagen aufsucht und bei dem tiefempfundenen Verlust mir auf das Klarste bekundet, wie viel Wohlwollen für mich noch auf der Erde lebt und welch' ein herrlicher Antheil daran mir noch immer vorbehalten bleibt, so steigert sich der Werth in's Unendliche. Hier sei mir aber vergönnt zu schließen, in der Ueberzeugung, daß sich Höchstdieselben den besten und vollständigsten Commentar zu diesem wenigen Texte auszubilden im Falle sind. Möge sich alles Gute um den verehrten geliebten Fürsten versammeln, und der reine Antheil, den er in Freud und Leid den Seinigen zuwendet, Ihm selbst die vollkommenste Belohnung sein. Verzeihung der fremden Hand, die meine will nicht mehr fördern. Geschlossen an einem Tage, der uns bisher so festlich gewesen, und nunmehr trüb und freudlos erscheint. (Eigenhändig) Verehrend, vertrauend — Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster treu angehöriger Diener

J. W. v. Goethe."

In einem anderen Briefe des Dichters an den Großherzog heißt es: „Wenn man beim Vorrücken in höhere Jahre so manches hinterbleiben, so manches verschwinden sieht, so ist das Allertröstlichste, daß die wahren menschlichen Gefühle, einmal rein empfangen durch alle Zeit und Ereignisse durch, in lebendigem Wachsthum einer gesegneten Zukunft entgegenreifen."

Und die „wahren menschlichen Gefühle rein empfangen" belebten Beider Seelen!

Hermann Kindt.

Notizen.

Die Räthsel, welche das vielgestaltige Oestreich der Welt zu lösen gibt, sind in der letzten Zeit durch die Convention von Novibazar um ein neues vermehrt worden. Es fällt uns natürlich nicht ein, die zahllosen Betrachtungen, welche das Abkommen in Wien und anderswo veranlaßt hat, mit einer Nachschrift zu versehen, die in etwas anderen Worten sich doch nur wieder in demselben Ideenkreise bewegen würde. Die Geheimgeschichte der östreichischen Annexionen im Orient, worauf die Sache ja doch hinauslaufen muß, wird einmal den Memoirenschreibern einen überreichen Stoff gewähren. Wie viel interessanter könnte die Politik sein, dürfte sie, statt im Chorgesange nach dem Taktstock der verschiedenen Preßbüreaus die Ereignisse zu begleiten, sofort erzählen, was bei der gegenwärtigen Einrichtung oft erst nach einem halben Jahrhundert den schweigsamen Archiven entlockt wird. Jetzt werden sogar einige verrätherische Anekdoten nur dann enthüllt, wenn sie irgend einem der Betheiligten in den Kram passen. Nicht umsonst erhielt der Pariser Timescorrespondent vor einiger Zeit die Erlaubniß zum Abdruck der übrigens halbwegs Eingeweihten ohnehin bekannten Geschichte, daß Lord Beaconsfield die Balkanlinie nur durch Bestellung eines Extrazuges, der ihn wegen der russischen Weigerung die Linie zu bewilligen nach London zurückführen sollte, durchgesetzt hat. Der Congreß drohte daran in die Brüche zu gehen, und Gortschakow fügte sich. Mit Bosnien und Herzegowina ging es noch anders zu. Der Vertrag gewährte Oestreich die Besetzung und Verwaltung im Einverständniß mit der Pforte

und ohne daß diese ihre Hoheitsrechte preisgab. Aber die schlauen Ottomanen wollten doch noch andere Vorkehrungen treffen. Am Tage der Unterzeichnung warteten die Congreßmitglieder vergebens auf ihre türkischen Collegen. Schon begann ein Geflüster über ihr träges Säumen und eine Besprechung der Form, in welcher man ohne sie mit der Ausfertigung des Instruments vorgehen, ihnen nöthigenfalls das Protokoll offen halten sollte. Endlich kam einer der Herren, entschuldigte die Anderen wegen dringender Geschäfte und producirte behufs der Unterschrift ein Siegel, das sich aber bei näherer Besichtigung als ein unrichtiges, in der Eile falsch gegriffenes erwies. Dadurch neuer Aufschub, neues Geflüster und große Ungeduld, bis alle Bevollmächtige endlich erschienen und das Werk des Congresses seinen Abschluß erhielt. Später erfuhr man, daß es sich um ein geheimes Abkommen zwischen der Türkei und Oestreich gehandelt hatte, wodurch letzteres dem Sultan die Oberhoheit auch in den Gebieten sicherte, deren Occupation Oestreich von dem Congreß übertragen wurde. Auch die Vertreter Oestreichs waren etwas verspätet in der Sitzung erschienen, wenn auch früher als die Türken, die wahrscheinlich nach Hause telegraphirt und erst auf Grund des vertraulichen Arrangements die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Berliner Tractats erlangt hatten. Die Thatsache jener geheimen Uebereinkunft war schon vor einigen Wochen, wenn auch nur unter der Rose und ohne diese immerhin charakteristischen Details in einem über solche Dinge oft unterrichteten Blatte angedeutet. Die gegenwärtige Verwunderung der Wiener, daß die wohlgeschulte türkische Diplomatie sich jetzt auch in einem öffentlichen Document gelegentlich Novibazars vorgesehen, will denn auch Niemand begreifen. Im Ganzen aber erfährt das Publicum von den wirklichen Vorgängen herzlich wenig. Man vergleiche nur die Correspondenz Friedrichs des Großen, von welcher bald der zweite Theil erscheinen wird, mit den gleichzeitigen und auch den späteren öffentlichen Historien. Diese geben durchweg, gelinde gesagt, ein unvollständiges Bild der damaligen Geschehnisse, die für alle Folgezeit von so großer Bedeutung waren. Wer übrigens die Fortsetzung jener Correspondenz in den Aushängebogen bereits zu Gesicht bekommen, kann derselben eine noch größere Sensation im guten Sinne des Wortes versprechen, als der erschienene Anfang schon veranlaßt hat. Die Franzosen namentlich haben sich viel damit beschäftigt. Der sarkastische Cherbuliez hat unter durchsichtiger pseudonymer Verhüllung in einer vielgenannten Revue sehr pikante Vergleiche zwischen der Realpolitik Friedrichs des Großen und einer anderen berühmten unserer Tage gezogen. Die Franzosen hatten schon unter den wuchtigen Schlägen von 1870 zu ihrem Erstaunen die Erfahrung gemacht, daß die träumerischen Deutschen mit den blonden Haaren und den blauen Augen, wie sie Frau von Staël unter Mithülfe Schlegels geschildert, sehr praktisch geartet wären und ihren Vortheil wahrzunehmen wüßten. Die Friedericianische Correspondenz brachte ihnen die Enthüllung, daß es auch früher nicht anders gewesen, wo nur eine starke Hand die im Reiche zersplitterten Kräfte der Nation irgendwo zusammengefaßt hatte. Je weniger idealistisch dem Auslande gegenüber die Germanen erschienen, desto höher stieg der Respect, welchen ihnen die Nachbarn zollten. Die Erfahrung wird uns hoffentlich nicht verloren sein, sollte aber auch auf allen Gebieten zur Vorsicht mahnen, daß nicht die errungenen Vortheile durch Rechenfehler wieder gefährdet werden.

* * *

Darstellungen der griechischen Mythe von Cornelius in photographischer Nachbildung.

„Wann werden diese Papiere einmal hübschen Gemälden Platz machen?“ So hört' ich jüngst von Damenlippen fragen im obern stattlichen Mittelraum der Nationalgalerie zu Berlin; ich glaubte zu wissen, daß gerade für die Cartons von Cornelius diese Säle gebaut sind, ein Heiligthum deutscher Kunst. Sie hat hier die Ideen des Christenthums ebenso tief erfaßt und frei gestaltet, als sie das Wesen des Griechenthums in der Darstellung seiner Götter- und Heldensage veranschaulicht, beides in einer Formensprache, welche das originale Gepräge des deutschen Stils und des deutschen Meisters bewahrt, es aber durch das Studium der Antike und der Italiener geläutert hat. Allerdings, das Gedankenvolle und das Gewaltige überwiegt das anmuthend Gefällige; Cornelius will nicht den Sinnen schmeicheln, sondern den Geist anregen und befriedigen, und darum bedarf seine Weise der Ergänzung durch die realistische, coloristische Richtung der Malerei in unserer Zeit. Darum aber auch sind die Compositionen, die er ursprünglich nicht in Farben sondern in Linien dachte, durch die Photographie so genügend wiederzugeben und zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, wie es nun geschehen ist. Die photographische Gesellschaft zu Berlin, welche vor einigen Jahren die Cartons zum Campa santo veröffentlichte, hat nun auch die anderen in der Glyptothek zu München ausgeführten herausgegeben, welche der Darstellung der griechischen Götter- und Heldenwelt gewidmet sind; die Größe des Formats ist dem Stoffe gemäß und durch sie kommt die innere Großheit der Formen unmittelbar zur Empfindung.

Cornelius hat die antike Mythologie nicht nach Art der Renaissance wie ein heiteres Phantasiespiel behandelt, sondern im Anschluß an die deutsche Wissenschaft in ihr die religiöse Wahrheit erkannt, soweit sie den Griechen offenbar geworden und durch die Einbildungskraft des Volkes sowie der Dichter und Plastiker Gestalt gewonnen. Er versenkt sich mit ernsten Sinnen in ihren idealen Gehalt, er zeigt uns das Göttliche, wie es in der Naturordnung, in den Elementen, den Tages- und Jahreszeiten waltet, er zeigt es in drei großen Entwürfen als sittliche Weltordnung in ihrer Beziehung zum Menschen: die sittliche Kraft des Herakles erringt die Aufnahme in den Olymp, die göttliche Gnade rettet den Arion, die Liebe überwindet die Schrecken des Todes, wenn Orpheus in die Unterwelt hinabsteigt um seine Gattin wiederzufinden. Cornelius hat nicht blos die Götter des Olymps, des Meeres und der Unterwelt zusammengestellt, er hat echt malerisch eine Handlung gefunden, auf die ihr Verein sich bezieht, die einen momentanen Ausdruck und eine lebendige Wechselbeziehung der Gestalten bedingt. In ähnlicher Weise hat er die Situationen zu größeren und kleineren Bildern aus der Ilias gewählt, und neben das gewaltige Schlachtbild vom Kampf um Patroklos eine erschütternde Tragödie mit der Zerstörung Trojas gestellt, die an den Agamemnon von Aeschylos gemahnt. Neben den Büsten von Zeus und Athene nach Phidias, neben denen des Apolls von Belvedere und des Hermes von Praxiteles sollten in den Sälen unserer Gymnasien auch einige dieser Compositionen von Cornelius der heranwachsenden Jugend den Geist des Alterthums leibhaftig vor Augen stellen.

M. Carriere.

* * *

Provencalische Geschichten.

Von Alphonse Daudet.*)

„Ich habe mein Bestreben darauf gerichtet, daß die Uebersetzung nicht zu weit hinter dem Original zurückbleibt.“ Mit diesen Worten schließt der Uebersetzer Stephan Born seine Vorrede zu den „Lettres de mon moulin“ des französischen Schriftstellers A. Daudet. Er hat vielleicht Recht gehabt, den Originaltitel abzuändern in „Provencalische Geschichten“, entschieden Recht mit seinen Uebersetzungsprincipien, und ein beinah noch entschiedeneres Glück mit der Ausführung. Der Wurf ist in jeder Beziehung gelungen und Born darf, wenn irgend Einer, von den „grotesken Uebersetzungen aus Knabenhänden“ sprechen, „die deutsche Zeitungen uns gebracht haben“. Das Selbstgefühl, das sich hier aus der stillschweigenden Vergleichung von selber ergibt, ist, gegenüber der Stümperarbeit, an die gedacht wird, gar wohl erlaubt, wäre selbst einem weniger versirten Uebersetzer, der blos ein wenig Gewissenhaftigkeit mitbrächte, nicht zu verdenken. Borns Arbeit liest sich wie das Original; das ist in wenig Worten viel gesagt, aber es ist wahr. Viel gesagt: denn der Zauber, den die Daudet'schen Bilder und Bildchen auf jeden richtig organisirten, also auch deutschen Leser ausüben, liegt ja nicht zum wenigsten in der Farbenpoesie, d. h. kurz und trocken, im Stil. Auch die Zeichnung ist gewöhnlich von wunderbarer Richtigkeit, mag sie auch noch so sehr durchwoben und verschlungen sein mit Arabesken der Phantasien, die in der Wirklichkeit kein Urbild haben: das Entzückende daran, das geheimnißvoll Ergreifende bleibt doch das prächtige Farbenspiel. Der Stil hat Geheimnisse wie das Metrum, wie die Musik, die ihm Keiner ablauscht, die selbst der glückliche Besitzer nicht durchschaut, trotzdem, daß er durch sie wirkt. Man streife diesen „Provencalischen Geschichten“ den farbenprächtigen Blüthenstaub ab — und hin ist es mit ihrem Zauber. Sie werden zwar immer noch interessiren können durch allerlei feine psychologische Züge, durch reinliche saubere Zeichnung, durch originelle Staffage, durch Perspective und Hintergrund, gewiß, aber die prächtige Romantik,

*) Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. 8. 245 S. Basel 1879, Benno Schwabe. 3 M. 40 Pf.

die „unsern Sinn gefangen hält", ist weggeblasen; und eine Romantik duftet, weht und glitzert hier, so ursprünglich, so natürlich, so naiv unbefangen, so herrlich, leuchtend und stimmungsvoll, daß der Deutsche das Gefühl seiner Bewunderung nicht zurückdrängen kann. Ja, gerade der Deutsche am allerwenigsten, und zwar darum, weil er sich, dem Franzosen und der Tradition gegenüber, in seinem nationalen Urtheil oder Vorurtheil auf ganz andere Dinge, auf eine grundverschiedene Stimmung gefaßt machen mußte; denn „was kann aus Israel Gutes kommen?" das heißt, in's gute Deutsche verdolmetscht: „Wie kann von jenseits des Rheins eine gute Romantik ausgehen? Ist sie nicht durch und durch ungesund, schlägt links und rechts über ins Barocke und Groteske, oder gar in den höheren Wahn- und Blödsinn?" Ja, so war man's bisher gewohnt zu glauben, und der grandiose Chorführer der französischen Romantik, Victor Hugo, trägt am allermeisten Schuld an diesem — Vorurtheil. Denn ein Vorurtheil ist es, das kann Jedem, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der Romantiker A. Daudet schwarz auf weiß beweisen und mit schmetternden Lauten in die Seele hineintönen. Selbst gewiegten deutschen Literarhistorikern ist der Verfasser erst bekannt geworden und auch jetzt noch nur bekannt durch seine Sensationsromane „Fromont jeune et Risler aîné" 2c., darin glaubte man das Wesen des Autors erfaßt zu haben, daraus den „Homunculus" Daudet herausdestilliren zu können. Für den Waldesduft der Romantik war nun allerdings dort, in dem Moderduft einer entsetzlichen Wirklichkeit, wenig oder kein Raum geblieben; der Realismus, und zwar der echt französische, der keine Concessionen an die ethischen Mächte, an Anstandsregeln und Gesellschaftsparfum kennt, hatte dort einen großartig-furchtbaren Triumph gefeiert, — aber das war eben nicht der ganze Daudet. Die Franzosen sind gewiß über diese (doch nur scheinbare!) Metamorphose des „Romancier" Daudet, den sie aus jenen „Lettres de mon moulin", den „Contes de lundi" 2c. kannten, in den „Sittenschilderer" von „Fromont jeune et Risler aîné" ebenso erstaunt gewesen als wir Deutsche, die wir nun den Daudet Nr. 1 *nach* Daudet Nr. 2 kennen lernen, es sein werden. Wie ganz anders stellt sich *nun* aber jener Daudet Nr. 1 dar! Nicht blos, wie bisher im besten Falle, als der vom Pessimismus getränkte Künstler, mit der tiefen, ja unheimlichen Kenntniß des menschlichen Seelenlabyrinths, der Zauberer, dem jede Gestalt, die er mit dem Stabe berührt, stehen und ihr Innerstes bloßlegen muß, sondern als der *große* Künstler, dem jede aufdringliche Tendenz ferne steht, der *wahre* Dichter, dem neben jenem Blick in die Abgründe der Menschenherzen auch das naive Kinderauge zu Gebote steht, mit dem er die Natur und die Dinge der Welt betrachtet, in dem sich der Sonnenschein und das Rebenlaub seiner lieben Provence gerade so wahr und treu spiegeln, als die grellen Reflexe von Paris-Babylon im Auge des strengen Sittenrichters. Und jene Ironie, (die der Uebersetzer in seinem lesenswerthen Vorwort mit Recht hervorhebt), jene souveräne Ironie, „die von unsern klugen Romantikern als das Salz aller Poesie erkannt wurde, das aber kaum einer von ihnen besessen", — glänzt sie nicht in hellsten Farben auf dem Dichterwappen Alphonse Daudets? und springt sie nicht dem feinen Beobachter selbst aus diesen naiven Provencaler Bildchen entgegen? Ja, auch sie gehört eben mit zu jenen kostbaren Ingredienzien, durch welche das geheimnißvolle Gold des Stiles erzeugt wird. Was ist Romantik ohne Sonnenschein und Vogelsang und Blumenduft und Waldeskühle? aber was ist sie, wenn *nur* aus diesen Dingen zusammengewoben? Ein Nichts, höchstens ein Kindervergnügen; der Stil erst gibt ihr die Weihe, die künstlerische Berechtigung, die Stimmung und die Macht über unser Gemüth. An solchen Stil ist man aber bisher von Dichtern französischer Zunge — ich denke sogar, in Frankreich selber — nicht gewohnt gewesen, und sprechen wir es unumwunden aus, selbst in Deutschland, dem gelobten Lande der Romantik, der Heimat Eichendorfs, Tiecks und Brentanos, gibt es wenige Meister, die ihre Klinge besser zu führen verständen als der Franzose. Er hat nicht blos „einige Tropfen aus der Zauberphiole unseres Hoffmann" (obschon *seine* „Hoffmann'schen Tropfen" ohne den Beisatz des Gespensterhaft unheimlichen sind), sondern der große und ganze Eichendorf scheint seinen Extract zu jenem Tranke geliefert zu haben, den der Franzose braut — und doch kennt er diesen, den deutschen Dichter schwerlich anderswoher als etwa aus Heinrich Heines Buch über die deutsche Romantik. Wir Deutschen sind nicht arm an solchen einfachen oder einfach sein sollenden Land- und Dorfgeschichten, an Idyllen aus diesem oder jenem Ries, diesem oder jenem stillen Winkel, aus der Mark und den Marschen, und in *einem* Punkte leisten wir, gewiß alle, *mehr*, wenigstens ein Mehreres als der Franzose: in der *Erfindung* nämlich. Jene *deutschen* „Geschichten" (oder welchen Namen sie meist tragen) sind doch wenigstens, wenn sie nicht geradezu ins Gebiet der Erzählung gehören, von dem „nicht mehr ungewohnten" rothen Faden einer solchen durchzogen, man hört darin bald stärker bald schwächer das Weberschiffchen der Clio sausen, und der Einschlag der Ereignisse verschlingt sich irgendwo zu einem Knoten, und der Knoten hat irgendwo eine Lösung. Nicht so bei dem Franzosen. Kaum ein Kind würde zufrieden sein mit dem, was sich hier ereignet oder vielmehr nicht ereignet; ein gescheidtes Kind ferner würde mit leichter Mühe zu dem Faden, den ihm der Autor in die Hand gibt, eine wirkliche ordentliche „Geschichte" weiter und zu Ende spinnen können. Mangel an Erfindungsgabe ist es bei Daudet natürlich nicht, was ihn abhält, wirkliche „Geschichten" zu componiren; es ist Absicht und er macht sogar hier und da den Eindruck, als ob er das Kunststück zeigen wollte, wie man den Leser bei und trotz geflissentlichem Sichhinwegsetzen über das Allernothwendigste und Primitivste dennoch interessiren, ja bezaubern kann. Das wäre dann allerdings *Tendenz* und würde zu der sonstigen Naivetät des Künstlers nicht recht stimmen. Dem sei nun wie ihm wolle, so können diese Bilder nur cum magno grano salis „Geschichten" genannt werden; daher unser „vielleicht" am Anfang dieser Anzeige. Aber nun, trotz Abwesenheit von Handlung, welcher Reichthum an Tönen! Keine Gefühlssaite bleibt ohne Anschlag, vom innigen Behagen bis zum kalten Beben — blos das Jauchzen der Liebe fehlt. Das ist höchst merkwürdig, aber doch Alles eher als ein Armuthszeugniß für den Verfasser. Der Humor nun aber, der da überall, auf den bestaubten Straßen, in den Stuben und Klöstern, hinter dem Maulthier des Papstes und hinter dem Chorrock des simplen Priesters umherspringt, der uns mit dem Pfarrer von Cucugnan in Himmel, Fegefeuer und Hölle, mit dem Pater Gaucher in die Bräuküche der Prämonstratensermönche und mit dem Kaplan der edlen Herrn von Trinquelague in deren Kapelle versetzt, dieser Humor, der in die geistlichen und weltlichen Tiefen und Misèren hineinleuchtet, der, wie der „Leuchtthurm der Blutdürstigen" (S. 78) ins tosende Meer, so seine Strahlen auch in die Abgründe der Seelennacht und des Grauens hineinsendet — er ist von einer wunderbar bestrickenden Kraft und Energie. Wir Deutschen glaubten bisher im Alleinbesitz dieses Zauberelixirs zu sein, wenigstens die *kräftigsten* Kräuter zur Herstellung desselben zu kennen! Man lese nur die paar Seiten vom „Elixir des ehrwürdigen Pater Gaucher", oder dem „Geheimniß des Meister Cornille", oder den „drei stillen Messen" und jeder Unparteiische wird sich sagen müssen: Das ist Geist von Jean Pauls Geist, aber noch feiner, noch würziger, noch einfacher. Dieser Stil, dieses geheimnißvolle Etwas, es duftet so erquickend, wie für Nase und Gaumen des Pater Gaucher sein Gewürzwein und für die sothanen Sinnesapparate des Dom Balaguère die getrüffelten Truthühner aus der Schloßküche der Sires de Trinquelague. Und das will wiederum viel sagen! J. Mähly.

Bibliographie.

Rob. Avé-Lallemant, Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter, gest. 1579. Eine Festschrift zur Gedächtnißfeier der 300sten Wiederkehr seines Todtenjahres. 8. 55 S. Leipzig 1879, Foltz.

Deutsche Dichter des sechszehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 11. Bd. Die Narrenbeschwörung von Thomas Murner. 8. LVII u. 283 S. Leipzig 1879, Brockhaus. à Bd. 3. 50.

Alph. Daudet, provencalische Geschichten. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. 8. XV u. 245 S. Basel 1879, Schwabe. 3. 20.

Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Uckert u. W. von Giesebrecht. 6. Lfg. 2. Abth. A. u. d. T.: Geschichte der Niederlande von K. Th. Wenzelburger. 1. Bd. 8. VIII u. 817 S. Gotha 1879, F. A. Perthes.

H. Welcker, über Bau und Entwicklung der Wirbelsäule. Vortrag in der Sitzung der naturforschenden Gesellschaft (in Halle) am 26. Oct. 1878 gehalten. 8. S.

Inserate.

Ein jung. Mann v. 20 J., Schreiber, sucht bei einem Gelehrten, wo ihm Gelegenh. z. Erwerb. v. Kenntnissen gegeb. wird, eine Stelle als Famulus 2c. Off. w. sub **A. M. 9** a. Exp. d. Bl. erb.

Neue Pracht-Bilderbibel
in Lieferungen à M. 1. 50 Pf.

Goldene Bibel

Die Heilige Schrift
illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen.

Herausgegeben von
Alfred von Wurzbach.

Photographiedruck von Martin Rommel.

Ausgabe für Katholiken
Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe
Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Höhe der Bilder 46½, Breite 34½ Centim.

— Es existiren wohl schon treffliche illustrirte Bibeln, ältere und neuere, doch keine, welche die Idee, biblische Compositionen von Meistern aller Zeiten in größtem Format nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher zu einem Ganzen zusammenzustellen, wie das vorliegende Werk realisirt hat. Die „Goldene Bibel", welche jene ewig jungen Erzählungen der biblischen Geschichte so wiedergibt, wie sie sich in der künstlerischen Phantasie der großen italienischen, niederländischen, französischen und deutschen Meister alter und neuer Zeit wiedergespiegelt haben, ist durch diesen ihren Inhalt bestimmt, eben so ein religiöses wie ein künstlerisches Erbauungsbuch zu werden. Die Preis-Bestimmung, von Mark 1. 50. = 2 Francs = 90 Kr. ö. W. pro Lieferung ist derart, daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten ermöglicht, und daß die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt ist, die „Goldene Bibel" werde sich den Ehrenplatz eines Hausschatzes in jeder Familie erobern.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Folgende Werke meines Bruders Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M. sind in meinem Verlage erschienen:

Sebast. Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung v. J. 1532 mit Erläuterungen 1876. Preis *M.* 7. 20.

Publicistische Wahrheitsliebe. Nebst einem antisocialistischen und antipapistischen Anhang 1877. Preis *M.* 1. 50.

Niederdeutsch und Norddeutsch. Offener Brief an Edm. Hoefer 1879. Preis 80 Pf.

Poesneck, Mai 1879. **C. Latendorf.**

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a/S.** ist soeben erschienen:

Antik und Modern.

Ein Vortrag
von Dr. **Christian Muff.**
Broschirt 1 *M.*

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, K., Zeiten, Völker u. Menschen. Band I. **Frankreich und die Franzosen.** 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 8. *M.* 6.

Maipredigten v. Frater Hilarius (Ed. Fentsch). 5. Auflage. 12. Geh. *M.* 2., sehr elegant geb. *M.* 3.

Naumann, Prof. Dr. **E., Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** 4. Aufl. 8. Geh. *M.* 5, geb. *M.* 6.
—— —— Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 8. Geh. *M.* 12., geb. *M.* 15.

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, vorräthig bei **A. Hartleben** in **Wien I,** Wallfischgasse Nr. 1:

Illustrirte Geschichte der Schrift.

Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde.

Von
Karl Faulmann.

Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften.

In 20 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 60 Pf.

Jede Lieferung enthält zwei Bogen Text in schöner und gediegenster Ausstattung, hergestellt durch die k. k. Staatsdruckerei in Wien. Monatlich erscheinen zwei Lieferungen.

Wie **Lesen, Schreiben** und **Rechnen** die **Elemente alles Wissens** sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erlernt, so ist auch die **Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Culturgeschichte der Menschheit** und innig mit dem seelischen Theile des Völkerlebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal unsere altüberlieferten Schriftzeichen uns an eine gedankenlose Erlernung derselben gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn **in diesen Zeichen herrschte einst Leben und Sinn;** gerade so, wie die ägyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche lebten, liebten, lachten und weinten wie wir. **Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen** und **die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publikum aller Stände vorzuführen,** ist die Tendenz dieses Werkes.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände) übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Odilo.

Von
Oscar von Redwitz.

1.—4. Auflage.

8. 23 Bogen. 5 *M.* — Hochelegant geb. 6 *M.* 50 Pf.

Das epische Glaubensbekenntniß des trefflichen Dichters, welches in dem schönen Wort gipfelt: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe."

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Verlag von
Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Geschichte der deutschen Literatur

im achtzehnten Jahrhundert.

Von **Hermann Hettner.**

(Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648—1740.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.

Drittes Buch (in zwei Abtheilungen): Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Dritte umgearbeitete Auflage.

gr. 8. geh. Preis zus. 30 *M.* 50 Pf.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Leonhard Simion in Berlin und Theodor Thomas in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 22. Berlin, den 31. Mai 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Eigenthumsrecht an Briefen. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Frühlingslieder. Von Martin Greif. — „Und sie kommt doch!" Erzählung aus einem Alpenkloster von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Wilhelm Jensen. — Eduard v. Hartmanns Ethik. Von Hieronymus Lorm. I. II. — Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München. Von Monacensis. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Das Eigenthumsrecht an Briefen.

Die Frage des Eigenthums an Briefen bietet selbstverständlich ein großes praktisches Interesse; sie ist aber nicht allein von den Specialgesetzgebungen nur leicht gestreift, sie ist nicht einmal erschöpfend discutirt worden: doch liegt es auf der Hand, daß das Eigenthum an Briefen Besonderheiten bietet, für welche die Rechtsgrundsätze über das Eigenthum an beweglichen Sachen überhaupt nicht als ausreichend erachtet werden können.

Es darf nun zunächst wohl als feststehend angenommen werden, daß, wo eine Specialgesetzgebung über den Gegenstand schweigt, die allgemeinen Rechtsgrundsätze als maßgebend zu gelten haben, und wir werden deshalb ohne Weiteres auf das römische Recht zurückgreifen dürfen.

Ganz allgemein sagt Labeo (de acquirendo rerum dominio), daß ein Brief nicht eher Eigenthum des Adressaten wird, als bis er ihm übergeben worden ist; Regian aber (de furtis), wenn er untersucht, wem bei Unterschlagung eines Briefes die Diebstahlsklage zustehe, unterscheidet dahin, daß ein Brief, der einem Sklaven des Adressaten, oder — wovon unter den jetzigen Verhältnissen allein die Rede sein kann — dem Geschäftsbevollmächtigten des Adressaten übergeben worden, sofort Eigenthum des Adressaten wird, es sei denn, daß dessen Zurücksendung ausdrücklich gefordert ist. Daß ein Brief, den der Schreiber desselben noch nicht aus den Händen gegeben, Eigenthum des Schreibers ist, darüber besteht kein Streit.

Wer einen Brief an eine bestimmte Person adressirt, erklärt damit unleugbar seinen Willen, das Eigenthum dieses Briefes an diese Person übertragen zu wollen, sowie umgekehrt die Person, die einen solchen an sie adressirten Brief in Empfang nimmt, ihre Absicht, das Eigenthum an ihm zu erwerben. Bestätigt wird diese Behauptung sowohl durch die östreichische Gesetzgebung, welche einestheils jeden Kaufmann verpflichtet, die empfangenen Handelsbriefe aufzubewahren und anderntheils jede Verpflichtung eines Advocaten leugnet, Briefe der Partei an ihn dieser Partei auszufolgen, als auch durch die französische Jurisprudenz, welche jederzeit den Grundsatz festgehalten hat, daß jeder Brief, sobald er dem Adressaten übergeben worden, aufgehört hat, Eigenthum des Schreibers zu sein.

Das ist also die Regel, aber die Regel hat ihre Ausnahmen und zwar ihre sehr berechtigten Ausnahmen. Einen dieser Ausnahmsfälle haben wir bereits genannt, den Fall, wo die Rücksendung des Briefes bedungen, wo also die Absicht, das Eigenthum davon zu übertragen, entschieden nicht vorhanden, sondern wo es nur die Meinung gewesen ist, dem Adressaten ein gewisses Gebrauchsrecht einzuräumen. Weitere Ausnahmen statuiren die neueren Einzelgesetzgebungen, sofern sie (z. B. Frankreich) aussprechen, daß die geschäftlichen Briefe eines Handlungshauses an seinen Bevollmächtigten Eigenthum des Handlungshauses bleiben und auf Verlangen zurückgestellt werden müssen, oder sofern sie (Frankreich und Oestreich) die Correspondenz eines Notars, der seiner Stelle verlustig erklärt worden, als ein integrirendes und von dem Notar nicht zu beanspruchendes Zubehör des Notariatsbureaus erklären — ein Grundsatz, der wohl, ohne der Sache Zwang anzuthun, auch insofern Anwendung zu finden hat, daß die amtliche Correspondenz der Staatsbehörden mit den einzelnen Beamten Eigenthum des Staates ist und bleibt.

Wenn es nun hiernach aber eigentlich keinem Zweifel unterliegt, wem das Eigenthum an einem Briefe zustehe, den der Schreiber noch nicht aus der Hand gegeben oder den der Adressat schon übernommen hat, so kann es sich nur noch fragen, was bei einem vom Schreiber abgesendeten, jedoch dem Adressaten noch nicht übergebenen Briefe, was bei einem Briefe Rechtens ist, der erst den Weg vom Adressanten an den Adressaten zurücklegt.

Der Fall, wo der Brief einem Beauftragten des Adressaten übergeben worden, ist schon in der oben angezogenen Entscheidung des römischen Rechts kurz berührt, und es versteht sich im Grunde von selbst, daß, wie an beweglichen Sachen überhaupt, auch an Briefen das Eigenthum durch Stellvertreter erworben werden kann, und zwar so, daß der Adressat, wenn anders der Stellvertreter überhaupt ermächtigt ist, Eigenthum für einen Dritten zu erwerben, das Eigenthum in demselben Augenblick erwirbt, wo sein Stellvertreter den Brief in Empfang nimmt, ohne daß derselbe dazu einer Specialvollmacht bedürfen würde. Eben so selbstverständlich ist es, daß unter Umständen, und falls der Adressat selbst den animus domini hat, das Eigenthum auch durch eine Person, die keine juristische Handlung unternimmt, sondern lediglich ein Instrument eines Dritten ist, beispielsweise also durch einen Boten erwirbt, der einen Brief zu überbringen und die Antwort darauf zurückzubringen den Auftrag hat. Von diesen Fällen freilich abgesehen, wird es als Regel gelten müssen, daß ein abgesendeter Brief in das Eigenthum des Adressaten erst dann übergeht, wenn er oder sein Stellvertreter ihn in Empfang genommen, und diese Regel findet ganz speciell da Anwendung, wo — die häufigste und wichtigste Art der Uebersendung — der Brief mittels der Post übersendet wird.

Nach dem deutsch-östreichischen sowohl, als dem Welt-Postvertrag, hat der Absender das Recht, über einen der Post

übergebenen Brief auf seine Kosten so lange zu verfügen, als derselbe nicht an den Adressaten ausgefolgt ist, und die Entschädigung für den Verlust eines recommandirten Briefes wird nicht dem Adressaten, sondern nur dem Absender geleistet — beides zum vollgültigen Beweise, daß das Eigenthum auch an einem durch die Post zu befördernden Briefe dem Absender bis zu dem Augenblicke zusteht, wo dieser Brief dem Adressaten eingehändigt worden.

Wo nun übrigens auch der Adressat Eigenthümer des Briefes geworden, unterliegt sein Eigenthumsrecht mehrfachen Beschränkungen, die das Eigenthum an anderen beweglichen Sachen nicht kennt. Abgesehen davon, daß z. B. der Kaufmann die erhaltenen Handelsbriefe und der Advocat die von der Partei an ihn gerichteten Briefe noch eine gewisse Zahl von Jahren aufzubewahren hat, liegt eine sehr wesentliche Beschränkung des unbedingten Verfügungsrechts des Eigenthümer gewordenen Adressaten in dem sogenannten Autorrechte, dessen Anwendung allerdings voraussetzt, daß der Brief als ein literarisches Erzeugniß zu betrachten, d. h. daß derselbe das Product einer eigenen geistigen Thätigkeit des Autors und daß er zum Gegenstand des literarischen Verkehrs, des Verlags, geeignet sei. Wo aber diese Voraussetzung zutrifft, da bleibt das Urheberrecht an einen Brief auch nach dessen Gelangung an den Adressaten gewahrt, und es hat diese Anschauung auch legislativen Ausdruck in dem deutschen Gesetz vom 11. Juni 1870 gefunden, welches ausdrücklich bestimmt, daß auch der rechtmäßige Besitzer eines Manuscripts oder einer Abschrift desselben zum Abdruck der Genehmigung des Urhebers bedarf.

Sollten aber nicht noch anderweitige Beschränkungen statuirt werden müssen und können? Aus dem Titel des geistigen Eigenthums kann nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil der Briefe der unbeschränkten Verfügung des Adressaten entzogen und speciell gegen Veröffentlichung geschützt werden: wie ist es aber mit den möglicherweise sehr wichtigen Geschäfts- und rein privaten Briefen, durch deren Veröffentlichung dem Absender vielleicht ein schwerwiegender moralischer und materieller Nachtheil entstehen würde?

Die englische sowohl als die französische Gesetzgebung — die letztere namentlich anläßlich des sehr bekannten Falls, wo „La Presse“ die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Benjamin Constants an Madame Recamier ankündigte — haben sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt und im Allgemeinen alles Gewicht darauf gelegt, ob einem Briefe ein vertraulicher Charakter zuzusprechen. Wenn das der Fall, so steht, so entscheiden sie, dem Adressaten das Recht der Veröffentlichung nicht zu, die Gerichte aber haben nach freiem Ermessen zu erkennen, ob jener vertrauliche Charakter vorhanden oder nicht. In Deutschland wie in Oestreich haben bisher weder die Gesetzgebung noch die Gerichte von dem Gegenstand Notiz genommen, wenn die letzteren auch möglicherweise sich veranlaßt sehen könnten, falls ihre Entscheidung angerufen werden möchte, derselben den weitgedehnten Begriff der römisch-rechtlichen injuria — wie er übrigens auch sowohl in das östreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch als in das preußische Landrecht übergegangen — zu Grunde zu legen und jener Injurienklage Raum zu geben, welche das römische Recht in zahllosen Fällen nur deshalb geschaffen, damit dem Verletzten überhaupt ein Rechtsmittel zustehe. Und wenn nun die genannten beiden Gesetzgebungen sich den gemeinrechtlichen Begriff der injuria angeeignet, so wird es gestattet sein anzunehmen, daß, wie im gemeinen Recht, auch nach östreichischem und preußischem Recht eine Veröffentlichung vertraulicher Briefe durch den Adressaten als eine Beleidigung des Briefstellers zu erachten ist.

Allerdings entscheidet das gemeine Recht nur den Fall, wo der Depositor eines Testaments dasselbe dritten Personen zur Kenntniß bringt, aber die bedeutendsten Rechtslehrer — und mehrere Responsa juristischer Facultäten haben deren Ansicht zu Grunde gelegt — sind nicht im Zweifel darüber, daß jede Veröffentlichung der Geheimnisse eines Dritten und daß speciell jede Veröffentlichung vertraulicher Briefe eine Injurienklage begründe oder wenigstens begründen könne. Dem Geiste der angezogenen neueren Gesetzgebung entspricht diese Ansicht sicher, sofern natürlich im Uebrigen die allgemeinen Voraussetzungen einer Injurienklage vorhanden sind, und es fällt dabei ins Gewicht, daß z. B. das östreichische Strafgesetz gewisse schwere Fälle der Aufdeckung fremder Geheimnisse als Uebertretung gegen die Sicherheit der Ehre behandelt. Selbstverständlich ist deshalb nicht jede Veröffentlichung vertraulicher Briefe schon an und für sich eine strafbare Injurie, sondern es hat eben im einzelnen Fall der Richter zu entscheiden, ob deren Voraussetzungen existiren.

Es bleibt jetzt noch zu erörtern, inwiefern die Benutzung eines Briefes vor Gericht das Eigenthumsrecht an diesem Brief beschränken darf. Von der strafgerichtlichen Seite der Frage ist dabei ganz abgesehen, denn alle Gesetzgebungen anerkennen und regeln das Recht zur Beschlagnahme von Briefen und ihrer Verwendung als Beweismittel gegen den Angeklagten. Aber wie ist es im Civilproceß?

Ganz unbestritten steht der Satz da, daß Jedermann das Recht hat, die an ihn gerichteten Briefe seines Gegners im Civilproceß diesem gegenüber als Beweismittel geltend zu machen. Von einer Verletzung des Briefgeheimnisses kann dabei nicht die Rede sein, denn den beiden Parteien ist der Inhalt der Briefe ohnehin bekannt, und wenn die Benutzung derselben vor Gericht im schriftlichen Verfahren überhaupt nicht als Veröffentlichung betrachtet werden kann, so liegt es im mündlichen Verfahren in der Hand des Richters und der Parteien, durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit das Bekanntwerden der betreffenden Beweisstücke zu verhindern: speciell die französischen Gerichte haben in diesem Punkte jederzeit eine außerordentliche Feinfühligkeit gezeigt. Weniger unbestritten oder, richtiger, noch sehr streitig ist die Frage, ob eine Partei vor Gericht von solchen Briefen Gebrauch machen dürfe, die ihr Gegner nicht an sie, sondern an einen Dritten geschrieben, doch scheint der Grundsatz festzustehen, einerseits daß von solchen Briefen, welche durch unerlaubte Mittel in die Hände des derzeitigen Inhabers gelangten, unter allen Umständen kein Gebrauch gestattet und daß andrerseits der Gebrauch unbedingt da gestattet sei, wo die an einen Dritten gerichteten Briefe entweder im Interesse des Producenten geschrieben worden oder wenn der Adressat selbst an dem Processe ein nachweisbares Interesse hat und also gleichzeitig sich selbst vertheidigt, das Alles indeß unbeschadet der Tendenz im Allgemeinen, daß Briefe, welche das freie Ermessen des Gerichts als vertrauliche bezeichnet und welche die Adresse eines Dritten tragen, vor Gericht gegen den Briefsteller selbst dann nicht producirt werden dürfen, wenn auch der Adressat sie dem Producenten zu diesem Zweck übergeben hat. So in Frankreich. Es fehlen nun allerdings anderswo die gesetzlichen Anhaltspunkte, diese Sätze ohne Weiteres auch anderswo zur Geltung zu bringen, zumal sie selbst in Frankreich nicht auf gesetzlichen Vorschriften beruhen; sie haben hier aber durch Richtersprüche, welche auf der Natur der Sache fußen, ihre Ausbildung erhalten, und wenn es im Allgemeinen feststeht, daß auch anderswo die Veröffentlichung vertraulicher Briefe nicht zu gestatten sei, so wird die französische Gerichtspraxis ohne Zweifel auch anderswo Beachtung finden.

Es wird jetzt nur noch über die Editionspflicht in Bezug auf Briefe zu sprechen sein. Die allgemeine preußische Gerichtsordnung (die bürgerliche Proceßordnung für Hannover geht sogar noch etwas weiter) legt der Normirung dieser Editionspflicht die Anerkennung ihrer eigenthümlichen Natur zu Grunde, denn wenn auch nicht blos die proceßführenden Theile, sondern auch alle in den Proceß gar nicht verwickelten Personen als schuldig erachtet werden, auf richterliche Aufforderung jede Urkunde dem Gericht vorzulegen, die zur Aufklärung streitiger Thatsachen geeignet erscheint, so ist doch für die Privatcorrespondenz insofern eine Ausnahme gemacht, als sie nur dann edirt werden muß, wenn sie zwischen den strei-

tenden Parteien selbst geführt worden. Die neueren Gesetzgebungen haben freilich eine so weitgehende Ausdehnung der Editionspflicht nicht statuirt und speciell die neue deutsche Civilproceßordnung verpflichtet den Gegner (und jeden Dritten) zur Vorlegung einer Urkunde nur dann, wenn der Beweisführer ihre Vorlegung auch außerhalb des Processes würde verlangen können oder wenn die Urkunde als eine gemeinsame zu gelten hätte. Dadurch erleidet selbstverständlich auch die Editionspflicht in Bezug auf Briefe starke Einschränkungen, denn als gemeinschaftliche Urkunden werden schwerlich andere Briefe angesehen werden können, als die zwischen den Betheiligten selbst oder die zwischen einem der Betheiligten und dem gemeinsamen Vermittler gewechselten Briefe. Das östreichische Recht kennt auch wohl seinerseits eine Pflicht zur Edition von Urkunden im Allgemeinen, nicht aber von Briefen insbesondere. Daß übrigens aus einer möglicherweise zu irgend einer Zeit einmal sich ergebenden Editionspflicht nicht etwa die Verpflichtung abzuleiten, für eine solche Eventualität alle eingehenden Briefe aufzubewahren, ergibt sich theils aus der Natur der Sache, theils, speciell für Deutschland, aus der nachdrücklichen Bestimmung seiner neuen Civilproceßordnung, welche den Editionseid dahin formulirt, daß der zur Edition Verpflichtete zu beeiden hat, die Urkunde befinde sich nicht in seinem Besitz, er habe sie nicht, um dem Beweisführer ihre Benutzung zu entziehen, abhanden gebracht und er wisse auch nicht, wo sie sich befinde.

Das ganze Thema, welches in Vorstehendem erörtert worden, ist, wie man sieht, durch die Gesetzgebung wie durch die Praxis nur sehr spärlich und lückenhaft behandelt; es scheint aber wichtig genug, die Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise und Gewalten in Anspruch zu nehmen, und es würde uns freuen, dazu die Anregung gegeben zu haben.

Wb.

Literatur und Kunst.

Frühlingslieder.

Vorzeichen.

Sprühregen, drein die Sonne scheint,
Jetzt da und jetzt auch schon vorüber,
So kurz, wie wach der Säugling weint,
Er wendet sich und schlummert lieber.

Sprühregen! Jetzt der Himmel blau
Und jetzt von Wolken überzogen,
Nun lachend über allem Grau
Im Wunderschein der Regenbogen.

Mailaunen.

Warum, verdross'ner Maitag,
Verschleierst du dein Angesicht
Mit trübenden Wolken
Und blickest so unfroh?
Laß trauernder Monde Tagen
Dies mürrische Ausseh'n,
Doch du, der Rose Bräutigam,
Du lache völlig
Und breite die lichten Schwingen,
Dem Schmetterlinge gleich,
In den blauen balsamischen Aether.
Dein Lager aber bereite
Halb wach und reg' in Blumen,
Denn alle Nächte ja
Kann sie, vom Thau erwecket,
Dir, wo du ruhst, erscheinen.

Frühlingsräthsel.

O Herz, was ist mit dir geschehn?
Im Maienmonde Grillen!
Jetzt, da die Rosen aufersteh'n
Und ihre Würzgerüche weh'n,
Um jeden Harm zu stillen,
Jetzt kann dich Leid erfüllen?

Ich weiß wohl, ist's auch lange her,
Von andern Maientagen,
Da warst du nicht so freudenleer,
Zu lachen kam dir da nicht schwer,
Ich mußte oft dich fragen:
Kannst du das Glück ertragen?

Und nun in all' der Lust so trüb,
In all' dem Drang so stille!
Sag' an, wo dir der Jubel blieb,
Hast du nicht mehr das Leben lieb?
O Herz, wo ist dein Wille,
Wo deiner Hoffnung Fülle?

Du scheinest wie der Eichenbaum
Vom Lenz dich auszuschließen,
Er hängt am längst entschwund'nen Traum,
Man sieht ihn leise knospen kaum, —
Doch bald von Haupt zu Füßen
Wird junges Laub ihm sprießen.

Kurzes Glück.

Schon wird im Feld es stiller
Mit jedem Tag,
Gedämpft sind Lerchentriller
Und Finkenschlag.

Des Laubes frische Helle
Weicht sattem Grün —
O Frühling, wie so schnelle
Bist du dahin!

Martin Greif

Ueber „Und sie kommt doch!"

Erzählung aus einem Alpenkloster von Wilhelmine von Hillern.*)

Es ist ein eignes Ding um die große Mehrzahl der literarischen Leistungen des weiblichen Geschlechtes. Zumeist sondern dieselben sich in drei Arten: die harmlos fabulirende, die moralisch hausbackene und die gewaltsam nervenerregende. Alle Stände, doch vorwiegend das deutsche Pfarrhaus erzeugen Vertreterinnen der beiden ersten Gattungen. Still vergnüglich oder von der Pflicht überzeugt, dem nachwachsenden Geschlechte, besonders der weiblichen Hälfte desselben ihre gereiften Lebenserfahrungen nicht vorenthalten zu dürfen, lassen sie ihre Feder im mehr oder minder beschränkten Kreise eigner Erlebnisse,

*) 2 Bände. Berlin 1879, Verlag von Gebrüder Paetel.

einer zaghaften Einbildungskraft, aber robuster Sorglosigkeit, ihre Leser zu langweilen, umherschweifen. Jene Feder ist kein willenlos fügsames Geschöpf in ihren Händen, das unbedingt thun muß, was sie von ihm verlangen; sie gleicht nicht selten einer gewissen bockenden Reitthierart, die den Aufsitzenden, der nordwärts trachtet, gen Süden davonträgt. Die genannten literarischen Reiterinnen jedoch nehmen bei der Anstrengung, sich im Sattel zu erhalten, gemeiniglich von der veränderten Wegrichtung nicht viel wahr. Sie gelangen schließlich irgendwo an ein Ziel, steigen seelenvergnügt ab, als ob sie grade hierher gewollt, und da sie Niemanden zwingen, ihren komischen Ritt mitzumachen, gibt es auch nur Wenige, welche ihnen den harmlosen Spaß und die Tintenflecke an den Fingern verübeln.

Fast in allen diesen Beziehungen ihnen diametral gegenüber steht die dritte Kategorie, die der Sensationsschriftstellerin. Ihre Phantasie offenbart sich gewöhnlich als so titanenhaften Ursprungs, daß jegliche Vernunft vor ihrer Uebermacht erliegt. Selbst ein unbeirrbarer Freigeist, verlangt sie nur von Andern den Glauben, quia absurdum. Sie ist bösartig von Natur und mordet aus Lust. Im tiefsten Dunkel legt sie glimmende Kohlen unter Strohdächer und braut Gifte von seltsamer, der Toxikologie unbekannter Wirkung in Kaffeetassen. Ueberall schreitet das Geheimniß, in ein weißes Laken gewickelt, durch ihre vielbändigen Werke. Unschuld von unsagbarer Himmelsreinheit kämpft wider die schwarze Tücke höllischer Ausgeburt, manchmal wahrhaft beängstigende Zeitdauer hindurch, daß man an der Absicht der Verfasserin irre zu werden beginnt, die ewige Gerechtigkeit ohne einen Gott — „Schildkrötensuppe ohne Schildkröte," sagt Heine — zu verherrlichen. Allein der mit unbezwinglicher Körperkraft oder noch größerem Seelenadel ausgerüstete Held hat nur den richtigen Zeitpunkt erwartet, um in erschütternder Weise dem rächenden Geschick seinen Arm zu leihen. Im Grunde war die ganze Sache schließlich weniger gefährlich, als sie aussah, denn sie bezweckte eigentlich nur, die Zahl der Schrecknisse in ein erfreuliches Verhältniß mit der dafür zu zahlenden Honorarquote zu bringen. In diesem Bestreben begegnet die Gorgo sich zum ersten Mal mit ihren sanften Schwestern; das gleiche Lächeln umspielt ihre Lippen, wie sie die Früchte ihrer Thätigkeit ernten. Sie sind weitgespaltene Wege gegangen, doch nach gleichem Ziel; nicht das Verdienst einer Dichtung wollten sie sich um die Menschheit erwerben, sondern vor Allem den Verdienst für sich, und der Gehalt ihres Buches kümmert sie weniger, als das Gehalt, welches dasselbe ihnen einträgt. Würde es mehr abwerfen, wenn sie Kochbücher verfaßten, so wären diese sämmtlichen drei Arten von Schriftstellerinnen bald nur noch in wenigen, ausnahmsweise von unwiderstehlichem Ehrgeiz gepeinigten Exemplaren vorhanden.

Das ist der breite Untergrund der „weiblichen" Literatur oder Belletristik, um eine gute, fast verschollene Bezeichnung wieder in ihr Recht einzusetzen. Nur äußerst wenige Namen ragen mit begründetem Ansehen als Erhöhungen von dieser sterilen Fläche auf, und alle sogenannten Emancipationsbestrebungen unserer Tage werden in diesem Zahlenverhältniß schwerlich eine nennenswerthe Besserung herbeiführen. Vielleicht vermag die Frauenwelt den Einwurf zu erheben, daß die große Menge der schriftstellernden Männer ebenso wenig durch Naturanlage berufen sei und in gleicher Weise die Kunst der Dichtung als ein Brodhandwerk betreibe. Aber ein altes Wort besagt, es ergebe nicht das Nämliche, wenn Zweie das Nämliche thun. In weit überwiegender Mehrzahl wird der Mann, der zur Feder greift, auf einer Basis von Kenntnissen, Erfahrungen, befestigter und individueller Lebensanschauung ruhen, welche es ihm oft ermöglicht, auch ohne poetisches Talent Eigenartiges, Interessantes, Verständiges, kurz Lesenswerthes zu produciren. Er ist geschult und besitzt Hülfsmittel, die er in natürlicher Weise gleich seinen Gliedmaßen handhabt, einen Ersatz, von welchem dem weiblichen Geschlecht zumeist keine Ahnung innewohnt. Das Bewußtsein derselben läßt ihn mit einer gewissen Sicherheit vorschreiten, wo jenes sich nur tastend fortbewegt, bei jeder Biegung der Straße, aufs Neue von der unbekannt sich öffnenden Gegend erschreckt, anhält, rathlos nach einem Wegweiser umhersucht, oder kopflos gradaus in die erste beste Richtung weiterläuft. So berechtigt es ist, der Frau den Eigenthumsbesitz angeborenen Geschmackes zuzuschreiben, verliert sie denselben leicht, sobald sie sich auf ein ihr fremdes Gebiet begibt, denn auch jener ist nicht lediglich Instinct, sondern bedarf der Stütze, welche dem Manne für eine literarische Thätigkeit seine andersgeartete Erziehung, selbst wenn man sie nur als Dressur bezeichnen wollte, verleiht. Er braucht kein Herkules zu sein, um das Wagniß einer schriftstellerischen Leistung ohne Befürchtung schmählicher Niederlage zu unternehmen, denn er hat einen Antäusboden unter sich, der ihm ohne eignes Verdienst Kraft zuführt, gewissermaßen, wenn auch nicht „für ihn dichtet und denkt", doch für ihn gedichtet und gedacht hat.

In diesem Unterschiede der Geschlechter liegt der Grund, weshalb man von einer typischen Frauenschriftstellerei zu reden vermag. Nur ausnahmsweise werden die Kennzeichen derselben fehlen, wird sie im Stande sein, das ernsthafte Interesse von Männern zu erregen. Aus dem Gesagten aber ergibt sich, daß eine Frau, um die ihr anhaftende Ungunst zu überwinden und eine geachtete Stellung in der Literatur zu gewinnen, weit mehr als der Mann persönlicher Bevorzugung, angeborener Befähigung bedarf. Diese muß kraftvoll genug sein, ihr die erworbenen, gleichsam vererbten Hülfsmittel des anderen Geschlechtes zu ersetzen; wenn Talent das Vermögen darstellt, Kenntnisse weitesten Umfanges musivisch für einen Neubau zu nützen, so reicht dies für die Frau nicht aus, um wahrhaft Bedeutendes zu leisten, sondern sie ist des Genies benöthigt, das aus sich selbst schöpft, eignes Gesetz in sich trägt und seinen Deutungen folgt. Selbstverständlich bleiben dadurch auch für sie die Bedingungen nicht ausgeschlossen, welche überall erst solcher Naturanlage ermöglichen, ihren Beruf in vollendeten Werken kundzuthun. Fleiß, sagt Goethe, ist das halbe Genie. Unzweifelhaft bethätigte dieses sich aufs Glänzendste, als Cuvier aus einem Tarsalknochen den vollständigen Körperbau eines vorzeitlichen Riesenthieres reconstruirte, doch ohne den zuvor erworbenen anatomischen Wissensumfang wäre auch er dazu ebenso wenig befähigt gewesen, als Andere, welche sich der Lösung dieser Aufgabe allein auf Grund positiver Kenntnisse unterzogen hätten. Auch das Genie wird nicht gleich den Göttern des Olymps von Wolken getragen; es bedarf nur geringeren äußeren Anhaltes, als der ordnende Verstand, um den inneren Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Eindrücke, welche an Anderen unbemerkt, spurlos vorübergehen, setzen sich ihm zu einer Nervenerregung, einer Gedankenwelle um, die rastlos ihre Kreise weiter dehnt, bis sie an ihr haltgebietendes Ziel gelangt. Doch auch das Genie ist dem allgemeinen Naturgesetz unterworfen, das allem ihm Angehörigen die Zeitigung auferlegt. Oftmals blüht eine Pflanze mit reichem Farbenschmelz schon im ersten Frühling, aber erst die von der Sommersonne gereifte bildet keimfähigen Samen. Die frühreifen, vielbewunderten Kindergenies aller Kunstgattungen ähneln zumeist den gleißenden Waldpilzen, welche vor den erstaunten Augen über Nacht hochaufgeschossen dastehen und schon am nächsten Tage als marklos zusammenschrumpfende bunte Wasserblase wieder zerfallen.

Wilhelmine von Hillern ist kein Neuling in der deutschen belletristischen Literatur; sie gehört derselben seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten als Romandichterin an. Ihre ersten umfangreichen Bücher „Aus eigner Kraft" und „Der Arzt der Seele" kennzeichneten sich als ernste Arbeiten eines eigne Gedanken beherbergenden Kopfes und hoben die Verfasserin sogleich über das Niveau der typischen Frauenschriftstellerei empor. Einen ungewöhnlichen Erfolg in weitesten Kreisen erzielte darauf vor wenigen Jahren ihre „Geier-Wally". Zum Theil gewiß mit Recht, zum Theil indeß, unseres Erachtens, weil dieselbe dem Geschmack des großen Lesepublicums Rechnung trug und deshalb für uns mit Unrecht. Unfraglich hatte die Verfasserin ihre dichterische Befähigung glänzender als zuvor an den Tag gelegt und ihr Name war durch die „Geier-Wally" ein berühmter geworden; das Ausland wetteiferte, Uebersetzungen des Buches zu veröffentlichen. Doch das waren äußere Werthzeichen, das Gepräge der Münze, ohne Anhalt für die Goldlegirung der-

selben. Wir konnten uns ebenfalls der Bewunderung vieler Eigenschaften des genannten Romans nicht verschließen, aber er regte uns trotzdem kein freudiges Gefühl. Denn wir hielten die Urheberin desselben auf einer abschüssigen Bahn begriffen, von der wir befürchteten, sie möge im Lauf kommender Schöpfungen sich mehr und mehr jenem Niveau weiblicher Sensationsliteratur nähern; und diese Besorgniß flößte uns um so größeres Bedauern ein, als die „Geier-Wally" uns gleichzeitig vollgültiges Zeugniß abzulegen schien, zu welcher Staffel die Verfasserin, wenn sie dem Besten in sich selbst treu bleibe, nach der andern Seite emporzusteigen vermögen würde.

Wir schulden es Wilhelmine von Hillern deshalb, zunächst unumwunden auszusprechen, daß wir uns nicht nur in unserer damaligen Befürchtung geirrt, sondern daß sie nach unserem Urtheil in ihrem neuesten Buche „Und sie kommt doch!" eine Höhe erreicht hat, die unsere höchstgespannte Erwartung nicht für glaublich gehalten. Sie ist gewachsen, wie das Genie wächst, wenn die Sommersonne es reift. Es mag sein, daß ihre heut vorliegende Schöpfung, gleich Allem, was tieferes Verständniß erheischt, nicht den lauttönenden Beifall, den die „Geier-Wally" hervorgerufen, veranlassen wird. Aber dafür hat sie sich dauernd in die Annalen der deutschen Literatur eingeschrieben. Ihr Buch kann nicht als ein Tageserzeugniß betrachtet werden und als solches verwehen.

Wir beabsichtigen nicht, das Werk, weder im Ganzen noch in seinen Einzelheiten einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Noch weniger gedenken wir nach beliebtem Tagesbrauch in lapide eine Inhaltsschilderung zu entwerfen, von der wir uns vergeblich fragen, wem zu Nutz sie mitgetheilt wird: Demjenigen, der das Buch gelesen, oder für Solche, die dasselbe erst lesen wollen? Dem Ersteren gegenüber erscheint derartige Wiederholung zwecklos und albern, auf die Andern vermag eine Vorauserzählung der Fabel nur störend, den Genuß beraubend, einzuwirken. Es bleiben mithin nur Diejenigen, welche ihre Neugier einzig aus einer Besprechung zu befriedigen gedenken. Sie mögen ein Skelett betrachten und wo das Bedürfniß sie treibt, sich mit ihrer reichhaltigen Kenntniß zu brüsten, versichern daß sie im Stande seien, sich den lebenden Menschen in jedem Zug danach vorzustellen. Für solche literarische Piraten in den seichten Gewässern gesellschaftlicher Floskel, Lüge und Renommistik sollte eine, ihrer Zwecke bewußte Kritik keine Piroguen zimmern.

Am wenigsten liegt es in unserer Absicht, das neueste Buch Wilhelmines von Hillern enkomiastisch zu verherrlichen, dasselbe als ein unantastbares Kunstwerk hinzustellen. Es ist eines Menschen Werk, im edelsten Sinne „nichts Menschliches ihm fremd", doch auch im gewöhnlichen. Das heißt, es besitzt Eigenschaften, die von verschiedenen Standpunkten aus Mißbilligung und Anfechtung erfahren können. Der Inhalt ist herben Geschmacks; zwischen den Trauben, aus denen er gekeltert worden, sind Schlehen gereift, und Lippen, die nur an süßem Trunk Gefallen finden, werden sich oft erschreckt vor seiner Berührung schließen. Wer nach kleinen Mängeln, nach Ausfällen überall voll begründender Motivirung sucht, wird sie hier und da finden. Mehr will sagen, daß der Kritiker kein Rhadamanth zu sein braucht, um das Urtheil zu fällen, die ganze Entwicklung entspreche nicht der festgeschlossenen Kunstform des Romans, wie unsere Neuzeit sie als Regel herausgebildet. Doch es läßt sich darauf mit der nämlichen Souveränetät, vielleicht mit etwas noch größerer erwidern: Was Macht über den Dichter habe, ihn zu nöthigen, seine Gestaltung in das Prokrustesbett einer literarischen Klassification einzuzwängen, die nichts als eine Abstraction aus den Schöpfungen anderer Autoren ist? Wir vermuthen, daß Goethe, wenn er heut lebte, mit der ihm eignen Seelenruhe seine Lehrjahre Wilhelm Meisters in der nämlichen Weise, wie damals, schreiben würde. Den Inhalt derselben würde die Wandlung der Zeit mannichfach beeinflussen, aber wir bezweifeln, daß Goethe sich sonderlichen Kummer dadurch bereiten ließe, ob eine ästhetische Kritik der von ihm gewählten Form nachsagte, sie genüge der Vorschrift nicht, welche von jener Kritik als Norm für die künstlerische Gliederung eines Romans aufgestellt worden. Wir glauben, er würde lächelnd erwidern: So habe ich wohl keinen Roman zu schreiben beabsichtigt, sondern etwas Anderes. Müßt ihr denn, um euch an Farbe und Geruch einer Blume freuen zu können, wissen, welchen zufälligen Namen ihr ein beliebiger Nomenclator gegeben und wo er sie in sein botanisches System eingereiht hat? Sie bleibt in jeglicher Rubrik genau die nämliche, und Alles, um was es sich unter vernünftigen Menschen handelt, ist einzig, ob sie euch gefällt? Thut sie das, dann laßt die Systematiker über ihre Art, Gattung, Benennung auf Lateinisch und Griechisch streiten, so viel es ihnen Spaß macht. Sie ändern damit gottlob kein Staubfädchen an der Blume und bei den richtig empfindenden Sinnen kein Stäubchen an ihrem Ergötzen.

Im Uebrigen hat Frau von Hillern ihre Dichtung nicht als Roman, sondern als „Erzählung aus einem Alpenkloster" betitelt. Sie erzählt einen Vorgang aus dem 13. Jahrhundert, eine Geschichte, etwas, das geschehen. Vermag diese unser Interesse in gewaltigem Maße zu erregen und zu fesseln, entspricht sie genau den Verhältnissen und Anschauungen der Zeit, in welcher sie handelt, so verdient sie unsere Bewunderung und unsern Dank sans phrase. Wir begeben uns damit nicht des Rechts, an Einzelnheiten Ausstellungen zu erheben, aber wir beugen uns dem vom Ganzen Gewollten und Erreichten, das vom Beginn bis zum Schluß die Signatur trägt: Sit, ut est, aut non sit! Wir empfinden, daß wir dem mächtigen Wurf dieser Schöpfung gegenüber klein daständen, wenn wir an verschwindend Untergeordnetem zu mäkeln begännen. Denn es ist ein großes Buch, das Werk eines dichterischen Genius, der uns auch da Achtung gebietet, wo unsere persönliche Meinung oder Neigung von seiner Aufstellung abweicht. Er ist von solcher Bedeutung, daß wir uns vor jenen Einzelnheiten damit bescheiden: Er hat es so gewollt. Und wenn jemals, so gedenken wir in dem vorliegenden Falle der goldenen Worte, welche Addison vor fast zwei Jahrhunderten in seiner „Critique on Paradise lost" gesprochen, daß „ein echter Kritiker lieber auf den Vorzügen, als auf den Unvollkommenheiten eines Werkes verweilen, die verborgenen Schönheiten eines Schriftstellers zu entdecken und der Welt solche Dinge mitzutheilen streben soll, die ihrer Beachtung werth sind."

Beginnen wir mit einem Tadel, der etwas nicht Bedeutungsloses betrifft. Der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt, obwohl er dem Inhalt vollkommen entspricht. Aber er fällt mit diesem erst für Denjenigen zusammen, der bis ans Ende gelesen. Von vornherein erscheint er unverständlich, gibt keinen Anhalt, bewirkt das Gegentheil, indem er irre führt, und das bildet einen directen Fehler. Unsere Zeit trägt die Schuld daran, das lesende Publicum und die Verleger, welche wetteifern, die Leselust desselben durch möglichst verheißungsvollen Anreiz einer Ueberschrift zu erregen. Das Alterthum, wie unsere eigene klassische Periode beschränkten sich auf die größte Einfachheit der Titel, die zumeist nur mit einem Worte entweder den Helden, den Schauplatz der Handlung oder diese selbst kund gaben. Bei der Umfangsausbreitung unserer Literatur, den vielfach sonst veränderten Bedingungen derselben ist es nicht möglich geworden, diesem Vorbild immer nachzufolgen. Ein guter Titel bietet nicht selten eine der Hauptschwierigkeiten nach Vollendung des Werkes, das er zu krönen berufen ist. Er darf nicht zu viel von dem Inhalt verrathen, doch auch nicht zu wenig mittheilen. Wo er nicht in einem deutenden Namen besteht, der geschichtliche oder sonstige Erinnerung weckt, sollte er eine Stimmung erregen, welche mit dem Grundton der Dichtung zusammenfällt; er sollte ein Anschlag der Stimmgabel sein, durch den sich die Tonart des Kommenden verkündigt. Das ist häufig kaum erreichbar und wir begegnen deshalb in unserer Literatur auch bei trefflichen Schöpfungen oftmals dem einfachen Zurückgreifen auf einen Namen selbst da, wo dieser sich für den das Buch erst zur Hand nehmenden Leser mit keinem historischen oder sonstwie gearteten Anhalt verknüpft. Allerdings bildet das nur ein Palliativmittel für den herrschenden Nothfall, doch immerhin jedenfalls ein besseres und unschädlicheres, als der Wunderdecoct vieler Titel, welche auf die Empfänglichkeit der großen Menge für jede Art der

Reclame speculiren. Zu diesen zählt „Und sie kommt doch!" keineswegs. Der Titel ist im Gegentheil ein verfehlter, weil er zu wenig verheißt. Wer eine Vorstellung mit ihm verbinden will, wird kaum Anderes als ein Lustspiel in Erzählungsform erwarten können. Es vermag Niemandem in den Sinn zu gerathen, daß sich unter dem unbestimmt-bestimmten Pronomen birgt: „Und die Liebe kommt doch!"

Wenden wir uns von dem Titel dem Inhalt zu, so tritt uns nach drei Richtungen Ungewöhnliches, das wir als ein dreifaches Wagniß bezeichnen müssen, entgegen. Eines der sprachlichen Form, des Stils der Erzählung. Ein zweites der Zeit, in welche diese von einer Frau verlegt worden, die nach weiblichem Bildungsgange nicht über die geschichtlichen Hülfsmittel, noch die Methodik ihrer Benutzung gleich dem Manne zu verfügen pflegt. Ein drittes in der Handlung, sowohl nach ihrer künstlerischen Gestaltung im Ganzen, wie nach ihrer Verkörperung durch die handelnden Personen.

Es ist unfraglich ein bedeutendes Wagniß zu nennen, eine dreibändige Erzählung von der ersten bis zur letzten Zeile im Präsens zu schreiben, und uns sind nur wenige Beispiele bekannt, in welchen das gleiche Unterfangen nicht zum unverkennbarsten Nachtheil ausgeschlagen. Zunächst begibt der Autor sich freiwillig der außerordentlichen Unterstützung, die ihm ein Wechsel gewährt. Der im Imperfect Redende vermag jederzeit zur Belebung, Emporhebung seiner Darstellung sich des Präsens zu bedienen; im umgekehrten Falle entschwindet die Möglichkeit dieses Abwechslungsvortheils. Aber das gewichtigste und gefährlichste Moment liegt darin, daß die sprachliche Form der gegenwärtigen Zeit sich von vornherein auf eine Stufe stellt, welche keine Steigerung mehr zuläßt, und auf einer Höhe wandelt, die nirgendwo ein Herabsteigen erträgt. Sie enthält ein natürliches Pathos, das sich nicht auf die Hauptgegenstände beschränken läßt, sondern zu gleich bedeutsamer Behandlung aller Nebendinge zwingt. In gebundener Sprache, der vom Rhythmus getragenen und der gewöhnlichen Sphäre des Lebens mehr oder minder entrückten Dichtung fällt dieses Erforderniß mit der leichteren Möglichkeit seiner Durchführung zusammen. Doch die breit angelegte Prosaerzählung, die genöthigt ist, vielfach zur Erläuterung, zur Verbindung auch das an sich Unpoetische, technisch Nothwendige in ihren Kreis zu ziehen, fällt durch die Sprache des Präsens einer Gefahr anheim, der sich nur sicheres Kraftbewußtsein gegenüber zu stellen berechtigt ist. Das Handwerkmäßige der Uebergänge, des orientirenden Berichtes wird ausgeschlossen; die gehobene Form duldet keine Abschwächung, Dämpfung, und hat deshalb unausgesetzt der Gefährdung auszuweichen, daß die Schilderung des Nebensächlichen diesem congruent wirkt und nicht den Eindruck eines falschen Pathos hervorruft. Besitzt der Autor die sprachliche Fülle, Kraft und Biegsamkeit, dies Letztere zu vermeiden, den bedingten Stil dergestalt zu beherrschen, daß er trotz seiner Sprödigkeit sich den von ihm verlangten Unterschiedsmerkmalen in objectiv entsprechender Weise biegen muß, so wird die Prosaerzählung zur Dichtung ersten Ranges, und sie ist dies in „Und sie kommt doch!" geworden.

Buffon hat gesagt, der Stil sei der Mensch. Versteht man darunter nur die sprachliche Weise eines Menschen, seinen Gedanken, Anschauungen und Empfindungen Ausdruck zu verleihen, so erscheint jener Ausspruch uns nichtssagend und häufig ungerechtfertigt. Das Wesentliche bildet eben erst eine Eigenart und Bedeutung jener Gedanken, Anschauung und Empfindung, die durch den Stil zur Erscheinung gelangt, ihn als ihr natürliches Kleid trägt. Die hohlköpfige Inhaltslosigkeit, der lediglich borgende Compilator treten in unseren Tagen häufig im tadellosen Zuschnitt sprachlichen Gewandes auf, während der eigne Gedankenbesitz, die weltbereichernde Forschung des Gelehrten sich noch immer nicht selten unter stilistisch dürftiger Ausstattung verbirgt. Das Buffon'sche Wort trifft nur dann das Richtige, wenn es von dem Stil die Wirkung fordert, daß derselbe uns in die Auffassungsart des Autors mit hineinzwingt, daß wir Sprache und Gegenstand als unzertrennlich voneinander empfinden. Solcher Vereinigung hat in der That der Mensch seinen individuellen Geistesstempel aufgeprägt und kennzeichnet durch ihn den Reichthum seiner Ideen mit der Kraft der Beherrschung ihres Ausdrucks.

Der so aufgefaßte Stil zeigt sich in dem Buche Wilhelmines von Hillern in vollendeter Gestalt. Ueberall bietet er das bezeichnende Wort für den Gedanken, das allein als treffend und keinen Ersatz durch ein anderes zulassend erscheint. Eine außerordentliche Prägnanz verbindet sich mit erstaunlicher Reichhaltigkeit. Jede Stimmung nöthigt uns zur Mitleidenschaft. Gleichsam als werde das lesende Auge mit Gehörkraft begabt, glauben wir die Stimmen der handelnden Personen zu unterscheiden. Die Darstellung des Kleinsten wie des Großen erfüllt unsern Blick mit einem körperlichen Bilde. Wir werden getäuscht, daß unsere Sinne die Luft der Alpenhochwelt zu athmen, ihre Stille und ihren Sturm zu durchleben wähnen. Die Freudigkeit und Sehnsucht, die Noth und Angst in den Zeilen vor uns treiben wie pulsirendes Blut jede ihrer erregten Wellen bis in unser Herz hinein. Das sind die Merkmale wahrer Dichtung. Wir könnten hunderte von Belegen dafür aufzählen, wenn solche Art der Besprechung in unserer Absicht läge. Doch im Grunde müßten wir alsdann das ganze Buch citiren und selbst ein anderes darüber verfassen.

Wir sprachen von dem zweiten Wagniß, dem die Erzählung der Frau von Hillern sich entgegengestellt. Die Ausführung unserer Einleitung erklärt das gesperrte Druckwort des letzten Satzes. Wir besitzen in mancher literarischen Leistung von Männern, vor Allem in dem Scheffel'schen „Ekkehard" glänzende Beispiele der Möglichkeit, sich auf Grund tiefwurzelnder geschichtlicher und culturhistorischer Kenntnisse vermittelst dichterischer Intuitionskraft in das Leben, die Denk- und Handlungsart lang verschollener Zeiten hineinzuversetzen. Aber unseres Wissens stehen wir zum erstenmal vor der Thatsache, daß eine Frau das Nämliche mit der nämlichen Meisterschaft in der Beherrschung jenes culturgeschichtlichen Materials geleistet hat. Und es kommt hinzu, daß der Frau das Wesen eines mittelalterlichen Klosters vielleicht fremdartiger als irgend etwas Anderes der Zeit gegenüberstehen mußte. Zum Erfassen des Ganzen wurde eine ungemeine Fülle von Einzelkenntnissen und volle Verständnißdurchdringung derselben erforderlich. Sollte sich ein festgefügter Aufbau erheben, an dem nicht nur menschliche Empfindung und natürlicher Verstand, sondern auch die Kritik des Forschers nicht zu rütteln, aus dem sie keinen wesentlichen Stein als haltlos auszuscheiden vermöge, so mußte das Wissen der Verfasserin in seiner Schöpfungssicherheit dem zerstörenden der Negation gleichkommen. Es stand mit Recht zu befürchten, daß ihr dafür die breite Basis, die erlernte Methodik des Mannes fehlen, daß der vielleicht dichterisch kunstvolle Aufbau doch vielfach den geschichtlichen Dilettantismus der Frau nicht zu verbergen im Stande sein werde. Allein diese Frau hat auf dem Gebiete der überlieferten Thatsachen mit jedem Manne gewetteifert und zwar in so vollkommenem Grade, daß wenn ihr Name nicht dem Buche vorgesetzt stände, Niemand auf den Gedanken verfallen könnte, dasselbe habe eine Frau zur Urheberin. In gleicher Weise wie ihr Stil, würde ihre Beherrschung des historischen Materials und seiner Zeitfarbe das Aufkeimen solcher Vermuthung unterdrücken. Wilhelmine von Hillern hat ihren Bau mit der technischen Sicherheit eines Klosterarchitekten aufgeführt und denselben mit Zeitcharakteren eines dichterischen Genies bevölkert. Ihr zweites Wagniß ist gleich dem ersten gelungen. Im Stil wie in der culturhistorischen Färbung und Unantastbarkeit steht „Und sie kommt doch!" gleichwerthig mit dem Scheffel'schen „Ekkehard" da.

Wir glauben, daß bis hieher unsere Meinung unbestritten bleiben, mit dem einmüthigen Urtheil zusammenfallen wird. Dann spricht dieses der Dichtung bereits seltene und hohe Vorzüge, doch zugleich sich selbst die ernste Pflicht zu, die Handlung, das Bild jenes Rahmens nicht nach Stimmung, nach Laune des Momentes, subjectiver Neigung oder Abneigung zu beurtheilen. Ein bedeutendes Werk der Kunst ähnelt selten dem überraschenden Glanze eines Kometen, der beim Auftauchen sofort alle Augen fesselt, gleichmäßig entzückt und blendet. Zumeist gleicht es einem

Fixstern mit ruhigerem Licht, das viele Blicke unbeachtet lassen. Aber er bleibt unverrückt an seiner Stelle, und die Nachwelt gewahrt ihn, wenn jener Komet lang aus der Erinnerung verschwunden.

Die Handlung von „Und sie kommt doch!" bildet das dritte, das größte Wagniß des Buches, sowohl nach Seite der Form als des Inhalts. Man kann sich ihr verschließen, sich weigern, sie anzunehmen, wie Leute bei einem Gewitter die Läden schließen, um den Blitz nicht zu sehen, die Ohren verstopfen, um den Donner nicht zu hören. Aber Blitz und Donner sind darum draußen im Aufruhr der Natur nicht weniger vorhanden, und mitleidigen Lächelns würde man das Verdict der Aengstlichen vernehmen, das ihnen die Berechtigung, zu sein, abspräche. So mag Jeder nach seiner Neigung von dem Buche Wilhelmines von Hillern erfreut werden oder nicht; doch Derjenige, der es von Schreck erfaßt, fallen läßt, hüte sich vor der Ueberschätzung seines subjectiven Gefühls, daß die Furchtanwandlung desselben den Stab über die Größe, die Wahrheit, den poetischen Werth der Dichtung zu brechen berufen sei.

Die Form ihrer Handlung gleicht einer Pyramide. Sie erhebt sich auf breiter Grundlage, die ein reiches, buntgewirktes Bild entrollt. Das mächtig gefesselte Interesse heftet sich fast gleichmäßig an eine Fülle und den Widerstreit mit gleicher Lebenswahrheit und Eigenart beseelter Gestalten. Dann, etwa gegen die Mitte des Buches lösen zwei derselben, als die Hauptträger der Idee, sich mehr und mehr von ihren Genossen ab; die Pyramide beginnt, sich zu verschmälern. Allmählich verschwindet um diese Beiden Alles, als ob es nur aus phantastischen, sturmverwehten Wolkengebilden bestanden, und sie allein bleiben. Eine seltsam leuchtende Gipfelspitze tauchen sie zuletzt einsam in das Blau des Aethers, und die Schleier des Himmels, des ewigen Weltgeheimnisses entrücken sie dem Blick.

Wir haben diese Form das bedeutendste Wagniß genannt, nicht weil sie das Buch dem Interessekreis der gewöhnlichen Romanleser entzieht, sondern weil sie der großen Gefahr trotzte, in der zweiten Hälfte der Dichtung die Wirkung derselben auch auf den berufenen Theil der Leser zu beeinträchtigen. In ihr schwindet der äußere Reichthum der Erzählung und der innere mußte die dichterische Kraft, die Nachhaltigkeit besitzen, jenen zu ersetzen, seinen Verlust vergessen zu machen. Der erzeugende, lebensvolle Grundgedanke des Werkes wirft seine hundertfältige Hülle ab und tritt mit stolzer Zuversicht, keines vielfach schimmernden Gewandes mehr zu bedürfen, allein hervor. Einzig die Natur wird sein Kleid, die Menschenseele sein Inhalt. Berechtigt erhebt sich die eine, das Urtheil über diese Form umschließende Frage: Ist die psychologische Entwicklung poesievoll, reich und gewaltig genug, daß sie als die einsam, zauberisch in die Luft ragende Blüthenkrone der am Boden weitausgebreiteten Pflanze erscheint, daß sie das Bleibende über dem Vergänglichen bildet, nicht den Weg vergessen läßt, den die Dichtung bis zu ihr durchschritten, doch jetzt dem Blick als ihr stets unbeirrt erstrebtes Ziel entgegentritt, das allein jene Umhüllungen ins Leben gerufen und ihnen ihren Werth verliehen? Dann ist auch das Wagniß dieser Form gelungen; nicht die breite Basis der Pyramide, sondern die im Licht gebadete, weithinleuchtende Spitze war ihr Zweck. Und wir zögern keinen Augenblick mit der Entscheidung, daß für uns jene Anforderungen vollerreicht dastehen.

Was dagegen nicht erreicht sein, was niemals einem Buche erreichbar wird, ist, daß der Inhalt, die Handlung nicht überall der gleichen Sympathie begegnen mag. Die Gesammtliteratur der Menschheit weist kaum ein Werk auf, das in dieser Richtung völlig unangefochten dastände. Nicht die Verständnißlosigkeit allein verhält sich ablehnend gegen das Große, sondern oftmals lediglich die zugangslos sich verschließende persönliche Neigung oder Abneigung. Unberechenbar ist die Wirkung, der Erfolg eines Buches; habent sua fata libelli, sagten schon die Alten. Um uns ganz zu erfassen, muß es in uns selbst ein zweites Leben gewinnen, muß dazu vielleicht mit specifischer Kraft, für welche diese Individualität empfänglicher ist als jene, auf die Seele einwirken. Die heitere Anschauung des Lebens weigert sich, das Erschreckende anzunehmen; sogar Derjenige, welcher die düsteren Conflicte des Menschendaseins kennen gelernt, verwirft sie nicht selten als Aufgabe der Dichtung. Tausendfältig, unaufzählbar mischen Principien, Vorurtheile, Verschiedenartigkeit der geistigen Entwicklung sich beirrend ein; die Zeit selbst erzeugt große Strömungen unbewußter Zu- und Abneigung. So legen getäuscht Viele die letztere als Maßstab an die Kunst und den Werth eines Buches. Wenige gibt es, welche in einem solchen die Tragik bis zu ihrer letzten Schlußfolgerung zu ertragen vermögen, von ihr erschüttert und erhoben, doch nicht entsetzt und verletzt werden. Die größten Dichter sind vor dieser Consequenz der Lebenswahrheit in ihren Schöpfungen nicht zurückgebangt; aber es würde ein verwunderlich überraschendes und befremdendes Resultat ergeben, wenn man aufzuzählen vermöchte, wie viele sonst verständnißvolle, für Poesie empfängliche Menschen in Deutschland Goethes Faust, den wir unbestritten als das größte Meisterwerk unserer Literatur zu betrachten gewohnt sind, im Stillen keineswegs als solches anerkennen und nur durch Scheu vor dem Namen des Urhebers, dem Verdict der Literaturgeschichte von der lauten Erklärung abgehalten werden, daß jener nicht die Wirkung einer unsterblichen Dichtung auf sie übe, den von ihnen für eine solche geforderten Bedingungen nicht nachkomme.

Die Erzählung Wilhelmines von Hillern behandelt einen Vorgang des 13. Jahrhunderts, in unwirthsam rauhem Hochgebirg, in einem Kloster, dessen Bewohner sich der Welt und der Menschheit, den Gedanken und dem Herzschlag derselben abgeschlossen. Doch die Natur, die ewige Herrin, „die sich nicht spotten läßt", durchbricht den Erzwall der ihr ohnmächtig trotzenden Gebote. Das ist der Gang der Handlung. Sie ist hart, grausam, unerbittlich, wie jene Zeit, wie das Leben zu jeder Zeit. Ungeheures geschieht; die Menschen gleichen den firnbedeckten Alpenzacken, die auf sie herabblicken, von denen der Wintersturm zu ihnen niedertobt. Aber sie sind aus ehernem Guß der Charakteristik; sie haben gelebt und leben vor uns aufs Neu; so war jeder, und anders konnte er nicht sein. Wenig Sonne fällt durch die schweren Wetterwolken des Buches, doch wo sie durchbricht, füllt sie nicht das Auge nur mit Glanz, sondern ihre Wärme dringt süß ins Herz. Vielfach häuft die Dichtung wahrhaft klassische Scenen, Meisterwerke der Schilderung, des Dialogs, selbst des Humors; ein funkelnder Thau tiefsinniger Gedanken und poetischen Bilderreichthums leuchtet über Allem. „Und sie kommt doch!" ist ein Buch, von einem Manne für Männer geschrieben, ein dauerndes, großes Denkmal eines dichterischen Genius.

Wilhelm Jensen.

Eduard v. Hartmanns Ethik.*)

Von Hieronymus Lorm.

I.

Ein philosophisches System gleicht einem in der Einöde errichteten Hause, dessen Architekt zugleich sein einziger Bewohner ist. Einsam und allein harrt er in seinem Bau, ob noch Andere kommen werden, um sich in der von ihm errichteten synthetischen Zuflucht vor den peinlichen und sinnlosen Stürmen des Lebens heimisch zu fühlen. Sein Wunsch, sein Ehrgeiz ist, daß ringsherum die Wissenschaften, die Künste, die Erziehung ihre Arbeitshütten errichten, die, wie verschieden auch ihre Bestimmung und Thätigkeit sei, an seinen Bau sich als an den leitenden Mittelpunkt lehnen. Sein höchstes Ziel ist, daß sich Städte, Länder um das von ihm geschaffene Centrum als Peri-

*) Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin 1879, C. Duncker's Verlag.

pherie reihen, auf daß es zur allgemeinen Weltanschauung werde, zum Quell, aus welchem der Geist des Zeitalters ströme.

Zuweilen und für kurze Dauer ist deutschen Philosophen dieser stolze Traum in Erfüllung gegangen. Die lebende Generation liest mit Erstaunen, wie gewaltig einst, ja noch in diesem Jahrhundert, dem man mit der Bezeichnung eines nüchternen und prosaischen den Stempel des Augenblicks aufdrückt, Schellings Identitätsphilosophie das gesammte deutsche Leben beherrscht hat, die Wissenschaften nicht nur, auch die Gesellschaft, die Inspirationen der größten Dichter und Künstler und selbst die Reactionspolitik der Staatsmänner. Es war die Zeit vor und nach den Befreiungskriegen; vor denselben war Deutschland unterworfen, zerstört und gedemüthigt; unmittelbar nach denselben hatte es das Gefühl, den Druck der Fremdherrschaft nur mit dem fast gleich entsetzlichen, der von den eigenen Beherrschern ausging, vertauscht zu haben. Und mitten in all diesem äußeren und inneren Jammer und Elend erhoben sich Geister und Gemüther an der intellectuellen Anschauung zu stolzem Bewußtsein und vollgesättigter Lebensfreude; zum Staunen und Gelächter anderer Nationen fand diese unglückliche, ihrer edelsten politischen Besitzthümer und ihrer heiligsten Rechte beraubte Nation aus dem metaphysischen Gesichtspunkt der Schelling'schen Philosophie, daß Alles in Ordnung und auf das Beste bestellt sei, wenn man nur die paar Verruchten nicht beachtete, die es — schreckliche Verblendung! — nicht glaubten.

Gewiß ein beispielloser Triumph eines deutschen Philosophen! Kaum daß Aehnliches und nur in sehr verkleinertem Maßstabe von den frühesten philosophischen Bewegungen des griechischen Alterthums widergespiegelt wird.

Auch die Hegel'sche Philosophie hat, wenn nicht mit gleicher Fülle der Macht, doch immerhin bedeutsam genug, um einen Einschnitt in der deutschen Geschichte zu bilden, ihre Herrscherepoche durchgemacht. Leider will diese arge Welt nicht durch Schwingen der speculativen Ideen, sondern nur auf den plumpen Füßen des Verstandes weiter kommen, der niemals einen Boden betritt, welcher nicht wie das Einmaleins für jede speculative Hypothese verzweifelt prosaisch verschlossen ist. Der wirkliche Fortschritt in den Wissenschaften und folglich in der Cultur ist ein wahrer Gewürzkrämer, sein Princip ist „Baar Geld lacht" und darum arbeitet er nicht mit den Anweisungen auf eine ferne Zukunft, welche doch der Hauptgewinn sind, den die Philosophie dem concreten Leben zu bieten hat, und verlangt über Alles, was er annehmen und opfern soll, klare Rechnung. In Folge dieses Philisterthums der Weltentwicklung war es stets das Schicksal der hochgemuthen metaphysischen Speculation, entweder in anachoretischen Thebaiden ungewürdigt zu verkommen, oder, wenn auf einen Thron gehoben, die ungewöhnliche Herrschaft mit einer Schnelligkeit zu verlieren, die ganz außer Verhältniß zu ihrem Ruhme steht.

Eine merkwürdige Ausnahme von diesen beiden entgegengesetzten Schicksalsphasen metaphysischer Systeme bildet Eduard v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten". Sie hat weder in unbeachteter Einsamkeit verkommen müssen, noch hat sie eine thatsächliche Herrschaft auch nur in dem Sinne angetreten, daß sie Schule gebildet, der Naturforschung oder dem Leben irgend ein maßgebendes Princip, wenn auch nur zu zeitweiligen Versuchen, geliefert hätte. Sie ist von einer bei philosophischen Werken fast beispiellos großen Menge besichtigt, angestaunt, bewundert und — verlassen worden. Es gibt keine Hartmannianer; das Haus in der Einöde wird von seinem Architekten einsam und allein bewohnt. Es ist deshalb nicht auch ein unbekannter Bau geblieben; im Gegentheil, eine ungeheure Anzahl von neugierigen Menschen umgibt es fortwährend. Niemand aber denkt darin Wohnung zu nehmen, Wissenschaften und Künste reihen ihre Arbeitsstätten nicht daran und die zahllosen Beschauer wenden ihm gleichgültig wieder den Rücken und zählen die Besichtigung zu den Curiositäten geistiger Beschäftigung.

Das Schicksal der Hartmann'schen Philosophie ist ein merkwürdiges Zwitterding aus Erfolg und Nichterfolg, merkwürdig hauptsächlich darum, weil die äußere Schicksalsgestaltung dieser Philosophie ein Spiegelbild ihres inneren Wesens, eines aus der Verbindung entgegengesetzter Extreme hervorgegangenen Zwitterdings ist. Die „Philosophie des Unbewußten" beruht auf einem unmöglichen Compromiß zwischen dem Glauben an die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes und der Ueberzeugung von der absoluten Nichtigkeit jedes dadurch zu erreichenden Lebenszieles, zwischen Hegel und Schopenhauer, oder tiefer und ursprünglicher gefaßt, zwischen Heraklit und Buddha.

Die Intention ist großartig genug und die riesige Geisteskraft, womit die Ausführung unternommen wird, entfaltet sich zu eigenthümlich und bewunderungswürdig, als daß man nicht Dasjenige, was Hartmann nicht erreicht hat, streng und genau von Demjenigen sondern müßte, was der Metaphysik an und für sich unerreichbar bleibt, will man die Verantwortlichkeit des Einzelnen mit Gerechtigkeit nur auf seine eigene That beschränken.

Aus der allgemeinen Anerkennung, daß das methaphysische Bedürfniß in der Menschheit vorhanden und unausrottbar sei, ergibt sich von selbst, daß, wenn man seine speculative Bethätigung trotz ihrer ewigen nicht aufzuhebenden Unfruchtbarkeit Wissenschaft nennen will, diese nicht zufällig und willkürlich, wie etwa Zoologie oder Mathematik, zur Lebensaufgabe gewählt werden kann, nicht wie die exacten Wissenschaften ursprünglich und ausschließlich ein Interesse des Geistes ist, sondern, aus einem Bedürfniß, also aus einem pathologischen Zustand hervorgehend, in ihrem Träger ein besonders dazu geartetes Gemüth voraussetzt! Pectus est, quod fecit philosophum!

Und in der That, wie eine heimliche Wunde, über deren Ursache man nicht recht klar ist, immer wieder dazu anregt, sie zu berühren, damit man sich durch den Schmerz, den sie dabei verursacht, ihres Vorhandenseins und ihrer Art und Natur bewußt werde: so fühlt sich das Gemüth der Menschheit gedrängt, das Welträthsel immer wieder zu berühren, weniger in der thörichten Hoffnung, den letzten und höchsten Aufschluß darüber zu erlangen, als in dem unbesiegbaren Drang, die Unmöglichkeit der Lösung, diese tiefste Wunde des Menschendaseins, immer wieder von Neuem zu erfahren. Der Erhaltungsproceß der Natur selbst verlangt, daß der Schmerz darüber nicht einschlafe, denn dieser Schmerz ist zugleich die Erneuerung des Interesses an den Objecten der Kunst und des sittlichen Lebens, welche die unbegriffene Unendlichkeit wenigstens dem Gefühle nahe legen, wenn sie auch der Einsicht immerdar entrückt bleibt. Träte die Unzulänglichkeit der philosophirenden Vernunft nicht immer wieder schmerzhaft ins Bewußtsein, so erstürbe auch die Sehnsucht nach der wenigstens ahnungsweisen Befriedigung durch die Schönheit und die Tugend, die Anziehungskraft des Lebens selbst hörte damit auf und der Naturproceß wäre geschädigt. So ist die Vergeblichkeit der metaphysischen Anstrengungen blos eine theoretische Unfruchtbarkeit, praktisch läßt sie eine Erhöhung und Stählung der Geisteskraft zurück und hiermit auch eine neu erfrischte Empfänglichkeit des Herzens für die schönen Formen und sittlichen Lebensäußerungen, in denen sich das Unendliche auf Erden symbolisch zu erkennen gibt. Einer neuen Weltanschauung gelingt es nur schwer und selten, auch eine neue Welt zu gestalten, aber auch ihre rascheste Vergänglichkeit läßt doch immer eine Freude am Unvergänglichen zurück.

Dieser äußerliche und blos secundäre Nutzen speculativer Forschung darf jedoch über das ihr immanente Gebrechen nicht täuschen. Ihrer Aufgabe nach verfolgt sie einen reinen Vernunftzweck und hat daher auf durchaus rationellem Boden zu schreiten. Ihrer Natur nach hingegen nimmt sie, wie schon bemerkt, ihren Ausgangspunkt im Gemüthe, das sich der logischen Disciplin widersetzt und die Causalverbindung der Dinge, die Naturgesetze des Denkens, hoch überfliegt. In Folge dessen kann die speculative Forschung nur durch unbewußte Irrthümer oder absichtliche Erschleichungen glauben machen, die unübersteigliche Kluft, welche den pathologischen Ausgangspunkt vom logischen Wege trennt, übersprungen zu haben.

Der Kriticismus allein hat sich begnügt, beim Ausgangspunkt, beim Leiden, beim Gemüthe stehen zu bleiben und seine noch keineswegs abgeschlossene Thätigkeit ist die allseitige Prü-

fung jener oben erwähnten tiefsten Wunde des menschlichen Daseins, die Sicherstellung des Schmerzes über die Unzulänglichkeit der Vernunft, aus dem Gebiete, das jenseits der Erfahrung liegt und auf welches der Menschen ewige Sehnsucht wie auf eine verlorene Heimat verweist, Resultate mit absoluter Evidenz oder die Befriedigung jener Sehnsucht zu gewinnen. Indem aber der Kriticismus der Erkenntniß ihre Schranken zieht und das Gemüth zur Hoffnungslosigkeit verurtheilt und dadurch beide zur Resignation zwingt, ist Kant und Kant allein, der niemals als solcher genannt wurde, der Schöpfer und Begründer des modernen Pessimismus.

Das Gold der Wahrheit läßt sich nur selten in coursirende Münze verwandeln, während der Irrthum stets die Macht hat, sich in zahlreichen, die Welt durchlaufenden Gemeinplätzen auszuprägen. Daß die Quelle des Pessimismus im Kriticismus entspringt, blieb verborgen; daß der Pessimismus von Schopenhauer die moderne Welt erobert und die traurige Annexion von Hartmann weiter verwaltet wurde, wird auf Straßen und Gassen gesagt. Die Unzulässigkeit dieser Annahme springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß Pessimismus auf der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft beruht, Uebersinnliches in Erfahrung oder Metaphysik in Wissenschaft zu verwandeln, daß der Pessimismus eo ipso überall dort schon aufgehoben sein muß, wo wie in den Systemen Schopenhauers und Hartmanns jene Unzulänglichkeit bestritten und vielmehr behauptet wird, die menschliche Vernunft reiche zum synthetischen Erforschen und Begreifen des Weltganzen und seiner innersten Wesenheit vollkommen aus.

Das im geselligen Verkehr so oft mißbrauchte Axiom „Comprendre c'est pardonner", findet hier eine neue und richtige Anwendung. Für die Menschenseele in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe gibt es kein glühenderes Streben, kein höheres Sehnsuchtsgefühl als den Weltproceß zu begreifen und versteht sie einmal seinen innersten Gedanken und seinen äußersten Zweck, so muß sie auch die aus jenem hervorgehenden und durch diesen bedingten Leiden der Welt als absolut nothwendige erkennen und folglich verzeihen. Gäbe es für eine reine und tiefe Seele noch Leiden, wenn sie einmal mit dem Verständniß des Urgedankens der Welt einer geistigen Erlösung theilhaftig geworden wäre?

Und in der That, die Leute, die sich von Schopenhauer und Hartmann schaudernd abwenden, haben immer nur die Schrecken des Bildes im Auge, das diese Philosophen vom Elend des Daseins entworfen, niemals aber das höhere Sein, durch welches dieselben das Elend des Daseins wieder aufheben, indem sie es durch ein absolutes Wissen und Erkennen seiner Fessel entkleidet zu haben glauben. Bei dem Einen verliert sich das Elend des Daseins in der Ueberwindung des Willens zum Leben, beim Andern im ungestörten Frieden der unbewußten Idee. Was könnten so herrlichen Besitzthümern gegenüber, zu welchen die menschliche Vernunft, dem Kriticismus zum Trotz, mit jenen Dogmen schon dadurch gelangt wäre, daß sie überhaupt vom Jenseits der Erfahrung etwas auszusagen wüßte, noch die Leiden der Welt bedeuten? Nichts als einen gemeinen, schlechten, verachtenswerthen Pessimismus, der aus Stimmung, Temperament, persönlichen Schicksalen hervorgegangen, nur ein subjectiver Geschmack, aber nimmermehr ein objectives Gesetz wäre, kurz, einen Pessimismus, dem die philosophische Wurzel und damit die Wahrheit abgeschnitten wäre.

Es fragt sich also nur, ob es den dogmatischen Systemen auch gelungen ist, der menschlichen Vernunft zum herrlichen Besitzthum einer übersinnlichen Gewißheit zu verhelfen.

Das Ueberirdische soll auf irdischem Wege erreicht, mittelst der Denkgesetze, welche Naturgesetze sind, das Uebernatürliche erkannt werden. Es wäre dies vollkommen gleichbedeutend mit dem Postulat, zu dem nämlichen Zweck sei eine mathematische Gleichung zu formuliren oder eine technische Erfindung zu machen. Denn für das Uebernatürliche, Unerforschliche, Unendliche ist es von ganz gleicher Bedeutungslosigkeit, ob sich die wesentliche Grundthätigkeit des menschlichen Verstandes, die eigentlich er selbst ist, ob die Causalität sich als Logik oder als Mechanik, als Grund und Folge oder als Ursache und Wirkung darstelle. Niemand verkennt, daß es Wahnwitz wäre, von der Technik zu verlangen, daß sie durch eine aus den gegebenen Stoffen combinirte neue Erfindung dem Unendlichen näher bringe; derselbe Wahnwitz ist es, nur als solcher nicht allgemein und deutlich genug erkannt, die gleiche Leistung von Verstandesschlüssen aus gegebenen Prämissen zu erwarten. Denn die gegebene Prämisse ist, insofern sie überhaupt eine logische Consequenz gestattet, schon ein Endliches und kann auch mit ihrer höchsten und letzten Schlußfolgerung wieder nur zur Endlichkeit gelangen.

Sehr lehrreich ist es in dieser Beziehung, einen Augenblick bei dem Verfahren zu verweilen, welches der Urheber der modernen Philosophie, Cartesius, einschlug. Ihm war die Unbrauchbarkeit des Verstandes oder der später vom Kriticismus als aprioriſch erkannten Functionen zur Erreichung metaphysischer Ergebnisse instinctmäßig aufgegangen. Er begann daher damit, Alles, was bezweifelt werden kann, und da es nur der Verstand ist, der zweifelt, die gesammte Thätigkeit des Verstandes auszuschließen, d. h. als untauglich zu erklären, zum Anknüpfungspunkt für speculatives Denken zu dienen. Als solchen Punkt suchte er das nicht mehr Bezweifelbare, das durch sich selbst unmittelbar Gewisse, das keines Beweises mehr Bedürftige, oder mit andern Worten: er suchte dort anzufangen, wo der Verstand aufhört, um ihn erst nach dem Gewinn dieses Punktes wieder zur Thätigkeit einzuladen.

Wie groß er sich in seiner dogmatischen Unschuld geirrt hatte, als er das unumstößlich durch sich selbst gewisse Axiom gefunden zu haben glaubte, indem er das Identitätszeichen zwischen Denken und Sein setzte, beweist die Arbeit von Jahrhunderten in Tausenden von Büchern, die immer erst noch damit beschäftigt sind, was keines Beweises mehr bedürftig sein soll zu beweisen.

Das unumstößlich und durch sich selbst Gewisse ist überhaupt nur in zwei Modificationen vorhanden: entweder für den naiven Realismus, der die Dinge nimmt, wie sie ihm erscheinen, ohne weiter über ihr Wesen und wie er zum Bewußtsein von ihnen kommt, nachzudenken, der also in dieser Beziehung den Verstand gänzlich aufgibt; oder in der Fähigkeit die Causalverhältnisse und mit ihnen das logische Denken zu übersliegen und unmittelbar, aber auch unaussprechlich und unbeweisbar, zur Gewißheit des Unendlichen zu gelangen. Diese Fähigkeit ist entweder eine ästhetische oder eine ethische; nur die Schönheit oder die sittliche Gutthat, die Tugend, führen durch ein selbst wieder unerforschliches und rein individuelles Moment zur unmittelbaren Gewißheit des Unendlichen. Wie dieses selbst eines Beweises weder fähig noch bedürftig, haben auch Ethik und Aesthetik die Logik der speculativen Vernunft stets dazu verleitet, in dickleibigen Büchern ohne Zahl die endgültige Erörterung ihres Wesens ebenso mühsam als vergeblich zu versuchen. Namentlich jenen metaphysischen Systemen, welche den Kriticismus verleugnen und den Schlüssel zum Verständniß des Weltganzen vorzustellen glauben, können Ethik und Aesthetik als bloße Theile des so allumfassend verstandenen Alls weiter keine Schwierigkeiten bieten. So hat denn auch Eduard v. Hartmann auf seine „Philosophie des Unbewußten" eine Ethik, eine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" gepflanzt.

II.

Ich habe in vorstehenden Zeilen angedeutet, wie seltsam sich der große Erfolg der „Philosophie des Unbewußten" von dem Geschick anderer metaphysischen Systeme, berühmten wie unberühmten, unterscheidet; welches Unrecht E. v. Hartmann geschieht, wenn man ihn mit der Hartnäckigkeit des Gemeinplatzes am Aeußerlichen und Zufälligen klebend eines allzu entschieden und scharf ausgeprägten Pessimismus beschuldigt, der doch bei ihm keine eigentliche philosophische Begründung hat, sondern im Gegentheil durch einen letzten, höchsten Aufschluß, welcher immerdar eine Versöhnung involvirt, wieder aufgehoben wird; endlich wie problematisch der Werth solcher Aufschlüsse ist, bei denen Verstand und Vernunft in der Beschaffenheit und im concreten

Inhalt dieser Welt nicht mehr einzig und allein ihr selbsteigenes Spiegelbild erkennen wollen, sondern ein Object, von welchem der Reflex ausgehen soll, hinter dem Spiegel suchen.

Alle diese Andeutungen sind einer Verwerfung der philosophischen Richtung und Methode E. v. Hartmanns genugsam ähnlich, um daß ich unbefangen und ohne mich dem Verdacht einer principiellen Voreingenommenheit auszusetzen, den ungemein hohen, ungemein bedeutsamen literarischen Werth seiner Schriften hervorheben darf. Eduard v. Hartmann ist einer der größten Autoren. Dies ist nicht nur nicht allgemein, es ist auch überhaupt nicht anerkannt worden. Der falsche Ruhm seines Dogmas in der „Philosophie des Unbewußten" hat den echten Ruhm, den seine Kritik verdiente, nicht aufkommen lassen. Sie bewährt sich überall dort als ein genußreiches Schauspiel, welches Scharfsinn in Verbindung mit eminentester Klarheit der Ausdrucksweise vor uns aufführen, wo er entweder wie in seinen „Gesammelten Studien und Aufsätzen" Zeitfragen und ästhetische Probleme in ihre Bestandtheile zerlegt und leicht und sicher ihre Wesenheit heraushebt, oder wo er wie in der „Phänomenologie" die ethischen Systeme Anderer und die Voraussetzungen, auf welche sie gegründet sind, erst umfassend und objectiv charakterisirt und dann mit einer Kraft der Dialektik, gegen welche kein Widerstand denkbar ist, zersetzt und auflöst. Man darf dabei trotz der Verwandtschaft des Geistes nicht an die dialektische Methode Hegels denken, denn es handelt sich nicht darum, das Ueberwundene als aufgehobenes Moment auf einer höheren Stufe der Entwicklung in seiner früheren Nothwendigkeit zu erweisen, sondern es handelt sich darum, das Angegriffene ein für allemal abzuthun. Allein die Virtuosität, die zur speciellen Anwendung der dialektischen Methode auf fachwissenschaftlichem Gebiete gehörte, ist niemals übertroffen und nur noch ein einziges Mal, in Kuno Fischers „Geschichte der Philosophie", in ebenso glänzender Weise dargethan worden.

Schon im Anfang seiner „Phänomenologie" gibt E. v. Hartmann dafür ein überraschendes Muster mit seiner Behandlung Spinozas. Der Begründer des Pantheismus wird stets seine historische Hochstellung unter den Geistern der Menschheit behaupten, aber erfreut sich auch einer actuellen Fortwirkung seines Systems, welche die Seelen träg und ruhesüchtig macht. Die kritische Ueberwindung, welche in der Geschichte der Philosophie selbst längst gegeben ist, hat der Gegenwart noch nicht genugsam eingeleuchtet, obgleich es selbst dem kindlichsten Verstande mit den schlichtesten Worten klar zu machen wäre, daß die Einheit der Substanzen mit einer Zweideutigkeit der Begriffe erkauft ist, und daß, wenn Alles göttlich ist, der Maßstab nothwendig fehlen muß, um es als göttlich zu bezeichnen und der Liebe empfehlen zu können.

E. v. Hartmann berührt diesen Punkt nicht, seine Aufgabe ist nur, über den im engern Sinne sittlichen Gehalt der „Ethik" des Spinoza zu sprechen. Er bringt dabei zum Vorschein, was hinter der Kruste der Gemeinplätze, die sich um alles Berühmte bildet, verborgen lag. Der Gegenstand liegt dem Fachmann am Herzen, aber dem allgemeinen Interesse nicht nahe genug, um hier erörtert zu werden. Hingegen ist Kants „Kritik der praktischen Vernunft" zu tief in Schule und Leben eingedrungen, als daß nicht Hartmanns Urtheil über das hauptsächlichste Princip der Kant'schen Ethik erkennbar gemacht werden müßte.

Seiner großen Leistung, die Theorie des menschlichen Erkennens gefunden und gelehrt zu haben, stellte Kant eine gleich unsterbliche, ewig fortwirkende That zur Seite, indem er „das Ding an sich" als ein Negatives, als einen Grenzbegriff, folglich als eine Schranke feststellte, über welche das Erkennen nicht hinauszudringen vermag. Jedes Unglück, jede Sehnsucht, ob die nach einem persönlichen Glücke oder die nach allumfassender Einsicht ist in letzter Linie, im tiefsten Grunde nichts Anderes, als das Gefühl dieser Schranke. Und schon deshalb, weil alles Leben Sehnsucht ist, weil jedes Wirken und Streben, die Leidenschaft wie das Forschen früher oder später bei dieser Schranke anlangt und sich an ihr wund stößt, habe ich oben andeuten dürfen, daß die Begründung des modernen Pessimismus auf Kant zurückzuführen sei.

Wie schaudernd vor den Consequenzen seiner eigenen großen Entdeckung wollte der Seher von Königsberg seine Theorie nicht so trostlos zurücklassen, uneingedenk, daß in der die Schranke ahnungsweise und doch unbewußt übersliegenden ausübenden Kunst und handelnden Tugend der Trost schon von selbst gegeben ist, wenn man dabei nur — von jeder Theorie absieht. Er stellte seiner Kritik der reinen die der praktischen Vernunft zur Seite oder vielmehr entgegen. Wie jene eine Verurtheilung, so war diese eine Verherrlichung der Vernunft, oder mit anderen Worten, er wurde Apostat seiner eigenen Lehre, indem er das nach ihr unerfaßbare Ding an sich in den Postulaten des sittlichen Willens als ein an sich seiendes Vernunftwesen erkannt und erfaßt zu haben glaubte oder vorgab.

Hartmann muß dieses Verhältniß zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft in Kant mit Schweigen übergehen, denn auf dem Abfall vom Kriticismus, den der Schöpfer desselben selbst beging, beruhen ja alle spätern dogmatischen Systeme, und Hartmanns eigener objectiver Schein oder „transscendentaler Realismus" ist vielleicht schon die äußerste Verirrung, zu der sich der menschliche Geist in seiner Verzweiflung, über den Grenzbegriff hinauszukommen, jemals versteigen kann.

Um so freier und selbstständiger und ganz in der Gewalt jenes kritischen Vermögens fühlt sich Hartmann bei der Beurtheilung der Consequenzen, welche Kant aus dem Abfall von seinem Urprincip für die Ethik gezogen hat. Er mußte nothwendig das an sich seiende Vernunftwesen, um es als solches behaupten zu können, von den aprioristischen Functionen und folglich von den Affecten trennen, und daraus entstand jener schauderhafte kategorische Imperativ, der ein blut- und fleischloser, zum Entsetzen abstracter Gesetzgeber der Tugend und Pflicht ist. Schon mit der Begründung des einzigen Satzes: „Das Pflichtgefühl ist selbst eine Neigung," den Hartmann entgegenstellt, leistet er hier Ueberzeugendes und Außergewöhnliches.

Leichter noch wird es natürlich dem Verfasser, minder bombenfeste Theorien und Systeme der Ethik zu demoliren. In der Niederwerfung der Sittlichkeitslehren der Theologie übt er sogar ungeachtet des hohen Ernstes, der ihn durchaus beseelt, unbewußt die Wirkung beabsichtigten Humors, weil die Wucht der Argumentation gegen so geistesschwache Gegner gerichtet ist, daß sie auch schon vor einer feindlichen Handbewegung die Flucht ergreifen mußten. Viel wäre über einzelne Abschnitte des polemischen Theiles, über das, was zur Psychologie der Geschlechter, zur Beurtheilung Schopenhauers ꝛc. gehört, zu sagen, allein da dies nicht immer mit dem kurzen Ja der Uebereinstimmung, sondern oft auch mit dem raumfressenden Nein der Widerlegung geschähe, so ist erst abzuwarten, ob das Werk durch einen großen Erfolg beweist, daß eine ausführliche Besprechung der Einzelheiten und Nebenbeziehung im Interesse der Gesammtheit liegt. Immer würde jedoch auch die breiteste Opposition gegen Details das Verdienst dieses polemischen Theils unangetastet lassen müssen, von den geistigen Motiven und concreten Bewegungskräften modernen Lebens, so weit seine Gestaltungen Träger der Sittlichkeit sind oder sein wollen, ein anschauliches Bild entworfen zu haben.

Könnte ich doch mit dieser Anerkennung schließen! Allein der Polemik folgt eine Dogmatik, und ohne Kennzeichnung derselben ist das Werk überhaupt nicht besprochen. Verführt die Polemik oft zu der Annahme, sie werde von dem Princip getragen, eine Theorie der Sittlichkeit gehöre zu dem unerreichlichen Gebiete jenseits der Schranken der Erkenntniß, so bewegt sich die Deduction, sobald sie das Kampfgetümmel der Polemik verlassen hat, plötzlich auf einem ganz andern Princip. Der Eindruck erinnert lebhaft an ein Husarenstücklein aus dem östreichisch-italienischen Kriege von 1859. Eine kleine Schaar ungarischer Reiter wird von einem Trupp piemontesischer Dragoner verfolgt. Den Husaren bleibt bei ihrer Minderzahl nichts übrig, als sich der Schnelligkeit ihrer Pferde anzuvertrauen, und nur der Letzte, der auf einem prächtigen Braunen sitzt, wird von den Dragonern

eingeholt. Seine Genossen sehen sich von einer erreichten Anhöhe aus nach dem Schicksal des Unglücklichen um. Lange ist vor Staub und Pulverrauch nichts zu unterscheiden; es muß ein furchtbares Gemetzel sein. Plötzlich springt der Husar aus dem Kampfgetümmel heraus, aber was muß da vorgegangen sein! Er sitzt nicht mehr auf seinem Braunen, sondern auf einem piemontesischen Schimmel.

Der dogmatische Schimmel, auf welchem Ed. v. Hartmann das polemische Kampfgetümmel verläßt, vollführt niegesehene Sprünge. Man wäre versucht, sie für wahnsinnige Purzelbäume zu halten, durch welche die speculative Vernunft die Schranke der Erkenntniß zu überspringen hofft.

Innerhalb der Schranke stellt sich die Angelegenheit einfach genug dar. Jede menschliche Handlung ohne Ausnahme, die opfermüthig edelste nicht minder als die gemeinste, erscheint als irdisches Phänomen vom Egoismus eingegeben. Da im ganzen Bereich der Causalität, also des gesammten menschlichen Bewußtseins keine Handlung ohne einen dazu bestimmenden Grund vollzogen werden kann, so ist mit dem Grund, der dem Ego als Motiv dient, auch schon der Egoismus gesetzt, wäre das Motiv auch Mitleid oder ein sonstiger sittlicher Beweggrund. Dahinter steht jedoch für das Gefühl immer noch versteckt und unaussprechlich etwas Anderes und Höheres als der Egoismus. Allein der Intellect ist nur für die Dinge dieser Welt, für das Spiel der Causalität geschaffen, er kann sich daher die menschliche Handlung nur durch Zurückführung auf einen wenn auch noch so feinen und verklärten Egoismus begreiflich machen, das incommensurable Moment aber, das dahinter steckt, gehört eben in das Gebiet des blos dem Gefühl offenbarten Transscendenten, Unbegreiflichen. Die Theorie oder das Grundprincip der Sittlichkeit ist Ding an sich und liegt jenseits der Schranke der Erkenntniß.

Ich bin hier nicht berufen, die heilsamen Consequenzen auseinander zu setzen, welche diese Auffassung der Ethik für das praktische Leben hat, sondern nur die Consequenzen zu beurtheilen, welche die ganz entgegengesetzte Auffassung Hartmanns mit sich führt. Er hat das dem menschlichen Intellect Unbegreifliche, den ganzen geheimen Sinn der Welt und somit auch den der Sittlichkeit, glücklich aufgefunden im Princip des All-Einen.

Aus diesem Wahn ergeben sich nun folgende Abnormitäten:

Vor dem All-Einen verschwinden die Individuen und ihre persönlichen Interessen und insoferne sie sich noch mit ihren eigenen Persönlichkeiten und Zwecken behaupten wollen, sind sie das Urböse, oder der in allen Formen und Gestalten der Verdammniß zu überantwortende Egoismus.

Das All-Eine ist aber ein höchst unglückliches, bejammernswerthes, um den Frieden seiner Unbewußtheit gebrachtes Wesen, es leidet an einem bösen Geschwür: an dem Vorhandensein der Welt. Das All-Eine, nicht das Individuum, hat auf Erlösung Anspruch und sie kann nur in der Austilgung jenes ekelhaften Parasitengewächses, in der Vernichtung der Welt bestehen.

Was ist nun die Sittlichkeit?

Sie ist das Mittel zur Vernichtung der Welt. Die Sittlichkeit ist also vor Allem nicht Selbstzweck, ein Axiom, das allein schon hinreicht, auf alle unbefangenen Menschen den Eindruck der Unsittlichkeit zu machen. Wozu aber dient sie als bloßes Mittel? Zu nichts Geringerem, wenn dieser Lehre zu glauben ist, als durch ihre fortschreitend sich entwickelnden Institutionen das Wollen und Wissen der vernünftigen Einzelwesen in dem Grade zu steigern und zu raffiniren, daß endlich das Elend der Welterxistenz allgemein erkannt sei und ein Majoritätsbeschluß der Menschheit das Aufhören alles Lebens decretire.

So stellt sich das Zwitterding dar, das aus dem unmöglichen Compromiß zwischen Heraklit und Buddha als die Metaphysik Eduard von Hartmanns hervorgegangen ist.

Man sieht leicht, daß die unnatürliche Verbindung durch Ausrenkung ihrer Glieder bis zum äußersten Extrem ermöglicht werden sollte. Das eine Glied, der Hegel'sche Begriff der Allgemeinheit, der Moloch, dem alle Individuen als Opfer in die glühenden Arme gelegt werden, ist von Hartmann so zu sagen noch übermolocht worden: das Allgemeine schlägt auf diesem äußersten, extremsten Punkte in sein Gegentheil um, es wird wieder Individuum. Intentionen werden ihm zugemuthet, deren nur das Individuum fähig wäre, die Menschheit wird aufgefordert, sich selber das Herz zu brechen.

Das andere Glied der Verbindung, die Buddhaistisch-Schopenhauer'sche Lehre von der Verneinung des Einzelwillens zum Zweck des Eingehens in das selige Nichtsein, Nirwana, wird ausgedehnt zur Erlösung des All-Einen durch Verneinung des All-Willens zum Leben.

Die Grundidee, auf welcher sich hier ein Kanon und Organon der Sittlichkeit aufbauen will, ist eigentlich ein Drama, und es kömmt ganz auf den Geschmack und die Denkungsweise des Lesers an, ob er es als eine Komödie oder Tragödie auffassen will. In beiden Fällen aber hat das Drama zunächst den Fehler, daß sich ein Vorgang hinter der Scene und noch vor dem Aufziehen des Vorhangs abspielt, ein Vorgang, welchem die ganze Handlung des Dramas entsprungen ist und der dennoch im Verlauf desselben gänzlich unerklärt bleibt. Das Drama handelt von der zu bewerkstelligenden Scheidung eines unglücklich verheiratheten Paares: Wille und Idee. Die Frau ist es besonders, um deren Erlösung es sich handelt. Warum aber hat sie denn geheirathet? Auf welche Weise ist es dem blinden und blöden Willen gelungen, sich der Idee zu bemächtigen? Und wenn es der Sittlichkeit, die hier berufen ist, den Ehescheider zu machen, mit den größten Anstrengungen endlich gelungen sein wird, das Paar auseinander zu bringen — wer oder was bürgt denn dafür, daß es dem Willen nicht augenblicklich wieder glücken werde, sich der Idee zu bemächtigen und abermals eine Welt zu schaffen? Und durch welchen Telegraphen soll es denn der Sittlichkeit gelingen, sich mit den Bewohnern anderer Himmelskörper in Verbindung zu setzen, die am angestrebten Untergang der Welt auch einigermaßen betheiligt sind?

Nimmt man die ganze Basis der Hartmann'schen Ethik nur im Geringsten ernsthaft, so geräth man in eine Reihenfolge komischer Fragen und die Heiterkeit kann nur dadurch erhöht werden, daß sich der Verfasser jede Kritik verbietet. Denn er sagt: „Vor der Erhabenheit dieser Entwicklungsstufe des sittlichen Bewußtseins schwindet jede Möglichkeit des Einspruches. Der Einzelne mag behaupten, daß er sich zum schwindelfreien Erklimmen einer solchen Höhe bislang untüchtig und vielleicht für immer unfähig fühle, aber er soll sich nicht erdreisten, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm zufällig die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wessen Magen nicht dazu gemacht ist, um von Nektar und Ambrosia zu leben, den wird Niemand schelten, wenn er sich von Schweinefleisch und Sauerkohl nährt, nur soll er nicht die Speise schlecht nennen, weil seine Constitution zu untergeordneter Art ist."

Das klingt wie unbegreifliche Selbstüberhebung oder wie heimliches Verzagen an der Wahrheit und Tüchtigkeit der eigenen Sache.

Jeder Mensch, der sich jemals mit Philosophie beschäftigte, steht schon dadurch zu hoch, als daß ihm zur Pflicht gemacht werden dürfte, die dogmatische Mystosophie Eduard von Hartmanns ernsthaft zu widerlegen. Ich bin nur deshalb auf die Kennzeichnung des ganzen Systems eingegangen, um zeigen zu können, wie man die Irrwege, die über die Grenzen des Erkennens hinausführen wollen, an ihren Früchten erkennen mag. Mittlerweile aber arbeiten die ehrwürdigsten Männer, ein Darwin, Häckel, Dubois-Reymond, Helmholtz, Wundt u. A. an der steten Bereicherung des Wissensmöglichen und sie bereiten vielleicht eine echte Philosophie vor: die Erhebung des Nicht-Wissens (ohne Beeinträchtigung seines Princips) zur Wissenschaft.

Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München.

Von allen deutschen Städten ist unzweifelhaft München der Hauptort rührigen Kunstlebens. Nicht allein die bei weitem größte Anzahl Künstler, die sich daselbst niedergelassen, berechtigt zu diesem Ausspruche, sondern auch die große Thätigkeit der Akademie, hauptsächlich das Verdienst des Directors C. v. Piloty. Man kann nicht behaupten, daß diese allein dem Kunstleben den Stempel aufdrückt, denn außer ihr wirken noch andere durchaus nicht zu unterschätzende Kräfte, denen zu danken, daß die Einseitigkeit, von welcher die heutige Akademie nicht freizusprechen ist, nicht allzu auffallend wird, da sie vorwiegend naturalistischen Principien huldigt, wie in früherer Zeit lediglich idealistischen. Damit steht nun München keineswegs isolirt, sondern das ist die Strömung der gesammten Geistesrichtung unserer Zeit. Desto mehr ist es aber vielleicht auch in weiteren Kreisen von Interesse, einen Vergleich zu ziehen mit ehedem und jetzt und daraus zu schließen, ob nicht doch wohl in diesem Streben bereits zu viel geschehen, ob es nicht an der Zeit sei, diese naturalistische Ueberfluthung möglichst einzudämmen, endlich, ob überhaupt es zum Segen der Kunst geworden, daß diese Bahnen von Staatswegen begünstigt worden — nicht vielmehr statt einer Erhöhung, ein allmähliches aber sicheres Sinken derselben zu constatiren?

Es bedarf nun wohl keiner besonderen Begründung, daß die Historienmalerei, oder besser die Malerei im großen Stil, die erste Stelle einnimmt im Bereich der Kunst. Sie ist unzweifelhaft der Kern, von dem alle anderen Gattungen sich abzweigen, eigentlich in höchster Potenz alle vereinigend. Ursprünglich gab es ja nur in diesem Sinne Historienmaler. Die specielle Absonderung der Malerei in besondere Fächer für Landschaft, Porträt, Thier- und Volksleben, gehört erst der späteren nachraphaelischen Periode an. Es weiß nun Jedermann, daß mit Raphael der Culminationspunkt der Kunst erreicht wurde und jede andere Epoche, so bedeutende auch nachfolgten, dieser untergeordnet blieben, um so auffallender aber, je mehr sie sich von den Grundprincipien derselben entfernt hatte. — Die Kunst, ursprünglich die Tochter der Religion, wurde durch diese ehrwürdige Mutter alles Idealen lange Zeit vor Ausartung behütet und erst mit dem Verfalle derselben gewissermaßen vogelfrei, bedurfte sie eines, wenn auch weniger mächtigen Schützers und fand ihn im modernen Staatshaushalt. Dieser Wechsel brachte es naturgemäß mit sich, daß der universelle Standpunkt aufgegeben und der individuellen Anschauung des jeweiligen Herrschers oder Ministers weichen mußte. War sie bis dahin der Ausdruck der Verherrlichung des himmlischen Gottes, so wurde sie alsbald zur Dienerin vieler Erden-, Halb- und Achtelsgötter, bis sie herabsank zur Handelswaare, womit sie im höheren Sinne eigentlich aufhörte Kunst zu sein, sondern mehr oder weniger das Product geschickter Technik wurde.

Bayern nun hatte das große Glück, in König Ludwig I. einen Fürsten zu besitzen, der weit über das gewöhnliche Maß von der Höhe der Kunst durchdrungen, dessen eigentliches Lebenselement sie war, die er mit genialem Blick in ihrer tiefsten Bedeutung erfaßte. Der Ruhmesglanz seines Namens wird noch erstrahlen, wenn so manches Fürsten Lorbeeren längst verwelkt. Glücklicher Sterblicher! der in der Kunst gewissermaßen seine Unsterblichkeit athmete. Was er aber vorfand, als er zur Regierung kam, war seinen hohen Zwecken nicht entsprechend. Seine großen Pläne bedurften große Männer des Geistes, nicht nur der landläufigen Technik, die unter der Akademiedirection des alten Langer damals nicht etwa vernachlässigt wurde, da der weltberühmte Riedel in Rom sein mit Recht noch heute bewunderter Schüler war. Aber im Allgemeinen bewegte sich damals die Kunst in den kalten, abgelebten Formen der Davidschen Schule, wie gleichzeitig unter Füger in Wien. An Selbstgefühl fehlte es Langer zwar nicht, dem man das geflügelte Wort nacherzählt: „Es hat nur drei große Maler gegeben, der eine war Raphael, der andere ist mein Sohn Robert und den dritten zu nennen verbietet mir die Bescheidenheit."

Die Epoche Ludwigs I. bedurfte einer neuen Sonne und diese ging mit Cornelius auf. Als Haupt der Akademie berufen, schaarte sich um ihn eine Tafelrunde, wie sie wohl keine Zeit glänzender gesehen, und die Akademie wurde der Mittelpunkt einer Thätigkeit, deren Ausstrahlung weit über die deutschen Grenzmarken reichte. Sein Wahlspruch: „Die Kunst hab' ich geliebt, die Kunst hab' ich geübt mein Leben lang, die Künste hab' ich verachtet, nach Wahrheit nur getrachtet, drum wird mir nicht bang," kennzeichnet ihn in seiner vollen Charaktergröße. Er ist der Mann, dem gegenüber sein weltberühmter Kunstgenosse Overbeck in einer Festrede offenherzig bekannte, daß, so viele hochbegabte Künstler jener Epoche kühn sich aufgeschwungen, keiner von Allen vermochte, dessen Adlerfluge zu folgen! Unter seinem Directorium konnte die Akademielehrweise nur im strengsten Ernste gehandhabt werden; nur wer das Höchste anstrebte, sollte Eingang in der Kunst geweihten Hallen finden. Er ward fortan die Seele der Kunstbewegung in Deutschland, und auch die Künstler anderer Richtung konnten sich seines indirecten, wohlthätigen Einflusses nicht entschlagen. Und was war es denn aber, was diesen gewaltigen Heros vor allen anderen seiner Zeit auszeichnete? Etwa eine blendende Technik, oder die Popularität der von ihm bearbeiteten Vorwürfe, oder der Reiz der Neuheit? Nichts von alledem, sondern die Verachtung dessen, womit der gewöhnliche Mensch zu gefallen sucht. Es war derselbe rücksichtslose Kunstdrang, unter dessen Walten ein Michel Angelo, ein Beethoven entstanden, eine elementare Kraft, gegen die nichts Anderes als maßgebend aufkommen konnte, ein heiliger Ernst, dem gegenüber das Alltägliche, Gewöhnliche zusammenschrumpfte in unbedeutendes Nichts. Er ist dem Löwen zu vergleichen, der allerlei Gethier großmüthig um sich duldete, da er doch, wenn er wollte, jedwedes vernichten konnte. Es war endlich der unbestechliche, markige Mannescharakter, der ihm solche Gewalt über die Geister gab, daß sie nach seinen Gesetzen unwiderstehlich die Kunst erfassen mußten, selbst auf die Gefahr hin, ihren hohen Anforderungen zu erliegen. Diese Gesetze aber waren die uralten, nach welchen Griechenland die Kunst auf nicht wieder erreichte Höhe gebracht, die zeitweise im Wirrwar der Völkerumwälzungen scheinbar verloren gegangen, von einzelnen gewaltigen Naturen wieder erfaßt werden. Das sind die Marksteine, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert von der Gottheit aufgestellt, weit hineinragen in das Völkerleben, von späten Geschlechtern erst in ihrer vollen Bedeutung erkannt. Kurz, die Historienmalerei im großen Stile war fortan an der Tagesordnung und zwar ausschließlich. Die Gründe dafür lagen zunächst in der Absicht: nur das Höchste von Staatswegen zu begünstigen, da ja das Mittelmäßige ohnehin keiner Aufmunterung bedarf, was in Folge sich in der That bestätigte. Wie thöricht, darauf den Vorwurf der Einseitigkeit zu begründen, da im Gegentheil zu keiner Zeit das Kunstleben so vielseitig gewesen, als damals. Alle Kunstrichtungen, vom höchsten Kothurn bis zum Stillleben herab waren mit Auszeichnung vertreten, trotzdem nur für den ersteren an der Akademie Platz war; wer Augen hat zu sehen, kann sich leicht davon überzeugen. Und Cornelius selber sollte einseitig gewesen sein, der in allen Hauptrichtungen der Kunst epochemachend gewesen? Der die Nibelungen aus den verfallenen Gräbern erstehen ließ in einer riesenhaften Lebensfülle, wie das Nationalepos sie kaum größer zu gestalten wußte, der die Typen geschaffen zu den Faustgestalten, die nie verdrängt werden können, der die Mythologie ebenso gewaltig beherrschte, als er die großartigsten und zugleich gemüthvollsten Gestalten des Christenthums geschaffen, der in dem Cyklus der Kunstgeschichte in den Loggien der alten Pinakothek eine Fülle der Phantasie und Anmuth ausgegossen sonder Gleichen, seiner anderen Werke nicht zu gedenken?

Dieser Auserwählte sollte „der Entwicklung der deutschen Kunst eher geschadet als genutzt haben," wie die entartete Kritik unserer Tage sich erkühnt zu behaupten? Beklagenswerth das Volk, daß seine größten Geister so schnell vergißt oder verkennt

— gemahnt es nicht an England, welches erst nach Jahrhunderten vom Auslande her die Größe seines unvergleichlichen Shakespeare mußte kennen lernen? — Aber malen konnte Cornelius nicht und deshalb sollte er vom Uebel gewesen sein. Es hat eine Zeit gegeben, da man dasselbe von Raphael behauptete und trotzdem wird man immer wieder auf die einfache Maltechnik des Wunderkindes von Urbino zurückkommen. So wird auch eine Zeit kommen, da man die Malerei der Glyptothekbilder in ihrem vollen Werthe schätzen lernt, womit nicht behauptet werden soll, daß Cornelius selber ein hervorragender Colorist gewesen, sondern daß seine Principien überhaupt eine malerische Behandlung zulassen, wie einzelne seiner Fresken zur Evidenz beweisen.

Was soll überhaupt das kleinliche Bemängeln eines so hervorragenden Geistes? als wenn es möglich wäre, daß ein einzelner Mensch die Summe des Gesammtkönnens in sich vereinigte! Wäre es nicht thöricht, von Michel Angelo die Vorzüge zu verlangen, die Raphael ausgezeichnet, oder etwa Beethoven zum Vorwurf zu machen, daß er nicht zugleich Mozart gewesen? Anderseits betrachtet, waren die genannten Kunstgrößen etwa eher zum Schaden als Nutzen für die Kunstentwicklung, weil z. B. unmittelbar nach Raphael die Kunst vom hohen Piedestal herabsank, trotzdem Michel Angelo noch lange lebte? Und war die Kunst Mozarts darum lebensunfähig, weil nach ihm nicht ein Schock Mozarte entstanden? Aber die Welt will getäuscht sein und liebt die Täuschung; jede neu auftauchende Eintagsfliege glänzt eine Weile im Sonnenschein und der Lebende wird zunächst immer Recht behalten. Bekanntlich hat das am feinsten entwickelte Geschöpf die kleinste unmittelbare Nachkommenschaft, je untergeordneter aber das Geschlecht, je massenhafter die Vermehrung, das mögen Jene beachten, welche den Werth einer Kunstrichtung nach der Leichtigkeit der Nachahmung derselben bemessen.

Leider war es der Kunst in München nicht vergönnt, auf die Dauer Cornelius als Haupt zu sehen. Intriguen aller Art wußten Zwiespalt zwischen ihm und seinem königlichen Mäcen zu säen, in Folge dessen er die süddeutsche Metropole mit der norddeutschen vertauschte und der daraus erwachsene Nachtheil wurde um so mehr bemerkbar, als auch Schnorr v. Carolsfeld sich veranlaßt gefunden, den Ort seiner ruhmreichsten Thätigkeit zu verlassen, Schwanthaler sowie Schorn frühzeitig der Tod ereilte.

Die Reihe der Kunstgrößen war gelichtet, — wer sollte nun das Scepter führen, wer durfte es wagen auf Cornelius? — Eine Weile schwankte das Zünglein der Wage, um nach kurzem Interregnum zu Gunsten einer Persönlichkeit zu neigen, allerdings von bedeutenden Gaben, dennoch aber vom Schicksal dazu bestimmt, den ersten Axthieb in den mächtigen Baum der Kunst zu thun, so wenig es auf den ersten Blick dazu den Anschein hatte. Wilhelm v. Kaulbach war es, der sie, wenn auch mit gleißendem Gepränge zu Grabe getragen; das klingt paradox, ist aber den Thatsachen entsprechend. Er war es, der das lautere Gold der Cornelianischen Kunst in gangbare, aber stark vermischte Münze umwechselte, der in das wallende Gewand der historischen Muse die lüsterne Sinnlichkeit einschmuggelte, an das geschäftig schnurrende Rad des Erwerbes bannte, dem das „Pereat den Schacherjuden der Kunst" gegolten, was kein Andrer als Cornelius selbst in öffentlicher Rede ausgesprochen. Man hat im Verlauf der Zeit Cornelius und Kaulbach als zusammengehörig, sich gegenseitig ergänzend gepriesen, gleichsam wie Mann und Weib, bei welchem Vergleich die Rolle des Letzteren allerdings auf Kaulbach fiele, geschmückt mit allen verführerischen Reizen bestrickender Leidenschaft, leider aber alles inneren Haltes entbehrend. Klug wie die Schlange, aber ohne die Taubeneinfalt, pikant geistreich, doch von tödtlich verwundendem Sarkasmus und erschreckend gemüthsleer. Ohne Treue und Glauben nicht einmal an sich, gab er noch am Lebensabend, sich selber dementirend, seinen leiblichen Sohn in die Schule seines Antipoden, seines Amtsnachfolgers, dessen Kunstprincipien er verachtete und als Rivalen durch Jahre, wenn auch vergeblich mit allen Mitteln des Spottes und der Chikane zu vernichten trachtete.

Kaulbachs Neigung war im Anfang seiner Laufbahn nicht auf die hohe Kunst gerichtet, wenn er auch gelegentlich in der Residenz und Odeon Verwendung fand. Es ist nicht die Noth allein, welche ihn bestimmte, sich mit Illustrationen untergeordneter Art zu befassen. Seine Zeichnungen zum „Verbrecher aus verlorener Ehre" sind bedeutsame Fingerzeige, noch mehr aber der „Liebesbrunnen", worin er bereits einen Ton angeschlagen, der manches Widerwärtige und Abstoßende in seiner späteren Entwicklung erklärlich macht; das „Narrenhaus" ist ein weiterer Beleg dafür. Alle diese Entwürfe aus dem Kleinleben tragen den Stempel einer formellen Begabung, einer Größe der Auffassung und Bedeutsamkeit des Inhalts, welche Alles übertraf, was bis dahin in dieser Richtung geschaffen wurde. Trotzdem galt Kaulbach damals noch wenig, da es ihm an Compositionsbegabung Viele zuvorthaten, überhaupt die strenge Historie mehr Ansehn genoß. Das mochte wohl der Anstoß zur „Sachsenschlacht" und zu der später so berühmt gewordenen „Hunnenschlacht" gewesen sein. Aber selbst Letztere blieb Anfangs wenig beachtet. Die reale Geschichte als Phantom aufgefaßt fand so wenig Sympathie, daß selbst König Ludwig sich nicht entschließen konnte, eine Freskowand dafür anzuweisen, obgleich Kaulbach sich angeboten, das Bild auf eigene Kosten auszuführen. Erst nach Jahren, nachdem jener Berliner Kunstfreund Graf Raczinsky diese Composition in lebensgroßer Ausführung bestellt hatte, war seine Zukunft als Historienmaler im großen Stil festbegründet. Mit dem reichen Erfolge aber dieses Cartons, denn zur Ausführung in Oelfarben kam es nicht, wurde zugleich das Vorwiegen der Allegorie in seinen zahlreichen Compositionen charakteristische Eigenart, womit er in modernem Gewande die Zopfkunst wieder neubelebte, so wenig er es beabsichtigt, und schließlich die Cornelianische Richtung, die man mit der seinen identificirte, als überspannte „Gedankenmalerei" vollends in Verruf brachte; dazu kam, durch malerische Concessionen das Publicum anzuziehen, was an der Sache nichts besserte, im Gegentheil den Zwiespalt verrieth, in den er durch das Verlassen der strengen Grundsätze seines Lehrers nothwendig kommen mußte. War schon seine Vielmacherei seinem Ansehen gefährlich, so schadete er diesem endlich noch mehr durch seine unwürdigen, hämischen Angriffe auf die Kirche, womit er seine sinkende Popularität wieder aufzurichten hoffte, was aber nicht gelingen konnte, da die Zuchtruthe in der Hand dessen, der selber aller Zucht ledig, nur als eitel Reclame erschien. Dessen ungeachtet war die Einwirkung Kaulbachs auf die Akademie immer noch für die höhere Kunst günstig, da trotz seiner Schwächen der Schüler des Cornelius immer wieder zum Durchbruch kam, wenn auch seine Hunnenschlacht, wie er selber zugab, in seinen späteren Arbeiten in keiner Weise wieder erreicht wurde. „Das Beste was Kaulbach geschaffen, ist die Hunnenschlacht, und das hat er mir zu verdanken," sagte gelegentlich Cornelius. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß andere Elemente sich neben ihm geltend machten, welche er indirect großgezogen und ihn selber noch bei Lebzeiten in Schatten stellten. „Laßt sie nur schimpfen; besser geschimpft, als todtgeschwiegen!" das war *sein* Wahlspruch.

Der nun die akademische Bühne als deren Oberhaupt betrat ist, weil er noch unter den Lebenden und dem Beobachter also zu nahestehend, nicht wohl vollgültig zu charakterisiren, aber einzelne scharf ausgesprochene Züge lassen sich jetzt schon als wesentliche Eigenart feststellen, wie der Erfolg, der sich im Verlauf der Jahre an seine Schule geknüpft, die ja schon lange vor Kaulbachs Tode die Akademie beherrschte. Piloty ist der Schüler seines Schwagers Schorn, der mit Kaulbach um die Palme rang, durch frühen Tod jedoch verhindert wurde, im Kampfe vielleicht zu obsiegen, denn seine Individualität und Befähigung stand Cornelius näher. Es ging Piloty in gewissem Sinne ähnlich wie Kaulbach, da ihn die Gunst der Umstände zu einer Stellung gehoben, die er streng genommen nicht ausfüllen kann.

Es ist der Ehrgeiz Großes zu vollbringen nicht zu verkennen, aber zu sehr am Kleinen, Nebensächlichen hängend, geht die Größe des Ganzen verloren, wozu kommt, daß er mehr fühlt als denkt. Seine Kunstwerke sind so wenig historische Bilder,

als ein lyrisches Gedicht eine Tragödie sein kann und wenn die Todten noch so rührend beweint werden. Er kommt über die ihm eigene kränkliche Sentimentalität nicht hinaus, die — von der sterbenden Wöchnerin, des sterbenden Ammenkindes, des gestorbenen und das Sterben ahnenden Wallenstein, Cäsar nicht zu vergessen, der auch sterben soll, angefangen, bis zur Thusnelda im Triumphzug des Germanicus hinaufragt und bei seiner Schnitterin, die darüber trauert, weil sie Schirling und Blumen mähen soll — ins Lächerliche ausartet. Wer denkt dabei nicht an Heines Spottgedicht: Ein Fräulein stand am Meere u. s. w. Diese Sentimentalität ist um so auffallender, als sie mit einem markigen Farbenvortrag verbunden, der an und für sich schon rühmenswerth wäre, wenn man nicht zugleich an die Vorbilder jenseits der Vogesen erinnert würde. Die Anekdote, nach welcher ein Engländer die Copie seines Nerobildes bestellt, aber ohne Figuren, ist zwar boshaft aber treffend. Sein Schüler und jetziger Akademieprofessor Gabr. Max hat ihn nicht nur in der Sentimentalität, sondern auch in der Liebhaberei für Todtenbilder noch übertroffen, nur daß er den Effect durch Beimischung des Gräßlichen und Wollüstigen noch zu erhöhen suchte. Grauen könnte Einen überkommen, wenn dieser die Zukunfts-Historienmalerei repräsentirt. Durch eine Schule fortgesetzt diese Gräuelscenen am Kreuze, am Sumpfe, im Löwenkäfig, in der Arena — ist eine bedenkliche Perspective, welche dem Ruhme der Akademie eröffnet wurde. Defregger ist zwar frei von dergleichen Extravaganzen, ein schlichter, tüchtiger, ja liebenswürdiger Genremaler, aber bei aller Begabung als solcher doch offenbar zu einseitig, um eine Professur an der weltberühmten Münchner Akademie auszufüllen, zumal als „Historienmaler"! Wie paßt der stolze, im Werden begriffene Millionen-Akademiebau mit seinen hundert Ateliers zu seiner beschränkten Bauernsphäre? Blendende Modegrößen sind überhaupt gefährliche Lehrer. Schadow in Düsseldorf war seiner Zeit kein bedeutender Künstler in der Praxis, aber seine feine theoretische Durchbildung befähigte ihn zu einem ausgezeichneten Lehrer. Seine zahlreichen Schüler, wie Rethel, Bendemann, Hübner, Lessing, Deger ꝛc., sind leuchtende Beweise dafür!

Am Schlusse unsrer Betrachtung angelangt ist der langen Rede kurzer Sinn der, daß seit Abgang des Cornelius die Historienmalerei, und damit die Kunst in ihrem tiefsten Grunde begriffen, von Generation zu Generation immer mehr erblaßte, bis zu guterletzt sich die Frage aufdrängt, ob es überhaupt noch eine solche gibt, nicht vielmehr das Prädicat „Historienmaler an der Akademie" ein leerer Schall geworden, ein bloßer Titel. Möglich, daß der Verfasser dieser Zeilen, der übrigens in seinen Ansichten keineswegs vereinzelt dasteht, nur daß nicht Jeder gegen den Stachel löken mag, in veralteten Vorurtheilen befangen, zu den Unverbesserlichen gehört. Nun, nicht nur in politischen Dingen, sondern auch in der Kunst wird die Nachwelt die Spreu vom Weizen klären, denn auch hierfür gilt das mächtige Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Monacensis.

Notizen.

Der Rücktritt Forckenbecks beherrscht noch immer die Situation und kann trotz der heiklen Elemente, welche das Ereigniß birgt, nirgendwo unbesprochen bleiben. Die Presse hat den Vorgang mehrfach fast wie einen Ministerwechsel behandelt und feierlich constatirt, daß die Nationalpartei nunmehr in die Minorität zurückkehre, welcher sie entsprossen sei. Der Gesichtspunkt ist auch gewiß berechtigt, trifft jedoch insofern nicht ganz zu, als die Nationalliberalen auch bis jetzt für sich nicht über die Majorität verfügten, vielmehr je nach dem Bedürfniß rechts oder links auf Succurs angewiesen waren und, was die Hauptsache, in der Regierung selbst keine sichere Vertretung hatten. Das Gefühl einer englischen Partei, die bald an der Spitze der Macht, bald in die Opposition zurückversetzt, heute in, morgen out ist und von der veränderten Stellung jedesmal auch die Welt mit anderen Augen ansieht, existirt für die Liberalen hier zu Lande vorerst nur theoretisch. Gescholten wurde man ja doch, und ob es etwas mehr oder weniger geschieht, kann gestählte Männer nicht überaus anfechten. Die Einwirkung der Partei auf den Gang der Dinge war seit geraumer Zeit ziemlich precär und die Verdienste um die Gesetzgebung wurden ihr eher zum Vorwurf gemacht. Die Beziehungen zu der Sphäre, wo die Entscheidung ruht, umschlossen denn auch großentheils Illusionen, deren Verschwinden auf die Dauer nur vortheilhaft sein kann. Aehnlich verhält es sich mit dem Einfluß der Presse, der oft überschätzt wird, und zwar nicht nur in Deutschland. Vor kurzem fand in London das jährliche Banket zum Vortheil des englischen Preßfonds statt, an welchem eine ganze Reihe vornehmer Personen, Diplomaten und Parlamentsmitglieder, theilnahmen. Die continentalen Zeitungen haben über das Fest sowie über die Rede Lord Roseberys sehr unvollständig berichtet und besonders über einen wichtigen von dem Redner berührten Punkt ein charakteristisches Stillschweigen beobachtet. Rosebery begnügte sich nämlich nicht mit einer Statistik der englischen Zeitungen, sondern er hob das Uebergewicht an Zahl der liberalen Oppositionsblätter in ganz England hervor und schloß daraus, daß die gerühmte Allmacht der Presse angesichts der Stärke der conservativen Regierung nicht der Wirklichkeit entspreche. Man hat Aehnliches bei uns wahrgenommen, wobei allerdings die Action der kleinen deutschen lokalen Zeitungen und Blättchen nicht genug beachtet wurde. Es wäre jedoch einer mehr eingehenden Untersuchung werth, wie viel die Presse an politischem Gewichte eingebüßt, seit die sogenannte oft nur scheinbare und auf Geltung der nächsten vierundzwanzig Stunden berechnete Information, seit der Effect, die Sensation, die Marktschreierei, mit einem Worte das Geschäft alle anderen Aufgaben überwuchert hat. Auch Lord Rosebery hat bei dem Diner vom 10. Mai diese Frage nur gestreift. Seine offenbar zum guten Theil ironische Glorification des Specialcorrespondenten aber, der heute als kritisirender Sklave dem römischen Triumphator folgt, morgen in der Person Plinius des Aelteren die Beobachtuug der Vesuveruption mit dem Leben büßt, übermorgen sogar als Orpheus in die Hölle steigt, diese Schilderung enthält doch manchen verdeckten Fingerzeig für die Erklärung des moralischen Rückganges, welchen Rosebery vorher nicht verhehlt hatte. Gelegentlich erzählte er, Sir Robert Peel habe 1832 gesagt, die damaligen Leitartikel wären den berühmten Briefen des Junius überlegen gewesen, und es sei kein geringes Verdienst der Verfasser, daß sie die Anonymität zu wahren sich entschließen konnten. Lord Rosebery hätte hinzufügen können, wie auch Macaulay irgendwo anerkannte, daß in der Times das beste Englisch geschrieben wurde. So war es nämlich früher, als das Weltblatt noch keine spaltenlange Telegramme enthielt und nicht ein Treffen, das weit in anderen Erdtheilen geliefert ward, am anderen Morgen mit allen denkbaren Details melden konnte. Ob indessen Sir Robert Peel und Macaulay jetzt die zeitgenössischen Leaders noch gleichmäßig hoch stellen würden, ist sehr fraglich. Ueber den Verlust an literarischem Werthe könnte man sich trösten, würde in dem Strudel der modernen, athemlosen Neuigkeitenjagd nicht auch der Einfluß gefährdet. Doch dafür mögen die Engländer sorgen. Bei uns wird die Publicistik der neuen Lage, wie man sich ausdrückt, hoffentlich gerecht werden. Es ist ein Vortheil in ästhetischer Beziehung, daß wir den Culturkampf, der doch über alle Beschreibung langweilig geworden war, endlich, wie es den Anschein hat, loswerden sollen. Die liberale Partei wird sich die Position, die ihr gebührt, mit anderen dauerhafteren Mitteln erstreiten müssen. Das Gefecht brennt allerdings in Frankreich und anderen Ländern noch fort. Man wird aber den deutschen Zuschauer hoffentlich mit den Schlachtscenen nicht mehr als nöthig ermüden. Nous sortons d'en pendre, um die Sache beim Namen zu nennen, und wir empfinden nach der Fortsetzung kein sonderliches Verlangen.

* * *

Petrus Martyr.*)

Wer in Humboldts allgemeineren Werken, sei es in den deutschen, wie „Ansichten der Natur" oder „Kosmos", sei es in den französischen,

*) H. A. Schumacher, Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeeres. New-York 1879, E. Steiger.

wie „Relation historique du voyage“ oder „Examen critique de la géographie“, ein wenig zu Hause ist, erinnert sich des Namens: Petrus Martyr. Von diesem Italiener, der etwa 1486—1526 in Spanien lebte, stammen nämlich Schriften, denen Humboldt gern Stellen entlehnt hat, welche den Fortschritt naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu illustriren vermochten. In ihnen entdeckte der Forscher immer aufs Neue Nachrichten von großem, allgemeinen Interesse, wie die über den Ausbruch der Syphilis und den Aerolithenfall von Crema. Namentlich lenkt Humboldt während seiner Jahrzehnte langen Studien die Aufmerksamkeit stets wieder zurück auf die ersten in der neuen Welt gemachten physikalischen Erfahrungen, welche Martyr, obwohl er niemals den atlantischen Ocean gekreuzt hat, zur Sprache bringt, auf Nachrichten über Existenz und Richtung des Golfstromes, über die Veränderlichkeit des ewigen Schnees, über die sog. Magellan'schen Wolken u. s. w., ganz abgesehen von den historisch-geographischen Daten, welche die Hauptvorgänge im Zeitalter der großen Entdeckungen betreffen.

Diesem Petrus Martyr, der übrigens drei Zeit- und Namensgenossen hat, gilt das vorliegende Buch. In ihm heißt es einmal, daß ohne Martyrs Schriften dem berühmten Prescott'schen Werke: Ferdinand and Isabella Hauptreiz und Haupthalt fehlen würde. Wir können weiter gehen und kühn behaupten, daß das eben angedeutete Zeitalter der Weltgeschichte, wenn Martyr nicht so fleißig die Feder gerührt hätte, uns in zahlreichen Partien unverständlich bleiben müßte; es gehört nämlich Martyr, als Geschichtsschreiber des Weltmeeres, zu den wichtigsten Historiographen der gesammten neueren Zeit.

Jene Bezugnahme auf das Weltmeer erklärt sich daraus, daß 1511 zehn von Martyr verfaßte Schriften als „Bücher vom Weltmeer“ und fünf Jahre später zwanzig neue denselben Namen tragende Bücher in Sevilla und Alcalá veröffentlicht worden sind. Diese dreißig Bücher oder drei Dekaden bilden den Kern des Schumacher'schen Buches, einer in Essayform gekleideten kritischen Untersuchung, welche nicht blos dem Fachgelehrten und Specialisten, sondern jedem gebildeten Leser ihre Berechtigung und ihre Nützlichkeit klar beweist.

Weder Humboldt und Prescott, noch Ranke, Irving, Peschel, Harrisse, d'Avezac und alle die anderen Geschichtsschreiber, Literarhistoriker und Geographen, welche die dem Essay beigefügten Anmerkungen der Reihe nach mustern, haben daran gedacht, daß eine Persönlichkeit, die über weltgeschichtliche Ereignisse die beachtenswerthesten Aufschlüsse gibt, scharf ins Auge gefaßt werden müsse, bevor der Werth ihrer Berichte richtig sich ermessen läßt. Dr. Schumacher, früher Ministerresident des deutschen Reichs bei den Freistaaten von Columbia, jetzt deutscher Generalconsul in New-York, hat auf Rath von Peschel mit „Herrn Pietro Martire, Lateinsecretär des Hauses von Castilien, Domdechanten von Granada, Abt zu Jamaica, Mitglied des königlichen Staatsraths und des Indienamtes, Historiographen der spanischen Krone“ (geboren 1455, gestorben 1526) Jahre lang intimen Umgang gepflogen. Seine Bekanntschaft hat zunächst die zugänglichere Seite gewählt, nämlich das letzte Decennium des bis über 70 Jahre hinaus rüstigen Greises, wie denn auch in dem vorliegenden Essay uns in erster Linie der alte Herr mit den vielen Titeln und seine in die Zeit von 1516—26 fallende Schriftstellerei vorgeführt wird. Welchen wissenschaftlichen Zweck dieser Anfang verfolgt, zeigt jedem Einsichtigen die Ueberschrift des Haupttheiles; denn diese lautet: „Martyrs Entwickelung zum Historiker.“

Schumachers Buch ist keine Biographie dieses Mannes; allein die geistigen Beziehungen, in denen er stand, treten in ihm überall als beste Hülfsmittel für das Verständniß seiner Schriften hervor. So lehrt das Buch uns eine ansehnliche Reihe für ihre Zeit bedeutender Persönlichkeiten kennen, Kardinäle, wie Ascanio Maria Sforza, Bernardino Caravajal und Francisco Jimenez de Cisneros; sonstige Kirchenfürsten, wie Hernando de Talavera und Giovanni Ruffo; weltliche Größen, wie Iñigo Lopez de Mendoza und Enrique de Guzman; Gelehrte, wie Julius Pomponius Laetus, Antonius Nebrissensis und andere Lateiner. Die geistige Athmosphäre, in der Martyr lebte, war die der feinsten Bildung seiner Zeit, und er selber erscheint als ein würdiger Repräsentant derselben. Unser Buch schließt mit folgenden Worten: „Martyr hoffte auf Nachruhm; wie denn auch bereits 1517 eine kurze Beschreibung seines Lebens veröffentlicht wurde. Auf Dankbarkeit hat er in bescheidenen Grenzen berechtigten Anspruch. Aus seinen Büchern vom Ocean und von der neuen Welt, wie auch aus seinen Briefen blickt ernsthaft ein offenes, ehrliches Gesicht auf die Nachwelt: ein Antlitz ohne großartige Züge, aber mit klugen Augen, mit feinen Lippen, mit hoher Stirn und mit des Gedankens Bläße.“ Wir freuen uns, daß der Verfasser diese interessante Gestalt in so ansprechender, auch schriftstellerisch so gelungener Weise uns vorgeführt hat. Die Ausstattung des Buches ist ein erneuter Beweis für die rühmenswerthe Sorgfalt, welche der auf seinem Gebiete überaus verdienstvolle New-Yorker Buchhändler E. Steiger der Herstellung deutscher Druckwerke jenseits des Oceans unausgesetzt zuwendet.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Da der im letzten Hefte von „Nord und Süd“ erschienene Aufsatz Paul Lindaus über Emilie Augier die Werke des großen französischen Dramatikers nahezu alle aufzählt, so ist vielleicht noch die folgende kleine Notiz zu abschließender Vervollständigung des Verzeichnisses willkommen. Unter den Erstlingswerken ist das graziöse Proverbe L'habit vert (aufgeführt an den Variétés 23. Febr. 1849), bei dem er keinen Geringeren als Alfred de Musset zum Mitarbeiter hatte, der Erwähnung werth. Dagegen erweist sich die dreiactige Comédie La chasse au roman, die am nämlichen Theater den 20. Febr. 1851 gegeben wurde, wohl als ein Mißgriff der beiden Autoren, die sich später zur Dichtung eines so allgemein ansprechenden Stückes, wie dies La pierre de touche ist, vereinigen sollten; für Augier und Sandrau ist bei ihrer im Grunde immer gehaltvollen und ernsten Tendenz das zierlich-läppische, rein possenhafte Genre, wie es die kleineren Theater in Paris so reichlich cultiviren, etwas Fremdartiges; Augier gesteht das gewissermaßen ein, da er das Stück nicht wieder drucken ließ, während er das im Marivaux'schen Stile geschriebene, aber unausgeführt gebliebene echte Lustspiel Les méprises de l'amour doch in einen Supplementband seiner Werke mit aufnahm. — Was die Aventurière betrifft, so ist die Analyse derselben entsprechend der von Augier zehn Jahre nach der ersten Aufführung veranstalteten Umarbeitung gegeben; eine Vergleichung dieser mit der ersten Gestalt des Dramas ist im höchsten Maße instructiv für Jeden, der ein Interesse daran hat, dramatische Technik zu studiren: die Feinheit und Sorgfalt, mit der hier der ältere Dichter den jüngeren meistert, ist bewundernswerth; die fünf Acte sind in vier zusammengezogen, die Handlung aus dem 17. Jahrhundert ins 16. zurückverlegt, die Motive, wo sie zu flüchtig oder nicht genügend wirksam dargestellt, tiefer angelegt und klarer ausgeführt; namentlich aber sind zwei Hauptfiguren umgeschaffen: der trotz aller gelegentlich hervortretenden veine gauloise im Grunde äußerst vulgär gehaltene Mucarade (der z. B. um sein Alter zu verbergen, seinen erwachsenen Sohn mit den Worten vorstellt: Madame, j'avais quinze ans quand je le fis!) ist zu einem vornehmen Herren Monde-Prade geworden, der nie und nirgend die echt edelmännische Haltung vermissen läßt; die aventurière Clorinde, die in ihrem unfeinen, oft geradezu brutalen Auftreten höchstens einer Provinzialkomödiantin glich, hat nunmehr in ihren Manieren den Pariser Schliff erhalten ꝛc. — Was die lyrischen Gedichte Augiers betrifft, so dürften diese in unserem Vaterlande am bekanntesten sein, da Gounod, der Componist der Sappho, gerade von ihnen eine größere Anzahl componirt hat, die in der hübschen billigen Ausgabe seiner Werke bereits weit in Deutschland verbreitet sind und gern gesungen werden.

Dresden. Dr. Wilhelm Arnold.

Bibliographie.

F. Heinr. Geffcken, die Reform der Reichssteuern. (A. u. d. T.: Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Professor Dr. Geffcken. [Heft 20 u. 21.] Bd. IV. Heft 2 u. 3.) 8. 122 S. Heilbronn 1879, Henninger. 2. —

Sophia Rheinau, Mürzel's Ritt auf dem Pegasus. Lustspiel in 4 Acten. 8. 54 S. Münster 1879, Nasse.

Alfr. Friedmann, die Feuerprobe der Liebe. — Angioletta. 3. Aufl. 8. 167 S. Wien 1879, Wallishauser.

Inserate.

Für eine liberale Zeitung Ostdeutschlands wird ein Mitredakteur gesucht, dem hauptsächlich die Bearbeitung des lokalen und des provinziellen Theiles obliegt. Offerten sub **J. C. 6915** an **Rudolf Mosse, Berlin** S.W.

Von

Julius Wolff's

lyrisch-epischen Dichtungen

erschienen soeben folgende neue Auflagen:

die siebente Auflage vom

Till Eulenspiegel redivivus,

die achte Auflage vom

Rattenfänger von Hameln,

die sechste Auflage vom

wilden Jäger.

Preis jeden Bandes: cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Wolff's Dichtungen erfrischen und erfreuen des Menschen Herz und sind deshalb besonders geeignet zur Mitnahme auf die Reise und in die Sommerfrische.

Berlin. **G. Grote**'scher Verlag.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau.**

Die Gewerbefreiheit

und der Arbeitsvertrag.

Von

H. B. Oppenheim.

135 Seiten. Preis nur 50 Sgr.

In der **Hahn**'schen Buchhandlung in **Hannover** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus unserer Zeit.

Poetisches Gemälde

von

Friedrich Busse.

Erstes Buch. Taschen-F. 3 *M.*

Detmold, J. H., Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder die Kunst in drei Stunden ein Kunstkenner zu werden. Dritter unveränderter Abdruck. 8. elegant geheftet. 1879. 1 *M.* 50 Sgr.

Soeben erschien:

Leichte Waare.

Skizzen von

Ernst Eckstein.

Dritte, umgearbeitete Aufl. 4 *M.* Geb. 5 *M.*

Leipzig. Verlag von **Richard Eckstein.**

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Thomas H. Huxley's

in Amerika gehaltene wissenschaftliche Vorträge,

nebst einer Vorlesung über das Studium der Biologie.

Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. **J. W. Spengel.**

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. geh. Preis 3 *M.*

Die thierischen Gesellschaften.

Eine vergleichend-psychologische Untersuchung

von

Alfred Espinas, Docteur ès Lettres.

Nach der vielfach erweiterten zweiten Auflage unter Mitwirkung des Verfassers deutsch herausgegeben von **W. Schloesser.**

Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geh. Preis 10 *M.*

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint:

Gesammelte Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familienausgabe.

Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**

10 Bände in 60 Lieferungen. 8. Brosch. à 50 Sgr. Alle 8—14 Tage eine Lieferung.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die eine **seltene** Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten.

Allen gebildeten Familien seien **Brachvogel's** Schriften **bestens empfohlen.** — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung oder die Verlagshandlung. Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Curort, Brunnen-, Molken und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz, Preuss. Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai bis Ende October.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht etc., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen

aus dem

Leben eines Natur- und Seelenforschers

des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Professor Dr. **Maximilian Perty.**

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Gr. 8. Geh. Preis 7 *M.*

Das vorstehende Werk giebt einen kulturhistorischen Ueberblick vom 19. Jahrhundert und von den Naturereignissen in demselben, — Notizen über bedeutendere Personen, mit welchen der Verfasser in Berührung gekommen ist, — zahlreiche Bemerkungen über seinen Bildungsgang und Ergebnisse seiner Studien.

Nordseebad St. Peter

in **Schleswig-Holstein.** Saison vom 1. Juli bis 15. October. Prospecte gratis durch Herrn Pastor **Henning** und den Badewirth **Fr. Jensen** in **St. Peter** pr. Tating.

Verlag von **A. Werther** in **Stuttgart.**

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die preußische Subhastationsordnung

vom 15. März 1869

unter dem Einfluß der deutschen Justizgesetze und der preußischen Ausführungsgesetze zu denselben

von **K. Kurlbaum,**

Geh. Oberjustizrath und vortrag. Rath im Königl. Preuß. Justizministerium.

Der Verfasser hat bei dem Zustandekommen der preußischen Ausführungsgesetze zu den deutschen Justizgesetzen, insbesondere dem Gesetze betr. die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, wesentlichen Antheil gehabt.

Gr. 8. geh. Preis 1 *M.* 80 Sgr.

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die östreichisch-türkische Convention. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Die italienischen Heineübersetzer. Von H. Breitinger. I. II. — Adolf Widmann. Von Felix Possart. — Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller. — Aus dem zweiten Kaiserreiche. Von Johannes Nordmann. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die östreichisch-türkische Convention.

Der Meldung von dem Abschluß der Convention mit der Pforte zur Detail-Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrags über Bosnien, Herzegowina und Novibazar fiel, den Jubel des Kaiserfestes noch steigernd, mitten in diesen Jubel hinein; die Convention selbst — machen wir aus der Thatsache kein Hehl — hat vielfach ernüchternd oder, mit dem einem Mitglied des Herrenhauses in den Mund gelegten Wort, verblüffend gewirkt. Die dem Ende sich nahende Session hat dem Parlament keine Gelegenheit mehr geboten, über ihren Inhalt die volle Schale der Entrüstung zu ergießen, welche das Conventikel der (deductis deducendis) Hundertundzwölf neuerdings angesammelt, aber es gibt Gott sei Dank auch extra muros der immunen Volksvertretung Leute genug, die das Zeug in sich fühlen, das nicht bedrohte Capitol zu retten, und der rettende Lärm ist arg genug geworden, um wenigstens den Versuch zu rechtfertigen, ihn unter dem Gewicht zugleich der vollzogenen Ereignisse und des einfachen Menschenverstandes zu ersticken. Lassen wir die Phrase und geben wir zunächst den Thatsachen das Wort.

Die Convention bezüglich Bosniens und der Herzegowina nach der factischen Occupation Bosniens und der Herzegowina konnte begreiflich nicht mehr die Occupation regeln, die schon vollzogen war, sondern nur noch die Verwaltung, die begreiflich erst nach der Occupation in Angriff zu nehmen war; sie konnte aber auch in dieser Beschränkung der Pforte keine Rechte geben oder zurückgeben, welche das Factum — zugleich das Recht — der Verwaltung annullirt oder doch beeinträchtigt hätten, sie konnte nur die Bestimmung haben, die aus dem Recht der Verwaltung abzuleitenden Befugnisse mit schonender Berücksichtigung aller Verhältnisse in eine Form zu bringen, welche für die Fruchtbarmachung dieser Verwaltung eine weitere Bürgschaft bot; sie konnte nicht die Anerkennung einer Autorität sich zum Ziel setzen, welche mit ausdrücklicher Zustimmung dieser Autorität factisch und rechtlich zu existiren aufgehört hatte, sie konnte nur beabsichtigen, für die Ausübung der einen eigenen Autorität weitere Grundlagen und Stützpunkte dadurch zu schaffen, daß der Bevölkerung die Ueberzeugung in die Hand gegeben wurde, das neue Regiment werde dem Schutz, den ihr das frühere gegeben, dem unverminderten Schutz ihrer nationalen und religiösen Eigenartigkeit, den starken Schutz, den ihr das frühere zu gewähren nicht die Kraft hatte, der Personen und des Eigenthums hinzufügen. Und das ist geschehen, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die Pforte hat es an nichts fehlen lassen, der Convention einen andern Inhalt zu geben, sie hat viele Monate hindurch den Versuch gemacht, im Wege einer Einzelconvention wenigstens einen Theil dessen zurückzuerhalten, was ihr im Wege eines europäischen Beschlusses genommen worden, sie hat abwechselnd lavirt und tergiversirt, geschmollt und geschmeichelt, gedroht und gebeten — einen Erfolg hat sie nicht aufzuweisen. Was Oestreich durch den Berliner Vertrag erhalten, hat es voll und ganz an sich genommen und wird es nicht herausgeben, bis nicht die in demselben Vertrag formulirten Bedingungen der Herausgabe sich erfüllten, es hält Bosnien und die Herzegowina besetzt und verwaltet es, nach Maßgabe dieses Vertrags, ohne jede räumliche oder zeitliche Beschränkung, es mag nicht der Souverän dort sein, aber es besitzt und übt alle Attributionen der Souveränität, und der Sultan, wenn er sich noch als den Souverän proclamiren will, ist ein Souverän in partibus.

Doch prüfen wir etwas genauer die gegen die Convention geschleuderte Anklage, daß sie einen Theil der Rechte preisgebe, welche Oestreich in Berlin zugesprochen worden. Wo und wie sind denn diese Rechte preisgegeben?

Etwa weil die Einleitung der Convention nochmals constatirt, daß das Factum der Occupation der Souveränität des Sultans keinen Eintrag thue? Ist denn damit etwas Anderes constatirt, als daß die Convention auch in diesem Punkte genau innerhalb des Berliner Vertrags steht? Der Berliner Vertrag, obgleich er Oestreich mit der Occupation und Verwaltung betraut, spricht dem Sultan die Souveränität nicht ab; er erkennt sie ihm freilich auch nicht ausdrücklich zu, aber nachdem er bis dahin der unbezweifelte Souverän gewesen, muß er auch fernerhin noch als solcher gelten; Oestreich kann nicht umhin, dasselbe zu thun oder hat doch keinen Anlaß, nicht dasselbe zu thun, es läßt dem Sultan den akademischen Trost, der Souverän zu heißen, und bescheidet sich damit, der Souverän zu sein. Wodurch unterscheidet sich übrigens, nachdem Oestreich uneingeschränkt die sämmtlichen Souveränitätsrechte übt, die Occupation noch von der Annexion, gegen welche die Delegationen und die Landesparlamente declamirten, wenn in der Convention der Sultan auch noch seiner im Berliner Vertrag nicht ausdrücklich angetasteten Souveränität formell sich entkleidete oder entkleidet würde? Die nicht ausdrückliche Aberkennung der Souveränität des Sultans, das ist Alles, was von der Forderung der Pforte, von der förmlichen und feierlichen Anerkennung dieser Souveränität, als deren Zeichen auf allen öffentlichen Gebäuden die ottomanischen Fahnen neben den östreichischen aufzuhissen, übrig geblieben ist.

Etwa weil, nach dem Tenor der Convention, Oestreich „nichts dagegen hat", daß die türkischen Beamten in den occupirten Ländern im Amte bleiben, „soweit sie sich dazu tauglich erweisen"? Die Pforte hatte, unter dieser Voraussetzung, die formelle Bestätigung derselben verlangt. Sie hatte gleichfalls verlangt, daß jede Neuernennung „im Namen des Sultans" vollzogen werde: die Convention hat dies Verlangen durch ihr Schweigen abgelehnt. Sie hatte weiter gefordert, daß jedes richterliche Urtheil auch fortan „unter den Auspicien des Sultans" gesprochen und die ganze Rechtspflege „im Namen des Sultans" geübt werde: die Convention hat auch dieser Forderung nicht Statt gegeben. Etwa weil, nach der Convention, die Einnahmen aus den occupirten Ländern ausschließlich für die Bedürfnisse dieser Länder zu verwenden sind? Das ist, so lange die Länder eben nur occupirt sind, am Ende selbstverständlich, die Pforte aber hatte verlangt, daß etwaige Ueberschüsse nach Constantinopel abzuführen seien und daß sie das Recht behalte, wie sie es, England gegenüber, in Cypern durchgesetzt, nach Gutdünken über die Staatsdomänen und Vakufgüter zu verfügen, während nach der Convention die östreichische Verwaltung auch betreffs dieser Güter keinerlei Beschränkung unterliegt. Etwa weil die türkischen Münzen frei im Lande coursiren dürfen? Das türkische Papiergeld, für welches die Pforte ebenfalls freien Cours verlangt hatte, ist in der Convention nicht zugelassen und der Umlauf türkischen Metallgeldes wird weder den Einzelnen schädigen noch die Autorität der Regierung beeinträchtigen können. Etwa weil das vorhandene Kriegsmaterial der Pforte zurückzugeben ist? Oestreich liefert, nach Anleitung der Convention, nur das in den Festungen und Garnisonsorten vorhandene Material der Regierung aus, mit der sie keinen Krieg geführt, aber auch keine einzige Waffe, die außerhalb der Festungen und Garnisonsorte vorgefunden oder die gar seine Truppen kämpfend genommen. Etwa weil, „so lange es Gepflogenheit", die ottomanische Fahne auf den Minarets aufzuhissen, dieser Gebrauch respectirt werden soll und der Name des Sultans in öffentlichen Gebeten auch fernerhin genannt werden darf? Sollte vielleicht Oestreich, das nicht blos im eigenen Lande die vollste Gleichberechtigung aller Confessionen proclamirt hat, sondern auch auf dem Congreß für diese Gleichberechtigung im Orient so warm eingetreten ist, gerade in den von ihm occupirten Ländern dasjenige religiöse Gefühl mißachten und verletzen, welches in dem Khalifen, der in Constantinopel residirt, unter allen Umständen das kirchliche Oberhaupt erkennt und verehrt? Hat man Rußland je die Toleranz zum Vorwurf gemacht, mit welcher es seinen muhamedanisch bevölkerten Provinzen das Gebet für den Sultan gestattete? Fühlt irgend eine Macht sich herabgewürdigt oder gefährdet, wenn ihre katholischen Unterthanen den Papst in ihr Gebet einschließen, der bis vor kurzem auch weltlicher Herrscher war? Etwa weil die Forderung der Pforte, daß Oestreich sich verpflichte, in Bosnien und der Herzegowina keine Truppen auszuheben, in der Convention keine Berücksichtigung gefunden? Ist das eine Negirung, oder ist es nicht eine Anerkennung des Rechts zur Truppenaushebung?

Man kann bedauern, daß die Occupation vollzogen ist; dies Bedauern kommt nicht mehr in Betracht, seit sie vollzogen ist und die Zustimmung aller competenten Factoren erhalten hat. Man kann umgekehrt bedauern, daß die Occupation nicht die Annexion gewesen ist; dies Bedauern vergißt, daß die Annexion nur mit Verletzung des Berliner Vertrags, d. h. im Widerspruch gegen ganz Europa durchführbar wäre. Der Berliner Vertrag ist einmal geschlossen, er steht nicht nur in vollster Rechtskraft da, er ist sogar nahezu ausgeführt, und Oestreich am allerwenigsten hat die Gewohnheit, an einem Vertrage zu rütteln, an dessen Aufrichtung es selbst einen so hervorragenden Antheil genommen. Es kann ihm nicht verwehrt werden, die Annexion ins Auge zu fassen und im Auge zu behalten, aber zunächst steht es ausschließlich auf dem Rechtsboden der Occupation, diesen Rechtsboden darf es nicht verlassen, wohl aber ihn nach allen Richtungen hin ausbeuten, und das ist in der Convention geschehen und zwar, was wohl zu betonen sein mag, ohne irgendwelche Gegenleistung zu übernehmen und am wenigsten eine Gegenleistung von solchem Gewicht, wie England sie für Cypern in der Garantie des gesammten asiatischen Besitzes der Pforte auf sich geladen.

Wir haben bis jetzt nur von Bosnien und der Herzegowina gesprochen, nicht von Novibazar, und Novibazar bildet einen Theil der Convention, die gerade hier ihre Achillesferse haben soll. Es ist richtig, der Berliner Vertrag gibt Oestreich das Recht, auch den Sandschak Novibazar militärisch zu besetzen — die Verwaltung hat Oestreich nicht allein nicht beansprucht, sondern ausdrücklich abgelehnt — und er nimmt dabei nur eine Verständigung mit der Pforte in Aussicht. Aber was ist dann geschehen? Bosnien und die Herzegowina zu occupiren, war Oestreich nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet; die Occupation Novibazars dagegen ist wohl sein Recht, aber nicht seine Pflicht. Ein Recht kann man ausüben, aber man kann es auch nicht ausüben, man kann es ganz, man kann es aber auch nur theilweise ausüben. Oestreich hat kraft des Berliner Vertrags das Recht — nach der betreffenden Verständigung mit der Pforte — Novibazar im ganzen Umfang des Sandschaks und wie ausdrücklich bestimmt worden, jusq'au delà de Mitrowitza zu occupiren. Oestreich hat vorläufig keinen Anlaß, von diesem Recht in seiner ganzen Ausdehnung Gebrauch zu machen, sondern es genügt ihm für seine Zwecke, durch den Abschluß der verständigenden Convention die Vorbedingung für jede Occupation geschaffen zu haben und die Thatsache des Vorhandenseies dieser Vorbedingung durch die factische Belegung einzelner Grenzpunkte mit Truppen zu markiren. Wer in aller Welt wird behaupten wollen, daß es damit auf sein Recht, das ihm der Berliner Vertrag voll gegeben, theilweise verzichtet habe? Besagt die Convention mit der Pforte nicht ausdrücklich, daß es seine Truppen zu jeder ihm geeignet erscheinenden Zeit weiter vorzuschieben berechtigt sei und daß es dazu nur einer einfachen Anzeige an die Pforte bedürfe? Und wenn ein Vorrücken bis an die äußerste Grenze Novibazars, wenn ein Vorrücken über Mitrowitza hinaus nicht ohne eine neue Verständigung mit der Pforte zu geschehen hat — eine Verständigung selbstverständlich, weil der Berliner Vertrag in Geltung, nicht darüber, ob die Pforte ein weiteres Vorrücken überhaupt gestatte, sondern nur über die Modalitäten desselben — so hat Oestreich damit nur aufs Neue bewiesen, daß es ihm Ernst ist mit dem Frieden im Orient und daß es Alles zu vermeiden wünscht, was die Pforte, die nur zu geneigt scheint, in Mitrowitza eine bloße östreichische Etappe ans Aegäische Meer zu argwöhnen, veranlassen könnte, in Oestreich statt eines wohlwollenden und ehrlichen Freundes einen heimlichen Feind zu erblicken, der darauf ausgehe und sich darauf vorbereite, sie meuchlings zu überfallen? Am allerwenigsten aber verstehen wir es, wenn Diejenigen, die in das Sparen um jeden Preis ihren höchsten Ruhm setzen, gegen die vorläufige Begrenzung des Occupationsobjects ihre Anklagen schleudern. Denn die Occupation von ganz Novibazar würde das Aufbieten weiterer militärischer Machtmittel unerläßlich machen und also das Budget mit ungezählten neuen Millionen belasten; für die militärische Festsetzung in den nächstgelegenen Grenzorten aber reichen die bereits in Bosnien und der Herzegowina in Verwendung stehenden Truppen vollständig aus.

Es bleibt uns nur noch Eins hinzuzufügen. Daß der Inhalt der Convention weitab liegt von dem der östreichischen Politik imputirten übergreifenden Vorgehen nach Macedonien und Albanien hinein, bedarf der Bemerkung nicht, aber er ist auch nicht darnach angethan für die Eventualität, daß sich trotz des Berliner Vertrags der Zerfall des ottomanischen Reichs unaufhaltsam vollziehen sollte und falls in einer solchen Constellation die Wahrung der Interessen Oestreichs es gebieterisch erheischen möchte, jede active Politik hintanzuhalten. Vermag es die Türkei, sich aus den furchtbaren Krisen der letztverflossenen Jahre zu einer staatlichen Machtexistenz wieder emporzuarbeiten — und die Probe wird sie in Rumelien zu bestehen

haben — dann hat die Convention für die Action Oestreichs eine unüberschreitbare Grenze gezogen; vermag sie es nicht, dann wird sie dieser Action kein Hinderniß sein können, dann muß und wird Oestreich die volle Freiheit in Anspruch nehmen, durch Thatsachen den Beweis zu führen, daß ihm das östreichische Hemd näher ist als der türkische oder irgend ein anderer Rock.

Wb.

Literatur und Kunst.

Die italienischen Heineübersetzer.

I.

Bekanntlich führt Heines Nachlaß das Motto: „Il morto Enrico poetava ancora.“ Dieser Vers Zendrinis hat den Namen des italienischen Uebersetzers sozusagen festgenietet an denjenigen Heinrich Heines. — An einem mir unvergeßlichen Abende, welchen ich an Zendrinis Seite verlebt habe, ward jener poetische Gedanke in neuem Sinne zur Wahrheit; denn mit den Perlen unseres Weines stiegen auch allerlei Heinecitate lustig und frech an die schäumende Oberfläche: „Il morto Enrico poetava ancora!“ — Ich erstaunte im Stillen über die Meisterschaft, mit welcher Zendrini sein Deutsch zu behandeln weiß, nicht weniger als über das Gedächtniß, in dem er seinen Autor so sicher gebettet hat.

Bernardino Zendrini, dessen „Canzoniere d'Enrico Heine“ vor wenigen Monaten zum dritten Male bei Brigola in Mailand erschienen ist, stammt aus der Stadt, aus welcher Torquato Tassos Vater Bernardo hervorging. Zendrini wurde 1840 als Sohn eines tüchtigen Arztes in Bergamo geboren. Mehrere Jahre verbrachte der Knabe in Zürich, bezog dann als Jurist die Universität Pavia, und doctorirte 1861 mit einer Dissertation über das geflügelte Wort Cavours betreffend das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Wüßten wir's nicht ohnehin, so könnte Goldonis Leben uns lehren, wie wenig es dem Dichter frommt, im Fache des Juristen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Der innere Beruf läßt sich ja nicht so leicht den Mund schließen und pflegt zu rumoren, bis er's gewonnen hat. Eine Grabrede auf Cavour und ein Grablied auf den Untergang jenes Ippolito Nievo, welchem Paul Heyse in „Nord und Süd“ ein so sinniges Denkmal stiften sollte, brachten Zendrini zunächst eine Lehrstelle der italienischen Literatur am Gymnasium von Como ein. Bereits hier versuchte er seine geschickte Uebersetzerhand am „Buche der Lieder“. — 1864 schrieb er eine kleinere Monographie über Heine in die von De Gubernatis redigirte „Civiltà italiana“. Im Jahre darauf verfaßte der junge Professor der italienischen Literatur eine Festschrift für das Dantejubiläum, welche die Mailänder Deputation nach Florenz begleitete. Von Como nach Ferrara versetzt, ließ er in Mailand den „Canzoniere“ erscheinen. Derselbe lenkte auf Zendrini die Aufmerksamkeit auch der Deutschen, gewann ihm die Freundschaft Paul Heyses und eine Professur für deutsche Literatur an der Universität Padua. Seine eigenen Gedichte sammelte Zendrini 1871 (Padua bei Giammartini). Seither hat er sich durch treffliche Essays auch als Kritiker von feinem Geschmacke und eleganter Haltung hervorgethan. Heute wirkt Zendrini an der Universität Palermo. Paul Heyses „Giusti-Poesien“ sind den Uebersetzern Gildemeister und Zendrini gewidmet und in Heyses „italienischen Reisebriefen“ stehen die Worte:

„Und während du den Hauch sicilischer Lüfte trinkst,
Im Buch der Lieder blätternd, das so meisterlich
Nachdichtend deinem Volke du zu eigen gabst . . .“

Mehr als genug, um jedem Leser gegenüber mein Thema zu rechtfertigen.

Die Aufgabe ganz zu lösen, müßte erst an Beispielen nachgewiesen werden, wie sehr die rastlose Feile des italienischen Uebersetzers das eigene Werk im Laufe dreier Auflagen gefördert hat. Allein ich schreibe keine Abhandlung und es dürfte genügen, die Urtheile Heyses und Longfellows hierher zu setzen, die ich durch die Resultate eigener Prüfung vollkommen bestätigt finde.

„Ich staune,“ schreibt ihm Paul Heyse nach Empfang der dritten Auflage, „über diese unerhörte Lieb' und Treue, mit der Du fast Alles wieder in den Schmelztiegel geworfen und von den letzten Schlacken des Conventionalismus gereinigt hast. So viel ich urtheilen kann, hat das Werk gewaltig an Naturlaut und populärer Frische gewonnen, und man wird schwerlich einen echteren Heine im Italienischen erlangen können. Ich gratulire von Herzen zu der glänzenden Bestätigung des Schiller'schen Wortes: „Das Genie ist der Fleiß.““

Und der Patriarch Longfellow läßt sich so vernehmen: „Your versions are extremely faithful and felicitous. It was a very difficult task you undertook. Heine is so light and elastic, that a heavy hand laid upon his verses would crush their life out of them. You have touched them with a hand light as his own.“ (Ihre Uebersetzungen sind äußerst getreu und glücklich. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, der Sie sich unterzogen. Heine ist so zart und elastisch, daß, wenn eine schwere Hand auf seine Verse sich niederließe, deren Leben unter ihrer Wucht verschwände. Sie aber haben sie so zart angefaßt, wie der Meister selbst.)

Mit diesem Urtheile ist die Brücke nach dem zweiten Standpunkte hin geschlagen, den ein Beurtheiler Zendrinis einzunehmen hat: ich meine die Vergleichung des Originales mit der Uebertragung. Hier nun kommen zwei sehr verschiedene Dinge in Betracht: die Fähigkeit des Uebersetzers und der Genius der Sprachen.

Einige Tage habe ich dem Genusse gewidmet, den ganzen Inhalt des „Canzoniere“ so durchzukosten, daß ich, die italienische Uebertragung unter den Augen, mir jedes Gedicht im Originale vorlesen ließ. Was hier vor Allem gewonnen wurde, war der Eindruck der staunenswerthen Treue, mit welcher Heines Gedanke durchweg wiedergegeben ist. Wie oft geschieht es, daß ein Uebersetzer des Glaubens lebt, das vage, sogenannte poetische Verständniß des Ganzen könne das mangelnde Verständniß dunkel gebliebener Einzelnheiten ersetzen, wie etwa, um ein horazisches Bild zu gebrauchen, der angeschwollene Bergstrom das Geschiebsel fortreißt und mitschleppt, das ihm den Weg verlegen will. Aber das Resultat ist eben dasselbe wie in der Natur. Jener Wildbach „fluit lutulentus“ und gerade so der Redefluß des der Sprache unkundigen Uebersetzers. Keine Spur von einer derartigen Naturerscheinung in Zendrinis „Canzoniere“. Durch die durchsichtige Klarheit seiner Uebersetzung schimmert überall ein sicheres Verständniß der Sprache, des Gedankens, der Empfindung seines Dichters. Dazu kommt noch ein zweites, die poetische Begabung des Uebersetzers, der dem lyrischen Schwunge des Originales auf eigenen Schwingen nachzuschweben stark genug ist. Wer kennt nicht das reizende Lied Heines („Neuer Frühling“ Nr. 6): „Leise zieht durch mein Gemüth . . .“? Schwerlich kann dieses in seiner Melodie und in seiner Stimmung unübersetzbare Liedchen in eine romanische Sprache besser übertragen werden als Zendrini es gethan hat, wenn er singt:

Flebil traversa l'anima mia
Un' armonia:
Canzonettina soave e piana,
Suona lontana!
Suona lontana fino al giardino
Di quel villino;
E se una rosa ti vien veduta,
Me la saluta!

Das den romanischen Sprachen einmal anhaftende rhetorische Element erscheint hier vollständig beseitigt, während die gelungenste französische Uebersetzung, diejenige des Elsässers Schuré mir weniger glücklich vorkommt. Sie lautet in der zweiten Strophe:

*

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontres une rose,
Dis-lui le salut de mon coeur."

„Porter ses voeux" ist jedenfalls nicht so volksthümlich einfach wie „salutare". Die Prosaübersetzung Taillandiers steckt vollends noch ganz in der schönen Phrase des salonmäßigen Ausdrucks:

„Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments."

Wahrhaftig, das Problem, ein Heine'sches Liedchen in einen französischen Briefschluß einzusargen, konnte nur in Paris gelöst werden!

Die gründliche Kenntniß der Sprache und das poetische Verständniß des Originales sind aber leider nur die Vorwerke, die der kühne Uebersetzer Heines zu stürmen hat. Nun kommt erst der Kern des Platzes, und das ist der Genius der Sprache selbst, wie er dem genialen Dichter als Spiritus familiaris sich offenbart und hingibt. Das ist nun eine Veste, die sich schlechterdings nicht nehmen läßt, außer wenn etwa der Angreifer (wie für den Deutschen der Engländer) ein entfernter Vetter des Commandanten ist. — Der Genius einer romanischen Literärsprache ist ein rhetorischer, derjenige der deutschen und der englischen ist es nicht. Man vergleiche die englischen, französischen und italienischen Faustübersetzungen und man begreift, was Goethe mit dem Worte meinte: „Wenn man meinen Faust ins Französische übertragen wollte, so müßte dies im Französischen des sechzehnten Jahrhunderts geschehen," d. h. in der alten, naiven, noch durch keine Rhetorik verdorbenen Sprache des Volkes. Und selbst dann noch klänge uns Faust gewiß nicht so heimisch wie in einer englischen Uebersetzung; denn ein Keim zum rhetorischen Ausdrucke liegt schon wieder in jeder romanischen Volkssprache, da dem romanischen Ohre die Musik des tönenden Wortes ein Bedürfniß ist und somit leicht zur Hauptsache wird. Was der Engländer so bezeichnend „the homely" nennt, ist so zu sagen im Principe von der romanischen Poesie ausgeschlossen, und es erfordert die Anstrengung der höchsten Kunst, es ihr zu geben. An diese weite Kluft reiht sich nun eine zweite, die vollends unübersteiglich ist. Wie das Griechische so besitzt auch das Deutsche und das Englische die Fähigkeit unerschöpflicher Neubildung, besonders im Punkte der Zusammensetzungen, während das Lateinische und die romanischen Sprachen in diesem Punkte ungelenk und arm dastehen. Eine auf entlegenem Gebiete liegende Thatsache liefert hierfür den besten Beweis. Weshalb nimmt die Naturwissenschaft, die Technik und die Industrie neue Kunstausdrücke mit Vorliebe aus dem Griechischen? Weil das Griechische, wie der todte Enrico Heine, immer noch fortzudichten fähig ist, während das Lateinische jeder neuen Bildung sich bocksbeinig widersetzt. Ein Deutscher bildet mit Leichtigkeit ein Wort wie „Dampfschiff", ein Engländer „steamship", ein Altgrieche ebensoleicht „Pyroskaphos", (neugr.: Athmoploion), aber ein Lateiner müßte sich wie der Franzose behelfen, der eine ganze Mechanik zusammenfügt, wenn er sagt: „un bateau à vapeur".

Auf dem Gebiete der poetischen Sprache wird die Sache vollends bedenklich; denn da waltet eine Freiheit, die uns zuweilen selbst erschreckt, die aber beim genialen Dichter zu den herrlichsten Schöpfungen führt. Hat sie doch Shakespeare wie Keiner ausgenützt! „Wie der Wächter auf dem Thurme von Jesrel," sagt Rümelin, „erkennen wir den Gewaltigen von weitem schon und rufen aus: „Es ist das Treiben Jehus, des Sohnes Nimsi, denn er treibt wie ein Unsinniger."" Nur der deutsche Vetter konnte diesen Gewaltigen in die elastischen Netze der eigenen Sprache locken, ihn da festhalten.

Nehmen wir als Beispiel für die dem romanischen Uebersetzer aus dieser Sachlage erwachsenden Schwierigkeiten Zendrinis Uebersetzung von Heines allererstem Gedicht: „Mir träumte einst von wildem Liebesglühn" ꝛc. — Das „wilde Liebesglühn" heißt im Canzoniere: „Tempestosi ardenti affetti", eine genaue Uebersetzung, und doch kein Aequivalent! — „Verblichen und verweht sind . . . . . die Träume": „I sogni andarono dispersi"; — „Gluthenwild": „Infiammato". Diese wenigen Beispiele genügen, um jene verhängnißvolle Grenze anzudeuten, welche der romanische Uebersetzer schlechterdings nie überspringen wird.

Zu den genannten kommen dann noch allgemeine Schwierigkeiten. Jede Sprache besitzt Worte und Wendungen, die in keiner andern ein Aequivalent finden; Worte, die gelegentlich einen Doppelsinn abwerfen, der unübersetzbar bleibt; Schattirungen, die der Uebersetzer fühlen mag, aber nimmer festzuhalten im Stande sein wird. Man vergleiche z. B. XV, 152:

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?"

Hätte Heine hier wie Zendrini „Ihr guten Leute" (buona gente) gesetzt, so wäre die urkomische Wirkung der wandelnden Majestäten im Verkehre mit der nachlaufenden Dorfjugend ganz ausgeblieben.

II.

Unter den Dichtern ist Heine ganz besonders schwer zu übersetzen. Einen Homer übertragen ist ein Kinderspiel verglichen mit einer Heineübersetzung. Und weshalb das? Ich denke, weil Homer naiv und ernsthaft, Heine sentimental und ironisch, weil dort im Inhalt, hier in der Form so Vieles liegt, weil dort die Natur, hier das ganze Raffinement modernster Cultur mitzudichten scheint; weshalb denn Homer auch in einer schlechten Prosaübersetzung noch packend wirkt, während selbst eine gelungene metrische Uebersetzung Heines Duftgebilde oft genug zerstören muß. Hat uns doch Heine selbst das Geheimniß ausgeplaudert, wenn er in der „Heimkehr" Nr. 36 dichtet:

„Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht."

Auch mit dem besten Willen und dem höchsten Talente vermag nun ein Uebersetzer ab und zu nicht mehr zu leisten, als jene Duftgebilde der Prosa zurückzugeben, und dann droht natürlich auch das Gähnen wieder loszugehen. Man mache nur die Probe selbst, man reiße einem jener reizenden Geschöpfchen den Rosenkranz aus den Locken und das Rosenkleid vom Leibe und tauche das arme Ding in kühle Prosa, und — erstaune über des Dichters Kunst, der wie der liebe Gott eine Welt aus Nichts zu schaffen weiß.

Wenn irgendwo, so gilt von Heine das Wort des Themistokles im Plutarch, daß eine Uebersetzung nur die Kehrseite des Teppichs vorstelle, und jenes ebenso bezeichnende Wort Shelleys: „Ihr werft ein Veilchen in eueren Schmelztiegel und vermeint, seine Farbe und seinen Duft aus dem Zersetzungsprocesse zu retten!"

Doch wir haben über diesen allgemeinen Dingen den „Canzoniere" aus den Augen verloren. Es bleibt ja noch ein dritter Punkt zu beleuchten: Zendrinis Verhältniß zu anderen Heineübersetzungen seines Landes. In vier großen Artikeln „über Heine und seine Uebersetzer" (Nuova Antologia 1874—75) hat Zendrini selbst mit ebensoviel Geist als Gründlichkeit jene Frage behandelt. Sowohl diese Artikel als die Vorrede des neuen Canzoniere, welche das Datum „Palermo 5. December 1878" trägt, sind beneidenswerthe Muster natürlich-eleganter Prosa und feiner Dialektik. Die höhere Einheit beider Arbeiten liegt in dem energischen Proteste gegen den eingefleischten Conventionalismus der italienischen Poesie. Hier scheint mir die Bedeutung Heines und Zendrinis für die italienische Poesie überhaupt zu liegen. Eine ehrliche Rückkehr von der romanischen Rhetorik zum Naturlaut und zur Sprache des Herzens, das ist die principielle Seite der Sache, und so lange Zendrini, wie er in jenen Arti-

keln behauptet, von neun Zehntheilen seiner Landsleute als ein Ketzer des ästhetischen Urtheils und des poetischen Dogmas betrachtet wird, so lange ist für eine Neugestaltung und Neubelebung der italienischen Poesie wenig zu hoffen. Geduld! Ein neuer Gedanke zündet selten wie ein Blitzstrahl. Zendrini denke an das langsame Wachsthum von Wordsworth, von Shelley, von Schopenhauer!

Zendrinis Heineartikel beginnen mit historischen Notizen. Tullo Massarani sprach den Italienern zuerst von Heinrich Heine im Mailänder Crepusculo, Jahrgang 1854. Seither haben sich neben vielen Geringeren Giuseppe Revere, Ippolito Nievo, Silvio Andreis, Emilio Teza, Giovanni Peruzzini, Enrico Salvagnini, zuletzt und besonders Giosuè Carducci in Bologna und Giuseppe Chiarini in Liverno an Heine gewagt. Mit eingehender Kritik wendet sich Zendrini in den drei ersten Artikeln gegen Carducci. Er folgt seinem Gegner vorerst in die Phantastik seiner Politik und weist vortrefflich nach, welchen ungeheuren Irrthum derselbe begangen, seinen italienischen Republikanern den Dichter Heine als einen Jakobiner und Tyrannenfresser vorzustellen. Thut übrigens nichts, meint Zendrini, Heines erste Einführung in Italien mußte, um Glück zu machen, im Räuberhute des gesinnungstüchtigen, biederen Carbonari vor sich gehen! Schadenfroh citirt er sodann dem phantastischen Victor Hugo von Bologna die Stelle, in welcher Heine mit Hülfe einer Goethestelle jene Fliegen verspottet, welche ihre winzigen Excrementlein auf Tyrannennasen niederschleudern. In den folgenden Artikeln schreitet Zendrini zur Kritik von Carduccis Heineübertragungen und zeigt, welche ungeheure Kluft den Doctrinär der alten Mamma Rhetorik von dem echten Künstler Heine scheidet. „Heine soll euch weder Politik noch Satire lehren," ruft er schließlich aus, „sondern die Kunst, die hohle Phrase zu lassen und den einfachen Ausdruck der Natur zu suchen!"

Gewiß, diese neunzig gegen Carduccis System gerichteten Seiten sind das Beste, was in Italien gegen jene „Reifrockmuse" geschrieben worden, welche Heines an August Wilhelm Schlegel gerichtetes Sonett (Sonette Nr. 2) so anschaulich gemalt hat. Möge auch in Italien die Zeit nicht ferne sein, wo der Ketzer Zendrini mit seinen eigenen Versen wird begrüßt werden:

„In gran faldiglia, il petto e il crin fiorita,
Le guance di belletto impiastricciate,
Con scarpe a becco tutte rabescate,
Con topè enorme e stretta striminzita:
Così la falsa musa infronzolita
Venne a te per sedurti, o giovin vate;
Ma tu le uscisti dalle vie segnate,
Per irne inconscio dove il cor t'invita."

(„Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffiret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, vom dunklem Trieb geführet.")

Im vierten Artikel wendet sich Zendrini gegen Chiarini, den Uebersetzer Atta Trolls und anderer Dichtungen Heines. Auch hier werden die rhetorischen Kniffe, die geschraubten Inversionen u. s. w. nach Gebühr behandelt und die Mißverständnisse des Dolmetschers schonungslos ans Licht gezogen. Letztere sind mitunter ziemlich elementarer, d. h. ziemlich grober Natur: „freilich" übersetzt Chiarini einmal mit „franco". Den Gedanken Heines (XVII, 236): „Als Philosophe vermittelte er die Extreme und „leider Gottes" erzog er mich nach seinem Systeme", wußte Chiarini, der offenbar mit dem Genitive „Gottes" nicht fertig ward, nur so zu geben:

„E a me pur troppo dimostrò l'imagine
Di Dio co' suoi sistemi,"

was ungefähr das gerade Gegentheil von Heines Versen besagt. Anderswo findet er: „Es wird mir zu Muthe als ..." und übersetzt: „Ed io mi sento più gagliardo, ich fühle mich muthiger."

Im Weiteren kommt Zendrini auf jene Stellen zu reden, die, sei es der Sprache, sei es der individuellen Schattirung wegen, schlechterdings nicht wiederzugeben sind: „Besser als den Schmetterling einzufangen, den bunten Staub ihm vom Fittige zu streifen, ihn endlich todt an die Uebersetzernadel zu spießen, wird es sein, — ihn flattern zu lassen, d. h. mit dem entfernteren Aequivalente vorlieb zu nehmen." — Die unpersönliche Wendung ist dem deutschen Dichter sehr geläufig und Heine gebraucht sie mit Vorliebe. Dem Italiener ist sie fast ganz abhanden gekommen. Wie soll beispielsweise der Uebersetzer Heines „Es treibt mich hin, es treibt mich her" bemeistern? Petrarca, der sich darauf verstehen muß, da er sich selbst im Falle befunden hat, würde sagen:

„Lo star mi strugge e il fuggir non m'aita."

oder:

„Or qui son, lasso, e vorrei essere altrove!"

Leopardi mit seinem asiatischen Nomaden:

„Uno spron quasi mi punge
Sì che sedendo più che mai son lunge
Dal trovar pace o loco."

Bernardino Zendrini trabt seinem Dichter nach und übersetzt: Che devo far? Dove andarmene intanto? Aber sein Eselein bleibt hinter Mazeppas rasendem Rosse so weit, so weit zurück! Wäre Heine in Italien geboren, so hätte er mit unserem Volke und mit Giusti gesagt: „Non ho terren che mi regga", oder: „non trovo luogo".

In dieser Weise sondirt Zendrini mit feinem Sprachgefühl und großer Belesenheit eine ganze Reihe von Uebersetzerklippen und schließt mit einem Compendium seiner Poetik, das durch sprechende Belege und anschauliche Illustrationen aus der italienischen Literaturgeschichte, Würze und Beweiskraft findet. Kürzer, aber nicht weniger anziehend und überzeugend sind die Auseinandersetzungen der oben genannten „Prefazione", welche die neueste Auflage des „Conzoniere" einleitet.

Dieser selbst nun begreift wesentlich das „Buch der Lieder" und die „Neuen Gedichte", also den größten Theil von Band XV und XVI der Hamburger Ausgabe von 1868. Einige Gedichte, besonders solche, die sich im Cynismus ergehen, wie die kolossale „Diane", oder an die Lebensmisère streifen, wie die „Seekrankheit" der Nordseebilder, hat, wie es scheint, das Schönheitsgefühl des italienischen Uebersetzers ignoriren zu müssen geglaubt. Wohl um die katholischen Begriffe seiner Landsleute zu schonen, hat Zendrini auch hier und da eine herbe Zeile unterdrückt, wie denn z. B. die Verse im Almansor (XV, 190):

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort gesungen
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

bei Zendrini folgendermaßen lauten:

Le parole del profeta
Qui cantava il pio fedel;
Canta messa ora e compieta
Tonsurato fraticel.

Solche Aenderungen sind indessen selten und es fällt mir natürlich nicht ein, die Motive des Uebersetzers zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Meine genußreiche Wanderung durch den Canzoniere habe ich mit einer Befriedigung philologischer Natur geschlossen. Die Sprache des Landes, wo das süße „sì" erklingt, ist an sich so schön, so schmeichelnd, so geschmeidig, daß wenn ein Meister wie Zendrini es unternimmt, aus dem ihm durch

und durch vertrauten Deutsch einen Heine zu übertragen, ein sorgfältiger Vergleich seines Werkes mit dem Urtexte in die Sprachdifferenzen und ihre möglich beste Lösung dem philologischen Freunde beider Sprachen einen tiefen und äußerst lehrreichen Blick gewährt. In diesem Sinne hat Zendrini auch uns Deutschen ein Buch geschenkt, für das wir ihm von Herzen danken.

H. Breitinger.

Adolf Widmann.

Vor einem Jahre nahm der Tod einen Mann aus unserer Mitte, dessen vielseitige literarische Thätigkeit es erfordert, daß seiner auch in anderen als lediglich den schnell wechselnden Tagesfragen gehörenden Blättern gedacht werde.

Freunde haben an seinem Geburtstage den Grabhügel mit einem Denkstein geschmückt.

Die Literaturgeschichte soll zu gleicher Zeit seinen Namen verzeichnen. Sie erweist dadurch nicht eine vielleicht nur der Pietät abgerungene Ehre, sondern erfüllt eine Pflicht.

Eine berufene Feder wird kritisch sichtend an den geistigen Nachlaß gehen und der größeren Oeffentlichkeit das Vollkommene, die Zeit Ueberdauernde zu Eigenthum übergeben.

Die nachstehenden Zeilen sollen einleitend nur äußerliche Daten bringen.

Christian Adolf Friedrich Widmann wurde am 7. Mai 1818 zu Maichingen bei Stuttgart geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem der Tod, als Widmann kaum ein Jahr alt war, den Ernäherer genommen, zog die Mutter (Caroline geb. Knaus) zuerst nach Leonberg, dann nach Stuttgart. Ehrbare, hochgestellte Verwandte wollten Widmann zum Theologen machen; er hatte aber nur Neigung für das Studium der Staatswissenschaften; der Gedanke, einst akademischer Lehrer zu sein, beherrschte ihn. Als er mit dem siebzehnten Jahre die Reife für die Universität erworben hatte, bezog er, nach einem kurzen Aufenthalt in Heilbronn, während dessen er auf der Kämmerei praktischen Studien oblag, im April 1837 Tübingen und ließ sich dort für die Staatswissenschaften immatriculiren. Bald aber lockte ihn das bewegte politische Leben am Neckar. Nur zu leicht ließ er sich von der Politik fesseln, von der ihn damals schon der Wunsch, seine Studien abzuschließen und der Blick auf eine bestimmte Laufbahn hätten fernhalten müssen. Dazu kam, daß für seine poetisch veranlagte Natur viel mehr die Ruhe des Waldes, als die geräuschvolle Halle der Politiker getaugt hätte.

Der frühe Verlust des Vaters und der daraus entspringende Mangel einer consequenten, dem Charakter Widmanns nothwendigen Erziehung, ein Uebelstand, der ihn schließlich anwies, sich von Denen, die für ihn zu sorgen berufen waren, abzuwenden und sich selbst zu erziehen, und die sonderbare, für uns so schwer verständliche, gährende Zeit der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, in der er zum Jüngling und Mann heranreifte, machen es erklärlich, daß er sich von seinem Dichterberuf abtreiben ließ und sich gänzlich der Politik zuwandte. In Heidelberg wurde er mit den begeisterten Anhängern des Friedrich Rohmer bekannt, denen er auch sofort, nachdem er seine Studien beendet, in Zürich, wo er sich zu habilitiren gedachte, näher trat. Rohmer hatte zu Ende das Jahres 1841 seine politische Wirksamkeit in der Schweiz begonnen. Zu ihm, einem äußerst begabten Menschen, blickten die Gesinnungsgenossen wie zu einem politischen Messias auf. Auch Widmann schloß sich ihm mit aller der Jugend eigenen Hingebung an. Es galt den Kampf gegen den mit empörenden atheistischen Theorien sich spreizenden Radicalismus, und Widmann, in erster Linie thätig, kam bald zu einer Reife in seinen politischen Anschauungen. Trotzdem er sich im Frühjahr 1841 den Doctortitel in Heidelberg erworben hatte, fühlte er das Unzusammenhängende des wissenschaftlichen Materials, über das er zu verfügen hatte, und den Druck der Abhängigkeit von jenem Manne, der nicht der Führer seiner Freunde und Mitarbeiter, sondern ihr Dictator sein wollte. Er trennte sich im Sommer 1842 von seinen Züricher Freunden und ließ sich in Freiburg im Breisgau nieder, um hier, abseits vom Weltverkehr, gründlichen Studien obzuliegen. Nie ist Eigennutz das bestimmende Motiv für Widmann gewesen. Ebenso wie er die wichtigsten Privatverhältnisse aufopferte, als er beim Verlassen der Schule an Stelle der theologischen Laufbahn die Staatscarriere wählte, wie er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als er sich von der Universität der Politik zuwandte, so hatte er auch nicht den geringsten äußerlichen Vortheil aus der Züricher Thätigkeit oder aus seiner Trennung von Rohmer, und ebenso wenig beherrschten kleinliche Beweggründe, oder gar das Aufgeben der geistigen Selbstständigkeit den nächsten Schritt, der ihn wieder aus der einsamen Studirstube, aus dem Frieden des Schwarzwaldes in die Oeffentlichkeit führte.

Die glänzende Frucht seines Freiburger Aufenthalts war das ideenreiche Buch über das Volk und die Parteien (Heilbronn 1843 bei Drechsler). Kaum ein Jahr war nöthig gewesen, ihn zum politischen Selbstbewußtsein zu bringen.

„Was ich vom Freunde empfangen habe — schreibt er im Vorwort zu jenem Buche — ist durch Mühe und Arbeit des Innern mein eigen geworden; ich allein dünke mich Mann genug, um dafür einzutreten."

Das Buch machte Aufsehen. Der Blick des eben ans Ruder gekommenen Ministers Arnim, dem eine gleich edle und feine Natur in dem Geheimrath Matthis zur Seite stand, richtete sich auf ihn.

Geibel, der mit ihm auf das Engste befreundet war, vermittelte. Er schrieb am 4. April 1844: Widmann solle, wenn ihm eine Stellung lieb wäre, wobei der Freiheit seiner Ueberzeugung auf keinerlei Weise zu nahe getreten werden solle, sogleich nach Berlin kommen und rieth dringend auf den Antrag einzugehen.

Widmann nahm an. Seine Aufgabe war, theils die politischen und socialen Erscheinungen der Literatur in täglichem Ueberblick ins Auge zu fassen, theils die Maßregeln der Regierung zu erläutern und zu vertheidigen, soweit er es mit seinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen thun konnte, und er gesteht, daß das Gouvernement nie auf einer Ansicht bestanden habe, welche ihn in Conflict mit seiner Arbeit gebracht hätte. Es war für ihn eine Zeit des regsten politischen Schaffens. Trotz einer lebhaften Journalthätigkeit erschien eine politische Broschüre nach der andern. Aber gleich vom Beginn seiner Thätigkeit stellten sich ihm große Schwierigkeiten entgegen.

Vor Allem blieb die Regierung in der Presse in der Defensive. Er aber trat gleich mit seiner ersten Schrift: „Das Königliche Wort Friedrich Wilhelms III." (1844) in die Offensive; behandelte dann die sociale und die religiöse Frage in zwei Schriften, unter dem gemeinsamen Titel: „Politische Beobachtungen", stellte sich der Tendenzpolitik, welche an maßgebender Stelle getrieben wurde, in seiner Schrift: „Politische Bedenken wider die Evangelische Kirchenzeitung" und der katholischen Agitation, wie den schon damals auftauchenden socialistischen Fragen, durch die Schrift: „Belgien, Rheinland und Adolf Bartels" und durch den größeren Aufsatz: „Marr, Heinzen und Freiligrath" entgegen.

Seine damaligen politischen Grundsätze lassen sich vielleicht so zusammenfassen:

Nicht blind, aber von Herzen haßte er den Radicalismus. Wahren Trost wider diese Pest des Vaterlandes sah er nur in wahrer Liebe zum Vaterlande. Diese Liebe erschien ihm wie ein Stern, welcher erlösche, wenn man dem Zuge der Parteien folge. Es war für ihn nicht ein Höheres, zu verstehen, was Gott und Freiheit heiße, sondern diesen Gott und diese Freiheit zu lieben und diese Liebe zu hegen und zu pflegen. Er hielt es einer freien Seele und einer werkthätigen Liebe zum Vaterland für würdiger, wider die damals hereinbrechende Macht armseliger radicaler Mittelmäßigkeit zu kämpfen, als durch thörichte hohle Opposition die Fürsten in die Arme der Partei zu treiben, welche nicht weniger Uebles in Deutschland gethan, als der Radicalismus. Er forderte als Abhülfe eine ständische

Verfassung und eine geregelte Fürsorge und Organisation des vierten Standes, indem er der Ansicht war, daß die Zeit nie Beruhigung werde finden können, wenn die socialen Forderungen des vierten Standes der zufälligen Entwicklung überlassen blieben. Er wollte das Königthum nicht als absolutistische Gewalt, sondern als Hort der Volksfreiheit und Vermittler der socialen Gegensätze. Deshalb kämpfte er gegen das dogmatisch-constitutionelle Princip, welches den nach seiner Ansicht einzigen Halt des Königthums, die Stände, zerstöre und es selbst verdürbe. Eine monarchische Verfassung aber könne nicht auf dem constitutionellen Begriff des Staatsbürgerthums, sondern einzig auf den natürlichen Ständen beruhen, wie er dies in der Schrift: „Ueber die Organisation der ständischen Vertretung" zu vertheidigen suchte.

Als die Entscheidung des 18. März 1848 herandrängte, löste sich seine Verbindung mit dem Ministerium des Innern. Er hielt den constitutionellen Begriff des Staatsbürgerthums tödtlich für die Monarchie, er hatte ihn bekämpft, konnte also unter einem Regimente der constitutionellen Opposition nicht nützlich sein.

Widmanns Stellung hatte den Verkehr mit den Ministern und ihren Räthen mit sich gebracht. Die hohe Beamtenwelt hatte den geist- und gemüthvollen Menschen gut aufgenommen, die geselligen Kreise der Kugler- und Neander'schen Familie, in welcher letzteren Schelling, Krummacher u. A. verkehrten, waren ihm geöffnet, Kopisch, Scherenberg, Drake und anderen hervorragenden Männern war er durch seinen Freund Geibel empfohlen. Zumal wurde er an das Haus des Professor August Neander gefesselt, um dessen Nichte Emma, seine nachherige Gattin, sich ein kleiner Zirkel von Schriftstellern und Künstlern gesammelt hatte, der sich mit den politischen Stürmen des Jahres 1848 nur zu schnell zerstreute.

Widmann zog nach Jena und hielt Vorlesungen über die Geschichte der socialen Bewegungen und über die Elemente der Staatskunst. Hier schrieb er „Die Gesetze der socialen Bewegung" (1851) und mehrere kleinere Schriften, von denen wir nur anführen: „Deutschlands alte und neue Bureaukratie" (September 1848), „Die Constitutionellen" (1848), „Organisation der öffentlichen Meinung" (1848), „Die Kaiserwahl und die drei deutschen Reiche" (1849), „Sendschreiben für Annahme der deutschen Reichsverfassung" (April 1849), „Politische Blätter" (1849), „Socialismus und Communismus" (1849), „Weg mit Manteuffel" (1851), „Frankreich, Rußland und die vereinte deutsche Großmacht" (1854), „Neujahrsgruß an Napoleon III." (1861). Wenn ihm aber nach und nach die politische Thätigkeit gänzlich verleidet wurde, so ersetzte ihm der gesellige Jenenser Professorenkreis und schätzenswerthe Bekanntschaften, wie die Schleidens, was ihm das politische Leben an wahren Freuden entzog. Vor Allem aber wurde er seinem dichterischen Berufe wieder zugeführt.

Eine echt schwäbisch poetische Natur, durchwanderte er, wie ehemals die Wälder des Schwarzwaldes, jetzt die Wiesen und Felder Thüringens und schrieb jene feinen, von zartem Naturhauch durchwehten Novellen, in den beiden mehrfach aufgelegten Bänden, „Am warmen Ofen", „Für stille Abende" (1853). Er veröffentlichte den Roman „Tannhäuser" (1850), „Der Bruder aus Ungarn" (1852), und das seinem ältesten und treuesten Freunde Dr. Heinrich v. Orelli (Berlin) gewidmete Schauspiel „Nausikaa" (1855). Aus jener Zeit datiren seine größeren Dramen: „Don Juan de Maranna", „Kaiser und Kanzler" und „Sarah Haßfurter" (2 Bände, 1858).

Die „Nausikaa" wurde in Coburg, der „Don Juan" in Stuttgart angenommen. Wenn jene, die zuerst 1858 in Breslau zur Aufführung kam, vielleicht als die Blüthe Widmann'scher Dichtung bezeichnet werden kann, so erreichte er den größten Erfolg mit „Sarah Haßfurter", einem bürgerlichen Drama in fünf Acten, welches 1858 und 1859 wiederholt in Wiesbaden und im Königlichen Residenztheater in München über die Bühne ging. Widmann durfte dem König Ludwig im August 1858 seine „Nausikaa" überreichen. Ihm huldigte er in freier Weise:

Wärst Du ein Sänger und ein Seher nur,
Als Jünger säß' ich längst zu Deinen Füßen,
Und folgte Deines Geistes tiefer Spur;
Mit lautem Jubel wollt' ich Dich begrüßen.

Doch vor des Königs Halle hält mein Schritt,
Vom König hab' ich nichts mehr zu begehren;
Nur eine kleine Gabe bring' ich mit,
Den edlen deutschen Dichtergreis zu ehren.

Laß mich von fern nur auf der Gasse stehen,
Wenn Du vorüber gehst, mich stumm verneigen;
Gib Andern, was sie bitten und erflehen;
Mir sollst Du nur ein heitres Antlitz zeigen.

Und rühr' ein wenig an den Lorbeerkranz,
Zum Zeichen, daß Du meinem Lied gewogen;
Mich hat nicht Deiner stolzen Krone Glanz,
Nur Deiner Seele Schönheit angezogen.

Seiner ernsten Richtung auf dem dramatischen Gebiete, für welches er technische Studien in wiederholt längerem Aufenthalt in Wiesbaden gemacht hatte, war die Zeit nicht hold. Der krasse Effect, das Amusement und das literarhistorische Interesse galten als die bestimmenden Mächte, denen Widmann um äußeren Glanzes willen nie opfern mochte. Dennoch hätte er seinen Weg gemacht, wenn ihn nicht ein harter Schicksalsschlag getroffen hätte. Seine Lebensgefährtin wurde ihm 1860 durch den Tod entrissen.

Jahre brachte er nun auf Reisen zu. Der Süden Europas, namentlich Genua, dessen Academia de' Quiriti ihn am 20. Januar 1865 zu ihrem Mitgliede ernannte, und Rom fesselten ihn. Aber auch Spanien, die Inseln des Mittelmeeres und die Küsten Afrikas sah er.

1865 kehrte er in den Norden zurück. Berlin, den Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens, wählte er sich zum Wohnsitz. Hier ward ihm noch einmal die Freude eines glücklichen Familienlebens zu Theil.

Wenn ihn von jetzt ab auch hin und wieder in großer politischer Zeit das ihm innewohnende, eigenthümliche Hellsehen zur schriftstellerischen Thätigkeit in Dingen über Staat und Kirche verführte — sein eigenstes Feld geistigen Schaffens wurde nun die Freimaurerei, der er schon 1844 beigetreten war, und ist es mit kurzer Unterbrechung, in welcher die geschäftlichen über Deutschland hereingebrochenen Leiden seine ganze Thätigkeit zur Rettung seines Vermögens in Anspruch nahmen und ihn fast zwei Jahre (1874 bis 1876) von Berlin fernhielten, bis an sein Lebensende geblieben. Er erlag am 26. Mai 1878 einem Gehirnschlage.

Widmann bedurfte der Welt und ihres erfrischenden Lebens. Er war nicht zum Ascetiker geboren. Seine Ideale abstrahirte er nicht aus den Theorien, sondern schöpfte sie aus dem lebendigen, frischen Quell des ihn umgebenden Lebens, das sich ihm zum Schönen gestaltete. Die Nachwelt wird ihm ihre Kränze nicht versagen. Aber auch seine Zeitgenossen werden ihm gern zugestehen, daß er durch die Tiefe seines Gemüthes Jeden, der mit ihm in Berührung kam, fesselte, und daß er weder Menschen noch Verhältnissen sich je gebeugt hätte und gegen seine Ueberzeugung andere Wege gegangen wäre, als die, welche sich seinem klaren Innern offenbart hatten. Dieser Eigenart fielen Familie, Lebensstellung, Vermögen und weltlicher Glanz zum Opfer. Aber die fast schrankenlose Unabhängigkeit, welche er dadurch bethätigte, muß ihm Jedes Achtung sichern. Wie bei Widmann mit wahrer Religiosität verbunden, ist sie die edelste Frucht eines nach Licht ringenden Menschengeistes.

Felix Poffart.

Ueber Gletscher und Eiszeiten.

Von Philipp Braumüller.

Alles, was geschaffen ist, was existirt, ist für die Ewigkeit geschaffen, kann nie und nimmer aus dem Reiche des Bestehenden in ein Nichts versinken.

Der Tod, welcher der Entwickelung des Organismus Halt gebietet, führt wohl die Zerstörung der bestehenden Form herbei, aber er vernichtet nichts vom Stoffe selbst, sondern gestattet ihm volle Freiheit zu anderen Verbindungen. Es wechselt nur die Form in der Zeit.

Keine Kraft, sie mag einen Namen haben, welchen sie wolle, kann verschwinden. Sie wechselt wie der Stoff die Form, aber sie bleibt in alle Ewigkeiten.

Der Stein, welcher, in die Höhe geworfen, zur Erde zurückfällt, verliert, auf den Boden aufschlagend, seine Geschwindigkeit, aber als Aequivalent der verschwundenen Bewegung sehen wir sofort Wärme entstehen.

In dem Wechsel der Form, in dem ewigen Vergehen und ewigen Neuentstehen erblicken wir mit Recht eine Garantie für die unendliche Zeitdauer der Schöpfung. Nichts kann denselben Platz und dieselbe Form ewig behalten. Geschähe es doch, so wäre damit die Entfernung des betreffenden Stoffes aus dem Kreislaufe der Natur ausgesprochen und es fehlte die Gewähr für den Bestand der lebensfähigen Schöpfung.

Von allen Stoffen, die uns umgeben, die unsern Körper aufbauen und ernähren helfen, deren Wirkung wir aller Orten stets erkennen, ist der wichtigste, wenigstens der sich am meisten bemerkbar machende, das Wasser. Die Oberfläche unserer Erdkugel ist zu zwei Dritttheilen mit Wasser bedeckt, alle Gebirge sind mit ihm getränkt, von ihm durchfeuchtet, nirgends in der Atmosphäre finden sich Partien, die ganz wasserfrei sind.

Die gewaltige Arbeitskraft, welche die Sonne in Gestalt von Wärme uns zusendet, hat zum großen Theile die Aufgabe, das Wasser der kolossalen Meeresoberfläche zu verdampfen und es als Dampf in die Atmosphäre zu erheben, von der es dann als Regen, als Hagel oder Schnee, im Nebel und im Thau zurückkommt, weit hinfortgeführt durch die Luftströmungen, der ganzen Erdoberfläche die Bedingungen zur Entwickelung von Organismen gewährend.

Würde hier ein Stillstand eintreten, würde das Wasser in irgend einer Form, als Eis zum Beispiel, irgendwo auf der Erde festgehalten werden können, so wäre damit das Ende der organischen Schöpfung und der Stillstand im Wechsel der anorganischen Natur in ganz sichere Aussicht gestellt. Denke man sich nun, wir säßen als Autochthonen auf irgend einer Insel der Stillen See unter den Tropen. Wir hätten mit Eifer und Erfolg eine gute Schule besucht, wir wären orientirt über die Natur des Wassers und über den Einfluß der Sonnenwärme; die Meteorologie wäre uns kein fremdes Gebiet und in der Geographie säßen wir fest im Sattel. Was uns dort die Natur versagt, hätten wir im physikalischen Kabinet beobachtet: wie durch Kälte das flüssige Wasser zu einem starren, festen Körper wird, zu einem Steine, der in keiner Weise Anspruch auf Plasticität machen zu können scheint — würden wir es dann nicht für vollständig erwiesen erachten, wenn irgend ein Geologe uns Folgendes erzählte:

„Jener mächtige Körper, die Sonne, der wir Alles verdanken, was wir sehen, ist zugleich der Feind der gesammten Schöpfung. Wohl sendet sie ihre Strahlen Jahr für Jahr mit gleicher Intensität herab und schafft uns unsere Flora, die unser Land schmückt und uns ernährt, aber sie nimmt uns zugleich den kostbarsten Stoff, den wir besitzen, und legt ihn fern von uns auf Nimmerwiedersehen in öde Gegenden als jenen starren, unheimlichen Körper nieder, den man Eis nennt."

Und wenn dann der braune Gelehrte durch irgend ein bekanntes Experiment Wasser vor unseren Augen in festes Eis verwandelt und er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt und uns ausmalt, wie Jahr für Jahr die Eis- und Schneemassen oberhalb der Schneegrenze auf den Hochgebirgen und an den Erdpolen anwachsen, wie riesige Eisgebirge sich bilden müssen, welche, immer höher in die Luft ragend, immer energischer den Wasserdampf aus der Atmosphäre verdichten und an sich reißen, so daß sicher einst ein Tag kommen wird, wo Pflanzen und Thiere von der Erde verschwunden sind, wo die Pracht der Farben ausgelöscht ist, wo an den Polen und auf den Gebirgen meilenmächtige Lager des entsetzlichen Weiß von Schnee und Eis starren, während die tiefer liegenden Thäler und Flächen, über denen heut die Woge des tiefen Oceans fluthet, ebenfalls weiß von starrer Salzkruste bedeckt sind: da preisen wir uns sicherlich glücklich, daß heut noch das unendliche Meer die Inseln und Continente umbrandet, daß die Sonne aus ihm der Atmosphäre Wasserdampf zuführen kann, so den entferntesten Continenten aller Orten die Bedingungen organischen Lebens, also auch unserer eigenen Existenz, gewährend.

Nun, da wir keine braunen Insulaner sind, sondern zu unserem Glücke im Herzen Europas sitzen und Gelegenheit haben, mit geringer Mühe und wenig Zeitaufwand das Hochgebirge zu besuchen und dort die niedergelegten Schnee- und Eismassen zu beobachten, so sind wir guten Muthes, denn wir wissen, was jener braune Stubengelehrte unter den Tropen nicht ahnen kann, daß Eis kein starrer Körper ist, daß es nicht fest auf den Bergen liegen bleibt, sondern, die Natur des Wassers in dieser Beziehung beibehaltend, einem Strome gleich zu Thale fließt, unten im Thale von der Wärme der Luft abschmelzend, oben neues Material aus der Atmosphäre entnehmend.

Die Nebel der Polarzone sowie die Wolken der hohen Luftschichten bestehen aus sehr feinen Eisnadeln. Die Schneeflocken, welche wir namentlich an milden Wintertagen durch die Luft wirbeln sehen, sind ein Aggregat vieler solcher Nadeln, welche, von einer dünnen Wasserschicht überzogen, vermöge der Regelation, des Zusammenfrierens, wahre Schneeballen bilden und auf der Erdoberfläche ein Lager von cohärentem, gewissermaßen verfilztem Schnee niederlegen.

Anders im Hochgebirge und in den kalten Polargegenden!

Da fallen jene Nadeln trocken hernieder und bilden eine ganz lockere Masse, ähnlich einem fein zerriebenen Gesteinsstaube. Der Fuß des Wanderers sinkt in diesen Schnee tief ein, und die Winde haben ein leichtes Spiel mit diesen losen Massen. Sie erfüllen jene oft weiten Thalgründe im Hochgebirge zwischen den schroff herausragenden Zinken und Zacken verwitternder Felsen.

An sehr heitern Tagen schmilzt nun im Sonnenschein etwas von der oberen Schneelage weg, Nachts kommt der Thau aus der die Schneemassen durchdringenden Luft: der Wassertropfen rieselt hernieder und bildet in der Kälte zwischen den Schneenadeln ein Körnchen Eis. Dieses wächst, indem es neues Material zu weiterem Aufbau von den benachbarten winzigen Schneekrystallen entnimmt. Der Druck der sich immer von Neuem auflagernden Schneeschichten kommt dazu, jedes Zusammensacken ruft Wärme hervor: so verwandelt sich der lockere Schnee in ein Aggregat von Eiskörnern, Firn genannt.

Der Firn, wenn auch in seinen einzelnen Theilen fester liegend, consistenter geworden wie der Schnee, ist Dank seiner Structurverhältnisse im Ganzen beweglich. Die Eiskörner sind gewissermaßen Gelenke geworden, und durch diese Millionen von Gelenken bewegt sich, schiebt sich und quillt das ganze Lager dahin, wo es den geringsten Druck erleidet. Es ist durchaus nicht nöthig, daß für diese Bewegung stets eine geneigte Ebene vorhanden ist. Auf meilenweiter Fläche, welche sich oft horizontal ausdehnt, bisweilen sogar ansteigt, schiebt sich der Firn vorwärts in einem Bette, dessen Ufer eben jene emporstarrenden Felsgrate sind, um endlich in tiefere Thalgründe vorzudringen, hinabzusteigen in wärmere Regionen, bis milderes Klima dem Eis- und Schneeflusse Halt gebietet.

Es ist einleuchtend, daß das Korn des Firnes, von minimalen Dimensionen beginnend, größer und größer wird. Je tiefer sich die Massen herunterschieben, je energischer bei Tage im Sonnenschein die Oberfläche abschmilzt, um so größere Eis-

partien müssen sich bilden, bis endlich der Schnee, die Eisnadel, ganz verschwunden und dafür compactes, derbes Eis entstanden ist, Gletschereis.

Wie der Firn, so der eigentliche Gletscher.

Einem Strome gleich fließt er zu Thale. Langsamer natürlich, viel langsamer wie Wasser, so daß eine Geschwindigkeit von einem Zoll pro Stunde schon weit mehr wie den Durchschnitt repräsentirt, aber doch in jeder Beziehung einem Strome ähnlich. Denn auch der Gletscher zeigt wie der Fluß an seiner Oberfläche in der Mitte die größte Geschwindigkeit, während die Reibung an den Uferrändern und auf dem Boden Eis wie Wasser zurückhält und hier die Bewegung verlangsamt.

In Folge dieser Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Bewegung der einzelnen Gletscherpartien bilden sich im Eise mächtige Sprünge und Klüfte, so daß die Oberfläche einem erstarrten Meere wild durcheinander geworfener Eisschollen ähnlich sieht. Auch da wo das Terrain steiler abfällt, oder da wo das Gletscherbett sich verengt oder weiter wird, müssen sich die klaffenden Risse zeigen. Alle diese Klüfte frieren unter dem gewaltigen Drucke des sich bewegenden Gletschers beim Zusammenstoßen der Wände sofort zusammen, während in nächster Nachbarschaft an Stelle der alten sich jedesmal eine neue Kluft aufthuen muß.

Der mir gegönnte Raum gestattet es nicht, daß ich mich länger bei diesem physikalischen Theile der Gletschererscheinung aufhalte. Ich muß das sonst so interessante Gebiet verlassen, mich auf meine Aufgabe, das geologische Moment zu erörtern, beschränkend.

Mag man sich im Hochgebirge auf den lockern Schneemassen befinden, gewissermaßen also an der Geburtsstätte, der Quelle des Gletschers, oder mag man da weilen, wo aus dem Schnee schon Firn geworden, oder mag man noch tiefer hinuntersteigen, wo auch der Firn verschwunden und der Gletscher, der echte Eisstrom sich zeigt, überall beobachtet man an den Ufern dieser Massen, an den aus Schnee und Eis emporstarrenden Klippen und Riffen, die gewaltige, unaufhörlich wirkende Kraft der Verwitterung.

Die winzige Wassermenge des Thaus oder im Sonnenschein entstandenes Schmelzwasser: sie dringen ein in die feinen Klüfte des geschichteten Gebirges und verwandeln sich auch im Sommer des Nachts bei der niedrigen Temperatur des Hochgebirges in Eis. Die Molecüle des Wassers, welche sich sonst leicht gegeneinander verschieben, und so dem Wasser jenen Zustand verleihen, welchen wir den flüssigen nennen, ordnen sich beim Gefrieren nach bestimmten Gesetzen zu Nadeln und, wenn ihre Masse auch gering ist, so entwickelt sich bei diesem Vorgange doch eine so gewaltige, unmeßbare Kraft, daß die Cohärenz der Felsen nicht ausreicht, ihr zu widerstehen. Jene zarte Eisnadel, die vor dem warmen Hauche des Mundes nicht bestehen kann, sondern sich in ein winziges Tröpfchen Wasser verwandelt, sie ist der gewaltige Hebel, welcher auch die festesten Felsen sicher zerstört.

Darum rieselt und rollt an diesen Hängen fortwährend Felsschutt hernieder, während auch bisweilen sich ein größeres Stück ablöst, welches im Herunterstürzen andere Partien mit sich reißt, bis unten auf dem Schnee oder Eisbette Alles wenigstens scheinbare Ruhe gefunden hat.

Nunmehr erfolgt durch den Gletscher der Transport dieser Felsmassen. Indem sich Schnee und Eis thalwärts bewegen, nehmen sie jene wallartigen Steinbänder mit sich und führen sie langsam, aber sicher, an das Ende des Gletschers. In unsern Hochgebirgen also bis zu jenen Punkten, wo der Gletscher abschmilzt, in den arktischen Zonen bis zum Meeresspiegel. Diese auf dem Gletscher aufgeschütteten Steinwälle heißen Moränen, speciell: Seitenmoränen.

Vereinigen sich zwei Gletscherströme zu einem, so wird, wie das von vornherein einleuchtend ist, aus je zwei Seitenmoränen eine Mittelmoräne, jener Gesteinswall, welcher, auf der Schweißnaht der Gletscher liegend, zu Thale getragen wird.

Es ist ferner klar, daß, wenn sich neue Sprünge und Risse in den Gletschern bilden, von diesen Moränen Gesteinsstücke hineinfallen und auf die Sohle des Gletschers gelangen müssen. Unter dem gewaltigen Drucke der oft viele hundert Fuß mächtigen Eismassen, welche mit unmeßbarer Kraft unwiderstehlich vorwärts dringen, wird ein solcher Gesteinsblock, wenn er aus milderem, nicht sehr widerstandsfähigem Material besteht, bald zu lockern Sandmassen und Schlamm zerrieben und zerquetscht. Ist aber sein Korn ein festes, so wird er doch alle hervorstehenden Ecken und Kanten verlieren, und als rundliches Geschiebe von dem Eise immer weiter gedrängt, endlich mit dem Sande und Schlamm das Tageslicht am unteren Ende des Gletschers wieder erblicken.

Diese Massen, zu denen sich die Seitenmoränen beim Abschmelzen des Gletschers gesellen, und welche im Laufe der Zeiten kolossale Dimensionen annehmen, heißen Endmoränen. Wie überall in der Natur ist auch bei ihnen dafür gesorgt, daß „sie nicht in den Himmel wachsen", denn, indem sie das wilde Wasser des Gletscherbaches durchschneidet, werden große Partien mit hinfortgenommen, zu immer kleinerem Korn zerrieben, bis sie endlich als feiner Sand oder als der das Wasser des Stromes trübende Schlamm hinausgelangen in die mendlichen Fluthen des Oceans.

Der Gletscher transportirt also auf seinem Rücken sowohl wie auf seinem Grunde die oben im Hochgebirge verwitterten und auf ihn niedergestürzten Felsmassen und legt sie an seinem untern Ende nieder, wenn er dieses Ende durch Abschmelzen des Eises im warmen Thale findet. Führt er jedoch in den Polargegenden seine Eismassen und auf ihnen die Seiten- und Mittelmoränen, sowie die Endmoränen der See zu, so übernimmt diese den Weitertransport der Gletscher, welche hier Eisberge heißen, und führt solche mit all den auflagernden und anhaftenden Gesteinsstücken auf ihren Wogen hunderte von Meilen fort, bis die wärmere Luft und die höhere Temperatur des Seewassers milderer Zonen das Eis geschmolzen hat, und jene Gesteinsmassen sich gelöst und, auf dem Meeresgrunde als „erratische Blöcke" liegend, die Fahrstraße ihrer Eisflösse markiren.

Allein der Gletscher hat auch noch eine andere, nicht minder gewaltige Thätigkeit. Wenn schon der stetig fallende Tropfen, wie es im Sprichwort heißt, den festesten Stein im Laufe langer Zeiten aushöhlt, wie ganz anders muß die kolossale Last der gewaltigen Eismassen in ihrer stetigen Bewegung durch die lange Reihe der Jahrtausende auf die untenlagernden Felsen wirken!

Jene durch die Spalten des Gletschers auf seine Sohle gelangten Felsmassen erscheinen in den Erdmoränen als abgeschliffene Gerölle oder als pulverförmige Sandmassen. Diese Umänderung erlangen sie selbstverständlich nicht nur auf Kosten des Gletschereises. Indem sie unter Druck vorwärts geschoben werden, ritzen und zerschrammen sie das Gletscherbett. Und ist auch die vom einzelnen Steine oder Sandkorn eingeritzte Furche nur gering: die Wirkungen addiren sich in der unendlich langen Zeit. Es ist kein Zweifel, daß die Gletscher jene tief eingeschnittenen Thäler aus dem Massiv des Gebirges herausgemeißelt haben, die heut das Bett des Gletschers bilden, in denen heut der Gebirgsbach seinem Ziele in wildem Sturze zueilt.

Ja, wenn es meinen Lesern vergönnt ist, im Sommer das Hochgebirge der Alpen zu besuchen, wenn sie im bequemen Eisenbahncoupé durch irgend eins der herrlichen Thäler hinauffahren, bis sie, auf der Endstation angelangt, mit der Post weiterreisen, oder, noch besser, die Fußwanderung beginnen, um endlich im Hochgebirge ihren Fuß auf das Gletschereis setzen zu können: sie müßten der Technik ganz ferne stehen, wenn sie nicht ein Auge für die Werke der Ingenieure haben sollten, welche jene kühnen Straßen und Brücken erbauten, durch die es ihnen heut gestattet ist, bequem bis in das Herz des Hochgebirges zu gelangen! Und doch, wie wenig hat der Ingenieur gethan?! Das Eis der Gletscher ist es gewesen, welches den Weg geschaffen, den Weg ermöglichte, so daß der Mensch nur nachzuhelfen brauchte, um der Locomotive die Schienenstraße oder dem Postwagen die bequeme Chaussee zu schaffen.

Und wenn man nun oben am Gletscher selbst seine Natur

und seine Thätigkeit beobachtet, die Moränen studirt und am Gletscherbett auch im festesten Gesteine Furchen und Schrammen und wieder ebene platte Schliffe gesehen hat und nun wieder hinuntersteigt in die Regionen der Wälder, oder tiefer bis in die warmen Thäler, in welchen die Sonnengluth den feurigen Wein zeitigt: überall sieht man charakteristisch geglättete, polirte und dabei geritzte Felswände, beobachtet man häufige Reste von Moränen und findet große Mengen des glacialen Schlammes, und als unbestreitbare Wahrheit drängt sich uns die Ansicht auf, daß einst eine Zeit gewesen — und sie liegt, im geologischen Sinne gesprochen, noch nicht sehr lange hinter uns — da hatten die Gletscher eine viel, viel bedeutendere Ausdehnung als heut. Da reichten Gletscher vom Montblanc über den Genfer-See hinaus, quer über das Tiefland bis zum Abfall des Jura bei Neufchatel. Da deckten Gletscher das Rheinthal, die sich bei Sargans theilten. Ein Arm drang bis Schaffhausen vor, der andere überschritt den Boden-See und breitete sich dann fächerförmig aus. Die Linie Wallensee-Schaffhausen-Ulm ist etwa die Markscheide dieses Gletschervorkommens. Und wie im Norden, so im Süden der Alpen. Der Lago maggiore, der Como-See, der Iseo- und Garda-See, an deren Ufern heut Citrone und Orange im Freien überwintern, sie alle lagen in jener Zeit unter dem starren Eisflusse gewaltiger Gletscher.

Doch nicht die Schweiz und die Alpen allein tragen deutliche, charakteristische Zeichen, daß sie einst unter Eis und Schnee begraben waren, ähnlich dem heutigen Innern Islands. Auch die Pyrenäen, die Vogesen, die Auvergne, die Gebirge Irlands und Schottlands, Skandinavien und Rußland, überhaupt Nordeuropa, Nordasien und Nordamerikas nördlicher Theil: Alles trägt die deutlichen Zeichen einer ehemaligen sehr ausgedehnten Vereisung und Vergletscherung. Und bleiben wir in unserer nächsten Nachbarschaft. Uns fehlen die Berge, an deren Hängen wir die Spuren ehemaliger Vergletscherung wahrnehmen können. Allein unsere sandige Tiefebene spricht deswegen nicht undeutlicher. Sie war noch vor kurzem der Grund eines Meeres. Nun, auf den Wellen dieses Meeres schwammen Eisberge aus den Gletschern Skandinaviens. Moränen dieser Gletscher trieben auf den Eisbergen seitwärts und fielen beim Abschmelzen derselben auf den Grund der See. Und so findet man heut in Norddeutschland aller Orten jene Felsstücke und Gerölle, die unserem Boden sonst fremd sind. Findlinge, erratische Blöcke, willkommenes Material zur Pflasterung unserer Wege, zum Aufbau unserer Häuser und Kirchen. Mit Granit und Gneis, der in Skandinavien „anstand", sind die Chausseen gepflastert, und viele Kalköfen in Norddeutschland werden noch heut ausschließlich mit Kalkgeschieben gespeist, welche auf demselben Wege zu uns gelangt sind.

Bekannt sind die großen Blöcke auf den Nauen'schen Bergen bei Berlin. Einer der größten war der Markgrafenstein, aus welchem die große Granitschale vor unserem Museum geschnitten ist. Solche großen Felsmassen sind nicht übermäßig selten, allein ganz kolossal ist die Menge der Gerölle, welche sich auf unseren Feldern finden. Generationen haben die Steine aufgesucht und Feld und Garten mit Mauern aus diesem Material umfriedigt, und doch hebt die Pflugschar alle Jahre immer neue Gesteinsstücke aus der Ackerkrume.

(Schluß folgt.)

Aus dem zweiten Kaiserreiche.

Von Johannes Nordmann.

Aus den Geheimpapieren des zweiten Kaiserreiches in Frankreich, die rücksichtslos der Oeffentlichkeit preisgegeben wurden, geht klar hervor, daß die Herrschaft Napoleons III. sich in erster Linie durch die Polizei stützte, die denn auch von diesem Kaiser, der von einem Vabanquespiele zum andern die verwegensten und zumeist glücklichen Anläufe machte, mit besonderer Vorliebe gepflegt und warm gehalten wurde. Durch sie und durch die Mitwirkung einiger problematischer Persönlichkeiten, die ihr abenteuerliches Schicksal an das des Kaisers gekettet hatten, war es möglich, daß sich eine Nation durch nahezu zwanzig Jahre eine Willkürherrschaft gefallen ließ, die mit dem Verbrechen des 2. Decembers begann und alle Peripetien des Leichtsinnes und Uebermuthes durchmachte.

Mit dem ersten Tritte auf französisches Gebiet stand man auch unter polizeilicher Aufsicht; der Fremde wurde schon von der Durchbruchstation an der Grenze für die Präfectur in Paris signalisirt, und in der Capitale des guten Geschmacks angelangt, war er nunmehr eine erbärmliche Fliege, die in einem riesigen Spinnennetze zappelte.

Zu keiner Zeit aber stand diese Kaiserherrschaft mehr auf dem Qui vive der Polizei, als nach dem Attentate Orsinis. Napoleon war in seinem Leben bedroht, auf das er, weil er sich als eine providentielle Natur betrachtete, eigentlich aber aus den gewöhnlichsten materiellen Motiven, große Stücke hielt; nun mußte Himmel und Erde in Bewegung gesetzt werden, um dieses Leben, das ein anderer, heldenmüthiger angelegter Charakter nach jener Katastrophe des jüngsten Krieges wahrlich nicht ertragen hätte, vor einer möglichen neuen Gefahr zu behüten, und wer nur immer der schüchternsten Unzufriedenheit mit der napoleonischen Wirthschaft verdächtig war, hatte seinen Merkpunkt in den Polizeiregistern, die mit der ängstlichsten Genauigkeit geführt wurden.

Der Attentäter Orsini wurde bekanntlich am 13. März 1858 durch das Fallbeil der Guillotine vom Leben zum Tode gebracht.

Alle Anzeichen waren vorhanden, daß mit seinem Kopfe nur eines der vielen Häupter einer weitverzweigten Verschwörung im Lande gefallen war. Die Polizei war in Permanenz gesetzt und in athemloser Thätigkeit, um neue Opfer an das Messer zu liefern.

Ich hätte mir kein schlimmeres und confiscirteres als jenes Jahr für einen längeren Aufenthalt in Frankreich wählen können, dennoch war ich so leichtsinnig und ich kümmerte mich weder um Tod und Teufel und auch nicht um die Polizei, als ich mein Wanderzelt in Paris aufschlug.

Trotzdem mich meine Freunde in wohlmeinendster Weise auf diese Polizeiwirthschaft aufmerksam machten, die sie Jahre lang selbst mit Schädigung ihrer Freiheit erduldet hatten, wollte ich nicht recht daran glauben und hielt ihre Furcht für übertriebene Spionenriecherei. Es hätte mir in meiner Sorglosigkeit geschehen können, daß ich mit Flüchtlingen meiner früheren Bekanntschaft, die als notorische Mouchards verrufen waren, in der höflichsten Weise an öffentlichen Orten verkehrt hätte. In dieser Richtung hatte ich meinen Freunden anfänglich manche orientirende Winke zu danken, und später wußte ich mir schon selber derlei Schandkerle fern vom Leibe zu halten.

Meine Sorglosigkeit in diesen Stücken mußte noch dadurch bestärkt werden, daß man mir, als ich mich im Herzen von Paris einmiethete, nicht meine Reisedocumente abforderte und auch sonst meine Freizügigkeit nicht störte. Es war auch an mir blutwenig auszukundschaften; außer einer objectiven Beobachtung des Pariser Lebens lag mir jede andere bedenkliche Absicht ferne; und die Studien, die ich sonst in Bibliotheken und in Kunstmuseen vorhatte, konnten sicherlich die Polizei nicht derart aufregen, um sich irgendwie mit meiner Persönlichkeit des Eingehenden beschäftigen zu wollen. In dieser meiner Ansicht konnte ich nur schwer erschüttert werden. Ich wurde es doch.

Als ich in einer Nacht spät gegen meine Behausung ging, fiel mir auf, daß eine lange Strecke in der Straße Stroh gestreut war. Das ließ auf einen vornehmen Kranken schließen.

Meine Straße, obgleich unweit der Boulevards, gehörte eben nicht zu den übermäßig befahrenen Verkehrswegen der Stadt; trotzdem fand ich eine solche Fürsorge, für wen immer sie angewendet wurde, gerechtfertigt. Die Neugier zählt nicht in der Liste meiner vielen Fehler. Diesmal aber war ich doch neugierig zu erfahren, wer der Kranke in meiner Straße sei; und zwar wurde ich dazu förmlich durch den höflichen Gruß des Sergeant de ville, der

in der Straße auf- und niederging, herausgefordert. Nun wußte ich, daß man diesen Leuten einen eigentlichen Gefallen erweise, wenn man sich mit irgend einer Frage an sie adressirt, und daß sie dann mit auffälligem Behagen mittheilsam werden. Freilich waren es die nämlichen Leute, die gelegentlich und par ordre du Mufti die Köpfe der Bürger mit „Todtschlägern" bearbeiteten. Ihrer Natur nach waren sie gewiß barmherziger geartet, ihr Geschäft aber und die „höhere Weisung" zwang sie, in unruhigen Zeitläufen brutal zu sein. Der Mann, der in meiner Straße die Nachtwache hielt, schien ein gutgearteter armer Teufel zu sein; warum sollte ich ihm, zumal er so höflich war, nicht die leichte Gelegenheit bieten, sich mit einigen Worten auszuplaudern?

Ich richtete daher die Frage an ihn, wer in der Straße krank liege. Meine Frage war Wasser auf seine Mühle, und sofort waren die Schleußen seiner Redseligkeit offen; als ob man ihm einen Knebel von der Zunge genommen, folgte raschest die Antwort auf meine Frage.

Ein Engel, mein Herr, viel zu gut und schön für diese Erde. Die Frau des Epiciers dort an der Ecke, die kein gutes Haar an den übrigen Frauen läßt, hat mir erst vor zwei Stunden, als der Kramladen geschlossen wurde, die rührendsten Dinge von der Armen erzählt, deren Tage leider gezählt sind. Schon seit mehreren Monaten an einem unheilbaren Leiden krank, dessen tödtliche Gefahr man aber nicht ahnen konnte, weil sie durch das scheinbar blühendste Aussehen jede Besorgniß Lügen strafte, geht es jetzt mit ihr rapid zu Ende, und die Aerzte erklärten, daß sie nur mehr Stunden zu leben habe. Man möchte heulen wie ein Kettenhund bei dem Gedanken, daß eine so prächtige Blume zerstört werden soll.

Der Stadtsergeant wurde in der Detailausführung des Zustandes der armen jungen Frau in seiner Weise poetisch und es sickerten sozusagen die Thränen aus seinen Worten. Es that mir wohl, so viel Mitgefühl bei einem Menschen vorzufinden, dessen Hauptaufgabe ja doch eigentlich nur darin besteht, ein wachsames Auge auf Diebe und Einbrecher und anderes verdächtiges Gesindel zu haben. Ich glaube ihm selbst, bevor ich ihm gute Nacht wünschte, mein sympathisches Urtheil über ihn deutlich verrathen zu haben. Dankbar für diese gute Meinung, begleitete er mich noch bis zu meinem Hôtelgarni, Aux trois frères. Der Concierge Guillaume, ein braver Auvergnate, zog, kaum daß ich geklingelt, auch schon die Schnur, und hierauf ging es vier Treppen hoch in meine einsame Stube. Die „Fanny" von Feydeau, die man mir wiederholt zur Lecture empfohlen, und an die ich endlich mußte, da sie mir der Verfasser selber ins Haus geschickt, kam auch diesmal noch nicht an die Reihe, trotzdem ich sie mir eigens beim Ausgang auf den Nachttisch gelegt hatte. Mich beschäftigte so sehr die kranke Unbekannte, für die mich der Sergeant de ville interessirt hatte.

Einen förmlichen Roman baute ich mir aus dem dürftigen Materiale auf, das er mir bei all seiner Redseligkeit zu liefern vermochte; ich spann mich in meine Gedanken über das fremde Menschenschicksal ein, und aus diesen, die nachgerade immer unbestimmter wurden, dämmerte ich in den Schlaf und in Träume hinein.

In meinen Träumen spielte die kranke Frau die Hauptrolle; meine Phantasie mußte überaus thätig gewesen sein, denn sie gaukelte mir ein Bild wunderbarer weiblicher Schönheit in den wechselndsten, zumeist düsteren Scenen vor. In einer dieser Scenen sah ich auf endlosem Wiesenplan die Arme gelösten Haares, das goldig im Winde flatterte, flüchtig von wilden Hunden verfolgt, die unter lautem Gebelle auf ihren Fersen waren. Wiederholt hielt sie athemstockend an, und jetzt hatte sie eine solche wilde Bestie am Kleidsaume gefaßt; mit lautem Herzpochen erwachte ich und war glücklich, daß ich nur geträumt; doch laut vernehmlich drang noch immer Hundebellen von der Straße zu mir herauf.

Es bedurfte keiner besonderen Combinationsgabe, um bald heraus zu haben, daß der Hund, der mich und gewiß auch andere Schläfer unten in der Straße aus der Nachtruhe lärmte, um Einlaß vor seinem Hause jammerte, denn sein Bellen klang keineswegs gereizt, sondern kläglich. Ich beklagte die Störung nicht wegen der eigenen Nachtruhe; ich beklagte sie aber wegen der kranken Frau, die darunter entsetzlich leiden mußte; und ich ärgerte mich nicht wenig, daß der Stadtsergeant, der doch so viel Mitgefühl für die Kranke geäußert hatte, nicht mit dem gewöhnlichsten Hausverstande das einfache Mittel fand, um den jammernden Hund zum Schweigen zu bringen. Schnell machte ich wieder Licht an, fuhr in die Kleider und stieg, so geräuschlos es eben anging, die vier Treppen ab. Der Auvergnate machte große Augen, als ich an seiner Loge vorüberkam und um die Schnur bat, mit der er das Thor öffnete. Ich mußte in seinen Augen entweder als ein geheimer Einbrecher, der sich zu so später Nachtzeit vielleicht noch eine halbe Million zusammenzustehlen hatte, oder als wüster Roué erscheinen, der sich erst nach Mitternacht schlechten Gedächtnisses besann, daß er noch ein von langer Hand abgekartetes Liebesabenteuer zu bestehen hatte.

Ich war nicht das Eine und das Andere, sondern wollte, was gewiß weder verbrecherisch noch unsittlich, einen bellenden Hund besänftigen und gleichzeitig einem Nachtwächter mit verblümten Worten sagen, daß er zwar recht sentimental, aber doch eigentlich ein Dummkopf sei.

Der kam auch, kaum daß ich aus dem Hause war, sofort mir entgegen und trat klaghaft gegen den bellenden Hund auf, den er mit dem mildesten und strengsten Zureden nicht zur Ruhe hatte bringen können. Ich brachte es nicht über das Herz, setzte er wie verschämt hinzu, ihn zu schlagen, denn ich bin ein Hundeliebhaber.

Sie würden aber, sagte ich, dem Hunde, dessen milde Schonung ich Ihnen gewiß nicht zum Vorwurfe mache, und noch mehr der Dame, die, wie Sie mir erzählten, im Sterben liegt, einen Liebesdienst erwiesen haben, wenn Sie an dem Hause, vor dem das arme Thier jammert, die Klingel gezogen und es hineingelassen hätten.

Ja, da hinein gehört der Hund, das weiß ich, erwiderte der Sergeant. O ich Esel, daß ich nicht daran dachte!

Ich hatte keinen Grund, die bescheidene Selbsterkenntniß des Mannes zu corrigiren; es konnte mir nicht darum zu thun sein, eine ausführlichere Philippika, wozu er alle Lust zu haben schien, gegen seine eigene Dummheit anzuhören, und ich drängte ihn vielmehr, endlich für den Hund zu thun, was er so lange unterlassen, nämlich das Hausthor, das er noch immer heftig anbellte, öffnen zu lassen.

Das geschah nun von seiner Seite mit dem dienstwilligsten Eifer und er konnte mir nicht genug danken, daß ich ihn auf sein blödes Versehen, das er sich nie und nimmer wegen der schönen kranken Frau verzeihen würde, aufmerksam gemacht hatte. Nicht zu seiner Entschuldigung, sondern in Folge seiner Redseligkeit fügte er hinzu, daß sein Auftrag nicht dahin gehe, auf Hunde, sondern auf Menschen zu vigiliren, und letzteren gegenüber glaube er sich richtiger benehmen zu können.

Man wacht in Paris tief in die Nacht hinein; bis Mitternacht und darüber pulsirt noch das hastige Leben in den Straßen, deren Boutiquen an den begangensten Strecken hell erleuchtet Käufer anlocken. Wenn man wie der König Mikarinos der Sage, welcher den Orakelspruch, der ihm nur mehr ein einjähriges Dasein in Aussicht stellte, Lügen strafen wollte, noch die Nacht zum Tage macht, um doppelt zu leben, so fordert der Schlaf nachgerade einen größeren Tribut, der durch den besten Theil der nächsten Tagesstunden aufgebracht werden muß. Das war bei mir nach den erzählten Nachtvorgängen der Fall.

Mein Concierge, der mir gewöhnlich schon um neun Uhr das Frühstück auf mein Zimmer brachte, hatte sich nicht zu verwundern, daß er mich, als er später zum Aufräumen kam, noch nach eilf Uhr im Bette traf; er nahm auch keine verwunderte und vielmehr eine besorgte Miene an, als er mir die Mittheilung machte, es sei schon vor einer Stunde Jemand von der Präfectur bei der Hauswirthin mit der Weisung erschienen, ich hätte mich im Laufe des Tages auf dem Polizeiamte des Viertels mit meinem Passe zu melden.

Ich werde nicht leicht durch unerwartete Dinge überrascht

und außer Fassung gebracht; diesmal aber, das gestehe ich zu, wurde ich nach dieser Mittheilung alarmirt und ich brachte sie sofort mit den schauerlichsten Sagen und Märchen meiner Freunde über die Pariser Polizei in Zusammenhang. Würde man, hatte Einer gesagt, dich verdächtigen, Einen der Thürme von Notre-Dame gestohlen zu haben: du müßtest trotz dieser albernen Insinuation flüchtig werden, denn die Polizei dreht daraus doch einen Strick und bringt dich, falls du dir auffällige Freunde hältst, nach Cayenne, wo der Pfeffer wächst. Es war nur ein kurzer Moment, daß ich mich aus dem Gleichgewichte werfen ließ, bald hatte ich wieder meine Ruhe gewonnen und sagte zu dem Ueberbringer dieser Hiobspost, indem ich aus einem Schrankfache meinen Paß holte: Hier das Gewünschte; den Gang auf das Polizeiamt aber unterlasse ich vorläufig und mache ihn vielleicht selbst dann nicht, wenn ich durch einen schriftlichen Auftrag dazu verhalten würde. Verlangt die Polizei sonstige Auskünfte über meine Person, so möge sie sich diese bei meiner Gesandtschaft verschaffen.

Der Auvergnate mußte gleichfalls einen bösen Zahn auf die Polizei haben, denn er war sichtlich befriedigt, daß ich auf seine Botschaft einen solchen Trumpf gesetzt hatte; er war auch der Mann dazu, als Ueberbringer meiner Antwort noch den gehörigen trotzigen Nachdruck zu geben.

Der Bote war aus der Thüre, nun hatte ich Muße nach den möglichen Ursachen der Botschaft zu forschen. Was war zwischen gestern und heute vorgefallen, um mich der Pariser Polizei, die mich bisher unbehelligt gelassen, plötzlich verdächtig zu machen? Inzwischen lag nur eine Nacht. Halt, da steckte vielleicht der Dorn. Meine Conversation mit dem Sergeant de ville war allerdings nicht verbrecherischen Inhalts und auch der Umstand, daß ich einen bellenden Hund unter Dach und Fach gebracht, konnte mir von der Polizei nicht übel vermerkt werden. Nun erinnerte ich mich aber, was ich in der Nacht keiner Beachtung werth hielt, daß an einer Kreuzung meiner Straße ein Mann stand, der Zeuge meiner zweimaligen Unterhaltung mit dem Stadtsergeanten war. Der mußte die Hand im Spiele meines Conflictes mit der Polizei gehabt haben; das stand für mich schon jetzt mauerfest. Wie aber sollte ich diesen für mich ungreifbaren Feind fassen? Das war für mich eine Cardinalfrage; sie zu lösen war ich jetzt fast entschlossen, mich doch persönlich auf das Polizeiamt zu verfügen. Ich überlegte mir aber die Sache doch noch anders, früher erst zu meiner Nymphe Egeria zu gehen und ihr meinen Fall, der mich aus dem Geleise zu bringen drohte, vorzutragen. Sie wird, dessen war ich gewiß, mir den Ariadnefaden aus diesem Labyrinth in die Hand spielen.

Meine Egeria war eine erste Schauspielerin vom Théâtre français. Sie wußte nicht etwa allein um die Vorgänge in komödiantischen Kreisen, sondern um Alles, was in Paris vorging und werth des Stadtklatsches war. Ihre Colleginnen behaupteten, sie hätte sogar den Kaiser Napoleon in Hemdärmeln gesehen, und wollten damit keine maliciös indiscrete Bemerkung machen, sondern nur andeuten, daß ihr eben jedes Geheimniß in den Tuilerien wie in der Mansarde der Grisette bekannt war. Wie sie hinter alle Geheimnisse kam, das wußte ich damals und weiß es noch heute nicht; ich hatte aber den Vortheil und Reiz, um den mich gewiß Viele beneideten, daß ich die Chronique-scandaleuse von Paris sozusagen brühheiß von der Pfanne wegbekam.

Meine Egeria, Madame J., mit der ich gewöhnlich nur bei einer ihrer Freundinnen, einer reichen Frau aus dem Elsaß, zusammenzukommen pflegte, war nicht wenig überrascht, als ich sie in ihrer eigenen Wohnung aufsuchte.

Ich komme in einer ersten Angelegenheit, sagte ich, nachdem wir die üblichen Begrüßungen ausgetauscht, und baue auf Ihre Unterstützung, liebe Freundin.

Sie wollen doch nicht etwa sich an ein Actienunternehmen wagen, wie seinerzeit Graf Walewski für ein Perpetuum mobile Kapital flüssig zu machen suchte; heute sitzt er auf hohem Rosse, damals wurde er fast als halber Schwindler behandelt. Das ist bei Ihnen nicht zu besorgen. Soll ich vielleicht einige Actien für Ihr Unternehmen zeichnen? Ich kann das; ein alter Verehrer von mir war so klug zu sterben und so dumm mich mit einer ziemlich bedeutenden Summe in das Testament zu setzen.

Sie scheinen nicht in der richtigen Stimmung für eine ernste Mittheilung zu sein.

Doch, mein Freund, und ich bin nicht so leichtsinnig, als ich verrufen bin; stellen Sie mich immerhin auf die Probe. Was also ist meinem Freunde, der kein Wasser trübt, widerfahren?

Ich habe seit heute Morgen alle Ursache zu glauben, daß ich von der Polizei verfolgt werde.

Also ein Verschwörer, der schon mit einem Fuße in Roquette steht! Wissen Sie, daß Sie das in meinen Augen interessant macht! Lassen Sie hören, wenn Sie anders das Vertrauen zu mir haben, mich in ihre Verbrecherpläne einzuweihen. Für ein Attentat bin ich nicht zu haben, das sage ich Ihnen gleich; bei einer lustigen kleinen Emeute aber bin ich dabei.

Die Sache ist noch nicht so weit und so gefährlich, erwiderte ich lächelnd. Halten Sie Ihre Zunge nur auf kurze Zeit im Zaume, bis ich Ihnen erzählt, was heute Nacht und diesen Morgen vorgegangen ist.

Ich lausche athemlos.

Nun erzählte ich ihr den ganzen Hergang meines nächtigen Abenteuers, dessen handelnde Personen außer mir ein Sergeant de ville und ein bellender Hund waren; selbstverständlich erwähnte ich auch die kranke Unbekannte, obgleich sie nicht in der Scene war.

Meine Egeria stützte, nachdem sie mich ruhig angehört, ihren Arm auf das Knie und den Kopf auf die Hand und nahm dann mit komischem Ernste das Wort: Armer Freund, die Sache steht schlimmer als Sie denken. Man wird Sie nach Mazas bringen! Erschrecken Sie deshalb nicht und lassen Sie nur mich für Sie sorgen; ich werde schon die nöthigen Schritte machen, daß man Sie dort nicht zu schlimm behandelt und daß Sie nach kurzer Zeit wieder frei werden.

Machen Sie keine schlechten Witze und helfen Sie mir lieber nach den Ursachen forschen, welche das Argusauge der Polizei auf meine harmlose Person gelenkt haben mögen.

Sie haben Recht, stöbern wir ein wenig auf der Fährte der Polizei. Ihr Verbrechen, das scheint mir ausgemacht, datirt nicht von gestern und heute; es muß in der vergangenen Nacht zu suchen sein. Was haben Sie da verbrochen? Sie haben sich mit einem sentimental dummen Stadtsergeanten in ein Gespräch eingelassen, daran ist nichts Staatsgefährliches; und auch deshalb kann Ihnen nicht der Proceß gemacht werden, daß Sie für einen heulenden Hund den Einlaß in ein Haus erwirkten. Der Antrieb aber, aus dem Sie das Letztere thaten, macht Sie verdächtig. Ich will auf das Wort glauben, daß Sie die kranke Dame nicht kennen, obgleich in Betreff uneigennütziger Ritterdienste kein rechter Verlaß auf die Männer ist. Die Polizei scheint aber nicht des nämlichen Glaubens wie ich zu sein und vielmehr nach dem Liebesdienste, den Sie ihr erwiesen, und den sie auch sofort in der Nacht ausspionirt hatte, die schnell gefaßte Ansicht zu haben, daß Sie die Dame kennen müssen.

Und was wäre dabei Sträfliches oder Polizeiwidriges? fragte ich.

Sie kennen sie also doch?

Nein, mein Wort darauf.

Desto besser.

Warum?

Es wird sich vielleicht doch machen lassen, daß Sie nicht nach Mazas müssen.

Ich bin heute nicht bei Witz und Laune des Oedipus, um Ihre Sphinxräthsel zu lösen. Sagen Sie rund heraus, warum eine Bekanntschaft mit der kranken Frau für mich bedenklich wäre.

Weil Sie dann verloren wären, denn diese Dame war die Geliebte Orsinis.

Ich gestehe, entgegnete ich, daß ich auf eine solche Offenbarung nicht vorbereitet war, und nun muß ich Sie erst recht und dringend bitten, mir Näheres über das Schicksal dieser armen Frau mitzutheilen.

Das wäre eine lange und traurige Geschichte und geeignet, das härteste Herz mit ihrem tragischen Inhalte mürbe zu machen. Ich bin dafür verschrien, daß ich um die Geheimnisse von Paris mehr weiß als viele Andere. Man fürchtet mich schon deshalb, in den meisten Fällen jedoch ohne Grund. Die Geschichte dieser Frau kenne ich aber wirklich in allen Details. Ich verrathe Ihnen nur das Wesentliche, das für Sie ein besonderes Interesse haben muß, da es momentan auf Ihr eigenes Schicksal einwirkt.

Nach einer Pause, in der sich meine Freundin gesammelt hatte, um ihre Geschichte an dem für mich wichtigen Wendepunkte aufzunehmen, fuhr sie fort: Sie begreifen, daß die Geliebte Orsinis unmittelbar nach dem Attentate auf den Kaiser und noch später, als der Unglückliche schon hingerichtet war, ein willkommenes Wild für die Pariser Polizei sein mußte, welches einer unausgesetzten Hetzjagd werth erschien. Selbstverständlich suchte man mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln von ihr Geständnisse über den Verschwörerbund, dessen Seele Orsini war, herauszulocken, die man von diesem nicht zu erzwingen vermochte. Man ließ es nicht an den reichsten und glänzendsten Versprechungen fehlen, man suchte sie durch die grausamsten Drohungen, die einem Weibe gegenüber eine feige Gemeinheit sind, kirre zu machen. Sie bestand mannhaft jede Probe, es war bei ihr nichts zu erreichen, sie blieb stumm wie das Grab. Die Hämmer erweichten, weil der Amboß zu widerstandsfähig war.

Von einem förmlichen Netze wurde sie umstellt und jede Person, die bei ihr ein- und ausging, der strengsten Beobachtung unterzogen. Man nahm es damals und nimmt es noch heute mit dem Briefgeheimnisse nicht gewissenhaft genau; auf ihre Briefe aber wurde noch ein ausnahmsweiser Eifer des „schwarzen Kabinets" gewendet, um möglicher Weise auf diese Weise der Verschwörung, an der man sie betheiligt hielt, auf die Spur zu kommen.

Der volle Aufwand auch dieses Apparates blieb erfolglos. Da ihr Geist alle diese Ueberlistungskünste vereitelte, wollte man sich in ihr Herz einschleichen. Man inscenirte einen Roman und engagirte dafür einen jungen hübschen Mann, dem man die reichsten Mittel zur Verfügung stellte; der hatte diese poetische Mission der Polizei zu unternehmen und bei der Unerschütterlichen sein Glück zu versuchen. Auch dieser Versuch scheiterte kläglich, und somit schien der letzte polizeiliche Witz nutzlos verschwendet.

Der stärkste Mann wäre diesen polizeilichen Verfolgungen erlegen, was Wunder also, daß sie, eine schwache Frau, die man moralisch nicht erschüttern konnte, mit ihrer physischen Gesundheit büßen mußte. Seelenkräftig, wie sie war, verfing an ihr keine der schlauesten Künste, mit denen man sie allseitig umgarnte; sie verschanzte sich in ein starres Schweigen, das jeden Angriff ermüdete. Bis zum heutigen Tage hat die Polizei, die doch alle ihre Spionirmittel aufgeboten, nicht herausgebracht, aus welcher Quelle die Fonds fließen, die ihr ein relativ reiches Leben gestatten. Die Anweisungen gehen von einem englischen Bankhause aus, und alle Anfragen, die man dahin direct oder durch andere geheime Canäle richtete, wurden auf eine brüske Weise abgetrumpft. Wie es zumeist zu geschehen pflegt, daß der überbotene Eifer meilenweit von dem beabsichtigten Ziele abbringt, so ist es auch hier der Fall; man weiß über diese arme Frau thatsächlich jetzt weniger Verläßliches, als in den ersten Zeiten, da man sie in den Kreis einer Nachforschung einbezog.

Was ich Ihnen jetzt mitgetheilt, schloß meine Egeria, ist eigentlich keine Erzählung, sondern vielmehr ein Raisonnement; ich wollte Ihnen aber damit beweisen, daß Sie durch Ihren Liebesdienst der letzten Nacht für die Polizei so zu sagen ein letzter Rettungsanker geworden, nachdem ihre Nachforschungen über die gehetzte Frau erfolglos geblieben sind. Obgleich man wissen muß, daß die Tage der Armen gezählt sind, will man, bevor sie zur ewigen Ruhe eingeht, dieser angeblichen Verschwörerin das letzte Wort vom Munde abringen. Man fand sich veranlaßt, die Hetze mit erneutem Eifer aufzunehmen, da man herausgebracht, die Weisung, für sie in der Straße Stroh zu streuen, sei nicht von den Leuten ihrer Umgebung, sondern von einem Fremden ausgegangen, auf dessen Fährte man nun wittert. Seit heute Nacht glaubt man wahrscheinlich, daß Sie dieser geheimnißvolle Fremde sind.

Ich kenne aber diese Dame nicht, und habe erst seit wenigen Stunden von ihrer Existenz eine dürftige Nachricht.

Das ist für unsere Polizei kein Abhaltungsgrund, Sie doch einige Tage in Mazas festzuhalten, wenn ich Sie nicht rette.

Bei aller Achtung für ihren beabsichtigten Dienst, muß ich Sie doch ersuchen, in dieser Angelegenheit für mich nicht zu interveniren.

Und warum nicht?

Weil ich offen und ehrlich ausgesagt, nach den Eröffnungen, die Sie mir eben machten, ein klein wenig Furcht vor Ihnen habe.

Das will heißen, Sie halten mich für eine Helfershelferin der Polizei?

Das habe ich nicht gesagt.

Ich setze voraus, daß Sie mich nicht absichtlich beleidigen wollten, und deshalb erkläre ich Ihre Furcht für kindisch. Sie verwehren mir, mich für Sie zu interessiren. Das mögen Sie immerhin, das hält mich aber nicht ab, trotzdem und ohne Sie durch meine Intervention für Sie thätig zu sein. Machen Sie sich über diesen Zwischenfall nicht die geringste Sorge; die Polizei wird Ihnen kein Haar krümmen, und zwischen heute und morgen sind Sie im Besitze Ihres Passes und jeder weiteren Behelligung los und ledig.

So war es auch, und bei Licht besehen kein allzu großes Kunststück meiner Freundin, deren sonstige Verdienste ich übrigens nicht herabwürdigen will. Die Polizei konnte mir nicht ein Verbrechen daraus machen, daß ich für eine kranke Frau einen bellenden Hund zum Schweigen brachte, und selbst daraus nicht, daß ich einer der Leidtragenden hinter der Bahre war, als man nach wenigen Tagen die endlich von ihren Leiden Erlöste zur Erde bestattete.

Notizen.

Die Pfingstferien des Reichstags sind nahezu verflossen und die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit steht bevor. Es warten der Abgeordneten noch einige sauere Wochen, bis auch sie einen mehrmonatlichen Urlaub antreten können. Die Zwischenzeit wird für die zur Debatte stehenden Probleme sehr wichtig, aber für das größere Publicum schwerlich von gleichmäßigem Interesse sein. Die schwüle Saison mit ihrem Mangel an packenden Ereignissen macht sich schon fühlbar und der bekannte Schrecken der Leere säuselt durch die Blätter. Man wird es weiterhin mit einigen unsicheren Gerüchten versuchen, aber angesichts des fleißig arbeitenden officiösen Dementiapparats nicht sehr lange damit auskommen. Zweijähriges Budget, Rückkehr zur Doppelwährung und Abschaffung der Civilehe spielen ihre hoffentlich kurze Rolle und werden wohl noch eine Reihe von Zeitungsnummern ausfüllen. Recht ergibig hat sich gewöhnlich die Lage des Culturkampfes erwiesen, der auf dem Courszettel der politischen Börse den seltsamsten Schwankungen ausgesetzt war. Seit geraumer Zeit hatte die Baisse angehalten und die für die Hausse engagirten Streiter machten lange Gesichter. Die Falkactien standen tief unter pari und nur Diejenigen schliefen ruhig, die ihr politisches Kapital anderswo untergebracht hatten. Die Fluctuationen hatten sich übrigens neuerdings nicht auf das Cultusdepartement beschränkt, sondern das stets sensible Finanzministerium, ja den sonst so ruhigen landwirthschaftlichen Kreis schon fast mit ergriffen. Nur die auswärtige Sphäre blieb wie immer gefeit und unberührt. Die diplomatische Expedition nach Aegypten hatte die Welt einigermaßen überrascht, aber man ahnte sofort, daß die Grenzen von vornherein fest gezeichnet waren und die historischen Knochen des pommerschen Grenadiers auch an den Ufern des Nil schwerlich exponirt werden dürften. Die deutsche Enthaltsamkeit im Orient hatte nur den dreisten Khedive glauben gemacht, es werde bei halbwegs theoretischen englisch-französischen Noten, sowie Pariser und Londoner langathmigen Leitartikeln sein Bewenden haben. Er wollte

mit den Gerichten, bei deren Einsetzung er mitgeholfen, kurzen Proceß machen und glaubte, sie hätten mit dem Credit, welchen sie den vicekönigl ichen Finanzoperationen verschafft, ihre Dienste gethan und könnten nunmehr gehen oder höchstens nur als internationale Decoration einmal später wieder sich zu ähnlichen Anleihezwecken nützlich verwenden lassen. Zu seinem Erstaunen fand er auf einmal auf seinem Wege das ferne Deutschland, das seinen Wechsel in aller Form präsentirte und die Competenz der Tribunale in der Nähe der Sphinx und Pyramiden ganz ernsthaft behandelte. Jetzt war guter Rath theuer und Ismail Pascha befand sich in der Klemme. Zu spät erkannte er, daß die Beschränkung seiner Souveränetät durch eine vertragsmäßig garantirte Jurisdicton ihre sehr empfindlichen Uebelstände habe, und daß mit den betheiligten fremden Regierungen nicht durchweg zu spaßen sei. Sein Beispiel wird den neuen oder jetzt erst unabhängig gewordenen Fürsten im Orient zur Lehre dienen, daß sie entweder keine Schulden machen, oder ihren gegen fremde Gläubiger übernommenen Verpflichtungen pünktlich nachkommen. Die erste Einrichtung dieser Fürsten wird an und für sich Geld genug kosten. Der Prinz von Battenberg, jetzt Alexander von Bulgarien, sieht so viele Schwierigkeiten voraus, daß er noch eine Rundreise an allen europäischen Höfen macht und sich überall Raths erholt. Man hat schon in einem Berliner politischen Kreise die Frage aufgeworfen, wie er angesichts des unzulänglichen bulgarischen Materials an geschulten Politikern und Staatsmännern die nöthige Zahl von Ministern und von Mitgliedern einer convenablen gehorsamen Opposition finden werde. Jemand schlug vor, er solle zwanzig strebsame Personen wählen, die Hälfte zu Ministern ernennen und die andere Hälfte ersuchen, daß sie in der künftigen Kammer vor der Hand auf den Bänken der Linken Platz nehmen möchten. Hoffentlich übrigens wird Fürst Alexander nicht in allen Hauptstädten, die seinem Besuche entgegensehen, interviewt werden. Sonst erhalten wir eine Musterkarte von intimen Auslassungen, deren unvermeidliche Widersprüche den günstigen Voraussetzungen, welche Europa dem jungen Fürstenthum entgegenbringt, schaden könnten. Ist es doch jetzt schon dahin gekommen, daß die Interviewers, diese moderne Journalistenpest, einen soeben in einem östlichen Staate eingetroffenen deutschen Beamten heimgesucht und zu Bekenntnissen verleitet haben, die, so unverfänglich sie waren, doch nächstens ein Rundschreiben mit dem kategorischen Verbot solcher Conversationen veranlassen dürften. Auch Aleko Pascha ist derartigen Anfechtungen nicht entgangen und seine berühmte Ankündigung, was er thun werde, wenn türkische Truppen in Ostrumelien einrücken müßten, hat von seiner voraussichtlichen Energie keine sehr günstige Vorstellung erweckt. Was er darüber sagte, erinnerte buchstäblich an das Wort des verlegenen Mannes im Lustspiel, der bei allen schwierigen Vorkommnissen es nur zu dem Ausruf bringt: Je voudrais m'en aller! Im Uebrigen hat Fürst Aleko Vogorides darin wie König Heinrich IV. gehandelt, daß, wie dieser meinte, Paris sei wohl eine Messe werth, so auch er in der bedenklichen Fezaffaire gezeigt hat, daß der einträgliche Gouverneurposten ihm durch das heroische Aufstülpen eines Bulgarenhuts nicht zu theuer erkauft schien.

* * *

Wie man neuerdings auf industriellem Gebiete, statt der großen allgemeinen Ausstellungen, mehr die Specialausstellungen zu pflegen sucht, ebenso hat sich das rege künstlerische Interesse unserer Zeit mit Vorliebe den Ausstellungen zugewendet, welche den Werken eines einzelnen Meisters gewidmet sind; es sei nur an die Erfolge erinnert, welche der verdienstvolle Director der National-Galerie, Dr. Max Jordan, mit den von ihm nach sorgfältigster Vorbereitung ins Leben gerufenen Sonderausstellungen erzielt hat. Auch die Königliche Hof-Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden hat bereits einige solcher sogenannter Meister-Ausstellungen veranstaltet, und die rege Theilnahme und anerkennende Aufnahme, welche dieselben fanden, haben bewiesen, in welchem hohen Grade derartige Expositionen dem Bedürfnisse des kunstgebildeten Publicums entgegenkommen. Je bedeutender der Meister, welchem die Ausstellung gewidmet, desto größer ist der Genuß, desto weittragender die Belehrung derselben. Kein Künstler dürfte das allgemeinste Interesse mehr und denkbarer in Anspruch nehmen, als Raphael Santi, der große Meister von Urbino. Seine noch vorhandenen Gemälde, die zahlreichen Vorarbeiten dazu, welche auf uns gekommen, seine Skizzen und Studien, lassen in ihrer Gesammtheit die Entstehungsgeschichte der einzelnen Hauptwerke, den Entwickelungsgang des Meisters, wie seine ganze hohe Bedeutung klar überblicken. Zwar sind diese Werke in verschiedenen Ländern und Sammlungen zerstreut, aber sie sind doch, soweit die Originale zum Zwecke der Ausstellung sich nicht beschaffen lassen, durch gute Copien, wie insbesondere durch die Arbeiten der nachbildenden und vervielfältigenden Technik erlangbar. Die graphischen Künste haben von je ihre besten Kräfte daran gesetzt, den Schatz der Raphael'schen Werke nachzubilden; neuerdings ist die Photographie hinzugetreten, um auch die kleinsten und verborgensten Studienblätter zu facsimiliren. Ein reiches Material ist somit für eine Raphael-Ausstellung, wie solche der genannte Kunsthändler seit längerer Zeit projectirt hat und im Laufe dieses Sommers abzuhalten gedenkt, vorhanden. Das Vorhaben verdient warme Förderung und erfreut sich auch bereits der Unterstützung einflußreicher Kreise. Von Seiten des Dresdener akademischen Rathes sind Herrn Arnold zu diesem Zwecke für die Monate August und September d. J. die sämmtlichen verfügbaren Räume des Kunstausstellungsgebäudes auf der Brühl'schen Terrasse zugesichert worden und ebenso hat ihm die Generaldirection der königlichen Kunstsammlungen durch Ueberlassung von Original-Handzeichnungen und Reproductionen aus dem königlichen Kupferstich-Kabinet zu Dresden ihre Theilnahme in Aussicht gestellt. Außerdem haben sich die Herren Prof. Brückner, Prof. Dr. Grosse, Director Prof. Gruner, Director Prof. Hettner, Galerie-Director Prof. Dr. Hübner, Geh. Hofrath Dr. Roßmann in Dresden, sowie die Herren Dr. Jordan, Director der königlichen National-Galerie in Berlin, Hofrath Dr. Ruland, Director des großherzoglichen Museums in Weimar und Prof. Dr. Springer in Leipzig bereit erklärt, an dem Unternehmen berathenden und fördernden Antheil nehmen zu wollen. Aber auch von Seiten anderer öffentlicher Kunstsammlungen, wie in den weiteren Kreisen der Sammler und Kunstfreunde, hofft Herrn Ernst Arnold auf freundliche Förderung seines Unternehmens, auf Vervollständigung des bereits vorhandenen Ausstellungsmaterials, und zwar durch die leihweise Ueberlassung von Original-Zeichnungen oder Copien Raphael'scher Werke in Oel, Aquarell, Zeichnung oder von seltenen Blättern der vervielfältigenden Künste. Er richtet daher an alle Diejenigen, welche für den ausgesprochenen Zweck geeignete Kunstgegenstände besitzen und geneigt sind ihm dieselben anzuvertrauen, die Bitte, ihm dies mittheilen zu wollen, resp. mit ihm in weitere Unterhandlung zu treten. Alle Auslagen für Fracht, Transport- und Feuerversicherung und dergleichen gehen auf Rechnung der Ausstellung, beziehentlich werden dieselben durch Herrn Arnold gedeckt. Bei Gemälden ist die Zusendung als Frachtgut besonders wünschenswerth. Der Reinertrag der Ausstellung ist der Kasse des Sächsischen Künstler-Unterstützungs-Vereins zugedacht. Die Aufstellung der Kunstgegenstände erfolgt nach dem von Herrn Hofrath Dr. E. Ruland in Weimar verfaßten Werk: „The works of Raphael Santi da Urbino as represented in the Raphael-Collection in the Royal Library at Windsor Castle formed by H. R. H. The Prince-Consort." Dasselbe Werk wird dem beabsichtigten Ausstellungs-Kataloge zur Grundlage dienen.

* * *

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig ist ein sehr hübsch und geschmackvoll ausgestattetes Werk erschienen, das den Titel führt: „Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte bei Begründung des Hausstandes. Glück und Hoffnungen des ersten Jahres." Nebst Anhang: „Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres" von Heinrich Berndt. Aus dem Inhaltsverzeichniß mögen folgende Titel hier angeführt werden: „Der neue Hausstand", „Braut und Bräutigam", „Die Neuvermählten", „Die Beziehungen zur Gesellschaft", „Die Hoffnungen des ersten Jahres", „Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres". Vierzig Abbildungen nach Zeichnungen von Julius Jürß u. A. bilden einen weiteren Schmuck des Buches.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In der Nr. 16 des laufenden Jahrganges Ihrer „Gegenwart", die mir erst jetzt vor die Augen kam, finde ich eine Betrachtung Karl Blinds über den Stabreim bei Shakespeare, welche mich veranlaßt, ein berichtigendes Wort an Sie zu richten. Es ist nämlich in den angeführten, allerdings an Stabreimen reichen Beispielen der Stabreim vielfach falsch bezeichnet worden, indem das Grundgesetz dieser germanischen Dichtart nicht beachtet ward, wonach nur die Hebungen (betonten Silben) durch gleichen Anlaut gebunden, d. h. eben hervorgehoben und gereimt werden. Wenn zufällig auch Senkungen (unbetonte Silben) mit demselben Laute anlauten, so ist dies kein Stabreim, ja der strengen Regel nach dürfen überhaupt die Senkungen gar nicht den gleichen Consonanten im Anlaut führen, der den Stabreim des Verses, bei den Hebungen, bildet. In dem ersten Beispiel, aus Macbeth, bezeichnet Blind als Stabreim:

Whén shall wé three méet agáin.

Das ist eine durchaus ungermanische, nämlich romanische Versskandirung nach einem trochäischen Metrum, ohne jede Rücksicht auf die Bedeutung, die sinnvoll betonten Worte, die Hebungen. Die germanische Skandirung lautet:

When sháll we thrée — méet agáin.

Im zweiten Verse führt Blind gar die gänzlich unbetonten Präpositionen in als Stabreim an:

In thunder, lightning or in rain.

Er hat also nur nachgesucht, wo immer im Verse ein und derselbe Buchstabe vorkomme, und hat den alsdann kurzweg als Stabreim bezeichnet. Das ist, als wollte man etwa in dem Verse:

„Will sich Hector ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen — "

die Worte: „will" und „Achill", „sich" und „ewig", „den" und „wenden", „Händen" als Endreime bezeichnen.

Der wirkliche Stabreim in jenen beiden Shakespeare'schen Versen ist das th, welches die Hauptheben verbindet:

When shall we **thr**ée — méet agáin —
In **th**únder, lightning — ór in ráin?

Führen wir die Berichtigung weiter durch, so erhalten wir das folgende Bild:

Whén the húrly-**b**úrly's done,
Whén the **b**áttle's lóst or **w**ón.
Thát will **b**é ere sét of sún.
Whére the pláce? — Upón the héath.
Thére to méat — with **M**ác-**b**éth. —
I cóme, **G**ráy-málkin!
Páddock cálls, anón!
Fáir is fóul, — and fóul is fáir.
Hóver trough the fóg — and fílthy áir.

Also vielfach ganz andere Stabreime, als wie die von Blind bezeichneten; wobei es auffallen muß, daß fast durchweg die Lippenlaute (W, B, T, M, F) als Stäbe gebraucht sind, welche dem Ganzen den merkwürdigen Charakter des Nebelhaft-Wallenden, des spukischen hurly-burly, verleihen, nur zweimal untermischt von den nicht minder bezeichnenden Zischlauten th und s, und dem abbrechenden harten K-laute beim Abrufe zum Schlusse, worauf die Lippenlaute im flüchtigen, viermaligen F der letzten 2 Verse verfliegen. Es stimmt dies wiederum vollständig mit den, in meiner „Poetischen Lautsymbolik" versuchsweise aufgestellten Bestimmungen über die psychischen Wirkungen der Sprachlaute im Stabreim, denen ich eine recht baldige und gründliche wissenschaftliche Verwerthung wünschen möchte.

Ich darf wohl hoffen, daß Sie diese wesentliche Berichtigung der schätzenswerthen Andeutungen des Herrn Dr. Blind unter Ihre Rubrik der „offenen Briefe" aufnehmen werden?

Mit Hochachtung ergebenst
Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Bayreuth, am 22. Mai 1879.

* * *

Geehrte Redaction!

Hermann Kindt hat (Gegenwart Nr. 21) in wohlthuender Weise mit Rücksicht auf den bevorstehenden Säcularlag der Geburt des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz (12. August) der Beziehungen gedacht, die den kunstsinnigen Fürsten mit hervorragenden Zeitgenossen, insbesondere mit Goethe verbanden. Nur irrt Kindt in der Voraussetzung, daß diese Beziehungen in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Die drei Thatsachen wenigstens, an die er zur rechten Stunde mahnt, die an den Fürsten in Begleitung einer Rösel'schen Zeichnung gerichtete poetische Widmung, die dem greisen Dichter von seinem fürstlichen Freunde bereitete sinnige Geburtstagsüberraschung und Goethes gemüthvolle Danksagung sind nach derselben Quelle, der Kindt folgt, bereits vor Jahren von Th. Creizenach eingehend besprochen worden in seinem Aufsatz: Goethes und Klingers Geburtshäuser, Preuß. Jahrb. XXV (1870) S. 66 ff., insbesondere S. 70 und 71. In einem kurzen Nachtrag S. 350 nennt Creizenach ausdrücklich seine Quelle, die von dem gleichnamigen, jetzt auch schon verschiedenen Sohne des Großherzogs verfaßte Gedächnißschrift „Zum 17. October 1866" und berichtigt seine frühere Angabe, wonach der jetzige Großherzog Friedrich Wilhelm Verfasser der „allen lieben Landsleuten von einem Mecklenburger" gewidmeten Festschrift wäre. Erwähnt darf bei dieser Gelegenheit wohl noch werden, daß am 17. October 1866 das Standbild des Großherzogs Georg auf dem Markte zu Neustrelitz enthüllt wurde, und daß der Schöpfer dieses Kunstwerkes, Albert Wolf, dem beide Mecklenburg mehr als eine werthvolle bleibende Gabe danken, ein gebürtiger Neustrelitzer und ein persönlich dankbarer Verehrer des trefflichen Fürsten ist, wie in gleicher Weise, si parva licet componere magnis,

Ihr hochachtungsvoll ergebener
Friedrich Latendorf.

Schwerin i. M., den 29. Mai 1879.

Bibliographie.

Oesterreichische Kunst-Chronik. Herausgeber und Redacteur: Heinrich Kabdebo. Erscheint monatlich zweimal. 4. Jährlich 16. —

Ferd. Mäurer, Rheinelfe. Ein Rhein- und Frühlingsmärchen. 12. 103 S. Wiesbaden 1879.

Portraitkatalog. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters, welche von E. H. Schröders Kunsthandlung in Berlin zum Verkauf gebracht werden. (Portraitkatalog 5. Heft.) Ausgegeben am 1. Mai 1879. 8. 62 S. — 50.

Fr. Kreyssig, Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 8. XII u. 410 S. Berlin 1879, Nicolai. 6. —

Wilhelm Jordan, die Erfüllung des Christenthums. 8. VI u. 331 S. Frankfurt a. M. 1879, Jordans Selbstverlag. 5. —

Claude Tillier, Zwei Brüder. Novelle. Deutsch von E. Prätorius. 8. XVI u. 266 S. Leipzig 1879, Wartig.

Heinr. Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen erläutert. 12. VIII u. 320 S. Leipzig 1879, Wartig. 2. —

H. B. Oppenheim, die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. 12. 135 S. Breslau 1879, Köbner. — 50.

Johs. Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2. Band. (Drittes Buch: Straßburg. — Metz. — Paris. Viertes Buch: Orleans. — Belfort. — Versailles.) 8. 444 S. Leipzig 1879, O. Wigand.

Inserate.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in Stuttgart erschien soeben:

Allgemeines Künstler-Lexikon
oder
Leben und Werke
der
berühmtesten bildenden Künstler.

Zweite Auflage.

Umgearbeitet und ergänzt
von
A. Seubert.

3 Bände. Lex.-8.
Preis brochirt *M* 41.40.

Fühlbarer Mangel eines derartigen Werkes haben den Herausgeber bestimmt, die seit Jahren vergriffene und kaum mehr antiquarisch zu beschaffende erste Ausgabe dieses Lexikons **gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt** neu aufzulegen.

Jedem Kunstfreunde wird dasselbe als praktisches Nachschlagebuch in seiner handlichen Form willkommen sein und das Interesse für Kunst wesentlich unterstützen.

Geschichte
der
deutschen Dichtung
von den
ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit
von
Otto Roquette.

Dritte durchgesehene Auflage.
2 Bände. Lex.-8.

Preis brochirt *M* 7.20. Elegant gebunden *M.* 9.

Bei frischer und lebendiger Darstellung führt dieses Handbuch in sinniger u. geistvoller Weise in die Literatur ein. Es behandelt deren Denkmäler anregend und ohne gelehrte Voraussetzung für jeden Gebildeten leicht verständlich.

Der Herr Verfasser ist bemüht gewesen, dem Werke durch zweckmäßige Verbesserungen erhöhten Werth zu verleihen und dadurch die allgemeine Beliebtheit desselben aufs Neue zu befestigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.

Gesammelte Erzählungen
von
Magdalene Thoresen.
Frei nach dem Norwegischen
von
Walter Reinmar.

Erster Band:
Dorfgeschichten aus Norwegen.
8. 4 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 5 *M.*

Zweiter Band:
Inga, die Sonne des Siljethals.
8. 4 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 5 *M.*

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Die Heimath (1878, Nr. 45) urtheilt über den ersten Band: Seltene Tiefe der Empfindung und ein ganz außergewöhnliches Talent dramatischer Gestaltung verrathen Magdalene Thoresen's „Gesammelte Erzählungen". Der Uebersetzer nennt die Verfasserin „die erste lebende Schriftstellerin des scandinavischen Nordens". Ihre Gemüthswärme, sowie ihre packende Schreibweise erklären und rechtfertigen dieses Urtheil. „Der Lukne-Hof" und „In der Kirche" können als wahre Cabinetstücke gelten.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Z. Schottlaender** in Breslau.

Erscheint in monatlichen Heften
in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung Lex.-8.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark, pro Jahrg. (12 Hefte) 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen **Juni-Heftes** 1879:

I. Theodor Fontane in Berlin. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. (Schluß.)
II. Johannes Huber in München. Moderne Magie.
III. Paul Heyse in München. Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen.
IV. C. Abel in Berlin. Sprache und Aegyptische Sprache.
V. M. Carriere in München. Johannes Huber.
VI. Ludwig Geiger in Berlin. Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
VII. Asiaticus. Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten 10 Jahren 1868—1878. (Schluß.)
VIII. Bibliographie.

Hierzu das Portrait Johannes Huber's, Radirung von D. Raab in München.

Bestellungen
nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

☞ Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten. ☜

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in **Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände)** übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Soeben erschienen:

Hochland-Lieder
von
Karl Stieler.

Geh. *M.* 3.60., eleg. geb. *M.* 5.

Karl Stieler, welcher sich durch seine „Oberbairischen Gedichte" so schnell zahlreiche Freunde und Verehrer in Süd- und Norddeutschland erworben hat, bringt hiermit zum ersten Mal einen Band hochdeutscher Gedichte. Dieselben sind nicht bloße lyrische Gedichte, sondern bilden insofern auch eine Spezialität, als sie meistens altdeutsche Themata behandeln und der Boden, auf dem sie entstanden und auf dem sie sich bewegen, das bairische Hochland ist.

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel), Stuttgart.

Soeben erschien:

Charlotte.
(Für die Freunde der Verewigten.)
Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.
Herausgegeben von
Emil Palleske.

Mit dem Portrait Charlottens.
gr. 8. 18 Bogen.
geh. 7 *M.*, eleg. in Leinen geb. 9 *M.*,
in Liebhaber-Einband 11 *M.*

Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **Siegismund & Volkening** in Leipzig.

François Behr,
Auf der Puszta.
Zehn neue ungarische Zigeunerweisen
im leichten Stile für Pianoforte zu zwei Händen bearbeitet,
ebenso melodiös und angenehm klingend wie die von Brahms arrangirten Tänze, dabei aber ganz leicht zu spielen.
2 Hefte mit prächtigen Farbentiteln.
Preis à *M.* 2.

Preis-Klavierschule
von **Karl Urbach.**

Infolge Preisausschreibens gekrönt durch die Preisrichter: Herr Kapellmeister **Karl Reinecke** in Leipzig, Herr Musikdirektor **Isidor Seiss** in Köln, Herr Professor **Theodor Kullak** in Berlin.

Dritte Auflage.
IV und 136 S. 4.

Preis *M.* 3. Eleg. in Halbfrz. geb. *M.* 4.50. Eleg. in ganz Lwd. mit Goldtitel *M.* 5. Eleg. in ganz Lwd. m. Goldtitel u. Goldschn. *M.* 6.

Die **Einbände** sind äusserst solid und geschmackvoll u. können wohl nicht dauerhafter und billiger anderwärts angefertigt werden. ☞ Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auch auf Exemplare in unserm **Original-Einbande** an. Von jeder Buchhandlung können Exemplare zur Ansicht bezogen werden.

Echte Briefmarken
aller Länder zu den billigsten Preisen empfiehlt **A. Bestelmeyer, Hamburg.** Preisliste gratis u. franco. Auswahlsendungen werden bereitwilligst gemacht.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 24. Berlin, den 14. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Verleger: **Georg Stilke** in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland. Ein geschichtlicher Rück- und Vorblick von E. Schlaeger. — **Literatur und Kunst:** Zwei Elegien der Liebe des Ovid. Deutsch von Hermann Oelschläger. I. An den Pförtner. — Die journalistische Standesehre. Von J. H. Wehle. — Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts. Von Borealis. — Ueber Gletscher und Eiszeiten. Von Philipp Braumüller. (Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Naturalisation in den Vereinigten Staaten contra Militärpflicht in Deutschland.

Ein geschichtlicher Rück- und Vorblick

von

E. Schlaeger.

Mit den obigen Worten könnte man den Kampf charakterisiren, der seit länger als 50 Jahren zwischen zwei sich entgegengesetzten Principien und Staatsauffassungen gekämpft wird, als deren hervorragende Vertreter eben die Vereinigten Staaten auf der einen, Preußen-Deutschland auf der andern Seite erscheinen. So wenig die hinter dem Kampfe stehenden und ihm zu Grunde liegenden Gegensätze der historischen und naturrechtlichen Schule bis jetzt zur Ausgleichung gelangt sind, so wenig hat auch der deutsch-amerikanische Conflict seinen Abschluß gefunden, und der im Februar 1868 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bunde zu Stande gekommene Vertrag trägt auch, abgesehen von seiner zehnjährigen, jetzt also abgelaufenen Dauer, mehr die Merkmale eines in Compromissen bestehenden Waffenstillstandes, als eines endgültigen Friedens. Kein Wunder, daß auf beiden Seiten Stimmen laut werden, von denen die einen mit dem 1868 Erreichten, die anderen mit dem damals Zugestandenen nicht mehr zufrieden sind. So stellten bereits im letzten Winter die Abgeordneten Cox von New-York und Springer von Illinois im amerikanischen Congreß den Antrag auf Kündigung des Vertrags (derselbe erlischt nach zwölf Monate vorher kundgegebener Absicht eines der beiden Theile). Die Sache wurde damals an einen Specialausschuß verwiesen, dessen einflußreiches Mitglied der Deutschamerikaner Schleicher aus Westtexas war. Der mittlerweile erfolgte Tod des Letztgenannten und noch mehr der zwischen der demokratischen Mehrheit des neuen Congresses und dem republikanischen Präsidenten ausgebrochene Rechts- und Machtstreit haben allerdings Kundgebungen jenes Ausschusses bis jetzt verhindert, der Gegenstand hat jedoch namentlich in der deutsch-amerikanischen Presse eine bald auf-, bald abwiegelnde Besprechung erfahren. Abgesehen davon, daß die Frage jedenfalls bestimmt ist, über kurz oder lang wieder in den Vordergrund zu kommen, verdient sie nicht allein ihrer praktischen Wichtigkeit halber, sondern auch wegen der internationalen und staatlichen Rechtsfragen, deren äußeres Gesicht sie bildet, eine weit höhere Aufmerksamkeit, als ihr bis dahin im Ganzen zu Theil geworden. Es ist eben ein neues Stück internationalen Rechts, um dessen Bildung es sich handelt, eine Bildung, die wie jeder Fortschritt als das Ergebniß des Vordringens neuer Anschauungen und Mächte in das Gebiet der alten, allmählich zu überwindenden sich darstellt. Es handelt sich in letzter Instanz um die Entscheidung der Frage: Ist das Individuum um des Staates willen, oder der Staat um des Individuums willen da? Deutschland steht auf Seiten der ersteren, die Vereinigten Staaten auf Seiten der letzteren Auffassung der Staatsidee und des Staatszweckes. Diejenige Seite dieses Gesammtgegensatzes, auf welche es uns ankommt, betrifft die Fragen über den Begriff und die Wirkungen, über den Erwerb einer neuen, den Verlust der bisherigen Staatsangehörigkeit.

Nach der alten, dem Feudalwesen entstammenden, von England erst 1870 auch durch Gesetz aufgegebenen Anschauung entschied der Zufall des Geburtslandes über die Staatsangehörigkeit für das ganze Leben, und sie fand in dem Ausspruch „once a subject, always a subject“ (wer einmal englischer Unterthan war, bleibt es ewig) ihre richterliche Zuspitzung. Bis zum Jahre 1870 war ein geborener Engländer ganz außer Stande, sein Engländerthum los zu werden. Er mochte Jahrzehnte lang sich im Auslande aufhalten, das Bürgerrecht in einem anderen Staate erworben haben: er galt nichtsdestoweniger in den Augen des Mutterlandes als englischer Unterthan, und falls er im Dienste seines neuen gegen das alte von letzterem im Kriege gefangen wurde, mußte er gewärtig sein, wegen Landesverraths, dem böswilligsten Deserteur gleich, erschossen zu werden. In dem Kriege von 1812 wurde der englischerseits bereits gegebene Befehl zum Erschießen solcher Gefangenen nur deshalb nicht wirklich vollstreckt, weil der amerikanische Präsident Madison für den Fall das Erschießen einer gleichen Zahl kriegsgefangener Engländer in sichere Aussicht gestellt hatte. Der Rechtsanspruch selbst wurde jedoch seitens Englands weder im damaligen Friedensschluß noch bei späteren Verhandlungen (1842) ausdrücklich aufgegeben, bis endlich 1870 vom Parlament der neue Grundsatz zum Gesetz erhoben wurde, nach welchem die Erwerbung des Bürgerrechts im Auslande der englischen Staatsangehörigkeit ein Ende macht.

Dieser, die Inschrift einer neuen Epoche bildende Satz wurde zuerst von der französischen Constituante von 1791 aufgestellt und ging in den Code Napoléon als Artikel 17 in folgender Form über: La qualité de Français se perdra par la naturalisation acquise en pays étranger (der Franzose hört auf Franzose zu sein, wenn er Angehöriger eines andern Landes geworden ist). Das Frankreich des 18. Jahrhunderts begnügte sich in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, den Anstoß zu einer Umwälzung der Ideen und Einrichtungen gegeben zu haben; die Wirklichkeit selbst danach umzuformen,

war in diesem Falle die Sache und das Interesse der überhaupt auf dem Boden des 18. Jahrhunderts in eminentem Sinne fußenden Vereinigten Staaten. Nach mehrfach unterbrochener, stets aber wieder aufgenommener Arbeit verschafften die Vereinigten Staaten jenem berühmten Artikel 17 europäische Anerkennung und Geltung durch und in Folge einer Reihe von Verträgen, darunter vor Allem die von 1868 mit dem Norddeutschen Bunde, mit Bayern, Hessen, Württemberg, Baden und im October mit England abgeschlossenen. Betrachten wir kurz die einzelnen Etappen der von den Vereinigten Staaten im Dienste der neuen Rechtsidee zurückgelegten Reise und damit zugleich die Gestaltungen der Einzelforderungen, welche jede Idee bei ihrem Eingehen auf und in die Wirklichkeit an diese zu stellen gezwungen ist.

Zu keiner Zeit hat es ganz an Conflicten gefehlt zwischen den Vereinigten Staaten und denjenigen Mächten, welche nicht auf dem Boden des Artikels 17 standen, sogar mit Frankreich selbst kamen deren vor, so lange dasselbe die Folgerungen jenes Artikels nicht vollständig gezogen und anerkannt hatte. Am häufigsten jedoch waren die diplomatischen Reibungen mit Preußen, und der brennende Punkt war immer wieder die Frage: Befreit der Erwerb amerikanischer Staatsangehörigkeit den ehemaligen Preußen vor nachträglicher Ableistung seiner Militärpflicht, falls er sich wieder, wenn auch als amerikanischer Bürger, in Preußen betreffen läßt?

In demselben Grade, in welchem die Einwanderung und die politische Bedeutung der Irisch- und Deutsch-Amerikaner in den Vereinigten Staaten wuchs, traten die amerikanischen Gesandten in Berlin und das Washingtoner Kabinet energischer gegen den preußischerseits erhobenen Anspruch in die Schranken. Während noch 1853 Eduard Everett, der damalige Minister des Auswärtigen, auf die Beschwerden der ohne Weiteres in preußische Uniform gesteckten deutsch-amerikanischen Bürger Meyer und Kracke im Wesentlichen nur mit bedauerndem Achselzucken antwortete, stellt bereits 1859 Staatssecretär Caß, veranlaßt durch den amerikanischen Gesandten Wright in Berlin, ein ganz neues, bestimmte Forderungen enthaltendes Programm auf über die Rechte und Beschützung von Adoptivbürgern im Auslande, welches denn auch im Wesentlichen, nach dem Ende des Bürgerkrieges (1865) wieder stärker betont und mit Benutzung der Vortheile, welche die Neugestaltung Deutschlands an die Hand gab, in den Verträgen von 1868 seinen siegreichen Ausdruck fand.

Der amerikanische Standpunkt ist im Grunde nur die weitere Ausführung des französischen von 1791. Er geht davon aus, daß, insofern die europäischen Regierungen das Auswandern ihrer Unterthanen stillschweigend zulassen, sie dadurch auch stillschweigend ihre Zustimmung geben zu der Veränderung der Staatsangehörigkeit dieser Unterthanen. Es wird sodann weiter ausgeführt, daß die Vereinigten Staaten in Bezug auf ihre Bürger und deren Beschützung im Auslande keinen Unterschied machen dürfen noch können zwischen im Lande geborenen und naturalisirten oder Adoptivbürgern, daß so gut die ersteren unter dem Vertrage von 1838 zum Aufenthalte und Betreiben ihrer Geschäfte in Preußen berechtigt seien, so auch den Deutsch-Amerikanern dasselbe frei stehen müsse, und daß deshalb z. B. Ausweisungen ohne genügenden Grund als eine Verletzung der vom Völkerrecht gebotenen Rücksicht zwischen Nationen zu betrachten seien. Was den Anspruch auf nachträgliche Ableistung des Militärdienstes betreffe, so müsse derselbe in allen Fällen abgewiesen werden, in welchen der betreffende Deutsch-Amerikaner mit oder ohne Erlaubniß zu einer Zeit ausgewandert sei, zu welcher er noch nicht die Gestellungsordre wirklich zugeschickt erhalten hatte. Von einer Verletzung einer Militärdienstpflicht zu sprechen, die noch nicht wirklich in Kraft getreten, sondern nur für den Fall erst eingetreten sein würde, daß der betreffende 18- oder 19jährige Auswanderer in Preußen geblieben wäre, sei durchaus unzulässig, und der darauf gegründete Straf- und Dienstanspruch als eine Beschränkung des nach amerikanischer Ansicht unbestreitbaren und thatsächlich unbestrittenen Rechts der freien Auswanderung zurückzuweisen. — Die Verhaftung und Processirung mehrerer in Irland im Herbst 1867 gelandeten Fenier (Irisch-Amerikaner) rief in den Vereinigten Staaten große Aufregung hervor, Unwillens- oder Entrüstungsversammlungen wurden in vielen großen Städten abgehalten und in Folge davon Gesetzentwürfe im Congreß eingebracht, um den amerikanischen Bürgern besseren Schutz im Auslande zu gewähren. Die Fragen über Grad und Maß der Schutzwirkungen der Naturalisation kamen dabei von Neuem zur Verhandlung und fanden im Auslande um so mehr Beachtung, als sie jetzt von den Vertretern eines Landes zu Gesetzen ausgeprägt wurden, dessen militärische Machtentfaltung während des Bürgerkrieges der ganzen Welt ehrfurchtsvolles Staunen abgenöthigt hatte. Diese günstige Lage benutzte der amerikanische Gesandte Bancroft in Berlin, um die amerikanische Auffassung der Rechte deutsch-amerikanischer Bürger bei dem eben entstandenen Norddeutschen Bunde zur Geltung zu bringen. Dem Kanzler Bismarck war die Freundschaft der Vereinigten Staaten für den Verfolg seiner weiteren Pläne damals von Wichtigkeit, und so kam der Vertrag vom 22. Februar 1868 zu Stande, der damals von Seiten Bancrofts als ein Sieg des amerikanischen Standpunktes, von deutscher Seite später als eine Reihe einseitiger Zugeständnisse bezeichnet wurde, denen keine gleichwerthigen amerikanischerseits entsprächen, und durch welche die bisherigen deutschen Rechtsanschauungen über Wirkung der Naturalisation im Auslande durchbrochen seien. Ohne Zweifel ist das Letztere geschehen, und nach unserer Ansicht wird nichts übrig bleiben, als den neuen Rechtsgrundsatz, nach welchem die deutsche Staatsangehörigkeit durch den Erwerb der amerikanischen Staatsangehörigkeit und einen ununterbrochenen Aufenthalt von fünf Jahren in den Vereinigten Staaten erlischt, aus dem Vertrage von 1868 in das deutsche Reichsrecht hinüberzunehmen, und ein für allemal festzusetzen, daß der im Auslande naturalisirte Deutsche aufhört Deutscher zu sein (am besten ohne irgend welche Beschränkungen in Bezug auf die außerdem nothwendige Aufenthaltsdauer in dem betreffenden Auslande hinzuzufügen). So wie die Sachen jetzt stehen, bietet der Vertrag allerdings eine Art Auswanderungsprämie für junge Männer, die ihrer Gestellungsordre in einigen Monaten entgegensehen, insofern als sie durch einen fünfjährigen Aufenthalt und Naturalisation in den Vereinigten Staaten ihrer Dienstpflicht gegen Deutschland für immer los und ledig werden können, während für deutsche Auswanderer nach andern Ländern die deutsche, bezw. preußische Staatsangehörigkeit erst nach zehnjähriger Abwesenheit erlischt, und Zurückkehrende selbst dann nicht gegen Bestrafung wegen Auswanderung ohne Erlaubniß und gegen Heranziehung zum Militärdienst gesichert sind.

Daß der Vertrag von 1868 in der That den bezeichneten Inhalt hat, ergibt sich sowohl aus dem Wortlaut und den authentischen Erklärungen der beiden contrahirenden Theile, als namentlich auch aus den im April 1868 im norddeutschen Reichstage der Annahme des Vertrages vorhergehenden Bemerkungen des Kanzlers Bismarck selbst. Derselbe scheint zunächst in dem Vertrage wenig mehr gesehen zu haben als eine Herabsetzung des zum Verlust preußischer Staatsangehörigkeit nöthigen Zeitraums von zehn auf fünf Jahre. Im März 1866 wollte er nur auf sieben Jahre heruntergehen und auf eine durch Vertrag thatsächlich zu gewährende Abänderung der Militärgesetze dahin, daß Diejenigen, welche vor dem 17. Jahre auswandern, nicht angesehen noch bestraft werden sollen als Personen, welche Preußen in der Absicht verlassen, sich dem Militärdienst zu entziehen (§. 110 des preußischen Strafgesetzbuchs setzte darauf eine Strafe von 50—100 Thaler, oder Gefängniß von einem Monat bis zu einem Jahre). Weitere Zugeständnisse zu machen, erklärte damals Fürst Bismarck, würde eine Art Prämie auf die Auswanderung bald militärpflichtiger junger Preußen aussetzen heißen. Diese Aeußerung hielt ihn jedoch nicht ab, besagte Prämie etwa zwei Jahre später zu

bewilligen, und am 6. April 1868 im Reichstage zu erklären: „Ich möchte beinahe behaupten, daß wir die fünfjährige Abwesenheit in Amerika, in Verbindung mit der Naturalisation, als Ableistung der Militärpflicht im Norddeutschen Bunde ansehen werden." Einige Jahre später (1874) hören wir im deutschen Reichstage den Vorwurf der Auswanderungsprämie gegen den Vertrag geschleudert, der im April 1868 nahezu einstimmig vom norddeutschen Reichstage angenommen und im Publicum wie in der Presse mit allgemeinem Beifall begrüßt war. Bismärcklicher als der Bismarck vom März 1866 und vom April 1868 verlangt 1875 der Freiburger Professor v. Martitz in seiner Abhandlung: „Das Recht der Staatsangehörigkeit im internationalen Verkehr" (in Hirths Annalen des Deutschen Reichs, Jahrgang 1875) nicht allein Kündigung des Vertrages von deutscher Seite, sondern auch Verschärfung des § 140 des deutschen Strafgesetzbuchs dahin, daß derselbe statt: „Wer dem Eintritt in den Dienst des stehenden Heeres sich durch Verlassen des Bundesgebiets zu entziehen sucht ꝛc." laute: „Wer sich der Militärpflicht zu entziehen sucht ꝛc." Dadurch würde die Dauer der Dienstpflicht, zu welcher ein mit oder ohne Erlaubniß ausgewanderter junger Deutscher, falls er zurückkäme, trotz seiner mittlerweile erworbenen amerikanischen Staatsangehörigkeit, herangezogen werden sollte (d. h. bis jetzt glücklicherweise nur nach v. Martitz' Wunsch) von 7 Jahre auf möglicherweise 22, d. h. bis zum 42. Jahre (nach welchem die Landwehrdienstverpflichtung aufhört) erhöht werden. Das wäre allerdings ein wahres Abschreckungsgegenstück im Superlativ zum Positiv der „Auswanderungsprämie" des Vertrags! Was nun die Einzelbestimmungen des Letzteren betrifft, so macht § 2 allerdings der vom Reichstagsabgeordneten Dr. Löwe so oft beklagten „leidigen Militärgeschichte" ein gründliches und erfreuliches Ende. Er lautet nämlich: „Ein in Amerika naturalisirter Norddeutscher soll bei etwaiger Rückkehr nach Norddeutschland wegen einer nach norddeutschen Gesetzen mit Strafe bedrohten Handlung, welche er vor seiner Auswanderung verübt hat, zur Untersuchung und Strafe gezogen werden können." Der Reichstagsabgeordnete Dr. Schleiden machte am 2. April 1868 auf die Bedeutung dieses „vor" aufmerksam, woraus folge, daß der in Amerika naturalisirte Auswanderer nicht wegen Verbrechen nachträglich bestraft werden könne, die er durch die Auswanderung begangen, und gerade die Verletzung der Militärpflicht erfolge durch die Auswanderung. Professor v. Martitz kann eben deshalb die durch § 2 (durch das Wort „vor") begangene „Ungeheuerlichkeit" nicht begreifen, nämlich die Gewährung einer Amnestie vor Begehung des Verbrechens. (Bei dieser ewigen Unterstellung der durch Auswanderung sich vollziehen sollenden Verletzung der dazu meist noch zukünftigen Militärpflicht unter die Kategorie der Verbrechen sei daran erinnert, daß selbst Desertion im internationalen Verkehr nicht so ohne Weiteres als Verbrechen behandelt wird, insofern als in Auslieferungsverträgen Deserteure sich im Allgemeinen nicht unter der Kategorie gemeiner Verbrecher und meistens überhaupt gar nicht aufgeführt finden. Desertion und Verletzung der Militärpflicht werden völkerrechtlich mit ganz anderen Augen angesehen, als mit denen des Criminalrichters.)

Die Reichsregierung hat allerdings bis jetzt der Vorschrift des § 2 getreu nachgelebt, und wenn im vorigen Jahre im Bäumer-Fall die königliche Regierung in Münster einen Rückfall in die vor 1868er Praxis hatte, als sie dem erwähnten Deutsch-Amerikaner die Wahl zwischen Verlassen des deutschen Bodens stellte, oder Ableistung einer nach § 2 und Bismarcks eigener Erklärung durch fünfjährigen Aufenthalt u. s. w. in den Vereinigten Staaten bereits geleisteten Militärdienstpflicht, so erfolgte doch schließlich von Berlin aus die Correctur und dem Bäumer wurde ein Aufenthalt bis zu zwei Jahren „gestattet". In dieser plötzlich auftauchenden Aufenthaltsdauerbeschränkung sieht man mit Recht in den Vereinigten Staaten eine Unterscheidung zum Nachtheil deutsch-amerikanischer Bürger, insofern geborene Amerikaner derartige Beschränkungen bis jetzt nie erfuhren und doch nach § 1 des Vertrags Deutsch-Amerikaner „als amerikanische Staatsangehörige erachtet und als solche behandelt werden sollen", d. h. doch offenbar genau so als wären sie geborene Amerikaner. Man sieht, daß die „leidige Militärgeschichte" selbst durch den Vertrag nicht so vollständig aus der Welt geschafft ist, wie man namentlich in Amerika es wünscht, und daß der Versuch der Ausweisung Bäumers durch die königliche Behörde in Münster mit einem Gesichtspunkt motivirt wurde, der bald darauf gegen einen andern zurückgekehrten Deutsch-Amerikaner seitens der badischen Regierung zu ähnlichem Zwecke ins Feld geführt wird, nämlich, daß „der dauernde Aufenthalt solcher junger Deutsch-Amerikaner in noch militärpflichtigem (?) Alter zum allgemeinen Aergerniß geworden und die öffentliche Ordnung gefährde". Man sollte nun allerdings denken, daß die Anwesenheit von etwa 11,000 Amerikanern (darunter jedenfalls nur ein kleiner Bruchtheil junger Deutsch-Amerikaner) durch ihre Freiheit vom Militärdienst keine solche Unruhe in den Gemüthern der militärpflichtigen deutschen Jugend hervorrufen könnte, daß die Regierung in dem vom Reichskanzleramt unterm 18. Juli 1878 an die amerikanische Gesandtschaft in Berlin gerichteten Schreiben das Recht der Ausweisung von Ausländern als Ausfluß staatshoheitlicher Befugnisse so scharf oder überhaupt zu betonen Ursache gehabt hätte. (Beiläufig sind Ausweisungen in England und den Vereinigten Staaten so gut wie niemals vorgekommen.) Es zeigt sich aber auch darin der bereits im Eingange kurz hervorgehobene Gegensatz in der Auffassung der Staatsidee und des Staatszweckes. Der deutsche Staat steht dem Einzelnen als ein fremdes, übermächtiges, besondere mystische Zwecke verfolgendes Wesen gegenüber, das, wenn es nach von Martitz' Wunsch ginge, die Dienste selbst des Ausgewanderten bis zum 42. Jahre auch dann noch beansprucht, wenn eine Veränderung der Staatsangehörigkeit stattgefunden, und selbst diese Veränderung oder die möglicherweise dazu führenden Schritte sollten, wenn Alles wäre wie es sein sollte, nur mit Erlaubniß der angestammten Regierung geschehen, wie z. B. denn bereits jetzt die polizeiliche Ueberwachung sich noch auf das Schiff des Auswanderers in Hamburg und Bremen erstreckt. Diesem, wenn man will kriegerischen Staatstypus steht der moderne, industrielle Staat, als dessen reinster Ausdruck die Vereinigten Staaten gelten können, mit seiner von den Einzelnen als Zweck des Staates ausgehenden Auffassung schnurstracks entgegen. Hier erscheint die Staatsangehörigkeit als ein Correlat von Rechten und Pflichten des Einzelnen, und mit der Verzichtleistung auf die Rechte erlöschen auch alle Pflichten des dem Staate den Rücken kehrenden, thatsächlich seine Verbindung mit ihm lösenden Einzelnen, so weit sie nicht, d. h. die Pflichten, bereits fällig geworden sind. Von „latenten" Pflichten, als welche die noch nicht wirklich fällig gewordene Militärpflicht des jungen Auswanderers z. B. von v. Martitz aufgefaßt und ihre spätere zwangsweise Erfüllung gefordert wird, kann der wirklich moderne, der auf der Zustimmung Aller beruhende „Vertragsstaat" nichts wissen. Wie es in einem Aufsatze in der „Revue des deux Mondes" vom 15. April d. J. über die Staatstheorie heißt: „Vereinigt zu bleiben, wenn man die vollste Freiheit sich zu trennen besitzt, darin zeigt sich die wahre Liebe zur Familie, die wahre Vaterlandsliebe." Nicht mit Unrecht wurde amerikanischerseits in den vielen über den Gegenstand gewechselten Noten der früheren deutschen Forderung der Erfüllung der Militärpflicht seitens der auswanderungslustigen jungen Deutschen die auch jedem Bürger nach seiner Volljährigkeit obliegende Geschworenendienstpflicht entgegengehalten und gefragt, ob das Vorhandensein einer solchen „latenten" Jurypflicht etwa auch ein Grund sein könne, die Auswanderung eines jungen Engländers, Amerikaners u. s. w. regierungsseitig zu beanstanden. In der That erinnert uns dieser „latente" Zustand einer Pflicht immer an eine orthodoxe Erklärung der Erbsünde, die selbst dem Kinde anhafte, wenn sie auch noch nicht in bösen Thaten sich sichtbar machen könne. „Ist der Löwe," so lautete der Erläuterungsversuch, „weniger Löwe, wenn er schläft?"

*

Es erhellt, daß gleichviel ob eine Kündigung des Vertrags erfolgt oder nicht, der darin liegende Kern in einer oder anderer Form dem deutschen Recht schließlich ebenso einverleibt werden wird, wie das mit dem englischen bereits 1870 geschehen. Es ist ferner kaum daran zu zweifeln, daß auch nach Kündigung des Vertrages die Vereinigten Staaten sich jeder Unterscheidung ihrer Bürger im Auslande nachdrücklich widersetzen und den Deutsch-Amerikaner in seinem Aufenthaltsrecht in Deutschland ebensogut gegen grundlose Ausweisung schützen werden, wie geborene Amerikaner. Sind doch durch Congreßact von 1868 beide einander ausdrücklich gleichgestellt und mithin in gleicher Weise auch gegen alle und jede Militärpflicht zu schützen, falls ja etwa der Anspruch darauf wieder erhoben werden sollte. Ein Land wie die Vereinigten Staaten, in welchem weit über die Hälfte, wenn nicht zwei Drittel der Einwohner von europäischen Einwanderern der letzten achtzig Jahre abstammen, kann der Natur der Sache nach keinerlei derartige Ansprüche auf Dienste seiner Bürger dulden. Wie es in dem Bericht des Ausschusses des Volkshauses des Congresses vom 27. Januar 1868 heißt: „Wenn dieser Theil unserer Bevölkerung, mehr als 20 Millionen, Unterthanen der verschiedenen Staaten Europas sind und ihnen zu Dienst verpflichtet; wenn sie nicht das Recht haben, sich oder ihr Adoptivvaterland im Falle eines Krieges mit Europa zu vertheidigen; wenn sie, die frei von jedem Verbrechen, in Folge jener Dienstansprüche am Reisen und dem Verkehr mit civilisirten Völkern gehindert, oder wenn sie der Einstellung und dem Zwangsdienst in Armeen ausgesetzt sein sollen, die gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen im Felde stehen, dann haben die Vereinigten Staaten kein unabhängiges Dasein. Sie mögen Volksmenge, Industrie, Handel, Wissenschaft, Erfindungsgabe, Muth, Unternehmungsgeist, Reichthum, Gedeihen und Macht besitzen, aber sie sind keine unabhängige Nation. Ihre Träume von Gleichheit wären alsdann Täuschung, ihre Opfer vergebens gebracht. Jeder europäische Staat würde alsdann seine Besatzungen in jedem Theile der Union haben, falls solche Ansprüche zugestanden würden." In der auf Grund dieses Berichtes angenommenen Bill wird der Präsident der Vereinigten Staaten angewiesen, den naturalisirten Bürgern im Auslande denselben Schutz angedeihen zu lassen wie den geborenen Amerikanern und zu dem Zwecke alle nöthigen Mittel in Anwendung zu bringen, den Krieg allein ausgeschlossen. Wie diese Agitation und Gesetzgebung den Sieg der amerikanischen Idee in fast allen Ländern Europas und eine gründliche Revision des ganzen Gegenstandes in verschiedenen Parlamenten, namentlich im englischen, zur Folge hatte, so wird auch die Durchsetzung der letzten Folgerungen jener Idee durch den steigenden materiellen und moralischen Einfluß der Vereinigten Staaten nicht ausbleiben, die zu Europa im Ganzen dereinst dieselbe stolze und reiche Stellung einzunehmen bestimmt sind, welche England dem europäischen Continent gegenüber seit Jahrhunderten anerkanntermaßen behauptet.

Literatur und Kunst.

Zwei Elegien der Liebe des Ovid.

Deutsch von Hermann Oelschläger.

I.

An den Pförtner.

Pförtner, zur Schmach deines Herrn an die Thüre mit Ketten geschlossen,
Schiebe den Riegel und ach, öffne die grausame Thür.
Weniges bitt' ich von dir: nur so weit öffne die Flügel,
Daß ich, den Leib seitwärts drehend, noch schlüpfe hinein.
Hat doch die Liebe schon längst zu solchen Diensten geschmeidig
Mir den Körper gemacht, leicht und die Glieder gewandt.
Ihr nur verdank' ich die Kunst, durch die Reihen der lauschenden Wächter
Näher zu schleichen, und sie leitet den tastenden Fuß.
Früher wohl scheut' ich der Nacht Trugbilder und nächtige Schrecken,
Staunend sah ich's, wenn sich Einer ins Dunkle gewagt.
Siehe, da lachte mir zu mit der reizenden Mutter Cupido,
Leise sprach er: „Auch du wirst mit der Zeit noch ein Held."
Bald auch liebt' ich, ja bald; doch der Nacht hinflatternde Schatten
Fürcht' ich nicht mehr und den Stahl, gegen die Brust mir gezückt.
Dich nur fürcht' ich, du zögerst zu lang, nur dir zu Gefallen
Red' ich — du hast ja den Blitz, der mich zu tödten vermag.
Blicke doch her und, damit du es kannst, so öffne die Thüre:
Sieh, wie die Schwelle bereits heiß ich mit Thränen bethaut.
Hab' ich — du standest schon nackt und harrtest mit Zittern der Schläge —
Einst bei der Herrin für dich warm nicht und dringend gefleht?
Damals war dir mein Dienst viel werth und heute, da ich dir
Bittend komme — o Schmach! — soll er mir gelten für Nichts?
Also vergilt mir den Dienst! Jetzt kannst du's! Vergilt und sei dankbar!
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Oeffne! Dann möge auch dir einst die Kette vom Fuße sich lösen
Und aus der sklavischen Zucht fröhlich ein Tag dich befrei'n.
Aber du hörst nicht! Ich flehe vergeblich! Du bist wie von Eisen —
Trotzig aus Eichen gefügt starrt mir entgegen das Thor.
Freilich, belagerten Städten geziemt's, sich die Thore mit Bollwerk
Fest zu umschützen; doch du, scheust du im Frieden den Krieg?
Was erst thust du dem Feind, da du so schon der Liebe begegnest?
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Nicht ja erschein' ich in Kriegesgeleit und in klirrenden Waffen —
Ich nur bin es, allein, ich und die Liebe allein.
Sie, ja, quält und verfolgt mich und ich, ich kann sie nicht lassen —
Eher könnt' ich mich selbst trennen vom eigenen Leib.
Amor hab' ich bei mir und des Weins ein wenig im Kopfe
Und vom durchfeuchteten Haar niedergesunken den Kranz.
Wer scheut Waffen der Art? Wer geht nicht ihnen entgegen?
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Wie? Oder bist nur träg? Oder schläfst du, Abscheulicher, schläfst du?
Und deinem Ohre vorbei klag' ich dem Wind nur mein Leid?
Nein! Denn als neulich bereits deinen Schlaf ich zu nützen gedachte,
Bliebst du zum Aerger mir wach, bis sich die Nacht schon geneigt.
Oder vielleicht ruht gar dir im Arm eine zärtliche Freundin —
Um wie viel glücklicher dann bist du, o Wächter, als ich!
Würde das mir zum Loos, gern wollt' ich, ihr Ketten, euch tragen —
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Täusch' ich mich? Hat nicht die Angel geknarrt? Es klirrte der Riegel
Und dumpf dröhnend dem Ohr schien auch das Thor sich zu dreh'n.
Eitle Täuschung! Der Sturm nur stieß an die wankenden Flügel —
Weh mir Armen! Der Sturm nahm auch mein Hoffen mit fort.
Denkst Orithyias du noch, der Entführten, dann, eisiger Nordwind,
Komm, anstürmend im Flug schmettert mir nieder das Thor!
Schweigend ruhet die Stadt und beperlt vom krystallenen Reife —
Ach, es enteilet die Nacht! Stoße den Riegel vom Thor!
Rasch! Sonst schwing' ich die Fackel im Kreis, hoch lodert die Flamme
Und so mit Feuer und Schwert stürm' ich das trotzige Haus.
Sicherlich rathen die Nacht und der Wein und die Liebe zum Maß nicht:
Jene entbehret der Scham, diese entbehren der Furcht.
Alles jetzt hab' ich versucht. Ich bat, ich drohte — vergeblich.
Sind deine Thüren mir taub, bist du es, Wächter, noch mehr.

Nicht an die Schwelle gehörst du zur Wacht liebreizender Mädchen,
Schicklicher wärst du zur Hut Räubern und Mördern bestellt.
Siehe, schon leuchtet der Stern des Morgens im purpurnen Osten
Und zu den Mühen des Tag's ruft schon des Hahnes Geschrei.
Doch dich, Kranz, dich nehm' ich vom Haupte, dem kummerbelad'nen,
Hier auf der Schwelle von Stein ruhe den Rest du der Nacht.
Sieht dich die theuere Herrin am Morgen dann liegen, so sei denn
Du ihr ein Zeuge der Zeit, die ich so elend verbracht.
Hüter, es sei! Leb' wohl! Ich gehe. Du kennst meine Liebe.
Schimpflich verstießest du mich dennoch — und dennoch,
leb' wohl!
Ihr auch, grausame Pfosten, lebt wohl, sammt der steinernen
Schwelle,
Thüre, so sklavisch, so feig, wie dort der Sklave — leb' wohl!

Die journalistische Standesehre.

In einer Redaction kam die Sprache auf die Krankenpflege im Kriege. Bei dieser Gelegenheit war es, wo einem Anwesenden der Ausdruck entschlüpfte:

„Ja, die Militärspitäler sind Mörderhöhlen."

„Warum, wie so," rief die Gesellschaft ganz entsetzt, „Mensch rede, wie geht es dort zu, welche Mißbräuche herrschen vor?"

Aber er schwieg. Vergeblich bewies man ihm, daß es Pflicht jedes Staatsbürgers sei, flagrante Uebelstände zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, vergeblich auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, auf die Wohlthat, die er durch eine kritische Besprechung der Armee, dem Staate, der Gesellschaft leiste.

„Ich werde mich hüten in ein Wespennest zu stechen," das war seine Antwort, das war der Abschluß der Discussion.

Hätte man ihm gesagt: „Dort auf dem Berge steht eine feindliche Batterie. Hundert Feuerschlünde starren dir entgegen, dein Tod ist gewiß wenn du es wagst, dich ihnen entgegen zu werfen. Stürme!" Derselbe Mensch hätte sich keinen Augenblick besonnen. Er hätte seinen Säbel geschwungen und wäre freudig dem sichern Verderben entgegengegangen; denn der Mann, der eine solche Scheu hat „in ein Wespennest zu stechen", der aber immer bereit ist, freudig sein Leben zu opfern, ist — Offizier, und Tapferkeit ist die erste Soldatentugend.

Ein anderes Gespräch: Nach langen Jahren treffen sich zwei Bekannte im Eisenbahnwagen. Sie waren verschiedene Wege gegangen. Der eine hatte sich einem nährsamen Gewerbe zugewendet, während der andere das ergriffen hatte, was Smollet „the worst ressource against starvation", das schlechteste Mittel gegen das Verhungern nennt, die Schriftstellerei. Der Praktische erkundigte sich theilnehmend beim Mann der Feder, „wie sein Geschäft sich anlasse", in demselben Tone und mit derselben Beeiferung, als ob er um Garne oder Droguen gefragt hätte. Der Andere war über diese prosaische Auffassung verletzt und meinte den Unterschied der beiden Beschäftigungen dem Verständnisse seines Freundes näher zu bringen, indem er ihm erklärte, der ehrliche Schriftsteller und auch der Journalist dürfe ungleich dem gewöhnlichen Fabrikanten nicht auf einen Massenabsatz rechnen, denn er soll nicht produciren, um Andern zu gefallen, sondern nur um sich selbst zu genügen. Wer anders handle, wer seine Ueberzeugung verleugne, wer die gerade herrschende Meinung ausbeutet, um Leser oder Käufer in seine Bude zu locken, begehe eine Unsittlichkeit.

Das wollte dem Geschäftsmann durchaus nicht in den Sinn. Wie, ein Fabrikant, der durchaus nicht mit dem Geschmacke des Publicums rechnet, der ausschließlich Waaren auf den Markt schickt, die *ihm* gefallen: das sei der helle Wahnsinn, nichts Anderes als eine Caprice und es sei unverständig von den Herren Schriftstellern, solche Geschäftsprincipien aufzustellen. Derselbe Mann ist aber ein sehr ehrenwerther Industrieller, der nicht fähig wäre einen Kunden um ein Endchen Band zu verkürzen, oder elf Knöpfe statt eines Dutzends zu verkaufen. Aber die schriftstellerische Ueberzeugungstreue, was hat die mit der kaufmännischen Ehre zu schaffen?

Die zwei Beispiele dürften genügen, um das anzudeuten, was kaum angezweifelt werden kann, daß es verschiedene Nuancen von Moral und Ehre gibt, nicht allein in verschiedenen Ländern, sondern bei verschiedenen Ständen eines und desselben Volkes. Wir sehen es ja im täglichen Leben hundert- und tausendmal, wie der Künstler, Bildhauer, Maler, Virtuose, Schriftsteller mit heiterer Gemüthsruhe eine Schuldenlast trägt, die den Andern, den Geschäftsmann oder Beamten moralisch erdrückt. Hingegen würden sich die Letztern nicht besonders gekränkt fühlen, wenn man ihnen Mangel an Originalität vorwerfen würde. Dem Musenjünger ist der „*Manichäer*" ein Wesen ganz eigener Art, ein vogelfreies Geschöpf, dem man ohne besondere Gewissensbisse jeden möglichen Schabernak anthun darf. Der *redliche* Kaufmann wird sich selbst *freiwillig* die härtesten Entbehrungen auferlegen, um Jenen nicht zu verkürzen, den er mit einem für die gegenseitige Stellung bezeichnenden Namen seinen „*Geschäftsfreund*" nennt. Ja, ein Schimmer dieser Standesehre leuchtet hinab in die Höhlen des Verbrechens und „die Ehrlichkeit unter Dieben" ist mehr als eine Redensart, sie existirt wirklich, wie Diejenigen bezeugen, welche als Richter, Seelsorger und dergl. Gelegenheit haben, mit dieser Klasse zu verkehren.

Schopenhauer zählt in einem seiner spätern Werke eine ganze Reihe verschiedener „Ehre" auf, die Offiziersehre, die Gattenehre ꝛc. Schon in seiner Grundlage der Ethik berührt er die „kaufmännische Ehre" als eine ganz spezielle und definirt sie wie folgt:

„Es gibt in der That eine solche objective Anhänglichkeit an Treue und Glauben mit dem Entschluß, sie heilig zu halten, die blos darauf beruht, daß Treue und Glauben die Grundlage alles freien Verkehrs unter Menschen der guten Ordnung und des sicheren Besitzes sind, daher sie uns selbst oft zu Gute kommen und in dieser Hinsicht sogar mit Opfern aufrecht erhalten werden müssen; wie man ja an einen guten Acker etwas *wendet*."

Dieses Citat steht dort, wo der geistreiche Pessimist gegen Kant polemisirt, da, wo er den kategorischen Imperativ als verkappten Egoismus denuncirt und das Mitleid als Grundlage der Moral aufstellt. Der Unterschied der speculativen Ableitung der Moral braucht uns aber hier nicht aufzuhalten, da wir uns mit der praktischen Moral beschäftigen, nämlich *mit der Untersuchung jener Eigenschaften, welche der Journalist als solcher besitzt, oder besitzen muß*, damit der Journalistenstand gedeihen kann.

Im praktischen Leben ist es aber unendlich schwer, die That nach den Motiven zu klassificiren. Der Gebildete, der Kaufmann im großen Stile, ist zumeist ein Mann, der die Humanität unseres Jahrhunderts voll und ganz in sich aufgenommen. Wer will da entscheiden, ob er die Heiligkeit des gegebenen Wortes deshalb so hoch stellt, weil Handel und Verkehr ohne denselben nicht bestehen kann, oder weil bei ihm das Mitleid, die Basis der Schopenhauer'schen Ethik, sich zur edelsten Blüthe, zur Gerechtigkeit sich entwickelt hat? Und beim Bettler? Schätzt er deshalb die Mildthätigkeit so hoch, weil er davon Vortheil zieht, oder weil er die Hartherzigkeit so oft und so schmerzlich empfunden? Und der Künstler? Wünscht er deshalb die Verbreitung des Kunstsinnes, um mehr Anwerth zu finden, oder aus reiner Menschenliebe, um jenen lautern Genuß, dessen er selbst im Verkehr mit den Musen sich erfreut, auch Andern zugänglich zu machen?

Speciell bei der Erforschung der journalistischen Standestugenden läßt sich die Trennung nach den Motiven noch schwerer durchführen, weil in den meisten Fällen in der Wahl des Berufs der Charakter des Individuums ausgeprägt ist.

Der wirkliche Journalist wird wie der Poet geboren. Er bringt vom Hause aus ein stark entwickeltes Selbstgefühl mit, eine Geringschätzung jedweder Autorität und eine angeborne Neigung, alle Verhältnisse, alle Dogmen der Probe des Verstandes zu unterwerfen. Die Mutter des Journalismus ist der

Skeptieismus, und in diesem Sinne war der ehrwürdige Kirchenvater Hooker der erste englische Journalist, als er gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in seinem Werke „Ecclesiastical Polity“ die Worte schrieb:

„Für Menschen wäre es thierisch, sich durch Autoritäten leiten zu lassen, es wäre gleich einer Gefangenschaft des Urtheils .... Dagegen, daß die Autorität von Menschen bei Menschen gelten sollte, gegen oder über die Vernunft, ist kein Theil unseres Glaubens.“

Der Skeptieismus aber ist die Vorstufe des mächtigen civilisatorischen Triebes, welcher der ganzen Menschheit innewohnt, wenn er auch in gewissen Zeiten nur in stark ausgeprägten Individualitäten zum Durchbruch gelangt, ein Ausfluß des Forschungsdranges, des Strebens nach Wahrheit. Und bei jedem Journalisten aus Neigung finden wir diese Eigenschaften in hervorragender Weise vertreten. Sein Grübelsinn, sein Streben nach Wahrheit unterscheidet sich von jenem des Gelehrten nur in dem Objeet und in der Methode der Anwendung. Die Flamme ist dieselbe in der Brust des Forschers wie in der des Journalisten. In erster Linie will er die Wahrheit, um sich selbst zu genügen. Erst wenn er selbst zur Erkenntniß vorgedrungen, wird er erwägen, ob auch Andere daran Theil haben sollen und in welchem Maße. Wo kein stärkeres Motiv ihn zurückhält, wird er so wenig als möglich von seinem Funde dem Publicum vorenthalten.

Und von allen Rücksichten, welche ihn zum Verhehlen seines Schatzes bestimmen können, ist jene am achtungswerthesten, welche von der Ansicht ausgeht, daß die Wahrheit nicht für Alle gleich nützlich sei, daß ein Theil der Menschheit das volle Licht nicht vertrage, daß es daher diesen Schwachen im Geiste gegenüber nothwendig und ersprießlich sei, ihnen die berauschende Essenz nur langsam und in schwachen Dosen einzuträufeln. Unter den Journalisten gibt es allerdings sehr wenige, welche dieser Auffassung huldigen und die Wahrheit als eine Art eleusinischer Geheimnisse behandeln möchten. Die meisten, welche sich entschließen, der Wahrheit nicht die volle Ehre zu geben, werden dies aus eigennützigen Gründen thun. Das persönliche Interesse ist in diesem Falle das stärkere und sie lassen die Standesmoral fallen, weil sie in einer privilegirten Stellung — etwa als officielle oder officiöse Schreiber, als Bedienstete einer Partei u. dgl. — dem Kampfe ums Dasein entrückt, sich außerhalb der Gemeinschaft befinden und, vom sichern Hafen einer guten Versorgung aus, sogar die Standesprineipien bekämpfen.

Alle diese Fälle, so zahlreich sie auch sein mögen, sind Ausnahmen. Der wirkliche Journalist, der freiwillige Diener der Oeffentlichkeit, ist immer ein begeisterter Verehrer der Wahrheit und die Uebertreibungen, welcher er sich manchmal schuldig macht, entspringen nicht der Absicht, die Wahrheit zu fälschen oder zu verhüllen, sondern dem überflüssigen Streben sie aufzuputzen, damit sie von recht Vielen gesehen werde. Es ist dies auch eine Verletzung der Wahrheit, aber eine solche, an welcher das Publicum mitschuldig ist. Je gebildeter ein Volk, desto leichter verzichtet es auf die abenteuerliche Ausstaffirung der Thatsachen, desto schmackhafter mundet ihm die unverfälschte natürliche Kost und der Journalist selbst macht, vom Publieum geleitet, dieselbe Entwickelung durch, wie der Mythenerzähler zum Geschichtsschreiber.

Für das journalistische Handwerk bezeichnet dieses Stadium die höchste Stufe der Vollendung. Wo die Gesellschaft so gesittet ist, daß die Uebertreibung, die persönlichen Angriffe aus Gehässigkeit verpönt sind, da erst kann die journalistische Begabung zur vollen Entfaltung gelangen. Denn die Wahrheit schließt so wenig die Frische und Originalität der Darstellung aus, daß sie sogar das nothwendigste Attribut des Journalisten ist, der auf gebildete Leser wirken will. Sie ist sein eigentliches Lebenselement. In dem Augenblick, wo er aufhört wahr zu sein, wo er sich einer Unwahrheit bewußt wird, hört die Schaffensfreude auf, die Spannkraft des Geistes verläßt ihn, er hört auf frisch und anregend zu schreiben, weil er aufgehört hat wahr zu sein. Ohne diesen ethischen Gehalt kann auf die Dauer kein Journalist bestehen und auch die Zeitung kann es nicht. Im Anfange, bei der Gründung des Unternehmens, da mögen welch Mittel immer angewendet worden sein, Sensationsnachrichten, Skandale, Gehässigkeiten, kurz Alles was die Aufmerksamkeit erregt, „was zieht“. Aber alle diese Lockmittel stumpfen sich mit der Zeit ab und wenn sie leben und bestehen will, muß jede Zeitung trachten, sich den Ruf der Verläßlichkeit zu verdienen, das heißt, sie muß Kritik üben und diese wird um so gewissenhafter sein müssen, je kritischer das Publieum ist, so zwar daß der Redacteur eines für gebildete Leser bestimmten Blattes nichts passiren lassen wird, woran er selbst nicht glaubt.

Aber ist diese Auffassung auch richtig? Haben wir nicht zu schön gemalt und das Ideal des Journalismus dargestellt, anstatt, wie wir versprochen, die saetischen Tugenden des journalistischen Standes, jene, welche die Tagesschriftsteller zu ihrem eigenen Vortheile bethätigen sollen und müssen?

Wir sind zur Probe bereit und zwar suchen wir die Bestätigung unserer Auffassung nicht im Geburtslande des Journalismus, nicht in England, wo sich die Zeitungsschreiber seit Jahren einer geachteten Stellung in der Gesellschaft erfreuen und wo die Journalistik am ehesten die Untugenden abgelegt, welche mit dem Kindesalter immer verbunden sind; wir gehen in das Land der Freiheitsflegel, nach Amerika, wo die Ausschreitungen der Tagespresse zum abschreckenden Beispiele für alle ehrsamen Bürger des Continents geworden und holen uns eine Bekräftigung unserer Behauptung von jener Presse, von der Dickens in seinen Amerikanischen Skizzen immer nur in den stärksten Ausdrücken des Abscheues und der Entrüstung zu sprechen vermag. Ja noch mehr, wir wollen recht eigentlich in corpore vili experimentiren und als Demonstrationsobject das gelesenste, verbreitetste, aber nicht gleichzeitig geachtetste Blatt Amerikas benützen, den „New York Herald“.

Von eben diesem Blatte weist der amerikanische Publieist Parton in einem Aufsatz über Gordon Bennett*) dem Gründer desselben nach, daß es emporgekommen und zur Macht gelangt ist nicht durch seine Skandale, nicht durch seine häßlichen Eigenschaften, sondern trotz derselben durch seine Leistungen im Dienste der Wahrheit. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch die amerikanische Auffassung über die Aufgabe der Tagespresse und zwar ist es die denkbarst nüchterne, die echte Yankee-Ansicht. „Wenn in einer Stadt“ — sagt Parton — „zehn Bäcker sind, wird derjenige mit der Zeit den größten Zuspruch haben, der um dasselbe Geld das beste Brod gibt. Das beste Zeitungsbrod sind aber Neuigkeiten. Zu erfahren wie etwas vor sich gegangen, ist der Anfang aller Weisheit. Alles Andere ist Theorie, Combination, welche richtig sein kann, oder auch nicht.“

Dieser Satz kehrt in den verschiedensten Formen wieder und es wird in den folgenden Aussprüchen der Begriff Neuigkeiten auf die journalistische Bedeutung eingeschränkt, nämlich auf Nachrichten über das Thema des Tages. Die betreffende Definition lautet:

„Die speciellen Artikel, welche die Zeitungsunternehmer verschleißen, sind Neuigkeiten, das heißt Nachrichten über geschehene Ereignisse, welche das Publicum interessiren oder für welche sein Interesse erregt werden kann.“

Man kann nicht prosaischer über den journalistischen Beruf denken und doch schließt diese Auffassung die schwerste Aufgabe der Journalistik in sich und Parton hat Recht, wenn er sagt, daß man die Journalistik gar nicht höher schätzen kann, als wenn man ihr diese Mission zuspricht, denn die Nachrichten, welche den Verschleißartikel der Zeitungen bilden, sind um so besser, je vollständiger, je genauer sie sind. Dies bedingt aber eine volle Hingabe an das Ereigniß, eine Objeetivität des Berichterstatters, welche jede Parteilichkeit, jede Tendenz, jeden Hintergedanken ausschließt. „Der beste Reporter“ — heißt es bei Porton — „ist immer derjenige, dessen einziges Ziel darin besteht, das Ereigniß genau so zu erzählen, wie es wirklich vor sich ging und die Seene gerade so zu beschreiben, wie sie ihm erschienen.“

*) Famous Americans of recent times by James Parton. Boston 1873, J. R. Osgood et Co.

Von dem Eifer und der Wahrheitsliebe des Reporters — welcher nach amerikanischem Begriffe die eigentliche Verkörperung des journalistischen Berufs ist — hängt also der Ruf, das Gedeihen des Unternehmens ab und diese Werthschätzung der Wahrheit, als der eigentlichen Essenz des journalistischen Berufs, wird von unserem Gewährsmanne in die Worte zusammengedrägt:

„Das siegreichste Blatt wird in Amerika immer dasjenige sein, welches die Wahrheit in allen ihren Beziehungen und Gestaltungen unbekümmert um die Wirkung derselben auf Theorien, Parteien, Fractionen und Präsidentschaftscampagnen zum Ausdruck bringen wird."

Da haben wir also von einem „matter of fact"-Manne, den man schwerlich einen idealen „Wolkentreter" nennen kann, aus dem Munde eines praktischen Yankee das Glaubensbekenntniß jedes Philosophen, jedes Gelehrten, das Streben nach Wahrheit unbekümmert um alle äußeren Rücksichten, und der einzige Unterschied liegt im Objeet der Forschung. Hierin ist der Journalist auf die Gegenstände begrenzt, welche Interesse erregen oder für für welche Interesse erregt werden kann. Innerhalb dieser Schranken soll er gerade so wie jeder Forscher nichts suchen als die Wahrheit und nur die Wahrheit.

Damit wäre das Standesgesetz für den einen Zweig der Journalistik, für den referirenden Theil gefunden. Unser Amerikaner meint zwar, daß dieser der einzig wesentliche sei. Dem Reporter gehöre die Zukunft und er sieht eine Zeit voraus, wo die Journale nichts als Thatsachen und keine einzige Reflexion bringen werden. Aber darin irrt der amerikanische Publicist. Was er als natürliche Entwicklung der Zeitung hinstellt ist nicht ihre Zukunft, sondern ihre Vergangenheit, wie sie in der im Jahre 1695 in Hamburg erschienenen „Zeitungslust" sehr drastisch geschildert wird.*) Neben den Nachrichten werden immer Reflexionen als die tägliche Zeitungskost geboten werden müssen. Denn die Thatsachen sind für sich allein nicht immer verständlich. „Wenige Thatsachen," sagt J. St. Mill (On liberty), „können ihre eigene Geschichte erzählen, ohne daß man ihnen ihre Bedeutung künstlich zu entlocken brauchte." Es wird also immer neben dem referirenden auch ein commentirender Theil der Journalistik bestehen, neben dem Reporter der „Leitartikler". Wie lautet aber für diesen das Sittengebot oder vielmehr, welches ist das Princip, an dem der raisonnirende Journalist festhalten muß, wenn der Stand prosperiren und erstarken soll, worin besteht hier die Standesehre?

Das Gebiet der Argumente und Reflexionen ist ja von vorneherein ein streitiges. Da sollte man meinen wäre es ganz gleichgültig, ob der Leitartikler heute für diese Ansicht die Beweise, seiner Tendenz entsprechend, gruppirt, morgen wieder mit demselben Feuereifer die entgegengesetzte vertrete. Und in der That ist sogar unter Journalisten — allerdings solchen leichtesten Kalibers — die Meinung verbreitet, die Ueberzeugung sei ein unnützer, ja schädlicher Ballast, der den Tagesschreiber im Fortkommen hindere. Er thue gut, Principien — wenn er unvorsichtiger Weise sich diesen Luxus angeschafft — so schnell als möglich über Bord zu werfen. Allein das mag vielleicht vom Standpunkt des augenblicklichen Bedürfnisses, für das einzelne Individuum richtig sein, das sonst nichts will als fett werden. Der Einzelne mag seine Ueberzeugung aus persönlichen Motiven verleugnen. Er kann dadurch sogar sehr hoch steigen auf der Glücksleiter des Lebens. Aber seine journalistische Carriere ist dann abgeschlossen und wenn er auch ein Nabob an Fähigkeiten und Talenten wäre; die Standesgenossen selbst vollziehen bewußt oder unbewußt die moralische Degradirung — und die Standesgenossen taxiren immer richtig.

Der Stand aber kann sich nicht entwickeln, kann nicht zur Geltung und Macht gelangen, wenn alle Journalisten die Prinzipienlosigkeit auf ihre Fahne schreiben würden. Das Zeitungsunternehmen selbst kann bestehen und gedeihen und an Lesern zunehmen ohne jedes Programm, aber politischen Einfluß kann es nicht gewinnen. „Denn" — wir citiren hier wieder den Amerikaner — „Einfluß auf die Meinung Anderer kann kein Blatt haben, welches selbst keine Meinung besitzt." Es ist daher immer eine verfehlte Speculation, wenn eine Regierung sich durch die Unterstützung eines gesinnungslosen Journals zu stärken vermeint, ein Fehler den — um ein recht fern liegendes Beispiel anzuführen — die amerikanischen Staatsmänner eben diesem starkbreiteten New York Herald gegenüber oft begangen haben.

Kein Blatt und kein Journalist kann auf Andere bestimmend einwirken, sobald das Publicum an dem Ernst der Aussprüche zweifelt. Die eigene Ueberzeugung ist die erste Bedingung, um Andere für seine Meinung zu gewinnen, und je mächtiger die eigene Ueberzeugung, desto größer die Wirkung auf Andere. Weit entfernt also, daß der Journalist keine eigene Ansicht haben soll, ist sie ihm nothwendig, um sich die geistige Regsamkeit, die stete Schreiblust zu erhalten und ihn vor dem Schicksal zu bewahren — welches alle gesinnungslosen Tagesschriftsteller früher oder später ereilt — zum gedankenlosen Phrasendrescher herabzusinken.

Der Journalist soll eine Meinung haben und in den meisten Fällen hat er sie auch. Es ist so wenig begründet, daß er die Gesinnung schneller wechselt als Andere, daß im Gegentheil der Journalist eher in Gefahr ist einseitig zu werden. Er unterscheidet sich hierin vom Advocaten, der immer bereit ist denselben Gegenstand von zwei verschiedenen Seiten aufzufassen und daher eher verleitet wird, das Recht als etwas Subjeetives zu behandeln. Der Journalist aber hat nur eine Ueberzeugung, die hätschelt er, die verhätschelt er sogar. Und wenn er gezwungen wird, sie zu verleugnen, so geschieht dies immer mit dem Bewußtsein eines großen Opfers, mit der niederdrückenden Scham, sein ureigenes Wesen, sein besseres Selbst preisgegeben zu haben.

Niemand empfindet den geistigen Zwang schärfer als er und wenn er gegen jede Intoleranz sich aufbäumt, wenn er gegen jede gewaltsame Beschränkung der freien Meinungsäußerung ankämpft, so streitet er in erster Linie für sich, weil er seiner Beschäftigung nach am tiefsten das Bedürfniß empfindet:

„Zu reden, wie ihm das Herz im Busen gebietet."

Die Ueberzeugungstreue soll damit keineswegs dem Journalisten ausschließlich zugesprochen werden. Von den römischen Christen bis zu den französischen Protestanten weist die Geschichte eine lange Kette von Märtyrern ihres Glaubens auf und in allen Ständen werden sich Beispiele finden von Männern, welche das Princip höher achten als Leben, Stellung und Versorgung. Was aber aufrecht stehen bleiben soll ist die Behauptung:

> daß Diejenigen, welche sich mit der Erforschung des Wahren, mit dem Studium von Ansichten, mit Meinungen überhaupt beschäftigen, dadurch keineswegs abgestumpft werden gegen die Gegenstände ihres Berufs, daß sie Ansichten und Grundsätze nicht als Kleid betrachten, welches man ablegen kann, sobald es der Menge oder den Machthabern nicht gefällt, sondern im Gegentheil als ein Kleinod, als ein hohes Gut, als ein Theil ihres bessern Selbsts, mit dessen Verleugnung sie ihr Edelstes und Bestes preisgeben.

*) „Ob auch schon sowohl in der Historie als in denen Zeitungen getadelt wird, ein Urtheil über die vorgehende Sache zu fällen: So ist es doch solches mehr in diesen als jenen verwerflich. Denn man liest die Zeitung darumb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Sachen geschickt werden, sondern daß man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern blos das Blatt zu erfüllen, einen Senf darüber hermachen, welcher zu nichts anderes dienet, als daß man die Naseuweisheit derselben verlachet und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirret, wo sie nichts anderes als straucheln und versinken können." (Aus: „Zeitungs-Lust und Nutz oder derer sogenannten Novellen oder Zeitungen wirkende Ergetzlichkeit, Anmuth, Nothwendigkeit und Frommen, auch was bei deren Lesung zu lernen, zu beobachten und zu bedenken sei", Jahrgang 1695).

Das gilt für Alle, die sich mit Speculationen irgend welcher Art befassen, also für Gelehrte, Philosophen und Journalisten. Es kommen wohl auch Mitglieder anderer Stände in Collision mit ihrer Ueberzeugung, z. B. ein nihilistischer Arzt, der im Verlaufe seiner Studien dahin gelangt ist, an die Heilkraft jedweden Medicaments zu zweifeln, oder ein Beamter, der, gegen seine bessere Einsicht, Aufträge seines Vorgesetzten auszuführen hat. In beiden Fällen werden diese Conflicte höchstens zu einer innern Krise führen. Der Arzt wird fortfahren Recepte zu verschreiben, der Beamte ruhig weiter amtiren. Nicht weil ihnen die Ueberzeugungstreue mangelt, sondern weil dieses Gefühl nicht jene Entwicklung erreicht, wie beim Journalisten, der durch den fortwährenden Kampf um Principien zu einer höhern Werthschätzung seiner eigenen Ueberzeugung gelangt ist.

Aus der Quelle der oben angeführten journalistischen Anlagen fließen aber andere gute Eigenschaften. Denn wie die Götter, so erscheinen die Tugenden niemals allein. Die Wahrheitsliebe führt zur Toleranz, diese zur Gerechtigkeit, diese wieder zur Gesetzlichkeit und so fort. Freilich darf man nicht erwarten, diese charakteristischen Züge in allen Exemplaren der Species in gleicher Schärfe ausgeprägt zu finden. Die Ansätze hierzu sind wohl überall vorhanden, nur kommen die edlen Keime nicht immer zur Entwicklung; ja sie treiben bei mangelnder Pflege wilde Schößlinge, die uns dann als Indiscretion, Skandalsucht, Klatschtrieb, Rechthaberei u. s. w. entgegentreten. In den edelsten Vertretern des Standes sind aber all die guten journalistischen Triebe zur vollsten Reife gelangt und solche Beispiele werden Muster und Gesetz für den ganzen Stand, die sogenannte Standesmoral, deren Vorschriften alle Mitglieder nachleben sollen. Die auf diesem Wege gewonnenen Sittengebote lauten für den Journalistenstand:

Sei wahr, sei gerecht, sei duldsam gegen die Ueberzeugung Anderer und halte deine eigene hoch, achte Gesetz und Recht.

Fürwahr eine Standesehre, die im sittlichen Werth hinter keiner andern zurücksteht. Sie allein würde dafür zeugen, daß in der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft der Journalismus ein sittlicher Factor höchster Potenz ist.

J. H. Wehle.

Aus dem russischen Hofleben des 19. Jahrhunderts.

Von Borealis.

Die blutigen Traditionen des russischen achtzehnten Jahrhunderts haben in die Familiengeschichte des Kaiserhauses ebenso tief, wenn nicht tiefer hineingeragt, wie in die Familienverhältnisse vieler der Unterthanen Alexanders II. Kaiser Nikolaus und dessen Bruder haben die Mörder ihres Vaters ebenso gut von Angesicht gekannt, wie einzelne der Mitverschwornen und der Günstlinge ihrer Großmutter. Als diese merkwürdige Frau in das Grab sank (November 1796), war der Großfürst (späterer Kaiser) Alexander neunzehn, sein Bruder Constantin siebzehn Jahre alt. In der Umgebung ihrer Großmutter erzogen und dem Hofe ihres in der Einsamkeit Gatschinas lebenden Vaters absichtlich entfremdet, lernten beide Jünglinge diesen Vater eigentlich erst kennen, als derselbe in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre als verbitterter, durch unaufhörliche Zurücksetzungen krankhaft gereizter Mann den Thron bestieg. Seinen ältesten Sohn behandelte der Kaiser von Hause aus mit einem Mißtrauen, das von Feindseligkeit kaum zu unterscheiden war — aus einer, zu Zeiten bis zur Todesfurcht gesteigerten Angst vor dem Vater ist aber auch der angebliche Liebling desselben, der Großfürst Constantin, während des fünfjährigen paulinischen Regimentes niemals herausgekommen. Wenn wir von der Jugendgeschichte dieses Prinzen nichts weiter wüßten, als was neuerdings von E. P. Karnowitsch den Aufzeichnungen zweier demselben nahestehend gewesener Offiziere, des Grafen Komarowsky und des Obristen Sublukow entnommen worden, so wären wir bereits genugsam orientirt, um verstehen zu können, warum Constantin Pawlowitsch werden mußte, was er geworden ist — ein Despot, der den ehemaligen Sklaven niemals verleugnen konnte. — Das erste Zeichen väterlichen Vertrauens, das dem siebzehnjährigen Jüngling gegeben wurde, ließ denselben einen tiefen Blick in die moralische Verwilderung des Geschlechts thun, dem er angehörte: er, nicht sein älterer Bruder der Thronfolger, war Zeuge bei der Versiegelung der geheimnißvollen, von Subow, Markow und dem Vicekanzler Besborodko mitunterzeichneten Papiere, welche der Letztere wenige Wochen vor dem Tode der Kaiserin Katharina von dieser empfangen, aber sofort nach ihrem Ableben dem neuen Herrscher ausgeliefert hatte: den Inhalt dieser Actenstücke bildete ein zur Veröffentlichung am 24. Nov. 1796 bestimmtes kaiserliches Manifest (die Kaiserin war am 7. Nov. gestorben), durch welches Paul zu Gunsten seines Sohnes Alexander von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte. Die Wissenschaft um dieses Geheimniß war aber nur einer der Gründe, aus denen der Großfürst „aus dem Zittern nicht herauskam und die Farbe wechselte, sobald das Wort Kriegsgericht ausgesprochen wurde". Das kleinste Versehen im Dienste, die geringste Abweichung von den Instructionen, die dem Prinzen als Ober-Inspector der Kadettenhäuser, Chef des Chevaliergarde-Regiments, zeitweiligem Gouverneur von Peterhof u. s. w. ertheilt worden, versetzten den Kaiser in Wuthanfälle, deren Folgen seinen Kindern ebenso kritisch werden konnten, wie anderen Sterblichen. Die militärischen Neigungen des Vaters trafen mit denen des Sohnes durchaus zusammen, — an Strenge und Pedanterie im Gamaschendienst wurde der Erstere sogar durch den Letzteren übertroffen und für politische Angelegenheiten und Umtriebe fehlte dem Großfürsten jedes Organ und jede Neigung. Nichtsdestoweniger vermochte Constantin es dem Kaiser fast niemals recht zu machen und trug dieser sich wiederum mit beständigen Besorgnissen vor verbrecherischen Umtrieben seines Sohnes. Als geheimer Aufpasser war dem Prinzen der Adjutant eines der ihm unterstellten Regimenter, Sasonow, beigegeben, und mit der Anweisung versehen worden, Seine Kaiserliche Hoheit niemals außer Augen zu lassen. Der junge Offizier glaubte den Zorn seines nächsten Chefs indessen ebenso in Rechnung ziehen zu müssen, wie die Ungnade des Kaisers und ließ sich auf Rapporte über das Privatleben des Großfürsten unter dem Vorgeben nicht ein, daß es nichts zu berichten gebe und daß die persönlichen Adjutanten S. K. H. bessern Bescheid wissen müßten, als er, der blos zucommandirte Regiments-Adjutant. Zur gelegentlichen Controle Sasonows und der übrigen, dem Großfürsten beigegebenen Offiziere wurden darum Lakaien verwendet, die der unglückliche Monarch mitunter in eigener Person vernahm. — Von seiner Umgebung, namentlich von den ihm unterstellten Offizieren und Soldaten, wurde der wilde, jähzornige und unbesonnene Sohn gerade so gefürchtet, wie der Vater, — denn er suchte sich für die erlittenen Mißhandlungen und die beständige Furcht, unter welcher er lebte, wiederum dadurch schadlos zu halten, daß er die eigene Person mit doppelten Schrecken umgab. Hand in Hand mit dieser Härte gegen die Untergebenen ging bei Constantin Pawlowitsch eine wenig ehrenvolle Abhängigkeit von den Günstlingen des Kaisers. Obgleich es öffentliches Geheimniß war, daß der oberste Vertraute Pauls, der vom Stiefelputzer zum Oberstallmeister und Generallieutenant beförderte „Graf" Iwan Kutaissow den Kaiser systematisch gegen die eigenen Familienglieder aufhetzte, rief Constantin regelmäßig die Intervention dieses Gewaltigen an, wenn es das Schwert Allerhöchster Ungnade abzuwenden galt. Kutaissow mußte aushelfen, als der Großfürst die abendliche Meldung unterlassen hatte, zu welcher er als Militärgouverneur von Peterhof verpflichtet war (er hatte den Kaiser mißverstanden und sich bereits Nachmittags von demselben entlassen geglaubt), und wegen welcher er vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden fürchtete; Kutaissow wurde angerufen, um der Verbannung des Prinzen und seiner Gemahlin in das eisige, Jahre lang ungeheizt gebliebene Zarskoje-Selo ein Ende zu machen, welche über den unglücklichen

Chef des Chevaliergarde-Regiments sammt der Mannschaft desselben, wegen eines Manöverfehlers, verhängt worden war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Kutaissow gewesen, der auch den „großen" Conflict von 1799 ausgeglichen hat. Aus Italien zurückgekehrt, wo er an der Seite Suworows gegen die Franzosen mitgefochten und zur Belohnung dafür den (sonst nur dem Thronfolger zukommenden) Titel „Cäsarewitsch" erhalten hatte, war der Großfürst nicht nur von dem großen Publicum, sondern eine Zeit lang auch von seinem Vater als Kriegsheld und militärischer Sachverständiger angesehen worden. In dieser Eigenschaft hatte er gewisse Veränderungen in der Uniformirung der Armee vorgeschlagen und an der Hand eines Modells zu erläutern versucht. Der Kaiser hatte anfangs ruhig zugehört, plötzlich aber mit vor Zorn bebender Stimme ausgerufen: „Das ist ja der Schnitt der Potemkin'schen Uniformen! Du schlägst Dich auf die Seite meiner Feinde — fort aus meinen Augen, Verräther." — Die bloße Erinnerung an den Liebhaber seiner Mutter und Feind seiner Jugend war ausreichend gewesen, den unglücklichen Monarchen um alle Besinnung zu bringen und den ahnungslosen Großfürsten in eine Ungnade zu stürzen, deren Folgen nur mühsam und nach langen Verhandlungen abgewendet werden konnten.

Das feindselige Mißtrauen Pauls I. gegen seine Söhne hat bekanntlich bis zum Tode dieses Fürsten gedauert, die Besorgniß der Hofkreise vor einem plötzlichen und gewaltsamen Ausbruch dieser Feindseligkeit auf die Katastrophe vom 11/23. März des Jahres 1801 entscheidend eingewirkt. Des Kaisers gegen die Fürstin Anna Gagarin gethaner Ausspruch: „Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères," wurde auf seine Absicht gedeutet, die beiden Großfürsten zu beseitigen und den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg als Thronfolger zu proclamiren und gab das Signal zur Ausführung der Pläne, mit denen die Pahlen, Bennigsen und Subow sich schon früher getragen hatten. An dem, dem tragischen Ereignisse vorausgehenden Tage (so berichtet eine Aufzeichnung Sablukows) hatten beide Großfürsten von dem Kaiser Stubenarrest und ihre Lakaien die Ordre erhalten, über jeden den Gefangenen gemachten Besuch sofort zu berichten. Als Sablukow am Abend des 11/23. März im Michailow'schen Palais erschien, um in seiner Eigenschaft als Adjutant des Chevaliergarde-Regiments dem Großfürsten Constantin den Tagesräpport zu erstatten, warnte ein ihm bekannter Kammerlakai den Obristen vor dem Betreten der Gemächer des Cäsarewitsch, indem er angab, dem Kaiser sofort darüber berichten zu müssen. Sablukow bestand auf seinem Willen und wurde endlich vorgelassen: er fand den Großfürsten blaß und an allen Gliedern schlotternd in seinem Zimmer dastehen; wenig später trat Alexander ein, die Spuren mächtiger innerer Erregung nur mühsam verbergend, — endlich erschien durch eine andere Thür der Kaiser in feierlichem Paradeschritt eintretend, in Galauniform und den Commandostab in erhobener Hand tragend. Bei seinem Eintritt flüchtete Alexander in das Nebenzimmer, Constantin aber blieb wie angewurzelt stehen; Paul hörte dem Bericht des Adjutanten zu und entfernte sich dann wieder; Constantin blieb einen Augenblick zurück und verabschiedete Sablukow, nachdem er ihm unter der Ermahnung zu höchster Vorsicht mitgetheilt, er und sein Bruder hätten Arrest und würden vor dem Oberprocureur Oboljäninow einen Eid abzuleisten haben. Nachts wurde der Obrist durch einen Befehl Constantins geweckt, der das Regiment sofort und in voller Munition antreten ließ — eine Stunde später war Alles vorüber und hatte Alexander I. den Thron bestiegen, Constantin aber bei der Nachricht vom Tode seines Vaters das Gelöbniß abgelegt, nie und unter keinen Umständen die russische Krone anzunehmen.

Auf keinen der Söhne Kaiser Pauls haben die Eindrücke dieser Jugend- und Entwickelungsjahre so nachhaltig und entscheidend eingewirkt, wie auf den „Cäsarewitsch". Alexander, dem er durch die gemeinsam verlebte Prüfungszeit eng verbunden war, ließ den Bruder, so weit das möglich, gewähren, konnte eine gewisse Scheu vor dessen wildem, unberechenbarem Wesen aber nie überwinden und sah sich wiederholt genöthigt, gegen die Brutalitäten und Tollheiten einzuschreiten, die der nächst berechtigte Erbe seiner Krone beging. Nikolaus ist dem älteren Bruder, der zu seinen Gunsten abdicirt hatte und der dem gemeinen Manne aus diesem Grunde für einen „großen Mann" galt, sein Leben lang mit achtungsvoller Ergebenheit begegnet, hat ihn aber stets von sich entfernt gehalten. Beide Fürsten mochten die Empfindung haben, daß die Zügellosigkeit und das asiatische Wesen des von seiner Großmutter zum Kaiser von Byzanz bestimmten Prinzen in eine Zeit nicht mehr hineinpaßten, welche sich von der Aera der Palastrevolutionen, der Bojarenverschwörungen und der Kaisermorde durch einen tiefen Abgrund geschieden wußte und bei aller absolutistischer Strenge die Formen europäischen Regiments ernstlich anstrebte. In den Traditionen des kaiserlichen Hauses und der jüngeren Generation desselben hat der heute halbmythisch gewordene Cäsarewitsch dagegen noch lange nach seinem Tode (27. Juni 1831) eine erhebliche Rolle gespielt und für den Typus eines Zarensohnes von altem Schrot und Korn gegolten. Seine bei Austerlitz bewiesene Tapferkeit, der Trotz, mit welchem er Napoleon in Erfurt entgegengetreten war, die geheimnißvolle Thronentsagung vom 26. Januar 1822, das romantische Verhältniß zu jener Gräfin Grudzinska (Fürstin Lowicz), die die Bändigerin und schließlich die zweite Gemahlin dieses Unbändigen wurde, seine wunderliche Stellung zu der mißhandelten und doch leidenschaftlich geliebten polnischen Armee und die zahllosen von ihm erzählten Soldatenanecdoten hatten aus dem zweiten Sohne Kaiser Pauls eine Art von russischem Condé, den Paladin eines Sagenkreises gemacht, der in den Kinder- und Gesindestuben des Winterpalais Jahrzehnte lang sein Wesen getrieben hat. — Der eigentliche Mittelpunkt, der Artus dieses Kreises, war natürlich nicht Constantin selbst, sondern sein älterer Bruder, der Kaiser Alexander I., der „Gesegnete", der „ange blanc", der den corsischen Imperator besiegt und (wie die officielle Kalenderphrase lautet) „die Gallier sammt den zweiundzwanzig ihnen verbündeten Nationen" von der Erde des heiligen Rußland vertrieben hatte. Merkwürdig, daß in dieser Ueberlieferung die sanften und liebenswürdigen Eigenschaften, mit welchen der Kaiser ganz Europa bezauberte, eine sehr viel geringere Rolle spielen, als gewisse Eigenthümlichkeiten seines Charakters und seiner Lebensführung, die zu dem herkömmlichen Idealbilde nicht recht stimmen wollen und dennoch historisch verbürgt sind! Alexanders maßloser Hang zu Ausschweifungen, der Jähzorn, zu welchem er sich gelegentlich hinreißen ließ, und die bodenlose, seitdem nie wieder dagewesene Willkürwirthschaft, die sich unter der Aegide des einzigen Mannes, dem er bis an das Ende seines Lebens traute, des Grafen Araktschejew, etablirte, — haben die nachfolgenden Geschlechter sehr viel mehr beschäftigt, als die Verdienste, die der liebenswürdige Nachfolger Kaiser Pauls um die Humanisirung des russischen Staatswesens sich erworben hat. An dem Maßstabe desjenigen gemessen, was zwischen 1801 und 1820 an Libertinage geleistet und aus der dem General Solomka für unqualificirbare Zwecke anvertrauten Kasse bestritten wurde, nimmt sich freilich Alles, was über Liederlichkeiten unter ähnlichen Verhältnissen geflüstert wird, ziemlich kindlich aus, — Ausbrüche der Sultanslaune, wie sie der unglückliche Censor des „Constitutionel" und der kaiserliche Flügeladjutant Obrist Bartholomäi*) erfahren haben, galten bereits unter dem Scepter des

*) Auf einen directen, bei der Tafel und im ersten Affect gegebenen Befehl des Kaisers wurde der erwähnte Censor nach Sibirien geschickt, weil er die auf der vierten Seite des „Constitutionel" abgedruckte Anzeige einer Schrift über die Ermordung Kaiser Pauls übersehen hatte. — Der Obrist v. Bartholomäi, den Alexander mit Zeichen seiner Freundschaft überhäuft und während seines ersten Pariser Aufenthalts zu seinem beständigen Begleiter gemacht hatte, fiel in Ungnade und wurde nie wieder eines kaiserlichen Worts gewürdigt, weil er auf einem Spaziergang über den Montmartre die Aehnlichkeit der von dieser Anhöhe sich darbietenden Aussicht auf Paris mit dem Panorama Moskaus von den Sperlingsbergen verglichen und den Monarchen dadurch an die Anwesenheit Napoleons in der ersten russischen Hauptstadt erinnert hatte.

Kaisers Nikolaus für ebenso unmöglich, wie die Barbareien der Araktschejew'schen Militärcolonie und die Dinge, welche der Schüler des „Philosophen" Laharpe, der Freund Baaders und der Frau v. Krüdener sich von dem rohen und gemeinen Fanatiker Photi im Jahre 1824 hatte bieten lassen.

Der Hauptsache nach ist die Pfaffenintrigue, durch welche der Jugendfreund und vieljährige Vertraute Alexanders, Fürst Galyzin, gestürzt und von der Verwaltung des Cultus- und Unterrichtsministeriums entfernt wurde, längst bekannt: das für den Charakter und den Bildungszustand des damals siebenundvierzigjährigen Monarchen bezeichnende Detail dieser Geschichte ist aber erst durch die im vorigen Jahre veröffentlichte Monographie Miropolskis über Photi den Archimandrit des Jurjewklosters und durch die Publication von Photis eignen Tagebüchern (Russki Archiv 1873) an das Licht gezogen worden. Durch eine vornehme und reiche Gönnerin, die altjüngferlich bigotte Gräfin Anna Orlow-Tschesmenskaja dem Grafen Araktschejew empfohlen, sah dieser Photi es für seine Lebensaufgabe an, den als Begründer der Bibelgesellschaft der pfäffischen Reactionspartei verhaßt gewordenen Cultusminister Galyzin und dessen angeblich protestantisirende Freunde (unter welchen sich neben Alex. Turgenjew, Popow und Labin, übrigens verschiedene hohe Würdenträger der griechischen Kirche befanden) zu beseitigen. Das Hauptverbrechen, welches dem Minister zur Last gelegt wurde, bestand in der Förderung, die er den russischen Uebersetzungen verschiedener Andachtsbücher und Tractate Goßners, Jung-Stillings, Feßlers, Eckartshausens und anderer zum Mysticismus neigender „Ketzer" hatte angedeihen lassen. In einer Reihe von unsinnigen Schmähungen strotzender „Sendschreiben", welche dem Kaiser im April 1824 heimlich überreicht wurden, denuncirte der eigens zu diesem Zweck aus Nowgorod nach Petersburg berufene Mönch den Minister des geheimen Einverständnisses mit revolutionären und kirchenfeindlichen Umtrieben, welche auf den Umsturz von Thron und Altar abzielen sollten, gab ihm Schuld, ein Vorläufer des Antichrist zu sein, eine neue Religion einführen zu wollen u. s. w. Unter Berufung auf himmlische Erscheinungen, die ihn mit der Bekämpfung Satans und seiner Gesellen beauftragt haben sollten und in einer von excentrischer und dabei von tiefster Unbildung zeugenden Tollhäuslersprache empfahl Photi dem Kaiser, sein ganzes Vertrauen auf den „echt befundenen" Araktschejew zu setzen und zur „Ausrottung der Gottlosigkeit" die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Durch „göttliche Offenbarung" sei ihm, Photi, als er um Erleuchtung im Kampfe gegen die Revolution inbrünstig gebetet, das Folgende als der directe Wille des Herrn bezeichnet werden:

1) Das Ministerium der geistlichen Angelegenheit und zwei andere Ministerien sind von ihren gegenwärtigen Inhabern zu reinigen.

2) Die Bibelgesellschaft ist sofort aufzuheben, da es bereits genug Bibeln gibt und da diese nicht mehr nöthig sind.

3) Der Synod (die Oberkirchenbehörde) ist auf seinen früheren Fuß bringen und die Geistlichkeit mit der Aufsicht über das Unterrichtswesen zu betrauen, damit nichts gegen die Regierung und gegen den Glauben geschehe.

4) Geheimrath Koschelew ist zu entfernen, Goßner und Feßler auszutreiben und die Methodisten über die Grenze zu schaffen. (Sendschreiben III, übergeben am 27. April 1824.)

Nachdem die Zahl dieser Botschaften (in welchen u. A. Galyzin als „geistlicher Napoleon" bezeichnet und der Kaiser daran erinnert worden war, daß seit der Bekämpfung des weltlichen Napoleon gerade 12 Jahre vergangen seien) auf fünf gestiegen war, zeigte Alexander sich durch den Inhalt so tief erschüttert, daß Galyzin durch gute Freunde gewarnt und bedeutet wurde, sich mit dem Archimandrit (den er selbst empfohlen und stets mit Auszeichnung behandelt hatte) zu verständigen. Es kam zu einer Besprechung, der arglistige Mönch wußte sich aber so geschickt durchzulügen, daß der harmlose Fürst sich wieder beruhigte. Dann führten die Verschworenen ihre Hauptschläge: Photi bestimmte den Metropoliten Seraphim, einen schwachen, unbedeutenden Mann, bei dem Kaiser eine Audienz nachzusuchen und denselben zu präpariren. Nachdem das gelungen war (die Audienz hatte so tief in die Nacht hinein gedauert, daß Photi bereits fürchtete, der Metropolit sei in Ungnade gefallen, am Ende gar „verschickt" worden), erhielt Photi den Befehl, zum Kaiser zu kommen, „im tiefsten Geheimniß, auf einer geheimen, direct in das kaiserliche Kabinet führenden Treppe, damit nichts offenbar werde" — dem Kaiser war offenbar daran gelegen, den Fürsten Galyzin in dem Wahn zu lassen, es sei Alles beim Alten geblieben. — In einer dreistündigen Audienz entwickelte Photi sein „ihm von Gott eingegebenes", oben mitgetheiltes Programm im Einzelnen. „Der Kaiser," so berichtete Photi selbst, „war tief erschüttert, er erkannte, daß der Herr selbst ihm Errettung aus schwerer Gefahr gesendet habe. Ein Mal über das andere rief er aus: Herr, wie gnädig und barmherzig bist Du gegen mich! Gleichsam direct vom Himmel hast Du mir einen Engel gesendet, um mir Recht und Wahrheit verkündigen zu lassen." Nachdem er den sich in den furchtbarsten Prophezeiungen ergehenden Mönch gebeten, ihm einen „schriftlichen Plan über Alles" auszuarbeiten, sank der Kaiser „wie gebrochen" in die Knie und bat um die Fürbitte und den Segen seines Interlocutors, dem er feierlich die Abstellung alles angerichteten Uebels gelobte.

Freudestrahlend kehrte Photi in das Palais der Gräfin Orlow zurück, bei welcher er Wohnung genommen: er war so furchtbar erregt, daß seine Kleider von Schweiß trieften und daß er die Wäsche wechseln mußte. Andern Tags fand eine Conferenz zwischen dem Metropoliten, Photi und dem vom Kaiser entsendeten Grafen Araktschejew statt. So vollständig war der bestimmbare Monarch unter den Einfluß des wilden Fanatikers gerathen, daß er diesen förmlich um Gnade für seinen Jugendfreund Galyzin bitten und einen Ausgleich vorschlagen ließ. Der Metropolit wankte, Photi aber bestand auf der Forderung, daß der Minister entlassen und daß sein „Programm" dem vollen Umfange nach zur Geltung gebracht werde; auf sein Andringen mußte der schwache Metropolit erklären, daß er für den Fall der Erhaltung des Ministers seine geistliche Würde niederlegen werde. Mit diesem, seinen eigenen Wünschen entsprechenden Bescheide kehrte Araktschejew zum Kaiser zurück. Dieser zögerte indessen noch einige Tage; Goßner wurde zwar auf Beschluß des Minister-Comités ausgewiesen, Galyzin aber noch immer nicht entlassen. Jetzt entschloß sich der seiner Sache sicher gewordene Mönch, die Initiative zur Beseitigung des verhaßten Feindes selbst zu ergreifen: bei einer Begegnung im Hause der Gräfin Orlow überhäufte Photi den Fürsten mit den wüthendsten Schmähungen, nannte ihn ein Satanskind, das schweigen müsse, wenn der Herr durch den Mund seines Gesalbten mit ihm rede, und sprach schließlich das Anathema über den Mann aus, der formell noch immer sein höchster Vorgesetzter war. Galyzin blieb nichts übrig, als sich zu entfernen und bei dem Kaiser Satisfaction zu verlangen. Das war es, was Photi bezweckt und warum er nach der Entfernung Galyzins aus dem Orlow'schen Palais die erschreckte Herrin desselben mit dem Triumphliede: „Der Herr ist mit uns" empfangen hatte. Er wußte, daß Alexander nicht wagen werde sein dem „Engel des Himmels" gegebenes Versprechen zu brechen, brachte den skandalösen Vorfall, so weit an ihm war, in die Oeffentlichkeit und zwang Galyzin dadurch, sich sofort und in übereilter Weise an den Kaiser zu wenden. Dieser stutzte anfangs, ließ sich indessen durch Araktschejew, den Oberpolizeimeister Gladkow und den Commandeur der Garde, General Uwarow (einen Theilnehmer der Verschwörung vom März 1801), bestimmen, den einmal „unrettbar compromittirten" Minister fallen zu lassen. Zwei weitere Sendschreiben Photis, welche dem Monarchen „in der Stille" durch Uwarow überreicht wurden, krönten das Gebäude und am 15. Mai 1824 (dem Himmelfahrtstage) lag ein Allerhöchster Befehl vor, durch welchen der dem Kaiser dreißig Jahre lang eng verbunden gewesene Fürst Alexander Galyzin (übrigens unter Belassung in der Stellung eines General-Postmeisters) seiner Aemter als Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichts und als Oberprocureur des Synods enthoben und das Ministerium des Cultus (der geist-

lichen Angelegenheiten) aufgelöst wurde. Photis „Programm" war bis in seinen letzten Consequenzen durchgeführt worden. Daran aber ließ der rachsüchtige Fanatiker sich nicht genügen. Obgleich er in sein Kloster hätte zurückkehren müssen, blieb er in Petersburg, um den Kaiser mit einer ganzen Fluth neuer Sendschreiben zu überschwemmen, in seinen Denunciationen gegen ihm mißliebige Personen (u. A. gegen den würdigen Metropoliten von Moskau Philaret) fortzufahren, die große Zahl am Hofe und in wichtigen Aemtern stehenden „ketzerischen Ausländer" als Gefahr für Rußland zu bezeichnen, und schließlich dem Kaiser vorzurechnen, daß das Jahr 1836 ($18 = 6 + 6 + 6$ und $36 = 6 \times 6$, — die 6 aber die Ziffer des apokalyptischen Jahres) ein in der Offenbarung vorausgesetztes Entscheidungsjahr sein werde. Dem Kaiser schien endlich die Geduld zu reißen: am 6. August (1824) erhielt Photi den Befehl, „ins Geheim" im Kabinete Sr. Majestät zu erscheinen. Ueber diese zweite Audienz wird nach Photis Aufzeichnungen das Folgende berichtet. — Der Monarch empfing den Archimandrit kühl und strenge und warf ihm vor, er habe kein Recht gehabt, gegen den Fürsten Galyzin so vorzugehen, wie er gethan. Als Photi den Mund öffnen wollte, um sich zu vertheidigen, gebot der Kaiser ihm in barschem Tone, zu schweigen und fuhr in längerer Rede fort, ihm sein unchristliches Verhalten vorzuwerfen: „Versteht Photi, was der Zar ihm gesagt hat?" hieß es zum Schluß. Photi hörte schweigend zu, bis der Kaiser seinem Unmuth gehörig Luft gemacht zu haben schien. Dann begann er in längerer Rede die Reinheit seines Eifers und den Umfang der Gefahren zu schildern, welche das Reich und dessen Kirche bedroht hätten. „Der heilige Nikolaus," so hieß es zum Schluß dieser wohl erwogenen Replik, „hat keinen Anstand genommen, den Arius wegen einer Lüge öffentlich ins Gesicht zu schlagen und sich gefallen lassen, daß die Väter ihn dafür der Bischofswürde entkleideten." „Du siehst also," warf der Kaiser ein, „wie es dem Heiligen wegen seines Uebereifers ergangen ist." Auf diesen Einwurf hatte Photi nur gewartet. „Die Väter haben ihn verurtheilt," gab er emphatisch zur Antwort, „aber der Herr hat ihn gesegnet" und dabei zog er eine wohlpräparirte Erörterung über den Fall des heil. Nikolaus aus der Tasche, die er dem erstaunten Kaiser zu lesen gab. Alexander las und gab das Blatt mit einer Miene zurück, in welcher sich „Beschämung" ausdrückte, — Photi aber nahm jetzt sein Tempo wahr, holte aus den Taschen und Aermeln seines Gewandes und schließlich aus seinen Stiefeln alle möglichen Papiere und Documente hervor, aus welchen er die „teuflischen" Pläne seiner Gegner und den Umfang seiner durch die „Entlarvung" derselben erworbenen Verdienste um Thron und Alter nachzuweisen suchte und wußte bei dem Hervorsuchen dieser Documente so geschickt zu manipuliren, daß der Kaiser seines am bloßen Körper getragenen, mit scharfen eisernen Ringen versehenen härenen Büßerhemdes gewahr wurde. Jetzt hatte der schlaue Mönch gewonnenes Spiel: „der Zar war tief ergriffen und erglühte wie von einem heiligen Feuer der Scham", er — sank schließlich auf die Knie, erbat Segen und Fürbitte des modernen Propheten Nathan und ließ diesen mit der Empfindung abziehen, abermals einen großen Triumph erfochten zu haben.

Die Charakteristik des Herrschers, mit welchem der rohe und niedrig denkende Archimandrit des Nowgoroder Jurjewklosters ein so unerhörtes Spiel treiben konnte, leitet der russische Historiker A. N. Pypin*) mit der Bemerkung ein, „daß auch die Persönlichkeit eines unbeschränkten Herrschers nichts Zufälliges, sondern ein Product der sie umgebenden Verhältnisse ..... wesentlich das ist, wozu sie von ihrer Umgebung gemacht wird .... In der Person des Kaisers Alexander I. spiegelten sich die verschiedensten und widerspruchsvollsten Tendenzen der Zeit: in ihm sind zugleich auf Aufklärung und Freiheit gerichtete Bestrebungen und durchaus reactionäre, auf Willkür und Unterdrückung zielende Tendenzen verkörpert worden, ... ja, in Folge der Weichheit seines Charakters, hat er mitunter gleichzeitig die einen und die andern Ziele verfolgt". — Zur Erklärung der oben mitgetheilten Vorgänge ist auch diese Charakteristik nur unter einer Voraussetzung ausreichend: derjenigen, daß der Untergrund des gesammten russischen Lebens jener Zeit ein barbarischer und von den die Oberfläche beherrschenden europäischen Culturzuflüssen völlig unberührter gewesen ist. Und der typische Repräsentant dieser Zeit, der zwischen Extremen so wunderlicher Art umhertaumelnde, im Kern seines Wesens barbarisch gebliebene Herrscher ist Jahrzehnte lang von der officiellen Geschichtsschreibung wie ein höheres Wesen behandelt, als Superlativ liberaler Fürstengesinnung angestaunt, von seiner hintangesetzten und vernachlässigten Gemahlin „notre ange", — von den Wortführern einer großen Nation der „Gesegnete" genannt worden! In dem Cultus seines Gedächtnisses sind der gegenwärtig regierende Kaiser und dessen Brüder erzogen und ihr Leben lang gewöhnt worden, den ältesten Bruder ihres Vaters als einen der größten Männer aller Zeiten zu verehren — an den ersten Alexander hinanzureichen, hat der zweite Jahre lang als Ziel seines Lebens angesehen. Nebenher hat die Hoftradition aber auch dafür zu sorgen, daß die heutigen Vertreter des Kaiserhauses ganz genau darüber unterrichtet sind, was Alles mit der Heiligkeit, dem idealen Fluge und dem Liberalismus ihres Idols vereinbar gewesen ist!

*) „Die Bewegung der russischen Gesellschaft unter Alexander I." (russisch, St. Petersburg 1871). Pypin wurde auf Grund dieses Buches zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaft erwählt, von dem Minister Grafen Tolstoy indessen bewogen, die Wahl nicht anzunehmen.

Ueber Gletscher und Eiszeiten.

Von Philipp Braunmüller.

(Schluß.)

Es sind noch nicht viele Decennien verflossen, seitdem eine wissenschaftliche Beobachtung der Gletscher existirt. Seit 50 Jahren etwa haben wir eine genauere Kenntniß der merkwürdigen Naturerscheinung, und seitdem hat man die zutreffende Erklärung des Vorkommens der erratischen Blöcke, der Moränen, welche heut im warmen Thale liegen, der Felsenschliffe u. s. w., indem man constatirte, daß einst eine Periode gewesen, in der es viel kälter war wie heut, eine Periode, welcher man den Namen Eiszeit gegeben.

Vor 40 und 50 Jahren, zu einer Zeit, wo man in der Geologie die Fahne des Plutonismus hoch hielt, kam diese Erkenntniß sehr ungelegen. Sie paßte ganz und gar nicht in das System. Bis dahin stimmte Alles.

Man nahm an, wie uns das ja hinreichend bekannt ist, daß die Erde aus einem feurig gasigem Zustande in den feurig flüssigen übergegangen sei, daß bei weiterer Abkühlung sich eine Erstarrungskruste gebildet habe, die mit der Zeit immer stärker geworden, so daß endlich organische Wesen eine passende Heimat finden konnten. Früher sei diese Kruste natürlich schwächer gewesen wie heut, so daß die Wärme des Erdinnern sich auch auf der Erdoberfläche habe bemerkbar machen können. Man habe in Folge dessen auch in Nordeuropa ein mindestens tropisches Klima gehabt. Beweise dafür fand man in den wunderbar mächtigen „Steinkohlen- und Braunkohlenwäldern", in einer Flora und Fauna, an welche die heutige nicht im Entferntesten hinanreichen könne.

In diese üppige Frühlingsnacht ultraplutonischer Theorien fiel der Reif des Erkenntnisses der Eiszeit.

Da sollte mit einem Male vor langen, langen Jahrtausenden eine Zeit gewesen sein, wo trotz der naturgemäß dünnen Erstarrungskruste es kälter, viel kälter bei uns war wie heut! Und, was noch schlimmer war, es lagen bestimmte und sichere Anzeichen vor, daß vor dieser Eiszeit, getrennt durch eine lange Reihe von Jahrtausenden, ebenfalls eine ganz ähnliche Periode einer bedeutenden Vereisung unseres Continentes gewesen ist.

Die feurigsten Anhänger der plutonistischen Lehren nahmen allerdings keinen Anstand, das Vorkommen der erratischen Blöcke der Schweiz, welche man zuerst am eingehendsten studirt hatte, dadurch zu erklären, daß dieselben bei Erhebung der Berge durch „Wurfkraft" meilenweit fortgeschleudert seien. Andere, welche dem Moment der Vergletscherung Rechnung trugen, führten aus, daß die Gebirge in jener Zeit einfach so viel tausend Fuß, als für die Erscheinung nöthig war, durch vulkanische Kraft höher gehoben wären. Und wenn eine Periodicität der Vergletscherung stattfand, nun so fehlte auch die Periodicität der vulkanischen Erhebung nicht. Diese Theorien hat man heut einfach zu den Acten gelegt. Man hat die Unzulänglichkeit derselben erkannt und sich nach anderen Momenten umgesehen und dieselben in Rechnung gebracht.

Aus der großen Menge der aufgestellten Hypothesen möchte ich nur die eine und die andere in kurzen Worten entwickeln.

Ich beginne mit der Poisson'schen Theorie.

Bei der Unendlichkeit des Universums unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn wir von irgend einem Punkte aus, also beispielsweise von dem, auf welchem wir uns jetzt befinden, nach irgend einer Richtung in den Weltenraum gerade aus und nur genügend weit gehen, wir jedesmal auf einen Stern stoßen müssen. Es befindet sich also die Erde in einem Raume, der von einer gewissermaßen geschlossenen Hülle umgeben und welcher nicht absolut leer, sondern von einem äußerst lockeren Aether angefüllt ist. Alle Sterne besitzen aber eine gewisse Wärme, welche sie in den Weltenraum ausstrahlen. Wenn nun der Aether irgend welche Absorptionskraft besitzt (und dieser Fall ist nicht undenkbar), so liegt es auf der Hand, daß die Temperatur des Weltenraumes nicht überall dieselbe ist, daß sie höher in den Regionen ist, wo die Sterne dichter stehen, niedriger dort, wo sich verhältnißmäßig weniger Wärmequellen befinden.

Nun steht unsere Sonne nicht still im Weltenraume. Sie nähert sich also bei ihrer Wanderung gewissen Sternen und entfernt sich von andern, tritt also immer mit neuen Gestirnen in Wärmeaustausch. Hat sich nun die Sonne und mit ihr unsere Erde und die übrigen Planeten lange Zeit in warmen Räumen des Weltalls aufgehalten, so haben diese Körper, also auch der von uns bewohnte Stern, die Temperatur dieses Raumes annehmen müssen. Und nicht nur auf der Oberfläche, sondern bei genügend langer Zeit ist auch diese Temperatur tief in das Innere eingedrungen. Kommen wir nun in kältere Regionen, so wird die Erde, nur auf die Insolation angewiesen, die früher empfangene Wärme ausstrahlen und zunächst an der Oberfläche erkalten, während ihr Inneres noch lange Zeit warm bleiben muß.

Hiermit lieferte Poisson eine sehr natürliche und einfache Erklärung der auf der Erde beobachteten Temperaturzunahme nach Innen und fand ebenso ungezwungen den Grund für eine Eiszeit, wenn er behauptete, daß in jener Zeit die Erde in Gegenden von niederer Temperatur gewesen sei.

Allein zunächst entbehrt die Poisson'sche Hypothese jeder exacten Beobachtung, sogar der Möglichkeit irgend einer wissenschaftlichen Begründung. Dann aber verlangt sie für die Erklärung der Eiszeit, welche, wenn auch nicht der historischen Zeit ganz angehörig, doch in die allerjüngste geologische Epoche fällt, so über alle Maßen gewaltige Zeiträume, daß man sie eben auch aus diesem Grunde nicht acceptiren darf.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Sonne durch den Raum dahingeht, ist eine große. Sie beträgt nach den gewissenhaften Untersuchungen Mädlers pro Jahr ungefähr 250 Millionen Meilen, für die winzige Zeitdauer einer Secunde also nahezu 8 Meilen. — Nun sind aber die Fixsterne, die Wärmequellen des Raumes, durchschnittlich nicht weniger als 5 Billionen Meilen von einander entfernt. Zur Zurücklegung eines solchen Weges bedarf das Sonnensystem 20,000 Jahre. Es erscheinen ferner die Fixsterne zwischen dem wahrscheinlichen Schwerpunkte der Sonnenbewegung und unsrer Sonne, und in der Verlängerung dieser Linie ziemlich regelmäßig vertheilt, so daß sich gar nicht absehen läßt, wieviel mal 20,000 Jahre verflossen sein müssen, seitdem unsere Sonne eine Region des Universums passirt hat, in welcher die Fixsterne so weit auseinander stehen, daß dort der Weltenraum wesentlich kühler ist als da, wo wir uns jetzt befinden.

Eine andere Hypothese, welche zur Erklärung der Eiszeit ebenfalls astronomische Berechnungen anstellt, sich dabei auf unser Sonnensystem beschränkend, ist die Adhémar'sche.

Wie bekannt bewegt sich unsre Erde um die Sonne in einer Ellipse. Sie kommt hierbei Anfangs Januar der Sonne am nächsten und ist in den ersten Tagen des Juli etwa 650,000 Meilen weiter entfernt. Wir befinden uns also im Winter in der Sonnennähe, im Perihelium, im Sommer dagegen in der Sonnenferne, im Aphelium. Allein diese Verhältnisse sind keine festen, sie kehren sich im Laufe der Jahrtausende um. Es kommt eine Zeit, wo wir im Sommer der Sonne am nächsten sind und im Winter im Maximum der Entfernung von unserm Centralkörper uns befinden. Dieser Wechsel umfaßt eine Periode von 21,000 Jahren.

Die Frage liegt nahe: wird sich unser Klima im Laufe der Zeiten ändern, und was hat die nördliche Hälfte der Erdkugel in 10,500 Jahren, wenn die Verhältnisse sich also geradezu umgekehrt haben, zu erwarten?

Wenn wir die Wärmemenge, welche der Erde von der Sonne im Aphelium zugeht, durch die Zahl 100 ausdrücken, so beträgt dieselbe im Perihelium 107. Es geht also daraus hervor, daß wir in 10,500 Jahren, wenn wir im Sommer der Sonne am nächsten sind, 107% der heutigen Sonnenwärme empfangen werden, dafür im Winter entsprechend weniger wie heut. Der Sommer wird also heißer, der Winter kälter sein als jetzt. Die Summe der im ganzen Jahre empfangenen Wärme bleibt aber dieselbe, denn da sich nach dem bekannten Kepler'schen Gesetze die Planeten in der Sonnennähe schneller bewegen wie in der Sonnenferne, so wird der heiße Sommer um 7—8 Tage kürzer sein wie heute, und der Winter um diesen Zeitbetrag länger. Allein das Klima irgend eines Punktes unsrer Erde ist nicht nur von der empfangenen Wärme abhängig, sondern ebenso von der ausgestrahlten. Und diese Ausstrahlung der Erdwärme in den kalten Weltenraum wird während des längern Winters auch eine größere sein und somit eine strengere Kälte veranlassen.

Adhémar nimmt nun an, daß in Folge dessen die Eismassen am Nordpole so anwachsen müssen, daß der Schwerpunkt der Erde verrückt werde und mehr in die nördliche Halbkugel hineinfalle. Dann muß das oceanische Wasser in größerer Menge nach Norden strömen und hier die Tiefländer überfluthen. So wäre dann eine neue Eiszeit eingetreten, ganz ähnlich jener, deren Spuren wir klar und deutlich in unsrer Heimat und in andern Ländern unsrer Breitengrade noch heut beobachten.

Diese Adhémar'sche Hypothese erscheint sehr annehmbar. Sie erklärt die Eiszeit und eine Periodicität derselben und benutzt dazu astronomisch bestimmt nachgewiesene Verhältnisse. Allein, wenn auch das Fundament derselben unverrückbar feststeht, die Annahme, daß durch Vereisung des Nordpols der Schwerpunkt der Erde verrückt werden könne, ist unrichtig, wie Mädler auf mathematischem Wege mit geringer Mühe nachgewiesen hat.

Ich wende mich nunmehr zu einer ganzen Gruppe von Hypothesen, welche alle zur Erklärung der Eiszeit aus verschiedener Ursache eine geringere Intensität der Sonnenwärme in betreffender Periode voraussetzen.

Eis und Kälte hängen ja so innig zusammen, daß man durch Verminderung der Sonnentemperatur eine Vergletscherung der Erde am bequemsten und einfachsten glaubte erklären zu können. Und doch ist diese Annahme eine durch und durch irrige! Man muß sich nur klar machen, welchen Umständen wir die Möglichkeit der Gletscherbildung verdanken! Es sei uns gestattet, hier Altbekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen.

Nimmt man Eis und setzt dasselbe in einem Gefäße einer constanten, sich stets gleich bleibenden Wärmequelle aus, so wird die Temperatur des Eises, wie man an einem hineingestellten

Thermometer leicht beobachten kann, stetig steigen, bis das Quecksilber den Nullpunkt, Gefrier- oder richtiger Thaupunkt, erreicht hat. Hier steht es so lange still, bis das letzte Stückchen Eis verschwunden und zu Wasser geworden. Die gesammte Wärme, welche während des Stillstandes der Quecksilbersäule dem Eise von 0 Grad zugeführt wurde, hat dasselbe nur in Wasser von 0 Grad verwandelt. Das Wasser erwärmt sich nun stetig weiter, das Quecksilber steigt regelmäßig, bis es 100 Grad, die Temperatur des siedenden Wassers, erreicht hat. Heißer wird das Wasser nicht. Alle Wärme, die man dem Wasser noch zuführt, wird nur zur Verwandlung des Wassers von 100 Grad in ebenso heißen Dampf verwandt. Zur Umwandlung des einen Aggregatzustandes in den anderen, des Eises in Wasser, beides von gleicher Temperatur, gehört also eine nicht geringe Wärme; und eine noch größere zur Umwandlung des Wassers in Dampf.

Die Gletscher können nur entstehen, wenn in der Atmosphäre Wasserdampf vorhanden ist, so daß sich Schnee bilden kann. Und zur Erzeugung eines Pfundes Wasserdampf aus dem tropischen Ocean muß die Sonne genau so viel Wärme ausströmen, daß sie mit der gleichen Wärmemenge 550 Pfund Wasser um einen Grad wärmer machen konnte.

Wasser ist nun in sehr vielen Beziehungen, namentlich auch in seinem Verhalten zur Wärme, ein sehr eigenthümlicher Stoff. Mit demselben Wärmequantum, mit welchem wir die Temperatur von 1 Pfund Wasser um 1 Grad erhöhen, können wir 1 Pfund Eisen um 10 Grad, oder 10 Pfund Eisen um 1 Grad erhöhen.

Wenn also die Sonne, um 1 Pfund Gletschereis zu bilden, 1 Pfund Wasser in Dampf verwandelt, so kann sie mit derselben Arbeit 550 Pfund Wasser, oder 5500 Pfund Eisen um 1 Grad erwärmen, oder, was genau dasselbe ist, 5 Pfund Eisen auf eine Temperatur von 1100 Grad bringen, mit andern Worten 5 Pfund Gußeisen schmelzen.

Wenn wir nun einen einzigen Gletscher der Eiszeit, jenen z. B., der sich durch das Rheinthal über den Bodensee bis Ulm erstreckte, näher betrachten und annehmen, daß derselbe bei 28 Meilen Länge und durchschnittlich 1 Meile Breite 1000 Fuß mächtig gewesen sei, so erhalten wir seinen kubischen Inhalt mit 16,128 Milliarden Kubikfuß und sein Gewicht mit 8064 Milliarden Centnern.

Eine solche Menge Eises wirkt sicherlich erkältend, und es ist einigermaßen verzeihlich, wenn man bei der Vorstellung einer solchen Masse Frost empfindet. Allein die Wärme, welche zur Herstellung dieses Eises unbedingt erforderlich gewesen, genügte, um 40,320 Milliarden Centner Eisen zu schmelzen. Das ist mehr wie das Millionenfache der Jahresproductian des gesammten deutschen Reiches.

Wenn man sich das im Geiste vorstellt, wenn man die Genesis der Gletscher nicht vergißt, so kann man der Sonne während der Periode der Eiszeit alles Andere zuschreiben, nur keine geringere Intensität als sie heut entwickelt.

Und nun, nachdem wir die Ursachen der Eiszeit in den gewaltigen Entfernuugen der Fixsternwelt nicht gefunden, nachdem wir dieselben vergebens im Bereiche unsres Sonnensystems und auf der Sonne selbst gesucht, wollen wir auf der Erde verweilen und überlegen, ob nicht tellurische Verhältnisse allein eine gewaltige Aenderung des Klimas der Continente bedingen können, ob nicht auch noch heut durch eine andere Vertheilung des Starren und des Flüssigen, des Landes und des Wassers, auf unserer Erdoberfläche eine neue Eiszeit herbeigeführt werden kann.

Lyell war es wohl, der zuerst die Ursachen der Gletscherperiode in rein tellurischen Zuständen, in der Vertheilung von Land und Meer auf der Erdoberfläche suchte. Nach ihm sprach Escher von der Linth im Jahre 1852 die Ansicht aus, daß die früher so übergroßen Gletscher der Alpen entstanden wären, weil die Sahara ein kolossales Meeresbecken gewesen. Denn die Südwinde, welche heut trocken und heiß als „Schnee fressender" Föhn herüberkommen, hätten damals feucht sein müssen und hätten in Folge dessen ungeheure Schneemassen auf dem Hochgebirge niedergelegt.

Diese Annahme erscheint sehr plausibel. Denn, wenn der Föhn seinen Ursprung in der Sahara hat, — und er kommt ja aus Süden und ist so trocken, daß frisch geschnittenes Gras in wenigen Stunden ganz ausgetrocknetes Heu wird, — so muß er, wenn die Sahara einstmals mit Wasser bedeckt gewesen (und das war zweifellos der Fall), feucht und kühl das Gebirge getroffen und dort ein Klima bewirkt haben, ähnlich jenem Südamerikas, wo heut in der geographischen Breite von Norditalien Gletscher bis zum Meeresspiegel hinabreichen.

Gegen Escher von der Linth trat unser Dove auf, indem er auf das Entschiedenste nachwies, daß die Wirkungen der heißen Saharawinde in Vorderasien zu suchen und zu finden sind, daß der Föhn aber aus Westindien stamme.

Südwestwind, unser Spandauer Wind, der uns stets Regen oder Schnee in Menge bringt, soll am nördlichen Abhange der Schweiz trocken sein, so trocken, daß bei seinem Auftreten das Feuer auf dem Heerde gelöscht wird, selbst das Rauchen verboten ist, weil ein Funke genügen würde, das ausgetrocknete Holzwerk der Häuser in Brand zu setzen!

Gestatte man mir in wenigen Worten diesen Widerspruch aufzuklären.

Feucht und warm, ein Kind des tropischen Oceans, trifft der Südwestwind die südliche Gebirgswand der Alpen. In die enger werdenden Thäler hinein- und hinaufgedrängt, muß seine Geschwindigkeit eine immer größere werden, während zugleich eine energische Abkühlung erfolgt. Denn ein Mal ist die Temperatur höher liegender Punkte stets niedrig, dann aber dehnt sich die Luft in der Höhe aus, und durch diese Arbeit wird Wärme verbraucht. Eine Folge dieser Abkühlung ist eine heftige Condensation: gewaltiger Regen auf den Abhängen der Berge, mächtiger Schneefall auf den Gipfeln. Der Sturm, welcher mit übergroßer Geschwindigkeit durch die Pässe dahinfährt, und so den Kamm überschreitet, behält jenseits derselben eine Zeit lang seine Richtung bei. Aufrecht, wagerecht oder wenig geneigt, fährt er pfeilschnell über die nördlichen Thäler der Alpen dahin, aus diesen Thälern die Luft ansaugend und mit sich fortreißend. Die hierdurch entstehende Luftverdünnung bewirkt ein rapides Sinken des Barometers und dann ein gewaltiges Herabstürzen der oberen specifisch schwereren dahinrasenden Luft, welche unter donnerartigem Brüllen in furchtbaren Böen umwirft, was ihr im Wege steht, und die Alpenseen aufwühlt. Die in die Tiefe dahinschießende Luft wird natürlich sofort verdichtet und erwärmt sich dabei so rapid, daß das Thermometer in wenigen Stunden um 10 Grad steigt. War nun diese Luft in Folge der Condensation schon in den oberen Regionen ziemlich trocken geworden, so muß sie es nach allgemein bekannten Gesetzen nach ihrer Erwärmung noch viel mehr sein. Und so erscheint denn der ursprünglich feuchte Südwestwind in den Nordalpen als dörrender Föhn, der „Schneefresser" des Winters, bei dessem Wehen im Sommer Laub und Gras verwelken.

Wenn nun aber auch der Föhn factisch aus der Sahara stammte, und wenn also eine Bedeckung der Sahara mit Wasser einen in klimatischer Beziehung sehr üblen Einfluß auf Südeuropa, speciell aber auf die Alpen ausüben könnte: für die Erklärung der Vergletscherung der Pyrenäen, Englands und Skandinaviens wäre dadurch nichts gewonnen.

Offenbar ist es geboten, wenn wir unser heutiges Klima mit dem einer vergangenen Zeitepoche vergleichen, zunächst zu fragen: sind denn die jetzigen Verhältnisse normale oder leben wir heut in einer Ausnahmezeit; welches Klima bedingt denn eigentlich die geographische Lage unseres Continents?

Das Klima der Erde ist, wenn keine andern günstigen oder ungünstigen Einflüsse vorliegen, ein Factor der Insolation, der Sonnenbestrahlung. Da, wo die Sonne senkrecht gegen die Erdoberfläche scheint, fallen die Strahlen am dichtesten. Je geringer der Winkel wird, unter dem das Land zur Sonne steht, um so weniger Strahlen gehen dort unserm Planeten zu. Darum haben wir das Maximum der Wärme am Aequator und das Minimum an den Polen zu suchen.

Allein das Klima der Länder nimmt von der Linie zu den Angelpunkten der Erde nicht gleichmäßig ab. Wir haben in derselben geographischen Breite nicht überall die gleiche Temperatur. New-York und Philadelphia, mit Rom und Neapel unter einer Breite liegend, haben im Jahresdurchschnitt nicht die Temperatur dieser glücklichen Städte, sondern die des nordischen Kopenhagen und Stockholms. In einer Breite befinden sich Norddeutschland und die Länder der Hudsonsbai. Aber wie gewaltig verschieden sind ihre Durchschnittstemperaturen! Nicht unser waldgeschmücktes Rügen, sondern das eis- und schneebedeckte Spitzbergen empfängt die gleiche Wärme wie die Ufergestade der amerikanischen Bai. Die Faeröer im nördlichen Atlantischen Ocean haben eine 18 Grad wärmere Temperatur wie Jakutsk an der Lena in Nordsibirien, und empfangen doch, weil sie unter einem geographischen Breitegrade liegen, das gleiche Quantum Sonnenstrahlen.

Man weiß, daß Europa diese Bevorzugung vor seinen Nachbarländern einzig und allein dem Golfstrome verdankt. — Eine Warmwasserheitzung im Großen! Der Kessel, in welchem das Wasser erwärmt wird, ist das große Becken des Karaibischen Meeres und der Busen von Mexico. Und von dort strömt es in ungeheurer Masse, nach Findleys Berechnungen täglich 250 Kubikmeilen, nach den europäischen Küsten und gibt die unter den Tropen empfangene, auf der langen Reise treu aufbewahrte Wärme den Winden mit, welche sie über Europa verbreiten.

Die Quelle des Golfstromes ist in der von Ost nach West fließenden Aequatorialströmung zu suchen. Wäre nun anstatt der Landenge von Panama dort eine Meeresstraße, so hätten wir keinen Golfstrom, denn das Wasser würde in der ursprünglichen Richtung weiter nach Westen fließen.

Noch schlimmer aber wäre es, wenn Europa mit Grönland durch einen breiten Landgürtel zusammenhinge. Dann müßte der Golfstrom seinen Weg durch die Baffinsbai nehmen, und aus dem nördlichen Eismeere würden kalte Wasser unsere Küsten bespülen. Norwegen müßte den Charakter Grönlands annehmen, die Nordsee würde mit Eisbergen bedeckt sein. Und wenn man sich, was einstmals wohl der Fall gewesen, die Ostsee mit dem Weißen Meere in Verbindung denkt, nun so müssen die Eisblöcke von den Mündungen des Obi und Jenisei an unseren Küsten stranden. Die sich anhäufenden Massen kann die Sonnenwärme allein nicht schmelzen. Die Eismengen wachsen in Folge dessen von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr an, das Klima wird so immer ungünstiger und ungünstiger: die Eiszeit ist da.

Berücksichtigt man nun, daß Norddeutschland während der Gletscherperiode unter Wasser lag, die Eismassen also bis nach Mitteldeutschland getragen wurden, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unter diesen Verhältnissen die Vereisung Europas Dimensionen gewann, wie wir sie eben heut aus dem sicheren und unverkennbaren Zeichen ehemaliger Gletscherthätigkeit mit Erstaunen beobachten.

Europa verdankt dem Golfstrome sein Klima und damit seine Culturfähigkeit. Wie Aegypten ein Geschenk des Nils ist, so ist unsere Cultur, wenn man will, ein Geschenk des Golfstromes. Und wie das Fehlen dieser Strömung, wie eine andere Richtung dieses Meerflusses, uns die Eiszeit bringen würde, so wird, wenn der Golfstrom durch irgend eine Ursache sich wärmer unserer Küste naht, auch unser Klima ein wärmeres werden müssen. Lassen wir unsere Küsten mit heißem Wasser umspülen, so erhalten wir heut bei uns das berühmte hypothetische tropische Klima der Urwelt, so werden wir auch heut hier eine Vegetation entstehen sehen, wie wir sie in unseren Braunkohlenlagern als sichere Zeichen früherer wärmerer Epochen beobachten.

Land und Wasser wechseln im Laufe der Zeiten ihren Platz, und diese Vertheilung bestimmt das Klima eines Landes: sie bewirkt Perioden großer Wärme, sie schafft Eiszeiten.

Ich habe nun noch zum Schlusse auf eine Hypothese zur Erklärung der Gletscherepoche aufmerksam zu machen, welche gerade mit den besprochenen Factoren, mit der Vertheilung von Land und Meer auf unserer Erdoberfläche rechnet.

Wie Adhémar, so erklärt auch Schmick die Eiszeiten und ihre Periodicität aus der Wanderung des Perihel, des Raum- und Zeitpunktes, in welcher Erde und Sonne am nächsten stehn. Dieser Punkt, welchen die Erde jetzt am 2. Januar erreicht, rückt pro Jahr um 62 Winkelsecunden voran, also in 21,000 Jahren, wie ich das schon vorher erwähnte, um den ganzen Himmelsraum. Zur Zeit ist also die südliche Erdhälfte im Sommer der Sonne am nächsten. Die Sonne wirkt also dort in größter Nähe und am meisten senkrecht durch ihre Anziehungskraft auch auf die Fluthen der See. Wir haben also dort jetzt größere Sonnenfluthen als bei uns, so daß Jahr für Jahr Wasser von der Nordhalbkugel nach der Südhalbkugel gezogen werden muß. Aendern sich aber die Verhältnisse, steht Sommers die nördliche Halbkugel im Perihel, nun so wird mit jeder Fluthwelle Wasser von der südlichen zur nördlichen Hemisphäre gezogen werden. Im Laufe der Jahre muß dann dort der Seespiegel fallen, hier steigen.

Das Leben des Menschen ist aber so verschwindend kurz gegen die Zeiträume, in welchen sich die Wechsel zwischen Land und Meer vollziehen, daß, falls nicht bei hoher Cultur eine streng wissenschaftliche, exacte Beobachtung die Grenze zwischen See und Land fixirt, auch das Steigen des Seespiegels, das nur ganz allmählich erfolgen wird, einfach gar nicht bemerkt werden kann. Die Geschichte, als Wissenschaft, oder die Sagen im Munde der Völker werden von jenen Stätten reden, wo ehemals die Wohnplätze dahingegangener Nationen lagen. Und wenn in jenen, heut noch so ewig fernen Zeiten, die Kunde vom deutschen Volke nicht verloren ist, so werden unsere Epigonen das ehemalige Deutschland zum größten Theile von einem unwirthlichen Meere bedeckt finden. Unsere Gebirge werden dann als Inseln aus der kalten mit Eisbergen bedeckten See herausragen und bis zum Meeresspiegel mit Gletschern belastet sein.

Und wie Nordeuropa, so Nordasien und Nordamerikas nördlicher Theil!

Indem wir dann hier eine ausgesprochene Meeresnatur haben, wie sie sich heut auf der südlichen Hemisphäre zeigt, werden wir dann auch das Klima unserer Antipoden besitzen.

Dort versperren schon bei einigen 60 Graden, in der Breite der Faeröer, starre Eismauern den südlichen Continent; in der Breite Berlins ist die See mit Schnee und Eisfeldern bedeckt, während Gletscher bis zum Meeresspiegel hinabreichen, wo bei uns, in Norditalien, Lorbeer und Orange im Freien überwintern.

Unsere nächste Eiszeit wird nach Schmick in etwa 9000 Jahren ihren Höhepunkt erreichen, so wie wir schon ca. 1000 Jahre über die günstigste Zeit des Nordens hinaus sind. Und es läßt sich nicht verkennen, daß in dieser Zeit das Klima der nördlichen Hemisphäre in der That eine Verschlechterung erfahren hat.

Islands Bevölkerung ist im Abnehmen begriffen, das Land kann die Leute nicht mehr ernähren. Grönland starrt von Eis und Schnee und war doch im Mittelalter noch so grün bewachsen, daß man es eben Grünland nannte und nennen konnte. — Die Chronisten des Mittelalters berichten gern und eifrig von abnormen Witterungsverhältnissen. Sie erzählen oft von den Maifrösten, den uns bekannten „Gestrengen Herren", welche ihnen und uns bei Nordostwind den Rückschlag in der Temperatur, Frost aus Rußland, bringen. Die Alten kannten aber keine Junifröste, welche großen Eismassen in der Atlantis, grönländischen Ursprungs, ihr Dasein verdanken und in diesem Jahrhundert schon zu wiederholten Malen unserer Vegetation verderblich geworden sind.

Man kann die Verschlechterung des Klimas unserer Hemisphäre mit der Schmick'schen Theorie nicht in Einklang bringen. Denn wenn auch unsere Erde jetzt am 2. Januar im Perihel anlangt, wenn also somit der Anfang zum Wechsel auch gemacht ist, so werden sich dennoch auch heut noch auf der südlichen Erdhalbkugel allein die Sonnenfluthen bemerkbar machen. Ein Beginnen der Umänderung des Klimas der nördlichen Hemisphäre durch Zuströmen großer Wassermengen kann also noch nicht erfolgt sein.

Wir wissen nur das Eine, daß die Vertheilung von Land und Wasser, und in letzterem das Zuströmen oder Fernbleiben warmer Meeresströmungen, das Klima eines Landes verändert.

Alle Theorien, die namentlich eine Periodicität der Eiszeit erklären wollen, lassen Lücken.

Gewißheit, absolute Wahrheit, ist, wenn wir ehrlich sein wollen, in der Geologie bis jetzt ein seltener Gast.

Auch heut noch tönt die alte Klage des Dichters des Hiob, daß die Stätte des Verstandes, das Verständniß, „nicht gefunden wird im Lande der Lebendigen".

Auch heut noch uns so wie ihm vor Jahrtausenden „spricht der Abgrund: Sie ist in mir nicht; und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir."

Notizen.

Die diplomatischen Enthüllungen aus der jüngsten Zeitgeschichte sind seit kurzem wieder im Zuge. Es ist das in der Regel ein Zeichen journalistischer Geschäftsstille. Wenn die Gegenwart nicht viel bietet, sieht man sich nach der Vergangenheit um, trägt indessen Sorge, daß der Rückblick nicht zu weit hinaufreiche und dem Leser außer etwa dem Studium eines Conversationslexicons keine zu umfangreichen Vorkenntnisse zumuthe. Zu solchen Beiträgen intimer Chronik der Begebenheiten, welche wir noch miterlebt haben, ohne den rechten Sinn derselben zu erfassen, gehörten die Mittheilungen einer englischen Revue über das Thun und Treiben Lord Derbys in der ersten Periode des jüngsten Orientkrieges. Die Skizze stammte wohlverstanden aus einer Feder, welche der Exminister unsichtbar selbst geführt hatte. Man sah dem Opus die Bestellung auf drei Schritt Entfernung an. Das passive Verhalten Derbys, der sich mehrfach schieben ließ und stets im entscheidenden Moment Reißaus nahm, wird als eine Staatsweisheit gepriesen, welche der weitere Gang der Ereignisse vollauf gerechtfertigt habe. Der Lobgesang wurde von verwandten Seelen in anderen Ländern gläubig wiederholt. Für Jeden aber, der von den wirklichen Vorgängen etwas mehr erfahren hatte, als appretirte Zeitungen mit einem zweifelhaften Veredlungsverfahren dem Publicum mundgerecht machen, konnte kein Zweifel bestehen, daß die historische Offenbarung von Humbug strotzte. Die Entwickelung der Dinge seit dem dreisten Ignatiew'schen Coup des San Stefanofriedens hat gezeigt, daß, wäre England vor dem Kriege auf dem Platze gewesen, die russisch-türkische Metzelei und namenloses Elend vermieden werden konnten. Aber Derby, welchen seine englischen Gegner eine alte Frau nennen, stand jedem energischen Entschluß des Ministeriums, das ihn zu spät los wurde, im Wege. In nicht ausgesprochener Verbindung mit den englischen Liberalen der Gladstone'schen Schule gehörte er zu Rußlands besten Bundesgenossen. Seit Derby fort war, spürte man in Europa wieder Englands Einfluß und Rußland mußte den Vertrag, mit welchem es seine Versprechungen vor dem Kriege verhöhnt und den Mächten mit gewohnter Nonchalance eine Nase gedreht hatte, wieder in die Tasche stecken. Seine Agenten zerren jetzt an dem Berliner Frieden umher, welchen sie gern zerreißen möchten und alle diejenigen leisten ihm dabei Hülfe, die vor drei Jahren gemeinsam mit den Panslavisten und gegen die weiseren Rathschläge selbst russischer Staatsmänner durch Schrift und Wort in den Krieg gehetzt hatten. Wie sich vermeintlicher Liberalismus mit Russenfreundlichkeit verträgt, wird dem künftigen Geschichtsschreiber genau so räthselhaft wie der Mitwelt erscheinen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Bonapartismus, welchen nur Pseudoliberale erträglich finden und in irgend einer Form fetiren können. Eine kurze Spanne Zeit, wenige Monate vor dem deutsch-französischen Kriege, auf welchen es in Paris abgesehen war, hatten sich auch ehrliche Leute von der Verkündung täuschen lassen, daß ein Napoleon seine Natur verleugnen und liberal werden könnte. Man wollte wenigstens Herrn Ollivier beim Worte nehmen und ihm nicht den Versuch einer constitutionellen Umkehr durch systematisches Mißtrauen erschweren. Wie aber der Mann mit dem jetzt gewiß nicht mehr leichten Herzen diese übrigens sehr bedingte Erwartung gelohnt hat, ist in den zeitgenössischen Annalen blutig verzeichnet. Mit der seiner Partei angeborenen dreisten Stirn hat Ollivier in diesen Tagen seinen Abfall von den liberalen Grundsätzen nochmals hinterher systematisiren wollen. Vor der versammelten Akademie wollte er dem gelehrten und charakterfesten Henri Martin gegenüber eine Gedächtnißrede zu Ehren des um Frankreichs Wiederaufrichtung immerhin verdienten Thiers mit einer Lobhudelei Changarniers und nebenher natürlich des geschichtlich verkommenen Mannes von Sedan beantworten und abtrumpfen. Der widerwärtige Skandal wurde zum Glück vermieden und ein ähnlicher wird uns hoffentlich auch weiterhin erspart werden. Die Olliviers und Genossen müssen sich aber darein finden, daß, wer dem absolutistischen Regiment in Petersburg oder an anderen Orten, in inneren oder äußeren Fragen die Schleppe trägt, den begründeten Verdacht erregt, daß es auch mit seinem sonstigen Liberalismus nicht weit her sein könne.

Bibliographie.

Gust. Frdr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands. 3. u. 4. Bd. 8. XIII u. 473 S. u. XVIII u. 726 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Uckert und W. von Giesebrecht. 39. Lieferung, 2. Abtheilung und 40. Lieferung, 2. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 9. 60. u. 14. —

H. Allmers, Römische Schlendertage. 4. durchgesehene und vermehrte Auflage, mit einem Titelbild von Otto Knille. 8. 2 Bl. u. 468 S. Oldenburg 1879, Schulze.

Sigm. Riezler, Geschichte Baierns. 8. XXXII u. 880 S. (A. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Uckert und W. von Giesebrecht. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. 15. —

Ernst Gnad, populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethes Briefe an Lotte, und Werthers Leiden. — Ueber Franz Grillparzer. — Ueber Giacommo Leopardi.) 8. IV u. 146 S. Triest 1879, Schimpff.

Sarah Grant Franz, Wild Flowers. Poems. With a preface by Th. B. Macaulay 8. XII u. 108 S. Berlin 1870, Stuhr. Gebunden.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XV. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Inserate.

Volontair.

Ein junger Mann, Chemiker, der sein Fach aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte, sucht bei der Redaction einer größeren liberalen Zeitung Stellung als **Volontair;** derselbe besitzt eine gute Gymnasial- und Universitätsbildung und ist in der Literatur gründlich bewandert. Des Französischen, Englischen und Holländischen ist derselbe in Schrift und Sprache mächtig. Franko-Offerten unter **„A. F. Volontair"** sind an **Habicht's** Buchhandlung in **Bonn** zu richten.

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, K., Zeiten, Völker u. Menschen. Band I. **Frankreich und die Franzosen.** 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 8. *M.* 6.

Maipredigten v. Frater Hilarius (Ed. Fentsch). 5. Auflage. 12. Geh. *M.* 2, sehr elegant geb. *M.* 3.

Naumann, Prof. Dr. **E., Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** 4. Aufl. 8. Geh. *M.* 5, geb. *M.* 6.

—— —— Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 8. Geh. *M.* 12, geb. *M.* 15.

Neue Pracht-Bilderbibel
in Lieferungen à M. 1. 50 Pf.

Goldene Bibel

Die Heilige Schrift
illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen.

Herausgegeben von
Alfred von Wurzbach.

Photographiedruck von Martin Rommel.

Ausgabe für Katholiken
Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe
Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Höhe der Bilder 46½, Breite 34½ Centim.

— Es existiren wohl schon treffliche illustrirte Bibeln, ältere und neuere, doch keine, welche die Idee, biblische Compositionen von Meistern aller Zeiten in größtem Format nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher zu einem Ganzen zusammenzustellen, wie das vorliegende Werk realisirt hat. Die „Goldene Bibel", welche jene ewig jungen Erzählungen der biblischen Geschichte so wiedergibt, wie sie sich in der künstlerischen Phantasie der großen italienischen, niederländischen, französischen und deutschen Meister alter und neuer Zeit wiedergespiegelt haben, ist durch diesen ihren Inhalt bestimmt, eben so ein religiöses wie ein künstlerisches Erbauungsbuch zu werden. Die Preis-Bestimmung, von Mark 1. 50. = 2 Francs = 90 Kr. ö. W. pro Lieferung ist derart, daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten ermöglicht, und daß die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt ist, die „Goldene Bibel" werde sich den Ehrenplatz eines Hausschatzes in jeder Familie erobern.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Nordseebad St. Peter
in **Schleswig-Holstein.** Saison vom 1. Juli bis 15. October. Prospecte gratis durch Herrn Pastor **Henning** und den Badewirth **Fr. Jensen** in **St. Peter** pr. Tating.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

In unserem Verlage erschien vor Kurzem:

Die
Rose der Sewi.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol
von
Ludwig Steub.
kl. 8. in eleg. Umschlag geheftet. Preis: *M.* 2.40.
Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Wiesbaden

Amtliche Versendung
von
Kochbrunnen
in Flaschen, 1/1 und 1/2 Krügen,
Wiesbadener Pastillen,
Tabletten u. Kochbrunnensalz,
flüssiger und fester
Kochbrunnensalz-Seife und Sinterseife.
Prospecte und Preiscourante gratis.
Bezüge direct, sowie durch alle Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Agenturen.
Gut empfohlene Wieder-Verkäufer werden angenommen.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Neues Werk von Alphonse Daudet,
Verfasser von
„Fromont jeune et Risler aîné, le Nabab", etc.
Provençalische Geschichten
von
Alphonse Daudet.
Autorisirte Uebersetzung mit einer kurzen Charakteristik Daudet's von
Prof. **St. Born.**
8. Geh. *M.* 3.20.
Diese farbenprächtigen, künstlerischen Geschichten werden den Leser von Entzücken zu Entzücken führen.
Basel. **Benno Schwabe,** Verlagsbuchhdlg.

1800 Jahre nach der Verschüttung Pompeji's.
Overbeck, J., Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern u. Kunstwerken, für Alterthumsfreunde dargestellt. 2. Aufl. 2 Bde. Lex.-8. Mit zahlreichen Holzschn., Plan ꝛc. Lpz. 1866. Gebd. Ladenpr. *M.* 20.
Der gefeierte Archäologe gibt hierin nach Autopsie die Resultate der mehr als hundertjährigen Ausgrabungen in vorzüglicher populär-wissenschaftlicher Darstellung. Das Werk ist mit prächtigen Illustrationen und einem colorirten Tableau der Alexander-Schlacht geschmückt.
Im Besitz einer kleinen Anzahl völlig neuer Exemplare liefert Unterzeichnete dieselben in eleg. Leinenband für à *M.* 11., bei vorheriger Postanweisung à *M.* 11.25., im deutsch.-österr. Postgebiet franko.
Oskar Gerschel's Antiqu.-Buchhdlg.
Stuttgart, Schloßstr. 37.
Bedeutendes Bücherlager aus allen Zweigen der Wissenschaft und Literatur zu billigst festgestellten Antiquariatspreisen. Kataloge gratis.

Verlag v. J. Guttentag (D. Collin) in Berlin.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:
Gesammelte Komödien
von
Rudolph Genée.
Erstes Bändchen:
Durch! — Stephy Girard. — Ehestands-Exerzitien. — Truffaldino (nach Goldoni). — Das heiße Eisen (nach Hans Sachs).
8. Preis 2 *M.* 50 *S.*
Nachdem die beiden bekannten und beliebten Lustspiele „Durch!" und „Ehestands-Exerzitien" längst auf den Bühnen und Liebhabertheatern eingebürgert sind und in der Einzelausgabe wiederholte Auflagen erlebt haben, treten dieselben in dem vorliegenden Bande — „Ehestands-Exerzitien" in etwas veränderter Form — von Neuem an die Oeffentlichkeit. Von den drei anderen Stücken, welche dieser Band außerdem enthält, haben zwei, „Das heiße Eisen" und „Stephy Girard", den Weg über zahlreiche Bühnen genommen und das letztgenannte hat sich auf dem Repertoire des Berliner Königlichen Schauspielhauses dauernd zu behaupten gewußt. „Truffaldino" nach Goldoni erscheint hier zum ersten Male in einer für die deutsche Bühne passenden Bearbeitung.
Den Freunden der dramatischen Muse, den Bühnen und Liebhabertheatern seien die Komödien Genées warm empfohlen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Meister der griechischen Litteratur.
Eine Uebersicht
der klassischen Litteratur der Griechen
für
die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.
Von
H. W. Stoll.
1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 25. Berlin, den 21. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Karl Giskra. Von Jacob Herzog. — **Literatur und Kunst:** Starke Seiten des Islam. Von Ad. Wahrmund. — Graf Moltkes Wanderbuch. Von Wilhelm Lauser. — Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie. Von Julius Stinde. — Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament". Von R. B. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von T. L. I. — Königliches Opernhaus. Spontinis Olympia. Von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Karl Giskra.

Von Jacob Herzog.

Der ewige Mäher setzt sein Werk mit unverdrossenem Fleiße und einer Eilfertigkeit fort, als ob ihm ganz besonders daran gelegen wäre, die Männer aus dem Wege zu räumen, deren Vergangenheit eine Bürgschaft dafür böte, daß sie, was sie als Kinder der Freiheit bei uns begonnen, im Falle der Noth als Männer, als Greise fortführen würden, den Krieg gegen die alte Zeit der geistigen Knechtschaft. Und wahrlich, der emsige Schnitter erweist sich da als ein bereitwilliger und verständnißvoller Helfershelfer. Da starb am 25. Mai 1868 Eugen Alexander von Mühlfeld in seinem achtundfünfzigsten, am 4. December 1870 Johann Nepomuk Berger in seinem vierundfünfzigsten und nun ist auch Karl Giskra in seinem sechzigsten Lebensjahre aus der Welt geschieden. Die Reactionäre werden viel älter! Es wäre eine interessante Aufgabe für einen Pathologen, aus Gehirn und Herz das Warum dieses Unterschiedes nachzuweisen.

Bei Giskra freilich würde er so ziemlich den ganzen Leib unter sein Messer nehmen müssen, denn diese große und kraftvolle Gestalt trug längst mehrere, in ihrem Verlaufe schwere und bedrohliche Uebel in sich. Er selbst datirte sie von den Entbehrungen der Jugend; nicht der Kindheit, denn in seinem ersten Lebensjahren ging es ihm relativ gut. War er doch der Sohn eines zünftigen Rothgerbermeisters in Trübau und konnte sogar die ersten Gymnasialklassen in seiner Heimatsstadt absolviren, wo er am elterlichen Tisch reichlich Kartoffeln und Butter am Werkeltage und ein Stück Fleisch an Sonn- und Festtagen fand. Auch später noch, als er in Brünn das Gymnasium absolvirte, hielt die, wenn auch karge Unterstützung des Vaters her, der ihn am Beginne seiner Studien vorgenommen und ihm gesagt hatte: „Karl, so lange Du ein Zeugniß mit durchaus Vorzugsklasse nach Hause bringst, so lange lasse ich dich studiren. Läßt Du einmal nach, auch nur ein einziges Mal, dann wirst Du ein Rothgerber wie ich." Der junge Giskra, der die Strenge seines Vaters kannte, war vorsichtig genug, dessen Worte auf das Genaueste zu nehmen und brachte während seiner ganzen Gymnasialstudienzeit nur Zeugnisse mit lauter „sehr gut". Die liebe Noth stellte sich bei ihm ein, als er die Universität bezog und in Wien die bitterlichsten Entbehrungen litt. Warmes Essen, Fleisch waren Monate lang ein ungekannter Artikel und erst als Doctor zweier Facultäten und Supplent an der Wiener alma mater fand er ein besseres, keineswegs noch ein behagliches Auskommen. Aber das Elend kehrte wieder und traf ihn viel tiefer als zuvor. Vom supplirenden Professor zweier Lehrkanzeln war er in ein bewegtes Leben ins Parlament nach Frankfurt gekommen. Von dort über Stuttgart nach Wien zurückgekehrt, gab es für ihn keine Lehrkanzel und keinen Erwerb; wie Brestel, der sogar wirklicher Professor der Mathematik gewesen war, und nur durch die eifrigsten Bemühungen seiner Freunde Beamter einer Spinnfabrik wurde, litt Giskra, der Triumphator der akademischen Legion, der Deputirte von Frankfurt, von Neuem Hunger, ging in zerrissenen Stiefeln und wußte kaum, wo am Abende das Haupt hinzulegen. Mühlfeld, sein Gegner in der Paulskirche, nahm sich des von der Polizei arg gehetzten, unter der Gefahr der Ausweisung „wegen Erwerbslosigkeit" und natürlich auch wegen Staatsgefährlichkeit stehenden Juristen an und setzte ihn als Concipienten in seine Kanzlei. Der arme Mühlfeld, der, weil er in Frankfurt zur Partei des „Café Millani" gehört hatte, als ein Conservativer betrachtet wurde, hatte keine Ahnung, welchen Chicanen er sich selbst damit aussetzte. Bekam er doch einmal einen Wink mit dem Zaunpfahl, Giskra fortzuschicken, wobei ihm der amtirende Polizist, die Rolle des Herrgottes übernehmend, gleich Lohn und Strafe für sein Verhalten namhaft machte. Aber Mühlfeld wußte, daß Giskra entlassen soviel heiße, als ihn preisgeben und blieb fest. Die Gage des Concipienten gestattete in der ersten Zeit nicht den allergeringsten Comfort, sie genügte gerade, um das nackte Leben zu fristen und darum bezeichnete Giskra auch diesen Abschnitt seines Lebens noch als der Noth und dem Jammer gehörig. Später freilich änderten sich die Verhältnisse. Der Concipient erwarb, wie alle Concipienten in jener Zeit, in welcher die Ernennung zur Advocation die Anweisung auf ein großes Vermögen war, neben seinem Gehalt noch Geld, die Entbehrung war vorüber und der Concipient konnte noch vor seinem Austritte seinem in das Gedränge gekommenen Wohlthäter und Freunde mit einem respectablen Darlehen aushelfen. Was nach Giskras Begriffen „Entbehrung" gewesen ist, wissen diejenigen zu ermessen, die seine Lebensweise als wohlhabender Mann, als Minister im Amte beobachten konnten. Eine Suppe, eine Fleischspeise mit Gemüse, Brod und im Sommer etwas Obst bildeten das tägliche Menu, wofern nicht Gäste zu Tische kamen. Kein Stück Gewand wurde abgelegt, bevor es nicht nach allen möglichen Seiten „gewendet" und abgetragen worden war und dann erst wurde Alles noch für die Kinder zurecht gemacht. Ein Regenschirm, ein Pelz, oder gar ein Wagen waren selbst für dem reichen Giskra Luxusdinge. Er paßte dem Wetter seinen Hut an, hüllte sich im Winter in einen weiten Lodenmantel und zog Filzschuhe an. Was also muß dieser Mann nicht gehabt haben, wenn er von Entbehrung sprach!

Daß die Noth der Studienzeit dem jungen Manne nicht viel angehabt, konnte er sehr bald beweisen. In einem Alter, da Andere noch über ihren Lehrbüchern sitzen und sich für die strengen Prüfungen vorbereiten, hatte Giskra schon den Lernenden mit dem Lehrenden vertauscht und docirte, wenn ich nicht irre, gegen vierhundert Gulden Jahresgehalt, zuerst als Doctorand noch Geschichte und dann zwei Jahre später Staatswissenschaften und politische Verwaltung. Ein Theil der jetzigen Beamten- und Advocatenwelt zählte zu seinen Schülern; man rühmte schon damals seine Beredtsamkeit, aber ich habe nicht gehört, daß er große Ideen von dem Katheder herab ausgesprochen. Freilich bestand das Um und Auf der Staatswissenschaften in Oestreich damals im leiblichen und schriftlichen Kudler und ist seitdem — leider nicht viel besser geworden. Zwei Jahre lang war er supplirender Professor, als die Sonne des März 1848 aufging. Eine ihrer heißesten Strahlen fiel in das Herz Giskras, das in mächtigem, verzehrendem Brande aufloderte. Er trug die Flamme zunächst unter die Studenten und organisirte die akademische Legion. Da ging der lange verhaltene Verfassungsregen nieder. In Oestreich hatte man eine Constitution octroyirt, nach Frankfurt wurde ein Parlament berufen, das eine solche für das ganze deutsche Vaterland ausarbeiten sollte. Giskra zog es mit in die Paulskirche, seine Geburtsstadt entsendete ihn dahin. Seine Wirksamkeit daselbst ist bekannt und hat ihm, mehr als Vielen seinesgleichen, Verfolgungen zugezogen. Er bekannte sich zu einem Großdeutschland, in welches die deutschen Erblande Oestreichs einbezogen werden sollten, und das die historische östreichische Spitze erhalten sollte. „Es gibt," sagte er gelegentlich der Discussion über die Paragraphen 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung, „nur zwei Wege, um die verschiedenen wunderbar zusammengewürfelten Stücke Oestreichs der Einen Krone des herrschenden Hauses zu erhalten: die absolute Herrschaft Oestreichs oder eine durchgängig nationale Absonderung von einander und eigne Gestaltung im Innern mit einer Föderirung unter einander. Jetzt bleibt nur das Letztere möglich, ein System, in welches auch die Personalunion des Paragraphen 3 hineinpasse." Mühlfeld erhob sich zur Widerlegung seines Kollegen von der Wiener Universität. Giskra hat speciell mit dieser Rede sich die meisten Feinde zugezogen. Man wurde nicht müde, ihn als einen Feind Oestreichs auszurufen und Karl Biedermann bemerkt mit fast denunciatorischer Schärfe: „Keiner sprach so warm wie Giskra für die Paragraphen 2 und 3 und für die unbedingte geschichtliche und politische Nothwendigkeit einer Zerreißung Oestreichs in seine einzelnen Theile," obwohl er, freilich im Tone des Vorwurfs der Feigheit und Gesinnungslosigkeit, eine Zeile später constatirt, daß Giskra sich der Abstimmung enthalten habe. Die früher gebrachte Stelle ist die schärfste in jener Rede und man kann daran ermessen, wie begründet Biedermanns Urtheil ist, der Mitglied des „Augsburger Hofes" war, einem Ableger des „Württemberger Hofes", zu welchem Giskra mit Becker aus Wien, Makowiczka aus Krakau, Mittermaier aus Heidelberg und Stremayr aus Graz (mit Andern) zählte und aus welchem erst im September sich der Augsburger Zweigclub gebildet hatte.

Ohne Zweifel repräsentirte Giskra den äußersten linken Flügel der Oestreicher und heute noch weniger als damals wird man seinen Standpunkt rechtfertigen können. Einem gewissen idealen Zuge folgend, sich der Nationalitätenidee in ihrer äußersten Consequenz ergebend, hatte er die realen Verhältnisse übersehen. Aber weder die antiöstreichische Gesinnung läßt sich behaupten, noch auch, was von anderer Seite später so gerne geschah, darf man ihm föderalistische Allüren vorhalten. Biedermann selbst, der sich nicht ganz sicher bei der ersten Beschuldigung fühlt, glaubt eine zweite, wenn sie wahr wäre allerdings sehr furchtbare, hinzufügen zu müssen. „In der letzten Zeit soll Giskra als Privatagent des Reichsverwesers thätig gewesen sein," schreibt kalten Blutes Biedermann. Die Verleumdung in diesen Worten liegt auf der Hand. Aber auch so viel geht aus ihnen hervor, daß Giskra denn doch einiges östreichische Gefühl bewahrt haben muß. Und wer daran zweifeln wollte, dem seien die Worte desselben in das Gedächtniß gerufen, die er „mit stürmender Beredtsamkeit" in die Versammlung warf, als Heinrich von Gagern am 11. Januar 1849 sein „Programm" entwickelte, auseinandersetzte, warum er den Eintritt Deutsch-Oestreichs in den Bundesstaat für unmöglich halte, und dann die preußische Spitze proclamirte. Gagern hatte einen ungeheuern Erfolg gehabt. Der Berichterstatter der Minorität, seiner Partei, verzichtete auf das Wort. Aber nach der heldenhaften, wenn auch bedächtigeren, immer von Versöhnung und die Möglichkeit einer Union Oestreichs mit Deutschland im Munde führenden Gestalt Gagerns, erschien auch der durch seine äußere Erscheinung bestrickende, durch seine oratorische Kunst und den zauberischen Klang seiner Stimme hinreißende Giskra als Berichterstatter der Majorität auf der Tribüne und schloß seine Rede also: „Die Wurzeln des Baumes deutscher Einheit und Freiheit liegen blos; die Axt ist aufgehoben, schlagen Sie, wenn Sie es wagen!" Konnte ein Oestreicher in einem kritischen Momente östreichischer sprechen? Und was endlich den angeblichen föderalistischen Faden betrifft, so braucht man nur die Situation in das Auge zu fassen, in welcher die Rede gehalten wurde. Es handelte sich darum, Oestreich die Herrschaft in Deutschland in neuer Form zu sichern, für die Erhaltung der nichtdeutschen Länder eine andere Basis zu finden. Wer kann sagen, daß unter jenen Bedingungen die Ideen Giskras nützlich oder schädlich gewesen wären!

Eines hatte aber Giskra in Frankfurt ganz sicher erreicht, sein Talent war in das Licht der Sonne gerückt. „Zu den begabtesten Rednern in der Versammlung," schreibt Biedermann, „gehörte Giskra. Ein hochgewachsener, kräftig gebauter, feuriger junger Mann mit blitzenden Augen und blendenden, wenn auch nicht gerade angenehmen Zügen, mit einer sonoren und unermüdlichen Stimme und einem Zug und Schwung der Rede, der bald wie ein rascher Bergstrom dahin brauste, bald in einzelnen Schlägen donnerte und wetterleuchtete — so besaß Giskra Alles, was ihn, wenn die innere Begabung der äußeren entsprach, zu einem wirklich großen Redner machen konnte. Auch fehlte es ihm nicht an Scharfsinn, blendender Phantasie und jenem Feuer der Beredtsamkeit, welches, indem es aus dem tiefinnersten Herzen hervorzubrechen scheint, auch die Herzen der Hörer leicht entzündet. Und doch war dies ein bloßer Schein, und doch lauerte hinter der täuschenden Hülle flammender Begeisterung und überwältigender Ueberzeugung die kalte Berechnung und der Wankelmuth einer von äußerlichen Motiven nicht unabhängigen Gesinnung. Mochte daher Giskras blitzende und flammende Rede ihm bei seinen Parteigenossen und in der Versammlung den Namen des „Schwertes" eintragen, so mußte der ruhige Beobachter doch bald wahrnehmen, daß diesem Schwerte die Schneide von echtem Stahl fehle." Heinrich Laube kritisirt ihn ungefähr ebenso: „Das Talent, das südliche Feuer, die Blutwärme seiner Beredtsamkeit haben etwas Hinreißendes selbst für den besonnenen Hörer, der sich über die gefährlichen Purzelbäume und das verwegene Hingleiten über einen von der Intrigue unterhöhlten Boden durchaus nicht täuscht. Jung, schlank und blond, feurigen Auges und vollen Tones schlägt Giskra auf der Tribüne immer die Saiten an, die am liebsten und lautesten im deutschen Gemüthe wiederklingen. Er beruft sich auf unsere Liebe zum Vaterlande, auf die deutsche Ehre und Gerechtigkeit, auf unsere theuersten Hoffnungen und süßesten Zukunftswünsche, und dies in einer beschwingten Sprache, die dem Herzen schmeichelt und dem Verstande kaum einen Augenblick Zeit läßt, Ideal und Wirklichkeit, den Zweck und die Mittel dazu zu vergleichen. Die Wirkung ist berauschend und sie würde dauernd sein, wenn der Redner wahr und ehrlich wäre. Aber er legt sich nicht nur den Stoff gefällig zurecht, sondern auch die Verhältnisse, er drückt das Auge vor unüberwindlichen Schwierigkeiten absichtlich zu und schilt Die der Feigheit, die den Abgrund erkennen und die Geschicke des Volkes dahinein zu werfen zögern. Er gibt sich den Anschein, als glaube er, der bloße Wille schließe auch das Vollbringen in sich und weiß so genau als irgend ein anderer Oestreicher in der Paulskirche, wie weit entfernt nicht Deutschland von Oestreich ist, sondern Oestreich von Deutschland, so daß es vieler und gar bedachtsamer Schritte bedürfen wird, um

jetzt eine weitere Vereinigung zu Stande zu bringen, von der wir hoffen, daß sie später eine innigste werden soll."

Laube wird, indem er die Art und das Wesen Giskras weiter schildert, noch viel schärfer. Unbedenklich mag zugegeben werden, daß in dem Abgeordneten für Mährisch-Trüban, der sich in diesem Punkte Zeit seines Lebens nicht verändert hat, wo der äußere Mensch weit pathetischer war als der innere, daß das Wort aus seinem Munde nicht immer im Herzen seinen Quell hatte, daß er nicht selten theatralisch erschien. Eine kleine Geschichte, die mir in späteren Jahren passirte, mag als bezeichnende Illustration dienen. Ich befand mich im Sommer 1868, zur Zeit, da Giskra Minister des Innern war, zu kurzem Besuche in Prag und begegnete dort auch einigen Notabilitäten der deutschen Partei. Alle beklagten sich, daß die Weisungen der Regierung an den Statthalter und dieses an die Bezirkshauptleute kein Geheimniß blieben, sondern in die czechischen Blätter wanderten. Einmüthig bezeichneten sie einen Statthaltereibeamten als denjenigen, welcher ihrer Vermuthung nach die Indiscretion beginge und baten mich, in ihren Namen den Minister des Innern um die Entfernung dieses Mannes aus Prag anzugehen. Nach meiner Rückkehr nach Wien erbat ich mir sofort eine Audienz und trug dem Dr. Giskra das Verlangen der Prager Abgeordneten vor. Er fuhr heftig auf: „Das deutsche Casino will mir sagen, wie ich regieren, welche Beamten ich entfernen soll?" Und er erging sich in einer langen, für meine Auftraggeber keineswegs schmeichelhaften, heftigen Rede. Ich ließ mich nun freilich nicht aus der Contenance bringen und erwiderte, als er geendet, in aller Ruhe: „Excellenz — Strohfeuer. Und wozu? Ich war nur ein Zwischenträger und werde die mir gewordene Antwort getreulich rapportiren." Wenige Tage darauf, als ich einen abfahrenden Zug der Südbahn besteigen wollte, hörte ich Giskras Stimme meinen Namen rufen. Ich begab mich zurück zu ihm in das Buffet. Er lud mich ein, mit ihm ein Glas Eis zu nehmen, sprach von allem Möglichen und als das Signal uns jetzt zur Abfahrt mahnte, fügte er schnell hinzu: „Und den ... in Prag habe ich bereits Eines versetzt." Nach dieser Historie möchte Giskra zu beurtheilen sein. Der äußere Mensch in ihm war nicht die genau anpassende Hälfte zum innern; aber Gesinnungsuntreue, Falschheit, Unehrlichkeit barg sein Wesen nicht. Der äußere Mensch konnte ihm mit den Worten, sogar mit den Thaten — wie schwer hat er das büßen müssen — manchmal durchgehen; doch ein schroffer Gegensatz zwischen beiden bestand nicht. Wenn er als Referent auf der Tribüne saß und zuhören mußte, da konnte man in seinem Antlitz öfter das Rumoren in seinem Innern merken. Das Runzeln der Stirne, das Rollen der glänzenden Augen, das rasche Auf- und Niedergehen seines breiten Brustkastens, das Ballen der Hände konnten unmöglich ganz komödienhafter Kniff sein. Oder wenn er in überstürzender Redefluth sprach — die Stenographen des Reichsrathes sagten, daß er durchschnittlich 137 Worte in der Minute, also doppelt so viel als ein guter Redner in der nämlichen Zeit hervorbrachte — daß ihm der Affect das Wort erstickte, da mußte in diesem Augenblicke wenigstens etwas von dem Pathos auch dem Inneren entströmen.

Der Frankfurter Deputirte, als er nach Wien zurückkehrte, ging in das gewöhnliche Advocatenhandwerk. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß er, der von seiner rednerischen Begabung so gut wie die übrige Welt wußte, keine Wirksamkeit im Barreau suchte. Er erschien nur äußerst selten als Vertheidiger im Strafgerichte. Wahrscheinlich wollte er seinen Namen, der bei einer hohen Obrigkeit keinen guten Klang hatte, nicht allzu häufig in die Oeffentlichkeit bringen. Die polizeiliche Beaufsichtigung dauerte, wahrscheinlich in Folge des Amtsschlendrians, sogar noch fort, als Giskra längst wieder obenauf und neben Schmerling der populärste Mann in Oestreich war. Der Reichsrath der Februarverfassung hatte längst seine Arbeiten begonnen, die von Giskra verfaßte erste Adresse desselben war schon lange an den Stufen des Thrones niedergelegt, als Schmerling einmal in den Couloirs lächelnd auf Dr. Giskra zuschritt und ihm mittheilte: „Bis heute waren Sie unter polizeilicher Bewachung. Ich habe es soeben erfahren und natürlich sofort eingestellt." Giskra vergrub sich also als Concipient unter Satzschriften, bis der 6. Februar 1861 kam. Schmerling ließ ihn endlich zum Advocaten ernennen; aber so groß war die Beklemmung, daß man ihn wenigstens nicht in Wien dazu ernannte, er mußte sich eine neue Heimat in Brünn suchen. Welche Bedeutung er für diese Stadt gehabt und welchen Nutzen er dem Reiche in Brünn hat bringen wollen, davon wird noch die Rede sein. Im Reichsrathe fand er eine Reihe ausgezeichneter Männer, zum Theile noch Kampfgenossen von 1848, und es war eine helle Freude, die prächtigen Redeturniere zwischen Männern wie Giskra, Brinz, Hasner, Herbst, Pillersdorf, Rechbauer, Waser, Kaiserfeld, Berger, Brestel (diese Beiden traten in Folge seltsamer Zufälle erst später ein), Mühlfeld, Kuranda, Rieger, Clam-Martinitz, Klaudy, Prachensky, Zeithammer, Smolka, Adam Potocki, Grocholski und wie sie alle hießen, anzuhören. Obenan stand Giskra und die Erwartung einer Rede von ihm war die Bürgschaft für eine überfüllte Galerie. Es war überhaupt eine kampf- und drangvollere, aber eine herrlichere Zeit. Anfangs ging es im Vereine mit der Regierung gegen die Ungarn und Czechen, später gegen die Regierung und die glänzendste Rede, welche Giskra vielleicht jemals in seinem Leben gehalten, waren seine Schlußworte als Berichterstatter für die Adresse im Frühlinge 1864. Wie Blitzesschläge fuhren die Einleitungsworte zu jedem der Schlußabsätze: „Selbsterkenntniß und Umkehr" auf die Ministerbank. Schmerling, der ehemals vergötterte Schmerling, hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und wagte es nicht ein Auge aufzuschlagen, obwohl man von ihm nicht so sehr den Rücktritt, als den endlichen Beginn der besseren Arbeit verlangte, und Lasser sprach von der Schandbank, die man „Ministerbank" heiße.

Giskra war bekanntlich eine seltene Arbeitskraft und man übertrug ihm daher die ebenso große Ehre als Mühe, über den Militäretat berichten zu dürfen. Da saß er nun mit den Repräsentanten der Kriegsverwaltung auch in der Gluth des Sommers Wochen lang jeden Abend bis spät in die Nacht hinein und rechnete die Kosten für jeden Mann, jede Uniform, jedes Gewehr, jede Kanone, jede Festung, jeden Bau aus. Und wenn er die officiellen Angaben gesammelt hatte, trug er sein Material heim und befragte seine militärischen Rathgeber, unter denen der verstorbene Feldmarschallieutenant Möring die hervorragendste Rolle spielte. Auf diese Art gelangte er zu einer ungeheuren Fülle von Fachkenntniß und zu einem kritischen Urtheile, das auch den Militärs imponirte. Je größer die Erfolge Giskras auf diesem Gebiete waren, desto mehr sehnten sich die Uniformleute nach Gelegenheiten, ihm einen Schabernack zu spielen oder doch etwas zu verbergen. Das Erstere gelang ihnen nicht. Daß es aber bei dem enormen Umfange der östreichischen Militäragenden immerhin möglich war, namentlich in den Kinderjahren des Constitutionalismus, Manches zu verheimlichen, wird man leicht begreiflich finden. Dennoch ärgerte es Giskra recht sehr, als der verstorbene Kriegsminister Franck einmal auf einem Spaziergange mit ihm über den Getreidemarkt auf die dortige Artillerieschule hinwies und lächelnd sagte: „Sehen Sie, lieber Dr. Giskra, diese habe ich doch gebaut, ohne daß Sie etwas davon wußten."

Den letzten Ruhm in der Aera Schmerling erwarb sich Giskra als Berichterstatter über jene zehn Millionen, welche zu der gemeinschaftlichen Besetzung der Elbherzogthümer mit Preußen verwendet wurden. Umsonst rührte sich die Minderheit, Graf Rechberg mußte von ihr die schlimmsten Dinge anhören, aber eine Majorität, an deren Spitze Freiherr von Tinti stand, und mit welcher Viele gingen, die jetzt zum äußersten linken Flügel unserer Volksvertreter gehören, war ihm sicher. Eine östreichische Armee zog nach Holstein, Herr von Bismarck ging in Karlsbad mit dem Grafen Rechberg unter einem Paraplui, umarmte ihn in Penzing, schloß in Gastein mit ihm einen Vertrag und die selbstverständliche Consequenz von alledem war der deutsch-östreichische Krieg, der in Königgrätz sein eigentliches Ende fand. Der Referent über den Zehnmillionencredit in dem

vom Grafen Belcredi längst heimgeschickten Reichsrathe war jetzt Bürgermeister von Brünn, wo bald nach der Niederlage Benedeks die preußischen Schaaren erschienen. Die kaiserlichen Behörden hatten die Stadt verlassen, der Statthalter vor seinem Abschiede das Wohl derselben der „bewährten Energie" des Bürgermeisters überlassen, der nun mit dem Bischofe dem Könige Wilhelm entgegenging und um Schonung Brünns bat gegen die Versicherung, daß die preußischen Soldaten dort thunlichst gut verpflegt sein würden. Der „Herr Oberbürgermeister" fand eine freundliche Aufnahme, man glaubte seinem Worte. Bald nach dem Einzuge ließ der König das Oberhaupt der Gemeinde nochmals zu sich bescheiden, um zu hören, welche Disposition in Bezug auf die Verpflegung der preußischen Armee und namentlich der zahlreichen Kranken — die Cholera wüthete bekanntlich in den Reihen der Preußen — getroffen wären. Der Bericht Giskras wurde mit Befriedigung angehört und die Militäranstalten erhielten den Befehl, bis auf Weiteres den Weisungen des Oberbürgermeisters Folge zu leisten. Trotzdem wäre es diesem beinahe passirt, von einer Schildwache erschossen zu werden. Giskra hatte sein Hauptquartier in dem Redoutensaale im alten Theatergebäude auf dem „Krautmarkte" aufgeschlagen und als er eines Tages sich hastigen Schrittes dahin begab, hatte der Wachposten nichts Dringenderes zu thun, als auf den Vorübereilenden anzulegen. Ein zufällig daher kommender Offizier, welcher Giskra kannte, verhütete die Vollendung des Mißverständnisses, welches leicht von den übelsten Folgen hätte sein können. Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl besuchten den Bürgermeister wiederholt in seiner Amtsstube, sie waren voll des Lobes über seine Energie und Geschicklichkeit und insbesondere mußte er ihnen versprechen, sie in Friedenszeiten in Berlin zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Starke Seiten des Islam.

Die muslimische Gesellschaft hat sich — ganz abgesehen von den ersten Absichten ihres Stifters — auf dem einfachen Raubprincip aufgebaut. „Es war ein Geschäft zum Betriebe des Raubes und der Plünderung en gros wider alle Andersgläubigen gegen Vertheilung des Gesellschaftsgewinnes, wozu man noch nebenbei die sichere Aussicht auf das Paradies in Kauf erhielt."*) Dies Raubprincip entsprach ebensowohl den durch so viele Jahrtausende verfesteten Gewohnheiten des arabischen Beduinen, wie denen des turanischen Nomaden, und andere Völker als Araber und Türken haben ja im Islam keine führende Rolle gespielt, denn die iranischen Perser haben sich sofort seitwärts gestellt. Gleichberechtigt innerhalb des muslimischen Gemeinwesens ist Jeder, der die Einheit Gottes und die Sendung Muhammeds, als des Abschlusses aller Propheten, bekennt und die von Muhammed vorgeschriebenen Ceremonien und guten Werke verrichtet, zu denen aber in erster Linie auch der Kampf gegen die Ungläubigen gehört. Ungläubig aber ist jeder Nichtmuslim. In der aus verschiedenen Koranstellen zusammengesetzten Exhorte, welche zum heiligen Kriege (Dschihâd) auffordert, heißt es unter Anderm: „Gepriesen sei Allah, der den Ruhm des Islam durch das Schwert der Glaubenskämpfer erhöht und in dem heiligen Buche seinen Bekennern Hülfe und Sieg verheißen hat! Hätte er nicht Menschen gegen Menschen in Waffen gebracht, die Erde würde verderben. Befohlen hat er, die Völker zu bekriegen, bis sie bekennen, es sei kein Gott als nur Einer. Des Krieges Flamme wird nicht erlöschen bis an der Welt Ende. Segen schwebt über dem Stirnhaar der Kampfrosse bis zum jüngsten Gericht. Leicht bewaffnet oder schwer, — macht euch auf! Ziehet aus ihr Gläubigen . . . . in den heiligen Krieg! Und du, o Gott, Herr dieser Welt und der zukünftigen, stehe bei den Heeren Jener, die deine Einheit bekennen! Schmettere nieder die Ungläubigen und Götzendiener, die Feinde deines heiligen Glaubens! O Gott, wirf nieder ihre Fahnen und gib sie und ihren Besitz zur Beute den Muslims." In diesem Geiste denkt der Muhammedaner noch heute. Man kann nun freilich darüber streiten, ob nicht endlich die ganze Welt den Islam annehmen könne, und so die Kampfverpflichtung erlöschen müsse, aber in Wirklichkeit ist dafür gesorgt, daß die Ungläubigen an Zahl sogar überwiegend bleiben müssen, denn jene Völker, welche einmal in den Strom der alten Cultur eingetreten sind, können, und wären sie noch so tief gesunken, in Masse unmöglich den Islam annehmen, der eine Religion der Uncultur ist und bleibt. Aber gerade auf diese Weise erhält sich das richtige Zahlenverhältniß, welches ein echt muslimisches Staatswesen erst ermöglicht: der Gläubige braucht den Ungläubigen, der für ihn arbeitet und Steuern zahlt: — die Rajah, d. i. die mehr geschorene als gehütete Heerde —, während er selbst nur die Waffen führt. Selbst die Administration überläßt er lieber dem Ungläubigen (Juden, Armenier, Griechen des Phanar), die er ja nöthigenfalls sofort auf die einfachste Weise unschädlich machen kann. Ein kräftiger muslimischer Staat im eigentlichsten Sinne kann daher nur ein solcher sein, in welchem eine kriegstüchtige Minderzahl von Gläubigen über eine kampfuntüchtige Mehrzahl von ungläubigen Halbsklaven herrscht. Von dieser Art war das muslimische Gemeinwesen unter den ersten Chalifen, später das von den osmanischen Türken errichtete Staatswesen, das bis zum Jahre 1839, dem Regierungsantritt Abdul-Medschids, im Ganzen noch an den alten einfachen Principien festhielt, auf denen es aufgebaut war. Daß solche Staatswesen für Kunst, Wissenschaft und Humanität nichts Sonderliches leisten konnten, versteht sich von selbst. Dergleichen Leistungen kommen nur als rasch verwelkende Treibhausfrüchte vor, welche eine besondere persönliche Tüchtigkeit einzelner Herrscher zu zeitigen verstand, oder in solchen von Muslimen beherrschten Gemeinwesen kleineren Umfangs, in welchen eine durch die Thatsachen erzwungene Parität verschiedener Religionen das eigentliche treibende Princip des Islam zur Ohnmacht verurtheilte oder in Halbschlaf lullte, wie in Spanien. Aber solche Staatswesen konnten doch wenigstens leben, ein rein muslimischer Staat aber kann weder leben noch sterben, weil ihm die nothwendige Ergänzung des eigenen Princips fehlt, nämlich zum Raubprincip das Raubobject. So erklärt sich der languide Zustand dieser Staaten, denen auch der kräftigste und genialste Herrscher nur vorübergehend den Schein der Lebenstüchtigkeit einhauchen kann durch rücksichtslose Anwendung des Raubprincips gegen seine Nachbarn oder seine eigenen Unterthanen oder beide zugleich, zwischen welchen Systemen man beispielsweise in Persien und Aegypten seit langer Zeit hin- und herschwankt. Nimmt man nun auch der Türkei, die bis jetzt eine christliche Rajah hatte, diese hinweg, so verfällt sie in den gleichen Zustand, d. h. dem Islam ist seine letzte politische Stütze entzogen, und die Gläubigen können fürderhin nur träumen, daß die Herrschaft über die Welt eigentlich ihnen gehöre, wie man es ja in Stambul auch verstanden hat, den Traum von der unbestrittenen Macht des Padischah über alle Welt in der türkischen Bevölkerung bis in die letzten Jahre zu nähren, indem man ihnen z. B. noch im Krimkriege das Erscheinen der französischen, englischen und sardinischen Schiffe so erklärte, als habe hier der Wink des weltgebietenden Chalifen die Geschwader seiner gehorsamen Vasallen von den Enden der Erde herbeigerufen. Das bisherige Auftreten Oestreichs in Bosnien läßt zur Noth immer noch die gleiche Deutung zu, das Auftreten Rußlands freilich nicht.

Dieser Traum kann aber noch Jahrhunderte lang dauern und, trotz Eisenbahnen und Telegraphen, in den gleichzeitigen Zuständen der christlichen Staaten, geistigen wie materiellen, eine Nahrung finden, welche im Muslim den Zweifel an der höheren

*) Alfred v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. S. 328.

Berechtigung des eigenen Princips gar nicht oder nur sehr schwer aufkommen läßt. Die Hauptrolle hierbei spielt die felsenfeste Ueberzeugung des Muslim, daß er, und nur er allein, den Glauben an die Einheit Gottes in seiner vollen Reinheit besitzt, neben welcher ihm das Christenthum, und namentlich in den Formen, wie er sie im Orient mit eigenen Augen üben sieht, als offenbarer Polytheismus erscheint. Wir selbst sind nun der Ansicht, daß sich mit dieser abstracten Einheit praktisch nicht viel anfangen läßt, da sie zwar für zahlreiche einzelne Individuen, vermöge der vorgestellten Beziehungen zu diesem Einen, den Werth eines lebendigen Princips hat, für die ungeheure Mehrzahl aber, gegenüber den polytheistischen Vorstellungen derselben, wie sie nun einmal sind, mehr nur den Werth eines negativen Kanons besitzt, der auf das Eine im Vielen hinweist, und Niemand wird behaupten, daß in den blutigen Kämpfen der beiden großen religiösen Gemeinwesen der Sieg sich für die abstracte Einheitsidee entschieden habe. Christlicher Seits war ja der Kampfruf „Christus", nicht „Gott", auf der andern Seite aber nicht „Muhammed", sondern „Allah". Aber gerade hierdurch wird dieser Einheitsidee, wie sie nun einmal in den letzten Jahrtausenden vorzugsweise durch die beiden großen semitischen Religionen vertreten ist, ihre Berechtigung in der Menschheit gewahrt: sie ist zwar in sich leer und unproductiv und hat diesen Charakter durch die Erprobung einer langen Geschichte erhärtet, aber sie darf als negativer Kanon Protest gegen die Vielheit erheben. Daß sie darauf auch fernerhin ein Recht zum Raube begründe, ist ihr freilich nicht zu rathen, aber ein Recht zur Existenz hat sie noch, das Recht eines berechtigten Protestes. Wann der Proceß, in welchem die beiden hier wirksamen Gegensätze ihre Rolle spielen, verlaufen sein wird, um eine höhere Entwickelungsphase ins Licht der Geschichte treten zu lassen, in welcher jener Satz und Gegensatz ihr Recht verloren haben, ist noch gar nicht abzusehen, und demnach kann der Islam, als dogmatische Religion, noch recht lange bestehen.

Aber auch als praktischer religiöser Verband hat er selbst vor den heutigen Phasen des Christenthums einen gewissen Vorsprung, der gerade aus seiner praktischen Einseitigkeit und Ausschließlichkeit entspringt: je unmenschlicher er nach Außen, gegen Andersgläubige, um so menschlicher ist er in einem gewissen Sinne nach Innen. Dies scheint zwar paradox und sieht gar nicht logisch aus, ist aber doch wahr: — die Gleichheit oder Brüderlichkeit aller Muslims unter sich ist in der muslimischen Denkart und auch auf manchen praktischen Gebieten größer, durchgebildeter, als unter den Christen. Dies hat einen doppelten Grund. Der Eine ist, daß bei den Semiten, den eigentlichen Vätern des Islam, das Stammbewußtsein und das Gefühl für die Blutsverwandtschaft in allen Verhältnissen maßgebend ist. Das aus dem gemeinsamen Mutterleib (arab. rahim) empfangene Blut regt sich in jedem Einzelnen, wenn er die Noth des Stammesgenossen sieht; gegen jeden Andern ist seine Hand feindselig, wie er auch dessen Hand feindselig gegen sich gerichtet glaubt. Das Wort für Mutterleib bezeichnet deshalb auch geradezu die Verwandtschaft und den Kreis der Blutsverwandten selbst, die unter sich zu gemeinsamem Beistand, namentlich zur Blutrache verpflichtet sind. Die That Muhammeds, als des arabischen Propheten und Religionsstifters, erscheint daher dem Semiten nur in dem Lichte, daß er den engen Kreis der Blutsverwandtschaft erweitert und Alle aufgenommen hat, die sich zu Allah bekennen wollten. So sagt der Dichter der Burda, der Aegypter Al-Busiri († ca. 1300), ein wahrhafter Poet, der in diesem Lobgedichte auf Muhammed das Wesen des Islam in hochsinnigster und großartigster Weise auffaßt, weshalb es denn auch im Orient eine Verehrung genießt, die ans Phantastische streift: „Durch sie (die ersten muslimischen Helden) wurde der Islam nach seiner Verwaistheit theilhaftig eines rahim." Ralfs umschreibt dies in seiner Uebersetzung ganz richtig so: „Bis die Lehre des Islam unter ihrem Beistande nach hülfloser Verlassenheit und Verwaisung Verwandte und Angehörige (gleichsam Clienten) gewonnen hatte, welche die Pflichten der Blutsverwandtschaft erfüllten," — und in diesem Sinne könnte der Araber sowohl den Propheten als den Islam selbst einen ábū ráhim*) nennen, d. i. Vater oder Besitzer eines Kreises von Blutsverwandten, innerhalb dessen das Leiden eines Jeden das Mitleid und die helfende That jedes Andern herausfordert, während Jeder, der nicht innerhalb dieses Verwandtenkreises steht, als Feind und willkommenes Raubobject zu betrachten ist. Ganz anders im Christenthum, dessen universelle Idee von vorn herein alle Menschen als Brüder denkt, aber eben deshalb innerhalb seiner politischen Gesellschaftsformen seinem eigenen Principe, das freilich, weil ideal, bis ans Ende der Dinge wirksam zu bleiben geeignet ist, nicht gerecht werden kann, und hierauf beruht denn innerhalb der christlichen Welt die Scheidung, der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche, welche letztere die absolute Gleichheit Aller in der Idee festhalten muß, während ersterer nie Formen für diese Gleichheit finden kann. Der Gegensatz von Kreuz und Schwert, Kaiser und Papst symbolisirt dies Verhältniß. Vergegenwärtigt man sich z. B. die weltliche Macht der Merovinger und der Karolinger Majordome als auf altheidnischer Grundlage beruhend, während die römische Kirche alles Heidnische und aus dem Heidenthum Erwachsene bekämpft, so stellt die Kaiserkrönung Karls d. Gr. durch den Papst den großen Friedensschluß zwischen beiden Principien dar, wobei aber die Kirche immer noch in einem Schutzverhältnisse bleibt. Im Islam aber sind beide Principien von vorn herein Eins. Nicht nur die Chalifen selbst, sondern auch ihre Statthalter predigten am Freitag in den Moscheen und führten den Vorsitz bei den Gebeten, und insofern zwischen jenen beiden Principien unterschieden wird, erscheint die weltliche Macht nur als Ausfluß der geistlichen, nicht diese von jener unter den Schild genommen. Hat nun auch dies Verhältniß durch das Aufkommen des türkischen Sultanats an Stelle des arabischen Chalifats bedeutende Veränderungen erlitten, so hat doch das Grundprincip seine Macht nicht eingebüßt, und die altsemitische Idee von der vollkommenen Vereinigung der geistigen und weltlichen Macht in Einer Person, die in älterer Zeit durch den Stammhäuptling (Patriarch) repräsentirt wird, erweist ihre Lebenszähigkeit bis auf den heutigen Tag. Davon ist aber die Vorstellung der vollkommenen Gleichheit aller Religionsgenossen untrennbar: der muslimische Imam hatte nie muslimische Leibeigene oder Halbfreie vor sich, denen er hätte predigen müssen, Allah habe es so gewollt und wolle es noch, daß ein Muslim sein ganzes Leben hindurch, und nach ihm seine Leibessprossen, andern Muslims diene, wie ein Sklave seinem Herrn; — die christlichen Priester mußten dies aber, nachdem erst die Kirche ihre ideale Jugendkraft erschöpft und ebendeshalb mit den feudalen Gewalten als Gleichberechtigter ihren vollen Frieden geschlossen hatte, viele Jahrhunderte lang lehren.

Das eben Gesagte hat den Einen Grund der größeren Gleichheit unter den Muslims berührt, den nämlich, der aus dem altsemitischen Stammleben von selbst erwächst, also einen inneren Grund. Dazu kommt nun noch ein äußerer, der freilich nur eine nothwendig geforderte Ergänzung des ersten ist.

Unser alter Feudaladel, der aus einem heidnischen erst allmählich ein christlicher geworden war, behandelte seine Unter-

*) Die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem hebräischen Abraham, das freilich anders erklärt wird (Vater einer großen tosenden Volksmasse), fällt sofort auf. Deshalb nennt Muhammed seinen Gott vorzugsweise den barmherzigen Erbarmer (er-rahmân er-rahîm). [Auch das deutsche Er-barmen kommt von Barm = Schoos, Bärmutter; althochdeutsch përan, gothisch bairan = tragen, daher gebären.] Von der Person Muhammeds berichtet die Tradition, daß sie durch die höchste Menschenfreundlichkeit ausgezeichnet, oder, wie es in der Burda heißt, daß sie mit dieser Menschlichkeit, als ihrem eigentlichsten Merkmale, bezeichnet war. Diese Freundlichkeit zeigt deshalb auch der Herr gegen seinen Untergebenen, oder trägt sie wenigstens zur Schau. Unserem „Fragmentisten" Fallmerayer ist das seiner Zeit bei den türkischen Würdenträgern sehr aufgefallen. In diesem Sinne meint die Burda, daß erst durch Muhammed die wahre Gerechtigkeit unter die Menschen gekommen sei.

thanen, d. h. den bei weitem größten Theil seiner Mitchristen, die er ja noch als Andersgläubige seinem Schwerte unterworfen hatte, als Sklaven oder Halbsklaven, und ließ später durch die Kirche, die anfänglich das gerade Gegentheil gelehrt hatte, dies Verhältniß als die von Gott gewollte ewige Ordnung darstellen. Der Islam hatte dies gar nicht nöthig. Er fand in den besiegten Andersgläubigen, deren Bekehrung in Masse er den Cultur- und Nationalitätsverhältnissen nach nicht erwarten, und um des eigenen Vortheils willen gar nicht wünschen konnte, schon das willkommene Ausbeutungsmaterial vor, welches sich der christliche Feudaladel innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft erst durch einen Bruch mit dem eigenen religiösen Princip schaffen konnte, und er hatte dies Menschenmaterial, die Rajah, nur in einem Zustande zu erhalten, der sie eben noch arbeits- und steuerfähig ließ, während der Muslim nur für die eigene Waffentüchtigkeit sorgen durfte. Diese Arbeit war gar leicht und entsprach ganz den alten Gewohnheiten der semitischen und turanischen Racen und denen des Orientalen überhaupt, der immer Objecte besitzen muß, um die Aufwallungen seiner Raub- und Blutgier an ihnen auszulassen. Für die innere, häusliche Arbeit im Dienste des Muslim taugte nun freilich die durchaus feindselig gesinnte Rajah im Ganzen nicht, aber dafür waren die Neger- und anderen Sklaven da, die in den Islam aufgenommen wurden und nach höchstens sieben Dienstjahren die Freiheit erhalten mußten. Man sieht, daß in jenen Ländern, wo, wie z. B. in der europäischen Türkei, die Rajah die große Mehrzahl bildete, schon der bloße Gegensatz gegen dieselbe und das Bedürfniß der eigenen Sicherheit den inneren Zusammenhalt unter den Gläubigen und damit auch das Gefühl der Gleichheit stärken und stets lebendig halten mußte. Was in solchen Ländern hierbei die täglich empfundene Nothwendigkeit, das wirkte in andern muslimischen Gebieten die auch dort, und zwar bis auf den heutigen Tag lebendige Vorstellung, daß der Islam von Rechtswegen die ganze Welt erobern müsse, und daß zu diesem Werke alle Muslims brüderlich vereint sein sollten. Daher also im ganzen Gebiet des Islam eine höhere Ausbildung des Gleichheitsgefühles Aller, als das Christenthum, besser: die Christenheit sie bis jetzt erreichen konnte. Wer einen Begriff von dem Einfluß dieses Gefühles der Brüderlichkeit auf die Verhältnisse des alltäglichen Lebens und des persönlichen Verkehrs gewinnen will, der lese den Bustan*), das vollendetste Werk des Saadi aus Schiras, der zwar ein Perser, aber gerade in diesem Stück ein echter Muslim ist, und frage sich, ob je irgend ein christlicher Dichter der allverbreiteten Mitempfindung einen so tiefen und vielseitigen Ausdruck verliehen habe. Wir behaupten gar nicht, daß hierin eine politische Stärke liege, denn in Empfindungen schwärmen oder träumen und organisiren sind zwei sehr verschiedene Dinge, — die Stärke Spartas und Roms z. B. beruhte gewiß nicht auf solcher Empfindungsweise —, aber unter Umständen könnte sie auch wieder zur Quelle politischer Kraft werden, — und jedenfalls in neuester Zeit, die ja ein socialistisches Gepräge an sich trägt, leichter als je früher.

Diese Denkweise des Islam hat sich aber auch einen sehr realen Ausdruck in dem nach unseren Begriffen freilich übermäßig großen Gemeinvermögen gegeben, welches allmählich durch die frommen Stiftungen, Wakf**), angehäuft wurde.***) Bei diesen Stiftungen sind natürlich auch sehr weltliche Beweggründe mit untergelaufen, vor Allem hervorgerufen durch die Unsicherheit jedes Privatbesitzes gegenüber dem Despotismus der Fürsten und Großen, welcher gar keine andere Sicherstellung möglich erscheinen ließ als die Legirung als Wakuf an irgend eine Moschee gegen eine Rente, aber im Großen und Ganzen dienten diese Stiftungen, wenn auch schlecht genug verwaltet, gewissen Gemeinzwecken (Moscheen, Universitäten, Schulen, Bibliotheken, Spitälern, Karavanserais, öffentlichen Brunnen u. s. w.) und waren in ihrer Massenhaftigkeit durchaus geeignet, das Gemeingefühl zu erhöhen. Unsere Zeit, die fast alles Gemeinvermögen beseitigt und eben dadurch dem modernen Socialismus in die Hände gearbeitet hat, fängt bereits wieder an, von der Nothwendigkeit desselben zu reden; im Orient kann die theilweise oder gänzliche Auffaugung des Stiftungsvermögens durch den Racker von Staat, da wo sie schon eingetreten ist, wie in der Türkei und Aegypten, wohl auch keine andere Folgen haben als die einer wirthschaftlichen Gegenströmung, die ein neues Gemeinvermögen begründet, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Charakter einer solchen Bewegung, anders als bei uns, mehr religiös als politisch ist, was wiederum dem Islam zu Gute kommen muß.

Wir fassen zusammen: das Princip des Islam, als ein ausschließliches, ja als ein Raubsystem, ist dem des Christenthums, als einem allumfassenden, durchaus nicht gewachsen und muß schließlich untergehen, und Niemand ist mehr zu bedauern, als ein gebildeter Muslim, der dies Verhältniß, resp. die gegenseitigen Machtverhältnisse durchschaut; aber der Islam hat Seiten, welche ihm, als einem dogmatischen Religionssystem sowohl, wie als einer praktischen Religionsverbindung, selbst in den Augen eines Muslim, der unsere europäische Bildung in sich aufgenommen hat, große, ja entscheidende Vorzüge vor dem heutigen Christenthum verleihen, und zwar noch auf lange Zeiträume hinaus, und eben von diesen Seiten war hier die Rede. Hinzuzufügen bliebe noch, daß es eben deshalb dem Christenthum noch lange nicht gelingen wird, auch nur eine nennenswerthe Anzahl von Muslims auf dem Wege der Bekehrung zu gewinnen; von Massen kann schon gar nicht die Rede sein. Aus dem gleichen Grunde kann aber auch eine muhammedanische Partei in einem von Christen beherrschten oder verwalteten Lande christlicherseits niemals wirklich gewonnen werden.

Ad. Wahrmund.

*) Deutsch schon von Olearius, „Persianisches Rosenthal und Baumgarten" in dessen: Reise nach Muskau und Persien, Hamburg 1696, Fol. — Moslicheddin Sadis Lustgarten. Von K. H. Graf. Jena 1850. 12. 2 Bdchen. — Eine ganz vortreffliche metrische Uebersetzung von Frh. v. Schlechta Wssehrd: der Fruchtgarten von Sadi (im Auszug). Wien 1852 (mit Kupfern).

**) Wakf, in türkischer Aussprache Wakuf, bedeutet eigentlich Sistirung, d. i. das Herausziehen eines beweglichen oder unbeweglichen Besitzstückes aus Handel und Wandel (Güter der todten Hand).

***) In Bosnien z. B. betragen die unbeweglichen Wakuf-Güter ca. ein Drittheil des Bodens.

Graf Moltkes Wanderbuch.

Von den handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch des berühmten deutschen Feldherren sind einem großen Leserkreise diejenigen bereits bekannt geworden, welche seine Wanderungen um Rom in den Jahren 1845 und 1846 und seinen Aufenthalt am Tuilerienhofe im Herbst 1856 zum Gegenstand haben. In dem soeben bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Wanderbuche haben nun neben jenen Skizzen auch die unseres Wissens bis jetzt unkebannten Tagebuchblätter aus Spanien Aufnahme gefunden, die Frucht einer raschen Fahrt durch jenes Land im October 1846. Hier tritt uns Graf Moltke nur als der harmlose Reisende entgegen, während in jenen anderen Skizzen, wie in seinen klassischen Aufzeichnungen aus dem Orient, in erster Reihe der Soldat, Techniker, Staatsmann und Geschichtsphilosoph das Wort führt.

Wenn einmal Jemand sich der gewiß dankenswerthen Aufgabe unterziehen wird, die spanischen Reiseschilderungen von Nordländern aus den verschiedenen Zeiten zusammenzustellen und zu charakterisiren, so wird er es vielleicht besonders lohnend finden, den Gegensatz zwischen den beiläufig vierzig Seiten aus Moltkes Tagebuch und den Werken der liebenswürdigen französischen Schwadroneure, Th. Gautier und A. Dumas Vater, hervorzuheben. Dafür können wir uns heute schon verbürgen, daß die Spanier, die über die romantischen Uebertreibungen und sachlichen Irrthümer jener Franzosen in gelinde Verzweiflung gerathen, den Siegespreis richtiger Beobachtung und wahrheitsgetreuer Schilderung dem Deutschen zuerkennen werden. Sie werden dem

flüchtigen Reisenden, dem noch die verwandten italienischen Klänge im Ohre liegen, gern zu Gute halten, daß er gelegentlich schreibt: Che non ha vista Sevilla, non ha vista nada statt des gebräuchlicheren und sprachlich richtigen: Quien no ha visto Sevilla no ha visto maravilla, daß er von einem Val di Penas statt Valdepeñas, einer casa di pupillos statt casa de pupilos spricht, den alten Ruf beim Stierkampfe: Otro toro in: un altro toro, und den Namen des größten Stierkämpfers unseres Jahrhunderts Cúchares in Cuchiera verwandelt. Sie werden ihm auch die Ketzerei verzeihen, daß er die Kathedrale von Cordova einer Börse oder Markthalle ähnlicher findet als einer Kirche, und meint, von Aranjuez, das in Spanien als ein Wunder der Welt gilt, würde man in jedem andern Lande wenig Aufhebens machen.

Moltke stellt am Schlusse seiner Reisebeschreibung den Spaniern folgendes Ehrenzeugniß aus, das man nach drei Jahrzehnten, in welchen sich Dies und Jenes geändert hat, noch unterschreiben kann: „Was ich auf dieser flüchtigen Reise von der spanischen Nation gesehen, hat mir den günstigsten Eindruck hinterlassen. Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden, dazu ist selbst der Aermste zu stolz. Schweigend und ernst steht er, den Mantel malerisch über die Schulter geworfen, er verschmäht das französische Kleid, und bewahrt seine alte nationale Tracht, die übrigens in allen Provinzen verschieden ist. Auch der geringste Spanier erwartet mit einer gewissen Rücksicht behandelt zu werden, aber eine freundlich dargebotene Cigarre nimmt er gern. Als Alemanne ist man überhaupt besser aufgenommen als jede andere Nation. Frankreich hat dem Lande zu wehe gethan und mit Stolz erinnert der Spanier sich der deutschen Herrscher, welche glorreich Spaniens Scepter führten."

Das unverfälschte deutsche Gefühl Moltkes wird hier dem Andenken der Habsburger in Spanien gerechter, als wir von den zünftigen Geschichtschreibern Deutschlands gewohnt sind. Mit patriotischer Wehmuth erfüllt ihn der Anblick einer der verlorenen deutschen Ansiedelungen in Spanien. „Am folgenden Nachmittag erreichten wir La Carolina. Zum allgemeinen Erstaunen sahen wir die wohlerhaltene Landstraße von Bäumen eingefaßt. Weinberge und Obstbäume umgeben die in geraden Straßen erbauten Häuser und ein Blumengärtchen umgibt jede Wohnung. Es war, als wenn man plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt wäre, denn die Menschen hatten blondes Haar und das treue, viereckige, deutsche Gesicht. Es ist dies eine Colonie von Schwaben, welche unter Karl III. von dem besten spanischen Minister Olivarez im vorigen Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt wurde; aber kein Einziger verstand ein Wort Deutsch mehr; denn unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Missisippi und Spanier in der Sierra Morena. Ja, sie schämen sich ihres zerrissenen, ohnmächtigen Vaterlandes." Einen ähnlichen Stoßseufzer finden wir am Schlusse des Wanderbuches, beim Abschied von Frankreich: „Ich erwachte erst in Saverne, von wo die Fahrt durch die Vogesen sehr schön ist. Es war traurig, die Leute dort deutsch sprechen zu hören und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen!" Nun, die Trauer um die Deutschen im Elsaß ist uns, nicht zum wenigsten durch Moltkes Verdienst, abgenommen worden. Und wenn auch unter der Regierung Alfonsos XII., welche sich diejenige Karls III. in so vielen Stücken zum Vorbilde genommen hat, die Frage neuer Ansiedlungen von Deutschen mehrmals aufgetaucht ist, so sind doch wohl neue Verluste deutscher Volkskraft an jenes Land kaum zu befürchten. Wir durften es z. B. während des deutsch-französischen Krieges in Madrid erleben, daß, als wir eine Sammlung für die deutschen Verwundeten einleiteten, ungeahnt viele Landsleute aus dem Handwerkerstande ihr Scherflein beisteuerten und dabei insgemein versicherten, sie würden in dem fremden Lande nur so lange weilen, bis sie die Mittel zu sorgenfreiem Leben im Vaterlande gewonnen hätten.

Was aber die von Moltke erwähnte Vorliebe der Spanier für den Aleman und ihre Abneigung gegen den französischen Nachbar betrifft, so hat sich dieselbe gerade während des deutsch-französischen Krieges zu Madrid in theils rührenden, theils heiteren Zügen unzweideutig geoffenbart. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie zu Beginn des Krieges die Spanier hartnäckig den Havas'schen Botschaften von französischen Siegen allen Glauben versagten. Sie wollten einmal, daß die Franzosen Schläge bekommen. Und um diesen Volkswünschen zuvorzukommen, wurde eine Menge neuer Blätter gegründet mit zum Theil sehr sprechenden Namen, wie „Das Kriegsbulletin", „Der Rhein", „Der Kriegsbote", „Das Extrablatt zur preußischen Kanone" u. s. w. Die übrigen Blätter richteten sich, wie die „Correspondencia" — die „Nachtmütze", mit der sich jeder Madrider zu Bette legt — darauf ein, grün gefärbt zu erscheinen, wenn sie einen deutschen, gelb, wenn sie einen französischen Sieg zu melden hätten. Das Grün wurde stereotyp wie der Tag und Nacht erschallende Ruf der Zeitungsverkäufer: El extraordinario con la derrota de los Franceses! Die Marktweiber fingen des Morgens um vier Uhr an, einander in den Straßen die Kriegsnachrichten vorzulesen, nachdem kaum die Nachtwächter aufgehört, den zuletzt Heimkehrenden die neuesten Heldenthaten der Ulanen zu erzählen. Der deutsche Ulane war alsbald zum Sprüchworte geworden. Entstand irgendwo ein plötzliches Lärmen und Rennen, so sagte der Madrider: „Kommen die Ulanen?" In den Bufos fügte einmal ein Schauspieler im „Blaubart" zum Vergnügungsprogramm des Königs als letztes Stück: „Ein Ulane." Bei der Nennung dieses Stückes entstand ein Sauve qui peut des ganzen Hofstaates. Die Spanier nahmen mit Hohngelächter die Kunde auf, daß bald da, bald dort eine große französische Stadt von ein paar Ulanen erobert worden sei. Und als von Paris angefragt wurde, wie man denn seiner Zeit die Guerillas gebildet habe, gab man die Antwort, die Regierung habe sich kaum in die Bildung solcher Freischaaren gemischt, sondern ein Mina, Manso, Empacinado habe nur eine Schaar entschlossener Männer um sich versammelt, die gelobten, täglich einen Franzosen zu tödten und die mit der Zeit eine immer größere Fertigkeit in ihrem Handwerk erlangten: eine Auskunft, die schwerlich nach dem Geschmack der Franzosen war. Obgleich diese Sympathien für Deutschland offenbar mehr auf bloßem Volksinstincte als auf klarem Bewußtsein beruhten, so strengten sich die spanischen Politiker aufs Löblichste an, auch hiefür wie für alle übrigen Dinge der Welt politisch-philosophische Systeme auszuspinnen. Ich habe mir aus einem damals vielgelesenen republikanischen Blatte folgende Stilprobe gemerkt: „Frankreich stellt dar die geistige Einheit, die materielle Verschiedenheit, Preußen die geistige Freiheit, die körperliche Einheit; jenes hat in seiner Gewalt den katholischen Olymp, dessen Jupiter sich soeben in die Unfehlbarkeit gehüllt hat; bei diesem ist in Betreff der Religion Alles individuell; Frankreich sucht in seiner Politik nichts Anderes als die Versteinerung, den status quo, das sogenannte europäische Gleichgewicht; Preußen stellt in der Politik die Thätigkeit, die Arbeit dar."

Wie er am Schlusse seiner Reisebeschreibung der Abneigung der Spanier gegen die Franzosen gedenkt, so erwähnt Moltke bei dem ersten Punkte, wo er den Fuß auf die Pyrenäenhalbinsel setzt, wenigstens einen der Gründe, warum die Engländer bei den Spaniern womöglich noch schlechter angeschrieben sein müssen als die Franzosen. Wenn im spanischen Volksmunde Inglés so viel bedeutet als Krämer, Wucherer, so rührt dies sicher zum Theile daher, daß der Spanier beim Namen Gibraltars nicht blos wie der Deutsche bei demjenigen Helgolands sich gedemüthigt fühlt, sondern daß er auch seinen nationalen Wohlstand fast wehrlos der Ueberfluthung durch die Schmuggelwaaren aus Gibraltar preisgegeben sieht. In kräftigen und treffenden Zügen schildert Moltke das wunderbare Gemisch von Spanisch und Englisch, das ihn auf Gibraltar empfängt. „Die Pracht und Ueppigkeit eines südlichen Himmels und die Energie und Betriebsamkeit des Nordens sind hier vereint. Wie Riesen standen die rothröckigen unbehosten Hochländer zwischen den kleinen braunen Spaniern mit ihren übergeworfenen Mänteln und den schmächtigen Arabern, welche vielfach herüber kommen in das schöne

Land, welches ihnen 700 Jahre gehörte. Da lagen in ungeheurer Fülle die Trauben, die Orangen, Datteln nnd Oliven aus Malaga, Valencia und Granada neben Kartoffeln und Käsen aus England, die Hummer, fliegenden Fische und Delphine aus dem atlantischen neben dem gedörrten Stockfisch aus dem Eismeer. Ueber die flachen Dächer, die Balkone und die Gärtchen mit Granaten und Palmen ragen in drei Etagen die Galerien, welche eine englische Meile weit in die Kalkmasse des Felsens eingesprengt sind, mit ihren Feuerschlünden aus den schottischen Gießereien. Ueber das Gewimmel kleiner Fahrzeuge und zahlreicher Dampfböte erheben sich drei stolze Linienschiffe mit der Flagge Britanniens. Gibraltar ist in beständiger Zunahme, aber seine eiserne Rüstung erlaubt ihm nur, in die Höhe zu wachsen. Die Grundstücke und Miethen sind unglaublich theuer. Ein Kalkfels und eine Sandscholle bringen natürlich nichts hervor und ursprünglich hausten dort nur Rebhühner und Affen. Alles, was Menschen bedürfen, muß zur See herangebracht werden, selbst das Trinkwasser, und das ist der größte Mangel dieser sonst uneinnehmbaren Festung. Auf der Landzunge stehen nur 2000 Schritt entfernt die spanischen Posten mit geladenen Gewehren, nicht gegen einen Angriff, sondern gegen den Schmuggelhandel gerüstet, welcher hier im großen Stile betrieben wird."

Besonders lange verweilt Moltke sodann bei der Schilderung von Sevilla; „aber Sevilla ist so schön und so ganz anders, als Alles, was ich bisher gesehen, daß ich's nicht kürzer abmachen konnte." Das Herz geht ihm sichtlich auf beim Anblick dieser Perle Andalusiens. Er gesellt sich zu den vielen begeisterten Lobrednern der Kathedrale, der Giralda, des Alcazars von Sevilla; und Bilder, die er einst im Oriente geschaut, quellen unter seiner Feder hervor, wenn dieselbe das poetische Heim der Anwohner des Guadalquivir beschreibt. „Unter despotischer Regierung und vielfachen Bedrückungen im äußeren Leben preisgegeben, suchte Jeder sich eine Häuslichkeit zu bilden, in der er Ersatz fand. Dort herrschte er, dort fand er Sicherheit, Freude und Ueberfluß, aber nur im Verborgenen durfte er glücklich sein. Wie noch heute der reiche Armenier, wenn er zu einem Machthaber geht, unter einem schlechten Kaftan die reichen Seidenstoffe und Pelze verbirgt, so umschließen äußerlich kahle Mauern in ihrem Innern ein kleines Eden. Durch starke, mit Eisen beschlagene Thorflügel tritt man zu Sevilla in einen ziemlich einfachen Vorhof. Dies ist das Bab der Perser, das Kapu der Türken, die Pforte, welche im Orient und schon bei unsern biblischen Erzvätern eine so große Rolle spielt, wo die Geschäfte verhandelt, Streitigkeiten geschlichtet und Recht gesprochen wurde. Die christlichen Bewohner haben in jedem dieser Vorhöfe ein Marienbild aufgestellt, vor welchem Abends zahlreiche Kerzen angezündet werden, die einen freundlichen Anblick gewähren. Aus dem Vorhof und durch ein stets geschlossenes sehr reiches Gitterthor, meist einige Stufen hinabsteigend, tritt man in den inneren Hof. Rings um denselben läuft eine offene Halle, deren Bögen durch schlanke, oft gekuppelte Säulen getragen werden. In der Mitte des Hofes plätschert ein Springbrunnen, oft in schönen Marmorbecken, mit Goldfischen und Forellen, überschüttet von einem kleinen Hain von Orangen, Rosen, Granaten und Myrthen. Der übrige Raum ist mit Marmorplatten musivisch ausgelegt und ein ausgespanntes Segeltuch oder wenigstens eine über ein Gatter gezogene Weinrebe verwandelt diesen Hof, selbst im hohen Sommer, in einen kühlen und reizenden Salon, in welchem Sopha, Stühle, Gemälde und Spiegel nicht fehlen. Der Fremde wird im Vorhofe abgefertigt und nur der Gastfreund ins Innere gelassen. Um so zu wohnen, bedarf es freilich des stets heitern Himmels dieses Landes."

Moltke trifft in Madrid am Tage der Doppelheirath Isabellas II. und ihrer Schwester Maria Luisa ein. Wie billig, war zur Feier des Ehrentages der Töchter jenes Ferdinand VII., der bei der Wiederherstellung des bourbonischen Thrones die Universitäten geschlossen und Hochschulen für Stierkämpfer eröffnet hatte, ein Stiergefecht veranstaltet worden. Dasselbe war, wenn wir in den Annalen der spanischen Stiergefechte richtig bewandert sind, das großartigste, das vor demjenigen von 1869 abgehalten wurde, bei welchem wir, zur Feier der demokratischen Verfassung, den Nachfolger des berühmten Cúchares von einem Stier in die Luft schleudern sahen. Moltke ergeht sich nicht in den sonst üblichen langen moralischen Betrachtungen der Reisenden über das spanische Nationalvergnügen. Er bemerkt nur ziemlich trocken: „Dies ist nun das Schauspiel, welches die Spanier über Alles lieben, an dem die zartesten Frauen Theil nehmen und dem die jungvermählte Infantin zulächelte. Was mich betrifft, habe ich an einem Stiergefecht vollkommen genug gehabt, und Du vielleicht an der Beschreibung." Wir müssen uns selbst dagegen das Armuthszeugniß ausstellen, daß wir zwar herzlichen Antheil an der Propaganda nahmen, welche es in der Zwischenzeit zwischen der Septemberrevolution und der zweiten bourbonischen Restauration durchsetzte, daß wenigstens in Sevilla keine wirkliche Dame mehr dem grausamen Schauspiel anwohnte; daß wir aber durch Jahre hindurch kein Stiergefecht versäumten, um ja alle Geheimnisse des Reizes desselben zu erforschen. Eine gerechte Strafe dieser Inconsequenz haben wir darin zu erkennen, daß wir es vor lauter Bedenken, das Schauspiel kunstgerecht zu schildern, nie zu einer vollständigen Beschreibung desselben brachten, während dem sichern Blick Moltkes eine solche auf den ersten Wurf dermaßen gelungen ist, daß sie nicht blos das eigentliche Kabinetsstück unter seinen Aufzeichnungen aus Spanien bildet, sondern als mustergültig überhaupt gelten kann.

Wilhelm Lauser.

Zur Entwicklungsgeschichte der Photographie.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 14. Juni 1839 stellte Arago, der als Forscher und Mensch gleich ausgezeichnete Physiker, den Antrag, die von Niepçe und Daguerre gemachte Erfindung der Lichtbildnerei auf Staatskosten anzukaufen und zum Gemeingut der Völker zu machen. Indem Arago bereits mit prophetischem Blicke die außerordentlichen Dienste voraussah, welche die damals noch unvollkommene Photographie der Kunst und Wissenschaft leisten würde, begründete er seinen Antrag mit den Worten: „Il semble indispensable que le gouvernement dédommage directement M. Daguerre, et que la France ensuit dote noblement le monde entier d'une découverte qui peut tant contribuer aux progrès des arts et des sciences," worauf ein Gesetzentwurf ausgearbeitet wurde, nach welchem Daguerre eine lebenslängliche Jahresrente von 6000 Frcs., dem Sohne Niepçes, mit welchem Daguerre associirt gewesen war, eine gleichartige Rente von 4000 Frcs. zuerkannt wurde. Diese pecuniäre Sicherstellung der Erfinder räumte das letzte Hinderniß aus dem Wege, welches der Veröffentlichung der Resultate jahrelangen Mühens entgegenstand und deshalb erscheint es angemessen, den 14. Juni 1839 als den eigentlichen Geburtstag der Photographie zu betrachten, zumal der Contract zwischen der Regierung und den Erfindern dieses Datum trägt, während die Publication und die experimentelle Demonstration des neuen Verfahrens in Gegenwart vieler von Auswärts herbeigeeilter Gelehrten in der Sitzung der Akademie vom 19. August 1839 stattfand. Es hat mithin die Photographie im Jahre 1879 genau das Alter von vier Decennien erreicht.

Ohne hier näher auf den unerquicklichen Streit einzugehen, wem die Priorität der Erfindung gebührt, ob Daguerre oder Niepçe dem Aelteren, sei nur bemerkt, daß die Entwicklung des unsichtbaren Bildes der Jodsilberplatten mittelst Quecksilberdämpfen, welche den Kernpunkt der Daguerreotypie bildet, Daguerre zuzuschreiben ist, wenn auch die Vorarbeiten Niepçes einen nothwendigen integrirenden Theil der Gesammterfindung ausmachen; beiden Männern kommt gleichmäßig das Verdienst zu, ein Ziel erreicht zu haben, dem berühmte Gelehrte, wie Charles, Scheele, Wedgewood und Humphry Davy vergeblich zustrebten.

Die Freigebigkeit der französischen Nation hatte nun zur Folge, daß das Verfahren Daguerres zum Gemeingut wurde und zahlreiche Bearbeiter fand, welche rastlos an der Verbesserung

und Ausbildung der noch mit vielen Mängeln behafteten neuen Erfindung thätig waren, sowohl was den optischen, als den chemischen Theil der Lichtbildnerei anbelangt. Namentlich waren es die Verbesserungen des optischen Theiles durch den Mathematiker Petzval, nach dessen Berechnungen der später in den Adelstand erhobene Optiker Voigtländer die ersten lichtstarken und verhältnißmäßig correct zeichnenden Objective construirte, welche bei gleichzeitiger Anwendung von Brom bei der Herstellung der empfindlichen Schicht die Sitzungszeit verkürzten und die Aufnahme von Personen ermöglichten und dadurch einen neuen Industriezweig ins Leben riefen, der Tausenden zur Erwerbsquelle wurde: — die Porträtphotographie.

Indem an der Vervollkommnung der Daguerre'schen Erfindung eifrig gearbeitet wurde, deren inneres Wesen den Physikern und Chemikern völlig verschlossen war, konnte es nicht fehlen, daß alle möglichen Substanzen auf ihr Verhalten zum Lichte und ihre Anwendbarkeit im photographischen Processe einer Prüfung unterlagen, denn überall, wo die Theorie es an Fingerzeigen fehlen läßt, behauptet das planlose Experiment sein Recht, auf das der Praktiker mit dem bekannten Sprüchworte „Probiren geht über Studiren" zu pochen pflegt.

Bereits zwei Jahre später gelang es dem Engländer Fox Talbot mit Hülfe von Jod- und Bromsilber und Anwendung von Gallussäure die optischen Bilder der Camera obscura in der Weise auf Papier zu fixiren, daß die hellen Partien dunkel, die dunklen dagegen hell erschienen; er erhielt mithin die ersten Negative, von denen Abdrücke mit umgekehrter Licht- und Schattenvertheilung erhalten werden konnten, die wiederum der Natur entsprachen. Das Korn des Papiers beeinträchtigte allerdings die Schärfe und detaillirte Zeichnung, durch welche sich die Daguerreotypen auszeichneten, allein der Umstand, daß die Papiernegative die Vervielfältigung der einmal gemachten Aufnahme zuließen, gewann der sogenannten Talbottypie viele Freunde, so daß die Daguerreotypie bald in ihr einen Rivalen erblicken mußte.

Erst im Jahre 1847 kam jedoch Niepçe de Saint Victor, der Neffe Niepçe des Aelteren, auf den glücklichen Gedanken, das bisher als Träger des photographischen Bildes benutzte Papier durch das structurfreie Glas zu ersetzen, auf welchem Stärkekleister, Eiweiß und auch Gelatine in Verbindung mit Jod- und Bromsilber, die eigentliche lichtempfindliche Schicht bildeten, und die Niepçeotypie machte der Talbottypie die empfindlichste Concurrenz.

Indessen war im Jahre 1846 durch die deutschen Chemiker Schönbein, Böttger und Otto fast gleichzeitig die Schießbaumwolle und die Löslichkeit derselben in Aether und Alkohol von Menard in Boston 1848 entdeckt. Diese, als Collodium bekannte Lösung diente vorerst chirurgischen Zwecken, bis 1850 Legray das Collodium als Ersatzmittel für das Eiweiß in der Niepçeotypie vorschlug und Archer und Fry 1851 ein vollständiges Verfahren veröffentlichten, Aufnahmen auf Glasplatten zu machen, welche mit Collodium überzogen sind und diese Platten als Matrizen zu benutzen, um auf lichtempfindlichem Chlorsilberpapier Abdrücke in beliebiger Zahl herzustellen. Dies Verfahren ist bis heute das herrschende geblieben und wenn es auch anfangs wie üblich nach dem Erfinder Archerotypie benannt wurde, so mußte diese Bezeichnung dem nunmehr allgemeingültigen Collectivtitel „Photographie" weichen.

Der Photographie unterlag die Daguerreotypie von diesem Moment an in kurzer Zeit, während die erstere sich gar bedeutsam entfaltete und nach und nach das Agens wurde, welches eine Reihe von Industrien ins Leben rief, die speciell nur photographischen Zwecken dienen. Könnte es möglich sein, die Photographie plötzlich aus unserem modernen Leben zu streichen, würden nicht nur direct, sondern auch indirect zahllose Menschen existenzlos werden und sowohl Handel als Gewerbe empfindlichen Schaden leiden, denn die Fabrikation von photographischen Bedarfsmitteln hat in demselben Umfange zugenommen, wie die Photographie selbst, nachdem sie durch Archer in die Reihe der vervielfältigenden Künste eingeführt wurde und in allen denjenigen Zweigen der Kunst, Wissenschaft und Industrie Anwendung fand, die bildlicher Darstellungen nicht entrathen können. Als an die Stelle des Einzelbildes der Daguerreotypie die Massenproduction trat, gewann auch das Angebot ein verändertes Aussehen. Es entstanden die photographische Visitenkarte und das Kabinetporträt, und mit ihnen das photographische Album, das einen wichtigen Industrieartikel bildet. Ebenfalls bemächtigte sich der Kunsthandel der Photographie, zuerst in Copien nach Stichen und Lithographien, dann in Porträts von Tagesberühmtheiten, in Stereoskop- und Landschaftsbildern, und endlich in großem Maßstabe in Copien nach Handzeichnungen und Oelgemälden, deren Reproduction trotz aller Schwierigkeiten dennoch zuletzt ermöglicht wurde.

Gleichzeitig fand die Photographie in der Industrie Anwendung als Hülfsmittel zum Copiren von technischen Zeichnungen, zur Aufnahme von Maschinen, Gebäuden, Terrains, Objecten der Naturbeschreibung, der Himmelskörper sowohl, als mikroskopischer Präparate und in Verbindung mit der Lithographie zur Herstellung geographischer Karten u. A. m.

So überraschend mannichfaltig und technisch vollkommen auch die Leistungen der Photographie waren, besaßen die Photogramme jedoch nicht jene Beständigkeit, welche den Erzeugnissen der Druckerpresse eigen ist, und nachdem dieser Uebelstand aus dem allmählichen Verblassen der Photographien erkannt worden war, wurden Bemühungen rege, die gebräuchlichen Silberverbindungen durch Farbstoffe zu ersetzen, welche dem Processe des Ausbleichens nicht unterliegen. Schon 1852 hatte Talbot die Beobachtung gemacht, daß eine Mischung von Leim (Gelatine) und chromsaurem Kali ihre Löslichkeit in Wasser durch Lichteinwirkung verliert und wenn dies Verhalten der beiden Substanzen auch nur langsam in der photographischen Praxis ausgenutzt wurde, so ist dasselbe jedoch der Ausgangspunkt, auf den die neueren Errungenschaften der Photographie zurückzuführen sind. Als solcher dürfen der Kohledruck, Woodburys Reliefdruck, die Heliogravüre und der Lichtdruck anzusehen sein.

Der Kohledruck — auch Pigmentdruck genannt — wurde zuerst von Poitevin 1855 ausgeübt, indem er der mit chromsauren Salzen vermischten Leimmasse feingeriebene Kohle (Tusche) und andere Farbstoffe zusetzte, welche von der im Lichte unlöslich gewordenen Leimschicht zurückgehalten werden, während die wenig oder gar nicht belichteten Stellen sich nach Maßgabe der mehr oder minder schwachen Lichtwirkung ganz oder theilweise in heißem Wasser auflösen. Das nach vielen mühseligen Proceduren erhaltene Bild besteht daher aus einer fest an dem Papier haftenden Leimschicht, welche in den tiefen Schatten dicker ist als in den Halbtönen und demgemäß an den dunklen Stellen eine dickere Farbenlage bildet als an den hellen, während der weiße Fond des Papieres den höchsten Lichtern entspricht. Der Ersatz der Tusche durch Röthel, Graphit oder braune Farbstoffe gestattet die genaue Wiedergabe von Röthel- und Bleistiftzeichnungen und von Sepiaskizzen, wie solche nach den Handzeichnungen von alten Meistern von Braun & Co. in Dornach in vollendeter Ausführung in den Handel gebracht werden. Der 1865 erfundene Woodbury-Reliefdruck beruht auf ähnlichen Principien, nur wird hier auf photographischem Wege ein Relief aus Leim erzeugt, das, nachdem es erhärtete, in Bleiplatten gepreßt wird und eine Hohlform zu Stande bringt, in welche man gefärbte Gelatine gießt, die an einem darauf gelegten Stück Papier haften bleibt. Der Reliefdruck eignet sich nur für Bilder kleinen Formates und findet in Deutschland kaum Anwendung, obgleich die Drucke von außerordentlichem Reiz sind. Goupil in Paris bedient sich des Woodburyverfahrens zur Herstellung seiner entzückenden kleinen Reproductionen, während er die Heliogravüre bei großen Blättern benutzt. Mischt man der Chromgelatineschicht feinen Sand bei, so bleibt nach dem Auswaschen der belichteten Schicht ein körniges Relief zurück, das, galvanisch in Kupfer abgeformt, eine Platte liefert, deren körnige Partien Druckerschwärze annehmen, so daß ein Abdruck in der Kupferdruckpresse erhalten werden kann, dem photographische Detaillirung und die Weichheit der geschabten Manier gleichzeitig eigen sind. Ebenfalls gehören die Photolithographie, die Photozinkographie, welche sich jedoch nur

zur Wiedergabe von Zeichnungen in Strichmanier gut eignen, hierher.

Die Vervielfältigung der Photographie mittelst des Pressendrucks gelangte jedoch zur wirklichen praktischen Verwendung erst im Jahre 1868 durch Albert in München, der nicht, wie Tessié de Mothay ein Jahr vorher, mit unvollkommenen Proben, sondern mit der fertigen Erfindung des Lichtdrucks hervortrat. Das Aufsehen, welches die ersten Albert'schen Drucke auf der photographischen Ausstellung 1868 zu Hamburg erregten, war in den Fachkreisen ein um so größeres, als gewiegte Praktiker nicht im Stande waren, die mit Druckerfarbe erhaltenen Bilder von gewöhnlichen Photographien zu unterscheiden und erst eine Prüfung der Drucke mit Terpentinöl, welches die Fettschwärze angreift, zeigte, daß thatsächlich in der Presse erlangte Abdrücke vorlagen. In den letzten zehn Jahren ist der photographische Pressendruck zu hoher Vollkommenheit gebracht worden und der Consum dieser Drucke, welche alle trefflichen Eigenschaften der Photogramme besitzen, sie jedoch an Haltbarkeit und Billigkeit übertreffen, hat derartig zugenommen, daß eine Anzahl von Lichtdruckinstituten entstanden ist, von denen die größeren sogar mit Schnellpressen arbeiten. Durch den Lichtdruck wurden die Hindernisse endlich entfernt, welche der Anwendung der Photographie als Illustrationsmittel von Büchern und Werken entgegenstanden, er beseitigte den hohen Preis der gewöhnlichen Copien auf Silberpapier, die nur ausnahmsweise als Illustrationen benutzt wurden und kam insofern den Bedürfnissen des Buchhandels entgegen, als er gestattete, große Auflagen in kurzer Zeit zu drucken.

Der Lichtdruck beruht im Wesentlichen ebenfalls auf der oben erwähnten Gerinnung einer mit Chromsalzen versetzten Gelatineschicht im Lichte. Die vom Licht veränderte Gelatine hat nämlich die Eigenschaft verloren, im Wasser aufzuquellen und nimmt Fettschwärze an, während die minder afficirten Stellen Wasser aufnehmen und die Schwärze abstoßen oder in geringerem Grade zurückbehalten.

Das Collodium und die Jod-, Brom- und Chlorverbindungen des Silbers einerseits und die Gelatine in Verbindung mit chromsauren Salzen andererseits, sind die eigentlichen Stützen der photochemischen Processe, welchen die Photographie ihren außerordentlichen Aufschwung verdankt und deshalb waren alle Versuche zur Fixirung des optischen Bildes der Camera obscura und zur Vervielfältigung desselben so lange vergeblich, bis die ebenfalls in der Entwicklung begriffene Chemie die Herstellung der erforderlichen Chemikalien lehrte. Aus den angeführten Jahresdaten ergibt sich außerdem zur Genüge, daß die Fortschritte in der Photographie der Entdeckung geeigneter Chemikalien in Kürze zu folgen pflegten.

Trotz der erreichten hohen Stufe bietet die Photographie jedoch immer noch genug zu lösende Aufgaben, von denen die Abkürzung der Aufnahmezeit und die Photographie in natürlichen Farben in erster Reihe stehen.

Die Verkürzung der Aufnahmezeit ist gleichbedeutend mit der Steigerung der Lichtempfindlichkeit der photographischen Schicht und daher Sache des Chemikers. Je größer die Lichtempfindlichkeit ist, um so geringere Lichtintensitäten können verzeichnet werden, ein Umstand, der nicht nur für die Photographie der Himmelskörper, des Spectrums u. s. w. die höchste Bedeutung hat, sondern auch den Optikern gestattet, den Linsensystemen auf Kosten der Lichtstärke größere Vollkommenheit zu geben. Es scheint nun, als wenn die jüngste Zeit der Erfüllung dieses Wunsches nahe gerückt ist, denn das reine Bromsilber in Verbindung mit Gelatine, als Ersatz des Collodiums, ermöglicht die Herstellung von Trockenplatten, welche die Aufnahme von beweglichen Objecten, laufenden Pferden, fahrenden Wagen u. dgl. m. in dem Bruchtheil einer Secunde ermöglichen. Stellt sich die Zuverlässigkeit dieser Platten heraus, so vereinfachen die Manipulationen sich wesentlich, es würden dieselben Handelsartikel und dem Forscher und Gelehrten dürfte in nicht allzu ferner Zeit die Photographie ein leichtes und unentbehrliches Hülfsmittel zur Aufnahme von einschlägigen Objecten und bemerkenswerthen Vorgängen sein.

Auch die Photographie in natürlichen Farben hat Aussicht auf Realisirung. Schon Niepçe und später Poitevin erhielten auf rein photochemischem Wege Photographien, welche die Farben eines bunten Originals wenn auch matt, so doch deutlich erkennbar wiedergaben, allein man besitzt kein Mittel zur Fixirung der Farbentöne und verließ daher diese Methode, um eine andere einzuschlagen. Es gelang zuerst Vogel, das Bromsilber dadurch für Gelb und Roth empfindlich zu machen, daß er demselben Farbstoffe zusetzte, welche die entsprechenden Strahlen absorbiren und somit das Photographiren von den Farben zu ermöglichen, welche sich bis dahin als unwirksam erwiesen. Indem nun vor das Linsensystem der Camera farbige Gläser gestellt werden, welche nur bestimmte Lichtstrahlen durchlassen, ist man im Stande, von ein und demselben Gegenstande Aufnahmen zu erhalten, von denen eine nur der Einwirkung des blauen, eine zweite der des gelben, eine dritte der des rothen Lichtes entspricht.

Werden nun von diesen Einzelaufnahmen farbige Gelatineabdrücke in Blau, Gelb und Roth auf dem Wege des Pigmentverfahrens gemacht und genau übereinandergelegt, so erhält man ein Bild, welches die Farben des Originales in den zartesten Abstufungen und Tönen wiedergibt. Albert in München, der mit Eifer an der Vervollkommnung dieses Verfahrens arbeitet, hat in der letzten Zeit bereits Landschaften aufgenommen, deren Farbenzauber zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt.

Wie der nur in skizzenhaften Umrissen gehaltene Rückblick auf die vierzig Jahre Entwicklungsgeschichte der Photographie zeigt, war es die ununterbrochene Arbeit Vieler, welcher der stetige Fortschritt zu verdanken ist, und da das gemeinsame Streben an Intensität nicht nachgelassen hat, so dürfen für das kommende fünfte Decennium weitere Errungenschaften zu erwarten sein, die sich den bisherigen Leistungen ebenbürtig anreihen.

Julius Stinde.

Ferdinand Kellers „Schlacht bei Szlankament".

„Markgraf Ludwig in der Schlacht von Szlankament im Jahre 1691" betitelt sich das Gemälde, welches Ferdinand Keller in Karlsruhe für die dortige Galerie gemalt und vor einigen Wochen vollendet hat. Es ist ein Werk von hervorragendster Bedeutung geworden, kühn und groß im Entwurfe, künstlerisch und meisterhaft in der Ausführung, des genialen Malers reifste Arbeit. Die Wahl des Gegenstandes, welcher scheinbar etwas außerhalb der Sphäre der bisherigen Arbeiten Kellers liegt, war wohl bedingt durch die Bestimmung des Bildes.

Den Ruhm des „Türkenlouis", welcher einstmals die gesammte Christenheit erfüllte, hat die Zeit zwar nicht geschmälert, aber das Andenken an den kühnen und siegreichen Vorgänger Prinz Eugens ist wohl zumeist in seinem Stammlande lebendig geblieben. Nun hat er einen Verherrlicher gefunden, der ihn, in anderer Art freilich als es dem „Prinzen Eugenius" zu Theil geworden, zur Popularität zurückführt.

Lorbeergeschmückt, auf dem Triumphwagen stehend, den Halbmond und die Insignien Frankreichs in den Staub tretend, so zeigt die Medaille, welche zum Andenken an die Schlacht von Szlankament geschlagen wurde, den Kaiser Leopold. Auf dem Revers strahlt das badische Hauswappen über türkischen Siegestrophäen, und wir erfahren aus der Inschrift, daß der tapfere Markgraf bei dieser Gelegenheit 25,000 Türkenhunde erschlagen und 158 Kanonen erbeutet hat. Gefangene scheinen bei dieser Gelegenheit nicht gemacht worden zu sein.

So hat das Haus Baden gewiß einen berechtigten Anspruch an den Lorbeeren, welche der Christenheit von den Bekennern Mohameds bis auf den heutigen Tag geliefert werden; die Wahl des Gegenstandes ist somit, bei der Bestimmung des Bildes für die badische Galerie, natürlich und angemessen. Und dann war es doch eine deutsche Schlacht. Brandenburgische und bayerische Regimenter fochten unter dem kaiserlichen Banner und das türkische Heer wurde von französischen Offizieren geleitet. Des Mark-

grafen Tagesbefehl hebt die Tapferkeit der Brandenburger unter General Barfuß ganz besonders hervor und in der langen Verlustliste begegnen wir vielen Namen, welche uns wehmüthig an die Opfer des letzten Krieges erinnern.

Doch genug; wenden wir uns zum Bilde. Es ist der Moment der Entscheidung.

Die anstürmenden Reiterregimenter haben die Mitte des türkischen Lagers erkämpft, der Markgraf hält vor dem Zelte des zum Tode getroffenen Großwessirs Köprili, die feindlichen Trophäen sinken vor ihm in den Staub. Noch wüthet der Kampf Mann gegen Mann. Ueber das Getümmel erhebt sich auf schäumendem schwarzem Hengste der Anführer der heranbrausenden Kürassiere, welcher in wild bewegter Stellung den Commandorns ertönen läßt, davor stark contrastirend der Markgraf, bleich und barhäuptig, das lange Haar der Allongeperrücke flattert im Winde. Die Hufe des mächtigen Falben, der den Generalissimus trägt, zertreten die seidenen Fahnen der Osmanen, über welche hingesunken, von verzweifelnden Kämpfern umgeben, der auf den Tod getroffene Pascha in den letzten Zügen liegt. Dahinter eröffnet das üppige Zelt eine verheißungsreiche Aussicht auf die Siegesbeute und den ambulanten Harem.

Der Vordergrund schließt nach beiden Seiten mit Gruppen von Kämpfenden und Gestürzten, mit Pferde- und Menschenleichen.

Man sieht, es ist ein gewaltiges Material, welches der Künstler zu bewältigen hatte, aber auch, daß es diejenigen Elemente barg, in welchen Ferdinand Kellers Talent sich besonders heimisch fühlt. Und doch ist das Werk mit keinem der vorhergegangenen Arbeiten, weder mit dem Nero noch dem Dresdner Vorhang, sei es hinsichtlich der Conception, oder namentlich der künstlerischen Gestaltung, irgendwie vergleichbar. Es documentirt ein gewaltiges Vorwärts und ein bewußtes Betreten einer Bahn, welche nach unserem Ermessen den Meister zu hohen Zielen führen wird. In keinem seiner Werke ist wie in diesem der ihm eigene reiche und ideale Schwung in Form und Farbe gleichermaßen getragen und gekräftigt von dem Studium der Natur. In keinem seiner früheren Werke hat sich seine reiche Begabung für die Wiedergabe des Lebensvollen so zu zeigen vermocht, und in geradezu staunenswerther Weise hat sich in diesem Werke das Gebiet seiner Darstellung erweitert. Dies gilt zunächst von der größeren individuellen Vertiefung des zur Anschauung Gebrachten, es gilt von der stofflicheren Farbe, es gilt von der meisterhaften Darstellung der wildbewegten Pferde. So bildet die heranbrausende Fronte der Kürassiere, die ganze linke Seite des Bildes überhaupt, in Beziehung auf eigenartige Composition, in Prägnanz der Charakterisirung, in Schönheit der Farbe und des Tons vielleicht den Glanzpunkt des Bildes. Nicht ganz indiscutabel ist die Hauptfigur, der Markgraf selbst. Die etwas apathische Haltung desselben ist, namentlich im Gegensatze zu dem vehementen Laufe des begleitenden Fahnenträgers und dem rapiden Tempo der nachfolgenden Kavallerie, nicht recht verständlich.

Um so gelungener erscheint der sterbende Vezier, namentlich der Kopf ist vortrefflich; die ganze ihn umgebende Gruppe und vor Allem der über die Leiche seines Pferdes gestürzte Janitschar im Vordergrunde. Daß in dem aus Teppichen und Sammet errichteten Zelte, in den Waffen, Stoffen und charakteristischen Beiwerke, welches zum großen Theile nach der noch vorhandenen Originalsiegesbeute des Türkenlouis gemalt ist, daß in dem Gewühle von Weibern, Mohren und Eunuchen, welches sich hinter dem Pascha drängt, sich Kellers Talent in glänzendster Weise bethätigt hat, bedarf kaum der Erwähnung, wenn schon hier nicht Alles der linken Seite des Bildes gleichwerthig ist. Indeß, wo so viel Licht kann etwas Schatten hingenommen werden, das ganze enorme Bild erscheint als aus einheitlichem Gusse und ist ein imponirender Reichthum der Farbe in ihm zu harmonischem Gesammtton vereinigt.

Man ist gewohnt, die Vorstellung der Leser durch Vergleiche zu stärken, obgleich dieselben fast immer hinfällig sind; da man zudem wiederholt unsern Meister mit Makart verglichen hat, so soll noch zum Schlusse hervorgehoben werden, daß bei diesem Bilde nichts eine solche Verwandtschaft constatirt, da es als charakteristische und hochbedeutsame Leistung eines seltenen Talentes erscheint. In seinen malerischen Qualitäten an die höchsten Vorbilder anklingend trägt es die Bürgschaften in sich, welche den Meister desselben zu berufen scheinen, ihnen nahe zu kommen — wenn er auf dem Wege vorwärts strebt, der ihn zu diesem Erfolge geführt hat.

Auf dem Wege immer größerer Vertiefung und Hingabe an die Natur werden sich die glänzenden Eigenschaften, mit welchen er in so seltenem Maße ausgestattet ist, dann in immer überraschenderer Weise entfalten. So nehme er diese Besprechung nicht als Kritik, sondern als „hommage au talent", als aufrichtige Anerkennung einer Leistung, welche der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereicht. R. B.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Gewerbe-Ausstellung.

I.

Von der sorglos heiteren Betrachtung des Weltkindes bis zu der ernsten Arbeit der fünfzehn und mehr Sachverständigen, welchen der officielle Bericht über die in jeder Gruppe zu Tage getretenen positiven Resultate obliegt, ist ein weiter Weg, den ich nur zum kleinsten Theile zurückzulegen beabsichtige. Auch da, wo der Schritt den heimischen Boden unter sich fühlt, wird nur kurzes Verweilen gegönnt sein. Und doch ist es nicht leicht, über eine so fesselnde Erscheinung wie die Berliner Gewerbe-Ausstellung hinzustreifen und fast unmöglich, den vielveräderten Inhalt in wenigen großen Strichen kenntlich zu machen und zu würdigen. Finde ich bei der Schilderung ästhetischer Eindrücke hier und da das rechte Wort zur Charakteristik der Bedeutung, die die Gattungserscheinung in dem Strome gleichartiger Bewegung beanspruchen darf, so werde ich meiner Aufgabe einigermaßen gerecht geworden sein.

Es ist bekannt, daß die Berliner Gewerbe-Ausstellung ihre eigene Entstehungsgeschichte hat, die sie von ihresgleichen wesentlich unterscheidet. Mit dem Stolze des self-made man darf sie sich an die Brust schlagen und rufen: Was ich bin, bin ich durch mich allein. Und wie der self-made man mit einer gewissen Genugthuung die einfache Kleidung seiner Jugend conservirt, so glaubt sich auch die Ausstellung ihres schlichten, ja halb geborgten Rocks nicht schämen zu dürfen. „Der verständige Beschauer wird Abstand nehmen von einem Vergleiche dieser zu Lokalzwecken mit beschränkten Mitteln und auf die eigene Gefahr des Comités hin errichteten Gebäude mit den monumentalen Palästen zu Zwecken internationaler Weltausstellungen." Gewiß wird er das. Er wird noch mehr. Er wird anerkennen, daß unter den gegebenen Verhältnissen mancher originelle Zug in der Erscheinung der äußeren Hülle überraschen muß, und daß der luftige Holzbau durch den Bogentract der Stadtbahn einen monumentalen Halt empfängt, der in seiner zufälligen Mitsprache einen malerisch romantischen Hauch über seine nächste Umgebung verbreitet. Mir sind dabei die Kaufläden und Werkstätten in den Erdgeschoßhallen des Amphitheaters zu Verona eingefallen.

Dem von der Stadt her anfahrenden Besucher bietet sich ein räthselhaftes Bild von lang hingestreckten, aus dem Thale aufragenden schwarzen Dächern, Bretterverkleidungen und hohen thurmartigen Gerüsten, die sich dem geübteren Auge als Theile von Ausstellungsgegenständen ankündigen. Durch ein von zwei schlanken Thürmen stattlich flankirtes Holzportal betritt man von der Spitze eines mächtigen Dreiecks aus die Gartenanlagen. Sie nehmen einen Raum von etwa 20,000 □Meter ein, d. h. den dritten Theil des ganzen eingehegten, vom Fiscus unentgeltlich hergegebenen Terrains. Wir befinden uns auf der Höhe, auf dem entpflasterten Damm der Uhlanenstraße, welche sich in gerader Linie nach dem zweiten, gleichfalls durch ein hochaufragendes Portal ausgezeichneten Eingang in der Invalidenstraße hinüberzieht. Zu beiden Seiten blicken wir ins Thal. Die Gefilde zur Linken sind Bacchus, Ceres und Gambrinus geweiht, rechts steigt man hinunter auf den Kampfplatz menschlicher Intelligenz und Arbeitskraft. Auch das Klima, den starken Feind, hat sie nach hartem Streite besiegt. Junges Baumwerk, frischer Rasen,

farbenprangende Blumen- und Teppichbeete lachen uns da entgegen, wo noch vor wenigen Wochen der Versuch einer künstlichen Vegetation keine Aussicht auf Erfolg zu bieten schien. Dazwischen erheben sich allerlei phantasievolle und phantastische Bauwerke, welche den Besitzern großer Parks und Luxusgärten manchen ungestillten Wunsch erfüllen können. Pracht, Eleganz und Solidität des verwendeten Materials zeichnen diese Arbeiten vor gleichartigen einer hinter uns liegenden Periode fast durchgehend aus. Bei den meisten zeigt sich die Mitwirkung tüchtiger Architekten in vortheilhaftem Lichte. An den „Gestaden des Sees" in des Belvederes Mauern von dem bewältigenden Genusse der Ausstellung träumend auszuruhen, möge sich Niemand versagen. Weniger Erbauliches bietet die Plastik zum Schmuck, das Geräth zur bequemeren Benutzung unserer Gärten. Berlin vermag sicher auf diesen Gebieten sehr viel Mannichfaltigeres und zum Theil weit Besseres zu leisten, als hier durch die Ausstellung zu Tage kommt. Man nehme die kauernde Venus mit ihren zahllosen Selbstumdrehungen in der Minute nicht gar zu ernst. Kann sie ihr Ungestüm mäßigen und in kaum wahrnehmbarem Tempo uns ihre übrigens sehr brav modellirten Reize cykloramisch enthüllen, so habe ich gegen dieses kindliche Spiel nichts einzuwenden. Nur die Dauer und die Geschwindigkeit machen den Anblick unerträglich. Auch der jähe Farbenwechsel in den bequemsten aller Gartenbänke beabsichtigt nicht ein polychromes Ensemble, sondern ist nur aufzufassen als von einander unabhängige Vorschläge zu beliebiger Auswahl, die mir freilich schwer fallen würde.

Bevor wir von dem Wahlspruch: „Kunst und Gewerbe des Volkes Stärke" gemahnt, das Haus betreten, mögen wir uns kurz vergegenwärtigen, was die Ausstellung veranlaßt hat und was sie uns bieten will. Nach einem Hinweis auf analoge Verhältnisse im Jahre 1849 sagt das Vorwort: Gegenwärtig gilt es nicht blos, das Interesse des Publicums wach zu rufen und speciell die Kauflust für die kleinen Gewerbe anzuregen, sondern vor Allem der Entmuthigung, die in weiteren Kreisen Platz zu greifen beginnt, das Vertrauen erweckende Gesammtbild der Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie und Gewerbe entgegenzustellen. Als leitender Gesichtspunkt wurde der Privatcharakter des Unternehmens aufgestellt und festgehalten. Gleichwohl haben die Behörden, sowohl die staatlichen wie die städtischen, ihre Unterstützung nicht versagt. Der Fiscus betheiligte sich durch unentgeltliche Hergabe des Terrains; die Veranstaltung einer Lotterie, welche ganz unerwartet günstige Resultate verspricht, wurde gestattet und eine Anzahl Staatsprämien, in Medaillen bestehend, für hervorragende Leistungen zugesagt. Die städtischen Behörden haben auf eigene Kosten die Gas- und Wasser-Rohrleitungen hergestellt, den Wasserverbrauch in der Ausstellung — man unterschätze das nicht — freigegeben, einen Beitrag zu den Kosten der Gartenanlagen ausgeworfen, und vor allen Dingen als Aussteller in würdiger Weise theilgenommen. Vielleicht noch wichtigere Dienste sind dem Unternehmen dadurch geleistet worden, daß die im Interesse der Polizei erhobenen Ansprüche das Zustandekommen nicht erschweren wollten.

Trotz vorangegangener Concurrenz hat das vorsichtig operirende Comité die in Hannover zu der dortigen Provinzial-Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1878 hergestellten Gebäude erworben und entsprechend erweitert. Das Zweifache des in dem Hannöver'schen Bau enthaltenen Flächenraums ist schließlich bei andauernder Steigerung der Ansprüche neu hinzugefügt worden. 24000 □Meter sind zu Ausstellungszwecken überbaut, ein Zehntheil der Fläche, welche der Marsfeldpalast der letzten Pariser Weltausstellung einnahm. Der Kreis der Aussteller ist auf die wirklichen Fabrikanten und Gewerbetreibenden beschränkt, wobei jedoch die Vertretung außerhalb belegener aber in Berlin domicilirter Fabriken zulässig erachtet wurde. Die Zahl der Aussteller beträgt 2000; mindestens die doppelte Zahl hat sich verspätet zur Theilnahme gemeldet. Nach Lage der Verhältnisse sehr erklärlich. Die Majorität wollte von dem Unternehmen nichts halten. Als man mit Schrecken erkannte, daß sich die Elite betheiligte und der Concurrenz ein gewaltiger Vorsprung eingeräumt sei, war der Termin verstrichen. Aber zu einem noch weit überraschenderen Resultat führt ein Vergleich der in Berlin in jeder Gruppe und Klasse vorhandenen Hauptbetriebe mit der Zahl der Firmen, welche ausgestellt haben. Ich komme im Einzelnen darauf zurück. Hier genüge die kaum glaubliche Versicherung, daß den 2000 Ausstellern rund 47000 arbeitende Berliner Firmen gegenüberstehen. Doch werden wir andererseits in der Annahme nicht irren, daß trotz dieses Mißverhältnisses auf den meisten Gebieten die Ausstellung einen Maßstab für die höchste Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie bietet. Die Absicht, Berliner kunstgewerbliche Arbeiten aus früheren Zeiten, die in Händen von Privaten und Kunstsammlungen sich befinden, zur Ausstellung heranzuziehen, ist nicht zur Verwirklichung gelangt. Auch hier war wohl die Furcht, bei zu großer Ausdehnung das Steuer zu verlieren, mit Recht maßgebend.

Der günstige und in seiner Großartigkeit wahrhaft überraschende Gesammteindruck, welchen wir auf einem Orientirungsgange durch die Ausstellung empfangen, steigert sich mit jedem Schritt. Sie lockt uns nicht durch Concentrirung ihrer Kraft im Vordergrunde zum öderen Hinterland. Umgekehrt. Sie gewährt weit mehr als sie beim ersten Eindruck verspricht. Die Eingangshalle bietet dem Auge ein nicht gerade erfreuliches Bild unbewältigter Raumdimensionen, während der rechts und links die Galerien hinunterschweifende Blick an dem Gewirr der halbhohen Einbauten haften bleibt, ohne das gewünschte Ziel der Abschlüsse erreichen zu können. Dafür regelt sich die Harmonie zwischen der Bedeutung der Ausstellungsobjecte und ihrer Vorführung bei weiterem Vordringen immer mehr und gelangt auf einzelnen Gebieten zu wohlthuendstem Einklang. Nicht genug ist die Verbannung aller Marktschreierei rühmend anzuerkennen.

Bevor wir als ordentliche Leute bei Gruppe I die Besichtigung im Einzelnen beginnen, machen wir uns noch mit einigen Erscheinungen bekannt, welche zwar nur accessorischer Natur, aber darum doch im höchsten Grade beachtenswerth sind; — ich meine die unter Leitung des Architekten Otzen hergestellten Restaurations- und Nutzungsräume. Für die heterogenen Begriffe Kaffee, Wein und Weißbier hat er in phantasievoller Erfindung und meisterhafter Dienstbarmachung des unter den Bogen des Stadtbahnviaducts gegebenen Raums den adäquaten architektonischen Ausdruck gefunden. Während der Dampf des Mokkas und in dem anstoßenden Lesezimmer der Flug des Gedankens freie Bahn zu luftiger Höhe findet, schützt das gothische Gewölbe über traulichem Kellerraum die Blume des Rheinweins vor zu schneller Verflüchtigung, fühlt sich der Weißbierphilister unter der lastenden Nähe der schweren Korbbogengurten in behaglicher Sicherheit vor dem Sturm der Welt. Dabei ist die Decoration durch die gemüthlich heiteren Wandmalereien in derben Umrissen mit schattenlosen Lokalfarben von R. Koch, durch Verwendung farbig gewirkter und bemalter Stoffe, durch die gothisirende Behandlung des schönen Yellow-Pine-Holzes, durch die wirksame Mitsprache des Ziegelwerks eine so durchweg schöpferischen Farbensinn und an freien Gang gewöhntes Kunstgefühl offenbarende, daß sie bei Abmessung der auf diesem Gebiete vorhandenen Leistungen mit in erster Reihe berücksichtigt werden muß. Die Technik streift das Detail gerade an der Grenze, über die hinaus es für die Gesammtwirkung gleichgültig wird. Es ist echte Kunst, ohne Anhäufung der Zuthaten den Eindruck vollendeter Durchführung zu geben.

Auch die Stadt Berlin präsentirt sich mit ihrer, wenn nicht erschöpfenden, so immerhin doch von der „gewerblichen" Thätigkeit des mächtigen Gemeinwesens ein imposantes Bild gewährenden Ausstellung in einem eigenen Pavillon, dessen Inneres, nach dem Entwurf Meurers, einen anspruchslosen, mit knappen Mitteln trefflich wirkenden und belebenden Farbenschmuck erhalten hat. In seiner äußeren Erscheinung erhebt das von der Umgebung beengte und in bescheidener Zurückgezogenheit aufgeführte Bauwerk keine höheren Ansprüche. Dafür fesselt der Theil der städtischen Ausstellung, welcher auf dem Hofe rings umher Platz gefunden, unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Hier bietet der Boden unter unseren Füßen eine Musterkarte der in neuerer Zeit für Berliner Straßen angewendeten oder noch in Frage stehenden Pflastermethoden. Eine Maschine zur Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Pflastersteine verrichtet ihre Arbeit. Die Kanalisationsdurchschnitte reihen sich in natürlicher Größe und echtem Material nach steigendem Maße an einer Hofwand auf, und ein „Nothauslaß" in vollständiger Aufmauerung verstattet den reinlichsten Eintritt in die unterirdische Kloakenwelt und gibt uns zugleich die beruhigende Gewißheit, daß von den märkischen Wolkenbrüchen den thalwärts gelegenen Straßen der Nordoststadt in Zukunft nicht mehr Gefahr droht.

Wir können uns nun der Führung des Katalogs von Gruppe zu Gruppe überlassen. Nur wer die Energie besitzt, einen solchen Gang mit systematischer Berücksichtigung jedes einzelnen Ausstellers zurückzulegen, wird in der Lage sein, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Auch das geübteste Auge vermag nicht in springender Auswahl das Bedeutende von dem Nebensächlichen zu scheiden.

Den Reigen führt die Textil- und Bekleidungsindustrie. Der ersten Klasse der Gespinnste, Gewebe, Strumpf- und Phantasiewaaren, steht die zweite der dem Kleidungsbedürfniß gewidmeten Branchen gegenüber. Namentlich jene finden ihren Absatz auf dem Weltmarkt. Es gibt in dem modernen Berlin noch Straßen, welche ihren Charakter von dem Haus bei Haus betriebenen Gewerbe empfangen. Wer von dem Ostbahnhof in die Stadt einfährt, passirt ein langgestrecktes Weberquartier. Nach den Gewerbeaufnahmen vom 1. December 1875 bestehen hierorts in der ersten Klasse 2682 Hauptbetriebe ohne und 84 mit Motoren, welche zusammen 13430 Arbeiter beschäftigen, in der zweiten Klasse 24368 ohne und 27 mit Motoren bei einer Zahl von 39581 Arbeitern. In jener haben sich 115, in dieser 335 Aussteller betheiligt, d. h. mehr als der fünfte Theil der Gesammtheit. Dem entspricht der überwiesene Raum, der bei der Kleinheit und Anhäufung der Ausstellungsobjecte und der Verbreitung derselben über die Wandflächen bis unter die Dächer mehrfach veranschlagt werden muß. Die Mannichfaltigkeit und anscheinend erschöpfende Verzweigung machen das Studium dieser Abtheilung zu einer besonders anregenden und belehrenden. Da sehen wir vor unseren Augen aus dem sanftglänzenden Cocon der Seidenraupe, dessen vornehm gezeichneter, breitflügliger Schmetterling gewiß Vielen eine neue Erscheinung ist, die goldenen Fäden unter geschickter Frauenhand sich fortspinnen. An anderer Stelle beweisen uns die Seidengewebe aus märkischen Fabriken von altem Ruf, daß die Lieblingsidee des großen Königs, diese Industrie ab ovo, d. h. von den Eiern des Seidenwurms in seinem Lande heimisch zu machen, praktisch fortgewirkt hat. Und was wir hier vor uns sehen, macht nicht den Eindruck des Vergehenden. In der Imitation alter Muster mit dem schönen Kupferglanz zeigt sich ein erfreulicher Keim zu neuer Entwickelung. Unsere Frauen loben namentlich die schwarzen Stoffe wegen ihrer Festigkeit und Farbendauer.

Nicht minder fesselnd ist die Arbeit des Teppichwebstuhls, welcher zugleich durch ein Wunderwerk modernen Erfindens bewegt wird. Die in der Werkstatt von Siemens und Halske construirte Maschine überträgt aus der Ferne her die Dampfkraft mittelst Elektricität auf die Betriebswelle, — die Lösung eines Problems, der wir auch das angestaunteste Object der Ausstellung, die elektrische Eisenbahn, verdanken. Bei dem Schaffen des Webstuhls kann der Neuling nicht genug bewundern, wie das todte Werkzeug gezwungen wird, nach einem farbig und complicirt gezeichneten Muster unfehlbar sein Gewebe zu schaffen. Die Fäden laufen durch die nach der Vorlage angeordneten Löcher von Pappkarten, welche wiederum auf einer in ihrem Wirken höchst überraschenden Maschine hergestellt werden.

Und nun wandeln wir fort, überall angezogen durch Specialitäten der fragwürdigsten und den Augen oft in hohem Maße schmeichelnden Art. Da macht sich die Farbenpracht der in splendidem Aufbau gruppirten Garne bemerkbar. Die Nüancirung gelangt hier mit Hülfe der rastlosen Chemie täglich zu feineren Stufen. Eine Collection kündigt sich als „Schattirung nach der Natur gefärbt" an und wirkt durch milde Feinheit außerordentlich wohlthuend. Zahllos sind die Arten der Stoffe, die aus den Berliner Fabriken und den Händen der Berliner Arbeiter hervorgehen, kaum gehört und fremdklingend die Benennungen. Da finden wir den Baumwollsammet (Velvet) in reicher Farbenabstufung, Ledertuche, Moleskine, Satinets, Turntuche, Nessel und Futternessel, Doppeltuche, Drell, blaue und wasserdichte Leinen, Schirmzeuge, Patentleder, die Rohstoffe, welche aus den Fasern verbrauchter Gewebe gewonnen werden und eine der interessantesten Formen des Stoffwechsels darstellen (Kosmos-Faserfabrik). Manches führt sich schon hier mit der Empfehlung ein, daß es bei der Bekleidung oder Ausrüstung des Militärs Verwendung findet. Diese oft wiederkehrende Marke beseitigt jeden Zweifel an der Höhe der Leistung. Dann folgen die Teppiche in räumlich so weiter Ausdehnung, bald über uns, bald unter uns, daß es schwer ist, ein Gesammtbild zu gewinnen. Die Grenzen desselben von der Waare des bürgerlichen Hausbedarfs und eines Exports nach unverwöhnten Landen bis zu den Leckerbissen modernster Kunstindusterie sind offenbar sehr weit gezogen. Bei den Möbelstoffen gilt das Gleiche. Von den Herrenkleiderstoffen entgeht manches Gute dem einheimischen Markt, um an fremden Plätzen zu paradiren, eine Erscheinung, die wiederholt zu beachten ist. Eine glückliche Initiative in Behandlung von Farbe und Muster konnte ich nicht entdecken. Das kalte, todte Grau durch wuchtige und intensive Grundtöne zu verdrängen, gelingt nur in vereinzelten und nicht charakteristischen Fällen. Die einfarbigen Stoffe zeigen noch immer wenig Sinn für den Unterschied von Vornehm und Gewöhnlich. Die „distinguirten" Muster, welche wir weiterhin unter den fertigen Herrenkleidern finden, entstammen wohl mit wenigen Ausnahmen auswärtigen Fabrikationsplätzen. Kühner und glücklicher wagt sich die Phantasie an Plüsch- und Zottelstoffe, für welche Berlin einen speciellen Ruf zu gewinnen scheint. Auch der Damenmantel findet unter den Geweben eine reiche und zum Theil begehrenswerthe Auswahl; Flanelle, dieser schmiegsame und in lichten Farben so dankbare Stoff, der sich aus dunkler Verborgenheit neuerdings mit bestem Erfolg an die Oberfläche der Frauentoilette wagt, begegnen uns in zartesten Nüancirungen. In einem wasserdichten Fabrikat, welches dem nassen Element sichtbar und mit nicht anzuzweifelndem Erfolg seit Eröffnung der Ausstellung Widerstand leistet, ist das Problem gelöst, bei aller Dichtigkeit die Ventilation nicht zu beeinträchtigen. Man halte bei dieser Revue im Auge, daß ich weit mehr noch übergehen muß, als ich erwähne.

Kaum irgend eine Abtheilung der Ausstellung gewährt so sehr den Eindruck der aufs Höchste ausgebildeten Specialität als die der Phantasieartikel. Was ist das? wird zunächst manch gelehrter Leser fragen. Glücklich, wem eine freundliche Leserin zur Seite steht, um ihm statt meiner zu antworten. Für die weniger Begünstigten möchte ich sagen: Es ist Alles unter dem Motto: „Was die Seele wärmt" — von Wolle. Aber es ist noch mehr. Die weibliche Schönheit findet keinen besseren Rahmen als den der Phantasieartikel, und wie bewußt sich diese koketteste aller Branchen ihrer Bedeutung ist, das sehen wir an dem „gesetzlich deponirten" sortie de bal (Irrthum vorbehalten) The Etelka und an deren Nebenbuhlerin Nilsson mit dem phantasieanregenden Sinnspruch: Quand l'aurore éveille, La rose vermeille." T. L.

Königliches Opernhaus.

Spontinis Olympia.

Unter den Berliner Opernfreunden werden diejenigen, deren Altersstufe bereits das Stadium einer ehrfurchtgebietenden Weisheit kennzeichnet, sich jenes vielgenannten und dem Gedächtnisse unentrückbaren, glänzenden Dreigestirns unserer Königl. Oper erinnern. Es bestand aus Anna Milder, Josephine Schulze und Bader. Sie alle ernteten die ephemeren Lorbeeren unter dem sanguinischen Maëstro, der in den zwanziger und dreißiger Jahren die gesammte Berliner Musik mit seinem elektrisirenden Zanberstabe beherrschte, aber auch recht fühlbar tyrannisirte. Obwohl sie in dieser äußerlich höchst glanzvollen Zeit der Berliner Oper nicht selten sich in ablehnender Kritik gefielen, ist die Recapitulation jener Theatergreise heute sehr gern bereit, das genannte Opernensemble den Darstellern gegenwärtiger Zeitepoche als mustergültiges Vorbild vorzuhalten. Wenn sie, die damals jung und mit frischen Sinnen voll empfingen, mit dem Maßstabe des reiferen Alters gemessen hätten, wer weiß, ob die Beurtheilung nicht eben so viel Fragezeichen zu Gunsten einer noch früheren Opernperiode ausgewiesen hätte? Es ist eine bekannte Erfahrung, daß das Gute der Gegenwart im Hinblick auf die Vergangenheit nicht selten in geringerer Schätzung steht.

Zu den bewundertsten Acquisitionen jener Zeit gehörte die Olympia Spontinis. Obwohl der Vornehm, der diesem Werke von Paris her vorauslief, nicht die Höhe des der „Vestalin" und des „Cortez" erreichte, obwohl geflissentlich während der angestrengtesten, nicht enden wollenden Proben, mit denen Spontini sein Personal oft bis zur Verzweiflung marterte, ausgesprengt wurde, daß die neue Musik des Meisters auf ganz unfruchtbarem Boden gewachsen sei und sich nur, durch äußere Hülfsmittel unterstützt, erhalten könne, so war doch die Aufnahme des Werkes eine überaus günstige und erlebte bis zum Abgange der Frau Anna Milder viele, mit theilweise hohem Enthusiasmus aufgenommene Aufführungen. Spätere Inscenirungen der Oper unter Hinzuziehung der Schröder-Devrient, und die letzten, durch Engagement der Frau Jachmann-Wagner ermöglicht, erregten dieselbe Theilnahme für und gegen in unserer Stadt, die einestheils eine ziemlich bedeutende Anhängerschaft, aber auch eine große Zahl einflußreicher Widersacher aufwies. Die Oper verschwand vom Repertoire, zurückgedrängt durch das immer höher anwachsende Verlangen des Publicums, den neueren und neuesten dramatischen Werken, die der Empfänglichkeit der jüngeren Generation mehr entsprachen, gerecht zu werden, bis sie, wie verlautet, auf Wunsch des hohen Kaiserpaares in vergangener Woche zur Feier der goldenen Hochzeit als Festoper rehabilitirt wurde. Da das Werk vielen

vielleicht den meisten Theaterbesuchern als ein unbekanntes, gewissermaßen neues gegenübertritt und die Wiederaufnahme desselben als ein Ereigniß in dem Berliner Musikleben angesehen werden muß, so erscheint eine Besprechung, vom modern-musikalischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht nur am Platze zu sein, sondern geboten.

Der Titel der Oper lautet in der französischen Partitur: „Olimpie. Tragédie Lyrique en trois Actes, imitée de Voltaire. Paroles de MMrs. Dieulafoi et Brifaut.“ Mir ist das Original Voltaires unbekannt, nicht aber die Bearbeitung der beiden Textdichter, zu denen sich, mit einer vollständigen Umarbeitung des dritten Actes, der sogenannte Callot-Hoffmann gesellte. Geaichte Historiker werden „durch diesen geschichtlichen Galimatias“, den die drei Poeten sich haben zu Schulden kommen lassen, veranlaßt, ihren großen Wissensspeicher in allen Winkeln durchstöbern, ob sich vielleicht auf diesem Wege erfahren lasse, daß Alexander der Große statt des bisher geglaubten und geschichtlich nachgewiesenen natürlichen Todes zu Babylon ermordet sei; sie werden die alten Schriften Revue passiren lassen, um zu untersuchen, wie Kassander oder in aufsteigender Linie sein Vater Antipater, in den Verdacht des Mordes gekommen, und wie Antigonus, der antike Mephisto der Oper, in der Schlacht tödtlich verwundet, durch die von der Diana gesendeten Blitze gereizt, sich endlich zum Schrecken der ihn umgebenden Priester als Mörder bekennt. Sie werden auch erspähen, wie weit es verbrieft ist, daß Kassander, unmittelbar nach dem Geständnisse und Tode des Antigonus, sich auf einen bereit gehaltenen, luxuriös ausgeschmückten Elephanten setzt, um den gewagten Triumphritt über eine schräg abfallende pittoreske Brücke zu machen. Statira, die ihm drei Acte hindurch bitter mitspielte, schließt sich mit ihrer Tochter Olympia an. Unten angelangt, folgt natürlich der trivialste Opernschluß, die von Kassander mit Ungestüm verlangte Copulation, zu der Statira, nun die Luft wieder rein, ihren Segen ertheilt. Friede und Freude herrscht über Ephesus.

Die Willkür, mit der hier ein Stück Geschichte maltraitirt wird, könnte der Hoffnung Raum geben, daß die historische Untreue eine wirksame Unterlage für ein großes dramatisches Scenarium liefern sollte. Aber abgesehen von den beiden dramatisch geformten, durch glühendste Leidenschaft belebten Finales des ersten und zweiten Actes, und der von Hoffmann hinzugedichteten Sterbescene des Antigonus, durchziehen die Oper kaum durch Musik zu befruchtende Versificationen; statt eines vorwärts drängenden Dialogs finden wir eine Massenansammlung hoher, pathetischer Phrasen, zu denen sich ein immer wiederkehrender Schwulst festlichen Ceremoniells gesellt. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Oper in ihrer ersten Bearbeitung ein reicheres Leben entfaltet haben mag, wenigstens deutet der tragische Ausgang, in dem Statira und Olympia durch Selbstmord auf der Bühne endigen, darauf hin. Da dieser Schluß, der ziemlich den ganzen dritten Act umfaßte, den Franzosen gar nicht zusagte, und die Theilnahme für die Oper in Paris eine immer abgeschwächtere wurde, so sah sich Spontini, um sein Werk, das er für sein bedeutendstes hielt, zu retten, zur Umarbeitung durch eine friedliche Lösung genöthigt.

Was ich bis jetzt über die Olympia berichtete, galt nur der Dichtung als musikalischer Unterlage, nicht der Musik, die doch denjenigen Respect erheischt, der selbst da, wo man nur den Willen statt der Kraft origineller Erfindung wahrnimmt, nicht vorenthalten werden kann. Ich gestehe offen ein, daß ich in früheren Jahren zu den fast rückhaltslosen Bewunderern Spontinis gehörte, daß ich seine Schwächen nicht nur bemänteln wollte, sondern daß ich sie nicht einmal wahrnahm. Seine Musik erschien mir in einem Glanze, wie kaum eine andre. Nun sind Jahre darüber verstrichen, und von den Parteien, die sich schroff gegenüberstanden, ist der Stachel der Animosität gewichen. Weder überschwängliche Lobpreisungen, die auf Kosten Andrer sich breit machen, noch einem erkünstelten Hasse entsprungene Verdammungsurtheile dringen heut an unsre Ohren. Ein ruhigeres Abwägen ohne Leidenschaft, ein Genießen ohne Vorurtheil ist an Stelle des erbitterten Kampfes getreten. Die Zeit hat auf Alle heilend gewirkt.

Wie schon in den früheren Compositionen Spontinis, in seiner Vestalin und in dem Cortez, eine fast eigensinnige Willensstärke und das deutlich wahrnehmbare Bestreben, durch helle Glanzlichter zu blenden, in den Vordergrund tritt, so captivirt zwar nicht durch munteren Springquell der Erfindung, wohl aber mit noch ausgeprägterem Erfassen des Objects, das sich in einer größeren musikalischen Reife bekundet, der Zug antiker Größe in der Olympia. Und wie treffend hat er jenes Zeitbild abgespiegelt! Es ist leicht zu sagen, sein Meister Gluck, der musikalische Pfadfinder griechischer Plastik, habe ihm das sichere Geleit in jenes bewunderte Land gegeben, seine Iphigenien hätten ihm Modell gestanden; sogar von wörtlicher Copie hat der größte deutsche Meister musikalischer Kritik, R. Schumann, gesprochen. Ich kann diesem nicht aus voller Ueberzeugung beistimmen, am wenigsten eine so hohe Staffel von Unselbstständigkeit, die doch in der Copie liegen würde, verantworten, und bin gern bereit, ihm diejenige Originalität zu vindiciren, die er beanspruchen darf. Schilderungen innerer Seelenzustände sind ihm fremd, die stillen Leiden und schüchternen Hoffnungen eines bedrückten Herzens finden keinen Widerhall in seiner Musik. Lodern mächtige Leidenschaften auf, und scheint der Zorn und die Gewalt eines gebieterischen Willens, das Fürchterliche des Entsetzens aus allen Fugen zu gehen, so ist er der Held, der sein Kampfschwert tief in die verzehrende Gluth seines südlichen Naturells taucht. Er durchschneidet dann alle bisher beobachtete musikalische Courtoisie, ist herbe, herzlos bis zur Eiseskälte, im Feuer seiner Losgelassenheit unschön, aber was mehr besagen will: er ist wahr und überzeugend. Die Wuthausbrüche Statiras, das überströmend schmerzliche Empfinden Kassanders, die an Flüchen reiche Sterbescene des Antigonus, sind hierfür die unabweisbaren Belege.

Solche Scenen verlangen eine musikalische Sprache, die freilich nicht in jeder Oper gesprochen werden darf. Daher jener breite Erguß seiner Melodien, denen nirgends durch harmonische und modulatorische Spitzfindigkeiten Halt geboten wird. Es sei damit nicht ausgesprochen, als verstünde er es nicht, durch frappante Harmoniewendungen und modulatorische Eigenart zu wirken. Es hat für mich den Anschein, als habe er das dramatische Leben und den Effect stets im Auge und als fürchte er durch feineres Ausmalen den Eindruck des Ganzen zu beeinträchtigen. Und es mag auch in Wahrheit der Fall sein, daß die subtileren harmonischen Verästelungen leicht hätten für ihn zu Irrgängen werden können, da das Gebiet außerdramatischer Musik ihm doch sehr fern lag, und er sich, wenn er es betrat, sehr unbeholfen auf demselben erging. Am wenigsten scheint er für die Person der Olympia selbst übrig gehabt zu haben. Sie, von den Dichtern des Textes als unschuldsvolle, von den Wirren der Zeit nicht berührte Jungfrau geschildert, ist verfehlt. Der Ton kindlich mädchenhafter Klage ist wohl hier und da, wie beispielsweise bei ihrem ersten Auftreten, angestrebt und auch getroffen, verliert sich aber in den Recitativen und ausgesponnenen Cantilenen in das Phrasenhafte formaler Opernmusik, die in der Koketterie nichtssagender Arabescirungen sich kaum genugthun kann. Es ist in der That merkwürdig, wie dem Meister der Leidenschaften jene zarteren Empfindungen fast gänzlich verschlossen bleiben konnten. In den durch klare Gliederung charakteristischen Ensembles und vor Allem in den stürmisch belebten Finales der ersten beiden Acte leistet Spontini das Höchste, was seiner Muse entsprossen. Weder in den Werken vor der Olympia, noch in denen nach derselben hatte er eine solche Kraft dramatischer Gestaltung beabsichtigt und offenbart, und steht diese griechische Oper den beiden ersten an Unmittelbarkeit des Empfindens und an Frische der Erfindung auch nach, so bekundet sie doch fast durchweg diejenige künstlerische Sicherheit und Meisterschaft, die wir bis zum Auftreten dieses Werkes an ihm noch vermißten.

Jedenfalls haben wir der Regie der Königl. Oper hohe Anerkennung zu zollen für ein großes Meisterwerk der Kunst dieses Jahrhunderts. Wenn auch unbarmherzig bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit und Sinnlosigkeit der Handlung zusammengestrichen, um nur den nöthigen Apparat für ein glänzendes Festspiel ohne inneren Zusammenhang zu gewinnen, so werden doch diejenigen, die mit der Composition vertraut sind, neben dem gerechten Aerger die Freude empfunden haben, die selbst ein Torso zu bereiten im Stande ist. Wie wir vernehmen, soll die Oper in der kommenden Wintersaison dem Repertoire wieder einverleibt werden, ob vollständig, möchte ich bezweifeln, fast nicht einmal wünschen, da sie mit Einschluß des Ballets eine fast ungebührliche Länge beansprucht. Vor Allem möchte ich im Interesse der Spontini'schen Musik rathen, die feierliche Scene während der Vermählungsceremonie des ersten Actes, und die stolze Introduction des zweiten, den Opferchor vor dem Tempel der Diana, nicht zu streichen, auch nicht einmal mit der gewohnten Vorliebe und Bereitwilligkeit der Theaterverwaltung zu kürzen. Zwei der schönsten Perlen würden der Vergessenheit entrissen werden.

Die Oper war durch die Damen Fr. v. Voggenhuber und Frl. Brandt, wie durch die Herren Niemann, Betz und Fricke auf das Trefflichste besetzt. Schade, daß solcher Rumpf den Künstlern alle Stimmung

raubt und die Leistungen derselben nicht zu voller Anerkennung gelangen lassen kann.

Voraus ging ein scenischer Prolog „Zur Weihe des Tages" von Adami mit Musik von C. Eckert. Da sich eine solche Gelegenheitscomposition, die ein hohes seltenes Fest zu feiern beabsichtigte, selbstverständlich jeder Kritik entzieht, so bleibt nur der einfache Bericht statthaft, daß die Composition Eckerts in glücklicher Weise den Ton getroffen, der einzig zur gehobenen Stimmung des Tages als passend erscheint.

H. Krigar.

Notizen.

Der allgemeine Frieden befestigt sich zusehends und selbst der unruhige Ignatiew hat neulich in einer Interview gestehen müssen, daß während der nächsten fünfzehn Jahre für seine Hoffnungen, das heißt für weitere Vertragsbrüche und sonstige panslavistische Missethaten, nichts zu erwarten wäre. Rußland ist erschöpft und muß sich einmal wieder sammeln. Praktische Köpfe wollen vermuthen, diese Erkenntniß habe auch zu der Haltung der deutschen Politik beigetragen, die sich Rußland gegenüber, wenigstens so lange Gortschakow dort das große Wort führt, in kühler Reserve hält. Das konnte ja auch Jedermann in dem vielbesprochenen officiellen Dementi, welches der Reichsanzeiger vor kurzem dem geheimen Dreikaiserpact über den Orient ertheilt hat, deutlich genug zwischen den Zeilen lesen. Als die vorige Wochennotiz, wie immer ziemlich früh nach Leipzig gesandt, die mißglückte Rechtfertigung Lord Derbys in einem schottischen Magazin besprach und sich den darin angeführten Thatsachen dreifache Fragezeichen entgegenzustellen erlaubte, war dem Chronisten jene kleine bedeutsame Erklärung unseres Berliner Moniteur noch nicht zu Gesicht gekommen. Unsere Skepsis erwies sich durch das amtliche Entrefilet über und über gerechtfertigt. Auf der ganzen russenfreundlichen Linie jedoch herrschte großes Erstaunen. Man hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt und war von der Intimität der beiden Reichskanzler an den Ufern der Spree und Newa fest überzeugt gewesen. In Petersburg selbst wußte man natürlich besser Bescheid und hatte seit geraumer Zeit erkannt, daß die Freundschaft der beiden Kaiser sich mit der Solidarität der Kabinete, namentlich im Orient, keineswegs überall deckte. Weiß doch auch Niemand, wer in Rußland Koch oder Kellner ist. Wie könnten solide Rechnungen auf eine Staatsleitung gegründet werden, die heute von allerhöchsten friedlichen Intentionen beseelt, morgen wieder von ultraslavischen Intriganten durchkreuzt und auf Abwege geführt wird. Dazu kommt die liebenswürdige Manier der russischen Presse gegen Deutschland, der die nordische Antipathie gegen den mächtigen Nachbar durch alle Poren übertünchter Höflichkeit dringt und oft genug in unverhohlenen Ausbrüchen des Hasses sich Luft macht. Die freundschaftlichen Bezüge zu dem Czarenreich bleiben natürlich davon unberührt, aber die Voraussetzung eines politischen Geheimbundes zwischen den drei Mächten vor dem letzten Kriege und vor dem Congreß war doch eine starke Leistung selbst in dieser an den gröbsten Erfindungen fruchtbaren Zeit. Die Sage jener für den Weltfrieden bedrohlichen Conspiration der nordischen Machthaber hatte außer bei den Slavophilen, welchen sie in den Kram paßte, auch bei den östreichischen Pessimisten eine bereitwillige Aufnahme gefunden. Diesen Schwarzsehern wird unter der Herrschaft ihrer Parteizwecke, Wahlmanöver und sonstiger innerer sehr verzwickter Rücksichten bald jeder unbefangene Blick für die sachliche Auffassung der Weltereignisse abhanden kommen. Was dem Grafen Andrassy schaden kann, ist wahr; was ihm möglicherweise einmal Beifall oder auch nur Zustimmung eintragen mag, ist erfunden. Wir sind hier zu Lande etwas objectiver geartet und haben für eine solche Parteipolitik, die übrigens Rußland systematisch in die Hände arbeitet, kein Verständniß. Aehnlich, wenn auch von anderen psychologischen Motiven bestimmt, geberden sich die blasirten Leute in London und an sonstigen Orten, deren Zahl überall Legion ist. Haben sie eine Zeit lang irgend ein Thema öffentlich behandelt, so sind sie eines schönen Tages des Gegenstandes müde und finden das stete Innehalten derselben Linie langweilig. Dann schlagen sie plötzlich um, nicht aus Mangel an Charakter und Ueberzeugung, sondern weil sie, leichtlebig angelegt, die Politik wie ein Schachspiel tractiren, das so viel Aufhebens gar nicht werth sei. Diese verderbliche Neigung des achselzuckenden Indifferentismus hat zu der unbewußten Corruption des öffentlichen Geistes mehr beigetragen, als die schwachen Musikanten sich träumen lassen. Wer sich für die Dinge nicht innerlich interessirt, soll davon bleiben. Mit den schlimmen Pessimisten und den noch schlimmeren Blasirten sind indessen die Kategorien der bedenklichen Tagespolitiker noch nicht erschöpft. Am schlimmsten sind die weltberühmten Kannegießer. Für diese gelten die Thatsachen wenig, die ruhigen Erwägungen gar nichts. Ihr Reich ist der bekannte weite Raum, wo die Dinge jederzeit Platz haben und niemals aufeinanderstoßen. Glückliche Menschen, die Jahr aus Jahr ein darauf los raisonniren, ohne Sorge um die Wirklichkeit, ohne eine Spur von Skrupel, ohne eine Ahnung von dem, was in der sittlichen Weltordnung Verantwortlichkeit heißt. Mit behaglichem Selbstgefühl arbeiten sie am Webstuhl ihrer Gedanken, wo ein Schlag tausend Conjecturen schlägt und das, was draußen passirt, den Werkmeister vollkommen kalt läßt. Die unnahbare Gemüthslage dieser bevorzugten Menschenklasse ist so beneidenswerth, daß die Zunft an Umfang riesig wächst und unzählige Organe in ihren Dienst nimmt. Wer möchte dafür bürgen, daß der Kritiker, der das Thun und Treiben dieser Abart des lebenden Geschlechts zu schildern unternimmt, der Versuchung noch lange widerstehen und nicht selber einmal über Nacht zu dem kannegießernden Volke gehören werde.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Es liegt wohl im allgemeinen Interesse, den Absatz 8 des Artikels „Das Eigenthumsrecht an Briefen" von Wb. in Nr. 22 der „Gegenwart", nach welchem auch durch den Welt-Postvertrag dem Absender das Eigenthumsrecht an einem der Post zur Beförderung übergebenen Briefe bis zu der Auslieferung an den Adressaten zustehen soll, näher zu beleuchten.

Nach § 15 des Welt-Postvertrages vom 1. Juni 1878 wird die innere Postgesetzgebung jedes, dem Vertrage beigetretenen Landes in Allem, was durch die in diesem Vertrage enthaltenen Bestimmungen nicht vorgesehen ist, in keiner Weise berührt, während der deutsch-österreichische Postvertrag das Eigenthumsrecht nach den obigen Grundsätzen einräumt. Bei dem Fehlen einer anderen bezüglichen Bestimmung im Welt-Postvertrage treten mithin die innere Gesetzgebung oder ein sonst diesen Fall behandelndes Abkommen zwischen den einzelnen Ländern in Wirksamkeit. Von Deutschland aus ist eine Zurückforderung von Briefen nach Rußland, Dänemark, Schweden, der Schweiz und den Niederlanden zulässig. Belgien liefert nur Geldbriefe und Packete wieder aus. Dagegen ist das Eigenthumsrecht an Briefen nach Frankreich und England, sobald der Brief die deutsche Grenze überschritten hat, aufgehoben, da die dortigen Gesetzgebungen durch den Act der Einlieferung des Briefes zur Post seitens des Absenders eine Uebertragung des Eigenthumsrechts auf den Adressaten als ausgeführt betrachten. Die Wiedererlangung eines Briefes, nachdem derselbe bereits nach diesen Ländern unterwegs ist, die deutsche Grenze aber noch nicht überschritten hat, ist insofern beschränkt, als sie im Dienstbetriebe eine Störung nicht herbeiführen darf. (Vergl. §. 29 des Abschnitt V, Abtheilung I der Allgemeinen Postdienst-Anweisung.) Bei den Briefen nach anderen als oben bezeichneten Ländern dürfte die innere Postgesetzgebung des Bestimmungslandes immerhin maßgebend sein.

Hamburg, im Juni 1879. Kuhlmann,
Ober-Postsecretär.

Abonnement der „Gegenwart"
pro III. Quartal 1879.

Mit der nächsten Nummer (26) schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das III. Quartal 1879 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 M. 50 Pf. entgegengenommen.**

Berlin W., Kurfürstenstrasse 73.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Inserate.

Verl. von **E. Pierson's** Buchh. in **Dresden.**

Neue Gedichte

von

Hieronymus Lorm.

Eleg. broch. *M.* 2.
Eleg. geb. *M.* 3.

Hervorragende Novität.

Soeben erschien in **W. Werther's** Verlag in **Rostock:**

Richard Hamel,

Ein Sonnejahr.

Motto: Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist.

Preis brochirt 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Eine junge Ehe veranlaßt den Autor die mannigfaltigsten Stimmungen und Gedanken, die höchsten Fragen des Lebens berührend, in prosaischer und poetischer Form auszusprechen — **„ein Werk voll Geist und hoher Poesie". Alexander Jung** nennt den Autor **„einen Dichter und Denker ersten Ranges", Geibel** nannte sein Talent ein **originales, Bodenstedt** ein **entschiedenes.** Das elegant ausgestattete Buch sei namentlich als **Hochzeits-** und **Brautgabe** empfohlen.

Nach

berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

Fritz Mauthner.

Preis: 1 *M.* 50 *S.*

Eine Reihe von Parodieen auf unsere berühmtesten und gelesensten Schriftsteller ist hier zu einem heitern Bändchen vereinigt. Die kleinen Schwächen und Eigenheiten der Großen, die Kunstgriffe und Manieren der Kleinen sind mit so lustiger Sicherheit getroffen, daß diese übermüthigen Parodieen bald Popularität erlangen werden. Allen Freunden eines literarischen Scherzes sei die Gabe empfohlen.

Verlag von **W. Spemann** in Stuttgart.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und **alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke.** Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

Erwerbs-Katalog

für Jedermann **gratis.**

Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht u. damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die besond. **Vorzüge** dies. Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben:
der belletristischen Wochenschrift und dem illustrirten Witzblatt „Berliner Sonntagsblatt". „ULK".

Unabhängige freisinnige politische Haltung. Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten.

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend-** und **Morgenblatt.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land-** und **Hauswirthschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des III. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Romulusenkel"

neueste Novelle von

Paul Heyse.

Der Meister der deutschen Novelle bietet in dieser, **ausschließlich** im **„Berliner Tageblatt"** erscheinenden Erzählung eine seiner liebenswürdigsten und humorvollsten Schöpfungen.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt"**, nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** zum Preise von nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann.

Die vierte Abtheilung

der

Allgemeinen Geschichte

in Einzeldarstellungen

herausgegeben von **Wilhelm Oncken**

ist soeben erschienen. Inhalt: **Geschichte von Hellas und Rom,** von G. F. Hertzberg. Erster Band. Bogen 11—20. Preis 3 Mark.

Berlin. **G. Grote'sche** Verlagsbuchhandlung.

Hannoversches Kunst-Auctions-Haus (Gustav Othmer) in **Hannover, (Auctions-Institut für Kunstgegenstände)** übernimmt alle Gegenstände der Kunst, als: **„Gemälde, Sculpturen, Erzeugnisse der graphischen Künste, Münzen, Antiken jeder Art,** sowie **werthvolle Bücher,** sowohl **einzeln** wie in **ganzen Sammlungen,** zur öffentlichen Versteigerung unter günstigen Bedingungen. Anträge für die nächste Auction erbeten. **Prima-Referenzen.**

Bei **L. Rosner** in **Wien** ist erschienen:

Ein elementarer Lyriker (Martin Greif)

von Adolf Bayersdorfer.
60 *S.*

In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Gedichte von Martin Greif.

Broch. *M.* 3, geb. *M.* 4.20.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 26. Berlin, den 28. Juni 1879. Band XV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Von ***. — Karl Giskra. Von Jacob Herzog. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** „Nach Sonnenuntergang." Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von R. L. — „So ist der Held, der mir gefällt." Von A. T. Brück. — Nestroy. Ein Culturbild. Von Hieronymus Lorm. — Die Volksernährung und das Commisbrod. Von A. Hosaeus. — **Aus der Hauptstadt:** Die Schlacht bei „Grünwald" und Tannenberg von J. Matejko. Besprochen von Th. L. — Notizen. — Inserate.

Der Tod des Prinzen Louis Napoleon.

Früher hieß es, man solle von den Todten nur Gutes sagen. Das gilt heute bei Vielen, welche berufen sind oder sich anmaßen, der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, für ein überwundener Standpunkt. Man hat neue Sprüchwörter erfunden, die gerade ebenso richtig und tief wie die alten klingen; und mancher junge Publicist maßt sich das Recht an, seine Jugend und seine Ueberlegenheit über das Alter und die Alten dadurch zu bekunden, daß er das, was Anderen durch die Zeit geheiligt erscheint, als verjährt und aus der Mode gekommen, belächelt und bespottet. Die Unreifsten leisten in dieser Beziehung wie gewöhnlich das Ueberraschendste; und Einige von diesen besprechen das Schicksal des jungen Prinzen, der am Cap ein so unerwartetes Ende gefunden hat, in einer Weise, die das Anstandsgefühl peinlich verletzt. Diese Bemerkung bezieht sich, in dem Augenblicke wo wir schreiben, hauptsächlich auf die nichtfranzösische Presse. Die Pariser Blätter, die bis jetzt hierher gelangt sind, bewahren in der That, mit nur wenigen Ausnahmen, bei der Besprechung des Todes des kaiserlichen Prinzen einen, der Tragik des Ereignisses angemessenen Ton. Die bonapartistischen Zeitungen geben ihrem Schmerze über den Verlust, den sie erlitten und der ihnen zunächst unersetzlich erscheint, in leidenschaftlichen Worten Ausdruck. Die Royalisten sprechen von dem Tode des Prinzen mit Achtung für den Gefallenen, und mit Sympathie für die ihrer letzten Stütze beraubten Mutter, der Kaiserin Eugenie. Aber auch die republikanische Presse, wenn schon sie mit großer Kühle speculirt, welche Vortheile ihrer Partei daraus erwachsen können und werden, daß der gefährlichste Thronprätendent Frankreichs nun aus dem Wege geräumt ist, läßt sich diesmal nicht zu dem schamlosen Jubel hinreißen, mit dem sie vor einigen Jahren den Tod des Kaisers Napoleon III. begrüßte, sondern widmet dem Erben seines Namens und seines Unglücks ernste Worte des Bedauerns über das furchtbare Schicksal, das ihn ereilt und ihn so frühzeitig von der Bühne dieses Lebens, auf der er unter allen Umständen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war, hinweggerissen hat.

Das Hauptorgan der jetzigen Regierung in Frankreich, die „République française", die noch vor wenigen Tagen spöttisch bemerkte, Niemand brauche sich über das Schicksal des jungen Napoleon zu beunruhigen, denn es sei das Loos der Mitglieder seiner Familie, viele Leute in den Tod zu schicken, sich selbst aber klüglich vor Lebensgefahr zu bewahren — auch dieses Blatt spricht nun von dem unglücklichen Prinzen in einer Weise, welche zwar von den Bonapartisten nicht gebilligt werden kann, aber, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß diese Beurtheilung von dem ärgsten Feinde der Napoleons, von Gambetta inspirirt worden ist, als eine achtungsvolle und sympathische bezeichnet werden darf. Die „République française" ist der Meinung, der kaiserliche Prinz habe die Last, die ihm seine Geburt auferlegte, zu schwer gefunden; er habe nicht die Kraft in sich gefühlt, die Sünden seiner Vorfahren wieder gut zu machen, und habe deshalb in dem Alles sühnenden Tode Erlösung von einer verhängnißvollen Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte, gesucht. — Es darf wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß diese Ansicht der republikanischen Zeitung eine irrige ist. Der kaiserliche Prinz bereitete sich im guten Glauben und mit jugendlichem Enthusiasmus darauf vor, die Erbschaft seines Vaters anzutreten. Seine Unterhaltungen mit den Leitern der bonapartistischen Partei, wie sie von Zeit zu Zeit in den Pariser Blättern veröffentlicht worden sind, machen es klar, daß er sich berufen glaubte, auf den Thron Frankreichs zu steigen, und daß er sich darauf vorbereitete, alle Hindernisse, die sich der Erfüllung seiner vermeintlichen Mission entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Es fehlt an zuverlässigen französischen Berichten über den Charakter Dessen, der von seinen Anhängern „Kaiserliche Hoheit" und „Napoleon IV." genannt wurde, da alle Franzosen, die sich ihm nähern konnten, ihn mit ausgesprochener und leicht erklärlicher Parteilichkeit beurtheilten. Nach dem, was wir aus englischen Mittheilungen entnehmen können und was ganz glaubwürdig erscheint, war der kaiserliche Prinz ein gutgearteter, wohlerzogener junger Mann, der es verstand, sich Gönner und Freunde zu erwerben, aber dem es trotz eifriger Bemühungen nicht gelingen wollte, seiner Umgebung das Vertrauen einzuflößen, als besäße er, neben der Waghalsigkeit ein verzweifeltes Unternehmen zu beginnen, auch die Zähigkeit und Kraft, ein solches zu Ende zu führen. Man glaubte ziemlich allgemein, der Prinz Louis Napoleon werde im Laufe des langen Lebens, das noch vor ihm lag, Mancherlei wagen, um die Dynastie der Napoleons von Neuem auf den Thron von Frankreich zu erheben; man hielt ihn, wie seinen Vater, für fähig, seine Freiheit und sein Leben auf das Spiel zu setzen, um das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen; man wußte, daß sich unter seinen Rathgebern und Vertrauten rücksichtslose Männer, Nachkommen der Morny, Mocquard und Saint-Arnaud befanden, welche seinen Eifer schüren, seinen Ehrgeiz stets von Neuem anstacheln, und in der Stunde der

Gefahr an seiner Seite stehen und kämpfen würden; aber man zweifelte dessenungeachtet daran, daß der junge Prinz im Stande sein werde, ein großes Vorhaben erfolgreich bis zum Ende durchzuführen. Er galt für fähig, Versuche, wie die von Straßburg und Boulogne zu machen; daß es ihm gelingen solle, der siegreiche Held eines neuen 2. December zu werden, daran glaubten nur Wenige. Vielleicht war er selbst der Einzige, der sich einer solchen Hoffnung ganz hinzugeben und derselben Alles aufzuopfern bereit war. Seine Expedition nach dem Cap, der sich seine Mutter sowohl wie sein politischer Rath, Rouher, widersetzt haben soll, steht damit nicht im Widerspruch. Durchdrungen von der Legende seines Großonkels, der in der Einbildungskraft des Jünglings wie ein Kriegsgott leben mochte; eingedenk des jeden andern verdunkelnden Triumphes, den die Franzosen einem siegreichen Feldherrn zu bereiten lieben, mochte es ihn danach verlangen, Lorbeeren zu erwerben, wenn auch auf einem Schlachtfelde, auf dem nicht französisches Blut floß, in der Hoffnung vielleicht, seinen Landsleuten, von denen viele, wie er ja wußte, mit Hohn von ihm sprachen, den Beweis zu liefern, daß das Blut des großen Napoleon unverfälscht in seinen Adern rinne. Der Thatendurst war bei dem Jüngling erklärlich. Dazu kam, daß er sich nach Freiheit sehnen mochte, daß er der ängstlichen Aufsicht sich zu entziehen wünschte, mit der die Sorge einer zärtlichen Mutter und die Interessen seiner Parteigenossen ihn in England auf Schritt und Tritt überwachten. Er war ein junger Mann und es ist wahrscheinlich, daß er, wie seine Altersgenossen, die, Abenteuer suchend und Ruhm und Ehre träumend, in die Weite ziehen, goldene Zukunftspläne auf seine Erfolge im Kriegslager baute. Es war unvernünftig, aber es entsprach seiner Unerfahrenheit, seiner jugendlichen Unerschrockenheit; und es erscheint heute rührend.

Der Tod hat nun alle Pläne des Jünglings zu Schanden gemacht; man kann aber auch sagen: er hat seine Hoffnungen erfüllt. Der Prinz Louis Napoleon hat keine Enttäuschungen mehr zu befürchten, und sein Grab ist kein ruhmloses. Tausende beweinen seinen Untergang, und Viele, die annehmen, daß er Großes vollbracht haben würde, sind bereit, um ihn zu trauern, als ob er wirklich Großes vollbracht hätte.

Die politische Tragweite des tragischen Ereignisses am Cap ist sehr bedeutend. Der kaiserliche Prinz war der anerkannte Vertreter einer Partei, welche vor allen andern der jetzigen Regierung in Frankreich gefährlich war. Um seinen Namen schaarten sich vorsichtige, weitsehende Staatsmänner wie Rouher, und unerschrockene Raufbolde wie Cassagnac. Sie waren es vor Allen, die Frankreich seit acht Jahren in so großer Aufregung hielten, daß die antirepublikanische Agitation der Legitimisten und Orleanisten neben der ihrigen als gefahrlos erschien. — Die Frage ist nun, Wem der unerwartete Tod des Prinzen Louis Napoleon Vortheil oder Schaden bringen wird. — Ein sicheres Urtheil läßt sich darüber augenblicklich noch nicht fällen. Daß die dünn gesäeten Reihen der Royalisten durch den Uebertritt von Bonapartisten verstärkt werden, erscheint zum wenigsten zweifelhaft. Auch bemerkt man bis jetzt nicht, daß seitens der Legitimisten und Orleanisten Anstrengungen gemacht werden, um etwa freigewordene Imperialisten für ihr Lager zu gewinnen. Das aus einem Plebiscit hervorgegangene Kaiserthum wird von den Anhängern des Grafen Chambord und des Grafen von Paris eben so perhorrescirt wie die Republik selbst. — Die republikanische Partei gibt durch ihr Organ zu verstehen, daß sie mit der Beseitigung des kaiserlichen Thronprätendenten alle Gefahren aus dem Wege geräumt glaubt, welche sich der Consolidirung der Republik in Frankreich noch entgegenstellten. Dies dürfte nicht ganz aufrichtig sein, keinesfalls ist es richtig. — Die Bonapartisten sind die wüthendsten Gegner der Republik und werden von den Parteiführern der republikanischen Partei mit einer Leidenschaftlichkeit gehaßt, die sich keinesfalls sofort besänftigen lassen wird. Die beiden Gegner, Republikaner und Bonapartisten, bewahren nach wie vor die Haltung, die sie einander gegenüber eingenommen haben, und die Anhänger Napoleons, obgleich sie durch den Tod Dessen, den sie als ihren Führer bezeichneten, einen namhaften Verlust erlitten haben, sind keineswegs bereit, deswegen zu capituliren. Sie suchen nach einem neuen Oberhaupt, oder sie haben dasselbe vielmehr bereits in der Person des jungen Prinzen Victor, Sohn des Prinzen Jérôme Napoleon gefunden. Dieser, ein Vollblut-Napoleon, der Enkel Victor Emanuels, der Neffe des regierenden Königs von Italien, nimmt unter den herrschen-Familien von Europa eine Stellung ein, welche der des verstorbenen kaiserlichen Prinzen in keiner Weise nachsteht. Positive Anrechte auf den Thron von Frankreich hat er in der That nicht; und die angeblich letztwilligen Bestimmungen des verstorbenen Prinzen, wonach der Sohn Jérôme Napoleons sein Nachfolger werden solle, haben weder nach allgemeinen noch nach Napoleonischem Staatsrecht irgend welche bindende Kraft. Die Erbfolge könnte, selbst wenn das Kaiserreich noch bestünde, nur nach dem durch das Plebiscit von 1870 bestätigten Senatsconsult geregelt werden, und nach diesem würde der Thron dem Prinzen Jerome Napoleon zufallen; aber es handelt sich für die bonapartistische Partei viel weniger darum, einen Prinzen zu finden, der mehr oder weniger gerechtfertigte Ansprüche auf die Nachfolge Napoleon III. machen kann, als darum, irgend eine beliebige Persönlichkeit — aus Napoleonischem Geblüte wohlverstanden — in den Vordergrund zu drängen, damit alle Imperialisten sich um dieselbe, als die Verkörperung der „Napoleonischen Idee" schaaren können.

Die bonapartistische Partei ist seit dem Sturze des Kaiserreichs nicht so numerisch stark, wie man dies im Auslande vielleicht angenommen hat. Unter den Bonapartisten, die als Volksvertreter in die Nationalversammlung gesandt worden sind, finden sich viele, die ihre Wahl nicht so sehr ihren politischen Meinungen als dem Umstande verdankten, daß sie in ihren Kreisen einflußreiche Stellungen einnahmen. Wirklich bonapartistische Departements gibt es heut in Frankreich nur noch wenige. Wenn die imperialistische Partei dessenungeachtet so gefährlich erschienen ist und so laut hat von sich sprechen machen, so muß der Grund dafür in dem Umstande gesucht werden, daß die Vertheidiger der vermeintlichen Napoleonischen Anrechte auf den Thron Frankreichs, Männer von großer Furchtlosigkeit sind. Sie haben es gewagt, ungeachtet der verhängnißvollen Fehler, welche von dem Kaiserthum begangen worden sind, als enthusiastische Vertheidiger der gefallenen Dynastie aufzutreten, und sie haben sich dadurch in solcher Weise compromittirt, daß, seit Jahren bereits, außerhalb des Kaiserthums kein Heil mehr für sie ist. Diese Männer werden nach wie vor ihre Stimme für das von ihnen vertretene Princip erheben, und sie können nicht aufhören, dies zu thun, da sie andernfalls einen politischen Selbstmord begehen würden, welcher bei der großen Lebensfähigkeit, von der sie bis vor kurzem Zeugniß abgelegt haben, und bei der Lust zum Leben überhaupt, welche die Bonapartisten als solche beseelt, ganz unwahrscheinlich ist. Die zwei- bis dreihundert bonapartistischen Agitatoren, welche seit acht Jahren auf Kosten ihrer politischen Meinung gelebt und durch das Aufgeben dieser Meinung politisch brodlos werden würden, — diese Männer werden nicht abdanken, sondern sie werden, sobald sie sich darüber geeinigt haben, wer als Nachfolger des Prinzen Louis Napoleon zu betrachten ist, den Ruf: „Es lebe der Prinz Victor!" oder: „Es lebe der Prinz Jérôme Napoleon!" mit derselben Ueberzeugungstreue ausstoßen, die sie bis zum Eintreffen der Trauerbotschaft vom Tode des kaiserlichen Prinzen für diesen an den Tag gelegt haben.

Rouher, Cassagnac, Cuneo d'Ornano, Robert Mitchell, Jauvier de la Motte und wie alle die bonapartistischen Staatsmänner und Heißsporne heißen mögen, sind ohne Ausnahme Leute, denen jedes Mittel recht zu sein scheint, um zu dem Ziele, das sie sich vorgesteckt haben, zu gelangen. Es sind auch sehr kluge Männer, und daß es ihnen nicht an Energie fehlt, daran darf Niemand zweifeln. Sie werden das Ereigniß am

Cap, nachdem sie es gebührend beweint, sicherlich in jeder möglichen Weise zum Nutzen ihrer Partei ausbeuten. Der Tod des unglücklichen Jünglings wird von ihnen wie der eines Helden betrauert werden; man wird den auf dem Felde der Ehre Gefallenen als ein Vorbild chevalerésken Muthes hinstellen; es wird auch nicht an einem Aufruf an die Sentimentalität und das Gefühl für das Poetische fehlen; die Frauen und Kinder werden für das Schicksal der Familie, deren Oberhaupt von einem so beklagenswerthen Ende ereilt worden ist, interessirt werden, und man wird alle Sympathie, die man auf diese Weise für die Napoleonische Familie im Allgemeinen erwecken kann, auf Denjenigen überzuleiten sich bemühen, den man dem französischen Volke als den wahren Erben und Vertheidiger der „Napoleonischen Idee" vorstellen will. Der Prinz Victor wird im nächsten Jahre bereits volljährig. Es wäre erstaunlich, ja es ist kaum glaublich, daß der junge Mann sich nicht gern gefallen lassen wird, die Rolle eines wohlsituirten Thronprätendenten anzunehmen. Eine solche Rolle verschafft Demjenigen, der sie mit Anstand zu spielen weiß, selbst wenn die Aussicht auf Erfolg eine nur geringe ist, eine höchst angenehme sociale Stellung, eine Position, die der eines Offiziers in der Armee oder in der Marine, wie orleanistische Prinzen sie einzunehmen für gut befunden haben, aus vielen Gründen vorzuziehen ist. — Es ist deshalb vorauszusehen, daß es den Führern der bonapartistischen Partei nicht an einem Manne fehlen wird, dem sie ihre Huldigungen darbringen und für den sie sich politisch bemüht zeigen können; und unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß der Tod des Prinzen Louis Napoleon die politische Lage in Frankreich nicht so wesentlich ändern wird, wie die republikanische Presse dies anzunehmen vorgibt. Frankreich wird, nach wie vor dem Tode des letztverschwundenen bonapartistischen Prätendenten, aus Republikanern, Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten bestehen. Die Republik wird, einfach weil sie besteht, in der günstigen Lage sein, sich zu befestigen; aber das bonapartistische und royalistische Rütteln und Schütteln an der heutigen Regierungsform wird nicht aufhören; denn die bonapartistische Partei ist fest entschlossen, ja, sie kann nicht umhin, den Tod des kaiserlichen Prinzen mit einem Rufe zu begleiten, ähnlich dem, mit dem die alte französische Monarchie das Ableben eines Königs und das Ergreifen der Herrschaft durch seinen legitimen Nachfolger zu begrüßen pflegte: L'Empereur est mort; vive l'Empereur!

***

Karl Giskra.

Von Jacob Herzog.

(Schluß.)

Dringendere Angelegenheiten hatte Herr von Bismarck mit Giskra zu besprechen. Der dritte Napoleon stak ihm gar gewaltig in den Gliedern. Als er sich in Paris die Erlaubniß zu dem Feldzuge gegen Oestreich geholt, hatte er das Kohlenbecken von Saarbrücken im Falle des Sieges an Frankreich abgetreten, und Bismarck wußte, er werde gemahnt werden. So unwahrscheinlich die Verkleinerer Giskras demnach seine Theilnahme an den Vorgängen von dem Einmarsche der Preußen in Brünn bis zu den Präliminarien von Nikolsburg darstellen, so erklärt dieser einfache Sachverhalt zur Genüge, warum sich Bismarck selbst aus eigener Initiative an Giskra mit der Frage wandte, ob es ihm daran gelegen sei, seinem Vaterlande durch die Beendigung des Krieges einen Dienst zu erweisen. Natürlich bejahte Giskra die Frage mit Nachdruck. „Nun, dann reisen Sie so schnell Sie können nach Wien zu Ihrer Regierung, und wirken Sie für den Friedensschluß." „Und die Bedingungen?" frug Giskra. „Wenn wir fertig werden, bevor die Franzosen dazwischen kommen," sagte Bismarck, „sollen Sie mit mir zufrieden sein. Kein österreichisches Gebiet, kein Geld, die Mainlinie — aber vor den Franzosen, hören Sie!" Giskra erwiderte, daß er die Stadt in dieser Situation in keinem Falle verlassen könne, daher einen entsprechenden Vertrauensmann suchen werde, der auch bald in der Person des damaligen Handelskammerpräsidenten Ritter von Herring gefunden war. Bismarck fürchtete in dem Momente, als er, der Sieger, es so dringend hatte, vielleicht, daß Napoleon ihm sogar den Krieg erklären werde und hielt es gerathener, mit einem deutschen Staate auf billiger Basis zu pactiren, als um specifisch preußischer Vortheile willen deutsches Gebiet an Frankreich abzutreten.

Baron Herring fuhr, von den Preußen bestens unterstützt, mit unterlegten Pferden nach Wien und stand nach zehn Stunden vor dem Minister des Aeußern, Grafen Mensdorff-Pouilly. Dieser, sonst ein ganz vortrefflicher Mann, war bekanntlich von der Vorsehung in Bezug auf die Begabung selbst dann übersehen worden, als sie ihm das Amt verlieh, und jetzt hatte er ganz und gar den Kopf verloren. Baron Herring traf ihn dumpf vor sich hinbrütend, oder wie er sogar vermuthete, weinend. Er machte seine Mittheilung. Man sollte glauben, daß ein Minister des Aeußern in einer solchen Situation eine derartige Mittheilung wie einen elektrischen Schlag empfangen werde. Nicht so Graf Mensdorff. Er hörte den Abgesandten an und — dankte. Als dieser die Naivetät hatte, eine Antwort zu begehren, meinte Mensdorff, er müsse erst mit dem Grafen Moriz Esterhazy, dem Unglücksvogel von Oestreich, sprechen und dann die Sache in die Ministerconferenz bringen. Morgen könne der Mittler Antwort haben. Der Mann, dem das „bevor die Franzosen kommen" noch ganz so scharf in den Ohren klang, wie es Giskra ihm mit Bismarck'schem Accent wiederholt hatte, hörte hier ein — „Morgen". Herr von Herring zählte die Stunden, die Minuten bis zu diesem „Morgen". Nicht so Graf Moriz Esterhazy. Der wußte offenbar schon etwas davon, daß die Franzosen kommen und kannte seinen Bismarck so schlecht, daß er glaubte, wenn Moriz Esterhazy Zeit gewänne, sei auch das Andere gewonnen. Im Kopfe dieses Mannes und seiner politischen und militärischen Gesinnungsgenossen rumorten Dinge, die ihre Schatten noch in das Jahr 1870 hineinwarfen. Mit der Antwort, daß man es sich überlegen wolle, kehrte Herring zur Verzweiflung Giskras heim. Er hätte ebensogut jede andere bringen können, es war zu spät; die Franzosen waren inzwischen gekommen, Napoleon III. hatte seinen Benedetti bereits angemeldet. Noch bevor Herring heimgekommen war, erschien Bismarck abermals bei Giskra, um ihm das „zu spät" anzukündigen und actenmäßig zu belegen. Giskra verlegte sich jetzt auf das Bitten — es war vergeblich. Oestreich ward aus ganz Deutschland hinausgeworfen und mußte zahlen. Napoleon III. aber konnte sich den Mund abwischen.

Diese Thätigkeit Giskras während des Krieges steigerte seinen Ruhm auf das Höchste und wenn es einen Moment in seinem Leben gab, wo er sich die Sympathien aller Bevölkerungskreise erwarb, so war es dieser. Es war daher leicht begreiflich, daß er mit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Thätigkeit mit allen Ehren überhäuft und zum ersten frei gewählten Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt wurde. Schon früher war vom Grafen Beust, dem neuen Herrn der Situation, der sich besonders mit Giskra, Kuranda und Berger auf vertrauten Fuß gesetzt hatte, das Netz nach ihm ausgeworfen worden. Wie Hasner, dessen Ernennung zum Unterrichtsminister — vor Neujahr 1868 — bereits vollzogen war und zurückgelegt wurde, so sollte Giskra zum Handelsminister ernannt werden. Nach einer Sitzung des Abgeordnetenhauses ließ er mich zu sich in das Präsidentenzimmer bitten und drehte, nachdem ich eingetreten war, den Schlüssel hinter mir um. „Ich soll Handelsminister werden, ich will aber nicht. Was verstehe ich vom Handel? Weil ich Verwaltungsrath zweier Eisenbahnen bin? Fällt mir nicht ein! Wenn ich ein Portefeuille annehme, so werde ich nur Minister des Innern. Administriren habe ich als Bürgermeister einer großen Stadt in einer so bewegten Zeit ordentlich gelernt. Aber ein ganzes neues Ministerium müßte gebildet werden und

*

Herbst und Berger müßten auch Minister sein. Ich habe sogar schon meine Statthalterliste fertig. Kaiserfeld, dem ich aus Verehrung ein glanzvolles Alter wünsche, soll Statthalter in Steiermark, FML. Koller — den kennen Sie nicht? aber ich — Statthalter in Prag werden und nach Innsbruck möchte ich Jemanden setzen, der den Clerikalen schlimmer erscheinen müßte, als der leibhaftige Gottseibeiuns."

Neugierig frug ich: „Und das wäre?"

„Baron Lasser," antwortete mit zufriedenem Lächeln Giskra, indem er noch beifügte, daß er für Wien einen unübertrefflichen Polizeidirector in Herrn von Lemonnier in petto habe.

„Darf ich die Namen, die Sie mir mitgetheilt haben und die gewiß einen sehr guten Eindruck machen werden, öffentlich nennen?"

„Ja, aber nur auf einem ganz unkenntlichen Umwege."

So geschah es. Viele Wochen, bevor Giskra Minister des Innern geworden war, erfuhr das östreichische Publicum aus einer kleinen Correspondenz der — amtlichen „Bayerischen Zeitung" die Namen zweier zukünftiger Statthalter (Kaiserfeld wollte nachher nur Landeshauptmann werden) und eines präsumtiven Polizeidirectors.

Und somit wären wir bei der ministeriellen Thätigkeit Giskras angelangt. Die Geschichte des „Bürgerministeriums" ist noch nicht geschrieben, wird auch noch lange nicht geschrieben werden, denn Diejenigen, die in der Lage wären, diese Arbeit zu unternehmen, kennen sehr wohl die Hindernisse ganz besonderer Art, die sich einem solchen Beginnen entgegenthürmen. Was wäre auch eine Geschichte ohne Aufrichtigkeit und Wahrheit? Und volle Aufrichtigkeit wird kaum heute in einer Schilderung der Thätigkeit des ersten östreichischen Ministeriums Auersperg so wenig walten, als die volle Wahrheit jetzt darin gesagt werden könnte. Deshalb werde ich mich nun gerade an dieser Stelle kürzer fassen, als ich nach meiner Kenntniß der Verhältnisse mich fassen müßte. Genug an dem, daß ein Ministerium, wie es volksthümlicher nicht vom Präsidenten der amerikanischen Republik gebildet werden könnte; ein Ministerium, welchem die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit der ganzen deutschen Bevölkerung entgegengebracht und in den ersten Zeiten seiner Wirksamkeit in der stürmischesten Weise ausgedrückt wurde; ein Ministerium, von welchem mit den eben sanctionirten Staatsgrundgesetzen eine wahrhaft liberale Saat ausgestreut worden war, die nur entsprechend gepflegt zur werden brauchte; ein Ministerium von Talenten wie Giskra, Berger, Brestel, Hasner, Herbst — ein solches Ministerium schied nach zweijähriger Thätigkeit unbeklagt, fast unbemerkt aus dem Amte! Die Gründe? Sie werden nicht immer dort gesucht, wo sie zum Theile wenigstens liegen. Aus einem absolutistischen und scheinconstitutionellen Regime war Oestreich plötzlich zum ernsten Parlamentarismus übergegangen. Dazu fehlte nun vor Allem die richtig geschulte Administrationsmaschine. Die neuen Minister hatten von dem complicirten Verwaltungsorganismus so gut wie keine Idee. Die Staatssecretäre waren nicht da oder recrutirten sich aus Elementen, die nicht rasch genug beseitigt werden konnten. Es entstand manchmal eine geradezu peinvolle Pause, die von der altgesessenen Büreaukratie am gehörigen Orte selbstverständlich in den grellsten Farben geschildert und gehörig ausgebeutet wurde. Nach obenhin verstand das Kabinet nicht, sich auch nur einen werthvollen Freund zu schaffen. Zwar stand Fürst Carlos Auersperg, der „erste Cavalier des Reiches", an seiner Spitze. Allein jeder Andere, wenn auch Unbedeutendere hätte ihm wahrscheinlich mehr genützt. Denn Fürst Auersperg ging gar oft über das, was man regieren heißt, ziemlich weit hinaus. Jeder Widerspruch machte ihn nervös, er brüskirte Alles und Alle, die etwa noch zu seinem Ministerium hätten halten wollen und vermehrte so die Zahl seiner Feinde, anstatt ihm Freunde zu werben. Man erinnert sich noch, daß, als der Kaiser gelegentlich seines Aufenthaltes in Prag den Grafen Beust und nicht den Fürsten Auersperg in seine Nähe citirte, dieser sich zuerst in den Schmollwinkel zurückzog, und dann seine Demission einreichte. Die Allüren eines Grandseigneur sind aber nicht identisch mit den Rücksichten eines Conseilspräsidenten und noch dazu eines Conseils, der etwas ganz Neuartiges und darum wenigstens von den Conservativen mit Mißtrauen Betrachtetes war. Und außerdem ist es notorisch, daß Graf Beust z. B. damals sich nicht ohne das Vorwissen der Fürsten nach Prag begeben hatte. Dennoch datirte von daher ein nicht mehr zu überwindender Zwiespalt zwischen dem allmächtigen Reichskanzler und dem östreichischen Kabinetschef. Vielleicht hat der römische Graf Langrand-Dumonceau einigermaßen übertrieben, als er den Inhalt einer ihm vom Grafen Beust auf eine Reise zum Papste Pius IX. mitgebenen Instruction dahin präcisirte, daß Graf Beust ihn ermächtigt habe, dem Papste zu sagen: „1. Des vifs regrets de devoir accorder la sanction aux lois confessionelles; 2. De lui dire que cette sanction était le nec plus ultra des concessions, le maximum de ce qu'il entendait octroyer à l'esprit nouveau; 3. . . . faisait prier le Pape de prendre patience, ajoutant que la situation se modifierait; qu'une occassion se présenterait bientôt de rompre avec le ministère cisleithanien et de repudier la politique de MM. Herbst, Giskra et Hasner" u. s. w. Aber das Actenstück existirt und ist gewiß ein charakteristisches Symptom.

Die Minister kamen bald, oft und heftig an einander. Es waren zu viele Kritiker unter ihnen. Ein Kabinet verträgt keinen Herbst und Berger zugleich, wobei man noch bei der Bildung desselben den kapitalen Fehler begangen hatte, den Letzteren zum Minister ohne Portefeuille zu ernennen, also Berger zum Müssiggänger zu machen, den ganzen Tag seinem Spotte, seiner Schärfe zu überantworten! Die Ministerrathssitzungen jener Zeit gleichen gewissen Scenen aus den „Hugenotten", wo die Weiber feindselig auf einander einstürmen. Spitzige Zettel, schlechte Verse flogen hin und her und einmal geschah es, daß Giskra sich nach einer Conferenz den Saal aufsperren ließ und eigenhändig alle diese Papierchen auflas, um sie eventuell als corpora delicti zu benutzen. In erster Reihe trennte eine politische Meinungsverschiedenheit die „Majorität" und die „Minorität". Die Letztere, aus den damals noch sehr harmlosen Grafen Potocki und Taaffe bestehend, hatte Berger zu ihrem Führer. Dieser war und wußte sich auch so krank, daß seine Zeit unter allen Umständen abgelaufen war; was konnte ihn hindern, das schneidigste Wort laut zu sagen, das ihm auf die Zunge kam? In der Majorität saßen nur „Bürgerminister"; sie arbeiteten auch eine Staatsschrift, ein „Memorandum" aus — die Actenstücke kamen in den amtlichen Theil der kaiserlichen „Wiener Zeitung" — dessen politische Ideen unbedingt die richtigeren waren, dem aber das Rückgrat fehlte. Und diese Halbheit oder doch Schwäche der Majorität, welche nach dem Ausscheiden der Minorität allein die Zügel ergriff, hatte ihren Ursprung in der damals ganz und gar entscheidenden „Rücksicht auf die Stellung der Deutschen in Böhmen". Es sind das zu allen Zeiten kreuzbrave Kerle gewesen, aber ohne Krücke konnten sie nicht gehen und meistens lieh ihnen die Regierung eine solche. Was für faule Compromisse und halbe Dinge ihnen zu Liebe gemacht wurden, hält ein vernünftiger Mensch kaum für möglich. Und doch ist dem so. Ganz abgesehen von der Frage, ob man in der confessionellen Gesetzgebung nach dem 25. Mai 1868 noch weitergehen, ob man in andern Fragen reformiren solle oder nicht, in den eigentlichen Staatsfragen schoben sich immer „die Deutschen in Böhmen" vor. Sie sahen sich bei dem geringsten Schritte nach rechts oder links schon von den Czechen mit Haut und Haar aufgefressen und hinderten damals den bedeutungsvollsten aber auch unerläßlichsten Schritt zur Sicherstellung der Verfassung, die Einführung directer Volkswahlen für das Parlament.

Diese letztere Angelegenheit wurde auch für Giskra von ausschlaggebender Bedeutung und ich verlasse deshalb — wie man nach dem bisher Gesagten mir glauben wird, gerne — das Bürgerministerium als solches, um mich blos mit dem Minister des Innern in demselben und seinem Austritte zu beschäftigen. Außer dem Herrn von Plener und dem Grafen Taaffe, welche gediente Beamte gewesen sind, war Giskra der Einzige, der von einer großen Administration etwas verstand. Weit überragte er

diese Beiden und alle Anderen an positiven, regierungsfähigen Ideen.

Wenn man von dem Bürgerministerium spricht, so nennt man in der Regel mit dem obligaten Enthusiasmus die confessionellen Gesetze. Aber abgesehen davon, daß dieselben noch sehr empfindliche Lücken aufweisen und daß insbesondere das Ehegesetz eine Halbheit ist, lagen sie so zu sagen in der Luft. Nach den Staatsgrundgesetzen vom 21. December 1867 mußten sie als Ausführungsmaßregeln getroffen werden und waren doch — ich will die Hindernisse durchaus nicht unterschätzen — bei weitem nicht getroffen. Giskra entwickelte in seinem speciellen Ressort eine nützliche Thätigkeit. Sein Verdienst ist hier die neue Eintheilung der politischen Organisation, gegen welche sich bisher keine Bedenken geltend gemacht haben, die Aufhebung der jetzt wieder stark protegirten Wuchergesetze, die Donauregulirung, der Bau der Wiener Wasserleitung, die Gewinnung für Bauzwecke des sogenannten Exercirplatzes, wo sich jetzt das neue Parlament, der Justizpalast, das Rathhaus, die Universität erheben und noch manches Andere. Der erhebendste Moment seiner ministeriellen Thätigkeit mag aber gewiß derjenige gewesen sein, da er im Angesichte von Tausenden von Fremden, die als Schützengäste nach Wien gezogen waren, jene begeisterte und begeisternde Rede hielt, an deren Schluß ihn der ebenso populäre Bürgermeister Zelinka unter dem erschütternden Jubel der Anwesenden umarmte. Seine nun verwittwete Frau, eine Dame von hohem Geiste, deren taktvoll sinnig Walten ihm gar sehr zu Statten kam, wandte sich freilich in diesem nämlichen Augenblicke zu einer Gruppe verläßlicher Freunde mit den Worten: „Wie lange wird dies dauern!" Und sie hatte Recht. Selbst Giskra, der muthigste unter den Ministern, erlahmte bald unter den zahllosen Intriguen, die von allen Seiten um das Kabinet und um die einzelnen Mitglieder desselben, zum Theil von sehr Nahestehenden, geschmiedet wurden. Schrieb ja doch Herr Berger die schneidigsten Artikel in dem oppositionellen „Wanderer"! Für Giskra kam der entscheidende Moment, als es sich um die Einführung der directen Wahlen handelte. Er, der Minister des Innern, in dessen Ressort die Vorlage gehörte, hatte eine ganz brauchbare Vorlage ausgearbeitet und der Conferenz unterbreitet. Hier stieß er auf den entschiedensten Widerstand von Herbst, der wieder „die Stellung der Deutschen in Böhmen" geltend machte. Mit den warmen, von Thränen erstickten Abschiedsworten, welche der überlebende Führer dem todten Collegen in das Grab nachgerufen, hat er selbst manche sehr arge, bis zu scharfer persönlicher Antipathie ausgeartete Dissonanz der beiden Männer vergessen gemacht, und es ist wahrlich nicht Zweck dieser Zeilen, die Erinnerung daran nutzlos zu erwecken. Aufrecht aber bleibt, daß der Gegensatz zwischen Herbst und Giskra damals ein sehr schroffer wurde, so schroff, daß der Minister des Innern sein Portefeuille einsetzte.

In dieser kritischen Zeit ging ich wieder einmal den gewohnten Weg in das Abgeordnetenhaus, da hörte ich hinter mir eine bekannte Stimme meinen Namen rufen. Es war Giskras Stimme.

„Ich komme soeben vom Kaiser; ich habe wegen der directen Wahlen, da ich unterlegen bin, meine Demission gegeben. Der Kaiser hat sie angenommen und mich mit der Führung der Geschäfte bis zur Ernennung meines Nachfolgers beauftragt. Sie sind der Erste, dem ich es mittheile, schweigen Sie."

„Selbstverständlich, Excellenz. Und wer soll Ihr Nachfolger sein?"

„Ich habe meinen Collegen einen ausgezeichneten Mann von Muth, Energie und Festigkeit empfohlen."

„Und das wäre?"

„Der Statthalter von Oberöstreich."

„Graf Hohenwart?"

„Derselbe."

Ja derselbe Graf Hohenwart, der später mit den Czechen die Fundamentalartikel vereinbarte, mit deren Hülfe er die Verfassung zerfetzen und die deutsche Partei vernichten wollte, derselbe Graf Hohenwart, der heute an der Spitze der clerikalen und reactionären Partei steht, war von Giskra seinen im Amte verbleibenden Collegen als Minister des Innern empfohlen worden. Freilich war der edle Graf nicht immer so clerikal und föderalistisch gesinnt. Denn gerade wegen seiner Festigkeit und vermutheten Verfassungstreue hatte ihn Giskra auf den schwierigen Posten in Linz berufen und in der Landtagssession von 1870 hatte er dem streitbaren Bischof Rudigier, der sich weigerte, den Eid auf die Verfassung abzulegen, jene scharfe Antwort gegeben, die man damals als einen „Fußtritt" allgemein bezeichnete. Dann freilich wurde er anders.

Doch ich kehre zu jenem Gespräche mit Giskra zurück, um den Inhalt desselben erschöpfend mitzutheilen.

„Was gedenken Eure Excellenz jetzt zu thun?" frug ich den Minister.

„Das weiß ich noch nicht, lieber Freund."

„Gestatten Eure Excellenz mir einen Vorschlag. Miethen Sie im Trattnerhof (das ist ein großes Haus inmitten der Stadt) ein Zimmer und ein Kabinet und lassen Sie an der Thüre eine Tafel mit der Aufschrift befestigen: „Dr. Karl Giskra, Hof- und Gerichtsadvocat." Sie brauchen gar nie zu erscheinen, aber kehren Sie dahin zurück, woher Sie kamen und Sie werden den höchsten Ehrenplatz einnehmen, der Ihnen jemals beschieden sein kann."

Giskra blieb stehen, schaute mir scharf in die Augen, sagte dann nochmals: „Ich weiß es nicht, ich werde es mir überlegen" und ging, da wir inzwischen vor dem hölzernen Hause angelangt waren, nach links in das Ministerzimmer, während ich die rechts befindliche Kanzlei aufsuchte.

Die Freunde Giskras thun gut, seine Wirksamkeit nur bis hieher zu beleuchten, denn sie erhalten dann nur helles Licht und gar keinen dunklen Schatten, wenn man nicht kleine persönliche Eitelkeiten hereinzieht, die nicht hereingehören. Zwar blieb Giskra auf dem politischen Schauplatze ununterbrochen activ und in der Opposition gegen Hohenwart spielte er, der intimste Verbündete des Grafen Beust, noch eine sehr hervorragende Rolle. Aber er hatte zur gleichen Zeit noch einen anderen Weg einzuschlagen. Er wurde Verwaltungsrath der Gründungsepoche. Daß er wieder zur Lemberg-Czernowitzbahn zurückkehrte, die er mitbegründet und wo er sich seinen Sitz für den Fall seiner Demission als Minister vorbehalten hatte, und zur Südnorddeutschen Verbindungsbahn, wo die Stelle mit keinerlei Revenue verbunden war, konnte man ihm nicht so recht übel nehmen, obwohl er bei der ersteren wieder mit jenem Herrn von Ofenheim zusammentraf, welcher ihm später so viele peinvolle Jahre bereitete. Allein er wurde auch Präsident der Franco-Oestreichischen Bank. Von den Herren Pfeiffer und Flesch ließ er sich beschwatzen in eine Bank einzutreten, deren ganze raison d'être das Gründungswesen war und die mit demselben verschwunden ist. Diesen Schritt beklagten seine Freunde am allermeisten, denn sie wußten, welche Waffe Giskra damit den Gegnern der Partei in die Hand gegeben hatte. Ihn selbst mögen zwei Motive dazu bestimmt haben. Einmal seine scharf ausgeprägte Erwerbslust, die zwar nicht auf Reichthümer gerichtet war, wie die Schlimmsten behaupten, wohl aber auf die zur Gewinnung einer unabhängigen Existenz nöthigen Mittel, und zweitens auf seine Unruhe und Arbeitslust. Als Politiker mußte er sich vorerst einige Reserve auferlegen, so wollte er denn auf anderem Gebiete Hervorragendes leisten und darum machte es ihm speciell sehr großes Vergnügen, auf dem Ehrenposten eines Curators der Sparkasse berufen zu werden. Allein die Einsichtigeren tadelten die ganzen Bestrebungen doch gleich im Beginne und bemerkten mit Verdruß, wie das Porträt des Präsidenten der Francobank oder irgend eine Lobhudelei, zuweilen sogar auch ein scharfer Angriff in manchem der zahllosen Revolverblätter erschien, welche jene Zeit ernährte.

Dem Troß fiel das Ding erst auf, als das Ministerium Auersperg II sich gezwungen sah, gegen den renitenten Director der Lemberg-Czernowitzbahn jenen Proceß führen zu lassen, der berufen ist, in der Culturgeschichte von Oestreich eine so hervorragende Rolle zu spielen und der, trotz der an und für sich gar

nicht zu beklagenden Freisprechung des Angeklagten, jedenfalls den ungeheuren Erfolg hatte, die zahlreichen Hyänen und Aasgeier, die damals in Gestalt von Fusionären und Liquidatoren zwischen den Trümmern des volkswirthschaftlichen Aufschwunges sich herumtrieben, darüber zu belehren, daß sie am Ende auch aufgegriffen und vielleicht nicht freigesprochen werden könnten. In jenem Processe wurde auch Giskra als Zeuge vernommen und — seltsam genug! — unter der Verdrehung einer von ihm gethanen, wenn man will, nicht glücklich gewählten, aber keineswegs für ihn compromittirenden Aeußerung hatte der Mann den ganzen Rest seines Lebens zu leiden: ein Blitz war in seine mächtige Eiche gefahren und hatte sie bis an die Wurzel geschädigt. Er sprach von der leidigen östreichischen Unsitte des „Trinkgeldes", und die Catone, die damals wie die Pilze aus der Erde schossen, griffen gierig das Wort auf, um es gegen den Erfinder zu gebrauchen. Am nächsten lag es, dasselbe auf jenen Gewinn anzuwenden, welchen Giskra selbst bei dem Unternehmen gemacht hatte, denn der Mob entdeckte diesen erst jetzt, nachdem er schon acht Jahre in den Händen Giskras war und der Mob, der früher in den verwegensten Bau- und Maklerbanken die Muster honetter Erwerbsgesellschaften erblickt und deren Actien zu den höchsten Preisen als wahre Schätze angekauft hatte, fand plötzlich, daß Jemand, der Jahre lang für die Verwirklichung einer großen Eisenbahn gewirkt und für die großen Vorauslagen sein Geld hergegeben hatte, keinen Gewinn machen dürfe. Oestreich war durch die Krise verarmt, Giskra hatte anscheinend sein Vermögen sich erhalten, Grund genug, ihn anzugreifen und zwar gerade dort, wo er nicht zu fassen war. Denn der Gewinn bei der Lemberg-Czernowitzbahn war ein mühevoller, von der Art, wie ihn große Unternehmer und Consortien der solidesten und angesehensten Firmen zu allen Zeiten vor aller Welt gemacht haben und noch machen werden. Das Verwerfliche der Zeit bestand aber in jenem mühelosen Erwerb, den privilegirte Gründer an unreellen Unternehmungen und im Actienschwindel auf Kosten der dupirten Menge erzielten. Tadelnswerth war bei Giskra der Eintritt in die Francobank, nicht seine Theilnahme an der Lemberg-Czernowitzbahn.

Man sagte, Giskra hätte Herrn von Ofenheim in seinem Widerstande gegen die Regierung ermuntert und dadurch zur Einleitung des Processes beigetragen. Als dieser im Zuge war, verlor der gewesene Minister seine Ruhe, seinen Scharfblick. Eine nervöse Aufregung bemächtigte sich seiner schon während der ersten Stadien, er wich scheu seinen Freunden aus und ballte die ohnmächtige Faust gegen die Regierung in der Tasche. Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte das Abgeordnetenhaus sofort das Ministerium gestürzt und an die Stelle des abgedankten Generaldirectors zum mindesten den Handelsminister Banhans in das Loch gesteckt. Aber der Zorn Giskras war waffenlos. Auch in parlamentarischen Kreisen waltete der Purificationsgedanke und ganz harmlose Bemerkungen Giskras wurden unter dem Gesichtspunkte geprüft, ob sie nicht dem Processe Ofenheim ihre Entstehung verdankten. So kam es, daß alle seine Reden verpufften, daß er nur mühselig in die Ausschüsse gelangte, daß er sich zu einer Rechtfertigung vor seinen Wiener Wählern veranlaßt sah, daß er, der Ehrenbürger von Wien, dem diese Stadt unauslöschlichen Dank schuldete, schon früher in sein Brünn zurückkehren mußte, um dort in hartem Kampfe gegen einen andern, aber viel unbedeutenderen Egoisten, einem Militärlieferanten und Zuckerfabrikanten, mühselig ein Mandat zu erhalten. All das hatte, wie gesagt, nicht blos der Proceß Ofenheim, sondern noch früher die Bankthätigkeit des ehemaligen Ministers des Innern verschuldet.

Mehrere Jahre lang führte Giskra ein parlamentarisches Scheinleben. Der Fall des Dr. Banhans richtete ihn nicht auf, seine leidenschaftliche Opposition in Bezug auf den ungarischen Ausgleich, obwohl er bei der Behandlung desselben das wichtige Referat über das Statut der neuen östreich-ungarischen Bank erhielt, gewährte ihm keine Stütze, und er wäre vielleicht ein stiller Mann geworden, hätte sich für das Abgeordnetenhaus nicht wieder einmal die Gelegenheit ergeben, an Giskras ungeschwächte Arbeitskraft und Unermüdlichkeit, an seine Gründlichkeit appelliren zu müssen. Die Occupation von Bosnien und der Herzegowina war eine militärische Angelegenheit, die richtige Controle derselben konnte nur in die Hände Giskras gelegt werden. In der letzten Session der Delegation in Budapest flammte bei diesem Kapitel sein mächtiger Geist wieder auf und er hatte bei seiner Partei einen unangefochtenen Erfolg, sogar daß es schien, als wäre er auf dem besten Wege, sich seine alte Position wieder zurück zu erobern. Die Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die sich inzwischen in der Monarchie vollzieht und welche mit dem zunehmenden Wohlstande die eigenen wie die Sünden Anderer in früherer Zeit vergessen macht, wäre ihm dabei sehr wohl zu Statten gekommen. Aber im Rathe der Götter war es anders beschlossen. Inmitten dieser Rückkehr auf seine ehemalige Höhe riß ihn der Tod an sich, entzog er ein gewaltiges Talent dem Vaterlande, einen geradezu einzigen Gatten und Vater seiner Familie.

Giskras Tod ruft eine Frage unabweislich auf die Lippen aller Oestreicher, welche Schmerling, der rüstige, dreiundsiebzigjährige Greis, vor dem Leichenbegängnisse Giskras den Umstehenden aufwarf: Wo ist der Nachwuchs? Wahrlich, wenn man prüft, was die mit allem Nachdruck begehrten directen Reichrathswahlen, gelegentlich deren man, um ja recht vielen Talenten Raum zu gewähren, noch die Zahl der Deputirten verdoppelt hatte, an das Licht gebracht haben, so muß man, will man nicht einige Mittelmäßigkeiten zu Talenten aufblähen, die erschreckende Wahrheit gestehen und sagen: Nichts! Gar nichts! Nicht auf der Linken, in der bequemen Stellung der Opposition, nicht im Centrum und auch nicht auf der Rechten ist auch nur ein erwähnenswerther Ersatz gekommen für einen Berger und Mühlfeld und Pillersdorf, für einen Kaiserfeld und Waser, für Eugen Kinsky und den alten prächtigen Taschek für die czechischen und feudalen Recken, für einen Adam Potocki u. s. w. Selbst die Nullen zu den Einheiten sind kleiner und fast unsichtbar geworden. Oder sind diese Worte zu hart, interessirt man sich in Deutschland für mehr von den neuen Männern als etwa für den berühmten Gelehrten Eduard Sueß und den gediegenen Publicisten Granitsch? Und wenn man an diese allenfalls noch den Dr. Sturm reiht, der sich in der Opposition gegen den Grafen Andrassy hervorgethan hat, der aber auch Mitglied der Verwaltung sehr vieler verkrachter Banken war, und den jungen Herrn von Plener, dann hat man wahrlich nicht blos die „besten Namen" genannt. Die wenigen Alten, die noch geblieben sind, schweigen ein beredtes Schweigen. Kuranda redet, wenn er nicht anders kann, Brestel ist ein dahinsiechender Greis und Herbst bricht nur hervor, wenn ein sehr edles Wild unmittelbar vor seinem Busche streicht. Die Jahre haben sie älter, aber die Versammlung hat sie noch kleiner gemacht als sie sind.

Und nun stehen die Neuwahlen vor der Thüre. Wo ist die brennende Agitation? Wo sind jetzt die neuen Namen? Es gibt für die betrübende Oede nur eine Rechtfertigung: die Generation von heute verdankt, wenn sie überhaupt Ursache dazu hat, ihre Bildung den von Metternich und Sedlnitzky dafür gebotenen Grundlagen. Diesem Systeme hat bekanntlich der aufrechte Gang gefehlt. Das Oestreich von heute ist noch immer daran gewöhnt, bei jeder guten und schlimmen Gelegenheit nach der Polizei, nach der Hülfe des Staates zu rufen. Sich selbst zu helfen, fällt ihm außerordentlich schwer und es werden zwei Generationen vorüberziehen müssen, bis ein Geschlecht kommt, das in besserer und gründlicherer, in freierer und selbstständigerer Erziehung den Werth des eigenen Ich zu erkennen und zur Geltung zu bringen vermag. Dann wird Oestreich seine wahre Auferstehung feiern.

Dann werden auch die Fehler seiner todten Kämpfer um die Freiheit vergessen sein und mit Ehren wird man Männern gedenken, wie Mühlfeld, Berger und Giskra!

Literatur und Kunst.

„Nach Sonnenuntergang."*)

Roman von Wilhelm Jensen.

Es ist schwer, das Richtige über Wilhelm Jensen zu sagen, da er zu den Autoren gehört, die dem Einen ganz sympathisch, dem Andern antipathisch sind, und an die die Kritik deshalb immer mit günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen herantritt. Eins jedoch kann man Jensen unbedingt nachrühmen: es ist leicht Etwas über ihn zu sagen, denn er ist ein eigenartiger Schriftsteller, an dem man ohne Mühe zu loben oder zu tadeln findet. Er ist nicht klein, nichts weniger als unbedeutend; man kann ihn — als Freund oder als Gegner — anpacken, ohne daß man zu fürchten habe, er werde durch die Finger gleiten. Seine Arbeiten sind nicht oberflächlich oder hübsch abgerundet; sie sind, im Gegentheil, voller Unebenheiten: hier tief, dort seicht; hier schön, ergreifend, dort unangenehm berührend. Aber das äußerste Können des Künstlers, seine ganze Macht zeigt sich in dem Besten, was er leistet; und Jensens „Bestes" ist für alle Diejenigen, denen er sympathisch ist, von großer Schönheit, zeigt den wirklichen Dichter, der innig empfindet und der, was er fühlt und sieht, mit seltener Kraft anschaulich macht. Jensen gefällt sich besonders in der Darstellung des Landschaftlichen. Er wird dadurch manchmal geradezu ermüdend; dagegen ist zu sagen, daß seine Beschreibungen des Waldes, des Meeres, des Landes nicht selten von vollkommener Schönheit sind, und daß er in dieser Beziehung unter den modernen deutschen Schriftstellern unübertroffen dasteht.

„Nach Sonnenuntergang" ist eine lange Geschichte, die gewonnen haben würde, wenn der Verfasser sie um die Hälfte abgekürzt hätte. Sie enthält, namentlich im ersten Theile, Längen, die man nur überwinden kann, indem man sie überschlägt, die hauptsächlich zu dem Zwecke geschrieben zu sein scheinen, Platz auszufüllen. — Die Composition laborirt an einem Uebel, das in den meisten Fällen genügt, um mir einen Roman von Beginn an zu verleiden. Das Buch fängt nämlich mit dem Ende an. Ich erfahre auf den ersten Seiten, daß der Held, für dessen Jugendgeschichte ich mich interessiren soll, ein älterer, ruhiger Herr geworden ist, mit dem ich zunächst als solcher Bekanntschaft mache, und zwar in dem Augenblicke, als er eine Wallfahrt nach der Stadt antreten will, in der er vor langen Jahren geliebt und gelitten hat, und auf deren Friedhof er einen Mann, den zweiten Helden des Romans aufsucht, „nach dem — wie der Todtengräber ihm bedeutet — wohl seit zwanzig Jahren keine Nachfrage mehr gewesen ist."

Schriftsteller beklagen sich nicht selten über schlechte, flüchtige Leser, die, nachdem sie die ersten drei oder vier Kapitel eines mit großer Sorgfalt aus- und durchgearbeiteten Romans verschlungen haben, die letzten Seiten des Buches durchfliegen, um dort zu erfahren, wie die Liebenden, Helden und Bösewichte enden. — Deshalb darf derjenige Leser, der im Roman nicht nur ein Sitten- oder Zeitgemälde, sondern anregende und spannende Unterhaltung finden will, über den Schriftsteller klagen, der seine Arbeit beginnt, indem er in einer beliebigen, von ihm gewählten Weise, ungefähr Folgendes sagt: „Die Leute, die ich Dir, verehrter Leser, jetzt vorstellen werde, und deren Schicksale Dich bewegen sollen, sind, nachdem sie Alles, was Du nun lesen wirst, überstanden und überwunden haben, verheirathet oder gestorben, und befinden sich, die Einen wohl und munter, die Andern in einem Zustande von Ruhe, der in dieser Beziehung als unübertrefflich bezeichnet werden darf. Also ängstige Dich nicht, wenn Du siehst, daß das Schicksal etwas hart mit Denjenigen umgeht, welche Du Dir zu Deinen Lieblingen auserkoren hast. Alles soll sich schließlich ruhig und friedlich entwickeln. Ich, der Verfasser, bürge Dir dafür".

*) 2 Bände. Berlin 1879, Sylvester Frey.

Diese bedauerliche Anrede hält Jensen, nach seiner Weise, auf den ersten Seiten seines Romans, und verleidet mir dadurch von vorn herein einen großen Theil des Vergnügens, welches ich mir von seinem Buche verspreche; aber ich lese es weiter, und zwar ohne Anstrengung, denn der ruhige, alte Mann, den Jensen mir vorgestellt hat und in dem ich sofort den Helden der Geschichte, die ich lesen will, erkannt habe, hat etwas Geheimnißvolles, Sympathisches, das mich seltsam anzieht. — Was hat ihn so still und sonderbar gemacht? — Wie er den Kirchhof betrachtet!...

„Die Straßen lagen dort sehr still, doch sehr freundlich und hübsch in der brennenden Sonne; fast jedes Häuschen war mit Blumen geziert und machte in der Juligluth einen kühl anmuthenden Eindruck. Sauberkeit und Ordnung herrschten überall; die Besitzthümer waren meist durch hübsche Einfriedungen von einander geschieden, und Alles deutete auf ruhigste Zufriedenheit auch der Einwohner. An dem Eingang jedes Häuschens stand der Name des Inhabers deutlich in die Augen fallend mit goldenen Buchstaben geschrieben, und es war ein Zeichen für die harmlose Gemüthsart der gesammten Nachbarschaft, daß in den Eschen und Weiden vor den Thüren, Singvögelchen nisteten und Schmetterlinge ohne jede Scheu vor haschenden Netzen und Händen — obwohl das Quartier unverkennlich äußerst kinderreich war — ihre schönen Flügel auf den Dolden und Rosenkelchen wiegten." Diejenigen, die sich da so ruhig und ordentlich niedergelassen haben, sie sehen und hören nicht. Keine Freude mehr für sie auf dieser Welt; aber, Gottlob! auch kein Kummer, kein Elend, kein Gram! Sie haben Ruhe. — Er, der an ihren Wohnungen langsam und nachdenklich vorübergeht, möchte wohl auch schon so friedlich und kühl daliegen wie sie. Er ist jedoch nicht ungeduldig. Er weiß, daß er den Friedort bald genug erreichen wird. Er ist müde; aber das Ziel ist nahe gerückt, und die Spanne Weges, die ihn noch davon trennt, führt durch eine Ebene, die er ohne Mühe durchschreiten wird. — Jetzt ist er am Grabe von Erich Billrod angelangt. Er bleibt sinnend, grübelnd stehen.

„Ist es Dir einmal eingefallen, darüber nachzudenken, Reinold Keßler, in welchem Verhältniß wir zu den Todten stehen?" — Er wähnt, diese Worte aus dem Munde Erich Billrods wieder zu vernehmen. — Die Todten! Sie sind sein ganzes Leben. Unwiderstehlich wie die Fluth steigen die Gedanken an sie in ihm auf und füllen seine Brust. Er verläßt den Kirchhof, und ohne zu wissen wie es gekommen ist, gelangt er auf einen sonnigen, stillen Platz, wo er vor langen Jahren oftmals mit Erich Billrod gesessen hat. Seine Jugend zieht vor seinem Geiste vorüber, und wir erfahren die Geschichte seines Lebens, wie er sie sich selbst leise wiedererzählt.

Reinold Keßler ist ein frühverwaistes Kind, das von einem spitzbübischen Vormund hart erzogen und später um sein Vermögen betrogen wird. In seiner freudenlosen Jugend steht ihm ein sonderbarer Mann zur Seite, sein Lehrer, Erich Billrod, den er über Alles liebt und der mit väterlicher Sorgfalt über ihn wacht. Denn Erich Billrod hat Reinolds Mutter geliebt. Sein Lebensglück ist dadurch, daß diese sich mit einem Andern verheirathet hat, zerstört worden; aber er hat ihr nie zürnen können und bethätigt seine treue Liebe dadurch, daß er, nach ihrem Tode, über ihren Sohn, Reinold Keßler, wie ein Vater wacht. Mit den Jahren jedoch schiebt sich Etwas zwischen Erich und Reinold, das sie von einander entfernt. — Magda, ein schönes, krankes Mädchen liebt den gutmüthigen, jungen, hübschen Reinold, ohne daß dieser es ahnt, und wird von dem häßlichen, alten, edlen Erich geliebt. Sie stirbt eines jämmerlichen Todes, bei einer Ueberschwemmung, und angesichts ihrer Leiche erkennt Reinold in dem von ihm wie einen Vater verehrten Erich, einen Nebenbuhler, von dem er sich gehaßt fühlt und den er nun ebenfalls haßt, denn er hat endlich, zu spät, erkannt, daß Magda ihn, Reinold liebt, und ist zu ihrer Rettung herbeigeeilt in der Hoffnung, an der Brust des liebenden, schönen Mädchens Ruhe und Glück zu finden, das er vergeblich anderswo gesucht hat.

„Ich stand auf dem Rande des Fahrzeuges, um auf das

schwimmende Dach hinüberzuspringen; der Schiffer neben mir rief: „Zurück! — Der Schornstein schlägt um!“ Zugleich erschütterte ein Stoß unser Boot, ein anderes drängte dasselbe ab, daß ich gegen den Mast schwankte, und Erich Billrods Stimme schrie mir gleichfalls ins Ohr: „Zurück, Reinold Keßler! Hast Du auch auf die Todten noch ein Vorrecht, die nicht mehr sehen, was schön und was häßlich ist?“

„Ich starrte ihm ins Gesicht und sah, daß er im Begriff stand, auszuführen, woran er mich hinderte, sich auf das treibende Strohlager hinüberzuschwingen. Ein Blitz der Erkenntniß durchzuckte mein Gehirn — Erich Billrod hatte Magda Helmuth geliebt, und sie hatte ihn abgewiesen — um mich! Darum haßte er mich. Und in mir schwoll der lang gezügelte Haß; meine Hand griff irr nach dem schweren Ruder neben mir und hob es in die Luft. „Zurück von ihr — stieß ich drohend aus — sie ist mein!“

„Sie war's, Reinold Keßler — was nahmst Du Dein Eigenthum nicht eher? Jetzt klopft ihr Herz nicht mehr, und wir sind gleich vor ihm!“

„Sein Fuß hob sich zum Springen, und besinnungslos ließ mein Arm das emporgeschwungene Ruder gegen seine Stirn niederfahren. . . Ein Aufkrachen, ein Schrei! . . Die letzte Kraft hatte mich verlassen, und kopfüber stürzte ich wie in bodenlose Nacht rückwärts in den Bootsraum hinunter.“

Die beiden alten Freunde, die Todfeinde geworden waren, versöhnen sich jedoch wieder. Reinold bekömmt, „irgendwo in der Welt“, einen veralteten Brief von Erich Billrods Hand, der ihn lange gesucht, und den Erich kurz vor seinem Tode geschrieben hat.

„Vielleicht dient es Dir später einmal zur Beruhigung — schreibt Erich — daß ich den zerschmetterten Hirnknochen nicht Deinen Arm, sondern dem Einsturz des Dachstuhls verdanke, unter dem Magda Helmuths Herz sommerlang für Dich geschlagen. — Du warst etwas ungerecht gegen mich, Reinold Keßler, als wir uns zuletzt und zum letzten Male sahen — das Herz macht manchmal den Kopf dazu — ich habe dafür eine Pflicht erfüllt, indem mein Testament Dich heut' zu meinem Erben eingesetzt hat. Das ist sehr wenig, Reinold Keßler, aber man kann nicht viel thun, wenn man nur wenig Zeit mehr hat. — Es ist spät geworden. Ich muß diesmal allein nach Hause gehen, und will Magda Helmuth von Dir grüßen — bis Du nachkommst.“

Reinold Keßler ist dem verstorbenen Freund und der verstorbenen Geliebten „nachgegangen“, ohne sich in seinem Leben noch ein anderes Ziel vorgesteckt zu haben. Wir fühlen, daß er nun bald am Ende seiner langen Wanderung ist und freuen uns dessen für ihn, denn er muß sehr ermattet sein, und wir haben ihn lieb gewonnen und wünschen ihm Ruhe, dem stillen, traurigen Mann mit dem weichen, kindlichen Herzen, das so treu geliebt hat, so heiß geliebt worden ist und das nun einsam und müde schlägt. — Der Tag naht seinem Ende. Abendröthliche Luft umzieht den Horizont. In der Dämmerung erblicken wir Gestalten, die uns traumhaft zunicken und winken, Reinold Keßlers Jugendfreunde und Genossen: Fritz Hornung und Philipp Imhoff, die schöne Lea, die niedliche, kleine Magdeburgerin Anna Wende, den Vormund Pomarius, den Professor Tix, Tante Dorothea und Andere. Sie sind uns nicht unbekannt; aber sie treten nicht klar und deutlich hervor und wir erblicken sie nur undeutlich, so wie sie vor dem Geiste von Reinold Keßler vorüberziehen, als er, nach dem Besuche auf dem Kirchhofe, auf der schrägen Bergkoppel sitzt und nach der alten Stadt, seiner Heimat hinunterschaut, in der er vor langen Jahren jung gewesen ist und geliebt und gelitten hat.

„Nach Sonnenuntergang“ darf Jensens Freunden auf das Wärmste empfohlen werden. Sie werden in dem Romane viele von den Eigenthümlichkeiten finden, die ihnen an ihrem Lieblingsdichter gefallen; seine Gegner dagegen werden an dem Buche, und nicht mit Unrecht, Manches tadeln: die fehlerhafte Composition, schwer zu überwindende Längen, verletzende Unebenheiten im Stil, viel Schroffes und hie und da sogar Abschreckendes: Gift, Ehebruch, Selbstmord und Todschlag, kurz ein ganzes Arsenal von Scheußlichkeiten, die um so mehr verletzen, als sie gar nicht zu dem friedlichen Rahmen passen, in den der ganze Roman gefaßt ist. — Denn durch die ganze Geschichte weht eigentlich die stille Luft des Friedhofes, auf dem wir mit dem Helden der Geschichte zusammengetroffen sind und in dessen Nähe er ruhig und traurig von uns Abschied nimmt.

R. L.

„So ist der Held, der mir gefällt.“

Das so überschriebene Gedicht erschien zuerst in der Ausgabe der Werke Goethes nach dessen Tode, 1833, worin es die Herausgeber in sechs Strophen auf eigene Verantwortung als ein Goethe'sches aufgenommen haben. Goethe selbst hatte in der „Ausgabe letzter Hand“ 1827 Anstand genommen, dasselbe aufzunehmen, weil er sich nicht erinnerte, das Gedicht verfaßt zu haben. In einem Briefe an den Kanzler von Müller vom 22. Juni 1827 gestand er, „seine Manier darin nicht wieder zu finden“. Er hatte dasselbe Gedicht jedoch schon 1816 unter der Aufschrift „Mädchens Held“ in acht Strophen nebst andern an Zelter geschickt, der es 1827 als Nr. 3 in „Sechs deutsche Lieder“ componirt herausgab.

Jetzt, nach 45 Jahren, erinnere ich mich noch lebhaft des ebenso entzückenden, wie — befremdenden Eindrucks, welchen dieses Gedicht 1833 auf mich machte. Ein Kind des vorigen Jahrhunderts, außer meinen Berufsstudien vor Allem der Poesie und in dieser vorzugsweise der deutschen, vor Allem der Goethe'schen zugewandt, waren mir alle jene Herzenslaute, in welchen seine weiblichen Gestalten uns innerlichst ansprechen, durchaus sympathisch. Einen solchen Ton aber, wie in diesen sechs Strophen, hat Goethe nirgends angeschlagen, mußte ich mir sagen.

Ein deutsches Mädchen sucht vergebens den Geliebten in dem Wäldchen, worin er sie zuerst überrascht hatte.

Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie,
Der dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie!
Böser Laurer Füße rasten nie,

sagt sie sich mahnend; aber

Horch! Flötenklang, Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Findt im zarten Herzen offne Thore.
Horch, Flötenklang! Liebesgesang!
Horch! — Es wird der süßen Liebe zu bang.

Dieses „Erbangen der süßen Liebe“ ist eine so specifisch zarte Empfindung des jungfräulichen Herzens, daß sich mir, um es gleich zu sagen, daraus, wie überhaupt aus dem ganzen Gedicht der Gedanke aufdrängte: das ist der Herzenserguß — einer Dichterin!

Flötenklang und Gesang des Geliebten ermuthigt sie, zu bleiben, trotz der „bösen Lauscher“. Denn was hat sie im Schutz eines solchen Mannes zu fürchten?

„Schutz und Stärke wohnt in seinen Armen!“

Und nun die Beschreibung des geliebten Mannes — ich muß sie ganz hersetzen, um Leser (und Leserinnen!) entscheiden zu lassen, ob sie meine Conjectur, daß wir uns hier eines älteren Orginalgedichts erfreuen, beistimmen.

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße schreiten mit. (?)

Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Wonn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.

Roth ist sein Mund, der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte.
Roth ist sein Mnnd, der mich verwundt;
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth —
Selig wer in seinen Armen ruht!

Hat Goethe je diesen Ton angeschlagen? Hat er nicht in Wahrheit dem Kanzler Müller (im Brief vom 22. Juni 1827) versichert: er finde seine Manier nicht wieder und deshalb das Gedicht letzter Hand mit vollem Recht gewissenhaft vorenthalten?

Goethes Gewissenhaftigkeit in diesem Falle ist um so bedeutungsvoller, als wir wissen, daß er, gleich Shakespeare, Molière und andern großen Dichtern, kein Bedenken trug, Gedanken und Aussprache Anderer, Volkslieder, wie Haideröslein, andere Lieder, kaum geändert, z. B. Offne Tafel (von La Motte), Nachtgesang (aus dem Italienischen), die Suleikalieder von Mar. Willemer u. v. A. ohne die Quelle zu nennen in seinen Werken aufzunehmen. Schon Klopstock schrieb an Gleim: Herr Goethe ist stark im Aneignen. Ich fand einst, ich weiß nicht mehr, in welchem alten Italiener: Vesti una Colonna, E vi para una Donna, das Goethe'sche: Kleid' eine Säule, sie sieht wie eine Fräule.

Solche „Aneignungen" wären zu vervielfachen, ohne sie im geringsten zu bemängeln. Im Gegentheil haben wir es Goethen Dank zu wissen, daß er uns auf diese Weise manches Schöne, oft durch sein Gepräge erhöht, erhalten hat, was sonst verloren wäre. Goethe las außerordentlich viel und besonders in seiner Jugend war es Brauch, einander eigene und fremde Poesien mitzutheilen, wie denn Goethe selbst oft seinen Briefen dergleichen anlegte. So sandte er (1816) Gedichte an Zelter, worunter sich auch das unsrige mit acht Strophen, bezeichnet: „Mädchens Held", befand. Wie das Haideröschen componirte Zelter auch dieses als ein Goethe'sches, sammt den beiden Schlußstrophen, die in der Ausgabe der Werke Goethes von 1833 von den Herausgebern mit richtigem Takt weggelassen sind. Es mußte sich ihnen aufdrängen, daß dieses Anhängsel jenen herzinnigen sechs Strophen ganz fremd sei. Man höre:

So ist der Held, der mir gefällt!
Soll mein deutsches Herz weich flöten, (?)
Rasches Blut in meinen Adern röthen.
So ist der Held, der mir gefällt!
Ich vertausch' ihn nicht um eine Welt.

Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit Seinesgleichen
Edlen Muth von eurer Brust verscheuchen.
Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt,
Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Erst jetzt, in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Gedichten, erhalten wir durch die höchst dankbar anzuerkennenden Anmerkungen der Herren von Loeper und Strehlke (Thl. 5, S. 249) die möglichste Aufklärung über unser Gedicht. Hiernach habe dasselbe in acht Strophen sich in dem Nachlaß von Sophie von La Roche, mit welcher der junge Goethe von 1772—1775 in regem Verkehr und Briefwechsel stand, gefunden und sie habe es als ein Goethe'sches aufbewahrt. Die genannten Herausgeber halten es gleichfalls als ein Goethe'sches, das um 1773—1774, zur Zeit der jugendlichen Opposition Goethes gegen Wieland, entstanden sei, ehe beide Dichter sich (Decbr. 1774) in Weimar aussöhnten. Auch Düntzer (Comm. II. 410) habe die Existenz der beiden Schlußstrophen gegen Wielands schwächliche Schäferlieder aus inneren Gründen (?) vermuthet.

Wir wissen, daß der junge Goethe im Anfang der siebziger Jahre die Familie La Roche besuchte. Die Dichterin, Frau Sophie La Roche, war eine Jugendliebe Wielands gewesen. Ohne Zweifel war von Diesem und seinen verweichlichenden Schäferliedern die Rede — von Seiten Goethes sicher höchst mißbilligend. Nach seiner Heimkehr legte Goethe einem Briefe an die La Roche, um ihr zu zeigen, welchen Ausdruck ein echtdeutsches Mädchen seiner Liebe gibt, unser Gedicht bei, das sich unter seinen Papieren fand, dem er die beiden letzten Strophen zufügte, die Endstrophe lediglich gegen Wieland.

Und hier wage ich, ein Laie gegen so bewährte Goetheкenner, wie die drei genannten, den Lesern meine Conjectur zur Abstimmung vorzulegen:

Das ursprüngliche Gedicht — nur die ersten sechs Strophen — ist der originelle, specifische Herzenston einer deutschen Jungfrau, vielleicht aus dem 17. Jahrhundert, ein Ton, welchen Goethe selbst als einen ihm fremden anerkannte. Auch die Versart findet sich nirgends bei Goethe. — Das Gedicht erinnerte mich an die herzinnige „Liebesverknotigung" des alten Simon Dach mit seinem Aennchen von Tharau (ursprünglich Plattdeutsch); doch habe ich es vergebens bei ihm und anderen poetischen Zeitgenossen gesucht. Vielleicht findet es sich noch. Die fünfte Zeile der dritten Strophe, welche sich noch im 3. Theil der Hempel'schen Ausgabe findet: Edler Deutschen Füße schreiten mit, ist durchaus unverständlich. Erst im 5. Theile, der „Nachlese", die nachträglich jene antiwielandschen zwei Schlußstrophen bringt, findet sich in einer höchst interessanten Note (S. 420) die Lesart: edler Deutschen Füße gleiten nit. Durch diese Worte, die dem alterthümlichen Gedicht durchaus zustehen, ist sofort das Verständniß gegeben. Wie fremd dagegen klingen die beiden Schlußstrophen, womit Goethe zuerst der Frau von La Roche das Gedicht zusandte! Die siebente Strophe mit dem „flötenden Herzen" ist nur ein schwacher Nachklang der sechsten des alten Gedichts, das mit dieser schloß — Mulier formosa superne .....

Daß Herr Düntzer, wie es in der Note („Nachlese" S. 249) heißt, die Existenz dieser beiden Schlußstrophen, welche in der Ausgabe von 1833 fehlen, bereits aus inneren Gründen vermuthet habe, daß er schon bei den ersten liebeglühenden sechs Strophen an Wieland gedacht habe, ist mir ganz räthselhaft. Sollte ihm vielleicht einst, ohne daß er sich dessen erinnerte, Zelters Composition von „Mädchens Held", welche sie enthält, zu Gesicht gekommen sein?

A. T. Brück.

Nestroy.

Ein Culturbild.

Von

Hieronymus Lorm.

Dresden war einst, als der Staat und besonders die Stadt selbst noch nicht so viele Steuern verlangten, ein beliebter und vielbesuchter Aufenthalt für Fremde. Wenn in jenen Tagen Schauspieler, die anderwärts Engagement suchten, zum letzten Male auftraten und ihnen das Publicum zurief: „Hierbleiben!" — dann hieß es: das Theater muß wieder ganz und gar von Fremden gefüllt gewesen sein, die am nächsten Tage abzureisen gedachten; natürlich wünschten sie, daß solche Schauspieler lieber hierblieben, um ihnen nicht an anderen Orten wieder begegnen zu müssen.

Ich erwähne diesen Zug aus dem Leben, weil ich von einem soeben bei Rosner in Wien in zweiter Auflage erschienenen Büchlein „Aus Nestroy" Veranlassung nehme, von diesem Manne zu

sprechen, von dem in Deutschland der Name allgemein, der wahre Geist seiner Possen nur wenig, die wahre culturgeschichtliche Bedeutsamkeit seiner ganzen Erscheinung gar nicht bekannt ist. Dem Schauspieler und Theaterdichter Nestroy mußte man in Wien aus aufrichtigem Herzen zurufen: „Hierbleiben", denn seine Spiel- und Schreibweise war in anderen Städten kaum denkbar und kaum genießbar. Verwesendes Fleisch leuchtet — Nestroy war das Phosphorglühen der Fäulniß, in welche die östreichischen Zustände unter Metternich gerathen waren.

Ich weiß nicht, wer das erwähnte Büchlein herausgegeben hat, eine kleine Zusammenstellung pikanter, witziger, glänzender, mitunter auch fader und abgeschmackter Dialogstellen aus Nestroys Possen, deren er über 60 geschrieben hat und von denen nur etwa ein Dutzend durch den Druck bekannt geworden ist. Der Gedanke ist so gut, daß man hätte erwarten dürfen, Form und Einkleidung würden minder gedankenlos sein.

Der Gedanke ist gut, weil vom ganzen Nestroy der Nachwelt nichts übrig bleiben dürfte als diese kleine Urne mit der noch Funken bergenden Asche seines Geistes. Das Vollständige seines Wesens ist in der Feuerbestattung des Weltprocesses untergegangen. Es bliebe auch für immer und spurlos verschwunden, wenn nicht Einzelne sich bemühten, das Bild aus der Erinnerung wieder herzustellen und einem Geschlecht verständlich zu machen, welches glücklicher Weise nicht mehr unter Bedingungen lebt, unter welchen solche Erscheinungen sich von selbst erklären.

Der Herausgeber des Büchleins muß mit seiner Seele noch ganz und gar unter jenen Bedingungen leben, er muß ein naiver, harm- und gedankenloser Wiener der alten Zeit sein, daß er glaubt, auch heute noch erkläre sich Nestroy von selbst und der Anthologie brauche nichts weiter beigegeben zu werden, als eine Reihe der trockenen biographischen Daten, verbrämt mit unverstandenen aber herkömmlichen Bezeichnungen: Nestroy als „Aristophanes" und „parodistischer Philosoph". Ja, einmal spricht der gute Mann sogar von einem „Nestroycismus", was so komisch klingt, als ob den Ausdruck Nestroy selbst erfunden hätte.

Oestreich war schon lange bevor es durch den Prager Frieden politisch von Deutschland getrennt wurde, diesem eine unbekannte Größe. Und Größe konnte man Manches in Oestreich nennen, z. B. die Natur seines deutschen Volksgeistes, ohne daß man in Deutschland Kenntniß und Verständniß davon und dafür gehabt hätte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, da sich jener Volksgeist noch durchaus naiv und liebenswürdig ausdrückte, und seine Aeußerungen mußten sich mir um so tiefer einprägen, als meine Jugend gerade mit jener Jugendlichkeit des Volkes zusammenstimmte, ich noch ebenso naiv, empfänglich und gedankenlos war. Manchmal aber erkennt man das historisch Bedeutsame, welches äußere Umstände einzelnen Phänomenen der Kunst und des Lebens beilegen, erst dann ganz klar, wenn man früher ihre Wirkung mit naiver Unbefangenheit aufgenommen hat, ohne noch etwas von ihrer historischen Bedeutsamkeit zu ahnen.

Wie hätte ich auch mit 16—20 Jahren vermuthen können, sozusagen Weltgeschichte zu lachen bei Nestroys Bühnengestalt und daß sich meine ganze jugendliche Fröhlichkeit an einem ernsthaften Studium entzündete, als der Schuster Knieriem den Beweis lieferte „klar wie Schuhwichs", daß wenn die Kometen sich erlauben ohne den polizeilich vorgeschriebenen Paß am Firmament zu reisen, die Welt „auf koan Foll" mehr lang stehen kann! Ein Lachen von unendlicher politischer Unschuld erscholl, wenn Nestroy einen jungen Maler mit „Servus, Correggio!" begrüßte und ihm später, nachdem er Ursache gefunden, ihm gram zu sein, bitterböse zuruft: „Na, warten's, Ihna wir (werde) i wieder an Correggio haßen (heißen), Se, grüner Vogelhäusel-Anstreicher, Se!"

Ja, es ist sogar als eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen, daß dem später so scharfe Lauge ausgießenden und furchtbar zerstörend wirkenden Geiste Nestroys in seinen anfänglichen Stadien mehr Harmlosigkeit, mehr politische Unschuld innewohnte, als selbst seinem niemals als Autor aufgetretenen Kunstgenossen, dem in seiner Art unvergleichlichen und unvergeßlichen Wenzel Scholz.

Dieser vierschrötige, kurz und stämmig gebaute Scholz hatte eine Lapidar-Komik. Mit versteinerten Gesichtszügen sprach er einige Worte, aber erschütternd wie Quadersteine fielen sie auf das Zwerchfell. Er repräsentirte eine für jede Vorstellung unmögliche Urdummheit, die aber von ihrer Möglichkeit und sogar von ihrer Natürlichkeit sogleich überzeugte, wenn Scholz sie darstellte. Eine solche nur künstlich zu erzeugende Urdummheit dennoch unbefangen wie das Natürlichste zum Vorschein zu bringen, dazu gehörte eine Kunst, in der Scholz Meister war. Durch das Leben begleitet die Erinnerung an ihn Denjenigen, der ihn hörte, wie er als Bedienter seine Geliebte, das Stubenmädchen Hannchen oder „Hannerl" in Gesellschaft des Kutschers überraschend, dem Nebenbuhler pathetisch zurief: „Weiche von hinnen und von — Hannen"; oder wie er, nachdem ihm sein „junges Madl" entführt worden, mitten in seinem Schmerz zu einer allgemeinen Reflexion sich sammelte: „Selbst die Löwin, wann man ihr a Junges raubt, wird — a Viech."

Dieser harmlose Repräsentant des Urdummen nun hatte sich schon lange bevor Nestroys Kaustik politisch und social wichtig wurde, von der Bühne herab durch Improvisationen kleine Neckereien mit Wiener Zuständen erlaubt. So hatte z. B. die Wiener Polizei, was ihr auch später oft begegnet war, wieder einmal den Thäter eines schweren Verbrechens nicht entdeckt. Damals hatte sogar eine hochgestellte Person einen der Chefs des Polizeiwesens zu sich beschieden und im Wiener Dialekt den Vorwurf erhoben: „Wann mi Aner an Esel haßt, dann habt's 'n glei," worauf der verlegene Beamte entschuldigend stotterte: „Damit haben wir aber auch alle Hände voll zu thun." Scholz aber sagte auf der Bühne: „A so ruhig's Leben wie in Wien gibts nirgends mehr. Räuber und Mörder find't man gar nit."

Er wurde dafür mit Arrest bestraft. Dennoch widerstand er nicht einer neuen Versuchung, zu improvisiren. Im „Lumpacivagabundus" theilt er als Schneidergeselle das Strohlager des Schuster- und Tischlergesellen. Plötzlich fühlt er sich von einem braunschwarzen Gast molestirt und ihn mit geschicktem Schneiderfinger haschend, ruft er: „O du mei! a Liguorianer." Man muß wissen, wie tief verhaßt die Brüder dieses geistlichen Ordens, die in ihren braunschwarzen Kutten stets paarweise durch die Straßen Wiens schlichen, dem Volke waren, um den Jubel über dieses Gleichniß zu begreifen.

Natürlich büßte Scholz mit wochenlangem Arrest. Die Aufführungen des Zugstücks wurden dadurch unterbrochen, ganz Wien aber drängte sich zu der ersten Reprise, um zu vernehmen, wie Scholz sich bei der bezüglichen Stelle verhalten werde. Wieder hascht er nach dem springenden Quäler und ruft unter der höchsten Spannung des Publicums, welcher nicht endenwollendes Gelächter folgt: „O du mei! 's is no alleweil der nämliche!"

Nichts von solchen kleinen Neckereien mit dem Bestehenden wäre von Nestroy zu erzählen. Er ist nicht in den Arrest gekommen, und dennoch hat gerade er, gewaltiger und dämonischer als es durch harmlose Scherze hätte geschehen können, die Herzen des Volkes im Tiefsten aufgeregt.

Das deutsche Volk in Oestreich war seiner eigenen Harmlosigkeit und gutmüthigen Naivetät müde geworden. Während in Deutschland nur die Studenten, die Schriftgelehrten, die Dichter den wachsenden Groll auszudrücken Mittel fanden, kein Talent aber sich zeigte, um durch die Volksvergnügungen, das Volkstheater einen Hauch berechtigter Unzufriedenheit dringen zu lassen; — war im östreichischen Volksgemüth wenigstens so viel Freiheitsdurst erwacht, als zu einer malcontenten Stimmung nothwendig ist. Und dieser Stimmung kam das Talent Nestroys in merkwürdiger Manier entgegen.

Seine Art bestand nämlich darin, offen, vor den Augen der Polizei und Censur, ohne daß sie das Geringste dagegen einwenden konnten, das Bestehende zu demoliren. Die Stoffe seiner Theaterstücke waren so harmlos, der Dialog und die Couplets so entfernt von jeder politischen Bedeutsamkeit, daß die strengste Aufsichtsbehörde sie passiren lassen mußte. Was wäre auch an Aeußerungen zu streichen gewesen, wie man sie in

dem erwähnten Büchlein zusammengestellt findet? Ich suche einige der hervorstechendsten Pointen heraus:

„Es is so edel, wenn man seine Hand einem Menschen in die Hand legt, dem man 's von Rechtswegen in 's G'sicht legen sollt!"

„Wenn man Ein'n hinauswirft, ist es genug; für was denn Grobheiten auch noch?"

„Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man oft so hungrig ist, daß man vor Durst nicht weiß, wo man die Nacht schlafen soll."

„Es gibt noch Viele, die den Selbstmord eine Feigheit nennen, — sie sollens erst probir'n, nachher sollens reden."

Undefinirbare Momente aber hat Nestroy in sein Spiel, in den ganzen Geist der Darstellung, vornehmlich in die Charakterzeichnung gelegt, Momente, die sich weder im Sinn der Handlung noch in verständlicher Rede ausprägten, deshalb aber nicht weniger das erwähnte Phosphoresciren der Fäulniß waren, vom Volk mit Jubel begrüßt, weil es sonst nirgends und nimmermehr das Zugeständniß für sein dunkles Gefühl erhielt, daß „etwas faul sei im Staate".

Aber um welchen schauderhaften Preis nur konnte es gelingen, dieser heimlichen Erbitterung einer zur höchsten Opposition gereizten Volksstimmung ungestraft vor den Augen der Polizei Luft zu machen! Weil die bestehenden Zustände nicht im Entferntesten berührt werden durften, war der Verhöhnung das bestimmte Object entzogen, die Verhöhnung wurde an und für sich Zweck und konnte sich daher, auf keinen einzelnen Gegenstand beschränkt, ins Maßlose, Ungeheure, Ueberdämonische steigern. Sie traf Alles, wovon zufällig die Rede war, also auch alle idealen Momente des Daseins und fand Wollust daran, in der Form grotesker und scurriler Caricaturen und eines in Mienen und Geberden mehr als in Worten sich ausdrückenden Skepticismus an allem Guten und Schönen auf Erden zu verzweifeln.

Namentlich aber waren es die sittliche Gewalt der Liebe und die Hoheit des Frauenwerthes, woran die negirende Verhöhnungswuth sich ausließ. Daraus entstand von selbst ein unerhörtes Cultiviren der Zote, worin Nestroy mehr auf der Bühne selbst als im Manuscript des Stückes ein leidenschaftlich und ausdauernd schaffender Meister war.

Und unter all dieser unerhörten Gemeinheit schlummerte ein ideales Moment: eben die Opposition gegen das Bestehende und bewirkte, daß selbst würdige Männer von Geist und Bildung diesen krankhaften Ausartungen eines grotesken Witzes mehr Beistimmung als Ekel entgegenbrachten. Sie fühlten dunkel oder sie wußten deutlich, daß im Augenblicke der gerechten Wuth der Verhöhnung kein anderer Ausweg blieb.

Wie viel von diesem Geist sinnloser Verneinung, den Nestroy repräsentirte, auch nach veränderten Zuständen noch übrig geblieben, wie viel Schaden er noch heute in der Wiener Bevölkerung, selbst in ihren sogenannten gebildeten Kreisen anrichtet, wäre einer besondern Untersuchung werth.

Kann man auf Grund alles dessen Nestroy einen „Aristophanes" nennen? Dieser Schöpfer der Volkskomödie hatte volles künstlerisches Bewußtsein, stand auf der obersten Bildungshöhe seiner Zeit und besaß den Ehrgeiz, ein Lehrer seines Volkes zu sein. Er legt seinem Aeschylos die Worte in den Mund: „Der Dichter sei der Erzieher der Erwachsenen." Wie Nestroy aber von seinem eigenen Schaffen dachte, spricht er selbst aus:

„Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, — lachen sollen die Leut', und mir soll die G'schicht a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, daß ist grad so, als wenn einer Zwetschkenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus."

Zum Aristophanes fehlten Nestroy nur die Bildung und der politische Boden. Jene hätte er sich angeeignet, wenn er gewußt hätte, was er auf seinem Boden damit anfangen sollte.

Die Poesie will die Verklärung, die Philosophie die Erklärung der Welt sein. Dies sind Gegensätze, deren Vereinigungspunkt auf dem ganzen ästhetischen Gebiete nur die Komödie des Aristophanes wäre, wenn jede Zeit und jede Nation eine solche besäße. Wo ist die Komödie des Aristophanes für unsere Zeit und unsere Nation geblieben?

Die Volksernährung und das Commisbrod.

Es ist eine durch statistische Erhebungen sichergestellte Thatsache, daß in Deutschland nicht so viel Nahrungsmittel producirt werden, als die Bevölkerung braucht, und daß unsere Landwirthschaft zur Zeit nicht vermag, genügende Mengen von Nahrung und Kleidung für die stetig wachsende, einheimische Bevölkerung zu beschaffen. Wird dadurch auf der einen Seite die Landwirthschaft veranlaßt, immer intensiver zu arbeiten und immer neue Mittel aufzusuchen, um die Bodenproduction dauernd zu steigern, und muß man auch zugeben, daß die Ertragsfähigkeit unserer Ländereien, unter besserer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, noch bedeutend gesteigert werden kann, so tritt auf der anderen Seite auch an die Consumenten die Forderung heran, die dem Felde abgewonnenen Producte besser zu benutzen und sich behufs ihrer Ausnutzung von alt hergebrachten Vorurtheilen frei zu machen.

Eine Menge von genießbarem Fleisch geht alljährlich verloren, nur weil es immer so gewesen ist und wir uns gewöhnt haben, an den Genuß von Pferdefleisch oder an das von Hunden, Füchsen, Kaninchen, Ratten u. s. w. mit Abscheu zu denken, und durch die Benutzung von billigen Fetten, von Oelen, Talgarten u. dergl. könnte manche arme Familie, der die Butter zu theuer ist, ihr kärgliches Mahl nahrhafter und verdaulicher machen.

In erhöhterem Grade und in ausgedehnterer Weise wird eine maßlose Verschwendung getrieben mit den unmittelbaren Producten der Felder, insbesondere mit den Getreide- und mit den Hülsenfrüchten. Mit den letzteren, indem sie schlecht zubereitet und mit den Hülsen in einer Form genossen werden, daß nur ein Bruchtheil davon zur Verdauung kommt und der Ernährung dienen kann, mit den ersteren, weil bei ihrer Verwandlung in Mehl gewöhnlich sehr viel Mühe darauf verwandt wird, die Mahlproducte arm an Blut bildenden, ernährenden Bestandtheilen zu machen.

Es ist erwiesen, daß in den Roggen- und Weizenkörnern, bei den Getreidefrüchten, die am allgemeinsten als Brodfrüchte dienen, die zur Ernährung des Menschen nützlichsten Bestandtheile, die stickstoffhaltigen Substanzen und verschiedenen Salze mehr in den äußeren Schichten enthalten sind, als in dem Mehlkern. Bei der Gewinnung des Mehles ist es Hauptzweck, aus den Körnern die für die Erhaltung des Körpers nützlichsten Bestandtheile zu isoliren und sie von den schwer oder nicht verdaulichen und daher nutzlosen zu trennen; daneben soll aber ein möglichst weißes Mehl erhalten werden. Beide Zwecke sind aber gleichzeitig nicht zu erreichen oder doch wenigstens zur Zeit noch nicht. Unmittelbar unter den braunen Fruchtschichten, der sogen. Holzhaut, die vorwiegend aus Zellstoff besteht und als Nahrungsmittel keinen Werth hat, liegt die ebenfalls gelb gefärbte Kleberschicht, die durch ihren Gehalt an eiweißartigen Körpern zu einem der besten Nahrungsmittel wird. Bei dem Bestreben, ein tadellos weißes Mehl zu liefern, muß diese Schicht theilweise oder ganz entfernt werden, und die Erzeugung eines hochfeinen weißen Mehles und die Erhaltung der gesammten Nährkraft der Getreidefrüchte sind kaum mit einander zu vereinigen. Die verschiedenartigen Maschinen, die construirt worden sind, und die mannichfaltigen Vorschläge, welche immer aufs Neue auftauchen, haben noch nicht vermocht jene Aufgabe zu lösen, und es ist noch nicht gelungen, alle Nährsubstanzen der Getreidefrüchte in das Mehl überzuführen und diesem eine rein weiße Farbe zu ertheilen.

Das Müllereigewerbe hat darin eine zu lösende Aufgabe

zu erkennen. Die verschiedenen Mehlsorten, die jetzt in den Handel gebracht werden, richten sich wesentlich nach der Farbe und diese ist wiederum abhängig von dem Gehalt an Kleie. Je höher die Nummer des Mehles ist, um so größer ist der Kleiegehalt, und je mehr man aus dem Weizenkorn feinere Mehlsorten gewinnt, um so geringer ist die Menge der zur menschlichen Nahrung benutzbaren, daraus gewonnenen Producte. Bei der Flachmüllerei gewinnt man aus 100 Theilen Weizen 76—77 Theile brauchbaren Mehles, bei der Hochmüllerei, welche feinere Mehlsorten liefert, nur 71—72 Procent. Durch den mit der Hochmüllerei verbundenen Verlust, wenn derselbe auch nur zu 3 Procent veranschlagt wird, gehen aber, nach einer Berechnung von Thiel, in Deutschland allein jährlich 117 Millionen Mark für die menschliche Ernährung verloren. Das consumirende Publicum nimmt aber darauf absolut keine Rücksicht; es begehrt und verlangt blendend weiße Waare und übt im vollständigen Verkennen des wahren Werthes des Mehles einen bestimmten Druck auf den Producenten aus, den es zwingt, unrationell zu verfahren, indem es die höchsten Preise für weißes Mehl bezahlt und nicht für solches, welches eine größere Nährkraft hat aber etwas dunkler gefärbt ist.

Und wie das Publicum weißes Mehl und immer wieder weißes Mehl verlangt und dasselbe theurer bezahlt als die an Blut bildenden und an Nährstoffen reicheren dunkleren Sorten, so ist es auch mit dem Brod. Allgemein ist bei uns der Roggen die Brodfrucht, und das Roggenmehl ist durchschnittlich etwas reicher an stickstoffhaltigen Bestandtheilen als das des Weizens, weil bei dem Vermahlen des Roggens der weiße Mehlkern nicht so sorgfältig von den äußern Schichten getrennt wird, als dies bei dem Weizen der Fall ist. In der ausgedehntesten Weise wird das Roggenmehl zur Brodbäckerei benutzt und je nachdem es dunkler oder heller ist, wird das erhaltene Brod schwärzer oder weißer erscheinen und, da das schwärzere Mehl reicher an stickstoffhaltigen nahrhaften Verbindungen ist, bald mehr, bald weniger davon enthalten. Trotz dieser bekannten und feststehenden Thatsache wird aber das weißere Brod fast überall dem dunkleren vorgezogen, es gilt als feiner und besser und wiederum zwingt die Laune und der Geschmack des Publicums den Bäcker, statt des kräftigeren und an Nährstoffen reicheren Schwarzbrodes, weißere und stickstoffärmere Brodsorten zum Verkauf zu bringen.

Allerdings hängt der Werth eines Nahrungsmittels nicht nur von dessen Gehalt an Blut bildenden und ernährenden Bestandtheilen ab, sondern auch davon, wie viel von jenen Verbindungen verdaut werden kann und wie groß die Verdaulichkeit überhaupt ist. Vor mehreren Jahrzehnten machte Justus von Liebig bereits auf die große Verschwendung aufmerksam, welche bei der Brodbereitung getrieben wird. Er verlangte auf der einen Seite, daß, um dieser Verschwendung zu steuern, der Teig nicht durch Sauerteig und eine davon abhängende Gährung, durch welche bestimmte wichtige Verbindungen des Mehles zerstört werden, gelockert werde, sondern daß man zu diesem Zweck Kohlensäure, aus doppeltkohlensaurem Natron entwickelt, benutze; auf der anderen Seite aber auch, daß man die Kleie nicht von dem Mehl trenne und mit ihr eine sehr große Menge der werthvollsten Nahrungsmittel entferne. Der erstere von Liebig gemachte Vorschlag, so rationell er auch an und für sich ist, ist bisher an der Thatsache gescheitert, daß wir uns zu sehr an ein mäßig saures Brod gewöhnt haben und daß ein süßes Gebäck, wie es ohne die Benutzung von Sauerteig erhalten wird, nicht zusagt. Der zweite von dem Genannten gegebene Rath, die Kleien mit zur Bäckerei zu verwenden, bedarf aber nach den bisher gemachten Erfahrungen einer bestimmten Berichtigung.

Eine ganze Anzahl vorliegender Versuche, deren Resultate zwar nicht immer befriedigen, die aber doch nicht unbeachtet bleiben dürfen, haben ergeben, daß das Weißbrod im Großen und Ganzen leichter zu verdauen sei als das Kleienbrod, und daß besonders die reine Kleie der Resorption und Aufnahme durch die Verdauungsorgane des Menschen einen äußerst großen Widerstand entgegensetzt. Dem entsprechend sind die Ernährungsversuche mit Brodsorten, denen die Kleien noch beigemischt sind, nicht zu Gunsten derselben ausgeschlagen und weder das Liebig-Horsford'sche Brod noch der Pumpernickel, die beide reichliche Mengen von Kleien enthalten, vermochten dem Weißbrod (Semmel) und dem sogenannten Schwarzbrod den Rang abzulaufen. Am wenigsten wurde der Pumpernickel durch den Körper ausgenutzt, etwas mehr, aber nicht mehr als von dem gewöhnlichen Roggenbrod, kam von dem Liebig'schen Brod zur Verdauung; am meisten von dem weißen Weizenbrod. Auf Grund solcher Versuche und Beobachtungen ist man gezwungen zur Zeit zu sagen, daß das weiße Weizenbrod das verdaulichste und somit auch das nahrhafteste ist, diesem zunächst steht das aus Roggenmehl dargestellte Schwarzbrod, dann folgt das Liebig'sche Brod und dann der Pumpernickel.

In Deutschland ist der Weizen nur im Elsaß und den angrenzenden Gegenden Brodfrucht und die weitaus überwiegende Menge des Volkes ist auf den Genuß von Roggenbrod hingewiesen. Das leichter verdauliche weiße Weizenbrod ist gleichzeitig das theuerste und kann bei der Ernährung der großen Masse unseres Volkes nur wenig in Frage kommen. Unsere Bäcker liefern nun freilich auch ein ziemlich weißes Roggenbrod, aber diesem kommen die erwähnten Eigenschaften des Weizenbrodes nur bedingungsweise zu, weil bei der Bereitung von weißerem Roggenmehl eine vollständigere Trennung der dunkleren stickstoffhaltigen und also Blut bildenden Theile, von dem an Stärke reicherem und weißerem Mehlkern bewirkt wird, als dies bei dem Weizen der Fall ist.

Vom theoretischen Standpunkt aus würde das Kleienbrod als Nahrungsmittel vorzuziehen sein, weil es eben die meisten Nährstoffe enthält, in Wirklichkeit muß man aber, wenigstens nach dem jetzigen Stand unserer Erkenntniß zugeben, daß der praktische Gebrauchswerth damit nicht in Uebereinstimmung steht, weil es durch den Kleiengehalt zu schwer verdaulich wird. Das Roggenbrod, wie es in den meisten Gegenden geboten wird, entspricht aber auch nicht den Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist. Es ist zumeist zu weiß und enthält in Folge dessen zu geringe Mengen der werthvollsten Bestandtheile des Roggenkornes, die mit der Kleie verloren gehen. Außerdem steigt der Wassergehalt desselben oftmals erheblich, denn die Kunst des Bäckers besteht darin, die Brode möglichst groß zu backen und möglichst viel Wasser hinein zu bringen. Je derber das Brod ausgebacken ist und je fester die Rinde, um so mehr wird sich der Wassergehalt vermindern und um so kleiner wird die Waare. Das Publicum aber kauft nur da, wo die Brode groß sind, ob darin 5 oder 10 Procent Wasser mehr sind, kommt bei ihm nicht in Frage. Im Durchschnitt enthält das Brod, und zwar gutes Gebäck, 45—48 Procent Wasser.

Um diese Gegensätze auszugleichen, ist darauf hin zu arbeiten, die zur Zeit noch unverdaulichen werthvollen Bestandtheile des Roggenkorns resorbirbar zu machen, sei es nun durch Anwendung geeigneter äußerer Hülfsmittel, oder durch allmähliche gesteigerte Verdauungsfähigkeit unseres Organismus, die sicher auch dem Princip der Anpassung unterworfen ist. So lange dieses aber noch nicht geschehen, muß man versuchen die Hülsen und Fruchtschichten möglichst sorgfältig von den darunter liegenden eiweißreichen Substanzen zu trennen, um ein Brod zu bereiten, welches möglichst viel davon enthält und dabei möglichst verdaulich ist.

Ein solches Brod wird zur Zeit in dem Militärbrod geboten, welches noch lange nicht genügend berücksichtigt wird und auf welches mit bestimmter Verachtung herabzublicken sich ein großer Theil unseres Volkes gewöhnt hat. Das gut ausgebackene Commisbrod entspricht in der That den Anforderungen, die man an ein gutes und billiges Gebäck, welches als allgemeinstes Nahrungsmittel dient, zu stellen berechtigt ist. Es wird aus Roggenmehl bereitet, welches weitaus die größten Mengen der im Roggenkorn enthaltenen Bestandtheile enthält, und dem nur die äußersten Fruchtschichten, die Kleien, wenigstens zum größten Theil fehlen. Diesem schwarzen, stickstoffhaltigen Roggenmehl, dem nur geringe Quantitäten der schwer oder nicht verdaulichen Kleien beigemischt sind, werden nach

wechselnden Bestimmungen, die mit den schwankenden Getreidepreisen zusammenhängen, kleinere Mengen von Weizenmehl dunklerer Qualität beigemengt. Der Teig wird dann in üblicher Weise bereitet und durch Sauerteig gelockert. Dadurch wird dem Brod der angenehme saure Geschmack gegeben, den wir im Großen und Ganzen daran lieben, der seine Verdaulichkeit befördert und durch den es sich vortheilhaft von dem ihm im Uebrigen nahestehenden Pumpernickel, der aber mehr Kleie enthält, unterscheidet. Dem vielgerühmten dunklen Roggenbrod, wie es in bäuerlichen Wirthschaften aus selbstgemahlenem Korn gebacken wird, steht das Commisbrod sehr nahe, es ist vielleicht noch um einige Schattirungen dunkler und enthält etwas mehr von den Fruchtschichten. Dagegen enthält es weniger Fruchthüllen oder kleiige Substanzen, als das bekannte Schwarzbrod Norddeutschlands und ist nicht ganz so dunkel gefärbt, wie das letztere. Weitaus der größte Theil der Bevölkerung der norddeutschen Tiefebenen lebt bekanntlich von dem genannten Schwarzbrod, welches nach Hamburger Manier in bestimmten Kreisen mit Weißbrod genossen wird, und der kräftige norddeutsche Menschenschlag und dessen bedeutende Leistungsfähigkeit sind bestimmt mit auf Kosten dieses kräftigen Brodes zu bringen, welches nicht mit dem ungleich unzweckmäßigen und schwerer verdaulichen Pumpernickel zu verwechseln ist.

Unserm gewöhnlichen Brod gegenüber, welches ein Mittelding zwischen Weißbrod (Semmel) und Schwarzbrod ist, hat das Commisbrod seine ausgeprägten und in die Augen fallenden Vorzüge. Zunächst ist es reicher an stickstoffhaltigen Bestandtheilen und somit an Blut bildenden Stoffen und vermag das Nahrungsbedürfniß und das Gefühl des Hungers besser zu befriedigen als jenes. Jeder, der Lust hat, kann den Beweis dafür selbst antreten. Eine Schnitte gut ausgebackenes Militärbrod befriedigt ungleich mehr, als dieselbe Menge gewöhnlichen Brodes, und eine Mahlzeit, bei der Schwarzbrod die Hauptsache war, hält, wie man zu sagen pflegt, ungleich länger nach, als eine solche, bei der Weißbrod u. dergl. genossen wurde. Man achte nur darauf, welche kolossale Mengen von Kartoffeln, vielleicht als sogen. Pellkartoffeln genossen werden können und müssen, um satt zu werden, und wie bald man darnach wieder Hunger bekömmt; wie große Quantitäten Butterbrod dazu gehören, um unsern Appetit zu befriedigen und wie bald derselbe sich aufs Neue einstellt, und mache dann die Gegenprobe mit Schwarz-, bezüglich mit Commisbrod. Man braucht davon ungleich weniger und bleibt doch längere Zeit satt.

Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß man gezwungen ist, das Commisbrod wegen seiner gröberen Beschaffenheit besser zu kauen und sorgfältiger in dem Munde zu zerkleinern und einzuspeicheln. Je sorgfältiger die mechanische Zerkleinerung im Munde geschieht, und je inniger die Nahrungsmittel mit den Mundflüssigkeiten gemengt werden, um so leichter und vollständiger werden sie verdaut und zur Ernährung geeignet. Die Rinde des Brodes ist besonders deswegen verdaulicher als die Krume, weil ihre Natur uns zwingt auf ihre Zerkleinerung bei dem Kauen mehr Zeit zu verwenden, und frisches Brod wird wahrscheinlich nur deswegen von Vielen nicht vertragen, weil es sich im Mund leicht zu einem Bissen zusammenballt und wegen seiner Weiche ohne Mühe verschluckt werden kann, ohne vorher genügend mit dem Speichel vermengt worden zu sein.

Die zusammengeballten Bissen werden dann auch der weiteren Einwirkung der Verdauungsorgane bedeutenden Widerstand entgegen setzen und mancherlei Beschwerden hervorrufen können. Aus der schwereren Verdaulichkeit der ungenügend zerkauten frischen Brodsubstanz erklärt sich schließlich auch die Thatsache, wenigstens zum Theil mit, daß man ungleich größere Mengen davon zu essen vermag, als von älterem Brod.

Unmittelbar zu Gunsten des Militärbrodes spricht dann noch sein billigerer Preis, sein längeres Frischbleiben und sein besserer Geschmack. In der That gewöhnt man sich viel leichter an das derbe schwarze Brod als die meisten Menschen glauben. Es kann gern zugegeben werden, daß es zunächst wegen seiner gröberen Beschaffenheit den Geschmacksnerven nicht gerade sehr zusagt und der Gaumen in Folge langer Gewöhnung sich dagegen sträubt, besonders habe ich gefunden, daß Dienstboten sehr schwer daran gehen und behaupten, sie könnten es nicht essen, während Gäste und Freunde an unserem Tisch gewöhnlich ganz entzückt von dem schönen Brode waren. Es spielt bei all diesen Dingen die Gewöhnung eine sehr große Rolle und eine so in Fleisch und Blut übergegangene Ansicht wie die, daß das Schwarzbrod schlechter sei als das weiße, ist nicht ohne Weiteres los zu werden. Im Interesse der Volksernäherung muß man aber versuchen jenes Vorurtheil zu beseitigen, und weiter auch darauf hin zu wirken streben, die von der Cultur angekränkelten Verdauungsorgane unseres bleichsüchtigen, nervösen Geschlechts so zu kräftigen, daß es nicht allein auf eingeweichte Milchsemmeln angewiesen ist. Im Uebrigen sind auch die Hunderttausende von Soldaten, die doch, trotz alledem und alledem, hauptsächlich auf ihr geliefertes Brod angewiesen sind, in ihrer strotzenden Gesundheit sprechende Empfehlungen für das mit Unrecht so wenig benutzte Brod, und Viele, denen die Noth des Lebens nicht allzu grell ihre Ernährung dictirt, würden gewiß Verehrer des Commisgebäckes werden, wollten sie nur einmal versuchen, welche luxuriöse Schicht frischer, süßer Butter dasselbe verträgt, und wie sehr durch beides der Geschmack der Braunschweiger und Gothaer Producte gehoben wird.

Ein Nachtheil des oft genannten Nahrungsmittels ist, daß es leicht schimmelt. Man bekommt es nicht immer vollständig gut ausgebacken und oftmals ist es noch feucht und kloßig, wohl weil in den Bäckereien nicht immer die peinlichste Sorgfalt beachtet wird. In Folge dieser Verhältnisse, vielleicht auch weil der größere Gehalt an Kleber u. dgl. ihrer Vegetation günstig ist, siedeln sich sehr leicht Schimmelpilze darin an und man thut gut, es etwas trocken aufzubewahren und überhaupt einige Tage vor dem Genuß liegen zu lassen. Dabei darf man nicht denken, daß das Brod austrocknet und wesentlich wasserärmer wird.

Ueberhaupt ist es ein ganz allgemein verbreiteter Irrthum, wenn angenommen wird, daß die Veränderungen, welche das frische Brod bei dem Liegen erleidet, auf einem Austrocknen, d. h. auf einem Verdunsten des Wassers beruht. Das ist nicht der Fall. Bekanntlich kann man altbacknem Brod einigermaßen wieder die Eigenschaften des frischbacknen ertheilen, wenn es nochmals erwärmt wird und eine ganze Anzahl von Bestimmungen und Wägungen haben die genannte Thatsache außer Zweifel gestellt, daß das Altbackenwerden des Brodes nicht in der freiwilligen Wasserabgabe bei dem Liegen beruhe, sondern auf bestimmte, nicht klar erkannte physikalische Veränderungen zurückzuführen ist. Directe Versuche von Boussingault haben gezeigt, daß der Wasserverlust desselben sehr gering ist, währenddem es altbacken wird. 3,78 Kilogramm Brod wogen nach 6 Tagen 3,69 Kilogramm; anderes altbackenes hatte 0,8 Proc. seines ursprünglichen Gewichts verloren u. s. w. Stets konnte nur eine geringe Wasserabgabe bei dem Liegen constatirt werden, die so klein war, daß sie bei einem Wassergehalt des Gebäckes von 40—45 Procent keinen wesentlichen Einfluß auf die bekannten, sehr in die Augen fallenden Veränderungen, die das Brod bei dem Altbackenwerden erleidet, ausüben konnten. Interessant ist es auch daß, wie Birnbaum in seiner Besprechung des Brodbackens anführt, in Pompeji Brode in einem gefüllten Backofen gefunden wurden, die nach 1800 Jahre langem Liegen im Innern noch 23 Procent Wasser enthielten.

Im Großen und Ganzen wird unser Brod schneller altbacken als das Commisbrod; d. h. die harte, glänzende und spröde Rinde wird weich, zäher und verliert ihren Glanz, die weiche elastische Krume wird krümlich und bröckelt, sie erfordert einen bedeutenderen Speichelzutritt und bedingt ein Gefühl der Trockenheit bei dem Essen. Je kleiner die Brode sind, um so rascher treten jene Erscheinungen ein, und bei den beliebten Frühstücksbrödchen, den sogenannten schwarzen Semmeln, erfolgen sie schon nach Verlauf von wenigen Stunden. Auch in dem längeren Frischbleiben des Militärbrodes ist ein Vorzug desselben zu erkennen, denn die Nahrungsmittel müssen vor allen Dingen auch genießbar sein und die Hausfrauen, die ihren Pflegebefohlenen

8 und 14 Tage altes Brod zumuthen, von dem mit Mühe einige Schnitten genossen werden können, und nach deren Genuß folgerichtig in kurzer Zeit das Gefühl des Hungers wieder eintreten muß, versündigen sich sicher oftmals an denselben und bedenken nicht, daß eine kräftige Ernährung leistungs- und widerstandsfähig macht und oftmals große Ausgaben für Arzt und Apotheker dadurch erspart werden.

In dem Maße, in dem die Bevölkerungsziffern höher werden und sich die gesammten Bedürfnisse des Lebens steigern, muß auch der Kampf um das Dasein an Schärfe und Härte zunehmen und wenn auch die Ertragsfähigkeit unserer Felder noch bedeutend gesteigert werden kann, so werden wir doch durch die Noth gezwungen werden, auf noch unbenutzte Genußmittel zurückzukommen und uns von anerzogenen thörichten und grundlosen Vorurtheilen frei zu machen. Zu den letzteren gehört die Scheu gegen das Schwarzbrod, welches in mehr oder weniger kleienfreiem Zustand als vorzügliches, billiges und resorptionsfähiges Nahrungsmittel eine ungleich größere Beachtung verdient, als ihm zumeist zu Theil wird.

A. Hosaeus.

Aus der Hauptstadt.

Die Schlacht bei „Grünwald“ und Tannenberg von J. Matejko.

Die Saison der Sensationsbilder, wie man die zu Ende gehende wohl nennen darf, verabschiedet sich in Matejkos Schlacht bei Tannenberg mit einem pompösen Finale. Bei den Berlinern führt sich der weltbekannte Künstler, wenn ich nicht irre, mit diesem Werke ein, und es ist ihm sicherlich nicht günstig, daß sich der künstlerische Inhalt mit dem historischen scharf auf der Grenze begegnet, welche den für die einstige Größe seines Vaterlandes in Begeisterung erglühten Polen von der Bevölkerung der deutschen Reichshauptstadt politisch scheidet. Dieser Gegensatz wird durch eine Erläuterung des Bildes von Marian Gorzkowski, Secretär der Schule der schönen Künste in Krakau, dem Bewußtsein lebendiger gemacht und führt zunächst zu einer Kritik des geschichtlichen Standpunktes, mit der zu rechten der Künstler wohl kaum erwartet hat.

Hier ist nicht der Ort, die Irrthümer Matejkos und seines Propheten Gorzkowski richtig zu stellen. Nur andeutungsweise möchte ich zur Charakteristik bemerken, daß bei Tannenberg auf dem Grünfeld — ein Ort Grünwald dürfte nicht aufzufinden sein — den 80,000 Mann unter Führung der Deutschherren die doppelte Anzahl vereinigter Slaven gegenüberstand, und daß die Verherrlichung Witolds im Mittelpunkte der Darstellung den Berichten der Chronisten widerspricht, nach welchen der von ihm commandirte Flügel der polnischen Armee eine vollständige Niederlage erlitt. Dagegen muß ich denn doch auch dem Künstler sein volles Recht wahren, die Geschichte seines Vaterlandes nach vaterländischer Tradition zu malen, ein begeisterter Slave und glaubenstreuer Katholik zu sein und die Heiligen, deren Schutz er vertraut, nach dem Vorgang des Meisters aller Meister, über den schwankenden Streit der irdischen Kämpfer in den Wolken erscheinen zu lassen. Ich finde nicht, daß er durch seine Auffassung die Sympathie für die Unterliegenden beeinträchtigt hat.

Man muß sehr lange vor dem Bilde verweilen, bis man dem blendenden Farbengeflacker gegenüber den Eindruck von gemalten Gegenständen erhält. Die Verdienste des Künstlers sind so reich gemessen, daß man ihm ein sehr wesentliches absprechen kann, ohne dadurch seine Bedeutung herabzusetzen. Die Kunst, Licht und Schatten zu ruhiger Gesammtwirkung auf einer großen Fläche zu vertheilen und gegen einander abzuwägen, zeigt er in diesem Werke nicht. Mir fehlt die Bekanntschaft mit anderen von seiner Hand, um zu entscheiden, ob dieser Mangel in seiner Kunstweise allgemein bemerklich ist. Hier wirkt er so beunruhigend, daß man zunächst die Darstellung vergißt und der Technik mit ihren Räthseln beizukommen sucht.

Matejko ist in gewissem Sinne des Wortes ein großer Colorist. Er verfügt über die glänzendste Pracht stofflicher Lokalfarben bis zu einer die Natur übertrumpfenden und deshalb meinem Auge keineswegs wohlthuenden Wirkung, über eine Leuchtkraft im Licht, mit der nur wenig Zeitgenossen in die Schranken treten können. Aber in der Tiefe versagt ihm die Kraft. Große stumpfe Flecke sind bleischwer über die Leinwand zerstreut, und reflectiren grauweißes Licht bis zu nebliger Verschleierung. Trotzdem er als Zeichner ersten Ranges die Formen im Einzelnen zu staunenerregender Ausprägung bringt, werden sie durch ungleichwerthige Mitsprache von Hell und Dunkel in ihrem Zusammenhange geradezu unverständlich. Zu diesem Pferdefuß finde ich keinen Kopf, zu dem rechten Bein dieses Kämpfers kein linkes. Und doch ist es da, leibhaftig, trefflich modellirt, aber es wirkt nicht mehr, wie ein Oelfleck in schwarzer Wolle. Ich glaube, daß die Malweise Matejkos sich diese Schranke durch die überwiegende Verwendung deckender Farben in der Tiefe zieht, wo nur Lasuren das Gleichgewicht gegen seine schneidige Helligkeit herstellen könnten.

Im engsten Zusammenhange damit steht der Mangel an Adel des Tons. Die bis zur metallglänzenden Wirkung der Anilinfarben gesteigerte Accentuirung einzelner Partien entbehrt der Vermittelung. Die Freude an einem wundervoll gemalten Stoff wird dem Auge durch die Disharmonie mit seinen Nachbaren verkümmert. Endlich trägt wohl auch eine etwas zweifelhafte Berechnung der Luftperspective und die unverminderte Detaillirung bis in den Hintergrund hinein dazu bei, den Blick in der Schätzung zu beirren.

Inzwischen hat doch das Nebelbild seine festen Contoure erlangt. Wir übersehen den Vorgang und erkennen, daß wir ein Nebeneinander von Gruppen vor uns haben, deren jede für sich das Interesse gleichmäßig stark in Anspruch nimmt. Außer Zusammenhang mit diesen Gruppen steht die Figur des Großherzogs von Litthauen im Mittelpunkte des Bildes. Der gerade gegen die Beschauer mit hoch geschwungenem Schwert und aufwärts gewendetem Schild auf schwerem Schlachtroß ansprengende Witold leitet in seiner symbolischen Erscheinung als rächender Erzengel von dem in den Wolken inbrünstig flehenden heiligen Stanislaus zu den irdischen Vorgängen über. Die Versinnlichung der gewaltigen Conception würde noch wirksamer sein, wenn das physiognomische Leben in dem Kopfe des Litthauers an die Situation heranreichte. Er scheint mehr ernst verschlossen als siegesfroh begeistert.

Von rechts beginnend, werden wir durch die packendste Scene des Bildes gefesselt. Der Comthur Markward von Brandenburg ist, von dem Lasso eines polnischen Bogenschützen gewürgt, mit seinem schwer gerüsteten Streitroß niedergerissen. Der Zusammenbruch muß ein gewaltiger gewesen sein, die Schilderung der wehrlosen Masse von Roß und Reiter erreicht die Natur. Um die Befreiung des Gestürzten hat sich ein wüstes Handgemenge entwickelt. Ich glaubte die Spannung auf das Momentane dadurch noch erhöht, daß der berittene Heinrich von Plauen mit einem Schwerthieb den straffen Lasso zerhauen will. Nach der doch wohl authentischen Interpretation Gorzkowskis gilt indeß seine Bewegung nur der Abwehr einer auf ihn eindringenden Hellebarde. Wer mit den namhaften slavischen und deutschen Persönlichkeiten, welche sich an diesem wilden Ringen betheiligen, näher bekannt zu werden wünscht, findet Auskunft in dem von Matejko selbst auf Stein gezeichneten und der Beschreibung beigegebenen Tableau, das eine redende Probe von des Meisters Handfertigkeit bietet. Aber der wuchtig ausholende Wütherich mit dem einen Auge, der seinen linken Fuß in die Weiche des ins Knie gesunkenen Comthur von Tuchel stemmt und vom Rücken her von dem gezückten Dolch eines heranschleichenden Gegners unterlaufen wird, führt einen Namen, dessen Klang zehn Jahre lang vom Donaustrand bis an die Ufer der Ostsee Schrecken verbreitete. Es ist Johann Ziska, der nachmalige Führer der Hussiten. Das Leben der Situation wird hier durch die tastende Hülflosigkeit des unterlegenen Deutschherren, dem der Wind den Kragen über den Kopf geschlagen hat, auf das Höchste gesteigert.

Im Rücken Witolds stellt sich der Sieg der polnischen Fahne in symmetrischem Gegensatz zum Fall der ordensherrlichen dar. Weiter unten links ringt der Hochmeister Ulrich von Jungingen, der in verblendeter Siegesgewißheit sich dem Kampfe entgegenwarf, um die letzten Augenblicke seines Daseins. Vom Pferde herab parirt er mit quervorgehaltenem Schwert den drohenden Hieb einer Streitaxt, mit der ein halbnackter Slave neben einem speerbewaffneten, die ganze Pracht seiner Muskulatur ebenso zur Schau stellenden Stammgenossen auf ihn eindringt. In den Köpfen der Ordensritter, welche den Sturz des Hoch-

meisters mit Schrecken wahrnehmen sollen, hat der Ausdruck versagt. Der jüngere der Beiden scheint mehr frohbewegt zu staunen. Unter der letzten und unklarsten Gruppe, dem verzweifelten Kampfe des Herzogs Kasimir von Stettin mit Jacob Skarbek, vollzieht sich eine Episode raffinirtester Erfindung. Im Ringkampf sind der Geworfene und der Werfer zu Boden gestürzt. Mitten im Siege von jähem Tode ereilt, bricht der Sieger über dem vergeblich arbeitenden Gegner zusammen, und schlägt ihm die rechte Hand krampfhaft packend in den Unterkiefer.

Sollten wir nach dieser nur die Hauptsachen andeutenden Beschreibung Matejko nicht für einen krassen Realisten halten? Nichts könnte unzutreffender sein. Ich wollte sein Realismus, der in seinem grandiosen technischen Apparat ankert, wäre nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Die symbolischen und übersinnlichen Züge, die er für mein Gefühl mit Glück zu Hülfe nimmt, kennzeichnen die Phantasie, welche sich über das Wahrnehmbare erhebt. Aber vieles Andere verräth die Rücksichtslosigkeit, mit der er die Forderungen der Natur mißachtet. Der Wechsel in seinen Köpfen ist weder typisch noch physiognomisch reich. Sie gruppiren sich nach Gattungen ohne strenge Scheidung der Raceeigenthümlichkeit. Das Costüm, im Einzelnen von wunderbarer Durchbildung, paßt sich nicht der Situation an. Die Schlacht ist ihrer Entscheidung nah. Wenn ich schon die Möglichkeit zugebe, daß dieser Kleiderluxus mit in den Kampf geführt werden konnte, seine unangetastete Reinlichkeit und glänzende Neuheit ist ein Unding. Und einmal aufmerksam, findet man ähnlicher Merkzeichen mehr. Schweiß und Schaum bedecken keins dieser prächtig gezeichneten Rosse, der Wind weht bald nach rechts, bald nach links, und was er in dem Aufwirbeln des Hochmeistermantels zu Wege bringt, grenzt ans Wunderbare. Auch die Landschaft ist schwer und etwas dürftig im Ton, die Wolken materiell, ohne lockere Feuchtigkeit. Aber nicht enden könnte ich, wollte ich die Vorzüge zergliedern, die diesen Schwächen gegenüberstehen. Nur die markige Kraft der Zeichnung, die in der Rüstigkeit jeder Bewegung und in der Energie der Hauptpointen Triumphe feiert, sei neben der realistisch bis in die feinsten Züge ausgearbeiteten Charakteristik des Waffenhandwerkes erwähnt. Hier weiß „männiger Mann", wozu ihm das Eisen in die Rechte gegeben ward.

Th. L.

Notizen.

Der Skandal in Versailles ist verklungen, hatte indessen den Reactionären in Europa ein unverkennbares Behagen verschafft und sie mit Hoffnungen erfüllt, die sich erst noch verwirklichen sollen. Die Republik nahm sich bei jener Prügelei wenig gebildet und schlecht erzogen aus, was ihren offenen oder heimlichen Gegnern begreiflicher Weise angenehm war. Es beirrte diese keineswegs, daß der Unfug nicht etwa auf Rechnung der Republikaner, sondern der übrigens schwer getroffenen Bonapartisten und Jesuitenfreunde kam. Der Effect konnte zum Schaden der in Frankreich bestehenden Regierungsform ausgebeutet werden, und das mußte vor der Hand genügen. Welche Vortheile sich die Leute von der Beschädigung der friedlichen Entwickelung der Dinge auf der anderen Seite der Vogesen versprechen mögen, ist ihr Geheimniß. Die Republik ist nach einem berufenen Ausspruch aus deutschen Regierungskreisen nicht bündnißfähig, daher bedeutsam ungefährlicher als es ein französisches Königthum oder das nunmehr ohnehin selbst in seiner Legende tragisch zerstörte Kaiserreich sein würde. Man sollte daher bei uns Vorgänge, die in ein Scheitern des republikanischen Versuchs in Paris auslaufen könnten, nicht als einen Gewinnst für die Nachbarn ansehen. Aber mit Zuneigungen und Antipathien läßt sich so wenig wie mit Leidenschaften raisonniren. Interessant bleibt jedenfalls, daß es einmal wieder ein Culturkampf war, der den Zeitgenossen ein solches widerwärtiges Schauspiel, wie es das Versailler Pugilat darbot, verschaffen sollte. Bei uns ging es auf religiös-politischem Gebiete auch oft lebhaft, aber ungleich anständiger zu. Die strenge deutsche Zucht mag die heißblütigen Ultramontanen im Zaum gehalten haben. Am besten wäre ohne jeden Zweifel, der ennüyante Kirchenstreit nähme bei passender Gelegenheit wirklich ein Ende. Der Papst soll ja auch dazu ganz geneigt und des langwierigen Haders müde sein. Man muß gestehen, daß in Rom selbst von dem Zwiespalt am wenigsten verspürt wird. Davon konnte sich der Wochenchronist dieser Blätter im vorigen Herbst gelegentlich eines unscheinbaren aber bezeichnenden Vorganges durch eigene Erfahrung überzeugen. Bei wiederholtem Aufenthalt in der Tiberstadt waren zwei Sehenswürdigkeiten seit mehreren Jahren nicht zu erreichen gewesen, nämlich die Fresken der Caracci im Palazzo Farnese und die Teppiche Rafaels im Vatican. Die erstere verschaffte im November vorigen Jahres eine freundliche diplomatische Vermittelung bei dem Bewohner jenes Palastes, dem französischen Botschafter, und es zeigte sich, daß hier die früheren Schwierigkeiten durch ein Mißverständniß entstanden waren. Wegen der Rafael'schen Teppiche jedoch war guter Rath theuer. Da kam wie durch plötzliche Erleuchtung der Gedanke, ob nicht ein directes einfaches Gesuch in einigen höflichen, angemessenen Zeilen bei dem Cardinal Nina sich als der geradeste und mithin sprichwörtlich kürzeste Weg erweisen würde. Gedacht, gethan. Einige Tage blieb die Antwort aus, wozu eine kleine Ueberschwemmung des historischen Flusses, der den Vatican von der ewigen Stadt trennt, beitragen mochte. Aber es traf dann eine Karte des Staatssecretärs für den Petenten und vier andere Personen seiner Begleitung an den Director der päpstlichen Museen ein, die endlich auch die Thüren zu den hochberühmten aber seit längerer Zeit verborgen gehaltenen Arazzi öffnete. Die Freude war groß und der schriftliche Dank wurde Seiner Eminenz nicht vorenthalten. Seltsamer Weise haben Reisende aus Rom, die hier zur Feier der goldenen Hochzeit eingetroffen waren, erzählt, daß spätere Versuche anderer Touristen in jener Richtung sich weniger glücklich erwiesen haben und daß die Teppiche Rafaels wieder unzugänglich geworden sind. Die Annahme, daß die in Sachen des Culturkampfes angeblich neuerdings wieder eingetretene ungünstige Wendung dazu beigetragen hätte, ist dadurch ausgeschlossen, daß die unglücklichen Bittsteller, welchen der Eintritt in jene Galerie des Vaticans wieder nicht gestattet wurde, nicht nur Deutsche waren. Eine angeborene Bescheidenheit verhindert aber den Berichterstatter zu glauben, daß seine große Mäßigung und seine an dieser Stelle wiederholt ausgesprochene Sehnsucht nach dem Ende des Zwiespalts zwischen Deutschland und der Curie zu den Ohren der hohen römischen Würdenträger gedrungen und sie zur Gewährung der fraglichen Bitte bestimmt haben könnte. Dagegen soll nicht verhehlt werden, daß die öffentliche Erzählung des Vorgangs an und für sich von speculativen Lesern immerhin als ein Zeichen des herannahenden Friedens aufgefaßt werden darf. Vor Jahr und Tag hätte kein Berliner Publicist, ohne in den Verdacht clerikaler Beziehungen zu gerathen, dergleichen wagen dürfen. Wie jetzt die Dinge liegen, wird die von dem Cardinal Nina einem harmlosen Deutschen ausnahmsweise gewährte Gunst diesen wohl keiner allzu schlimmen Nachrede mehr aussetzen.

* * *

Praktische Anleitung zur Pfirsichzucht von Ludwig Freiherrn von Ompteda. (Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel und Parey.)

Eine Schrift, die jedem Gartenbesitzer, ganz besonders aber den Freunden der im Titel genannten edlen Frucht, sehr willkommen sein wird. In knapper, klarer, wesentlich auf den gärtnerischen Laien berechneter Darstellung, welche durch 8 Tafeln Zeichnungen noch einleuchtender gemacht wird, führt uns der Verfasser, auf Grund eigener langjähriger praktischer Arbeit, ein anschauliches Bild der Erziehung und Pflege des edlen Pfirsichbaums und der Erzielung schöner und reichlicher Früchte vor.

Im 1. Kapitel ist für jeden Monat im Jahre die Arbeit am normalen ausgewachsenen Pfirsichbaume vorgeschrieben.

Im 2. Kapitel wird das Pflanzen und die Erziehung des jungen Baumes am Spalier gelehrt.

Im 3. Kapitel sind die Fehler, Krankheiten und Feinde, nebst den Mitteln dagegen, erläutert.

Das 4. Kapitel „Wie man den Pfirsich ißt und trinkt" gibt schätzenswerthe Winke für die Ernte, Aufbewahrung und Versendung der Frucht, sowie für die rationelle Pfirsichbowle.

Das instructive und in unterhaltender, gewandter Form geschriebene kleine Buch ist „Allen deutschen Frauen in Stadt und Land" gewidmet, „welche sich durch dasselbe zur praktischen Beschäftigung mit der Cultur des edlen Pfirsich veranlaßt fühlen, welche dadurch das Gebiet ihrer nützlichen häuslichen Thätigkeit erweitern und sich und den Ihrigen Genuß und Freude bereiten."

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XV. Bande der „Gegenwart“,
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Die Verlagsbuchhandlung von **Georg Stilke** befindet sich jetzt:
73 Kurfürstenstrasse, Berlin W.

Inserate.

Manuscripte

jeder Art werden auf die sorgfältigste und billigste Weise in kürzester Zeit vervielfältigt. Näheres sub **J. R. 8987** bei **Rudolf Mosse, Berlin** W., Friedrichstr. 66.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Als

Kaiser Wilhelm jung war.

Preußische Hof- und Herzensgeschichten
von
Arnold Wellmer.

Erster Band.

Preis geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Gerade diese Jugendzeit war in allen Biographien Kaiser **Wilhelms** bis jetzt sehr dürftig behandelt. Und da **Wellmer** solche „Hof- und Herzensgeschichten“ bekanntlich vortrefflich, interessant und anmuthig, heiter und rührend zu erzählen weiß, so wird dies Buch in den weitesten Kreisen Leser finden, wie es ja schon in den ersten Tagen seines Erscheinens einen englischen und französischen Uebersetzer gefunden hat. Zwei Jugendbilder, des Kaisers und der Kaiserin, von **Ludwig Burger** zieren das schön ausgestattete Werk.

Berlin SW., Wilhelmstraße Nr. 32.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen:

Hochland-Lieder
von
Karl Stieler.

Geh. *M.* 3.60., eleg. geb. *M.* 5.

Karl Stieler, welcher sich durch seine „Oberbairischen Gedichte“ so schnell zahlreiche Freunde und Verehrer in Süd- und Norddeutschland erworben hat, bringt hiermit zum ersten Mal einen Band hochdeutscher Gedichte. Dieselben sind nicht bloße lyrische Gedichte, sondern bilden insofern auch eine Spezialität, als sie meistens altdeutsche Themata behandeln und der Boden, auf dem sie entstanden und auf dem sie sich bewegen, das bairische Hochland ist.

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel), Stuttgart.

Reise- und Bade-Lectüre.

Im Verlage von A. Ackermann in München erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Nach berühmten Schablonen.

Feuilletonistische Karrikaturen
von
Eberhard Gustav Schack.

Ausstattung, Größe und Stärke wie „Mauthner, Nach berühmten Mustern“.

Preis 1 *M.* 50 *S.*

Inhalt:

1) [Paul Heyse.] Das verlorene Paradies. (Eine Künstlernovelle.)
2) [Johannes Scherr.] Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte.
3) [Friedrich Bodenstedt.] Der Hofenschneider von Kaschmir.
4) [Die Gartenlaube.] Instinkt oder Ueberlegung.
5) [E. Marlitt.] Im Hause des Dompfaffen.
6) [Fr. Gerstäcker.] Ein Kampf mit Beutelthieren.
7) [F. Lassalle.] Aus dem Musterbriefsteller für Liebende.
8) [W. Hillern.] Alpenröschen.
9) [Fritz Reuter.] Krischan Piependeckel un Oll Bräsig sien Katt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen.

480 S. 8. in feiner Ausstattung. Preis nur 4 *M.*

Mit dem Bildniß der Dichterin und 8 Landschaftsbildern.

Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh.**

Bei der Herausgabe dieser Biographie und Auswahl haben die noch lebenden Freunde und die Familie dieser beliebtesten und bedeutendsten unter den neueren deutschen Dichterinnen mit Interesse und Liebe mitgewirkt, was dem Buche zu besonderer Empfehlung gereicht. Die Auswahl enthält mehr als die Hälfte ihrer sämmtlichen Gedichte und ist mit feinem Verständniß getroffen.

Verlag von **Ebner & Sohn** in **Stuttgart.**

Denkmäler der Kunst.

Zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Bearbeitet von

W. Lübke und **C. v. Lützow.**

Enthaltend 186 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln und 30 Bogen Text.

2 Bände. — Querfolio.

Preis: in Carton 160 *M.*, eleg. geb. 180 *M.*

Nach nunmehriger Vollendung der dritten Auflage erscheint dieses Werk aufs Neue als

Prachtwerk ersten Ranges,

bereichert mit 37 neuen Tafeln und fortgeführt bis auf die neueste Zeit.

Es gewährt auf den in Stahlstich, Radirung und Farbendruck ausgeführten Tafeln eine Uebersicht über die Werke der Kunst sämmtlicher Zeiten und Völker in einer Ausdehnung und Zuverlässigkeit wie keine zweite Publikation und zeichnet sich durch die klare Anordnung des enorm reichhaltigen Materials, sowie durch den zwar knappen, aber präcisen Text vor anderen derartigen Erscheinungen vortheilhaft aus.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 78.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechzehnter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

4 Behren-Straße.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Sechzehnter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Das Grundeigenthum. Von Bluntschli 33
Gesammteigenthum und privates Eigenthum. Von demselben . . 65
Das Erbrecht und die Reform des Erbrechts. Von demselben 97. 145
„Die Entmünzung des Silbers als angeblich alleinige Ursache des Rückganges des Wohlstandes." Von Karl Braun 129
Die nothwendige Reform der Volkswirthschaftslehre. Von Ludwig Elster 177
Ueber Eisenbahntarife. Von H. B. Oppenheim 209
Thomas von Aquino und das römisch-katholische Dogma. Von Carl Peters 257
Rußland, England und die europäischen Mittelmächte. Von Karl Blind 273
Rußland vor und nach dem Kriege. Von F. H. G. 290

Inland.

Die Popularisirung des Rechts. Von Paul Kayser 1
Der Proceß Basilewitsch und die Aufhebung der Berufung in Strafsachen. Von P. K. 19
Die preußischen Landtagswahlen vom 7. October 1879. Von W. Wackernagel 241
Das Recht der Actiengesellschaft und die Reform desselben. Von H. B. Oppenheim 305
Die deutschen Handelsbeziehungen zu den Südseeinseln. Von H. v. Sp. 409

Ausland.

Der Prinz von Oranien. Von Batavus 17
Oestreich nach den Reichsrathswahlen. Von einem Cisleithanier . 49
Das Coalitionsministerium und die Verfassungspartei. Von Wb. 161
Italicae res 193
Slavische Wechselwirkungen. Von F. 41
Die Wehrkraft Italiens. Von Velatus 227
Die einfachsten Elemente der orientalischen Frage. Von Ad. Wahrmund 322
Ein Oppositionsführer in England. Von Karl Blind 337
England und die irischen Parteien. Von demselben . . . 393. 411

2. Naturwissenschaftliches und Geographisches.

Brehms Thierleben. Von Karl Vogt 260
Ein Sonntag in Verona. Von Hermann Lingg 24
Hinterindisches. Von Franz Einsiedel 40. 59
Die Physiognomie des Mondes. Von demselben 124
Der interoceanische Canal. Von Georg Kollm 81. 100
Die Erziehung der menschlichen Sinne, insbesondere des Farbensinns. Von S. Kalischer 93
Die Vegetarianer und ihre Lehre. Von A. Hosaeus 109
Sommerwanderungen in Frankreich. Von Paul d'Abrest 139. 171
Afrikanisches. Von demselben 417
Von Shakespeare dem Thierkenner. Von F. Küchenmeister . . 134
Südamerikanische Zustände. Von F. Keller-Lenzinger . . . 244
Bulgarisches. Von Karl Braun-Wiesbaden 265
Geophagie. Von Wilhelm von Hamm 276. 294
Die neuesten Experimentaluntersuchungen über die Seele. Von M. Victor. 313
Herr Richard Wagner und die Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg 373
Die deutschen Handelsbeziehungen zu den Südseeinseln. Von H. v. Sp. 409

3. Vermischte Aufsätze.

Seite

Sommerliche Briefe. (Kein Reisebrief.) Von Paul Lindau . . 87
Sommerliche Briefe. (Das nationale Drama.) Von demselben . 107
Herbstliche Briefe. (Hagens zweiter Streich.) Von demselben . . 205
Verhandlungen über Errichtung eines Grenzzolles auf den Reichstagen von 1523 und 1524. Von Ernst Wülcker 3
Seit zehn Jahren. Von Eduard von Hartmann 7. 26
Karl Gutzkow. Von Karl Goedeke 394
Berlin in Blüthe. Von Joh. Trojan 12
Um Weihnachten. Von demselben. 398
Heinrich Wilhelm Dove. Von Karl Bruhns 20
Drei Briefe von George Sand und Friedrich Chopin an Adolph Gutmann. Mitgetheilt von B. Stavenow 28
Heinrich Leuthold. Von Karl Bartsch 36
Ein Ritterschauspiel in Tirol. Von demselben 135
Karl Rosenkranz. Von Alex. Jung 53. 72
Zu Gottlieb Schicks 100. Geburtstag. Von H. Kindt 76
Das Blutgerüst in Soest. Eine rechts- und culturgeschichtliche Skizze aus Westfalen. Von Karl Braun-Wiesbaden 84
Die Familie Cairoli. Von Gustav Dannehl 118
Von Shakespeare dem Thierkenner. Von F. Küchenmeister . . 134
Emile de Girardin. Von E. Schmidt-Weißenfels 149
Auf der Kronensuche. Von J. M. 155. 173
William Lloyd Garrison. Von Udo Brachvogel 168
Amerikanisches Studentenleben. Von Otto Groß . . 187. 200. 297
Karl Ritter zum Gedächtniß. Von Albrecht Kirchhoff . . . 195
Sechshundert Correspondenten. Von Georg Büchmann . . . 198
Eine Reisebegegnung. Von W. 217
Ein Gehetzter. Von Jul. Stettenheim 254
Ludwig Spach zum Gedächtniß. Von Frdr. von Weech . . . 262
Ausstellungslotterie. Von Albert Brockhoff 286
Drei Stammbuchblätter. Mitgetheilt von Ludwig Freiherrn v. Ompteda 291
Theobald Kerner und seine Dichtungen. Von E. Schmidt-Weißenfels 292
Moritz [illegible]pt. Von C. Th. M. 308
Das Be[illegible]niß des Dichters Puschkin. Von Borealis 310
John Bl[illegible]ood. Von Rudolph Lindau 328

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Regentag[illegible] Von Ludwig Anzengruber 51
„Zwei Ele[illegible] der Liebe des Ovid." Deutsch von Hermann Oelsch[illegible]r. II. 6
„In deserti[illegible] (Zukunftsjustiz). Von Johs. Scherr. 6
„Zukunftssch[illegible] (Aus dem „Buch der Thorheit".) Von demselben 23
„Auf dem Fr[illegible]erge." Von Albert Träger. 104
„Widmung." [illegible] Hans Hopfen. 116
„Maremmenid[illegible] Aus dem Italienischen des G. Carducci übertragen vo[illegible] F. 134
„Die Bahnstati[illegible] Von denselben 324
„Form und St[illegible] Von Gisbert Vincke 148
„Sommerlieder." [illegible]n Martin Greif. 162
„Bergfeuer." V[illegible]rmann Lingg 180
„Eis." Von den[illegible] 413
„Herbst-Ghasel." [illegible] Ernst Dohm 211
„Ein Mädchenlied.[illegible]on L. K. 247
„Die Entdeckung d[illegible]le." Von Julius Stettenheim . . . 271

b. Essays.

Anzengruber als Er[illegible] Von Paul Lindau . . 247. 263. 277
Ist der Pessimismu[illegible]ich? Von Ed. v. Hartmann. . 211. 233

Seite

Ueber die Ziele des Schulunterrichts. Von J. Bergmann. 113. 131
Französische Sitten des XVIII. Jahrhunderts. Von Wilhelm Arnold 181
Dranmor. Von J. J. Honegger 230
Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller. Von H. Zimmern. 249. 267. 280
Die Töchterschulen in Frankreich. Von A. Schneegans . 353. 375
Juan Valera. Von Wilhelm Lauser 340
Ferdinand Freiligraths Erstlinge. Von Wilhelm Buchner. 356. 378. 396. 415
Der Stabreim in England. Von Karl Blind 44

c. Literarische Kritik.

„Die Familie Mendelssohn", von S. Hensel. Besprochen von Ferdinand Hiller 9
„Aus dem Nachlasse Schöns." Von einem Ostpreußen. Besprochen von E. Frauenstedt 37
„Brehms Thierleben." Besprochen von Karl Vogt 260
„Geschichten des Majors", von Hans Hopfen. Besprochen von Paul Lindau 163
Goethes „Faust" herausgegeben von G. v. Loeper. Besprochen von demselben 221
„Briefe Goethes an Sophie von La Roche ꝛc." Besprochen von demselben . . . . . 2?
Zur Molièreliteratur. Von demselben . . . . . 2?
„Italienische Studien", von Herm. Hettner. Besprochen von Alfr. Woltmann 4
„Nach Olympia", von Ludwig Pietsch. Besprochen von Theodor Fontane 56
„Uhlands Balladen und Romanzen", von H. Düntzer. Besprochen von L. Sch. 111
„Aus der deutschen Urzeit", von W. Arnold. Besprochen von [illegible] 142
„Briefe an Lessing." Herausgegeben von C. Chr. Redlich. Besprochen von Ludwig Geiger 69
„Zu Goethes 130. Geburtstag." Von E. W. Sabell. Besprochen von demselben 311
„Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß", von Rob. Prß. Besprochen von W. Bolin 318
„Das Recht der Actiengesellschaften", von H. Loewenfeld. Besprochen von H. B. Oppenheim 305
„Rußland vor und nach dem Kriege." Besprochen von F. G. . 290
„Theodor von Bernhardis vermischte Schriften." Besprochen F. 330
„Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert", von L. von Ranke. Besprochen von Georg Winter 361
„Aus meinem Leben", von Louis Schneider. Besprochen von Georg Horn. 377

d. Bühne und Bühnenkritik.

Zu Felix Dahns Schauspiel „Sühne". Von R. von Jhering . 107
„Rosenkranz und Güldenstern", Lustspiel von M. Klapp. Besprochen von Paul Lindau 77
Die Wiener Gäste. Von demselben 78
Das Residenztheater und Emil Claar. Von demselben . . . 78
„Unser Zigeuner", Schwank von Oscar Justinus. Besprochen von demselben 158
„Sodom und Gomorrha", Schwank von Franz Schönthan. Besprochen von demselben 158
„Rolf Berndt", Schauspiel von G. zu Putlitz. Besprochen von demselben 203
„Wohlthätige Frauen", Lustspiel von Adolf L'Arronge. Besprochen von demselben 300
Das Publicum und das Schauspiel „Eine Ehe von heut". Von demselben 314
„Der Herzog von Mailand", Trauerspiel von Philipp Maßinger. Besprochen von demselben 345
„Die Hexe", Trauerspiel von Arthur Fitger. Besprochen von demselben 400
Sarah Bernhardt. Von John Paulsen 90
Unser Theater. Eine dramaturgische Plauderei. Von Fedor Wehl 104. 120
Ein Ritterschauspiel in Tirol. Von Karl Bartsch 135
Berliner Theater. Unkritische Bemerkungen von R. G. 332
Von den Theatern. (Josephine Gallmeyer.) Von J. H. 363

5. Bildende Künste.

Deutsche Renaissance. Von Wilhelm Lübke 359
Lichtdruckwerke. Von demselben 382
Kupferstich und Radirung. Von demselben 414
Gottfried Semper als Begründer der kunstgewerblichen Reform. Von Bruno Bucher 324. 344
Zur Popularisirung der Kunst. Von Moriz Carriere 380
Die internationale Kunstausstellung in München 1879. Von Gustav Floerke 116. 131. 152. 165. 185. 235. 252
Die Berliner Gewerbeausstellung. Von Th. L. 13. 61
Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von demselben 206. 219. 269. 302. 316. 347
Aus den Kunstausstellungen. Von *** 31
Die Kunst in der Mark Brandenburg und ihre Würdigung. Von Paul Lehfeldt 283

6. Musik.

Baal T'Fillah als der praktische Vorbeter, von Abraham Baer (Sammlung gottesdienstlicher Gesänge). Besprochen von Ferdinand Hiller 421
Musikalisches aus Berlin. Von Hermann Krigar 238
Aus dem Concertsaal. Von demselben 333
„Die Königin von Saba," Oper von Karl Goldmark. Besprochen von demselben 384
„Heinrich der Löwe", Oper von Edmund Kretschmer. Besprochen von Paul Lindau 190
„Boccaccio", Buffo-Oper von F. von Suppé. Besprochen von demselben 204
„Madame Favart", Operette von J. Offenbach. Besprochen von *** 126

7. Notizen.

15. 111. 255. 271. 287. 303. 318. 319. 334. 350. 351. 364. 365. 366. 385. 386. 387. 402—407. 421—423.

8. Offene Briefe und Antworten ꝛc.

Von E. Schlaeger 31. Von F. R. Cosanus 46. Von L. Noiré 47. Von Joh. Nordmann 47. Von Albrecht Wedekind und Fz. Sandroß 47. Von Xanthippus 79. Von Berthold Auerbach 63. Von Alfred Meißner 111. Von Fensch 174. Von E. Baltzer 175. Von A. E. Wiesner 303. Von Daniel Sanders 335. Von Dalton 335. Antwort darauf 367. Von Gebrüder Kröner 388. Von Justus 423. Von Cook 423.

9. Bibliographie.

95. 111. 128. 143. 175. 223. 239.

№ 27. Berlin, den 5. Juli 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Popularisirung des Rechts. Von Paul Kayser. — Verhandlungen über Errichtung eines Grenzzolles auf den Reichstagen von 1523 und 1524. Von Ernst Wülcker. — **Literatur und Kunst:** Zwei Elegien der Liebe des Ovid. Deutsch von Hermann Oelschläger. II. Die Ungetreue. — Seit zehn Jahren. Von Eduard von Hartmann. — Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Von S. Hensel. Besprochen von Ferdinand Hiller. — **Aus der Hauptstadt:** Berlin in Blüthe. Von J. Trojan. — Die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von Th. L. II. — Notizen. — Inserate.

Die Popularisirung des Rechts.

Mit dem 1. October 1879 vollzieht sich im deutschen Reich nicht nur ein Umschwung in der Rechtsübung, sondern es beginnt auch eine neue Epoche für die Rechtsentwickelung, so daß bei der Einführung der großen Reichsproceßordnungen der Berufsjurist in geringerem Maß, als das Volk im Ganzen betheiligt ist. Der Berufsjurist ist durch die Gesetzgebung des letzten Vierteljahrhunderts und besonders des letzten Jahrzehnts nicht verwöhnt worden. Unsere politische Entwickelung machte so viele Neuerungen im Rechtsleben nothwendig, daß Theoretiker und Praktiker kein Grausen mehr empfinden, wenn ein „Stück der Gesetzsammlung" oder des „Reichsgesetzblatts" den gewöhnlichen Umfang weit überschreitet. Nichtsdestoweniger herrscht gerade in den technischen Kreisen eine hochgehende, geistige Bewegung, die schon vor der eigentlichen Anwendung sich bemüht, den Geist der neuen Gesetze zu durchdringen und sie zu beherrschen. In den übrigen Kreisen des Volks dagegen hat das Interesse für die Justizreform schon mit dem Ende der parlamentarischen Kämpfe scheinbar seinen Abschluß erreicht. Auch während derselben trat in den Augen der Laien vorzugsweise der nationale Gesichtspunkt in den Vordergrund; ihnen schien die Erreichung eines einheitlichen Verfahrens im ganzen Reich das Hauptziel der Reform und nur einmal, als es sich darum handelte, daß die Schwurgerichte aufgehoben und durch die großen Schöffengerichte ersetzt werden sollten, trat namentlich in Süddeutschland eine die weitesten Schichten der Bevölkerung ergreifende Erregung für die Aufrechterhaltung der Schwurgerichte hervor. Bezieht sich die ganze Reform auch nur auf die neue und gleiche Gestaltung des Verfahrens im deutschen Reich, so bietet sie doch durch die weitaus reichliche Betheiligung des Laienelements in der Rechtsprechung eine Quelle, aus der sich die ganze Entwickelung des Rechts in neue Bahnen und Ströme lenken wird. Die Uebung des Handelsrechts ist durch die neu zu errichtenden Kammern für Handelssachen bei den künftigen Landgerichten in die Hände der betheiligten kaufmännischen und industriellen Klassen gelegt, bei der Uebung des Strafrechts tritt numerisch das Berufsjuristenthum zurück und behält die Entscheidung nur in den mittleren Straffällen, während die leichten und schweren den Schöffen- und Schwurgerichten, d. h. dem Laienthum überwiesen sind. Während seit Jahrhunderten in Deutschland das Volk von der eigentlichen Bildung des Rechts entfernt war und dieses nur in den Berufsjuristen seine Urheber fand, wird fortan das Recht popularisirt werden. Das Recht wird, wie dies schon in den Zeiten des ersten Auftretens der Germanen in der Geschichte der Fall gewesen, in Wahrheit ein Gemeingut der Nation werden. Vorzugsweise gilt dies von dem Strafrecht, auf welches die nachstehende Betrachtung besondere Rücksicht nimmt. Die Popularisirung des Rechts, d. h. die Erscheinung, wonach der Besitz der Rechtskenntnisse nicht der ausschließliche Vorzug einzelner Stände oder Klassen ist, sondern in dem Schoße der ganzen Nation ruht, ist eine urdeutsche Eigenthümlichkeit. Während fast bei allen Völkern das Recht in den ältesten Zeiten in einer gewisser Abhängigkeit von der Religion steht, findet es sich in den historischen bei den Römern, dem universalen Rechtsvolk, in den Händen der Patrizier, bei den Deutschen in denen des ganzen Volkes. Es ist wohl kein Zufall, daß die Römer Recht und Macht mit den gleichen Buchstaben schrieben (ius — uis); denn das Recht ist nicht blos eine ideelle Macht, sondern ein starkes materielles Besitzthum. Bei den Römern war das Recht auch noch nach der Loslösung desselben von der Religion in den Händen der Patrizier geblieben, die mit diesem Besitz sich auch die höchsten Gewalten im Staate, zu deren Functionen die Rechtsübung gehörte, zu erhalten suchten. Erst in verhältnißmäßig später Zeit (gegen 300 vor Chr.) veröffentlichte Gnaeus Flavius, ein ungetreuer Schreiber des Appius Claudius, die Formulare für die Rechtshandlungen der freiwilligen und streitigen Gerichtsbarkeit nebst einem Kalender für das ganze Jahr über die rechten Gerichtszeiten und machte durch diese Untreue das Recht zum Gemeingut des ganzen Volkes. Erst von dieser Zeit an erhalten die bereits eingeführten Geschworenengerichte eine ganz andere Grundlage. Auch diese letzteren verdanken eigentlich erst der großen Servianischen Reform ihre Entstehung. Die Deutschen traten dagegen schon nach der über sie im Tacitus gegebenen Beschreibung in vollem Rechtsbesitze in die Geschichte ein; das Recht ist kein Geheimniß Weniger, sondern wird gleich von Anfang an von der ganzen Volksgemeinde geübt, an deren Stelle im Laufe des Mittelalters Ausschüsse (Schöffen) treten. Je mehr sich nun das Recht auf Einzelne zuückzieht, desto mehr beginnt sich ein gewisser Formalismus herauszubilden. Greift aber der letztere weiter um sich, dann bedarf es zu seiner Beherrschung bald eines ganzen Studiums und dann sind es fortan die technischen Berufsjuristen, welche dem Recht seine Bahnen anweisen.

Je nachdem nun des Volk selbst an der Rechtsübung Theil nimmt, oder dieselbe lediglich durch Berufsjuristen vertreten wird, ist die Rechtssprache eine andere, sind die Rechts-

begriffe verschiedene. Es wird schwerlich Jemand auftreten, der nicht die größte Hochachtung vor der scharfsinnigen Casuistik hat, die sich in den Quellen des römischen Rechts vorfindet. Mit einer Erstaunen erregenden Gewandtheit werden die schwierigsten Probleme gelöst und der bon sens des praktischen Mannes weiß sich auch aus den verwickeltsten Wirrnissen herauszufinden. Trotz dieser Vorzüge zeigt sich bei den Römern ein Mangel an Systematik, ja die Rechtsbegriffe, die sogenannten Legaldefinitionen, sind allzu oft bei genauer Prüfung unrichtig. Den Grund hiervon dürfte man vielleicht nicht zum wenigsten darin suchen, daß in der klassischen Zeit das Recht auf die Uebung durch das Laienthum zugeschnitten war. Für dieses würden feine, schulgerechte und in allen Punkten unerschütterliche Definitionen unbrauchbar und verwirrend gewesen sein. Das Volk bedarf nur allgemeiner Gesichtspunkte; mit guten Gewissen und praktischen Sinn findet es im Einzelfalle das Richtige heraus und gibt in seinem Urtheil den Ausdruck der allgemeinen Rechtsüberzeugung. Auch die Rechtsbegriffe, welche sich in den altdeutschen Quellen vorfinden, sind durchaus verschwommene, nichtsdestoweniger treffen die noch vorhandenen Urtheile in Stadt und Land, die Sprüche der Oberhöfe, wie die Weisthümer der Bauern innerhalb dieser weitgezogenen Grenzen stets den Nagel auf den Kopf. Wie aber bei der falschen Auffassung der deutschen Mission mit dem römischen Reichsgedanken auch das Recht römisch wurde, da änderten sich nicht blos die Rechtsbegriffe, sondern auch die Rechtssprache und erst Friedrich der Große mußte in in seiner berühmten Kabinetsordre am 14. April 1780 an den Großkanzler von Carmer auf die „Unschicklichkeit" aufmerksam machen, „daß die Gesetze größtentheils in einer Sprache geschrieben sind, welche diejenigen nicht verstehen, denen sie doch als Richtschnur dienen sollen". Eben deswegen bediente sich Friedrich bei seiner Gesetzgebung einer populären Ausdrucksweise, die — und nicht mit Unrecht — als ein Mangel unserer landrechtlichen Vorschriften empfunden wird. Der Vorwurf trifft vorzugsweise das Civilrecht und ist in dem Umstande begründet, daß das Gesetz lediglich von rechtsgelehrten Richtern angewendet wird, die juristisch erzogen dem Gesetzeswort auch eine technische Bedeutung beizulegen gewohnt sind. In der Präcision der Begriffsbestimmungen liegt aber für die Zeit der absoluten Monarchie eine große Garantie für die Rechtssicherheit, da der Grundsatz noch nicht gilt, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe, und da die Ernennung von Specialcommissionen und die Handhabung von Kabinetsjustiz selbst in den Staaten des großen Preußenkönigs nicht zu den Seltenheiten gehörte. Von den neueren großen Gesetzen hat eigentlich erst das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund seine Sprache und seine Begriffe mit Rücksicht auf die Anwenduug durch Laienrichter gebildet. Mit Recht hat es daher die Bestimmungen über verbrecherische Absicht und Zweck, über Vorsatz, Ueberlegung, Verschulden u. dgl. m. vermieden; es sind dies Begriffe, deren Feststellung in der Wissenschaft zu den schwierigsten Controversen Anlaß gab und deren Entscheidung jetzt lediglich dem gesunden Menschenverstand der Urtheilsfinder, welche nicht selten Laien sind, überlassen wird. So ist auch keine gesetzliche Definition des Vergehens der „Beleidigung" gegeben, weil im einzelnen Fall wohl kaum ein Zweifel über dasselbe bestehen wird. Aber diese strafbare Handlung wird nicht in seiner gesetzlichen Unbestimmtheit vereinzelt bleiben; je mehr die Strafurtheile von Laien gefunden werden, desto mehr werden die compendiösen Definitionen aus den Strafgesetzbüchern verschwinden und, wie ich glaube, nicht zum Schaden der Rechtssicherheit und des materiellen Rechts. Ein Beispiel bildet der neueste englische Entwurf einer Criminal Code (indictable offences) Bill vom 3. April 1879. In diesem finden sich z. B. über Hochverrath und über die Schürung von Haß und Verachtung gegen die Regierung der Königin oder der Bevölkerungsklassen untereinander Bestimmungen von einer Dehnbarkeit des Thatbestandes, für welche der Ausdruck Kautschukparagraphen noch ein gelinder zu sein scheint. Für andere strafbare Handlungen wird überhaupt keine Definition gegeben, sondern ihre Feststellung als question of fact lediglich den Urtheilsfinder überlassen; so ist dies bei der Beleidigung (libel), der Gotteslästerung und der Verbreitung unzüchtiger Schriften und Darstellungen der Fall. Diese Erscheinung bietet den Gesetzgebern auch des Continents, wo jetzt die Laienrichter überwiegen werden, ein bedeutendes Beispiel. Es zeigt sich aus derselben einmal, daß die Auffassung, wonach die Rechtssicherheit lediglich in einer compendiösen und mit allen Cautelen versehenen Bestimmung des strafgesetzlichen Begriffs gefunden wird, eine kleinliche und gegenüber dem Laienrichterthum nicht stichhaltige ist. Zur Entscheidung über die strafbare Schuld eines Menschen bedarf es nach einem Ausspruche Napoleons I. nur des sechsten Sinnes, des Gewissens. Dieses aber läßt sich bei Laien durch keine Definition in Fesseln schlagen. Wo eine wirkliche Schuld vorhanden ist, da wird der verständige und selbstbewußte Laienrichter auch die Verurtheilung aussprechen. Wollte man z. B. einen gesetzlichen Begriff der Gotteslästerung geben, so würde der Streit unter Theologen und Juristen zu keinem gedeihlichen Ende gelangen, nichtsdestoweniger glaube ich, daß im einzelnen Fall jeder besonnene und ehrenwerthe Bürger die richtige Entscheidung wird treffen können. Andererseits ist aber auch die Behauptung, daß ohne jene haarscharfe Definition des Gesetzes eine Verschiedenheit in der rechtlichen Beurtheilung eintreten und daß lediglich die subjective Empfindung des Urtheilers entscheiden muß, nur zum Theil richtig. Wie mißlich und unmöglich es ist, das Vorhandensein einer gewissen Ueberzeugung, also auch des Schuldspruchs, von der Erfüllung bestimmter Beweisregeln abhängig zu machen, bedarf keiner Ausführung mehr. Gesetze, welche vorschrieben, wenn eine Thatsache für erwiesen und wenn sie für unwahr zu halten sei, haben längst Fiasco gemacht. Schon jetzt enscheidet in dieser wichtigen Frage lediglich die subjective Meinung des Richters, oder vielmehr, wie die Franzosen es schöner ausdrücken, es entscheidet seine conviction intime. Die Rechtssicherheit liegt heute nach einer ganz anderen Richtung, sie beruht auf der Schaffung eines gesinnungstüchtigen und nach oben und unten unbeeinflußten wie unabhängigen Richterstandes. Was in dieser Hinsicht in Deutschland seit der Verleihung der Verfassungsurkunden noch gefehlt hat, das ist durch das neue Gerichtsverfassungsgesetz nachgeholt worden. Will man aber das subjective Ermessen allzu eng einschnüren, so gelangt man zu Resultaten, die man am allerwenigsten erwartet hat. Die Freiheit des Individuums wird freilich geschützt, aber nur zum Nachtheile der Gesammtheit, denn jene compendiösen und vorsorglichen Begriffsbestimmungen geben dem geschickteren Uebelthäter die besten Fingerzeige für die Umgehung des Gesetzes und es geht straflos aus, was materiell als die größte Uebelthat empfunden wird. Der gelehrte Richter zieht auch wirklich die Consequenz und sagt, wenn auch mit Schmerz: „Fiat justitia, pereat mundus." Der Laienrichter wird dies niemals thun, und Beispiele aus der Praxis können dies ohne Zweifel bestätigen. Will man also das Gewissen des Laienrichters mit dem Gesetz nicht in Conflict bringen, so wird die Fassung desselben eine andere werden müssen, man wird sich bemühen müssen, in demselben nicht sowohl die Darstellung des einzelnen Thatbestandes, als vielmehr die gesetzgeberische Absicht und den Zweck zum Ausdruck zu bringen. Im Uebrigen wird man sich eben auf den praktischen Sinn und die Charakterstärke seiner Richter verlassen müssen. Die neuen Gesetze, welche mit dem 1. October in Kraft treten, haben den Vorzug, daß sie nicht die Rechtsprechung lediglich Laien anvertrauen, sondern in einer glücklichen Vermischung das gelehrte Richterthum mit dem Laienelement zusammenbringen; dieses gemeinsame Wirken wird aber nur ein segensreiches sein, wenn die Fassung des Gesetzes die Möglichkeit gibt, daß der gelehrte Richter mit seiner Erklärung desselben bei seinen Laiencollegen Verständniß findet. Was also auch nach nationaler Seite die neuen Justizgesetze Gutes bewirken mögen, sie eröffnen für die Verbreitung und Fort-

bildung des Rechts eine neue Perspective, dasselbe wird immermehr Gemeingut der Nation werden und es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo schon der Zweifel, ob eine Handlung eine gerechte oder ungerechte ist, schon ein Unrecht darstellt.

Paul Kayser.

Verhandlungen über Errichtung eines Grenzzolles auf den Reichstagen von 1523 und 1524.

Von Ernst Wülcker.

Das scheidende fünfzehnte Jahrhundert und das beginnende sechzehnte haben unserm deutschen Vaterlande zwei wichtige Staatseinrichtungen gebracht: das Reichskammergericht und das Reichsregiment. Ersteres, bekanntlich von Maximilian im Jahre 1495 in Frankfurt zusammenberufen, war bestimmt, den ewigen Landfrieden, der damals zuerst öffentlich verkündet wurde, zu schützen und sollte ein unabhängiges Gericht sein, frei besonders von kaiserlicher Beeinflussung. Das Reichsregiment war zwar auch schon zu Zeiten Maximilians geplant worden; aber erst unter Karl V. gelang es den deutschen Fürsten, es mittels der Wahlcapitulation dem Kaiser aufzudrängen und erst in dem Abschiede des berühmten Wormser Reichstages (1521) finden wir eine Regimentsordnung beigefügt. Dieses Institut, vorläufig nur eingesetzt für die Zeit, da der Kaiser abwesend war, sollte verhandeln und beschließen über Recht und Frieden im Reiche, über Handhabung und Vollziehung der vom Kammergerichte ausgesprochenen Strafurtheile, über Widerstand gegen äußere Anfechter des Reichsfriedens und sollte endlich die religiösen Streitigkeiten innerhalb des Reiches beizulegen suchen. Das Regiment war also ein Centralorgan für innere Verwaltung und zugleich höchste Executivgewalt. Das Kammergericht ward ihm unterstellt und ein Aufsichtsrecht ihm übertragen; das Regiment bildete zugleich einen Appellhof für das Reichsgericht. War auch seine Thätigkeit zunächst auf das Innere gerichtet, so führte es doch die Bestimmung über den Widerstand gegen Reichsfeinde und die religiösen Fragen auf das Gebiet auswärtiger Politik, denn Berührungen mit fremden Mächten und mit der Curie waren hier nicht zu umgehen.

In seiner Stellung zum Kaiser sollte das Regiment, wie auch das Gericht, eigentlich ganz unabhängig sein. Dem Oberherrn war ursprünglich nur eine Vertretung als Vorstand seiner Erblande zugestanden, als erstem Reichsstande war ihm außerdem die Wahl des Vorsitzenden übertragen. Aber der Kaiser setzte sowohl hier als beim Obergerichte durch, daß ihm in seiner Eigenschaft als Kaiser noch je zwei Räthe zugestanden wurden. So bestand denn das Regiment aus dem Statthalter und zweiundzwanzig Personen, nämlich vier kaiserlichen Räthen, sechs kurfürstlichen Vertretern, zwei fürstlichen, einem Vertreter der Prälaten, einem der Grafen, zwei der Städte und sechs Vertretern, die aus den Reichskreisen gewählt waren — während das Kammergericht sich aus einem Vorsitzer und achtzehn Beisitzern zusammensetzte.

Die Bezahlung der Mitglieder sowie der sonstigen Kosten beider Institute wurden zunächst durch Matricularbeiträge des Reiches gedeckt. Es ist aber bekannt, wie schwierig, ja unmöglich die vollständige Beitreibung dieser Auflagen war, bei vielen der Stände fehlte der gute Wille des Zahlens, bei manchen, die allmählich verarmt aber immer noch nach altem Ansatze angeschlagen waren, die Fähigkeit. Und so begegnen uns denn vom Anfange des Bestehens beider Behörden an die vielfältigsten Klagen über rückständige Diäten. Die Briefe des Regimentsabgeordneten für Kursachsen, v. Planitz, geben uns manchmal ein lebhaftes Bild von der pecuniären Bedrängniß, in der sich einzelne Mitglieder befanden, sie schildern uns den Wettstreit der Einzelnen unter einander, wer den bestbegründeten Anspruch auf die zunächst eingehenden Gelder habe u. s. w. Solche Mißstände hatte, wie es scheint, der Reichstag vorausgesehen, denn gleichzeitig mit der Einsetzung des Regiments finden wir im Abschiede bemerkt, daß „statthalter vnd regiment alsbald mit fleis betrachten sollen, wie hinfüro dem regiment vnd cammergericht ein beständige vnderhaltung furgenomen werden möge". Gleiches geschieht auch noch auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 (8. Mai), wo der Beitrag durch Matricularanschläge bis zu Michaelis 1523 verlängert wird.

Das Resultat der fleißigen Betrachtungen seitens des Statthalters und des Regiments war: daß man einen Zoll an der Grenze des Reiches auf den Waarenexport zu legen, die Matricularbeiträge aber aufzuheben sich entschloß. Der Kaiser aber schlug vor, auch den Import zu verzollen und befahl, daß eine Commission, aus der Mitte des Regiments erwählt, untersuche, welche Waaren mit Zoll zu belasten seien.

Mit dem Entwurfe dieser Commission wurde im Sommer des Jahres 1522 ein Gesandter an den Kaiser geschickt, der denselben um die Genehmigung ersuchen sollte, sonderbarer Weise erfolgte aber keine Antwort und später erfuhr man, die Papiere seien verlegt worden. Neue Boten an den Kaiser zu senden war keine Zeit mehr, denn am Ende des Jahres versammelten sich wiederum die Fürsten und deren Gesandten zu Nürnberg auf einem neuen Tage, in der Absicht, nochmals über den Entwurf zu berathen. Um nun in dieser Beziehung baldmöglichst um einen Schritt vorwärts zu kommen, legte Erzherzog Ferdinand den Zollplan, obwohl er noch nicht des Kaisers Genehmigung hatte, dem Reichstage vor.

Sehen wir uns nun den Entwurf etwas näher an. Zunächst wird darin erklärt, man wolle genügende Einkünfte für die Reichsinstitute schaffen, ohne daß der gemeine Mann dadurch bedrückt werde und so habe man denn zu einem Zolle gegriffen. Derselbe solle aber nur auf solche Gegenstände sich erstrecken, die nicht zur gewöhnlichen Nothdurft des Lebens gehörten: Getreide, Wein, Vieh, Käse, Salz, Schmalz, Butter, Leder, Malz, Bier, Hopfen, gesalzene Fische sollen vom Zolle gänzlich unberührt bleiben. Von den genannten Gegenständen heißt es in der Vorlage: „(diese dinge) sollen darumb, das solche stugk zu aynes jeden gebrauch, er sey reich oder arm, noturftig sein vnd derselbn nit entbern kann, in obgemeltem gemainen reichs zoll dermassen außgeschlossen sein, das solcher zcol von allen vnd itzgemelten ausgeschlossen stugk nit gefordert, genomen oder gegeben werden sol". Alle andern Waaren, alles Kaufmannsgut solle verzollt werden. Es handelt sich hier aber um reine Finanzzölle, der Gedanke des Schutzzolles lag jener Zeit fern, und die obigen Ausnahmen abgerechnet war es vollkommen gleichgültig, woraus die vertriebene Waare bestand. Die passirenden Güter werden gleichmäßig nicht nach dem Gewichte, sondern nach ihrem Werthe besteuert und zwar mit 4 Procent. Und wenn etliche Kaufleute, heißt es weiter, geltend machen wollten, daß sie mehr, als andre Bevölkerungsklassen, durch solchen Zoll beschwert würden, so ist ihnen zu entgegnen: daß nicht der Kaufmann, sondern auch der Käufer den Zoll zu tragen hat, solchen aber, die da einwenden, daß der Handel leiden werde, ist vorzuhalten, daß man den Zoll Instituten zukommen lasse, die Recht und Frieden aufrecht halten sollen und somit dem Handel Vorschub geleistet würde. Kaum sei anzunehmen, daß der Käufer sich an der verhältnißmäßig geringen Auflage stoßen werde, denn wer einmal etwas für 25 Gulden kaufen wolle werde es nicht im Stiche lassen, wenn es 26 Gulden koste. Und um so erträglicher werde die Auflage werden, als man bisher geduldet habe, daß reiche Kaufleute und Kaufmannsgesellschaften Waaren in Masse aufkauften und dann den Preis in die Höhe trieben, jetzt aber dieses Monopolisiren der Waaren streng verbieten wolle und dadurch viele Gegenstände bedeutend billiger als früher stellen könne. Wem aber trotzdem die Besteuerung zu hoch erscheine, der könne sich immerhin der theuern Genüsse enthalten, da das zur Lebsucht unmittelbar Nothwendige unverzollt bleibe. Auch falle nicht die ganze Schwere des Zolles auf den deutschen Kaufmann, auch der Fremde, der Waaren importire, helfe direct den Zoll zu tragen und die nichtdeutschen Kaufleute würden gewiß nicht den deutschen Markt in Zukunft

*

meiden, denn dieses Absatzgebiet sei ihnen viel zu wichtig, um desselben entrathen zu können. — Der folgende Abschnitt des Entwurfes beschäftigt sich mit der Aufstellung der Reichsgrenze und derjenigen Orte, die zu Zollstätten in Aussicht zu nehmen sind. Gegen Ungarn ist die Grenze durch Nikolsburg, Wien, Gratz, Villach und Tervisо bestimmt, gegen Frankreich durch Aachen, Metz, Trier, Saarbrücken, Speyer und Straßburg, gegen Italien: durch Villach, Tervisо, Trient, Innsbruck, Feldkirch und Chur, gegen den mailändischen Handel durch die Schweiz: durch Thann im Oberelsaß, Otmarsheim und Hapsheim, gegen den portugiesischen und englischen Handel durch Aachen, Köln, Utrecht, Niederwesel, Luxemburg, Antwerpen, Bergen op Zoom, Brügge, Dordrecht, endlich gegen Dänemark und Polen durch Hamburg, Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg, Danzig, Königsberg, Frankfurt und Vetschau in der Lausitz. Diese Grenzen sollen aber erst nochmals bereist werden, ehe definitve Bestimmungen aufgestellt werden.

Der größte und wichtigste Theil des Entwurfes beschäftigt sich mit der Frage, wie die Zollerhebung einzurichten und Export und Import zu überwachen sei. Bei der Beurtheilung der alten Verkehrsverhältnisse dürfen wir allerdings nicht den Maßstab des heutigen Transportes anlegen. Die heutigen Verkehrsmittel bestanden natürlich noch nicht oder nur sehr unvollkommen. Das Postwesen lag in seinen allerersten Anfängen, hatte doch erst vor sechs Jahren Kaiser Maximilian durch Franz von Taxis die erste (Brief-)Post zur Vereinigung seiner so weit getrennten Provinzen zwischen Wien uud Brüssel anlegen lassen. Vom Waarenverkehr durch die Post war damals natürlich gar nicht die Rede, der Handwerker arbeitete still zu Hause, der Kaufmann sammelte Waaren und bezog alsdann mit dem besten Theile des Waarenlagers die Messen. Um ungefährdet auf dieselben gelangen zu können, sammelten sich die Reisenden. Gleich einer Karawane zog der Waarenzug zum Orte der Bestimmung, geschützt durch ein Fähnlein Reisige. Denn damals war die Unsicherheit, besonders in Deutschland, eine sehr große. Da sich also der Waarenvertrieb auf einige Zeitpunkte beschränkte, so ist es natürlich, daß auch der Werth des Transportirten ein ganz bedeutender war und daß es der Kaufmann für der Mühe werth fand, die Sendung entweder selbst zu begleiten oder seinen Factor mitzuschicken. Für kleinere Geschäfte übernahmen Commissionäre die Waaren verschiedener Firmen. Bei solchen Transportverhältnissen ist es nun nicht schwierig, die folgenden Zoll- und Controlevorschläge zu verstehen. Sobald, heißt es in der Vorlage, Waaren die Grenze passiren sollen, hat der Kaufmann sich bei dem ihm nächsten Zollvorstande zu melden und sich über seine Person auszuweisen, sowie anzugeben, auf wessen Risico er handele. Hierauf hat der Waarenführer einen Eidschwur zu leisten, daß er alle Waaren an die richtige Zollstätte bringen und die ihm vom Zöllner angegebenen Summen innerhalb vier Wochen zahlen wolle. Er hat, wenn er seine eignen Waaren führt, ein eigenhändiges Verzeichniß, oder für den Fall, daß er im Auftrage Andrer geht, eine von seinen Auftraggebern glaubhaft ausgestellte Declaration seiner Waaren vorzuzeigen und zu schwören, daß er nur in dem genannten Auftrage reise und weiter keine Güter führe. Ueber solche Eidleistung wird eine Urkunde aufgenommen, die für den Betreffenden in späteren Fällen bindend und legitimirend bleibt. Wenn aber weder Kaufherr noch Factor den Waarenzug begleiten, so soll der Kaufmann dem Fuhrmann oder Schiffer einen beglaubigten Ausweis mitgeben, worin er die Zahl der aufgeladenen Ballen angibt und erklärt, im Verlaufe eines Monats selbst zur Zollstation zu kommen und den Zoll zu erlegen. Der Zöllner soll die Waaren nachzählen und verzeichnen, wieviel er zu fordern habe. — Weiter hat der Kaufherr oder sein Factor bei dem Zöllner eidlich anzugeben, wie hoch der Werth seiner Waaren gestanden habe zur Zeit der Verladung. Darnach soll man dann den Zoll bemessen. Es ergibt sich auch aus anderen Verhandlungen, daß hier eine Untersuchung der Waaren zur Controle stattfinden oder wenigstens gestattet werden sollte. Im Falle eines Betrugs wird mit Wegnahme der geschmuggelten Güter gedroht und der Handelsherr hat den Schaden zu tragen. — Der Zöllner aber soll Buch über die passirenden Waaren führen und Datum und Namen des Besitzers verzeichnen. Zu seiner Controle wird ihm mit gleichem Auftrage ein Gegenschreiber gegenübergestellt. Beider Rechnungen sollen alsdann gelegentlich der Ablieferung des Geldes verglichen werden.

An der Spitze dieses ganzen Zollwesens sollen sechs Zolleinnehmer stehen, die aber nicht lebenslänglich erwählt sind, sondern jederzeit ersetzt werden können. Das Collegium dieser Beamten soll zusammengesetzt werden aus je einem Erwählten des Kaisers, der Kurfürsten, der Fürsten, der Prälaten, der Grafen und Herren und der Städte. Diese Oberzollbehörde soll beim Regimente versammelt sein, soll unter des letzteren Befehle stehen und demselben Rechenschaft über Einnahmen und Ausgaben ablegen, das Regiment hat die Verfügung über die Einkünfte. Zöllner und Gegenschreiber sollen an Quatember mit den Zollvorstehern abrechnen. — Die Einnahmen dürfen nur verwandt werden zur Unterhaltung des Regiments, des Kammergerichts, der Kreishauptleute und Kreisräthe, zur Vollziehung der gesprochenen Kammergerichtsurtheile, zur Aufrechterhaltung des Geleites und Erstattung der Geleitsbrüche, zur Errichtung der Zollstätten und Erhaltung der Zollbeamten. Vier Zollbereiter sollen unaufhörlich die Grenzen bereisen und mit dem Rathe der Städte, in denen der Zoll errichtet ist, zusammen die Zölle revidiren. Das Regiment endlich hat dem Reichstage Rede und Antwort über Einnahmen und Ausgaben der Einkünfte zu stehen, der Reichstag dechargirt das erstere. Aenderungen an der Zollordnung dürfen nur vom Regimente ausgehen. In den folgenden Abschnitten befaßt sich der Entwurf mit der Art und Weise, wie die Geleitsbrüche, d. h. die durch Raubanfälle auf geleitete Kaufleute entstandenen Schäden zu ersetzen seien und bestimmt, daß ein Theil des Schadens von den Fürsten, unter deren Geleit der Beraubte gestanden, ein Theil durch das Regiment zu tragen sei. Weiterhin wird festgesetzt, daß kein Stand vom Zolle auszunehmen ist, der Zoll selbst aber den Namen: „römischer kaiserlicher majestat und deß heiligen römischen reichs gemeyner stend zoll“ tragen solle. Ueber die Zeit des Beginns der Zollerhebung soll noch verhandelt werden, jedenfalls solle, ehe er in Kraft trete, in den gewerblichen Städten es angeschlagen und öffentlich verkündet werden.

Soweit der Entwurf. Als der Erzherzog Ferdinand ihn dem Reichstage vorlegte, mußte er zugeben, daß er gegen den Willen der Städte verfaßt sei. Die Städte, welche Kaufmannstand und Handwerk ganz allein vertraten, waren, zumal sie in letzter Zeit durch Fürsten und Herren vielfach gekränkt worden waren, in keiner Weise gesonnen, sich den Zoll gefallen zu lassen. Jedoch war für sie, die im Regimente und Reichstage durchaus in der Minderheit blieben, kein anderer Weg vorhanden, das Gefürchtete zu hintertreiben, als der, den Kaiser zu bewegen, der Vorlage seine Zustimmung zu versagen. Auf dem Reichstage, der im December 1522 zusammentrat, erklärten sie daher ihr Mißfallen am Vorgeschlagenen, legten aber die Entscheidung in des Kaisers Hand, der zunächst nochmals zu fragen sei. Im Reichstagsabschied gab man dies zu und berief eine neue Versammlung zum 13. Juli 1523.

Und nun begann hinter den Coulissen eine Wettbewerbung um des Kaisers Zustimmung. Die Fürsten sandten ihm den Entwurf ein, dem er sich geneigt zeigte. Aber die Städte liefen den Herren den Rang ab: auch sie sandten eine Botschaft an den Kaiser, die im August in Valladolid anlangte und ihr gelang es, mit welchen Mitteln bleibe dahingestellt, den hohen Herren umzustimmen. Im December traf die Gesandtschaft wieder in Nürnberg ein. Gerade eben hatte man sich zu einem neuen Tage daselbst versammelt, die Zusammenkunft im Juli war nicht zu Stande gekommen. Wiederum brachte der Statthalter des Kaisers in der Reichstagsproposition den Reichszoll in Anregung, nochmals legte er den Entwurf des vorigen Reichstags vor. Er meldete, daß um Michaelis der Termin, bis zu welchem der Reichstag dem Regimente und Kammergerichte Zuschüsse zugestanden, abgelaufen gewesen sei, daß man die Insti-

tute in den letzten Monaten auf eigene Kosten erhalten habe und nun der kaiserlichen Botschaft entgegensehe, die die Entscheidung bringe. Die Städte aber im Bewußtsein ihres soeben am kaiserlichen Hofe erfochtenen Sieges traten in lebhafter Opposition den Fürsten und Herren entgegen und reichten eine ausführliche Erwiderung ein. Dieselbe ist sehr heftig gehalten, verwirft den Plan der Besteuerung durchaus und beginnt sogleich: „der furschlag dieses zolls ist sogar beschwerlich, vntraglich vnnd vnleidlich, das er, wo er in wurkung vnnd vollziehung komen sollt, dem grosen teil der stannd, zuuor aber der erberrn frey vnd reichstet gauntz verderblich sein wurde, wir achtenn auch fur vnzweifenlich, ob woll sollicher hoch beschwerlicher zoll furgenomen vnd angefangt werden sollt, das der aus villerley vntreglichen vmbstennden nit bestenn, sonder mit nachtail, schadenn, spot vnnd schimpf des heiligenn reichs nachvolgend aus der not widrumb verlassen werdenn must.“ — Der erste Einwand ist der, daß es überhaupt in Deutschland genug Zölle gebe, vom Lech bis nach Antwerpen habe man ungefähr 40 Zollstationen zu passiren, also sei eine Minderung, nicht eine Mehrung vorzunehmen. Gerade im letzten Jahrzehnt seien am Rheine, in der Pfalz, in der Mark, in Hessen und Bayern viele neue Zölle errichtet worden. Der gemeine Mann sei dermalen sehr erbittert über die ihm auferlegten Lasten, nur wenig gehöre dazu und eine große Empörung könne entstehen. So werde nicht Einigkeit, noch Frieden durch die neue Auflage, sondern Unruhen und Zwiespalt im Reiche wachgerufen werden. — Wer denkt hier nicht an die Socialdemokraten des 16. Jahrhunderts, an die Bauern, in deren Kreisen, bei unklaren politischen und religiösen Ideen über einen zu begründenden Zukunftsstaat, es damals gerade gewaltig gährte? Und wer hält die Befürchtung der Städte unbegründet, die da wähnen, daß durch den Zoll Viele in das Lager der Unzufriedenen getrieben und gewaltsame Ausbrüche der Leidenschaft gezeitigt würden? — Zölle auf den Import von Waaren, heißt es weiter, würden möglicher Weise Repressalien fremder Fürsten hervorrufen, die in ihren Ländern die Einfuhr aus Deutschland auch besteuern würden. Und wenn man es dann auch in der Hand habe, den Reichszoll wieder bald aufzuheben, so sei es alsdann doch fraglich, ob die fremden Regierungen ihren Zoll wieder abstellen würden und ob nicht dauernder Schaden dem Handel erwüchse. Den handeltreibenden Deutschen aber, die in fremden Ländern angesessen, schaffe man eine schlimme Lage, indem man sie der Rache der durch den Zoll beeinträchtigten Fremden aussetze. — Der Handel, der bisher nach Deutschland getrieben worden, werde möglicher Weise aufhören, die fremden Kaufleute würden genöthigt sein, neue Verkehrswege zu suchen, um den Zoll zu umgehen. Besonders gefährdet sei der Transithandel, da man bei den Fortschritten der Schifffahrt alle bedeutenderen Länder zu Wasser zu erreichen im Stande sei und an alle Haupthandelsplätze kommen könne, ohne das Reich zu berühren. In dieser Richtung habe man am Rhein und an der Donau in kleinerem Maßstabe schlimme Erfahrungen gemacht, wo man die Kaufleute durch Zölle verscheucht und später nur mit Mühe den alten Verkehr wieder herbeigezogen habe. — Jedesfalls würde eine sehr bedeutende Vertheuerung der Waaren eintreten, entweder dadurch, daß die Handelsleute den Zoll auf die Waare schlügen oder daß überhaupt kein directer Handel mehr nach Deutschland getrieben würde und die Deutschen durch Unterhändler zu kaufen genöthigt würden. Um die Vertheuerung der Gegenstände zu beweisen, werden einige Beispiele gewählt. Eins ist dem Weberhandwerke entlehnt: einer der billigsten Handelsgegenstände, heißt es, sei die Wolle. Kauft nun ein Weber für 28—34 Gulden rohen Stoff, den er spinne und zu Barchent mache, so erhalte er einen sogenannten Fardell. Ein Fardell Ulmer Barchents werde bis zu 100 Gulden bezahlt. Werde nun die Wolle eingeführt, so koste sie zu 34 Gulden berechnet $1\frac{1}{3}$ Gulden Zoll, werde der Fardell Barchent ausgeführt, so zahle er 4 Gulden Steuer, also werde die Waare um $5\frac{1}{3}$ Gulden vertheuert u. s. w. — Die meisten Kaufleute besuchten von auswärtigen Messen die zu Lyon, Venedig, Florenz und Genua. An all diesen Orten seien jährlich zwei Märkte, so hätten also die Kaufleute für ausgeführte Waaren jährlich mindestens 16 Procent zu zahlen. — Der Import werde aber gewiß auch geschädigt werden: Wachs, Rauchwaaren, schwedisches, ungarisches und böhmisches Kupfer, Wolle und Zinn aus England würden sicherlich nur noch in geringer Menge eingeführt werden. Bei solchem Rückgang des Handels würden die strebsameren Handwerker und Kaufleute ein Land verlassen, das sie so beschränke, bei der Vertheuerung vieler Waaren aber auch der gemeine Mann leiden, denn das Tuch zu seinen Kleidern, die Spezereien zu seiner Kost und Arznei und vieles Anderes müsse er theurer bezahlen. — Andere Völker hätten auch Zölle errichtet, aber nur für fremde Waaren (Schutzzoll!), dem inländischen Kaufmanne einen Zoll aufzulegen, ohne daß die anderen Bevölkerungsklassen ganz gleichmäßig mit besteuert würden, sei nur in dem Falle erlaubt, wo die Einkünfte zu Handelszwecken benutzt würden, d. h. zur Herstellung von Verkehrswegen und zur Besserung des Geleites. Der Entwurf berühre ja auch die Frage des Geleites und des Ersatzes der Geleitsbrüche, aber er biete keinen Vortheil gegen früher. Jeder Landesherr sei verpflichtet, in seinem Gebiete Geleit zu geben und Schäden durch Geleitsbruch zu ersetzen. Ob nun der Landesfürst dem Regiment einen Theil seiner Sorge übertrage oder nicht, sei im Effect einerlei und für den Kaufmann gleichgültig. Nach wie vor müsse man den Landesherren Geleitsgeld zahlen, wozu also noch die Reichsabgabe? Vielmehr würden die bisher ziemlich einfachen Verhältnisse durch die Abmachungen im Regimente nur verwickelter und der Ersatz etwaiger Verluste zweifelhafter. Durch die Bekanntgebung des Bestimmungsortes der Waaren werde auch den Drängern und Plackern der Weg gewiesen, auf dem sie dieselben sicher fänden. — Jedesfalls würde auch die Größe des Reiches das ganze Unternehmen äußerst kostspielig machen. Deutschland sei keine Insel, deren Absperrung leicht sei. Dem Schmuggel und Betrug würden Thor und Thür geöffnet sein. — Zu sagen, der Deutsche könne eher die Waaren der Fremden, als diese das Geld der Deutschen entbehren, sei eine thörichte Phrase. Das Umgekehrte sei auch der Fall: denn gerade vom Handel mit den Fremden hänge die Existenz vieler Inländer ab, sie werde in Frage gestellt, wenn der Handel eingehe. — Daß Alles unbesteuert bleibe, was zur täglichen Nothdurft gehöre, das sei „an im selbst aller vernunft nach pillich vnnd recht“; aber die Fürsten und Herrn hätten ja gewiß recht wohl gewußt, warum sie diese Gegenstände ausnahmen, weil bei der Vertheuerung des Nothwendigsten durch Zölle die Steuerfähigkeit der Unterthanen gegenüber dem Landesherren gemindert würde. Man täusche sich aber, wenn man glaube, daß unter den neuentstehenden Verhältnissen der Kaufmannstand allein geschädigt würde, es werde vielmehr, wenn dem großen, mittlern und kleinen Handelsmanne der Verdienst geschmälert würde, wenn die tüchtigeren Kräfte sich zur Auswanderung gezwungen sähen, das ganze Staatswesen einen schweren Schlag erleiden und die Zollordnung zur Zerrüttung alles Handels und Wandels führen. Auch der Fürsten Einkommen, soweit es in Zöllen, Mauthen und Aufschlägen bestehe, müsse sich mindern und der Reichthum und das Vermögen werde von Deutschland auf andere Völker übergehen. Die Bewohner des heiligen römischen Reiches würden, in dieser Weise zu Grunde gerichtet, nicht mehr fähig sein, ihren Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich nachzukommen und Empörung und Uneinigkeit würden des Zolles Folgen werden. „Dieweil nun,“ schließt die ganze Entgegnung, „die jhenen als die stet, so sich des reichs vnnttertenigkait vnnd gehorsam dinstlich vnd erschießlich yedesmals erzaigt haben vor verderben vnnd schaden (welchs dann nit mynnder kayserlicher majestat vnnd dem reich auch zu nachteyl raichen würde) verhuct vnnd bewart werden sollen, so ist der stet vnnttertenigst zuuersicht, kayserliche majestat vnd annder reichstennde werden die zurtrennung vnd den merklichen nachteyl des heyligen reichs der auß diesem vber beswerlichem verderblichen zoll gewießlich eruolgen wurdt mit den gnaden zu hertzen furen, das sollicher vnwiderbrenglicher gewieser

schad vnd also die stet vor sollichem vnzweyfenlichen verderben verwart vnd beschirmbt werden."

Diese Entgegnung der Städte bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in den Reichstagsverhandlungen über diese Frage. Eine Replik seitens der Freunde des Zolles scheint nicht versucht worden zu sein. Jetzt trat vielmehr der Botschafter des Kaisers mit der längsterwarteten Antwort seines Herrn hervor. Es war Johans Hannart, der im August 1523 von Valladolid aus nach Deutschland abgefertigt worden war und der nun in Nürnberg vor den Ständen erschien. In seiner Instruction hieß es: der Kaiser habe allerdings sehr gewünscht, dem Regimente und Reichsgerichte durch eine feste Einnahmequelle eine gesichertere Stellung zu verschaffen, doch lange ihn seitens der Städte glaublich an, daß der Zoll ein Verderb für allen Handel sei und Widerwille, Aufruhr und Empörung durch ihn entstehen werde. Er aber als Haupt des Reiches habe dahin zu wirken, daß Liebe, Einigkeit und Freundschaft unter den Gliedern des Reiches erhalten werde, drum habe er J. Hannart gesandt, um in den schwebenden Fragen zu verhandeln. Vor Allem solle man über die Art und Weise nachdenken, wie Regiment und Kammergericht auf eine Weise könne erhalten werden, die allen Ständen leidlich sei. Dem vorgelegten Zollentwurfe, der den Städten unleidlich erschien, versage er seine Beistimmung.

So war der Plan eines Reichsgrenzzolles an der Opposition der Kaufmannschaft gescheitert. Neue Vorschläge in gleicher oder in anderer Richtung, die die selbstständigere Erhaltung der Reichsinstitute bezweckten, kamen nicht zur Berathung. Man blieb bei der bisherigen Matricularumlage stehen, die man auf Kaiser und Stände vertheilte. Und so lautet denn die aus dem Reichstagsabschiede vom 18. April 1524 hergehörige Stelle: „nach dem vns auß viel beweglichen vrsachen vnd ansuchen nicht für gut vnd fruchtbar angesehen hat, daß wir den gemeinen fürgenommenen reichszoll, zu vnderhaltung friedens vnnd rechtens, dißmals auffrichten lassen solten, so haben wir durch obgedachten vnsern gesandten oratorn an churfursten, furſten, prelaten, graffen vnnd stände gnädiglich begehren lassen, andere mittel vnnd weg zu vnterhaltung regiments vnnd cammergerichts zu suchen vnnd zu bedencken. Dieweil sie aber nach vielgehabtem fleiß, dißmals keinen ziemblichen fuglichen oder leidlichern weg finden mögen, so haben sich gedachte vnser statthalter vnser orator auff vnsern ihnen gegebenen gewalt vnd befehl mit vnsern deß reichs churfursten, furſten vnd ständen nachfolgender vnderhaltung regiments vnd cammergerichts, zwey jahr lang, die nechſten freundlich vnd gutwillig verglichen vnd vereiniget, nemlich daß churfursten, furſten vnd stände vns zu freundlichem vnd vnterthänigem gefallen die vnderhaltung vnsers regiments vnd cammergerichts im heiligen reich durchauß zum halben theyl, die obgedachten zwey jahr auß vnd wir als römiſcher kayser den andern halben theyl regiments vnnd cammergerichts, darinn vnser häuſer, Oeſterreich vnnd Burgund, mit ihrer gebürlichen aufflegung gerechnet werden, vnderhalten vnd verlegen sollen vnnd wollen."

Literatur und Kunst.

Zwei Elegien der Liebe des Ovid.

Deutsch von Hermann Oelschläger.

II.

Die Ungetreue.

Fort mit den Pfeilen, Cupido! Das hat keine Liebe verdient noch,
Daß man so oft und so heiß wünschte zu sterben darum.
Dennoch ist Sterben mein Wunsch, wann immer ich deiner gedenke,
Mädchen, geboren du mir nur zu beständigem Leid.
Nicht ein Brief, der zur Hand mir kam, hat dich, Falsche, verrathen,
Nicht ein geheimes Geschenk hat deine Schuld mir bezeugt.
Wär' mein Beweis doch so nichtig! Gern gäb' ich die Klage verloren!
Weh' mir Armen — warum bin ich so sehr auch im Recht?
Glücklich ist, der die Geliebte auch offen vertheidigen kann und
Dem sie zu sagen nur braucht: „Bester, ich hab's nicht gethan!"
Eifern aber ist der und im Grimm nicht seiner mehr mächtig,
Der sich nach blutigem Sieg über die Schuldige sehnt.
Sah ich's mit nüchternem Aug' doch, ich Armer (du glaubtest mich schlafend),
Was ihr beim funkelnden Wein frech und verbrecherisch triebt:
Wie ihr so Vieles euch sagtet, die Brauen bedeutsam bewegend,
Wie ihr die Worte beredt legtet in Zeichen und Wink.
Laut auch sprachen die Augen, es sprach selbst der Tisch, den mit Wein ihr
Fleißig beschriebt, und ich sah Lettern, vom Finger gemalt.
Und so verstand ich gar wohl das Gesagte, so fein es gesagt war,
Und den heimlichen Sinn, der durch die Worte sich zog.
Spät schon war es; vom Tisch war Mancher der Gäste gegangen,
Bacchus auch hatte bereits Manchen in Schlummer gesenkt.
Da nun küßtet ihr euch, ihr Frechen; ich sah seine Lippen,
Rückwärts gebogen dein Haupt, fest auf die deinen gepreßt.
Nicht, wie Schwestern voll Liebe den Bruder, den ernsteren, küssen,
Nein, wie den buhlenden Mann lüstern die Liebste umschlingt.
Nicht, wie die keusche Diana den leuchtenden Jüngling Apollo,
Aber wie Venus den Mars sicher recht häufig geküßt.
„Halt!" aufschrie ich, „was thust du? Wem opferst du Freuden, die mein sind?
Ich bin der Herr und die Hand leg' ich auf meinen Besitz.
Dies ist gemeinsames Gut, ist mein so gut wie es dein ist,
Und kein Dritter fürwahr dränge sich frevelnd hier ein!"
Also sprach ich und was der Schmerz sonst weiter mir eingab;
Aber der Sünderin trat purpurn die Scham ins Gesicht.
So, wie der Himmel erglüht, von Auroras Strahlen getroffen,
Oder die Braut, die scheu ihren Verlobten umarmt;
So wie die Rosen erglüh'n unter Lilien, oder wie Lunas
Flammendes Zaubergespann steigt in den Aether empor;
Oder wie Elfenbein, das, eh' mit der Zeit es vergelbe,
Eine mäonische Frau sorglich mit Purpur gefärbt.
Ganz so oder doch einer der Farben höchst ähnlich, so stand sie
Und ich hatte noch nie, nie noch sie schöner gesehn.
Erdwärts schlug sie den Blick — wie bezaubernd, voll Reue und Anstand!
Schmerz umfloß sie — wie sehr hat doch der Schmerz sie verschönt!
Lieblich umwallten ihr zartes Gesicht die geringelten Locken —
Locken und Wangen — schon hob drohend die Hand ich nach euch.
Doch als ins Antlitz ich sah der so Holden, da sanken die Arme
Und mit der eigenen Wehr hatte sie gut sich beschützt.
Ich, noch eben ergrimmt, ich kam demüthig und flehte:
„Gib nur, o Beste, o gib schlechtere Küsse nicht mir!"
Und sie lachte und gab mir von Herzen die besten: für solche
Gäbe der zornige Zeus selbst seine Blitze dahin.
Doch jetzt quält mich die Angst, es habe auch Jener so süße
Küsse empfangen — ich will, will es nicht haben, beim Zeus!
Denn viel besser, als selbst ich sie lehrte, waren die Küsse
Und was Neues, so schien's, habe dazu sie gelernt.
Daß sie zu sehr mir gefielen, ist schlimm, auch, daß deine Lippen
Ganz in den meinen und ganz meine in deinen geruht.
Doch nicht beklag' ich die Küsse allein, die so zärtlich du küßtest,
Wenn ich auch klage, daß du also zu küssen gelernt;
Nein, doch Küsse, wie die, die lernen im Schoß nur der Nacht sich —
Wer denn als Lehrer empfing, sage, so köstlichen Lohn?

Seit zehn Jahren.

Von Eduard von Hartmann.

I.

Als ich im Januar 1875 auf Wunsch der Redaction in diesen Spalten eine autobiographische Skizze veröffentlichte, glaubte ich über das Erscheinen meines ersten Hauptwerks 1868—69 nicht hinausgreifen zu sollen, weil die durch dasselbe hervorgerufenen literarischen Streitigkeiten mit mehr Bürgschaft für Objectivität von dritter Hand erörtert werden könnten. Dies ist denn auch neuerdings geschehen, soweit es im Rahmen eines Essays möglich war*); was aber der Leser dieses Aufsatzes vermissen dürfte, das ist eine zusammenfassende Kennzeichnung der Stellungnahme der verschiedenen Parteien und Geistesrichtungen zu meiner Philosophie, wie sie sich als Ergebniß dieser meist recht unerquicklichen Polemik bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt gestaltet hat, und eine Skizzirung der Umgestaltung, welche sich in der geistigen Physiognomie der Umgebung im Verlauf des letzten Decenniums vollzogen hat. Denn die veränderte Stellungnahme der Gegenwart zu meiner Philosophie ist ein Product aus zwei Factoren: aus der Entwicklung und Durchbildung, welche meine Philosophie inzwischen durch meine fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit und durch die aus ihr erwachsene Polemik und Apologetik erhalten hat, nnd aus der Veränderung in der geistigen Situation der Umgebung; sie ist ein Product aus den Modificationen, die im Gegenstande der Kritik und die in den Dispositionen der Kritiker vorgegangen sind. Es sei mir gestattet, in dem Folgenden einen Versuch zu machen, durch Darlegung dieser Verhältnisse, wie sie aus meinem Gesichtspunkt erscheinen, zur Orientirung über die philosophischen Zustände der Gegenwart einen geringen Beitrag zu liefern, wobei ich freilich genöthigt bin, um Nachsicht zu bitten, wenn die Vertheidigung der eigenen Sache mir den Maßstab einer objectiven Beurtheilung der gegebenen Thatsachen verrücken sollte.

Schon in dem Schlußwort meiner „Gesammelten Studien und Aufsätze" hatte ich bestimmt ausgesprochen, daß ich nur darum ein Schopenhauerianer der 70er Jahre heißen könne, weil ich zugleich ein Hegelianer und Schellingianer der 70er Jahre sei und umgekehrt. Diese anfangs nur von Wenigen erkannte Thatsache hat inzwischen mehr und mehr Verständniß gefunden. Am nachdrücklichsten trat zuerst Professor Adolf Lasson gegen die Ueberschätzung meiner Verwandtschaft zu Schopenhauer ein**) und betonte, daß meine Philosophie in ihren Grundtendenzen von den speculativen Systemen Schellings und Hegels nicht wesentlich verschieden sei, wenn sie sich auch in modernerer und individueller Färbung präsentire. In erhöhtem Maße ist diese Erkenntniß durch die Veröffentlichung meiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" befördert worden; so fand beispielsweise Rudolf von Gottschall in ihr „die Signatur eines geläuterten Hegelianismus" und begrüßte sie als eine moderne Wiederbelebung des fast zum Mythus gewordenen, vergessenen und verachteten Hegelianismus.***) Und in der That ist die Hegel'sche Philosophie jetzt vergessener als irgend eines der Systeme, die ihrer Zeit nicht entfernt an Ruhm mit ihr sich messen konnten. Während die verstümmelten Fragmente jener vorsokratischen Weisen, die zum ersten Mal stammelnde Versuche machten, die poetischen Formen der hellenischen Sprache mit philosophischem Gedankeninhalt zu füllen, immer von Neuem durchforscht und gruppirt werden, stehen die Werke Hegels unberührt in den Bibliotheken, obschon ihr Geist unsere Geschichtsforschung, unsere Theologie und unser öffentliches Leben als bestimmendes Moment unbewußt durchdringt. Daß unsere Studenten gar nicht daran denken, in Hegels Werken zu lesen, darüber braucht man sich nicht zu wundern, wenn man bedenkt, daß, abgesehen von dem Philosophiehistoriker Kuno Fischer und dem Aesthetiker Carriere, die noch nicht Greisenhaften unter unsern Philosophieprofessoren selber wohl höchstens einen gelegentlichen Blick der Curiosität halber hineingeworfen haben und daß die jüngere Generation derselben*) kaum noch die nöthige philosophische Vorbildung besitzt, um Hegels Schriften, falls sie dieselben lesen wollte, zu verstehen. Denn der Gesichtskreis der letzteren hört gewöhnlich bei Kant auf, wenn er nicht gar schon von englischem Empirismus und Skepticismus umgrenzt ist; der Uebergang von Kant zu Fichte und von diesem zu Schelling liegt aber sicher außer ihrem Horizont, daher denn natürlich Hegels Standpunkt ihr ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Das Beschämende und Traurige solcher Zustände, solcher erschreckenden Unbekanntschaft der berufenen Lehrer der Jugend mit den höchsten nationalen Geistesschätzen bedarf keiner Betonung. Da dürfte es nachgerade als zeitgemäß erscheinen, wenn eine von der scholastischen Hülle befreite Wiedererweckung des Hegel'schen Geistes in einer allgemein verständlichen modernen Form solchen beklagenswerthen Zuständen abhilft, indem sie den von dem directen Verständniß der Hegel'schen Philosophie allzuweit entfernten Akademikern den Einblick in dieselbe auf einem ihnen zugänglichen Wege eröffnet und durch solches Vorhalten des zu erreichenden Zieles den Fortgang des Empirismus, Skepticismus und Neukantianismus durch den Neufichteanismus hindurch zum Neuhegelianismus anbahnt.**)

Sowohl zum Neufichteanismus als zum Neuhegelianismus kann der Neukantianismus sehr leicht werden, insofern er subjectiver oder transcendentaler Idealismus (mit Ausscheidung der realistischen Elemente der Kantischen Erkenntnißtheorie) bleibt; vollendet er sich hingegen zu dem, was er sein will, zum echten Kriticismus, so muß er sich zugleich vom subjectiven Idealismus zum transcendentalen Realismus umgestalten, und ein solcher geht in erkenntnißtheoretischer und metaphysischer Hinsicht über den absoluten Idealismus Hegels ebensogut hinaus wie dieser über den subjectiven Idealismus Fichtes und den objectiven Idealismus der Schelling'schen Naturphilosophie. Die Entwicklungsstufe in der Geschichte der deutschen Speculation, welche diesem letzten Schritt entspricht, ist einzig und allein die positive Philosophie des alternden Schelling, obwohl diese mehr das Verdienst hat, die Nothwendigkeit der Ueberwindung Hegels und die allein mögliche Richtung dieser Ueberwindung erkannt zu haben, als daß sie dieselbe wirklich vollzogen hätte. Sollte es in einem oder zwei Jahrzehnten in Deutschland zu einem Neuhegelianismus kommen, der einen annähernd so breiten Raum in Anspruch nähme, wie jetzt der Neukantianismus, so würde dieser letzte Schritt von Hegel zu Schellings positiver Philosophie bei weitem der schwerste sein unter allen diesen Uebergängen, weil er dem Gedanken den radicalsten Umschwung zumuthet; gerade diese Schwierigkeit aber wird im Voraus dadurch geebnet, daß meine Wiedererweckung der Hegel'schen Philosophie bereits eine solche vom Standpunkt eines geläuterten Neuschellingianismus ist, welche also Hegels Philosophie nicht mehr als absoluten Idealismus erneuert, sondern als einen im transcendentalen Realismus aufgehobenen Idealismus der absoluten Idee. Und diese Aufhebung geschieht nicht blos in metaphysischer Hinsicht, sondern sie wird von vornherein vorbereitet durch die erkenntnißtheoretische Grundlegung des transcendentalen Realismus, welche selbst wieder in formeller Hinsicht die wahre Erfüllung des von Kant angestrebten Kriticismus ist.***)

Wenn meine Stellung zum Hegelianismus sich nachgerade für das Verständniß der Zeitgenossen zu klären beginnt, so ist

*) „Die Philosophie des Unbewußten und ihre Gegner" in „Unsere Zeit" 1879, 1. Märzheft S. 321—346.

**) In einem Essay in der Deutschen Rundschau 1875, Septemberheft.

***) Blätter für literarische Unterhaltung 1879, Nr. 21.

*) Nach dem Tode von Paul Asmus dürften Adolf Lasson und Joh. Volkelt die einzigen hegelisch gebildeten Docenten sein.

**) Vgl. meine Schrift: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", 2. Aufl. S. 92—96.

***) Vgl. „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", 2. Aufl. S. 45—81, und „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus", 2. Aufl.

dagegen mein Verhältniß zu Schelling für ihre Augen noch in ziemlich dichte Schleier gehüllt. Wenn z. B. R. von Gottschall am angeführten Ort auch vom letzteren redet, so hat er dabei lediglich meine Beziehungen auf Schellings Jugendsystem und auf die Bedeutung des „Unbewußten" in demselben ins Auge gefaßt, berührt aber in keiner Weise meine Beziehungen zu der letzten Phase der Schelling'schen Speculation, welche eben nach meiner Meinung über Hegels absoluten Idealismus hinausweist. Hegel hatte eine große Schule gebildet, in welcher Centrum, Rechte und Linke zu unterscheiden waren; sieht man von wenigen hochbetagten Männern ab, so gehören gerade die lebenden Hegelianer überwiegend zur linken Seite der Hegel'schen Schule. Schellings positive Philosophie hat hingegen nur einige rechtsseitige Jünger und Fortbildner gefunden (Weiße, Rothe, zum Theil auch J. H. Fichte), ohne einer Ausführung nach entgegengesetzter Richtung auch nur für fähig erachtet zu werden. Ein Linkshegelianismus ist daher den Unterrichteten geläufig; ein Linksschellingianismus gilt ihnen hingegen als ein paradoxer Begriff, an dessen lebendige Verwirklichung sie zunächst nicht glauben können. Hierbei ist noch zu beachten, daß sich die Classificirung einer philosophischen Schule nach rechts und links keineswegs aus philosophischen Maßstäben herleitet, sondern ausschließlich nach christlich-theologischen Rücksichten bestimmt wird. Während der Hegelianismus in seiner Linken selbst die wuchtigsten Schläge gegen den Bestand der Theologie führte, sammelte sich das kleine Häuflein der Schellingianer wesentlich deshalb um die Fahne Schellings, weil es unter diesem Zeichen am wirksamsten für den christlichen Theismus fechten zu können meinte. Es ist daher kein Wunder, daß der Schellingianismus bei den Linkshegelianern und ihren Ausläufern (z. B. den Feuerbachianern Karl Grün und Eugen Dühring) gewissermaßen in Verruf gekommen ist, und daß von dieser Seite her jeder Versuch einer Wiedererweckung des Schellingianismus durch den Verdacht eines mystischen Obscurantismus discreditirt wird, unbekümmert darum, ob die Stellung desselben zum christlichen Theismus eine positive oder negative sei; ebenso natürlich ist es aber auch, daß jedem Philosophen, der auf Schelling als auf einen der Fahnenträger des christlichen Theismus mit Verehrung blickt, ein Neuschellingianismus, der sich vom Christenthum lossagt, als ein verstümmelter Neuschellingianismus erscheinen muß. So urtheilt beispielsweise Prof. Rudolf Seydel über meine Philosophie: „Sie ist ein, dieser individuellen Entstehung und Zeitstimmung angemessen, verstümmelter Neuschellingianismus, aber befreit zugleich von den orthodoxen und mystischen Elementen, welche dieses System namentlich in seinen letzten Erscheinungsphasen entstellten" (Grenzboten 1879, Nr. 16, S. 108). Die Befreiung von den entstellenden mystischen und orthodoxen Elementen erkennt also Seydel als berechtigt an, aber daß ich tiefer schneide und den Theismus der letzten Phase Schellings in den Monismus seiner ersten Entwicklungsphase zurückwandle, das macht meinen Neuschellingianismus zu einem verstümmelten. So stoßen sich die Einen daran, daß meine Philosophie überhaupt ein Neuschellingianismus ist, ohne zu beachten, daß es ein geläuterter sei; die Anderen aber, denen der Neuschellingianismus schon recht wäre, und die auch eine gewisse Läuterung desselben für zulässig und und wünschenswerth halten, nehmen wieder Anstoß daran, daß die Läuterung ihnen zu radical ausgefallen ist und vom christlichen Theismus nichts übrig läßt. Die Einen stolpern also über philosophischen, die Andern über theologischen Vorurtheilen, bevor sie zu einer objectiven Auffassung und unbefangenen Beurtheilung meines Standpunktes hindurchgedrungen sind; aber beide Theile arbeiten doch einer solchen vor, indem sie zunächst das Publicum mit dem Gedanken an die Möglichkeit vertraut machen, daß ein System in oberster und letzter Instanz Neuschellingianismus sein könne, welches mit gleichem Recht als der vollendete Durchbruch des Schopenhauerianismus im modernen Zeitgeist und als die Wiedererweckung eines geläuterten Hegelianismus charakterisirt wird.

Auch von Seiten der Schopenhauerianer hat sich ein nicht unerheblicher Umschwung in der Stellung zu meiner Philosophie, freilich in umgekehrtem Sinne wie von Seiten der Hegelianer vollzogen. Schon in dem oben erwähnten Schlußwort der „Gesammelten Studien und Aufsätze" (S. 724—725) hatte ich darauf hingewiesen, daß dieselben mich bei meinem ersten Auftreten schlechtweg als einen der Ihrigen betrachtet hatten, daß aber etwa von der 4. Auflage der Phil. des Unb. an sich das Verständniß von der Irrigkeit dieser Annahme Bahn brach und namentlich in Oestreich sich eine feindliche Reaction gegen meine Philosophie entwickelte. Diese Reaction hat seitdem auch in den Kreisen der deutschen Schopenhauerianer um sich gegriffen, und namentlich die in den Jahren 1877—78 von mir veröffentlichten Werke („Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart" und „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins") haben den Schopenhauerianismus zu einem mir feindlichen Heerlager gemacht. Theilweise haben die Schopenhauerianer ihr anfängliches Mißverständniß meiner Intentionen mit der Behauptung zu verdecken gesucht, als ob ich meine Stellung zu Schopenhauers Philosophie in den nachfolgenden Auflagen der Phil. des Unb. und in meinen späteren Werken geändert und mich erst durch die unerwarteten Erfolge hätte verleiten lassen, die Rolle eines selbstständigen Philosophen spielen zu wollen, anstatt mich gleich ihnen mit dem Ruhm eines treuen Jüngers des gemeinsamen Meisters zu begnügen. Von der gänzlichen Untriftigkeit dieser Unterstellung kann sich Jeder überzeugen, der sich die Mühe gibt, die erste Auflage der Phil. des Unb. zu durchblättern, denn dort ist neben den gemeinsamen Punkten auch die volle Gegensätzlichkeit meiner Philosophie gegen die Schopenhauer'sche in allen entscheidenden Fragen zwar kurz aber unzweideutig ausgesprochen, und alle meine späteren Erörterungen über diesen Gegenstand sind nur breitere Ausführungen oder unabweisbare Consequenzen des anfangs präcisirten Standpunkts. Andererseits habe ich aber auch an der erwähnten Stelle anerkannt, daß jenes Mißverständniß nichts Auffallendes hat, weil beim ersten oberflächlichen Eindruck die formelle Verwandtschaft mit Schopenhauer sich entschieden in den Vordergrund drängt; auch ist es erklärlich, daß in der ersten Freude der Schopenhauerianer über einen kräftig aufstrebenden Schößling aus gemeinsamer Wurzel ihre Kritik über das Maß seines organischen Zusammenhangs mit dem älteren Baum vorläufig nicht ganz zu ihrem Rechte kam. Der seit einem Lustrum in wachsendem Maße steigende Rückschlag ist wohl psychologisch erklärlich, schießt aber sachlich ebensogut über das Ziel hinaus, indem jetzt der Unterschied gleich sehr überschätzt wird wie vorher die Aehnlichkeit, und das Verhältniß zu mir nun als ein bloßer Gegensatz aufgefaßt wird wie vorher als bloße Uebereinstimmung. Eine ruhigere und unbefangere Erwägung wird mit der Zeit von selbst das Gleichgewicht des Urtheils wieder herstellen, wozu allerdings die Einsicht erforderlich ist, daß der Schopenhauerianismus nicht die absolute Philosophie ist, sondern wie alles Menschenwerk nur einen relativen Werth hat. Wenn der Schopenhauerianismus meinen Dank dafür verdient, daß seine Unterstützung anfangs von erheblichem Einfluß für das rasche Bekanntwerden meiner Philosophie war, so glaube ich doch andrerseits den Dank nicht schuldig geblieben zu sein, insofern das Ansehen und die Verbreitung, welche meine Philosophie gewann, von der günstigsten Rückwirkung auf das Ansehen und die Verbreitung der Schopenhauer'schen Philosophie gewesen sind.*)

---

*) Den Beweis hierfür liefert der vom Frühjahr 1870 an, wo die 1. Auflage der Phil. des Unb. in der Höhe von 1050 Exemplaren ausverkauft war, rapide steigende Absatz der Schriften Schopenhauers, dessen Hauptwerk (nach den Angaben der Verlagsbuchhandlung in: „Friedrich Arnold Brockhaus", Leipzig 1876, Bd. II, S. 359—364) in den beiden ersten Auflagen zusammen in einer Zahl von höchstens 750 Exemplaren ins Publicum gelangt war, und dessen 3. Auflage in dem Zeitraum von 1858—1870 erst zum Theil abgesetzt war, während nachher in kurzem Intervallen mehrere Auflagen nicht nur des Hauptwerks, sondern auch der „sämmtlichen Werke" verkauft wurden.

II.

Auch die Zunftphilosophie zeigt heute ein wesentlich anderes, aber schwerlich vortheilhafteres Aussehen als diejenige beim ersten Erscheinen der Phil. des Unb. Damals waren noch die meisten Stellen mit älteren Herren besetzt, vor denen man schon ihres Alters wegen Respect haben konnte; jetzt hat eine jüngere Generation die Mehrzahl der Lehrstühle in Besitz genommen, der ein solcher Rechtstitel nicht zur Seite steht. Damals waren jene maßgebenden Repräsentanten der Universitätsphilosophie wenigstens mehr oder minder mit der Entwicklung der deutschen Philosophie vertraut und hatten für den von ihnen vertretenen Standpunkt eine gewisse Wärme und Begeisterung, die sie auch wohl der Jugend einzuhauchen verstanden; jetzt thront auf dem Katheder die geflissentliche Unbekanntschaft mit den bisher für unerläßlich gehaltenen Berufskenntnissen, die sich zu vornehm dünkt, auf die Worte irgend welches Meisters zu schwören, und es doch nie zu irgend welchem eigenen Standpunkt bringt. Damals herrschte der Dogmatismus der verschiedenen, theils vorkantischen, theils nachkantischen Systeme, der doch von der Entstehung derselben her noch ein gewisses Maß von (wenngleich blos auf Flaschen gezogenem) Spiritus conservirte; jetzt ist der letzte Rest von Spiritus verflogen und blos das „Phlegma" (d. h. der nicht mit verflüchtigte Wasserzusatz) geblieben. Damals suchte man noch den Geist, der lebendig macht, wenn auch oft genug auf recht bestaubten Wegen; heute verhöhnt man jeden Funken von Geist als unwissenschaftliche Phantasterei und erstickt die Wissenschaft in der ameisenartigen Akribie eines geisttödtenden philologischen Buchstabendienstes und nackten empirischen Thatsachencultus. Die Objectivität dieser Herren ist so bewunderungswürdig, daß sie ihre Subjectivität fast ganz abzustreifen vermocht haben, die Höhe ihres Standpunktes so erhaben, daß er sich mit keinem System mehr berührt. Sie sind so überaus kritisch, daß alles Positive nur noch als Object der Kritik ein Interesse für sie hat, und viel zu objectiv kühl und vornehm, um sich für irgend eine Idee noch erwärmen zu können. Die entschiedene Darlegung einer eigenen Ansicht perhorresciren sie als Rückfall in überwundenen Dogmatismus, den Versuch einer Systembildung verhöhnen sie als unkritische Ausgeburt der Phantasie; ihre Thätigkeit erschöpft sich im Referiren, Kritisiren und philologischen Conjecturiren. Man gründet Journale, in denen von allem Möglichen gehandelt wird, nur nicht von Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. von systematischer Philosophie, welche die philosophischen Untersuchungen auf den verschiedenen Gebieten der Natur und des Geistes zur metaphysischen Einheit zusammenfaßt; man glaubt, eine moderne Errungenschaft bejubeln zu können, wenn alle bisher in systematischer Form gehaltenen Vorlesungen in rein historische Berichte umgewandelt werden, ohne zu bedenken, daß die Geschichte einer Wissenschaft doch nur dann irgend welchen Werth beanspruchen kann, wenn diese Wissenschaft eine wirkliche und mögliche Wissenschaft ist, daß aber die Geschichte „einer jetzt gottlob überwundenen Chimäre" ohne allen wissenschaftlichen Werth sein muß.

Was heute von der Philosophie noch übrig bleibt, wenn man die Naturphilosophie, Psychologie und Aesthetik auf Naturwissenschaft, die Rechtsphilosophie und Ethik auf Socialwissenschaft und Statistik zurückgeführt hat, und die Geschichte der Philosophie eigentlich nur noch als warnende Beispielsammlung zur Abschreckung für das metaphysische Bedürfniß zukünftiger Generationen cultivirt, ist lediglich die Erkenntnißtheorie, die aber selbst eine rein negative Bedeutung haben und uns lehren soll, daß unser empirisches Erkennen zu keiner Wahrheit führt, ein anderes als das empirische Erkennen aber unmöglich ist. So schrumpft die ganze Philosophie zu einer negativen Erkenntnißtheorie, d. h. zu einer Ignoranztheorie zusammen; das Wissen und Bekennen der eigenen Unwissenheit bleibt das einzige, worauf man als Philosoph stolz zu sein Ursache hat, während alle positive Erkenntniß nicht von der Philosophie, sondern nur von den speciellen empirischen Wissenschaften geliefert werden kann. Der philosophische Gedanke in diesem Stadium des Denkverzichts und der Abdankung blickt natürlich mit souveräner, spöttischer Erhabenheit auf alle die metaphysischen Träumer hernieder, welche noch nicht zu dieser schwindelnden Höhe der absoluten Standpunktlosigkeit emporgeklommen waren, und weist die Zumuthung verächtlich von sich, deren Philosophiren „ernsthaft" zu nehmen oder gar ihre Gedankengänge bis ins Einzelne zu verfolgen, da das Endurtheil ja doch von vornherein feststeht und für jede mögliche Variante einer wirklichen Philosophie dasselbe bleibt. Wie die praktische Blasirtheit die Empfänglichkeit für die höheren Genüsse des Gemüths und Geistes am stärksten abstumpft, aber diejenige für den grob realistischen Sinnengenuß (z. B. der Tafel) verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt, so ertödtet die theoretische Blasirtheit am vollständigsten die Fähigkeit zur Würdigung jedes höheren Geistesaufschwungs und läßt dem Menschen nichts übrig als das Haften an der nackten empirischen Thatsächlichkeit. Die Impotenz in productiver Hinsicht würde sich zu gedrückt fühlen, wenn nicht die kritische Ueberhebung ihr das willkommene Auskunftsmittel darböte, die subjective Grenze der eigenen Verständniß- und Leistungsfähigkeit dogmatisch für die allgemeine Grenze des menschlichen Intellects überhaupt auszugeben und an diesem Grundsatz den Kanon zur unbesehenen Verfehmung jeder der ihrigen überlegenen Denkthätigkeit zu gewinnen.

Der studirenden Jugend, welche heute ohnehin zu kenntnißlosem Absprechen neigt, muß natürlich eine Lehre ungemein imponiren, die in der Negation aller bisherigen positiven Gedankenentwicklung unübertroffen dasteht; das Bekennen zu einer solchen Lehre macht es ihr ja so bequem, wie kein ernsthaftes Studium, sich auf das hohe Pferd zu setzen, und mit zuversichtlichem Pochen auf die alleinige Wissenschaftlichkeit ihres Standpunktes mühelos die Geistesarbeit von Jahrtausenden zu verachten und zu verhöhnen. Die Entwicklungstheorie läßt man zwar für Kaulquabben und Affenmenschen gelten, aber nimmermehr für das Reich des Geistes, und von allen philosophischen Systemen gilt darum dasjenige als der Urtypus metaphysischer Verkehrtheit und Verbohrtheit, welches in aller Gedankenarbeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten die relative Wahrheit als Entwicklungsstufe der vollen Wahrheit zu begreifen bemüht ist, das heißt das Hegel'sche, — in kaum geringerem Grade aber auch das meinige, welches ja gerade diese Seite des Hegel'schen Systems als seine bleibende Wahrheit zur Anerkennung zu bringen sucht.

Natürlich huldigen nicht alle jüngeren Akademiker so extremen Ansichten; aber abgesehen von den rühmlichen Ausnahmen, die bei jeder allgemeinen Charakteristik selbstverständlich unangetastet bleiben, befindet sich doch ihre Mehrzahl in dem Fahrwasser dieser nicht nur unphilosopischen sondern geradezu antiphilosophischen Denkweise. Nicht alle machen sich die Consequenzen ihrer Grundsätze klar, nicht alle gehen in der Darlegung dieser Consequenzen gleich weit, aber fast alle treiben bewußt oder unbewußt mit einem Strome, der sie über kurz oder lang an das eben charakterisirte, von den rüstigeren Schwimmern bereits erreichte und triumphirend verkündete Ziel führen muß. Eine solche Herrschaft einer sich selbst aufhebenden Richtung der Philosophie auf den Universitäten ist eine zu auffällige Erscheinung, als daß man nicht nach ihren Gründen zu forschen versucht wäre, und glaube ich den hauptsächlichsten in einem ganz äußerlichen und zufälligen Zusammenhang zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Die Familie Mendelssohn.*)

1729—1847.

Von Ferdinand Hiller.

Der treffliche Verfasser, Sammler, Sichter, Bearbeiter, Herausgeber dieser so anziehenden Bände spricht den Wunsch aus:

*) Nach Briefen und Tagebüchern. Von S. Hensel. 3 Bände. 8. X, 427, 283 u. 261 S. mit 8 Porträts nach Zeichnungen von Prof. W. Hensel. Berlin 1879, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock).

„das Buch möchte als Chronik einer guten deutschen Bürgerfamilie betrachtet werden". Sehen wir uns um unter deren Angehörigen!

Die ganze deutsche Literatur hat schwerlich einen Mann aufzuweisen, der im Verhältniß zu seinem Ausgangspunkt ein Ziel erreichte, wie Moses Mendelssohn, der Gründer des Hauses. Ein armer, einsamer, buckeliger Judenjunge, der erst in seinem 16. Jahre anfängt, das Deutsche als Schriftsprache zu erlernen, wird nicht nur zu einem der bedeutendsten Schriftsteller seiner Epoche, er gewinnt nicht nur die Liebe eines Lessing (der dem Menschen Mendelssohn vielleicht mehr verdankt, als dieser dem genialen Geiste des Freundes) — er wird zum geistigen Befreier eines unwürdig geknechteten Volkes und legt so auch den Grund zu dessen späterer bürgerlicher und politischer Erhebung. Unbegreiflich ist es, daß die Berliner Juden, getaufte und ungetaufte, die gelegentlich so viel Enthusiasmus und so viel Geld ausgeben, ihm nicht längst eine Statue gesetzt haben —, seine Büste wenigstens müßte in der Hauptstadt des deutschen Reiches überall zu finden sein — in den Kabineten von Geheimräthen und Volksvertretern wie in den Redactionen angesehener Zeitschriften — in den Stätten der Kunst wie der Wissenschaft — da, wo jüdische Rabbiner deutsch predigen und wo semitische Theologen das Christenthum vertheidigen. Verdankt nicht sogar unser Theater seinen „Nathan", diese herrliche Schöpfung, wenn auch nur mittelbar, jenem ersten Deutschen unter den Juden und ersten Juden unter den Deutschen? Aber er glaubte als Deutscher, Jude bleiben zu dürfen, während viele der durch ihn Herangereiften sich gezwungen fühlten, ihr Deutschthum durch das Christenthum zu besiegeln, die Einen aus Ueberzeugung, die Andern um jenem Despotismus, den man die Macht der Verhältnisse nennt, Rechnung zu tragen. Ein „Nathan der Weise" wird außerhalb der Bühne wie auf derselben stets eine seltene Erscheinung bleiben. — — — So wunderbar es aussieht, doch mag's nur eine logische Consequenz der Befreiung durch den zweiten großen Mose gewesen sein, wenn der Eine seiner Enkel den Paulus componirte, der Andere die beiden Marien am Grabe des Erlösers malte, zwei der herrlichsten Werke, die die neuere christliche Kunst in Musik und Malerei aufzuweisen hat —. Schon die älteste Tochter Mendelssohns, Dorothea, ein Weib voller Geist und Gemüth, spielt eine Rolle in dem Kreise der Romantiker und wird, als Gattin Friedrich Schlegels, zur brünstigen Katholikin. Als Greisin sah ich sie noch im Hause ihres berühmten Sohnes, des Malers Philipp Veit, und die sybillenhaft-ergreifende Weise, mit welcher sie sich, angeregt durch Mendelssohns Orgelspiel, über das Wunder des Meßopfers erging, ist mir unvergeßlich geblieben.

Joseph, Moses ältester Sohn, war nach dem Zeugnisse Aller, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, ein Mann des höchsten geistigen Strebens, — daneben wurde er der Gründer des Berliner oder besser des europäischen Banquierhauses. Die innigste Freundschaft verband ihn von frühester Jugend her mit Alexander von Humboldt. Von seinen beiden Söhnen wurde der eine, Alexander, der geehrte Chef des Bankhauses, der andere, Benno, lebte als geachteter Professor an der Berner Hochschule. Des Letzteren Schrift: „Das germanische Europa", soll zur Zeit ungemeines Aufsehen gemacht haben. — Wie viel Geist und Güte und echtes reines Menschenthum Abraham, dem zweiten Sohne des Philosophen, innewohnte, geht schon aus manchen seiner Briefe hervor, deren uns schon früher und jetzt wieder eine Anzahl mitgetheilt worden sind. Er war dabei reizend liebenswürdig, voll Heiterkeit und Laune und bescheiden genug, ohne eine Spur von Empfindlichkeit, die Mittelstellung sich gefallen zu lassen, die ihm als Sohn eines großen Vaters und als Vater eines großen Sohnes zufiel. Sein Schwager, der Consul Bartholdy (auch die angeheiratheten Verwandten in dieser Familie vermehren ihren Glanz!) ist der Erste, der den Erweckern der neuen deutschen Kunst würdige anregende Aufgaben stellt, und sein Haus, die berühmt gewordene Casa Bartholdy in Rom, durch Cornelius, Veit, Schadow u. A. mit herrlichen Fresken schmücken läßt. Die älteste Tochter Abrahams, Fanny, — Componistin, Pianistin, fast Kapellmeisterin, war eine der bedeutendsten Musikerinnen, die es vielleicht je gegeben, — die zweite hat die Bildung vornehmer Damen aus der Zeit der Renaissance und liest den Plato im Originale. Fanny gewinnt dem merkwürdigen Familienkreis in ihrem Gatten Hensel einen auch poetisch begabten talentvollen Maler, — Rebekka in dem Manne ihrer Wahl, Dirichlet, einen der ersten Mathematiker der Neuzeit. Die Tante Henriette, Erzieherin der Tochter des französischen Marschalls Sebastiani, zeigt sich als eine wahrhaft ideale Frauengestalt. Felix brauche ich nicht zu nennen, — sein jüngerer Bruder, Paul, muß jedoch um so mehr genannt werden, als er in bescheidenster, anspruchlosester Weise nach allen Seiten hin Gutes wirkte und schließlich dem deutschen Volke durch die Herausgabe der „Reisebriefe" ein so herrliches Geschenk gemacht hat. „Eine gute deutsche Bürgerfamilie?!" Nein, ein im schönsten Sinne echt fürstliches Geschlecht. — Daß demselben jedoch die höchsten bürgerlichen — oder sagen wir doch lieber, menschlichen Eigenschaften nicht fehlten, die des Gemüthes und Herzens, wird für Alle, die es nicht wüßten, aus der Lecture des zu besprechenden Buches zweifellos hervorgehen.

Herr Sebastian Hensel, ein Urenkel des im Jahre 1729 geborenen Stammvaters, gab dem von ihm veröffentlichten Werke mit vollem Recht den Titel: „Die Familie Mendelssohn" und that sein Bestes, allen Gliedern derselben gleichmäßig gerecht zu werden. Die im einfachen Sinne des Philosophen vortrefflich geschriebene Biographie desselben, entspricht um so mehr den Ansprüchen, die hier zu machen sind, als Jedem, der mehr zu erfahren wünscht, die Werke Mendelssohns und die Geschichten unserer Literatur zur Benutzung offen stehen. Schade, daß Herrn Hensel für die immerhin lebendige Schilderung Josephs keine ergiebigeren Quellen zu Gebote standen; die reizenden Aeußerungen der Mutter des Felix und dessen Schwester Rebekka über diesen groß angelegten Mann, machen den Wunsch um so reger, ihm persönlich näher zu treten, sei es auch nur durch einige Briefe. Nicht nur verehrungswürdig, auch wahrhaft glücklich scheint er gewesen zu sein — eine Tugend, die weniger beneidet und mehr anerkannt werden sollte, denn sie erfordert bedeutende Eigenschaften, unter welchen der Muth nicht die geringste bildet. Abraham Mendelssohn, den Vater des Componisten, hatten wir schon früher aus Briefen an letzteren kennen lernen, die ihn als einen ebenso scharf wie frei denkenden Mann zeichneten. In den vor uns liegenden Bänden entwickelt er sich in der ganzen Fülle seiner reichen Natur, wie ich schon oben angedeutet. Den schönsten Glanz gibt ihm aber die unendliche unwandelbare Liebe und Verehrung seiner Kinder. Felix folgte unbedingt seinem Rathe, und zum Manne gereift, sah er in ihm nicht nur das Ideal des Vaters, sondern auch des Freundes.

Das Bild unseres großen Tondichters, dessen Leben durch mannichfache Veröffentlichungen schon so klar und schön vor uns liegt, gewinnt durch das Hensel'sche Buch wieder vermehrte Deutlichkeit, neuen Reiz und glänzende Frische. Seine wunderbare Jugend, die frühe naive Reife seines Geistes und Talentes, seine liebenswürdige Heiterkeit, die Wärme seines Herzens, die hingebende Liebe für die Seinen, die Biederkeit der Gesinnung zeigen sich uns in tausend reizenden Zügen, in Mittheilungen aller Art, in Briefen und Erzählungen. Eine vollständigere Anschauung seines Lebens, Schaffens und Wirkens, wie wir sie aus den vorliegenden Documenten und seinen früher publicirten Briefen gewinnen, ist kaum denkbar — ein an allem Guten und Schönen reicheres, nach allen Seiten hin anmuthenderes Tonkünstlerleben ist wohl kaum dagewesen. Und das Beste ist, daß Jeder, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, es dem Glücklichen, der es durchlebte, von Herzen gönnen muß.

Philipp Veit, der edle, sinnige Maler, war, wenn auch nicht den Mendelssohn'schen Namen tragend, durch seine Mutter doch nicht weniger als Felix, der echte Enkel des Reformators. Er stand jedoch dem Berliner Familienkreise wohl im Allgemeinen fern und so erfahren wir durch Herrn Hensel nichts Näheres über ihn. Sein Vetter Felix nennt ihn in den hier mitgetheilten

Briefen „einen der prächtigsten Menschen, die ihm je vorgekommen", und preist ihn als Künstler. Ich hatte in Frankfurt, wo er längere Jahre als Director der Städel'schen Kunstakademie lebte, öfters das Glück mit ihm zu verkehren. Eine schöne, imposante, dabei milde, durchaus gewinnende Persönlichkeit! Während er an seinem großen Frescogemälde dort arbeitete, führte ich Rossini zu ihm und wäre gern selbst Maler gewesen, um die interessante Scene festzuhalten: Veit oben auf seinem Gerüste malend und der berühmte Maëstro unten zu ihm hinaufsprechend. Den heitern Dialog, den die beiden auserlesenen Männer im reinsten Italienisch zusammen führten, hätte ich freilich durch Farben nicht zu fixiren vermocht. Einem Laien, wie ich es bin, kommt es nicht zu, über die Höhe der künstlerischen Thätigkeit Veits ein Urtheil zu fällen. Wenn aber Cornelius in der Reformationsgeschichte deutscher Malerei vielleicht etwas von dem Wesen Luthers zeigt, so dürfte Veit wohl als der Melanchthon dieser Aera bezeichnet werden dürfen.

Von der klar denkenden, ruhig lebenden, ruhig geschäftigen und regierenden Mutter des Tondichters, gibt uns Herr Hensel einige wenige, aber höchst charakterisirende Briefe. Eine größere Anzahl auch stofflich interessanter Mittheilungen seitens der in Paris lebenden, so anziehenden Tante Henriette wird uns geboten; die Briefe der Schwestern Fanny und Rebekka bilden jedoch den wesentlichsten Inhalt der beiden letzten Bände. An Frauenbriefen fehlt es nicht, wie man sieht — sie geben aber auch dem Buche seine größte Anziehungskraft und müssen die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nehmen.

Eigentlich haben nur Frauen die Fähigkeit Briefe zu schreiben — denn nur zwecklose Briefe sind echte Briefe, wie sie Männern selten gelingen. Schiller schickte seinem großen Freunde ästhetische Abhandlungen durch die Post zu — sie sind unsterblich, aber es sind keine Briefe. Wenn Männer nur erzählen, geht es schon eher, aber stets bleibt ihnen das Mitzutheilende wichtiger als das Sichmittheilen. Frauen aber, wenn sie auch noch so gewissenhaft, ausführlich und sachlich berichten, geben doch immer, vielleicht ohne es zu wissen, vor Allem sich selbst, und das Wesentlichste bleibt den Frauen das geistige Zusammensein mit Denjenigen, zu welchen sie sprechen — das ist aber auch das Wesentlichste am Wesen des Briefes. Das Zurücktreten des Physisch-Persönlichen, wenn ich so sagen darf, wirkt dabei oft wunderbar, — und Frauen, die zu bescheiden sind oder zu schüchtern, oder mit der Zunge nicht gewandt genug, um sich mündlich mit Behagen auszusprechen, überraschen durch die schöne Freiheit, die sie gewinnen, wenn sie die Feder ergreifen, während andere, die sich ihrer persönlichen Macht bewußt sind, es entweder nicht für der Mühe werth halten, oder nicht Ruhe genug besitzen, um es schriftlich äußerlich weniger Bevorzugten gleich zu thun. Selbstverständlich wird das Interesse Fernstehender, vollends das eines geehrten Publicums, abhängen von dem Grade der Geist- und Herzensbildung der Schreiberinnen, wenn auch naivste Aeußerungen zuweilen sehr sympathisch berühren können. Von großer Wichtigkeit ist aber auch das Verhältniß der Schreibelustigen zu den Empfangenden: je reiner, je unegoistischer, — je schöner; je gleichstehender die Persönlichkeiten, je wahrer wird die briefliche Mittheilung sich gestalten.

Nun werden uns hier die schriftlichen Ergüsse von zwei Schwestern geboten, die sich treu und herzlich lieben — die allen Grund haben sich gegenseitig zu achten — die gleichmäßig hoher Bildung theilhaftig sind, und übereinstimmen in der Liebe, in der Verehrung alles Schönen und Hohen — die freien Geistes, warmen Herzens, auch äußerlich unabhängig genug gestellt waren, um von den petites misères des Lebens nicht mehr als billig erreicht zu werden — welchen, da bald die Eine, bald die Andere auf Reisen sich befindet, auch von Außen her vielfältigster Stoff zur Mittheilung zugeht. Die reiche Ausbildung, die ihnen geworden, hat nur dazu beigetragen, die Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu verschärfen, ihre Individualität fester zu begründen — ihr vollständiges gegenseitiges Vertrauen spricht sich in jeder Zeile aus. So wird das Wer, das Wie, das Vonwem, das Anwen in diesen Briefen gleichmäßig anziehend. Ja, über dem Inhalt des Dargebotenen gewinnt die Neigung zu den Schreibenden die Oberhand, von welchen bald die Eine, bald die Andere uns in höherem Grade besticht. Und ist man einmal von diesen magischen Banden gefesselt, dann wird auch das Geringste interessant und man erfreut sich nicht allein an den geistreichen Aeußerungen über Natur und Kunst, über Menschen und Länder — auch die Erzählungen aus der Haushaltung, aus der Kinderstube — die Scherze, die dem vertraulichsten Familienkreise, dem dolce far niente am Theetisch ihren Ursprung verdanken, sie ergötzen, ja sie erfrischen uns.

Wenn der Held der sich in diesen Briefen aufbauenden Erzählung (sie erhält hie und da fast eine romanhafte Färbung) Meister Felix ist und bleibt, so strahlt neben ihm, in anderem aber nicht minder hellem Glanze, das Land unserer Sehnsucht, Italien, als der Schauplatz, auf welchem alle Geschwister zu verschiedenen Zeiten leben, auch wohl leiden, aber doch glückseligste Tage verschwärmen. Jeden dem der Vorzug zu Theil geworden, dieses köstlichste aller Länder kennen zu lernen, wird es aufs Tiefste berühren, dessen Herrlichkeiten aus dem Munde solch edler Frauen gepriesen zu hören. Mit ihnen Städte zu durchwandern, Kunstwerke zu bewundern, seine Seele mit den Erinnerungen daran aufs Neue zu erfüllen, wird ihn beglücken und wenn jene der Seligkeit Worte zu verleihen suchen, welche uns arme Menschen des Nordens dort oft genug erfüllt, so wird auch auf den ältesten Lippen das Lied der Mignon leise schweben. Ist es schlimmer Italien nie gesehen zu haben, oder nicht dahin zurückkehren zu können? Eine offene Frage!

Viele bedeutende Menschen gleiten in diesen Mittheilungen an unserem inneren Auge vorüber, mehr oder weniger scharf beleuchtet, aber fast nie ohne individuell hervorzutreten. Königin Victoria, Friedrich Wilhelm IV., Prinz Albert — Goethe, Humboldt, Cornelius — Immermann und Heine — Cherubini und Spontini — Thorwaldsen, Vernet u. A. m. Manche lernen wir in ihrer Jugendzeit kennen, die es seitdem weit in der Welt gebracht, wie unser kunsterfüllter Botschafter in Rom, Herr v. Keudell, oder der erste der jetzt lebenden französischen Componisten, Charles Gounod. Bald ist es ein in wenigen Worten erstaunlich prägnantes Urtheil, was uns frappirt, bald ein trefflich wiedergegebener eigenthümlicher Zug der in Rede stehenden Persönlichkeiten; ein helles, tief schauendes Auge scheint allen Mendelssohns gegeben gewesen zu sein, den Menschen wie den Dingen gegenüber.

Mit dem Jahre 1847 schließt Herr Hensel seine Mittheilungen ab — es war ein tragisches Jahr für das hohe Haus; im Mai starb Fanny, im November folgte Felix ihr nach; die glänzendsten Repräsentanten der Familie waren dahin. „Sie waren der zusammenhaltende Mittelpunkt der Familie gewesen, die sich seitdem weithin zerstreut hat," äußert der Sohn und Neffe in der Vorrede — aber trotzdem wünschen wir mehr zu erfahren. Allzu ungern trennen wir uns namentlich von Rebekka Direchlet, der so edel empfindenden und dabei so witzigen, humoristischen jüngsten Schwester des Tondichters, und auch der im Hintergrunde sich so vornehm und heiter bewegende Mathematiker, ihr Gatte, hat uns allzu sehr gefangen genommen, um ihn so schnell aus den Augen verlieren zu mögen. Hoffentlich wird die große Verbreitung, die Herrn Hensels Buch finden muß, es ihm bald möglich machen, unserer Bitte um „mehr und immer mehr" zu willfahren.

In einem Jugendbriefe erwähnt die 17jährige Fanny des Schreibers dieser Zeilen als eines 9jährigen Knaben (er war freilich damals schon 10 Jahre alt). Ein höher gebildeter Rechner würde wohl das mathematische Gesetz feststellen können, nach welchem der Unterschied der Jahre in seiner gesellschaftlichen Wirkung eben so abnimmt, wie diese zunehmen. So stand ich denn auch später der eminenten Frau, stets in derselben Verehrung, aber doch als vollständiger Altersgenosse gegenüber. Und heute (ist es ein Vorzug, dessen ich theilhaftig geworden bin?) muß ich Decennien zurückdenken, um zu den Zeiten zu gelangen, in welchen Felix, Fanny und Rebekka, diese herrliche Geschwistertrias, lebten und wirkten. Nach welchen Gesetzen bestimmt sich doch die Dauer unseres Lebens?!

Aus der Hauptstadt.

Berlin in Blüthe.

Wenn in der Zeit von Ende Mai bis Anfang Juli Leute aus den Bergen oder vom Seestrande sich auf die Reise nach Berlin machten, lediglich zu dem Zweck, um ihre Augen an Naturschönheiten zu weiden: sie würden von Vielen ausgelacht werden, aber unbefriedigt in die Heimat zurückkehren würden sie nicht. Wegen des Ausgelachtwerdens könnten sie sich damit trösten, daß es das Schicksal aller glücklichen Entdecker ist, wenn sie scheinbar ins Ungewisse hinaussegeln, von den auf den Bollwerken des Hafens stehenden müßigen Gaffern verhöhnt und verspottet zu werden. Gehen sie mit reich beladenen Galeeren im heimischen Hafen wieder vor Anker, kommt an sie die Reihe zu lachen.

Berlin genießt ja im Reich des Rufes, mitten im Streusand zu liegen. Mit Schätzen der Vegetation ist es, gemeiner Annahme nach, überaus stiefmütterlich ausgestattet. In Berlin — erzählt man sich draußen — werden Brennesseln und Wegeblatt, weil man nichts Anderes hat, in Porzellantöpfen gezogen; Gräser, die anderwärts zwischen den Pflastersteinen wachsen, nummerirt man und bindet sie mit Seidenband an vergoldete Stäbchen. Und nicht besser auch soll es mit der Fauna bestellt sein. Wie man in Ostpreußen von dem letzten in den tiefsten Wäldern erlegten Bären oder Wolf spricht, so spräche man in Berlin von dem letzten Frosch, der vor zehn Jahren als lange vor ihm schon entschwundenen Singvogel noch im Landwehrcanal gesessen und gequakt habe. Auch der habe entweder das Zeitliche gesegnet oder sei in beglücktere Zonen ausgewandert.

Wenn man doch Leute, die solche Undinge erzählen und verbreiten, um die Zeit, von der ich oben sprach, in Berlin haben und umherführen könnte! Nein, ich würde sie nicht umherführen, ich würde zu ihnen nur sagen: Gehet hin und seht! Und wenn ich sie Abends bei Landvogt wieder träfe, wäre ich gewiß, daß ihre ersten Worte lauteten: Wir sind tief beschämt und haben unsere Ansichten gänzlich geändert.

Unser Thiergarten allein bietet im Frühjahr einen Anblick dar, den zu genießen auch eine lange und beschwerliche Bahnfahrt verlohnte. Läge nicht in seiner unmittelbaren Nähe das verrufene Berlin, aus wie vielen Beschreibungen schon hätten wir vernommen, wie entzückend der Schmelz des Rasens, wie unvergleichlich die Pracht des Laubes, wie imponirend der Wuchs einzelner Bäume, wie bewundernswerth die Anlage des Ganzen sei. Daß von ihm nicht viel geredet wird, bringt Denjenigen, die in aller Stille seiner Schönheit sich freuen, keinen Schaden; aber er verdient es doch, daß er vor den Menschen gelobt werde. Er ist schön in jeder Jahreszeit, auch im Winter; um die Zeit aber, da die Eichen eben ihre Blätter entfaltet haben, ist er unvergleichlich prachtvoll. Um die Strauchblüthe prangt auch der Friedrichshain mit Allem, was reizend ist. Wer Sinn hat und Augen für das, was um diese Zeit in Stern-, Becher-, Glocken- und Schmetterlingsform aus Knospen hervorbricht, dem wird der Besuch dieses Haines ein großes Vergnügen gewähren.

Der botanische und der zoologische Garten sind zwei Schmuckkästchen von unschätzbarem Werthe. Wenn der zoologische Garten an einem hellen Tage zur Zeit des jungen Baumlaubes von buntem Menschenvolke belebt ist: ein hübscheres Bild möchte weit und breit schwer zu finden sein.

So anmuthige, so duftige Lustwäldchen, wie die sandigen Abhänge des Kreuzberges um die Zeit der Akazienblüthe sie tragen, trifft man auch nicht an jedem Orte der Welt an. Ja, selbst in der Hasenhaide, wo um die kleinen fliegenden Wurstküchen herum die Frage: „Wo dienen Sie?“ so oft gestellt und beantwortet wird — selbst in der Hasenhaide am Rande der Wüste blühen noch die Rosengärten von Wendt und Ebers, die sich vor Schiras nicht schämen dürfen.

Wie entzückend nehmen sich im Frühsommer einzelne wohlgepflegte Schmuckplätze in der Stadt aus, der Lustgarten, der Wilhelmsplatz, die Anlagen um die Siegessäule herum und vor allen Dingen der Leipziger Platz mit seinen königlichen Lindenbäumen! Welch einen angenehmen Anblick gewähren um diese Zeit einzelne Straßen vor dem Potsdamer Thor, die noch reich an Gärten sind! Welch ein ausgewählter Blumenflor entfaltet sich dann in vielen der kleinen Vorgärten! Ein wahres Glück, daß in diesen die heillose Kugelakazie durch den rothblühenden Dorn verdrängt worden ist.

Und die weitere Umgebung von Berlin, besteht sie wirklich durchweg aus Streusand? Sand gibt es allerdings hie und da und er nimmt sich, wenn er vom Winde hübsch gekräuselt und hie und da mit einer strauchartigen Kiefer, sogenannten „Kuschel“ besetzt ist, gar nicht so übel aus. Vorwiegend aber sind Grün und Wasser. Oder ist das nicht der Fall an Spree und Havel, wo in großen dunkeln Wasserflächen der Wald sich spiegelt? Ich weiß nur, wenn man in Potsdam Fremde auf den Pfingstberg oder auf den Brauhausberg führt, so werden sie unwillig und ärgerlich darüber, in der Nähe von Berlin Aussichtspunkte zu finden, wie doch eigentlich nur eine ganz renommirte Gegend sie darbieten dürfte.

Von großem natürlichem Reiz ist die Landschaft an der oberen Spree. Sie zeigt meistens einen ernsten und schwermüthigen Charakter, aber doch ist sie nicht arm an lachenden Wiesen. Zwischen den Wiesen hindurch führt hie und da ein Canal, den man mit einem Boote befahren kann; dann streifen die hohen Gräser zu beiden Seiten das Boot. Weite Flächen der Wiesen sind mit dem zarten Rosa der Kukuksnelke derart übermalt, daß darunter das Grün ganz verschwindet. Man erkennt, was der Dichter meint, wenn er von der Zeit spricht, da „der Wald grünt und die Haide sich röthet“. In andern höher liegenden Stellen der „geblumten Au“ hat der Mohn große blutrothe Flecke hineingewirkt. Dann sind Schilfbrüche da, belebt von Rohrsperlingen und Kiebitzen und besucht vom Reiher. Moore finden sich, in denen die zierlichsten aller Pflanzengestalten zu Hause sind. Und endlich ist da der frische, duftige Wald, „wo die wilden Vöglein lockend schlagen“. Das Alles aber ist von Berlin aus leicht und schnell zu erreichen.

Und um diese Zeit, da Berlin so schön ist, denken so viele Berliner daran, ihren reizvollen Wohnort zu verlassen. Es ist erstaunlich, aber es ist wahr. Schon sind einzelne Familienväter vorausgeflogen, um an der Küste oder im Gebirge einen Ort auszusuchen, der sich zur Sommerfrische für die Angehörigen eignet. Arme Versuchsreisende! Schwer und dornenvoll ist euer Amt! An einem Ort angekommen, dürft ihr nicht ruhn und rasten. Den euch von Hause mitgegebenen Fragezettel in der Hand, müßt ihr erkunden und erforschen, wie es um Tausenderlei von Dingen bestellt ist: wie die Milchverhältnisse sich darstellen, welche Einrichtungen für Wäsche vorhanden sind, ob Gläser und Tassen mitgebracht werden müssen. Dabei tritt im Haupt des Familienvaters sehr leicht eine gewisse Verwirrung ein. Statt der Milch z. B. prüft er Wein und Bier, oder er hält einen zahlreichen Mückenstand für etwas Günstiges, oder er trägt in seine Schreibtafel die für die Familie gleichgültige Notiz ein, daß der Wirth und Oberförster gewiegte Scatspieler sind. Jedenfalls hat er Unglück beim Miethen. Von 100 Familienvätern, welche die Versuchsreise machen, kehren entschieden 99 mit der Ueberzeugung zurück, die schlechteste Wohnung im ganzen Ort gemiethet zu haben.

Wie dem auch sei, den einzelnen Vorläufern wird bald der große Schwarm an die See oder auf die Berge nachfolgen und folgt ihnen schon, wenn diese Zeilen gedruckt sind. Und was treibt uns dazu, Berlin um die Zeit zu verlassen, da alle seine Reize ihren Höhenpunkt erreicht haben? Ein wenig vielleicht der Umstand, daß der Höhenpunkt erreicht ist. Es ist die Zeit jetzt, da im Walde — ach wie so bald — der holde Reigen verstummt, da auf den Wiesen alle die zahllosen anmuthigen Häupter der Blumen unter der Sense fallen.

Am Abend des 26. Juni erschlossen die Linden auf dem Leipziger Platz ihre ersten Blüthen. Wenige Tage noch, und auch dieses Köstliche ist vorüber. Dann wird das Laub fahl, der Wind wird träge und Schwüle lagert sich über die Stadt. Immerhin bleiben uns noch hundert Nachmittagsausflüge der angenehmsten Art — und trotzdem bleiben wir nicht in Berlin. Es muß an der Ruhelosigkeit liegen, von der das jetzt lebende Geschlecht besessen ist. Und dann stelle ich mir vor, kann es für einige Leute einen gewissen Reiz haben, mehrere Morgen hintereinander an einem Ort zu erwachen, wo nicht sogleich das Alltägliche, Gewöhnliche wieder ruft, beschäftigt und quält, wo — um einen bestimmten Fall anzuführen — kein Druckerjunge sein müdes Haupt an die Flurwand lehnt.

In der Gewerbe-Ausstellung aber finde ich bei den Chemikern eine Essenz, welche „Nadelwaldluft“ genannt wird. Es verlohnte sich wohl, einmal eine Probe damit anzustellen. Wenn ein paar Tropfen davon genügen, um uns Harzburg, Ilmenau und Heeringsdorf auf das Zimmer zu zaubern, dann werden wir uns wohl hüten, eine Sommerreise zu machen und für vieles Geld eine so lange Reihe von Unbequemlichkeiten zu kaufen.

J. Trojan.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

II.

Ein halbwegs praktisch gerichteter Sinn wird sich von der Betrachtung der „Bekleidungsgegenstände" nur schwer fortwenden. Die Ausstellung gewährt hier ein Bild von abgeschlossener Einheitlichkeit, und ich glaube, daß es auch auf die Phantasie seinen Eindruck nicht verfehlen kann. Nicht nur die Kleider ziehen in Reih und Glied an unserem Auge vorüber, sondern auch die Leute, die sie machen, an unserem Geiste. Stand, Geschlecht, Lebensalter, Alles hat in richtigem Verhältniß seine Berücksichtigung gefunden vom Scheitel bis zur Sohle. Ich pflege meinen Weg von der Sohle in aufsteigender Richtung zu nehmen und rathe jedem ästhetischen Betrachter zu gleichem Verfahren.

Da tritt uns zuerst die altehrwürdige Berliner Schuhmacher-Innung mit ihren Privilegien und Insignien, vom Jahre 1284 beginnend, in einer imposanten Collectiv-Ausstellung entgegen. Soweit die Probe des Tragens nicht entscheidend ist, darf man von dem Gebotenen die günstigsten Schlüsse ziehen. Von den Nimrodsstiefeln herab bis zu den Pantoffeln des Weichlings, von den Prunkstücken der Theaterdame bis zu den keuschen Umhüllungen des weiblichen Fußes comme il faut, von den Handwerkszeugen, dessen sich der Jünger Hans Sachsens bedient und den Leisten, bei denen er wohlweislich bleibt, bis zu den neuesten Mitteln, die den Glanz des Kunstwerks mit gleichem Erfolg bei Knaben und Mädchen, wie Wachsfigura zeigt, an jedem Morgen erneuen, stellt sich Alles im Scheine solider Arbeit und guten, nur selten von Excentricitäten getrübten Geschmacks dar. Selbst der rothe Alpenstiefel erweckt in seiner robusten Architektur die Sehnsucht nach höheren Regionen.

Dann folgt, nicht minder ehrwürdig mit den Privilegien von 1288 und 1640, die Schneider-Innung. Die bewährtesten Firmen, denen die jeunesse dorée seit Jahren mit immer wachsendem Resultate die Drapirung ihrer natürlichen Vorzüge anvertraut, haben ausgestellt. Die Eleganz der Stoffe, die faltenlose Wölbung über der Brust des mannequins, die subtile Behandlung des Nähtewerks und der Einfassungen können auch dem Blicke des Laien nicht entgehen. Ich wünsche nur, daß hie und da ein Rock aus den Händen des genialen Zuschneiders hervorgegangen sein möchte, der mit sicherem Auge die Kargheit der Natur an rechter Stelle zu fassen und der Welt zu entziehen weiß. Auch die richtige Placirung des Henkels macht mir Sorge. Wer nicht sein Augenmerk zum ersten Mal auf solche Dinge richtet, versteht den Grund davon. An den Schlafröcken komme ich nur mit Mißbehagen vorüber. Sollte diese sinnlose Anhäufung von grellen Farben, diese Ueberladung mit dem Luxus von paradirenden Stoffen wirklich das Ideal sein, nach dem sich die Seele bei ihrem Erwachen sehnt? Schlimm genug, wenn das leicht verkäuflich ist. Ich will glauben, daß hier der Ausstellungsehrgeiz — ein gefährlicher Teufel — irre geführt hat.

Auch unter den Trägern des unentbehrlichsten Kleidungsstückes mahnt die versinkende Tradition noch mit bösem Zeichen. Photographische Visitenkarten des deutschen Kaisers und der Kronprinzessin über der linken und der Kaiserin und ihres erlauchten Sohnes über der rechten Schulter als ornamentaler Schmuck der tragenden Bänder — das ist ein unschicklicher Ausdruck von Loyalität, und Stillosigkeit ein viel zu vornehmer Ausdruck für die kindische Spielerei.

Doch unsere voyage en zig-zag duldet keinen Aufenthalt. Wie Nebelbilder ziehts an uns vorüber und erfüllt Auge und Phantasie. Hier fesseln die Handschuhe, die hinaufgehen bis unter die Achselhöhle und in der Ueberordnung von 18 Knöpfen sicherlich noch nicht ihr Ziel erkennen. Den Farben fehlt hie und da Noblesse des Tons. Daß die Daumen nicht zu lang sind, nehme ich auf Treu und Glauben an. Dann folgen Tücher von herrlichster Spitzenarbeit, in der mir nur das körperliche Heraustreten der Rosen bedenklich scheint. Klareres Stilbewußtsein und selbstschöpferische Composition treten wohlthuend zu Tage. Im schroffsten Dichtigkeitsgegensatz dazu stellen sich gegenüber die wasserdichten Kleidungsstücke dar, neben denen wieder die wildledernen Verwandtes und sehr Beherzigenswerthes bieten. Stickereien von Frauenhand entfalten, vom besten Geiste geleitet, eine zum Theil ganz überraschende Pracht und fast ausnahmslos wohlthuende Harmonie. Dann gelangen wir zu den Attributen des Militärs, dem die Berliner Industrie von dem Marschallsstab bis zu dem Stabe des Tambourmajors herab, von dem Glanz der Tressen und Raupen bis zu dem Proviant- und Leibstrohsack keine Forderung schuldig bleibt. Man mache sich diese Forderungen nur klar, um den Umfang und die Bedeutung dieser Abtheilung zu ermessen. Nichts Appetitlicheres beispielsweise, als dieser Schrank mit einer Collection sämmtlicher Interimsmützen. Auch der Dreimaster des uniformirten Geheimraths gedeiht prächtig auf märkischem Boden. Wer sollte nicht diese erschöpfende Sammlung von Knöpfen, Alles bietend, was zwischen dem dunklen Ehrenbleiknopf bis zu dem prächtig bewappneten Leib und Seele zusammenhält, mit Interesse studiren! Die Technik darf sich schon aufs Korn nehmen lassen und beim Geschmacke ist der Fabrikant ja Knecht. Hier fabricirt ein Specialist nur Kokarden und „was man an den Hut steckt", ein anderer nur Hutfutter, ein dritter nur Hutleisten, ein vierter die Wunder ihrer Gattung, den Berliner Knobelhut, d. h. Hut, Würfelbecher und -behälter zugleich und den Hut, der ein ganzes Necessaire in sich birgt. Auch der Seidenfelbel kommt nicht mehr vom Auslande, und alles Handwerkzeug, das der Hutmacher gebraucht — in der Maschinenhalle arbeitet eine Werkstatt vor den Augen des Publicums — kauft er an Ort und Stelle. Nun betreten wir den Garten der künstlichen Blumen, deren Industrie einen ganz mächtigen Aufschwung genommen hat und keine ausländische Concurrenz mehr scheut. Auch hier interessirt die Ausstellung der Werkzeuge; ich mache namentlich auf die Hohlformen zur Anfertigung der Laubblätter aufmerksam. Daß sich in der Ordnung und Farbenbehandlung verschiedene Geschmacksgrade bemerklich machen, versteht sich von selbst. Ueber ein bestimmtes Niveau hat sich der ganze Industriezweig triumphirend erhoben. Hier sei gleich auf das technische Meisterstück eines Gewindes von Glasblumen hingewiesen, welches uns in der Gruppe V begegnet. Nicht minder stattlich tritt uns das Kürschnerhandwerk entgegen. Behandlung des Materials nach stilistisch reineren Grundsätzen, Kostbarkeit und Mannichfaltigkeit der Felle, Geschmack in der Aufstellung, die das Auge bis hoch ins Dach zieht und dort noch ein so kostbares Schaustück von allerdings relativer Zweckmäßigkeit wie den Zwölffuchsteppich finden läßt, werden jeden Beschauer zum Verweilen nöthigen, dessen Auge für das wohlthuende Lichtspiel im Pelzwerk Gefühl hat.

Durch die luftigeren Regionen des feinen Linnens vorbei an den Frisuren und Perrücken, in deren Nähe auch das künstliche Haarmittel seinen berechtigten Platz gefunden hat, vorüber an den weichen Schwingungen und dem anziehenden Lustre der Corsets, an dem bemerkenswerthen Schranke, der nur Kleiderstöcke producirt, an einem Kinderanzug, der nicht aus Stoff, nein aus 140 Meter Borde zusammengenäht ist, vorüber, ganz schnell vorüber an den Wachsfiguren in Trauer, — und wir befinden uns an dem Wallfahrtspunkt aller Schönen, dem Revier der fertigen Damentoiletten. Kein guter Genius hat über ihnen gewaltet. Hier scheinen sich noch — ich erkenne eine sehr erhebliche Anzahl besserer und vorzüglicher Beispiele gern an — Kunst und Gewerbe zu fliehen. Der jugendliche Architekt hat seinen schön regelnden Sinn der höchsten Aufgabe, dem Schmuck weiblicher Anmuth noch nicht zugewendet. Aber ich bin gewiß, daß auch dieser Zeitpunkt nicht mehr fern ist. Weiseres Maß in der Verwendung der Zuthaten, besserer Farbensinn, dessen Stärkung auch auf den siegreich vorgedrungenen Gebieten noch immer unser Hauptaugenmerk sein muß, und der sich namentlich in der oft ganz unglücklichen Zusammenstellung einfarbiger mit mille fleurs-Stoffen vermissen läßt, Stil, Stil und wiederum Stil thun noth. Im Uebrigen verkenne ich nicht, daß die Sklaverei der zur Zeit besonders abirrenden Mode und die Verführung, Aufsehen zu erregen, den Stand der Leistungsfähigkeit hier mehr als anderswo verdunkeln.

Hätte Emile Zola die Berliner Gewerbe-Ausstellung zu schildern, er würde an der Stelle, die wir jetzt betreten, längeren Halt machen, wie er jedes Mal thut, wenn sein Geruchssinn mächtig erregt wird. Welche Naturfymbolik könnte uns der Stilist des Realismus in dem Kampfe des Bitterkeit aushauchenden Leders und stechenden Guttaperchas mit dem weichen, erschlaffenden Duft des Maiglöckchenbouquets und dem härteren des „Berliner Wassers", mit den hundertfältigen Exhalationen der krystallischen Gifte und Salze enthüllen! Uns ärmeren Naturen, welche wir das höhere Leben in dem zweifelhaften Geruch nicht zu ahnen vermögen, dient er wenigstens als Wegweiser zur Gruppe II. Von 1550 Hauptbetrieben haben 41 ausgestellt. Wir dürfen daher nur sehr behutsam Schlüsse ziehen. Die Arbeiten der Gerber, welche bei anderen Gelegenheiten schon in weit ausgedehnterem Umfange Rechenschaft ab-

gelegt haben, beweisen, daß kein Fell so dick ist, ein Berliner könnte es nicht geschmeidig machen. Bei dem Fell eines kräftig gewachsenen Walrosses gehören freilich drei Jahre dazu. Wenn in einer Fabrik Alles oft nur an einem einzigen Riemen hängt, so findet man hier Exemplare, die für die Erfüllung dieser Aufgabe schon durch ihr strammes Ansehen Garantie bieten. Aber auch die subtileren Ansprüche der Täschner befriedigt die Berliner Lederfabrikation und braucht sich die Oestreicher, Russen und Franzosen nicht mehr vorhalten zu lassen. Schöne Ledermosaiken, zu Galanteriewaaren verwendet, finden sich schon hier, wo wir es nicht erwarten. Specialitäten reizen unsere Wißbegier in verhältnißmäßig großer Anzahl und mit Genugthuung bemerken wir das verstärkte Profil des Gummirades. Das Raffinement in der Gradation der Reisekoffer läßt keine Laune der unverstandenen Frau, die im Bade besseres Verständniß zu finden hofft, unberücksichtigt.

Vom Leder zum Papier sind nur ein paar Stufen. Die Gruppe III hat in einer Specialausstellung Gelegenheit gehabt, ihre Stärke zu erweisen und glaubte wohl auf ihren Lorbeern ruhen zu können. Von den Leistungen der Tapetenfabrikation, die ihre höchste Anspannung auf das Vortheilhafteste bekundet, aber ein Durchschnittsbild schuldig bleibt, erhalten wir noch an vielen zerstreuten Stellen die ausgezeichnetsten Proben. Dieser Zweig befindet sich im gewährleistenden Contact mit den regierenden Mächten des Kunstgewerbes. Dem Auge am auffälligsten producirt sich der Fabrikationszweig der Spitzenpapiere, Bouquetmanschetten und Tortenkragen. Wir haben es hier offenbar mit einer bedeutenden Specialität auf gesunder Basis zu thun. Auch lasse man nicht unbemerkt, in welch naiver Weise der kindliche Sinn überseeischer Nationen durch die bunten Bildchen des Berliner Exports befriedigt wird.

Wir stehen jetzt vor der Betrachtung einer der werthvollsten Gruppen der Ausstellung, welche unter dem unsinnlichen Begriff Holz-Industrie die Pracht ihrer Schatzkammern nicht ahnen läßt. Ich gebrauche diesen Ausdruck nicht als Redefloskel. Der eingeweihte Leser weiß, daß ich damit auf die stattliche Reihe der „Kojen" hindeute, in denen das Kunstgewerbe viribus unitis seine Souveränetät stabilirt wie eine rocher de bronze.

Die Geschichte der kurzen Epoche, welche das Berliner Handwerk in seiner künstlerischen Bethätigung von engen Anschauungen und Vorurtheilen befreit, zur Selbsterkenntniß zurückführt, zum Nacheifer fremder besserer Leistungen anspornt und endlich zu schöpferischer Selbstständigkeit erhebt, liegt klar vor mir. Ihr Ausgang hängt mit der gewaltigen Wirkung zusammen, welche Sempers „Stil" auf jüngere Kräfte unter den Architekten übte, die lange gefühlt, was der als Praktiker und Theoretiker gleich große Mann in Worte faßte. Diese Anregungen fanden Nahrung in den Weltausstellungen. In die erste Hälfte der sechziger Jahre fällt das Wirken Bernhard Kolschers, der, uns früh entrissen, lange genug gelebt hatte, um Unvergängliches zu leisten. Wir begruben ihn, als kaum das Gewerbe-Museum seine schüchternen Lehrversuche begonnen hatte. Wie glücklich wäre er gewesen, aus diesen schwachen Anfängen einen monumentalen Bau im wörtlichen wie bildlichen Sinne hervorgehen zu sehen, wie hätte er es verdient, einer der Führer zu sein. Er trat für die Wiederbelebung des Schmiedehandwerks, für die künstlerische Gestaltung der edlen Metalle, für die stilvolle Behandlung von Möbel und Hausgeräth ein. Er wußte genau, was anders werden sollte und konnte, und undankbar wäre es, seine Leistungen nur absolut zu messen. Dann kam der französische Krieg mit seinen entscheidenden Wirkungen. Berlin war nicht mehr die Hauptstadt Preußens. Die Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs zog junge, ehrgeizige Kräfte mächtig an. Die Zunft wurde durchbrochen, und heute grünt und blüht es unter der Pflege wackerer Gärtner, soweit der Blick reicht. Mag doch der eine tropische Pflanzen aeclimatisiren, der andere Feldblumen veredeln, wir wollen Jeden in seinem Streben, sofern es ernst ist, achten und mit Vergleichen und ästhetischen Bedenken den frischen Zug, der durch das Ganze weht, nicht hemmen.

Und mit solchen Empfindungen trete ich dem Mitwerben gegenüber, welches sich in der Reihe der Zimmereinrichtungen berauschend entfaltet. Es gilt mir nicht das Beste dem Besseren entgegenzustellen, nur das Gefühl gegenüber der Fülle von Schönheit, die uns hier erwartet, zu orientiren.

Die Objecte, um welche es sich handelt, sind der Mehrzahl nach Collectiv-Ausstellungen, d. h. durch das Zusammenwirken verschiedener, auf den verschiedensten Gebieten thätiger Kräfte ins Werk gesetzt. Die Zahl der Theilnehmer übersteigt bei einzelnen das Dutzend. Ich kann daher nicht alle namhaft machen, die es verdienen. Beim Durchblättern des Katalogs fällt ein Namenspaar durch seine häufige Wiederkehr vor anderen auf. Die Architekten Ihne und Stegmüller haben der Ausstellung eine schon durch äußeren Umfang Achtung gebietende Summe von Arbeit zugewendet, aber sie zeigen sich auch unseres Antheils durchweg werth, wenn wir ihre Leistungen im Einzelnen prüfen. Fünf Zimmereinrichtungen verdanken ihren Entwürfen die künstlerische Anordnung. Unter den frei aufgestellten Möbeln finden wir nach ihrer Zeichnung einen Kapitalschrank, der die Gegensätze zwischen der liebevollen Ausführung des altdeutschen Handwerks und der flüchtigen Routine des modernen aufzuheben scheint. Der eiserne Juwelenschrank aus dem Atelier von Bennecke, gleichfalls das Werk ihrer Erfindung, ist das eigentliche Kabinetsstück der Ausstellung, und gewiß entzieht sich bei manchen Gegenständen ihre Theilnahme der Beachtung. Ich möchte der unter dem Namen von Gebrüder Dankberg ausgestellten Zimmereinrichtung den Preis vor den anderen drei — das Schlafzimmer steht zunächst außerhalb der Concurrenz — zuerkennen. Der Gegensatz des blaugrünlichen Silbertons von den dominirenden Stoffen zu der über dem Bettgesims aufsteigenden klarbraunen Ledertapete mit den matten Goldbuckeln erzielt einen aus originellster Farbenempfindung geschöpften Decorationseffect. Und in der Selbstständigkeit der coloristischen Haltung finde ich auch das wesentliche Verdienst des Interieurs von Rosenfeld und Friedländer. Ich will nur gleich, auf die Gefahr hin bei strengeren Richtern anzustoßen, bekennen, daß mir auch das erstere ganz außerordentlich gefällt. Das Zuviel empfinde ich schon darin, aber solch ein üppig berauschendes Spiel der Farben gelingt dem phantasievollen Wurf nur einmal und erfüllt die Räume mit der Romantik geheimnißvoller Vorgänge. Das Zimmer im Stile des 17. Jahrhunderts endlich, welches mit seinen karmin-zinnoberrothen Möbelstoffen und dem dreitheiligen Fenster als Abschluß des breiten, erkerartigen Ausbaus seinen Geist von den Interieurs eines Terborch und Metsu empfängt, will wiederholt gesehen sein. Die Gegensätze zwischen Grün und Roth mögen dem geschwächten modernen Blick wohl zuerst etwas hart erscheinen. Bei den Möbeln, den Details der Kamine und vielen anderen Specialitäten, denen die Beachtung dieser Künstler stets mit gleicher Liebe zugewendet ist, beunruhigt mich eine sich nie genugthuende Decorationslust, so sehr ihr die Vollendung im Einzelnen das Wort redet. Auch die von G. Richt ausgestellte Zimmereinrichtung stellt das Verdienst des genannten Architekten und ihrer Mitarbeiter in ein sehr günstiges Licht.

Wie man auf ganz anderen Wegen zu gleich hohen Erfolgen gelangen kann, zeigt die unter der künstlerischen Führung von Kayser und von Großheim veranstaltete Colleetiv-Ausstellung. Das im Stile der deutschen Renaissanee gedachte Zimmer empfängt seinen ernsten Grundton von der Farbe des Holzgetäfels und der kräftig schlichten Balkendecke, welche neben den etwas üppig wuchernden Prachtdecorationen der Gattung besondere Beachtung verdient. Ein auf Jute gemaltes, trefflich stilisirtes Distelmuster in stumpfem Wechsel von Grün, Rosa und Weiß, als Wandbekleidung über dem Holzgetäfel zur Decke aufsteigend, die an Farbe und Ornament frei wechselnden Möbelstoffe und hier und da eine freundlich anmuthende Malerei auf hellem Holzgrund harmonisiren in strenger Mäßigung den markigen cantus firmus der Holzbekleidung, welche in der prächtigen Säulendecoration der Thüre die Fesseln abwirft und sich in südlicher Ungebundenheit ergeht. Mit dem Portal theilt der gegenüberliegende, kühn im Gegensatz von Schwarz und Weiß gedachte Kamin, die Aufgabe den Ernst zu beleben, der durch ein aus dem Halbdunkel geheimnißvoll herausschauendes Bild eines alten Fälschers von Gussows starker Hand vielleicht mehr als nöthig erhöht wird. Aber wenn den voyageur autour de sa chambre der Graubart da oben fortscheucht, so lockt ihn dafür mit unwiderstehlicher Traulichkeit der sonnige Erker die Stufen empor und umgibt ihn mit einer Fülle reizvollster Kleinkunst unter dem wohlthuenden Lichte des mild colorirten Fensters. Das Geräth zeichnet sich durch jene mehr breite, der Fläche ihr Recht lassendes und große einfache Formen anstrebende Behandlung aus, welche der Werkstatt von Max Schulz ihre Selbstständigkeit wahrt.

Ich weile auch ganz besonders gern vor dem Wohnsalon von W. Bernau, dessen Verdienst dem genannten Decorateur ausschließlich zuzukommen scheint. Dieses Interieur ist vielleicht das stimmungsfähigste unter dem Wechsel der Tageszeiten. Die kühne Paarung des oliven-

grünen Seidenplüschs, der goldig warmen Reflexe mit dem Silberglanz der gefranzten Borden von hellblauer Seide, ein Gegensatz der in den Doppelvorhängen sein unbedingtes Recht beweist, entfaltet unter den Einwirkungen des wandernden Lichts ein geradezu zauberisches Spiel. Dazwischen steht, mit vornehmem Ernst moderirend, das satte Schwarz des Holzwerks.

Das Damenwohnzimmer des Architekten Kuhn und des Malers E. Hübner empfängt seinen besonderen Reiz von dem Glasfenster Jessels nach Ewalds Carton, den Originalarbeiten eines Reinhold Begas und Encke und einem außerordentlich anziehenden Bilde von Dielitz, die Halbfigur einer schönen Frau im Renaissancecostüm darstellend, aber es wirkt auch durch die harmonische und den Schein des Zufälligen gut wahrende Gruppirung üppiger Stoffe und bietet in den leicht gebauten orientalisch empfundenen und mit den Ornamenten des Occidents geschmückten Möbeln von rothem Lack mit Gold- und Silberpressung ein treffliches Beispiel ganz unabhängigen Schaffens.

Auch bei Hugo Licht werden wir nicht vergeblich nach ausgezeichneten Details suchen. Die treffliche Decke, die Flügelthür in Kienenholz mit musterhafter Schlosserarbeit, der Kamin, der durch den Ausschluß der Glasur meinem Auge ganz besonders wohlthut, vor Allem aber der Ofen nach den Modellen des rastlos und stets mit Erfolg thätigen Otto Lessing, mit den sich dem Kachelwerk so äußerst glücklich anfügenden Metalltheilen von gestanztem Messing aus der Werkstatt von Peters, empfehle ich denen zu ganz besonderer Beachtung, welche der Mangel an frappirender Gesammtwirkung zu schnell vorübertreiben könnte.

Fingerling geht einen ganz eigenen Weg und ich denke, es wird ihm nicht leicht Einer den Glückwunsch dazu versagen. Er setzt die Wirkung seiner Decoration lediglich auf die heiter spielende Kunst des Malers (L. Sobotta), dem nur hie und da ein architektonisches Glied in vornehmem Grau mit leichter Vergoldung die Schranke weist. Die Phantasie findet den weitesten Raum, sich zu ergehen, kein farbiger Stoff kommt ihrer Arbeit zu Hülfe, und was sie hier erreicht, hat meine volle Sympathie. Man vergesse nicht und beherzige das auch bei den meisten anderen Interieurs, daß erst die Dehnung des Raumes, dessen Grundfläche zu der Höhe nur bei wenigen in dem Verhältniß der Wirklichkeit steht, ein abschließendes Urtheil gestatten kann. Nirgend ist das fühlbarer als bei dem Palastzimmer von Krieg und Goerke, welches von den Architekten Schütz und M. Meurer seine geistigen Impulse empfangen hat und sich bescheiden „ein Speisezimmer" nennt. Mir ist's, als hätten überirdische Mächte aus einem alten Palast Venedigs diesen Saal mit seinem berauschenden Inhalt über Nacht auf die Berliner Ausstellung geschafft. Hier muß ich auch der Majoliken von W. Timm gedenken; ich konnte es schon früher thun; diese beiden orientalischen Köpfe ziehen ganz besonders an. Der Künstler scheint berufen, die schöne Kunst, die so vielfach in mißverständlicher Nachahmung befangen ist, für Berlin in selbstständiger Fortentwicklung zu erobern. Im Eingang meines nächsten und letzten Artikels bleibt mir noch einiger sehr verdienstvoller Leistungen zu gedenken. Th. L.

Notizen.

Die im Orient wie im Abendland schwebenden politischen Probleme sind nunmehr mit dem Beginn der gewöhnlichen Ferienzeit theils gelöst, theils ihrem Abschluß nahegerückt. Natürlich nur die wichtigsten. Es bleibt stets ein Rest, und das Wort: Il n'y a pas de dernière affaire! behält auch diesmal seine Geltung. Aber so verworren wie noch vor wenigen Wochen nehmen sich die meisten Fragen doch nicht mehr aus. Der bankrotte und wortbrüchige Vicekönig von Egypten ist vor die Thür gesetzt. Sein Sohn erweckt Hoffnungen, die unter gebührender westmächtlicher und europäischer Aufsicht sich wohl erfüllen werden. Wenn ein Staatswesen durch Treulosigkeit und Corruption der leitenden Kreise gründlich verfahren ist, bietet ein Personenwechsel wenigstens die Möglichkeit der Besserung. Das durch Ismail Pascha an den Rand des Abgrunds gebrachte Land der Pharaonen kann jetzt ein neues Lebensblatt umschlagen und sehen, ob ihm die junge Aera nicht wieder auf die Füße hilft. Politisch betrachtet, haben sich zahllose Prophezeiungen von der Zwiespältigkeit Englands und Frankreichs, sowie dem unvermeidlichen Fiasco der beiden Kabinete einmal wieder als haltlos erwiesen. Die rasche Lösung der Frage befreite manche Tagespolitiker aus einer peinlichen Verlegenheit. Während einiger Zeit hatten sie nicht gewußt, ob sie das deutsche Vorgehen als Ausgangspunkt der in Kairo siegreichen Action der Westmächte preisen sollten oder nicht. Mißlang die letztere, so hätten sie ja die eigene Regierung in die diplomatische Niederlage mit verwickelt und sich außerdem des gewöhnlichen Vergnügens, über England despectirlich zu raisonniren, beraubt. Daher ein vorsichtiges Laviren und eine Sprache, die je nach dem Ereigniß in Lob oder Tadel auslaufen konnte. Die Voraussetzung übrigens, Frankreich und England würden sich von dem ruinirten Speculanten und Gründer am Ufer des Nil die Wege weisen lassen, hatte wie in andern Fällen gezeigt, daß die Leute, wenn sie sich in ihren vier Wänden einer falschen Gedankenrichtung überlassen und denselben Unsinn täglich wiederholt haben, schließlich selbst daran glauben. Ganz ähnlich wunderten sich voriges Jahr einige weise russenfreundliche Organe, warum das mächtige Czarenreich sich um die soldatenarmen Engländer viel kümmere und vor den Thoren Constantinopels Halt mache. Wären dieselben Blätter, als Beaconsfield und Waddington die Unterstützung der Schritte gegen den Khedive bei den anderen Regierungen nachsuchten, um ihren Rath befragt worden, sie hätten ohne Zweifel dringend empfohlen, daß man die beiden verhaßten Minister, namentlich den englischen, die Folgen ihrer raschen Initiative kosten lasse. Zum Glück werden jene Orakel bei solchen Gelegenheiten in der Regel nicht befragt, und die europäische Mitwirkung blieb bei der in Egypten nothwendigen Reform vorgesehen. So hat denn die von dem verrückten Treiben des Khedive heraufbeschworene Krisis ihren acuten Charakter verloren und wird die Sommerfrische des politisirenden Publicums nicht mehr stören können. Auch am Balkan kehrt nach und nach die Ruhe ein. Der Fürst von Bulgarien muß sich bald mit seiner Einrichtung beschäftigen und Aleko Vogorides sucht das Mißtrauen zu zerstreuen, welches sein erstes Auftreten veranlaßt hatte. Bleibt noch die griechische Frage, die sich mit einiger unumgänglichen Resignation auf beiden Seiten, wenn nicht aus der Welt schaffen, doch halbwegs vertuschen und vertagen lassen wird. Im Occident gibt es für den Augenblick fast keine brennenden Probleme. Der Streit, ob der Bonapartismus todt oder auferstehungsfähig sei, hat selbst für die Franzosen und natürlich noch mehr für uns einen akademischen Charakter angenommen. Es wird sich darüber Niemand mehr erhitzen. Gambetta soll dem Timescorrespondenten zufolge den Tod des Prinzen deswegen bedauert haben, weil die wenn auch trügerische Möglichkeit eines bonapartistischen Staatsstreiches die Radicalen zur Mäßigung ermahnte und von parlamentarischen Excessen zurückhielt. An irgend einem ähnlichen Schreckmittel wird es in Paris auch weiterhin nicht fehlen. Für uns hatte die jeweilige Koketterie mit dem Bonapartismus nur den Sinn, daß eine französische Partei mehr die anderen im Schach halten konnte. Von einer späteren Verhandlung wären die Napoleons ja doch durch die Benedettischen Spuren abgeschreckt worden. Der praktische Politiker wird das bonapartistische Element bis auf Weiteres schwerlich in den Kreis seiner Berechnungen aufnehmen und lieber der journalistischen Sphäre überlassen, wo dessen Besprechung immerhin nützliche Dienste leisten mag. Es stände also für die Reisezeit fast nur noch die Erledigung einiger inneren Streitpunkte aus. Je weniger von diesen gesprochen wird, desto besser. Das Ergebniß wird kaum Jemand, auch nicht der scheinbar siegreichen Partei, eine erhebliche Freude bereiten. Mancherlei wird ohnehin in der Schwebe bleiben und sich hoffentlich im Herbst, wenn nicht ganz ohne Zorn und Eifer, doch mit freiem Blick und erfrischten Nerven discutiren lassen.

Inserate.

Manuscripte

jeder Art werden auf die sorgfältigste und billigste Weise in kürzester Zeit vervielfältigt. Näheres sub **J. R. 8987** bei **Rudolf Mosse, Berlin** W., Friedrichstr. 66.

Im Verlage von **P. Eckerlein** in **Leipzig**, Weststraße 37, erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatswirthschaftliche Abhandlungen

herausgegeben von

Dr. R. J. Seyfferth.

Jährlich erscheint eine Serie von 10 Heften zum Preise von 1 *M.* per Heft; jedes Heft wird auch einzeln abgegeben Bis jetzt erschienen: Heft 1 und 2; Heft 3 befindet sich unter der Presse.

Die drei ersten Hefte enthalten unter anderen folgende Artikel: Unser Programm. — Zur Eisenbahnfrage. — Die Gewinnbetheiligung der Arbeiter. — Colonisation und Auswanderung. — Steuern und Zölle. — Der moderne Verfassungsstaat als Rechtsstaat. — Internationale Arbeitergesetzgebung — und zahlreiche Besprechungen neuer Werke.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten Aufsätze über: Arbeiterversicherung. — Innungsfrage. — Arbeiterschutz auf dem Lande. — Tabaksteuer und Monopol u. s. w.

Die „Staatswirthschaftlichen Abhandlungen" werden allen denen warm empfohlen, welche sich für eine Reform der sozialen Verhältnisse interessiren.

Reise- und Bade-Lectüre.

Im Verlage von A. Ackermann in München erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Nach berühmten Schablonen.

Feuilletonistische Karrikaturen

von

Eberhard Gustav Schack.

Ausstattung, Größe und Stärke wie „Mauthner, Nach berühmten Mustern".

Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Inhalt:

1) [Paul Heyse.] Das verlorene Paradies. (Eine Künstlernovelle.)
2) [Johannes Scherr.] Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte.
3) [Friedrich Bodenstedt.] Der Hosenschneider von Kaschmir.
4) [Die Gartenlaube.] Instinkt oder Ueberlegung.
5) [E. Marlitt.] Im Hause des Dompfaffen.
6) [Fr. Gerstäcker.] Ein Kampf mit Beutelthieren.
7) [F. Lassalle.] Aus dem Musterbriefsteller für Liebende.
8) [W. Hillern.] Alpenröschen.
9) [Fritz Reuter.] Krischan Piependeckel un Oll Bräsig sien Katt.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

bringt im dritten Quartal die Fortsetzung der mit großem Beifall aufgenommenen Erzählung **„Im Schillingshof"** von **E. Marlitt**, ferner **„Aus vergessenen Acten"**, eine Criminalgeschichte von **Hans Blum**, eine Reihe von Artikeln aus dem Leben der Zeit, sowie zahlreiche unterhaltende Aufsätze aller Art.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Thomas H. Huxley's
in Amerika gehaltene wissenschaftliche Vorträge,

nebst einer Vorlesung über das Studium der Biologie.

Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. **J. W. Spengel.**

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. geh. Preis 3 *M.*

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin) i. Berlin.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Komödien

von

Rudolph Genée.

Erstes Bändchen:

Durch! — Stephy Girard. — Ehestands-Exerzitien. — Truffaldino (nach Goldoni). — Das heiße Eisen (nach Hans Sachs).

8. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Nachdem die beiden bekannten und beliebten Lustspiele „Durch!" und „Ehestands-Exerzitien" längst auf den Bühnen und Liebhabertheatern eingebürgert sind und in der Einzelausgabe wiederholte Auflagen erlebt haben, treten dieselben in dem vorliegenden Bande — „Ehestands-Exerzitien" in etwas veränderter Form — von Neuem an die Oeffentlichkeit. Von den drei anderen Stücken, welche dieser Band außerdem enthält, haben zwei, „Das heiße Eisen" und „Stephy Girard", den Weg über zahlreiche Bühnen genommen und das letztgenannte hat sich auf dem Repertoire des Berliner Königlichen Schauspielhauses dauernd zu behaupten gewußt. „Truffaldino" nach Goldoni erscheint hier zum ersten Male in einer für die deutsche Bühne passenden Bearbeitung.

Den Freunden der dramatischen Muse, den Bühnen und Liebhabertheatern seien die Komödien Genées warm empfohlen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Fritz Reuter's Himmelfahrt oder: Wat sick Sündag, den 12 Juli 1874 in'n Himmel todrügen däh. 4. Aufl. Preis nur 10 *Pf.* Bei Einsdg. v. 15 *Pf.* in Marken direct franco. Interessant für jeden Verehrer Reuter's.

Wurzer, Buch von der deutschen Flotte. Preis **50** *Pf.* Für jeden Freund uns. Marine, für jeden, der die Marine-Carriere ergreifen will, unentbehrlich. Bei Einsdg. v. 60 *Pf.* in Marken direct franco.

Bültmann & Gerriets Nachf., Varel.

Humoristische Novität!

Soeben erschienen:

Schultze u. Müller

auf der

Berliner

Gewerbeausstellung.

Humoristische Skizzen mit Beiträgen von

J. Trojan, Julius Stettenheim u. A.

Illustrirt von **W. Scholz.**

In Farbendruckumschlag.

Preis 1 *M.*

Verlag v. **A. Hofmann & Co.** in **Berlin** W., Kronenstraße 17.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XV. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition**, Berlin W., Kurfürstenstraße 78.

№ 28. Berlin, den 12. Juli 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Prinz von Oranien. Von Batavus. — Der Proceß Basilewitsch und die Aufhebung der Berufung in Strafsachen. Von P. K. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Wilhelm Dove. Von Karl Bruhns. — Ein Sonntag in Verona. Von Hermann Lingg. — Seit zehn Jahren. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Drei Briefe von George Sand und Friedrich Chopin an Adolf Gutmann ꝛc. Von Bernhard Stavenow. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Kunstausstellungen. Von ***. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Prinz von Oranien.

Morgen wird sich die Familiengruft der Oranier in Delft über den sterblichen Ueberresten eines Prinzen schließen, dem von Jugend auf das heitere Schicksal lächelte, einmal einen Thron besteigen zu dürfen, der, unberührt von den wechselvollen Verwicklungen im übrigen Europa, seinem Inhaber die volle Freiheit gegeben hätte, ein idyllisches Dasein, wie weiland König René mit seinem Liebeshofe, zu führen. Der Sensenmann hat im oranischen Hause während der letzten zehn Jahre eine reiche Ernte geschnitten: im Januar 1871, während der königliche Bruder mit dem deutschen Heer Paris belagerte, fand die Prinzessin Louise, die Gattin des hochverehrten ehrwürdigen Prinzen Friedrich, ihre letzte Ruhestätte in Delft; ein Jahr später öffnete sich die Gruft wieder für eine deutsche Fürstentochter, für die Prinzessin Amalie von Sachsen-Weimar-Eisenach, die mit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, eine neunzehnjährige glückliche Ehe geführt hatte; im Juni 1877 starb die Königin Sophie, im December 1878 der Prinz Heinrich, der Liebling des Volkes, nachdem er nur wenige Monate mit seiner anmuthigen Gattin vereinigt gewesen war, und jetzt, nachdem kaum der Festjubel, mit dem die Wiedervermählung des Königs mit der liebreizenden Emma von Waldeck-Pyrmont das Land erfüllte, verklungen ist, kommt aus Paris die erschütternde Kunde, daß der präsumtive Thronerbe, Prinz Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, 39 Jahre alt, an der Lungenentzündung verschieden ist.

Sehr gemischte Gefühle rief die Trauerbotschaft im Lande hervor. Auf der einen Seite war man sich der Thatsache wohl bewußt, daß das Haus Oranien jetzt nur noch auf zwei Augen stehe, die durchaus nicht so lebensvoll und zuversichtlich in die Zukunft blicken, daß jeder Zweifel an dem Fortbestand der directen Linie verschwinden muß, andererseits aber hatte der verstorbene Prinz dem Volke, das er einst regieren sollte, während der letzten fünf Jahre völlig fremd gegenüber gestanden; nur zum Begräbniß seiner Mutter war er von Paris herbeigeeilt, um dann sofort wieder in die Weltstadt an der Seine abzureisen, dort zu bleiben und zu — sterben. Von den Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin hatte er sich in ziemlich demonstrativer Weise ferngehalten und als sein Vater, der sechzigjährige Greis, die zwanzigjährige Emma heimführte, blieb er schmollend in Paris. Der letzte Bericht, der in den hiesigen Blättern zu lesen war, enthielt die zum so und so vielsten Mal aufgetragene Ente von einer bevorstehenden Vermählung des Prinzen, wobei bedeutsam zu verstehen gegeben wurde, daß die Sache dieses Mal etwas mehr, als ein bloßes Gerücht sei. Die Bestätigung blieb aber aus und das Einzige, was man seit dieser Zeit noch hörte, war ein vom „Figaro" ausführlich erzählter Pariser Ehescheidungsproceß, in dem der Prinz die Hauptrolle spielte.

Es ist gewiß ein seltsames Schauspiel, daß ein Prinz, der jeden Augenblick zur Thronfolge berufen werden kann, es vorzieht, in der vordersten Reihe der Pariser jeunesse dorée seine Zeit mit Trinkgelagen, Frauen und Pferden zu vergeuden, statt im eigenen Vaterlande activen Antheil an den Staatsgeschäften zu nehmen, und bei verschiedenen Gelegenheiten wurde es auch laut genug ausgesprochen, daß es dem niederländischen Volke keineswegs gleichgültig sein könne, wenn sein zukünftiger König sich ihm in so demonstrativer Weise freiwillig entfremde. Sicher sind derartige Stimmen auch nach Paris gedrungen und mögen in den Taumelbecher, den der Königssohn bis auf die Neige geleert hat, wohl manchen bittern, unangenehmen Tropfen geworfen haben, es ist auch möglich, daß von väterlicher Seite nichts unversucht gelassen wurde, den grollenden Sohn zu versöhnen und Wilhelm III. hat dabei vielleicht mehr als ein Mal schmerzlich der Zeit gedacht, wo auch er, zerfallen mit dem eigenen Vater, auf englischem Boden die Nachricht von dessen Tode erfuhr.

Als Grund der Entfernung des Kronprinzen aus seinem Vaterlande wird allgemein der angegeben, daß im Jahr 1874, als Wilhelm III. sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, der Prinz darüber ungehalten gewesen sei, daß nicht ihm, sondern dem Schwager des Königs, dem Großherzog von Weimar, der Ehrenplatz an der Seite des Königs eingeräumt worden sei und daß es dann zwischen Vater und Sohn zu einem Wortwechsel gekommen, in Folge dessen der Prinz nicht nur keinen weiteren Antheil an den übrigen Festlichkeiten genommen, sondern sogar das Land geräumt habe. Nach einer andern Version soll ein Heirathsproject, zu dem der Vater die Zustimmung nicht geben wollte, den Ausschlag gegeben haben. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls muß der Grund des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn ein sehr tiefer gewesen sein; denn der Prinz wußte recht gut, welche Verpflichtungen er seinem Lande gegenüber hatte, und wenn also das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht in dieser Weise zum Schweigen gebracht wurde, dann lag gewiß etwas Anderes vor, als eine vorübergehende Laune oder verletzte Eitelkeit.

Zu welch schönen Hoffnungen berechtigte nicht dieser Prinz! Zeitgenossen erinnern sich noch lebhaft des Jubels im ganzen Lande, als dem alten Wilhelm I. ein Urenkel geboren wurde; der kleine Prinz, als Knabe das Ebenbild seines Großvaters,

des Königs Wilhelm von Württemberg, war eine liebliche, herzgewinnende Erscheinung und noch heute bewahrt der Volksmund verschiedene Anecdoten über die Gutmüthigkeit und einnehmende Liebenswürdigkeit des königlichen Prinzen. Als er volljährig geworden war, durchreiste er mit seinem Hofmeister das Land und der allenthalben sich kundgebende Enthusiasmus bewies aufs Neue, wie innig das Band war, das die Nation und das Haus Oranien umschlang. Die Zeit, welche der Prinz an der Universität Leyden zubrachte, scheint er sehr gut angewendet zu haben; denn nicht nur besuchte er pünktlich und eifrig die Vorlesungen, sondern er entwickelte auch in seinem Studium eine Selbstständigkeit, die manchen seiner Lehrer in Erstaunen setzte. Wenn auch die von einem Journal behauptete Thatsache, daß der Prinz fertig lateinisch gesprochen und für einen wirklich gelehrten Prinzen gegolten habe, einen stark byzantinischen Beigeschmack hat, so steht jedenfalls fest, daß er hinsichtlich seiner Kenntnisse hinter keinem europäischen Prinzen zurückstand. Natürlich blieb auch bei ihm, wie bei jeder gesunden Natur, die Sturm- und Drangperiode nicht aus und wenn über das Leben und Treiben des Prinzen, der im Haag nun seine eigene Hofhaltung hatte, auch manche ungeheuerliche Dinge in die Oeffentlichkeit traten, so trage ich kein Bedenken, unbedingt als sein Vertheidiger aufzutreten, er war nicht besser und nicht schlechter, als jeder ähnlich situirte junge Mann und es versteht sich von selbst, daß in einer so kleinen Residenzstadt dem neuigkeits- und skandalsüchtigen Publicum das Privatleben des Hofes bis in sein kleinstes Detail in einer Weise offen liegt, die man sich in größeren Städten nur schwer vorstellen kann, ganz abgesehen davon, daß der Mund der Fama an sich unbedeutende Dinge kolossale Dimensionen annehmen läßt und ein vereinzeltes Vorkommniß dutzendfach multiplicirt. Daß er sich der Pflichten, die seiner später warteten, damals sehr wohl bewußt war, beweist seine eifrige Theilnahme an den Arbeiten des Staatsrathes, dessen Mitglied er mit seiner Volljährigkeit geworden war; die Mitglieder desselben, ehrenhafte und unabhängige Männer, die gewiß keine Veranlassung zu irgend welcher Augendienerei und Schmeichelei hatten, rühmten ausnahmslos die Pflichttreue, die Arbeitslust und die Gewissenhaftigkeit des Prinzen, womit er die ihm übertragenen Referate erledigte; in einzelnen Verwaltungszweigen, namentlich im Wasserbau- und Deichwesen, hatte er sich gründliche, bis ins geringste Detail gehende Kenntnisse angeeignet.

Daß die Liebhaberei aller Fürsten, der militärische Beruf, ebenfalls zur vollen Geltung kam, versteht sich von selbst, und nachdem er die verschiedenen Chargen durchlaufen hatte, sollte ihm das Jahr 1870 die Gelegenheit geben, seine militärischen Kenntnisse zu verwerthen. Obgleich der Hof seine französischen und bonapartistischen Sympathien sehr deutlich zur Schau trug und man sich an allerhöchster Stelle eine Zeit lang sogar mit dem Vornehmen trug, Preußen den Fehdehandschuh hinzuwerfen, so verlangte die öffentliche Meinung und das Wohl des Landes natürlich die Bewahrung der strictesten Neutralität, welche jedoch eine kräftige Deckung und Vertheidigung der Grenzen keineswegs ausschloß. Der Prinz von Oranien wurde zum Oberbefehlshaber der niederländischen Armee ernannt, die in aller Eile mobil gemacht worden war, und nicht nur gelang es ihm, das Vertrauen und die Sympathie der Offiziere und Soldaten in merkwürdig kurzer Zeit zu erwerben, soudern er legte auch taktische und strategische Kenntnisse an den Tag, welche seine Generalstabsoffiziere in Erstaunen setzten. Es braucht wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, daß seine Ernennung zu diesem wichtigen Posten in allen Kreisen des Volkes mit einem Gefühl der Befriedigung und Beruhigung aufgenommen wurde. Militärische Lorbeeren konnte sich der Prinz natürlich nicht erwerben, aber die Thatsache, daß er während verschiedener Monate in ununterbrochenem Verkehr mit der Armee stand, verschaffte ihm eine Menge Detailkenntnisse und eine Uebersicht über das Ganze, die dem Lande vielleicht später einmal trefflich zu Statten gekommen wären; das Land hätte den König sicher mit Freuden begrüßt, der endlich einmal mit starker energischer Hand dem Parlamentarismus, der sich dazu schon längst als impotent gezeigt hat, die nothwendige Reorganisation des Heeres aus der Hand genommen und auf eigne Faust durchgeführt hätte.

Daß der Prinz in der auswärtigen Politik keine irgendwie hervorragende Rolle spielen konnte, ergibt sich aus der Stellung der Niederlande von selbst und sein nüchterner, gesunder Verstand konnte es ihm sicherlich nicht wünschenswerth erscheinen lassen, die Niederlande aus ihrer glücklichen, den europäischen Händeln entfremdeten Abgeschiedenheit in den Strudel der politischen Verwirrungen zu reißen. Dagegen machte er aus seinen Sympathien und Antipathien kein Hehl und wie der Prinz von Wales oder der russische Thronfolger war er bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 mit Leib und Seele Franzose. Zufällig gefunden hatte er diese Gesinnung sicher nicht, sie entsprang auch nicht dem Grundsatze der hohlköpfigen jeunesse dorée in Haag, „daß man sich in Paris am besten in der Welt amüsire," sondern den Haß gegen Preußen hatte er im eigentlichen Sinne des Wortes mit der Muttermilch eingesogen. Man erinnert sich wohl noch jenes famosen Briefes, den Königin Sophie im Jahre 1866 an Napoleon III. geschrieben, in dem sie ihn kurzweg aufforderte, über den Rhein zu marschiren und Preußen anzugreifen, da sie nicht mit ansehen könne, wie eine Sache, die ihr so theuer sei (d. h. der Bonapartismus), muthwillig und fahrlässig zu Grunde gerichtet werde. Der Brief wurde während der Herrschaft der Commune in den Tuilerien gefunden und machte damals die Runde durch die europäische Presse. Bekanntlich war Königin Sophie nicht die einzige und erste deutsche Fürstentochter, die, auf einen fremden Thron berufen, keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um der Welt mit Ostentation zu zeigen, daß sie ihr Deutschthum vollständig abgelegt habe, und die Königin von Holland, die vielleicht in diesem einzigen Punkte mit dem ihr entfremdeten Gemahl harmonirte, war in ihrem Auftreten, in ihrer Denk- und Anschauungsweise so durch und durch französisch-bonapartistisch, daß man sich oft versucht fühlte zu glauben, sie ergieße sich in Dankbarkeitsbezeugungen gegen den Neffen, weil dessen Oheim ihrem Großvater eine Königskrone geschenkt hatte. So braucht man sich nicht zu wundern, wenn der Prinz von Oranien auch in dieser Hinsicht dem Beispiele der von ihm hochverehrten Mutter folgte und im Jahre 1870 mit verbissenem Groll das Glück der deutschen Waffen und den Untergang der Napoleonischen Herrschaft ansah. Und hierin fand er sich ja in vollem Einklang mit der Haag'schen Aristokratie, mit der alten sowohl, die noch aus der Zeit der Republik stammte, als auch mit der neugebackenen, die ihren Stammbaum nur bis zum Jahre 1815 hinaufleiten kann, während er sich weiter rückwärts in die Regionen verliert, deren Vertreter das goldene Kalb angebetet haben.

Der erste Grund der Entfremdung zwischen dem Prinzen und einem großen Theile des Volkes wurde meines Wissens im Jahre 1872 gelegt, als das 300jährige Erinnerungsfest an den durch die Einnahme Brielles begonnenen Freiheitskampf gegen Spanien gefeiert wurde. Während der König selbst an den Festlichkeiten persönlich Theil nahm und in Brielle laut aussprach, daß die Völker nicht um der Fürsten, sondern die Fürsten um der Völker willen vorhanden seien, hielt sich der Kronprinz vollständig fern. „Ich gebe nichts um nationale Erinnerungen," soll der Nachkomme des großen Schweigers bei dieser Gelegenheit gesagt haben.

Wenn der Prinz es geflissentlich darauf angelegt hätte, sich um die Zuneigung und die Liebe seiner zukünftigen Unterthanen zu bringen, so hätte er kaum anders handeln können, als er in den letzten fünf Jahren seines Lebens gethan hat. Ich wüßte keine einzige Dynastie in Europa zu nennen, die von ihrem Volke mit so grenzenloser Liebe auf den Händen getragen wird, als die der Oranier, und füglich kann die auf den ersten Anblick paradox klingende Behauptung aufgestellt werden, daß die Anhänglichkeit des Volkes in demselben Maße wächst, in welchem die Angehörigen der königlichen Familie das Ihrige thun, um sie zu verscherzen. Wie tief ging der Schmerz durch alle Klassen der Bevölkerung, als der edle, menschenfreundliche, nur auf das Wohlergehen des Landes bedachte Prinz Heinrich im Schlosse

Wolferdange in Luxemburg sein Leben aushauchte, und welche Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern, als sich die Schreckenskunde von dem Ableben des Prinzen von Oranien verbreitete! Niemandem fiel es ein, in diesem Augenblicke mit ihm ins Gericht zu gehen oder ihn nach allgemein menschlich-sittlichem Maßstabe zu messen, man erinnerte sich seiner glänzenden Eigenschaften und statt sein wüstes, anstößiges Leben zu verdammen, beklagte man die zu Grabe getragenen Hoffnungen und die sorgenschwangere Zukunft der Dynastie. Man vergaß es, daß er Jahre lang Schulden auf Schulden häufte, daß er das von seiner Mutter ererbte Vermögen in lockerer Gesellschaft vergeudete, und es war jedenfalls eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß die Diamanten, die er von seiner Mutter geerbt und verkauft hatte, in dem prachtvollen Halsband schimmerten, das die Stadt Amsterdam der jungen Königin Emma, welche der Prinz zu sehen beharrlich verweigerte, zum Andenken an ihren festlichen Einzug in die große Handelsstadt schenkte. Wir glauben aber, er hat die Fehltritte der letzten fünf Jahre mehr als hart, ja grausam gebüßt: der durch Ausschweifungen geschwächte Körper konnte der an und für sich nicht tödtlichen Krankheit nicht mehr widerstehen und an seinem Sterbebette stand Niemand, als ein treuer Diener. Der reformirte Geistliche Versier, der den Trauergottesdienst im niederländischen Gesandtschaftshotel in Paris hielt, sprach am Sarge von den schlüpfrigen Pfaden, auf denen fast Jeder, auch die Großen der Erde, hinabgleiten, sobald sie sich in den berauschenden Strudel des Lebens einer Weltstadt wie Paris wagen. Der würdige Mann hatte mit seinem Taktgefühl und eleganter Wendung eine Saite nur ganz leise angerührt, die mit dem Tode vollständig ausgeklungen ist. Wer unter uns ohne Fehler ist, werfe den ersten Stein auf ihn.

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne eine Ungeschicklichkeit — es ist dies sicher der mildeste Ausdruck dafür — zu rügen, der man sich dem Verstorbenen gegenüber häufig und jetzt, nachdem derselbe kaum die Augen geschlossen, auch gegen den Prinzen Alexander, den nunmehrigen Thronerben, schuldig gemacht hat. Mit einer naiven Unverfrorenheit erging man sich über die Frage der Thronfolge, als ob der Prinz von Oranien schon abgedankt hätte, und laut sprach man bei der Heirath des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Marie von Preußen die Hoffnung aus, daß der oranische Stamm neue Knospen treiben und Früchte tragen werde. Man verurtheilte so den Prinzen, der sich über diese Frage noch gar nicht näher ausgelassen hatte, einfach und kurzweg zu einem lebenslänglichen Cölibat. Und kaum war die Trauerkunde in die Niederlande gelangt, als ein Blatt ganz offen die Erbfolgefrage discutirte, dabei den Prinzen Alexander ganz einfach zum ehe- oder kinderlosen Absterben verurtheilte und auf die Revision des bisher geltenden Erbfolgegesetzes drang, damit nicht — dies wurde natürlich nicht offen ausgesprochen — ein deutscher Prinz den Thron der Oranier besteige. Wenn auch nicht Taktgefühl, so sollte doch wenigstens Zartgefühl unter den jetzigen Verhältnissen die Besprechung dieser Frage verbieten.

Haag, 25. Juni 1879. Batavus.

Der Proceß Basilewitsch und die Aufhebung der Berufung in Strafsachen.

Die Verurtheilung eines russischen Gardeobersten, der von dem ersten Botschaftsrath der russischen Botschaft in Berlin und von dem Leibarzt des deutschen Kaisers das beste Leumundszeugniß erhält und sich in den günstigsten Vermögensverhältnissen befindet, wegen gemeinen Taschendiebstahls, mußte ein Aufsehen erregen, welches bei weitem die Weichbildgrenze Berlins überschritt. Wer nicht an die geisteskranke Neigung zum Diebstahl glaubte, der stand in der That vor einem psychologischen Räthsel, welches nicht lösen zu können auch das erstrichterliche Urtheil erklärt hat. Die öffentliche Meinung war von Anfang an auf Seiten des Angeklagten und selten hat wohl eine Freisprechung eine größere Genugthuung hervorgerufen, als im vorliegenden Fall. Auf eine Kritik des erstrichterlichen Erkenntnisses einzugehen wäre ein Unternehmen, das sich nicht als ein gerechtes bezeichnen ließe. Wer nicht selbst den Verhandlungen von Anfang bis zu Ende beigewohnt hat, kann sich kein richtiges Bild machen. Die Zeitungsberichte, selbst die besten, sind mangelhaft und um so mehr, als die Reporter meistens technisch unkundige Leute sind, die das ausschreiben, was ihrem Geschmacke als interessant erscheint und manche Vorgänge gar nicht, andere falsch verstehen. Das ist ein Kapitel, das nicht mit diesen paar Sätzen abgethan werden sollte. Alle Vorwürfe, die man deshalb in ziemlich billiger Weise auf das erste Urtheil schleudern zu können glaubt, entbehren daher einer wirklichen Grundlage. In Parantheſe will ich nur bemerken, daß ich von Anfang an nicht zugestimmt hätte, weil, wenn ich das Vorhandensein eines psychologischen Räthsels festzustellen glaube, ich mich von einer Schuld nicht überzeugen kann. Aber wie dem auch sein mag, Fälle, daß der eine Richter freispricht, der andere verurtheilt und umgekehrt, sind immer vorgekommen, so oft daß sich die ab und zu aufgeregte öffentliche Meinung bald wieder beschwichtigt hat. Allein diesmal verfehlt die Presse nicht, auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß wir vom 1. October d. J. ab in den landgerichtlichen sogenannten mittleren Strafsällen eine Berufung überhaupt nicht haben werden, daß also ein Unschuldiger, in erster Instanz verurtheilt, keine Aussicht hätte, seine Unschuld durch den zweiten Richter wieder herstellen zu können. Ja in einer Zeitung las ich sogar, daß der Proceß Basilewitsch vor dem Zustandekommen der Justizgesetze nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Strafverfahrens gewesen wäre. Fällt daher schon vor dem Inkrafttreten der neuen Strafproceßordnung ein Schatten von Mißtrauen auf die Güte derselben, so erscheint es Pflicht, den hier angeregten Verdacht zu zerstreuen. Zunächst ist zu erwägen, daß wir bei Urtheilen der Volksgerichte überhaupt die Berufung nicht kennen, weil die Annahme, daß ein zweites Volksgericht besser unterrichtet sein könnte, als das erste, durch nichts gerechtfertigt ist. Daher kommt es, daß wir gegen Entscheidungen der Schwurgerichte eine Berufung niemals gehabt haben und auch nicht haben können, obwohl Fälle eines Irrthums der Geschworenen noch viel häufiger dargethan werden können. Ein solches Rechtsmittel wäre begriffswidrig und unlogisch.

Es ist daher nicht abzusehen, weshalb die Urtheile der beamteten Richter, welche ebenfalls ihre Ueberzeugung nur aus der vor ihnen geführten mündlichen Verhandlung schöpfen können und an keine anderen Regeln, als an die Stimme ihres Gewissens und ihrer Erfahrung gebunden sind, anders behandelt werden sollen, als die Sprüche der Geschworenen. Ja erwägt man ferner, daß die Aussagen der Zeugen in zweiter Instanz ihre Ursprünglichkeit schon verloren haben, daß sie auch im besten Glauben durch die ganze Erörterung der Sache vor Gericht, durch das Anhören der Plaidoyers und bei causes célèbres durch die Besprechungen seitens der Presse unwillkürlich beeinflußt werden müssen, so stellt sich die zweite Instanz wiederum begriffs- und erfahrungsmäßig als ein sehr schlechtes Mittel zur Erforschung objectiver Wahrheit heraus. Diese Erwägungen veranlaßten den Entwurf zu unserer Reichsstrafproceßordnung, die Berufung überhaupt aus dem Strafverfahren herauszuweisen. Allein in der Reichstagscommission erhoben sich hiergegen die erheblichsten Bedenken und alle Gründe, welche jetzt in der Presse bei Gelegenheit des Processes Basilewitsch hervorgesucht werden, haben schon damals seitens der Volksvertretung ihre Wahrnehmung gefunden. Zuletzt einigte man sich dahin, daß man bei Schwurgerichten, wie bisher, die Berufung ausschloß, ebenso bei den landgerichtlichen (mittleren) Strafsällen und sie nur gegen die Urtheile der Schöffengerichte in geringfügigen Sachen zuließ. Das läßt sich logisch kaum rechtfertigen, es ist eben ein Compromiß oder, besser gesagt, ein Versuch, den der Gesetzgeber machen will und dessen Ausfall erst später über das ganze Schicksal der Berufung in Strafsachen entscheiden soll. Dabei hat aber die neue Strafproceßordnung nicht versäumt, an Stelle

*

der Berufung viel bessere Garantien zu schaffen. Hierzu gehört die größere Anzahl der Richter (fünf statt drei), sowie die Vorschrift, daß zur Schuldbejahung nicht die absolute Majorität gehört, sondern zwei Drittel. Es ist ferner dem Beschuldigten bereits gestattet, sich in der Voruntersuchung eines Vertheidigers zu bedienen, welcher den Vernehmungen der Zeugen beiwohnen und somit auf die ganze Gestaltung und Entwickelung des Verfahrens einwirken kann. Ein Hauptschutzmittel gegen die Erhebung mangelhaft vorbereiteter Anklagen besteht aber darin, daß das Gericht über die Anklage des Staatsanwalts nicht eher den Beschluß, ob das Hauptverfahren zu eröffnen sei, faßt, als bis der Angeklagte gehört ist. Dieser hat alsdann das Recht, die Vornahme einzelner Beweishandlungen oder die Führung einer förmlichen Voruntersuchung zu beantragen und kann seine Einwendungen überhaupt geltend machen. Das ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil, denn während die Appellation bezweckt, eine frühere Verurtheilung wieder aufzuheben, erspart das vorgedachte Verfahren dem Angeschuldigten, wenn er seine Unschuld dargethan, die Schande, auf die Anklagebank gestellt zu werden, von der in den Augen der Welt semper aliquid haeret. Endlich aber gibt die neue Strafproceßordnung auch noch die Möglichkeit, selbst ein rechtskräftig gewordenes Urtheil, sogar noch nach dem Tode des Verurtheilten, falls seine Angehörigen sein Andenken wieder herstellen wollen, aufzuheben. Die Wiederaufnahme des Verfahrens ist der Regel nach gestattet, wenn neue Thatsachen oder Beweise beigebracht werden, welche allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen eine Freisprechung oder die Anwendung eines milderen Gesetzes herbeizuführen geeignet sind.

Man sieht hieraus, daß der Proceß Basilewitsch an diesen Dingen nichts geändert hätte, daß vielmehr Fälle, wie dieser, den Erwägungen zu Grunde gelegen haben und daß kein Anlaß zu der Befürchtung vorliegt, als ob nach der neuen Strafproceßordnung für die Rechtssicherheit und Freiheit der Staatsbürger weniger gesorgt wäre, als jetzt. So lange aber das menschliche Wissen Stückwerk ist und Herz und Nieren in ihren lebendigen Functionen der menschlichen Prüfung entzogen sind, werden Fälle richterlichen Irrthums auch trotz der größten Cautelen nicht vermieden werden können. Im Proceß Basilewitsch hat ihn der Angeklagte durch sein auffallendes Benehmen selbst verschuldet. Die Mittel, solche Irrthümer zu verhindern und gut zu machen, fehlen aber auch in der Reichsstrafproceßordnung nicht.

P. K.

Literatur und Kunst.

Heinrich Wilhelm Dove.

Von Karl Bruhns.

Heinrich Wilhelm Dove wurde am 6. October 1803 in Liegnitz in Schlesien als jüngstes Kind des damals 50jährigen Kaufmanns B. W. Dove, der sich zum zweiten Male verehelicht hatte, geboren. Von den zahlreichen Geschwistern und Stiefgeschwistern sind nur ein Paar rechte Schwestern mit ihm bis in die höheren Jahre aufgewachsen. Der Vater war für die damalige Zeit wohlhabend, aber sein Grundbesitz, bestehend aus mehreren Häusern in Liegnitz, war sein Ruin; denn in der Zeit der Napoleonischen Kriege, besonders seit 1807, wurde der Grundbesitz übermäßig belastet, und der Handel war nicht nur durch den Krieg, sondern mehr noch durch die Continentalsperre fast lahm gelegt. Der bedrängte und bekümmerte Vater starb schon im Jahre 1810. Die hinterlassene Wittwe behielt ein Haus am Ringe, setzte die Handlung fort und war ganz besonders bestrebt, den zahlreichen Kindern eine gute Erziehung zu geben.

So wurde trotz der harten Zeit Heinrich Wilhelm Dove zum Studium erzogen und kam mit dem 12. Jahre auf die Ritterakademie, wo er sich unter seinen Mitschülern rühmlichst auszeichnete, so daß dieselben ihm bald den Beinamen „der kleine Professor" gaben. Als Primaner ertheilte er mit großem Lobe seiner Lehrer schon Unterricht, besonders in der Mathematik, und erlangte die Reife für die Universität mit dem 17. Jahre.

Da er seine früheste Jugend in der Kriegszeit verlebte, blieben ihm daraus manche Erinnerungen, welche er noch in seinen späteren Jahre mit großer Freude erzählte; wie er z. B. den französischen Grenadieren habe voressen müssen, weil dieselben Furcht vor Vergiftung hatten. Die Thaten der Befreiungsjahre 1813—15 prägten sich tief seinem Gedächtnisse ein.

Ostern 1821 bezog er die Universität in Breslau, wo er sechs Semester verweilte und sich Anfangs philologischen Studien widmete. In Breslau wirkte damals ein Mann, dessen Vorlesungen auf dem Gebiete der Mathematik, Astronomie, Physik und Meteorologie bedeutende Zugkraft ausübten und anregend wirkten, indem dieselben sich nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch ihre schöne Form auszeichneten. Dieser Mann war Heinrich Wilhelm Brandes, der in Breslau von 1811—26 die Professur der Mathematik bekleidete und, gerade als Dove die Universität bezog, „Beiträge zur Witterungskunde" (Leipzig 1820) herausgegeben und Vorschläge zu Witterungsbeobachtungen gemacht hatte. Die Vorlesungen von Brandes wirkten so nachhaltig auf Dove, daß er die Philologie verließ und sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften hingab.

Doch in Breslau sollte er seine Studien nicht vollenden. Unter der akademischen Jugend war damals ein reges Leben; das Wartburgfest 1817 war die Veranlassung, daß die Mehrzahl der Studenten sich der Verbindung anschloß, welche sich deutsche Burschenschaft nannte, und obwohl dieselbe schon im Jahre 1819 nach der frevelhaften Ermordung Kotzebues verboten wurde, bestand sie im Geheimen doch fort. Bei Doves Doctorjubiläum im Jahre 1876 theilte der königlich preußische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Dr. Falk mit, daß sein Vater und Dove sowohl gleichzeitig Primaner, als auch gemeinsame Burschenschafter gewesen wären, und während Falk etwas von der Festungszeit erlebt habe, sei Dove mit der Relegation davon gekommen. Er wandte sich nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Hauptsächlich hörte er Physik und wurde näher mit dem damaligen ersten Vertreter dieser Wissenschaft an der Berliner Universität, dem Professor Paul Erman, bekannt, der ihn sowohl in seine Familie, als auch in befreundete Kreise einführte. Dove hörte auch fleißig bei Hegel Philosophie, selbst dessen Naturphilosophie, doch gestand er offen, daß er sich mit der Hegel'schen Philosophie nie habe befreunden können. Er schloß seine Studien ab mit seiner Promotion am 4. März 1826; seine Doctor-Dissertation hat den Titel „De barometri mutationibus" und hier zeigt er sich als Meteorolog, hier gibt er zuerst seine Lebensrichtung kund.

Kurz vorher hatte er den großen Schmerz, die theure Mutter zu verlieren und der 22jährige Jüngling war nun vollständig auf sich selbst angewiesen, da keiner seiner Brüder ihn in seinen gelehrten Bestrebungen unterstützen konnte. Er verließ Berlin und habilitirte sich schon im Jahre 1826 in Königsberg für physikalische Wissenschaften. Im ersten Semester 1826/27 kündigte er an publice: Ueber Wärme, privatim: Principien der allgemeinen Physik und Optik mit Experimenten. Es sind dieses gerade diejenigen Fächer, welche er später vertreten und in denen er besonders gearbeitet hat.

Eine kleine Episode, welche ihm als Privatdocent passirt sein soll und die Helmholtz in einem Toaste bei der 50jährigen Jubelfeier der Promotion erzählte, mag hier erwähnt werden. Dove war damals 23 Jahre alt und seine nicht große, elastische, fast zierliche Gestalt ließ ihn noch jünger erscheinen. Als er vor dem schwarzen Brette der Universität in Königsberg, vielleicht in stiller Freude, seinen ersten Anschlag sah, klopfte ihn ein alter Bursch auf die Achsel mit den Worten: „Na Füchslein, hast Du Dir schon die Collegia ausgesucht, die Du hören willst?" — „Ja," antwortete Dove scherzend, „ich will bei Dove hören." — „Na, das ist man gut, da wirst Du wohl alle seine Weisheit allein genießen."

Dove hatte in Königsberg als junger Docent in den dortigen Professorenkreisen viele geistige Anregung; so erzählte er mit Vergnügen, wie Bessels lebhaftes und geistreiches Wesen ihn angezogen habe. Bei Bessel sah er auch den Vetter seiner zukünftigen Frau, Adolf Erman, den späteren Schwiegersohn Bessels, und knüpfte mit demselben ein Freundschaftsband, welches, als Beide in Berlin waren, zu lebhaftem Verkehr Veranlassung gab. Auch C. G. J. Jacobi, dem später so berühmten Mathematiker, trat er nahe, denn derselbe, ziemlich in gleichem Alter mit Dove, hatte sich 1824 habilitirt; ebenso dem bekannten mathematischen Physiker F. E. Neumann, seit 1826 Docent in Königsberg; ferner lernte er den spätern Physiker Moser kennen, mit welchem er auch wissenschaftlich zusammen gearbeitet hat.

Dove saß in dieser Zeit jedoch nicht immer im Studierzimmer, er lebte auch viel im Freien, lief eifrig Schlittschuh und fuhr Schlitten auf dem Haff, beobachtete das Wetter in natura und soll schon damals auf das nach ihm benannte Drehungsgesetz der Winde gekommen sein.

Berlin war jedoch bei ihm in der angenehmsten Erinnerung und dorthin ging er, als unter Alexander von Humboldts oberster Geschäftsführung im Jahre 1828 die Naturforscherversammlung daselbst tagte. Humboldt erkannte sein Talent, es entstand das freundschaftliche Verhältniß, welches bis zum Tode Humboldts fortdauerte, denn Dove war ganz der Mann für Humboldt, wurde sofort für die magnetischen Beobachtungen im magnetischen Hause des Mendelssohn'schen Gartens gewonnen und schrieb über die von Humboldt angeregten gleichzeitigen magnetischen Beobachtungen in Berlin, Freiberg, Petersburg, Kasan, Nikolajew den ersten Bericht.

Das Jahr 1828 war noch in anderer Hinsicht für Dove ereignißreich; kaum 25 Jahre alt verlobte er sich mit der Tochter des damaligen Majors O'Etzel, spätern Generals v. Etzel, Luise, und diese Beziehungen waren es, welche bald, nachdem er noch ein oder zwei Semester in Königsberg gelesen, die definitive Uebersiedelung nach Berlin mit sich brachten, wo er sich im October 1830 verheirathete. Da er sich in Berlin wider den Willen des Ministers Altenstein niedergelassen, und derselbe ihn nach Königsberg zurück haben wollte, ist es begreiflich, daß er lange Zeit nicht mit besonderer Gunst von ministerieller Seite behandelt wurde. Obwohl aus der herben Jugend an Einfachheit gewöhnt, mußte er doch trotz seiner Bedürfnißlosigkeit verschiedene Stellen annehmen, um sich und seine Familie zu erhalten. Glücklicherweise fehlte es in Berlin nicht an Stellen, welche ihm angeboten wurden; lange Zeit war er Lehrer der Physik am Werder'schen Gymnasium, später in gleicher Eigenschaft am Friedrich-Wilhelms Gymnasium, ja er gab selbst Unterricht in einer höheren Mädchenschule, dem Luisenstift; später wurde er Lehrer für Physik am Gewerbeinstitut, an der Artillerieschule und nach P. Ermans Abgang 1841 an der Kriegsschule. Es ist kaum begreiflich, wie er bei dieser Thätigkeit noch Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten finden konnte.

Nach und nach kam er in höhere Stellungen; 1837 am 5. Januar wurde er ordentliches Mitglied der Akademie, 1845 ordentlicher Professor der Physik an der Universität, 1848 erhielt er die wissenschaftliche Leitung der meteorologischen Stationen in Preußen. Doch alle diese Aemter brachten nicht so viel ein, daß er mit seiner zahlreichen Familie hätte existiren können; er behielt daher den Unterricht am Gewerbeinstitut bis in die sechziger Jahre, den an der Kriegsschule bis 1877, kurz vor seinem Tode. Diese letztere Stelle war ihm noch dadurch lieb geworden, daß er durch sie eine Wohnung in der Kriegsschule (Burgstraße 19) erhielt, die ihm, obwohl im dritten Stocke gelegen, doch sehr angenehm war und von ihm bis an sein Ende behalten werden konnte.

Seine wissenschaftlichen Leistungen erstreckten sich auf verschiedene Gebiete der Physik, hauptsächlich auf die Optik, ganz besonders aber auf die Meteorologie. Als Lehrer am Friedrichs-Gymnasium auf dem Werder schrieb er 1833 ein Schulprogramm: „Ueber Maß und Messen", worin er in aller Kürze die natürlichen und conventionellen Maße, das Verhältniß der einzelnen Maße zu einander, dann die Methoden des directen und indirecten Messens von Zeit, Raum und Materie behandelt und die bis dahin erhaltenen Resultate mit genauer Angabe der Quellen zusammenstellt; eine zweite Auflage 1835 war der Erfolg dieser inhaltreichen Schrift.

In einem anderen Schulprogramm 1838 behandelte er „Die neuere Farbenlehre, mit anderen chromatischen Theorien verglichen", welche er, als dieselbe vergriffen, 1853 und später mit seinem Porträt von Neuem herausgab. Die in der ersten Ausgabe enthaltene Berücksichtigung der von Goethe gegen die Newton'schen Vorstellungen über die Natur des Weiß erhobenen Einwürfe gab er auch in der zweiten Auflage, denn obwohl die Bedenken (1853) als vollkommen beseitigt anzusehen waren, zeigt doch „die Geschichte der Wissenschaften, daß der consequenten Ableitung der optischen Erscheinungen aus den Principien der Wellentheorie gegenüber es zu allen Zeiten nicht an Solchen fehlen wird, für welche der Pater Castel eine größere Autorität ist, als Huyghens, Newton, Fresnel und Fraunhofer".

Unmittelbar an die Farbentheorie knüpfen sich die optischen Untersuchungen und führten ihn dieselben zu verschiedenen Erfindungen und Entdeckungen; sein Polarisationsapparat, sein Rotationspolariskop finden sich in allen physikalischen Sammlungen; seine elektrischen Untersuchungen führten ihn zur Herstellung eines Differentialinductors, der ebenfalls die Kabinete ziert.

Die optischen Arbeiten führten ihn auf die Theorie des Binocularsehens, auf die stereoskopischen Apparate, von welchen er eine Anzahl mit und ohne Prismen, mit Spiegel und Fernrohr u. s. w. selbst neu construirte. Mit seinen Untersuchungen über die Anwendung des Stereoskops, um einen Druck von seinem Nachdruck, überhaupt ein Original von seiner Copie zu unterscheiden, steht eine kleine 1859 erschienene Schrift im Zusammenhange: „Die Anwendung des Stereoskops, um falsches vom echten Papiergeld zu unterscheiden", welche darin besteht, einfach einen echten und den falschen Papierschein neben einander zu legen und beide gleichzeitig durch ein Stereoskop zu betrachten. Zwei echte Scheine zeigen die Schrift in gleicher Ebene, während bei jedem falschen Scheine die Schrift des letztern gegen die des echten Scheines hervor- oder zurücktritt. Die Dove'sche Methode der Untersuchung des Papiergeldes soll an den Zahltischen der Banken, bei der königlich preußischen (jetzt Reichs-) Bank und bei der Seehandlung üblich sein.

Doves scharfer Beobachtungsgabe entging es nicht, daß bei der Besichtigung mikroskopischer Photographien unter dem Mikroskope oft bei geringer Drehung des Beleuchtungsspiegels das dunkle Object auf hellem Grunde in ein helles Object auf dunklem Grunde überging; die Ursache liegt in dem Verhältniß der Intensität des von oben einfallenden Lichtes zu dem von dem Beleuchtungsspiegel zurückgeworfenen. Nachdem er die Ursache erkannt, war das Mikroskop zu einem Photometer geworden, dessen Anwendung zur Bestimmung der Helligkeit von Lichtquellen, Lichtstärken von Fernröhren, Helligkeit von Räumen u. s. w. er der Akademie am 16. Mai 1861 vortrug. — Die optische Täuschung bei der ersten Fahrt auf einer Eisenbahn, welche darin besteht, daß die Gegenstände, an denen man vorüber fährt, so klein erscheinen, erklärte er, als er einst in einem großen Wagen durch enge Durchschnitte eines Kohlengebirges fuhr und eine ähnliche Erscheinung nur in anderer Dimension wirkend wahrgenommen hatte.

So könnten noch viele Untersuchungen, hervorgegangen aus plötzlich auftauchenden Gedanken bei der Wahrnehmung tagtäglicher Erscheinungen, aufgeführt werden; wir müssen Dove vor Allem aber begleiten auf das Gebiet, in welchem er der Meister, ja man kann sagen der Vater wurde: das ist die Meteorologie.

Wollen wir in unserer Zeit, in der die Meteorologie eine ganz neue Gestalt angenommen hat, Doves meteorologische Arbeiten voll und ganz würdigen, so ist es unumgänglich nöthig, sich den Zustand dieser Wissenschaft am Anfange unseres Jahrhunderts zu vergegenwärtigen. Bald nach Erfindung des Thermometers und Barometers wurden hier und da Beobachtungen über die Veränderungen der Temperatur und des Luftdrucks angestellt;

aber erst durch die vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz gestifte Societas meteorologica Palatina zu Mannheim ist die Meteorologie auf eine breitere und festere Grundlage gestellt, indem diese Gesellschaft nach vielen Orten Deutschlands und des Auslandes meteorologische Instrumente versendete und die Anstellung von Witterungsbeobachtungen nach einem gemeinsamen Plane veranlaßte, wodurch ja allein vergleichbare Resultate gewonnen werden konnten. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen wurden in den Mannheimer „Ephemeriden" von 1781—92 veröffentlicht. Die nächste mächtige Förderung erfuhr die Meteorologie durch Alexander von Humboldt, dessen umfassendem Streben und immer auf das Ganze gerichteten Blicke die Physik der Erde überhaupt den größten Aufschwung verdankt. Unter seinem Einflusse entstanden zahlreiche Beobachtungsstationen in dem weiten Gebiete des russischen und englischen Reiches und ermöglichten ihm eine erste große Uebersicht über die Wärmevertheilung auf der ganzen Erde.

Ihm folgte und ihn überragte in dieser Wissenschaft Dove, der durch die Untersuchung der Wärmeverhältnisse aller Zonen sich die bleibendsten Verdienste erworben und dessen Temperaturtafeln den gegenwärtigen Meteorologen als Vorbilder dienen. Während Humboldt das unbestreitbare Verdienst hat, daß er den Unterschied des solaren und realen Klimas zur vollen Anerkennung brachte, und zwar dadurch, daß er die von Halley für den Magnetismus der Erde angewandte Darstellungsmethode, das Gleiche durch Linien zu verbinden, auf die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde anwandte und nachwies, daß die Isothermen unter bedeutenden Winkeln die Breitenkreise schneiden, welche für das solare Klima eben die Linien gleicher Wärme sein würden, war es Dove, welcher für alle Monate des Jahres die Orte gleicher Wärme auf der Erde mit einander verband und die Monats-Isothermen construirte, wozu er ein ungemeines Material verwenden mußte. Bedenkt man, daß diesen Constructionen viele Tausende von Zahlen zu Grunde liegen, deren Mehrzahl noch mit Correctionen zu versehen war, um sie unter einander vergleichbar zu machen, so begreift man, welches Maß von Arbeit in diesen scheinbar einfachen Karten niedergelegt ist.

In Deutschland waren die von der Mannheimer Gesellschaft angeregten meteorologischen Beobachtungen größtentheils wieder eingestellt; ebenso ging es mit Beobachtungen, welche Lohrmann in Sachsen 1828 angeregt und eingeleitet hatte. Wenn auch an einzelnen Orten die Beobachtungen fortgesetzt wurden, fehlte doch ein zusammenhängendes Netz meteorologischer Stationen.

Wiederum war es Humboldt, der diese Lücke auszufüllen suchte.

Am 13. August 1844, bald nachdem Dieterici Director des königlich preußischen statistischen Bureaus geworden war, schrieb Humboldt an denselben: „Möge man Ihnen die Mittel gewähren, ihre Thätigkeit zu entfalten. Wie traurig z. B., daß man keine regelmäßigen, sich in Ihrem Bureau concentrirenden Anstalten hat, um in gleichmäßiger Form, was für den Ackerbau und die Schifffahrt so wichtig wäre, die mittlere Temperatur der Monate in Pommern, Uckermark, Posen, ja Rheinlande zu haben. 20 Barometer und besonders Thermometer, gut vertheilt an sichere Personen, würden merkwürdige Contraste zeigen; an vielen Punkten wird schon beobachtet aber nicht berechnet, und Alles bleibt in Tagesschriften zerstreut."

Humboldt nannte zugleich den Dr. Mahlmann als den tüchtigen Mann, der für eine geringe Besoldung zu gewinnen sein würde, um im statistischen Bureau solche Zwecke zu verfolgen und die Bearbeitung zu übernehmen. Im Jahre 1846 wurde Mahlmann angestellt; er traf die ersten Einrichtungen für die meteorologischen Stationen, wurde aber auf einer Revisionsreise am 9. December 1848 in Breslau vom Tode ereilt.

„Dem Professor Dove ist hierauf," so sagt Dieterici in der Einleitung zum ersten Bericht über die meteorologischen Stationen, „die wissenschaftliche Leitung des Instituts übertragen worden; sein Name wird hinreichen, die Wahl zu rechtfertigen."

Dove hat als Leiter des Instituts alle Berichte über das preußische meteorologische Netz herausgegeben und auch alle älteren zugänglichen und irgend brauchbaren Beobachtungen bearbeitet, und haben z. B. die Beobachtungen von Berlin vom Jahre 1719 an mehrfach als Grundlage zu Untersuchungen gedient. Die Zahl der Stationen war Anfangs keine große; in dem ersten Netze von 1848 sind nur 31 Stationen enthalten, aber die Zahl vermehrte sich von Jahr zu Jahr, dreißig Jahre später, nachdem verschiedene deutsche Staaten mit neuen Stationen sich angeschlossen hatten, gab es 153 Stationen. Im letzten von Dove veröffentlichten Bericht vom Jahre 1878 finden wir sein Porträt und die Titel der vielen von ihm veröffentlichten Jahrgänge der meteorologischen Resultate.

Doves reger Thätigkeit verdanken wir die Kenntniß fast aller meteorologischen Elemente und von ihm ist noch bis jetzt der Meteorologie der größte Theil der Wärme-, Regen- und anderer Verhältnisse des Luftkreises geliefert. Er behandelte nicht nur die periodischen Veränderungen, sondern auch die nichtperiodischen und zu diesem Zwecke führte er das System der fünftägigen Wärmemittel ein. Er theilte nämlich das Jahr in 73 Pentaden, welche von dem ersten internationalen Meteorologencongreß im Jahre 1873 auch für die Zukunft beizubehalten beschlossen wurde. Durch seine Untersuchungen stellte er fest, daß die Herrschaft der drei gestrengen Herren oder Eismänner: Mamertus, Pancratius und Servatius (11. bis 13. Mai) nicht kosmischen Ursprungs ist, wie vielfach behauptet wurde; denn während für eine Reihe von Jahren im nördlichen Deutschland die genannten Tage eine Temperaturerniedrigung zeigen, kennt man in Italien und anderen Ländern diese Tage nicht als gefürchtete. Die Erscheinung ist nach Doves Erklärung die Rückwirkung eines lokal kalten Gebietes auf ein daneben liegendes erwärmtes, und die Wirkung ist eine um so bemerkbarere, weil sie in die Zeit der Knospen- und Blüthenentwickelung fällt, in welcher besonders die Temperaturen in der Nähe des Gefrierpunktes der Vegetation so sehr verderblich sind. „Es ist daher natürlich, daß die Rückfälle der Kälte im Frühlinge eben deswegen in unseren Gegenden eine besondere Aufmerksamkeit erregen, weil sie oft in einer einzigen Nacht Hoffnungen vernichten, welche für eine gesegnete Ernte bereits gegründet erschienen. Verbindet sich mit einer solchen Erscheinung noch die Erinnerung an eine bedeutende Persönlichkeit, wie in Beziehung auf Mamertus, Pancratius und Servatius, durch Erfrierung der Orangerie in Sanssouci an Friedrich den Großen, so erscheint der Glaube an die „gestrengen Herren" bei uns gerechtfertigt, da selbst ein so großer Mann sich vor ihnen gebeugt, während man in England sie nie beobachtet hat."

Dove beschäftigte sich mit Vorliebe mit den Luftströmungen, und bei dem großen Sturme am 24. December 1821, welchen auch sein Lehrer Brandes bearbeitet hat, erregte der Nachweis, daß dies ein wahrer Wirbelsturm, aus den Tropen kommend, gewesen sei, gerechtes Aufsehen. Als man für die Stürme der tropischen Meere den gleichen Charakter fand, wurde der Cyclonentheorie gegen die Centripetaltheorie nach hartem Kampfe der Sieg verschafft. Auf diese Sturmtheorie gründete Dove für die Seefahrer eine Anzahl von praktischen Regeln, durch welche sie aus den verderblichen Kreisen der Wirbelorkane rechtzeitig entfliehen könnten.

Die Dove'schen Regeln bedürfen nach neueren Untersuchungen aber beträchtlicher Abänderungen und wesentlicher Modificationen; ja das Festhalten daran ist, wie Meldrum und andere Meteorologen mit Recht behaupten, in der Praxis gefährlich. Es darf dies nicht Wunder nehmen, denn die Wissenschaft ist seitdem fortgeschritten; Doves Ruhm wird dadurch nicht geschmälert, denn die Nachfolger stehen auf seinen Schultern.

Dove hatte das Gesetz der Wirbelstürme nachgewiesen, aber entschieden erklärte er sich gegen die Ansicht, jeden auftretenden Sturm als einen Wirbelsturm zu betrachten. Durch den Kampf des Polarstromes mit dem Aequatorialstrome entstehen nach ihm die sogenannten Staustürme, und wo beide zusammentreffen, entsteht ein barometrisches Maximum. „Hohe Wärme mit heftigen

Niederschlägen wird dann nördlich begrenzt von relativ intensiver Kälte, dichter Nebel bezeichnet die Stelle, wo beide einander begegnen und wird der Polarstrom zum Zurückweichen gezwungen, so folgt in dem Kältegebiete dem vorherrschenden Frost ein plötzliches Thauwetter. Aber in dem zurückgedrängten Polarstrome, wenn er Schritt für Schritt weicht, stärkt sich die Widerstandsfähigkeit durch Verdichten, während die des Aequatorialstromes durch Herausfallen des Wasserdampfes immer mehr gelichtet wird; in diese dringt der Polarstrom unwiderstehlich ein. Die Schneedecke, welche von Norden her immer weiter den Kampfplatz bedeckt, bezeichnet die Niederlage dessen, für den der Sieg zuerst sich zu entscheiden schien."

Für den Schweizer Föhn stellte er als die Heimat Westindien auf und erklärte, daß der in der Ostschweiz beobachtete Föhn seine Trockenheit nicht der Wüste Sahara verdanken könne, weil er in der Westschweiz, in der er zuerst auftritt, als feucht beobachtet wird.

Endlich ist noch der Hauptentdeckung Doves zu gedenken, des in allen Ländern bekannten Drehungsgesetzes der Winde, nach welchem in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf der nördlichen Halbkugel, besonders in Mitteleuropa, die Veränderung der Richtung des Windes in der Weise vor sich geht, daß sich der Wind in dem Sinne von Süd nach West, Nord, Ost, Süd durch die Windrose dreht, und daß der Wind zwischen Süd und West, zwischen Nord und Ost häufiger zurückspringt, als zwischen West und Nord und Ost und Süd. Auf der südlichen Halbkugel erfolgt die Richtungsänderung im entgegengesetzten Sinne. „Mit der Ihnen eigenen Liebe zur Geschichte der Wissenschaft," so heißt es in der Berliner Adresse zum 50jährigen Doctorjubiläum, „haben Sie es in zahlreichen Aussprüchen bis zu Aristoteles zurückverfolgt. Dies Alter Ihres Gesetzes erhöht nur Ihren Ruhm. 2000 Jahre lang hat man der scheinbar der Sonne folgenden Drehung des Windes zugeschaut, ohne deren Sinn zu begreifen."

Seine Untersuchungen über das Drehungsgesetz stehen in Poggendorffs Annalen im Jahre 1827, in den meteorologischen Untersuchungen, Berlin 1837, in den klimatologischen Beiträgen, 2 Theile von 1859—1867, in dem Gesetz der Stürme, welches 1874 die vierte Auflage erlebte und auch in englischer und französischer Uebersetzung erschien.

Schon angedeutet ist, daß die meteorologischen Erscheinungen von Dove unter einem Gesichtspunkte aufgefaßt sind, welcher heutzutage nicht mehr als der allein maßgebende angesehen wird. Die Erweiterung der Hadley'schen Passattheorie, welche Dove seinen Untersuchungen zu Grunde legte, entspricht nicht im vollen Umfange den Erscheinungen der Natur; die Wirbelstürme verdanken ihren Ursprung vielfach der lokalen hohen Erhitzung von sehr feuchter Luft, wodurch ein aufsteigender Luftstrom erzeugt wird, nach welchem von allen Seiten am Boden Luft hinströmt. Aber das verringert nicht die Verdienste von Dove, die Wissenschaft schreitet fort und er ist und bleibt der Vater der gegenwärtigen Meteorologie.

Von anderer Thätigkeit muß noch erwähnt werden, daß Dove sich an die Spitze der Herausgabe des aus 8 Bänden bestehenden Repertoriums der Physik, Berlin 1837—1845, eines jedem Physiker nothwendigen Nachschlagewerkes, stellte; bei dem ersten Bande war der Physiker Ludwig Moser in Königsberg Mitredacteur, vom zweiten an Dove ganz allein. Er übernahm darin die Berichterstattung über Gegenstände aus der allgemeinen Physik, aus der Wärmelehre, Optik und Meteorologie.

Wir haben bisher Dove als gelehrten Forscher und Akademiker betrachtet, sehen wir, was er als Lehrer sowohl an den Gymnasien, als auch an den verschiedenen Instituten und an der Universität geleistet hat.

Auf dem Gymnasium trug er nicht allein über verschiedene Theile aus der allgemeinen Physik in wöchentlich 8 bis 12 Stunden für alle Klassen von Prima bis Quarta vor, sondern er hatte eine Zeit lang noch eben so viele Stunden in Mathematik zu unterrichten, er lehrte ebene und sphärische Trigonometrie, die Theorie der Kegelschnitte, entwickelte den binomischen Lehrsatz und hielt geometrische Uebungen. In der Artillerie- und Kriegsschule, auf dem Gewerbeinstitut und an der Universität war seine hauptsächlichste Vorlesung: Experimentalphysik, welche er auf der Universität gewöhnlich Mittwochs und Sonnabends Nachmittags vortrug; vielfach las er auch Optik und fast jeden Winter Dienstags Abends Meteorologie. Seine Zuhörer auf der Universität zählten nach Hunderten, und in der Meteorologie war das größte Auditorium bis auf den letzten Platz nicht nur besetzt, sondern es standen noch viele Zuhörer aus allen Ständen in den Mittel- und Seitengängen. „Hundert Universitätssemester sahen an Pregel und Spree eine Reihe von Schülern zu Ihren Füßen sitzen, deren Ruhm später den Ihrigen verkündet hat. Nicht leicht hat so wie Sie ein Lehrer auf dem Katheder empfänglichen Naturen gleichsam durch geistige Transfusion seine eigene hohe Denkart eingeflößt; und nicht leicht traf in der deutschen Sprache einer besser als Sie den Ton allgemein faßlichen, heiter belehrenden Vortrags," so sagt die oben erwähnte Adresse und es ist nur noch hinzuzufügen, daß Dove selbst keine Mühe und Arbeit scheute, wenn er durch Experimente einen Gegenstand klar machen konnte; in einem Marktkorbe ließ er von einem Auditorium zum andern die meisten ihm persönlich gehörigen Apparate tragen, oder brachte sie selbst in der Hand aus seiner Wohnung mit. Ueberall, wo er konnte, war er seinen Schülern ein väterlicher Freund.

Dove war Mitglied der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und wechselte mit Ritter vielfach in dem Vorsitze ab, ebenso mit Barth, nach dessen Tode er der Hauptleiter des Vereins war. Bei dem 45jährigen Jubelfeste wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt. Er erfreute den Verein vielfach durch lehrreiche Vorträge, bei den Stiftungsfesten waren seine Ansprachen den Kern treffende, dabei erheiternde Reden und zu den Veröffentlichungen des Vereins hat er eine große Anzahl von Beiträgen geliefert.

Von der Regierung wurde er vielfach mit Delegationen beauftragt und das Reisen war für ihn eine Erholung. Seine ausgezeichnete Kenntniß der modernen Sprachen verschaffte ihm Zutritt zu allen Gesellschaften und wir sehen ihn schon 1830 zur Cholerazeit in Warschau, 1845 auf einer großen Urlaubsreise in Frankreich, England und Schottland, wo er zu den ersten Gelehrten in nähere Beziehung trat. Auf den Weltausstellungen in London 1851 und 1861, in Paris 1855 und 1867 gehörte er zu den Preisrichtern, 1868 war er in Oberitalien, ebenso 1869 von Innsbruck aus; vielfach besuchte er die deutschen Naturforscherversammlungen, 1864 auch die schweizerische in Zürich, wo über den Ursprung des Föhn debattirt wurde; alljährlich machte er meteorologische Revisionsreisen, Anfangs nur in Norddeutschland, später auch in Süddeutschland. Zweimal hatte der Verfasser das Vergnügen, ihn als Begleiter auf den meteorologischen Revisionsreisen in Sachsen zu haben, 1871 besuchte er die meteorologischen Stationen im Elsaß. Mehrfach war er mit Familiengliedern und allein in Bädern, so in Schlangenbad, in Landeck u. s. w.

Alle Ehren und Würden, welche ein Gelehrter erlangen kann, wurden ihm nach und nach zu Theil. Seine Universitätscollegen wählten ihn zum Decan und zum Rector, die Regierung ernannte ihn zum Geheimen Regierungsrath. Sämmtliche bedeutende Akademien erkoren ihn zu ihrem Mitgliede, so die gelehrten Gesellschaften in Amsterdam, Boston, Dublin, Buda-Pest, Göttingen, London, Moskau, München, Paris, Petersburg, Prag, Upsala, Wien u. s. w. Unter den Orden erwähnen wir nur, daß er bei seinem Doctorjubiläum den Stern zum rothen Adlerorden II. Classe erhielt, auch war er Offizier der Ehrenlegion. 1860 wurde er Mitglied des Ordens pour le mérite und durch besondere Gunst seines hohen Gönners, des Kaisers und Königs, 1867 Vicekanzler der Friedensklasse dieses Ordens. Bei Hofe war er gern gesehen, und sobald ein Kreis von Gelehrten in dem königlichen Palais versammelt wurde, fehlte Dove fast nie.

Seine häuslichen Verhältnisse waren sehr glückliche, von acht Kindern (vier Söhnen und vier Töchtern) starb nur ein jüngerer Sohn Bernhard im Juli 1874 an der Schwindsucht in Folge

der Kriegsstrapazen; zwei Söhne sah er in Professuren in Göttingen und Breslau und beide verheirathet, eine Tochter verheirathet nach Alexandrien. Er war ein aufmerksamer Gatte, liebevoller Vater und dabei selbst der bescheidenste anspruchslose Mann, welcher unter seinen Büchern sitzend sich glücklich fühlte und das einfache Mobiliar, woran er in seiner Jugend gewöhnt, bis an sein Ende behielt.

Am Vormittage war er, wenn er nicht zu lesen hatte, zu Hause und für Jedermann zugänglich; am Nachmittage ging er in früheren Jahren gern in die Conditorei von Stehely in der Charlottenstraße, um kurze Zeit Zeitungen zu lesen und eine Tasse Kaffee zu trinken; in den letzten Jahren seines Lebens ging er wenig aus und beschränkte seinen Verkehr auf den mit einigen alten Freunden.

Von Statur war er mittlerer Größe, eher mager als corpulent, lebhaft in seinen Bewegungen, in seiner Unterhaltung witzig, lehr- und geistreich.

Schon vor seinem 50jährigen Doctorjubiläum am 4. März 1876 hatte er einen Schlaganfall gehabt, doch erholte er sich wieder und konnte die ihm erwiesenen Bezeugungen der Verehrung und Liebe mit voller geistiger und körperlicher Kraft entgegennehmen; doch schon 1877 kam wieder Krankheit, und der Tod der Gattin am 31. Mai 1877 nach über 46jähriger Ehe war für ihn der schmerzlichste Verlust. Er gab eine Lehrerstelle nach der andern auf und beschäftigte sich ausschließlich noch mit seinen meteorologischen Stationen und den meteorologischen Tabellen, woran mit ihm sein mehrjähriger Assistent und früherer Beobachter in Torgau, der Professor Arndt arbeitete.

Am 4. April 1879 schied er aus diesem Leben; die Wissenschaft verlor einen ihrer eifrigsten Forscher, die Meteorologie ihren berühmtesten Repräsentanten, das Vaterland eine seiner schönsten Zierden. Sein Andenken wird bleiben, so lange es noch eine physikalische Wissenschaft gibt!

Ein Sonntag in Verona.

Von Hermann Lingg.

Vierzig Jahre mögen es her sein, seit ich Verona zum ersten Male gesehen. Wenig hat in diesem langen Zeitraume das Aussehen der alten Stadt sich verändert. An den öffentlichen Gebäuden sieht man das piemontesische Kreuz des italienischen Königreiches statt des zweiköpfigen Adlers, in den Kaufläden findet man die neuesten Pariser und Wiener Artikel, und die französische Mode hat, wie überall hin, auch hierher ihre Herrschaft ausgebreitet und seit damals bedeutend mehr die nationale Tracht zurückgedrängt. Nichtsdestoweniger bemerkte ich noch hier und da eine Matrone mit dem schwarzen Spitzenschleier über dem greisen Haupte, und manches Mädchen aus dem Volke, das in seinen Pantoffeln über die Straße klapperte, trug auch noch die altveronesische Bekleidung, vielleicht nur darum, weil sie mehr als die moderne ein hübsches Gesicht hervorhebt. Manche wußten auch Beides zu vereinigen und hatten den modernen Kopfputz so geschickt um, daß dadurch die größte Aehnlichkeit mit der früheren Tracht zum Vorschein kam. — In allem Uebrigen ist das Meiste vom Charakteristischen der alten Zeit geblieben, noch wie damals betäuben das Ohr die effectvollen Ausrufe der Fisch- und Gemüse-Verkäufer, das Drängen und Treiben auf Piazza delle Erbe ist dasselbe, die Kaffeehäuser mit ihren Strohstühlen und vergilbten Vorhängen, die Buden unter der Arena, die Stille davor, die Paläste und Straßen, Alles ist noch wie ehedem es war. Ich liebe Verona, es ist eine jener zauberhaften Städte, wie Venedig, die in jedem Augenblick unsere Phantasie mit neuen Bildern beschäftigen, und wer sich diesem Zauber hingibt, der erwacht wie aus einem Traume, wenn er nach ein paar Tagen wieder den Bahnhof vor Porta nuova betritt, und durch die rauchenden Locomotiven aus der blendenden Romantik in die Wirklichkeit des neunzehnten Jahrhunderts zurückgerufen wird. Heute an diesem wundervollen Sonntag will ich mich ganz deiner Vergangenheit weihen, edles Verona, dein restaurirter Palazzo dei Signori und das neue Standbild Dantes sollen sie mir nur noch mehr beleben, noch mehr in deine verschwundenen Tage mich vertiefen lassen! Helle muntere Glockenklänge stimmen in die heitere Luft des blauen Himmels mit ein und zu den Schaaren der festlich geputzten Kirchgänger. Von den Fenstern hängen Teppiche und Kränze, hier und da ist ein Altar auf offener Straße errichtet. Wahrscheinlich gilt es eine besondere Feier und die weißgekleideten Mädchen mit den Blumensträußen in der Hand lassen mich vermuthen, daß es sich um den weihevollen Act der Firmung handelt. In dem mystischen Dunkel der Kirche von St. Zeno werden in den Tiefen der Krypta und über den Altären dicht übereinander die Kerzen angezündet, Orgeltöne brausen ab und zu, und der Bischof wird von den Geistlichen der Pfarrei abgeholt und feierlich umherbegleitet. Er scheint ein Fremder zu sein, und sich nebenbei die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigen zu lassen. Indeß ist aus einer Seitenkapelle bereits eine andere Procession gekommen, die Glocken fangen neuerdings an zu läuten, die Orgel tönt und die Schaar der Andächtigen wallt von dem einen Altar zum anderen. Ich begreife jetzt, wie das Leben im Mittelalter ganz aufging in solchem religiösen Dienste. Messen, Vespern, Umzüge füllten die Zeit aus, als es noch wenig Bücher und keine Zeitungen gab, Bußübungen, wenn die Metten ruhten, und Betrachtungen über die Leiden der Heiligen, wenn Folterkammern und Galgen leer stunden. Hatte man die Morgenstunden mit Beten und Gesang zugebracht, so traf man sich zu traulichen Besprechungen in der Sacristei. In diesem kühlen Raume, der gewissermaßen das Familiäre, die Häuslichkeit der Kirche darstellt, wie angenehm und sinnreich mag da manche Unterhaltung gewesen sein, welche Herzensgeheimnisse wurden da gestanden und errathen! Wohl manch blutige Vesper ging von da aus, und in nächster Nähe des Allerheiligsten traf Mördersaust ihr Opfer, das Opfer der Parteiwuth, der Eifersucht. Vor stürmender Zwietracht und Fehde waren auch die Grüfte nicht sicher, und es kommt mir vor, als entstamme die Sitte der in den Höhen angebrachten Sarkophage dem Gefühle der Furcht, noch im Tode beleidigt zu werden. Da hoch oben im Dom war wenigstens der Staub sicher vor der ruchlosen Hand des Verfolgers, sicherer als unter der Erde, Bild und Namen wenigstens blieben unangetastet.

Ein rührend schöner Gedanke ist es, daß im Gewölbe der Nische, worin der Steinsarg ruht, der Sternenhimmel abgebildet ist und musicirende Engel darüber schweben. Das Denkmal der Scaliger stellt diesen Brauch gewissermaßen als an und für sich, als selbstständig dar, es ist eine Burgkapelle mit der Grabstätte des Geschlechtes mitten in der Stadt, die es beherrschte. Wenn man diese altersgrauen Steinbilder mit der dahinter stehenden Kirche recht betrachtet und den darüber ruhenden blauen Himmel, dann wird einem auf einmal die Zeit Dantes verständlich und lebendig. Mich überkam ein Schauer plötzlicher Einsamkeit, ein Ueberdämmertwerden des Gefühls, daß mir war, als zöge mich was zurück in jene finsterfromme, furchtbar ernste Vergangenheit. Alles was nicht mehr ist, sieht uns so erbarmenswerth an, und wenn wir dem Abgeschiedenen nahe kommen, so überläuft uns ein Schauer vor der Armuth des Gewesenen zugleich mit einem heimlichen Zurücksehnen, als hätten wir auch damals schon gelebt. Man erfährt eine Ahnung von der Unvergänglichkeit alles Seins, des in allem Wandel Ruhenden und Allgegenwärtigen. — Im Hause dieser mächtigen Herren Scaligeri fand Dante Zuflucht in seiner Verbannung. Wie sehr schmerzlich es ihm ward, trotz aller Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde, das Brod der Fremde zu genießen, ihm, der durch den Sieg seiner Feinde Heimat und Eigenthum verloren hatte, das sagen die Verse, die wohl damals entstanden sein mögen, in denen er klagt, wie hart es sei, fremde Stiegen zu steigen, und wie versalzen das Brod am fremden Heerd schmecke. Die Bitterkeit dieser Worte wird nicht durch die in der folgenden Strophe dargebrachten Huldigung an den „herrlichen Lombarden" aufgewogen. Welche Demüthigungen mochte der Stolz des Dichters erlitten haben! Ein Beweis dafür ist die bekannte Anecdote, daß ihn einst della Scala, während die Späße eines Possen-

reißers die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zogen, gefragt habe, wie kommt es, daß der Gaukler Allen besser gefällt, als du, der Weise? Und Dante soll geantwortet haben: Weil Gleiches Gleichem zusagt. Eine sehr verstimmte Antwort! Da die Scaliger Besitzungen am Gardasee und im Etschthale hatten, so ist es wahrscheinlich, daß Dante während seines Verweilens bei ihnen auch die Schlösser besucht habe, die ihnen gehörten, und daß die Schilderung eines durch einen Bergsturz entstandenen Felsabhanges damals entstanden sei. Nach Jahrhunderten noch richtet sich der Blick der Menschen auf jene Punkte, um welche das Andenken an eine bedeutende Persönlichkeit lebt, besonders wenn diese litt oder im Kampf mit feindlichem Schicksal ein unbeugsames Herz bewies. Und ein hartes Geschick war es, daß dem Dichter dieselbe Sprache, die er mit aller Hoheit des Geistes, allem Glanz seiner Phantasie, dem ganzen Wohllaut seines Innersten schmückte, nur als Ausdruck des Hasses entgegengestellt wurde, im Zischen der Verleumdung, in Verbannungs- und Todesurtheilen. Welch ein Schmerz, wenn er fühlte, wie sich Alles aufthürmte und zusammenballte, um ihm die Liebe zum Vaterlande aus der Seele zu reißen! Ihm fehlte dann freilich auch nicht der Donner gerechter Entrüstung und die Schneide grimmigen Hohnes. Ach, gerade die Verbannung, der Haß seiner Gegner war es, was Dantes großer Dichtung die eigenthümliche Gluth und Kraft verlieh. Im Fall auch die Erzählung wahr sein sollte, daß während der Zerstörung seines Hauses die ersten Gesänge der Divina Commedia durch seine Gattin gerettet wurden, also vor der Verbannung schon wären geschrieben gewesen, so erhielt das Gedicht doch gewiß erst durch die ihn zunächst betreffenden politischen Ereignisse jene polemische und grandiose Signatur, die seine Größe und Unsterblichkeit ausmacht. Mir ist, ich sehe ihn auf jener Reise nach einer der Burgen im Etschthale durch den Engpaß der Veroneser Klause reiten, wo sich jenes Felsenthor vor ihm öffnete, das zu den Schlünden und Abgründen der Alpen führte, recht als ein Höllenthor, wie er es im Inferno beschreibt. Es ist Abend und die dunkle Gestalt des hagern braunen Mannes erscheint zwischen seiner bewaffneten Begleitung, ernst und traurig wie das Aussehen der Landschaft, die ihn umgibt. Gleich hinter dem Paß, wo die Etsch sich durch die steilen Felsenwände drängt, ist ein See und aus diesem ragt ein finstres Schloß auf steilem Bergkegel empor, einsam ist Alles umher, dunkel und schweigend, nur draußen vor dem Eingang des Felsenthores leuchtet noch ein hellgoldner Streif am Horizont, er leuchtet auf die Rebhügel und Pflanzungen dieses gesegneten Landes, das er verläßt, seines Vaterlandes. — Viele der Paläste in Verona erinnern an Venedig; seit es letzterem unterthan wurde, bauten die Beamten der Republik, die meisten wohl aus vornehmsten Geschlechtern, ihre Häuser nach den Vorbildern der Vaterstadt. Fenster und Balkone erinnern daran, und hier und dort der Markuslöwe, daß über Verona die Königin der Meere gebot. Noch in Trient und weiter hinauf bis Brixen und in den Thälern Tirols zeigen sich die Spuren venetianischer Bauart. Ja, selbst der hohe Norden, Danzig, zeigt der Seefluth den Schmuck südlicher Kunst. So wandert was das Bleibendste scheint, auch der Stein in den Formen, die ihm der Mensch gibt, allmählich über die Erde, mit leisem Vorrücken ähnlich dem der Gletscher. Anderes dagegen scheint seine einmal eingenommene Stellung hartnäckig zu behaupten. Feste Punkte, Orte der Anbetung, Hauptplätze einer Stadt ändern Namen, Gegenstand des Cultus, bleiben aber in ihrer Bestimmung. Ich kann mich im Giardino Giusti des Gedankens nicht erwehren, daß da schon einer römischen Villa Gartenanlage gestanden habe. Es ist etwas in den Grotten, den Mauern und Statuen, was gar sehr an die alte Welt erinnert, ein heidnisches seliges Lächeln, eine süße Pansruhe schwebt über diesen Räumen. Nun, die Cypressen wenigstens reichen in ein unzweifelhaft hohes Alter hinauf, Goethe schon auf seiner italienischen Reise schätzte sie auf mehr als dreihundert Jahre, und eines ist seither bereits wieder verflossen. Die da stehen könnten noch von ihren Großeltern gehört haben,. was man über Alboin und Dietrich von Bern sang. Daß als des Letzteren Haus das römische Amphitheater genannt wurde, erkläre ich mir daher, daß diese Sage in einer Zeit entstand, da alles Große und Gigantische jenem Helden zugeschrieben wurde, während das Wissen von der eigentlichen Bestimmung des Riesenbaues beim Volke längst erloschen war. Vielleicht hat er aber selbst noch Thierhetzen darin abgehalten und das Bild am Kirchenportal zu St. Zeno, das ihn als wilden Jäger darstellt, könnte darauf Bezug haben.

Weniger großartig und ländlicher liegt der Garten, in welchem das Grabmal der Julia gezeigt wird, eine Mauervertiefung und darin ein Sarg oder Trog — ein Tisch mit Fremdenbuch — und davor, nur durch ein Gitter getrennt, recht wie zur Verhöhnung aller Leichtgläubigkeit und alles falschen Idealismus — eine Kegelbahn! — Sonst aber blühte der Garten in süßer träumerischer Mittagsstille und Schmetterlinge wiegten sich auf den Blumen. Zwei hübsche Kinder waren uns am Eingang des Gartens entgegengesprungen — sie blickten uns mit ihren schwarzen Augen so lustig und herausfordernd an, daß es Sünde gewesen wäre, sie nicht zu beschenken. Obwohl sie von einem älteren Manne verscheucht wurden, vielleicht war es der Besitzer, so kamen sie als wir gingen doch wieder — und erhielten wieder etwas. Sie konnten „Romeo und Julie auf dem Dorfe" vorstellen. Aber um die Gabe hätten sie sich beinahe entzweit, sie sollten theilen, und der Knabe wollte Alles allein behalten. Es kam jedoch schließlich zu einem gütlichen Vergleich und das stund ihnen wieder so gut an, wie vorher das Bitten. Philister ärgern sich über die Armuth auf der Straße, sie nennen es, wenn man um ein Almosen angesprochen wird, belästigt werden, ich meinte, wo einem soviel Schönes reichen Genuß bietet, da sollte man froh sein, auch etwas geben zu können. Wahr dagegen ist, daß der häufig vorkommende Anblick von Verstümmelten und Verkrüppelten gar zu abstoßend wirkt, und man wünschte dem Lande recht viele und so treffliche orthopädische Anstalten, wie wir sie in Deutschland haben. Zunehmender Wohlstand und vor Allem Bildung und Unterricht werden auch hier helfen. Der Aermste muß einsehen lernen, daß gesunde Glieder haben und arbeiten besser ist, als von der Freigebigkeit reicher Hände leben. Vorzugsweise sind es die Kirchenthore, welche von Elend und Alter umlagert werden, denn hier wird sich Mildthätigkeit am ehesten offenbaren, und die Chöre des Hochamtes von den lieblichsten Stimmen, wie von Engeln gesungen, mögen doch auch eine Spende des Trostes sein.

In den ersten Nachmittagsstunden, die Sonne brannte sehr heiß, durchwanderte ich die fast verödeten Straßen — hier und da rollte ein Wagen heran, der eine fröhliche Gesellschaft, wahrscheinlich aufs Land brachte, hier und da fand sich eine Gruppe junger Leute zusammen, die wohl gleichfalls eine Landpartie verabredet hatten, Kinder, die im Hofe eines alten Palastes spielten, alte Frauen, die im Schatten der Häuser nach einer Kirche hinschlichen, das war Alles — ich ging mitten in der brennenden Straße; wie wohl ward mir, mir war, als müßte ich mich für den langen Winter nun entschädigen, und ich trank in vollen Wonnezügen aus dem goldenen Becher der Sonne die Strahlen in mich.

Im Amphitheater wurde heute wieder in der darin aufgeschlagenen Bretterbude gespielt, ein kleines Segment der alten Zuschauerräume füllte sich mit lachlustigem Publicum, es war auf der Stelle des blutigen Kampfplatzes, wo nun die harmloseste Posse aufgeführt wurde. Wie abscheulich kam mir dieser Bau vor, und mag er auch damals mit Marmor und Purpur geschmückt gewesen sein, wer in die finstern Gewölbe hineinsah, sich dort die zum Tode Bestimmten dachte, und in die Käfiglöcher der wilden Thiere blickte, den konnte nur Grausen und Abscheu erfüllen. „Es waren nicht immer nur gemeine Verbrecher, Mörder und Räuber, die hier zerfleischt wurden, auch die Verschwörer gegen das Leben des Imperators, seine Feinde, erlitten hier die grausame Todesstrafe." Mit diesen Worten trat ein Mann auf mich zu, und ich erwiderte ihm: „Und wie viele darunter mögen fälschlich Angeklagte gewesen sein, Männer, deren

Reichthum, edle Geburt, deren Freimuth und Hochsinn die Habsucht und den Haß der Angeber gereizt hatten!" In diesem Augenblicke hörte ich wilden, wüsten Lärm hinter mir. Was war geschehen? Es hatte sich ein armer Teufel eingeschlichen, um das Possenspiel unentgeltlich mitanzusehen, war ertappt worden und wurde jetzt unter Geschrei und Schimpfen nach der Polizei gebracht. So rasch ging es auch damals her! Die Henker hatten es eilig — und war der Unglückliche aus seinem Kerker heraus, so stand er im nächsten Moment nach langem Aufenthalt in der Finsterniß zum ersten Mal wieder im Angesicht des leuchtenden Tages und einer unzähligen Menge über ihm, die vor Begierde brannte, ihren Mitmenschen bluten und sterben zu sehen, und im nächsten Augenblick lag er unter den Krallen des Tigers. Ich eilte fort, konnte aber dies unheimliche Bild lange nicht los werden. Die Lust, an den Qualen eines Andern sich zu weiden, hatte von jeher eine dämonische Macht über den Menschen, kein Gesetzbuch, keine Religion hat sie zu besiegen vermocht, vielleicht gelingt es einst noch der Erkenntniß und dem immer mehr erstarkenden Engel des Mitleides.

Ich wollte nicht von Verona scheiden, ohne meinen Lieblingsbau, den Palazzo del Consiglio noch einmal gesehen zu haben. Es liegt ein Zauber, etwas so wohlthuend Beruhigendes in diesen edlen, einfach schönen Verhältnissen! Die farbigen und vergoldeten Verzierungen sind hier mit vollem Recht angebracht, der Schönheit gebührt ihr Schmuck.

Abends war Militärmusik auf Piazza Vittorio Emmanuele, ehemals Piazza Brà. Das Programm enthielt ein Potpourri aus Mephistopheles, der neuen Oper Boitos.*) Ich war sehr gespannt darauf, muß aber bekennen, daß es mir etwas zu lang dauerte und ich mich zuweilen herzlich nach den Melodien der nächsten Piece zu sehnen begann, die Rigoletto hieß. Mächtig jedoch und deutliche Interpreten des Textes waren diese Töne, man hörte aus ihnen den titanischen Ungestüm, die verzweifelnde Unschuld, den teuflischen Hohn heraus, ja, wenn ich den Blick hinüber wandte nach den alten Mauern des Amphitheaters, so schien mir, als flimmre und zucke es hier und dort in den hohen Bogenwölbungen, der ganze Circus erhellte sich, eine klassische Walpurgisnacht voll Mord und Blutgelächter beginnt und in der Loge der Cäsaren sitzt Mephisto und „grinst gelassen über das Elend von Tausenden hin".

Die Schwüle des Tages beendete indeß ein leichter, erfrischender Regen, und im Gasthof auf meinem Zimmer angekommen, dachte ich vor Allem gern wieder an den idyllischen Garten Julias. Die Rosen darin dufteten wieder so himmlisch und besonders ein Strauch mit weißen Rosen war es, über den hin das Leuchten der Blitze fuhr und ihn magisch erhellte. Da hob sich mitten aus ihnen, wie aus einem Kranze, das Haupt und die Gestalt eines Mädchens in weißem Schleier, sie richtete sich aus einem Sarge empor und blickte so sehnsüchtig umher. Plötzlich rollte es draußen wie Donner, und die Kegelspieler geriethen in Streit — ich sah Tybalts Degen blitzen und Romeo auf ihn eindringen, ich hörte die Stimme Mercutios, ja er war es, er trat auf mich zu und sagte lachend: „Ich sehe wohl, Frau Mab hat euch besucht."

Seit zehn Jahren.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Das sinkende Ansehen der Philosophie im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts hatte im Verein mit den überaus ungünstigen Chancen des philosophischen Privatdocenthums den Nachwuchs des Katheders zu Ende der 60ger Jahre auf ein Minimum beschränkt. Als nun plötzlich eine größere Zahl von Stellen vacant wurden, und es an geeigneten Candidaten zu ihrer Wiederbesetzung mangelte, da nahm man den Ersatz, wo man ihn fand. Privatdocenten, die es unter andern Umständen wohl kaum zu einer außerordentlichen Professur gebracht hätten, rückten in ordentliche Lehrstühle ein, ja sogar Gymnasiallehrer wurden zu Philosophieprofessoren ernannt. Dieses plötzlich zu Tage getretene Candidatenbedürfniß und die Aussicht, auf diesem Wege rasch und leicht Carriere machen zu können, verlockte nun wiederum eine größere Anzahl jüngerer Leute, meist Philologen und Theologen, ohne inneren Beruf zur Philosophie sich doch als philosophische Docenten zu habilitiren, und da unter den alten Herren noch mehrere Jahre starker Abgang war, so bewährte sich diese Speculation nicht schlecht. Die so zum Amte gelangten Professoren im treuen Verein mit dem neueren Nachwuchs an Docenten beherrschten jetzt in der Hauptsache die Universitätsphilosophie; denn während die Alten immer älter geworden sind, haben jene die Rührigkeit der Jugend voraus. Ohne Beruf zur Sache und ohne rechte philosophische Vorbildung hereingekommen, in einer Zeit der Verachtung der Philosophie und der Hochschätzung der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Disciplinen aufgewachsen, gelangten sie naturgemäß dazu, den eigentlichen Geist der Philosophie zu verkennen und die Entwicklungsstufen, in denen er sich am großartigsten offenbart, zu verachten, ja geradezu die Göttin zu verleugnen, deren Altarfeuer sie nähren sollten, und statt dessen sie zur Magd entweder der Naturwissenschaft oder der Philologie herabzuwürdigen, wie das Mittelalter sie zur Magd der Theologie degradirt hatte. In früherer Zeit, als noch bestimmte Schulen herrschend waren, empfahl die Autorität des Meisters den betreffenden Staatsbehörden seine treuen Jünger; als solche Autoritäten nicht mehr vorhanden waren, trat eine gewisse verlegene Rathlosigkeit ein. Jetzt konnte das Bekennen zu einem bestimmten System nicht mehr als Vorzug, sondern eher als Nachtheil gelten; vielmehr wurde die absolute Standpunktlosigkeit eines Candidaten zur nützlichsten aller Qualitäten. Denn jetzt mußte Alles darauf ankommen, keiner von allen den zahlreichen bei der Berufung mitsprechenden Persönlichkeiten mißliebig oder anstößig zu sein, und diese Bedingung wurde offenbar am besten von demjenigen Candidaten erfüllt, von welchem (wie von der tugendhaften Frau) am wenigsten zu sagen war, welcher entweder noch gar keine oder doch nur eine schlechthin farblose philosophische Leistung producirt hatte, welcher aber jedenfalls nicht mit entschiedenen Meinungsäußerungen oder gar mit systematischen Versuchen hervorgetreten sein durfte, da solche irgendwo anzustoßen sicher sind. So erklärt es sich, daß die Standpunktlosen und Armen im Geiste überall ihren bestimmt nüancirten Mitbewerbern den Rang ablaufen mußten und jetzt das große Wort führen können. Wenn schon allerwärts das geistlose Streberthum am weitesten kommt, so ist das nirgends in höherem Maße wahr als in der Philosophie, wo gegenwärtig unter den bei einer Berufung mitsprechenden Persönlichkeiten die verschiedensten Standpunkte vertreten zu sein pflegen.

Zu der Naturwissenschaft der Gegenwart unterhält die jüngere Zunftphilosophie ein recht freundliches Verhältniß; die erstere läßt sich nämlich die Huldigungen der letzteren allergnädigst gefallen, weil sie geeignet sind, ihr Selbstgefühl zu erhöhen. Eine Philosophie, welche ihre Arbeit wesentlich in dem Nachweis erschöpft zu haben glaubt, daß alle bisherige Philosophie leere Hirngespinnste biete, daß namentlich die Teleologie die verderblichste, sinnverwirrendste Ausgeburt der Phantasie sei, kann der materialistischen oder doch wenigstens mechanistischen Naturwissenschaft unserer Tage nur willkommen sein, und aus dankbarer Höflichkeit wird dieselbe ihr nicht gerade ins Gesicht sagen, daß sie selbst ebenso überflüssig sei, wie alle andere Philosophie. Im Gegentheil, da die Welt doch einmal noch nicht so weit fortgeschritten ist, alle Philosophie für Unsinn zu halten, kann es nur im Interesse der Naturwissenschaft liegen, diejenige Philosophie zu empfehlen und zu unterstützen, welche alle bisherige Metaphysik und Teleologie für überwundene Standpunkte erklärt, mindestens so lange, bis auch diese Ueberläufer aus dem feindlichen Lager ihr entbehrlich werden. Freilich ist es auch möglich, daß die Naturwissenschaft zur Besinnung darüber ge-

*) Wilhelm Lübke hat das merkwürdige Werk in Bd. XV, Nr. 19 der „Gegenwart" eingehenderer Besprechung gewürdigt. D. R.

langt, daß ihre Opposition gegen die Philosophie, besonders ihre antiteleologische mechanistische Haltung, nur von ihrer materialistischen Vergangenheit herrührt, welche selbst wieder nur aus der Opposition gegen die überwundene Phase eines überspannten philosophischen Idealismus entsprang. Es ist möglich, daß ihr vor ihrer empirischen Herrlichkeit bange wird, und sie in nicht zu langer Zeit zufrieden sein wird, sich mit einer Philosophie verbinden zu können, welche allen ihren berechtigten Ansprüchen volle Rechnung trägt. In solchem Fall hat ebenfalls ein blos negativer Kriticismus ihr nichts mehr zu bieten, aber an Stelle seiner Unphilosophie würde dann nicht das Nichts, sondern ein positives philosophisches System treten, ein System, das mit den wesentlichen Lebensbedingungen und Bedürfnissen der Naturwissenschaft genaue Fühlung hat und dieselben von zufälligen polemischen und negativen Zeitströmungen zu unterscheiden weiß. Daß der Neukantianismus und der idealistische Skepticismus solchen Anforderungen nicht genügt, daß aber meine Philosophie ihnen vollständig Rechnung trägt, habe ich wiederholentlich dargethan*), am durchschlagendsten aber habe ich es durch die 2. Aufl. der Schrift: „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" bewiesen. Wenn vor dem Erscheinen dieser Auflage im Frühjahr 1877 öfters von Naturforschern Bemerkungen über und gegen meine Philosophie laut wurden, welche gewöhnlich durch eine Berufung auf die erste (anonyme) Auflage meiner genannten Schrift unterstützt wurden, so ist seitdem die Naturwissenschaft wie auf stillschweigende Uebereinkunft in ein beredtes Schweigen verfallen. Gegen meine Befähigung zum Mitsprechen über naturwissenschaftliche Probleme kann man nichts mehr sagen, nachdem man sich selbst durch das meiner anonymen Selbstkritik gezollte Lob die Hände gebunden, und gegen den von mir vertretenen philosophischen Standpunkt weiß man nichts Triftiges mehr zu sagen, nachdem ich dessen Ueberlegenheit über den naturwissenschaftlichen Standpunkt durch die gelungene Imitation des letzteren in der 1. Aufl. und durch die Widerlegung desselben in der 2. Aufl. so zweifelfrei ad oculos demonstrirt habe. Ohne die nöthige philosophische Sicherheit ferner ins Blaue mit mir zu disputiren, blos um Recht zu behalten, davon mag wohl Manchen das warnende Beispiel zurückhalten, das ich im Anhang jener 2. Aufl. an den gedanklich oberflächlichen und sachlich unbegründeten Angriffen des Prof. Oscar Schmidt**) aufgestellt habe. Das Schweigen war unter solchen Umständen das Klügste und hat wohl auch die Wirkung gehabt, daß die erwähnte 2. Aufl. und die angehängte Abfertigung des Prof. Schmidt in Naturforscherkreisen so wenig als möglich bekannt geworden ist. Daß es nicht allzu freundliche Gefühle sind, von denen jenes Verstummen der Naturforscher gegenüber meiner so nachdrücklichen Herausforderung, nun endlich einmal in eine vorurtheilslose Kritik meiner Philosophie einzutreten, begleitet ist, darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin; ich weiß ganz genau, daß ich mir dadurch Viele, die vorher noch zwischen Sympathie und Antipathie schwankten, zu zweifellosen Feinden gemacht habe. Indessen die Wahrheit und ihr Sieg steht mir höher als die Freundschaft und Bundesgenossenschaft jetzt lebender Naturforscher, unter denen doch wohl auch manch einer, der keinen Anlaß fühlt, seine Stimme zu erheben, sich freuen mag über eine Niederlage der einseitig materialistischen und mechanistischen Richtung, und der Zukunft wird meine Arbeit zweifellos auch auf diesem Felde zu Gute kommen, da persönliche Empfindlichkeiten vergehen, aber der sachliche Gewinn bleibt.

*) Vgl. insbesondere „Neukant. u. s. w." S. 60—65; „Phil. des Unb." 8. Aufl, Bd. I, S. 462—465 und 449—451; „Krit. Grundl. des transc. Realismus", 2. Aufl., S. 90—95; „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus", Abschn. VII. (Letztere Schrift ist auch in französischer, englischer und spanischer Uebersetzung erschienen.)

**) „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Phil. des Unb." (Leipzig 1876/77). Herr Schmidt hat sich dadurch nicht abhalten lassen, seine Broschüre in unveränderter Uebersetzung noch einmal französischen Lesern vorzulegen in der Hoffnung, daß diese nichts davon erfahren werden, wie ich seine Einwendungen gegen die „naturwissenschaftlichen Grundlagen" meiner Philosophie durch Thatsachenbeweise und unumstößliche Quellenangaben Punkt für Punkt entkräftet habe.

III.

Zwischen der Naturwissenschaft und der Theologie, zwischen der mechanistischen und der theistischen Weltanschauung, steht meine Philosophie wie eine Festung, die von zwei ihr gleich feindlichen Heeren berannt wird. Von ersterer im Bunde mit Materialisten, Atheisten, radicalen Hegelianern und Feuerbachianern, wird sie als mystischer Obskurantismus bekämpft, von letzterer wird ihr der Vorwurf eines destructiven Radicalismus, Atheismus und Nihilismus gemacht. Die Neukantianer, deren Philosophie à deux mains zu gebrauchen ist, stehen dabei theilweise auf beiden Lagern zugleich, und werfen mir vor, daß ich nicht wie sie zu gleicher Zeit wissenschaftlicher Atheist und Materialist und frommer, gläubiger Christ zu sein verstehe. Der liberale Protestantismus schreit Zeter über den Verfasser der „Selbstzersetzung des Christenthums"; der politische Liberalismus bekreuzigt sich vor einem Philosophen, der die Verlogenheit des Parlamentarismus und der freien Presse aufdeckt und den Culturfortschritt nur in der Steigerung der Unfreiheit und Ungleichheit erblickt. Alle zusammen rufen Wehe über den Pessimisten, der durch sein Gift die Jugend verführt und den Volksgeist verdirbt, und die Schopenhauerianer, anstatt ihn zu vertheidigen, helfen den vermeintlichen Abtrünnigen verdammen. Ein Theil der Literaten und Journalisten blickt mit nicht allzu freundlichen Augen auf einen Philosophen, dessen Hauptwerke über den wissenschaftlichen Erfolg hinaus auch noch einen literarischen errungen haben, und den sie deshalb als Concurrenten betrachten; stellen sie sich auch nicht gerade feindlich zu mir, so fühlen sich doch die Wenigsten bewogen, den gesicherten Ruf eines Denkers, dem sie bei seinem ersten Auftreten gern ihre Protection hätten angedeihen lassen, nachträglich vergrößern zu helfen, um so weniger, als eine nationale Ehrenpflicht der Journale zur Besprechung neuer Publicationen eines renommirten Landsmannes in Deutschland nicht wie in anderen Culturländern anerkannt wird. Einige sind auch aus eifrigen Förderern meiner Sache geradezu meine persönlichen Feinde geworden, sei es, daß ich ihren Romanen meine Empfehlung versagte, sei es, daß ich mich außer Stande fühlte, die Wahrheit meines philosophischen Systems dadurch zu erhärten, daß ich aus dessen Principien ihre letzte Tragödie als das Kunstwerk κατ' ἐξοχήν deducirte.

Unter so bewandten Umständen könnten Uneingeweihte auf den Gedanken kommen, sich darüber zu wundern, daß ich, ungestützt von akademischem Einfluß und literarischen Cliquen, in meiner isolirten Stellung nicht längst unter der vereinigten Wucht solcher Gegnerschaften erdrückt bin. Der Kundige freilich weiß, daß Bücher und Schriftsteller wohl todtgeschwiegen, auch wohl todtgelobt, aber niemals todtgeschrieben und todtgescholten werden können, daß meinen Schriften gegenüber der Versuch, sie jetzt noch todtzuschweigen, aussichtslos erscheinen müßte, und daß alle gegnerische Kritik das Gegentheil der beabsichtigten Vernichtung erreicht, nämlich die Steigerung des öffentlichen Interesses. Es dürfte deshalb die Versicherung überflüssig erscheinen, daß es in den vorangehenden, der Orientirung des Lesers gewidmeten Erörterungen mir fern lag, mich persönlich beklagen zu wollen; dies ist selbst da nicht der Fall, wo ich sachliche Anklage zu erheben hatte. Daß ich trotz oder vielleicht auch wegen aller angeführten Gegnerschaften mich ganz wohl in meiner Stellung befinde, dafür kann ich mir den Beweis ersparen, denn er liegt in der Thatsache, daß diese meine Stellung noch Niemandem Mitleid erweckt hat. Fehlt es mir an einer Schule, welche für meine Philosophie Propaganda macht, so fehlt es mir doch in den verschiedensten Berufskreisen und Parteien (selbst unter den Philosophieprofessoren) nicht an einer erheblichen Zahl relativer Gegner, welche auch relative Freunde meiner Bestrebungen sind, und deren eingeschränkte Anerkennung auf der Basis grundsätzlicher Divergenz in den Augen Unparteiischer mehr Gewicht hat, als die uneingeschränkten Lobeserhebungen übereifriger Anhänger irgend haben könnten. Habe ich im Vaterlande neben

überschätzender Anerkennung ein Uebermaß herabwürdigenden Hohnes und feindseliger Gehässigkeit zu kosten bekommen, so hat die ausländische Kritik von Anfang an einen sehr achtungsvollen Ton angeschlagen, der nicht ganz ohne Rückwirkung auf die öffentliche Meinung in Deutschland bleiben dürfte.

Ganz irrthümlich wäre es, zu glauben, als ob ich darnach strebte, meine Philosophie zur allgemein anerkannten, allein herrschenden der Zeit werden zu sehen, etwa in dem Sinne, wie die Hegel'sche Philosophie vor einem halben Jahrhundert dafür galt. Ein solches Ziel kann nur da ins Auge gefaßt werden, wo entweder der Glaube an die definitive, absolute Wahrheit des eigenen Systems besteht, oder wo die Eitelkeit nach äußeren Erfolgen hascht trotz der Einsicht in ihre Vergänglichkeit. Was hat der Hegel'schen Philosophie ihr eifriger und zahlreicher Jüngerkreis geholfen? Könnte sie heute vergessener und verachteter sein als sie ist? Fortleben kann eine Philosophie doch nur dadurch, daß sie fortgebildet wird; dies geschieht aber niemals von Jüngern, die auf ihren Meister schwören, sondern von selbstständigen Denkern, die außerhalb der Schule im engeren Sinne des Wortes stehen. Ich fasse die Aufgabe eines philosophischen Systems ganz anders auf; ich sehe sie nicht darin, gläubige Jünger zu werben, sondern möglichst viele Geister von Vorurtheilen zu befreien, zu selbstständigem Denken anzuregen, ihnen neue Perspectiven zu eröffnen, den Gesichtskreis ihrer Weltanschauung zu erweitern und das geistige Niveau derselben zu erhöhen, endlich aber, was das Wichtigste ist, den Samen zu streuen, aus welchem, wenn er auf fruchtbares Erdreich fällt, neue und höhere Formen des philosophischen Gedankens sich entwickeln können. Alle diese Aufgaben können nur in dem Maße erfüllt werden, als der Leserkreis der Darlegungen des Systems es zuläßt; je weiter der Samen verstreut wird, desto mehr wächst die Aussicht, daß er auch auf fruchtbaren Boden trifft und einer neuen reicheren Ernte entgegenreift.

Wenn Hieronymus Lorm in Nr. 22 dieses Blattes meine Philosophie mit einem einsamen Hause vergleicht, das von zahllosen Beschauern besichtigt, angestaunt und — verlassen wird, ohne darin Wohnung zu nehmen, so darf ich nunmehr sagen, daß ich mich glücklich schätze, bisher keine Aftermiether, keine „Hartmannianer" in meinem Bauwerk haben aufnehmen zu müssen. Wenn die Menge, die zu meinem Hause wallfahrtet, ungewöhnlich groß ist, so darf man sich nicht wundern, daß die große Mehrzahl derselben aus bloßer Neugier kommt und geht, ohne nennenswerthe Eindrücke mitzunehmen. Die kunstverständige Minderheit scheidet vielleicht doch nicht ganz ohne Bereicherung ihrer Anschauungen und die wenigen Baumeister oder Baubeflissenen unter ihnen finden wohl Gelegenheit, bei ihren künftigen Arbeiten etwas von dem Gesehenen zu verwenden, sei es nun der Grundriß, oder die Façade, oder auch nur ein Stück innerer Einrichtung, oder eine besondere Gewölbeconstruction. Solche selbstständige Verwerthung der von mir empfangenen Anregungen von Seiten origineller Denker und Schriftsteller ist mir unendlich viel werthvoller, als es die sklavische Nachahmung meines Werkes in schülerhaften Wiederholungen irgend sein könnte; daß aber in ersterem Sinne meine Bestrebungen schon nach so kurzer Zeit, und obwohl ich die Specialdisciplinen des Systems kaum zu bearbeiten begonnen habe, Früchte getragen haben, davon legen die werthvollen neueren Werke von Prof. Dr. Ernst Kapp, Generalconsul Friedrich Froebel, Lazar Baron v. Hellenbach, Dr. Karl Freiherr du Prel, Prof. Dr. Moritz Venetianer und Andere mehr hinlängliches Zeugniß ab.

Die kühnsten Wünsche eines Philosophen können vernünftiger Weise nicht hinausgehen über die Herausbildung einer darin übereinstimmenden öffentlichen Meinung, daß Keiner, dem es um ernste philosophische Studien zu thun sei, die gründliche Lectüre seiner Werke versäumen dürfe; denn aus einer solchen Stellungnahme der öffentlichen Meinung muß sich die größtmögliche Wirkung, deren dieselben überhaupt fähig sind, ganz von selbst ergeben. Solche Wünsche haben aber mit persönlicher Eitelkeit gar nichts zu thun, im Gegentheil enthält das Bewußtsein, den letzten und höchsten Zweck der eigenen Arbeit in der Vorbereitung ihrer künftigen Ueberwindung zu sehen, die denkbar größte Zurücksetzung des persönlichen Interesses unter das sachliche, und der Kampf für die vertretenen Ideen erweckt nur dadurch den falschen Schein einer Vertheidigung der persönlichen Interessen, daß die Person genöthigt ist, sich selbst für die vertretene Sache mit einzusetzen. Weil die Sache der Vertheidigung bedarf, weil die Vertheidigung unter Umständen sachliche Pflicht ist, muß der Träger der Idee für dieselbe eintreten, wo kein Andrer für sie eintritt, und muß sich dem so leicht erhobenen Vorwurf der persönlichen Ueberhebung aussetzen, wo es Verrath an der Sache wäre, aus falscher Bescheidenheit den Werth der vertretenen Idee der feindlichen Herabwürdigung zu überlassen, anstatt ihn energisch in das rechte Licht zu rücken. Wo von den Gegnern die angegriffene Sache mit der Person identificirt wird, da ist es unmöglich, die Sache hoch zu halten ohne Erweckung des Scheins, daß man eigentlich doch nur die eigene Person erhöhen wolle, und gerade der furchtlose und muthige Kämpe der Idee gibt sich hier unbekümmert Blößen, die der feige und vorsichtige Streber geschickt zu vermeiden weiß. Stände mir der persönliche Erfolg höher als die Sache, so würde ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach davor gehütet haben, durch rücksichtslose Vertretung meiner Sache mir nach rechts und links, nach oben und unten persönliche Feinde zu machen, und würde statt dessen längst darnach gestrebt haben, die isolirte, unabhängige Stellung des Schriftstellers mit der persönlich so viel einflußreicheren, aber auch von allerlei Rücksichten eingeengten akademischen Lehrthätigkeit zu vertauschen oder zu vereinigen.

Drei Briefe von George Sand und Friedrich Chopin an Adolf Gutmann etc.

Von Bernhard Stavenow.

Im Frühjahr des Jahres 1847 ging George Sand von Paris, wo sie mit Friedrich Chopin in ihrem Hause am Squarre d'Orléans, rue St. Lazarre zusammengewohnt hatte, nach ihrem Landsitz Nohant zurück, um daselbst ihre Tochter Solange zu verheirathen.

Chopin wäre gern mitgereist, schon aus Gesundheitsrücksichten, da ihm die frische, reine Landluft bei seinem kränkelnden Zustand gewiß zuträglicher gewesen sein würde, als die dumpfe Atmosphäre der Metropole. Allein, weil zu der Hochzeit die Gegenwart des Barons Dudevant, des geschiedenen Gemahls der George Sand, in Nohant nothwendig war, mußte Chopin in Paris bleiben.

Hier warf ihn ein böser Rückfall seiner erst kürzlich überstandenen Krankheit, wahrscheinlich herbeigeführt durch die Sehnsucht nach der geliebten Frau und durch eine unvorsichtig herbeigezogene Erkältung, auf das Krankenlager zurück, und längere Zeit fürchtete man ernstlich, daß er es bald mit dem Sarge vertauschen würde. Doch einer seiner besten Freunde, zugleich sein Lieblingsschüler, Adolf Gutmann, pflegte ihn mit der größten und aufopferndsten Sorgfalt. Und Dank dieser unermüdlichen Pflege des treuen Freundes, sowie den Bemühungen des Arztes, Dr. Moulin, gelang es, Chopin endlich zu Anfang des Mai so ziemlich wieder herzustellen.

„Ist Gutmann auch nicht müde? ... Wird es ihn nicht zu sehr anstrengen, daß er noch weiter bei mir wache? ... Ach, ich möchte ihn nicht so plagen, und doch möchte ich keinen Andern so viel um mich haben, wie ihn!" Dies waren fast die einzigen Worte, die Chopin während seiner Krankheit sprach und die zur Genüge beweisen, wie lieb ihm gerade dieser Freund war.

Gutmann hatte schon lange den Wunsch, ein Bild seines früheren Lehrers und jetzigen Freundes Chopin zu besitzen, und der berühmte Maler Franz Winterhalter, mit dem Gutmann auch schon lange Zeit intim war, wollte ihm das Porträt fertigen; allein Chopin besaß einen förmlich instinctiven Widerwillen gegen das Sitzen, und so war bisher immer noch nichts aus der

Verwirklichung von Gutmanns Wunsch geworden. Jetzt endlich sollte derselbe in Erfüllung gehen. Als nämlich Chopin nun während der Besserung einmal Nachts mit Gutmann traulich plauderte und ihm seine Erkenntlichkeit für die aufopfernde Pflege dankend aussprach, benutzte Gutmann die Gelegenheit, von Chopin das Versprechen zu erhalten, zu einem Porträt sitzen zu wollen.

Schon am 2. Mai citirte er darauf Winterhalter mit Allem, was zur Anfertigung eines Bildes nöthig ist, zu Chopin und Winterhalter fertigte das vielleicht einzig existirende, nach dem Leben gezeichnete Porträt von Chopin, welches neben seiner Unterschrift das Datum vom 2. Mai 1847 trägt und noch heute nebst anderen Reliquien und Erinnerungen in Gutmanns Besitz ist.

Die George Sand dankte demselben für seine aufopfernde Pflege Chopins in folgendem Briefe, den ich in der glücklichen Lage bin, zuerst der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Er lautet:

„Nohant, 12. Mai 1847.

Merci, mon bon Gutmann, merci du fond de mon coeur pour les soins admirables que vous lui prodiguez. Je sais bien que c'est pour *lui*, pour vous-même, et non pour moi, que vous agissez ainsi, mais je n'en éprouve pas moins le besoin de vous remercier. J'ai bien du malheur que cela arrive dans un moment comme celui où je me trouve. Vraiment c'est trop d'anxiétés à la fois! Je serais devenue folle, je crois, si j'avais appris la gravité de son mal, avant d'apprendre que le danger était passé. Il ne sait pas que j'en ai connaissance, et, à cause, surtout, des embarras où il sait que je me trouve, il veut qu'on me le cache. Il m'a écrit hier, comme si rien ne s'était passé et je lui ai répondu — comme si je ne me doutais encore de rien. Ne lui dites donc pas que je vous écris et que j'ai mortellement souffert pendant 24 heures. Grzymala m'écrit sur vous de si bonnes paroles, à propos de la tendresse avec laquelle vous tous m'avez remplacés auprès de *lui*, et *vous* surtout, que je veux vous dire que je le sais et que mon coeur vous en tiendra compte sérieusement et à jamais*) . . . . . .

. . . . . .

A revoir donc, bientôt, mon cher enfant, et recévez ma bénédiction maternelle. Puisse-t-elle vous porter bonheur comme je le souhaite! George Sand.“**)

Dieser Brief allein zeigt schon zur Genüge, daß der vollständige Bruch der George Sand mit Chopin nicht im Anfang des Jahres 1847 vor der Abreise der berühmten Schriftstellerin nach Nohant erfolgt ist, wie in den bisherigen Biographien Chopins überall unrichtig angegeben. Der Bruch zwischen Beiden erfolgte vielmehr erst nach dem Concert, welches Chopin Anfang 1848 im salle Pleyel gab, kurz vor seiner Abreise nach Großbritannien. Zu dieser englischen Reise hatte sich Chopin, dessen Zustand im Winter von 1847 zu 1848 wieder ein sehr schwankender geworden, entschlossen, weil der Aufenthalt in Paris ihm jetzt durch die politischen Unruhen und andere Ursachen, hauptsächlich eben wohl durch den Bruch mit der George Sand, unangenehm geworden war, und weil überdies viele wohlwollende, liebenswürdige Personen jenseits des Canals ihn aufs Herzlichste zu sich eingeladen hatten. Und so reiste er denn im April 1848 nach Großbritannien ab, während Gutmann derweilen eine Reise nach Heidelberg, seiner Heimatsstadt, machte, um dort seine Mutter und Verwandten nach vierzehnjähriger Trennung zu besuchen.

In England hatten schon lange Chopins Compositionen die verdiente Popularität erlangt; es ist daher ganz natürlich, daß der Meister überall, wo er sich zeigte, mit großer Achtung und jener herzlichen Sympathie empfangen wurde, die der schönste Lohn des Dichters und Künstlers ist.

Ein Brief Chopins aus jener Zeit an Gutmann, den wir hier auch zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben, lautet wörtlich:

„48. Dover-Street. 48.

Picadilly.

Samedi, 6. mai 1848.

Cher ami, Me voilà enfin installé dans ce gouffre de Londres. — Je respire seulement depuis quelques jours; car ce n'est que depuis quelques jours que le soleil s'est montré. J'ai vu Mr. D'Orsay, et malgré tout le retard de ma lettre il m'a très bien reçu. Remercie, je te prie, la Duchesse de ma et de sa part. Je n'ai pas encore fait toutes mes visites; car beaucoup de personnes auxquelles je suis recommandé ne sont pas encore ici. — Erard a été charmant, il m'a fait poser un piano. J'ai un de Broadwood et un de Pleyel, ce qui fait 3, et je ne trouve pas encore le temps pour les jouer. J'ai beaucoup de visiteurs et mes journées passent comme des éclairs, — je n'ai même pas eu un moment encore pour écrire à Pleyel. Donne-moi de tes nouvelles. Comment te trouves tu d'esprit? Comment vont les tiens? — Chez nous cela ne va pas bien. Je suis bien tourmenté de ce côté là. Malgré cela il faut penser à se faire entendre; on m'a proposé de jouer au Philharmonie, mais j'aimerais mieux non. — Je finirai apparemment après avoir joué chez la Reine, par donner une matinée limitée à un nombre de personnes, dans un hôtel particulier. Je voudrai que cela se termine comme cela. Mais ces projets ne sont que des projets en l'air. — Ecris-moi de toi beaucoup; tout à toi

mon vieux Gutt

Chopin.

P. S. J'ai entendu Mlle Lind dans la Somnambula l'autre soir. C'était très bien; j'ai fait sa connaissance. Mme Viardot est venue me voir aussi. Elle fera ses débuts au théâtre rival, aussi par la Somnambula. Tous les pianistes de Paris sont ici. Prudent a joué au Philharmonie son concerto avec peu de succès, car il faut leur jouer là-bas du classique. Thalberg est engagé pour 12 concerts au théâtre où est la Lind. Hallé va jouer du Mendelsohn au théâtre rival.“ —*)

---

*) Hier einige Phrasen über Familienverhältnisse, die wir auf speciellen Wunsch fortlassen.

**) Dank, mein guter Gutmann, Dank aus dem Grunde meines Herzens für die bewunderungswürdige Pflege, die Sie ihm spenden. Wohl weiß ich, daß Sie nicht meinetwegen, sondern für ihn allein, ja um Ihrer selbstwillen so handeln, aber nichtsdestoweniger empfinde ich das Bedürfniß, Ihnen zu danken. Es ist mir höchst schmerzlich, daß dies gerade jetzt über mich hereinbricht. Das ist wirklich zuviel Kummer auf einmal! Hätte ich die Nachricht von der Bedeutung seiner Krankheit eher empfangen, als die Gewißheit, daß die Gefahr vorüber, ich glaube ich hätte es nicht ertragen. Er weiß nicht, daß ich Kunde davon bekommen habe, und er will, daß man mir Alles verhemliche, besonders und weil er die Verwicklungen kennt, in denen ich mich befinde. Er schrieb mir gestern, als ob nichts vorgefallen wäre, und ich habe ihm geantwortet, als wenn ich noch von nichts eine Ahnung hätte. Sagen Sie ihm daher nicht, daß ich Ihnen geschrieben und daß ich während 24 Stunden unendlich gelitten. Grzymala schreibt mir soviel Gutes über Sie, indem er von der Hingebung spricht, mit der sie meine Stelle bei ihm vertreten haben, und vor Allem Sie; ich muß Ihnen daher sagen, daß ich dies weiß, und daß mein Herz es Ihnen eingedenk bleiben wird auf das Innigste und in alle Ewigkeit . . . . . .

Auf baldiges Wiedersehen denn, mein liebes Kind, und empfangen Sie meinen mütterlichen Segen. Möge er Ihnen so viel Glück bringen, als ich es wünsche. George Sand.

*) Lieber Freund, endlich habe ich mich in diesem Londoner Höllenschlund häuslich eingerichtet. — Erst seit ein paar Tagen athme ich auf; denn seit wenigen Tagen erst zeigt sich die Sonne. Ich habe Herrn D'Orsay besucht, und trotz der bedeutenden Verspätung meines Briefes hat er mich sehr gut empfangen. Bitte, danke der Herzogin in meinem und in seinem Namen. Ich habe noch nicht alle meine Besuche gemacht, denn viele von den Leuten, an welche ich Empfehlungen habe, sind noch nicht hier. — Erard war sehr liebenswürdig, er hat mir ein Piano zur Verfügung gestellt. Ich habe eins von Broadwood und eins von Pleyel, das macht 3, und ich finde noch immer nicht die Zeit, sie zu spielen. Ich bekomme sehr viel Besuch und meine Tage verschwinden wie der Blitz. — Ich habe selbst noch nicht einmal einen Augenblick Zeit gehabt an Pleyel zu schreiben. Laß etwas von Dir hören. Was machen Deine Gedanken? Wie geht es den Deinen? — Bei uns geht es nicht gut. Ich werde von dieser Seite viel gequält. Trotzdem muß man daran denken, sich hören zu lassen; man hat mir vorgeschlagen in der Philharmonie zu spielen, ich möchte lieber nicht. Schließlich werde ich wahrscheinlich, nachdem ich bei der Königin gespielt habe, eine geschlossene Matinée geben vor einer bestimmten Anzahl Personen, in einem Privathaus. Ich wünschte, daß es darauf hinaus käme. Aber diese Pläne schweben eben alle noch in der Luft. — Schreibe recht viel von Dir; ganz der Deine mein alter Gutt. Chopin.

P. S. Ich habe Fräulein Lind neulich Abend in der Somnambula gehört. Es war ausgezeichnet, ich habe sie kennen gelernt. Mme. Viardot hat mich auch besucht. Sie wird ebenfalls als Somnambula auftreten.

Nachdem Chopin bei der Herzogin von Sutherland der Königin Victoria vorgestellt worden war und bei Hofe gespielt hatte, erhielt er Tag für Tag Einladungen in die ersten Häuser Englands, und überall wurde er mit Ehrenbezeugungen und als erklärter Liebling empfangen.

Jedoch dieser Trubel, die späten Abendgesellschaften und die Unbequemlichkeiten des Salonlebens waren der angegriffenen Gesundheit des Gefeierten nicht zuträglich, weshalb dieser, um ruhiger zu leben, einer Einladung nach Schottland Gehör gab.

Von hier aus schrieb er an Gutmann folgenden Brief, den wir hiermit ebenfalls zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben:

„Calder House. 16. octobre 1848.
(12 Miles d'Edinbourgh.)

Très cher ami, que fais-tu? Comment vont les tiens? Ton pays, ton art? — Tu me tiens rigueur injustement, connaissant mon infirmité en matière épistolaire. J'ai bien pensé à toi et l'autre jour en lisant qu'il y avait du bruit à Heidelberg, j'ai essayé une trentaine de brouillons pour t'envoyer un mot qui a fini par être jeté au feu. Cette page t'arrivera peut-être et te trouvera heureux auprès de ta bonne mère. Depuis que j'ai eu de tes nouvelles, je suis en Ecosse, dans ce beau pays de Walter Scott, à tant de souvenirs de Marie Stuart, des Charles etc. etc. Je me traîne d'un Lord à un autre, d'un duc à un autre. Je trouve partout, outre l'extrême bienveillance et une hospitalité sans bornes, des excellents pianos, de beaux tableaux, des bibliothèques choisies; il y a aussi des chasses, de chevaux, des chiens, des dîners interminables, des caves dont je profite moins. On ne se fait pas l'idée de tout le comfort recherché qui regne dans les châteaux anglais. La reine ayant passé quelques semaines cette année en Ecosse, toute l'Angleterre l'a suivie tant par courtoisie que par l'impossibilité d'aller sur le continent troublé. Tout ici a doublé de splendeur excepté le soleil qui n'a rien fait de plus qu'à son ordinaire; aussi l'hiver s'avance et je ne sais pas encore ce que je deviendrai. Je t'écris de chez Lord Torphichen. Dans ce chateau au dessous de mon appartement J. Knox, le réformateur écossais, a fait sa première *cène*. Tout y prête à l'imagination, un parc avec des arbres séculaires, des précipices, — des murailles du château en ruine, des corridors sans fin, avec de vieux ancêtres sans nombre, — il y a même un certain bonnet rouge, qui s'y promène à minuit. J'y promène mon incertitude.

Le choléra arrive; il y a brouillard et spleen à Londres, pas de président à Paris. N'importe où j'irai tousser et étouffer, je t'aimerai comme toujours. Présente à ta mère mes respects et tous mes souhaits pour votre bonheur à tous. Ecris moi un mot à l'adresse: Dr Lishinsky, 10 Warriston Crescent, Edinburgh, Scottland.

Tout à toi de coeur

Chopin.

P. S. J'ai joué à Edinbourgh, la noblesse des environs y est venue; on dit que c'était bien, un peu de succès et d'argent. Il y avait cette année en Ecosse la Lind, la Grisi, la Alboni, Mario, Salvi — tout le monde.“ *)

Alle Pariser Pianisten sind hier. Prudent hat sein Concert in der Philharmonie mit wenig Erfolg gegeben, denn sie verlangen dort Klassisches. Thalberg ist für zwölf Concerte an demselben Theater, bei dem sich die Lind befindet, engagirt. Hallé wird Mendelssohn spielen.

*) Theuerster Freund, was treibst Du? Wie geht es den Deinen? Was macht die Heimat, Deine Kunst? — Du grollst mir ungerechter Weise, kennst Du doch meine Unzuverlässigkeit im Briefeschreiben. Ich habe viel an Dich gedacht und als ich neulich von den Unruhen in Heidelberg las, habe ich ein halbes Schock Entwürfe gemacht, um Dir zu schreiben und habe sie alle schließlich ins Feuer geworfen. Diese Zeilen werden hoffentlich zu Dir gelangen und Dich glücklich an der Seite Deiner guten Mutter finden. Seit Deinen letzten Nachrichten bin ich in Schottland, in jenem schönen Lande des Walter Scott, zwischen all den Erinnerungen an Maria Stuart, die Karls ꝛc. ꝛc. Ich ziehe von einem Lord zum andern, von einem Herzog zum andern. Ueberall finde ich außer dem größten Wohlwollen und einer grenzenlosen Gastfreundschaft ausgezeichnete Pianos, schöne Bilder, ausgewählte Bibliotheken; auch gibt es Dinge, von denen ich weniger habe, als Jagden, Pferde, Hunde, unendliche Diners, Weinkeller. Man kann sich keine Vorstellung machen von all dem ausgesuchten Luxus, welcher in den englischen Schlössern herrscht. Da die Königin einige Wochen dieses Jahres in Schottland zugebracht hat, ist ihr ganz England nachgezogen, theils weil es die Hofsitte so will, theils weil die Unmöglichkeit vorliegt, das aufgeregte Festland zu betreten. Alles hat hier seinen Glanz verdoppelt, ausgenommen die Sonne, welche nichts Anderes gethan hat, als was sie immer thut; auch kommt der Winter heran und ich weiß noch nicht, was aus mir wird. Ich schreibe Dir bei Lord Torphichen. In diesem Schlosse gerade unter meinem Zimmer, hat J. Knox, der schottische Reformateur, zum ersten Mal das Abendmahl gereicht.

Alles leistet hier der Einbildung Vorschub, ein Park mit hundertjährigen Bäumen, Abgründen, — ruinenhafte Schloßmauern, Corridore ohne Ende mit unzähligen Ahnenbildern — es gibt sogar ein gewisses Rothkäppchen, das darin um Mitternacht umgeht. Ich führe dort meine Zweifel spazieren.

Die Cholera kommt; es gibt Nebel und Schnee in London, keinen Präsidenten in Paris. Doch wo ich nun auch hingehen werde zum Husten und zum Ersticken, meine Liebe für Dich wird stets dieselbe bleiben. Drücke Deiner Mutter meine Verehrung und meine herzlichsten Wünsche aus für Euer allseitiges Glück. Schreibe mir ein Wort an die Adresse: . . .

Von ganzem Herzen

Dein Chopin.

P. S. Ich habe in Edinburgh gespielt, die ganze vornehme Welt der Umgegend ist hingekommen; man sagt, es sei gut gewesen, ein Bischen Erfolg und Geld. In diesem Jahre waren in Schottland die Lind, die Grisi, die Albani, Mario, Salvi — die ganze Welt.

Leider wirkte, wie vorauszusehen, der Aufenthalt in dem rauhen Klima Schottlands nachtheilig auf die Gesundheit Chopins. Die dort herrschenden Nebel, nervösen Menschen besonders schädlich, beeinflußten seine Gemüthsstimmung und erzeugten von Neuem jene wilden Phantasien und Gedanken, die ihn schon früher während seiner Krankheiten so sehr gequält hatten.

Anfang des Jahres 1849 kehrte Chopin nach Paris zurück, wo er gar bald nach seiner Ankunft einen schweren Verlust erlitt. Nämlich Dr. Moulin, der Arzt, dessen Sorgfalt der leidende Künstler die Verlängerung seines Lebens bei seinen früheren Krankheiten zu verdanken hatte, starb plötzlich.

Von dieser Zeit an ergriff den tiefbetrübten Patienten nun vollständige Verzweiflung, und seine Krankheit machte rapide Fortschritte. In den ersten Tagen des October konnte er schon nicht mehr aufrecht sitzen.

Endlich nahte die Stunde der Auflösung. Seine Schwester Luise und sein treuer Schüler Gutmann verließen ihn keine Minute. Die Hand des Letztern hielt der Leidende fast beständig in der seinigen.

Am 15. October hatte schon die Sprache ihren Klang verloren, und am 16. verlangte der Scheidende die letzte Oelung, die ihm ein polnischer Priester in Anwesenheit der Prinzessin Adam Czartoriska, der Gräfin Potocka, Miß Stirling u. s. w. gab.

Während der Priester das Gebet der Sterbenden las, ruhte Chopin auf Gutmanns Schulter mit geschlossenen Augen. Als aber das Gebet zu Ende war, öffnete der Sterbende plötzlich seine Lider und sprach mit klarem Blick und lauter deutlicher Stimme das „Amen“.

Dann fiel er wieder in seine Starrheit zurück, bis er Nachts um einen Trunk Wasser bat, den ihm Gutmann reichte. Nachdem der Scheidende seine Lippen damit genetzt hatte, hob er Gutmanns Hand gegen seinen Mund, küßte dieselbe und hauchte mit den Worten: „Cher ami!“ seine Seele in Gutmanns Armen aus, als eben die Uhr die dritte Morgenstunde des 17. October verkündete. Der Schmerz des Freundes war so unbeschreiblich, daß Graf Grzymala genöthigt war, denselben aus dem Zimmer zu bringen.

Das Glas, aus welchem Friedrich Chopin den letzten Trunk genossen und an dem man noch heute die Spuren seiner Lippen wahrnimmt, hat Gutmann sorglich aufbewahrt. Wie er mir unlängst in Florenz, wo er jetzt wohnt, mittheilte, wird er das Glas sammt dem schon oben erwähnten Porträt der Vaterstadt des großen Dahingeschiedenen, Warschau, als Reliquie vermachen.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Kunstausstellungen.

In der permanenten Ausstellung zieht ein Collectiv-Vorführung von Arbeiten Zichys die Beachtung auf sich. Der Künstler, Ungar von Geburt, lebt seit Jahren in Paris und ist kein Neuling. Wir finden ein Oelbild, farbige Cartons, Aquarellen und Zeichnungen. Ein markirtes Talent, das in problematischer Unruhe nicht zur Reife gelangte. Anspruchsvolle Tendenz- und Gedankenmalerei steht im Vordergrunde. Das Pathos ist gespreizt und dabei conventionell; Kaulbach ins Fränkische übertragen. Ketzergerichte, Luther mit dem Tintenfaß gegen die teuflische Schaar, Christus als Beschützer der für ihre Ueberzeugung duldenden Männer gegen den gekrönten und mächtigen Hochmuth, wackelnde Throne mit stürzenden Päpsten, — für die Kunst recht unergibige Dinge. Weit erfreulicher sind die sitten- und unsitten-bildlichen Darstellungen, auch wo sie sich historisch ausstaffiren; eine geradezu meisterhafte Leistung der „schottische Fackeltanz", voller Leben und richtiger Bewegung, in der Farbe eine Pastellzeichnung des vorigen Jahrhunderts, bei der sich blau und roth durchgefressen, mit Aquarell trefflich imitirend. Auch die großen Cartons mit den Edelknaben vor einer goldtönigen und die Mädchen vor einer silberhellen Tapete, wohl zur Decoration eines Speisesaals bestimmt, stellen dem Vermögen des Künstlers ein sehr günstiges Zeugniß aus. Sie wollen in weitestem Abstande gesehen sein. Dann lichten sich die trüben Köpfe auf und werden nach und nach körperlich rund. Die auf den Faunen reitenden Nymphen sind voll gesunden Humors, der dem Souper unter Heinrich II. trotz kräftiger altmeisterlicher Züge fehlt. Der Gefangene wiegt nicht schwer und zeigt nur den Künstler mit einem einseitigen Effect der Oelmalerei genügend vertraut. In der Zeichnung „Raphael und sein Modell" spricht sich die Rücksichtslosigkeit des modernen Realismus in krassester Weise aus. Zichy führt den Stift mit fester und formbewußter Hand. Bei größeren Dimensionen verfällt er leicht in wollige Weichheit.

„Nach dem Balle" von Jan van Beers. Wohl nach einem Ball, zu dem Damen kein Entrée bezahlen. Radicale weibliche Nacktheit in luxuriöser Umgebung ruhend. Frivol, aber pikant und lebensvoll. Trotz zarter Formen liegt der Schwerpunkt im Sinnlichen. Vielleicht wird auch durch sie gerade der Eindruck einer aufreibenden Existenz bedingt, den die Andeutung künstlicher Verschönerungsmittel im koketten Köpfchen steigert. Die Technik ist glänzend, die Ausführung in den Stoffen ungleich. Bei vollständig aufgelösten Schatten empfängt man die Wirkung von hellem Tageslicht, das der Situation nach nicht denkbar. Einzelheiten erscheinen der unbedingtesten Anerkennung werth. Der lichte Ton ist von außerordentlichem Reiz, wenn auch mit der Natur nicht gar zu streng abgerechnet wird. Immerhin eine Leistung, ganz das, was sie sein will. Sie gibt uns von dem Wesen des Künstlers einen weit vortheilhafteren Begriff als der erschlagene Artevelde am Zaune.

Fränkels Hôtel des ventes debütirt mit einer Ueberschwemmung von Scherres. Sie steht neben dem Bilde der Nationalgalerie, ohne ihm etwas abzuborgen; ja in der Verödung menschlicher Cultur durch das erbarmungslose Element beschwört sie eine noch großartiger düstere Stimmung herauf, die von dem durchbrechenden Roth der sinkenden Sonne das versöhnende Gleichgewicht empfängt. Auch zwei kleine Landschaften in seiner bekannten und beliebten Art, aus der von den Blinden noch ungeschauten herrlichen Umgegend Berlins, zeigen den Künstler auf der Höhe seines Schaffens. Dort hat auch Bennewitz von Loesen eine seiner neuesten Landschaften ausgestellt. Mit jedem Bilde wird der Meister liebenswürdiger. Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß er sich aus einer ihm eigenen öligen Trübe zu absoluter Klarheit durchringt. An naiver und wohlthuendster Naturanschauung hat es ihm nie gefehlt.

Unter den dem kaiserlichen Paare zur Feier der goldenen Hochzeit überreichten Geschenken ist an dieser Stelle der Medaille Siemerings zu gedenken, welche derselbe im Auftrage des Senats als dessen Mitglied nach vorgängiger Concurrenz für die Akademie der Künste modellirt hat. In ideal-symbolischer Auffassung zeigt der Revers das junge Paar, den Ehebund im Jahre 1829 schließend. Hinter den mit ineinandergelegten Händen knieenden Porträtgestalten in mittelalterlicher Tracht schwebt ein segnender Genius empor, dessen Flügel sich schützend ausbreiten. Eine Glorie von geflügelten Engelsköpfen füllt den Hintergrund. Im unteren Bogenabschnitt die Wappen Preußens und Weimars von Helm und Königskrone überragt, in den Zwickeln zu beiden Seiten Füllhörner durch Bänder verbunden, auf welchen zwischen den Wappen die Jahreszahl 1829 sichtbar. Auf dem Avers die Profilbilder des Kaisers und der Kaiserin, zwischen denen hinter einem zum Fluge ansetzenden Aar ein Myrthenbaum emporwächst. Oben die schwebende Kaiserkrone mit Bändern. Legende von aufgenagelten Metallbuchstaben: „Zum 11. Juni 1879 die Königliche Akademie der Künste zu Berlin." Stilvolle und würdige Arbeit.

Die deutschen Fürsten und freien Städte überreichten den Entwurf zu einem Denkmal, von Carl Weißbach und Joh. Schilling, das zwischen Bibliothek und Opernhaus Aufstellung finden soll. Ueber einem Sockel erheben sich zwei mächtige Säulen, zwischen denen das Medaillonbild des kaiserlichen Paares monstranzartig auf einem Altärchen erscheint. Die Gebälkbekrönung trägt einen sitzenden Genius mit ausgebreiteten Flügeln, den der ganze Zauber Schilling'scher Kunst umgibt. Ob es bei der Ausführung gelingen wird, das Mißverhältniß zwischen Haupt- und Nebensachen und einen gerade hier nicht wohlthuenden Anklang an den Jesuitenstil zu überwinden, steht dahin.

Unter den Adressen neben einzelnen von großer Auszeichnung viel Mittelmäßiges. Am normalsten und würdigsten löst Herm. Goetz in Karlsruhe die Aufgabe, am pikantesten und reizvollsten Carl Emil Doepler der Jüngere. Sehr gut vertreten sind die Stadt Königsberg durch Neide und Knorr (auch Heydeck soll betheiligt sein), Düsseldorf durch Gehrts, Schleswig-Holstein durch Rud. Koch. Caspar Scheuren lieferte drei Blätter, deren Romantik aus vergangenen Tagen freundlich gemahnt, während die Färbung sich in des Gedankens Bläße verliert.

***

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Am 4. Juni fand in Columbus der Parteitag der Demokraten des Staates Ohio statt, auf welchem u. A. eine Forderung in das Parteiprogramm aufgenommen wurde, welche in Bezug auf den Stand der Frage von Interesse ist, welche in Nr. 24 der „Gegenwart" vom Unterzeichneten einem geschichtlichen Rück- und Vorblick unterworfen wurde. Die europäischen Zeitungen vom 5. Juni enthielten eine kurze Kabeldepesche über den Vorgang in Columbus. Jetzt liegt der Wortlaut des Beschlusses vor, der sich in der Uebersetzung folgendermaßen liest:

„Es ist die Pflicht unserer Bundesregierung, dem Grundsatz nach allen Richtungen Geltung zu verschaffen, daß Jeder seinen Wohnsitz verändern und Bürger eines anderen Landes werden kann. Unsere naturalisirten Bürger müssen in allen Theilen der Erde ebenso geschützt werden wie unsere im Lande selbst geborenen Bürger. Alle ungehörigen Ansprüche, welche gegen sie von Seiten der Staaten erhoben werden, denen sie nicht mehr angehören, müssen zurückgewiesen werden. Wir verlangen, daß die bestehenden Verträge mit allen auswärtigen Staaten streng beobachtet und daß baldige Schritte geschehen, um von dem Deutschen Reich eine vollständige Anerkennung des Rechtes, seine Staatsangehörigkeit zu verändern (expatriation), sowie der Rechte unserer naturalisirten Bürger, welche dorthin zurückkehren oder Eigenthum dort besitzen, mittelst einer Abänderung des bestehenden Vertrags zu erzielen."

Daß die Demokratie des Staates Ohio mit dem obigen Beschluß es auf die Gewinnung deutsch-amerikanischer Stimmen in einem Wahlkampfe von ungemeiner Bedeutung und zweifelhaftem Ausgang abgesehen hat, ist zuzugeben. Sie würde ihn jedoch nicht aufgestellt haben, wenn nicht eine thatsächliche Unzufriedenheit mit dem Vertrage von 1868 in weiten Kreisen sich seit vorigem Jahre kundgegeben hätte. Der Beschluß stimmt in der Hauptsache mit dem Standpunkt überein, welchen der Unterzeichnete in Nr. 24 der „Gegenwart" vertreten. Die unbedingte Anerkennung des Rechts, seine Staatsangehörigkeit zu verändern, wird verlangt, allen Ansprüchen auf Erfüllung vorgeblicher (latenter) Dienstpflicht das Recht abgesprochen, auf stricte Beobachtung des bestehenden Vertrages gedrungen und um jeden Zweifel zu heben und dafür zu sorgen, daß Deutsch-Amerikaner genau ebenso im Auslande geschützt und geachtet werden wie geborene Amerikaner, soll eine Abänderung des Vertrags mit Deutschland baldigst angestrebt werden. Der Beweis, daß die Frage früher oder später wieder in den Vordergrund treten werde, ist damit zum Theil bereits erbracht. Wie gereizt auch in deutsch-republikanischen Kreisen noch vor einigen Monaten die Stimmung war, dafür zeugt folgender Schluß eines Leitartikels der „Illinois Staatszeitung" vom 7. December 1878: „An unblutigen Zwangsmitteln gegen Preußen-Deutschland fehlt es den Vereinigten Staaten nicht. Ein einfacher Congreßbeschluß, daß bis auf Weiteres keine Waaren in Schiffen unter deutscher Flagge eingeführt werden dürfen, würde vollständig genügen, um die preußisch-deutsche Regierung zur Vernunft zu bringen."

Hochachtungsvoll

Berlin, 30. Juni 1879. E. Schlaeger.

Inserate.

Für den Selbst-Unterricht.

In unserem Verlage sind erschienen:

W. Peipers, Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der **englischen** Sprache.
1. Cursus. **9. Auflage.** Preis 1 *M.* 80 ₰
2. = **2.** = Preis 2 *M.* 80 ₰
Schlüssel zum 1. Cursus. Preis 75 ₰

W. Peipers, Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der **französischen** Sprache.
1. Cursus. **11. Auflage.** Preis 1 *M.* 50 ₰
2. = **3.** = Preis 1 *M.* 50 ₰

Diese Lehrbücher eignen sich ganz vorzüglich für den **Selbstunterricht** und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsbuchhandlung von
Freund & Jeckel in **Berlin.**

Soeben erschien:
Der alte Lehnstuhl.
Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin.

Erzählungen
von
F. W. Hackländer.
broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Letzte Novellen
von
F. W. Hackländer.
Mit Hackländers Portrait und seinem ersten literarischen Versuch.
broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Vermischte Schriften
von
Theodor von Bernhardi.
Zwei Bände.
Preis: 14 *M.*

Natürliche
Schöpfungsgeschichte.
Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die
Entwickelungslehre.
Von
Dr. Ernst Haeckel.
Siebente, umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Preis: 10 *M.*

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**
HELGOLAND.
Von **E. Hallier.** Geb. 3 *M.*
Die nordfriesischen Inseln.
Von **G. Weigelt.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. Geb. 3 *M.* 75 ₰

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**
Städtebilder
von **Fritz Wernick.**
I. Band: Rom, Paris, London. 5 *M.*
II. Band: Constantinopel, Athen, Petersburg, Moskau, Warschau. 3 *M.*
Schles. Ztg.: Wernick zählt zu den besten lebenden Feuilletonisten.
Köln. Ztg.: Wernick ist Meister in der Darlegung kulturgeschichtlicher Daten.

In der **Hahn**'schen Buchhandlung in **Hannover** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Aus unserer Zeit.
Poetisches Gemälde von **Friedrich Busse.**
Erstes Buch. Taschen-F. 3 *M.*

Detmold, J. H., Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder die Kunst in drei Stunden ein Kunstkenner zu werden. Dritter unveränderter Abdruck. 8. elegant geheftet. 1879. 1 *M.* 50 ₰.

Im Verlag von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha** erschien soeben:
Eine räthselhafte Katastrophe.
Novelle
[Preis broch. *M.* 4.] von [Preis geb. *M.* 5.]
G. von Amyntor.

Ludwig Salomon's Geschichte der Deutschen National-Literatur des XIX. Jahrhunderts.

Die erste Lieferung dieses Werkes mit 4 großen Porträts auf Kupferdruckpapier: **Jean Paul, Ludwig Tieck, Grillparzer, Georg Ebers,** in illustrirtem Umschlag und mit Initialen von **Jul. Schnorr,** ist soeben erschienen. Preis 1 *M.*
In dieser handlichen Form, dieser eleganten Ausstattung und zu so billigem Preise existirte bisher noch keine Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Die klare Darstellung und übersichtliche Anordnung des großen Materials machen das Werk für Jedermann verständlich. Dasselbe erscheint in ca. 8 Lieferungen von 3—4 Bogen à 1 *M.*
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:
Allgemeines Künstler-Lexikon
oder
Leben und Werke
der berühmtesten bildenden Künstler.
Zweite Auflage.
Umgearbeitet und ergänzt von **A. Seubert.**
3 Bände. Lex.-8. Preis brochirt *M* 41.40.
Fühlbarer Mangel eines derartigen Werkes haben den Herausgeber bestimmt, die seit Jahren vergriffene und kaum mehr antiquarisch zu beschaffende erste Ausgabe dieses Lexikons **gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt** neu aufzulegen.
Jedem Kunstfreunde wird dasselbe als praktisches Nachschlagebuch in seiner handlichen Form willkommen sein und das Interesse für Kunst wesentlich unterstützen.

Geschichte der deutschen Dichtung
von den
ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit
von **Otto Roquette.**
Dritte durchgesehene Auflage.
2 Bände. Lex.-8.
Preis brochirt *M* 7.20. Elegant gebunden *M.* 9.
Bei frischer und lebendiger Darstellung führt dieses Handbuch in sinniger u. geistvoller Weise in die Literatur ein. Es behandelt deren Denkmäler anregend und ohne gelehrte Voraussetzung für jeden Gebildeten leicht verständlich.
Der Herr Verfasser ist bemüht gewesen, dem Werke durch zweckmäßige Verbesserungen erhöhten Werth zu verleihen und dadurch die allgemeine Beliebtheit desselben aufs Neue zu befestigen.

Im Schmollis-Verlag zu Altenburg (Sachsen-Altenburg) erscheint:
Schmollis,
Illustrirte Deutsche Bierzeitung

sämmtlicher Facultäten.
Herausgeber: **Mansfelder.**

Schmollis, ein akademisch-humoristisches Sammelwerk, steht augenblicklich in seinem 3. Semester und erscheint in Monatsheften (am 15. jeden Monats 1 Heft) reich illustrirt mit Quartal-Abonnement. Abonnementspreis: *M.* 1.80 (3 Hefte). Preis für 1 Heft: 75 ₰.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Bei Franco-einsendung des Betrages versendet der Verlag auch direct franco per Kreuzband. (Adresse: An den Schmollis-Verlag, Altenburg, S.-A.)

Das Abonnement kann man während des ganzen Quartals bewirken, da bei späteren Bestellungen stets von Heft 1 des laufenden Quartals an geliefert wird.

Der Inhalt dieser Zeitschrift besteht durchaus nicht aus „Bierwitzen", sondern bietet das Beste auf humoristischem Gebiete. „Bierzeitung" ist eben nur als akademischer terminus technicus anzusehen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 29. Berlin, den 19. Juli 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Grundeigenthum. Von Bluntschli. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Leuthold. Von Karl Bartsch. — Aus dem Nachlasse Schöns. Von C. Frauenstedt. — Hinterindisches. Von Franz Einsiedel. — Der Stabreim in England. Von Karl Blind. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Grundeigenthum.*)

Von Bluntschli.

(Angriffe auf dasselbe. Theokratische Einwendung. Gefahr der Latifundien. Absolutes und relatives Eigenthum. Großgrundbesitz und bäuerliches Grundeigenthum. Die Forderung, daß das private Grundeigenthum in ein gesellschaftliches umgewandelt werde.)

In neuerer Zeit wenden sich die Angriffe der Socialisten vorzugsweise gegen das Grundeigenthum. Dem Eigenthum an beweglichen Sachen ist nicht so leicht beizukommen. Die Eigenthümer können ihr bewegliches Vermögen schützen, indem sie es verbergen und vor Wegnahme retten, indem sie es in andere Länder versenden oder wegziehen, in welchen das Eigenthum geachtet wird. Aber das Grundstück läßt sich nicht verbergen noch wegtragen. Die Uebermacht kann es jederzeit ergreifen und an sich ziehen. In der älteren noch barbarischen Zeit haben so erobernde Völker oft das Grundeigenthum ganzer Länder an sich gerissen.

Ich kann die Gefahr, daß Ernst gemacht werde mit der Verneinung des privaten Grundeigenthums und daß dasselbe durch ein gesellschaftliches oder staatliches Grundeigenthum verdrängt werde, an welchem den das Land bauenden Familien nur ein Nutznießungsrecht verstattet würde, nicht sehr hoch anschlagen. Die Grundeigenthümer, wenigstens in Deutschland, in Frankreich und in den meisten europäischen Ländern, sind so zahlreich, so kräftig, so entschlossen ihr Eigenthum nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zu vertheidigen, daß keine Regierung es wagen würde, es ihnen zu entreißen und die heutigen Heere, in denen doch großentheils Söhne von Grundbesitzern und von Bauern kämpfen, auch zu einem so wahnsinnigen Unternehmen sich nicht hergeben würden. Aber selbst wenn in einer neuen furchtbaren Revolution die besitzlosen Führer der Socialdemokratie für kurze Zeit die Gewalt an sich brächten und ihre Arbeiterbataillone wider die Bauern ins Feld rücken ließen, selbst dann würden sie schwerlich den Widerstand brechen. Das gute Gewissen, das festgewurzelte Rechtsbewußtsein, die Interessen der Cultur und der Bildung würden das Lager der Grundbesitzer mächtig verstärken. Die Gefahr also ist weder sehr nahe noch groß.

Dennoch ist es hohe Zeit, daß auch den Philosophen, Nationalökonomen und den Socialdemokraten gegenüber, welche vorerst in ihren Idealen, Theorien und Wünschen das private Grundeigenthum verurtheilen und untergraben, die unermeßliche Bedeutung dieser Institution und ihre Nothwendigkeit für unsere ganze Civilisation wieder nachdrücklich hervorgehoben werde. Das wird aber um so wirksamer geschehen, wenn gleichzeitig die Mängel derselben aufgedeckt und die unerläßlichen Reformen ohne Rückhalt zur Sprache gebracht werden.

Uralt ist der Einwand, den einige Philosophen von heute dem privaten Grundeigenthum entgegen setzen, die feste Oberfläche der Erdkugel sei im Grunde ebenso allen Menschen zu gemeinsamem Gebrauche und Fruchtgenusse von der Natur verliehen, wie die Meere allen Nationen zu der freien Schifffahrt. Die alt-asiatische religiöse Weltansicht formulirte diesen Einwand so: Die Erde ist Gottes Eigenthum, die Menschen haben nur Nießbrauch daran. Die mosaische Gesetzgebung ruht auf diesem Gedanken. Heute noch herrscht dieser Glaube in den Reichen und Ländern der Mohammedaner; nur tritt hier der Kalife oder der Sultan als Statthalter Gottes an dessen Statt.

Für unsere moderne Denkweise hat diese Ansicht keine Beweiskraft mehr. Auch die Metalle, aus denen wir unser Geld prägen, auch die Pferde und Hunde, die wir besitzen, auch die Hölzer, die wir zimmern und zu Geräthschaften bearbeiten, und die Steine, die wir hauen und meißeln, die Wolle und die Baumwolle sind in ihrem Stoffe nicht Werke der menschlichen Arbeit, sondern Gaben der Natur; und dennoch bezweifelt Niemand, daß sie geeignete Sachen für den Sonderbesitz und das individuelle Eigenthum seien. Als die Menschen das Nomadenleben aufgaben, feste Wohnsitze wählten und besetzten, den wilden Boden mit ihrem Pfluge durchfurchten, die gesammelte Saat ausstreuten und der Ernte warteten, als sie Wiesen anlegten und mit der Sense das Gras schnitten, Obstbäume pflanzten, Weinreben eingruben, da übten sie ihre persönliche Thätigkeit und Macht aus über den eingenommenen Theil des Bodens. Da war die Stätte bereitet für das Grundeigenthum und das Fundament gelegt für einen festen Staatsbau. Die Stiftung des Grundeigenthums und die Gründung freien Staatswesens sind unauflöslich an einander gebunden. Die volle staatliche Freiheit entwickelte sich zuerst in dem stolzen Selbstgefühle der Grundeigenthümer und fortwährend fand die persönliche Freiheit kräftigste Stützen in der Heimatsliebe und der Tapferkeit der Grundbesitzer. Obwohl der Mensch seine persönliche Geistes- und Körperanlage ebenfalls von der Natur, das heißt von Gott empfangen und nicht selber geschaffen hat, so ist er trotzdem als Person zu individueller Freiheit berufen und befähigt. In derselben Weise ist auch die Erdoberfläche, wenngleich sie eine Gabe der allgemeinen Natur ist, geeignet, stückweise von

*) Vgl. „Gegenwart" 1878, Nr. 51 und 1879, Nr. 1.

dem persönlichen Leben der Menschen ergriffen und benutzt zu werden als Gegenstand des Eigenthumes.

Bedenklicher ist eine andere Einwendung, welche in schärfstem Ausdruck von dem Engländer Herbert Spencer wider das private Grundeigenthum erhoben worden ist, denn sie enthüllt allerdings einen Fehler des absoluten Eigenthumsbegriffes. Spencer schreibt in der von Laveleye mitgetheilten Stelle: „Wenn ein Theil der Erdoberfläche gerechterweise in den Besitz eines Einzelnen übergehen und von ihm zu seinem besonderen Gebrauch und Vortheil behalten werden kann als eine Sache, auf welche er ein ausschließliches Recht hat, dann können auch andere Theile der Erde so behalten werden und unser ganzer Planet kann auf diese Weise gänzlich in private Hände gelangen. Beachte man nun das Dilemma, auf welches dies hinführt. Vorausgesetzt, die ganze bewohnte Erdoberfläche wäre so von Privaten angeeignet, so folgt daraus, daß wenn die Landeigenthümer ein volles Recht haben, Alle, welche nicht Landbesitzer sind, überhaupt kein Recht auf die Erdoberfläche haben und daß sie nur auf der Erde geduldet sind. Ohne Erlaubniß der Grundherren haben sie nicht den Raum, auf den sie die Sohlen ihrer Füße setzen können. Fiele es den Grundherren ein, ihnen eine Stelle, wo sie bleiben können, zu verweigern, so könnten diese landlosen Leute alle zusammen von der Erde vertrieben werden."

In der That, wenn man das private Grundeigenthum nach Art der römischen Juristen als das Recht absoluter Herrschaft einzelner Individuen versteht, so kann man dieser folgerichtigen Ausbreitung der Herrschaft Einiger nicht widerstehen. Damit aber wäre schließlich die gesammte Rechtsordnung auf den Kopf gestellt, denn Recht ist nichts Anderes als die nothwendige Ordnung der Verhältnisse, welche das friedliche Neben- und Miteinanderleben der Menschen sichert. Es wäre die persönliche Freiheit der ungeheuren Mehrzahl der Menschen vernichtet, denn über alle würden schrankenlos kraft ihres ausschließlichen Grundbesitzes die wenigen Grundherren herrschen. Mit der Freiheit des Volkes wäre auch die Kraft des Staates gebrochen und seine Existenz der Selbstsucht Weniger geopfert.

Es kann uns auch nicht die richtige Bemerkung trösten, daß eine solche Herrschaft Weniger über die ganze Erdoberfläche überaus unwahrscheinlich und die Einbildung einer zügellosen Phantasie sei. Denn unbestreitbar hat gerade diese von Spencer geschilderte Gestalt in manchen Ländern eine leibhafte Gestalt angenommen und viele verderbliche Wirkungen hervorgebracht. In Bengalen haben in solcher Weise die Zemindare sich des Bodens bemächtigt und die einheimische Bevölkerung in eine völlig abhängige Stellung niedergedrückt. In Aegypten ist so das gesegnete Nilthal großentheils Eigenthum der Könige und der Priester geworden und sind deshalb die armen Fellahs in eine unerträgliche Knechtschaft gerathen. Sogar die stolze römische Weltmacht ist großentheils deshalb untergegangen, weil der Boden Italiens zuletzt als ausschließliches Grundeigenthum an einige reiche Magnaten gekommen war und die landlose Bevölkerung und die hofhörigen Colonen kein erhebliches Interesse mehr fanden, den Einbruch der Germanen abzuwehren. Das bekannte Wort: „Die Latifundien haben Italien ruinirt", verdient auch heute noch als eine ernste Warnung beachtet zu werden. England hat ebenfalls den gefährlichen Weg der Latifundien beschritten. Wenngleich die englischen Pächter noch eine kräftige, wohlhäbige und freigesinnte Bevölkerung sind, so stehen sie dennoch an gesichertem Rechte hinter unseren freien deutschen Bauern zurück und wird das Uebel ungeheurer Herrengüter doch selbst da schon empfunden. In Irland aber hat dasselbe System die tiefe Verbitterung der eigenthumslosen und in ihrer Pacht unsicheren irischen Urbevölkerung so gesteigert, daß der Haß der Iren gegen die englischen Grundherren in Form einer allgemeinen Verschwörung sich im Verborgenen ausbreitet und gelegentlich in Mord und Brandstiftung losbricht.

In der That, das schrankenlose, absolute Eigenthum ist ein falscher, unsittlicher und widerrechtlicher Begriff, den die Gesetzgebung durchaus nicht gutheißen darf. Absolutes Eigenthum führt zur absoluten Herrschaft Einzelner, nicht allein über Sachen, sondern ebenso über die anderen Menschen. Absolutes Eigenthum ist unbegrenzte Macht des individuellen Eigenwillens, zuletzt auch wahnsinniger Launen. Es erhebt die Selbstsucht und den Uebermuth Einzelner zum Gott, der willkürlich die Freiheit Aller zertritt.

Es ist das Recht und die Pflicht des Staates, diesen falschen Eigenthumsbegriff seiner angemaßten Absolutheit zu entkleiden und denselben so zu beschränken, daß er mit dem natürlichen Rechte Aller und der Bestimmung des Staates in Harmonie bleibt.

Der Mensch ist nicht ein Individuum, das nur für sich lebt und ausschließlich thut, was ihm behagt. Der Mensch ist zugleich ein Gattungswesen, das auch Pflichten hat gegen andere Menschen.

Der Mensch ist von Natur ein Doppelwesen. Jeder ist einmal ein Individuum, das seine besondere Anlage und seine eigenthümlichen Bedürfnisse hat. Indem das Eigenthum wesentlich die Aufgabe hat, die Bedürfnisse der Individuen zu befriedigen, dient es vorzugsweise dem individuellen Leben. Insofern wird es ausschließlich; denn an die Person, die ihren besonderen Körper hat, schließt sich die von ihr beherrschte Sache unmittelbar an. Da die Individuen unter einander sehr verschieden sind, in der That so verschieden, wie die mancherlei Thiergattungen sind, in welche die Thierwelt zerfällt, so muß auch das Eigenthum im Einzelnen mannichfaltig sein, denn immer soll es die individuellen Bedürfnisse befriedigen. Insofern aber trotz dieser unermeßlichen Mannichfaltigkeit alle Individuen wieder als Menschen dieselbe Natur haben, insofern ist auch das Eigenthumsbegriff für Alle dasselbe. Das Genie und der Dummkopf, der talentbegabte und der talentlose Mensch, der Fleißige und der Träge, der Gute und der Böse stehen sich als Eigenthümer einander in gleicher Weise selbstständig gegenüber und üben dieselbe Macht aus über ihre Sachen, wenngleich der Umfang und die Art ihrer Herrschaftsübung unendlich verschieden sind. Ein gewisses und sogar ein volles Maß individueller Willkür ist allerdings mit dem Eigenthum der Individuen nothwendig verbunden. Auch der Egoismus hat hier einen gesicherten Spielraum seines Wirkens.

Aber dieser Egoismus, die Selbstsucht darf doch nicht schrankenlos walten. Wir müssen uns daran erinnern, daß der Mensch, ebenfalls durch seine Natur auf die Verbindung mit anderen Menschen angewiesen, daß er selber ein Glied weiterer Lebenskreise, daß er ein geselliges Wesen ist. Deshalb muß seine Willkür und daher auch der Eigenthumsbegriff insoweit beschränkt werden, als es die Rücksicht auf diese weiteren Verbände, als es die Pflichten gegen Andere erfordern.

Das Kind wird in der Familie geboren und erzogen und bedarf der Hülfe und des Schutzes der Eltern. Das Individuum tritt als Glied einer Gemeinde und Angehöriger eines Staates in die Welt und empfängt seine Heimat, einen großen Theil seiner Sprache, seine Sitten, sein Recht, seine Civilisation von diesem Verbande, denen es zugehört. Daraus entspringen nothwendige Pflichten des Einzelmenschen gegen die Familie, die Gemeinde, den Staat. Diese Pflichten ergreifen und beschränken daher mit Recht wie die Person selber so ihr Eigenthum.

Würde das Recht einseitig und ausschließlich die Willkürmacht der Individuen schützen, zum Nachtheile der Gesammtheit, zum Schaden der Gemeinschaft, so würde es unsittlich und dann Unrecht werden. Ohne den starken Trieb des individuellen Verlangens und Strebens, welcher in dem Privateigenthum Befriedigung sucht, wäre die unübersehbare Fülle von Gütern, deren sich heute der civilisirte Mensch erfreut und die das Leben werthvoller und genußreicher machen, nicht hervorgebracht und nicht überliefert worden. Aber diesen ge-

waltigen Trieben muß doch der Zügel der Pflicht gegen die Gemeinschaft angelegt werden, damit sie nicht gefährlich und zerstörend ausschweifen.

Diese nothwendige Beschränkung wurde von dem römischen Rechte mißachtet, da es dem Privateigenthümer eine unbegrenzte Herrschaft über die Sache zuschrieb. Der deutsche Begriff des Grundeigenthums ist von Anfang an moralischer, indem die Germanen die Pflichten des Grundeigenthümers gegen die Familie, die Gemeinde (die Nachbarschaft und die Dorfgenossenschaft) und das Land (Gauverband, Volksverband) sehr energisch geltend machten und demgemäß die Herrschaft des Privateigenthümers wie die ihrer Fürsten nur als eine beschränkte, relative anerkannten.

Geschieht dies, so ist auch der Mißbrauch der Latifundien wohl zu hemmen, ohne Verzicht auf das Privateigenthum.

Im Mittelalter haben wir auch in Deutschland das bedrohliche Wachsthum der großen Herren, Klöster und Rittergüter erfahren, welches während Jahrhunderten wuchernd um sich griff, die kleineren Bauergüter massenhaft verschlang, die alten freien Grundeigenthümer zu erbunterthänigen, hofhörigen oder doch schwer belasteten und ihrer Freiheitsrechte beraubten Leuten herabdrückte. Heute sind unsere Grundeigenthumsverhältnisse sehr viel besser geworden. Wir haben noch, wie es eine große gebildete Nation bedarf, eine genügende Anzahl großer Herrengüter, geeignet vorauzugehen und vorzuleuchten in jeder Vervollkommnung der Landwirthschaft und als höhere Grundlage und Ausstattung zu dienen für den freien und gemeinnützigen Beruf einer edlen Grundaristokratie. Aber wir haben nun auch, was für die Gesundheit und Wohlfahrt der Nation noch viel wichtiger ist, eine überwiegende Mehrzahl von selbstständigen mittleren und kleineren Landwirthen, welche ihre Güter als freie Eigenthümer selber mit ihren Familien bebauen und vollberechtigte Bürger der Gemeinde und des Staates sind. Die Stärke, die Naturfrische, die Unverwüstlichkeit, die Unüberwindlichkeit der deutschen Nation hat ihren Hauptgrund in diesem massenhaften Stande der Bauern, oder wie wir heute lieber sagen, der Menge selbstständiger schlichter Landwirthe.

Dieses gesunde Verhältniß von Herrengütern und Bauergütern, der Großgrundbesitzer und der gewöhnlichen Grundeigenthümer zu erhalten und vor neuen heftigen Schwankungen zu bewahren, ist eine unabweisliche Aufgabe der Gesetzgebung. Sie wird die Fortdauer der beiden Arten des privaten Grundeigenthums am besten dadurch sicher stellen, daß sie einerseits den aristokratischen Großgrundbesitzern es möglich macht, ihre Güter zusammen zu halten und auf wenigstens einen der Nachkommen zu vererben, und andrerseits den kleineren Landwirthen in der Landgemeinde und durch das Steuersystem die Bedingungen sichert, unter denen sie ihr Eigenthum behaupten können. Am besten helfen sich beide Klassen der Bevölkerung selber.

Wenn aber eine große Gefahr wiederkehren sollte, daß das Großkapital den ländlichen Besitz selbstständiger Landwirthe aufzehren möchte, und die Landwirthe zu schwach wären, Widerstand zu leisten, dann stände kein rechtliches Hinderniß einer Gesetzgebung im Wege, mit Strenge die Zusammenlegung vieler Bauergüter zu einem Herrengute zu untersagen oder doch an Bedingungen zu binden, welche diese Rückbildung in mittelalterliche Zustände ernstlich erschwerten.

Ein anderes Mittel, der gefährlichen Alleinherrschaft Weniger zu begegnen, bietet der moderne Grundsatz der Expropriation dar, d. h. der zwangsweisen Enteignung aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt gegen Entschädigung der Privaten, welche ihr Eigenthum an die Gemeinschaft abtreten müssen. Dieser Grundsatz ist eine Beschränkung des individuellen Eigenthums, aber eine vollkommen berechtigte, denn sie folgt aus der Pflicht des Einzelnen gegen den weiteren Verband und die größere Gemeinschaft, denen er angehört. Selbst die Römer hatten ihr absolutes Grundeigenthum doch dem Staatsgesetze unterworfen und durch besonderes Staatsgesetz auch die Eigenthümer genöthigt, Stücke ihres Eigenthums an den Staat abzutreten. Ohne ein solches Zwangsmittel hätten sie ihre prächtigen, schnurgeraden Heerstraßen nicht bauen können. Die heutige Civilisation ordnet die egoistische Willkür der Grundeigenthümer noch unbedenklicher dem Bedürfniß des Gesammtlebens unter.

Ferner erheben eine Einsprache gegen das individuelle Grundeigenthum manche Nationalökonomen, wie insbesondere der Belgier Emile de Laveleye (Das Ureigenthum, übersetzt von K. Bücher, Leipzig 1879) und der Deutsche Adolf Samter (Gesellschaftliches und Privateigenthum, Leipzig 1877).

Laveleye führt aus, daß das Gesammteigenthum oder, wie er es meistens nennt, das collective Eigenthum des ganzen Stammes an Grund und Boden die gemeinsame Gewohnheit der Völker in der Urzeit gewesen sei und daß das individuelle Privateigenthum eine verhältnißmäßig neue Einrichtung sei. Er empfiehlt die Rückkehr zu dem älteren, natürlicheren Collectiveigenthum. Er sieht darin die beste Garantie für die Freiheit Aller wie für die Wohlfahrt Aller und die Erfüllung der ausgleichenden Gerechtigkeit. Wenn er sich aber auf Hegel beruft, welcher verlange, daß Jeder Eigenthum habe, und auf Schiller, der denselben Gedanken poetisch ausgedrückt hat:

„Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen",

so dachten diese beiden Autoren nicht an collectives, sondern an individuelles Eigenthum und keineswegs ausschließlich an Grundeigenthum.

Samter behauptet, das Grundeigenthum eigne sich deshalb vorzugsweise für das gesellschaftliche Eigenthum, weil in ihm die productive Kraft der Natur hauptsächlich wirksam sei, die menschliche Arbeit nur in untergeordnetem Maße in Betracht komme, sodann deshalb, weil das Grundeigenthum nicht beliebig vermehrbar, sondern ebenso von Natur begrenzt wie für die Ernährung Aller bestimmt sei. Endlich macht er darauf aufmerksam, daß das Grundeigenthum die Tendenz habe, bei fortschreitender Gesellschaft im Werthe zu steigen, daß es aber billig sei, daß dieses Wachsthum des Werthes auch der Gesellschaft und nicht den Individuen zu Gute komme, welche nichts für dasselbe geleistet haben.

Auch Samter ist jedoch genöthigt, ein Individualeigenthum an den Wohnhäusern zuzugestehen, die doch nicht von der Natur sondern von den Menschen gebaut werden und bestimmt sind, die individuellen Bedürfnisse des Hausherrn und seiner Familie zu befriedigen. Gerade an Haus und Hof, selbst des Bauern, haben unsere germanischen Vorfahren das volle freie Individualeigenthum zuerst begriffen und anerkannt, mehr als an allen anderen Sachen.

Auch die Fabrikgebäude will Samter dem Individualeigenthum vorbehalten, wie die Maschinen, weil die Industrie individuell betrieben werden müsse.

Dagegen verlangt er, daß die ländlichen Wohngebäude als Bestandtheile der Landgüter behandelt und dem gesellschaftlichen Eigenthum wie dieses selber ausschließlich zugetheilt werden.

Praktisch betrachtet wäre der Unterschied nicht groß zwischen der Umwandlung des privaten Grundeigenthumes in Gesellschaftseigenthum und der Aufhebung des Grundeigenthumes überhaupt; denn auch bei dieser will Niemand den Boden der menschlichen Benutzung entziehen, sondern nur die ausschließliche Benutzung der heutigen Eigenthümer durch eine gemeinsame Wirthschaft Aller ersetzen. In den Worten klingt der Vorschlag, zumal wenn er erst nach dem Tode der jetzigen Grundeigenthümer zum Vollzug gelangte, weniger revolutionär, als der Angriff gegen das Eigenthum überhaupt. Aber sachlich würde derselbe ebenfalls auf eine Zerstörung des Grundeigenthumes auslaufen. Daher werden sich die Grundeigenthümer demselben gerade so entschieden widersetzen, wie dem brutalen Raube.

Wohl aber verdient der wieder zur Sprache gebrachte Unterschied zwischen Gesammteigenthum und Sonder-

*

eigenthum oder, wie Manche heute sagen, gesellschaftlichem und privatem Grundeigenthum, den die heutige Jurisprudenz allzu lange vergessen und verkannt hat, einer erneuerten sorgfältigen Beachtung. Auch hier wird ein ernstes Gebrechen unserer heutigen Vertheilung und Beherrschung des Bodens offenbar, welches auf Verbesserung drängt.

Literatur und Kunst.

Heinrich Leuthold.

Von Karl Bartsch.

Als ich eben im Begriff war, die Leser der „Gegenwart" auf die in diesem Jahre erschienenen „Gedichte von Heinrich Leuthold" (Frauenfeld 1879) aufmerksam zu machen, kam mir die erschütternde Kunde von dem Hinscheiden des Dichters zu.

Ist es an sich schon schmerzlich, einen Mann in der Blüthe seiner Mannesjahre dahingerafft zu sehen, so ist es doppelt schmerzlich, wenn der Tod von so besonders traurigen Umständen begleitet ist wie hier. Ein von Wahnsinn umnachtetes Leben, von schweren körperlichen Leiden hoffnungslos umringt, — da mußte der Tod wie ein Erlöser erscheinen. Es ist ein neuer Beleg zu den vielen in der Geschichte unserer Poesie, daß hochbegabte und tiefangelegte Dichternaturen dem furchtbaren Verhängniß der Geisteszerrüttung verfallen.

Heinrich Leuthold wurde im Jahre 1827 zu Wetzikon im Canton Zürich geboren. Er hatte schon in früher Jugend den Kampf mit Drang und Noth des Lebens zu bestehen. Nur mühsam gelang es ihm, diejenige Vorbildung zu erwerben, die ihn befähigte, die Universität zu beziehen. Er studirte dann, nominell, die Rechte auf den drei Universitäten der Schweiz; seine Neigung aber führte ihn sehr bald auf das ästhetische und literarische Gebiet. In Basel besonders waren in dieser Hinsicht Jacob Burckhardt und Wilhelm Wackernagel von nachhaltigem Einfluß auf seine Richtung und Entwickelung.

Nachdem er die Universität verlassen, bot sich ihm in einer Stellung als Erzieher die erwünschte Gelegenheit zu Reisen ins Ausland; er verweilte längere Zeit in der französischen Schweiz, im südlichen Frankreich und in Italien. 1857 finden wir ihn in München, in jenem Kreise von Dichtern, welchen König Max an seinen Hof zu fesseln verstand. Durch diesen Verkehr wurde die Leutholds Begabung entsprechende Neigung für die literarische Laufbahn mehr und mehr bestimmt. Paul Heyse und Emanuel Geibel namentlich waren es, die das bedeutende dichterische Talent Leutholds erkannten und seine Bestrebungen förderten und ermuthigten.

Wäre ihm damals ein sorgenfreies Leben beschieden gewesen, so hätte sein Talent sich harmonisch und schön entwickelt. Aber so gut wurde es ihm nicht; er hatte auch jetzt immer mit Noth und Sorge zu kämpfen. Um seine Existenz zu fristen wurde er Zeitungscorrespondent und schrieb Theater- und Kunstkritiken, ohne in dieser Thätigkeit Befriedigung und Gefallen zu finden. Persönlich befreundet mit Karl Brater, dem er in einer Ode ein schönes dichterisches Denkmal gesetzt hat, betheiligte er sich seit 1860 an der von Brater herausgegebenen „Süddeutschen Zeitung" und siedelte mit derselben nach Frankfurt über.

Der Tod eines Halbbruders, der im Spätherbst 1862 auf tragische Weise in München verunglückte, wirkte erschütternd auf Leutholds Gemüth ein; er gab seine Stellung auf und machte mitten im Winter eine Fußreise nach der Schweiz. Dadurch legte er den ersten Grund zur Entwickelung des Lungenleidens, zu welchem er den Keim bereits in sich trug.

1864 sehen wir ihn an der damals gegründeten „Schwäbischen Zeitung" in Stuttgart beschäftigt. Aber nur vorübergehend; schon im folgenden Jahre war er wieder in München und lebte hier sehr zurückgezogen, mit literarischen Arbeiten beschäftigt und dem Studium der antiken Poesie zugewendet. Zunehmendes körperliches Leiden machte ihn verbittert, menschenscheu und mitunter wochenlang zur Arbeit unfähig. Zu dem Lungenleiden gesellte sich später ein beginnendes Rückenmarksleiden, und dabei hatte er immer mit Noth zu kämpfen und konnte mit Mühe nur sein Leben fristen. Da kam die Katastrophe — der Arme hat in der Züricher Irrenanstalt geendet.

Wahrlich, ein Leben, dornen- und schmerzenreich wie wenige. Wie viel Schuld daran die Verhältnisse, wie viel des Dichters eigene, auf Maß nicht angelegte Natur trug, das wird schwer gegen einander abzuwägen sein.

Erst als der Dichter schon unheilbar krank war, wurde der Schatz seiner Poesie auch weiteren Kreisen zugänglich und erschlossen. Leuthold selbst hatte, vielleicht weil er, der über die Leistungen Anderer allerdings streng genug urtheilte, auch an sich die höchsten Anforderungen machte, mit der Herausgabe seiner Gedichte gezögert — bis es zu spät war. Ihm nahestehenden Freunden sind wir den Dank für das geistige Vermächtniß schuldig; hauptsächlich Julius Baechtold, nicht, wie in mehreren Blättern gestanden, Gottfried Keller. Leuthold selbst hat bei seinen Lebzeiten nur die mit Emanuel Geibel zusammen übersetzten „Fünf Bücher französischer Lyrik" (Stuttgart 1863) erscheinen lassen, eine Leistung, in der sich bereits sein sprach- und formbeherrschendes Talent kundgibt.

Das gleiche formale Talent spricht sich, um dies zunächst zu erwähnen, auch in den „Gedichten" aus. Südromanische und französische, orientalische und antike, englische und deutsche Formen beherrscht der Dichter gleichmäßig. Seine Lieder haben einschmeichelnden Wohllaut, bald den einfachsten Stil der Volkslieder, bald den reicher entwickelten der Kunstlyrik an sich tragend. Sonett und Ghasel verrathen unter seiner Hand nirgend den Zwang, welchen diese Formen so leicht dem Ungeübten und dem Stümper auferlegen. Der Dichter darf es in keckem Uebermuthe wagen, die künstliche Sonettenform sogar noch zu überkünsteln in der „metrischen Gymnastik", die freilich einen halb satirischen Charakter trägt.

Besonders hebe ich die in antiken Odenformen verfaßten Gedichte hervor. Die alkäische, sapphische und asklepiadeische Strophe werden von ihm mit einer ungewöhnlichen Meisterschaft gehandhabt. Sie sind sämmtlich aus seiner reifsten Zeit, hervorgegangen aus eindringendem Studium der Alten und mit ihnen wetteifernd. Wir können es nur loben und freuen uns, daß Leuthold diese in unserer Zeit mit Unrecht zurückgesetzten Formen, die früher einmal freilich mehr als billig in der deutschen Literatur herrschten, wieder cultivirt hat. Die antike Odenform verlangt in viel höherem Maße als unsere Reimpoesie ein für die Feinheit des Rhythmus empfängliches Ohr. Von den Wogen des Rhythmus getragen, wirken solche Oden gar mächtig; nur müssen sie vorgelesen, und gut vorgelesen werden, sie vertragen nicht ein Lesen mit den Augen, das Ohr muß die harmonischen Rhythmen in sich aufnehmen; erst dann erfüllen sie ihren eigentlichen Zweck. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß Leutholds sapphische Oden (ich nenne diese Form, weil ich sie für die schwierigste im Deutschen halte) wohllautender, weil dem Geiste der deutschen Sprache gemäßer sind, als selbst diejenigen Platens. Damit will ich nicht gesagt haben, daß das Geheimniß dieser Kunstform, wie sie im Deutschen gehandhabt werden muß, um die antiken Vorbilder annähernd zu erreichen, dem Dichter überall und durchaus klar geworden ist; aber mit richtigem Takt und Gefühl hat er in den meisten Fällen das getroffen, was den Wohllaut antiker Form im deutschen Gewande bedingt.

Aber nicht blos formgewandt und formenrein ist dieser Dichter, sondern, was mehr werth ist, reich an innerem Leben, wie es wenige unter den heutigen Poeten sind. Hier ist nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes; man fühlt jeder Zeile den warmen Herzschlag an, man spürt, es ist alles innerlichst erlebt, entsprungen aus dem Drange der Seele. Freilich ist der Einblick in diese Seele nicht selten ein traurig stimmender. Den hei-

teren Klängen gegenüber stehen nur zu oft die düsteren, und diese berühren um so schmerzlicher, weil man fühlt, daß auch das Leid kein gemachtes, sondern ein tief empfundenes ist. Kein Weltschmerz, keine Sentimentalität, sondern das Weh einer Mannesseele, das bald in elegischem Tone ausklingt, bald die Form des schneidenden Spottes, der Satire annimmt.

Wie vor schweren Ungewittern
Bange Ahnung lähmt das Leben,
Fühl' ich mit geheimem Beben
Diesen bittern
Schmerz durch meine Seele zittern.

Jenen Gram, den nimmersatten,
Sucht' ich oft mit sanftem Streicheln
Einzuschläfern, wegzuschmeicheln,
Zu bestatten;
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Laßt den Trost! es ist vergebens;
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verlornen Lebens.

Es ist eine glühende, leidenschaftliche, oft sinnliche Natur, die unverhüllt, aber immer kräftig, immer gesund uns hier entgegentritt. Er hat viel geliebt und viel gelitten. Man steht oft vor Räthseln, die nur ein tieferer Einblick in das Leben der Dichter zu lösen vermöchte. Aber man fühlt sich mächtig hingezogen, und gefesselt in dem Streben, sich in diese reiche, zum Glücke berufene, und doch so freud- und friedlose Natur zu versenken. In jenen „Liedern von der Riviera", die der dreißigjährige Dichter verfaßte, athmet Glück und Seligkeit, aber auch sie klingen aus in das bittere Gefühl der Enttäuschung, verlornen Glückes, verrathener Liebe.

Von merkwürdiger Frische, wenn auch nicht ganz ohne einen Zug von Manier, sind die „Trinklieder", die meistens einer Zeit entstammen, in welcher der frohe Muth schon gebrochen und einer düstern Stimmung und Lebensanschauung gewichen war. Die Töne des antiken Horazischen Trinkliedes mischen sich hier mit denen des mittelalterlichen, volksthümlichen Vagantenliedes in eigenthümlicher Weise.

Die „Zeitgedichte" sind ebenfalls größtentheils aus der letzten Periode seines dichterischen Schaffens. Ein mannhafter Sinn spricht aus ihnen. Der Dichter hat das wiedererstandene Deutschland, die Aufrichtung des neuen Reiches freudig begrüßt, und er durfte es, da er selbst

für Deutschlands Neubelebung
Im Mitteltreffen stand seit Jahren.

Freilich vermochte auch diese Erfüllung lang gehegter Hoffnungen nicht auf die Dauer seine verbitterte Stimmung zu heben. Es war auch jetzt noch genug Unerquickliches in den Zuständen, was sich ihm fühlbar machte. Sehr scharf ist das, gewisse literarische Verhältnisse der Gegenwart beleuchtende Gedicht „auf Gegenseitigkeit", das ich hersetzen will.

Wir leben in einer praktischen Zeit
Und Alles treibt sich gewerblich,
Vermittelst Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

Drum, wenn du meinem Stern vertraust,
So wollen wir uns vereinen,
Und wenn du meinen Juden haust,
So hau' ich dir den deinen.

Wenn du recht emsig darüber streichst,
So ähnelt dem Golde das Messing;
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich' ich dich mit Lessing.

Wie in den Zeitgedichten die deutschen Zustände den Mittelpunkt bilden, so in den „Vaterländischen Gedichten" die seines engeren Vaterlandes, der Schweiz. Der Dichter erscheint auch hier als guter, warmfühlender Patriot.

Die wenigen in die Sammlung aufgenommenen Romanzen bekunden die Fähigkeit Leutholds, die verschiedenen Tonarten dieser Gattung anzuschlagen. Während in der dem Schottischen nachgebildeten Romanze „Der Than von Dunbear" und in „Heinrich von Toggenburg" der Stil der volksmäßigen Ballade gut getroffen ist, ist das Gedicht „Vor Cremona", übrigens unter den dreien wohl das am wenigsten gelungene, in der Weise Platenscher Romanzen gehalten.

Von umfassenderen epischen Dichtungen sind im Anhang Fragmente mitgetheilt: aus einem unvollendeten Romanzencyclus „Hannibal" (aus dem Jahre 1871); und viel umfänglichere aus „Penthesileia" (1869), beide aus der Beschäftigung antiker Poesie erwachsen. Ueber „Hannibal" läßt sich nach dem kurzen Fragment kaum ein Urtheil abgeben; „Penthesileia" vereinigt altgriechischen epischen Stil mit moderner Form. Ich fürchte nur, daß die gewählte Form (gereimte Anapästen), so schön und wohllautend sie an sich ist, bei der Durchführung in einem umfangreichen Gedichte doch etwas Ermüdendes hat. Gleichwohl verräth auch diese Dichtung ein ungewöhnliches Talent, und man darf der Veröffentlichung des ganzen Werkes, das, wie ich erfahre, vollständig im Manuscript vorhanden ist, mit Spannung entgegensehen.

Der Dichter hat des Erfolges, den diese erste, jetzt nahezu vergriffene Sammlung seiner Gedichte errungen, sich nicht mehr erfreuen können. In die Zelle des Geistesumnachteten fiel kein erwärmender Strahl jenes muthbelebenden Beifalls, den der Dichter bedarf. Doch er hat erreicht, was er in einem seiner Lieder ersehnte:

Die ganze Schöpfung steht in Trauer;
Das Laub der Bäume färbt sich gelber,
Und ach! mir ist, als fühlt' ich selber
Im Herzen kalte Winterschauer.

Wie ringsum Alles stirbt und endet!
Bei diesem Welken und Verderben
Fleh' ich: o Gott, laß mich nicht sterben,
Eh' ich ein schönes Werk vollendet!

Aus dem Nachlasse Schöns.

Wir haben Culturgeschichten, welche uns die wirthschaftlichen Zustände vergangener Zeiten in einem Gesammtbilde schildern, aber eine Specialgeschichte deutschen Wirthschaftslebens am Wendepunkte der beiden für unser Culturleben wichtigsten Jahrhunderte, ein Wendepunkt, welcher durch die erste französische Revolution seine Signatur erhielt, die fehlt uns noch und doch wäre sie eminent wichtig zur Erkenntniß, welche wunderbaren Fortschritte wir seitdem auf culturellem Gebiete gemacht haben. Just zur rechten Stunde haben soeben die Presse verlassen die „Studienreisen eines jungen Staatswirths in Deutschland am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Beiträge und Nachträge zu den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön."*)

Was Schön als Staatsmann in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des preußischen Staates geleistet hat, daß er die Seele jener großartigen Reformgesetzgebung war, welche sich an die Namen Stein und Hardenberg knüpft, das setzen wir als bekannt voraus. Energie und Kühnheit hätten allein den Staat nicht vom Untergange zu retten vermocht, erst durch weise Reformen ist das Samenkorn gelegt worden, die es dem verarmten, tief

*) Von einem Ostpreußen. 8. X u. 677 S. Leipzig 1879, Franz Duncker. M. 14.

gedemüthigten Staate möglich machten, die napoleonische Zwingherrschaft brechen zu helfen. Die Concepte dieser Reformentwürfe, welche den Namen „Stein" tragen, sind noch erhalten und aus ihnen ist zu ersehen, daß sie dem schöpferischen Genie Theodor von Schöns entsprossen sind. Das verkleinert ja nicht die Verdienste des großen Staatsmann Stein, es ehrt ihn vielmehr, daß er sich mit den Ideen des jüngern Collegen identificirte und sie als Staatskanzler mit seiner Verantwortlichkeit deckte. Schön war gewissermaßen prädestinirt zum Staatsmann, denn mit dem Reichthum der Ideen verband er schon in jungen Jahren feste Ueberzeugung und Thatkraft. Aber selbst bei großen Männern sind Ideen nicht immer etwas zufällig Angeflogenes, sondern müssen durch Studium, Erfahrung und Nachdenken erworben werden und dem Zusammenwirken dieser drei Faetoren dankt es Schön, daß seine Reformen sich, als er in das Ministerium berufen wurde, mit siegender Gewalt Bahn brachen, Bahn brachen trotz der Vorurtheile, welche die urtheilslose Menge ihnen entgegenbrachte. Es hat ja schon Voltaire gesagt: „Was Großes in der Welt bewirkt wird, entspringt fast immer der Festigkeit und dem Genie weniger hervorragender Geister, welche gegen die Vorurtheile der Menge anzukämpfen haben oder ihr Vorurtheile beibringen." Daß mittelmäßige Geister gewöhnlich Alles verdammen, was über ihren Horizont geht, ist ein alter Erfahrungssatz.

Studium, eigenes Nachdenken und Erfahrung wirkten, unterstützt durch einen lebhaften, forschenden Geist, bei Schön zusammen, um aus ihm den bedeutenden Staatsmann und Culturförderer zu machen, der er geworden ist. Der Untergrund, Schärfe des Denkens und Ueberzeugungstreue, wurde bei dem großen Königsberger Philosophen Immanuel Kant gelegt, dessen Lieblingsschüler er war. Auch der Großmeister deutscher Geschichtsforschung Leopold von Ranke rühmt es an Schön, daß er, wenn auch nicht wissenschaftlich, doch praktisch Kants größter Schüler gewesen sei. Die Logik allein macht aber noch nicht den Staatsmann. Kant brachte Schön zwar die Staatsidee bei, den Organismus des Staates und die wirthschaftlichen Systeme lernte der junge Mann jedoch erst durch die geistvollen Vorträge des Professor Kraus in Königsberg kennen und das Studium der Schriften des großen Nationalökonomen Adam Smith, der damals und selbst zehn Jahre später in seinem Vaterlande England noch ein homo ignotus war, fesselte den jungen Studirenden so, daß er tief in den Geist der Lehren Adam Smiths, die bestimmend für seine ganze spätere Richtung und Laufbahn wurden, eindrang und sie voll und ganz in sich aufnahm. Schön hatte eben erst sein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, als er als Referendarius in den Staatsdienst trat, und der Herausgeber der „Studienreisen" gibt in dieser Schrift auf Grund der Tagebücher Schöns ein anziehendes, aber wenig erfreuliches Bild von dem verknöcherten Geist, der nach Friedrich des Großen Tode in der preußischen Verwaltung herrschte. Der Oberpräsident, spätere Staatsminister v. Schrötter schickte den jungen Referendarius, an dem er besonderes Interesse nahm, auf eine königliche Domäne, um als Vorbereitung für den höhern Verwaltungsdienst praktisch die Landwirthschaft zu lernen. Zur Kammer nach Königsberg zurückgekehrt, war es Schön schwer, die von den Acten aufsliegenden Staubwolken zu ertragen, die den kleinen guten Kern verhüllten, der in der Verwaltung noch vorhanden war. Nur der Oberpräsident, der mit Kant, Kraus und Hippel eifrigen Umgang pflegte, durfte sich eines höheren Gedankenfluges rühmen. In der Sphäre gedankenloser Routine, die bei der Königsberger Kammer herrschte, fand Schön weder Befriedigung, noch Ruhe. Er beschloß, um später seine Wissenschaft im Großen anwenden zu können und andere Länder und Leute in ihren Culturbestrebungen kennen zu lernen, zu reisen, und der Oberpräsident v. Schrötter, der bald darauf Minister wurde, animirte ihn dazu und versprach ihm jeglichen Beistand. Zuvor mußte aber erst noch das Assessorexamen in Berlin absolvirt werden.

Wie sich die Welt in den Augen des dreiundzwanzigjährigen jungen Kammerassessors abspiegelte, als er im Frühjahr 1796 seine grand tour, die beinahe vier Jahre währte, antrat, das ist sehr interessant zu lesen. Die postalischen Einrichtungen, die eingehend geschildert werden, waren so erbärmlich, daß Schön, trotzdem er mit königlichen Vorspannpferden fuhr, zehn Tage brauchte, um von Königsberg nach Berlin zu gelangen. Unterwegs entging nichts seinem scharfen Blick. Straßenpflaster, Wohnungseinrichtungen, Ackerbestellung und was sonst in Beziehungen zum wirthschaftlichen Leben steht, wurde auf jeder Station gewissenhaft ins Tagebuch eingetragen. Da die Kenntniß rationeller Volkswirthschaft sich aus Details zusammensetzt, so erschien ihm nichts, was er erschaute, zu geringfügig. Die Notizen, die er sich über seine Reisebeobachtungen machte, faßte er in ein System, und anknüpfend an seine Erfahrungen brachte er die durch die Franzosenkriege verarmten Provinzen Ost- und Westpreußen später als Oberpräsident zu einer Cultur, die heute noch in Anbetracht des rauhen Klimas und theilweise sterilen Bodens mustergültig ist. Während des Aufenthalts in Berlin studirte Schön das Fabrikwesen und dabei ging er so gewissenhaft zu Werke, daß er sich nicht genügen ließ an der Besichtigung der Fabrikeinrichtungen; er unterrichtete sich auch über den Arbeitslohn, die Bezugsquelle der Rohstoffe und deren Preis, über die Absatzverhältnisse, und berechnete sich aus den zu Papier gebrachten Mittheilungen den Nettogewinn eines jeden Etablissements. Enqueten, wie sie heute mit einem großen Aufwand von Kosten und höchst unzuverlässig angestellt werden, machte er sich ohne Fragebogen allein; dabei kam ihm freilich seine gründliche Kenntniß der Nationalökonomie und Volkswirthschaft, sein tiefes Eingehen in jede Materie des Culturlebens und die seltene Fähigkeit zu Statten, Alles, was er wissen wollte, herauszuholen aus denen, die er befragte, und in ihren Ideenkreis einzugehen, und er forschte nicht blos bei Lokalbeamten, bei Fabrikanten, Kaufleuten und Landwirthen, sondern auch bei Postillonen, Bauern und Arbeitern, um alle Licht- und Schattenseiten wirthschaftlicher und commerzieller Einrichtungen kennen zu lernen. Die Berichte, die er dem Minister v. Schrötter als Frucht seiner Reisestudien zugehen ließ, waren so einzig, daß dieser schon nach zwei Jahren den jungen Kammerassessor, der eigentlich noch gar nicht praktisch im Staatsdienst thätig gewesen war, außer der Tour zum Rath beförderte, in einem Alter, wo viele junge Männer erst die Universität verlassen. Schön war eben ein Genie.

Im Frühjahr 1796 trat der junge Staatswirth seine Studienreise an. Der Minister hatte die preußischen Behörden angewiesen, ihm jeglichen Beistand zu leisten. In Potsdam wurde die königliche Gewehrfabrik besichtigt und recht erbärmlich gefunden, in Brandenburg das Landarmen- und Invalidenhaus, in andern Städten die Zucht- und Arbeitshäuser, die zugleich Armenhäuser waren; an manchen Orten waren sogar Irrsinnige mit Verbrechern unter einem Dache untergebracht. Es mag dies aus ökonomischen Gründen geschehen sein, aber die Verletzung der Humanität, die in solcher Zusammenkoppelung aller der öffentlichen Fürsorge bedürftigen Personen liegt, empörte Schön so sehr, daß er das Studium der Einrichtungen solcher Anstalten sich zur besondern Aufgabe machte. Zunächst ging er nach Magdeburg, wo der junge Staatswirth den Sitzungen der Kammer beiwohnte, um sich über Verwaltung und Culturleben der Provinz Sachsen zu unterrichten und von da aus die ländlichen Musterwirthschaften auf den königlichen Domänen, die Salinen und Braunkohlengruben zu besuchen. Auch den bäuerlichen Wirthschaften wurde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Es genügte ihm nicht, sich blos mit dem Wirthschaftsbetrieb eingehend zu beschäftigen, er ging auch den Ursachen auf den Grund, warum die Landwirthschaft in der Provinz Sachsen und in Anhalt sich so vortheilhaft vor der in den preußischen Provinzen rechts von der Elbe auszeichnete und fand sie darin, daß es im Magdeburgischen nur wenige Rittergüter und keine erbunterthänigen Bauern gab; daß der Domänenpächter königlicher Beamter und der Landmann freier Besitzer seines Bauerngutes war; daß keine Kosten gespart wurden zur Verbesserung der Wirthschaft und zur Erhöhung des Körnerertrages; daß die Domänenpächter intelligente Leute waren, welche nicht durch Wirthschaftsinspectoren die Geschäfte besorgen

ließen, sondern den Acker selbst bebauten, während der große adelige Grundbesitzer von einiger Bildung sich dem Staats- und Militärdienst widmete und es zu kleinlich fand, sich mit dem Detail der Landwirthschaft zu befassen.

Der Kantianer Schön hatte aber nicht allein für Staatswirthschaft, sondern auch für die speculativen Wissenschaften, für schöne Literatur und Kunst ein lebhaftes Interesse und versäumte keine Gelegenheit, die Bekanntschaft gelehrter und hochgebildeter Männer zu machen. In Halberstadt, wo viel literarisches Leben war, verkehrte er besonders mit dem Dichter Gleim und lernte durch ihn die gebildete Gesellschaft der alten interessanten Stadt kennen. In Halle bewegte er sich vorzugsweise in Professorenkreisen und ergötzlich sind die Schilderungen, die Schön von einigen gelehrten Häuptern macht, denen der Zopf noch hinten hing. Da gab es gar Manchen, der von Gelehrsamkeit strotzte und dem doch aller natürlicher Verstand abging. Nun ist es ja wahr, daß die Irrthümer eines großen Geistes oft belehrender sind als die Wahrheiten eines kleinen, aber Schön mit seiner unerbittlichen Kant'schen Logik ging, so jung er war, in der Discussion den wissenschaftlichen Irrthümern der Halle'schen Nationalökonomen alter Schule scharf zu Leibe und statt verblüfft zu werden, verblüffte er die alten Herren. In seiner Selbstbiographie macht Schön übrigens das Bekenntniß, daß er trotzdem von Allen etwas gelernt habe. Von großer Wichtigkeit wurde für den jungen Staatswirth ein Besuch bei dem Pächter Finck in Cösitz bei Cöthen, der als Schafzüchter einen großen Ruf genoß. Die Heerde, feinster spanischer Electoralstamm, erregte seine Bewunderung und da das von Friedrich dem Großen eingeführte Prohibitivsystem und das Verbot der Einfuhr edelster Schafe der Entwickelung der Schafzucht in Preußen nachtheilig war, so kam Schön der Gedanke, daß die feine Schafzucht für Preußen eine Quelle des Wohlstandes werden könne. Er veranlaßte den Minister v. Schrötter, die Finck'sche Stammheerde zu kaufen und auf der Domäne Subkau bei Dirschau unterzubringen, den alten Finck aber in den preußischen Staatsdienst zu ziehen. Es geschah und wenn die veredelte Schafzucht in Preußen zu hoher Blüthe gelangte, so ist dies der Initiative Schöns zu verdanken.

Der Herausgeber der „Studienreisen" gibt dem fünften Kapitel des Werkes die den Nagel auf den Kopf treffende Ueberschrift: „Kursachsen, sehr belehrend, aber nicht gerade erfreulich." Kursachsen war damals eines der am schlechtesten regierten und verwalteten Länder in Deutschland, selbst in den geistlichen Kurfürstenthümern war es weniger schlimm bestellt und nur in Pfalzbayern war die Mißwirthschaft noch größer. In Kursachen lernte Schön, wie nicht verwaltet werden soll, und auch das ist sehr belehrend. Von Dresden sagt unser Reisender: „Damals gab es vielleicht keinen Ort in der Welt, wo der höchste Geschmack so dicht neben pedantischer Geschmacklosigkeit stand." Den Kurfürsten schildert Schön als einen äußerst simplen und im höchsten Grade bigotten Menschen, als Regent so schwach, daß er gar nicht auf die Befolgung der Gesetze sah. Das spanische Hofceremoniell wurde aufs Genaueste beobachtet, daher auch der Kurfürst niemals zu Fuß auf der Straße ging und sich überhaupt nur bei öffentlichen Gelegenheiten vom Volke sehen ließ. Briefe beantwortete er gar nicht oder doch nur selten, überhaupt war er so unselbstständig, daß er sich in allen Dingen von seinem Liebling Graf Marcolini leiten ließ. Bei Hofe war Alles extraordinär steif, man ahmte zwar die französischen Moden nach, war damit aber immer um dreißig Jahre zurück. Die Despotie und die Anmaßung des Kurfürsten gingen recht weit. Das Publicum mußte in der Oper so lange stehen, bis er sich niedersetzte, und wenn er aufstand, mußte es ebenfalls aufstehen. Selbst beim Kirchgange mußte der Kurfürstin, allen Hofdamen und Kammerfrauen die Schleppe von Pagen nachgetragen werden. Nur der Adel galt etwas und daher fing in Sachsen der Mensch auch erst beim Baron an. Alle Beamtenposten vom Rath aufwärts waren Pfründen für adelige Personen, die Secretäre mußten die Arbeit verrichten. Mit der Bigotterie des Hofes vertrug sich die Frivolität wunderbar gut und in den Seitengängen der Dresdener Hofkirche promenirten, wenn kurfürstliche Durchlauchten die Messe besuchten, ganz ungenirt die Freudenmädchen mit ihren Galanen, aber wenn ein Fremder herumgehen wollte, um sich die Kirche zu besehen, wurde er von den galonirten Schweizern barsch zurückgewiesen. Die Geldgeschäfte, welche der Kurfürst in seinem persönlichen Nutzen als absoluter Monarch machte, um seine Revenuen zu erhöhen, waren nicht gerade reinlich. Mit Staatsschuldscheinen im Betrage von ein Thaler und darüber wurde der Gehalt den Beamten bezahlt; sie konnten die Scheine freilich bei den kurfürstlichen Kassen gegen Silber umwechseln, aber dann mußten die Empfänger neun Pfennige auf jeden Thaler Agio zahlen, die in des Kurfürsten Tasche flossen. Auch sämmtliche indirecte Abgaben mußten um des Agios willen zum dritten Theil in Staatsschuldscheinen bezahlt werden. Schön macht in seinem Reisetagebuche bei einem Besuche von Pillnitz die etwas boshafte Bemerkung, daß, damit die Sonne nicht die kurfürstliche Nase bescheine, längs der Elbe ein Zeltdach gespannt war. Ohne Pflichtgefühl und von Langeweile geplagt, spielte der Kurfürst mit seinem Liebling Marcolini den ganzen Tag Ball und verlor an denselben das Geld, das die Unterthanen aufbringen mußten, oder er ließ Gebäude errichten, um die Zeit recht bequem tödten zu können. Die alte katholische Kirche in Dresden, die recht gut zu einem Armenhause hätte eingerichtet werden können, wurde als Ballspielhaus benutzt. „Ueberhaupt," sagt Schön, „weiß der Kurfürst nicht einmal, was er als Mensch soll, daher noch weniger, was er als Fürst muß. Dies gab mir auch die Erklärung dafür, daß der Lakai auf Professor Jakobs Frage, ob eine Bibliothek hier sei, mit „Nein" antwortete."

Von Sachsen aus wurde die Reise nach Thüringen fortgesetzt. Da waren die Zustände auch nicht erfreulich, aber doch besser als in Sachsen und die regierenden Fürsten wenigstens sparsame Landesväter, die sich in enger Fühlung mit dem Volke hielten und nach ihrem bescheidenen Wissen für dasselbe sorgten. In Erfurt machte Schön dem geistlichen Statthalter und kurfürstlichen Coadjutor Baron Dalberg, zehn Jahre später Rheinbundsfürst von Napoleons Gnaden, seine Aufwartung. Dalberg stand damals als Schöngeist und volkswirthschaftlicher Schriftsteller im Rufe eines ausgezeichneten Mannes, aber seine volkswirthschaftlichen Ansichten u. A., daß es die äußerste Spitze des politischen Calcüls sei, die Forstdiebstähle etatsmäßig zu machen, erschienen dem jungen Staatswirth doch etwas antiquirt. Von den literarischen Größen in Weimar ließ sich nur Wieland sprechen. Das Gesicht des alten Mannes verrieth gerade nicht mehr den großen Geist, das Alter macht hinfällig. Es wurde viel über Kant gesprochen und Wieland machte die Bemerkung, daß Kant, wenn er sich in jüngeren Jahren aufs Dichten gelegt hätte, ein vollkommener Dichter geworden wäre. In Jena ging Schön sogleich zu seinem Intimus Fichte, mit dem er von der Königsberger Studienzeit her in den freundlichsten Beziehungen stand. Der junge Philosoph hatte kurz vorher eine nicht hübsche aber kluge Frau geheirathet und stand etwas unter dem Pantoffel; um so tapferer stritt er sich mit Collegen herum und machte sich durch beißende Sarkasmen manchen Feind. Auch Schiller wurde besucht, war aber, da Schön ihm völlig fremd war, sehr zurückhaltend in der Unterhaltung und vorsichtig in seinen Raisonnements.

Schön ging von dem Grundsatz aus, daß man bei Allem, was in die Welt der Erscheinung tritt, zu fragen berechtigt ist, zu was es gut und brauchbar sei, welche materiellen und intellectuellen Bedürfnisse es befriedigt. Bei seinem Wissensdurste durfte er sich sagen, daß er das erste Wanderjahr nützlich angewandt habe; im zweiten Jahre seiner Reise, das er in Schlesien verlebte, war er schon kein Lernender mehr, sondern ein Lehrender, und als er nach Ablauf des letzten Wanderjahres von seinem einjährigen Aufenthalt in England in die Heimat zurückkehrte und wieder in die dienstliche Thätigkeit trat, war er eigentlich mit seiner Bildung schon fertig und erprobte nur praktisch, was er sich durch eigene Beobachtungen theoretisch angeeignet hatte. Die ersten Monate des Jahres 1797 wurden in Breslau verlebt, um sich auf die Reise durch Schlesien vorzubereiten, und allerdings waren dazu Vorstudien nöthig, denn

Oberschlesien, jetzt in zwei Stunden von Breslau erreichbar, war damals den Breslauern noch ein unbekanntes Land, eine Strafcolonie gleich Sibirien, wohin man nur reiste, nachdem man vorher sein Testament gemacht hatte.

Der Adel in Schlesien lebte abgeschlossen für sich und auch der Bürger nur mit seinesgleichen. Nur in Breslau, wo das Patriciat einen regen Sinn für Poesie, Kunst und Wissenschaft besaß und an Wissen die geistig beschränkten und adelsstolzen schlesischen Magnaten weit überragte, gab es einen gebildeten Bürgerstand, auf dem Lande fand man nur Edelleute und erbunterthänige Bauern. Selbst in den Mediatstädten war die Einwohnerschaft dem Schloßherrn erbunterthänig und ob der Sohn eines Erbunterthanen ein angesehener Fabrikant und Millionär oder gar Regierungsdirector wurde, er blieb erbunterthänig. In Schlesien machte schon die Luft erbeigen und das auf einem Rittergute geborene Kind von unadeligen Eltern war Erbunterthan. Welche üble Folgen die Erbunterthänigkeit für das Culturleben der Provinz hatte, schildert Schön sehr drastisch und ein Decennium später war es als Mitglied der Staatsregierung eine seiner ersten Handlungen, das Gesetz vom 9. October 1807 über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auszuarbeiten. Auch sonst war es unter der Verwaltung des dirigirenden Provinzialministers Graf Hoym in Breslau sehr übel in Schlesien bestellt und die Corruption schoß üppig ins Kraut. So musterhaft nach damaligem Begriffe die Verwaltung in Ost- und Westpreußen und in der Provinz Sachsen war, so erbärmlich war sie in Schlesien und Südpreußen, wo Hoym als Vicekönig regierte.

Es gab immerhin für den jungen Staatswirth in Schlesien viel zu lernen. Wenn auch die heute so blühende Montanindustrie noch sehr im Argen lag, wenn die Forstcultur, Vieh- und Schafzucht, Ackerbestellung ꝛc. noch viel zu wünschen übrig ließen, so gab es doch eine hochentwickelte Textilindustrie. Je tiefer er in die Details derselben eindrang, desto mehr überzeugte sich Schön von den schädlichen Wirkungen des herrschenden Schutzzoll- und Prohibitivsystems, und wenn er zu einer Zeit, als in Deutschland noch Niemand an Freihandel dachte, ein erklärter Anhänger der Handelsfreiheit wurde, so geschah dies theoretisch durch das Studium des Systems von Adam Smith und des Buches von Lord Lauderdale über den Nationalwohlstand, praktisch aber durch die im schlesischen Fabrikbetrieb und später in England gemachten Erfahrungen. Gerade diese Partie der Schön'schen „Reisestudien" ist jetzt, wo die deutsche Wirthschaftspolitik an einem vielleicht verhängnißvollen Wendepunkte steht, sehr lehrreich. Schön war eben als Staatswirth seiner Zeit weit vorausgeeilt und sehr Vieles von dem, was er sagt, verdient noch heute vollste Beachtung.

Von Schlesien ging Schön noch einmal nach Göttingen, wohin er bereits im Jahre 1796 von Halberstadt gegangen war, um die Musterwirthschaft nach englischem Vorbild auf dem Dominium Weende kennen zu lernen, diesmal aber, um sich theoretisch für die Studienreise nach England vorzubereiten. Obwohl schon Kriegs- und Domänenkammerrath ließ er sich doch als Student in Göttingen immatriculiren, um an der Georgia Augusta Vorlesungen über Staatswirthschaft, Agronomie, Physik, Chemie und englische Literatur zu hören und sich von dem Obercommissar Westfeld in Weende über englische wirthschaftliche Zustände instruiren zu lassen. Vor der Abreise nach England via Hamburg ging Schön noch zum Rastatter Congreß, um die Herren Diplomaten im Brillantfeuer strahlen zu sehen.

Es wäre überflüssig, noch etwas zur Empfehlung dieser „Reisestudien" hinzuzufügen. Der reiche Inhalt dieses ausgezeichneten Buches, das ein Quellenwerk ersten Ranges zur Kenntniß der deutschen Culturzustände am Ende des 18. Jahrhunderts ist, spricht für sich selbst und das staatsmännische Genie des jungen Schön erscheint in einem glänzenden Lichte.

C. Frauenstedt.

Hinterindisches.

Von Franz Einsiedel.

Daß Hinterindien, die 35,000 Qu.-M. große, fruchtbare, wohlgelegene südasiatische Halbinsel in das Licht derjenigen Weltgeschichte zu treten beginnt, in welcher den europäischen Nationen die Hauptrollen zugefallen, ist eine der folgenreicheren Thatsachen unserer Zeit und doppelt bedeutsam in einer Periode nie dagewesenen Ausbreitungsdranges unserer größeren Völker und wachsender Wettbewerbung aller politisch und wirthschaftlich activen Mächte. Es ist in Asien das letzte große und von Natur begünstigte Gebiet, das unter schwachen einheimischen Herrschern noch in dem Zustande von Schwäche verharrt, der die Stärkeren und Unternehmenden zur Colonisation und Ausbeutung auffordert. Nur zwei peripherische Stücke in Birma und Cochinchina sind, das eine von den Engländern, das andere von den Franzosen in Besitz genommen. Wiewohl die Portugiesen schon bald nach der Eroberung von Malakka (1511) mit den damals in Hinterindien dominirenden Mächten Siam und Pegu Handelsverbindungen anknüpften und seit Ende des 16. Jahrhunderts die thätigen Holländer auch diese Erbschaft ihrer Vorgänger und Todfeinde antraten und nach Kräften auszubeuten suchten, so hat sich doch weder mit diesen noch mit den anderen hinterindischen Mächten ein dauernder Verkehr entwickelt. Annam und Tongking blieben den Europäern, mit Ausnahme einiger Missionäre, officiell verschlossen, bis zur Anknüpfung der Beziehungen zu Frankreich durch französische Missionäre am Ende des vorigen Jahrhunderts. Aber noch 1821/22 sandte die brittisch-indische Regierung vergeblich eine Gesandtschaft nach Hué, um Zulaß in diesen Gebieten zu erlangen. Das einzige, allerdings sehr werthvolle Resultat derselben waren die Reisewerke von J. Crawfurd und Finlayson, welche uns überhaupt die erste genauere Kenntniß des östlichen Hinterindiens vermittelt haben. Die Verfolgungen der Missionäre und ihrer Anhänger, welche seit 1830 nicht aufhörten, bis ihnen Frankreich und Spanien 1858 mit Gewalt ein Ende setzten, geben Zeugniß von dem geringen Wunsche, mit Europäern zu verkehren, der hier wenigstens die Regierungen beseelt. Uebrigens copirten Annam und Tongking in diesem Fremdenhaß nur wieder China, hinter dem sie aber auch hier wie in allem Anderen um eine lange Strecke zurück waren. Annam öffnete endlich dem Zwange gehorchend einige Häfen 1858, in Tongking sind mehrere 1876 aufgeschlossen worden, und Frankreich, das an der Mekhong-Mündung sich einen wohlgelegenen Strich Landes von über 1000 Qu.-M. abtreten ließ, hält jetzt seine Hand über die ganze Osthälfte von Hinterindien. Siam ist von Anfang an weniger ausschließend gegen die Europäer verfahren. Es hatte nicht das schädliche Vorbild Chinas vor Augen, wie es der gründlich chinesisirten Osthälfte vorschwebt, und die Siamesen sind an sich ein mildes, nicht übermäßig principienstrenges, neugieriges, schwatzhaftes Volk, also zum Fremdenverkehr eigentlich ganz gut disponirt. Hier haben es sich aber die Europäer selbst verdorben. Bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts trieben die Portugiesen und Holländer Handel mit den Siamesen und die ersteren hatten sogar das Recht der Ansiedelung und Religionsübung erhalten. Aber ihre Uebergriffe brachten es dahin, gerade wie in Japan, daß ihnen das Land verboten wurde. 1688 brachte ein französischer Abenteurer, der am Hof eine Stellung zu gewinnen gewußt, französische Truppen ins Land, die sich bald wieder zurückziehen mußten. Nun wurde nur noch mit den Holländern ein sehr geringer Handel fortbetrieben. Erst von 1820 an wurden von anderen Mächten wieder Versuche gemacht, mit Siam in geregelte Beziehungen zu kommen, aber eine Aera nützlicher Verträge hat erst mit demjenigen begonnen, den J. Bowring 1855 für England schloß und den andere Mächte seitdem nachahmten. Wir werden auf ihn und seine sehr interessanten Folgen zurückkommen.

Birma, das in den letzten Monaten wieder so viel von sich reden machte, ist derjenige hinterindische Staat, mit dem

nach seiner ganzen Lage die Europäer am ehesten in Berührung kommen mußten. Ich meine damit nicht nur das heutige, auf das Binnenland zurückgedrängte Birma, sondern das mächtige Birma, wie es vor 1824 war, also mit dem Küstenstrich von der Gangesmündung bis zu der des Salwin, worin das einst weit berühmte Pegu mit inbegriffen ist. Der europäische Handel mit Pegu soll im 16. und 17. Jahrhundert zeitweilig in Blüthe gestanden haben, war aber bei den zahllosen inneren Kämpfen stets nur mehr zufällig und ungeregelt. Jahrzehnte wurde er ganz ausgesetzt. Politische Verbindungen versuchten ohne Erfolg die Engländer zuerst durch Symes (1795) anzuknüpfen, genaueren Einblick in die inneren Verhältnisse gewährten aber erst die Kriege von 1824/26 und 1852/53, die jedoch allem Anscheine nach nicht so ausgebeutet wurden, wie es im Interesse der dauernden Unschädlichmachung des nicht unbedenklichen Nachbarn zu wünschen gewesen wäre. Doch hat seit dem ersten Kriege England wenigstens einen Residenten bei der birmanischen Regierung. So wirr die politischen Verhältnisse auch in den anderen süd- und ostasiatischen Staaten liegen mögen, es ist doch keiner in den letzten zwei Menschenaltern durch solche Wirbel und Strudel geführt worden. Die Pflege innigerer Handelsbeziehungen war bei den beständigen Unruhen fast nicht möglich. Der durch den Frieden von 1826 gedemüthigte König wurde schwachsinnig und als seine Frau, die vom Volk als Zauberin verschrien war, in Gemeinschaft mit ihrem Bruder zu schlecht regierte, trat der Bruder des ersteren die Regierung an, wüthete aber wie ein Tollhäusler in unerhörter Grausamkeit. Auch er mußte 1846 ersetzt werden, und zwar trat an seine Stelle sein Sohn, der indessen sogleich seinen Bruder und 80—100 weitere Verwandte ermorden ließ und 1853 ebenfalls zur Absetzung reif war. Erst jetzt kam wieder ein menschlicher Zug in die wahnsinnige Dynastie. Die Zeit von 1853—66 war eine der ruhigsten und glücklichsten Epoche, die die Geschichte Birmas aufzuweisen hat. Nach dem letzten Kriege mit England, der 1853 mit der Loslösung von Pegu und damit der völligen Zurückdrängung ins Binnenland endigte und nach der Entthronung des gleichfalls halb wahnsinnig gewordenen Königs durch seinen Bruder, den Mendun-König, wie derselbe nach seiner früheren Provinz genannt ward, machte sich auch in Birma die gährungserregende Wirkung der Culturkeime geltend, welche nicht blos aus den im Westen und Süden das Königreich umgebenden brittischen Provinzen herüberwehten, sondern durch europäische Missionäre, Kaufleute und Abenteuerer bis an den Hof getragen wurden, wo sie bei dem König zuerst günstige Aufnahme fanden.

Es trat jetzt hier eine Entwickelung ein, die im Laufe unseres Jahrhunderts fast in allen den halbbarbarischen Staaten Asiens angesetzt und überall zu merkwürdigen, aber sehr verschiedenen Ergebnissen herangereift ist. Zu Gutem hat sie bisher eigentlich nur dort geführt, wo jene Culturkeime auf einen bereits durchgearbeiteten Boden, einen alten Culturboden fielen, wie in China und Japan, und auch selbst dieses Gute war bekanntlich gar nicht ungemischt. Aber diese Länder haben durch den Verkehr mit den Europäern ihre Gütererzeugung und ihren Handel außerordentlich gesteigert und haben sich, was für die Zukunft mehr heißen will, fähig gezeigt, wichtige Errungenschaften der europäischen Cultur aufzunehmen und zu handhaben. In dieser Beziehung ist vorzüglich Japan mit beispielloser Entschlossenheit und Selbstverleugnung vorgegangen. Post und Telegraph und manche Industrien können dort jetzt als angeeignet gelten und Eisenbahnen und Dampfboote werden ebenfalls bereits von Japanern geleitet, wenn auch noch nicht ganz selbstständig. China hält mehr zurück, es ist durch seine uralte Macht- und Culturstellung in diesem Theile der Erde und wohl auch durch die Geistesanlage seiner Bevölkerung stolzer, ablehnender gegen das von außen Kommende und conservativer gegenüber Allem, was von den Vätern ererbt ist. Aber wahrscheinlich wird es gerade dadurch sich mit der Zeit der hochwirksamen Werkzeuge europäischer Erfindung, vor Allem derer, die Erwerb und Verkehr fördern, mit um so dauernderem Erfolge bemächtigen.

In Japan sind die, welche seit zwei Jahrzehnten die Macht haben, vielleicht zu rasch vorgegangen, um jeden Rückschlag außer Frage zu stellen, die Masse der Bevölkerung ist ihnen jedenfalls nicht gefolgt und man muß sich fragen, ob die Leistungsfähigkeit des Landes, wie sie heute ist und für Jahre im Wesentlichen bleiben wird, dem steigenden Aufwande Genüge zu leisten vermag, der von den neuen Einrichtungen nicht zu trennen ist. Japans Production zeigt seit Jahren wenig Zunahme. Chinas Hülfsquellen sind größer und weniger leicht zu erschöpfen. Es war ganz chinesisch-praktisch, daß von allen europäischen Neuerungen die Zollverwaltung zuerst und am rücksichtslosesten eingeführt wurde. Eine sichere und große Einnahmequelle ist dadurch geschaffen, an die sich Weiteres anknüpfen läßt. Bei seiner großen Ausdehnung und seiner gewaltigen Volksmasse ruhen die Unternehmungen, in die China eintreten mag, auf viel breiterer und sichererer Grundlage als in Japan, und jeder Schritt, der hier gemacht wird, wird von viel weittragenderer Bedeutung sein als die kühnen Experimente in dem rings abgeschlossenen Inselreiche, schon weil China mit dem ganzen übrigen Asien politisch und culturell aufs Innigste zusammenhängt. Welches indessen auch die Unterschiede der neueren Culturentwickelung in diesen beiden ostasiatischen Staaten sein mögen, so haben sie das Gemeinsame, daß dieselbe nicht einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung zu Gute kommt, nämlich dem herrschenden, sondern daß im Gegentheil ein großer Theil derselben so viel Fähigkeiten zu diesem neuen Verkehre mitbrachte, daß er Nutzen aus demselben ziehen konnte. Ist nun auch dieser Nutzen zunächst fast nur materieller Art, so ist doch nicht zu leugnen, daß in China wie in Japan mit der Zeit immer größere Theile der Bevölkerung durch die Aneignung europäischer Culturerrungenschaften auf höhere Stufen gehoben werden.

Wenn es in anderen asiatischen Ländern anders ist, so liegt der Unterschied hauptsächlich in der ganz anderen Art und Höhenstufe ihrer Cultur. China und Japan waren auch Despotien wie Birma, Siam und Annam, aber aufgeklärte, in manchen Beziehungen viel milder und besorgter für das allgemeine Beste als viele europäische Despotien des 18. Jahrhunderts. Der Unterthan erfreute sich in ihnen ausgiebigeren Schutzes, größerer Ruhe und freierer Bewegung, seine Fähigkeiten erstickten nicht unter einer Unterdrückung, die ihn zum Sklaventhum verurtheilte und seinen Besitz ihm auspreßte, sobald derselbe groß genug geworden, um begehrenswerth zu erscheinen. In diesen Ländern gab es nicht blos einen Herrscher und eine blind gehorchende fast unterschiedslose Unterthanenmasse, sondern das Volk setzte sich aus Individuen zusammen, die in verhältnißmäßiger Freiheit und Selbstständigkeit für sich und den Staat arbeiteten und erwarben. Die Berührung dieser Völker mit den Europäern konnte daher durch mehr oder weniger zahlreiche Individuen sich vermitteln und die daraus resultirenden Wirkungen vermochten sich langsam wie durch Saugäderchen in dem Volkskörper zu verbreiten. So scheint, um ein Beispiel zu nennen, in China die Kartoffel ganz ohne Zuthun der Centralregierung sich eingeführt zu haben, ebenso der Mais und der Tabak, und der vom Theehandel herrührende Reichthum hat in erster Linie die theeerzeugenden Provinzen und die Handelsstädte Shanghai, Futschau u. dgl. aber nicht den kaiserlichen Schatz gefüllt.

Birma bietet im Moment, wo es 1853 einen dem Fortschritt nicht ganz abgeneigten Monarchen zum Könige erhält, ein Bild, welches von dem eben gezeichneten ziemlich in allen Punkten das Gegentheil ist. Das Land ist nicht blos formell mit Menschen und allem Anderen Eigenthum des Herrschers, sondern dieses Eigenthumsrecht wird thatsächlich ausgenützt mit vollem Bewußtsein des Vortheiles, den es den paar Dutzend Oberen zu gewähren vermag, und mit rücksichtsloser Gewalt. Der König ist Herr über Leben und Eigenthum seines Volkes im weitgehendsten Sinn. Vor diesem Rechte verschwinden die Unterschiede der Stände und Berufe und nur der Priesterstand behält ein gewisses Ansehen, wenn auch seine Unverletzlichkeit in der Regel nur in jenen Jahren des Herrschers einigermaßen anerkannt zu werden pflegt, in denen dieser sich seinem Ende

näher gekommen wähnt und nun mit Hülfe sühnkräftiger Opfer alte Ruchlosigkeiten auslöschen möchte. Dieser Theorie entfließt im Geiste eines birmanischen Königs von altem Schlag keine andere Anwendung, als daß er solche unbeschränkte Herrschaft benutzt, um nach allen Richtungen nur das zu thun, was seine Lust und sein Wille ist. Da man nun dazu auch in Birma Geld braucht, so besteht die Regierungskunst wesentlich in der Kunst, den Unterthanen auszupressen, was sie haben, während folgerichtig die Kunst, unter solchen Verhältnissen als Unterthan nicht zu Grunde zu gehen, darin besteht, entweder die Beamten zu bestechen, oder sich mit List oder Gewalt ihrer Hand zu entziehen. Die Aemter wurden an die Würdenträger verkauft und zwar in der Weise, daß das Land in Provinzen und diese wieder in große und kleine Bezirke getheilt wurden, deren jede oder jeder einem Beamten „zum essen" übertragen wurde. Er nährte sich davon und gab nach Uebereinkunft den Rest nach oben ab. So ging es von oben bis unten, und der unterste „aß" einen Theil eines Dorfes oder ein paar Familien, und würzte sein Mahl mit dem Ertrag aus dem Verkaufe der Gerechtigkeit. Denn es gab kein Verbrechen, so schwer es sein mochte, für das die Strafe nicht abgekauft werden konnte.

Als der Mendunkönig die Regierung antrat, fand er sein Land verwüstet und entvölkert, denn ein großer Theil der Bevölkerung war nach dem brittischen Birma ausgewandert, wo gerechtere Hände der Regierung walteten, andere in die Gebirge zu den halb unabhängigen Grenzstämmen geflohen. Er soll ein Mann von starkem Charakter und von Einsicht gewesen sein. Yule, dessen Mission in Amarapura (1855) uns mit dem besten Werke beschenkt hat, welches wir über Birma besitzen, entwirft ein günstiges Bild von ihm. „Seine gewissenhaften Anstrengungen, Gerechtigkeit auszutheilen, haben zu völliger Beruhigung des Landes geführt", schreibt er von ihm, und ähnlich anerkennend sprechen andere Reisende, die ihn kennen lernten, wie Fytche und Bastian. Er haßte die Fremden nicht, sondern suchte von ihnen zu lernen und ihre Künste oder Wissen für sein Land zu verwerthen. Er hob das „Eßsystem" der bisherigen Besteuerung bez. Auspressung vollständig auf und vereinigte durch eine Kopfsteuer die Summen, welche nöthig waren, um Gehalte auszuzahlen. Das war freilich in den ersten Jahren für das Volk vielfach nichts Anderes als eine Verdoppelung der Steuerschraube, denn die Eßbegier und Eßgewohnheit der Beamten war nicht sofort einfach aufzuheben. Im Gegentheil findet gerade hieran der unbeschränkteste orientalische Despotismus seine Schranken, daß er seinen Werkzeugen die Befriedigung, selbst Despoten zu sein, wenn auch kleinsten Kalibers, nicht rauben darf, ohne sich selbst zu gefährden. Die Dauer dieser Staatsform beruht ja fast nur auf der Erhaltung des Interesses, das ihre Werkzeuge an ihr haben. Es waren also zunächst wahrscheinlich nur die bis dahin ebenfalls mit Land- und Menschenportionen zum „Essen" bedachten weißen Elephanten, welche besseren Grundsätzen Raum geben mußten, vielleicht auch noch die der directen Einwirkung des Königs am ehesten zugänglichen Kebsweiber und Palasttänzerinnen, die gleichfalls zu den „Essenden" gehörten. Aber die Beamten konnten nur dadurch langsam an das neue System gewöhnt werden, daß man ihren Gehalt den Summen entsprechen ließ, welche sie dem königlichen Schatze zuführten. Sie hatten es also in der Hand, durch schärferes Anziehen der Schraube ihren eigenen Gehalt zu erhöhen. Doch gab das natürlich noch gar keine Gewähr, daß sie deshalb einem besseren Princip zu Liebe ihre kräftigen, eßgewohnten Steuerkinnbacken in Ruhe versetzten. Birma liegt zwischen 19 und 27 ° n. Br., ist ein feuchtheißes, echt tropisch üppiges Land: da gibt es von Natur nicht viel Respect vor Grundsätzen, soweit sie nicht mit Bambusrohren eingebläut werden können. Ehrliche Selbstbeschränkung ist eine Pflanze, die in dieser leidenschaftlichen Zone erst akklimatisirt werden muß, und das kann nur durch ausdauernde Strenge geschehen. Der König wählte dafür ein seltsames Mittel. Selbst aus der trägheitathmenden, schwülen Stille eines Klosters auf den Thron geholt, hatte er innige Beziehungen zu Geistlichen und Mönchen auch in dieser hohen weltlichen Stellung immer fortgepflegt. Nun stiftete er eine Gesellschaft von halb mönchischen Laienbrüdern, die sich die „Sabbathheiliger" nannten und im Lande umherwanderten, wo sie gewissermaßen als Spione des Königs über die steuererhebenden Beamten wachten. Auch die eigentlichen Priester nahmen an dieser Function Theil, und es soll durch diese eigenthümliche Controle in der That die Lage des Volkes sich wesentlich gebessert haben. Dazu half, daß dieser König, wie gesagt, von Natur kein schlechter Charakter war. Man berichtet von ihm keine der wilden Excesse, durch die fast alle seine Vorgänger den birmanischen Thron befleckten. Er war wohl eifersüchtig auf seine Macht, aber nicht von der Grausamkeit, die bei der durch Fesselosigkeit in der Regel halb wahnsinnigen Phantasie solcher unumschränkten Despoten zu gräßlichen Thaten zu führen pflegt. Er entfernte alle selbstständig Denkenden und Alle, die die Spur eines Willens zeigten, aus seiner Nähe, aber er wählte dazu nicht immer das dort sonst selbstverständliche Mittel der Tödtung. Selbst eine Rebellion, die im Jahre 1866 von einem seiner Söhne und seinem Bruder gegen ihn angestiftet wurde und 1870 sich wiederholte, machte ihn, als er sie niedergeworfen, nicht wesentlich schlimmer.

Auf dem Lande begann seine Hand erst schwerer zu lasten, als ihn die Manie großer Unternehmungen und Bauten befiel. Während er selbst für sich und seine Umgebung auf Sparsamkeit und einfaches Leben hielt, gab er unvernünftige Summen für Dampfer, Maschinen, Befestigungen und Tempelbauten aus. Aber die Maschinen blieben in Stücken liegen, wie sie gekommen, und die Befestigungen ließ man ohne Kanonen. Von einem Granitdamm, schrieb vor einigen Monaten ein Engländer, der Birma besuchte, streckt sich melancholisch ein Dampfkran nach der Stelle hinaus, wo einst der Irawaddy floß, hart dabei steht in einem Verschlag ein zehntönniger Hammer. In anderen Verschlägen liegen die Stücke von Schmelzöfen, nur theilweise zusammengestellt. Nie ist ein Loth Eisen hier geschmolzen worden. An Stelle des Irawaddy ist heute ein Sumpf. Der König ließ ihn in Verfolgung irgend eines anderen Planes wieder von dem Damme wegleiten. In Tsigain, nahe der Hauptstadt, bietet eine stolze Reihe von Eisenwerken ein melancholisches Schauspiel. Sie sind in großartigem Maßstabe ausgeführt und wenig englische Werke dürften ihnen gleichkommen. Englische Arbeiter leiteten ihre Aufstellung und warteten auf ihre Vollendung. Aber die Zahnräder fehlten, auf welche eine Bank in Rangun Beschlag gelegt hatte, der König wollte deren Forderung nicht erfüllen und der ganze Plan blieb damit ein todtgeborenes Kind. Eine Pagode, die er in den letzten Jahren baute, und die er nicht mehr höher als bis zu 10 Fuß zu fördern vermochte, hatte ihn bis dahin bereits 4 Mill. Rm. gekostet. In Verfolgung dieser Schemen warf der alternde, launisch und unberechenbar gewordene König wieder Alles um, was er in früheren Jahren mit Mühe aufgebaut hatte. Um möglichst viel Geld zu machen, wurde das ganze Land in eine einzige Domäne verwandelt, ähnlich wie Aegypten, dessen Herrscher in seiner Verschwendung und seinen großen, leicht verflüchtigten Plänen einigermaßen an den Mendunkönig erinnert. Das Volk hatte gleich den Fellahs diese Domäne zu bebauen, sie erhielten Vorschüsse auf vorgeschriebene Ernten, die sie zu vorgeschriebenen Preisen an den König zu verkaufen hatten. Statt Geld erhielten sie Waaren. Dieser hat z. B. seit Jahren den ganzen Baumwollenhandel des Landes monopolisirt. Trotz seiner anfänglichen Reformen hat er wahrscheinlich sein Volk ebenso arm verlassen, als er es angetreten, vielleicht noch ärmer, denn seine großen Unternehmungen verschluckten mehr Geld als der seiner Natur nach immer beschränktere rohe orientalische Luxus, der wenigstens einen großen Theil des Geldes im Lande selbst verschleudert.

Das Beste, was seiner Regierung bis zum Ende blieb, waren die friedlichen Beziehungen zu den Nachbarmächten und vor Allem zu England. Er war gescheidt genug, um seinem Schmerze über den Verlust Pegus und der Küstenprovinzen, den er tief empfand, keinen feindlichen Ausdruck zu geben. Wenn dieser Bestgehaßte unter seinen Nachbarn eine Forderung erhob,

bewilligte man sie in Birma in der Regel nicht sofort, aber wenn darauf bestanden wurde, gab der König nach. Er hatte in dieser Beziehung weitergehende Pläne, die nicht für den Augenblick reif waren, und es ist bemerkenswerth, daß er mit einem Eifer, der den Herkommenheiten des hinterindischen Selbstherrscherthums stracks entgegenläuft, Verbindungen mit anderen europäischen Mächten anzuknüpfen suchte, so mit Italien und Frankreich, mit denen er Verträge schloß. Er dachte wohl Gegengewichte gegen die eiserne Hand zu schaffen, die seit 1852 Birma von Chittagong bis Martaban fest umschlossen hielt. Daß die Zurückdrängung seines Reiches von der See den Engländern die Controle sogar über den Waffenbezug Birmas gab, empfand er schmerzlicher als alles Andere und würde es, wenn er gekonnt hätte, geändert haben. Aber die Engländer ihrerseits waren klug genug, ihn nicht unnöthig zu reizen; sie machten öfters Zugeständnisse, die ihnen nicht leicht fielen und bequemten sich sogar dazu, nur schuhlos und kniend vor das Antlitz des „Herren des Weltalls" zu kommen. Auf diese Weise erlangten sie 1862 einen Handelsvertrag und 1867 die Einsetzung eines englischen Consularagenten in Bhamó, der für den Chinahandel wichtigen Stadt am oberen Irawadda.

Faßt man Alles zusammen, was dieser König gethan hat, so ist derselbe für einen birmanischen Herrscher noch einer der besten gewesen. Die Hauptsache: er hat seinem Lande den Frieden erhalten und hat den Grund gelegt zu einer besseren Verwaltung und Wirthschaft, als sie früher gewesen; er hat den Handelsverkehr besonders mit China, der nach seinem Regierungsantritt in Folge des Panthayaufstandes ganz darniederlag, wieder zu beleben gewußt. Die Zölle haben in den letzten Jahren durchschnittlich 30 Millionen Rm. abgeworfen, für ein Land von 3 Millionen Seelen und von dieser Steuerlast eine mehr als respectable Summe. Allerdings würde deren Höhe keine so bedeutende sein, wenn nicht das ganze Zollwesen in einer nichtbirmanischen Hand vereinigt wäre. Aber auch so liefert sie einen glänzenden Beweis für die wirthschaftliche Blüthe des Landes. Diese bestätigt auch Archibald Forbes, der bekannte englische Zeitungscorrespondent, der Anfang dieses Jahres noch die Reise von Mandaley nach Prome machte. „In Birma wird jede Thätigkeit, vom Regieren bis zum Kohlbau, in einer gewissen nebenläufigen, zufälligen, spielenden Weise betrieben und mit einer Lässigkeit, als ob „tempus inexorabile" eine nicht existirende Einbildung sei und doch sieht man überall Gedeihen, Fülle lacht von jedem Dorfe, das man passirt, und Zufriedenheit von jedem Gesicht. Der Handel scheint von denen, die ihn betreiben, als ein gelegentlicher Scherz betrachtet zu werden und doch finden die Irawaddyboote Ladung genug bei jedem Dorfe, während die Zölle außer den Monopolartikeln, die zollfrei, jährlich über $1\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. abwerfen. In den Straßen von Birma belästigen dich keine Bettlerschaaren mit ihrem Gewinsel und ihren ekelhaften Schaustellungen, wie sie jede Stadt von brittisch Indien durchschwärmen und selbst in unserem eigenen begünstigten Eiland nicht selten sind. Dem oberflächlichen Beobachter kommt das Land wahrlich wie ein orientalisches Arkadien vor, nur etwas mit Schlechtigkeit gewürzt und mit ein paar Plackereien gedämpft. Wenn man von einer Zeitung mit den Jammergeschichten vom Arbeiterelend in Sheffield weg hinüberschaut nach der Stromseite eines birmanischen Dorfes mit den gesunden Kindergruppen, die im Sande spielen und den lachenden Weibern, die zum Bad herunterlungern, gewinnt man ein Contrastbild, das momentan unseren Glauben an die Segnungen der Cultur zu erschüttern vermöchte." Man wird bei diesem heiteren Bilde sich freilich sagen, daß das Irawaddythal, eine der fruchtbarsten Landschaften in ganz Asien, der beste Theil von Birma und daß es auch so wohl noch etwas ins Rosige gemalt ist. Aber jedenfalls muß man sich gestehen, daß diese Tropenkinder, wenn sie noch so schlecht regiert werden, von der Natur ihres Landes und ihrer eigenen naiv-leichtsinnigen Gemüthsart doch immer wieder entschädigt sind. Mit ihrer Devise „Leicht kommen, leicht gehen" vertrug sich offenbar ganz gut der bleihändige Despotismus des Mendukönigs. Natürlich gehört zu diesem Behagen auch die verhältnißmäßig noch sehr dünne Bevölkerung von Birma. Man kann sich dort noch regen. Bei solchen Schilderungen, wie sie, beiläufig gesagt, in allen Reisewerken über das Irawaddyland, auch den älteren, wiederkehren, begreift sich übrigens auch der in Indien sehr allgemein verbreitete Wunsch, Birma kurzweg einzuverleiben, den der Timescorrespondent in Calcutta schon öfters so lebhaft zu tadeln hatte. Fast möchte man glauben, daß auch diese Schilderung Forbes' von einem zukunftsmusikalischen Ton dieser Gattung durchklungen werde. Jedenfalls gibt es gar keine Disharmonie, wenn man hinzusetzt: Das ist Alles so schön und gut, daß man es gleich einstecken möchte.

Bei diesem manchen Guten, das der Mönchskönig gewirkt hat, hängt leider doch der ganze gefährliche Zustand des heutigen Birma an einem eigensinnigen Entschlusse, von dem er nicht abzubringen gewesen. In Birma gibt es keine Erbfolgeordnung; die Theorie ist allerdings, daß der König einen seiner Söhne oder sonstigen näheren Verwandten zu Thronfolgern ernennt, aber in der Praxis ist es das Schwert und zwar meist dasjenige des Henkers, das die Sache entscheidet. Man behauptet, der verstorbene König (officiell ist der 1. October als sein Todestag genannt, aber er kann auch ebenso gut ein paar Wochen oder Monate vorher gestorben sein, seine Leichenfeier fand am 7. October statt) habe aus Scheu, frühzeitig Ehrgeiz im Herzen einer seiner Söhne zu erwecken und Familienzwiste anzufachen, sich geweigert, der alten Sitte zu folgen und einen seiner zahlreichen Söhne zum Thronfolger zu ernennen. Es mögen auch innere Gründe ihm die Wahl schwer gemacht haben. Seine Lieblingskönigin, die Nahmahdauphra, gleichzeitig seine Halbschwester, starb ohne Nachkommenschaft. Sein Bruder und ein Sohn fielen in der Rebellion von 1866. Die zweite Königin hatte nur Töchter. Unter der ganzen Schaar der Söhne von den anderen Weibern schien keiner begünstigt, aber man glaubte, er werde einen bereits 34 Jahre alten Sohn Nyungyan ernennen, der der populärste von allen war und gute Hoffnungen erweckte. Die Königin und die Minister hatten aber ihre Augen auf einen anderen erst 19 Jahre alten Sohn geworfen, jene, sagt man, weil eine ihrer Töchter sich sterblich in ihn verliebt hatte, diese, weil sie glaubten, in seiner Person, die noch willfährig genug schien, den absoluten Despotismus brechen oder mindestens durch ein Gemisch von Adels- und Priesterherrschaft mäßigen zu können. Der Erwählte dieser beiden Parteien war der Prinz Thibo, der als ruhig, verschlossen, fashionable und fromm geschildert wurde, man wußte, daß er bei den Priestern beliebt, vor Allem aber, daß seine Mutter ebenfalls von königlichem Blute war. Uebrigens war Thibo in einer von christlichen Missionären geleiteten Schule unterrichtet worden und soll einen Anflug europäischer Sitte haben. Dafür spricht allerdings u. A. seine häufige Betrunkenheit, die er selber dem englischen Residenten gegenüber für die Schandthaten seines Regierungsanfanges verantwortlich machte. Die Königin und die Minister ergriffen, um ihren Plan zur Ausführung zu bringen, das einfache Mittel, alle in Mandaleh damals vorhandenen Prinzen königlichen Geblütes in den Palast zu berufen und sie dort gefangen zu nehmen. Nur zwei, jener Nyungyan und ein jüngerer Bruder von ihm, hatten früh genug Witterung von dem Plan und flohen in das Haus des brittischen Residenten, der geschickt genug war, sie noch bei Zeiten nach Calcutta in Sicherheit zu bringen. Da von früher noch zwei andere birmanische Prinzen, gleichfalls thronfähig, unter englischem Schutze sich befinden, so sind es also jetzt vier, die auf brittisch-indischem Boden den Gang der Dinge in Mandaleh abwarten. Eine bedenkliche Last, die aber freilich bei diesen chronischen Thronstreitigkeiten von jeder Macht getragen werden muß, welche orientalische Politik macht. Geflüchtete Thronfolger hat ja fast jeder von diesen asiatischen Staaten einen oder mehrere. Einige Tage nach diesem Staatsstreich, am 19. September, erschien ein Erlaß des Königs, der den Thibo zum Thronfolger ernannte, aber man behauptete natürlich, daß er nicht bei gesunden Sinnen von dem bereits todtkranken Herrscher verfaßt, sondern von der Camarilla erschlichen sei. In einem lichten Augenblick soll der König diesen

Erlaß völlig verleugnet und zugleich befohlen haben, daß die ganze gefangen gesetzte königliche Verwandtschaft ihrer Fesseln entledigt und daß seine Söhne mit Reisegeld ausgestattet jeder nach seiner Provinz gesandt werden sollten. Eine Viertelstunde darauf waren sie in Freiheit, aber nur so lange, als die mit der Königin intriguirenden Minister und Hofleute nöthig hatten, um sich von dieser Ueberraschung zu erholen. Gleich darauf wurden sie neuerdings in Eisen gelegt und, 20 an der Zahl, einem dunkeln Loche anvertraut, von dem das Gerücht ging, daß Keiner einige Zeit in ihm verweile, ohne sich in der lichtlosen Moderluft den Tod zu holen. Gleichzeitig wurden auch die Mütter und Weiber dieser Unglücklichen festgenommen und mit ganz unorientalischer, gewiß nur durch den Drang der höchst außergewöhnlichen Umstände zu erklärender Geschwindigkeit, der Erlaß des Königs in allen Provinzen kundgegeben und überall angefangen, im Namen des neuen Kronprinzen und Regenten zu regieren. Den Tod des Königs, behauptet man, hat die Intrigue so lange verschwiegen, bis Thibo auf seinem erschlichenen Throne fest gemacht war, man ließ ihn darauf verkünden als am 1. October geschehen und rief Thibo am folgenden Tage zum Könige aus. Man kann sich wohl denken, daß unter diesen Verhältnissen das „Le roi est mort" und das „Vive le roi" im Birmanischen mit etwas bedeutungsvollerer Betonung dem Volke zugerufen werden, als in unserem mehrentheils doch noch ein Bischen gesetzlicheren und gesetzteren Alt-Europa.

(Schluß folgt.)

Der Stabreim in England.

In meiner Abhandlung über „Shaksperes Schicksalsschwestern", die Freiherr Hans Paul von Wolzogen in der „Gegenwart" vom 7. Juni zum Gegenstande eines Briefes genommen hat, erwähnte ich kurz andeutend des englischen Stabreims. Heute knüpfe ich eine genauere, wenn auch keineswegs erschöpfende Besprechung daran an. Aus ihr wird sich ergeben, daß das Grundgesetz der germanischen Dichtungsart, obwohl einst auch hier im Wesentlichen gültig, schon seit älteren Zeiten nicht mehr genau auf den englischen Stabreim paßt, und daß die Regeln der „germanischen Skandirung" und Betonung durchaus nicht einfach auf die englische Sprache angewandt werden können. Darnach wird sich, glaube ich, die Wolzogen'sche Berichtigung berichtigen.

Man setzt die Zeit, innerhalb deren der Stabreim hier in mehr oder weniger regelrechter Gestalt blühte, gewöhnlich vom Beo-Wulf (wenn wir dies Heldengedicht nicht lieber zum deutschen Schriftthum stellen wollen) und von Caedmon an, der im siebenten Jahrhundert sang, bis zur Mitte des sechzehnten. Es gibt noch einige spätere Dichtungen, wie die „Alten Schottischen Weissagungen" (Ancient Scottish Prophecies), in denen der Stabreim, aber oft sehr wenig schulgemäß, durchklingt. Allmählich verliert sich dann das Bewußtsein des ursprünglich strengeren Gesetzes mehr und mehr. Auf die Hebung wird nun beim Stabreim nicht mit der früheren Genauigkeit geachtet: der Buchstaben-Anklang trifft jetzt hauptsächlich das Ohr; oder es mischen sich die beiden Formen so, daß die alte Regel unkenntlich wird.

Zum Theil hängt dies, wie mir dünkt, damit zusammen, daß die einstige scharfe, klar auf- und abschwingende Betonungsweise unserer Vorfahren, die dies Land eroberten, im Laufe der Zeit bei den Engländern eine schwankende ward.

Im Süden, wo Shakspere dichtete, verfiel der Stabreim zuerst zu schwächerem Gefüge. Länger erhielt er sich in seiner Reinheit in Nord-England, wo das spätere Herüberdringen frischer skandinavischer Stämme, die bis ins dreizehnte Jahrhundert dauernde Norweger-Herrschaft, und Islands Nähe, einen starken erhaltenden Einfluß übten. Schon Chaucer sagt in „Des Pfarrers Erzählung", unter Anwendung eines spöttisch, aber auch unregelmäßig stabreimenden Dreiklangs: er sei ein südlicher Mann, darum dieser Versart nicht mächtig: —

But trusteth wel, I am a suthern man,
I can not geste, rim, ram, ruf, by letter.

Nach Wilhelm Hertzbergs Uebersetzung:

Doch ich bin aus dem Süden, denkt daran.
Ich kann in „Rum, Ram, Ruff" mein Wort nicht kleiden.

Unregelmäßigkeiten, wie z. B. die Verlegung des Stabreims auf das, was wir die Senkung nennen, kommen schon in der ältern englischen Dichtung außerordentlich oft vor. So in Piers Plowman, im „William and the Werwolf", und manchen anderen. Zwei Beispiele seien wenigstens hier aus den beiden angeführt:

And éndeþ as Ich ér seide
in prófitable werkes.

Oder:

And faírest of alle fáson
for ény ríche hólde.

Man wird sich darnach kaum wundern, wenn etwa zweihundert Jahre später, zu Shaksperes Zeiten, bloße Beziehungs- oder Geschlechtsworte zum Gleichklang gebraucht wurden.

Prof. Skeat, einer der ersten, wenn nicht der erste unter den lebenden englischen Kennern des älteren Schriftthums seines Landes, der den Lehrstuhl des Angelsächsischen in Cambridge einnimmt, sagt: „es habe ihn das beständige und wiederholte Lesen von tausenden von Stabreim-Versen überzeugt, daß die alt-englischen Dichter solche und andere Ausschreitungen von der Regel für ganz erlaubt hielten."

Wie wenig das strenge Gesetz der germanischen Dichtung schon in früher Zeit hier beachtet wurde, ergibt sich auch aus solchen Verszeilen, die, weil nur in der einen oder anderen Handschrift vorhanden, möglicherweise von einer etwas späteren Einschiebung stammen. Dafür lassen sich ebenfalls hinreichend Beispiele aus den alt-englischen Dichtern beibringen.

Schon diese Vorbemerkungen dürften vielleicht Wolzogen den Gedanken nahelegen, daß auf englischem Boden die strenge Regel selbst innerhalb der Blüthe- und Schulzeit der erwähnten Versform nicht unbedingt gilt. Wäre es nöthig, so könnte ich mit Leichtigkeit Beispiele aus der Edda-Uebersetzung Simrocks, des großen Meisters in der Handhabung unserer Sprache im Stabreim, anführen, um zu zeigen, daß auch er sich mehrmals mit dem bloßen Anklang von in der Senkung befindlichen Silben begnügte.

Was nun aber Hebung und Senkung selbst betrifft, so liegt der Fall für die englische Sprache in ihrer seit vielen Jahrhunderten gewordenen Betonungsweise nicht so einfach, wie man es nach Wolzogens Brief glauben könnte. Es ist nicht ohne Grund, daß man hier die eigene Zunge für den Hexameter und andere klassische Versmaße wenig geeignet hält. Die besten Kenner erklären die Bezeichnungen „kurz" und „lang" für völlig untauglich bei der englischen Silbenmessung, und meinen: „die ganze Kunstsprache sei in dieser Beziehung erst noch zu erfinden". Ich verweise hier auf Dr. Guests Buch über „Englische Rhythmen"; auf Dr. Latham, der algebraische Zeichen anzuwenden vorschlägt; auf Prof. Skeat, der statt Trochäus „Tonic", statt Jambus „Return", statt Dactylus „Dominant", statt Anapäst „Arabesque" oder „Solitaire" setzen will. „Ich bin überzeugt," setzt Skeat hinzu, „daß, bis eine neue Ausdrucksweise dieser Art erfunden ist, die über die englische Lehre vom Versbau Schreibenden stets etwas Anderes sagen werden, als sie eigentlich meinen."

Derselbe Schriftsteller bemerkt: „es seien die angelsächsischen und alt-englischen Stabreim-Gedichte, obwohl dem isländischen Fornyrdalag nahe im Bau verwandt, doch oft viel weniger regelrecht. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aber treffe man auf Verletzungen selbst der wichtigsten Grundgesetze. Den Regeln des isländischen Versbaues werde durch Ausschreitungen zuwider gehandelt, die von dem Standpunkte des letzteren aus fast unerträglich scheinen."

Man wird also ganz gewiß nicht bei Shakspere nach dem alten strengen Gesetz zu suchen haben.

Schon Dr. Guest erhob sogar die Frage: ob dieselben Regeln auf den angelsächsischen, wie auf den isländischen Vers passen; und er wirft Rask vor: es sei eine Handschrift oft nach dem von diesem aufgestellten Gesetz in eine anscheinende Regelmäßigkeit hinein zu martern versucht worden (tortured into orthodoxy). Dr. Guest sagt weiter: der Stabreim, als eigentliches Lehrgebäude, sei schon früh nach dem Norden von England verbannt worden; aber nach einem Anklang der Anfangs- oder Endbuchstaben habe man immer gesucht. Die nicht stark betonten Silben hätten darum ebenfalls in Anspruch genommen werden müssen.

Prof. Heinrich Morley, einer der ersten Schriftsteller über englische Sprache und Literatur, der den Lehrstuhl am Londoner University College einnimmt, sagt in einem seiner betreffenden Hauptwerke über den Stabreim in England:

„Was immer die Aufmerksamkeit auf ein Wort zieht, sei es Hebung der Stimme, Ruhepunkt, Wiederkehr von Schlußtönen oder des Anfangsbuchstabens, das erzeugt Nachdruck. Aber für gutes Schriftthum ist es nöthig, daß die so der Aufmerksamkeit empfohlenen Worte jene seien, die durch ihren Sinn am meisten dessen bedürfen ..... Ihre eigenen Stabreim-Regeln haben die angelsächsischen Dichter freilich nicht immer streng befolgt, obwohl sie sich oft genug an den Buchstaben hielten, um den Grundsatz für die Darstellung zu wahren."

Prof. Skeat verweist u. A. auf Hyde Clarkes „Englische Sprachlehre" als auf ein Werk, das für den Stabreim als Quelle nachzulesen ist. Um nun Freiherrn von Wolzogen zu zeigen, wie dieser durch vielseitige Sprachforschungen bekannte Schriftsteller die in England allmählich gewordene Stabreim-Form darstellt, mögen hier aus Hyde Clarkes Werk einige von ihm selbst in nachstehender Weise bezeichneten Proben mitgetheilt werden.

Aus Spenser, also aus der Zeit, um die auch Shakspere dichtete, gibt Hyde Clarke u. A. folgende Stellen:

And other whiles, with amorous delights
And pleasing toys, he would her entertain;
Now Singing Sweetly to Sur*prí*se her S*pri*ghts,
Now making Lays of Love and Lover's pain,
Bransles, Ballads, *vire*lays and *ver*ses vain.

Hier ist der Gleichklang der Buchstaben ohne Rücksicht auf Hebung angedeutet. Ja, es wird sogar auf den Gleichklang von Selbstlauten inmitten einiger Worte hingewiesen und auch dies noch zur Alliteration gerechnet, wie sie allmählich in England geworden. Ich mache Freiherrn von Wolzogen darauf aufmerksam, daß in der letzten Zeile dieser jambischen Verse (die scheinbar trochäisch beginnen) die Hauptbetonung in „Bransles", „Ballads", und theilweise auch in „virelays", ehemals anders lag, als heute. Man sprach früher „Ballád". Heute sagt man: „Bállad". Eine Menge englischer Worte haben in gleicher Weise den Ton gewechselt.*) Mundartlich lassen sich solche Schwankungen und Verschiedenheiten noch jetzt vielfach verfolgen. Man kann Leute der gebildeten, gelehrten Stände — um nur ein, höchst auffallendes, Beispiel zu geben — bald „indícating", bald „indicáting" sagen hören. Auch dieser Umstand wird dazu beigetragen haben, daß in England der strengere Stabreim allmählich mehr zum Buchstabengleichklang wurde.

Nur beiläufig, um diesen Gegenstand nicht allzu weit auf verwandte Gebiete auszuspinnen, sei bemerkt, daß schon vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an hervorragendere Dichter in der auffälligsten Weise selbst beim Endreim nicht im mindesten mehr auf die Hebung achteten, vielmehr blos die schwächsten Senkungen zusammenreimten, wie dies die Franzosen noch heute thun.

Also zum Beispiel:

Right true it is and said full yore ago,
Take heed | of him | : that by | the back | thee claw|*eth*,
For none is worse than is a friendly foe.
Though thee | seme good | : all thing | that thee | deli|*teth*,
Yet know it well | : that in | thy bos|ome crep|*eth*;
For man|y a man | : such fire | oft times | he kind|*leth*
That with | the blase: | his beard | himself | he sing|*eth*.

Wenn dies nun mehr romanisch als germanisch ist, so ist derjenige nicht dafür verantwortlich, der es liest und vernimmt, sondern der Dichter selbst.

*) Da die Erörterung dieses Punktes allzu weit führen würde, so sei hier nur noch aus Dr. Lathams „Handbuch der englischen Sprache" erwähnt, daß er bei Besprechung der wesentlichen Unterschiede in der Betonung der englischen und der klassischen Sprachen sagt: „Für einen Römer bestand das Wort „monument" aus zwei kurzen und einer langen Silbe; für einen Engländer enthält es drei kurze Silben." Der Unterschied zwischen der englischen und der mit der römischen gleichlautenden Betonung anderer germanischer Sprachen springt hier sofort in die Augen.

In der möglichst wenig schulgerechten Form zieht sich der Gleichklang durch viele Stellen in neueren Dichtern bis auf Byron und Swinburne herab. Aus Byron führt Hyde Clarke an:

Dear object of defeated care,
Though now of love and thee bereft,
To reconcile me with despair
Thine image and my tears are left.

Auch hier hört das Ohr eines englischen Kenners als Absicht heraus, was Andere Zufall nennen und für regellos erklären würden. Ich will hier keine eigene Meinung aussprechen, sondern führe Obiges lediglich an, um zu zeigen, wie die Engländer hören. Das ist aber wohl ein Punkt, der bei Beurtheilung eines Dichters in Betracht kommt — sei es nun, daß dieser mit vollem Bewußtsein einer Regel, oder mehr nach dunkelm Drang verfuhr.

Prof. Skeat bemerkt, daß auch die ungebundene Rede des altenglischen Schriftthums durch den Stabreim stark beeinflußt worden sei. Das Gleiche gilt noch heute für Schrift und tägliche Sprache der Engländer. Die althergebrachte Vermählungsformel gibt Herr Hyde Clarke in folgender Weise:

With this ring I thee wed.
With my body I thee worship.
With all my worldly wealth I thee endow.

I Take Thee To be
m*y* Wedded Wife;
To have and To hold
*fro*m this day *fro*ward,
for better, *for* worse,
for richer, *for* poorer
in sickness, *in* health,
to love and to cherish,
Till death do us part;
And thereto I plight thee my troth.

Hyde Clarke weiß eben so gut, wie Jeder, der sich mit dem Gegenstande befaßt hat, daß — um in seinen Worten zu sprechen — beim frühesten Stabreim die Wiederkehr desselben Buchstabens in der stark betonten Silbe nöthig war. Er sieht, hört und gibt aber den Stabreim in der obigen Probe in einer Menge Worte, deren Gleichklang im Anfangsbuchstaben durchaus nicht dem Gesetz entspricht. Er hebt sogar bei „My Wedded Wife" nicht blos den doppelten W-Laut, sondern auch den doppelten I- (oder Ei-) Laut hervor, womit wir eigentlich sozusagen zum inneren Reim gelangen, im Gegensatz zum Stab- und Endreim.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf Stellen hinweisen, in denen von Schriftstellern wie Hyde Clarke selbst der Zusammenhang innerer Buchstaben in der Bibelübersetzung, wie z. B. in Stücken aus dem Hohen Liede Salomons, in dieser Weise hervorgehoben wird:

His left **hand** is under my **head**,
And *his* right **hand** doth|embrace me.

Ohne auch hier eine Ansicht meinerseits aufstellen zu wollen, will ich blos darauf aufmerksam machen, daß, wie die Engländer überhaupt, d. h. beim guten Sprechen, die einzelnen Buchstaben klar hervortreten lassen, so auch ihr „nd" getrennter lautet, als das unsrige, und daß sie bei ihrer gleichzeitigen dumpfen Aussprache von Selbstlauten — wie z. B. in „hand", „under", „land" — sehr verschiedenartige Tonbeugung in ein solches Wort zu legen wissen, je nach Bedürfniß des Zusammenhangs. Diese Tonmalerei kommt bei den Engländern theils im gewöhnlichen Gespräch vor, wo sie uns oft drollig anmuthet, oder in der öffentlichen Rede, wo diese Tonmalerei oft sehr ausdrucksvoll wirkt.

Das Vorstehende wird vielleicht Freiherrn von Wolzogen überzeugen, daß ich keineswegs willkürlich verfuhr, als ich den Stabreim in den auf die Schicksalsschwestern bezüglichen Stellen im „Macbeth" nach der von mir bezeichneten Weise hervorhob. Den Stabreim nach dem Grundgesetz der germanischen Dichtung bei Shakspere suchen zu wollen, halte ich aus den oben kurz entwickelten Ursachen für falsch. Nach dem Gleichklang der Buchstaben, der seit langer Zeit mehr und mehr an die Stelle des strengen Stabreims in England getreten ist, suchte ich nicht: der Gleichklang steht vielmehr deutlich da; und nach mehr als sechsundzwanzigjährigem Aufenthalt in England kann ich nicht umhin, ihn beim Lesen zu sehen und geistig zu hören.

Die Regel ist bei Shakspere nicht die isländische; aber eine gewisse Regel und Absichtlichkeit ist unverkennbar. Die „germanische Skandirung", von der Wolzogen spricht, kann meines Erachtens durchaus nicht so unbedingt als maßgebend bezeichnet werden, wenn es sich um einen so späten englischen Dichter handelt. Die Sprache dieses Landes hat durch das Hereindringen eines romanisirten Stammes eine bedeutende Wandlung erlitten. Und kann man auch heute noch, wenn man will, ganze Blätter mit englischen Worten rein germanischen Stammes füllen, so wird doch Jeder, der Engländer und Deutsche auf eine Entfernung, in der die einzelnen Worte unverständlich bleiben, reden hört, sofort am Tonfall die bemerkenswerthe Verschiedenheit erkennen.

In den Hexen-Auftritten im „Macbeth" wechselt das Versmaß vom Jambus zum Trochäus — d. h. wenn diese Bezeichnungen, mit Prof. Skeats Verlaub, auf die englische Sprache überhaupt anwendbar wären. Mir scheinen die Eingangsworte („When shall we three meet again"), trotz ihrer äußeren jambischen Gestalt, weder streng jambisch, noch trochäisch, viel eher wesentlich spondeïsch gesprochen werden zu sollen. Und ich gehe weiter und sage: daß das „Wann" und das „Wir" in diesem Falle höchst sinnvolle, ja wesentlich zu betonende Worte sind. Es handelt sich ja um die Zukunft, in deren Schooß so Vieles liegt; und das Hervorheben des „Wir" ist für die Bezeichnung der Schicksalsschwestern als der entscheidenden Kräfte noch wichtiger, als das verhältnißmäßig weniger sagende Wort: „Drei". Werden doch gleich ein paar Zeilen weiter auch Gray-Malkin und Paddock als mitwirkende Geister der Oberwelt erwähnt.

Um indessen über diesen Punkt mit einem anders Urtheilenden ins Klare zu kommen, müßte man nicht schreiben, sondern sprechen und hören. Ich weiß nicht, wie vertraut Freiherr von Wolzogen mit der lebenden englischen Betonung ist; aber das wird er schon nach Skeats Bemerkung zugeben, daß die Verhältnisse auf englischem Boden seit vielen Jahrhunderten nicht so liegen, wie in anderen Ländern germanischer Zunge. So wie er sich die Worte vielleicht gesprochen denkt, würden dieselben den Eindruck machen, als spräche sie nicht ein Engländer, sondern ein Fremder.

Ich gebe vollkommen zu, daß man einen wirklichen Stabreim im alten Sinn in dem th finden kann bei jener Eingangsstelle:

When shall we three meet again
In thunder, lightning, or in rain.

Ich bin aber der Meinung, daß im Bewußtsein des Dichters noch viel eher der Buchstaben-Gleichklang des doppelten „W" und „I" hervortrat — ebenso vielleicht auch der in diesem Fall stark tonmalende N-Laut. Mit Wolzogen nehme ich an, daß das „W" dem Hin- und Herweben, dem Nebelhaft-Wallenden der Spukgestalten entspricht. Aber ich setze hinzu, daß die Schärfe des doppelten I-Lautes, obwohl derselbe einem einfachen Beziehungsworte angehört, gewissermaßen die getrennt umherziehenden Schicksalsschwestern mit einem Ruck wieder zu entscheidender Berathung zusammenführt.

Ich gebe ebenso zu, daß man, wie Wolzogen es thut, bei „Whére the pláce? Upón the héath" den P-Laut als Stabreim mag hervortreten lassen. Allein ich mache ihn darauf aufmerksam, daß wir, da das „p" in „upon" zur Stammsilbe „up" gehört, dadurch auf einen gewiß nicht regelrechten Stabreim kommen. Viel richtiger wäre ja, da der Ton heutzutage auf ón gelegt wird, daß das „O" als der maßgebende Laut behandelt würde.

Man hat also im Grunde die Wahl; und ich zog daher vor, in den gegebenen Proben denjenigen Gleichklang hervortreten zu lassen, der sich dem englischen Ohr jetzt wohl noch am meisten empfiehlt. Im Uebrigen bin ich Freiherrn von Wolzogen für sein freundliches Schlußwort verbunden, und bedauere nur, daß mir seine „Poetische Laut-Symbolik", auf die er verweist, hier nicht zugänglich war.

Karl Blind.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In dem Aufsatz über die italienischen Heineübersetzer in Nr. 23 betont der Verfasser, Herr Breitinger, besonders die Schwierigkeiten, mit denen die romanische Sprache und Denkweise beim Uebertragen deutscher Dichtungen zu kämpfen hat. Ohne diese Schwierigkeiten, die sich häufig genug zur Unübersetzbarkeit steigern, zu verkennen, möchte ich doch behaupten, daß mit ein wenig mehr Fleiß und Vertiefen in den Sinn des Gedichtes sich so manche Verse getreuer wiedergeben ließen, als es bei den französischen Uebersetzern üblich ist. Das von Herrn B. speciell angeführte, allbekannte kleine Frühlingslied beispielsweise, dessen meisterhafte Uebertragung ins Italienische durch Zendrini in der erwähnten Arbeit mit abgedruckt ist, wäre denn doch etwas getreuer im Französischen wiederzugeben.

Mit meinem einfachen Vorrath von Vocabeln, wie sie jedem Primaner zur Verfügung stehen — denn ich hatte nur ein französisch-deutsches Lexicon zur Hand — machte ich mich an die Arbeit und theile Ihnen mit Ihrer Erlaubniß das Resultat derselben gern mit. Auf besonders feines Französisch macht die Uebersetzung selbstverständlich keinen Anspruch. Auch die Regeln der Prosodie werden gewiß nicht strict befolgt sein, da ich nur die oberflächlichste Kenntniß davon besitze. Ein Franzose, der natürlich über einen viel reicheren Wörterschatz gebietet und der zugleich der deutschen Sprache vollkommen mächtig wäre, könnte gewiß viel Besseres liefern.

Erste Version.

1. Par mon âme doucement (caressant)
   Sonnent des cloches lointaines.
   Chansonette de printems,
   Que la brise (le vent) t'emmène.
2. Qu'elle (qu'il) t'emmène auprès du toit,
   Où la vigne fleurit.
   Si une rose tu aperçois
   (Rends) Porte lui mon (mes) salut(s).

Oder, statt des zweiten Verses, indem ich den ersten mit einem Komma schließe:

2. Où, autour d'une hutte de bois
   Croissent (poussent) les germandrées.
   Si une rose tu aperçois,
   Porte lui un (mille) baiser(s).

Zweite Version.

1. Par (dans) mon âme passe (sonne) doucement
   Tintement gracieux.
   Va, envole toi dans (par) les champs,
   Chant printanier.

oder:

1. Par (dans) mon âme doucement
   Passe (sonne) un air gracieux.
   Va t'envoler dans (par) les champs,
   Chansonette de mai.
2. Va résonner près du toit
   Où la vigne fleurit,
   A la rose, si tu la voies
   Porte mon (mes) salut(s).

Bis dahin, wie Sie sehen, war ich gezwungen, für die duftenden Frühlingsboten, die Heine um das Haus sprießen läßt, andere Gattungen zu substituiren. Einmal wählte ich die Blüthe des Weinstocks, da ich doch nicht gut Veilchen bis unters Dach wachsen lassen konnte. Dann wieder griff ich zu dem blauen Vergißmeinnicht, weil es mir so in den Reim paßte. Die Veilchen mit in den Vers zu zwängen, wollte mir lange nicht gelingen. Schließlich ging es doch. Nur mußte ich mein „kleines Frühlingslied" mit „Sie" dabei anreden. So entstand die dritte, und nach meiner Ansicht auch treueste Version.

Dritte Version.

1. Par mon âme passe doucement
   Tintement gracieux.
   Retentissez dans les champs,
   Petite chanson de mai.

2. Si, où près d'une hutte (ferme) cachée
Poussent les violettes,
Vous une rose apercevrez,
Mes saluts lui faites.

Hannover, den 27. Juni 1879. F. R. Cosanus.

* * *

Geehrte Redaction!

Wenn eine Idee in dem Zeitbewußtsein gereift ist, dann gibt es kaum etwas, was ihrer Verbreitung nützlicher ist, als die wüthenden Angriffe und blinden Verketzerungen von Seiten derer, die vermöge ihrer Geisteskräfte oder ihrer Geistesrichtung nicht im Stande sind, dieselbe zu verstehen, deren Urtheil demnach in der Seele des unbefangenen Lesers unmittelbar eine Gegenkritik hervorruft und so dem letzteren zum bewußten, selbsterrungenen Eigenthum macht, was er anfangs nur als eine „neue, geistreiche Hypothese" schätzte und mit Interesse beachtete.

Von diesem Gesichtspunkte aus wäre ich Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie folgende in der englischen philosophischen Zeitschrift Mind (XV, July 1879) so eben erschienene Kritik meiner auch ins Englische übersetzten (von Longmans, Green & Cie herausgegebene) Broschüre: „Max Müller und die Sprachphilosophie"*) in Ihrem geschätzten Blatte reproduciren wollten.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Ludwig Noiré.

Die erwähnte Kritik lautet in getreuer Uebertragung:

Max Müller and the Philosophy of Language. By Ludwig Noiré. London: Longmans 1879.

In seinem „Ursprung der Sprache" glaubt Herr Noiré „den großen Verdiensten Max Müllers" nicht gerecht geworden zu sein und er schreibt die gegenwärtige Broschüre als eine Palinodie. Er beginnt mit einem Kapitel über „Darwin und Max Müller", in welchem er mit gesperrter Schrift sagt, daß Max Müller von allen, welche bisher die Arena betreten, der einzige gewachsene, wenn nicht überlegene Gegner Darwins ist.

Er citirt sodann einige dogmatische Behauptungen des Oxforder Professors und fährt folgendermaßen fort:

„Mit diesen gewichtigen Argumenten stellte sich der unerschrockene Mann vor die durch die heftigen Angriffe extremer Darwinisten scheinbar in ihren Grundfesten erschütterte Grenzmauer und sagte entschlossen:

»Hier ist Vernunft, hier Sprache, hier der Mensch. Keiner soll hier herüberkommen, keiner in das Heiligthum eindringen, wenn er mir nicht vorher sagen kann, wie Vernunft, wie Sprache entstanden ist.«

Und die mit lautem Hurrah vorandringenden Schaaren verstummten, denn sie hatten keine Antwort."

Die hier so heroisch charakterisirte, nicht beantwortete Frage ist das alte Räthsel: „Keine Sprache ohne Vernunft, keine Vernunft ohne Sprache", welchen Satz Herr Noiré als Motto auf sein Titelblatt druckt. Weder er, noch Professor Müller können jemals einen Hund gehalten haben, denn, wie Mr. Leslie Stephen richtig bemerkt: „Niemand, der dies that, kann daran zweifeln, daß in der Seele des Thiers sich die wesentlichen Processe des Vernunftdenkens vollziehen." An einer anderen Stelle citirt der Verf. die Definition Langes: „Ding nennen wir eine Gruppe von Erscheinungen, welche wir unter Abstraction von entfernteren Beziehungen und inneren Veränderungen einheitlich zusammenfassen und begreifen," und fügt hinzu: „Aus dieser Definition folgt zweifellos, daß es für die Thiere keine Dinge gibt; denn selbst der extremste Darwinist wird kaum behaupten wollen, daß ein Thier einer solchen Leistung fähig sei." Aehnliche unbegründete Behauptungen finden sich auf jeder Seite; wie wenig Herr Noiré befähigt ist, über den Gegenstand, den er erwählt hat, zu schreiben, geht aus folgendem Satze hervor: „Die geistige Entwickelung . . . wird in der neueren Schule der Evolutionisten fast ganz ignorirt oder nur nebenher erwähnt." Offenbar hat er nie etwas gehört von Mr. Spencers „Principles of psychology".

Der Schwerpunkt des Buches scheint in der hohen Anerkennung des Verdienstes Max Müllers um die Beseitigung der Bau-Wau und Puh-Puh Theorien zu liegen. Herr Noiré bemerkt nicht, daß seine eigene Lehre nichts Anderes ist, als die letztere (Puh-Puh-) Theorie, eingehüllt in eine sehr metaphysische und mystische Terminologie. Er hat einen guten Dienst geleistet, indem er diese Theorie vertheidigte und illustrirte; aber er hat gewiß kein neues und unabhängiges Princip an ihre Stelle gesetzt. In philosophischer Hinsicht bietet er nichts als einige mysteriöse Hindeutungen auf eine große Idee, welche er sich hütet, auszusprechen. In wissenschaftlicher Hinsicht offenbart er seine Achtung vor den Thatsachen in folgendem Satze: „Wenn wir in neuesten naturhistorischen Werken von ackerbautreibenden Ameisen lesen, welche ihre Saaten ausstreuen und geduldig abwarten, bis sie gereift sind, so ist die gelindeste Bezeichnung für solche Phantastereien: wissenschaftliche Tollheit." Aber die meisten Leute werden Sir John Lubbock für ebenso vernünftig halten, als Herrn Noiré.

*) Zuerst erschienen in der Monatsschrift „Nord und Süd", 7. Bd. 1. Heft.

* * *

An Berthold Auerbach.

Verehrter und lieber Freund!

In den letzten Tagen fand ich Dein neuestes Buch unter dem Titel: „Unterwegs" angekündigt, das mir gewiß gleich Allem, was Du geschaffen hast, die herzhafteste Freude bereiten wird. An Deinem neuen Buche gefällt mir schon der Titel, als ob ich diesen selber erfunden hätte; und das scheint mir auch ein klein wenig der Fall zu sein, soferne man überhaupt auf eine solche Priorität Anspruch erheben darf, nachdem man durch zehn Jahre unter diesem Titel Alles, was man auf seinen Wanderwegen aufgelesen, in einem Blatte wie die „Neue Freie Presse", die sich doch einiger Verbreitung erfreut, veröffentlicht hat. Ich mache Dir daraus keinen Vorwurf, daß Du mir, meinen Titel für Dein neues Buch zu adoptiren, die Ehre erwiesen hast; um Eines aber muß ich Dich bitten, daß Du mir gestatten mögest, nach wie vor meine Wander-Eindrücke unter jenem Titel, den Du an Kindesstatt angenommen hast, veröffentlichen zu dürfen. Was Du, hat schon früher ein anderer Freund gethan; erst in Deinem Wiederholungsfalle wollte ich die Sache leichthin und ohne jede Rüge besprechen. Ich bringe Euch Beiden eine reizende Geschichte in Erinnerung, die frei nach Zelter auf eine Straßenscene in Wien ihre spätere Anwendung fand. Ein lustiger Junge ging seines Weges und pfiff sich ein Stücklein aus der neuesten Oper; ein älterer Herr, der hinter ihm ging, durch die Unart dieses Pfeifens angesteckt, setzte das Stücklein fort und brachte es glücklich zu Ende. Der Junge, etwas geärgert, pfiff nun eine neue Melodie aus der nämlichen Oper, die ihm, kaum angefangen, wieder durch den alten Herrn vom Munde weggeschnappt wurde. Das war ihm zu viel und er sagte, sich umwendend, ziemlich erregt: „Wenn Sie sich ein anderes Mal Etwas pfeifen wollen, so fangen Sie's sich gefälligst selbst an!" Verehrter Freund, wenn ich Dir mit dieser Reminiscenz ein Lächeln abringe, soll es mir lieb sein, und der beregte Rechtstitel darf keine Störung in unseren Beziehungen hervorrufen. Also nichts für ungut! Mit den herzlichsten Grüßen Dein Getreuer

Wien, 2. Juli 1879. Johannes Nordmann.

* * *

Hochgeehrter Herr!

Würden Sie die große Güte haben, durch Ihre geschätzte „Gegenwart" den künstlerischen und sonstigen Freunden der Sabina bekannt zu geben, daß wir die Absicht haben, zur anständigen Ausstattung der bekannten Casa Baldi in Olevano etwas dringend Gebotenes zu thun? Schon hat Kanold aus Pforzheim uns einen Beitrag dazu gesandt. Wir sind überzeugt, daß es für Viele nur dieser Notiz bedarf, um sie zu Aehnlichem zu veranlassen und überheben uns jeder näheren Darlegung. Es versteht sich, daß das anzuschaffende Inventar vor Enteignung und Verschleuderung gesichert werden wird. Beiträge erbitten

Albrecht Wedekind, V. della Gatta 8,
Franz Sandvoß, Pal. Caffarelli.

Rom, den 27. Juni 1879.

Ein unerwartet eingetretenes Hinderniß nöthigt uns, den für diese Nummer bestimmt gewesenen Bericht über das von ungewöhnlichem Erfolge begleitete Gastspiel der Wiener Hofburgschauspieler und die von ihnen vorgeführten Novitäten, erst in nächster Nummer erscheinen zu lassen. D. Red.

Inserate.

An die Herren Zeitungsverleger!

Ich zeige an, daß ich den von der Académie française in Paris **mit dem Ehrenpreis von 25,000 Franken gekrönten** Roman Hector Malot's

„Sans famille"

mit ausschließlicher Autorisation für die deutsche Ausgabe erworben habe.

Gefällige Offerten auf den ersten Abdruck der soeben vollendeten sorgfältigen Uebersetzung erbitte ich umgehend.

Hamburg, im Juli 1879.

Dr. Pollacsek's
Literarische Agentur.

Soeben erschien:

Der alte Lehnstuhl.

Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin.

Erzählungen
von
F. W. Hackländer.
broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Letzte Novellen
von
F. W. Hackländer.
Mit Hackländers Portrait und seinem ersten literarischen Versuch.
broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Zehn Jahre
Oesterreichischer Politik
1859—1869.
Tagebuch zur Zeitgeschichte
von
O. Bernhard Friedmann.

Erster Band. 27 Bogen gr. 8. Preis *M.* 7.20.

Dieses Tagebuch, von den Ereignissen selbst dem Verfasser in die Feder dictirt, gibt eine lebendige Darstellung der wichtigsten Periode im Staatsleben Oesterreich-Ungarns, und zwar in Charakteristiken, Randglossen und Studien, welche in chronologischer Reihenfolge geordnet, ein anschauliches Gesammtbild dieser zeitgeschichtlichen Periode geben. Die Sicherheit des Urtheiles, womit der bekannte ausgezeichnete Publicist in freimüthiger Weise Personen, Zustände und Begebenheiten unserer Zeit kennzeichnet, hat in der historischen Entwicklung und in den factischen Verhältnissen sich vollständig bewährt.

Verl. von **E. Pierson's** Buchh. in **Dresden.**

Neue Gedichte
von
Hieronymus Lorm.
Eleg. broch. *M.* 2.
Eleg. geb. *M.* 3.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Mittel- und Norddeutschland.** 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Berlin, Potsdam und Umgebungen.** 1878. 1 *M.* 50 ₰ — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 18 Aufl. 1878. 6 *M.* — **Oberitalien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 19. Aufl. 1876. 5 *M.* (Neue Auflage Anfang August.) — **Schweiz.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 1875. 15 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Louis Gerschel** in **Berlin** SW., 32. Wilhelmstraße.

Als
Kaiser Wilhelm
jung war.
Preußische Hof- und Herzensgeschichten
von **Arnold Wellmer.**

Erster Band. Preis geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Gerade diese Jugendzeit war in allen Biographien Kaiser **Wilhelms** bis jetzt sehr dürftig behandelt. Und da **Wellmer** solche „Hof- und Herzensgeschichten" bekanntlich vortrefflich, interessant und anmuthig, heiter und rührend zu erzählen weiß, so wird dies Buch in den weitesten Kreisen Leser finden, wie es ja schon in den ersten Tagen seines Erscheinens einen englischen und französischen Uebersetzer gefunden hat. Zwei Jugendbilder, des Kaisers und der Kaiserin, von **Ludwig Burger** zieren das schön ausgestattete Werk.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock:**

Richard Hamel,
Ein Wonnejahr.

Motto: Ich besass es doch einmal,
Was so köstlich ist.

Preis brochirt 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Eine junge Ehe veranlasst den Autor die mannigfaltigsten Stimmungen und Gedanken, die höchsten Fragen des Lebens berührend, in prosaischer und poetischer Form auszusprechen — **„ein Werk voll Geist und hoher Poesie". Alexander Jung** nennt den Autor **„einen Dichter und Denker ersten Ranges", Geibel** nannte sein Talent ein **originales, Bodenstedt** ein **entschiedenes.** Das elegant ausgestattete Buch sei namentlich als **Hochzeits-** und **Brautgabe** empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Die
Deutschen seit der Reformation
mit besonderer Berücksichtigung
der Culturgeschichte
von Dr. **Friedrich von Weech,**
Großherzogl. Badischem Geheimen Archivrath.
Mit vielen Porträts und zahlreichen Vollbildern.
4. geh. *M.* 10.20, eleg. geb. *M.* 12.—

Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Uebersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrath das demselben unter dem 21. v. M. für Mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volksthümliche Lösung einer anerkennenswerthen Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, 10. Febr. 1879. (gez.) Wilhelm.

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrath
Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

Das Buch, dessen Preis bei eleganter Ausstattung ein äußerst billiger ist (*M.* 10.20 für 554 Druckseiten in 4° mit sehr zahlreichen Illustrationen) ist als eine hervorragende und wichtige Erscheinung der populären deutschen Literatur allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

In allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Werk von Alphonse Daudet.
Verfasser von
„Fromont jeune et Risler aîné, le Nabab", etc.
Provençalische Geschichten
von Alphonse Daudet.
Autorisirte Uebersetzung mit einer kurzen Charakteristik Daudet's v. Prof. **St. Born.**
8. Geh. *M.* 3.20.

Diese farbenprächtigen, künstlerischen Geschichten werden den Leser von Entzücken zu Entzücken führen.

Basel. **Benno Schwabe,** Verlagsbuchh.

Im Schmollis-Verlag zu Altenburg (Sachsen-Altenburg) erscheint:

Schmollis,
Illustrirte Deutsche Bierzeitung

sämmtlicher Facultäten.
Herausgeber: **Mansfelder.**

Schmollis, ein akademisch-humoristisches Sammelwerk, steht augenblicklich in seinem 3. Semester und erscheint in Monatsheften (am 15. jeden Monats 1 Heft) reich illustrirt mit Quartal-Abonnement. Abonnementspreis: *M.* 1.80 (3 Hefte). Preis für 1 Heft: 75 ₰.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Bei Franco-einsendung des Betrages versendet der Verlag auch direct franco per Kreuzband. (Adresse: An den Schmollis-Verlag, Altenburg, S.-A.)

Das Abonnement kann man während des ganzen Quartals bewirken, da bei späteren Bestellungen stets von Heft 1 des laufenden Quartals an geliefert wird.

Der Inhalt dieser Zeitschrift besteht durchaus nicht aus „Bierwitzen", sondern bietet das Beste auf humoristischem Gebiete. „Bierzeitung" ist eben nur als akademischer terminus technicus anzusehen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 30. Berlin, den 26. Juli 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Oestreich nach den Reichsrathswahlen. Von einem Cisleithanier. — **Literatur und Kunst:** Regentage. Von Ludwig Anzengruber. — Karl Rosenkranz. Von Alexander Jung. — Nach Olympia, Reisebriefe von L. Pietsch. Besprochen von Th. Fontane. — Hinterindisches. Von Franz Einsiedel. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von Th. L. III. (Schluß.) — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Oestreich nach den Reichsrathswahlen.

Von einem Cisleithanier.

Der 3. Juli hat diesmal in Oestreich wie in Deutschland den liberalen Parteien ein wahres Königgrätz gebracht. Derselbe Tag, der den Rücktritt der drei preußischen Minister entschied, markirte auch den Wendepunkt in den Reichsrathswahlen, indem die verfassungstreue Majorität des böhmischen Großgrundbesitzes sich auf höheren Wunsch entschloß, die kleinere Hälfte ihrer Mandate an clerikale Hochtories abzutreten. Der rein äußerliche Wechsel zwischen dem alten und dem neuen Abgeordnetenhause ist nun allerdings so groß wie nur denkbar. Jene Verfassungspartei, die noch im October, ja noch im Januar, bei Gelegenheit der die Occupationspolitik verdammenden Adresse und bei Verwerfung der ministeriellen Ansicht, daß der Reichsrath den Berliner Vertrag nur zur Kenntniß zu nehmen, nicht zu billigen habe, über eine imposante Zweidrittelmajorität verfügte, ist zur Minorität geworden. Wenn wir zur neuern Linken Alle rechnen, von denen man erwarten kann, daß sie sich abermaligen Concordats- und Fundamentalartikel-Experimenten widersetzen werden, so stehen etwa 174 Liberale 179 Verfassungsfeinden gegenüber. Die Mehrheit ist nicht groß, aber es wird sicherlich das crescit eundo von ihr gelten. Denn wenn man gerade kein Skeptiker sein muß, um Zweifel an dem Liberalismus des Herrn von Ofenheim zu hegen, so hat es doch auch seine Bedenken, Andrassys Factotum in den bosnischen Angelegenheiten, den Hofrath Baron Schwegel, einer Partei zuzuzählen, die zwar vielfach zersplittert ist, deren Hauptphalanx aber immerhin die Gegnerschaft gegen alle Consequenzen des Berliner Vertrages auf ihr Panier geschrieben. Die Minderheit der 174 umfaßt eben Alle, die man keinen Grund hat, unter die Schwarzen, die Anhänger des „historischen Adels" oder die föderalistischen „Nationalen" zu rechnen. Die confessionellen Gesetze, zu deren Revision eine einfache Majorität genügt, erscheinen mithin aufs Aeußerste gefährdet; Leo XIII. könnte seine Entschädigung für Ferrys Unterrichtsgesetze nur zu bald erhalten. Viel weiter ab sind dagegen die „Nationalen" von der Erfüllung ihrer föderalistischen Wünsche, die in nur halbwegs ausgiebiger Weise nicht ohne die unerläßliche Zweidrittelmehrheit erreicht werden können. Federleicht wiegt der Trost, daß Polen und Tschechen, wenn sie ihre Autonomie-Forderungen nicht durchsetzen, auch den Römlingen und Gaugrafen nicht helfen werden, eine einfach reactionäre Wendung im staatlichen und kirchlichen Leben herbeizuführen. Sie werden nach wie vor ihrem historischen Adel und Episkopate gehorsam die Schleppe nachtragen und sich wie immer mit den Brosamen begnügen, die dabei für das „nationale" Element abfallen. Die Idee, daß auch die Masse der tschechischen und polnischen Bevölkerung viel besser fahren würde, wenn sie mit den freisinnigen Deutschen, statt mit den eigenen privilegirten Kasten pactirt, ist sehr schön und sehr gescheidt; nur leider, nach siebzehnjähriger Verbitterung doppelt undurchführbar. Die Hoffnung, unsere confessionellen Gesetze zu wahren, ruht also nur auf dem Herrenhause, das sich bisher bewußt war, „seine Popularität seiner freisinnigen Haltung in kirchlichen Dingen zu danken".

Ganz anders steht es mit den Verfassungsfragen. Von jener Zweidrittelmehrheit der 236 Stimmen, die zu einer Erneuerung der föderalistischen Experimente gehören, sind die Sieger trotz ihres Triumphes noch weit genug entfernt. Es ist eine kindische Renommage, wenn die Feudalen schon wieder ihr altes Stichwort aus den Tagen Belcredis, Potockis und Hohenwarts versuchen: „Im Winter Reichsrath, im Sommer Ausgleich!" Auch kann ich — von dem Tagesbedürfnisse der Zeitungen abgesehen, in der Saurengurkenzeit ihren Sensationsfall zu haben — nicht so recht begreifen, worin die politische Weisheit liegen soll, wenn die liberalen Blättern ihren Lesern einen Höllenbreughel an die Wand malen, als wäre wirklich eine zweite Fundamentalartikel-Aera im schnellsten Anzuge. Gescheidter wäre es vielleicht gewesen, wenn dieselben Organe, die heute über das beklagenswerthe Resultat der Wahlen den lautesten Alarmruf erheben, nicht durch eine sinnlose Fortschrittshetze redlich das Ihre beigetragen hätten, eben jenes Ergebniß herbeizuführen. „Viel' Feind', viel Ehr'!" ist ein recht schönes Wort, aber wenn man sieht, wie es die Linke bei der Wahlagitation interpretirt hat, wird unwillkürlich an jenes andere Dictum erinnert, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist. In sich zersplittert durch die Ausgleichs- wie durch die Orientfrage, da der Großgrundbesitz immer mehr zur Regierung abschwenkte und die Fortschrittsclubs sich zu einer radicalen Opposition umgestalteten, mußte die Verfassungspartei sich klar bewußt sein, daß der Grundzug ihres Programmes, der Widerstand gegen die Occupation, sie in dem empfindlichsten Punkte in directen Gegensatz zur Krone selber gebracht. Das Wort des Kaisers an Sennyey: „Sie sprechen da immer von der Politik des Grafen Andrassy; vergessen Sie nicht, lieber Baron, das ist meine Politik!" Dies Wort, ob wahr oder erfunden, kennzeichnet genau die Situation. In dieser Lage nun gleichzeitig noch den Großgrundbesitzern durch Angriffe auf die Curienwahl und auf die „Grafenbank" im Unterhause, sowie den Ungarn durch eine Attacke auf den Ausgleich, den Dualismus und die Delegationen den Fehdehandschuh hinwerfen, das beweist allerdings einen solchen Ueberschuß an Muth, wie er nur bei kindlichster Naivetät denkbar ist. Und nur mit einer solchen Unbefangenheit des Gemüthes auch sind die Niederlagen der vier Minister zu erklären — ein Ereigniß, das

sonst einfach für einen Skandal und einen Beweis politischer Unmündigkeit gelten mußte. Ein Glaser, noch dazu in dem Inneren der Stadt Wien, also vor der intelligentesten Wahlkörperschaft des Reiches; ein Stremayr in seinem altangestammten Wahlbezirk der steirischen Heimat müssen völlig namenlosen Phraseurs der confusesten Sorte weichen! Stremayr, der mit einer neunmonatlichen Unterbrechung der Aera Hohenwart seit Februar 1870 dem Cultus- und Unterrichtsdepartement vorgestanden; der unter Potocki die internationale, dann unter Auersperg die legislatorische Aufhebung des Concordates vollzogen; der nicht nur die confessionellen Maigesetze von 1868, sondern auch seine eigenen von 1874 mit so sicherer und stetiger Hand, aber doch in so sympathischen und verbindlichen Formen gegen das Episkopat einzubürgern verstanden, daß wir von einem Culturkampf verschont blieben und jener Alltagsspectakel des Streitens mit der streitbaren Kirche völlig verstummte, der den ersten Nagel zum Sarge des Bürgerministeriums bildete! Chlumetzky allerdings ward nicht eigentlich von seinen Wählern im Stiche gelassen; in seinem mährischen Wahlbezirke siegte diesmal der slawische Candidat. Schlimm genug aber, daß die Verfassungspartei für den Mann keinen andern Platz fand! Schlimmer noch, daß Generalmajor Baron Horst im oberösterreichischen Großgrundbesitze einem Manne weichen mußte, dessen Wiederwahl die Bürgerschaft von Linz perhorrescirt, weil er zu den Gründern der dortigen Commercialbank gehört, deren Krach 1873 den Gewerbestand dort an der bairischen Grenze ruinirt hatte, unmittelbar nachdem die Dachauer Banken der Adele Spitzeder ebendort, unter dem Beistande des vielfach mitbetrogenen Clerus, die Taschen des Landvolkes ausgesäckelt.

Damit hätten wir denn aber auch die mißlichste Partie in dem Niedergange der Verfassungspartei erschöpft. An einer günstigeren Kehrseite fehlt es der Medaille keineswegs. So ist vor Allem nicht zu vergessen, daß jener numerische Niedergang im Reichsrathe nachweislich nicht im Geringsten einen Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung constatirt, und daß dem Soll auch ein ganz respectables Haben gegenübersteht, indem nun auch der letzte Rest, zugleich der eigentliche Kern der staatsrechtlichen Opposition den passiven Widerstand aufgibt. Die Feudalen und die Tschechen Böhmens erscheinen wieder in dem „Schmerlingtheater", dem sie 1862 nach anderthalbjähriger Anwesenheit den Rücken gekehrt. Das ist denn doch ein Sieg, nicht der Verfassungs*partei*, wohl aber der Verfassung selber. Geht derselbe nur ohne Eingriffe in die Staatsgrundgesetze ab, so macht er Vieles wett, denn daß die exclusiv dominirende Stellung der Verfassungspartei als solcher schon einen Riß erleiden mußte, wenn die 35 Tschechen, die bisher stets ihre Mandate cassiren ließen, ihre Sitze wirklich wieder einnehmen, das hat ja doch alle Welt vorher gewußt. Es ist das auch gar kein Unglück, denn mehr als Ausgleich und Orient hat das Gefühl der absolutesten Sicherheit, in dem die Linke sich wiegte, weil sie so ganz unter sich war, zur Atomisirung der Verfassungspartei in nichtsnutzige Fractiönchen beigetragen, bis sie völlig außer Stande war, eine Regierung sei es zu stützen, sei es zu stürzen. Daß der Reichsrath übrigens im Herbst complett wird, betrachten wir, trotz aller Hin- und Herredereien, als eine ausgemachte Sache. Der „historische Adel" ist schon durch seine Abmachungen mit dem Hofe und dem Grafen Taaffe, sowie durch die Concessionen, die er von Seiten der eigenen Bundesgenossen entgegengenommen, gebunden. Auch wird es ihm eine Lehre sein, den Bogen nicht allzu straff zu spannen, daß die „Nationalen" ihn mit einer Ausnahme absolut von ihren Candidatenlisten ausgeschlossen. Den Grafen Egbert Belcredi, Clam-Martinitz, der sich „Regierer von Smecna" schreibt u. s. w., steht somit gar keine andere Thüre zum Wiedereintritte in den Reichsrath mehr offen, als die ihnen das Wohlwollen der eigenen Standesgenossen in der Großgrundbesitzer-Curie Böhmens oder Mährens öffnet. Riegers Alttschechen aber, wie ungeberdig und trotzig sich diese „Declaranten" par excellence auch noch ruckweise anstellen, wird, nach einem geflügelten Worte Taaffes, das Volk mit der Peitsche ins Parlament jagen, wenn sie keine Vernunft annehmen. Die sogenannten „liberalen" Jungtschechen, die freilich schon heute den bedingungslosen Eintritt proclamiren, zählen auch hierbei kaum mit. Der „Czech" des Cardinal Schwarzenberg sagte ihnen schon rund heraus: für heute habe man ihnen noch aus Erbarmen vier Mandate gelassen; in Zukunft werde der „conservative Heerbann" aufgeboten werden, um aus der Vertretung Böhmens Alle „fortzufegen", die sich jemals gegen die heilige Kirche vergangen. Außer jener Zurückdrängung ihres Uebergewichtes, die in dem bloßen Eintritte der Tschechen liegt, hat die Verfassungspartei nun aber auch nahezu ein halbes Hundert früher behaupteter Sitze effectiv verloren. Eine schwere Einbuße, gewiß, an der indessen bei näherer Betrachtung doch viel von ihrer Bedeutung schwindet. Beinahe die Hälfte der verlorenen Sitze entfällt auf die Curie der Großgrundbesitzer, hat daher mit der Stimmung der Bevölkerung gar nichts zu thun. Graf Taaffe war in der glücklichen Lage, den einflußreichsten Persönlichkeiten dieser Curie, dem Fürsten Carlos Auersperg für Böhmen, dem Grafen Mittrovsky für Mähren, anzeigen zu können, daß „maßgebenden Ortes" ein „patriotisches Opfer" von Seiten der verfassungstreuen Majorität gewünscht werde, um dem „historischen Adel" eine goldene Brücke für die Umkehr in den Reichsrath zu bauen. So gab denn die Mehrheit in Prag 10 von ihren 23, in Brünn gar alle 9, in Niederösterreich wenigstens 2 ihrer 8 Mandate an die Gegner. Kurz, während früher eigentlich nur die 20 polnischen Großgrundbesitzer zu den Feudalen zählten, sind jetzt ad nutum principis aus dieser Curie 46 reactionäre und nur 39 liberale Abgeordnete entsendet. Daß wirklich nur der Wunsch des Hofes den Ausschlag gegeben, zeigte sich am deutlichsten in Mähren, wo dieselben Herren, unmittelbar nachdem sie 9 Feudale in den Reichsrath geschickt, einen erledigten Landtagssitz an einen Verfassungstreuen vergaben, da hierbei kein Druck von oben waltete. Ob der Großgrundbesitz auf diese Weise gerade der Mahnung Hohenwarts nachkommt, sich die ihm gebührende Stellung als selbstständiger Factor und ausgleichendes Element im Schoße des Parlamentes zu erringen, darf man bezweifeln. Der Vorgang liefert im Grunde blos einen neuen Beleg dafür, wie leicht es den „höheren Regionen" ist, in dieser ersten Curie Stimmung zu machen und im Handumdrehen die Majoritäten zu wechseln, wie wir ja das schon wiederholt, manchmal im Zeitraume von wenigen Wochen, sobald der Wind oben umgeschlagen, unter Belcredi und Beust, dann unter Potocki und Auersperg erlebten. Dazu aber kommt der Wahlmodus, der das scheinbare Paradoxon rechtfertigt, daß in gewissem Sinne auch hier die Stärkung der *Verfassung* von einer numerischen Schwächung der Verfassungs*partei* ganz unzertrennbar war. Unser gesammter Wahlmechanismus kennt, mit ganz vereinzelten Ausnahmen in ein paar großen Städten, nur ein Arrondissements-Scrutinium, so daß jeder Wahlbezirk einen, höchstens zwei Abgeordnete ernennt. Der Großgrundbesitz aber wählt überall in Einem Wahlgange im Listen-Scrutinium die ganze Zahl von Landtags- oder Reichstagsdeputirten, die in dem betreffenden Kronlande auf diese Curie entfallen. Die Unnatur dieses Verhältnisses geht so weit, daß z. B. die „maßgebende Stelle" über den böhmischen und mährischen Landtag einfach verfügt. Land- und Stadtsitze sind dort, mit ganz seltenen Ausnahmen, in festen Händen; je nachdem nun der Großgrundbesitz in Prag die Liste mit den 85 feudalen, oder die mit den 85 deutschen Candidaten acceptirt, haben Verfassungstreue oder Staatsrechtler die Zweidrittelmajorität. Ganz ebenso verfügt die Regierung über den Brünner Landtag, und für den Reichsrath bringt natürlich genau derselbe Wahlmodus eine ganz ähnliche Wirkung hervor. Eine Aenderung muß hier jeder Partei erwünscht sein, da jede im Parlament anstreben muß, daß sie keine Molluske ist, sondern ein eigenes Rückgrat hat; damit sind denn aber auch unwiderruflich die Zeiten vorüber, wo je wieder der ganze Großgrundbesitz außerhalb Galiziens verfassungstreue Vertreter entsendet.

Aber freilich, hätte der unzeitige Ansturm der Fortschrittler gegen die Curienwahl die Großgrundbesitzer nicht überhaupt stutzig und für ihr Standesprivilegium besorgt gemacht, so würde der Ausgleich mit dem historischen Adel sich unter anderen, der Verfassungspartei vortheilhafteren Bedingungen vollzogen haben.

Die Parteitage von Graz und Sankt Pölten haben es verschuldet, daß auch die freisinnigen Aristokraten nur noch des Kasteninteresses gedachten und das der Partei in den Hintergrund stellten. So kam es, daß sich nun die beiderseitigen Clan-Häuptlinge verständigten und in Prag z. B. die bürgerlichen Großgrundbesitzer, nahezu ein Drittel der Curie, sich der Abstimmung über die „Compromißliste", in gerechter Erbitterung ganz enthielten! So haben die Deutschliberalen denn auch nicht blos in Böhmen und Mähren 19 Sitze dieser Curie verloren, sie müssen sich überdies gewärtigen, daß auch die Inhaber der 13 anderen Mandate eine Stellung „kühl bis ans Herz hinan" zur Verfassungspartei einnehmen werden. Die Haltung der Fortschrittler ist um so weniger begreiflich, als die Abschaffung der Curienwahl, wenn es gleich einmal dazu wird kommen müssen, heute noch ein zweischneidiges Schwert wäre, mittelst dessen elf Millionen Slaven, im Vereine mit den „Schwarzen" unter den 9 Millionen Deutschen, gar leicht einmal wieder einen kräftigen Anlauf nehmen würden, „die Monarchie auf die slavische Basis zu stellen". Erklärt nun die Stellung des Großgrundbesitzes die Einbuße der Verfassungspartei zur Hälfte, so fällt das dritte Viertel der ihr entrissenen Sitze auf Galizien und Dalmatien; es begreift ebenfalls nur Ruthenen und Italiener in sich, die nicht eigentlich zur Linken gehörten, sondern blos in allen wichtigen Fragen, aus Zorn über den Terrorismus der Polen und Südslaven zu Hause, mit ihr gingen. Dalmatien wird fortan nur durch „Nationale" und Clerikale vertreten sein; und in Galizien sind die ruthenischen sowie die deutschjüdischen Abgeordneten förmlich wegefegt. Die Israeliten, die dort die rührigsten Wahlagenten bilden, glaubten 1873 bei ihrer Allianz mit den Ruthenen übervortheilt zu sein und verbanden sich diesmal mit den Polen, die ihnen dann more patrio lohnten. Es trifft auch dieser Verlust die Verfassungspartei schwer; aber zur Last legen kann man ihn ihr doch eigentlich nicht. So bleibt nur etwa ein Dutzend städtischer und ländlicher Mandate übrig, das in den alten Bundesländern der Partei entrißen ist — unter einem Ausgleichsminister als Leiter der Wahlen nicht eben viel, und gewiß nicht genug, um von einem Umschwunge zu sprechen. Der moralisch schmerzlichste Verlust ist der aller drei Städtemandate in Krain! Das Land, das vor zwei Decennien in Anastasius Grün seinen politischen Führer verehrte und, nach Belcredis Slavisirung, unter Auersperg der Cultur wiedergewonnen schien, wird jetzt durch acht tiefschwarze Slovenen und nur durch zwei verfassungstreue Großgrundbesitzer im Parlament vertreten sein! Im Uebrigen sind der Partei nur noch zwei städtische Mandate, je eins in Linz und in Bozen, lediglich in Folge lokaler Eifersüchteleien, verloren gegangen; der in Linz Gewählte protestirt auch noch dagegen, daß er ein Clerikaler sei. Von ländlichen Sitzen hat die Linke drei in Ober- und Niederöstreich an Clerikale, und sechs in den Kronlanden mit gemischter Bevölkerung an Tschechen und Slovenen abgegeben, dafür aber einen in Schlesien den Polen abgenommen. Das ist doch wahrlich keine Niederlage, um die Flinte ins Korn zu werfen?

Für den Grafen Taaffe wie für die Verfassungspartei handelt es sich jetzt um die Beantwortung der Frage: was nun? Der Minister ist, so weit wir sehen können, vollkommen mit sich darüber im Reinen, daß er — nach seinem Triumphe bei den Wahlen — vor allen Dingen Sorge tragen muß, nicht zu sehr gesiegt zu haben. Gewiß, die Verfassungspartei soll mürbe gemacht werden, bis sie die Fortdauer des ablaufenden Wehrgesetzes für ein weiteres Decennium votirt und der Regierung nicht mehr alle erdenklichen Schwierigkeiten macht bei Fortsetzung der Occupationspolitik im Sandschak Novibazar und au delà de Mitrovitza. Kehrt sich Graf Andrassy auch nicht im Mindesten an diese Schwierigkeiten, so trägt er doch auch gerade kein Verlangen nach einer zweiten Delegationssession vom Kaliber der vorigen. Dafür ist nun auch jetzt bereits gesorgt; da die 40 Delegirten des Abgeordnetenhauses von den Deputirtengruppen der einzelnen Kronländer ernannt werden, steht es schon heute fest, daß der Minister auch unter diesen die Majorität haben wird. Herbsts Vorwurf wird ihn nicht mehr treffen, daß ihm nur die 20 Oberhausdeputirten in Verbindung mit den Abgeordneten von ein paar passiven Provinzen, nicht die wahren Erwählten des Volkes, die wirklichen Repräsentanten der Steuerzahler, die bosnischen Credite bewilligen. Die Zeiten sind dahin, wo die 20 Delegirten Böhmens, Mährens, der beiden Oestreich und Schlesiens wie Ein Mann gegen die Occupation stimmten. Zum Wehrgesetze dagegen, das einen Verzicht auf die jährliche Discussion des Contingentes in sich begreift, ist eine Zweidrittelmajorität nothwendig; Graf Taaffe wird dieselbe erlangen wollen um jeden Preis, aber er wird Alles aufbieten, um dies Ziel zu erreichen, ohne daß er die Zermürbung der Linken bis zum offenen Bruche mit ihr treibt. Daß das nur ein Pyrrhussieg für ihn sein würde, dessen ist er sich vollkommen bewußt, weil er dann sofort den finsteren Mächten des Concordates und der Fundamentalartikel verfallen wäre, die mit ihm selber wenig Aufhebens machen würden. Daß das Ministerium Stremayr, unter dem Eindrucke des Ausfalles der Wahlen tagtäglich, dem Geiste nach, mehr und mehr ein Ministerium Taaffe wird, ist selbstverständlich. Im Uebrigen aber zeigt Graf Taaffe auf jede Weise, daß ihm das Verbleiben seiner gegenwärtigen Collegen im Kabinet höchst willkommen ist, damit nicht die feudalen Hochtories nach- und bald ihn selber aus der Regierung hinausdrängen. Stremayr, der den gefährdetsten und exponirtesten Punkt, nicht sowohl für die Verfassungspartei, als vielmehr gegen den Ansturm der Concordatsritter halten soll, hat der Ausgleichsminister bereits ein Mandat in der Bukowina verschafft, das dort sieben Consistorial- und Klosterbevollmächtigte als geistliche Fideicommißbesitzer zu vergeben haben. Der Landeschef Ritter von Alesani hat die Annahme ablehnen müssen, und Herr v. Stremayr ist darauf „Einstimmig" — man denke! — gewählt. Mit diesem Siebenmänner-Mandate von Taaffes Gnaden kann Stremayr — nachdem ihn die Wähler von Leibnitz und der steirische Großgrundbesitz perhorrescirt — natürlich dem Grafen nicht mehr gefährlich werden, wohl aber ein sehr brauchbarer Alliirter gegen Leo Thun und Genossen sein. Ebendort soll auch Minister Horst in Suczawa einen Parlamentssitz erhalten, auf dem der daselbst gewählte Bezirkshauptmann renonciren muß. Chlumetzky und Glaser sucht Taaffe durch directe Einwirkung der Krone zum Bleiben zu vermögen. Die Aufgabe der Verfassungspartei wird nun sein, sich ihrerseits zu überlegen, quid valeant humeri, quid ferre recusent? Rein praktisch genommen, steht sie wohl vor der Alternative: ob sie das alte Wehrgesetz mit verfassungsmäßigem Regime, oder mit einem föderalistischen Feudal- und Concordats-Ministerium vorzieht? Der Einwurf, daß sie es überhaupt nicht will, wird mit derselben souveränen Nichtachtung abgelehnt, womit der Koch die Antwort der Hühner abfertigte, daß sie weder gesotten, noch gebacken werden wollten: „Aber das steht ja gar nicht in Frage!"

Literatur und Kunst.

Regentage.

Von Ludwig Anzengruber.

Das war an einem Regentag,
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern,
Das Wetter hielt mich festgebannt
In kalten, unwirthlichen Mauern.
Wir wohnten just zur selben Zeit
Freundnachbarlich Stübchen an Stübchen,
Ich trat gar schüchtern bei dir ein,
Du zeigtest die lächelnden Grübchen,
Dein glanzvoll' Auge sah nach mir,
Es ward mir ein wenig beklommen,
Ich war kaum da und wünschte fast
Ich wär' lieber gar nicht gekommen.

*

Ich wähnte dich mein Ideal,
Ich hatte vor sämmtlichen Frauen
Sehr viel Respect und manchmal gar
Ein süß andächtiges Grauen.
O Jugendtraum, ich brächt' es nicht
Zuwege, daß ich dich verlachte,
Durch den ich meine frohste Zeit
In reinster Gesellschaft verbrachte.
Ich saß ganz selig neben dir,
Ganz selig, doch freilich auch stumm,
Du hast ein paarmal still für dich
Gelächelt, ich weiß jetzt, warum.
Mir galt mein Schweigen für beredt
Und jegliches Wort für vermessen,
Ich war ein And'rer dazumal
Als ich dir zur Seite gesessen.
Wie lauhinweh'nde Frühlingsluft
So fächelte mich noch das Leben
Und Alles schwamm in Farb' und Duft.
Die Welt war mir eigen gegeben,
Mir eigen ganz, so daß sie mich
In all' ihrer Fülle entzückte,
Daß sie kein Wunsch und kein Begehr'
Entheiligte oder zerstückte.
In diesem Ganzen hast auch du
Als rosige Flocke getrieben,
Ich haschte in Gedanken dich,
Doch ist's beim Gedanken geblieben;
Denn wenn ich dir auch Freiheit ließ,
So bist du mir doch nicht entronnen,
Es hielt dich ja das gleiche Netz
Mit sonnigen Fäden umsponnen.
Doch sann ich, wenn dein Aug' mich traf,
Der Rede helllachende Töne,
Wie du vermochtest da zu sein
In all' solcher Anmuth und Schöne?!
Und ich entschloß mich ohne Laut
Die Lust deines Anblicks zu tragen,
Was mich bewegte, konnte ich
In Worten dir nimmermehr sagen. — — —
Es dunkelte und Lichter rings
Erhellten allmählich die Straßen,
Da rücktest du den Stuhl und sprachst:
„Herr Nachbar, ich muß Sie verlassen!"

Und wieder war's ein Regentag,
Da sah ich zur Kirche dich fahren
In weißem Kleid, den Myrthenkranz
Auf deinen reichwallenden Haaren.
Es fiel ein sanfter Regen nur
In sprühenden Tropfen zur Erde,
Es machte dich verdrießlich und
Du sagtest: „Mich jammern die Pferde!"
Als man dir aus dem Wagen half,
Da zogst du das Füßchen zurück,
Die Gaffer ringsum lachten laut:
Der Regen der brächte ja Glück!
An einem Pfeiler lehnte ich
Und übte mit grimmem Behagen
Mich in der Kunst, so auszuseh'n,
Als hätt' ich das Schwerste zu tragen.
Es schien mir ein Verrath, so arg,
Wie jemals nur einer gekartet,
Daß dich ein And'rer nahm zur Frau
Und du nicht auf mich hast gewartet.
Doch als ich nach der Trauung Schluß
Dich durch das Gedränge, das dichte,
Am Arm des Gatten nahen sah
Mit freudigem, frohem Gesichte,
Die Wange leise angehaucht
Wie eine erblühende Rose,
Da fuhr am Pfeiler ich empor
Aus meiner weltschmerzlichen Pose
Und trat heran und wünschte Glück,
Ich traf es, darein mich zu schicken
Wie Andere, doch schien es mir,
Du dankteſt mit wärmeren Blicken.

Als wir darnach uns wiedersah'n,
Das war erst nach Jahren und Tagen,
Da hat der Himmel sich in Grau
Und du dich in Trauer getragen.
Es mahnte mich von fern dein Schritt,
Ich kannte dich bald an dem Gange.
Das schwarze Kleid es hob den Schnee
Des Nackens, die Bläſſe der Wange,
Es brannte durch den dunklen Flor
Dein Auge so feurig wie immer
Und unter schwarzer Krause lag
Das Haar in hellgoldigem Schimmer.
In Manchem gabst du freier dich,
In Anderem wieder gebunden,
Ich habe dich so schön wie je,
Wenn nicht gar noch schöner gefunden.
Du wiesest auf dein Trauerkleid,
Das sage mir wohl zur Genüge,
Welch' schmerzlicher Verlust dich traf.
Dich wund're nur, wie man's ertrüge!
Ob ich es wohl entfernt gedacht,
Dich solcherart wieder zu finden?
Du stündest nun allein wie einst,
Doch müßtest du jetzt es empfinden.
Es wurde dir das Auge feucht,
Ich drückte dir tröstend die Hände,
Als du erzähltest, wie dein Mann
Gelitten gar schwer bis ans Ende.
Er war der Beste von der Welt,
Indessen du habest nicht Hehle,
Daß er nicht ganz vollkommen war,
Er hatte auch etliche Fehle.
Doch was man Glück zu nennen pflegt,
Bemessen wir stets nur persönlich,
Man klage nicht, daß man getäuscht,
Man täusche sich selber gewöhnlich.
Denn wer der Freuden Flüchtigkeit,
Der Sorge Beharren empfunden,
Der habe für das Leben wohl
Die thörichte Liebe bewunden.
Man trete in den Zauberkreis
Nur einmal mit freudigem Hoffen,
Doch freilich hättest du — wer weiß! —
Vielleicht es einst besser getroffen!
Du schlugst den Blick verwirrt zur Erd',
Worauf du zum Gehen dich wandtest
Und mir mit raschen Schritten bald
Im strömenden Regen entschwandest.

Und heute war ein Regentag, —
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern, —
Der füllte mir die Seele ganz
Mit tiefem, herzwehem Trauern.
Da wurde aus der Stube ich
Auf wenige Worte gebeten,
Es stünde außen eine Frau
Die will nicht die Diele betreten.
Ich trat hinaus und sah ein Weib
In ärmlichen, triefenden Fetzen,
Ich kenn' sie nicht, du nennest dich,
Ich starre dich an mit Entsetzen.
Wie glanzlos blickt das dunkle Aug',

Die Haare sie hangen in Flechten,
Du langst nach meinen Händen mit
Der hageren, zitternden Rechten.
Bist du es denn? Und hält zur Stund'
Kein quälender Traum mich gefangen?!
Dann kommst du, eine Bettlerin,
Zum ärmeren Manne gegangen.
Die Welt, die einst mir eigen war,
Versucht' ich zu halten vergebens;
Sie wuchs, indeß die Arme mir
Erlahmten im Kampfe des Lebens.
Was vor mir lag, das sah so schaal.
Ich wäre bankrott in dem Innern
Schon längst geworden, wenn ich nicht
Gezehrt von meinem Erinnern.
Zu dem Vergang'nem habe ich
Geflüchtet im trüg'rischen Wähnen,
Man könne mir nichts rauben vom
Vergangenen Träumen und Sehnen!
Da plötzlich seh' ich dich vor mir,
Vom Jammer das Auge gefeuchtet —
Das über meiner Jugendzeit
In sonniger Frische geleuchtet —
Und eingeschrumpft die kleine Hand,
Die einst mir die Narbe geschlagen,
Wie knöchern ist der Finger doch,
An dem du das Ringlein getragen!
Wie welk der Mund, dess' Zauberwort
Nach Jahren besprochen den Schaden
Und wieder mir das Herz begabt
Mit aller Erinnerung Gnaden!
Du stehst vor mir als Bettlerin
Und ahnest nicht, was in die Hände
Ich dir nun lege, wenn auch mit
Der kleinsten, der ärmlichsten Spende! — —
Wie ist die ganze Seele mir
Erfüllet mit herzwehem Trauern.
Verweil', verweile Regentag
Mit Gießen und Stürmen und Schauern!
Nur jetzt, ihr Wolken, laßt euch nicht
Vom tosenden Sturme zerreißen,
Nur jetzt von keinem Sonnenblick
Das Düster des Tages durchgleißen,
Daß nicht zum Hohne, nicht zum Spott
In goldenen Schimmer sich kleidet
Die ärmliche Gestalt, die dort
Gebrochen die Straße beschreitet.

Karl Rosenkranz.

Von

Alexander Jung.

Eine Handbewegung, die wir mehr zufällig machen, und doch, um nach einem Buche, einem vor uns liegenden Hefte zu greifen, kann bisweilen in unserm Leben einen elektrischen Strom entzünden, ein Lauffeuer wecken, welches bis zum letzten unserer Tage reicht. Ich hielt mich am Anfange der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts für kurze Zeit in einer kleinen Provinzialstadt auf. Ich hatte eines der großartigsten Werke der deutschen Philosophie wohlweislich mitgenommen, Hegels Phänomenologie, wenn auch nicht, um aufs Neue es zu lesen, nur um es vor mir liegen zu sehen und darüber die Beklommenheit zu vergessen in dem unansehnlichen Storchneste von Stadt, obwohl doch auch der Storch ein Weltgänger ist, da er zu uns aus Afrika kommt. Ich streckte die Hand nach einem Hefte aus, das nichts Geringeres als einige Nummern der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik enthielt, welche bekanntlich die Hegel'sche Schule herausgab, und welche damals viel von sich sprechen machten. Ich blätterte und stieß auf eine Kritik der Schriften des Mystikers Heinrich Suso, mit einer Einleitung von J. Görres.

Ich begann die Kritik zu lesen. Sie fesselte mich von Seite zu Seite stärker. Welche Klarheit, Frische, Gedankenfülle, Gediegenheit, welcher Stil! Wer vermag so zu schreiben? Ich konnte mich nicht losreißen, und doch — einen Augenblick, ja! Ich haschte nach dem Verfasser am Schlusse und las: Karl Rosenkranz. Ich beendete die Lectüre mit steigender Bewunderung. Mein Enthusiasmus für Rosenkranz stand in Flammen.

Hat es das Schicksal oft darauf abgezielt, uns mit schadenfroher Mißgunst fort und fort zu verfolgen, so macht es uns auch wieder zum Lieblinge seiner Fügungen. Doch, was Schicksal? Nein, jetzt, da sich Alles zu unsern Gunsten gestaltet, ist es offenbar ein ganz anderer Lenker der Ereignisse, der mit Jedem von uns seine ganz besondere Absicht hat. Dies sollte sich in all meinen Erfahrungen vollständig bewähren. Ich war inzwischen nach Königsberg zurückgekehrt und ersehe eines Tages aus der Zeitung, Karl Rosenkranz, bis dahin Docent an der Universität zu Halle, sei als ordentlicher und erster Professor der Philosophie nach Königsberg berufen, als Nachfolger Herbarts. Ich jauchzte auf vor Freude und Ueberraschung. Ich höre, er ist bereits angelangt. Er wohnt auf der Insel Venedig, schon dem Klange nach weltgängerisch genug. Das Volk hier begnügt sich freilich damit, und zwar storchwinkelig genug, die Gegend Klapperwiese zu nennen. Sofort begab ich mich nach Venedig. Es war gegen die Mittagszeit. Angemeldet, vorgelassen. Es trat mir ein Herr entgegen, groß, schlank, von jugendlichem Aussehen. Ich hätte ihn für einen Jüngling nehmen mögen, und doch schon berufen auf den Katheder Kants! Seine Stimme war von unendlichem Wohllaut, Gewandtheit in jeder seiner Bewegungen. Ich sprach etwa so: Mein Besuch gilt zunächst dem Beurtheiler Susos. — Sie meinen den in den Berliner Jahrbüchern? — Den meine ich, und bin ein Bewunderer desselben Kritikers. — Hat Sie die Hegel'sche Dialektik nicht abgeschreckt? — Die hab' ich einst aus der Quelle geschöpft, und wurde davon beranscht. — Was, Sie haben Hegel gehört? — Auch das. — Ist's Ihnen, mein Herr, recht, wenn wir alsogleich einen Spaziergang machen, und zwar hier ganz in der Nähe, auf dem Philosophendamm, den auch der alte Kant täglich beschritten? — Nichts Erwünschteres könnten Sie mir anbieten. — — Schon gingen wir durch eine der vollbelaubten Alleen, ohne daß auch nur eine Sekundenpause in unserm Gespräch entstanden wäre.

Erzählen Sie mir einige Ihrer Lebensfata; ich werde Ihnen mit Gleichem dienen, ließ sich mein Professor vernehmen. — Ich erwiderte: Zuerst Theologie studirt. — Ich auch. — Dann Philosophie, und zwar die Hegel'schen Dionysien vollständig mitgemacht, auf mich selbst zurückgeworfen, fast erlegen metaphysischen Zweifeln und Kämpfen. — Mein Herr, mein Freund, Sie schildern mich selbst. Auch mir hat die Theologie stark zugesetzt, vor Allem die Wiedergeburt. — Ist's möglich? fiel ich ins Wort, mit der und um die hab' ich in Berlin bis auf Leben und Tod gerungen. Doch, fahren Sie fort, Herr Professor! — Ich stürzte mich in die Philosophie, fand festen Boden, ohne je der Theologie uneingedenk oder gar untreu zu werden. Und Sie? — Ich dagegen flüchtete mich, um den Hegelrausch los zu werden, obwohl ich nie vergesse, was ich Hegel verdanke, nach Königsberg zu Herbart. — Interessant, sehr interessant! Was fanden Sie da? — Eine Tafel vom elegantesten aller Brunnenärzte selbst servirt, aber auch strengste Diät vorgeschrieben, alle Bacchanalien, jeder Wein aufs Entschiedenste verboten. Ein neuer Sprudel des hellsten Krystallwassers verfolgte uns Patienten bei jedem Bissen. Ich gestehe, schon nach einigen Tagen fühlte ich mich erleichtert, aber auch entsetzlich nüchtern. Und dennoch, eins hatte noch in mir das frühere Feuer: mein Glaube. — Auch an persönliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele? — Auch an diese bis zur wissenschaftlichen Gewißheit! — Wissen Sie was, mein Freund? wir sind zu einander berufen, wir

werden unsern Umgang ohne jede Unterbrechung, es müßte denn der Tod dazwischen treten, fortsetzen. Wir werden hier am Orte sogar brieflich correspondiren. Ja, wissen Sie, was ich noch mehr dringend wünsche? Schreiben Sie ehestens an mich einen Brief, in dem Sie ausführlich Ihre Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zur Darstellung bringen. — Ich sagte meinem neugewonnenen Freunde zu. Schon am folgenden Tage verfaßte ich meinen Brief mit höchster Begeisterung, aber auch mit philosophischer Begründung des Gegenstandes, und schickte meine Zuschrift unverzüglich ab.

Es mochten drei bis vier Tage vergangen sein, da klopfte es an die Stubenthür. Herein trat Karl Rosenkranz. Er war — man sah es ihm an — bewegt, er war tief ergriffen. — Ihr Brief hat für mich einen unendlichen Gehalt, er ist ein für alle Mal entscheidend für unser Verhältniß, er ist das unwandelbare Fundament unserer Freundschaft, das wird einen Aufbau geben, dessen sich wenige der Sterblichen zu rühmen haben. Fortan halten wir es so. Ich hole sie jeden Sonnabend Nachmittag, ob es blitzt und donnert — ich ersehe aus ihrer Briefexpectoration, Sie lieben wie ich die Gewitter — ob es stürmt oder friert, zum Spaziergange ab. — Wissen Sie, was mich besorgt macht? mein liebenswürdiger Freund, erwiderte ich. — Was denn? — Daß Sie bei ihrem zarten Körperbau, bei Ihrer, wie mir scheint, trotz Magdeburgs, südlichen Natur, auf die Länge unser nordisches Klima nicht aushalten werden. — Seien Sie unbesorgt, das macht mir nix. Ich bin abgehärtet gegen jede Temperatur. Wir wollen uns Beide ferner abhärten. Sie schreiben mir zwar in ihrem Briefe: schwüle tropische Hitze sei das fruchtbarste Element für ihre Gedanken. Auch ich bin nicht ungesegnet geblieben von tropischem Sommer in meinem geliebten Heidelberg, aber uns werden Gedanken nie einfrieren, wir bürgen uns Beide dafür. — Diese Prophezeiung meines Philosophen ist genau eingetroffen. Nach weitern, höchst wichtigen Bemerkungen über Unsterblichkeit verließ er mich mit den Worten: Also nächsten Sonnabend sind Sie mein Gefährte auf unserer Promenade.

Wie mich in obiger Redewendung der Ausdruck: Nix, statt des bei uns gebräuchlichen, frostigen Nichts elektrisirt hatte, wie dieses Nix ihm so lieblich stand! Es war für mich ein musikalischer Auslaut. Ich habe solchen wohl später erst in Oestreich wieder vernommen, obwohl der Oestreicher nicht minder melodiös lieber nit wählt. Auch mein Freund gewöhnte sich, zu meinem Bedauern, nachmals an unser norddeutsches Nichts; ich hätte lieber gesehen, er wäre beim Nix geblieben.

Unsere Spaziergänge Sonnabends wurden nun regelmäßig fortgesetzt, durch Monate, Jahre; sie wurden uns ein förmlicher und doch so freier Lebens-Cultus. Sie wurden nur dann unterbrochen, wenn Rosenkranz, der jetzt in der Prüfungscommission war, ein Examen abzuhalten hatte, oder durch Krankheit, nie durch Ungunst des Wetters, am längsten jedoch, zu meinem intensivsten Schmerz, als Rosenkranz in den vierziger Jahren nach Berlin ins Ministerium berufen wurde, sogleich aber fortgesetzt, als er nach Königsberg zurückkehrte. Außerdem nahmen meinen Freund hierorts große Gesellschaften oft in Anspruch. Alles geizte nach ihm, da er allerdings der feinste, anmuthigste, unerschöpflichste Gesellschafter war, den ich je erlebt habe. Und doch, wie oft gestand mir Rosenkranz: Ach, Jung, den Umgang mit Ihnen ersetzt mir keine andere Geselligkeit; haben wir einmal einen Sonnabend ausfallen lassen, fehlt mir etwas! Der Gang mit Ihnen Samstags hat für mich etwas unendlich Beruhigendes. Ich arbeite am Sonntage darauf viel frischer, begeisterter, wenn wir Tages vorher unsre Eleusinien begangen haben. — Wie soll ich dem Leser auch nur entfernt vergegenwärtigen, welchen Reiz diese Wanderungen, Siedeleien für uns hatten? Soll ich sie vergleichen mit den Selbstunterhaltungen Jean Jacques Rousseaus auf einsamen Spaziergängen? Die unsern waren ja zweisam, an Entzückungen fast noch reicher, weil es getheilte Freude war. Und doch jener Vergleich wäre nicht ganz unpassend. Bekannten (Confessions), vertrauten, ja beichteten wir einander doch Alles und Jedes, was die Woche uns im Aeußern, mit Einschluß aller Literaturen, wie im tiefsten Innern gebracht hatte, lagerten in einander ab die verborgensten Geheimnisse, von denen wir wußten, daß sie ewig in uns verblieben. Und diese geradeswegs entzückende Allgegenwart der Freundschaft! Während wir die eigenartigsten Gedanken austauschten, accompagnirte unsere Gespräche sicht- und hörbar die Natur. Keine ihrer Schönheiten, Schauer, Erhabenheiten entging uns, ebenso wenig wie wir die Arbeiten, die Ansiedelungen der Menschen da draußen unbeachtet ließen. So schritten wir meilenweit durch die Auen, durchwanderten Thalschluchten, dichte Wälder — die es damals noch gab —, folgten dem murmelnden Bache, während die Lerche droben jubilirte, kamen (nie vergeß ich's) an einem Häuschen vorbei mit hellblauen Fensterläden. — Sehen Sie, rief mein Begleiter, in dem da müssen glückliche Menschen wohnen! — Nun wählten wir, ohne müde zu sein, aus reinem Behagen, einen Ruheplatz auf der Bank des ersten besten, Gasthofes klingt zu vornehm, Landkruges, ließen uns Kaffee geben, ausnahmsweise Punsch, rauchten eine Cigarre. Jetzt ging unser Dialog der Weite nach in die Unermeßlichkeit, ließ aber auch das kleinste Detail der Wissenschaft, Kunst, des öffentlichen Lebens, der realsten Wirklichkeit als solcher, nicht unbeachtet. Ich weiß nicht, was höhern Aufschwung in uns nahm, die Poesie der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — auch Rosenkranz hatte seine Zeit der Romantik gehabt — oder die Philosophie, das Philosophiren in gewagtere, vulkanischere Tiefen der Speculation mit Empedokles, die Philosophie aller Zeiten und Völker bis auf unsre eigensten, kühnsten Philosopheme ohne Entsetzen, aber das weiß ich, daß wir auf unsern Gängen wie Sitzungen, Welten und Weltsysteme durchgesprochen haben. Rosenkranz war bewandert auf allen Feldern der Wissenschaft, obwohl natürlich Philosophie seine Lieblingsscienz war, wie die meine. Er war einheimisch in allen Disciplinen der Theologie, der Rechts- und Staatswissenschaft, der Geographie bis auf jede kleinste Insel im Ocean, er war bewandert in den Naturwissenschaften, wo uns denn das neueste Hypothesengewimmel, diese fabelhaftesten, kecksten Aussagen von den Atomen, Molecülen, vom Aether, von Aether- und Lichtwellen höchlich ergötzten und zu unendlichem Lachen erregten. Wie denn überhaupt in unserm Umgange das Komische, der ausgelassenste Humor, wie der Ernst und das Erhabene die lebhafteste Rolle spielten. Rosenkranz entdeckte in mir die zweifelloseste Anlage zur Ironie, zur Satire, zum Humor, zum schärfsten Sarkasmus, und drang in mich, sie doch ja zu cultiviren. Ich habe davon mit Erfolg Gebrauch gemacht, und zwar in dreien meiner Werke: im Rosmarin, Darwin, in Panacee und Theodicee*), in Gestaltungen wie Dr. Spurzheim, Mr. Johnson, im Uropapa und der Spectralsynthese, in den Caricaturen, Werke, welche Rosenkranzen und vielen Andern heitere Stunden bereiteten. Schon lange vorher entschied Rosenkranz für mein ganzes Leben in Folge eines meiner Manuscripte, daß ich für den Autorstand berufen sei, daß ich nur durch Production und immer neue in Poesie und Prosa, Himmel und Hölle in mir versöhnen, in meinen metaphysischen Kämpfen den Sieg davontragen werde. Zum Beamten als solchem sei ich viel zu scrupulös. — Doch weiter im Obigen: Rosenkranz war einheimisch in allen Literaturen, in der französischen überall zu Hause. Wer hat Diderot und sein Zeitalter so meisterhaft zur Darstellung gebracht, wie er? Keiner! Durch die Schrift über Voltaire von David Strauß war er durchaus nicht befriedigt. Daß Rosenkranz das Wesen der Franzosen so ganz und gar zu treffen vermochte, wurde auch dadurch vermittelt, daß in seinem Naturell selbst ein französisches Ingrediens sich bemerkbar machte, da er, ob auch nur entfernt, aus der französischen Colonie stammte. Gleichwohl war er durch und durch eine germanische Natur, und wenn er, auch im Umgange wie in seinen Büchern, echt deutschen Geist, in dessen ganzer Tiefe und Höhe mit der Anmuth und Grazie des Esprit der Franzosen verband, so war er doch Germane im vollsten Sinne des Wortes. Rosenkranz, der Philosoph, ist keineswegs damit charakterisirt, daß man ihn das

*) „Rosmarin", ein Roman 5 Bde. (Brockhaus), „Darwin", Roman 3 Bde. (Costenoble, Jena), „Panacee und Theodicee", 2 Bde. (Brockhaus).

Centrum der Hegel'schen Schule genannt hat. Allerdings hielt er es weder mit der rechten noch mit der linken Seite, aber er war auch keineswegs vollständig einverstanden, weder mit der ganzen Encyklopädie und dem Gesammtorganismus des Hegel'schen Systems, noch daß dieses ihm je, wie leider so Vielen, etwas anhaben konnte, ihm seine urwüchsige Originalität und speecielle Eigenthümlichkeit zu schmälern. Heben wir nur das Eine hervor, daß unser Denker in der Astronomie vielfach von seinem Meister — den er nie verleugnet — abweicht, zumal in der speciellen Ansicht vom Wesen der Sterne, aber auch in der Totalauffassung und der Anschauung des Sternenhimmels. Auch war der Poet, außerhalb der Wissenschaft, stets in ihm thätig, und, obgleich er der größte Bewunderer der Aesthetik Hegels war, so war er auch einer der größten Aesthetiker für sich selbst mit dem feinsten, umfassendsten Kennerblick für das Natur- und Kunstschöne. In seiner ganzen Lebensordnung trat dieses hervor, in seiner eigenthümlichsten Lebensweise. Er pflegte die Kunst in einem Umfange, wie es wohl Wenigen nachgerühmt werden kann. Er war im Besitze der kostbarsten, werthvollsten Kupferstichsammlungen der indischen, ägyptischen, griechischen und römischen Alterthümer. In der Religion war er ein denkender und höchst gewissenhafter Christ. Der Weise und der Christ waren in ihm völlig mit einander ausgesöhnt und also immerdar eins.

Diese Zwischenbemerkungen waren nöthig, um das Folgende, in dem es sich oft um die tiefsten Mysterien des menschlichen Lebens handelt, in das richtige Licht treten zu lassen. Ich kehre hier zu dem Obigen wieder zurück.

Unsere Gänge wurden auch Fahrten. Wir hatten Bekanntschaft mit gebildeten Gutsbesitzern in der Umgegend gemacht, empfingen Einladungen, hielten uns an solchen Orten in den Ferien oft Wochen hindurch auf, wo dann Rosenkranz Alles an sich zog, was in seine Nähe kam. Man lauschte seinem Munde, und hätte ihn fort und fort sprechen hören mögen. Aber auch hier beobachteten wir unsere alte Ordnung. Wir verließen von Zeit zu Zeit die Familie, die Gesellschaft, und traten wieder unsere Wanderungen ins Weite an. Diese Freizügigkeit, Ungenirtheit hatte nach vorausgegangener, lebhafter Unterhaltung in dem ausgesuchtesten Kreise auch wieder etwas Reizendes und zwar Idyllisches, nicht etwa im Sinn Theokrits, sondern Homers da, wo er uns in seiner Schilderung Urzustände der Menschheit vergegenwärtigt. Nach der Stadt zurückgekehrt, setzten wir dann am Sonnabende unsre Promenaden fort. Ich brauchte eine Reihe von Bücherbänden, um unsere Gespräche der Vergessenheit zu entreißen. Ich erstaunte jedes einzelne Mal, wo Rosenkranz diese Mannichfaltigkeit des Sprachstoffs hernahm, die am Ende jeder Woche eine andere war, einen Reichthum der Gesichtspunkte, der Gedanken, der Stegreifsbezeichnungen, der Augenblicksschöpfungen, während ich — die Wahrheit zwingt mir dieses Geständniß ab — doch vor Fülle dessen, was ich dem Freunde anvertrauen wollte, mich ebenfalls nicht zu lassen wußte, denn hätte man es für acht Tage aufschieben wollen, so wäre es schon wieder durch andere Unzählichkeiten verdrängt gewesen. In welchem Grade Rosenkranz original, urschöpferisch zu sein vermochte, das habe ich auf diesen Gängen in Erfahrung gebracht. Dann staunten wir über diese plötzlich hervorbrechende Sympathie zwischen uns, über dieses Zusammentreffen auf den Punkt, in dem, worauf es ankam, so daß mein Gefährte dann gestand: Wir nehmen uns dasselbe Wort aus dem Munde! — Es bleibt mir selbst in dieser Darstellung nichts übrig, als aus dem, was Legion und wiederum Legion ist von Einzelzügen der Eigenthümlichkeit, von Redewendungen, Ausbrüchen des Herzens, höchster Begeisterung, drolligem, erzkomischem Einfall und fortreißender Erhabenheit, großartigen Ideen, auf gut Glück einige Details herauszugreifen. Er, der jedes Wort überwachte, vom feinsten geselligen Takt, der strengsten Pflichttreue, der selbstlosesten Genügsamkeit, der nobelsten Umgangssitte war, dem der edle Ausdruck zur andern Natur, organisch geworden, er konnte sich auch, wo es galt, sich eines heiligen Zornes entladen, besonders wo es auf Recht und Unrecht ankam, jedem Stande und Range gegenüber ohne Menschenfurcht. So waren wir einmal auf einem unsrer weitesten Gänge in die wichtigsten, anziehendsten Gespräche vertieft und zwar auf der Landstraße, da kam ein Herr, den ich noch dazu sogleich erkannte, und zwar ein Herr von Rang zu Roß einhergejagt, ohne einen Warnungsruf an uns ergehen zu lassen, auszuweichen. Mit genauer Noth schwenkten wir uns zur Seite. Da hätte man meinen Gefährten sehen sollen, in welches Feuer er gerieth, so daß besagter Reiter nicht wußte, wie er in wildester Carriere davon kommen sollte, als ihm Rosenkranz nachrief: Donnerwetter, mein Herr, wie können Sie so gegen das Gesetz freveln? Ohne einen Laut von sich zu geben auf die Gefahr hin, zwei Ihrer Nebenmenschen überzureiten! — Auch dieses Donnerwetter! kleidete ihn prächtig; ich hätte dieses Gewitters nicht entbehren mögen auf unsrer Wanderung. Auch nicht unter andern Umständen. Denn bewunderte Rosenkranz eine Schönheit in Menschengestalt oder in der Diction, in Prosa oder Vers, oder erzählte ich ihm, wie ich mich angestrengt, um in kürzester Zeit jetzt eine Arbeit meiner Feder vollendet zu haben, so pflegte er allerliebst auszurufen: Donnerwetter! Und wieder: Donnerwetter! wenn Jemand sich ins Feine geworfen hatte, in elegantester Kleidung ihm entgegentrat; welcher Prachtruf auch Zeugniß gab nicht blos von seiner unbefangenen, frischen Natur, sondern auch von seiner reinen, unschuldigen Kindlichkeit. — Obwohl der Treffliche mich stets überwachte, so zu sagen: überväterte, meinen Enthusiasmus zügelte, stets, wo ich, im Fall die köstlichste Unterhaltung mich hinnahm, hätte maßlos werden können, und alle Zeit vergessen hatte, so wurde doch auch er in unsern Dialogen, ganze Feldgebreite hindurch, tief in den Abend hinein, oft von einer Gluth, einer Begeisterung erpackt, daß ich von ihm selbst noch mehr entzündet, noch stärker ergriffen wurde. So kehrten wir einst spät — es war längst finster — nach der Stadt zurück. Der Donati'sche Komet glänzte hoch am Himmel in aller Pracht über uns. Rosenkranz stand still, wies mit der rechten Hand nach Oben und rief: Jung, wenn wir Beide uns dermaleinst nicht wieder finden dort oben, dann gibt es kein Wiedersehen!

Es gab aber auch starke Differenzpunkte zwischen uns, was Ansichten, sogar philosophische Resultate betraf, welche unsern Umgang noch mehr anfeuerten, als es bloße Uebereinstimmungen in Allem und Jedem vermocht hätten, und siehe da, in Vielen einigten wir uns wider Erwarten schnell, in Andern wichen wir unverändert in unsrer Weltanschauung, auch sogar da, wo es sich um wissenschaftliche Lösung gewisser hochwichtiger Probleme handelte, zeitlebens ab, was wir Beide aber auch reizend befanden. Rosenkranz hatte sich viel mehr in der Unterhaltung in seiner Gewalt, als ich, dann konnte aber auch er aufbrausen, stürmen, und auf einem heiligen Zornfeuer dahin fahren. Er hatte mich so gern, wenn ich in seinem Zimmer auf- und ablief und wetterte, blitzte, donnerte. Dann wurde auch er ein Gewitterer, daß ich zusammenbebte. Wer uns in der Nebenstube vernommen, hat geglaubt, wir wären in heftigster Zwietracht begriffen. Mit nichten! Wir feierten wieder einmal Dionysien, wir schwelgten in Seligkeiten.

Im Laufe der Woche waren Rosenkranz und meine Wenigkeit unermüdet thätig; und zwar unmittelbar praktisch wie productiv. Es hat nie einen gewissenhafteren, begeisterteren Docenten an der Universität gegeben als Rosenkranz. Er war auch hier ein Todfeind aller bloßen Wiederholung des Frühern, jener ein für alle Mal, Jahr aus Jahr ein zu befahrenden Gleise. Er war bemüht, seine Vorlesungen mit einander in vollen Einklang zu bringen, und doch sich immer neue Pläne für alle künftigen zu ersinnen, für jedes Semester sich neu zu entpuppen. Er machte Studien auf den verschiedensten Gebieten. Er war auch darin eine glänzende Ausnahme in unsrer Zeit, daß er die theuersten Bücher sich selbst anschaffte, auch hier nie eine Ausgabe scheute; seine Bibliothek war überreich und vollständig besetzt, Alles und Jedes wurde sogleich gebunden; er machte überaus selten Gebrauch vom Bücherleihen, jedes Buch behandelte er mit einer Sauberkeit ohne Gleichen, und wenn er einmal ein und das andere lieh, so gab er es sehr bald, auch darin höchst gewissenhaft, wieder zurück und nie ohne Umschlag. An manchem andern

Bücherleiher hat er die abscheulichsten Erfahrungen erlebt, und nie das Verliehene zurückbekommen. Es ist bekannt, daß Rosenkranz einer der fruchtbarsten Schriftsteller unsrer Literatur ist. Darf ich nun auch von mir in obigen Beziehungen etwas aussagen, so hatte ich auch meinerseits das Bedürfniß, wie leidenschaftlich ich der Literatur ergeben war, praktisch mich zu bethätigen. Die Thätigkeit, die ich gegen etwa dreißig der Jahre ausübte, war eine pädagogische, ohne daß ich jedoch Beamter war. Die Productivität auf dem Gebiete der Literatur nahm auch meinerseits jetzt immer mehr zu in Prosa und in Vers, wie ich denn schon in Berlin, was den letztern betrifft, eine reiche Periode gehabt hatte. Rosenkranz begleitete auch meine literarische Wirksamkeit mit der unwandelbarsten Treue und Aufmerksamkeit. Eine meiner ersten kleinern Leistungen, die sehr beifällig aufgenommen wurde, waren „Ausstellungen über Heine" im Mundt'schen „Zodiacus". Rosenkranz trat eines Sonnabends in mein Zimmer, legte ein Rosabüchlein mir zu Händen auf den Tisch. Es war, unvergeßlich, Karl Gutzkows „Wally". Mein Freund wollte damit sagen: Da ist etwas für Ihre Kritik. — Gerade von kritischer Seite her hatte mich Gutzkow zuerst sehr für sich eingenommen durch jene nicht blos genie-, sondern titanenhaften Kritiken im „Phönix". Wolfgang Menzel hatte Gutzkow nicht allein angegriffen in einer Recension, sondern verdächtigt, ja denuncirt. Ich las Wally, erfreute mich schon am Stil, der in der That ganz neue Wendungen, eine ganz neue Frische und Kühnheit in die Darstellung brachte, so daß ich bereits damals den Genius in Gutzkow erkannte, der sich reichlichst bewährt hat, obwohl ich sehr abweichende Ansichten vom Christenthum hegte, wie sie die Zweiflerin Wally kund gab. Aber Menzel, der sich schon an Goethe vergangen hatte, empörte mich. So entstand meine erste selbstständige Schrift: „Briefe über die neueste Literatur" (Hoffmann und Campe, 1837), in der die „Fragmente über den Ungenannten" die Vertheidigung Gutzkows gegen Menzel enthalten. Gutzkow selbst hat in der Zeitschrift „Der Telegraph", wie schwierig die Aufgabe für ihn war, meisterhaft mein Buch beurtheilt, mit wahrhaft feurigem Dank, er hat mich damals in die Literatur eingeführt, mit einem Schwung und einer Frische der Poesie, welche große Hoffnungen auf mich setzte. Rosenkranz und ich verfolgten nun Gutzkows Entwickelung und Laufbahn von Schritt zu Schritt. Es war für mich ein gewaltiger Schmerz, daß später Rosenkranz und Gutzkow ganz mit einander zerfielen. Es ging Rosenkranz ähnlich mit Schelling, und dennoch blieb sich Rosenkranz immer gleich in bewundernder Anerkennung jener Beiden. Auf unsern Spaziergängen waren wir unerschöpflich an Vermuthungen, wie sich Gutzkow und Schelling weiter fortgestalten würden.

(Schluß folgt.)

Nach Olympia.

Das Interesse für Olympia, Schritt haltend mit den Resultaten fortgesetzt stattfindender Ausgrabungen, ist derartig im Wachsen begriffen, daß die vor kurzem unter dem Titel „Wallfahrt nach Olympia"*) erschienenen L. Pietsch'schen Reisebriefe sicher sein dürfen, einer freudigsten Aufnahme beim Publicum zu begegnen. Um so mehr als sie zu dem Sachlichen, zu dem uns Einführenden und Aufschlußgebenden, auch noch den Reiz jener plastischen Anschaulichkeit und kunstvoll wechselnden Scenerie gesellen, den neben dem angeboren künstlerischem Auge nur eine reiche Praxis verleiht. Denn wie das Reisen gelernt sein will, so auch die Reisebeschreibung. Ich komme weiterhin auf diesen Gegenstand zurück. Hier nur das: es ist die Kunst, vom Nebensächlichen abzusehen, und das Auge lediglich auf das Charakteristische hin zu richten, auf jenen einen Punkt, auf den es ankommt. Als einen Meister in dieser Kunst — die, beiläufig bemerkt, am allerglänzendsten von dem Lenker und Leiter unserer politischen Angelegenheiten in seinen „Reisebriefen" geübt worden ist, so glänzend, daß ein literarischer Freund ausrufen durfte: „Ein Glück für uns, daß er nicht auch Schriftsteller geworden ist" — als einen Meister in dieser Kunst nenne ich neben jenem „Sanspareil" auch unsern L. P.

Folgen wir ihm zunächst auf der Hinreise.

Der Weg, den er hielt, war der an der italischen Ostküste hin bis Brindisi. Von Venedig aus südlich überrascht ihn die geringe Schönheit der Scenerie. „Die landläufigen Vorstellungen von italienischer Natur, wie sie bei der Menge durch das systematische Lügensystem der Maler, der Poeten und der schwärmerischen Touristen hervorgerufen sind, diese Vorstellungen zu widerlegen, dazu gibt es kein geeigneteres Mittel, als eine Eisenbahnfahrt von Venedig bis Brindisi. Italiens Schönheit ist über die Westküste ausgeschüttet. An der östlichen verfuhr die Natur mit offenbarem Geize. Von Mestre bis Bologna ein ermüdendes Einerlei des Bildes, darüber ein trüber, grauer, sonnenloser Himmel, und eine kalte, jedem Berliner Märztage Ehre machende Luft." Weiterhin belebt sich die Landschaft auf eine kurze Strecke, aber nur um abermals einer wüsten Fläche Platz zu machen, die kaum hier und da durch eine armselige Schafheerde belebt wird. „Gegen solche italienische Landschaft ist die ödeste Stelle der Mark ein üppiges Paradies." Erst weiter gegen Süden hin bessert sich's, und „der ungeheure Olivengarten des Landes schiebt sich meilenweit in diese trostlose Nachbildung der Lüneburger Haide hinein".

In Bari findet unser Reisender Gesellschaft. Ein älterer Herr mit sehr auffallenden lichtblauen Augen, deren Stern den unteren Rand des oberen Lides kaum berührte, war eingestiegen. „Wir fuhren allein. Einige von ihm gemachte sprachliche Tastversuche führten alsbald zu der froh überraschenden Enthüllung beiderseitigen Deutschthums.

Wohin gehen Sie? fragte er.

Nach Brindisi und Corfu.

Und von Corfu?

Nach Patras.

Und von Patras?

Nach Olympia.

Wunderlich; das Alles will ich auch.

Eine willkommenere Reisegesellschaft hätte sich nicht finden lassen. Es war Dr. Pittner, geborener Oestreicher, der in allen Ländern Europas und im Orient zu Hause, als ein allererfahrenster Reisender alle Sprachen gleich meisterlich beherrschte. Die Italiener, wie ich mich später überzeugte, wollten nicht glauben, daß er kein Italiener, die Söhne Albions, daß er kein Engländer, die Griechen, daß er kein Grieche sei. Und das reichste Leben lag hinter ihm. Sechsunddreißig Jahre Leibarzt der Herzogin von Berry, mit Heinrich V. seit dessen siebzehnten Jahre bekannt und vertraut, war er ein lebendiger Theil und die interessanteste, eingeweihteste Chronik des legitimen französischen Königshofes zu Neustadt, Venedig und Frohsdorf. Wie vieles Unbegreifliche in dem ganzen politischen Gebahren des Grafen Chambord setzten mir seine Mittheilungen in ein so ganz anderes und sicher in das richtige Licht. Welche Fülle köstlichen Memoirenmaterials sah und ahnte ich in dieses trefflichen Doctors Kopf aufgespeichert! Was hat er erlebt und gesehn, worin ist er eingeweiht gewesen, er, der der Mutter des letzten französischen Bourbon die Augen zudrücken durfte! In dem lebhaft angeregten fesselnden Gespräch mit diesem Reisegenossen flossen die letzten Stunden der langen Fahrt rasch dahin." Dr. Pittner, wie hier eingeschaltet werden mag, starb schon das Jahr darauf, 1877.

Und nun war Brindisi erreicht, von dem seit Eröffnung des Suezcanales prophezeit worden ist, daß ihm die Zeiten von „Brundusium" in altem Glanze wiedererstehen würden, jene Zeiten, wo die Flotten Roms mit allen Schätzen, mit allem Raube der Länder der bekannten Welt beladen, hier Anker warfen und dann kriegs- und prachtgerüstet aufs Neue ausliefen,

*) Wallfahrt nach Olympia, Reisebriefe von L. Pietsch. Berlin 1879, Verlag von Friedrich Luckhardt.

um neue Reichthümer zur Stillung des ungemessenen Gold-, Macht- und Lustverlangens heimzubringen. Aber jene Prophezeiungen schienen nicht in Erfüllung gehen zu sollen, „viel belebter als die Lagune von Venedig erwies sich das Becken von Brindisi nicht, während die Stadt selbst eins der armseligsten Nester darstellt".

Eines langen Weilens innerhalb der Mauern dieses „Nestes" sah sich unser Reisender überhoben; noch in derselben Nacht brach der kleine Dampfer auf, um seinen Anker erst nach etwa dreißigstündiger Fahrt, im Hafen von Corfu wieder fallen zu lassen. Dem Aufenthalte auf diesem „Eilande der Phäaken" ist eins der reizendsten Kapitel des Buches gewidmet. Wie schön die nachstehende kurze Schilderung: „Vor einem der vereinzelten weißen, weinlaubumrankten Bauernhäuschen saßen auf der Steinbank zwei Männer mit tiefbraunen Gesichtern und dunkelglühenden Augen. Mit natürlicher liebenswürdiger Freundlichkeit luden sie uns ein, bei ihnen auszuruhen, wenn wir uns ringsum satt gesehen hätten. Als wir es gethan, schälte uns der Hauswirth die eben gepflückten goldigen Orangen, mischte uns Wasser mit Misdra-Liqueur und reichte uns mit diesen erquickenden Gaben reine Tücher für die Hände. Der Doctor plauderte, während wir uns die köstlichen Früchte munden ließen, im besten Neugriechisch mit den Männern, als zwei junge Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren in schwarzen Kleidern und mit großen schwarzbraunen Augen herangesprungen kamen. Die eine, die Tochter unseres Gastfreundes, blieb verschämt vor den Fremden stehn. Wir fragten sie nach ihrem Namen. „Aphrodite!" Uns Beiden wurde wunderlich zu Muth. Das Alles war so eigen, so märchenhaft, und doch so ganz die holdeste Wirklichkeit. Wir schieden in eigenthümlicher Bewegung von diesen wonnigen, duftreichen Spielplätzen Nausikaas und werden ihrer nicht leicht vergessen."

Der Aufenthalt in Corfu hatte zwei Tage, Ostersonntag und Ostermontag gewährt; am Dienstag früh nahm die Reise ihren Fortgang und führte, mit kurzen Anläufen in Kephalonia und Zante, in wenig länger als vierundzwanzig Stunden nach Patras, der nächsten peloponnesischen Hafenstadt hinüber. Noch im letzten Moment waren neue Passagiere dem Dampfer zugeführt worden. L. P. beschreibt sie wie folgt. „Selten habe ich einen so tragikomischen Anblick gehabt. Eine kleine italienische Sänger- und Mimentruppe, die nach Pyrgos engagirt zu sein schien, bestand zunächst aus drei Damen von verschiedenen Altersstufen, etwa zwischen 23 und 48. Danach variirten denn auch die Leibesumfänge. Die Primadonna hatte sich wenigstens ein Paar schöne Augen aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet; die Altistin trug ihr Bambino auf dem Arm, das sie mit rührender Zärtlichkeit verpflegte. Aber alle an den Kleinen gerichteten Liebesworte ließen nur zu deutlich die ganze Tiefe des Jammers jener gesanglichen Kunstgenüsse ermessen, die dem Publicum von Pyrgos demnächst bevorstanden. Der Primohuomo, ein junger Dreißiger, dem man den ehedem geübten Barbierberuf an dem kleinen Schnurrbärtchen und den dünnen, nassen, glatten, langen und blonden Haarsträhnen anzusehen meinte, trug eine graue Decke malerisch drapirt über die Schulter geworfen und zwei große Ritterschwerter, sorglich in Papier gewickelt. Der erste Bösewicht, Duca und Tyrann, ein gelber, schwarzbärtiger, hagerer Jago von Natur, hatte einen graucarrirten Plaid um Brust und Schultern arrangirt und seine Füße bereits in vielfaltige, hohe, weiche Ritterstiefeln gesteckt. Mit ihren Koffern, Kisten und Betten richteten sie sich auf dem Zwischendeck für die Nacht ein. Um Mitternacht, als der „Bambino" schlief, saßen Alle vereint auf der Bank am Steuerrade, die Sterne blickten über ihnen und ich hörte sie mit ihren dünnen, arg mitgenommenen Stimmen, aber mit echt italienischer Volubilität leise Duos und Quattros aus Verdi'schen Opern intoniren."

An den Inseln, endlich an Missolunghi vorüber ging die Fahrt und zu guter Zeit wurde Patras erreicht, wo Consul Hamburger sich mit Rath und That behülflich zeigte. Der Plan war dahin gegangen, die Fahrt von Patras nach Pyrgos — der letzten Etappe vor Olympia — zu Wagen zu machen; Consul Hamburger empfahl aber, eine sich zufällige bietende Dampfschiffsgelegenheit nach Katakolo (nahe bei Pyrgos) zu benutzen. Diesem Rathe wurde gefolgt und dadurch an Zeit und Bequemlichkeit ein Erhebliches gewonnen, trotzdem die Tags vorher zurückgelegte Fahrt in ihrer zweiten Hälfte noch einmal gemacht werden mußte. L. P. lernte dadurch Zante, „die Blume der Levante", näher kennen, verließ vierundzwanzig Stunden später in Katakolo das Schiff, ward am Ufer seitens eines „Gastfreundes" empfangen und gleich darauf nach Pyrgos geführt, von dem aus er andren Tages den Ritt nach Olympia antreten durfte. „Kühle Abendschatten breiteten sich über die Thäler. Endlich war der Kamm der Bergkette erreicht, die mich noch von meinem Tages- und Reiseziele trennte, und vor mir öffnete sich jetzt ein breites, grünes Flußthal, durchströmt vom Alpheios, dessen geschlängelter Lauf den letzten Abendschein des erbleichenden Himmels spiegelnd zurückwarf. Dunkle, bewaldete Bergesketten stiegen jenseits auf. Und siehe, zwischen vereinzelten, unregelmäßigen, niederen Steinhütten hindurch, vor denen sich schwarze Schweine und schmutzige Kinder wälzten, an Gruppen von Landleuten und Weibern vorüber, hielten wir jetzt auf der höchsten Höhe, hart am buschigen Abhang des Bergzuges, vor dem Gartengitter eines größeren, anständigeren, einstöckigen Gebäudes, der Wohnung unserer „Commissäre". Ein junger Mann von kleiner, wohlgebauter Figur, mit dunkelbraunem Haar und hellerem Barte, leuchtender Stirn, dazu mit von Geist, Klugheit, Feuer und Leben wahrhaft sprühenden und zugleich sanften und freundlichen, braunen Augen und blitzenden, weißen Zähnen, in jeder Bewegung Rastlosigkeit, elastische Energie und Präcision, kam mir mit schnellen Schritten entgegen. Es war Dr. Hirschfeld, das Haupt der Commissäre. „Willkommen in Olympia! Sie sind uns schon angekündigt, und Ihr Quartier ist bereit. Viel Comfort wird es Ihnen nicht bieten." Das traf nun freilich zu. In einem Bauernhause — in der Nähe des „Deutschen Hauses", das von den Commissären bewohnt wird — waren mir und andern Gästen einige Pièces angewiesen. Hinter diesen Pièces lag das als Küche, Wohn-, Schlaf- und Kinderstube dienende Hauptgemach. Die Schweineställe, schon ein großer Fortschritt, waren ins Erdgeschoß verlegt worden; mein Lager ein überdecktes Brett, die Fenster einfache Holzläden. Die nächtliche Finsterniß, wenn diese Läden geschlossen wurden, wurde wohlthätig durch jenes freundliche Halblicht erhellt, welches durch hundert Lücken des Daches über mir hereinbrach, zum Theil auch durch den schwachen Schein des Lämpchens vor den Heiligenbildern in der einen Ecke. Das Waschgeräth ein irdener, flacher Teller und ein kleiner Blechtopf. Aber à la guerre comme à la guerre. Auch diese Höhe des Comforts würde vor Jahr und Tag im Dorfe Druwa-Olympia nicht zu finden gewesen sein."

Eine Stunde später versammelte sich im weißgetünchten Speise- und Bibliothekzimmer des „Deutschen Hauses" eine zahlreiche Tafelrunde: die Hausherren Dr. Hirschfeld und Architekt Böttticher, Professor Adler, Dr. Weil, Professor Löffstedt von Upsala, ein Paar von Patras gekommene Photographen und L. P. Pläne und Schilderungen gaben dem letzteren bald eine klare Anschauung der Aufgabe, des Erreichten sowohl wie des noch zu Lösenden. Reich und unerschöpflich war das Gespräch wie der gute tiefröthliche griechische Wein, dessen gefüllte Flaschen sich ununterbrochen auf dem Tische ablösten. So schließt der erste Tag in Olympia.

Die fünf folgenden Kapitel behandeln nun den Aufenthalt an Ort und Stelle; der Herr Verfasser hat ihnen die Ueberschrift „Am Ziel" gegeben. Er schildert darin zunächst die Landschaft, wie sie sich heute dem Reisenden darstellt, greift dann historisch auf die Zeit der olympischen Spiele zurück, erzählt die späteren Schicksale Olympias und gibt zuletzt ein Bild des „Trümmerfeldes", das die Stätte bezeichnet, wo Olympia stand. Daran reiht sich weiterhin eine Aufzählung der Inschriften und Skulpturenfunde der ersten Campagne. Endlich schließt Genrehaftes, in dem das Leben der „Brüder vom Deutschen Hause" skizzirt wird, den Abschnitt ab. „Die Tugend der Gastlichkeit zu üben,"

heißt es an dieser Stelle, „wird den Brüdern seit Beginn des Frühjahrs immer reichlicher Gelegenheit geboten. Jede Woche bringt neue Besucher. Touristen nur sehr ausnahmsweise; überwiegend Gelehrte, Alterthumsforscher, Philologen, darunter einige von weit verbreitetem Ruf, noch häufiger jene jugendlichen Zöglinge der deutschen archäologischen Institute von Athen und Rom, welche ihre pflichtschuldigen wissenschaftlichen Wanderungen über den klassischen Boden des Peloponnes, natürlich auch auf die gegenwärtige Hauptstation Olympia ausdehnen. Meist liebenswürdige junge Leute, gescheidt und von gentlemännischem Wesen. Sie kennen durchweg das klassische Alterthum derartig „auswendig", daß einem armen Freischärler auf diesen Gebieten angst und bange wird. Alle haben „schrecklich viel gelesen" und gelernt, und ein beneidenswerthes Vertrauen nicht blos in ihre Wissenschaft, sondern auch in ihr eigenes Selbst schwellt meistens ihren Busen. Nur das Urtheil über Schöpfungen der bildenden Kunst scheint zuweilen nicht ganz unfehlbar zu sein. Ach, wie wahr! Aber auch andere Besucher kommen, selbst solche, die von „kühnen Gattinnen" begleitet werden. Das führt dann oft zu wunderlichen Scenen. Ein Wolkenbruch im Thal ist auf die schönen Reisenden niedergebrochen und nun erscheinen sie, Zuflucht suchend, im „Deutschen Hause", um hier durch Gatten- oder Zofenhülfe umgekleidet und getrocknet. oder auch wohl mittelst starker Chinindosen dem Leben wiedergegeben zu werden. Endlich folgt, ihnen zu Ehren, ein gastliches Mahl. Dann weicht plötzlich das bis zum letzten Grade der Schäbigkeit abgebrauchte, rauhe Gewand der Arbeit von den Schultern der Hausgenossen dem anständigen, flecken- und rissellosen Rock, und der weiße Hemdkragen schmückt mit selten gesehenem Glanz den Halssaum des Wollenhemdes, und was nur an geselliger Anmuth, an Witz und Esprit durch Jeden aufzubringen ist, muß heran, um vor dem zarten Gaste zu brilliren, daß derselbe an Geist erquickt und durchsonnt, wie an Kleidern und Haut getrocknet und erwärmt, von dannen ziehe, dankbar den Segen des Vaters Zeus auf die Herren vom „Deutschen Hause" herabflehend."

Der letzte und umfassendste, in seinen Schilderungen vielleicht auch glänzendste Abschnitt des Buches führt die Gesammtüberschrift: „Quer über den Peloponnes." Der Herr Verfasser hatte hier wohl das Gefühl Dinge zu beschreiben, die vor ihm nur in wenigen Ausnahmefällen beschrieben worden sind, und aus diesem Gefühl erwuchs ihm eine besondere Freudigkeit des Schaffens. Das Betreten jungfräulichen Bodens, auf welchem Gebiet es immer sei, steigert unsre Lust und Liebe und mit ihnen unsre Kraft. Das gute Gewissen eines besonderen Rechts verleiht uns Kraft und Sicherheit. Der Ritt ging zunächst nach Andritzena, zum reichen Gastfreund Sacharopulos, von hier aus seitwärts nach Bassai-Phigalia, um dem 430 v. Chr. seitens der Phigalener dem Phöbos Apollon inmitten einer Klippenwildniß errichteten dorischen Tempel einen Besuch zu machen, dann nach Andritzena zurück, um wieder die große Straße zu gewinnen. Darauf von Andritzena nach Megalopolis, der Stadt des Epaminendos, die nach dem Siege von Leuktra als eine Art „Trutz-Sparta" errichtet wurde. Von Megalopolis nach Tripolitza, von Tripolitza nach Nauplia, von Nauplia nach Mykenä und Korinth. Endlich nach Athen.

Aus der Reihe des in diesem Abschnitt Gebotenen gebe ich nur das Folgende.

L. P. war in Megalopolis in einem Hause untergebracht worden, das er für ein Khani oder Gasthaus nahm. Die Neugier aller Mitbewohner wurde ihm störend, noch störender, daß er auf seine Abendmahlzeit länger warten mußte, als sich mit seinem Hunger und seinen Anschauungen von prompter Bedienung vertrug. „Endlich erschien eine schwarzäugige Dame, breitete ein blaugewürfeltes Tuch über die freigemachte Tischplatte, trug zwei Teller, Brod, Wein, sogar Gläser, ja sogar eine Gabel auf, und setzte eine große Schüssel voll gekochtem Hammelfleisch und eine zweite mit vortrefflichem frischem Salat in die Mitte. Der bärtige Hausherr forderte nunmehr die gesammte Jugend auf, sich mit der Mutter zu entfernen und stellte sich mir, als er sich auf einen Schemel niedergelassen und von dem Hammelfleisch mir ein Erkleckliches vorgelegt hatte, als Patersamilias vor. Er war noch jung, erst 35. Aber mit sunszehn Jahren schon verheirathet, war er mit fünfunddreißig bereits Vater von acht Kindern, darunter ein neunzehnjähriger Sohn. Er imponirte mir in seiner ruhigen heiteren Hausherrenwürde ungemein, und ich nahm all meinen Vokabelbesitz, auch all meine mimischen Talente zu Hülfe, um ihm die Bewunderung eines auf diesem Gebiete kaum minder erfahrenen Deutschen auszudrücken. Nach beendetem Mahle breitete er eine Art harte Matte, einen groben Teppich und ein reines Leintuch darüber auf dem Dielenboden aus und entfernte sich mit besten Wünschen für die Nacht. Leider sorgten die verschiedenen Genossen des Raumes: Schwalben, junge Hühner und was sich sonst noch, wenn auch lautloser als sie, über mich hinbewegte, dafür, daß jene Wünsche sich nur sehr eingeschränkt erfüllten. Froh des ersten, durch Dach und Läden einfallenden Morgenlichts, sprang ich auf, um auf einen bretternen Balkon hinauszutreten und die frische Kühlung einzusaugen. Da überraschte mich ein wahrhaft rührendes Familienbild. Auf diesem schwanken Bretterboden lagen, dicht nebeneinander gereiht, noch im tiefen süßen Schlaf, der Hausherr mit seiner ganzen männlichen Nachkommenschaft, alle in voller Garderobe, eine alte Pferdedecke über sich ausgebreitet. Um dem „Gast" (denn es es war kein Wirthshaus und aus gutem Herzen hatte man mich aufgenommen) das Zimmer ungestört zu überlassen, hatte man sich ausquartiert und die Nacht unter freiem Himmel geschlafen."

Am 12. Mai war unser Reisender in Athen, und Angesichts desselben, als die Akropolis von der Nachmittagssonne plastisch modellirt, in all ihrer Herrlichkeit auftauchte, durfte er die Worte niederschreiben: „Ihres Gleichen hab' ich nie und nirgend gefunden; dieses Bildes ernste Pracht, wie viel des Schönen ich gesehn, hat nichts Andres zu besiegen und zu verdrängen vermocht. Sei mir gegrüßt! Und dankbar gepriesen sei das gütige Schicksal, welches mir das Niegehoffte gewährt hat, dich, Athen, noch einmal wiederzusehn und diesen heiligen Boden noch einmal zu betreten, „ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe mir netzt"."

Ende Mai war L. P., nach etwa zweimonatlicher Abwesenheit, in Berlin zurück. Ein kurzer, rein sachlich gehaltener Bericht über die beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen ist den Reisebriefen beigegeben.

Ueber den wissenschaftlichen Werth dieser Briefe steht mir kein Urtheil zu, auch wird es nicht die Absicht des Herrn Verf. gewesen sein, mit Strack, Böttticher, Adler, und anderen noch specielleren Olympia-Berühmtheiten, in irgend welche Concurrenz zu treten. Was diesen Schilderungen ihren Reiz und ihren Werth verleiht, das ist, wie schon Eingangs angedeutet, ihre erzählerische Seite, das ist der Umstand, daß Alles darin mit einem Malerauge gesehen wurde. Aber auch das drückt die Vorzüge dieser und ähnlicher Veröffentlichungen P.s, wohin ich beispielsweise sein Marokko-Buch und sein Buch über den deutsch-französischen Krieg rechne, nur erst sehr annähernd aus. Das Malerauge, das richtig zu sehen, und weil es richtig sah auch richtig, klar und anschaulich aufzubauen weiß, haben schließlich Viele, ja dies Auge, wenn nichts hinzu kömmt, wenn es sich ausschließlich geltend macht, kann gefährlich werden. Auch hier knüpft sich der Segen an die Bedingung: „wenn es der Mensch bezähmt, bewacht", während es umgekehrt auch von des Malerauges unbezähmten Gewalten heißt: „wehe, wenn sie losgelassen". Das bloße gute Schildern kann unter Umständen ebenso sehr ein Schreckniß wie eine Wohlthat sein. Wer immer wieder schildert, unterschiedlos, erbarmungslos, und bei dem Hundertmal-Dagewesenen mit derselben Gründlichkeit und Liebe verweilt, wie bei dem Eigenartigen und Charakteristischen, das nur ihm zu schauen vergönnt wurde (und dies ist der Punkt auf den es ankommt), der wird mit all seinem Schilderungstalent sehr bald ermüden statt zu erquicken. Das befahrene Künstlerauge wird aber allemal auch ein kritisches Auge sein, und nicht blos das Unwichtige vom Wichtigen aus-

zuscheiden, sondern auch unter dem Wichtigen noch wieder eine Auswahl zu treffen wissen. Vor Allem wird es durch Unterbrechungen, durch Wechsel des Gegenstandes zu wirken verstehn. Wie nervös organisirte, mit ihrer Zuhörerschaft in Rapport bleibende Professoren ein Schwinden der Aufmerksamkeit, oder auch nur die drohenden Anzeichen davon, seinen Sinnes herausfühlen vermögen, und sich nun beflissen und geschickt zeigen, durch ein eingestreutes Bonmot, eine glänzende Nebenbeibemerkung das hinschwindende Interesse neu zu beleben, so muß auch der mit dem Künstlerauge bewaffnete Schilderer, wenn er in Geltung bleiben will, den Zeitpunkt klug erkennen, wo überhaupt nicht mehr geschildert werden darf, und wo auch das Beste seiner Gattung den Dienst versagt. Wer dieses Wahrnehmungsvermögen entbehrt, der schildert seine Leser in die helle Verzweiflung hinein, der gegenüber es gleichgültig bleibt, ob das Gebotene letzten oder ersten Ranges ist. Denn er hat den Abbrechungsmoment versäumt. Im Erkennen dieses Moments ist unser L. P. ein Meister. Er übt die Kunst des „Stoffwechsels", der bunten Aufeinanderfolge, und nicht nur Genrehaftes löst in seinen Schilderungen die Landschaft ab, auch Dichtung, Sage, Historie werden geschickt herangezogen, um das Schlimmste für ein Buch: die Monotonie zu vermeiden.

Ein charakteristischer Zug dieses Olympia-Buches, um wenigstens auf eine Seite, eine allerfeinste, dieser Nüancirungs- und Variirungskunst aufmerksam zu machen, ist die gelegentliche Verwendung der „heroischen Landschaft". Manche Scenerien aus dem Abschnitte „Quer durch den Peloponnes" wirken, wenn Kleineres mit Größerem verglichen werden darf, wie Poussin.

Ich habe das Vorstehende um so lieber, und wenigstens meinem Wunsche nach um so eindringlicher niedergeschrieben, weil es mir erscheinen will, als ob das journalistische Talent, das wir so glücklich sind in L. P. zu besitzen, nicht voll nach seinem Werthe gewürdigt wird. Berlin hat bekanntermaßen eine Neigung alle Kräfte, die für dasselbe thätig sind, herunterzudrücken, ihnen eine mehr als bescheidene Stellung anzuweisen, und schon die Rahel durfte sagen: „Wenn der Papst nach Berlin kommt, so hält er sich keine Woche; den siebenten Tag rangirt er mit Prinz August oder der Kenebell." Und um ein verwandtes Dictum aus unseren eigenen Tagen zu citiren: „Es bedeutet schon 'was, zehn Jahre lang in Spree-Athen blos mitgeschwommen zu haben." Solche geflügelten Worte charakterisiren den zu Gleichgültigkeit und Abfall geneigten Undank, an dem unsere Stadt laborirt, und der unter Anderem auch dafür sorgt, die literarische Thätigkeit L. P.s als etwas blos „Selbstverständliches" hinzunehmen, etwa so selbstverständlich wie daß allmorgendlich die Vossische Zeitung auf unsrem Frühstückstische liegt. Solche reiche Begabung ist aber keineswegs etwas Selbstverständliches, sondern umgekehrt so selten wie möglich. Jeder hat sein Maß von Begabung, wie jeder sein Maß von Vermögen hat, aber der Grad entscheidet, und neben ihm die Vielseitigkeit, der weite Horizont. Im Einzelnen wird L. P. vielfach übertroffen, von diesem an stilvoller Kunst, von jenem an Witz, von diesem an Geschmack, von jenem an Gelehrsamkeit, aufs Ganze hin angesehn nehme ich nicht Anstand, ihn, auf dem nichtpolitischen Gebiete, für das größte journalistische Talent zu halten, das ich kennen gelernt habe. Und ich habe viele kennen gelernt. Und nicht blos in Deutschland. Wir dürfen uns freilich nicht durch den bloßen Klang französischer und englischer Namen blenden lassen. Man vergleiche L. P. beispielsweise mit William Russel, einem der besten und begabtesten die das Ausland hat. Und doch wie beschränkt in seiner Begabung! Was L. P. besitzt, ist nicht nur ein stupender Reichthum an Anschauungen innerhalb aller Gebiete des Lebens und der Kunst, nein, er beherrscht diesen Besitz auch derartig, daß er jeden Augenblick mit größter Leichtigkeit darüber Verfügung hat. Spielend entledigt er sich seiner Aufgaben und weiß jeder Frage, jedem Stoff eine neue, glänzende Seite abzugewinnen, den schwierigsten Stoffen aber am ehesten und am glänzendsten. Ich erinnere nur an einen vor etwa sechs oder sieben Jahren geschriebenen Artikel, worin ihm oblag, den Lesern der Vossischen Zeitung die Veränderung des Formats dieser Zeitung plausibel zu machen. In geschickter Bewältigung solcher scheinbar kleinen Aufgaben zeigt sich das eigentlich große Talent. Ueber Karl V. und die Schlacht bei Pavia kann Jeder schreiben.

Das Olympia-Buch L. P.s aber ist ein neuer Beweis seiner leicht und glücklich gestaltenden Hand.

Th. Fontane.

Hinterindisches.

Von Franz Einsiedel.

(Schluß.)

Das birmanische Intriguenstück — die Birmanen, hoch und nieder, sind leidenschaftliche Freunde vom Schauspiel — hatte nun seinen ersten Act ausgespielt. Man muß gestehen, daß eine kalte Luft in demselben weht. Ein harter, eigenwilliger, aber von manchem guten Willenstrieb beseelter König vereinsamt auf seinem Todtenbette, eine intriguante Königin, die mit selbstsüchtigen Ministern unter einer Decke spielt, in Todesangst entflohene Söhne, eisenbeladene, eingekerkerte Verwandte — das sieht wie der Anfang einer Tragödie aus. Aber nun kam ein heiteres Zwischenspiel. Die Minister suchten sich zu sichern gegen eine Wiederkehr der absolutistischen Regierung, wie der vorige König sie geübt hatte. Das war ja mit der Zweck ihrer Umtriebe gewesen. Ihr aus vier Staatsministern bestehendes Collegium zog einen in Mandaleh angesessenen und dort wohlangesehenen englischen Kaufmann, Mr. Williamson, zu Rathe, der ihnen einen allgemeinen Abriß der englischen Verfassung geben sollte. Er constituirte sich bereitwillig als die Egeria der birmanischen Regierung, die denn auch in ihrem neuen Organisationsplan für eine Regierungsform, welche für alle Zukunft eine zu große Beschränkung ihrer Macht verhindern sollte, seine Vorschläge beherzigte. Diesen fünf Köpfen der Minister und des Mr. Williamson entstieg nun folgende Verfassung: Das Ministercollegium (Hlwotdan), der geheime Rath des Königs (Byadeit), die beiden Stadthauptmänner der Residenz und die zwei höchsten Offiziere der Armee, zwölf Männer zusammen, bilden einen höchsten Rath, an dessen Zustimmung der König in allem seinen Thun gebunden, soweit es Staatsangelegenheiten betrifft. Er handelt in Staatsangelegenheiten immer nur als „König im Rath", nichts kann an ihn gelangen, das nicht diesen Graben passirt, der um ihn gezogen; sogar das Recht der Petition an die Krone, das uns zurückgebliebenen Europäern noch anhaftet, ist dem Birmanen genommen, er wird bestraft, wenn er es ausübt. Jeder Erlaß muß gegengezeichnet sein. Das war die birmanische October-Verfassung, um die freilich das Volk, man muß dieses Zeugniß seinem wunschlosen Unterthanenverstande ausstellen, sich nicht im Geringsten kümmerte. Kümmerte sich aber Jemand um dieselbe, so wird es kaum anders als auf Grund der Berechnung gewesen sein: Wenn uns der König, das eine Haupt, allein schon bis aufs Blut gepreßt hat, wie wird es gehen, wenn die zwölfhäuptige Schlange dieser Regierung sich um Birma schlingt? Wird sie uns nicht erdrücken? Aber politisch nachdenkliche Leute sind in Birma seltene Vögel und im Allgemeinen wird es wohl wahr sein, was ein zuschauender Engländer, der es liebt, sich deutlich auszudrücken, von dieser Volksstimmung sprach: „it didn't care two damns". Selbst der König schien nicht mehr als soviel für diese Neuerung übrig zu haben; er beschwor sie anscheinend leichten Herzens und ließ es ebenso geschehen, daß die Beamten nicht ihm allein Treue schworen, nicht dem einsam strahlenden Könige auf der steilen Höhe seiner Gottesgnadenschaft, sondern dem König, den wie einen zum Schutze der Umgebenden eingehegten Tiger, der Wall und Graben des Rathes umgab. Sie schworen nicht dem König, sondern dem König in seinem Rathe. Die Verfassung fing sogar schon an zu arbeiten, keuchend und ächzend zwar, wie eine neue Maschine, aber sie machte sich fühlbar. Die tropische Wildniß von Steuern und Abgaben mannichfaltigster Art, die im Laufe der Jahre immer weiter gewuchert hatte,

wurde gelichtet und man ließ blos die höchsten und stärksten Steuerbäume stehen, die stark genug waren, das Dach des birmanischen Staatswesens zu tragen. Auch das lästige Nesselgestrüpp des fiscalischen Handels, an dem Einheimische und Fremde sich so oft die Hände verbrannt, es wurde rücksichtlos niedergehauen. Selbst das unpolitische Volk begann zu fühlen, daß eine Erleichterung sich in den obersten Regionen des Saugapparates, genannt Verwaltung, vollziehe, es schien etwas mehr Recht auf seinen eigenen Besitz und Erwerb zu haben und die geblümten Silberbleche des birmanischen Geldes waren nicht mehr so flügg wie bisher. Der König saß ruhig im Kreise seines Rathes, nur etwas zu ruhig, er soll fast taub und stumm bei den Plänen gewesen sein, mit denen die Minister ihn umqualmten, Plänen, die wohlgemeint und klug, aber freilich bei allen schönen Perspectiven doch immer kein Weihrauch waren.

Man soll dem Beweihräuchertwerden noch schwerer entsagen können als dem Selbstrauchen und so ein Birmanenkönig von 20 Jahren ist schwer zu berechnen. Die Minister scheinen nicht seine Freunde gewesen zu sein. Nun wissen wir aus unseren doch gewiß soviel civilisirteren Verhältnissen zur Genüge, welche große Bedeutung die persönlichen Gefühle in den Brüsten der Regierenden und Mitregierenden für den gedeihlichen Gang der Staatsmaschine haben. Ein Staatsmann, der nur von Söhnen, Schwiegersöhnen, Vettern, Freunden und sympathischen Naturen umgeben ist, ist in besserer Laune als einer, der zwischen Dornenhecken seinen Weg zu treten hat, und mit ihm ist es das Land. Wie verdrießlich, wenn sich die Regierer und Unterregierer in ihren Versammlungen zanken! Der brave Unterthan möchte nur gleich hinzuspringen und seine guten Dienste anbieten. Wie viel schöner, wo Alles mit dem süßen Oel wechselseitigen Wohlwollens befeuchtet, glatt und geräuschlos von Statten geht. Wenn, wie man zugeben muß, die gallische Devise der Fraternität banal geworden ist und für uns zugeschlossenere Naturen nicht paßt, ist dieses ein Hinderniß, daß wir an die Spitze unserer Verfassung in goldenen Lettern die Worte „Freundschaft — Kameradschaft" setzen? Es kommt ja doch Alles auf Frieden, Einigkeit, Nachgibigkeit an. Je älter man wird, desto klarer sieht man das ein. Mir würde es deshalb auch gar nicht mißfallen und ebensowenig zwecklos vorkommen, wenn sich die Reichstage der europäischen Völker jeweilen mit großen Festcommercen eröffneten, für die die betr. Seniorenconvente die Vorkehrungen gewiß in ganz zufriedenstellender Weise zu treffen wüßten. Die Minister und sonst maßgebenden Persönlichkeiten würden für die Musik sorgen, vielleicht selber aufspielen, die Wähler würden sich schmeicheln, das Bier zu bezahlen und Alle, von oben bis unten, würden sich unter Tusch in einem einzigen großen Smollis umarmen und verbrüdern. Die destructiven und überhaupt principiell unangenehmen Parteien könnte man von diesem schönen Feste ausschließen, was vielleicht allein schon genügen würde, um sie zur Raison zu bringen. Welches Schauspiel für das Land! Welche Erleichterung der Geschäfte! Manche Session könnte vielleicht schon am Morgen nach dieser Vereinigung wieder geschlossen werden, nachdem sie schon vor Eintritt der unvermeidlichen Folgen alles zum Staatswohl Dienende rasch durchberathen und vermöge der eben gewonnenen, noch frischen Einigung friedlichst erledigt hätte.

In Birma war es leider nicht derart und so konnte es kommen, daß eines schönen Tages König Thibo in seinen Ministerrath trat, einige der Herren, die am eifrigsten bei der Anfertigung der Verfassung gewesen, mit Scheltworten überhäufte, sie in einen Stall gefangen setzen, ihrer Würden sie berauben und ihre Namen von allen Erlassen streichen ließ. Er hatte wohl wieder einmal über den Durst getrunken und in Birma ist auch der Durst tropisch. Sie sitzen noch heute, elendiglich gepflegt, und hart daneben tagt der Rath, der seiner selbst angenommenen Würde wieder entkleidet und zum Werkzeug in den Händen des nach dreimonatlicher Unterbrechung wieder absolut gewordenen Königs herabgesetzt worden ist. Er zittert, daß noch Andere aus seiner Mitte in den Stall wandern müssen, vielleicht das ganze Collegium. Daß in den Augen des Königs dies sein wohlverdienter Platz wäre, unterliegt keinem Zweifel, nachdem derselbe seine blutige Despotennatur so unverhüllt herausgekehrt hat. Er hat im verflossenen Februar gegen 100 Männer, Frauen und Kinder, darunter alle seine gefangenen Brüder und Verwandten hinrichten lassen, und einige von den armen Stallbewohnern soll dasselbe Schicksal getroffen haben. Erst die Vorstellungen des englischen Residenten vermochten dem Blutbad Einhalt zu thun. Die Anhänger der Minister zittern um ihr Leben, einige sind schon hingerichtet, viele geflohen und für den Augenblick hat die Geschichte, soweit sie birmanisch ist, wieder ganz in die blutbefeuchteten Bahnen zurückgelenkt, alle civilisirten oder auch nur menschlichen Neigungen abgelegt und das angenommen, was dortige Hofhistoriker der neuen Aera national nennen werden.

Grauenhaft wie diese Ereignisse sind, würden sie doch als nicht ganz ungewohnte innere Angelegenheiten eines im Ganzen doch nur für das benachbarte Indien wichtigeren Staates nicht soviel Aufsehen erregt haben, wenn nicht gleichzeitig auch von derselben unbedachten Hand Keime eines Conflictes ausgesät worden wären, welcher das schon mit zwei Barbarenkriegen behaftete England zu einem dritten Krieg dieser Gattung zwingen konnte. England hat freilich durch die Eroberungen, die es in den beiden Birmanenkriegen 1824/26 und 1852/53 machte, einen festen Halt in den birmanischen Küstenstrichen gewonnen, die es sämmtlich annexirte, so daß das Königreich nur noch Binnenstaat ist und für seinen Handelsverkehr eigentlich auf die brittisch gewordenen Hafenplätze angewiesen ist. Trotz dieser abhängigen Lage ist Birma nicht nur selbstständig geblieben, sondern auch in keiner Weise etwa im Gefühl seiner Schwäche freundlicher gesinnt geworden. Man hat in England selbst mehrfach den Vorwurf gegen die Leiter der indischen Politik erhoben, daß sie weder 1826 noch 1853 die von den Truppen erkämpften Vortheile genügend ausgebeutet hätten. Man hätte den Birmanenkönig zu einer abhängigen Stellung zwingen müssen, wie indische Fürsten sie einnehmen. Darüber kann man streiten, aber ohne Zweifel war es nicht wohlgethan, den letzten Krieg von 1853 einfach mit einer Friedens-Proclamation und der Wegnahme der südlichen Küstenprovinz Pegu zu beendigen. Es war moralisch ganz richtig gedacht, was der Generalgouverneur damals sagte, daß der Vertrag mit einem birmanischen Potentaten nicht das Papier werth sei, worauf er geschrieben, aber da der geschlagene König sich weigerte, irgend einen Vertrag zu unterzeichnen, so hätte er dazu gezwungen werden müssen, da anders die Birmanen sich doch nicht als ganz besiegt betrachteten. Nun könnte es leicht zu einem dritten Birmanenkrieg kommen. Die Befestigungen am Irawaddy, die schon der frühere König von einem italienischen Ingenieur anlegen ließ, sind seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs mit Geschützen versehen worden. Die Armee ist verstärkt und zusammengezogen, der König ist von Rathgebern umringt, die als englandfeindlich bekannt sind und hat offen seine erbittert feindliche Gesinnung kundgegeben, die sogar für die Sicherheit des englischen Residenten in Mandaleh fürchten ließ. Die brittisch-indische Regierung hat ihrerseits Rangun befestigt und die an sich unbedeutende Garnison in brittisch Birma verdoppelt. In den letzten Wochen wurden Gerüchte von einem Aufstande in den birmanischen Schanstaaten (halbselbstständigen Fürstenthümern im Gebirge nördlich und östlich von Birma) aus Calcutta gemeldet, aber andererseits ist dem König von den Schanhäuptlingen von Theini gehuldigt worden. Diese Aufstände dürften kaum kräftig genug sein, um den jungen Tyrannen nach dieser Seite hin abzulenken. An eine gründliche Reaction in Mandaleh selbst ist nicht zu denken. In den brittisch-indischen Kreisen scheint die Wahrscheinlichkeit eines dritten Birmanenkrieges unter diesen Verhältnissen immer näher zu rücken und wenn er ausbricht, verschwindet wohl für immer Birma aus der Reihe der selbstständigen Staaten.

Aus der Hauptstadt.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

(Schluß.)

III.

Die Reihe der Interieurs, welche im Kataloge zum Theil unter Gruppe XIV verzeichnet sind, hat in jüngster Zeit einen eindrucksvollen Zuwachs erhalten. Der nach dem Entwurfe des Professors Raschdorff von der Firma A. Görgens & Co. ausgeführte Jagdsaal nimmt wohl mehr als den doppelten Raum der größten Koje ein und präsentirt sich, gewiß zu seinem Vortheil, in natürlichen Dimensionen. Die mit staunenerregendem Fleiß in ungebeiztem Eichenholz geschnitzte Renaissanceedecoration wird nur längs der Wandhöhe von großen quadratischen Füllungen in dunkelgrünem ungeschorenem Plüsch, wenn ich in der Beurtheilung des Stoffes bei dem Abstande nicht irre, unterbrochen und empfängt die volle, warme Beleuchtung, deren sie zu harmonischer und behaglicher Wirkung durchaus bedarf, von einem Oberlicht mit farbigen Flaschenböden. Die Längswand beherrscht ein schwerer Kamin, über dem sich an Stelle des Mantels das Hauswappen mit zwei lebensgroßen, kernig gedachten und behandelten Schildhaltern bis zu dem von Triglyphen und Metalltellern in quadratischen Feldern gebildeten Fries unter der Decke erhebt. Auf den Schmalwänden correspondiren Wandnischen, welche mit Rundbogen nach oben hin abschließen und von dreieckigen Giebeln bekrönt werden. In der zur Linken präsentirt sich der Schenktisch mit prunkenden Trinkgeräthen, rechts der waidmännische Waffenschrank. Rundschilder von dunklem Metall beleben die grünen Füllungen mit markigem Eisenglanz. Auf das Detail des Ornaments hat der berühmte Architekt, den wir nunmehr mit Stolz zu den Unsern zählen, die liebevollste Sorgfalt verwendet und dem Holzbildhauern ein weites Feld zur Entfaltung seiner Kunst eröffnet. Die Lösung der Aufgabe ist meisterhaft, aber sie läßt doch auch zugleich den angreifbaren Punkt erkennen. Ich finde ihn in dem beunruhigenden Zuviel, in dem Raffinement des mikroskopischen Formengewebes. Eine derbe Faust, wie sie an dem Arm des Jägers von altem Schrot und Korn zu sitzen pflegt, ein zutappender Jagdstiefel läuft jeden Augenblick Gefahr, hier eine Ecke und dort eine Kante abzustoßen. Vielleicht steckt in der Bemerkung zu viel praktisches Gefühl. Es kann mir indeß den Genuß an dieser Zierde unserer Ausstellung nicht wesentlich verkümmern.

Eine nicht minder anziehende Specialität in bescheideneren Dimensionen bietet das von C. Praechtel nach dem Entwurf der Architekten Hoeniger und Reyscher ausgestellt Credenzzimmer. Noch dreizehn Firmen müßte ich namhaft machen, wollte ich jedem Einzelnen, der mit dem Aufwande seines besten Vermögens die Elemente zu der harmonischen Gesammtheit dieses Schmuckkastens beigetragen, gerecht werden. Die Abtönung des Lichts durch das leicht und anmuthig gefärbte Fenster schafft jedem Stoffe, der hier coloristisch mitredet, seinen entsprechenden Werth. Goldglanz wird gedämpft, strenger Farbenernst ins Heitere gehoben. Ein Raum wie geschaffen für die Fröhlichkeit geistvoller Zecher!

Ganz selbstständig und bis auf die Decke, welche sich von etwas kleinlichem, früher beliebten Papiermachécharakter nicht frei machen kann, vertritt Franz Seelig die Gothik in einem bis in die unscheinbarsten Details liebevoll durchgeführten Interieur. Die Stofftapete — so viel ich erkenne, bemalte Jute — ist durch Composition und Farbe gleich ausgezeichnet. Auch hier ein höchst wohlthuendes Gleichgewicht zwischen Belebendem und Belebtem.

Mit glücklichstem Erfolg wagt sich die Decoration des von Thierichens ausgestellten, von den Architekten Friebus und Lange entworfenen Zimmers unter begünstigendem Oberlicht in eine lustigere Farbenwelt. Röthliche Orangetöne geben dem Jutemuster seinen kecken und keinem Beispiel nachempfundenen Grundcharakter. Persische Stoffe nehmen die Weise graziös auf und stimmen sie fort.

Sehr beachtenswerth, zumal auch die Ansprüche der Leute von Geschmack und knapperen Mitteln in Frage kommen, sind die Versuche von Härtel und Stoevesand, mit einfarbigen Gegensätzen dem Zimmer coloristische Lebendigkeit zu geben. Selbst da, wo die Lösung nicht unbedingt anerkannt werden kann, zeigt sich deutlich der Weg. Und das bringt mich zur Beantwortung der Fragen, die wohl hier und da nach der praktischen Bedeutung dieser Abtheilung der Ausstellung aufgeworfen werden. Sie ist in keiner Weise zu unterschätzen. Warum sollte nicht das freie künstlerische Walten, wie es sich hier in weit mehr Beispielen darstellt, als ich berücksichtigen durfte, die Oberhand gewinnen über den gewerbsmäßigen Import französischer Modeausstattungen? Wie kann es ausbleiben, daß das schwache Vertrauen unserer reichen Welt auf die Leistungsfähigkeit einheimischer Kräfte durch den Anblick dieser Proben gestärkt wird? Und Thatsachen reden. Das Interieur von Kayser und von Großheim gewann einen schlesischen Magnaten so ganz für sich, daß er der Firma Max Schulz & Co. die Ausstattung und Einrichtung seines Schlosses übertragen hat. Das schöne Damenwohnzimmer in schwarzem Holz mit Kupfereinlagen nach dem Entwurf von P. Roetger sieht der Zeit entgegen, da es seine Weihe von einer reizenden Bewohnerin empfängt. Die Beispiele werden sich bis zum Ende der Ausstellung mehren und der entsprechende Lohn dem entfalteten Kraftaufwand früher oder später nicht fehlen.

Hier will ich auch gleich der Badezimmer und Küchen gedenken, die uns in vollständiger Ausrüstung mehrfach entgegentreten. In der Küche ist der Berliner jedenfalls besser zu Hause. Der Luxusbegriff des Bades ist noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen. Was demselben vorausgeht, was ihm folgt, zeigt sich nur in geringem Grade berücksichtigt. Es fehlt an den Zeichen üppiger Behaglichkeit. Der eigentliche Badeapparat ist namentlich in dem von Grove ausgestellten Kabinet nach künstlerischen Gesichtspunkten ebenso glänzend als solid ausgestattet, der concentrirte Kupferglanz in den Hohlflächen von warm belebender Wirkung. Der Cylinderofen theilt mit seinen zahllosen Collegen das gleiche Schicksal. Ein künstlerisches Kleid für diesen stereometrisch langweiligen Gesellen bleibt noch zu schaffen. Die Verbindung von trübefarbigem Lack mit gleißenden Metallbändern wird niemals zu befriedigenden Resultaten führen. Am besten finden sich die Ventilationsöfen von C. Geiseler mit der undankbaren Aufgabe ab.

Unter den Kücheneinrichtungen behauptet die von E. Cohn ästhetisch den ersten Rang, und ich erfahre zu meinem Erstaunen, daß auch dieses anmuthige Ensemble mit seinem derbkräftigen und freundlich getönten Holzwerk den Architekten Ihne und Stegmüller seine Entstehung verdankt. Die Geräthe lassen sicher keinen berechtigten Wunsch der sachverständigen Hausfrau unbefriedigt. Ob es indeß je dahin kommt, daß sich die trefflichen Majolikagefäße, welche uns die Schweiz sendet, in unseren Küchen zu täglichem Gebrauch oder auch nur als Schaustücke einbürgern, ist zum mindestem zweifelhaft.

Die Gruppe der Holzindustrie bietet noch unendlich Mannichfaltiges, woran ich vorübereilen muß. Zunächst nehmen wir mit Befriedigung wahr, daß der Begriff „Berliner Möbel", wie sie täglich die Züge aller Bahnen über die Windrose verbreiten, nicht zur Erscheinung kommt. Selbst an der Lösung der durch den Import der amerikanischen Holzfournirsitze veranlaßten Frage betheiligen sich Architekten wie Ende, Heyden, Fingerling und Andere. Spiegel, Bilderrahmen, Prachtstücke der Posamentierkunst, Kasten und Kästchen, dann wiederum Billards von elegantester Ausstattung und mit den überraschendsten Subtilitäten, wie in der Combinirung der deutschen und französischen Partie mittelst doppelter und verstellbarer Spielbahnen, häufen sich in beengter und etwas labyrinthischer Aufstellung und bringen Jedem etwas.

Gruppe V umfaßt die Thon-, Porzellan-, Kunststein- und Glasindustrie. Wie nach den Weihnachtsmessen zu erwarten stand, übernimmt letztere, weit voran, die künstlerische Führung. Die Ziergefäße aus der Fabrik von Fritz Heckert nach Entwürfen von Heyden, Cremer und Luthmer sind gleich ausgezeichnet durch stilvolle und keineswegs in freudloser Nachahmung befangene Form, durch Leichtigkeit und Farbenzauber. Für diesen erweist sich namentlich das Ornament durchscheinender Oxydfarben von Wirkung. In der flotten Verwendung des Emails halte ich hier und da noch Verfeinerung der Technik und Farbenpaarung möglich. Daß auch hier nur der Reiche zugreifen darf, bleibt zu bedauern.

Die Ausstellung der Königlichen Porzellanmanufaktur bestätigt die bereits früher gemachte Wahrnehmung, daß dem Institut durch rechtzeitige Erkenntniß seiner Vereinseitigung zukunftsreichere Bahnen geöffnet sind. Die Rückkehr zu den stilgerechteren alten Mustern bewährt sich aufs Beste. Der Grund für einen künstlerisch gerüsteten Leiter ist geebnet. Wohl nur von Wenigen wird die Collection Proben von Hartbrandfarben bemerkt. Sie enthalten ein ganzes Stück Geschichte des

Berliner Kunstgewerbes. Diese Verdüsterung der Farbenlust galt einer vorangegangenen Generation als höchstes Mittel zur Decorirung. Die Entartung der Farbe durch Beimischung schmutzig grauer Pigmente ist die Signatur der neuklassischen Renaissance an den Ufern der Spree.

Mit grandiosen Mitteln ist die Berliner Ofenfabrikation ins Feld gerückt. Durch die Zerstreuung über zahllose Stellen wird dem flüchtigen Beschauer die Gesammtschätzung erschwert. Kräftiges, gesundes Schaffen, auf künstlerische Leitung gestützt, zeigt sich fast überall, auch wo ich nicht unbedingt zustimmen kann. Das Zuviel droht Gefahr, doch mag man der Gelegenheit etwas zu gut halten. Verfeinerung der Glasur, die durch unangenehm kalte Reflexe bei dem kecken Relief der Formen doppelt beunruhigt, scheint mir das nächste Ziel. Einen der werthvollsten und beherzigenswerthesten Beiträge zu der Industrie liefert Timm mit seinen keramischen Studien. Im Uebrigen macht sich bei den zum Theil sehr verdienstlichen Proben von Majolika der Wunsch nach einer vornehmeren Farbengebung geltend, in der namentlich das Gelb und Grün interessanter Verfeinerung zugänglich sein möchte.

Die Glasmalerei zeigt sich in den Glasgemälden des Königlichen Instituts und den Glasbemalungen von Louis Jessel und Anderen unter belehrendem Gegensatz. Auf jenem Wege ist nicht mehr viel zu erobern, auf diesem der Verschönerung unseres häuslichen Daseins reicher Gewinn zu schaffen. Auch hier bürgt der Contact mit bewährten Künstlern für die Entwickelung glücklicher Anfänge.

In der Bethätigung auf rein praktischem Gebiete führt diese Gruppe die interessantesten Specialitäten vor. Das Riesenportal von Flaschen aller Art, die Collectivausstellungen von Geräthen für Apotheker, Chemiker und Techniker, die französischen Mühlensteine deutscher Fabrikation, die gewaltigen Thonröhren, feuertrotzende Chamottewaaren aller Art, Spiegelscheiben von imposantestem Flächeninhalt und tadelloser Reinheit gehören zu den augenfälligsten Proben eines nur geringer Concurrenz unterliegenden Gewerbes.

Die Kurz- und Galanteriewaarenindustrie in Gruppe VI läßt sich schwer unter einen Gesichtspunkt bringen. An der Hand des Kataloges verweile ich bei einer Fabrik, welche nur Abstricker — der weiblichen Jugend unter dem Namen Wunderknäul ein sauersüßes Angebinde — verfertigt. Auch die Ausstellung der Schwämme fesselt mich, mehr noch durch den grausen Anblick eines in dem Rachen des Hais verschwindenden Tauchers als durch die Pracht der Exemplare. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß die Korkschnitzer ihrer Kunst noch nicht müde geworden sind; das Heidelberger Schloß wird noch immer in diesem Stoffe seines malerischen Reizes entkleidet und die Geschicklichkeit, die sich darin bekundet, flößt uns elegischen Antheil ein. An der Ausstellung von Görsch, der den Nibelungen von Bayreuth und Leipzig die Waffen schmiedet, komme ich schwer vorbei. Daneben ist die gothische Pforte, die zu der Ausstellung des Märkischen Museums führt. Die enge hochgewölbte Kapelle stimmt den zerstreuten Sinn zu gesammelter Betrachtung der hier vereinigten Schätze. Menzels Maurerbriefe haben darunter mit Recht einen Ehrenplatz gefunden. — Weiterhin rufen die Salon-Platinazündmaschinen früheste Jugenderinnerungen wach, ein Kasten, ausschließlich mit zahllosen Mustern von Portemonnaieschlössern gefüllt, mahnt an die Theilung der Arbeit. Wir befinden uns in dem ausgedehnten Quartier der feinen Leder- und Buchbinderwaaren. Es genügt zu constatiren, daß auch hier die Kunstindustrie in einzelnen trefflichen Beispielen von ihrer Fortentwickelung Rechenschaft ablegt. Wir müssen uns die Ansprüche, welche auf diesem und anderen Gebieten befriedigt sein wollen, vergegenwärtigen, bevor wir neue Grenzen vorschreiben. Man lausche nur den Verhandlungen zwischen dem ausstellenden Fabrikanten und dem kleinen Kaufmann aus der Provinzialstadt — gewöhnlich Vater und Sohn von sprechendster Familienähnlichkeit —, um zu begreifen, daß es mit der Reform gute Wege hat. Sehr beachtenswerth ist die Ausstellung der Elfenbeinarbeiten, die zugleich durch die Vorführung des Rohstoffs in Elephanten- und Mammuthzähnen und Quer- und Längsdurchschnitten aller Art Phantasie und Wißbegier anregt. Auch die schon früher gesehenen Arbeiten in Schildkrot mit Gold- und Silbereinpressungen, nach Entwürfen von A. Heyden und G. Weidenbach, zeigen ein mit Recht beliebtes Material in echt künstlerischer Behandlung und Ornamentirung. Eine reiche Auswahl patentirter Curiositäten zeichnet die Gruppe der Galanteriewaaren vor anderen aus. Daß sie sich ihrem Charakter nach von den Schaufensterauslagen unserer Hauptstraßen am wenigsten entfernt, liegt in der Natur der Sache.

Einen ihrer vornehmsten Vertreter hat die Ausstellung in der Metallindustrie gefunden. In Klasse 3 dieser Gruppe begegnen wir auch den Juwelen. Die entfaltete Pracht ist blendend und dem Berliner Auge ungewohnt. Der schwarze Brillant scheint der Held der Sage. Bei jedem Besuch steigt er in der Schätzung eines unterrichteten Nachbars. Neulich haben wir das erste Hunderttausend überschritten. Die großen Opale dünken mich Grabsteine weiblicher Schönheit, aber immerhin merkwürdig als Stücke eines Mineralienkabinets. Sehr dankenswerth ist die Vorführung einer Collection roher Brillanten vom Auffinden bis zum Fertigschliff. Im Uebrigen präsentiren sich die Schmuckgegenstände bei reicher Auswahl unter glücklichstem Aspect. Auch hier hat die Kunst mit erfreulicher Selbstständigkeit die Führung des Gewerbes übernommen. Wir dürfen die Entwickelung nur nach Maßgabe des Erfolgs erwarten, und das Publicum verhält sich gegenüber diesen fremdartigen Erscheinungen, welche der Passion für den „Schimmer des Goldes" keinen Vorschub leisten, vorerst wohl noch reservirt. Ich möchte übrigens vor Vereinseitigung warnen. Der Goldglanz darf sein Recht beanspruchen. Die Alten kamen ausschließlich mit ihm aus. Und in den polychromen Versuchen unserer neuesten Industrie vermisse ich recht oft Gefühl für Harmonie und Reiz der Farbe. Die durchsichtigen Emaillen namentlich bedürfen der Verfeinerung.

In souveräner Machtherrlichkeit stellen sich die Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst dar. An Pracht und Umfang ihrer Ausstellung mißt sich mit der Firma Sy & Wagner keine andere. Gleich werthvolle Arbeiten finden wir bei Vollgold & Sohn, H. Meyer & Co. und Humbert & Heylandt. Das Tafelservice der letzteren Firma nach Zeichnungen des Architekten Zaar hat es mir angethan. Ich gebe gern zu, daß die verwandten Stücke nach den Entwürfen von Hartmann, Schuppmann, Luthmer und Anderen damit um den Preis ringen. Die namhaftesten Bildhauer Berlins, und mehr als andere Calandrelli, Schaper und Siemering, machen ihre Kunst dem vornehmen Handwerk dienstbar und dürfen sich getrost den Händen geschickter Ciseleure anvertrauen. Kurz, hier zeigt sich überall urkräftigstes Schaffen, in dem sich die großen politischen Ereignisse und die Dankbarkeit der Nation, Anerkennung des Verdienstes in engeren Kreisen und Veredlung des Luxus auf eine höchst würdige Weise abspiegeln.

Berlin hat ausgezeichnete Bronzegießer. Die Leistungen von Gladenbeck, Elster, Spangenberg und einer großen Anzahl Firmen, welche die Bronze gewerblich verwenden, legen davon Zeugniß ab. Eine Kleinkunst in Bronze, wie sie die Hauptstadt Frankreichs seit langer Zeit pflegt, besitzen wir nicht. An Kräften würde es auch bei uns nicht mangeln; einzelne treffliche Proben liegen vor, und die Industrie könnte sich leicht ihre Schule ziehen. Aber die Industrie schreckt mit Recht vor umfangreicheren Versuchen in dem Vorgefühl zurück, daß der deutsche Luxus sich ihr verschließt und findet in anderen Bethätigungen einen sichereren Lohn. Dafür marschirt die Eisenschmiedekunst Berlins an der Spitze. Die Entwickelung auf diesem Gebiete, mit dem der Name Puls für alle Zeit ehrenvoll verbunden ist, hat keine Unterbrechung erfahren, Kunst und Handwerk haben auf keinem anderen so innige Verbindung geschlossen. Mit Recht nennt man uns die Namen der wackern Gesellen, die in lebendiger Auffassung der vorgezeichneten Form, voll echten Stil- und Kunstgefühls, ihr Werkzeug führen und dem harten Metall den Geist einzuhauchen verstehen, den auch der beste Zeichner nicht mit Sicherheit greifbar zu machen vermag. Die Proben sind über alle Ausstellungsräume zerstreut und werden vereinigt ein imposantes Bild gewähren. Ich erwähne nur beispielsweise den schönen Kaminvorsatz von Puls nach Zaars Entwurf in dem Eingangs geschilderten Jagdsaal. Der genannte Architekt hat sich dem Schmiedeeisen ergeben. Neben seinem oft wiederkehrenden und Gutes stets gewährleistenden Namen begegnen wir einer Reihe der klangvollsten in einzelnen Leistungen und lernen sehr bald den stilgerechten, phantasievollen Entwurf von den gleichgültigeren scheiden, die das Material nicht zu empfinden vermochten. Als Specialität von vollendeter Durchbildung erscheint die Ausstellung der Kronleuchter und Beleuchtungskörper aller Art. Bronze, Zink und Schmiedeeisen, bald jedes für sich, bald in glücklichster Vereinigung, wie bei dem Meisterstück von C. Kramme mit den Masken, finden gleichmäßig eine durchaus künstlerische Behandlung; die Phantasie unserer besten Componisten kann sich auf diesem Gebiete nicht genugthun. Daß dabei auch hier und da das rechte Maß überschritten wird, thut dem sehr hohen Verdienste der Gesammtgruppe keinen Eintrag. Durch wundervolle

Technik und eigenartige, wenn auch anfechtbare Tendenz ausgezeichnet, sind die Laternen aus der Fabrik von Schäfer und Hauschner nach Zeichnungen von Rehlender, welche alte Muster bis auf die Einwirkung der Zeit imitiren.

Auch Kupfer- und Zinnwaaren legen von der Fortdauer des Handwerks erfreuliches Zeugniß ab. Unter den getriebenen Kupfergefäßen finden wir die stattlichsten Schaustücke.

In der achten Gruppe präsentirt sich der Berliner Verlagsbuchhandel durch eine Anzahl mehr oder weniger berühmter und bewährter Firmen, ohne annähernd ein Bild von seinem Umfange zu geben. Geschlossener tritt der Kunstverlag auf. Er zeigt nicht gerade einen üppigen und viel verzweigten Wuchs, dafür aber in einzelnen Erscheinungen die intensivste Entwickelung. Auch unter diesen steht die künstlerische Thätigkeit der photographischen Gesellschaft als ein gesondertes Bild weltbedeutenden Gedeihens da. Sie hat sich um die alte Kunst ein ebenso großes Verdienst erworben wie um die zeitgenössische des Vaterlandes.

Die Xylographie führt die Meisterwerke Albert Vogels ins Feld und zeigt sich im Dienste der Kunst, der Wissenschaft und des Gewerbes unter vortheilhaftestem Licht. Die Schriftgießerarbeiten orientiren in gründlichster und klar darstellender Weise den Laien auf einem Gebiete, mit dem er als Mann von Bildung längst vertraut sein sollte. Unter den Arbeiten der Graveure finden sich bei durchgehender Eleganz der Technik auch sehr schätzenswerthe Leistungen des Kunstgewerbes.

Eine der phantasieanregendsten Ausstellungsgruppen und durch den Reiz der Anordnung wohl die ausgezeichnetste, ist die der chemischen Industrie. Da sind aus dem Dunkel der Schächte die Zwerge über Nacht heraufgekommen und haben die Krystallschätze ihres Reichs herbeigeschleppt, und die brennenden Kerzen funkeln wie um den Glassarg Schneewittchens. Von dem weißzarten Korallenast der festen Salicylsäure, von den schwarzviolettschillernden Nadeln des Jods bis zu der schmeichelnden Farbentonleiter in kaum wahrnehmbaren Intervallen bietet sich dem Laien, der die Höhe der hier dargestellten Industrie nur zu ahnen vermag, kaum irgend ein Object, von dem er seine Wißbegierde nicht angezogen fühlt. Und wer in dem Anblick eines Berges von hundertprocentigem Cyankalium einen Anfall nervöser Schwäche verspürt, taucht sein Taschentuch in den wohlriechenden Springquell des Berliner Wassers oder hält es noch dankbarer dem freigebig gespendeten Staubstrahl des Maiblumenextracts entgegen.

Der Geist, der in der Gruppe der Nahrungs- und Genußmittel waltet, wendet sich mehr an die kindliche Vorstellung. Der Begriff Kuchen, Confect, Marzipan dünkt sich nicht anschaulich genug; er borgt aus fremden Gebieten ein Kleid, das ihm nicht hübsch zu Gesicht steht. Die Wartburg erhebt sich über dem Geröll von Biscuits, der Prachtband würde verführen darin zu blättern, wenn man ihn nicht vorsichtig hinter Glas gelegt hätte. In den monumentalen Quaderbauten des Pumpernickels, in den himmelansteigenden Wurstspiralpyramiden reflectirt der Sinn einer Vergangenheit, die in lustigem Aufzuge Riesengebilde von Teig und Fleisch durch die Straßen zu schleppen liebte. Und der historische Berührungspunkt thut gegenüber der Masse stilloser Spielereien wohl. Von der Möglichkeit, durch Composition grandioser Stillleben das Gemeine malerisch zu veredeln, hat in den Ideen der Aussteller nichts angeklungen. Desto höher wird das Verdienst der Fabrikation anzuschlagen sein.

Mit der Gruppe der Maschinen bildet die der wissenschaftlichen Instrumente den vornehmsten und universell bedeutendsten Theil der Ausstellung. Sie hat sich im Bewußtsein ihrer gleichmäßigen Vortrefflichkeit außer Preisbewerbung gestellt. In dem ausgedehnten Dienste für einheimische und fremde Wissenschaft, deren höchsten Aufgaben sie gerecht wird, möge der Laie die Garantie für ihre Leistungsfähigkeit finden. An der Appetitlichkeit des äußeren Eindrucks, an einer Reihe zugänglicher Erscheinungen wie die Gesteinsdünnschliffe, die ins Unglaubliche sich verlierende Theilung von Gewicht und Maß und Anderes wird auch der flüchtigste Besucher Freude und Belehrung finden.

Die Ausstellung der musikalischen Instrumente gibt wohl nur ein sehr unvollkommenes Bild von dem, was Berlin leistet. Bechstein ist fern geblieben und das Pianino überwiegt in einem den Raumverhältnissen unserer Wohnung leider entsprechenden Maße. Ich wollte mich mit ihnen befreunden, wenn sie nicht durch Ueberladung und indiscretes Vorschieben des Gehäuses zurückschreckten. Einzelne Ausnahmen ändern an dieser Bemerkung nichts.

Es bleibt mir von meinem Standpunkt aus nunmehr noch ein kurzes Wort demjenigen Theile der Ausstellung zu widmen, der nach dem Urtheil competenter Richter den Triumph derselben entscheidet. Auch dem Laien ist es bei ernstem Wollen und mit Aufwand einiger Denk- und Körperkraft, noch besser unter der Führung eines kenntnißreichen Freundes vergönnt, sich ein übersichtliches Bild von dem Maschinenwesen zu verschaffen, wie es sich in den Leistungen der Berliner Hochindustrie darstellt. Er wird bald erkennen, daß nicht Ausdehnung und Mannichfaltigkeit den Maßstab für die Beurtheilung bieten, sondern die Erscheinung einer geschlossenen Reihe von wissenschaftlichen und technischen Eroberungen hohen und höchsten Ranges. Mag man an der dreicylindrigen Trunkmaschine, welche mit 2800 Pferdekräften die eine Schraube einer kaiserlich deutschen Panzercorvette bewegen wird, Vereinigung von Raumbeschränkung, Eleganz des Gewandes und Gewährleistung der Kraft bewundern, mag man an dem cyklopisch monumentalen Aufbau der Heckmann'schen Fabrik mit ihren nach hunderttausenden von Mark zählenden Metallschätzen in Messing, Kupfer und Phosphorbronze das Auge weiden, mag man sich der lustigen Bewegung der elektrischen Eisenbahn überlassen oder als neugieriger Zuschauer den Strom in der Schiene mit ängstlichem Tasten zu prüfen wagen, immer wird man sich von dem vaterländischen Stolz gehoben fühlen, daß solche Wunder menschlichen Fleißes und menschlicher Intelligenz der Berliner Ausstellung ihr Gepräge verleihen.

Ich darf meine Leser nicht weiter führen. Sie werden mir hoffentlich nicht mehr abverlangen, als ich zu leisten beauftragt war. Daß hier ein Unternehmen von überraschender Großartigkeit zu Stande gekommen, an dem sich der erschütterte Muth neues Selbstvertrauen und Vertrauen auf die Zukunft gewinnen kann, wird auch aus meinem flüchtigen Hinweisen erhellen.

Th. L.

Offene Briefe und Antworten.

An Johannes Nordmann in Wien.

In des Waldes düstern Gründen — so fängt das Lied vom Räuber Rinaldini an, das ich in meiner Kindheit hier in der Heimat oft singen hörte.

Wie ist nun das, lieber Nordmann? Haben wir eine Räubergeschichte mit einander?

Es wäre mir recht lieb, wenn ich den Titel „Unterwegs" (für die jüngst erschienenen kleinen Geschichten ꝛc.) von Dir bekommen hätte; ich lasse mir von guten Freunden gern etwas schenken.

Du sagst (in Nr. 19 d. Bl.), daß Du schon vor zehn Jahren den Titel angewendet hast. Nun liegt vor mir der letzte Jahrgang meines Kalenders von 1867 — geschrieben 1866 — und in diesem sind dreimal „Geschichten von unterwegs" und in früheren Jahrgängen nicht minder.

Das darf Dich indeß durchaus nicht stören, für Deine frischfarbigen Wanderbilder den gemeinsamen Titel fortzuführen.

In der Hoffnung, daß wir uns noch oft frischauf unterwegs begegnen, Dein alter oder älterer

Berthold Auerbach.

Niedernau am Neckar, 21. Juli 1879.

Inserate.

Sommerlektüre.

Droz, Meine Tante als Venus.
Zweite Auflage. 2 *M.*

Eckstein, Das Hohelied vom deutschen Professor.
Vierte Auflage. 1 *M.*

Lindner, Das Ewig-Weibliche.
Ernstes u. Heiteres üb. d. Frauenwelt.
1 *M.*
Verlag von Rich. Eckstein in Leipzig.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg**:
HELGOLAND.
Von **E. Hallier.** Geb. 3 *M.*
Die nordfriesischen Inseln.
Von **G. Weigelt.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. Geb. 3 *M.* 75 ₰.

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**
Städtebilder
von **Fritz Wernick.**
I. Band: Rom, Paris, London. 5 *M.*
II. Band: Constantinopel, Athen, Petersburg, Moskau, Warschau. 3 *M.*
Schles. Ztg.: Wernick zählt zu den besten lebenden Feuilletonisten.
Köln. Ztg.: Wernick ist Meister in der Darlegung kulturgeschichtlicher Daten.

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Vermischte Schriften
von
Theodor von Bernhardi.
Zwei Bände.
Preis: 14 *M.*

Natürliche
Schöpfungsgeschichte.
Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge
über die
Entwickelungslehre.
Von
Dr. Ernst Haeckel.
Siebente, umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Preis: 10 *M.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren.
Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten.
Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend.
gr. 8. Broch. *M.* 3. Eleg. geb. *M.* 4.

Tiersch, Otto, Kurzes praktisches Lehrbuch für Contrapunkt und Nachahmung oder **vollständiger Lehrgang für den polyphonen Vocal- und Instrumentalsatz** (streng und frei) in 40 Uebungen. *M.* 4. 50 n.

Im Verlag von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha** erschien soeben:
Eine räthselhafte Katastrophe.
Novelle
[Preis broch. *M.* 4.] von [Preis geb. *M.* 5.]
G. von Amyntor.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Geschichte
des
achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten
bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs
mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung
von
Friedr. Christ. Schlosser.
Fünfte Auflage.

Die National-Zeitung sagt über dieses Werk:
In solchen schweren, wirren Zeiten mag der ernste Vaterlandsfreund sich ganz besonders gern in die Arme eines echten, kerngesunden deutschen Mannes flüchten, über dessen sterblichem Leibe längst das Grab sich geschlossen, der aber unsterblich als Lehrer und Zuchtmeister seines deutschen Volkes leben wird. Ein solcher deutscher Mann war Friedrich Christoph Schlosser. Mit Freuden begrüßen wir darum gerade jetzt die Veranstaltung einer Volks-Ausgabe von Schlosser's Meisterwerk der Geschichte des 18. Jahrhunderts.

Es gereicht der unterzeichneten Verlagshandlung zu besonderer Befriedigung, das bedeutendste Werk unseres berühmten Geschichtsforschers, dessen letzte Kräfte der neuesten Bearbeitung gewidmet waren, auch den weitesten Kreisen unseres Volkes durch eine ungewöhnlich
billige Lieferungs-Ausgabe
zugängig machen zu können, wo der bisherige hohe Preis noch ein Hinderniß war. Das Werk erscheint in ca. **60 Lieferungen** à 5—6 Bogen zum Preise von à **50 Pf.**, oder in **8 Bänden** zum Preise von à **4 Mark** — Namen- und Sach-Register 1 Mark.
(NB. Nach vollständigem Erscheinen der Lieferungs-Ausgabe tritt ein höherer Ladenpreis ein.)

Berlin SW.,
Königgrätzerstraße 65.
Die Verlagsbuchhandlung
Oswald Seehagen.

Im Schmollis-Verlag zu Altenburg (Sachsen-Altenburg) erscheint:
Schmollis,
Illustrirte Deutsche Bierzeitung

sämmtlicher Facultäten.
Herausgeber: **Mansfelder.**

Schmollis, ein akademisch-humoristisches Sammelwerk, steht augenblicklich in seinem 3. Semester und erscheint in Monatsheften (am 15. jeden Monats 1 Heft) reich illustrirt mit Quartal-Abonnement. Abonnementspreis: *M.* 1. 80 (3 Hefte). Preis für 1 Heft: 75 ₰.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Bei Franco-einsendung des Betrages versendet der Verlag auch direct franco per Kreuzband. (Adresse: An den Schmollis-Verlag, Altenburg, S.-A.)

Das Abonnement kann man während des ganzen Quartals bewirken, da bei späteren Bestellungen stets von Heft 1 des laufenden Quartals an geliefert wird.

Der Inhalt dieser Zeitschrift besteht durchaus nicht aus „Bierwitzen", sondern bietet das Beste auf humoristischem Gebiete. „Bierzeitung" ist eben nur als akademischer terminus technicus anzusehen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 31. Berlin, den 2. August 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gesammteigenthum und privates Eigenthum. Von Bluntschli. — **Literatur und Kunst:** In desertis. Von Johannes Scherr. — Briefe an Lessing. Herausgegeben von C. Chr. Redlich. Besprochen von Ludwig Geiger. — Karl Rosenkranz. Von Alexander Jung. (Schluß.) — Zu Gottlieb Schicks hundertjährigem Geburtstage. Von Hermann Kindt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Rosenkranz und Güldenstern." Lustspiel in vier Aufzügen von Michael Klapp. Die Wiener Gäste. Das Residenztheater und Emil Claar. Von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Gesammteigenthum und privates Eigenthum.*)

Von Bluntschli.

(Uralter Gegensatz von Volkland und Privatbesitz. Die drei Hauptformen: Russische Dorfgemeinde. Römisches Volkland und Privateigenthum. Staatlicher Gütervorrath. Colonisationsgebiete. Deutscher Gegensatz von Allmende und Eigen. Gebundenheit des Grundbesitzes. Oeffentliches Gut und Privatgut.)

Der Gegensatz des Gesammteigenthums und des individuellen, privaten Grundbesitzes war den meisten alten Völkern wohlbekannt und kam in verschiedenen Gestalten vor.

Ganz gewöhnlich wurde der Boden nicht von vereinzelten Ansiedlern zuerst in Besitz genommen, sondern eine ganze weite Gegend oder ein ganzes Land von einem Stamme oder Volke. Es entstand so zuerst immer ein Volkland, das nur theilweise unter die Volksgenossen zu Sonderbesitz und Sonderrecht vertheilt wurde, theilweise dem gemeinen Gebrauche und der Nutzung Aller vorbehalten blieb. Das individuelle Privateigenthum konnte sich nur bezüglich der vertheilten Güter entwickeln, der unvertheilte Boden blieb im Gesammteigenthum.

Heute noch haben wir in Europa neben einander die drei Hauptformen der Entwickelung dieses Gegensatzes, die wir als die slavisch-russische, die römische und die germanisch-deutsche bezeichnen können. In der ersten überwiegt noch das Gesammteigenthum so sehr, daß das private Eigenthum nur zu dürftiger stückweiser Geltung gelangt ist. In der zweiten hat umgekehrt das private Grundeigenthum das entschiedenste Uebergewicht erlangt und zuletzt das staatliche Eigenthum bis auf einige kleine Ueberbleibsel des früheren Reichthums ganz aufgezehrt. In dem dritten System, welches aber fast nur noch in einigen Gegenden mit deutscher Bevölkerung, wie in der Schweiz und in Süddeutschland sich mühsam erhalten hat, halten sich Gesammteigenthum und privates Eigenthum so weit das Gleichgewicht, daß beide sich ergänzen und keines von beiden das andere erdrückt.

Der Gegensatz hat seinen tiefen Grund in der Menschennatur und ist deshalb nicht auszurotten. Das private Eigenthum ist für das Sonderleben des Individuums unentbehrlich, denn es verschafft dem Individuum die Möglichkeit, seine eigenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Das Gesammteigenthum aber entspricht der anderen gemeinschaftlichen Seite in der Menschennatur, und ruht auf der Gleichartigkeit des Gesammtlebens, auf der Zusammengehörigkeit der Menschen. Dort herrscht der Individualgeist, hier der Gemeingeist des Rasseverbandes.

In der russischen Dorfgemeinde*) hat sich die ältere Form des Gesammteigenthums in voller Stärke erhalten, und ist theilweise sogar in den letzten Jahrhunderten neu eingeführt worden.

Fast nur der Großgrundbesitz des Adels wird als individuelles Privateigenthum anerkannt, aber auch das Grundeigenthum der Herren wird wieder nach dem Princip des Gesammteigenthumes von den Bauern bewirthschaftet, denen es zu Bau und Genuß überlassen ist. Die russische Dorfgemeinde, der Mir, ist ein enger patriarchalischer Verband der sämmtlichen Dorfgenossen zu einer großen Dorffamilie. Dem Mir, als einer Körperschaft, wird das Eigenthum zugeschrieben an der ganzen Feldmark. Die Bauern, unter welche die Stücke der Feldmark zum Bau und Fruchtgenuß vertheilt sind, haben kein Eigenthum, sondern nur einen zeitweiligen Nießbrauch an diesen Stücken. Sie bauen dieselben je nach der Sitte und den Beschlüssen der Dorfgemeinde. Der Mir vertheilt von Zeit zu Zeit neu die Feldmark unter die Dorfgenossen, je nach deren Anzahl. Wenn die Dorfbevölkerung sich vermehrt, werden die Theile kleiner, aber Jeder bekommt seinen Antheil. Die Gemeinde haftet aber auch gemeinsam für die Steuern an den Staat, und für die Zinse an den Grundherrn. Der Mir stellt dem Staate die erforderliche Mannschaft zum Heere. Ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten verwaltet die Gemeinschaft völlig autonom.

Gewiß hat diese Einrichtung große Vorzüge. Es bewährt sich in ihr die Brüderlichkeit der Dorfgenossen, welche wirklich eine große Familie bilden, mit dem Starosten, dem gemeinsamen Väterchen, als Familienhaupt an ihrer Spitze. Der Gemeingeist ist sehr mächtig und die Gleichheit Aller verbürgt. Es gibt keine Armen. Jeder hat seinen natürlichen Anspruch an den Gemeinbesitz, auf Lebensunterhalt. Viele Russen sind stolz auf diese Institution. Sie halten dieselbe für den stärksten Wall der russischen Macht, und prophezeihen dem alten Europa, daß es nur durch Nachahmung des russischen Vorbildes einer social-demokratischen Revolution entgehen werde.

Aber das System hat auch bedeutende Mängel. Es entspricht voraus nur einer niederen Stufe der Civilisation, auf welcher die Gleichheit Aller noch eine Wahrheit ist und der Heerdengeist noch Alle leicht zusammenschließt und einigt, nicht aber den höheren Entwickelungsstufen der Menschheit, welche die individuelle Mannichfaltigkeit zu Tage gefördert, und die Gegensätze auch in dem Leben der verschiedenen Familien und

*) Vgl. „Gegenwart" 1878 No. 51 und 1879 No. 1 und 29.

*) Die Literatur ist bei Laveleye angezeigt.

Gruppen ausgebildet hat. Der mit dem Systeme verbundene Flurzwang, welcher alle Bauern nöthigt, die Aecker gleichzeitig mit derselben Saat zu bestellen und die Dreifelderwirthschaft als unveränderliches Gesetz festhält, steht jeder Vervollkommnung entgegen. Die Faulheit, die Nachlässigkeit, der Schlendrian werden durch diese Einrichtung eher großgezogen und begünstigt, als überwunden. Wenn der Bauer nicht sicher ist, daß die Früchte seines Fleißes ihm und seinen Nachkommen zugute kommen, so zieht er es vor, gleichgültig und bequem sich jeder Anstrengung zu enthalten. Oder es gelingt auch wohl schlaueren Bauern, mehrere Lose den leichtsinnigeren Genossen für Branntwein abzuschwindeln, und im Widerspruch mit dem Systeme der Gleichheit, Viele zu besitzlosen Lohnarbeitern sich zu unterwerfen.

Mit zunehmender Cultur lockert sich immer der Familienverband, und die Zahl der Familienglieder und Dorfgenossen, welche sich lossagen und anderwärts ihr Heil suchen, wird größer. Dann wird auch die Dorfgemeinschaft durchlöchert und zerrissen. Die patriarchalische Allgewalt des Staroften wird von den mündig gewordenen Individuen nicht mehr ertragen. Sehr lästig und drückend erscheint auch die mittelbare Herrschaft des Dorfes sogar über die privaten Wohnhäuser im Dorf, die nicht ohne Zustimmung der Gemeinde außerhalb der Mitgenossenschaft veräußert werden dürfen, und unter Umständen an diese heimfallen. Indem sich die Bevölkerung vermehrt, die weiten zum Anbaue geeigneten Bodenflächen enger begrenzt werden, indem die Cultur steigt und die individuelle Freiheit ihre Macht entfaltet, wird dieses System unhaltbar und unbrauchbar werden. Da es das Wachsthum der Bevölkerung durch die Glück verheißende Aussicht steigert, welche jedes Kind als künftigen Besitzer eines Ackerloses zeigt, so würde es in bereits stark bevölkerten Ländern in Bälde seine Anwendung unmöglich machen.

Für Rußland mag das System noch eine Weile nützlich sein, für Deutschland würde es nicht passen. Verglichen mit dem Systeme großer Grundherrschaften und bloßer Zeitpächter, wie es in vielen Ländern von Westeuropa geübt wird, erscheint es für die Bauern nützlicher und viel freier und sicherer. Aber den Vergleich mit dem vollfreien Grundeigenthum unserer Landwirthe hält es nicht aus.

Geradezu entgegengesetzt ist das Individualeigenthum, wie das römische Recht das Grundeigenthum versteht und wie es im Laufe der Jahrhunderte fast zur Alleinherrschaft in Westeuropa gelangt ist. Die heutigen Juristen denken, wenn sie von Grundeigenthum sprechen, meistens ausschließlich an diese absolute Herrschaft eines Individuums über ein Gut zu seiner Willkür und wider alle Welt. Die alten Römer haben diesen Begriff erdacht und zuerst verwirklicht, aber die heutige von den Römern erzogene Welt hat denselben noch viel einseitiger und ausschließlicher zur Herrschaft gebracht, als die alten Römer, ihre Lehrer.

Als die Stadt Rom gegründet ward, gab es noch kein Privateigenthum daselbst. Die ganze, von den ersten Königen in Besitz genommene Gegend war noch im Gemeinbesitz des Volkes, wahres Volkland (ager publicus). Nach der Sage, welche einen Wahrheitskern in ihrer Schale birgt, hat Romulus zuerst ein privates Grundeigenthum dadurch geschaffen, daß er für jeden Hausvater zwei Morgen aus dem Gemeinlande ausschied und zur Ansiedlung und Bepflanzung nach freier Willkür dauernd vertheilte. Diese zwei Morgen waren nun privates, von dem römischen Volk abgeleitetes und anerkanntes freies Eigen, groß genug, um eine Wohnung für Familie und Hausvieh zu erbauen, um Raum für Arbeit und für die Aufspeicherung der Ernte zu gewinnen, um einen Gemüse- und Obstgarten anzulegen, aber viel zu karg bemessen, um eine ganze Familie zu ernähren. Das ganze übrige Land, die Ackerfluren, Weiden, Waldungen, waren und blieben vorerst noch Gemeingut, Volkland.

Als die römische Bevölkerung sich vermehrte und das Stadtgebiet ausgebreitet wurde, da wurden nun öfter Landvertheilungen von Staatswegen vorgenommen und zwar in größerem Maßstabe. Auch die großen Ackerfelder wurden nun kunstgerecht von den Feldmessern mit festen Feldwegen durchzogen und zu Sondergütern abgegrenzt, welche durch die Assignation zu freiem Privateigenthum an die Plebejer verliehen wurden.

Aber auch da noch und bis gegen Ende der Republik blieb sehr viel Volkland unvertheilt und wurde den patrizischen Altbürgern zur Besitznahme und zum Genuß überlassen, ohne daß sie Eigenthum an diesen Besitzungen erwarben, wenngleich thatsächlich ihr Besitz dauerhaft wurde und jeder Versuch der Stadt, darüber zu verfügen, heftigen Widerspruch der Besitzer hervorrief. Zuletzt ging dieser Besitz doch in Eigenthum über.

Fortwährend blieb es ein Grundzug römischer Politik, das Volkland durch Eroberung oder Aneignung weiterer Landgebiete als einen ständigen Gütervorrath zu vermehren, und dann wieder von Zeit zu Zeit aus diesem Vorrathe neue Zutheilungen zu privatem Eigenthum an die Colonisten vorzunehmen. Auf diese Weise wurden eine große Anzahl von landlosen Familien zu kleinen Grundeigenthümern erhoben: so auch die Veteranen des Heeres, wenn sie ihren ehrenvollen Abschied erhielten, mit Grundeigenthum, in den einen Ländern mit quiritarischem, in den entlegenen Provinzen aber mit dem bonitarischen Eigenthum an den Gütern ausgestattet. Wenn zur Kaiserzeit, sei es das Staatsärar, sei es der Kaiser ein Eigenthum an dem gesammten Provinzialboden für sich behaupteten, so hatte dasselbe nur den Sinn, daß so der Staat und sein Haupt sich die Oberherrschaft und das Recht der Besteuerung vorbehielten. Sie wollten so überdem die Besitzer der Privatgüter daran erinnern, daß ihr Besitz und ihr Recht, welches nicht bloßer Nießbrauch war, sondern in Wahrheit festes Eigenthum (in bonis) war, beständig abhängig bleibe von dem höheren Staatsrechte.

Dennoch hielten alle diese politische Vorsicht und diese juristischen Fictionen nur eine Zeit lang noch das Verderbniß zurück, welches der bürgerlichen Freiheit und der Wohlfahrt des Staates von der geilen Ausbreitung der Latifundien drohte. Der einseitigen Energie des römischen Privateigenthums hielt die künstliche und zweifelhafte Fortdauer eines Staatslandes auf die Dauer nicht mehr das Gleichgewicht. Das absolute Privateigenthum mit seinem schrankenlosen Egoismus triumphirte. Einige wenige überreiche Große besaßen allein noch ungeheures Grundeigenthum. In der Campagne um die Hauptstadt verschwanden die festen Aecker und Wiesen, die Obstgärten und Weingelände großentheils, und an ihre Stelle traten wieder unermeßliche Viehweiden und weite Jagdgründe. Wechselnde Aecker wurden von Sklaven und hörigen Colonen lässig bebaut, wo früher freie Bauern glücklich gewohnt hatten. Die Masse der mittleren und kleineren Grundbesitzer war ausgekauft und in eine völlig abhängige Lage gebracht. Der wehrlose Staat wurde eine Beute der Germanen.

Die Geschichte der römischen Bodenwirthschaft und des römischen Eigenthums warnt uns vor der Ueberspannung des Privateigenthums und mahnt uns zur Anlage eines großen staatlichen Gütervorrathes.

Die heutigen Culturvölker haben auf die gewaltsame Wegnahme fremden, bereits im Eigenthum befindlichen Landes verzichtet, aber sie haben, einige sogar in größerem Umfange als selbst die alten Römer, sich in wenig bebauten Gegenden der Erde große Colonisationsgebiete erworben, die vorerst als Volkland dem Staate oder der Krone gehören, aber im Verfolge zu privatem Eigenthum an neue Ansiedler veräußert und vergeben werden. Engländer und Niederländer, Portugiesen und Spanier, Franzosen und Dänen besitzen so jenseits der Meere weite Gebiete, die noch nicht an Privateigenthümer vertheilt aber zu allmählicher Vertheilung geeignet sind. Die Union der Vereinigten Staaten und das russische Reich besitzen innerhalb der von ihnen beherrschten Continente ungeheure Vorräthe von solchen Gütermassen, aus welchen noch auf lange hin eine Menge neuer Ankömmlinge und Ansiedler mit Grundeigenthum versehen werden können.

Unter den großen europäischen Culturvölkern sind nur die Deutschen und die Italiäner bisher bei der Besitznahme fremder und uncultivirter Welttheile leer ausgegangen. Sie waren Beide mit ihren inneren Gegensätzen zu viel beschäftigt, und durch die staatliche Zerklüftung lange verhindert, nach außen colonisirend zu wirken, während die anderen Völker zugriffen.

Das deutsche Reich wird sich auch der Aufgabe nicht entschlagen können, Versäumtes nachzuholen. Die deutschen Bauern und Industriellen sind zur Colonisation befähigter als die meisten andern Völkerrassen. Wo immer sie, auch ohne den Staatsschutz und die Beihülfe ihres Vaterlandes, sich in Amerika oder in Rußland niedergelassen haben, da gedeihen ihre Dörfer und ihre Gewerbe durchweg vortrefflich. Die deutschen Ehen sind fruchtbarer als die der Romanen und die deutsche Bevölkerung mehrt sich alljährlich in stärkerem Verhältniß. Ohne Erwerb großer Colonisationsgebiete in den fremden Welttheilen und ohne eine staatliche Leitung und Sorge, welche die Colonien mit dem Vaterlande so lange verbindet, bis sie zur Selbstständigkeit reif geworden sind, ist die immer neu aufquillende Unzufriedenheit eines landlosen und vermögenslosen Nachwuchses nicht zu ersättigen — die sociale Frage nicht zu lösen. Die Erde ist doch auch heute noch nicht ganz und nicht so vertheilt, daß nicht jedes Culturvolk Raum finden kann, um ein zweites weiteres Heimatland zu erwerben.

Das alt-germanische System der Bodenwirthschaft und Bodenherrschaft hält die Mitte zwischen beiden Extremen, dem slavisch-russischen, welches das Individualeigenthum nicht aufkommen läßt, und dem römischen, welches das Individualeigenthum zu selbstsüchtiger Alleinherrschaft erhoben hat.

Zur Zeit des Tacitus noch mochte die deutsche Uebung der Aeckertheilung je auf ein Jahr noch der russischen Dorfgemeinschaft ähnlich gewesen sein. Als aber bald nachher die Deutschen zu einer festen und dauernden Vertheilung der Ackerfluren fortschritten, und unter dem Einflusse römischer Cultur auch persönliches Grundeigenthum einführten, nahmen sie doch nicht die römische Methode an, sondern gestalteten ihre eigene Rechtsidee in selbstständiger Weise.

Wie die Slaven gehen auch die Deutschen von der Gemeinde aus, der sogenannten Markgenossenschaft, die nur ganz ausnahmsweise so groß war, daß sie zum Gemeindewesen, zum Staate werden konnte, wie in den schweizerischen Bergcantonen. Gewöhnlich war das ganze Land, welches von einem Volk besetzt wurde, zwar die große Landesgemeinde, aber es gliederte sich wieder ab in engere Bezirke, die eigentlichen Landgemeinden.

Ursprünglich nahm auch die deutsche Gemeinde die ganze Gegend, in der sie sich niederließ, in ihren Gemeinbesitz. Dann aber schied sie zwei große Gütermassen von einander, die Allmende und das Eigen. Die Allmende, oder die gemeine Mark war der Theil des Bodens, welcher der Gemeinde selber und dem Gemeingebrauch und der gemeinsamen Nutzung aller Markgenossen vorbehalten blieb, und daher nicht zu privatem, individuellem Eigenthum zertheilt und ausgegeben wurde. Es gehörten zur Allmende voraus die Bäche, Flüsse, Seen innerhalb der Mark, der Wald, der doch nur einer geringen Cultur bedurfte und wieder gemeinsam benutzt werden konnte, so daß jeder Genosse sich das Holz holte, das er zu seinem Gezimmer bedurfte und alle ein gleiches Maß von Brennholz bekamen; ferner die wilde Weide, auf welche das Vieh der Dorfgenossen von dem Gemeinhirten hingetrieben wurde, damit es da sich nähre. Unsere Vorfahren vermieden es, und mit Grund, auf diesen Gemeinbesitz und Gemeingenuß, diese Gemeinherrschaft den Namen Eigenthum anzuwenden. Man konnte das später Gesammteigenthum nennen, aber privates Individualeigenthum war es nicht.

Die andere große Gütermasse war das Eigen, welches zu dauernder persönlicher Herrschaft an die Dorfgenossen vertheilt ward. Auch da wurden aber verschiedene Bestandtheile unterschieden. Am meisten Eigen, d. h. der freien persönlichen Herrschaft des Hausvaters überlassen, waren natürlich Haus und Hof, sei es im Dorf, sei es außerhalb des Dorfzauns in der Oede. Da waltete und schaltete die Haushaltung nach ihrem Belieben und schärfer trennte sich der deutsche Landmann von den Nachbaren ab, als der städtischer geartete Römer. Zu dem Hause, das aus dem Bauholz der gemeinen Mark gezimmert und aufgerichtet wurde und der Scheune und Stallung gehörten auch der Hof und der Garten, mit seiner Gemüse- und Obstpflanzung. Aber sogar in diesem abgeschlossenen Gebiete, das wie ein erweiterter Leib die Familie des Grundeigenthümers umgab, herrschte derselbe doch nicht mit der absoluten Willkür des Römers. Er durfte bei Lebzeiten Haus und Hof nicht beliebig veräußern, überall nicht durch letzten Willen es seinen Erben entziehen. Nur wenn die Erben der Veräußerung zustimmten, dann wurde dieselbe von dem Volksgerichte anerkannt und bekräftigt. Nach dem Tode des Grundeigenthümers fiel das Gut von Rechtswegen an seine nächsten Erben, vorzugsweise an die Söhne und Enkel, dann an die männlichen Nachkommen des Vaters oder Großvaters. Die Pflichten gegen die Sippschaft und gegen die Gemeinde beschränkten das Grundeigenthum.

Sodann wurde das baubare Land in Fluren zerlegt und nach der Regel der Dreifelderwirthschaft in gleichmäßige Ackerstücke je in die Fluren zerlegt, welche wieder den Markgenossen zu Eigen dauernd durch das Los zugetheilt wurden. Die Aecker waren so in privates Eigenthum übergegangen, aber die Eigenthümer waren nicht blos in der Veräußerung durch die Pflicht gegen die Erben beschränkt, sondern es war auch die Wirthschaft und der Genuß durch die gemeinsame Dorfordnung vorgeschrieben und beschränkt. Immer wurde jede Flur mit derselben Frucht besät, oder gleichmäßig in die Brache gelegt.

Zuweilen wurden außer den Aeckern auch Wiesen dem Eigen zugetheilt, und hier ist die Wirthschaft freier als auf der Ackerflur.

Es entstand wohl auch die nachbildungswürdige Sitte, sei es nach Ausrodung von Waldstücken oder um einen Theil der gemeinen Weide durch Cultur fruchtbarer zu machen, solche Theile der Allmende unter die ärmeren, ländlichen Familien des Dorfes zum Anbau, später zu Kartoffelbau, vorübergehend auf ein oder einige Jahre zu vertheilen und diese Vertheilung regelmäßig zu erneuern. Es wurde so dem Bedürfnisse der armen Leute Rechnung getragen.

Ebenso gebunden, in mancher Hinsicht noch gebundener, waren das lehensrechtliche Nutzeigenthum der Vasallen im Mittelalter, das von dem Obereigenthum des Lehensherrn abgeleitet wurde und demselben dienstpflichtig blieb, und das hofrechtliche Erbe der hofhörigen Bauern, welches von dem Eigenthum des Grundherrn abgeleitet war, und dem Grundherrn unterthänig blieb. Veräußerung und Erbgang waren hier noch beschränkter, als bei dem freien Eigen.

Gegen Ende des Mittelalters hat der römische Begriff des Privateigenthums auch in Deutschland überhand genommen, die alte Unterscheidung der Allmende und des Eigens in ganzen Ländern verwischt, die Gebundenheit der Güter und ihre Unterthänigkeit abgestreift und die Freiheit des Grundeigenthums proclamirt.

Diese Wandlung hat in mancher Hinsicht wohlthätig gewirkt. Sie hat die Zahl der freien Grundeigenthümer massenhaft vermehrt, indem sie Rittern und Bauern volles Eigenthum an den Gütern verschaffte, welche sie vorher nur zu Nutzeigenthum oder Erbpacht besessen hatten. Sie hat die Wirthschaft rationeller gemacht, den Boden von Reallasten befreit, den Werth des Eigenthums erhöht. Wir dürfen diese Vorzüge nicht mehr aufgeben. Aber indem sie den römischen Eigenthumsbegriff noch überspannte und die Pflichten des Eigenthümers gegen seine Familie, die Gemeinde, den Staat nicht weiter beachtete, hat sie auch die Gefahren unbändiger Selbstsucht herbeigezogen, an denen Rom zu Grunde gegangen ist.

*

Es ist Zeit, daß wir uns wieder der nothwendigen Schranken auch des privaten Grundeigenthums bewußt werden, und den Grundgedanken der alten Unterscheidung zwischen Allmende und Eigen, wenn auch in moderner Form, erneuern. Die Pflichten des privaten Grundeigenthümers gegen die Familie und die Gemeinden erheischen eine Reform des Erbrechts, von der besonders zu reden sein wird. Der moderne Ausdruck des Unterschiedes zwischen Gesammteigenthum und Individualeigenthum heißt meines Erachtens: öffentliches Gut und Privatgut.

Die Herrschaft über das öffentliche Gut gebührt von Rechts wegen einer größeren Gemeinschaft, der Gemeinde oder dem Staate. Da sind die Rücksichten auf das Gesammtwohl maßgebend. Für das Privatgut dagegen ist voraus der Wille und das Interesse des Individuums entscheidend. Das öffentliche Gut gravitirt daher ebenso zum öffentlichen Recht, wie das Privatgut dem Privatrecht anheimfällt. Heute noch ist das Verständniß dieses Unterschiedes nur vereinzelt zu finden, es ist noch nicht allgemein geworden und in der Gesetzgebung noch ungenügend anerkannt.

Das öffentliche Staatsgut, aber auch das öffentliche Gemeindegut, ist während der letzten Menschenalter riesig angewachsen, während gleichzeitig ein großer Theil der alten Allmende weiter zu Privatgütern vertheilt ward und als Allmende verschwunden ist. Dasselbe ist noch des Wachthums und der Ausbreitung fähig, und es ist gut, daß es zunehme, damit es als Gegenwicht zum Privatgut diene und den Egoismus der Einzelnen durch den Gemeingeist der Gesammtheit in Schranken halte.

Wir scheiden von dem öffentlichen Gute das Vermögen des Staats und der Gemeinden aus, welche diesen lediglich als Privatgut zugehören. Auch der Staat kann Grundeigenthum haben, z. B. ein Bauerngut oder ein industrielles Etablissement besitzen, gleich jeder Privatperson. Insofern ist sein Eigenthum durchaus privatrechtlich zu behandeln.

Oeffentliches Gut ist nur da vorhanden, wo die Rücksicht auf die Gemeinschaft, das Staats- oder Gemeindeinteresse den allgemeinen Gebrauch und der allgemeine Nutzen entweder ausschließlich oder doch überwiegend die Herrschaft über den Boden bestimmt. Dahin gehören voraus:

a) die öffentlichen Gewässer, der Küstensaum des Meeres, die Ströme, Flüsse und Seen des Staatsgebiets, die öffentlichen Bäche und die Aufsicht über den Wasserabfluß als Gemeindegut und Gemeindesorge,

b) das gesammte öffentliche Straßenwesen, in das sich nach der Bedeutung der Straßen und Wege der Staat und die Gemeinden theilen,

c) die für öffentliche Zwecke bestimmten Gebäude und Anstalten, wie Residenzen, Rath- und Gerichtshäuser, Zeughäuser und Kasernen, Schulen und Sammlungen, Armenanstalten und Gefängnisse u. dgl.

Besonders hervorzuheben sind die Post-, die Telegraphenanstalten und die Eisenbahnen, welche einer großen Anzahl von Arbeitern und Arbeiterfamilien eine ökonomische Existenz verschaffen. Hier ist für den Staat selbst die Möglichkeit eröffnet, zur Hebung der Arbeiterklasse in ökonomischer und moralischer Beziehung direct mitzuwirken, und Vorbilder zu schaffen, welchen auch von industriellen Privaten nachgefolgt wird.

So weit wird der Begriff des öffentlichen Gutes heute meistens anerkannt. Da dieses Gut wesentlich dem Gemeinleben dient, so ist das Privatrecht, welches das individuelle Recht ordnet, zunächst darauf nicht anwendbar. Es ist daher auch eigentlich unlogisch und unzulässig, dieses öffentliche Gut privaten Gläubigern des Staates oder der Gemeinden zu verpfänden und zu Gunsten solcher privater Gläubiger die Execution für fällige Schulden auch auf diese Güter anzuwenden, wenngleich die Praxis zuweilen solches gethan hat. Denn die öffentlichen Bedürfnisse Aller gehen nothwendig den bloßen Privatinteressen vor und was die Gesammtheit nicht entbehren kann, dürfen niemals Privatpersonen ihr entreißen.

Der Credit des Staates und der Gemeinden fordert, daß sie ihre Schulden redlich zahlen und am Ende auch die Steuerkraft des Landes und der Bürger, so weit es möglich ist, anstrengen. Aber über das Erträgliche und Erreichbare hinaus darf weder der Staat noch die Gemeinde gezwungen werden, die dauernde Wohlfahrt des Ganzen dem Privatrechte Einzelner hinzuopfern. Die Grenzen der Steuerlast sind nothwendige Grenzen auch für die Staats- und Gemeindeschulden und keineswegs darf das öffentliche Gut aufgezehrt oder auch nur angegriffen werden, um Privatvermögen zu sättigen. Wo das öffentliche Recht beginnt, hört die Macht des Privatrechts auf.

Meines Erachtens sollte der Begriff des öffentlichen Staats- und Gemeindeguts in Erneuerung des älteren Rechtes an der Allmende und mit Rücksicht auf die naturgemäße Bewirthschaftung solcher Güter, welche nicht der Willkür kurzlebiger, eigennütziger Menschen überlassen werden dürfen, sondern im allgemeinen und dauernden Interesse Aller durch die fortlebenden, unsterblichen Personen des Staates und der Gemeinde besser besorgt wird, ausgedehnt werden:

d) auf die Staats- und Gemeindewälder,

e) auf die dem Staate oder den Gemeinden zugehörigen Berg- und Salzwerke (Kohlenreviere inbegriffen),

f) auf alle Anstalten, Fabriken, Handelsetablissements, für welche ein Staatsmonopol gesetzlich eingeführt ist.

g) Endlich ist die Mahnung zu erneuern, daß auch die Gemeinde einen Theil der noch vorhandenen oder neu zu schaffenden gemeinen Mark (Allmende) zu wechselnder Benutzung ihrer armen Leute stets offen und bereit halte und daß der Staat ein großes Colonisationsland erwerbe, um im Großen den landlosen Nachwuchs der Bevölkerung mit festem Grundeigenthum versehen zu können. Diese Gütervorräthe der Gemeinden und des Staates sind wieder so lange als öffentliches Gut zu behandeln, als sie noch nicht zu Privateigenthum abgegeben sind.

Literatur und Kunst.

In desertis.

Von Johannes Scherr.

Zukunftsjustiz.

Verbrecher gibt's nicht mehr, nein, nur verirrte Brüder!
So leiern früh und spät der Pöbelschranzen Lieder.
Der Mensch ist willenlos, nichts weiter als ein Kreisel,
Den in Bewegung setzt der Leidenschaften Geißel;
Die Leidenschaften selbst sie sind Naturgesetze,
Ganz unabhängig vom „moralischen Geschwätze";
Und folglich ist allzeit, so man es recht erwägt,
Unhaftbar für sein Thun, „was Menschenantlitz trägt".
Recht und Gerechtigkeit? Ach was! Verjährter Plunder!
Zukunftsjustiz sie wirkt die blauesten der Wunder.
Steht da vor dem Gericht ein Mann, der überführt,
Wie seines Nachbars Frau „so unsanft er berührt,
Daß sie daran verstarb". Der Anwalt spricht begeistert:
„Es war mein Herr Client von Liebe ganz bemeistert.
Liegt Schuld vor, ist die Frau allein damit beschwert;
Denn sträubte sie sich nicht, so blieb sie unversehrt.
Ihr Herrn Geschworene, kein dolus weit und breit,
Von culpa nur etwas zu große Zärtlichkeit."
Der Angeklagte dann: „Mitbürger, dies nur sag' ich,
Verirrter Bruder bin und Menschenantlitz trag' ich."

Darauf der Präsident gibt solche Rechtsbelehrung:
„Die Procedur ergab, wo Schuld liegt und Beschwerung.
Zu hastig war der Mann, verbrecherisch mit nichten;
Die Todte hat verletzt die Bürgerinnenpflichten,
Und weil sie nicht geglaubt an's Evangelium
Der freien Lieb', kam sie von Liebewegen um."
Die Herrn Geschworenen sie geben ein „Nichtschuldig!"
Das liebe Publicum es drängt sich ungeduldig
Glückwünschend um den „Bruder" her und jauchzt hellauf:
„Die freie Liebe hoch! Kommt, trinken wir eins drauf!"

* * *

Gleichzeitig.

Derweil die Spatzen schrei'n in ihren Parlamenten
Und laute Litanei'n im Pfuhle schnattern Enten,
Zieht hoch, „still und bewegt", der Adler seine Kreise
Und singt, im Laub versteckt, der Sprosser seine Weise.

* * *

Die Zauberkuh.

Im alten Hindustan, so steht's im Ramajan,
Befehdeten sich heiß ein Fürst und ein Brahman,
Und zwar um eine Kuh, die Zauberkuh Sabbala,
Die weit an Wunderkraft voranstand der Kabbala.
Das alte Märchen neu ward es zu dieser Zeit
Und wüthender entbrennt von Tag zu Tag der Streit.
Nur heißt die Zauberkuh Sabbala jetzt: Der Staat —
Das Kampfpaar: Prozenthum und Proletariat.

Briefe an Lessing.*)

Bisher waren die an G. E. Lessing gerichteten Briefe nicht leicht zugänglich. Die Maltzahn'sche Lessingausgabe ist seit lange von dem Büchermarkte verschwunden und die späteren, namentlich die für das größere Publicum bestimmten Ausgaben enthielten die Correspondenz gar nicht oder unvollständig. Daher ist es sehr anerkennenswerth, daß C. Chr. Redlich der Hempel'schen Lessingausgabe, für die er bereits einige Bände trefflich bearbeitet hatte, einen Zusatzband folgen ließ, dessen zweite jetzt fertig gewordene Abtheilung die Briefe an Lessing enthält.

595 Briefe, von denen 114 bisher völlig ungedruckt, viele andere erst in den letzten Jahren in Zeitschriften oder in Sammelwerken veröffentlicht, — eine stattliche Zahl, die hier zum ersten Male zusammengetragen erscheint. Da der Herausgeber diese Briefe nun streng chronologisch geordnet, mit Anmerkungen begleitet hat, so bietet die also auch dem Verständniß der Laien angepaßte Sammlung einen überaus werthvollen Beitrag für die Erkenntniß von Lessings Beziehungen, Schicksalen, Wesen.

Lessing war kein fleißiger Correspondent. Schon die Zahl seiner Briefe beweist seine Unlust am Schreiben und noch mehr beweisen es die beständigen Klagen seiner Freunde, Verwandten, ja selbst seiner Geliebten, denn auch sie weiß von mehrwöchentlichem, ja manchmal von mehrmonatlichem Stillschweigen zu berichten. So wenig daher Lessings Schweigen eine Untreue, ein Abbrechen fester Beziehungen bekundet, so sehr ist man doch berechtigt, von gewissen Perioden zu sprechen, die sich, im Anschluß an seine Lebensereignisse, in seiner Correspondenz deutlich aufzeigen lassen.

Die erste, Lessings Leipziger Aufenthalt entsprechend, gehört Mendelssohn und Nikolai. Mit Beiden hatte sich Lessing in Berlin eng befreundet, Mendelssohn blieb sein Freund bis zum Ende, Nikolai wenigstens sein Verleger. Nikolai war ein ehrlicher, überzeugungstreuer, energischer Mensch, belesen und gewandt, aber von engem Gesichtkreise, unliebenswürdiger Hartnäckigkeit, maßloser Eitelkeit. Er war einer der Ersten, der die Kritik in Deutschland zu handhaben verstand, aber er wollte nicht merken, daß der Kritiker stets neu lernen muß und daß bei fortgeschrittener Zeit und erweitertem Wissensgebiet Urtheile veralten und Machtworte verspottet werden. Er lebte noch in einer alten Zeit, als für die Philosophie und die schöne Literatur längst eine neue angebrochen war, er meinte mit seinen alten Kraftsprüchen und Dictaturgeboten eine Bewegung zu hemmen, die ihre Stärke längst erprobt hatte, er wollte durch Schreien und Toben sein Leben beweisen und war doch durch Fichtes Streitschrift und die Xenien getödtet und begraben. Seine Briefe an Lessing enthalten Notizen und Aufragen, Auseinandersetzungen, die theils den Geschäftsmann, theils den Gönner verrathen, sie zeigen Hast oder Weitschweifigkeit, übersprudelndes Gefühl oder kalte Formalität: er ist der gute Bekannte, der nützt, der aus Gewohnheit beibehalten wird und in Folge dieser Gewohnheit Rechte in Anspruch nimmt, die man ihm nicht gern entziehen mag. Was hätte er wohl gesagt, wenn er die Worte Herders an Lessing: „Sie haben noch eine Schuld auf sich, daß Sie den Nikolai sich einst die Schuhe bei den Literaturbriefen haben nachtragen lassen. Er hat's ohne Zweifel von freien Stücken und um die Ehre zu haben gethan. Sie haben's doch aber thun lassen, und ohne Sie, auch nur passive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt ist oder sein will. Der Stolz! und die Keckheit! mit dem Mangel und der Armuth," zu Gesicht bekommen und erfahren hätte, daß Lessing mit keinem Worte den alten Genossen vertheidigt.

Ein ganz anderes Bild bietet Moses Mendelssohn. Mag er bei näherer Betrachtung als Philosoph verlieren, als Mensch gewinnt er immer: seine Klarheit und Ruhe, seine Bescheidenheit und Milde, seine Hülfsbereitschaft und die Beständigkeit seines Gefühls, sie machen ihn zum Freund, den man ersehnt und den man nicht läßt, sobald man ihn einmal besitzt. Er bleibt sich gleich von Anfang bis zu Ende, zärtlich ergeben, mit ernstem Sinne würdige Gegenstände besprechend, mit freundlichem Scherze liebevolle Vorwürfe äußernd, innerlich erhoben durch das Bewußtsein, Lessings Freund zu sein. „Werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde mich zu lieben", und „Leben Sie wohl, mein bester Freund, und lassen Sie Hn. F. merken, daß ich bei Ihnen etwas vermag"; zwischen diesen beiden Aeußerungen liegt ein Vierteljahrhundert, welches wohl jahrelange Briefpausen, lange Entfernung bewirkte, aber keinerlei Entfremdung hervorrief. Wenn Mendelssohn den großen Freund auch nicht immer begriff, ihn bei seinen Riesenschritten und Kreuz- und Querzügen nicht stets zu begleiten vermochte, so harrte er doch aus; mitten in Lessings Vertheidigung ist er gestorben.

Die zweite Periode der Correspondenz, die Jahre der Zurückgezogenheit in Breslau ausfüllend, gehört dem Vater. Da nun des alten Lessing und der meisten übrigen Familienmitglieder Briefe in unserer Sammlung zum ersten Male veröffentlicht sind, so fordern sie ausführlichere Beachtung.

Der Vater Joh. Gottfried Lessing war ein frommer Mann, ein eifriger protestantischer Theologe, ein fleißiger Gelehrter, der, obwohl er großen Hang zur Universitätslehrthätigkeit spürte, ein Pfarramt annahm und nun, in einer unbedeutenden Stellung, mit großen Sorgen und mit kleinlichen Menschen zu kämpfen hatte. Er war ein rechtschaffener Mensch, treu und gut, nicht geschickt genug in den Welthändeln sich zu bewegen und in Folge dieser Ungewandtheit hitzig und leicht aufbrausend. Er war mit der Entwickelung seines ältesten Sohnes gar nicht zufrieden gewesen, aber sonnte sich doch an seinem Ruhme und wenn er auch oft über die großen Pausen klagte, welche der Sohn in der Correspondenz macht (einmal ein ganzes Jahr) und über die lange Zeit, in welcher er das Vaterhaus nicht betritt (einmal neun volle Jahre), so bringt er diese Klage in einem rührenden Tone vor, aus welchem die innigste Liebe zum Sohne herausklingt. Er liest des Sohnes Schriften und möchte ihn wohl

*) Herausgegeben von C. Chr. Redlich, Berlin 1879, G. Hempel.

zum gelehrten Commissionär machen, theilt ihm Neuigkeiten aus Kamenz mit und macht ihn zum Mitwisser seiner Freuden und Leiden. Freilich die letzteren waren größer als die ersteren: Geldcalamitäten, in welche der Vater durch die theuren Zeiten und durch den Unterhalt der großen Familie gerathen war und zu deren Abstellung er die Hülfe des Sohnes in Anspruch nahm. Aber dieser konnte nicht immer, wie er gerne wollte, und wenn er auch manchmal kleine Beiträge, auch wohl Victualien sandte (der Vater fragt darauf: „Was sollen wir Dir davor schicken?", das letzte Wort von ihm an den Sohn, das erhalten ist) — die erwartete große Hülfe vermochte er nicht zu leisten. Der Vater starb, fromm wie er gelebt hatte — seine letzten Worte waren: „Ich denke an Gott" — und wenn er auch von dem großen Sohn keinen Leichenstein und keinen Lebenslauf erhielt, so ist er geehrt durch Gotthold Ephraims wenige Worte: „Laßt uns, mein lieber Bruder, ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige, beste Weise sein, sein Andenken zu ehren."

Sieben Jahre nach dem Vater starb die Mutter Justine Salome geb. Feller, eine herzlich gute, ihrem Gatten treu ergebene, etwas beschränkte, fromme Frau. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes, nach welchem sie überhaupt erst, und zwar selten genug, als Briefschreiberin erscheint, große Noth zu leiden, sie klagt und mahnt, bittet und beschwört, aber ist dankbar für jede freundliche That und läßt erkennen, daß ihr die Liebe nicht blos auf den Lippen, sondern im Herzen lebt. „Ich lese Deine Briefe" — so lautet ihr letztes Wort an den Sohn — „nicht zehn-, nicht zwanzigmal, immer noch mehr; es ist im Zeitlichen mein größtes Vergnügen."

Dagegen ist die „einige" Schwester Lessings, Dorothea (nicht Justine, wie man bisher immer geschrieben hat) Salome eine recht unleidliche Person, die sich und Anderen das Leben verbitterte. Sie war unwissend und geldgierig — zwei Fehler, die schon der vierzehnjährige Gotthold an ihr tadelte — und entwickelte alle Eigenheiten der „ältern Schwester" und der alten Jungfer. Prätentiös und rechthaberisch, unliebenswürdig selbst im Ausdrucke der Forderungen, zu denen sie berechtigt ist, heftig in ihren Aeußerungen, zimperlich in ihren Anschauungen, stets bereit, Unfrieden unter den Brüdern zu säen und einen auf den andern zu hetzen, erregt sie, trotz des wirklichen Elends, das sie zu erdulden hatte, kein Mitleid. Denn jede der vielen schwatzhaften Schilderungen ihrer traurigen Verhältnisse ist nicht ein Nothschrei aus gepreßtem Herzen, sondern ein Seufzer der verletzten Eitelkeit und der sich bespiegelnden Tugend, ein Vorwurf gegen die Unwürdigkeit Anderer und eine Lobpreisung des eignen Verdienstes; ihre Frömmigkeit ist eine gemachte und ihre Liebesäußerungen sind unwahr. Erst jetzt, da ihre Briefe veröffentlicht sind, begreift man den Ingrimm, den Lessing gegen diesen bösen Geist der Familie in sich fühlte, und den er schwer zurückhielt.

Der Bruder Theophilus, einige Jahre jünger als Lessing, war ein großer Pedant und ein kleiner Gelehrter, aber ein gewissenhafter Arbeiter, ein redlicher Mensch und ein treuer Sohn. Als Lehrer in Pirna, dann in Chemnitz, hatte er sich schwer abzumühen, fand aber trotz seiner beschränkten Zeit Muße zu kleinen schriftstellerischen Arbeiten und, trotz seiner geringen Mittel, immer noch Geld, um Mutter und Schwester reichlich zu unterstützen, eine Aufopferung, für welche er seitens der letztern manchmal Undank erntete. Dem Bruder war er treu ergeben, schrieb ihm häufig und ließ ihn seine Schweigsamkeit nicht entgelten, freute sich, als er sein häusliches Glück betrachten konnte, und beugte sich demüthig vor seiner Größe. Er hätte verdient, in anderer Weise fortzuleben, als in jener bekannten Aeußerung Lessings, die er zornig dem Vater erwiderte, als dieser ihm den Theophilus zum Muster aufstellte: „Wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie auch mit mir zufrieden sein sollen."

Von solcher Gewissenhaftigkeit und Treue war ein anderer Bruder Gottlob Samuel sehr weit entfernt. Er war nach Brieg verschlagen, lebte dort und später in Namslau als Advocat, in ganz behaglichen Verhältnissen, glücklich mit seiner Frau und seinen Kindern und zeigt in den zwei Briefen, die von ihm erhalten sind, die zufriedene Selbstgefälligkeit des Provinzlers, der nach beendigtem Tagewerk sich behaglich ausstreckt und gerechte Zumuthungen, die an ihn gestellt werden, lächelnd abstreift. Um seine darbenden Eltern scheint er sich gar nicht gekümmert zu haben; den berühmten Bruder, von dessen Anwesenheit in Wien er hört, möchte er gern bei sich sehen, um ihn im Triumphe herumzuführen; er räth ihm, die Streitigkeiten mit „dem Narren" Götze abzubrechen, „der dem ohngeachtet bei aller seiner Narrheit von Vielen seinesgleichen noch immer als ein Götze verehrt wird" (man merkt ordentlich, wie der gute Gottlob über dieses sein Wortspiel geschmunzelt hat); und da er dem über den Tod seiner Eva trauernden Bruder schreibt, hat er nur die eine Klage und Bitte: „Stelle Dir einmal vor, wenn die Vorsehung über mich ein solches trauriges Verhängniß beschlossen und ich von meiner Frau oder meine Frau von mir getrennt werden sollte. Deine brüderliche Liebe beschwöre ich, wenn sich ja dieser Fall, dieser traurige Fall ereignen sollte, verlaß die Meinen nicht."

Nicht ganz in diesen Rahmen paßt der jüngere Bruder Karl Gotthelf Lessing. Denn er (1740—1812), seit 1779 Münzdirector in Breslau, war von 1767 bis 1779 seines Bruders regelmäßiger Correspondent, vornehmlich über allgemeine literarische und specielle Berliner Angelegenheiten, ein mittheilsamer Neuigkeitenkrämer, Theaterfreund und Theaterschriftsteller, letzteres freilich nur solange er mit Hülfe der Schriftstellerei die kargen Einnahmen seines Amtes verbessern mußte, ein begeisterter Verehrer des Bruders und ein gelehriger Schüler, den Tadel willig annehmend, wenn er auch dadurch manchmal seine Eigenliebe bedroht sah, dienstfertig und eifrig, meist heiter und anregend. Der deutschen Literatur hat er durch seine Schauspiele nur einen sehr geringfügigen, durch die Biographie seines Bruders, die trotz aller Mängel die erste und authentischste war, einen bedeutenden Dienst geleistet, dem Bruder selbst, auf dessen Zeit er geringere Ansprüche erhob, als auf seine Liebe, war er ein freundlicher Helfer und ein liebender Genosse.

Die dritte Periode der Correspondenz bildet der Briefwechsel Lessings mit Eva König. Er war schon früher mehrfach gedruckt — auch in neuerer Zeit in einer trefflichen Ausgabe von Schöne — und hat hier keine Vermehrung, wohl aber manche Verbesserung in den Daten, und in der Ausfüllung der von den Correspondenten nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen erfahren. Kein Liebesbriefwechsel schwärmerischer gefühlsseliger Art, sondern die innige Verbindung zweier Menschen, die durch jahrelange Freundschaft vorbereitet, durch gemeinschaftliche schwere Schicksale aneinander gefesselt, den Lebensweg gemeinsam fortzuwandeln wünschen und nach langwierigen Kämpfen das Ziel erreichen, um nach kaum einjährigem Genusse durch den Tod getrennt zu werden. Eva Königs Briefe sind die Aeußerungen einer witzigen, für alle geistigen Bestrebungen sich interessirenden, zugleich praktischen und energischen Frau, bald herzliches Geplauder über Hamburger Stadtklatsch, bald verständige Auseinandersetzungen über die literarischen Bestrebungen in Wien und die dort tonangebenden Persönlichkeiten, bald ernste Worte über Lessings Pläne, über ihre und der Ihrigen Leiden und Freuden, alle aber, trotz des beständig gebrauchten „Sie", trotz mancher ceremoniellen Wendungen und des formellen Schlusses: „Dero ergebenste Freundin," erfüllt von innigster dauernder Zuneigung, einer stetig brennenden Flamme gleich, die weder wildes Aufflackern noch plötzliches Erlöschen kennt.

Lessing, der Philosoph und Aesthetiker, Lessing, der Sohn und Bruder, Lessing, der Liebende, — in diesen drei Gestalten erscheint er in den drei ersten Perioden seiner Correspondenz — hatte nie aufgehört, der Gelehrte zu sein. So darf wohl die vierte Periode als die des gelehrten Briefwechsels bezeichnet werden. Wackere Männer sind es, die sich mit Anfragen an Lessing, den Bibliothekar wenden, — hatte doch Nikolai einmal

ganz richtig gesagt: „Ich merke wohl, man muß nur über Bibliothekangelegenheiten an Sie schreiben, so bekommt man Antwort" — oder über Studien, die Schreiber und Empfänger gleich lieb sind, Mittheilungen machen: Reiske, Heyne, Ebert, Eschenburg, C. A. Schmid.

Die drei letzteren sind Mitglieder des Braunschweiger Gelehrtenkreises, in welchem Lessing sich wohl fühlte und die Wolfenbüttler Einsamkeit gern vergaß, drei Gelehrte von ernstem Streben und tüchtigen Kenntnissen, die mit fleißiger Hingabe in dem von ihnen gewählten Wissenschaftsgebiet arbeiteten, ohne den Anspruch zu erheben, als Bahnbrecher zu gelten. Ebert und Eschenburg waren Hamburger und als solche schon mit Lessing bekannt — Ebert einmal sein Reisebegleiter —, beide dem Einflusse Lessings zugänglich, insofern als sie englische Aesthetiker und Dichter — wir verdanken Eschenburg die erste vollständige Shakespearebearbeitung — übersetzten und dadurch in Deutschland einbürgerten. Alle drei waren auch Dichter, sie hatten sich der Opposition gegen Gottsched angeschlossen, wie sie zuerst in den „Bremer Beiträgen" aufgetreten war und dichteten fort, ohne Andere mit ihren Erzeugnissen zu behelligen, aber vornehmlich waren sie Gelehrte, erfolgreich wirkende Lehrer am Carolinum in Braunschweig, welche Lessing gelehrte Notizen überschickten, von ihm Mittheilung unbekannten Materials erbaten und seinem kritischen Urtheile sich willig unterwarfen.

Einen weit höhern Rang in der Geschichte der Wissenschaft nahmen Reiske, der bedeutende Philologe und Herausgeber der großen Schriftsteller des klassischen Alterthums, und Heyne, einer der Begründer der Alterthumswissenschaft in Deutschland, ein. Auch in ihren Briefen handelt es sich häufig um gelehrte Dinge, um Stellennachschlagen und Handschriftencollationiren, aber selbst Kleinigkeiten gewinnen hier höhern Reiz, weil sie mit großen Werken zusammenhängen, mit Reiskes Demosthenesausgabe, einem Wunderwerke jener Zeit, mit Heynes antiquarischen Untersuchungen, die unmittelbar an Winckelmanns Schriften, an Lessings Laokoon anknüpfen. Man gewinnt diese alten Herren lieb trotz ihres mitunter recht zopfigen Stils, nicht blos weil man Respect vor ihrem Wissen, sondern weil man Achtung vor ihrem männlichen Wesen und tüchtigem Charakter empfindet, weil man sich erinnert, wie hübsch Reiske mit seiner gelehrten Frau Ernestine gehaust, die sich nach Reiskes Tode eine Zeit lang einbildete Frau Lessing zu werden, weil man der schönen Art gedenkt, in der Heyne über seinen herrlichen Schwiegersohn Georg Forster gedacht und gesprochen hat. Und da ein kräftiges Wörtlein zu allen Zeiten angenehm ist, so mag ein Wort hier seinen Platz finden, das Reiske über Klotz an Lessing schreibt: „Sind dergleichen Lotterbuben gleich unter der Kritik, und geht gleich die Züchtigung an ihnen verloren — denn sie können nicht gebessert werden, wollen auch nicht —, so verdient doch der gelehrte Pöbel, welchen sie mit ihren Harlekinaden auf der gelehrten Bierbank an sich ziehen, so viel Mitleiden, daß man ihm begreiflich macht, sein Baal, den er aus Bethörung anbetet, sei ein Ignorant, ein Plagiarius, ein Bösewicht von der verwerflichsten Art."

Die fünfte Periode zeigt Lessing als Theologen, eine neue Gestalt, an die, wie man vielfach erkennt, die Freunde sich nicht gewöhnen konnten und wollten. Karl Lessing wünscht, daß, wenn dem Bruder die theologischen Streifereien noch viel Zeit wegnehmen sollten, „der, welcher die ersten Bogen aus dem Manuscript geschnitten, das Uebrige zu Papilloten gemacht hätte, wenn man damals diese Kunst verstand"; Nikolai warnt: „Gehen Sie in ein Gefecht, wo man mit Schwertern hauet und sticht, oder wo man sich mit Knütteln prügelt und mit Fäusten schlägt; aber ein Gefecht mit Sandsäcken, das nicht tödtlich scheint und wo doch unvermuthet ein heimtückischer Gegner den Sack öffnet und macht, daß Sie sich sehr lange die Augen wischen müssen, ist weder rühmlich noch angenehm"; Reiske und C. A. Schmid sind über die Umwandlung erstaunt, wenn sie auch nicht geradezu abrathen, aber Gleim mahnt, Lessing möge nicht zum gelehrten Handlanger herabsinken und Heyne fürchtet theologische Ungereimtheiten.

Selbstverständlich sind es nicht theologische Gegner, welche sich während der Zeit dieser erbitterten Kämpfe an Lessing wendeten — sie belästigten lieber die Oeffentlichkeit mit ihren Bemerkungen —, sondern Freunde, welche für ihn bangten, ihm aber durch ihre Aengstlichkeit auch neue Sorge erregten. Eva König war gestorben, aber mit ihrem Tode waren Lessings Hamburger Beziehungen nicht erloschen. Vielmehr drängte sich nun die „Gemeinde", der er früher schon angehört hatte, noch enger an ihn; der Reimarus'sche Kreis gab ihm seine eifrigsten Correspondenten J. A. H. Reimarus und dessen Schwester Elise. Uns ist es heute gradezu unerklärlich, wie die von dem Vater dieser Beiden herrührenden Fragmente ein solches Aufsehn machen konnten, noch unerklärlicher, wie die Genannten zitterten, daß der Name ihres Vaters als des Verfassers genannt werden könnte, und daher, die Pietät über die Wahrheit setzend, nicht nur selbst aufs Heftigste dem mannichfach auftauchenden Gerüchte widersprachen, sondern auch von Lessing verlangten, er solle dasselbe Lügen strafen. Der Lebende also, mit Sorgen der verschiedensten Art überhäuft, im Kampf mit aller Welt, mit seiner vorgesetzten Behörde, mit den Zeloten aller Arten, er, der die „Fragmente" doch nur behufs der Veröffentlichung erhalten, er mochte alle Verantwortung übernehmen und alle Folgen tragen, während sie, die hochstehenden unabhängigen Bürger einer freien Stadt, jeder Sorge ledig, sich ängstlich zurückzogen, als wären sie gänzlich unbetheiligt. Eine seltsame, fast unerklärliche Zumuthung!

J. A. H. Reimarus mag ein vortrefflicher Mensch, ein tüchtiger Arzt und ein scharfsinniger Philosoph gewesen sein; als Briefschreiber gewinnt er unsere Sympathie nicht. Er ist weitschweifig, prunkt mit Gelehrsamkeit, ist muthlos und kleinlich. Denn er will nicht blos sich und die Seinen salviren, sondern er legt auch anderweitige Gesinnungen an den Tag, die uns aufs Seltsamste berühren. Sollte man es für möglich halten, daß er, der Lessing als „theuersten Freund" anredet, er, der Zögling der Aufklärungsphilosophie, er, der Sohn des Verfassers der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", in einem an Lessing gerichteten Briefe schreiben konnte: „Sie kennen den Hr. Moses, den Sohn Mendels. Er scheint ein recht guter Mann zu sein. Aber wir müssen uns doch ärgern, daß er ein Jude ist und ich weiß nicht, ob wir es gelassen ansehn können, daß er uns Christen Hohn spricht und uns eine so vorzügliche Gewißheit von seiner Secte vormalen will", daß er im Laufe des Briefes die Vertheidigung der Wunder des N. T. im Gegensatze zu denen des A. T. übernimmt, und daß er, am Schlusse desselben, Lessing auffordert, er möge, mit größerm Geschick als Lavater, die Bekehrung des Juden versuchen. Lessing als Judenbekehrer! Eine schöne Rolle, über deren Zuertheilung er ebenso verächtlich gelächelt haben mag, wie über die höhnische Art, mit der man seinen theuersten Freund Moses behandelte.

Ganz anders erscheint Elise Reimarus. Die 20 von ihr 1778—1781 geschriebenen, hier zum ersten Male mitgetheilten Briefe zeigen sie als ein wahrhaft theilnehmendes Wesen, als eine Frau, die thatkräftig ihrem Freunde dient, mit Verständniß seine Arbeiten liest und würdigt, sich selbst literarisch beschäftigt, aber ihre dramatischen Uebersetzungen und Bearbeitungen mit aller Bescheidenheit beurtheilt, die ermuntert und tröstet, ihre Verehrung bezeugt, ohne aufdringlich zu werden, die männlichen Geist mit weiblichem Gemüth vereinigt. Man muß sie lieb gewinnen, wenn man ihr Bekenntniß liest. „Sind doch die Pünktchen alle, die ich mit meiner Wirksamkeit bezeichne, solche Atomen und so verstreut, daß, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß der liebe Gott sie besser in sein großes Buch zu sammeln weiß, wo auch der kleinste Kiesel ins Meer geworfen, seine Zirkel bis ins Unendliche ausdehnt, — so entzweit' ich mich oft mit meiner Existenz", und man begreift, daß Lessing, auf ihr Urtheil begierig, über ihr Lob erfreut, nach seinem letzten Aufenthalte in Hamburg, wenige Monate vor seinem Tode, ihr schreibt: „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen Einzigen hier hätte."

In dieser letzten Periode wurde Lessing, der sonst, wie man weiß, dem in Weimar herrschenden genialen Treiben nicht

eben hold war, durch Briefe Herders erfreut. Beide Männer hatten gemeinschaftliche Anschauungen, gemeinsame Studien; aus dem gelehrten wurde bald ein freundschaftlicher Verkehr. Und wie viele Männer wären noch zu nennen, deren Briefe an Lessing theils schon längst veröffentlicht, theils erst jetzt bekannt geworden sind. Gab es doch unter den Bedeutenden außer Goethe kaum Einen, der nicht mit ihm in Berührung war. Da treten vor uns hin Klopstock, Gerstenberg, der Verfasser des schaurigen Ugolino, J. H. Campe, der treffliche Popularphilosoph, der aber die großen Verdienste, die er sich durch seine pädagogischen Leistungen erworben, durch seine schrecklichen Verse gefährden könnte, z. B. die folgenden, die er sich in „Empfindungen eines Braunschweigers bei Gelegenheit da Lessing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging" zu Schulden kommen ließ:

Sei stolz! Ein neuer Glanz verbreitet
Sich über Deinen Ruhm. So strahlt
Kein Meteor, das durch den Luftkreis reitet
Und ihn mit Feuer übermalt.

Der Minna Schöpfer, den an ihren Busen
Die Grazien oft liegen sahn
Und mit ihm spielten, eilt mit allen Musen,
Karls Erstgebornem sich zu nahn;

H. P. Sturz, der freisinnige Journalist und Politiker; Kästner und Jöcher; C. F. Weiße, der unermüdliche, platte Vielschreiber, der sich für die ihm in der „Hamburgischen Dramaturgie" zu Theil gewordene gnädige Bestrafung bedankt, und Ch. A. Klotz, freilich vor der ungnädigen Bestrafung, die seinen wohlfeil erworbenen Primat so gründlich zerstören sollte; vor Allem aber der alte Vater Gleim. Er war ein guter, aber mitunter etwas lästiger Herr, der, wie Lessing einmal an Eva König schreibt, grade dann kam, wenn man ihn am wenigsten brauchen konnte und den guten Alten doch nicht unfreundlich wegweisen mochte, der an dem Ruhme seiner Grenadierlieder bis in sein hohes Alter zehrte und Gedichte gemacht zu haben meinte, wenn er ein paar Reime zusammengebracht hatte, ein schwärmerischer Verehrer des Freundschaftscultus und, da er selbst gar kein Urtheil besaß, ebenso bereit, seine Freunde ohne Verständniß zu loben, wie begierig, bei jeder Gelegenheit ein „Löbchen" für sich herauszuschlagen, aber trotz aller Schwächen und Schrullen ein guter Mensch, neidlos und edelmüthig, wohlwollend und dankbar.

Und wie viele unberufene Menschen drängten sich an Lessing heran: neugierige Fremde, verlegungssüchtige Buchhändler, kritikbedürftige Autoren. Unter den seltsamsten Briefen der seltsamste, sowohl nach Form als nach Inhalt ist wohl der des Hn. Johann Hornung, „Decorateur und Theatrall Maschinist auf dem K. Königl. Hof Theater zu Inßprug in Thiroll: Accademicus der K. Königl. Mahller und Zeichnung Academie in Wienn," der (1776) mit der beruhigenden Versicherung beginnt: „Es werden Meine Zeillen nicht Mießfahllen" und nach diesem Eingange, den „würklichen Directeur" des neuen Mannheimer Theaters „Herrn von Lessing" bittet, ihn zum Dekorateur und Maschinisten zu ernennen. Denn er sei nicht, wie die meisten seiner Genossen, ein bloßer Tischler und Schreinergesell, sondern ein Zeichner und „geschigter inventiöser Dekorateur," zugleich ein „Belleßener Mann von verschiedenen Historien, auch in denen Methamorphosischen Büchern deß Poeten Ovidii erfahren," der keine besonderen Ansprüche erhebe, sondern die Bezahlung „nach meinen Verdiensten Ihnen selbsten alß einen dergleichen einsichtsvollen Mann" überlasse.

Aber der Humor, der freiwillige und unfreiwillige, wiegt in der Sammlung nicht vor. Es ist vielmehr eine Tragödie, welche sich vor unsern Augen in diesen Briefen an Lessing entrollt. Sie beginnen mit einigen abgerissenen Zeilen des Vaters, der den gehorsamen Sohn an das Krankenbett der Mutter ruft, in ein Haus, in welchen Jeder nach seiner Art ihm grollte und die stille Achtung, die er vor ihm hegte, nicht zu beweisen verstand; sie zeigen uns am Schlusse den unter seinen Büchern vergrabenen Gelehrten und Bibliothekar, der willig aus seinen Schätzen spendet, und neidlos Anderer Streben unterstützt, der ein kurzes Glück mit langem Schmerz büßen mußte, und gebrochen an Leib und Seele vor der Zeit dahinstarb. „Leben Sie wohl und werden ja bald und völlig gesund," das sind die letzten Worte, die Lessing empfangen hat und wohl mit schmerzlichem Lächeln gelesen haben mag.

Noch ein Wort über die Ausgabe. Sie ist sorgfältig und gründlich, bietet aber manchmal des Guten zu viel, und manchmal zu wenig. Das Letztere z. B. dadurch, daß sie nicht alle Briefe verzeichnet, welche an Lessing geschrieben sind (einige von Zschaschler und Buschmann erwähnt Lessing selbst in seinen Collectaneen), und daß sie nicht immer genügende literarische Nachweisungen gibt*); das Erstere dadurch, daß sie die weitschweifigen Anmerkungen, welche Nikolai und K. G. Lessing den von ihnen veranstalteten Briefausgaben beifügten, wiederholt. Eine solche Wiederholung war überflüssig; durch sie wird nicht blos Raum verschwendet, sondern manches Unrichtige mitgetheilt, das einer Berichtigung oder Widerlegung bedarf.

Und dann, in welcher Gestalt erscheint diese Ausgabe! Ein Band von mehr als 1050 Seiten, in kleinem Format, fast ebenso breit wie lang, auf schlechtem Papier, in kleinem unschönem Druck. Ich weiß wohl, daß dieser Band einen Theil der Hempel'schen Nationalbibliothek deutscher Classiker bildet und in Folge der Mängel der Ausstattung den Vorzug unglaublicher Billigkeit hat — der ganze Band kostet etwa 3 Mark — aber sollten nicht solche Abtheilungen, die doch ganz gut von dem Hauptwerk losgelöst werden können, solche Abtheilungen, die vermöge der Trefflichkeit des Inhalts und der ausgezeichneten Art der Herausgabe werth sind, Gemeingut aller Gebildeten zu werden, auch in einer Gestalt geboten werden können, in der das Aeußere nicht in zu argem Mißverhältnisse zum Innern steht?

Ludwig Geiger.

Karl Rosenkranz.

Von

Alexander Jung.

(Schluß.)

Auch bei uns hier, in Königsberg, erwachte nunmehr ein ganz neues Leben in Sachen der Intelligenz, obwohl wir, namentlich auf dem Gebiete des Socialen und der Politik, keineswegs mit den Stimmführern übereinstimmten, und auch in dem, was sich von Literatur regte, zum Nachtheil der Gegenwart, eine große Kluft bemerkten zwischen dem Jetzt und der Zeit Kants, Hamanns, Hippels. Ich entschloß mich, von meinem Freunde aufgemuntert, zur Redaction des „Königsberger Literaturblattes". Es erschien in Königsberg bei Hartung, später in Danzig bei Gerhard. Es fand in Deutschland wie auch im Auslande lebhaften Anklang. Auch Rosenkranz lieferte die interessantesten Beiträge, redigirte sogar, als ich durch Krankheit behindert wurde, das Blatt eine Zeit lang selbst. Hier muß ich, um das was folgt in das volle Licht zu setzen, einen Augenblick um etwas zurückgreifen, da es, früher erwähnt, nicht in den rechten Brenn- und Coincidenzpunkt hätte fallen können. Auf einer größeren Reise, die ich mit Rosenkranz machte, deren reichster Ertrag sich überall, zumal aber in Dresden, Prag, Wien, Salzburg, in den Tyroler Alpen, in München und später wieder in Königsberg herausstellte, hatte ich meinen Gefährten bewundert, wie er seine normale Lebensweise auch unterwegs fortzusetzen wußte. Eine unverwüstliche Frische, eine Umsicht, ununterbrochene Geistesgegenwart, Beobachtungsgabe, gesellige Liebenswürdigkeit, mit wem er sich auch unterhalten mochte, dabei musterhaft beflissen, den rechten Ertrag von der

*) Z. B. S. 160. Eine kleine Unrichtigkeit ist mir S. 79 A. aufgefallen: Mendelssohns Lieder sind allerdings erhalten.

Reise zu haben, jeden Morgen das Erlebte in sein Notizbuch einzutragen. Ich war freilich zu entschuldigen. Ich, den Rosenkranz früher so oft seinen stets muntern, gesunden „Urwaldshorsch" genannt hatte, auch wohl „Lord", den man allgemein für stolz halte, was ich doch nie in dem vulgären Sinne gewesen bin, ich war jetzt krank, einer furchtbaren Hypochondrie verfallen, nervös angegriffen, weshalb mir auch von ärztlicher Seite die Reise angerathen wurde. Rosenkranz bewährte sich mir ohne Unterlaß als mein barmherziger Bruder, als treuester Heger und Pfleger. Ich nahm mich zusammen, was ich konnte. Mich entzückten die herrlichen Bilder im Wiener Belvedere, und Rosenkranz, wie das stets ihm eigen war, entzückte sich wieder über mein Entzücken, aber zuletzt brach ich zusammen, konnte auf den Gemälden keine Farbe, keine Gestalt mehr unterscheiden, und mußte mich auf einen Stuhl flüchten. Und gleichwohl hatte die Reise mit einem so auserlesenen Gefährten in Folge des Unzähligen, was wir gesehen und gehört, der gemeinsamen und besonderen, vereinzelten Berührungen und Gespräche mit Tieck, Jakob Grimm in Dresden, Uhland, Wolf, dem Romanisten in Wien, Schelling, Baader, Görres in München, Bettina, Varnhagen in Berlin, unsere literarische Productivität unendlich gesteigert. Was Rosenkranz in letzterer Beziehung an mir seltsam, pedantisch fand und vergebens bekämpfte, war nicht blos, daß ich gern aus dem ein Geheimniß machte, woran ich arbeitete, bis es fertig war, besonders jedoch, daß es bei mir Grundsatz war und ist, nie ein Buch oder gar Bücher zu lesen, die von demselben Gegenstande handeln, den ich bearbeite, und vollends tadelte es mein trefflicher Freund und hielt es sogar für bedenklich, daß ich nie über das Thema, welches mich beschäftigte, mir Raths holte, nie Winke annahm, die man mir doch reichlich hätte geben können, indem ich erklärte, ich wolle lieber auf meine eigene Weise geistlos sein, als mich mit fremden Federn schmücken, was freilich ein so im höchsten Grade gewissenhafter Autor wie Rosenkranz höchlich respectirte.

Das Scheiden von Königsberg zur Zeit der politischen Umwälzungen, als Rosenkranz ins Ministerium gerufen wurde, war mir ein unbeschreiblicher Schmerz. Meine Zuflucht war wieder die Production. In der Zwischenzeit vollendete ich mein Buch über Hölderlin.*) Es gewann einen weltberühmten Verleger in Süddeutschland. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß Rosenkranz stets behauptete, die Augsburger „Allgemeine Zeitung" sei seine Feindin, und zwar seitdem daß sein Buch über Schelling von diesem ungünstig aufgenommen sei. Nun kam noch hinzu, daß man, da ich meine Schrift über Hölderlin Rosenkranz gewidmet habe, mein Eingangsgedicht auf diesen, zu unserer beiderseitigen Verwunderung, weggelassen hatte, indem man später sich damit entschuldigte, der Abdruck desselben sei vergessen worden. Der Briefwechsel zwischen Rosenkranz und mir ging ununterbrochen fort. Mein Buch über den Verfasser des „Hyperion" hatte ihn entzückt, zumal hob er hervor, er staune, wie ich auch während der Periode des Wahnsinns dem unglücklichen und doch so genialen Dichter in die finstersten, verborgensten Abgründe hätte folgen, seine geheimsten Herzensfalten durchspähen und beleuchten können. — Zu meiner unendlichen Freude kehrte Rosenkranz nach dem Verlaufe etwa eines Jahres nach Königsberg zurück. Daß unser Umgang, unser sprudelnder, feuriger Gedankenverkehr bis zu seinem Tode fortdauerte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Von Notabilitäten, die im Laufe der nächsten Jahre Rosenkranz aufsuchten, die ich die Ehre hatte, bei ihm kennen zu lernen, zum Theil mit ihnen sogar in ein bleibendes Verhältniß zu treten, nenne ich den Burggrafen Minister Theodor von Schön, ferner unsern gemeinsamen, stets innig gehegten Freund, Professor der Philosophie Franz Hoffmann, Hauptrepräsentanten des Franz von Baader'schen Systems, der bei Gelegenheit des Königsberger Universitätsjubiläums als Deputirter der Würzburger Universität gekommen war und später, auf seiner Reise nach Kurland, noch einmal mit seiner Gegenwart unendlich mich erfreute; auch solche, die mich allein in meiner eignen Wohnung überraschten, wie Emil Devrient, oder solche, die bei Jedem von uns Beiden einsprachen. Ihre Namen alle zu nennen, fehlt es hier an Raum. Ueberaus beglückt waren wir durch den Besuch des Buchhändler- und Verlegerfürsten Heinrich Brockhaus, mit dem wir einen unvergeßlichen Nachmittag verlebten, und der in der geistreich-liebenswürdigen Weise uns Wunderdinge erzählte aus seinem Verweilen in Cairo, dann auf Island, in England und der auch in Mittheilungen aus der Literatur eben so pikant wie unerschöpflich war. Einen hinreißenden Eindruck machte auf uns, während seines öftern Aufenthaltes in Königsberg, Bogumil Goltz.

Doch — ich kehre wieder zu unsern Gesprächen zurück. Einst saßen wir draußen auf einer Veranda. Wir waren heute fast ausgelassen. Wir hatten einander überboten an den drolligsten, originellsten Einfällen. Kaum hatten wir uns in unmäßigem Lachen Einhalt thun können. Da, urplötzlich, ich wußte nicht was ihm geschah, wurde mein Freund ernst, sehr ernst! Ich fragte: Was ist Ihnen? — Ja, Jung, antwortete er, noch etwa zehn Jahre, dann ist's mit mir gewesen! Ich sterbe vor Ihnen, passen Sie auf; Sie werden hundert Jahre alt! — Nur dies nicht, rief ich bestürzt, nur dies Eine thun Sie mir nicht an, daß Sie von und vor mir scheiden! Ich ertrüge es schlechterdings nicht! — Und doch, er hat, schauerlich im höchsten Grade, nur zu richtig prophezeit! — Man kann es kaum darstellen, wie selbstlos und ohne alle Ansprüche auf Ruhm, den er sich doch schon längst erworben hatte, Rosenkranz war. Wie unzählige Sympathien bewußterweise wir auch hegten, wir waren auch selig erfüllt von dem, was uns von einander unterschied. Wir wußten voraus, alle Abweichungen unserer Naturen von einander lösten sich schnell wieder auf und potenzirten unsre Individualitäten zu einer einzigen und erhöhten. — Sie glücklicher Mann, rief mein Freund einmal hoch erfreut aus, Sie können Ihre gedruckten Bücher stets wieder lesen, sind durch Ihre Schöpfungen nicht blos völlig zufriedengestellt, sondern begeistern sich durch jede derartige Lectüre Ihrer eigenen Erzeugnisse zu neuen Productionen! Ich dagegen, habe ich ein Buch in die Welt geschickt, ist es von mir abgelöst, ich denke nicht mehr daran. — Ich erwiderte: Das haben Sie voraus vor mir, indessen darf ich auch meine Art entschuldigen. Kehre ich aus innerstem Bedürfniß zu einer meiner früheren Leistungen zurück, so verwandle ich, während ich sie wieder lese, mich gern in Sie oder in einen Andern, den ich lieb habe, und dessen Eigenthümlichkeit klingt nun mit der meinigen zusammen, gewährt mir erst ein volles Genügen, und auf der Stelle entspringt daraus ein neues Geistesproduct. — In einem unserer Dialoge brach ich voll heißester Sehnsucht in die Worte aus: Ach, Freund, könnte ich mit Ihnen nach Italien, wie würde Italien auf mich wirken! — Da entgegnete er auch schon: O, gehen Sie mir, Sie täuschen sich über sich selbst. Wollte ich mit Ihnen nicht, als wir in Salzburg weilten, mit aller Gewalt hinüber nach Italien? Sie sträubten sich, was Sie konnten; Sie machen doch, wie ich Sie kenne, am liebsten Reisen in Ihrem „Gedankenkosmos".*)

Wie schon früher erwähnt, hatte auch für Rosenkranz der Briefwechsel zwischen uns, selbst wenn wir hier am Orte waren, einen großen Reiz, wie Briefaustausch überhaupt. Ich besitze von ihm die köstlichsten Schätze der Art. War er am Strande der Ostsee im Sommer, so wußte er schon, daß er auch dorthin sogenannte „Seebriefe" von mir erhalten würde, und freute sich darauf kindlich. In einem derselben führte ich einen Scherz im großen Stile aus, dessen weitgetriebener Humor in der That meinen Freund stutzig machte, daß ich wirklich auf eigene Hand zu einer beträchtlichen Reise mich entschlossen, sie ausgeführt habe. Ich datirte nämlich meine Zuschrift aus Sibirien

*) „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart." Stuttgart und Tübingen 1848, J. G. Cotta'scher Verlag.

*) Vergl. mein „Geheimniß der Lebenskunst". I. Theil: „Der Gedankenkosmos."

und zwar aus Tobolsk, führte die Fahrt und den Aufenthalt aus mit aller Frische und Abwechselung der Scenerie. Wie ich daselbst ähnlich, und wohl noch mehr überrascht gewesen, als einst Herr von Kotzebue, da ich im selben Tobolsk unter den Gebildeten meine gedruckten Bücher sehr verbreitet, viel und mit Genuß gelesen, gefunden hätte. Dann ging ich ins Detail, welche gastfreundliche Aufnahme mir beim Gouverneur zu Theil geworden, wie fein hier die Umgangssitte, die Unterhaltung gewesen, wie die älteste Tochter jenes Herrn, von fesselnder Anmuth und Schönheit, seltenster Weiblichkeit, wahrhaft geistreich mich bezaubert habe. Kurz, ich hatte es mit einer Glaubwürdigkeit dargestellt, daß Rosenkranz nicht einen Augenblick, wenigstens für den Augenblick, trotz obigen Gedankenkosmos daran zweifelte, daß wir jetzt weit, sehr weit räumlich getrennt seien, daß ich mich nach Sibirien entschlossen habe. — Wie über alle Maßen anspruchslos mein Freund war, wie er rastlos strebte, Anderer Wünsche zu erfüllen, sogar auf seine Bequemlichkeit zu verzichten, davon hier ein Beweis. Rosenkranz' Studir- und Arbeitszimmer war groß, so daß er auch seine grandiose Bibliothek in demselben Raume vollständig beisammen hatte. Von Seiten der Familienglieder äußerte man den Wunsch eines Umzuges in eine andere Gegend der Stadt. Die Wahl war bald getroffen, der Hausherr willigte ein. Die Wohnung war freundlich, nur mußte sich Rosenkranz entschließen, seine Bibliothek eine Treppe höher zu placiren, und zwar in verschiedenen Zimmern, die noch dazu nicht sehr geräumig, deren Fenster nicht groß waren. Nur seine Handbibliothek wurde aufgestellt in einer untern Stube, die, eher klein als groß, noch dazu nur ein Fenster hatte. Er war mit Allem zufrieden, fügte sich in Alles. Er war in jeder Hinsicht ein Muster von Ehemann und Familienvater. Seine Frau war liebenswürdig, vielbegabt, aber Jahre hindurch sehr krank, ebenso talentvoll und anziehend die Kinder. Rosenkranz war der fürsorglichste, zarteste Gatte und Vater, den man sich denken kann. Was sonstige Eigenschaften betrifft, er hielt Alles zu Rath mit umfassendster Umsicht, und doch war er ein Feind alles dessen, was man knauserig nennt. Im Wohlthun auch an Andere war er aufopfernd. Er stand stets oben an, wo es galt, Arme zu unterstützen, und wurde von gewissenlosen Menschen, sogar von Abenteurern, die nach Königsberg kamen, oft sehr getäuscht und gemißbraucht.

Und noch einmal zu unserm Umgang und unsern Gesprächen zurück, bevor ihn eines der tragischsten Schicksale traf. Er hatte beim ersten Eindrucke, den er machte, wie es ja nicht ausbleiben konnte bei dem Hochbewußtsein, welches ihn erfüllen mußte, etwas überaus Vornehmes, und wurde dann leicht verkannt. Sowie man sich aber mit ihm unterhielt, entdeckte man sogleich, wie vorurtheil- und harmlos er war. Noch in einem unserer letzten Gespräche machte ich ihn darauf aufmerksam, wie man ihn Anfangs schwer zugänglich und zu aristokratisch befinde, bis er sogleich durch seine Leutseligkeit und Hingabe an Jedermann beglücke und entzücke. Mein Freund war überrascht, er begriff es nicht, wie man ihm Stolz zuschreiben könne. Ich bemerkte darauf, beruhigen Sie sich, Sie haben mit Ihrer Art den richtigen Takt getroffen, denn echte Vornehmheit ist das einzige Mittel, um sich vor jeder Gemeinheit zu schützen, die von Außen an einen herankommen kann. — Wie stark er jede bloße Vornehmigkeit verachte, erbärmlich finde, gab er oft mit dem hinreißendsten Humor kund. Dann stellte er seine Verachtung auch mimisch dar, daß ich mich höchlich daran ergötzte, er zog die Gesichtsmuskeln zusammen, er brachte die Zunge an die Zähne, kneipte den Mund zusammen, ohne ihn zu schließen, zuckte mit den Achseln, sprach allerliebst mit einer näselnden Stimme, mit einem aristokratischen e, in welches er das a verwandelte, um auszudrücken, wie reservirt er sei, wie schwierig, wie nicht leicht, sondern schwer zugänglich Jedem, der sich ihm zu nähern wage, wie er jede Dreistigkeit der Annäherung ablehnen müsse, so daß ich vor Lachen nicht zu bleiben wußte, und er nun auch mit mir herzlich selbst lachte. — Jetzt, nach seinem Tode, kann ich mich nur mit Mühe über Zweierlei beruhigen, was ich unterlassen habe, da ich nie es für möglich gehalten hätte, daß der Einzige mir so früh entrissen werden würde, einmal, daß ich mit ihm eines Abends bei Ludwig Tieck im Salon gewesen, und es nie dazu gekommen ist, daß ich ihm mein Manuscript: Ein Abend bei Ludwig Tieck in Dresden vorgelesen, während ich ihn doch selbst unter dem Namen Elpener dort geschildert habe, und wie oft hat der herrliche Freund darnach überaus gespannt verlangt, und sodann, daß ich ihm die eine meiner Charakteristiken von Bogumil Goltz — den ich ihm häufig, wieder zu unermeßlichem Lachen, mündlich copiren mußte — dennoch, wie oft er auch in mich drang, ebenfalls nicht vorgelesen habe. Man sollte in der fliegenden Vergänglichkeit alles Irdischen nie dergleichen aufschieben.

Was aber des Entsetzlichsten stand meinem herrlichen Freunde noch bevor! In wie Vielem, was Literatur betraf, wollten wir auch noch zusammenwirken! Mein Literaturblatt hatte, durch unerwartete Umstände herbeigeführt, längst aufgehört. Wir kamen darin überein, daß Königsberg ein Organ der Art wieder haben müsse. Rosenkranz pflegte zu sagen: nur mit Ihnen möchte ich eine Zeitschrift wieder herausgeben, mit keinem Andern. — Und wie viele weitere Pläne, großartige Unternehmungen regten sich in ihm! Da fing der Treffliche an mir zu klagen, daß das eine seiner Augen ihm zu schaffen mache. War es ein Wunder? wie unermeßlich viel hatte er bis dahin gelesen, geschrieben! Das leidende Auge erholte sich, aber nicht lange, jetzt versagte ihm gar auch noch das andere seinen Dienst, und wir wurden Beide auf's Aeußerste betroffen. Hatte doch auch ich viel und oft in meinem Leben mit Augenübeln zu kämpfen gehabt, so daß ich einmal fünf Monate hindurch weder lesen noch schreiben konnte. Rosenkranz entschloß sich jetzt, ärztliche Mittel anzuwenden; sie halfen ihm, aber nur auf kurze Zeit. Die Krankheit beider Augen brach nunmehr vollständig aus. Inzwischen hatten ihn auch andere Schicksalsschläge getroffen und niedergebeugt, er hatte seine Frau und seinen ältesten Sohn (bereits im Amte) durch den Tod verloren. Jetzt mußte er sich einen Vorleser wie eine Vorleserin halten, jener las ihm täglich den ganzen Vormittag, diese Nachmittags und Abends vor, außerdem daß die letztere die Wirthschaft leitete und den allverehrten, herrlichen Mann, wenn es die Witterung nur zuließ, spazieren führte. Unsere Spaziergänge hatten aufgehört. Als beide Augen meinem Freunde bereits versagten, hielt er noch immer an der Universität seine Vorlesungen mit demselben Eifer, mit derselben Begeisterung wie sein ganzes Leben hindurch. Er ließ sich natürlich nach der Universität führen, dann — herzbrechend war es — im Hörsaale tastete er sich nach dem Katheder, und sprach, als hätte sich nichts geändert, mit einer Gewandtheit, mit einer Schönheit und Macht der Diction, daß alle Zuhörer hingerissen, aber auch von der innigsten Theilnahme ergriffen wurden. Der Arzt richtete an ihn die Frage, ob er sich einer Operation beider Augen unterwerfen wolle, welche aber sehr schmerzlich sein werde. Rosenkranz, dem Pflichttreue Gewissenssache war, der, was Hingebung, Sanftmuth, Geduld betrifft, als Muster in jeder Hinsicht aufgestellt werden konnte, bejahte die Frage mit aller Entschiedenheit. Was er während des Vorganges ausgestanden hat, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, noch in der letzten Zeit hat er es mir geschildert in einer Weise, daß ich selbst jetzt zusammenzuckte. Und dennoch und dennoch: die Operation war ohne Erfolg, das letzte Ergebniß: die vollständige Blindheit! Rosenkranz erblindet, es ist ein Stich durch mein Herz, den ich fühlen werde bis an mein Ende. Rosenkranz erblindet, er, der von der Schönheit und Erhabenheit der Natur, der Kunst von einem Entzücken ergriffen werden konnte, welches keine Feder beschreibt.

Hatte sich deshalb etwas geändert im Rhythmus unseres Umganges, in der Ueberfülle unserer Gespräche? Auch nicht das Geringste! Oft freilich wurde der schwer Geprüfte von Traurigkeit überwältigt, dann rief er aus: Jung, hätte ich dieselbe Vorsicht beobachtet wie Sie, im Gebrauche Ihrer Augen, ich hätte die meinigen noch! — Nie machte er dem Schicksal Vorwürfe, stets nur sich selbst, und doch that er sich Unrecht, denn ich habe nie einen gewissenhafteren Menschen gekannt, als

Rosenkranz, im Kleinsten und Größten. Von jetzt ab besuchte ich ihn regelmäßig, wenn Krankheit oder Winterkälte mich nicht hinderte, Sonntags Nachmittag, oft auch an Wochentagen. Ich war vom Wege angegriffen, jede Müdigkeit jetzt aber gewichen. Wohnten wir doch eine halbe Meile auseinander. Das kleine, schmale Stübchen, in dem wir am liebsten siedelten, ist mit dem Tische, an dem wir saßen, meinem Hirn und Herzen eingebrannt für die Ewigkeit. Kam ich an, so fand ich ihn langsam auf- und abwandelnd in dem engen Bezirk. Er hatte meiner schon sehnsüchtig geharrt. Ich trat ein, gab ihm die Hand, und brach stürmisch — was er an mir so liebte — in die Worte aus: Heute bring' ich Ihnen aber auch das Unerhörteste mit, was je über meine Lippen gekommen! — Das ist ja prächtig, rief er in höchster Spannung. — Und wirklich, das Unglaublichste hatte ich ihm mitzutheilen; ich begann. Schon lachte er, daß er sich schüttelte; ich desgleichen. Es war eine Komödie des Lebens, die ich ihm aufrollte, Scene nach Scene, so daß er nicht nur mit äußerster Spannung lauschte, sondern auch mein Mienenspiel mit Behagen zu sehen schien, indem er seine Blindheit für den Augenblick vergessen hatte. Jetzt lenkte ich, indem ich wieder mich gesetzt hatte, in den Ernst ein, in die Tragödie, was eigene Erlebnisse der letzten Woche betraf, und vor Allem die Literatur im großen Ganzen bis auf die neueste Gegenwart. Ich kam in den äußersten Affect: dies Buch, welches ich in den letzten Tagen, mit dem Ueberstrom seiner Gedanken, mit der Vollendung seines Stils gelesen habe, verschlungen, müssen Sie sich jedenfalls vorlesen lassen. — Ach, rief er, das ist nicht nöthig, wenn Sie mir erzählen, ist das mir mehr, als wenn ich es selbst lese, oder gar mir vorlesen lasse. Sie wissen, fuhr er fort, was ich im Bücheranschaffen leiste, aber wie wird man heut zu Tage geoppt. Da lasse ich mir ein naturwissenschaftliches Werk, dessen Titel mich frappirt, kommen, noch dazu ist das Werk sehr theuer, lasse es binden, kann den Inhalt nicht erwarten, und was finde ich in demselben? den albernsten Materialismus, die absurdesten Spitzfindigkeiten, von Anfang bis zur letzten Seite das elendeste Gewäsche.

Rosenkranz begleitete mit dem lebhaftesten Interesse die Literatur der Deutschen, Franzosen, Engländer und Amerikaner. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit dem herrlichen Nordamerikaner Theodor Parker, dessen köstliches Buch: „Theismus, Atheismus und Kirchenglauben" in meinem Leben Epoche gemacht hat, ungeachtet mancher Abweichungen von ihm in den wichtigsten Punkten. Rosenkranz begriff es aus meinem Wesen, aus dem Bedürfniß großer, neuer Weltanschauungen, daß Parker und Emerson zwei meiner Lieblingsschriftsteller geworden sind. Auch die vorzüglichsten Zeitschriften unserer Zeit ließ er sich nach wie vor einliefern, von Sonnabend zu Sonnabend; sie lagen vor ihm auf einem kleinen Tische. Aus Büchern und Journalen las ich ihm oft vor. Ein Hochgenuß für uns Beide waren wöchentlich die Briefe, welche bei mir von den verschiedensten Orten her eingingen. Er wußte, Briefe zu schreiben und zu empfangen, war mir zur Leidenschaft geworden. Sonntags brachte ich ihm die regelmäßig mit, welche bei mir eingelaufen waren. Er hörte meinem Vorlesen derselben mit einer wahren Andacht zu, machte die feinsten, tiefsten, eigenthümlichsten Bemerkungen und pries mich glücklich, in einem solchen Weltverkehre zu stehen. Meine eigenen Productionen begleitete er mit derselben Aufmerksamkeit und Freude wie früher. Unter meinen dichterischen Schöpfungen waren seine Lieblinge: „Eskimoa, eine Nordpolexpedition", „Jagd auf dem Meere" und die „Vigilien". Auf's Stärkste erpicht war er, mein neuestes Werk: „Moderne Zustände" kennen zu lernen.*) Ach, er sollte es nicht mehr erleben! — Er, der so anspruchslos, ungeachtet seiner großen Verdienste, war, rief denn doch voll des gerechten Unmuths bisweilen aus, wenn ihm die heutige Ungerechtigkeit der Deutschen gegen viele ihrer Schriftsteller zu Kopfe stieg: Warum wird es nicht auch uns zu Theil, noch bei Lebzeiten unsere sämmtlichen Schriften vor uns zu sehen? — Oder, er sagte zu mir: Sterben Sie nur erst, dann wird man den Verlust fühlen, und Ihre Werke mehr als je lesen!

Rosenkranz' Geist war frisch bis zum letzten Moment. Er war auch darin einzig, daß er eine neue Idee entdeckte, die er eben nur als eine, gleichsam als einen Stern nahm, bis er bei schärferem Beobachten jene nur erst als Nebelfleck ansprechen konnte; doch er rastete nicht, forschte weiter, und siehe, der vermeinte Nebel enthüllte sich nicht blos als einen Stern, sondern als Gruppe, als ein System von Sternen. Mir ging es meinerseits oft ganz ähnlich. Nun wir neuer Welten gewiß geworden, waren wir erfüllt von gemeinsamer Freude. — Was uns in dieser spätern Zeit oft gemeinsam versagte, war das Gedächtniß, wo es auf ein bestimmtes Wort, auf einen Namen ankam. So sprach während eines unserer letzten Gespräche Rosenkranz zu mir: Denken Sie sich, wie es mir wieder geht. Ich bete jeden Abend mein Vaterunser und zwar in griechischer Sprache. Als ich an den Schluß gelange, fehlt mir für den deutschen Ausdruck: Herrlichkeit das griechische Wort. Wie heißt es doch? — Ich antwortete: Δόξα. — Richtig, erwiderte er hocherfreut. — Ich kann Ihnen mit einer Seitenerfahrung dieser Tage dienen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit versagte mir das Gedächtniß ein bestimmtes Wort. Ich konnte es durchaus nicht herausbringen, und stellte mir vor, es sei der Ausdruck: Obdach, den ich suchte. Andern Tages fiel mir ein, daß es Obhut gewesen sei, wessen ich nicht Herr werden konnte.

Mit welcher Treue Rosenkranz all seine Freunde hegte, die früheren wie die jetzigen, davon hat man nicht leicht eine Vorstellung. Wie hegte er vor Allem seinen Hotho in Berlin! Er schilderte mir ihn aus früherer Zeit und aus späteren Besuchen als einen der Seltenen, in denen das Ideale real geworden, in die Erscheinung getreten sei und zwar in Vorträgen, in Schriften, in der Lebensweise, vor Allem in seinen Briefen, wie in der mündlichen Darstellung. Wie verehrte und liebte er seinen Collegen, Professor Lehrs, den Philologen, ferner seine sonntäglichen Gesellschafter Abends Geheimrath Hirsch und Professor Friedländer und einen seiner beiden Nachfolger auf dem Katheder der Philosophie, Professor Walter. Und dann, und wie herzlich und wie innig unsern gemeinsamen Freund, Professor Franz Hoffmann in Würzburg und den Philosophen Dr. Biedermann in Bodenbach und Professor Erdmann in Halle, den berühmten Geschichtsschreiber der Philosophie.

Und nun noch einige Erinnerungen aus der allerletzten Zeit unserer Gespräche. Rosenkranz entwarf mir ein allerliebstes Genrebild, frisch in Zeichnung und Farbe, von seinem Besuche bei Karl Gutzkow in Frankfurt a. M. Dann klagte er, ohne daß ich etwa ahnte, was bevorstehe, über Müdigkeit in den Füßen. Er pflegte sich gern eine Schüssel bringen zu lassen voll rauchender, eben gebrannter Kaffeebohnen, und athmete den aufsteigenden Dampf mit Behagen ein. Ich war heute selbst sehr angegriffen, drückte ihm mit Heftigkeit die Hand und sagte: Nächsten Sonntag wieder! — Nie sollte die Sonne dieses Sonn- und Sonnentages mehr für uns aufgehen! Karl Rosenkranz wurde mir durch den Tod entrissen, Sonnabend Abends, den 14. Juni. Er starb am Lungenschlage. Möge der Leser mir nachfühlen, was ich an dem verloren habe, der — ich könnte es ewig wiederholen — über 45 Jahre mein Umgang gewesen!

Die Vorleserin, die zarteste, umsichtigste Pflegerin und Führerin Rosenkranzens, eine in jeder Beziehung hochzuverehrende Dame, erzählte mir nach dem Heimgange meines Freundes, wie Rosenkranz in den letzten Tagen oft nach der Zeit gefragt und dann immer ein altes Volkslied für sich hingesummt habe, dessen erster Vers schauerlich lautet:

„Wie viel mag doch die Uhr wohl seind?"

So fragte der, mit dem ich unzählige Mal über das Wesen der Zeit und des Raumes und deren etwaiger Endlichkeit oder Unendlichkeit philosophirt hatte. Er, der ewig arbeitete, auch in den Zeiten seiner ewigen cimmerischem Finsterniß und Polarnacht, mit Gedanken rastlos arbeitete, und mir beistimmte, daß

*) Alle diese und andere meiner noch ungedruckten Schriften werden nächstens in der Oeffentlichkeit erscheinen.

der Ausspruch: „Ich habe keine Zeit", da er die Zeit verneine, um so mehr schon Ewigkeit enthalte, er mußte jetzt, da die Körperkraft ihm stets mehr versagte, das Hinschleichen der Zeit um so empfindlicher fühlen.

Als ich erst am Sonntag Abend — man wollte mich vor dem Zusammenbrechen schützen — den Tod meines Freundes mitgetheilt erhielt, verschwanden mir Erde und Himmel, denn durch den Nebel und die Nässe des Auges, Thräne genannt, sieht man nicht mehr. — Niemand, Niemand kann Rosenkranz mir ersetzen!

Wie, wenn man den gestirnten Himmel anblickt, immer neue Sterne hervortreten, so geht es mir mit den Erinnerungen an Rosenkranz. Jedes Gespräch mit ihm rollte mir ein Weltsystem auf. Jetzt ist mein Firmament dicht mit Wolken bedeckt, und ich frage nun auch wie er:

„Wie viel mag doch die Uhr wohl seind?"

— mein ewiger Refrain!

Zu Gottlieb Schicks hundertjährigem Geburtstage.

Auf Maria Himmelfahrt, den 15. August gewöhnlicher Erdenkinder, fällt in diesem Jahre der hundertjährige Geburtstag eines der liebenswürdigsten deutschen Künstler und Vorarbeiter neuerer Kunst. Es ist dies Gottlieb Schick, geboren aus einer tüchtigen Bürgerfamilie des schönen Stuttgarts und am Himmelfahrtstage 1812 dort verstorben, nachdem er eine Reihe von Jahren seines jungen Lebens in Rom seiner hohen Kunst als edelster Jünger gepflegt und, mit einigen der Edelsten seiner Zeit mehr oder minder freundschaftlich verbunden, dort ein schönes reines, wenn auch an manchem irdischen Mangel reiches Künstlerleben geführt, die Gattin seines Herzens gewonnen und seine besten Werke geschaffen hatte. Seine Vaterstadt bewahrt diese Kunstwerke im schönsten und erhabensten Sinne des Wortes in ihrer öffentlichen Gemäldesammlung und im königlichen Residenzschlosse; nur wenige andere sind hier und dort in einigen wenigen Galerien Deutschlands (z. B. in Köln) und als Porträts hier (besonders in Tegel) wie in Rußland und England zerstreut. Hat Gottlieb Schick selbst nicht den Tempel der hehrsten, der möglichst hohen Kunst mit unsterblichem Ruhm erfüllt, wie nach ihm ein Cornelius: so steht er doch sicherlich als erster deutscher Maler unter denen da, die die Malerei aus den Fesseln kalten oder antikisirenden Conventionalismus befreiten und ihr eine neue schöne Stätte in Deutschland vorbereiteten. Die meisten Kunstgeschichten nennen ihn neben Carstens als Miterneuerer deutscher Kunst, mitunter im Verein mit seinem als neunzigjährigen Greis vor einem Vierteljahrhundert erst vergessen, verarmt und verschollen verstorbenen Landsmann Eberhard Wächter: aber sein eigenstes, liebenswürdiges und dem Herzen wohlthuendes, rein menschliches Leben und Wesen erschließen uns erst seine herrlichen Briefe, die Professor Haakh in seinen schönen „Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte" (Stuttgart, 1863) zuerst vollständig abgedruckt hat. David Friedrich Strauß hatte schon in seinem Essay über Gottlieb Schick (1854 in der Allg. Augsb. Ztg., dann 1862 aufgenommen in seine „Kleine Schriften", I. Bd., und jetzt in des Verfassers „Werke") auf diese Briefe, die Bedeutung des Schreibers und ihren eigenen hohen Werth aufmerksam gemacht. Ohne Uebertreibung bilden sie auch, neben seinen in Stuttgart befindlichen Werken, das schönste Denkmal des Künstlers. In ihrer liebenswürdigen ungezwungenen Naivetät, Zartheit der Empfindung, Keuschheit des Mittheilens möchte ich sie mit manchen der Mendelssohn'schen Briefe vergleichen, und man kann wohl verstehen, wie ein Dannecker, Schelling, die beiden Humboldt, die beiden Tieck, die Gebrüder Schlegel, wie Fernow, Joseph Anton Koch, „Maler Müller", die geistreiche Caroline von Humboldt und Frauen und Männer der höchsten Kreise, unter ihnen der hochherzige spätere Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, den jungen Künstler als lieben Freund betrachteten und ehrten. Die meisten der Briefe sind an die Geschwister in der Heimat gerichtet und zeigen Schick in diesem Verhältniß als einen edlen und ganzen Menschen, der unsrer Verehrung und Liebe in jeder Hinsicht werth ist. Er war früh nach Paris in die französische Schule unter des derzeit großen Davids Leitung eingetreten, um welche Lehrzeit der ihn hochverehrende Wilhelm Schadow stets beneidete*); erst in Rom indessen, wohin er sich, unterstützt von einem kleinen fürstlichen Jahrgehalt und dann dort fleißig für Cotta und an Porträts arbeitend, gegen Ende des Jahres 1802 begab, rang sich sein Geist zum eigentlichen hohen freien Künstlerschaffen empor. „Welche Belohnungen erwarten den Künstler von Talent und Fleiß," schreibt er sogleich zu Anfang seines römischen Aufenthalts an den geliebten Lehrer und Freund Dannecker, „welche Kraft gibt mir das, meinen Weg mit Anstrengung weiter zu gehen, wenn ich sehe, daß der Preis für meine Mühe die Hochachtung aller Menschen ist!"

Sein ganzes Leben, es ist wahr, war Mühe und wenig Lohn. Die Menschen zwar, die mit ihm in seelische Berührung traten, liebten ihn; im Humboldt'schen Hause in Rom war er der Freund des gelehrten Ministers, seiner geistreichen Gattin, der anmuthigen Kinder. Eines seiner schönsten Porträts ist dasjenige der beiden Töchter Wilhelm von Humboldts, von welchem Bilde Theodor Körner, der es in Wien sah, unterm 31. August 1811 an die Seinigen schreibt: „Schick in Rom hat von den beiden jüngsten Mädchen, Adelaide und Gabriele, ein Bild gemacht; ich glaube nicht, daß etwas Schöneres der Art existirt. Es ist ein wahrer Freudenquell, je länger man es sieht, desto schöner wird es. Ich soll dem Schick frappant treffend ähnlich sehen." („Werke", Ausgabe von A. Wolff, Berlin 1858, IV. 198.) Eine gewisse treffende Aehnlichkeit zwischen der schönen Radirung, die Haakh den „Beiträgen" als Porträt Schicks beigefügt hat, und dem bekannten Bilde Körners ist auch nicht zu verkennen. Das „schöne Bild" der Schwestern begeisterte den jungen Sänger auch zu dem Sonett, dessen erste Strophen lauten:

„Schönes Bild, das mir so theuer worden,
Seh' ich dich, ruft stiller Ahnung Walten
Aus den wunderlieblichen Gestalten
Mir in süßen himmlischen Accorden.
Nein, kein Sänger malt's mit Sang und Worten,
Wie sie blühend sich umschlungen halten,
Und voll Südens Anmuth sich enfalten,
Stille Blumen aus dem heil'gen Norden." **)

Gottlieb Schick hatte indessen nicht das Glück, für seine Gemälde einen großen Preis zu erzielen; auch wurde seine Schöpfungsthätigkeit durch den täglichen Brodverdienst, Porträtmalen, gehemmt. Er hatte jedoch das hohe „Künstlerglück", daß seine ersten großen Schöpfungen, „David vor dem erzürnten Saul" (jetzt wie auch das folgende in Stuttgart) und das herrliche, von Kotzebue derzeit elenderweise und in echt Kotzebue'scher Art begeiferte (Maler Müller, oder „Teufelsmüller", wie er auch hieß, und der derbe Tyroler Landschafter Joseph Anton Koch

---

*) „Merkwürdig ist es, daß Wilhelm Schadow den von ihm hochgeehrten Schick fast um seine Pariser Lehrzeit beneidete, einerlei Meinung mit einem Schriftsteller (Ernst Platner), der früher auch sich den neukatholischen Malern anreihte, daß nämlich dem Schüler Davids die in Paris gemachten Naturstudien zugute gekommen. Die Schule Davids, sagt er, der das Wissenschaftliche der Zeichnung sehr gründlich verstand, dürfte ihm vortheilhafter gewesen sein, als er selbst glaubte, obgleich er sich über das allzu häufige Studium der Modelle, das er bei diesem mit Eifer üben mußte, mit Recht beklagen mochte." — A. Hagen, „Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert", I. 25.

**) „Werke", Ausgabe von A. Wolff, Berlin 1858, I. 250. Das Bild ist jetzt in Tegel. Siehe auch Haakhs „Beiträge", S. 287, und Schlesier, „Wilhelm von Humboldt", II. 102.

schlugen „dem Hund von Recensenten" auch weidlich den Buckel dafür voll) „Dankopfer Noahs" sogleich gerechtes Aufsehen in der Kunstwelt erregten und den Maler mit 25 Jahren zum ersten lebenden deutschen Künstler stempelten. August Wilhelm Schlegel, der sich damals (1805) mit Frau von Staël in Rom befand, schrieb besonders begeistert über das letztere Bild an Goethe und die Jenaische Literaturzeitung brachte den Brief zum Abdruck. Allein nur zu bald fehlte, neben andern Lebensmängeln, dem Künstler zu neuem großen Schaffen das Beste: die Gesundheit. Früh Familienvater geworden, von täglichen Sorgen oft heimgesucht, trat das Geschick auch an sein junges Leben heran. Ein chronisches Leiden, das seinen Sitz im Herzen hatte, trat mit Heftigkeit auf und machte in kurzer Zeit seinen Zustand bedenklich. Eine unendliche Sehnsucht nach der Heimat, die er seit 9 Jahren nicht wiedergesehen hatte, ergriff ihn zugleich mit der Ueberzeugung, dort Genesung zu finden. Er fand sie auch — die Muttererde nahm den edlen Sohn an ihr stilles großes Herz zur ewigen Ruhe! Im Herbste 1811 nahm er Abschied von seinem geliebten Rom und machte sich mit Weib und Kindern auf den Heimweg. Seine Reise glich einem Triumphzuge, und wo er verweilte, ward er, seinem Rufe entsprechend, mit künstlerischen Ehren empfangen. Nur langsam erreichte er die Vaterstadt, wo die sorgsamste Pflege der Seinigen ihn aufnahm und umgab. Aber keine Kunst der Aerzte, keine Sorgfalt und Liebe der Seinigen und guter Menschen, vermochten die schwindenden Kräfte zu erneuern, und schon im April des folgenden Jahres ward die sterbliche Hülle seines Geistes der heimatlichen Erde übergeben. „Der heimatlichen Erde — und wie Viele aus seinem Volke, so sage ich, kennen den Mann und vermögen ihn zu würdigen, der der Stolz seines Vaterlandes zu sein verdiente? Wie oft wird sein Name genannt? Wer kennt seine Grabstätte?" („Beiträge", S. 30.) Dieses harte und gerechtfertige Wort ist verzeihlich. Aber des Künstlers großer Einfluß blieb ein Segen, wurde ein Segen für die Kunst seiner Nation; und sein Leben, wie es uns seine Briefe schildern, zeigt uns, daß er zu den edelsten Geistern gerechnet werden muß, die Deutschland jemals unter seinen Künstlern besessen hat!

Hermann Kindt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Rosenkranz und Güldenstern."

Lustspiel in vier Aufzügen von Michael Klapp.

Die Wiener Gäste.

Das Residenztheater und Emil Claar.

Selten hat in der Beurtheilung eines Bühnenwerkes eine vollkommenere Uebereinstimmung geherrscht als in Bezug auf „Rosenkranz und Güldenstern". Es ist ein amüsantes Stück — so haben die Abonnenten des Wiener Hofburgtheaters am ersten Abend entschieden, und das Berliner Publicum hat diese Entscheidung „aus den Gründen des ersten Richters", wie es in der Appellinstanz heißt, einfach bestätigt. Diese Bestätigung ist für den Autor um so werthvoller, als von allen jenen Nebenumständen, welche in Wien die Vorbereitungen und die erste Aufführung dieses Lustspiels begleiteten, dort das Interesse künstlich erhöhten und eine sicherlich unbeabsichtigte, aber darum nicht minder kolossale, in den Annalen der Theatergeschichte kaum je dagewesene Reclame für das Stück hervorriefen, hier nicht die Rede sein konnte.

Das Stück, das Adolf Sonnenthal unter seine schützenden Fittige genommen hatte, war der Direction des Hofburgtheaters anonym eingereicht, worden, und das Geheimniß über den Autor wurde bis zum Erfolge so absolut gewahrt, daß selbst die nächstbetheiligten und in alle Vorgänge hinter den Coulissen eingeweihten Persönlichkeiten noch am Abend der ersten Aufführung auf bloße Conjecturen angewiesen waren. Und wohin verirrten sich diese! Wie wurden die Leichtgläubigkeit und Neugier von geschäftigen Neuigkeitskrämern genarrt! Aus den Kreisen der hoch- und höchstgestellten Persönlichkeiten, der tüchtigen Schauspieler und pikanten Künstlerinnen, der geistvollen Dilettanten und bewährten Dramatiker wurde bald dieser, bald jener Name als der des geheimnißvollen Verfassers des neuen Stückes bezeichnet. Man dachte an alle möglichen und unmöglichen Leute, nur eben nicht an den richtigen Verfasser. Dieser besaß die Klugheit und seltene Selbstüberwindung, von seinem sichern Versteck aus dem närrischen Treiben ruhig zuzuschauen. Er ließ sich nicht die geringste Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die auf ihn hätte hinweisen können. Er gewann es über sich, sich von den Vorbereitungen der Aufführung seines Erstlingswerkes fern zu halten — er wußte allerdings, daß es bei Sonnenthal gut aufgehoben war — und erst, nachdem das Publicum und die Kritik den Erfolg bestätigt hatten, trat er mit seinem Namen hervor. Denn mit dem Erfolg waren auch die Gründe, die ihn zu seiner Anonymität bestimmt hatten, beseitigt. Diese waren übrigens nicht auf eine bloße Caprice, eine kaufmännische Speculation oder dergleichen zurückzuführen, sie waren allerdings zwingender Natur.

Durch einen Aufsatz in der „Gartenlaube" hatte sich Herr Michael Klapp die Ungunst des österreichischen Hofes zugezogen; und dem mißliebigen Autor würden sich, wenn er seine Visitenkarte mit seinem richtigen Namen abgegeben hätte, die Pforten des ausgezeichneten Theaters im Hause des Kaisers schwerlich geöffnet haben; da hätte die Persönlichkeit entschieden geschadet. Nachdem nun aber die Sache gesiegt, und das Stück eine überaus beifällige Aufnahme gefunden hatte, war man freisinnig und hochherzig genug, um unter einer vielleicht berechtigten persönlichen Verstimmung nicht das ganze Publicum leiden zu lassen, und nahm an der Person nicht weiter Anstoß. Und so wurde denn der Autor des „Gartenlauben"-Aufsatzes aus der schwarzen Liste gestrichen, die Liste der erfolgreichen Autoren des Hofburgtheaters aber um einen neuen Namen vermehrt.

Alle diese Dinge, die mit dem Wesen und dem Werthe unsres Lustspiels durchaus nichts zu thun haben, hatten, wie sich dies von selbst versteht und wie bereits gesagt, in Wien die Theilnahme außerordentlich geschürt und das Interesse in künstlicher Weise erhöht. Nichts dergleichen bei uns. In Berlin ist Herr Michael Klapp dem großen Publicum so gut wie unbekannt. Man wußte von seinen liebenswürdigen oder mißliebigen literarischen Leistungen so viel wie nichts. Das Publicum trat daher dem fremden Autor, den es weder haßte noch liebte, vorurtheilslos gegenüber und betrachtete das neue Stück, das für den norddeutschen Zuschauer nicht viel mehr als anonym war, — da es eben ein hier wenig oder gar nicht bekannter Name gezeichnet hatte, — und das jedes nebensächlichen pikanten Reizes entbehrte, ohne alle Voreingenommenheit. Der Erfolg war daher hier weit sachlicher und lauterer, ohne daß er darum minder glänzend gewesen wäre.

Diese Thatsache des Erfolgs ist ganz unbestreitbar. Aber ebenso unbestreitbar ist auch das Bewußtsein des Publicums, daß es verdienstlicheren und tüchtigeren, künstlerisch höher stehenden, werth- und gehaltvolleren Bühnenstücken mitunter, ja sogar oft mit einer geringeren Theilnahme und kühler entgegengekommen ist. Die vortreffliche Darstellung durch die Wiener Gäste, durch Sonnenthal, Thimig und das Hartmann'sche Ehepaar reicht allein nicht aus, um die ungewöhnliche — ich will nicht sagen: unverdient, aber vielleicht übertrieben freundliche Aufnahme des Klapp'schen Stückes zu erklären. Ich erblicke darin nur eine Bestätigung der in den letzten Jahren schon bei vielen andern großen Bühnenerfolgen gemachten Wahrnehmung: daß nämlich das Publicum im Theater jetzt hauptsächlich nach dem behaglichen, durch keinerlei Unangenehmes, Strapazirendes oder Aufregendes gestörten Genusse verlangt. Es will vor Allem zerstreut, unterhalten, belustigt, es will den Sorgen des Tages entrückt sein.

Dem Schauspiele gegenüber, das dem Zuschauer die Conflicte des wirklichen Lebens vergegenwärtigt, die Schwächen und Gebrechen, deren er sich selbst im Geheimen zu zeihen hat, in ihrer Lächerlichkeit oder Verwerflichkeit vorführt, die Consequenzen, die sein eigener Leichtsinn, seine eigene Thorheit verschuldet, mit grausamer Folgerichtigkeit zieht — dem Schauspiele gegenüber, das durch die rücksichtslose Wahrheit und Richtigkeit der Beobachtung und Schilderung auch des Peinlichen, auch des Widerwärtigen die Selbstgefälligkeit kränkt, die bequeme Ruhe stört,

die Schlaffheit unversöhnlich packt und aufrüttelt — diesem Schauspiele gegenüber verhält man sich spröde. Der Zuschauer will für sein gutes Geld nicht auch noch auf der Bühne Leute sehen, denen er im gewöhnlichen Leben am liebsten aus dem Wege geht, weil sie ihm unbequem sind oder ihn an seine eigene Mangelhaftigkeit erinnern. Er will nicht auch noch vom Dichter in Verhältnisse zurückgedrängt werden, die ihn in der Wirklichkeit ohnedies bedrücken und denen er gerade zu entrinnen sucht, wenn er sein Billet an der Kasse löst.

Dagegen zeigt er sich dem Autor, der ihm am Abend die Sorgen des Tages harmlos wegscherzt, aufrichtig dankbar — um so dankbarer, je weniger er durch das Schauspiel, das vor ihm abgespielt wird, zu Rückschlüssen auf sich selbst oder auf Unannehmlichkeiten, die er im Leben zu bekämpfen hat, und die ihm in der Wirklichkeit Kopf und Herz beschweren, sich genöthigt sieht.

Eine gewisse Einschränkung ist natürlich auch hier geboten. Gar zu toll darf es der Autor nicht treiben; das Band, das er zwischen den Figuren seines Stückes und dem Publicum knüpft, darf nicht ganz und gar gelöst werden, da er sonst dem Vorwurf, eine „unwahrscheinliche Posse" vorzuführen, nicht entgehen würde. Von Zeit zu Zeit muß doch der Zuschauer daran erinnert werden, daß das Stück eigentlich ein künstlerisches Bild eines Stückes menschlichen Lebens darstellen soll. Er muß von der Bühne herab Sachen hören, die er sich selbst oft genug, wenn auch nicht ganz so knapp und scharf gesagt, er muß Personen sehen, von denen dieser oder jener Zug mit einer Verschrobenheit oder Liebenswürdigkeit eines guten Bekannten eine frappante Aehnlichkeit aufweist, und endlich Situationen gegenübergestellt werden, die er ähnlich oder auch gerade so schon durchlebt hat, oder von denen er sich sagen muß, daß er sie morgen durchleben könne.

Aber — und das ist die Hauptbedingung — alles das soll durchaus arglos, unschädlich, bequem sein. Mit einem Worte: der Zuschauer will im Theater, das für ihn nur noch eine Stätte der Belustigung zu sein scheint, an die Wirklichkeit lediglich in ihrer angenehmen Harmlosigkeit und in ihrer Erfreulichkeit gemahnt werden.

Es liegt mir fern, dieses Verlangen des Publicums und die Berechtigung dazu eingehender zu untersuchen oder den Standpunkt, den der Dichter dem gegenüber einzunehmen hat, bei diesem Anlasse bezeichnen zu wollen. Ich habe gelegentlich des Erfolgs von „Rosenkranz und Güldenstern", den man so oft als einen unbegreiflichen bezeichnen hört, nur den Versuch gemacht, die Unbegreiflichkeit zu erklären. Ich finde die Sache, wie gesagt, sehr begreiflich.

Hier sehen wir die Arglosigkeit und Lustigkeit in ihrer vollkommenen dramatischen Ungetrübtheit. Hier sehen wir nur brave Leute, die keinem Menschen etwas zu Leide thun, die uns nicht peinlich berühren, geschweige denn verletzen oder kränken. Hier sehen wir lauter unschuldige Individuen, über die wir lachen können, so viel wir wollen: Reisende, die über die „Bougies" auf der Rechnung oder über die Hetzjagd bei der Table d'hote schimpfen und edle Rache üben, indem sie die unverbrauchten Kerzen in die Koffer packen und das Dessert in die Tasche stecken, um es nach der Mahlzeit gemächlich zu verzehren. So etwas macht Spaß. Es erinnert uns an unsre Sommerfahrten, an unsre Begegnungen mit närrischen Käuzen, und deshalb lachen wir, und deshalb wird „Rosenkranz und Güldenstern" dreißigmal hintereinander bei immer gut besetztem Hause und vor einem immer dankbaren Publicum gegeben.

Das Publicum der beiden größten deutschen Städte aber an einem jeden Theaterabende, an dem „Rosenkranz und Güldenstern" auf dem Zettel stehen, in einer zum mindesten nicht unerlaubten Weise gut zu unterhalten, ist an und für sich schon ein so großes Verdienst, daß ich Herrn Michael Klapp nicht noch weitere Complimente zu machen brauche. Ich muß aber doch noch hervorheben, daß die Exposition im ersten Acte ganz vortrefflich ist, einfach, schlicht und viel versprechend, daß im zweiten und dritten Acte freilich ein andrer, weniger lustspielartiger Ton angeschlagen wird, die heitre Stimmung aber sich bis zum dritten Actschlusse, dem komischen Höhepunkte, wirksam steigert, und daß der letzte Act, in dem wiederum die Saiten des höheren Lustspiels gerührt werden, wenigstens nichts verdirbt.

Die Handlung ist sehr einfach, ein bischen altfränkisch, aber gerade den Erfordernissen einer behaglichen Lustigkeit recht entsprechend. Das Stück erinnert in seiner ganzen Führung einigermaßen an die Spießbürgerkomödien des ersten Kaiserreichs, an Picard, Duval ꝛc. Ein Fürst sucht für seinen Sohn einen Reisebegleiter und findet ihn in der Person eines Barons von Rosenkranz. Da der junge Fürstensohn anonym bleiben will, nimmt er den Namen Güldenstern an. Ein besonderes Reiseglück führt das lustige Paar fast nur mit Leuten zusammen, die „Hamlet" nicht gelesen haben; denn von den zahlreichen Hotelgästen, mit denen sie zusammentreffen, erscheint die handgreifliche Pseudonymität nur den wenigsten verdächtig. Ja, sie haben das Glück, einem Manne zu begegnen, dem sie die ganze Handlung von Hamlet als eine erst vor kurzem passirte Geschichte erzählen können. Diese Erzählung ist übrigens sehr ergötzlich und voller Witz. Schließlich heirathen Beide, und wenn auch Baron Rosenkranz seine Mission als Erzieher des Grafen in der hohen Schule des Lebens nur sehr mangelhaft erfüllt, und der junge Graf, der durch die Reise auf die Ehe mit einer Ebenbürtigen vorbereitet werden sollte, eine Art von Mesalliance schließt, so löst sich doch Alles in Wohlgefallen auf.

Von einem geordneten Berichte über die Fabel nehme ich Abstand; denn diese hat ja auch in dem Stücke selbst nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Es kommt in diesem Lustspiele nicht darauf an, welche Schwierigkeiten vorhanden sind, und wie diese überwunden werden; das Wesentliche ist die fidele Grundstimmung, über die ich als die Hauptursache des Erfolgs schon gesprochen habe.

Vorzüglich ist die Darstellung. Obgleich man nicht eigentlich sagen kann, daß das Stück — mit Ausnahme der prächtigen Episode des sächsischen Rittergutsbesitzers Justus Schmählich — eigentlich dankbare und den Individualitäten der Hofburgschauspieler besonders entsprechende Rollen enthält, so sind die von den Gästen ausgefüllten Partien doch immerhin bedeutend genug, um uns zunächst ein Bild von dem vorzüglichen Ensemble des Burgtheaters zu geben, und dann um die überlegne Komik Adolf Sonnenthals, die jugendliche Frische von Ernst Hartmann, die reizende Natürlichkeit und Munterkeit der Frau Hartmann und die discrete, aber darum um so wirksamere Komik des Episodenspielers Thimig, dessen sächsischer Particulier eine Musterleistung ist, zu zeigen. Von der wirksamen Darstellung Lebruns und der übrigen Darsteller des Wallnertheaters wurden die Gäste vortrefflich unterstützt.

* * *

Auf der gegenüberliegenden Seite der Wallnertheaterstraße spielen im Residenztheater andre Mitglieder des Hofburgtheaters: das Ehepaar Mitterwurzer und die Herren Hallenstein und Schreiner, denen sich Fräulein Gisela Straßmann, eine hübsche und begabte Kunstnovize, angeschlossen hat. Auch diese haben in einigen älteren französischen Einactern einen vollkommnen Erfolg erzielt und verdient.

Und da wir gerade vom Residenztheater sprechen, haben wir auch die Pflicht, dem scheidenden Ehepaar Emil Claar und Frau Claar-Delia einen freundlichen Abschiedsgruß nachzurufen. Emil Claar, der bekanntlich zum Intendanten des Frankfurter Stadttheaters gewählt worden ist, hat seine hiesige Stellung bereits definitiv aufgegeben und ist nach Frankfurt übersiedelt, wohin ihm seine Frau folgt.

Emil Claar hat das Residenztheater mit Geschick, mit künstlerischem Eifer und Erfolg geleitet. Die kleine Bühne hat sich unter Claars Leitung trotz der erheblichen Schwierigkeiten, gegen die sie anzukämpfen hatte, eine erste Stellung erobert und neben dem Schauspielhause und dem Wallnertheater — von der vorzugsweise die Operette pflegenden Friedrich-Wilhelmstadt kann hier füglich nicht die Rede sein — die Beachtung und Gunst unsres Publicums erworben.

Diese Schwierigkeiten waren doppelter Art. Zunächst die unglückliche Lage, unter der auch das Wallner-Lebrun-Theater zu leiden hat — die beiden Bühnen, so wie auch das Victoriatheater, liegen im östlichen Theile von Berlin, während das Hauptcontingent der Parquet- und Logenbesucher von Berlin W. gestellt wird — sodann und hauptsächlich: das Repertoire.

Naturgemäß übt das Hoftheater auf alle deutschen Autoren die stärkste Anziehungskraft aus. Für die Privattheater der Hauptstadt bleibt eigentlich nur dasjenige übrig, was aus diesem oder jenem Grunde zur Vorstellung im Schauspielhause sich nicht eignet. Ueberdies besitzt für die Posse, das übermüthige Lustspiel, das Volksstück ꝛc. das Wallnertheater ein unangefochtenes Monopol; L'Arronge, Moser und Rosen sind sogar durch feste Contracte an das Lebrun'sche Theater gefesselt. Unter diesen Verhältnissen war das Residenztheater, auf das von der ohnehin schon spärlichen heimischen Production demnach nur sehr wenig kam, auf den ausländischen, namentlich französischen Import geradezu angewiesen. Nur Uebelwollen und Thorheit können daher gegen den schei-

denden Director den Vorwurf erheben, daß er die Franzosen besonders bevorzugt habe. Er war einfach dazu genöthigt, auf der Bahn, die schon sein Vorgänger mit „Fernande“ eingeschlagen hatte, voranzuschreiten, da ihm die übrigen Wege verrammelt waren.

Wenn Claar eines deutschen dramatischen Werkes habhaft werden konnte, so hat er sich dasselbe niemals entgehen lassen. Das bekunden schon die Namen Adolf Wilbrandt und Friedrich Spielhagen. Von dem Ersteren brachte das Residenztheater die seiner Specialität durchaus fernliegende Tragödie „Arria und Messalina“ und erzielte gleichwohl damit einen glänzenden Erfolg. Nachdem Frau Charlotte Wolter das dichterische Werk Adolf Wilbrandts in ihrer großartigen Leistung als Messalina bei uns eingeführt hatte, übernahm Frau Claar-Delia diese Rolle, und auch sie errang damit einen wahren Triumph. An mehr als hundert Abenden hat die Römertragödie auf der Bühne des Residenztheaters gegeben werden können. Auch die letzten Schauspiele Wilbrandts, „Natalie“ und „Auf den Brettern“, sind hier mit Frau Baudius-Wilbrandt in den Hauptrollen aufgeführt worden. Spielhagens „Lustiger Rath“, dem man in Wien z. B. wenig freundlich entgegengekommen ist, hat sich hier die volle Gunst des Publicums zu erwerben gewußt. Eine andre Römertragödie, „Nero“ von Martin Greif, ist mit Robert in der Titelrolle am Residenztheater gegeben worden. Dóezis „Kuß“ — wir können dies poetische Lustspiel wohl auch den deutschen Dichtungen zuzählen — wurde von der Bühne des Nationaltheaters auf die des Residenztheaters mit großem Erfolge herübergenommen. Mit dem Preisstücke der Frau Henle, „Durch die Intendanz“, und verschiedenen anderen Arbeiten von Anfängern wurde der Versuch der Aufführung gewagt. Man sieht also, daß Claar sich keineswegs der heimatlichen Production gegenüber unzugänglich und spröde verhalten hat, und daß er aus der Noth eine Tugend machte, wenn er die Aufführung der französischen Stücke mit besonderer Sorgfalt pflegte.

Dumas, Sardou und Augier sind allerdings die festesten Stützen seines Repertoires gewesen. „Die Fremde“, „Dora“, „Die Bürger von Pont-Arey“, „Die arme Löwin“, „Die Fourchambault“ bezeichnen die glänzendsten Abende des Residenztheaters unter Claar. Dazu kommen noch von andern französischen Autoren: „Freund Fritz“, „Fromont junior und Risler senior“, „Der Marquis von Villemer“, „Das Fräulein von Belle-Isle“, „Das Hotel Godelot“ 2c. Alle diese Aufführungen, die eine äußerst gewissenhafte und sorgsame Vorbereitung auf den Proben gefunden hatten, waren durch mustergültiges Zusammenspiel und geschmackvolle Inscenirung ausgezeichnet. Zu den ständigen Mitgliedern der Bühne, unter denen vor allen Frau Claar-Delia, die leider verstorbene Mathilde Ramm und Herr Keppler mit größter Auszeichnung zu nennen sind, kamen noch interessante Gäste; außer den schon genannten, Frau Wolter, Frau Baudius-Wilbrandt und Herrn Robert: die Herren Sonnenthal, Lewinsky, Haase, Förster, Lobe, die Damen Niemann, Geistinger, Wessely, Buska 2c. — Frau Niemann und Friedrich Haase vereinigten sich zu einem längeren Gesammtgastspiel und für die Ueberschwemmten von Szegedin fand ein Gesammtgastspiel der Hamburger Barnay, Friedmann und Arnau mit Frau Niemann-Rabe statt — so daß fast unausgesetzt auf dem Zettel des Residenztheaters irgend ein beliebter oder berühmter Name in großen Lettern zu lesen war.

Das ist des Gastspielens viel, vielleicht etwas zu viel; aber jedenfalls hat sich das Publicum nicht darüber zu beklagen gehabt. Das mannichfaltige, bisweilen etwas gepfefferte Repertoire, die bedeutenden Gäste, das vortreffliche Zusammenspiel der Kerntruppen, die geschmackvolle Inscenirung, das behagliche Haus — alles das vereinigte sich, um das Residenztheater zu einem der besuchtesten und beliebtesten Vereinigungspunkte der Berliner Theaterbesucher zu machen. Die ersten Aufführungen im Residenztheater waren sogenannte „Ereignisse“ in der Berliner Saison. Das Theater hatte einen gewissen vornehmen Anstrich, und die schwatzhafte Chronik hat unter Claar auch nicht einen einzigen Coulissenskandal zu verzeichnen gehabt. Das Publicum merkte es der Komödie gewissermaßen an, daß unter den Schauspielern ein freundschaftlich collegialischer und guter Ton herrschte.

Das ist sehr wesentlich dem entgegenkommenden, slavisch-milden Wesen des klugen Directors zuzuschreiben, der, abgesehen von der absoluten ökonomischen Ordnung, auch ein nicht unbedeutendes diplomatisches Talent besitzt, sich niemals ereifert, mit sanftem Lächeln und weicher Stimme jede Differenz ausgleicht, jede Unebenheit aplanirt, niemals durch ein schroffes „Nein“ verletzt, sondern stets geschmeidig eine zuwartende Haltung einnimmt und durch ein verheißungsvolles: „Wir wollen einmal sehen, es wird sich schon machen lassen“, momentanen Ausbrüchen der Leidenschaft vorbeugt, um schließlich doch zu thun, was er für das Richtige hält.

Wir sehen daher Emil Claar, den wir als einen grundgescheidten, geschickten, fleißigen Director und tüchtigen Regisseur schätzen gelernt haben, und dessen Gattin, Frau Hermine Claar-Delia, die mit unermüdlicher Kraft, mit wärmster Hingabe an die Sache, mit großem künstlerischem Talente fast alle weiblichen Hauptrollen gespielt und sich die Gunst unsres Publicums und unsrer Kritik in seltenem Maße zu erwerben gewußt hat, mit Bedauern von uns scheiden.

Dem Intendanten des Frankfurter Stadttheaters wird allerdings eine andere, weit größere und schwierigere Aufgabe gestellt werden, als sie dem Director des Berliner Residenztheaters beschieden war; aber wir zweifeln nicht, daß er sich auch dieser gewachsen zeigen wird, wenn ihm die Möglichkeit zu einer selbstständigen Entfaltung seiner Kräfte gewährt wird.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Goethes Gedicht: „So ist der Held, der mir gefällt.“

Vgl. „Gegenwart“ Nr. 26.

Ohne die bisher vermißten näheren Beziehungen des schönen und gewiß nicht ohne Erweis als unpoetisch zu bezeichnenden Gedichtes (zu dem die beiden Schlußstrophen nothwendig von vorn herein gehört haben müssen) aufgefunden zu haben; halte ich es doch für geboten, gegen die Auffassung des Herrn A. T. Brück Einspruch zu erheben. Die Conjectur, welche das Gedicht dem 17. Jahrh. zuweisen möchte, muß vor den Worten: „Auf den Lippen träufeln Morgendüfte, Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte“ sofort in nichts zerfallen. So etwas konnte vor Macphersons Ossian nicht wohl gesagt werden. Es ist der Stil des hohen Liedes Salomons, das Goethe selbst in der vorweimarischen Periode sich, vielleicht mit Hülfe Herders, aufschrieb (s. Loeper, Briefe G. an Sophie Laroche).

Ebenso in der Luft zu stehen scheint mir die andere Vermuthung, welche das Lied einer Dichterin zuschreiben will. Es ist ja nämlich von einem specifisch jungfräulichen „Erbangen der süßen Liebe“ gar nicht die Rede, sondern „die süße Liebe“, der es beim Vernehmen der Flöte des Geliebten im Walde „zu bang“ wird, ist so viel wie: „das süße Liebchen“. So konnte aber unmöglich ein „weiblicher Dichter“ sich selbst bezeichnen und im 17. Jahrh. erst recht nicht. An „Süße Liebe denkt in Tönen“ darf man dabei nicht denken. Die Herausgeber der Hempel'schen Ausgabe thaten übrigens auch daran recht, daß sie an der Lesart „Edler Deutschen Füße schreiten mit“ nicht rüttelten. Auch hier kommt es nur auf das richtige Verständniß an, der Dichter sagt, mit solchen festen Tritten schreiten die Füße edler Deutscher (im Gegensatze zu liebegirrenden Schäfern à la Wieland). Auf das Wort mit ist also nur der Versaccent, nicht auch ein rhetorischer Accent zu legen (= dámit, mít sólchen). Die spätere Lesart „gleiten nit“ setzt Mißverständniß voraus, dasselbe, das Brück vorführte, da er das echte als „durchaus unverständlich“ bezeichnet. Da Brück auch die Zeile: „Soll mein deutsches Herz weich flöten“ mit „?“ versieht, so bemerke ich noch zum Ueberflusse, daß „weich flöten“ = „durch Flöten erweichen“ bedeuten muß. Metrisch wäre die Zeile eher zu beanstanden; wie sie jetzt dasteht, müssen 3 Hebungen ohne Senkung aufeinander folgen: „Sóll mein deútsches Hérz weich flóten.“ Vielleicht jedoch stand das Richtigere in der Abschrift, die Goethe an Zelter geschickt hatte (3. Dec. 1816), nur scheint Goethe sich verschrieben zu haben, es dürfte nicht heißen, und so fand es Zelter selbst anstößig: „Und so soll, m. d. H. w. fl.“, sondern: „Und er sóll m. d'. H'. w. fl'.“*).

Rom, Juli 1879. Xanthippus.

*) „so“ entstand für „er“, weil dem Dichter schon das folgende Wort „soll“ vorschwebte. Wer hat sich nicht schon ähnlich verschrieben?

Inserate.

Humoristische Lectüre. Für die Reise- u. Badesaison.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Winterfeld, A. v., Unheimliche Geschichten. In deutscher Bearbeitung nach A. L. Edwards und Edgar Allan Poe. 1. u. 2. Bdch. In höchst geschmackvollen von Fedor Flinzer gezeichneten Buntdruck-Umschlägen. Preis pro Bändchen 1 *M.*

Winterfeld, A. v., Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. I. bis IX. Bdch. In eleg. humorist. siebenfarb. Buntdr.-Umschl. broch. Preis pro Bdch. 1 *M.*

1. Bdch.: Reservist u. Reservistin. — Der Premierlieutenant von Drenckenberg.
2. Bdch.: Die Flöte des Grafen Schwülenburg.
3. Bdch.: Die dicke Trompete. — Mein Vetter aus Stettin.
4. Bdch.: Excellenz will heirathen.
5. Bdch.: Ein geheimnißvoller Grenadier.
6. Bdch.: Der alte Major Knollen. — Ein eingebildeter Lieutenant. — Zu Befehl, Herr Lieutenant.
7. Bdch.: Wie mein Freund Dumbart sein Examen machte. — Die preußischen Farben. — Ein rasender Roland.
8. Bdch.: Wettrennen. — Der verwechselte Graf. — Der doppelte Regimentscommandeur.
9. Bdch.: Der große Weiße und die kleine Braune. — Zwei Perrücken. — Der Marsch gegen den Feind.

Jedes Bändchen ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Wenzel, Max, Humor und Ernst aus dem Soldatenleben. 1. u. 2. Bdch. In eleg. Farbendruck-Umschl. geh. Preis jedes Bändchens 1 *M.*

Winterfeld, A. v., Der stille Winkel. Komischer Roman. 3 Bde. Wohlf. Ausg. 6 *M.*

Neu!

GESCHICHTE DER LITERATUR DES
SKANDINAVISCHEN NORDENS
VON DEN AELTESTEN ZEITEN BIS AUF DIE GEGENWART.
DARGESTELLT VON
FREDERIK WINKEL HORN,
DR. PHIL. ZU KOPENHAGEN.

In 5 Lieferungen à 1 M. 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Verlag von **Bernhard Schlicke** (Balthasar Elischer) in Leipzig.

Eine Literaturgeschichte der drei nordischen Reiche (Island mit inbegriffen) hat bis jetzt gefehlt. Bei dem regen Interesse, dessen sich die skandinavische Literatur gegenwärtig erfreut, verdient das vorliegende Werk die Beachtung eines jeden Gebildeten. Dasselbe verdankt seine Entstehung den dringenden Mahnungen der drei Germanisten Zarncke, Möbius und Maurer an den Verfasser.

Sans Famille
par
Victor Malot.
2 vols. *M.* 6.

Dies[illegible] oman hat von
der A[illegible]nie française den
Eh[illegible]reis erhalten.

Vorräthig bei
F. Schneider & Co., Königl. Hofbuchhdlg. in **Be**[illegible]*V.*, 21 Unter den Linden.

BÆDEKER'S REISEHA[illegible] BÜCHER.

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* [illegible]ittel- und Norddeutschland. 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Berlin, Potsdam und Un**[illegible]**ngen.** 1878. 1 *M.* 50 *S.* — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. [illegible] — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern** [illegible]**österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Oberitalien.** [illegible]1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. [illegible] — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 19. Aufl. 1876. 5 *M.* (Neue Auflage Anfang August.) — **Schweiz.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 1875. 15 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele.

Von

Ernst Rethwisch,

Doctor der Rechte und der Philosophie.

Preis: Elegant geheftet 3 *M.*

Inhalt: Die Reichstagswahl. — Rulnida. — Pabst Leo XIII. — Hertha (Oper).

Vor einigen Monaten erschienen ferner bei uns von demselben Verfasser:

Geisterkranz.

Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit.

Preis: Elegant geheftet 1 *M.*; elegant gebunden mit Goldschnitt 2 *M.*

„Ernst Rethwisch's „Geisterkranz", Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit, werden von dem Autor mit dem Wunsche veröffentlicht, pessimistische Gemüther daran zu erinnern, daß unsere Zeit nicht nur die Zeit der Attentate ist. Gedichte an Goethe beginnen und beschließen den Kranz, weil der Olympier heute noch mehr zu leben und zu wirken scheint, als zu seinen Lebzeiten. Wenn der Dichter dem großen Olympier den Weihrauch der Verehrung ohne alles Sparen anzündet, so verfährt er den von ihm besungenen Kindern unserer Zeit gegenüber zurückhaltender, nur in wenigen Fällen fühlt er sich zum unbeschränkten Lobliede gehoben. Dennoch sagt er den von ihm Besungenen aus warmem Herzen und voller Ueberzeugung so viel Gutes nach, daß man die aus vielseitiger Kenntniß und scharfer Beobachtung hervorgehenden Abzüge nicht unstatthaft und unmotivirt findet."

(Hamburger Nachrichten 1879. Nr. 110.)

Ferner:

Jugendlieder.

Preis: Elegant geheftet 4 *M.*, elegant gebunden mit Goldschnitt 5 *M.*

„Dieselben bekunden neben einer ungewöhnlichen Formvollendung und einem süßen Wohllaut der Sprache eine seltene Gedankentiefe. Der Dichter bezeugt überall ein enthusiastisches Natur- und Kunstgefühl. Auch seine Lebens- und Liebeslieder verdienen nicht nur auf dem Salontisch zu prangen, sondern wirklich gelesen zu werden."

(Schlesische Presse 1879. Nr. 475.)

Bremen. **J. Kühtmann's** Buchhdlg.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren.

Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten.

Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend.

gr. 8. Broch. *M.* 3. Eleg. geb. *M.* 4.

Tiersch, Otto, Kurzes praktisches Lehrbuch für Contrapunkt und Nachahmung oder **vollständiger Lehrgang für den polyphonen Vocal- und Instrumentalsatz** (streng und frei) in 40 Uebungen. *M.* 4. 50 n.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 78.

№ 32. Berlin, den 9. August 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der interoceanische Canal. Von Georg Kollm. I. — **Literatur und Kunst:** Das Blutgericht in Soest. Eine rechts- und culturgeschichtliche Skizze aus Westfalen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Sommerliche Briefe. Von Paul Lindau. — Sarah Bernhardt. Von John Paulsen. — Die Erziehung der menschlichen Sinne, insbesondere des Farbensinns. Von S. Kalischer. — Bibliographie. — Inserate.

Der interoceanische Canal.

Von Georg Kollm.

I.

Große Arbeiten kennzeichnen unser Zeitalter der Industrie und des Welthandels; der nimmer ruhende Unternehmungsgeist des Menschen sucht ihnen stets neue Wege zu bahnen, neue Gebiete zu erschließen. Trotz aller durch die Sonderinteressen der Völker hevorgerufenen Kriege, trotz aller volkswirthschaftlichen Krisen gelangt die Weltwirthschaft immer intensiver zum Ausdruck, nehmen die Verkehrseinrichtungen mehr und mehr einen internationalen, kosmopolitischen Charakter an. Wer vor wenigen Jahrzehnten vorausgesagt hätte, daß Asien und Afrika durch einen Canal getrennt werden und die Schiffe aus dem mittelländischen Meer direct durch das rothe Meer ihren Weg nach Ostafrika, Indien und Ostasien nehmen würden, daß der Schienenstrang die Kette der Alpen in Europa und der Cordilleren in Amerika durchbrechen würde, der würde sicherlich als Utopist gegolten haben. Und doch liegen nicht minder großartige Pläne vor, welche einer künftigen Verwirklichung entgegensehen; so der Tunnel unter dem englischen Canal, die große transasiatische Eisenbahn, die theilweise Bewässerung der Sahara, die Eisenbahnverbindung von Algerien durch die Sahara nach Timbuktu und den französischen Besitzungen an der Westküste Afrikas — vor Allem jedoch die Herstellung einer Schifffahrtsverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean in Mittelamerika, eines interoceanischen Canals, der gleichsam die noch fehlende Ergänzung des Suezcanals sein und der Schifffahrt einen Weg innerhalb der Wendekreise um den größten Theil der Erde öffnen würde.

Die Lösung dieses Problems, von eminenter Bedeutung für den Weltverkehr, hat die Männer der Wissenschaft und die größten Techniker bereits in den letzten Decennien in hohem Grade beschäftigt und war zum ersten Male auf dem internationalen Congreß der geographischen Gesellschaften zu Paris im Jahre 1875 Gegenstand eingehender Eröterungen, die einerseits das allgemeine Interesse der geographischen Autoritäten aller Staaten für diese Frage bekundeten, andererseits aber auch die Nothwendigkeit ergaben, die bereits durch verschiedene Expeditionen ausgeführten Voruntersuchungen zu vervollständigen.

Um einen definitiven Beschluß über die am meisten zweckentsprechende Richtung des zukünftigen interoceanischen Canals vorzubereiten, bildete sich unter dem Vorsitz des berühmten Schöpfers des Suezcanals, Ferdinand de Lesseps, eine Commission aus Mitgliedern der Pariser geographischen und handelsgeographischen Gesellschaft. Durch die Arbeiten derselben, sowie durch die Expedition der Vereinigten-Staaten-Regierung unter dem Commandanten Th. O. Selfridge und die beiden französischen Expeditionen unter dem Linienschiffslieutenant Lucien Wyse in den Jahren 1876—78 wurden die Studien über eine interoceanische Canalverbindung derartig gefördert, daß im Mai d. J. einem in Paris unter dem Vorsitz F. de Lesseps tagenden internationalen Congreß der geographischen Gesellschaften die verschiedenen Projecte zur Beurtheilung und Beschlußfassung vorgelegt werden konnten.

In Anbetracht der großen Wichtigkeit der angeregten Frage erscheint es angebracht, bevor auf die durch den internationalen Congreß gefaßten Beschlüsse eingegangen wird, in großen Zügen einmal auf den Einfluß, welchen eine interoceanische Canalverbindung auf Handel, Industrie, Politik und Wissenschaft ausüben würde, hinzuweisen, sodann die geographischen Verhältnisse der bei Lösung dieser Frage zur Sprache kommenden Gebiete zu berühren, ferner die Schwierigkeiten, welche der Ausführung eines solchen Canals im Wege stehen, zu besprechen, und schließlich die verschiedenen Projecte zur Lösung dieses Problems zu beleuchten.

Die Vortheile, welche der Handel aller Nationen aus einer solchen Canalverbindung ziehen würde, springen am meisten in die Augen. Der amerikanische Continent liegt wie eine Scheidemauer zwischen den beiden größten Oceanen der Welt, dem atlantischen und dem stillen Ocean. In Folge dessen steht der ganze Westen der neuen Welt mit dem eigenen Osten, sowie mit Europa nur auf dem sehr langen und gefährlichen Seewege um das Cap Horn, resp. durch die Magelhaensstraße in Verbindung. Um von Havre, von Liverpool oder von New-York nach San Francisco in Californien zu gelangen, ist eine Seereise fast um den ganzen amerikanischen Continent herum in einer Länge von 13,600 Seemeilen erforderlich, wobei namentlich Segelschiffe nicht nur den starken Strömungen und heftigen Südweststürmen des Cap Horn ausgesetzt sind, sondern auch durch das Passiren der Calmen meistens bedeutende Zeitverluste zu erleiden haben. Der umgekehrte Weg dient allen denjenigen Schiffen, welche z. B. von Ecuador, Peru, Bolivia, Chile u. s. w. nach europäischen Häfen bestimmt sind. Will man sich ferner von Boston oder New-York nach Hawai, Japan, China oder Australien begeben, so ist ebenfalls eine ähnliche Tour einzuschlagen, wenn man es nicht vorzieht, seinen Weg durch den Suezcanal zu nehmen. Es ist stets der kleine, felsige Streifen Landes zwischen Nord- und Südamerika, welcher den kürzesten und sichersten Weg versperrt; diese schmale Landenge ladet gleichsam dazu ein, eine nähere Verbindung zwischen den beiden Weltmeeren herzustellen. Ein solcher interoceanischer Canal würde, abgesehen von der größeren Sicherheit des Schiffsverkehrs, den Weg mindestens um ein Drittel,

wenn nicht um die Hälfte und mehr, seiner jetzigen Länge verkürzen. So gewinnt man auf dem Wege durch den Canal nach San Francisco von New-York die sehr beträchtliche Länge von 8000, von Liverpool 6000 Seemeilen, was in einen entsprechenden Zeitgewinn umzusetzen ist. Zeitgewinn bedeutet im Handel Geldgewinn, welcher, wenn auch noch nicht durch genaue Zahlen nachweisbar, sich jedenfalls sogar abzüglich der Passagekosten durch den Canal durch Ersparnisse an Schiffsfracht, Versicherungsunkosten, durch schnelleren Kapitalumsatz, größeren Zinsertrag und schnellere Amortisation der Kapitalien äußern wird.

Diese neue Weltstraße würde ferner dem Handel neue Absatzgebiete öffnen, der Austausch der Producte der verschiedensten Industriezweige gegen Rohstoffe würde eine nicht unbeträchtliche Vergrößerung erfahren. Jetzt bleiben in Folge der Länge und der hohen Preise des Transits die Wälder von Britisch-Columbien und Oregon mit ihren vorzüglichen Bauhölzern unausgebeutet; die Cerealien und andere Erzeugnisse des Landbaues des reichgesegneten Californiens, dessen Ausfuhr in den letzten Jahren trotz der erwähnten unvortheilhaften Verkehrsverhältnisse einen außerordentlich großen Aufschwung genommen hat, gelangen jetzt nur zu recht hohen Preisen zu uns; der für die Landwirthschaft unentbehrliche Guano Perus und Chiles, sowie der Natronsalpeter Bolivias erfordern bedeutend größeren Kostenaufwand für den Transport, als für die Gewinnung an Ort und Stelle. Freilich ist der Isthmus von Panama seit 24 Jahren von der Eisenbahn Colon (Aspinwall)-Panama durchschnitten, Californien mit New-York und den wichtigsten Häfen am atlantischen Ocean durch Schienenwege verbunden, aber diese Verkehrsmittel erfordern, abgesehen von den sehr hohen Frachtsätzen, Umladungen der Waaren, welche für diese nur nachtheilig sind, und haben sich vollständig ungeeignet für den Transport massenhaften und sperrigen Gutes bewiesen.

Die Staaten Mittelamerikas, die Republiken Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua, Costarica, deren natürliche Hülfsquellen bis jetzt wenig erschlossen sind und welche demzufolge nur eine geringfügige Ausfuhr zu verzeichnen haben, würden durch die Herstellung eines interoceanischen Canals zu neuem Leben erwachen und einer vollständigen Umgestaltung entgegensehen, sie würden sehr bald, wie die Vereinigten Staaten Nordamerikas, bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens und dem durch die Gunst der klimatischen Verhältnisse überaus begünstigten Landbau die Lieferung wichtiger Rohstoffe für den europäischen Markt übernehmen und dafür in mehr und mehr steigendem Maße die Industrieerzeugnisse Europas fordern. Mittelamerika liefert den besten Indigo der ganzen Erde (vorzugsweise in San Salvador), Cochenille (einzig in Guatemala), Kaffee (überwiegend in Costarica), Kakao von vorzüglichster Beschaffenheit längs der ganzen Westküste, Tabak, welcher demjenigen von Cuba nicht nachsteht, ferner Zucker, Baumwolle, Reis, Mais, Kautschuk und tausend andere Vegetabilien. Die Urwälder bieten die kostbaren Färbe- und Ebenhölzer, der Bergbau, welcher jetzt wegen des Mangels an Kapitalien und Intelligenz tief darniederliegt, würde eine reiche Ausbeute an Eisen, Kupfer, Blei, Gold und Silber, Edelsteinen, Schwefel u. s. w. gewähren.

Aehnlicher Nutzen würde durch diese Canalverbindung den übrigen Freistaaten der amerikanischen Westküste: Mexico, den Vereinigten Staaten von Columbia, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile erwachsen. Letztere würden auf directem Wege, außer dem bereits erwähnten Guano und den Nitraten, Kakao, Wolle, vegetabilisches Elfenbein (Corossosnüsse), Baumwolle, Alpacowolle, Zucker, Kautschuk, vegetabilische Essenzen, Metalle, Südfrüchte u. s. w. auf den Weltmarkt senden können. Den größten Nutzen von dem interoceanischen Canal werden ohne Zweifel die Nordamerikaner ziehen, weshalb sie auch von jeher das größte Interesse für sein Zustandekommen gezeigt haben. Wie die Engländer beim Suezcanal, so werden die Nordamerikaner durch den ihnen eigenthümlichen Unternehmungsgeist von vornherein in der Statistik des neuen Canals eine alle Nationen überragende Stelle bezüglich Zahl und Tonnengehalt ihrer Schiffe einnehmen.

Doch liegt hierin sicherlich keine Beunruhigung oder Bedrohung der europäischen Interessen. Das Gebiet des Handels ist international; auf dem neuen Concurrenzfelde des Welthandels werden sich alle Nationen je nach ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Leistungsfähigkeit betheiligen können, entsprechend ihrem Einsatz wird auch der Gewinn sein, den sie davon tragen werden.

Wie die Eröffnung des Suezcanals der Dampfschifffahrt einen kaum geahnten Aufschwung verliehen hat und dadurch die Industrie zur Vervollkommnung der Maschinen der Dampfschiffe trieb, um mit Rücksicht auf die starke Concurrenz möglichst große Ersparnisse an Zeit und Kosten zu erzielen, ist bekannt. Mit der verbesserten Technik ging Hand in Hand die Hebung und Vervollkommnung der Kohlen- und Metallindustrie. Durch die Anwendung der Woolf'schen zweicylindrigen Maschinen (compound engines) ist der Kohlenverbrauch von 3 Kilogramm pro Stunde und Pferdekraft bis auf 1 Kilogramm vermindert, wodurch die Verfrachtung auf Dampfschiffen fast billiger als auf Segelschiffen geworden ist. Die Folge davon war die stete jährliche Zunahme der Dampfer im Verhältniß zu den Segelschiffen. Die Eröffnung des neuen Canals wird sicherlich die schon vorhandene Tendenz nach Vermehrung billiger, schneller und sicherer Transportmittel nur unterstützen.

Der Einfluß, den der interoceanische Canal auf die politischen Verhältnisse der nächstliegenden Staaten Mittelamerikas, sowie der Westküste Südamerikas ausüben wird, möge hier noch kurz berührt werden. Diese Staaten, jetzt vom Weltverkehr fast gänzlich abgeschlossen, von Abkömmlingen der romanischen Rasse und von Mischlingen dieser mit Indianern und Negern bewohnt, die mit wenigen Ausnahmen relativen Stillstand, Beharren beim Althergebrachten, Trägheit und Genußsucht, Mangel selbst an den Anfängen jeder geistigen Bildung, Gleichgültigkeit für Kunst und Wissenschaft zeigen und die Tummelplätze zahlloser Bürgerkriege sind, diese Völker werden in das Verkehrsnetz hineingezogen und für die Civilisation gewonnen, die Bevölkerung und Colonisation dieser Gegenden wird durch bequemere Einwanderung begünstigt, ihre reichen Hülfsquellen der Welt nutzbar gemacht werden, und endlich werden sie die ihnen bis jetzt fehlende politische Einigkeit und Stabilität erhalten.

Auch in wissenschaftlicher Beziehung muß die interoceanische Canalfrage das lebhafteste Interesse erregen. Das Gebiet der geographischen Kenntnisse wird einmal durch die vor Ausführung eines solchen Canals nothwendigen gründlichen Voruntersuchungen der geographischen und geologischen Verhältnisse der in Frage kommenden Länder, bezüglich welcher die Wissenschaft noch manche bedeutende Lücken aufzuweisen hat, bedeutend erweitert, dann aber wird auch nach eventueller Ausführung eine vollständige Erschließung jener Ländergebiete für die Erdkunde mit leichterer Mühe möglich sein.

Indem uns die Worte Karl Ritters, des Begründers der geographischen Wissenschaft vorschweben, die er in seiner Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie u. s. w. gebraucht, nämlich daß „die Erdnatur nach und nach durch die geistige Herrschaft des Menschen und durch den Fortschritt der Jahrhunderte, in Bezug auf das Gesammtleben der Völker, nach allen Seiten hin ganz veränderte Gestalten und Werthe gewinnt," liegt uns die Frage nach dem Einfluß, den dieser neue kühne Eingriff in die Gestaltung der Erdoberfläche an dieser Stelle unbedingt ausüben muß, sehr nahe. Um sich nicht von dem Boden der Erfahrung zu entfernen, möge nur auf die bereits während der kurzen Zeit seines Bestehens in dieser Hinsicht erzielten Resultate des Suezcanals hingewiesen werden. Der Einfluß, welchen dieses großartige Werk schon in dem Verlauf so kurzer Zeit auf die ehemals sterilen Gebiete, durch welche es führt, ausgeübt hat, illustrirt am besten die Worte des großen Geographen. Die Wüste hat sich bereits einigermaßen belebt und mit Gärten und Oasen bedeckt; zwei ansehnliche Städte, Port Saïd und Ismaïlia sind aus dem Sande entstanden und über 40,000 Menschen haben sich in diesen Ebenen niedergelassen, die sonst möglichst gemieden wurden. Aus dem Flecken

Suez mit 1500 Einwohnern ist ein Handelsplatz von über 10,000 Einwohnern geworden. Noch großartigere Folgen würde sicherlich die Ausführung des geplanten interoceanischen Canals nach sich ziehen.

Was nun die geographischen, insbesondere die orographischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnisse des bei der Canalfrage in Betracht kommenden Gebietes betrifft, so erstreckt sich der große amerikanische Isthmus, jener trennende Damm zwischen zwei Weltmeeren, der zugleich die verbindende Brücke zwischen den beiden großen Continentalhälften bildet, von Nordwest nach Südost zwischen 8° und 18° nördlicher Breite und 78° und 98° westlicher Länge (Greenwich); seine Breite schwankt zwischen 50 und 400 Kilometern.

In Folge zahlreicher Einschnitte an der Küste des atlantischen und des stillen Oceans gliedert sich der große Isthmus in verschiedene kleinere, deren wichtigste, von Norden beginnend, folgende sind: der Isthmus von Tehuantepec zwischen dem Golf von Campeche (atlantischen Ocean) und der Ventosabay (stillen Ocean); der Isthmus von Honduras vom Amatiquegolf nach der Fonsecabay; die Landenge von Panama von der Limonbay, sowie der Isthmus von San Blas von der Bay von San Blas, beide nach der großen Panamabay; der Isthmus von Darien zwischen der Urababay und dem Golf von San Miguel. Die Isthmen von Panama, San Blas und Darien zeigen die geringste Breite; bei letzterem, dem schmälsten, beträgt die Entfernung beider Meere in gerader Linie gemessen circa 50 Kilometer.

Der Gebirgsbau des großen Isthmusgebietes ist ziemlich complicirt; über seine eventuelle Zusammengehörigkeit mit den südamerikanischen Cordilleren, resp. mit den nordamerikanischen Rocky Mountains hat die Wissenschaft noch zu entscheiden.

Bedingt durch wesentliche Verschiedenheiten im Bau kann man das mittelamerikanische Gebirgssystem von der Isthmus-Cordillere Panamas und Dariens unterscheiden. Das erstere erhebt sich südlich von dem niedrigen, zum mexikanischen Gebirgssystem gehörigen welligen Hochlande von Tehuantepec, getrennt von diesem durch die Senkung in der Landenge von Tehuantepec. Die Einsenkung am Fonsecagolf, welche sich durch das Uluathal hinzieht und durch die man zur Verbindung beider Küsten eine Eisenbahn zu bauen beabsichtigt, sowie die noch tiefere Querspalte des San Juanthales und des Nicaraguasees zerschneiden das mittelamerikanische Gebirgssystem in drei naturgemäß zusammenhängende Glieder. Das nördlichste derselben, hauptsächlich in San Salvador und Guatemala gelegen, wird an seiner Westseite von einer Kette höherer Berge durchzogen, die steil zur nahen Küste herabsinken, während ihre sanfteren östlichen Hänge aus einer Reihe von Bergzügen und größeren Hochebenen bestehen, die sich allmählich in die Küstenebene von Honduras verlieren. Der mittlere Theil des mittelamerikanischen Gebirgssystems, das Bergland von Nicaragua, erhebt sich im Osten des gleichnamigen Sees und ist noch im Ganzen wenig bekannt, scheint jedoch überwiegend aus Hochebenen gebildet zu sein. Das dritte Bergland dieses Systems, dasjenige von Costarica, besteht aus hochgelegenen gesunden und fruchtbaren Ebenen, über welche sich eine Reihe hoher Berge erhebt; es umfaßt mit seinem südlichsten Theile das ganze bereits zu Panama gehörige Veragua. Die mittlere Kammhöhe der Bergzüge beträgt circa 2000 Meter, die höchsten Gipfel erheben sich bis gegen 4600 Meter. Eigenthümlich sind diesem ganzen Gebirgssystem eine Reihe von theils thätigen, theils erloschenen Vulkanen, die sich in Costarica zum Theil auf den Hochebenen, in Nicaragua und San Salvador westlich des Berglandes in der Küstenebene, in Guatemala auf dem Westrande der letzteren selbst erheben. Sie erreichen zum Theil die Höhe von 4000 Meter (der Vulkan de Agua bei der Stadt Guatemala ist 4416 Meter hoch); die Wasserscheide dieses Systems liegt im Süden fast in der Mitte des Landes, weiter im Nordwesten ist sie dagegen dem großen Ocean näher gerückt.

Das mittelamerikanische Gebirgsland ist reichlich bewässert. Die zum stillen Ocean strömenden Flüsse haben jedoch wegen der Höhe der sich der Westküste nähernden Berge und des schroffen Absturzes derselben nur einen kurzen Lauf und sind für den Verkehr um so weniger von Bedeutung, als ihre Mündungen fast unzugänglich sind; der bedeutendste ist der Rio Lempa in San Salvador. Dahingegen sind die in das caraibische Meer fallenden Flüsse länger und besser entwickelt und bilden in den breiten Küstenlandschaften in ihrem untern Laufe werthvolle, wenn auch bis jetzt noch wenig benutzte Wasserstraßen; die wichtigsten sind der Rio Grande, Ulua, Segovia oder Wanx, San Juan, welch letzterer den Abfluß des Nicaraguasees bildet.

Die Isthmus-Cordillere von Panama und Darien besteht aus einer doppelten Kette niedriger Berge von selten mehr als 300 Meter Höhe und zwar aus der Cordillere von Chepo und der nördlich mit ihr parallel streichenden Cordillere von San Blas; das 7—10 Kilometer breite Längenthal zwischen beiden ist mit schwer zugänglichen Urwäldern erfüllt. An der Nordostküste der Landenge ist der Abfall steil zum Ocean, weder Plateau- noch Terrassen- oder Stufenbildungen sind vorhanden; an der Südseite zieht sich ein niedriger schmaler Küstenstreifen hin. Am Chagres, im nördlichsten Theile der Isthmus-Cordillere, hört jede deutliche Kettenform auf: ein Gewirr von unzusammenhängenden doleritischen und trachytischen Hügeln (Cerros von den spanischredenden Eingeborenen genannt), deren Höhen zwischen 100—200 Metern variiren und zwischen denen es bekanntlich gelungen ist, die Panamabahn mit einer Maximalerhebung von nur 80 Meter hindurchzuführen, erfüllt den Isthmus in seiner ganzen Breite. Im Gegensatz zum mittelamerikanischen Gebirgssystem fehlen der Isthmus-Cordillere Vulkane vollständig; vulkanische Kräfte haben sich nur an den Enden der Ketten in dem eben erwähnten Cerros geltend gemacht. Die Wasserscheide liegt dem caraibischen Meere näher als der Südsee.

Die größte Schwierigkeit des Eindringens in das Innere der Isthmus-Cordillere liegt in dem Mangel eines größeren Stromgebietes und schiffbarer Flüsse überhaupt. Von den zwar sehr zahlreichen Küstenflüssen sind nur der Chagres, in dessen Thal zum größten Theil die Panamabahn läuft und der sich in das caraibische Meer ergießt, und der Bayano (derselbe fließt zum stillen Ocean) auf eine kurze Strecke von der Mündung schiffbar. An sonstigen wichtigen Küstenflüssen sind noch der Atrato (caraibisches Meer) und der Tuira mit seinem Nebenfluß Chucunaque (stiller Ocean) zu erwähnen.

Das Klima des großen Isthmus ist in den niedrigeren Regionen zum Theil sehr ungesund, während es in den höheren erträglich, sogar sehr angenehm wird. Als Tropenland hat es nur zwei Jahreszeiten, die Regen- und die Trockenzeit, von denen jene im Allgemeinen die Monate Juni bis December, diese die übrigen Monate umfaßt. Freilich üben lokale Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß auf Anfang und Dauer beider aus. Die Ostküste besitzt unter dem Einfluß des aus dem atlantischen Ocean kommenden Nordostpassates eine viel größere Feuchtigkeit, als die bedeutend trockenere Westküste und erklärt sich damit auch die Ungesundheit der ersteren. An der Nordküste von Costarica z. B. sind die Niederschläge so stark, daß man kaum von einer Trockenzeit sprechen kann, weshalb auch nur hier die Cochenillezücht möglich ist. Diese Ungunst der klimatischen Verhältnisse forderte das Leben tausender Arbeiter beim Bau der Panamabahn und gestattet blos den Plantagenbau und als Arbeiter Indianer und Neger. Die Hochebenen des Innern schließen sich dem Klima nach mehr der Westküste an und zeigen auch eine großartige Vegetation; die Wärme hält sich zwischen 25—35° C. Diese für europäische Einwanderer besser geeigneten Gegenden liefern jetzt vorzugsweise Kaffee, Zucker und als Hauptcerealie den Mais; erst in den höheren Theilen treten Weizen und andere europäische Culturpflanzen und Fruchtbäume auf. Bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens darf man hier künftig eine außerordentliche Entwicklung des Landbaues erwarten. Ohne Zweifel wird sich jedoch auch das jetzt der Gesundheit wenig vortheilhafte Klima der Ostküste durch die Thätigkeit des Menschen bedeutend verbessern lassen.

Die skizzirten geographischen Verhältnisse des Isthmusgebietes stellen der Ausführung einer interoceanischen Canalverbin-

dung augenscheinlich die größten technischen Schwierigkeiten in den Weg, diejenigen, welche bei der Anlage des Suezcanals zu überwinden waren, um Bedeutendes übertreffend. Die Trace des Suezcanals war gleichsam von der Natur in der Bodensenkung der Landenge von Suez vorgezeichnet, die als natürliche Fortsetzung des Golfes von Suez zu betrachten ist und an ihrer höchsten Stelle bei El Gisr nur 16 Meter über dem Meeresspiegel liegt; außerdem begünstigten die in ihr gelegenen Seen (Menzaleh-, Ballah-, Timsah- und Bittersee) wesentlich die Durchstechung der Landenge und ermöglichten die Führung des Canals im Niveau des Meeres ohne Anlage von Schleußen.

Die Höhenverhältnisse, sowie die Gebirgsnatur des Isthmusgebietes von Mittelamerika lassen dahingegen die Anlage eines Canals im Niveau des Meeresspiegels unausführbar erscheinen und zwingen jedenfalls zur Anwendung von Schleußen oder Tunneln. Abgesehen davon, daß ein Schleußencanal wenig Anklang bei den Seeleuten finden möchte, würde das Durchschleußen der Schiffe einen großen Zeitverlust zur Folge haben. Nach den angestellten statistischen Ueberschlägen ist auf einen täglichen Durchschnittsverkehr von mindestens 50 Schiffen à 2000 Tonnen zu rechnen. Das Schiff gebraucht nun zum Passiren einer Schleuße mit dem sonst noch damit verknüpften Aufenthalt ein bis zwei Stunden. Selbst wenn die Schleußenkammern zur Aufnahme zweier Schiffe eingerichtet würden, könnte die Passage der angenommenen 50 Schiffe durch eine Schleuße kaum an einem Tage, selbst bei ununterbrochener Arbeit bewerkstelligt werden. Mit der Zahl der zu passirenden Schleußen wächst natürlich auch der Zeitverlust in entsprechendem Maße. Ein Schleußencanal erfordert ferner Reparaturen, deren Nothwendigkeit um so häufiger eintreten wird, je größer seine Benutzung ist; damit ist aber jedesmal eine Unterbrechung des Verkehrs unbedingt verbunden. Schließlich bereitet eine genügende und stete Speisung des Canals, namentlich in höheren Regionen, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten.

In Anbetracht dessen, daß es für eine Wasserstraße von so eminenter Bedeutung das wichtigste Erforderniß ist, daß sie ohne Unterbrechung, zu jeder Zeit, mit dem mindesten Zeitverlust in ihrem Laufe fahrbar sei, muß jedenfalls eine Linie, deren Höhenverhältnisse die Anwendung von Schleußen unerläßlich macht, vor einer solchen, die eine Führung des Canals in der Höhe des Meeresspiegels, wenn auch nur unter Benutzung von Tunneln ermöglicht, unbedingt zurückstehen. Nur in diesem Falle wird die stete Gebrauchsfähigkeit des Canals in keinem Augenblick in Frage gestellt, nur dann sind für Handel und Verkehr empfindliche Zeitverluste nicht zu befürchten.

Durch den Bau eines vielleicht mehrere Kilometer langen Tunnels, dessen Höhe mindestens 30 Meter über dem höchsten Wasserstand betragen muß, werden freilich die Kosten des Canals um Bedeutendes vermehrt, hat die Technik eine schwere Aufgabe zu lösen; das sind jedoch Hindernisse, die mit Rücksicht auf den großen Nutzen eines solchen Canals und bei der Entwicklung der Technik in Bezug auf Tunnelbau schließlich zu überwinden sein werden.

Für die sonstige Einrichtung des Canals, namentlich bezüglich Breite und Tiefe desselben, kann der Suezcanal als Anhalt dienen; um den größten üblichen Schiffen den Durchgang zu gestatten, beträgt dessen Breite am Boden 22 Meter, in der Wasserlinie mindestens 60 Meter, seine Tiefe durchweg 8 Meter. Es möchte sich empfehlen, diese Abmessungen etwas zu vergrößern, um Segelschiffen eine noch bequemere Durchfahrt zu gestatten. Endlich ist bei der Feststellung der Canallinie auf gute Häfen und Rheden an beiden Meeren Bedacht zu nehmen, oder wenigstens doch auf die Möglichkeit, dieselben herzustellen, was jedoch an den in Frage kommenden Küsten auf nicht geringe Schwierigkeiten stößt.

Darüber muß man sich in jedem Falle klar werden, daß es wohl nirgends weniger am Orte sein möchte, die Kosten zu scheuen, als bei einem Werke, das nicht einem einzelnen Lande, sondern der ganzen Welt, das nicht für eine kurze Spanne Zeit, sondern für Jahrhunderte dienen soll.

Literatur und Kunst.

Das Blutgericht in Soest.

Eine rechts- und culturgeschichtliche Skizze aus Westfalen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Im deutschen Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein war die Scharfrichterei ein, zwar von den übrigen Zünften auf das Strengste getrenntes, aber dennoch an und für sich höchst zünftiges Gewerbe; es war „ehrlos", aber es hatte doch eine ganz besondere Ehre; und gewiß ist, daß es an seine Ausüber und Bekenner die strengsten technischen Anforderungen stellte. Die Hauptkunst war die Führung des Richtschwertes. Die übrigen Hinrichtungen, wie Brennen, Lebendigbegraben, Hängen und Ertränken im Sack — die Handhabung des Staubbesens, welche man das „Fegen", und wenn es gut gemacht wurde, das „Reinlich-Fegen" nannte, — das Brandmarken, welches mit dem technischen Ausdruck das „Zeichnen" oder das „Zierlich-Zeichnen" benannt wird, — die Anwendung der Folter, die man, wenn sie kunstgerecht vollzogen wird, so daß der Inculpat gesteht, ohne durch die Qualen getödtet oder unheilbar verstümmelt zu werden, als „Vernünftig-die-Glieder-verletzen" bezeichnet, — die Schinderei und Abdeckerei, — Alles das pflegte Meister Hämmerling seinen Knechten zu überlassen. Die Handhabung des Schwertes dagegen sowie die ärztliche Praxis an Menschen und Thieren, die Verabfolgung von Geheimmitteln und die Leistung von Zaubereien, war dem Meister allein und selbst vorbehalten.

Unter den verschiedenen Hinrichtungsarten galt das Schwert für die verhältnißmäßig anständigste. Man liest oft, daß die Verurtheilung zum Feuertod oder zum Strick (bei Männern), zum Lebendigbegrabenwerden oder zum Säcken und Ertränken (bei Frauen), in ein „gnädiges Schwert" umgewandelt wurde; und die Enthauptung mittels des Schwertes war zugleich die höchste Blüthe der scharfrichterlichen Künste. Wehe dem Meister Hämmerling, wenn er dabei einen Fehler machte! Und die Kunst war in der That damals noch schwierig. Sie sollte ausgeübt werden mit einem schweren, langen und breiten Richtschwert, dessen Griff mit zwei Händen angefaßt werden mußte. Der Delinquent saß auf dem Richtstuhl. Der Scharfrichter mußte hinter ihn von der Seite heran treten und in einem raschen einheitlichen Actus das Schwert, das ihm der Henkersknecht reichte, mit beiden Händen ergreifen, den schwarzen Mantel fallen lassen, so daß die rothen Unterkleider zum Vorschein kamen, mit einem einzigen Hieb den Kopf vom Rumpfe trennen und gleichzeitig sich um die Hälfte seiner eigenen Achse drehen, so daß er dem Publicum, dem er als er das Schwert zu schwingen begann, den Rücken zuwandte, nun das Angesicht zeigte, indem er das zweischneidige Schwert erfurchtsvoll grüßend vor ihm verneigte. Dann erst wandte er sich von dem Schaffot herab an den unten, auf einer Erhöhung sitzenden Richter mit der feierlichen Frage:

— „Ich frage Euer richterliche Ehren, ob ich richtig gerichtet?"

Der Richter antwortete: Du hast gerichtet so, wie Urtheil und Recht ergangen, und so, wie der arme Sünder solches verschuldet.

Und der Scharfrichter schloß das Responsorium mit den Worten:

— „Davor danke ich dem allmächtigen Gott und meinem Meister, der die Kunst mich gelehrt hat."

Bei Beginn der Execution pflegte der Scharfrichter den Hinzurichtenden um Verzeihung zu bitten und ihm leise den Trost zuzuflüstern:

„Kurz die Noth,
Sanft der Tod,
Gnad' bei Gott!"

Schlimm war das Schicksal, welches dem Scharfrichter im Falle ungeschickt vollzogener Hinrichtungen drohte. Nicht nur, daß er Ruf, Brod und Dienst verlor. Er wurde sogar oft das Opfer der öffentlichen Entrüstung; und nur mit Mühe gelang es, ihn vor der Wuth der Menge zu schützen. Das Publicum hatte Achtung vor dem richterlichen Spruche, auch wenn es ihn nicht für gerecht hielt. Es betrachtete ihn als eine Fügung des Schicksals, der man sich unterwerfen müsse. Aber es wollte nicht, daß der Unglückliche auch nur das Geringste mehr leide, als ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt sei. Ueberschritt der Scharfrichter durch Ungeschick oder aus Bosheit diese Grenzen, so betrachtete man ihn als dem öffentlichen Unwillen verfallen. Allein nicht nur für die Person des Nachrichters zog man diese Folgerung aus dem Rechtsatz, daß nur ein Strafact stattfinden und das zuerkannte Maß nicht überschritten werden dürfe, sondern auch für die Person des Verurtheilten und zwar Letzteres in folgender Weise:

Hat der Scharfrichter unrichtig, ungeschickt, unglücklich oder sonstwie erfolglos gerichtet, so war nach der herrschenden Meinung damit die Sache zu Ende. Ein zweiter Act war untersagt. Machte nicht der erste Schlag mit dem Richtschwert dem Leben ein Ende, riß der Strick an dem Galgen, dann war ein zweiter Hieb oder ein zweiter Strick nicht mehr statthaft. War der Verurtheilte einmal mit dem Leben davongekommen, dann durfte kein zweiter Versuch gemacht werden, ihm dasselbe zu nehmen. Er war gerettet — durch den Zufall? — nein, durch die Vorsehung. So glaubten unsere Vorfahren. Das war die allgemein herrschende Volks- und Rechtsanschauung, der sich damals auch die Richter und die Obrigkeit unterwarfen. Es war ein Zug frommer naturwüchsiger Romantik.

Der Mann war nicht doppelt verurtheilt, sondern nur einmal. Dieser einmaligen Execution hatte er sich zu unterwerfen. Damit hatte er seine That gesühnt und der Henker hatte auf ihn kein Recht mehr. So stand es in dem „Malefizbuch" geschrieben.

Er war begnadigt, nicht von Obrigkeits- und von Rechtswegen, sondern von That und Geschick wegen. Das waren „Gottes Gerichte". Vor ihnen mußten die Menschen verstummen.

Mochte sich der Richter an seinen Scharfrichter halten. Mochte er mit ihm in das Gericht gehen, wenn dieser unrichtig gerichtet. Der Verurtheilte war nicht verpflichtet, sich zweimal executiren zu lassen. Er hatte gebüßt, seine That war gesühnt. Er hatte die Todesangst ausgestanden. Der Richter und der Nachrichter hatten nichts mehr an ihm zu suchen. Der Nachrichter, der gegen ihn einen zweiten Schlag wagte, riskirte sein eigenes Leben. Er war dann nicht mehr Richter, sondern Mörder.

Auch in England war lange Zeit diese echt germanische Weltanschauung die herrschende geblieben. Wenn Einer nicht ordentlich gehenkt war, dann pflegten ihn die Seinen vom Strick abzuschneiden und in das Leben zurückzurufen. Allein der Gesetzgeber und der Richter erblickten darin einen Hohn auf die Justiz und reagirten dagegen. Sie erfanden eine Clausel, welche jeden Ausweg abschnitt. Sie lautete: „N. N. soll gehenkt werden an seinem Halse so lange, bis daß der Tod erfolgt." Damit war der fünfte Act des Trauerspieles obligatorisch geworden, und das Abschneiden verboten. Statt des Abschneidens zogen es nun die „zärtlichen Verwandten" vor, sich an die Beine des zappelnden Delinquenten zu hängen, um dessen Todesqual abzukürzen. So verändern Gesetze die Sitten!

Daß dagegen in Deutschland diese Auffassung noch bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein die herrschende geblieben, dafür sprechen zwei Geschichten aus dem Jahre 1681, welche uns eine sonst glaubwürdige Hamburger Chronik meldet und die in dem vortrefflichen Buche des Dr. Otto Beneke in Hamburg „Von unehrlichen Leuten" wiedererzählt sind.

Die eine lautet:

„Anno 1681 d. 24. Januar war eine große Kälte, worin Einer gehenket worden. Nachts wurde er abgenommen, auf daß er folgenden Tags sollte anatomirt werden, und war gantz steif gefroren. Wie nun dieser todte Kerl in die warme Stube kommbt, und aufgedauet, da ist er wiederumb aufgelebet, und also, nach seinem ausgestandenen Recht, davon gegangen."

Diese Geschichte, fügt Beneke hinzu, kann ohne alle Wissenschaft und Mitwirkung der Behörden also verlaufen sein. Wegen der großen Kälte faßte sich das Executionspersonal mit dem ganzen Publicum gewiß möglichst kurz, und ging geschwind wieder nach Haus, sobald es den armen Sünder starr geworden sah. Diesen mag ebenfalls die große Kälte eher erstarrt haben, als ihn der mit frostigen Händen locker umgelegte Strick hatte erwürgen können. Wohlthätige Ohnmacht umhüllte ihn, bis freundliche Stubenwärme ihn erweckte; dann brachten ihn die überraschten ärztlichen Philantropen vollends wieder auf die Beine, welche sich für das ihrem anatomischen Messer entgangene Opfer, durch das jedem Mediciner angenehme Bewußtsein trösteten: ein Menschenleben gerettet, hier noch gekrönt durch die Genugthuung: der Justiz eine Beute entwunden zu haben.

Die zweite Geschichte lautet also:

„Den 16. August ist Einer in Hamburg mit dem Schwert gerichtet, so einem Manne mit einem Bierkruge hat den Kopf eingeworfen, daß er gestorben ist. Wie nun also der Scharfrichter ihn geköpfet, hat er ihn nicht recht getroffen, sondern ihm nur die Platte des Schädels abgehauen. Da sind schnell des Justificirten seine Freunde hinzugetreten, und haben ihn zu sich genommen, mit dem Verwenden, er habe ja nun sein Recht ausgestanden. — Als er nun von ihnen in sein Haus zurücke geleitet wird, und in die Stube kombt, da ist seine Frau darüber in Ohnmacht gesunken, bis man ihr erzählet, warumb ihr Mann noch lebete. Demnach ist ihm die Platte auf dem Kopfe hinwiederumb gäntzlich angewachsen, und vom Chirurgo wohl geheilet worden."

Diese zweite Erzählung wird zwar, was die abgehauene und wiederangeheilte Kopfplatte anlangt, auf einige physiologische Zweifel stoßen, jedenfalls aber gibt sie die damals herrschende Rechtsanschauung, welche bis weit hinauf in das früheste Mittelalter reicht, ganz richtig wieder. Das ist für uns die Hauptsache, und deshalb haben wir sie trotz ihres unangenehm-scurrilen Beigeschmacks hier wiedergegeben.

Wir haben aus dem sinkenden Mittelalter auch noch eine Reihe anderer Begnadigungsarten zu verzeichnen.

Wenn eine ehrsame Jungfrau den verurtheilten Verbrecher heirathet, so kann sie ihn dadurch vom Tode befreien. Dieses Thema hat Victor Joseph von Scheffel in seinem römisch-chattischen Gedichte „Vom Grenzwall" sehr anmuthig behandelt (siehe Scheffels „Gaudeamus" S. 47).

Auch eine weibliche Verurtheilte kann durch Verheirathung mit einem Biedermann der Execution entrückt werden.

Endlich hat auch der Scharfrichter unter Umständen eine Art Begnadigungsrecht, z. B. wenn er hundert Verurtheilte (an anderen Orten genügten schon zehn oder zwölf) kunstgerecht und erfolgreich vom Leben zum Tode gebracht hat. Die Chronik berichtet uns u. A. von einem Scharfrichter, welcher, nachdem er bis dahin seinem Berufe musterhaft obgelegen, Angesichts einer Kindesmörderin, die er enthaupten sollte, so überwältigt wurde von ihrem Unglück und ihrer Schönheit, daß er sie vom Tode losbat, um sie zu heirathen. Auch diese Curiosität hat durch Wilhelm von Chézy eine poetische Behandlung gefunden in dem „Großen Malefizbuch", erster Theil, „Leben und Denkwürdigkeiten Meister Hämmerling's. Nach des Meisters eigenen Aufzeichnungen." Der „Meister" schließt seine Denkwürdigkeiten und die Erzählung jener Losbittung und Heirath mit folgenden Worten:

„— In der Wasenmeisterei herrschte laute Freude. Das Gesinde beging mit Sang und Klang, bei Tanz, Spiel und vollen Humpen des Freymanns Hochzeitsfest. Und als die Stunde gekommen, führte ich Elsbeth zur Kammer, zog meines Vaters altes Richtschwert aus der Scheide und bettete es zwischen sie und mich. Und dabei ist es fortan geblieben."

Gehen wir nun über zu einem hochernsten Ereigniß, das

sich auf dem Boden der in Obigem dargelegten Rechtsanschauung bewegt und das, historisch vollkommen beglaubigt, im fünfzehnten Jahrhundert einen Wendepunkt bildet in der Geschichte einer deutschen Stadt, die vormals im Inlande und im Auslande eine große Rolle gespielt hat.

Ich meine Soest in Westfalen, dessen von F. W. Barthold und Anderen beschriebene Geschichte ein so großes Interesse bietet für die wirthschaftliche, rechtliche und künstlerische Entwickelung Deutschlands im Mittelalter, wie ich das an einer anderen Stelle nachzuweisen gedenke. Hier nur so viel, wie nöthig ist zur Einleitung unsrer Scharfrichter-Episode:

Auch in der Stadt Soest herrschte unmittelbar nach Beginn der Reformation eine lebhafte Bewegung der Geister und Gemüther, welche sich jedoch durch ihre weise Mäßigung vortheilhaft unterschied von jener Aufregung, welche in dem benachbarten Münster zu der tollen Regierung des Schneiders Bockelson von Leyden geführt hat.

Die Bürgerschaft von Soest hatte unter dem erzbischöflichen Regiment vielfach gelitten und war daher mißtrauisch gegen den Clerus, in dem sie ein Werkzeug des Bischofs erblickte. Sie klagte über die Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen; über die privilegirte Concurrenz, welche dieselben auf allen wirthschaftlichen Gebieten der Privatthätigkeit machten, ohne auch nur das Geringste zu den schweren öffentlichen Lasten beizutragen; über das Umsichgreifen des Besitzes der geistlichen „todten Hand", namentlich durch Erbschleicherei und dergleichen; über die rasche Vermehrung des Clerus gegenüber dem Rückgang und der Verarmung der Bürgerschaft; über die Rechtlosigkeit der letzteren gegen den ersteren, welcher sich hinter dem canonischen Recht und der geistlichen Gerichtsbarkeit verschanzte u. s. w.

Die Reformation zählte bereits viel Anhänger in Soest, und es bildete sich in der Bürgerschaft ein Verein von Einwohnern patrizischen Herkommens und von bürgerlichen Zünftlern, an deren Spitze die „Hoverer", eine Art von Volkstribunen, standen, um das „alte Recht" der Stadt, das durch eine hartgesottene Oligarchie, und den „wahren Glauben", der durch einen sittenlosen Clerus verunstaltet war, wieder herzustellen. Man nannte die Mitglieder des Vereins die „Eidgenossen" oder „Hudgesellen". Sie setzten denn auch Zulassung der „lutherischen Prädicanten" und Beschränkung der absoluten Gewalt der regierenden Kaste durch.

Aber die Herren vom Rath, welche der alten Partei angehörten, wußten sich noch stark. Sie ließen z. B. acht fremde Widertäufer, welche eines Abends zugereist waren, Nachts aufgreifen und am andern Morgen henken. Im Uebrigen warteten sie nur auf eine Gelegenheit, um ihre Macht auch der Bürgerschaft gegenüber zu entfalten und die Gegner, die „Eidgesellen", für immer niederzuwerfen oder wenigstens für lange hin einzuschüchtern.

In ihrer Ungeduld vergriffen sie sich in der Wahl der Gelegenheit.

Ein Soester Bürger Namens Johann Schachtrup oder Schachdorf, seines Zeichens ein Gerber, bekannt durch seinen Wohlstand und seine Körperkraft, hatte mit vier Andern in Gemeinschaft die „Neue Waage" von der Stadtgemeinde gepachtet. Nach Abschluß des Geschäftes — es war am 16. April 1533 — zechten sie mit dem Stadtkämmerer in dem Rathskeller. Nun entstand ein Streit über die Zeche, welche nach deutscher Sitte dazu diente, den Abschluß des Geschäfts festzustellen und zu confirmiren. Die Pächter behaupteten, nach altem Herkommen habe die Stadt die Zeche zu bezahlen. Allein der Kämmerer weigerte sich dessen. In Folge dieser Meinungsverschiedenheit wurde der Kämmerer etwas hart angefaßt. Auch sollen über den hohen Rath Aeußerungen gefallen sein, welche Einiges an Ehrerbietung zu wünschen übrig ließen. Darob verklagte denn der Kämmerer die Fünf vor einem hohen Rathe und dieser bemächtigte sich sofort mit gewaltthätigem und unklugem Eifer des willkommenen Falles. Waren ja doch alle Fünf „Eidgesellen", und der Gerber Schachtrup an Eifer und Ansehen einer der Ersten. Der Rath beschloß, energisch vorzuschreiten.

Zunächst ließ er die vier Andern in Stock und Eisen werfen. Man warnte Schachtrup; man rieth ihm, zu fliehen. „Sie werden's nicht wagen," antwortete der hochgemuthete Gerber. Aber als sich die Bürgerschaft die Verhaftung der Vier gefallen ließ, wagte der Rath es auch mit dem Fünften. Er verhaftete den Schachtrup ebenfalls. Und als auch darob sich Niemand regte, glaubte man, nunmehr das Aeußerste wagen zu dürfen. Man befand sich in jener Stimmung der Verzweiflung, welche selten gute Rathschläge eingibt. Man sagte sich „Entweder — oder; es ist der letzte Augenblick, wo man eine Frage frei hat an das Schicksal; wir müssen daher Alles wagen, weil wir sonst in der Gefahr sind, Alles zu verlieren." So machte Einer dem Andern den Kopf warm und in dieser unglückseligen Stimmung faßte der hohe Rath der Stadt, Richter und Partei in der nämlichen eigenen Sache, den verhängnißvollen Beschluß, den Gerber Schachtrup und seine vier Eidgesellen zum Tode zu verurtheilen, und zwar wegen „Aufruhr und Schmähung des Rathes", während es sich doch nur um ein Weinschänkengezänk handelte, über welches ein Beweis nicht vorlag; denn es waren keine Zeugen, sondern nur Parteien zugegen; und auch diese waren zur Zeit der That alle trunkenen Muthes. Um jedoch eine bessere Unterlage für die Blutsentenz zu gewinnen, hatte man von einigen der Verhafteten im Gefängnisse das Geständniß erwirkt, sie hätten die Katholiken „kloppen" und deren Gut „gemein machen" wollen. Ein Zusammenhang dieses ziemlich inhaltlosen Geständnisses mit der That vom 16. April läßt sich nicht erkennen. Schachtrup hatte durch muthigen Sinn und mächtige Gliedmaßen widerstanden.

Man bewaffnete die Katholiken und sonstigen Anhänger des Rathes, führte dann die Verurtheilten nach dem Markt, dem Mittelpunkte der Stadt, auf welchem die Straßen, welche von den acht Thoren der Ringmauer kommen, strahlenförmig zusammenlaufen. Es war am 29. April. Hier, zwischen dem Rathhause, der Petrus- und der Patrokluskirche war das Schafott errichtet, das die fünf Männer tapferen Sinnes bestiegen, indem sie das schöne und freudige Sterbelied sangen: „Mit Freud und Fried fahr ich dahin." Der Scharfrichter fragte, wer zuerst gerichtet sein wolle. Da meldete sich Schachtrup und seine Genossen gönnten ihm den Vortritt. Er sprach noch einige Worte, u. A.: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Unterdessen wissen wir Gebundenen nicht, ein solches Verbrechen begangen zu haben, daß wir deshalb das Leben verwirkt hätten. Aber daß man so mit uns umspringt, das geschieht nur um des Evangeliums willen, wozu wir uns bekennen. Daher haben wir uns den Haß zugezogen. Daher ist auch schon so lange nach einer Gelegenheit gesucht worden. Jetzt hat man eine solche gefunden; und so haben sie mich und meine Gefährten dem Tode übergeben."

Dann ermahnte er die Genossen, wohlgemuth und freudig dem Tode entgegen zu gehen, „auf daß die Widersacher sehen, was die Lehre des reinen Evangeliums den Sterbenden für Trost und Kraft gebe", und daß alle Welt sich überzeuge, daß sie von der Welt scheiden mit einem guten Gewissen.

Bei diesen Worten blieb kein Auge trocken. Es ging ein Murren und ein halb unterdrücktes Schluchzen durch die, Kopf an Kopf gedrängt auf dem Rathhaus stehende Menge, ohne Unterschied ihres Glaubens.

Schachtrup ließ sich auf den Richtstuhl nieder. Man band ihn an den Stuhl und streifte ihm das Hemd von dem Oberkörper herunter. Der Scharfrichter trat seitwärts hinter den Stuhl und holte, die beiden Hände am Griff, mit dem Schwerte zum Schlag aus. Allein er traf nicht den Hals, sondern den Rücken. Schachtrup war nicht enthauptet, sondern hatte eine breite klaffende Wunde in den Rücken empfangen. Dabei hatte der Scharfrichter so mächtig zugeschlagen, daß Schachtrup mit dem Richtstuhl, an den er gebunden war, umschlug. Die Henkersknechte richteten den Stuhl mit dem Mann wieder auf. Es herrschte eine lautlose Stille. Der Scharfrichter ließ ihm das gesunkene Haupt in die Höhe heben und rüstete sich zu einem zweiten Schlag. Da erwachte Schachtrup von der Ohnmacht, in

die er gefallen. Sofort übersah er die Lage der Dinge. Mit dem Bewußtsein war auch die Liebe zum Leben wieder in ihm erwacht. Dazu kam die Wuth über das ungerechte Urtheil der Richter und über das Ungeschick des Nachrichters. Er zerbiß die Stricke, womit man ihm die Arme gefesselt und entriß dem Henker das Schwert, das von seinem eigenen Blute noch triefte. Da griffen die Henker zu dem anderen Richtschwerte, und der Bube des Scharfrichters zu einem Messer. Schachtrup aber schwang das eroberte Schwert so mächtig, daß Niemand ihm zu nahen wagte.

Das Alles dauerte kaum eine halbe Minute. Aber diese Zeit reichte hin, um dem vor Grauen erstarrten Volk das Leben und die Sprache wieder zu geben.

— „Nicht weiter! fort mit dem Henker! Schachtrup hat seine Strafe einmal gebüßt. Zweimal ist unrecht. Gott hat ihn gerettet. Das sind Gottes Gerichte!"

So schrie die Menge, indem sie eindrang auf das Schafott und auf den Gerichtsherrn, welcher auf seinem Sessel thronend, die Execution leitete. Der Gerichtsherr, in den Tod erschrocken, befahl die Freilassung, nicht nur des Schachtrup, sondern auch seiner Genossen. Die Letzteren wurden ebenfalls von ihren Fesseln befreit; Schachtrup wurde vom Richtstuhl losgebunden. Der Scharfrichter mit seinen Henkersknechten war von selber verschwunden. Hoch auf dem Schafott stand nur noch der mit Blut übergossene Schachtrup, das bluttriefende Schwert in den Händen. Seine Genossen und das übrige Volk trugen ihn nach Haus, ihn mit seinem erbeuteten Richtschwert.

Am andern Tag am 30. April, erlag er seiner Wunde. Er hatte vorher noch den Wunsch ausgesprochen, daß das Schwert, so er auf dem Schafotte erbeutet, ihm in das Grab folge.

Und so geschah es. Das Richtschwert lag auf dem blumenumkränzten Sarge. Ein endloser Leichenzug folgte, Wehklagen und Verwünschungen auf den Lippen. Alle gingen mit: Alt und Jung, Männer und Weiber, Evangelische und Katholiken. Es war das Leichenbegängniß nicht nur des Bürgers Schachtrup, sondern auch das des alten Rathes, der ihn so rechtswidrig gerichtet. Der Rath wagte es nicht mehr, gegen die vier Andern einzuschreiten, die er doch auch rechtskräftig zum Tode verurtheilt. Er begnügte sich damit, sie aus der Stadt zu verbannen, aber sie gingen nicht.

Die Rathsglieder und Richter sahen von nun an überall Gespenster. Sie erfanden allerlei tolle Geschichten und Gerüchte. Schachtrups Freunde, so behaupteten sie alberner Weise, hätten den Scharfrichter trunken gemacht, damit er schlecht richte. Sie brachten beim Herzog von Cleve eine Klage vor, als stellten ihnen die „Eidgesellen" nach dem Leben. Die Untersuchung ergab den völligen Ungrund dieser Beschuldigung, aus welcher nur das böse Gewissen der Beschuldiger sprach; und als auf Pfingsten wieder ein kleiner Tumult in einem Weinhause entstand, ergriffen die Rathsherren die Flucht aus Angst vor dem Volk. Es war am 31. Juli 1533, wo sie heimlicher und nächtlicher Weise, sechzehn Mann hoch, von Soest hinausritten, um sich nach Hamm zu begeben. Sie wagten es nicht zurückzukehren in die Stadt, an deren Spitze sie standen.

Die Rathsglieder, welche geblieben waren, ließen die Geflohenen dreimal öffentlich zur Rückkehr auffordern; und als sie den Ladungen nicht Folge leisteten, wurden sie ihrer Aemter verlustig erklärt. Es wurden neue Wahlen ausgeschrieben, welche auf Anhänger der alten Verfassung und der neuen Lehre fielen. Alles das ging vor sich ohne die geringste Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, — mit echt westfälischer zäher und besonnener Thatkraft.

„So trat in Soest ein neuer Rath ein, und die evangelische Organisation ward vollständig vollzogen," sagt Leopold von Ranke in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", (III. Aufl. Bd. III. S. 398.) Der alte Rath hatte den Bogen zu straff gespannt, er war ihm in den Händen zerbrochen.

Sommerliche Briefe.

Kein Reisebrief.

Es ist sehr freundlich von Ihnen, meine verehrteste Freundin, daß Sie mich vermißt haben und sich so angelegentlich danach erkundigen, was ich in der Zwischenzeit, während ich von der Bildfläche verschwunden war, getrieben habe. Wenn ich diese Frage gleich hier beantworte, so geschieht's, weil sie auch von anderer Seite an mich gestellt ist und ich auf diese Weise gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe schlage und mir mehrere Briefe erspare — Vortheile, die man sich in diesen heißen Tagen nicht gern entgehen läßt.

Es ist ja auch ganz natürlich, daß sich zwischen dem Herausgeber eines Blattes und dessen Lesern mit der Zeit eine Art von persönlichem, ich möchte beinahe sagen: unausgesprochen freundschaftlichem Verhältnisse herausbildet. Seit nahezu acht Jahren, seit dem Januar 1872, sind Sie, meine verehrteste Freundin, mit den andern Lesern der „Gegenwart" daran gewöhnt, fast allwöchentlich ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Nun, da ich eine ungewöhnlich lange Pause habe eintreten lassen, fühle ich gleichsam das Bedürfniß, mich vor Ihnen zu rechtfertigen.

„Ach es war nicht meine Wahl!" — Es hat eben Alles seine Zeit! Jahrelang thut die Maschine ihre Schuldigkeit, bis sie eines Tages stehen bleibt und eine gründliche Ausbesserung erheischt. Auch Ihr ergebenster Diener hat einmal auf längere Zeit ausspannen, seiner gewohnten Thätigkeit gänzlich entsagen und sich zu seiner Erholung einen wirklichen Urlaub gönnen müssen. Den Rechenschaftsbericht über die entsprechende Verwendung desselben werden Sie mir wohl erlassen. Ich kann eben nur sagen, daß ich die ärztliche Vorschrift: nichts zu thun, mit größter Gewissenhaftigkeit befolgt und die Berechtigung des Prädicates „dolce", das die Italiener dem „far niente" beilegen, nie besser begriffen habe, als in den jüngst verflossenen Wochen.

Ich citirte eben das originelle und tiefe Wort: „Es hat Alles seine Zeit", das jedenfalls dem König Salomo den Beinamen des Weisen verschafft hat. Es hat Alles seine Zeit! auch das Verfassen von Reisefeuilletons. Noch vor ein paar Jahren würde es mir ein Leichtes gewesen sein, aus den Erinnerungen, die ich von meiner Fahrt am Rhein und durch das Salzkammergut heimgebracht habe, eine Serie von überzeugten Reisebildern herzustellen. Jetzt kann ich's nicht mehr. Die unbefangene Zuversicht und das fröhliche Vertrauen, das mir Neue und auf mich persönlich eigenartig Wirkende zu etwas überhaupt Neuem und allseitig Wirksamem zu verallgemeinern, versagen mir jetzt. Und dann empfinde ich wohl auch stärker als in jüngeren Tagen das Mißverhältniß zwischen dem Berichte und dem Gesehenen, zwischen der Schilderung und dem Empfundenen.

Wie mangelhaft und ungenügend würde die Darstellung sein, die ich Ihnen von meinem Aufenthalte in Wiesbaden geben könnte, da Ihnen die freundlichen, fröhlichen, zum Theil bedeutenden Menschen, mit denen dort zu verkehren mir vergönnt war, wenig oder gar nicht bekannt sind. Sie würden, obwohl Ihnen der Sinn für Humor keineswegs mangelt, nach meiner Erzählung es doch kaum begreiflich finden, welche Kleinigkeiten unsere harmlose Lustigkeit erregen, und welche unausbleibliche Wirkung die beständige Wiederholung desselben einfachen Scherzes oder einer wohlfeilen Neckerei hervorbringen konnte. Sie haben ja weder Kochbrunnen noch Molken getrunken und es also auch nicht erfahren, wie der Morgenspaziergang in der Taunusstraße und in den Anlagen, mit dem bunten Glase voll heißen Wassers, die großstädtische Blasirtheit beseitigt und den Begriff der biblischen Einfalt in uns wieder verwirklicht.

Und wie könnte ich Ihnen den wundersamen Reiz der Regentage in Ischl veranschaulichen! Daß ich in dem gemüthlichen Hotel Elisabeth die Unbill der Witterung leicht verschmerzt habe — vom Regen wird heuer so viel gesprochen, als sei er

eine neu entdeckte Primadonna — das werden Sie allenfalls begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Ischl, außer mit dem übermüthigen Freunde aus Berlin, mit dem ich in Salzburg zusammengetroffen war, durch ein besonderes Reiseglück nur mit den liebenswürdigsten und anregendsten Leuten zusammengeführt wurde: mit dem alten Bauernfeld, dem Jüngsten unter uns, mit Hans Hopfen, den die Pietät, vielleicht auch ein gewisser Aberglaube, immer wieder nach Ischl zurückführt, da er dort einige seiner besten Romane, unter Andern „Juschu", geschrieben hat, mit D. Spitzer, der mit derselben Regelmäßigkeit wie Pfingsten „das liebliche Fest" von unsern Journalisten der „witzige Wiener Spaziergänger" genannt wird, mit dem diplomatischen Lieblingsgefolge des Grafen Andrassy, dem klugen und sinnreichen Ludwig von Dóczy, dem Dichter des „Kuß", und dem gemüthlichen Hofsecretair von Pechy, mit Dr. Fürstenberg, dem Typus des jovialen Badearztes im besten Sinne des Wortes ꝛc. Aber wenn Sie aus dieser Liste auch schon auf die Stimmung schließen können, die in unserer Gesellschaft herrschte — was ist Ihnen Hekuba? Sie wissen ja nicht einmal wer Bomberger ist, Frau Uhl ist Ihnen vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt, die Anziehungskraft von Rodeck übt auf sie keine Wirkung, von der Esplanade wissen Sie soviel wie nichts, — was soll ich Ihnen da von Ischl erzählen?

Und nun gar von Gastein!

Daß das Wildbad in einer der herrlichsten Gegenden der Welt liegt, daß die Auffahrt von Lend zu dem Großartigsten und der Blick von Gastein auf die smaragdgrüne Niederung mit Hof-Gastein zu dem Lieblichsten gehört, was das menschliche Auge erschauen kann, dürfte schon in weitere Kreise gedrungen sein, und vielleicht haben Sie das auch schon irgendwo einmal gelesen. Ueber die Gesellschaft da oben aber hat Max Ring im „Montagsblatt" schon gewissenhaft berichtet. Er hat Ihnen erzählt, daß der commandirende General der Garde, Prinz August von Württemberg, den man gewöhnlich in der Begleitung des Landforstmeisters Ulrici erblickte, daß der sympathische Oskar von Redwitz, daß Graf Beust, Graf Wilhelm v. Bismarck, Dr. Eduard Brockhaus aus Leipzig und viele andere interessante Persönlichkeiten die Heilkraft der dortigen Bäder aufgesucht haben. Unter diesen interessanten Persönlichkeiten wird mir Max Ring à charge de revanche gestatten, auch ihn selbst und unsre Collegen von der Berliner Presse: Hermann Kletke von der „Vossischen-" und Schweitzer von der „Nationalzeitung" mitzuzählen. Aber einen Mann hat Max Ring in seiner Fremdenliste doch vergessen, und ich wette, meine Verehrteste, daß Sie diesen nicht unter die weniger Interessanten einbegriffen wissen möchten: es ist der Schneider Worth aus Paris, der sinnreichste Erfinder der Damenmoden, der Edison der Wintertoiletten.

Dem Präsidenten Simson begegneten wir, als wir hinaufsuhren, und der deutsche Kaiser wurde am Tage unserer Abreise erwartet.

Erwartungsvoll und pochenden Herzens, mit ungeheuren Kornblumenbouquets ausgestattet, blickten jene lästigen und lächerlichen Aufdringlinge beiderlei Geschlechts, für die man den Titel „Kaiserjäger" und „Kaiserjägerinnen" ersonnen hat, nach Hof-Gastein hinab, ob sich da nicht bald das Kaiserliche Viergespann zeigen würde, und fest entschlossen, nicht eher von der Stelle zu weichen, als bis sie einen Gruß, vielleicht sogar ein freundliches Wort von dem leutseligen Monarchen erhascht haben würden.

Was sich über Gastein sonst noch sagen läßt, mögen Sie in dem Reisebriefe von Spitzer, den Sie im 4. Bande seiner „Spaziergänge" finden werden, nachlesen. Es ist jedenfalls das Beste und Treffendste, was über das interessante Bad gesagt worden ist. Nur will mir scheinen, daß sich Spitzer diesmal einen Fehler hat zu Schulden kommen lassen, der ihm sonst nicht leicht nachgesagt werden kann: er ist gar zu duldsam und zu milde gewesen.

Von der Autokratie des Selbstherrschers aller Gasteiner, des Herrn Straubinger, des Besitzers des ansehnlichsten Gasthofes daselbst, der mit den meisten übrigen Logiegebern verwandt oder verschwägert ist, oder sie in seinem Dienste hat, macht sich der Profane keine Vorstellung. Als ich Spitzer aufforderte, uns nach Gastein zu begleiten, entgegnete er mir ernsthaft: „Es geht leider nicht. Ich finde dort kein Unterkommen und nichts zu essen. Straubinger, dessen Majestät ich durch mein Feuilleton in der „Neuen freien Presse" beleidigt habe, hat den gemessenen Befehl ertheilt, mich obdachlos aushungern zu lassen." Ich hielt das natürlich für einen Spaß. Nach den da oben gewonnenen Erfahrungen aber habe ich eingesehen, daß Spitzer durchaus Recht hatte.

Auch einem andern Gasteiner Gast, der sich durch Unterzeichnung einer Petition, betreffend die Entleerung und Füllung der Bäder in Gegenwart der Badegäste, mißliebig bei Herrn Straubinger gemacht hatte, ist der Aufenthalt daselbst unter seinem wahren Namen zur Unmöglichkeit geworden. Es hatten nämlich einige ängstliche Gemüther den unheimlichen Verdacht gehegt, daß die Wannen nicht zu jedem einzelnen Bade mit frischem Wasser gefüllt würden, daß also die bequemen Herren Bademeister wenigstens zum Theil die vertrauensvolle Auffassung jener französischen Kammerzofe theilten, welche zu vorgerückter Abendstunde durch den unerwarteten Befehl: für die Gesellschaft Thee zu bereiten, überrascht wurde und, da die Wasserleitung den Dienst versagte, die Verwerthung des noch vorhandenen Morgenbades mit den Worten empfahl: „Madame est si propre!"

Gegen diese Auffassung nun remonstrirten einige Waghälse, und derjenige, der diese Bewegung vor Allem unterstützt hatte, wurde von Herrn Straubinger in die Acht erklärt. Der Mann fand factisch „kein Hüsung" mehr und durfte fernerhin nur noch pseudonym der Wohlthaten des Gasteiner Aufenthaltes genießen. Sie sehen, es gehört ein gewisser Muth dazu, daß ich Ihnen das schreibe.

Aber es gibt auch freundlichere Wirthe, und als einen solchen kann ich Ihnen eventuell den meinigen empfehlen: Paul Windischbauer — Sie finden den Namen auch im Bädeker und in den Meyer'schen Reisebüchern. Sein Haus liegt etwa 10 Minuten vom Centrum, dem Straubingerplatze, entfernt, so daß der musikalische Unfug, den die Badekapelle mehrmals am Tage treibt, hier kaum vernehmbar ist; überdies in entzückender Lage: gegenüber dem Kirchhof. Der erste Blick aus dem Fenster trifft einen neuen Leichenstein, auf den mit weithin blinkenden Goldbuchstaben die Worte gegraben sind: „Hier ruht fern von der Heimat, fern von den Ihrigen ꝛc." Schlichte Kreuze gemahnen an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und damit man nicht gleich auf andre Gedanken kommt, und etwa durch den Fernblick auf das entzückende Thal mit Hof-Gastein zerstreut und erheitert werde, hat man dem Windischbauer das Schulhaus gerade vor die Nase gesetzt, dessen weißgetünchte Mauern die Sterbegedanken unterstützen und zur Einkehr und Buße auffordern. Das wilde Rauschen des unmittelbar hinter dem Hause herabstürzenden Gewässers bringt in die Einsamkeit und Stille der Nacht Leben und Bewegung. Und abgesehen von allen diesen Vorzügen ist Paul Windischbauer ein billiger Mann. Da wir, mein Reisebegleiter, der die Wohnung bestellt hatte, und ich, wegen des kalten und nassen Wetters drei Wochen später als verabredet in Gastein eintrafen, so berechnete der Wirth außer der nicht benutzten Wohnung — was ganz in der Ordnung ist — auch die täglich, also einundzwanzigmal nicht genommenen Doppelbäder mit 38 Gulden und einigen Kreuzern. Auf die Berechnung des Champagners, den wir während derselben Zeit nicht getrunken haben, hat er großmüthig verzichtet.

Ueber die Wandelbahn, die den Kursaal von Gastein bildet, hat Spitzer schon das Nöthige gesagt. Es ist ein langgestreckter Glaskasten, etwa in der Form einer Kegelbahn, mit erblindeten Scheiben, die den doppelten Zweck erreichen: gleichzeitig die frische Luft, wie die Aussicht abzusperren. Man hat hier mit erstaunlichem Scharfsinn das Räthsel gelöst, wie in dem wegen seiner wunderbaren Luft mit Recht berühmten Bade doch eine Stätte zu errichten wäre, in der eine Temperatur herrscht, welche bei schönem Wetter an die Wachtstube im Hochsommer, bei schlechtem an das Innere des Pferdebahnwagens nach einem Gewitterregen erinnert. Eben so hat man sinnig zu diesem

Sammelpunkte der Kurgäste den einzigen Platz erwählt, der gar keine Aussicht gewährt, während man gleichzeitig dafür Sorge getragen hat, daß der Blick auf den großartigen Wasserfall durch die bedeckte Brücke zur Unmöglichkeit gemacht werde. Sollte ein Preis darauf gesetzt werden, wie die Wunder der Natur dem Fremden am sichersten unzugänglich zu machen seien, — die Erbauer der Gasteiner Brücke und der Wandelbahn würden unzweifelhaft als Sieger aus dem Wettstreite hervorgehen. Aber „Ende gut, Alles gut!" Und das Ende der Wandelbahn ist die gute Conditorei mit dem schon von Spitzer verherrlichten hübschen jungen Mädchen und dem guten Kaffee.

Und nun merke ich auf einmal, daß ich doch von meiner Reise, wenn auch nur ganz oberflächlich geplaudert habe, während ich mir vorgesetzt hatte, Ihnen von etwas ganz Anderem zu erzählen.

Während meines Aufenthaltes in Wiesbaden wurde ich fast von jedem Menschen, mit dem ich zusammentraf, gefragt, ob ich Fräulein von Ernest schon gesehen hätte? Die Beharrlichkeit, mit der diese Frage, die ich stets verneinen mußte, an mich gestellt wurde, machte mich noch nervöser, als ich ohnedies schon war. Fräulein von Ernest ist nämlich die erste Liebhaberin vom Wiesbadener Hoftheater. Schließlich ging ich denn ins Theater. Ueber die schauspielerischen Leistungen der jungen Dame habe ich mir kein genügendes Bild verschaffen können, da ich sie nur noch in einer und zwar in einer ziemlich larmoyanten Rolle habe sehen können. Wiesbaden, dessen liebenswürdiger Kurdirektor Hey'l in jeder Weise für die Unterhaltung der Kurgäste sorgt, und das trotz der schweren Patienten, die sich dort zusammenfinden, eines unserer lustigsten und vergnüglichsten deutschen Bäder ist — Wiesbaden ist so galant gegen die Fremden, daß es sein Theater während der eigentlichen Kurzeit schließt. Ein hartgesottener Theatergänger wie ich konnte sich darüber allerdings beklagen; denn die Vorstellungen, welche ich dort gesehen habe, waren zum großen Theil vortrefflich, namentlich auch die Aufführung der Oper von Jules de Sweert, „Die Albigenser". Für den Ausfall der theatralischen Aufführungen werden die Kurgäste im Uebrigen dadurch entschädigt, daß man während des stärksten Fremdenandranges die Taunusstraße pflastert.

Fräulein von Ernest wurde mir nun aber nicht blos als Schauspielerin, sondern auch als Dichterin gerühmt, und die lokale Chronik wußte nicht genug von der Vielseitigkeit dieser Provinzial-Sarah Bernhardt zu erzählen. Endlich entschloß ich mich, die mir so dringlich anempfohlenen Gedichte*) zu lesen und ich muß gestehen, daß mich die Männlichkeit dieses energischen, muskulosen poetischen Talentes in Erstaunen gesetzt hat.

Es ist zwar ganz richtig, daß uns aus diesen Liedern manche Anklänge und Nachklänge entgegensummen. Wir glauben bisweilen Lieder von Lenau, Beck oder Petöfi zu lesen; aber immer haben wir die Empfindung, daß hier doch ein eigenthümliches und starkes Talent zu uns spricht.

Besonders frappirt uns die eigenthümliche Wahl der Stoffe. Wenn man diese Gedichte liest, kann man wieder einmal feststellen, wie trügerisch oft das Bild ist, das sich die Phantasie des Lesers eines Buches von dessen ihm unbekannten Verfasser bildet. Fräulein Ernest ist ein Schoßkind der Wiesbadener Gesellschaft. Wüßte ich es nicht, aus ihren Liedern würde ich es nicht errathen; denn das, was die Verfasserin der „Pußtalieder" weiß oder ahnt, was diese empfindet und auszudrücken wagt, läßt auf Alles eher schließen, als auf eine junge unverheirathete Gesellschaftsdame.

Diese Poesie ist von einer ganz merkwürdigen Flottheit, und mehr als das! Die Phantasie unsrer Dichterin sucht mit unverkennbarer Vorliebe solche Stoffe auf, von denen ein junges Mädchen nichts zu wissen braucht, eigentlich auch nichts wissen sollte. Die meisten Heldinnen dieser „Lieder" sind ungarische Pfarrerstöchter von Taubenhain, denen „vom glühenden Hauche der Lust die Unschuld zu Tode vergiftet" wird; und wenn ich diese Gedichte eingehend besprechen und einen entsprechenden Titel für den Aufsatz wählen würde, würde ich ihn „Jungfräuliche Wochenstube" überschreiben. Wenn die Dichterin jenen Zustand schildert, über den Gretchen schon mit den Worten klagt: „Wer fühlet, wie wühlet der Schmerz mir im Gebein!" — so findet sie Ausdrücke von einem so packenden und starken Realismus, von einer so kecken Anschaulichkeit, daß man eher an Scanzoni in Würzburg als an eine jugendliche Liebhaberin in Wiesbaden denkt. Ich brauche nach Belägstellen nicht lange zu suchen. Gleich das erste Gedicht nach dem Vorwort lautet so:

Die Erwachte.

Ich habe die Liebe kennen lernen, —
Sie brannte so heiß, sie wohnte so tief!
Oft war mir's, als ob aus seligen Fernen
Die todte Mutter beim Namen mich rief.

Nicht scheltend erklang es dem armen Kinde,
Obwohl ich mein Alles geopfert hab', —
Nein, gut und sanft, wie die Frühlingswinde
Im Weidenbaum flüstern auf ihrem Grab.

Nun bin ich geheilt vom Fiebertraume,
Und ach! die Mutter, nun schweigt sie still.
Wohl rauscht noch der Wind im Weidenbaume,
Doch weiß ich nicht, was er mir sagen will.

Nur tief im Herzen ein leises Picken
Noch hör' ich und kann's nur zu wohl versteh'n.
Im engen Mieder möcht' ich's ersticken,
Doch nimmer, ach nimmer will es vergeh'n.

Hier noch ein andres sehr originelles, aber nicht minder gewagtes, das dritte dieser Lieder:

Die Tochter der Zigeunerin.

Meine Mutter trägt ein rothes Gewand,
Weiß blitzen die Nägel an ihrer Hand,
Ihre Brust — o wie weich! Ihr Haar — o wie lang!
Ihre Stimme so hell wie Lerchengesang,
Wie schön ist meine Mutter! —

So dacht' ich des Abends im Kämmerlein;
Da trat meine Mutter zur Thüre herein,
Und mit ihr ein Mann, den ich nie noch geseh'n.
Sie blieben im Mondlicht vor mir steh'n, —
Wie schön ist meine Mutter!

„Um deinen todten Vater nicht mehr
Mache dir Mädchen das Herze schwer;
Ich liebe dein Mütterchen, sie wird mein,
Dir will ich ein guter Vater sein."
So sprach er mit tiefer Stimme.

Nichts konnt' ich sagen; er nahm meine Hand,
Mir war es, als ob ich im Feuer stand;
Es flog mir ein Schauer den Leib entlang,
Mir wurde so selig, so todesbang — —
Wie schön ist meine Mutter!

Da küßt' er die Mutter und zog sie mit Macht
Hinaus in die warme, die duftige Nacht.
Jetzt steh' ich träumend im Mondenschein
Und seufz' in Thränen und nagender Pein:
Wie schön ist meine Mutter!

Zu guterletzt noch ein kleineres, harmloseres: „Die Sári":

Du bist die Wildeste, Sári, von Allen,
Die sich so recht auf den Csárdás verstehen,
Gib Acht nur, Mädel, du wirst noch fallen
Im sausenden, tollen Wirbeldrehen!"

*) Liederstrauß aus der Pußta von Marie von Ernest. Wien, Pest und Leipzig 1878, A. Hartlebens Verlag.

„„Thut nichts!““ sagt sie, und den Zopf mit den Bändern
Wirft sie zurück. „„Was kann mir das schaden?!
Ich hab' Unterröcke mit bunten Rändern
Und rothe Stiefel und flotte Waden.““

Schon aus diesen Gedichten wird man erkennen, daß man es mit einem wirklichen Talente zu thun hat, das keck zugreift, richtig fühlt und kernig spricht; aber allerdings — „pour une rosière — c'est fort", sagt Grassot in einer bekannten Posse des Palais-Royal.

Wie immer mit freundlichstem Gruße

Ihr

Paul Lindau.

Sarah Bernhardt.

Von

John Paulsen.

Eine Pariser Zeitung hat kürzlich ihre Uebersicht über die Pariser Theater mit folgenden Worten geschlossen: „Niemals ist das Théâtre français so besucht gewesen wie jetzt, nicht einmal in den glänzenden Tagen der Rachel und Mars."

Was mag die Ursache dieser ungewöhnlichen Strömung nach dem Théâtre français, Molières altem Hause, gewesen sein, dessen klassisches Repertoire früher die Menge hinwegtrieb und nur die Auserwählten fesselte? Hat man der Forderung der Zeit nachgegeben und die Strenge des Repertoires gemildert? Ja, Molière, Racine und Corneille herrschen nicht mehr ausschließlich auf der ersten Bühne Frankreichs; unter die Perücken mit der schönen Rhetorik mischt sich jetzt ungenirt „Le fils naturel", die Demimondedame, die Familie Fourchambault und die bekannte „Fremde" (L'étrangère); Alexander Dumas und Augier haben ihren Einzug gehalten, und mit ihnen die Gegenwart. Doch nicht allein in dieser Repertoireveränderung allein muß man die Ursache für das große Interesse des Publicums suchen, es rührt auch daher, daß das Théâtre français zur Zeit, oder wenn das Gerücht wahr ist, bis jetzt eine Künstlerin von Rang besaß. Freilich ist es nicht Mademoiselle Rachel oder Mademoiselle Mars, es ist Mademoiselle Sarah Bernhardt.

Indem ich sie nenne, habe ich zugleich den Namen einer der verzogenen Künstlernaturen von Paris ausgesprochen, des zarten Spielzeuges, womit Paris' „on dit" sich beschäftigt, einer Künstlernatur, deren Talent man bewundert, über deren excentrische Thorheiten man lächelt, ohne sich zu ärgern, oftmals mit dem Behagen eines liebevollen, schwachen Vaters, der das Auge vor den kleinen Fehlern seines Kindes schließt, die ihm im Grunde sogar schmeicheln, weil er darin seine eigene Natur wiedererkennt. Sarah Bernhardt ist Pariserin und ihre Vorzüge wie ihre Fehler stimmen damit überein. Sie ist eine von den unglücklichen Frauen, deren Privatleben mit seinen Capricen, Geheimnissen und künstlerischen Beschäftigungen weit mehr Veranlassung zur Besprechung gibt, als ihre öffentliche Wirksamkeit als Schauspielerin. Oder richtiger gesagt, sie besitzt kein Privatleben, jede Falte darin hat man unbarmherzig geglättet und dem vollen Licht des Tages preisgegeben, ihre Vergangenheit, ihre Liebhaber, ihre Kinder ꝛc. Eine Aeußerung von ihr, wenn sie auch nicht gerade geistreich ist, wurde am folgenden Tage in der Weltstadt verbreitet; und es ist oft geschehen, daß sie am Morgen in der Zeitung ihre eigenen schnell hingeworfenen kleinen Briefe als eine pikante Illustration zu einer Anecdote wiederfand.

Sie ist wie bekannt sowohl Schauspielerin als Bildhauerin, Malerin und Schriftstellerin. Sie hat im „Salon" zwei Büsten, von Emile de Girardin und Busnach, ausgestellt und arbeitet zur Zeit an einer größeren weiblichen Statue, welche die Musik darstellen soll und, auf Bestellung von Monaco, für das dortige Opernhaus bestimmt ist. Der „Salon" hat eine ihrer Arbeiten mit einem Preis bedacht. Als Schriftstellerin gibt sie vielleicht eine Verheißung für die Zukunft. Das kleine Buch, das sie kürzlich über ihre häufigen Ballonfahrten in Gesellschaft des Malers C. — der es auch illustrirte — herausgegeben hat, war halbwegs lächerlich. Die Pariser fanden jedoch, daß dasselbe bei all seiner Bedeutungslosigkeit „Chic" hätte; sie fanden „Sarah", wie ihre Bewunderer sie vertraulich nennen, darin wieder und amüsirten sich über sie — jedoch vom Publicum im Allgemeinen wurde es nur als eine große Reclame betrachtet, die die Gedanken auf die große, unvergleichliche, einzig dastehende Sarah Bernhardt, die in seltenem Grade begabte Frau, hinlenken sollte, welche, ähnlich den großen Männern der Renaissance, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, mit Glück alle Künste treibt. Ihre Freunde flüsterten davon, daß sie außer einer fünfactigen Tragödie, die sie seit lange in ihrem Pult liegen habe (warum kommt dieser Schatz nicht aus seinem Versteck heraus?), zur Zeit an einer längeren Novelle: „La petite mule" (der kleine Pantoffel) arbeite, deren Vollendung George Sands Ruhm verdunkeln und die Lippen ihrer literarischen Gegner schließen würde. Glücklicherweise ist dies Werk noch nicht ans Licht getreten. Die Orthographie soll übrigens die Achillesferse dieser aufgehenden Dichterin sein.

Ihre letzte Extravaganz war, daß sie sich, in einem Sarge ruhend, umgeben von ihren weinenden Freunden und Bewunderern, photographiren ließ. Dieser Sarg, ein wirkliches Kunstwerk, gefüttert mit weißer Seide, soll während längerer Zeit ihr als Bett gedient haben. Eine boshafte Pariser Zeitung bemerkte bei dieser Veranlassung, daß dies den Titel eines gewissen Romans: „L'amour et la morte" in Erinnerung bringe.

„Die Reclame tödtet Sarah Bernhardt," schrieb ein deutscher Correspondent an sein Blatt. Sie selbst soll diese Gefahr eingesehen und ihre Freunde, die Herren Redacteure und Kritiker, ersucht haben, sie ein wenig mehr zu schonen und nicht ferner ihre geringsten Handlungen und Capricen, jeden Ausflug, jeden Besuch bei einem Freunde, jede unbesonnene, scherzhafte Aeußerung u. s. w. in die Oeffentlichkeit zu bringen. Indessen thut sie selbst wenig oder nichts, um dem Uebel entgegenzuarbeiten, das immer mehr um sich greift und betreffs dessen sie fürchtet, sie vermöchte nicht die hochgespannten Forderungen zu erfüllen, mit denen der Fremde, betäubt von den zu ihrem Ruhm erschallenden Trompetenstößen, sich dem Heiligthum naht, dessen Priesterin sie sein soll. Ja, er begegnet einer Priesterin, das ist wahr. Aber weshalb trägt diese tragische Muse neben dem Dolch und der Maske Melpomenes auch — eine Narrenpritsche in der Hand?

Ahnt sie, daß ein Tag kommen werde, wo der gebildete Zuschauer im Théâtre français nicht vollkommen ihr Spiel zu genießen vermöchte, indem der Gedanke an ihr eigenthümliches Privatleben sich verwirrend und — daß wir es eingestehen — abschreckend ihm aufdrängt? Ein Tag, wo der Zuschauer sich fragen wird: „Diese Frau, die mit ihren Ballons und Särgen selbst ihren Ruf sich bereitet; die gestern ein lächerliches Buch geschrieben hat, dessen Reclame offenbar war; die morgen in den Fenstern der Photographen, in Männerkleidern mit dem Meißel in der Hand ihre eigene Büste beschauend, sich ausstellen läßt; und die am Tage darauf in engen Tricots, versunken in Bewunderung einer Malerei, mit dem Pinsel in der Hand uns erzählt, daß sie auch Malerin sei — diese Frau, ist sie auch vollkommen würdig, eine Phädra, eine Monime, eine Zaïre, eine Doña Sol, die großartigen Gestalten der großen Dichter zu verdolmetschen? Ruht Tiefe und Ernst genug in dieser anscheinend so launenvollen, phantastischen Seele, um die edlen Träume des Dichters zu verstehen? Fühlt sie selbst die Poesie und den Gedankenquell des Gedichtes? oder ist ihre Stimme nur eine tönende Glocke, ein schönes Instrument, das sie behend in Bewegung zu setzen und dem sie süße Töne zu entlocken weiß, so durch Täuschung uns bewegend? „Ja, die Reclame ist eine gefährliche Macht," sie schafft fabelhafte Wesen, pikant und fesselnd im Augenblick. Aber die Wahrheit verbirgt sich scheu unter diesem angethanen Flitter und vermag sich mitunter während ihres ganzen Lebens nicht von demselben zu befreien, sondern sie stirbt in ihrem selbstgesponnenen Gefängniß.

Einige Umrisse dieses merkwürdigen Künstlerlebens möchten nicht ohne Interesse für deutsche Leser sein.

Sarah Bernhardt wurde geboren — ja, hier kommt der Biograph sofort in Verlegenheit; denn sie hat es verstanden, den Tag ihrer Taufe in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, ihre Bewunderer behaupten, daß sie wohl zwanzig Jahre zähle, ich bin geneigt, ohne ungalant zu sein, das Doppelte anzunehmen, und wenn ich damit ihr Alter zu etwa 40 Jahren veranschlage, übertreibe ich gewiß nicht. Man weiß, daß sie von jüdischer Herkunft ist und einer nicht wohlhabenden Familie angehört. Ihre Mutter, eine ungewöhnlich schöne Holländerin, verließ ihre Heimat und ihre Familie in Amsterdam und kam nach Paris mit der Diligence ohne einen Sous in der Tasche. Nach dem Willen ihres Vaters wurde Sarah in der christlichen Religion getauft, später kam sie in das Kloster Grand-Champs in Versailles, wo sie bis zu ihrem 15. Jahre blieb. Als sie dasselbe verließ, wünschte sie Nonne oder — Schauspielerin zu werden.

Sie wählte das Letztere und wurde Schülerin des Conservatoriums, wo sie Unterricht von Provost und Samson erhielt. Sie bekam eine Prämie und eine Anstellung am Théâtre français. Hier debütirte sie als Iphigenia, ohne jedoch irgend welches Aufsehen zu erregen. Sie verblieb aus mehreren Gründen nicht lange in Molières Tempel und erhielt ein Engagement am Gymnase-Theater. Von dort entfloh sie jedoch nach kurzer Zeit; eines Abends erschien sie nicht zur Vorstellung, obwohl ihr Name auf dem Zettel stand.

Sie war fortgereist: sie erwartete Mutter zu werden.

Als sie nach Verlauf einiger Zeit zurückkehrte, fiel es ihr, wie man sich denken kann, nicht leicht, wieder Eingang beim Theater zu finden. Sie ließ sich unter einem angenommenen Namen am Théâtre de la Porte St. Martin engagiren und spielte in der Feerie „Biche au bois" die Rolle der Prinzessin Désirée. Sie, die spätere tragische Größe, sang damals auch mit im Chor. Allein diese untergeordnete Stellung konnte auf die Dauer einer Sarah Bernhardt nicht genügen. Sie machte dem Director des Odéontheaters ihre Aufwartung, und am 14. Januar 1867, dem jährlichen Erinnerungstage Molières, debütirte sie auf diesem zweiten Théâtre français als Armande in „Les femmes savantes". Sie spielte auch die Rolle der Zacharie in „Athalie". Dies wurde ihr erster scenischer Erfolg. Später trat sie als Anna Dombey in „Kean" auf. Man bewunderte ihre „chaste pudeur" und die edle Melancholie in ihren Zügen. Als Cordelia im „König Lear", Julius la Croix' versificirter Uebersetzung des Shakespeare'schen Riesenwerkes, erfreute sie das Publicum durch eine sanfte Anmuth und eine Natürlichkeit, die sie jetzt mitunter verläßt und der Affectation Platz macht. (Ich habe sie in den ergreifendsten Scenen, wo man glauben sollte, sie sei ganz von dem Geiste ihrer Rolle erfüllt, ihr Haar glätten und ihre Toilette in den stummen Pausen, die sie hätte durch ihre Mimik ausfüllen sollen, ordnen sehen.) Endlich feierte sie einen wirklichen Triumph in Coppées Schauspiel „Zanetta", und der junge Dichter gewann zugleich einen Namen, Dank ihrer feinen und graziösen Darstellung.

Unterdessen brach der Krieg aus, Paris wurde belagert. Sarah Bernhardts Betragen in dieser Zeit des Unglücks verdient alles Lob. Sie errichtete eine Ambulanz im Odéon und pflegte die Verwundeten. Der Friede wurde geschlossen, die Theater nahmen ihre Arbeit wieder auf. Victor Hugos „Ruy Blas" sollte auf dem Odéon aufgeführt werden, und der Director vertraute die bedeutende Partie der Königin Sarah Bernhardt an, die bereits in „Zanetta" Proben eines ungewöhnlichen Talents abgelegt hatte. Als Königin in „Ruy Blas" löste sie alle gegebenen Verheißungen ein, sie nahm Presse wie Publicum gleichsam im Sturm. Victor Hugos melodische Verse klangen doppelt melodisch von diesen zarten Lippen, und die tiefe Leidenschaft fand einen entsprechenden warmen und edlen Ausdruck. Ihr Platz war von nun an am Théâtre français, der ersten Bühne Frankreichs, ja vielleicht der ganzen Welt. Nicht ohne mannichfache Schwierigkeiten entließ man sie vom Odéon, dem sie wegen Contractbruchs 5000 Francs Schadenersatz zahlen mußte.

Nach ihrer Rückkehr zum Théâtre français debütirte sie daselbst zum zweiten Mal als Mademoiselle de Belle-Isle in Alexander Dumas' Schauspiel gleichen Namens, in einer Rolle, die weder ihrer Natur noch ihrem Talent entsprach. Ihr Spiel ließ die Zuschauer kalt. Dagegen gewann sie als Junie im „Britannicus" die Gunst des Publicums wieder. Nach einander trat sie nun als Africie in „Phädra", als Andromache, als Cherubin in „Figaros Hochzeit", als Berthe de Savigny in „Sphinx" auf. In allen diesen verschiedenen Rollen legte sie neue Proben einer ausgeprägten Begabung ab. Dennoch war ihre Anerkennung beim Publicum noch nicht einstimmig, man zweifelte, man stritt über ihren Werth. Endlich spielte sie Zaïre und Phädra und griff mit einem Schlage durch. Die Mauer fiel, sie hatte Abneigung und Zweifel besiegt, das Publicum erkannte sie für das, was sie wirklich ist: eine hervorragende Künstlerin. Später hat sie die Rolle der Berthe in „Rolands Tochter" geschaffen und großes Glück in „L'étrangère" gemacht. Endlich hat sie sich als Doña Sol in „Hernani" ausgezeichnet, auf welche Rolle ich später zurückkommen werde. Wenn sich das Gerücht ihres Abganges nicht bestätigt, wird sie demnächst als Berenice auftreten.

Emile Zola, des „L'assommoir" bekannter Verfasser, gehört zu ihren Bewunderern. Er soll geäußert haben, daß das, was dieser genialen Schauspielerin fehle, eine wirklich neue originale, lebensfähige Rolle sei, geschrieben von einem Dichter der Gegenwart (Zola?), ein Weib des 19. Jahrhunderts mit seinem Zweifel, seiner Liebe und seinem Schmerzesschrei. Vielleicht dichtet er selbst diese Rolle für sie? Sein Theaterversuch hat indessen kein Glück gemacht; es ist nur der mächtige Romanverfasser, dem man in Emile Zola huldigt, als Tragiker will man nichts von ihm wissen.

Wünscht man einen kleinen Einblick in das Heim der Künstlerin, so erzählt uns der französische Journalist Champsaur die Eindrücke, die er bei einem ersten Besuch empfing:

„Ich befand mich in ihrer Wohnung und wartete auf sie. In ihrem Zimmer befand sich ein alter geschnitzter Kasten, vor einem Fenster ein kleiner Tisch, auf dem Kamin eine Gruppe aus Holz von Satyrn und nackten Amorinen, an der Wand ein großes Porträt der Herrscherin des Hauses, gemalt von ihrer Freundin Luise Abbema, eine Zeichnung von Gavarni, eine andere von Doré, ein Aquarell von Charlet, eine Kreidezeichnung, ein kleines Bild von Clairie, einen Verrückten darstellend, der einen Schädel und einen Blumenkranz in der Hand hält. Plötzlich öffnet sich halb die Thür, und ein schöner Knabe in Weste und Beinkleidern aus weißem sehr feinen Leinen tritt mit Anstand zu mir. Die Weste ist groß genug, doch die Beinkleider sind sehr eng, dazu trägt er ein Paar türkischer Pantoffeln mit blauen Schnüren, einen großen Halskragen und einen Schlips von weißem Mousselin, blonde, fast rothe Haare, welche aussehen, als wären sie gefärbt, eine sogenannte Polonaise in der Hand, sehr reich und weiß wie die übrige Kleidung. Das Ensemble mit dem niedlichen Kopf und den flammenden Augen ist kokett anmuthig, gleich einer feinen Nippesfigur, würdig, auf einem Sockel in einem Boudoir zu stehen. Es war Sarah Bernhardt in ihrem Ateliercostüm. Ich vergaß, daß ich vor einer großen Schauspielerin, einer berühmten Künstlerin stand, daß ich in Gegenwart einer der originellsten Frauen unseres Jahrhunderts, einer zweiten George Sand, mich befand, ich entdeckte nur eine charmante Statue in einer graziösen Stellung. Sie kam mir lächelnd entgegen; alsdann, nachdem sie am Tische Platz genommen hatte, wobei sie die Beine mit dem Anstand eines Cavaliers über Kreuz schlug, begann sie mit einer Stimme süß wie Musik, zu plaudern. Sie sprang ohne Uebergang von einem Gegenstand zum andern, ganz plötzlich, wie ein Vogel sich von Zweig zu Zweig bewegt, jetzt fliegt, jetzt sich wieder ausruht, mit den Flügeln schlägt, zum Himmel emporsteigt und dabei ununterbrochen singt. Es war wohl ein Vogel, aber ein Vogel aus dem Lande Bohemien (sie hat jüdisches und nomadisches Blut in den Adern), ein Vogel, der sein eigenes Lied singt, ein Vogel, so zu sagen, ohne Körper und ohne Federn."

Eine unbändige Lust, besprochen und in den Zeitungen erwähnt zu werden, ist der hervorstechende Zug ihres Charakters. Sie könnte wie Alcibiades den Schwanz ihres Hundes (sie besitzt eine ganze Koppel) abhauen, blos um der Freude willen, sich bemerkbar zu machen und Stoff zu dem „on dit" des Tages zu geben. Vergessen zu werden würde für diese Frau dasselbe wie der Tod bedeuten.

Das erste Mal, wo ich Sarah Bernhardt sah, trat sie als Berthe de Savigny in „Sphinx" von Octave Feuillet auf. Der Ruf, der ihr vorausging, bewirkte, daß ich ihrem Auftreten mit großer Spannung entgegensah; ich sollte ja die wiedererstandene Rachel schauen.

Der Eindruck war wider Erwarten nicht angenehm, sie leidet an der Auszehrung; die Aerzte sollen bereits vor mehreren Jahren ihr Todesurtheil gefällt haben; aber sie erlaubt sich, trotz aller klugen Prophezeiungen, zu leben. Sie besitzt eine eiserne Energie. Ihre natürliche Magerkeit fällt zuerst ins Auge; sie ist geradezu abschreckend, und alle die kleinen Künste, die eine tüchtige Pariser Modehändlerin anzuwenden vermag sie zu verbergen, heben sie nur noch mehr hervor; denn diese Menge von Blumen und Spitzen mildern die scharfen Contouren nicht. Ihr feines, schmales Gesicht trägt einen stehenden Ausdruck von Leiden und Müdigkeit, eine gewisse kokette Martyrmiene. Sie hustet leicht; es ist ein trockener, gedämpfter Husten zwischen den Repliken und um ihren Mund zeigt sich oft jenes herbe Zucken, das den blutspeienden Kranken eigen ist. Ihr Gang ist ein wenig stoßend und wankend. Sie ergreift mit Begier jede Veranlassung, um sich auf einen Stuhl oder einen der Mitspielenden zu stützen, sogar an Stellen, wo diese Ruhe gegen den Charakter der Rolle streitet. Nicht selten wird sie nach Schluß der Vorstellung vor Ermattung ohnmächtig.

Doch hat man sich erst an dieses leidende, traurige Aeußere gewöhnt, das mich dazu brachte, an Krankenstube, Tropfen und Medicin zu denken, dann wird der Eindruck ein ganz anderer und schönerer. Man entdeckt, daß sie im Besitz einer seltenen Noblesse, daß etwas Aristokratisches über ihre ganze Person ausgebreitet ist. Das Profil ist rein, die schmale Nase ist schön gebogen, und die feinen, großen Nasenflügel bewegen sich wie die eines feurigen Rosses an den pathetischen Stellen des Stücks. Ihre großen blaugrauen, melancholischen Augen verleihen ihrem Gesicht einen besonderen Liebreiz. Und ist man erst unter die Zaubermacht ihrer Augen gekommen und hört dann ihre herrliche Stimme, so ist man besiegt, und man verzeiht, daß eine Sterbende sich auf der Bühne bewegt, die das Leben darstellen soll. Ueber den Wohllaut ihrer Stimme ist viel geschrieben worden, und die Kritiker stolpern oft über die Ausdrücke, worin sie ihr Entzücken formen. Ein phantasiereicher Deutscher schrieb kürzlich, daß dieselbe unwillkürlich an einen sanften Abendwind erinnere und — an berauschenden Nelkenduft. „Sanfter Abendwind!" der Ausdruck mag gelten, er paßt auf eine Stimme, die einer so ätherischen Figur wie der Sarah Bernhardts, „einem Vogel ohne Körper und Federn" angehört. Aber um den Zuschauer von Nelkenduft träumen zu lassen, dem vielleicht am meisten berauschenden von allem Blumenduft, muß man die üppige Gestalt und das vollkommene Behagen einer „Sphinx" haben. Ein galanter Franzose vergleicht ihre Stimme sonderbar genug mit dem Gesang der Frösche am Sommerabend, und er meint das in vollem Ernste als reines Compliment. Die Frösche müssen in Frankreich schöner quaken, als bei uns daheim.

Ich fand, daß ihre Stimme seltsam weich, rein und melodisch klingt; das eigenthümlich Schöne an ihr ist ein gewisser kindlicher, halb furchtsamer, halb überredender Laut, und zusammen mit der Musik der Verse ertönt dieselbe wunderbar.

Doña Sol ist eine ihrer Glanzrollen. Die ganze gebildete Welt kennt Victor Hugos „Hernani", dessen Horn seiner Zeit als ein neues Signal zu dem heftigen, bereits früher durch „Han d'Islande" erweckten Kampf zwischen dem Klassicismus und der Romantik erscholl, deren Jünger mit den trockenen Traditionen der alten Schule und der Akademie brachen, einem Kampf, aus dem außer dem Namen des Führers, Victor Hugo, die Namen Alfred de Musset, Theophile Gautier, Gerard de Nerval, Sainte-Beuve, Sandeau ꝛc., alle auf Hugos Seite, hervorleuchteten.

Doña Sol ist seiner Zeit von Mlle. Mars, die gerade hierin ihre größten Triumphe feierte, gespielt worden. Wie würde wohl Sarah Bernhardt bei einem Vergleich mit dieser weltberühmten Vorgängerin bestehen?

Ihre Bewunderer — diejenigen, welche alt genug sind, um Mlle. Mars gesehen zu haben — behaupten, daß sie sich dieser ebenbürtig an die Seite stellen könne. Sicher ist ihr Spiel ausgezeichnet, wenn auch an manchen Stellen matt und farblos, was wahrscheinlich von ihrer physischen Schwäche herrührt. Ihre Mimik ist zu ruhig, zu einförmig, das Gesicht behält denselben Ausdruck leidender Müdigkeit, wo die Frische und Kraft der Gegenrede die entsprechende Miene erfordert. Dieser Widerspruch schwächt die Illusion. Wo sie traurig sein, leiden und weinen soll, ist sie vorzüglich, dazu passen ihre eigenthümlichen Gesichtszüge. Im ersten Act spielt sie gedämpft, gleichmäßig, es liegt ein „Sordino" auf den Saiten, sie widerhallen von der Schönheit, von Ernst und edler Schwärmerei einer jungen Spanierin; sie erzittern, aber sie springen nicht unter dem Uebermaß des Gefühls. Im letzten Act fällt der „Sordino", die Saiten erbrausen so laut und wild, als sie können. In diesem Schlußact gipfelt ihr Talent, und dieser Act war auch das Effectstück der Mlle. Mars. In demselben hat die Schauspielerin Gelegenheit, ihr ganzes reiches Innere, wenn sie solches besitzt, zu offenbaren; hier durchläuft sie in wenigen Augenblicken die ganze Scala der Gefühle des Glücks, der Hoffnung, der Liebe und der Verzweiflung; sie reißt mit sich fort, man beugt sich athemlos vor und lauscht. Hernani hat das Gift genommen und stirbt, während Doña Sol schon sterbend sich an ihn klammert, und man vernimmt die milden Abschiedsworte.

Und doch vermag Sarah Bernhardt dieser Illusion nicht gerecht zu werden. Ihre Kraft reicht nicht aus; ihre schwache Stimme brach und wurde heiser, wenn sie in Schmerz und Ohnmacht schrie, indem sie Don Ruy Gomez um Gnade anflehte. Ihr zarter Körper zitterte sichtbar vor Ermattung, ihre Haltung war schwankend. Wenn man fürchten muß, die Schauspielerin werde jeden Augenblick umsinken und ohnmächtig werden, ist der Traum vorbei, und man sitzt da in sympathischer Pein der traurigen Wirklichkeit, dem Kampf einer brustkranken Frau mit ihrer Schwäche gegenüber. Was man bewundern muß, ist die übernatürliche Willenskraft, die das leidende, schwache Wesen während einer so langen und anstrengenden Vorstellung aufrecht erhielt.

Sie versteht es mitunter, der Rede einen solchen Schwung, eine so kräftige Färbung zu geben, daß das Publicum mit fortgerissen wird und stürmisch die einfachen Worte applaudirt, welche lauten:

„Vous étes mon lion superbe et généreux!
Je vous aime."

Es ist dies eine Replik, die Mlle. Mars dadurch berühmt gemacht hat, daß sie diese Worte vorzutragen sich weigerte, sondern vom Dichter verlangte, daß er das Wort „lion" in „Seigneur" umwandle. „Das Wort Löwe kommt mir so sonderbar vor," sagte die große Schauspielerin, die sich besser auf die Forderungen der Bühne als den Ausdruck der romantischen Literatur verstand. „Ich bin lieber keine Löwin, Herr Hugo."

Das größte und für Sarah Bernhardt gewiß werthvollste Lob über ihre Doña Sol wurde ihr vom Dichter selbst zu Theil. Bei einem öffentlichen Fest, wo sie neben demselben am Tisch saß, brachte er einen Toast auf sie mit folgenden Worten aus: „Mademoiselle, Sie sind zwei Mal Königin, eine Königin des Talents und der Schönheit."

Ist Sarah Bernhardt wirklich eine große Künstlerin? Hat die tragische Muse ihr im Ernst den heiligen Kuß der Weihe verliehen? Das ist die Frage. Die Pariser theilen sich in zwei Lager, Alle bewundern sie, aber im höheren oder geringeren Grade.

Sie ist ein — Talent, sagen Einige mit Hugo, ein Talent durch Fleiß und strenge Arbeit entwickelt, geschaffen von der Reflexion und geschädigt durch die Reclame. Die Anderen, die Enthusiasten, huldigen ihr als einem Genie, als einer der Rachel und Ristori gleichstehenden Künstlerin. Ich für meinen Theil wäre geneigt, die erstere Meinung zu theilen.

Sarah Bernhardt ist kein tragisches Genie. Man muß die Ristori gesehen und wieder gesehen haben, um ein Recht zu diesem Urtheil zu besitzen. Ihr fehlt bei all ihrer feinen und reflectirenden Kunst das wilde Pathos, das gleich einer herabstürzenden Lawine Alles mit sich fortreißt; ihr fehlt die Leidenschaft in ihrer Zügellosigkeit, dieses Meer von Feuer, welches Italiens heißblütige Tochter besitzt, und welches gleich einem elektrischen Strom über den Köpfen der Zuschauer zittert und zugleich deren Brust durchglüht; ihr fehlt der neue Ausdruck für die alte, ewige Leidenschaft, für das so Unerwartete und doch so treffend Richtige in der Rede und dem Mienenspiel der Ristori — kurz der Naturschrei, wie ich es mit einem Worte nennen möchte. Vor Allem aber fehlt ihr, der Brustkranken, die physische Kraft, ohne welche jedes Bestreben, dem Gedanken den plastischen Ausdruck zu verleihen, matt und unvollkommen bleiben muß.

Paris im Juli 1879.

Die Erziehung der menschlichen Sinne, insbesondere des Farbensinnes.

Die vornehmste Bedingung unsere Organe gesund zu erhalten, ist ihre regelmäßige functionelle Thätigkeit. Wer etwa seine Zähne dadurch schonen wollte, daß er nicht kaute, würde sie bald verderben sehen, und wer seine Augen beständig geschlossen hielte, würde bald eine Schwächung des Augenlichts zu beklagen haben. Andererseits wirkt bekanntlich eine übermäßige Anstrengung der Sinnesorgane nicht minder verderblich wie ein unzulänglicher Gebrauch, und die Anspannung in einer bestimmten Richtung kann wohl eine Leistungsqualität erhöhen, aber nur auf Kosten der Gesammtleistung. So ist z. B. die Weitsichtigkeit bei Schiffern und Jägern meist eine Folge ihres Berufes, in dessen Ausübung sie gezwungen sind, oft und viel mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne zu blicken. Innerhalb dieser Extreme aber dürfte ein weites Feld liegen, auf welchem eine naturgemäße Ausbildung der Sinne, eine Erhöhung und Verfeinerung ihrer Leistungsfähigkeit möglich wäre. Allein wenn auch die Wichtigkeit einer solchen Ausbildung, wenigstens der sogenannten höheren Sinne, des Ohres und Auges, keineswegs verkannt wird, so sind doch die pädagogischen Bestrebungen nicht in einem der Bedeutung der Sache entsprechenden Maße darauf gerichtet. Vielleicht hängt dieser Indifferentismus mehr mit der gesammten philosophischen Entwickelung zusammen als man gemeinhin glaubt. Denn die Sinne mußten sich erst ihren ihnen von der Natur verliehenen Rang im Laufe der Jahrhunderte erkämpfen gegen die einseitige Ueberschätzung des Denkvermögens. Sie galten diesem gegenüber nicht nur als etwas Untergeordnetes, den Menschen an die thierische Natur Fesselndes, sondern damit zugleich als ein Hemmniß des nach dem Absoluten strebenden Geistesfluges und der dasselbe zu erfassen für fähig gehaltenen Vernunft. Daß man deshalb während der Herrschaft der scholastischen Begriffssophistik des Mittelalters nicht an eine Ausbildung der Sinne denken konnte, ist klar, und so ging erst mit der Zertrümmerung jener auf luftigen Fundamenten erbauten Begriffsburgen die Morgenröthe einer neuen Zeit auf, in welcher die Sinne in ihr Recht eingesetzt wurden. Baco von Verulam, dem Schöpfer der wissenschaftlichen Induction, gebührt das große Verdienst, uns in diese neue Epoche hinübergeleitet zu haben; er erinnerte uns mit jenem berühmten Bilde, daß wir doch keine Spinnennatur besitzen, um die Fäden der Erkenntniß aus uns selbst zu ziehen, warnte uns aber auch, daß wir nicht sein sollen wie die Ameisen, die nur sammeln, sondern wie die Bienen, die sammeln und verarbeiten. Dieses Sammeln aber kann nur durch die Sinne geschehen, und ihre Bedeutung und Würde hat neben Baco Niemand präciser ausgedrückt als Locke in dem Satze: Nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu. Durch Baco mächtig angeregt, suchte Comenius dessen Ideen für die Jugenderziehung zu verwerthen. Der Unterricht sollte nicht mehr mit bloßen Begriffen, Abstractionen operiren, sondern durch die Sinne, durch die Anschauung unterstützt werden. Aber wie wunderlich muthet uns heute sein Orbus pictus, jene Welt in Bildern, an! Das Buch, welches den deutschen Titel führt: „Die sichtbare Welt, das ist: Aller vornehmsten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbildung und Benennung," erlebte 1662 die dritte Auflage, nachdem dasselbe zuerst 1657 erschienen war.

In dem „Vortrag", d. h. in der Vorrede, wird als Zweck des Buches erklärt, daß „die Sinnbare Sachen den Sinnen recht vorgestellet werden, damit man sie mit dem Verstande ergreifen könne. Ich sage und wiederhole mit hoher Stimme, daß dieses letztere die Grundstütze sei aller anderen Stücke: weil wir weder etwas ins Werk setzen noch vernünftig ausreden können, wenn wir nicht zuvor alles was zu thun oder wovon zu reden ist, recht verstehen lernen. Es ist aber nichts im Verstand was nicht zuvor im Sinn gewesen. Wenn nun die Sinne der Sachen Unterschiedenheiten wol zu ergreifen fleißig geübet werden, das ist so viel als zur ganzen Weisheit Lehre und weisen Beredsamkeit und allen klugen Lebensverrichtungen den Grund legen. Welches, weil es von den Schulen in gemein vernachlässigt wird und man den Lehr-Knaben zu lernen vorgibet, was sie nicht verstehen und was auch ihre Sinnen nicht recht vor- und eingebildet werden, daher geschiehet es, daß die Lehr- und Lern-Arbeit schwer ankommet und wenig Nutzen schaffet."

Aber wie gering mußte der Nutzen sein, den diese armselige Welt sehr primitiver Holzschnitte schaffen konnte! Um so geringer als die Art, in welcher die Idee einer Uebung der Sinne ausgeführt werden sollte, nur allenfalls geeignet war, dem Gedächtnisse durch die Abbildungen eine schwache Stütze zu verleihen. Schlagen wir z. B. S. 94 auf, woselbst „der Feldbau" vorgestellt werden soll; da sehen wir im Vordergrunde einen mit einem Ochsen bespannten Pflug und dessen Lenker, im Hintergrunde einen mit Heu (wie die folgende Erklärung besagt) beladenen Wagen, seitlich eine unglückselige Figur mit einem Dreschflegel in der Hand, im Begriffe loszuschlagen u. s. w. Hierzu werden die deutschen und lateinischen Benennungen der Gegenstände, welche der Schüler sich einzuprägen hatte, gegeben, in kurzen Sätzen die Verrichtungen, welche der Landbau erfordert, ausgedrückt, und das nannte man „Uebung der Sinne". Es ist sonach schon als Fortschritt zu bezeichnen, daß, als auf dem Nürnberger Gymnasium zu St. Aegidien der als Lesebuch benutzte Orbis pictus seines barbarischen Lateins wegen abgeschafft wurde, die Einführung des von dem berühmten Philologen Cellarius verfaßten Libellus memorialis latinitatis probatae an jener Schule von Feuerlein, dem damaligen Inspector des genannten Gymnasiums, mit folgenden Aeußerungen begleitet wurde: „Man wird auf einige Holz- oder Kupferstiche bedacht sein, in welchen die mehreren Dinge der lernenden Jugend zum Mindesten in effigie vor Augen zu stellen, und was sie seien und wozu sie dienen, zu beschreiben sind, deren lateinische Benennungen sie memoriren, damit sie nicht Worte ins Gedächtniß fassen, da sie nicht einmal wissen, was die Sache ist, welche das Wort bedeuten soll. — Sonst wäre nicht übel gethan, wenn man einige Knaben je zuweilen auch spazieren auf die Felder und in die Gärten, Hammer-, Säg-, Papier- und andere Mühlen oder in die Werkstätte zu allerhand Handwerkern und Künstlern führte, ihnen die instrumenta zeigte und sagte, wie man sie heiße und was man damit thue, und dann wie man dieses und jenes, was sie in substantia vor Augen sehen, auf lateinisch heiße, ihnen beibrächte. Das würde ihnen nicht nur die vocabula weit besser ins Gedächtniß prägen, die sie nicht anders als mit Verdruß lernen müssen, sondern es dient auch im gemeinen Leben und steht hernach übel, wenn oft ein Gelehrter so unwissend und

unkundig ist in solchen Dingen, die immer je in Gesprächen oder auch sonst vorkommen."

Ohne die großen Verdienste eines Rousseau und Basedow um die uns hier beschäftigende pädagogische Frage zu verkennen, darf man doch wohl sagen, daß Niemand vor ihm mit größerem Eifer für eine Uebung der Sinne eingetreten ist als Pestalozzi. Allein in praxi hat bekanntlich auch er diesen Theil der Jugenderziehung nicht gefördert, sein Anschauungsunterricht beseitigte keineswegs das ihm so verhaßte „leere Maulbrauchen", wie sein Kraftausdruck für ein mechanisch eingelerntes Wissen ohne anschauliche Erkenntniß lautet, er vermied so wenig wie seine Anhänger und Nachfolger die Klippen des Formalismus, sondern seine Bemühungen scheiterten an denselben. Seine Methode konnte keine Sinnesübung bewirken, sondern lief auf Denk- und Sprechübungen hinaus, und als Graßmann zu Anfang der dreißiger Jahre eine „Anleitung zu Denk- und Sprechübungen" schrieb, nannte Diesterweg das Buch ein „Muster- und Meisterwerk"; und doch verdient nur die Absicht desselben, das Kind durch einen Anschauungsunterricht in den gewöhnlichen Schulunterricht hinüberzuleiten, Lob, aber nicht die Art der Ausführung, welche ganz geeignet ist, den jugendlichen Geist maschinenmäßig zu schulen, ihn mit allen möglichen Wortgattungen anzufüllen, anstatt die Thätigkeit der Sinne anzuregen und so die Uebung derselben zu fördern. Im Grunde waren alle derartigen Schriften nichts weiter als mehr oder weniger gute Nachahmungen des Orbis pictus — ohne Bilder.

Alle diese früheren Bestrebungen hatten sonach zu ihrem Hauptziele nicht sowohl eine eigentliche Ausbildung der Sinne, eine Erweiterung des Umfanges ihrer Leistungen, als vielmehr eine größere Empfänglichkeit des Geistes durch den gesteigerten Gebrauch der Sinnesorgane. Erst in neuerer Zeit macht sich das Bestreben in ersterem Sinne geltend, wenn auch dieser Gedanke beispielsweise in dem 1859 erschienenen sonst sehr lesenswerthen Schriftchen von nur 13 Seiten: „Die planmäßige Schärfung der Sinnesorgane als eine Grundlage und leicht zu erfüllende Aufgabe der Erziehung, besonders der Schulbildung, von Dr. D. G. M. Schreber, Director der orthopädischen Heilanstalt zu Leipzig" noch nicht ganz zur Klarheit gekommen ist.

In jenem Sinne hat auch der Verfasser dieser Zeilen vor einiger Zeit sich erlaubt, den vorliegenden Gegenstand von Neuem in diesen Blättern (1878, Nr. 38) anzuregen, dabei aber gleichzeitig bemerkt, daß die Frage sich nicht um die Möglichkeit einer Fortbildung der Organisation unserer Sinneswerkzeuge im Darwinistischen Sinne drehe, sondern nur um eine Ausbildung der Sinne innerhalb der durch unsere gegenwärtige Organisation gesteckten Grenzen. Das Verlangen nach einer methodischen Erziehung der Sinne in dieser Richtung bedarf heutzutage keiner Rechtfertigung mehr; es genügt nicht, die Reaction der Sinne gegen die Außenwelt sich selbst zu überlassen, denn man erkennt wohl immer deutlicher, daß das Wort des Psalmisten, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, eine größere buchstäbliche Bedeutung hat, als man gemeinhin glaubte. Ebenso wenig bedarf die Möglichkeit einer innerhalb jener Grenzen durch Uebung zu erreichenden Ausbildung der Sinne, einer Erweiterung des Umfanges ihrer Leistungen im Allgemeinen eines Beweises. Oder was hätte es für einen Sinn, von einem musikalisch geübtem Ohre zu reden, wenn wir nicht damit anerkennten, daß durch musikalische Uebungen auch das sinnliche Auffassungsvermögen für Musik gebildet werden könne, daß jene die Leistungen eines normalen Ohres zu erhöhen und zu verfeinern im Stande seien!

Was die Töne für das Ohr, das sind die Farben für das Auge, allein dasselbe hatte sich bisher nicht des Erziehungssegens zu erfreuen, welcher dem Ohre seit uralten Zeiten, wenigstens unbewußt, zu Theil geworden ist. Daß aber auch der Farbensinn einer Erziehung fähig, daß der häufige Umgang mit Farben denselben verfeinert, ihn zur Unterscheidung von Farbennüancen, welche einem ungeübten Auge keine Differenzen darbieten, befähigt, ist durch die Erfahrung genugsam erwiesen. Andererseits wird das Bedürfniß einer methodischen Erziehung des Farbensinnes immer allgemeiner gefühlt und anerkannt. So sagte z. B. Virchow in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 20. Juli 1878, er empfehle in jedem Semester von Neuem praktische Uebungen mit Farben, weil er wisse, „daß die Mehrzahl unserer jungen Männer außer Stande sei, die feineren Nüancirungen der gewöhnlichsten Farben mit Sicherheit zu bezeichnen. So sei es eine Ausnahme, daß ein junger Mediciner sofort richtig angebe, ob Roth in Schwarz, in Blau oder in Braun, Gelb in Grau, Weiß oder in Grün schattire. Diese optische Hülflosigkeit sei höchst beklagenswerth und der größte Theil derselben beruhe keineswegs auf Farbenblindheit, sondern auf Farbenunkenntniß und Mangel an Uebung. Dem lasse sich sicher durch Erziehung vorbeugen."

Unter den mancherlei Versuchen, welche nun in neuerer Zeit gemacht wurden, den Unterrichtsstoff für eine Erziehung des Farbensinnes in geeigneter Weise anzuordnen, erscheint uns der des auch dem größeren Publicum wohlbekannten Ophthalmologen Magnus in Breslau weitaus als der gelungenste. Derselbe hat eine Farbentafel construirt, auf welcher in neun Reihen die Farben: Braun, Rosa resp. Purpur, Roth resp. Scharlach, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violet und Schwarz dargestellt sind, und jede derselben in vier Schattirungen, indem sie mit einem hellen Ton beginnt und durch zwei gesättigtere Töne in eine recht dunkle Schattirung übergeht. Der Tafel sind 72 bewegliche Farbenkärtchen beigegeben, durch welche jede auf der ersteren vorkommende Farbe zweimal vertreten ist, und eine hierzu gehörige Broschüre unter dem Titel: „Die methodische Erziehung des Farbensinnes", wie die Tafel selbst im Verlage von J. U. Kern, Breslau 1879, erläutert den Gebrauch derselben und begründet das Unternehmen. Der Zweck desselben soll sein, „dem Farbensinn diejenige Höhe seines physiologischen Werthes zu verschaffen und zu sichern, welche er gemäß seiner gegenwärtigen Organisation erreichen kann, aber wegen Mangel an Uebung und rationeller Erziehung meist nicht erlangt." Die erste Aufgabe bei dem Unterrichte besteht darin, daß der Schüler sich die Namen der Farben der an einer gut beleuchteten Wand aufzuhängenden Tafel, ihre charakteristischen Eigenthühmlichkeiten, die Unterschiede der Schattirungen einprägt und alsdann aus den 72 Farbenkärtchen diejenigen herausleſt, welche der Unterweisende auf der Tafel zeigt.

Vielleicht verdanken wir das Unternehmen nicht zum Wenigsten der Aufmerksamkeit, welche in neuerer Zeit der Farbenblindheit geschenkt wird, jedenfalls ist die Methode aus dem Studium der Farbenblindheit und den Untersuchungen über diese merkwürdige Erscheinung, an denen sich Magnus selbst in hervorragender Weise betheiligt hat, gewonnen worden. Im Gegensatze zu dem sonst auf diesem Gebiete verdienten französischen Arzte Dr. Favre, welcher den Farbensinn nach der Fähigkeit, die Farben richtig zu benennen, beurtheilt, ist die schon früher von Seebeck angewandte und von Holmgren vervollkommnete Methode der Vergleichung die fast allgemein angenommene, und es ist leicht einzusehen, daß dieselbe, welche bekanntlich darin besteht, daß dem zu Prüfenden die Aufgabe zufällt, aus einer Anzahl farbiger Gegenstände (Stickwolle) diejenigen herauszusuchen, welche ihm an Farbe einem anderen vorgelegten farbigen Gegenstande gleich erscheinen, die einzige, welche zu einem sicheren Urtheil über den Farbensinn führen kann. Diese Methode ist aber auch zugleich die einzige, mit welcher eine methodische Erziehung den beabsichtigten Erfolg, das Farbenunterscheidungsvermögen zu bilden, erreichen kann. Nach dieser Methode hat auch im vorigen Jahre der Maler Hirrlinger eine Farbentafel construirt, welche, soviel wir wissen, unter allen derartigen Versuchen allein der Magnus'schen gegenüber in Betracht kommen könnte. Dieselbe besteht aus zwei Theilen: der erste umfaßt in je drei Schattirungen Farbenflächen in Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violet, also im Ganzen achtzehn, mit breiten schwarzen Linien umgebene, scharf abgegrenzte Farbenflächen, nach der Reihenfolge, welche sie im Spectrum einnehmen, geordnet; der zweite Theil enthält dieselben Farben, aber nicht wie die ersteren geordnet, sondern in systemlosem Durcheinander zerstreut. Auf dem ersten Theil

hat der zu Unterweisende diejenige Farbe anzugeben, welche auf dem zweiten gezeigt wird. Allein der Vorzug des Magnus'schen Systems besteht nicht nur in der größeren Mannichfaltigkeit der Farben und ihrer Abstufungen, sondern auch, wie uns scheinen will, darin, daß seine Methode den Schüler mehr vor Langeweile schützt, indem sie die Thätigkeit der Hände fordert und ihn so, durch die Aufgabe, aus zweiundsiebzig Kärtchen zwei herauszusuchen, zu größerem Eifer anspornt. Durch dieses zu einem methodischen Unterrichte benutzte System dürfte mehr als durch irgend ein anderes des Farbenempfindungsvermögen geklärt und das Farbengedächtniß gestärkt werden. Der kleine Uebelstand, daß die Farben, um sie dauerhafter zu machen und rein zu erhalten, mit einem Ueberzug von Lack versehen werden mußten, und in Folge dessen einigen Glanz bekommen haben, tritt nicht hervor, wenn nur die Tafel in geeigneter Beleuchtung aufgehängt wird, und wird überdies aufgewogen durch den Vortheil, daß der Lacküberzug ein vorsichtiges Abwaschen jeder einzelnen Farbe mit reinem Wasser gestattet. Im Uebrigen sind die Farben, wie Magnus ferner bemerkt, auf dem Wege des Buntdruckes und unter Verwendung durchaus unschädlichen Materials hergestellt.

Magnus hebt ausdrücklich hervor, daß sein System nicht mit dem Anspruche auftritt, die Farbenblindheit zu heilen, und er thut Recht daran, um nicht vielleicht unerfüllbare Erwartungen zu erregen und darüber das Hauptziel einer Ausbildung „des normalen Farbensinnes zu einer höheren Leistungswerthigkeit im Bereich der durch unsere gegenwärtige körperliche Anlage bedingten Grenzen" aus den Augen zu rücken. Bekanntlich beruht die Farbenblindheit, der von den meisten Physiologen angenommenen Young-Helmholtz'schen Theorie gemäß, darin, daß eine der drei Nervenfaserarten der Netzhaut, welche den physiologischen Grundfarben Roth, Grün und Violet (oder Blau) entsprechen, nicht functionirt.*) Denkt man unter diesem Mangel eine vollständige Lähmung, so kann natürlich von einer Heilbarkeit der Farbenblindheit nicht die Rede sein. Allein dies liegt keineswegs im Wesen der Theorie, sondern sie fordert nur die Annahme einer so geringen Erregungsfähigkeit, daß die Erregung unterhalb der Bewußtseinsschwelle bleibt, und es ist an und für sich klar, daß es unendlich viele Abstufungen der Erregungsfähigkeit und demgemäß zwischen normalem Empfindungsvermögen und völliger Farbenblindheit unendlich viele Grade eines herabgesetzten Farbensinnes geben kann, was auch die Erfahrung bestätigt. Einen geringeren Grad desselben auf einen höheren zu bringen, kann und wird unzweifelhaft der Erfolg einer rationellen Uebung und methodischen Erziehung sein. Aber noch mehr.

Die in den letzten Jahren angestellten Untersuchungen über Farbenblindheit hatten das merkwürdige Ergebniß, daß die Farbenblindheit unter dem weiblichen Geschlechte weit seltener vorkommt als unter dem männlichen, daß unter diesem die Farbenblindheit wenigstens zwölfmal so weit verbreitet ist als unter dem ersteren. Das hat sich überall herausgestellt, soweit die Untersuchungen reichen, in Europa sowohl als in Amerika, und nicht blos unter den Weißen, sondern auch unter den Negern Nordamerikas, wie die neuesten Untersuchungen des Herrn Dr. Swan M. Burnett in Washington (nach denen übrigens auch die männlichen Neger Nordamerikas weit weniger von Farbenblindheit heimgesucht werden als ihre weißen Geschlechtsgenossen) ergeben, und die Zahlen, welche das Vorkommen der Farbenblindheit unter den beiden Geschlechtern ausdrücken, liegen überall so weit auseinander, daß wahrscheinlich in der ganzen Menschheit die Farbenblindheit unter dem weiblichen Geschlechte seltener ist als unter dem männlichen. Sollte nun diese Bevorzugung des weiblichen Farbensinnes nicht mit Wahrscheinlichkeit auf die uralte Vorliebe des schönen Geschlechts für bunte Farben und den häufigeren Umgang mit ihnen, da dieselben im uncultivirten wie im cultivirten Zustande zu den wesentlichen Ingredienzen der Kleidung gehören, zurückzuführen sein? Sollten nicht diese Umstände die Ausbildung des weiblichen Farbensinnes begünstigt, oder, mit anderen Worten, ihn derjenigen Höhe näher gebracht haben, welche der Organisation des Auges entspricht, so daß er sich in der uns bekannten vollkommneren Form regelmäßiger unter dem weiblichen als unter dem männlichen Geschlechte forterbe? Am Ende hat Goethe nicht Unrecht, wenn er die Abneigung vor hellen Farben, welche man gerade bei gebildeten Menschen wahrnimmt, „theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks, die sich gern in das völlige Nichts flüchtet", herleiten möchte.

Wie es auch sei, so darf sich an eine methodische Erziehung des Farbensinnes die Hoffnung knüpfen, daß dieselbe, wie Magnus mit Recht hervorhebt, auch beim männlichen Geschlechte die Neigung zur Farbenblindheit allmählich verringern werde, wie dies beim weiblichen Geschlechte wahrscheinlich die Folge des häufigeren Umgangs mit Farben ist. Dieser Unterricht könnte, wie Magnus meint, am geeignetsten mit dem jetzt wohl an allen Schulen ertheilten Anschauungsunterrichte verknüpft werden, und wir dürfen hinzufügen, daß die Pflege des Farbensinnes auch wohl Sache des Hauses sein sollte, woselbst wenigstens die einleitenden Uebungen eine mehr unterhaltende Form annehmen könnten, als dies in der Schule möglich ist.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle Einzelnheiten des Unterrichtsverfahrens einzugehen, die Magnus'sche Broschüre gibt darüber Aufschluß und kann nebst den Farbentafeln Lehrern und Erziehern nicht dringend genug empfohlen werden.

S. Kalischer.

*) Wir können hier nur beiläufig bemerken, daß Delboeuf, Professor an der Universität zu Lüttich, welcher selbst farbenblind, und zwar rothblind ist, vor kurzer Zeit eine andere Theorie der Farbenblindheit aufgestellt hat und an sich selbst den Beginn einer Heilung durch den Gebrauch einer rothen Fuchsinlösung während eines sechsmonatlichen Experimentirens wahrgenommen haben will. Indessen bedürfen seine Erfahrungen noch weiterer Untersuchung und Bestätigung. Näheres hierüber findet man in des Verfassers kleiner Schrift „die Farbenblindheit" (Berlin 1879, Verlag von Gustav Hempel, S. 58 ff.).

Bibliographie.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 12. umgearb., verb. u. verm. Aufl. 160—166. Hft. Lex.-8. (14. Bd. 257—848.) Leipzig, Brockhaus. à —. 50.

Corvin, Otto v. u. L. F. Dieffenbach, illustrirte Weltgeschichte f. das deutsche Volk. Unter besond. Berücksicht. der Culturgeschichte auf Grund d. größeren Werkes neubearb. u. bis zur Gegenwart fortgeführt. Illustrirt durch 2000 Abbildgn. (in eingedr. Holzschn.), 40—50 Tontaf. [Porträts-Gruppen, culturgeschichtl. Tableaus], (lith. u. chromolith.) Karten u. s. w. 14.—16. Lfg. (1. Bd. S. 521—640.) Leipzig, Spamer. à —. 50.

Ennen, Stadt-Archivar Dr. Leonh., Geschichte der Stadt Köln, meist aus den Quellen d. Stadt-Archivs. 5. Bd. 5. u. 6. Lfg. gr. 8. (S. 257—384.) Düsseldorf, Schwann. à 1. —.

Bibel, goldene. Die Heilige Schrift, illustrirt v. den größten Meistern der Kunstepochen. Hrsg. von Alfr. v. Wurzbach. 1. Thl.: Das Alte Testament. Erläuternder Bibeltext nach Dr. Mart. Luther. 2. Lfg. gr. Fol. (2 Bl. in Lichtdr. u. 2 Bl. Text.) Stuttgart, Neff. à 1. 50;
kathol. Ausg. m. erläut. Text nach Dr. Jos. Frz. v. Allioli à 1. 50.

Zimmern, H., Lessings Leben u. Werke. Deutsche autoris. Ausg. v. M. Claudi. 7. u. 8. Lfg. gr. 8. (2. Bd. S. 145—336.) Celle, Literar. Anstalt. à 1. —.

Doornkaat Koolman, J. ten, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Etymologisch bearb. 8. Hft. gr. 8. (1. Bd. XX u. S. 673—710.) Norden, Braams. à 2. —.

Leixner, Otto v., illustrirte Literatur-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustr., zahlreichen Tonbildern, Bildnissen u. Porträtsgruppentaf. 3. - 7. Lfg. Lex.-8. (1. Bd. S. 81—256.) Leipzig, Spamer. à —. 50.

Hellenbach, Lazar B., die Vorurtheile der Menschheit. 1. Bd. gr. 8. (VII, 364 S.) Wien, Rosner. 6. —.

Müller, Prof. Wilh., politische Geschichte der Gegenwart. XII. Das Jahr 1878. Nebst e. Chronik der Ereignisse d. J. 1878 u. e. alphabet. Verzeichnisse dor hervorrag. Personen. gr. 8. (XIII, 319 S.) Berlin, Springer. 4. 20; geb. 5. 20.

Inserate.

Sommerlektüre.

Droz, Meine Tante als Venus.
Zweite Auflage. 2 *M.*

Eckstein, Das Hohelied vom deutschen Professor.
Vierte Auflage. 1 *M.*

Lindner, Das Ewig-Weibliche.
Ernst. u. Heit. üb. d. Frauenwelt. 1 *M.*

Verlag von Rich. Eckstein in Leipzig.

Neu!

GESCHICHTE DER LITERATUR DES SKANDINAVISCHEN NORDENS
VON DEN AELTESTEN ZEITEN BIS AUF DIE GEGENWART.
DARGESTELLT VON
FREDERIK WINKEL HORN,
DR. PHIL. ZU KOPENHAGEN.

In 5 Lieferungen à 1 M. 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Verlag von Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer) in Leipzig.

Eine Literaturgeschichte der drei nordischen Reiche (Island mit inbegriffen) hat bis jetzt gefehlt. Bei dem regen Interesse, dessen sich die skandinavische Literatur gegenwärtig erfreut, verdient das vorliegende Werk die Beachtung eines jeden Gebildeten. Dasselbe verdankt seine Entstehung den dringenden Mahnungen der drei Germanisten Zarncke, Möbius und Maurer an den Verfasser.

Novität von Oscar Blumenthal!

Im Verlag von **Georg Frobeen & Co.** in **Bern** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zum Dessert.

Geplauder von Oscar Blumenthal.
Sehr eleg. geh. Preis 3 *M.*

Ein liebenswürdiges heiteres Buch, das der Verf. der Allerhand Ungezogenheiten in frohgelaunten Stunden geschrieben hat und das auf jeder Seite seinen sprudelnden Witz, seinen funkelnden Esprit zeigt. Für Sommerfahrten und Badereisen sowie — beim Dessert ist das Buch ein kurzweiliger Gesellschafter.

Literarische Neuigkeiten
aus dem Verlage von
Friedrich Luckhardt in Berlin
Magdeburger-Straße 31.

(Militaria. — Belletristik. — Geschichte.)

von Amyntor, Gerhard. Auf der Bresche. Feuilletons, Skizzen, Erzählungen 2c. Preis broch. 4 *M.*

von Boguslawski, A., Oberstlieutenant. **Das Leben des Generals Dumouriez.** 3 Bände. Mit 5 Karten und Plänen. Preis broch. 12 *M.*

Herrig, Hans Dr., **Mären und Geschichten,** gesammelte kleinere Dichtungen. Zweite Auflage. Preis broch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Hilder, G. O. Major. **Im Hauptquartir des Königs von Schweden.** Manöver-Skizzen. Preis broch. 2 *M.*

Hoenig, Fritz, Hauptmann. **Die politische und militärische Lage Belgiens und Hollands** in Rücksicht auf Frankreich—Deutschland. Eine Studie mit 2 Plänen. Preis broch. 3 *M.* 50 ₰.

—— **Frankreichs Wehrkraft** im Jahre 1885. Studie. Preis broch. 3 *M.*

—— **Ueber die Heranbildung der Einjährig-Freiwilligen zu Reserve-Offizieren.** Preis 1 *M.*

von Holleben, Kapit.-Lieut. u. Artillerie-Direktor. **Gebrauchs-Tabellen für Marine-Artilleristen.** Preis cart. 6 *M.*

Janke, A., Hauptmann. **Skizzen aus dem Europäischen Rußland.** Mit besonderer Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse. Heft I. Warschau und Polen. Preis 2 *M.* 40 ₰. Heft II. Petersburg und Finnland. Preis 2 *M.* 40 ₰.

Pietsch, Ludwig, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen, Reisebriefe. Preis broch. 4 *M.*

Scheibert, J., Major. **Offizier-Brevier.** Ein Festgeschenk für den jungen Kameraden von einem alten Soldaten. Preis broch. 3 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

—— **Brevier für Einjährig-Freiwillige.** (Unter der Presse.)

Schöller, C., Hauptmann. **Die Rekruten-Ausbildung.** Preis broch. 1 *M.*

von Specht, F. A. K., Generallieutenant. **Das Festland Asien-Europa und seine Völkerstämme,** deren Verbreitung und der Gang ihrer Kultur-Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Ideen von Anbeginn bis zur Gegenwart. Preis broch. 6 *M.*

Die Torpedos und Seeminen in ihrer historischen Entwickelung bis auf die neueste Zeit. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Preis broch. 3 *M.*

Zur „Taktik der Situation". Taktische Betrachtungen vom Verfasser „Aus dem Tagebuche eines Kompagnie-Chefs" u. s. w. Heft 1. Preis broch. 1 *M.* 50 ₰.

Die vorstehenden, hochinteressanten Werke empfehle ich einer freundlichen Beachtung. Dieselben sind durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes, sowie auch direkt von mir zu beziehen.

Preisherabsetzung.

Binder, W. (Uebersetzer d. Horaz, Virgil 2c.), Sprüchwörterschatz d. deutschen Nation; nebst sprachl., sachl. u. geschichtl. Erläuter. Stuttg. 1873. 8. XIV u. 224 Stn. Statt *M.* 3.60 für *M.* 1.20.

Noë, H., In den Voralpen; Skizzen aus Oberbaiern. M. 1 Stahlstich. Münch. 1872. 8. 468 S. (*M.* 4.50) für *M.* 2.40.

Perger, A. v., Deutsche Pflanzensagen. Stuttg. 1864. 8. 363 S. (*M.* 5.25) für *M.* 2.

Pfau, Ludw., Freie Studien. 2. Aufl. (Die Kunst im Staat. — Ein Stück christl. Kultur. — Proudhon u. die Franzosen. — 2c.) Stuttg. 1874. 8. XIV u. 555 S. (*M.* 6) für *M.* 2.40.

liefert in brosch., neuen Exemplaren, soweit die Vorräthe reichen,

Oskar Gerschel's Antiqu.-Buchhdg.,
Stuttgart, Schloßstr. 37.

Empfiehlt zugleich ein reichhaltiges Lager aus allen Gebieten der schönen und wissenschaftlichen Literatur zu billigst festgestellten Antiquitariatspreisen. Kataloge gratis.

Theilhaber-Gesuch.

Ein j. selbstständiger Buchhändler sucht behufs Ankaufs eines grösseren Verlages einen Capitalisten als stillen oder thätigen Theilnehmer. Adressen unter **W. P. 355** befördert die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig.**

Einem hohen Adel und hochzuverehrenden Publicum erlaubt sich der Unterzeichnete,

der bewusste und unbewusste

Herr Meyer

Specialarzt
für philosoph. Ohrensausen und Hypochondrie
als soeben angekommen und in den hiesigen Buchhandlungen abgestiegen ganz ergebenst zu empfehlen. Preis der Consultation: 3 *M.* Referenz: Der „gesunde und kranke Herr Meyer." **Georg Frobeen & Co., Bern.**

Bibliotheken

und werthvolle Werke kauft zu angemessenen Preisen und erbittet Angebote

Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).
Breslau, Schmiedebrücke 56.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 33. Berlin, den 16. August 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Erbrecht und die Reform des Erbrechtes. Von Bluntschli. I. — Der interoceanische Canal. Von Georg Kollm. II. III. — **Literatur und Kunst:** Auf dem Inselsberge. Von Albert Traeger. — Unser Theater. Eine dramaturgische Plauderei. Von Feodor Wehl. — Sommerliche Briefe. Das nationale Drama. Von Paul Lindau. — Die Vegetarianer und ihre Lehre. Von A. Hosaeus. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Das Erbrecht und die Reform des Erbrechtes.*)

Von Bluntschli.

I.

(Angriffe der Socialisten und Socialdemokraten auf das Erbrecht. Begründung des Erbrechts in der natürlichen Vererbung der Rasse. Germanisches Familienerbrecht. Römisches Testament. Heutiges Erbrecht wesentlich Familienrecht, Modification durch letzten Willen. Parentelenordnung. Wie das Blut, so das Gut. Ausnahmen. Aristokratische Stammgüter und bäuerliche Güter).

Der geistreiche Begründer einer früheren Socialistenschule, welche sich von den heutigen Socialdemokraten durch ihre Ideen und ein idealistisches Streben sehr vortheilhaft unterscheidet, Saint Simon, hat schon entschieden die Abschaffung des Erbrechtes als das wirksamste Heilmittel gegen die ungerechte und schädliche Vermögensvertheilung unter den Menschen gefordert. Keineswegs huldigte Saint Simon einer gleichen Theilung der Güter nach Köpfen. Er beachtete den Unterschied der Individuen, sowohl in ihren Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnissen als in ihrem Leben und Wirken. Er hat die beiden, wie er meinte, gerechten Grundsätze, nach welchen sich die Vertheilung des Vermögens richten solle, so formulirt: Zunächst soll Jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeit mit Vermögen ausgestattet werden. Sodann wird im Verfolge sein Vermögen durch sein Verhalten und Wirken bestimmt: A chacun suivant sa capacité, à chaque capacité suivant ses oeuvres.

Die heutigen Socialisten und Communisten schätzen die individuelle Fähigkeit ebenso gering als die individuelle Freiheit. Sie wünschen gleiche Antheile für Alle, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Bedürfnisse. Wird alles Vermögen, oder wenigstens alles fruchtbringende Vermögen Gemeingut, so hat das Erbrecht überhaupt keine Bedeutung mehr. Wenn auf dem Congresse der Socialdemokraten in Basel 1869 der Antrag auf Abschaffung des Erbrechtes noch nicht die Mehrheit der Stimmen erlangte, so wirkten damals Opportunitätsrücksichten mehr als grundsätzliche Bedenken auf die Beschlüsse der Partei.

Die Gegner des Erbrechtes werfen demselben vor, es habe keinen Grund in der Natur, sondern sei eine willkürliche Einrichtung der Gesetze. Die Aufhebung des Erbrechtes sei daher kein Unrecht und verletze Niemandes Recht, sondern stelle nur den natürlichen Zustand her, nach welchem mit jedem Menschen ein neues Leben beginne, und alle Menschen einen gleichen Antheil haben an den Gaben der Natur, der gemeinsamen Mutter Aller. Sie behaupten, das Erbrecht wirke schädlich und verderblich, indem es die vorhandenen Uebel einer höchst ungerechten und unbefriedigenden Vertheilung der Güter unter wenige Reiche und unzählige Arme künstlich fortpflanze und verewige. Wie Mephistopheles den Schüler des Faust, so reizen auch sie die Begehrlichkeit auf:

„Es erben sich Gesetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Vom dem ist leider nie die Frage."

Es ist nicht zu leugnen, das heutige Erbrecht heilt die vorhandenen Uebel nicht, sondern steigert dieselben. Es fördert ein übermäßiges Wachsthum von Reichthümern in den Händen Einzelner, und oft solcher Individuen, welche diese Reichthümer keineswegs in irgend sittlicher und nützlicher Weise verwenden, und es steigert die Noth der zahlreichen Nachkommen unbemittelter Familien, die kaum mit aller Anstrengung ein menschenwürdiges Dasein erringen. Aber indem man die Mängel des heutigen Erbrechtes wahrnimmt, darf man sich nicht zu dieser Tollheit verleiten lassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, d. h. das Erbrecht selber anzugreifen.

Die Abschaffung des Erbrechts wäre eine Revolution, welche an zerstörenden Wirkungen der Abschaffung des Privateigenthumes nahe käme und diese vorbereiten würde. Wenn das Erbrecht aufgehoben würde, so würde der Zusammenhang zwischen den Lebenden und ihren Nachkommen, dem Erblasser und den Erben, gänzlich und für immer zerrissen. Jeder weiß, daß er nur so lange ein Vermögen haben kann, als er lebt, daß er selber aufhört Eigenthümer zu sein, wenn er stirbt. Aber den Lebenden verläßt nicht die Sorge für seine Familie, seine Frau, seine Kinder und Enkel, seine Anverwandten. Indem er sich anstrengt, Vermögen zu erwerben und Ersparnisse anzulegen, denkt er nicht blos an seinen Lebensgenuß, er denkt auch an seine Familie, und er will auch seine Pflichten gegen die Seinigen erfüllen. Auch im Angesichte des nahenden Todes hält er noch sorgfältig sein Vermögen zusammen. Ein Hauptzweck dieses Vermögens ist für ihn der, daß es als Verlassenschaft auf seine Erben übergehe. Nehmt den Menschen die beruhigende Aussicht des Erbrechtes hinweg und ihr zerstört in den Menschen einen der stärksten Antriebe zur Thätigkeit, zum Fleiß, zu guter Wirthschaft, zur Sparsamkeit. Ihr macht die Elternliebe großentheils unfruchtbar und greift der Familie ans Leben. Ihr zerreißt die Verbindung der lebenden Geschlechter mit den künftigen Geschlechtern. Ihr steigert wilde Selbstsucht und Genußsucht der Individuen aufs Höchste.

*) Schlußartikel. Vgl. Gegenwart 1878 Nr. 51 und 1879 Nr. 1. 29 und 31.

Es ist nicht wahr, daß das Erbrecht eine willkürliche Erfindung der Gesetzgeber sei, nicht wahr, daß es keinen Grund in der Menschennatur habe. Das menschliche Erbrecht hat in der Erblichkeit der Menschennatur seinen sicheren Grund.

Allerdings beginnt mit der Geburt eines Menschen ein neues individuelles Menschenleben, das vorher nicht da war, und das mit dem Tode für die irdische Rechtsordnung aufhört. Aber dieses kurze Menschenleben steht doch in einer nothwendigen Verbindung mit dem fortdauernden Gesammtleben der Gemeinschaften, welchen das Individuum angehört. Es wird durch die Fortdauer und die Fortpflanzung der Rasse ergänzt.

Das neugeborene Kind ist schon durch die Natur auf die Pflege seiner Eltern angewiesen, von denen es seinen Körper ableitet. Da schon und in der ganzen Erziehung der Kinder wird die fortdauernde Sorge der älteren Geschlechter für die Nachkommen wirksam. Die Kinder genießen die Früchte mit, welche das Vermögen der Eltern abwirft, und bekommen auch ihre Antheile an dem Verdienste der Eltern. Sie erhalten, wie sie ihr Blut von den Eltern empfangen haben, auch ihre Ausstattung von den Eltern. So pflanzt sich naturgemäß mit dem Blute das Gut schon bei gleichzeitigem Leben von Eltern und Kindern fort. Ebenso erhält das Kind seine Sprache, seine Cultur, seine Schulbildung wieder von der fortdauernden Lebensgemeinschaft, in die es mit der Geburt eintritt, von der Gemeinde und dem Staate, welche vor dem Individuum lebten und nach ihm leben werden.

Wenn aber so das ganze Leben des Individuums von Anfang an umschlossen, unterstützt und gefördert wird durch die dauernden Lebensgemeinschaften der Familie, der Gemeinde und des Staates, dann ist es doch billig und gerecht, daß das Individuum, wenn es abscheidet, sich der Pflichten erinnere an diese Gemeinschaften, von denen es seine Rasse empfangen hat und zurückgibt, was es hinterläßt; dann hat das Recht die Aufgabe, diese natürlichen Beziehungen zu schützen.

Seitdem auch der Naturwissenschaft das Verständniß aufgegangen ist für die Vererbung der natürlichen Eigenschaften in der ganzen Pflanzen- und Thierwelt, seitdem ist die uralte Voraussetzung der Rechtsentwickelung, daß das Erbrecht seinen Grund in der Erblichkeit der Rasse habe, wieder allgemeiner verständlich geworden. In der That, das Erbrecht vermittelt die Errungenschaft der Vergangenheit an die Gegenwart und an die Zukunft, indem es dieselbe diesen als Erbschaft hinterläßt. In dem Erbrecht offenbart sich der Zusammenhang in der Geschichte der Familien und der Völker, die Fortdauer und die Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht.

Am deutlichsten zeigt sich dieser Zusammenhang in dem Erbrechte der Kinder im Verhältniß zu ihren Eltern. Weil die Kinder ihr Blut, und mit ihrer Rasse ihre Züge von den Eltern überkommen haben, weil insofern die Art der Eltern in den Kindern fortgesetzt wird, so haben von jeher alle Culturvölker das Erbrecht der Kinder als ein naturnothwendiges angesehen und geschützt.

Die germanischen Völker, deren Familiensinn von jeher kräftiger und bewußter war als der politische Trieb, haben auch die übrigen entfernteren Kreise der Familie von demselben Grundgedanken aus in Stämme und Parentelen geordnet, und den Zusammenhang, wie die Folge des Blutes wieder erbrechtlich anerkannt und wirksam gemacht. Die Brüder und Schwestern des Erblassers sind, von dem Standpunkte seines Vaters oder seiner Mutter aus betrachtet, deren Kinder; der Onkel und die Tante des Erblassers sind wie er selber Nachkommen der Großeltern. So ordnet und gliedert sich die ganze weite echte Blutsverwandtschaft in eine Reihe von näheren und ferneren Parentelen aus deren Nachkommen. Die elterlichen Parentelen mit allen ihren Nachkommen stehen dem Erblasser näher als die großelterlichen mit ihren Abkömmlingen, und diese wieder näher als die urgroßelterlichen. Das ist der uralte und richtige Grundgedanke der germanischen Erbrechte. Wie das Blut von den Eltern zu den Nachkommen fließt, so soll das Erbe von den Eltern auf die Nachkommen übergehen. Je näher dem Blute, um so näher dem Gute.

Das natürliche Erbrecht ist nur Fortsetzung des natürlichen Familienrechtes. Die Erben eines Jeden sind schon durch die Natur bezeichnet. Der Wille des Erblassers hat nach altgermanischer Ansicht keinen Einfluß auf die Erbfolge. „Gott und nicht der Mensch macht die Erben", sagt das alte Rechtssprichwort. Man kennt die Erben eines Jeden schon bei seinen Lebzeiten; seine Nachkommen oder seine Eltern und deren Nachkommen, wenn er keine Kinder hat, oder seine Großeltern und deren Kinder und Enkel, wenn aus seiner elterlichen Familie Niemand mehr lebt, sind seine Erben. Das ursprüngliche Erbrecht ist daher immer und nothwendig ein gesetzliches Erbrecht und Familienerbrecht.

Diese natürliche Erbfolge wird nun ergänzt, nicht verletzt durch die Rechte, welche dem überlebenden Ehegatten an der Verlassenschaft sei es durch Gesetz, sei es durch den Ehevertrag eingeräumt werden; denn die Ehe ist ja der Stamm, aus welchem die Nachkommenschaft und die ganze Sippschaft herauswächst und die Ehegatten sind durch innigste Gemeinschaft mit einander auch während ihres beiderseitigen Zusammenlebens ebenso verbunden, wie die Kinder mit den Eltern. Die Sorge für die überlebende Wittwe oder für den überlebenden Wittwer ist daher nicht minder eine Familienpflicht als die für die gemeinsamen Kinder. Wenn die deutsche Rechtsbildung des Mittelalters den überlebenden Ehegatten trotzdem von den „Erben", d. h. den Kindern und den nächsten Blutsverwandten unterscheidet, und ihn nicht zum Miterben macht, sondern nur mit Nutznießungsrechten und besonderen Zuwendungen oder mit Vermächtnissen abfindet, so offenbart sich in dieser feinen Unterscheidung wieder die Stärke des Grundsatzes, daß das Gut dem Flusse des Blutes folge.

Diesem Familienerbrechte tritt nun das römisch-rechtliche Princip der testamentarischen Erbfolge schroff entgegen. Wie jenes auf Naturnothwendigkeit, so beruht diese auf individueller Freiheit. Ganz im Gegensatze zu dem germanischen Gedanken: „Gott, nicht der Mensch macht den Erben", erklären die Römer: „Jeder kann einen Erben machen, wen er will". Schon die XII Tafeln erklärten den Satz: „Wie Einer durch letzten Willen (Testament) es verordnet, so soll es recht sein" (Uti legassit, ita jus esto). Die Römer schätzten ihre Testirfreiheit hoch als ein wichtiges Grundrecht römischer Bürgerfreiheit. Sie machten davon auch reichlichen Gebrauch. Die testamentarische Erbfolge wurde bei ihnen sogar zur Regel. Nur ausnahmsweise, wenn ein Römer starb, ohne ein Testament gemacht zu haben, trat auch bei ihnen die gesetzliche Erbfolge der Familie ein, entweder der Familie in dem alten strengen Sinne der väterlichen Gewalt, welche sie zusammenhielt und verband, oder in dem späteren freieren Sinne natürlicher Blutsverwandtschaft, welche das prätorische Recht schützte.

Bei den Römern hieß vorzugsweise Erbe, wer im Testamente zum Erben eingesetzt war, und jedes Testament war widerruflich bis zum Tode. Sichere Anwärter auf die Erbschaft, Erben im deutschrechtlichen Sinne gab es nicht bei den Römern. Bei Lebzeiten des Römers waren keine Erben deshalb bekannt und anerkannt. Der reiche Römer wurde wohl umworben von Höflingen und Schmeichlern, welche darauf speculirten, daß er sie im Testamente zu Erben einsetze. Aber gesichert war Keiner, bevor der Erblasser todt war. Nur so weit sorgte das Recht für die Nachkommen desselben, als es annahm, sein letzter Wille sei kein wirklicher Wille, wenn er andere Personen zu Erben einsetzte und seine eigenen Kinder, ohne sie ausdrücklich auszuschließen, stillschweigend überging. Die Enterbung der Kinder, selbst die grundlose, galt im alten Rechte als erlaubt, und wurde erst im späteren Rechte einigermaßen beschränkt, welches nur bestimmte Enterbungsgründe zuließ.

Das römische Erbrecht stellt die individuelle Freiheit hoch über die Familienpflicht. Es war ein kühner Gedanke, dem Individuum, welches doch nur, so lange es lebt, die Bedürfnisse des Lebens zu kennen und die wirthschaftlichen Verhältnisse zu beurtheilen vermag, dessen Handlungsfähigkeit nothwendig mit dem Leben aufhört, die Macht zu verleihen, daß es auch auf die Zustände nach seinem Tode noch durch seinen letzten Willen

eine fortdauernde Wirkung übe. Der Eigenthümer konnte so seine Herrschaft über sein Vermögen in gewissem Sinne über sein Leben hinaus fortsetzen, als er dasselbe einem von ihm ernannten Erben zuwendete, in dem er gleichsam fortlebte. Er konnte seine Güter bei Lebzeiten beliebig benutzen und er konnte überdem für den Todesfall willkürlich darüber verfügen. Dadurch wurde seine persönliche Macht sehr gesteigert und seine Willkür bekam freiesten und weitesten Spielraum.

Die Erfindung des römischen Rechtes war doch nicht ganz im Widerspruch mit der Natur. In der That, je bedeutender das Leben eines Menschen ist, um so stärker ist auch die Nachwirkung seines Lebens auf die nachfolgenden Menschen. Eine Zeit lang dauert das Andenken an ihn fort und wird beachtet von den Ueberlebenden. Weitsichtige Menschen können so auch für die Zukunft sorgen, in der sie nicht mehr handeln können, gemeinnützig denkende Menschen auch den folgenden Geschlechtern Wohlthaten erweisen, welche den Mitlebenden noch versagt sind. Wie einer bei Lebzeiten eine Stiftung machen kann, so kann er auch sterbend eine Stiftung hinterlassen. Das römische Testament begründet so auch eine Fortwirkung des persönlichen Willens über den Tod hinaus, eine Fortdauer des persönlichen Wirkens, eine relative Unsterblichkeit.

Insofern war das Testament ein Fortschritt in der Rechtscultur über die bloße Naturnothwendigkeit hinaus, etwa so wie die römische Adoption ein Culturfortschritt war, gegenüber dem natürlichen Familienrechte. Aber die Römer haben die Testirfreiheit arg und bis zur Auflösung der Familie und zu absoluter Geltung individueller Selbstsucht übertrieben.

Das Erbrecht der heutigen europäischen Völker sucht die Ausschließlichkeit des alten germanischen Familienerbrechtes und zugleich die Ueberspannung der individuellen Willkür, in dem römischen Testamente zu vermeiden. Im Großen erkennt das heutige Recht, und mehr noch in der Rechtsübung als in der Theorie, die zum Theil durch römische Doctrinen verdorben ist, die Familienerbfolge als nothwendige Regel an, und läßt daneben, als eine Modification oder Ausnahme eine letztwillige Verordnung zu, sei es eine einseitige widerrufliche (Testament), sei es eine vertragsmäßige und unwiderrufliche (Erbvertrag).

Ein französischer Statistiker hat berechnet, daß zu Paris in dem Jahre 1825 von 8730 Erbfällen nur in 1081 Testamente vorhanden waren, in allen anderen also einfach das gesetzliche Familienerbrecht zur Anwendung kam, und daß von den 1081 Testamenten wieder nur 59 eine von der gesetzlichen Erbfolge abweichende Erbeinsetzung vorgeschrieben, alle anderen Testamente sich wieder zunächst an das Familienerbrecht gehalten hatten.*) Das Verhältniß der testamentarischen zu der gesetzlichen Erfolge ist sicher in Deutschland nicht weniger günstig für die letztere.

In diesen Sitten spricht das Rechtsbewußtsein des Volkes sich entschieden und deutlich aus. Es ist daher Zeit, daß die moderne Gesetzgebung über Erbrecht die unbrauchbare Theorie von einem subsidiären „Intestaterbrecht" in die Rumpelkammer werfe und die Familienerbfolge als sichere Regel anerkenne, die nur ausnahmsweise durch den Willen des Erblassers modificirt werde. Unsere heutigen Testamente schließen nicht wie die alten römischen die gesetzliche Erbfolge aus, sondern sie setzen dieselbe als wirksam voraus und begnügen sich meistens, einige nähere Bestimmungen zu treffen, insbesondere Vermächtnisse anzuordnen, die von den gesetzlichen Erben bezahlt werden.

Auch die Erbfolgeordnung wird richtiger im Sinne der deutsch-rechtlichen Gliederung der Familienkreise nach Parentelen bestimmt, nicht nach dem römisch-rechtlichen Klassensysteme; indem die Parentelen Rücksicht nehmen sowohl auf die Abstammung d. h. Ueberlieferung des Blutes je auf die Nachkommen gemeinsamer Eltern, als auf die engere Lebensgemeinschaft, welche die Kinder und Enkel derselben Eltern unter einander verbindet.

Dagegen paßt der alt-germanische allgemeine Vorzug der Männer vor den Weibern nicht mehr zu den heutigen Verhältnissen der Familie. Wenn in dieser Hinsicht die römisch-rechtliche Gleichstellung der Töchter mit den Söhnen, der Schwestern mit den Brüdern in Deutschland wie in Frankreich durchgedrungen ist, so daß nur wenige Particularrechte noch einen ermäßigten Vorzug der Männer festhalten, so sagt diese Gleichstellung dem heutigen Rechtsgefühle eher zu. Sie entspricht der Natur, indem gleich nahes Blut auch gleichen Antheil am Gute fordert, sie empfiehlt sich durch die gleichmäßige Liebe und Sorge, welche die Eltern ihren Kindern zuwenden, sie gefällt der demokratischen Gesinnung unserer Zeit, welche gleiches Recht nachdrücklich verlangt, und die Bevorzugung Einzelner über ihres Gleichen als ein unberechtigtes Privilegium haßt. Sie ist auch der freien individuellen Wirthschaft günstiger.

Aber auch diese Gleichberechtigung der Kinder, die zu gleicher Theilung der Erbschaft führt, ist kein absolutes Gesetz. Man darf und soll dieselbe aufgeben, wenn die Bedürfnisse der Gemeinschaft, des Volkes es fordern.

Wir sind genöthigt, in der staatsrechtlichen Thronfolge die Einheit des Volkes und die Untheilbarkeit des Landes zu beachten und zu wahren, und daher keine Mehrheit von Erben und keine Theilung der Souveränität zu dulden. Es kann daher wohl in Frage kommen, ob nicht in dem Interesse der Erhaltung landwirthschaftlicher Güter auch eine privatrechtliche Anordnung eines blos singulären Erbrechtes, oder eine andere Abweichung von dem gleichen Erbrechte mehrerer Erben einzuführen und zu schützen sei.

Für die Grundaristokratie einerseits und für den Bauernstand andererseits kann die fortgesetzte Theilung der Güter unter mehrere Erben oder die übermäßige Belastung der Güter durch Schulden an die Miterben geradezu verderblich werden.

Die Erhaltung einer Anzahl aristokratischer Familien, welche durch eine selbstständige und würdige Stellung ausgezeichnet sind, die Ueberlieferung guter Sitte treu bewahren, die freie Muße und die Bildung haben, sich dem Staate zu widmen, den mittleren und unteren Klassen der Gesellschaft durch edle und freie Haltung vorzuleuchten, und voranzugehen, wo es eine öffentliche Pflicht zu üben gibt, ist ein wichtiges Staatsinteresse. Die Fortdauer solcher Häuser bedarf aber eines erblich gesicherten Grundbesitzes. So weit dieses öffentliche Interesse reicht, muß daher diese Gleichtheilung der mehreren Erben eine Beschränkung erfahren. Sie darf nicht auf die eigentlichen Stammgüter der Familie ausgedehnt werden. Die übrige Verlassenschaft, bewegliches Gut und andere Liegenschaften, sollen wohl unter die mehreren gleich nahen Kinder oder Sippen getheilt werden, aber das geschlossene Stammgut muß vor der Theilung gerettet und im Ganzen unbelastet, oder nur wenig belastet, dem Einen Stammguterben, dem Haupte der Familie, vorbehalten werden. Soll der Großgrundbesitz sich dazu eignen, eine Grundaristokratie auszustatten und ihr Ansehen bei den übrigen Bewohnern zu befestigen, so muß derselbe dauerhaft und erblich geworden sein und er muß in den Händen Eines Vertreters des Geschlechtes verbleiben. Wir verwerfen heute den Unterschied von adeligem oder nichtadeligem Großgrundbesitz, wir brauchen uns auch nicht länger durch die künstliche Theorie von Fideicommissen binden zu lassen, aber wir müssen eine singuläre Stammgutsfolge ermöglichen, wenn wir jenen Zweck erreichen wollen. Es läßt sich das um so leichter thun, als man das neue Stammgutsrecht an das ältere Fideicommiß- und Lehensfolgerecht anlehnen kann.

Noch wichtiger ist die Sorge für die Fortdauer ausreichender Bauerhöfe und wohlhäbiger Bauergüter. Davon hängt wesentlich die Kraft und die Gesundheit unserer Nation ab. In dem deutschen Bauernstand ist uns seit Jahrhunderten eine unerschöpfliche Fülle von urwüchsiger Muskel- und Nervenkraft, von unverdorbenen, unverfälschten, wenn auch noch rohen, Gemüths- und Geistesanlagen erhalten geblieben, die in den Sitten und in der Sprache offenbar werden. Alle höheren Klassen haben sich immer wieder erfrischt und verjüngt, indem sie aus dieser Urquelle

*) Vgl. H. Baudrillars in der Revue des deux mondes 1872.

unserer Volksart neue Zuflüsse empfingen. Der Bauernstand ist aber erst in neuerer Zeit vollfrei geworden, und der früher erbrechtlich gebundene Grundbesitz ist erst jetzt frei verfügbares Eigenthum geworden. Gerade diese Befreiung hat aber die Gefahr herbeigezogen, daß die Theilung der Güter unter mehrere gleichberechtigte Erben entweder den Fortbestand derselben gefährdet oder den einzelnen Uebernehmer des Gutes allzu schwer belastet. Das Verderben der Latifundienwirthschaft, welche die kleineren Güter wieder verschlingt und aufzehrt, ist dann um so schwerer abzuwenden, und aus den freien Bauern werden unsichere Pächter und arme Tagelöhner.

Schon seit langem sucht der Bauernstand das gleiche Erbrecht der mehreren Kinder von sich abzuwehren. Er hat zum Theil zu schlauen Ausflüchten und Umgehungen des Gesetzes seine Zuflucht genommen und persönliches Unbehagen nicht gescheut, wenn es galt, das Gut unversehrt und ungetheilt einem Nachkommen zu erhalten.

Bald entschloß sich zu diesem Zwecke der alte Hofbauer, bei Lebzeiten den Hof an einen Sohn abzutreten und selber sich als Leibzüchter auf einen kümmerlichen Altentheil zurückzuziehen. Er wurde lieber von seinem Nachfolger abhängig, als daß er die Zerstückelung des Gutes zugab. Die Uebergabe bei Lebzeiten vereitelte so die Theilung nach dem Tode.

Oder die Bauerntöchter wurden, wenn sie sich verheiratheten, mit einer Aussteuer für ihre Erbansprüche abgefunden und zum Erbverzichte veranlaßt. Auch andere Söhne, welche den väterlichen Hof verließen, wurden oft in ähnlicher Weise abgefunden. Wieder andere Söhne verblieben zwar auf dem Hofe, aber sie lebten da nur als Knechte und Arbeiter des Hofbauern und räumten thatsächlich diesem, obwohl er ihr Bruder war, den Vorzug ein, von dem das Gesetz nichts wissen wollte.

Wieder in anderen Fällen half man mit einer Schätzung aus. Das Gut wurde zu Gunsten des einen Uebernehmers und Nachfolgers nicht nach dem wirklichen Gebrauchs- oder Verkaufswerthe, sondern zu einem ganz geringen Uebernahmswerthe angeschlagen und dadurch eine schwere Belastung desselben vermieden. Seltener wurde die Form des Testamentes zu demselben Zwecke benutzt, denn der deutsche Bauer liebt auch heute die Testamente nicht.

Alle diese Ausflüchte und Umgehungen der gesetzlichen Gleichberechtigung mehrerer Erben haben aber ihre Unzuträglichkeiten. Auf die Dauer sind sie auch außer Stande, die Wirksamkeit des Gesetzes zu beschränken. In dem zäh fortgesetzten Kampfe zwischen Bauernsitte und Landrecht müßte zuletzt doch jene unterliegen, weil dieses dem Sonderinteresse und dem Eigennutze der zurückgesetzten Miterben zu Gute kommt, und sobald diese nur ernstlich wollen, Geltung erlangt.

Sollen die Güter und der Wohlstand der Bauern auf die Dauer erhalten werden, so muß daher das Gesetzesrecht selbst den Schutz übernehmen.

Die öfter beantragte Wiedereinführung der bäuerlichen Erbgüter, welche, ähnlich den aristokratischen Stammgütern, gegen die Veräußerung gebunden und durch eine singuläre Erbfolge auf die Dauer befestigt würden, ist schwerlich durchführbar. Die bisherigen Versuche der Art sind überall gescheitert. Höchstens läßt sich die heutige Welt ein Erstgeburtsrecht für den aristokratischen Grundbesitz gefallen, nicht bezüglich der Bauergüter. In den großen Volksklassen der Bauern wie der Bürger sind die Liebe zu moderner Rechtsgleichheit und der Haß aller Vorzugsrechte, als Privilegien, so mächtig geworden, daß eine Aufhebung des gleichen Erbrechts im Princip auf einen unüberwindlichen Widerspruch stoßen würde. Wir werden uns wohl begnügen müssen, mit weniger eingreifenden Mitteln den Fortbestand von mittleren und kleineren Bauergütern zu sichern, wie insbesondere mit der Beschränkung der Theilbarkeit solcher Bauergüter und mit Bestimmung über eine billige Schätzungssumme, welche die Gutsübernahme durch einen Erben erleichtert und dann der gleichen Theilung der mehreren Erben verfällt.

Der interoceanische Canal.

Von Georg Kollm.

II.

Die Idee eines Seeweges durch den mittelamerikanischen Isthmus ist nicht neu; schon im Jahre 1528 beschäftigte sich Cortez, da er keine Durchfahrt vom mexikanischen Golf nach der Südsee finden konnte, mit dem Gedanken, eine solche künstlich vermittelst Durchstechung des Isthmus von Tehuantepec zu schaffen. Im Jahre 1698 wollte der Begründer der Bank von England, William Paterson, die Landenge von Panama durchstechen; 1780 fand das Project eines Canals mit Benutzung des Nicaraguasees den Beifall des großen englischen Ministers William Pitt; die Opposition der Vereinigten Staaten zwang jedoch, von der Verfolgung dieser Idee Abstand zu nehmen. 1826 entwarf der holländische General Nerveer auf Anregung des Königs der Niederlande ein ähnliches Project, das jedoch in Folge der Revolution von 1830 wieder aufgegeben wurde. Seitdem sind noch zahlreiche andere Projecte zur Durchstechung des Isthmus aufgetaucht, manche freilich phantastisch genug, aber auch manche gründlich durchdachte, die sich auf die Ergebnisse eingehender wissenschaftlicher Forschungsreisen stützten. Von letzteren mögen diejenigen des Engländers Lloyd und des Schweden Falmarc in den Jahren 1828—29, der französischen Ingenieure Sablas und Morel im Jahre 1833, des englischen Obersten Biddle und des Baron Thiéry im Jahre 1835 hervorgehoben werden, welche sich sämmtlich auf den Isthmus von Panama bezogen. Die Expedition von Gibbs und Fairbain im Jahre 1841 führte zu dem Beschluß, den Canal durch eine Eisenbahn zu ersetzen. Ebenfalls erklärte die im Auftrage des Ministeriums Guizot im Jahre 1843 zur Untersuchung der Trace Chagres-Panama abgesandte Expedition unter Garella und de Courtines die Herstellung eines Canals auf dieser Linie für unausführbar; sie bestätigte dagegen die bereits von Alex. von Humboldt angenommene Niveaugleichheit der beiden Oceane. Im Jahre 1848 interessirte sich Prinz Louis Napoleon, damals Gefangener in Ham, speciell für das Nicaraguaproject, mit dem er sich auch später nach seiner Flucht, von London aus, sowie als Kaiser eingehend beschäftigte. Aus den fünfziger Jahren sind die nordamerikanischen Expeditionen des Ingenieurs Kennish und des damaligen Lieutenants, jetzigen Generals Michler zu verzeichnen, die sich auf den Atrato mit seinen westlichen Nebenflüssen erstreckten. — Ferner lieferte Dr. Moritz Wagner gelegentlich seiner im Auftrage des Königs Maximilian II. von Bayern im Jahre 1857 ausgeführten Forschungsreise im tropischen Amerika wichtige Beiträge in Bezug auf den Isthmus von Panama. Aus den sechziger Jahren sind zwei Expeditionen unter Lucien de Puydt erwähnenswerth; nach ihm soll die Führung eines Canals ohne Schleußen und ohne Tunnel von der Urababay aus mit Benutzung des Turgandi- und des Tanelaflusses durch den Payapaß, die Flüsse Pucro und Tuira abwärts nach dem San Miguelgolf möglich sein; seine Angaben werden jedoch von vielen Seiten angezweifelt und scheinen anderweitige Bestätigungen nicht gefunden zu haben.

Im letzten Jahrzehnt sind es zunächst die Nordamerikaner, welche sich die Erforschung der für die Canalfrage in Betracht kommenden Gebiete zur Aufgabe machten. So finden wir 1870 zwei Expeditionen unter dem Comm. Selfridge, resp. unter dem Comm. Lull zur Erforschung des Isthmus von San Blas unterwegs, 1872 Capt. Shufeldt bei der Durchforschung des Isthmus von Tehuantepec, den Comm. Hatfield in Nicaragua, ebendaselbst und auf dem Isthmus von Panama den Comm. Lull, schließlich Selfridge auf dem Isthmus von Darien zwischen dem Atrato und dem Tuira. Diesen Expeditionen folgten 1873 die peruanische Expedition unter Capt. Carillo und 1875 die jüngste nordamerikanische Expedition unter Lieut. F. Collins; beide erforschten das Gebiet zwischen dem oberen Atrato und dem stillen Ocean.

Im Jahre 1875 zog, wie bereits früher erwähnt, der internationale geographische Congreß zu Paris die interoceanische

Canalfrage in ernste Erwägung und übertrug einer von F. de Lesseps präsidirten Commission die weiteren Studien zur Lösung dieses Problems. Auf Anregung dieser Commission bildete sich im October 1876 zur nochmaligen gründlichen Durchforschung der Isthmusgebiete eine „Société civile internationale du canal interocéanique“ unter dem Vorsitze des Generals Türr; dieselbe beauftragte mit den bezüglichen Arbeiten die französischen Marinelieutenants Lucien Wyse und A. Réclus, Sohn des berühmten Geographen. Die Expedition brach im November 1876 auf und begann ihre Operationen auf dem Isthmus von Darien von der Pacificseite aus; sie zog den Tuira aufwärts und fand den Tihulepaß als die niedrigste Stelle in der Wasserscheide zwischen dem Tuira und dem Atrato (466 Meter über dem stillen Ocean). Darauf wurde noch das Gebiet zwischen dem Chucunaque, einem Nebenfluß des Tuira, und dem atlantischen Ocean recognoscirt. Die durch die Regenzeit unterbrochenen Arbeiten wurden alsdann im November 1877 wieder aufgenommen. Wyse ging von Panama aus zunächst nach dem Isthmus von San Blas, um, behufs Vervollständigung der Arbeiten von Selfridge und Lull, die sich hauptsächlich auf die atlantische Seite dieses Isthmus erstreckt hatten, eine genaue Aufnahme des Bayano mit seinen Nebenflüssen vorzunehmen. Darauf begab sich Ende December die Expedition nach dem südlichen Darien, dem Schauplatze ihrer vorjährigen Thätigkeit; während Réclus hier die Recognoscirungen und Nivellements des vorigen Jahres vervollständigte, nahm Wyse selbst den atlantischen Küstenstrich zu beiden Seiten des Caps Tiburon nördlich der Urababay in Augenschein und fand Acanti als den einzigen brauchbaren Hafenplatz zwischen der Caledoniabay und dem Atrato. Darauf schloß Wyse am 23. März 1878 mit der Regierung von Columbien einen Vertrag ab, welcher der von ihm vertretenen Gesellschaft das ausschließliche Privilegium zum Bau eines Canals zwischen dem atlantischen und stillen Ocean auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten von Columbien, sowie zur Anlage einer Eisenbahn parallel dem Canal gewährte; der Canal, sowie die Häfen an den beiden Enden desselben sollen neutral erklärt und den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet werden; Kriegsschiffen ist die Durchfahrt nur unter besonderen Bedingungen gestattet; die Einkünfte des Canals gehören während der ersten 99 Jahre der Gesellschaft, nach dieser Zeit geht der Canal vollständig in den Besitz von Columbien über. — Nachdem sich die ganze Expedition wiederum in Panama vereinigt hatte, richtete sich ihr Augenmerk auf den Isthmus von Panama, um die Arbeiten von Garella, Lull und Menocal zu vervollständigen. Zum Schluß der umfangreichen Recognoscirungsarbeiten bereiste Wyse noch die Nicaragualinie. Im Juli 1878 nahm er alsdann seinen Rückweg nach Paris über Washington, woselbst er mit Lull, Selfridge, Menocal, Admiral Ammen eingehend über die Canalfrage conferirte.

Da durch diese mit der größten Gewissenhaftigkeit ausgeführten Studien der Wyse'schen Expedition das nöthige Material zur Lösung der Canalfrage gesammelt worden war, hielt die mit den Vorarbeiten beauftragte Studiencommission den Zeitpunkt für gekommen, einem internationalen Congreß die verschiedenen Projecte zur Beurtheilung vorzulegen und einen definitiven Beschluß über die Trace des zukünftigen Canals herbeizuführen. Der von den Pariser geographischen Gesellschaften eingeladene internationale Congreß tagte vom 15. bis 29. Mai d. J. An den Arbeiten desselben betheiligten sich die renommirtesten Fachmänner und bedeutendsten Ingenieure der Welt; F. de Lesseps führte den Vorsitz, zu Vicepräsidenten wurden der Contreadmiral der Vereinigten Staaten D. Ammen, der englische Ingenieur-Oberst Sir John Stokes, der russische Viceadmiral von Likhatchof, der italienische Delegirte Comm. Cristoforo Negri und der spanische Oberst Coëllo, ferner zum Generalsecretär des Congresses der französische Marineofficier Henry Bionne ernannt. Auf dem Congreß waren vertreten: Frankreich, Deutschland, Rußland, Großbritannien, Oestreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen, die Schweiz, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Costarica, Columbien, Guatemala, Mexiko, Nicaragua und San Salvador. Auch China nahm in der Person des ersten Gesandtschaftssecretärs der chinesischen Gesandtschaft zu Paris an den Berathungen Theil. Die Mitglieder des Congresses vertheilten sich in folgende Commissionen: 1. für die statistischen, 2. für die ökonomischen und commerciellen Fragen, 3. für die Schifffahrt, 4. für die technischen Fragen und 5. für die Mittel und Wege der Durchführung. Durch diese Arbeitstheilung und durch die angestrengteste Thätigkeit der Commissionen selbst, für welche die zum Theil schon erschienenen Berichte beredtes Zeugniß ablegen, war es möglich, die Frage in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Entscheidung zu bringen.

Es wurden dem Congreß von den sehr zahlreichen Projecten zur Durchstechung des Isthmus, nach Ausscheidung der unpraktischen und chimärischen, nur sieben zur Discussion und Prüfung vorgelegt.

So wurde z. B. das bereits mehrfach erwähnte Project der Durchstechung des Isthmus von Tehuantepec, dessen Trace eine Länge von 240 Kilometern, das ferner die Anlage von 120 Schleußen und eine Durchfahrtszeit von 12 Tagen erfordern würde, von vornherein ausgeschlossen, um so mehr als auch an beiden Enden dieser Verbindung erst Häfen zu schaffen sein würden.

Von den sieben dem Congreß vorgelegten Projecten sind drei im Meeresniveau jedoch mit Tunnel, vier verlangen Schleußenanlagen und unter diesen machen zwei außerdem noch die Anlage von Tunneln erforderlich. Sechs der projectirten Tracen gehen durch das Territorium der Vereinigten Staaten von Columbien, während die siebente im Gebiete von Nicaragua und Costarica liegt.

In der Richtung von Norden nach Süden behandeln die sieben Projecte folgende Tracen:

durch den Nicaraguasee:

1. Schleußencanal von Greytown nach Port Brito;

durch den Isthmus von Panama:

2. Schleußencanal vom Limongolf nach der Panamabay;
3. Canal im Meeresniveau mit einem Tunnel in derselben Richtung;

durch den Isthmus von San Blas:

4. Canal im Meeresniveau mit einem Tunnel durch die Thäler von San Blas und des Bayano;

durch den Isthmus von Darien:

5. Canal im Meeresniveau mit einem Tunnel von Acanti am atlantischen Ocean nach dem San Miguelgolf;
6. Schleußencanal mit einem Tunnel von der Urababay nach dem San Miguelgolf;
7. Schleußencanal mit einem Tunnel von der Urababay nach der Chiri-Chiri-Bay.

1. Die Nicaragua-Trace hat von jeher in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, als die ihnen am nächsten liegende, das lebhafteste Interesse gefunden. Das vorgelegte Project ist vom amerikanischen Ingenieur Menocal auf Grund der Forschungen Lulls und nach den Ideen des Admirals Ammen bearbeitet. Es scheint im ersten Augenblick viele Vorzüge zu besitzen. Der 8800 Quadratkilometer große Nicaraguasee gibt ein unerschöpfliches Reservoir zur Speisung des Canals ab; ein Strom, der San Juan del Norte, stellt eine natürliche Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem See her; der letztere wird vom stillen Ocean nur durch eine schmale Landenge geschieden. Und doch stellen sich dem Projecte beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg. Um den 39 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Nicaraguasee von der atlantischen Seite her zu gewinnen, sowie für den Abstieg nach dem stillen Ocean, ist die Anlage von 17 Schleußen und eines ca. 40 Meter tiefen Einschnittes in bedeutender Länge nothwendig — Bauten, denen bei der vulkanischen Beschaffenheit des Landes beständig Gefahr droht. Ferner ist die Wegräumung der zahlreichen, die Schifffahrt im hohen Maße behindernden Stromschnellen des San Juan eine sehr schwierige und kostspielige Arbeit; die höchst elenden und ungeeigneten Häfen Greytown und Port Brito erfordern äußerst kostspielige Bauten. Die Gesammtkosten dieses Canals würden 900 Millionen Frcs.

betragen; der 292 Kilometer lange Canal würde in 4—5 Tagen passirt werden können.

Eine interessante Variante dieses Projectes wurde von M. Blanchet vorgelegt. Derselbe will an Stelle der vielen Schleußen eine einzige große Schleuße mit über 30 Meter Fall anwenden.

2. Der Schleußencanal durch den Isthmus von Panama, in der Linie Colon-Chagres-Panama von Menocal und Lull entworfen, macht auf seiner Länge von 73 Kilometern 25 Schleußen ($2^1/_2$ Tage Durchfahrtszeit) erforderlich; seine Kosten sind mit 1000 Millionen Frcs. veranschlagt. Ein von Wyse und Réclus modificirtes Project versucht die Zahl der Schleußen auf 13 und die Kosten auf 700 Millionen Frcs. zu vermindern; trotzdem würde seine Ausführung große Schwierigkeiten in der Erhebung und Beschaffenheit des Bodens, sowie in der Beschaffung des nothwendigen Wasservorraths zum Speisen des Canals finden.

3. Der von Wyse und Réclus vorgelegte Entwurf eines Canals im Meeresniveau durch den Isthmus von Panama folgt mit Benutzung der Thäler des Chagres und des Rio Grande im Allgemeinen der Isthmuseisenbahn von Colon nach Panama. Der Bau eines 7 Kilometer langen Tunnels ist erforderlich; die Gesammtkosten des 73 Kilometer langen Canals würden nach dem Projecte die Höhe von 750 Millionen Frcs. erreichen; die Durchfahrtszeit soll 36 Stunden betragen.

4. Die durch den Isthmus von San Blas von Selfridge vorgeschlagene Canallinie empfiehlt sich zwar zunächst dadurch, daß sie den Isthmus an der absolut schmalsten Stelle des ganzen Continents durchschneidet und demnach nur eine Länge von 53 Kilometern erfordern würde, daß der Bayano, bis auf eine Strecke von 20 Kilometern von seiner Mündung entfernt, schiffbar ist, daß sich in der Mündung desselben ein guter Hafen herstellen ließe und daß die Bay von San Blas durch das gleichnamige Vorgebirge und die vorliegenden Muletasinseln gegen die gefürchteten Nordstürme der trockenen Jahreszeit geschützt, eine vorzügliche Rhede bieten würde. Dahingegen bereitet die Ueberwindung der Höhenverhältnisse der Cordillere von San Blas sehr große Schwierigkeiten: die Wasserscheide liegt hier über 300 Meter hoch. Das Project nimmt zwar von Schleußen Abstand, deren sonst mindestens 30 nothwendig sein würden, verlangt jedoch außer 50 Meter tiefen Einschnitten einen 16 Kilometer langen Tunnel. Die Gesammtkosten betragen 1400 Millionen Frcs.; die Durchfahrtszeit ist auf 24 Stunden berechnet.

5. Auf das nördliche Darien bezieht sich ein von Wyse bearbeitetes Project, welches, vom San Miguelgolf am stillen Ocean ausgehend, den untern Tuira mit dem untern Chucunaque direct verbindet, dann dem Laufe eines Nebenflusses des letztern, dem Tupisa und später dessen Zufluß, dem Tiati folgt und bei Puerto Gandi oder Acanti den atlantischen Ocean erreicht. Der im Meeresniveau projectirte Canal muß die circa 6—700 Meter hohe atlantische Küstencordillere, den Cerro Gandi, vermittelst eines 17 Kilometer langen Tunnels durchschneiden; die Regulirung der Wasserverhältnisse obengenannter Flüsse ist sehr schwierig; an der atlantischen Küste ist erst ein Hafen zu schaffen. Die Kosten dieses Canals würden 1000 Millionen Frcs. betragen.

6. In einem andern auf Darien bezüglichen Project schlägt Wyse eine Verbindung zwischen dem Tuira und dem auf beträchtliche Länge schiffbaren Atrato unter Benutzung eines Nebenflusses des letzteren, des Caquirri, vor; es wird hiermit eine Verbindung zwischen dem San Miguelgolf und der Urababay hergestellt. Dieser Canal ist jedoch in Folge der ungünstigen Terrainverhältnisse nur durch eine Combination von Schleußen und Tunneln ausführbar; außerdem würde die der Versandung ausgesetzte Mündung des Atrato sehr umfangreiche und kostspielige Bauten erfordern. Die Kosten des Canals erreichen nach einem flüchtigen Ueberschlag mindestens die Höhe von 12—1400 Millionen Frcs.

7. Etwas günstiger würde sich die von Selfridge, Lull und Collins vorgeschlagene Anlage eines Canals durch das südliche Darien von der Urababay nach der Chiri-Chiri-Bay gestalten. Dieser Canal würde dem Laufe des Atrato bis zur Mündung seines Nebenflusses Napipi folgen, dann durch das Thal des letzteren hindurchgeführt werden, die 200 Meter hohe Wasserscheide unweit der Küste des stillen Oceans vermittelst eines Tunnels von 4 Kilometer Länge durchschneiden und mit zwei Canalschleußen und einer Fluthschleuße zur Chiri-Chiri-Bay am stillen Ocean fallen. Der 290 Kilometer lange Canal würde an Gesammtkosten 1130 Millionen Frcs. und eine Durchfahrtszeit von drei Tagen erfordern.

III.

Auf Grund der eingehenden Berichte der Specialcommissionen sprach sich der internationale Congreß dahin aus, daß trotz der ungünstigen Terrainverhältnisse Mittelamerikas selbst bei einem größeren Kostenaufwand, wenn irgend ausführbar, die Herstellung eines offenen Canals im Meeresniveau, ähnlich dem Suezcanal, anzustreben sei, da ein solcher den unbedingten Vorzug vor einem Canal im Meeresniveau mit Tunnel, in noch höherem Grade jedoch vor einem Schleußencanal verdiene. Abgesehen von den Schwierigkeiten einerseits, welche sich der Durchfahrt von Seeschiffen durch Tunnel von beträchtlicher Länge entgegenstellen, und andererseits von dem Zeitverlust, welcher beim Durchschleußen der Schiffe entsteht, bedrohen die zerstörenden Kräfte des tropischen Klimas: Regengüsse, Vegetation, Oxydation, Erdbeben — letztere in Nicaragua und Darien besonders häufig — die Anlagen eines Tunnel- und Schleußencanals unausgesetzt, während sie einem einfachen Canaleinschnitt, gleichsam einer Meeresenge, weniger gefahrbringend sind; bei wachsendem Verkehr wäre es sogar möglich, ohne Unterbrechung desselben eine Erweiterung des Canals vorzunehmen.

Diesem Gesichtspunkt entsprechend entschied sich daher auch der Congreß für das von Wyse und Réclus bearbeitete Panamaproject von dem Limongolf nach der Panamabay (das dritte der oben besprochenen Projecte), da auf dieser Linie nach Ansicht der technischen Commission am leichtesten ein Ersatz des projectirten Tunnels durch einen offenen Einschnitt zu ermöglichen sein würde; derselbe müßte alsdann in der für den Tunnel angenommenen Länge eine Tiefe von 85 Metern im Maximum haben.

Wenngleich dieses modificirte Project (ein 73 Kilometer langer offener Canal im Meeresniveau) durch den Beschluß des Congresses als das beste und am meisten zweckentsprechende bezeichnet worden ist, so dürfen wir uns doch nicht die Schwierigkeiten bei einer Ausführung desselben verhehlen.

Der Panamacanal soll in erster Linie die Wasserläufe des Chagres und Rio Grande benutzen; diese bedürfen daher einer sehr sorgfältigen Regulirung resp. stellenweiser Ableitung in Nebencanäle, um den Seecanal nicht den gefährlichen Folgen eines rapiden Steigens dieser Gewässer, welche mitunter in der Regenzeit binnen kürzester Frist eine Höhe von 10 Metern und mehr erreichen, auszusetzen. Freilich kann die eventuelle Abführung einer solchen Wassermasse, sowie auch diejenige von Baumstämmen und andern treibenden Gegenständen, die sonst leicht durch die Bildung von Snags, wie auf dem Mississippi, der Schifffahrt sehr gefährlich werden könnten, durch Benutzung der verschiedenen Fluthverhältnisse auf den beiden Oceanen wesentlich erleichtert werden. Während auf der Rhede von Panama die Höhe der Fluth zwischen 2,95 bis 6,49 Meter variirt, bewegt sie sich bei Colon in dem Limongolf nur zwischen 0,19 bis 0,49 Meter Höhe; hierdurch kann in dem Canal, wenn erforderlich, eine Strömung nach seiner Mündung am stillen Ocean hervorgerufen werden, welche diejenige im Suezcanal zwischen dem rothen Meer und den Bitterseen nicht übertrifft. Die Fluthverhältnisse im stillen Ocean zwingen andererseits auch zur Anlage einer mächtigen Fluthschleuße an der dortigen Canalmündung. Vor dieser Mündung müssen ferner zwei 5 resp. 7 Kilometer lange, an der atlantischen Mündung bei Colon zwei je 1 Kilometer lange Steinmolen bis zur Wassertiefe von 8,50 Meter in das Meer hineingeführt werden, um die Einfahrt in den Canal zu sichern; hierbei sei erwähnt, daß die Mündung des Suezcanals bei Port Saïd von zwei 2500 resp. 1900 Meter

langen Steindämmen begrenzt wird. Außerdem muß zum Schutz gegen die heftigen Nordstürme, denen die Limonbay ausgesetzt ist, bei Colon ein Wellenbrecher angelegt werden. Ferner wird die der Versandung in hohem Grade ausgesetzte atlantische Mündung fortgesetzte, sehr umfangreiche Baggerungsarbeiten erheischen, wodurch die jährlichen Unterhaltungskosten des Canals sich bedeutend steigern würden. Dieselben sollen jedoch nach den Ermittelungen der betreffenden Specialcommission diejenigen, welche für ähnliche Zwecke beim Suezcanal erforderlich sind — sie betragen hier ca. 2 Millionen Frcs. — nicht übersteigen.

Mögen auch immerhin viele der angedeuteten Schwierigkeiten, welche bei einer Ausführung des Panamacanals zu überwinden sein werden, namentlich diejenige der Herstellung des oben angedeuteten mächtigen Einschnittes, jene beim Bau des Suezcanals übersteigen, so müssen wir uns doch andererseits vergegenwärtigen, daß auch bei diesem die Technik sehr schwierige Aufgaben zu lösen hatte. So war z. B. im Menzalah-See die Schüttung von 45 Kilometer langen Canaldämmen mit sehr flachen Böschungen erforderlich. Der Durchstich der Sandschwelle von el Gisr und der Durchbruch der 16 Kilometer langen Felsenschwelle des Serapeums bei Tussum war eine Arbeit, die nur durch besondere, zu diesem Zwecke erst während des Baues erfundene Maschinen überwältigt werden konnte. Was die Erdarbeiten am Canal, welcher auf der Sohle 22 Meter, in Höhe des Wasserspiegels 56 Meter (im Felsen 32 Meter) breit werden soll, betrifft, so beträgt die auszuschachtende Erdmasse 47 Millionen Kubikmeter; beim Suezcanal waren 75 Millionen Kubikmeter zu bewegen.

Während dem Panamacanal, einmal fertiggestellt, keinerlei große Gefahren drohen, da selbst vulkanische Einflüsse in dieser Gegend kaum zu befürchten sind, so erfordert der Suezcanal stetig sorgfältigste Beobachtung und Reparatur. Dem Hafen Port Saïd droht Versandung durch den von westlichen Strömungen herbeigeführten Nilschlamm; der südlich von Ismaïlia gelegene Theil des Canals wird von wandernden Sanddünen bedroht; die Dammschüttungen im Menzalahsee sind durch Unterspülungen gefährdet.

Die Arbeiten am Suezcanal mußten durch eine Wüste hindurchgeführt, für das Heer der Arbeiter Trinkwasser durch einen besonders hierfür angelegten Süßwassercanal vom Nil herbeigeführt werden; beim Bau des Panamacanals kann die schon vorhandene Panama-Eisenbahn in hohem Maße für den Transport der zu bewegenden Massen ausgenutzt werden, zwei Städte und zwei Häfen bilden in Verbindung mit der Bahn die Basis für den Bau und für die Verpflegung der Arbeiter. Mit Benutzung der beim Suezcanal gemachten Erfahrungen wird es daher wohl möglich sein, den Panamacanal in 7—8 Jahren fertig zu stellen.

Die Ausführung des Panamacanals hat der berühmte Erbauer des Suezcanals, F. de Lesseps, in die Hand genommen; die unter seinem Vorsitz entstandene Gesellschaft hat bereits einen Aufruf zu Zeichnungen erlassen. Möge es ihr nicht schwer fallen, die erforderlichen, freilich sehr bedeutenden Kapitalien (die technische Commission hat die Gesammtkosten auf 1070 Millionen Frcs. normirt) zu sichern, um dieses für den Weltverkehr so bedeutungsvolle Unternehmen bald in Angriff nehmen zu können!

Mit Rücksicht auf diesen großen Geldaufwand möchte es wohl zum Schlusse noch von Interesse sein, die Rentabilität des künftigen Canals in Betracht zu ziehen. Bei der Beantwortung dieser Frage diene wiederum der Suezcanal als Anhalt.

Seit der Eröffnung dieses Canals ist die Zahl und der Tonnengehalt der Schiffe, welche ihn benutzt haben, von Jahr zu Jahr gewachsen und sind dem entsprechend auch die Einnahmen stetig gestiegen, wie aus folgenden Angaben zu ersehen ist.

1870 passirten 486 Schiffe mit 654,915 Tonnen, Einnahme bei 10 Frcs. Zoll pro Tonne: 5,159,327 Frcs.

1871 passirten 765 Schiffe mit 1,142,200 Tonnen, Einnahme bei 10 Frcs. Zoll pro Tonne: 8,993,732 Frcs.

1877 passirten 1663 Schiffe mit 3,418,949 Tonnen, Einnahme bei 12½ Frcs. Zoll pro Tonne: 32,774,344 Frcs.

1878 passirten 1593 Schiffe mit 3,291,535 Tonnen, Einnahme bei 12½ Frcs. Zoll pro Tonne: 31,098,229 Frcs.

Hiernach beträgt die Steigerung des Verkehrs z. B. vom Jahre 1871 bis zum Jahre 1877 beinahe 300 %. Den Einnahmen des Jahres 1877 standen Ausgaben in Höhe von 17,244,688 Frcs. gegenüber. Berücksichtigen wir noch die Gesammtkosten des Canalbaues sammt Einrichtung, welche bis Ende 1872 456,862,086 Frcs. betrugen, so sprechen diese Zahlen genügend für den vollständigen Erfolg des Suezcanals, Das für den ganzen Handel sehr traurige Jahr 1878 zeigt freilich auch hier eine Abnahme; ziehen wir jedoch in Betracht, daß während z. B. der englische Handel mit den asiatischen Häfen sich im Jahre 1878 um 16 % gegen das Vorjahr verminderte, die maritime Bewegung durch den Suezcanal dagegen nur eine Verminderung von 3 % zeigte, so können wir in dieser Thatsache gewiß nur ein günstiges Zeichen für die Lebensfähigkeit des Suezcanals erblicken. An dieser Stelle möge noch hervorgehoben werden, daß, trotzdem der Bau des Suezcanals sich durchaus nicht der Sympathie der Engländer erfreute und sie seine Rentabilität bezweifelten, doch England 79 % von allen Schiffen gestellt hat, die den Canal bis jetzt passirten.

Wird nun der interoceanische Canal ähnliche Erfolge aufzuweisen haben? Die statistische Commission des Congresses sucht dieselben in sehr eingehenden Berichten nachzuweisen. Sie geht hierbei von dem augenblicklichen Standpunkt des Handels zwischen den bei der Canalfrage interessirten Staaten aus. Auf Grund sorgfältiger statistischer Ermittelungen wird für das Jahr 1876 der Werth sowohl der auf dem Landwege durch Amerika, als auch der auf dem Seewege von Amerika von einem Ocean zum andern transportirten Waaren auf 1300 Millionen Frcs. angenommen, wozu noch 500 Millionen für den Handelsverkehr zwischen Europa und Asien, insofern er künftig wahrscheinlich den Weg durch den neuen Canal nehmen würde, hinzuzurechnen sind; demnach repräsentirt der jährliche Umsatz einen Werth von 1800 Millionen Frcs. Wenn, den Abschätzungen der Commission folgend, jede Tonne einen Durchschnittswerth von 375 Frcs. besitzt, so entspricht die obige Summe von 1800 Millionen Frcs. einer Tonnenzahl von 4,800,000. In den letzten 15 Jahren betrug nun die jährliche Zunahme des Handelsverkehrs in den in Frage kommenden Gegenden 6 %; es erscheint daher die Annahme gewiß nicht zu hoch, wenn für den Zeitraum von 1876 bis 1887, in welchem Jahre die Eröffnung des Canals möglich sein würde, eine Vermehrung des Umsatzes von 50 % in Ansatz gebracht wird. Demzufolge würde bis zu diesem Zeitpunkt die Tonnenzahl, welche für die Rentabilität des Canals den Ausschlag gibt, über 7 Millionen, gestiegen sein. Danach würde bei einem Passagezoll von 15 Frcs. pro Tonne, wie er seitens des Congresses vorgeschlagen worden ist, der Canal zunächst eine jährliche Einnahme von mindestens 100 Millionen Frcs. erzielen, was selbst in Anbetracht des hohen Anlagekapitals schon für das erste Jahr als sehr günstig zu bezeichnen sein möchte. Mit Hinblick auf die Erfolge des Suezcanals in den wenigen Jahren seines Bestehens läßt sich auch für die fernere Zukunft des Panamacanals jedenfalls nur ein günstiges Prognostikon stellen.

Wie so der interoceanische Canal im Stande sein wird, durch reelle Erfolge allen Forderungen des Sonderinteresse für die geleisteten Dienste von vornherein vollkommen gerecht zu werden, so wird er auch sicherlich der Menschheit im Allgemeinen jene großartigen Dienste leisten, welche bereits in den einleitenden Worten dieses Aufsatzes belenchtet worden sind. Möge die Ausführung dieses dem neunzehnten Jahrhunderte würdigen Unternehmens, welches nicht durch die Regierung eines Landes, im Interesse einer Nation beabsichtigt wird, sondern von den berühmtesten Gelehrten und Ingenieuren Europas und Amerikas mit den Kapitalien aller Handelsnationen der Welt in Angriff genommen werden soll, welches das Gemeingut aller Nationen zu werden bestimmt ist, nicht durch falsch angebrachten Particularismus und falsche Anwendung der Monroe-Doctrin seitens der großen nordamerikanischen Republik verzögert werden! Sie wird ebenso wenig, wie England durch seine Mißgunst den Bau des Suezcanals aufzuhalten vermochte, im Stande sein, der

Stimme der Welt durch ihr Veto Schweigen zu gebieten: das Riesenwerk des interoceanischen Canals ist in jedem Fall nur noch eine Frage der Zeit!

Literatur und Kunst.

Auf dem Inselsberge.

1.

Die getrennt im tiefen Thale
Weit entfernte Wege geh'n,
Nun vereint mit einem Male
Auf des Berges Gipfel steh'n.

Frohen Wiedersehens Feier
Ladet uns zu kurzer Ruh',
Und des Nebels duft'ger Schleier
Deckt uns sanft und freundlich zu.

Glücklich, daß wir uns getroffen,
Heut' gehört uns ganz die Zeit —
Gestern war es noch ein Hoffen,
Morgen ist's Vergangenheit.

2.

Als bei dir zum letzten Male
Ich auf hohem Berge stand,
Habe ich zum tiefen Thale
Keinen Blick hinabgesandt.

Wieder steh' ich auf dem Gipfel,
Ueber mir die Wolke flieht,
Unten durch die grünen Wipfel
Wie ein Hauch der Sehnsucht zieht.

Auf das Thal zu meinen Füßen
Halte ich den Blick gesenkt,
Und mein Herz mit stillem Grüßen
An die ferne Herrin denkt.

Albert Traeger.

Unser Theater.

Eine dramaturgische Plauderei.

Von

Feodor Wehl.

Wer das deutsche Theater der Gegenwart mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wird ohne Zweifel zu der Einsicht gelangen müssen, daß sich im Wesen desselben allmählich eine nicht unbedeutsame Wandlung zu vollziehen begonnen hat. Nach und nach, man möchte versucht sein zu sagen: in sein politisches Schicksal sich findend, d. h. erkennend, daß es auf staatliche Unterstützung nicht zu rechnen, sondern vielmehr darauf gefaßt zu sein hat, auch fernerhin als das Stiefkind und künstlerische Aschenbrödel im Haushalte des deutschen Reiches betrachtet zu werden, als welches es von jeher angesehen worden ist, hat es endlich, wie es den Anschein gewinnt, im eigenen Innern sich zusammengerafft und den schweren, aber lohnenden Weg der Selbsthülfe beschritten.

Aeußerliche Belege dafür sind die deutsche Genossenschaft dramatischer Schriftsteller und Tonsetzer und die Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, zwei Unternehmungen, die, wenn auch noch zutastend und vielfach schwankend, doch mehr und mehr festen Fuß gewinnend, schon darum von unberechenbarer Tragweite gelten können, weil sie den Stand der deutschen dramatischen Schriftsteller wie den der deutschen Schauspieler zum ersten Male als geschlossene Gesellschaften, als staatlich anerkannte Körperschaften erscheinen lassen, die ihre materiellen Interessen und Rechte zu wahren mit gutem Eifer bemüht sind.

Diese Bemühung wird auf die Länge der Zeit nicht ohne allen Nutzen und Erfolg bleiben können. Zunächst gibt sie den Mitgliedern beider Genossenschaften das Gefühl einer gewissen Zusammengehörigkeit und damit ein gewisses Selbstvertrauen. Der deutsche dramatische Schriftsteller, der deutsche Schauspieler treten nicht mehr allein und vereinzelt auf, sondern in geschlossener Reihe und mit gemeinsamer Sache. Noch ist dies Auftreten nicht immer ein durchaus würdiges und taktvolles; bald ist man zu verwegen, bald zu zaghaft; es fehlt nicht an Anregern und Treibern, wohl aber an erfahrenen Leitern und planvollen Führern. Doch diese werden sich im Besorgen und Abwickeln der nothwendigen Geschäfte allmählich heraus schulen und bilden und für die Angelegenheiten der Bühne dadurch eines schönen Tages Männer und Geister an ihre Spitze gebracht finden, die ihnen diejenige Geltung und Förderung reichlich verschaffen werden, auf die sie eine wohlbegründete und unveräußerliche Berechtigung in sich tragen. Schon jetzt zeigen sich die guten Folgen der beiden Genossenschaften überall. Der Schauspieler sieht aus seinem eigenen Stande heraus, d. h. durch seine und seiner Genossen unabläßige Bemühungen, sein Alter leidlich gesichert. Um in den Tagen, in denen er nicht mehr wirken kann, vor Noth und drückender Sorge geschützt zu sein, braucht er nicht mehr ängstlich und in oft demüthigender Weise auf eine Anstellung mit Pensionsberechtigung Jagd zu machen. Die Pension ergibt sich aus seiner Genossenschaft, aus der geschlossenen Zusammengehörigkeit seines Standes. Sein Stand hält und hebt ihn. Dieser Umstand muß ihm ganz nothwendig ein erhöhtes Selbstbewußtsein, ein schönes Gefühl von der Ehre und Würde seines künstlerischen Berufes verleihen. Ist es doch eben dieser künstlerische Beruf selbst, der ihm für die ganze Zeit seines Lebens den nöthigen Unterhalt verschafft.

Nicht viel anders ist es bei dem dramatischen Schriftsteller und Tonsetzer. Beide sehen und gewahren hinter sich eine Einrichtung, die ihre Angelegenheiten mit warmem Eifer und hingebender Treue vertritt. Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten ist mit löblicher Umsicht beflissen, deren Interessen und Rechte wahrzunehmen. Der Dramatiker braucht nur gute und wirksame Stücke zu schaffen und sich sonst um nichts zu kümmern. Die Genossenschaft sorgt für seinen Lohn und daß er nirgends zu kurz komme. Dadurch erhält er Freiheit und einen gewissen Halt in seinem Schaffen. Sein Schaffen ist ein Schaffen, das nicht ins Leere und Blaue hineingeht, sondern das gewisser Ansprüche und Rücksichten sicher ist. Es vollzieht sich unter dem Genusse fester Geschäftsregeln und Gesetze, die seinen weltlichen Nutzen bezwecken.

Es ist noch nicht lange her, daß das geistige Eigenthum wie Strandgut, wie Freibeute behandelt werden durfte. Der dramatische Schriftsteller und Tonsetzer befanden sich in einem beständigen Kampfe um eine Bezahlung ihrer Arbeit. Jeder theatralische Strauchdieb und Buschklepper konnte sie darum betrügen. Ihre Schöpfungen waren so gut wie vogelfrei und fast Niemand machte sich ein Gewissen daraus, sie zu eigenem Vortheil zu verwerthen, ohne die Verfasser daran Antheil nehmen zu lassen.

Diese Zustände haben, Gott sei Dank, ein Ende. Noch hat man zwar der Kunst im deutschen Reiche keine eigene Stellung eingeräumt, aber man hat sie wenigstens, so weit es ging, unter die Gewerbeordnung gebracht. Das Theater und die Schankwirthschaft stehen in einem Ressort. Doch, wie es in Grillparzers „Ahnfrau" heißt:

„Auch für den Räuber dank' ich dir."

Die Gewerbeordnung ist immerhin ein Anfang für die Würdigung der Kunst. Hoffentlich wird eine Zeit kommen, in der ein deutscher Reichstag weniger polnisch verfahren wird und Männer in demselben sitzen und stimmen werden, die, sich aus ihrer Jugendzeit an Schiller'sche Verse und Aussprüche erinnernd, eingedenk sind, daß er, der große Dramatiker, die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet und gehalten wissen wollte.

Die Kunst ist in der That und unbezweifelt die Bildnerin der Sitten, die Erzieherin der Herzen und des Gemüths; die Kunst ist mehr, sie ist ein Surrogat der Religion. Sehr richtig sagt Goethe:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion."

Der Sinn dieser Zeilen liegt auf der Hand, doch haben unsere Staatsmänner ihn entweder nicht gefaßt oder nicht zu benutzen verstanden: sie pflegen die Religion und verwahrlosen die Kunst, obschon die Kirche kaum so viel Seelen zu retten im Stande sein wird, als das Theater verderben kann. Das Theater spielt in großen Städten alle Abende, der Prediger predigt fast nur am Sonntage. Und welche Reize stehen der Bühne zur Verfügung! Man sollte deren Macht und Einfluß nicht außer Acht lassen, nicht außer Acht lassen, daß die Kirche meist von betagten, älteren Leuten besucht wird, das Theater jedoch der Sammelplatz der Jugend und der Geister ist. Die Geister, die Jugend sind vor Allem eindrucksfähig und bildsam, ebenso leicht zum Edlen, Großen, Erhabenen, wie zum Schlechten und Gemeinen hingezogen und gestimmt. Der Schüler, der Student, der Bürger, der Beamte, der Künstler, der Reichstagsabgeordnete, der Soldat, die Jungfrau und die Mutter, sie alle gehen hier in die Schule. Diese Schule ist von weittragender Bedeutung, von viel weittragenderer Bedeutung, als man gewöhnlich sich vorstellt und darum sollte die Regierung sie nicht so sehr aus der Hand lassen, als es seither meist geschehen ist. Nicht als bloße Vergnügungsstätten sollte man sie betrachten und halten, sondern man sollte sich vielmehr bestreben, sie als Herd der feinen Gesittung und Bildung zu erkennen und zu verwenden. Es ist nicht gleich und kann auf die Länge der Zeit nicht gleich sein, was man Abend für Abend in den Theatern zur Darstellung bringt, ob liederliche Possen, französische Entsittlichungsstücke oder edel erheiternde und tief ergreifende Schöpfungen höherer Art.

Je mehr die Religion an Einfluß auf die Menge verliert, um so angelegener sollte man trachten, den des Theaters zu verstärken, damit der schwindende Glaube durch zunehmende Gemüth- und Herzensbildung ersetzt und so der steigenden Rohheit und Entsittlichung einigermaßen ein schützender Damm entgegengestellt werde.

Leider haben die deutschen Politiker bisher darauf noch nicht Bedacht genommen. Sie haben die Bühne meistentheils den Speculanten und dem Zufall überlassen. Wenn sie meinten etwas dafür thun zu müssen, so waren das Polizeierlasse, Censur, und Verbote, Maßregeln, die noch neuerdings wieder in Vorschlag und Anwendung kamen. Es mag bei dieser Gelegenheit der Berliner „National-Zeitung" unvergessen sein, daß sie in einem Leitartikel vom 19. December 1878 dagegen Einspruch erhebend sagte: „Im Gegentheil glauben wir auf Seiten der Bühnenleitungen, der Dichter und Schauspieler die fortgesetzten Versuche eines neuen Aufschwungs wahrzunehmen, denen leider die Gunst des Publicums nicht überall entsprechend entgegenkommt."

Die Berliner „National-Zeitung" hat unserer Meinung nach hiermit eine sehr richtige Wahrnehmung gemacht und mit der Verlautung derselben andeutungsweise den Punkt berührt, von dem wir in unserer Plauderei ausgegangen sind, nämlich von der Behauptung, daß in unserem gegenwärtigen Theaterwesen eine nicht unbedeutsame Wandlung im allmählichen Vollzuge ist.

Ganz im Stillen und aus sich selbst heraus fängt, wie uns bedünken will, die deutsche Bühne sich zu verjüngen und zu verbessern an. In der berüchtigten, jetzt glücklich überwundenen Gründerzeit wurde auch das Theater der Gegenstand einer überspannten, vielfach frevelhaften Unternehmungslust. Die Schauspielhäuser wuchsen wie Pilze aus der Erde, weil man, von den französischen Milliarden trunken gemacht, in jeder nur einigermaßen volkreichen Stadt die großen Siege in einem unaufhörlichen Festesrausche glaubte begehen zu müssen, zu welchem auch luxuriöse Schaustellungen jeder Art geboten erschienen. Wie so oft schon die Sieger die Sitten und Gebräuche der Besiegten angenommen und zu ihrem Verderben in ihre Heimat übertragen haben, so wollte man in Deutschland überall Paris nachahmen und nach dem landläufigen Sprüchworte wie Gott in Frankreich leben.

Zu diesem Leben gehörten vor Allem auch Theater, schöne, prachtvolle, neue Theater und in diese Theater reizvolle, prickelnde und Zugkraft ausübende Stücke, Stücke, wie sie, nach deutscher Anschauung, aber nur die Franzosen zu schreiben im Stande sind. Kein Wunder also, daß mit einem Schlage die deutsch-patriotischen Schauspiele wie die Kleist'sche „Hermannsschlacht", wie Bauernfelds „Deutscher Krieger" oder Immermanns „Hofer", die man zu den Siegesfesten hier und da hervorgesucht, verschwanden und mehr denn je die lustigen oder aufregenden Uebersetzungen aus dem Französischen in Aufnahme kamen. Während die Franzosen Alles, was Deutsch war, verpönten und in Bann thaten, beeiferten wir Deutschen uns, Alles, was Französisch war, in den Himmel zu erheben. Mit Dem wenigstens geschah es, was auf der Bühne erschien. Die deutschen Theaterberichterstatter, vielfach entblößt von allem volksthümlichen Ehrgefühl und wenig vertraut mit der Sache, die ihnen zu behandeln obliegt, schwärmten mehr denn je für die französische Bühnenmache. Frankreich ist diesen Leuten noch immer das Land alles theatralischen Heils. Dort allein gibt es Erfindung, Leidenschaft, Intrigue, feinen Dialog und kurz Alles, was man für ein gutes Theaterstück braucht. In dem bereits erwähnten Aufsatze der Berliner „National-Zeitung" hieß es, denselben Punkt berührend: „Es herrscht ja überhaupt in Deutschland die Meinung: Frankreich besitze in Hinsicht des Theaters ein absolutes Monopol des Geschmacks, der höchsten Kunstausbildung in der, von keiner anderen Literatur auch nur im Entferntesten erreichbaren Vollendung. Obwohl es uns nicht in den Sinn kommen kann, irgend wie an den wohlerworbenen Ruhm des französischen Theaters zu tasten, obwohl wir die glänzenden Vorzüge der transvogesischen Bühnenleistungen, besonders auf dem Felde der leichteren modernen Komödie, von dem Scribe'schen Vaudeville bis hinauf zu den Stücken von Emile Augier nicht verkennen, so sollte man sich doch in Deutschland in dieser Hinsicht nicht einer systematischen Verblendung hingeben, die nur dazu führen würde, in Frankreich Alles als vollkommen und in Deutschland Alles als in Verfall gerathen zu betrachten."

Die „National-Zeitung", dünkt uns, sieht hier etwas kommen, was leider bereits vorhanden ist. Die Vollkommenheit Frankreichs in Hinsicht des Theaters ist eine so gang und gäbe Anschauung bei uns, wie die von dem Verfall derselben Sache in Deutschland. Man braucht nur unsere Blätter zu lesen und unser Publicum zu hören, um sich davon zu überzeugen. Mehr als einem deutschen Bühnenleiter ist es von der heimischen Presse geradezu zum Vorwurf gemacht und als ästhetische Beschränktheit ausgelegt worden, daß er nicht das französische Drama in seinem Repertoire mit besonderer Vorliebe pflege, denn die deutschen Blätter glauben wunder wie hoch sie stehen und wie gebildet sie sich zeigen, wenn sie in Hinsicht auf Literatur und Kunst von jeder vaterländischen Gesinnung Abstand nehmen. Die Kunst hat kein Vaterland, heißt es, und es ist das Merkmal des Barbarenthums, ihr eine Grenze ziehen zu wollen. Nun sind es freilich die Franzosen selbst, die Vorbilder dieser Blätter, die sich bekanntlich für die gebildetste Nation erklären und bei jeder Gelegenheit anführen, daß sie an der Spitze der Civilisation marschiren, welche auch in der Kunst nichts anerkennen, was nicht Französisch ist. Es wird nicht leicht sein, eine französische Zeitung zu finden, die französische Theaterdirectoren an-

greift, weil sie versäumen, Stücke von Lessing, Goethe oder Schiller zu geben. Was fragt ein Pariser Journalist nach diesen deutschen Geistesheroen?

Es ist dies zugestandenermaßen sehr beschränkt, aber nicht weniger beschränkt dünkt uns das kopflose Gejammer deutscher Zeitungsschreiber nach Uebersetzungen französischer Dramen auf unsern deutschen Brettern. Was bringen uns diese Uebersetzungen denn? Zunächst, wie man rühmt, eine ausgezeichnete Mache. Nun ist allerdings diese Mache, wie sich nicht leugnen läßt, eine gute, aber ob sie nicht vielfach, wenn man genau zusieht, als stark auf Kosten der Wahrscheinlichkeit zu Stande gebracht gelten muß, ist eine andere Frage. Man nehme eines der berühmten Lustspiele Scribes, man nehme sein Lustspiel „Ein Glas Wasser" und zergliedere es in seinen wirksamsten Auftritten: man wird es voll von haarsträubenden Unwahrscheinlichkeiten finden. Unwahrscheinlich ist, daß ein Offizier im Vorzimmer der Königin schlafe, unwahrscheinlich ist, daß die Königin ein Ladenmädchen zu ihrer Busenfreundin mache, unwahrscheinlich ist, daß Bolingbroke, der Gegner der Regierung und der Herzogin von Marlborough, im St. James-Palast aus- und eingehe wie zu Hause und gleichsam unter den Augen seiner Feindin die Intriguen anzettele, mit denen er ihren Einfluß bis in den Grund vernichtet — kurz die ganze Handlung der Komödie besteht aus einem Aufbau von lauter Unmöglichkeiten. Einem deutschen Dramatiker würde von deutschen Kritikern so etwas ohne Zweifel strenge gerügt werden. Dem Franzosen sehen sie das nach und an dessen Werk finden sie trotz alledem und alledem die Mache zu rühmen, vielleicht nur deswegen, weil sie mit souveräner Zuversicht über alle Wahrscheinlichkeit hinweggeht, während der gewissenhafte Deutsche sich ängstlich mit ihr abzufinden trachtet und dadurch das Publicum stutzig macht.

Wir selbst sind keineswegs sehr nachtragend und wählerisch, wenn es sich um gesunden Erfolg auf der Bühne handelt, allein um gerecht zu sein scheint es uns doch nöthig, diese Thatsachen festzustellen und hinzuzufügen, daß wir von Eduard Bauernfeld, von Roderich Benedix, F. W. Hackländer, Gustav Freytag, Ernst Wichert, Gustav zu Putlitz, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, neuerdings von Moser und L'Arronge Lustspiele erhalten haben, die in Anlage und Durchführung ihrer Stoffe eine nicht minder große Geschicklichkeit erkennen lassen. Gerne wollen wir zugestehen, daß einige dieser Schriftsteller hier und da gewöhnlich erscheinen und oberflächlich gestalten; allein bei alledem bieten sie uns doch in ihren Arbeiten stets ein mehr oder minder gelungenes Spiegelbild unseres deutschen Lebens, unserer deutschen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, das uns in allen seinen Wandlungen im Innersten unseres Wesens anheimeln und sympathisch berühren kann. Was aber die Mehrzahl der Scribeschen Nachfolger, was die Dramatiker des heutigen Frankreichs in ihren Stücken unserer Bühne darbieten, das ist vielfach entschieden abstoßend und verletzend für uns. In den meisten derselben wird die Ehe geradezu zur lächerlichen Einrichtung und der Gatte zur komischen Figur; gefallene Mädchen und treulose Frauen sind die Heldinnen und ganz zuletzt, im Verfolg der realistischen Richtung, ist man glücklich dahin gelangt, dem Säuferwahnsinn seine künstlerische Verherrlichung auf den Brettern zu verschaffen.

Den Franzosen wird unter solchen Umständen nicht ganz geheuer in ihrer Haut und noch kürzlich hat ihr Minister des öffentlichen Unterrichts, des Cultus und der Künste ein Rundschreiben an die französischen Theaterdirectoren erlassen, worin er vom Herabsinken (abaissement), vom Niedergang (décadence) der dramatischen Kunst spricht und sie auffordert: ihm mittheilen zu wollen, wie es anzufangen sei, „daß die weltbedeutenden Bretter wieder zu den Gewohnheiten der guten Gesellschaft zurückkehren und zu einem feinen und anständigen Vergnügen des Publicums werden können".

Die deutsche Presse im Allgemeinen kümmert dies aber wenig und nach wie vor fordert sie französische Stücke, welcher Forderung nachzukommen es Theaterdirectoren in Deutschland in hinreichender Anzahl gibt. Einige sind so beflissen, daß sie wie französische Provinzdirectoren unausgesetzt nach Paris hinüberblicken und oft genug dorthin Reisen unternehmen, um sich mit Demüthigungen und großen Kosten die neuesten sogenannten Sensations- und Ausstattungsdramen zu verschaffen, welche den entarteten Geschmack der Franzosen kitzeln.

Daß unter dem Drucke solcher Verhältnisse den deutschen Dramatikern das Schaffen und Wirken eine sehr schwierige Aufgabe ist, liegt auf der Hand. Selbst Gutzkow, der schon lange, mit Undank belohnt und mißgestimmt, seine Hand von der Bühne zurückgezogen, ward noch schmerzlich betroffen davon. Als ihm angezeigt wurde, daß man in Stuttgart seinen „Otfried", ein Lieblingsstück des Dichters, nach seiner letzten Einrichtung aufführen wolle, schrieb er wenige Tage vor seinem traurigen Ende dem Verfasser dieser Zeilen: „Die Muse segne Ihr Werk und lasse es ein Beispiel zur Nachfolge auf den andern Frankreich verkauften Bühnen sein!"

Dieser Schmerzensruf sind ohne Zweifel die letzten Worte, welche der sterbende Gutzkow über die deutsche Bühne hingeschleudert hat. Möchten sie eine Mahnung sein und mit dazu helfen, die Wandlung des deutschen Theaters zu vollziehen, die wir wahrzunehmen glauben! Noch ist sie eine leise und unscheinbare, aber eben darum wird sie hoffentlich eine gründliche und stichhaltige sein, denn sie vollzieht sich aus der Tiefe der Sache selbst und in den Kreisen derjenigen Berufsstände, die ihr zunächst und mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte zu dienen beflissen sind.

Dramatische Schriftsteller und Schauspieler haben, wie wir bereits gemeldet, angefangen für ihr materielles Wohl zu sorgen. Sie kommen nach und nach in die Lage, anständigen Verdienst zu erlangen und ihre Zukunft bis zu einem gewissen Grade gegen die Wechselfälle des Lebens sicher zu stellen. Dadurch wird es ihnen möglich, weniger eilfertig und gehetzt, mit mehr Ruhe und Sammlung zu schaffen. L'Arronge und G. v. Moser sind bereits glänzende Beispiele dafür. Beide fingen mit Possen und kleinen Schwänken an, die sich einem niedrigeren Geschmacke zuwandten. Als sie jedoch mit glücklichem Erfolge ihr Wirken gekrönt sahen, schlugen sie einen besseren Ton an und namentlich der Erstere hat mit seinem „Doctor Klaus" nach „Hasemanns Töchtern" und „Mein Leopold" ein Lustspiel von mächtiger Zugkraft und mit Mitteln geschaffen, die man in jeder Beziehung wird loben dürfen. Das ganze Stück ist in hohem Grade lustig und zeigt uns die possenhaften Elemente für die drastische Komödie äußerst geschickt und durchschlagend abgeklärt. Mosers „Stiftungsfest" und „Hypochonder" sind erheiternde Gaben und wenn der Verfasser sich nicht, wie in seinem „Harun al Raschid", auf Seiten der leichtfertigen französischen Komik schlagen, sondern auf größere Vertiefung seiner Stoffe und Gestalten achten will, so wird er noch manches Gute zu leisten im Stande sein. Ernst Wicherts „Ein Schritt vom Wege" darf für eine köstliche Schöpfung der heiteren Muse gelten und ebenso hat Adolf Wilbrandt in „Die Maler" und „Auf den Brettern" Stücke von frischer Laune und gefälliger Erfindung geschaffen. Paul Lindau und Gustav zu Putlitz werden hoffentlich noch nicht ermattet sein und den deutschen Brettern noch manche ersprießliche Spende bieten. Neuerdings hat Michael Klapp in seinem Lustspiele „Rosenkranz und Güldenstern" das Feld der modernen Komik nicht ohne Erfolg betreten.

So sehen wir das deutsche Lustspiel und Schauspiel, wenn wir unbefangen und ehrlich urtheilen wollen, immerhin in gutem und erfreulichem Zuge. Das Trauerspiel freilich steht noch zurück, nicht sowohl, weil es an dichterischen Kräften dafür fehlte, als weil das Publicum keinen rechten Sinn dafür zeigt. Mehr und mehr hat dieses neuerdings sich gewöhnt, im Theater nur noch lachen zu wollen. Die Zumuthung des Ernstes erschreckt es einigermaßen und es gehören große Anstrengungen und bedeutende Kunst dazu, um es hier noch zu fesseln. Zum Glück wird in dieser Richtung der Vorgang der Meininger nicht ohne Nutzen bleiben.

(Schluß folgt.)

Sommerliche Briefe.

Das nationale Drama.

Verehrteste Freundin!

Haben Sie in letzter Zeit nichts vermißt? Besinnen Sie sich! Ich meine nämlich: den deutschen Aeschylos, einen Mann, der wie der alte Grieche, von glühendster Vaterlandsliebe erfüllt, in einem gewaltigen dramatischen Gedichte mit „furchtbarer Anmuth" die Kämpfe seines Volkes zur Errettung der Selbstständigkeit und Freiheit verewigt.

Wie haben wir ihn gesucht, diesen deutschen Nationaldramatiker! Haben die Regierungen dem Theater nicht die Fesseln abgestreift, unter denen es zur Zeit Lessings, Goethes und Schillers verkümmerte, und im Einklange mit den Forderungen des Zeitgeistes dieselben Freiheiten wie den Schankwirthschaften eingeräumt, auf daß der Dramatiker der Zukunft, der uns ein nationales Schauspiel geben würde, nicht etwa in seinen Bewegungen gehemmt werden könnte? Hat nicht die Kritik bei jeder Gelegenheit ihre mächtige Stimme mahnend erhoben und unsre strebsamen jungen Dramatiker ihres Nichts durchbohrendes Gefühl empfinden lassen? Hat sie ihnen nicht ganz genau die Wege gewiesen, auf denen das große Ziel zu erreichen und ein wahrhaft vaterländisches Drama herzustellen wäre? Sind nicht von den Bühnenvorständen selbst verlockende Preise — an die hundert Mark, und bisweilen sogar darüber — für das beste patriotische und nationale Stück geboten worden? Sind nicht eigens Vereine ins Leben gerufen!, die den dramatischen Messias gebären sollten? Und alles das ist vergeblich gewesen.

Nun während all dieser geräuschvollen Erleichterungen und Aufmunterungen, die nichts gefruchtet haben, hat sich ein Talent in der Stille gebildet.

Der Verfasser einer dramatischen Trilogie „Otto der Große" und „Adelheid von Burgund", die, wie ich aus den beigefügten Recensionen ersehe, nicht unbeachtet geblieben ist und in vielen Blättern sogar eine freundliche Würdigung gefunden hat, ein Schriftsteller, dessen Vielseitigkeit schon durch ein andres seiner Werke bekundet wird: „Führer durch das Saal- und Schwarzathal", — Heinrich Lucius ist sein Name, — hat unter dem Titel: „Kaiser Wilhelm der Siegreiche" oder „Ems, Sedan und Paris", ein Festspiel in 5 Aufzügen geschrieben*), das, wie ich meine, allen billigen Anforderungen an ein nationales Drama genügen dürfte. Der Stoff ist eminent vaterländisch, eine starke patriotische Gesinnung durchwürzt das Ganze, die Handlung ist, wie man sich denken kann, mannichfaltig und bewegt, und die Sprache zeigt oft eine seltene Energie.

Man wird dem Dichter nicht vorwerfen können, daß er die Aufmerksamkeit des Publicums wegen unerheblicher Dinge in Anspruch genommen oder gleichgültige und unbedeutende Persönlichkeiten uns vorgeführt habe. Es ist nirgends von Liebeständelei die Rede, und es handelt sich nicht um Rentiers, Börsenmänner, Künstler und Referendare, mit denen unsre Dramatiker gewöhnlichen Schlages zu operiren nicht müde werden. Heinrich Lucius hat — man kann dies ohne Uebertreibung sagen — die interessantesten und bedeutendsten Ereignisse und Männer unsrer Zeit auf die Bühne gebracht.

Die Ereignisse werden schon durch den zweiten Titel: „Ems, Sedan und Paris" verrathen und was die Persönlichkeiten anbetrifft, so brauche ich blos den Zettel abzuschreiben. Da erscheinen: Wilhelm, König von Preußen, nachmals deutscher Kaiser, der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, König Ludwig von Bayern, die Grafen Bismarck, Moltke, Roon und Lehndorf, Kaiser Napoleon mit Familie, Olivier, Grammont, Thiers, Gambetta, Jules Favre, Reille und Ducrot, Frau Ducrot, Victor Hugo, Benedetti, Wimpffen ꝛc. Dazu kommt noch der Chorus, der zu Beginn eines jeden Aufzuges auftritt, die durch die dramatische Oekonomie gebotenen Lücken der Handlung ausfüllt, recapitulirt, commentirt und inmitten der Leidenschaften, die hüben und drüben wogen und das unbefangene Urtheil des Zuschauers verwirren könnten, die Stimme der reinen Vernunft vernehmen läßt. Ich deutete Ihnen ja schon an, daß sich unser Dichter an den Griechen gebildet habe.

Nachdem ich nun solchergestalt das Drama von Heinrich Lucius im Allgemeinen charakterisirt habe, erübrigt mir nur noch, Ihnen die Handlung zu erzählen. Getreu dem Princip, das ich bei Besprechung ähnlicher Werke stets befolge, werde ich mich nicht bei jedem Anlaß mit kritischen Glossen vordrängen, sondern mich vielmehr auf eine einfache Wiedergabe beschränken und den Dichter so viel wie möglich selbst reden lassen. Ich geize nicht nach den kritischen Ehren, ich lasse es mir bei der bescheidneren, aber nicht minder lohnenden Aufgabe genügen, der objective Vermittler zwischen dem Dichter und dem Leser zu sein.

Heinrich Lucius führt uns zunächst auf die Brunnenpromenade von Ems, wo sich König Wilhelm ergeht, dem Benedetti folgt. Benedetti spricht von der spanischen Thronwerbung; König Wilhelm jedoch will davon nichts hören:

> Laßt die alte Leyer!
> Die Ohrenfolter.

Benedetti wird immer zudringlicher und verlangt im Namen seines Kaisers, daß der König eine schriftliche Erklärung abgeben solle. Darauf entgegnet König Wilhelm:

> Ihr und Ew. Kaiser kommen selbst mir jetzt
> Sehr spanisch vor!

Aber Benedetti läßt nicht nach, bis endlich sich der König ungeduldig wendet und zu seinem Begleiter sagt:

> ... Sagt diesem Herrn, daß ich ihm nichts mehr
> Zu sagen habe!
>
> Graf Lehndorf.
>
> Mein Königlicher Herr
> Läßt huldvollst Eurer Excellenz mittheilen,
> Daß Hochderselbe Mehreres Euch nicht
> Zu sagen habe!

Diese zarte Andeutung wird denn von Benedetti auch richtig verstanden und er freut sich, daß es nun einen frischen fröhlichen Krieg geben wird. König Wilhelm bleibt allein und hält einen Monolog, der also anfängt:

> Der gall'sche Hahn fängt wieder an zu krähen, ...
> Ihm schwillt der Kamm ...
> ... Mißgünstig schielend
> Nach Deutschlands endlich schwer errung'ner Einheit,
> An der er jetzt den Schnabel wetzen möchte!

Der König geht und die Badegäste treten vor. Sie sind sehr entrüstet über die Frechheit des Franzosen. Einer derselben sagt:

„Der Benedetti hätte gefuchtelt werden müssen, als gält' es, ein Beefsteak aus ihm zu machen."

Darauf stimmen sie ein patriotisches Lied an und die Scene verwandelt sich. Wir befinden uns in den Tuilerien und wohnen einem häuslichen Auftritte zwischen Eugenie und Napoleon bei. Eugenie ist sehr ironisch. Sie fragt:

> Nun, werther Herr Gemahl, was haben endlich
> Die edlen Hirne Frankreichs ausgebrütet?
> War's eine Gans?

Napoleon entgegnet, daß der Krieg beschlossen sei. Eugenie jubelt; dem Kaiser aber kommen doch einige leise Bedenken:

> Napoleon.
>
> Wenn der Erfolg nur uns're Wünsche krönte!
>
> Eugenie.
>
> Den Muth'gen sucht das Glück, den Feigen flieht es!

*) Leipzig 1879, Verlag von E. Lucius.

Napoleon.
Dies mag der Fall wohl sein bei Liebesrittern,
Wenn sie um eine Schöne buhl'n und werben.

Eugenie.
Dies hast Du einmal auch an Dir erfahren!

Napoleon.
Laß uns davon jetzt schweigen!

Ihre Majestät die Kaiserin ist über die wenig mannhafte Haltung des besorgten Gemahls sehr aufgebracht. Sie geruht ihn zu nennen: „Furchtsamer Hase! Elender Feigling!" und als er ihr den Rücken gewandt, fügt sie die wenig schmeichelhaften Worte hinzu:

Er wird jetzt alt, gebrechlich; damals als
Er noch ein Abenteurer, ein Landstreicher,
Bald flüchtig, bald gefangen, und sein Leben
Nur in der Gnade seiner Richter lag,
War er ein Andrer!

Dann aber erheitert sich ihre Stirn bei dem Gedanken an den künftigen Einzug in Berlin:

Ich sehe mich an meines Gatten Seite
Durchs Brandenburger Thor den Einzug halten.

Damit schließt er den ersten Act.

Bei Beginn des zweiten Actes wohnen wir der bekannten Feuertaufe des Prinzen Ludwig bei Saarbrücken bei. Der Dichter hat sich da eine kleine poetische Freiheit gestattet. Er läßt den Bürgermeister von Saarbrücken auftreten und dem Kaiser die Schlüssel überreichen. Schließlich ruft Napoleon seinem Adjutanten zu:

Sofort telegraphirt mir nach Paris:
„Saarbrück sei Unser! glänzenden Sieg erfochten.
Der Feind geschlagen, flüchtig. Lulu hat
In mörd'rischem Gefecht die Feuertauf' empfangen;
Bewundernswerth in seinem kalten Blute,
Hob er die Kugel spielend auf, die vor
Ihm niederfiel, daß selbst graubärt'ge Krieger
In Thränen schwammen."

Und nun jubelt der Kaiser, daß er jetzt durch Deutschlands offne Pforten einziehen werde

Und in den weichen Armen deutscher Frauen
Soll selbst Fortuna neidisch auf uns schauen.

Das erscheint nach dem, was uns die jedenfalls competente Eugenie über die Gebrechlichkeit verrathen hat, als pure Renommisterei.

Wieviel solider geht's im deutschen Lager zu, in das uns der Dichter jetzt geleitet! Da erzählt uns Friedrich Karl über den vortrefflichen Geist, der die Truppen beseelt und er führt als Beweis an:

Ich habe Schlafende belauscht, wie sie
Von nichts als mörderischen Schlachten träumen.
Der Eine schrie: nimm diesen Gnadenstoß,
Und wenn Du ausgeröchelt, fahr' zur Hölle!
Ein Andrer brüllte: nimm dies auf Dein Großmaul!
Wobei sie ihres Thuns entsprechende
Geberde machten.

Zwischen dem zweiten und dritten Acte liegt ein breiter Raum, der durch den Chorus ausgefüllt wird. Wir befinden uns jetzt in einem Zimmer in Sedan und belauschen ein wenig tröstliches Zwiegespräch zwischen Wimpffen und Napoleon. Wimpffen ist nicht großmüthig. Seinem Kaiser im Unglück ruft er zu:

Jetzt ist's an Euch, bei Dem um Gnade betteln,
Dem Ihr den Handschuh an den Kopf geschleudert;
Jetzt sinnt auf eine passende Entschuld'gung
Und kriecht schwanzwedelnd vor der preußischen Hoheit.

Napoleon empfindet das recht bitter und er ermannt sich zu dem energischen Ausrufe:

Rennt mir den Degen in die Eingeweide,
Daß sie vorquellend Hunde mästen mögen,
Eh' ich vor meinem Feind das Knie muß beugen!

Gleichzeitig harren König Wilhelm und die Seinigen auf den Höhen vor Sedan des kaiserlichen Beschlusses. Der Kaiser hat schließlich ein Einsehen gehabt und beugt ohne jeglichen Verlust von Eingeweiden vor dem Feinde das Knie. Kaiser Napoleon wird abgeführt, die Deutschen trinken Champagner und singen ein Siegeslied, worauf der Vorhang fällt.

Der furchtbare Eindruck, den die Katastrophe von Sedan in Paris hervorgerufen hat, wird uns im Anfang des vierten Actes vergegenwärtigt. Die Kaiserin ist außer sich. Olivier räth ihr zur Flucht, da ruft sie in der vollen Hoheit ihrer Würde aus:

Ihr seid nicht Männer! Memmen, feige Memmen!
Bringt mir den Thron und setzt mir auf die Krone!

Aber die Autorität der Majestät ist schon so erschüttert, daß man dem eigenthümlichen Befehle, „den Thron zu bringen", nicht Folge leistet. Noch einmal erhebt sich Eugenie in ihrer ganzen Größe und sagt:

Ich kann doch nicht wie ein gemeines Weib
Hinaus aus meinem Schloß mich werfen lassen, —

worauf Grammont aber unerbittlich versetzt:

Dies wird man aber, geht Ihr nicht freiwillig!

Eugenie erinnert sich nun des bekannten Ausspruches: „Mehr als rausgeschmissen kann man ja nicht werden", und geht ab, um nicht wieder zu erscheinen.

Dieser leidenschaftlichen Scene folgt die nüchterne und ruhige Auseinandersetzung. Bismarck und Jules Favre haben in einem Zelte vor Paris eine Unterredung. Favre sagt:

Doch Straßburg, Metz, Elsaß und Lotharingen —
Wo denkt Ihr hin? Bei Gott, es ist zu viel!

Bismarck, den unser Dichter ganz in jenem Sinne auffaßt, in welchem die Franzosen „le terrible chancelier" darstellen, hält mit unbeugsamer Starrheit seine Forderung aufrecht und findet, daß es nicht zu viel ist. Favre versucht alle Mittel der Ueberredung:

Schont meine grauen Haare! Oder soll
Ich diese noch ausraufen?

Darauf verzichtet Bismarck. Er verlangt einfach Elsaß und Lothringen mit Metz und Straßburg. Da ruft Jules Favre schließlich aus:

Eh' möcht' ich Schnee und Eis in Flammen setzen,
Eh' ich dies kalte, harte Herz erweiche,

und geht ab.

Darauf erstattet er sofort dem Pariser Volke Bericht über die Unterredung.

. . . Ach ich habe
Gebeten und gefleht, doch nein, gebettelt,
Und eines Hundes Winseln überboten,
Umsonst! umsonst! Hätt' ich nicht graues Haar schon,
Jetzt wär' es grau geworden!

Als er nun endlich mittheilt, was Bismarck verlangt, da ruft einer der heldenmüthigen Franzosen aus:

„Ich hätte dem Bismarck die Zunge aus dem Halse gerissen und ihn in seine Märker Sandwüste geschleudert!"

Aber Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen, und ein scenischer Vermerk läßt uns eine neue Katastrophe ahnen: „Man hört das jetzt beginnende Bombardement von Paris."

Nun kommen noch Gambetta, Victor Hugo und halten große Reden, die leider an der Sache nichts ändern.

Inmitten all der Gräuel des Krieges, die uns hier vorgeführt werden, inmitten dieser wüsten Ausbrüche der entfesselten Leidenschaft hat der Dichter, der die Wirksamkeit der Contraste ganz genau kennt, ein einfaches rührendes Idyll verlegt: Ducrot nimmt Abschied von seiner Gattin. Es will mir zwar so scheinen, als ob ich etwas Aehnliches irgendwo schon mal gelesen hätte, aber wie dem auch sei, es ist sehr schön. Ducrots Gattin beginnt Seite 72:

Will Ducrot sich ewig von mir wenden,
Wenn der Fritz mit den unnahbar'n Händen
Der Germania schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig Deinen Kleinen lehren
Mitrailleusen gegen Feinde kehren,
Wenn das tück'sche Blei Dein Herz durchdringt?

Ducrot.

Theures Weib, gebiete Deinen Thränen! 2c.

Darauf entgegnet Ducrots Gattin:

Ducrots großer Heldenstamm verdirbt 2c.

Aber der Held läßt sich ebenso wenig wie Bismarck oder Hector erweichen. Mit den Worten:

Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Weine nicht, Geliebte! laß das Trauern!
Ueber'm Grab blüht unf're Liebe neu!

wendet er sich von ihr.

Gleichzeitig wohnen wir den ergreifenden Abschiedsscenen andrer Gattinnen von ihren Mobilgardisten bei. Die eine sagt:

Leb' wohl! leb' wohl! ach Gott, daß es so sein muß,
Geh' unter diese schrecklichen Barbaren!
Wirst Du mir wiederkehren? — fürchterlicher
Gedanke!

Hier hat sich Heinrich Lucius doch die Freiheit genommen, ein schon vorhandenes poetisches Product zu benutzen. Diesmal bin ich meiner Sache sicher. Die Schlußworte:

Wirst Du mir wiederkehren? — fürchterlicher
Gedanke!

erinnern ziemlich stark an den berühmten Nachruf in den „Mottenburgern" von Kalisch:

(Nach der Melodie: Ach, du lieber Augustin!)

Gestern um halb sieben
Starb meine gute Tante,
Jeder der sie kannte
Hatte sie lieb!
Die Beerdigung findet statt
Morgen um halb zehn,
O, schrecklicher Gedanke —
Es gibt ein Wiedersehn.

In Paris geht es nun drunter und drüber. Victor Hugo hält wieder eine große Rede und beginnt sie mit der echt Hugoschen Uebertreibung:

Der Augenblick ist eine große Stund'
Für alle Völker.

Auch Thiers und Gambetta sprechen sich gründlich aus; aber stärker als diese Worte wirken die Thatsachen auf uns. Geschlagen, in wilder Flucht kehren die Mobilgardisten heim und werden mit Hohn und Spott von den Bürgern empfangen. Ich rühmte schon die Energie in der Sprache des Dichters. Hier ein neuer Beweis. Ein Bürger ruft die Flüchtlinge an:

Ihr schuft'gen Memmen, schäbiges Gesindel!
Lauft, flöht die Hund' und Katzen! Hütet Gänse!

Und schließlich muß also Paris capituliren. In der letzten Scene wohnen wir der Weihung des deutschen Kaisers in Versailles bei. Der Dichter hat sich hier die Kühnheit gestattet, den König Ludwig von Bayern an der Feierlichkeit theilnehmen zu lassen. König Ludwig bietet dem glorreichen Sieger im Namen der deutschen Fürsten die Kaiserkrone, alle rufen: Hoch!, und hier ist wieder ein scenischer Vermerk: „Sämmtliche Anwesende reichen dem Kaiser beglückwünschend die Hände." Der Chorus beschließt weihevoll das Festspiel.

Das ist die Handlung und ich habe diesem Berichte nichts weiter hinzuzufügen als die freundlichsten Grüße

Ihres
ergebenen
Paul Lindau.

Die Vegetarianer und ihre Lehre.

Am 1. Juli tagte in Eisenach der deutsche Verein für naturgemäße Lebensweise, dessen Mitglieder kurzweg als Vegetarianer bezeichnet werden. Die Versammlung war nicht allzu zahlreich besucht, die Anwesenden, aus den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes, aber alle waren lauter eifrige Bekenner ihrer Lehre und traten voll und entschieden für dieselbe ein. Heiterkeit und Frohsinn herrschten in ihrer Mitte und einige recht blühend aussehende Gesichter sprachen dafür, daß das allgemeine Wohlbefinden, dessen sich die Mitglieder rühmten, in der That auch vorhanden sei. Alle lieferten den freilich längst erbrachten Beweis, daß der Mensch sehr wohl ohne Fleischnahrung existiren könne und einige Sätze ihrer sonst wunderlichen und an Widersprüchen reichen Lehre würden, wenn sie auch in den weitesten Kreisen befolgt würden, gewiß einen wohlthätigen Einfluß üben. Ihre Lebensregeln bergen ein Körnchen Wahrheit neben einer großen Menge von Einseitigkeiten, die so gegen unsere Natur und Beanlagung sind, daß der Vegetarianismus wohl kaum Aussicht auf eine allgemeinere Verbreitung hat.

Und worin besteht nach den Vegetarianern die Kunst des vernünftigen Lebens, welche eine praktisch geübte, dreifache Diätetik des Körper-, Seelen- und Geisteslebens sein, und welche zur Gesundheit und hohem Alter, zu großer Leistungsfähigkeit und zur Herrschaft des gesunden Geistes im gesunden Körper führen soll?

Zunächst tödten sie grundsätzlich kein Thier zum Zweck des Verzehrens und meiden den Genuß von Allem, was von getödteten Thieren herrührt. Diese Verachtung unserer werthvollsten Nahrungsmittel suchen sie durch die einfache Behauptung zu begründen, daß unsere Organisation derjenigen der fruchtfressenden Thiere, den Frugivoren, am nächsten stehe, und daß demnach das Fruchtesserthum unsere naturgemäße Lebensweise sei. Kaum ein Argument der Vegetarianer steht auf schwächeren Füßen, als dieses erste. An sich ist es immer gewagt, in dieser Weise von nahestehenden Organismen auf andere zu schließen, deren ganzes Dasein so himmelweit von einander verschieden ist, wie das eines fruchtfressenden Thieres und eines Menschen unserer jetzigen Culturperiode, der durch eine viel tausendjährige Entwicklung, unter dem steten Einfluß der Vererbung und Anpassung füglich so sehr von irgend einem Glied seines Stammbaums abweicht, daß eine derartige Schlußfolgerung geradezu als unzulässig erscheint, und zweitens nähert sich unsere Organisation entschieden mehr den Alles fressenden Thieren, den Omnivoren, als den reinen Fruchtfressern. Unsere Zahnbildung, die Construction unserer Verdauungsorgane, die chemische Zusammensetzung der Verdauungssäfte u. dgl. weichen von denjenigen der letzteren sehr bedeutend ab, jedenfalls mehr als von denen der zuerst genannten. Nach unserem ganzen Bau und unserer Beanlagung sind wir auf die gemischte Kost hingewiesen, und zwar vielleicht etwas mehr auf pflanzliche Nahrungsmittel, als auf solche thierischer Abstammung, und wie es extrem ist, die Fleischnahrung allzu sehr zu betonen und zur ausschließlichen machen zu wollen, so ist es erst recht ungerechtfertigt, das Fleisch ganz

wegzulassen. Fleisch macht Fleisch und der Körper derjenigen Jägerstämme, die nur davon leben, ist sehniger und muskelkräftiger als derjenige der Reis- und Kartoffelesser. Auch ist es eine ganz feststehende Thatsache, daß Fleischspeisen zu den leichtverdaulichsten und aufnehmbarsten gehören, und die Gesundheit und Leistungsfähigkeit unserer ärmeren Volksklassen würden sicher günstigere sein, wenn es möglich wäre, daß jeder Familie allsonntäglich ein Huhn im Topfe brodelte. Warum die Mitglieder des Vereins für naturgemäße Lebensweise schließlich das getödtete Thier verschmähen, während sie Eier und Milch, und Alles was vom lebenden Thiere kommt, anstandslos genießen, ist erst recht nicht einzusehen. Eier und Milch sind Producte des Thieres, von seinem Körper erzeugt und aus denselben Bestandtheilen wie jener bestehend. Wer das Ei essen darf, warum darf der nicht das Geschöpf essen, welches im Ei ruht? warum ist ihm das Hähnchen verboten, welches dem Ei entschlüpft, und warum verschmäht er das Fleisch des Huhns, aus welchem doch schließlich das Ei ebenfalls besteht? Wir tödten kein Leben; ist denn das Kochen des Eies möglich, ohne das Leben des jungen, darin ruhenden Thieres zu vernichten, schlummert nicht in jedem Samen der fertig ausgebildete Embryo, dem es nur an Wärme und Feuchtigkeit fehlt, um zu weiterem Leben sich zu entfalten? Und schließlich tödten die Vegetarianer ganz ruhig alle Thiere, sobald sie irgendwie lästig werden; sie vergießen das Blut des Wildes, sowie dasjenige der nicht mehr leistungs- und arbeitsfähigen Hausthiere, sie essen es aber nicht, und die Ueberzeugungstreuen werden lieber massenhaft die werthvollsten und angenehmsten Nahrungsmittel, welche jene Thiere liefern, zu Grunde gehen lassen, ehe sie ihr Vorurtheil aufgeben. Worauf sich letzteres sonst noch stützt ist nicht genau zu erkennen; denn Aussprüche als: wir wollen durch Fleischessen nicht zu Tigern werden, sondern durch Fruchtessen zu friedlichen Menschen u. s. w. sind doch zu harmlos, um ernstlich genommen werden zu können, und nur aus gewissen unklaren Gefühlsregungen auf den Genuß eines saftigen Stück gebratenen Fleisches zu verzichten, ist eine Zumuthung, die sich sicher nur wenige Menschen machen lassen. Ebenso wenig wird man durch die Gefahren, welche der Genuß von Fleisch bringen kann, sich vernünftiger Weise nicht abhalten lassen, dasselbe zur Ernährung zu verwenden. Die meisten lassen sich durch eine geeignete Behandlungsweise in der Küche beseitigen, rohes Fleisch braucht man nicht zu genießen, und durch gehöriges Kochen oder Braten werden die Finnen, aus denen dann die Bandwürmer entstehen, und die Trichinen sicher zerstört; auch stehen die Gefahren, die der Genuß von rohem Fleisch bringen kann, oftmals in keinem Verhältniß zu dem Nutzen, der dadurch erzielt wird. Unter gewöhnlichen normalen Verhältnissen liegt aber gar kein Grund vor, animalische Bestandtheile in roher Form zu genießen, und wenn man eine Gefahr, auch wenn sie noch so unbedeutend ist, umgehen kann, so sollte man dies vernünftiger Weise auch thun.

Nahezu scherzhaft sind die sogenannten wissenschaftlichen Zeugnisse, welche zu Gunsten der vegetarianischen Lebensweise angeführt werden. Es sind zumeist Citate aus Vorträgen oder Schriften bekannter Männer, die, aus dem Zusammenhang herausgerissen, sicher ganz anders interpretirt werden, als es in der Absicht der Autoren lag. So wird zunächst die Fleischbrühe und das Fleischextract abgeurtheilt als Substanzen, die gar keinen Nährwerth besäßen. Nach der landläufigen Auffassung ist dieses wenigstens bezüglich des Fleischextractes nicht unrichtig, Thatsache aber ist es auch, daß das letztere reich an Stickstoff ist, und nichts berechtigt endlich zu der Annahme, daß dieser auch in der Form, wie er darin enthalten ist, nicht zur Neubildung von Körpersubstanz verwendbar sei. Den mindestens indirecten, sehr hohen Nutzen einer Tasse guter Fleischbrühe oder aufgelösten Fleischextractes in Abrede zu stellen, ist von Sachverständigen überhaupt noch nicht versucht worden. Weiter liest man: „der Dämon der Verwesung spukt überall wo Fleisch ist", oder „die Dyspepsie hängt mit der Küche zusammen und ist eine Folge der Magenüberfüllung mit massenhafter Fleischkost", oder „die Gewohnheit des Thierfleischessens vermindert unsern natürlichen Abscheu vor dem Kannibalismus" (v. Humboldt), oder „eine ausschließliche animalische Nahrung kommt mindestens in cultivirten Ländern niemals vor, außer bei Säuglingen, denen sie geradezu angemessen ist. Dagegen ist eine übermäßige Fleischnahrung häufig die Ursache mannichfacher Beschwerden" (Wunderlich, Lehrbuch der Pathologie und Therapie). Doch genug! diese wenigen Beispiele zeigen sattsam, auf wie schwachen Füßen die sogenannten wissenschaftlichen Zeugnisse stehen und beweisen, wie sehr es den Herren an stichhaltigen Argumenten zur Begründung ihrer Lehre fehlt.

Die übrigen Glaubenslehren der Vereinsgenossen bergen schon eher vernunftgemäße Ansichten: Unser täglich Brod ist süß und besteht aus Körnerfrüchten, die wir schroten und backen, und aus Hirse, Reis, Erbsen, Bohnen, Linsen u. s. w., die wir kochen. Als Zukost dient Obst in allen Formen und Gemüse, als Würze der Speisen finden Schwämme vielfach Verwendung. Daß die Vegetarianer sehr großen Werth auf Brod legen ist nur anzuerkennen; sie genießen vorwiegend Schwarzbrod und die Güte der einzelnen Brodsorten wurde in Eisenach lebhaft discutirt. Mit dem süßen Brod im Gegensatz zu dem sauren mag es sein Bewenden haben, ein Grund letzteres zu verschmähen liegt nicht vor. Die Bemühungen aber, ein möglichst kleienfreies und dabei doch schwarzes nährstoffreiches Brod zu erhalten, sollten auch in weiteren Kreisen getheilt werden, denn wir haben alle Ursache, auf eine gute und ausreichende Ernährung unseres Volkes hin zu arbeiten.

Weiter wird als Dogma aufgestellt: die Vermeidung stark reizender Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, Muskat, Nelken, Knoblauch, Senf, von Spirituosen, wie Bier, Wein, Branntwein, und von Kaffee und Thee. Auch hier liegt das Wahre in der goldenen Mitte; daß die genannten Gewürze und Getränke keine Nahrungsmittel im eigentlichen Sinne des Wortes sind, und zur Neubildung und Ersetzung von verbrauchter Körpersubstanz direct nicht dienen, ist bekannt, ebenso aber auch, daß sie als Reiz- und Anregungsmittel einen sehr hohen Werth haben. Sie befördern die Absonderung der Verdauungssäfte, erhöhen die Schmackhaftigkeit der Speisen und befördern nicht unwesentlich deren Verdaulichkeit. Traurige, arme Menschen sind jene, bei denen das Extract des spanischen Pfeffers eine große Rolle spielt, die sich täglich durch den Genuß großer Quantitäten der stärksten Gewürze reizen und genußfähig machen müssen, um dann schließlich des Nachts durch Chloral und Morphium ihr aufgeregtes Nervensystem zu beruhigen und einen unerquicklichen Schlaf in dieser Weise erzwingen. Vorsicht und Mäßigkeit bei dem Gebrauch jener Geschenke der Tropen ist geboten; dieselben ganz zu verschmähen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Und die weingeisthaltigen Getränke, Wein, Bier, Branntwein? Zunächst könnte man fragen, warum die Vegetarianer diese Genußmittel, die doch ausschließlich pflanzlicher Abstammung sind, so vollständig verschmähen, und sie sagen uns darauf: weil sie gegohren sind und wir nichts genießen, was eine Gährung durchgemacht hat. Sie essen aber saure Milch, wahrscheinlich auch Sauerkohl und ähnliche Gemüse, und verlassen hier das Princip, denn die Milch und das Kraut erleiden bei dem Sauerwerden eine Gährung, und so gut wie sie saure Milch nicht verschmähen, würden sie auch Kumiß, das bekannte aus Milch bereitete, alkoholhaltige Getränk genießen dürfen. Sie verschmähen aber alle berauschenden Flüssigkeiten, und wenn auch nur ein Bruchtheil dieser Entsagung auf die große Masse unseres Volkes übergehen wollte, gewiß würde dadurch nur Segen gestiftet. Leider, kann man sagen, gilt es immer noch bei Vielen unserer Nation für eine Ehre, viel Bier u. dgl. vertragen zu können, und was darin geleistet wird, ist zu traurig und zu bekannt, um darauf zurück zu kommen. Ein vollständiges Verschmähen jener Genußmittel, von deren Werth dasselbe gilt, wie von den Gewürzen, hieße doch weit über das Ziel hinausschießen. Den Meisten ist das Leben ein harter Kampf, ein Kampf um das Dasein, voller Entbehrung und Entsagung. Die liebliche Kehrseite der schweren Pflicht ist der Genuß, und die Mittel dazu sind fröhlich und unverzagt als

ein Geschenk der guten Götter hin zu nehmen. Auch ist es gewiß mindestens unschädlich, wenn unser Körper nicht immer in demselben gleichmäßigen Tempo arbeitet, sondern ab und zu, ähnlich einer Maschine mit höherem Dampfdruck, etwas rascher und lebhafter functionirt, wenn sonst nur Sorge dafür getragen wird, daß das rascher Verbrauchte in gehöriger Weise wieder ersetzt wird. Heitere Stunden an der Tafel und bei dem Glas sind immerhin Lichtblicke in mancher armseligen Menschenexistenz, und wenn bei dem Festmahl, welches die Vegetarianer, das Couvert zu 2 Mark 50 Pf., in Eisenach hielten (Kräutersuppe, verschiedenartige, gut zubereitete Gemüse, Omelette, Torte u. s. w.), statt des Wassers oder der Himbeerlimonade in den Weingläsern ein kühler Rheinwein gefunkelt hätte, vielleicht hätten die Gläser doch heller und freudiger geklungen, als auf das Wohl der Schönen getrunken wurde.

Gewiß ist es nicht immer leicht die Grenze zu finden, wo der mäßige, verständige Gebrauch der vielfach verlästerten Genußmittel, die, wie Funcke sagt, als Seelenschmiere gelten können, aufhört und der Mißbrauch derselben beginnt, und Tausende sind dem Spiritus- und dem Tabaksteufel zum Opfer gefallen. Wer dem Uebermaß verfällt, stürzt sich dem Laster in die Arme und bringt sich um den Genuß. Ein oder zwei Havannacigarren zur rechten Zeit gewähren dem verständigen Raucher einen großen Genuß, wer für dieselben sechs andere verbraucht, läuft Gefahr sich zu schädigen und vom wirklichen Genuß kann dabei keine Rede sein.

Den Mitgliedern des Vereins für naturgemäße Lebensweise gebührt nur Anerkennung, wenn sie Maßhalten in allen Dingen auf ihre Fahne schreiben, wenn sie auf Reinheit des Körpers halten, und reiner Luft und dem himmlischen Sonnenlicht laute Loblieder singen, aber wir anderen sündigen Menschen thun dies auch und können es oftmals vielleicht noch mehr thun, ohne dabei der Einseitigkeit zu verfallen und zu verschmähen, was uns Mutter Natur geboten hat und worauf wir zur Erhaltung unseres Daseins angewiesen sind. A. Hosaeus.

Notizen.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern
von Heinrich Düntzer.*)

Das vor kurzem erschienene 77. und 78. Heft mit den Erläuterungen dieses äußerst gewissenhaften und gründlichen Gelehrten zu Uhlands Balladen und Romanzen entrollt ein den Rahmen gewöhnlicher Commentare glücklich erweiterndes Bild von jener schwäbischen Dichterschule, deren Mittelpunkt Uhland war. Vergleicht man die Düntzer'schen Erläuterungen mit vielen der unter gleichen oder auch unter sehr stolzen Namen gehenden Erklärungen und Berichtigungen jüngerer Gelehrten, so tritt sofort ein großer Unterschied hervor, dessen Grund viel tiefer liegt, als nur in der individuellen oder zufälligen Anschauung zweier Menschen. Während Düntzer, als Vertreter der entschwindenden Zeit, mit wahrhaft jugendlicher Rührigkeit, sich selbst zur Freude und Vielen zum Nutzen, dem Dichter in die Werkstatt seines Schaffens nachgeht und ihn da belauscht, schlägt die neuere Untersuchung meistens ganz andere Pfade ein. Intuition tritt an Stelle des forschenden Eifers; geistreiche Hypothese an die der trocknen aber unumstößlichen Wahrheit; altkluge Rechthaberei nur zu oft an die von Jugendlichkeit des Gemüthes, die auch das scheinbar Unbedeutendste zur Bedeutung erhebt.

„War es immer, wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen;
Nur das Alter ist jung, ach und die Jugend ist alt!"

klagt freilich schon Schiller in seinem Xenion „Jetzige Generation", und so ist vielleicht der Glaube an größere, geistige Jugendlichkeit uns Alten an Jahren zum Trost ein ewiger und allgemeiner.

Aber die neue Schule der Erklärungen ꝛc. hat doch eine sehr ernste Seite: sie verwirrt in nicht wieder gut zu machender Weise die Begriffe der Lernenden, die „auf des Meisters Worte schwören", wenn dieser Meister zumal der berühmte Professor einer berühmten Universität ist. Virchow hat ganz Recht, wenn er gewisse Lehren und Hypothesen der Naturwissenschaften der Jugend nicht mittheilen lassen will. Solche gehören, und von jedem Feld des Wissens, in das Gebiet der gelehrten Controverse, nicht in Lehrbücher, Schulsäle oder populär-wissenschaftlich geschriebene Artikel für allgemein verbreitete Zeitschriften. Wir Lehrenden haben viel Mühe, und oft vergebliche, die absolute Annahme geistreich literarischer Aperçüs gelehrter Herren den jungen Köpfen zu wehren, die das Neue, Barocke ebenso lieben, wie grelle Farben und rauschende Musik.

Düntzers Erläuterungen verfolgen den alten, einzig richtigen Weg; sie beweisen, wie bei einem Rechenexempel, dies oder jenes müsse so sein, da die damit angestellte Gegenprobe stimmt, und gewähren denkenden Köpfen die Freude, sich das „Warum" der jedesmaligen Erklärung selbst beantworten zu können. Sie gehen von dem Leben des Dichters und dessen Beziehungen zu seiner Zeit aus; führen uns die Quellen seiner Werke vor, und gestatten so einen Blick über die Grenze des ursprünglich zu erforschenden Revieres. Lehrer und Schüler, Forscher und Literaturfreunde lernen von dem treuen Führer auf jeder Seite Neues, oder doch Altes in neuer Beleuchtung.

In dem vorliegenden Doppelheft mit den Erläuterungen von Uhlands Balladen und Romanzen hat der Dichter durch die Analyse seiner Werke wesentlich gewonnen; an die Stelle mancher geschraubten, überspannten Deutung, die die wahrhafte Schönheit der Uhland'schen Poesie übersah, indem sie oft ziemlich unpoetischen Einbildungen nachhing, ist hier eine natürliche Erklärung getreten, welche uns die Dichtung in ihrer einfach schönen Vollendung zeigt. Dies ist gerade bei den bekanntesten Balladen der Fall, wie bei dem „Glück von Edenhall", „Sängers Fluch", „Bertrand de Born" und dem Romanzenkranze „Sängerliebe". In der Einbildung erscheint das Leben und Dichten Uhlands in einem, die Entwicklung und Bedeutung des Sängers voll wiederspiegelnden Bilde.

Allen Lehrenden und Lernenden seien die kleinen Bücher wiederholt und dringlich empfohlen. L. Sch.

*) Leipzig, Eduard Wartig.

Offene Briefe und Antworten.

Verehrte Redaction!

Ich höre, daß sich in den letzten Nummern der „Gegenwart" — sie sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen — Berthold Auerbach und Johannes Nordmann über die Priorität des Titels „Unterwegs" streiten. Ich habe schon 1866 ein Büchlein Skizzen unter dem Titel „Unterwegs" publicirt.

Bestens grüßend Ihr ergebenster
Bregenz, 27. Juli 1879. Alfred Meißner.

Bibliographie.

Bern, Maxim., auf schwankem Grunde. Novelle. 2. Aufl. 16. (211 S.) Stuttgart, Göschen. geb. m. Goldschn. 4. —.

Keller, Gfr., der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausg. in 4 Bdn. 2. Bd. 8. (IV, 287 S.) Stuttgart, Göschen. à 5. —.

Falke, Jak. v., Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte d. class. Alterthums. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. 5.—7. Hft. Fol. (S. 49—76 m. eingedr. Holzschn. u. Holzschntaf.) Stuttgart, Spemann. baar à 1. 50.

Palleske, Emil, Schillers Leben und Werke. 10., neu verb. Aufl. 2 Bde. 8. (XVI, 548 u. XIX, 615 S.) Stuttgart, Krabbe. 5. —; geb. 6. 75.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, hrsg. v. Proff. DDr. G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg ꝛc. 1. Abth. 2. Lfg. gr. 8. Breslau, Trewendt. à 3. —.
Inhalt: Handwörterbuch der Zoologie u. Anthropologie, hrsg. v. Prof. Dr. Gust. Jäger unter Mitwirkg. v. Wilh. Hartmann, F. v. Hellwald, Dr. Ernst Hofmann ꝛc. Mit (eingedr.) Holzschn. 1. Lfg. (1. Bd. VI u. S. 1—44.)

Inserate.

Soeben erschien:

Aus Ungarn.

Literatur- und culturgeschichtliche Studien.

Von

Adolf Dux.

Brosch. *M.* 6, eleg. geb. *M.* 7.

Verlag von **Hermann Foltz** in **Leipzig.**

Novität von Oscar Blumenthal!

Im Verlag von **Georg Frobeen & Co.** in **Bern** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zum Dessert.

Geplauder von Oscar Blumenthal.

Sehr eleg. geh. Preis 3 *M.*

Ein liebenswürdiges heiteres Buch, das der Verf. der Allerhand Ungezogenheiten in frohgelaunten Stunden geschrieben hat und das auf jeder Seite seinen sprudelnden Witz, seinen funkelnden Esprit zeigt. Für Sommerfahrten und Badereisen sowie — beim Dessert ist das Buch ein kurzweiliger Gesellschafter.

Im Verlage von **P. Eckerlein** in **Leipzig,** Weststraße 37, erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatswirthschaftliche Abhandlungen

herausgegeben von

Dr. R. J. Seyfferth.

Jährlich erscheint eine Serie von 10 Heften zum Preise von 1 *M.* per Heft; jedes Heft wird auch einzeln abgegeben. Bis jetzt erschienen: Heft 1 und 2; Heft 3 befindet sich unter der Presse.

Die drei ersten Hefte enthalten unter anderen folgende Artikel: Unser Programm. — Zur Eisenbahnfrage. — Die Gewinnbetheiligung der Arbeiter. — Colonisation und Auswanderung. — Steuern und Zölle. — Der moderne Verfassungsstaat als Rechtsstaat. — Internationale Arbeitergesetzgebung — und zahlreiche Besprechungen neuer Werke.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten Aufsätze über: Arbeiterversicherung. — Innungsfrage. — Arbeiterschutz auf dem Lande. — Tabaksteuer und Monopol u. s. w.

Die „Staatswirthschaftlichen Abhandlungen" werden allen denen warm empfohlen, welche sich für eine Reform der sozialen Verhältnisse interessiren.

In **J. U. Kern's** Verlag (Max Müller) in **Breslau** ist erschienen:

Farben-Tafel

zur methodischen Erziehung des Farbensinnes.

Nebst 72 Farbenkärtchen und einem erläuternden Texte.

Von

Dr. Hugo Magnus,

Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau.

Preis 6 *M.*

Wegen der kostspieligen Herstellung kann diese Farbentafel nicht in der gewöhnlichen buchhändlerischen Weise zur Ansicht versandt, sondern nur auf ausdrückliche feste Bestellung geliefert werden; auf Wunsch versendet die Verlagsbuchhandlung einen ausführlichen Prospekt gratis und franko. Siehe den Artikel von Kalischer in der „Gegenwart" Nr. 32.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Mittel- und Norddeutschland.** 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Berlin, Potsdam und Umgebungen.** 1878. 1 *M.* 50 *Pf.* — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Oberitalien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 20. Aufl. 1879. 5 *M.* — **Schweiz.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 1875. 15 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Georg Frobeen & Co.** in **Bern.**

Neu! Soeben erschienen!

Das Buch

vom bewussten und unbewussten

Herrn Meyer.

Humoristisches Supplement zu Hartmann's Philosophie des Unbewussten.

Von **M. Reymond.**

= Mit 95 Illustrationen. Preis 3 *M.* =

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Kgl. Rhein.-Westfäl. Technische Hochschule zu Aachen.

Beginn d. Winter-Semesters Anfang **October,** d. Sommer-Semesters nach **Ostern.**

Programm von der **Direction.**

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Komödien

von

Rudolph Genée.

Erstes Bändchen:

Durch! — Stephy Girard. — Ehestands-Exerzitien. — Truffaldino (nach Goldoni). — Das heiße Eisen (nach Hans Sachs).

8. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Nachdem die beiden bekannten und beliebten Lustspiele „Durch!" und „Ehestands-Exerzitien" längst auf den Bühnen und Liebhabertheatern eingebürgert sind und in der Einzelausgabe wiederholte Auflagen erlebt haben, treten dieselben in dem vorliegenden Bande — „Ehestands-Exerzitien" in etwas veränderter Form — von Neuem an die Oeffentlichkeit. Von den drei anderen Stücken, welche dieser Band außerdem enthält, haben zwei, „Das heiße Eisen" und „Stephy Girard", den Weg über zahlreiche Bühnen genommen und das letztgenannte hat sich auf dem Repertoire des Berliner Königlichen Schauspielhauses dauernd zu behaupten gewußt. „Truffaldino" nach Goldoni erscheint hier zum ersten Male in einer für die deutsche Bühne passenden Bearbeitung.

Den Freunden der dramatischen Muse, den Bühnen und Liebhabertheatern seien die Komödien Genées warm empfohlen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XV. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 34. Berlin, den 23. August 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Einiges über die Ziele des Schulunterrichtes. Ein öffentlicher Vortrag. Von J. Bergmann. — **Literatur und Kunst:** Widmung. Von Hans Hopfen. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. I. — Die Familie Cairoli. Von Gustav Dannehl. — Unser Theater. Eine dramaturgische Plauderei. Von Feodor Wehl. (Schluß.) — Die Physiognomie des Mondes. Von Asterios. Besprochen von Franz Einsiedel. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Madame Favart. Komische Operette in 3 Acten von Chivot und Duru. Musik von Jakob Offenbach. — Bibliographie. — Inserate.

Einiges über die Ziele des Schulunterrichtes.*)

Von J. Bergmann.

Wir beginnen im Allgemeinen an pädagogischen Fragen einen Antheil erst dann zu nehmen, wenn dieselben eine praktische Bedeutung für uns erhalten, — der junge Lehrer, wenn er die Erfahrung macht, daß es mit dem Unterrichte und der Disciplin nicht so von selbst geht, wie er sich gedacht hat, oder wenn Zweifel an dem unbedingten Werthe der Methoden, die er vorgefunden, ihn neue Wege zu versuchen antreiben, — der Vater, die Mutter, wenn ihr Vertrauen zu den Leistungen der Schulanstalten zu wanken beginnt und bedenklichere Untugenden der Kinder den gewohnten Ermahnungen und Strafen nicht weichen wollen, — der Staatsmann, wenn er unter den Ursachen der Gefahren des Staatslebens, die er bekämpft, verkehrte oder einseitige Erziehungstendenzen zu bemerken glaubt. Während die Wissenschaft der Pädagogik insofern nicht mit Unrecht im Rufe der Langweiligkeit steht, als nicht leicht selbst wissenschaftlich beanlagte Köpfe so geartet sind, daß sie ein rein theoretisches, ein so zu sagen unpersönliches Interesse an ihren Verhandlungen zu nehmen im Stande wären, vermag dieselbe durch jene ihr angehörigen Fragen, welche die Noth des Lebens auf die Tagesordnung gesetzt hat, eine mächtige Anziehungskraft auszuüben.

Ich erinnere daran, wie einst Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation die Gemüther entflammte durch die Entwickelung einer pädagogischen Idee. Das brennende Verlangen, sein Volk sich aus der Erniedrigung der Napoleonischen Knechtschaft erheben zu sehen, bewog ihn, den Plan einer neuen Volkserziehung öffentlich darzulegen, und dasselbe Verlangen war es, welches diesen pädagogischen Reden das Herz ihrer Zuhörer öffnete.

Solche Noth ist es nicht, welche unsere Zeit Hülfe bei der Pädagogik zu suchen antreiben könnte. Geeint und frei und mächtig steht das deutsche Reich da, das damals so tief erniedrigte jetzt höher als je. Und doch haben auch die letzten Tage tausendfache Klagen von tiefster Erniedrigung, von Schmach und Schande vernommen. Und wieder wird auf die Erziehung hingewiesen als die wichtigste der Mächte, die einen Aufschwung des Volkslebens herbeizuführen vermögen.

Freilich ist die pädagogische Tendenz, welche sich gegenwärtig am meisten bemerkbar macht, von derjenigen, in die Fichte seine Hoffnung setzte, gar sehr verschieden. Fichte äußerte einmal in Bezug auf seinen Vater, der — ein Leineweber — der wissenschaftlichen Bildung ermangelte: gern würde er all sein erlerntes Wissen und seine durch eigenes Denken gewonnene philosophische Einsicht hingeben für dessen fromme und redliche Herzenseinfalt. Und dieselbe Denkungsart läßt sich auch in seinen Reden an die deutsche Nation erkennen. Heute dagegen scheint der ideale Werth des Menschen vorzugsweise in die Intelligenz gesetzt zu werden. Man entwickele, so wird gerathen, den Verstand des niederen Volkes und fülle ihn mit Kenntnissen, so werde es vorbei sein mit der Herrschaft der Pfaffen und die agitatorischen Künste der Demagogen werden ihre Wirkung versagen. Es wird erwartet: wenn erst alle Menschen über ihre wahren Interessen aufgeklärt seien, so werde Friede und Eintracht herrschen und ein Zeitalter des allgemeinen Glückes werde anbrechen. Dummheit und Unwissenheit seien die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechtes, diese gelte es zu bekämpfen, und der Hauptantheil in diesem Kampfe falle der Jugenderziehung zu.

Es darf uns nicht von vornherein gegen diese Betonung der intellectuellen Bildung mißtrauisch stimmen, daß die Führer einer der staatsgefährlichen Parteien, die wohldenkende Männer unter dem Einflusse der wachsenden Intelligenz verschwinden zu sehen hoffen, darin einstimmen. Die Ehrlichen unter unseren Socialdemokraten sind im Allgemeinen davon überzeugt, daß der Sieg der Wissenschaft der Sieg *ihrer* Theorien sein und die Realisirung *ihrer* Pläne bringen werde. Die Herren Most und Hasselmann sind erfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, auf dem Boden der modernen Wissenschaft zu stehen, und es ist gewiß keine Heuchelei, wenn sie für ihre öffentlichen Vorträge und ihre Zeitschriften auch den Zweck, wissenschaftliche Bildung in die Arbeiterkreise hineinzutragen, in Anspruch nehmen. Aber dies darf uns, wie gesagt, nicht einnehmen gegen die Forderung, daß die Erziehung sich die Pflege des Wissens in intensiverer und extensiverer Weise als bisher angelegen sein lasse. Denn wir werden die Lehren, welche wirklich und nicht blos scheinbar und durch ihren Mißbrauch die destructive Richtung zu befördern geeignet sind, nicht als wahre Wissenschaft anerkennen. Nur eine Mahnung zur Vorsicht dürfen wir der Begeisterung der Most und Genossen für ihre sogenannte moderne Wissenschaft entnehmen, die Mahnung, daß die neuen Aufgaben, welche der Lernkraft unserer Jugend gestellt werden sollen, nichts mit derselben zu thun haben. Nicht überflüssig ist diese Mahnung, denn auch unter den Freunden der bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung fehlt es nicht an solchen, welche eine Wissenschaft preisen, die wenigstens in ihren Grundzügen mit jener vor kurzem in den Berliner Volksversammlungen verkündeten identisch ist. Es ist wahrhaft erschreckend zu sehen, mit welcher Keckheit dieselbe

*) Ein öffentlicher Vortrag, gehalten zu Marburg.

in den angesehensten politischen und literarischen Zeitschriften, in Gedichten und Romanen berühmter Autoren, in theoretischen Publicationen populärer und nicht populärer Art auftritt und im Namen der Vernunft zu reden sich anmaßt. Und auch das Verlangen, dieser Wissenschaft die Schule zu erobern, hat bereits wiederholt Ausdruck gefunden.

Die Materie, so lautet der uralte aber auch schon vor Jahrtausenden widerlegte Grundsatz jener modernen Wissenschaft, genügt sich selbst zum Dasein; sie bedarf keines Schöpfers und keines Erhalters; sie ist das Absolute, sie ist Alles. Durch die Mechanik ihrer Theile hat sie nach ewigen ihr innewohnenden Gesetzen die Fülle der Naturformen bis zum beseelten Thiere und weiter bis zum Vernunft entwickelnden Menschengehirne hinauf hervorgebracht. Das Dasein Gottes, die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele, diese drei Gedanken, von welchen Kant lehrte, daß sie das höchste Interesse der Vernunft ausmachen, sind Truggebilde, Erzeugnisse des Zeitalters der Unwissenheit, dessen Untergang nunmehr durch die Lehre Darwins besiegelt ist. So haben, wie die moderne Wissenschaft Mosts, auch der neue Glaube David Strauß' und die neue von Häckel empirisch begründete Philosophie aus jenem Grundsatze gefolgert. Die Consequenzen für die Auffassung des sittlichen Lebens liegen auf der Hand, obwohl nur Wenige den Muth haben, sie zu ziehen. Einer dieser wenigen Kühnen, Friedrich von Hellwald, ein viel gelesener populärer Schriftsteller, bietet sie dem Volke mit folgenden Worten dar: „Aufgabe der Wissenschaft ist es, alle Ideale zu zerstören und zu zeigen, daß Gottesglauben und Religion Trug, daß Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrecht Lüge sind, und gleichzeitig die Nothwendigkeit der Ideale, des Gottesglaubens, der Religion, Sittlichkeit ꝛc., kurz all dieser Irrthümer für die Culturentwickelung zu behaupten. Die Wissenschaft beweist jedoch mit gleicher Kraft die Nothwendigkeit aller jener Erscheinungen, welche gewöhnlich als Culturhemmnisse betrachtet werden, z. B. der Sklaverei, Knechtschaft, Despotie, Tyrannei, des Geistesjoches der Kirche u. s. w. Denn die einen wie die anderen sind Erfindungen des Menschen zum Zwecke der Selbsterhaltung, nämlich Waffen im Kampf ums Dasein." (Culturgesch. in ihrer natürl. Entw. bis zur Gegenwart, 1874.)

Die Wissenschaft, welche sich solche Aufgaben stellt, wird uns gewiß nicht von den Gefahren, welche der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung drohen, befreien. Herr Most bekundet hier den klareren Blick, wenn er in ihr vielmehr eine Bundesgenossin gegen jene Ordnung sieht. Zwar hat kürzlich Professor Oscar Schmidt auf der Naturforscher-Versammlung in Kassel nachzuweisen unternommen, daß die Socialdemokratie sich fälschlich auf den Darwinismus berufe; und der eigentliche Darwinismus, der Darwinismus als naturwissenschaftliche Hypothese, bedroht, wenn er sich nicht über die Grenzen der Naturwissenschaft und der Erfahrungswissenschaft überhaupt hinwegsetzt, gewiß kein ideales Gut, aber der Materialismus oder, wie er sich gegenwärtig zu nennen vorzieht, der Monismus, der sich der Lehre Darwins zu seinen Zwecken bemächtigt hat und der auch Oscar Schmidt zu seinen Anhängern zählt, ist der Boden, auf dem die Socialdemokratie gedeiht und ärgere Gesinnungen und Thaten, als sie wenigstens der Socialdemokratie als solcher vorgeworfen werden können. Wer es begriffen und zu seiner Ueberzeugung gemacht hat, daß das geistige Leben nichts Anderes als eine Erscheinung in dem allgemeinen Kampfe sei, den die Organismen, diese ohne Plan und Zweck zusammengerathenen Haufen von Atomen, ums Dasein führen, vor welchem Verbrechen kann der vernünftigerweise zurückschrecken, wenn ihm dasselbe seine Lage zu verbessern verspricht? Muß ihm nicht, wenn er consequent zu denken vermag, jede Abweichung vom Wege der rücksichtslosesten Selbstsucht für Schwäche und Thorheit gelten? Gewiß gibt es unter denen, die auf dem Boden jener Weltansicht stehen, treffliche Menschen, Menschen, in deren Herzen das göttliche Licht noch fortleuchtet, nachdem es in ihrem Kopfe erloschen ist. Aber wer wäre kurzsichtig genug und den Belehrungen der Geschichte wie der täglichen Erfahrung unzugänglich genug, um zu glauben, daß allgemein eine verwerfliche Auffassung von Welt und Leben ohne verderblichen Einfluß auf das Wollen und Handeln bleibe, — daß es auch nur bei denen sich so verhalte, an welche, da sie im Schoße des Glückes sitzen, keine ernsten Versuchungen zu gröberen Verirrungen herantreten, und welche unter der Einwirkung der guten Sitte stehen, die in ihrem Gesellschaftskreise geachtet und geübt wird? Mindestens würden diejenigen, welche von einer Erhöhung der Ziele des Unterrichtes eine Heilung der Schäden unserer Zeit erwarten, sich selbst widersprechen, wenn sie die Gefahr der Verbreitung einer unsittlichen Wissenschaft gering achten wollten.

So werden wir denn — ich wiederhole es — in dem Umstande, daß auch Vertreter destructiver Tendenzen die größere Verbreitung und die Steigerung der wissenschaftlichen Bildung auf ihre Fahne schreiben, kein Argument gegen jene Freunde eines continuirlichen Fortschrittes erblicken dürfen, welche die Hauptaufgabe der Erziehung in die Ausbildung des Verstandes setzen. Vielmehr werden wir im Hinblicke auf diesen Umstand der Forderung größerer Leistungen von der intellectuellen Erziehung unsere Zustimmung geben müssen, wenn wir auch den Vorrang, welcher für den Verstand vor dem Gemüthe und dem Willen in Anspruch genommen wird, nicht sollten anerkennen können. Die Unterrichtsziele der Schule müssen höher gesteckt werden, damit unsere Jugend sich der alles Edle und Heilige untergrabenden Scheinwissenschaft zu erwehren im Stande sei, — damit sie wisse, wo im Kampfe der sogenannten modernen Weltanschauung gegen die sogenannte alte, welche aber in Wahrheit beide in dem einem Sinne alt, in dem andern modern sind, das Recht steht und in welchem Ausgange das Heil der Menschheit liegt.

Bevor ich diesen allgemeinen Wunsch durch einige Betrachtungen näher zu bestimmen suche, muß ich einer Thatsache gedenken, an der alle Pläne, welche der Schule neue Zumuthungen stellen, scheinen scheitern zu müssen. Es ist die Thatsache, daß unsere Kinder, wenigstens soweit sie höhere Schulen besuchen, bereits überbürdet sind. Wenn ich vorhin von pädagogischen Fragen sprach, welche die Noth des Lebens auf die Tagesordnung setzt, so steht gegenwärtig die, wie die Last des Lernens unseren Kindern erleichtert werden könne, gewiß nicht hinter derjenigen zurück, welche ich soeben hervorhob, und wenn diese vielleicht den Politiker und Philosophen näher berührt, so ist jene zu einer wahren Herzensangelegenheit der Eltern geworden. Wahrlich, die Noth des Lebens hat sie auf die Tagesordnung gestellt. Denn ist es nicht ein wahrer Nothstand, unter dem wir uns befinden, wenn unsere Kinder vom frühen Morgen oft bis in die Nacht hinein an dem Joche der Schule tragen, wenn sie ihre Gesundheit und ihre geistige Frische und Elasticität einbüßen unter dem Drucke von Arbeiten, welche zum Theil, wie namentlich das übermäßig geforderte mechanische Memoriren, ihnen unmöglich ein Interesse abgewinnen können? Das fröhliche Treiben der Knaben in Feld und Wald gehört beinahe schon zu den poetischen Bildern aus vergangener Zeit, etwa wie der Hausvater, der mit der Postille im Kreise der Familie und der Dienstboten sitzt, oder die Hausfrau, welche die Schränke mit selbstgefertigtem Leinen füllt. In jener guten alten Zeit machte die Schule freilich den Jungen in anderer Weise das Leben sauer genug. Was uns die Geschichte der Pädagogik von der Anwendung der Prügel und anderer körperlicher Mißhandlungen, nicht blos zur Aufrechterhaltung der Disciplin und zur Anspornung des Fleißes, sondern auch zur Schärfung des Verstandes und des Gedächtnisses berichtet, ist barbarisch. Aber ich weiß nicht, ob nicht — ich will sagen in hundert Jahren — eine Geschichte der Pädagogik geschrieben werden wird, welche die geistigen Mißhandlungen der Jugend im neunzehnten Jahrhundert für ärger und vielleicht auch noch für nutzloser erklärt als jene körperlichen. Die Herren Lehrer wollen zwar in der Mehrzahl die Ueberbürdung nicht zugeben, oder doch nicht ein so hohes Maß derselben, aber bei allem Respecte vor ihrer pädagogischen Erfahrung, halte ich doch dieses zu beurtheilen die Eltern für competenter. Mancherlei Umstände, über die sich viel

sagen ließe, was aber nicht hierher gehören würde, beeinträchtigen den Lehrern das objective Urtheil über das Maß der berechtigten Zumuthungen an ihre Schüler.

Es muß auch anerkannt werden, daß es sich bei dieser Frage keineswegs blos um ein Interesse der Eltern handelt. Nur scheinbar steht das Interesse der Eltern, welche eine Entlastung ihrer Kinder fordern, dem Interesse der Gesellschaft und des Staates entgegen. Müssen auf der einen Seite auch die Eltern sich dem Wunsche anschließen, daß die Schule ihren Kindern ein Maß von Kenntnissen übermittele, welches sie zu nützlichen und tüchtigen Gliedern des Gemeinwesens macht, so muß auf der anderen Seite diesen nicht minder daran liegen, daß die heranwachsende Generation nicht die Kraft des Körpers, die Schärfe der Sinne, die Elasticität des Geistes in den Schulstuben zurücklasse. Auch diejenigen, welche die intellectuelle Bildung als die Hauptangelegenheit der Erziehung betrachten, werden dieselbe doch nicht mit einer beträchtlichen Einbuße an jenen Gütern der Natur, die, einmal verloren, sich nicht wieder erwerben lassen, erkaufen wollen. Wohl ist auch dieses zu bedenken, ob nicht die Zerrüttung des Nervensystems und die Ueberreizung des Gehirns durch übermäßiges Lernen in höherem Grade die Gefahr entsetzlicher Verirrungen in sich birgt, als die Unwissenheit und die Vernachlässigung der Denkkraft. Vielleicht hätte ein höheres Maß von Unterricht Hödel vor dem Verbrechen bewahrt, vielleicht aber auch ein geringeres Nobiling.

Wenn ich gleichwohl in die Forderung einstimme, daß die Ziele des Schulunterrichtes höher gesteckt werden, so kann ich das nur in der Ueberzeugung, daß ein großer Theil der Arbeit, mit welchem die Schule gegenwärtig ringt, für die wahren Zwecke des Unterrichtes verfehlt ist und daß die neue Belastung durch eine größere Entlastung aufgewogen werden kann.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Anforderungen, welche gegenwärtig an die Arbeitskraft der Schüler gestellt werden, scheint mir aus der Anwendung falscher Mittel zur Erreichung der einmal gesteckten Ziele zu entspringen. In einer Abhandlung über Anlagen und Erziehung (Deutsche Rundschau I, S. 405, 406) hat Lasker die Ansicht ausgesprochen: der gesammte Umfang der Kenntnisse, wie ihn das Gymnasium oder die Realschule sich vorsetze und auf neun Jahre vertheile, ließe sich bei mäßigen Anlagen und mit nicht größerer Mühe, als dem Schüler dort zugemuthet werde, im dritten Theile der Zeit erwerben, und insbesondere bleibe der Unterricht in der Mathematik in so geringfügigen Anfängen stecken, daß Alles, was das Gymnasium hierin während eines siebenjährigen Unterrichts biete, einem nicht unbegabten Menschen in wenigen Wochen gründlich gelehrt werden könne. Zwar scheint mir dieses Urtheil zu kühn zu sein, als daß ich darauf pädagogische Pläne zu bauen wagen möchte; so viel aber fürchte auch ich mich nicht zu vertreten, daß dasselbe Maß von Können und Wissen, welches die Gymnasien und Realschulen von ihren Abiturienten fordern, bei einer vollkommneren Methode auch ohne Nachmittagsunterricht und mit einer durchschnittlich etwa anderthalbstündigen täglichen Hausarbeit erreicht werden könnte.

Ich muß mich darauf beschränken, zur Begründung dieser Ansicht zwei Punkte aus der jetzigen Lehrweise herauszugreifen. Vielleicht nicht in allen, aber in den meisten Anstalten beginnt der Unterricht im Lateinischen mit dem Memoriren von Vocabeln, die nach der ersten Declination gehen und dazu alphabetisch geordnet sind, so daß sie sich möglichst ähnlich sehen, wie aquila der Adler, aqua das Wasser, ancilla die Magd, alauda die Lerche, — die dazu zum Theil abstracte Bedeutungen haben und den Knaben nicht einmal deutsch bekannt sind, wie constantia die Ausdauer, Standhaftigkeit, luxuria die Schwelgerei, Ueppigkeit — Papa, was ist das, die Schwelgerei, Ueppigkeit? wird dann wohl zu Hause gefragt —, kurz mit möglichst schwer zu erlernenden Vocabeln. Nachdem ein gewisser Vorrath solcher Wörter so zu sagen in das Gehirn und in die Seele hineingepreßt ist, wird auch übersetzt, aber die Zahl der Sätzchen ist oft geringer als die der Vocabeln, ein großer Theil dieser kommt gar nicht zur Anwendung. Dazu ist der Sinn der meisten dieser Beispiele den Knaben mehr oder weniger unverständlich. Einige Jahre später wiederholt sich dasselbe Verfahren im Griechischen. Noch nicht im Stande, die griechischen Buchstaben auf den ersten Blick zu erkennen, müssen die Unglücklichen bereits täglich zehn bis zwanzig Wörter lernen, gegen die sich ihre Zunge sträubt, darunter zusammengesetzte, die ihnen später, nachdem sie die Bestandtheile kennen gelernt haben, so zu sagen von selbst zu eigen werden würden, wie ὁ εὐεργέτης der Wohlthäter, ἡ ἀποικία die Colonie. Diese Quälerei des Memorirens, welche wenigstens in den ersten Wochen des Unterrichtes die ganzen Familien in Mitleidenschaft zu ziehen pflegt, halte ich für völlig überflüssig. Mit dem zehnten Theile der Vocabeln, dafür dem zehnfachen Uebersetzen würde besser für die oberen Klassen vorbereitet werden, die Ersparniß an Zeit und Anstrengung aber würde bedeutend sein, abgesehen davon, daß durch geeignete Lectüre das Interesse erweckt wird, während jenes plumpe Memorirverfahren mit Widerwillen zu erfüllen pflegt. Wer den Unterricht im Lateinischen und Griechischen nach jener Methode beginnt, wie sie in den weitverbreiteten Uebungsbüchern von Spieß und von Ostermann ihren Ausdruck gefunden hat, kommt mir vor wie Jemand, der die Dressur eines Pferdes edler Rasse damit einleitet, daß er dasselbe ein Jahr lang vor den Frachtwagen spannt.

Ansichten dieser Art pflegen auf den Einwand zu stoßen, das Memoriren dürfe auch da den Schülern nicht erspart werden, wo der Unterrichtszweck, auf den es zunächst bezogen werde, dies erlaube, denn abgesehen von allen besonderen Unterrichtszwecken habe die Schule die Aufgabe, das Gedächtniß zu üben. Als ob das Gedächtniß nicht auch dann noch, wenn die Schule es möglichst zu schonen trachtet, stündlich geübt würde, und als ob es nicht eben so gut geübt würde, wenn sich ihm die Vocabeln und Regeln mit Hülfe der Lectüre und im engsten Anschlusse an dieselbe einprägen, als wenn sie in jener Weise gelernt werden, welche die Denkkraft und das Interesse möglichst unbetheiligt läßt. Ich hätte indessen nichts dagegen einzuwenden, wenn man den Ausfall an Gedächtnißübung, der die Folge einer anderen Methode des Sprachunterrichtes sein würde, in Gebieten, in welchen das directe Memoriren einen nützlicheren Stoff findet und den lebendigen Geist mehr in Bewegung setzt, soweit wieder ausgleichen wollte, als es ohne Ueberbürdung geschehen kann. Mit Lust pflegen z. B. nicht gar zu träge Knaben Horazische Oden, Sophokleische Chöre, Homerische Verse, auch wohllautende und inhaltlich bedeutende Stellen aus Rednern und Historikern, deutsche und französische Gedichte, das Herz und Gemüth ergreifende geistliche Lieder und Psalmen zu lernen, und daß solcher Gedächtnißbesitz von Werth ist für das ganze Leben, wird Niemand in Abrede stellen, der sich die Freude an dem edlen Ausdrucke edler Gedanken und Empfindungen bewahrt hat.

Der zweite Punkt, dessen ich gedenken wollte, betrifft den Zusammenhang des Unterrichtes im Rechnen und desjenigen in der Mathematik. Im Allgemeinen wird jetzt, wenn ich nicht irre, der Rechenunterricht in den drei unteren Klassen, der mathematische in den drei oberen der höheren Schulen ertheilt. In einigen Anstalten werden in der Quarta beide Fächer neben einander und unabhängig von einander gelehrt. Da nun der eine Zweig der Mathematik, die Arithmetik, nichts Anderes ist als die wissenschaftlich gestaltete Theorie der Rechenkunst, die ihrer eigenthümlichen Natur nach zugleich eine ununterbrochene Praxis des Rechnens, nur vorwiegend nicht in bestimmten Zahlen, ist, so ist es eine selbstverständliche Forderung, daß der elementare, der sogenannte praktische Rechenunterricht, wie er in den unteren, und der arithmetische, wie er in den oberen Klassen ertheilt wird, in den innigsten Zusammenhang gesetzt werden, in der Weise, daß im Rechenunterrichte durchweg das arithmetische und nebenbei, wozu sich manche Gelegenheit bietet, auch das geometrische Verständniß vorbereitet wird und daß der arithmetische sich faßlich macht und seine praktische Bedeutung zum Bewußtsein bringt durch Anwendung arithmetischer Gesetze und Operationen auf Aufgaben in bestimmten Zahlen, die dem praktischen Leben entnommen sind, Aufgaben, wie sie sich in den sogenannten praktischen Rechenbüchern finden. Kurz, es ist eine

selbstverständliche Forderung, daß das praktische Rechnen und die Arithmetik als ein und derselbe Unterrichtsgegenstand durch alle Klassen hindurch den Schülern dargestellt und wirklich behandelt werde, so wie sich der Sprachunterricht in den unteren und in den oberen Klassen als derselbe Unterricht auf verschiedenen Stufen gibt. Ich zweifle nicht, daß jeder tüchtige Lehrer der Mathematik in der That nach dieser Maxime verfährt, obwohl meines Erachtens darin im Allgemeinen bei weitem noch nicht genug geschieht. Dagegen im Rechenunterrichte, fürchte ich, wird mehr darauf hingearbeitet, die mathematische Anlage des Schülers niederzudrücken, als sie zu entwickeln. Werden doch Knaben, die bereits lateinische Schriftsteller lesen und griechisch conjugiren, in ähnlicher Weise dazu angeleitet, gewisse Zahlenoperationen auszuführen, wie die Papageien zum Sprechen. Für jede Art von Aufgaben wird ihnen ein besonderes Geheimniß, ein unfehlbares Zaubermittel anvertraut; sie wissen nicht, wie es zugeht, aber sie glauben dem Lehrer, daß, wenn sie das Mittel so anwenden, wie er es ihnen vorgemacht hat, Alles richtig herauskommt. Und so lange dieselben Rechenbücher, die für die niederen Schulen verfaßt sind, für welche die Arithmetik nicht existirt, und die so zu sagen ein Surrogat für die Arithmetik zu bieten beabsichtigen, auch in den Gymnasien, den Realschulen erster Ordnung und den Gewerbeschulen dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden, ist es auch nicht anders möglich. Denn die letzten Theile dieser Bücher, die in der Quarta durchgenommen werden, enthalten zum großen Theile Aufgaben, welche mit vernünftiger Ueberlegung und mit der Einsicht, daß das Resultat denknothwendig richtig sei, nur der bereits in der Arithmetik über die ersten Elemente Fortgeschrittene lösen kann.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Widmung.*)

Von Hans Hopfen.

Das erste Buch, das ohne Dich entstand,
Das erste Buch, das nicht in Deiner Hand
Geruht, das nicht Dein sichrer Blick, Auguste,
Geweiht, lang eh' ein Dritter darum wußte!
Die Erde deckt die kleine traute Hand,
Die erst der Tod der meinigen entwand;
Das Auge, das in Leidenschaft und Ruh'
An meinem hing, die Erde deckt es zu.
Ach, Monde wechseln, Jahr vergeht um Jahr,
Die Sehnsucht bleibt dieselbe, die sie war.
All, was ich hab' und gelte, kann und bin,
Für einen Tag gäb' ich es gerne hin,
Für einen Tag, wie wir zwölf Jahre hatten,
Für Deiner Stimme Klang, für Deinen Schatten.
Wüßt' ich nur, wo Dein Schatten zu umfangen,
Ich wäre lange schon ihm nachgegangen.

Ich weiß es nicht ... und hab' so manche Nacht
An meiner Kinder Bette nachgedacht
Und meine Qual erkannt und meine Pflicht,
Und hab's erprobt, nicht wahr ist's, wenn sie sagen,
Die Zeit verring're großen Grams Gewicht.
Wir lernen mit der Zeit nur eben tragen.
Wir werden uns nur deutlicher bewußt,
Unwiederbringlich bleibe der Verlust.
Denn Anfangs da sie war von mir genommen,
Meint' ich, sie müsse, müsse wiederkommen.
Nun weiß ich's lange, nimmer kehrt zurück,
Was einst so treu mir war, mein blondes Glück,
Nie mehr tritt neben mir den gleichen Pfad
Mein kluger, tapfrer Lebenskamerad!

Doch nicht umsonst bist Du mit mir gegangen,
Ich hab' so viel von Dir in Lieb' empfangen,
Daß, was ich thun mag, was ich lass' und wähle,
Mir blieb ein Duft von Deiner schönen Seele.
Durchtränkt von Deinem Sinn und Deinem Lieben
Ist all mein Denken und mein Sein geblieben.
Bei Allem, was geschieht, frag' ich im Geist,
Ob, Gusti, Du mit mir zufrieden seist.

Wir irren All' im Leben wie im Dichten,
Nach unsrem Können nur soll man uns richten.
Was immer ich gekonnt, gewollt, gemußt,
Kein Mensch hat es so gut wie Du gewußt.
Nach Andren fragt' ich wenig und mein Spiel
Galt mir gelungen, wenn es Dir gefiel.

Nun kann ich nicht mehr hingehn und Dich fragen,
Und doch heißt's weiter leben, schaffen, wagen! ...
Wohlan! Ich will! Von Neuem setz' ich ein.
Doch wie's auch fallen mag, ich denke Dein!
Und auf Dein Grab, wo unter Ahorns Grün
Von meinem Aug' bethaute Blumen blühn,
Leg' ich, geliebtes Weib, mit treuer Hand
Dies erste Buch, das ohne Dich entstand.

16. 7. 79.

*) Mit diesem Gedichte, das Hans Hopfen an seine edle, vor anderthalb Jahren zu Rom in voller Jugendblüthe dahingeraffte Frau gerichtet hat, wird das neueste Werk des ausgezeichneten Dichters eröffnet: „Die Geschichten des Majors" (Der verlorene Kamerad — Die Wette Schabernacks — Flinserls Glück und Ende), die demnächst im Verlage von F. Schneider u. Co., Berlin, erscheinen werden.

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

I.

Der Verfasser dieses Berichts muß zu eigener Erleichterung vorweg gestehen, daß er seit Jahren mit immer schwerer wiegenden Bedenken an die Besprechung von Bildern und Ausstellungen hinantritt. Nicht etwa, daß es ihn der armen gedankenlosen Kunst gar so sehr jammerte, die sich bei seinen gestrengen Kollegen immer tiefer in übele Nachrede bringt, sondern vielmehr, weil ihm der Werth aller literarischen Kritik über Kunstwerke immer problematischer zu werden anfängt.

Wer im Interesse des Publicums zunächst über einzelne neue Leistungen der Malerei u. s. w. öffentlich urtheilt, kann mit solcher Tageskritik nicht wohl den Zweck verbinden, historische oder culturhistorische Manipulationen mit den fraglichen Kunstwerken vorzunehmen; denn das hieße dieselben — und außerdem recht vor der Zeit — fremden, nämlich wissenschaftlichen Zwecken nutzbar machen wollen. Vielmehr hätte eine derartige Kritik (wenn sie nicht ganz bornirt ist und der Kunst neue Wege vorschreiben will) ihre Existenzberechtigung aus dem Vorwand herzuleiten, daß sie den lebendigen künstlerischen Inhalt der in Rede stehenden Werke einem größeren Publicum aufweise und verständlich mache. Nun aber scheint es leider recht gewiß, daß der Erkenntniß des einzig wesentlichen künstlerischen Lebensnervs in einem Kunstwerk, durch philosophische oder ästhetische Zerlegung durchaus nicht beizukommen ist. Das Leben verfliegt dem suchenden Anatomen allemal in dem Augenblick, wo er es haben müßte, wenn es zu haben wäre. Ebenso ist die ästhetische oder philosophische Definition der Tod des

Kunstwerks, wenigstens für den Vivisector und seine Zuhörer. Jene individuelle willenskräftige Anschauung, welche allen künstlerischen Gestaltungen als das einzig zuletzt Unterscheidende und Qualificirende zu Grunde liegt, will von jedem Beschauer einzeln liebevoll erkannt und nachempfunden werden. Wie soll da die Kritik es anstellen, das in Worten Undarstellbare auch nur dem gläubigsten ihrer Hörer deutlich zu machen? Was kann der Kritiker eigentlich mehr als andere künstlerisch feinfühlige Menschen, das heißt „gut" oder „schlecht" sagen und sich dafür immer wieder auf seine Empfindung berufen?

Und sollte man nicht vielleicht in dieser Calamität noch gar seinem Gott danken, daß das Beste in der Kunst trotz aller kritischen Retorten und logischen Secirmesser nicht für den Alltagsverstand definirbar und präparirbar ist?

Wo es sich aber nicht einmal um solche ehrenwerthe, wenn auch verlorene Liebesmüh, handelt, ist es mit der Bilderkritik erst recht ein ziemlich verdächtiges Ding. Einmal kommt es dabei auf Lectionen des ästhetischen Schulmeisters oder Uebungen seiner Schuljungen heraus, also auf die Anwendung todter Sätze auf die lustig vorwärts lebende Kunst; das andere Mal ist es nichts weiter als ein Produciren des eigenen lieben Ichs: so geistreich bin ich, das und das ist mir bei der und der Nummer eingefallen, also ein Geistreichthun, welches die Sache gar nicht einmal treffen will; das nächste Mal wird aus der Kritik jenes Aufmutzen von Kleinigkeiten, jenes armselige kunstkennerhafte Nörgeln an allem möglichen Unwesentlichen, welches nicht einmal von der handwerklichen Darstellung eines Kunstwerkes sich Rechenschaft geben kann und von dem Vorhandensein eines letzten belebenden Inhalts im Kunstwerk natürlich keine Ahnung hat, also im Reden von Nebensachen, welches denen, denen es nützen will, schadet, nämlich dem Künstler und dem Publicum. Oder aber es gibt ein Schwätzen von allerlei Standpunkten aus, die noch viel weniger mit der Kunst zu thun haben, vom novellistischen, moralischen u. s. w. Manchmal auch kommt das Register des technischen Wissens an die Reihe, worin man natürlich von jedem, auch dem talentlosesten Fachmann überholt wird; oder man redet von dem, was Jemand sich bei irgend einem Werk gedacht haben will oder was ein Anderer sich dabei denken könnte, was daraus herauszulesen wäre, wozu man angeregt würde u. s. w.

Bleiben noch die allgemeinen Raisonnements, die gelegentlich von Bildern und Ausstellungen — wie Figura zeigt — losgelassen zu werden pflegen. Aber das, um was auch sie wieder zumeist sich bemühen, das Ab- und Einschätzen der herrschenden Kunstrichtungen für kunst- oder kulturhistorische Zwecke, würde sich wiederum in den Händen der Nachwelt als fruchtbarer erweisen. Sie läuft nicht, wie der Mitlebende, Gefahr, beim Urtheilen die eigenen Leichdörner mitreden zu lassen. Statt dessen gerirt sich die Kunstkritik — wenn sie zufällig das Gras nicht wachsen hört — mit Vorliebe als Obervormundschaft des Zeitgeistes, fühlt ihm und der Kunst den Puls, kommt vor lauter ungebührlichen historischen Abwägungen nicht zum Genuß des Vorhandenen, wird abwechselnd hochmüthig und heulmeierisch und treibt auf alle Fälle ein für die Förderung der Production gänzlich steriles Geschäft.

Dazu kommt, daß die Kunst schreibbedürftigen Kritikern nicht einmal den Gefallen thut, von einer der immer häufiger werdenden Ausstellungen zur andern in immer neue Phasen einzutreten. Vielmehr handelt es sich so ziemlich immer wieder um dieselben Bilder und gewiß um die gleichen Leute.

Wenn man nun trotzdem und bei all diesen Bedenken seit der Wiener Weltausstellung beiläufig ein halbes Dutzend Versuche in so ziemlich allen angedeuteten Richtungen auf dem Gewissen hat, so könnte man — bei einiger Selbstachtung — wohl hin und wieder glauben, daß man mehr als genug über das geredet habe, was in so kurzer Spanne Zeit Neues in der Malerei zu Tage getreten sei.

Um so mehr, wenn man der Meinung ist, daß den Malern schon so wie so in unseren kritischen Journalen und Feuilletons unverhältnißmäßig der Hof gemacht wird. Welcher Raum und welche Aufmerksamkeit wird nicht heute neuen Bildern gewidmet und wie wenig Verständniß und wirkliches Interesse von Seiten sowohl des Publicums wie der Kritik steht dem gegenüber! Man versteht nicht leicht, wie immer wieder über jedes annehmbare neuausgestellte Bild geschrieben werden kann, als wäre damit eine That gethan, ein Ereigniß geschehen.

Und das Publicum wird nicht gerade das kunstverständigste sein, welches immer wieder dergleichen liest oder gar verlangt. Die Kritik über literarische Neuigkeiten kann sich doch an die Sachkundigen wenden, die sie sicher ist, unter ihren Lesern zu finden. Die künstlerische dagegen muß sich (und nicht mit Unrecht) von solchen — unter denen ich allerdings in erster Linie nur Künstler verstehe — über die Achseln ansehen lassen und für Neugierige oder Ausstellungsbesucher schreiben, die tausend Bilder auf einen Tag verschlingen. Sie redet zu einem Publicum, welches das Besprochene entweder gar nicht oder mit ganz anderen Augen und Interessen sieht, wie zu wünschen wäre.

Wenigen wenigstens im deutschen Publicum (man kann darauf nicht oft genug zurückkommen) fällt es ein, daß der Beschauer eines Kunstwerks sich in den Schöpfer desselben, d. h. in den eigenartig Anschauenden und nach Darstellung seiner Erkenntniß Strebenden hineinzuarbeiten habe. Bei Schiller heute und bei Goethe morgen hält das Jeder längst für seine Schuldigkeit. Wenn Jemand ein Schiller'sches Gedicht nicht versteht, oder gar ein Goethe'sches, so zucken die oberen Zehntausend die Achseln über den ungebildeten Menschen. In Bezug auf die bildende Kunst, einem Kunstwerk gegenüber, erscheint uns das Barbarenthum dagegen völlig gerechtfertigt. Kein Gebildeter in Deutschland empfindet diesen Mangel an sich und Andern mit Beschämung. Ernsthafte Charaktere haben für so etwas keinen Sinn, keine Zeit übrig. Die wenigen Beziehungen, die unser Publicum in Kunstwerken sucht und liebt, sind sicher dem Beschauer zufällig nahe liegende und ihm sonst bequeme Aeußerlichkeiten oder willkürlich hineingetragene Unwissentlichkeiten — man klebt am Stoff oder steckt in der „Idee". Wenn jeder Laie glaubt, das Kunstwerk, welches er betrachten muß, aus dem Kreise seiner Interessen heraus beurtheilen zu dürfen, so ist das menschlich, aber schließt leider jedes Talent für künstlerische Aneignung fast von vornherein aus. Denn der jedem Bilde zu Grunde liegende künstlerische Wille zum Leben muß verlangen, daß man ihm von *seinem* Standpunkt aus gerecht werde.

Wenn der Verfasser trotz aller dieser Selbsteinwände sich dennoch der Pflicht der Berichterstattung über die heurige Münchener Ausstellung nicht entzogen hat, so geschah das aus wenigen einfachen Gründen, die ihm schließlich überzeugender schienen, als Alles was er dagegen zu sagen hatte. Zunächst stand allen diesen Einwänden die Erwägung gegenüber, daß eine Besprechung, wenn sie auch das eigentlich Wünschenswerthe nicht erreichen kann, doch deshalb nicht ganz nutzlos für Kunst und Publicum zu sein braucht. Manches ist denn doch zwischen Künstler und Publicum zu vermitteln, und diese Vermittelung erscheint, namentlich einem größeren Publicum gegenüber, nur auf diesem Wege möglich. Anstatt immer von der unerreichten Schönheit, dem Ideal und der Idee zu reden, unter denen sich Jeder etwas Anderes (und Mancher gar nichts) denkt, besonders ein Maler und ein Schriftsteller, ein Kritiker und ein Autor, statt dessen könnte man vielleicht zur Abwechselung und mit einigem Nutzen von Jedermann faßbaren, in dieser Zeit des Suchens zunächst theils nothwendigen, theils natürlichen Dingen sich unterhalten: von dem mannichfaltigen Streben nach Selbstständigkeit und Wahrhaftigkeit, von dem Lockererwerden der Schulzöpfe, von der großen fundamentalen Gewissenhaftigkeit und Solidität der Einen, von dem flunkerhaften Geistreichseinwollen der Andern, von der starken einfachen Naturempfindung und Ausdrucksfähigkeit der Dritten und was noch sonst an der bunten Menge der Modernen besonders auffällt.

Ferner erinnert das geschlossene und wohlüberlegte Auftreten der Franzosen in München Jeden, der bisher bei geringeren Anlässen mitgesprochen hat, daran, daß gerade diese Ausstellung schwerlich der richtige Moment sei, um seinen Scrupeln nachzu-

geben und mit Schweigen anzufangen. Und schließlich erscheint diese großartige und vielangefeindete Ausstellung — auch ganz abgesehen von dem Seltenen was sie bietet — schon was Idee, Organisation, Inscenirung und Tendenz anlangt, als eine Leistung, deren Besprechung von den verschiedensten Seiten nicht nur als zulässig, sondern als direct wünschenswerth erscheinen muß.

Und somit stellt sich der Verfasser allen denen, die nach dieser höchst subjectiven Einleitung noch Lust dazu haben, zu einem kurzen orientirenden Gang durch die nunmehr vollendeten Ausstellungsräume des Münchener Glaspalastes zur Verfügung.

Gustav Floerke.

Die Familie Cairoli.

Vor kurzem erschien in Neapel bei Detken ein kleines Buch, La Famiglia Cairoli, welches uns in der Geschichte der Familie Cairoli zugleich eine Fülle interessanter Mittheilungen aus den bewegten Kampfestagen gibt, in denen die Einheit Italiens errungen wurde. Kaum eine Familie Italiens hat, abgesehen von der Garibaldis, thätigeren Antheil an der für das Leben des italienischen Volkes so folgereichen Bewegung genommen, als die der Cairoli, deren jetziges Oberhaupt vor kurzer Zeit zum zweiten Mal als Premierminister seines Vaterlandes berufen wurde. Das kleine schlichte Buch erzählt uns eine wahre, heroische Geschichte, welche in Italien selbst wenig, im Auslande so gut wie gar nicht bekannt sein dürfte. Es schildert uns den späteren Ministerpräsidenten Cairoli nicht als Diplomaten, sondern als Garibaldianer, als Vaterlandskämpfer. Es erzählt uns, daß Benedetto Cairoli denselben Heldenmuth und dieselbe Geistesgegenwart, welche er auch bei Gelegenheit des Passanante'schen Attentats an den Tag legte, in zahlreichen Kämpfen bewiesen und erprobt hat, daß er aus einer wahren Heldenfamilie stammt, deren sämmtliche fünf Söhne für die nationale Sache stritten und bluteten. Nicht weit hat der anonyme Verfasser ausgeholt; nicht bis über den Vater des Ministerpräsidenten hinaus verfolgt er den Stammbaum des Geschlechts, welches der Sphäre des Mittelstandes angehört. Der Vater, Carlo Cairoli, stammte aus Pavia und war ein gesuchter, menschenfreundlicher Arzt, mit Leib und Seele Patriot, den Oestreichern lange vor der italienischen Schilderhebung verdächtig. Mehr noch als er scheint die Mutter, Adelaide Bono, auf die Richtung der fünf Brüder eingewirkt zu haben. Man erzählt von ihr, sie habe bei der Nachricht, daß Enrichetta Castiglione, die bekannte Patriotin, im Gefängniß zu Venedig ihren Leiden erlegen sei, ihre beiden ältesten, damals zwei- und dreijährigen Söhne Benedetto und Ernesto leidenschaftlich an sich gedrückt und das heilige Gelübde gethan, sie im Haß gegen die fremden Unterdrücker zu erziehen. Sie hat ihr Gelübde gehalten, und auch die später geborenen Söhne Luigi, Enrico und Giovanni sind in denselben Anschauungen aufgewachsen. Der jüngste wurde 1841 geboren.

Der Verfasser schildert im Eingange des Buches die Gährung, welche namentlich von 1846 an im Volke arbeitete. Er erinnert daran, wie das erste Gebet Pius IX.: „Gott segne Italien!" wie ein zündender Funke in die Geister eingeschlagen, wie ein Patriot zu einem englischen Reisenden geäußert habe: „Ich wollte, die Oestreicher gäben jeden Tag jedem meiner Mitbürger und mir selbst hundert Stockschläge: das würde das einzige Mittel sein, einen allgemeinen Aufstand herbeizuführen." Wie weit die im Folgenden gegen die Oestreicher erhobene Anklage, sie hätten künstlich kleine Krawalle arrangirt, begründet ist, haben wir hier nicht zu untersuchen, nur so viel sei bemerkt, daß dies die einzige Stelle in dem vorliegenden Buch ist, welche den Verdacht tendenziöser Färbung erregen könnte. Im Uebrigen gibt es einfache Thatsachen und zwar Thatsachen vom größten Interesse. Als die Revolution in Palermo ausbrach, kam auch Bewegung in die oberitalienische Jugend. Als ein östreichischer Offizier in provocirender Weise mit der brennenden Cigarre an einem Leichenconduct vorüberging, erfolgte ein Zusammenstoß zwischen Studenten und Militär. Eine Anzahl Verhaftungen wurden vorgenommen. Benedetto Cairoli entzog sich einer solchen durch die Flucht ins Piemontesische. Als Karl Albert von Sardinien 1848 den Oestreichern den Krieg erklärte, trat er ins Heer ein und focht mit solcher Auszeichnung in jenem so unglücklichen Feldzuge, daß er trotz seiner Jugend bis zum Capitain avancirte. Als die Oestreicher, welche sich bis in das Festungsviereck zurückgezogen hatten, nach Pavia zurückkehrten, mußten viele Patrioten auswandern. Die Familie Cairoli siedelte nach Gropello in Piemont über. Zu der politischen Bedrängniß gesellte sich noch die häusliche. Der Vater Cairoli erkrankte lebensgefährlich. Von seinem Krankenbette aus hörte er den Kanonendonner von Novara. Die Kunde von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht, auf die er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, warf ihn gänzlich nieder; er fühlte sein Ende herannahen. Er wünschte noch einmal seine Vaterstadt Pavia zu sehen und es wurde auch die Genehmigung dazu beim Marschall von Aspern erwirkt, allein er war schon zu schwach. Er starb wenige Tage darauf in Gropello und ward in der kleinen Kapelle seines Hauses begraben.

Von 1849 bis 1859 betheiligten sich die beiden ältesten Brüder lebhaft an der von Mazzini ins Leben gerufenen Bewegung. Sie leiteten das Comité von Pavia und sorgten selbst nachdem sie verbannt waren für die Aufrechterhaltung der Beziehungen des Comités von Genua mit dem von Pavia. Der jüngere, Ernesto, welcher zurückgekehrt war, zog sich durch seine politischen Manifestationen eine vierzehntägige Haft zu.

Als Garibaldi 1859 seine Alpenjägerregimenter bildete, gehörten die beiden Cairoli zu den Ersten, welche eintraten. Benedetto, welcher schon vor zehn Jahren Capitain gewesen war, ließ sich ohne Zögern als gemeiner Soldat einstellen. Der dritte Bruder, Luigi, ein tüchtiger auf der Kriegsschule zu Torca gebildeter Mathematiker, trat in die Linie ein. Der vierte Bruder, Enrico, war zuerst als Werber in der Lombardei thätig; sobald aber der Krieg wirklich ausbrach, folgte er seinen Brüdern und wurde Garibaldianer. Der fünfte Bruder, Giovanni, konnte seine Ungeduld und seinen Patriotismus so wenig verhehlen, daß er sich bald eine Gefängnißstrafe zuzog. Nach seiner Befreiung trat er sofort in die Artillerieschule zu Turin ein.

Am 25. März hatte Garibaldi durch einen ähnlichen Handstreich, wie ihn Friedrich der Große in Lissa ausführte, die Besatzung von Varese überrumpelt. Als die Oestreicher unter Urban zum Entsatz der Stadt heranrückten, welche sich zwei Tage lang einem wahren Taumel patriotischer Freude hingegeben hatte, errichtete man in aller Eile eine Barrikade zu Blumo Inferiore auf der Straße nach Como. Ein heftiger Kampf entspann sich hier. Obgleich Ernesto Cairoli bis zur Erschöpfung an der Barrikade gearbeitet hatte, war er doch immer der Vorderste im Kampfe. Er und sein Bruder Enrico leiteten das Treffen. Obgleich die Oestreicher etwas Artillerie, die Italiener nur ihre Bajonette hatten, konnten die letzteren doch bald aus der Defensive herausgehen. Ernesto, welcher immer der Vorderste war, wurde von zwei Kugeln getroffen. Mit dem Rufe: „Es lebe Italien!" sank er sterbend in die Arme seines Bruders. Dieser drückte einen Kuß auf das erbleichende Antlitz des Sterbenden, den zwei Kameraden aus dem Getümmel trugen und stürzte dann, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne den Schmerz um den Verlust durch eine Miene zu verrathen, von Neuem in den Kampf, der nach drei heißen Stunden mit der Flucht der Oestreicher endete. Noch ist das Testament vorhanden, welches Ernesto wie in einer Vorahnung seines Todes verfaßt hatte. Dasselbe bestimmt den Nießbrauch seines Vermögens seiner Mutter, welche gebeten wird, seinen Brüdern und einigen andern Personen kleine Legate auszuzahlen. An alle hatte er gedacht, keiner aus der Dienerschaft war vergessen. Einem armen ihm befreundeten Maler vermachte er in zarter Weise 1800 Lire, wofür er ein Bild für die Kunstschule zu Pavia malen sollte, das einen patriotischen Gegenstand darstellte. Die letzten Worte dieses charakteristischen Testaments sind Segenswünsche für das „heilige und unabhängige Italien".

Nach dem Frieden von Villafranca kehrten die drei älteren

Brüder ins Privatleben zurück; Enrico setzte seine medicinischen Studien fort, Luigi, der keine Neigung zum Berufssoldaten hatte, lebte seinen poetischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten, Benedetto war das Haupt der Familie.

Als sich ein Jahr später Garibaldi nach Sicilien einschiffte, um jenen merkwürdigen Zug zu unternehmen, der mit der Eroberung des Königreichs Neapel endete, stellte Pavia das stärkste Contingent an Freiwilligen; 170 Mann erschienen unter Benedetto Cairolis Führung in Quarto, wo das kleine Heer, kaum mehr als 1000 Mann mit nur 4 Geschützen, auf zwei Dampfern ausfuhr, um durch die an allen Küsten kreuzenden feindlichen Kriegsschiffe hindurch den Weg nach Sicilien zu suchen und ein ganzes Königreich anzugreifen. Die Schilderung der Kämpfe auf Sicilien und in Unteritalien, wo die Garibaldianer die lebhaftesten Sympathien und kräftige Unterstützung fanden, gehört zu den schönsten Partien der kleinen Schrift. Bei Catalafimi war der erste Zusammenstoß. Die Königlichen verschossen viel Pulver aus unschädlicher Ferne. Garibaldi erwartete sie ruhig auf dem Grase sitzend. Sobald sie in Schußweite kamen, sprang er in den Sattel und rief: „Vorwärts, meine Jungen, zum Bajonettangriff!" Enrico Cairoli warf sich mit vier Kameraden auf ein Geschütz und eroberte es. Nach einigen Stunden waren die viertausend Bourbonischen geworfen. Die Leute von Pavia unter Benedetto Cairoli hatten sich so glänzend ausgezeichnet, daß Garibaldi ihnen eine begeisterte Lobrede hielt. „Mit dieser handvoll Helden," sagte er, „will ich bis ans Ende der Welt gehen." Beide Cairoli, die wie Löwen gefochten hatten, wurden verwundet, Enrico bekam einen Kopfschuß, doch gelang es, die Kugel herauszuziehen, Benedetto wurde am Schenkel verwundet und noch jetzt hat der nachmalige Ministerpräsident an den Folgen dieser Verwundung zu leiden. Adelaide, die Mutter dieser heldenmüthigen Freiheitskämpfer, wohnte noch in Gropello; wie Cornelia setzte sie ihren höchsten Stolz darein, zu erzählen, was ihre Söhne für die sicilischen Brüder gethan und gelitten hatten. Bei der Kunde von der Verwundung seiner Brüder hielt es den dritten, Luigi, nicht länger. Er riß sich aus den Armen einer schönen und liebenswürdigen Braut los, die er in wenig Wochen hatte heirathen wollen, um für die kampfunfähig gewordenen Brüder einzutreten. Er sollte Heimat, Mutter und Braut nicht wieder sehen. Als Lieutenant der Division Sirtori zugetheilt, focht er mit unvergleichlicher Tapferkeit. In einer an die Frauen von Messina gerichteten Proclamation stellte Garibaldi die Adelaide Cairoli als Muster hin. Luigi, der im dichtesten Kugelregen unverwundet geblieben war, fiel der glühenden Sonne Calabriens zum Opfer. Zu Cosenza erkrankte er, in Neapel, wohin man ihn gebracht hatte, starb er am 13. September 1860, während lauter Siegesjubel die Straßen erfüllte.

Die Piemontesen vollendeten die Eroberung des Königreichs durch die Einnahme von Gaeta. Aber noch war das Werk nicht ganz vollendet. „Rom oder der Tod!" war das Feldgeschrei des Alten von Caprera. Als Garibaldi im Jahre 1862 seinen Triumphzug durch Sicilien machte, sah man stets einen schönen jungen Mann an seiner Seite, der durch seinen hohen Wuchs und seine Narbe auf der Stirn Aller Augen auf sich zog. Das war Enrico Cairoli, der damals erst 22 Jahre alt, aber durch den Ernst seines Lebens gereift, an Charakterfestigkeit ein wahrer Mann war. Er hatte auf den Majorgrad in der Linie verzichtet, um Arzt zu werden, wie sein Vater. Aber auch diesen Beruf ließ er im Stich, um abermals Garibaldi zu folgen. Da kam die verhängnißvolle Expedition von Aspromonte. Als Garibaldi verwundet wurde, bot Enrico seine ganze Energie auf, um die Disciplin in seinem Corps aufrecht zu erhalten. Erst im Gefängniß zu Varignano verließ er seinen General und wurde selbst in einer Festung bei Genua internirt. Nachdem die Amnestie erklärt war, ging er nach Pavia zurück, das Herz voll bitterer Erinnerungen.

Schon das Jahr 1866 rief Benedetto und Enrico wieder unter die Waffen, den ersteren als Obrist, den zweiten als Major. Giovanni, der das waffenfähige Alter auch erreicht hatte, trat bei der Linie ein. Diesmal erlebte Adelaide die Freude, alle drei gesund zurückkehren zu sehen. Aber schon ein Jahr später im October regte sich der unermüdliche Garibaldi, um sein Werk durch die Eroberung Roms zu krönen. Enrico Cairoli war wieder einer der Ersten, welche für die neue Expedition thätig waren. Mit 70 Gefährten brach er von Cantalupo auf, um das unerhörte Wagestück einer Bewaffnung und Insurrection der Patrioten in der ewigen Stadt auszuführen. Der Tagesbefehl, welchen Enrico vor dem Abmarsch verlas, verhehlt keinem der Genossen, um welch eine gefahrvolle, ja verzweifelte Sache es sich handle. Er warnt darin Jeden, der sich nicht den äußersten Strapazen gewachsen fühle, umzukehren, weil er nur den Erfolg in Frage stellen könne. Dennoch blieb keiner zurück.

Die schlichte Erzählung dieses Zuges der Septante, wie man die Schaar nannte, liest sich wie ein Kapitel aus einem Heldengedicht.

Am 22. October, heißt es darin, um 8 Uhr Morgens erreichte die kleine Truppe die römische Grenze. Auf einem Wagen führte sie 300 Gewehre mit sich. Am Ufer des Tiber erwartete eine große Barke und mehrere kleine Boote die Septante und schnell trug der Strom sie ihrem Ziele zu. Enrico Cairoli saß stumm und gedankenvoll am Bug, die Augen auf Rom gerichtet. An der Mündung des Teverone war eine Barke stationirt, welche päpstliche Wachen trug. Dieselben wurden entwaffnet. Gegen 2 Uhr waren die Genossen am Ponte Molle (Pons Milvius), wenig Miglien von der Porta del Popolo. Dort erwarteten sie die verabredeten Zeichen, Feuer, welche in der Stadt angezündet werden sollten, aber in der sternlosen Regennacht sahen sie nichts, nur die Glocken hörten sie in der Ferne läuten. Der Plan Cairolis war, die Gewehre während der Nacht nach Rom zu bringen, dreihundert Bürger, welche am Ufer warten sollten, zu bewaffnen und sofort mit ihnen den Aufstand zu beginnen. Die 70 warteten, von dem strömenden Regen bis auf die Haut durchnäßt. Sie schickten einen Schiffer, einen alten Garibaldianer, in die Stadt; aber derselbe kam ohne ermuthigende Kunde zurück. Dann wurde ein kühner junger Mann an das römische Comité abgesandt; er kam nicht wieder. Als es tagte mußte man die Barken verlassen. Unter dem Monte Parioli, auf dem linken Tiberufer, fand sich eine sumpfige Stelle, dorthin nahmen sie ihre Zuflucht. Als sie die Gegend unbesetzt fanden, erstiegen sie den Berg. Die dritte Section, welche Giovanni Cairoli führte, kam zuerst auf dem Gipfel an. Der Regen hatte nachgelassen, der Morgen war klar wie im Juni. Die Kuppel des St. Petersdoms erglänzte im ersten Morgenstrahl und wie aus einem Munde riefen die Genossen: „Da ist Rom!"

Am Abhange dieses Berges liegt in einem Weinberg ein Landhaus und einige andere Baulichkeiten, welche der Familie Glori gehören. Dort wurde Halt gemacht. Nach einiger Zeit sah eine Feldwache einen Trupp päpstlicher Dragoner auf der Landstraße, die nach Rom führt. Plötzlich machten die Dragoner Kehrt und ritten eilig zurück. Nun wurde ein dritter Bote in die Stadt geschickt; er ging durch die Porta del Popolo und erregte keinen Verdacht, weil er die Wache selbst nach dem Wege fragte, und zwar in deutscher Sprache. Das Comité antwortete, es würde in der nächsten Nacht eine Anzahl Leute schicken, um den Aufstand zu beginnen. Aber diese gute Nachricht sollte nicht an die Septante gelangen. Am Morgen zwischen 4 und 5 Uhr bemerkte Giovanni Cairoli, welcher den höchsten Punkt des Berges besetzt hielt, eine starke Abtheilung Päpstlicher, welche die Richtung nach der Villa Glori nahm. Es waren Zuaven und Soldaten von der Legion von Antibes, sowie eine Anzahl Franzosen. Der erste Angriff dieser Abtheilung wurde kräftig zurückgeworfen; aber die Päpstlichen kehrten mit Verstärkungen zurück. Enrico Cairoli gab Befehl zu einem Bajonettangriff und mit dem Ausruf: „Es lebe Rom! Es lebe Garibaldi!" stürmte er den Seinigen voran. Giovanni, der hinter ihm war, rief ihm zu: „Warte, wir gehen zusammen!" Er erreichte ihn gerade in dem Augenblicke, wo er, im Gesicht und in die Brust getroffen, umsank. Er konnte ihn nur noch mit seinen Armen auffangen, um ihn aus dem Handgemenge

zu tragen, als er selbst eine Kugel vor die Stirn bekam und mit seinem Bruder im Arm niederstürzte. „Weißt Du, ich sterbe, Giovanni," sagte der Aeltere, „ich sterbe, begrabe mich neben Ernesto und Luigi. Grüße unsere Mutter und Benedetto und die Freunde. Das Problem ist gelöst!" „Ich sterbe auch, Enrico," entgegnete der jüngere Bruder. Als sie nun dalagen, gaben ihnen die Päpstlichen noch mehrere Bajonettstiche. Ihre Kameraden vertheidigten sich unterdessen mit großer Ausdauer und es gelang ihnen, sich in dem Hause zu verbarrikadiren. Die Päpstlichen wagten keinen Sturm auf dasselbe und zogen ab. Nun hob man die, welche geblieben waren, auf. Enrico war bereits todt. Giovanni, der wieder zu sich gekommen war, suchte, trotz seiner eigenen schweren Verwundung, noch einem verwundeten Kameraden zu Hülfe zu kommen. Die Abtheilung zerstreute sich um diejenigen aufzuheben, die sich noch rühren konnten. Das Gros kam glücklich über die Grenze; zwei oder drei, welche sich verirrten, wurden gefangen genommen; einige, welche so tollkühn gewesen waren, in die Stadt zu gehen, weil sie die Sache noch nicht aufgaben, wurden dort festgenommen. Die Todten und die Verwundeten, welche man nicht fortbringen konnte (unter den letzteren war Giovanni) wurden unter der Obhut dreier Gefährten zurückgelassen. Die Päpstlichen hoben sie auf und brachten sie auf schlechten Ackerwagen in die Stadt. Das war etwa eine Woche vor dem Tage von Mentana.

Ein Monat voll trauriger Ungewißheit verging, ehe man Nachricht von Giovanni Cairoli erhielt. Sonderbare Gerüchte waren über ihn verbreitet worden. Man sagte, er sei als Gefangener in einem römischen Hospital und habe eine wichtige Unterredung mit Pio Nono gehabt. Plötzlich tauchte er eines Tages auf dem Bahnhof zu Florenz auf, das Haupt rasirt, in Lumpen gehüllt, aber für Einen, der sechs Wochen zuvor eine Karabinerkugel vor den Kopf und mehrere Bajonettstiche in den Leib bekommen hatte, befand er sich verhältnißmäßig gut. Den Papst hatte er nicht gesehen, denn dieser hatte sich nicht herabgelassen, ein Hospital zu besuchen. Englische Katholiken hatten ihn gepflegt. Die päpstlichen Behörden, welche ihn nicht als Kriegsgefangenen, sondern als politischen Verbrecher behandeln wollten, hatten sich die größte Mühe gegeben, um ihm das Ehrenwort zu entreißen, daß er nie wieder die Waffen gegen Rom ergreifen würde. Der Einfluß hochgestellter und mächtiger Persönlichkeiten hatte jedoch zu seinen Gunsten gehandelt. Als er in Florenz ankam, waren seine Wunden noch offen. Er ging nach Gropello, wohin der Leichnam seines Bruders zuvor gebracht war. Ihn glaubte man noch retten zu können, aber zu Anfang des Jahres 1869 traten Symptome auf, welche keine Hoffnung auf Heilung mehr aufkommen ließen. Acht Monate dauerte sein Todeskampf; ohne jede Klage, ohne jeden Schmerzensschrei trug er die unsäglichsten Leiden. Mit dreiundzwanzig Jahren Artilleriehauptmann, hätte er mit dem Namen, dessen er so würdig war, Aussicht auf eine glänzende Carriere gehabt. Er dachte nicht mehr daran und nie hat er bereut nach Rom gegangen zu sein; nur die eine Sorge beseelte ihn, daß seine Schmerzen seiner Mutter Kummer verursachten. In den Delirien der Todesstunde noch sprach er von Rom, von Garibaldi, von nahen Siegen, und freute sich, daß sein Bruder gerächt sei. Er starb am 11. September 1869 kaum 26 Jahr alt. Nicht an der Kopfwunde, die längst geheilt war, sondern an den Bajonettstichen starb er, welche ihm die Päpstlichen feige und meuchlerisch beigebracht hatten.

Nach den Söhnen starb die Mutter. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, was die edle Frau gelitten hat. Das Erzählte sagt genug. Auf eine der zahlreichen Adressen, welche ihr namentlich nach der Affaire von Vigna Glori von allen Seiten zukamen, antwortete sie: „Wenn nur das Blut meines theuren Enrico und meiner andern Söhne und so vieler anderer Märtyrer nicht vergebens vergossen ist. In der festen Zuversicht, daß bessere Tage für unser Vaterland kommen werden und das bald, finde ich den Muth zu leben und zu kämpfen. Die Liebe zu den beiden theuren Ueberlebenden hält mich aufrecht."

Als sie dies schrieb, war Giovanni noch bei ihr. „Als auch der sie verlassen hatte," schreibt eine Freundin des Hauses, „war die arme Frau nicht mehr dieselbe. Sie suchte in hochherziger Weise die Festigkeit und den lebensfrohen Sinn wieder zu gewinnen, den sie ihr ganzes Leben bewahrt hatte, aber das ging über ihre Kräfte. Dennoch lebte sie bis zum 17. März 1871. Sie hatte noch erlebt, daß Rom die Hauptstadt Italiens geworden war, wie ihr Enrico sterbend richtig prophezeiht. Das Problem war gelöst!"

Im Jahre 1875 errichtete man der Mutter der Cairoli zu Gropello im Garten einer von ihr gegründeten Wohlthätigkeitsanstalt eine Statue. Der älteste Sohn, der einzige überlebende, hielt bei der Enthüllung derselben eine Rede, deren Inhalt sich in die drei Worte zusammenfassen läßt: „Pietätvolle Liebe für die Todten, unsere Hoffnung dem Vaterlande, für uns die Pflicht."

Drei Jahre nach dem Tode dieser wahrhaft spartanischen Mutter hatte ihr ältester Sohn, Benedetto Cairoli, die höchste Stufe inne, welche ein Unterthan im Staatsdienst ersteigen kann: er war Ministerpräsident des Staates, für dessen Einheit und Macht er Alles eingesetzt hatte.

Gustav Dannehl.

Unser Theater.

Eine dramaturgische Plauderei.

Von

Feodor Wehl.

(Schluß.)

Man mag über die Leistungen und Vorführungen der Meiningen'schen Hofschauspieler denken, wie man will, das wird man ihnen lassen müssen, daß sie dem deutschen Theater einen neuen Impuls und eine nicht zu unterschätzende künstlerische Anregung gegeben haben. Sie lenkten von der virtuosen schauspielerischen Einzelleistung auf die Gesammtdarstellung über. Unerwartet und rasch ist durch sie der Geschmack für das künstlerische Zusammenspiel und eine künstlerische Totalwirkung wieder geweckt und gebildet worden, ein Geschmack, der, durch die Gastspielwuth der mimischen Virtuosen gründlich untergraben, fast ganz verschwunden war. Durch die Meininger neu hervorgerufen, ist er jetzt bereits so sehr in Aufnahme gekommen, daß Gastspiele ganzer Theatergesellschaften bereits zur Mode des Tages wurden. Damit muß sich natürlich und selbstverständlich das Zusammenspiel auf der deutschen Bühne von selbst wieder heben, was entschieden ein günstiges Zeichen ist und bedeutsam darauf hinweist, daß in nicht zu langer Zeit in die Vorstellungen namentlich ernster und klassischer Stücke mehr Stil, mehr künstlerische Uebereinstimmung und Abrundung kommen wird. Schon jetzt lassen die besseren Bühnen ein sichtliches Bestreben darnach wahrnehmen. Man bemüht sich, die klassischen und die Shakespeare-Stücke sowie die bedeutenden Opern der großen deutschen Meister, zum Theil in irgend eine charakteristische Gruppe gebracht — die Dramen Schillers in chronologischer Reihenfolge, Lustspiele und Opern aus verschiedenen Jahrhunderten und nach ihrer Entstehungszeit geordnet —, entweder im Geiste ihrer Epoche oder neu und dem modernen Geschmacke entsprechend einzurichten. So hat das Hoftheater in München die dramatischen Werke Schillers geboten, das Hamburger Stadttheater die deutschen Opern von ihren Anfängen bis heute, Dingelstedt im Wiener Hofburgtheater die Historien Shakespeares, außerdem „Antonius und Kleopatra" und „Götz von Berlichingen", Wolzogen in Schwerin verschiedene Dramen hervorragender Dichter. Nach und nach beginnen sich die Grundsätze, nach denen man unsere Klassiker und Shakespeare auf die Bretter bringt, zu klären und zu befestigen. Man ist stillschweigend und ziemlich allgemein übereingekommen, daß ein Theaterstück, wenn es nicht abspannen und um seine Wirkung kommen soll, nicht über drei Stunden

spielen darf; daß es im Text leicht und klar verständlich sein und im Acte selbst im Schauplatz möglichst unverändert bleiben muß. Daß alle diese Forderungen nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit zu erfüllen sind, liegt auf der Hand. Aber ebenso sehr ist durch hundertfältige Erfahrung bewiesen, daß der Erfolg und die Wirkung dadurch erhöht werden. Das Auge der Zuschauer ist neuerdings ebenso anspruchsvoll und verwöhnt worden, wie es deren Geist durch Bildung und feinen Geschmack ist. Man verlangt die Scene möglichst naturgetreu und täuschend hergestellt, was zur Folge hat, daß man die Decorationen und Requisiten der Wirklichkeit abgelauscht und sehr umständlich anfertigen lassen muß. Daraus ergibt sich natürlich wieder, daß ihre Aufrichtung viel Schwierigkeiten macht und mehr Hände und Zeit in Anspruch nimmt, als es sonst der Fall war, als der Schauplatz noch sehr einfach und primitiv eingerichtet erschien. Auch will das Publicum durch keine Ungeschicklichkeit und keinen Verstoß mehr gestört sein. Ein geringer Unfall genügt, um es zum Lachen zu reizen. Ein einziger ausgelachter Moment aber vernichtet den Eindruck des ganzen Abends.

Ehedem war man im Theater weniger empfindlich. Man nahm es mit der Sache nicht so genau und ließ sich Dieses und Jenes gefallen, ohne es besonders anstößig zu finden. Heutzutage ist das jedoch anders, und ein linkischer Statist oder ein stockend oder stümperhaft sprechender Chorist, der im Schauspiel mit ein paar Worten verwendet werden muß, können unberechenbaren Schaden anrichten. Zu Shakespeares Zeit z. B. wurden Schauplätze, Schlachten und Anderes nur angedeutet, und ein und derselbe Schauspieler durfte unbeanstandet vier oder fünf Partien spielen. Jetzt will man Alles möglichst vollkommen und fertig, jedenfalls derart haben, daß man in der Illusion nicht beeinträchtigt wird.

Dies zwingt in jeder Beziehung zur größesten Achtsamkeit und Vorsicht. Aus diesem Grunde sehen sich die Dramaturgen hauptsächlich genöthigt, auf unveränderten Schauplatz und möglichst knappes Personal zu sehen. Die großen Rollen in einem Stücke sind gewöhnlich, wie jeder Theaterpraktiker weiß, ziemlich leicht besetzt; schwer aber die kleinen, die Boten, die Diener u. s. w. u. s. w. Sie sind es, die nur zu oft, durch ihre Darsteller verhunzt und verdorben, die Spottlust herausfordern.

Dem will man steuern, und deswegen sucht man Mittel und Wege, die kleinen Nebenpersonen in großen Stücken wesentlich zu verringern und den Gang der Handlung zu vereinfachen. Auch streicht man wohl einen untergeordneten Auftritt, wenn er die Haupthandlung abschwächt oder unterbricht. Man hat dem Schreiber dieser Zeilen in einem süddeutschen Blatte ein Verbrechen daraus gemacht, daß er in „Maria Stuart" den Davison weggelassen und den vierten Act mit dem gewaltig wirkenden Selbstgespräche der Elisabeth abgeschlossen hat. Die Königin Elisabeth wird in Stuttgart von der ausgezeichneten Künstlerin Frau Eleonore Wahlmann-Willführ so hervorragend und imponirend gegeben, daß die darauf folgende Scene mit Davison und Burleigh ohne allen Eindruck bleiben muß. Warum also dadurch den wichtigen Ausgang des Actes verkümmern lassen, wenn das durch einen kleinen Strich im Text zu verhindern ist? „Maria Stuart" ist eines der längsten Dramen Schillers und muß so wie so gekürzt werden. Das wirkliche Ende des Stückes bleibt ja fast regelmäßig fort, ohne daß ihm geschadet wird. Wir erinnern uns noch gar wohl, daß die berühmte Tragödin Frau Auguste Crelinger in Berlin, nachdem sie die Titelrolle hatte abtreten und die der Elisabeth übernehmen müssen, den Schiller'schen Schluß verlangte, nach dem sie vorher nie begehrt. Ihr Freund, der viel genannte Geschichtsschreiber Friedrich von Raumer, Saphir und mancher Andere plaidirten dafür. Frau Crelinger ging damals gerade zu einem Gastspiele nach Stettin und spielte dort diesen Schluß. Als sie wiederkam und nach dem Erfolg gefragt wurde, sagte sie ärgerlich: „Ach was! Diesen Schluß gebe ich nie wieder. An dem ist alle Kunst verloren, denn er wird nach dem rührenden Abgange der Maria vollständig todtgeschnäuzt."

Auf solche Weise werden dramatische Erfahrungen gemacht und es ist leidige Federfuchserei und bloßes Splitterrichterthum, wenn gewisse Kunstrichter und Recensenten, wie Shylock auf seinen Schein, auf den unverkürzten und unveränderten Text einer dramatischen Dichtung bestehen. Ein Drama, das aufgeführt werden und in der Aufführung wirken soll, erprobt seine Wirksamkeit eben erst in der Aufführung und ist möglichst darnach einzurichten. Man hat vielfach in Deutschland die Nase darüber gerümpft, daß die Ristori in der italienischen Uebersetzung der „Maria Stuart" die Tragödie damit schließen läßt, daß Maria das Blutgerüst besteigt und Lord Leicester an dessen Stufen ohnmächtig zusammenbricht. Und doch ist dieser Schluß der dramatisch richtige, denn der Monolog Leicesters findet selten noch volle Aufmerksamkeit und ist auch in der That gegen alle Theorie der Dramatik. Wenn Schiller heut sein Trauerspiel für die Bühne einrichten sollte, so scheint uns nicht ganz unwahrscheinlich, daß er ähnlich verfahren würde. Er war in dieser Beziehung weder ängstlich noch zaghaft. Seine Einrichtung von Goethes „Egmont" ist ein schlagendes Beispiel dafür, ebenso wie seine mehrfache Bearbeitung seiner „Räuber". Die Art und Weise, wie er Shakespeares „Macbeth" übersetzt und für die Bühne umgestaltet hat, ist für jeden Dramaturgen äußerst lehrreich. Nicht weniger bezeugt den echten Dramatiker die Einrichtung, die er Lessings „Nathan" gegeben und welche, so viel uns bekannt, die auf der deutschen Bühne allgemein gebräuchliche ist. Ein Berichterstatter der „Württembergischen Landeszeitung" in Stuttgart erweist dem Verfasser dieses Aufsatzes die Ehre, dieselbe ihm zuzuschreiben, indem er, sein Streichtalent glossirend, sagt: „Herr Hofrath Wehl aber hat das Malheur, gar oft Stellen zu erküren, die es wahrlich nicht verdienen, seinem schonungslosen Rothstift zum Opfer zu fallen. Wer Belege hiefür verlangt, den verweisen wir auf Lessings argverstümmelten „Nathan". Nachdem der Dramaturg einer ziemlich großen Anzahl harmloser Verse den Todesstreich versetzt und auch einige größere, wirklich schöne Stellen unschädlich gemacht, schwingt er noch einmal den Flamberg, ein paar Jamben — die letzten fallen, dann springt er auf den Pegasus und flickt zur Sühne einen poesievollen Alexandriner an, denn Scheffel sagt's — „eigner Sang erfreut den Biedern"."

Ob die Verse, die in der Stuttgarter Einrichtung den Schluß bilden, von Schiller, von Grunert, dessen Handschrift sie zeigen oder von jemand Anderem herrühren, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß sie nicht von mir, aber durchaus zweckmäßig und keine Alexandriner, sondern rechte und gute Jamben sind. Es ist Nathan, der sie auf Saladins Frage:

„Und Nathan, Du! In meine Arme, Nathan!
Wie war's mit Deinen Ringen? Sage an!"

erwidert:

„Ach, Du beschämst mich, Saladin. Doch ja!
Sind einst, wie hier, Christ, Muselmann und Jude,
Sind alle Kinder unsres einen Vaters
In treuer Liebe brüderlich verbunden,
Dann ist der echte Ring auf's Neu gefunden!"

Die Leser mögen selbst entscheiden, ob diese Verse eine Rüge verdienen. Daß „Nathan der Weise" ohne Kürzungen ungefähr von 7 bis 12 Uhr spielen würde und ohne solche also nicht wohl gegeben werden kann, ist ohne Zweifel Jedem gegenwärtig, welcher dieses „hohe Lied der Toleranz" gelesen. Wenn aber „Nathan der Weise" ohne Striche nicht aufgeführt werden kann, so scheinen uns die von Schiller durchaus glücklich und ehe man sie tadelt, sollte man zuvor dieselben genau erwogen haben und jedenfalls auch nach dem Gehör einen Jambus von einem Alexandriner zu unterscheiden wissen.

Niemand kann mehr bereit sein, der Kritik ihr Recht einzuräumen und ihren Aussetzungen Erwägung zu schenken, als der Schreiber dieser Zeilen; aber man wird ihm ohne Zweifel beistimmen, wenn er dann auch von ihr zunächst Sachkenntniß und eine gewisse Bewandertheit in den Dingen der Bühne verlangt. Jedenfalls soll sie sich nicht von persönlicher Voreinge-

nommenheit leiten lassen, sondern das Gebotene prüfen und in seiner Art und Weise zu würdigen suchen. Kein einigermaßen durch die Schule der Erfahrung gegangener Dramaturg wird aus bloßer Liebhaberei oder Laune in ein Dichtwerk hinein zu ändern oder zu streichen sich erlauben. Wenn er es thut, hat er sicher seine Gründe dazu und es wird nur darauf ankommen, zu untersuchen, ob diese stichhaltig und vernünftig sind oder nicht. Nirgends z. B. werden Shakespeare'sche Stücke mehr eingerichtet und verändert gegeben, als gerade auf der englischen Bühne. Man lese nur Tiecks Reisebriefe und Theodor Fontanes Berichte über englisches Theater. In Deutschland gibt es Leute, die über die nämlichen Einrichtungen und Aenderungen außer sich sind und sich als Shakespearekenner und Liebhaber zu bekunden glauben, wenn sie ihn wörtlich dargestellt verlangen. Daß das dem unsterblichen Meister einen schlimmen Gefallen auf unseren heutigen Brettern erweisen hieße, begreifen sie nur deswegen nicht, weil sie eben diese Bretter nicht kennen und in ihren Erfolgen und Wirkungen nicht verfolgen.*)

Auch die Meininger Hofschauspieler, deren fürstlicher Leiter gerade etwas darin sucht, die Dramen der großen Dramatiker so viel als möglich in ihrer Ursprünglichkeit zu geben, sieht sich hier und da doch ebenfalls veranlaßt, bedeutend zu streichen und zu ändern. Die Stücke, wie man sie auf dem Meininger Hoftheater darstellt, erscheinen jetzt heftweise gedruckt und es ist für Sachverständige äußerst anziehend und lehrreich, dieselben einzusehen. Welche Striche da unter Anderem im „Fiesco"! Der Auftritt, in welchem Fiesco den alten Doria warnen kommt, fehlt z. B. ganz. Und dieser Auftritt erscheint mir groß und in hohem Grade wirksam, für den Charakter des Helden überdies wichtig. Ich zweifle indessen nicht, daß triftige Gründe diese Streichung in der Meininger Einrichtung veranlaßt haben, wie ich solche hatte in demselben Trauerspiel, dem Calcagno, nachdem Leonore ihn wegen seiner leichtfertigen Liebeserklärung abgetrumpft, noch ein paar weitere Worte, als im Texte stehen, in den Mund zu legen.

Ein Stuttgarter Blatt hat mich deswegen hart getadelt und es mag darum erlaubt sein, die kurze Geschichte und Ursache dieses Zusatzes hier mitzutheilen.

Gräfin Leonore sagt abeilend:

„Geh! Fiescos Schande macht keinen Calcagno bei mir steigen, aber — die Menschheit sinken."

Hierauf heißt es im Schiller weiter:

„Calcagno (sieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlage vor die Stirn) Dummkopf!" —

Dieser Abgang hat für jeden Schauspieler, selbst für den besten, etwas Verfängliches, das in der Situation liegt und die rohere Natur leicht zum Lachen reizt. Vorzügliche Schauspieler haben sich vor ihm gefürchtet. Es ist also begreiflich, daß man auf alle Weise diese Klippe zu umschiffen suchte und daß hier ein einigermaßen geschickter Ausweg mit Freuden begrüßt wurde. Es interessirte mich daher in hohem Grade, als der wahrhaft geniale Künstler J. B. Baison — dessen Hamlet und Uriel Acosta Leistungen von eminenter Bedeutung waren —, nachdem er Director des Hamburger Stadttheaters geworden, mir eines Tages ein eingerichtetes Buch des „Fiesco" zeigte, worin statt des lakonischen „Dummkopfes" folgende Worte eingeschrieben standen:

„Verdammt! Steh' ich nicht da wie ein gescholtener Schulbube? Aber ich verdiene das! Wie konnte ich wagen zu ihr aufzublicken, zu ihr, die das reinste, das edelste Weib ist, das jemals die Schöpfung zu Stande gebracht. — Calcagno mache diese Niederlage in der Liebe, in dem Triumphe der Freiheit wett oder dich selber lerne verachten!"

Baison, der selber einst den Calcagno gespielt hatte und auch ausgelacht worden war, jubelte über diesen Zusatz und glaubte, daß Schiller selbst oder Schroeder mit Zustimmung Schillers ihn eingeschoben. Jedenfalls ist er knapp und weder gegen den Sinn Schillers noch den der Rolle, da Calcagno im Stücke sich bekanntlich der Verschwörung Verrinas und der andern Freiheitsfreunde thatkräftig anschließt. Warum sollte man ihn also nicht willkommen heißen und damit einen Abgang umgehen, der unter allen Umständen gefährlich bleibt? Auch ist er in der That so oder ähnlich an vielen deutschen Bühnen eingeführt und wie so vieles Andere auf den Brettern zur Ueberlieferung geworden.

Wer das Theater kennt und ihm nahe steht, kann so etwas wohl wissen und begreifen, um so eher und leichter begreifen, wenn er sich dabei erinnert, daß ein Stück, das so viele wichtige Rollen aufweist, wie „Fiesco", nicht überall darauf zu rechnen hat, eine kleine, aber doch bedeutsame Nebenrolle auch mit einer ersten und zupassenden darstellenden Kraft besetzt zu sehen. Einem geschickten Director oder Dramaturgen muß zum Vortheil und sicheren Erfolge des Ganzen in kleinen Dingen entschieden die Freiheit bleiben, zu streichen und zu ändern. Das ist, so lange die Bühne besteht, Befugniß und Brauch gewesen. Schroeder, Iffland, Schmidt, Schreyvogel, Deinhardtstein, Holbein, Gutzkow, Holtei, Laube, Dingelstedt, der Herzog von Meiningen, Eduard Devrient, sie alle haben sich dieses Recht zugesprochen und mußten es sich zum Zweck einer guten Gesammtdarstellung zusprechen, denn Buch und Bühne sind zweierlei und keine, auch nicht die beste Bühne der Welt wird je im Stande sein, mit der Aufführung eines Stückes den Sinn und Geist des Buches ganz und vollständig zu decken. Dafür aber zeigt eine Aufführung oft auch Reize und Wirkungen, die im Buche nicht zu ahnen gewesen sind. Das, was im Buche oft kalt läßt, zündet auf der Bühne, und umgekehrt. Das sind eben Erfahrungen, die man machen muß und welche keinem Dramaturgen erlassen bleiben. Keiner derselben wird gern unnütz streichen und ändern, denn die Mehrzahl von ihnen weiß entschieden wohl das Schöne und Verdienstvolle einer dramatischen Dichtung zu erkennen und zu würdigen, wie ein anderer feingebildeter und empfindender Mensch auch, aber ihm ist zu gleicher Zeit wohl bewußt, daß es auf der Schaubühne besonders auf das richtige Maß ankommt, und auf ihr nur zu oft der Lessing'sche Spruch sich bewahrheitet: „Weniger wäre mehr."

Ferner kommt einigermaßen der jeweilige Geschmack und der Geist des Publicums in Betracht, vor dem man spielt. Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, vernünftigerweise wird man einräumen müssen, daß z. B. Shakespeare, Molière und unser Hans Sachs heut zu Tage in ihrer vollen Ursprünglichkeit nicht wohl zu geben sind. Damals nahm man an Zoten und Derbheiten, die uns jetzt widerwärtig berühren, keinen Anstoß. Auch rechnen wir gegenwärtig im Theater weit mehr auf die Jugend, als es ehedem scheint der Fall gewesen zu sein. Wir wollen die Größe und Mächtigkeit bedeutender Dramatiker auch auf unsere Jünglinge und Jungfrauen Eindruck gewinnen lassen. Die Idee Heinrich Kleists: die Frauen aus unserem Theater zu verbannen, ist eine ebenso müßige, als traurige Schrulle. Der Dichter, der, um bedeutend und großartig zu sein, des weiblichen Geschlechts meint entrathen zu müssen, dürfte ein kurioses Exemplar eines Dichters sein. Der rechte und wahre Dichter ist für alle Welt, wie die Elemente es sind. Darum muß er auch für Alle passen und es mag nicht übel gethan sein, ihn der Auswüchse zu entkleiden, die seine Werke verhindern es zu sein.

Von jeher ist das auch geschehen. Gleich Schroeder hat z. B. Shakespeare für die deutsche Bühne und seine Zeit eingerichtet. Nach ihm haben es viele Andere gethan und mußten es thun. Aber Shakespeare übte eine große Macht auf das deutsche Theater aus. Nachdem Lessing durch seine „Hamburger Dramaturgie" gleichsam das Tischtuch zwischen dem deutschen Theater und den französischen Klassikern zerschnitten und Shakespeare als glorreiches Muster proclamirt hatte, ahmten die deutschen Dramatiker, von dem Gesetz der drei Einheiten befreit, mit einer Art

*) „Wortgetreu übersetzt, kann Shakespeare nur den Denker befriedigen, nicht den Zuschauer im Theater; ja, ich bin überzeugt, lebte der große Dichter jetzt, er selbst würde der Erste sein, seine Stücke den Forderungen der modernen Bühne anzupassen." („Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedr. Ludw. Schmidt, herausgegeben von Hermann Uhde.")

revelhaften Vorliebe die Shakespeare'sche Zwanglosigkeit des Schauplatzes nach. Sie suchten etwas darin und thaten sich darauf zu gut, die Scene so oft wie nur möglich zu wechseln. Goethes „Götz" und Schillers „Räuber" sind die ruhmreichen Belege dafür. Beide Dichter sind später von dieser theatralischen Zügellosigkeit wesentlich zurückgekommen und haben diese Schauspiele für die Darstellung mit großer Mühe und Selbstüberwindung mit eigenen Händen umgestaltet. Je näher sie der Bühne traten und je länger sie lebten, je mehr haben sie sich von dieser Shakespeare'schen Eigenart losgesagt und andere Grundsätze befolgt. Ja, zuletzt verfielen sie, wie bekannt ist, auf den Gedanken, die besten Stücke der französischen Klassiker dem deutschen Repertoire einzuverleiben. Es war dies eine auffällige Zurücklenkung auf die dramatische Regelrechtigkeit und es geschah dies zu einer Zeit, da die große Masse der Zuschauer, an das öftere Wechseln der Decorationen in einem und demselben Act gewöhnt, noch ziemlich gleichgültig und theilnahmlos für dieselbe war, ja, ihre eigentliche Absicht gar nicht erkannte. Die großen Geister sind eben der Menge immer voraus. Goethe sowohl als Schiller, beide erkannten, daß der Verwilderung und dem Ueberschwang auf den Brettern einen Damm entgegenzusetzen, der Zeitpunkt gekommen war und beide legten herzhaft Hand ans Werk. Schiller ward leider zu früh davon abgerufen und Goethe, wie so viele Andere, durch schnöden Undank dem Theater entfremdet. Des Letzteren Bearbeitung von „Romeo und Julie" so wie viele seiner Aussprüche und Aufzeichnungen aber legen Zeugniß dafür ab, was sie gewollt und beabsichtigt haben. Eine Abklärung der deutschen Bühne zu festen und bestimmten Regeln lag ihnen im Sinn und diese Abklärung, obschon sie durch den vorzeitigen Verlust ihrer beiden Begründer viel verloren und eingebüßt hat, ist doch nicht ins Stocken gekommen, sondern vollzieht sich, wenn auch langsam und stockend, unserer Ansicht nach doch stätig. Gerade neuerdings ist sie, unserer Meinung nach, im lebendigsten Fortgange, durch mehrfache äußere Umstände begünstigt oder richtiger gesagt: veranlaßt und befördert.

Durch das neu eingeführte Gesetz, nach welchem jedes Theater verpflichtet und gehalten ist, alle Stücke, die es geben will, erst rechtlich anzukaufen, sobald dieselben nicht schon durch Verjährung Allgemeingut geworden, ist es für die Verwaltungen fast eine Sache der Nothwendigkeit geworden, um nicht zu viel Ausgaben zu haben, sich den Werken von Shakespeare und denen unserer eigenen Klassiker zuzuwenden, die sie umsonst haben können. Da man mit ihnen aber meist nur die gebildeteren Schichten der Gesellschaft, die Jugend oder bei herabgesetzten Eintrittspreisen in einzelnen Fällen den sinnigeren Theil des Volkes heranzuziehen im Stande ist, so versteht es sich beinahe von selbst, daß man deswegen auch genöthigt ist, auf diese Vorstellungen eine ganz besondere Achtsamkeit zu verwenden. Aus solcher Ursache ist bei uns plötzlich und unerwartet eine sehr beflissene Pflege der ersten Meisterwerke unserer früheren Literatur entstanden, ja, es begründen sich in den großen Städten unseres Vaterlandes sogar Schaubühnen, die lediglich auf sie berechnet sind und durch sie ihre Haupteinnahmen zu machen hoffen müssen. Selbst Heinrich Laube, der von Anfang seiner dramaturgischen Laufbahn an, mehr als nöthig und verantwortlich erscheinen kann, dem französischen Genius — und nicht immer blos dem guten — auf den Brettern gehuldigt hat, selbst Heinrich Laube hat sich jetzt am Ende seiner ganzen Thätigkeit gedrungen gesehen zu erklären, daß es mit der seitherigen Richtung nicht mehr möglich sei ein Theater zu führen und daß eine Zurücklenkung auf die besseren Dramen der älteren Zeit durchaus und entschieden geboten sei.

Daß diese Wahrnehmung ihm so spät kommt, ist fast wie ein Fatum seines sonst so ruhmreichen Wirkens. Er scheidet mit einer Erkenntniß, die ihr Schmerzliches für ihn haben muß und der sich wohl kaum irgend ein Bühnenleiter, der auf Einnahmen angewiesen ist, zu entziehen vermögen wird. Daher denn auch beinahe überall das mehr oder minder lebhafte Aufgreifen unserer klassischen und der Shakespeare-Stücke, die man sorgsam bearbeitet, einrichtet, besetzt und inscenirt. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat bereits vor zwei Jahren an den ersten Vorstand des deutschen Bühnenvereins, Seiner Excellenz Herrn General-Intendanten von Hülsen, den Vorschlag eingebracht: eben diesen Bühnenverein veranlassen zu wollen, einen Ausschuß zu berufen, der Einrichtungen der beregten Dramen zu liefern und somit ein Stück deutscher Einheit auch auf die Bretter zu verpflanzen versuchen solle. Der Einbringer erachtete ein solches Unternehmen des deutschen Bühnenvereins und seiner Stifter wohl würdig, wenn er auch freilich schon aller Schwierigkeiten des Planes sich voll bewußt war. Allein bei Allem, bei dem es gilt, freiwillig und durch bloße Ueberzeugung, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, ist erfahrungsgemäß die Arbeit nicht leicht. Aber wo man sie wagte, hat sie dennoch nach und nach, bei glücklichem Ausfalle derselben, schon oft zum Ziele geführt. Warum sollte das nicht auch hier der Fall sein können? Herr von Hülsen indeß, durch mancherlei andere vergeblich gebliebene Versuche, dem Bühnenverein eine wirksame Initiative zu geben, eingeschüchtert und müde gemacht, erklärte: die vorgeschlagene Unternehmung sei schon deswegen nutzlos, weil sich ihr die gastirenden Schauspielvirtuosen, von denen jeder seine eigene Einrichtung spiele, nicht fügen würden.

Ob dieser Grund so schwerwiegend und triftig erscheinen kann, um sogleich von der Idee Abstand zu nehmen, lasse ich dahingestellt sein. Ich persönlich wünsche überhaupt, daß der deutsche Bühnenverein etwas mehr als eine bloße Art von Polizeigewalt über die deutschen Bühnenmitglieder anzustreben beabsichtigen solle. Einheitliche Contractsbestimmungen und die Bestrafung contractbrüchiger Sängerinnen oder Choristen, sowie Schiedsgerichte in streitigen Fällen sind allerdings sehr schätzenswerthe und dankbar aufzunehmende Dinge, allein nach meiner unmaßgeblichen Annahme meine ich damit, nach der Absicht seiner Begründer, die Tragweite des deutschen Bühnenvereins noch keineswegs erschöpft, sondern glaube, daß er immerhin sich zum Träger auch von höher gehenden Tendenzen zu machen nicht unterlassen dürfte. Gerade in einer Zeit, wie die jetzige eine ist, wo das deutsche Theater so zu sagen: in allen Fugen kracht und die Genossenschaften der dramatischen Schriftsteller und Schauspieler überall werkthätig einzugreifen beginnen, um eine Neugestaltung anzubahnen, gerade in einer solchen Zeit sollte der Bühnenverein nicht säumen, auch seinen Einfluß in die Wagschale zu werfen, denn thut er es endlich nicht doch, so wird er ohne Zweifel bald überholt und völlig machtlos, in keiner Weise mehr in die künstlerische Tagesordnung der Bühnendebatten irgend wie bestimmend einzutreten im Stande sein. Die Materie ist eben im Brodeln begriffen und will sachkundig angefaßt und behandelt werden. Die Verhältnisse drängen dazu. Die neuen Einrichtungen unserer Schauplätze, die Wunder der modernen Mechanik, der Glanz und die Fülle der Beleuchtung treiben ebenso sehr dazu wie der veränderte Zeitgeschmack und die allgemeiner gewordene Bildung. Der am meisten tonangebende Factor ist ohne allen Zweifel der Aufschwung unseres deutschen Volkes nach den großen Siegen von 1870 und 1871. Auf den französischen Schlachtfeldern, auf denen die gesammte Intelligenz von Deutschland kämpfte, haben unsere tapferen Soldaten nicht nur für die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, sondern zugleich auch für dessen schönste und edelste Güter geblutet. Ruhmreiche Siege adeln eine ganze Nation und Adel verpflichtet, wie man weiß. Daher mögen Dichter, Schauspieler, Bühnenleiter, Publicum und Regierung, jeder nach seinem Theil, bedacht sein und Sorge tragen, daß das deutsche Theater dem deutschen Ansehn und Namen entsprechend und würdig sei. „Wo ein frisches Volksleben pulsirt, da kann auch ein frisches Bühnenleben gesunde Wurzel schlagen", so schrieb kürzlich einmal die Augsburger „Allgemeine Zeitung" von Wien aus. Gebe die Vorsehung, daß sich dies in Bezug auf Deutschland voll erfülle, denn wie Schiller so schön und herrlich singt:

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Die Physiognomie des Mondes.*)

Wie hell auch die reine Wahrheit der Wissenschaft strahlt, sie stellt das Phantasiegebilde der Hypothese, der Vermuthung, sogar der Ahnung, welches erst nach vielen Verwandlungen ihr nahe zu kommen hofft, nicht so rücksichtslos in den Schatten, wie diejenigen glauben, deren grobnervigem, von massivem Wissensdrang erfüllten Geist, nur die festgestellten, unzweifelhaften Thatsachen imponiren. Die Wahrheit ist der Schmetterling, den Alle bewundern können; in der Raupe aber das zu sehen, was einmal aus ihr werden wird oder könnte, ist nicht so Vielen beschieden. Doch sind es nicht die schlechtesten Naturen, die sich mit Theilnahme dem noch Verhüllten, dem erst Werdenden zuwenden und wir haben Lessings Wort dafür, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso lehrreich ist als die Sache selbst. „Man muß auch in der Gelehrtenwelt hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dient, dient einem Andren. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Andrer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Werth der Dinge schätzen." Es gibt eben auch ein menschliches Interesse an der Wissenschaft, und selbst die Irrthümer haben vor einem weitschauenden Geiste den Werth, daß sie eben Irrthümer des menschlichen Geistes sind. Oft wird dieses Interesse dem dichterischen verwandt sein und eine Gedankenreihe ahnender Art, die an irgend welches Ding anknüpft, das aus anderem Gesichtspunkte betrachtet auch Gegenstand der Wissenschaft sein kann, ist uns unter Umständen menschlich näher, bietet unsrem Geiste bessere Nahrung als eine streng wissenschaftliche Schlußfolgerung. Gegenwärtig ist man noch zu sehr im Entdecken und Erfinden begriffen, um diesen Werth ganz zu schätzen. Die meisten Wissenschaften sind zu jung, um mit genügender Ruhe auf die Entwicklung ihrer Wahrheiten aus ganzen und halben Irrthümern zurückblicken zu können. Das ist ganz natürlich. Man wird erst in einem gewissen Alter retrospectiv aus Neigung, aber man soll es Keinem verwehren, über seinen Rücken weg einmal nach dem Thale zurückzublicken, aus dem er nach der reinen Sonnenhöhe hinaufstrebt. Die Gipfel sind hell, aber meistens auch kalt und kahl; die Klarheit des Umblickes, den sie gewähren, ist erstrebenswerth, aber wohnlich sind sie nicht. Der Nebel der Thäler mag uns manchmal drücken, so lang wir im Thale wohnen, aber was er verhüllt, steht unsrem Herzen näher als diese kalten Felsenhöhen.

Vielleicht führen die Betrachtungen, die in diesem Hefte hier ein Freund des nächtlichen Gestirnes, des sagenumwobenen Mondes, über die Physiognomie des Lieblinges der Dichter und Träumer anstellt, nicht in solche hohe Regionen, vielleicht bleiben sie sogar weit darunter und werden von der Zukunft höchstens unter die Phantasien gerechnet, die von ältesten Zeiten her das Sternengitter des Himmels umranken. Ich sage vielleicht. Einstweilen darf die Idee, die hier vertreten ist, sich jedenfalls mit einem gewissen Recht auf Beachtung auch an die wissenschaftlichsten Kreise wenden. Sie ist erstens aus guter und alter Familie und steht des Weiteren auch ohne das fest genug auf ihren Füßen. Die Frage, welche offen bleiben muß, ist nur die nach der Länge des Weges, den sie in diesen Kreisen wird zurücklegen können, denn das offene Wort der Volksweisheit von den kurzen Beinen, welche die Lügen haben, findet auch sehr ausgedehnte Anwendung auf ungenügende wissenschaftliche Hypothesen. Allerdings sind dieselben aber darum noch nicht für todt zu erklären, wenn sie auch in dieser hindernißreichen Bahn der wissenschaftlichen Wettläufe sich müd gelaufen haben. Ihre Kraft genügt dann immer noch vollauf, um auf anderen Gebieten sogar stolz auftreten zu können, und die literarischen Todtengräber mögen nicht glauben, daß die Stiche ihrer Federn immer definitive Todeswunden beibringen. Man hat es erlebt, daß rite Todtgemachte nach einiger Zeit wieder auferstanden, von Neuem in die Bahn getreten und mit Glanz sieggekrönt worden sind.

Was die Abstammung des Gedankens betrifft, welcher über des Mondes Angesicht hier vorgetragen und ausgearbeitet ist, so kann eine würdigere nicht leicht gedacht werden. Er ist entfernt verwandt, dort wo er Mond und Erde in Vergleich zu einander setzt, mit Ideen, die mit dem Stempel Kants und A. v. Humboldts gezeichnet sind, und seine Nächstangehörigen finden sich unter den Betrachtungen, welche hervorragende physikalische Denker der Neuzeit über die Wirkungen der Meteoriten auf andere Himmelskörper angestellt haben, mit denen dieselben in ihrem Laufe durch den Weltraum in Berührung kommen, oder mit anderen Worten, auf die sie herabstürzen müssen. Die größere Beachtung der Meteoriten und größere Wirkungen, die man ihnen zuschreibt, charakterisiren ja entschieden die neuere kosmische Physik. Vielbesprochen ist die Ansicht des genialen Robert Mayer, daß die Wärme der Sonne genährt werde durch die in Wärme umgesetzte Stoßbewegung der Meteoriten, die in diesen mächtig anziehenden Körper beständig gleichsam hineinprasseln müssen. J. Thomson hat nach anderer Richtung sich über die Wirkungen der aufeinander treffenden Weltkörper ausgelassen, aber leider durch eine kaum im Ernst zu nehmende Bemerkung über Keime unserer organischen Schöpfung, die auf diese Art aus dem Weltraum unserem Planeten angeflogen sein könnten, den Eindruck seiner übrigen Vermuthungen sehr stark abgeschwächt. Proctor hat gewisse kleine Eindrücke der Mondoberfläche von herabgestürzten Meteoriten abgeleitet. Kant und A. von Humboldt sind beide mit den Anschauungen der meisten von ihren astronomischen und geologischen Zeitgenossen über die Natur der Mondoberfläche nicht einverstanden gewesen. Sie sind indessen in dieser Beziehung nur Vertreter einer ganzen Gruppe von Forschern, zu denen eigentlich selbst die vorzüglichsten älteren Mondkenner wie Mädler u. A. gehören. Diese alle kamen nicht so leicht über die Schwierigkeiten weg, welche jede von irdischen Verhältnissen ausgehende Erklärung der Verhältnisse der Mondoberfläche in dem Unterschiede begegnet, der die Grundformen der Erd- und Mondoberfläche weit von einander trennt.

Das eigentliche Problem der Selenologie liegt in den mannichfaltigen runden Vertiefungen und Umwallungen der Mondoberfläche, welche man noch lange nicht erklärt hat, wenn man sie auch mit noch so großer Bestimmtheit als „Krater" bezeichnet. Diese mit bald niedrigen, bald hochgebirgshaften Wällen umschlossenen Ebenen und Einsenkungen schwanken an Größe zwischen Durchmessern von 30 geographischen Meilen und einigen 100 Metern und ihre Zahl ist gewaltig groß; sie kann ohne Berücksichtigung derjenigen, welche man wegen ihrer geringen Größe nicht erkennen kann, auf 100,000 geschätzt werden. Will man, der landläufigen Ansicht folgend, annehmen, daß dies alles Vulkankrater, überhaupt Gebilde vulkanischer Natur seien, so sieht man beim Vergleich zwischen Erde und Mond sogleich ein, daß die Parallelisirung mit den entsprechenden Gebilden unserer Erdoberfläche immer nur sehr bedingt sein könnte. Denn auf der Erde gibt es keinen Vulkankrater von mehr als zwei Fünftel geogr. Meilen Durchmesser (diese Größe erreicht allein der Mauna Loa auf den Hawaiischen Inseln) und die Zahl der Vulkane auf der ganzen Erdoberfläche, die 13mal so groß ist als die des Mondes, ist nicht mehr als wenige Tausend und dabei zählen doch sogar noch die kleinen mit. Zählt man auch selbst alle kleinsten Schlünde, die mit den größeren Vulkanen vergesellschaftet sind, so würden auf dem Mond doch noch immer viel mehr sich befinden. Thatsächlich bedecken sie die Mondoberfläche in einer Ausdehnung, mit welcher verglichen die Verbreitung der Vulkane auf der Erdoberfläche ganz unbedeutend ist. Kant bestritt schon 1785 mit großentheils noch heute gültigen Gründen die sogenannte vulkanische Theorie der Mondoberfläche: „Die Krater auf der Erde sind so klein, daß sie vom Monde aus nicht gesehen werden können. Jene großen Gebirgszüge,

*) Die Physiognomie des Mondes. Versuch einer neuen Deutung im Anschluß an die Arbeiten von Mädler, Nasmyth u. Carpenter von Asterios. Nördlingen 1879, C. H. Becks Verlag.

von denen die Rundflächen umfangen sind, haben vielmehr eine treffende Aehnlichkeit mit kreisförmigen Zügen unvulkanischer Gebirge oder Landrücken auf unserer Erde. Diese umfassen ganze Länder und würden vom Monde aus ähnlich wie jene Flecken erscheinen. Tycho hat 30 Meilen im Durchmesser und könnte mit dem Königreich Böhmen, Clavius an Größe mit dem Markgrafenthum Mähren verglichen werden. Auch diese Länder sind kraterähnlich von Gebirgen eingefaßt, von welchen ebenso wie von dem Tycho sich Bergketten gleichsam im Sterne verbreiten. Diese sind nicht vulkanischen Ursprungs, so auch die entsprechenden Gebilde auf dem Monde nicht." A. von Humboldt scheint an diese Bemerkung anzuknüpfen, wenn er in der Einleitung zum ersten Bande seines „Central-Asien" von der aralo-kaspischen Niederung sagt: „Diese Concavität der alten Welt ist, unter einem geologischen Gesichtspunkte betrachtet, ein Kraterland, wie Clavius, Schikard, Boussingault und Ptolemäus auf der Mondoberfläche, welche bis 43 Meilen im Durchmesser haben, und eher mit Böhmen als mit den Abhängen und Kratern unsrer Vulkane zu vergleichen sind."

Andre Einwürfe gegen die Annahme, daß die Oberflächengestaltung des Mondes vulkanischen Eruptionen ihre Eigenthümlichkeiten verdanke, beziehen sich auf die anerkannte Abwesenheit von Wasser an der Mondoberfläche. Das erstere spielt eine Hauptrolle in allen vulkanischen Eruptionen auf der Erde, und es ist nicht denkbar, wie eine irgendwie bedeutende Thätigkeit dieser Art ohne die treibende, hebende und schleudernde Wirkung gespannter Wasserdämpfe zu erklären sei. Will man die treibende Kraft in Gasen suchen, so fehlt ebenso fast sicher auch die Atmosphäre, und für diesen Mangel würde man uns nicht die etwas billige Erklärung vorsetzen können, mit der einige Mondkundige die Abwesenheit des Wassers deuten wollen. Dieselben behaupten nämlich, daß das Wasser sich in das Innere des Mondes zurückgezogen habe, nachdem es früher an der Gestaltung der Oberfläche desselben Theil genommen. Die Hypothese ist zu weit hergeholt, selbst für einen so hypothetischen Körper wie den Mond zu schwach fundirt. Daß die rings um die Krater ausgeworfenen Massen dem Tiefraum, den sie umgeben, an Größe so wenig entsprechen, ist ein weiterer Grund, der gegen ihre Entstehung durch Auswurf (Eruption) spricht. Die Ebenen, welche den Grund der sogenannten Mondkrater einnehmen, liegen unter dem umgebenden Niveau, bei unsren Erdkratern sind sie bekanntlich fast immer auf oder an Erhöhungen des Bodens gelegen. Das sind minder gewichtige Gründe gegen die eruptive Natur der Mondkrater, aber sie sind nicht gewichtlos im Verein mit den übrigen. Zur Noth kann man ganz besondere Eruptionserscheinungen sich denken, welche sogar diesen Eigenthümlichkeiten der Mondoberfläche unterzulegen wären. Und in der That beruhen die Anschauungen der Mehrzahl unsrer heutigen Mondkundigen auf einer eigens für diese Verhältnisse adaptirten Eruptionslehre, die freilich mit der Lehre von den irdischen Vulkaneruptionen nichts Anderes als den Namen gemein hat.

Eine neue Hypothese für diese seltsamen Verhältnisse braucht in diesem Zustande des Schwankens gewiß nicht erst ihre Berechtigung nachzuweisen. Asterios, indem er uns eine solche bietet, stellt sich auf einen Standpunkt, der dem der Eruption entgegengesetzt ist. Weites Auseinandergehen der Erklärungsversuche ist natürlich bei so großer Unvollkommenheit unsrer Kenntniß von der Sache, die erklärt werden soll. Asterios' Standpunkt ist der der Irruption. Ihm haben vom Weltraum hereinregnende Meteoriten die Löcher in die Mondoberfläche geschlagen, die wir als kreisförmige Vertiefungen daselbst finden und die Verschiedenheiten derselben erklären sich theils aus den Abweichungen in der Größe und der Flugrichtung dieser kosmischen Projectile, theils aus den verschiedenen Bildungsepochen, die die Mondoberfläche während der Zeit durchlief, in der sie diesen von außen her kommenden Wirkungen ausgesetzt war. Nimmt man an, daß sie auf der ersten Stufe, auf der wir uns den Mond als besonderen Weltkörper vorzustellen vermögen, in feuerflüssigem Zustande sich befand, so wird man begreifen, daß hereinstürzende fremde Körper sich auflösen mußten. Die Vermehrung der Masse dieser Satelliten war dann der ganze Effect. War dagegen die Randschicht der Kugel bereits in einen zähharten Zustand übergegangen, so schlug ein hereinstürzender Körper ein Loch in die Schale und die herausdringende flüssige Masse wallte weithin über, schmolz die Ränder des Loches und es blieb wohl eine äußerste Ringwelle erstarrt stehen, ähnlich wie wenn ein fester Körper in einen sehr zähen Schlamm geworfen wird. Die sogenannten Wallebenen des Mondes, weite einförmige Ebenen mit abgeflachter, verhältnißmäßig niederer Umwallung, würden am natürlichsten als auf solche Weise entstanden anzusehen sein. War die Erstarrungsschale härter geworden, so konnten die Ankömmlinge aus dem Weltraum wohl immer noch Gruben einschlagen, aber sie versanken weder immer in die Tiefe des flüssigen Erdinnern, noch quoll dieses in jedem Falle aus der Oeffnung über. Im Gegentheil zerschmetterte der fremde Körper auf der harten Schale und seine Trümmer bildeten zusammen mit dem herausgeworfenen Schutt jene hohen Wälle, die die hohen Ringgebirge bilden. Ist der Grund in der Tiefe eines solchen Ringgebirges flach und glatt, so kann man glauben, daß der Stoß hinreichte, um einen Theil des flüssigen Inneren hervortreten zu lassen; ist sie muldenförmig, so erkennt man daran den Eindruck des sich einwühlenden Körpers, und diese Deutung ist um so wahrscheinlicher, als in der Regel solche Mulden unter dem Niveau ihrer Umgebung liegen; ist sie endlich mit einer Hervorragung, bald bergartig scharf, bald nur aufgewölbt, in der Mitte versehen, so kann darin ein Rest des umhergeschleuderten und im Ringgebirge noch zum Theile aufgehäuften Sturzkörpers erhalten sein. Aber diese Trümmer wurden manchmal auch weit umhergeschleudert und bilden dann die wie Adern von dem Ringgebirg ausstrahlenden erhöhten Streifen. Dort wo Myriaden von kleinen Vertiefungen der Mondoberfläche ein narbenvolles Ansehen verleihen, haben wir die Verwüstungen eines „kosmischen Hagelwetters" vor uns. Die Geschosse unserer modernen Riesengeschütze mögen, wo sie einschlagen, den Boden zu ähnlichen schuttumrandeten Mulden aufwühlen. Diese Erklärung liegt gerade für die kleineren Gruben so nahe, daß sie schon einige Jahre vor Asterios von dem bekannten Astronomen Proctor aufgestellt worden ist. Asterios erklärt auch die sogenannten Lichtstreifen, die von Einigen als Lavaströme, von Anderen als von innen her verursachte Sprünge angesprochen worden, als strahlenförmig weggeschleuderte Trümmer kosmischer Massen, die hereinstürzten. Endlich gibt er auch für jene dunkeln Flächen, die als sogenannte Meere, Seen und Sümpfe fast zwei Fünftel der uns zugewandten Mondoberfläche bedecken, eine Erklärung im Zusammenhang mit seinem Grundgedanken. Es sind ihm erstarrte Ueberschwemmungen der auf von außen erhaltene mächtige Stöße hin aus dem Mondinnern herausgetretenen flüssigen Gesteinsmassen, die man nach irdischer Analogie auch Laven nennen kann.

Wir folgen nicht unserem ebenso phantasiereichen wie consequent fortschreitenden Asterios in die Anwendungen, die er von seiner bedeutsamen Idee auf die Erdoberfläche macht. Er knüpft an Thatsachen an, wie sie von Kant und A. von Humboldt in Analogie der Formverhältnisse an der Mondoberfläche hervorgehoben worden sind. Erfreulich ist in unserer hypothesenseligen Zeit die Mäßigung, mit der er diese Anwendung macht. Er fühlt offenbar, daß die consequente Durchführung eines Bildungsgedankens leichter ist gegenüber den nur in den größten Zügen vor unserem bewaffneten Auge auftauchenden Verhältnissen des Himmelskörpers, als angesichts der unendlich verschlungenen, einander unzählige Male durchkreuzenden Erscheinungen an der Erdoberfläche. „Unsere Hypothese," sagt er, „ist nicht so zu verstehen, als trete sie in Gegensatz zur Contractionslehre. Im Gegentheil. Diese wird in ihrer Bedeutung anerkannt. Sie ist und bleibt die Voraussetzung für das richtige Verständniß der meisten Erscheinungen. Es wird ihr nur eine Ergänzung zu Theil, indem als Grund des Einsinkens nicht ausschließlich die Schwere und Spannung der Decke und die Lückenhaftigkeit des Unterbaues angesehen wird. Es kam in manchen Fällen ein Stoß von oben hinzu und führte die Entscheidung herbei. Der Sturz eines kosmischen Körpers gab

der einsinkenden Scholle ihre rundliche Gestalt und verlieh der tangentialen Kraft ihre Heftigkeit. So mochten neue Gebirge in der beschriebenen Gestalt entstehen. So mochten schon vorhandene Bergketten, die einer einmaligen spontanen Hebung und Senkung ihren Ursprung verdankten, eine Verschiebung erleiden mit allen den seltsamen Folgen, welche die neuere Forschung insbesondere an den Alpen nachgewiesen hat."

Wir überlassen es dem Leser, diesen Gedankenreihen in dem Büchlein selbst, das, beiläufig gesagt, vortrefflich geschrieben ist, näher zu folgen. Auch wollen wir nicht durch breite Darlegung der Einwürfe, denen diese Irruptionslehre offen steht, diese kurze Anzeige zu einem Streitartikel zuschärfen. Wir begnügen uns, an die Schwierigkeiten zu erinnern, die in der Annahme liegen, daß ein so kleiner Weltkörper wie der Mond, solche Massen von kleineren Weltkörpern an sich gezogen haben soll; an den Mangel von Kugelbruchstücken, die von der Zertrümmerung runder Weltkörper her übrig sein müßten; an das verhältnißmäßig seltene Vorkommen von älteren Eindrücken, die durch neuere halb verwischt oder durchkreuzt sind; an die für Irruptionsklüfte fast zu große Regelmäßigkeit der mannichfaltigen Ringgebilde; endlich an die Schwierigkeit, für die anderen Weltkörper und vor Allem die Erde, entsprechende Gebilde nachzuweisen.

Franz Einsiedel.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Madame Favart.

Komische Operette in 3 Acten von Chivot und Duru.
Musik von Jakob Offenbach.

Im eigentlichen Centrum von Paris, in der Mitte des Boulevard des Italiens und der Rue Le Pelletier gegenüber liegt eines der populärsten Theater von Paris: die Komische Oper. Die Straße, welche an diesem Theater vorbei in der Richtung auf die Seine führt, heißt Rue Favart. Die dankbare Stadt hat damit einem Manne, der sich um die Hebung der komischen Oper in Frankreich sehr bedeutende Verdienste erworben hat, ein ehrendes Andenken weihen wollen.

Für den Franzosen ist Favart, wenn seine Werke auch zum großen Theil der Vergessenheit anheimgefallen sind, noch immer ein sehr populärer Name und mit einem Zweige der dramatischen Kunst dauernd verbunden. Wenn der Franzose daher das Ehepaar Favart als Helden eines Theaterstückes sieht, so empfindet er dabei etwas ganz Anderes und viel mehr, als der Ausländer, der, wenn er sich nicht ziemlich speciell mit der Geschichte der französischen Bühne beschäftigt, diesen Namen kaum jemals gehört hat. Hector Malot, der sich seitdem zu einem der bekanntesten französischen Romanschriftsteller aufgeschwungen und mit seinem neusten Roman, „Sans famille", den Preis der Akademie davongetragen hat, hat dem Ehepaar Favart in der Höfer'schen „Nouvelle Biographie générale" eine ziemlich umfassende Biographie und Charakteristik gewidmet, der die folgenden Data entnommen sind. Man wird daraus ersehen, daß die Verfasser des Textes der neuesten Offenbach'schen Operette, „Madame Favart", sich im Wesentlichen gewissenhaft an die thatsächlichen Vorgänge gehalten haben.

Charles Simon Favart, der am 13. November 1710 zu Paris geboren wurde, war der Sohn eines Kuchenbäckers. Er besuchte eine höhere Lehranstalt und wurde dort sogar mit einem Preise gekrönt. Nichtsdestoweniger setzte er, um seiner Mutter einen Unterhalt zu gewähren, das Gewerbe des arm verstorbenen Vaters fort. In seinen Mußestunden schrieb er sein erstes Vaudeville, das auch gleich durchschlug Ein reicher Mann, der sich über das Stück sehr gefreut hatte, suchte die Bekanntschaft des vielversprechenden Dichters zu machen und war nicht wenig erstaunt, als ihm ein jugendlicher Kuchenbäcker vorgestellt wurde. Favart fand in diesem Financier einen wahren Gönner. Es wurde ihm ermöglicht, sein Handwerk aufzugeben und sich der dramatischen Kunst zu widmen.

In sehr kurzer Zeit schrieb nun Favart mehr als zwanzig Possen für das Volkstheater, sämmtlich anonym. Sein erstes Werk, unter das er seinen Namen setzte, ist: „La chercheuse d'esprit", das eines seiner bekanntesten geblieben ist. Einige Jahre nachher, im Jahre 1745, wurde er Director der „Komischen Oper" — in dieses Jahr haben auch die Librettisten die Handlung ihres Textes verlegt — und heirathete eine sehr talentvolle Schauspielerin, die damals zweiundzwanzigjährige Marie Justine Duronceray, die als Tochter eines Musikers eine sehr gute Erziehung erhalten und ein Jahr vorher unter dem Namen Fräulein Chantilly mit einem ganz ungewöhnlichen Erfolge auf der Bühne der „Komischen Oper" debütirt hatte. Unter dem sehr begabten Director und dessen schöner, nicht minder begabten Frau nahm das Theater der „Komischen Oper" bald einen ganz unerwarteten Aufschwung, so daß die concurrirenden Bühnen, namentlich das Théâtre français und das „Italienische Theater", alle möglichen Kabalen in Scene setzten, um das gefährliche Kunstinstitut zu Grunde zu richten. Es gelang den französischen und italienischen Komödianten auch, ihr Ziel zu erreichen. Favart wurde abgesetzt und das Theater geschlossen.

Um jene Zeit nun machte der Marschall von Sachsen, der, wie ganz Paris, die junge Directorin gesehen und beklatscht hatte, Favart den Vorschlag, die Leitung der Schauspielertruppe zu übernehmen, die der Marschall von Sachsen in seinem Lager unterhielt. Der Dichter, der in diesem Vorschlage nichts von argen Ränken witterte, nahm das Anerbieten seines Gönners dankbarlichst an. Er begab sich mit seiner Frau nach Flandern, und jedes Ereigniß des Tages wurde von ihm zu einem Gelegenheitsstücke, das er mit unglaublicher Leichtigkeit hinwarf, benutzt. Im feindlichen Lager wollte man dem Beispiele des Marschalls folgen und auch seine Schauspielertruppe haben; man wandte sich ebenfalls an Favart. Wunderbarerweise erhielt dieser von seinem Gönner die Erlaubniß, mit seiner Gesellschaft auch im Feindeslager zu spielen. Man sieht, es ging ziemlich gemüthlich zu. Der Director war überglücklich; aber bald wurde es für ihn doch gar zu gemüthlich. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß er die Gunst, deren er sich zu erfreuen hatte, weniger seinen Verdiensten und seiner persönlichen Thätigkeit als einem Nebenumstande verdankte, und der war: daß der Marschall von Sachsen sich in Frau Favart verliebt hatte. Der Marschall wurde der jungen Frau gegenüber so deutlich, daß diese bei Nacht und Nebel davon lief und nach Brüssel flüchtete. Als der Marschall diese Flucht erfuhr, gerieth er in eine unglaubliche Wuth, und er leerte die Schale seines Zornes auf das Haupt des unglücklichen Gatten. Er mißbrauchte seine Macht, einen Verhaftsbefehl gegen Favart zu erwirken. Auch Favart rettete sich durch die Flucht und entkam nach Straßburg, wo er von einem Priester in einem Keller versteckt wurde; und dort fristete er, indem er bei Lampenlicht Fächer colorirte, einstweilen sein Dasein. Während dieser Zeit trat seine Frau immer mit demselben rauschenden Erfolge auf der Bühne der „Italienischen Oper" auf. Da sie den hartnäckigen Bewerbungen des Marschalls noch immer Widerstand leistete, ließ dieser sie in ein Kloster sperren, wo sie wie eine Staatsgefangene behandelt wurde.

Endlich erlag Madame Favart den unermüdlichen Verfolgungen des mächtigen Marschalls. Malot fügt dieser Meldung hinzu: „Sie dachte wohl mit Recht, daß die Unehre in einem solchen Falle lediglich auf denjenigen fiele, der sogar einem Weibe gegenüber vor den schmachvollsten Mitteln nicht zurückschreckte." Kurze Zeit darauf 1750 starb der Marschall.

Da schlug denn auch für den unglücklichen Favart die Stunde der Erlösung. Er kam nach Paris zurück und wurde nun für das „Italienische Theater" einer der nützlichsten und fruchtbarsten Schriftsteller. Er schrieb eine ganze Reihe von reizenden Vaudevilles und komischen Opern, von denen einige sogar dem Sturm der Zeiten getrotzt haben. Die bekanntesten außer dem schon genannten Erstlingswerke sind: „Le cocq du village", „Bastien et Bastienne", eine sehr witzige Parodie eines Rousseau'schen Stückes, ferner: „Ninette à la cour", „Les trois Sultanes" und „L'Anglais à Bordeaux".

Im Jahre 1772 verlor Favart, der damals also 62 Jahre zählte, seine Frau. Dieser Verlust machte ihn ganz untröstlich. In der Arbeit suchte und fand er einige Zerstreuung. Noch zwanzig Jahre überlebte er seine Gattin und starb im Alter von 82 Jahren am 12. Mai 1792 in Paris. Von seinen Werken sind verschiedene Ausgaben erschienen, die beste ist die in 10 Bänden. La Harpe hat die literarische Thätigkeit Favarts einer sehr eingehenden Kritik unterzogen, in seiner Literaturgeschichte Band XIV, Seite 158—232.

Dieser Favart und seine Frau sind also von den Herren Chivot und Durn zu Helden einer komischen Oper gemacht worden, und man muß zugeben, daß diese Wahl wenigstens für ein französisches Publicum als eine sehr glückliche zu bezeichnen ist. Die Handlung dieser neuen komischen Oper knüpft an das Abenteuer, das das Künstlerpaar gegen den Marschall von Sachsen zu bestehen hatte, an. Ein Bevollmächtigter des Marschalls, der Marquis von Pontsable, der Typus des Marquis aus der komischen Oper, gichtisch und gebrechlich, dabei von sehr verliebtem Temperament, hat den Auftrag die Flüchtigen einzufangen und handelt so ganz und gar im Sinne seines Vorgesetzten, daß auch er sich in Madame Favart, die das Komödiespielen im Leben fortsetzt und ihm als Gattin eines Polizeilieutenants entgegentritt, sterblich verliebt.

Favart und seine Frau sind, um ihren Verfolgern zu entwischen, genöthigt, allerhand Mummenschanz zu treiben, bald in dieser, bald in jener Verkleidung die unwahrscheinlichsten Dinge vorzunehmen; und so wird der ursprünglich gute Stoff durch die sehr leichtfertige und allzu bequeme Bearbeitung ziemlich verdorben. Das Buch ist nun nichts Anderes, als eines der gewöhnlichen altmodischen und auch veralteten „Schubladenstücke" geworden, wie „Die Familie Fliedermüller" und ähnliche. Aber eine wesentliche Aufgabe haben die Librettoschreiber erreicht: sie haben eine brillante Partie, Madame Favart, und daneben verschiedene recht wirksame (wie Favart, der Marquis, der junge Polizeilieutenant und dessen Braut, spätere Frau) ermöglicht. Das Stück ist nicht übermäßig unterhaltend, aber es ist auch nicht gerade langweilig, und wenn eine so ausgezeichnete Künstlerin wie Frau Marie Geistinger in der Hauptrolle beschäftigt ist, sieht und hört man es mit Vergnügen.

Ueber die Musik, die Jakob Offenbach dazu geschrieben hat, habe ich in den deutschen Blättern fast nur sehr abfällige Urtheile gelesen — Verurtheilungen, die meines Erachtens nicht ganz verdient sind. Man sagt dem Componisten der „Madame Favart" nach, daß er gealtert sei, daß er beständig sich selbst, d. h. den Componisten des „Orpheus" und der „Schönen Helena" bestehle, und daß er sich von seinen jüngeren Rivalen, namentlich von Lecocq, habe überflügeln lassen. Ich will die Composition dieser Operette gewiß nicht zu hoch stellen, ich will gern zugeben, daß sich der Boulevardgassenhauer bisweilen vordrängt und daß, aber nur an einigen wenigen Stellen, starke Reminiscenzen an die früheren Arbeiten anklingen, so namentlich in dem Finale des zweiten Actes an den sogenannten „Höllengalopp" im „Orpheus". Aber es will mir doch scheinen, daß auch in dieser Composition noch immer mehr Temperament — meinetwegen ein nervöses, etwas krankhaftes, aber immerhin Temperament — mehr Frische und ursprüngliche Begabung enthalten ist, als in allen Werken derer, die auf der Bahn der burlesken Oper Offenbach gefolgt sind. Ich meine sogar, daß „Madame Favart" viel sorgfältiger gearbeitet ist, als die meisten anderen Operetten Offenbachs und daß es musikalisch einen höheren Rang beanspruchen darf als jene. Man könnte da einzelne ganz allerliebste Ensemblesätze aufweisen, die im Stile der guten komischen Oper gehalten sind. Natürlich bedarf es keines besonders fein ausgebildeten musikalischen Ohres, um in dieser Musik den Componisten zu erkennen; aber damit ist noch nicht gesagt, daß er sich selbst bestohlen habe; es sind eben die bei ihm immer wiederkehrenden Eigenthümlichkeiten: vor allen der kurzathmige, nervöse Rhythmus und gewisse Scherze, die man treffend mit dem allerdings wenig gewählten Ausdruck als „musikalischer Ulk" bezeichnen könnte, wie z. B. der Murmelchor: „Es ist gelungen, sie sind bezwungen u. s. w.", der sehr possirlich das Quartett begleitet.

Es ist nun ganz gewiß nicht die Aufgabe der Musik, witzig zu sein, und Richard Wagner hätte sich in der neuesten Nummer des eigenthümlichsten Blattes unserer Zeit, der „Bayreuther Blätter", nicht so anzustrengen und seine Autorität nicht einzusetzen brauchen, um diese Selbstverständlichkeit darzuthun. Daß aber in der komischen Oper ein musikalischer Witz geradezu zu verbannen wäre, vermag ich nicht einzusehen. Da dürfte man doch allenfalls an Mozart erinnern („Das Andre verschweige ich", mit den Hörnern aus „Figaro" u. s. w.), an Haydn, der zu den Worten: „Wir sind Sünder allzumal" zwei falsche Quinten gesetzt hat, an die bekannte Fagottstelle in der Arie des Bürgermeisters von Saardam u. s. w. Von einer Beethoven'schen Symphonie aber, wie Richard Wagner sein Beispiel so unglücklich wie möglich wählt, oder etwa von einem Trauermarsche wird kein Mensch Witze verlangen wollen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Musik das Privilegium der Langweiligkeit habe; vielmehr gilt auch von ihr wie von den andern Künsten das oft citirte Wort über die Dichtkunst: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux."

Von der Darstellung läßt sich nur das Beste sagen. Marie Geistinger gehört unstreitig zu den begabtesten und vielseitigsten Künstlerinnen unsres Theaters. Wir können ihr, der Operette und uns selbst nur Glück wünschen, daß sie sich eine liebenswürdige Inconsequenz hat zu Schulden kommen lassen. Es hieß vor einiger Zeit, Frau Geistinger habe dem burlesken Gesange für immer den Rücken gewandt, um nur noch Schauspielerin zu sein. So vortrefflich die Künstlerin in den Anzengruber'schen Bauernstücken ist, so wohl ihr sogar manche Aufgaben der hohen tragischen Kunst gelingen, ihr eigentliches Feld ist und bleibt — ich weiß, daß sie sich dagegen verwahrt und daß sie das als ein fragliches Compliment betrachtet — doch die Offenbachiade und Verwandtes. Sie singt ebenso gut wie sie spielt, ihre Stimme ist frisch, stark und sympathisch. Sie besitzt gesunden Humor, Schalkhaftigkeit und hat es in der, zur französischen modernen Operette nun einmal durchaus erforderlichen Kunst des verheißungsvollen, vielsagenden Andeutens, des Errathenlassens von Dingen, die man verschweigt, weil sie die Welt weiß, weiter gebracht als irgend eine andre deutsche Operettensängerin. Marie Geistinger erinnert in dieser Beziehung lebhaft an Mademoiselle Schneider. Als Madame Favart hat sie mit allen ihren Couplets und Liedern, namentlich mit den meisterhaft vorgetragenen Erzählungen im zweiten und dritten Act, dem Rondo: „Nicht sprech' ich von Kinderjahren", und dem als „Lied" bezeichneten Vortrage: „Ins königliche Zelt gelangend", einen vollständigen Erfolg errungen. Max Schulz leistet als klappriger Marquis das Mögliche und Unmögliche. Er chargirt sehr stark, aber er erzielt auch einige derbkomische Wirkungen. Herr Swoboda ist liebenswürdig und frisch wie immer. Neben ihm muß auch Herr Klein, der namentlich in dem Tyrolerliede als ausgezeichneter Jodler Frau Geistinger auf das Wirksamste unterstützte, lobend erwähnt werden. Fräulein Müller, die die Suzanne singt, ist eine hübsche kleine Blondine die eine hübsche kleine, noch etwas schwankende Stimme hat und in der stereotypen Anmuth ihrer gleichmäßigen Bewegungen noch die holde Jugendlichkeit der Anfängerin verräth. Es ist immer besser anzufangen als aufzuhören. Das präcise und tüchtige Ensemble ließ die erfahrene Leitung des Oberregisseurs Tetzlaff erkennen.

An diesen möchte ich noch eine Frage, respective eine Bitte richten: Ist es denn unumgänglich nothwendig, daß in allen Operetten der Friedrich-Wilhelmstadt beim Finale eines jeden Actes der Chor — in erster Linie immer die mehr oder minder jungen Damen mit möglichst unbefangenen und möglichst drallen Kostümen — in Paradestellung aufgepflanzt wird, alsdann nach dem Tempo des unvermeidlichen Galopps in kleinen Schritten auf die Rampe vormarschirt und dann in denselben kleinen Schritten wieder nach hinten rückt, um schließlich mit besonderem Entrain noch einmal nach vorn zu stürzen, worauf dann der Vorhang fällt? — Diese Exercitien sind ja an sich recht hübsch, aber es wäre doch vielleicht gut, wenn einmal der Abwechslung halber irgend ein sinnreicher Ersatz dafür geschafft würde.

Bibliographie.

Friedmann, O. Bernh., zehn Jahre österreichischer Politik 1859—1869. Tagebuch zur Zeitgeschichte. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 406 S.) Wien, Rosner. 7. 20.

Streckfuß, Adf., 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte u. Sage. 2. Aufl. 10.—14. Lfg. 4. (S. 361—560.) Berlin, Brigl. baar à —. 50.

Bilharz, Dr. Alf., der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu e. wirk. Naturphilosophie. Mit 13 Holzschn. gr. 8. (XVI, 326 S.) Stuttgart, Cotta. 6. —

Jordan, Wilh., die Erfüllung d. Christenthums. gr. 8. (VI, 331 S.) Frankfurt a/M., Jordan's Selbstverl. 5. —

Bever, Carl Frdr., Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft vornehmlich in wirthschaftlicher Beziehung. gr. 8. (IV, 57 S.) Nördlingen, Beck. 1. —

Geschichte, allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkg. v. Fel. Bamberg, Alex. Brückner, Fel. Dahn ꝛc. hrsg. v. Wilh. Oncken. 4. Abth. gr. 8. Berlin, Grote. à 3. —

Inhalt: Geschichte v. Hellas u. Rom. Von Prof. Dr. G. F. Hertzberg. (1 Bd. S. 161—320 mit eingedr. Holzschn. u. 4 Holzschntaf.)

Inserate.

Zum Probe-Abonnement geeignet.

Nur **1 Mrk. 75 Pf.**

beträgt das Monats-Abonnement auf das

„Berliner Tageblatt"

nebst **„Berliner Sonntagsblatt"** und illustrirtem Witzblatt **„ULK"**.

Im Laufe des **September** erscheint im täglichen Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** die neueste Novelle von

Paul Heyse

unter dem Titel:

Romulusenkel,

worauf wir die **vielen Verehrer** des gefeierten Dichters aufmerksam machen.

Damit die Zusendung vom 1. September ab pünktlich erfolge, wolle man **möglichst frühzeitig** bei der nächstgelegenen **Postanstalt** abonniren.

Das **„Berliner Tageblatt"** ist die **gelesenste** und **verbreitetste Zeitung Deutschlands!!!**

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Cleopatra

von

Adolf Stahr.

Zweite Auflage.

8. Preis 4 *M.* 50 Pf.

Die gelehrten Studien, auf deren Fundament dieses berühmte Charakterbild ruht, werden dem Genusse nirgends hinderlich oder beschwerlich sich erweisen, denn der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, seine Forschungen in einer Darstellung zu verwerthen, welche keine besondere Specialkenntniß des behandelten Gegenstandes voraussetzt, und deren durchsichtige Klarheit und kunstvolle Schönheit jeden Freund des Alterthums und dessen großer geschichtlicher Charaktere interessiren und fesseln wird.

Bei uns erschien:

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

gr. 8. 348 S. Eleg. geh. 4½ *M.*

Das Werk ist mit seltener Einstimmigkeit nicht nur von der gesammten deutschen, sondern auch der maßgebenden ausländischen Presse als eine der werthvollsten Arbeiten über die deutsche Socialdemokratie anerkannt.

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Milton-Doré. Prachtausgabe!

Das verlorene Paradies, deutsch von A. Böttger, illustr. von **Gustav Doré,** erscheint in 10 Lieferungen à 8—9 Bogen Text und 5 Vollbilder à 4 *M.*

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Illustrirte Geschichte der Schrift.

Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde.

Von

Karl Faulmann.

Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften.

In 20 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 60 Pf.

Jede Lieferung enthält zwei Bogen Text in schöner und gediegenster Ausstattung, hergestellt durch die k. k. Staatsdruckerei in Wien. Monatlich erscheinen zwei Lieferungen.

Wie **Lesen, Schreiben** und **Rechnen** die **Elemente alles Wissens** sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erlernt, so ist auch die **Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Culturgeschichte der Menschheit** und innig mit dem seelischen Theile des Völkerlebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal unsere altüberlieferten Schriftzeichen uns an eine gedankenlose Erlernung derselben gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn **in diesen Zeichen herrschte einst Leben und Sinn;** gerade so, wie die ägyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche lebten, liebten, lachten und weinten wie wir. **Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen** und **die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publikum aller Stände vorzuführen,** ist die Tendenz dieses Werkes.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Weser-Zeitung.

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen

Postanstalten

pr. Quartal

Mark 6.90.

Verlag von **Gustav Fischer** vormals Friedrich Mauke in **Jena.**

Soeben erschien:

Dante Alighieri's Leben u. Werke.

Im Zusammenhange dargestellt

von Dr. **Franz Xaver Wegele,**

Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte theilweise veränd. u. verm. Auflage

mit einer Abbildung

des Dante-Denkmals zu Florenz.

Preis 12 *M.* In elegantem Halbfranzbande 14 *M.* 50 Pf.

Soeben erschien:

Der alte Lehnstuhl.

Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin.

Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Letzte Novellen

von

F. W. Hackländer.

Mit Hackländers Portrait und seinem ersten literarischen Versuch.

broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Novität von Oscar Blumenthal!

Im Verlag von **Georg Frobeen & Co.** in **Bern** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zum Dessert.

Geplauder von Oscar Blumenthal.

Sehr eleg. geh. Preis 3 *M.*

Ein liebenswürdiges heiteres Buch, das der Verf. der Allerhand Ungezogenheiten in frohgelaunten Stunden geschrieben hat und das auf jeder Seite seinen sprudelnden Witz, seinen funkelnden Esprit zeigt. Für Sommerfahrten und Badereisen sowie — beim Dessert ist das Buch ein kurzweiliger Gesellschafter.

Hierzu als Extra-Beilage: Auszug aus dem Verlags-Katalog der Langenscheidt'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin, S.W., Möckern-Strasse 133, betreffend Hülfsmittel für das Studium der neueren Sprachen. (Engl., franz., deutsche Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, Wörterbücher, Vokabularien, Lesebücher, Schulgrammatiken etc. etc.).

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 35. Berlin, den 30. August 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: „Die Entmünzung des Silbers" als angeblich alleinige Ursache des „Rückganges des Wohlstandes". Von Karl Braun. — Einiges über die Ziele des Schulunterrichtes. Von J. Bergmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Maremmenidylle. Aus dem Italienischen des Giosué Carducci übertragen von B. J. — Ein Ritterschauspiel in Tirol. Von Karl Bartsch. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. II. — Sommerwanderungen in Frankreich. Von Paul d'Abrest. I. — Von Shakespeare, dem Thierkenner. Von Dr. Friedrich Küchenmeister, Arzt in Dresden. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

„Die Entmünzung des Silbers" als angeblich alleinige Ursache des „Rückganges des Wohlstandes".*)

Von Karl Braun.

Es gab Zeiten in Europa, wo man es für das einfachste und beste Mittel hielt, sobald irgend eine Calamität auftauchte, welche zu beseitigen man nicht die nöthige Einsicht oder die erforderliche Kraft in sich fühlte, irgend eine Art von Menschen, ohne Untersuchung und Beweisführung, ohne Urtheil und Recht, für den Urheber des Unglücks oder für den schuldigen Theil zu erklären und einen Vernichtungskrieg wider dieselben zu führen. So legte man die Theuerung und die Hungersnoth den Kornwucherern, die Pest und den schwarzen Tod, welche die Menschen decimirten, den Juden, die angeblich die Brunnen vergiftet hatten, und das allgemeine Viehsterben den Zauberinnen zur Last, welche es angeblich „dem lieben Vieh angethan hatten"; man lynchte die Wucherer, man schlug die Juden todt und verbrannte die Hexen, und obgleich diese Acte einer blinden Leidenschaft keinerlei Abhülfe der wirklichen oder vermeintlichen Mißstände bewirkten, so hatte man doch die Genugthuung, sich einmal gehörig austoben zu können, wobei dann auch für Viele gewisse Vortheile erwuchsen, welche natürlich sich nicht deckten mit dem Gemeinwohl und auch im Grunde genommen keinen Anspruch darauf erhoben.

Natürlich sind wir heute über jene finsteren Zeiten hinaus. Der Fortschritt der Civilisation hindert uns, zu den Juden- und den Hexenverfolgungen zurückzukehren. Aber deshalb kann man doch nicht behaupten, daß wir ganz frei sind von jenen veralteten Liebhabereien, insbesondere von der, sich irgend einen Sündenbock auszusuchen, ihm alle Gebrechen der Gegenwart auf die Hörner zu binden und ihn in die Wüste zu jagen; und es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Methode am liebsten angewandt wird von Solchen, welche irgend ein Sonderinteresse verfolgen.

„Das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige wirklich," sagt der Altmeister Hegel; und cum grano salis verstanden ist dieser Satz richtig. Unsere Vorfahren kannten die Ursachen der Theuerungen und Hungersnöthe und die Entstehung der Rinder- und Menschenpest nicht. Aber, sagten sie sich: „Es muß irgend Etwas geschehen, machen wir daher eine ehrliche Probe," und deshalb brachten sie Menschen um, wo wir heute höchstens inficirte Ochsen umbringen.

Vielleicht verstehen wir von der wirthschaftlichen Krisis, welche während der Siebenziger Jahre über alle fünf Welttheile, namentlich aber über Amerika und Europa, ohne Unterschied des religiösen, politischen und handelspolitischen Bekenntnisses, hereingebrochen, nicht viel mehr, als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert unsere biedern Vorfahren von der Hungersnoth und den Seuchen.

Aber gerade deshalb fühlen wir erst recht das Bedürfniß, irgend wen oder irgend was dafür verantwortlich zu machen.

Ist das nicht vernünftig oder wenigstens wirklich?

Da wir aber in den letzten drei oder vier Jahrhunderten ohne Zweifel große Culturfortschritte gemacht haben, so richten wir unsere Angriffe nicht mehr vorzugsweise gegen gewisse Personen oder gewisse Arten von Menschen (obgleich man wissen will, daß auch das zuweilen noch vorkommt), sondern lieber gegen irgend eine Einrichtung, von deren Beseitigung man sich gewisse Vortheile verspricht, welche mit den nebenbei abfallenden „Ergötzlichkeiten" jener Verfolgungen, deren wir Eingangs gedachten, eine gewisse Aehnlichkeit haben.

Was haben wir nicht Alles für die Ursache der wirthschaftlichen Krisis ausgegeben?

Die Gewerbefreiheit, die ein Werk des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten ist, die Freizügigkeit und den Unterstützungswohnsitz, welche ein großes Verdienst Friedrich Wilhelms des Vierten ausmachen, eine ganze Reihe anderer Einrichtungen, welche schon seit länger als einem Menschenalter bestehen, wurden als die Urheberinnen des Elendes, des „Decline of Prosperity" denuncirt. Es würde zu weit führen, sie Alle Revue passiren zu lassen. Deshalb zur Sache!

Herr Seyd in seinem Eingangs erwähnten Werke spricht alle diese Einrichtungen frei. Er hat einen neuen Sündenbock entdeckt und lädt ihm allein die ausschließliche Schuld auf. Es ist die Goldwährung, die Entmünzung des Silbers, die „Demonetisation of Silver". Ihr werden alle wirklichen und vermeintlichen Mißstände der Gegenwart und der letzten Vergangenheit in die Schuhe geschoben.

Wenn wir einen Gesammtüberblick auf die ökonomische Entwickelung der letzten fünfzehn Jahre werfen, so müssen wir gestehen, daß sich von jenem Zeitpunkte an, wo überhaupt zum ersten Mal die wirthschaftliche Entwickelung zu einem Gegenstande des Studiums gemacht ward, schwerlich irgend eine Zeit auffinden und nachweisen läßt, in der innerhalb einer so kurzen Frist sich so große und zahlreiche Umwälzungen und Ereignisse zugetragen haben, welche auf die wirthschaftlichen

*) The decline of prosperity: its insidious cause and obvious remedy. By Ernest Seyd, F. S. S., 28 Lombard Street, London. London 1879, Edward Stanford, 55 Charing Cross, S. W.

Zustände im höchsten Grade fördernd oder zerstörend, alterirend oder verwirrend einwirken mußten.

Kaum war der große amerikanische Krieg, dann der Krieg in Schleswig-Holstein und endlich der Krieg von 1866 vorüber, so entbrannte ein Riesenkampf zwischen den beiden großen Culturvölkern im Herzen von Europa, — ein Kampf, der auf lange Zeit die Arbeitskräfte beider Nationen und eine Unsumme von Menschen und Kapital in unfruchtbarer, rein zerstörender Weise absorbirte.

Darauf folgte der verhängnißvolle Milliardensegen, welcher — außerhalb des wirthschaftlichen Verkehrs, das muß vor Allem betont werden! — einen Kapital- und Zahlungsmittelumsatz hervorrief, wie ihn die Welt bis dahin noch nicht gesehn hat.

Eine so kolossale Verschiebung weckte Erwartungen, welche sich als trügerisch erwiesen, und förderte eine Steigerung und Ueberstürzung der Unternehmungen, auf welche ein nicht minder heftiger Rückschlag folgen mußte. Die Getreideproduction in den Vereinigten Staaten und deren Export nahm einen Umfang an, welcher nicht vorausgesehen werden konnte, und der kein bleibender sein wird, sobald man dort von dem Raubbau zu einer intensiveren Wirthschaft übergeht, wozu man sich durch die steigenden Canal- und Eisenbahnfrachten genöthigt sehen wird.

Kaum aber hatten sich diese Krisen ausgetobt, da brachen zu einer Zeit, in welcher auch die industriellen Unternehmungen wieder besser zu gehen versprachen, abermals neue Kriege aus: in Europa (im Südosten), in Asien (Indien) und in Afrika (Kaffernland).

Auf eine Periode überreizten Exports in England und überreizten Imports in Deutschland folgt eine diametral entgegengesetzte Verkehrsrichtung.

In Deutschland demonetisirt man das Silber; der lateinische Münzbund, welcher bisher so viel Silber zur Ausmünzung aufnahm, schreitet zunächst zur Beschränkung und dann zur gänzlichen Sistirung der Silberausprägung.

Diese Menge von Ereignissen, welche auf das Tiefste in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreifen mußten, namentlich da sie sich auf den relativ außerordentlich kurzen Zeitraum von zwei Lustra zusammendrängten, zeigen ihre unverlöschlichen Spuren in der Statistik, deren Zahlen nur dann begriffen werden können, wenn man den Einfluß eines jeden einzelnen dieser Factoren, nach einer sorgfältigen Ermittelung und Untersuchung der Thatsachen, feststellt und dann diese Einzelnheiten zu einem volkswirthschaftlichen Gesammtbilde vereinigt.

Herr Seyd verfährt nach entgegengesetzter Methode. Er sieht von jenem großen Gesammtbilde nur die Münzfrage, nur die Demonetisation of Silver. Sie erklärt er für die alleinige Ursache aller wirklichen oder vermeintlichen Mißstände. Alles Uebrige entschwindet seinen Blicken. Von allen jenen welthistorischen Ereignissen, welche den Hauptvorwurf bilden werden für den zukünftigen Historiker, der sich die Darstellung unserer volkswirthschaftlichen Geschichte zum Berufe macht, und von welchem ich in Obigem nur eine höchst unzureichende Skizze geben konnte, sieht er nichts als die Demonetisirung des Silbers. Alle angenehmen Erscheinungen in unserer Wirthschaftsgeschichte setzt er auf Rechnung unserer früheren Doppelwährung, alle entgegengesetzten, d. h. alle diejenigen, welche er selber für unangenehme hält oder seinen Lesern als unangenehm darstellt, setzt er auf Rechnung der jetzigen Demonetisirung des Silbers.

Wir erinnern uns dabei unwillkürlich an den Doctor Olybrius (in dem „Paris en Amérique“ von Edouard Laboulaye), welcher, der gute Daniel Lefebvre mag sagen, was er will, stets wieder ausruft: „Schreckliche Folgen des Opiums!“ So ruft Herr Seyd immer: „Schreckliche Folgen der Demonetisirung!“

Auf diese Art läßt sich dann freilich gar Manches behaupten, und man gedenkt dabei unwillkürlich einer Rede, die der Kriegsminister von Roon im Jahre 1867 im Norddeutschen Reichstage gegen den Abgeordneten Gneist hielt und die mit den Worten schloß: „Denn der geehrte Herr kann ja Alles beweisen.“

Daß dabei den Thatsachen zuweilen Gewalt angethan wird, das gedenke ich in der „Volkswirthschaftlichen Vierteljahrschrift“ demnächst des Nähern nachzuweisen. Hier wo ich nicht für ein Fachblatt schreibe, beschränke ich mich auf folgende Bemerkungen zur Sache:

Die jetzt vorhandenen Schwierigkeiten haben ihre Ursache einfach darin, daß zu derselben Zeit einerseits die Silbergewinnung in den Vereinigten Staaten von Amerika zunahm und andererseits der Silberverbrauch in Europa abnahm, letzteres weniger durch die Münzreform Deutschlands und durch die Sistirung der Silbermünzenausprägung in den Ländern des lateinischen Bundes, als vielmehr durch die Ereignisse und Zustände im fernen Orient, welche eine starke Verminderung des zur Ausgleichung der Zahlungen nach Indien und China erforderlichen Silbers hervorriefen.

Der normale Zustand läßt sich nur dadurch wieder herstellen, daß die Gewinnung und das Angebot von Silber sich dem geringeren Verbrauch und der gesunkenen Nachfrage anpaßt, also sich in dem entsprechenden Maße vermindert. Diese Anpassung und Verminderung wird alsbald eintreten, sobald es feststeht, daß Niemand mehr daran denkt, durch Gesetzgebung oder Verträge den Silberverbrauch künstlich zu steigern.

Das einzige Mittel, den erstrebten Gesundungsproceß herbeizuführen, besteht also darin, alle jene chimärischen Hoffnungen auf solche Maßregeln ein für allemal niederzuschlagen; und hierin ist der Grund zu suchen, warum ich es für geboten halte, der Darstellung des Herrn Seyd bei Zeiten entgegenzutreten.

Natürlich sind die Besitzer der Silberbergwerke in Nevada in den Vereinigten Staaten entgegengesetzter Meinung. Sie wollen ihre Gewinnung nicht einschränken, sondern den Werth des Productes steigern. In Amerika haben sie einen ersten Schritt zur Wiederherstellung des „Dollars der Väter“ (mit diesem Euphemismus belegt man dort die in erster Linie auf Kosten der Gläubiger vorzunehmende Maßregel) gethan. Der Finanzminister der Vereinigten Staaten hat sich bis zu einem gewissen Grade vor ihnen gebeugt; er will unbeschränkte Silberausprägung gestatten, wenn und sofern eine internationale Vereinbarung über gemeinschaftliche Feststellung der Werthrelation zwischen Gold und Silber stattfindet.

Es gilt nun, diese Vereinbarung herbeizuführen und vor Allem Deutschland, das sich bisher mit Recht den internationalen Münzconferenzen fern gehalten hat, und das an der Spitze der wenigen Staaten marschirt, die sich einer vollkommen gesunden Metallcirculation erfreuen, umzurennen und seiner bisherigen Münzpolitik zu entfremden.

Dies ist der Grund, warum man von allen Seiten bestrebt ist, uns unsere Münzreform zu verleiden. Den Silberbergwerksbesitzern von Nevada ist das durchaus nicht übel zu nehmen. Die Entwerthung beträgt etwa siebenzehn Procent, also auf dreißig Millionen Dollars etwa fünf bis sechs Millionen Dollars jährlich. Um sechs Millionen Dollars jährliche Rente zu gewinnen, kann man auch schon ein paar Millionen Dollars Agitationskosten aufwenden. Das ist amerikanisch.

Es ist aber nicht allein Nevada, welches ein Interesse daran hat, daß Deutschland eine Dummheit begehe.

Da ist ferner England interessirt wegen der Lage seiner indischen Finanzen. Es realisirt den aus Indien zu beziehenden Tribut, d. h. die Zinsen der in Europa zu bezahlenden Beträge für Waffenaufkäufe, Pensionen, Verzinsung und Tilgung der in Europa contrahirten Schulden u. s. w., durch indische Silbertratten, für die es gegenwärtig nur niedrige Preise findet. Holland ist wegen seiner indischen Colonien in einer ähnlichen Lage. Der lateinische Münzbund endlich hat auch ein Interesse, das Silber steigen zu machen; und einige seiner klügsten Finasseurs scheinen zu wünschen,

daß wir uns in den Bimetallismus wieder hineinstürzen, um den Lateinern den Uebergang zur Goldwährung zu erleichtern, natürlich auf unsere Kosten.

Unter diesen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß man uns von allen Seiten „antippt" und uns vom Auslande aus unisono den freundschaftlichen Rath gibt, wir möchten doch unseren lieben Nachbarn und zärtlichen Verwandten zu Liebe eine Dummheit begehen, wir alsdann doppelt Ursache haben, uns des guten Rathes zu erinnern: „Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem."

Das Buch des Herrn Seyd ist übrigens gut geschrieben, und dabei so prachtvoll ausgestattet, wie man es weder bei dem Werk eines einfachen Gelehrten, noch bei der Speculation eines bloßen Buchhändlers gewöhnt ist.

Einiges über die Ziele des Schulunterrichtes.

Von J. Bergmann.

(Schluß.)

Wohl ließen sich noch manche Punkte finden, an welchen ohne Nachtheil selbst für die einmal bestehenden Unterrichtszwecke eine strengere Oekonomie in der Ausnutzung der geistigen Kraft und der Zeit der Schüler geübt werden könnte. So hat vor einiger Zeit Herr Dr. Lucius im Abgeordnetenhause das Verlangen ausgesprochen, daß auf dem Gymnasium der Unterricht im Französischen erst in Tertia beginne, wie es auf unserem Marburger Gymnasium früher in der That geschah, bis der einsichtige Leiter desselben diese berechtigte Eigenthümlichkeit aufzugeben genöthigt wurde. Lieber noch würde ich sagen in Secunda. Denn es ist zu vielerlei, was in den unteren Classen angefangen und nebeneinander getrieben wird. Sicherlich würden die Secundaner diejenige Kenntniß der französischen Sprache, die jetzt in die Secunda mitgebracht wird, vermöge der größeren Reife ihres Geistes und der durch den griechischen und den lateinischen Unterricht gewonnenen Uebung im Sprachstudium sich in wenigen Monaten aneignen. Dem wäre noch hinzuzufügen (womit ich freilich dem Gange meiner Erörterungen vorgreife), daß das Gymnasium den französischen Unterricht nach einer andern Methode ertheilen müsse als den lateinischen. Es darf hier nicht beabsichtigt werden, von einer neuen Seite her in die Sprachwissenschaft einzuführen, sondern das allein ist ins Auge zu fassen, daß sich der Schüler möglichst rasch eine Fertigkeit im Lesen und Schreiben, Verstehen und Sprechen erwerbe. Also viele und zwar interessante Lectüre und Conversation, wenig Regeln.

Ich verlasse jedoch die Unterrichtsmethode, um einen Augenblick bei der wichtigen Frage verweilen zu können, ob sich unter den Zielen, welche gegenwärtig der Unterricht verfolgt, solche befinden, die zu Gunsten werthvollerer beseitigt oder doch niedriger gesteckt werden dürfen. Es ist dies meines Erachtens allerdings in hohem Maße der Fall, wenigstens in den Anstalten, welche die Klage der Ueberbürdung am meisten hervorrufen, den Gymnasien.

Allgemeine Uebereinstimmung besteht darüber, daß das Studium der lateinischen und der griechischen Sprache nach wie vor die Grundlage derjenigen höheren Bildung sein soll, welche es vorzugsweise ist, die auf den Universitäten ihren Abschluß sucht. Aber daß alle Bestandtheile, welche die Gymnasien gegenwärtig in diese Grundlage einzufügen bemüht sind, wirklich jene höhere Bildung mitbegründen helfen, wird Mancher mit mir bezweifeln, wenn er bedenkt, daß das Universitätsstudium nicht gleichbedeutend mit philologischem ist und daß die Philologen eine specielle Vorbildung für ihr Fach den Gymnasien zur Aufgabe zu machen um nichts mehr berechtigt sind, als z. B. die Mediciner. Denn die Zeiten liegen doch, Gott sei Dank, weit hinter uns, wo man in denjenigen ein wesentliches Merkmal des Begriffes Mensch, einen wesentlichen Bestandtheil der Humanität vermißte, die nicht ihre besten Jahre fast ausschließlich dem allein selig machenden Griechischen und Lateinischen gewidmet hatten.

Der lateinische Unterricht ist in dreifacher Hinsicht werthvoll: wegen des Gebrauchs, der auch nach vollendeter Schulbildung von der Kenntniß dieser Sprache gemacht wird, wegen der auf mannichfache Weise zur Geistescultur dienlichen Lectüre vieler Werke der römischen Literatur, und endlich, weil neben der Mathematik nichts für die Entwickelung des jugendlichen Verstandes förderlicher ist, als ein gründliches Studium der lateinischen Grammatik nach wissenschaftlicher Methode und weil dasselbe zugleich einen Einblick in die Gesetze der Sprache in ihrem Zusammenhange mit den Gesetzen des Denkens zu eröffnen besser geeignet ist, als dasjenige der Grammatik einer neueren Sprache, die der Muttersprache nicht ausgeschlossen. Von diesem dreifachen Werthe würde aber, meine ich, nichts verloren gehen, wenn auch die Künste, lateinisch zu sprechen und frei lateinisch zu schreiben, vollends lateinische Verse zu machen, nicht mehr geübt würden, und wenn an die zur Einübung der lateinischen Grammatik unentbehrlichen Uebersetzungen ins Lateinische nicht mehr die Anforderung gestellt würde, daß nur solche Wörter und Redewendungen zur Anwendung kommen, die sich aus Ciceros Schriften belegen lassen, zur Noth auch, wie mein Lehrer in Prima sagte, zur Noth auch solche, deren sich Cäsar oder Tacitus oder Livius bedient haben. Dann brauchten auch nicht mehr Hunderte von Phrasen dem Gedächtnisse aufgeladen zu werden. Die lateinischen Aufsätze insbesondere, deren Zahl jetzt so ziemlich derjenigen der deutschen gleichkommt und denen jedenfalls eine größere Zeit gewidmet wird als diesen (speciell für unser Marburger Gymnasium trifft das Letztere glücklicherweise nicht zu), sind nicht nur überflüssig für die wahren Zwecke des lateinischen Unterrichtes, sondern für andere nicht minder wichtige Unterrichtszwecke geradezu verderblich. Denn in ihnen trägt den Preis davon, wer am besten Worte machen kann, wo Gedanken fehlen. Sie erzeugen jene lästige Verbositas, welche namentlich unsere gelehrten Werke so umfangreich macht, den Lesern so viele Zeit raubt, wofern sie nicht die Kunst gelernt haben, Seiten mit Einem Blicke zu überfliegen, und den meisten allmählich die Fähigkeit zerstört, solche Bücher zu verstehen, die für jeden Satz die Aufmerksamkeit und Denkkraft in Anspruch nehmen.

Im griechischen Unterrichte würde ich nur auf die Lectüre Gewicht legen, die Grammatik nur insoweit studiren lassen, als ihre Kenntniß zur Lectüre absolut unentbehrlich ist, womit selbstverständlich der Verzicht auf ein griechisches Scriptum im Abiturienten-Examen verbunden wäre. Es scheint mir ganz und gar nicht zu billigen, daß das Griechische in derselben Weise wie das Latein getrieben wird. Die Vortheile, welche das gründliche Studium der wissenschaftlichen Grammatik einer alten Sprache gewährt, sind vollständig erreichbar, wenn Eine Sprache auf diese Weise gelernt wird. Dagegen das Studium der griechischen Literatur (nicht der Literaturgeschichte) kann durchaus nicht durch dasjenige der römischen ersetzt werden. In der Poesie, der Beredtsamkeit, der Geschichtsschreibung, der Philosophie stehen unbestritten die Griechen so hoch über den Römern, wie diese über ihnen in der praktischen Politik. Wie die Sonne den Mond, so überglänzt der griechische Theil der klassischen Literatur den römischen. Nicht entfernt aber entspricht diesem Verhältnisse die Pflege, welche unsere Gymnasien dem Studium des einen und dem des andern zuwenden. Wird doch der eitle, flache und geschwätzige Cicero weit mehr gelesen als der redegewaltige Demosthenes und der an Gedankentiefe, Adel der Gesinnung und poetischer Gestaltungskraft unübertroffene Plato zusammen. Und man sage nicht, daß jener dem jugendlichen Geschmacke und Verständnisse angemessener sei als diese. Ich glaube wenigstens nicht, wenn ich auf meine Schulzeit zurückblicke, daß unter meinen Mitschülern ein einziger war, dem der Wortschwall Ciceros, das Ideal der lateinischen Aufsätze, ein Gefühl der Bewunderung abgenöthigt hätte, während uns Plato und Demosthenes mächtig ergriffen, obwohl unsere Aufmerksamkeit mehr auf ihre Uebereinstimmung mit Kühners Grammatik und auf die ver-

schiedenen Lesarten als auf die Kraft und Tiefe ihrer Gedanken gelenkt wurde. Die wenigen griechischen Schriften, die dem Schüler in die Hand gegeben werden, werden dazu nicht einmal vollständig gelesen; dazu reicht die Zeit nicht, welche die Erörterung der grammatikalischen Subtilitäten übrig läßt. Bruchstücke aus Homer, Bruchstücke aus Plato, Bruchstücke aus Thucydides, Xenophon, Sophokles. Und die Freude auch an diesen wird den jugendlichen Gemüthern vergällt, weil die Lectüre im Allgemeinen so betrieben wird, als hätten jene Dichter und Denker die Absicht verfolgt, Beispiele zu grammatikalischen Regeln oder Aufgaben grammatikalischer Analyse zu schreiben, wobei ich zur Ehre des hiesigen Gymnasiums wieder hervorheben muß, daß dasselbe diese verkehrte Behandlungsweise soweit zu vermeiden bemüht ist, als es die vorgeschriebene Sorge für das lateinische und griechische Scriptum und den lateinischen Aufsatz des Abiturienten-Examens zuläßt. Ich wage zu behaupten, daß ein gebildeter Kaufmann, welcher ein Jahr lang oder zwei seine Mußestunden dazu benutzte, die vortrefflichen Uebersetzungen griechischer Schriften zu lesen, die wir besitzen, eine bessere Kenntniß der griechischen Literatur erlangen würde, als sie gegenwärtig der Gymnasial-Abiturient mit auf die Universität zu nehmen pflegt.

Ich darf, um Ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, diese Seite meines Themas nicht weiter verfolgen, und will daher nur noch den Ausdruck meiner Ueberzeugung hinzufügen, daß sich unter den Zielen, die gegenwärtig der Unterricht verfolgt, noch andere befinden, die ohne Schaden in Wegfall kommen könnten.

So wende ich mich denn wieder zu der Frage nach der Erweiterung, welche unser Zeitalter bezüglich des gegenwärtigen Schulplanes fordert.

Nach dem, was über das in Vorbereitung begriffene Unterrichtsgesetz verlautet, sollen die Mathematik und die Naturwissenschaft namentlich in den Gymasien mehr als bisher berücksichtigt werden. Das ist eine Neuerung, deren Nothwendigkeit als erwiesen betrachtet werden kann. Sind uns doch Allen die Klagen unserer Universitätslehrer der Naturwissenschaft bekannt, daß die Schüler, die sie von den Gymnasien empfangen, nicht blos der dürftigsten Vorkenntnisse in diesem Gebiete entbehren, sondern daß auch ihre Fähigkeit, das sinnlich Thatsächliche aufzufassen und zu beobachten, nicht entwickelt worden, vielmehr verkümmert ist. Wie soll sich diese Fähigkeit auch üben, wenn die Knaben, deren Auge die Schule fast nur für Buchstaben in Anspruch nimmt, durch häusliche Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen sind, um Feld und Wald zu durchstreifen, Vogelstimmen zu unterscheiden, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln. Und auch abgesehen von jenen Klagen gehört doch unzweifelhaft ein tieferes und ausgedehnteres Maß mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissens, als es die Gymnasien bieten, zum Minimum der allgemeinen Bildung in einem Zeitalter, dessen größte wissenschaftliche Leistungen auf diesem Gebiete liegen und welches mit diesen Leistungen die Gesammtheit der menschlichen Verhältnisse umzugestalten fortfährt. Mit demselben Rechte wie das sechzehnte Jahrhundert das philologische, kann das unsrige das mathematisch-naturwissenschaftliche Studium als ein Erforderniß der Humanität hinstellen, wenn man einmal den Anspruch auf diese Eigenschaft von einer gewissen gelehrten Bildung abhängig machen will. Freilich kann auch in dem Streben der Schule, dem Geiste der Gegenwart gerecht zu werden, das richtige Maß überschritten werden, so z. B. wenn, wie es neuerdings vielfach geschieht, in den Töchterschulen Anatomie getrieben wird.

Jene vom neuen Unterrichtsgesetze zu erwartende Neuerung fällt indessen nicht unter den Gesichtspunkt, den ich für meine heutige Erörterung von vornherein habe maßgebend sein lassen. Durch Vertiefung und Erweiterung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung, wie nachdrücklich dieselbe auch von der modernen Gestaltung des äußeren wie des inneren Lebens gefordert wird und wie wünschenswerth, ja nothwendig sie auch an sich sein mag, wird in dem gegenwärtigen Stadium der Naturwissenschaft der Gefahr nicht begegnet, mit welcher das Umsichgreifen einer frivolen Welt- und Lebensanschauung die Menschheit bedroht. Eher könnte man, wie ich nicht näher ausführen will, von daher eine Steigerung dieser Gefahr befürchten. Soll der Schulunterricht eingreifen in den Kampf zweier Welt- und Lebensanschauungen, nicht um die Wahrheit, denn in dieser Hinsicht ist der Kampf längst entschieden, sondern um die Herrschaft über die Geister, so muß ihm die Aufgabe gestellt werden, tiefer und gründlicher als bisher in die wahre Welt- und Lebensanschauung einzuführen. In zwei Formen aber hat sich die wahre Welt- und Lebensanschauung entwickelt und mußte sie sich ihrem Wesen nach entwickeln: als Religion und als Philosophie, und zwar ist es für die Philosophie, welche diesen Namen nicht usurpirt hat, sondern ihr Recht, denselben zu führen, historisch zu begründen vermag, charakteristisch, daß sie religiös, und für die wahre Religion ist es charakteristisch, daß sie philosophisch ist. Und so fordere ich denn vom Unterrichte, daß er der Bildung in der philosophisch lebendigen Religion und in der religiös gestimmten Philosophie seine besondere Aufmerksamkeit zuwende, der ersteren hauptsächlich in den niederen Schulen und den unteren Klassen der höheren, der anderen in den oberen Klassen der Gymnasien, der Real- und der Gewerbeschulen.

Ueber die Art, wie die Schule die religiöse Bildung der Jugend zu pflegen habe, halte ich mich bestimmtere Rathschläge zu geben nicht für competent. Nur die Eine negative Ueberzeugung möchte ich nicht unausgesprochen lassen, daß hier nichts von einer Vermehrung der Unterrichtsstunden, zumal behufs Steigerung der Kenntnisse in Dogmatik und Kirchengeschichte zu hoffen ist. Es kommt darauf an, für die Religion zu gewinnen, und das geschieht nicht, wenigstens nicht für die philosophisch lebendige Religion, durch Memoriren von Katechismusstücken und von Bibelsprüchen als Argumenten zu denselben, noch durch systematische oder historische Erörterung theologischer Streitfragen. Um für die Religion zu gewinnen, muß der Unterricht ihr hinter dem confessionellen Hader verborgenes Wesen aufzeigen — woraus ich nicht die mir sehr bedenklich erscheinende Folgerung zu ziehen bitte, daß die Schulen confessionslos sein müssen, denn auch der confessionelle Religionsunterricht in confessionellen Schulen kann das Dogmatisch-Confessionelle in den Hintergrund treten lassen. Um für die Religion zu gewinnen, muß der Unterricht ihre Bedeutung für das innere Leben des Einzelnen und für den Fortschritt der gesammten Menschheit in der Verwirklichung ihrer Ideale, für den Fortschritt in der Humanität (dieses Wort in dem Sinne genommen, welchen Herder ihm gegeben hat) zum Bewußtsein zu bringen suchen, muß dem Vorurtheile entgegenwirken, daß die Religion nicht den offensten Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute dulde, muß darthun, daß sie vielmehr ihrer innersten Natur nach den vollsten und freiesten Antheil nehme an den idealen Bestrebungen des menschlichen Geistes und so insbesondere auch an seinem Streben, das verborgene Wesen der Dinge und zuhöchst sein eigenes Wesen und seine Bestimmung zu erkennen und gemäß dieser Erkenntniß sein Leben zu gestalten.

Ueber die Einrichtung des Unterrichtes in der Philosophie dagegen dürfte ich mich vermöge meines Berufes wohl mitzusprechen für befugt halten, doch kann es nicht meine Ansicht sein, hier einen vollständigen Plan in dieser Hinsicht darzulegen. Nur für eine kurze Erläuterung meiner Ansicht, daß die Philosophie mehr als bisher in die höheren Schulen eingeführt werden sollte, erbitte ich mir noch Ihre Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig widmet der Lehrplan der Prima des Gymnasiums der sogenannten philosophischen Propädeutik, der Vorbildung in der Philosophie, wöchentlich Eine Stunde. Im Allgemeinen wird dieselbe, wofern sie nicht dem Lehrplan entgegen für andere Unterrichtszweige in Anspruch genommen wird, was nicht selten der Fall zu sein scheint, dazu verwendet, einen Theil der Logik, nämlich die Formen der Urtheile und Schlüsse und, wenn es hoch kommt, die allgemeinsten Regeln des Definirens, Eintheilens und Beweisens durchzunehmen, sowie auch einen Ueberblick über die sogenannte empirische Psychologie, die

Erfahrungsseelenlehre, zu geben. Ich beanspruche nicht, daß für diese Dinge mehr Stunden angesetzt werden, vielmehr würde ich auch jene Eine gern schenken. Denn solcher systematischen Behandlung der Philosophie sind weder die Schüler noch auch im Allgemeinen die Lehrer gewachsen. Was das Letztere betrifft, so ist schon dasjenige Maß philosophischer Begabung, welches der Beruf eines Lehrers in der Philosophie voraussetzt, äußerst selten, und unter den so Begabten werden wiederum solche selten sein, die bei den großen Ansprüchen, welche ihre Fachwissenschaften an sie stellen, und bei der geringen Zeit, welche ihnen ihr Lehramt übrig läßt, ihre Begabung hinreichend zu entwickeln und die nöthigen Kenntnisse zu erwerben im Stande sind. So ist denn auch der Erfolg jenes Unterrichts in der philosophischen Propädeutik, soweit er überhaupt zu merken ist, im Allgemeinen ein wenig erfreulicher. Wenigstens glaube ich bemerkt zu haben, daß das Universitätsstudium der Philosophie durch einen solchen philosophischen Cursus des Gymnasiums eher beeinträchtigt als gefördert wird. Manche Studirende meinen schon auf dem Gymnasium in der Philosophie genug gelernt zu haben, während sie doch nur eine schiefe Vorstellung von derselben empfangen haben; anderen ist dieses Studium durch den Formelkram, der ihnen als Logik vorgesetzt worden ist, und durch den unvortheilhaften Gegensatz der unbestimmten und schwankenden Begriffe, welche die sogenannte empirische Psychologie ausmachen, zu denen, welche sie im philologischen und historischen und vollends im mathematischen Unterrichte zu bilden angeleitet werden, verleidet; wieder anderen wird das Verständniß dessen, was ihnen vom Katheder der Hörsäle her vorgetragen wird, erschwert, weil sie sich vergeblich bemühen, darin dasjenige wiederzufinden, was ihnen in der Schulstube als ausgemachte Wahrheit eingeprägt worden ist.

Der philosophische Unterricht, den ich im Sinne habe, soll in der Hauptsache nicht neben dem anderen, dem mathematischen, philologischen, literarischen, religiösen hergehen, sondern in demselben enthalten sein. Die Fundamentallehren der Logik könnte der Lehrer der Mathematik und Physik mit Leichtigkeit aus den Gedankenoperationen, welche diese Wissenschaften fordern, abstrahiren lassen, und der Lehrer der Grammatik könnte ihn dadurch, daß er die Beziehung zwischen Denken und Sprechen in die Betrachtung hineinzöge, ergänzen. Die Bekanntschaft mit den Grundwahrheiten und den allgemeinsten Problemen der Erkenntnißtheorie, Metaphysik und Ethik würde sich am besten aus der Lectüre, soweit es sich um die Gymnasien handelt, namentlich aus der griechischen Lectüre gewinnen lassen. Denn wo gäbe es einen besseren Lehrmeister in diesen Dingen als Plato? Mindestens müßten dessen Meno, der Gorgias im Zusammenhange mit dem Protagoras, der erste Theil des Theätet, der Phädon, das Symposion und ausgedehnte Abschnitte aus der Republik ohne Beeinträchtigung durch linguistische und grammatikalische Nebenzwecke gründlich durchgearbeitet werden. In den Realschulen könnten wenigstens einige dieser Schriften in Uebersetzungen gelesen werden; daneben ausgewählte Stücke aus Locke, Berkeley, Hume, die wiederum in den Gymnasien durch Uebersetzungen vertreten werden könnten. Nicht minder ist dem Religionslehrer in reichem Maße Veranlassung geboten, in metaphysische und ethische Betrachtungen einzuführen. Die Themata der deutschen Aufsätze könnten so gewählt werden, daß sie dem Schüler zu relativ selbstständigem philosophischem Denken nöthigten. Was die Geschichte der Philosophie anbetrifft, so ließe sich die Kenntniß ihrer wichtigsten Momente und die Einsicht in ihren allgemeinen Zusammenhang durch bloße Erläuterung der Lectüre übermitteln. Zum Beispiel gewisse Schriften Ciceros und das erste Buch des auch poetisch hervorragenden Lehrgedichtes des Lucrez könnten in einer Weise erklärt werden, daß der Abiturient eine bessere Kenntniß der Geschichte der alten Philosophie besäße, als sie jetzt gemeiniglich in der Prüfung der Candidaten des höheren Lehramtes angetroffen wird. Aus der Geschichte der neueren Philosophie würde wenigstens eine allgemeine Charakteristik der Lehre Spinozas, Leibnizens und Kants sich in der natürlichsten Weise an den Vortrag der deutschen Literaturgeschichte und die Erklärung Lessing'scher, Herder'scher und Schiller'scher Schriften schließen.

Die Eine Stunde wöchentlich, welche der jetzige Lehrplan der Prima der Philosophie besonders widmet und welche ich, wie bemerkt, gern schenken würde, wenn sie der systematischen Logik und der systematischen empirischen Psychologie gewidmet bleiben sollte, würde ich zum Theil in der Weise wie der Leiter des hiesigen Gymnasiums verwenden, nämlich zu praktischen Uebungen im Definiren, Eintheilen, Schließen und dergleichen, zum größten Theile aber für die Lectüre philosophischer Schriften aus der neueren Zeit ansetzen. Ich denke hier namentlich an die Meditationen des Cartesius, ein Schriftchen, welches durch die Klarheit seiner Gedanken und seiner Rede, die Entschiedenheit seiner echt philosophischen Gesinnung, seine Faßlichkeit und den, ich möchte sagen, spannenden Charakter seines Gedankenganges wie kaum ein anderes Werk geeignet ist, den jugendlichen Geist für die Wahrheit zu gewinnen, — nächstdem auch etwa an Leibnizens Monadologie und Principien der Natur und der Gnade; sowie, wovon bereits die Rede war, an Uebersetzungen aus englischen Philosophen.

Wer mit der Philosophie und ihrer Geschichte vertraut ist, wird mit mir überzeugt sein, daß ein in der angedeuteten Weise geleitetes philosophisches Studium auf unseren höheren Schulen ein wirksames Schutzmittel gegen die moderne Scheinwissenschaft sein würde. Denn dieselbe beruht auf der krassesten Unwissenheit in philosophischen Dingen. Unendlich naiv erscheint sie in ihren Voraussetzungen, ihrer Methode und ihren Zielen Jedem, der die Jahrtausende hindurch fortgesetzte Arbeit des philosophischen Geistes nicht blos äußerlich, so zu sagen literarisch, kennt, sondern wirklich in sie eingeweiht ist, etwa wie dem wissenschaftlich gebildeten Arzte die Theorie erscheint, welche sich ein Quacksalber über das leibliche Leben, die Ursachen der Krankheiten und deren Heilmittel zurecht legt. Wie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zahlreiche Philosophen ohne wenigstens den sicheren und umfassenden Besitz der in der Naturwissenschaft bereits gesammelten Einsichten und ohne Schulung im naturwissenschaftlichen Denken es wagten, den Naturforschern in ihre eigensten Angelegenheiten hineinzureden, so unterfangen sich jetzt Naturforscher ohne alle philosophische Bildung gewissermaßen in ihren Feierabendstunden die Welt aus den letzten Principien zu construiren. Ihnen haben sich einige Apostaten der Philosophie, zuvor Apostaten der Theologie, ein Ludwig Feuerbach, ein David Strauß zugesellt, die aber in der Philosophie nichts Anderes als eine mächtige Feindin der ihnen verhaßt gewordenen Theologie gesucht und gefunden hatten und zu wirklichem philosophischem Verständnisse nie vorgedrungen waren. Diese wissenschaftliche Ohnmacht des Materialismus berechtigt wohl zu der Hoffnung, daß eine auch nur elementare philosophische Belehrung in unseren höheren Unterrichtsanstalten seinem Einflusse großen Abbruch thun werde.

Der Ausführbarkeit meiner Vorschläge steht, soviel ich sehe, nur Eine Schwierigkeit entgegen. Dieselben setzen eine philosophische Gesinnung und eine philosophische Durchbildung in dem gesammten Lehrerkreise der höheren Schulen voraus, wie sie in Wirklichkeit auch nicht entfernt vorhanden ist; wenn auch bei keinem eine solche Vertiefung, wie sie der systematische Vortrag erfordert. Es ergibt sich daraus für mich die Consequenz, daß auch in dem Universitätsstudium der Lehrer und dem dasselbe abschließenden Examen ein größerer Nachdruck auf die Philosophie zu legen sei. Dies könnte aber ohne Mehrbelastung der Studirenden geschehen, denn sobald einmal die höheren Schulen die Philosophie in der erörterten Weise pflegen, wird auch der Studirende in einem solchen Maße philosophisch vorgebildet zur Universität kommen, daß die Aufgabe, welche hier bezüglich der Philosophie seiner noch wartet, nicht größer sein wird, als sie es jetzt ist. Auch ließe sich leicht Raum für ein ausgedehnteres Studium der Philosophie gewinnen. Es brauchte nur die meines Erachtens zwecklose Forderung des jetzigen Prüfungsreglements, daß der Candidat, um ein Zeugniß ersten Grades zu erwerben, die Fähigkeit nachweise, in einer Reihe von Nebenfächern in den

unteren und mittleren Klassen zu unterrichten, beseitigt zu werden. Für zwecklos halte ich diese Forderung, weil das meistens im letzten Semester eilig zusammengeraffte Wissen in einem solchen Nebenfache keinerlei Gewähr für die Fähigkeit, darin zu unterrichten, zu bieten vermag, und andererseits ein tüchtiger Lehrer sich bald in den Stand setzen wird, dem Vertrauen seines Directors zu entsprechen, der ihm den Unterricht in einem ihm fremden Fache für die unteren oder mittleren Klassen in Ermangelung eines Lehrers, der sich diesem Fache gewidmet hat, überträgt.

Zum Schlusse meiner Ausführung möchte ich noch mit einem Worte auf den Anfang derselben zurückkommen. Wenn man heute wieder wie zu der Zeit, als Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, die Pädagogik gegen das um sich greifende Verderben aufruft, so tritt dabei im Allgemeinen die Huldigung der intellectuellen Bildung in den Vordergrund. Es macht sich vorzugsweise die Auffassung bemerkbar, daß im Verstande so zu sagen das Centrum des geistigen Lebens liege und daß in der ungenügenden Cultur dieses Vermögens die Hauptursache der gegenwärtigen Gefahren zu suchen sei. Die rothe wie die schwarze Internationale, wird gesagt, speculire auf die Dummheit der Massen. Nachdem ich für die Forderung eingetreten bin, daß die Schule in höherem Maße als bisher für die Steigerung und Ausbreitung der intellectuellen Bildung zu sorgen in den Stand gesetzt werde, darf ich es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Philosophie und mit ihr die Pädagogik einen anderen Begriff vom Menschen hat. Nicht im Verstande sondern im Willen und, was nur eine andere Seite desselbigen ist, im Gemüthe liegt die Wurzel seines Daseins, — so hat Plato gedacht, der von den Materialisten sagt, man müsse sie erst besser machen, ehe man sie zu belehren unternehme, — so Kant, der der praktischen Vernunft den Primat vor der theoretischen zuerkennt, — so Fichte, der die sittliche Bestimmung und was mit dem Bewußtsein derselben verknüpft sei, für das Einzige erklärt, was dem Geiste für sich selbst Realität gebe, — so auch Pestalozzi, der von der Weisheit und Kraft, die in jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Theil sei, sowie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfniß sei, verlangt, daß sie auf Einfalt und Unschuld gegründet sei. Dem Willen und Gemüthe hat daher die Erziehung in erster Linie ihre Sorge zuzuwenden. Nur wenn sie sich auf der Basis der Herzens- und Charakterbildung erhebt, wird die Verstandesbildung vor Verirrungen, wie unsere Tage sie gesehen, bewahren. Die echte Verstandesbildung, diejenige Entwickelung dieses Vermögens, zu der es durch sein eigenes Wesen bestimmt ist, kann auch nur auf diesen Grundlagen gedeihen. Denn aus dem Gemüthe und dem Charakter erwächst der Glaube, und der Glaube allein — ich meine weder den Offenbarungs- noch den Autoritätsglauben, sondern die unmittelbare lebendige Ueberzeugung von unserer höheren, unserer übersinnlichen Bestimmung, den Glauben, den Pestalozzi die Quelle aller Weisheit und alles Segens und die Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit nennt, und zu dem er ruft: „Du bist Volksantheil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe", — der Glaube allein ist die Quelle des Lichtes und der Wärme, deren das normale Wachsthum der Intelligenz bedarf. Sofern sie diesen Glauben mit im Auge hatten, sprachen Augustin und Anselm ganz im Geiste der Platonischen Philosophie, der eine mit seinem Fides praecedit intellectum, Der Glaube geht der Einsicht voran, der andere mit seinem Credo ut intelligam, Ich glaube, damit ich einsehe. Diesen ursprünglichen Glauben an unsere übersinnliche Bestimmung, den Glauben, daß der Geist nicht ein selbstloses Erzeugniß der Materie ist, sondern der lebendige Odem Gottes, daß Gott sein Ursprung und sein Ziel ist, diesen Glauben, der sich so unübertrefflich schön in den Worten Augustins ausspricht: Du hast uns zu dir geschaffen und unser Herz ist ohne Ruhe bis es in dir ruht, Tu fecisti nos ad te et cor nostrum inquietum est donec requiescat in te, — diesen Glauben möge die deutsche Schule nach wie vor zur Grundlage der Erziehung und des Unterrichtes machen, — nur dann wird sie nicht vergeblich aufgerufen werden im Kampfe gegen die Kräfte, welche das Werk menschlicher Gesittung und Bildung bedrohen.

Literatur und Kunst.

Maremmenidylle.

Aus dem Italienischen des Giosué Carducci*) übertragen von B. J.

Wie lacht aufs Neu im goldnen Frühlingsschein,
Der mir das Zimmer füllt mit lichtem Wärmen,
Dein Bild, Maria, mir ins Herz hinein!

So laß dies Herz, ob es in müß'gem Lärmen
Auch dein vergaß, o laß es ungestört
Im holden Frühroth erster Liebe schwärmen!

Wo weilst du, sprich? — Gewiß, nicht unbegehrt
Und einsam seufzest du; — des Dörfchens Stille
Hegt dich als Frau und Mutter froh-geehrt.

Denn blühte nicht der Hüften stolze Fülle
Dem einst'gen Gatten, und die Jugendschöne
Des Busens, unter lästig-enger Hülle!

Gewiß erzogst du kräftig-kühne Söhne
An deiner Brust; jetzt schwingen sie gewandt
Sich wohl aufs wilde Roß an starker Mähne! —

Mit deinem Kranz von Blumen in der Hand,
Wie schön, o Mädchen, warst du in den Wogen
Des hohen Korns, das rings in Aehren stand;

So froh und stattlich! Stolze Wimpern bogen
Sich um die blauen Augen, tief und groß,
Aus denen feurig helle Blitze flogen.

Kornblumen gleich in goldner Aehren Schoß
So strahlten sie, umrahmt von reicher Fülle
Des blonden Haares, und dich selbst umfloß

Weithin Hochsommergluth mit heißer Stille.
Nur im rothfunkelnden Granatbaum lachte
Gedämpftes Licht durch grüne Blätterhülle.

Wie seiner eignen, stolzen Göttin, brachte
Der Pfau dir seine Huldigung, und schrie,
Wenn er für dich sein prächtig Schweifrad machte.

Ach und seitdem! Wie kalt und dunkel, wie
Verdrießlich Tag' um Tage mir vergingen!
Weit besser war's, ich freite dich, Marie!

Weit besser in den wirren Buschwald dringen,
Dem Büffel nach, der lauernd glotzt und säumt,
Und wieder sucht ins Dickicht zu entspringen,

*) Karl Hillebrand sagt von Carducci: „.... er ist ohne Zweifel der bedeutendste Dichter, den Italien seit dem Tode Leopardis hervorgebracht hat; ja ich wage noch weiter zu gehen: Europa hat seit dem Tode H. Heines nicht seines Gleichen gesehen! Selbst das klare Gestirn des Westens, Bret Harte, erbleicht vor diesem Glanze." Von der Maremmenidylle sagt er: „... plastisch wie eine antike Statue und zugleich von Rubens' kräftigem Colorit, erscheint uns die blonde Maria der Maremmen auf dem Hintergrunde eines einfachen, gesunden Landlebens im Stile des alten Latium ...."

Als schwitzend mühsam Vers an Vers geleimt!
Weit besser rüstig schaffend sie vergessen,
Als ew'gen Weltenräthseln nachgeträumt. —

Jetzt bohrt sich in mein Hirn mit stetem Fressen
Der grimme Holzwurm, der Gedanke heißt!
Trübsel'ge Dinge schreib' ich, und indessen

Verdarben Herz und Muskeln durch den Geist,
Ging im Gesittungswahn die Kraft verloren,
Fühl' ich's, wie machtlos sich mein Zorn erweist!

Ihr Pappelreihn, wie rauschtet ihr den Ohren
So lieblich, und im Schatten, wie so schön
Ist jene Bank zur Sonntagsruh' erkoren!

Rings kann man dort den braunen Acker sehn,
Den Friedhof rechts, die grünen Hügel ragen,
Und übers Meer die weißen Segel gehn! —

Wie schön zur Mittagsrast an heißen Tagen
Mit den Gefährten schwatzen, um den Herd
Im Winter dann sich sammeln mit Behagen!

O bess'rer Ruhm, und höhern Preises werth,
Den aufmerksamen Buben die Geschichten
Von Jagd und Fährlichkeit zu Fuß und Pferd,

Und von zolltiefen Wunden zu berichten,
Die jach das Wildschwein tödteten im Fliehn,
Als zu verfolgen so, mit Spottgedichten

Italiens Feiglinge und Trissotin!*)

Ein Ritterschauspiel in Tirol.

Sehr bald nach meiner Ankunft in Jenbach im Unterinnthal, wo ich dieses Jahr die Zeit der Sommerfrische zu verleben und mit meinem Freunde Schröer zusammenzutreffen beabsichtigte, wurde mir die Mittheilung gemacht, daß in dem benachbarten Dörfchen Buch von Bauern an jedem Sonntag Ritterschauspiele aufgeführt würden. Den ersten Sonntag war das Wetter zu ungünstig, und wir verschoben es daher bis auf gestern, den 17. August, wo wir gleich nach dem Essen aufbrachen, da um drei Uhr die Vorstellung beginnen sollte.

Es ist eine kleine Dorfgemeinde, die nicht einmal eine eigene Kirche hat. Gleichwohl fanden wir das scheunenartige Gebäude, in welchem bei geschlossenen Fenstern und bei künstlicher Beleuchtung gespielt wurde, gestopft voll, ein Beweis, daß auch auf die ganze Umgegend das Schauspiel seine Anziehungskraft ausübte.

In der That war der Titel schon fesselnd und verheißungsvoll genug. Bereits ein paar Bauernbuben, die wir am Eingange des Dorfes nach dem Wege zum Theater befragten, hatten uns verrathen, daß man den „Zweikampf um Mitternacht" gebe, was natürlich unsere Phantasie mächtig anspannte.

Den vollständigen Titel lasen wir auf dem gedruckten Zettel, der an dem Scheunenthor angeschlagen war; er lautete: „Rosalie, die bedrängte Gräfin von Fürstenberg, oder die Zweikämpfe um Mitternacht. Ritterschauspiel in vier Aufzügen."

Das Eingangsthor führte zu dem letzten Platze, der Galerie, die ebenso wie die vorderen Plätze dicht besetzt war. Das „Spill" hatte bereits begonnen, und es schien, als wenn wir auf den Eintritt würden verzichten müssen, als ein junger schmucker Bauernbursche sich erbot, zum Director zu gehen. Bald erschien auch dieser, wir stellten uns ihm vor, erklärten, daß wir eigens aus Heidelberg und Wien gekommen seien, um das Schauspiel zu sehen, und erreichten dadurch, daß er uns hinter die Bühne geleitete, wo uns zwischen den Coulissen eine Bank hingestellt wurde und wir Alles aufs schönste und aus nächster Nähe, wenn auch mit einiger Einbuße an Illusion sehen konnten.

Wir geriethen mitten in die „Exposition" herein. Der Ritter Ludwig von Albingen theilte seinem Freunde, dem Rinnbacher, seine Rachepläne gegen das Haus des Grafen von Fürstenberg mit, der ihn unversöhnlich beleidigt hatte. Es war ihm gelungen, den im Strome verunglückten einzigen Sohn des Grafen, den achtjährigen Albert, aus den Fluthen zu retten, und als Werkzeug seiner Rache bis zum zwanzigsten Jahre zu einem vor keiner Schandthat zurückschreckenden „Tyrannen" zu erziehen. Heute, als an seinem zwanzigsten Geburtstag, sollte das Rachewerk in Scene gesetzt werden. Auf der Jagd wird der Graf von dem jungen Albert und seinen Knappen überfallen und von der Felswand in einen Abgrund hinabgestürzt. Der Albinger aber, damit nicht zufrieden, weiß sich mit Hülfe des Rinnbachers in den Besitz des Schlosses Fürstenberg zu setzen, nimmt die Gräfin gefangen, die natürlich in das unterste Verließ der Burg gesperrt und zum Hungertode verurtheilt wird, und verspricht seinem Spießgesellen die Hand seiner Tochter Hedwig, die ihren Pflegebruder Albert liebt.

Dieser wird mitten auf der Bahn des Verbrechens durch die Mahnungen Hedwigs zur Reue geführt; dazu wirkt der Groll über das Heirathsproject seines Pflegevaters, das ihm verrathen worden, sowie über den nicht gewährten Ritterschlag — kurz, es wendet sich das Blatt. Albert tritt seinem Pflegevater mit dem Schwert in der Hand entgegen. In mitternächtiger Stunde findet der Zweikampf an derselben Stelle statt, wo Albert seinen Vater hatte herabstürzen lassen. Der Jüngling wäre dem Ritter im Kampfe unterlegen, wenn nicht die unter bengalischer Beleuchtung plötzlich auftauchende Erscheinung des alten Fürstenberg, der seinem Sohne sich zu erkennen gibt, und, falls er seine Sünden bereue, ihm Verzeihung verheißt, die Kräfte des „Schandhundes" gelähmt hätte. Zum Glück kommen noch die von ihrem eignen Herrn seiner Grausamkeit wegen abgefallenen Knappen hinzu, Ludwig wird überwältigt und in den Kerker gestoßen, wo er den Giftbecher trinken muß. Die Gräfin wird befreit, erkennt in Albert den verloren geglaubten Sohn und segnet den Herzensbund der beiden Liebenden.

Man sieht, es ist ein Ritterschauspiel alten Schlages, wie sie die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Menge hervorbrachten. Der häufige Scenenwechsel, der bei aller Einfachheit der Bühneneinrichtung mit großer Pünktlichkeit und Präcision vollzogen wurde, weist gleichfalls auf jene Periode unserer Literatur hin, wo nach dem Vorgange von Shakespeare und besonders von Goethes „Götz von Berlichingen" in dieser Hinsicht die größte Ungebundenheit herrschte.

Das Stück ist Prosa, wie damals alle Ritterschauspiele es waren. Dazwischen aber tritt die lustige Person, der Knappe Hans auf, meist in Monologen, selten im Zusammenwirken mit andern Personen des Stückes.

Er allein redet in Versen, die die Form der alten Reimpaare des sechzehnten Jahrhunderts, wenn auch in arger Verwilderung, noch erkennen lassen. Er allein redet im Volksdialekte, während die übrigen sich bemühen, hochdeutsch zu sprechen.

Es war der Schmied des Dorfes, der diese Rolle spielte, und man sagte mir, sein Renommée als Komiker sei so groß, daß er nach Innsbruck citirt werde, was freilich für den Geschmack der tiroler Hauptstadt kein besonderes Zeugniß ist. Tracht und Haltung erinnert an den Narren des alten Volksschauspiels: er trägt eine zweizipflige Kappe, an deren Enden nur die Schellen fehlen, um eine vollständige Narrenkappe im alten Stil zu sein.

Neben seinen Hanswurstiaden steht nun, und zwar dicht vor den Schlußscenen, ein eigenes, ganz selbstständiges Intermezzo, das mit der Handlung in gar keiner Beziehung steht.

*) Aus Molières Femmes savantes.

Diese Zwischenscene wird durch einen Jägerchor, den die Knappen singen, eingeleitet, worauf dann der Komiker, aber diesmal mit einem riesigen Strohhut auf dem Kopfe, eintritt, einen Guckkasten auf dem Rücken, welcher die Inschrift trägt: „Guck Sie in mein Loch." Gegen ein Salair von 200 Neukreuzern gestattet er den Knappen den Einblick in die darin enthaltenen Herrlichkeiten. Da gibt es denn „England, Aegypten und das Sterzinger Moos" und andere schöne Dinge zu sehen, bis zuletzt die unvermeidliche Prügelei ausbricht und die Knappen dem halbtodt geschlagenen Manne mit seinem Guckkasten davonlaufen.

Es ist kein Zweifel, daß die komischen Bestandtheile und das oben erwähnte Intermezzo mit dem ursprünglichen Texte des Schauspiels nichts zu thun haben, sondern erst eingeschoben sind. Der Text selbst aber stammt allen Anzeichen nach aus dem vorigen Jahrhundert. Wir ließen uns von dem Souffleur, der beim Scheine zweier Talglichter in seinem Kasten saß und von dort aus auch die bengalische Beleuchtung des Schlußtableaus besorgte, sein Buch zeigen. Er wußte nur, daß es schon vor etwa zwanzig Jahren erworben worden war, konnte aber über den Ursprung und darüber, ob es etwa aus einem gedruckten Buche stamme, keine Auskunft geben.

Die Spielenden, namentlich die Frauen, hatten ihre Rollen meist trefflich inne und man sah ihnen an, daß sie mit Leib und Seele bei der Sache waren. Das verhinderte aber nicht, daß sie in den Zwischenacten mit einander schwatzten, ja sogar auf der Bühne herumtanzten, wenn die hinter derselben befindliche Musik einen einladenden Walzer spielte.

Im Ganzen machten sie, wenn man von einem gewissen falschen Pathos, das übrigens nicht allein auf Bauernbühnen zu finden ist, und von einer Steifheit der Bewegungen absieht, ihre Sache vortrefflich. Nur einmal entstand eine Kunstpause, und zwar dadurch, daß der Souffleur sich seine Pfeife frisch anzündete und darüber seines Amtes zu warten vergaß.

Die Ritter traten in voller Rüstung auf, mit Harnisch, Schild und Schwert, mit wallenden Büschen auf dem Helme, und kämpften mit herabgelassenem Visier. Die geschickte Art ihres Fechtens auf dem engen Raume der Bühne verdient alle Anerkennung. Sie machten es viel besser und natürlicher als man dergleichen Kampfscenen selbst auf unseren größeren Theatern sieht, wo häufig der Ritter in dem Augenblicke niederstürzt, in welchem sein Gegner erst zu dem tödtlichen Streiche ausholt.

Das Publicum verhielt sich theilnehmend im höchsten Grade. Die schalen Späße des Hanswursts riefen ebenso ein fröhliches und herzliches Lachen hervor, wie die ernsten Scenen eine andachtsvolle Stimmung erweckten. Wie der „Schandbube", der Albinger, den Giftbecher getrunken und zu Boden sinkend seine schwarze Seele aushauchte, hörte ich einen Bauern, der neben mir dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies und mit größter Spannung zusah, tief Athem holend vor sich hin sagen: „Er ischt hin!" Diesen Leuten ist das Dargestellte ein wirklich Miterlebtes und an ihnen übt die Bühne jene volle Wirkung, welche der Dichter einem städtischen Publicum gegenüber nur selten erreicht.

Der Grieche ließ der Tragödie das Satyrspiel folgen. Auch hier fehlte es nicht an einem lustigen Nachspiel. Es führte, wie wir auf dem uns von dem Souffleur gezeigten Textbuche lasen, den Titel: „Der närrische Liebhaber ohne Braut oder der alte Parrockenstock." Eine ziemlich salzlose Posse, die jedoch wegen der darin auftretenden Charaktertypen ein literargeschichtliches Interesse hat.

Da erscheint zuerst, aus einer riesigen Dose schnupfend, der alte Liebhaber Severus, dargestellt von dem Komiker, der im Ritterschauspiel den Hans gegeben. Der alte Bernadote hat ihm seine Tochter Isabella zur Frau versprochen, während sie den schmucken jungen Leander liebt. Zu Severus gesellt sich der alte Bernadote, der seinen Schwiegersohn begrüßt.

Nun kommt, als Postbote verkleidet, Kasper, der Diener Leanders, und bringt einen drei Gulden kostenden Brief, der „an das Haus Bernadote" abzugeben sei. Er will schlechterdings, dieser Bestimmung zufolge, in das Haus dringen, wird aber von dem Alten zurückgehalten. Doch weiß er sich so nahe an die Hausthür zu drängen, daß es ihm gelingt, einen andern Brief, den sein Herr an Isabella geschrieben, in den Hausflur hineinzuwerfen. Der Brief an den Alten wird von diesem vorgelesen und enthält nichts als Verhöhnungen des Vaters und seines widerwärtigen Schwiegersohnes.

Die beiden Alten gehen nun ins Haus, um mit einander zu zechen. Diesen Moment benutzt die Tochter, um mit Hülfe ihres listigen Kammermädchens Calobinerl dem Leander durch Kasper einen Brief zuzustellen, der die Antwort auf jenen ins Haus geworfenen enthält und ihn zu einem Rendezvous einladet.

Leander erscheint nun in städtischer Kleidung, den weißen Cylinder auf dem Kopfe, in weißer Weste, den Zwicker im Auge. Es ist interessant zu sehen, wie der bäuerische Darsteller den Städter in Haltung und Bewegungen nachahmt.

Während die beiden Liebespaare, Isabella und Leander, Calobinerl und Kasper, sich aufs Beste unterhalten, treten die Alten, vom süßen Weine trunken, wieder aus dem Hause heraus. Die Liebenden eilen in ein Versteck, aus welchem Kasper unbemerkt sich hervorschleicht, den beiden Alten einen Fensterrahmen über den Kopf stülpend, in welchem sie nun zum großen Ergötzen des Publicums sich gegenseitig hin- und herzerren.

Der alte Bernadote ruft seine Tochter zu Hülfe herbei, die ihn denn auch aus dem Halsjoche befreit, das „der alte Parrockenstock" Severus nun allein tragen muß. Nun kommt auch der richtige Liebhaber mit seinem Anliegen heraus und findet den Vater, der durch die Zusammenjochung mit seinem Schwiegersohne diesem schon etwas weniger freundlich gestimmt ist, seinen Wünschen geneigter. Allein Severus, „das Abenteuer", wie ihn, um ihren Abscheu zu bezeichnen, Isabella bezeichnet, beharrt auf seinen Ansprüchen mit den Worten: „Nein, ich will sie, ich will sie!"

Da faßt ihn Kasper beim Arme, und indem er seinen Rücken mit einem Knüppel bearbeitet und ihn im Kreise herumjagt, ruft er so lange: „Da hascht sie, da hascht sie!" bis Severus jammert und schreit: „Ich will sie ja nicht, ich will sie ja nicht." Damit hat er den Verzicht auf die Braut ausgesprochen und die Liebenden werden vereinigt.

Vor Allem sind die Namen der Personen zu beachten. Offenbar haben wir in Bernadote nichts Anderes als die entstellte Namensform von Bernardon, wie in der italienischen Posse der Vater gewöhnlich hieß. Auch Leander ist der geläufige Name des Liebhabers in ihr, und ebenso stehend ist das Kammermädchen Columbine, das hier zu Calobinerl geworden ist.

Das Stück gehört also jener Periode unserer Theatergeschichte an, deren hervorragendste Repräsentanten Prehauser und Stranitzki sind. Es ist die Wiener Stegreifkomödie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die an die italienische Posse anknüpft und in der der deutsche Hanswurst, hier Kasper, eine Hauptrolle spielt.

Ob das Stück selbst nachweisbar ist, kann ich von hier aus ebenso wenig untersuchen, wie ich im Stande bin, aus dem Gedächtniß die Existenz oder Herkunft der „Zweikämpfe um Mitternacht" zu constatiren.

Unzweifelhaft aber haben wir es mit einem Producte des achtzehnten Jahrhunderts zu thun, einem älteren als jenem Ritterschauspiel, dem es hier als Nachspiel diente. Bemerkenswerth ist der Ausdruck „das Abenteuer", um ein Ungeheuer, ein Scheusal zu bezeichnen. Auch er weist auf jene Periode unserer Literatur hin und kann unmöglich erst unserem Jahrhundert seinen Ursprung verdanken.

Als wir nach Beendigung der Aufführung ein Wirthshaus besuchten, in welchem, wie man uns sagte, das schönste Mädchen des Dorfes wohnte, fanden wir zu unserer Ueberraschung die eine der Darstellerinnen des Ritterschauspiels, Hedwig, die Tochter des „Schandbuben", als Wirthstochter wieder, die uns freundlich bediente, und sich dann zu uns setzend uns noch Manches über die Aufführungen mittheilte.

Von ihr erfuhren wir, daß dasselbe Stück an jedem Sonntage den ganzen Sommer hindurch gegeben wird; das Ritter-

schauspiel war in diesem Jahre schon zum vierten Male aufgeführt worden, während das Nachspiel neu war.

In verschiedenen Orten des Innthales sind solche Aufführungen zu Hause, aber, wie es scheint, doch überwiegend geistlichen Inhalts. Das Passionsspiel in dem nicht weit gelegenen Brixlegg wird natürlich, wie das nun weltberühmte zu Oberammergau, nur alle paar Jahre aufgeführt; dagegen in Schwaz, der nächsten Ortschaft bei Buch, werden in jedem Winter Darstellungen von biblischen Geschichten, und zwar ausschließlich von Männern veranstaltet. Das ist ein merkwürdiger Zug zur Kunst in diesem Tiroler Volke, das an natürlicher Begabung keinem andern deutschen Gaue nachsteht und durch eine liebenswürdige Naivetät und Frische anzieht und fesselt.

Karl Bartsch.

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

II.

Eine Ausstellung wie die heurige Münchener ist mehr als eine gelegentliche Anhäufung von Bildern, welche die Leistungen Einzelner darstellen, während sie über Stärke und Gruppirung der jeweiligen künstlerischen Parteien keinen Aufschluß geben. Sie ist selber eine Leistung, die Leistung eines aus der zahlreichsten deutschen Künstlerschaft mittelst directer Wahlen hervorgegangenen und mit dem Recht über Leben und Tod betrauten Ausschusses. Und indem die Ausstellung an ihren Wänden das Glaubensbekenntniß dieser gestrengen Jury durchführt, stellt sie einen Ausdruck dessen vor, was die heutige Majorität in der Kunst als gesund schätzt oder doch als existenzberechtigt duldet.

Diese Majorität aber besteht aus der vielköpfigen bunten Menge aller jener Jüngeren, welche sich in der gemeinsamen Erkenntniß begegnen, daß jede Art akademischer Convention gleichbedeutend sei mit dem Aufgeben wirklich künstlerischer Thätigkeit. Es kennzeichnet sie daher alle — auch die denkbar verschiedensten Persönlichkeiten unter ihnen — daß jeder Einzelne aus sich heraus sein Verhältniß zur Natur finden will und lediglich von derartig selbstständiger Anschauung Heil erwartet. Unbekümmert um Tausenderlei, was sonst dem Maler Kopfzerbrechen macht, kennen diese Jüngeren nur ihre eigene Begabung und setzen deren höchste Bethätigung als ihr letztes Ziel. Und hier, in der Betonung der Individualität und der Forderung nach rücksichtsloser, wenn auch einseitiger Ausbildung derselben, liegt der Punkt, wo sie sich mit den modernen Franzosen berühren und mit den alten Meistern, denen einige von ihnen einstweilen noch reichlich äußerlich ähnlich sehen.

Das ist die heutige Majorität und die Ausstellung im Glaspalast ist die Manifestation der Thatsache, daß sie, deren Vertrauensmänner dort rücksichtslos schalteten und walteten, die älteren Richtungen — Piloty bereits mit eingeschlossen — besiegt hat und sich ihres Sieges bewußt ist. Ich für meine bescheidene Person begrüße die neue leitende Partei mit unverholener Freude; denn ich sehe in dem, was sie zusammengefügt hat und einstweilen beieinander hält — mögen die einzelnen selbstwilligen Charaktere einst beurtheilt werden wie immer — eine neue Hoffnung für die Zukunft unserer Kunst. Allerdings müßten, um sie zu erfüllen, „Individualitäten" von ausreichender Zahl, Energie und Nachhaltigkeit vorhanden sein, die uns vor einem kläglichen Aufgehen in Genialitätsspielerei, Archaisiren und Suchen nach Originalität bewahren. Ich begrüße die Münchener Ausstellung, wie das sichere Durchgreifen der Jury sie gestaltet hat, als ein aufklärendes Ereigniß und als eine furchtlose That. Eine andere Frage ist, ob dies Ausnutzen des Sieges nicht etwas „jugendlich" war, wenn uns die Herren nun doch einmal nicht lauter in irgend einer Beziehung hervorragende Sachen bieten konnten ....

Unsere „Internationale" ist aber noch in manchem anderen Sinn eine der Besprechung werthe Schöpfung. Sie gibt der deutschen Kunst zunächst, als periodisch von vier zu vier Jahren wiederkehrende Gesammtausstellung, einen Ruhe- und Uebersichtspunkt, für den die Production sich ernsthaft vorbereiten kann, und den wir in Deutschland ganz verloren haben, seit die Berliner Akademische sich gar noch auf eine alljährliche heruntergesetzt hat. Dazu haben wir diese Gesammtausstellung auf einem Boden, dem man zugestehen muß, daß er die Blüthe der Kunst bisher am unabhängigsten und reichsten in Deutschland zu entfalten gewußt hat. Wünschen wir nur, daß nicht Partieularismus, Eifersüchtelei und Künstlergezänk uns die Frucht dieses ersten Gelingens — die vierjährige Wiederkehr — in Frage stelle.

Aber schon dies „Gelingen" ist zunächst stark angezweifelt worden — allerdings hauptsächlich und öffentlich nur seitens der Zurückgewiesenen und ihres Anhangs — so stark zwar und mit soviel persönlichen Verdächtigungen, daß ich fast fürchte, es möchte schon das nächste Mal kaum ein anständiger Mensch noch die Wahl zu einer Jury annehmen, der man wegen vielleicht zu einseitiger Auffassung ihrer Befugnisse nicht etwa Unfähigkeit, sondern den gemeinsten Egoismus nachsagen darf. Und dabei habe ich — der ich weder die Einen noch die Anderen kenne — in den Erklärungen der gekränkten Herren selber fast nur von persönlichen Fragen anstatt von sachlichen, von distinguirten Künstlern anstatt von distinguirenden Werken derselben, von dem Urtheil anderer Juroren und hoher Herrschaften anstatt von der Einsicht und Ueberzeugung der ad hoc dazu Berufenen gelesen. Die schärfere Unterscheidung in allen diesen Fragen kann meiner Meinung nach die Jury nur ehren. Aber das gehört nur insofern herein, als wir uns für die Sicherung einer regelmäßigen Wiederkehr dieser internationalen Ausstellungen interessiren. Sollte es in diesem Sinne nicht viel besser und patriotischer sein, wenn die Hauptredner unter den gekränkten Herren die nächsten vier Jahre ausnützten, um sich selber inzwischen das nöthige Vertrauen zu erwerben und sich durch dasselbe in die nächste Jury befördern zu lassen? Ich denke mir, schon heute wären sie der Stimmen derer gewiß, denen sie einstweilen das angenehme Amt eines solchen Schiedsrichters beneiden.

Von derselben Seite wird gegen die heurige Ausstellung die fürchterliche Beschuldigung colportirt, daß sie nicht einmal die Bilderzahl der 1869er Internationalen erreiche, also auch in dieser Hinsicht von „Gelingen" nicht die Rede sein dürfe. Weniger Nummern als 1869! Und wir schreiben bereits 1879! Man stelle sich das Unglück vor! Andere Leute, z. B. der Schreiber dieser Zeilen, wären freilich geneigt, der Jury daraus ein Kapitalverbrechen zu machen, daß sie nicht noch weitere — sagen wir mal ganz bescheiden 500 — Bilder zurückgewiesen hat; wenn man nicht billig unseren gesammten unglücklichen Ausstellungsverhältnissen Rechenschaft tragen und einstweilen anerkennen müßte, daß das Haus immerhin schon viel reiner gehalten ist, als man bisher von deutschen Ausstellungen gewohnt war. Aber jener originelle Vorwurf basirt nicht einmal auf unbefangen gruppirten Zahlen. 1869 nämlich hing die Commission einfach auf, was ihr zugeschickt wurde. Höchstens, daß man einige gar zu grimmige „Gemälde" durch Hängen unsichtbar machte oder stillschweigend bei Seite stellte. Heute, wo so zu sagen zum ersten Mal eine ernsthafte Jury über Zulassung oder Zurückweisung entschieden hat, sind weit über tausend Bilder und Skulpturen nicht zur Ausstellung gelangt. Wer das Bedürfniß dazu verspürt, denke sich diese zu den vorhandenen. Aber auch wer nur die genannte Zahl in Rechnung stellt, wie sich gehört, wird finden, daß die Insinuirung einer kühlen Reserve weiterer Künstlerkreise der heurigen Ausstellung gegenüber — die doch allein mit jener Zahlenzusammenstellung beabsichtigt sein konnte — durchaus nicht geglückt ist. Aeußerlich ist das Resultat der diesjährigen Münchener Bemühungen allermindestens jenem von 1869 gleich. Nur von ihrer Phantasie verwöhnte Leute werden sich dieselbe „größer vorgestellt" haben. Und innerlich vertritt diese Ausstellung so gut unsere Zeit, wie jene die ihrige. Ueber den verschiedenen Werth beider zu streiten, überlasse ich denen, die dergleichen, mindestens alljährlich, zu besorgen gewohnt sind.

Wenn ich mich im Vorigen unberufen der Commission angenommen habe, welcher die Ausstellung im Glaspalast in erster

Linie zu verdanken ist, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß diese nicht manchem Künstler Unrecht gethan haben wird, d. h. da sie nun doch einmal Mittelgut zuließ. Vor dieser Menge aufgehängter und aufgestellter Gleichgültigkeiten läßt sich durchaus nicht annehmen, daß alle zurückgewiesenen Gegenstände auf niedrerer Stufe gestanden haben sollten. Aber gerade bei Mittelmäßigkeiten — wo immer sie zugelassen werden und folglich in Masse auftreten — wird eine gleichmäßige Gerechtigkeit gegen alle Einzelnen fast zur Unmöglichkeit, so lange die Juroren Menschen sind, die, wie andre auch, allen tausend Beeinflussungen des Zufalls, der Stimmung, der Erschlaffung u. s. w. unterworfen bleiben. Man denke sich, die Arbeit zwischen den tausend Kisten beginnt. Zwanzig interessante Bilder kommen nacheinander — das erste mäßige, welches die Folge unterbricht, wird mit Entrüstung hinausfliegen. Ein ander Mal folgen die Erbärmlichkeiten in endloser tödtender Reihe, und die erste Leinewand, die irgend welche Eigenthümlichkeit zeigt, wird mit Dank wie eine Erlösung acceptirt. Das ist der natürliche Lauf der Dinge, auch ohne daß persönliche Motive denselben hin und her beeinflussen; und ehe man nicht das ganze Jury- und Ausstellungswesen von Grund aus umkehrt, wird das immer so sein.

Allerdings — man sollte die ganze Geschichte einmal probeweise auf den Kopf stellen. Das Jurywesen ist noch jung und unausgebildet genug, um dergleichen nicht übelnehmen zu müssen. Man sollte gelegentlich versuchen, die Ausstellungen mehr im Sinne einer ehrenvollen Concurrenz einzurichten, als deren erste Prämie bereits die Aufhängung und Ausstellung des eingesandten Gegenstandes anzusehen wäre.

Dieser Wunsch ist gewiß nicht neu und vielleicht ersehnt er eine Art idealen Zustand, der auf dieser unvollkommenen Welt gar nicht zu erreichen ist. Indessen scheint mir die Sache wenigstens einiger kurzer Andeutungen werth.

Anstatt des Begehrens, möglichst alle Welt bei sich zu Gaste zu sehen, müßte das Verlangen nach durchaus distinguirter Gesellschaft bei der Einladung zu einer Ausstellung maßgebend sein.

Anstatt also immer neue Säle an Säle zu bauen, um nur möglichst alles Einwandlose, Erträgliche (welches auf der ganzen Welt egal aussieht und durch Massenauftreten leider keineswegs imponirender wird) aufzustapeln, sollte man der Welt einmal die Wohlthat einiger ideal rücksichtslos ausgewählter Kabinete voll nur guter Sachen aufdrängen.

Anstatt das Schlechte herauszusuchen und zurückzuweisen, würde die Jury dann das Gute auswählen und zur öffentlichen Ausstellung bringen. Anstatt durch das Zurückweisen eine diminuirende Note zu ertheilen, hätte man vielmehr durch das Aufhängen bereits eine Auszeichnung verliehen. Niemand würde dann im Nichtausgestelltwerden eine Beleidigung sehen, sondern Jeder das Gewähltwerden für die Ausstellung als einen ehrenden Vorzug erstreben.

Beim Hängen sollte die Commission einfach die besten Sachen heraussuchen und an die besten Stellen hängen. Um sie herum das Gute und Bessere. Den Rest schickt man dankend und frei zurück, wie denn auch die Hinfracht bereits von der Ausstellung getragen werden müßte.

Die auswählende Jury selber würde man, um alles Gerede von Parteizurücksetzungen abzuschneiden, nicht wie bis jetzt aus directen, sondern aus indirecten Wahlen, durch Aufstellung von Wahlmännern seitens der einzelnen Gruppen, hervorgehen lassen.

Aber soviel nur ganz gelegentlich. Einstweilen sprechen wir noch von der Leistung, welche die, auf dem bisher üblichen Wege zu Stande gekommene, Münchener Internationale repräsentirt. Und da habe ich noch einige Bemerkungen zu machen.

Zunächst ist mir Eins aufgefallen bei dem Zurückweisen und Aufhängen seitens der Jury, und ich möchte wissen, ob ich recht habe, wenn mir dabei ein merkwürdiges Prüdethun und ein gewisses Kokettiren mit äußerlichen ästhetischen Rücksichten bemerklich geworden zu sein scheint. Ich fürchte z. B., daß man auf unserer Ausstellung den Damen — skulptirten und gemalten — gestattet hat, zu erscheinen wie sie wollen, den Herren dagegen diese Berechtigung verkürzt hat, falls sie sich nicht französischer Herkunft zu erfreuen hatten. Ochsen und porträtirte oder costumirte Langweiler in Lebensgröße scheinen nach der Ansicht der gestrengen Todtenrichter vom Glaspalast ästhetisch zu sein, ein lebensgroßer Schuster dagegen nicht. Indessen darauf kommen wir bei den einzelnen Gegenständen zurück. Auch in solchen Fragen hat man nicht das Recht, principiell mit einer Jury zu richten, von der man mit Vergnügen annimmt, daß sie ihrer Vertrauensstellung und ihren Befugnissen nach bestem Wissen und Gewissen gerecht zu werden strebt.

Während ich mich also durchaus nicht berechtigt halte der Jury ins Handwerk zu pfuschen, möchte ich doch zum Schluß dieses Artikels — da ich immer noch von der Ausstellung als Gesammtleistung spreche — und zwar lediglich als Besucher auf einige nicht in das Gebiet der Jury gehörenden Einrichtungen von zweifelhaftem Werth ganz kurz hinweisen.

Zunächst finde ich die beiden Kuppelsäle recht imposant, und besonders das Vestibul repräsentirt eine hochrespectabele Leistung. Aber, da diese Pracht allzu sehr auf Kosten jeglicher Bequemlichkeit jener Räume aufgebaut ist, die doch erst eigentlich die Ausstelluug bilden und dem Besucher die meiste Zeit zum Aufenthalt dienen müssen, so kann ich nicht umhin, auf den alles Andere an malerischem Reiz übertreffenden tribünenumkränzten schmalen Vorraum hinzuweisen, dessen Aufbau und Schmuck gewiß die Ausstattung der wichtigeren Räume durch seine Kosten nicht im Geringsten beeinträchtigt hat. Ein bescheideneres, mehr malerisches Vestibul mit ähnlichen wie dort verwendeten Mitteln hergestellt, würde außerdem den Zusammenhang der Ausstellung mit ihrer Central- und Eintrittshalle nicht so absolut vermissen lassen wie jetzt, wo beide in durchaus gar keiner Beziehung zu einander stehen.

Ein noch schwerer wiegender Fehler scheint mir bei Einrichtung des Buffets begangen zu sein. Man bekommt dort in höchst uncomfortabelen Räumen große Portionen, die Niemand, der sich schnell erfrischen will, mag, und für die außerdem sehr billige Preise vorgeschrieben sind, was Niemand in einer Ausstellung verlangt. Das mag sehr ehrenwerth gedacht sein, aber — wenn die Ausstellungskasse nicht etwa ihre großen Procente davon bezieht — auch echt münchnerisch. Und doch hat München nicht einmal ein eingeborenes Publicum für die Ausstellung, viel weniger aber für eine Restauration, die doch nur Leuten dienen soll, deren Zeit beschränkt ist und die dergleichen nicht zu Hause besser haben oder in der Nähe billiger zu finden wissen. Also für Fremde wäre diese Einrichtung — aber schon einen Franzosen versteht kein einziger Mensch am ganzen Buffet, wenn nicht zufällig der Wirth selber da ist.

Drittens kommt der Katalog. Abgesehen von einer unglaublichen Redactionslosigkeit, von Unregelmäßigkeiten also, Unrichtigkeiten, Naivetäten und Druckfehlern, bietet dieser „Führer", da wo er richtig ist, durchaus nicht mehr als was man vor den Bildern nicht mehr zu wissen braucht. Schade um die schönen Zeichnungen von Ferdinand Barth, welche diese schauderhafte Leistung zieren.

München selber schließlich hat sich nicht weiter in Unkosten gestürzt oder nur den Versuch gemacht, sich gelegentlich der Ausstellung zu verstellen. Das Bier ist gut, die Leute sind auf den Kellern und die Kritik empfängt die fremden Gäste mit unsäglichen Kleinstädtereien, z. B. Menzel wäre ohne seinen Namen auf der „Tanzpause" sicherlich und mit Recht zurückgewiesen worden; wo Strohhüte zu höchstens 25 Pfennige aufträten höre denn doch die Kunst auf u. s. w.

Aber dergleichen erhöht nur die Stimmung. Alle Einwände, die wir geglaubt haben machen zu müssen, treffen nicht die Hauptsache. Freuen wir uns also harmlos des Geleisteten.

Gustav Floerke.

Sommerwanderungen in Frankreich.

I.

Fontainebleau! Zwei Stunden mäßige Schnellzugsfahrt von Paris; der Bahnhof ist ein zierliches Schweizerhäuschen; beim Verlassen des Waggons schweift das Auge auf Waldabhänge, Klüfte und Felsen. Schweizer Landschaft zum Schweizer Bahnhof. „Was ich an Sehenswürdigkeiten zunächst genießen will?" — fragt der verbindliche Oberkellner des Hotels zum „Schwarzen Aar" — „das Schloß mit seinem Teich und den dreihundertjährigen Karpfen? Die wildromantischen Schluchten von Franchart oder die Sorge. aux Loups, die Malercolonie in Barbizon und Marlotte?" Lauter alte Bekannte — nein, ich möchte zunächst am liebsten jenen Gastwirth von Angesicht zu Angesicht betrachten, der das Kunststück zu Stande gebracht, eine Rechnung von 15,000 Francs für einen zweitägigen Aufenthalt, diesen Maestro der Arithmetik, der für ein Beefsteak 50, für ein Pfirsiche 150 Frcs. aufkreidete. Dieser sagenhaft gewordene Schinderhannes mit der über den Arm geschlagenen Serviette hatte allerdings die Ausrede, daß die Beefsteaks und Pfirsichen in Fontainebleau nicht zu den Seltenheiten gehörten, wohl aber — die Schahs, denn der Geprellte war Niemand anderes als der Beherrscher aller Perser, der voriges Jahr während seines Pariser Aufenthaltes einen Ausflug nach Fontainebleau unternommen hatte. Meine Neugierde konnte jedoch nicht befriedigt werden, der wackere Gastwirth soll sich aus Liebesgram vor wenigen Wochen ersäuft haben; daß ein solch materieller Mensch so düster-romantisch enden mußte! Vielleicht wollte es die Nemesis, zum warnenden Beispiel für seine angehenden Nachahmer.

Im Städtchen herrscht rühriges Leben! Der Ungnade des Wetters wegen stellt sich der Touristenschwarm spärlicher ein als sonst, dafür haben die großen alljährlichen Schießübungen eine Menge Offiziere, theils dienstpflichtige, theils Amateurs herbeigelockt. Die Artillerie ist heute im französischen Heere die Elitewaffe par excellence, namentlich seitdem der Sturz des Kaiserreiches die Auflösung der Luxusschwadronen Cent Gardes, Guiden, Dragoner der Kaiserin nach sich zog. Die Herren Artillerieoffiziere können vornehm leben — und leben so. Die Champagnerpfropfen, die bis tief in die Nacht im Speisesaal knallen, legen von den guten Verhältnissen der „Waffe" lärmendes und glänzendes Zeugniß ab. Manche der Artillerieoffiziere haben zu den Uebungen ihre Damen mitgebracht, einige auch Damen, die nicht die Ihrigen sind. Die Exercitien selbst finden im Walde statt, die Geschütze puffen den ganzen Nachmittag und das Echo trägt sie zehnfach wiederholt von Schlucht zu Schlucht bis zum andern Ende des Forts nach Montigny und Nemours. Fontainebleau war bis 1870 kaiserliche Residenz, die Gemahlin Napoleons hatte für das Schloß eine besondere Vorliebe, der ganze Hofstaat langte gegen Anfang Juli mit ungeheuren Gepäckmassen in unabsehbaren Separattrains am kleinen Bahnhof an, und während diesem Monat — sechs Wochen, je nach der Laune der Kaiserin Eugenie, die hier unumschränkt verfügte — jagte eine Vergnügungspartie die andere. Truppen von Amazonen rasten durch die herrlichen Alleen des Waldes, in den romantischsten Gegenden wurde die Tafel aus dem Stegreife gedeckt, als hätte ein Zauberer mit dem Winke seines Stäbchens all die Leckerbissen in goldenen und silbernen Schüsseln hincommandirt, und bis spät in die Nacht hinein tönten in dem Schlosse die Accorde der Ballmusik. Selbstverständlich spürten die Geschäftsleute, Ladenbesitzer, Gastwirthe und dergleichen Gewerbtreibende die süßen Nachwirkungen der kaiserlichen Villeggiatur; sie seufzen und stöhnen alle, wenn sie an den Goldregen von ehedem zurückdenken und ihre meistens verödeten, so hübsch und zierlich eingerichteten Boutiquen betrachten. Man kann's den Leuten auch nur zur Hälfte verargen, wenn sie aus lauter Sackpatriotismus der verbannten Dynastie in ihrem Herzen oder ihrem Magen — einen Altar errichtet haben. Heute stört kein fröhliches Gläsergeklirr, keine Musik, kein Lispeln verliebter Lippen an verliebte Ohren die Stille des Schlosses, die Schatten des gefangenen Pius des VII. und des ersten Napoleon dürfen ungehindert in den Gängen lust- und nachtwandeln — der einzige Herrscher in Fontainebleau ist der Sousspräfect Herr Albert Brun, ein guter Bekannter vom Café de Madrid, diesem Hotel de Rambouillet der sechziger Jahre. Herr Brun fiel unter den Stammgästen dieses literarisch-politischen Cafés durch seine winzige Statur und sein martialisches Wesen auf. Er ist der nun „älteste aller Unterpräfecten", denn Herr Thiers machte bei ihm die einzige Ausnahme, als er nach dem Kriege, dem Grundsatze die Republik ohne Republikaner huldigend, sämmtlichen Beamten der Nationalregierung den Laufpaß ertheilte. Der kleine Präsident erbarmte sich des kleinen Unterpräfecten. Seitdem diente Herr Brun wie durch einen Blitzableiter beschützt, sämmtlichen Regierungen, welche aus den verschiedenen Krisen dieses Jahrzehnts hervorgegangen waren. So oft eine administrative Razzia vorgenommen wurde, und es fehlte nicht daran, waltete ein schonendes Geschick über dem kleinen Herrn Brun; während nach dem 4. Septbr., dem 24. Mai 1873, dem 20. Februar 1876, dem 16. Mai 1877 und dem 13. December alle seine Collegen vom Strudel fortgerissen wurden, tauchte er unter, schwamm geschickt und behend zwischen zwei Gewässern und erscheint wieder auf der administrativen Spiegelfläche in der angenehmen Positur eines Generalgewaltigen eines Nachbarstädtchens der Metropole, so daß der Herr Unterpräfekt ungefähr wie Anno dazumal im Café de Madrid seinen Absynth schlürfen und in seiner ärarischen Wohnstätte das Diner einnehmen kann.

Der Wald von Fontainebleau ist seit Corot und Th. Rousseau für unsere Landschaftsmaler eine unerschöpfliche Schatzgrube geworden. Es gibt keinen Baum mehr in dem gewaltigen Forste, der nicht die Ehre erlebte, abconterfeit zu werden. Für die Anfänger der Kunst sind die bekanntesten Partien ebenso Stichprobe geworden, wie die Erzählung des Theramen oder die Porträtscene aus dem „Misanthrope" für die Mitbewerber des Conservatoriums. Man begegnete vor Jahren auf Schritt und Tritt, im Gestrüpp und im Gehölz, emsig drauflosmalenden Herren und Damen — hier und und da sogar ein zartes Malerküchlein — alle mit ungeheueren Strohhüten und dem vollständigen Feldapparat des wandernden Künstlers. Die Landschaftler konnten hier ungestört ihrer Beschäftigung obliegen, die Bauern auf den Feldern sind schon an diese Erscheinungen zu sehr gewöhnt, um durch Neugierde den Gang der „Inspiration" zu hemmen, und die Wildschweine, auf welche früher Hatzen veranstaltet wurden, wagen sich nur im gestrengen Winter aus dem Versteck, wenn der Schnee hoch liegt und selbst der enragirteste Naturmaler im geheizten Atelier arbeitet. Wenn die Dämmerung hereinbrach, packten die Künstler ihre sieben Sachen zusammen und wenden ihre Schritte ihrer sommerlich-provisorischen Heimstätte zu. Die Aristokraten des Faches ließen sich in den hübschen Dörfern am Waldsaume seit ungefähr zwanzig Jahren eine ganze Reihe bequemer Landhäuser, ja sogar Villen bauen mit geschmackvoller künstlerischer Einrichtung, wo sie einfach, häuslich, fast patriarchalisch leben. Die Frauen dieser Maler sind durchwegs gute Haushälterinnen und an Kindersegen hat es auch keinen Mangel. Marlotte und Barbizon strotzen von derartigen Künstlervillen. Die übrigen Maler quartieren sich in den Herbergen ein, deren ausschließliche Kundschaft sie bilden und wo der anspruchslose Körper für wenig Geld ein halbwegs reinliches Logis und ausreichende Nahrung findet. Die Pensionäre dieser Gasthäuser bekunden alljährlich ihre Dankbarkeit für ihre Wirthsleute, indem sie die nackten Wände mit Proben ihrer Fertigkeit bedecken, so daß die Speisezimmer und Billardstuben (solche sind unerläßlich) sich nach und nach zu Museen heranbilden. Freilich verdiente manche dieser Fresken sofort mit dem ehrlichen weißen Kalk übertüncht zu werden, aber hier und da trifft man auf ein gelungenes Bild und auf eine Unterschrift, die bei den Auctionen des Hotel Drouot ein hübsches Angebot erleben würde. Aber die Wirthsleute sind auf ihr Privatmuseum nicht wenig stolz und die gleiß-

nerischsten Offerten englischer Touristen waren verlorne Liebesmühe. Die berühmteste oder richtiger die berüchtigtste dieser Malerherbergen war einst die „Mutter Antoni" in Marlotte (einem Dörfchen mitten im Walde, 6 Kilometer von Fontainebleau). Als Lokal eine elende Spelunke, durch und durch Bauernhütte; das erste Loch war die Küche, durch die man in das zweite, etwas geräumigere aber stockfinstere Loch, das Speisezimmer gelangte. Im Stockwerk oben trennten leichte Papierwände die problematisch kleinen Kämmerchen der Gäste, und jedes dieser Kämmerchen war oft doppelt bewohnt, da die Modelle und die Freunde der „Rapins" sich meistens zu diesen gesellten. Die Abende, ja die Nächte bei der Mutter Antoni waren Anfangs heiter, sehr lustig und endeten mit excedirendem Uebermuthe. Die Leutchen organisirten mitten im Walde einen wirklichen Fasching. Als ich vor zehn Jahren, durch die ambrosische sternenhelle Juninacht verleitet, eine Fußwanderung durch den Wald antrat, statt mein Lager im Hotel aufzusuchen, tauchte nach vierstündigem Marsch im stillen Dunkel des Forstes plötzlich die Bude der „Mutter Antoni" vor mir auf, hell erleuchtet um zwei Uhr in der Früh und drinnen das tolle Durcheinander eines ausgelassenen Cancans von einem halben Schock Betrunkener ausgeführt, deren Gejohle und Gejauchze den heiseren Klavierscherben laut übertönte. Es war eine fast dämonische Scene — ich wähnte mich am Brocken und nicht bei Paris. Heute fließt auch das Malerblut ruhiger und bedächtiger. Die Fräuleins aus den Brasserien des lateinischen Viertels geben im Walde keine Gastrollen mehr, die arme „Mutter Antoni", deren stark verwettertes Schild einen Spitz darstellt, dessen eine Pfote die Malerpalette und die andere den Pinsel hält, ist wirklich auf den Hund — wie so vieles Andere gehört sie zu den Sagen der Vergangenheit. Trotz der einladenden Verheißung: „Hier gibt man zu essen und zu trinken" lodert kein Feuer auf dem Küchenherd und Hana, die Tochter des Hauses klagt den ganzen Tag über das Einreißen des Spießbürgerthums in die Malerei, da ihre früheren Kunden lieber beim nachbarlichen Concurrenten Aufnahme suchen, wo die Betten reinlicher sind und der sein Speisezimmer mit Eichenmöbeln garnirt hat! Ein Trost bleibt der Hana in den freilich rußig gewordenen „Fresken", darunter befinden sich auch solche, die nicht für die Ausschmückung des Sprechzimmers eines Mädchenpensionates taugen. Ich hatte diesmal überhaupt den Eindruck, als wenn die Mode sich vom Walde von Fontainebleau abwenden würde. Oder sehen die Maler wirklich ein, daß sie den Gegenstand ein wenig erschöpft haben wie unerschöpflich auch sonst der Wald an und für sich ist? Denn wenn man die gemalten Bäume und die gemalten Schluchten rasch satt bekommt, kann man sich an den wirklichen Bäumen und wirklichen Schluchten nie genug satt sehen. Die fliegende Colonie in Marlotte bestand aus einem Amateur, welcher die Malerei, und was für eine, nur als einen Zeitvertreib betrachtete, und aus etlichen amerikanischen Malern, die ihre Landsleute jenseits des Oceans mit „Views from Fontainebleau" beglücken wollen. Ich mußte die Pünktlichkeit und das Pflichtgefühl dieser Leute wahrhaftig bewundern. Es regnete ein paar Tage in Strömen, die Waldwege waren unpassierbare Moräste geworden — kurz das Wetter war so, wie es uns dieser Sommer 1879 am liebsten bescheerte — das hielt aber die amerikanischen Landschaftler von ihrer täglichen planmäßigen Expedition nicht ab! Die Beine in hohen Jagdstiefeln, den Körper in einen Impermeable gehüllt, mit einem riesigen Dachschirm bewaffnet, zogen sie, meistens von ihren Damen begleitet, hinaus, um die Stelle „aufzunehmen"; von Wasser triefend bis an die Schultern, mit Koth bespritzt langten sie Abends an — mit frohem Gewissen und um einzelne Stücke Arbeit reicher. Sie erholten sich beim Mahle, dessen Hauptbestandtheil Schweinsbraten mit Kohl regelmäßig bildete, und sangen zum Nachtisch mit gemessenem Ernste und dem schnabelnden Tone der anglo-sächsischen Tenöre Psalmen und am Schluß den Yankee Doodle — dann schliefen sie ermattet auf ihren Stühlen ein. Welch ein Contrast mit den höllischen Nächten der Antoni! Endlich ein Sonnenstrahl nach langer Sündfluth. Es ist keine Sinnestäuschung, die Sonne scheint wirklich am Horizont, das Hahnengekräh lockt uns aus der engen Wirthshausstube, die bereits den Anstrich einer Gefängnißzelle bekam. Leichten Fußes geht es über die Felder nach dem Oertchen Montigny, zwei Dutzend armseliger Häuschen an einem hübschen grünen Bache mit Windungen. Wie elend die Häuser ausschauen, wie dürftig das Loos der Bauern sich ausnimmt — die unerbittliche Speculation weiß, daß hier Ersparnisse in den Wollstrümpfen und in den Matratzen ruhen. Die gierige Matrone verpflanzte die Placate, welche die neuesten Sprößlinge des grassirenden Gründungsschwindels im vortheilhaftesten Lichte präsentiren, bis hierher. Der Bauer wird eingeladen, Actionair der Banque européenne oder einer neuen Assecuranz zu werden. Unwillkürlich sucht man neben den gleißnerischen Placaten das ehrliche „Achtung vor Taschendieben!" Aber man braucht die Wände mit diesem warnenden Rufe nicht zu schmücken, der französische Landmann hat genug natürliches Mißtrauen und geht so leicht nicht ins Garn.

In Montigny besteigen wir wieder den Waggon, in welchem wir durch die fette Beauce nach den romantischen Ufern der Loire gelangen werden.

Paul d'Abrest.

Von Shakespeare, dem Thierkenner.

Am Schlusse des zweiten Actes des an naturwissenschaftlichen Bildern so überaus reichen „Kaufmann von Venedig" läßt Shakespeare den Shylock von seinem bisherigen Diener Lancelot, der ihn verläßt, um in Bassanios Dienst zu treten, sagen:

„The patch*) is kind enough; but a huge feeder,
Snail-slow in profit and he sleeps by day
More than the wildcat; drones hive not with me;
Therefore I part with him, and part with him."

Schlegel-Tieck haben übersetzt:

„Der Laff' ist gut genug, jedoch ein Fresser;
'Ne Schnecke zum Gewinn, und schläft bei Tag
Mehr, als ein Murmelthier; in meinem Stocke
Bau'n keine Hummeln; drum lass' ich ihn gehen."

Man muß einem Uebersetzer, wenn er auf seine Landsleute kräftig wirken will, eine gewisse Freiheit in der Wahl landläufiger Bilder bei der Uebersetzung gestatten; aber diese letzteren müssen, wenn sie naturgeschichtliche sind, naturgeschichtlich resp. zoologisch wahr bleiben und den Sinn des Autors treu und scharf wiedergeben. Beides kann man — so vortrefflich, ja man kann selbst sagen, unübertrefflich Schlegel im Allgemeinen übersetzt hat — nicht von der eben citirten Uebersetzung bezüglich der Stelle von der „Wildkatze" und den „Drohnen" sagen.

1. In der Stelle von der „Wildkatze" hat Schlegel das „Murmelthier" substituirt. Er sagt: „und schläft bei Tag mehr, als das Murmelthier".

Nun aber schläft das Murmelthier während des Sommers gar nicht bei Tag, und weiter schläft es während des Winters Tag und Nacht, monatelang, ohne aufzuwachen, in Einem fort.

Welcher Alpentourist hätte die erste Beobachtung nicht gemacht, wenn er an einem heißen Sommertage kahle Berge der Schweiz, wie z. B. den Piz Languard, besteigt. Ein schriller Pfiff, wenn der Wanderer naht, und in seine Höhle, vor der es sich sonnte, verschwindet das Murmelthier (marmot, Grillpfiff, ground hog oder wood-chuck). Bei Tag, selbst am heißen Hochmittag, ist das Thier am lebhaftesten; es fällt ihm nicht ein, am Tage (in der Sommerzeit) zu schlafen. Das Murmelthier ist ein Nager, gehört zu den Mäusen und geht seinem Pflanzenfutter bei Tage nach.

---

*) „patch" ist erhalten in unserm Tolpatsch und ist mehr Tölpel, als Laffe.

Shakespeare aber spricht von den Feinden der Mäuse, von einem fleischfressenden Raubthiere, der wilden Katze (Felis catus *Linné*, Felis maniculatus, *Rüppell*).

Der Gedanke, den Shakespeare mit seinem Bilde von der „wild-cat" wiedergeben will, ist folgender engere und sodann weitere. Der engere Sinn ist der: „wenn ich den faulen Kerl, den Lancelot, rufen will, dann ist er nicht zu haben; er schläft und faullenzt bei Tag in irgend einem Winkel des Hauses; ich kann ihn nicht errufen". Im weiteren Sinne des Vergleiches tritt uns die Andeutung an die übrige Lebensweise der wilden Katze entgegen, nämlich: „der bei Tage faule Kerl sucht Nachts bei mir, nach Art der wilden Katzen, auch noch auf Raub auszugehen", eine sinnbildliche Anspielung, die trefflich zum Bilde des als mißtrauisch von Shakespeare gehaltenen Shylock paßt. Nie erreichen wir die tiefe Deutung, die in Shakespeares Worten liegt, wenn wir statt des Bildes von der „wilden Katze" das des „Murmelthieres" wählen. Leider aber ist uns die „wilde Katze", die zu Shakespeares Zeiten noch sehr allgemein in den englischen und deutschen Wäldern sich fand, dadurch fremd geworden, daß diese Thierart in der Wildniß ziemlich ausgerottet ist.

Man kann daher vielleicht dem Uebersetzer beipflichten, wenn er ein anderes Thier wählt, das heut zu Tage den Hauptgedanken des Bildes, die Faulheit des Lancelot, besser versinnlicht, und man wird sich deshalb vielleicht entschließen müssen, zu einem der heute landgängigeren Vertreter der Faulheit aus dem Thierreiche zu greifen, zum Faulthier oder Murmelthier. Wählt man das Letztere, dann darf man wenigstens aus obigen naturwissenschaftlichen Gründen nicht setzen:

„und schläft bei Tag
Mehr, als das Murmelthier."

Die Tagschläferei desselben ist ein zoologisch-naturwissenschaftlicher Unsinn; dann sage man wenigstens:

„verschläft die Zeit
Mehr, als das Murmelthier"

oder (jedoch nicht etwa passender):

„verschläft mehr Zeit,
Als selbst das Murmelthier."

Aber immer fehlt dann der Gedanke von der nächtlichen Räuberei des Nachtraubthieres, wie sie der wilden Katze eigen ist. Leichter verständlich wäre der Vergleich mit der „Nachteule", dem „Nachtkauz", etwa so:

„und schläft bei Tag
Mehr, als der Nachtkauz."

2. Wir kommen nun zu dem zweiten Bilde, dem von den Drohnen.

Schlegel übersetzt: „in meinem Stocke bau'n keine Hummeln". Die meisten deutschen Theater sagen jetzt: „in meinem Stocke bau'n keine Drohnen". Das Wort „Drohnen" ist jedenfalls beizubehalten; aber „bauen" zu übersetzen, ist gleichfalls ein naturwissenschaftlicher und zoologischer Unsinn: denn die Drohnen bauen niemals, in keinem Stocke der Welt. Den Bienenstock bewohnen drei Klassen von Bienen: a) die einzige, vollkommen entwickelte, weibliche Biene, die Königin; b) die mehr weniger zahlreichen, nach Tausenden, ja Zehntausenden zählenden, geschlechtlich verkümmerten Arbeits- (Flug-) Bienen; und c) die nur nach Hunderten zählenden männlichen Bienen = Drohnen, welche für die Begattung unbefruchteter, ihren Hochzeitsflug unternehmenden Königinnen einzig und allein bestimmt und da sind.

Nur die zweite Klasse (b) arbeitet, baut Waben aus Wachs und trägt in sie Honig und Blüthenstaub (Blumenmehl), für die Brut in den Bienenzellen bestimmt; sie füttert diese Brut, aber auch die Königin (a). Die dritte Klasse (c), die Drohnen, vermögen nie zu bauen, nie Honig und Blumenmehlwachs einzutragen, sondern sie zehren nur und nähren sich von den Honigvorräthen im Stocke.*)

Die zweite Klasse, die Arbeitsbienen, vertragen Letzteres lange, vom beginnenden Frühjahr bis etwa zum Ende Juli oder Anfang August; denn sie wissen, daß die Drohnen nöthig sind zur Schwarmzeit, um jungen, sogenannte Nachschwärme führenden oder auch beim Ersatz und Wechsel nicht mehr tüchtiger, zu alter Königinnen, sogenannten „nachgeschaffenen", „nachgezogenen" Königinnen bei deren Hochzeitsfluge zur Befruchtung zu dienen.

Ist die Schwarm- und Haupterſatzzeit der Königinnen vorbei, dann kann der Bienenstock, oder richtiger die Summe der zu einem Bienenstand vereinigten Bienenstöcke, der in großer Zahl vorhandenen Drohnen, die nur am Vorrathe des Stockes zehren, ganz wohl entbehren. Die Bienen des Stockes treiben sie von den den Honig bergenden Waben hinweg und in eine Ecke des Stockes hinein, woselbst sie dieselben entweder zum Verhungern zwingen, oder von wo sie dieselben aus dem Stocke entweder einzeln oder in Schaaren ins Freie entschlüpfen lassen, damit sie, an den Fenstern und Wänden der Vorsäle menschlicher Häuser hängend, zu Grunde gehen. Man nannte dies früher wohl fälschlich (weil man glaubte, daß die Arbeitsbienen die Drohnen mit ihrem Stachel „todtstächen") die Drohnenschlacht. Eine solche existirt nicht, und ich werde an anderer Stelle (in der Bienenzeitung) nachzuweisen suchen, daß Shakespeare und die englischen Bienenzüchter seiner Zeit nach unserer Stelle aus dem „Kaufmann von Venedig" schon diese neuere Ansicht der deutschen Imker getheilt haben. Es bleibt aber noch Eines hierbei zu erinnern. Wenn auch die Arbeitsbienen nach dem Ende der Schwarmzeit die Hauptmasse der Drohnen als unnütz aus dem Stocke hinauszugehen zwingen (an die Luft setzen), so halten sie doch öfters noch einige wenige Drohnen selbst den Winter hindurch im Stocke aus, lassen sie ruhig unter sich leben und von ihren Vorräthen sich nähren, um für den Fall, wenn nach der Schwarmzeit ältere Königinnen doch abgehen oder sterben und junge Königinnen „nachgeschaffen", „nacherzogen" werden sollen, Männchen für deren Begattung zu haben und den Stock vor Drohnenbrütigkeit zu bewahren.

Es fragt sich aber nun weiter 3.: War denn überhaupt William Shakespeare befähigt, mit vollem Imker- (Bienenzüchter-) Verständniß vom Leben der Bienen zu sprechen? so daß bei meiner Deutung nicht die Rede ist von dem bekannten Spruche, den, irre ich nicht, Goethe von seinen Auslegern that:

„Immer nur zu, und seid hübsch munter;
Legt Ihr nicht aus, nun so legt was unter."

Stratford am Aven, wo Shakespeares Familie lebte, war ein kleines, halbländliches Städtchen, in welchem jede Familie ihr Häuschen mit Garten und etwas Land und zweifelsohne ihren

*) Wenn eine zu alte Königin im Stocke ist, so legt sie zuletzt nur noch Eier, aus denen sich Drohnen entwickeln. Dasselbe geschieht, wenn die Königin aus irgend einem Grunde (Krankheit u. dergl.) verloren geht, ohne daß sich im Stocke in den kleineren Wachszellen noch junge Brut, die noch nicht „zugedeckelt" ist, befindet, und eine Biene aus der zweiten Klasse (b) von den anderen Bienen dieser Klasse als Königin verehrt und von diesen gefüttert wird, und nun als „drohnenbrütige Königin" Eier zu legen beginnt, wie eine echte Königin. Aus den von ihr gelegten Eiern gehen aber stets nur Drohnen, nie Arbeitsbienen hervor. Nur beiläufig sei bemerkt, daß, da der Raum der Zelle, in der das Ei abgesetzt wurde, zu klein ist für die sich entwickelnde Drohnenbrut, die Bienen diese Zellen nicht in flachem, sondern in hohem Bogen beim Schließen der Zellen überdeckeln, weshalb die Imker solche Stöcke auch „buckelbrütige" nennen. So lange noch von der alten Königin herstammende Bienen zweiter Klasse vorhanden sind, wird, aber nur sparsam, Honig eingetragen. Endlich gehen diese Bienen ganz verloren; es entstehen nur Drohnen, welche zehren, und der Stock ist unrettbar verloren. Auch junge Königinnen, denen es nicht gelingt, binnen einer gewissen Zeit (bis zwei Monate nach ihrer Geburt) begattet zu werden, legen nur Eier, aus denen sich einzig und allein Drohnen entwickeln.

Bienenstand hatte; das Städtchen trieb ja auch besonders Handel mit einem Bienenproducte, dem Wachse. Auch Shakespeares Vater, der ziemlich viel Landbesitz in der Nähe hinzugekauft hatte zu seinem alten Grundbesitz, wird jedenfalls, wie William Shakespeares Großvater mütterlicherseits, der im nahen Wilmecote angesessen gewesen, Bienenzucht getrieben haben. Ich mache darauf aufmerksam, daß in dieses Großvaters, Robert Arden, Testamente ausdrücklich als Erbtheilungsobject vorkamen: „Bienen und Geflügel im Werthe von 5 Shillingen".

William Shakespeare stammte aus einer Imkerfamilie und hat als Knabe sicher Gelegenheit gehabt, Imkerei zu treiben.

4. Wie verhalten sich nun die deutschen Bühnen gegenüber dieser Stelle von den Drohnen?

Der Ausdruck „Hummeln" ist ein ganz und gar zoologisch unwissenschaftlicher. „Hummeln" vermögen allerdings zu bauen; aber wer hat bisher einen „Hummelstock" oder „Hummelstand" des Honigertrages wegen gehalten? Selbst die in jüngster Zeit versuchte Einfuhr und Akklimatisation der Hummeln in Australien basirt auf ganz anderem Grunde.*)

Die „Hummeln" sind in jeder Uebersetzung unbedingt fallen zu lassen.

Daß Schlegel-Tieck auf diese unglückliche Wahl des Wortes kommen konnten, erklärt sich aus Folgendem: „drone" als Substantiv bedeutet: Drohne, und weiter das Summen, Brummen, das Brummeisen, die Maultrommel, den Müßiggänger; als Verbum bedeutet es brummen, und somit den tiefen, hummelähnlich brummenden Ton, den die Drohne beim Fliegen erzeugt. Im Deutschen hat sich der Stamm, wie Jeder leicht erkennen kann, erhalten, im Verbum „dröhnen". Dieses Brummen beim Fluge ist widerlich und schreckhaft für den, der nicht Imker ist, dagegen Lockton für die unbefruchtete, auf ihrem Hochzeitsfluge nach einem Männchen suchende Königin. Diese doppelte Bedeutung des Wortes „drones" hat Schlegel auf die „Hummeln" gebracht. Sie müssen unbedingt fallen gelassen werden. Viele Theater haben auch neuerdings dies gethan. Aber sie lassen (cfr. supra) die „Drohnen bauen". Daß dies zoologisch unwahr ist, ist oben gezeigt worden. Also muß hier das „Bauen" fallen.

5. Was aber will Shakespeare sagen? „Wenn ich den Kerl rufe, brummt er wohl gar, murrt, wie eine Drohne"; und sodann weiter: „er frißt mir außerdem zu viel, und ich halte mir nicht auf meinem Stande solche Fresser aus, wie manche Stöcke es mit einzelnen Drohnen thun".

Shakespeare sagt: „hive not with me". Dasselbe wäre es, wenn er gesagt hätte: „live not". Vielleicht hat auch irgend eine alte Ausgabe also. Aber es ist jedenfalls unpoetischer, als das „hive", was das volle Leben auf dem Bienenstand veranschaulicht, selbst bis auf das oben angegebene „Aushalten einzelner Drohnen im Stocke".

Endlich ist noch hier zu erwähnen, daß manche berühmte Schauspieler, wie an anderen Stellen so auch hier, allerhand eigenmächtige Ueber- und Versetzungen vorgenommen haben mögen. Von diesen spreche ich hier nicht.

Mir kam es nur darauf an, zu zeigen, wie hoch das Original an dieser Stelle naturwissenschaftlich die Uebersetzer überragt. Will man das „Murmelthier" beibehalten, so sage man meinetwegen:

„Der Tapps ist gut genug, doch arger Fresser,
'Ne Schnecke im Gewinn, verschläft die Zeit
Mehr als das Murmelthier; Drohnen halt' ich bei mir
Nicht aus; drum trenn' ich mich von ihm, und lass' ihn ziehn."

oder

„verschläft mehr Zeit
Selbst als das Murmelthier".

Will man das Bild des Nachtraubthieres beibehalten, so sage man etwa:

„und schläft bei Tag
Mehr als Nachtraubgethier (Mehr als 'ne Nachteul')." - -

Nur so würde man den Shakespeare'schen Sinn genau treffen, resp. zoologisch richtige Bilder wählen.

Dr. Friedrich Küchenmeister,
Arzt in Dresden.

*) Man hat neuerdings versucht, von England aus, Hummeln nach Australien zu importiren. Sie sollen durch Befliegen der „deutschen" Kleefelder den zur Acclimatisation eingeführten deutschen Klee befruchten, der bisher in Australien nicht Samen trug. Die Hummel soll an ihrem Kleid den Blüthenstaub des Klees zu den Pistillen der Kleeblüthe tragen.

Notizen.

Aus der deutschen Urzeit.*)

Die Historiker werden es gewiß mit Freuden begrüßen, daß Arnold, obwohl ursprünglich Jurist, sich mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten immer mehr auf das historische Gebiet im engeren Sinne begibt. Man konnte den Gang der Entwickelung, der sich bei ihm vollzog, an seinen Werken recht deutlich verfolgen. Seine Geschichte der deutschen Freistädte stand noch auf dem Grenzgebiet juristischer und historischer Forschung; schon seine in vieler Hinsicht epochemachenden „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" bewegen sich fast rein auf linguistisch-historischen Bahnen, und mit seinem neuesten Buche „Deutsche Urzeit" betritt er ganz und voll den Boden der Geschichtschreibung. Und zwar gibt er hier nicht nur Untersuchungen und Vorarbeiten, sondern eine umfassende und abschließende Darstellung; gerade auf diese scheint er viel Aufmerksamkeit verwandt zu haben. Wir sind ihm dafür um so dankbarer, als es unter den neueren Historikern immer mehr üblich geworden ist, nur den Gang ihrer Untersuchungen, nicht aber eine auch dem minder Bewanderten anregende und unterrichtende Darstellung der durch die Untersuchungen gewonnenen Resultate zu geben.

Es schließt aber diese letztere Art des Verfahrens die nicht unwesentliche Gefahr ein, daß der Historie immer mehr der große Zusammenhang verloren geht, daß sie über den Details der Forschung die leitenden Ideen, welcher der Wissenschaft als solcher zu Grunde liegen müssen, aus dem Auge verliert. Noch gibt es ja eine beträchtlich Anzahl Ausnahmen von dieser Regel, und ihnen sich zuzugesellen ist Arnold mit Erfolg bemüht gewesen. Er ist dann sogar noch einen Schritt weiter gegangen, der vielleicht nicht die allgemeine Billigung finden wird, indem er, um eben seine Darstellung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, von vornherein darauf verzichtet hat, derselben irgend welchen kritischen Apparat beizugeben. Daß es aber durchaus nicht unmöglich ist, eine anmuthige Form mit den für den weiter forschenden Gelehrten nun einmal kaum entbehrlichen kritischen Beigaben zu verbinden, indem man entweder Darstellung und Untersuchung ganz von einander getrennt hält oder die letztere in Noten unter dem Texte gibt, welche von dem nicht kritisch prüfenden Leser unberücksichtigt bleiben können, kann man doch, um nur zwei hervorragende Beispiele anzuführen, in dem Verfahren Rankes und Giesebrechts klar genug erkennen. Und gerade bei der sehr anziehenden Darstellung der Cultur- und Rechtszustände der germanischen Urzeit, auf welche Arnold mit Recht so großen Werth legt, wird der Gelehrte, der selbst auf diesem Gebiete arbeitet, ungern die Wegweiser durch die Pfade der Untersuchung, durch welche der Verfasser zu seinen Resultaten gelangt ist, vermissen, umsomehr, als die hier behandelten Fragen so viel bestritten und zum Theil so sehr dunkel sind.

Das Buch zerfällt in zwei, ziemlich deutlich zu unterscheidende Theile. In dem ersten gibt der Verfasser ein Bild von der äußeren Geschichte der germanischen Stämme; ausgehend von den Andeutungen, welche die vergleichende Sprachforschung über die Urheimat und die Einwanderung der germanischen Stämme in das später von ihnen benannte Land gibt, schildert Arnold dann die welthistorischen ersten Conflicte der germanischen Welt mit der Cultur des Römerreichs.

Auch hier aber weiß er mit seinem Takt die Erscheinungen, welche einen dauernden Werth für die Entwickelung der europäischen Culturwelt überhaupt gehabt haben, nachdrücklich zu betonen, während er die Römerzüge, welche nur von einzelnen vorübergehenden Erfolgen begleitet

*) W. Arnold, Deutsche Urzeit. Gotha 1879, F. A. Perthes.

waren, verhältnißmäßig kurz behandelt. Namentlich auf jene Reihe von großartigen Befestigungswerken, welche sich von Regensburg bis an den niederen Rhein erstreckten und die man unter dem Namen des Pfahlgrabens zusammenfaßte, legt er hier Werth. Nicht alle Angaben, die er über dessen Länge und Ausdehnung macht, sind neu und original; vielmehr beruhen seine Resultate zum Theil auf den früheren Untersuchungen von Arnd, Buchner, Yates u. A.; aber doch hat er auch mannichfache neue Gesichtspunkte beigebracht, und vor Allem ist es die Combination früherer und eigener Forschungen, mit einem Worte die Gesammtauffassung, die ihm durchaus eigen ist.

Nicht minder als in diesem Abschnitt hat er in dem Theile, in welchem er der Bildung der neuen größeren Stämme, der Franken, Sachsen, Alemanen, Bayern nachgeht, einen Beweis dafür geliefert, daß es ihm neben der logischen Schärfe des Juristen keineswegs an der feinen Beobachtungsgabe des Historikers mangelt; wir erblicken in diesem Kapitel das Beste, was er in dem ersten Theile seines Werkes geleistet hat. Hier sind dem Verfasser denn namentlich seine früheren Untersuchungen über die Wanderungen und Ansiedelungen deutscher Stämme zugute gekommen, in denen er zum ersten Male die linguistische Abstammung der deutschen Ortsnamen als historisches Material verwandt hat, um zu constatiren, welche verschiedenen Völkerschaften neben oder nach einander ein Land, in dem theilweis keltische, theilweis germanische Ortsnamen der verschiedenen Stämme erhalten sind, bewohnt haben. Die Darstellung gewinnt dadurch ungemein an Frische und Lebendigkeit, indem sie zeigt, daß nicht nur die Schriften längst vergangener Zeiten, sondern auch sprachliche Ueberreste, die sich unmittelbar bis in unsere Zeit erhalten haben, Aufklärung über manche dunkle Frage zu geben vermögen.

Wenn die historische Wissenschaft in neuerer Zeit überhaupt, und ich meine, nicht zu ihrem Nachtheil, immer mehr ihren Blick auf die inneren Zustände der Völker, ihre Verfassung, ihre Rechtsinstitute, ihr Culturleben überhaupt wirft, so hat auch Arnold auf den zweiten Theil seines Buches, in welchem er diese Seite historischer Betrachtung in den Vordergrunrd treten läßt, noch mehr Aufmerksamkeit verwendet, als auf den ersten. In der großen über den Culturzustand unserer Altvorderen nahezu entscheidenden Streitfrage, ob die alten Germanen zur Zeit des Tacitus schon ein ausgebildetes Sondereigenthum gekannt haben, nimmt er einen zwischen den beiden Extremen in der Mitte stehenden Standpunkt ein, welcher annähernd der richtige sein dürfte; er nimmt nämlich an, daß sich in jener Zeit allerdings die Anfänge eines Sondereigenthums finden, über das der Besitzer aber nur mit Zustimmung der Sippe verfügen darf. Eine endgültige Entscheidung wird sich bei dem Mangel an eingehenden und klaren Nachrichten über diese Dinge kaum jemals treffen lassen, zumal wir kaum berechtigt sind, in ganz Deutschland damals auch nur eine annähernde Gleichartigkeit der Zustände anzunehmen. Die zum Theil unklaren und einander widersprechenden Ansichten der Alten, von denen man sich mit Recht am meisten auf Tacitus stützt, gewinnen vielleicht gerade dann an Zuverlässigkeit, wenn wir annehmen, daß jene Autoren bei ihren verschiedenen Schilderungen auch in der That verschiedene Zustände vor Augen haben. Feste Gesetzmäßigkeit werden wir in den gewerblichen wie in den staatlichen Zuständen überhaupt kaum voraussetzen dürfen: ist es doch auch im ganzen Mittelalter eine Eigenthümlichkeit germanischer Entwickelung, daß sich die Institute des Rechts- und Culturlebens zunächst durch ein genau beobachtetes Herkommen ausbilden und erst, wenn sie vollkommen zur Durchbildung gekommen sind, gesetzliche Anerkennung erlangen. In noch viel höherem Maße wird und muß dies in dieser frühesten Zeit der Fall sein.

Auf Eine Stelle des Tacitus aber, auf welche Nitzsch in seinen geistvollen akademischen Vorlesungen über römische Geschichte mit Recht großen Werth legt, hat Arnold viel zu wenig geachtet. Tacitus sagt nämlich im 25. Kapitel der Germania: mit den Hausgeschäften hätten die Sklaven nichts zu thun, sondern sie erhielten von dem Herrn Land zugewiesen gleichsam als Pächter (ut colono) und müßten davon eine bestimmte Lieferung an Getreide oder Vieh oder Zeug leisten. Hält man dies mit der bekannten Stelle zusammen, nach welcher die Deutschen, wenn sie nicht Krieg führen, beständig auf der Jagd seien oder bei Gastmahlen träger Ruhe pflegen, so muß man den Eindruck bekommen, daß der germanische freie Familienvater selbst überhaupt gar keinen Ackerbau trieb, sondern diesen den bekanntlich durchaus nicht unmenschlich behandelten Sklaven überließ. Möglich, daß diese Schilderung nicht auf alle Stämme paßt, sondern nur auf die, welche sich auch noch zur Zeit des Tacitus in fluctuirender Bewegung befanden; aber sehr bezeichnend und merkwürdig bleibt sie immer. Die Lebenseinrichtungen sind eben überall noch zu keiner festen Gestaltung gediehen, sondern befinden sich noch in ihrer Genesis.

Ich habe hier gerade einen Punkt zur Beurtheilung herausgegriffen, will aber damit nicht andeuten, daß ich dem Verfasser in allen übrigen Theilen seiner Darstellung beistimme. Die objective Wahrheit zu erkennen ist in jenen dunkeln Zeiten so überaus schwierig, daß wohl kein Forscher behaupten wird, in allen Punkten das Richtige getroffen zu haben. Wer sich in die mannichfachen Streitfragen, die sich an alle jene Dinge anknüpfen, einarbeiten und selbstständige Forschungen auf diesem Gebiete machen will, kann von Arnold wohl Anregung, nicht aber genaue Orientirung über die Einzelheiten, welche der Verfasser gar nicht geben wollte, empfangen. Zu diesem Behufe ist der mit staunenswerther Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn geschriebene erste Band von Waitz' Verfassungsgeschichte nach wie vor unentbehrlich. Beide Werke, welche die besten Errungenschaften neuerer Historiographie, Kritik und Methodik repräsentiren, neben einander zu benutzen, wird für Jeden, der sich ernstlicher mit diesen Dingen beschäftigen will, ebenso anregend wie unentbehrlich sein. G.

Bibliographie.

Krause, Oberlehr. Dr. Carl, Helius Eobanus Hessus, sein Leben u. seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- u. Gelehrtengeschichte d. 16. Jahrh. 1. Bd. Mit Portr. (in Holzschn.) gr. 8. (XII, 416 S.) Gotha, F. A. Perthes 7. —

Genée, Rud., gesammelte Komödien. 1 Bdchn. 8. Berlin, Guttentag. 2. 20

Inhalt: Durch! Stephy Girard. Ehestands-Exerzitien. Truffaldino [nach Goldoni]. Das heiße Eisen [nach Hans Sachs]. (144 S.)

Jost, Ed., „der gute Kaiser Max!" Historische Erzählg. gr. 16. (253 S.) Landau, Jost. 2. —; geb. 2. 80

Laistner, Ludw., Golias. Studentenlieder d. Mittelalters. Aus dem Lat. 8. (XXIII, 117 S.) Stuttgart, Spemann. 3. —

Reuleaux, Carl, Dichtungen. 3. Bd. A. u. d. T.: Raketen u. Veilchen. Gedichte. 1. Thl. Mit Illustr.: Der Nixenwald v. B. Wegmann, Santa Julia nach Gabr. Max v. H. Knöchl, Porträts v. F. Trübner. 16. (XX, 211 S.) Stuttgart, Metzler's Verl. à 2. —; geb. à 3. —

Salomon, Lud., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. (In 8 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8. (64 S. m. 4 Portr. in Holzschn.) Stuttgart, Levy & Müller. 1. —

Siegen, Dr. Karl, Heinrich v. Kleist u. der zerbrochene Krug. Neue Beiträge. 8. (XV, 133 S.) Sondershausen, Faßheber. 2. 50.

Correspondenz, politische, Friedrichs d. Großen. 2. Bd. gr. 8. (520 S.) Berlin, A. Duncker. à 12. —; Quart-Ausg. à 17. —

Leipzig u. seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeit. Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. Mit (photolith.) Plan v. Leipzig u. (typogr.) Karte der Umgegend. 8. (XII, 130 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3. —; geb. 4. —

Meyer's Reisebücher. Rheinlande v. Ferd. Heyl. 4. Aufl. Mit 16 (chromolith.) Karten, 22 (chromolith.) Plänen, dem Panorama vom Niederwald u. dem Rheinpanorama von Mainz bis Koblenz (in Stahlst.). 8. (XII, 376 S.) Leipzig, Bibliograph. Institut. geb. 5. —

Calderon de la Barca, Pedro, Cefalo u. Pocris, Burleske, übers. v. C. A. Dohrn. gr. 8. (IV, 165 S.) Stettin, Herrcke & Lebeling. 3. —

Prölß, Rob., Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden in actenmäßiger Darstellung. Lex.-8. (XVI, 230 S.) Erfurt, Bartholomäus. 7. 50.

Rethwisch, Ernst, Geisterkranz. Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit. gr. 16. (VII, 48 S.) Bremen, Kühtmann & Co. 1. —

Jugendbilder. gr. 16. (VII, 208 S.) Ebd. 4. —

Guad, Dr. Ernst, populäre Vorträge ü. Dichter u. Dichtkunst. 2. Sammlg. [Goethe's Briefe an Lotte, u. Werthers Leiden. — Ueber Franz Grillparzer. — Ueber Giacomo Leopardi.] gr. 8. (VII. 146 S.) Triest, Schimpff. à 2. —

Leo, Willib., die Sage v. Fridthjofr dem Verwegenen. Aus dem altisländ. Urtexte übers. 16. (XXII, 93 S.) Heilbronn, Henninger. 1. 50.

Honegger, J. J., Katechismus der Culturgeschichte. 8. (VIII, 218 S.) Leipzig, Weber. geb. 2. —

Inserate.

Zur Sedanfeier.

Bei E. Lucius in Leipzig erschien:

Kaiser Wilhelm

der Siegreiche

oder

Ems, Sedan und Paris.

Festspiel in fünf Aufzügen

von

Heinrich Lucius.

7 Bogen. Brosch. 1 *M.*

Neue Pracht-Bilderbibel

in Lieferungen à M. 1. 50 Pf.

Goldene Bibel

Die Heilige Schrift

illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen.

Herausgegeben von

Alfred von Wurzbach.

Photographiedruck von Martin Rommel.

Ausgabe für Katholiken

Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe

Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Höhe der Bilder $46^1/_2$, Breite $33^1/_2$ Centim.

– Es existiren wohl schon treffliche illustrirte Bibeln, ältere und neuere, doch keine, welche die Idee, biblische Compositionen von Meistern aller Zeiten in größtem Format nach den Arbeiten der ersten Kupferstecher zu einem Ganzen zusammenzustellen, wie das vorliegende Werk realisirt hat. Die „Goldene Bibel", welche jene ewig jungen Erzählungen der biblischen Geschichte so wiedergibt, wie sie sich in der künstlerischen Phantasie der großen italienischen, niederländischen, französischen und deutschen Meister alter und neuer Zeit wiedergespiegelt haben, ist durch diesen ihren Inhalt bestimmt, eben so ein religiöses wie ein künstlerisches Erbauungsbuch zu werden. Die Preis-Bestimmung, von Mark 1. 50. = 2 Francs = 90 Kr. Ö. W. pro Lieferung ist derart, daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten ermöglicht, und daß die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt ist, die „Goldene Bibel" werde sich den Ehrenplatz eines Hausschatzes in jeder Familie erobern.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Rischuss

oder

Judenidiosynkrasie.

Von

Dr. A. Sulzbach.

Preis 60 Pf.

R. Skrzeczek's Verlag in **Loebau**, Wpr.

Verlag von **Gustav Fischer** vormals Friedrich Manke in **Jena.**

Soeben erschien:

Dante Alighieri's Leben u. Werke.

Im Zusammenhange dargestellt

von Dr. **Franz Xaver Wegele,**

Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte theilweise veränd. u. verm. Auflage

mit einer Abbildung

des Dante-Denkmals zu Florenz.

Preis 12 *M.* In elegantem Halbfranzbande 14 *M.* 50 *S.*

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in **Berlin** (Kronenstr. 17).

Als **7. Bd. der IV. Serie** der Vereinspublikationen erschien soeben und wurde an die Vereinsmitglieder versandt:

Liebe und Liebesleben

in der Thierwelt

von

Professor Dr. **Ludwig Büchner.**

Für Nichtvereinsmitglieder wird der Bd. nur **zum erhöhten** Preise von **6 Mk.** abgegeben.

Beitrittserklärungen zur **4. Serie** (7 Bände elegant gebunden Preis 30 *M.*) sowie Bestellungen auf die früheren Serien nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Italienische Studien.

Zur Geschichte der Renaissance.

Von **Hermann Hettner.**

Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. gr. 8. geh. Preis 9 *M.*

In **J. U. Kern's** Verlag (Max Müller) in **Breslau** ist erschienen:

Farben-Tafel

zur methodischen Erziehung des Farbensinnes.

Nebst 72 Farbenkärtchen und einem erläuternden Texte.

Von

Dr. **Hugo Magnus,**

Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau.

Preis 6 *M.*

Wegen der kostspieligen Herstellung kann diese Farbentafel nicht in der gewöhnlichen buchhändlerischen Weise zur Ansicht versandt, sondern nur auf ausdrückliche feste Bestellung geliefert werden; auf Wunsch versendet die Verlagsbuchhandlung einen ausführlichen Prospekt gratis und franko. Siehe den Artikel von Kalischer in der „Gegenwart" Nr. 32.

☛ Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele.

Von

Ernst Rethwisch,

Doktor der Rechte und der Philosophie.

Preis: Elegant geheftet 3 *M.*

Inhalt: Die Reichstagswahl. — Rulnida. — Pabst Leo XIII. — Hertha (Oper).

☛ Vor einigen Monaten erschien ferner bei uns von demselben Verfasser:

Geisterkranz.

Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit.

Preis: Elegant geheftet 1 *M.*; elegant gebunden mit Goldschnitt 2 *M.*

„Ernst Rethwisch's „Geisterkranz", Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit, werden von dem Autor mit dem Wunsche veröffentlicht, pessimistische Gemüther daran zu erinnern, dass unsere Zeit nicht nur die Zeit der Attentate ist. Gedichte an Goethe beginnen und beschliessen den Kranz, weil der Olympier heute noch mehr zu leben und zu wirken scheint, als zu seinen Lebzeiten. Wenn der Dichter dem grossen Olympier den Weihrauch der Verehrung ohne alles Sparen anzündet, so verfährt er den von ihm besungenen Kindern unserer Zeit gegenüber zurückhaltender, nur in wenigen Fällen fühlt er sich zum unbeschränkten Lobliede gehoben. Dennoch sagt er den von ihm Besungenen aus warmem Herzen und voller Ueberzeugung so viel Gutes nach, dass man die aus vielseitiger Kenntniss und scharfer Beobachtung hervorgehenden Abzüge nicht unstatthaft und unmotivirt findet."

(Hamburger Nachrichten 1879. Nr. 110.)

☛ Ferner:

Jugendlieder.

Preis: Elegant geheftet 4 *M.*; elegant gebunden mit Goldschnitt 5 *M.*

„Dieselben bekunden neben einer ungewöhnlichen Formvollendung und einem süssen Wohllaut der Sprache eine seltene Gedankentiefe. Der Dichter bezeugt überall ein enthusiastisches Natur- und Kunstgefühl. Auch seine Lebens- und Liebeslieder verdienen nicht nur auf dem Salontisch zu prangen, sondern wirklich gelesen zu werden."

(Schlesische Presse 1879. Nr. 476.)

Bremen. **J. Kühtmann's** Buchhdlg.

= Verlag von **Hermann Foltz** in **Leipzig.** =

Aus Ungarn.

Literatur- und culturgeschichtliche Studien.

Von

Adolf Dux.

Brosch. *M.* 6, eleg. geb. *M.* 7.

C. Schünemann's Verlag in **Bremen.**

Spruch-Buch

von

Luise Kugler.

Dritte vermehrte Auflage.

In Pracht-Einband mit Goldschnitt 6 *M.*

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 36. Berlin, den 6. September 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Erbrecht und die Reform des Erbrechtes. Von Bluntschli. II. — **Literatur und Kunst:** Form und Stoff. Von Gisbert Vincke. — Emile de Girardin. Von E. Schmidt-Weißenfels. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. III. — Auf der Kronensuche. Von F. M. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Unser Zigeuner", Schwank in 3 Acten von Oskar Justinus. „Sodom und Gomorrha", Schwank in 4 Acten von Franz von Schönthan. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Das Erbrecht und die Reform des Erbrechtes.*)

Von Bluntschli.

II.

(Die heutige Familie und die Individuen. Erbgut und Errungenschaft. Pflichttheilssystem. Gutumlauf wie Blutumlauf nöthig. Erbrecht der Gemeinde und des Staates concurrirend mit dem Familienerbrecht und geschützt durch Pflichttheilsordnung und unterschieden von Erbsteuern.)

Die Rückkehr zu dem älteren germanischen Systeme der ausschließlichen Familienerbfolge ist heute nicht mehr möglich. Sie würde weder den thatsächlichen Zuständen der heutigen Familie entsprechen, noch die wirthschaftlichen Bedürfnisse der heutigen Menschen beachten. Der Germane der Vorzeit war in seinem ganzen Sein und Leben mit seiner Familie enge verbunden, die ihm auch in jeder Noth und Gefahr ihren Beistand und Schutz gewährte. Die Gleichartigkeit des Lebens unter den Familiengenossen und die strenge Gebundenheit Aller an den heimischen Vaterherd haben schon seit Jahrhunderten aufgehört. Die höhere Cultur der späteren Zeiten hat überall die Mannichfaltigkeit des individuellen Berufslebens entwickelt, die einzelnen Familienglieder in die verschiedensten Berufskreise und gesellschaftlichen Beziehungen verwickelt und einem gemeinsamen Familienleben entfremdet. Viel öfter als früher werden die Söhne eines Hauses sehr verschieden erzogen, je nachdem sie einem industriellen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Berufe sich widmen, und bald verlassen sie das väterliche Haus und zerstreuen sich nach allen Richtungen der Windrose in verschiedene Orte und Länder. Sie schaffen sich selber durch ihre individuelle Arbeit eine neue Heimat und ein selbstständiges Sonderleben. Die Entwickelung der individuellen Freiheit, die uns über Alles lieb und theuer ist, erträgt eine enge Gebundenheit an die Familie nicht mehr. Wie aber dem Familienbewußtsein das Familienerbrecht entspricht, so nöthigt die Achtung der individuellen Freiheit auch zur Anerkennung letztwilliger Verfügungen des Erblassers über seine Verlassenschaft.

Aber auch heute noch hält die deutsche Familie mit starken Banden der Rassegemeinschaft, der Geschlechtsnamen und der Geschlechtsehre, gemeinsamer Sitte und Art ihre Glieder zusammen. Das Familiengefühl und der Familiengeist üben noch immer eine zähe Macht aus. Wir haben die Zeit der engen unauflöslichen Gebundenheit an die Familie hinter uns, aber wir sind noch nicht der Auflösung der Familie in Individuen, die sich völlig lossagen und trennen von einander, verfallen. Wir haben auch allen Grund, den naturgemäßen Familienverband wirksam zu erhalten und die Uebung der Familienpflichten zu stärken. Je mehr der Deutsche seiner Natur und Anlage nach vorerst ein Familienmensch war und ist, und erst allmählich zum staatlichen Menschen (ζῶον πολιτικὸν) erzogen wird, um so nothwendiger ist es für den Bestand und die Tugend auch des deutschen Staates, daß der feste Kitt des Familienorganismus vor Auflösung bewahrt werde. Weder die Gebundenheit noch die Auflösung der Familie, sondern ihre organische Gliederung und der Schutz der Familienpflicht ohne Kränkung der individuellen Freiheit, das ist die Voraussetzung und die Aufgabe der heutigen Gesetzgebung.

Will man gleichzeitig die Regel der Familienerbfolge und daneben die Freiheit des letzten Willens anerkennen, so scheint dem oberflächlichen Blicke sich die Unterscheidung zwischen Erbgut und Errungenschaft zu empfehlen. In der That haben manche Gesetze es versucht, den Conflict der beiden Erbfolgen dadurch zu lösen, daß sie bestimmten: das ererbte Gut soll wieder den natürlichen Erben verbleiben, über seine Errungenschaft mag Jeder frei durch Testament verfügen.

Aber diese Lösung befriedigt nicht. Sie ist schon deshalb unbrauchbar, weil man es den Sachen nicht ansieht, ob sie von den Vorfahren ererbt oder bei Lebzeiten des Erblassers von diesem erworben worden sind, weil man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob nicht während des Lebens ererbtes Vermögen seine Gestalt gewechselt hat und aus demselben andere Sachen angeschafft worden sind, weil bei der Verwaltung und dem Gebrauche eines Vermögens dieser Unterschied nirgends hervortritt. Um deswillen entsteht, wenn die Verlassenschaft darnach getheilt werden soll, sehr leicht Streit darüber, ob diese oder jene Stücke zum Erbgute oder zur Errungenschaft zu rechnen seien und es ist überaus schwer, diesen Streit richtig zu entscheiden. In der Wirklichkeit stellt sich, wie im Leben das Vermögen, so im Tode die Verlassenschaft als eine zusammengehörige Gütermasse dar, die am besten auch erbrechtlich als Eine Masse behandelt wird.

Die erbrechtliche Unterscheidung von Erbgut und Errungenschaft befriedigt überdem nicht einmal die idealen Forderungen der Gerechtigkeit. Es lassen sich gar wohl Fälle denken, in denen es ungereimt und der individuellen Rücksicht und Freiheit zuwider wäre, einen Mann, der eine große Erbschaft gemacht hat und dadurch reich geworden ist, von Rechtes wegen zu nöthigen, daß er all dieses Gut wieder seinen Familienerben zurücklasse und ihn zu verhindern, daß er Personen, die sich um ihn verdient gemacht, oder für die er bei Lebzeiten gesorgt hat, oder

*) Vgl. „Gegenwart" 1879, Nr. 33.

für wohlthätige Zwecke Vermächtnisse ordne. Noch öfter würden Fälle vorkommen, in denen es pflichtwidrig wäre, die Errungenschaft der Familie beliebig zu entziehen. Man denke z. B. an einen Industriellen, der ohne ererbtes Kapital durch seinen Fleiß und sein Geschick als Fabrikant reich geworden ist, oder an einen Kaufmann, der durch glückliche Speculationen sich ein großes Vermögen erworben hat. Da wäre es eine schwere Verletzung der natürlichen Familienpflichten, wenn er seine nächsten Blutsverwandten und gar die Kinder, die in seinem Hause erzogen und an alle Bedürfnisse eines reichen Lebens gewöhnt wurden, erblos zurückließe und sein Gut an Fremde vergeben würde.

Die richtige Lösung scheint mir in einem ausgebildeten Pflichttheilssysteme zu liegen, welches die natürlichen Erben gegen launenhafte Testamente so weit schützt, als die Rücksichten auf den Familienverband es rechtfertigen. Das römisch-rechtliche Pflichttheilsrecht ist schon deshalb für unsern Familienverband ungenügend, weil es nicht von der Regel der Familienerbfolge, sondern von dem Princip der Testirfreiheit ausgeht. Die schrankenlose Testirfreiheit aber überspannt die individuelle Freiheit. Sie betrachtet den Erblasser als einen Menschen, der ganz allein steht in der Welt, ohne Familie, ohne Pflichten gegen größere und fortdauernde Lebensgemeinschaften, denen er selbst doch angehört von der Geburt an bis zum Tode.

Wie die Nähe der Abstammung die natürliche Erbfolge bestimmt, so bestimmt sie auch die Stärke des Familienverbandes und die Größe der Familienpflichten. Je näher das Blut, um so größer der Pflichttheil, und je ferner das Blut, um so geringer die Anwartschaft auf einen Pflichttheil, bis zuletzt aller Pflichttheil verschwindet, und weitere Familienkreise ihre bindende Zug- und Spannkraft verlieren. Das Maß der Pflichttheile je für die verschiedenen Verwandschaftskreise, die näheren oder ferneren Häuser (Parentelen) zu bestimmen, ist großentheils Sache der juristischen Technik. Vieles hängt dabei von den jeweiligen Sitten und den gerade herrschenden Meinungen ab. Aber grundsätzlich wird man entschiedener die Familienpflichten zu betonen haben und daher die Pflichttheile reichlicher bemessen müssen, als es in den meisten neueren Gesetzen geschieht, wenn man dem gefährlichen Hang zu rücksichtslosem Individualismus begegnen und für sittlich gesunde Zustände sorgen will.

Vor allen wird das Pflichttheilsrecht den Nachkommen (Kindern, Enkeln) des Erblassers, abgesehen von den sehr seltenen Ausnahmefällen, in denen aus zureichenden Gründen eine Enterbung sich rechtfertigt, das Hauptvermögen ihres Vaters oder ihrer Mutter, beziehungsweise ihrer Großeltern als Erbschaft zusichern müssen. Wer Kinder zurückläßt, der soll auch sein Gut denen lassen, die ihr Blut von ihm erhalten haben und sein Leben fortsetzen. Hier genügt durchaus, daß der freien Verfügung des Erblassers ein Theil, und zwar der geringere Theil der Verlassenschaft anheim gegeben wird. Die Familienpflicht überwiegt hier die individuelle Testirfreiheit. Ob das Verhältniß des Pflichttheiles zu dem Bereiche der Testirfreiheit wie 2 : 1, oder 3 : 1, oder 4 : 1 anzusetzen sei, mag überlegt werden; aber durchaus unhaltbar und ungenügend wäre jede Bestimmung, welche den Bereich der Testirfreiheit bis auf oder gar über die Hälfte der Verlassenschaft ausdehnen würde.

Auch den Eltern des Erblassers, beziehungsweise den Ahnen desselben, gebührt ein erheblicher Pflichttheil, schon als Reflex ihrer Verpflichtung, ihre Erbschaft den Nachkommen zu hinterlassen, eben deshalb aber auch ein geringerer Pflichttheil als der der Kinder.

Mindestens noch in der Parentel der Eltern des Erblassers, also gegenüber seinen Geschwistern und deren Kindern, halte ich eine Beschränkung der Testirfreiheit durch ein Pflichttheilsrecht der Erben für wohl begründet. Hier ist die Stärke des Familienverbandes und der Familienpflicht noch in den Sitten sehr deutlich wahrzunehmen. Die Erinnerung an das Vaterhaus des Erblassers wirkt hier in den Nachkommen des Vaters noch sehr lebendig. Wohl aber darf hier schon die Größe des Pflichttheils ermäßigt und der Testirfreiheit ein weiterer Bereich eröffnet werden.

Bei dem heute loser gewordenen Familienzusammenhang scheint mir das Pflichttheilsrecht der Blutsverwandten höchstens auf die Parentel der Großeltern des Erblassers ausgedehnt werden zu dürfen, nicht über diesen Kreis der Verwandten hinaus; selbstverständlich wieder in dem Sinne, daß der Pflichttheil geringer, die Testirfreiheit größer wird.

Die Pflichttheilsordnung aus Rücksicht auf die Nachkommen und die Sippschaft, welche überdem durch die Rücksicht auf außereheliche Kinder und auf Adoptivkinder angemessen zu ergänzen ist, verträgt sich ganz gut mit Pflichttheilsansprüchen des überlebenden Ehegatten, welche in vielen deutschen Particularrechten anerkannt sind.

Viel wichtiger aber ist die Ergänzung der Familienerbfolge durch die Einführung einer weiteren gesetzlichen Erbfolge, welche auch die Pflichten des Einzelnen gegen die Gemeinde und die Gesellschaft berücksichtigt.

Wie immer die Erbfolge der Familie geordnet werde, zunächst hat diese Ordnung nur für die höheren und mittleren Klassen der Gesellschaft eine unmittelbare Bedeutung. Sie sichert den Wohlstand der Aristokratie und erhält die ökonomische Gesundheit der zahlreichen und wichtigen bürgerlichen und bäuerlichen Familien. Aber auf einen sehr großen Theil der Arbeiter und der dienenden Klassen wirkt sie fast gar nicht, weil diese in den meisten Fällen weder eine Erbschaft zu hinterlassen, noch auf Erbschaften zu hoffen haben. Sie erfüllt auch nicht die Hauptaufgabe der Rechtsordnung, die vorzugsweise durch das Erbrecht zu lösen ist, die Rücksichten gegen die ganze Gesellschaft mit der Sorge für die Freiheit der Einzelnen zu verbinden. Sie verhindert nicht die ernste Gefahr einer übermäßigen, zuletzt ebenso unsinnigen als verderblichen Anhäufung von unfruchtbaren Erbschätzen in einigen wenigen Häusern, noch gewährt sie Mittel gegen eine überhandnehmende Verarmung der vermögenslosen Arbeiterbevölkerung.

Damit die wirthschaftlichen Zustände der Nation gesund bleiben, ist ganz ebenso wie für die Gesundheit des Körpers ein geregelter Blutumlauf erforderlich ist, auch ein geregelter Gutumlauf nothwendig. Wie die heftige Anschwellung von Blutschwären an einzelnen Stellen des Leibes den ganzen Körper krank macht und der gehemmte Kreislauf des Blutes in den Extremitäten den ganzen Körper lähmt, so entstehen aus der überspannten Ansammlung von Gütern in wenigen Familien, und aus der Absperrung großer Klassen von dem Erwerbe und Genusse der Güter, schwere Krankheiten des Volkes.

Das Erbrecht kann, ohne die Sicherheit des Privateigenthums irgend zu gefährden, für einen geordneten Gutumlauf in dem Volkskörper sorgen und auf diesem Wege solchen Krankheiten vorbeugen und gesunde Verhältnisse schützen.

Das Mittelalter kannte bereits eine erbrechtliche Institution, welche freilich nur zu Gunsten und im Interesse der Aristokratie für einen Kreislauf gewisser Güter sorgte. Die Lehensgüter, welche in der Familie des Vasallen forterbten, fielen doch, wenn die männliche Nachkommenschaft desselben ausstarb, wieder an den Lehensherrn, häufig den Landesherrn zurück, durften dann aber nicht von diesem behalten, sondern mußten zur Ausstattung eines neuen Vasallen und seiner ritterlichen Erben wieder verliehen werden.

Das mittelalterliche Heimfallsrecht ist nicht wieder herzustellen noch auszudehnen. Aber der gute Grundgedanke desselben läßt sich heute in viel weiterem Umfange und mit stärkerer Wirkung auf die großen Volksklassen anwenden. Wir können für den nöthigen Gutumlauf sorgen, indem wir dem Erbrechte der Familie ein Erbrecht der Gemeinde und des Staates ergänzend und berichtigend hinzufügen, und dasselbe zur Ausstattung neuer bisher unbemittelter Familien mit solchen Erbgütern der Gemeinden benutzen.

Die Gründe für ein solches Erbrecht der Gemeinde und des Staates, für welches sich schon in den älteren Rechten Keime finden lassen, sind ebenso stark wie für das Familienerbrecht. Sie sind in der heutigen Gesellschaft stärker geworden, als in den früheren Zeitaltern, weil der Verband und der Zusammen-

hang der Familie mit der Zeit gelockert und schwächer geworden sind.

Der wahre Grund alles natürlichen Erbrechtes ist doch die Gemeinschaft, welche das Leben des Erblassers mit dem seiner Erben verbindet, der Zusammenhang des Blutes und der Sitte, der Cultur und der Interessen, wesentlich die Gemeinschaft der Rasse. Nun gibt es verschiedene Kreise, gleichsam engere und weitere Ringe der Rassegemeinschaft, welche den Einzelnen mit anderen Menschen zusammenhält. Der Einzelne ist ein Kind seiner Eltern, ein Angehöriger seiner Familie; er ist aber auch ein Kind der Gemeinde und des Landes, denen er zugehört. Ist er mit seiner Sippschaft durch tausend seine Beziehungen seiner leiblichen und seelischen Anlage wie seiner Erziehung und seines Lebens enge verbunden, so wirken auch die Einrichtungen und die Einflüsse seiner Heimat und seines Vaterlandes sehr bestimmend ein auf seine ganze Existenz. Sein Körper empfängt die Eindrücke der Volksart und seine Seele erhält einen großen Theil ihrer Bildung durch die Sprache des Landes, die Schule seiner Heimat, die Sitten seines Wohnortes, die Geschichte seines Volkes. Der tüchtige Bürger hat auch ein Verständniß und ein Interesse für die Wohlfahrt seines Heimatsortes und seines Vaterlandes. Auf diese äußere und innere Lebensgemeinschaft, auf die Pflichten des Einzelnen gegen die Gemeinde und den Staat läßt sich ein Erbrecht der Gemeinde und des Staates sehr wohl begründen.

In einer Beziehung ist das von jeher anerkannt worden. Die mittelalterlichen Rechte schützen ein Erbrecht der Landesherrschaft an dem „erblosen" Gute, d. h. an dem Nachlasse dessen, der keine erbberechtigten Sippen hat. Auch das römische Recht kennt ein subsidiäres Erbrecht des Fiscus in Ermangelung von Testamentserben und von Blutsverwandten des Erblassers. In bäuerlichen Weisthümern findet sich zuweilen ein Erbrecht der Nachbarn und manches Stadtrecht ordnet ein eventuelles Erbrecht der Stadtgemeinde an.

Aber diese ältere Rechtsbildung ist noch sehr kümmerlich und ganz unzureichend für die große Aufgabe. Wir bedürfen im Geiste unsrer Zeit und der heutigen Bedürfnisse einer viel energischeren Ausbildung des Princips. Insbesondere ist auch das Erbrecht der Gemeinde neben dem des Staates anzuerkennen und es sind beide aus der Dunkelheit einzelner seltener und zufälliger Eventualitäten in die regelmäßige Anwendung vorzurücken und unbedenklich auch gleichzeitig mit dem Erbrechte der Familie, in Concurrenz mit diesem wirksam zu machen. Nur so wird der Zweck eines gesunden Gutumlaufes erreicht.

Das Erbrecht der Gemeinde und des Staates darf auch nicht länger als ein bloßes fiscalisches Nutzungsrecht betrachtet und ausgebeutet, sondern es soll entweder zur Ausstattung bedürftiger aber fähiger Familien mit freiem Vermögen oder für wohlthätige Einrichtungen und Anstalten im Interesse der vermögenslosen Volksklassen verwendet werden. Es soll nicht zur bloßen Gemeinde- oder Statssteuer werden, sondern Erbrecht bleiben und erbrechtliche Wirkungen haben.

Das Verhältniß, in welchem die Gemeinde und der Staat sich in diesem Erbrechte auseinander zu setzen haben, läßt sich so ordnen, daß in der Regel bei mittleren und kleinen Verlassenschaften die Gemeinde dem Staate vorgeht, wenigstens so lange nicht die Gemeinde und ihre Angehörigen wohlhabend genug sind, um eines solchen Zuwachses von Erbgut nicht mehr zu bedürfen, daß dagegen die großen aristokratischen Verlassenschaften, sei es ganz, sei es in höherem Maße, dem Erbrechte des Staates anheim fallen. Die Gemeinde kann und darf nicht für aristokratische Existenzen sorgen. Der Staat dagegen hat ein Interesse und muß die Möglichkeit haben, unter Umständen auch hochverdiente Männer mit reichen Gütern auszustatten.

Ebenso wie die Familienerbfolge und der überlebende Ehegatte bedarf auch das Erbrecht der Gemeinde und des Staates, damit es sicher bleibe, des Schutzes durch eine gesetzliche Beschränkung der Testirfreiheit, d. h. des Pflichttheilssystemes. Das Verhältniß dieses öffentlich-rechtlichen Erbrechtes zu dem Familienerbrechte wird durch den allgemeinen Grundsatz geregelt werden müssen: Je näher die Familienerben dem Erblasser stehen, desto geringer sind die Erbansprüche der Gemeinde und des Staates. Mit der Entfernung der Familienerben wachsen die letzteren.

Ich hatte schon vor einem Vierteljahrhundert in dem Entwurfe zu dem privatrechtlichen Gesetzbuche für den Canton Zürich derartige Vorschläge gemacht. Die Gesetzgebungscommission verwarf den Gedanken nicht, aber sie traute sich nicht, bei Anlaß eines allgemeinen Gesetzbuches eine solche Neuerung vorzuschlagen, und hielt es für zweckmäßiger, diese Reform einem besonderen späteren Gesetze vorzubehalten. Ein solches ist nun später nicht erschienen. Nur sind in einzelnen Cantonen der Schweiz strengere Erbsteuergesetze eingeführt worden. Man suchte so jenen Gedanken, freilich in zweifelhafter Gestalt, einigermaßen zu berücksichtigen. Die Steuern aber sind besser gleichmäßig je nach der Leistungsfähigkeit Aller oder den freiwilligen Genüssen Vieler und nicht nach dem Zufall der Todesfälle zu erheben; und der gewünschte Zweck eines geregelten Gutumlaufes wird nicht erreicht, wenn die Erbschaftssteuer für gewöhnliche Gemeinde- und Staatsbedürfnisse verwendet wird.

Die Nothwendigkeit einer derartigen Reform des Erbrechtes ist während des letzten Menschenalters sehr viel klarer geworden. Es wäre meines Erachtens nicht mehr ein unreifes Wagniß, sondern eine große segensreiche That, wenn das deutsche Reich, indem es das Familien- und Erbrecht neu ordnet, dieselbe mit den großen Mitteln, über die es verfügt, in die Hände nähme und durchführte. Eine solche That würde unzweifelhaft vielen und lauten Widerspruch aufregen, aber sie würde einen Theil des Proletariates auf eine höhere Stufe erheben, sie würde die großen unbemittelten Klassen wieder mit Hoffnung und mit Liebe zur Heimat erfüllen, die Gemeinden consolidiren, die Gesellschaft von schweren Leiden heilen, den Staat stärken und ein Vorbild für andere Völker werden.

Um dem Gedanken eine faßliche Gestalt zu geben und zu weiterer Erwägung anzuregen, erlaube ich mir zum Schlusse noch folgenden Vorschlag zur Sprache zu bringen:

1. Wenn der Erblasser eigene Nachkommen als Erben hinterläßt, so tritt ein Erbrecht der Gemeinde oder des Staates in der Regel überhaupt nicht ein.

Nur wenn das Erbtheil eines Kindes 100,000 Mark übersteigt, so kommen der Gemeinde von dem Mehrbetrage 10 % zu. Uebersteigt der Erbtheil eines Kindes 500,000 Mark, so kommt überdies dem Staate von dem Mehrbetrage über 500,000 Mark ein Kindstheil zu.

2. Fällt die Erbschaft an Eltern oder Großeltern des Erblassers, so kommt der Gemeinde ein Erbtheil von 5 % der Verlassenschaft zu, insofern eine Erbportion eines Vorfahren mehr als 10,000 Mark und nicht über 50,000 Mark beträgt, und von 10 % von 50,000 Mark an, wenn die Erbportion des Ascendenten über 50,000 Mark beträgt. Wenn dieselbe mehr als 100,000 Mark beträgt, so erhält überdem der Staat einen Erbanspruch von weiteren 10 % des Mehrwerthes.

3. In derselben Weise ist das Erbrecht der Geschwister des Erblassers und der Kinder seiner Geschwister, d. h. innerhalb der elterlichen Parentel zu ordnen.

4. Gehören die Erben der großelterlichen Parentel des Erblassers an, so hat die Gemeinde einen Erbanspruch auf 10% der Verlassenschaft, insofern diese mehr als 10,000 Mark beträgt, und auf 20 % von dem Mehrwerthe der Verlassenschaft über 50,000 Mark. Uebersteigt dieselbe 100,000 Mark, so kommen die 20 % des Mehrwerthes nicht mehr der Gemeinde, sondern dem Staate zu.

5. Wenn die Erben der urgroßelterlichen Parentel des Erblassers angehören, so wird das Erbrecht der Gemeinde unter denselben Bedingungen statt auf 10 und 20 % je auf 20 und 30 % gesteigert und das des Staates auf 30%.

6. Wenn keine Erben der drei nächsten Parentelen vorhanden sind, so wird die Verlassenschaft als erbloses Gut behandelt,

*

und fällt bis auf den Betrag von 50,000 Mark der Gemeinde, wenn sie mehr beträgt, mit dem Mehrwerthe dem Staate zu.

7. Das Erbrecht der Gemeinde und des Staates wird, wenn ein überlebender Ehegatte des Erblassers vorhanden ist, zu Gunsten desselben mit seinem Nießbrauche auf Lebenszeit belastet.

8. Die Erbgüter, welche die Gemeinde kraft Erbrechtes erworben, werden als Erbvermögen angelegt, und je nach Bedürfniß zur Ausstattung unbemittelter Familien oder für gemeinnützige Anstalten im Interesse der vermögenslosen Klassen verwendet.

9. Das Erbgut, welches der Staat erwirbt, dient theils für wohlthätige Staatsanstalten, theils zur Ausstattung von Personen, die sich um den Staat, um die Wissenschaft oder Kunst oder für das Wohl der Menschheit oder der unteren Volksklassen große Verdienste erworben haben.

10. Das Erbrecht der Gemeinde und des Staates darf nicht durch letztwillige Verfügungen denselben entzogen oder beschränkt werden. Aber es steht dem Erblasser frei, dasselbe durch seine wohlthätigen oder gemeinnützlichen Stiftungen und Vermächtnisse zu erfüllen und zu ersetzen, wenn Gemeinde und Staat diese Anordnungen billigen, oder auch durch Nutznießungsrechte zu Gunsten einer oder mehrerer den Erblasser überlebender Personen zu beschweren.

Ohne ein solches Pflichttheilsrecht ist die Wirksamkeit des Systemes nicht gesichert. Die Beschränkung der Testirfreiheit auf einen engeren Bereich hat aber um so weniger Bedenken, als ein absolutes Verfügungsrecht des Individuums, dessen Wirkung er nicht mehr erlebt, für eine Zeit, in welcher er zu handeln unfähig ist, sich keineswegs von selbst versteht und nicht mit dem freien Verfügungsrecht des Eigenthümers während seines Lebens zu verwechseln ist. Indem unser Recht in künstlicher Ausdehnung der Willensmacht eines Individuums das Testament zuläßt und schützt, darf es wohl gleichzeitig die Pflichten wahren, welche dem Einzelnen gegen die Gemeinde und den Staat obliegen.

Auf diese Weise würde der Gemeinde und dem Staat fortwährend ein Gütervorrath gesichert, der von Zeit zu Zeit neue Zuflüsse erhielte und aus welchem fortwährend Abflüsse zur Bildung neuer vermöglicher Familien abgeleitet werden könnten.

Literatur und Kunst.

Form und Stoff.

Fruchtlos wäre der Streit: ob Form, ob Stoff der Gebieter?
Jene wie dieser gebeut — dieser wie jene gehorcht!
Also vermählt sich dem Stoffe die Form zur Ehegemeinschaft:
Mann nicht minder denn Weib — beide gewinnen dabei.
Zwang ist jegliche Form: durch Satzungen hemmt sie die Freiheit!
Aber der Wohlklang quillt aus dem geregelten Maß,
Aber der fesselnde Zwang wird wieder zur fesselnden Schönheit:
Immer vollendet den Stoff erst die vollendete Form.
Klage denn nicht, es beschränke der Zwang den poetischen Ausdruck,
Und bei schaffender Lust werde beschränkt der Poet;
War doch stets an Wendungen reich der germanische Sprachschatz:
Fügt nun diese sich nicht, wähle dir jene dafür.
Vater Horaz schrieb einst: „Den Poeten sowohl wie den Malern
Ist seit ewiger Zeit Alles zu wagen erlaubt!“
Ohne Verzug dann bringt er geschleppt Ausnahmen die Fülle:
Ach, wie fühlen sich da Maler und Dichter beschränkt!
Maler bethätigen heut gar gern den bedenklichen Volksspruch:
„Der gut schmiert, gut fährt!“ Freilich, das täuscht und gefällt.
Schließe das Ohr dem Sirenengesang! Mit der sauberen Feder,
Die nicht kleckst, nicht spritzt, erntet sich besserer Dank.
Wähleſt du wägend den Stoff, dann wäge du wählend die Form auch:
Jeglichem Stoff steht nicht jegliche Form zu Gesicht.
Aber noch mehr! Es verlangt ein bestimmter, besonderer Inhalt
Auch die bestimmte Gestalt, anderer fügt er sich schlecht.

Rein nur brauche den Reim, und zumal in romanischen Maßen,
Deren melodischer Reiz zauberisch klingt an das Ohr.
Weniger reich zwar sind wir im Reim als Länder des Südens,
Gleichwohl zählen wir noch hübschen Vermögensbestand.
Tröste dich nicht mit dem Trost, daß selbst die Heroen der Dichtkunst
Oft unreineren Reim ohne Bedenken verwandt;
Damals war es erlaubt: wer ahnte die strengere Satzung?
Aber wir wurden belehrt, aber wir wurden verwöhnt.
Manches gestattet die Zeit, doch verbieten es andere Zeiten,
Früher Verbotenes wird später gestattet, begehrt.
Hielten wir blos — im Geist, in der Form — an dem Altüberkommnen,
Fortschritt blühete dann nimmer dem Menschengeschlecht! —
Bei dem Sonett gilt festes Gesetz: vierfältiger Absatz,
Also jedes Quatrain, jede Terzine für sich.
Prüfe mit Fleiß den Gedanken zuvor: ob die Form ihm gerecht ist?
Mangelnde Prüfung schuf manches verfehlte Sonett.
Brachten die beiden Quatrains den Gedanken in wechselnder Färbung,
Folgt als kürzerer Schluß noch die Terzinen-Moral.
Dann erst zeigt sich die Form in bestrickender, glänzender Schönheit,
Wenn sich der Inhalt leicht logischgegliedert ihr fügt.

Aber wie soll man Hexameter bau'n? Da lärmen die Stimmen,
Da bringt Jeder sofort eignes, bewährtes Recept.
Nun, der Hexameter ist für uns exotische Pflanze,
Also scheint es Gebot, scheint es natürlich zugleich,
Daß sich der Pflanze Cultur nach Ursprungs-Satzungen richte,
Denn in dem Heimatsgrund zeigte sie fröhlich Gedeihn.
Weht hier andere Luft, und strahlt hier andere Sonne,
Beides verlangt doch nicht anders behandelnde Hand.
Freilich, es bieten sich uns viel Silben von doppeltem Zeitmaß
(Längen und Kürzen zugleich), schwierig dem Lesenden oft;
Diese verleihn dem Hexameter leicht die Natur der Mollusken,
Und es zerfließet sodann alle geschlossene Form!
Dafür wirkt radical die Cäsur: sie regelt den Versschritt,
Der sich bewegt alsbald sicher in Halt und Gestalt.
Bei dem amphibischen Volk, bei Silben mit doppeltem Zeitmaß
Kommt noch dies in Betracht für den euphonischen Zweck:
Eines der Zwei herrscht vor in der Regel, die Länge — die Kürze,
Drum wird besserer Werth immer am besten verwandt.
Dreißig Lustren bereits operirten die Meister der Sangkunst,
Nur nicht immer geschickt, mit dem heroischen Vers.
Gottsched — einst literarischer Papst (kraft eigner Ernennung) —
Maß in gesundem Gefühl seiner Hexameter Takt.
Ewald Christian Kleist, als neuer Columbus des Auftakts —
Frühling schuf er damit nicht in der metrischen Welt.
Klopstock stolperte viel beim fremdsechsfüßigen Rhythmus:
Rathlos starren wir oft, wie sich der Faden entwirrt.
Ach, weit schlimmer denn er war Friedrich Leopold Stolberg,
Der mit naivem Vertraun noch den Hexameter schrieb:
„Ihm antwortete der König Agamemnon!“
Seltsam Mustergebild schlechten Trochäen-Gewirrs.
Voß kam dann, und er wog auf römischer Waage das Wort ab
Ernsthaftstreng, er vergaß Eins nur: des Wortes Accent.
Sprachzucht hat er geübt — so verzeihn wir, daß er mit falschem
Maß und falschem Gewicht lange betrogen das Ohr.
Platen erscheint, er befreiet den Vers von dem schlimmen Trochäus,
Weil der trochäische Fuß lahmt im elegischen Schritt.
Doch den Accent mißkennt auch er, deß glänzender Formsinn
Mehr mit dem Auge den Vers meißelte, denn mit dem Ohr.

Richtig Gewicht und den richtigen Ton! Dies wollen wir heute,
Daß der Hexameter fließt stolz, ein gewaltiger Strom!
Strenges Gesetz sei Pflicht, mit dem Wohlklang immer im Einklang,
Weil ja den Wohlklang selbst schaffet das strenge Gesetz.

Wer in der Werkstatt sitzt, der sammelt sich kleine Notizen
Handwerksmäßiger Art, nützlich dem Tagesgebrauch.
Zwar wir werden belehrt von den Weisen des römischen Rechtes,
„Daß kein Prätor sorgt für den Lappalienkram";
Aber was ist denn klein in der Kunst? Die gewinnende Wirkung
Wird oft Kleinem verdankt: also verachtet es nie.
Einer vielleicht nur entdeckt von der Menge den feineren Kunstgriff,
Aber der Menge gefällt, was ihr mit diesem erzielt. —
Ist der Hiatus schwer aus deutschem Gedicht zu verbannen,
Klingt er doch unschön meist, stört den harmonischen Fluß.
Schwieriges lockt! Und es gilt den Versuch, ihn schier zu vermeiden;
Immer bei solchem Bemühn merket den römischen Spruch:
„Leicht in die Scylla geräth, wer ausweicht vor der Charybdis" —
Auf Apostrophe geräth, wer den Hiaten entwischt!
Werthvoll oft im Gebrauch, schwerfällig und häßlich im Mißbrauch,
Sind sie den Giften verwandt: Segen bereitend und Fluch. —
Was im Hexameter gilt, gilt nicht gleich scharf für den Reimvers:
Anderem Boden entstammt, folget er anderer Form.
Weniger brauchst du zu wägen das Wort, wenn die Zeile der Reim schließt,
Weil der mächtig und voll klingt in des Hörenden Ohr;
Weil er das Ohr mit Gewalt hinlenkt zum Schlusse der Zeilen,
Gleitet es leichter hinweg über den schwächeren Fuß. —
Lautet es gut, wenn der Reim von dem Beiwort scheidet das Hauptwort?
Achtung ihrem Verein, denn sie vermählte der Sinn.

Aber genug! Poesie fängt Keiner im Netze der Regeln!
Höherer Weisheit Wort prediget Vater Horaz:
„Wenn dein Lied nur dem Ohre gefällt, dann brachtest du wenig,
Gib ihm süße Gewalt, daß es die Herzen bewegt!" —

Gisbert Vincke.

Emile de Girardin.

Von E. Schmidt-Weißenfels.

Unter den großen Pariser Zeitungen nimmt die „France" einen eigenthümlichen Rang ein. Sie ist eins der gelesensten Blätter und eins der interessantesten durch die Art, wie sie Politik treibt. Das geschieht zuweilen mit den seltsamsten Ueberraschungen, mit originellen Einfällen, mit Ideen, welche nicht tagesläufig sind, mit einer Logik, die selbst in paradoxer Steigerung etwas Zwingendes oder doch etwas Blendendes hat, mit einer Kampflust, deren Unermüdlichkeit sich nur aus dem Ehrgeiz erklärt, immer siegend an der Spitze zu bleiben. Alle Welt greift Abends in Paris nach der „France" und gleichwohl dürfte sie mit ihren pikantesten politischen Artikeln keinen nachhaltigen Eindruck auf die zahlreichen Leser hervorbringen. Sie ist wie ein Buch, von welchem alle Tage eine Seite erscheint und die man gelesen haben will aus Gewohnheit an der Zerstreuung durch grübelndes Ideenspiel. Darnach kommt erst eine andere Zeitung an die Reihe, aus der man sich über Stand und Gang der politischen Dinge belehren lassen will. Die „France" ist eben nichts als Emile de Girardin, das Journal seiner persönlichen Ideen, die sich um die einer Partei oder um eine bestimmte Lehrmeinung wenig kümmern. Sie ist Alles nur durch den Geist dieses 77jährigen Veteranen der Pariser Presse.

Auf diesem Gebiete ist Emile de Girardin seit einem halben Jahrhunderte thätig und innerhalb dieses Zeitraumes hat er nicht aufgehört, eine außerordentliche Anziehungskraft auf das Publicum auszuüben. Er war immer nur Matador der Presse und ist als ein alter Kämpe derselbe an Rührigkeit und Eigenart geblieben, der er als junger Heißsporn gewesen. Die journalistische Thätigkeit, welche die Talente gewöhnlich so schnell aufbraucht und die geistige Elasticität des Publicisten so häufig erschlafft, war für diesen merkwürdigen Mann immer wie ein verjüngendes Bad, welches er an jedem Tage nehmen mußte. Wahrlich, er ist einer der merkwürdigsten Männer im Reiche des Journalismus! Sein äußeres Glück hat durch die Unerschütterlichkeit etwas Imponirendes; seine persönliche Machtstellung, dieselbe seit Jahrzehnten und unter allen Regimes, die in Frankreich obenauf gekommen sind, hat die aller anderen Pariser Zeitungsgrößen überragt und überdauert. Drei große Zeitungen in seinem Besitz und von ihm beseelt, haben ihm seit 43 Jahren diese Stellung gegeben. Unter der Julimonarchie gründete er die „Presse"; unter dem Kaiserreich war es die „Liberté", unter der jetzigen Republik die „France", mit welchen er seinen brennenden Ehrgeiz und seine finanziellen Speculationen zugleich verfolgte.

Denn der Journalist Girardin ist Alles lediglich durch das industrielle Genie geworden, welches er mit seinem literarischen Talent so glücklich zu verbinden wußte. Er ist damit der Ahnherr jener Pariser Unternehmer en publicité, der Mirès und Villemessant und all derer geworden, welche heute den ideellen Zweck der Presse praktisch in finanziellen Speculationen auszubeuten streben. Girardin hat es zuerst gezeigt, welche Macht der Besitz einer großen Zeitung ist, die man gelesen zu machen versteht; er hat sich damit zumeist, und in einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen gegen Meinung und Urtheil der Welt, als ein eigenartiger Typus innerhalb des modernen Journalismus charakterisirt.

Bei seinen ersten Versuchen in dieser Richtung mit dem Journal „Voleur" und dann der „Mode" ging Girardin noch auf der ausgetretenen Bahn eines Zeitungsunternehmers. Es war zu Ausgang der zwanziger Jahre; Girardin selbst noch ein junger und wenig erfahrener Mann, der eine Anstellung als Kunstinspector im Ministerium des Innern gefunden hatte und der über die Ziele, die er seinem schöpferischen Geiste geben sollte, noch nicht im Klaren war. Man liebte die Literatur damals mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit; sie bildete ein Salonvergnügen, und ein ehrgeiziger Mensch wie Girardin dachte zunächst nicht weiter, als mit seinen Zeitschriften eine angesehene literarische Stellung in Paris zu gewinnen. Die „Mode" wurde außerdem noch von der Herzogin von Berry unterstützt und gefördert und warf damit für ihren Herausgeber ein ihm sehr angenehmes Einkommen ab. Er hatte Neigungen, die zu ihrer Befriedigung viel Geld erforderten und er sann unaufhörlich darauf, wie seinem Ehrgeiz, so auch seinem Wunsch nach Reichthum und Wohlleben Genüge leisten zu können.

Die Julirevolution nahm ihm seine Stellung und gab ihm dafür die volle Freiheit des Handelns. Er erkannte den speculativen Geist der neuen Zeit; seine witternden Instincte richteten sich bestimmt auf das Ziel, mit dem Journalismus Geschäfte zu machen. Der Schriftsteller setzte seinen praktischen Sinn als Zeitungsunternehmer in Scene. Er gründete 1831 ein „Journal des connaissances utiles" und gewann damit die für damals ungeheure Zahl von hunderttausend Abonnenten. Das war ein Furore und ein glänzendes Geschäft zugleich. Girardin bewies damit, daß er ein geschickter und praktischer Zeitungsunternehmer sei.

Ein Jahr später, 1832, ließ er ein anderes Journal, das „Musée des familles", ins Leben treten. Es fand gleichfalls eine außerordentlich große Abonnentenzahl und was Girardin noch viel mehr gefiel, es fanden sich Leute, welche als Actiengesellschaft Geschäfte mit diesem literarischen Unternehmen machen wollten. Sie würden glänzend sein, versicherte ihnen der Gründer. Schließlich stellte sich heraus, daß die von Girardin bisher bezahlten Dividenden nicht vom Ertrage, sondern vom eingelegten Kapital hergenommen worden waren. Die Gesellschaft verklagte deshalb denjenigen, der ihr den Streich gespielt hatte, aber sie erreichte nichts damit. Girardin bewies hier, daß er ein industrielles Genie sei und daß ihn selbst verwegene Mittel nicht abschreckten, zu seinem Zweck zu kommen.

Auch in anderer Weise hatte er die Welt schon darüber belehrt und sich einen freilich sehr zweifelhaften Ruf mit den ertrotzten Erfolgen errungen. Im Jahre 1827, noch als Ministerialbeamter, hatte er anonym ein Buch unter dem Titel: Emile, erscheinen lassen. Es war die Geschichte seiner außerehelichen Geburt; denn seine Mutter Lamothe hatte seinen Vater, den General Alexander de Girardin, nur zum Geliebten gehabt. In jenem Buche nun stritt er um sein Recht als Sohn auf den Namen seines Vaters und es geschah in einer so schneidigen Sprache, daß der an und für sich gewöhnliche Fall Aufsehen erregte. Das war die Einleitung zu dem Proceß, den er gegen seinen Vater anstrengte, um dessen Namen tragen zu dürfen. Er besiegte den General und setzte es durch, den adeligen Namen de Girardin führen zu können. Mit einem Scandalproceß hatte er ihn und sich in die Welt eingeführt.

Sein Ehrgeiz richtete sich darauf auf eine Heirath, welche Paris imponiren und ihm eine glänzende Stellung in der Gesellschaft geben sollte. Im Hause der Sophie Gay, der man für ihre Gedichte viel Schmeichelhaftes zu sagen liebte, verkehrten vor der Julirevolution sehr viele literarische und künstlerische Berühmtheiten. Man sah da Chateaubriand, Jouy, Alexander Soumet, Henri de Latouche, Horace Vernet, Baron Gérard, Talma, zuweilen auch Béranger. Die gefeierte Königin in diesem auserwählten Kreise war aber mehr und mehr die Tochter Sophiens, Delphine, geworden. Ihre zarte, jugendliche Anmuth wurde zu einer Schönheit erhoben; ihr poetisches Talent in den von ihr herausgegebenen Gedichten wurde mit Schmeicheleien überhäuft; ihr Geist und Witz entzückten die Besucher der kleinen Villa zu Villiers-sur-Orge, wo Madame Gay ihren Plauder- und Spielsalon hielt. Genug, Delphine Gay war eine Berühmtheit von Paris; die literarische Welt verherrlichte sie als die „zehnte Muse". Der Baron von La Grange, ein Aristokrat aus dem Faubourg St. Germain, hatte um ihre Hand geworben; doch kurz vor der angesetzten Hochzeit besann er sich eines Anderen und das Verhältniß wurde wieder aufgelöst. Da kam Emile de Girardin und bewarb sich kühn um die „zehnte Muse". Kühn war es insofern, als er mit allen Mitteln der Toilette die angeborene Häßlichkeit nicht zu verdecken vermochte und als er durch den Proceß gegen seinen Vater anrüchig genug geworden war. Die glänzenden Gründergeschäfte hatte er damals auch noch nicht gemacht. Alle Welt war aber noch viel mehr betroffen, daß Delphine Gay diesen Werber günstig aufnahm.

„Was thut's?" entgegnete sie auf die Bedenken ihrer Freunde. „Das ist ein Mann von festem Willen, von energischem Charakter. Er wird sich Vermögen erobern."

Im Jahre 1831 führte Girardin die „zehnte Muse" wirklich als sein Weib in das prachtvolle Hotel der Rue St. Georges, welches er gekauft hatte, um mit seinem neuen Hausstand das Furore seiner Heirath noch zu erhöhen. All sein Thun hatte etwas dreist und herausfordernd Abenteuerliches; aber es gab ihm Erfolge mit großen Schlägen und die Welt beugte sich davor. Der Salon der Frau von Girardin wurde einer der besuchtesten und glänzendsten unter der Julimonarchie, was der Eitelkeit des Gatten nicht wenig schmeichelte, ließ er sich auch selbst darin nur sehr selten sehen. Die boshaften Leute erklärten zwar, Frau von Girardin habe nur einen Fehler und der sei ihr Mann; aber dies verhinderte ihn nicht, der Welt immer neuen Anlaß zu geben, über ihn in Aufruhr zu gerathen.

Speculationen und verschiedene industrielle Unternehmungen verschafften Girardin schnell ein großes Vermögen. Der ruhelose Ehrgeiz führte ihn jedoch wieder der Journalistik zu und die Gründung seiner großen Zeitung „La Presse" im Jahre 1835 zeigte ihn auf der Höhe seiner Genialität, die Verhältnisse zu erkennen und gewinnbringend für sich auszunutzen. Die „Presse" machte förmlich Revolution im Pariser Zeitungswesen. Sie wurde mit allem Aufwand der Reclame in Scene gesetzt, was damals für unwürdig eines anständigen Journals galt. Sie kostete jährlich nur vierzig Francs, während die übrigen großen Zeitungen achzig Francs erhoben. Sie führte außerdem das Feuilleton ein, wie wir es heute als den nothwendigen Bestandtheil jedes Tageblatts kennen und machte auch damit die Zeitungsliteratur interessanter, gab ihr größere Mannichfaltigkeit und erhob sie auf eine viel höhere Stufe der Entwicklung, so daß sie gleichsam ein Bedürfniß der häuslichen Unterhaltung wurde. Der Erfolg der „Presse" bewies sogleich die gefährliche Nebenbuhlerschaft, welche den anderen Pariser Journalen damit erstanden war. Die „Presse" beherrschte den Markt und überflügelte den Einfluß der älteren Zeitungen durch ihr marktschreierisches Gebahren. Girardin selbst verlieh ihr durch die rücksichtslose Art, wie er mit seinen Gegnern den Kampf führte, einen für das Publicum aufregenden Reiz. Mit diabolischer Geschicklichkeit führte er seine Waffen und schonungslos bis zur Niedrigkeit fiel er über seine Opfer her. Der bedeutendste Mann, der ihm als Publizist entgegentrat, war Armand Carrel, der Redacteur des „National" und das hochgeachtete Haupt der republikanischen Partei. Carrel mußte also fallen, damit Girardin lebe, sein Geschäft noch größeren Aufschwung, sein Ehrgeiz neue Befriedigung finde. So kam es denn zum Duell auf Pistolen zwischen Beiden. Girardin besitzt nicht den persönlichen Muth, um Gefallen an dergleichen Heldenthaten zu haben; doch der Ehrgeiz trieb ihn diesmal dazu. Er erhielt einen Schuß ins Bein, seine Kugel dagegen brachte Carrel den Tod. Ein Aufschrei darüber in ganz Frankreich, eine tiefe Trauer um die gefallene Größe; aber Girardin zog seinen Gewinn von dem schrecklichen Ruhm, der damit über ihn kam, und von dem Dank Louis Philipps, ihm den gefürchteten Republikaner beseitigt zu haben. Es gab auch einen Wahlkreis, der ihn zum Abgeordneten ernannte und damit dem Ehrgeiz eines Mannes Rechnung trug, welcher sich gefürchtet und gehaßt zu machen gewußt hatte. Aber der speculative Egoismus Girardins zog bald berechnend auch daraus seinen Vortheil.

Der Journalist wie der Deputirte Emile de Girardin sind immer nur mit Rücksicht auf diesen selbstsüchtigen Zug zu beurtheilen. Man hat mit keinem Mann von fester Gesinnung und Achtung gebietendem Charakter zu thun, sondern mit einem geistvollen und scharfsinnigen Speculanten, der die Politik persönlicher Interessen treibt. Eine jede Richtung derselben wurde von ihm eingeschlagen, wenn er meinte, damit zum Ziel seines Ehrgeizes zu kommen und sich, sowie seine Zeitung, interessant machen zu können. Er hat sich freilich für alle Fälle, um als originaler Geist auf ein schöpferisches Gebilde desselben hinweisen zu können, ein Staatsideal gebildet, das mit dem System der ausgedehntesten Freiheiten ein absolutistisches Regierungsprincip verbindet; aber in Wahrheit hält er selbst dessen Aufstellung und Ausführung nur für möglich, wenn er der regierende Minister sein würde. Er würde der Minister der socialen Rettung und der politischen Wunder sein; er wollte es schon unter Louis Philipp werden und da er es nicht wurde, führte er Krieg gegen die Regierung und hielt er schließlich das Julikönigreich für verloren. Die seine Nase, in die Zukunft hinein riechen zu können, hat ihn außerdem befähigt, der öffentlichen Meinung stets einen Schritt voraus zu sein und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen politischen Angriffen, Abhandlungen und Prophezeiungen Reiz zu verleihen. Im Uebrigen konnte er nach all den wechselnden Stellungen, die er in der Politik Zeit seines Lebens eingenommen, mit Fug und Recht sich in einer jüngsten Aeußerung rühmen, daß es die Ehre seiner politischen Thätigkeit sei, „die Regierung immer in allem Guten, was sie wollte, unterstützt, und an allem Schlechten, was sie thun konnte, verhindert zu haben". Es kam ja nur auf die Auffassung an, die er von diesem Gut und Schlecht zu hegen beliebte. Was seinen Hoffnungen, seinem Ehrgeiz, seiner ungeheuren Eitelkeit mit ihrem ebenso ungeheuerlichen Idealismus, entgegenstand, das war allemal schlecht in seinen Augen und fand ihn als erbitterten Gegner.

Es hat denn, davon ist natürlich Girardin fest überzeugt, allemal auch ein Unglück gegeben, daß die Regierung in Frankreich von seiner Genialität nicht Gebrauch gemacht. Er stellte sich in den letzten Nöthen noch als Helfer ein und wenn er trotzdem niemals Minister wurde, so unterblieb dies lediglich

zum Unheil der Regierung. Kurz vor der Februarrevolution ertheilte er Louis Philipp den Rath, abzudanken und die Herzogin von Orléans zur Regentin zu erklären. Girardin wäre dann ihr Minister geworden, so speculirte er mindestens. Als der König am 24. Februar thun wollte, was ihm Girardin gerathen, war es zu spät. Die Republik wurde schon proclamirt und Louis Philipp machte, daß er fortkam.

Die Republik, welche Girardin um eine so schöne Hoffnung geprellt, erfreute sich denn auch keineswegs seiner Gunst. Sie hätte ihn gewinnen können, wenn sie ihm die ersehnte hohe Stellung in der Regierung angeboten haben würde. Aber die Herren am Ruder wollten ihn höchstens zum Postdirector machen.

„Was?" sagte darauf empört Frau von Girardin, die den Ehrgeiz ihres Gatten theilte, zu Ledru-Rollin. „Postdirector? Mein Mann wird entweder Minister oder gar nichts."

„Gut," entgegnete Ledru-Rollin. „Dann wird er also gar nichts."

Nun gab es keinen wüthenderen Gegner der Republik als Girardin. Tag um Tag griff er sie, ihre Minister, den General Cavaignac, in der schmählichsten und der ihm eigenen giftigen Weise an. Die Regierung ließ ihn in Folge dessen in seiner Wohnung, damals Rue de Chaillot, verhaften.

Girardin war vor Angst außer sich.

„Sicher," rief er dem Commissar zu, „man wird mich erschießen."

Zwanzig Minuten bewilligte man ihm, um seine Papiere in Ordnung zu bringen. Da stürzte er an seinen Schreibtisch und schrieb mit fliegender Hand seinen Namen auf eine Menge Stücke weißen Papiers, die er dann in seine Tasche steckte.

„Man verhaftet mich," sagte er zu seiner herzugeeilten Frau. „Ich weiß nicht, was sie mit mir machen werden. Aber ich werde diese Papierstücke mit meinem Namen während des Weges nach dem Gefängniß auf die Straße werfen. Setz' alle unsere Leute von der „Presse" in Bewegung, damit sie meine Spur verfolgen."

Aus dem Wagen, in den man ihn nach dem Gefängniß transportirte, ließ er dann richtig von Minute zu Minute die Papierstücke auf die Straße flattern. Es war gewiß das Naivste, was Girardin in seinem Leben gethan. Er verschwand übrigens nur auf neun Tage; dann ließ ihn Cavaignac auf die entschlossenen Vorstellungen seiner Frau wieder frei.

Die Candidatur Louis Napoleons fand in ihm den eifrigsten Vertheidiger. Er machte sie durch seine Artikel in der „Presse" so populär als möglich. Wieder hoffte er, dafür mit dem Ministerposten belohnt zu werden. Wieder ward er darin enttäuscht. Natürlich mußte der undankbare Präsident der Republik dafür büßen. Girardin erlangte 1850 ein Mandat für die Nationalversammlung und machte sich hier zum Führer der radicalen Republikaner. In seinem Journal gingen neben dieser Opposition die Angriffe auf Louis Napoleon fort und sie hörten hier auch nicht auf, als er nach dem Decemberstreich auf einige Zeit aus Frankreich verbannt wurde. Monatelang setzte er täglich an die Spitze der „Presse" einzelne Sätze aus Louis Napoleons Schriften, oder einzelne Artikel der beseitigten und von ihm gebrochenen Verfassung, ohne ein Wort hinzuzufügen. Nichts als: „Artikel so und so der Verfassung lautet." Es war furchtbar für die Regierung des Elysée und sie konnte gegen dieses Bombardement von Citaten sich nicht wehren. Ein seltenes Geschick und ein erstaunliches Gedächtniß macht Girardin zu einem unvergleichlichen Meister dieser Kampfweise. Er schlachtet hohnlächelnd mit Citaten wie immer sein Opfer ab. Louis Napoleon zog denn auch vor, sich mit einem so gefährlichen Gegner auf guten Fuß zu stellen. Man hielt ihm von oben herab freundlich die Hand entgegen und der eitle Mann, der immer noch einmal die Vorsehung für Frankreich in einem Ministerhotel zu spielen hoffte, war nicht unempfindlich gegen die kaiserliche Schmeichelei. Er that sich etwas darauf zu gut, in den Tuilerien zu den vertrauten Cirkeln des Kaisers gezogen zu werden. Auch die Kaiserin Eugenie wußte ihn bei seinen Schwächen zu fassen. Als seine Tochter aus der zweiten Ehe, die er mit einer deutschen Schönheit nach dem Tode Delphinens eingegangen war, in Biarritz von einer ansteckenden Bräune ergriffen wurde, machte sie zwei Mal Besuch bei der Sterbenden und das mußte allerdings für eine außerordentliche Auszeichnung des Vaters gelten.

Bei alledem respectirte die kaiserliche Justiz die kaiserliche Freundschaft sehr wenig. Von Zeit zu Zeit gab sie dem Journalisten Girardin zu erkennen, daß sie sich über seine Zeitung ärgere und ihn deswegen wieder verdrießen müsse. Das Kaiserreich ist dem Geldbeutel des journalistischen Krösus denn auch theuer genug zu stehen gekommen und er hat ihm später die alten Rechnungen schmerzvoll vor Augen gehalten. Das Exil nach dem 2. December hatte ihn allein fünfhunderttausend Francs Verlust gebracht. Dann war sein Journal „La Presse" derartig mit Verwarnungen verfolgt worden, daß er von seinen Geschäftsgenossen genöthigt wurde, sich aus der Direction und den Mitbesitz der Zeitung zurückzuziehen. Er kaufte nun die „Liberté", womit sich die Jagd der Preßpolizei auf diese Zeitung richtete. Es wurde ihr der Straßenverkauf verboten und zwei Mal in einem Monat des Jahres 1866 der Proceß gemacht. Das kostete Girardin wieder 12,000 Francs und er vergaß nicht, diese Summe auf das Conto des Kaiserreichs zu setzen. Wenn er trotzdem noch nicht zu den Unversöhnlichen von der Farbe Gambetta überging, so unterblieb es in der Hoffnung, durch die Unterstützung des Kaiserreichs noch das höchste Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Es kam die Aera Ollivier und es konnte ihr wohl die Aera Girardin folgen. Er bereitete sich darauf vor und kaum witterte er die Kriegsluft von jenseits des Rheins, als er sich mit chauvinistischem Eifer in den Vordergrund rückte. „Man müsse die Deutschen," schrieb er im Juli 1870, „wenn sie auf die Kriegserklärung nicht antworten, mit Kolbenstößen über den Rhein jagen." Der große Patriot, der er jetzt war, stimmte Abends in der Loge der Oper selber die Marseillaise an — eine das ganze Publicum hinreißende Anregung von diesem alten, dürren, aufpomadirten Mann, dessen Gauklerkünste doch aller Welt bekannt waren. Und immer dachte er an das Geschäft, auch bei dieser Gelegenheit. Am selben Morgen hatte er einen Lieferungsvertrag für den Krieg abgeschlossen.

Mit dem Krieg ging es schlecht, das sah Girardin gleich nach der Schlacht bei Wörth ein. Aber noch gab es eine Rettung, und sie hieß Girardin. Der Kaiser war im Felde, die Kaiserin war Regentin; es handelte sich darum, ihr guten Rath in der gefährlichen Lage zu geben. Girardin drängte sich herzu, die Noth machte ihn erfinderisch und in den Tuilerien, wo man immer rathloser wurde, dachte man bereits ganz ernstlich daran, sich dem Retter Girardin in die Arme zu werfen.

Am 9. August kam der Senatspräsident Schneider zu ihm. Girardin, der noch nicht Toilette gemacht, empfing ihn in seiner Zwillichjacke, mit emporgesträubten Haaren, die Wangen noch welk und die Augen noch matt.

„Sie wissen, daß der Kaiser Sie zum Senator ernannt hat?"

„Ich weiß es wohl," antwortete Girardin mit einer Geberde der Mißächtlichkeit. „Aber was ist ein Senator? Was ist heute der Senat? Er würde etwas werden, wenn er auf seine kostspieligen Dotationen verzichten würde."

Herr Schneider verstand nicht, was das heißen sollte. Er ging deshalb einen Schritt weiter.

„Würden Sie nicht an Stelle Chevandiers de Valdrôme das Ministerium des Innern übernehmen wollen?"

Girardin lächelte sardonisch. Also endlich, doch!

„Es wäre eine ungeheure Verantwortlichkeit dabei," sagte er; „indessen, ich bin bereit."

„Und Ihr Programm?"

„Einen Augenblick!"

Girardins Genie war um ein Programm niemals verlegen. So entwarf er denn eins in Unterhosen und Turnjacke: Allgemeiner Kriegszustand, politische Amnestie ohne Ausnahmen, Aufhebung der Verbannungsgesetze, allgemeine Volksbewaffnung; Anklage der schuldigen Minister, für den Krieg nicht genügend gerüstet zu haben; volle Preßfreiheit, keine Einschüchterungen, und Einiges noch mehr.

Schneider ging mit diesem tintennassen Programm ab und kam nicht wieder. Um so schlimmer! grollte Girardin im Zorn. Es ist ihr Unglück, wie im Februar 1848 das der Orléans! Er sah es voraus, wenn man ihn nicht noch in letzter Stunde holte.

Bei Metz rangen die Heere um die Entscheidung. In den Tuilerien hatte man den Kopf völlig verloren; Minister und Generäle liefen hier bei der Kaiserin-Regentin ein und aus, ohne zu wissen, warum. Auch Girardin erschien; er wollte zur Rettung der Dynastie Frankreichs, der Welt, kann man sagen, in seiner Ergebenheit als Freund des Kaisers ein Aeußerstes thun. Es war die höchste Zeit und er noch der Einzige, der Rath wußte. Er sagte dies der Kaiserin-Regentin und zog dann eine Proclamation an die Franzosen aus der Tasche, Entwurf derjenigen, die augenblicklich der Kaiser Napoleon erlassen sollte. Sie war etwas anders, als sein Ministerprogramm kurz zuvor.

In derselben wurde die Vereinigung der Staaten Europas, Weltverbrüderung und allgemeiner Friede verkündigt. Um eine solche segensvolle Revolution möglich zu machen, durfte es aber kein napoleonisches Kaiserreich mehr geben. Louis Napoleon Bonaparte erklärte deshalb (nach dem Entwurf Girardins), daß er für sich, für seinen Sohn und seine Familie auf die kaiserliche Krone Verzicht leiste, daß er aus freiem Antrieb abdanke und nichts als ein einfacher Bürger sein wolle. Senat und gesetzgebender Körper sollten sogleich nach der Verfassung von 1848 eine Regierung und einen Präsidenten der französischen Republik einsetzen. „Franzosen, wenn dies Euer Wille ist, so wird sich meine Stimme mit den Eurigen vereinigen, um unter dem Widerhall der Völker, die nach dem Frieden und seinen Wohlthaten lechzen, den Ruf ertönen zu lassen: Es lebe die föderative europäische Republik! So werden sich die Worte des Kaisers Napoleon I., wie er sie der Abdankungsurkunde vom 22. April 1815 zufügte, erfüllen: Wir hatten als Ziel, ein großes europäisches, föderatives System aufzurichten, wie es dem Geiste des Jahrhunderts entspricht und den Fortschritten der Civilisation günstig ist."

Man denke sich die Wirkung, wenn Louis Napoleon, ehe er Sedan erlebte, diese Proclamation erlassen hätte! Es wäre vielleicht Alles anders gekommen, es gäbe heute kein deutsches Kaiserreich und Emile de Girardin wäre am Ende heute Präsident der Vereinigten Staaten Europas, wofür der Exkaiser Louis Napoleon als zurückversetzter einfacher Bürger ehrenhalber selber gestimmt haben würde.

Es hat aber nicht sollen sein, es wär' zu schön gewesen!

Girardin konnte mit schadenfroher Genugthuung zusehen, wie Alles nach Sedan in Frankreich zusammenbrach.

Wie dann die ruhigen neurepublikanischen Zeiten kamen, nahm er sein Geschäft wieder auf. Er bewohnte jetzt ein wahrhaft fürstliches Schloß an den elysäischen Feldern. Immer hatte er schöne und mit vornehmstem Geschmack eingerichtete Wohnungen besessen; diese jedoch war in Größe, Luxus und künstlerischer Ausstattung das Höchste aristokratischer Einrichtung. Es gab ein kostbares Museum darin, eine große, schätzereiche Bibliothek. Da saß er nun vor Büchern und Papieren, der rastlos thätige Greis, der seine Greisenhaftigkeit nicht dulden und unter allen Umständen nicht zur Schau tragen wollte. Wenn ihn sein Wagen, prächtig geschirrt, Mittags in die Ministerhotels, in die Bankinstitute, oder zu den Geschäftsgenossen in industriellen Speculationen trug, oder wenn er Abends in seiner Loge, bei einem Diner, in einem Salon erschien, sah man einen perfecten Gentleman in fast noch jugendlich frischer Haltung und Lebhaftigkeit. Aber das Speculiren und industrielle Geschäftemachen genügte diesem ehrgeizigen Geiste nicht. Er brauchte wieder ein Journal, er brauchte offenen Kampf und Sieg; er mußte eine politische Rolle spielen und in der politischen Welt sich als einflußreichen Mann gefürchtet und gegrüßt sehen. Er begann demnach seinen neuen journalistischen und politischen Feldzug mit dem Journal „La France" und abermals brachte er dasselbe auf den ersten Rang. Er wurde auch wieder Deputirter und sah sich mit den Auszeichnungen einer politischen Größe in Paris bedacht. Wohl oder übel spricht die politische Welt in seinem Hotel vor; wohl oder übel hat ihn die radicale Republikanerpartei in ihren Generalstab versetzt. Denn nachdem sich Girardin die Sache recht überlegt hat, ist er mit Leib und Seele jetzt radicaler Republikaner geworden und hat als solcher mit der unwiderstehlichen Wucht seiner Angriffe das Ministerium Broglie 1877 stürzen helfen. Neuerdings hat er gelegentlich des Todes des napoleonischen Präsidenten seine Abrechnung mit dem Kaiserthum gehalten und dabei den Champion desselben, Paul Cassagnac, als Marsyas behandelt. Ein Alpdruck ist ihm natürlich auch dies furchtbare Deutschland. Er ist überzeugt, daß es eines schönen Tages auch Holland verspeisen werde und Frankreich dies wahrscheinlich nicht hindern könne. Er hat nur einen Trost beim Ausblick in diese düstere Zukunft: das deutsche Kaiserreich werde nicht lange dauern und die allgemeine Völkerrepublik werde nicht ausbleiben, sollte ihr Apostel Girardin auch vorher schon gestorben sein.

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

III.

Man kann es nur erklärlich finden, wenn seit der Eröffnung der französischen Säle sich das größeste Interesse unserer Künstlerkreise diesem Theil der internationalen Ausstellung zugewendet hat. Es ist das durchaus kein vorübergehender Effect, den man etwa französischerseits durch die wechselnde, einigermaßen sensationelle Behandlung der Beschickungsfrage und durch das spannende Hinausschieben des Eröffnungstermins glücklich erreicht hätte. Vielmehr hat man darin von Seiten unserer jüngeren, für diese Ausstellung maßgebend gewordenen Künstlermajorität das doppelte Zugeständniß zu suchen, daß sie erstens der ungleich größeren fundamentalen Solidität der zeitgenössischen französischen Malerei inne geworden sei, und daß sie zweitens das Bewußtsein erlangt habe, von wo ihr die Anregung zu der heute auch bei ihr immer stärker überwiegenden malerischen Anschauung hergewachsen sei. In diesem thatsächlichen Zugeständniß liegt um so weniger etwas Beschämendes, als wenigstens die in Frage kommenden, führenden Individualitäten unter unseren Modernen sagen dürfen, daß sie wohl dem Anstoß von außenher empfindlich Folge gegeben haben, aber durchaus keine Nachahmer geworden sind.

Und im Uebrigen: die Delacroix und Decamps, die Rousseau, Corot ꝛc. sind nun einmal auch für uns diejenigen, welchen wir es direct und indirect verdanken, wenn auch unsere Malerei jeden Genres sich immer ernsthafter von der Convention irgend welcher Art auf die Natur zurückgezogen hat, wenn man auch bei uns in der Kunst den Einsatz einer ganzen Individualität fordert und als deren Hauptrüstzeug ausgebildeten Farbensinn und unfehlbare Kenntniß der Erscheinung erkannt hat, vermöge deren der Künstler sich vom Detail losmachen und nur die überzeugende Wahrheit des Moments, das Ensemble, die Harmonie sehen dürfe, welche die Natur überall besitzt. Wir machten, in Deutschland und anderswo, lange wenig mit vielem. Die Alten und jene großen französischen Neuerer wußten viel mit wenigem zu machen. Und letzteres ist die Kunst, jenes Langeweile. Die Kunst ist Fühlen, Wissen, Finden, nicht Rechnen und Quälen. Dessen sind wir uns allmählich mit Hülfe jener wieder inne geworden.

Die Franzosen, so wenig directe Aehnlichkeit sie selber gerade heute mit ihren bahnbrechenden Vätern zeigen, haben wohl gewußt was sie thaten, wenn sie einige ihrer überzeugendsten Rousseaus, Duprés ꝛc. sich selber und damit der gesammten Ausstellung als Vorrede hinzufügten.

Aber trotz dieses Zugeständnisses hat meiner Meinung nach die Münchener Ausstellung weder den Zweck gehabt, noch ist sie die Gelegenheit dazu, sich deutscherseits entweder für die alleinseligmachenden Franzosen oder gegen sie zu erklären. Als ob es überall nur zweierlei gäbe: annehmen oder ablehnen, be-

wundern oder verdammen. Jeden Ausstellungsbesucher, wie es in Münchener Künstlerkreisen versucht wird, auf eine der Parolen — deutsch oder französisch — einzuschwören, hieße denn doch den Katzenjammer Einzelner und die borurirte Ablehnung Anderer ohne Noth zu einem allgemeinen Feldgeschrei „hie Welf!" „hie Waibling!" aufbauschen.

Dagegen hätten beide Theile, die Franzosen wie die Deutschen, zu protestiren und die in solchem Falle ganz übersehenen Oestreicher, Niederländer, Italiener ꝛc., dürften sich überdies noch wegen Unhöflichkeit und Ungerechtigkeit beschweren.

Man kann, wie Verfasser dieser Zeilen, die Superiorität der Franzosen im großen Ganzen und für den Augenblick noch unbedenklich zugeben, ohne darum glauben zu müssen, daß sie gerade an dieser Ausstellung zu erweisen sei. In der Stechbahn des Münchener Glaspalastes sind einmal Sonne und Wind durchaus nicht gleich vertheilt. Und zweitens sind die fraglichen zwei Kämpen durchaus nicht gerüstet genug, um gegen einander in die Schranken zu treten.

Es hieße, um für die letzte dieser beiden Behauptungen zuerst den Beweis zu erbringen, Paris verleumden, wenn man vorgeben wollte, daß seine in die Arena des Glaspalastes geschickten Vertreter die wirkliche Höhe der künstlerischen Potenz Frankreichs darstellten. Mancher von den Berufenen wird vielmehr auch dort kein Mandat angenommen haben, mancher wird das seinige irgend welcher Unfreiheit der Wähler zu verdanken haben. Vieles von dem was die französische Jury mitgebracht hat, wird sie wohl haben mitbringen müssen. Kurzum, das künstlerische Frankreich wird sich schwerlich durch seine Münchener Ausstellung gedeckt fühlen. Unfreiwillig ist es so freundlich gewesen, auch in seinem enggezogenen Kreise viel mehr geringe Sachen auszustellen, als es nöthig gehabt hätte.

Aber ebenso hieße es der deutschen „Gegenpartei" Unrecht thun, wenn man glauben machen wollte, sie sei auf irgend eine Kampfparole gewählt. Die Münchener Jury hat schwerlich diese endlose Menge von großen Goldrahmen mit kleinen Oelgemälden auf die Wände der deutschen Abtheilung gehängt, in der Meinung mit diesem Heerbann wider die Franzosen zu ziehen und sie zu erdrücken. Auch stand hier ebensowenig alles Beste zur Verfügung, was das lebendige Deutschland aufzuweisen hat, sondern das zufällig Fertige; und auch von unseren Großen ist mancher gar nicht erschienen oder sehr unzureichend vertreten.

Indessen — wenn auch die beiderseitige Vorbereitung eine absichtliche und genügende genannt werden könnte, so sind doch Sonne und Wind, wie gesagt, durchaus nicht gleichmäßig vertheilt, um einen entscheidenden Gang zu provociren. Je unverholener wir unsere Ueberzeugung von der augenblicklichen Ueberlegenheit der französischen Kunst im Ganzen betonen, um so ruhiger dürfen wir auf allerlei Vortheile aufmerksam machen, die dem Eindruck der französischen Abtheilung äußerlich zu Statten kommen, zum großen Theil allerdings durch eigenes Verdienst, zum andern aber auch durch unsere Schuld.

Zunächst haben die Franzosen eine kleine und gewählte Ausstellung, deren Begrenzung die zu große Ausdehnung des vorwurfslosen, selbstzufriedenen Mittelgutes ausschloß. Wir, bei uns zu Hause, haben dieser Wasserpest des Kunstphilisteriums, die alle fließenden Wasser erstickt, die Canäle und Behälter des Glaspalastes nicht in solchem Maße verschließen können, daß sie nicht den Gesammteindruck der Ausstellung beeinflußt und die lebendigen Quellen dermaßen überwuchert hätte, daß nunmehr nur der Suchende noch sich ihrer zu erfreuen vermag.

Ueberdies sieht die Mittelmäßigkeit in Deutschland ungleich mehr dilettantisch, nachempfunden, ölfarbig oder ungekonnt aus, als bei jener durchaus malerisch beanlagten Nation. Die französischen Künstler sind unter allen Umständen von uns „soliden" Deutschen durch Klarheit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit in Allem was auf ihre Kunst bezüglich ist, ausgezeichnet, — eine möglichst allseitige Solidität, die allerdings gerade in letzter Zeit die großen künstlerischen Ueberlieferungen der Delacroix, Rousseau ꝛc. etwas hat zurücktreten lassen, — das französische Publicum aber läßt sich Bilder ohne ein tüchtiges Können bereits nicht mehr gefallen, verlangt technische Beherrschung und individuelles Wollen als etwas auch seinem Urtheil Zugängliches, nimmt Nebenqualitäten wie Humor, sogenanntes Gemüth ꝛc. ꝛc. nicht an jedem unrechten Ort in Zahlung, wie wir, und hält, was die Hauptsache ist, Nachahmer nicht für Ritter vom Geiste: man kauft in Paris keine Imitationen, wie reizvoll und billig sie immerhin sein mögen. Die französischen Mittelmäßigkeiten sind mehr Geschmacklosigkeiten, wie z. B. der abgebrühte Bettler auf dem Thron der heiligen Elisabeth (von J. Wencker), oder Ausstellungskram, wie der Muskelmann auf dem erwürgten Commodus (von Fernand Pelez), oder Süßlichkeiten wie die „Perles et roses" von Anaïs Beauvais. Selbst ihre geringen Sachen, wie z. B. die lebensgroßen Muschelsucherinnen im Badecostüm (von A. F. Clement), sind von ganz anderem Fleiß getragen, wie ähnliche Leistungen bei uns, wo man die neue Freiheit von akademischen Formeln und Schulzwang nur zu leicht als eine Gelegenheit zu billigem Geistreichthun in Farben und Tönen auffaßt und immer noch nicht überzeugt genug ist, daß gerade unter der neuen Parole die Nachtreter mehr als je werthloser Ballast sind. Bei uns hängt eben jeder Bessere dick und warm unter seinen Nachbetern. Und wem verleidet es nicht die schönste Melodie, wenn er sie hundert Mal und schließlich noch auf der Drehorgel hören muß? Soviel man auch in französischen Katalogen das „élève de Mr. Tel-et-tel" betonen sieht, niemals wird eine französische Ausstellung so schulmäßig und schülerhaft auftreten wie eine deutsche.

Eng hiermit zusammen hängt der unruhige goldrahmige Eindruck unserer Ausstellungsabtheilung. Bei uns sieht man zunächst ein Gewirr von unverhältnißmäßig breiten und anspruchsvollen Rahmen, bei den Franzosen sofort einzelne Bilder. Daran ist das geringe Format schuld, mit welchem sich die mittelmäßige Menge begnügt und deckt. Bei französischen Bildern kann man durchschnittlich die doppelte Größe rechnen wie bei uns. An sich hat nun natürlich die Größe mit der Güte eines Bildes nichts zu schaffen. Aber doch sieht die französische Abtheilung schon der Formate ihrer Bilder wegen vornehmer und ruhiger aus als die deutschen Säle. Ihre Bilder wirken ohne besondere Hängekünste schon isolirt, unabhängig von einander.

Viel leichter haben denn auch die Franzosen — die bei sich zu Hause bekanntlich Fremde ungern gut hängen — diesmal, wo ihnen der üppigste Raum zur Verfügung stand, ihrer verhältnißmäßig geringen Bilderzahl durch geschicktes Hängen gerecht werden können, als es gegenüber der ungeheuren Masse deutscher Bilder unserer Hängecommission möglich war: oben prangt an den französischen Wänden in gehörigen Zwischenräumen das substantielle Diner, darunter in bunter zierlicher Fülle ein pikantes kleines Dessert.

Aber auch Gründe anderer Art sind, als den Franzosen auf einer deutschen Ausstellung vortheilhaft, hier in Betracht zu ziehen. Man muß zunächst bedenken, daß ihre Fehler und conventionellen Schwächen, die sie so gut besitzen wie andere Leute, einem deutschen Publicum unbekannt sind und daher sogar noch den Reiz der Neuheit für sich haben. Man muß ferner eingestehen, daß wir Deutsche für alles Fremde eine hin und wieder recht kritiklose Vorliebe haben, und daß diese, wenn der Gast mit so viel reellen Vorzügen ausgestattet ist, wie die französische Malerei, leicht in eine nicht gerade kritische Bewunderung ausartet. Wenige werden z. B. der kühlen Ueberlegung fähig sein, daß unsere Nachbarn doch am Ende nicht nur den schönen Augen der Münchener zu Liebe ausgestellt haben könnten. Kaum Einer wird den kleinen Verdacht zu fassen wagen, ob nicht am Ende diese plötzliche rege Betheiligung Frankreichs erst in Fluß gekommen sei, als die französischen Commissäre auf den ersten Eindruck hin nach Paris melden konnten, daß die deutsche Abtheilung der Ausstellung nicht besonders ansehnlich werde . . . Auch vor manchem deutschen Bild, welches auf unserer Seite unzufrieden bekrittelt wird, fiele vielleicht mancher liebe Landsmann und Maler bewundernd auf die Knie, wenn es nur in der heiligen französischen Abtheilung hinge . . . .

Und schließlich haben die Franzosen sich nicht, wie wir,

fast ausschließlich darauf beschränkt, Arbeiten der letzten wenigen Jahre auszustellen. Vielmehr haben sie in weit ausgedehnterem Maße und viel weiter zurückgegriffen — um ein halbes Jahrhundert beiläufig, wo es ihnen wünschenswerth erschienen ist.

Dürfte man nur das schwere Gewicht dieser älteren Werke auf französischer Seite in Abrechnung bringen, und könnte man dem Rest etwa zwei geräumige und gut decorirte Säle mit höchstens hundert breit gehängten Bildern der deutschen Abtheilung gegenüberstellen und einem auserwählten internationalen Publicum vorführen, so würde dieses vielleicht zu seinem Erstaunen den Eindruck empfangen, als ob drüben in Frankreich die künstlerischen Kräfte nicht mehr zunähmen, daß hingegen in Deutschland ein fast alljährliches Wachsen derselben constatirt werden müsse. Man würde auf solchem Wege leichter als beim jetzigen Stande der Dinge erkennen, wie lustig und nachhaltig es sich regt in deutschen Künstlerkreisen, und daß die letzten zehn Jahre bereits, ohne viel Lärm und Redensarten, der deutschen Kunst aus Fremdem und Eigenem Vieles wieder zurückgewonnen haben. Das alte Uebergewicht Frankreichs, so dürfte aber das Erkenntniß zum mindesten lauten, habe sich gegen früher bedeutend verringert — wenn auch das einzige ehemalige Gegengewicht Deutschlands, die großen alten Zeichner wie Schwind, Preller ꝛc., inzwischen leider ganz nachfolgerlos geblieben seien.

Aber auch mit diesem utopischen Wunsch nach gleichen Kampfbedingungen soll denen kein Wasser auf die Mühle gegossen werden, welche die Ausstellung am liebsten wie ein Turnier zwischen Frankreich und Deutschland aufgefaßt sehen möchten. Vielmehr haben wir dieselbe zu nehmen, wie sie nun einmal ist. Und ihr gegenüber glaube ich nachgewiesen zu haben, daß jener Standpunkt ein höchst ungenügend fundamendirter ist, welcher den Schlüssel für den ganzen und einzigen Werth dieser Internationalen im Abschätzen zwischen ihrer deutschen und französischen Abtheilung suchen zu müssen glaubt.

Viel über einzelne Bilder zu schreiben hätte unserer Absicht nicht entsprochen, auch wenn die Ausdehnung der Ausstellung, der beschränkte Raum dieses Blattes und der Mangel an Croquis oder Illustrationen irgend welcher Art ein solches Unternehmen nicht an sich schon verbieten würden. Wir werden uns daher auch der französischen Ausstellung gegenüber auf eine möglichst knappe Anzeige der hervorragendsten ihrer Bilder beschränken.

Ueber die älteren Sachen, mit denen die Franzosen ihre Säle so schön geschmückt haben, ist seiner Zeit soviel gesprochen und sind die meisten von ihnen so allgemein bekannt, daß es unseres Urtheils für Niemanden mehr bedarf. Wir beschränken uns daher auf eine kurze Erwähnung des Hauptsächlichsten. Da sind zunächst zwei ganz herrliche Duprés; ein wahrhaft phänomenaler Rousseau; einige schöne Corots; mehrere Kleinigkeiten, landschaftliche wie figürliche von Diaz, der aber durch dieselben keineswegs als vertreten gelten kann; zwei ebenfalls kaum ganz ausreichende farben- und lebensprühende Isabeys; die zur Arbeit gehenden Ochsen von Troyon; zwei sehr feine Français; Unbedeutendes von Fromentin und Couture; ein schönes klares Ochsenbild der Rosa Bonheur aus dem Luxembourg; ein großes und vorzügliches Porträt von Jean Gigoux; eine Rückkehr von der Hirschjagd von Luminais und schließlich der recht bunte unzusammenhängende Cabanel, Tod der Francesca von Rimini, von dem schwer verständlich ist, was die heutigen Pariser noch an ihm so hoch schätzen.

Unter den neueren Figurenmalern möchte ich — in ebenso bunter Reihe — zunächst Jules Bretons einzige Schnitterin nennen, die, obgleich man sie ihrer malerischen Auffassung und Behandlung nach gerade so gut zu den Landschaften rechnen könnte, vielleicht die vornehmste Figur der französischen Ausstellung ist. Nächst ihm Bonnats eminentes Porträt Victor Hugos. So wenig mir die starke Beleuchtung der Figur im Gegensatz zum Hintergrund ganz verständlich ist, so geringe Sympathien ich an sich für die derbe Technik dieses großen Malers hege, die so ziemlich Alles gleichwerthig darstellt — so sehr muß ich mich ihrer Unfehlbarkeit und der überall pulsirenden Lebendigkeit gegenüber gefangen geben, die Bonnat in seinem Porträt zu fesseln gewußt hat. Rein als Malerei wäre mir die Tischecke mit dem „Homère“ allerdings das Liebste. E. Renouf läßt einen ebenfalls derb gemalten, im Ausdruck überzeugenden, lebensgroßen alten Seemann zum letzten Mal sein lebensgroßes altes Boot ausbessern. J. Paul Laurens hat mit seinem „Marceau auf dem Paradebette“ beiläufig das Solideste und Wahrhaftigste in Licht und Ton geleistet, was man sich nach moderner Anschauung denken kann, während seine „befreiten Inquisitionsgefangenen“ ein zwar ebenfalls gutes und landschaftlich überzeugendes Bild sind, aber in klarer Wahrhaftigkeit des Moments und der Situation so wenig, wie in Stärke und Ausdruck der Empfindung, jenem gleich kommen. Auf einem vorzüglichen Wege scheint mir die Heiligenmalerei durch E. Duez zu sein. Unter voller Benutzung aller modern realistisch malerischen Mittel scheint sie mir in dem St. Cuthbert des Genannten kaum noch weit entfernt davon, den großen Altarblättern älterer Holländer, speciell dem Florentiner Triptychon des Hugo van der Goes, die Hand zu reichen. Auch Lue Olivier Merson versteht diesem für uns Neueren so sterilen Boden in eigenthümlicher Weise Erfolge abzuringen, indem er die Simplicität altflorentinischer Landschaften, sowie Anklänge an Fra Angelico, mit modernem Wissen und Können originell zu verbinden weiß. Seine lustige Darstellung des bekehrten Wolfes von Gubbio kokettirt schon etwas mehr mit der von dem Künstler beliebten farbigen Bläße, ist aber zum mindesten pikant gezeichnet, beobachtet und erzählt. Ribot hat, außer zwei Köpfen, einen Ribera von unzweifelhafter Echtheit und erstaunlicher Energie ausgestellt. Wenn man in Frankreich die Alten imitirt (den Alten gegenüber ist das selbst in Paris erlaubt) und Erfolg damit haben will, so muß man es in der Manier des gewählten Meisters wieder zu freiester Selbstständigkeit bringen, wie das Ribot allerdings vermocht hat. Sein St. Sebastian sieht denn doch anders aus, wie ähnliche Versuche auf deutscher Seite. Henners Venus oder Nymphe auf grüner Wiese ist in ähnlichem Sinn ein reizendes Kabinetstück, das wie ein silberner oder weißer Venezianer aussieht. Viel weniger will mir sein nach dem bekannten Holbein'schen gedachter liegender Christus zusagen. Von Moreau de Tours' beiden Bildern ist mir die „Epreuve du crucifiement“ künstlerisch entschieden interessanter, als seine „Blanche de Castille“, wenn sich nur nicht fünfmal derselbe Modellkopf unter den acht bis zehn Zuschauern wiederholte. Der „Martyr“ von Pierre Fritel erscheint mir trotz guten Studiums und schöner Composition, ganz abgesehen von dem etwas merkwürdigen Tiger, doch nur wie ein tüchtiges Atelierbild. Auch Henry Lerolle's Jakob bei Laban, wie das vorhergenannte mit der 3. Medaille angezeichnet, will mir trotz aller Simplicität and Breite der Malerei nicht recht genügen. Carolus Duran hat zur Feier seiner nunmehr, wenn ich nicht irre, zehnjährigen durchschlagenden Erfolge das höchst reizvolle Kniestück einer nach Art von Tizians Tochter Früchte tragenden Dame in orientalischem Costüm ausgestellt, welches trotz aller Lebendigkeit nicht ganz die Stärke und Energie seiner bekannten, großen Frauenporträts erreicht. Lucien Melingue lernen wir aus einem großen Costümbild aus der französischen Geschichte kennen, welches sich kaum über die heute üblichen Historiengemälde aller Art erhebt. E. Renard überschreitet mit seinem abschreckenden Act „L'épave“ als Einziger die sehr enge Grenze, welche die Prüderie unserer deutschen Commission im Uebrigen für unbekleidete männliche Besucher der Ausstellung gezogen hat. Auch Morot mit seinen preisgekrönten ambrosischen Weibern ist nicht gerade von dem Gedanken an antike Schönheit angekränkelt. Aber er ersetzt ihren Mangel durch erstaunlich geschickte Behandlung nackter weiblicher Körper, große Lebendigkeit und furchtlose Malerei. Allerdings bei einem Deutschen wären die zwei anstürmenden Weiber rechts für ihre wüste Wuth mit Dunkelarrest bestraft worden. Bouguereaus schön gezeichnete und modellirte Acte sind mir nicht durch seine Geburt der Venus und noch weniger durch seine Nymphengrotte sympathischer geworden. Ohne damit den vielen Liebhabern des

berühmten Malers irgend nahetreten zu wollen, muß ich gestehen, daß ich diese ins Große übertriebene Porzellanmalerei, trotz aller und aller Meisterschaft, nicht hochzuschätzen im Stande bin. Den Vorwurf der Phantasiearmuth aber hätte Herr Bonguereau sich ersparen können, wenn er seine Nymphengrotte mit der Wiederholung seiner im Nebenzimmer hängenden Venus, einer aus der sixtinischen Decke entnommenen Figur und anderen bekannten Posen, überhaupt nicht ausgestellt hätte. Dagegen hat er uns durch seine zwei kerzentragenden betenden Mädchen bewiesen, wie sehr Freunde der „Genremalerei" zu bedauern haben, daß er diesem Kunstgebiet seine bedeutende Kraft entzogen hat. Was von ihm gilt, kann ähnlich auf den gewiß bewundernswürdigen Act Jules Lefebure's, genannt „Vérité", angewendet werden, während desselben Künstlers „Diana" einfach schwächlich ist. Auch A. Roll ist ein in Paris zu schnellem Ruf gelangter Künstler. Aber trotz aller Dreistigkeit und Munterkeit kann ich seine breit und lebendig aber wüst und wenig angenehm gemalte, übertriebene „Fête de Silène" nicht besonders goutiren. Wie wenig Recht wir haben, wenn wir für unsere Düsseldorfer ꝛc. allein das Recht der seelenkünderischen sogenannten Genremalerei in Anspruch nehmen, lehren uns zwei vorzügliche Bilder dieser Richtung, deren eines „Au sermon" von P. de la Boulaye, so unchargirt und überzeugend, wie das andere, ein Junge, der keinen Wein trinken will (von G. Haquette), schlagend im Ausdruck ist. Wenn ich schließlich zweier meisterhafter Einzelfiguren Roybet's, von gewohntem Reiz gedenke; zweier Costümbilder von Adrien Moreau Erwähnung thue, die wohl zum Allerschönsten und Geschicktesten gehören, was in diesem Genre irgendwo gemacht wird, und namentlich alle ähnlichen deutschen Arbeiten absolut in den Schatten stellen; wenn ich schließlich noch des bekannten kleinen Meissonnier erwähnt habe, der den Meister und seinen Sohn zu Pferde an der Küste von Antibes darstellt, meines Erachtens nach aber nicht zu den überzeugendsten Bildern dieses großen Künstlers gehört, so kann ich für heute wohl mit der bescheidenen Anfrage schließen, welchen Humors denn eigentlich die Herren Pariser gewesen sind und was sie uns haben zeigen wollen, als sie Ehrmanns „Einladung zur Weltausstellung" in ihr bestes Licht gehängt haben? Ich finde, daß der geringste Decorateur der Zopfzeit sich einer solchen Aufgabe geschickter entledigt hätte, als es auf dieser prätentiösen Leinewand geschehen ist.

Gustav Floerke.

Auf der Kronensuche.

Von J. M.

Französische Blätter haben unlängst den Tod einer Persönlichkeit gemeldet, die ein Abenteurer par excellence genannt werden darf; ein Abenteurer, welcher nicht willenlos vom Schicksal hin- und hergetrieben und in unvorhergesehene Stellungen und Verhältnisse verschlagen wurde, sondern der System in seine selbstgewählte Laufbahn brachte, sich von vornherein ein festes Ziel steckte und dieses unter großen Schwierigkeiten für einen Augenblick wirklich erreichte, um dann von seiner Höhe für immer wieder hinabgeschleudert zu werden. Dieser Abenteurer war so recht das Kind seiner Zeit und seines Landes. Nur in einem französischen Hirn, unter dem zweiten Empire, als ein nicht einmal als vollblütiger Franzose anerkannter Abenteurer die Krone trug, konnte der bizarre Gedanke aufschießen, welchem der Advokat O. A. de Tounens, aus dem Flecken La Chaise im Périgord, mit einer immerhin bemerkenswerthen Energie nachjagte. Klugheit und Verschlagenheit hatten dem dritten Napoleon das schöne, große Frankreich geknebelt in die Hände gespielt; manchen heißblütigen Kopf setzte das Studium dieses unfaßbaren Erfolgs in Gährung. Bei den Söhnen des Südens pulsirt das Blut ungestümer, erhitzt sich die Phantasie leichter; den Advokaten de Tounens muß die Natur mit diesen Eigenschaften besonders gut bedacht haben. Als Quintessenz seines Grübelns enthüllte sich ihm der Satz, daß der Mensch eine acceptable Stellung in der Gesellschaft nur als Souverain einnehmen kann. War es der Spiegel, war es die klare Fluth der Garonne, aus welcher sein zurückgestrahltes Bild ihm eines Tages zugerufen: Dies ist das Antlitz eines Königs! Gleichviel. Von diesem Augenblicke an glaubte er an sich und seine Mission, gerade wie der dritte Napoleon.

Der König war da, jetzt galt es das Land zu finden. Es fand sich. Herr de Tounens muß eine gute Karte von Südamerika zur Hand gehabt haben, welche ihn erkennen ließ, daß Araucanien, südlich an Chile grenzend, ein von dieser Republik beanspruchtes, aber keineswegs unterworfenes Gebiet bildete. Patagonien, berühmt durch seine Sümpfe und Riesenmänner, lag zum Zugreifen nebenbei. Nach dieser glücklichen Entdeckung erhöhte er sich um eine Rangstufe und fühlte sich fortan als Prätendent. Seine erste Sorge war, für die beiden Reiche die Aeußerlichkeiten ins Reine zu bringen; er componirte für sie ein gemeinsames Wappen und verlieh ihnen eine Tricolore, blau-weiß-grün, nicht gerade sehr geschmackvoll. Um so schmucker fiel das Wappen aus: viergetheiltes Schild mit den Figuren der die gebrochene Kette in Händen haltenden Freiheit, der Themis, der Ceres und des Merkur, Krone und Reichsapfel darüber, das Ganze von einem Eichenkranz umschlossen. Ohne Zweifel fühlte der auracanische Monarch in spe sich jetzt bereits stark durch sein „gutes Recht".

Tounens machte sich jetzt auf die Reise; er schiffte sich im Juli 1858 in Southampton ein und landete am 22. August in Coquimbo an der chilenischen Küste. Er blieb dort vorerst und gab sich eifrig der Erlernung des Spanischen hin, das die Staatssprache seiner Reiche werden sollte, reiste dann umher, lernte Land und Leute kennen und suchte sich über die innern Zustände Araucaniens zu unterrichten. Es gelang ihm, mit dem mächtigsten Kaziken im Lande, Magnil, in Verbindung zu treten; derselbe billigte den Plan einer Vereinigung aller Tribus unter einem Könige zum gemeinschaftlichen Widerstand gegen Chile und machte auch andere Kaziken demselben geneigt. Das Alles war ganz zweckmäßig und dem Endziel förderlich. Chiles Politik Araucanien gegenüber bestand darin, daß es sich langsam über die Grenze drängte, jenseits des Grenzflusses Bio-Bio Niederlassungen errichtete und dieselben durch immer weiter vorgeschobene Forts schützte, gleichzeitig aber Uneinigkeit unter die einzelnen Kaziken zu säen bestrebt war. Nur selten gelang es indeß der chilenischen Regierung, einen Kaziken zu erkaufen; Haß gegen Chile war das Ferment der indianischen Vaterlandsliebe. Auf diesen Haß hatte Tounens seinen Plan gebaut.

Eine der napoleonischen nachgeäffte Verfassung in der Tasche ging Tounens im Anfang des Jahres 1860 über die Grenze. Der greise Kazik Magnil, sein Gönner, war inzwischen gestorben; vor seinem Tode hatte er dem Indianervolke prophezeit, es werde ein Mann kommen, der über alle Stämme König sein und das Joch Chiles abschütteln werde. Tounens suchte sofort der Reihe nach die andern Kaziken auf und stellte sich ihnen als diesen Mann vor; sein einziger Begleiter auf dieser Rundreise war sein Dolmetscher. Merkwürdigerweise fand er überall gute Aufnahme und bereitwillige Anerkennung seines Königthums. Er nannte sich von da ab Orelie Antoine I., König von Araucanien, und erließ unterm 17. November 1860 ein Decret, welches die von ihm angenommene, erbliche und constitutionelle Königswürde promulgirte und den königlichen Ordonnanzen bis zum Zusammentritt der „großen Staatskörper" Gesetzeskraft verlieh. Gleich darauf folgte die Decretirung der Constitution und einige Tage später, am 20. November, diejenige der Einverleibung Patagoniens. Es waren ihm, sagt er in seinen Memoiren, seitens der Patagonier zustimmende Antworten auf seine Anerbietungen zugegangen. Alle drei Doenmente waren von einem Herrn Desfontaine gegengezeichnet, der sich bombastisch „Minister-Staatssecretair im Departement der Justiz" titulirte; sie wurden, die Constitution wenigstens auszugsweise, in verschiedenen Blättern von Valparaiso und Santiago abgedruckt, und so erfuhr Chile, daß das Araucanergebiet, welches die chilenische Verfassung der Republik, wenigstens auf dem Papier, als Eigenthum zuspricht, nunmehr ein selbstständiges Königreich geworden sei.

Wäre Tounens etwas mehr als ein Abenteurer auf der Jagd nach einem Königreich gewesen, so hätte er sehr wohl eine Verfassung entwerfen können, die den gesellschaftlichen Zuständen der Indianer angepaßt und für sie verständlich, als Grundlage für die Civilisirung jener Stämme benutzbar gewesen wäre. Der Tounens'sche Abklatsch der Empire-Verfassung war einfach lächerlich. Es figurirten darin nach dem Könige die Minister, ein Reichsrath (der französische Senat), ein Staatsrath, ein gesetzgebender Körper, sogar „Minister-Tenore", wie man die neue Erfindung in Frankreich nannte, die als Minister ohne Portefeuille und lediglich zur Vertheidigung der Regierungsvorlagen im gesetzgebenden Körper eingesetzt wurden. Alles dies war alberne Nachäffung. In Frankreich hat Tounens später geltend machen wollen, sein ganzer Plan sei gewesen zu zeigen, daß auch die Franzosen zu colonisiren verstehn; er habe eine „Nouvelle France" begründen und dem Vaterlande einverleiben wollen. Aber die abgeschriebene Verfassung allein konnte dieser Idee kein Vertrauen zuführen, und in Chile nahm man gerade wegen dieser Verfassung die Sache zunächst von der heitern Seite. Man lachte darüber, und als Tounens sich von Araucanien nach Valparaiso zurückbegab, kümmerte sich kein Mensch um ihn, obgleich er aller Welt seine Königswürde kund und zu wissen that und seine „Thronbesteigung" sogar officiell dem Präsidenten der Republik anzeigte.

Neun Monate verbrachte der Inpartibus-König unbehelligt in Valparaiso. Der Nervus rerum scheint ihn zunächst dort beschäftigt zu haben. Seine Mittel waren erschöpft. Er träumte eine Anleihe in Frankreich, eine „Nationalanleihe", denn in seinen Augen war seine Sache selbstverständlich bereits die Sache Frankreichs. Aber die französische Regierung, an welche er sich um Anerkennung seiner neuen Würde wandte, ließ ihn ohne jedwede Antwort. Hatte er kein Geld, so blieb ihm immer noch übrig zu behaupten, er habe welches; das schafft Credit. Die Kaziken vernahmen später mit Freude von ihm, daß er einen Sack voll 20,000 Piaster mit in das Land bringe. Sein Königthum aber nahm ein Ende, weil ihn ein Diener verrieth, dem er den ausbedungenen Lohn nicht zahlen konnte.

Es mußte etwas geschehen. Tounens benachrichtigte die für ihn gewonnenen Kaziken, daß er nunmehr zurückzukehren gewillt sei, um die Anerkennung und Huldigung des ganzen Landes entgegenzunehmen. Zahlreiche zu erlassende Gesetze, die er inzwischen in Valparaiso nach dem Empire-Muster abgeklatscht hatte, nahm er mit sich auf die Reise. Es folgte der kurze Glanzpunkt seiner Königsexistenz. Die Zeugen in seinem Processe, seine Diener, namentlich Rosales, welcher ihn verrieth, haben umständlich ausgesagt, wie es bei diesen Huldigungen zuging.

Nur von diesem Diener Rosales und einem Dolmetscher, Santos Culinau, begleitet, brach Tounens Ende December 1861 auf. Er gelangte über Concepcion nach Nacimiento, einem Städtchen an der araucanischen Grenze. Er hatte dort noch Gelegenheit, in einem Hause, das ihn gastlich aufnahm, sich in Gegenwart des zufällig daselbst anwesenden Gouverneurs des Departements, Herrn Faes, über seine nächsten Projecte ausführlich zu verbreiten, ohne daß dieser Beamte irgend welche Einsprache that oder ihm Hindernisse bereitete. Die Reise geschah zu Pferde; ein Maulthier trug das Gepäck, darunter die dreifarbigen Fahnen. Die erste araucanische Ortschaft, welche Tounens erreichte, war Canglo, die Residenz des Kaziken Leviou. Er machte Rast in dem Hause eines „espagnolisirten" Indianers, Namens Lorenz Lopez, der sich ihm in der Folge anschloß, um ihn dann mit zu verrathen. Der Kazik Leviou empfing seinen Monarchen mit aller Ehrerbietung. Er versammelte Tags darauf zwölf seiner Mocetons in Gegenwart des Königs um sich. Mocetons sind die Beamten der Kaziken, eine Art Couriere, welche die Befehle derselben den Stammesangehörigen und wichtige Nachrichten den andern Häuptlingen, immer mündlich, überbringen; sie werden unter den Leuten ausgesucht, welche das beste Gedächtniß haben. Sie genießen im Volke eines gewissen Ansehens, das man Sorge trägt, nicht in Gefahr zu bringen; es ist ihnen deshalb z. B. verboten, Festgelagen beizuwohnen. Diesem kleinen Kreise setzte Orelie Antoine I. auseinander, wie er gekommen sei, ihre Rechte zu vertheidigen, namentlich Chile zu zwingen, seine Niederlassungen südlich vom Flusse Bio-Bio, der alten, geheiligten Grenze Araucaniens, wieder aufzugeben. (Tounens hat in seinem Proceß später bestritten, diese Sprache geführt zu haben; er habe jenes Ziel nicht durch Krieg gegen, sondern durch Verträge mit Chile erreichen wollen.) Die Wirkung seiner Worte, welche sie auch gewesen sein mögen, war eine vollständige. Kazik und Mocetons erkannten ihn unter lauten freudigen Ausrufen als ihren König an. Für einen der nächsten Tage wurde eine größere Versammlung von Angehörigen dieser Tribus einberufen, zu welcher noch ein zweiter Kazik mit seiner Gefolgschaft erschien. Die indianischen Reiterhaufen bildeten ein großes Carré in Kampfordnung, in der Mitte hielten der König und die Kaziken. Die Huldigungsceremonie gab ein ganz bewegtes, interessantes Schauspiel. Auf die kurze, von dem Dolmetscher übertragene Ansprache Orelie Antoines erscholl aus allen Kehlen enthusiastisch der Ruf „Es lebe der König!", die Indianer wandten ihre Pferde, unter Kriegsgeschrei ihre Lanzen schwingend, und dann ging es in rasender Carrière viermal im weiten Kreise um den König herum, welcher inzwischen den Kaziken mit einigen hochtönenden Phrasen die Fahnen überantwortete. Mehr konnte Se. araucanische Majestät im Grunde nicht verlangen; aber Eitelkeit und Dünkel hatten Blut geleckt und waren noch nicht befriedigt. Die Indianer hatten bedeckten Hauptes gerufen „Es lebe der König!", und der König that zu wissen, daß sie seinen Namen fürderhin nicht aussprechen dürften, ohne das Haupt zu entblößen oder ohne ihn mit der rechten Hand zu grüßen, wenn sie barhaupt wären. Und die guten Indianer folgten dem Befehl und ließen ihren König von Neuem, jetzt unbedeckten Hauptes, hochleben.

Tounens setzte seine Rundreise mit Erfolg fort; noch bei mehreren Kaziken wiederholte sich das geschilderte Schauspiel. Einige empfingen ihn mit Mißtrauen, welches indeß sein gewinnendes Wesen zu verscheuchen wußte. Zu diesen Mißtrauischen gehörte Magnils Nachfolger, der Kazik Guentucol, welcher in Tounens Anfangs einen chilenischen Spion witterte, ihm aber, von dem Gegentheil überzeugt, schließlich doch in großer Volksversammlung, zu der viele benachbarte Kaziken erschienen waren, huldigte. Die Kaziken erklärten sich bereit, 12,000 Krieger zu stellen, ja 30,000, wenn es sein müßte, um die Chilenen wieder hinter den Bio-Bio zurückzuwerfen und forderten als einzige Gunst die Verbannung eines Kaziken, der sich der chilenischen Regierung verkauft hatte. Tounens war es mit der Kriegsperspective vielleicht nicht Ernst; als Aufstachelungsmittel hat er sie bei den Kaziken jedenfalls verwerthet. Denn der Enthusiasmus für ihn war im Lande ein allgemeiner, das bezeugten seine Verräther. In den südlichen Districten hatte er seine Königsfahrt begonnen, jetzt wandte er sich den nördlichen zu. Aber ein Zwischenfall, den er wenig beachtete, brachte ihn ins Verderben. Er konnte, wie schon erwähnt, seinem Diener Rosales den ausbedungenen Lohn von 15 Piastern nicht zahlen. Rosales, übermüthig geworden, forderte 50, die Tounens auch versprach, aber der ungetreue Diener knüpfte sofort geheime Verbindungen mit den chilenischen Behörden an, stellte ihnen die Staatsgefährlichkeit des Individuums vor, welches sich König von Araucanien titulirte, und erhielt die Zusage einer beträchtlichen Belohnung, wenn er den König den Behörden in die Hände spielte. Dazu fand sich sehr bald die Gelegenheit. Tounens glaubte sich auf dem Wege zu dem Kaziken Trintre, aber Rosales hatte ihn einen falschen Weg geführt, an einen Platz hart an der Grenze, las Perales genannt, weil derselbe mit Birnbäumen bestanden war; hohes Rohrdickicht versperrte hier die Umschau. Tounens gedachte an diesem schattigen Orte kurze Rast zu halten; aber ein chilenisches Detachement lauerte in der Nähe, überfiel ihn rücklings, während er an einen Baum gelehnt dasaß, entwaffnete ihn, zwang ihn zu Pferde zu steigen und fort gings im Galopp nach Nacimiento, wo der oben bereits erwähnte Gouverneur Faes den alten Bekannten einsperren ließ und die

sofortige Eröffnung der Untersuchung befahl. Interessant ist, daß sich unter dem mit Beschlag belegten Gepäck außer den Fahnen und Gesetzentwürfen auch Suppliken von Franzosen befanden, welche Sr. Majestät Orelie Antoine I. um Anstellung in Neufrankreich baten.

Für den Gefangenen brach eine schlimme Zeit herein. Früher verspottet, galt er den Behörden der Republik jetzt als ein gefährlicher Emporkömmling, zu dessen Habhaftwerdung man sich Glück wünschen durfte. Man transportirte ihn nach dem Fort Los Angeles und warf ihn in einen abscheulichen Kerker. Es war ein feuchtes Verließ, einige Fuß unter dem Niveau des Hofes, in das nicht Mond noch Sonne schien, empfindlich kalt, mit triefenden Wänden. Der Fußboden war mit Ziegeln gepflastert. Ein ausgehobener Thürflügel, über die Tounens seine aus dem Schiffbruch gerettete Matratze breitete, war sein Lager. Die Gefangenenkost war ungenießbar; zu seinem Glück fanden sich mildthätige Seelen in der Stadt, Franzosen, welche ihm bessere Nahrung ins Gefängniß sandten. Die ganze Behandlung war darauf abgesehen, den Körper zu Grunde zu richten. Doch gelang dies nicht. Tounens erkrankte allerdings bald. Ihn ergriff Dyssenterie und dann ein Nervenfieber. Die Krankheit währte fast fünf Monate. Der Arzt hatte die Ueberführung des Patienten in das Hospital beantragt. Sie wurde verweigert. Sogar jeder ärztliche Beistand wurde untersagt. Es war ein Glück für den Kranken, daß er auf lange Zeit die Besinnung verlor. Anderthalb Monate verbrachte er in Phantasien und Fieberträumen. Die Haare fielen ihm aus, er war zu einem Skelett abgemagert, schwach und unfähig sich zu erheben, als das Bewußtsein in ihm zurückkehrte. Die kräftige Körperconstitution arbeitete sich, gegen das Erwarten seiner Kerkermeister, wieder empor, obgleich alle möglichen Quälereien ersonnen wurden, um die Reconvalescenz zu erschweren. Die Schildwache mußte alle Augenblicke vom Corridor aus in das Verließ treten, um den Gefangenen zu inspiciren, wobei das Geräusch der in den verrosteten Angeln sich drehenden Thüre die abgespannten Nerven erschütterte. Es war Befehl gegeben, neben den Kranken Tag und Nacht ein brennendes Licht zu stellen, angeblich um ihn besser beobachten zu können, in Wahrheit, um ihm den Schlaf zu stören. Vor seiner Erkrankung hatte Tounens eine große Menge von Verhören zu bestehen. Zur formellen Einleitung des Processes kam es nicht. Es handelte sich bei den chilenischen Behörden immer nur um die Vorfrage, ob der Angeklagte als einfacher Ruhestörer von den Civilgerichten oder als Hochverräther und Rebell vom Kriegsgerichte abzuurtheilen sei. Das letztere war mit dem Todesurtheil gleichbedeutend. Einmal war die Sache auch bereits wirklich an das Militärgericht verwiesen worden, ging aber zu Tounens Glück an das Civilgericht zurück. Correspondenz nach außen war dem Gefangenen vollständig verwehrt. Indeß gelang es ihm eines Tages, in den Blechkapseln, in denen ihm seine Landsleute das Essen schickten, einige Briefe nach außen zu schaffen, darunter einen an den französischen Ministerresidenten in Santiago. Dieser vermittelte schließlich Tounens Freilassung unter der Bedingung, daß derselbe sofort Amerika verlasse und Araucanien nicht ferner betrete. Neun Monate und darüber hatte der Eintagskönig im Kerker geschmachtet.

Tounens kam nach Paris und wurde dort für kurze Zeit Lion du jour. Unter pomphafter Reclame veröffentlichte er in einer Broschüre die Geschichte seines Königthums, setzte darin die Bedeutung seiner civilisatorischen Pläne auseinander, welche Frankreich blind genug gewesen war nicht zu begreifen, und erzählte die ausgestandenen Leiden. In den belebten Straßen von Paris wurden — damals noch ein neuer Reclamemodus — Stangen mit großen Placards herumgetragen, auf denen man in riesigen Lettern den Titel der Broschüre las: „Orelie-Antoine I., roi d'Araucanie et de Patagonie, son avènement au trône et sa captivité au Chili, relation écrite par lui-même.“ Mit Porträt. 3 Fr. 80 Cent. Das Publicum fand die Relation ganz interessant. Besonders regten sich die Kahlköpfe auf und solche, die es werden wollten, denn schwarz auf weiß war es gedruckt, Tounens habe sich, nachdem ihm die Haare büschelweise ausgefallen, den ganzen Kopf rasiren lassen, und in früherer Fülle und Dichtigkeit seien sie wieder gewachsen.

Auf dem Eintrachtsplatz sah ich zum ersten Male ein solches Stangenplacard vom Publicum umdrängt. Ich lebte damals als Correspondent deutscher Blätter in Paris. Während ich noch die Inschrift studirte, klopfte mir ein Bekannter brittischer Nation auf die Schulter: „Wollen Sie das Buch ins Deutsche übersetzen? Ich habe die englische Ausgabe übernommen, es soll in allen Sprachen erscheinen.“ „Warum nicht?“ entgegnete ich. „All right,“ erwiderte der Sohn Albions. Am nächsten Tage empfing ich den Besuch eines älteren, sehr würdevollen Herrn, der mir Namens des Herrn v. Tounens ein Exemplar seiner Schrift überreichte mit der Bitte, denselben recht bald besuchen zu wollen. Ob dieser außerordentliche Sendling der gegenzeichnende Ministersecretär im Departement der Justiz war, blieb mir ungewiß, aber glaublich.

Ich machte mich also auf den Weg zu Orelie Antoine I.; derselbe logirte in einem ziemlich ansehnlichen Hotel nahe der Börse. Ich fand in ihm einen Mann von nicht gewöhnlicher Erscheinung. Hochgewachsen, von kräftiger Complexion, von dem Haupte eine Fülle dichten, schwarzen Haares lang herabfallend, Kinn und Lippen von langem, schwarzen Barte umrahmt, hohe Stirn, Adlernase, große schwarze Augen mit forschendem Blick, ein Gesammtbild, das wohl erklären konnte, wie wilde Indianerstämme sich für ihn enthusiasmirt und ihn auf den Schild gehoben hatten. 1825 geboren, stand er schon damals in der Vollkraft seiner Jahre; nichts verrieth an ihm die Spuren des überstandenen Ungemachs. Er nannte sich officiell „Prince de Tounens“, war aber mit dem einfachen „Monsieur“ in der Anrede wohl zufrieden. Anfangs zeigte er sich in der Unterhaltung etwas zugeknöpft, doch durchweg in den vollendeten Umgangsformen eines französischen Cavaliers; später wurde er gesprächiger und theilte mir noch mancherlei interessante Einzelheiten aus seiner Königsfahrt mit, die in seinem Buche keinen Platz gefunden hatten, namentlich über das häusliche Leben der Araucanier; die Creme seiner Erlebnisse behielt er sich jedoch für seine noch zu schreibenden Memoiren vor. Das Geschäftliche, die Uebersetzung der Broschüre ins Deutsche, nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Ueber die Summe waren wir bald einig; zweifelhaft blieb, wer sie zahlen sollte, der König mir oder ich dem Könige. Wir schieden als beste Freunde.

In der Oeffentlichkeit gerirte sich der Prinz von Tounens als Prätendent. Er richtete an den französischen Minister des Auswärtigen feierliche Proteste gegen das unrechtmäßige Verfahren Chiles gegenüber ihm und seinen Reichen und reclamirte wiederholt den Bio-Bio als Grenze. Die Blätter verkündeten diese Noten urbi et orbi, bald mit, bald ohne Randglossen. Die petite presse hatte von Anfang an das abenteuerliche Unternehmen des Périgorder Advokaten weidlich ausgebeutet. Anerkennung seiner Königswürde fand Herrn von Tounens jetzt nur noch an einer Stelle, wo er sie am wenigsten wünschte, nämlich in seinem Hotel. Als er von Paris nach London ging, machte ihm der Hotelbesitzer eine Rechnung mit wahren Königspreisen, die er sich weigerte zu bezahlen. Von London zurückgekehrt erwartete ihn um dieser nicht bezahlten Rechnung willen ein Proceß wegen escroquerie, den er glänzend absolvirte; er wies die Prellerei des Wirths nach und wiederholte sein Anerbieten, die Hälfte zu zahlen, was der Gerichtshof selbst für über und über genügend taxirte. Seitdem trat der Araucaner Prätendent allmählich in die Dunkelheit zurück. Noch einmal soll er in der Folge seinen Kiel gen Amerika gerichtet haben, Sicheres habe ich darüber nicht erfahren. Jedenfalls hinderten ihn seine Herrscherphantasien, eine ruhige Lebensstellung zu gewinnen; die ab und zu wiederholten Proteste gegen Chile brachten nichts ein. Tounens erkrankte und befand sich lange im Krankenhause zu Bordeaux; vor mehreren Monaten starb er in tiefster Dürftigkeit in einem Dorfe des Périgord, nicht weit von seinem Geburtsort.

So viel von dem Leben dieses Abenteurers, der nur um eines Haares Breite sein Ziel verfehlte. Mit einigen tausend

Piastern in der Tasche hätte er es wahrscheinlich erreicht, Araucanien zu einem selbstständigen Gemeinwesen zu organisiren; ob er das Zeug eines wirklichen Colonisators hatte, bleibt fraglich. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Unser Zigeuner",

Schwank in 3 Acten von Oskar Justinus.

„Sodom und Gomorrha",

Schwank in 4 Acten von Franz von Schönthan.

In diesen Tagen hat das Berliner Publicum die Bekanntschaft mit zwei neuen Autoren gemacht, deren Stücke schon anderweitig mit Erfolg gegeben worden sind.

Der eine, der sich Oskar Justinus nennt, ein Schlesier, ein Bruder des berühmten Botanikers Professor Dr. Ferdinand Cohn in Breslau, hat gleich mit zwei Stücken debutirt. Bei Kroll ist „Eine stille Gartenwohnung" gegeben worden. Diesem Stücke, das ich leider nicht habe sehen können, wird viel Lustigkeit und eine starke, derbkomische Wirkung nachgerühmt. Das andre, „Unser Zigeuner", ist von dem Nachfolger Emil Claars dazu ausersehen worden, die neue Aera von Schimmelpfennig am Residenztheater einzuweihen.

Auch dieses Stück bekundet in vielen Einzelheiten eine ganz entschiedene Veranlagung für jene durchaus nicht geringschätzig zu behandelnde possenhafte Komik, die früher fast ausschließlich in unserm Wallnertheater gepflegt wurde und in Paris am Palais Royaltheater ihre Stätte gefunden hat. Nur schade, daß der Autor, dem die derben Scherze aus dem Gebiete der niederen Komik so wohl gelingen, durchaus einen höheren Flug hat nehmen wollen, seinen Schwank mit stark sentimentalen Schauspielelementen versetzt und nicht blos die Belustigung sondern auch — und sogar vornehmlich — die Belehrung und Besserung des Publicums angestrebt hat. „Unser Zigeuner" gehört zu jenen Stücken, die unsre schlechten Sitten geißeln sollen. Zu diesem Geschäfte gehört aber doch etwas mehr, als das dramatische Vermögen von Justinus bis jetzt zu leisten vermag. Die Satire ist seicht und trivial, und man muß über so manche anspruchsvolle und tiradenreiche und doch so leere Scene den Mantel confessionsloser Liebe breiten, um für die harmloseren aber viel gelungeneren Scherze noch die Empfänglichkeit zu bewahren.

Schon der Held, der schablonenhafte Vagabund mit dem großen Herzen, der „Zigeuner", der sich als Sittenreformer aufspielt, leidet an tödtlicher Gewöhnlichkeit. Wir kennen diese „Wilden", die doch bessere Menschen sind und von Europens übertünchter Höflichkeit nichts wissen wollen, — wir kennen diese Kanadier längst! Wir könnten ihnen alle ihre Gemeinplätze soufflíren, die sie mit hochtrabender Prätension und einer Wichtigkeit vortragen, als ob es sich um neuentdeckte philosophische Feststellungen handelte, so oft haben wir sie ihr Pensum ableiern hören.

Wenn einer dieser großmäuligen Bursche mit einem Hemd, dessen Dunkelfarbigkeit die Entscheidung über die Reinlichkeitsfrage erschwert, mit einem Knotenstocke, den er im Urwald geschnitten, und der brennenden Pfeife in unsre Gesellschaft tritt, den Mund sehr weit aufmacht und in einer langen Rede über sociale Fäulniß, über Kasten- und Krämergeist viele Worte und dabei gar nichts sagt und unsre sehr bekleidete Cultur auf den Naturzustand einer edlen Nacktheit zurückführen will, so sollten wir diesen redseligen Lümmel, der uns mit seinem Knaster das Zimmer vollpafft und die beschmutzten Stiefel aufs Polster legt, einfach zur Thür hinausbefördern. Aber nein! Wir werden gut daran thun, wenn wir ihm diese Ungezogenheiten nachsehen. Wir kommen auf unsre Kosten. Denn dieser unangenehme Mensch ist allemal ein idealer Tugendbold. Er bringt den Frieden in die Familie, indem er den Mann zu edler Thatkraft entflammt und die Frau von einer verderblichen Schwäche heilt. Er wendet Schimpf und Schande von der ehrenwerthen Familie ab. Er läßt als heimlicher Wohlthäter gewöhnlich einige Millionen springen, und wenn sich der Dank an ihn herandrängt, so wehrt er ihm großmüthig mit den Worten: „Machen Sie doch von der Kleinigkeit nicht so viel Aufhebens!"

„Unser Zigeuner" ist ganz so ein Mann, wie der eben geschilderte, und er thut genau dasselbe, was seine Collegen in ähnlichen Fällen schon gethan haben. Diesmal singt er auch noch ein Lied dabei, und das, welches wir im Residenztheater gehört haben, hatte zwar keine gewaltige, aber sehr wundersame Melodei.

Ich habe also diesem Stücke keinen Geschmack abgewinnen können; wohl aber glaube ich, in demselben die Spuren eines Talentes für anspruchslose und drastische Komik zu erkennen, und es wäre hocherfreulich, wenn die späteren Arbeiten die Fortschritte des Verfassers nach dieser Richtung hin bekundeten. Das Stück wurde mit wohlwollendem Beifall aufgenommen.

Die Vorstellung ermöglicht noch kein Urtheil über die Leistungen der neuen Direction. Von dem früheren Personale spielten Herr Keppler, der die Hauptrolle sicher und gut gab, Beckmann, Patonay, Haack und Bornemann, so wie die Damen Ernst und Hagen. Die letztere sahen wir diesmal in einer größeren Rolle, die sie recht befriedigend darstellte. Von den neuengagirten Mitgliedern ist vor allen Herr Müller zu nennen, der eine jüdische Charge ganz meisterhaft spielte. Seit dem Hühneraugenoperateur Hirsch des Herrn Pander haben wir keinen so guten Juden auf den Brettern gesehen. Die Zukunft wird lehren, ob diese Antrittsrolle des Herrn Müller blos ein glücklicher Wurf war oder etwas Anderes: die Bekundung eines ausgezeichneten Darstellungstalentes. Jedenfalls wird die Berliner Kritik diesen Schauspieler jetzt im Auge behalten. Auch Herr Nollet, der eine sehr undankbare Rolle auszufüllen hatte, machte sich durch einen verständigen Vortrag und gute Repräsentation bemerkbar. Die Darstellerin der jugendlichen Heldin, die durch den Ankauf von Hypotheken ihr Herz entdeckt, schien den Ansprüchen, die man an eine Liebhaberin des Residenztheaters stellt, nicht ganz zu genügen.

Bei Weitem glänzender ist das Debut des Herrn Franz von Schönthan im Wallnertheater mit dem Schwank „Sodom und Gomorrha" ausgefallen. Es handelt sich hier nicht mehr wie bei Justinus um ein freundliches Aufsuchen von talentvollen Keimen im wuchernden Unkraut des Dilettantismus, hier ist das unzweifelhafte, liebenswürdige und frische Talent eines Berufenen einfach, ehrlich und herzlich anzuerkennen. Das hat auch das Publicum, welches dem Schwank von Franz von Schönthan eine so geräuschvolle und einmüthig freudige Aufnahme bereitet hat, wie es seit den schönen Tagen des „Doctor Klaus" im Wallnertheater nicht wieder da gewesen ist, sofort richtig herausgefühlt. Es hat, nachdem es durch die lustige Exposition des ersten Aufzuges in die günstigste Stimmung versetzt war und mit sympathischer Erwartung dem weiteren Verlauf der so geschickt und so originell eingeführten Intrigue entgegensah, den jungen Dichter, der ihm von Scene zu Scene sich steigernde Ueberraschungen und Belustigungen bereitete, vom zweiten Aufzuge an nach jedem Actschluß zwei, drei Mal hervorgerufen, im Ganzen wohl sieben, acht Mal; ich hab's nicht gezählt. Es hat mit dem befriedigenden Gefühle, das Rechte gethan und einen jungen sehr begabten Schriftsteller durch warme Anerkennung zu weiterem Schaffen ermuthigt zu haben, und in bester Stimmung das Haus verlassen.

„Sodom und Gomorrha" ist ein übermüthiges, buntes Imbroglio von einigen Dutzenden von Verwechslungen, Mißverständnissen und Nothlügen, die fortzeugend weitere Verwechslungen und Mißverständnisse gebären. Aber all das tolle Zeug, das uns der Verfasser da vorführt, ergibt sich so natürlich, die Verwicklung ist so kunstvoll und das Ganze so frisch und liebenswürdig — mit einem Worte, das Talent spricht sich in jeder Scene, in jeder Figur, in jedem Worte so deutlich aus, daß man seine wahre Freude daran haben muß. Es kommt noch eins hinzu, was viele dieser Verwicklungskomödien vermissen lassen: ein literarisch gebildetes Auftreten, ein sauber gepflegter Dialog.

Ich erwähnte eben als einen der besonderen Vorzüge dieses Schwankes das Kunstvolle in der Verschlingung der einzelnen Fäden. Jeder derselben weist in der That eine ganz bestimmte Färbung auf, so daß auch ein jeder in dem wirren Knäuel sich genau und mühelos erkennen läßt. Das Stück ist bei aller krausen Verwicklung licht und bei allem chaotischen Durcheinander klar und faßlich. Das Behagen des Publicums an den

scherzhaften Vorgängen auf der Bühne wird nicht durch überflüssige Kopfanstrengung beeinflußt; belustigt und angeregt, aber nicht abgespannt und ermattet, scheidet man von diesem ergötzlichen Schwanke.

Die Natur dieser Verwicklungsstücke verbietet von selbst die Wiedergabe der Fabel. Ich will daher nur von den Voraussetzungen sprechen.

Es waren drei lustige Gesellen, der Maler Christen, der Schriftsteller Dohlhof und der Kaufmann Müller, denen vor nunmehr 10 Jahren — zu einer Zeit, da sie nichts weiter besaßen, als die Frische der Jugend und viele Hoffnungen, — das gütige Geschick ein unerwartetes Geschenk zuwarf. In einem Walde fanden sie eine Geldkatze mit 2000 Thalern, die sie, da sich Niemand als der rechtmäßige Besitzer meldete, als ihr gemeinsames Eigenthum betrachten durften. Anstatt sich in die unerwartete Spende zu theilen, kamen sie überein, daß der Kaufmann Müller, der am besten mit dem Gelde fertig zu werden verstand, die Summe an sich nehmen und dieselbe nach bestem Gutdünken verwalten solle. Ein Jeder verpflichtete sich, noch monatlich fünf Thaler zuzuzahlen. Im Uebrigen sollte kein Verkehr innerhalb der nächsten 10 Jahre zwischen ihnen bestehen. Nach Verlauf dieser Frist und genau an dem Tage des glücklichen Fundes und an derselben Stelle, unter der Jupitereiche, wollten dann die Drei wieder zusammentreffen, um sich in das inzwischen angesammelte Kapital zu theilen. Als Losungswort war der damals in Schwang gewesene Witz: „Wo ist die Katz'?" ausgegeben.

Das Stück beginnt nun am Nachmittage des Tages, der die zerstreuten Freunde wieder vereinigen soll.

Der Maler Christen hat vorher geäußert, er werde sich zu dem Stelldichein nicht einfinden können. Diese Bemerkung hat seine Schwester, Else Christen, aufgefangen, und da diese sich für den ihr unbekannten Dohlhof lebhaft interessirt — sie schwärmt für dessen Gedichte — und zufällig ihre Sommerfrische in der Nähe des Rendezvous zubringt, beschließt sie, sich eine Vollmacht zu schreiben und als Stellvertreterin ihres Bruders, den sie als ihren Gatten ausgibt, an dem vereinbarten Orte, zur vereinbarten Stunde zu erscheinen.

Auch der Schriftsteller Dohlhof hat seiner Gönnerin, einer jungen, reichen Wittwe, Ludmilla von Eschner gegenüber sein Bedauern ausgesprochen, das vor 10 Jahren gegebene Versprechen nicht einlösen zu können. Daraufhin hat diese junge, zu Abenteuern aufgelegte Wittwe denselben frommen Betrug begangen, hat sich ebenfalls eine Vollmacht geschrieben, sich ebenfalls als Gattin ausgegeben und kommt nun als Frau Dohlhof an Ort und Stelle.

Der Dritte im Bunde, Müller, scheint die Sache vergessen zu haben.

Auf dem Wege zur Jupitereiche ist nun die junge Wittwe Ludmilla, vorgebliche Frau Dohlhof, mit einem jungen Menschen zusammengetroffen, dem Baron von Emmerland, der sich lebhaft für die schöne und lustige Frau interessirt, ihren Spuren folgt und, nachdem er sie einige Zeit verloren, an der Jupitereiche wieder mit ihr zusammentrifft. Ludmilla vermuthet in dem Baron einen der Freunde. Der Baron, der von der ganzen Sache kein Wort weiß, aber durch einige Aeußerungen genug erfährt, um die Möglichkeit, mit der schönen Frau einige Zeit zusammenzubleiben, zu erkennen, macht sich den Spaß, den Irrthum Ludmillas zu bestärken und gibt sich für den Kaufmann Müller aus. Diese Drei: also der falsche Müller, recte Baron Emmerland, die falsche Frau Christen, recte Fräulein Elsa und die falsche Frau Dohlhof, recte Ludmilla von Eschner, ziehen nun vergnügt in das neue Gasthaus zum Weinmüller. Während dessen treffen aber Christen und Dohlhof an der Jupitereiche ein. Sie haben ihre ursprüngliche Absicht, nicht zu kommen, aufgegeben und das Innehalten des Stelldicheins ermöglicht.

Man kann sich nun schon vorstellen, welcher unglaubliche Wirrwarr aus diesen Travestirungen sich ergibt, und das wird noch toller dadurch, daß der Maler Christen im Walde die Bekanntschaft von Fräulein Fränzchen, der autmuthigen Nichte des Weinmüllers gemacht und sich in diese verliebt hat, Dohlhof aber durch das Interesse, das Elsa ihm bekundet, auch in seinem Herzen die Liebe für die Schwester seines Freundes Christen verspürt.

Halten wir einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen und uns klar zu machen, wie unbehaglich sich Elsa fühlt, welche Dohlhof liebt und mit ihrem Bruder vorgeblich verheirathet ist, wie unbehaglich sich Dohlhof fühlt, der Elsa liebt und vorgeblich mit Ludmilla verheirathet ist, wie unbehaglich sich Ludmilla fühlt, die vorgeblich mit Dohlhof verheirathet ist und den Baron liebt, und wie unbehaglich sich endlich der Baron fühlt, der die vorgeblich verheirathete Frau von Dohlhof liebt.

Soweit sind die Sachen gediehen, als der Maler Christen und der Schriftsteller Dohlhof mit dem Baron, der ihr alter Freund Müller sein soll, zusammengeführt werden. Man kann sich die gegenseitige Ueberraschung denken. Aber der Baron ist nun einmal entschlossen, seine Rolle als Müller durchzuführen. Er stürzt den Freunden, die ihn allerdings etwas verändert finden, in die Arme und der Vorhang fällt.

Aber damit noch nicht genug. Der Weinmüller hat eine eifersüchtige oder vielmehr spießbürgerlich beschränkte Frau, die in der Welt ein großes Sodom und Gomorrha erblickt, einen sündhaften Schwefelpfuhl, und als den einzig reinen Lot ihren Gatten, der nach der alten Firma schlechtweg der Weinmüller heißt. Die Wirthin beobachtet die in ihrem Hause abgestiegenen Fremden. Es entgeht ihren Blicken nicht, wie gleichgültig die Ehelente miteinander verkehren und wie der Eine immer des Nächsten Weib zu begehren scheint. Sie tritt den Verhältnissen näher und erfährt nun Dinge, die ihr das Haar sträuben müssen. Der Eine erklärt, daß seine Frau in zwei Tagen um die Ecke gebracht werden würde und daß er dann eine Ehe mit der verheiratheten andern Frau einzugehen beabsichtige. Dann hört sie wieder, daß Dohlhof schon sechs Kinder in die Welt gesetzt habe — nämlich Kinder seines Geistes — um die er sich nicht weiter bekümmere. Endlich erfährt sie sogar, daß Christen und Elsa Geschwister sind, — und dennoch verheirathet, — wie sie meint, — also etwa Siegmund und Sieglinde! Kurz und gut, die arme Frau glaubt in ihrem Hause die auserlesensten Lasterbälge der Welt zu beherbergen und sie sinnt und trachtet nur danach, wie sie ihren unschuldsvollen Gatten von der Berührung mit diesen unsaubern Elementen fern halten könne.

Das gelingt ihr auch bis zum Schlusse des letzten Aktes. Da kommt der Weinmüller dazu, und das ist natürlich der Kaufmann Müller, der vor 10 Jahren in demselben Gasthause abgestiegen ist, die liebenswürdige Wirthstochter kennen gelernt, sich mit ihr vermählt hat und nicht wieder vom Fleck gegangen ist.

Ueber die tausend Verlegenheiten, in die der Baron dadurch versetzt wird, daß man ihn nach der „Katze" fragt und der keine Idee von dieser Bestie hat, über all den übrigen lustigen Hexenspuk, den der Verfasser an uns vorüberjagt, schweige ich. So geschickt die Verwicklung, so geschickt ist auch die Lösung. Es ist ein durchweg heiteres, ausgelassenes Stück ohne Prätension und für ein Erstlingswerk ganz ungemein bühnengerecht.

Ich weiß nicht genau, ob „Sodom und Gomorrha" das erste oder zweite Stück des Verfassers ist; er hat noch ein anderes, „Das Mädchen aus der Fremde", geschrieben, das in Hamburg am Thaliatheater mit demselben glänzenden Erfolge in Scene gegangen ist, und das ich aus dem gedruckten Bühnenbuche kenne. Auch dieses Stück, das weniger auf den drastischen Wirkungen der Verwechslungen als auf den Wirkungen des höheren Lustspiels beruht, zeigt dieselben Vorzüge des jungen und sehr begabten Bühnenschriftstellers. Ich meine, daß die Leitung unsres Königlichen Schauspielhauses dieses letztere Stück, das keineswegs aus dem Rahmen einer Hofbühne fällt, einer Prüfung unterwerfen sollte.

„Sodom und Gomorrha" hat am Wallnertheater eine mustergültige, durchweg vorzügliche Aufführung gefunden. Die Herren Kadelburg, der auf die Stätte seiner ersten und größten Erfolge zurückgekehrt und hier auf seinem eigentlichen Boden gleich bei seinem Auftreten mit warmer Sympathie begrüßt worden ist, Blencke mit seiner liebenswürdigen Bonhommie, Kurz und Schmidt, Frau Carlsen als Weinmüllerin, Fräulein Meyer als Ludmilla, eine sehr hübsche, sehr frische und sehr muntre Debutantin, Fräulein Hellbronn als Fränzchen, leisteten durchweg Vorzügliches. Eben so ausgezeichnet und drastisch in der Wirkung waren Herr Guthery als Kellner und Fräulein Löffler als Magd. Man kann sich nichts Ergötzlicheres denken als dieses treffliche Ensemble der Hauptrollen und diese Episoden.

Franz von Schönthan hat den Künstlern, dem Publicum und der Kritik große Freude bereitet. Für die Künstler hat er gute und dankbare Rollen geschrieben, dem Publicum hat er die Gelegenheit geboten, wieder einmal recht herzlich lachen, und der Kritik, sich gründlich ausloben zu können.

Paul Lindau.

Inserate.

Bei **Eduard Trewendt** in Breslau erschien soeben ein neuer Roman von

Rudolf von Gottschall

Das goldene Kalb.

Drei Bände.

Eleg. geh. 16 *M.*, eleg. geb. 19 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Ed. Anton** in **Halle a. S.**

Philippi, Dr. **R. A.**, **Reise durch die Wüste Atarama** auf Befehl der Chilenischen Regierung im Sommer 1853/54 unternommen und beschrieben. Nebst 1 (lith.) Karte (in Imp.-Fol.) und 27 (lith.) Tafeln (wovon 7 col. u. 12 in Tondr. in Imp.-4. u. Qu.-Imp.-Fol.). Imp.-4. 33 Bogen. 1860. cart. 30 *M.*

Für den Selbst-Unterricht.

In unserem Verlage sind erschienen:

W. Peipers, Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der **englischen** Sprache.

1. Cursus. 9. Auflage. Preis 1 *M.* 80 ₰
2. „ 2. „ Preis 2 *M.* 80 ₰

Schlüssel zum 1. Cursus. Preis 75 ₰

W. Peipers, Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der **französischen** Sprache.

1. Cursus. 11. Auflage. Preis 1 *M.* 50 ₰
2. „ 3. „ Preis 1 *M.* 50 ₰

Diese Lehrbücher eignen sich ganz vorzüglich für den Selbstunterricht und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsbuchhandlung von
Freund & Jeckel in **Berlin.**

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Cleopatra

von

Adolf Stahr.

Zweite Auflage.

8. Preis 4 *M.* 50 ₰.

Die gelehrten Studien, auf deren Fundament dieses berühmte Charakterbild ruht, werden dem Genusse nirgends hinderlich oder beschwerlich sich erweisen, denn der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, seine Forschungen in einer Darstellung zu verwerthen, welche keine besondere Specialkenntniß des behandelten Gegenstandes voraussetzt, und deren durchsichtige Klarheit und kunstvolle Schönheit jeden Freund des Alterthums und dessen großer geschichtlicher Charaktere interessiren und fesseln wird.

Sommerlektüre.

Droz, Meine Tante als Venus. Zweite Auflage. 2 *M.*

Eckstein, Das Hohelied vom deutschen Professor. Vierte Auflage. 1 *M.*

Lindner, Das Ewig-Weibliche. Ernstes und Heiteres über die Frauenwelt. 1 *M.*

Verlag von Rich. Eckstein in Leipzig.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in **Berlin** (Kronenstr. 17).

Als **7. Bd. der IV. Serie** der Vereinspublikationen erschien soeben und wurde an die Vereinsmitglieder versandt:

Liebe und Liebesleben
in der Thierwelt
von
Professor Dr. **Ludwig Büchner.**

Für Nichtvereinsmitglieder wird der Bd. nur **zum erhöhten** Preise von **6 Mk.** abgegeben.

Beitrittserklärungen zur **4. Serie** (7 Bände elegant gebunden Preis 30 *M.*) sowie Bestellungen auf die früheren Serien nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Tropenwelt

nebst Abhandlungen verwandten Inhaltes.

Von

Alfred R. Wallace,

Verfasser des „Malayischen Archipels", der „geographischen Verbreitung der Thiere", der „Beiträge zur Lehre von der natürlichen Zuchtwahl" u. s. w.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **David Brauns**, Dr. phil. et med.

gr. 8. Preis 7 *M.*

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Mittel- und Norddeutschland.** 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Berlin, Potsdam und Umgebungen.** 1878. 1 *M.* 50 ₰. — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Oberitalien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 20. Aufl. 1879. 5 *M.* — **Schweiz.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 1875. 15 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren.

Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten.

Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend.

gr. 8. Broch. *M.* 3. Eleg. geb. *M.* 4.

Tiersch, Otto, Kurzes praktisches Lehrbuch für Contrapunkt und Nachahmung oder **vollständiger Lehrgang für den polyphonen Vocal- und Instrumentalsatz** (streng und frei) in 40 Uebungen. *M.* 4. 50 n.

Milton-Doré. Prachtausgabe!

Das verlorene Paradies, deutsch von A. Böttger, illustr. von **Gustav Doré,** erscheint in 10 Lieferungen à 8 — 9 Bogen Text und 5 Vollbilder à 4 *M.*

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Verlag von **Georg Frobeen & Co.** in **Bern.**

Neu! Soeben erschienen!

Das Buch
vom bewussten und unbewussten

Herrn Meyer.

Humoristisches Supplement zu Hartmann's Philosophie des Unbewussten.

Von **M. Reymond.**

Mit 95 Illustrationen. Preis 3 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vermischte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.

Zwei Bände.

Preis: 14 *M.*

Natürliche

Schöpfungsgeschichte.

Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die

Entwickelungslehre.

Von

Dr. Ernst Haeckel.

Siebente, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Preis: 10 *M.*

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 37. Berlin, den 13. September 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Coalitionsministerium und die Verfassungspartei. Von Wb. — **Literatur und Kunst:** Sommerlieder. Von Martin Greif. — Neue Erzählungen von Hans Hopfen. Besprochen von Paul Lindau. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. IV. — William Lloyd Garrison. Von Udo Brachvogel. — Sommerwanderungen in Frankreich. Von Paul d'Abrest. II. — Auf der Kronensuche. Von J. M. (Schluß.) — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Das Coalitionsministerium und die Verfassungspartei.

Wir stehen abermals an einem bedeutungsvollen Abschnitt, vielleicht an einem bedeutungsvollen Wendepunkt der inneren Entwickelung Oestreichs: noch sind die Würfel um die Lose der Zukunft im Rollen, aber lange wird die Entscheidung nicht auf sich warten lassen. Dii sint propitii, haben wir zunächst zu flehen.

Aus der Formation Auersperg sind wir schon seit Monaten herausgetreten, das Gebilde Stremayr-Taaffe, tastend und vorbereitend, konnte und sollte nur ephemer sein. Die Aera Taaffe ist am Horizont heraufgezogen. Auf das Ministerium, welches die tief erschütterte, die fast vernichtete Verfassung wieder auf feste Grundlagen gestellt, ist, nach einem Interregnum, welches diese Grundlagen unberührt dem künftigen Definitivum zu übermitteln die Aufgabe hatte, das Ministerium gefolgt, welches in den Rahmen der also gefestigten Verfassung alle Glieder der großen Völkerfamilie des Reichs einzufügen sich zum Ziele setzt, welches das Dogma einer alleinseligmachenden Parteipolitik von sich gethan und an Stelle einer Club- und Coterietyrannei die Souveränität der Reichsinteressen aufrichten soll. Wir haben heute — das Wort ist selbst an entscheidendem Orte recipirt — ein Coalitionsministerium, ein Ministerium, welches alle Elemente in sich aufzunehmen bestimmt ist, die in den Reichsraths-Neuwahlen zur parlamentarischen Geltung zu gelangen vermochten.

Wer da sehen *wollte*, der mußte ein solches Coalitionsministerium längst am parlamentarischen Horizont im Anzuge sehen. Die alte große und mächtige, die zu Zeiten allmächtige Verfassungspartei hatte zu existiren aufgehört, sie hatte sich in Fractionen und Fractiönchen, zahllos wie der Sand am Meer, zersplittert, in Partikel, die, mehr noch und erbitterter als die gemeinsamen Gegner, sich unter einander bekämpften und nur dann noch zu einer geeinigten Action sich aufrafften, wenn es galt, gegen die aus ihrer eignen Mitte hervorgegangene Regierung Front zu machen. Und weshalb, für welche Zwecke Front zu machen? Mehr als einmal trat die Aufforderung, die dringende Aufforderung an die Partei heran, die Geschäfte selbst in die Hand zu nehmen, die weiter zu führen sie den Männern der damaligen Regierung die Fähigkeit und die Würdigkeit absprochen. Baron Depretis, später Graf Taaffe gingen — in des Wortes verwegenster Bedeutung — hausiren mit Ministerportefeuilles, aber wo immer sie anklopften bei den Führern, immer fanden sie verschlossene Thüren. Nicht etwa weil das Programm der Regierung Anstoß gegeben, nicht etwa weil man die Ziele der Regierung mißbilligt hätte; nein, es war ein Geist der negirenden Verhetzung in das Abgeordnetenhaus eingezogen, der in blöder Verranntheit jedes positive Mitthun ablehnte. Nicht ein ôte-toi de là, que je m'y mette — das hätte man verstehen können — rief man der Ministerbank zu, man hatte nur ein einfaches ôte-toi, man wollte Niemanden sitzen lassen und doch sich selbst nicht setzen, man wollte Niemanden regieren lassen und doch nicht selbst regieren. Gewerbsmäßig trieb man die Ministerstürzerei, sie war nahezu ein Sport geworden.

So war denn die Desorganisation der Partei und folgeweise der Regierung längst aufs Höchste gestiegen. Wohl erfocht auch jetzt noch die verfassungstreue Regierung Siege, aber nicht *mit* der Verfassungspartei und *durch* die Verfassungspartei, sondern *trotz* der Verfassungspartei und *gegen* die Verfassungspartei. Nicht die Verfassungspartei hat den Ausgleich mit Ungarn gemacht, nicht die Verfassungspartei hat den Berliner Vertrag votirt, nicht die Verfassungspartei hat die bosnische Occupation beschlossen: es waren die Gegner, die — mehr oder weniger — verfassungs*unfreundlichen* Elemente, welche im Bunde mit versprengten Bruchtheilen der Verfassungspartei an der Seite der Regierung stritten und dieser ihre zu Feinden gewordenen Freunde besiegen halfen. Die Coalition war also thatsächlich da, bevor an das Coalitionsministerium auch nur gedacht wurde; das Coalitionsministerium brachte die Coalition blos zum thatsächlichen Ausdruck; Alles *mußte* so kommen, wie es jetzt gekommen ist.

Das ist wahrlich keine politische Partei, die sich daran macht, ein Ministerium vom Platze zu fegen und die nicht bereit und im Stande ist, sich selbst an das Staatsruder zu stellen, selbst Ministerium zu sein; das sind im günstigsten Falle politische Abenteurer. Das ist keine politische Partei, die für jede große oder kleine Frage nur ein Nein, nur ein „Ich will nicht" oder „Ich kann nicht" hat, die den Staat mit bloßen Negationen regieren zu können vermeint; das sind im günstigsten Falle politische Cretins. Ein Nein mag genügen, wenn und so lange eine Opposition eben nichts sein will als Opposition, wenn die Opposition nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist. Aber ein Nein genügt nicht, wenn man Anspruch darauf macht — und ohne einen solchen Anspruch zu machen, gibt es keine berechtigte Opposition — selbst Regierung zu werden: wer als regierungsfähig gelten, wer regieren will, der muß ein Programm haben und bekannt geben, der muß die Ziele, für welche der Staatsmechanismus in Bewegung gesetzt werden soll, nicht blos kennen, sondern auch bekennen, er muß wissen und sagen, wie er eine Majorität und wozu er diese Majorität zu schaffen gedenkt. Das Parlament als solches freilich hat für den Ausdruck seines Willens nur ein Ja oder Nein, aber von seinen Führern erwartet man, daß sie uns nicht in Zweifel lassen,

weshalb es mit Ja oder mit Nein stimmen mußte und gestimmt hat.

In die Situation, die wir soeben geschildert, ist der „Linzer Parteitag" hineingefallen, diesmal eine Begegnung nicht einzelner Fractionen, sondern der Gesammtheit der Verfassungspartei in allen ihren Schattirungen, eine freiwillige Begegnung übrigens insofern, als es den einzelnen Mitgliedern jeder einzelnen Fraction vollständig anheingestellt war, Theil zu nehmen oder nicht Theil zu nehmen — und was hat dieser Parteitag, der doch entschieden die Aufgabe hatte, die auseinander gesprengten Elemente zu ralliiren und von Neuem um eine gemeinsame Fahne zu Schutz und Trutz zu versammeln, was hat er gethan? Er hat abermals die alten Schlagworte in die Bevölkerung geworfen, er hat abermals einfach und in Bausch und Bogen verurtheilt, was geschehen ist und geschieht, er hat abermals mit dem Recept zurückgehalten, wie denn nach seinem Dafürhalten die Regierung zu führen, wie die diesmal in fast gleicher Stärke in den parlamentarischen Kampf ziehenden Truppen aneinander zu binden, wie auf dem Boden der Verfassung die vorhandenen Gegensätze auszugleichen oder doch zu mildern. Er ist abermals jedem schöpferischen Gedanken geflissentlich aus dem Wege gegangen, er will abermals unthätig abwarten, ob die Trümmer und Bruchstücke der Partei sich wieder zu einer Einheit emporringen und in dieser Einheit dem Rechte und der Verfassung ein fester Damm werden, oder ob sie, dem Gesetz der Attraction folgend, die Reihen der immer stärker werdenden Gegner noch weiter verstärken, oder endlich, ob sie gar dem Meistbietenden zufallen. Thorheit, Kopflosigkeit und Verbissenheit — sonst hat der Parteitag nichts zu Tage gefördert.

Und doch sollte man denken, daß die parlamentarischen Jugend- und Flegeljahre hinter uns lägen. Der Parlamentarismus ist reif genug geworden, um nicht den landläufigen tönenden Stichworten mehr auf den Leim zu gehen, um sich auch von den schimmerndsten und lärmendsten Parolen zu emancipiren, um mehr als ein bloßes Echo der jeweiligen Tagesströmung zu sein, um nicht in stummem und blindem Gehorsam einer noch so glänzenden Presse, — die ihren Beruf verkennt, wenn sie ihre Partei mit Ideen füttert, statt den Ideen der Partei blos Schwung und Flugkraft zu verleihen, — die Schleppe zu tragen. Die alte Verfassungspartei tritt auch in die neue Situation mit ihrem längst obsolet gewordenen Programm hinüber, sie bringt nichts mit als die alte trostlose Sterilität und Zerfahrenheit, die wohl Krise auf Krise zu erzeugen, aber keine einzige zu bannen vermochte. Die Situation hat sich gründlich verändert nnd so mußte auch die Action und Taktik eine gründlich veränderte sein, sonst hatten die Gegner von vornherein gewonnen Spiel. Klarheit, volle Klarheit war vor allen Dingen nöthig; verschwommene Phrasen mußten ihren Dienst versagen. Auch die Regierung muß mit bekannten Größen rechnen können: wenn sie ihrer parlamentarischen Aufgabe gerecht werden soll, so muß ihr ein parlamentarisches Calcül ermöglicht werden, sie muß wissen, bis wohin man ihr folgen, wo man ihr ein „bis hierher und nicht weiter" zurufen wird. Der Linzer Parteitag hat diese Klarheit nicht gebracht, auch er ist über das Verneinen, in welchem sich bisher die Summe der Parteiweisheit erschöpfte, nicht hinausgekommen, er hat nicht entfernt angedeutet, wie er die schwebenden Fragen gelöst resp. nicht gelöst wissen will. Und doch wäre es vielleicht nicht unmöglich gewesen, daß, wenn beide, das Coalitionsministerium und die Verfassungspartei, gesprochen hätten, kein nennenswerther Gegensatz constatirt worden wäre, kein Gegensatz, der nicht vielleicht durch friedliche Verständigung hätte ausgeglichen werden können. Oder hat — die Hand aufs Herz — das Ministerium bisher irgend etwas gethan, was auch nur den leisesten Zweifel an seiner correctesten Verfassungsmäßigkeit zu begründen vermöchte? Mag die Verfassungspartei immerhin auf ihrer Hut sein, das ist — vestigia terrent — ihr Recht und ihre Pflicht, aber sie soll gegen Thatsachen, nicht gegen Windmühlen, sie soll nicht gegen Gespenster kämpfen, die sie selbst an die Wand gemalt. Immer demoliren, niemals aufbauen, das thut keine ernsthafte Partei. Die Verfassungspartei hat so oft die Parlamentsmameluken gebrandmarkt: will sie uns dafür Partei- und Clubmameluken geben?

Indeß vor der Hand haben wir uns getäuscht, als wir auf die Reconstruirung, auf die gesunde Reconstruirnng der Verfassungspartei hoffen zu dürfen glaubten, auf sie hoffen, weil nur die reconstruirte Partei eine Macht ist, den Freunden eine Stütze, den Feinden eine Schranke. Jetzt ist die Verfassungspartei ein Schlagwort ohne Inhalt, die Wahlbewegung hat sie nicht blos decomponirt, sondern ihren Charakter gefälscht, derart gefälscht, daß augenblicklich nicht im tschechischen, nicht im feudalen, nicht im clerikalen, sondern im deutschen und liberalen Lager — wir erinnern nur an die früheren Parteitage von Graz und St. Pölten — die rothe Fahne zum Kampfe gegen die Verfassung, gegen die ganze Verfassung oder einen Theil derselben, entrollt wurde. Die Regierung dagegen hat die Parole ausgegeben „Versöhnung und Arbeit"; das ist eine Parole, welche das Volk versteht und welche ihm sympathisch ist, und wenn die Sympathien noch nicht aller Orten zum lauten Ausdruck gelangen, so geschieht es nur deshalb, weil man noch nicht im Reinen ist, wie die Regierung die Versöhnung zu Stande gebracht und welche Arbeit sie in Angriff genommen wissen will. Kein tüchtiges Volk, auch das deutsch-östreichische nicht, scheut den Kampf, wo es seine höchsten Güter zu wahren hat, aber kein tüchtiges Volk, auch das deutsch-östreichische nicht, entschließt sich zum Kampfe um der Freude des Kampfes willen, gleichviel für wen und für was es kämpft: wir wollen Soldaten sein, wenn es sein muß, aber keine Lanzknechte. Vielleicht — wir setzen die Möglichkeit — vielleicht hat die Regierung eine falsche Fahne ausgesteckt, vielleicht will sie keine Versöhnung oder sie will eine Versöhnung, die sich der eine Theil nimmermehr gefallen lassen kann. Aber was hinderte und hindert die Verfassungspartei, die Probe zu machen und, bis sie dieselbe gemacht. mit Mißtrauen und Verdächtigung zurückzuhalten? Ein Theil der Ministerportefeuilles ist noch vacant und diese Portefeuilles sind, so sagen die Regierungsorgane, für die Verfassungspartei reservirt, wenn sie zur „Versöhnung und Arbeit" mitthun will. Nun gut, man nehme die Regierung beim Wort. Entweder man sieht, daß sie ehrlich Hand anlegt, alle berechtigten Elemente zu gemeinsamem Wirken heranzuziehen, dann ist nicht allein kein Grund vorhanden, dann ist es handgreifliche Thorheit, das abzulehnen, was der Verfassungspartei den gebührenden, was ihr sogar einen dominirenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge gibt; oder man findet, daß sie mit falschen Karten spielt, und ein entlarvter Falschspieler hat sein Spiel bereits verloren. Mag die Verfassungspartei vorsichtig, aber ohne Voreingenommenheit, streng, aber gerecht urtheilend an das Programm der Regierung herantreten; grollend und unthätig bei Seite stehen, das ist das Einzige, was sie nicht darf. Es mögen sich Umstände denken lassen, welche eine Enthaltung und Zurückhaltung erklärlich machen, aber höher noch als eine patriotische Strike steht die patriotische Arbeit. Wb.

Literatur und Kunst.

Sommerlieder.

Das erste Sommergras.

Ich weiß es nicht, was es wohl ist,
Das mir zu Herzen geht,
Seh' ich das erste Sommergras
Vom Schnitter hingemäht.

Wohl sprießt das neue bald ihm nach
Und Sommer bleibt noch lang,
Doch wird mir gar so trüb' dabei,
Hör' ich der Sichel Klang.

* * *

Vor der Ernte.

Nun störet die Aehren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt:
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

* * *

Ruhe im Wald.

Um den hohen Mittag
In des zaubrischen Waldes dunkler Stille
Halb träumend und halb im Wachen
Halt' ich einsam Rast,
Hingestreckt auf den unbetret'nen Bühel.

Allein zwischen den Schatten hin
Auf der bemoosten, farbigen Erde
Spielen der hochherblickenden Sonne
Unstät glänzende Lichter.

Manchmal im dämm'rigen Laubgezelt
Schwanken zugleich mit der Blätter
Reger Fülle
Ernst rauschende Kronen.

Aber fern dahinter liegt,
Unergründlich dem Auge
Ganz in den eignen Glanz gehüllt,
Ruhend der tiefblaue Aether.

* * *

Sommernacht am See.

Gebirg und See im Duft
Der schwülen Nacht,
Glühwürmchen in der Luft
Als Stern entfacht —

Im West die Wolken noch
Vom Tag umhaucht,
Das ferne Alpenjoch
In Glanz getaucht —

Jetzt wird zum Schmeichellied
Der Welle Laut,
Die Nixe lacht im Ried
Vom Elf erschaut.

* * *

Vergangen.

Kaum sind die Veilchen fort,
Primeln und Nelken,
Fangen die Rosen an
Auch schon zu welken.

Frühling und Sommerszeit
Kurz ist ihr Prangen,
Schönheit und Liebe sind
Balde vergangen.

Martin Greif.

Neue Erzählungen von Hans Hopfen.

Hans Hopfen hat soeben unter dem Titel „Die Geschichten des Majors"*) drei neue Erzählungen veröffentlicht: „Der verlorne Kamerad", „Die Wette Schabernacks" und „Flinserls Glück und Ende". Diese Novellen gehören nach meinem Geschmacke mit zu dem Vorzüglichsten, was Hopfen geschrieben hat. Sie zeigen einen merklichen Fortgang in der Entwicklung des Dichters, dessen eigenartige Vorzüge hier in dem beschränkten Rahmen der Novelle vielleicht noch wirksamer hervortreten als in dem breiten Roman, und der seine Absonderlichkeiten, die hie und da störend wirkten, immer mehr ablegt. Für die gelungenste der Geschichten, die uns Hans Hopfen durch das Organ seines Majors erzählt, halte ich die erste und die letzte: „Der verlorne Kamerad" und „Flinserl" und mit diesen beiden will ich mich für heute eingehender beschäftigen.

Dieser Major tritt übrigens nur in der letzten Novelle als eigentlich handelnder Held auf; an der Handlung der andern ist er nur mitbetheiligt. Aber schon die Art und Weise, wie er von den Begebnissen spricht, macht ihn uns tief sympathisch. Wir sehen einen ganzen Mann vor uns. Der Major ist ein Erzähler, wie es deren in Deutschland nicht allzuviel gibt. Seine Sprache ist — um einen Satz Hans Hopfens mit einer geringen Abweichung hier anwendbar zu machen — frei von allem Gesuchten; sie klingt immer gemüthlich, gutmüthig und treuherzig. Der Major ist ein braver Baier. Er brauchte uns das Geheimniß nicht erst zu verrathen, brauchte gar nicht von Bazeilles und den verschossenen hellblauen Uniformen zu sprechen, wir würden es seiner ganzen Vortragsweise und seinem Dialekte ohnedies angehört haben. Denn das ist eine Eigenthümlichkeit der Hopfen'schen Prosa, daß sie, obwohl sie in durchaus correctem und mit äußerster Sorgfalt gepflegtem Hochdeutsch geschrieben, doch ganz die Färbung des süddeutschen Dialektes aufweist. Ich bin im Allgemeinen kein Freund von landsmannschaftlichen Gruppirungen unserer Schriftsteller; wenn man aber Hopfen charakterisiren will, so wird man kaum umhin können, an den Baiern, der er von Geburt, in der Empfindung und im Ausdrucke ist, zu erinnern. Namentlich, wenn er Prosa schreibt, hat Hopfens schriftstellerische Art eine starke, grobkörnige Derbheit, etwas Gesundes, Muskuloses, Rüstiges, das uns Norddeutsche immer an die Heimat des Dichters gemahnt. Alle seine Sätze haben einen süddeutschen Tonfall und bairischen Klang.

Wie in seinen früheren Erzählungen, so wählt er auch hier mit einer gewissen Vorliebe Wendungen und Wörter, die uns Norddeutschen fern liegen, bisweilen kaum verständlich sind, die uns daher befremden, uns aber gleichzeitig daran erinnern, daß die deutsche Sprache doch nicht ausschließlich, oder auch nur vorwiegend im Norden unsres Vaterlandes gebildet wird. Wenn Hopfen uns erzählt, daß ein Offizier mit „ausgegrätschten Beinen" dasteht und uns von einem Andern sagt, daß er nicht „luck lasse", so stutzen wir zunächst, weil es uns eben ungewöhnlich ist; aber nach einigem Besinnen müssen wir uns doch sagen, daß das ganz correctes und ganz gesundes Deutsch ist.

Die Geschichten vom verlornen Kameraden und von Flinserl sind in Bezug auf die Handlung gar einfach. Bei Hopfen kommt es überhaupt immer mehr auf das Wie als auf das Was an. Er bemüht sich nicht, durch eine vielverschlungene Handlung seine Leser zu spannen. Es ist ihm augenscheinlich mehr darum zu thun, durch die kunstvolle Schilderung an sich, durch die Wahrheit und Anschaulichkeit der Beschreibung die Gunst desjenigen Lesers zu gewinnen, der für die Schönheit der künstlerischen und dichterischen Form Empfänglichkeit besitzt und höher steht als der Schmökerer, der blos den sich gegenseitig abhetzenden Ereignissen nachjagt.

Pius heißt der „verlorne Kamerad". Wir lernen ihn als ganz jungen Menschen kennen, noch zur Zeit, da er die Prima besucht und es endlich durchsetzt, daß sein Vater, ein pflicht-

*) Berlin 1880, Schneider & Co.

*

getreuer, edler, von den Seinigen verkannter Mann, ihm den Zwang des Abiturientenexamens erläßt und ihm gestattet, den zweifarbigen Rock anzuziehen. Pius avancirt sehr schnell zum Lieutenant. Er ist leichtsinnig, macht Schulden, die der Vater zahlt, so lange die Mittel ausreichen, und verplempert auf diese Weise in kurzer Zeit das Wenige, was ihm dereinst von dem väterlichen Vermögen hätte zukommen sollen. Dann wird er jedoch vernünftig; und in dieser Gemüthsverfassung macht er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, in das er sich verliebt. Es ist die Tochter eines höheren Offiziers und die Nichte eines Ministers. Das Verhältniß scheint von Seiten der beiden Familien nicht ungern gesehen zu werden und die Dinge liegen so günstig, daß schließlich der Vater unsres jungen Lieutenants sich zu dem Vater des jungen Mädchens begibt und für seinen Sohn um die Tochter anhält. In dieser Unterredung wird natürlich auch die Vermögensfrage berührt; und als der Vater der Braut erfährt, daß Pius sein Vermögen bereits verjubelt hat, gibt er dem Bewerber einen Korb. Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, sorgt er dafür, daß Pius aus der Residenz nach einer kleineren Garnison versetzt wird. Der junge Offizier lebt noch einige Zeit in dem Wahn, daß er über alle Schwierigkeiten hinweg das ihm liebgewordene Mädchen doch heimführen werde; aber durch einen kühlen, ja lieblosen Brief wird er von dieser Illusion gründlich geheilt.

In der kleinen Garnison hat er die Bekanntschaft eines Pionierhauptmanns gemacht; und dieser, ein rüder, aber im Grunde des Herzens guter Mensch, cedirt ihm, als er durch dienstliche Verpflichtungen nach einem andern Orte gerufen wird, sein Liebchen, die schwarze „Röse von den drei Linden". Pius vergafft sich allen Ernstes in das Mädchen, „von dem er doch genau wußte, daß sie, so zu sagen, die Wittwe eines noch Lebenden sei, der nicht ihr Gatte gewesen war". Mit dieser macht er denn bald gemeinsame Wirthschaft. Anstandshalber behält er zwar seine Wohnung noch bei, aber thatsächlich ist er in allen nicht vom Dienst in Anspruch genommenen Stunden bei der Liebsten. In Röses Zimmer ist schließlich die Hälfte seiner Habseligkeiten gewandert; sie hat sein Geld ꝛc. Pius ist auf dem besten Wege zu verlüdern und die Gewohnheiten der guten Gesellschaft ganz zu verlernen.

Da fügt es ein gütiges Geschick, daß das Regiment einen andern Commandeur bekommt, einen liebenswerthen Mann, im Besitze von zwei noch liebenswertheren Töchtern, von denen die jüngste alsbald ein starkes Interesse an dem hübschen jungen Offizier findet, der seinerseits von dem Reize des Mädchens nicht unberührt bleibt. Pius sinnt im Geheimen darüber nach, wie er das „alte Verhältniß" los werden kann und Röse, ein durch und durch boshaftes, aber durchaus nicht dummes Geschöpf, merkt das auch bald. Sie ermittelt auch, daß sich Pius in die Tochter des Obersten verliebt habe, und es gewinnt den Anschein, als ob der junge Lieutenant bald der leidigen Fesseln entledigt sein würde, um dann das frei gewordene Herz einem wirklich geliebten Mädchen anzutragen.

Eines Abends sitzt Pius im Casino und spielt. Seine persönlichen Dinge gehen ihm durch den Kopf, er achtet nicht auf die Karten und verliert. Er hat kein Geld bei sich, er hat allen Grund, die Spielschuld sofort zu ordnen, setzt sich in einen Wagen, kommt kurz darauf wieder, wechselt einen Fünfzigthalerschein und regulirt. Damit richtet er sich zu Grunde, ohne auch nur zu ahnen, daß er das leiseste Unrecht begangen hat. Röse denuncirt ihn beim Commandeur, daß er ihr in ihrer Abwesenheit aus ihrer Wohnung, aus ihrem Portemonnaie fünfzig Thaler gestohlen habe. Die Thatsache, daß es sein eigenes Geld gewesen ist, kommt in diesem besonderen Falle nicht in Betracht. Er ist Offizier, er hat thatsächlich aus dem Portemonnaie einer übel berufenen Person ohne deren Wissen fünfzig Thaler genommen, und dieses einfache Factum genügt, um ihn in den Augen seiner Kameraden unwürdig zu machen, des Königs Rock fernerhin zu tragen. Er bekommt seinen Abschied und tritt als kleiner Beamter in irgend eine Privatverwaltung. Ob er dort verkümmert oder ob er später in der Armee des Königs von Italien als Versaglieroffizier wieder auflebt — wir wissen es nicht. Der Major selbst ist im Zweifel darüber. Er glaubt zwar mit aller Bestimmtheit, Pius in der schmucken Uniform der italienischen Scharfschützen in Verona wiedergesehen zu haben, aber der Betreffende hat auf seine Anrede nichts erwidert, und als er sich nach dem Namen desselben erkundigt, hat man ihm einen andern genannt. Aber gleichwohl glaubt der Major doch seiner Sache ziemlich sicher zu sein, und da dieser ihn am besten gekannt hat, werden wir ihm wohl trauen dürfen.

Das ist die Geschichte vom verlornen Kameraden. Weit bedeutungsvoller als die übrigens sehr hübsch erfundene Fabel ist jedoch die Ausführung. Hopfen besitzt eine außergewöhnliche Gabe in der Beobachtung und Schilderung von bezeichnenden Kleinigkeiten. Mit wenigen Strichen versteht er es, uns eine Figur, eine ganze Situation, eine Stimmung so richtig und wahr zu schildern, daß wir nicht mehr das geschriebene Wort vor uns zu haben glauben, daß wir mit leiblichen Augen das Geschilderte vor uns zu sehen vermeinen.

So erzählt er uns einmal, wie der Major in einer peinlichen Mission zum Hofrath, dem Vater von Pius sich begibt, und diesen beim Lesen findet. Nachdem der Major eingetreten ist und den Lesenden angeredet hat, „antwortete der Hofrath, den Zeigefinger zwischen die eben gelesenen Zeilen seines Buches legend und den Rücken des Einbandes mit der andern Hand streichelnd".

Ein andres kleines Bild: Pius und der Major stehen am Buffet. Der Major macht eine Aeußerung und erzählt dann weiter: „Ich weiß nicht, warum das gerade Pius zum Lachen reizte. Da er den Wein noch auf der Zunge hatte, konnte er den Mund nicht öffnen und prustete mit möglichem Anstand, um sich nicht die Uniform zu bespritzen."

Auf demselben Balle bleibt durch einen Zufall die Tochter eines höheren Offiziers beim Tanze sitzen. „Selbstverständlich, daß gleich ein halb Dutzend von uns die Säbel abschnallte und im Hui übers Parquet vor der Dame angeschlittert kam." Der Ball ist aus. Die Beiden, der Major und Pius, kehren heim. „Es war spät nach Mitternacht, da ich noch mit Pius Arm in Arm durch die stille Stadt schlenderte. Die Richtungslaternen an den Straßenecken, die allein noch brannten, warfen gelbliche Höfe in den Nebel; auf dem Pflaster klangen die nachschleppenden Säbelscheiden; unsre Bärte waren feucht und der Rauch, den wir aus unsern Cigarren bliesen, verlor sich im Nebel, der uns sanft umwallte, zu wunderlichen Arabesken. Mir ist, als wär' es gestern gewesen."

So gehen die Beiden, von allerhand schwatzend, lange durch die stille Stadt. Plötzlich bleibt Pius stehen und wünscht dem Major eine gute Nacht:

„Ich sah, erst jetzt aus den Gesprächen recht auftauchend, um mich. Es war stockfinster. Der Nebel näßte. Der Wind pfiff.

Der Wind pfiff vom Strome herauf. Der floß ja dort unten zur Rechten. Hatt' ich das wirklich bislang nicht gemerkt? Wir standen also auf dem Quai.

Ich sah der scheidenden Gestalt meines Freundes nach. Am Licht einer Laterne blinkte noch einmal die Säbelscheide, die unter dem langen Mantel hervorhing. Ein grauer Fleck im grauen All schwand er zurück. Ueber ihm griffen drei kahle Lindenbäume mit langen Zweigen in den Nebel hinein. Und hinter diesen Zweigen schimmerte durch die nassen Luftschleier ein viereckiger Schein, wie von einem nahen Giebelfenster.

In der nächsten Minute sah ich den Kameraden nicht mehr, der mich eben verlassen hatte. Aber ich hörte den Klang noch, den der nachschleifende Pallasch aus dem Pflaster schlug."

Es versteht sich, daß es bei den Beschreibungen des Aeußerlichen nicht bewendet. Hopfen ist ein nicht minder scharfer Beobachter und Schilderer der Seelenzustände. Ich will aus dieser ersten Geschichte nur noch die folgende Stelle anführen:

„Ein Menschenkenner belehrte mich einmal, daß ein Mannesherz nie empfänglicher für neue Leidenschaft, als wenn eine frühere noch nicht in diesem Herzen verraucht, und daß scheidende Liebe der sicherste Vermittler für kommende sei. Einmal kalt geworden und an die Kälte ge-

wöhnt, ist es nicht so leicht, sich wieder zu erwärmen: aber so lange seine Wände noch von scheidender Hitze glühen, fürchtet das arme Herz die Kälte, die ihm droht, und verschlingt den neuen Brand mit Begierde."

Für noch gelungener halte ich die letzte dieser Novellen: „Flinserls Glück und Ende", ein wahres Kabinetsstück in der Kunst der Erzählung, in der liebenswürdigen Erfindung der Fabel, in dem originellen Vortrage und in der Stimmung.

Es ist eine Hundegeschichte. Man muß Hundekenner und Hundefreund sein, um den vollen Reiz dieser köstlichen Erzählung zu würdigen.

Flinserl, ein kleiner, stachelhaariger Pinscher, ist der eigentliche Held. Es ist der Hund des Majors, der 1870 mit nach Frankreich zieht, bei Weißenburg verwundet und von feindlicher Hand niedergestreckt wird, von der Hand einer verblendeten patriotischen Französin, bei der der gleichfalls verwundete Major Quartier bekommen, in die er sich verliebt und die ihn wohl auch wieder geliebt hat. Aber der verwünschte Chauvinismus und die wahnsinnige Uebertragung desselben auf alle menschlichen Beziehungen zertritt gewaltsam die zarten Keime. Und am Abend vor dem Ausmarsch, als dem Major warm ums Herz wird, als er seine holdselige Wirthin in die Arme schließen und sich auf ewig mit ihr verbinden will, fährt dieser elende Chauvinismus zwischen die beiden Herzen und gemahnt die Französin phrasenhaft an ihre Pflicht als Patriotin. Sie stößt den Liebenden aus ihren Armen und schießt das arme Vieh todt. Flinserl stirbt wie so mancher brave Kamerad als ein Opfer der brutalen Verblendung.

Diese Geschichte wird von Hans Hopfen, wie gesagt, ganz meisterhaft erzählt. Mit welcher Kunst wird z. B. eine Unart des prächtigen Köters geschildert:

„Flinserl hatte die Gewohnheit, wo irgend etwas an der Erde sich klirrend oder raschelnd hinbewegte, mit allerhand Wauwau und putzigen Sprüngen dahinter her zu sein und sein Mißfallen an solch überflüssigem Geräusch geräuschvoll kund zu thun. Das gab ihm auf die Nerven, wie der Franzose sagt. Ich konnte seinen Geschmack nicht mißbilligen, aber ich durfte die Aeußerungen desselben nicht dulden.

Wahrscheinlich hatten in seiner frühen Jugend die Rangen des Schmalzhändlers ihn auf ähnliche Weise über Gebühr geneckt . . . mit Tüchern, die sie wedelnd auf dem Estrich, um den Hund zu reizen, hin- und herbewegten, mit dem Schlüsselbund, an einen Bindfaden gehängt, mit dem Schwanz eines Papierdrachen, wer kann's wissen. Kurzum, Flinserl war ordentlich drauf eingeschossen, wie etwas an der Erde raschelte, wuptig! dahinter her zu sein und, so artig und bescheiden er sich sonst zu benehmen pflegte, nicht nur zu bellen, sondern, wenn thunlich, auch zu beißen.

Nun denke man sich den langen Kasernengang und den grobschnäuzigen Oberstinhaber, der den Pallasch lang hängen läßt und klipp klapp mit der Metallscheide auf jeder Quaderfuge des Pflasters aufschlägt und über jede Fließe wie mit einem Stift über eine Schiefertafel fegt, und Flinserl dahinter her wie ein Wahnsinniger, sich überkeifend, überpurzelnd und die einfältigen Versuche, die klappernde Metallscheide mit seinen Zähnen anzufassen, mit unangenehmen Empfindungen bezahlend, denen er gleichfalls lauten Ausdruck gibt."

Ich will aus dieser Erzählung noch eine größere Stelle, die Schilderung des Schlachtfeldes und die Wirkung, die dies auf Flinserls Gemüth übt, hier wiedergeben.

„Da auf einmal schreit einer: «Jesus, Maria und Joseph!» wirft's Gewehr weg, haut mit ausgebreiteten Armen lang hin, greift mit den zehn Fingern in Gras und Sand. Stöhnt, schreit auf, krümmt sich — und da liegt er: der erste Todte! . . .

Aber Flinserl versteht das nicht . . . Er bleibt entrüstet vor dem Gefallenen stehn, hüpft ungeduldig auf seinen Beinchen und ruft: «bau-bau!» als wollt er sagen: «schämst dich nicht und wirst gleich aufstehen? Die andern sind schon weit voraus!» Da aber sein bau-bau! nicht fruchtet, läßt er den Stummen liegen und läuft, was er laufen kann, und wieder hör' ich ihn hinter mir . . .

Und wo rechts und links einer von den Landsleuten liegen bleibt, springt des Hauptmanns Hund hinzu und keift sein bau-bau und hebt, ob der Fruchtlosigkeit seiner Vorwürfe verwundert, die Vorderpfote hoch.

Bald meint er wohl, das sei ein Spiel, er bellt und hüpft bald rechts, bald links und dann sträuben sich ihm die Haare.

Er kann nicht mehr zu jedem Fallenden hinspringen. Es fallen zu Viele.

Und was weiß ich nunmehr viel vom Hunde, was viel von Menschen! Jetzt sind wir dick drin! Nun Himmelsakerment vorwärts! Nun ist's schon alles eins, wer und wie viele draufgehn. Nun ist die Bestie los, die im Menschen steckt. Nun zum Teufel Schonung, Menschlichkeit und Milde! Hau um dich und triff, so gut du kannst, so viel du kannst. Es wird einem roth vor den Augen. Schweiß und Galle! Noch kein Ende! Und so handwerkt man in Gräßlichkeit weiter, man weiß nicht mehr wie lang, bis endlich die Kraft und Gelegenheit ausgeht und die Raserei wie ein Rausch, wie ein Fieber, wie ein Sud ausdampft.

Dort drüben blasen sie! Und dort! Und jetzt wird's still, todtesstill und eine bange Minute später wälzt sich ein erderschütternd Hurrahgeschrei die Linien und den Berg entlang, daß die Lungen zu bersten scheinen und die Bäume zittern.

Das ist der Sieg! Man hört's am Ton, man sieht's an den Gesichtern, man ahnt's. Aber man weiß nicht recht, was los ist, nicht, wo man steht, nicht, was man gethan hat.

Schaudervolles Tagewerk! Es ist der Sieg. Aber wo sind die armen Bursche, die mit dir den Berg erstiegen haben? Ist das meine Compagnie?! Die ganze?! Herr Gott, wie haben sie mir die zugerichtet! Und am ersten Tag! Arme Mütter daheim!

Freilich der Sieg! Der große Gedanke wiegt alles auf.

Höher hebt sich die Brust. Man athmet breit auf. Also das ist die weltgeschichtliche Luft. Genieße den Augenblick mit Bewußtsein!"

Mit diesen Auszügen mag es für dies Mal sein Bewenden haben. Ich kann nur wiederholen, daß „Die Geschichten des Majors" meines Erachtens zu den gelungensten und liebenswürdigsten Gaben des ausgezeichneten Erzählers gehören.

Hans Hopfen hat das Buch dem Andenken an seine ihm vor anderthalb Jahren durch den Tod grausam entrissene Frau, die liebe- und verständnißvollste Förderin seines geistigen Schaffens, „seinen klugen, tapferen Lebenskameraden", gewidmet. Unsre Leser kennen diese schöne Widmung. Ein Jeder, der sich die Geschichten vom Major erzählen läßt, wird von einem wehmuthsvollen Gefühle befallen werden bei dem Gedanken, daß diejenige, für die sie vor allem bestimmt waren, sie nicht mehr hat vernehmen sollen.

Paul Lindau.

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

IV.

Wir haben noch einem Rest französischer Bilder gerecht zu werden, der Mehrzahl nach Landschaften oder doch solche Figurenbilder, deren Unterscheidendes darin besteht, daß sie ihre Menschen, ihr Vieh u. s. w., abgesehen von allen anderweitigen Zwecken, die sie mit ihrer Darstellung verfolgen, zuerst und durchaus den Gesetzen der Landschaft unterwerfen; bei welchen also die Wahrhaftigkeit des Naturmoments, der Existenz in Licht und Luft sich ganz ebenso unerbittlich auf die lebenden Wesen, wie auf jedes andere Stück der Erscheinungswelt erstreckt.

Als erstes, sozusagen leitendes Bild könnte auch hier wieder Jules Bretons großartige Aehrenleserin genannt werden. Indessen habe ich bisher versäumt J. Didiers pflügende Ochsen zu erwähnen, ein älteres Bild, welches aber mit seiner Kraft, Frische und Wahrhaftigkeit des Gesammttones durchaus würdig an die Spitze dieses Genres treten darf, in welchem die Franzosen so Vorzügliches leisten. Unter den Jüngeren nimmt Hugo Salmson auf der Münchener Ausstellung eine hervorragende Stellung ein. Seine Arbeiter im Rübenfeld, die zu einer ganzen Reihe ähnlicher Compositionen Anlaß gegeben haben, prätendiren trotz ihrer Größe durchaus noch nichts Persönliches. Sie verlangen nicht mehr, als in die sonnige Erscheinung der einfachen Natur um sie her aufzugehen, als ein Theil von ihr im Bilde zu functioniren, der lediglich in malerischer Beziehung,

als Träger von Ton und Farbe, als Ueberschneidung, als geschickt vertheilte Masse, werthvoll erscheint. Schwieriger hat sich Herr Salmson die Aufgabe bereits in seiner „Arrestation in einem Dorf" gestellt, die nebenbei gesagt, umgekehrt wie das ebengenannte Bild, ihrerseits an einen älteren Munkacsy erinnert. Diesmal nimmt der ebenso dramatisch bewegte wie naturwahr componirte Vorgang mit vollem Recht das Lob für seinen Erfinder in Anspruch, daß hier neben und innerhalb der malerisch-landschaftlichen noch eine psychologische Aufgabe mit überzeugender Einfachheit gelöst sei. Ein ausgezeichnetes Existenzbild — anspruchslose Menschen in anspruchsloser Natur — hat Roger Jourdain in seinem mit Gemüse beladenen stromabwärts treibenden Flußkahn („Le chaland") gesendet. Ueberwiegend und vorzüglich stark ist die landschaftliche Wahrheit in zwei Bildern, welche Fischerscenen zur Zeit der Ebbe darstellen, in Hagborgs „Grande marée" und in einer „Heimkehr" von Ulysse Butin, auf welchen beiden ebenfalls einfaches Volk seine harmlos behagliche, nirgends vordringliche Rolle spielt, während bei A. Feyen-Perrin die reichlich ausgesuchten und zierlichen Austernfischerinnen sich mit nicht ganz gerechtfertigten Mitteln ins Interesse des Beschauers drängen und doch mit viel weniger Sicherheit gemalt sind als die seine Stimmung der Landschaft, die sie erdrücken möchten.

Von dieser Gruppe bis zu der mehr oder minder staffirten Landschaft ist ein kaum meßbarer Schritt. Wir betreten mit ihm weniger einen höheren als einen älteren Krater, durch welchen sich das malerische Talent der Franzosen noch heute am überzeugendsten und reichlichsten Luft macht.

Wie unähnlich die neuesten Vertreter der französischen Landschaft in München auch bereits den großen Neuschöpfern derselben sehen mögen, deren letzter directer Sproß Daubigny war, — das erlösende Werk dieser belebt doch noch heute ihre Malerei. Man sieht und erstrebt Natur in französischen Ateliers; die meisten ihrer Landschaften werden sogar möglichst im Freien fertig gemacht. Alfred de Mussets Wort scheint überall bei ihnen lebendig: „L'art est constamment au-dessous de la nature, surtout lorsqu'il cherche à l'embellir." Und sieht man die Natur gerade jetzt vielleicht nicht besonders geistvoll oder groß, so sieht man sie doch gläubig und breit, was für eine Malerei, die sich die Redensarten von Epigonenthum ꝛc. nicht gefallen lassen will, immer noch recht viel ist. Von der großartigen Simplicität des Natureindrucks wie sie noch Daubigny in seinen drei ausgestellten Landschaften mit Viehstaffage, besonders in den beiden Mondscheinbildern besitzt, haben vielleicht die neuesten französischen Landschaften wenig; aber sie sind noch immer von einer phrasen- und schwindellosen Wahrhaftigkeit und Solidität, die von Jedem, der die Nachtreter und Flunkerer fürchtet, mit mehr als bloßer Achtung zu begrüßen ist. Das rapide Ergreifen und Skizziren des Gesammteindrucks sowohl in den Massen wie in der Farbe, diese geniale, den empfänglichen Beschauer unfehlbar packende Grundlage früherer Bilder (Rousseau, Isabey ꝛc.), ist bei den Nachgeborenen nicht mehr Jedermanns Sache. Aber um so fleißiger und schärfer wissen die Heutigen den Charakter der gewählten Gegend, Jahres- und Tageszeit zum Ausdruck zu bringen; alles Detail suchen auch sie nur wie selbstverständlich, gleichsam implicite, nebenher erscheinen zu lassen und nur in solchem Maße, daß nicht der Beschauer durch Einzelheiten um die erwünschte selbstthätige Mitempfindung gebracht werde; auch sie übersehen niemals, daß die Natur in erster Linie Harmonie ist, überall stimmt, vermittelt und coloristisch sein ist.

Als das überzeugendste aller Orientbilder habe ich hier zunächst G. Guillaumets „Laghonat, Stadt in der Sahara" zu nennen, eine ebenso reich, belebt und charakteristisch wie ungezwungen staffirte Darstellung der heißen flimmernden Luft und des farbigen Lichtes der unendlichen Sandwüste. Von erstaunlicher Charakteristik ist bei der anspruchslosesten Einfachheit des Motivs Adrien Demones „Août dans le Nord". Diese Erntescene aus dem Departement Nord dürfte zugleich das für die vorzügliche Energie und Solidität der neuesten französischen Landschaft bezeichnendste Bild sein, wenn nicht ein herrlicher Frühling und ein eminent gemalter Meeresstrand von Désaux mit ihm um die Palme stritten. Von bekannter Schönheit und Originalität sind zwei Bilder Emile Bretons, denen G. Pelouses Winterabend anzuschließen ist; mit geschicktem Markiren der wesentlichsten Farbentöne haben E. Damoye in seinem „Moulin de Merlemont" und L. Chabry in seinen „Marais des Landes de Gascogne" hochanständige Bilder erzielt. Reicher im Motiv, aber ebenfalls von großer natürlicher Einfachheit, sind Henri Harpignies' waldiges Binnenseeufer und Alexandre Ségés weite Haide am Waldrand. Schließlich sind noch ein bäurischer Gemüsegarten („L'été") von E. Hareux und mehrere kleinere Landschaften von Lansyer hier zu erwähnen. Sollte ich — was ich augenblicklich außer Stande bin zu constatiren — Ziem unter den älteren Meistern vergessen haben, so sei hier nachgeholt, daß sein großes Venedig zu den malerisch reizvollsten Farbensymphonien gehört, die dieser hochgeschickte Künstler gemalt hat. Wenn ich H. Hanoteaus Heuernte erst jetzt erwähne, so geschieht dies nur, weil sie sich nach ihrer künstlerischen Eigenart in die eben charakterisirte Gruppe nicht hätte einfügen lassen. Die Anerkennung indessen, welche wir dieser von Herzen zollen, verhindert uns keinen Augenblick, auch einem anders gearteten Bilde gerecht zu werden. Steckt in den scheinbaren Wischereien Corots ein unsägliches Studium, ein mühevolles Streben nach Lebendigkeit und Naturwahrheit der tausend Halbtöne innerhalb der componirenden Vertheilung von Hell und Dunkel, so hat Hanoteau seinerseits da, wo es längst kein Beschauer mehr sieht, allerdings auch nicht braucht, immer noch seine Freude an tausend formellen Details und Ausführlichkeiten, ohne mit ihnen die Gesammtwirkung seines Bildes zu erdrücken. Während Corot auf seinem Wege der Natur viel näher kam (die man nun einmal nicht nachmachen, sondern deren momentanen Eindruck man nur mit den beschränkten Mitteln der Palette annähernd beim Beschauer wachrufen kann), während dessen ist Hanoteau auf seinem Wege wenigstens ein geistreicher Künstler geworden, der das was er sein will ganz ist und der so liebevoll in seine Natur, wie er sie zu verstehen glaubt, eindringt, daß man sehr engherzig sein müßte, wenn man ihn nicht neben jenen Allen noch sehen und genießen könnte.

Dicht an jene Hauptgruppe von Landschaftern haben wir noch einige Stillleben anzuschließen, unter denen sich das Beste befindet, was der Pinsel auf diesem eminent malerischen Gebiet in neuerer Zeit geleistet hat. Vollons Fische werden das Erstaunen aller Maler und Liebhaber bleiben, und Leclaires Astern dürften die vielgerühmten peinlich genauen Blumenstücke vergangener Tage in allen malerischen Qualitäten übertreffen. Reizvoller und charakteristischer kann ein coloristisches Kunststück nicht wohl sein, wie dieses prächtige Bild. Auch George Jeannins „Wagen voll Blumen" und Delanoys Bücher, Waffen und Stoffe („Chez Don Quichotte") verdienen alle Bewunderung.

Von Aquarellen und den meisterhaften Imitationen solcher seien hier zunächst die zwei reizenden Kleinigkeiten des Römers Lucio Rossi in Paris erwähnt, die wahre kleine Wunder von feiner, vornehmer Färbung, Geschick und Grazie sind und deren eines Interieur merkwürdig an ein Interieur Lossows in einem der deutschen Säle erinnert. Wahrscheinlich ist das Motiv bei Beiden auf irgend eine ältere gemeinsame Quelle zurückzuführen. Ferner mehreres von Jacquemart, Dupré, J. F. Millet und Barye.

Wenn ich schließlich noch, als an seiner Stelle übersehen, Ch. Herrmann-Leon mit einer Meute ganz eminent lebendiger Hetzhunde, Tony Robert-Fleury mit einem farbigen und geschickt staffirten, sehr reizvollen Kircheninterieur, Henry Mosler mit einem sehr fleißig und talentvoll durchgearbeiteten Genrebild („Le retour"), A. Perret mit seinem „Heiligen Oel auf Reisen", dessen verfrorene Begleiter mit vielem Humor dargestellt sind, und E. v. Liphart mit seinem humoristisch-graziösen „Olympischen Derby" nachgeholt habe, so glaube ich unseren interessanten französischen Gästen nach Maßgabe des vorhandenen Raumes mehr als gerecht geworden zu sein.

Zur Entschuldigung für die häufig ungenügende Bezeichnung der soeben besprochenen Bilder füge ich hinzu daß, als es mir vergönnt war die Ausstellung zu sehen, noch kein Katalog der französischen Abtheilung erschienen war. Auch Munkasys Bilder waren für mich leider noch nicht vorhanden, und da mir Niemand voraussagen kann, daß und wie sie bis zum Erscheinen dieser Besprechung ausgestellt sein werden, so habe ich über sie an dieser Stelle nichts zu sagen, obgleich es leicht wäre, ihren durchschlagenden Erfolg auch für München zu prophezeien.

Nächst den Franzosen sind es unter den Fremden wohl die Niederländer, denen die Ausstellung ihren besten Schmuck zu danken hat. Beide Königreiche stehen mit Paris in regem Austausch und auf ganz ähnlicher Kunsthöhe wie jene, ohne sich deshalb untereinander gleich zu sehen. Während das Gros der modernen Belgier — hauptsächlich die Figurenmaler — in dem Bedürfniß um jeden Preis aufzufallen und selbst die unverständige Menge in ihren Kreis zu bannen, leicht so capriciös, tendenziös oder selbst geschmacklos werden, daß ein minder naives Volk ohne ihre allesdurchdringende malerische Ueberlieferung und Begabung damit längst bei der leersten unkünstlerischesten Effectspeculation angelangt sein würde, während dessen fällt bei den Holländern auf, wie unbekümmert um Ausstellungseffect und Publicum sie durch und durch Maler zu sein froh sind. Von dem Bedürfniß Aufmerksamkeit zu erregen ist bei ihnen weder in der Wahl des Stoffes noch in der technischen und coloristischen Behandlung desselben eine Spur. Gleichsam um diesen ihren unterscheidenden Charakter über alle Zweifel deutlich zu machen, halten sich die Holländer — d. h. in München — fast von jeglicher Darstellung des Menschen und den damit verbundenen psychologischen Aufgaben fern, lassen sich nahezu ausschließlich an dem Stillleben ihrer landschaftlichen Natur genügen und wenden alle überschüssige Kraft dem dazu gehörigen Vieh zu, dessen Leben gerade in Holland mehr ein aufregungsloses einförmiges Wohlleben ist, und dessen behaglicher Verlauf dramatische Conflicte — wie sie beispielsweise der Münchener Zügel unter dem Hochgebirgsvieh darstellt — nirgends befürchten läßt.

Holland ist, wenn auch der Zahl der Namen und Bilder nach gering, so doch fast vortheilhafter vertreten als Belgien. Darstellungen des Meerlebens von solcher Wahrhaftigkeit und Stärke des Natureindrucks, wie ihn Mesdags Marinen vermitteln, hat weitaus keine andere Nation aufzuweisen. Bei ihnen sieht man das Meer vom Meer aus und nicht vom Ufer her, ist man wie bei wenigen wirklich auf dem Wasser, mit Schiff, Luft und Welle allein. Ihnen gegenüber hat man das überraschende Gefühl, als ob einem plötzlich und zum ersten Mal das wirklich deutlich würde, was man von seiner Jolle aus tausendmal gesehen und empfunden hat. Und ich habe mich überzeugt, daß dieser frische Eindruck, den Mesdags einfache Bilder immer wieder machen, lediglich aus der ungesuchten nackten Ehrlichkeit seiner Naturempfindung hervorgeht, die er dem Beschauer völlig unappretirt zu vermitteln weiß. Wenn er außerdem in seiner simpelen Wahrhaftigkeit Jemandem, der an der See geboren und groß geworden ist, noch originell vorkommt, so muß man in den Marinen anderer Leute gerade durch Natur, die thut, als ob sie bei sich zu Hause wäre, wohl nicht übermäßig verwöhnt sein. Anspruchslose, aber durch und durch künstlerische Landschaften, von größester Feinheit und Lebendigkeit des Tones haben J. und W. Maris ausgestellt, von denen der Letztere die seinigen mit einem Vieh staffirt, wie ich es noch nicht feiner beobachtet und künstlerischer behandelt gesehen habe. Wie Viele malen, besonders bei uns, ihr Vieh bis aufs Haar herunter, vor dem Stück, nach Photographien 2c. 2c. Aber mit aller Quälerei steht es nachher da und ist doch keine Kuh, die leben könnte oder gar lebt. Allen solchen sei dies Avis gewidmet. Bei Maris können sie sich nicht wie bei Troyon ausreden, daß sein Vieh mehr malerischen Zwecken diene, als wirkliche Ansprüche auf anatomische und andere Richtigkeit mache. G. Henckes hat in seinen kleinen kalt grauen, fast etwas trocken ausschauenden, aber vielleicht gerade darum so überzeugenden Bildchen, wie die „Strickschule", „In der Trekschuit" 2c., so viel stille, fein humoristische Charakteristik zusammengetragen, daß er auf der ganzen Ausstellung wenig Concurrenten und nur Einen findet, der's ihm, genau in derselben Art und Specialität, zuvorthut, nämlich den Weimaraner Pilz. Grau, fein und eigenthümlich holländisch ist Rochussens Käsemarkt, kräftig und frisch J. v. d. Sande-Backhuysens Stadt. Zu nennen wären außerdem noch W. Gruyter jun., Artz, Bilders, Sadée und Adriana van Haanen. Den Beschluß macht dann auf einzig glänzende Weise Bisschop im Aquarellsaal. Vor diesen großen Blättern mit ihrer lichten Klarheit, mit ihrer noch aus den größten Tiefen hervorstrahlenden Leuchtkraft, mit ihrer Frische, Festigkeit und Bestimmtheit der Töne, begreift man kaum, warum noch Jemand mit den unüberwindlich settigen materiellen Oelfarben sich abquält, wenn solche Dinge auf andere Weise zu erreichen sind.

Unter den Belgiern steht Wauters mit drei Porträts voran (deren eines, das eminente Bild des jungen Herrn Somzée, wir bereits an dieser Stelle besprochen haben), die ihn als einen der ersten Porträtmaler der Ausstellung ausweisen. Besonders sein Kopf einer vergnügten ältlichen Dame dürfte an Lebendigkeit nirgends übertroffen sein. Verhas hat, bei allem Haschen nach Originalität und dem unnöthigsten Aufbauen kaum überwindlich scheinender Schwierigkeiten, in seinem „Asternbouquet" doch viel mehr als ein coloristisches Kunststück geleistet und ebenso in seinen „Liebhabern" einen reichlichen Beleg dafür gegeben, daß er mehr als raffinirtes malerisches Geschick besitzt. Hermans zeigt die ganze Vollkraft seiner unfehlbaren Kenntniß der Erscheinungswelt an den lebensgroßen Figuren seiner bekannten „Morgendämmerung", deren malerische Qualitäten zwar nicht aufgehoben werden können, deren Eindruck aber, für mich wenigstens, durch das tendenziöse Hereinschieben der Arbeitercouliſſe links, nicht erquicklicher wird. Ich finde, daß dieser herbeigezerrte Gegensatz die in allem Uebrigen vorhandene große Wahrhaftigkeit des Moments durchaus beeinträchtigt und obendrein noch viel zu ausdruckslos gerathen ist, um überhaupt nach der, weiter nicht künstlerischen, Absicht des Malers zu wirken. Von Slingeneyers halb ertrunkenem und halb bekleidetem Camoens weiß ich bei allem Interesse für die hier dargestellte Rettung der Lusiaden nichts besonders Vortheilhaftes zu sagen. Stallaerts Keller des Diomedes gehörte überall eher hin als in diese Ausstellung, z. B. unter die Wandgemälde des Münchener Nationalmuseums, falls nur die Verschüttung Pompejis irgendwie als eine Episode aus der bajuwarischen Geschichte aufgefaßt werden könnte. Struys und Linnigs haben unter Deutschland (Weimar) ausgestellt und werden dort die verdiente Würdigung finden. Von den in München vertretenen belgischen Landschaftern scheint mir diesmal Gabriel mit seinen einfachen stimmungssicheren Bildern voll niederländischer Luft die Palme zu verdienen. Schampheleer z. B. sieht doch gemalt und unzureichend neben ihm aus. Lamorinière ist zweifellos ein verdienstvoller Künstler, der weiß was er will und dessen Bilder gerade von Malern geschätzt werden. Aber vor seinen Münchener Landschaften aus der Umgebung von Antwerpen muß ich denn doch sagen, daß der Wald doch eigentlich nicht den Eindruck macht als ob man zuerst und ganz nothwendig die Zahl der vorhandenen Stämme constatiren müßte: einer, noch einer, wieder einer 2c. Diese stark contourirte Malerei, fleckchenweise aufgesetzt, erinnert außerdem wohl an die Alten, wie Everdingen z. B., aber auch stark an Emailmalerei. Die Streitfrage über das Kind von Brügge, Fritz van de Kerkhove, wieder hervorzuholen, geben die bald sehr hübschen, bald recht naiven Kleinigkeiten des zu früh Verstorbenen doch keinen rechten Anlaß. Wenn ich von den Landschaftern noch de Haas, van Luppen, Coosemans, Asselbergs und etwa Unterberger erwähne, die in ihrer Art vorzüglichen Pferde von de Pratere anerkenne und außer ihm noch Henriette Ronner als verdienstliche Thiermalerin genannt habe, glaube ich auch der belgischen Ausstellung an dieser Stelle Genüge gethan zu haben.

Gustav Floerke.

William Lloyd Garrison.

Am 2. October 1835 erlebte die höchst stattliche, sittsame und würdevolle Stadt Boston den nachstehend erzählten öffentlichen Auftritt, welcher Alles in der Welt, nur nicht stattlich, sittsam und würdevoll war.

Ein aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft rekrutirter Pöbelhaufe brach am hellen Tage in ein Versammlungshaus an der Washington Street ein, wo eben eine Anzahl Männer und Frauen in ernstem Planen bei einander waren, bedrohte die ersteren, verhöhnte die letzteren und verlangte die Auslieferung ihres Präsidenten, von dem man mit Bestimmtheit wußte, daß er sich gleichfalls im Hause befinde. Ehe dieselbe noch förmlich verweigert werden konnte — denn es waren unerschrockene Männer und Frauen, welche da versammelt waren — hatten einige besonders feine Nasen den Gesuchten bereits aufgespürt, als er eben durch eine Hinterthür enteilen und seinen Mitbürgern eine That ersparen wollte, die aus seiner Geschichte auszulöschen das heutige Boston irgend einen Preis zu zahlen bereit sein würde. Der Gefundene wurde ergriffen, ins Freie geschleppt, wobei ihm die Kleider vom Leibe und der Hut vom Kopfe gerissen wurde, der, wenn auch schon mehr als hochstirnig, doch noch immer der eines jugendlichen Mannes war, und endlich legte man ihm einen Strick um den Hals, mit dessen Hülfe er, halb wie ein erjagtes Wild, halb wie eine erbeutete Trophäe, durch die Straßen gezerrt und geschleift wurde. Erst an der Ecke von State Street und Wilsons Lane gelang es dem Mayor der Stadt, mit einem Aufgebot von Sicherheitsmannschaft dem bestialischen Triumphzug entgegenzutreten und ihm sein Opfer zu entreißen, um dasselbe, damit es nur ja recht gut aufgehoben sei, statt des Mobs, der dahin gehört hätte, in das nächste Gemeindegefängniß in Sicherheit zu bringen. Nachdem dies geschehen, durfte sich der Pöbelhaufe unbelästigt und unbestraft vertheilen. Der gerettete Mann aber schrieb in der darauffolgenden Nacht die nachstehenden Worte an die Wand der Zelle, in die man ihn geborgen hatte: „William Lloyd Garrison wurde Montag Nachmittag, den 2. October 1835, in diese Zelle gethan, um ihn vor der Gewalt eines achtungswerthen und einflußreichen Mobs zu retten, welcher ihn dafür zu vernichten versuchte, daß er die verabscheuenswerthe und gefährliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen und von der Ungerechtigkeit aller Unterdrückung gepredigt hatte."

William Lloyd Garrison! Der Mann, welcher so hieß, hat seitdem seinen Namen von jener Gefängnißwand auf ein großes, stolzes und unvergängliches Blatt der Geschichte seines Landes, der Geschichte der ganzen Menschheit übertragen. Ehe ein Vierteljahrhundert vergangen, sollte die nämliche Sache, für welche er damals vom Pöbel Bostons einem tollen Thiere gleich an der Kehle gepackt wurde, ganz Boston, ganz Neu-England, den ganzen Norden der Union in eine einzige Flamme versetzt haben, — sollte, was damals im kleinen Kreise, hinter geschlossenen Thüren ausgesprochen, ein Angriff auf den Bestand der Dinge selbst war, in zahllosen nördlichen Herzen brennen, von zahllosen nördlichen Lippen schallen, um bald auch aus zahllosen nördlichen Schwertern zu blitzen. Und als dann noch weitere fünf Jahre verflossen waren und kein Mensch unter dem Sternenbanner mehr das hörige Ding eines andern Menschen war, da konnte er selbst sein Tagewerk als vollendet bezeichnen — ein Tagewerk, das er einst mit einem halben Dutzend Gleichgesinnter, Gleichtollkühner begonnen, und welches ihm dann ungezählte Tausende abnahmen, um es zum unverfälschten, zum absolutesten Ende zu führen. Seitdem hat er auf seinen Lorbeern geruht — nicht geschlafen, nicht antheillos und stumpf den neuen Wandlungen und Bewegungen der Dinge gegenüber. Aber doch nur wie ein Beobachter, wie ein Weiser, welcher die Kraft und den Beruf eines einzelnen Menschen richtig abzuschätzen weiß, und der einen großen Kampf, einen großen Sieg für hinreichend halten darf, den alleinigen Inhalt eines ganzen Lebens zu bilden. Wie ein Weiser ist er jetzt auch, am 24. Mai, gestorben, trotz schwerer Leiden heiter, zufrieden und glücklich Es war das richtige Patriarchensterben. Selbst daß ihn sein letztes Krankenlager in fremder Stadt ereilte, in New-York, wohin er zum Besuch seiner Tochter gekommen war, sollte er nicht empfinden. Seine ganze Familie war um sein Sterbebett vereinigt, und er schlief unter dem Gesange ihrer frommen Hymnen so leise hinüber, daß der Tod nur an dem Verschwinden des Lächelns kenntlich wurde, welches bis dahin auf seinen Lippen gewesen war.

Man würde dem Volk der Vereinigten Staaten ein schweres Unrecht anthun, wollte man William Lloyd Garrison einfach als den Ersten bezeichnen, welcher sich gegen das Ungeheuer der Sklaverei auflehnte. Das gegen die Sklaverei gerichtete Gefühl des Nordens mußte naturgemäß so alt sein, wie die Union selbst, welche die Sklaverei als die berechtigte Eigenthümlichkeit ihrer südlichen Glieder aus den Colonialverhältnissen in die neue selbstständige Freistaaterei herüber genommen hatte. Aber es währte viele Jahre, bis dieses Gefühl nur zum Bewußtsein seiner selbst, zur ersten schüchternen Aussprache kam. Erst die politischen Kämpfe um die Schaffung neuer Sklavenstaaten, vor allen Dingen die 1822 erfolgte Aufnahme Missouris in die Union als Sklavenstaat, schufen das, was man als eine Antisklaverei-Bewegung bezeichnen konnte. Und selbst sie hielt sich, das Feld der hohen Politik, welche im Congreß zum Austrag kam, ausgenommen, vornehmlich auf religiöser Basis und träumte noch nicht im Entferntesten davon, die Hand direct gegen das, von der Macht des ganzen Südens vertheidigte und von der Bundesverfassung selbst geduldete Monstrum zu erheben. Zwar war dem Sklavenimport aus Afrika ein Ende bereitet worden, aber um so frischer blühte der Handel mit dem farbigen Menschenfleisch in und zwischen den einzelnen Sklavenstaaten selber. Und sogar die freien Farbigen des Nordens und Ostens galten (selbst solchen Staatsmännern wie Henry Clay) für den beklagenswerthesten Krebsschaden, mit dem je eine Bevölkerung geschlagen gewesen. Aus diesen Anschauungen und Verhältnissen gingen die verschiedensten Colonisationsprojecte (Pläne, die Farbigen nach Afrika zurückzucolonisiren) hervor, mit denen sich die ersten Antisklaverei-Vereine auf amerikanischem Boden beschäftigten, und in denen sich die Agitation zu Gunsten der Farbigen gewissermaßen die erste Luft machte. Es waren ihrer nur wenige, und die Masse erblickte, wenn sie überhaupt Kenntniß von ihnen nahm, in ihren Stimmführern kaum etwas Anderes, als Schwärmer und Narren. Aber sie existirten und dürfen um so weniger vergessen werden, je kolossaler seitdem die Ernte emporgeschossen, zu welcher in ihnen die ersten schüchternen Keime gelegt wurden.

So weit und nicht weiter fanden Garrison und sein unmittelbarer Vorläufer und Vorkämpfer Benjamin Lundy von New-Jersey den Weg für die Vabanque-Agitation geebnet, mit welcher sie plötzlich in der Arena des großen Humanitätskampfes erschienen. Es war herzlich wenig. Und die Verfolgungen, welche Beide ausstehen sollten, beweisen am besten, wie unvorbereitet man selbst dort, wo sie doch am ehesten hätten verstanden werden sollen, auf Alles war, was dem Gedanken, die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen, dem Gedanken einer directen Abschaffung und Ausrottung der Sklaverei, auch nur von ferne nahe kam. Und damit stehen wir der großen That William Lloyd Garrisons gegenüber: daß er, einmal von der Erkenntniß erfaßt und gepackt, daß es keine Palliativmittel gegen die Sklaverei gebe, auch sofort den Schlachtruf nach ihrer vollständigen Aufhebung und Ausrottung ausstieß! Ja, eine große That, und kühner noch als groß — so einfach und naheliegend sie heute erscheinen mag. Und eine That, nur dem möglich, der völlig von der Idee, welche zu ihr trieb, besessen war — blind besessen, wie das Berberroß vom Instinct, der es mitten durch die Sandwirbel der Wüste dem Quell entgegentreibt, wie das Eisen in unbezwinglicher Elementarleidenschaft dem Magnet zufliegt, wie der Glaubenskämpfer, den die schlimmsten Verfolgungen nur noch glaubensfreudiger, glaubenstoller machen. Man nennt, oder schilt wohl gar, solche Leute Fanatiker. Und sie sind es — sind Fana-

tiker, Zeloten, Monomanen und der Himmel weiß, was sonst noch Alles. Aber wenn es etwas wirklich Großes ist, in dessen ausschließlichem Bann sie ihren Leib und ihre Seele einsetzen, dann werden sie Helden und Erlöser. Und ein solcher Held, ein solcher Erlöser ist William Lloyd Garrison gewesen, und wenn die Geschichte der Abolition in den Vereinigten Staaten geschrieben wird, geht es ohne einen besonderen, ihm allein gehörenden Einleitungsabschnitt ebenso wenig ab, wie es bei einer Darstellung der Aufhebung der Sklaverei in den englischen Colonien ohne ein Ave Wilberforce abgeht.

Das Leben Garrisons ist in seinem ersten Abschnitt genau dasselbe, wie jenes einer ganzen Menge anderer Amerikaner, welche aus den Hütten der Armuth und Unwissenheit zum Stolz ihrer Landsleute emporwuchsen. Er war self made durch und durch. Sein Vater, ein im westindischen Verkehr engagirter Seemann, hatte, ehe der 1805 geborene Knabe noch irgend welche Erziehung, die über die ersten Elemente hinausging, empfangen, die Familie in der kleinen Massachusetts-Küstenstadt Newburyport in äußerster Dürftigkeit sich selbst überlassen. Und so wurde der spätere Abolitionsapostel mit neun Jahren zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben — ein Beruf, dessen Zähigkeit ihm allerdings zusagen mußte, für den er sich aber bald körperlich als zu schwach und zart erwies. Dieselbe Erfahrung mußte er vier Jahre später machen, als er vom Leder zum Holz überging und in die Werkstatt eines Schreiners eintrat. Erst als es ihm gelang, sich an den einzigen Zeitungsherausgeber seines Heimatsortes, Ephraim W. Allen vom „Newburyport Herald", festzuklammern und diesen zu bewegen, ihn als Setzerlehrling anzunehmen, kam er in etwas, wie sein richtiges Fahrwasser. Bald auch in das ganz richtige. Denn ehe ein halbes Jahr verflossen war, begnügte er sich nicht mehr mit der Handhabung der todten Bleilettern, sondern griff zur lebendigen Feder und schrieb allerlei Artikel, die er anonym seinem Brodherrn zugehen ließ, und die von demselben trefflich befunden und publicirt wurden. Der jugendliche Verfasser, der jede freie Minute mit belehrender Lecture ausfüllte, und wohl eine Ahnung haben mochte, daß das aus so räthselhafter Ferne kommende Gute leicht nicht mehr so gut erscheinen möchte, wenn sein naher Ursprung zu schnell enthüllt würde, wahrte sein Geheimniß durch Wochen und Monate. Als ihm jedoch eines Tages das Lob des guten Meisters Ephraim zu stark wurde, konnte er der Versuchung, sein Incognito fallen zu lassen, nicht widerstehen, um von dem Moment an eine journalistische Größe Newburyports zu sein. 1826 erreichten seine Lehrjahre ihr Ende und er vertauschte den „Newburyport Herald" mit der unter dessen am selben Ort gegründeten „Free Press", aber nicht als Angestellter und Lohnschreiber, sondern als selbstständiger Redacteur und Miteigenthümer. Bald sollte auch der philanthropische Genius in ihm die Schwingen regen, von denen getragen er sich später — er zählte damals einundzwanzig Jahre — zu so außerordentlichem Fluge erheben sollte. Später, das heißt bald genug. Schon 1827, nachdem er die Leitung des, in Bennington erscheinenden „Journal of the Times" übernommen, machte er so kräftige Ausfälle gegen die Sklaverei, daß er bereits damals jenes allgemeine Staunen erregte, welches Erscheinungen stets sicher ist, von denen die Masse nicht weiß, ob sie mehr kühn oder mehr verrückt sind. Bald darauf aber führten ihn Geschäfte nach Boston, und hier war es, wo der künftige Emancipationsmessias mit seinem Täufer, dem schon oben genannten Benjamin Lundy, zusammentraf, welcher damals von Baltimore aus, wo er den „Genius of Universal Emancipation" herausgab, seine erste Reiseprediger-Tour zu Fuß durch den Osten und Norden der Union machte. Das Resultat dieses Begegnens hat Garrison später selbst in den nachstehenden Worten zusammengefaßt: „Wenn ich wirklich etwas, und sei es noch so wenig dazu beigetragen habe, die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Verbrechen der Sklaverei zu lenken und das Heranbrechen eines Jubeltages allgemeiner Freiheit in unserem Lande zu beschleunigen, so habe ich dies, nächst der Vorsehung, die mich zu ihrem Werkzeuge erwählte, Benjamin Lundy zu danken." Praktisch aber bestand dieses Resultat zunächst darin, daß Garrison nach Baltimore übersiedelte und sich an Lundys Blatt betheiligte, und zwar letzteres in einer Weise, welche sehr bald über Alles, was Lundy je selbst gepredigt und angestrebt hatte, so weit hinausging, daß das ohnehin in einer südlichen Stadt, die noch zudem ein großer Sklavenmarkt war, erscheinende Blatt im Handumdrehen zu einer steten Gefahr für Diejenigen wurde, welche es schrieben. Denn hier hatte der junge Neuengländer den Feind, den er bekämpfte, stets vor Augen, und seine heiße Seele wurde durch tägliche Anblicke und Erlebnisse zu immer wilderem Zornesbrand angefeuert. Und als einmal das, einem Massachusetter Rheder gehörige, Schiff „Franklin" ein Cargo Sklaven von Baltimore nach Louisiana an Bord nahm, da kochte sein Grimm über alle Grenzen hinaus. Er denuncirte in einem wahrhaft philippischen Artikel das an sich ganz gewöhnliche Ereigniß als einen Act von Inlandpiraterei und erklärte, nicht eher rasten zu wollen, als bis er Alle, die nur ihre Hand dabei im Spiele gehabt hätten, „faustdick mit Schmach und Schande bedeckt haben würde". Ein Preßproceß war die Folge dieses unerhörten Pronunciamento eines einzelnen Zeitungsschreibers und eine Verurtheilung zu fünfzig Dollars, oder zu Einsperrung, bis diese Summe gezahlt sein würde, das Ergebniß dieses Processes. Natürlich ging Garrison ins Gefängniß, aber nur um seine Stimme aus den Mauern desselben um so lauter und eindringlicher herausschallen zu lassen. Der ganze furor martyris kam über ihn, und in dem offnen Brief, in welchem er aus dem Gefängniß über den Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte, zu Gericht saß, fiel zum ersten Mal das ganze, große, unumwundene Wort, welches fortan das Schlagwort und den Schlüssel zu allem seinen Denken, Schreiben, Reden und Kämpfen bilden sollte. „Denkt," so fragte er, „der Richter, welcher mich verurtheilte, daß er mich mit seinem Stirnrunzeln einschüchtern, oder mit seinem Wahrspruch meine Stimme ersticken kann? Wahrlich, dann kennt er mich nicht. So lange mir der Himmel ein Hirn zum Denken, einen Mund zum Reden gibt, will ich nicht aufhören zu erklären, daß die Sklaverei ein himmelschreiender Schandfleck für den amerikanischen Namen ist, werde ich nicht aufhören alle Diejenigen, welche Sklaven verfrachten und halten, oder die Sklaverei vertheidigen, wer, wo und in wie hoher Stellung sie auch immer seien, als Frevler und Verbrecher anzuklagen. Ich stehe erst bei dem Alpha meiner Aufgabe, aber die Zeit wird mein Werk vorwärts bringen. Ich schäme mich, daß ich bisher für die farbigen Sklaven so wenig gethan habe. Ein freies weißes Opfer ist nothwendig, um unserm Volk über die Tyrannei unsrer Einrichtungen die Augen zu öffnen, und wie ich da bin, bin ich willig und bereit, verfolgt, eingekerkert und niedergeschlagen zu werden für die Rechte meiner Landsleute und Brüder!" Seine Einsperrung und sein Protest dagegen erregten ein größeres Aufsehen, als den Herren in Baltimore lieb war, und die Tollkühnheit seiner Sprache wurde selbst von Denen bewundert, die darin im Grunde nichts Anderes als den Ausfluß einer völlig unpraktischen, wenn nicht gar wahnwitzigen Schwärmerei erblickten. Man stand von jeder weiteren Verfolgung gegen ihn ab, und als William Tappan, ein freisinniger und reicher New-Yorker, nach zwei Monaten die ihm auferlegte Geldstrafe bezahlte, ließ man ihn gerne und ohne ihn zu behelligen nach seinem neuenglischen Norden zurückziehn.

Wie weit William Lloyd Garrison damals, im Jahre des Heils 1830, mit seinem fertig formulirten Antisklaverei-Programm seiner Zeit voraus war, dürfte am besten die Thatsache beweisen, daß selbst die kirchlichen Gemeinschaften des Nordens, obgleich er sich mit seinem „Nieder mit der Sklaverei!" zuerst vorwiegend auf religiösen Boden stellte, eine Scheu empfanden, ihm zu den Agitationsreden, die er jetzt auf seinem Heimwege, sowie in der Heimat selbst zu halten begann, ihre Gründe und Gebäulichkeiten zu überlassen. Aber er nahm seine Hallen und Versammlungslokale, wie seine Zuhörerschaften, wo er sie eben fand, und alle Gleichgültigkeit und aller Spott selbst Derjenigen, die ihn ja anhörten, ging spurlos an dem Prediger in der Wüste vorüber, welcher genau wußte, daß jenseits dieser Wüste eine

Welt war, die ihn vernahm. Und dann griff er wieder zur Feder, und der „Liberator" entstand, den er zuerst in Washington herauszugeben beabsichtigte, nach Erwägung der dagegen sprechenden Umstände jedoch in Boston herausgab, und mit dem er die neuengländische Capitale so recht zu dem machen sollte, als was sie sich seitdem so gerne preisen hört: zur Wiege der Abolition. Er hatte einen Theilnehmer für den technischen Theil des Blattes in einem gewissen Isaak Knapp gefunden, und Beide theilten auch redlich die Entbehrungen und Opfer, welche ihnen eine Publication auferlegte, an welche sie ohne einen Heller Geld, ohne Hülfe von Außen, ohne Mitarbeiter im Innern gingen. Aus einer Dachkammer, welche Redactionsbureau, Setzerraum, Expeditionszimmer und Schlafgelaß der Beiden war, ging das merkwürdige Blatt hervor. Aber jede Nummer war ein Feuerbrand, und selbst die wohlwollendsten Freunde Garrisons, welche seine Reden bereits als viel zu leidenschaftliche, maßlose und ungestüme Eingebungen des Augenblicks tadelten, mußten gestehn, daß seine überlegten Federauslassungen noch um Vieles leidenschaftlicher, maßloser und ungestümer waren. Er selbst war sich dessen wohl bewußt. „Ich weiß," schrieb er, „daß die Heftigkeit meiner Sprache Anstoß erregt. Aber wo, wenn nicht hier, ist eine heftige Sprache am Ort? Ich will so hart und unerbittlich sein, wie die Wahrheit, und so unbeugsam, wie die Gerechtigkeit selbst. Und ich will über diesen Gegenstand nicht mit Mäßigung schreiben! Nein, nein! Sagt einem Manne, dessen Haus in Flammen steht, daß er einen mäßigen Feueralarm geben soll; sagt ihm, er solle sein Weib mit mäßiger Eile dem Verderben entreißen; sagt einer Mutter, sie möge ihren Säugling mit Bedächtigkeit aus der Gluth retten, — aber sagt mir nicht, ich solle meine Stimme mit Mäßigkeit in einer Sache erheben, wie diese!" Andere wieder, welche im Grunde genommen ebenso mit ihm sympathisirten, klagten sein Vorgehen als überstürzt und unklug und der guten Sache nur schädlich an. Sie wurden in nicht weniger deutlicher Weise von ihm zurückgewiesen. Der „Liberator" wie er da war, war und blieb eine vollendete Thatsache, und daß es ihm auch nicht ganz an Freunden fehlte, ging schon daraus hervor, daß seine Herausgeber nach einigen Wochen aus ihrer Dachkammer auf die ebene Erde heruntersteigen konnten, und daß das Blatt allen Gegenprophezeiungen zum Trotz regelmäßig erschien und seinen Weg über das ganze Land machte. Und nicht etwa nur über Neuengland, sondern auch über den Süden der Union, dem er ja am directesten galt. Und wenn etwas die tadelnden, zweifelnden und zur Rückhaltung mahnenden Freunde Garrisons davon hätte überzeugen können, daß der Mann auf dem richtigen Wege war, so hätte es der Zorn und die Wuth sein müssen, welche das, gegen die Sklaverei anstürmende, Brandblatt gerade in den Heimstaaten der Sklaverei hervorrief. Noch ehe das neue Blatt seinen ersten Jahrgang hinter sich hatte, setzten die Sklavenbarone von Süd-Carolina einen Preis von 1500 Dollars auf die Entdeckung und Ueberführung einer jeden weißen Person aus, welche innerhalb des Staats den „Liberator" verbreite. Die der Bundeshauptstadt Washington benachbarte Stadt Georgetown verhängte Geld- oder Gefängnißstrafe, ja selbst zeitweilige Sklaverei, über alle freien Farbigen, die darauf ertappt würden, das Blatt von der Post zu beziehen. Der öffentliche Ankläger von Raleigh, Nord-Carolina, erhob eine directe Anklage gegen Herausgeber und Redacteur des „Liberator", als die Veranlasser der Verbreitung, welche das gefährliche Organ in Stadt und County gleichen Namens erlangt hatte. Und die Staatsgesetzgebung von Georgia versprach gar eine Belohnung von 5000 Dollars Demjenigen, welcher Garrison aus Boston nach Georgia und zur Processirung unter die dortigen Staatsgesetze liefern würde. Ueberdies liefen unablässig die wildesten Drohbriefe aus allen Gegenden des Südens gegen Garrison und seinen Compagnon direct ein, und selbst der Mayor von Boston wurde so stürmisch und ununterbrochen von südlichen Amtsbrüdern und sonstigen Autoritäten um Einschreiten gegen die Zunft dieses hochverrätherischen „Liberators" angerufen, daß er endlich erklärte: „er sei der in Rede stehenden Zeitung und ihrem Herausgeber nach langem Suchen wirklich auf die Spur gekommen; sein Lokal bestände in einem abgelegenen unbekannten Loch; seine einzige sichtbare Hülfe sei ein kleiner Negerjunge; seine Freunde und Unterstützer beschränkten sich auf eine Hand voll ganz unbedeutender Personen beider Hautfarben." Man sieht, der Süden war ungleich bereiter und scharfsichtiger in der Würdigung dieses federtollen Umstürzlers, als es der Norden war, der Norden, der an seiner Feder wohl einstweilen nur die Tollheit anerkennen mochte. Aber bald begann man auch im Norden und den übrigen freien Staaten der Union auf die schmetternden Kampfrufe des neuen „Befreiers" in einer Weise zu hören, daß noch vor Ablauf von vier weiteren Jahren die Gefährlichkeit desselben in seiner eigenen Stadt — dem höchst stattlichen, sittsamen und würdevollen Boston — in einer Weise erkannt wurde, daß von ihrem Pöbel der, im Eingang dieses Artikels erzählte, Vorgang in Scene gesetzt werden konnte, als am 21. October 1835 die neugegründete „Antisklaverei-Gesellschaft der Frauen" eine Sitzung hielt, von der man wußte, daß der Mann vom „Liberator" ihr präsidiren würde. Kurz vorher hatte in New-York ein ähnlicher Mob eine Versammlung der dortigen Antisklaverei-Gesellschaft auseinander getrieben, um bald danach die Feier des nationalen Unabhängigkeitstages durch die allgemeine amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft in ähnlicher Weise zu stören. Auch in Philadelphia hatte die vom „Liberator" angebrachte, und dort wie überall zur Bildung von Antisklaverei-Associationen (nicht mehr jener lauwarmen und zwecklosen Colonisations-Gesellschaften) führende Agitation solche Dimensionen angenommen, daß der Pöbel sich auch dort zu allerlei Tumulten und Gewaltthätigkeiten gegen die Neuerer, wie die von ihnen geschützten freien Farbigen veranlaßt sah. Mit einem Wort, der Ball begann ins Rollen zu kommen, die Saat begann aufzuschießen. Der „Liberator" war in allen Händen. Männer wie Wendell Phillipps, Charles Sumner, Henry Wilson u. a. vereinigten ihre Stimme mit derjenigen Garrisons, und schon im Jahre 1840 war der aus allen Mißhandlungen, Gefängnissen und Einschüchterungen nur um so reisiger und kampftüchtiger Hervorgegangen der erste und beste Mann, den die allgemeine amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft als ihren Delegaten zu der, in jenem Jahr in London abgehaltenen Welt-Antisklaverei-Convention entsenden konnte. 1843 wurde er Präsident dieser Gesellschaft, und nun vermochte er auch nicht länger, Angesichts der immer wachsenden Bewegung, sowie namentlich Angesichts der Thatsache, daß Männer wie Sumner, Wilson u. a. Staatsmänner Neuenglands den Kampf gegen die Sklaverei auf ihre politische Fahne schrieben, sich der Erkenntniß zu verschließen, daß dieser große Kampf vom Gebiet der Religion und der reinen Humanität, von dem aus er ihn bisher geführt, auf das der Politik übertragen werden müsse.

Von da an geht die Geschichte William Lloyd Garrisons mehr und mehr in der Geschichte der amerikanischen Sklavenemancipation überhaupt auf und insofern unter, als es nun nicht mehr Einer und ein paar Männer, sondern Hunderte und bald Tausende waren, welche, das gemeinsame Banner der Abolition emporhaltend, voranstürmten. Aber seine Stimme ging darum durchaus nicht verloren. Der „Liberator" sprach nicht mehr allein, aber er sprach noch immer stark und feurig genug, um aus einem ganzen Liberatorenchor heraus gehört zu werden. Als die in früheren Jahren von ihm wie von vielen hervorragenden Abolitionisten, — im Angesicht des unlöslichen Conflicts zwischen den freien und den Sklavenstaaten und der Uebermacht der letzteren — durchaus nicht als unmöglicher Ausweg perhorrescirte Secession des Südens endlich in Wirklichkeit zur Alles entflammenden Tagesfrage wurde, erhob er seine Stimme ebenso feurig für die Unverletzlichkeit der Union, wie er sie bisher für die Aufhebung der Sklaverei allein erhoben hatte. Und als dann schließlich durch das Blut und den Qualm von hundert Schlachtfeldern hindurch das Bestehen dieser Union gesichert und gleichzeitig die Sklaverei gefallen war, ganz und bedingungslos, wie er es schon vor fünfunddreißig Jahren gefordert hatte: da vergaß das erlöste Land der Vorkämpferlorbeeren nicht, die er, wie kein Zweiter in dieser ungeheuren

Fortschrittsvollbringung, errungen hatte, und er war es, der am 14. April 1865 als erster Mann des Nordens auf den Trümmern jenes nämlichen südcarolinischen Forts Sumter, wo 1861 die ersten Schüsse zwischen Norden und Süden gewechselt worden, vor einer unabsehbaren Versammlung freigewordener Farbigen den Niederbruch der Sklaverei und sein Geschick preisen durfte, das ihn diesen Tag hatte erleben lassen.

Und er wollte wirklich nicht mehr, als das erlebt haben. Noch im selben Jahr ließ er die letzte Nummer seines, nun vierunddreißig Jahrgänge zählenden „Liberator" erscheinen. Die Schlußworte seines Abschiedsartikels lauteten: „Nachdem das Ziel, in dessen Dienst der 'Liberator' einst begonnen wurde, aufs Glorreichste erreicht worden — die Niederwerfung der verruchten Sklaverei — scheint es mir passend, seine Existenzdauer auf jenen Zeitraum zu beschränken, welcher den großen Emancipationskampf selbst umfaßt, und das, was jetzt des Weiteren zu thun ist, andern Werkzeugen und Vollbringern mit unerschöpflichen Mitteln statt mit nichts in der Hand, und mit Millionen, statt mit Hunderten von Helfern zu überlassen!"

So trat er, ein Mann von sechzig Jahren, aus der Oeffentlichkeit zurück. Und wenn Einer, so hatte er ein Recht dazu, sich in der Muße und privatesten Stille eines Patriarchendaseins auszuleben, und sich dort der Früchte eines Lebens zu erfreuen, welches kein Stückwerk gewesen, und das er in seiner großartigen Einheit, und in seiner nur einem Zwecke dienenden, wahrhaft göttlichen Einseitigkeit, allen Verlockungen einer dankbaren Nation zum Trotz, auch noch als Greis so tapfer vor einer nachträglichen Entweihung und Verkümmerung durch allerlei öffentliche Epiloge und Nachsommer zu bewahren verstand.

Udo Brachvogel.

Sommerwanderungen in Frankreich.

II.

Balzac ist der ersprießlichste Führer in der Loiregegend. Der gewaltige Pathologe der Feder war selbst ein Kind Mittelfrankreichs und die ersten Eindrücke, die sich scharf und unauslöschlich in das Gehirn des aufstrebenden Knaben einprägten, ermöglichten es, daß er später die Fluren, die er beschrieb, die Leutchen, welche sich in seinen Erzählungen bewegen, stets gegenwärtig hatte, so daß die Wiedergabe von Menschen und Gegenständen von photographischer Richtigkeit sein mußte. Aber die Photographie wurde verherrlicht durch das reiche Colorit des Dichters und sein zauberhafter Stil gab die Einrahmung. Balzac ist nicht allein ein Führer in der Loiregegend, er ist der Verlocker, welcher bei dem aufmerksamen Leser seiner Provinzromane die unwiderstehliche Sucht erweckt, die Stelle zu sehen, wo der kühne Phantast das Schloß Mortsauf, die Oase La Grenadière und den Liebeshof gebaut hatte. Die Geschichte gesellt sich zum Roman und während der Bahnzug zwischen Orleans und Blois dahinrollt, entwickelt sich bei dem Reisenden das eigenthümliche erhebende Gefühl, daß jede Scholle, die er berührt, bei der staatlichen Entwicklung Frankreichs ihre Bedeutung hat. Dieses historische Interesse tritt um so packender an uns heran, wenn wir den oberhalb der Stadt gelegenen Bahnhof in Blois verlassen haben und dem unteren Stadttheil zusteuern. Der Weg führt gar bald an dem berühmten Schloß vorüber, dem Schlosse, dessen Portal die Reiterstatue des Stifters dieses Baues, des „Vaters des Volkes", Ludwigs XII. ziert. In den Gemälden, welche seit einigen Jahren genau nach den vorhandenen ursprünglichen Entwürfen restaurirt worden sind, spuken die Gestalten des ermordeten Herzogs von Guise, der abergläubischen Katharina von Medicis und einer anderen Königin aus dem nämlichen Florentiner Patricierhause, Maria von Medici, der Gemahlin Heinrichs IV. Die herrschsüchtige und prachtliebende Monarchin weilte in dem Schlosse von Blois als Staatsgefangene ihres eigenen Sohnes, des Königs Ludwigs XIII. Die hohe Frau mochte sich wohl in ihrem Zwinger langweilen und da sie gute Freunde hatte, wurde eine hochromantische nächtliche Entweichung in Scene gesetzt. Ein Strick, der an das Fenster des Schlafzimmers der Königin befestigt wurde, diente als rettender Engel. Die Gefangene ließ sich heruntergleiten und gelangte glücklich in den Festungsgraben, wo Pferde bereit gehalten waren. Die Distanz zwischen Fenster und Graben beträgt ungefähr die Höhe von drei unserer Stockwerke. Um das Wagniß zu versuchen, muß die Sehnsucht nach Freiheit die zarte Frauenseele gar stark geplagt haben. Allein die Königin verstand, daß die Freiheit ohne Geld nur eine halbe Freiheit ist, sie hatte fürsorglich ihre Cassette mit Geschmeide gespickt . . . Aber o Schrecken! Man wird gewahr, daß das Kistchen fehlt. Ohne dieses Viaticum will sich Maria von Medici nicht entfernen. Auf die Gefahr hin, vom Stadtcommandanten entdeckt zu werden, machen sich die Cavaliere vom Gefolge auf die Suche, und richtig findet sich das Vermißte auf dem Festungswall. Um eine Million reicher trabt Maria von dannen. Den Weg, den sie einschlug, kann man von der großen Terrasse des Schlosses verfolgen. Das zaghafte Mondlicht zeigt uns die schimmernden Fluthen der Loire, welche zwischen den riesigen Steindämmen, die nothwendige Schutzwehr gegen die periodischen Ueberschwemmungen, langsam, fast unbeweglich, dahinfließt. Die Entsprungene setzte damals, vor 250 Jahren, über den Fluß in einem Fischerkahn, heutzutage könnte sie ruhigen Fußes nach der Vorstadt Vienne gelangen, über eine der majestätischsten Brücken, welche im Jahre 1715 begonnen und unter dem ersten Kaiserreiche restaurirt wurde. Diese Brücke führt nach der Landstraße von Chambord, dessen unzählige weiße Zinnen von der Schloßterrasse aus sichtbar werden, wenn die Wolken sich zerstreuen und der Vollmond in seine Rechte tritt.

In der Stadt herrschte Ruhe, die wahre unverfälschte Ruhe der Provinz, wo man sich nämlich um zehn Uhr Abends zu Bette begibt. Nur hie und da leuchten einige Punkte, zwei Kaffeehäuser, wo obstinate Billardspieler das Maß der Polizeistunde erschöpfen wollen, und hart an der Loire, unten im Hintergrunde eines geräumigen und mit buschigen Bäumen bepflanzten Platzes brennen zwei Lampen am Eingange des Theaters, eines kleinen recht niedlichen Baues, mit einer Bühne, die für Operetten und kleinere Conversationsstücke gerade ausreichen würde. In diesem engen Raume studirt eine jener herumziehenden Gesellschaften, die seit einem Jahrzehnt die Pariser Erfolgsstücke in der Provinz „ausbeuten", zum größten Schaden der Lokalbühnen und, wie man versichert, der Entwickelung der Schauspielkunst, den Tour du monde en 80 jours von Jules Verne ein. Ich bin neugierig, wie das Problem gelöst wird. Die Directorin — denn dieselbe ist eine ältere Dame, die in höchsteigener Person die Controle besorgt — klagt darüber, daß es unmöglich war, den lebendigen Elephanten auftreten zu lassen. Ich will's glauben, er hätte mit seinem Köpflein den Plafond durchlöchert und mit seinen zarten Füßchen den Boden des Miniaturtheaters durchgestampft. „Tom", dies ist der Name des niedlichen Künstlers mit dem Rüssel, genießt daher Ferien und verschläft philosophisch die Theaterstunde in einer Scheune, wo man ihn nicht ohne Mühe untergebracht hat. Auch die Sprengung des Schiffes im vorletzten Bilde mußte aufgegeben werden, damit aber das ehrenwerthe Publicum nicht zu kurz komme, hat die Direction den Elephanten und die Explosion durch zwei neue Ballets ersetzt — fragt mich aber nur nicht was für Ballets und von was für Tänzerinnen ausgeführt. Welch ein dankbares Publicum aber! Kein einziger Blasirter darunter! Für die gröbsten Kalauer, für die plumpsten Witze empfänglich. Die Leute, durchweg Bauern, die Männer in der Blouse, die Weiber in bunten Kattunkleidern und Hauben, sind 2, 3, 4 Meilen weit mit dem Vorsatz hergekommen, sich zu amüsiren und sie handeln auch redlich darnach. Die Schlagworte, mit welchen das Verne'sche Stück besät ist, werden in den Zwischenacten vom Parterre in die Galerie hinauf und von der Galerie ins Parterre hinunter gewechselt. Das städtische Element concentrirt sich beinahe ausschließlich in einer Art von Loge infernal, wo ein paar grüne Jungen, die Söhne reicher Gutsbesitzer, sich in Gesellschaft des Staatsanwaltsubstituten und des Einnehmers, wie meistens eines verabschiedeten

Offiziers produciren und für die verblühten Ballerinen das größte Interesse äußern.

Einen Epilog dieser dramatischen Extragenüsse fand ich in meinem an dem Loirequai gelegenen Hotel. Zwei Scholaren der katholischen Universität aus Poitiers, zwei vornehme junge Leute aus sehr reichem Hause, die an das Geldausgeben gewöhnt waren, wie mein Wirth voller Achtung betonte, waren mit dem Nachtzuge angekommen und wollten den beiden Hauptdarstellerinnen ihre Huldigungen in Gestalt eines Soupers bezeugen. Der Tisch war bereits in einem kleinen Salon gedeckt und zeichnete sich durch einen ausschweifenden Blumenluxus aus. Ein ungeheurer Strauß vom Diameter eines Wagenrades nahm die ganze Mitte des Tisches ein und vor jedem Couvert blühten üppige Sträußchen — wir sind ja nicht umsonst im Garten Frankreichs. Die beiden Studiosi, zwei feiste, salbungsvoll aussehende Patrone, dachten — die holden Theaterdamen erwartend — wohl über ihre letzte theologische Thesis nach, wozu sie wacker Champagner schlürften. Das fröhliche Mahl muß die ganze Nacht gedauert haben, denn erst gegen den grauenden Morgen, als die jugendlichen Streiter für Thron und Altar mit dem ersten Zuge nach der Universitätsstadt Poitiers zurückgedampft waren, herrschte Ruhe im Hause. Da es um Blois und längs der Loire bis nach Tours hinunter von Schlössern wimmelt, deren Eigenthümer meistens altfranzösische historische Namen tragen, gilt die Gegend für durch und durch royalistisch gesinnt. Diese Annahme mag nicht unberechtigt sein, insofern es sich um die einzelnen Schloßherren handelt und um die von ihnen unmittelbar abhängige Menge von Lieferanten, Landwirthen und Dienern. Aber der Royalismus in der sanften gutmüthigen Loiregegend, deren Bewohner sich's zur Ehre anrechnen, von allen französischen Provinzlern die höflichsten zu sein und am besten französisch zu reden, dieser Royalismns ist kein streitbarer und herausfordernder, wie in der Vendée und in einigen Landstrichen des gluthigen Südens. Der royalistische Schloßbesitzer hier hegt für den Roy die tiefste Achtung es und würde ihn mit Stolz und Glück erfüllen, wenn sein Monarch ihn auf seinem Schlosse besuchen wollte; die Briefe mit der Signatur Henry stehen in so hohem Ansehen, wie die Fermans des Padischah bei den noch nicht von der Cultur beleckten Muselmännern. Der Edelmann von der Loire tafelt gerne (was er überhaupt immer bereitwillig thut) und lange an den Namenstagen, die in dem royalistischen Kalender roth angestrichen sind und er bringt mit aller Weihe, die ein alter Vouvraywein erzeugen kann, die „Santé de sa majesté" stehend aus. Allein mehr darf man vom Legitimisten des Centrums nicht verlangen — denn was darüber liegt, könnte seine Verdauung trüben und die Leute geben noch etwas auf die Vorschriften des Aeskulap. Sie warten daher ruhig und bei einer höchst bequemen Lebensweise, bis die Stunde „geschlagen habe", überlassen aber bis dahin getrost das politische Gebiet, die Wahlen und Alles, was aus dem hervorgeht und damit zusammenhängt, der herrschenden republikanischen Strömung. So ist die Vertretung der „Schlösserregion" im gesetzgebenden Körper eine republikanische und die städtische Verwaltung der einst wegen ihres Loyalismus berühmten Stadt Blois vom herrlichsten Karminroth. Die Edilität wollte sogar heuer ihre Gefühle in prägnanter Weise zur Schau tragen, indem sie den Präfecten ersuchte, die übliche Frohnleichnamsprozession behördlich zu untersagen. Aber der Vertreter der Regierung bemerkte, daß die Frohnleichnamsprozession für gewisse geschäftliche Branchen in Blois eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle wäre. Die Bewohner putzen ihre Kinder auf, tapezieren die Häuser mit weißem Calicot, errichten Triumphbögen und brennen Kerzen. Soll man nun die Weißwaarenhändler, Confectionäre und Talgfabrikanten um den kleinen Verdienst bringen? Die Leute klagten so wie so über den matten Geschäftsgang. Aus diesen Gründen wies der Herr Präfect das Ansinnen der Stadträthe zurück und die Prozession wurde abgehalten. Das Prägnante an diesen Beiträgen zu unserer Zeitgeschichte ist aber der Umstand, daß während der Gemeinderath aus geborenen und getauften Katholiken besteht, der prozessionsfreundliche Präfect ein Jude und ein Jude aus orthodoxer Familie ist, Herr Leo Cohn, der Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen und allgemein geachteten „Almosenier" Rothschilds, Herrn Albert Cohn. Liegt in diesem Zuge nicht ein Beweis, wie fest in Frankreich wenigstens diese große Errungenschaft, die Gewissensfreiheit und die Parität sämmtlicher Confessionen wurzelt?

Nachdem man der historischen und der politischen Seite gedacht hat ist es noch ein Punkt, der bei einer Reise in der Loiregegend gar bedeutungsvoll hervortritt: der gastronomische Punkt. Welch eine Rolle die zwei eminenten französischen Mahlzeiten hier spielen, das Déjeuner und das Diner, davon legt um 11 Uhr Vormittags und 6 Uhr Abends der Speisesaal eines der großen Hotels Zeugniß ab, die sich in die Gunst der meisten Commisvoyageurs und eingeborenen Hagestolzen theilen. Mit der Reinlichkeit in den Zimmern und mit der Bedienung darf es der Gast nicht so genau nehmen; lassen aber diese Punkte zu wünschen übrig, so zeigt ein Blick auf die Salle a manger, daß man hier im Heiligthume des Hauses weilt. Die Einrichtung ist stilvoll und imponirend, der lange Tisch ist kunstgerecht gedeckt, zwischen Flaschen und den Aufsätzen lacht die bunte Mosaik einer Majolikavase, aus der irgend eine wohlgepflegte Pflanze hervorschießt. Die Reihe der Platten nimmt kein Ende. Gott Lob hat man es noch nicht zu den weißcravattirten Maîtres d'hôtels mit der Leichenbittermiene gebracht, die von dem Aufgetragenen geometrisch abgetheilte Portiönchen hinstellen, als wenn sie dem Gaste das Gnadenbrod verabreichen sollten; der Garçon ist familiär und raunt gern ins Ohr: „Nehmen Sie von diesem Entensalmi, es ist ausgezeichnet gelungen," „Ich rathe Ihnen zum Hühnerfricassee" und dergleichen wohl zu beherzigende Rathschläge. Allerdings muß man auch dem Jungen ein williges Ohr leihen, wenn er zwischen zwei Servicen Abrisse seiner Lebensgeschichte zum Besten gibt, über das „viel zu thun" klagt und die Knauserei gewisser Gäste verwünscht, die im Punkte des Trinkgeldes sehr engherzigen Anschauungen huldigen.

Die Commisvoyageurs könnten noch immer ihrem heutigen Balzac als Muster für seinen lärmenden, überschwänglichen Gaudissart sitzen. Wenn Talleyrand behauptete, daß das Wort geschaffen wäre um die Gedanken zu verbergen, so behauptet der französische Commisvoyageur offenbar, daß es geschaffen wurde, damit er dasselbe ausgibig und ausschließlich gebrauche. Aber der heutige Commisvoyageur hat nur die langweilige Schwatzhaftigkeit des klassischen Gaudissart behalten, er verschmäht es wenigstens seine Tischgenossen durch die Production kleiner Taschenspielerkünste oder Nachahmung thierischer Laute aufzuheitern. Nein, das ist unter der Würde des heutigen „Voyageur de Commerce", der sich nicht wenig darauf einbildet, daß er mit „Léon" bei dem berühmt gewordenen Bankett des vorigen December im Grandhotel getafelt hat. Das Bewußtsein seiner „Mission" macht den Commisvoyageur stolz, der frühere, der Commisvoyageur bon enfant, war offenbar erträglicher. Das lose Geschwätz und die endlose Kannegießerei hat sonst keinen Zweck, als den Contrast mit den schweigsam speisenden Städtern grell hervorzurufen. Nach einigen Tagen erkundigte ich mich nach dem Stand der ehrenwerthen Nachbarn, wovon einzelne höchst philiströs-merkwürdige Charakterköpfe hatten. Der dicke Herr da mit der Glatze war der Notar und, setzte mein Wirth hinzu, ein ausgezeichneter Violinspieler, sein Visavis, der joviale Kleine mit den breiten Schultern und der blonden Perrücke, war Arzt und ein Virtuos auf der Flöte. Ein Dritter registrirte die Hypotheken und widmete sich im Stillen der Malerei. Ja selbst der knurrige Gutsbesitzer dort, der an Markttagen zu den Stammgästen zählte, stand im Verdachte hübsche Verslein zu drechseln. Zuerst wunderte ich mich über diese Vereinbarung von positivem prosaischem Lebenslauf und dem sonst in solchen Kreisen arg verschrienen Verkehr mit den Musen. Spätere Wahrnehmungen aber bewiesen, daß diese Mischung in der Loiregegend etwas Alltägliches ist, ein Grund mehr, für die herrliche Gegend und die freundlichen Leute, die da wohnen, sympathisch zu fühlen.

Paul d'Abrest.

Auf der Kronensuche.

Von J. M.

(Schluß.)

Um nicht Tounens' ganz brauchbare Mittheilungen über Land und Leute in Araucanien der Vergessenheit anheimfallen zu lassen — ein neuerer Forscher hat sich in diese Gegenden nicht gewagt — möge das Interessanteste daraus hier noch verzeichnet werden.

Araucanien hat ein gemäßigtes, constant mildes Klima. Der Sommer, welcher acht Monate währt, ist nicht heißer als in seiner schönsten Zeit der Herbst in Frankreich. Die Luft ist gesund; die Einwohner kennen das gelbe Fieber nicht, überhaupt keine Epidemien. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, von zahlreichen Wasserläufen getränkt; die Thäler sind reich an Weideland, die Hügel mit Wald bestanden. Die letzteren sollen auch mineralhaltig sein. In der Ebene dagegen kann man Tage lang reisen, ohne auf ein Gestein zu stoßen. Raubthiere und giftige Schlangen kommen nicht vor. Das ganze Land zerfällt in vier, von einander unabhängige Bezirke (die eigentlichen Araucanier, die Huillichen, Muluchen und Paguanschen), in denen die einzelnen, gleichfalls von einander unabhängigen Tribus wohnen. Der Kazik der Tribus residirt im Hauptort, in den zur Tribus gehörigen Dörfern gebietet ein Unterkazik, der durch die bereits erwähnten Mocetons die Befehle des Oberkaziken erhält. Wenn ein Krieg mit Chile droht oder bereits erklärt ist, so wird ein Feldherr erwählt, dem das Recht der Aushebung zusteht; er macht davon in allen Altersklassen, vom Jüngling bis zum Greise, Gebrauch. Die Kriegsmacht besteht nur aus Reiterei. Der Soldat hat sich Kleidung und Unterhalt auf eigne Kosten zu beschaffen, denn Steuern sind in Araucanien unbekannt. Jeder Soldat muß beim Aufbruch zur Campagne Provisionen für 5 oder 6 Tage mit sich führen, einen Sack mit Mehl von geröstetem Getreide, einen halben Hammel, manchmal auch einen ganzen oder ein Stück Rindfleisch; das Ganze wird mit einem Riemen dem Pferde aufgeschnallt. Ein Rinderhorn zum Trinken gehört zur vorschriftsmäßigen Montur. Die Waffen sind eine Lanze, 5 Meter lang, von sehr hartem aber biegsamen Holz und mit scharfer Metallspitze; ferner Messer, Dolche und Säbel, die letzteren von chilenischen Kaufleuten im Frieden erhandelt oder in Kriegszeit den chilenischen Soldaten abgenommen. Feuerwaffen führen die Araucanier nicht. Der Kriegsplan wird in langen Besprechungen der Häuptlinge festgestellt, der erwählte Feldherr führt ihn aus. Niemals lassen sich die Araucanier auf eine regelmäßige Schlacht ein; ihre Kampfweise ist ausschließlich der Ueberfall. Diesen verstehn sie mit Geschick zu organisiren. In verschiedene Trupps getheilt, warten sie den günstigen Augenblick ab. Die Reihenfolge beim Hervorbruch ist genau bestimmt. Ein erster Reitertrupp stürmt geschlossen, mit eingelegter Lanze, in die feindliche Linie, Verwirrung und Schrecken verbreitend; einige der Reiter sind von den sie empfangenden Gewehrschüssen getroffen und sinken vom Pferde; aber unaufhaltsam geht es vorwärts, die vordersten Reihen sind durchbrochen, und ehe die Chilenen ihre alten Gewehre mit Feuerschlössern zum zweiten Male geladen haben, saust schon ein zweiter Trupp von der einen, ein dritter von der andern Seite heran, und die Folge ist für die Chilenen in der Regel ebenso verhängnißvoll, wie im modernen Kriege das Schicksal eines von Cavallerie durchbrochenen Carrés. Die geschickte Handhabung der übermäßig langen Lanze hat an dem Siege, der selten ausbleibt, einen Hauptantheil. Wenn es zum Vorsturm geht, hebt sich der Araucanier im rechten Steigbügel aufrecht im Sattel und zieht das linke Bein unter sich; den linken Arm stützt er auf den Hals des Pferdes und legt die Lanze unter der Achsel ein. Diese Waffe hat sich immer noch gefährlicher erwiesen, als die schwerfälligen Gewehre der Chilenen. Aber auch das moralische Uebergewicht ist auf Seiten des Araucaniers. Derselbe stürmt mit dem ihm naturgemäß scheinenden Ziel in den Kampf, zu siegen oder zu sterben; er weicht nicht zurück und ergibt sich auch nicht; in Folge dessen kennt er keinen Pardon und sein Sieg, das scheint ihm gleichfalls naturgemäß, hat die Niedermetzelung des Feindes bis auf den letzten Mann zur Folge. Die Söldner der Republik dagegen gehen in den Kampf unter steter Ausschau, wie ihr Leben bestens zu bewahren sei. Ein neuer Kriegsausbruch mit den Araucaniern verbreitet jedes Mal Schrecken im Lande, und es fällt überhaupt schwer, Mannschaften, die als eine Armee gelten könnten, gegen die gefürchteten Lanzenträger auf die Beine zu bringen. Dies erklärt auch, warum die chilenischen Behörden plötzlich Orelie Antoine für staatsgefährlich hielten und in ihre Gewalt zu bringen trachteten. Der neue König konnte die Wehrkräfte des Landes noch stärker organisiren.

Die Tracht der Eingebornen ist von primitiver Einfachheit. Ein viereckiges Stück Zeug, von einem Gürtel gehalten, umschließt den untern Theil des Körpers, ein anderes, gleichgeformtes, welches in der Mitte ein Loch hat, wird über den Kopf gestreift und hängt wie ein kleiner Mantel herab. Bei den Frauen hat dieser Mantel auch Löcher an den Seiten für die Arme, damit sie diese zur Arbeit frei bewegen können; denn die Frau ist es vorherrschend, welche Haus und Acker bestellt und die Kleidung fertigt. Sonst ist ein unterscheidendes Merkmal der Frauentracht nur noch der breitere Ledergürtel, den silberne Spangen schließen.

Die Häuser sind halb aus Holz, halb aus Stroh errichtet, rund oder von ovaler Form. Zwei Oeffnungen an der Spitze geben dem Rauche Bahn. Der Eingang bleibt Tag und Nacht offen. Vor jedem Wohnhaus, deren 15 bis 20 ein Dorf bilden, steht eine Art Hangar, vier Balken mit einem Dach von Geäst, eine Art Wirthschaftsraum und Speicher. Jede Familie sät und pflanzt für sich nicht mehr als sie zu benöthigen glaubt. Tritt Mißernte ein, so herrscht bald empfindlicher Mangel, und Fleisch und Kräuter bilden dann die einzige Nahrung. Die Rebe, meint Tounens, würde wie in Chile gut gedeihen, allerdings noch schlechter behandelt werden, wie in Chile, wo man, eine einzige Sorte, den „mosto" in Concepcion ausgenommen, aus vorzüglichen Trauben nur die schlimmsten Krätzer zu fabriciren versteht. Die Araucanier begnügen sich mit einem gegohrenen Getränk, welches die Frauen aus Gerste, Mais und Kartoffeln bereiten; die Nahrung besteht gewöhnlich aus gekochtem Fleisch mit Mehl von geröstetem Getreide.

Die Araucanier sind betriebsam und in mancherlei Arbeiten geschickt. So fertigen sie aus Silber Ohrgehänge und sonstige Schmucksachen für ihre Frauen, und für den eignen Gebrauch Steigbügel, Sporen und Pferdegebisse. Auch die Sattel und Lanzen stellen sie selbst her. Ebenso ihr Wirthschaftsgeräth, sodann Töpfe, Holzschüsseln, Holzlöffel. Die Frauen arbeiten schöne wollene Decken.

Der einzige internationale Verkehr der Araucanier ist Tauschhandel mit Chile. Die chilenischen Kaufleute bringen Spirituosen, Beile, Messer, Guß- und Glaswaaren 2c. und führen dafür Vieh, Wolle, Leder und Talg mit sich fort. An Vieh ist das Land ganz besonders reich; die Wollproduction könnte sich bedeutend heben lassen. Wäre z. B. Herr von Tounens König geblieben, so würde er in kurzem mehrere Millionen von Centnern Wolle zum Preise von 1 Fr. 10 Cent. das Kilogramm exportirt haben. So rechnete er wenigstens. Münzen haben in Araucanien nur als Schmucksachen Geltung.

Der Araucanier ist eine Art Centaur. Er ist stets zu Pferde. Selbst die Richter üben ihr Amt zu Pferde aus. Sie halten ihre Sitzungen im Freien, auf einer Ebene. Die Angeklagten stehen Vertheidigern zur Seite. Das Urtheil wird sofort gefällt. Hat es einer Streitsache zwischen Eingeborenen gegolten, so erhalten die Richter und Sachwalter jeder ein Honorar in Gestalt eines Hammels, eines Rindes oder Pferdes, je nach der Wichtigkeit des Falles. Die Zeugen erscheinen niemals öffentlich, aus Furcht vor Rache; beide Parteien oder deren Sachwalter suchen sie insgeheim auf und bezahlen ihre Dienste, eine bedenkliche Lockspeise für falsche Zeugnisse. Ein Bestohlener muß, um zu seinem Recht zu gelangen, durch Zeugen nicht blos den Dieb,

sondern auch den Verbleib des gestohlenen Gutes angeben können. Tounens erzählt in dieser Beziehung von einem charakteristischen Proceß, dem er beigewohnt hatte. Es war ein Ochse gestohlen. Der Eigenthümer war im Stande, auf ein Zeugniß gestützt, den Dieb zu bezeichnen. Der Zeuge hatte selber gesehn, wie dieser das Thier geschlachtet und die Frau des Diebes das Blut in einem Gefäße aufgefangen hatte; der Zeuge hatte auch später den Dieb im Gespräche mit seiner Frau das schmackhafte Fleisch des Ochsen loben hören. Die Richter zogen diese Anssagen nicht in Zweifel, hielten sie aber zur Verurtheilung nicht ausreichend. Der Geschädigte sollte zuvor angeben, was aus dem Fell des Ochsen geworden sei, ob man es unversehrt gelassen oder zu Riemen zerschnitten habe. Der Eigenthümer des Ochsen hatte für die erste Zeugenschaft bereits 50 Fr., bez. Gegenstände im Werthe von 50 Fr. geopfert; die Zeugenschaft zur Feststellung der Fellfrage hätte die gleiche Summe gekostet, er verzichtete auf die Wissenschaft vom Verbleib des Felles und verlor den Proceß. Ein überwiesener Pferdedieb wird in der Regel verurtheilt, dem Eigenthümer mit dem gestohlenen Pferde noch zwei andere Pferde als Sühne zuzuführen.

Nicht minder eigenthümlich sind die Hochzeitsgebräuche. Wenn ein Araucanier sich verheirathen will, theilt er diesen Plan seinen Freunden mit und vereinbart mit ihnen Tag und Stunde für die Entführung des Mädchens seiner Wahl. Man bewaffnet sich mit Messern, Dolchen und Säbeln, wie zu einer Campagne, reitet vor das Haus und dringt in die Wohnung der Zukünftigen. Dort entspinnt sich bisweilen ein ganz ernster Kampf mit den Matronen, die aus der Nachbarschaft schnell Verstärkung erhalten. Die Frauen gießen über die Eindringlinge nicht blos kaltes, sondern auch siedendes Wasser und schleudern ihnen an den Kopf, was ihnen unter die Hände kommt, sogar brennende Holzscheite vom Heerde. Mitten durch das Kampfgewühl wird das Mädchen zur Thüre hinausgeschleppt; ist sie im Freien, so hört das Widerstandsrecht der Matronen auf. Der Bräutigam wirft sich aufs Perd; man hebt die Braut an den Hüften in die Höhe und setzt sie rittlings hinter den Bräutigam; würde sie an den Achseln, unter den Schultern in die Höhe gehoben, so wäre die Ehe ungültig. Auf dem Pferde wird das Mädchen mit Riemen an den Bräutigam gebunden. Dann stürmt die Cavalcade fort, in die Wälder hinein. Dort wird Gelag gehalten, wobei es ausgelassen und geräuschvoll herzugehen pflegt.

Die Ehe ist vorläufig auf Probe, die Probezeit währt einen Monat. Ist der Mann mit seiner Neuvermählten zufrieden, so sendet er sie nach Monatsablauf in das Elternhaus zurück und fügt, seinem Vermögen entsprechend, die Geschenke bei, welche die stets von dem Gatten zu leistende Mitgift bilden sollen: Pferde, Rinder, Hammel, Hausgeräth, Steigbügel, Sporen. Sind die Eltern durch die Mitgift zufriedengestellt, so laden sie alle Freunde der Familie zu einem Hochzeitsschmaus ein, welcher so lange zu währen pflegt, als die Vorräthe an Wein und Branntwein herhalten. Wenn die Scheidestunde kommt, so richten der Vater und die Freunde Ansprachen an die Neuvermählte, welche sich stets um das Thema drehen, daß sie nunmehr für immer ihrem Gatten angehört, dem sie zu gehorchen und bei Todesstrafe treu zu bleiben, dem sie die Nahrung zu bereiten und alle Fürsorge zu widmen habe.

Die Heirathen werden meist innerhalb der gleichen Vermögensgrenze geschlossen. Ein Araucanier, der ein Mädchen über seinen Stand entführt, setzt sich und die Freunde, welche ihm dabei geholfen, einer erbitterten Verfolgung aus. Der Vater der Entführten sammelt seine eignen Freunde und zieht vor das Haus des Mädchenräubers, wo sich dann oft ein blutiger Kampf entspinnt. Derartige Scenen sind jedoch selten, weil der Bräutigam in solchem Falle nur schwer Helfershelfer für sein Wagestück gewinnt. Sendet der Mann die Entführte in das Elternhaus zurück, um sie nicht wieder bei sich aufzunehmen, so hat er die übliche Mitgift als Sühne zu entrichten. Vielweiberei ist gestattet und findet eine Grenze nur in dem Vermögensstand des Mannes, wird aber als Luxus angesehen, denn bei dem Tode einer Frau hat der Gatte den Eltern und allen Verwandten der Verstorbenen eine vorher festgesetzte Summe zu zahlen. Eine des Ehebruchs überführte Frau und ihr Mitschuldiger erleiden den Tod, wenn der betrogene Ehemann darauf besteht. Aber auch in diesem Falle hat er den Eltern und Verwandten der Getödteten jene festgesetzte Summe zu entrichten. Das Mädchen wächst in voller Freiheit auf, entfernt sich jedoch nicht leicht von der guten Sitte, denn der geringste Makel wird zum Hinderniß für die Ehe.

Die Religion der Araucanier beruht auf dem Glauben an zwei höhere Gewalten, diejenige des Guten und die des Bösen. Sie glauben auch an ein anderes Leben nach dem Tode; ihre Verstorbenen reisen nach einem Eiland in fernen Meeren. Aeußere Zeichen des Religionsdienstes kennen sie nicht, wenn man dahin nicht Bittgänge in Zeiten großer Dürre rechnen will. Um Regen zu erflehen, zieht die Einwohnerschaft auf den höchsten in der Tribus gelegenen Berg, errichtet auf dem Gipfel ein Kreuz und streut um dasselbe Körner von denjenigen Getreidegattungen, die am meisten unter dem Regenmangel leiden. Dann werden auf einer Baumrinde Hammel geschlachtet und die Körner mit deren Blute begossen, während zu dem Geiste des Guten die Bitte aufsteigt, er möge auf die Ernte ein gleiches Maß Wassers schütten. Das Kreuz, das Symbol des Christenthums, haben die Spanier ins Land gebracht, welche dort, wie im übrigen Süd- und Centralamerika, Ansiedlungen gründeten. Pedro Valdivia errichtete sieben Ortschaften, die aber sämmtlich von den Eingeborenen wieder zerstört wurden. Die Verehrung des Kreuzes war den Wilden jedoch nicht entgangen, ohne daß sie die symbolische Bedeutung verstanden; sie behielten dieses Zeichen bei und schrieben ihm einen wohlthätigen Einfluß zu. Kreuze sieht man daher noch heute überall in Araucanien errichtet, namentlich auf den Saatfeldern. Für die Verbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen kann dieser Umstand, geschickt benutzt, einmal sehr förderlich werden.

Mit den Leichenbegängnissen sind stets Trinkgelage verbunden. Der Körper wird in einen hohlen Baumstamm gelegt und in eine Grube gesenkt; neben denselben legt man Gegenstände, die dem Todten werth waren, sowie Mundvorräthe, damit er auf der großen Reise keinen Mangel leide. In einigen Thälern der Anden steckt man Hähne zu dem Todten in den Baumrindensarg und bedeckt denselben nicht mit Erde, sondern mit Zweigen; die Hähne krähen dann bis zur völligen Erschöpfung. Bisweilen tödtet man das Pferd des Verstorbenen und hängt das Fell des Pferdes neben das Grab, damit der Todte reiten könne, wenn er auf der Wanderung ermüde. Auf das Grab pflanzt man ein Kreuz, und war der Bestattete ein Kriegsmann, so werden seine Waffen daran gehängt; aus dem im festlichsten Schmuck erschienenen Trauergeleit ergreifen Einige das Wort und feiern die Kriegsthaten des Verstorbenen. Den Schluß der Feier macht das Gelage, bei welchem das oben erwähnte gegohrene Getränk die Hauptrolle spielt.

Allen Versuchen, sich „espagnolisiren" zu lassen, haben die Araucanier bis jetzt den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Sie haben im Laufe des Jahrhunderts nichts an ihren Gewohnheiten geändert und verkehren mit dem Fremden nur in ihrer Sprache, so daß die Chilenen, welche mit ihnen Handel treiben, gezwungen sind, araucanisch zu lernen. Und dieses freiheitliebende Volk wollte ein französischer Abenteurer durch eine Constitution à la second empire „civilisiren".

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Ludwig Geiger gibt in Nr. 31 des laufenden Jahrg. Ihrer geschätzten Zeitschrift in seiner Anzeige der von Redlich herausgegebenen Briefe an Lessing unter Anderem auch eine kurze Charakteristik seines Bruders Theophilus. Einen interessanten Beitrag zu dieser Charakteristik liefert

den Freunden der Lessingliteratur der weiland Präsident des Sachsen-Coburg-Gothaischen Oberconsistoriums Karl Gottlieb Bretschneider in seiner bei J. G. Müller zu Gotha 1851 erschienenen Selbstbiographie. Er schreibt daselbst S. 13 ff.: „Diese Schule (das Lyceum zu Chemnitz), auf welcher der berühmte Heyne seine Gymnasialbildung erhalten hatte, war im Sinken. Der Rector Rothe war ein trefflicher Schulmann, aber ins Alter eingetreten und bequem. Der Conrector Lessing (ein Bruder des großen Lessing) war ein Mann von außerordentlicher Sprachgelehrsamkeit. Denn er verstand nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch Hebräisch, Arabisch, Französisch, Spanisch, Englisch. Doch kam uns von dieser Gelehrsamkeit gar wenig zu Gute, denn es fehlte ihm ganz an Lehrgabe und an dem Geschick, sich in Respect zu erhalten. Er wollte immer Witz machen und hatte doch keinen, daher er sich nur lächerlich machte. Er war argwöhnisch und sehr hitzig und hörte keine Vertheidigung an, that daher oft unrecht; im Unterricht aber fehlte ihm ebensowohl Geschmack als Urtheil. Wie oft habe ich ihn die Secundaner fragen hören: „Nu! est, was ist est?“ — Seine Uebersetzungen machten ihn oft lächerlich. So übersetzte er: jam stabant Thebae (schon war Theben erbaut) durch: schon *standen* Theben. Er spielte gern mit Namen. Einen Schüler, des Namens Leßmüller, ermahnte er oft: „Er heißt Leßmüller; laß er ab, laß er ab!“ Ebenso vergriff er sich oft ganz in den Gründen seiner Ermahnung. Ein Schüler, Harder (Sohn eines Schulmeisters, späterhin beliebter Guitarrencomponist in Leipzig), war ihm angezeigt worden, als glaube er nicht an den Teufel. Lessing, der sehr orthodox war, stellte ihn darüber in der Schule zur Rede. „Ei, ei, Harder, was höre ich? Er glaubt ja nicht an den Teufel! Sieht Er, Harder, Er hat einen so hübschen Vater, glaube Er einen Teufel!“ Dabei versprach er sich oft, wenn er im Zorn war, was um so auffälliger wurde, da er die Worte zwei-, auch wohl dreimal zu wiederholen pflegte. So rief er einst in großem Zorne: „Wenn ihr solche Flegel sein wollt, so mache ich mein Buch fort und gehe zu; ich mach' mein Buch fort und gehe zu!““ — Ueber die Organisation der Anstalt und den Schulbesuch in derselben theilt Bretschneider mit, daß sie eigentlich blos aus Secunda und Prima bestand, da Tertia mehr Bürgerschule war, daß der Rector und Conrector die einzigen Lehrer waren, und daß die Lehrstunden nur von den Secundanern regelmäßig besucht, die Stunden des Conrectors aber (also Lessings) von den Primanern oft versäumt wurden. Ueber die Orthodoxie Theophils berichtet der Biograph noch Folgendes: „Unter den Büchern, die ich las, waren auch einige, welche wohl meinen Entschluß, Theologie zu studiren, hätten wankend machen können. Der Conrector Lessing beging die Unvorsichtigkeit, uns in der Schule vor dem Lesen der Bücher seines Bruders (!) zu warnen. Dies machte uns neugierig und die von Lessing herausgegebenen Fragmente circulirten unter den Schülern.“ Diese Charakteristik dürfte den gelehrten Bruder Lessings kaum in ein andres Licht setzen, als jene zornige Aeußerung Gottholds, welche Ludwig Geiger in seinem Aufsatze citirt.

Forst i. L., den 12. August 1879.

Mit Hochachtung

Dr. Feusch.

* * *

„Den Vegetarianern und ihrer Lehre“ in Eisenach

wird in Nr. 33 d. Bl. von Herrn A. Hosaeus eine Besprechung gewidmet, welche von mir, da ich dort den öffentlichen Vortrag über Vegetarianismus gehalten habe, eine kurze Berichtigung erheischt, der die unparteiische Redaction gewiß gern einen Platz einräumt.

Es ist eine gewöhnliche Angriffsweise gegen uns Vegetarianer, daß man uns bald als extreme Fruchtesser karikirt, bald uns der Inconsequenz beschuldigt, wenn wir einer „milden Praxis“ folgen: Beides soll uns discreditiren. Auch Herr Hosaeus schlägt diese Tonart an, namentlich in letzterer Hinsicht, ohne zu bedenken, daß der Unterschied zwischen „Fleischessen“ und „Eieressen“ doch immerhin gerade so groß ist, wie zwischen Vogel und Ei selbst. Die Wahrheit aber ist, daß wir gewisse diätetische Grundsätze aufstellen und Jedem überlassen, ob und wie weit er sie befolgen will, denn wir sind eben keine Sekte, die über „Dogmen“ und deren Befolgung zu spioniren und zu wachen hätte.

Eine zweite beliebte Maxime uns zu bekämpfen ist die, unsere Begründung des Vegetarianismus als auf einzelnen und zwar solchen Motiven basirt vorzuführen, die leicht als mindestens disputabel darstellbar sind. Auch Herr Hosaeus thut dies, indem er in erster Linie das anatomische Motiv stellt, welches das allerschwächste sein soll, als ob damit der Vegetarianismus überhaupt fiele. Dieser beruht aber überhaupt nicht auf einem solchen einzelnen Motiv allein, sondern auf dem völligen Einklang sehr mannichfaltiger Motive, zumeist solcher, von denen im Verdict des Herrn Hosaeus freilich keine Spur zu finden ist.

Aber das anatomische Motiv ist von ihm auch ganz falsch dargestellt. Nicht weil der Affe Frugivor ist, essen wir kein Fleisch, sondern weil *unser* Organismus, der *menschliche*, durch seine eigene Beschaffenheit das Fruchtesserthum indicirt, sagen wir uns, daß von dieser Seite *kein Hinderniß besteht*, Fruchtesser zu werden, wie es die Affen analoger Weise factisch sind, und wir untersuchen dann weiter, ob Gründe sonst bestehen, diese Diät wirklich zu wählen. Wir schließen also *nicht vom Affen auf uns*, sondern *von unserer eigenen Organisation auf die von ihr indicirte Diät*, wie jeder Naturforscher thut, und illustriren dies nur durch das analoge Verhältniß der Affen.

Weiter nennt Herr Hosaeus unsere Berufung auf wissenschaftliche Autoritäten (vergl. Flugblatt 4) „nahezu scherzhaft“, ohne auch nur einen Versuch des Nachweises zu machen, daß unsere Berufung nicht vollberechtigt sei. „So wird,“ beliebt Herr Hosaeus zu sagen, „zunächst die Fleischbrühe und das Fleischextract abgeurtheilt als Substanzen, die gar keinen Nährwerth besäßen.“ Ei nun, sind Männer wie Virchow und Voit Herrn Hosaeus keine wissenschaftlichen Autoritäten? Oder hat er sie widerlegt? Im Gegentheil, wahrhaft „scherzhaft“ ist es, daß er — eine Zeile weiter — uns „wenigstens“ bezüglich des „Fleischextractes“ Recht gibt.

Noch eine beliebte Manier uns zu bekämpfen ist die, legere Aeußerungen einzelner Vegetarianer aufzugreifen und nach ihnen die ganze Sache abzuurtheilen. So sagt auch Herr Hosaeus, wir verwürfen alles „Gegohrne“ und wüßten nicht einmal, daß wir in saurer Milch, Sauerkraut ꝛc. doch selbst Gegohrnes äßen; es sei eben Alles unverstandenes Dogma. Wir wissen aber zwischen den verschiedenen Arten oder Graden der Gährung wohl zu unterscheiden, und was wir verwerfen und bekämpfen, das ist der nervenzerstörende und völkerverwüstende Alkohol! Nicht unsere Sache ist es Mücken zu seihen und Kameele zu verschlucken.

Wir wollen ja gerne Herrn Hosaeus seine „Cigarre“ und seine ganze — wie er sich mit Prof. O. Funke sehr ästhetisch ausdrückt — „Seelenschmiere“ der „vielverlästerten Genußmittel“ lassen; wir thun überhaupt Niemandem diätetische Gewalt an, wie die Herren Carnivoren uns ihr Impfgift zwangsweise in unser Blut mischen! Das Einzige, was wir von Herrn Hosaeus verlangen zu dürfen glauben, ist dies, daß er uns in seinen Darstellungen für das große Publicum etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse. Will derselbe aber unsere Ansicht über die *wahren Genußmittel* kennen lernen, so lese er nach was Herr Prof. Voit darüber lehrt: mit ihm stimmen wir hierin völlig überein (vergl. Vereinsblatt Nr. 117), wenn das nicht etwa auch „nahezu scherzhaft“ gefunden wird. Noch mehr würde es uns allerdings gefreut haben, wenn Herr Hosaeus in der Arena zu Eisenach, wo jedem Gegner das Wort erklärter Maßen frei stand und wo er ja anwesend war, tapfer gegen uns zu Felde gezogen wäre. Die Leser dieses Blattes aber, welche sich eine objective Ansicht über Vegetarianismus alter und neuer Zeit bilden wollen, verweisen wir auf unsere Literatur und zur Orientirung in derselben auf R. Springers „Wegweiser in der vegetarianischen Literatur“.

Nordhausen, 31. Aug. 1879. Eduard Baltzer.

Bibliographie.

Liebrecht, Felix, zur Volkskunde. Alte u. neue Aufsätze. gr. 8. (XVI, 522 S.) Heilbronn, Henninger. 12. —

Wellmer, Arnold, als Kaiser Wilhelm jung war. Preußische Hof- u. Herzensgeschichten. 1. Bd. [1797—1810.] Mit 2 Jugendporträts d. Kaisers u. der Kaiserin, gezeichnet v. L. Burger, (in Holzschn.). 8. (IV, 336 S.) Berlin, Gerschel. 5. —; geb. 6. —

Meyer's Reisebücher. Norwegen, Schweden u. Dänemark v. *Yngvar Nielsen*. 4. umgearb. Aufl. Mit 14 (chromolith.) Karten und 5 (chromolith.) Plänen. gr. 16. (XII, 456 S.) Leipzig, Bibliograph. Institut. geb. 7. 50.

Inserate.

Mit-Redacteur.

Für die Redaction eines neu gegründeten größeren periodischen belletristischen Unternehmens wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche in redactioneller Thätigkeit durchaus geübt sein und ausgedehnte Verbindung in Autoren-Kreisen haben muß. Die Stellung (neben dem Chef-Redacteur) ist eine angenehme und auskömmlich gut dotirte.

Offerten mit Angabe der Gehalts-Ansprüche werden unter Chiffre **„Bahnen"** durch die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Ein gut empfohlener junger Mann mit deutlicher Handschrift, zur Zeit als Reporter und Corrector seinen Lebensunterhalt erwerbend, empfiehlt sich den Herren Autoren zum **Abschreiben von Manuscripten** gegen mäßige Vergütung. Gefl. Adr. unter **B. C.** an die Exped. d. Bl.

Ein Schriftsteller, der die Herbstmonate in Paris zubringt, stellt verehrl. Redact. seine Feder zu Theaterberichten, Feuilletons etc. zur Verfügung.
Adr. sub **W.** an die Exped. d. Bl.

Bei **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben ein neuer Roman von

Rudolf von Gottschall

Das goldene Kalb.

Drei Bände.
Eleg. geh. 16 *M.*, eleg. geb. 19 *M.*
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Weser-Zeitung.

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen
Postanstalten
pr. Quartal
Mark 6.90.

Bei uns erschien:
Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
gr. 8. 348 S. Eleg. geh. 4½ *M.*

Das Werk ist mit seltener Einstimmigkeit nicht nur von der gesammten deutschen, sondern auch der maßgebenden ausländischen Presse als eine der werthvollsten Arbeiten über die deutsche Socialdemokratie anerkannt.
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsche Montags-Blatt

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolf Mosse. Berlin.

Motto: Von dem Guten das Beste,
Von dem Neuen das Neueste.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** erscheint Montag Morgen, auch außerhalb Berlins am Montag.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** giebt durch seinen vielseitigen Inhalt nach allen Seiten hin reichste Anregung.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** enthält in jeder Nummer eine politische Wochenschau des Chef-Redacteurs Dr. Arthur Levysohn — Uebersicht über den europäischen Geldmarkt von Dr. Ebeling — Ungereimte Chronik von Ernst Dohm — Dramaturgische Glossen von Fritz Mauthner und viele andere bemerkenswerthe Separat-Artikel aus der Feder der ersten Schriftsteller.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist ein Familienblatt für die Klasse der geistig Vornehmen und der Aristokratie der Bildung.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, welchen es an dem sonst zeitungslosen Montag darbietet, zu einem Spiegel des Lebens und Strebens unserer Tage geworden.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist und bleibt die originellste **literarisch-politische Wochenschrift,** welche im deutschen Reiche erscheint.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** kostet pro Quartal nur **2 Mark 50 Pf.** und nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen Bestellungen hierauf entgegen.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist eingetragen in der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879 unter **No. 1163.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Italienische Studien.

Zur Geschichte der Renaissance.
Von **Hermann Hettner.**
Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. gr. 8. geh. Preis 9 *M.*

Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.
W., Magdeburger Str. 31.

von Amyntor, Gerhard. Auf der Bresche. Feuilletons, Skizzen, Erzählungen etc. Preis broch. 4 *M.*

von Boguslawski, A., Oberstlieutenant. **Das Leben des Generals Dumouriez.** 3 Bände. Mit 5 Karten und Plänen. Preis broch. 12 *M.*

Herrig, Hans, Dr., **Mären und Geschichten,** gesammelte kleinere Dichtungen. Zweite Auflage. Preis broch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Pietsch, Ludwig, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen, Reisebriefe. Preis broch. 4 *M.*

von Specht, F. A. K., Generallieutenant. **Das Festland Asien-Europa und seine Völkerstämme,** deren Verbreitung und der Gang ihrer Kultur-Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Ideen von Anbeginn bis zur Gegenwart. Preis broch. 6 *M.*

Die Torpedos und Seeminen in ihrer historischen Entwickelung bis auf die neueste Zeit. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Preis broch. 3 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Neu!

GESCHICHTE DER LITERATUR
DES
SKANDINAVISCHEN NORDENS
VON DEN ÄLTESTEN ZEITEN BIS AUF DIE GEGENWART.
DARGESTELLT VON
FREDERIK WINKEL HORN,
DR. PHIL. ZU KOPENHAGEN.

In 5 Lieferungen à 1 M. 80 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Verlag von **Bernhard Schlick** (Balthasar Elischer) in Leipzig.

Eine Literaturgeschichte d. drei nordischen Reiche (Island mit inbegriffen) hat bis jetzt gefehlt. Bei dem regen Interesse, dessen sich die skandinavische Literatur gegenwärtig erfreut, verdient das vorliegende Werk die Beachtung eines jeden Gebildeten. Dasselbe verdankt seine Entstehung den dringenden Mahnungen der drei Germanisten Zarncke, Möbius und Maurer an den Verfasser.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 78.

№ 38. Berlin, den 20. September 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die nothwendige Reform der Volkswirthschaftslehre. Von Ludwig Elster. — **Literatur und Kunst:** Bergfeuer. Von Hermann Lingg. — Französische Sitten des XVIII. Jahrhunderts. Von Dr. Wilhelm Arnold. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. V. — Amerikanisches Universitätsleben. Von Otto Groß. I. — Heinrich der Löwe. Oper in 4 Acten, Text und Musik von Edmund Kretschmer. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Die nothwendige Reform der Volkswirthschaftslehre.

Von Ludwig Elster.

Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien, die weitere Vollendung der Reception des römischen Rechts riefen das erste System einer Wissenschaft der Wirthschaft hervor. An die Spitze des Ganzen stellte man den durch die immer größere Verbreitung des römischen Rechts wesentlich mit geförderten absolutistischen Satz, daß das wirthschaftliche Leben ein Product der Regierungskunst sei. Von diesem Standpunkte aus war man alsdann bemüht, den Reichthum und das Vermögen der Völker zu begründen und zu leiten. Dieser strenge Absolutismus und das aus ihm in der Praxis entstandene Wirthschaftssystem fanden jedoch bald Gegner in der Theorie, und es trat eine der früheren entgegengesetzte Lehre der Volkswirthschaft auf — das sogen. physiokratische System —, welche die Bevormundung seitens der Staaten zu beseitigen und die um das gesammte wirthschaftliche Leben gezogenen Ketten zu sprengen bestrebt war. Das Nichtinterventions-Princip, das Princip des laisser faire, laisser aller, wurde als der erste und gewichtigste Grundsatz für das wirthschaftliche Leben hingestellt. Noch aber war der Kampf, der durch diese beiden verschiedenen Richtungen auf politischem Gebiete entstanden war, nicht geschlichtet, als Adam Smith mit seinem wealth of nations hervortrat und in der großartigsten Weise eine erste umfassende Theorie der Volkswirthschaft schuf. Die hohen Verdienste von Ad. Smith sind bekannt. Er hatte in lichtvoller Weise die grundlegenden Principien der Volkswirthschaft behandelt, die bis dahin gefundenen und aufgestellten Sätze mit kritisch-philosophischem Scharfsinn beleuchtet und somit die Volkswirthschaftslehre in die Reihe der übrigen Wissenschaften eingeführt. Von den Physiokraten hatte auch er das Princip des Gehen- und Geschehenlassens als den obersten Grundsatz entlehnt und als ein Anhänger der empirisch-materialistischen Philosophie jener Zeit erkannte er im Egoismus die eigentliche und vor Allem die berechtigte Triebfeder einer jeden wirthschaftlichen Handlung. In der Hauptsache stimmte Ad. Smith daher mit den Physiokraten überein, er war wie jene bemüht das Princip des Individualismus in der ökonomischen Wissenschaft zum Durchbruch zu bringen. Aber der Altmeister unserer Wissenschaft ging weiter und berücksichtigte auch die übrigen Seiten des socialen Lebens; er erkannte, daß die wirthschaftlichen Erscheinungen vielfach in enger Berührung standen mit anderen Zweigen wissenschaftlicher Forschung und zog so auch nicht nur specifisch wirthschaftliche Gesichtspunkte in den Kreis seiner Betrachtung. Dieses so gewichtige Moment aber wurde von seinen Schülern — Malthus allein wohl ausgenommen — unbeachtet gelassen, und die abstracte ja mathematische Behandlung der politischen Oekonomik von Ricardo übte einen so eminenten Einfluß auf die spätere Volkswirthschaftslehre in England aus, daß man bald die von Ad. Smith hie und da angedeutete Rücksichtnahme auf die historische Entwicklung vergaß und nur mit alleiniger Zuhülfenahme der aprioristischen und deductiven Methode Ricardos in alter Weise stets von Neuem die Lehren der Wirthschaft in der political Economy verarbeitete, indem man die junge Wissenschaft, zugleich aber auch ihre Vollendung pries. Denn daß gleichfalls die Theorie von Ad. Smith nur eine weitere Phase in der Entwicklung der politischen Oekonomik sei, dieses fiel keinem der Epigonen jenseits des Canals ein; man verfiel daher bald in dem so viel gepriesenen klassischen Lande nationalökonomischer Forschung in Bezug auf die Volkswirthschaftslehre in eine traurige Starrheit und einen jeden gesunden Fortschritt hemmenden Orthodoxismus. Der Hinweis auf die Socialistik, welcher in Frankreich durch Proudhon, in Deutschland zuerst durch Rodbertus gegeben wurde, und die späteren bedeutsamen, kritischen Arbeiten deutscher Gelehrter berührten die brittischen „Forscher" so gut wie gar nicht, waren somit auch nicht im Stande, ihre abstracten Theorien zu beeinflussen. Soll es uns Wunder nehmen, wenn nunmehr der Glaube und das Vertrauen auf die allmählich als „unselig" bezeichnete Wissenschaft in England schwand, wenn man in den verschiedensten Kreisen — vor Allem in der Arbeiterklasse — nichts mehr von ihr wissen wollte? Gab es doch selbst Lehrer der politischen Oekonomik, welche, auf den gegenwärtigen Zustand der Volkswirthschaft Bezug nehmend, überhaupt in Abrede stellten, daß die Nationalökonomik eine Wissenschaft genannt werden könne. Aber die Ursache dieser Erscheinung liegt lediglich in der Art und Weise der bisherigen abstracten Behandlung der politischen Oekonomik, wie sie von Ricardo in die Wissenschaft eingeführt, von den Epigonen dann weiter fortgepflanzt ist. Hiergegen gibt es aber auch nur ein Heilmittel: das endliche Verlassen des betretenen Weges, das Aufgeben der übernommenen abstractdeductiven Forschung, die eingehende und beständige Rücksichtnahme auf die sämmtlichen Bestrebungen und Bewegungen der menschlichen Gesellschaft. Nur auf diesem Wege wird die nationalökonomische Wissenschaft im Stande sein die hohen Aufgaben, die sie sich gestellt hat und die sie sich stellen mußte, erfüllen zu können.

Bereits die im Jahre 1876 erschienenen interessanten und geistreichen Arbeiten von Syme (Outlines of an industrial science) und Leslie (On the philosophical method of political Economy) wiesen auf die Unfruchtbarkeit und Unzulänglichkeit der alten englischen Schule mit ihrer aprioristischen und deductiven Methode

hin, ohne daß ein tiefgehender Einfluß auf die Behandlung der Volkswirthschaftslehre in England durch diese Schriften hätte wahrgenommen werden können. Eine gründliche und schneidende Beurtheilung hat dieselbe wiederum im Jahre 1878 durch Ingram gefunden, durch seine später im Druck erschienene Rede*), die er als Vorsitzender der Section für politische Wissenschaften und Statistik im Juni-Meeting der British Association for the Advancement of Science gehalten. Ingram wirft in dieser klaren und übersichtlich gehaltenen Rede der alten englischen Schule den Fehdehandschuh hin, indem er ihre Mängel unverhohlen aufdeckt, die nöthige Reform der Volkswirthschaftslehre darlegt und ihr den Weg, den sie gehen muß, weist. Aber die Polemik Ingrams, die freilich speciell die englischen Verhältnisse im Auge hat, darf auch von uns in Deutschland nicht unbeachtet bleiben, wenn anders wir uns auch eines gewissen Vorsprungs in unserer Wissenschaft rühmen können.

Denn wenn auch bei uns schon seit lange Front gemacht ist gegen den Materialismus der Smith'schen Schule, deren Wirthschaftslehre neben der berechtigten Anerkennung, die man ihr gezollt hat und zollen mußte, man nicht ganz mit Unrecht als eine „Methodenlehre der Habsucht und des Geizes" (K. S. Zachariä) gekennzeichnet hat, so sind doch auch bei uns ähnliche Mängel und Einseitigkeiten vorhanden, die Ingram an der englischen Nationalökonomik schonungslos aufgedeckt hat. Von diesem Gesichtspunkte ging auch voraussichtlich der hochverdiente Leiter der Hildebrand'schen „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" Professor Conrad aus, als er eine Uebersetzung dieser Ingram'schen Rede in die deutsche Sprache anregte; deutlich jedenfalls spricht H. v. Scheel diese Ansicht aus, welcher in dankenswerther Weise sich der mühevollen Uebersetzung — wenn auch in äußerst freier Weise — unterzogen hat.**) Scheel hebt in der hier gegebenen Einleitung hervor, daß man in Deutschland in der nothwendigen Weiterentwicklung der Volkswirthschafts-Wissenschaft insbesondere durch das Hervortreten zweier Forschungsrichtungen aufgehalten worden sei, einmal durch die historische, dann weiter durch die inductive, exacte oder realistische Methode. Wenn auch die deutsche Wissenschaft durch diese ausgebreitete Anwendung neuer Methoden wesentlich gefördert und ihr hierdurch ein gewisser Vorsprung vor derjenigen anderer Länder verschafft worden sei, so wären doch auch manche Einseitigkeiten bei uns untergelaufen. Freilich seien wir auf gutem Wege diese zu überwinden, aber auch wir bedürften dabei des ermunternden Zurufs, um ob des kleinen Fortschritts, den wir erreicht, nicht die in größerem Maßstabe nothwendige Reform der Volkswirthschaftslehre zu vergessen. Die Nationalökonomik befände sich augenblicklich in einer Krisis, die daher rühre, daß sie als Wissenschaft der materiellen, rein wirthschaftlichen Interessen zu einem Entwicklungsabschnitt gekommen sei, wo es nunmehr gälte, nicht in der Abgeschlossenheit das Heil zu suchen, sondern sich einem höheren Ganzen unterzuordnen und einzufügen. — Hierauf nun arbeitet Ingram hin. Die Gesichtspunkte, von denen er sich leiten läßt, wollen wir im großen Ganzen hier wiedergeben, ohne uns an die Reihenfolge, welche er beobachtet hat, genau zu binden. Ingram erhebt vier Punkte des Tadels gegen die alte Schule.

Sein einer Vorwurf richtet sich gegen eine zu weitgehende und so auch dem Charakter der Wissenschaft Eintrag thuende Abstraction. Gerade aber in denjenigen Fragen, welche sich um die Gestaltung des menschlichen Daseins und gesellschaftlichen Zusammenlebens drehen, gerade in diesen darf man die Fühlung mit dem Realen nicht verlieren und sich nicht in die nebelhaften Regionen der Metaphysik versteigen. Ein Streben nach fester Begriffsbestimmung ist wie in jeder anderen Wissenschaft, so auch in der Volkswirthschaftslehre nothwendig, aber ein geistvoll sein sollendes Streiten über die elementarsten nationalökonomischen Begriffe mag seltsame Discussionen erzeugen, für die Weiterentwicklung, vor Allem für die gesunde Belebung der Wissenschaft, aber kaum von besonderem Nutzen sein. Es ist jedoch nicht allein die Ueberhandnahme der Abstraction, welche die Fortbildung der Wissenschaft gehemmt, sondern vor Allem das Ausgehen von falschen Abstractionen, auf denen man alsdann weiterzubauen bemüht war. So begegnen wir sofort am Eingange in die Nationalökonomik dem lediglich auf abstractem Wege gefundenen Satze, auf dem das ganze Lehrgebäude aufgebaut ist, daß die eigentliche Triebfeder einer jeden wirthschaftlichen Handlung das Verlangen nach Reichthum sei. Es wird kaum Einen geben, der diesen Trieb vor Allem in unseren Zeiten nicht als einen sehr gewichtigen Factor im wirthschaftlichen Leben anerkennen wollte! Aber wie mannichfache andere Momente greifen in die ökonomischen Handlungen der Menschen mit ein, wie ist dieses Streben nach Reichthum von anderen Trieben beeinflußt, wie verschiedenartig äußert sich dieses bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten! — Eine weitere unrichtige Abstraction, die vielen Unbefangenen die Sympathie der Volkswirthschaft geraubt hat, ist die übliche abstracte Art der Betrachtung der Arbeit ohne Rücksichtnahme auf den Träger der Arbeitskraft, auf die Persönlichkeit des Arbeiters. Besonders die arbeitenden Klassen haben sich deshalb von den Lehren der politischen Oekonomik mehr und mehr ferngehalten, weil man im Arbeiter lediglich ein Werkzeug der Güterbeschaffung erkannte, weil man vergaß, auch in ihm einen Menschen zu sehen, der als ein gleichberechtigtes Glied der menschlichen Gesellschaft auch Rechte zu fordern hatte. — Es könnten hier noch verschiedene andere aus unzulässiger Abstraction entstandene „Lehrsätze" Erwähnung finden, wie die Bezeichnung der Arbeit schlechthin als Waare, die Nichtrücksichtnahme auf die verschiedene Befähigung der beiden Geschlechter im gesellschaftlichen Leben, was einfach mit der Bezeichnung „Individuum" umgangen wird u. A., — doch mag das bereits Hervorgehobene genügen.

Als ein weiterer Fehler, der eng mit der hier zuerst gerügten allzu abstracten Behandlung der Volkswirthschaftslehre zusammenhängt, wird die deductive Methode, die in den Forschungen der Nationalökonomen eine sehr bedeutende Rolle spielt, mit Recht bezeichnet. Daß die Deduction auch in der politischen Oekonomik vielfach zur Anwendung gelangen muß, soll und kann nicht bestritten werden. Wenn man indeß nur diese eine Methode kennt und nur diese eine Methode übt, so gelangt man nur gar zu oft zu Schlüssen, die in strictem Gegensatz zur Wirklichkeit stehen. Die verschiedenartigen socialen Erscheinungen sind meist nur zu verwickelt, um derartige Beweisführungen a priori zu gestatten. Durch die Beobachtung müssen die Gesetze der Volkswirthschaft erkannt, müssen die vergangenen und gegenwärtigen Zustände erforscht werden. Es bleibt dessenungeachtet immer noch ein hinreichendes Feld für die Deduction, die alsdann herangezogen werden muß, um das, was auf inductivem Wege gefunden ist, zu prüfen und weitere Betrachtungen und Erwägungen zu veranlassen. — Allein die Wissenschaft der Volkswirthschaft muß nicht allein inductiv, sie muß auch historisch behandelt werden. Freilich ist mit einem massenhaften Anhäufen von historischen Daten, von statistischen und ethnographischen Curiositäten noch nicht viel gethan. Wir in Deutschland sind allerdings an derartigen Arbeiten nicht ganz arm. Einen gewissen Werth kann man auch denselben, die meist mit einem ungeheueren Fleiß angefertigt sind, nicht absprechen, es ist eben — wie man es wohl nicht ganz unpassend bezeichnet hat — eine Art von nationalökonomischem „Pharus am Meere des Lebens", nur keine historische — Methode. Nicht in dem fleißigen Ansammeln von verschiedenartigem Material, sondern in der vergleichenden Unter-

*) The Present Position and Prospects of Political Economy: Being the introductory adress delivered in the section of Economic Science and Statistics of the British Association for the Advancement of Science at its meeting at Dublin in 1878 by the President of the Section John K. Ingram, LL. D., F. T. C. D., M. R. J. A., President of the Statistical and Social Inquiry Society of Ireland. — Revised, with notes and additions. London, Longmans & Co. Dublin, Ponsonby. 1878.

**) Die nothwendige Reform der Volkswirthschaftslehre von John K. Ingram, L. L. D. Präsident ꝛc. Uebersetzt und Eingeleitet von H. v. Scheel, Dr., Prof. Autorisirte Uebersetzung. Jena 1879.

suchung der verschiedenen auf einander folgenden Zeitperioden, wodurch die Gesetze der socialen Entwicklungsreihen erfaßt werden können, liegt Werth. Die Anhänger und Vertheidiger der Deduction übersehen die eminente Bedeutung der immer lebendigen und Alles bewegenden Kräfte in der Entwicklung der Gesellschaft, sie meinen hier Alles deduciren zu können und gelangen somit naturgemäß zu Widersprüchen seltsamster Art. „Wie jedes Gebiet des socialen Lebens, so unterliegt auch das wirthschaftliche einer nicht willkürlichen, sondern gesetzmäßigen Umgestaltung; und wenn wir es verstehen wollen, so müssen eben diese Umgestaltungen studirt werden, unter sorgfältiger Beachtung der vorhergehenden Perioden und der gleichzeitigen Erscheinungen anderer Art." (Ingram; Scheel.)

Als eine nothwendige Folge der unhistorischen Methode ist der zu absolute Charakter der theoretischen und praktischen Schlußfolgerungen zu bezeichnen, welches Ingram als einen dritten Punkt des Tadels gegen die alte Schule geltend macht. Indem die „orthodoxen Volkswirthe" ein Studium der socialen Entwicklung nicht kannten, oder ein solches mindestens vernachlässigten, nahmen sie die mannichfachen bedeutenden Verschiebungen, welche das wirthschaftliche Leben der Völker zu den verschiedenen Zeiten erfahren hatte, nicht wahr. Sie setzten an Stelle der lebendigen Wirklichkeit einen typischen Wirthschaftszustand, sie betrachteten die Gesetze der Volkswirthschaft als feststehend, als erhaben über Raum und Zeit, und erkannten nicht, daß auch der Mensch als sociales Wesen mit der gesammten Cultur in allen Beziehungen fortschreitet. So kam es, daß man die Sätze der Volkswirthschaftslehre als unbedingte hinstellte und nicht als solche bezeichnete, die nur zu gewissen Zeiten und vor Allem nur in gewissen Grenzen Geltung hätten. Das verhängnißvollste Beispiel hierfür ist neben manchem anderen die Lehre vom laisser faire. Wenn diese auch zunächst nur als ein Kampfmittel dienen sollte gegen den Absolutismus im Mercantilsystem, so wurde doch allmählich dieses Nichtinterventions-Princip in absoluter Fassung aufgestellt, welches zu allen Zeiten und für alle Völker unbedingte Geltung haben sollte und welches ein jedes Eingreifen der Regierung in wirthschaftliche Angelegenheiten, selbst um Ungerechtigkeiten abzuwehren, verpönte. Mag immerhin das Freihandelsprincip für viele Staaten in unserem Zeitalter seine volle Berechtigung haben, so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, daß dasselbe in viel zu absoluter Allgemeinheit von englischen Nationalökonomen, aber auch von solchen anderer Länder aufgestellt worden ist, die eben in unhistorischer Methode Unglaubliches geleistet haben. Freilich gelangt man neuerdings mehr und mehr zu der Erkenntniß, daß derartige allgemein gültige Recepte für Völkerglück höchst zweifelhafter Natur sind, und wie man auf dem Gebiete der Politik das Suchen nach der absolut besten Regierungsform aufgegeben hat, so hat man auch angefangen im wirthschaftlichen Leben die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Völker und Staaten zu berücksichtigen. Bei uns in Deutschland schon seit längerer Zeit; hier entstanden bereits mit Beginn dieses Jahrhunderts die verschiedenen historischen Schulen. In anderen Ländern, vor Allem in England, hielt man und hält noch heute vielfach unbeirrt an dem Alten fest, weshalb der Tadel Ingrams dort um so mehr angebracht ist.

Freilich haben die Worte „historische Schule" auch ihren bösen Klang! Nicht immer ist von ihren Anhängern wahre Geschichte gelehrt, nicht überall die Idee des Fortschritts durch sie bekundet worden. Und dennoch, was bedeutet historische Schule in der Wissenschaft der Wirthschaft? — Die Geschichte muß hier zeigen, daß es mit dem Haushalte der Menschen nicht immer so beschaffen war, wie heute; daß das wirthschaftliche Leben, die Production, Consumtion und Vertheilung der Güter einst anderen Gesetzen unterworfen war, als jetzt. Aus der Geschichte müssen wir die mannichfachen Wandlungen ersehen, welche das Menschengeschlecht zu durchlaufen hatte, seit es von den Hochlanden Centralasiens hinabstieg, um sich über die gesammte Erde auszubreiten. Wie gestalteten sich im Verlaufe jener Zeit die Beziehungen der Menschen zu den Sachgütern? In welcher Richtung wird die Menschheit weiter sich entwickeln? Das Alles sind Fragen, die die historische Schule der Wissenschaft der politischen Oekonomie beantworten muß. Aber da der Mensch im Laufe der Zeiten sich selbst in wesentlicher Weise verändert, da seine Bedürfnisse und seine Bildung andere werden, da er beeinflußt wird von Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft, und da alle seine Handlungen ein Product seines Denkens und Empfindens sind, so darf die historische Schule, wenn sie Alles richtig erkennen und erforschen will, sich nicht allein auf die Oekonomie erstrecken, sondern muß die gesammte Socialwissenschaft zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Aber wie wir beim Studium der Vergangenheit die materiellen Interessen der Gesellschaft nicht trennen können von den politischen, geistigen und moralischen Beziehungen, so auch nicht in der Gegenwart. Daß dieses aber geschehen ist und immer und immer wieder geschieht ist der Kardinalpunkt, auf welchen Ingram die Nationalökonomen hinweist, und er bezeichnet die Frage, welche sich um das Verhältniß der ökonomischen Forschung zu der Gesammtheit der Gesellschaftswissenschaften dreht, mit Recht als eine „Grund- und Lebensfrage, von deren Beantwortung die Zukunft der ersteren wesentlich abhängt".

Ingram ist der Ansicht, daß die ökonomischen Fragen nicht weiter in der Isolirtheit behandelt werden können, wie bisher, daß dieselben vielmehr mit den gesammten Erscheinungen des socialen Lebens in Zusammenhang gebracht werden müssen, da eben die politische Oekonomik untrennbar mit den übrigen Zweigen der Socialphilosophie verknüpft sei. Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß Adam Smith von dieser hier gerügten Einseitigkeit sich ferngehalten hat. Leider aber sind die Meisten seiner Nachfolger in den Fehler verfallen, nur die rein materiellen Gesichtspunkte zu berücksichtigen und alle die anderen Kräfte unbeachtet zu lassen, die auf die Entwicklung der materiellen Wohlfahrt von so eminentem Einfluß sind. Wir wollen hier nur auf Senior verweisen, der, als er eine Betrachtung über den höchst zweifelhaften Gewinn anstellt, den eine Arbeiterfamilie aus der außerhäuslichen Beschäftigung von Mutter und Kindern zieht, sich entschuldigt, daß er sich auf derartige Bemerkungen einlasse, weil solche ja genau genommen nicht in den Bereich der political Economy gehören. An einer anderen Stelle, wo er über die Nachtheile übermäßig langer und strenger Arbeit spricht, hält er inne und fragt sich wiederum, ob solche Betrachtungen in die Nationalökonomik fallen, was er verneinen muß.

Wie verkehrt aber eine derartige Auffassung ist, liegt auf der Hand. Nicht kann man sich bei Berücksichtigung solcher Ansichten mehr wundern, wenn man sieht, daß die Bedeutung der Nationalökonomik, vor Allem auch ihr Anspruch auf Wissenschaft, tagtäglich mehr bezweifelt wird. Als vor nunmehr drei Jahren die Hauptvertreter der Volkswirthschaftslehre in England zusammentraten, um das hundertjährige Jubiläum des wealth of nations zu feiern, da schon ging aus den Aeußerungen der meisten Redner hervor, daß ihre wissenschaftlichen Studien sich nicht jenes Ansehns und Einflusses erfreuten, der sie befriedigen konnte. Und dieses hat sich nicht gebessert. Im Gegentheil, immer mehr wurden Stimmen laut, die sich gegen die Wissenschaft der Volkswirthschaft wandten, immer mannichfaltiger sind jene Zeugnisse geworden, die den Zustand einer Krisis in der Nationalökonomik kennzeichneten. Aber eben diese Krisis, die wir nicht nur in England, sondern auch in den übrigen Ländern, wenn anders auch vielleicht weniger schwer, empfinden, sie ist es, die uns zeigt, daß jene erwähnten Mängel und Einseitigkeiten bei der Behandlung der Volkswirthschaft beseitigt werden müssen, vor Allem aber, daß die Nationalökonomik als die Wissenschaft der materiellen Interessen zu einem Entwicklungsabschnitt gelangt ist, auf dem es nunmehr gilt, eine Reform im großen Stile vorzunehmen und die Volkswirthschaftslehre in die Socialwissenschaft als ein Glied derselben einzufügen.

Natürlich hat es an Einwendungen gegen diese Forderung nicht gefehlt. Wir wollen den wichtigsten derselben hervorheben. Man könne, so hieß es, nicht vielerlei Dinge auf einmal thun,

nicht sei man im Stande, die verschiedenartigen Zweige der socialen Forschung auf einmal zu erfassen. Ebenso wie es eine Vielheit der Naturwissenschaften gebe, sei auch eine Vielheit socialer Wissenschaften nothwendig. Daß wir nicht alles Mögliche auf einmal, sondern nur einen Forschungszweig vollständig und ganz beherrschen können, kann nicht bestritten werden. Aber nichts destoweniger sind solche Zweige immer nur Theile eines größeren wissenschaftlichen Ganzen, und die Beziehungen dieser Theile zu einander müssen im Auge behalten werden. Ganz gewiß muß das Studium der Pflanze und des Thieres, müssen Botanik und Zoologie als besondere Wissenschaften betrieben werden, trotz alledem aber bildet das Studium der lebenden Organismen eine Disciplin, die lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen getheilt ist. Und ebenso wie das ein schlechter Arzt sein wird, der nur ein Organ und dessen Function kennt und den Kranken ohne Rücksichtnahme auf die Constitution seines ganzen Organismus behandelt, so begreift auch derjenige die verschiedenen Thatsachen des socialen Körpers unvollkommen, der den Zusammenhang seiner verschiedenen Lebensäußerungen unbeachtet läßt. „Es gibt nur eine große Wissenschaft der Sociologie, nur eine Sociallehre, und ihre einzelnen Abschnitte beziehen sich auf die verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Daseins. Eine dieser Seiten ist die materielle Wohlfahrt der Gesellschaft, die Beschaffenheit und Entwicklung ihrer auf die Gütererzeugung gerichteten Arbeit. Das Studium dieser Erscheinungen ist einer der Forschungszweige der Socialwissenschaft, der aber in engster Fühlung mit dem Ganzen erhalten werden muß." (Ingram.) Nichts ist klarer, als daß in der Geschichte der Menschheit die verschiedenen Elemente des socialen Lebens nicht völlig selbstständige und von den anderen unabhängige Processe durchmachten, und die heutige wirthschaftliche Lage Europas ist das Ergebniß einer Mannichfaltigkeit von Bedingungen, die zum großen Theil nicht ökonomischer Natur sind. Wissenschaftliche, moralische, religiöse und politische Anschauungen und Einrichtungen haben wesentlich mit eingewirkt. Und ebenso wie sich dieses in der Vergangenheit vollzogen, vollzieht sich und wird sich dieses weiter vollziehen in Gegenwart und Zukunft.

Bei allen wirthschaftlichen Fragen müssen die socialwissenschaftlichen Gesichtspunkte berücksichtigt werden; und sehr richtig hebt Fawcett an einer Stelle seiner Broschüre über Freihandel und Zollschutz hervor, daß auch in den Fragen, ob Schutzzoll oder Freihandel, nicht allein die materiellen Interessen Ausschlag gebend seien, daß vielmehr gleichfalls die politischen und socialen Verhältnisse berücksichtigt werden müßten, so daß man die Entscheidung einer solchen Frage auch aus den Betrachtungen der höheren Ziele der Gesellschaft und dem Ideal des Zusammenlebens der Menschheit entnehmen müssen. Mit vollem Recht erhebt somit Ingram die Forderung nach einer wissenschaftlichen Sociallehre, in welcher die Volkswirthschaftslehre aufgeht.

Wir haben im großen Ganzen die Hauptgesichtspunkte wiedergegeben, die Ingram in seiner Rede hervorgehoben hat. Es war nicht unsere Absicht eine Kritik dieser epochemachenden Rede zu liefern. Hätten wir dieses gewollt, so würden wir auch manche Aussetzungen an derselben haben machen müssen. Nicht hätten wir dann geschwiegen zu einigen Bemerkungen, die er über die deutsche Wissenschaft gefällt, wie wir andererseits auch seine Heranziehung von Auguste Comte und den Einfluß, den er diesem Denker auf die Entwicklung der Socialwissenschaft zuschreibt, als jedenfalls zu weitgehend zurückgewiesen haben würden. Indeß Kritik zu liefern lag, wie gesagt, nicht in unserem Plane; wir wollten nur auf die Wahrheiten in dieser Rede hinweisen, an denen sie reich ist und mit Freude dieses neue Anzeichen eines Umschwungs in der englischen Nationalökonomik begrüßen. Die Rede Ingrams hat die englischen Volkswirthe ein wenig aufgerüttelt und auf literarischem Gebiete eine Rührigkeit hervorgerufen, wie wir sie jenseits des Canals seit lange nicht erlebt haben. Somit ist berechtigte Aussicht vorhanden, daß auch hier die Volkswirthschaftswissenschaft wieder in gesündere Bahnen geleitet wird.

Daß wir in Deutschland in der Wissenschaft der politischen Oekonomik weiter vorgeschritten sind, als die Engländer, haben wir oben bereits verschiedentlich hervorgehoben. Ingrams Gedanken finden wir mehr oder weniger in den Arbeiten von Schäffle, Wagner, Schmoller und Samter. Schäffle hat bereits in seinem vierbändigen Werke: „Bau und Leben des socialen Körpers", die Volkswirthschaftslehre als ein Glied der Sociallehre behandelt. Die Art und Weise jedoch, wie dieses hier geschehen, ist schon mehrfach getadelt worden, und Scheel hebt wohl mit vollem Rechte hervor, daß die Sociologie mit der Biologie hier in einer Verquickung gezeigt werde, daß man weder hoffen noch annehmen dürfe, in der hier gebotenen Gestalt die Socialwissenschaft begründet zu sehen. Andrerseits aber findet sich auch bei uns trotz dieser hier erwähnten guten Anfänge, oder besser gerade wegen dieser neuen Art der Behandlung, eine Unsicherheit und Unbestimmtheit in der Bearbeitung der Volkswirthschaftslehre, zu der sich auch ein gewisses Mißtrauen gegen die ganze Wissenschaft gesellt, die diesen Hinweis auf die Ingram'sche Rede als nicht überflüssig erscheinen lassen.

Möge auch bei uns in Deutschland jener Gedanke immer mehr zur Geltung kommen und fruchtbringend wirken, daß die Nationalökonomik ein Theil der großen Gesellschaftswissenschaft ist und daß sie als ein Glied der Socialwissenschaft in diese eingefügt werden muß. Geschieht dieses, dann wird man auch die Wissenschaftlichkeit derselben nicht mehr in Zweifel ziehen können, da sie ein Glied jener Disciplin sein wird, in der die „Geistesarbeit der Wissenschaften" zusammenläuft.

Literatur und Kunst.

Bergfeuer.

Von Hermann Lingg.

Hier oben, umschlossen
Von Gletscherkolossen,
Erheb' ich den Becher mit Wein gefüllt;
Es dunkeln die Berge,
Die Thäler wie Särge
Vergang'ner Jahrhunderte, nachtumhüllt:

Dem edlen Entbrennen
Dem Drang nach Erkennen,
Der helfenden Kraft und Thätigkeit,
Dem Fesselnentschnürer,
Dem mystischen Führer
Des Menschengeschlechtes, ihm sei er geweiht!

Schneegipfel, Urahnen
Der alten Titanen
Schau'n geisterhaft her, — der Mond erschien,
Da seh' ich es blitzen
Von einer der Spitzen,
Ein Feuer entlodert, ein dunkler Rubin.

Seitdem wir bewohnen
Den Schoos der Aeonen
Versuchten wir Sterbliche stets empor
Zum Lichte zu schreiten
Von Zeiten zu Zeiten,
Die eine gewann und die andre verlor.

Doch rastlos ringen
Wir fort und dringen
Zum Ziel auf dem Wege zum neuen Gral,
Und die es erreichen,
Die geben sich Zeichen,
Entfachen ein Feuer, ein leuchtend Signal.

Alprosen um Hüte
Und schneeige Blüthe,
Gelehnt auf den Bergstock hören sie still
Vorüberwehen
Das Sein und Vergehen,
Was unten geschieht und geschehen will.

Längst ruhet entschlafen
Mit Schuld und Strafen
Die Welt und ihr Jammer, nur hier entbot
Den hohen Gedanken,
Die dort versanken,
Die Freiheit Asyl aus Elend und Noth.

So haben den Sphären
Auf Felsenaltären
Die Parsen einst Feuer als Opfer gebracht;
Die heut' es entbrannten
Den Unbekannten
Entbiet' ich ein Grüßen durchs Schweigen der Nacht.

Französische Sitten des XVIII. Jahrhunderts.*)

Wer kennt in Deutschland diese Gräfin von Rochefort? wird man bei uns fragen, und Jemand, der aus guten Handbüchern die französische Literatur leidlich zu kennen glaubt, dürfte lächelnd hinzufügen: wer kennt sie in Frankreich? Ein specieller Kenner Voltaires aber fragt wohl noch: ist es vielleicht jene Freundin d'Alemberts, die der Philosoph von Ferney so mannichfach als die anmuthige Neunzehnjährige (madame dix-neuf ans) mit Wohlgefallen erwähnt hat?

Nein, nicht einmal diese ist es. Also gehört sie wohl zu jener Schaar halbvergessener geistvoller Persönlichkeiten, wie sie die Culturgeschichte Frankreichs so zahlreich aufzuweisen hat, und die von Zeit zu Zeit durch einen bedeutenden Schriftsteller „entdeckt" werden, wie man denn dem berühmten Sainte-Beuve nachsagte, daß er allmontaglich in seinem Feuilleton dem erstaunten Frankreich einen neuen großen Mann, resp. eminente Dame vorzustellen hatte, von denen kein Mensch bisher etwas wußte?

Selbst das wäre beinahe zu viel gesagt — die Gräfin von Rochefort-Brancas, die hier gemeint ist, hat fast nur im engsten Privatcirkel sich bewegt, dort sind ihre Worte verhallt, dort ihre kleinen literarischen Erzeugnisse allein genossen und besprochen worden. Wenn wir sagen, daß sie nur kurze Zeit die Gattin eines wenig bemittelten, als Commandant der Bretagne kaum eben genannten Edelmanns war, dann als Wittwe in einem Kreise naher Verwandter und Freunde in ebenso aufrichtiger wie taktvoller Liebenswürdigkeit waltete, daß sie mit dem Vater des großen Mirabeau und dessen späteren Geliebten Frau von Pailly in einem engen, durch geistvolle Correspondenz reich belebten Freundschaftsverhältnisse stand, ihr eigentliches Lebensglück aber in der Liaison mit dem als Staatsmann nicht unbedeutenden, als Gesellschafter allgemein beliebten Herzog von Nivernois fand, so haben wir nahezu alle erwähnenswerthen Beziehungen ihres Lebens berührt. Und so gibt denn auch der Verfasser diese Arbeit nur als ein kleines Parergon aus, das innerhalb eines größeren Studienkreises entstanden.

Dennoch wird ein Liebhaber gediegener französischer Literatur diese Schrift, wenn er auch nur den Namen des Autors auf dem Titel gelesen, gern behalten, und sich auf die Zeit freuen, wo er sie mit Muße studiren kann — er weiß, daß es sich lohnen wird, denn aus dieser Feder kam auch bei ihren kleinsten Essays nichts Unbedeutendes. Gehörte doch Loménie zu jener stattlichen Phalanx wirklicher Gelehrter in Frankreich, denen ob ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit der deutsche Forscher mit Wärme die Hand drücken möchte, jener Gelehrten, denen zugleich eine solche Vollendung der Form zu Gebote steht, daß wir sie nach dieser Seite nur als Muster verehren können. Es thut wohl, das wieder einmal laut auszusprechen, da man noch immer anmaßende Halbwisser in herkömmlicher Weise von französischer Wissenschaft mit Geringschätzung reden hört.

Die Meisterleistung Loménies, das Leben Beaumarchais', ein Werk, in dem die Thatsachen ebenso harmonisch geordnet wie mit tiefem sittlichem Ernste beurtheilt sind, ist doch auch in Deutschland bekannt genug, seine letzte Arbeit über die Familie Mirabeau würde dasselbe, allem Anscheine nach, noch übertroffen haben, wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen bis zu dem Höhepunkt seines Vorwurfs, der Darstellung des großen Redners durchzudringen. Da überraschte ihn im 60. Lebensjahre am 2. April des vorigen Jahres der Tod; der vorhandene Torso des Werkes, der die nächsten Verwandten des mächtigen Tribunen schildert, ist bedeutend genug, daß wir in einem späteren Aufsatz das Interesse der Leser darauf hinzulenken beabsichtigen. Die kleine Studie, von der wir gegenwärtig sprechen, existirte bereits mehrere Jahre, aber nur in der édition de luxe, erst die soeben erschienene Volksausgabe macht dieselbe in weiteren Kreisen bekannt*): man hätte wohl zum Heile Frankreichs wünschen mögen, daß schon lange die Ideen, auf welche sie hinauszielt, mehr Gemeingut der Gesellschaft in ihren höheren wie niederen Schichten geworden wären, aber noch heute ist ihre Mahnung nicht antiquirt.

Der eigentliche Werth des Buches besteht in der vergleichenden Sittenstudie, in die seine historischen Untersuchungen ausmünden. Man hat in Deutschland längst erkannt, von welcher Wichtigkeit für die Universalgeschichte, namentlich für die Beurtheilung der Culturzustände, sorgfältige Monographien sind. Aus dem concreten, innerhalb ihrer Umgebung scharf hervortretenden Bilde interessanter Persönlichkeiten, welche all die Strömungen ihrer Zeit mit zu befahren oder zu kreuzen hatten, tritt der Geist jener Tage lichtvoll hervor und oft genug sind über ganze Epochen schale und irrige Abstractionen, die sich Jahrzehnte lang von Compendium zu Compendium fortschleppten, durch ein solches kleines Buch umgestoßen worden.

Hier handelt es sich um die vornehme französische Gesellschaft am Vorabende der französischen Revolution. Noch liegt sie uns nicht fern, diese Zeit, in der die herrschende Klasse, sorglos prassend, sich den raffinirtesten Genüssen hingab und mit hundertfältigen Privilegien ihre geringeren Mitbürger knechtete — als Relief gewahren wir die furchtbaren finanziellen Krisen, welche dem heranziehenden Ungewitter präludiren, die ersten Brandschriften wider das bestehende System, den Donnerhall der Stimme eines Mirabeau, und nach der ersten legalen Opposition die immer furchtbarer hervortretenden Gewaltacte einer lange geknebelten Menge gegen ihre bisherigen Unterdrücker. In hellem Jubel zeichnet der Demokrat die Sprengung jener Kaste durch die vulkanartige Eruption der Volksmacht, in düsterem Unwillen wendet sich der Legitimist von diesem Schauspiel; unter den Häuptern, welche die Parteiungen überragen, zeigt uns ein Mignet die fatalistische Nothwendigkeit der umwälzenden Bewegung — ein Tocqueville ihre Ueberflüssigkeit, indem er nachweist, daß nahezu alle die durch sie herbeigeführten Reformen in der Gesetzgebung des ancien régime bereits angelegt und in sicher hervorbrechenden Keimen vorhanden sind.

Die Klärung und ruhige Beurtheilung des hier vorliegenden Processes kann nur durch tieferes Studium der das geistige Leben von damals beherrschenden Tendenzen zu Stande kommen. So hat man mit Recht das Leben der großen literarischen

*) La comtesse de Rochefort et ses amis; études sur les moeurs en France au XVIIIe siècle par Louis de Loménie. Paris 1879, Calmann Lévy.

*) Aufsehen machende Werke bedeutender Autoren erscheinen regelmäßig in Frankreich zuerst in prachtvoll ausgestatteten aber entsprechend theuren Großoctavbänden; später, wenn das Buch den ersten Reiz der Neuheit verloren, tritt die édition populaire ein, für welche z. B. bei modischen Theaterstücken der Preis auf die Hälfte, ja auf das Viertel des ursprünglichen herabsinkt.

Koryphäen jener Zeit möglichst eingehend darzustellen gesucht und auch deutsche Gelehrte haben zu dieser Arbeit bedeutsame Bausteine geliefert — man denke nur z. B. an die Biographie Diderots von Rosenkranz. Aber das innere Leben jener vornehmen Welt, die so sorglos, wie man es auszudrücken pflegt, bis zur letzten Stunde „auf dem Vulkan tanzte", spiegelt sich am echtesten nur in ihren eigenen Memoiren und Familiencorrespondenzen, die noch lange nicht genug ausgebeutet worden sind. Es handelt sich hier vielfach um die Hinterlassenschaft von Persönlichkeiten zweiten und dritten Ranges, die jedoch für die Durchschnittszustände vielfach einen richtigeren Begriff geben, als die Erlebnisse hervorragender, oft in Ausnahmezuständen schwebender Charaktere.

In Loménies Buche sehen wir eine kleine Anzahl solcher minder bekannter Persönlichkeiten in intimen privaten wie socialen Beziehungen zu einander geschaart. Wie viel auch von diesen Verhältnissen vom moralischen Standpunkte verkehrt oder bedenklich erscheinen muß — eine anziehende Seite haben sie, den lebhaften geistigen Verkehr, den sie niemals verleugnen und der namentlich von Seiten der Frauen angeregt und unterhalten wird.

Die Frauen der Mittelpunkt der echt geistigen Interessen des literarischen und socialen Ideenaustausches — es ist interessant, zu sehen, wie sich dies unverbrüchlich in allen den verschiedenen Jahrhunderten der französischen Geschichte bewährt. In der Ritterzeit lassen sich die Frauen nicht nur besingen, sie bilden nicht nur die Jury der Liebeshöfe, sie treten auch selbst als Dichterinnen auf und die Verhältnisse der Galanterie, die seit damals für Frankreich charakteristisch bleiben, suchen sich regelmäßig durch ein besonderes geistiges Hervortreten der Frauen gleichsam zu legitimiren. Die „galanten" Damen Frankreichs sind fast immer geistvolle Frauen, sie haben auch, wie unser großer Dichter es nicht verschmäht, sie in der Person der Sorel darzustellen, ihre hochherzigen Regungen — vom 16. Jahrhundert an wird geradezu die Literatur durch die Frauen organisirt, die Kritik womöglich monopolisirt. Freilich ist hier das Leben an den Fürsten- und Edelhöfen Italiens das nächste, auch für spätere Zeiten maßgebende Muster.*) Margareta, König Franz I. geniale Schwester, setzt in ihrem eigenen Hofstaat das italienische Decameron so zu sagen in Scene und in ihrem Heptameron streut sie selbst die lustigen Blätter in die Welt, „die ein Brevier aller losen Streiche sein sollen, welche die Frauen ihren Liebhabern und Eheherren gespielt". Nachdem das Zeitalter der Renaissance Italien erschlossen und der Hofstaat der mediceischen Prinzessinnen in Frankreich die heimische Vorliebe für äußeres Gepränge künstlerisch geschult, sind es jene drei Generationen eines edlen italienischen Hauses, die im Hotel de Rambouillet eine ideale Republik dem Hofe gegenüber constituiren; hier erwarmt und erstarkt unter der beständigen, feinfühligen Theilnahme edler Frauen die neue Literatur und findet in allen Städten des Landes begeisterte Verehrer in Salons mannichfaltigsten Charakters, bis endlich das Uebermaß weiblichen Eifers, das völlige Aufgehen der Frauen in spirituellen Interessen, den Hohn des großen Meisters hervorruft, der am Anfang seiner Laufbahn gegen die précieuses ridicules, am Ende derselben gegen die femmes savantes eine siegreiche Polemik führt. Aber die Salons selbst, wenngleich sie genöthigt sind, ihre Tendenzen zu modificiren, überdauern seine Angriffe; das 18. Jahrhundert sieht allenthalben geistvolle Frauen bald als Beschützerinnen, bald als die Vertrauten berühmter Autoren — ein Kranz von neuen Namen ersetzt in der Hauptstadt die untergegangenen Sterne früherer Zeiten und mit der Umgestaltung der Sitten wird die Thätigkeit der Frauen eine immer freiere und umfassendere. Während in den letzten Jahren Ludwigs XIV. die Maske der Frömmigkeit, die der Hof annahm, öffentlich skandalöse Verhältnisse innerhalb des Adels verbot, wird, als mit dem Eintritt der Regentschaft die Maske fällt und an die Stelle der bisherigen Devotion die tollste Zügellosigkeit tritt, der Einfluß der Frauen geradezu übermächtig; unter der Regierung Ludwigs XV. wird durch das üble Beispiel des Hofes die sittliche Fessel des Ehebundes nahezu völlig abgestreift; Frauen aus der höchsten Gesellschaft geben sich zu Creaturen der königlichen Favoritin her und Damen, die doch auf ihren eigenen guten Ruf noch halten, verschmähen immerhin den vertrauten Umgang mit notorischen Ehebrecherinnen nicht. Wie furchtbar ernst man im politischen Leben mit der französischen Maitressenwirthschaft zu rechnen hatte, zeigen nicht nur die oft citirten schmeichlerischen Briefe fremder Potentaten und Regierungen an die Pompadour*), sondern auch die Thatsache, daß in einem mit redlicher Intention geschriebenen Handbuch für Hofleute und Staatsmänner, welches den obengenannten Herzog von Nivernois zum Verfasser hat, sehr eingehende Erwägungen angestellt werden, wie man sich zu der Maitresse des Königs zu stellen habe, Erwägungen, deren Quintessenz ist, daß ein Hofmann auf alle Fälle von einem strafbaren Verkehr mit derselben abzusehen hat, während ein Minister, der, dem Seiltänzer gleich, durch alle mögliche Mittel sich in seiner gefahrvollen Position zu erhalten suchen muß, geeigneten Falles auch zu einer galanten Intrigue mit ihr seine Zuflucht nehmen wird.

Das charakteristische Merkmal des französischen Hoflebens wird der Libertinismus; Siege auf dem Gebiete der Galanterie werden nicht nur in den Salons gefeiert, sogar in akademischen Lobreden prunken sie, wie nach dieser Seite der Herzog von Richelieu als der französische Alcibiades verherrlicht und über den griechischen erhoben wird. Aber dieses Jahrhundert will zugleich das philosophische Jahrhundert sein, und so hat es für seine corrupten Verhältnisse geradezu ein System, einen Codex erfunden.

Man muß jedoch, um nicht unbillig zu sein, an die damalige Veräußerlichung des Eheschlusses zurückdenken. Die vornehmen Häuser Frankreichs verschwägern sich unter einander ohne alle Rücksicht auf die zu verheirathenden Personen — regelmäßig nur mit Zustimmung des Königs, manchmal auch rein auf königlichen Befehl. Etwas sehr Häufiges sind Kinderehen; man verlobt zwei Individuen noch ehe sie das zehnte Jahr erreicht haben, gibt sie etwa im vierzehnten priesterlich zusammen und trennt sie dann wieder, um sie erst einige Jahre später dauernd zusammenzuführen. Bei ernstlich zu vollziehenden Ehen sehen sich Braut und Bräutigam oft erst am Tage vor der Hochzeit; man behandelt die vorzunehmende „Platitude" in möglichst cavalierer Weise; und kaum ist die Ceremonie vorüber, so gehen nun die beiden Ehegatten darauf aus, fortan sich aufs Neue, ein Jedes nach seinem gusto zu „verheirathen" — wenn die Frauen es bisweilen unterließen, für die Männer galt es geradezu als zum guten Ton unerläßlich. Die eine Partei connivirt, man möchte sagen garantirt, regelmäßig der andern auf diesem Gebiete jede Freiheit. Und doch nahm es die Gesellschaft mit diesen neuen Verhältnissen gewissermaßen ernst. Man unterschied genau zwischen dem flatterhaften Lüstling, der notorischen Libertine und Personen in dauernden Liaisons; jene ephemeren Buhlschaften heißen fantaisies, die letzteren attachements oder passions, und während man zu jenen lächelnd die Achseln zuckte, spendete man diesen — wenn ein nach der Mode d. h. rein ehebrüchlich

*) Beachtenswerth ist, daß in den Adern sämmtlicher drei Hauptpersonen des Loménie'schen Buches italienisches Blut fließt. Die neapolitanische Abkunft der Gräfin von Rochefort erwähnten wir bereits; der Herzog von Nivernois war ein Urgroßneffe Mazarins; daß die Mirabeau aus dem altflorentinischen Geschlechte Arrighetti stammen, weiß Jedermann. Es würde sich verlohnen, den Einfluß italienischen Geistes in Frankreich umfassender darzustellen, als dies bis jetzt geschehen. Wie glänzend Heinrich von Treitschke aus dem großen Nationalheros der Franzosen den reinen Italiener herausgeschält hat, ist wohl den meisten unserer Leser im Gedächtniß.

*) Bezüglich Maria Theresias hat ihr Biograph v. Arneth erwiesen, daß ein eigenhändiger Brief der Kaiserin an die Pompadour nie existirt hat; die officielle Correspondenz des Ministers Kaunitz mit letzterer hat er bestätigt. Ueber das Verhältniß Friedrichs des Großen zur Pompadour s. Oeuvres (Ausg. v. 1846) XXVII, 1. 293. XVI, 343.

vermähltes Paar sich jahrelang treu geblieben — laute Bewunderung, begeistertes Lob. Man stellt hier geradezu einen neuen Tugendbegriff auf: man kann tugendhaft avec sagesse (in Züchten) oder sans sagesse sein: das Erstere, wenn man dem erkorenen Buhlen in der eben erwähnten Weise die Treue hält; das Zweite, wenn man sich zwar fantaisies erlaubt, aber ohne durch sie leidenschaftlich aufgeregt und äußerlich compromittirt zu werden, wie man von der Prinzessin von La Vallière, einer herzlosen Koketten, dem wahren Widerspiel ihrer Verwandtin aus der Zeit Ludwigs XIV. sagte: elle prend ses amants par convenance, les garde sans attachement et les perd sans regrets — eine Art stoischer Tugend, die sich nach unseren Begriffen nur auf der tiefsten Stufe weiblicher Erniedrigung findet.

Das Dictionär dieser Gesellschaft ist eben sehr eigenthümlich. Beständig werden über Weisheit und Moral große Discussionen geführt. Ueber den gegenseitigen Umgang der zu einander gehörigen Parteien ist keine andere Sprache als die der edelsten Freundschaft erlaubt. Man will dieses selbsterkorene Paradies als ein möglichst vergeistigtes darstellen. Daher auch die befremdende Erscheinung, daß in den Komödien jener Zeit der Ehebruch, das große Modethema der gegenwärtigen Dramatik, sehr wenig berührt wird. Der Grund lag darin, daß man sich scheute, die ernste moralische Kritik der eigenen Verhältnisse herauszufordern. Wer Marivaux studirt hat, weiß, wie sorgfältig ein bei der feinsten Gesellschaft hochbeliebter Dichter aus seinen Zeitbildern jeden Gedanken schlimmer Corruption zu entfernen sucht und dafür die unergründlichen Schlangenwindungen idealer Zuneigung in immer neuen, möglichst sublimirten Formen darzustellen beflissen ist.

Indessen diese Gesellschaft hatte außer den öffentlich hervortretenden Autoren, die immerhin auch mit dem großen Publicum Fühlung behielten, noch ihre eigene, so zu sagen esoterische Literatur für sich — was sie wahrhaft genießen sollte mußte ein privates, gelegentliches Product der eigenen Kreise sein. Dies Publicum verabscheute nichts so sehr als die Langeweile und nächstdem die Berührung mit einer ihr fremden Welt. So treten denn inmitten desselben die großen Herren massenhaft mit eigenen poetischen Versuchen auf, theils in Gelegenheitslyrik, theils in dramatischen Entwürfen, für die sich aus den höchsten Kreisen Acteurs und Actricen finden. Mit besonderem Beifall erwähnt Montesquieu die Komödien des Grafen von Forcalquier (eines Bruders der Gräfin von Rochefort), die wahrhaft blitzähnlich seinem regen Geiste entströmt seien. Loménie theilt uns einige derselben mit; sie zeigen uns so recht das elegante Modegeplauder (ramage) jener Tage, hier erst hört man diese Leute vollkommen unter sich reden. — Wie unlauter bei alledem der damalige Geschmack war zeigt die Vorliebe, die man sous cape für allerhand anstößige Erzählungen in Prosa wie in Versen bewährte; man theilte sich dieselben brieflich mit, man erzählte sie mit Eleganz beim Nachtisch, auch vornehme Damen (wie Frau von Houdetot) leisteten auf dem Gebiete dieser eigenthümlichen Literatur Erstaunliches. Indessen das flüchtige, niemals in schwerfällige Gemeinheit ausartende Behagen an derlei Histörchen, sobald der Gegenstand einigermaßen mit Geist und Grazie behandelt ward, war schon ältere Tradition; man erinnere sich, mit welchem Vergnügen Frau von Sévigné die bedenklichsten Sachen von La Fontaine liest und Anderen empfiehlt. Hingegen ist eines an dieser Gesellschaft anerkennend hervorzuheben: der Mangel krankhafter, schwarzgalliger Sentimentalität, an der die spätere Zeit des Weltschmerzes so übermäßig laborirt; die dahin gehörigen Gemüthsäußerungen begriff man mit unter der großen Rubrik „vapeurs“ — also als anomalen körperlichen Zustand, dem man freilich als solchem die größte Aufmerksamkeit und ausführlichste Theilnahme widmete, aber immerhin als einem ungesunden, schleunigst zu beseitigenden Momente in diesem goldig erschimmernden Lebenstraume.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß man innerhalb dieser privilegirten Sphären viel feines, gegenseitiges Mitgefühl, mannichfache Proben aufrichtiger Freundschaft findet. Und der vorliegende Band gibt uns ein Beispiel, wie ein großer Herr eine fünfzig Jahre währende Freundschaft dieser Art nach dem endlichen Tode seiner Gattin noch vor Ablauf des Trauerjahres durch ein Ehebündniß mit der Auserkorenen krönt. Auch sie stirbt ihm dann bald und er feiert sie, indem er den Gaben ihres Geistes und ihrer Anmuth ein literarisches Denkmal setzt. Das Wunderbare aber ist, daß er dann nach Verlauf einiger weiterer Jahre sie ganz vergessen zu haben scheint und nur von seiner ersten langjährigen Gefährtin mit Wehmuth spricht.

Wenn irgend etwas, so ist dieser letztere Zug, das Zeugniß einer durch schwere Schicksale zur Aufrichtigkeit geläuterten Seele, der Beweis von der Unnatur der damaligen Verhältnisse, und Loménie hat Recht, wenn er in der Vergleichung jener Sitten mit den jetzigen der gegenwärtigen Zeit einen unverkennbaren Fortschritt und bessere Hoffnungen zuspricht.

Wohl streitet Manches dagegen: die erschreckende Zunahme materieller Corruption — die Erniedrigung hochgestellter Männer, welche gemeine Buhlerinnen öffentlich begünstigen, ja heirathen; das Beispiel vornehmer Frauen, welche Dirnenmoden in die Gesellschaft introducirt und sich selbst mit ihren gewaltigen Privatpassionen als die Heroinen der modernen Zeit aufspielen; die Glorificirung der Courtisane durch begabte Schriftsteller; das Vordringen der Prostitution in alle Stände und Klassen.*) So scheint die Verderbniß immer weiter zu fressen, die Familie und den Staat zu unterminiren — kann da nicht jene elegante Galanterie, die so zu sagen uneigennützige Immoralität des 18. Jahrhunderts, die sich wesentlich auf die vornehme Gesellschaft als Privilegium beschränkt und die Sittlichkeit im Volke noch nicht zerstört hatte, als ein besserer Zustand erscheinen?

Dennoch nein! der Fortschritt liegt im öffentlichen Bewußtsein. Den Wüstling von Profession umgibt keine officielle Glorie mehr; er muß sich in der gewöhnlichsten Tagesliteratur mit den verächtlichsten Spitznamen brandmarken lassen. Und während man früher zu dem Ehebruch connivirte, ja ihn geradezu sanctionirte, tritt jetzt mit furchtbarem Ernste der beleidigte Ehemann für die Ehre seines Hauses ein**) — unzählige blutige Historien künden den Fluch des Ehebruchs; die ehrbare Frau zeigt man uns entweder als engelhaft erhaben, wenn sie dem sündigen Gatten verzeiht, oder als furchtbare Rächerin; fand doch Frau von Girardin das rechte Wort für den Ehebruch, indem sie ihn die unmittelbarste Ertödtung jeder geistigen Gemeinschaft nannte. Auch das Drama vermag sich nur dann im Geschmack des Publicums zu erhalten, wenn es neben Leidenschaft und Fehltritt die erschütterndste Buße, resp. Sühnung aufzuweisen hat. Namentlich wird immer schärfer die Verantwortlichkeit einer Ehefrau, welche die Treue bricht, hervorgehoben; ihr Vergehen ist schwerer als das des Mannes — beruht doch auf der Zuverlässigkeit des Weibes allein der Glaube an die ehrliche Perpetuirung der Familie und damit der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates. In Summa: während einst Beaumarchais seinen Figaro die Ehe als die frivolste unter allen ernsthaften Sachen definiren lassen durfte, wird jetzt die Heiligkeit des Institutes empfunden und anerkannt.

Wohl läßt die männliche französische Jugend in ihrem Lebenswandel vor der Ehe viel zu wünschen übrig, und hoch verwerflich ist es, wenn vielfach Ehemänner zur Nachahmung ihres früheren Lustlebens selbst die Frivolität ihrer Frauen befördern. Aber in Bezug auf diese Uebelstände wendet sich mit Recht Loménie mahnend an die Frauen. Er traut ihnen einen

*) Man vergleiche das von Paul Lindau in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ commentirte Wort des jüngeren Dumas: Nous allons à la prostitution universelle.

**) Es gibt freilich im 18. wie im 19. Jahrhundert Ausnahmen von der Regel. Daß ein Adeliger vor der Revolution eine gemeine Buhlerin zu seiner Gemahlin erhoben, wäre ohne Beispiel, hätte es nicht einen Grafen Dubarry gegeben. Und daß es andererseits noch jetzt gefällige Ehemänner gibt, welche die Schönheit ihrer Ehefrauen zu privatem Erwerb exploitiren, zeigt Gondinets (als Ergänzung zu Dumas' Demimonde) geschriebenes Lustspiel: Le monde où l'on s'amuse. Es zeigt aber auch die Verachtung, die man dieser Sphäre zollt.

weit höheren Einfluß zu, als man ihnen gewöhnlich beimißt. Wie einst im 17. Jahrhundert die Frauen es unternahmen, in taktvoll geleiteten Vereinigungen die Rohheit der Sprache und des Geschmacks zu reformiren, so vermöchten sie wohl auch jetzt, wenn sie nur wollten, der männlichen Frivolität ein besseres Princip entgegenzustellen und wirksam zu machen. Die Mutter, meint er, die echte Familienthätigkeit müßte Frankreich retten. Jene galanten Frauen des 18. Jahrhunderts hatten keine Kinder oder entfernten sie ängstlich aus dem Kreise ihres persönlichen Treibens (man denke an d'Alembert das Findelkind — den Sohn der Frau von Tencin!). Als einst Napoleon Frau von Campan, die Erziehungsräthin par excellence fragte, was der französischen Nation fehle, so antwortete sie schlagfertig: Mütter! Sie hatte Recht — und wie Frankreich in den Erziehungssystemen mehr und mehr die deutsche Arbeit hat würdigen lernen (man vergleiche Bréal!), so wird auch der belebende Odem des deutschen Familienlebens vielleicht das sein, was uns unserem leider noch immer zwieträchtig getrennten Nachbarlande anheimelnd näher bringt — falls nicht wir Deutschen durch blendend internationale, destructive Tendenzen uns das eigene Familienleben verkümmern und zerstören lassen.

Hat doch in der That die Familie sogar von einer gewissen pseudophilosophischen Moral sich anfechten lassen müssen. Man hat die freie Vereinigung gleichgestimmter Seelen oder — auf niederer Stufe — entsprechend nützlicher Arbeitskräfte an ihre Stelle setzen wollen; — in praxi hat ein jeder solcher Versuch mindestens mit der traurigen Erniedrigung des weiblichen Theiles geendet. Aber man hat die Sache noch tiefer gefaßt: in der Familie hat man das Erbübel der Charakterlosigkeit gesucht, selbst ein so edler Mann wie Tocqueville hat es ausgesprochen, daß die Rücksicht auf Weib und Kind den Mann oft zum feigen Schwächling mache, der, um Amt und Brod nicht zu verlieren, mit jeder neuen Regierung die Farbe wechsele. Mit Recht aber weist Loménie darauf hin, daß nicht die Familie, in der das Kind die Eltern zur Tugend mahnt und erzieht, wie die Eltern das Kind, die wahre Ursache solcher Misèren ist, sondern die furchtbaren revolutionären Krisen unserer Zeiten, nach deren Ueberwindung der volle reine Einfluß der Familie erst zur Geltung kommen kann.

Wohl ist es gerathen, die Frauen mehr und mehr in dem Sinne zu emancipiren, daß sie in selbstständigen Stellungen die Möglichkeit haben, ohne ihre Person preiszugeben, einen anständigen Unterhalt und edlen Beruf im Leben auch als Unverheirathete zu finden; aber nie darf diese Sonderbildung des weiblichen Geschlechts so weit überwiegen, daß sie dem Eintritt der Frauen in die Ehe Schranken anlegt, als in der sie erst ihren wahrsten Beruf für die Menschheit zu erfüllen im Stande sind. Ist doch die Familie durchaus nicht etwa das Ideal ungetrübtesten, selbstischen Behagens, vielmehr eine Sphäre der größten persönlichen Verantwortlichkeit und sittlichen Arbeit, — sie ist und bleibt die wahre Schule für alle privaten und öffentlichen Tugenden, zu denen in dem frommen Gefühl der Mutter und in der eisernen Energie des Vaters das Vorbild gegeben wird.

Jene Vernichtung der Familie in der Verachtung des ehelichen Bandes, wie sie im 18. Jahrhundert der Libertinismus der Geister mit sich brachte, war es, was die französische Aristokratie in der Revolution einem so jähen Sturze entgegenführte. Das Bewußtsein des Bürgerstandes, eine durch und durch sittenlose herrschende Kaste über sich zu haben, hatte den Haß wider die bestehende Ordnung aufs Höchste entflammt — Loménie hat vollkommen Recht, wenn er in den Herzen der anständigen Mittelklasse, welche die Revolution begann, wie bei dem Pöbel, der sie weiter führte, dieses Gefühl der Verbitterung in den Vordergrund stellt.*) Noch jetzt vermag man durch nichts die revolutionären Gelüste so sehr zu entflammen, als durch den Hinweis auf den Libertinismus bevorrechteter Klassen. Der Groll über diese Entartung, der bei vielen gemeinen Seelen in Wahrheit nur Neid ist, hat in den Besseren immerhin seine berechtigte Seite — die französische Revolution bleibt für die Aristokratien aller Völker die große Lehre, daß der Adel, der sein Privilegium in ungerechter Willkür und sittlicher Indifferenz sucht, ebenso sicher das Prestige über die eigene Nation verliert, wie ein nach edleren Traditionen schaltender selbst in den Zeiten größten geistigen Fortschrittes sich an der Spitze der Nation zu erhalten vermag. Die wahre Bürgertugend aber wird niemals in bloßem Haschen nach Reichthum und äußerem Glanz, wie das leider die Signatur unserer Zeit zu sein scheint, zu finden sein — es gilt, dieser Epoche das nimium timemus paupertatem! des großen Römers wiederum zuzurufen; die Versöhnung zwischen Armen und Reichen wird niemals durch den bloßen gemeinschaftlichen Abscheu vor der Dürftigkeit zu Wege gebracht, sondern nur durch das Bewußtsein gemeinsamer sittlicher Aufgaben und edlen unablässigen Zusammenarbeitens.

Wir können die Ideen des verewigten Loménie auch von unserem Standpunkte nur mit Freude begrüßen. Seit der Zeit, da er sie zuerst aussprach, hat Frankreich in seiner Aufraffung von einem schweren politischen Falle viel neue reformirende Anstrengungen gemacht und manche bessere Organisationen ersprießen sehen. Die Vaterlandsliebe hat Frankreich nie gefehlt, und wer in guten französischen Kreisen heimisch geworden, der weiß, wie unbegründet der Vorwurf ist, unser Nachbarland befinde sich noch immer auf dem Gebiet der Familie in anarchischen, dissoluten Verhältnissen. Aber freilich sind tiefgreifende Uebelstände vorhanden, den Beweis dafür liefert die Durchschnittstendenz der sogen. „schönen" Literatur Frankreichs. Noch immer ist regelmäßig in den französischen Dramen das Ehebruchsmotiv das vorherrschende — nous n'en sortirons pas! hat noch neulich wie verzweifelnd ein berühmter Pariser Kritiker in dieser Beziehung ausgerufen. Unleugbar ist das öffentliche Gefühl ein feineres geworden. Alexander Dumas gesteht uns, daß er heutzutage den Typus seiner Cameliendame für antiquirt hält; die naiv anziehende Grisette Balzacs und Mussets hat der bewußtvoll corrumpirten Lorette und Cocotte Platz gemacht: die öffentliche Meinung sieht die Immoralität nicht mehr als harmlos poetisch, sondern theils als verächtlich burlesk, theils als schuldvoll tragisch an, und Keiner, der den allgemein verehrten jetzigen Koryphäen der französischen Dramatik, Emile Augier, versteht, kann ihm den Vorwurf der Unsittlichkeit machen, seine sittenreinigende Tendenz liegt überall zu Tage, so wenig wir bei anderen Dramatikern trotz aller Prätensionen und Selbstcommentaren daran zu glauben vermögen. Aber auch er wird das Motiv irregulärer Eheverhältnisse nicht los — man scheint dieses Thema wenigstens als Beigeschmack jeglichen Vorwurfs wählen zu müssen, um zu interessiren. Und was die Romane betrifft, so braucht man nur die Kritik eines Zola über seine confrères zu lesen, um zu erstaunen, wie viel ungesunde Motive sich hier auch bei den berühmtesten Autoren finden — zuhöchst bei dem Kritiker selbst, der mit der Akribie eines niederländischen Malers die rohesten Scenen der Schnapskneipe und des Waschhauses, wenn nicht künstlerisch, so doch kunstfertig dargestellt und so zu sagen hoffähig gemacht hat, wie die dutzendweis anschwellenden Auflagen seines Assommoir und die drastische Dramatisirung desselben beweisen.

Wir sagen uns, daß, so lange diese Tendenzen, der behagliche — wenn auch immerhin sittenrichterliche — Anblick so ungesunder Motive, in Frankreich obenauf bleiben werden, diese Macht nimmermehr nach außen gefährlich sein wird. Hat aber das sociale Leben und mit ihm die Literatur diese Zustände überwunden, dann ist Frankreich einer Macht, welche an der Tradition idealer und sittlicher Principien festhält, erst recht nicht gefährlich; dann reichen sich die beiden Nationen schwesterlich die Hände zu dem edlen Bunde, für den wir sie immer berufen gehalten.

Dresden. Dr. Wilhelm Arnold.

*) P. 268: Les cannibales des deux sexes qui coupaient par morceaux des femmes du grand monde et qui traînaient ces morceaux dans la fange n'étaient certainement pas très-sensibles aux influences de la vertu: qui pourrait affirmer cependant qu'ils auraient agi de même s'ils avaient cru tenir dans leurs mains féroces de chastes épouses et de respectables mères de famille?

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

V.

Die italienische Malerei ist im Glaspalast nach Kunststädten, Namen und Bilderzahl reich vertreten, aber erst im Aquarellsaal zeigt sie, wie mich dünkt, ganz wessen sie fähig wäre. Im Allgemeinen sehen die von ihr geschmückten Wände aus wie mit ganz lichten persischen Teppichen behängt, die nur etwas reichlich bunt gerathen und noch gar zu neu sind. Bei näherer Einzelbetrachtung wird vielleicht eine muntere, gefällige und naiv selbstgefällige Technik den Hauptreiz der meisten dieser Bilder und Bildchen ausmachen; nicht selten allerdings dürfte das Geschick auch den Geschmack überwiegen. Gegenüber der ernsthaften und ehrgeizigen Kunst der bisher genannten Völker hängt dies Bildervölkchen in sorglosem Flitterstaat vergnügt durcheinander; ihnen allen ist die Kunst heiter — heiter wie der Italienerin ein Sonntag Nachmittag mit Prozession und Feuerwerk, Spazierenfahren und Sorbettoschlürfen. Von einer wirklich ernsthaften Landschaft ist in dieser ganzen Kunst bezeichnenderweise kaum irgendwo die Rede. Große Malerei — in irgend einer Richtung groß oder nur energisch gegriffene und daher einwandlos überzeugende und erfrischende Sachen — scheint das den Göttern geheiligte Italien heute nur noch selten zu produciren. Um so mehr kann ich hier mit dem Hinweis auf wenige Bilder auskommen und mich im Weiteren darauf beschränken, an den zahlreichen Künstlernamen der italienischen Abtheilung die hocherfreuliche Theilnahme zu constatiren, mit welcher Italien sich dies Mal einer deutschen Ausstellung zugewandt hat.

Des Römers Pradilla wahnsinnige Johanna am Sarge ihres Gemahls, Philipps des Schönen, ist ohne Zweifel die ernsthafteste und eindringlichste Leistung der ganzen italienischen Ausstellung und zugleich unter den Figurenbildern mit historischem Vorwand eines der wenigen, die von wirklich einheitlicher starker Empfindung zusammengehalten sind. Ussis vielbesprochene Bianca Capello ist dagegen nicht mehr als eine gleichgültige Scene aus dem geselligen Leben wohlerzogener und wohl angezogener Personen. Von der langen Geschichte, die hier laut Katalog dargestellt sein soll, läßt sie nicht das Geringste erkennen. Auch die sorgfältige Malerei ist gar nicht schlimmer, als sie durchschnittlich auf solchen Historiengemälden zu sein pflegt. Dagegen sind die beiden orientalischen Volksfeste desselben hochbegabten Künstlers flott und malerisch, von vorzüglicher Charakteristik und bezeichnen das Gebiet, auf welchem Ussi seine eigentlichen Erfolge zu suchen hätte. Vinea, ebenfalls ein hervorragender Vertreter der Florentiner Künstlerschaft, hat zwei höchst lebendige und geschickte Kostümbildchen in München; aber sein großer weiblicher Act („Nach dem Bade") ist trotz aller aufgehäuften Schwierigkeiten ein bloßer durchaus nicht geschmackvoller Act geblieben und ein recht buntes Bild dazu geworden. Fein, frisch und anmuthig ist dagegen die Mädchenhalbfigur, welche Lovatti in Rom unter dem Namen „Spazierfahrt" ausgestellt hat, ebenso desselben Malers „Schlechtes Wetter". In ähnlichem Sinne müssen des Neapolitaners Mancini Bilder von italienischen Straßen sehr gut und gefällig genannt und zum Besten ihrer Art gerechnet werden. Schließlich hat uns Prati aus Florenz ein tannenzapfen umrahmtes Bildchen („Alte Liebe rostet nicht") gesandt, welches die Zahl der „Genrebilder" um eine ihrer liebenswürdigsten und empfundensten Arbeiten vermehrt. Energische Versuche auf landschaftlichem Gebiet macht allein der Brescianer Monteverde. Aber er bringt es nicht über möglichst derbe Studien. In diesem Sinne ist z. B. sein Schweine staffirter Platz in Anticoli sehr verdienstvoll, für das Publicum aber natürlich ganz reizlos. Ja hätte er noch Schäfchen mit rothen Halsbändchen oder andere liebe Thierchen hineingemalt! — Den Beschluß mögen, nach Städten geordnet, eine Reihe von Namen bilden, unter denen Jeder, der sich in den heiteren italienischen Sälen gut unterhalten hat, seine besonderen Freunde herausfinden wird. Von Rom wären Guerra, Carluccio Hofmann, Jacovacci, Joris, Maccari, Ricci, Santoro und Vertunni zu nennen, welch letzterer als fast einziger italienischer Landschafter so conventionell und süßlich wie denkbar ist. Florenz ist durch Andreotti, Costa, Faldi, Fattori, Folli, Rontini u. s. w. vertreten. Von Neapel wären noch Attanasio, Battaglia, Liotta und de Nigris zu notiren. Von Mailand sind Achini, Bartesago, Bazarro, Bianchi, Burlandi, Didioni, Fossati, Induno, Michis-Cattaneo und Pessina gekommen. Venedig ist nur durch Ciardi und Mion vertreten. Aus Turin hat Biscarra, aus Verona Avanzi und aus Bologna Follini ausgestellt, der letztere Vieh, — eine Specialität die in Italien ebenso selten ist wie die intimere Landschaft.

Vieles von dem, was die italienische Oelmalerei vermissen läßt, finden wir in den Aquarellen der Italiener in reichem Maße. Der Hauptsitz dieser Kunst ist Rom. Als Hauptausstellerin fungirt die „Società degli Aquarellisti", deren Sammlung die schönsten Perlen moderner italienischer Malerei birgt. Ich erwähne darunter vor allen die beiden lebensgroßen Halbfiguren Ferraris „Arabisches Gebet" und „Wirkung der Palmbaummilch", die unmittelbar neben Herkomer zu nennen sind (der einzige Bisshop steht unerreicht über all den anderen Vorzüglicheren); dann Simonetti, dessen „Fürst", „Theilung der Beute" und „Soldat aus dem XV. Jahrhundert", die gewohnte Bravour zeigen; Cabianca, dessen „Rocca di Papa" und „Morgen in Venedig" in leuchtendstem, lebendigstem Helldunkel excelliren und Coleman, dessen „Weihnachtsabend", d. h. Fuhrwerk im winterlichen Hochgebirg mit seinen angeschneiten Berglehnen, seiner Ferne, Wolken u. s. w. in erstaunlicher Eindringlichkeit den Natureindruck an den Beschauer übermitteln. Aber die Zahl der guten italienischen Aquarelle ist so groß, daß ich mich hier mit den allerbesten begnügen muß. Die Namen Biseo, Brazza, Cipriani, Detti, Faustini, Joris, Maccari und Tusquez, aus der Menge herausgegriffen, mögen hier den mittlerweile nothwendig gewordenen Schluß bilden.

England hat in seiner durchaus nicht bezeichnenden und wenig bedeutenden Abtheilung den künstlerisch weitaus am höchsten stehenden Act der ganzen Ausstellung aufzuweisen, wenn man nun einmal Alma-Tadema zu den Seinigen zählen soll. Es gibt nichts Lehrreicheres und für den wirklich großen Holländer Schmeichelhafteres als sein Modell zur „Venus Esquilina" mit Siemiradzkis Sklavin, Vineas Badender, Bouguereaus Venus, Lefebures Veritas ꝛc. zu vergleichen. Vornehmer, breiter und discreter ist wohl lange kein weiblicher Act, unter den schwierigsten Beleuchtungsbedingungen außerdem, modellirt worden, als dieser, der noch dazu so bescheiden ist, durchaus keiner Göttin, sondern nur dem Modell zu einer solchen angehören zu wollen. Reizvoller und künstlerischer ist wohl selten eine Studie nach dem Modell zum Bilde erhöht worden als hier. Ein wahres Juwel in allen möglichen Beziehungen ist auch das kleinste Bildchen desselben Malers „Eine Frage". Es wiegt ganze Wände voller „Gemälde" auf durch die wirklich berauschende Liebenswürdigkeit seiner Naturauffassung. Neben diesen Meisterwerken erscheint die „Wittwe" als eine einigermaßen gesuchte, gelehrte und trockene Arbeit, ist der „Spiegel" nicht viel mehr als ein Kunststück des Specialisten in der Wiedergabe polirten Marmors.

Im Uebrigen, wie gesagt, ist die englische Ausstellung weder zahlreich noch bedeutend. Vor dem sehr lebendigen und ohne Schönfärberei charaktervollen Porträt einer geschminkten Dame habe ich allen Respect, habe indessen den Namen des Malers nicht erfahren können. Die Porträts von G. T. Watts und F. Leighton sind bereits viel appretirter, wenn sie auch immer noch zum besten Dutzend der Ausstellung gehören und sich in der Farbe eigenthümlich auszeichnen. Dagegen dürfte die „Mignon" des letztgenannten Herrn in Deutschland so ziemlich überall unverständlich sein; mir persönlich ist sie direct unerquicklich. Marcus Stone gehört mit seinem recht guten Genrebild „Sain et sauf", welches die Heimkehr eines Soldaten in durchaus angenehmer sensationsloser Weise darstellt, wohl mehr nach Paris als nach London. Herkomer endlich mit seinen stupen-

den Aquarellen, besonders dem ausgezeichneten Porträt Richard Wagners (Oelbilder von ihm besitzt die Ausstellung leider nicht), hat diesmal mit England ausgestellt, vertritt aber begreiflicherweise dessen originelle und zahlreiche Künstlerschaft dieser Technik nicht ausreichender, als die vorhergenannten Bilder nebst den Godall, Folingsby, Calderon, Marks ꝛc. die Oelmalerei, von deren heutigem Stande in England eine Vorstellung zu geben, sie durchaus unzureichend sind.

Immer zahlreicher und mit eminentem malerischen Talent und Geschick treten die Polen in die Reihen der modernen Kunst. Sie bilden schon lange ein werthvolles Ingredienz der vielfarbigen Münchener Malerschaft, in Paris und Rom spielen sie seit einiger Zeit bedeutende Rollen, von Warschau her treten sie nun als eigene Schule auf. Und man muß gestehen, durchaus nicht ohne Glück. Niemals fast wird ein polnisches Bild, nach Allem was ich bisher gesehen, unter die braven, langweiligen gehören; irgend eine Stärke wird den Beschauer in fast jedem von ihnen anziehen.

Matejko, der daheim das Scepter führt, ist leider im Glaspalast nicht vorhanden; aber in Vertretung Matejkos ist Brozik aufgetreten, in Deutschland soviel ich weiß zum ersten Mal, aber mit um so größerem Erfolge. Ist er jenem auch nicht ebenbürtig an Genialität, Phantasie und Unerschrockenheit, so ist er ihm wiederum an Ruhe des Auftretens, eleganter Form, bestechendem Glanz der Erscheinung, an Zusammenhang und Einheitlichkeit seiner malerischen Mittel und Wirkungen überlegen. Broziks Episode aus der böhmisch-ungarisch-französischen Geschichte („Die Gesandten König Ladislaus' von Ungarn und Böhmen am Hofe Karls VII. von Frankreich") läßt sich trotz aller Verführung des bei einem solchen Thema erforderlichen Accessoirs durchaus nirgends an einer Bric-a-brac-Malerei genügen. Ueber allem Beiwerk steht klar und sprechend die Handlung; Stand, Nationalität, Charakter und augenblicklicher Gemüthszustand der handelnden und theilnehmenden Figuren sind durchaus nicht durch Attribute oder herkömmliche Posen angedeutet; vielmehr bilden z. B. die mädchenhafte und doch souveräne Vornehmheit der empfangenden Prinzessin, die reich und sprechend individualisirte Gruppe der magyarisch-böhmischen Gesandtschaft einen hohen Ruhmestitel dieses vortrefflichen Bildes, dessen Malerei überall von Pariser Solidität und Geschmack schimmert. Etwas ungezügelter und weniger maßvoll tritt Siemiradzki in seinen beiden großen Bildern auf („Ein Weib oder eine Vase" und „Der bettelnde Schiffbrüchige"). Hier, möchte man fast sagen, sei die Handlung wegen der Modelle erfunden, seien die Figuren des Accessoirs wegen vorhanden. Auch in diesen Bildern, wenigstens in „Weib oder Vase", geht das Streben nach anschaulicher solider Wahrhaftigkeit weit, z. B. über Piloty, hinaus, aber wiederum auch so bis ins kleinste Detail, daß der Phantasie des Beschauers Nichts, seinem Staunen über die technische Bewältigung des zusammengeschleppten tollen Zeuges Alles zu thun bleibt. Indessen immerhin hat man es hier nicht mit gleichgültigen Langweiligkeiten zu thun, welche durch die aufgewandte Mühe noch öder und geschmackloser erscheinen, sondern mit vielen höchst malerischen Kunstgegenständen und Curiositäten, sowie mit einigen sehr tüchtig gemalten Figuren, die recht gut zu einander und zu ihrer Umgebung in Beziehung gesetzt sind. Vielleicht erinnert dies Bild in seiner ganzen prunkhaften Art etwas an die Art, wie die Meininger ihre Aufgabe erfassen und durchführen. — Das zweite Bild Siemiradzkis, der sogenannte Schiffbrüchige, ist von allen Gesichtspunkten aus wesentlich schwächer.

Durchaus eigenthümlich und besonderen Lobes würdig erscheint mir in dieser hochbegabten Gruppe das im Format viel anspruchslosere Figurenbild Czachorskis „Hamlet und die Schauspieler". Diese Arbeit ist gewiß noch viel weniger als die große Historie Broziks aus dem Reiz an Stoffen und Antiquitäten hervorgegangen. Discreter, strenger und doch malerischer kann man das Kostümliche in einem Bilde kaum zur Verstärkung eines charakteristischen Eindruckes herbeiziehen, deutlicher kann der psychologische Vorgang die Führung nicht übernehmen, und unbefangener dürfte er kaum irgendwo anders im Glaspalast an einem guten halben Dutzend von Köpfen zergliedert sein als hier. Nur der Prinz selbst gefällt mir nicht ganz. Die Wahrhaftigkeit und Ungeschrobenheit des Ausdruckes der Uebrigen, am meisten derer, die gerade nicht an der Reihe sind, zu sprechen, bewundere ich. Unchargirter und einfach richtiger beobachtet kann eine solche Scene, was ihre psychologische Seite anlangt, nicht zum Ausdruck gelangen. Und die malerische steht dieser völlig ebenbürtig zur Seite. Auch in der geschmackvollen und schön gezeichneten Einzelfigur Czachorskis („Möchtest du die Rose?") dürfte es schwer zu sagen sein, welche der anderen, bei aller Bescheidenheit in der Anwendung der Mittel, den Rang abläuft. Von allen den meist recht bunten Kostümvergnügungen, die mehr oder minder naiv unter irgend einem historischen Mäntelchen gerade in München immer zahlreicher sich vordrängen, dürften diese zwei Bilder weitaus die ernsthaftesten und künstlerisch bedeutendsten sein. Auch auf Suchodolskis phantasievolle „Bestattung eines Mönchs" glaube ich hier hinweisen zu sollen, da Dresden, der augenblickliche Aufenthaltsort des Malers, als Kunststadt, wie gewöhnlich auf Ausstellungen, einer eigenen Erwähnung nicht werth ist. Im Uebrigen habe ich meiner früheren Besprechung dieses strengen und stillen Bildes von eigenthümlich nachhaltigem Zauber in der „Gegenwart" (gelegentlich der 49. akadem. Ausstellung zu Berlin) nichts hinzuzufügen, als daß mir das Bild, seit ich es zum letzten Male gesehen habe, leider recht schwarz geworden zu sein scheint. — Eine Scene aus dem Leben der Königin Hedwig von Polen von Gerson ist nicht viel mehr als ein großes und fleißiges Schulbild. Dagegen haben wir in Piatorskys „Bürgerin Tallien" wieder die ganze Verve Pariser Ateliers und ein energisches, scharf charakterisirendes Porträt. Auch Horowitz bringt das recht tüchtige Bildniß einer Dame in Schwarz, Grabowsky zwei männliche Porträts, Witkiewicz einen höchst malerisch gedachten Pferdemarkt, Pruskowsky eine originelle Darstellung der Legende vom Räuber Madej, Maslowski schließlich eine merkwürdige Farbenskizze (Raub einer Bäuerin) u. s. w. Bemerkenswerth scheint mir schließlich noch, daß auch die Polen keine eigentliche Landschaft in München ausgestellt haben. Sollten auch sie auf diesem Felde nichts Hervorragendes erzielen oder gar an seiner Bebauung keine Freude finden? Mich würde das viel mehr wundern als den Italienern gegenüber.

Schweden scheint nur ausgestellt zu haben, um uns zu zeigen, wie sehr der hochtalentvolle Eilif Petersen zurückgegangen ist, seit er München, die Wiege seines Talents, verlassen hat. Ich habe es dem fehlerreichen Katalog lange nicht geglaubt, daß die ungare Scene „Am Klavier" wirklich von ihm sei. Ein weit besseres „Porträt" desselben Malers hätte man früher ebenfalls zu seinen unbedeutenderen Arbeiten gerechnet. Graf Rosen ist durch seinen „brabantischen Blumenmarkt" auch nicht ausreichend vertreten. Noch weniger beanspruchen die Arborelius, Bang, Gardell, Skari ꝛc. besonders besprochen zu werden.

Spanien, welches doch auf der letzten Pariser Weltausstellung durch seine hohe künstlerische Selbstständigkeit zu den bewundertsten und zugleich zu den reichsten Ausstellern gehörte, läßt in München sein völliges Fernbleiben schmerzlich empfinden. Auch Rußland hätte wohl Mancherlei außer seinen Polen zu schicken gehabt.

Die Schweiz schließlich, mit deren Erwähnung wir bereits unser Grenzgebiet betreten, ist eigentlich nur durch Kollers etwas gelb gewordenes großes und schönes „Vieh auf der Alp" und durch Rüdisühlis eigenthümlich intime „Quelle" würdig vertreten.

Oestreich hat für seine Malerei merkwürdigerweise in Wien noch immer keinen Mittelpunkt von ausreichender Anziehungskraft. Nach wie vor gibt es seine besten Kräfte ans Ausland ab oder entlehnt dort die Kräfte für ihre Ausbildung. Besonders mit München steht es in so regem Austausch — wobei Wien die Talente, München Schule und Anregung hergibt —, daß wir aus diesen Wechselbeziehungen noch mehr als aus verwandtschaftlichen Gründen bei dem Betreten des östrei-

chischen Kunstgebietes sagen können, daß wir so gut wie auf deutschem Boden stehen.

Hier soll zunächst derer gedacht werden, die nicht unter München ausgestellt haben, sondern zu einer eigenen Gruppe vereint im Glaspalast auftreten. Brozik's, der innerhalb derselben eine Glanzrolle spielt, haben wir bereits an anderer Stelle gedacht. Passini mit seiner Messe, die wie gewöhnlich in ihrer Art ein kleines Wunder ist, hängt im Aquarellsaal, ist aber in erster Linie hier zu nennen. Leopold C. Müller erreicht mit seinem „Markt in Arabien" nahezu die unerbittliche Wahrhaftigkeit und großartige Energie Verlat'scher Orientstudien, ohne in deren eckige Einseitigkeit zu verfallen und dabei der Bildwirkung im üblichen Sinne verlustig zu gehen. Vielmehr ist sein Markt in jeder Beziehung eine der hervorragendsten Leistungen unserer östreichischen Freunde. Canon beschenkt die Ausstellung mit zwei ganz vorzüglichen Porträts. Besonders jenes der Gräfin Schönborn ist von einer Feinheit und Vornehmheit des Tones, daß ein Velasquez sich seiner nicht schämen würde. Auch der vandykisirende Bürgermeister Felder ist in dieser Beziehung eine vorzügliche Leistung. Außer diesen Van Dyk und Velasquez erinnere ich mich von Canon auch schon überraschend echte Rubens und Tizian gesehen zu haben — nur ein echter Canon ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Angelis elegante und geschickte Porträts (unseres kronprinzlichen Paares) haben neben diesen trotz aller Vorbilder großartigen Bildnissen einen schweren Stand, während sich Rumpler („Meine Mutter") und Probst mit einem männlich-jugendlichen Porträt auch neben dem Gewaltigen in ihrer anspruchslosen Art halten. Dagegen wird es Zeit, daß Makarts Karl V. seinen Einzug auch im Münchener Odeon hält. Wenigstens gibt sein unbedeutendes „Porträt" im Glaspalast keine Idee von diesem Talent, welches zwar nicht vom höchsten Range, innerhalb desselben aber riesig ist. Echtler, der Venedig mit Paris vertauscht hat, ist weniger trocken, wohl aber breiter und noch geschickter geworden als früher. Geschmackvoller als sonst ist seine diesmalige Ausstellung hingegen nicht gerade. J. Fux hat eine recht hart und trocken gemalte „Dame im Park" und daneben eine Figur („Sanssouci") so farbig, phantasievoll und glänzend, daß man sie kaum demselben Künstler zutrauen würde, hätte man nicht schon manches Aehnliche von ihm gesehen. Eins der feinsten und selbstständigsten Bilder ist Franz Rubens' „Venedig", frisch und ungesucht wie wenig andere östreichische Bilder. Nur Jettel mit seinen beiden ganz einfachen aber eminenten Landschaften mit ihrem Nichts von Motiv, ist ihm und allen Andern über. Auch Tina Blau ist, seit ich zuletzt von ihr Bilder gesehen, viel feiner geworden, ohne doch an Frische zu verlieren. Ihre drei Landschaften sind für eine Dame einfach bewundernswürdig. Robert Ruß hat über sein Schloß Petersberg all die Pracht ausgegossen, die seiner Palette zur Verfügung steht, sein „Gewittersturm" ist voll prächtiger Energie und sein „Italienischer Brunnen", der fast etwas übertreibt, ist doch wenigstens eine sehnsuchterweckende Erinnerung an das Land der Sonne und der leuchtenden Farbe. Aehnliches gilt von Geylings prächtigem kleinem Klosterhof, der unbegreiflicherweise schon seit Anfang dieses Jahrzehnts auf den Ausstellungen herumwandert. Da das Bild in meinem Katalog wieder einmal fehlt, weiß ich allerdings nicht, ob es nicht etwa längst einen Liebhaber gefunden hat, der sich mit seinem Besitz bei allen möglichen öffentlichen Gelegenheiten brüstet. Das Italien des Ritters E. v. Blaas imponirt mir dagegen weniger, obgleich es mit allerlei schönen Venezianerinnen und schöneren Kostümen anrückt. Auch Wertheimers „Perseus und Andromeda", welches mit manchen anderen unglücklichen Bildern den in dieser Beziehung merkwürdig geschmückten Kuppelsaal ziert, bringt es bei uns kaum zu einem Succès d'estime. Dagegen habe ich vor L'Allemands mir leider ganz unbekanntem Türkenkrieger Prinzen Josias Coburg alle Achtung.

Gustav Floerke.

Amerikanisches Universitätsleben.

Von Otto Groß.

I.

„Is that University-Hall?"

„Yes; and I presume we are both going there on the same errand. Do you try for Sophomore?"

„Oh, no! for Freshman."

„I am Freshman too" — „und," mag wohl noch beigefügt werden, „um 8 Uhr ist in Nr. 16 die Einschreibung, um 9 beginnen in Harvard Hall, dem Ziegelbau dort mit dem Glockenthurm, die schriftlichen Aufnahmsprüfungen."

Es ist auf dem großen, schönen, mit mächtigen, alten, weitschattenden Ulmen besetzten, mit Grasplätzen und wohl gehaltenen Wegen gezierten Platze vor „Harvard Hall", dem Mittelpunkte der Bauten des altberühmten Harvard College, der Universität von Cambridge bei Boston, wo schier alljährlich in den mittleren Tagen des August Gespräche wie das Eingangs skizzirte mögen vernommen werden. Immer um diese Zeit des Jahres mag man des Morgens an hundert und mehr junge Leute, 16 und 17, aber auch 20—24 Jahre alt, auf jenem Platze sehen. Die Neulinge oder „Subfreshmen", die Candidaten, welche durch eine Prüfung das Recht zur Aufnahme in das College erst zu erwerben haben, sind auch einem mit den Verhältnissen wenig vertrauten Auge leicht kenntlich. Sie unterscheiden sich zu auffällig von den „Undergraduates" — Zöglingen der zwei obersten Jahrgänge — und selbst von den „Sophomores" — Zöglingen des zweiten Jahrganges. Diese, die selbst erst auf der Schwelle des Frischlingsjahres zu ihrer neuen Würde stehen, sehen mit arger Lust nach den Neuen und schöpfen aus deren leibhaftigem Vorhandensein immer von Neuem die wonnige Gewißheit, daß sie selber Freshmen nunmehr — gewesen. Jene aber, die Freshmen des nächsten Jahres, sind viel zu aufgeregt und sehen viel zu jammervoll und ängstlich aus und drein, als daß sie etwas anders sein könnten, als was sie in der That sind: Subfreshmen, Neulinge, Prüfungscandidaten und, nach glücklichem Ausfall des Examens, Opferlämmer der überlegenen Ausgelassenheit und oft der Rohheit der Sophomores.

Da schlägt die Uhr auf dem Square acht und zugleich ertönt die Glocke von Harvard Hall. Da lösen sich die Gruppen auf dem Platze und die Neuen, zum Theil noch ermuthigt von Vätern, Freunden und Lerngehülfen, eilen nach der Steintreppe am nördlichen Eingange und nach Nr. 16.

Examina, deren Acteurs und scenischer Apparat sind wohl allenthalben in der Welt, wo examinirt wird, ziemlich ähnlich und wir dürfen darum getrost übergehen, was in Harvard Hall in den Vor- und Nachmittagsstunden der nächsten Augusttage geschieht.

Aber, indem wir einen unserer jungen Freunde, nachdem er auf alle Fragen, die ihm gedruckt vorgelegt worden, die Antworten säuberlich niedergeschrieben und abgegeben hat, aus dem Gebäude begleiten, kann es geschehen, daß er selbst und wir mit ihm Gelegenheit zu einer Begegnung haben, welche einen Voreinblick und Vorgeschmack des Collegelebens gewährt.

Es ist nämlich um die Mittagszeit. Der Neuling wohnt noch im Hotel in Boston, das er selbst mit der Pferdebahn — dem „Car" — nur in einer halben Stunde erreichen kann. Die mehrstündige geistige Anstrengung und die Aufregung bei der Arbeit haben seinen Appetit nur geschärft und, da noch zum Ueberfluß längere Zeit kein Car in der Richtung nach Boston passirt, sagt er halblaut zu sich selber: „I dare say, I can get something to eat here somewhere."

„Zu essen? Ah, sicher, und vortrefflich, zwei Schritte weit. Just meine Essenszeit, und wahrhaftig, ich habe noch nie eine Einladung abgelehnt." Und schon hat der Redner auch seinen Arm in den des halb erstaunten und halb indignirten Frischlings geschoben und schlendert mit größter Nonchalance neben ihm her. „Oh, come on, young man," fährt er fort, „sei nicht

schämig. Nirgends weniger am Platz, als hier. Ins College gekommen? He?"

„Yes."

„Well, gut, sehr gut, hast Recht gehabt; macht einen Mann aus Einem. Freshman? He?"

„Yes."

„Dacht' mir's wohl. Bist nicht sehr zu beneiden, Freshy! Arme Teufel, die Freshmen; haben meine ganze Sympathie; sind nicht viel besser dran, als Hunde. Und die Sophomores etwa! Oh! Sophy geht's nicht viel besser; muß sich mit der Schandmathematik plagen. Junior! ja, das ist was Anderes; there is some sense in it. Ich sage, Smith — —"

„Brown," unterbricht der Frischling.

„Oh, yes! of course, Brown, beg pardon — Ich sage, Brown, Du mußt Dich mit einem Junior gutstellen. Treate (tractiere) nie einen Sophomore; 's ist weggeworfenes Geld, schlechter als das; aber einen Junior — ah, Brown, die Gelegenheit laß Dir nicht entgehen!"

Unter solchen und ähnlichen Reden hat der umgekehrte Amphitryon seinen jüngeren Freund nach einem Gasthaus gebracht, wo sie nun zusammen speisen. Er hat sich theilnahmsvoll nach den „Papers" (Prüfungsfragen) erkundigt, aber abgelehnt, sie einzusehen, da Brown sie ihm reichte: „Oh, Du weißt jetzt mehr davon als ich. Hätt' jetzt keine Antwort drauf, wenn das Leben dran hing; 's ist wunderbar, wie bald sich Latein und Griechisch vergessen. Hast schon ein Zimmer? Im College oder auswärts?"

„Nein; ich dachte, es sei Zeit, darnach zu sehen, wenn ich zugelassen worden."

„Ho, no! Manche bewerben sich ein halbes oder ganzes Jahr vorher; Du mußt im College wohnen, sonst lebst Du nur halbes Studentenleben, und wenn Du Tutors oder Proctors Freshman werden kannst, hast Du gewonnen Spiel."

„Was ist ein Proctor?" fragt der Neuling.

„A proctor? Why? Proctor ist eine Art von menschlichem Wesen, das zwischen Freshmen und Sophomore haust und die letzteren hindert, die ersteren völlig umzubringen. Proctors Freshman hat sein Zimmer gerade unter jenem und steht unter dessen besonderer Obsorge. Drum kömmt er manchmal mit etwas weniger „hazing" davon. Und Holworth bist Du dann sicher."

„Was ist Holworth?"

„Oh, Holworth ist des Seniors Himmel! Dort wohnen nur Seniors, Niemand aus den niederen Klassen. Herrliche „Buden"! Großes Studirzimmer und Bettkammer für jeden „Chum" " (Stubengenosse).

„Wie aber bekomme ich Wohnung im College? Auch kenne ich Niemand, um ihn als Chum zu haben."

„Fanny wird das schon besorgen. Auch ich kannte meinen Chum nicht, bis er's war."

„Wer ist Fanny?"

„Oh, das wirst Du schon erfahren."

Und er erfährt es am Abend, wenn die Prüfungsarbeiten glücklich beendet sind. Da drängen sich anderhalbhundert junge Leute in „the old chapel" und endlich erscheint „Fanny", der „Pedell-Logiscommissär" — wie er an deutschen Universitäten heißen würde —, um die noch unvermietheten Räume in den Collegegebäuden zu vergeben. Und auch der Chum findet sich bei dieser Gelegenheit.

Auf solche oder ähnliche Weise tritt der amerikanische „Student" in das Leben, nämlich in das „Studentenleben". Ich habe Harvard College in Cambridge bei Boston zum Lokale dieser Darstellung gewählt, weil es die älteste und berühmteste unter den Schwesteranstalten der Vereinigten Staaten ist und weil es — aber auch Yale College in Newhaven (Connecticut) in seiner neueren, erweiterten Gestalt — europäischen Hochschulen näher kommt, als viele andere, den Namen „College" oder „University" führende Institute.

Die Schilderung des Eintritts in das „College", wie die folgenden des Lebens in demselben, können, natürlich mutatis mutandis, auch von den meisten ähnlichen Einrichtungen gelten. Bevor ich jedoch dem Leser mehr vom amerikanischen „Studentenleben" im jugendfrohen, übermüthig quellenden Sinne des Wortes erzähle, mag er wohl vorher auch Einiges über das Wesentliche in der Einrichtung dieser Anstalten erfahren wollen.

Das amerikanische „College" ist eine Art von Schuleinrichtung, für welche es fast unmöglich ist, irgendwo in Europa eine ähnliche Anstalt zur Vergleichung namhaft zu machen. Ein Quadrivium umschließend, steht es in Hinsicht auf einen Theil seines Lehrstoffes dem Obergymnasium in Oestreich und Deutschland nahe, wie nicht minder wegen des Durchschnittsalters seiner Zöglinge zwischen 16—22 Jahren. Aber die Erweiterung des philologischen Lehrstoffes über die Gymnasialsphäre und das Maß der philosophischen Disciplinen, wie die Aufnahme von juristischen und mediciniſchen Kursen nähern es wiederum den Universitäten. Auf das Vollkommenste aber scheidet es von jeder dieser europäischen Arten der Mittel- und Hochschulen das System des Zusammenlebens der Studenten nach Art der Erziehungsinstitute und Seminarien, ohne daß gleichwohl die innere Disciplin des „College" viel mit jener der eben genannten Anstalten gemein hätte. In einigen Beziehungen, wenngleich freilich bei weitem nicht in allen, möchten vielleicht die Unterrichts- und Disciplinarverhältnisse von Schulpforta in früheren Zeiten am meisten Aehnlichkeit mit diesen amerikanischen Schulen haben.

Harvard und Yale College sind die beiden ältesten und berühmtesten Anstalten dieser Art. Harvard ist schon 1638, Yale 1700 begründet; beide nähern sich am meisten wirklichen Universitäten bezüglich des Umfanges ihrer scientifischen Bethätigung.

Vorstand des College ist der „Präsident" (Rector). Jede Einzelschule hat aber ihren besonderen dean (Decan). Alle Grade werden von der Universität verliehen. Der Unterricht umfaßt alle Lehrfächer unserer Obergymnasien und Universitäten. Art und Umfang der Vorlesungen bleibt aber natürlicher Weise in den eigentlichen Universitätscollegien um ein Gutes hinter europäischen Maßen. Yale und Harvard haben sich, obgleich Yale fast eine Tochteranstalt von Harvard ist, in verschiedener geistiger Richtung entwickelt. Gerhard Rohlfs charakterisirt diesen Unterschied im Februarheft (III.) dieses Jahres von „Unsere Zeit" in folgender Weise: „Cambridge, in der Nachbarschaft der großen Stadt Boston, ist weit und breit bekannt; nicht nur als Mittelpunkt des Harvard College, sondern auch als Centrum des Besten, was in literarischer Beziehung in Amerika existirt. New Haven (der Sitz von Yale) kann eine solche Auszeichnung nicht beanspruchen. In Yale wurde von jeher ein gewisser Ernst im Unterrichten beobachtet. Mehr Disciplin als Bildung, mehr Kraft als Grazie, mehr Aufklärung als Anmuth wollte man vielleicht nicht erzielen, aber thatsächlich war das der Erfolg — ein Unterschied, welcher aus mannichfachen Ursachen hervorgeht ꝛc." Der Unterschied zwischen beiden Anstalten prägt sich auch darin aus, daß die Zierde von Harvard Longfellow ist, von Yale aber der Geologe Dr. Dana.

Das amerikanische „College" ist die legitime Tochter der englischen Universität. Wie diese, war auch jenes ursprünglich für die Bedürfnisse des Clerus eingerichtet, und bis auf diesen Tag „some of the peculiarities thus induced have not been entirely outgrown", sagt Noah Porter, der jetzige „Präsident" von Yale, in seinem Buche „The american Colleges and the american public", worin er Neuerungsversuchen der verschiedensten Art gegenüber die bestehende Form der Collegeeinrichtungen vertheidigt. Ob er zu jenen „Eigenthümlichkeiten, denen bis auf diesen Tag das College noch nicht entwachsen ist", den auch von Rohlfs citirten Umstand zählt, daß nach den „Regulations of the faculties of Harvard College" für 1875 eine unentschuldigte Abwesenheit von den täglichen Gebeten 3 Censurstriche und vom Sonntagsgottesdienst 16 Striche einbringt, während das Wegbleiben von einer Vorlesung mit blos 8 Strichen angemerkt wird, ist aus diesem in vielfachen Beziehungen ziemlich freisinnigen Buche durchaus nicht bejahend herauszulesen.

Indeß wurde das amerikanische College doch schon ziemlich früh seines specifisch clerikalen Charakters entkleidet, und seine

Aufgabe wurde, eine zugleich professionelle und liberale Bildung zu verleihen. Der zukünftige Gentleman, ebensowohl wie der zünftige Gelehrte, sollten für ihre Herzens- und Geistesbildung und deren gemeinsames Product, den Charakter, die nöthige Nahrung finden. Um so mehr schien eine solche Vereinigung statthaft, als in jenen frühen Tagen, wo das Land noch weniger als heute irgend ein Talent entbehren konnte, von jedem Gentleman vorausgesetzt wurde, daß er als Magistrat oder Deputirter, als Diplomat oder Soldat eine öffentliche Stellung einnehmen werde; und auch für den Kaufmann „these liberal studies were not thought unsuitable".

Die erste Eigenthümlichkeit nun, wodurch das College sich von der „Universität" unterscheidet und dem Gymnasium ganz nahe tritt, ist der Mangel dessen, was wir unter „Lehr- und Lernfreiheit" verstehen. Die Theorie der Erziehung, welche dem Unterrichte zu Grunde liegt, ist, daß gewisse Studien, worunter die alten Sprachen und die mathematischen Wissenschaften, am besten geeignet sind, den Menschen auf die wirksamste und erfolgreichste Art zur Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten vorzubereiten, keine andere — sagt Präsident Porter — als welche Milton „the complete and generous education, that fits a man to perform justly, skillfully and magnanimously all the offices, both private and public, of peace and war" nennt. Der Unterricht in den Klassikern und der Mathematik und nicht minder in den übrigen Wissenszweigen, welche im Lauf der Zeit in den Rahmen der Collegestudien eingeführt worden sind, wird ganz und gar nach Art deutscher Mittelschulen ertheilt. Lehrbücher — textbooks — bilden die Grundlage der Vorträge der Professoren und Examinationen — recitations — finden in fast jeder Unterrichtsstunde statt.

Eine andere Eigenthümlichkeit des College ist das Zusammenleben und Wohnen der Studenten in den Institutsgebäuden und unter Aufsicht dazu bestellter „Tutors". Zumeist haben zwei Studenten zusammen ein Studirzimmer und eine daran stoßende Bettkammer.

Dieser Umstand gemeinsamen Wohnens und gemeinsamer Mahlzeiten ist natürlich von sehr weittragender Bedeutung, und es mag nicht leicht sein, die subtile und mächtige Wirksamkeit dieser Einrichtung bis in ihre letzten Ausstrahlungen zu verfolgen, jede Spur ihres Einflusses überall nachzuweisen. Auch ist das Product nirgend und nimmer das gleiche; denn jedes College hat seinen besonderen genius loci, der ebenso abhängig ist von Traditionen, wie der Einwirkung von Persönlichkeiten und dem Lauf der Welt. Trotz des Wechsels, der in dem Wesen der Gesammtheit sogar eines und desselben College, während einer und derselben Collegegeneration hie und da eintreten mag, gibt es doch gewisse charakteristische Züge, welche allen diesen Anstalten fast immerdar gemein sind. Diese sind leicht zu erkennen.

Der wesentlichste dieser Charakterzüge ist die Isolirtheit des College-Gemeinwesens. Es gibt, wenigstens in den Vereinigten Staaten, keine Art von Genossenschaft, welche mehr und vollständiger von den gewöhnlichen und allgemeinen Einflüssen des Familien- und Gesellschaftslebens abgelöst wäre. Wenn der amerikanische Student sein Familienheim verläßt, um in das College einzutreten, so ist es in einem äußerst bedeutsamen Sinne wahr, daß er es für immer verläßt. Er verläßt buchstäblich Vater und Mutter — nicht in Hinsicht auf Liebe und Ehrfurcht; denn diese beiden Gefühle mögen in der Abwesenheit und im Laufe der Jahre bei wachsender Erkenntniß sogar mächtiger werden: aber in Rücksicht auf den Einfluß und die Ueberwachung, die jene bisher über seine Anschauungen, Gefühle und Ziele geübt haben. Die öffentliche Meinung des engen Kreises, innerhalb dessen sich bisher seine Hoffnungen und Wünsche, seine Grundsätze und Vorurtheile bewegt haben, verliert ihre Macht; die Sicht in jene weiteren Regionen der Menschheit, welche die Beziehungen des Familienlebens gestatten, verdämmert in der Ferne, und eine neue Atmosphäre umgibt und durchdringt den Jünger, die ihn völlig abschließt von der Außenwelt. Gelöst aus den Fesseln des Familienlebens, der Verantwortlichkeit von dem Leben und der öffentlichen Meinung noch nicht unterworfen, tritt der College-Student plötzlich in eine abgeschlossene und eigenthümliche Gemeinschaft, die, höchst selbstzufrieden und selbstgenügsam, zugleich höchst energisch in ihrer Wirkung und Alles durchdringend durch ihre stäte Gegenwärtigkeit ist. Diese neue öffentliche Meinung ist sensitiv und veränderlich; sie ist oft capriciös und unvernünftig: aber sie übt auf alle Mitglieder der Genossenschaft nichts desto weniger den umfassendsten, unwiderstehlichsten Einfluß. Dies Gemeinwesen hat seine durch Alter und unverbrüchliches Festhalten geseiten Traditionen; seine Gewohnheiten, die von unvordenklichen Generationen — von College-Vierjahrkursen! — herrühren; seine mundlauten Gesetz- und Tonangeber („who are often little better than disguised sons of Belial", sagte ein würdiger, amerikanischer Schulmann von diesen „Lauten"); seine natürliche Aristokratie hervorragender Gelehrter und Schriftsteller, die einst dem College angehört, und unter der jeweiligen Generation seine Prämianten, Ruderer und Turner. Dazu kommen die Courmacher, die Aufschneider, die Kraftgenies, die Witzbolde, die Dummköpfe, die Langweiligen — und was sonst zu der umfassenden Mythologie des College noch gehören mag. Das College trägt sein Gesetz in sich selbst und schafft es für sich selbst, und häufig genug ist diese gesetzgeberische Thätigkeit derart, daß keine andere Communität sie anerkennen oder verstehen würde; es hat seinen eigenen Maßstab für Beurtheilung und Abschätzung von Charakteren, der sich sehr von dem in der übrigen Welt gangbaren unterscheidet; es hat seine eigene, geistige Atmosphäre, die je nach Umständen ebensowohl zu ausschweifender Trägheit veranlassen kann, wie zu ungemein ausdauernden Anstrengungen ohne vernünftigen Zweck.

Wieder eine Eigenthümlichkeit des College, die es von der Universität so weit entfernt und dem Gymnasium so nahe bringt, daß ein hervorragender Schulmann diese Art von Anstalten geradezu „the counterpart of the college" genannt hat, ist das Klassensystem. Die innige Verbindung desselben mit dem Mangel von Lehr- und Lernfreiheit und dem Vorhandensein einer bestimmten Folge bestimmter Unterrichtsgegenstände leuchtet von selber ein. Und zwar hat jedes College vier Klassen: Freshmen, Sophomores, Juniors und Seniors. „Die Klassen," sagt Noah Porter, „sind die organischen Centren, aus welchen das organische Ganze des College ersteht." Und in der That ist das „Klassengefühl" im inneren Leben des College bei weitem das stärkste. Nach außen hin repräsentirt der jüngste Freshman und der älteste Senior die Gemeinsamkeit des „College"; nach innen aber überwiegt der Klassenparticularismus weitaus, und wir werden im Verlauf der folgenden Schilderung wohl Gelegenheit finden, zu zeigen, wie class-mates einer Klasse gegen jene einer andern zusammenstehen. Der scheue Neuling im College findet dort alsbald eine ganze Reihe solcher, die mit ihm in demselben Fall sich befinden. Alle sind fremd an dem Platze, unbekannt mit seinen Bewohnern und Gewohnheiten. Alle stehen annähernd auf derselben Stufe geistiger Bildung und wissen, daß sie nun vier Jahre Genossen und Rivalen in denselben Studien und Vergnügungen sein werden. Das Allen gemeine Gefühl des Fremdseins erweckt Allen gemeine Sympathie und diese Vereinigung wird alsbald verstärkt durch den Antagonismus, in welchem sie die oberen Klassen zu sich finden, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit gemeinsamen Schutzes, gemeinsamer Abwehr.

Es erübrigt noch, von den „geheimen Gesellschaften", den College societies, ein Wort zu sagen. Wesentlich mögen sie wohl desselben Ursprungs sein, wie die Burschenschaften, Corps und akademischen Verbindungen aller Art an den Universitäten in Oestreich und Deutschland; jedoch unterscheiden sie sich von diesen Vereinigungen vornehmlich durch ihr Gemeinwesen und nicht minder auffällig durch ihre Namen, die sehr häufig aus einigen Buchstaben des griechischen Alphabets bestehen, z. B. Delta, Kappa, Epsilon oder Phi, Sigma, Tau u. dgl. Es ist leider so gut wie unmöglich, über diese Gesellschaften etwas Verläßliches zu erfahren, da die früheren Mitglieder das Geheimniß, auf welches sie im College eidlich verpflichtet wurden, auch später bewahren. Nur soviel wird bekannt, daß diese Gesell-

schaften meist literarische, aber auch manchmal Kneipverbindungen sind, und daß man sich um die Mitgliedschaft nicht bewerben kann, sondern dazu aufgefordert werden muß. Einige derselben sind sehr reich und besitzen eigene Häuser, die oft genug in den seltsamsten ägyptisirenden Stilen aufgeführt sind und völlig fensterlos nach der Gasse. Die maurerischen Inclinationen, die in den Vereinigten Staaten so üppig wuchern, finden gewiß in diesen Gesellschaften ihren ersten, jugendlichen Ausdruck.

Heinrich der Löwe.

Oper in 4 Acten, Text und Musik von Edmund Kretschmer.

Die neue Oper von Edmund Kretschmer, „Heinrich der Löwe", die bereits in Leipzig, vielleicht auch noch an einem andern Theater zur Aufführung gekommen ist, ist in der vergangenen Woche am Hamburger Stadttheater zum ersten Male zur Darstellung gelangt. Der Hamburger Aufführung habe ich beizuwohnen die Gelegenheit gehabt, und ich erlaube mir unter dem Vorbehalte, den ich stets mache, wenn ich gelegentlich einmal über ein musikalisches Werk spreche: daß ich nämlich nicht die Competenz des Fachmannes beanspruche, sondern lediglich den Eindruck, den ein aufrichtiger Musikfreund empfängt, wiedergeben will, in dem Folgenden meine Ansicht über diese Oper zu äußern.

Edmund Kretschmer ist ein sehr geschickter Musiker, der viel gelernt und sich das Gelernte zu eigen zu machen gewußt hat. Er weiß sehr gut, was wirkt, und er handhabt das musikalische Werkzeug mit unbestreitbarer Fertigkeit. Es scheint ihn nicht zu gelüsten, sich den Bahnbrechern und Neuerern anzuschließen; eben so wenig mag er durch eine offenbare Anlehnung an die klassischen Muster gegen die Neuerer protestiren. Seine Musik ist gewissermaßen ein Compromiß zwischen der alten und der neuen Richtung, d. h. er verwerthet für seine Zwecke sowohl die Mittel, welche ihm die alte Oper an die Hand gibt, wie die Errungenschaften des neuen Musikdramas. Er steht musikalisch etwa auf dem Standpunkt Molières: er nimmt das Gute, wo immer er es findet. Bisweilen nimmt er nur zu sehr Bekanntes. Sein musikalisches Werk weist keine besondere individuelle Prägung auf; es läßt vielmehr die Eigenart und originelle Erfindung allzusehr vermissen. Man wird beständig bald an diesen bald an jenen Componisten erinnert, ohne daß man deswegen das Recht hätte, Herrn Kretschmer den Vorwurf zu machen, daß er die Erfindung anderer geradezu annectire. Man kann nicht von unberechtigten Aneignungen sprechen, wohl aber von allzustarken Anklängen an Vorhandenes.

Eigenthümlicherweise sind es gerade die beiden Antipoden in der modernen dramatischen Musik, die auf die Composition Kretschmers den stärksten Einfluß gewonnen haben: Meyerbeer auf der einen, Richard Wagner auf der andern Seite; namentlich der letztere. Waren schon in den „Folkungern" starke Reminiscenzen wahrnehmbar, so sind sie in „Heinrich dem Löwen" geradezu unabweislich. Hier bewendet es nicht mehr bei störenden Aehnlichkeiten im Einzelnen, hier weist das Ganze eine unbedingt bewußtvolle Annäherung an ein bestimmtes musikalisches Drama Richard Wagners: an „Lohengrin" auf.

Das Liebespaar, Heinrich der Löwe und Clementina, dessen Glück durch die böse Irmgard gestört werden soll, die imponirende und milde Majestät des Kaisers Barbarossa, die entscheidend in die Handlung eingreift, müssen in jedem Zuhörer die Erinnerung an die größeren und kräftigeren Vorbilder, an Lohengrin und Elsa, an Ortrud und König Heinrich den Vogler wachrufen. Einige Situationen sind in der neueren und der älteren Oper geradezu identisch, während die Hauptsituation der neuen Kretschmerschen Oper der Hauptsituation in den „Meistersingern" nachgebildet ist. Das Fatale ist, daß die musikalische Färbung der schon so verwandten Situation ebenfalls eine fast naiv zu nennende Gleichartigkeit zwischen dem Originale und der Nachbildung aufweist; und sogar im Texte wird man beständig an bestimmte charakteristische Wendungen des Richard Wagner'schen Stils gemahnt. Wenn Irmgard bei Kretschmer ausruft:

„Der Stunde harrend, die mir beut
Der Rache ganze Seligkeit," —

so vernimmt man unwillkürlich den Jubel Ortruds über „der Rache süße Wonnen"; wenn Heinrich der Löwe und Clementina liebkosend auf dem niedrigen Polster sitzen und sich „im glühenden Kuß des Herzens Gruß weihen", so hört man Lohengrin der Elsa die Versicherung geben, daß „kein Lauscher des Herzens Grüßen nahen darf". Kretschmers Irmgard sagt von Clementina: „Schlecht ist's um ihre Treue bestellt", gerade wie Ortrud von Lohengrin sagt: „Um seine Reine steht es schlecht", und hier wie da entrüstet sich der Chor über die „Verruchte". Clementina schweigt vor der Beschuldigung der Untreue, gerade wie Elsa geschwiegen hatte, und der Chor verwundert sich hier wie dort darüber, nur sagt er bei Kretschmer: „Wie seltsam!" während er bei Wagner „Wie sonderbar!" sagt. Bei Kretzschmer ist der Chor der Ansicht: „Dies Schweigen spricht für jene Kunde"; bei Wagner spricht er: „In düstrem Schweigen richtet Gott". Clementina hat sogar das „Hilf Gott!" der Elsa abgelauscht.

Wie man sieht, ist die Uebereinstimmung wenn auch keine natürliche, so doch in gewissen Wörtern eine so frappante, daß man bei Kretschmer als Componist wie als Dichter beständig an Richard Wagner denken muß; und das ist für den jüngeren Dichter und Componisten natürlich nicht sehr vortheilhaft.

Vor einigen Jahren besuchte mich einmal ein junger dramatischer Dichter, der darauf bestand, mir sein Werk vorzulesen. Seine Beharrlichkeit besiegte mein Widerstreben. Er zog ein ziemlich voluminöses Manuscript aus der Tasche und skizzirte mir, während er sich zur Vorlesung zurechtsetzte, die Handlung. Ein skeptisch gewordener Gelehrter sollte durch die reine Unschuld zum Glauben an die Tugend gebracht werden.

„Schön," sagte ich, „fangen Sie nur an."

Und er begann etwa Folgendes mir vorzulesen: „Erster Act. Nacht. Ein Studirzimmer im gothischen Stile mit hohen Wölbungen. Der Gelehrte sitzt an seinem Pulte und sagt:

Habe nun, ach! Juristerei,
Theologie und allerlei
Philosophie durchaus studirt
Und nichts profitirt.
Nun ist's genug.
Ich bin als wie zuvor so klug,
Bin Magister liberalium artium
Und ziehe schon ein Decennium
Herab, herauf und krumm und quer
Meine Schüler an der Nase daher."

Ich erlaubte mir den Leser zu unterbrechen: „Sie können einen kleinen Sprung machen; etwas Aehnliches habe ich schon einmal gelesen."

„Jawohl," versetzte er mit Stolz, „ich habe mich an Goethe angelehnt! Vernehmen Sie nur noch die Worte, die das junge Mädchen nach der ersten intimen Begegnung mit dem geliebten Manne spricht:

Meine Ruh' ist hin,
Schwer ist mein Herz
Vor lauter Traurigkeit und Schmerz."

„Sehr schön," versetzte ich. „Wenn Sie mir aber eine bescheidene Bemerkung gestatten wollen, so ist es die, daß mir eigentlich das unveränderte Goethe'sche Original doch noch lieber ist..."

Eine ganz ähnliche Wirkung hat Kretschmers „Heinrich der Löwe" auf mich gemacht. Er schreibt freilich bessere Musik als der junge Dramatiker Verse, aber Alles, was er uns musikalisch anvertraut, glauben wir anderweitig schon irgendwie vernommen zu haben, nur in einer ursprünglicheren und schärferen Fassung.

Die Handlung ist sehr einfach, aber wie Alles bei Kretschmer, geschickt und opernhaft ergibig. Der Dichter hat dem Componisten die Möglichkeit zu wirksamen Soli, zu Ensemblesätzen und Chören und zur Entfaltung der von unserer neueren Oper nun einmal untrennbar gewordenen decorativen und statistischen Pracht dargeboten. Im ersten Acte sehen wir einen Triumphmarsch, im zweiten ein Volksfest mit Gruppen, im dritten ein noch bedeutenderes Volksfest mit Ballet, im letzten die Feierlichkeit der Erhebung Heinrichs des Löwen zum Herzog von Baiern.

Mit diesen Mittheilungen habe ich eigentlich der Erzählung der Fabel schon vorgegriffen und kann mich daher kurz fassen.

Der erste Aufzug spielt in Rom. Barbarossa hat im Siegeslaufe das Herz Italiens erreicht. Da tritt ein eigenthümlicher Mann, ein Bettler, der bisher so schweigsam gewesen ist, daß man ihn für stumm hat halten dürfen, vor den Kaiser und prophezeit ihm den Untergang im fernen Osten. Barbarossa werde in den Kyffhäuser — ich hätte beinahe Tannhäuser geschrieben — gebannt werden, die Raben würden um den Berg kreisen, bis endlich im Jahre 1870 — die Jahreszahl ist zwar nicht angegeben — das deutsche Reich begründet werden und der Kaiser Ruhe finden würde. Barbarossa ist darüber sehr aufgebracht, aber Heinrich, Herzog von Sachsen, ergreift Partei für den Wahrsager. Nun überträgt sich der Unwillen des Kaisers auf diesen, und da Heinrich nicht zu Kreuze kriechen will, wird er gefangen gesetzt.

Der zweite Act spielt im Schloßparke der Burg Heinrichs des Löwen, in der jetzt als klagende Strohwittwe Frau Clementina waltet. Der edle Konrad von Wettin vermeldet ihr die traurige Wahrheit und das Schicksal ihres Gatten. Da ist ihr Entschluß gefaßt: sie wird mit Konrad von Wettin davoneilen, um ihren Mann zu befreien. Irmgard, die Heinrich geliebt hat und deswegen der edlen Gattin nicht sehr grün gesinnt ist, hat beobachtet, wie die Beiden zusammen geflüstert haben und unterstellt der Flucht Clementinas natürlich die unsaubersten Motive.

Im dritten Aufzuge werden wir nach Italien zurückgeführt, in des Kaisers Lager vor Ancona. Barbarossa ist wegen der Prophezeiung, die ihm gar nicht aus dem Sinn will, und wegen der Bestrafung seines Helden Heinrich in arger Verstimmung. Da tönt an sein Ohr der Klang eines deutschen Liedes, und Konrad von Wettin meldet ihm, daß dies ein junger Held sei, der ihn aus Deutschland nach Italien begleitet habe. Auf des Kaisers Gebot erscheint der Sänger oder vielmehr die Sängerin. Es ist natürlich Clementina, die sich als Mann verkleidet und auf ihr Haupt einen blinkenden Helm gestülpt hat. Zur Feier der Einnahme von Ancona findet ein großes Volksfest statt. Auch Heinrich, der für diesen Tag seiner Fesseln entledigt wird, darf daran theilnehmen. Das Fest wird durch den Gesang der Clementina verherrlicht, die ein Lied von der deutschen Treue so ergreifend vorträgt, daß ihr der Kaiser verspricht, jeden Wunsch, den sie hege, zu erfüllen. Sie verlangt natürlich die Freiheit ihres Gatten, dem sie sich übrigens nicht zu erkennen gibt, weil sonst das Stück aus wäre. Der Kaiser willigt ein, Heinrich beugt vor ihm das Knie, sie schütteln sich die Hand, und der Vorhang fällt.

Heinrich kehrt als Sieger aus Italien heim, und wir finden ihn zu Beginn des vierten Aufzuges an der Seite seines treuen Weibes, liebeschwelgend. Der Kaiser besucht den Helden und verleiht ihm wegen seiner Tapferkeit die Würde eines Herzogs von Baiern. Da fährt die böse Irmgard dazwischen und erzählt, daß Clementina, gegen die der Kaiser auffallend artig gewesen ist, eine ganz ehrvergessene Person sei. Großes Erstaunen. Clementina rechtfertigt sich nicht. Man weiß nicht recht weshalb. Da ersinnt der Kaiser ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel, um die Wahrheit festzustellen. Er sagt zu Clementina, wenn sie sich schuldig fühle, so möge sie wenigstens den Kreis der anständigen Gesellschaft meiden; und darauf geht Clementina schnell ab. Das streift einigermaßen die unwillkürliche Komik. Heinrich ist nun ganz außer sich. Er flucht dem treulosen Weibe und benimmt sich so ungerecht wie nur irgend denkbar, als plötzlich hinter der Scene jenes ergreifende Lied ertönt, das seine Wirkung bereits im dritten Acte geübt hatte. Clementina erscheint vor ihm, den blinkenden Helm wieder auf dem Haupte. Alle erkennen, wie anständig sie ihre Zeit benutzt hat. Aussöhnung der Gatten, Rührung der Anwesenden, Zerknirschung und Blamage der Irmgard.

Das ist die Handlung. Sie zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit wie die Musik: ein unverkennbares Geschick, aber wenig Originalität.

Um von der Musik noch ein Wort zu sagen, möchte ich mein Bedauern darüber aussprechen, daß das ergreifende Lied der Clementina von der deutschen Treue, das gerade wie das Preislied des Walther von Stolzingen das eigentliche dramatisch treibende Moment der ganzen Handlung bildet, nicht bedeutender ausgefallen ist. Es ist freilich ganz hübsch und wohllautend und würde, wenn es eine weniger anspruchsvolle Wirksamkeit zu üben hätte, ganz annehmbar erscheinen; aber für den Zweck, den es nach den Intentionen des Dichters erfüllen soll, dürfte es doch als kaum genügend befunden werden, und so in den Vordergrund gedrängt, macht sich die Trivialität oder um weniger schroff zu sprechen die mangelhafte Originalität besonders bemerkbar. Das Ballet im dritten Aufzuge ist ganz reizend. Um den Anachronismus darf man sich natürlich nicht kümmern, und der Walzer in der Mitte des zwölften Jahrhunderts muß als Licenz hingenommen werden. Dieser Walzer, den natürlich die deutschen Krieger tanzen, ist aber wirklich allerliebst und auch die Tarantella, die natürlich von den Italienern gesprungen wird, hat ihren Reiz. Die beiden Tänze treten zunächst gesondert auf, der eine folgt dem andern. Zum Schlusse des Ballets hat Kretschmer diese beiden Tänze miteinander verwoben, d. h. die Tarentella als contrapunktistische Begleitung des Walzers behandelt. Auch dieses Kunststück ist nicht gerade neu, aber es ist dem Componisten außerordentlich geglückt und bekundet wie vieles Andere, wie namentlich die virtuose Behandlung des Orchesters, die große musikalische Sicherheit des begabten Mannes. Auch der kurze Schlußsatz des dritten Aufzuges, Quartett mit Chor, ist rhythmisch und melodisch wohlgelungen. Ich halte überhaupt diesen dritten Act für den besten, während das Hamburger Publicum dem letzten Aufzuge den lebhaftesten Beifall klatschte. Der Componist wurde mit den Darstellern sehr oft gerufen.

Die Aufführung war, selbst wenn man an ein Stadttheater von erster Bedeutung hohe Ansprüche stellt, eine ganz ausgezeichnete. Die Herren Winkelmann (Heinrich), Kögel (Barbarossa), Krückl (Konrad), Gura (der Bettler), Ehrke (Kastellan), die Damen Sucher (Clementina) und Borée (Irmgard), sowie das Orchester unter der sichern Leitung Joseph Suchers leisteten durchweg Vorzügliches.

Bei der Erwähnung der Künstler bemerke ich, daß ich von dem Kastellan noch gar nicht gesprochen habe. Dieser erscheint auch nur, um eine Ballade über Heinrich den Löwen vorzutragen, die in dem kühnen Reimspiele daran erinnern soll, daß der Held Herzog von Sachsen war. Der Kastellan reimt nämlich beständig Heinrich „den Löwen" mit „erheben", „leben" „ergeben". — Nu eben!

Paul Lindau.

Abonnement der „Gegenwart"
pro IV. Quartal 1879.

Mit der nächsten Nummer (39) schliesst das III. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das IV. Quartal 1879 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 M. 50 Pf. entgegengenommen.**

Berlin W., Kurfürstenstrasse 73.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Inserate.

Mit-Redacteur.

Für die Redaction eines neu gegründeten größeren periodischen belletristischen Unternehmens wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche in redactioneller Thätigkeit durchaus geübt sein und ausgedehnte Verbindung in Autoren-Kreisen haben muß. Die Stellung (neben dem Chef-Redacteur) ist eine angenehme und auskömmlich gut dotirte.

Offerten mit Angabe der Gehalts-Ansprüche werden unter Chiffre **„Bahnen"** durch die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Ein Schriftsteller, der die Herbstmonate in Paris zubringt, stellt verehrl. Redact. seine Feder zu Theaterberichten, Feuilletons etc. zur Verfügung.

Adr. sub **W.** an die Exped. d. Bl.

Verlag von **Ed. Anton** in **Halle a. S.**

Philippi, Dr. **R. A.**, **Reise durch die Wüste Atacama** auf Befehl der Chilenischen Regierung im Sommer 1853/54 unternommen und beschrieben. Nebst 1 (lith.) Karte (in Imp.-Fol.) und 27 (lith.) Tafeln (wovon 7 col. u. 12 in Tondr. in Imp.-4. u. Qu.-Imp.-Fol.). Imp.-4. 33 Bogen. 1860. cart. 30 *M.*

Vor Kurzem erschien die 3. Auflage von:

Statistischer Almanach

für das

Deutsche Reich

nach amtlichen Quellen

herausgeg. von Dr. **M. Neefe**,

Director des statistischen Bureau's zu Breslau.

Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Eine vortreffliche, kurz gefasste Uebersicht über die sämmtl. wirthschaftlichen Verhältnisse des Deutschen Reichs, als: Fläche, Bevölkerungsstand, Bevölkerungswechsel, **Landwirthschaft und Fischerei, Produktion einzelner Industriezweige, Auswärtiger Waarenverkehr, Verkehrsmittel und deren Leistungen**, Geld- und Kreditwesen, Versicherungswesen, Zuständigkeit und Organe des Reichs, Gesundheitspflege, **Armee und Marine, Reichsfinanzen** etc. etc.

Jena. Verlag von **Gustav Fischer**, vorm. Friedrich Mauke.

Der Vortheil

für **Jeden**, der eine **liberale** Berliner Zeitung lesen will,

liegt auf der Hand,

wenn derselbe sich auf die — mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen — **täglich erscheinende „Tribüne"** mit der **Gratis**beilage **„Berliner Wespen"** bei der ihm zunächst gelegenen Postanstalt abonnirt.

Durch einen **neuen und eigenthümlichen Versendungs-Apparat** ist es nämlich der **„Tribüne"** gelungen, betreffs Uebermittelung des Tagesmaterials

an **Schnelligkeit** und **Uebersichtlichkeit**

alle übrigen liberalen Berliner Zeitungen weit zu übertreffen!

Es wird allen auswärtigen Abonnenten der „Tribüne" **die vollständige** (nicht getheilte) **tägliche Nummer der „Tribüne"** zu derselben Zeit zugestellt, als sie die **inhaltlich sehr beschränkte Abend-Ausgabe** einer Berliner Zeitung empfangen. Beispielsweise erhalten die Abonnenten in Elberfeld, Breslau, Danzig 2c. durch die „Tribüne" **schon früh Morgens** die Berliner **Abend**-Nachrichten und die **vollständigen** Berichte der Verhandlungen d. Reichstags od. Abgeordnetenhauses vom **Tage zuvor**, wie denn überhaupt die Abonnenten der „Tribüne" auf das Genaueste von allen Vorkommnissen der Reichshauptstadt schon früh Morgens unterrichtet sind, während **alle übrigen Berliner Morgen-Zeitungen** mit den erwähnten Mittheilungen erst am Abend desselben Tages eintreffen und meist erst am Morgen des **nächsten Tages zur Ausgabe** an die Abonnenten gelangen. Es beruht dies darauf, daß die qu. Versendungsweise es der „Tribüne" gestattet, die Redaction über **vier Stunden später** zu schließen, wie eine Berliner Abend-Zeitung.

Die **Gratis**zugabe eines illustrirten Witzblattes, wie die

„Berliner Wespen",

welche längst und unbestritten zu den **besten Erscheinungen Deutschlands** gezählt werden, kann das Abonnement auf die „Tribüne" nur **doppelt vortheilhaft** erscheinen lassen. Beide Blätter kosten pro Quartal nur 5 *M.* 30 *Pf.* und nehmen zu diesem Preise **sämmtliche Postanstalten des deutschen Reiches** Bestellungen entgegen.

Für Bücherliebhaber

erschien in **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin**, Lützowstr. 2:

Chr. Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit, in Schwabacher Schrift auf holländisches Büttenpapier gedruckt. Der Titel ist von G. E. Lessing, der, wie im Vorwort näher erläutert, schon beabsichtigt hatte, den berühmten Blumengarten des alten Stadtschreibers von Speier herauszugeben. Preis 4 *M.*, eleg. geb. Expl. im Geschmack eines kunstvoll stylisirten Musters aus dem 16. Jahrh. 7 *M.* 50 *Pf.*

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Lexicon

der

Civilprozess- und Konkurs-Gesetzgebung.

Von Dr. **W. von Melle.**

23 Bog. Preis 3 *M.*, in Callico geb. 3 *M.* 60 *Pf.*

Durch die alphabetische Anordnung und übersichtliche Gruppirung des Stoffes wird dies Buch für Jedermann, möge er dem Gelehrten-, Handels- oder Gewerbestande angehören, eine bequeme Handhabe zum schnellen Auffinden der neuen Gesetzesvorschriften.

Von der

Allgemeinen Geschichte

in Einzeldarstellungen,

herausgegeben von

Wilhelm Oncken,

sind bis jetzt **acht Abtheilungen** (à drei Mark) erschienen.

Dieselben enthalten:

Justi's altpersische Geschichte. Cplt.
Hertzberg, Hellas und Rom. I. Cplt.

Ferner den Anfang von

Dümichen, Aegypten und
Brückner, Peter der Große.

☛ Siehe die Recension in Nr. 16 der „Gegenwart", Jahrgang 1879. ☚

Die ersten zwei Abtheilungen werden von jeder Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht gesandt.

Berlin. **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.**

Sophocles-Statue aus „Hertzberg's Hellas und Rom".

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Franz Ebhardt in Berlin.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 39. Berlin, den 27. September 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Italicae Res. — **Literatur und Kunst:** Karl Ritter zum Gedächtniß. Von Alfred Kirchhoff. — Sechshundert Correspondenten. Von Georg Büchmann. — Amerikanisches Universitätsleben. Von Otto Groß. II. III. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Rolf Berndt", Schauspiel in 5 Acten von G. zu Putlitz. „Boccaccio", Buffo-Oper in 3 Acten von F. Zell und Richard Genée. Musik von Franz von Suppé. Besprochen von Paul Lindau. — Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. — Notizen. Rudolph von Ihering über Dahns Schauspiel „Sühne". — Inserate.

Italicae Res.*)

Eine der bedeutendsten Publicationen, neben der Erörterung großer allgemeiner politischer Wahrheiten speciell die Beziehungen zwischen Oestreich und Italien klar und scharf erfassend und kennzeichnend und deshalb auch von actuellster Bedeutung, liegt in der „Italicae Res" vor uns, und ihre Bedeutung erhöht sich, mit wie viel Nachdruck und — fügen wir hinzu — mit wie viel Recht auch betont werden mag, daß sie jeder officiellen Provenienz entbehrt, wesentlich dadurch, daß Oberst Haymerle nicht blos ein hervorragender Offizier im activen Dienst ist, sondern daß dieser Offizier Jahre lang eine hervorragende amtliche, nicht blos militärische, sondern, thatsächlich wenigstens, militärisch-politische Stellung bei der östreichischen Botschaft am italienischen Hofe bekleidete und daß der ehemalige Militärattaché der Bruder des künftigen Ministers des Auswärtigen ist.

Der Verfasser weist einleitend darauf hin, daß kein Land der Welt in dem Maße wie Italien alle Bedingungen in sich trage, die einem Volke die gedeihliche innere Entwickelung zu sichern vermögen. Die Natur hat verschwenderisch ihre Gaben über dasselbe ausgestreut, seine Lage am Meer, in welches es, gleich den Strahlen eines Leuchtthurms, die jenseitigen Völker nach Europa zu ziehen prädestinirt, weit hinein sich streckt, die große geistige Empfänglichkeit, die an einer unerreicht großen Vergangenheit in Tradition und Anschauung sich zu belehren, zu erheben und zu veredeln vermochte — dies Alles hätte das italienische Volk, selbst ein Culturvolk in eminentem Sinne und in stetem Verkehr und geistigem Contact mit den angrenzenden Culturvölkern, unter sonst günstigen Verhältnissen zum Primat unter allen Völkern emportragen müssen, und wenn es diese Stellung nicht einnahm, so trugen daran in erster Reihe die politischen Verhältnisse der Halbinsel die Schuld, welche ein einheitliches Zusammenfassen der zerstreuten reichen Kräfte unmöglich machten.

Die politische Einigung und staatliche Consolidirung ist in heißen Kämpfen endlich erreicht, wesentlich durch die weitaussehende, aber allerdings durch die Gunst seltenster politischer Constellation unterstützte Initiative Cavours erreicht: Italien ist nicht blos ein Einheitsstaat, sondern auch eine Großmacht geworden. Sollte ihm jetzt der gesunde Sinn nicht sagen, daß der aufreibenden Thätigkeit des heißen politischen und militärischen Kampfes eine Zeit der friedlichen, der schaffenden Arbeit folgen müsse? daß der unter so schweren Opfern aufgeführte Bau nicht einem Sturme ausgesetzt, sondern in seinen Grundlagen gefestigt und in seinen Theilen inniger gefügt werden müsse? Fast scheint es nicht so.

Wir Alle kennen das Treiben jener rührigen Partei, die unter dem Banner des Nationalitätenprincips die Theorie der natürlichen Grenzen verficht, die den leichtbeweglichen Geist der Nation mit der Ueberzeugung zu durchtränken bestrebt ist, daß die Ehre Italiens einen Flecken habe und daß seine politische Existenz nicht gesichert sei, so lange auch nur ein einziger Bruchtheil italienisch sprechender Stämme dem italienischen Vaterlande entfremdet bleibe und so lange die Grenze Italiens nicht auf die Kammlinie der Rhätischen und der Julischen Alpen vorgeschoben worden: Italien soll — vorher ist es nicht Italien — Malta, Corsika, Nizza und Tessin, es soll Südtirol, Görz, Istrien, Triest und Dalmatien in sich aufnehmen, d. h. praktisch gesprochen, es begehrt von allen „italienischen Ländern unter fremder Herrschaft" zunächst nur die italienischen Gebietstheile Oestreichs, die übrigen Trauben sind ihm einstweilen allzu sauer und es meldet seine Forderungen nur der Form und der Consequenz wegen, und weil das Princip untheilbar ist, an. Wie voll gerüttelt und geschüttelt gerade in der Richtung gegen Oestreich das Maß nationaler und internationaler Ungebehrdigkeit gewesen, wie die Presse und das Vereins- und Versammlungsrecht gebraucht und mißbraucht worden, um die „Befreiung" der noch „unter dem östreichischen Joch schmachtenden Brüder" zu einer heiligen Pflicht zu stempeln und die östreichischen „Henker" der Verachtung und dem Haß der Welt zu überantworten, das soll hier nicht wiederholt werden; aber kurz erinnern müssen wir daran, wenn wir mit dem Verfasser der Italicae Res es unternehmen, die Ansprüche der Actionspartei zu zergliedern und ad absurdum zu führen.

Zunächst wird für diese Ansprüche das Nationalitätsprincip ins Feld geführt. Was aber hat dasselbe für eine Berechtigung? Ist dieses Princip jemals in das öffentliche Recht Europas eingetragen? Das gerade Gegentheil ist der Fall. Allerdings hat Napoleon III. auf dem Gipfel seiner Macht, ohne die Zustimmung Europas einzuholen, ohne es auch nur zu befragen, das Nationalitätsprincip als nagelneues internationales Recht proclamirt, aber geschah es, um dieses Princip zur Geltung zu bringen — wir greifen nur die markantesten Beispiele der jüngsten Zeit heraus —, daß Deutschland im Pariser Frieden sich das französische Lothringen abtreten ließ, geschah es im Namen dieses Princips, daß Italien im Krimkriege an der Seite der Türkei gegen Rußland zu Felde zog, welches schon damals seine „slavischen Länder zu befreien" kam, geschah es im Namen dieses Princips, daß sein eigener Erfinder Napoleon als Preis seiner

*) Vom Oberst Alois Ritter v. Haymerle des Generalstabs.

Allianz mit Italien gegen Oestreich sich das italienische Nizza zahlen ließ? Nein, das Nationalitätsprincip ist nie etwas Anderes gewesen als ein zeitweiser Deckmantel für politische Opportunität. Denn auch die Traditionen der Geschichte zeigen nicht, daß bei Völkern gemeinsamen Stammes sich von jeher ein unwiderstehlicher Zug nach nationaler Vereinigung kund gegeben. Die Einigung Deutschlands ist nicht durch den inneren Drang des Volkes, sie ist durch die zwingende Gewalt äußerer Umstände, gleichsam auf mechanischem Wege zu Stande gebracht; Deutschland ist, mag der nationale Gedanke auch noch so oft besungen sein, nicht geworden, sondern gemacht. In Italien andrerseits — wie alt ist denn da die nationale Strömung? Nicht blos seine Hunderte von Herzögen und Fürsten haben keine Ahnung von dem Nationalitätsprincip gehabt, auch in seinen Republiken, also in jenen Staatswesen, in welchen der „Volkswille" angeblich zum freiesten Ausdruck gelangt, war dieses Princip ein ganz unbekanntes Agens, und das heutige Italien wäre niemals zur Einigung gelangt, wenn die einzelnen italienischen Staaten auch nur eine halbwegs annehmbare Regiernng gehabt hätten. Gewiß, es gibt große europäische Staaten, welche zumeist national homogene Elemente in sich schließen, aber es gibt fast keinen großen Staat, der nicht auch heterogene Elemente aufgenommen; auf Grund des Nationalitätsprincips müßte Rußland die Ostseeprovinzen an Deutschland, müßte Deutschland Posen an Rußland, müßte Frankreich Nizza, Corsika und Algier, müßte England Malta, Gibraltar und Ostindien herausgeben, müßte die Schweiz dreigetheilt und Oestreich mehr als geviertheilt werden! Dient aber vielleicht die Nationalität der Civilisation? England, die Schweiz, Oestreich sind keine Nationalstaaten: sind sie deshalb vielleicht auf den Gebieten sowohl der materiellen Entwickelung als des geistigen Fortschritts hinter irgend einem der führenden Culturstaaten zurückgeblieben? Rußland und Spanien dagegen sind seit Jahrhunderten Nationalstaaten: haben sie vielleicht, wie tüchtig auch das Volk, das Nationalitätsprincip als ein befruchtendes erhärtet? Ja, selbst Italien hat das Große, was es geleistet, zu einer Zeit geleistet, wo es noch in eine lange Reihe von Staaten und Stätchen ohne irgend welchen Zusammenhang zerfiel, und nicht das national geeinigte, sondern das vielgetheilte Italien hat Cavour und Garibaldi geboren.

Die Ansprüche der italienischen Actionspartei ziehen weiter die „natürlichen Grenzen" in Betracht. Es ist wahr, gegen Frankreich hat Italien eine natürliche Grenze, gegen Oestreich nicht, aber ungünstig für Italien liegen die Grenzverhältnisse deshalb nicht. Südtirol soll wie ein Keil in das Herz Italiens vorgetrieben sein, aber man vergißt, daß die vorspringende Lage des heißbegehrten Landestheils einen Angriff deshalb in keiner Weise begünstigt, weil in einem Lande wie Tirol selbstverständlich weder eine genügende Truppenzahl versammelt, noch auch zeitgemäß und unter günstigen Verhältnissen zum Debouchiren gebracht werden kann, daß wohl aber Italien aus der Grenzconfiguration, aus der vorspringenden Lage Venetiens, den Vortheil zieht, die für die östreichische Vertheidigung ganz unerläßliche Verbindung im Pusterthal zwischen Tirol und dem Inneren der Monarchie mit leichter Mühe unterbrechen zu können; man vergißt, daß die allerdings gegen den Isonzo offene Grenze Italiens durch die dem Isonzo parallel laufenden Flüsse Tagliamento, Lirraza, Piava und Brenta eine vollständig genügende frontale Sicherung finden, sobald die aus Tirol und Inneröstreich ins Venetianische debouchirenden Straßen durch Paßsperren gesichert werden und daß für ihre fortificatorische Sperre das italienische Parlament schon die Mittel votirt hat; man vergißt, daß, während eine Armee in dem allen Bedingungen für einen strategischen Aufmarsch entsprechenden, communications- und ressourcenreichen Landstrich zwischen Etsch und Tagliamento sich versammeln kann und durch die weit rückwärts liegende und leicht mit Brückenköpfen auszustattende Etsch, von der aus man das ganze Vorland beherrscht, die vortheilhafteste Basis hat, eine östreichische Armee in dem an den Isonzo stoßenden Karstgebirge aufmarschiren müßte und nur äußerst schwer zur Entwickelung gelangen könnte; man vergißt endlich, und das sollte man am allerwenigsten vergessen, daß Oestreich kein Staat ist, der es liebt, seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen und daß es speciell in der Richtung gegen Italien Beweise genug gegeben hat, wie aufrichtig und hinterhaltslos sein Wunsch ist, Friede und Freundschaft mit ihm zu halten, daß es die Provinzen, die es ehrenvoll vertheidigt und ehrenvoll verloren hat, daß es diese Provinzen, trotzdem sie vielleicht die schönsten Perlen in dem reichen Diadem der italienischen Krone sind, nicht wieder zurücknehmen würde, auch wenn man sie ihm zurückgeben wollte!... Was ist es denn übrigens mit den natürlichen Grenzen eines Staats? Hat Deutschland gegen Rußland, gegen Oestreich, gegen Frankreich natürliche Grenzen? Es hat sie nicht, und doch hat es noch nie nach seinen natürlichen Grenzen geschrien. Und im Namen dieser natürlichen Grenzen begehrt Italien von Oestreich den größten Theil von Tirol, Theile von Kärnthen und Krain, die ganze Grafschaft Görz, Triest und Istrien! Das sind Ansprüche, so ungeheuerlich, daß sie sich selbst richten, und das um so mehr, als innerhalb der also bestimmten natürlichen Grenzen eine Bevölkerung wohnt, die zum weitaus größten Theil kerndeutsch oder slavisch, die nur in einem verschwindend kleinen Bruchtheil italienisch ist, oder richtiger, italienisch spricht! Alles in Allem, es begreift sich gewiß, wenn ein Staat den Wunsch hegt, gute militärische Grenzen zu haben: sie sind eine Bürgschaft mehr für seine Sicherheit und Integrität. Aber ein noch so begreiflicher Wunsch constituirt noch kein nationales Recht: auch im Privatleben kann der Erste wünschen, den Besitz des Zweiten zu besitzen, das gibt ihm aber gewiß kein Recht, ihn sich anzueignen. Mit Theorien, wie die von den natürlichen Grenzen, mit einer solchen Begriffsverschiebung von Mein und Dein, gerathen wir direct auf die Bahn des Raubsystems und des internationalen Socialismus.

Aber, sagt die Actionspartei, die „italienischen Brüder", die Trientiner und die Triestiner, müssen aus der östreichischen Miß- und Gewaltherrschaft gerettet werden. Die Unterdrückung der italienischen oder irgend einer Nationalität in Oestreich — das ist eine Anschuldigung, welche wissentlich eine grobe Unwahrheit ausspricht. Im italienisch sprechenden Theile von Tirol existiren fast nur italienische Schulen, die Amtssprache ist die italienische, die Sitten und Gewohnheiten der italienischen Bevölkerung werden streng geachtet: Oestreich ist nicht der Feind, es ist der Hort der Nationalitäten, der italienischen wie jeder andern, und in Trient und Triest kann nicht anders regiert werden und wird nicht anders regiert, als im übrigen Oestreich. In Wien haben sich 40,000 Italiener ansässig gemacht: man frage sie, ob sie dort nicht geehrte und geachtete Gäste sind und ob ihre Erfahrungen im öffentlichen, im bürgerlichen und im geschäftlichen Leben auch nur die geringste Gehässigkeit nachzuweisen vermögen. Und wenn man in den italienischen Landestheilen hier und da ein wenig Putsch zu spielen beliebt hat, deshalb würde das Gros der Bevölkerung sich doch noch sehr bedenken, Einlaß in das Paradies des italienischen Staats zu begehren. Ist dieses Paradies denn so verlockend? In den letzten $2^1/_2$ Jahren sind, nach Ausweis der amtlichen Statistik, nahezu 300,000 Italiener ausgewandert, weil sie in der Heimat auch nicht den nothdürftigsten Unterhalt mehr finden konnten (und es ist vielfach bezeichnend, daß mehr als die Hälfte dieser Auswanderung den ehemals östreichischen Provinzen, der Lombardei und Venetien, angehört), die Schulden der italienischen Gemeinden sind, ebenfalls nach Ausweis der amtlichen Statistik, in den letzten 4 Jahren um 160 Millionen Livre, von 535 auf 701 Millionen gestiegen, die italienische Wehrpflicht dauert volle 19 Jahre und die öffentliche Sicherheit in Italien befindet sich in einem Zustande, daß neben den Carabinieri-Legionen (Gendarmerie) noch heute 40 ganze Bataillone blos zur Bekämpfung des Räuberunwesens im Dienst stehen. Nein, Südtirol ist so reichstreu, daß im Jahr 1866, als die Armee des Erzherzogs Albrecht an die Donau gezogen werden mußte, der Südtiroler Landsturm allein die Wacht an der Grenze übernahm, und Triest, welches gegenwärtig in die Reihe der mächtigsten Emporien des

europäischen Handels aufgestiegen, ist zu klug, um nicht zu wissen, daß es in demselben Augenblick verloren wäre, wo das Bezugs- und Absatzgebiet des ihm jetzt offen stehenden Hinterlandes ihm verschlossen wäre und wo es die geringe Unterstützung, welche der italienische Staat zu geben vermag, noch mit Venedig, der anspruchsvollen „Königin der Adria", theilen müßte.

Aber noch immer ist das von Angriffswaffen starrende Arsenal der „Irredenta" nicht erschöpft: noch ist die Compensationstheorie da, Italien zu unterstützen. Weil Oestreich kraft eines europäischen Mandats Bosnien und die Herzegowina occupirt hat, ist es verpflichtet, Südtirol und Triest an Italien zu überliefern, und diese unglaubliche Verpflichtung docirt dasselbe Italien, welches, und nicht zum geringsten Theil auf Kosten Oestreichs, seit 20 Jahren sich aus dem kleinen Piemont mit 5 Millionen Einwohnern zum Großstaat mit 27 Millionen Einwohnern emporgearbeitet hat. Was würde Italien gesagt und gethan haben, wenn man ihm mit Compensationsansprüchen gekommen wäre, als ihm Lombardo-Venetien in den Schoß fiel? Hat irgend eine Macht eine Compensation verlangt, als Deutschland das Elsaß und Lothringen erwarb? Freilich, Oestreich ist, so wird jenseits behauptet, durch die Occupation, welche es vollzogen, im Adriatischen Meer präponderant geworden. Präponderant, warum denn? Italien besitzt den weitaus größten Theil der Adriaküste und das Gewicht dieses Besitzes kann doch sicher nicht durch die Erwerbung der minimen Häfen von Klek und Spizza beeinträchtigt werden. Dalmatien, das ist gewiß, ist durch den Gewinn eines weiten Hinterlandes defensiv stärker geworden, denn bisher hatte es mit der übrigen Monarchie nur eine fast ausschließlich maritime Verbindung, aber diese *defensive* Stärkung kann doch keine *Bedrohung* für Italien sein. Oestreich aber seinerseits hält sich von Italien nicht für bedroht, trotzdem dasselbe seine Angriffsmittel zur See von Jahr zu Jahr in rapider Progression vermehrt. Italien sollte, gleich Oestreich, zu vornehm sein, sich zu fürchten.

Und damit sind die Vorwände sämmtlich abgethan, welche Italien zur Feindschaft gegen einen Staat drängen, der seine Feindschaft nicht scheut, aber seine Freundschaft sucht. Seinen italienischen Süden kann Oestreich nicht aufgeben, denn einer italienischen Armee stände dann der Weg zur Donau und ins Herz der Monarchie offen, und dem Nationalitätsprincip kann es keine Concession machen, weil es selbst nicht auf nationaler Basis steht und durch die Anerkennung des Princips die Grundlage seines staatlichen Aufbaues untergraben würde.

Literatur und Kunst.

Karl Ritter zum Gedächtniß.

Die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, deren halbhundertjähriges Bestehen im vorigen Jahre Anlaß gab zu einer Festfeier von internationalem Glanz, rüstet sich am 11. October ein Säcularfest würdig zu begehen, welches bedeutungsreiche Verwandtschaft mit dem von ihr 1869 veranstalteten Humboldtfest besitzt. Denn wenn es sich auch zunächst nur darum handelt, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen Karl Ritter als langjährigen und ausgezeichneten Vorsitzenden der Gesellschaft, so ist es doch eben ein thatsächlicher Beweis der hohen Stellung, welche letztere bereits in ihrer ersten Entwickelungsperiode einnahm, daß sie, in Liebe und Verehrung der beiden Männer gedenkend, welche ihr selbst Leben, Gedeihen und weithin klangvollen Namen schufen, das nie ohne den vollberechtigten Stolz thun kann, in Humboldt und Ritter die wahren Begründer der neueren Erdkunde die Ihren zu nennen.

Eine Zeitschrift, welche es sich zur Aufgabe macht, den geistigen Strebungen und Leistungen deutscher Nation in der Gegenwart umfassend Rechnung zu tragen, mag diese Gelegenheit nicht vorüberziehen lassen ohne die letztgedachte Wahrheit, so weit sie Karl Ritter betrifft, vor einem weiteren als dem fachmänischen Kreise zu begründen. Denn hört man sie nicht von so mancher Seite bemängeln oder gar wie eine alte Phrase abthun, deren Hohlheit man nun gründlich erkannt habe, so daß heutzutage die Erdkunde in ganz anderen als den Ritter'schen Bahnen wandle? Fürwahr, es handelt sich um keinen geringeren Ruhmestitel unserer Nation, wenn man dermaßen es in Frage stellt, ob jene beiden Geistesheroen aus ihrem Fleisch und Blut die wahren Erneuerer dieser erdumspannenden, geistigen und materiellen Interessen wie keine andere ebenmäßig dienenden Wissenschaft gewesen, und ob es eine einmüthige Fortbildung ihrer Ideen bis auf das jetzt wirkende Geschlecht gäbe. Im wissenschaftlichen wie im werkthätigen Leben sind die Völker unserer Erde jetzt mehr geeint als zuvor; unser Volk kann nur nach der Anerkennung trachten, auf jedem der beiden Gebiete mit in der vordersten Reihe zu stehen. Es war den Deutschen vergönnt, im neuen Aufschwung dichterischen Geistes, im verjüngten Streben nach Entschleierung der Grundursachen des Denkens und Seins an die zu lange vergessenen Väter der europäischen und somit der Weltbildung heranzureichen: an den Genius von Hellas; doch neben unsere eigenen Dichterfürsten stellen wir, wie billig, Shakespeare, und Kant sagte von sich selbst aus, daß ihm erst Hume das kritische Auge geöffnet. So rangen in der Neuzeit, der Aera der sich vollendenden Kenntniß von der gesammten Erdoberfläche, die Culturvölker in lückenlosem Verband um jene nie welkenden Siegespalmen der Länder- und Völkerentdeckung; ihnen allen wurde auch Lohn des Erfolges zu Theil — aber, so wahrhaft international sie ihrer Natur nach ist die Wissenschaft von der Erde, im Wiedererfassen der Gedanken eines Herodot, eines Strabon, im Ausreifenlassen der geographischen Thorie auf so mächtig verbreiteter Grundlage thatsächlicher Einsicht, steht unsere Nation gleichwohl allen anderen voran. Insofern dürfen wir sagen: die Erdkunde ist die deutscheste der Wissenschaften.

Sie besteht, wie man erst jüngster Zeit klarer begriffen hat, aus zwei sehr verschiedenartigen Theilen. Die allgemeine Erdkunde erforscht die gemeingültigen Gesetze des Erdenlebens im weitesten Sinne, sowohl der festen Erdmasse nebst ihrer Wasserbedeckung und ihrer Lufthülle, als ihrer Bewohner bis zum Menschen hinan, soweit das Leben derselben tellurisch bedingt wird. Die besondere Erdkunde ist die Länderkunde, welche die einzelnen Erdräume zu erklären hat als den naturgemäßen Ausdruck des Zusammenspiels jener Gesetze. Es unterliegt keinen Zweifel, daß A. v. Humboldt, dessen Kosmos zum guten Theil nichts Anderes enthält als den tiefdurchdachten Entwurf einer allgemeinen Erdkunde, als Forscher wie als Schriftsteller das größte Verdienst um den grundlegenden allgemeinen Theil der neueren Erdkunde sich erworben hat. Ihm, dem Vater der Pflanzengeographie, dem Schöpfer der Isothermen, gestand Ritter eifersuchtsfrei und unumwunden die Ehre zu, der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen oder, wie er sie zu nennen liebte, der vergleichenden Erdkunde überhaupt zu sein. In seinem großen Werk über Mejico stiftete Humboldt auch für die Behandlung der Länderkunde ein durch allseitige Ergründung der Landesart und ihrer Einwirkung bis empor zur wirthschaftlichen und staatlichen Seite des Volkslebens geradezu ideales Muster, welches, obwohl nun 68 Jahre vor den Augen der Welt stehend, noch nicht übertroffen wurde; jedoch dieses Muster blieb auch eben fast ohne Nachahmung, und Humboldts spätere Arbeit über Centralasien war bei all ihrem werthvollen Gehalt nur eine Etappe auf dem Wege der klimatologischen und orologischen Erforschung dieses hervorragend wichtigen Erdraumes.

Humboldt war als Kosmolog Geograph geworden. Seinem aristotelischen Geiste war der kleine menschenbewohnte Stern Erde vornehmlich deshalb ein der Forschung würdiger Gegenstand, weil er der einzige von allen im Weltall ist, dessen Kosmos wir bis ins Einzelnste zu ergründen vermögen. Er ging nicht einem einzelnen Zweige der zum Besten der Arbeitsthei-

lung schulmäßig zersplitterten und doch wesentlich einigen Naturwissenschaft nach, er wirkte in keinem der Theilgebiete bahnbrechend, inducirte kein einziges neues Gesetz, aber er lehrte uns die Erde als das einheitliche Product eines unendlichen, allgegenwärtigen Zusammenwirkens aller Naturkräfte kennen. Fälschlich oder doch nichtverständlich gepriesen als der größte Naturforscher unseres Jahrhunderts, ist und bleibt Humboldts That die Darlegung der Erde als eines naturgesetzlichen Kosmos, als eines Spiegels der das All bedeutenden natürlichen Ordnung. Alles, was er für besondere Erdkunde leistete, so geeignet es erscheint schon allein seinen Namen zu verewigen, war nur Parergon dieses gewaltigen Mannes. Es trat so hinter dem Uebrigen zurück, und dieses Uebrige schien so ganz Naturwissenschaft, daß Ritters oben genannter, erhaben selbstloser Ausspruch den Zeitgenossen mehr einer Courtoisie gleich dünken mochte.

Uns, die wir einsehen, daß Humboldts Aufbau eines Systems allgemeiner Erdkunde aus den von allen einzelnen Naturwissenschaften entlehnten Bausteinen eine unzweifelhaft geographische Großthat war, bezeugt dies Urtheil Ritters nicht höfische, sondern lautere Bescheidenheit. Um so freudiger dürfen wir aber hinzufügen: Der, welcher den Ausbau wissenschaftlicher Erdkunde an Humboldts Seite bis auf die Zinnen des Gebäudes förderte, auf deren Höhe die Schicksale der Menschheit in ihrer geographischen Bedingtheit erschaut werden, der als Forscher, Schriftsteller und Lehrer der Erdwissenschaft unter uns und vor der ganzen Welt die Anerkennung voller Selbstständigkeit errang als einer die Summe aus der physischen wie der historischen Erkenntniß ziehenden Lehre über unseren Planeten — war kein Anderer als Ritter selbst.

Wir wollen das nicht ausführlich darlegen durch eine Schilderung des Lebens und Wirkens unseres großen Geographen — dessen Geburtstag durch ein prächtigeres Flammenschauspiel bezeichnet ward als der des macedonischen Alexander: durch einen der großartigsten nächtlichen Ausbrüche des Vesuv —; wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, den Quedlinburger Waisenknaben in das Salzmann'sche Erziehungshaus nach dem idyllischen Schnepfenthal zu begleiten, wo nach gesunden Philanthropistenideen aus dem etwas zärtlichen Knaben ein tüchtiger Jüngling erwuchs, kräftigen Körpers und reiner Seele, so geschickt im Entwerfen von Bildern und Landkarten, deren Sinn ihm durch Uebertragung des herrlichen thüringischen Reliefs seiner Umgebung geweckt worden, daß man ihn zum technischen Beruf bestimmen wollte, — dann nach Halle auf die Hochschule, nach Frankfurt a. M., wo er mit pestalozzischer Begeisterung Jahre lang dem selbsterkorenen Beruf als Lehrer obliegt und in einem seiner Zöglinge den nachmaligen Cultusminister Bethmann-Hollweg ausbildet, — endlich nach mannichfachen Lehr- und Wanderjahren mit seinen Schülern, auch längeren Aufenthalten wie in Genf und Göttingen, wo schon der Plan zu seinem großen schriftstellerischen Hauptwerk reifte, hin nach Berlin zu einer fast vierzigjährigen Lehrthätigkeit ohne Gleichen in rastlosem Eifer und Erfolg an der Kriegsschule und Universität. Nur wenige Punkte sollen hier hervorgehoben werden, die Ritters Eigenart in der Auffassung geographischer Wissenschaft besonders kennzeichnen und gerade neuerdings mehrfach mißdeutet wurden.

Zunächst ist es ein entschiedener Irrthum, wenn man behauptet hat, Ritter verdanke seine wissenschaftliche Richtung der Anregung Humboldts gelegentlich eines Besuchs, welchen dieser bald nach der Rückkehr von seiner amerikanischen Reise in Frankfurt abstattete. Wir wissen aus Ritters Munde selbst, wie ihn die lehrreichen Stunden des ersten Zusammenseins mit dem nachmals ihm so eng verbundenen Forscher fesselten; indessen er hatte bereits damals feste Stellung zu seiner Lebensaufgabe genommen; schon im Frühjahr 1804 sagt er in der Vorrede zu seinem Erstlingswerke über Europa: „Ich suchte die Geographie, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, pragmatisch*) zu machen. Die Erde und ihre Bewohner stehen in der genauesten Wechselverbindung, und ein Theil läßt sich ohne den andern nicht in allen seinen Verhältnissen getreu darstellen. Das Land wirkt auf die Bewohner und die Bewohner auf das Land." In diesen Worten hat Ritter mit voller Deutlichkeit das Programm seiner Art Länderkunde zu behandeln niedergelegt. Sein Streben war es, die geistlose „Compendiengeographie" zu verbannen, an Stelle der bloßen Häufung unverbundenen länderkundlichen Stoffes an topischen Nachweisen, Namen, statistischen und anderen Zahlenwerthen eine innerlich verbundene Darstellung zu geben, in der sich das Einzelne als Theil des Ganzen erkläre, Zustände und Begebenheiten als Wirkungen physischer oder historischer Ursachen sich herausstellen. Für alle Zeit wird das der weite Rahmen jeder wissenschaftlichen Landeskunde bleiben; und unbestritten muß Karl Ritter auch das höhere Verdienst gewahrt bleiben, dieses Ziel nicht blos aufgewiesen, sondern ihm redlich nachgetrachtet zu haben bei der Darstellung der Ostfeste unserer Erde, mit gar rühmenswerther Gründlichkeit (wenn auch noch nicht ganz als Herr des Stoffes) schon bei Europa, meisterhaft, dann bei Afrika und Asien in dem erst zweibändigen Entwurf, sowie in der auf zweiundzwanzig wuchtige Bände ausgedehnten Neubearbeitung seines Hauptwerkes, nur daß zuletzt dem Hochbetagten doch die Kraft schwand, das titanenhafte Unternehmen seiner nach Vollständigkeit ringenden Landeskunde des größten der Erdtheile aus den ursprünglichsten Quellen jenem hochwissenschaftlichen Ziele getreu zu Ende zu führen.

Man hat auch das wohl zu einseitig betont, daß Ritter von der Geschichte eigentlich erst zur Geographie gekommen sei. Freilich haben ihn geschichtliche Studien mehrfach beschäftigt, schon ehe er (am Frankfurter Gymnasium, später an der Kriegsschule) amtlich dazu zeitweilig verpflichtet war; jedoch schon seit der vorzüglichen Anleitung seines getreuen Lehrers Guts Muths in Schnepfenthal finden wir ihn immer vorwiegend erdkundlichen Studien obliegend. Und keineswegs zuvörderst historisch-geographischen! Im Gegentheil erkannte er frühzeitig den Werth der Productionskunde für Ermittelung der Wechselwirkung zwischen Land und Volk, wie hätte er da die natürliche Grundlage aller Production, Klima, Pflanzen-, Thier- und Mineralwelt vernachlässigen können? Seine 1806 erschienenen „Sechs Karten von Europa" darf man Vorläufer der (damals noch in der Knospe beschlossenen) wissenschaftlichen Pflanzen- und Thiergeographie nennen, und im Jahre 1808 begann Ritter die Ausarbeitung eines „Handbuchs der physischen Geographie", welches, handschriftlich einigen Freunden mitgetheilt, das Lob keines Geringeren als Leopold v. Buchs erntete, aber nie dem Druck übergeben, wohl auch nicht vollendet wurde. Nach brieflichen Andeutungen war es in Wirklichkeit ein erster Versuch einer allgemeinen Erdkunde (die man ja noch jetzt nach ihrem überwiegenden Inhalt „physische" zu nennen pflegt); es behandelte Klimatologie und Meeresströmungen, die Lehre von der Ausformung des Erdbodens in Gebirgen, Flußthälern, Ebenen und die Verbreitung der für die Volkswirthschaft werthvollsten Fossilien. „So glaube ich jetzt," schreibt Ritter 1809, „in diesem System der physischen Geographie die Grundlage einer wissenschaftlichen Geographie überhaupt und alle äußeren Antriebe zur Entwickelung der Völker documentirt zu haben."

In solcher Klarheit stand schon damals dem jugendlichen Forscher das Gesammtgebäude seiner Wissenschaft als einer wesentlich naturwissenschaftlichen Disciplin vor der Seele! Ein gründlicher Irrthum also, wenn man ihn zum Bannerträger einer unnatürlich historisirenden Richtung der Geographie machen wollte. Allerdings schlich sich in die beinahe ein halbes Jahrhundert durchmessende Ausarbeitung seiner großen „Erdkunde", also der afrikanisch-asiatischen Länderkunde, je länger je mehr ein nicht nur historisirender, sondern geradezu teleologischer Zug ein. Es begegnen uns da mitunter episodenartig ganze Geschichtserzählun-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Ritter nachmals diese so zutreffende Bezeichnung fallen ließ und seine Geographie eine „vergleichende" nannte, was eben nur das im Obigen von ihm selbst Definirte bedeuten sollte, aber in dem für andere Wissenschaften allgemein angenommenen Sinn etwas ganz Anderes bedeutet, daher zu abenteuerlichen Mißverständnissen führte.

gen, und — was principiell tiefer wirken mußte als solche Verirrung vom landeskundlichen Thema — es tritt allmählich der große Hauptzweck der Naturerklärung der Erdräume hinter der Schilderung ihrer historischen Functionirung sehr zurück. Eins der gewichtigsten Selbstbekenntnisse Ritters aus seinem späteren Alter ist als Motiv dafür höchst bezeichnend: „Mir ist die Erdkunde nicht reine Naturwissenschaft, so wenig wie mir Anthropologie blos die Physik des Menschen begreift: denn auch dem Erdplaneten wohnt eine geistige Kraft bei, das Menschengeschlecht, wie dem Leibe die Seele. Wenn ich in dem Erdballe zwar sein physisches Ganze als eine Organisation auffasse, so ist sein Wesen damit für mich keineswegs erfaßt und erschöpft, sondern erst dadurch, daß er den zu ihm nothwendig gehörigen menschlichen Wesen, den Völkern, dem Menschengeschlecht zur Wiege, zum Erziehungs- und Wohnhause als Grundlage vorliegt, demgemäß eine ethische Bestimmung, und also auch eine höhere Organisation haben muß als eine auf bloße Naturzwecke gerichtete: kurz, mit einem Worte, daß sie eine Gotteswelt ist für die Herberge des unsterblichen Geistes."

Ritters aufrichtige, tiefernste Frömmigkeit war in seinen späteren Lebensjahren nicht frei von einem mystischen Schatten, der, wie die eben angeführten Worte beweisen, seine früher so klare Ansicht vom Wesen echter Erdkunde trübte. Er sucht sich hier gleichsam vor sich selber zu rechtfertigen, indem er es hervorhebt, die Lehre vom Erdball sei doch nicht „reine Naturwissenschaft". Gewiß ist sie das nicht, seitdem das jüngste Erdgeschöpf, der Mensch, machtvoller als alle anderen Wesen, die bewohnten Theile der Erdoberfläche umgewandelt hat. Während aber Ritter früher harmonisch neben einander stellte die beiden Grundprobleme der Erdkunde, ursächliche Erklärung des Physischen und Erklärung der Wechselwirkung zwischen der Erde und ihren menschlichen Bewohnern, ja mit unvoreingenommener Nüchternheit in der Naturanlage der Erdräume, wie wir sahen, einfach die Summe der „äußeren Antriebe zur Entwickelung der Völker" erkannte, ist ihm nun die Erde, die so viele Millionen von Jahren menschenlos durch das Weltall kreiste, ein Planet von „ethischer Bestimmung", der Erdball ist ihm „seelenlos" ohne die Menschheit, und man beachte es wohl: es gilt ihm nicht mehr schlicht zu ermitteln, wie Landeslage und Landesart die Völker von jeher beeinflußte, und andererseits die Völker ihrer Wohnstätte den Stempel ihrer Gesittung aufprägten in Verwandelung der wilden Flur, in Siedelungen und Bändigung abholder Naturmächte, was man ja immerhin bildlich eine Vergeistigung des Erdantlitzes nennen mag, — nein die Erde hat außer der natürlichen noch eine „höhere Organisation" von Gottes Hand empfangen, daß sie das göttliche Werkzeug werden sollte für die Erziehung des Menschengeschlechts.

Trotzdem hat man mit Unrecht das Wesen von Ritters Erdkunde als einen Versuch „geographischer Teleologie" charakterisirt. Denn zum Glück wurde Ritter seinem alten Grundsatze nicht untreu, sein System sollte nicht beruhen „auf Raisonnement, sondern auf Facten". In strenger Sachlichkeit und unbestechlichen Sinnes führte er sein großes Werk auf; nur wie ein goldiger ahnungsvoller Schimmer umfängt die Idee einer geheimnißvollen Begabung unseres Planeten zur Erfüllung göttlicher Erziehungspläne das festgefügte Gebäude. Aber die besagte Ueberneigung auf die Seite der geschichtlichen Bethätigung der Landesnatur, die man dem Bauwerk nicht zu Gunsten seiner Symmetrie in den späteren Theilen anmerkt, wo zuletzt der Pflicht genügt zu sein scheint, wenn der Schauplatz beschrieben statt auf seine „natürliche Organisation" erklärt wird — das ist eine sichtbare Folge jener religiösen Umstimmung. Wie thöricht also diese Beschuldigung, unsere heutige Erdkunde habe Ritters Wege verlassen, weil sie auf diesen Irrwegen nicht weiter ging! Der Umschwung, der sich bekanntlich an Peschels Namen knüpft, war ja nichts Anderes als ein Wiederaufnehmen der von Humboldt und Ritter der Wissenschaft gestellten Aufgaben mit reiferer Methode und schärferen Werkzeugen, wie sie den Späteren ohne ihr eigenes Verdienst zur Verfügung stehen. Wir machen Ernst mit der Forderung, daß es vor Allem darauf ankommt, aus den Fortschritten der gesammten Naturwissenschaften stets von Neuem die Grundfeste der Erdwissenschaft, die allgemeine Erdkunde zu stärken, morsche Stücke des alten Fundaments durch tragfähigere zu ersetzen; wir machen Ernst mit der Forderung, die Natur jedes Landes kosmisch zu erläutern, indem wir versuchen, seine Gestalt aus seiner Geschichte, d. h. geologisch zu deuten, sein Klima erforschen als den mächtigen Vermittler der Entfaltung des organischen, folglich auch des menschlichen Lebens auf dem bestimmten Erdboden, zuletzt streng nach unseres Altmeisters Vorschrift untersuchen, wie „das Land auf die Bewohner und die Bewohner auf das Land" wirken und gewirkt haben, eingedenk des allen Mysticismus vermeidenden Satzes unseres Peschel: Die Ländernatur ist ein großer Lenker der Völker immerdar gewesen, doch auch der beste Lehrer kann ungelehrige Schüler haben, und der seeuntüchtige Türke seit Jahrhunderten am Aegäischen Meere zur Seite des seegewandten Griechen hält uns allein schon ein drastisches Bild davon vor Augen, daß auch die Erde von diesem Mißgeschick der Lehrer keine Ausnahme macht.

Wohl erhebt sich ab und zu noch eine klagende Stimme, daß wir nicht fromm genug seien, um uns Jünger Ritters zu nennen. Und ich meine, in dieser Elegie liegt einige Wahrheit. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" — so klingt es in unserem Innern an, wenn wir von geographischen Prädestinationen hören. Doch wahrlich, nicht Frivolität hat uns den Glauben an derlei Wunder geraubt, sondern die Einsicht darein, daß die Erde ebenso wie der vermeintlich so „weise eingerichtete" Bau der lebenden Geschöpfe thatsächlich Dysteleologie predigt. Das thut ein ganzer Erdtheil: der australische. In Lapidarschrift ist dort die Lehre zu lesen, daß unsere Erde dem glücklichen Emporkömmling, Mensch genannt, nicht von einem Gott zum Eden erschaffen wurde; nur ein Ahriman könnte dieses Australien mit seiner verschmachtenden Dürre, seiner entsetzlichen Armuth an jeglicher Nahrung erzeugt haben, um durch eine unabsehbare Reihe von Jahrtausenden jammervolle Horden unseres Geschlechts auf so versehmter Scholle durstgepeinigt von Ort zu Ort zu jagen, bis daß die Thatkraft Albions die Schöpfung dort human verkehrte, mit der Wünschelruthe moderner Cultur selbst dem Wüstenerdtheil unversiegliche Quellen von Menschenglück entlockend!

Sicher steht die Weltanschauung der meisten Geographen unserer Tage mehr auf Humboldtischem als auf Ritter'schem Boden. Doch was hat das zu thun mit der Art, in welcher unsere heutige Erdkunde arbeitet? Keine Wissenschaft, also auch die geograpische nicht, hat den Beruf erbaulich zu wirken; oder vielmehr jede erbaut, wenn sie ernsthaft die Wahrheit sucht. Nannte nicht Ritter selbst das Arbeiten an seinem schriftstellerischen Lebenswerk seinen „Lobgesang des Herrn"? Es ist geradezu eine Schändung unseres nationalen Ruhms, in die erhebende Aufschwungsära deutscher Erdkunde, die aufging mit dem leuchtenden Doppelgestirn der Humboldt und Ritter, einen Bruch, einen Abfall hineinzudeuten, der gar nicht vorhanden ist. Und wenn ein Zionswächter auftritt und uns auf Bekenntnisse des alternden Ritter verpflichten will, so antworten wir, daß es ehrlichen Forschern nicht gegeben ist, Glaubensbekenntnisse Anderer, und wenn sie die Ehrwürdigsten seien, zu Leiterinnen der eigenen Forschung zu erwählen. Nur dann sind die deutschen Geographen ihrer beiden erlauchten Ahnen würdig, wenn sie, durchdrungen von der hohen Aufgabe ihrer zu ursächlichem Erklären der für das praktische Leben der Völker wie für die tiefsten Ueberzeugungen des menschlichen Geistes wichtigsten Dinge berufenen Wissenschaft, den entsagenden Fleiß eines Ritter zu verbinden suchen mit dem Klarblick eines Humboldt.

Es gemahnt an das Erzbild, welches naturwahr der Künstler schuf, um uns die edel neidlose Freundschaft Schillers und Goethes im Denkmal zu versinnlichen, daß wir schließen können mit einem Wort schöner und aufrichtiger Würdigung Ritters durch Humboldt, wie wir oben Ritter den Ruhmeskranz, die neuere Erdkunde geschaffen zu haben, dem älteren Freunde darreichen sahen. Es ist ein im Vertrauen gesprochenes Wort, das um so schwerer

wiegt. Humboldt verschweigt dabei nicht, was ihn von Ritter trennte: „Seine religiösen Tendenzen verbreiten hier und da ein gewisses Dämmerlicht über seine Ansichten"; aber er bekennt, wie er es nie von einem Anderen seines weiten Freundekreises bekannt hat: „Ritter ist nicht blos groß als Forscher, sondern auch human und liebenswürdig als Mensch. Ich schätze ihn hoch in beiden Beziehungen." Im vollen Maße darf man es auch von Ritter aussprechen:

Weit hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, — das Gemeine.

Durch diesen sittlichen Adel, der mild und ernst sein sprechendes Angesicht mit der breiten Denkerstirn verklärte, hat er nicht zum wenigsten der Erdkunde zum Rang einer Wissenschaft unter uns verholfen. Denn echt deutsch hat er sein Wesen verschmolzen mit seiner Arbeit; und Jeder, der diese noch im achtzigsten Lebensjahr ungebeugte hohe und kräftige Gestalt auf dem Katheder sah und die schlichte, einzig durch den unverkennbaren Ausdruck hingebendster Forschung gehobene Rede vernahm, fühlte sich unwillkürlich angezogen von dieser Persönlichkeit und eben dadurch von dieser bis dahin so verkannten Wissenschaft. Wer einen Roon, einen Moltke seine Schüler nannte, ist uns verehrungswerth als Mitförderer des deutschen Reichs in kaiserloser, in trüber Zeit; unvergänglicher aber und weit über die Lande hinaus, wo deutsche Zunge erklingt, lebt dieser große Mann weiter in der durch ihn verjüngten Wissenschaft von der Erde.

Alfred Kirchhoff.

Sechshundert Correspondenten.

Von Georg Büchmann.

Im Jahre 1863 hielt ich in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen einen Vortrag über gefälschte Citate. Er fand viele Zustimmung und vielen Widerspruch. Meine Behauptung, es heiße: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende" und nicht: „sind nun vorüber", es stehe in den Piccolomini: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen" und nicht: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde" u. s. w. wurde von belesenen und tüchtigen Mitgliedern stark bezweifelt. Diese unbegründeten Einreden regten mich zu näherer Beschäftigung mit den allgemein angewendeten Citaten an, und es entstand in mir der Gedanke, dieselben mit erläuterndem Texte zu einem Buche zu verbinden und diesem den viel bekrittelten, mit Recht bestrittenen und allerdings ganz willkürlich gewählten Titel „Geflügelte Worte" zu geben.

Im Jahre 1864 wurden im Königlichen Schauspielhause zu Berlin von Mitgliedern der oben genannten Gesellschaft Vorlesungen zur Stiftung eines Reisestipendiums für Studirende der neueren Sprachen gehalten; ich sprach daselbst über „Geflügelte Worte"; es war ein Ballon d'essai, der mit so entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, daß ich mit der Herausgabe meines kaum entworfenen Buches nicht zu zögern brauchte. Es erschien bald darauf im Umfange von 220 Seiten, wogegen die letzte, elfte Auflage 467 Seiten zählt.

Der Titel fand sofort Anklang. Der Kladderadatsch vom 19. Juli 1864 ließ „Hörrn" Zwickauer einen Brief an mich richten, in welchem ich auf ein neues „geflügeltes Wort" aufmerksam gemacht wurde. Am 19. Mai 1865 wendete der Oberbürgermeister Ziegler den Ausdruck zum ersten Male zu Berlin in der Kammer an. In einer Depesche vom 15. August 1869, welche Graf Beust an den östreichischen Vertreter in Berlin, Freiherrn von Muench richtete, heißt es: „Vielleicht ist es aber nicht unzutreffend, wenn ich daran erinnere, daß bald nach dem Eintritt des Herrn Grafen Bismarck in sein Amt als Ministerpräsident aus einem Ausschuß des preußischen Landtages ein geflügeltes Wort in die Oeffentlichkeit drang, welches seitdem die Ereignisse zu einer thatsächlichen Wirkung gestalteten u. s. w." Von bedeutenden Schriftstellern, die den Ausdruck „Geflügelte Worte" in meinem Sinne gebrauchen, nenne ich unter andern Karl Goedeke, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", III, S. 839 und Rudolph Genée, „Shakespeare. Sein Leben und seine Werke", S. 113, Hildburghausen 1872. Selbst in fremde Sprachen ist der Ausdruck aufgenommen worden. 1871 erschienen in Amsterdam „Gevleugelde Woorden", ein dürftiger Abklatsch meines Buches; meiner wurde darin nicht gedacht. Aus Dänemark ging mir am Ende des vorigen Jahres ein von Oscar Arlaud in Kopenhagen verfaßtes Werk unter dem Titel „Bewingede Ord" zu. Nach der Vorrede hat sich der Autor gegen den Titel gesträubt und denselben nur auf Zureden und Anrathen seiner Verleger angenommen. Das Buch schließt sich durch die Behandlung sowie durch seine Eintheilung eng an das meinige an, ist aber nichtsdestoweniger eine erfreuliche, selbstständige, durch das Hinzuziehen des 61 Seiten füllenden dänischen Stoffes erweiterte Schöpfung, welcher ich von ganzem Herzen eine frohe Zukunft wünsche. Eine schwedische Bearbeitung steht in Aussicht.

Von den mir bekannt gewordenen Recensionen habe ich 237 verzeichnet; einige darunter gingen von ausländischen Zeitungen ein. Englische erschienen in der Saturday Review vom 29. October 1864, im Athenäum vom 13. October 1866, in Nr. 38 der Academy vom Jahre 1871; letztere hatte Professer Felix Liebrecht in Lüttich zum Verfasser. Aus Cincinnati in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist mir die Besprechung der 4. Auflage in Nr. 26 der Zeitschrift „Der Wahrheitsfreund" vom 5. Februar 1868 und in Nr. 6 der Zeitschrift „Der Sonntagmorgen" vom 19. Juli desselben Jahres zugegangen. In Frankreich ist, soviel ich weiß, meines Buches niemals Erwähnung gethan worden. Aus Rußland stand eine Recension der 2. Auflage in der „Petersburger Zeitung", Nr. 33, vom Jahre 1866; in der Riga'schen Zeitung, Nr. 287 des Jahres 1864, wurde die erste Auflage von K. so wie in Nr. 173 und 174 des Jahres 1866 die dritte von Jegór von Sievers besprochen.

Von Kritikern, denen ich wesentliche Förderung verdanke, nenne ich A. F. C. Vilmar, welcher mein Buch durch eine ausführliche Auseinandersetzung über „Et ego in Arcadia" bereicherte und mir außerdem auf eine schriftliche Anfrage über ein Citat bereitwilligst Auskunft ertheilte, A. Diesterweg, Gymnasialdirector Dr. Hertzberg in Bremen, den Shakespeareкenner und Herausgeber des Propertius, Franz Hülskamp, Dr. Karl Klüpfel, Dr. Reinhold Köhler, Professor Felix Liebrecht, Dr. Paul Lindau, Dr. Friedrich Latendorf, Eduard Sack, Dr. Hermann Uhde, Gisbert von Vincke u. s. w. Jede ihrer Besprechungen trug mir die schätzbarsten Verbesserungen und Beiträge zu den folgenden Auflagen ein. Ungünstige Besprechungen, welche, auf wunderlichen Irrthümern fußend, sich mit einem um so spaßhafteren Nimbus der Unfehlbarkeit umgaben, habe ich bisher nur zwei öffentlich zurückzuweisen gehabt.

Heute, am 14. Juni 1879, trage ich den sechshundertsten Correspondenten in mein Register ein. Unter diesen Correspondenten sind alle Stände vertreten, Bürgerliche, Adelige, Freiherren und Grafen. Die 15 Militärpersonen, welche sich mit mir in schriftliche Verbindung gesetzt haben, marschiren auf vom einjährigen Freiwilligen die ganze Stufenleiter des Ranges hinan bis zum Generallieutenant; höher hinauf bin ich noch nicht avancirt. Ueber „Jeder französische Soldat trägt den Marschallstab in der Patrontasche mit sich" erhielt ich die jetzt in meinem Buche stehende Auskunft von dem Obersten eines östreichischen Infanterieregiments. Nach dem lange vergeblich von mir gesuchten Autor des Ausspruches „der preußische Schulmeister hat die Schlacht von Sadowa gewonnen" fragte ein bayerischer Major bei mir an. Ich konnte ihm nur mit Muthmaßungen antworten. Seinem emsigen Forschen gelang es, den Urheber des Wortes ausfindig zu machen, und ihm verdanke ich daher, was jetzt darüber in meinem Buche zu lesen ist. Außer diesen Militärs verzeichnen meine Listen 122 Doctoren der Philosophie, 14 Doctoren der Medicin, 49 dem Lehrstande Angehörige, 14 Universitätsprofessoren, 38 Titularprofessoren, 46 Juristen vom

Referendar an bis zum Obertribunalsrath, 26 Pastoren, evangelische wie katholische, 2 Benediktiner, 20 Schriftsteller, 15 Buchhändler, Bibliothekare, Gutsbesitzer und Gutsverwalter, Oberförster, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Studenten und Gymnasiasten, natürlich auch eine Menge anonymer oder nicht näher bezeichneter Personen. Auch zähle ich unter meinen Correspondenten 12 Damen. Ihre Mittheilungen waren zumeist kurz, klar und verwendbar. Manchen Studenten, der mich durch die Aufmerksamkeit überraschte, mit welcher er mein Buch geprüft, sowie durch die wohlüberlegten Zusätze, mit welchen er es erweiterte, habe ich zu ehrenvoller Berufsthätigkeit emporsteigen sehen; ein Student arbeitet noch heute fleißig und förderlich mit. Es kommt auch vor, daß lustige Brüder der studirenden Jugend mich als Schiedsrichter über die Richtigkeit dieses und jenes geflügelten Wortes anrufen, um ihren Streit bei einigen Flaschen Wein entscheiden zu können.

Gleich nach dem Erscheinen der ersten Auflage ging mir ein berichtender Brief meines ersten Correspondenten, des Herausgebers des Aulus Gellius, des Universitätsprofessors Dr. Hertz in Breslau zu. Einen solchen Anfang des schriftlichen Verkehrs mit meinen Lesern durfte ich für ein gutes Omen der Weiterentwicklung halten. Heute erstreckt sich mein Briefwechsel weit über Deutschland hinaus. Aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Tirol, Rußland, Polen, aus Italien, Frankreich, Dänemark, Schweden, den Vereinigten Staaten in Nordamerika sind mir Beiträge, Aeußerungen des Dankes und Beitragsversuche zugegangen, seltsamer Weise auch nicht ein Beitrag aus England, obwohl, wie oben erwähnt, gerade die englische Presse mein Buch in der anerkennendsten Weise besprochen hat. Wenn die französische desselben nie Erwähnung gethan, so besitze ich gerade in Paris seit einigen Jahren an einem französischen Gelehrten einen unermüdlich thätigen, jede Bitte um Aufschluß erfüllenden, geistvollen Correspondenten; ihm verdanke ich, unter vielen anderen Dingen, was ich in der 11. Auflage über „le quart d'heure de Rabelais" habe sagen können. Vielleicht kann ich ihn bewegen, ein französisches Werk über geflügelte Worte zu schreiben; denn Edouard Fourniers liebenswürdiges Buch „L'Esprit des Autres", das denselben Gegenstand behandelt, ist seit der 4. Ausgabe von 1861 nicht wieder erschienen und fast verschollen, ist auch an manchen Punkten zu berichtigen und vor allen Dingen zu erweitern.

Selbst aus Konstantinopel wurde eine Anfrage an mich gestellt, nämlich die, wo denn „beim Barte des Propheten" zu suchen sei, was in der orientalischen Literatur nirgend vorkomme, wenn auch das Meyer'sche Conversationslexikon es für eine orientalische Redewendung ausgebe; ich antwortete, daß Osmin in Mozarts „Entführung aus dem Serail" diese Worte singt. Zum Dank für diese Auskunft empfing ich eine kleine schriftliche Abhandlung über den türkischen Bart mit Federzeichnungen. Ich lerne daraus, daß im Palais des Sultans nur ein Schnurrbart getragen werden darf, daß der Kinnbart dazu nur den höchsten militärischen Chargen zu tragen erlaubt ist u. s. w. Man sieht, wie vielseitig belehrend die weitverzweigte Thätigkeit des Verfassers der geflügelten Worte auf ihn zurückwirkt.

Einer meiner ältesten Correspondenten, der unermüdlich thätig für mein Buch war, und der mir aus dem Schatze seines Wissens und seiner Belesenheit in alten und neueren Sprachen die werthvollsten Beiträge spendete, war der wegen seiner Verdienste um die Kunde der Schriftwerke Luthers von der Universität zu Halle zum Doctor ernannte Pastor emeritus in Dresden, J. K. Seidemann. Mit der Herausgabe der ursprünglichen Tischreden Luthers in ihrer ältesten Gestalt beschäftigt, wurde der treffliche Mann der Wissenschaft durch den Tod im August 1879 entrissen. Er ist einer der wenigen literarischen Freunde außerhalb Berlins, welche ich persönlich zu kennen mich glücklich schätzen durfte.

Aus den Universitätsprofessoren, von welchen ich Felix Liebrecht und Hertz schon genannt, erwähne ich als solche, denen mein Buch verbessernde Umgestaltung verdankt, Dr. Holland in Tübingen, Dr. Bernays in Bonn, Dr. Hans Prutz in Königsberg, Dr. Boll an der Sapienza in Rom, der schon als Berliner Student mir brauchbare Beiträge zuschickte, Dr. Andresen und Dr. Birlinger in Bonn. Dem Kenner der Geschichte Friedrichs des Großen, Professor Dr. Preuß, verdankt eine Stelle meines Buches, welche sich auf den großen König bezieht, ihre jetzige Gestalt. Mit Professor Dr. Maßmann hatte ich eine von ihm gewünschte Unterhaltung, die mir manches Neue lieferte. Der liebenswürdige, heitere Hoffmann von Fallersleben, welchen ich in den letzten Jahren seines Lebens das Glück hatte, in Berlin kennen zu lernen, war ein hülfreicher Freund und Gönner meiner Bestrebungen. Die Bibliothekare Dr. Reinhard Köhler in Weimar und Schnorr von Carolsfeld in Dresden haben manche Gabe beigesteuert; dem ersteren schulde ich unter anderem Dank für die gegenwärtige Fassung des über „das Neue daran ist nicht gut, und das Gute daran ist nicht neu" Gesagten, dem letzteren unter anderem für das im Artikel „Nürnberger Trichter" Angeführte. Ebenso bin ich dem im Mai 1879 verstorbenen Bibliotheksofficial im Finanzministerium zu Wien, Joseph M. Wagner, für werthvolle Beiträge verpflichtet. Es war eine Freude, mit diesem ebenso hochgelehrten wie bescheidenen Manne zu verkehren. Der Archivsecretär Dr. Paul Mitzschke in Weimar gehört seit seinen Studentenjahren zu den eifrigsten Mitarbeitern.

Von Gymnasialdirectoren, denen ich Verbesserung und Vermehrung meines Stoffes schulde, nenne ich den schon vorhin erwähnten Dr. Hertzberg, der mir aus dem reichen Schatze seines Wissens manches Räthsel erschloß. Mit welcher Spannung sah ich einer Besprechung der letzten Auflage meines Buches durch ihn in der Weserzeitung entgegen! Solche Besprechung war für mich stets eine Fundgrube. Statt dessen erschütterte mich im Juni 1879 die Nachricht vom Tode des bewährten Mannes. Ich nenne ferner Director Dr. Wentzel in Oppeln, der seit dem Jahre 1872 mit mir schriftlich verkehrt. Die Untersuchung über furia francese hat er angeregt, so auch die über con amore, deren Resultat in Auflage 12 zu lesen sein wird; das schon vor Jahren von ihm angemeldete „Leben und leben lassen" wird ebenfalls dort seine Stelle finden. Auch Dr. Redlich in Hamburg gehört zu den frühesten Freunden meines Buches. Er richtete bereits im Jahre 1865 meine Aufmerksamkeit auf manches damals noch fehlende Wort. Von Realschuldirectoren führe ich unter anderen den Molièrekenner Dr. Fritsche zu Grünberg in Schlesien, von Lehrern Dr. Heinrich Pröhle, den Herderkenner Dr. Suphan, Professor Dr. Pappenheim, Dr. Harder in Berlin, Dr. Fuß an der Rheinischen Ritterakademie Bedburg u. s. w. an. Professor Musikdirector Erk in Berlin unterstützt mich seit Jahren in der entgegenkommendsten Weise. Von Aerzten nenne ich den verstorbenen Sanitätsrath Dr. Brann, Badearzt in Rehme, den Dantekenner und Danteübersetzer, mit welchem ich lange correspondirt hatte, bevor ich unvermuthet im Jahre 1871 seine persönliche Bekanntschaft auf der Via Appia bei Rom machte. Dem Buchhändler Dr. Gustav Schwetschke in Halle verdanke ich die jetzige Fassung des Artikels „Peter Meffert", dem Professor Camphausen in Düsseldorf, dem einzigen Künstler unter meinen Correspondenten, die Richtigstellung der Verfasserschaft von „Der Bien' muß" und „Was nutzt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?" Ich nenne ferner den Bürgermeister Ahlers in Neu-Brandenburg und den belesenen Bankier Hertslet in Berlin, einen meiner ältesten und aufmerksamsten Leser; ich nenne ferner einen ehrwürdigen Benediktinerpater, dem ich die Berichtigung von „Roma locuta est" verdanke und einen Gymnasiasten, welcher mir über „Wer zuerst kommt, der malt zuerst", dasjenige mitgetheilt hat, was in Auflage 12 zu lesen sein wird.

Ich hätte noch viele Mitwirker aufzuführen; sie werden es mir nicht verübeln, daß ich ihre Namen verschweige, da die Absicht dieser Zeilen nur war, ein ungefähres Bild der allmählichen Vervollständigung meines Buches zu geben. Daß ich selbst der fleißigste Vermehrer und Verbesserer desselben bin, darf ich ohne Ruhmredigkeit aussprechen. Wegen körperlicher Unrüstigkeit aus dem Amte getreten, lebe ich ganz und gar dem Gedeihen meines Werkes, in dieser freudigen Arbeit freudig unterstützt; wenn einige Gelehrte, unwirsch darüber, daß ich nicht

alle ihre Vorschläge sofort acceptirt habe, in ihrem Unmuth mir ihre Beihülfe entzogen haben, so bedaure ich das von Herzen, muß mir aber das Recht, mein Buch nach meinem eigenen Ermessen umzugestalten, ein für allemal und für immer vorbehalten.

Daß ich eine überaus große Menge von Zusendungen in keiner Weise verwerthen kann, liegt an dem Mangel des Verständnisses für den Begriff Geflügeltes Wort; ich werde mit Citaten, die keine geflügelte Worte sind, mit Redensarten, Sprichwörtern, schlechten Witzen und wer weiß was für Sprachformen überschüttet, die zum Charakter meiner Schrift passen wie die Faust aufs Auge; ich werde mich in der zwölften Auflage gegen diese Verschlimmbesserungen noch deutlicher und klarer aussprechen als ich es bisher gethan und den Einsendern von dergleichen Unbrauchbarkeiten von vornherein die Versicherung geben, daß sie weder Berücksichtigung finden, noch Antwort erhalten werden.

Zu den unbrauchbaren Einsendungen gehören auch die von zwei Freunden junger Dichter, welche zu glauben scheinen, es sei selbstverständlich, daß ihrer dichterischen Freunde Worte nothwendigerweise zu geflügelten werden müßten. Ich aber bin nicht im Stande, das gelungenste, schlagendste Dichterwort aus eigener Machtvollkommenheit zum geflügelten zu erheben; geflügelte Worte fliegen von selbst empor, aus sich heraus, ohne mein Zuthun. Es ist doch nicht meine Schuld, daß geniale Worte genialer Dichter, eines Paul Heyse, eines Berthold Auerbach, bisher nicht geflügelte Worte geworden sind. Wie manche Worte derselben haben sich meinem Herzen und meinem Gedächtnisse trotzdem tief eingeprägt; daß sie nicht flügge geworden sind, wer mag es erklären? Das Wort des Rothfuß in Waldfried z. B.: „Näsſer als nasſer kann man nicht werden", scheint zu einem geflügelten wie geschaffen, ist aber leider noch keins geworden.

Die Aufzählung meiner Mitarbeiter kann ich natürlich nicht schließen, ohne auch hier, wie in der Vorrede meines Buches, die Herren Robert Hein und Walter Robert-Tornow rühmend zu nennen. Der erstere, ein Neffe des Malers und Dichters Robert Reinick, ist seit einer langen Reihe von Jahren ein treuer, fleißiger Mitarbeiter, der mir namentlich bei der Herstellung einer neuen Auflage mit allen Kräften zur Hand geht; der letztere, ein Großneffe der Rahel und des Dichters Ludwig Robert, überraschte mich im Jahre 1877 mit einem eingehenden Briefe, der mich auf Lücken im Gebiete des Griechischen, des Lateinischen und der neueren Literaturen aufmerksam machte und sich zu dauernder Mithülfe bewegen ließ.

Geflügelte Worte sind vorhanden. Es war eine Pflicht sie zu sammeln und ihren Quellen nachzuspüren. Die Frage, ob ihre Anwendung nützlich oder schädlich, zu empfehlen oder abzurathen sei, hatte ich mir nicht vorzulegen. Sie sind als eine Ergänzung des deutschen Wortvorrathes und Wörterbuches zu betrachten. Das lesende Publicum zollt ihrer Sammlung einen Beifall, der mich erfreut und mich anspornt, die betretene Bahn nach Kräften zu erweitern und noch gangbarer zu machen.

Wenn die Zahl meiner Correspondenten auf Tausend gewachsen sein wird, dann werde ich mir wieder erlauben, Rechenschaft und Bericht von meinem Briefwechsel zu geben; vielleicht erfahre ich bis dahin, ob manche wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgestellte Correspondenten genannt sein wollen, deren Namen ich verschwiegen habe, da mir die ausdrückliche Zustimmung der Herren bisher fehlte oder zweifelhaft war.

Amerikanisches Universitätsleben.

Von Otto Groß.

II.

Eintritt ins „College".

Mr. Brown, unser junger Freund, hat sich nach glücklichem Ausfall der Aufnahmsprüfung wieder in seine Heimat begeben, den „term of vacation" vor dem Beginn des Collegejahres noch in voller Ungebundenheit zu genießen.

Wir begegnen ihm wieder in Cambridge an einem herrlichen Morgen gegen die Mitte des September.

Um diese Zeit, dem Beginn des Collegejahres, wird der während des Hochsommers — mit Ausnahme der paar Tage während der Aufnahmsprüfungen — leer und wie ausgestorben gewesene Universitätsplatz wieder lebendig. Die Studenten kommen allmählich immer zahlreicher an und alle sind in lebhafter Bewegung um die Collegegebäude; jeder trachtet eine sogenannte „bessere" Wohnung zu bekommen, obgleich die wesentlichen Unterschiede nur verschwindend gering sind. Durch die daraus entstehenden vielen Umzüge auf dem engen Gebiete entsteht eine ganz heillose Confusion. Handwagen stehen vor den Thüren der „dormitories" (in welchen die Studenten wohnen), und auf den Gängen und Treppen gehäuft liegen Bücher, Möbel, Betten, Bilder, alle Haushaltsgüter und Gefäße der Studenten bunt durcheinander, während das Tohuwabohu der den Transport beaufsichtigenden Eigenthümer um nichts geringer ist. Frische Packträger, die Vandalen studentischen Eigenthums, handtieren mit all den Sachen auf eine Weise, als wollten sie sich ganz offenbar dafür rächen, daß sie nur ein Mal im Jahre diese Gelegenheit haben, Alles, was in ihre unsanften Fäuste kommt, zu zerbrechen oder sonstwie zu beschädigen.

In dieser übergeschäftigen Menge finden wir auch Mr. Brown auf seinem Wege nach Nr. 18 im „College House", wo er mit seinem „Chum" für dieses Jahr Wohnung hat. Er findet die Thür verschlossen. Irgend Einer sagt ihm, „John Read" könne ihm den Schlüssel geben. Er findet seinen Mann vollauf beschäftigt, ungeduldige Sophomores, ungestüme Juniors und gravitätische Seniors, die alle tausend Dinge von ihm zu gleicher Zeit verlangen, zu befriedigen.

Endlich tritt der junge Student in sein „dormitory", sein Heim für das kommende Jahr. Der Raum ist gereinigt und auf Collegeweise eingerichtet. Ein frischer, blauweißer Anstrich der Mauern dient nur, die vielen dunklen Flecken des Holzwerks deutlicher hervortreten zu lassen und die Bemerkung zu erleichtern, daß die Gasflamme, oftmals zu hoch aufgedreht, den Plafond gründlich geschwärzt hat. Ein Schloß von ungefügen Verhältnissen ist oberhalb der Stelle, wo es früher sich befand, an die Thür gelegt worden, und ein Stück neuen Holzes, sowie zahlreiche Sprünge und Risse in der Thür sind deutlichste argumenta ad hominem, was Alles sie hat aushalten müssen.

Der Blick aus den Fenstern ist nicht eben verlockend. Leere Zuckerkisten und Rumfässer, worüber Millionen Fliegen schwärmen, und ein wirrer Haufen von Tausenderlei unten im engen Hof, Dachfirste ringsum von oben.

Zwei Männer bringen eine schwere Kiste über die Treppe; hinter ihnen her klingt die aufgeregte Ermahnung, vorsichtig zu sein. Die Stimme klingt bekannt, und in der That ist es der Junior, welcher sich am ersten Tage der Aufnahmsprüfung bei unserem jungen Freunde ungebeten zu Gaste geladen hatte.

„Why, how are you Smith — no, Brown? Du wohnst hier; ich gerade gegenüber unten. Hast 'nen Chum?"

„Yes!"

Der Junior tritt ein und sieht sich in dem Gemache um. „O, Brown," fährt er fort, „Du hast ja noch keinen Teppich. Kannst einen billig von mir haben; habe ihn selber nur ein Jahr gehabt, aber, you know, wenn man Junior wird, muß man's nobler thun, und so habe ich 'nen neuen gekauft. Der Alte hat mir diesmal die Tasche gut gefüllt. Geb' Dir den alten für acht Dollars. Willst ihn sehen?"

Unter den vielen Tugenden, welche Mr. Brown in den letzten Tagen sich vorgenommen hat zu üben, ist nicht die geringste, vernünftige Sparsamkeit, und so geht er denn mit dem erfahreneren Freunde, den Teppich zu sehen. Der ist zwar ziemlich abgenutzt, aber bis zum Juniorjahr, wo er sich dann auch einen schönen, neuen kaufen will, denkt Mr. Brown, wird er's wohl noch thun. Während er nun mit Nadel und Scheere beschäftigt ist, den Teppich auf den Boden zu breiten und fest-

zumachen, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, kommen drei oder vier Sophomores die Treppe herab und blicken durch die weit offene Thür.

„Was 's da wohl gibt?" sagt Einer.

„Freshy, I guess, sieht ganz darnach aus," meint ein Anderer.

„Hallo! are you a Freshman?" ruft nun der Erste wieder, und schon sind alle vier im Zimmer und in Mr. Brown dämmert eine Idee, als hätten sie die Absicht, ihn zu „hazen". Da er zunächst keine Antwort gibt, weil er überlegt, wie der Absicht der Sophomores am besten zu begegnen, ruft ihn der Frager von Neuem an: „Ich habe gefragt, ob Du ein Freshman bist?"

„Freshman?" erwidert jetzt der junge Student, „ich weiß nicht, was Ihr damit meint, ich bin der neue Professor des Sanskrit."

Aber schon sind die ungebetenen Gäste hart an ihm und einer wirft ihn mit dem Stuhle, worauf er sitzt, um.

„So, Du bist der neue Sanskritprofessor?" sagt derselbe Frager mit höhnischem Gelächter.

„Yes."

„Yes! Was? Du willst wohl sagen: Yes sir!"

„So ziemt sich's für einen Freshman, zu antworten: Yes, sir!, wenn ein Sophomore ihm die Ehre erweist, ihn zu fragen."

„No, das wollt' ich nicht."

„Du meinst wohl: No, sir! sag' so!"

Unser junger Freund zögert eine Weile; endlich sagt er doch: „No, sir!"

„Schön! Jetzt sage: Yes, sir!"

„Yes, sir!"

„So! so gehört sich's. Mußt nicht obstinat sein, Freshy," und damit wirft er wieder den Stuhl in die Höhe, indem er lachend beifügt: „Warum, zum T—, sitzest Du nicht stille, Du bist mir ja fast vor die Füße gefallen," und ein lauter Lachchor aller Sophomores begleitet den derben Spaß. Aber sie sind noch lange nicht fertig.

„He, Freshy," sagt einer der Vier, „Dir fehlt's noch an Lebensart, daß Du sitzest, während Deine Gäste stehen, die mehr sind, als Du."

„Ihr seht doch, daß ich blos den einen Stuhl habe, und was ist das für so Viele?"

„Ah, vortrefflich! Freshy hat endlich die Sprache wiedergefunden. Und nun soll er uns was Griechisch vorlesen." Und schon hält er ihm auch ein Buch knapp vors Gesicht, während ein Anderer ihn von hinten mit dem Kopf darauf stößt. In Folge dessen hat er, wenn er auch den besten Willen dazu gehabt hätte, noch keine Zeile und kein Wort sehen, viel weniger lesen können; da sagte aber schon einer von seinen Peinigern: „So ist's recht; nur etwas lauter, wir sind Alle etwas schwerhörig. Lauter, sag' ich."

Nun wird's unserem jungen Freund allmählich zu arg; er mag sich einen, wenn auch derben Spaß gefallen lassen, aber Mißhandlung will er nicht ertragen. „Ihr vergeßt," sagt er, mit noch unterdrücktem Zorn in seiner Stimme, „ich bin nicht für Griechisch hier, Sanskrit ist mein Fach, Griechisch kann ich nicht lesen."

„Du sollst aber Griechisch lesen, ob Du's kannst oder nicht. Fang' an!" und wieder stößt er ihn mit dem Kopf auf das Buch.

Da springt der junge Student auf, und schon hat er den Stuhl erfaßt und hoch um sich geschwungen, bereit, jedem neuen thätlichen Angriff thätlich zu begegnen. Das wirkt. „Kommt," sagt einer von den Sophomores, „Freshy wird noch verrückt; wir wollen ihn auf später sparen, bis er etwas weniger Möbel hat."

Scenen, wie die hier skizzirte, ereignen sich in solcher und ähnlicher Weise häufig genug in den ersten Tagen des Collegejahres, und sie sind noch lange nicht das Aergste, was der Neuling im Gebiete des „hazing" von den Sophomores zu erfahren hat, wie wir vielleicht später noch sehen werden.

Wenn auch der „Chum" angekommen, ist das Nächste, was die Stubengenossen besorgen, wie sie das meist überaus dürftige Meublement ihres „dormitory" auf eigene Kosten vervollständigen. Zu solchem Behuf gibt es in allen Städten, wo „Colleges" sind, Trödler, welche aus der Bewucherung der Studenten beim Ein- und Verkauf von allen möglichen und unmöglichen Möbelstücken ein besonderes Geschäft machen. Cambridge besaß während vielen Jahren ein Originalstück einer solchen Möbelharpye, das an und für sich einer besonderen Schilderung werth wäre; doch würde uns dies hier gar zu weit führen.

Die ersten Tage des Collegejahres vergehen auf solche Weise mit der Einrichtung der Wohnung, dem Aufsuchen von Bekannten und eines Boarding-Hauses dort, wo die Studenten nicht gemeinsam im College-Haus verköstigt werden, oder dem Eintritt in einen Club, dem Anschaffen der nöthigen Bücher u. dgl. Dann ereignet es sich wohl, daß mal Nachmittags die Thüre plötzlich geöffnet wird und eine rasch verschwindende Hand eine Note ins Zimmer wirft, welche bei der Besichtigung sich als eine Aufforderung, andern Tages bei dem Präsidenten des College zu erscheinen, darstellt. Obgleich der junge Student nicht begreifen kann, was denn diese höchste Persönlichkeit der Anstalt von ihm mag wollen können, macht er sich doch zur gehörigen Zeit auf den Weg. Er klopft an, und „Come" schallt's von innen. Er tritt ein und „Mr. Brown" stellt er sich bescheiden dem würdigen Functionär vor. Dieser sieht verwundert von seinem Papieren auf, aber mit wohlwollendem Lächeln fragt er: „Ah, how do you do, Mr. Brown?"

„Ich bin hieher bestellt," bemerkt der junge Studiosus in steigender Verlegenheit, und da dem Präsidenten diese Thatsache völlig unbekannt zu sein scheint, so weist er die Note vor, welche er Tags vorher erhalten. Der Präsident nimmt das Blatt, liest es, und wieder gleitet der Schimmer eines wohlwollenden Lächelns über das freundlich-würdige Antlitz. „No," sagt er, „ich habe Sie nicht berufen, Mr. Brown; es ist wohl ein Sophomorenspaß. Nun, nun, Sie können ja nichts dafür, und da Sie nun doch einmal hier sind, können Sie sogleich die Fertigung der akademischen Gesetze (signe the regulations) leisten."

Dies thut denn der junge Studiosus und hat damit die letzte Formalität erfüllt, welche ihn zum ordentlichen Mitgliede des College macht; — aber wie er dazu gekommen, das hat er lange Niemandem erzählt, um die Sophomores nicht auf seine Kosten lachen zu machen.

III.

Freshmen.

Ich verweile etwas länger bei den Schilderungen aus den Anfängen des Collegelebens, weil ich dann um so rascher zum Schlusse werde eilen können. Dies Verweilen ist aber auch in der Natur der Sache begründet. Nothwendiger Weise sind auch für den jungen Studenten die ersten Eindrücke die lebhaftesten und nachhaltigsten, und in den ersten Wochen erfährt er Alles, wenngleich vielfach nur passiv, was den Kreislauf seines Lebens im College erfüllen, und woran er im Vorschreiten der Jahre activ theilnehmen wird.

Für die anschaulichere Darstellung der studentischen Erlebnisse des ersten Collegejahres der „Freshmen" wähle ich mit bewußter Absicht die Form von Briefen, wie sie der junge Student wohl nach Hause an einen Bruder, oder eine Schwester, oder etwa einen Freund in der Heimat richten mag. Die Wahl dieser Form gewährt den Vortheil, mit aller Lebendigkeit des Details mitten in den Schauplatz des Collegelebens zu versetzen.

Wir haben unsern jungen Freund bis zu seinem formellen Eintritt in das College begleitet. Hat das Collegeleben erst einmal begonnen, so geht die Maschine von Tag zu Tag ihren mehr und mehr gleichmäßigen Gang. Auf die täglichen Morgengebete um viertel sieben in der Kapelle folgt die Frühstücksstunde und dieser die drei „recitation"-Stunden um acht Uhr, Mittags und um vier Uhr Nachmittags. Die Zwischenzeiten sind der Vorbereitung und Bearbeitung der gegebenen Themen gewidmet. Aber das Freshmanjahr leidet nicht leicht an Monotonie; denn

abgesehen von der Neuheit des Collegelebens selbst, das so ganz verschieden ist von Allem, was der junge Student bisher zu Hause erfahren, ist es ziemlich gewiß, daß er fast alltäglich irgend eine interessante Erfahrung macht. Dazu aber kommt für den studentischen Frischling die nicht geringe Aufregung wegen des „hazing", und so sind denn die ersten sechs Monate im College die bedeutendsten und interessantesten.

Ueberlassen wir nun das Wort dem jungen Bruder Studio selber.

„Die erste Montagnacht des Collegejahres," schreibt er, „heißt bloody Monday night und es ist eine Tradition, daß in ihm die Freshmen von den Sophomores ge„hazed" werden. An diesem Tage findet nämlich gewöhnlich eine Faeultätssitzung statt, wodurch die Freshmen ihrer Schützer beraubt werden und die Sophomores benutzen die Gelegenheit um so lieber, als die Neulinge, auf welche es dabei abgesehen ist, noch völlig unvertraut sind mit den Gewohnheiten des College. Seit undenklichen Zeiten findet an diesem Abend ein Fußballspiel (foot-ball) auf dem Delta (ein Wiesenplatz in Cambridge) zwischen Freshmen und Sophomores statt. Bei diesem Spiel geht es immer toll zu und es endigt in einer kolossalen Rauferei der beiden Klassen. So hatten denn auch wir unsere bloody Monday night. Zur rechten Zeit hatten wir Freshmen uns auf dem Delta eingefunden und die Sophomores ließen es nicht fehlen. Alsbald schleuderte einer von diesen den Ball in den Raum zwischen beiden Klassen und zugleich stürzten alle Sophomores vorwärts und der Ball flog über unsere Köpfe, bevor wir noch Zeit gehabt hatten, uns recht zu bedenken. In weniger als zwei Minuten gab es nun ein Durcheinander, wie man es sich toller gar nicht vorstellen kann. Im Gedränge war Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden und mehr als ein Paar rollte im Staub über einander. Aber bald darauf flog der Ball nach dem Ostende des Delta und in der wildesten Jagd stürzten ihrer 200 dahinter her. Zufällig fiel der Ball nahe bei mir nieder, aber auch ein Sophomore war ganz in der Nähe. Da rief ich einem Klassencollegen zu, er solle sich des Balles bemächtigen, ich wolle den Sophomore abwehren. Der hatte das gehört, und ehe ich mich's versah, hatte ich einen Stoß und Schlag von ihm, daß ich niederfiel — aber nicht, ohne ihn mit nieder zu reißen. Den Ball verlor ich dabei aus dem Gesicht, aber ich hörte das Jauchzen und Händeklatschen der Freshmen, und so wußte ich, daß wir den Ball und damit das Spiel gewonnen hatten. Auch wir erhoben uns von unserem Fall, und indem ich meinen Hut aufhob, sagte ich zu dem Sophomore: „Ich hab' Dir doch nicht wehgethan? 's ging aber nicht anders." „Oh, no," erwiderte er, „that's all right!" Aber es schien ihm vielmehr gar nicht recht zu sein, und er sah übel drein. Wir Freshmen waren alle voll toller Lustigkeit, daß wir die Sophomores geschlagen hatten; aber es war freilich nicht gar zu schwer gewesen, denn wir waren in großer Ueberzahl. Es wurde dann noch ein zweites Spiel gespielt, an dem zuletzt fast die ganze Collegebevölkerung, die sich eingefunden hatte, Theil nahm, und der Lärm, das Drängen, Stoßen und der grenzenloseste Wirrwarr, die ausgelassenste Lustigkeit hielt geraume Weile an, bis es endlich ganz finster geworden war, und wir das Spiel abbrechen mußten. Nachher hatten wir noch Händel mit Sophomores in einem Restaurant, wo wir unsere Siegesfreude feiern wollten; und dabei ging es uns übel, die Sophomores drängten uns aus dem Lokale und wir mußten uns begnügen, den Triumph im Ballspiel davon getragen zu haben."

„Die Sophomores," schreibt der Studio ein andermal, „haben eine böse Unmanier, aus allerhand kleinen Spritzen die Freshmen mit Wasser, und nicht gerade immer mit dem reinsten zu taufen. Wenn wir so zu Zweien oder Dreien schlendern, ohne Uebles zu denken, whist, kommt aus einem Fenster oder von hinter einer Thür ein Strahl über uns, und wenn wir aufsehen, lacht uns ein halb Dutzend Sophomores nach. Das gehört so mit zu den kleinen Unannehmlichkeiten, die sich die Freshmen von den Sophomores müssen gefallen lassen. Aber neulich geschah mal recht was Komisches. Ein Junior war bei uns zu Besuch. Er kömmt sehr häufig und sagt, das Juniorjahr wäre ein Faullenzerjahr, im Senior-term bringe man das wieder ein. So saßen wir, lasen etwas Griechisch, aber schwatzten meist. Da klopft es an die Thür und „Come in" rief Einer. Die Thür fliegt auf, aber statt des Besuchers kam ein Strahl schmierigen Wassers voll in des Juniors Gesicht, der der Thüre gerade gegenüber saß. Der sah höchst verwundert und lächerlich; aber noch komischer in seinem Schreck sah der Sophomore aus, als er merkte, daß sein „hazing" einem Junior zu Gute gekommen war, was er ganz und gar nicht beabsichtigt hatte. Er erschöpfte sich in den verlegensten Entschuldigungen, aber der Junior gab ihm eins und hieß ihn sich trollen.

„Das hazing der Freshmen durch die Sophomores ist jetzt in vollem Gange. Jeder Tag und jede Nacht bringt ein neues Ereigniß. Die Sophomores werden immer erfinderischer in der Ersinnung und Ausführung alles möglichen Schabernacks. Meist laufen die Dinge gut genug ab, aber manchmal treiben sie es wahrhaft zu arg. Ein ganz alltäglich gewordener Spaß ist, daß eine Anzahl Sophomores, in ihrer Art verkleidet, mit ganz unmöglichen, alten Hüten tief über dem geschwärzten Gesicht und in umgekehrt angezogenen Röcken die verschlossenen Thüren zu den dormitories der Freshmen einbrechen und dann mit dem so Ueberfallenen das tollste Zeug treiben. Manchmal kommt es dabei zu den ärgsten Schlägereien, aber wenn Freshy ängstlich ist, so zwingen ihn seine Peiniger zu den verrücktesten Handlungen. Er muß sich auf den Kopf stellen, und sie halten ihn bei den Füßen; oder sie stellen Betten und Stühle und Tische in eine Reihe und Freshy muß unzählige Male unten durch und oben drüber auf allen Vieren kriechen und dabei lateinisch und griechisch reeitiren u. dgl. m. Neulich sagte der Junior zu meinem Chum, der einen Backenbart trägt, auf den er nicht wenig stolz ist, er solle sich ihn abnehmen lassen, denn die Sophomores hätten schon längst ein Auge auf ihn. Chum aber wollte davon nichts hören, und hatte seither Abends immer seinen Revolver zur Hand. Aber als er gestern Abend im Dunkel die Treppe herauf kam, faßten ihn einige Sophomores aus einem Hinterhalt, schleppten ihn in eine ihrer Stuben und rasirten ihn auf eine sehr unangenehme Weise ohne Seife und mit schlechten Federmessern — auf einer Seite. Dann wuschen sie ihn mit dem denkbar schmutzigsten Wasser und salbten ihm den Kopf mit flüssigem Gummi. Ein Anderer von uns trug einen Seidenhut. Nun sind aber die Sophomores der Meinung, daß man dazu erst im zweiten Jahre berechtigt sei. „Freshy würde blasirt werden," sagen sie, „wenn ihm alle Freuden des Lebens gleich von Anfang gestattet würden." Und richtig, da unser Freund auf eine schriftliche Verwarnung der Sophomores, seinen Hut abzugeben, sich nicht gehorsam erwies, bekamen sie ihn letzten Sonntag beim Fortgehen aus der Kapelle in ihre Mitte, drängten ihn seitlings und sein Hut ging in tausend Fetzen, welche die Sophomores als Siegeszeichen, als Berloques an den Uhrketten tragen."

So unser Bruder Studio.

Wenn aber die Neuheit allmählich der Vertrautheit mit der Situation zu weichen beginnt, fehlt es natürlich nicht daran, daß auch die Freshmen ihrerseits allerhand Schabernack-Sport unter einander und gegen die Faeultätsfunctionäre zu treiben beginnen. Dergleichen kommt indeß in allen Schulen aller Welt vor und die Lust der Collegestudenten an Schülerstreichen aller Art ist deshalb um nichts mehr originell, als anderwärts.

Nach und nach vollzieht sich im Verlauf des ersten Halbjahres ein vollständiger Wandel in dem jungen Studenten. Sein äußerer und sein innerer Habitus bekommt einen ganz andern Anstrich, je nach der Richtung, in welche ihn Naturell und die Umgebung, in welche er gerathen, geführt haben. Der „country boy" aus dem Westen wird vielleicht modisch in der Kleidung und ein „swell", in dem Andern beginnt der spätere, vollendete Gentleman zu keimen, dieser wird ein „dig", ein Büffler, jener hilft sich beim Uebersetzen lateinischer und griechischer Autoren mit „ponies", d. i. „Eselsbrücken".

Ich habe diese Einflüsse des Collegelebens schon in den allgemeineren Bemerkungen des ersten Artikels berührt, so daß

ich hier um so kürzer sein kann. Jeder macht diese Wandlung durch. Aus Jedem wird früher oder später, woher er mag gekommen sein, zuletzt der conventionelle Collegestudent.

Impressionabel und impulsiv, losgelöst von den Banden der Familie, mit den Gährungselementen des zukünftigen Charakters, tritt der Student in das College ein und wird sogleich gefangen genommen von dem Glanz und der Verschiedenartigkeit seiner neuen Lebensluft. Pfade, die ihm bisher verschlossen gewesen, liegen nun offen zu seinen Füßen. Ehe er sich's versieht, ist er mit fortgerissen, ohne Urtheil und rechte Bestimmung. Natürlich hat solche erste Freiheit ihre ernsten Gefahren; — aber ist's nicht ganz ebenso an unseren Universitäten?

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Rolf Berndt“,

Schauspiel in 5 Acten von G. zu Putlitz.

„Boccaccio“,

Buffo-Oper in 3 Acten von F. Zell und Richard Genée. Musik von Franz von Suppé.

Unsre Hofbühne hat die Wintersaison mit einem schönen schriftstellerischen und schauspielerischen Erfolge eröffnet. Das fünfactige Schauspiel „Rolf Berndt“ von G. zu Putlitz ist eine sehr respectable Arbeit, dessen Grundmotiv auf jeden einsichtigen Zuschauer, namentlich der Großstadt und insbesondere auf einen jeden, der der sogenannten guten Gesellschaft angehört, sympathisch wirken muß. Es ist die Mißgunst dieser Gesellschaft, der Neid, die boshafte Freude, dem Nebenmenschen die Freude zu verkümmern. Putlitz hat vielleicht diese schlimme und zum dramatischen Vorwurf wie geschaffene sociale Eigenthümlichkeit gar zu behutsam angefaßt und nicht grell genug beleuchtet. Der Held, den er in den Gegensatz zu der verleumderischen Bosheit und gehässigen Niedertracht der Gesellschaft bringt, ist noch ein besonderes Glückskind. Er hat eine Braut, die nicht einen Augenblick an ihm zweifelt, die ihm ganz und gar vertraut; und es ersteht ihm ein unbekannter Freund, der mit Wort und That für ihn eintritt, der den Verleumdern übers Gesicht fährt und einem derselben auf der Mensur eine Lection ertheilt. Unser Held wird daher auch eigentlich gar nicht genöthigt, selbst in den Kampf einzutreten. Er bleibt dem Getümmel, das er anrichtet, fern, und das, was ihn bekümmert, ist nicht mehr die gesellschaftliche Bosheit, wie man zunächst glauben sollte, es ist ein ganz inhaltsloser Argwohn, eine Herzensangelegenheit, die sich durch ein Wort der Aufklärung erledigt, ein Mißverständniß, das ohne Schwierigkeit beseitigt wird.

Dadurch, daß Putlitz die Hauptfigur seines Schauspiels dem Felde, auf die er sie zunächst gestellt hatte, entrückt, verliert das dramatische Werk an Gewichtigkeit und einschneidender Bedeutung. Es bleibt allerdings noch immerhin genug übrig, um sich daran zu erfreuen: ein fesselndes Schauspiel mit sympathischen Charakteren, mit wirksamen Situationen.

Es ist nachgerade eine fast banale Phrase der Kritik geworden, von einem Schauspiel zu sagen, daß es eine dramatisirte Novelle sei; aber bei der Charakterisirung der neuesten dramatischen Arbeit von Putlitz wird sich diese oder eine ähnliche Bemerkung kaum umgehen lassen. Wir haben in der That während einer ganzen Anzahl von Scenen, und von langen Scenen, die Empfindung, als ob wir eine gute Erzählung mit vertheilten Rollen vorlesen hörten. Namentlich in den ersten Acten häuft sich Bericht an Bericht. Gleich in den ersten Scenen erzählt uns die junge Wittwe Gertrud von Stirner, die mit dem Helden des Stückes, mit dem Kaufmann Rolf Berndt verlobt ist, zwei, drei lange Geschichten hintereinander; und wenn sie mit der einen fertig ist, dann sagt sie wohl: „Aber das ist es nicht, was ich Ihnen erzählen wollte;“ so daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird: Ja, weshalb erzählt sie denn? — Im weiteren Fortgange der Handlung ersehen wir, daß uns wirklich das Eine oder das Andere hätte geschenkt werden können. Wir sind ja im Theater so gläubig! Wenn man uns die bestimmte Versicherung gibt, daß Gertrud und Rolf sich lieb haben, wenn man dies schon auf dem Zettel deutlich vermerkt und das Paar als verlobt bezeichnet, dann verlangen wir gar nicht zu erfahren, unter welchen Umständen die Beiden Bekanntschaft gemacht und sich lieb gewonnen haben. Wir glauben es Gertrud vollends, daß sie Rolf Berndt liebt, wenn wir sehen, wie herzlich und mit wie inniger Zuneigung sie mit ihm verkehrt.

Rolf Berndt hat vor 12 Jahren Europa verlassen. Eine traurige Familiengeschichte hat ihn dazu veranlaßt, seine gute Stellung in einem englischen Hause aufzugeben und nach Australien zu gehen. Sein Vater ist gestorben und hat starke Schulden hinterlassen; das väterliche Geschäft hat Bankerott gemacht. Vor Allem hat zu dem Sturze des Hauses ein ungerathener Sohn beigetragen, Rolfs Bruder, ein Verschwender und leichtsinniger Strick, der zu Rolfs Unglück noch eine starke Familienähnlichkeit mit ihm besitzt. Rolf hat bei seinem Scheiden aus Europa den Gläubigern des väterlichen Hauses gegenüber die Verpflichtung übernommen, die Schuld zu decken. Er hat das Geld richtig abgesandt; aber die Gläubiger haben keinen Pfennig davon bekommen. Rolf, der uns als guter Kaufmann geschildert wird, hat sich in diesem Falle eine starke Fahrlässigkeit zu Schulden kommen lassen, die sich bitter rächt. Er hat das Geld seiner Mutter geschickt und dieser hat es ihr Lieblingssöhnchen, der verbummelte Bruder abgeschwindelt. Rolf hat auch, wie es scheint, keine Quittung für die Zahlung verlangt; jedenfalls hat er nie eine bekommen können. Der Bruder, der seine leichtsinnigen Streiche also auch nach Rolfs Weggang fortgesetzt hat, kann sich schließlich nicht mehr in Europa halten, fälscht obenein noch Wechsel auf das Londoner Geschäftshaus, in dem Rolf eine Stellung gehabt hatte, und geht dann durch. Er will seinen Bruder in Australien aufsuchen. Das Schiff geht mit Mann und Maus zu Grunde und der Taugenichts verschwindet spurlos.

Nun also kehrt Rolf in dem guten Glauben, daß die väterliche Schuld getilgt sei, nach Europa zurück, richtet zunächst für seine Braut ein gemüthliches Heim ein und steht im Begriffe, sich zu vermählen, als sich die Gesellschaft ins Mittel legt, die den reichen Australier aus keinem andern Grunde haßt, als daß er eben reich ist, ein anständiger und glücklicher Mann zu sein scheint und eine schöne Braut besitzt. Sie behandelt ihn wie einen feindlichen Eindringling. Die schlechten Streiche, die sein Bruder begangen hat, werden ihm in die Schuhe geschoben, und als erste Kränkung muß er erfahren, daß die ihm verliehene Würde eines Consuls — Putlitz gestattet sich die starke politische Licenz, von einem „australischen Consul“ zu sprechen — von der Regierung nicht bestätigt wird.

Zu den erbittertsten Feinden Rolfs hatte bisher Graf Eberhard von Borck gehört, der als Attaché in Marseille mit Rolfs Bruder zusammengetroffen war, in diesem einen nichtswürdigen Schwindler erkannt hatte, und in Folge der verhängnißvollen Aehnlichkeit dieser beiden Brüder Rolf für diesen Schwindler hält. Graf Eberhard hat früher selbst Gertrud, Rolfs jetzige Braut, leidenschaftlich geliebt, und von dieser Liebe ist noch immer ein starkes Interesse übrig geblieben, um es ihm zu verbieten, es ruhig mitanzusehen, wie die einst Geliebte jetzt einem verwegenen und gewissenlosen Abenteurer zum Opfer fallen wird. Er hält es für seine Pflicht, Gertrud unter allen Umständen zu warnen. Da diese die Annahme eines Briefes von ihm verweigert, will er ihr seine Enthüllungen gewaltsam aufdrängen.

Dieser Graf und Diplomat, bei dem man doch ohne Zweifel ein völliges Bewandertsein mit den gesellschaftlichen Gepflogenheiten voraussetzen darf, greift zu einem erstaunlichen Mittel. In vorgerückter Abendstunde — es muß wohl etwa um Mitternacht herum sein — nachdem die Gesellschaft sich verabschiedet hat, schleicht er sich in das Zimmer Gertruds ein. Er verbirgt sich dort, bis er mit ihr allein sich befindet. Putlitz, dem man über gesellschaftliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten keine Vorlesungen zu halten braucht, hat das Unmögliche selbst herausgefühlt. Er versucht, so gut es gehen will, es zu motiviren; aber es geht eben nicht gut. Auf der andern Seite braucht er die Situation, denn er verdankt ihr nicht nur die sehr bewegten und wirksamen Scenen des zweiten Actes, er bedarf ihrer auch zur Weiterführung der Handlung, zur Verdächtigung Gertruds und zu dem Argwohn, der sich Rolfs bemächtigt und der ihn aufs Neue aus Europa hinauszutreiben droht.

Jedes Wort, das Gertrud spricht, als sie aus dem Alkoven in ihrem Zimmer den Mann hervortreten sieht, der sich dereinst um sie beworben,

und dem sie nun in der Nacht auf ihrem Zimmer hülflos und allein gegenübersteht, ist dem Zuschauer aus der Seele gesprochen. „Das Mittel, das Sie ergreifen, um mit mir zusammenzukommen," so ungefähr sagt sie, „ist das eines unbesonnenen Kindes. Sie schleichen sich heimlich in das Zimmer einer Frau, die Sie geliebt haben, Sie zertrümmern den Ruf einer Frau — das ist, ich wiederhole es Ihnen, die Handlungsweise eines unbesonnenen Kindes, oder . . . lassen Sie mich das Wort nicht aussprechen!"

Auf diese sehr berechtigte Strafpredigt hat der Graf nichts Stichhaltiges zu erwidern, und was er ihr zu sagen hat, könnte er füglich auf eine gelegenere Stunde verschieben. Solche entsetzliche Eile hat die Mittheilung doch nicht! Er sagt ihr also, was wir schon wissen, nämlich eine unbewußte Unwahrheit: daß Rolf ein leichtsinniger und schlechter Mensch sei. Gertruds Vertrauen wird indessen durch diese Mittheilung nicht erschüttert. Ihr liebendes Herz fühlt, daß es sich nur um eine Verwechslung, um ein Mißverständniß handeln kann, und da Rolf noch am selben Abend zu ihr zu kommen versprochen hat, um ihr seine Sorgen anzuvertrauen — es handelt sich immer um die dumme Geschichte, um die Unterschlagung des Geldes durch den Bruder — so bietet sich Gertrud die Gelegenheit, den Grafen von der Grundlosigkeit seiner Beschuldigungen auf der Stelle zu überzeugen. Sie weist ihm also dasselbe Versteck an, aus dem er vorhin hervorgetreten war, und läßt ihn Zeuge der Unterredung sein, die die beiden Brautleute miteinander haben.

Fand sich für die gesellschaftliche Ungewöhnlichkeit im Benehmen des Grafen keine genügende Erklärung, so ist hier die Unbesonnenheit der Braut noch erstaunlicher. Und wenn man die Sache objectiv betrachtet, so begeht Gertrud da eine Handlung, die kaum noch mit dem milden Ausdruck einer Unbesonnenheit bezeichnet werden kann. Sie mißbraucht das Vertrauen ihres Bräutigams, der sich mit ihr allein wähnt, um ihn zu einem umfangreichen Geständnisse zu veranlassen, um ihm Geheimnisse zu entlocken, die er im tiefsten Grunde seines Herzens bewahrt hat. Sie läßt sich von dem Manne, den sie liebt, Geschichten erzählen, die dieser eben nur erzählt, weil er sich mit ihr allein glaubt, und sie hat nichts dagegen, daß ein Lauscher davon Kenntniß erhält. Daß diese Beichte kein gravirendes Moment für Rolf enthält, sondern seine völlige Schuldlosigkeit darlegt, ist ein glücklicher Zufall; aber die Berechtigung Gertruds zu ihrem Verhalten dürfte sich schwerlich nachweisen lassen. Nun, wie dem auch sei, die Unterredung zwischen Gertrud und dem Grafen und die sich daran anschließende zwischen Rolf und Gertrud bilden den Höhepunkt des Stückes und sind in der That sehr dramatisch, fesselnd und warm.

Den weiteren Verlauf der Handlung kann ich mit wenigen Worten zusammenfassen. Berndt hat durch sein Geständniß, ohne daß er es weiß, in Eberhard einen warmen Freund gewonnen, der sich berufen fühlt, das Unrecht, das er Berndt innerlich angethan, wieder gut zu machen. Eberhard tritt für ihn ein, als Berndts Ehre gefährdet wird. Er kommt ihm mit warmem Freundesherzen entgegen und zerstreut den Verdacht, der sich Berndts bemächtigt, nachdem er festgestellt, daß seine Braut ohne sein Wissen an jenem Abend den Besuch eines Unbekannten empfangen, der sich unter verdächtigen Anzeichen aus dem Hause davongeschlichen hat. Diese Freundschaftsscene, die den Schluß des Schauspiels bildet, enthält wiederum große dramatische Schönheiten und versöhnt damit, daß das Schauspiel, das auf einer breiten gesellschaftlichen Basis begonnen hat, sich schließlich zu einer persönlichen und nicht mehr überraschenden Begebenheit verengt.

Das in seinem Inhalte im Großen und Ganzen fesselnde Stück, das in einer einfachen und guten Sprache ohne Affectation geschrieben ist, hat eine sehr beifällige Aufnahme gefunden und verdient. Die Darstellung gehört zu den besten, die wir im Schauspielhause seit langer Zeit gesehen haben. Fast ein jeder der Mitwirkenden hat auf ein lobendes Prädicat vollen Anspruch. Wir brauchen hier nur anzuführen, daß die Hauptrollen von Herrn Berndal (Rolf), Liedtke (Graf Eberhard) und Fräulein Meyer (Gertrud von Stirner) vortrefflich gespielt werden. Frau Frieb-Blumauer gibt uns in der nicht sehr ansprechenden Mutter von Berndt wiederum eine mustergültige Leistung. Fräulein Keßler hat wieder einmal das Schicksal, eine unangenehme junge Frau darstellen zu müssen. Sie entledigt sich ihrer Aufgabe mit gewohntem Heroismus und mit liebenswürdigem Takte und sucht den Mangel an der inneren Wohlgefälligkeit ihrer Rolle durch den äußeren Glanz prachtvoller Toiletten zu verdecken. In Bezug auf den Reichthum und den Geschmack der Toiletten, die eine so große Rolle in den modernen Stücken spielen, rivalisirten übrigens die Darstellerinnen der drei jungen Damen. Die dritte war Fräulein Abich, die seitdem sie unserer Bühne angehört, ihr Talent merklich entwickelt hat. Dieselbe Bemerkung läßt sich über Herrn Klein machen, der die nicht sehr bedeutende Rolle des Präsidenten ganz vorzüglich wiedergab. Wenn wir noch hinzufügen, daß die Herren Kahle, Vollmer, Hellmuth-Brähm, Dehnicke, Link und Fräulein Bergmann in den übrigen mehr oder weniger unbedeutenden Rollen beschäftigt sind, so wird das Lob, das der Gesammtheit der Darsteller gespendet werden konnte, gerechtfertigt erscheinen. Herr Director Deetz hat das Stück sehr gut in Scene gesetzt.

Das war auch für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ein glücklicher Abend. Die neue Buffo-Oper „Boccaccio", zu der F. Zell und Richard Genée — die allmählich für die deutschen Operettencomponisten dasselbe werden, was Meilhac und Halévy, Jules Barbier und Michel Carré für die Franzosen geworden sind — den Text geschrieben haben, und die Franz v. Suppé in Musik gesetzt hat, hat einen vollständigen Erfolg errungen, der den größten Triumphen dieser Bühne, der „Mamsell Angot", der „Fledermaus", „Cagliostro" und „Fatinitza" kaum etwas nachgibt.

Der Musiker hat auch diesmal allen Grund, mit seinen Librettisten zufrieden zu sein; denn diese haben ihm wirklich ein sehr ergötzliches Buch an die Hand gegeben, das für die musikalische Behandlung außerordentlich geeignet ist. In dem neuen Stücke geht es lustig und bunt genug her. Drei scherzhafte Ehepaare wirbeln vergnügt durch das Stück und wenn man hier nach dem arithmetischen Begriffe das Paar zu Zweien rechnet, so wird das Einmaleins auf den Kopf gestellt; denn diese drei Paare repräsentiren neun Personen: drei Ehegatten, drei Weiber, zu denen noch drei Liebhaber kommen. Aus dieser Gesellschaft von betrogenen Ehemännern, überlistenden Gattinnen und unternehmenden Liebhabern ragt Boccaccio besonders hervor, den uns die Verfasser — sie verlegen die Handlung in das Jahr 1331 — als einen blutjungen Burschen von 17—18 Jahren hinstellen. Es versteht sich, daß man es sich mit der Chronologie bequem gemacht und nur diejenigen von der Ueberlieferung gegebenen Data berücksichtigt hat, die just verwendbar erscheinen. Daß Boccaccio als achtzehnjähriger junger Mensch noch nicht daran gedacht hat, die hundert Novellen des „Dekameron" zu schreiben, kann ohne Schwierigkeit Jedermann ermitteln; man braucht eben nur das erste beste Nachschlagebuch zur Hand zu nehmen. Aber sie wollten einen jungen Burschen, weil sie für die Partie ihres Helden die weibliche Besetzung vorausgesehen hatten. Die Rolle des Boccaccio gehört also zu jenem Fache, das in Frankreich nach einer Hauptvertreterin desselben als „Déjazet" oder auch als „travestis" bezeichnet wird und bei uns die deutlichere, aber nicht sehr wohllautende Benennung „Hosenrolle" führt. Diese Darstellungen von Männerrollen durch Künstlerinnen, die, wie man weiß, durchaus nichts Neues, und auch in der ernsten Oper — von Glucks „Orpheus" bis auf Bellinis „Romeo" u. s. w. — vertreten ist, ist neuerdings wieder in Schwang gekommen. Wir brauchen nur an „Faublas", „Prinz Methusalem", „Fatinitza", „Der kleine Herzog" u. s. w. zu erinnern. Das erklärt sich sehr einfach durch die bewußte oder unbewußte Einwirkung, welche bestimmte künstlerische Individualitäten von Sängerinnen auf die Production ausüben. Wie Fräulein Judic in Paris ein steter und wesentlich stummer Mitarbeiter an einer großen Anzahl von französischen Operetten ist, so ist auch das eigenthümliche Talent von Antonie Link vom Carltheater in Wien sicherlich eine unmittelbare Anregung zu den Hauptrollen „beiderlei Geschlechts" in den genannten Operetten von Strauß und Suppé gewesen.

Es gehört nun allerdings viel guter Wille dazu, um sich Boccaccio, unter dem wir uns immer einen sehr männlichen Mann, einen den politischen Wirren abholden und der beschaulichen Arbeit zugewandten gelehrten Schriftsteller zu denken gewohnt sind, unter den hübschen und anmuthigen Zügen eines jungen Mädchens vorzustellen. Aber es verlangt auch kein Mensch von der Operette, daß sie uns ein getreues oder auch nur annähernd ähnliches Bild der künstlerischen Persönlichkeit, die sie gerade zum Helden wählt, geben soll. Der Librettist braucht das Wesen des großen Schriftstellers nicht zu ergründen. Für ihn genügt die Thatsache, daß Boccaccios ein halbes Jahrtausend zählender Ruhm namentlich mit einigen schlüpfrigen und hochgeschürzten Geschichten des „Dekameron" verknüpft ist, um den Dichter von den riesigen Ver-

hältnissen eines großen Mannes auf die bescheidenen einer pikanten Persönlichkeit, wie sie die Operette just gebraucht, zu vermindern. Der Boccaccio, den wir hier sehen, ist eben nichts Anderes als der nicht mehr ungewöhnlich lose Strick, wie wir ihm schon in manchen andern Operetten begegnet sind, von dem aber seine Freunde, um den Namen, den er führt, zu rechtfertigen, behaupten, daß er ein Genie, ein Ausbund von Witz und Humor sei, und der zu dem gleichen Zwecke später selbst eine seiner hübschen Geschichten — die Verfasser haben eine der unverfänglichsten und kürzesten gewählt, die vierte Novelle des sechsten Tages: die Geschichte von dem einbeinigen Kranich — uns vorerzählt.

F. Zell und Richard Genée haben sowohl das Liebesabenteuer, das der Dichter mit der natürlichen Tochter des Königs Robert von Neapel, der Prinzessin Maria, der „Fiametta" in des Dichters Werken, bestanden haben soll, wie einige Geschichten aus dem „Dekameron" recht geschickt mit der übrigen frei erfundenen Handlung verwoben.

Namentlich sind dies zwei, die zweite und neunte Geschichte des siebenten Tages, die nebenbei zu den bekanntesten gehören, aber wie das Beispiel gezeigt hat, in der dramatischen Veranschaulichung trotz ihres ehrwürdigen Alters noch immer eine frische und fröhliche Wirkung üben. Die eine ist die Geschichte vom Hahnrei in der Weinkufe, die andere die vom bezauberten Birnbaum. Für diejenigen, welche diese allbekannten Geschichten nicht kennen sollten, und es mag, um mit Heine zu reden, „deren wohl in China und Japan geben, sogar am Niger und am Senegal," will ich hier nur erwähnen, daß diese beiden Geschichten auch von Lafontaine in wahrhaft klassischer Form wiedererzählt worden sind: die Geschichte von dem Gatten in der Weinkufe unter dem Titel: „Le cuvier", die mit dem in Frankreich zum geflügelten Worte gewordenen Verse beginnt:

„Soyez amant, vous serez inventif!" —

Die Geschichte vom verzauberten Birnbaum, in der uns erzählt wird, wie der Mann mit seinen leiblichen Augen die Untreue seines Weibes sieht, von dem verschlagenen Weibe aber dazu veranlaßt wird, das für eine optische Täuschung und für die Wirkung des verzauberten Birnbaums zu halten, in der erbaulichen Geschichte von der Wette der drei lustigen Weiber, „La gageure des trois commères". Lafontaine überbietet hier wo möglich noch an Anmuth der Darstellung sein großes Vorbild. Man kann sich nichts Liebenswürdigeres denken als die Schilderung des Gatten, der zum zweiten Male auf den Baum klettert und zum zweiten Male überzeugt wird, daß ihm ein böser Geist einen Schabernack vorgaukelt.

L'époux remonte, et Guillot recommence.
Pour cette fois, le mari voit la danse
Sans se fâcher, et descend doucement.
„Ne cherchez plus," leur dit-il, „d'autres causes:
C'est ce poirier; il est ensorcelé."
„„Puisqu'il fait voir de si vilaines choses,""
Reprit la femme, „„il faut qu'il soit brulé.""

Die Verfasser des Textbuches haben diese beiden Erzählungen mit Glück für ihr Buch verwerthet und daraus die amusantesten Situationen desselben hergestellt. Es versteht sich, daß Alles genügend gemildert ist, um nicht obscön zu wirken, ohne daß dadurch auf der andern Seite die Lustigkeit der Erfindung in die Brüche gegangen wäre. Alles in Allem haben also die beiden Verfasser, F. Zell und Richard Genée, auch diesmal einen sehr guten Text geschrieben.

Die Musik von Suppé ist leichtflüßig und ansprechend, ein heiteres Wiener Kind, das unter den lebensfrohen Klängen des genialen Johann Strauß aufgewachsen und groß geworden ist. Vor einer irgendwie ernsthaften Kritik, die eine ernsthafte Miene aufsetzt, würde diese Musik, die eben nur lustig und gemüthlich sein will, schwerlich bestehen. Man ist oft erstaunt, wenn man sich einige der Nummern, die auf der Bühne eine unwiderstehlich drollige Wirkung ausüben, einmal im Klavierauszuge etwas näher ansieht. Man erstaunt über die Anspruchslosigkeit, mit der man so manche Nichtigkeit, bisweilen noch Schlimmeres: so manche Trivialität, willig in den Kauf nimmt. Aber im Operettentheater nimmt man es eben nicht so genau, und diese Musik gibt sich so anspruchslos und genügsam! Sie will ja gar nichts Besonderes bedeuten, sie will unterhalten und erheitern, und wenn ihr das gelingt, ist sie befriedigt. Und hier, unter der starken Beihülfe lustiger Situationen, von hüschen Mädchen anmuthig vorgetragen, leicht faßlich und gefällig, mitunter wohl an den Gassenhauer anklingend, mitunter aber auch durch eine wirklich hübsche Melodik sich einschmeichelnd — hier erreicht sie ihren Zweck. Es pulsirt frisches Leben darin, und Einzelheiten werden sehr wahrscheinlich wieder eine große Popularität gewinnen.

Außer diversen Boleros und Serenaden sind wie immer vorzugsweise die echten Wiener Tanzrhythmen benutzt, und zum Theil mit großem Glück. Gleich die Polka in dem Austrittscouplet des Boccaccio: „Das ist doch Jedem klar, was hier im Werke war"; ferner das flotte Couplet zu Beginn des zweiten Actes mit dem Refrain: „undici, dodici, tredici", der sehr hübsche Walzer von den drei Frauen gesungen mit der witzigen Behandlung der dritten Stimme: „Wonnevolle Kunde, neubelebend"; ferner das Septett am Schlusse (Boccaccio, die drei Weiber, die drei Ehemänner): „Der Witz, die Laune, die Wahrheit sind schneidige Waffen", das sehr lebhaft an Fatinitza erinnert, sowohl an den bekannten Marsch, wie an das: „O Fatinitza, was hast du Alles durchgemacht!" — diese und wohl auch noch einige andere Nummern, die bei der ersten Vorstellung zum Theil sogar mehrmals wiederholt werden mußten, werden voraussichtlich in der bevorstehenden Saison von allen Nähmamsells nachgetrillert und in allen möglichen Arrangements als eiserner Bestand der Tanzmusik auf allen Bällen executirt werden. Zu erwähnen ist noch ein sehr hübsches einfaches Liedchen der Fiametta: „Habe ich nur deine Liebe", und als charakteristisch und originell das Cretinlied: „So oft man mich nach Neuem fragt".

Zwei Nummern fallen aus dem Rahmen der Buffo-Oper eigentlich heraus: das italienische Duett, von dem ich auch nicht sagen kann, ob es eine geschickte Imitation oder eine einfache Aneignung der italienischen Erfindung ist — dieser Vorbehalt ist gerechtfertigt, denn Suppé ist nicht immer ganz originell, die Serenade des Boccaccio erinnert z. B. sehr stark an Strauß' „Prinz Methusalem", und bisweilen citirt er sogar, wie wir gleich sehen werden — und das sehr wirksame, in der Stimmführung vortrefflich gelungene Finale des ersten Aetes: „Er ist ein Prinz", in welchem es den Componisten gelockt hat, den ihm von den Verfassern des Textbuches zur Verfügung gestellten großen Apparat auch einmal für größere Zwecke spielen zu lassen. Hier hat Suppé einen glücklichen Anlauf zur großen Oper genommen.

Es ist ein origineller Einfall des Componisten, daß er von dieser großen Oper auch einige musikalische Phrasen ganz ehrlich entlehnt hat. Im zweiten Act befindet sich eine Situation, die ziemlich lebhaft an die Gartenscene im „Faust" erinnert: ein junges verliebtes Paar und eine verliebte Matrone, die sich bemüht, den widerwilligen Galan festzuhalten. Suppé hat es für das Einfachste gehalten — und ich halte den Einfall für einen glücklichen — diese Scene melodramatisch durch die Gounod'sche Musik, den Anfang des Gartenquartetts, begleiten zu lassen. Es ist ein musikalisches Citat, das meines Bedünkens nicht unberechtigter ist als ein dichterisches. Hatte sich doch auch Meister Mozart im „Don Juan" schon selbst citirt, allerdings mit Quellenangabe. Diese hat hier aus chronologischen Gründen natürlich unterbleiben müssen.

Man kann also Alles in Allem sagen, daß diese neue Operette sowohl in Beziehung auf den Text, als auch auf die Musik hier dasselbe Glück gemacht hat wie in Wien.

Es verbleibt mir nur wenig Raum, um über die Darsteller zu sprechen. Fräulein Regina Klein hat sich in der Titelrolle bei uns so glücklich wie möglich eingeführt; eine angenehme, jugendliche Erscheinung, eine frische, helle und reine Stimme, eine vorzügliche Aussprache, ein decentes und gewandtes Spiel weisen dieser Künstlerin in ihrem Fache eine erste Stellung an. Außer dieser Dame hatte das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater alle seine Kräfte aufgeboten, um die Darstellung zu einer möglichst tadellosen zu machen. Von dem jüngeren Damenpersonal waren Fräulein Kopka, die diesmal in erster Linie zu nennen ist, Fräulein Krén und Fräulein Stubel, für die verliebte Alte die übermüthige Elise Schmidt herangezogen; und von dem männlichen Künstlerpersonal waren u. A. beschäftigt: der liebenswürdige Swoboda als Prinz, der sehr ergötzliche Herr Wellhof als Barbier, Max Schulz mit einer unglaublichen Maske und Herr Klein. Die Besetzung war demnach eine sehr befriedigende. Wenn man nun noch hinzuzählt, daß die Kostüme sehr kleidsam, und die figurenreichen und belebten Scenen mit Geschick und Geschmack von dem leider von uns scheidenden Oberregisseur Herrn Tetzlaff arrangirt worden waren, so wird man den Erfolg, den wir schon constatirt haben, ganz begreiflich finden. Paul Lindau.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

„Ein- oder zweijährig?" — Ueberrascht blickte ich auf. Ich hatte doch recht gehört? Das klang wie eine Reminiscenz an die Conflictszeit. — Kein Zweifel! Ich stand vor dem Eingang zur akademischen Kunstausstellung am Cantianplatze, wohin ich gewollt. Hier wird kein politisches Bekenntniß abverlangt; — was konnte mit der Frage gemeint sein? — Eine mächtige Frauengestalt trat mir in den Weg. Ich erkannte sofort, daß ich eine allegorische Person vor mir hatte, aber die Species war mir unklar. Die Kunst konnte es nicht sein, dazu war die Kleidung nicht leicht genug, die Haltung zu stillos modern. Die öffentliche Meinung? — Vielleicht! Jedenfalls etwas dergleichen. Zunächst stand fest, wer die Frage an mich gerichtet, und daß man eine Antwort erwarte. Ein Blitz durchzuckte das Dunkel meiner Seele. „Du willst wissen, hohe Frau, ob ich die jährliche Wiederkehr der akademischen Kunstausstellung noch länger für zuträglich halte?" Sie nickte gespannten Blickes mit dem Haupte. — „Ich freue mich aufrichtig dieser Errungenschaft und war erstaunt, Männer, deren Urtheil ich unbedingt hochachte, anderer Meinung zu sehen." Offenbar enttäuscht wandte sich die Räthselhafte ab; ich bemerkte ein leichtes Achselzucken und in murmelnden Lauten verklangen Worte wie „thöricht", „incompetent", „Widerspruchsgeist". Ich steckte die Complimente ein; ja ich war der Unbekannten eigentlich dankbar. Sie erinnerte mich rechtzeitig an eine Pflicht, deren Erfüllung die Abneigung gegen Einleitungen zu keiner freudigen machte, an die Pflicht, meine wohl erwogenen Gründe für eine Ansicht, mit der ich auf Seiten der Minorität stehe, den wenigen Gründen der Majorität entgegenzusetzen. Geprüft zu werden haben die meinigen wohl Anspruch.

Zweierlei wird von den Gegnern des einjährigen Turnus angedeutet — denn über Andeutungen kommt man nicht hinaus —, die Collision mit Ausstellungen an andern Orten und die Gefahr, welche die überstürzte Wiederkehr für die künstlerische Production mit sich bringen könnte. Daß es sich um eine Gefahr in der Zukunft handelt, darüber ist kein Zweifel, denn Niemand demonstrirt an bereits vorhandenen Beispielen.

Ob das „Ausstellungsfieber" wirklich innerhalb der Grenzen, die hier maßgebend sind, eine so schlimme Krankheit ist, lasse ich dahingestellt. Den Charakter des hitzigen Fiebers verliert die Sache mit der Regelung. Aber Fieber oder nicht, kann uns denn der zweijährige Turnus vor den Gefahren desselben schützen? Im vorigen Jahre war es Paris, in diesem ist es München. Daß es im nächsten Düsseldorf sein wird, daran scheint noch Niemand gedacht zu haben. Und den Ausfall von Düsseldorf vermag die Berliner Ausstellung am schwersten zu verwinden. Ist nun die Concurrenz zweier Ausstellungen der Berliner wirklich so gefährlich, wie man uns glauben machen möchte, was wäre die Folge, wenn man dem systematischen Vorgehen gewisser Kreise nachgegeben und die Ausstellung auf den nächsten Herbst verschoben hätte? — Aber das ist ja Alles Schein. Die Concurrenz ist in ihren Wirkungen nahezu belanglos, selbst wenn sie uns hier und da um ein gutes Bild oder um eine ganze Wand von guten Bildern bringt. Man versuche den Beweis, daß die vorjährige Ausstellung in ihrem Gesammtwerth durch die Betheiligung Deutschlands an der Pariser verkürzt worden sei. Von den Bildern der deutschen Abtheilung im engeren Sinne kann dabei ohnedies nicht die Rede sein. Und Oestreich? Es ist immer nur durch versprengte Truppen bei uns vertreten. Ein wesentliches Schwanken vermag ich nicht wahrzunehmen, eher eine langsame Steigerung. Das Tempo derselben kann durch die verdoppelte Gelegenheit nur beschleunigt werden. Verhalten sich Einzelne ablehnend, so hängt das mit unserer Frage nicht zusammen. Auch die internationale Betheiligung, welche die Berliner Ausstellung übrigens gar nicht als Ziel ins Auge fassen darf, schwankt nicht unter dem Einfluß der Concurrenz. In der Ehrenpflicht der auswärtigen Akademiemitglieder und Decorirten beruht ihr festester Halt. Der Zuwachs neuer Erscheinungen erhält sich auf einem gleichmäßigen Durchschnitt, und wenn wir in Betracht ziehen, wie wesentlich hier das Eingreifen des Kunsthandels ist, so können wir nicht wünschen, demselben die Anlockungsmittel vermindert zu sehen. Ich brauche nur an Einen für Viele zu erinnern. Tadema schickt uns die „Morgengabe der Galeswintha", während er in Paris eine Reihe hier längst bekannter Werke ausstellt. Auch in München ist er nicht besser vertreten als zur Zeit bei uns. Wauters und Schampheleer finde ich hier weit glänzender. Und wollte man der Ausstellung des deutschen Reichs im Glaspalaste vorweg das nehmen, was uns von den akademischen Ausstellungen und anderen Vorführungen her bekannt ist, so bliebe wohl noch eine Anzahl schöner und ausgezeichneter Bilder, aber der Charakter wäre zerstört. Umgekehrt gebe ich gern zu, daß der Glanz unserer Ausstellung durch den Zutritt einiger in München erschienenen Werke erhöht werden könnte; auf das Charakteristische ihrer Physiognomie bliebe eine solche Erweiterung ganz ohne Einfluß. Ohne Zweifel ist uns aber die Bekanntschaft mit dem größten Theil dieser Ehrenwerthen vorbehalten — eben weil wir schon wieder im nächsten Herbste eine Ausstellung haben. — Ich komme zum Resultat. Der Einfluß der Concurrenz wird überschätzt; durch eine zweijährige Pause wird die Gefahr der Collision nicht vermieden; durch die jährliche Wiederkehr wird der etwaige Nachtheil vermindert.

Noch weniger kann ich mich in der Idee zurecht finden, daß die Möglichkeit alljährlich ein oder mehrere Bilder auszustellen, den Reifungsproceß in dem Schaffen unserer Künstler beeinträchtigen sollte. Liegen hier Klagen aus künstlerischen Kreisen vor? Ich glaube es nicht; Man darf sich doch beileibe die künstlerische Production nicht als ein Uhrwerk denken, das zwei Jahre zu seinem Ablauf bedarf, um dann die Arbeit von vorn zu beginnen. Wir haben Kunstwerke bewundert und von anderen gehört, die ein bis zwei Jahrzehnte brauchten, im „besten Sinne zu entstehen". Und was ein schnell schaffendes Talent in einem Jahre vor sich zu bringen vermag, das lehrt uns durch die beiden letzten Ausstellungen Paul Meyerheim. Es wird doch sicher Niemand auf den Einfall kommen, in der Productivität dieses Künsters den ungünstigen Einfluß der Ueberstürzung aufzuspüren. Und wenn wir unsere Ausstellungen nach Olympiaden zählten, er würde an keinem dieser zahlreichen Bilder auch nur einen Pinselstrich mehr gemacht haben. Von der Schaffenskraft eines Oswald Achenbach werden wir hier in Berlin nie eine richtige Vorstellung erhalten, so sehr wir auch die Pausen von einem Salon zum andern verkürzen. Es gab eine Zeit, da dieser eminente Künstler in sechs Wochen durchschnittlich eine seiner Kapitallandschaften vollendete, und doch setzte er an jede gleich ehrlich sein ganzes Vermögen. Was soll's also mit dem Zeitraum von zwei Jahren? Er ist entweder zu kurz oder zu lang, ein Normalmaß trägt er nicht in sich. Wir verlangen ja auch gar nicht von Defregger alljährlich einen Andreas Hofer, von Menzel ein Ballsouper oder von Knaus ein Genrebild mit einem halben hundert Figuren. Aber daß wir die „Salomonische Weisheit" überhaupt kennen lernen — denn die Gelegenheit, derlei in dem Privatsalon eines Kunsthändlers zu sehen, rechne ich für das Publicum nicht mit — verdanken wir doch der jährlichen Wiederkehr unserer Ausstellung. Und trotz derselben werden selbst in Berlin höchst werthvolle Bilder gemalt, die wir nicht zu Gesicht bekommen. Möge jeder Künstler in Ruhe schaffen, aber möge er es auch als eine heilige Pflicht betrachten, seinem Auftraggeber die Hergabe des Werks zur nächsten akademischen Ausstellung mit in den Kauf zu bedingen; dann stehe ich dafür ein, daß sich die charakteristische Bedeutung, welche die letzten beiden Ausstellungen gemein haben, auf den Nachwuchs der „Einjährigen" fortpflanzen wird.

Uebrigens stellt man, wie ich constatire, von keiner Seite die Behauptung auf, daß sich die Inconvenienz der jährlichen Wiederkehr im Gesammteindruck der 53. Ausstellung geltend mache. Man hebt sie im Gegentheil auf Kosten ihrer Vorgängerin in den Himmel. Nach meinem Empfinden, ohne Berechtigung. Solche Vergleiche sind mißlich. Vielleicht kommt man zu anderem Resultat bei dem mühsamen und langweiligen Versuch, jedem ausgezeichneten Bilde des diesjährigen Katalogs ein verwandtes des vorjährigen gegenüber zu stellen. Daß die 53. Ausstellung so bedeutend als anziehend ist, bin ich der Letzte zu bestreiten.

Doch lag es mir nicht allein auf, die Gründe der Gegner mit dem Feldgeschrei „Zweijährig" einer ernsteren Prüfung zu unterziehen; ich bin in der Lage, ihnen einige Gegengründe zu gleichem Dienste zu offeriren.

Ich will mich nicht bei der Frage aufhalten, inwiefern die Bedeutung Berlins als Hauptstadt des deutschen Reichs eine Erweiterung der knappen preußischen Formen, an die wir uns nicht ohne philiströse Behaglichkeit gewöhnt hatten, naturgemäß nach sich zieht. Es ist kaum denkbar, daß das Bedürfniß heute kein anderes sein sollte, als es vor 70, vor 66, nein, vor 48 war. Ich will mich nicht auf das dankbare Feld der Statistik begeben, um an der steigenden Doppelscala von Künstlern und Einwohnern unter Mitberechnung des erweiterten Raumes die

Nothwendigkeit einer Verdoppelung der akademischen Ausstellungen nachzuweisen. Ich lasse endlich auch die analogen Verhältnisse in Wien, Paris und London auf sich beruhen. Aber ich habe ein warmes Wort im Interesse des Publicums und seiner Theilnahme an Dingen der Kunst einzulegen. Die Ausstellung ist für die Masse die Zeit einer idealen Erhebung, für die Meisten die einzige Zeit im Jahre, in der sie mit der Kunst eine enthusiastisch jugendliche Freundschaft schließen. Diese Freundschaft wirkt sehr wohlthuend, selbst wenn die Bedingungen zu gegenseitigem Verständniß nur in geringem Maße vorhanden sind. Der Besuch unserer Ausstellungen wächst trotz seiner absoluten Höhe mit jedem Jahre Der Beweis ist da, daß das Publicum Receptionsfähigkeit genug besitzt, um sich in jedem Herbste zwei Monate lang an der Kunst zu erbauen. Ihm die Gelegenheit dazu verkürzen wäre Barbarei, die sich ohne offenbare Gefahr für Kunst und Künstler nicht rechtfertigen ließe.

Doch auch die Künstler haben Gründe genug, die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Modus zu wünschen. Ich achte den esprit de corps, der sein eigenes Haus nicht schlecht macht. Aber wir wollen uns keinen Illusionen hingeben. Die Gelegenheit, dem Publicum und dann auch nur einem verschwindenden Kreise desselben ein Kunstwerk auch außerhalb des akademischen Salons vorzuführen, ist zart ausgedrückt eine äußerst beschränkte. Ich weiß, daß empfindliche Künstler ihre Arbeiten lieber gar nicht, als unter dem Lichte der permanenten Ausstellung an die Oeffentlichkeit bringen. Und sie haben Recht. — Nicht minder müssen diejenigen Künstler, welchen nicht nur das Bildermalen am Herzen liegt, sondern auch der Verkauf, die neue Einrichtung als eine glückliche preisen. Die vermehrte Anregung vermehrt die Zahl der Liebhaber, und wer ein wenig in die Praxis geschaut, weiß, daß auch „Kenner" von sehr ausgeprägter Richtung und anscheinender Unnahbarkeit durch Fülle und Wechsel der Objecte zu ganz sprungweisen Erwerbungen veranlaßt werden. Die gleichmäßigere und gerechtere Vertheilung der Auszeichnungen will ich nur andeuten, und mannichfache andere Rücksichten übergehen. Wenn das Gesagte zur Begründung meiner Ansicht nicht hinreicht, wäre es eigensinnig, sie festzuhalten.

Man mag vom rechten oder linken Flügel sein, man mag, wie ich, im Centrum seinen Beobachtungsposten genommen haben, Keiner wird sich dem Zauber entziehen, den Gustav Richters Königin Luise vor allen anderen ausgezeichneten Werken der 53. Kunstausstellung ausübt. Jedes Bedenken, das mir den Glauben an diese Gestalt erschüttern könnte, jeder Zweifel an der historischen Auffassung in der Idee und der Vortragsweise, die dieser meteorartigen Erscheinung das Leben gaben, verschwinden unter dem überwallenden Eindruck des noch nicht Geschauten. Ich muß bekennen, daß mich der Künstler mit seinen Schilderungen der vornehmen Frauenwelt seit Jahren von Ueberraschung zu Ueberraschung geführt hat. Bei jedem neuen Trumpf, den er ausspielt, glaubt man den Kreis des Möglichen erschöpft. Ich habe dabei zunächst die coloristische Erfindung im Auge. Immer tritt sie in seinen Bildnissen aristokratischer Frauen als vollendetes Kunstwerk, immer als durchaus originelle Schöpfung hervor. Der Künstler schafft in seiner — er verzeihe mir den Ausdruck, der nichts als eine ihm vorbehaltene wunderbare Naturgabe charakterisiren soll — raffinirten Phantasie jeder dieser unnahbaren Gestalten ihren farbigen Schein, der uns packt wie eine innere Nothwendigkeit; er empfindet, wie der Geist, der in diesen schlanken Körpern geheimnißvolles Leben wirkt, in ihrer Umgebung reflectirt, und er besitzt wie Keiner die Mittel aus eigener Kraft, dieser Empfindung vollen Ausdruck zu verleihen. Nicht in den Meisterwerken vergangener Jahrhunderte, von einem zum andern schwankend, sucht er die Elemente und Anregungen zu halbblütigen Neuschaffungen auf, nicht durch launische Maskeraden im Kostüm braucht er über den Mangel eigenen Charakters hinwegzutäuschen. Er tastet das moderne Dasein nicht an. Daß er es in seinem höchsten Reize zu erfassen und zu schildern vermag, gibt dem engeren Kreise seiner Bildnisse, der mir vorschwebt, ihren echt historischen und unvergänglichen Werth. Leider dürfen wir nicht hoffen, sie je an einer würdigen Kunststätte vereinigt zu sehen. Auch in München hat der Künstler keinen Rivalen, der seiner grauen Dame den Preis streitig macht. Worin er excellirt, überragt er Alle. Der Königin Luise kommt sein vorbehaltenes Vermögen voll zu gut. Eine Analyse des coloristischen Zauberspiels, das dem Ernst und der Würde nirgend Eintrag thut, gehört zu den lohnendsten Genüssen des Kunstfreundes. Und jeder feinere Sinn vermag sich mühelos darüber klar zu werden. Eine hehre Lichtgestalt auf dunkel dräuendem Grunde, der ohne Aufdringlichkeit den tragischen Zwiespalt zwischen Antheil und Schicksal in unserem Gemüthe anklingen läßt, steigt sie still bewegt aus der Höhe eines über irdischem Leid gesicherten Daseins hernieder in den Sturmdrang des Lebens. Das Licht des schützenden Engels, der ihr entgegenschwebt, strahlt in überirdischem Glanze von dem Stern ihres Diadems zurück. Sie kann leiden, aber sich nicht erniedrigen.

Th. L.

Notizen.

Zu Felix Dahns Schauspiel „Sühne".

Rudolph von Ihering, der ausgezeichnete Rechtsgelehrte, hat sich über Dahns neueste Dichtung in einem an den Verfasser gerichteten ausführlichen Schreiben geäußert, welches uns interessant genug erscheint, um es, ungeachtet es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, mit Geheimrath von Jherings Bewilligung hier auszugsweise zum Abdruck zu bringen.

„Ich sende Ihnen anbei „unser" Buch zurück. Nachdem ich es gelesen habe, verstehe ich es, wie Sie auf die Idee gerathen konnten, es gerade mir zu widmen, es betrifft ja ein Problem, das von verschiedenen Seiten mich d. h. die von mir geäußerten Ansichten berührt: den Kampf ums Recht, den Zweck im Recht, die Bildung des Rechts. Es ist der Rechtshistoriker und Rechtsphilosoph, dem sich dasselbe aufgedrängt, und der Dichter, der es gestaltet und zwar, wie er es soll, ohne daß man die Tendenz durchfühlt; nur der Name könnte daran erinnern. Wenn ich zunächst einmal die künstlerische Form ganz außer Acht lassen und mich lediglich an die abstracte Idee halten darf, so haben Sie meines Erachtens die Erhebung von der Rache zur Sühne und zum Recht in philosophisch tiefer Weise motivirt. Ob ich beim flüchtigen, einmaligen Durchlesen Ihres Werkes im Reinen bin, die Intentionen des Verfassers vollkommen erfaßt habe, ist mir zweifelhaft, aber ich will Ihnen wenigstens melden, wie ich mir die Sache zurecht gelegt habe. So lange der Ansatz zur Bildung der Rechtsordnung nur noch die Interessen der Individuen berührt, gelangt er trotz oder richtiger gerade wegen der Nachgibigkeit von der einen Seite nicht zum Abschluß, im Gegentheil, der Conflict wird dadurch noch geschärft, die Nachgibigkeit gilt bald als Feigheit, bald als schlaue Berechnung im eigenen Interesse. Selbst die Liebe sucht vergeblich die Kluft zu überbrücken, sie findet darin ihr eigenes Grab — sie ist ja keine allgemeine, sondern eine blos individuell verbindende Kraft. Erst der höheren, allgemeinen Idee: der des Vaterlandes, und insbesondere der des durch den äußeren Feind bedrohten Vaterlandes gelingt es, die für sie noch zugänglichen Gemüther für die Rechtsordnung zu gewinnen — der Böse geht unter, er erliegt der höheren Macht, während er vor ihrem Eintritt gerade durch seine Schlechtigkeit das Uebergewicht über die Guten hatte. Mit der Idee des Vaterlandes verbindet sich zugleich die der Religion, und die Liebe erwacht wieder, nachdem ihr der Boden gesichert ist.

Wären Sie nicht Rechtshistoriker und Philosoph, so würde ich gar nicht gewagt haben, Ihr Werk auf den kritisch-philosophischen Secirtisch zu legen, ich würde mich lediglich an das dramatische Element gehalten haben, an die lebendigen Personen, ihren individuellen Charakter und ihre Conflicte. Auch von diesem ästhetischen Standpunkt aus hat mich Ihre Dichtung in hohem Grade gefesselt. Die Charaktere der verschiedenen Personen heben sich scharf von einander ab: Samo, der Weitsichtige, Einsichtige, Charaktervolle, gegenüber dem lenksamen Brinno und dem bösartigen, willenskräftigen, unbeugsamen Wulf, dann die ernste, hochangelegte Heilrun und die beiden Naturkinder Sigo und Albheid. Die in die Maske des Hasses und der Eifersucht gekleidete Liebe der Beiden und der rasche Wechsel ihrer Stimmungen ist vortrefflich gezeichnet; man möchte letzteren fast für unmöglich halten, und doch ist er der wahre Grundzug des Naturkindes. Reizend ist die Scene ihres Zusammentreffens, man hört zwei Nachbarkinder mit einander plaudern, zwei Vögel zwitschern. Vortrefflich erdacht der Zug, daß Samo selber dem Thiotfried das Bild des Königs, wie er sein soll, vorzeichnet, das dieser ihm dann wiederum entgegenhält, ergreifend die Scene zwischen Samo und Heilrun und dadurch so wirkungsvoll, daß sie den Leser (oder Zuschauer) von dem in ihm noch nachzitternden Schmerz um dem Tod der beiden Liebenden befreit; sie wirkt reinigend, versöhnend, man vergißt was vorhergegangen ist."

R. von Ihering.

Inserate.

Für Bücherliebhaber

erschien in Carl Dunker's Verlag in Berlin, Lützowstr. 2:

Chr. Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit, in Schwabacher Schrift auf holländisches Büttenpapier gedruckt. Der Titel ist von G. E. Lessing, der, wie im Vorwort näher erläutert, schon beabsichtigt hatte, den berühmten Blumengarten des alten Stadtschreibers von Speyer herauszugeben. Preis 4 *M.*, eleg. geb. Expl. im Geschmack eines kunstvoll stylisirten Musters aus dem 16. Jahrh. 7 *M.* 50 *S.*

Soeben erschien:

Helius Eobanus Hessus.

Sein Leben und seine Werke.

Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts

von

Dr. **Carl Krause.**

2. Bd. (Schluß) 5 *M.*; 1. u. 2. Bd. 12 *M.*

Gotha. **Frdr. Andr. Perthes.**

Verlag von **Gustav Fischer** vormals Friedrich Mauke in **Jena.**

Soeben erschien:

Dante Alighieri's Leben u. Werke.

Im Zusamenhange dargestellt

von Dr. **Franz Xaver Wegele,**

Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte theilweise veränd. u. verm. Auflage

mit einer Abbildung des Dante-Denkmals zu Florenz.

Preis 12 *M.* In elegantem Halbfranzbande 14 *M.* 50 *S.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Die

Deutschen seit der Reformation

mit besonderer Berücksichtigung

der Culturgeschichte

von Dr. **Friedrich von Weech,**

Großherzogl. Badischem Geheimen Archivrath.

Mit vielen Porträts und zahlreichen Vollbildern.

4. geh. *M.* 10.20, eleg. geb. *M.* 12.—

Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Uebersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrath das demselben unter dem 21. v. M. für Mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volksthümliche Lösung einer anerkennenswerthen Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, 10. Febr. 1879. (gez.) Wilhelm.

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrath Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

Das Buch dessen Preis bei eleganter Ausstattung ein äußerst billiger ist (*M.* 10.20 für 554 Druckseiten in 4° mit sehr zahlreichen Illustrationen) ist als eine hervorragende und wichtige Erscheinung der populären deutschen Literatur allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden.

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Im Verlage von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha** erschien soeben:

Geschichte der europäischen Staaten

herausgegeben von

Heeren, Uckert und **v. Giesebrecht.**

Lieferung 41, Abth. I

enthaltend

Geschichte Frankreichs

von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Fall Napoleons III.

von

Karl Hillebrand.

Band II.

(Die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie 1837—1848.)

Preis 12 *M.*

(Preis pr. Band I u. II 27 *M.*)

Milton-Doré. Prachtausgabe!

Das verlorene Paradies, deutsch von A. Böttger, illustr. von **Gustav Doré,** erscheint in 10 Lieferungen à 8—9 Bogen Text und 5 Vollbilder à 4 *M.*

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Tropenwelt

nebst Abhandlungen verwandten Inhaltes.

Von

Alfred R. Wallace,

Verfasser des „Malayischen Archipels", der „geographischen Verbreitung der Thiere", der „Beiträge zur Lehre von der natürlichen Zuchtwahl" u. s. w.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **David Brauns,** Dr. phil. et med.

gr. 8. Preis 7 *M.*

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in **Berlin** (Kronenstr. 17).

Als **7. Bd. der IV. Serie** der Vereinspublikationen erschien soeben und wurde an die Vereinsmitglieder versandt:

Liebe und Liebesleben

in der Thierwelt

von

Professor Dr. **Ludwig Büchner.**

Für Nichtvereinsmitglieder wird der Bd. nur **zum erhöhten** Preise von **6 Mk.** abgegeben. Beitrittserklärungen zur **4. Serie** (7 Bände elegant gebunden Preis 30 *M.*) sowie Bestellungen auf die früheren Serien nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Vor Kurzem erschien die 3. Auflage von:

Statistischer Almanach

für das

Deutsche Reich

nach amtlichen Quellen

herausgeg. von Dr. **M. Neefe,**

Director des statistischen Bureau's zu Breslau.

Preis 1 *M.* 50 *S.*

Eine vortreffliche, kurz gefasste Uebersicht über die sämmtl. wirthschaftlichen Verhältnisse des Deutschen Reichs, als: Fläche, Bevölkerungsstand, Bevölkerungswechsel, **Landwirthschaft und Fischerei, Produktion einzelner Industriezweige, Auswärtiger Waarenverkehr, Verkehrsmittel und deren Leistungen,** Geld- und Kreditwesen, Versicherungswesen, Zuständigkeit und Organe des Reichs, Gesundheitspflege, **Armee und Marine, Reichsfinanzen** etc. etc.

Jena. Verlag von **Gustav Fischer,** vorm. Friedrich Mauke.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhdlg. in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Goethe's Märchendichtungen. Von **Friedrich Meyer von Waldeck.** 8. eleg. brosch. *M.* 4.50; eleg. geb. *M.* 6.

„Wenn ich die drei Märchendichtungen Goethe's, getrennt von den größeren Werken, denen sie angehören, mit allen zu ihrem Verständniß nothwendigen Untersuchungen und Erläuterungen herausgebe, so bedarf es wohl kaum einer Rechtfertigung. Sind sie doch vollkommen selbstständige Kunstwerke, die ihre eigene Geschichte, ihre eigene Gedankenwelt haben .... Der Zweck dieses Buches ist, darzuthun, daß die drei Märchen Goethes der Erklärung bedürfen, und diese Erklärung zu geben. Hätte ich nicht geglaubt, zutreffendere Deutungen mittheilen zu können, als die vorhandenen, so würde meine Arbeit unterblieben sein." (Vorwort.)

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 40. Berlin, den 4. October 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber Eisenbahntarife. Von H. B. Oppenheim. — **Literatur und Kunst:** Herbst-Ghasel. Von Ernst Dohm. — Ist der Pessimismus schädlich? Von Eduard von Hartmann. — Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Besprochen von Alfred Woltmann. — Herbstliche Briefe. Von Paul Lindau. — Eine Reisebegegnung. Von W. — **Aus der Hauptstadt:** Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. II. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Ueber Eisenbahntarife.

Von H. B. Oppenheim.

Wollte man bei der Erörterung der Eisenbahnfrage ab ovo anfangen und zuerst die grundlegenden Materien entscheiden, so würde man an der principiellen Auseinandersetzung zwischen dem Privatbahn- und dem Staatsbahnsystem die ganze Zeit verlieren, ehe man zu den brennenden Fragen gelangte, deren Lösung die heutige Praxis verlangt. Der Drang der Umstände, worunter ich noch etwas Anderes verstehe als Bismarcks oder Maybachs Eisenbahnprogramme, setzt uns die Pistole auf die Brust und nöthigt uns, bei der Ordnung von höchst wichtigen legislativen Stoffen mitzuwirken, über deren theoretische Grundlage wir am liebsten erst die regelmäßige Discussion nach allen Normen des dialektischen Processes zu Ende geführt hätten. Unter „wir" verstehe ich die liberale Partei, — denn die Agrarier, Socialisten, Büreaukraten oder Particularisten, und selbst die Ultramontanen haben ganz andere Sorgen dabei und kümmern sich wenig um das richtige Princip des Eisenbahnwesens. Der nationalliberale Wahlaufruf drückt unsere Verlegenheit folgendermaßen aus: „An die Prüfung der zu erwartenden Vorlagen über den Ankauf von Eisenbahnen werden wir mit Unbefangenheit herantreten. Wie auch der Einzelne über die weitere Verstaatlichung der Eisenbahnen denken mag, wir werden gemeinsam dafür Sorge tragen, daß die finanzielle Leistungsfähigkeit des Staates nicht beeinträchtigt und daß die Garantien, welche gegenüber der Ausdehnung der Befugnisse der Verwaltung nothwendig erscheinen, hergestellt werden."

Man sieht es der Schwerfälligkeit dieses Satzes wohl an, daß er in collegialischer Berathung zu Stande gebracht und erst von den verschiedendsten Gesichtspunkten aus geprüft worden ist. Eine, zwar sehr bedauerliche, aber zum Glück nicht schädliche Indiscretion, welche den Entwurf des Aufrufs in einem früheren Stadium urbi et orbi verrieth, wies einen noch längeren Satz auf, denn darin waren die „Mißbräuche" bezeichnet, gegen welche „die Garantien" erforderlich sind, und zwar als Mißbräuche von politischer und als solche von wirthschaftlicher Beschaffenheit. Die Verkürzung des Satzes hat der Energie des Gedankens keinen Eintrag gethan, denn eine dritte Gattung von Mißbräuchen gibt es wohl kaum. Es ist Jedermann klar, um was es sich handelt. Schwerlich wird es Jemanden geben, der da sagt, ausdrücklich sagt: „Gegen die wirthschaftlichen Mißbräuche suche ich Schutz, aber die politischen Mißbräuche will ich mir gefallen lassen," — oder umgekehrt: „Die politischen Mißbräuche möchte ich vermieden wissen, aber auf die wirthschaftlichen Mißbräuche müssen wir es wagen."

In dieser Erklärung, sowie in dem vorangegangenen Hinweis auf die Beeinträchtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit, welche beide den Schein erregen, als wären sie zu Gunsten des Privatbahnsystems abgegeben, während sie vielmehr den Glauben an die Möglichkeit eines gerechten, verfassungsmäßigen und finanziell erträglichen Staatsbahnsystems ausdrücken sollen, verräth sich jedenfalls die große Schwierigkeit, die grundlegenden Fragen zu umgehen.

Was die politischen Mißbräuche betrifft, so ist dem geehrten Leser, wenn er nicht mehr ganz jung ist, wohl aus zahlreichen Leitartikeln früherer Jahre noch erinnerlich, wie häufig die Befürchtung ausgesprochen ward, daß der Besitz der Eisenbahnen den Regierungen eine Macht in die Hände spiele, welche durch ihren ungeheuren Umfang zur Willkürherrschaft reize, und daß das Anstellungs-, Beförderungs-, Maßregelungs- und Entlassungsrecht an Hunderttausenden von Beamten, das Verfügungsrecht über die umfassendste Verkehrsmaschinerie, sowie über das größte und productivste Gesammtkapital des Landes, über das Wohl und Wehe Tausender von Lokalitäten, sich in dieser Form der constitutionellen Controle entziehe und mit einer wahrhaft constitutionellen Regierungsform, namentlich auch mit der Aufstellung eines correcten und wahrhaftigen Budgets, unvereinbar sei.

Wenn diese Ansicht von Anhängern des Privatbahnsystems ausgesprochen wurde, so wurde ihnen regelmäßig erwidert, daß die großen Privatverwaltungen ebenfalls eine erhebliche Gefahr mit sich brächten, nämlich die einer plutokratischen Vormacht, eines geldaristokratischen Staates im Staate. Es wurde deshalb von jener Seite gegen die Fusionen geeifert und gewirkt und daneben der Zulässigkeit einer Concurrenz auf dem Eisenbahngebiete nachgespürt. Allein obgleich diese Präventivmittel meistentheils nicht verfingen, haben wir nirgends die Eisenbahndirectoren zu einer souveränen Gewalt, etwa im Stil japanesischer Daimios, heranwachsen gesehen. Die Fusionen haben sich fast überall als wohlthätig erwiesen, dagegen die Concurrenz zwischen Eisenbahnen als eine Vergeudung des Nationalvermögens und als eine indirecte Vertheuerung des Betriebs. Die Eisenbahndirectionen aber waren, den gouvernementalen Zumuthungen gegenüber, durchaus keine rebellischen Daimios, sondern gewöhnlich nur allzu schwach.

Von den wirthschaftlichen Mißbräuchen war in dem Sinne, den man heute mit diesem Ausdruck verbindet, weniger die Rede, so lange man noch an die unendliche Ertragsfähig-

keit der Eisenbahnen glaubte und in jedem Schienenstrang eine unerschöfliche Goldquelle erblickte. Selbstverständlich hat man die Privilegien, welche das sogenannte Eisenbahnmonopol enthält, nicht ohne tüchtige Stipulationen für das Gemeinwesen eingeräumt; da wurden der Staatspost umfassende Leistungen unter dem Selbstkostenpreise oder ganz unentgeltlich zu Gebote gestellt, der Regierung die Controle der Tarife und überhaupt eine starke Bevormundung vorbehalten, ein späteres Anfallsrecht gesichert. Die norddeutsche Bundesverfassung fügte noch die Verheißung des Einpfennigtarifs hinzu, um nicht blos in den idealen Bestrebungen, sondern auch in den derberen Begehrlichkeiten ihre Stützen zu errichten. Die Bureaukratie, welche den Staat täglich zu an Tagelohn grenzenden Preisen rettet und erhält, hat wenig Theilnahme für den vermeintlich leichten Erwerb des Kapitalisten, des Unternehmers oder des Actionärs. Die Belastung, Reducirung und Entmündigung der Privatbahnen wurde förmlich zum System ausgebildet. Das Häßlichste dabei ist, daß unter dem sogenannten und viel gepriesenen „gemischten System", welches in seiner Widersinnigkeit an die Doppelwährung auf dem Münzgebiet erinnert, dieselbe Behörde Partei und Richter ist, ja ein Concurrent ist, der durch ganz andere Mittel, als die höhere Vorzüglichkeit der Leistungen, den Rivalen strangulirt.

Im Anfang, da nur erst die einträglichsten Hauptlinien im Verkehr standen, als man noch nicht die beträchtlichere Höhe der nöthigen Erneuerungsfonds übersah, das Publicum bescheidenere Ansprüche machte und die Handelskrisen noch nicht an die Conjuncturen der Frachtpreise anknüpften, ließ sich das Privatkapital so leicht nicht durch alle diese Feindseligkeiten abschrecken. Später allerdings hätte das Ministerium Itzenplitz nicht dem System Strousberg die Wege zu ebenen gebraucht, wenn ihm nicht ein Ministerium von der Heydt vorangegangen wäre. Der Unloyalität folgte der Vertrauensmangel und die Hülflosigkeit.

So wenig, wie über Staats- oder Privatbesitz an den Eisenbahnen, wollen wir hier die Vorfrage über Staats- oder Privatbetrieb im Allgemeinen discutiren. Denn wer die Frage richtig stellt, hat sie schon beantwortet. Soll die Frage dahin lauten, ob Beamte oder Geschäftsleute einen geschäftlichen Betrieb besser leiten, so wird Niemand bestreiten, daß der Beamte ebenso selten ein guter Kaufmann ist, als der Kaufmann ein guter Beamter. Das sind verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen und Verrichtungen. Und wenn man einen guten Kaufmann oder sonstigen Industriellen in einen Staatsbetrieb versetzt und ihm Beamtenqualität verleiht, so verändert man seine Natur und macht einen Stümper aus ihm. Ihm entgehen dann die persönliche Initiative, der freie Blick, der Speculationstrieb, ohne daß er dafür die Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Eingreifens gewönne. Der Staat hat ja im öffentlichen Interesse gewisse eigene Betriebe, die man ihm nicht bestreitet; es sind überwiegend solche, welche nach festen Normen und in einer unverbrüchlichen Regelmäßigkeit verwaltet werden können und bei denen das eigentlich wirthschaftliche Interesse zurücktritt. Die Eisenbahnen aber verwaltet der Staat weder wohlfeiler, noch rentabler als die Privatgesellschaft, so schlecht diese auch bisher organisirt zu sein pflegte. Auch wird die Behörde dem Publicum nicht bereitwilliger oder gewandter zur Verfügung stehen, ihm nicht mehr leisten, als die Agenten des geschäftlichen Interesses. Wenn die Staatsbehörde also nichts Anderes will und soll, als etwa das wirthschaftliche Interesse durch das fiscalische ersetzen, so kann sie nichts Anderes thun, als bisher geschehen ist, und sie thäte jedenfalls besser, Alles beim Alten zu lassen, anstatt sich auf finanzielle Abenteuer einzulassen, welche den Staatscredit ernsthaft bedrohen und per Saldo den Fiscus drückend beschweren.

Sollte das auch Alles sein, was von verschiedenen einflußreichen Seiten und von mächtigen Parteien mit solchem Eifer und solcher Hartnäckigkeit erstrebt wird? Nein, der Schwerpunkt der Frage liegt in der That ganz wo anders. Die Staatsbahn als rein fiscalisches Institut wäre durchweg kein gutes Geschäft; was der Staat durch theilweise Unification der Centralverwaltungen und durch Beschneidung der übertriebenen Directions- und Aufsichtsrathsbesoldungen ersparen kann, fällt im großen Ganzen nicht ins Gewicht. Aber der fiscalische Standpunkt wird auch von den erwähnten Parteien nicht sehr erwähnt, sondern das sogenannte öffentliche Interesse. Das öffentliche Interesse, der Schutz der nationalen Arbeit, wie schön das klingt! Aber was versteht man darunter? Daß die Eisenbahn mindestens ihre Kosten aufbringe, daß sie von Männern verwaltet werde, welche an der Ausdehnung unseres inneren und äußeren Verkehrs mit allen Kräften arbeiten, das halte ich für ein eminentes öffentliches Interesse. Jene aber halten dafür, daß sie ihr Getreide, ihre Kohlen u. s. w. unter dem Selbstkostenpreise sollten beziehen oder versenden können, also auf Kosten des Steuerzahlers, und daß ihnen gegen die concurrirenden Productionen und Industrien durch eine fein berechnende Tarifpolitik Vorschub geleistet werde. Das ist der entscheidende Punkt, auf den es heuer ankommt. Eine Regierung, welche die Eisenbahntarife in der Hand hat, braucht weder Schutzzölle noch Grenzsperren; sie kann auch ohne solche Handhaben vermittelst der Tarife geradezu machen, was sie will. Sie kann einzelne Plätze und einzelne Industriezweige begünstigen oder schädigen, beleben oder ruiniren, ohne daß es dagegen Hülfsmittel gäbe.

Machen wir an einem Beispiel aus — Amerika klar, was unsere Agrarier wollen. Friedrich Kapp erzählt:

„Zu dem ungeheuren Schaden, welchen die Eisenbahnen einander zufügten, gesellten sich nun in den meisten westlichen Staaten wie Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Iowa und Missouri die bösen Folgen der sogenannten Granger-Bewegung. Die Bauern dieser Staaten empfanden es nämlich schon lange sehr hart, daß ihr Getreide zu viel Fracht kostete, um mit Gewinn nach den östlichen Industrieplätzen und Hafenplätzen befördert zu werden. Statt aber die unverhältnißmäßig große Entfernung der Fabrikbezirke von den Ackerbaugegenden und die Schwere und den Umfang der ländlichen Rohproducte in erster Linie für die hohen Frachtsätze verantwortlich zu machen, andrerseits aber auch die europäische Concurrenz mit dem Getreide des Westens mit in Rechnung zu ziehen, schrieben die Grangers in echt blinder Bauernwuth der Gewinnsucht und Hartherzigkeit der Eisenbahnen die ausschließliche Schuld an der theuren Fracht zu und verlangten, daß diese vom Staate gezwungen werden sollten, die ländlichen Producte so wohlfeil zu befördern, daß die Producenten auch noch einen anständigen Profit übrig behielten."

Kapp fährt dann fort:

„Also nicht die Gesetze der Güterbewegung, sondern legislative Einmischung und Willkür sollten die Preise bestimmen! Eine Zeit lang hatte die Bauernagitation Erfolg, namentlich so lange sie gegen die im ganzen Westen verhaßten Differentialtarife gerichtet war. Die Politiker bemächtigten sich der Bewegung mit krampfhaftem Eifer, weil sie ihre eigenen Zwecke dadurch fördern zu können glaubten, und setzten mit Hülfe der in den Legislaturen der Einzelstaaten die Mehrheit bildenden Bauern Gesetze durch, welche sich von den jüngsten Pöbelangriffen auf die Eisenbahnen nur dadurch unterschieden, daß diese mit der Brandfackel und dem Revolver in der Hand zu erlangten suchten, was jene durch Einschüchterung und Drohungen, mit gesetzgeberischen Mehrheiten sich eine Zeit lang sicherten."

Bei uns sind es nicht blos die Bauern, welche eine derartige Agitation unterhalten, der eine falsche, früher selbst von liberaler Seite propagirte Theorie zuweilen zu Hülfe kommt. Der sogenannte Raum- und Wagentarif, das angebliche „natürliche System", das Perrot'sche Zonensystem mit Pfennigpreisen, gleich der Pennypost, die Vorschläge einer absoluten Trennung des Transport- von dem Speditionsgeschäft mit der Tendenz, jeden Spediteur mit seinen eigenen Wagen zuzulassen, alle diese Projecte und Probleme, die kein Praktiker ohne bedeutsames Kopfschütteln anhören kann, würden selbst in der verdünntesten Anwendung die ganze Ertragsfähigkeit der Eisen-

bahnen zerstören. Der Eisenbahnfuhrherr kann nicht, wie ein einfacher Chausseefuhrmann, nach Raum, Gewicht und Entfernung die Preise berechnen. Er muß vielmehr die Gesammtkosten nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Verkehrszweige vertheilen. Er kann daher nur bei einem ausgebildeten Classificationssystem bestehen, welches allerdings die Tendenz hat, immer verwickelter zu werden, so daß es von Zeit zu Zeit durch vereinte Kräfte vereinfacht werden muß. Das Classificationssystem, welches übrigens die verschiedensten Berechnungsarten nicht ausschließt, führt nothwendig zu Differentialtarifen. Diese, ein Gegenstand blinden und unverständigen Hasses, werden oft so dargestellt, als enthielten sie eine Begünstigung des Auslandes, während sie doch nur die unvermeidliche Begünstigung des großen Verkehrs gegen den kleinen enthalten. Auch die Eisenbahnherren pflegen nicht freiwillig etwas zu verschenken; wenn sie gewisse Quantitäten auf großen Strecken wohlfeiler fahren, so geschieht das in der Ueberzeugung, daß ihnen und dem Lande sonst das ganze Geschäft entgehen würde. Uebrigens waren die Differentialtarife, wenn man sie gewähren ließ, fast immer die Vorläufer allgemeiner Preisherabsetzungen und Frachterleichterungen.

Dieses sind nur oberflächliche Andeutungen über eine höchst schwierige und umfangreiche Materie. Ich wollte eigentlich nur von den verschiedenen Tarifsystemen sprechen, aber die unvermeidliche Einleitung hat mir den gestatteten Raum aufgezehrt. Der geschätzte Leser verliert nichts dabei, wenn er mir erlaubt, ihm ein Buch zu empfehlen, in welchem auf 3—400 Seiten alle Tarifsysteme zwar etwas schulmäßig, aber gründlich und völlig objectiv und zumal mit Berücksichtigung aller Theorien und Schulmeinungen erläutert werden, nämlich Dr. Julius Lehr, „Ueber Eisenbahntarifwesen und Eisenbahnmonopol" (Berlin 1879, Verlag von Julius Springer). Der Verfasser ist Professor der Volkswirthschaftslehre am Karlsruher Polytechnikum, also der Beamte eines Staates, welcher, unter den gegebenen besonders günstigen Voraussetzungen, auf engerem Raum die Aufgabe des Staatsbahnsystems mit am besten gelöst hat. Lehr prüft überall nicht blos die bestehenden Einrichtungen, sondern auch die Reformvorschläge mit anerkennenswerther Freiheit von Vorurtheilen. Das Buch kommt ganz zur rechten Zeit.

Literatur und Kunst.

Herbst-Ghasel.

Der Herbst ist da, und trüb' und naß und kalt wird bald das Wetter sein,
Verweht vom Winde werden bald die letzten dürren Blätter sein.
Die Störch' und Schwalben zogen längst zu wärmern Himmelsstrichen fort,
Zurück vom ländlichen Asyl wird bald der letzte Städter sein.
Und in der Weltstadt angelangt, als Wintergast der Residenz,
Wird bald manch herrenhäuslicher und goldgeschwollner Vetter sein.
Sanct Gersons Tempel wird erfüllt von einer opferwill'gen Schaar,
Und jede Dame Priesterin der neuen Modegötter sein.
Der Schönen einzig Trachten sind die neu'sten Wintertrachten nur,
Ob diese wohl kleidsamer, ob die andre möcht' honetter sein.
Denn Kleider machen Leute, und die Häßliche möcht' gerne schön,
Die aber zierlich ist und nett, möcht' gern noch etwas netter sein.
Doch wer die Wahl hat, hat die Qual; nur wer ein Frauenherz nicht kennt,
Der mag ob solcher Wahlen Qual ein unbarmherz'ger Spötter sein!
Und wer — so seufzt manch schöner Mund — wird an einsamen Abenden
Der winterlichen Langenweil' uns ein barmherz'ger Retter sein?
Zu uns, ihr lieben Frauen, kommt! Zwar fern soll immer, wie bisher,
Uns niedriger Reclame laut trompetendes Geschmetter sein;
Doch wir versprechen euch: gepflückt im Paradies der Gegenwart
Vom Baume der Erkenntniß soll ein jedes unsrer Blätter sein.

Ernst Dohm.

Ist der Pessimismus schädlich?

Von Eduard von Hartmann.

Daß die pessimistische Weltanschauung im letzten Jahrzehnt in immer wachsenderem Maße zum Gemeingut der gebildeteren Schichten des deutschen Volkes geworden, ist eine Thatsache, die von Niemand geleugnet wird, am wenigsten von den Gegnern, welche nicht müde werden, den Pessimismus als das verderblichste Gift zu verschreien, das schleichend unsre Volkskraft untergräbt, und mir einen bedeutenden Antheil der Verantwortung für das daraus erwachsende Unheil zuschieben. Ob der Pessimismus *wahr* sei oder nicht, gilt jenen Gegnern als eine Frage von secundärer Bedeutung, weil ihnen feststeht, daß er *schädlich* sei, und daß er darum nicht gelehrt werden dürfe, *gleichviel* ob er wahr sei oder nicht. Die durchschnittlichen Vertreter des liberalen Protestantismus sind recht tolerant gegen Leute, welche die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele leugnen, aber der Zweifel an der Behaglichkeit dieser Welt gilt ihnen als eine Blasphemie gegen den Schöpfer, als Sünde gegen den heiligen Geist. Ein Theil des Nationalliberalismus, wie er beispielsweise in den „Preußischen Jahrbüchern" seine Vertretung findet, hat ein Verständniß für diejenigen, welchen das Tempo unsrer politischen, socialen und kirchlichen Entwickelung zu langsam, ja sogar für solche, denen es zu rasch geht; aber wie man die Herrlichkeit des neuen deutschen Reiches mit erlebt haben, und dann noch diese Welt für schlechter als keine erklären kann, das ist ihm schlechterdings unverständlich. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auf die Vertreter dieses liberalen Protestantismus und selbstzufriedenen Nationalliberalismus das Stichwort „Pessimismus" eine ähnliche Wirkung ausübt, wie die rothe Farbe auf den Puther, d. h. sie in besinnungslosen Zorn bringt und gegen jede mit Pessimismus versetzte Lehre sich ereifern läßt, ohne Unterscheidung, welcher Art dieser Pessimismus sei und welche Stellung er in dieser Lehre einnehme.

Dabei zeigt sich nun dieser Grimm gegen den Pessimismus in wachsendem Maße durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die pessimistische Weltanschauung gegenwärtig durch ihre epidemische Verbreitung bereits zu einer (wenn auch nur negativen) culturgeschichtlichen *Macht* geworden sei, gegen welche der Kampf von außen als *aussichtslos* und die Argumente der Optimisten als praktisch *ohnmächtig* erscheinen, welche deshalb nur noch *durch sich selbst* überwunden werden kann. Diese Ueberzeugung, welche den Haß der Gegner natürlich nur steigern kann, enthält in zwiefacher Hinsicht etwas Richtiges: erstens die Anerkennung der Ohnmacht des Optimismus gegenüber der einmal zum Durchbruch gelangten pessimistischen Weltanschauung, und zweitens, daß der Pessimismus nur durch sich selbst gereinigt, von Auswüchsen befreit und zur vollen Wahrheit entwickelt werden kann, oder mit andern Worten, daß der falsche, oder doch schiefe und einseitige Pessimismus nur durch den wahren überwunden werden kann.

Vor Allem nämlich kommt es darauf an, welcher Art eine pessimistische Lehre sei und welche Stellung sie in der gesammten philosophischen Weltanschauung ihres Vertreters einnehme. Ein wohlfeiler „*Entrüstungspessimismus*", wie er z. B. von Dühring vertreten wird, macht die Menschen blos *unzufrieden* mit den bestehenden Zuständen, macht sie *blind* gegen das Vernünftige, das auch in ihnen liegt und *auf ihrer Basis* stufenweise zu höheren Formen entwickelt werden soll, gewöhnt sie an die *Verurtheilung* alles Thatsächlichen blos wegen seiner In-

*

congruenz mit abstracten, schablonenhaften und deshalb praktisch werthlosen Idealen, und verleitet sie dazu, die Gesinnungstüchtigkeit des Idealismus an dem Grade der Begeiferung des Vorhandenen und seiner Vertreter zu messen. Ein solcher Pessimismus ist das Gegenstück jenes philosophischen Pessimismus, der die Dinge nur sub specie aeternitatis erblickt und durch seine erhabene Trauer über das allgemeine Schicksalsloos des Lebendigen sich unendlich hoch hinausgerückt weiß über alle Klage um das Einzelne und über alle Härte, Bitterkeit und Ungerechtigkeit in der Beurtheilung des Einzelnen, wie solche unvermeidlich aus dem „Entrüstungspessimismus" entspringt, dessen Vertreter sich ja doch schließlich nur über die Stelle entrüsten, wo sie und ihresgleichen der Schuh drückt.

Fast noch schädlicher in anderer Richtung wirkt der quietistische Pessimismus, gleichviel ob mit oder ohne asketische Zuthaten; denn er untergräbt die Wurzel der Thatkraft, den Glauben an die Fähigkeit der Menschheit, durch ihre Anstrengungen an dem Zustande der Welt etwas zu ändern, und zerstört alle Freudigkeit des Wirkens und Schaffens, indem er die Zuversicht auf fortschreitende Entwickelung vernichtet. Wenn der Entrüstungspessimismus den pietätslosen Dünkel eines abstracten Idealismus in unsrer Jugend großzieht und sie zur Erschöpfung ihrer Kräfte in unfruchtbarer Negation des Bestehenden anleitet, so bildet der quietistische Pessimismus thatenlose Träumer aus und ertödtet die instinctiven Antriebe zur Verwerthung der Kraft, zum Wuchern mit dem geliehenen Pfunde. Ersterer verpufft die Volkskraft nach außen, ohne sie zur inneren Entwickelung haben reifen zu lassen; letzterer verzehrt sie dadurch, daß er sie rein nach innen kehrt und ausschließlich auf die spielende Beschäftigung mit sich selbst und ihrem Schmerz anweist. Ersterer erzieht Zungenhelden und demagogische Querulanten, letzterer schöngeistige Schmarotzer.

Die Fehler dieser beiden Formen vereinigt der Miserabilismus in sich, der geboren wird aus dem Zusammentreffen von angeborener Dyskolie, von krankhafter Reizbarkeit und Empfindlichkeit, von ungünstigen Lebensverhältnissen, von Ungeschicklichkeit in Benutzung sich darbietender günstigerer Chancen, von lebhafter Phantasiethätigkeit in Ausmalung künftiger Unannehmlichkeiten und Schreckniſſe und von mangelnder Energie und Consequenz im Streben, Handeln und Wirken. Der Miserabilismus kommt mit dem Entrüstungspessimismus darin überein, daß er zunächst bloßer Situationsschmerz, d. h. Schmerz über gegebene innere und äußere Verhältnisse ist; mit dem quietistischen Pessimismus hingegen hat er das gemein, von der Unverbesserlichkeit dieser Verhältnisse im Einzelnen, von der Fruchtlosigkeit jeder Anstrengung und jedes Kampfes, kurz von der Zwecklosigkeit der Activität überzeugt zu sein. So vereinigt er in sich die Querulanz des ersteren mit der Hoffnungslosigkeit des letzteren, die abstoßende Widerwärtigkeit der Erscheinung mit dem lähmenden Einfluß des Wesens; was den ersteren erträglich macht, die, wenngleich verkehrten Zielen zugewandte, Energie und Thatkraft, geht ihm ebenso ab, wie das, was den letzteren adelt, die stille Hoheit der Resignation.*)

Wer meine Schriften mit einigem Verständniß gelesen hat, der weiß, daß ich mich von den drei genannten Formen des Pessimismus principiell unterscheide. Daß meine ganze Philosophie im diametralen Gegensatz zu Schopenhauers quietistischem Pietismus aufzutreten beabsichtigte, ist schon in der ersten Auflage der Phil. der Unb. unzweideutig und wiederholentlich ausgesprochen. Eine ebenso entschiedene Stellung gegen den Entrüstungspessimismus und Miserabilismus konnte ich aus dem einfachen Grunde damals nicht einnehmen, weil beide zu jener Zeit noch nicht ihren abschließenden Ausdruck gefunden, z. Th. auch in ihren vorläufigen Kundgebungen mir noch nicht bekannt geworden waren; nichts desto weniger war meine abweichende Stellung positiv mit aller Schärfe präcisirt, wenn ihr auch die polemische Abwehr gegen jene Richtungen fehlte. Was damals noch unzulänglich im Ausdruck erscheinen konnte, ist inzwischen an verschiedenen Stellen*) ausführlicher von mir erörtert, auch von andern Seiten her eingehend auseinandergesetzt worden**), so daß ein Zweifel über diese Unterschiede für Jeden, der sich berufen fühlt, über den Pessimismus zu urtheilen, unmöglich sein sollte. Wenn gleichwohl die Argumentationen gegen den von mir vertretenen Pessimismus hinsichtlich seiner behaupteten Schädlichkeit sich meistentheils als Wiederholungen der gegen die vorgenannten Formen vorgebrachten Beschuldigungen darstellen, so bleibt nur die Alternative übrig, daß die Kritiker entweder ohne hinlängliche Kenntniß des Gegenstandes sich zur Kritik ermächtigt hielten, oder aber, daß sie sich vom Affect so weit verblenden ließen, um Unterschiede zu übersehen, welche zu bemerken ihre Geistesfähigkeiten ihnen unter andern Umständen ohne Zweifel gestattet haben würden. Daß beides gesondert und vermischt vielfach vorgekommen ist, bedarf keines Nachweises. Es bleibt aber außerdem noch die Thatsache zu berücksichtigen, daß es einige wenige Kritiker gibt, welche die fraglichen Unterschiede wohl zu beachten wissen, und dennoch meinen Pessimismus als gleichfalls schädlich betrachten, welche Ansicht sie theils theoretisch zu begründen, theils durch die empirisch constatirten praktischen Wirkungen zu erhärten versuchen.

Was zunächst die letzteren betrifft, so ist in der That nicht zu leugnen, daß durch die Lecture der Phil. d. Unb. eine größere Zahl von Personen sich in einer weltschmerzlichen Stimmung bestärkt gefühlt haben, ebenso daß in andern eine solche Stimmung durch dieses Buch wachgerufen worden ist, in welchen sie bis dahin mehr oder minder latent geblieben war. In solchen Fällen liegt aber meistentheils ein Mangel an Verständniß meiner Intentionen zu Grunde, der nicht so sehr durch die Unklarheit meiner Darstellung als durch Mangel an philosophischer Vorbildung oder charakterologischer Reife veranlaßt sein dürfte. Ein philosophisches Werk wendet sich naturgemäßig an die Höchstgebildeten der Nation, nicht an die Halbgebildeten, — an ausgereifte Charaktere, nicht an halbwüchsige Jünglinge oder höhere Backfische; wenn gleichwohl seine Lecture in Kreisen, für die es nicht berechnet ist, zeitweilig zur Modesache wird, so kann der Autor das ebensowenig hindern, als man ihm einen Vorwurf daraus machen kann. Wenn schon dem größten Theil der Kritiker die Fähigkeit fehlte, meinen Pessimismus von anderen schädlichen Formen zu unterscheiden, so kann man sich schwerlich darüber wundern, daß auch harmlosen Neugierigen dieses Unterscheidungsvermögen vielfach abging, und daß die Darstellung meines Pessimismus Wirkungen hervorbrachte, als ob er von jenen Formen nicht unterschieden, sondern mit ihnen identisch wäre. Solche Leser rissen nur zu oft einzelne Stücke der Begründung und Darstellung meiner Ansichten aus ihrem Zusammenhange, zogen dann auf eigne Hand aus diesen Bruchstücken praktische Folgerungen, welche den von mir gezogenen schnurstracks zuwiderlaufen, und blieben gleichwohl in dem guten Glauben, sich für diese ihre Folgerungen auf mich als Quelle berufen zu können. Auf diese Weise machten sie es gedankenlosen Gegnern des Pessimismus möglich, meine Philosophie für allerlei Selbst-, Freundes- und Massenmorde verantwortlich zu machen, welche von Weltschmerzlern, Geisteskranken oder raffinirten Verbrechern, sei es mit, sei es ohne Beziehung auf meine Schriften begangen waren.

Daß derartige Vorwürfe entweder bornirt oder illoyal sind, bedarf keiner Begründung; aber ganz dasselbe gilt für solche Fälle, wo etwa ein unreifer Student, der noch niemals sich mit philosophischen Problemen beschäftigt hat, durch mein Kapitel vom Elend des Daseins aus den optimistischen Illusionen seines

*) Den prägnantesten Typus des Miserabilismus findet man in dem anonymen „Pessimistenbrevier" (Berlin 1879, Th. Grieben).

*) Phil. d. Unb., Zusätze der zweiten und folgenden Auflagen. Ges. Studien und Aufsätze A. VII und III; Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus S. 13—14, 104—116, 161—163, 321—327; Phänomonologie des sittlichen Bewußtseins S. 40—54, 589—606, 635—651, 658—660, 669—771, 849—871.

**) Der Pessimismus und seine Gegner. Von A. Taubert. Berlin 1873, C. Duncker.

Confirmandenunterrichts unsanft wachgerüttelt, sich zunächst das Concept für seine Orientirung in der Welt verrückt sieht und aus einem muntern Jungen zum Leidwesen der lieben Verwandten ein Stück Hamlet wird. Denn entweder versteht er meine Lehren, dann wird er auch nach kurzer Krisis die ethisch resignirte und selbstlos thatenfreudige Stimmung gewinnen, welche allein die ihnen praktisch entsprechende ist; oder er versteht sie nicht, dann wird man es nicht mir als Schuld anrechnen können, wenn er entweder mit einer frivolen Schwenkung zum Genußleben zurückkehrt, oder in einer Stimmung stecken bleibt, welche als specieller Situationsschmerz oder als allgemeiner Weltschmerz dem theoretischen Standpunkt des Entrüstungspessimismus oder quietistischen Pessimismus praktisch correspondirt. (Zum Miserabilismus kann überhaupt nur eine pathologisch veranlagte Natur gelangen, welche dann aber auch sicher von selbst dazu gelangen wird.) Im ersteren Falle ist nur das zu bedauern, daß der Eindruck meiner Darlegungen ein so oberflächlicher geblieben und nicht mehr in die Tiefe gedrungen ist, um solchen Rückfall in gemeine oder raffinirte Genußsucht zu verhindern; in den letzteren beiden Fällen ist recht eigentlich jene oben erwähnte Sachlage gegeben, wo die Argumente des überwundenen Optimismus ohnmächtig geworden sind, also nur die Hoffnung bleibt, den zunächst ergriffenen falschen Pessimismus durch den wahren zu überwinden und auf diesem einzig möglichen Wege unschädlich zu machen. Den Leitern und Lehrern eines solchen Jünglings bleibt also kaum ein anderer Weg offen, als ihm das gründlichere Studium meines Pessimismus zu empfehlen, damit er durch dieses sich aus jenen schädlichen Aftergebilden herausarbeite. Wenn es ein allgemeines Gesetz ist, daß der individuelle Entwickelungsgang die Entwickelungsgeschichte der Gattung in abgekürzter Weise wiederholt, so darf man sich nicht darüber wundern, daß der vom Optimismus zur pessimistischen Weltanschauung Gelangende zunächst eben jene Formen des Situationsschmerzes, des poetischen Weltschmerzes und des quietistischen Pessimismus durchzumachen hat, welche auch im Geistesleben der Menschheit die leider unerquicklichen Vorstufen zum wahren Pessimismus bilden.

Der Beweis der Schädlichkeit meines Pessimismus aus seinen praktischen Wirkungen dürfte mithin als verfehlt zu bezeichnen sein; nicht besser aber möchte es mit der Begründung seiner Schädlichkeit durch theoretische Argumente gehen, welche schon früher durch A. Tauberts Pessimismusschrift und neuerdings durch meine Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins ihre Widerlegung gefunden haben.

Man hört zunächst einwenden, daß durch den Pessimismus die gesunde Grundlage des Lebens zerstört werde, und daß damit der allein gültige Maßstab für die normale Abschätzung der Lebenswerthe verloren gehe. Das wäre nur richtig, wenn der Pessimismus eine petitio principii, d. h. ein an die Beurtheilung des Lebens und seiner Werthe schon mitgebrachtes Vorurtheil und nicht ein aus der möglichst unbefangenen Abschätzung der Lebenswerthe sich ergebendes Endresultat wäre. Was gesünder sei, die nüchterne Auffassung des Lebens, wie es wirklich ist, oder die Betrachtung desselben durch die Brille optimistischer Illusionen, das ist eine theoretische Streitfrage, die zum Mindesten nicht durch unmotivirte Machtsprüche von Seiten des Optimismus zu entscheiden ist. Jedenfalls beansprucht die pessimistische Weltanschauung ihrerseits gleichfalls, die gesündere zu sein, und wenn ihr vom Optimismus vorgeworfen wird, daß ihre Abschätzung der Lebenswerthe einer gesunden Ethik das Concept verrücke, so gibt sie ihm diesen Vorwurf mit mindestens der gleichen Kraft der Ueberzeugung zurück.

Wenn ferner optimistische Kritiker behaupten, daß durch die kritische Zersetzung der instinctiven Triebe und Gefühle, durch ihre Enthüllung als äffende Illusionen jede Lebensfreude zerstört, jede naturgemäße Hingabe an die natürlichen und geistigen Aufgaben des Lebens unmöglich gemacht werde, so beruht das auf einem Mißverständniß. Denn der Pessimismus behauptet ja nicht, daß diese instinctiven Triebe unwahr seien und deshalb abgetödtet werden müßten, sondern er weist vielmehr ihre unermeßliche Wichtigkeit für das Leben der Gattung und die Entwickelung der Menschheit nach und verlangt darum sehr entschieden die Pflege und Ausbildung derselben. Nur insofern das unphilosophische Denken sich unwillkürlich dem irrthümlichen Glauben hingibt, daß diese Triebe, weil sie dem Individuum ein hohes Glück zu versprechen scheinen, auch nur zum Zweck der individuellen Glückseligkeit als Mittel gesetzt seien, nur insofern deckt der Pessimismus das Illusorische in ihnen auf, indem er lehrt, daß diese vermeinte Glückseligkeit nur als Köder diene, um sittlich unreife Individuen unvermerkt den höheren Zwecken dienstbar zu machen. Der sittlich reife Mensch, der bereit ist, seine Kräfte für solche höhere Zwecke auch ohne verheißenen Lohn willig einzusetzen, der also in seiner Hingabe an die Aufgaben des Lebens nicht mehr die Mehrung seines eigenen Wohls im Auge hat, der wird sich nimmermehr über das Trügerische dieser Illusionen beklagen, durch welche ja nichts getäuscht wird als das moralisch rechtlose Streben nach eigener Glückseligkeit; er wird vielmehr die in seine Brust gelegten instinctiven Triebe gerade darum ehren und pflegen, weil sie ihm als bequeme Handhabe dienen, um ohne zu großen Kampf mit der widerstrebenden Selbstsucht, ohne fortdauernde Anspannung der sittlichen Energie doch den Forderungen der Sittlichkeit gerecht zu werden. Er wird sich aber denselben nicht blindlings, nicht einseitig und unbedingt ergeben, sondern wird den Grad ihrer jeweiligen Berechtigung am Maßstab der sittlichen Ideen prüfen, d. h. er wird seine natürlichen Triebe und instinctiven Neigungen ethisiren, und er vermag dies eben deshalb, weil er einsehen gelernt hat, daß die von ihnen vorgespiegelte individuelle Glückseligkeit doch nur eine beabsichtigte Täuschung ist, daß ihre Wahrheit vielmehr darin besteht, Mittel zu höheren, ethischen Zwecken zu sein.

Man erkennt schon aus diesen Andeutungen, daß der Pessimismus, weit entfernt, den Idealismus des Gemüths und des Gewissens zu schädigen, vielmehr die geeignetste Unterlage bildet, auf welcher derselbe sich am freiesten und ungebundensten entwickeln kann. Denn was den Menschen hindert, seinen Geist zu den Idealen emporzuheben und nach ihrer Anleitung sein Leben einzurichten, was ihn immer wieder herabzieht in den Staub des Irdischen und die Bande des Gemeinen, das ist doch schließlich nichts andres als die Selbstsucht, die Sorge um das liebe Ich und dessen Glückseligkeit, und die Hoffnung, durch Befriedigung dieses oder jenes sich grade hervordrängenden Triebes diese Glückseligkeit zu erlangen oder doch ihr näher zu kommen. Je nach dem Bildungszustand und der Naturanlage des Individuums wird diese Selbstsucht sich mehr als sinnliche Genußsucht (Hedonismus, Fleischeslust) oder als raffinirter Egoismus (Eudämonismus) darstellen; in beiden Fällen aber ist die Mehrung des eignen Wohls und Behagens das letzte Ziel, das, je nachdem es zufällig mit den sittlichen Zielen harmonirt oder collidirt, legal oder unmoralisch erscheint, niemals aber irgend welchen sittlichen Werth beanspruchen kann. So lange der Glaube an die Erreichbarkeit des Glückes in der Welt besteht, ist das Individuum von weltlicher Gesinnung beherrscht, so lange richtet es sein Sinnen und Trachten danach, dieses verlockendste aller Ziele zu erreichen, so lange wird der ethische und religiöse Idealismus mehr als ein kleidsamer Putz dem Gewande der Selbstsucht aufgeheftet, als daß er wirklich dauernd (nicht blos in vorübergehenden Aufwallungen) zur Herrschaft gelangt, so lange bleibt alle vorgebliche Moral und Religion doch nur offener oder verschämter Eudämonismus. Erst wenn intuitiv oder durch Reflexion die Unerreichbarkeit der Glückseligkeit eingesehen ist, ist die phychologische Grundlage zur Ermöglichung eines wahrhaften ethisch-religiösen Idealismus gegeben. Erst auf den Trümmern all und jeden Eudämonismus erbaut sich die echte Moral, und nur eine Durchschauung der eudämonistischen Illusionen gestattet es, den Eudämonismus in Trümmer zu schlagen, daher denn auch Kant, der zuerst diesen principiellen Schritt von der unechten zur echten Moral that, unser erster Pessimist war.

Was für das sittliche Bewußtsein gilt, das gilt in noch höherem Grade für das religiöse, welches als die Krönung des

ersteren bezeichnet werden kann; nur aus der fundamentalen Umkehr der weltlichen Gesinnung kann die religiöse Gesinnung entspringen, und der Mensch kann echte Religiosität immer nur in dem Grade besitzen, als er seine weltliche Gesinnung abgestreift und überwunden hat, d. h. als er mit oder ohne klares Bewußtwußtsein Pessimist geworden ist. Ich gehe nicht so weit wie Schopenhauer, den Optimismus für eine ruchlose Gesinnung zu erklären, aber ich muß daran festhalten, daß er eine Gesinnung erzeugt, welche das Streben verweltlicht und das Aufkommen und dauernde Herrschen eines wahrhaften religiös-ethischen Idealismus mehr als irgend etwas anderes erschwert, wo nicht gar unmöglich macht; hingegen liegt auf der Hand, daß der Pessimismus, indem er jenes Hinderniß beseitigt, mehr als irgend etwas anderes das Zustandekommen und die fortschreitende Befestigung des religiös-ethischen Idealismus begünstigt, also in dieser Richtung nicht nur nicht als schädlich sondern sogar als im höchsten Sinne förderlich und praktisch werthvoll zu bezeichnen ist.

In dieser Hinsicht hat sich auch zum Theil schon eine bedeutende Umwandlung der Ansichten vollzogen; der triviale Optimismus streicht mehr und mehr die Segel, und die Vertheidiger richten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Behauptung, daß ja grade in der Anerkennung des religiös-ethischen Idealismus schon eine höhere Art von Optimismus, ein religiös-ethischer Optimismus enthalten sei, gegen welchen der empirische Pessimismus völlig in den Hintergrund trete. Dieser empirische Pessimismus sei zwar zuzugeben, aber er komme gar nicht in Betracht gegen den allein zu betonenden religiös-ethischen Optimismus; es sei schädlich, ihm eine Wichtigkeit beizumessen und sich bei seiner Ausmalung und Begründung aufzuhalten, weil dadurch die Blicke von dem abgelenkt wurden, worauf es allein ankomme, vom religiös-ethischen Optimismus.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Renaissance.*)

Hettners Buch „Italienische Studien" ist eine Sammlung von Essays, von denen ein Theil manchem Leser aus früherer Publication in verschiedenen Zeitschriften bekannt sein wird, wenn sie auch hier in neuer Bearbeitung erscheinen; zum andern Theil sind dieselben offenbar aus populären wissenschaftlichen Vorlesungen hervorgegangen. Der Vorzug des Buches aber besteht darin, daß die gesammelten Essays nicht bunt und zufällig Zusammengewürfeltes sind, sondern daß sie, durch ein festes geistiges Band zusammengehalten, doch in gewissem Sinne ein Ganzes bilden. Das gemeinsame Stoffgebiet der Aufsätze, das der Zusatz des Titels: „Zur Geschichte der Renaissance" enger begrenzt als eigentlich dem Inhalt entspricht, ist das Geistesleben Italiens, wie es vom 13. Jahrhundert bis zum Schlusse des 16. in der Literatur und vorzugsweise in der bildenden Kunst sich spiegelt. Neben der biographischen Behandlung der Kunstgeschichte darf auch jene Behandlungsweise nicht zurücktreten, welche den geistigen Zusammenhang der Kunst mit dem, was sonst ein Volk und ein Zeitalter bewegt, zu erforschen sucht. Hierzu ist Hettner, der Literaturhistoriker und Kunsthistoriker zugleich ist, vorzugsweise berufen.

Der erste Aufsatz: „Zur Streitfrage über Niccolo Pisano" ist einem seit mehreren Jahren vielfach besprochenen Gegenstande gewidmet. Nachdem Crowe und Cavalcaselle die bereits früher aufgetauchte Behauptung von der apulischen Herkunft des Meisters und dem süditalischen Ursprung seines Stiles wieder aufgenommen hatten, wurde diese Annahme vorzugsweise von Schnaase, unter jüngeren Forschern namentlich von E. Dobbert widerlegt, und die paar Unklarheiten, die noch blieben, hat die neue Vasari-Ausgabe von Milanesi beseitigt; nur in Süditalien selbst hat sich der blinde Lokalpatriotismus noch nicht beruhigt. Neuerdings hat derselbe die angeblich vom Triumphbogen Friedrichs II. zu Capua herrührenden Bildwerke für die Existenz einer blühenden Schule der Plastik in Unteritalien in das Feld geführt, und dem gegenüber ist von Hettners Ausspruch werthvoll, daß jene Bildwerke nach den Gypsabgüssen offenbar spätrömische Arbeit seien, während er zugleich nachweist, daß sie mit der Beschreibung der Sculpturen am Triumphbogen in den älteren Berichten nicht stimmen. Aber dieser historische Theil des Aufsatzes ist dem Verfasser eigentlich doch nur Nebensache; das Hauptgewicht hat er auf das Gegenständliche von Niccolos Hauptwerk, der Kanzel im Baptisterium zu Pisa gelegt. Dieses Streben, den Inhalt der Kunstwerke zu analysiren und bis in seine Einzelheiten zu ergründen, ist eine Seite der Forschung, welche die neuere Kunstgeschichte oft noch zu sehr vernachlässigt, obgleich das für sie ebenso wie für die klassische Archäologie eine unabweisbare Aufgabe ist. Was sich in dieser Hinsicht bei methodischer Arbeit leisten läßt, zeigt Hettners Studie „Die Dominikaner in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts", die in ihren Haupttheilen schon in der Zeitschrift für bildende Kunst erschienen war. Ein echtes Quellenstudium, die gründliche Kenntniß der Werke des heiligen Thomas von Aquino, der hier für das Gegenständliche der allegorischen Bilder maßgebend ist, machen es dem Verfasser möglich, die Darstellungen in den Wandbildern der spanischen Kapelle zu Florenz zu erklären und das Entsprechende in dem berühmten Triumphe des Todes im Camposanto zu Pisa nachzuweisen, auf welchem eine der Hauptgruppen eine ganz andere Deutung gewinnt. Wir halten diesen Aufsatz für den bedeutendsten der Sammlung. Neben ihm verdienen namentlich zwei Studien wesentlich literaturgeschichtlichen Inhaltes: erstens „Petrarca und Boccaccio", zweitens „Tasso und die Gegenreformation" als Muster kunstvoller Abrundung bei knapper Form hervorgehoben zu werden. Meisterhaft weiß da der Verfasser bedeutende Erscheinungen, welche ganzen Epochen ihr Gepräge verleihen, in großen Zügen zu zeichnen. Wird dort geschildert, wie die Menschheit sich zuerst wieder dem frischen Quell des Alterthums zuwendet, um neue Jugend zu schöpfen, wie das Zeitalter des Humanismus anbricht, eine neue Weltanschauung und Gesittung beginnen, so wird hier der tragische Untergang der italienischen Renaissance durch die kirchliche Reaction skizzirt.

Zwischen diesen beiden Endpunkten erstreckt sich die Bahn der italienischen Renaissancekunst, der die meisten übrigen Aufsätze gewidmet sind. In demjenigen, welcher den nicht ganz bezeichnenden Titel: „Die Monumentalität der Kunst" führt, wird zunächst die Stellung der bildenden Kunst im Leben dargelegt und die denkwürdige Thatsache entwickelt, daß sie die Wissenschaft und Dichtung, die doch die Grundlage der neuen Geistesbewegung, auch des Kunstaufschwungs, gewesen waren, überflügelt; sodann wesentlich die Umwandlung des Gegenständlichen in der bildlichen Darstellung, die Loslösung desselben vom dogmatisch Kirchlichen erörtert. Die nothwendige Ergänzung hierzu bildet der folgende Aufsatz: „Der Kampf um Formsprache und Technik." Zeigt sich hier eine umfangreiche Kenntniß der Quellen, dort eine feine und geistvolle Auffassung, so sind doch diese beiden großen und schwierigen Themata keineswegs erschöpft, vielmehr für die Bedürfnisse eines größeren Publicums nur andeutungsweise behandelt, übrigens auch nicht unanfechtbar in vielen Einzelheiten. Die Darstellung der Anbetung des auf dem Boden liegenden Christuskindes durch die knieende Mutter darf nicht auf Rechnung des neuen Renaissanceegeistes gesetzt werden; vielmehr läßt gerade eine dogmatische Vorstellung, diejenige, daß Maria ohne Schmerzen geboren habe, diese Auffassung im späteren Mittelalter an Stelle des traditionellen Bildes von Christi Geburt treten. Auch die Annahme, daß dieses Motiv erst von Florenz nach den Niederlanden und Deutschland gewandert sei, bedürfte des Beweises. Das Skizzenbuch zu Venedig darf nicht für Raphael citirt werden, von dem hier kein Strich herrührt; es gehört einem anderen umbrischen Zeit-

*) Herman Hettner, Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig 1879, F. Vieweg u. Sohn. VIII und 312 S. 8. 9 Mark.

genossen, wahrscheinlich dem Pinturicchio an. Dem van Eyck darf die Kenntniß der Perspective nicht abgesprochen werden.

Raphael und Michelangelo, die größten Meister der Hochrenaissance, bilden den Hauptgegenstand der folgenden Abschnitte. Der kurze Aufsatz über das Cambio in Perugia ist eigentlich nur ein Excurs zu der Erörterung von Raphaels großen repräsentirenden Compositionen, und die schöne Studie über das Wiederaufleben des Platonismus gewährt nicht nur den Standpunkt, von dem Raphaels Schule von Athen aufzufassen ist, sondern legt die Gesinnung dar, in der überhaupt die Kunst der italienischen Hochrenaissance wurzelt. Moderne Geistreichthuerei, die um jeden Preis durch etwas Neues glänzen wollte, hatte sich darin gefallen, die Bilder in der Camera della Segnatura umzudeuten, wollte in der Disputa eine plötzliche Erscheinung, in der Schule von Athen eine Predigt des Paulus in Athen sehen. Ernsthafte Forscher aber, wie Hettner und wie Springer in seinem Buche über Raphael und Michelangelo, lassen sich nicht durch Einfälle blenden und durch späte Nachrichten beirren, sondern treten diesen großen Schöpfungen mit echter Quellenkritik gegenüber, die sowohl das literarische wie das künstlerische Material berücksichtigt. Kommen dann diese beiden Autoren z. B. bei der Schule von Athen im Einzelnen oft doch zu so abweichenden Resultaten, so sehen wir allerdings, wie wenig denn doch in dieser Hinsicht die heutige Quellenkenntniß eine erschöpfende ist, und in wie weiter Ferne eine abschließende Behandlung dieser Themata noch liegt. Am eigenthümlichsten zeigt sich Hettner sodann da, wo er Raphaels „Visionsbilder" behandelt, in denen eine Steigerung der religiösen Innigkeit, eine plötzliche Wendung zum Uebernatürlichen auftritt. Ihr Zusammenhang mit einer schon unter Leo X. beginnenden Rückkehr zu strengerer Gläubigkeit und Kirchlichkeit in den römischen Kreisen, selbst unter den Humanisten, wird nachgewiesen, und ebenso wird bei Michelangelo dargelegt, welche durchgreifende geistige Wandlung den Deckenbildern in der Sixtinischen Kapelle gegenüber das Jüngste Gericht offenbart. Steht er künstlerisch auch in diesem noch auf dem Boden der Renaissance, so ist er doch geistig hier nicht mehr, wie einst, der begeisterte Anhänger der platonischen Philosophie, sondern der Parteigänger des wiedererwachten kirchlichen Eifers. Aber „so traurig das Ende der italienischen Renaissancebildung war, die großen Ideale reinen und freien Menschendaseins, welche sie wiedererweckt hatte, blieben unverloren". Mit diesem Bekenntniß hat der Verfasser seine Arbeit geschlossen.

Alfred Woltmann.

Herbstliche Briefe.

Hagens zweiter Streich.

Wenn Sie ein sehr gutes Gedächtniß haben, meine verehrteste Freundin, so werden Sie sich vielleicht noch erinnern, daß im Jahre 1876 in München bei Christian Kaiser eine Studie von Edmund von Hagen erschienen ist unter dem Titel: „Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters." Ich nahm mir damals die Freiheit, Sie auf die Eigenthümlichkeit dieses Werkes aufmerksam zu machen.*) Herr Edmund von Hagen hat nun, genau nach drei Jahren, die Fortsetzung seiner groß angelegten Arbeit erscheinen lassen unter dem Titel: „Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des „Rheingold"."**)

Diese neue Studie über die zweite Scene, welche in den „Gesammelten Werken von Richard Wagner" (Leipzig 1872, bei Emil Fritzsche) $26^2/_3$ Seiten füllt, ist 266 Seiten stark, so daß genau auf eine Seite des Wagner'schen Textes 10 Seiten Commentar kommen. Dieser Hagen'sche Commentar hat mich, wie Sie sehr bald begreifen werden, zu arithmetischen Uebungen angeregt und ich habe mir also ausgerechnet: erstens, daß, da Wagners gesammelte Schriften bis jetzt 8 Bände von durchschnittlich 360 Seiten füllen, im Ganzen also 2880 Seiten, und da wir die Hoffnung hegen, daß Edmund von Hagen mit demselben liebevollen Eingehen und mit demselben Verständniß wie die ersten beiden Scenen des „Rheingold", allmählich Wagners Gesammtschöpfung erläutern wird, dieser Commentar 28800 Seiten oder 80 Bände von je 360 Seiten füllen wird, — ein unentbehrliches Nachschlagebuch für Jeden, der sich mit der Bedeutung der Wagner'schen Dichtung vertraut machen will. Allerdings wird der Abschluß dieses Werkes, selbst wenn wir von „Parsifal" absehen, noch einige Zeit auf sich warten lassen. Da nämlich Edmund von Hagen in drei Jahren 27 Seiten der Wagner'schen Dichtung commentirt, also in einem Jahre neun Seiten, so wird, um die Gesammtarbeit zu erledigen (9:2880), ein Zeitraum von 320 Jahren erforderlich sein, um das Werk zu Ende zu führen, so daß wir also im Jahre 2199 des Heils, etwa gleichzeitig mit dem Abschlusse der Eneyklopädie von Ersch und Gruber, die Freude haben werden, Edmund von Hagens Commentar complet zu besitzen.

Wollte ich behaupten, daß ich die Studie des Herrn von Hagen über die zweite Scene des „Rheingold" ganz gelesen hätte, so würde ich mehr sagen, als ich verantworten kann. Ich gestehe, daß ich darin nur geblättert und nur diejenigen Abschnitte, die mich speciell interessirt haben, mit Aufmerksamkeit studirt habe. Darunter verstehe ich einen Theil des Vorworts, die Einleitung, das erste Kapitel des ersten Abschnittes über die Handlung („Schauplatz und Atmosphäre der Handlung"), und ferner den ganzen dritten Abschnitt: „Der sprachliche Ausdruck." Diese Theile des Hagen'schen Werkes kenne ich jetzt ziemlich genau. Die andern, sehr wesentlichen Theile, über den Inhalt, über den formalen Bau der Handlung und über die Charaktere der Götter und Riesen, habe ich mir einstweilen nur flüchtig ansehen können. Es war mir eben zuviel auf einmal. Mir ward „von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Herr von Hagen schreibt nämlich nicht leicht! Wenn man gleich in der zehnten Zeile des Vorworts auf einen Satz wie den folgenden stößt, der uns das Wesen der Wagner'schen Kunst veranschaulichen soll, so werden Sie mir Recht geben, wenn ich sage, daß man dieses Buch nicht wie einen kurzweiligen Roman lesen kann. Edmund von Hagen sagt nämlich auf der ersten Seite:

„Der Weltwille ist aus vieltausendjährigem Schlafe zum Traum-Wort-Ton geworden, Schau-Vorstellung."

Nun denken Sie sich, wie dunkel die Wagner'sche Kunst sein muß, wenn das eine Erklärung ist! Ich gestehe, daß ich mir von dem „Traum-Wort-Ton" keine rechte Vorstellung machen kann, weder eine Schau-Vorstellung noch eine andre. Dann heißt es nach einigen andern Sätzen desselben Schlages weiter im Texte:

„Sonniger Goldglanz überstrahlt das Dunkel des Gottesschatten so, daß die Götterdämmerung nicht als eine Aufopferung der alten Götter anzusehen ist, welche wegen ihrer Unvereinbarkeit mit der neuen christlichen Ordnung von den Germanen einem tragischen Untergange zu weihen wären, sondern als ein von allen religiösen Volksphantasien unabhängiges, vom Künstler-Genius geschaffenes, ästhetisch erfreuliches Bild, dessen anmuthige Heiterkeit von den Menschen, im Gegensatze zu christlicher Lebensverfinsterung, in den nicht blos schuldlosen, sondern auch sittlich einzig relevanten Freuden des Geistes und des Denkens zu verwirklichen ist."

Der Satz ist freilich etwas lang, aber er gewinnt durch die Länge nicht gerade an Klarheit. Ich gebe mir keine Mühe, der dunkeln Rede Sinn zu lichten; denn ich fühle mich nicht berufen, das, was Herrn Edmund von Hagen vorgedämmert haben mag, und was er in einer ganz umnebelten Sprache auszudrücken den Versuch macht, in verständliches Deutsch zu übersetzen. Es verlohnt wirklich nicht der Mühe. Die Verzückung, in welche Herr von Hagen geräth, sobald er sich mit seinem

*) Siehe „Gegenwart" vom 29. Juli 1876. „Wie Hagen den Siegfried erschlug."

**) München 1879, Christian Kaiser.

Gotte beschäftigt, ist eben nicht vollkommen geeignet zur Präcision des Ausdrucks. Dieses Weltentrücktsein, diese Ekstase hat wirklich etwas Naiv-Rührendes; und es ist ein Gefühl der Rührung, es ist nicht Spott, der mich überkommt, wenn ich lese, wie ein offenbar gebildeter und nach einer gewissen Richtung hin sogar begabter Mann, dessen volle Lauterkeit der Gesinnung über allem Zweifel erhaben ist, von einem Mitlebenden Sätze wie die folgenden schreibt.

„Wagner hat das Innere des Erdplaneten durchsichtig gemacht."

„Sonnengleich thront Wagner in der Götter urältestem Rath und behorcht die geheimste Saat der Dinge, umgeben von den Sternen an dem Weltenbaume, welche ihm die Göttin der Schönheit, ambrosischen Früchten gleich, in goldenen Sphären zeigt."

„Die elektrische Spannkraft des Weltalls ist vom Dichter gesammelt. Himmel, Erde und Wasser verknüpfend, spannt er den Farbenbogen aus. So hält der Dichter, wie Wotan den Speer, den Hast der Welt in der Hand."

Da haben wir's! Nun ist das große Wort gesprochen. Wagner ist durch das Patent des Herrn von Hagen vom Range eines Halbgottes, den ihm die Seinigen längst zuerkannt haben, nunmehr zum obersten Gotte mit dem Speer des Wotan befördert worden. Wagner hält den Hast der Welt in der Hand, er ist jenes, bisher als unerforschlich Betrachtete, „was die Welt im Innersten zusammenhält".

Da es mir nicht möglich ist, eine Analyse aus dem ganzen Buche zu geben, wende ich mich sogleich dem dritten Abschnitte zu: „Ueber den sprachlichen Ausdruck", in welchem diese zweite Scene auf die Sprache hin geprüft wird, und in welcher Herr von Hagen zu dem Schlusse kommt, daß noch nie ein Dichter und ein Sprachkünstler wie Richard Wagner gelebt hat. Um diesen Beweis zu führen, ist der Verfasser der Studie genöthigt, sich die Dichtung ganz im Einzelnen zu betrachten. Er prüft also: zunächst die Bilder und zwar in Hinblick a. auf die Burg, b. auf die Riesen und Rheintöchter, c. auf Loge, d. auf das Götterantlitz, e. auf die Farbe;

zweitens: die Figuren: a. Personification der Abstracta, b. die Antithesen, c. Apostrophen, d. ironische Wendungen, e. Wortspiele, f. etymologisches Schema, g. Klangmalereien (mit besonderer Bezugnahme der einzelnen Buchstaben auf die Charaktere, welche sie anwenden);

drittens: die Satzconstruction: a. Participialconstructionen (α. Participia präsentis, β. Participia perfecti), b. die Relativconstructionen, c. die Comparativsätze, d. die Temporalsätze, e. die Finalsätze, f. die Causalsätze, g. die Conditionalsätze, h. die Consecutivsätze, i. außergewöhnliche Constructionen und besondere Einzelheiten.

Es ist schade, daß in dieser ziemlich vollständigen Analyse eine störende Lücke klafft. Wo bleiben die Interpunctionen? Ich meine, daß die „Bedeutung des Semikolons in Hinblick auf den Wahn-Welt-Traum und das Wort-Ton-Bild" zu einer eingehenden Studie ein geeigneter Vorwurf wäre.

Ich kann auch hier dem Verfasser nicht auf allen interessanten Pfaden, die er einschlägt, folgen. Ich gehe gleich auf die zweite Gruppe, Rayon g, über. Herr Hagen macht die Wahrnehmung, daß Wotan sich mit einer gewissen Vorliebe des R und P bedient, denn:

„R und P als Ausdruckslaute der Kraft und Zuspitzung eignen sich vorzüglich, um die Pracht und den Stolz des obersten Gottes auch sprachlich fühlbar zu machen, ebenso das fast trotzige tr."

Später, als Wotan sich nochmals des R bedient, bemerkt Herr von Hagen, daß in dieser Häufung des R „der Ton der mürrischen Stimmung" liegt, von welcher Wotan mehr und mehr beherrscht wird. R ist also der Ausdruckslaut der Kraft und des Murrens, wie dies auch Goethe in dem Liede: „Röslein, Röslein, Röslein roth" vortrefflich veranschaulicht hat. Man kann sich daher kaum etwas Mürrischeres und Kraftvolleres vorstellen, als Rehbraten und Rebhühner mit Rüdesheimer, und welcher vornehme Trotz liegt in „Trallalla"!

„Anders als Wotan spricht seine Gemahlin Fricka," schreibt Herr von Hagen. „Der weiche W-Laut, das sanfte S, das bebende B wiegen in ihren Aeußerungen vor, und kennzeichnen die schmeichelnde, bangende Frau."

„Das listige, leichte und schlüpfende Wesen Loges äußert sich sprachlich am liebsten in einer Häufung des L-Lautes."

„Das L ist geeignet, das Leichte und Gewandte der List, das Glatte der Verstellung Loges zu malen."

L ist bekanntlich immer leicht und gewandt, z. B. in Last, Leviathan.

„In Verbindung mit dem Sch wird das schlüpfende, beschwingte Wesen des Feuergottes anschaulich. In den wehenden Spiranten F und H spricht der fauchende und stürmisch hauchende Donnergott ꝛc."

Ich brauche das ganze ABC nicht durchzugehen. Sie dürfen sich aber darauf verlassen, daß jedesmal, wenn Wagner irgend ein Wort gebraucht, nicht nur dieses Wort selbst, sondern ein jeder Buchstabe desselben seine weittragende poetisch-philosophische Bedeutung hat. Auch die Vocale haben ihre große Wichtigkeit. Herr von Hagen schreibt uns:

„Der O-Laut, welcher sich vorzugsweise zur Bezeichnung des Großen, Hohen und Imposanten eignet, ist den Namen der vier Götter Wotan, Froh, Donner und Loge gemeinschaftlich."

Sie sehen, daß das O immer hoch, groß, imposant ist, und werden daher künftig auch von dem Floh mit dem genügenden Respecte zu reden haben. Von Fasolt und Fafner heißt es: „Das Felsenfeste ihrer Natur spricht aus diesem F", daher also A. W. Faber Nr. 4!

Nicht minder lehrreich und interessant ist die Untersuchung der Satzconstruction, die Herr von Hagen anstellt. Er zählt ganz genau aus, daß in der zweiten Scene des Rheingold 27 Participia präsentis sind und 9 Participia perfecti. Unter den 27 Participia präsentis sind 23 nackte, eins mit einem Adverb bekleidet, ein doppeltes, 2 mit reicher Bekleidung. Herr Hagen erzählt uns nun weiter:

„Die Stellung der Participialconstruction innerhalb des Satzgefüges kann eine dreifache sein. Erstens die Participialconstruction geht voran. Davon findet sich kein Fall in der zweiten Scene. Zweitens die Participialconstruction schiebt sich ein. Dies ist der Fall in Nr. 8 der P. präsentis, in Nr. 3 und 4 der P. perfecti. Drittens die Participialconstruction folgt. So in allen übrigen Fällen der zweiten Scene."

Diese Classification erinnert sehr lebhaft an jene, die der Professor der Geologie seinen Tertianern vortrug: „Die Metalle zerfallen in 3 Klassen. Erstens in solche, die sehr stark nach Knoblauch riechen, zweitens in solche, die wenig, und drittens in solche, die gar nicht nach Knoblauch riechen. Zur ersten Gruppe gehört das Arsenik, die zweite Gruppe enthält gar keine Metalle, und sämmtliche übrigen Metalle gehören zur dritten Gruppe."

Herr von Hagen erzählt uns ferner, daß in der zweiten Scene 25 Relativsätze vorkommen, bei welchen das Relativpronomen: „wer", „was" 17 Mal, dagegen „der", „die", „das" 9 Mal vorkommen. „Welcher", „welche", „welches" ist vermieden. Ferner kommen in derselben Scene 4 Comparativsätze, 2 Temporalsätze, 13 Finalsätze, 2 Causalsätze, 14 Conditionalsätze mit 13 versteckten Hypothesen und ein Consecutivsatz vor.

Endlich führt Herr von Hagen noch aus, daß von 372 Wörtern des die zweite Scene einleitenden Gesprächs zwischen Wotan und Fricka 244 Wörter einsilbig, 93 zweisilbig, 32 dreisilbig und nur eins viersilbig, 2 fünfsilbig sind. Von Wagners Lieblingsausdrücken, „Wonne", „Zauber", „hehr", „dünken", „kiesen", finden sich in dieser zweiten Scene auch einige Beispiele. Herr Hagen zählt ganz genau, daß z. B. das Wort Wonne 9 Mal vorkommt. „Solche Lieblingsworte," sagt er wörtlich, „sind für das zauberhaft wounige Wesen des Dichters selbst charakteristisch." Romeo könnte es nicht zärtlicher zu seiner Julia sagen. Von dem „zauberhaft wonnigen Wesen des Dichters" oder vielmehr von seiner Größe als Sprachkünstler sagt Hagen zum Schlusse:

„Von seiner reinen, auf dem negativen Momente der Sprachrichtigkeit als der Freiheit von Incorrectheiten ruhenden Klarheit und Helle, erhebt er sich zu dem positiven Momente eines glänzend schaulichen Scheines, hoch erhaben, frei von jedem überflüssigen Schmucke."

Das ist wieder nicht ganz leicht zu verstehen; aber ich will Ihnen doch die mühsam gewonnenen Resultate der Hagen'schen Forschung nicht vorenthalten und gebe Ihnen daher auch noch zu guterletzt die Nuß zu knacken, die sich Herr von Hagen zum Beschlusse seiner Studie über die zweite Scene des „Rheingold" aufgespart hat:

„Gottes Frohsein, Gottesdonner, Gottesfreude, Gottesschmerz, Weltleid und Weltlust sind durch die Kraft des Geistes geeinigt zum seligen Welt- und Gottesfrieden. Der metaphysische Urgrund der Sittlichkeit: die Idee der Erlösung vom Willen durch den Geist ist Kunst geworden, die Wahrheit Schönheit: ein ideales Bild der Welt."

Ueberlegen Sie sich das recht gründlich, und wenn Sie es gefunden haben, theilen Sie es mir gelegentlich mit.

Für mich ist, wie Sie wissen, ein jedes Buch, das ich mit Interesse lese, eine Anregung. Ich habe daher auch Edmund von Hagens mühevolle Arbeit nicht bei Seite legen können, ohne durch dies erhabene Beispiel zur Nacheiferung angespornt zu werden. Da mir eine dichterische Unterlage von der Bedeutung der zweiten Scene des „Rheingold" nicht zur Hand war, und ich auch nicht die Zeit hatte, einen verhältnißmäßig noch immerhin so umfangreichen Vorwurf meinem Studium zu Grunde zu legen, so mußte ich mich zu etwas Anderem, Bescheidnerem und Knapperem umsehen. Und da verfiel ich denn ganz naturgemäß auf eine Berliner Redensart, die ich sprachlich auf ihre Bedeutung hin für den Nationalcharakter des Berliners zu analysiren versucht habe. In der Sammlung von Berliner Redensarten, die unter dem Titel „Der richtige Berliner" erschienen ist, finden Sie die etwas sonderbar lautende Apostrophe: „'s ist leicht gesagt, für 'n Sechser Käse, aber welche Nummer?"

Diesen anscheinend ziemlich unbedeutenden Satz habe ich nun nach der Methode des Herrn von Hagen zu analysiren und zu commentiren versucht, und hier sind die Resultate meiner Forschung:

Der Satz zählt elf Wörter und zwar fünf einsilbige und sechs zweisilbige. Das A kommt zweimal vor, der Umlaut Ä einmal, das E neunmal, wozu noch drei durch das Apostroph ausgestoßene E hinzuzuzählen sind, und das I zweimal, das U einmal und der Umlaut Ü auch einmal. Das O fehlt ganz. Es ist die Aehnlichkeit des O mit der Null (0) zu beachten. Beide haben eine Rundung, die dem Berliner gänzlich fehlt, daher auch in diesem Satze das O nicht vorkommen darf. Von den Consonanten fehlen gänzlich D, P, Q, V, Z. Das C und H treten ebenfalls nicht selbstständig sondern nur in der Verbindung als Ch auf.

Der Satz ist, wie man sofort sieht, ein Ausruf, eine Apostrophe und als solcher der Großmäuligkeit des hauptstädtischen Janhagels ganz entsprechend. Es ist aber ein Ausruf, der mit einer Frage schließt, wodurch gleichzeitig auf eine charakteristische Eigenschaft des Berliners, auf seine Neugier hingewiesen wird; und zwar mit einer ironischen Frage, die das ewige Bekritteln, Bespötteln und die zersetzende Ironie der Bevölkerung bezeichnend malt.

Das kecke Bild, welches dieser Satz enthält, wird Jedem sofort auffallen. Der Käse hat Sorten, keine Nummern, es müßte also heißen: welche Sorte? Den Berliner aber reizt das Ungewöhnliche. Er fragt daher auch beim Käse wie beim Handschuh nach der Nummer. Der kleine, der sogenannte Handkäse, der mit der Hand gemacht wird, caseus manu, digitis compressis, sive pugno factus*), ist in Berlin vorzugsweise heimisch. Die schnell arbeitende Volksphantasie springt daher vom Käse auf die Hand, die ihn bereitet, von der Hand auf den Handschuh, der diese bekleidet, von dem Handschuh auf die Nummer, die dessen Maß bestimmt, daher die Trope als eine durchaus angemessene und durch den Reiz einer starken Ellipse besonders interessant gewordene zu bezeichnen ist.

Besonders reizvoll ist die Untersuchung des Rhythmus. Die Cäsur wird sowohl gedanklich als auch grammatisch durch die Kommata bezeichnet, hinter „gesagt" und hinter „Käse", so daß sich der Satz rhythmisch in drei Theile sondert:

⏑ – ⏑ – ‖
⏑ – ⏑ – ⏑ ‖
⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Die beiden ersten Theile sind zwei zweifüßige Jamben, der erste mit männlichem, der zweite mit weiblichem Ausgange. In der ganzen Welt, nur nicht in Berlin, geziemt den Damen der Vortritt. Die dem Berliner Wesen eigenthümliche mangelhafte Galanterie spiegelt sich auch hier deutlich ab. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Berliner in Bezug auf die Weiber ein Kost verächter sei. Im Gegentheil. Wir sehen daher auch hier, daß auf einen männlichen Ausgang (1. Theil) zwei weibliche (2. und 3. Theil) kommen.

Der in den beiden ersten Theilen scharf beibehaltene Rhythmus ist der natürliche Ausdruck des militärisch gedrillten, drallen Wesens des Berliners. Im dritten Theile aber löst der Anapäst den Jambus ab. Der muthwillige Großstädter kann eben nicht lange Schritt halten und muß, nachdem er zwei Strophen jambisch sittig dahergeschritten, plötzlich anapästisch aufhüpfen.

Nicht nur sprachlich, auch gedanklich ist die Dreitheilung in diesem Satze scharf beibehalten. Die Exposition ist licht und klar: „'s ist leicht gesagt", Ruhe und Friede liegen darin. Nichts scheint auf eine ernsthafte Verwicklung hinzudeuten. Die Handlung beginnt. Da erhebt sie sich mit unerwarteter Keckheit im zweiten Theile schon zu ihrem Höhepunkte: „für 'n Sechser Käse!" — Zwischen den zweiten und dritten Theil ist kunstvoll die Peripetie eingeschoben. Was sich inzwischen alles vollzieht, wir ersehen es aus dem dritten Theile, der uns mit einem jähen Ruck wieder von der wonnigen Höhe, zu der wir aufgestiegen waren, grausam in die nüchterne Wirklichkeit zurückzerrt — in die Katastrophe: „aber welche Nummer?" —

Wir wissen es nicht! Wir glaubten das All zu besitzen, wir haben das Nichts! Es ist Verneinung des Willens zum Leben, die Auflösung und Entfesselung einer jeglichen Geschlossenheit, der Rückfall der weisen Ordnung in das wüste Chaos. Es ist eine grausige Tragödie.

Diese tiefsinnige Untersuchung ließe sich noch einige Spalten fortsetzen; aber ich glaube, ich darf des grausamen Spiels genug sein lassen.

Die Hagen'sche Schrift hat mich mit einer gewissen Wehmuth erfüllt. Sie verräth eine ganz respectable Summe von Erlerntem und einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn. Es ist keine Kleinigkeit, alles das aus den Wagner'schen Dichtungen herauszudüfteln, zu combiniren und in Zusammenhang zu bringen mit den weltbewegenden Ideen und Gesetzen, wie es Herr von Hagen fertig gebracht hat. Aber selten ist des Studiums Mühe weniger lohnend gewesen. Wenn man erwägt, wie viel Stunden redlicher, angespannter Arbeit eines gewissenhaften, aufrichtig begeisterten, unterrichteten und nicht unbegabten Mannes darauf verwandt worden sind, um diese voluminöse Ueberflüssigkeit zu gebären, so wird man ganz traurig gestimmt. Ich habe aber keine Veranlassung, Sie und mich zu verstimmen und sage Ihnen deshalb ohne Weiteres Lebewohl.

Ihr

Paul Lindau.

*) Tacitus, Annalen 425 a. R. γ. (de caseo).

Eine Reisebegegnung.

Floriferis ut apes in saltibus
omnia libant. Lucr.

Der Interviewer ist mit Recht schon einigermaßen in Mißcredit gekommen. Im Grunde sollte er eine Specialität der Revolverpresse bleiben, da er mit wenigen Ausnahmen seine Existenzberechtigung auf die Macht, das ihm Verweigerte mit

Gewalt zu ertrotzen, zurückführt. Das ist nicht schön. My house is my castle, sagt der Engländer, „mein Haus ist meine Festung". Ja wohl, im Sinne des Gesetzes. Der Constabler darf nicht ohne meinen Willen über meine Schwelle. Aber der Interviewer. — Ich hörte neulich eine Excellenz betheuern: seine Unzugänglichkeit für Interviewer sei ihm so schlecht bekommen, daß er, wenn er je wieder Minister werden sollte, ausnahmslos für jeden Interviewer zu sprechen sein würde.

In der That kein übles Auskunftsmittel. Durch Uebersättigung des Lesepublicums seinen Geschmack für diese Art von Kost abstumpfen! „Mein Haus ist meine Festung," — ganz richtig, sagt der Interviewer, erlauben Sie mir nur, daß ich mich in Ihrer Festung zu Ihnen auf das Sopha setze und Ihnen pro forma Folgendes vortrage: „Meine weitverbreitete Zeitung (— der Curier oder der Correspondent oder die Stafette —) wünscht Eurer Excellenz Ansichten (— über Novibazar oder die Jesuitenschulen oder die spanische Heirath —) noch mehr als bisher zur Richtschnur ihrer politischen Erörterungen zu machen. Ich bin daher so frei . . ." Einverstanden! ruft die Excellenz, denn sie weiß, hinter der Höflichkeit lauert die Kralle, und die Excellenz läßt sich eine Stunde lang examiniren.

Wir haben die üble Verschärfung der zwischen Rußland und Deutschland herrschenden Verstimmung dem Herrn v. Blowitz zu danken. Mit den fingirten Interviews, die der Pariser Figaro ohnlängst zum Nachtheil von Jules Simon inscenirte, hat die Presse einen weitern Schritt in der Richtung des ungestraften Herunterreißens von Persönlichkeiten, die ihr antipathisch sind, gethan, und das üble Beispiel wird wahrscheinlich nicht ohne Nachfolge bleiben.

Vielleicht darf man aber wenigstens hoffen, daß die öffentliche Meinung früher oder später zwischen politischem und unpolitischem Stoff auch in Betreff der Interviewer einen strengen Unterschied machen wird. Noch besser wäre es, die großen Zeitungen — es sind zunächst amerikanische und englische gewesen — sagten sich von einer so unwürdigen Methode los und räumten ehrlich ein, ihre Macht aus Gedankenlosigkeit gemißbraucht zu haben und durch dreiste Nachahmer sich erst darüber klar geworden zu sein, wie sehr das Interviewen den Namen Mißbrauch verdiene.

Mit einem belgischen Journalisten, dessen Specialität das Interviewen von gekrönten Häuptern, Thronfolgern, Prätendenten, gestürzten Ministern ist, hat mich ohnlängst eine Reise im bayrischen Gebirge zu mehren Malen in Berührung gebracht. Er ist der Verfasser jener immer gewandt abgefaßten literarischen Brustbilder, die aus der belgischen Presse in die der übrigen Länder ihren Weg zu finden pflegen und deren leicht hingehauchte Farben häufig den Eindruck machen, als sei die Frucht erst eben vom Zweige gepflückt. Die Exkönigin Isabella, die beiden Exkaiserinnen von Frankreich und von Mexico, der Exkönig von Spanien, le Roy Henri Cinq und eine stattliche Reihe anderer hochgestellter (oder hochgefallener) Persönlichkeiten, — das sind die Sterne, die mein Interviewer — wenn ich ihn Mons. X. nenne, trete ich ihm wohl nicht zu nahe — unter allen denkbaren Gesichtswinkeln teleskopisch aufs Korn genommen und dann in einer so schmeichelhaften Strahlenfülle abgespiegelt hat, daß er's in seinem Genre auf manchem Schloßparkett, dem Vernehmen nach, mit der Wohlgelittenheit eines Winterhalter, eines Angeli aufnehmen kann.

Dennoch haben die günstigen Empfehlungen, deren er sich erfreut, ihm nicht aller Orten die Wege gebahnt, und sein Ehrgeiz wird auch wohl noch manche fürstliche oder prinzliche Schwelle vergeblich umwerben. Er machte gegen mich denn auch kein Hehl daraus, daß er mit wahrem Schmerz seine in dieser Beziehung auf den jungen König von Bayern gesetzten Hoffnungen aufgeben zu müssen fürchte. „Ich habe seit sieben Jahren," sagte er, „um mir zu diesem interessanten Fürsten den Zugang zu verschaffen, alljährlich Bayern besucht. Aber ich sehe ein, es ist ihm nicht beizukommen. Er ist, wie ich bestimmt weiß, die Liebenswürdigkeit selbst und wenn ihm Jemand deutlich machen wollte, mit welcher goldenen Feder ich jedem seiner Worte eine noch zehn Mal so liebenswürdige Wendung geben würde, er müßte mich endlich empfangen. Aber Niemand ist da, der es ihm deutlich machen will. Was ist der Vortheil einer solchen Dalaïlamaexistenz? Es gibt keinen, es gibt nur Nachtheile. Oder können Sie mir Vortheile nachweisen? Sie haben mir auf meine neuliche Frage: was Sie über Sa Majesté wüßten, geantwortet: „ich weiß nichts über König Ludwig und habe auch keinerlei Grund, etwas Näheres über ihn wissen zu wollen". Sie haben hinzugefügt: „im Jahre 70 hat er sich durch sein beherztes Abweisen jeder französischen Sympathie ewige Verdienste um Deutschland erworben; nicht minder im Jahre 71 durch seinen Antrag auf die Wahl des Königs Wilhelm von Preußen zum Kaiser von Deutschland. Sollen solche unzweifelhafte Verdienste einem Fürsten, dessen Volk zufrieden ist, nicht das Recht erworben haben, von der Neugier der Menschen unbehelligt seinen Neigungen zu leben?" — Mais, mon dieu, ich wiederhole Ihnen, wenn Sa Majesté mir die Ehre erweisen würde, sich von mir interviewen zu lassen, so wollte ich sein Porträt in einer solchen amabilité entwerfen und alle seine Eigenheiten und Liebhabereien als etwas so Begreifliches, so Faßliches, so Naturgemäßes schildern, daß die Neugierde der Leute ein für alle Mal befriedigt wäre. Wie wollen Sie diese Neugierde anders zur Ruhe bringen? Sie lächeln? O Sie wissen nicht, wie weit ich's in der Kunst des fein berechneten Herauslockens von Antworten, die dem Bilde günstig zu Gesicht stehen, gebracht habe. „Bon," geben Sie mir zur Antwort, „ist für Sie jede Falte in dem Charakter dieses Fürsten denn also schon verständlich, warum entwerfen Sie dann nicht sein Porträt aus der Ferne? Wozu da noch die Interviewaudienz?" — Darauf erwidre ich: „Der Eine hat diese, der Andre jene Methode. Balzac schrieb treffliche Romane, aber kein Gedicht ist ihm gelungen. Hendrik Conscience ist auf dem Boden der Erzählung einzig in seiner Art, aber vor seinen Trauerspielen behüte uns der Himmel. Ich bin Interviewer, fürstlicher, prinzlicher, meinetwegen ministerieller, aber immer einzig Interviewer. Darin liegt meine Kraft. Was sagte Wouverman, als Jan van Brügge ein Bild bei ihm bestellte, auf welchem kein Schimmel sich finden dürfe? Pardon, sagte er, le cheval blanc c'est ma spécialité. Keine Interview, kein Porträt."

Diese Unterhaltung datirt aus dem letzten Hochsommer. Mr. X. war damals Badegast in Starnberg und beeinträchtigte die heilsamen Wirkungen der von ihm genommenen Seebäder durch die täglich erneuten Versuche, dem hohen Bewohner des am andern Seeufer gelegenen Schlosses Berg nahe zu kommen, Versuche, die nie wirklichen Erfolg hatten. Auf der Rottmannshöhe traf ich ihn vor wenigen Tagen wieder. Schloß Berg ist von dort aus nahezu „einzusehen", wie der Belagerungsjargon lautet. „Ich habe, während wir uns nicht sahen, Don Carlos interviewt," sagte Mr. X., „und mein nächstes Ziel ist Kissingen. Ich bin hier nur wegen der schönen Luft, denn König Ludwig gebe ich auf." — „Sie thun recht daran," gab ich zur Antwort. — „Ich weiß doch nicht," sagte Mr. X.; „wenn man wie ich Jahre lang beobachtet hat, welche Menge von Wunderlichkeiten das Volk allmählich so gesprächsweise über seinen Herrscher in Curs setzt, blos weil er sich dem Blick der Leute entzieht, da ist es doch ein Schmerz, ihm nicht unter vier Augen einmal sagen zu dürfen: Sire, eine kurze elektrische Beleuchtung durch den Apparat eines Interviewers würde sich für Sie auf Jahrzehnte hinaus als wohlthuend, ja als befreiend erweisen." — „Aber kann man solcher Wohlthat, solcher Befreiung minder bedürftig sein, als gerade dieser sich selbst genügende Fürst es ist?" gab ich zur Antwort. „Wenn ich recht berichtet bin, liebt er nicht das Hofceremoniel. Das mag dem bayrischen Adel sehr mißfallen, denn jeder Adel bedarf zu seiner Anlehnung eines glänzenden Throns. Aber verargt dem König irgend wer im wirklichen Volke, daß er sich nicht mehr als nöthig mit Leuten einläßt, die zumeist durch ihre Blutmischung sich schon berechtigt wähnen, ihm theurer zu sein als die übrigen Millionen seiner Landeskinder? König Ludwig liebt ferner die Natur. Das mag zuweilen nicht in solcher Weise zum Ausdruck kommen, wie man es sonst gewohnt ist. Die hängenden Gärten, behaupten Einige,

gehören dem Zeitalter der Semiramis an. Aquarien baut man nicht im obersten Stockwerk eines Residenzschlosses. Baut man nicht! Als ob wir Alle nicht sehr gern zu jeder Jahreszeit ein Bassin mit lieblicher Blattpflanzenumgebung in erreichbarer Nähe hätten! Läßt sich ein solches schiffbar machen und mit Mond und Sternen und meinetwegen auch mit Vorrichtungen zu einem „Sturm im Wasserglase" herstellen, desto besser! Auch eine schmuck gekleidete Sängerin, die, während wir in gebührender Entfernung am Ufer lagern, vom schaukelnden Kahne aus die Luft mit Wohlklängen erfüllt, was könnten wir gegen sie einzuwenden haben? Und wenn wir selbst uns dies Alles ganz gern gefallen lassen würden, warum soll solch unschuldige Freude einem jungen Herrscher versagt werden? Lediglich weil das Herkommen noch nicht das Kahnfahren auf dem Dache heiligte und weil die Ceremonienmeister musikalische Herrscherbedürfnisse in der Form von Hofconcerten unter Assistenz von einigen Dutzend gähnender Hofchargen zu erfüllen gewohnt sind!" — „Sie nehmen mir die Worte von den Lippen," sagte Mr. X.; „denken Sie sich den Effect, wenn ein Interviewer diese Worte dort aus dem gekrönten Eremiten des Schlosses Berg herauslockte! Und gerade das Herauslocken ist meine Hauptkraft. — Aber die Grille mit den nächtlichen Ritten, mit den mitternächtlichen Theateraufführungen ohne Zuschauer als den König selbst, mit den einzig für ihn auf seine Bestellung verfaßten und aufgeführten Dramen, die auch durch den Druck nicht einmal zugänglich sind, mit den himmelhoch gelegenen Schlössern oder auch Blockhäusern im Gemsengebirge . . . ich bin doch neugierig . . . man hat einige Gran Scharfsinn nöthig, um Alles plausibel zu machen . . . welch ein Sonderlingsleben! und solchem Schatze nicht beikommen zu können! O ich darf die Hoffnung doch nicht aufgeben! Aber ich bin neugierig, ob Sie auch in diesen Dingen meinen Gedankengang errathen." — „Das zu thun," entgegnete ich, „kann nicht einmal meine Absicht sein." — „Aber halten Sie mit Ihren Gedanken nicht hinter dem Berge. Ich bitte Sie!" — „Als ob sich nicht Eins durch das Andre genugsam erklärte!" — „Sie weichen mir nicht aus." — „Wozu auch? Heißt das Wort:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein

denn nicht noch etwas Andres: als, der wird bald allein gelassen? Heißt es nicht mit gleichem Recht: der wird menschenscheu, den verwöhnt die Einsamkeit bald bis zur Unnahbarkeit? Wer von uns hat fern dem Leben der Städte nicht schon Aehnliches an sich erfahren! Weil wir zumeist abhängig gestellt sind, kann der Zauber der Einsamkeit sich nicht dauernd unsrer bemächtigen. Anders mag er hier, wo nichts ihm die Wege verlegt, seine Macht geltend machen. Und wer sagt uns, wie manche bittre Erfahrung, dem Hange nach der Trösterin Einsamkeit erst die Stätte bereitete? — „Permettez moi, que je vous embrasse! Je suis ravi! Aber, bitte, ich wollte Sie nicht unterbrechen." — „Sie vergessen, daß ich weder ein gekröntes Haupt, noch eine gefallene Excellenz bin." — „Wenn Sie nicht fortfahren, muß ich annehmen, daß Sie mich persönlich kränken wollen." — „Wie sollte diese Folgerung möglich sein?" — „Sie wollten eben auf Namen, die in Aller Mund sind, zu sprechen kommen." — „Nichts lag mir ferner. Wir philosophiren hier, dächte ich, philosophiren ist nicht scandalisiren." — „Hm, hm." — „Oder sind Sie andrer Meinung?" — „Passons! Gut, die Einsamkeit soll an Vielem Schuld sein. Man sagt, so oft der König eins seiner großen Bauwerke besichtigen will, muß zuvor bis auf den letzten Mann jeder bei dem Bau Beschäftigte sich unsichtbar machen. Man erzählt von den Vorkehrungen, welche getroffen werden, damit bei den nächtlichen Ritten — jetzt pflegt seine Majestät nur noch zu fahren — keine Neugierigen seiner ansichtig werden. Man behauptet, der hohe Herr sei so sehr zur Sphinx geworden — nicht wahr: Sphinx ist gut, auch im Sinne von Falter? — daß selbst seine Minister — mit Ausnahme von einem — plötzlich Nachts zu Vorträgen befohlen werden; man will wissen . . ." — „Ich bedaure, meine Zeit ist um. Dort kommt mein Dampfschiff." — „Oh le scélérat! Wir waren so schön im Zuge!" — „Wir waren im Zuge, offene Thüren einzurennen. Läßt sich auf solchen Zeitvertreib nicht zur Noth verzichten? Wem ist es nicht bekannt, daß der König als Prinz die Lücken seines Wissens im Geheimen durch massenhafte nächtliche Lectüre auszufüllen suchte — und daß er infolge dessen an Schlaflosigkeit leidet? Der Tod seines Vaters, des Königs Max, fiel in die Zeit, als Prinz Ludwig eben die Aussicht hatte, seine Sehnsucht nach geregelten Universitätsstudien befriedigen zu dürfen. Seitdem hat das Bedürfniß nach dem besten Ersatz für den docirenden Professor, nach lehrreichen Büchern, sich begreiflicher Weise nur noch in erhöhtem Maße geltend gemacht und die Tagesstunden mit ihren zahlreichen unabweislichen Pflichten haben dafür sich immer mehr als nicht ausreichend erwiesen. Was Vielen als romantische Grille erscheint: die Flucht aus dem Lärm der Städte, die leidenschaftliche Liebe für die erhabene Stille des Hochgebirges, das Sichisoliren auf ganz Wenige, denen eine theilweise Verkümmerung ihrer Nachtruhe kein Opfer allzu lästiger Art ist — wie einfach erklärt sich's und wie wenig guter Wille gehört dazu, um diese Erklärung selbst zu finden!" — „Auch ich hatte sie in der That längst gefunden," sagte Mr. X. mit einer etwas roth anlaufenden Wange, „was mich aber nicht hindert auszusprechen, daß dieses mit Ihnen verplauderte Viertelstündchen . . ." und er schwang das Räucherbecken des Interviewers mit solcher Vehemenz, daß ich mich den Wolken desselben eiligst entzog.

Auf der Heimfahrt blickte ich zufällig nach dem fernen Schlosse Berg hinüber. Auf der Terrasse desselben zwischen Orangen- und Myrthengebüschen erging sich eine hoch gewachsene Männergestalt im Schein der scheidenden Sonne. — Droben auf der Rottmannshöhe wehte ein buntes Taschentuch. Der Interviewer schwenkte es, ich konnte ihn mit meinem Glase deutlich erkennen. Er schwenkte wie Einer, der sehr guter Dinge ist. In der nächsten Viertelstunde sitzt er am Schreibtisch, und in spätestens 48 Stunden erfährt Brüssel und über Brüssel die Welt, was er aus einem in König Ludwigs intimste Geheimnisse Eingeweihten heraus — interviewt hat.

Ich ein Eingeweihter! Diese Zeilen mögen bei Zeiten dagegen Protest einlegen. W.

Aus der Hauptstadt.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

II.

Das angestaunte Werk unseres glänzendsten Porträtmalers hält uns im Kreise der Bildnisse fest. Für das Bewußtsein der denkenden Kunstwelt, welche in den Erscheinungen der Vergangenheit Geist und Gesetz des Erlebten zu erkennen vermag, besteht über den Werth des Porträts als Offenbarungsform historischer Kunst keine Unklarheit. Mag es sich mit der Bedeutung des Dargestellten zu monumentaler Kraftäußerung aufschwingen, mag es in den Typen scharf begrenzter Gesellschaftsklassen mehr auf innerliche Vertiefung angewiesen sein, immer schafft es Geschichte, wenn der Künstler seine Aufgabe begreift und sich nicht über seine Reife hinaus daran gewagt hat. Will man den Standpunkt unserer Geschichtsmalerei schon voreilig genug an dem zufälligen Relief einer Ausstellung messen, so ziehe man wenigstens die Bildnisse mit in Betracht, die ein beredtes Wort von unsern Zeitgenossen zu sagen wissen.

Wie die meisten ihrer Vorgänger ist auch diese Ausstellung reich an gemalten Gesichtern. Ich zähle rund hundert. Mich mit allen zu beschäftigen, würde eine unfruchtbare Arbeit sein. Groß ist die Zahl derer, die uns über ihre Autoren nichts Neues lehren. Man verlernt nichts und lernt nichts zu. Ist eins oft und nach Gebühr anerkannt, so scheint es müßig und unliebenswürdig, auf das andere immer wieder zurückzukommen. Wir dürfen dieses Mal den höchsten Maßstab anlegen.

Das Mittelgut wird mächtig überragt von den Firnen des Hochgebirges, und darunter gruppirt sich berganf bergab ein frisches Volk aufstrebender Trabanten.

Man kehrt nicht gerade anspruchslos heim, wenn man an Bonnats Victor Hugo die Flughöhe moderner Kunst und mitten unter den Van Dycks der Pinakothek eine Schwingungshöhe der alten ermessen hat. Aber vor dem Bildniß des Oberbürgermeisters Becker von Julius Schrader ist mir der Eindruck durch keine Erinnerung geschmälert worden. Ich war nie darüber im Zweifel, worin die Stärke dieses Künstlers beruht. Das Wesen der Männer im Gegensatz zu dem der Frauen erschließt sich seinem Blick zu malerischem Erfassen und Gestalten mit einer Klarheit und Schärfe des Contours, mit einer Kraft innerer Concentration, wie wir sie nur bei wenigen seiner Zeitgenossen finden. Schrader ist nie geistreich, nie pikant, nie überraschend, nie blendend. Aber er überzeugt. Die Einfachheit, mit der er von der Anlage zur vollen Wirkung gelangt, hat etwas Klassisches; seine Ehrlichkeit schätze ich über Alles. Er dichtet einem großen Strategen keinen durchdringenden Falkenblick, keine gebieterische Strenge an, nur weil sich die banale Vorstellung einen großen Strategen ohne diese Requisite nicht denken kann. Er taucht den bleichen Sohn des Nordens nicht in das Braun südlichen Sonnenbrands, weil seine coloristische Empfindung nun einmal in diese Tonart gebannt ist. Seine Kunst ordnet sich dem Object unter; er gibt sich auf. So kommt es denn, daß seine Bildnisse stets bequem und natürlich in der Anordnung sind. Man sieht seinen Männern das Bewußtsein nicht an, daß sie gemalt werden; ihre Erscheinung ist nicht auf den Moment gespannt. Ein Stich ins Weißliche, verbunden bei aller Gediegenheit der malerischen Qualitäten mit einer etwas unstät wogenden Pinselführung, beeinträchtigt bald mehr bald weniger die volle Wirkung. Aber es scheint fast, als ob in Folge der adäquaten Complexion des Originals dem Porträt, welches mir diesen Charakterisirungsversuch abnöthigt, selbst die Unzulänglichkeiten zum Gelingen ausgeschlagen sind. Ich wüßte nicht, was anders oder gar besser sein könnte. Was aber daran unübertrefflich ist und merkwürdiger Weise gerade bei Bonnats Victor Hugo eine Analogie findet, das ist die Tiefe des Blicks. Gemalte Augen habe ich schon oft in höchster Vollendung gesehen. Die moderne Porträtkunst setzt ihren berechtigten Ehrgeiz in die Durchbildung des Details. Man wird danach in den Augen des französischen Dichters so vergeblich suchen als in den Augen der Bürgermeisters von Köln. Die Sehwerkzeuge des letztern verschwinden fast in dem Schatten der Lider. Pupille, Iris und Sclerotica verschwimmen zu dunklem Fleck. Und doch ist die Wirkung dieses Blicks so intensiv, daß man den eigenen unwillkürlich davor wiederschlägt. Möchten doch unsere jüngeren Kräfte an einem solchen Vorbild mit Pietät studiren. Sie kommen noch zeitig genug dazu, es besser zu machen. Hier redet ein Meister zu ihnen in ihrer Sprache. Das thut ein alter Meister niemals.

Der Bürgermeister von Berlin hat neben dem von Köln einen schweren Stand. Selbst die Präsidentenglocke kann daran nichts ändern. Gegenüber der behaglichen Sicherheit, mit der die Kunst bei jenem auf ihr Ziel losgeht und es erreicht, nimmt sich die Ueberspannung der Kräfte bei diesem nicht gerade erfreulich aus. Paulsen hat in kleineren Bildnissen große Erwartungen rege gemacht. Was er uns dieses Mal bietet, zeigt einen Abstand zwischen edel gerichtetem, dem Höchsten zugewendeten Streben und den künstlerischen Mitteln, über die er zur Zeit verfügt. In der Zuversicht, es mit den Capricen der Natur aufnehmen zu können, verliert er sich in kleinliches Detail und bringt's nicht zusammen. Da heißt's denn: Ja, ihr seht eben nicht die tausend und aber tausend rothen, blauen und violetten Töne und Tönchen, die diesen Kopf für das Auge des Künstlers ganz besonders anziehend machen. Als ob es mit dem Sehen gethan wäre! Ein Minimum von materieller Schwere stürzt die ganze Combination über den Haufen, und dieses Minimum hat eben noch kein Künstler umgangen. In der Landschaftsmalerei ist es gerade so. Paulsens Bildnisse erscheinen mir bei alledem als achtungswerthe Leistungen, welche die Gefahr eines Beharrens auf irrigen Principien nicht befürchten lassen.

Unter den Werken ersten Ranges, welche die akademische Ausstellung in meiner Erinnerung verzeichnet hat, ist das Porträt der Madame Judic als Niniche von Emile Wauters vielleicht das eigenartigste. Man braucht die berühmte Künstlerin in der von ihr creirten Rolle nicht gesehen zu haben — und ich erfreue mich leider nicht des Vorzugs —, man kann selbst unter dem Banne eines sittenstrengen Machtgebots in Unkenntniß des dramatischen Hintergrundes verharren, auf dem dieser allerliebste Spitzbube sein Schelmenwesen treibt, — ein Paar solcher Augen spottet jeder polizeilichen Schranke und plaudert das ganze Geheimniß aus. Es gibt nichts Erfrischenderes als ein tête à tête mit dieser lustigen Person, zumal sie nichts dagegen hat, wenn ältere Herren sich des gegenüberstehenden Stuhls bedienen. Nachgrade habe ich mich auch ganz in das etwas schwere Roth des Kopfes hineingesehen, das mich zuerst befremdete. Es wird von dem tief saftigen Grün gefordert. Das ist mit dem Blick des Genies im Fluge erhascht und festgehalten. Momentan wie der Umschlag einer Welle, wie der Sturz einer Cascade! Und doch prägen sich solche Naturgewohnheiten ganz anders ein als der Temperamentblitz eines weiblichen Kobolds! Im Bewußtsein seiner Stärke konnte sich Wauters daran wagen. Palette, Pinsel, Hand und Auge greifen mit ihrer Action in einander wie das Exercitium der preußischen Garde. Breit und sicher gleich einem alten Meister, leicht und graziös wie ein Franzose des vorigen Jahrhunderts.

Ich möchte hier gleich bemerken, daß mir die Leistungen seines Landsmannes Portaels auf gleichem oder verwandten Gebiet nicht gerade sonderliche Sympathie einflößen. Neben der bald kalten, bald affectirt schweren Färbung fällt Unsicherheit der Zeichnung auf. Die Dame mit dem Hut — ich glaube, es ist Mademoiselle Victoire — zeigt ihren Freunden auf der linken Seite ein ganz anderes Gesicht als denen zur rechten. Von vorn wirkt das sehr beunruhigend. Und doch steckt in diesen Arbeiten ein je ne sais quoi, welches mich wünschen läßt, den Umgang mit der neuen Bekanntschaft fortzusetzen.

Auch Hermans, ein dritter Belgier, den Berliner Kunstfreunden durch das jetzt in München ausgestellte Bild „In der Morgendämmerung" bekannt, entspricht in dem Porträt der Madame Edmond Picard-Olin nicht meinen Erwartungen Dem Anlauf zu einem noch nicht dagewesenen Farben- und Beleuchtungseffect ist nicht freudiges Gelingen gefolgt. Auch die Auffassung hat nichts Ueberzeugendes; die schemenhafte Wesenlosigkeit wird durch Mangel an Firniß und Placirung noch empfindlich gesteigert.

Wie wenig solche Uebelstände einem innerlich gefesteten Werk zu schaden vermögen, zeigt sich an dem Damenporträt des Grafen Harrach. Man kann auf sehr verschiedene Art vornehm sein. Die absolut treffende Schilderung einer höchst imponirenden oder besser gesagt Respect einflößenden, einer Art, die sich um Alles in der Welt nicht annehmen läßt, empfinde ich in diesem Bildniß, das unter der Gattung sich wie ein verirrter Fremdling ausnimmt. Die Charakteristik ist so vortrefflich, daß ich mich stets auf einer gewissen Scheu ertappe, die Dame anzugaffen, und doch bin ich überzeugt, es ist ihr außerordentlich gleichgültig. Was hier bewußtes Schaffen ist, was etwa anders gewollt war und nicht gelang, vermag ich nicht zu scheiden; denn Alles wirkt auf das eine bestimmte Ziel hin. Ich möchte weder die starre Verticale in der Haltung noch die unrealistische Flachheit missen, mit der dieser ernstgraue Sammt in den mild gelblichen Hintergrund einschneidet, und die selbst dem Kopf mit seiner, Geist und Liebenswürdigkeit dem Blick des profanum vulgus entziehenden Reserve, sein charakteristisches Merkmal gibt. Wenn ich den Namen Holbein nenne, so braucht man nicht sich zu überschlagen. Was ihn mir auf die Lippen führt wird denen klar sein, die die Raumlosigkeit in seinen Bildnissen bemerkten, ohne darum an Schätzung seines Werths einzubüßen. Sollte das Schicksal Harrachs Werk einmal nach Jahrhunderten in einer Pariser Auction auftauchen lassen, so werden sich die Liebhaber starke Concurrenz machen.

Ich möchte hier gleich die Arbeiten eines Künstlers erwähnen, der zwar aus ganz anderer Richtung seine Aufgaben empfängt, aber durch die Entschiedenheit und Selbstständigkeit, mit der er sie löst, volle Beachtung verdient. Ueberdem ist er, wenn ich nicht irre, Prix de Michel Beer, und es bleibt jederzeit außerordentlich bemerkenswerth, wenn aus unseren Prix quelconques ein tüchtiger Künstler ersteht. R. Sichel hat sich seine Weise aus der Fremde mit heimgebracht und ist dabei, mit Hülfe seines gesunden Urtheils und guten Geschmacks, glücklich gefahren. Ich weiß wohl, daß man in Berlin eine solche Vortragsart zu glatt finden wird. Umgekehrt wünschte ich, es versuchten es Einige einmal mit dieser Glätte. Davon loszukommen ist weit leichter, als sie sich anzueignen. Dem Porträt der Dame mit dem runden Hütchen kommt sie für mein Auge voll zu statten. An Lebendigkeit, Kraft und Licht hat dieses elegante Bildniß nichts eingebüßt, ja es überragt hierin eine große Anzahl, die sich mit einer Art römischer Mosaiktechnik der Natur

stöhnend nachquälen. Solche Vertreibung der Töne, wie sie mir bei Sichels Damen schmeichelt, steht nur weiblicher Jugend und Kindern gut zu Gesicht. Wir wollen abwarten, ob der Maler damit auch der derberen Natur gegenüber auszukommen glaubt.

Ein Gelegenheitsporträt — ich werde den Ausdruck gleich erklären — lieferte P. Meyerheim in dem Brustbilde der Frau H. H., das auch durch die Blumendecoration von der Hand des Meisters auf den Rahmenfüllungen sich von der Heerstraße entfernt. Der Künstler hat hier von einer sehr specifischen Natur eine Anregung zu ganz speeifischem Schaffen empfangen. So malt er eben Frau H. H. und keine Zweite. Ich muß zwar auf einen Vergleich mit dem Original verzichten, aber ich habe doch die Empfindung, als wäre das vorschwebende Ziel unbedingt erreicht. In weiterem Abstande — und das ist ein Fehler — wirkt das Bild so substantiell, als es in der Nähe wirken sollte. Mit diesem Vorbehalt interessire ich mich lebhaft für das geistvoll pointirte Werk.

In schneidigem Gegensatz dazu und jeden Zweifel an der consequenten Fortentwicklung unseres trefflichen Meisters beseitigend, steht das sittenbildartige Reiterporträt, welches der Künstler mit glücklicher Charakteristik. seiner Intention als „Der Gutsherr" bezeichnet. Das strotzt von Gesundheit und belebender Frische und erschöpft so ganz die Vorstellung einer beneidenswerthen Existenz. Die kühle Klarheit des Herbstmorgens läßt sich nicht glücklicher schildern. Nur immer wieder die weißlich materiellen Glanzlichter. Ich sehe ja, daß Meyerheim so oft ohne sie auskommt, sonst hätte ich mich leicht dabei beruhigt.

Nicht häufig bieten sich so interessante Gegensätze im Gleichartigen wie die des oben besprochenen Reiterporträts zu dem in wenig größeren Dimensionen gehaltenen von Steffeck. Dort das Land, etwas derb, breitschulterig, wuchtig im Sattel; hier die Stadt, Thiergarten, elegant, Bewußtsein equestrischer Meisterschaft, stolz auf kapitales Thier und dabei von frappanter Aehnlichkeit, Roß nicht minder als Reiter. Es ist gewiß, daß die Künstler ihre Aufgabe nicht tauschen dürften, und das stellt das Verdienst Beider in das hellste Licht.

Zu einem wahren Triumphe gestaltet sich die diesjährige Ausstellung für Gustav Graef. Ich will mich nicht lange bei dem trefflichen Porträt des alten Herren aufhalten, das als Meisterstück freier, breiter Modellirung sehr detaillirter Formen Vielen ein Wegweiser sein möge. Auch dem Knabenporträt widme ich nur einen kurzen Gruß, erfreut den Meister in der coloristischen Erfindung mit vollem Gelingen einen selbstständigen Reiz anstreben zu sehen. Aber Félicie, von der es ja nun einmal ein offenes Geheimniß ist, unter welche Gattung von Kunstwerken wir sie zu rechnen haben, beansprucht durchaus eine eingehendere Würdigung, so schwer gerade sie es uns macht, für eine solche überall das passende Wort zu finden. Graef ist mit dem ganzen Adel seiner künstlerischen Gesinnung an die Bewältigung einer eminent schwierigen Aufgabe gegangen. Er konnte ja auf ganz frivole Art damit fertig werden; aber es galt ihm die Lösung in der künstlerischen Form, die ihm gestattete sein Werk als Kunstwerk an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich denke, nur die Prüden widersprechen, wenn ich behaupte, daß ihm das über jeden Zweifel gelungen ist. Und leicht gelingt es auch, sich über die Mittel klar zu werden, denen er dieses würdige Resultat verdankt. Er hat die Erscheinung losgelöst von ihren Beziehungen. Es gibt kein Vorher, kein Nachher, das unsere Vorstellung von dem Eindruck der Gegenwart ab-, über sie hinauslenkt. Auch dieses bewegliche Geschöpf, bei dessen Formung die Natur keinen anderen Ehrgeiz hatte, als daß ihr wieder einmal ein hübsches Frauenzimmer gelingen sollte, steht in ihrem Empfinden und ich wage kaum zu sagen, Denken ganz unter dem Eindruck des Augenblicks. In der Lust am Dasein, in dem starken Gefühl aus allen Poren dringender Lebenskraft geht jede andere Seelen- und Nervenregung auf. Ich bin da, und das ist mein Recht. Und unserem an der Antike gereiften Sinn fällt es nicht ein, ihr dieses Recht zu bestreiten. Wir haben eine naive Freude an der kräftig schönen Natur, die wir wie ein Symbol der Gesundheit außerhalb eines engen, persönlichen Lebenskreises empfinden. Durch die Lösung seiner Aufgabe als Meister des künstlerischen Handwerks hat Graef wohl auch die Erwartungen seiner vertrautesten Freunde übertroffen. Die Zahl derer ist nicht groß, die es ihm nachzuthun im Stande sind. Ich finde das höchste Gelingen im vollen Licht, eine nicht ganz gleiche Vollendung in den Halbschatten. Auffällig ist mir die decorativere Behandlung der Hände und Füße. War die Natur nicht fein und interessant genug, um den Künstler zu einer liebevolleren Durchführung zu ermuthigen oder fürchtete er dem großen Wurf, auf den er sein Werk angelegt, durch solche Detaillirung Abbruch zu thun? Auf die Gefahr hin hätte er es meiner Ansicht nach wagen dürfen. Einer Nebensache würde ich nicht gedenken; aber sie ist mit wenigen Strichen zu reformiren, wenn der Künstler meine Bemerkung motivirt findet. Ich meine die mathematische Härte in den Figuren, welche Balustrade, Meer und Luft in ihrer Aneinandersetzung bilden. Vielleicht ist mein Blick zu reflectirt empfindlich.

Th. L.

Notizen.

Zur Goetheliteratur.

„Faust" mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung I. und II. Theil. Berlin 1879, Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank).

Diese neue Ausgabe der ausgezeichneten Arbeit von G. von Loeper unterscheidet sich von der früheren zunächst äußerlich durch eine ungleich bessere Ausstattung. Auch im Inhalt hat der Herausgeber, der in der Goetheliteratur unbestritten eine der ersten Stellen, vielleicht die erste einnimmt*), zahlreiche und zum Theil nicht unwesentliche Veränderungen vorgenommen. Die Einleitungen zum ersten und zweiten Theil sind umgearbeitet, verbessert und ergänzt; und das Gleiche gilt von den Fußnoten, die durchweg vortrefflich sind. Vor Allem verdient das richtige Maß, das Loeper bei diesen angewendet hat, die vollste Anerkennung. Alles Ueberflüssige und Entbehrliche ist vermieden worden. Loeper hat sich mit großem Takte darauf beschränkt, nur dasjenige zu erklären, was der Erklärung wirklich bedarf. Im ersten Theile der Tragödie durften diese Commentare daher auch spärlicher sein, im zweiten dagegen sind ziemlich zahlreiche Aufhellungen der oft dunkeln und unverständlichen Anspielungen, namentlich in der klassischen Walpurgisnacht, nothwendig geworden.

Die Einleitung zu diesem zweiten Theile ist ein Meisterwerk literarischer Analyse und Kritik. Loeper verficht mit großer Energie seine Auffassung von der dichterischen Gleichwerthigkeit der beiden Theile und polemisirt scharf gegen diejenigen, die in dem zweiten Theile ein mehr oder minder unverständliches Conglomerat abgefallener poetischer Schnitzel erblicken. Wenn man die Analyse, die Loeper von den einzelnen Acten des zweiten Theiles der Tragödie gibt, mit einiger Aufmerksamkeit liest und die Commentare des Einzelnen, die in den Fußnoten angebracht sind, berücksichtigt, so wird man allerdings zu dem gleichen Resultat gelangen und von der Unverständlichkeit des zweiten Theils des „Faust" unter Gebildeten nicht mehr sprechen dürfen.

Es sei hier noch bemerkt, daß Loeper den Herausgeber und Commentator von dem Dichter völlig isolirt hat, dadurch, daß er in der Goethe'schen Dichtung nach Art der griechischen und römischen Klassiker, und auch neuerdings der französischen, die Verse durchgezählt hat. Die Vortheile, welche diese Einrichtung gewährt, liegen auf der Hand. Zunächst wird das typgraphisch häßliche Anbringen von Sternchen und Kreuzchen vermieden. Der Leser der Dichtung kann die commentirte Ausgabe wie die Textausgabe lesen, ohne durch die Arbeit des Herausgebers, wenn er diese nicht berücksichtigen will, gestört zu werden; ferner läßt sich jetzt eine jede Stelle unabhängig von der Ausgabe, vom Formate ꝛc., also ohne Seitenzahl, ohne Angabe des Aufzuges und der Scene und mit unzweifelhafterer Klarheit nach der Verszahl citiren.

Die sprachlichen Anmerkungen hat Loeper aus dem Commentare der Dichtung ausgeschieden und mit der am Schlusse eines jeden Bandes angebrachten Textrevision zusammengestellt. Diese linguistischen Noten bieten für den Schriftsteller und für Jeden, der an unsrer deutschen Sprache ein ernsthaftes Interesse nimmt, ein sehr belangreiches und reizvolles Material dar. Loeper berichtigt da einige starke Irrthümer, die jetzt,

*) Der auf dem Umschlage abgedruckte Prospect der Verlagshandlung bezeichnet Loeper als einen der größten Goethekenner der „Jetztzeit". Weshalb dieses abscheuliche Wort, das selbst auf dem Umschlage zu einem Goethe'schen Werke hätte vermieden werden sollen! In der vor kurzem erschienenen ersten Lieferung des Bandes IV. (I, B) von Grimms Wörterbuch wettert Rudolf Hildebrandt mit Recht gegen diese „geschmackwidrigste Neubildung unsrer Gegenwart".

nach der Berichtigung, fast unbegreiflich erscheinen. So z. B. im Walpurgisnachtstraum des ersten Theiles, Intermezzo, Vers 3382 tritt der „Fiedler" auf, ein ganz unzweideutiger Musikant, der vom Dudelsack und von Orpheus' Leyer spricht. Durch Goethes Orthographie „Fideler" hat sich Düntzer verleiten lassen, den Spielmann für einen fidelen Gesellen, für einen lustigen Bruder zu halten und Bayard Taylor hat sich diesen Irrthum angeeignet und die Persönlichkeit mit „good fellow" übersetzt, während Bacharach (Le Faust de Goethe, Paris 1873) richtig „racleur de violon" übersetzt. Als ein Beispiel, wie Loeper Schwerverständliches oder zum Mißverständniß Veranlassendes erläutert, will ich hier die kleine Anmerkung zu den allbekannten Versen 201 und 202 des ersten Theils:

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
Mit denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,

wiedergeben. Loeper bemerkt dazu: „Das Bild ist vom Geschäft des Haarkräuslers genommen: der Menschheit (Dativ) Künsteleien, Wind vormachen; so auch von Vischer in den „Kritischen Gängen" und von B. Taylor (I. Note 22) aufgefaßt. Es soll die gänzliche Entfernung von der Natur ausgedrückt werden, wenn Goethe seinen Gonzalo in der Klaudine zur selben Zeit sagen läßt: „Sonst pflegen Sie mir das Gekämmte zu frisiren, das Frisirte zu kräuseln und das Gekräuselte am Ende zu verwirren." (Der junge Goethe. III, 580.)"

Die Anführungen von solchen Beispielen ließe sich verdutzendfachen. Ueberall wird man das Bestreben nach Einfachheit der Auffassung, das Vermeiden allen Wustes bemerken und Loepers starke Abneigung gegen alles Symbolisiren, wo das Verstehen des Thatsächlichen nahe liegt und bei einem so klaren und realen Geiste wie Goethe stets anzunehmen ist.

Nur mit einer Einzelheit dieser Faustausgabe kann ich mich nicht einverstanden erklären. Loeper hat, wohl mit Rücksicht auf die Familie, in der sein „Faust" sich einbürgern soll, die bekannten Goethe'schen Kraftausdrücke durch Gedankenstriche ersetzt. Er hat nicht nur die Auslassung der offenbaren Zoten, wie sie z. B. in der Walpurgisnacht von Mephisto und den Hexen gesprochen werden, gleich den früheren Ausgaben beibehalten, er hat auch noch andere, ihm anstößig erscheinende Wörter, die in den früheren Ausgaben unbeanstandet stehen, ausgeschlossen und durch Gedankenstriche ersetzt. Das halte ich für gar zu zimperlich. Ich meine sogar, daß die betreffenden Stellen durch die prüde Verhüllung einen zweifelhaften Charakter bekommen, den sie in der Dichtung nicht haben. Das einfache, ehrliche, wenn auch noch so kräftige, gedruckte Wort wirkt unverfänglicher als der Gedankenstrich, der auf eine Unanständigkeit oder zum Mindesten auf eine Unziemlichkeit schließen läßt. Die furchtbaren Worte, welche der sterbende Valentin seiner entehrten Schwester entgegenschleudert, sind einfach herzzerreißend, und kein Mensch wird bei dem Fluche Valentins von dem Nebengedanken beschlichen, daß er da vielleicht ein Wort gebraucht, das keusche Ohren unangenehm berührt. Tritt aber an die Stelle dieses energischen und gewaltig wirkenden Wortes ein feigenblattähnlicher Gedankenstrich, so wird nach meinem Empfinden die poetische Schönheit schwer geschädigt, so geschieht dem Dichter, den Keiner tiefer verehrt als gerade Loeper, Unrecht. Das Wort ist übrigens durch den Reim sofort zu ergänzen; gerade deshalb ist die Ausmerzung überflüssig und schon aus diesem Grunde meines Erachtens verwerflich. Indessen mag es in dieser Separatausgabe des „Faust", die eben zu einem allgemeinen Volksbuche bestimmt ist, allenfalls noch hingehen. Die Hempel'sche Verlagsbuchhandlung kündigt nun eine neue Ausgabe der gesammten Werke Goethes an im Format und in der Ausstattung dieses „Faust". In diesem großen, zugleich dichterischen und wissenschaftlichen Werke sollen die Censurlücken, wie der Herausgeber uns mittheilt, beseitigt werden. Somit hat sich die Rüge auch in dem vorliegenden Falle in eine ganz bescheidene Form zu kleiden. Wir können die Verlagshandlung nicht genug dazu ermuthigen, das geplante bedeutende Unternehmen bald in Angriff zu nehmen und rüstig zu fördern.

*

G. von Loeper hat fast gleichzeitig im Verlage von Wilhelm Hertz „Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen" herausgegeben. In diesem Werke hat Loeper einen kleinen dramatischen Dialog, „Des Künstlers Vergötterung", aus seiner völligen Vergessenheit ans Licht gezogen und die Uebertragung des „Hohen Liedes" zum ersten Male veröffentlicht. Am Schlusse sind noch einige Briefe an Bettina beigegeben. Die Einleitung des Dichters läßt die Bedeutung der vorliegenden Publication für die Kenntniß unsres größten Dichters klar erkennen. Die Briefe an Frau La Roche bezeichnet er als „den Ausfluß der Freundschaftstendenz des vorigen Jahrhunderts, aus einer Epoche, wo Deutschland zu neuem Leben erwachte und die von diesem Leben erfüllten, für einander geschaffenen Seelen das unwiderstehliche Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung empfanden. Der aufstrebende Jüngling schreibt pietäts- und vertrauensvoll der erfahrenen älteren, jedoch noch jugendlich fühlenden Frau."

Besonders interessant in dem Bande ist das Menschliche: Goethes Beziehungen zu Sophie von La Roche, zu deren ältester Tochter Maximiliane, der späteren Brentano und zur Tochter dieser letzteren, Bettina (von Arnim). „Für Goethe," sagt Loeper, „der so früh die höchste Ruhmesstaffel erstieg und länger als ein halbes Jahrhundert behauptete, hat das Fortleben in lebendigen Beziehungen zu drei verschiedenen Generationen derselben Familie etwas Typisches; ein Vers, in das Stammbuch des früh verstorbenen ältesten Sohnes von Bettina, das letzte Dichterische aus seiner Feder, behute jene Beziehungen zur Generation der Urenkel aus . . . Auf das Wunderbarste entstanden die erloschenen Beziehungen zu Mutter und Großmutter seit 1807 in Bettina. Nur auf der Grundlage der alten Freundschaft zu jenen Beiden ist Goethes Verhältniß zu dieser verständlich, wie der „Briefwechsel mit einem Kinde" dasselbe im Wesentlichen richtig dargestellt hat."

„Im Wesentlichen richtig" ist sehr galant von Seiten des Herausgebers; denn in diesem Bande, in welchem 14 Briefe von Goethe an Bettina nach der Handschrift ganz correct wiedergegeben werden, erscheinen die freien Bearbeitungen, die Bettinas Eitelkeit an den Goethe'schen Briefen vorgenommen, und die sie in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" veröffentlicht hat, doch in einem sehr zweideutigen Lichte. Bei allem Respecte vor Bettina kann man doch, wenn man diese Originalbriefe mit den von ihr vorgenommenen Bearbeitungen vergleicht, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese kluge Dame unglaublich eitel und bisweilen sogar ein bischen lächerlich gewesen ist; so gleich in dem ersten der von Loeper veröffentlichten Briefe heißt es bei Goethe zum Schlusse: „Grüßen Sie Arnim vielmals und sagen Sie ihm, er möchte mir doch auch mal wieder schreiben. Goethe." Aus diesem einfachen Satze macht sich Bettina zu ihrem Ruhme folgendes Phantasiestück zurecht:

„Liebstes Kind, verzeih, daß ich mit fremder Hand schreiben mußte. Ueber Dein musikalisches Evangelium und über alles, was Du mir Liebes und Schönes schreibst, hätte ich Dir so heute nichts sagen können, aber laß Dich nicht stören in Deinem Eigensinn und in Deinen Launen, es ist mir viel werth, Dich zu haben wie Du bist, und in meinem Herzen findest Du immer eine warme Aufnahme. Du bist ein wunderliches Kind, und bei Deiner Ansiedlung in Kirchen könntest Du leicht zu einer wunderlichen Heiligen werden, ich gebe Dir's zu bedenken. Goethe."

Bettina will, um die größere Intimität mit Goethe erkennen zu lassen, schon von vornherein mit ihm auf dem vertraulichen Fuße des Du und Du stehen. Demzufolge sind auch in späteren Briefen die Anreden immer von dem Goethe'schen „Sie" in das gemüthliche „Du" verändert worden.

Wenn Goethe schreibt: „Auch gestern wieder, liebe Freundin, hat sich aus Ihrem Füllhorn eine reichliche Gabe zu uns ergossen," so heißt es bei Bettina z. B.: „Auch gestern wieder, liebes Herz, hat sich aus Deinem Füllhorn u. s. w." Eine allerliebste Bearbeitung ist die des Briefes vom 4. Mai 1808. Da dichtet Bettina zuerst folgenden Anfang hinzu:

„Du zürnst auf mich, da muß ich denn gleich zu Kreuz kriechen und Dir recht geben, daß Du mir den Prozeß machst über meine kurzen, kalten Briefe, da doch Deine lieben Briefe, Dein lieb Wesen, kurz alles was von Dir ausgeht, mit der schönsten Anerkennung müßte belohnt werden. Ich bin Dir immer nah, das glaube fest, und daß es mir wohler thut, je länger ich Deiner Liebe gewiß sein werde. Gestern schickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimm's als ein baares Aequivalent für das, was ich anders auszusprechen in mir kein Talent fühle; sehe zu, wie Du Dir's aneignen kannst. Leb wohl, schreib mir bald, alles was Du willst. Goethe."

Von allen diesen Herzlichkeiten weiß Goethe kein Wort. Dagegen schreibt er am Schlusse:

„Wenn ich in Carlsbad zur Ruhe bin, so soll er (nämlich Achim von Arnim) von mir hören. Ihrer wird oft, besonders neuerlich bei den schönen Granaten öfters dankbar gedacht, und wenn ich allein bin wird mir ein Brief von Ihnen in Carlsbad bei den drey Mohren ein willkommener Besuch seyn. Erzählen Sie mir ja recht viel von Ihren Reisen, Landparthien, alten und neuen Besitzungen und erhalten Sie mir ein freundliches Andenken. G."

Daraus macht sich Bettina Folgendes:

„Wenn ich in Carlsbad zur Ruh bin, so sollst Du von mir hören. Deine Briefe wandern mit mir. Schreib mir ja recht viel von Deinen Reisen, Landparthien, alten und neuen Besitzungen. Das lese ich nun so gern."

Am komischsten ist die Umarbeitung des Briefes vom 5. Februar 1810, die man in dem Loeper'schen Buche selbst nachlesen mag. Loeper theilt hier das Original und die Bearbeitung wörtlich mit.

*

Es mag hier gleich die Notiz angefügt werden, daß in Paris bei Hachette & Co. eine Studie über Goethes lyrische Dichtungen: „Étude sur les poésies lyriques de Goethe" von Ernst Lichtenberger erschienen ist, auf die wir wohl gelegentlich noch zurückkommen werden.

* * *

Zur Molièreliteratur.

Die Molièreliteratur hat in der letzten Zeit in Frankreich wie auch in Deutschland sehr werthvolle Bereicherungen erfahren. Als eine der verdienstlichsten Arbeiten auf diesem Gebiete möchte ich die Herausgabe „Ausgewählter Lustspiele von Molière" von H. Fritsche, Director der Friedrich-Wilhelms-Realschule zu Grünberg in Schlesien, bezeichnen (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung). Fritsche hat sich schon durch Herausgabe eines Molièrelexikons verdient gemacht. Die Molière'schen Lustspiele, welche von Fritsche mit Einleitungen und Anmerkungen versehen worden sind, sind „Le bourgeois gentilhomme", „Les précieuses ridicules" und „Les fâcheux". Der Herausgeber beherrscht das ungeheure Material, das sich allmählich angesammelt hat, wie es scheint, vollkommen. Die einleitenden Essays sind mit großer Sachkenntniß geschrieben und bringen alles Wissenswerthe, ohne weitschweifig zu werden. Bei den vorzüglichen Molièreausgaben, die neuerdings in Frankreich veröffentlicht worden sind — in jüngster Zeit namentlich von Moland und von den Gelehrten, die unter Adolf Regnier „Les grands écrivains de la France" ediren —, läßt sich Neues und Ueberraschendes über diesen Dichter füglich nicht mehr sagen. Jeden auf Molière direct oder auch indirect irgendwie bezügliche Papierschnitzel, den man in den Bibliotheken, in den Archiven, den Notariatsstuben, den Sacristeien vorgefunden hat, haben die Molière-Gelehrten, die in Frankreich eine eigene Gemeinde bilden, benutzt, beleuchtet, durch Facsimile vervielfältigt, so daß sich der deutsche Gelehrte, der sich nun mit Molière beschäftigt, darauf zu beschränken hat, aus dem überreichen Material nur dasjenige auszuwählen, das wirklich wesentlich ist. Dies hat Fritsche mit großem Geschmack und mit großer Umsicht gethan. Besonders verdienstlich sind die zahlreichen Anmerkungen — es sind deren z. B. für „Le bourgeois gentilhomme" 485 — mit denen Fritsche den Text begleitet hat. Diese sind natürlich vorwiegend sprachlicher, grammatischer Natur und mit besonderer Rücksicht auf den deutschen Leser abgefaßt. Diese Ausgabe ist also dem deutschen Leser, der sich mühelos die Dichtung des größten französischen Poeten zu eigen machen will, warm zu empfehlen.

Sehr ähnlich ist die Herausgabe von Molières Werken mit deutschen Commentaren, Einleitungen und Excursen, herausgegeben von Adolf Laun (Leipzig, Oskar Leiner). Die Anmerkungen sind indessen hier viel spärlicher; dagegen wird Laun mit der Zeit Molières sämmtliche Werke herausgeben, während es sich Fritsche mit einer Auswahl genügen läßt.

Mit besonderer Auszeichnung ist die sehr stoffreiche compilatorische Arbeit „Molière und seine Bühne" von Dr. Heinrich Schweitzer zu nennen (Leipzig, in Commission bei Theodor Thomas. I. Heft: Biographisches). Dieses erste Heft umfaßt eine 105 Seiten lange Einleitung, welche sich mit der allgemeinen Würdigung Molières befaßt, und den ersten Abschnitt der Biographie (42 Seiten, Molière im Elternhause und in der Schule 1622 bis 1641). Der Verfasser, der lange Zeit in Frankreich gelebt, hat dort Jahre lang alles auf Molière bezügliche Material zusammengetragen, dessen Bearbeitung er nunmehr in schon vorgerücktem Lebensalter unternimmt. Das Buch zeigt eine seltene Belesenheit. Die Einleitung recapitulirt nahezu alle Resultate der Molièreforschung. Für denjenigen, der sich mit diesem Dichter selbst ziemlich eingehend beschäftigt hat, wird es allerdings mit der Zeit langweilig, immer und immer wieder denselben Citaten zu begegnen; aber das ist eben ein unvermeidliches Uebel und jedenfalls ist hier anzuerkennen, daß Heinrich Schweitzer nichts Wichtiges vergessen und auch nichts Ueberflüssiges erwähnt hat. Es ist eine reife, sehr verdienstliche wissenschaftliche Arbeit.

Die bemerkenswertheste Publication auf diesem Gebiete ist die seit April dieses Jahres erscheinende Revue „Le Moliériste", die vom Archivar des Théâtre Français, George Monval (Paris 1879, Tresse) redigirt wird. „Le Moliériste" bringt nur auf Molière bezügliches Material. Seine Hauptaufgabe ist, alle Molièrequellen zu vereinigen, Material für die Sammler, Bibliographen, Gelehrten ꝛc. zu beschaffen, also wichtige Actenstücke, die schwer zugänglich sind, zu reproduciren, Aufschlüsse über noch dunkel gebliebene Punkte im Leben Molières und der Seinigen zu geben, und endlich eine Chronik der Molièreliteratur in Frankreich und im Auslande zu bringen. Die vorliegenden sechs Hefte, die nebenbei mit echt französischem Geschmack vortrefflich ausgestattet sind — auf Büttenpapier in Elzevirlettern gedruckt — enthalten schon eine ganze Reihe belangreicher Beiträge und stellen den Werth dieser Veröffentlichungen für alle Freunde des großen Dichters außer Frage. Vielleicht wird es den durch diese Zeitschrift immer wieder angespornten Bemühungen gelingen, endlich einmal einige Zeilen von Molières Hand aufzustöbern; denn irgendwo wird sich doch noch das eine oder andere eigenhändige Schriftstück des großen Dichters, das sich bis jetzt hartnäckig den Nachforschungen entzogen hat, verkramt haben und aufgefunden werden. Man weiß, daß von Molière, der mit den interessantesten Männern und Frauen seiner Zeit, mit Boileau, Lafontaine, Chapelle, Lamoignon, Ninon de Lenclos ꝛc. in regem Verkehr gestanden, der in seiner Eigenschaft als Tapezierer, Kammerdiener und Hofschauspieler in jahrelangem, ununterbrochenem Verkehr mit dem Hofe, den Hofbeamten, den Künstlern gestanden hat, von dem also anzunehmen ist, daß er eine ziemlich starke Correspondenz geführt haben muß — man weiß, daß von Molière nicht zwei zusammenhängende Zeilen eines Briefes, nicht ein Wort eines seiner zahlreichen Stücke in der Handschrift erhalten sind. Die paar Unterschriften, die man besitzt, hat man in alten Actenstücken, in den Kirchenbüchern und Civilstandsregistern aufgefunden.

Auf die unverdrossene Nachforschung nach Autographen von Molière hat neuerdings H. Moulin in seiner Schrift: „Molière et les registres de l'état civile" (Paris, Charavay frères) nachdrücklich hingewiesen.

Von sonstigen bemerkenswerthen Erscheinungen der Molièreliteratur in Frankreich seien hier noch kurz die beiden folgenden erwähnt: „Les comédiennes de Molière par Arsène Houssaye" (Paris 1879, Dentu), und „Molière en Province" von Benjamin Pifteau (Paris 1879, Leon Willem). Die Titel lassen den Inhalt dieser Schriften genügend erkennen. In der Schrift über die Schauspielerinnen Molières sind die im Lichtdruck reproducirten Porträts derselben enthalten, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden. P. L.

* * *

Berichtigung. In dem Aufsatze von Georg Büchmann in Nr. 39 muß es Seite 200, Spalte 1, Zeile 22 und 23 von unten anstatt „und sich zu dauernder Mithülfe bewegen ließ" heißen: „und ließ sich zu dauernder Mithülfe bewegen".

Bibliographie.

Cancionero. Spanische Gedichte. Uebers. v. Edm. Dorer. 3. (VIII, 192 S.) Leipzig, T. O. Weigel. 1. 50; geb. m. Goldschn. 2. 50.

Stern, Adf., aus dunklen Tagen. Ein Novellenbuch. 8. (310 S.) Leipzig, Schlicke. 5. —; geb. 6. 50.

Stieler, Karl, Hochland-Lieder. 8. (XI, 204 S.) Stuttgart, Meyer & Zeller. 3. 60; geb. 5. —

Memorien d. Particularisten Bliemchen aus Dresden. Mit (eingedr.) Federzeichngn. v. O. Cavelli. 8. (IV, 84 S.) Leipzig, Glaser & Garte. 1. —

Wertheimer, Jos. v., Eudocia. Historisches Drama in 5 Acten. 8. (XI, 92 S.) Wien, Rosner. 2. —

Inserate.

Im Verlage der Gewerbebuchhandlung von **Reinhold Kühn, Berlin** W., Leipzigerstraße 14, erscheint demnächst und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Formularbuch
zu den
Deutschen Prozeßordnungen.
Für den Gebrauch
der Gerichte und Staatsanwaltschaften.
Auf amtliche Veranlassung herausgegeben
von
Felix Bierhaus,
Kreisrichter, z. Z. Hülfsarbeiter im Königlich Preußischen Justizministerium.

Ungefähr 20 Bogen umfassend in Gr.-Lex. 8.
Preis 5 *M.*

Auf Anregung des Königlich Preußischen Justizministeriums sind durch eine gemeinschaftliche Kommission desselben und des Kaiserlichen Reichsjustizamts von der unterzeichneten Verlagshandlung vorgelegte Entwürfe von Formularen zu den Deutschen Prozeßordnungen einer amtlichen Prüfung und Feststellung unterzogen worden. Das vorstehende, auf Anregung der erwähnten Kommission durch ein Mitglied derselben bearbeitete Werk, welches die sämmtlichen festgestellten Formulare in probeweiser Ausfüllung durch Musterbeispiele nebst Anmerkungen über die Art ihrer Verwendung enthält, wird nicht nur den zur Anwendung jener Formulare berufenen Justizbeamten ein wesentliches Hülfsmittel bei ihrem Gebrauche sein, sondern überhaupt einen Beitrag zur Veranschaulichung des neuen Prozeßganges liefern.

Neue Erzählungen von Hans Hopfen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Geschichten des Majors
von
Hans Hopfen.

Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".

Ein Band in 8. 294 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Schon nach dem Erscheinen seiner „Bayrischen Dorfgeschichten" begrüßte die „Nordd. Allg. Ztg." Hans Hopfen „als den Meister unter den jetzt lebenden Erzählern". Von den hier vorliegenden drei Geschichten rühmt Paul Lindau in Nr. 37 der „Gegenwart": „daß sie zu den gelungensten und liebenswürdigsten Gaben des ausgezeichneten Erzählers gehören". Den Novellen voran geht eine lyrische Widmung an die verstorbene Frau des Verfassers, ein meisterhaftes Gedicht, das bei seinem vor Kurzem erfolgten Abdruck in der „Gegenwart" allgemeines Aufsehen erregte. So zeigt das Buch Hans Hopfen als Lyriker und Novellisten nach seinem besten Können und wird in seiner Eigenthümlichkeit und Frische dem beliebten Autor zu den alten Freunden viele neue erwerben. Wir übergeben es getrost dem Urtheil des Publikums.

Berlin W., Unter den Linden 21.

F. Schneider & Co.
Königliche Hofbuchhandlung.

Verlag von **Richter & Kappler** in **Stuttgart.**

NEUES von **Clementine Helm** **Unter'm Schnee erblüht.**

Preis geh. 2 *M.*, geb. in Originalband mit Goldschnitt 3 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, wie direct von der Verlagshandlung.

Die Büste des
Hermes
von Praxiteles,
neueste Ausgrabung aus Olympia,
in der Originalgröße (mit Büstenfuß 80 cm hoch).
Preis von Elfenbeinmasse 48 *M.*, Preis von Gyps 24 *M.*, Kiste und Emballage à 5 *M.*

Verkleinerungen (Maschinen-Copieen):
50 cm hoch à 24 *M.* von Elfenbeinmasse, Kiste 2 *M.* 50 ₰,
32 cm hoch à 10 *M.* von Elfenbeinmasse, Kiste 1 *M.* 25 ₰,
21 cm hoch à 7 *M.* von Elfenbeinmasse, Kiste 50 ₰,
schwarz pol. Holzsockel à 6 *M.*, 2 *M.* 50 ₰ und 2 *M.*

Consolen sind zu jeder Größe vorräthig.

Gebrüder Micheli,
Berlin, Unter den Linden 12.
Vollständige illustr. Preisverzeichnisse der Gießerei gratis.

Die Gartenlaube
1 Mark 60 Pf.

bringt im vierten Quartal außer der Fortsetzung der Criminalnovelle **„Aus vergessenen Acten"** von **Hans Blum**, die bereits angekündigten Novellen

„Felix" von **K. Th. Schultz** — **„Verheirathet"** von **H. Wild,**

sowie einige kleinere Erzählungen, darunter eine anmuthige Skizze **„Unter'm Schloß"** von **W. Heimburg,** der Verfasserin der mit so vielem Beifall aufgenommenen Novelle „Lumpenmüller's Lieschen". Hieran werden sich eine Reihe von Artikeln aus dem Leben der Zeit, sowie zahlreiche unterhaltende Aufsätze aller Art schließen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

In dem Verlage von **Ad. Bonz & Comp.** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Volksmärchen und Göttersagen
aus germanischer Vorzeit.
Epische Dichtungen von **Emil Engelmann.**
Mit einem allegorischen Titelbild.
kl. 8. geheftet 2 *M.* 40 ₰; elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Vier Mädchenleben
oder Deutsch und Amerikanisch.
Erzählung für Deutschlands Töchter
von **Emma Laddey.**
kl. 8. geh. 3 *M.*; eleg. geb. in Leinwd. 4 *M.*

Katharina.
Roman von **August Niemann.**
kl. 8. geheftet 4 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Molière
und seine Bühne.

Molière-Museum.
Sammelwerk
zur Förderung d. Studiums in Deutschland
unter Mitwirkung
der Herren **Humbert** (Claas), Oberlehrer am Gymnasium zu Bielefeld, **Laun** (Adolf), Professor in Oldenburg u. **Fritsche**, Realschuldirektor in Grüneberg,
in zwanglosen Heften herausgegeben von
Dr. Heinrich Schweitzer,
früher in Paris, z. Z. in Wiesbaden.
1. Heft. **Biographisches.**
Auf Grund eigener Quellenforschung vom Herausgeber.
10 Bogen. gr. 8. Preis 3 *M.*
Leipzig. **Theodor Thomas.**

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**
Expedition, Berlin W., Kurfürstenstraße 73.

№ 41. Berlin, den 11. October 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Slavische Wechselwirkungen. Von F. — Die Wehrkraft Italiens. Von Velatus. — **Literatur und Kunst:** Zukunftschule. Von Johannes Scherr. — Drammor. Von J. J. Honegger. — Ist der Pessimismus schädlich? Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. VI. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalisches aus Berlin. Von H. Krigar. — Bibliographie. — Inserate.

Slavische Wechselwirkungen.

Die letzten Hefte der von M. Stassulewitsch in St. Petersburg herausgegebenen Monatsschrift „Weßtnik Jewropy" (Der europäische Bote, 14. Jahrgang) veröffentlichen eine Reihe interessanter Studien „über den Panslavismus in der Literatur" aus der Feder des Historikers A. Pypin, eines im Lauf der Jahre vom Radicalismus zu gemäßigt liberalen, wenn auch demokratisch gefärbten Anschauungen bekehrten russischen Schriftstellers. Die Partei, welche Herrn Pypins Ausgangspunkt bildete, sah für eine ihrer Hauptaufgaben an, die Tendenzen der streng-nationalen und kirchlich-conservativen Slavophilen und deren Abneigung gegen die westeuropäische Bildung zu bekämpfen und der Meinung Eingang zu verschaffen, Rußland werde seine inneren und äußeren Aufgaben erst zu lösen im Stande sein, wenn es mit dem Byzantinismus und der nationalen Ausschließlichkeit gebrochen und sich in einen europäisch liberalen Staat verwandelt habe. Von diesem Standpunkte aus sind auch die in Rede stehenden Pypin'schen Abhandlungen über den „Panslavismus in der Literatur" oder (um wörtlich zu übersetzen) „über den literarischen Panslavismus" geschrieben. Den Grundgedanken dieser Auseinandersetzungen bildet der an den Schluß derselben gerückte folgende Satz: „Die Hauptvoraussetzungen der Herstellung einer slavischen Einheit sind: Anerkennung des Rechts der einzelnen Stämme und Verzicht darauf, diese Einheit auf gewaltsamem, politischem oder autoritärem Wege, überhaupt anders als durch Erhöhung des slavischen Bildungs-, Wissenschafts- und Culturniveaus herzustellen. So lange die Wissenschaft bei uns (d. h. in Rußland) nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt ist, so lange es bei uns keine Initiative der Gesellschaft gibt und so lange das richtige Verständniß der Volksinteressen nicht zu einer realen Macht geworden ist, wird alles Gerede von slavischer Einheit und von einer allgemein slavischen (= russischen) Sprache bloßes Gerede und bloße Phantasie bleiben."

Die Richtigkeit dieser Sätze mag auf sich beruhen; thatsächlich wiederholen dieselben nur, was von hundert verschiedenen Seiten alltäglich in Rußland gesagt wird, — daß dieser Staat von den Fesseln des Absolutismus befreit werden müsse, um seine Mission erfüllen zu können. Wir nehmen davon nur Act, um Pypins Standpunkt zu bezeichnen und wenden uns sofort dem interessantesten und lehrreichsten Theile seiner Abhandlung, nämlich dem Nachweise dafür zu, daß trotz der lebhaften politischen Propaganda, die während des letzten Jahrzehnts in den außerrussischen Slavenländern getrieben worden, die wirkliche Annäherung derselben an Rußland, d. h. die Bekanntschaft mit russischer Sprache, Literatur und Volksart, eben so wenig Fortschritte gemacht hat, wie die russische Kenntniß des Süd- und Westslaventhums. „Der Russe," so heißt es a. a. O., „der slavische Zeitungen und Journale mit einiger Aufmerksamkeit studirt, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß unsere slavischen Brüder über das, was bei uns vorgeht, nur höchst mangelhaft unterrichtet sind. Ueber unsere innere Politik urtheilen sie in der Regel nach den Schablonen deutscher Zeitungen, — die Namen unserer hervorragendsten Schriftsteller und Dichter sind ihnen kaum bekannt." Diese Behauptung wird dann mit einer Anzahl bemerkenswerther Beispiele belegt und u. A. berichtet, in der gesammten tschechischen Presse habe Niemand anzugeben vermocht, ob es eine Sammlung der Werke Nekrassows (des im vorigen Jahre verstorbenen berühmtesten neueren russischen lyrischen und politischen Dichters) gebe und welche Tendenzen eigentlich von Saltykow (dem unter dem Namen Schtschadrin berühmt gewordenen, durch Uebersetzungen auch in Deutschland bekannten Satyriker) verfolgt werden. Bekannt sei „den slavischen Brüdern" von allen russischen Dichtern der Gegenwart eigentlich nur Turgenjew, „diesen aber kennen die Deutschen, Franzosen und Engländer ebenso gut". In keiner slavischen Sprache (so fährt Herr Pypin fort) gibt es Bücher über Rußland, die auch nur entfernt mit den Schriften Mackenzie-Wallaces, Haxthausens, Leroy-Beaulieus oder Rambauds verglichen werden könnten — von dem Beginn des Erwachens slavischer Nationalbestrebungen bis heute, hat kein einziger Süd- oder Westslave Rußland zu bereisen und seinen Landsleuten eine würdige Beschreibung dieses Landes und Volkes zu liefern versucht. (Das einzige allenfalls hierher gehörige Werk, das unter dem Pseudonym „Celestin" im Jahre 1875 zu Laibach erschienene, übrigens höchst mittelmäßige Buch „Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft", ist in deutscher Sprache geschrieben und vermuthlich aus diesem Grunde Herrn Pypin unbekannt geblieben.) — Dieselbe westslavische Unbekanntschaft mit russischen Zuständen und Menschen documentirt sich — nach des Verfassers Meinung — bei allen persönlichen Berührungen zwischen „uns und unsern Brüdern". — Einer der eifrigsten Wortführer der panslavistischen Partei in Rußland, E. Lamanski, schrieb vor einigen Jahren über diesen Punkt das Folgende: „Auf meinen Reisen in slavischen Ländern ist mir immer wieder aufgefallen, wie wenig auch die Gebildeten unter den West- und Südslaven von uns wissen, — ob sie uns Russen gleich lieben und stets mit außerordentlicher Freundlichkeit aufnehmen. In den slavisch-östreichischen Ländern sind mir von Vertretern der sogenannten Intelligenz wahrhaft unglaubliche Fragen vorgelegt worden: „Verhandeln Eure Gerichte und Verwaltungs-

behörden in französischer oder in deutscher Sprache? Werden an Euren Universitäten die Vorträge russisch gehalten? Gibt es außer dem „Denj" (einer im Jahre 1861 von Iwan Aksakow begründeten, seit vielen Jahren untergegangenen Wochenschrift) noch andere Journale?" Die eigentlichen Gelehrten und die Journalisten waren natürlich zu vorsichtig, um durch so ungeschickte Fragen ihre Unwissenheit zu verrathen, diese Unwissenheit war indessen auch bei ihnen eine so große, daß sich behaupten läßt, über Zustände seiner Heimat werde der gebildete Russe sich nicht nur mit Deutschen, sondern auch mit Engländern und Franzosen gewöhnlich sehr viel besser aussprechen können als mit slavischen Brüdern, denen Alles ab ovo erklärt werden muß.... Es ist überhaupt nicht zu leugnen (so sagt derselbe slavische Fanatiker), daß russische Poesie und Literatur von gebildeten Deutschen mehr gekannt und geschätzt werden, als von den östreichischen Slaven, die freilich auch über deutsche, französische und englische Literatur herzlich schlecht und gewöhnlich schlechter, als wir Russen, unterrichtet zu sein pflegen; selbst die hervorragendsten ihrer Gelehrten kennen Haxthausens, Blasius' und Bodenstedts deutsche Bücher über Rußland gewöhnlich nur dem Namen nach. Die Tschechen lesen diese Sachen nicht, weil sie Rußland „besser zu kennen" glauben, als die Deutschen — russische Bücher lesen sie wiederum nicht, weil sie unsere Literatur für arm und tief unter der tschechischen stehend halten. Die große Masse in die tschechischen Museen entsendeter russischer Bücher liegt darum gewöhnlich zerrissen und unaufgeschnitten umher."

Nach Pypins Meinung ist an diesen Verhältnissen auch durch die Thätigkeit der in den letzten Jahren so viel genannten Slavencomités Wesentliches nicht geändert worden. Er gesteht offen ein, daß die Literatur der außerrussischen Slavenstämme zu unbedeutend sei, um in Rußland eine wirklich lebendige Theilnahme erregen und auch nur neben den Literaturen der romanischen und germanischen Culturvölker beachtet werden zu können. Dazu kommen noch andere Umstände: ein großer Theil der westslavischen Literatur ist in Rußland direct verboten, ein anderer wird ungern gesehen und gelangt aus diesem Grunde nur ausnahmsweise und in einer geringen Zahl von Exemplaren über die russische Grenze. Das Erstere war mit der gesammten polnischen Emigrationsliteratur und viele Jahre lang mit den Erzeugnissen der bulgarischen Schriftsteller der Fall, das Letztere mit gewissen russisch-galizischen Publicationen, ja selbst mit dem (in panslavistischer Absicht) zu Wien herausgegebenen „Slavischen Almanach von 1879", der nie vollständig nach Rußland gelangt ist. — Wir fügen zur Erläuterung dieser anscheinend unbegreiflichen Thatsache das Folgende hinzu: Ein Theil der galizischen Ruthenen bedient sich der kleinrussischen Sprache und verficht (im Gegensatz zu der großrussischen Partei der durch das Lemberger Blatt „Slowo" vertretenen Swentojurzen)*) die Interessen kleinrussischer Sprache und Eigenthümlichkeit. Das Kleinrussenthum (Ukrainophilenthum) — dessen eigentlicher Sitz Kiew ist — war aber viele Jahre lang als „separatistische" und nebenbei polenfreundliche Richtung in den Petersburger Regierungskreisen so ängstlich gefürchtet und von der damals allmächtigen „Moskauer Zeitung" so heftig angefeindet, daß kleinrussische Bücher in Rußland nicht gedruckt und nicht verbreitet werden durften und daß der Hauptvertreter dieser Literatur, der Novellist Marko Wowtschek, förmliche Verfolgungen zu erdulden hatte. — Aehnliche Besorgnisse schlossen wiederum russische Bücher und Zeitungen aus den westslavischen Ländern aus. So wurde z. B. noch vor wenigen Jahren in Belgrad die Verbreitung russischer Sprache und Literatur erschwert und zwar aus Veranlassung des damaligen russischen Consuls Schischkin, der die fürstlichen Minister darauf aufmerksam gemacht hatte, daß auf solche Weise nihilistische Ideen nach Serbien importirt werden könnten.*) „Da außerdem die Strenge des serbischen Preßgesetzes dafür sorgt, daß die einheimischen (serbischen) Blätter sich nicht frei bewegen und auf einen grünen Zweig kommen können, so stellt sich von Jahr zu Jahr deutlicher heraus, daß für den gebildeten Theil des serbischen Volks weder das russische, noch das einheimische, sondern das deutsch-östreichische Preßwesen die entscheidende Rolle spielt." — Aehnlich soll es während des Krieges mit den Russen in Bulgarien zugegangen sein, wo dieselben beständig nach „ausländischen Zeitungen" verlangten, während die im Besitz einer freien und darum leistungsfähigen Presse befindlichen Rumänen fast ausschließlich die Blätter ihres Landes und ihrer Sprache lasen. — Zeigen die Russen selbst sich ihrer Presse gegenüber so gleichgültig, so ist freilich nicht zu verwundern, wenn die übrigen Slaven den Petersburger und Moskauer Preßerzeugnissen wenig Geschmack abgewinnen und wenn die Polen diese Erzeugnisse förmlich fliehen. Das in Warschau erscheinende officielle russische Blatt zählt (nach dem Zeugniß des Nowoje Wremä) 200, sage zweihundert Abonnenten und diese sind zumeist Zwangsabonnenten. — Wie es in Rußland selbst um die Kenntniß der übrigen slavischen Idiome bestellt ist, geht aus nachstehender Thatsache hervor: Eine mit reichlichen Geldmitteln ausgestattete Moskauer Gesellschaft von Literaturfreunden beschloß im vorigen Jahre die Herausgabe einer Monatsschrift, welche sich ausschließlich mit slavischer Literatur beschäftigen und die hervorragendsten Erzeugnisse derselben in Uebersetzungen und Auszügen reproduciren sollte. Als man nach Mitarbeitern auszuschauen begann, stellte sich heraus, daß in der alten Hauptstadt des russischen Reichs, dem slavischen Rom, keine Leute vorhanden waren, welche fähig und willens gewesen wären, Uebersetzungen aus dem Illyrischen, Kroatischen und Tschechischen zu übernehmen und daß es selbst mit der Beschaffung von Uebersetzern aus dem Serbischen außerordentliche Schwierigkeiten hatte. Anerbietungen für Uebertragungen aus dem Deutschen, Englischen und Französischen wurden der Gesellschaft dagegen zu Hunderten gemacht.**)

Die wichtigsten und entschiedensten Gründe dafür, daß die Wünsche für engere Beziehungen zwischen den verschiedenen slavischen Nationalitäten sich bis jetzt nicht verwirklicht haben, liegen natürlich auf dem politischen Gebiet. Das Erwachen des slavischen Bewußtseins unter den Slavenstämmen Oestreichs und der Türkei hatte zunächst eine lokale, particularistische Färbung getragen. Daß dieses Bewußtsein sich in ein gesammt-slavisches nicht umzusetzen vermocht hat, rührt (außer von den oben erörterten Gründen) vornehmlich von dem anspruchsvollen Gebahren der Russen her, die sofort mit dem Anspruch hervortraten, ihre Sprache, Nationalität und Kirche zur alleinherrschenden zu machen. Die schlimmsten sind in dieser Rücksicht die Slavenfreunde par

*) Die großrussisch gesinnte Ruthenenpartei in Galizien wird nach der als Mittelpunkt der bezüglichen Agitation angesehenen, dem heiligen Georg (russisch: swätoi Jury, polnisch: swenti Juri) geweihten griechisch unirten Hauptkirche Lembergs so genannt.

*) Neuerdings hat ein Herr Olimpy Wassiljewitsch mit Unterstützung der serbischen und der russischen Regierung die Einrichtung russischer Sprach- und Literaturcourse in den höheren Schulen Belgrads in die Hand genommen.

**) Als mitwirkende Ursache ist vielleicht der Umstand anzusehen, daß in den verschiedenen slavischen Ländern verschiedene Buchstabensysteme üblich sind. Mit russischen Buchstaben schreiben ausschließlich Russen und großrussisch gesinnte Ruthenen Galiziens, Ost-Ungarns und der Bukowina. Die Masse der Bewohner dieser drei letztgenannten Länder und ebenso die Bulgaren und Serben bedienen sich der (den russischen nah verwandten) slavonischen Schriftzeichen, während Tschechen, Polen und Kroaten lateinische Lettern brauchen und auch die russischen Litthauer — aller Bemühungen der russischen Regierung zum Trotz — an diesen letzteren festhalten. Ebenso hat sich als Hinderniß für die russische Propaganda unter den Letten Liv- und Kurlands der Umstand geltend gemacht, daß dieser Stamm sich der Schriftzeichen seiner deutschen Landesgenossen und ehemaligen Lehrer seit Jahrhunderten bedient. Noch wichtiger sind natürlich die confessionellen Gegensätze zwischen orthodoxen und unirten Griechen, Katholiken und Protestanten. — Der Gebrauch lateinischer Lettern ist im östlichen Europa das sicherste Erkennungszeichen für die Zugehörigkeit zur katholischen Confession. Eine Ausnahme machen in dieser Rücksicht die (übrigens wenig zahlreichen) polnischen Reformirten.

excellence, die Moskauer Slavophilen gewesen, indem sie zuerst die Theorie von der Identität des slavischen mit dem griechisch-orthodoxen Bewußtsein aufstellten, und dieser Theorie in dem unglücklichen Polen und in Litthauen eine Praxis folgen ließen, die allenthalben abschreckend gewirkt hat. Einer ähnlichen Praxis haben die Russen sich wenigstens anfänglich in Bulgarien*), theilweise auch in Serbien befleißigt und ihrer eignen Sache dadurch die größten Schwierigkeiten bereitet. — Dadurch wird freilich nicht verhindert, daß nach wie vor für die panslavische Idee mit einem gewissen Erfolge Propaganda gemacht wird. Bemerkenswerth und bezeichnend ist nur, daß es einer solchen künstlichen, auf rein politischen Erwägungen beruhenden Propaganda bedarf, weil der natürliche Zusammenhang der slavischen Völker keine Fortschritte macht und weil von moralischen Eroberungen des führenden slavischen Stammes nicht die Rede ist und, nach dem eignen Zeugniß unbefangener Russen, auch sobald nicht die Rede wird sein können. F.

Die Wehrkraft Italiens.

Zur Zeit ist noch kein Zweifel gestattet, daß das officielle Italien, daß die italienische Regierung sich mit dem nationalen Unwesen der Actionspartei nicht allein nicht identificirt, sondern daß sie demselben entschieden entgegentritt. Wenn indeß ein Umschlag nicht ausgeschlossen, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß trotz alledem und alledem zu irgend einer Zeit einmal die Leidenschaft über die gesunde Vernunft und das Rechtsgefühl den Sieg davon trägt und daß thatsächlich der Versuch gewagt wird, die Ansprüche auf die „italienischen Lande unter fremder Herrschaft" anders als blos akademisch zu verhandeln, so mag es wohl angezeigt sein, Klarheit darüber zu gewinnen, welche Machtmittel dann bereit stehen, jene Ansprüche eventuell zu verwirklichen. Die bedeutungsvolle Arbeit des östreichischen Generalstabsobersten Haymerle, Italicae Res, deren politische Ergebnisse in Nr. 39 der „Gegenwart" gewürdigt worden sind, bietet auch für die Beurtheilung der militärischen Einrichtungen Italiens sicheren Anhalt.

Das italienische Gesetz erklärt alle kriegstauglichen Bürger vom 21. bis zum vollendeten 39. Lebensjahre für dienstpflichtig, und die daraus sich ergebenden 19 Altersklassen bilden erstens das stehende Heer (Esercito permanente), zweitens die mobile Miliz (Milizia mobile) und drittens die Territorialmiliz (Milizia territoriale), d. h. das Heer erster und zweiter Linie und das dritte Aufgebot. Alle als kriegstauglich Erkannten werden in die erste und zweite Kategorie nach der Loosnummer eingereiht; diejenigen, welche aus gesetzlichen Gründen vom Waffendienste zeitlich befreit sind, werden in die dritte Kategorie eingetheilt. Das jährliche Rekrutencontingent für die erste Kategorie, welches stets vollzählig dem stehenden Heere einverleibt wird, beträgt 65,000 Mann; die numerische Stärke des Contingents zweiter Kategorie ergibt sich aus der Differenz zwischen der Gesammtziffer aller kriegstauglichen Wehrpflichtigen der jeweiligen Altersklasse und der Summe des Contingents der ersten und dritten Kategorie. Die erste Kategorie dient 3 Jahr präsent und 5—6 Jahr mit unbestimmtem Urlaub im stehenden Heer, dann 4 resp. 3 Jahr in der mobilen und 7 Jahr in der Territorialmiliz, immer mit unbestimmtem Urlaub; nur die Cavalleristen dienen 5 Jahr präsent und 4 Jahr mit unbestimmtem Urlaub im stehenden Heer, dann 10 Jahr, unbestimmt beurlaubt, in der Territorialmiliz, und die Carabinieri (Gendarmen) müssen sich zu 8jähriger Präsenz-Dienstzeit im stehenden Heer verpflichten und bleiben dann mit unbestimmtem Urlaub 11 Jahr in der Territorialmiliz. Die zweite Kategorie, welche die Ersatzreserve (truppa di complemento) sowohl für das stehende Heer als für die mobile Miliz bildet, bleibt, immer mit unbestimmtem Urlaub, 5 Jahr im stehenden Heer und 4 Jahr in der mobilen Miliz und wird für den 10jährigen Rest der Dienstzeit der Territorialmiliz zugeschrieben. Die dritte Kategorie endlich ist im Frieden während der ganzen 19jährigen Dienstzeit unbestimmt beurlaubt und kann nur zu einer höchstens 30tägigen Uebung einberufen werden. So besteht also das stehende Heer aus 8 Klassen erster Kategorie sämmtlicher Waffen (ausgenommen die Cavallerie, welche 9 Klassen zählt), im Frieden 3 (die Cavallerie 5) Jahre präsent dienend, dann aus 5 Klassen zweiter Kategorie als Ersatzreserve; die mobile Miliz aus 4 Klassen erster Kategorie (die seiner Zeit im stehenden Heere gedient) und aus 4 Klassen zweiter Kategorie als Ersatzreserve, im Frieden sämmtlich mit unbestimmtem Urlaub; die Territorialmiliz aus 7 Klassen (bei der Cavallerie 10) erster Kategorie, deren Mannschaften 3 (bei der Cavallerie 5) Jahre präsent gedient, dann aus 10 Klassen zweiter Kategorie und aus 19 Klassen dritter Kategorie. Der gesammte Grundbuchsstand des Heeres beläuft sich auf 1,507,000 Mann, wovon (ausschließlich der Carabinieri und allen Heeresanstalten) 730,000 Mann auf das stehende Heer, 220,000 Mann auf die mobile Miliz und 545,000 Mann auf die Territorialmiliz entfallen.

Das stehende Heer hat im Frieden wie im Kriege die gleiche Zahl taktischer Einheiten, nämlich 80 Infanterieregimenter (darunter 2 Grenadier- und 78 Linienregimenter) à 3 Bataillons zu 4 Compagnien = 191,420 Mann, 10 Bersaglieriregimenter à 4 Bataillons zu 4 Compagnien = 31,920 Mann, 10 Alpenbataillone (battaglioni alpini) in 36 Compagnien = 9000 Mann, 20 Cavallerieregimenter zu 6 Escadrons = 14,400 Mann, 10 Feldartillerie-Regimenter, jedes mit 10 Batterien à 8 Geschütze = 800 Geschütze, endlich 4 Festungsartillerie-Regimenter in 15 Compagnien, deren jedes 2 Gebirgsbatterien à 6 Geschütze aufstellt = 48 Geschütze; dazu kommen noch 2 Genieregimenter zu 20 Compagnien, nämlich je 4 Pionier-, 14 Sappeur- und 2 Eisenbahncompagnien. Ein besonderes Fuhrwesencorps existirt nicht, sondern der gesammte Traindienst wird von den den Artillerie- und Genieregimentern einverleibten Traincompagnien geleistet. Die mobile Miliz zählt (abgesehen von der Specialmiliz auf der Insel Sardinien, welche in einer selbstständigen Brigade in der Stärke von 9000 Mann, 9 Bataillone Infanterie, 2 Compagnien Bersaglieri, 1 Escadron Cavallerie, 2 Batterien, 2 Geniezüge, 2 Sanitätszüge und 1 Zug Carabinieri in sich vereinigt) nur Infanterie, Artillerie und Genie, nämlich 120 Bataillone Linieninfanterie zu 480 Compagnien, 20 Bataillone Bersaglieri zu 80 Compagnien, 36 (Reserve-) Alpencompagnien (alle diese Compagnien 200 Mann stark) und 30 Batterien = 240 Geschütze; außerdem 20 Compagnien Festungsartillerie und 10 Compagnien Genie; die Bataillone sind territorial nach Militärdistricten organisirt, jedem Armeecorpscommando gehört aber die gleiche Zahl (12 Bataillone) an. Die Territorialmiliz endlich ist noch nicht definitiv organisirt, sie soll indeß in 1200 Compagnien (wo werden dafür die auch nur halbwegs tauglichen Offiziere herkommen?) gegliedert werden. Ihre große Bedeutung liegt indeß darin, daß sie, weil sie vor allen Dingen die 7 Klassen erster Kategorie in sich aufnimmt, welche 3 Jahr präsent gedient haben (jährlich ungefähr 200,000 Mann), ein fast unerschöpfliches Reservoir von gedienter Mannschaft für die Ergänzung und Verstärkung der Armee darstellt, ohne daß während des Kriegs zu dem zeitraubenden Mittel der Rekrutirung und Einexercirung gegriffen zu werden braucht. Das stehende Heer theilt sich übrigens in 10 Armeecorps (von denen 3 bis 4 eine Armee bilden, armata, zum Unterschied von esercito, der Bezeichnung für die Gesammtstreitmacht); ihre Commanden befinden sich in Turin, Mailand, Verona, Piacenza, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Bari und Palermo. Jedes Armeecorps hat 2 Divisionen nebst den Reservetruppen (truppe suppletive) und den administrativen Heeresanstalten (servizi accessorii), jede Division 2 Infanteriebrigaden (2 Regimenter à 3 Bataillons), 2 Regimenter Cavallerie, 1 Artilleriebrigade zu 3 Batterien (24 Geschütze),

*) Vgl. über diesen letzten Punkt die Ausführungen des kürzlich erschienenen Buches: „Rußland vor und nach dem Kriege" (Fürst Tscherkaßki, S. 190 ff.), Leipzig 1879, F. A. Brockhaus.

dann den Artilleriepark, 1 Sanitäts- und 1 Verpflegsabtheilung; die Reservetruppen bestehen aus 1 Cavalleriebrigade (2 Regimenter), 1 Regiment Versaglieri, 1 Artilleriebrigade zu 4 Batterien (32 Geschütze), 1 Geniebrigade, 2 Sappeurcompagnien mit Geniepark) und 1 Corps-Brückenequipage mit Material für eine Brücke von 150 Meter Länge; die administrativen Heeresanstalten setzen sich aus dem Artilleriepark, aus der Sanitäts- und der Verpflegsabtheilung und aus der Brodwagen- und der Reserve-Lebensmitteleolonne zusammen. Die mobile Miliz gliedert sich in 10 Divisionen und 2 Brigaden, gleich denen des stehenden Heeres, nur daß hier die Cavallerie fehlt.

Behufs der Ergänzung des Heeres ist das Land in 88 Militärdistricte gegliedert und diese sind in 5 große Rekrutirungszonen eingetheilt, die piemontesische, die lombardisch-venetianische, die mittelitalienische, die neapolitanische und die calabro-sicilische Zone; jeder Truppenkörper bezieht seine Mannschaft zu annähernd gleichen Theilen aus jeder dieser 5 Zonen. Nur die Alpencompagnien ergänzen sich ausschließlich aus Oberitalien, aus dem Alpengrenzgebiet, die Genieregimenter dort, wo sich für diese Specialwaffe besonders geeignete Leute finden und die Grenadierregimenter, wo sich die größtgewachsene Mannschaft auftreiben läßt. Der Ergänzungsmodus ist, wie man sieht, ein sehr complicirter, aber er ist offenbar aus politischen Gründen beliebt worden, um die sehr heterogenen Elemente zweckmäßig unter einander zu mengen, und ein neuester Versuch von militärischer Seite, sich dem Territorialsystem zu nähern, hat im Parlament den entschiedensten Widerspruch erfahren.

Die Dislocirung der vorhandenen Streitmacht ist keine normale. Die bezüglich des Längen- und Breitenverhältnisses ungünstige geographische Gestaltung Italiens, die geringe militärische Leistungsfähigkeit des südlich der Linie Turin-Rimini laufenden Bahnnetzes, die stete Gefährdung der beiden Küstenbahnen durch eine feindliche Flotte, der Umstand endlich, daß der erste und Hauptangriff immer dem Pothal gelten und daß dort auch die eigentliche Entscheidung fallen wird — alle diese Gründe haben es im Interesse einer raschen Concentrirung für den Kriegsfall veranlaßt, daß neben einem bedeutenden Theil der Infanterie der weitaus größere Theil der Cavallerie und Artillerie, als der am schwierigsten zu transportirenden Truppen, in Oberitalien und der zunächst anstoßenden Zone Florenz sich befindet, nämlich von 80 Infanterieregimentern 47, von 40 Versaglieribataillonen 23, von 10 Feldartillerieregimentern 9, von 20 Cavallerieregimentern 15; außerdem beide Genieregimenter und sämmtliche (10) Alpenbataillone.

Die gesammten Fußtruppen (Infanterie, Versaglieri und Alpencompagnien) des stehenden Heeres sind mit Hinterladern neuesten Systems (dem Vetterligewehr) bewaffnet; Ende dieses Jahres werden davon 440,000 Stück mit je 328 Patronen fertig sein. Die mobile Miliz führt vorläufig noch ein zum Hinterladen umgestaltetes Gewehr älteren Systems (Carcano), aber sobald die Dotation für das stehende Heer beendet ist, kommt die Mobilmiliz an die Reihe. Die Mannschaft sämmtlicher Genieeompagnien ist mit kurzen Hinterladergewehren betheilt; das Schanzzeug wird nicht getragen, sondern auf Wagen (2 per Compagnie) nachgeführt. Von der Cavallerie sind die ersten 10 Regimenter (Lancieri) mit Säbel, Pike und Revolver, die letzten 10 (Cavalleggieri) mit Säbel und (Vetterli-)Hinterladermuskete mit einem kurzen Stichbajonnet ausgerüstet, Säbel und Muskete nicht vom Manne getragen, sondern am Sattelkranz des Pferdes befestigt. Die Feld-Artillerieregimenter zählen 10 Batterien zu 8 Geschützen, worin 60 siebencentimetrige Bronce-Hinterladerbatterien, vierspännig, mit 500 Schuß per Geschütz, und 40 stählerne neuneentimetrige Krupp'sche Hinterladerbatterien, sechsspännig, mit 400 Schuß per Geschütz; an Reserve sind 20 siebencentimetrige Bronce- und 3 neuneentimetrige Stahl-Hinterladerbatterien vorhanden, und endlich, zunächst für die Artillerieschießschulen, dann aber auch zur Verstärkung der Reserve bestimmt, 70 siebeneentimetrige und 30 neuneentrimetrige Geschütze; die Gebirgsgeschütze bestehen zur Zeit noch aus achtcentimetrigen Bronce-Vorderladern in 8 Batterien zu je 6 Geschützen; für die Mobilmiliz sind 40 vollkommen ausgerüstete neuncentimetrige ältere gezogene Bronee-Vorderladerbatterien verfügbar, dann 1140 Reservegeschütze derselben Gattung; die Küstenartillerie wird — sie hat sie aber noch erst zur Hälfte — 187 vierundzwanzigcentimetrige und 50 zweiunddreißigcentimetrige Geschütze haben; der Artilleriebelagerungspark besteht aus 400 gezogenen Vorderladergeschützen verschiedener älterer Systeme; zur Armirung der festen Plätze sind 4850 meist gezogene Vorderladergeschütze älterer Systeme vorhanden und für die Alpenforts werden 150 zwölf- und fünfzehncentimetrige Hinterlader fertig gestellt.

Die Mobilisirung der Armee vollzieht sich nicht in der Weise — und das erklärt sich aus dem Rekrutirungsmodus — daß das Gros des Heeres, also die Fußtruppen, sich in den Friedensgarnisonen auf den Kriegsfuß setzt, sondern so, daß die Regimenter, die übrigens 48 Stunden nach erhaltener Mobilisirungsordre mit ihrem Friedensstande marschbereit zu sein haben, erst in dem Versammlungsraum der Armee ihre vollständig ausgerüsteten Ergänzungen an sich ziehen. Die Alpencompagnien haben im Frieden wie im Kriege den gleichen Mannschaftsstand (250 Mann) und bei einer Mobilisirung kann es sich also nur um die Verschiebung derjenigen Compagnien handeln, deren Dislocation einer anderen strategischen Front entspricht. Die Cavallerieregimenter, mit annähernd gleichem Friedens- und Kriegsstand, nehmen in ihren Garnisonen den vollen Kriegsstand an und werden erst dann in den Rayon des strategischen Aufmarsches gebracht; sie sollen am siebenten Tage nach Erhalt des Mobilisirungsbefehles marschbereit sein. Die Feld-Artillerieregimenter, die ebenfalls am siebenten Tage in zweiter Formation, d. h. mit 6 Geschützen zur Batterie marschbereit sein sollen, haben alle ihre Vorräthe und Fuhrwerke in eigenen Depots bei sich. Das ganze Train- und sonstige große Heeresausrüstungs-Material ist übrigens, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen der größere Theil des Heeres selbst schon zur Friedenszeit in das Pogebiet verlegt wurde, ebenfalls im Pothal deponirt, in Bologna, Verona, Mantua und Piacenza.

Für all ihren Pferdebedarf ist die italienische Armee meist auf das Ausland angewiesen; den größeren Theil dieses Bedarfs liefert Ungarn. Das Land besitzt (in runder Summe) 146,000 Pferde (von 657,000 Pferden im Ganzen), die für den Kriegsdienst das erforderliche Alter und die erforderliche Größe haben, aber andere ebenfalls erforderliche Eigenschaften gehen ihnen ab und man rechnet, daß nur 20 Procent wirklich kriegsdiensttauglich sind. Da nun im Kriegsfall reichlich 37,000 Pferde aufzubringen sind, so stellt diese Zahl so ziemlich die Gesammtsumme derjenigen Pferde dar, welche überhaupt als kriegsdiensttauglich zu erachten. Und mit dieser Zahl ist nur der Bedarf der ersten Linie, nicht aber der Nachschubbedarf von den rückwärtigen Magazinen bis zur Linie der Armee-Hauptquartiere gedeckt. Der Durchschnittspreis der Cavalleriepferde stellt sich im Inland auf 956, im Ausland auf 1155, der Artilleriepferde auf 800 resp. 1116 Lire.

Das Heeresbudget für 1878 bezifferte sich auf 203 Mill. Lire, wovon stark 27 Mill. im Extraordinarium, und daneben wurden als weiteres außerordentliches Erforderniß noch nahezu 27 Mill. bewilligt; die Militärpensionen im Betrage von 25 Mill. sind dabei nicht gerechnet. Das Alles für einen Verpflegsfond von 197,000 Mann einschließlich der 18,000 Carabinieri, wobei noch zu bemerken, daß Einberufungen beurlaubter Altersklassen zu den Uebungen niemals stattfinden, daß in den letzten Jahren selbst die 40tägige Uebung der neurekrutirten Mannschaft zweiter Kategori unterblieben ist und daß von der mobilen Miliz (der Landwehr) nie auch nur ein einziger Mann einberufen wird. Das im Jahr 1878 einschließlich der Pensionen 254½ Mill. betragende Armeebudget stellte sich im Jahr 1873 nur auf 202 Mill. Lire.

Die militärische Leistungsfähigkeit der italienischen Eisenbahnen ist für den Fall eines Kriegs mit Oestreich, d. h. eines strategischen Aufmarsches zwischen Etsch und Tagliamento, oder für den Fall eines Kriegs mit Frankreich, d. h. eines Aufmarsches im obersten Pogebiet, oder endlich mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit, im Verlauf eines dieser beiden Kriege oder eines

Seekriegs Heerestheile aus dem nördlichen Italien rasch nach dem Süden zu werfen, zu würdigen. Betrachten wir diese drei Fälle einzeln.

Um mit dem Aufmarsch gegen Oestreich zu beginnen, so stehen der Transportleitung aus dem Süden Italiens über den Apennin nur die zwei aus der Transversallinie Foggia-Neapel abgehenden Linien zu Gebote. An die erstere schließen sich bei Foggia aus dem äußersten Süden die bei Bari convergirenden Zweige von Reggio einerseits und von Otranto andrerseits an, an die zweite Linie, von Torremare ausgehend, die Bahn über Potenza und Salerno, die letztere noch lange nicht fertig. Die zwei vorbezeichneten süd-nördlichen Linien sind Foggia-Pescara-Ancona-Bologna-Padua-Treviso, dann Neapel-Rom-Orta-Chiusi-Arrezzo-Florenz-Pistoja-Bologna-Modena-Mantua-Verona-Vicenza-Treviso: in Treviso vereinigen sie sich zu Einem Strange, der sich bei Udine einerseits über Ponteba nach Villach und andrerseits über Nabresina nach Laibach abzweigt. In west-östlicher Richtung existiren im Pothal die Linie Turin-Novara-Mailand-Brescia-Verona und die Linie Cuneo-(resp. Genua-Novi-Alessandria)Pavia, Cremona-Mantua: in Verona und Mantua ist der Zusammenfluß mit den südlichen Longitudinalbahnen. Noch besteht die Tyrrhenische Küstenbahn Rom-Civitavecchia-Pisa-Spezzia-Genua, aber sie kommt hier, theils wegen ihrer excentrischen Lage zu der strategischen Front, theils wegen ihrer sehr geringen Leistungsfähigkeit nicht in Betracht. Während nun aber der Transport auf den west-östlichen Bahnen, weil dieselben fast durchwegs ebene Bahnen, keine anderen Schwierigkeiten bietet, als sie in den Retardirungs-Coëfficienten liegen, der in den unzureichenden Verladvorrichtungen, in den kleinen Bahnhöfen und in den wenigen und zu kurzen Betriebs- und Ausweichgeleisen sich derart geltend macht, daß auf einzelnen Strecken die Züge nur 19 Waggons führen können, so sind dagegen die Küstenbahnen und in erster Reihe die Adriatische auf weiten Strecken dem Feuer einer feindlichen Flotte ausgesetzt, und hat die Porellaner Bahn, welche zwischen Pistoja und Bologna über den Apennin geht, mit Anwendung der größten zulässigen Steigungen in Curven eine 555 Meter über der Station Pistoja liegende Höhe zu gewinnen, und wenn auch hier die Bahnhöfe sehr beengt, die Betriebsgeleise unzureichend, einzelne Stationen 14 Kilometer von einander entfernt und zudem keine zwei Geleise vorhanden sind, so darf auch diese Bahn als wenig leistungsfähig — zwischen Pistoja und Poretta führen die Züge nur 13 Waggons — erklärt werden.

Die Aufstellung beim Aufmarsche gegen Frankreich ist durch die Punkte Ventimiglia, Cuneo, Turin, Ivrea, Vercelli, Alessandria und Genua zu bezeichnen und um die Armee in diesen Raum zu bringen, stehen auf der Linie Rom-Ancona (bis wohin aus dem Süden die schon früher erwähnten zwei Bahnen führen) drei durchgehende Schienenwege zur Verfügung, Rom-Civitavecchia-Pisa-Spezzia-Genua-Savona mit Abzweigungen einerseits nach Ventimiglio und andrerseits nach Cuneo, dann Rom-Orta-Arezzo-Florenz-Pistoja-Bologna-Modena-Piacenza-Alessandria-Turin, endlich Ancona-Rimini-Bologna-Modena-Mantua-Cremona-Codogno-Mailand-Turin; in ost-westlicher Richtung läuft außerdem die Bahn Udine-Treviso- (resp. Adria-Rovigo-Legnano-) Verona-Brescia-Mailand-Vercelli-Turin. Die erste der drei Bahnen kommt kaum in Betracht, theils wegen ihrer technischen Unzulänglichkeit, theils weil sie unmittelbar an der Küste läuft und also jederzeit von einer französischen Flotte beschossen werden kann; die zweite, die Gebirgsbahn, bietet als solche dem Massentransport und zwar dem raschen Transport die erheblichsten Schwierigkeiten; die dritte endlich, ebenfalls von den Kanonen einer Flotte zu beherrschen, würde im günstigsten Fall für die dahin gesandten Truppen einen weiten Umweg bedingen. Alles in Allem wird daher die Zusammenziehung der italienischen Armee auf der französischen Front großen Fährlichkeiten begegnen.

Der Fahrpark der italienischen Eisenbahnen stellt sich übrigens wie folgt: 1279 Locomotiven, 4052 Personenwagen, 12,384 gedeckte und 10,469 ungedeckte Lastwagen. Von den vorhandenen Locomotiven sind nur 616 für Militärtransporte geeignet, während für die Mobilisirung und den ersten strategischen Aufmarsch mindestens 720 als erforderlich erklärt werden. Freilich haben die italienischen Dampfschifffahrts-Gesellschaften 79 Dampfer, welche 70,000 Mann und 9000 Pferde transportiren können.

Wenn wir von den italienischen Festungen sprechen, so ziehen wir nicht die Legion umwallter Städte und nicht die Castelle und Küstenforts in Betracht, welche der modernen Kriegführung auch nicht das mindeste Hinderniß sind, sondern wir führen nur diejenigen auf, welche einen dauernden Platz in dem System der Reichsvertheidigung einnehmen und mindestens einen Kern fortificatorischer Stärke besitzen. Das sind die Festungen Alessandria, Casale, Bologna, Capua, Legnago, Mantua, Peschiera, Piacenza, Pizzighettone, Verona und Rom, die festen Seeplätze Venedig, Ancona, Genua, Civitavecchia, Spezzia, Portoferrajo, Gaeta und Messina, dann die Sperrforts Bard, Epilles, Fenestrelle, Vinadio, Rocca d'Anfo, Ceraino und Ventimiglia. Es kann an dieser Stelle unmöglich im Einzelnen ausgeführt werden, inwiefern die Werke aller dieser Plätze mehr oder weniger, defensiv sowohl als offensiv, auf der Höhe der neueren Befestigungskunst stehen, es mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, daß die weitaus größere Zahl den modernen Angriffsmitteln nicht mehr gewachsen ist, daß die ehemals östreichischen Festungen fortificatorischen Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr Genüge leisten (abgesehen davon, daß dieselben ihre stärkste Defensivfront natürlich nach Süden kehren, während, eben so natürlich, Italien vor allen Dingen die nördliche Front stark machen muß) und daß alle neu in Angriff genommenen Festungsbauten noch Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen.

Das Offiziercorps des stehenden Heers ergänzt sich, bezüglich der Fußtruppen, ausschließlich aus den Zöglingen der Militärschule in Modena; diejenigen, welche in die Cavallerie eintreten, haben noch einen besonderen Equitationscours in der Cavallerieschule in Pinerolo zu absolviren. Für die Artillerie und das Genie besteht (mit angehängtem höheren Cours) die Militärschule in Turin. Für den Generalstab existirt die Kriegsschule. Außerdem besteht die Einrichtung der Uffiziali di complemento, welche im Kriegsfall die fünften Offiziere bei den Compagnien liefern und die Lücken im Offiziercorps überhaupt (auch in der mobilen Miliz) ausfüllen sollen; sie ergänzen sich freiwillig von aus dem stehenden Heer ausgetretenen Offizieren, aus Einjährigfreiwilligen, welche die betreffende Prüfung abgelegt, und aus beurlaubten Unteroffizieren, welche 12 Jahr tadellos gedient und das 45. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Dem stehenden Heere fehlen 750 Offiziere (davon 650 bei den Fußtruppen) und sie können absolut nicht ersetzt werden, weil das von den Militärinstituten gelieferte Contingent kaum hinreicht, den regelmäßigen jährlichen Abgang zu decken. Von den Uffiziali di complemento sind 2174 vorhanden, wovon 1593 für die Fußtruppen. Die fünften Offiziere bei den Compagnien absorbiren 1156 von ihnen, dazu die dem stehenden Heer fehlenden 600 Offiziere ergeben einen Gesammtbedarf an Infanterieoffizieren von 1756 Köpfen, während nur 1594 verfügbar sind. Die Fußtruppen der mobilen Miliz bedingen einen Offizierstand von 3818 Köpfen, es sind aber nur 2106 vorhanden. Daß unter diesen Verhältnissen für die Territorialmiliz keine auch nur halbwegs tauglichen Offiziere zu finden, ergibt sich von selbst. Das italienische Offiziercorps ist übrigens vortrefflich; „es gibt," schreibt der gewiß competente Haymerle, „nichts, was zu seinem Lobe nicht gesagt werden müßte." Und das, obgleich wie in keiner Armee der Welt, die Offiziere so schlecht besoldet und die Pensionen so karg bemessen sind!

Es bleibt uns in diesem Abschnitt jetzt nur noch die Marine zu berühren. Dieselbe besteht aus 3 großen Kategorien von Schiffen, nämlich aus eigentlichen Kriegsschiffen (naviglio da guerra), aus Transportschiffen (naviglio onerario o sussidiario della Flotta) und aus Lokalschiffen (naviglio d' uso locale). Die Kriegsschiffe theilen sich in 16 Kriegsschiffe 1. Klasse, die eigentlichen Schlachtschiffe, in 10 Kriegsschiffe 2. Klasse für Küsten- und Hafenvertheidigung, zum Kreuzen oder als auswärtige Stationsschiffe, und in 20 Kriegsschiffe 3. Klasse, Avisos,

Torpedoschiffe, Kanonenboote ꝛc. Die Transportflotte besteht aus 2 Schiffen 1. Klasse zu über 3000 Tonnen, aus 4 Schiffen 2. Klasse von 1000 bis 3000 Tonnen und aus 8 Schiffen 3. Klasse von 200 bis 1000 Tonnen. Von Lokalschiffen sind, für die Hafenplätze und für den Verkehr innerhalb der Dipartimenti marittimi, 12 vorhanden. Der normale Stand der Schlachtschiffe wird erst im Jahre 1888 erreicht sein, 9 Panzerfregatten und 1 Thurmwidderschiff; als Muster gilt der der Vollendung nahe „Duilio", sowohl nach seinen Dimensionen als nach seiner Panzerung von 55 Centimeter Stärke und seiner Bestückung mit vier 100-Tonnenkanonen von 46 Centimeter Kaliber, das mächtigste Schiff aller europäischen Marinen. Uebrigens sind sämmtliche italienische Kriegsschiffe außer der eigentlichen Bestückung noch mit gezogenen Feldgeschützen und Mitrailleusen ausgerüstet. Dem Torpedowesen wird die größte Aufmerksamkeit zugewendet, es besteht ein eigenes Torpedocorps und alle Schiffe führen Torpedos resp. Torpedoschleuderrohre. Das Küstengebiet Italiens, in einer Längenentwickelung von 5972 Kilometer, wovon 1156 auf Sicilien und 1470 auf Sardinien entfallen, ist militärisch in drei Zonen (Dipartimenti marittimi) mit den Stabsorten Spezzia, Neapel und Venedig getheilt. In Spezzia befindet sich das Haupt-Marineetablissement.

Für Oestreich zunächst liegt in diesen Daten eine große Beruhigung, denn mit Oestreich will man offenbar beginnen, bevor man daran geht, sich auch nach anderen Richtungen zu kehren, wo „italienische Territorien" zu holen und „italienische Brüder zu befreien" sind, bevor man offen predigt, was wir die internationale Revolution nennen möchten. Italien ist eine Großmacht geworden trotz seiner Niederlagen und man könnte versucht sein zu sagen durch seine Niederlagen. Würde es nicht klug handeln, wenn es die Zukunft nicht versuchte, welche ihm Niederlagen und durch sie den Niedergang seiner mühelos ihm in den Schoß gefallenen Größe bringen könnte? Italien hat eine Papiergeldcirculation von fast 1600 Millionen und eine Metallbedeckung von nur 150 Millionen: würde da nicht der Krieg ihm mindestens die Bedeutung einer finanziellen Katastrophe in den größten Dimensionen bedeuten?

Velatus.

Literatur und Kunst.

Zukunftschule.

(Aus dem „Buch der Thorheit".)

Von Johannes Scherr.

Der Standpunkt „ideal" ist glücklich überwunden,
Die „Götter" alle sind ins Nichts dahingeschwunden.
Wir denken positivst, wir fühlen animalisch
Und lassen's wohl uns sein nach Kräften „kannibalisch".
Was war, ist uns egal; was sein wird, noch egaler:
Wir zechen — pereant die künftigen Zechezahler!
Drum heißt die Losung, so allein noch fleckt und kleckt:
„Fort mit der Pietät! Nieder mit dem Respect!"
Und wie's zu gehen pflegt, ganz wie die Alten sungen,
So zwitschern, nicht doch, nein! so brüllen schon die Jungen.
Schulmeister Bombax hat, wie jüngstens ich vernommen,
In seiner Zukunftschul' zu fühlen das bekommen.
Schnurrbärtig und bebrillt, ein strammer Darwinist,
Bekennt er sich zum Spruch: „Der Mensch ist, was er ißt."
Schulhalten mag er nicht, das ist ihm zu geringe;
Er hat fürwahr zu thun viel wichtigere Dinge.
Als spräch' er hoch herab vom höchsten der Kameele,
Docirt er: „Dummer Schnack, der Schwatz von einer Seele!
Was man so Seele nennt, das ist ja nur sans phrase
Der Ruchsinn, concentrirt dahier in meiner Nase.
Dies ist der neueste Triumph der Wissenschaft,
Der Forschung allerköstlichste Errungenschaft."
Dann spricht von Zellen er, von Zuchtwahl, Descendenz,
Und zieht aus alledem die logische Consequenz:
„Ihr Buben, die ihr seid für unsern Zukunftstaat
Die hoffnungsvolle, reiche, kernige Zukunftsaat,
Ihr Theile der urheiligen Volkssouvränität,
Mitbürger, seid gedenk des Wortes früh und spät,
Des Worts: Was ihr nicht seht, nicht höret und nicht spürt,
Nicht riecht, nicht schmeckt, nicht greift, das auch nicht existirt.
Die beste Religion die ist das Einmaleins,
Und hab' ich selbst kein Geld, je nun, so nehm' ich deins.
Der Mensch ist halt ein Thier wie jedes andre Thier,
Und wollt ihr beten, betet: Zweimal zwei macht vier." —
„Nein!" — aus der Zukunftsaat ein derber Bengel schreit —
„Mitbuben, glaubt ihm nicht so aus Gefälligkeit!
Daß zweimal zwei macht vier, das ist noch nicht bewiesen,
Obzwar es steht gedruckt beim alten Adam Riesen.
Laßt euch einschenken nicht des Wassers statt des Weins,
Ein richtiger Demokrat der pfeift auf's Einmaleins.
Und sind wir Thiere, dann Herr Bombax ist ein Esel,
Der größte Esel wohl von Ratibor bis Wesel.
Er kohlt nur alten Kohl, nichts weiß er und nichts kann er,
Drum werd' ihm zuerkannt ein flotter Hosenspanner!
Er ist der Einzelne, wir aber sind die Vielen;
Die Volkssouvränität die soll ihm mal was spielen!
Wir woll'n ihm zeigen, wie aufgeht die Zukunftsaat
Und wie man Schule hält im freien Zukunftstaat."
Die Rede zündete. Mit Hurrah und Halloh
Schulmeisterte die Bubenschaar Bombacem so,
Daß er von diesem Tag, dem wehevollen, wann er
Erinnerte sich an den „flotten" Hosenspanner,
Mit wehmuthschwerem Blick und sprechender Gebärde
Im tiefsten Bockbierbaß der Wissenschaft erklärte:
„Das Nasenseelesitzsystem ist leeres Stroh,
Der Sitz der Seele, ach, der ist ganz anderswo!"

Dranmor.

Von J. J. Honegger.

Dranmor! Unter befremdendem Namen — das Pseudonym sei romanisch und bedeutet „Freund des Meeres" — ein auch fremdartig berührender, aber ein großer Dichter. — Eine Art Confession, wirklich Herzensbekenntniß über die innersten Neigungen und Strebungen seiner Seele; was sie getrieben hat, weit aufs hohe Meer des Lebens hinaus; was schon in dem jungen Kopfe pulsirte, was er suchte und empfand, was seine lebenvollsten Phantasien trug: alles das gibt das charakteristische Einleitungsgedicht „Trelawney". Da bekennt sich der Autor zur Geistesverwandtschaft mit dem kühnen Corsaren und Dichter, dessen Thun und Leiden, Tränmen und Kämpfen den Knaben anfeuerte. Nur sind Dranmors Kämpfe mehr nach Innen gegangen; allerdings hat das Schicksal auch dem modernen Streiter der Stürme und Abenteuer genug in den Weg geworfen. Wir glauben ihm Alles, was er sagt, es ist die reine Herzenswahrheit; nur das Einzige in der Welt, was er da einmal meint: daß er kein Dichter geworden, — das glauben wir ihm nicht; die Blätter, die er unmittelbar diesem Ausspruch folgen läßt, sind sein glänzendstes Dementi.

Sagt uns das Gedicht „Trelawney", wo und wie der Dichter und Denker in seinem Herzen angefangen, so gestehen uns die düstern Einleitungsworte, wie er mit sich und der Welt abgeschlossen.

„Te Caesarem moriturus soluto."

Poesie, du holder Jugendtraum,
Laß mich nun auf immer dir entsagen,
Da so herbe Früchte nur getragen
Mein vom Sturm zerzauster Lebensbaum;
Da mein Herz so wund,
Daß der bleiche Mund
Nicht mehr jauchzen kann und nicht mehr klagen.

Ein schwer ringender Geist und ein Lebenskampf von tiefst innerlicher Wucht, der sich in solchen Worten ankündet!

Es ist ebenso bemerkenswerth wie ergreifend, mit diesen Worten jene zusammenzuhalten, welche Drammors ganz anders gearteter, aber auch hochbedeutender Landes- und Zeitgenosse, der unglückliche Schweizer Heinrich Leuthold seinen Liedern vorausschickte. Sind sie doch Beide von durchaus verschiedenen Wegen aus am gleichen Ziel angelangt, bei der düstern Resignation.

Der ewige melancholische Refrain bei Drammor lautet: verloren oder gar nicht gefunden; erträumt, doch nicht erreicht! Sein Fühlen und Denken, Phantasie und Wille langen ins Unendliche hinaus; natürlich, wenn diese Ziele unerreichbar zurückweichen wie der Nebelstern am Firmament.

Seine Dichtergröße beruht wohl in der Kraft und Hoheit der Gedanken, in der tiefgreifenden Intimität der Gefühle, in der prachtvollen Grandiosität der Bilder, Scenen und Träumereien. Treten hinzu: die hohe Noblesse im Fühlen und Denken, ein imantastbarer Adel des Herzens, durchgereift in dem harten Lebenskampf und nicht selten den Ton einer groß hinwegschreitenden Entsagung annehmend, die kaum mehr zur Klage greift. Sucht diese Grundzüge beispielsweise heraus in folgenden Nummern: „An Helena", großherzig und tief gefühlt; „Feber amarella", grandios und überaus edel gehalten; das gelbe Fieber unter dem Prachthimmel von Rio de Janeiro als furchtbarer Racheengel, der dem Sklavenraub auf dem Fuße folgte; abschließend der hochsinnig energische Entschluß. Nehmt das innig empfundene und herrlich gesagte Lied „Ein Wunsch", das auf die bange Frage: Wen trifft das unausweichliche Verhängniß? wer zuerst soll von hinnen gehn, sie oder ich? nicht minder hochsinnig zu dem Schlusse kommt:

Laß sie zuerst von meiner Seite gehen!
Doch, daß sie elend und verlassen sei,
O Gott der Gnade, laß es nicht geschehen!

Oder man nehme den gegen die Gemeinheit der Welt gerichteten schweren Schmerzensschrei in „Gebet" oder auch die zugleich stolze und gemüthswarme Bitte in „Strophen". Die Gedankenhoheit wird ihm unmittelbar zur philosophischen Reflexion, und der poetische Zauber büßt nichts dabei ein; zum starken Theil ist er entschieden ein philosophischer Dichter, aber Dichter immer. Lest jene groß und glänzend angelegte Rhapsodie auf den düster einsamen Schicksalsfelsen St. Helena und seinen gewaltigen Verbannten, die er „Nachtwache" betitelt hat. Inhaltsschwer und gedankenvoll, nach der geistigen Bedeutung klassisch, ist diese Elegie im Sinne der alten Klassiker, wie man das Stück richtig genannt hat, ein Kapitel von Philosophie der Weltgeschichte; der Weltgeist selbst schreitet daher, und seine Gedanken, schwer wandelnd, tragen ihre Tragik in sich. Dieselbe Richtung seiner wuchtigen Denkwelt nimmt zuweilen etwas überwiegend Visionäres und psychologisch Tiefgrabendes an; so im „Waldleben".

Aber derselbe Geist, der uns durch die Größe und ungebrochene Energie der Gedanken-, durch die Schwere der Gefühlswelt imponirt, kann auch ungemein weich und zart vorgehen. Man sehe das „Blatt aus der Knabenzeit"; oder den bezaubernd melodischen „Robin Adair" (nach dem Englischen), der uns wie in einen Liebestraum einwiegt; oder das tief innige „Albumblatt", den eben so schön wie rein gefühlten Herzenslaut „Perdita", die wundervoll feine Widmung „Lise", die allerdings schon etwas schwereren Schrittes einhergeht.

Mischung der Stimmungen ist bei ihm ziemlich selten; denn gewöhnlich ist auch die Stimmung in seinem Liede genau so ein festes Ganze, ein Guß wie die Composition; doch findet sich jene humoristische Variante in den neun Nummern „Von der See", die zum Theil in ihm gewohnten schweren Ernste gehaltenen, zum Theil mit einem ihm seltener passenden launigen Beischlage versetzt sind; er feiert seinen unbändigen Liebling, aber er gibt dem wankelmüthigen auch einige Peitschenhiebe.

Das furchtbare Grauen eines vernichtenden Lebens in jenen wilden Naturländern Südamerikas, regiert von den ungezügeltesten, unsern abgeschwächten Culturvölkern kaum mehr in dieser dämonischen Gluth und Intensität verständlichen Leidenschaften, mag sich kaum in einem grausigeren, aber auch nicht in einem markiger wie in Stein gehauenen Lebensbild aufthun, als „Januario Garcia" ist, wieder in grandiosem Stil gehalten. Dieser echte Sohn der Pampas übt mehr als corsische Rache. Auszuzeichnen ist die prachtvoll künstlerische Introduction und in Nr. 3 ein eben so prachtvolles Naturbild aus den Tropen, während sonst der Dichter nirgends schildernd abschweift, sondern mit den fest, fast ehern abgemessenen Strichen strengst epischer Gestaltung, unerbittlich wie das Verhängniß, den wilden Schlägen dämonisch entfesselter Leidenschaft folgt. — Ein ganz ähnliches Bild, aus den grauenhaften südamerikanischen Bürgerkriegen gezogen, gibt „Santos Perez"; Seele und Schicksal harmoniren mit jenen riesenweiten, wilden, ungastlichen Länderstrichen.

Die bittere Weltkenntniß, welcher gerade die bedeutenden Köpfe nicht entgehen, ist auch ihm zur Genüge aufgegangen. In den satyrischen Ton verfällt er deshalb nur selten, aber in den der bitterernsten Klage („Spleen") oder der förmlichen Herzensbedrängniß (das ergreifende „Gebet").

Vielleicht die künstlerisch vollendetste seiner Dichtungen, in blühend berauschenden Farben, ist der „Dämonenwalzer", jedenfalls nach seiner ganzen Geistesart ein Liebling des Dichters selbst. Er ist, um eine etwas bizarr klingende Bezeichnung zu brauchen, ein schmerzvoller Dithyrambus der Lebens- und Liebeslust, auch bei dem höchst delicaten Thema hoch über allem Alltäglichen gehalten und gehoben durch tiefsinnig anklingenden psychischen Gehalt. Eine mächtige und doch in so ungemein feinen und innerlichst vertieften Strichen gehaltene Scala von Denk- und Gefühlsübergängen, von der intimen Christfeier bis zur sündigen Hetärenliebe, ein Stoff, der eine feine Hand und ein starkes Herz fordert. Etwas Imposantes liegt in dem prachtvollen Anfang, wie der einsame Fremdling — eben der Dichter — an schwülem Sommerabende zum ersten Mal nach langer Zeit durch seine schweren Gedanken in eine kühle Kathedrale geführt wird und da die Religion nach ihrem weibischen Pomp, aber auch nach ihrem hohen, den Meisten verborgenen Sinne durchdenkt und zum Schlußbekenntniß über das Erlöserwerk kommt:

Nicht glauben kann ich
An deine göttliche Sendung;
Aber ich glaube, Christus,
An deine göttliche Liebe.

Und wie dann die Gedanken die wunderbarste Umwandlung annehmen, und mit ihnen die Scene!

Keine seiner Dichtungen ist schwerer zu würdigen und zu kennzeichnen als sein „Requiem", ein philosophisch-psychologisches Gedicht mit dem Charakter des Erhabenen und einer Denkselbstständigkeit von eiserner Kraft. Dieses „Hohe Lied vom Tode", Drammors poetischer Todtentanz, ein prachtvoll grandioses Vernichtungsepos mit der charaktervollen Devise „Ueber den Tod soll man weder lachen noch weinen", bezeichnet die durch Hoheit und Tiefe der Gedanken- wie Gefühlswelt ausgezeichnete Spitze seiner Weltanschauung, wie er schön sagt:

Ein Lied, in meiner Einsamkeit erdacht,
In treuer Menschenliebe dargebracht
Als meiner Geistesfreiheit stolzer Bote.

Den Geist der Zeit, den unverstandenen und räthselschweren, zeichnet in treffenden Strichen Gesang 3, und die Losung des starken Geistes in diesem Taumel spricht mit hochherzig unbeirrter Energie das achte Lied aus. Klar und fest ist der

Fatalismus, heute mehr und mehr der Glaube großer Seelen, gezeichnet. Wie menschlich schön trotz und nach der unbeirrten Einsicht in die Niedrigkeit der Welt, in den Undank und die Bosheit der Menschen, die jedem edeln Werk und schönen Gedanken entgegenstreben, denn doch der überwindende und vergessende Entschluß sich gleichwohl und nach Allem an die Menschenbrüder zu lehnen. Schlußresultat, in einfacher Größe:

Laß dieses Herz, das einst so stürmisch schlug,
Laß es in Staub zerfallen . . . .
Ich kann kein neues Leben träumen, kann
Nicht hoffen, daß die Todten auferstehn.

Wir besitzen von Drammor „Gesammelte Dichtungen"; Berlin bei Gebrüder Paetel 1875, als Prachtband mit dem Porträt des Verfassers in zweiter Auflage; die dritte ist eben im Wurf. Der Inhalt ist dieser:

„Poetische Fragmente", in erster Auflage erschienen 1861. Es sind 33 Nummern sehr verschiedenen Umfangs, vom zweistrophigen Liedchen bis zur großen Rhapsodie, einige darunter freie Uebertragungen, zwei fragmentarisch, unbedeutend nicht Ein Stück. Lyrische, lyrisch-epische und rein epische Tonweise.

„Kaiser Maximilian", eine Art weltgeschichtlicher Trauerode, gedichtet zu Rio de Janeiro im August 1867, bald nach dem erschütternden Ende des unglücklichen Kronprätendenten.

„Dämonenwalzer", ein Dithyrambus; wann entstanden?

„Requiem", ein philosophisches Gedicht ersten Ranges; in erster Aufl. 1869 erschienen und damals schon Aufsehen machend; endlich von dem Dichter selbst ins Französische übertragen (Berlin und Rio de Janeiro 1875).

Die dritte Auflage wird nach aller Wahrscheinlichkeit einige neue Nummern bringen.

Wenn je ein Dichter, so ist Drammor durch ein innerlich und äußerlich reiches, schwer bewegtes Leben gezogen. Im Jahr 1823 zu Bern geboren, Sprosse eines angesehenen Bürgergeschlechts, zum Handelsfach bestimmt, hochstrebend und abenteuerlustig, wanderte der talentvolle Knabe gleich nach vollendeter Lehrzeit, einem unbestimmten innern Drang und angeborner Thatenlust folgend, nach Südamerika aus. Brasilien ward seine zweite Heimat; sie gab ihm Beides: weiten Spielraum für seinen kaufmännischen Unternehmungsgeist, dazu mächtige Anregung für das dichterische Schaffen und weitblickende Weltauffassung; unbezwingliche Energie und Ausdauer haben ihn nach beiden Richtungen geleitet und gefördert. Die östreichische Regierung ernannte ihn zum Generalconsul. Sehr bedeutende Reisen in beiden Continenten, zu Land und zur See, im gluthdurchhauchten Süden wie im eisigen Norden, haben seinen Gesichtskreis erweitert und seine seltenen Sprachkenntnisse bereichert. Nicht geringere Kraft als dem äußern Aufbau seines Hauses wandte unser Autor einer zu ungewöhnlicher Tiefe und Sicherheit gediehenen Geistesbildung zu, indem er auf Literatur und Kunst der verschiedenen Culturvölker und auf neue deutsche Philosophie die gründlichsten Studien verlegte.

Indem ich mich auf diese äußerst kurzen und blos andeutenden Bemerkungen über sein Leben beschränke, entspreche ich entschieden seinen eignen Intentionen. Unser Object ist eben der Dichter Drammor, nicht der Schweizer-Südamerikaner, nicht der Kosmopolit, der von frühester Jugend an ein Leben der Arbeit und Mühe, des Ringens und Kämpfens durchgefochten hat; nicht der Mann der That mit den hoch und weit reichenden Zielen; nicht der Weltmann, der ungeheure Weiten durchstreift, in hochstehenden Kreisen sich bewegt und aus lebensfrischen, dem alten und dem neuen Continente wie dem launigen Ozean abgezwungenen Anschauungen ein Weltbild gewonnen hat, so umfassend und groß wie die aus dem innersten Kern seines Wesens herausspringenden Gedanken. Und übrigens: wissen doch auch wir Andern, die wir das Glück haben, mit dem hochbedeutenden Geist in engerem Rapport zu stehen, wenig genug von dem an innern und äußern Stürmen reichen Leben. Das Pseudonym, das er gewählt, ist ihm nicht eine bloße Maske; er hält daran. Das Uebrige ist Frage der Zukunft.

Ich nehme hier, frei umgestaltet und wesentlich anders combinirt, das summarische Urtheil auf, das ich früher schon vor engeren Kreisen über ihn aussprach.

Das Zusammenwachsen der urwüchsig kernhaften Schweizernatur, der Natur des Alpenbundes, mit den mächtigen Eindrücken der südamerikanisch-tropischen Riesenbilder und der gewaltigen Meeressprache, dazu die tiefste innerliche Verarbeitung der Ergebnisse eines nach Innen und Außen hoch wogenden Lebens: das zur concentrirtesten Ganzheit durchgerungene Ineinanderwirken der drei heterogenen Factoren, die doch alle drei gleich sehr angethan waren, eine mit Macht auf sich stehende Persönlichkeit zu schaffen, ein Charakterganzes, das sich selbst gezogen, gekräftigt und nun mit voller Wucht und außergewöhnlichem Reichthum intensivst geistigen Gehaltes sich entfaltet und auslebt, — das ist der urkräftige Grundkern Drammors. Das hat in ihm den originellen, selbstständigen und auf seltener Höhe der geistigen Warte stehenden Dichter gezogen, den wir als eine exotische Erscheinung anstaunen, während doch die Geisterwogen stark fundirt heimisch schweizerisch-deutsche geblieben sind. Was uns fesseln muß, was zu allererst verwandte Köpfe von mehr als gewöhnlicher Schwere des Gepräges, die ähnlich wuchtende Processe des Denkens und Fühlens in sich durchgekämpft haben, unwiderstehlich ergreift und ihnen trotz aller fast fremdartig überraschenden Eigenart des Dichters doch die zauberhaft erfassende Anziehung einer congenialen Natur entgegenbringt, das ist jenes tiefst innere Ringen eines mächtigen Geistes, das seinen naturbedingten Ausdruck angenommen hat im eben so mächtigen Worte.

Seine Weltanschauung ist eine schwer ernste: die dunkeln Farbentöne und melancholischen Anklänge brechen in jedem Momente durch; der Schmerz wühlt in den Tiefen, und die Gewitterstürme zucken wild ob dem Haupte. Die glühend farbenprächtig an der Tropensonne gezogene Dichtung hat dem wilden, üppigen, verzehrenden Leben der Aequatoriallande als nächst verwandtes Element die tief dunkelnden Schlagschatten der Tropennacht entnommen, in denen die zweifelnd ahnenden Gedanken und die streitenden Gefühle wandeln. Der Dichter gehört fast gleich sehr beiden Hemisphären an, zwischen denen das Meer, das ihm so vertraute und verwandte, das von ihm so gefeierte und verwünschte, die Brücke bildet. Es ist, als ob ihm aus den frischen, ruhelosen, ins Unendliche hinausziehenden Meereswogen immer wieder befreiende Kraft entgegenströmte, wenn der harte Kampf mit dem Geschick oder der noch härtere mit dem eignen Geist oder dann der entnervende Strahl der Tropensonne ihn scheint ins Herz getroffen zu haben. Darum lebt und strebt er immer wieder frisch auf; wir sehen ihn ringen ohne Rast und Ruh', aber nie sinken; die Stirne trieft von Schweiß, das Herz blutet, das Gemüth zagt und zittert unter der Last und Enge und Misère des beschränkten Endlichen; aber auf einmal schwingt der Adler die Flügel und entführt uns befreiend, klaren Auges und starker Brust ins Unendliche hinaus. Das Rauschen und Rollen der See, die Sprache der ewigen Leuchten des Himmels gehn durch seine Lieder eben so klar und stark wie in geadelter Trauer erschütternd der Todeskampf der vom Pesthauch Getroffenen. Der gedankenschwere Wanderer schweift durch die brasilischen Urwälder, über sich das Kreuz des Südens, und das Brausen des riesig entfesselten Sturms und das versöhnende Funkeln der unentwegten Friedenssterne hoch über all' dem irdischen Lärm wecken in ihm tiefe, räthsel- und geheimnißschwere Gedanken und frischen die alten, halb erstorbenen Gefühle wieder auf, gegen die der Dichter vergeblich sich sträubt. Frucht der grandiosen Natureindrücke und des wuchtig arbeitenden Denkens ist eine großartige, gefestete, in sich sichere Weltanschauung. Die Gedanken strömen uns mit seltener Kraft und Ursprünglichkeit, mit einem Feuer und einer Hoheit entgegen, von denen die alltägliche Duodezliteratur auch nicht die blasse Ahnung hat. Die Phantasie ist blendend reich, die Empfindung rein und wahr und tief, die Sprache pracht- und kraft-

voll, das Ganze der Wesenheit dieser Dichtungen von jener Hoheit und Würde getragen, welche nur eine Welt von Geist zu verleihen vermag.

Ganz nahe liegt die auch schon aufgegriffene Vergleichung mit Freiligrath und Hermann Lingg, mit jenem nach der Stoffwelt, mit diesem nach der Weltanschauung. Aber es gibt seinem Gemüthsleben eine mehr wohlthuend anheimelnde Abtönung, daß die Gluth und Pracht der Tropennatur ihn nicht willenlos gefangen nimmt, nicht geblendet den heimischen Wurzeln entfremdet. Das Alpenland mit dem schweren nordischen Eindruck und die Innerlichkeit deutscher Naturart sind trotz Allem seine Liebe geblieben. Der Dichter kann und will seine Abstammung weder verleugnen noch aufgeben, und die gedankenschwere innere Natur reagirt gegen das erdrückende Uebergewicht jener heiß erschlaffenden, jener übermächtig schaffenden und eben so verzehrenden Tropennatur. Aus dieser Friction ist die Größe des Dichters zu erklären, den, so sagt er selbst, „das Schicksal zu guter Stunde hinausgeworfen in des Lebens Wirrwarr". Ja, es ist doch richtig gesagt worden: „Ein Zug des Heimwehs und Verlassenseins zieht sich, die Kraftfülle seiner kernigen Gedanken wohlthuend mildernd, durch alle seine lyrischen Dichtungen." Freilich nicht jenes schwächlich kränkelnde und brütende Heimweh, das er kräftig von sich schüttelt, wenn er unter eines seiner Bilder schreibt: „Heimweh ist die Krankheit einer schwachen oder einer erschöpften Seele."

Allgemein ist bei Drammor kein Weltschmerz zu finden und trotz aller bittern Erfahrungen kein Menschenhaß, weder Sentimentalität und feige Entmuthigung noch Laune, und nicht ein Schatten jener frivolen Blasirtheit, die in unsern europäischen Städten, in den Centren unserer raffinirten Cultur so viele kleinen Seelen faßt und nicht selten eine große ruinirt; es ist nicht Spott in ihm und nicht schaler Lebensüberdruß. Wohl aber auf jedem Punkte der wuchtende Gedanken- und Gemüthskampf, das Herumzucken der Blitze und Hereinragen der Wetterwolken. Aber eben die bewältigende Wahrheit des Kampfes an sich macht schließlich wieder den Eindruck des Beruhigenden, ja Versöhnenden; die Schatten zerstreuen, der Wahn löst sich vor der tagscharfen Klarheit des durchdringenden Blickes. So entwickelt er überall elegischen Ernst, aber nie verfällt er einer Spur von elegischer Schwäche; was er bietet, sind denkreife Früchte eines bedeutend angelegten Geistes; der Dichter und Denker sind in ihm Eins. Mit auf dieser Harmonie mag jene natürliche Vornehmheit seiner Dichtung ruhen, die übrigens mit der Isolirtheit ihrer Haltung zusammenstimmt.

Was als Klage auf die Beschränktheit menschlichen Schaffens und Genießens, Fühlens und Denkens auftritt, auf das Ungenügen und die Kleinlichkeit der Summe in Alledem, was das Leben bietet, das ist aus dem Großen und Vollen genommen; selbst der „Spleen" wird nicht weichlich oder eigensinnig oder mürrisch; seine Anklänge nehmen den Ton stolzer Entsagung, die sich klar ist über Menschengeschick und Menschenbestimmung. Nicht die lästige Trauer: was fruchtet sie? Wirken und Denken und dann — Hingehn ohne Murren und Klage, das ist der Cirkel, in dem die Aufgabe des Einzelnen sich erfüllt; es ist des Mannes unwürdig mit dem Verhängniß zu rechten oder darüber zu weinen. Gleich groß verhält er sich, der bittern Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gegenüber. Doch ist das Endresultat des unvermeidlichen Kampfes jenes Sehnen nach Ruhe, dem er oft so inständig ergreifenden Ausdruck gibt, den innigsten, wenn er anknüpft an die unauslöschlich treuen Jugenderinnerungen.

Selbstverständlich ist ein Dichter von Drammors Bedeutung nicht denkbar ohne ein ursprünglich in ihm liegendes feines Naturgefühl. Seine erste Liebe hat die uralt ewige See, auch wenn er ihre Tücken schilt, und ihr allbelebender Hauch gießt ihm immer wieder frisches Leben ins wunde Herz. Die Macht und Pracht der Tropenlande führt der blühenden Phantasie ihre großartigen Gebilde zu, und daneben wahrt er treu die innig treuliche Erinnerung an die einfach bescheidene Heimat, ans Wald- und Bergleben nordischer Welt. — Die Einfachheit der Darstellung ist ein Reflex von der Wahrheit der Empfindung; es ist mitten in der Ueberfülle tropisch grandiosen Schöpfungen nicht die erdrückende Formen- und Farbenpracht eines Freiligrath oder Sealsfield; immer und allenthalben mehr Innerlichkeit, Leiden und Lieben, Sehnen und Dulden, Denken und Schaffen, Ringen und Kämpfen; das Menschenherz in allen Scalen seines Pulsirens, dem die Natur blos Spiegel ist, das ist sein Hauptobject, das Ende — Vergessen und Ruhe im Tode.

Drammor ist Meister der poetischen Sprache und rhythmischen Form; von bedeutungsschwerer Kürze, Präcision und Klarheit, von unnachahmlich natürlicher Hoheit, ist's eine markig harmonievolle Sprache — Passionsmusik.

Ich schließe ab: Ein schwer wiegender Geist von tief innerlicher Wucht, eine mit Macht auf sich stehende Persönlichkeit, ein Charakterganzes, das sich selbst gezogen und gefestet hat und nun seltenen Reichthum intensivst geistigen Gehaltes ausstreut. Ein origineller Denker und Dichter, eine fremdartige Erscheinung, die wir überrascht anstaunen. Drammor wird der Liebling schwer geprüfter Herzen bleiben, deren Leiden und Bitterkeiten er in der Selbstthat edler Resignation abklärt. Und je fremder er der heutigen Alltagsströmung steht, desto höher. Wir lieben ihn; denn er hat viel gekämpft und gewirkt, geliebt und gelitten.

Ist der Pessimismus schädlich?

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Im letzteren Satze ist Wahres und Falsches gemischt. Ist es wahr, daß der religiös-ethische Idealismus sich nur auf den Trümmern des Eudämonismus und der weltlichen Gesinnung erbauen kann, so setzt seine feste Installirung die Ueberwindung des trivialen Optimismus durch den empirischen Pessimismus voraus, so ist die Arbeit zur Begründung des letzteren und zum Sturze des ersteren keine verlorene Mühe Es erscheint ja auf den ersten Blick einfacher und vornehmer, die empirische Wirklichkeit blos am Maßstabe des religiös-ethischen Idealismus zu messen und lediglich aus ihrer Unangemessenheit gegen die Forderungen dieses letzteren das Verdict zu begründen, daß sie nichts tauge; aber es wird dabei vergessen, daß diese idealen Forderungen so leicht von der empirischen Wirklichkeit als überspannte Ausgeburten einer unpraktischen Phantasie verspottet werden, und daß der Streit zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht in allen Köpfen mit dem Unterliegen der letzteren endet. Es ist eine dünkelhafte Vermessenheit des Idealismus, in diesem an und für sich so wenig hoffnungsvollen Kampfe den Bundesgenossen geringschätzig zu verschmähen, der ihm mit einem Schlage den Sieg sichert, nämlich den empirischen Pessimismus, welcher die Ansprüche des empirischen Lebens in ihrer ganzen Hohlheit und Haltlosigkeit aufdeckt. Damit aber letzterer dieses Geschäft gründlich besorge, muß ihm Zeit und Raum gegönnt werden, sich allseitig darzulegen, zu begründen und seine Consequenzen zu ziehen; und die hierauf verwandte Mühe ist lediglich im Dienste des religiös-ethischen Idealismus aufgewendet, der dabei genau so viel gewinnt, als der triviale Optimismus verliert. Wenn demnach Idealisten sich über die „widrige Abwägerei der Lust und Unlust" beschweren, welche der Pessimismus übt, so zeigen sie damit blos, daß sie dessen eigentliches Ziel bei diesem Geschäft und den Werth seiner Leistung für ihre eigensten Interessen noch gar nicht verstanden haben.

Die andre Frage aber ist, ob neben und über dem empirischen Pessimismus der religiös-ethische Idealismus wirklich als ein Optimismus zu bezeichnen sei, welcher diese gesammte Weltanschauung, trotzdem der empirische Pessimismus in ihr enthalten ist, doch zu einer optimistischen mache. Nun ist ja zuzugeben, daß der Mensch erst dadurch seine wahre geistige Bestimmung erfüllt, daß er seinen Willen in den Dienst der sittlichen Idee stellt, also die objectiven Zwecke zu seinen Zwecken macht, daß demnach auch sein Wille das Maximum von Befriedigung

erlangt, indem er aufhört, seine individuellen Zwecke zu verfolgen und statt deren die allgemeinen Zwecke befördert; in diesem Sinne könnte man allerdings diese Anschauung einen relativen Optimismus nennen, womit aber noch nicht gesagt ist, ob sie absolut genommen Optimismus oder Pessimismus heißen müsse. Letztere Alternative ist nur daraus zu entscheiden, ob jenes relative Maximum der Willensbefriedigung oberhalb oder unterhalb des Indifferenzpunkts der Empfindung liege, — ob die Gewissensruhe, welche die sittliche Lebensführung gewährt, und der Herzensfriede, den die religiöse Verklärung des sittlichen Strebens verschafft, wirklich positive Werthe auf der Stufenleiter des Gefühls sind, oder ob sie nur die Befreiung von gewissen Gattungen von Unlustgefühlen darstellen. In der That kann man (abgesehen von der rasch verklingenden Contrastlust des Auftretens) nur das letztere gelten lassen; die Gewissensruhe befreit von den Sorgen und Qualen, die eine nicht sittliche Lebensführung verursacht, und der religiöse Herzensfriede befreit von der Unruhe des weltlichen Treibens, von den Enttäuschungen, welche die „Jagd nach dem Glück" stets vom Neuen bereitet, — aber beide sind unfähig, ein positives Glück oder eine dauernde Seligkeit zu gewähren, ja sie sind sogar unfähig, alle oder auch nur die meisten Quellen der Unlust zu verstopfen und den empirischen Unlustüberschuß des Lebens auch nur annähernd verschwinden zu lassen. Denn der Kampf des sittlichen Willens mit den selbstsüchtigen Begehrungen dauert fort, und wie sehr auch der Sieg des ersteren freuen möge, so wenig hört doch das Unterliegen des letzteren auf, als Einbuße an Glück und als schmerzliches Opfer empfunden zu werden. Auch nach der Durchschauung der Illusion des Eudämonismus bleiben die Triebe, weil sie auf natürlichen Anlagen beruhen, in Kraft, und fordern immer neue Bekämpfung und Wachsamkeit, wenn nicht der sittliche Wille von ihnen überrumpelt werden soll; der empirische Pessimismus bietet ja nur die Handhabe, um die Selbstverleugnung zu erreichen, aber er erspart doch nicht die Arbeit, sie zu erringen, und schmälert darum auch nicht das Verdienst des Ueberwinders. Weit schwerer als dies fällt jedoch ins Gewicht, daß die Herrschaft des religiös-ethischen Idealismus erstens die Macht der natürlichen Uebel (z. B. Krankheit, Noth ꝛc.) über das menschliche Glück ganz ungebrochen läßt, und daß er zweitens die Sphäre, in welcher der Mensch geistigen Leiden und Schmerzen ausgesetzt ist, sehr bedeutend erweitert. Letzteres geschieht in doppelter Richtung, einerseits, indem der Mensch zu den natürlichen hinzu neue ethische Strebensziele gewinnt (z. B. politischer, soeialer, kirchlicher Art) und mit dieser Erweiterung seines Willensinhalts auch eine entsprechende Vergrößerung des Ueberschusses der nichtbefriedigten über die befriedigten Begehrungen erfährt, und andrerseits, indem er mit jeder erweiterten Ausdehnung seines eigenen Selbst auf andre Individuen (vermittelst der Liebe) deren Unlustüberschuß sympathisch mitzutragen bekommt und dem Schicksal immer mehr Punkte bietet, an denen sein Herz verwundbar ist. Hieraus geht hervor, daß der religiös-ethische Idealismus wohl das Leben in den relativ erträglichsten Zustand versetzen, aber nimmermehr zu einem positiv glückseligen machen kann, daß also der Pessimismus auch da im Rechte bleibt, wo die empirische Wirklichkeit des Lebens religiös-ethisch geläutert und verklärt ist.

Hiergegen wendet sich nun wiederum der Optimismus mit der Behauptung, daß dies eine gefährliche Lehre sei, welche durch ihre Hoffnungslosigkeit leicht davon abschrecken könne, den Kampf muthig anzunehmen und durchzuführen, der doch jedenfalls für das Individuum ohne positives Ergebniß bleiben solle. Aber dies ist ein Einwand, welcher in der Hauptsache in trivialen Optimismus und Eudämonismus zurückfällt und die Würde des religiös-ethischen Idealismus verleugnet, welche soeben in anderer Richtung in dünkelhafter Vermessenheit zu überspannen versucht wurde.

Wenn die von mir dargelegte pessimistische Ansicht unrichtig wäre, d. h. wenn die Herrschaft des religiös-ethischen Optimismus wirklich trotz allem empirischen Pessimismus zu einer positiven Glückseligkeit führte, dann wäre sofort alle Ethik und Religion von Neuem in den Eudämonismus zurückgestürzt, aus dessen Umstrickung der Pessimismus sie zu lösen gesucht hatte. Der natürliche Mensch in seinem instinctiven Egoismus will und sucht ja nichts andres als seine Glückseligkeit; von dem Augenblick an, wo man ihm zweifellos klar gemacht hat, daß er dieselbe auf dem gewöhnlichen Wege nicht findet, daß er sie aber auf dem Wege der Religion und Moral um so sicherer findet, wird er diesen letzteren Weg beschreiten, aber eben damit Religion und Moral ihres Charakters als Idealismus entkleiden und zu einem im Vergleich zum gemeinen Eudämonismus nur etwas verfeinerten Eudämonismus herabwürdigen, d. h. sie in ihrem Wesen als Religion und Moral vernichten und sie durch egoistische Pseudoreligion und Pseudomoral ersetzen. Diese Erfahrung brauchen wir nicht erst zu machen; die ganze bisherige Geschichte der Religion und Moral predigt diese Wahrheit mit tausend Zungen. Ausnahmen hat es zwar immer gegeben, Menschen, die von so hoher Selbstverleugnung erfüllt waren, daß sie ohne Rücksicht auf die ihnen aus dem religiös-ethischen Optimismus vermeintlich erwachsende Glückseligkeit doch einer echten Religiosität und Sittlichkeit huldigten; aber dann waren diese Menschen besser als ihre Theorie (wie das öfter vorkommt) und verleugneten praktisch das, was sie theoretisch glaubten, wenn nicht gar ein mehr oder minder deutliches Bewußtsein von der Unwahrheit dieser Theorie (also von der Wahrheit des Pessimismus) in ihnen zum Durchbruch gelangt war, durch welches sie sich ebenso theoretisch zu der herrschenden Ansicht ihrer Zeit in Widerspruch setzten, wie sie es durch ihr praktisches Verhalten thaten. Solche Ausnahmen können also die Regel nicht umstoßen, sondern nur bestätigen, daß, wo der Glaube an eine durch Religion und Moral erreichbare positive Glückseligkeit sich einnistet, der religiös-ethische Idealismus in pseudoreligiösem und pseudomoralischem Eudämonismus zu Grunde gehen muß. Soll echte Sittlichkeit psychologisch möglich bleiben, so darf Glückseligkeit weder außerhalb der Sittlichkeit noch vermittelst derselben erreichbar sein, d. h. der Optimismus in der sittlichen und religiösen Sphäre ist nicht minder verderblich für den Idealismus, wie der triviale Optimismus.

Wie von der Gefahr des letzteren nur der empirische Pessimismus befreien kann, so von derjenigen des ersteren nur der Pessimismus schlechthin, oder die Lehre, daß auf keinem Wege ein Ueberschuß der Lust über die Unlust erreichbar sei. Dieser Pessimismus ist also ebenso wenig schädlich wie der empirische, sondern eine ebenso nothwendige und unentbehrliche Vorbedingung wie jener für die Sicherung des religiös-ethischen Idealismus in seiner Echtheit und Reinheit. Ist ein Individuum unfähig, seine Kräfte dem religiös ethischen Idealismus zu widmen, wenn es keinen positiven Lohn für sich davon ziehen soll, so ist es ein Kämpfer, welcher der Hoheit und Erhabenheit der Sache doch nur schlechte und unlautere Dienste leisten würde, ein feiler Söldling ohne Glauben und Liebe zur Fahne, dessen die religiöse und sittliche Idee füglich entrathen kann. Wenn die Vertheidiger des religiös-ethischen Idealismus nicht mehr so viel Vertrauen zu seiner Begeisterungsfähigkeit haben, daß sie das Angewiesensein auf uneigennützige Dienste für gleichbedeutend halten mit verlorenem Kriege, dann thäten sie selbst besser, den geistigen Kampf für Ideen aufzugeben und sich mit nützlicher Handarbeit zu beschäftigen. Wer selbst von dem Enthusiasmus für die Wahrheit und Reinheit seiner Ideale durchdrungen ist, der kann solche Umschau nach gemietheten Streitern, solch' ängstliches Hüten der zur Bestechung der Glaubenslosen bestimmten Schätze verachten, und siegesgewiß darauf bauen, daß die Idee nicht so ohnmächtig ist, sich nicht durch eigene Kraft durchzusetzen. Wofern nur Jeder ihr redlich dient, der sich von ihrem Geiste ergriffen fühlt, so ist keine Noth um ihren Triumph; was am meisten hemmt, ist der falsche Hinweis auf einen Lohn, der hernach doch ausbleibt, das kleinmüthige Verzagen an der Kraft uneigennütziger Begeisterung, das zugleich einen ansteckenden und einen lähmenden Einfluß hat und das Verdächtigen und Verketzern derer, welche im Vertrauen auf diese Kraft die Würde des Idealismus von lohnsüchtiger Befleckung rein zu erhalten bestrebt sind.

Wenn man immer den Menschen predigt, daß sie zu schwach sind, das Gute um seiner selbst willen und ohne schielenden Seitenblick auf den Lohn der eigenen Glückseligkeit zu thun, so ist es in der That kein Wunder, wenn die in solchen Lehren Auferzogenen erschrecken und vor Schwäche zittern, wenn sie aufgefordert werden, der Idee zu dienen ohne jede Hoffnung auf dadurch zu erreichende Glückseligkeit. Würde man der Jugend von Anfang an den Pessimismus predigen, wie man es jetzt mit dem Optimismus thut, so würde sie sich ganz unvermerkt in den uneigennützigen Dienst der Idee eingewöhnen, und jene lähmende Furcht vor der eigenen Kraftlosigkeit gar nicht kennen lernen. Wenn die Thatsache unbestreitbar ist, daß willensschwache Naturen durch die Zumuthung des Verzichts auf individuelles Glück entmuthigt und vom Kampfe abgeschreckt werden, so ist für die Möglichkeit einer solchen Krisis und für die schlechte Bewährung der Einzelnen in derselben nicht der Pessimismus, welcher durch Verbreitung seiner Wahrheit eben nur für den religiös-ethischen Idealismus kämpft, sondern der Optimismus verantwortlich zu machen, der seine so lange Zeit unbestrittene Herrschaft dazu mißbraucht hat, die menschliche Natur in ihrer Schwachheit zu bestärken. Auf den herrschenden Optimismus fällt die Schuld, durch beständiges Umschmeicheln der Einbildungskraft mit den Bildern positiver Glückseligkeit das Aufkommen einer männlichen Entsagungsfähigkeit, reinen Begeisterung und uneigennützigen Hingebung verhindert zu haben, und den im Menschen wurzelnden Eudämonismus, anstatt ihn auszurotten, vielmehr gehätschelt und höchstens auf das Gebiet des religiös-sittlichen Lebens eingeschränkt zu haben, so daß nun die an den Menschen herantretende Forderung, auf den Eudämonismus in jeder Form zu verzichten, als etwas Unerhörtes, alle Menschenkraft Uebersteigendes, daher Unerfüllbares erscheint.

Diese Forderung, trotz der Unerreichbarkeit eigenen Glückes tapfer weiter zu kämpfen und zu streben, wäre in der That unerfüllbar, wenn der Kampf wirklich ein ergebnißloser und zweckloser wäre. Aber dem ist nicht so, vielmehr hat der Kampf ein zwiefaches Ergebniß, ein subjectives und ein objectives. Subjectiv führt derselbe dazu, von allen möglichen Lebenslagen die relativ erträglichste zu erreichen und die innere Geistesanlage zur Festhaltung und Vertiefung dieses Zustandes (d. h. die religiös-ethische Gesinnung und den erworbenen Charakter) immer vollkommener auszubilden; objectiv führt derselbe dazu, den Entwickelungsproceß der Menschheit zu befördern und seinem Ziele näher zu führen. Wäre nicht die relativ erträglichste Lebenslage als subjectiver Gewinn des Kampfes in Aussicht, so wäre es dem Individuum allzu sehr erschwert, den Kampf aufzunehmen und durchzuführen, da dann die andern, relativ erträglicheren Lebenslagen ihn von dem Dienste des Idealismus abzuziehen suchen würden; wäre nicht die fortschreitende Entwickelung der Menschheit eine Thatsache, an welcher der sittliche Kampf des Einzelnen befördernd und beschleunigend mitwirkt, so wäre das Streben ein objectiv zweckloses, daher in sich widersinniges, und der Quietismus allein im Rechte. Man kann deshalb das subjective Ergebniß des Kampfes als die psychologische, das objective Ergebniß desselben als die logische Vorbedingung seiner praktischen Möglichkeit bezeichnen. Der wahre Pessimismus, welcher zwar die Erreichbarkeit positiver Glückseligkeit auf jede Weise leugnet, aber die Erreichung der relativ erträglichsten Lebenslage durch sittliches Verhalten behauptet und welcher zugleich die Ueberzeugung von der unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung der Menschheit und des Weltganzen nicht aus-, sondern einschließt, vereinigt demnach in sich die nöthigen psychologischen und logischen Vorbedingungen zur Ermöglichung einer opferwilligen Hingabe der Persönlichkeit an den providentiellen Weltlauf, d. h. an den Proceß der fortschreitenden Verwirklichung des religiös-ethischen Idealismus, ebenso wie er allein die Basis ist, auf welcher dieser Idealismus rein und lauter gedeihen kann.

Wer bewußt oder unbewußt im Eudämonismus befangen ist, der kann sich und will sich natürlich auch den eudämonologischen Optimismus nicht rauben lassen, der mag sich mit einem blos teleologischen Optimismus der Entwickelung nicht zufrieden geben; umgekehrt, wer dem eudämonologischen Optimismus huldigt, der kann logischer Weise und thatsächlich über den Eudämonismus auf keinem Gebiete der praktischen Philosophie hinaus, also auch nicht in Religion und Moral. Als Kant vor einem Jahrhundert den großen Kampf mit dem Eudämonismus im Sinne einer autonomen Moral und rein moralischen Religion aufnahm, da konnte er diesen Zusammenhang noch nicht durchschauen, durch welchen der Sieg seiner Sache aufgehalten werden mußte; zwar war er entschiedener Pessimist*), aber er ahnte noch nicht die praktische Nothwendigkeit, durch siegreiche Entfaltung dieses Pessimismus dem Siege der autonomen Moral vorzuarbeiten. Die Unentbehrlichkeit dieser vorherigen Entwickelung des Pessimismus für gewöhnliche Sterbliche konnte nicht schlagender dargethan werden, als durch die Thatsache, daß in Ermangelung dieser Vorarbeit selbst der Prophet, welcher gekommen war, den alten Götzen zu stürzen, ihm auf einem Seitenaltare opfern zu müssen glaubte. Anstatt aus dem diametralen Gegensatz von Eudämonismus und Sittlichkeit zu schließen, daß nicht nur für das Erdenleben sondern ganz allgemein für das endliche Geistesleben in jeder Gestalt die Glückseligkeit nicht als erreichbar gedacht werden könne, ohne das Wesen und die praktische Möglichkeit der Sittlichkeit zu zerstören, schloß er vielmehr darauf, daß es eine jenseitige Fortsetzung dieses Lebens geben müsse, in welchen Gott diesen hienieden bestehenden Gegensatz auf eine uns unbegreifliche Weise aufhebe, und die Tugend mit einer ihr proportionalen Glückseligkeit belohne. Diese Vertröstung auf die Zukunft erwies sich damals freilich als eine Milderung, ohne welche die ungewohnte Härte der Wahrheit noch weit heftigeren Widerspruch erfahren hätte, als sie wirklich fand; als aber die Macht dieser Zukunftsvertröstung verfiel, da schwand auch die Duldung gegen den Rigorismus der Kant'schen Moral, und sie mußte sich eine Verflachung im eudämonistischen Interesse gefallen lassen. Was Kant erstrebte, die Reinigung des sittlichen und religiösen Bewußtseins von jeder Verquickung mit Eudämonismus, das ganz zu vollbringen, ist heut unsre Aufgabe, und der Pessimismus ist die Fahne, unter welcher allein dieser schwere Sieg erfochten werden kann und wird, der zu einer völligen Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens führen muß.**) Die den Pessimismus bekämpften, sind heute noch dieselben Gegner, welche seinerzeit die autonome Moral und Religion Kants bekämpften, die irdischen und transcendenten, die offenen und die verkappten Eudämonisten. Aber sie werden den Sieg des echten religiös-ethischen Idealismus über ihren eudämonistischen Pseudoidealismus deshalb nicht hindern können, weil der Pessimismus inzwischen seine Vorstufen durchlaufen hat, und zu einer Macht geworden ist, der gegenüber sie ihre Ohnmacht bereits zu fühlen beginnen.

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

VI.

Ueber die deutsche Malerei der Gegenwart und ihre namhaften Vertreter bin ich an dieser Stelle so verschiedentlich veranlaßt gewesen meine Meinung zu äußern, daß ich mich heute auf knappe Randbemerkungen zu den mancherlei neuen Bildern und wenigen neuen Namen beschränken kann, welche der Münchener Ausstellung aus diesem Boden erwachsen sind. Indessen auch die kürzeste und lückenhafteste Aufzählung des unter allen Umständen Ausstellungswerthen muß, wie ich meine, Zweifler und Oberflächliche nachdenklich machen. Mag der Gesammteindruck unserer deutschen Abtheilung auch mäßig gewesen sein, bei unbefangener Einzelbetrachtung sieht die Sache Gott Lob doch anders aus.

---

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Kant als Vater des Pessimismus"; derselbe erscheint Anfang nächsten Jahres in „Unsere Zeit".

**) Vgl. meinen Aufsatz: „Kants Reinigung der Moral von der Glückseligkeitslehre" („Im neuen Reich" 1879, Nr. 35).

Weit voran steht München selbst, trotz der pessimistischen Resignation, mit welcher seine Künstler vielfach die eigene Ausstellung zu Gunsten anderer Gruppen herabsetzen, und die wohl nur zu einem Theil in ehrlicher Selbsterkenntniß, zum anderen vielmehr in den mancherlei üblichen Reibereien ihren Ursprung hat, welche, wie überall, wo ein Künstlerzusammenwirken gefordert wird, schließlich das Resultat verkümmern oder die Freude an demselben mindern.

Wie sehr es sie auch wurmen mag, daß sie im Glaspalast nicht ganz gezeigt haben, was sie können, — Anderen geht es nicht anders, und auch so wie sie da sind könnten die Münchener, den übrigen deutschen Kunststädten gegenüber, zufrieden sein mit ihrer Ausstellung.

Reicher und vielseitiger entwickelt sich kaum ein Bild im Gedränge des Glaspalastes als jenes der Münchener Kunstthätigkeit. Ohne langes Rubriciren und ängstliches Abwägen glaube ich das im Folgenden, eigentlich ohne mein Zuthun, zu beweisen. Es bedarf lediglich der Erinnerung, der Loslösung aus dem Goldrahmenchaos, des Nacheinanders in beliebiger Reihenfolge anstatt des noch beliebigeren Nebeneinanders im Glaspalast.

Das anziehendste und für mich überzeugendste Bild der Münchener Abtheilung hat W. Diez in seinem „Strauchritter" ausgestellt. Auch sein Pferdemarkt ist von einer künstlerischen Lebendigkeit überall, wie sie nur bei Menzel wieder zu finden ist, neben welchem Diez zu den reichstbeanlagten Malern der ganzen Ausstellung gehört. Ueberzeugender Künstler sein kann man nicht, wie Diez in diesen kleinen Sachen, die gleichsam hingeschrieben Alles enthalten, was sich nur beobachten und erstudiren läßt, und dabei von einer Wärme der künstlerischen Empfindung getragen sind, welche alle Zeiten verstehen werden, möge ihr Kunstinteresse wohin immer gerichtet sein. Was schadet es, wenn dieser spielende Aufwand von Geschmack und allen malerischen Talenten die meisten Diez'schen Bilder aussehen macht, als wären sie sorglos und fertig aus dem alten unfehlbaren Schüttelärmel des Illustrators als fliegende Blätter ins Publicum geflattert! — Von seinem großen Gefolge mögen es zwei für Alle thun. Zunächst Kühl („Im Atelier," „Mußestunden" und „Flötenspieler"), der geschickteste vielleicht von allen jüngeren Münchenern, wenn auch keiner von denen, deren Schätzung mit Sicherheit Generationen überleben wird. Kühls Geschmack ist Sinn für modischen Chic. An der Natur reizt ihn schwerlich die Erscheinung, sondern die Art, wie sie sich vortragen läßt. Seine Bildwirkung beruht meist einseitig auf Farbengegensätzen. Aber an pointirter Geschicklichkeit in diesem Sinne hat er in Deutschland wenige Seinesgleichen. Dann Laupheimer, der mit seinen „Amateurs" hier die ziemliche Reihe derer vertreten mag, die, ohne directe Diezschüler zu sein, doch ihre stärkste Anregung aus Diez'schen Bildern schöpfen.

Was seine Fähigkeit anlangt, vor allem Durcheinander, Bewegung bunter erregter Massen zu sehen und darzustellen, so gehört auch J. F. Brandt zu den Geistesverwandten der Menzel und Diez. Erst vor die Alternative „charakteristisch oder malerisch" gestellt, würden sie sich vielleicht ganz deutlich unterscheiden. Brandt griffe ohne Bedenken nach dem farbigen Reiz der Erscheinung, Menzel ginge ihren Charaktereigenthümlichkeiten nach und erwischte dabei nebenher eine tüchtige Portion von jenem, Diez hingegen käme, sähe und malte Beides, als ob für ihn das Eine ohne das Andere nicht existire. Brandts „Tartarenschlacht" gehört der Nationalgalerie und ist den Lesern dieses Blattes bekannt. Sie erreicht das Durcheinanderflimmern von Farben, Formen, Bewegungen, Stoffen, wie es so ein Kampfgewirr darstellen muß, in nahezu unbegreiflichem Grade. Trotzdem habe ich vor seinem „Reitergefecht aus dem dreißigjährigen Kriege" viel mehr und ruhigeren Genuß gefunden, als bei dem aufregenden Hinundher, mit welchem jenes stupende Bild auch den empfänglichsten Sinn abhetzt.

Mit Brandt sind wir in die Einflußsphäre Pilotys getreten, der im Glaspalast selber nur in tausenden von Anregungen vorhanden ist, die bekanntlich bis Defregger und Makart reichen. A. Wagner hat mit seiner spanischen Post wieder ein neues Thema gefunden, um seine lebensvollen aufregenden Pferdescenen glücklich zu variiren. Gierimskis blaue Parforcejagd aus der Nationalgalerie sieht noch heute so fein aus wie vor Jahren, aber auch die Eile der Jagd fehlt dem Bilde nach wie vor. Den früher sehr talentvoll und besonders in der Pferdemalerei geschickt auftretenden Faber du Faur verstehe ich nicht mehr, weder in seinem lebensgroßen Reiterporträt des Kronprinzen, noch in seinen gesuchten coloristischen Wagnissen („Lagernde Araber", „Verkauf Josephs"). Otto Seitz ist mir diesmal mit seiner „Abendlandschaft" lieber als in seinen theatralischen „Söhnen Eduards". Dort ist seine Farbe wenigstens von großer decorativer Schönheit. Grützner wird immer unverdaulicher, je beliebter er beim verehrlichen Publico wird. Die Kindesmörderin von Max ist ein echter Max in jeder Beziehung. Auch sie verschleiert für den Kunstfreund die absichtliche Speculation auf die Nerven blasirter Beschauer unter bestrickender Schönheit und Tüchtigkeit der Malerei. Viel Raum und ein besonderes Interesse nimmt diesmal der prächtige Defregger in Anspruch. Aber ich kann es trotzdem nicht für ein Ereigniß halten, daß er mit seinen Hoferbildern unter die „Historienmaler" gegangen ist. Vielmehr bin ich der nüchternen Ansicht, daß der treffliche Künstler diese großen Figuren, die auf seinem „letzten Gang" zu einem großen Moment vereint sind, nicht in dem Maße, malerisch wie menschlich, belebt und ausfüllt, wie z. B. die kleineren seiner „heimkehrenden Tiroler 1809" (früher an dieser Stelle besprochen). Defregger sollte bleiben was ihm bisher genügte: ein Einziger in seiner Art, und nebenher so warmempfundene, reizvolle Porträtstudien malen, wie er eine in München ausgestellt hat. Seine Hoferbilder werden weniger ihm als dem wackeren Sandwirth ein Denkmal setzen, insofern sie wenigstens dessen Gedächtniß in edlerer Gestalt seinen Landsleuten ins Gedächtniß zurückrufen, als dies durch das lächerliche Grabdenkmal zu Innsbruck geschehen kann. Neben Defregger mögen gleich Gabl und M. Schmid in üblichem Abstand hier ihren wohlverdienten Platz finden.

Leubachs Moltke aus der Nationalgalerie ist bekannt. Sein als Pendant dazu gemalter Bismarck erscheint hier in München zum ersten Male öffentlich. Ich habe über dies neueste Porträt des großen Bildnißmalers in Münchener Künstlerkreisen wenig Gutes sagen hören. Aber dort ist man Lenbach eben gewohnt und wird ihm darum als einem Alltäglichen nicht mehr ganz gerecht. Auch hat man bessere Porträts von ihm gesehen, und von diesen aus, von dem Besten was unsere Zeit im Porträt geschaffen hat, sind solche abfällige Urtheile zu verstehen. Auch einem Theil unseres Publicums muß man und zwar über den Mangel an Appretur hinweghelfen, der den meisten Lenbachs eigen ist; dieser Mangel so zu sagen an Shlips und Handschuhen verblendet noch immer Leute für das Kräftige und Gesunde dieser Porträts, obgleich, meinem Gefühle nach, die Empfindung des Beschauers gegenüber der Energie solcher Leistungen eine so starke und volle werden müßte, daß in ihr für die sogenannten Mängel dieser Kunstwerke kein Platz bleiben könnte. Was sie an diesem Lenbach'schen Bismarck hat wird erst die Nachwelt entscheiden. Für mich wäre einiges Fremde in dem Charakterbilde dieses Gewaltigen. Aber was will das sagen? Erzählt nicht Moritz Busch neulich der erstaunten Welt von weltschmerzlichen Anwandlungen des großen Kanzlers? Im Uebrigen läßt sich vor diesem Bilde recht wohl fühlen, was der Mann, der uns da anschaut, bedeutet. Trotz aller eindringlichen Größe dieser Persönlichkeit liegt noch etwas darin wie ein verhaltenes Gewitter, das einen sicher treffenden Blitz im Schoße führt.

Ein gutes und feines Bild ist die in meinem Katalog nicht existirende, von der Dresdener Galerie angekaufte Familienscene von F. A. Kaulbach, aber für den großen Ruf dieses Herrn doch eigentlich nicht gut genug. Nebenbei gesagt habe ich nie verstanden, wie Jemand auf den unglücklichen Einfall kommen konnte, Rubens zu imitiren. Gerade diesen Riesen sich auszusuchen, um sich mit seiner zierlichen Specialität neben ihm zu zeigen! Rubens packt die Natur bei der Gurgel, wo er gerade

steht, und trägt sie her als wäre er der Herr der Welt: da ist sie. Und den nimmt man sich in einem geschickten, geschmackvollen, zierlichen Bildchen — wie es Herr Fritz August Kaulbach zu malen versteht — zum Vorbild.

Laibl hat leider die Ausstellung mit einem Studienkopf abgefertigt. Gysis dagegen tritt uns von einer ganz neuen Seite entgegen, mit einer großen decorativen Leinwand, auf welcher, glaube ich, die Kunst ihre Genien zum Fluge auffordert. Man mag dagegen sagen was man will, hier theilen sich Phantasie, Talent und Können in einen der eigenartigsten Triumphe der Ausstellung, und ich finde gerade die von Gysis, im Gegensatz zu seinen sonst so streng auf der Natur fußenden Bildern, hier beliebte Malerei und Auffassung für solche Themata und so große Bilder durchaus richtig und erfreulich. — Ein Bild von wahrhaft klassischer Solidität in beiläufig Allem, was meiner Meinung nach Künstler, Laien und Aesthetiker von einem Bilde dieses Genres beanspruchen können, bilden die drei lebensgroßen Halbfiguren, welche Löfftz unter dem Namen „Geiz und Liebe" ausgestellt hat, und die wie ein in modernem Geist und Anschauen wiedergeborener Quentin Matsys ausschauen. Von starker einfacher Schönheit sind auch die beiden interessanten Landschaften desselben ausgezeichneten Künstlers. Piegelheims Christus am Kreuz wird allgemein durch große Auffassung, vornehmen Zug der Malerei und originelles Licht überrascht und vielfach entschiedenen Eindruck gemacht haben. Liebermanns „Gänserupferinnen" und „Feldarbeiter" sind an dieser Stelle seinerzeit geschätzt worden. Das Verdienst seines „Christus im Tempel" dürfte man finden, wenn man das Bild lediglich vom malerischen Standpunkt, als ein Stillleben ansieht. Die allgemeine Bildwirkung in diesem barocken Capriccio ist wirklich sehr schön. Naturempfindung hingegen, auf die der Künstler wie ich glaube Anspruch macht, hat das Bild für mich wenig. Alles Schätzenswerthe übrigens ruinirt die abscheuliche Hauptperson ohne Gnade für Jeden der mehr als ein originelles Studium in Bildern zu sehen beansprucht. E. Zimmermann, den dasselbe Motiv zu einer großen Darstellung veranlaßt hat, ist im Gegensatz zu Liebermann dem Thema menschlich zu Leibe gegangen und hat in erster Linie ein Bild mit handelnden Figuren geschaffen, von denen eine und die andere Nebenfigur nüchterner, d. h. feiner und simpler ihre charakteristische Theilnahme hätte bezeigen können, während die Scene sich zwischen den Hauptpersonen mit köstlichem Humor zuspitzt. Diese im Heiligenbild bisher ausgeschlossene Freiheit der Auffassung, die das rein Menschliche des Moments hervorkehrt, ist das unterscheidend moderne Element auf Zimmermanns höchst solid und lebendig gemalter Leinewand. In Holmbergs prächtigem „Tabakscollegium" finde ich den echt modernen Zug in dem Eingehen auf die Malart der dargestellten Zeit. Das durch und durch feine und lebendige Bild erhält dadurch einen ganz besonderen Zauber von Echtheit und Wahrscheinlichkeit. Das große Stillleben desselben Künstlers halte ich für eine der malerisch am schönsten empfundenen Leistungen der Ausstellung.

Ein tapferes aber immer noch etwas atelierhaftes Bild ist Fr. Kellers großer „Steinbruch". Auch C. Gebhardts „Hero und Leander", sowie Schmädels „Klostersuppe" müssen hier als vielversprechende Arbeiten genannt werden, so ungleichmäßig auch namentlich letztere noch Vorzügliches mit Gleichgültigem vereinigt. Ueberhaupt wagt und studirt man doch unter den Jüngeren in München, wie auch die riesige „Ankunft in der Unterwelt" von Papperitz beweist.

Eine Gruppe bunt und antiquarisch kostümirter, mehr oder minder historisch benamster Genrescenen kleineren Formats, kann hier trotz vieler fleißiger und trefflicher Arbeiten unter ihnen kurz abgemacht werden. Ich nenne darunter in ersterer Linie Weigandt mit seinen Lutherbildern, Heim mit lustigen fahrenden Schülern, Hellquist mit seinem „Bischof Sonnanväder" Bodenmüller mit einer hübschen sogenannten „Charitas", Seifert mit „Minnesängern", Urlaub mit einem „Sancho Pansa", Schneider mit dem Zug Karls V. nach St. Just und Flüggen mit einer ganz manierirten Taufe Maximilians I.

Lindenschmitt ist außer durch seine tüchtige Monumentalmalerei in den Zwickeln der Vorhalle (an denen sich auch Liezenmayr, A. Wagner, H. Lossow, C. Schraudolph, Andreas Müller und ein halbes Dutzend Andere nicht minder verdienstlich betheiligt haben) hauptsächlich durch Farbenskizzen nach früheren Bildern vertreten. A. Keller interessirt diesmal viel mehr durch eine phantasievolle Farbenskizze zu „Jairis Töchterlein", als durch seine trockenen modernen Modedamen. Lossows „Putzmacherin" haben wir bereits gelegentlich eines Aquarells von Lucio Rossi gedacht. Trotz alles Reizes seiner Zeichnung und Malerei will das Bild diesmal nicht so recht einschlagen. Kargers „Gelübde der Armuth" dagegen wiegt an Humor, treffender Charakteristik und sorgfältigster Kunst ganze Dutzende von Genrebildern auf. Schließlich dürfen wir, beim Uebergang zur Landschaft, H. Schlitts „Gerichtsscene" nicht unerwähnt lassen, eine Scheußlichkeit von sehr viel Natur und Wahrheit, aber trotzdem nicht höher im Eindruck als die Schaustellung von Photographien frisch erschossener Banditen in Italien. Hier ist eine Warnungstafel aufgerichtet, dahin lautend, daß der Stoff, wenn er sich so brutal vordrängt wie hier, Alles im Beschauer erdrückt oder verwandelt, was dieser sonst für die Kunst der Darstellung übrig hätte.

Auch in der Landschaft bietet München einen großen und sehr mannichfaltigen Reichthum an Talenten.

Voran stehen für mich an feinstem malerischen Reiz und künstlerischer Naturempfindung die Schönleber'schen Landschaften. Für mich gehören wenigstens drei von den fünf Bildern des Malers zu den wenigen deutschen Landschaften, die ganz bewußt und fertig das sind, was sie erstreben, in denen Alles verdaut ist, was der Künstler gelernt und gesehen, — bleibende Kunstwerke ohne Klausel. Von auffallender Frische und größtem Naturreiz sind besonders zwei der reich mit vorzüglichem Vieh staffirten Landschaften von Baisch. Lier, den auch seine Schüler oder Nachahmer umbringen, steht diesmal wirklich nur in einigen kleineren Sachen auf der Höhe seines Rufs. Eins seiner größeren Bilder zum Beispiel — ich glaube daß es „Herbstmorgen" heißt — läßt mich völlig rathlos. Ich finde nicht heraus, was der Künstler darin erstrebt haben kann; ich stehe vielmehr davor wie vor irgend einem leeren und gleichgültigen Opus längst überwundener Landschafterei. Löfftz ist auch hier vorzüglich und ganz eigenartig vertreten, ebenso, wie oben gesagt, Otto Seitz. Staebli entwickelt in seiner großen Gewitterstimmung eigenthümliche Phantasie und Größe der Naturanschauung. An ihm könnten manche Nachbeter Prellers und anderer Großen lernen, was man sein und können muß, um heut zu Tage etwas wie historische Größe in der Landschaft zu erstreben und doch unbestrittenen selbstständigen Eindruck zu machen. Knab erreicht, wenigstens mit einem kleineren, phantasievollen Decorationsstück, eine gewisse träumerische Poesie. Auch der ältere Steffan hat ein in seiner Art wirklich schönes und durchaus nicht akademisches Bild aufzuweisen. Willroider will mir trotz der Breite, mit welcher er diesmal vertreten ist, nicht mehr wie früher gefallen. Berninger ist seit Jahren eigentlich kein Anderer geworden, höchstens daß seine Figuren jetzt sicherer gezeichnet sind. Vielleicht haben wir von ihm noch Neues zu hoffen, wenn er sich wieder, wie früher mit Glück, nordischen Motiven zuwendet. Neubert imitirt zum Verwundern schön und ohne daß man von einem ganzen Bilde gerade sagen könnte, wo er's herhabe, — allerdings auch durchaus nicht immer mit gleichem Geschmack in der Wahl seiner Vorbilder.

Von mir neuen Erscheinungen debutirt Gg. Munthe mit sehr ernsthaft studirten norwegischen Tagesstimmungen; fein, licht und durchaus erwähnenswerth sind zwei Sachen von Fritz Baer „Abend" und „Frühling". Hart, aber energisch, von großer Kraft des Lichtes und der Farbe ist eine kleine nordische Marine von H. Rasch. Auffallend und höchst fein im Ton sind drei Landschaften von Th. Her. Am geistreichsten und überraschendsten tritt schließlich C. Heffner mit ebenfalls drei Bildern auf („Vorfrühling", „Herbst", „Landschaft"). Indessen fürchte ich, daß diesem Reiz ein zufällig entdecktes Recept zu Grunde liegen

könnte und daß seine Zauberformel in den drei vorliegenden Proben bereits so gut wie völlig ausgesprochen sei.

Unter den mancherlei Thiermalern Münchens begnüge ich mich mit wenigen. Zügel, der von echt malerischen Talenten sprüht, die Natur im Pinsel führt wie wenig Andere, und dessen Bilder zu den ernsthaftesten Kunstwerken Münchens zählen, sieht diesmal in seinen beiden Bildern bunt, wo nicht gar zerrissen aus. Th. Herbst sieht neben den dramatischen Hochgebirgsscenen Zügels aus wie ein Stilllebenmaler und seine „Kälbertränke" ist wirklich ein vorzügliches landschaftliches Stillleben. Wenn wir schließlich noch Weishaupt und Gebler genannt haben, halten wir unsere Pflicht für gethan, obgleich es keinen Ausstellungsbesucher geben dürfte, der uns nicht noch einige Dutzend höchst schätzenswerthe Maler Münchens an den Fingern herzählen könnte.

In zweiter Linie steht, wo von moderner deutscher Malerei die Rede ist, die Reichshauptstadt, mehr allerdings ihrer einzelnen großen Künstler wegen, als um des Charakters und Werthes ihres Gesammtauftretens willen.

Berlin ist in München noch dazu durchaus nicht glänzend oder besonders zahlreich vertreten; Bilder von Bedeutung, die nicht älteren Datums und in diesen Blättern bereits besprochen wären, sind nur in geringer Anzahl vorhanden. Ihre neuen Arbeiten werden die Künstler der Hauptstadt, leider, aber begreiflicherweise, für die eigene akademische Ausstellung zurückbehalten haben. Neu für mich war zunächst Menzels „Tanzpause". Ohne geschwätzig zu werden, darf ich gerade an dieser Stelle über den Charakter der Menzel'schen Kunst nichts mehr sagen. Gelegentlich des genannten erstaunlichen kleinen Kunstwerks will ich indessen doch bemerken, daß wohl selten eine allgegenwärtige und unerbittliche Beobachtung auf kürzerem Wege und mit geringerer Einbuße an Leben ihren Weg vom Auge in die kunstreiche Hand gefunden hat als hier. Das kolossale „Eisenwalzwerk" der Nationalgalerie habe ich in der „Gegenwart" besprochen, ebenso Paul Meyerheims inzwischen nicht bedeutender gewordenes „Familienporträt". Dagegen wären mir der „Kohlenmeiler im bayrischen Gebirg", das große Entensterben: „Stillleben" und die „Affenakademie" neu. Das erstgenannte Bild mit seinen Zugochsen dürfte unbedingt zu den großartigsten und zugleich in den Mitteln einfachsten Thierexistenzbildern der ganzen Ausstellung gehören, das zweite brauchte nicht gerade von Paul Meyerheim zu sein und das dritte zeigt wieder einmal den humoristischen Künstler, wie er seinen Affen Zucker gibt, daß es eine Freude ist. Ueber Werners große „Kaiserproclamation", die mir im Original bisher immer noch nicht begegnet war, bin ich erstaunt. Ich muß bekennen, daß ich, der ich durchaus kein Freund von dergleichen Aufgaben und der heutigen Art, sie zu lösen, bin, lange nicht den künstlerischen Eindruck von diesem Massen- und Uniformenporträt erwartet hatte, den ich empfangen habe, und ich gestehe mit Vergnügen, daß ich nicht etwa nur vor dem enormen Aufwand von Geschicklichkeit und Gewandtheit allen Respect habe, sondern daß ich, Menzel ausgenommen, überhaupt keinen Künstler in Deutschland kenne, der mit derartigen trockenen und bunten Schwierigkeiten so leicht und ohne Renommage umzuspringen und trotz jener zu so anständig künstlerischem Resultat zu gelangen vermöchte. Bleibtreus malerisch unangenehmer „König Wilhelm bei Gravelotte" ist, wie gewöhnlich, am besten von Seiten der Empfindung und der dramatisch knappen Composition zugänglich. Richter'sche Porträts müssen mittlerweile, bei aller Werthschätzung, die ihnen von nächstbetheiligter Seite zu Theil wird, doch wohl mehr vom Standpunkt einer vornehmen und schmeichelhaften Aehnlichkeit als von dem einer eigentlichen, unabhängigen Malerei bewundert werden. Auch Schrödls große Geschicklichkeit erprobt sich immer wieder am liebsten am Verschönern und Appretiren eines Modells. Steffeck hat den Feldmarschall Manteuffel, natürlich zu Pferd, ausgestellt, Biermann und Tepper sind mit älteren bekannten Porträts vertreten. An Becker sieht man in letzter Zeit bei aller geschmackvollen Virtuosität kaum noch etwas Neues, Henselers Genrebilder bleiben trotz alles redlichen Fleißes trockene Atelierarbeiten, in summa „Genrebilder"; Ehrentrauts Kostümfächelchen haben geschickte Zeichnung und Geschmack für sich in Anspruch zu nehmen und werden damit immer Freunde finden; Kray ist diesmal in seiner Undinen- oder sonstigen Nixenscene ernsthafter als so manchesmal und darum auch von intensiverem märchenhaften Eindruck. Louis' große „Lucretia" ist bei allem Tüchtigen ein echt deutsches Akademiebild, Treidlers Franz I. noch weniger als das. Frischer, wenn auch meist in bescheidenem Maßstabe und in einfacheren Thematen, erweisen sich, wie gewöhnlich, Fritz Werner, Skarbina, Flickel und Jakob. Wir haben damit die Landschaft berührt, von deren Vertretern wir nur noch Kameke, Hermes und Erdmann zu nennen hätten. Scherres, Hertel, Eschke und Wilberg bieten in München nichts oder nichts eigentlich Neues. Ebenso müßte ich in diesen Blättern Gesagtes wiederholen, wenn ich von Gentz, Schrader, Michael und Tschautsch auf der Münchener Ausstellung handeln wollte.

(Schluß folgt.) Gustav Floerke.

Aus der Hauptstadt.

Musikalisches aus Berlin.

Anton Dvořák. — Symphonie-Soirée der Königlichen Kapelle. — Berliner Symphonie-Kapelle. — Orchester von Julius Liebig.

Louis Ehlert gebührt das Verdienst, Anfangs dieses Jahres zuerst auf eine bedeutungsvolle Erscheinung in der Componistenwelt die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet zu haben, und zwar in der an ihm bekannten ebenso anziehenden wie überzeugenden Weise.

Ich spreche von Anton Dvořák, einem echten Slaven, dessen frühere Arbeiten, trotz hochgestiegener Opuszahl, merkwürdig genug, nicht nur nicht bis zu uns gedrungen, sondern kaum die Grenzen seines engeren Vaterlandes Böhmen erreichten. Zuerst waren es seine vierhändigen „slavischen Tänze", die ebenfalls vierhändigen „Bagatellen" und die mährischen Gesangsduette, die bei uns allmählich Eingang fanden. Ihr fremdartiges Aussehen, ihr melodischer Reiz, der in anziehenden Wendungen, bald elegisch, bald mit einem Anfluge von nationalem Humor und Uebermuth zu uns sprach, fesselte bald den besseren Theil der Klavierspieler, und besiegte selbst den Eigensinn unserer Gesangskundigen. Damit war seiner Muse Eingang verschafft. Man fand in ihm eine Ader von Franz Schubert, umsponnen von der modernen Technik, durch die Brahms seine Compositionen so unvergleichlich anziehend macht. Seine von gereiftem Kunstsinn getragene, hohe Musikbildung, mit der er die oft complicirte Mechanik, sei es durch contrapunktische Behandlung oder durch modulatorische Eigenart weniger bemerkbar macht, läßt ihn leichter zugänglich erscheinen, als man nach dem ersten Anblicke seiner Werke glauben sollte. Das mißbrauchte Ding, Contrapunkt genannt, die herrliche Mitgift aller großen Geister, diese elende Nothbrücke für Alle, die das Nöthigste erlernt, denen aber jeder Beruf zu geistvoller Anwendung fehlt, tritt bei ihm in gewinnender Gestalt auf. Er braucht ihn, ohne sich von ihm tyrannisch beherrschen zu lassen; in liebenswürdigster Form hält er ihn als steten Begleiter. Wo solcher Untergrund, da lassen sich stattliche Gebäude aufführen!

Daß eins unserer gerühmtesten Musikinstitute, die Königl. Symphonie-Soirée, bei ihrem ersten diesjährigen Lebenszeichen eine größere Orchestercomposition Dvořáks ins Treffen führte, ist bei dem stark in den Vordergrund tretenden conservativem Sinne dieser Versammlungen anzuerkennen. Herr Oberkapellmeister Taubert hat aus den drei erschienenen slavischen Rhapsodien für großes Orchester Op. 45 die dritte, in As-dur, ausgewählt. Er hat Recht gethan, diese Wahl getroffen zu haben, denn sie ist es von den dreien, die der dankbaren Entgegennahme eines großen Auditoriums vermöge ihrer faßlicheren Melodik die wenigsten Hindernisse und gar keine Gefahr des Scheiterns in den Weg legt.

Die Composition ist mehrtheilig, aber einsätzig, erinnert weder an den Bau irgend eines Symphoniesatzes, noch an die Ouvertürenform. Sie ist ein freies Gebilde der Künstlaune und könnte eine „Phantasie" genannt werden, wenn sie nicht doch einer organischen Ordnung unterworfen wäre. Aus den langsam dahinschreitenden, feierlichen Accorden des

Themas, das anfänglich die Harfe allein anstimmt, zu der sich bei der gleich darauf folgenden Wiederholung die Blaseinstrumente und Violoncellis gesellen, entwickelt sich der schnelle Hauptsatz der Rhapsodie, der in neuer gedrängterer Gestalt durch veränderten Rhythmus fast als neues Hauptthema auftritt. Es zeugt diese Verschiedenheit musikalischer Gestaltung eines und desselben Gedankens, eine Klippe, die Viele scheitern macht, von der durchgebildeten Gewandtheit und Erfindungskraft eines geborenen Musikers. Die kunstgerechte Verarbeitung dieses Themas in Verschmelzung mit dem Nebengedanken, der des Böhmen ganze Lust und ihm nur eigenthümliche Freudigkeit bekundet, verläßt den Componisten keinen Augenblick. Er bleibt siegreicher Herr seines Stoffes bis zum Schlusse. Die Instrumentation ist durchweg glänzend und trägt den ethnographischen Charakter, den der Titel der Composition bezeichnet. Daß die Harfe, deren Berechtigung innerhalb des symphonischen Stiles angezweifelt wird, hier eine hervorragende Stellung einnimmt, ist als Charakteristicum slavischer Musik nicht nur ohne Bedenken hinzunehmen, sondern fast ein Erforderniß. — Ausgeführt wurde das Werk, das manche Schwierigkeiten darbietet, mit bewunderungswürdiger Verve; der Beifall war nach den Kräften der Abonnenten.

Ohne einen allzu kühnen Sprung zu wagen, mache ich einen Uebergang zu etwas Anderem, das die musikalische Welt von Berlin seit längerer Zeit beschäftigt. Nicht ohne Beimischung von Wehmuth sehen wir ein einst so beliebtes Institut, nach dessen Muster ähnliche in anderen Städten hervorgerufen worden sind, einem nicht unwahrscheinlich sicheren Ende entgegengehen. Ob es Schicksal derartiger Unternehmungen, ob eigene Schuld, durch eine mangelhafte Organisation begründet, soll hier unerörtert bleiben. Das Factum des Hinsterbens oder doch des Vegetirens liegt greifbar vor uns. Ich spreche von der vielleicht nahe bevorstehenden Auflösung der Berliner Symphonie-Kapelle, deren Fortbestehen wohl nur von dem gänzlichen Umsturz ihrer nicht haltbaren Fundamentalbestimmungen abhängig zu sein scheint.

Unscheinbar geboren, wurde die Kapelle unter des alten Liebig halb soldatischer, halb kunstfraglicher Leitung ein besuchter Sammelplatz musikdürstiger Seelen, denen für 2½ Sgr. im Hennig'schen Wintergarten vor dem Oranienburger Thore erst homöopathisch dann mit großen Füllkellen die Classicität eingelöffelt wurde. Auf diese Weise wurden bei unglaublich schlechtem Biere und bei einer bedenklichen braunen Substanz, die von einigen Vermessenen als Kaffee bezeichnet wurde, die Symphonien Haydns und Beethovens populär. Die Zusammenkünfte hatten etwas Patriarchalisches: man bemerkte noch hier und da die alterthümliche Pfeife, und der Geburtstag des Dirigenten wurde von der Versammlung feierlich begangen. Trotz des großen Andrangs traf es sich häufig, daß man im Saale kurz vor Beginn des Concertes noch einige Tische unbesetzt erblickte. Aber Keinem fiel es ein, sie in Beschlag zu nehmen, denn sie gehörten erbangesessen dem Herrn Oberinspector und dem Lieutenant aus dem Invalidenhause mit ihren Familien. Bei der auffallendsten Mischung der Stände, trotz eines halben Hundert in Bewegung gesetzter Strickstrümpfe, trotz des überlauten Teller- und Tassengeklappers in den Pausen war die Stille während und der Respect vor der Musik bewunderungswürdig. Niemand hätte es gewagt, während eines Beethoven'schen Adagios auch nur einen Theelöffel zu rühren. Unter solcher Theilnahme, die sich von Jahr zu Jahr steigerte, gediehen die Concerte und erlangten sogar einen weit über das Weichbild Berlins reichenden Ruf. Zu höherer Bedeutung und reicherem Glanze stiegen sie jedoch, als Julius Stern in den Verband derselben trat, und die ausschließliche Leitung derselben übernahm. Er vergrößerte die Zahl der ausübenden Kräfte und machte das Programm dadurch vielseitiger, daß er bisher Uebergangenes darin aufnahm, besonders aber der neueren und neuesten Zeitströmung willig entgegenkam. In der Vereinigung mit seinem berühmten Gesangvereine leistete die Kapelle ihre höchsten Thaten. Sie war von jener Zeit an wohlaccreditirt und zu einem nicht mehr fort zu leugnenden, höheren Bedürfnisse geworden. Leider veranlaßte Krankheit, die durch Ueberbürdung von Arbeit hervorgerufen, ihren Dirigenten zum Rücktritt. Es folgten in ziemlich schneller Ablösung die Herrn Deppe, v. Brenner und Mannstaedt als Dirigenten, und obwohl sie Anerkennenswerthes und Künstlerisches leisteten, war doch der Stern der alternden Kapelle immer mehr im Untergang begriffen, und obgleich Ausschußversammlungen wiederholt zusammenberufen waren, welche die kritische Lage ernst erwogen, das alte Leben pulsirte nicht mehr wie in früheren Jahren. Wie ich schon oben andeutend bemerkte, fühle ich mich nicht verpflichtet, zu untersuchen, wo die Schuld des nahen Verfalls zu finden wäre. Zu wünschen bliebe freilich, daß ein geschickter Arzt käme, der die richtige Diagnose stellte. Vielleicht, daß dann eine Heilung noch möglich!

Unter so traurigen Umständen sind leider die großen Concerte, welche die Singakademie und der Bruch'sche Gesangverein alljährlich zu Gehör bringen, mit einem großen Fragezeichen hin zu nehmen, denn woher sollen sie ihr Orchester beziehen: die Königliche Kapelle ist nur unter den erschwerendsten Umständen zu haben, des allmächtigen Bilse musikalische Phalanx gar nicht, ebenfalls nicht die Kapelle der Hochschule, vielleicht die begehrenswertheste, die aber sich von ihrem angestammten Dirigenten nicht trennen kann und, wie ich glaube, statutenmäßig nur den Zwecken der Hochschule dienen soll.

Aber wenn die Noth am größten, liegt die Rettung oft näher, als man erwartet, diesmal in so bequemer Nähe, daß man nur nöthig hat, die verlangenden Hände auszustrecken, um, wie ich glaube, einen guten Griff zu thun. Da es keinen Zufall gibt, so wird wohl eine Absicht zu Grunde gelegen haben, weshalb Herr Julius Liebig mit seinem streitbaren Orchester Ems verlassen und Berlin thatendurstig aufgesucht hat. Und warum soll man dem Herrn nicht die Absicht unterlegen, etwa, weil sie von gutem Geschmacke zeugt, und im Hintergrunde Ruf und Verdienst lauern? Ruf und Verdienst sind etwas so Reelles und Schönes, daß sie gar nicht im Hintergrunde zu lauern nöthig haben, sondern dreist als Aushängeschild paradiren können. Beide sind vom praktischen Leben nicht zu trennen und die Kunst steht sich zwischen Beiden nicht am schlechtesten.

Der Dirigent hatte am vergangenen Sonntage eine kleine Zuhörerschaft zu einer Matinée, die er mit seinem Orchester im großen Saale der Singakademie veranstaltet, geladen. Das gut besetzte Orchester captivirte sofort durch den vorwiegend jugendfrischen Anblick, den es bot, durch seine freie aber ruhige und doch ungezwungene Haltung

Die Ouverture zu Cherubinis Anakreon bildete die Introduction des Concertes. Sie, ein harter Prüfstein für alle Kapellen, wurde mit virtuoser Technik und anerkennenswerther Discretion executirt, obwohl die lastende Ueberwucht der Blechinstrumente dem überaus fein geglätteten Werke das bukolische Colorit an einzelnen Punkten zu verdrängen drohte. Jene Belästigung durch die Blechinstrumente findet jedenfalls ihre Ursache darin, daß der Zwang, im Freien zu musiciren, im geschlossenen Raume sich rächt. Von der Wiedergabe der Fragmente aus der C-moll-Symphonie Beethovens: Scherzo und Finale, läßt sich sagen, daß ein deutlich erkennbarer Zug von Größe, Begeisterung und Ehrfurcht sich den Spielenden derartig mittheilte, daß auch die Zuhörerschaft davon ergriffen war, wenn auch wiederum das Dominiren des Bleches sich den Vordergrund drängte. Dem ungetrübtesten Empfinden indessen konnte der Hörer sich bei der künstlerischen Ausführung des langsamen As dur-Satzes aus Raffs Lenoren-Symphonie hingeben. Hier war Alles in Duft und Romantik getaucht, kein roher Ton störte den Frieden und das wonnige Gefühl, das dem Componisten hier so reich entströmte, und das Ohr des Hörers so einschmeichelnd umspielt. Die Anführung dieser drei Nummern zeigt, welche schwierigen Aufgaben dem Orchester zur Lösung geboten werden können.

Herr Liebig hat mit diesem ersten Concerte seine Leistungsfähigkeit bekundet und die warme Entgegennahme von Seiten des kleinen aber interessirten Publicums wird ihm die schwierige Position, die er anfänglich einnimmt, leichter tragen helfen. H. Krigar.

Bibliographie.

Schaible, Dr. Karl Heinr., deutsche Stich- und Hieb-Worte. Ein Vortrag, geh. im „deutschen Verein f. Kunst und Wissenschaft" in London. gr. 8. (V, 91 S.) Straßburg, Trübner. 2. —

Amyntor, Gerh. v., e. räthselhafte Katastrophe. Novelle. gr. 8. (XI, 275 S.) Gotha, F. A. Perthes. 4. —

Beck, Präl. Carl, Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. 8. (XII, 240 S.) Heilbronn, Henninger. 3. 60.

Eckstein, Ernst, Schach der Königin! Humoristisches Epos. 3., völlig umgearb. Aufl. gr. 16. (XIII, 274 S.) Stuttgart, Kröner. 3. —

Tegnér's Esaias, kleinere epische Gedichte. Uebers. von Gfr. v. Leinburg. Mit e. Titelbild von Leo v. Leinburg (in Holzschn.) gr. 8. (VII, 260 S.) Leipzig, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 2. 25; geb. 3. 75.

Inserate.

Bibliothekar.

Ein Dr. phil., königl. Gymnasiallehrer, 5½ Jahre im Amte, 28 J. alt, verheirathet, Freiwilliger d. Feldz. v. 1870/71, Verf. verseh. wissenschaftl. Schriften, wünscht, seiner Neigung gemäss, seine jetz. Stellung mit der eines Bibliothekars, am liebsten im Staatsd., z. vertauschen. Beste Ref. Gef. Off. bes. d. Exp. d. Gegenw.

Ein in Bonn lebender Schriftsteller (Kunstästhetiker) wünscht Journalen und Zeitungen römische Briefe zu schreiben, und sonstige laufende Berichte zu erstatten. Offerten Chiffre **R. V.** Bonn poste restante.

Verlag von **Th. Hofmann** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

Geschichte der Neuzeit Oesterreichs

vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart.

Von

Dr. Franz Krones,

ord. Professor d. österr. Geschichte a. d. Universität Graz.

gr. 8. 50 Bogen. Preis eleg. brosch. 12 *M.*

Soeben erschien:

MURILLO.

Ein Lied vom Guadalquivir.

Von

Ernst Eckstein.

Geh. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Leipzig. **Richard Eckstein.**

Neue Lieder von Robert Franz.

Soeben erschien:

Zehn Gesänge

für

eine Singstimme mit Pianoforte

componirt von

Robert Franz.

Op. 51. In zwei Heften à 2 *M.* 50 *Pf.*

Sr. Majestät Ludwig II. König v. Bayern gewidmet.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Gratis und franco stehen unsere soeben erschienenen Kataloge zu Diensten:

No. 153. **Bibliotheca Slavica.** Pologne, Russie, Bohème, Hongrie, Prusse, Roumanie et les autres pays slaves. 1250 Nummern.

No. 154. **Militairwissenschaft.** Kriegsgeschichte. Nautik. Atlanten u. Karten.

No. 155. **Französische Literatur.** 1344 Nummern.

No. 156. **Jurisprudenz.** Staats- u. Cameralwissenschaften. 1592 Nummern.

Schletter'sche **Buchhandlung** in **Breslau.**

☞ Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke.

Breitkopf & Härtel's Neue Volksausgabe von Fr. Chopin's Werken.

FR. CHOPIN'S

Werke für das Pianoforte.

Neue revidirte und mit Fingersatz versehene Ausgabe

von **Carl Reinecke.**

Eingeführt am Königl. Conservatorium der Musik in Leipzig.

I. Balladen. II. Etuden. III. Mazurkas. IV. Notturnos. V. Polonaisen. VI. Praeludien. VII. Rondo und Scherzos. VIII. Sonaten. IX. Walzer. X. Verschiedene Werke. — Concerte und Concertstücke.

Diese vielfach herbeigewünschte instructive Ausgabe ist in klarem, übersichtlichem Drucke, mit Verwerthung der Resultate der kritischen Ausgabe, sowohl in Quart wie in Octav erschienen, in 10 Einzel-Bänden, wie auch in je 2 Abtheilungen, brochirt und gebunden; ein ergänzendes Supplement wird auf Wunsch am 1. Januar 1880 unentgeltlich nachgeliefert.

Quart-Ausgabe. In 2 Abtheilungen à *M.* 7.50. In 10 Bänden à *M.* 1.50 (III u. VII *M.* 1.80). [Eleg. gebunden à *M.* 2.— mehr.]

Gross-Octav-Ausgabe. In 2 Abtheilungen à *M.* 5.—. In 10 Bänden à *M.* 1.— (III u VII *M.* 1.20). [Elegant gebunden à *M.* 1.50 mehr.]

Concerte und Concertstücke 4°. *M.* 2.50. gr. 8°. *M.* 1.80.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Band 12 Mark.

Mit der soeben erschienenen Nr. 13 des 36. Bandes beginnt das 4. Quartal von 1879, auf welches Abonnements zum Preise von 6 Mark durch jede Buchhandlung vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

Im Verlage von **Theodor Hofmann** in **Berlin** (SW. Kleinbeerenstr. 3) ist soeben erschienen:

Aus Aegyptens Vorzeit. Von Dr. **Frz. Jos. Lauth** (Professor der Aegyptologie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München).

Erstes Heft. **Die prähistorische Zeit Aegyptens.** Preis brosch. 2 *M.*

Inhalt: 1. Die ägyptische Chronologie. 2. Das ägyptische Pantheon. 3. Das ägyptische Elysion oder Paradies. 4. Die ägyptische Fluthsage. 5. Der ägyptische Babelthurm.

Dieses Werk des berühmten Aegyptologen, welches aus einer Serie populär-wissenschaftlicher Abhandlungen besteht, ist aus dem Wunsch u. Bedürfniss entsprungen, für das vielgestaltige, fast labyrinthisch zu nennende Leben u. Weben der alten Aegypter einen sicher leitenden Ariadnefaden zu besitzen. — Während das erste Heft die prähistorische Zeit zum Gegenstande hat, werden die folgenden 5 Hefte die Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung Aegyptens von Menes bis Augustus mit besonderer Rücksicht auf die Cultur d. h. Religion, Wissenschaft u. Kunst übersichtlich vorführen. — Die sechs Hefte, deren erstes soeben erschienen ist, bilden zusammen einen Band von 30 bis 40 Bogen; jedoch ist jedes Heft auch einzeln käuflich.

SOENNECKEN'S

KURRENT-FEDERN

erleichtern das Schreiben, **verschönern die Schrift,** spritzen nie und haben ungemein grosse Dauerhaftigkeit.

Probesechzehnteln mit Gebrauchs-Anwsg. 30 Pf. (mit dazu passendem Halter 50 Pf.)

In jeder soliden Schreibmaterialien-Handlung vorräthig.

F. Soennecken's Verlag
Bonn u. Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten.

Neue Serie.

Vierzehnter Band. 8. geh. 5 *M.*

Unter den fünf Criminalfällen, welche dieser neue Band des beliebten Sammelwerks vorführt, gewährt der Wechselfälschungs-Proceß gegen den Marchese Mantegazza in Florenz, den Chargé d'Affaires des Königs Victor Emanuel bei Vermittelung von Geldgeschäften, ein ganz besonders fesselndes Interesse.

In meinem Verlag erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen

von

Bernhard Stavenow.

17 Bog. Elegant geheftet 4 *M.*

Der **Zeitungs-Kurier,** offizielles Organ des deutschen Journalistentages, schreibt: „.... In dem vorliegenden Bande bietet der beliebte Erzähler uns zwölf seiner besten Novellen und Skizzen. Interessante neue Stoffe aus dem Leben unserer bekanntesten Künstlerinnen und Künstler, Dichter und Componisten, die oft in die Kreise unseres Hoflebens spannend hineinreichen, — fesselnde Darstellung, sowie geistreicher und flotter Styl machen das Buch zu einem recht empfehlenswerthen, von dem man auch nicht eine einzige Seite missen möchte. Einzelne Piecen sind geradezu Musterstücke deutscher Erzählungskunst. U. s. w."

Bremen. J. Kühtmann's Buchhdlg.

Hierzu eine Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 42. Berlin, den 18. October 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die preußischen Landtagswahlen am 7. October 1879. Von Wilh. Wackernagel. — Südamerikanische Zustände. Von F. Keller Leuzinger. — **Literatur und Kunst:** Ein Mädchenlied. Von L. K. — Anzengruber als Erzähler. Von Paul Lindau. I. — Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller. Von Helen Zimmern. — Die internationale Kunstausstellung zu München 1879. Von Gustav Floerke. VI. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Ein Gehetzter. Von Jul. Stettenheim. — Die Humboldt-Akademie zu Berlin. — Notizen. — Inserate.

Die preußischen Landtagswahlen vom 7. October 1879.

Der 7. October 1879 ist für die liberalen Parteien Preußens ein dies nefastus gewesen. Die „liberale Majorität" des Abgeordnetenhauses ist vielleicht für lange, jedenfalls für die Dauer der XIV. Legislaturperiode verloren. Nicht um den geringfügigen Verlust etlicher Stimmen handelt es sich, sondern um rund hundert Sitze, welche die liberalen Parteien eingebüßt haben, so daß ihr Bestand tief unter die absolute Majorität hinabgesunken ist. Nach den Ursachen solchen Niedergangs zu forschen sollte eine ernste Aufgabe der liberalen Parteiführer und der liberalen Presse sein. Es genügt nicht, daß man die Lässigkeit der Wähler anklagt. Wäre diese Lässigkeit eine gleichmäßige, allen Parteien gemeinsame gewesen, so hätte in dem Stärkeverhältniß derselben wohl eine zufällige Verschiebung sich ereignen, niemals aber für die liberalen Parteien ein Verlust von hundert Stimmen eintreten können, während alle ihre Gegner: die Freiconservativen, die Conservativen, die Ultramontanen, die Polen gewannen. Natürlich konnte den beiden letzteren Parteien nur ein geringer Zuwachs zu Theil werden, da die „katholischen" und die „polnischen Wahlbezirke" den betreffenden Fractionen schon bei den früheren Wahlen zu allermeist gewonnen worden sind und nur noch eine kleine Nachlese zu halten übrig blieb; zudem aber auch mit ihnen die Conservativen im Kampfe lagen. Der Gewinn der Letzteren beziffert sich auf über neunzig Stimmen, ungerechnet den Zulauf, welcher ihnen im Hause selber bei den Abstimmungen von Seiten solcher Abgeordneten, die heute noch als „nationalliberal, äußerster rechter Flügel" angesprochen werden, zu Theil werden wird. Erzählt man doch bereits von der Absicht zur Bildung einer liberal-conservativen oder conservativ-liberalen „Mittelpartei" unter Führung der zu Abgeordneten gewählten ehemaligen Minister, die, wenn sie zu Stande kommen sollte, wohl manchen Nationalliberalen an sich ziehen möchte.

Als am 27. October 1876 die Abgeordnetenwahlen für die XIII. Legislaturperiode stattfanden, war, trotz des Lockens der Officiösen zur Bildung einer liberal-conservativen Partei und trotz des Wühlens der Agrarier unter der ländlichen Bevölkerung, die Stimmung der preußischen Bevölkerung eine feste, dem Liberalismus zugeneigte. In die Zwischenzeit der letzten drei Jahre sind aber hineingefallen: die Attentate im Frühling 1878 und die Umkehr der Wirthschaftspolitik im Frühling 1879. Jene unseligen Attentate haben bereits bei den Neuwahlen zum Reichstage am 30. Juli vorigen Jahres zum Schaden der liberalen Partei, vornehmlich in Preußen, eingewirkt und, wie sich nicht verhehlen läßt, in weiten Kreisen eine noch immer nachwirkende Abwendung von den sogenannten „freiheitlichen Forderungen" und damit von ihren Vertretern, den Liberalen, und eine dem entsprechende Annäherung an die Regierung, als die bestallte Hüterin der Ordnung zur Folge gehabt. Bei den nächsten Wahlen nach dem Dreiklassensystem mußte dieses Aufgeben der Fühlung mit der liberalen Partei gerade von Seiten eines großen Theils der besitzenden Klasse sich in empfindlicher Weise fühlbar machen. Es wird einer längeren Zeit ungestörter Ruhe bedürfen, damit das Nachzittern jener meuchlerischen Attentate auf das Leben des Kaisers und Königs aus den Herzen des Volkes schwindet. Zur Zeit halten zahllose, im Grunde liberal gesinnte Bürger es geradezu für ihre Pflicht und Schuldigkeit, der Regierung genehme Abgeordnete zu wählen, damit die Autorität des Staates gestärkt aus den Wahlen hervorgehe, während sie von der Rückkehr einer „liberalen Majorität" eine Schwächung jener Autorität in den Augen des Volkes besorgen. Und wenn sie selber sich vielleicht auch nicht überwinden konnten, gegen ihre liberale Ueberzeugung öffentlich zu stimmen, so haben sie sich doch vom Wahltische fern gehalten und dadurch den Gegnern der liberalen Partei den Sieg erleichtert.

Die Umkehr der Wirthschaftspolitik hat da, wo sie als bestimmendes Moment auf die Wahlbewegung einwirkte, ebenfalls gegen die liberalen Parteien, namentlich gegen die ausgesprochen zum freihändlerischen Programme sich bekennende Fortschrittspartei den Ausschlag gegeben. Trotzdem daß das preußische Abgeordnetenhaus sich mit Fragen der Handels- und Zollpolitik nicht mehr zu beschäftigen hat, ist es sehr natürlich, wenn Wahlbezirke, in denen die Mehrheit der Bevölkerung mit der Abwendung vom Freihandelssystem und der Hinneigung zum Schutzzollsystem wegen der Förderung, die sie davon für ihre Interessen erwartet, einverstanden ist, auch von ihren Vertretern im Abgeordnetenhause die „Harmonie der Interessen" gewahrt wissen wollen. Zudem besteht wohl auch hier und da der Glaube, daß durch der Regierung genehmere Wahlen eine bessere Würdigung der wirthschaftlichen Interessen des betreffenden Wahlbezirks sich möchte erzielen lassen. Daß diesmal eine „Agrarpartei" nicht oder doch nur in verschwindendem Maße sich bemerklich gemacht hat, ist constatirt. Der Grund hierfür liegt aber wohl nur darin, daß die „landwirthschaftlichen Interessen", über deren ungebührliche Vernachlässigung die Organe der Agrarpartei früher so laute Klage führten, im neuen Zolltarif zu einer ausgibigen Berücksichtigung gelangt sind und daß demnach der besondere Anreiz, diese Forderungen abseits von den „conservativen Principien" zu einem besonderen

Programm zu gestalten, fürs Erste in Wegfall gekommen ist. Der gesättigte Agrarier wird wieder Conservativer schlechthin; er hat dabei heute ja nicht einmal Verzicht auf den bisher von ihm schon mit Vorliebe geübten Sport der „Judenhatz" zu leisten. Die Conservativen haben nur nöthig gehabt, der ländlichen Bevölkerung das so oft schon ausgestellte Zerrbild vom „deutschen Städtetag zu Berlin" und seinem Schlußbankett im Zoologischen Garten unter die Augen zu führen, um sie am Seile der Interessenpolitik aus dem Lager des „liberalen Bürgerthums" in das Lager der „conservativen Landespartei" hinüberzuführen. Zu einer Beeinflussung durch Regierungsorgane im früheren Stile brauchte bei einer solchen entgegenkommenden Stimmung der ländlichen Bevölkerung, womit auch diejenige der kleinen Landstädte meisthin zusammenklang, nicht geschritten zu werden. Es genügte, wenn ein Landrath oder ein von dem Herrn Landrath empfohlener conservativer Mann sich als Candidat aufstellen ließ, um die liberalen Mitbewerber in vielen Wahlbezirken aus dem Felde zu schlagen.

Was die liberalen Parteien hätten thun sollen, um das ihnen drohende Verhängniß abzuwenden, ist nicht leicht zu sagen. Der Rath, daß sie sich besser hätten organisiren sollen, ist sehr leicht ertheilt; durch bloßes „Organisiren" lassen sich aber Grundstimmungen, welche eine Bevölkerung von etlichen zwanzig Millionen durchziehen, nicht bei Seite schieben oder umwenden. Käme es allein auf die Vertretung in der großen Presse an, so würden die liberalen Parteien sich des Sieges ihrer Leistungen freuen können. Indessen diejenige Presse, welche die Millionen Wähler beherrscht, bedarf einer besonderen Leistungsfähigkeit nicht; ihre Gründe wirken nicht, weil sie überzeugen, sondern weil sie zu Ueberzeugten sprechen, überzeugt sei es nun durch ihr Interesse oder ihr Sentiment. Man muß sich dies vergegenwärtigen, wenn man das Aufsteigen und den Niedergang politischer Parteien in Wahlkämpfen verstehen will.

Eine Regierung muß es schon sehr arg treiben in der Austheilung von Gunst und Ungunst oder schwerer Sünden gegen die öffentliche Wohlfahrt oder gar der Preisgebung der nationalen Ehre sich schuldig machen, wenn eine Opposition gegen sie sich in der Majorität behaupten will. Der gegenwärtigen Regierung in Preußen läßt sich so Schlimmes nicht nachsagen. Die Ehre des preußischen und deutschen Namens hat, seitdem Fürst Bismarck die öffentlichen Begebenheiten leitet, heller als zu irgend einer früheren Zeit am politischen Himmel gestrahlt. Die Mehrheit der Bevölkerung hat durch ihre Vertreter sich erst in diesem Frühjahr für die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers erklärt. Es mag sein, daß sie sich dabei von einer Täuschung umfangen befindet; indessen der Irrthum ist, so lange er Glauben findet, mächtiger als die Wahrheit, welcher man den Rücken kehrt. Vorläufig ist die neue Wirthschaftspolitik noch die Probe schuldig; bis dahin, daß sie dieselbe nicht besteht, werden die, welche ihr zujauchzten, die Regierung, der sie ihr Interesse anbefohlen haben, nicht im Stiche lassen. Es bliebe also nur der Vorwurf übrig, daß die Gunst der Regierung sich ungleichmäßig vertheile. Dieser Vorwurf ist denn auch in der That erhoben worden; einmal von der Centrumspartei, welche sogar dazu übergegangen ist, die Regierung offener Feindseligkeit gegen die katholische Kirche zu beschuldigen, zweitens, in bedeutend milderer Form, von den Liberalen, welche der Regierung vorwerfen, daß sie den conservativen Interessen über das erlaubte Maß hinaus Vorschub leiste und mit der Absicht noch stärkerer Bevorzugung jener sich trage. In ersterer Beziehung scheint eine Remedur durch den in Aussicht gestellten Friedensschluß mit dem Vatikan bevorzustehen. Vorläufig haben die Ultramontanen, wo sie bei den Wahlen nicht für sich selber mit Erfolg einzutreten in der Lage waren, den Conservativen gegen die Liberalen Beistand geleistet. Mit welchen Hoffnungen auf eine Revision oder gar Aufhebung der Kirchengesetze sie sich im Innern tragen, ist bekannt; schwerlich werden diese Hoffnungen aber in ihrem ganzen Umfang sich erfüllen. Der Reichskanzler hat, was das preußische Abgeordnetenhaus betrifft, die Wahl zwischen einer conservativ-clerikalen und einer conservativ-liberalen Mehrheit, je nachdem das Eine oder das Andre seinen Zwecken besser entspricht; er wird vielleicht abwechselnd von der einen oder von der andern Gebrauch machen.

Der Vorwurf, welchen die liberale Partei erhebt, ist an sich begründet; indessen haben die Wahlen am 7. October bewiesen, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht feinfühlig genug ist, um sich durch die Begünstigung, welche den conservativen Interessen von Oben her zu Theil wird, zurückgesetzt zu finden, oder daß sie sogar damit sich einverstanden fühlt, weil ihr jene Interessen gar nicht als fremde, sondern als ihre eigenen erscheinen. Hier wird es nun die Aufgabe der liberalen Partei und der liberalen Presse sein, bei der Bevölkerung das Gefühl zu schärfen und das Verständniß zu läutern, damit sie sich davon überzeuge, in Verkennung ihres wahren Vortheils fremden Interessen, die sich geschickt mit dem Schein der Allgemeinheit zu bekleiden wußten, sich dienstbar gemacht zu haben. Hier werden die Kammerreden und die Leitartikel der Presse für lange Zeit ein ausgibiges Feld zum Beackern finden.

Wenn die Regierung übrigens wahr hält, was ihre Organe versprechen, daß sie keinerlei Reaction zu treiben, sondern nur an anerkannte Mängel der bestehenden Gesetzgebung die bessernde Hand zu legen beabsichtige, so wird sie die liberale Opposition theilweise entwaffnen. Die conservative Partei kann ihr durch den Versuch einer Pression gewiß nicht lästig werden, da sie bei Neuwahlen alsbald wieder auf ein kleines Häuflein zusammenrückt, wenn die Regierung die schützende Hand nicht mehr über sie hält. Kommt eine Reaction, so kommt sie gewollt von der Regierung, die sich nicht hinter eine sie gegen ihren Willen dominirende Mehrheit der Volksvertretung verschanzen kann. Die conservativen Parteien werden, da sie jedenfalls den maßgebendsten Bestandtheil der beiden für Regierungszwecke möglichen Majoritäten bilden, Gelegenheit haben, von ihrer Staatsweisheit Zeugniß abzulegen. Ein gut Theil jener Verheißungen, mit denen sie die Wähler an sich zu ziehen versucht haben — und viele sind nur auf Grund solcher Verheißungen für die conservativen Canditaten eingetreten! — wird sich so leicht nicht erfüllen lassen und das über eine solche Enttäuschung eintretende Mißbehagen wird von selber zu einer Ernüchterung der Stimmung führen. Den „liberalen Gesetzen", welchen heute vorgeworfen wird, daß sie an „all' dem Elend" schuld seien, welches bei uns eingekehrt sei, werden „conservative Gesetze" folgen, die ebensowenig den höchsten Zustand irdischen Glücks im Lande herbeiführen werden. Der Ruf, daß man mit der Reaction nur immer weiter zu gehen habe, um endlich bei dem goldenen Zeitalter anzugelangen, wird bald ertönen; aber inzwischen werden dem Volke die Augen darüber aufgegangen sein, daß dieser Weg einen Staat nur weiter abwärts und niemals zur Befriedigung der großen Mehrheit eines Volkes führt. Dann wird die Stimmung umschlagen und von Neuem „ein liberaler Aufschwung" eintreten. Die Lehre von den Wellenlinien, in welcher die politische Entwickelung sich bewegt, wird dann um ein neues Beispiel bereichert sein. An der liberalen Partei aber wird es inzwischen sein, dafür zu sorgen, daß Preußens innere Zustände nicht zu lange auf der abgleitenden Curve verweilen und auf ihr nicht zu tief unter das Niveau der öffentlichen Zustände Europas hinabsinken.

Der Wahlkampf selber hat sich ohne erhebliche Aufregung, ja sogar ziemlich geräuschlos vollzogen; er war, was den Eindruck nach Außen hin betrifft, fast aller Orten durch den Ausfall der Urwahlen vom 30. September entschieden. Nur in zwei größern Städten ist es zu sensationellen Ergebnissen gekommen. In Frankfurt a. M. wurde der Abg. Lasker durch eine Coalition der Fortschritts- und der Volkspartei beseitigt; er scheint für die nächste Zeit nicht theilnehmen zu sollen an den Arbeiten des preußischen Abgeordnetenhauses. In Breslau wurde dagegen der dritte zur Fortschrittspartei zählende Vertreter Justizrath Freund durch den Staatsminister a. D. Hobrecht (früher Oberbürgermeister in Breslau) ersetzt, indem hier drei

Parteien von fast gleicher Stärke gegenüberstanden, so daß der — nationalliberalen — Mittelpartei der Sieg verbleiben mußte. Die heftigen Auftritte, zu denen es bei der Breslauer Wahl gekommen ist, haben gleichzeitig von einer noch täglich weitere Fortschritte machenden Erregung gegen unsere israelitischen Mitbürger Zeugniß abgelegt. Es ist lange nicht vorgekommen, daß bei einer preußischen Landtagswahl ein Truppencommando zur Aufrechterhaltung der Ordnung hat requirirt werden müssen! Die Haltung der Parteien war wie in den früheren Jahren wesentlich vom Fractionsinteresse bestimmt. Selbst nahestehende liberale und conservative Fractionen machten sich das Feld streitig, wobei auf liberaler Seite nicht einmal die Sorge, den Wahlkreis gänzlich an den gemeinsamen Gegner zu verlieren, die Fehdelust fernhielt, wenn auch im Großen und Ganzen die liberalen Wähler geschlossen in den Kampf eintraten. Was sich dabei nach rechts hin absonderte, kann kaum noch als „liberal" bezeichnet werden; wie man denn auch für das Abgeordnetenhaus selber einer Ausscheidung solcher zweifelhafter Elemente aus der nationalliberalen Fraction entgegensieht.

Das allgemeine Ergebniß der Wahlen ist eine Herabminderung der liberalen Majorität von 241 auf eine liberale Minorität von 146 Stimmen, wobei je eine der auf die frühern Minister Falk und Hobrecht gefallenen Doppelwahlen den Liberalen zu gute gerechnet ist. Die nationalliberale Fraction kommt dabei mit 101, die Fortschrittspartei mit 35 Stimmen in Berechnung. Das Centrum (den „wild" gewordenen Abgeordneten v. Ludwig mit eingerechnet) hat sich von 90 auf 96 Stimmen verstärkt. Die Polen haben es von 15 auf 19 Sitze gebracht. Der große Gewinn aber ist den Conservativen zugefallen, die zusammen 170 Stimmen zählen. Wie sich die einzelnen Fractionen der conservativen Partei gegen einander abgrenzen werden, muß abgewartet werden. Conservative bei keiner Fraction zählen wir 6. Die Freiconservativen rechnen sich 58 Mitglieder zu. Der Rest von 106 Mitgliedern besteht aus Neu-, Deutsch-, Alt- und Conservativen schlechthin. Die kleine „conservative Fraction" des vorigen Abgeordnetenhauses, die aus 9 Mitgliedern bestand, hat, seitdem die Kirchenpolitik der Regierung zu ihrer Befriedigung sich wendet, kaum noch einen Grund sich von Neuem zu bilden. Man kann Alles, was rechts von den Freiconservativen steht, heute mit der gemeinsamen Bezeichnung „conservativ" belegen, was nicht ausschließt, daß innerhalb dieser großen conservativen Fraction verschiedene Schattirungen bestehen, je nachdem der eigenen Ueberzeugung mehr oder weniger von dem dermaligen Regierungsprogramm entsprochen wird. Conservativ und gouvernemental sind diesmal zwei sich fast deckende Begriffe.

Das Tableau der Fractionen stellt sich, der obigen Darstellung gemäß, wie folgt:

	bei Ende der XIII. Legislaturperiode.	bei Beginn der XIV.
die Fortschrittspartei	62	35
die Nationalliberalen	169	101
Liberale (bei keiner Fraction) . .	10	10
Conservative (bei keiner Fraction) .	9	6
Freiconservative	35	58
Neu-, Deutsch-, Alt- und	32	106
Conservative schlechthin	9	
Centrum	90	96
Polen	15	19
Dänen	2	2
Summa	433	433.

Innerhalb der Provinzen hat die Wahlbewegung einen ziemlich gleichmäßigen Lauf genommen, der im Gesammtergebniß zu Tage tritt; nur Schleswig-Holstein und Hannover haben fast genau wie am 27. October 1876 gewählt. In Ost- und in Westpreußen ging eine Anzahl Mandate von den Liberalen auf die Conservativen über. In letzterer Provinz, wie in Posen, gewannen die Polen einige Wahlkreise wieder, die ihnen früher, wo conservative und liberale Deutsche einträchtig mit einander gegangen waren, abgewonnen worden waren. Der lange Jahre hindurch von den Liberalen behauptete Wahlkreis Bromberg-Wirsitz ging auf die Conservativen über. In Pommern wurde die liberale Partei auf die Hauptstadt Stettin eingeschränkt. In Brandenburg ist es den Conservativen diesmal gelungen, nicht weniger als 15 Sitze den Liberalen abzudrängen, die dafür nur einen in Osthavelland ihnen abgewannen und sich in Potsdam mit Mühe behaupteten. Berlin hat wieder 9 Fortschrittsmänner gewählt. In Schlesien wurde die liberale Partei nicht blos räumlich weiter eingeschränkt, sondern es wurden auch in Breslau, Brieg und Görlitz die letzten Mitglieder der Fortschrittspartei beseitigt und auch in andern Wahlkreisen entschiedene Liberale durch zweifelhafte ersetzt. Auch in der Provinz Sachsen hat die liberale Partei nur Niederlagen zu verzeichnen; in zweien der drei Regierungsbezirke ging eine Anzahl Sitze auf die Conservativen über. Schleswig-Holstein hat seine Vertretung wenig verändert; doch ging der Wahlkreis Schleswig auf die Freiconservativen über; Süderdithmarschen und Stormarn wurden zwischen der Fortschrittspartei und den Nationalliberalen ausgetauscht. Hannover schickt wie früher 28 Nationalliberale in das Abgeordnetenhaus; daneben 4 Freiconservative, 1 Conservativen, 2 welfische Particularisten und einen Ultramontanen, Windthorst (Meppen). In Westfalen ist nach dem Gewinn von Tecklenburg der ganze Regierungsbezirk Münster jetzt in den Händen des Centrums, welches sich, nach Beseitigung der liberalen Vertreter von Minden und Ravensberg, mit den Conservativen in die Herrschaft über den Regierungsbezirk Minden theilt. Im Regierungsbezirk Arnsberg ist in Folge der Schutzzollbewegung die fortschrittliche Vertretung bis auf Herrn Uhlendorff (Hamm-Soest) beseitigt. Herr Eugen Richter ist nicht mehr: „Richter (Hagen)"; der 4. Berliner Wahlkreis hat ihm zu einen Sitz im Abgeordnetenhause verhelfen müssen. Was die Provinz Hessen-Nassau betrifft, so wählte die Stadt Frankfurt a. M. statt der beiden nationalliberalen Abgeordneten, die sie zuletzt vertraten, ein Mitglied der Volkspartei und ein Mitglied der Fortschrittspartei; der Abgeordnete Lasker unterlag. Von den nassauischen Wahlkreisen ging der Ober-Lahn-Kreis nach einem der härtesten Wahlkämpfe — es mußte viermal gewählt werden! — von der Fortschrittspartei auf das Centrum über; sonst wurden in zwei Wahlkreisen statt der Fortschrittsmänner Nationalliberale gewählt; ein fortschrittlicher Landrath schließt sich wahrscheinlich nicht mehr seiner früheren Fraction an; nur der Unter-Lahn-Kreis ist der Fortschrittspartei treu geblieben. Der Regierungsbezirk Kassel, das ehemalige Kurhessen, hat sich — Rinteln, die Stadt Kassel und Hanau ausgenommen — der conservativen Partei in die Arme geworfen. In Kassel hat, angeblich aus Gründen lokaler Mißstimmung, diesmal eine sehr große Zahl von Wahlmännern im fortschrittlichen Sinne gestimmt. Der „alte Oetker" kommt diesmal ohne größeres Gefolge wieder. Die Rheinprovinz endlich hat abermals in zwei Wahlkreisen, Neuwied-Altenkirchen und Stadt Köln, die Centrumspartei in den früheren Besitzstand der Liberalen eintreten gesehen; einige andere Wahlkreise gingen ganz oder theilweise an die Conservativen über. Die Nationalliberalen zählen aus den Regierungsbezirken Köln, Coblenz, Trier je ein Mitglied in ihren Reihen. Düsseldorf schickt deren nur noch 7, außerdem ein Mitglied der Fortschrittspartei, den Berliner Stadtkämmerer Runge, aus Elberfeld und den Staatsminister Dr. Falk aus Duisburg, in das Abgeordnetenhaus. Freiconservative sind 5 und außerdem der Finanzminister Bitter (gegen Dr. Falk) gewählt. Hohenzollern hat seine zwei ultramontanen Vertreter, darunter den „Hirschenwirth" Schmid in Gammertingen wieder erkoren.

Zum Schlusse haben wir noch der Veränderungen im Personalbestande zu gedenken, die das neue Abgeordnetenhaus gegenüber dem alten aufweisen wird. Außer den in und seit der letzten Session verstorbenen Abgeordneten v. Bonin — dem ehemaligen Finanzminister und langjährigen

Alterspräsidenten des Hauses — und Freiherrn v. Manteuffel, dem ehemaligen landwirthschaftlichen Minister, werden nicht mehr im Hause erscheinen von der Fortschrittspartei: Allnoch, ein parlamentarischer Jubilar, Dr. Eberty, Frentzel, Freund, Haebler, der langjährige Quästor des Hauses, Dr. Lutteroth, einer der Schriftführer, Dr. Hofmann und Dr. Paur, die pädagogischen Autoritäten der Partei, Dr. Zelle; von den Nationalliberalen: Dr. Baehr (Kassel), Dr. v. Beughem, Dr. Braun, der bekannte Publicist und Präsident der volkswirthschaftlichen Congresse, Georg v. Bunsen, Dr. Horwitz, Lammers, Dr. Lasker, der Führer der Partei in so manchem Kampfe, Lipke, Oberlandesgerichtsrath Löwenstein, Dr. Mommsen, Richter (Saugerhausen), Dr. v. Rönne, der Commentator des Verfassungsrechts, Dr. Wehrenpfennig, der eifrige Kämpfer wider Rom, Witt-Bogdanowo; von den Freiconservativen: Dr. Lucius, inzwischen zum Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten u. s. w. ernannt, Professor Dr. Nasse, der Vorsitzende des Vereins für Socialpolitik, Prinz Karl zu Hohenlohe-Ingelfingen, Hundt v. Hafften, der originelle Gegner des Polenthums. — Von früheren Mitgliedern treten wieder in das Haus zahlreiche Conservative, die während der letzten Legislaturperioden nicht durchzudringen vermochten, und dazu zahlreiche neugewählte Conservative, die meist ihrem Namen erst Ruf zu verschaffen haben. Wir nennen an ihrer Spitze vier Minister: Bitter, Graf zu Eulenburg, v. Kameke, v. Puttkamer, ferner den früheren Finanzminister Hobrecht, der mit drei andern ehemaligen Ministern, Achenbach, Falk und Friedenthal, ein Pendant zur ersten Gruppe bildet; von höheren Beamten: den Ministerialdirector Marcard, den Wirkl. Geh.-Rath Krug v. Nidda, den Geh. Regierungsrath Tiedemann, den Landesdirector der Provinz Sachsen Grafen Wintzingerode, den Landrath des Teltower Kreises Prinz Handjery, den Kammergerichtsrath v. Seydewitz, den Obertribunalvicepräsidenten a. D. Clauswitz, den Herrn v. Watzdorf-Wiesenburg und schließlich den für Bielefeld gewählten Hofprediger Stöcker, dem bei seinem Erscheinen im Abgeordnetenhause ein besonderer Ruf als Führer der „christlich-socialen Arbeiterpartei" im Kampfe wider Israel vorangeht. Die übrigen Parteien haben nicht viel Ersatz oder Zuwachs bekommen. Es wäre hier nur zu erwähnen: der Wiedereintritt von August Reichensperger (Köln) und des Commerzienraths Kalle, bekannt durch seine Bestrebungen für die Verbesserungen der Arbeiterverhältnisse; die Neuwahl des Commerzienraths Baare, des bekannten Führers der Eisenzöllner, des Herrn Ernst von Eynern, der sich durch seine Schriften über die sociale Frage einen Namen gemacht hat, und des Herrn Rechtsanwalt Traeger, der als Poet sich einen Ruf zu verschaffen gewußt hat.

Doppelwahlen sind im Ganzen sechs zu verzeichnen gewesen. Es sind gewählt: Hänel in Segeberg und in Posen, Dr. Falk in Duisburg und in Görlitz, Hobrecht in Preußisch-Stargard und in Breslau, Graf Wintzingerode in Gardelegen und in Merseburg, Freiherr v. Heereman in Tecklenburg und in Münster, v. Lyskowski in Löbau und in Strasburg.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort. Möchten doch über dem Streit der Parteien die Abgeordneten des preußischen Volkes nicht vergessen, daß ein Staat wie Preußen, der den Kern eines großen Reichs bildet, nicht allein aus sich selber heraus die Motive seiner politischen Action entnehmen kann und darf, sondern bis tief in seine Gesetzgebung und Verwaltung hinein sich mit jenem nationalen Geiste durchdringen soll und muß, in welchem das große Gemeinwesen geschaffen wurde, von dem er zwar den größten, aber immerhin doch nur einen Theil bildet. Und möchte unter diesem Gesichtspunkte vor Allem die Regierung handeln, wenn sie dazu übergeht, die für die praktischen Wege der Gesetzgebung als nothwendig sich erweisende Majoritätsbildung in die Hand zu nehmen! Nicht allein Preußens, Deutschlands zukünftiges Geschick wird von dieser Wahl abhängen.

Berlin, 12. Oct. 1879. Wilh. Wackernagel.

Südamerikanische Zustände.

Von F. Keller-Leuzinger.

Vor wenig Jahren bereiste ein südamerikanischer Monarch — zur Zeit der Einzige und vielleicht der Letzte seiner Art jenseits des atlantischen Ozeanes — zum zweiten Male die Heimat seiner Ahnen, denn er ist ein Braganza und der Sohn einer Prinzessin aus dem Hause Habsburg.

Seine herzgewinnende Leutseligkeit, seine die Grenzen des Hergebrachten überschreitende Herablassung, sein eminentes, die verschiedensten Zweige menschlicher Thätigkeit umfassendes Wissen, sein lebhaftes Interesse an Allem, was das alte Europa bot, eröffnete ihm die Herzen derer, die das Glück hatten mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, oder überhaupt an den Geschicken der neuen Welt und speciell Brasiliens einen etwas mehr als persönlichen Antheil nehmen zu müssen glaubten.

Es war eine neue Edition der Rundreise jenes großen Czaren, der Alles und Jedes sehen wollte und sich, um einst sein Volk zu beglücken, nicht scheute selbst mit Hand anzulegen und Axt und Winkelmaß zu führen; es war ein Peter der Große im modernen und wohl auch kleineren Stil!

Glücklich das Volk, so dachten unsere Theoretiker, so schrieben unsere Blätter, das einen solchen Herscher sein eigen nennt!

Und wenige Jahre nachher sehen wir die Vertrauensmänner und Minister desselben Monarchen, den bei seinem Regierungsantritte und auch späterhin noch die Rhapsoden jener Länder als nationalen Helden in begeisterten Gesängen beim Klange der Violas verherrlicht hatten, auf offener Straße beschimpft, sehen wir sein eigenes Regime in einer Weise bedroht, die für die Erhaltung jener zweitgrößten aller Monarchien (dem Flächeninhalte nach gerechnet) ernste Befürchtungen hegen läßt!

Wie so? Woher die schnelle Wendung? — Nun so schnell ist sie leider gerade nicht vor sich gegangen, wenngleich es dem Fernerstehenden, dem Europäer, für den eine dürftige Zeitungsnotiz die einzige Quelle der Information ist, so scheinen mag. Es ist damit wie mit einem fernen Bahnzuge, den wir von grünen Rebhügeln aus weit in der Ebene draußen dahinziehen sehen, langsam, schneckengleich; beinahe scheint er zu stehen. Kämen wir aber in die Nähe, so würden wir uns überzeugen, daß in der Zeit, da wir ihn flüchtigen, halb gleichgültigen Auges betrachteten, seine Räder sich tausendmal um die heißen Axen gedreht und die schwere Maschine ächzend und stöhnend, bis ins Innerste erzitternd, ihrem Ziele um ein sehr beträchtliches Stück näher gekommen ist.

Brasilien hat nicht nur seit seiner Losreißung vom portugiesischen Mutterlande, sondern besonders in den letzten zwei Jahrzehnten verschiedene und zum Theil sehr schwere Krisen durchgemacht, darunter die schlimmste von allen: den fünfjährigen Krieg mit Paraguay.

Die Krankheit ist also nicht von heute, aber wie hier der Jünger Aesculaps, nach der geistreichsten aller Diagnosen, bedenklich den Kopf schüttelt, wenn es sich darum handelt, dem Patienten wirklich Heilung zu verschaffen, so auch dort jeder Freund des schönen Landes, der aus mehr wie einem Grunde wünschen möchte, daß Brasilien aus den neuesten Kämpfen und Wirren ungeschädigt an Haupt und Gliedern, neu gestärkt für weitere segensreiche Entwickelung hervorgehen möge.

Das ungeheure Reich, es kommt der Oberfläche von Europa nahezu gleich, ist in unmittelbarer Gefahr, in eine Anzahl von etwa 6, 7 oder mehr kleinerer Republiken zu zerfallen, in denen dann ohne Zweifel dieselben anarchischen, jede Prosperität im Keime erstickenden Zustände herrschen werden, wie in Bolivien, Peru, Venezuela und all den andern, früher zur spanischen Krone gehörigen, von der Natur so reich beschenkten, von den eigenen Söhnen aber so schlecht verwalteten Ländern, in denen die Revolutionen nicht „abreißen" und jeder Rabulist und Winkeladvokat, jeder militärische Streber vom General bis zum Sargento sich berufen fühlt, den Präsidentenstuhl zu besteigen und wo einem ungemessenen, politischen Ehrgeize, der krassesten Selbst-

sucht und Eitelkeit alle Mittel recht scheinen, um zum Ziele zu gelangen.

Es wird also das Schlimmste sein, was Brasilien bis jetzt noch gesehen; sein Name als Gesammtnation wird ausgelöscht und der Entwickelungsgang des in verschiedene Stücke zerfallenden Reiches, das nie wieder unter einen Hut wird gebracht werden können, und dessen einzelne Theile sich vielleicht binnen kurzem wegen Grenzbestimmungen und Zöllen, der Zugehörigkeit eines Hafenortes oder Schifffahrtsrechten in den Haaren liegen, wird in der gewaltthätigsten und dabei folgenschwersten Weise unterbrochen werden.

Hat nun die brasilianische Regierung, so fragen wir, von ihrer Seite Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um ein solches Unglück zu verhüten und den kommenden Sturm zu beschwören? Wir müssen dies leider verneinen! Das Erste, das Allererste, was da Noth that, war: Menschen in die unermeßlichen Einöden zu bringen, Menschen, die im Stande wären die Schätze zu heben, die der üppige Boden in seinem jungfräulichen Schoße, die mineralreichen Sierras in ihren Eingeweiden bergen, und zwar Menschen, die höhere Bedürfnisse haben und mehr produciren als das bischen Mais und Mandiok zum nothwendigsten Unterhalte; kurzum eine quantitativ größere und qualitativ leistungsfähigere Bevölkerung, die selbst eine vermehrte Steuerlast verhältnißmäßig leichter zu tragen im Stande wäre, als die handvoll mehr oder weniger farbig angehauchter, überaus selbstbewußter, zum Theil auch liebenswürdiger und gutmüthiger, aber eminent energieloser Staatsbürger oder Citadões, die sich in diesem Augenblicke zwischen dem Amazonas und La Plata verlieren.

Da man nun bekanntlich weder Soldaten noch Arbeiter aus der Erde stampfen kann, und die Zeit drängte, so blieb und bleibt nichts Anderes übrig, als sie von auswärts kommen zu lassen, d. h. aus der alten Welt, wo die Menschen da und dort schon anfangen dichter auf einander zu sitzen und sich gegenseitig das Leben nach Kräften sauer zu machen.

Nur dadurch hätten unverzüglich die Mittel aufgebracht werden gekonnt, die nöthig wären, um jene großen materiellen Verbesserungen, in erster Linie Verkehrserleichterungen, Straßen, Eisenbahnen, Canäle, Schifffahrtseinrichtungen u. s. w. in größerem Maßstabe und in energischer Weise, selbst mit augenblicklichen Opfern und einer in nebelgraue Ferne sich verlierenden Rentabilität, zur Ausführung zu bringen; nur so wäre es möglich gewesen, die natürlichen Hülfsquellen dieses reichen Landes nach und nach vollständiger als bis jetzt auszunützen, und in den Bevölkerungscentren zu gleicher Zeit all jene Institutionen erstehen zu lassen, die einerseits für deren eigenes Wohl, andererseits für die Stabilität oder überhaupt die Möglichkeit einer kräftig einwirkenden Centralregierung dringend nothwendig sind.

Brasilien zählt heute etwa, so ganz genau weiß das Niemand anzugeben, 12 Millionen Einwohner, wovon der größte Theil sich in dem dichter und seit längerer Zeit schon occupirten Küstenstriche mit seinen großen Hafenplätzen (Rio de Janeiro allein hat 500,000 Einwohner), zusammendrängt; und nun mache man sich, unter der weiteren Voraussetzung, daß 50 Procent des Restes aus trägen Mestizen, Mulatten und Negern besteht, ein Bild von den Zuständen im eigentlichen Innern des großen Reiches!

Selbst wenn der große Gelehrte, der heute den brasilianischen Kaiserthron einnimmt, ein besserer, d. h. ein praktischerer, energischerer Regent wäre, als er es ist, müßte es ihm und seiner Regierung schwer fallen, unter so bewandten Umständen, mit einer den socialen Verhältnissen des dünn bevölkerten Landes in keiner Weise angepaßten, übermäßig freisinnigen Constitution, das allzu locker gefügte, weitläufige Gebäude auf die Dauer vor Einsturz zu bewahren; wie aber nun die Sachen liegen, reichen, um bei dem angenommenen Bilde zu bleiben, die schwachen Kräfte nicht einmal hin, das nothwendigste Flickwerk auszuführen: das Fundament ist schlecht, die Stützen faul, das Dach durchlöchert und der halbleere Schuppen kann über Nacht zusammenbrechen!

Man hat, gedrängt durch den Vorgang der Vereinigten Staaten, sowie durch die keineswegs ausgeschlossene Gefahr von blutigen Negerrevolten, der Sklaverei einen Termin gesetzt, und zwar in der Weise, daß man alle nach dem 1. Januar 1872 von Sklavinnen geborenen Kinder ohne Weiteres für frei erklärte, unter der einzigen, durch die Humanität wie durch die Billigkeit gebotenen Bedingung, daß die Betreffenden dem Herrn der Mutter als Ersatz für die Pflege in der ersten Lebenszeit noch bis zum 20. Jahre unentgeltliche Dienste leisteten.

Das Gesetz ging ohne vielen Widerstand der Plantagenbesitzer durch, die bei dem geringen natürlichen Zuwachse ihrer schwarzen Pflegebefohlenen sehr wohl erkannt hatten, daß das, was ihre Collegen in den Südstaaten der Union ihre „eigenthümliche und speciell vaterländische Institution" zu nennen beliebten, seit dem Jahre 1852, da in Folge strengerer Verbote keine Neger mehr von der afrikanischen Küste importirt werden konnten (weder offen noch ins Geheim), im Grunde genommen auf dem Aussterbeetat stand und ein paar Jahre hin oder her an der drohenden Calamität, d. h. dem gänzlichen Mangel an Arbeitskräften, nur wenig zu ändern vermochten.

Zur Zeit der Promulgation des betreffenden Gesetzes gab es (da während des Krieges gegen Paraguay Tausende und aber Tausende von Sklaven von ihren Herren die Freiheit erhalten hatten unter der Bedingung, sich in die Armee einreihen zu lassen) kaum eine Million derselben im ganzen Reiche, und es hat im Grunde genommen etwas ungemein Beschämendes sich sagen zu müssen, daß die Production und allgemeine Leistungsfähigkeit eines halben Continentes mit der Arbeit dieser handvoll wollköpfiger Afrikaner für den Augenblick wenigstens innig verbunden ist. Man fühlte das auch in den maßgebenden Kreisen ganz wohl und von mehr wie einer Seite wurden Stimmen laut, die als Supplement des neuen Gesetzes die Einfuhr anderweitiger Arbeitskräfte dringend verlangten.

Man sprach von Kulis und Chinesen; die paar Hundert aber, die man früher schon importirt hatte, waren an bornirte Pflanzer vertheilt worden, die die armen schmächtigen, weizengelben Burschen gerade so behandelten, wie ihre breitrückigen, dickhäutigen und dickschädeligen Neger, womit ich nicht einmal gesagt haben will, daß sie dieselben prügelten; die Folge davon war, daß sich der Sohn des Reiches der Mitte und der anstoßenden Provinzen truppweise und in Gesellschaft erhängte und der kleine, mit der Zeit oder durch die Intervention der Regierung wieder frei, d. h. schuldenfrei gewordene Rest als Fischhändler, Garköche ꝛc. ein zwar selbstständiges, aber anonymes, für die Allgemeinheit ziemlich verlorenes Dasein führte, und die ganze Idee überhaupt ad acta gelegt wurde.

Zwischen hinein war dann der große nordamerikanische Bürgerkrieg zu Ende gegangen, und des Südens Cavaliere zu Boden geworfen worden.

Das ist unser Fall, sagten sich die brasilianischen Staatsmänner; zu uns sollen sie kommen, und mit ihnen nordischer Unternehmungsgeist und amerikanische Prosperität!

Nun wohl! es kamen auch einige Ladungen davon aus South-Carolina und Louisiana, darunter sehr brave Leute und höchst respectable Familien, zum Theil noch mit den Resten einst fürstlicher Vermögen; aber gerade diese Letzteren wollten ja selber Sklaven kaufen und was die Uebrigen anbelangt, so befand sich darunter, trotz hochklingender militärischer Titel, ein so beträchtlicher Procentsatz der gefährlichsten Abenteurer und Beutelschneider, daß man schließlich froh war, sie, gerade wie sie gekommen waren, d. h. auf Staatskosten, wieder in ihre Heimat schicken zu können.

Dann kamen Russen: die Nachkommen von Deutschen, die vor mehr als einem Jahrhundert nach Rußland ausgewandert waren, und deren Söhne, tempora mutantur, sich in der neuen Heimat weniger zu Hause fühlten, als ihre Vorfahren.

Es war eine Enttäuschung für beide Theile! und Brasilien ist heute am Dniepr ebenso discreditirt wie am Rhein!

Blieben die Deutschen!

Nun, deutsche Colonisten, die einzigen der Welt, auf die

ein junges Land rechnen kann, die Millionen an Geld und Kraft nach Nordamerika getragen, Millionen, die uns erhalten worden wären, wenn wir selbst Colonien hätten, hatte Brasilien längst schon gesehen und sie auch zu verschiedenen Zeiten, mit Ausnahme der oben angeführten Phase nordamerikanischer Einwanderung, da alles Deutsche systematisch zurückgesetzt und mißachtet wurde, zu schätzen gewußt; aber es den Neuankommenden, den ins Land gerufenen Fremdlingen so zu machen, daß sie sich heimisch fühlen konnten, und besonders die Ersten so zu betten, daß wie dort im Norden des Continents, so hier im Süden aus kleinen Anfängen im Laufe der Zeit ein gewaltiger, spontan fließender Strom geworden wäre, haben die Meister brasilianischer Staatskunst nicht verstanden!

Gewiß sind in den Vereinigten Staaten mehr Einwanderer zu Grunde gegangen, als jemals in Brasilien; aber die gesammten Verhältnisse liegen dort nun anders: der Anstoß zur Einwanderung ist einmal seit 50 Jahren gegeben, und was heute da hinüber geht, sucht von vornherein sein Glück auf eigene Faust, ohne beim Mißlingen des Unternehmens irgend Jemandem, vielleicht die nächsten schon vorangegangenen Anverwandten ausgenommen, einen Vorwurf machen zu können; und wenn unter hunderten Einer prosperirte, seine dem Urwald abgerungene Farm zu hohem Preise an eine in Land speculirende Eisenbahncompagnie verkaufen konnte, oder gar mit dem Lederbeutel voll gleißender californischer „Nuggets" als Nabob in die Heimat zurückkehrte, so machte dies das Elend von hundert Andern, die sich, als „Dutchmen" verhöhnt und verspottet, tausendmal übervortheilt und betrogen von dem schneidigen, geriebenen Yankee, in kümmerlichster Weise durchschlagen mußten, um zuletzt doch noch ihre Knochen auf den Prairien des fernen Westens bleichen zu lassen, vollständig vergessen, und immer von Neuem ergießt sich ein Theil unserer überschüssigen Kraft nach dem Staatenbunde im Norden des neuen Welttheiles.

Kam aber nur ein einziges Mal eine zerlumpte Colonistenfamilie aus Brasilien nach der deutschen Heimat zurück, gleich waren alle Zeitungen voll von der Wortbrüchigkeit der betreffenden Regierung, der „Schlechtigkeit" des dortigen Klimas, und regnete es Warnungen und Verbote!

Des Oeftern mag es vorgekommen sein, daß gewissenlose Agenten und Speculanten (die „Verfrachtung von Auswanderern" war stets ein gutes Geschäft, und Hamburg und Bremen wissen davon zu erzählen) solch einfachen und unwissenden Menschen alles Mögliche vorspiegelten, was dann später mit dem besten Willen von der Welt nicht erfüllt werden konnte. In den meisten Fällen durfte jedoch die Hauptursache der gegenseitigen Klagen sowie der schlechte Erfolg dieser Versuche der unpassenden Auswahl der Colonisten, die, zum Theil dem Abschaum unserer Seestädte entnommen, keineswegs die nöthigen Qualificationen zum neuen Berufe hatten, zuzuschreiben sein, sowie der wenig zweckentsprechenden Lage und Beschaffenheit des Ansiedelungspunktes selbst, besonders mit Bezug auf guten Boden und günstige Verkehrsverhältnisse, und schließlich der Sorglosigkeit der mit der schwierigen Aufgabe betrauten Angestellten, die von der ihnen erwachsenden Verantwortlichkeit auch nicht die geringste Ahnung zu haben pflegten und die Dinge laufen ließen wie sie eben mochten.

Da waren bei Ankunft der Colonisten keine Ländereien vermessen und keine Schuppen errichtet zur Aufnahme der Eingewanderten; es fehlten die nöthigen Lebensmittel, oder wenigstens solche, wodurch diesen beschränkten und zum Theil sehr wenig fügsamen Menschen der Uebergang zu einem für sie neuen und fremdartigen, wenn auch im Allgemeinen in der That bessern Regime einigermaßen erleichtert worden wäre; contagiöse Krankheiten und gefährliche Fieber brachen aus, ohne daß nur die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, in kürzester Zeit und ohne die Opfer von Tausenden einen Arzt herbeizurufen; die palmblattgedeckten Hütten verödeten, und der letzte Rest der mit hochfliegenden Hoffnungen Ausgezogenen suchte als Steinklopfer an Straßenbauten ꝛc. sich so gut wie möglich durchzuschlagen, wenn er nicht durch die Vermittlung der Gesandten und Consuln im Zustande äußerster Verkommenheit schließlich in die Heimat zurückgeschickt wurde.

Und doch und after all ist es ein herrliches Land, über welches, wie ich an anderer Stelle dargethan, die Natur ihre Gaben mit vollen Händen und in reichster Fülle ausgebreitet, und woselbst jeder rüstige, arbeitsame Mensch nicht nur mit Leichtigkeit seinen Unterhalt verdienen, sondern auch den Grund zu einer selbstständigen Existenz legen kann, und wenn die brasilianische Regierung bei ihren Colonisationsbestrebungen in Bezug auf die oben gerügten Mißstände mit nur ein wenig mehr Umsicht verfährt, so kann es nicht fehlen, daß man auch in Europa und speciell in Deutschland der Auswanderung wenigstens keine Hindernisse in den Weg legt, wenn man sie auch gerade nicht begünstigen wird.

Mit der Hebung der Bevölkerung aber, mit der Durchdringung derselben mit europäischen, d. h. energischeren und arbeitsameren Elementen, als die eingeborenen Mischlingsracen es sind, wird aber die brasilianische Regierung nicht nur am besten für die Prosperität des ganzen Reiches wirken, sondern auch der drohenden Gefahr von dessen Auflösung und Zerstückelung am wirksamsten entgegentreten können. Das Darniederliegen des Ackerbaues, des Handels und der gewerblichen Thätigkeit ist es ja, das in erster Linie diese Völker geneigt macht, dem Sirenengesange von in Aussicht stehendem höheren Gedeihen und besonderer Entwickelung bei republikanischer Verfassung und Organisation ein williges Gehör zu leihen und schließlich unter der Führung eines kommenden Dictators die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Wenn auch gerade im gegenwärtigen Augenblicke (— da drei der südamerikanischen Schwesterrepubliken, Länder, die von all den Dingen, die man zum Kriegführen doppelt und dreifach benöthigt, auch nicht das einfache besitzen, im gegenseitigen Kampfe liegen und den Rest der Millionen, die ihnen einerseits die Ausbeutung des Vogeldüngers, andererseits der californische Handel in den Schoß geworfen, in unverantwortlicher Weise wegen jämmerlicher Eifersüchteleien und leicht zu schlichtender Grenzstreitigkeiten vergeuden —) der Moment für die Losreißung der Grenzprovinzen Brasiliens in den betreffenden Kreisen nicht sehr günstig erscheinen und die Jämmerlichkeit der jenseitigen Zustände gegenüber der zweifelhaften Vortrefflichkeit der diesseitigen ein nicht zu unterschätzendes argumentum ad hominem abzugeben geeignet sein dürfte, so mag sich doch die brasilianische Regierung die Warnung, welche ihr durch die jüngsten Ereignisse, sowie durch die allgemeine Calamität und die finanziellen und commerziellen Verhältnisse in so eindringlicher Weise zu Theil geworden, gesagt sein lassen, und energische Schritte thun, um das Uebel zu heben.

Es wäre vielleicht auch vom moralischen Standpunkte aus zu wünschen, daß Brasilien als Ganzes und in monarchischer Verfassung erhalten bliebe!

Zum Schlusse gestatte man einem nebenbei auf künstlerischen und kunstgewerblichen Gebiete thätigen Schriftsteller, pour la bonne bouche, einige „wohlgemeinte" Bemerkungen über südamerikanische Heraldik!

In kindlichem Spiel ꝛc. ꝛc.! Brasilien führt seit, und trotz seiner Trennung vom Mutterlande, die altportugiesische Weltkugel mit dem Kreuz als Unterlage im Wappen, umgeben von einem mit der Zahl der Provinzen harmonirenden Kranze von Silbersternen auf blauem Grunde. Da das Ganze jedoch von zwei sehr wenig heraldisch wirkenden, höchst prosaischen Kaffee- und Tabakszweigen umrahmt ist, so hatten die Portugiesen, deren stolzes, altes Wappen neben den Thürmen Castiliens die fünf Wundmale Christi aufweist, einigermaßen Recht, als sie in bissiger Weise bemerkten, das amerikanische Krämervolk hätte diese Panacee gegen „Fumo e Café" verschachert. Aber einerlei! Die brasilianische grüngoldene Flagge hat immer noch einen gewissen Stil und bläht sich heiter genug im Glanze tropischer Sonnen, aber was ist zu sagen von den traurigen Bannern der spanischen Republiken, bei deren Zusammenstellung und Zeichnung sich der lächerlichste Dünkel und die grenzenloseste Geschmacklosigkeit brüderlich die Hand gereicht zu haben scheinen!

Betrachten wir das von Pern, wie es zierlich auf Blech gemalt über den Pforten der Consuln dieser erlauchten und mächtigen Republik allerwärts zu sehen ist: dreigetheilt ist das Feld und getaucht in die Farben der französischen Tricolore; die Bilder aber sind: ein Lamm oder sonst ein Repräsentant der langhaarigen Familie der Kameelziegen, die auch heute noch in Ermangelung von Fahrstraßen geduldig, wie die braunrothen Nachkommen der Inkas, die Silbererze der Andeskette über Stock und Stein nach dem Hafen schleppen; im zweiten Felde: der Cocastrauch, der so eine Art von „Mädchen für Alles" ist, und in letzter Zeit bei uns zu Pillen gedreht zu werden scheint; im dritten aber, im untersten: ein goldstrotzendes Füllhorn; aber nicht das der Amalthea, sondern wohl eine Allusion an jene ungezählten Millionen, die aus dem Nachlasse jener fleißigen Vögel von den Chincha-Inseln gezogen, für das verwahrloste Land der Republik in Straßen, Eisenbahnen, Schulen und andern Luxusartikeln hätten nutzbar gemacht werden können, unterwegs aber so spurlos verschwunden sind!

Ein anderes Schild ist das des argentinischen Staatenbundes, das uns ein Paar brüderlich verschlungene Hände unter der krönenden Jakobinermütze zeigt, als Symbol eines Landes, in welchem Anarchie, Revolution, Bürgerkrieg und Mord zum Alltäglichen gehören! Und so weiter!

Noch habe ich vergessen zu bemerken, daß, wenn diese Wappen so recht vollständig und in Gala erscheinen, sie sich von einem reizenden, aus Kanonen, Haubitzen, Bomben, Granaten, Säbeln, Musketen, Trommeln und Kriegsfahnen gebildeten, als Hintergrund dienenden Stillleben abheben, das jedem Pascha zur Ehre gereichen würde!

Literatur und Kunst.

Ein Mädchenlied.

Von L. K.

Mir will wohl manchmal scheinen,
Daß ich recht glücklich bin —
Da fang' ich an zu weinen
Und träume vor mich hin.

Wo ist der Tag geblieben?
Wie dunkel ward die Welt!
Mich hat's hinausgetrieben
Weit über Thal und Feld.

Im Wald am Wiesenhange
Da hab' ich Halt gemacht.
Ein Vöglein schlug. Dem Sange
Lauscht' ich die halbe Nacht.

Wie sehnsuchtsvolle Weise
Singst du Frau Nachtigall!
In meinem Herzen leise
Weckst du den Wiederhall.

O hätt'st du nie gesungen!
Mir ist zum Sterben schwer.
Hätt's in mir ausgeklungen!
Hätt' ich kein Wünschen mehr!

Es tagt — die Bäume rauschen —
Das Vöglein ging zur Ruh' —
Hör' auf in dich zu lauschen,
Vergiß den Schmerz auch du!

Anzengruber als Erzähler.

I.

Ludwig Anzengruber hat seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienenen Bauerngeschichten unter dem Titel „Dorfgänge"*) gesammelt. Dies gibt mir den willkommenen Anlaß, den ausgezeichneten Dichter, der als Dramatiker unzweifelhaft zu den berufensten, gesundesten und eigenthümlichsten unsrer Zeit gehört und mit vollem Rechte bei der letzten Vertheilung des Schillerpreises berücksichtigt worden ist, nun als Erzähler näher ins Auge zu fassen. Das wiederholte aufmerksame Lesen seiner Bauerngeschichten hat mich in meiner Ueberzeugung bestärkt: daß er auf diesem Gebiete des geistigen Schaffens um nichts geringer ist als auf dem dramatischen.

Die Bühne ist ihm für seine Erzählungen ein strenger und guter Lehrmeister gewesen. Die Knappheit, die ihm für diese ein Gebot war, ist ihm nun überhaupt zum Gesetz geworden. Nirgends läßt er sich zu einem Mißbrauche der Freiheit, welche die Erzählung gestattet, nirgends zur Weitschweifigkeit verleiten. Seine Composition ist straff und die Ausführung concis.

Indessen sind seine Erzählungen keineswegs in die epische Dichtungsform umgesetzte Dramen. Es sind richtige und unverfälschte Erzählungen, in denen die Besonderheiten der epischen Dichtungsart mit Verständniß und Kunst verwirklicht werden. Anzengruber läßt es sich nicht entgehen, da, wo die Schilderung zur Stimmung, zur Charakterisirung der Situation oder der Person angebracht ist, von diesem Vorrechte der Erzählung einen verständigen und glücklichen Gebrauch zu machen, und da, wo sich ein willkommener Anlaß dazu bietet, eine philosophische Beobachtung einzustreuen; aber es ist kein blendender Flitterkram, kein Prunken mit Gedankenreichthum, kein geistreichelndes Kokettiren; es ergibt sich naturgemäß, unbefangen und ohne Anmaßung — licht, wahr und tief, wie es das Wesen des Dichters selbst ist.

„Laßt mich gelten!" sagt Anzengruber in einer der beiden „Plaudereien", die er den Bänden seiner Sammlung vorangeschickt hat. Diese Plaudereien sollen zugleich ein literarisches Glaubensbekenntniß und eine oratio pro domo darstellen. Sie sind vielleicht das einzig Entbehrliche in diesem Werke. Es hätte weder des Bekenntnisses, noch der Darlegung seines ästhetischen Standpunktes, noch der Rechtfertigung seines besonderen Schaffens bedurft. Anzengruber ist ein echter Dichter. Das ist ein vollkommen ausreichendes Programm. Seine Werke sind echt dichterisch. Das genügt vollauf zu deren Existenzberechtigung. Wir lassen ihn gelten, und das, was uns in seinem Vortrage etwa fremdartig berühren mag — der süddeutsche Tonfall, der hier noch absichtlicher und vernehmlicher aus- und anklingt als bei Hopfen — stößt uns Norddeutsche keineswegs ab, wie Anzengruber vorauszusetzen scheint, sondern verleiht seiner Darstellung in unsern Augen sogar noch einen Reiz mehr.

Anzengruber, der aus seiner österreichischen Heimat wohl nie herausgekommen ist, hat gewiß noch nicht die Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß die Wirkung des süddeutschen Klanges auf den Norddeutschen durchaus nicht dieselbe ist, wie die des norddeutschen Idioms auf ein süddeutsches Ohr. Das Norddeutsche, das im Süden unter dem Begriff „Berliner Dialekt" zusammengefaßt wird, wirkt dort — wozu das in Abrede stellen? — entschieden unangenehm, während umgekehrt die süddeutsche Sprache für uns Norddeutsche etwas liebenswürdig Naives, frohsinnig Gemüthliches hat. Ganz besonders gilt dies von der österreichischen Mundart. Die schwäbische, die seiner Zeit nicht wenig dazu beigetragen hat, Auerbach zu einem Lieblingsdichter auch des Nordens zu machen, hat allerdings durch die unzähligen falschen und conventionellen Lorles, die wir auf der Bühne haben erdulden müssen, von seinem traulich breiten Wohllaute für uns viel verloren.

Ich müßte mich sehr irren, wenn Anzengruber nicht im Norden, und im Norden ganz besonders, dankbare Leser finden würde. Das, was ihn ein Hemmschuh zu sein dünkt, wird sich

*) Wien 1879, Verlag von L. Rosner. 2 Bändchen.

im Gegentheil als ein starkes Förderungsmittel erweisen. Denn das Gefallen am Fremdartigen ist ja gerade eine unsrer Besonderheiten, die oft zur Schwäche wird und noch öfter zur Lächerlichkeit ausartet.

Bei Anzengruber ist nun nicht blos der Ausdruck, es ist auch die Gesinnung, die Anschauung specifisch süddeutsch-österreichisch; und er ist katholisch. Dadurch unterscheidet er sich sehr scharf von Auerbach, der als Spinozist immer das allgemein Menschliche, das von allen dogmatischen Einschränkungen befreite Kosmopolitische hervorkehrt und, obgleich er seinen jüdischen Glauben und die aus demselben gewonnenen Anschauungen nirgends verleugnet, doch zur Gruppe der confessionslosen Schriftsteller zu zählen ist. Anzengruber dagegen ist durch und durch confessionell, echt katholisch, allerdings kein rechtgläubiger Katholik, sogar sicherlich in den Augen der orthodoxen Ultramontanen ein arger Sünder, aber immerhin ein Mann, dem man es bei jedem zweiten Worte anmerkt, daß er in den Ideen des Katholicismus aufgewachsen und erzogen ist und aus diesen heraus sich entwickelt und gebildet hat. Ihm ist der Katholicismus in Fleisch und Blut übergegangen. Er sieht, er empfindet, er glaubt, und vor Allem: er zweifelt als Katholik. Seine Schriften zeigen deutlich durchweg ein starkes confessionelles, katholisches Gepräge.

Wenn ich Anzengruber einen katholischen Schriftsteller nenne, so möchte ich einer möglichen Mißdeutung dieses Ausdruckes vorbeugen. In unserm vorwiegend protestantischen Norden hat der Katholicismus in seinem schriftstellerischen Ausdrucke für gewöhnlich einen stark polemischen Charakter. Davon sind Anzengrubers Schriften völlig frei, wenn man sie auch wegen ihrer eigenthümlich confessionellen Durchtränkung meinetwegen als tendenziöse bezeichnen mag. Welcher Art nun diese Tendenz sein muß, ergibt sich bei dem freisinnigen Philosophen von selbst. Aber diese Tendenz tritt nicht in kritischer Bekämpfung und Verneinung von außen her an die Kirche heran; sie entspringt gewissermaßen unbewußt als beunruhigender Zweifel dem von der Forschung und dem Wissen befruchteten Schoße derselben. Daher ist sie um so wirksamer. Bei der Prüfung der einzelnen Erzählungen wird sich dies noch klarer herausstellen.

Anzengruber bezeichnet sich als einen Anhänger der realistischen Schule. Er vertritt, wie er gelegentlich einmal in einer seiner Erzählungen sagt, „das Wirkliche gegen das Eingewöhnte, wie man auch davon denken möge".

„Man muß den Schlüssel suchen zu dem menschlichen Herzen, und was für dunstige Räume ohne Luft und Licht, für Grüfte halbfauler Erinnerungen, für Ställe angeketteter toller Leidenschaften wir dabei auch erschließen mögen, wir lernen doch verstehen, und Verständniß ist die beste Münze, die wir eintauschen können; sie ist nicht gang und gäbe wie andere auf Zeit und Weile, sie kursirt ewig."

Auf dieses Programm, das er hier gelegentlich einschiebt, kommt er in der „Plauderei", welche den zweiten Band eröffnet, noch einmal absichtlich zurück, und er sagt uns da von dem Dichter, wie er ihn auffaßt und wie er es zu sein wünscht:

„Er erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der Alle belästigt, nicht von der Straße, Alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für Euch thut, ist, sie abkürzen, nachdem Ihr aber doch den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte."

Dieser Drang nach Wahrheit bewegt in der That Anzengrubers schriftstellerisches Gesammtschaffen. Er forscht dem Wahren nach, und wenn er es erkannt zu haben glaubt, schildert er es mit voller Wahrhaftigkeit. Daß ihm bei diesen Forschungen seltener das Erfreuliche als das Jämmerliche aufstößt, ist ein Unglück, das er mit manchem andern echten Weisen und Dichter, mit den „Wenigen, die was davon erkannt und thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten," gemein hat.

Eine düstre Weltanschauung, ein stark pessimistischer Zug geht durch das Ganze. Es sind fast nur Bilder des menschlichen Jammers, die Anzengruber vor uns aufrollt, unerfreuliche Herbheiten. Und wenn auch die eine oder andere seiner Geschichten mit dem so erwünschten „versöhnlichen Schlußaccorde" schließt, so bleibt der Nachhall doch fast immer eine Dissonanz, der die Auflösung fehlt.

Nach einer solchen Auflösung im gewöhnlichen Sinne sucht der Dichter auch gar nicht. Er zeigt uns nicht, wie das Laster gestraft, wie die Tugend belohnt wird. Auf die Frage, was die Fabel lehrt, bleibt er uns zumeist die Antwort schuldig. Es genügt ihm, die Wahrheit zu sagen, ohne didaktischen Nebenzweck. So erzählt er uns in der kleinen Skizze, „Eine Begegnung", wie ein redlicher, vertrauensvoller guter Mensch von seinem hartherzigen und gewissenlosen Bruder betrogen, bestohlen und von Haus und Hof verjagt wird; wir lernen den alten, armen, ausgeplünderten Bauern kennen, als er um kärglichen Lohn Botendienste verrichtet und sich völlig ergeben, fast ohne Klagen in sein Schicksal findet, während der Betrüger, der Bruder Görg, der den Armen um Alles gebracht hat, in Herrlichkeit und Freuden lebt. So begegnen wir dem Alten und so auch scheidet er von uns, ohne daß ihm Himmel und Erde für das, was er langmüthig und in rührendem Vertrauen auf ein besseres Jenseits stumm erduldet, lohnten, ohne daß der Bösewicht bestraft würde. Der Scheidegruß des Alten ist der fürchterlichste Pessimismus, wie er nach dem bescheidenen Fassungsvermögen und in der schlichten Form des Bauern nicht drastischer ausgedrückt werden kann:

„Behüt' Gott! Ja, ja, mein lieber Herr, es scheint völlig, Gott nimmt das Glück der guten Menschen und legt es den schlechten zu, damit die weniger Ursach' haben, arg zu sein."

Ich drückte ihm die Hand, nach einigen Schritten nickte er mir, an die Mütze greifend, noch einmal zu, dann schwand mir langsam seine kümmerliche Gestalt aus den Augen.

Hinter mir, auf der Anhöhe, lag im lichten Sonnenschein der Hof seines Bruders, still, feierlich, wie ausgestorben, — der Görg war wohl in der Kirche."

Dieser Pessimismus liegt fast allen Anzengruber'schen Erzählungen zu Grunde. Gewöhnlich bleibt er latent, und wenn er einmal zum Ausdruck kommt, so geschieht dies fast unbewußt, wie z. B. in der folgenden Stelle:

„Das Thierauge glotzt immer ruhig drein, nur in unmittelbarer Angst und im Weh ergreift es uns mächtiger; kein Geschick, wie sich's der Mensch selbst schafft und wie es aus tausend Winkeln ihn wie ein lauernder Wolf anspringt, faßt das Thier, es kennt kein Heim- und kein Herzweh, was aus seinem Auge leuchtet, ist das allgemeine Elend aller Creatur."

Auch da, wo Anzengruber ihm sympathische Charaktere darstellt, gewinnt häufig der ihm durch die Wahrhaftigkeit eingegegebene Pessimismus die Oberhand. Er will eben nicht verschönen, er will nur wahr sein; und so erspart er uns nicht die Schilderung der Versuchungen, die den braven Menschen beschleichen, und seien diese Versuchungen auch niedriger Art, streiften sie sogar das Verbrechen. In dieser Beziehung, — aber auch wohl nur in dieser, — erinnert Anzengruber einigermaßen an Balzac, der die edeln Eigenschaften seiner Helden fast immer mit den unlautersten Elementen zu versetzen pflegt, — an Balzac, der den grausamen Satz ausgesprochen: daß im Leben eines jeden Menschen sich zum Mindesten eine Handlung vorfindet, die, wenn sie ruchbar würde, den Betreffenden ins Zuchthaus bringen müßte. Balzac theilt daher die Menschheit in überführte und bestrafte und in nichtüberführte und unbestrafte Verbrecher.

In der Geschichte „Die Police" ist es zwar nicht die verbrecherische Handlung eines anständigen Menschen, aber es ist die momentan gemeine, fast verbrecherisch zu nennende Regung eines sonst grundehrlichen Kerls, die uns Anzengruber erzählt.

Ein alter Geizhals, der diesen braven Menschen, Hans geheißen, und dessen Frau beständig bedrängt hat, erkrankt.

Hansens Weib nimmt sich des Alleinstehenden an und verpflegt ihn. Der Alte ist davon gerührt, und in einer weichherzigen Stunde, in der es ihm wieder etwas besser geht, gibt er Hans eine Lebensversicherungspolice mit der Erklärung, daß nach seinem Ableben dem Besitzer dieses Schriftstückes eine verhältnißmäßig hohe Summe ausgezahlt werden wird. Hans muß sich schinden und plagen, um sich kümmerlich durchzuschlagen; und als er nun eines Tages am Herdfeuer sitzt, dieweil sich seine Frau im Nebenhause mit dem Kranken zu schaffen macht, grübelt er darüber nach, wie er aus allen Verlegenheiten befreit werden würde, wenn er in den Besitz des Geldes gelangte, und der Eigennutz verleitet ihn schließlich dazu, im Grunde seines Herzens den Tod seines Nächsten zu wünschen:

„Ich werd' die Liesel herüberrufen, sie soll ihn lassen; wie's Gott will, wird's! Wenn die Krankenwart' noch lange dauert, versudelt unser Hauswesen, und kann ich denn den Termin einhalten nächsten Ersten? Ich denk' kaum, könnt' ich ihn mit dem Gelde da, das wir auf das Büchel kriegen sollen, einhalten — 's wäre einfacher — wenn der Alte todt wäre — 's wäre doch Alles schöner." —

„Hans! Hans!" schrie es von draußen.

Hans sprang rasch vom Herd zur Erde und riß die Thür auf. „Nun, Liesel, was gibt's?" rief er hinaus.

„Komm schnell!"

„Ist der Alte etwa todt!" schrie Hans hastig.

„Nein Gottlob, das nicht," war die Antwort, „aber Du mußt rasch fort, die Christes (Krisis) oder wie's der Doctor heißt, ist eingetreten, wir müssen den Doctor holen, entweder der kommt und hilft ihm ganz auf, oder es ist vorbei mit ihm."

„Was," rief Hans, „wenn der Doctor verabsäumt würde, ist's vorbei mit ihm?" —

„Gewiß, spute Dich, Hans!"

Liesel schloß drüben das Fenster und Hans blieb in der Thürschwelle stehen.

„Sei kein Narr," sagte er zu sich, „wodurch hat's der Alte um uns verdient? Jetzt sollst du den Boten spielen, eine Stund' weit nach dem Doctor rennen, der curirt ihn sicher, wenn er kommt, der Alte fordert sein Büchel zurück und — das alte Elend, die alte Noth ist wieder am Ort. — Denk', du könntest jetzt nicht gehen, wärest lahm . . . dann müßtest du's der Liesel sagen . . . aber wenn du dich verspätest, du darfst blos den Arzt nicht treffen — und — die Sache liegt auf, wie ein Spiel Karten, sei kein Narr!"

Mittlerweile hatte sich Hans angekleidet und zögernd trat er aus der Thür des Hauses.

„Langsam", sagte er, „hübsch einen Fuß vor den andern gesetzt, sollt' es zu spät sein, so ist's Gottes Wille, ich kann nicht meine eigene Gesundheit opfern."

Hans ist also drauf und dran den verhängnißvollen Schritt zu thun, ein Lump zu werden, und mit verlogener Bauernpfiffigkeit sein Verhalten zu rechtfertigen. Zum Glück siegt die bessere Natur, und der Dichter kann uns diesmal die Umkehr in derselben einfachen und kräftigen Weise schildern wie die Verirrung:

„Damit war er bis an die Scheiben des Nachbarhauses gelangt und sah durch diese in die Krankenstube, er sah, wie Liesel sich des Kranken erwehrte, der aus dem Bette zu wollen schien — er hörte, wie der Kagerbauer bat: Laßt mich nicht sterben! Ich bitt' Euch! Noch wär's zu früh!

„Noch wär's zu früh!" schlug es zündend in das Gewissen des Hans.

„Nein, Kagerbauer," bat und beschwor Liesel den Aufgeregten, „wir lassen Euch ja doch nicht sterben. Der Hans ist schon nach dem Doctor. Ihr müßt wieder gesund werden!"

„Gesund werden," lächelte der Kranke, „gesund — und wieder Luft und Vogelsang . . ."

Das Weitere hörte Hans nimmer, in eiligen Sätzen hatte er längst die Straße vor dem Hause hinter sich gelegt und war querfeldein gerannt.

Hans sei kein Narr!

Hans war aber ein Narr, denn wer um nichts frug, war Hans, und kaum drei Viertelstunden später hielt das im Dorfe wohlbekannte Wägelchen des Doctors vor dem Häuschen."

Wie man schon aus diesem einen Beispiele ersieht, hat Anzengruber, wenn seine Gemälde auch eine vorwiegend düstere Grundfarbe zeigen, doch auch hellere und lichtere Farben auf seiner Palette. Es ist Wenigen gegeben, das Liebliche so rein und herzerfreuend darzustellen wie er. Hier eine jener Schilderungen, wie man deren mehrere in jeder seiner Erzählungen finden kann.

„Dort an der braungefleckten Kuh, die aus rosenfarbenen Nüstern schnob, stand ein kleines Mädchen, barfuß und barhaupt, die dichten, schwarzen Flechten fielen ungekämmt über den Hals, ein grobes Hemd und ein leichtes, braunes Röckchen, mehr hatte es nicht am Leibe, mit seinen tiefbraunen Augen sah es an dem Thiere empor, dem es schmeichelnd ein Händchen voll Kräuter bot.

„Da Liesel," sagte es, „wir heißen Beide Liesel, da nimm. Warum bist Du nicht auch lieber eine Liesel geworden wie ich?"

Die Kuh schien genug gefressen zu haben, sie wandte sich verächtlich ab von den Kräutern, die in der warmen Hand des Kindes welk herabhingen, und schien auch nicht gewillt, auf eine Discussion der Existenzwahl einzugehen.

Das Kind senkte die Linke, die noch immer das Gras und Kraut umspannte, und wendete sich gleichfalls weg, und sah, den Finger der rechten Hand im Munde, aufmerksam den grauen Wolken nach, die am Himmel rasch dahinzogen. Langsam öffnete es dabei die Linke und ließ die Halme und Stengel zur Erde fallen, und was an den weichen Händchen noch klebte, strich sie an ihrem Röckchen ab."

Die angeführten Beispiele sind allesammt dem ersten Bande der „Bauerngeschichten" entnommen. Die in dem zweiten Bande gesammelten Geschichten, die schon bei ihrem ersten Erscheinen in „Nord und Süd" gerechtes Aufsehen erregt und Anzengruber in die erste Reihe unserer Erzähler gestellt haben, sind die bei Weitem bedeutenderen. Sie sind zuletzt geschrieben und daher reifer und tiefer. Mit den einzelnen Erzählungen werde ich mich in meinem nächsten Aufsatze beschäftigen.

Paul Lindau.

Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller.

Von Helen Zimmern.

Als vor vielen, vielen Jahren Benjamin Disraeli zuerst als Wahlcandidat für einen Sitz im Parlament auftrat, wurde er von der Volksmenge erbarmungslos verspottet. „Hast Du nicht einmal einen Roman geschrieben?" schrie ihn einer der Wähler an. „Gewiß habe ich einen Roman geschrieben," war die freundliche Antwort, „aber ich hoffe, es ist keine Schande, mit der Presse in Verbindung zu stehen." „Du bist eine nette „Curiosity of literature"," erwiderte der Mann, mit fertigem Witz den Titel des bedeutendsten Werkes des Vaters als Waffe gegen den Sohn gebrauchend.*) Manch wahres Wort wird im Scherz ausgesprochen; der ungebildete Mensch ahnte nicht, wie treffend er den Mann bezeichnet hatte, der vor ihm stand. Disraeli ist in der That eine „Curiosity of literature" gerade wie sein Vater sie gern würde beschrieben haben, und was man auch von seinen Verdiensten oder Fehlern denken mag, dieser Titel kommt ihm sicher zu. Er kann als eine sociale, intellectuelle und politische Anomalie betrachtet werden. Seine Laufbahn ist eine ganz exceptionelle gewesen, mit keiner andern vergleichbar. Und was von dem Mann gilt, gilt von dem Romanschreiber. Auch als Schriftsteller ist Disraeli sui generis, und über den Mann wie über den Autor werden sich die Ansichten nicht leicht einigen. Beide sind interessante psychologische Studien, aber da es uns zu weit führen würde, bei Beiden zu verweilen, wollen

*) „Curiosities of literature" ist der Titel des bekanntesten Werkes Isaak d'Israelis, des Vaters.

wir uns hier hauptsächlich mit dem Romanschreiber beschäftigen; natürlich werden wir, da Beide mehr oder minder zusammenhängen, auch manchen Einblick in das Wesen des Politikers erlangen. Die Ereignisse haben gezeigt, daß wir ganz berechtigt sind, Erläuterungen zu Disraelis Theorien in seinen Büchern zu suchen; andrerseits können wir annehmen, daß er in seinen Romanen seine aufrichtige Meinung sagt. Wer also den Mann und den Politiker auf eine leichte, angenehme Weise studiren möchte, kann sich ebenso gut zu seinen Romanen als zu seinen Parlamentsreden wenden. Selbst Rousseau in seinen „Confessions" war nicht aufrichtiger als Disraeli in einigen Stellen seiner Romane, die als Selbstbiographie angesehen werden können.

Von Disraelis früher Jugend ist wenig bekannt. Nach seinem eignen Bericht war er in einer Buchhandlung geboren und von seiner Kindheit an unter dem Einfluß von Gelehrten, die die Leidenschaften und Vorurtheile des herkömmlichen politischen und gesellschaftlichen Lebens nicht theilten. So hatte er über einige Gegenstände Ansichten eingesogen, die von den gewöhnlichen vorherrschenden abwichen, namentlich in Beziehung auf die Geschichte von England. Schon als Knabe dachte er gern über die Grundbedingungen der politischen Parteien nach. Kein Wunder deshalb, daß er, kaum dem Knabenalter entwachsen, in die politische Arena mit einem quasi-politischen Roman eintrat. „Vivian Grey", Disraelis Erstgeborner, trat ans Licht, als sein Verfasser erst zweiundzwanzig Jahre zählte. Dieses Buches, mit dem er damals die Welt überraschte, hat sich Disraeli später einigermaßen geschämt und viele Jahre hindurch verweigert, es wieder abdrucken zu lassen. Er bittet, es als eine Art von literarischer Spielerei zu betrachten und deshalb mit der Kritik zu verschonen. „Bücher, die von Knaben geschrieben sind," sagt er in der vertheidigenden Vorrede zu seinen gesammelten Werken, „welche beanspruchen ein Sittengemälde zu geben und Kenntniß der menschlichen Natur zu verrathen, müssen mit Nothwendigkeit auf Affectation gegründet sein. Im besten Fall können sie nur das Werk der Phantasie sein, die sich auf Kenntniß stützt, welche sie nicht der Erfahrung verdankt." Unzweifelhaft wäre das in jedem andern Fall richtig, nur nicht in dem vorliegenden; denn unterschreibt man Disraelis Verdammung seines ersten Buches, so muß man über alle folgenden dasselbe Urtheil aussprechen. „Vivian Grey" ist nicht nur ein würdiger Vorläufer der ganzen Reihe, er ist auch völlig im Einklang mit ihnen; denn weder in der Zeichnung der Menschen noch der Sitten hat Disraeli nennenswerthe Fortschritte gemacht. In der That ist der Hauptunterschied zwischen seinem ersten Buch und seinem letzten, daß der Pinselstrich weniger fest ist, während seine Ansichten unbestimmter geworden sind. Verstößt außerdem diese versuchte Verleugnung seines Erstlingswerkes nicht gegen eine von Disraelis Haupttheorien, die er in jedem seiner Bücher aufs Neue predigt, die nämlich, daß die Erfahrung für einen schaffenden Geist nichts nützt, und daß fast alles Große von der Jugend gethan werden muß? Warum versucht denn Disraeli plötzlich, zu seinen eignen Ungunsten eine Ausnahme zu machen? Nein, wir können ihm nicht gestatten, „Vivian Grey" zu verstoßen, der nicht nur eine eigenthümliche und glänzende Production, sondern auch in mancher Beziehung der genialste seiner Romane ist, trotz aller seiner Uebertreibungen und Schwächen, trotz aller Fehler und Irrthümer, die von einem ersten Werk unzertrennlich sind. „Vivian Grey" ist ein Abenteurer, und man hat oft nach Analogien zwischen ihm und seinem Schöpfer gesucht, da man als allgemeine Regel annehmen kann, daß eines Jünglings Held sein eignes Spiegelbild ist.

Der Sohn eines ausgezeichneten Schriftstellers, war Vivian Grey in jeder Beziehung vielversprechend. Auf der Schule allgemein beliebt, wurde es ihm leicht, alle seine Genossen zu überflügeln. Im Alter von achtzehn Jahren schon sehr belesen, stürzt er sich in das Studium der Politik; zu neunzehn glaubt er schon, sich werthvolle Meinungen über alle erdenklichen Fragen gebildet zu haben, und sehnt sich nach politischem Kampf und Sieg. Da er aber nicht von vornehmer Geburt ist, sieht er, daß eine Möglichkeit schneller Beförderung nur für ihn existirt, wenn es ihm gelingt, vornehme Gönner zu finden. Der Zufall kommt ihm zu Hülfe, indem er ihn in die Gesellschaft des Marquis von Carabas bringt, eines sehr großen Herrn von sehr mäßigem Verstand, dem er so zu schmeicheln versteht, daß es eine Weile den Anschein hat, als würde er sein Ziel erreichen; aber eine eifersüchtige Frau tritt dazwischen, und der ganze Plan ist plötzlich zerstört. Diese Frau, Mrs. Felix Lorraine, spielt eine wichtige Rolle in dem Buch, und ihr Charakter ist eine wunderbare Conception für einen jugendlichen Geist. Sie ist eine kluge, berechnende, gewissenlose und lasterhafte Person, die zuweilen seinen Plänen nützt, zuweilen sie durchkreuzt. Endlich wird sie seine unversöhnliche Feindin und versucht ihn zu vergiften. Rechtzeitig entdeckt er ihre Absicht, aber die Gefahr bringt ihn zu einer Selbstprüfung. Sein Selbstgespräch ist von erstaunlicher cynischer Offenheit. „Bin ich," fragt er sich unter Anderm, „ein intellectueller Don Juan, der den menschlichen Geist so wenig achtet, wie Er den menschlichen Körper? — ein geistiger Wüstling? . . . . Wenn ich der Don Juan bin, für den ich mich hielt, dann habe ich, dem Himmel sei Dank, einen Vertrauten in meinen Verlegenheiten, den treusten Rathgeber, den schlausten Diener, einen Leporello, den ich oft geprüft und immer bewährt gefunden habe — meinen eignen gesunden Verstand." Eine Scene, in welcher Vivian Grey sich an seiner Feindin rächt, ist mit „gusto" beschrieben. Er greift Mrs. Lorraine an ihren empfindlichsten Seiten mit einer entsetzlichen Erfindungsgabe an, und während sie vor Wuth schäumt, liegt er in einen Lehnstuhl zurückgelehnt, höhnisch lächelnd, sein Opfer mit den Augen eines Mephistopheles betrachtend. Schließlich wird er jedoch von ihr besiegt. Der Marquis von Carabas, in seinen Plänen getäuscht, die Vivian nur als Mittel für seine eignen Zwecke benutzen wollte, weist ihm die Thür. Er sieht sich gezwungen, ein Duell mit einem andern Betrogenen auszufechten. Er tödtet ihn, wird aber selbst schwer verwundet, und schwebt wochenlang zwischen Leben und Tod. Er wird gesund und der erste Theil des Buches schließt damit, daß er eine Reise ins Ausland unternimmt, um seinen Kummer und seine Beschämung zu vergessen.

Dieser erste Theil von „Vivian Grey" hat Aufsehen gemacht und sowohl Bewunderung als Entrüstung hervorgerufen. Durchweg hat der Held nach den Worten Pistols gehandelt, die als Motto auf dem Titelblatte stehen:

„Why then the world's mine oyster, which I with sword will open."

(Die Welt ist meine Auster, die mein Schwert soll öffnen.)

und hat somit einen wenig ritterlichen Wahlspruch auf seinen Schild gesetzt. Wir werden in eine Welt eingeführt, in welcher Recht und Unrecht keinen Platz zu haben scheinen. „Die Menschheit," sagt Vivian, „ist meine Beute," und er scheint kein Gefühl dafür zu haben, daß er sich dieser Lebensansicht zu schämen hätte. Wie die Katze mit der Maus, spielt er mit seinem Gönner und mit seinen Freunden. Er ist zu berechnend, um auf freundschaftlichem Fuß mit Menschen zu stehen, die ihm keinen Dienst erweisen können. In triumphirender Laune spricht er einmal den Grundsatz aus: „A smile for a friend and a sneer for the world is the way to govern mankind." (Ein Lächeln für einen Freund und ein Hohnlachen für die Welt ist die rechte Art, die Menschen zu regieren.) Byron nannte sich einen neunzehnjährigen Timon, aber was ist ein neunzehnjähriger Timon gegen einen neunzehnjährigen Machiavell? Und wenn man auch die Unreife des Buches, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, auf Rechnung der Jugend des Verfassers setzen möchte, so liegt darin keine Entschuldigung für seinen Mangel an Moral. Es ist sowohl in der Conception wie in der Ausführung ein unmoralisches Buch. Es ist in der Politik, was „Don Juan" in der Poesie ist; aber selbst Lord Byron würde zu zweiundzwanzig Jahren nicht Don Juan geschrieben haben. Das, was in dem Buche an Byron oder Werther erinnert, könnte man als jugendliche Auswüchse ansehen, aber die seltsame Mißachtung alles Guten und Edlen, die sich durch das Ganze zieht, ist ein schmerzliches und unerklärtes Phänomen.

Die Jugend kann für Fehler dieser Art keine Entschuldigung sein, weil sie gerade von der Art sind, welche die Jugend instinctiv vermeidet, da nichts Edles, Großmüthiges und Romantisches in ihnen liegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Byron zu diesem ersten Werke Disraelis die erste Anregung gegeben hat. „Don Juan" erfüllte in Disraelis Kindheit die Welt, und „Vivian Grey" trägt die Spuren dieses verwegenen Gedichtes; sein Cynismus ist nachgeahmt, seine falsche Rhetorik übertrieben, der Held ist eben so glänzend, abenteuerlich, unerschrocken, unbedenklich, und wie bei jenem Werk empfinden wir, daß der Dichter die Verbrechen seines Helden als liebenswürdige Unbesonnenheiten betrachtet, die der Leser belächeln oder verzeihen sollte. Disraeli läßt mehr als ein Mal seine Hauptpersonen sagen, daß sie es vorziehen, mit Abscheu, als gar nicht besprochen zu werden, daß Schande besser sei, als Unberühmtheit. „Vivian Grey" würde solche Wünsche erfüllt haben. Das Buch ward eifrig gelesen. Die kühne Behandlung, die rücksichtslose Kraft, die originellen, wenn auch oft falschen Ansichten über die Gesellschaft, die scharf gezeichneten Porträts, die treffende Satire und die glühenden Empfindungen, von denen seine Seiten überfließen, boten dem Geschmack der Leser einen unwiderstehlichen Reiz, selbst wenn es nicht um den öffentlichen Beifall auf eine andre, sowohl billige als feige Art, nämlich durch Persönlichkeiten, gebuhlt hätte. Mindestens fünf „Schlüssel zu Vivian Grey" sind publicirt worden; es bedurfte ihrer jedoch kaum, um unter einem dünnen Schleier die hervorragendsten politischen und literarischen Größen der Zeit zu erkennen. Fast jede bekannte Persönlichkeit figurirt darin unter einem Pseudonym, der so beißend ist, wie ein Epigramm.

Ist es zu verwundern, daß alle Welt das Buch las, und daß der einzige herrenlose Charakter, der des Vivian Grey selbst, dem jungen Autor zugeschrieben wurde?

Der zweite Theil erschien zwei Jahre später und ist offenbar eine Nachahmung der Künstlernovellen, die „Wilhelm Meister" in Aufnahme gebracht hatte.

Er berichtet über Vivians Erlebnisse in Deutschland. Hier, wie zu Hause, entzückt er alle Männer, bricht die Herzen aller Frauen und spielt eine bedeutende politische Rolle. Das Buch ist höchst langweilig und hat nur das Eine Verdienst, daß es nicht unmoralisch ist. Man wird aber finden, wenn man Disraelis Roman überblickt, daß eine gewisse Laxheit in der Moral für die Entfaltung seiner sarkastischen Lebhaftigkeit nothwendig ist. Wo er versucht, moralisch zu sein, ermüdet er.

Disraelis nächstes Werk war ein jeu d'ésprit: „The voyage of Captain Popanilla", eine scherzhafte Satire auf Sitten, Gebräuche und Politik Englands im Jahre 1828, deren Zweck ist zu zeigen, daß das englische Volk in einem zu künstlichen Zustande lebt. Es ist sehr talentvoll, wenn auch nicht so geistreich, wie „Gullivers Reisen", nach denen es gebildet ist; aus uns unbekannten Gründen ist es jedoch in Vergessenheit gerathen.

Bald nach der Publication dieses Buches unternahm Disraeli eine große Reise nach dem „geheimnißvollen Osten", welcher von jeher einen großen Zauber auf ihn ausgeübt hatte. Vom literarischen Standpunkt betrachtet, erntete er vierfache Früchte dieser Unternehmung. In erster Linie muß hier ein Gedicht genannt werden, das sich nachweislich auf den Einfluß des Orients zurückführen läßt: „The revolutionary Poem". „Auf der weiten Ebene Trojas entstanden", wie uns der Verfasser in einer bombastischen Vorrede mittheilt, war es ihm durch die Betrachtung eingegeben worden, daß, da Homer das heroische, Virgil das politische, Dante das nationale und Milton das religiöse Epos geschrieben habe, für ihn nur noch das revolutionäre übrig geblieben sei, da der Geist seiner Zeit der der Revolution sei. Zwei Theile dieses Gedichts erschienen versuchsweise, mit dieser Vorrede bewaffnet, in welcher der Verfasser ferner sagt, daß er sich dem Urtheil des Publicums ohne Murren unterwerfen werde, „denn ich gehöre nicht zu denen, die für die Vernachlässigung der Zeitgenossen in dem eingebildeten Beifall einer theilnehmenden Nachwelt Trost finden. Die öffentliche Meinung wird bestimmen, ob ich dies Werk fortsetzen und vollenden soll. Fällt ihr Urtheil gegen mich aus, so werde ich ohne Schmerz „hurl my lyre to limbo". Die Kritik empfing das Epos mit Kälte, das Publicum kaufte keine fünfzig Exemplare, und der angehende Poet hielt Wort und „warf seine Leyer in den Limbus", von wo er sie nicht wieder hervorgeholt hat. Denn Disraeli ist kein Poet; seinem Epos fehlt es am göttlichen Feuer, wenn auch nicht an glänzenden Stellen, und heut zu Tage hört man nichts mehr von dem Gedicht, das bebestimmt war, den Kreis zu schließen, den Homer begann. Aber von seinem ersten Auftreten an bis zum Congreß von Berlin hätte Niemand Disraeli einen Mangel an Kühnheit vorwerfen können. Obgleich es beim ersten Blick seltsam erscheint, daß ein aufstrebender Tory wünschen könnte, als ein Dichter der Revolution angesehen zu werden, so wird man bei näherem Nachdenken finden, daß ihm eben solche Seltsamkeiten ganz natürlich waren.

Aber wir haben von vierfachen Früchten seiner orientalischen Reise gesprochen; sie ist zu noch drei anderen Werken die Veranlassung geworden, die, ungleich dem Epos, bis auf den heutigen Tag leben, und zwar „The young Duke", „Contarini Fleming" und „Alroy". Das letzte ist von allen seinen Werken am meisten von dem Geiste des Orients durchdrungen, ist aber zugleich dasjenige, in dem seine Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten den Culminationspunkt erreichen. Erstens ist das Buch in einem ganz besondern Stil geschrieben, in einer Art rhythmischer Prosa, die von Zeit zu Zeit absoluter Vers oder besser, gereimte Prosa wird, die sehr unbequem zu lesen ist, und, als Prosa gedruckt, fast komisch aussieht. Die Erzählung selbst, welche ziemlich dreist mit der Geschichte umspringt, ist eine wilde, ungefüge Erfindung, der die Erlebnisse des abenteuerlichen Betrügers El Roy zu Grunde liegen, welcher im zwölften Jahrhundert danach strebte, der Messias Israels zu sein, und lange von einer großen Schaar von Anhängern als solcher anerkannt wurde, bis seine zügellose Laufbahn durch seine Hinrichtung ein Ende fand. Disraeli erzählt uns, daß der wunderbare Lebenslauf dieses Mannes schon in seiner Kindheit seine Aufmerksamkeit erregt habe, und daß er hoffe, ihn in diesen Blättern zu verewigen. Wieder ein Held nach seinem Herzen. Wie Byron, kann er nur Einen Charakter zeichnen. Seine Helden halten sich für besondere Wesen, zum Siege geboren, verschieden von den gewöhnlichen Kindern der Menschen, unwiderstehlich in jeder Beziehung. Sie haben keine Achtung für die gewöhnlichen ruhigen Tugenden des Lebens; sie halten dafür, daß der Zweck die Mittel heiligt. Sie streben nach anerkannter und glänzender Herrschaft, sie wollen gefürchtet und beneidet sein. Sie brauchen Ruhm — von welcher Art, das ist für sie von untergeordneter Bedeutung; das mögen Zeit und Zufall bestimmen. Das ist klar ausgesprochen und so oft wiederholt, daß selbst Disraelis Lebendigkeit uns nicht vor Ermüdung schützt.

Außerdem wird uns in „Alroy" die zweite der Grundideen dargelegt, die allein, inmitten der oberflächlichen Veränderlichkeit von Disraelis Gedanken, in seinem Gemüth festgewurzelt sind. Er hält nämlich mit einer für ihn in jeder Weise ehrenvollen Wärme an dem Glauben fest, daß sein Stamm wunderbar begabt ist. In „Alroy" haben wir seinen ersten jüdischen Helden und seinen ersten Versuch, die Lehre von dem Uebergewicht des hebräischen Genius, nicht nur im modernen Europa, sondern zu allen Zeiten, darzulegen.

Bei einem oberflächlichen Durchlesen dieses Buches könnte man versucht sein, es als das Werk eines aufgeregten Enthusiasten zu betrachten, der sich nur mit überspannten und übernatürlichen Fictionen beschäftigt; da würde man aber dem Autor großes Unrecht thun. Ob auch das Buch in Schwärmerei und Ueberspanntheit bis an die äußersten Grenzen geht, die kabalistischen und übernatürlichen Einwirkungen ganz ungerechnet, so ist doch eine „Methode in seiner Tollheit", die den Verfasser nicht verleugnet, der niemals das Herz gänzlich mit dem Kopf durchgehen läßt. Nicht umsonst wirft sich hier Disraeli zum ersten Mal zum Vertheidiger des Judenthums auf. Das Buch ist

von dem Geist Judas durchdrungen, nicht des gefallenen und Wucher treibenden Geistes späterer Zeiten, sondern von dem frommen und kriegerischen Geist, der in der Brust der alten Hebräer erglühte, wenn ihre Töchter sangen: „Saul hat Tausend geschlagen, aber David Zehntausend.“ Das ist jedoch nur eine erste Andeutung von dem, was später folgen sollte. Disraelis Theorien über den Wettstreit der Religionen und über die Geheimnisse Asiens waren noch nicht vollständig entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Kunstausstellung zu München 1879.

VI.

(Schluß.)

Auch Düsseldorf verdankt es nicht eigentlich einer dauernden und überall sichtbaren Theilnahme an der allgemeinen Ermunterung in malerischen Dingen, wenn es noch immer an dritter Stelle genannt wird oder als mit Berlin um die zweite streitend. Von einer so altgefestigten und zahlreichen Künstlerschaft könnte man meines Erachtens mehr Energie und geschlossenes Vorgehen erwarten. Statt dessen kommt von dort seit lange nichts eigentlich Neues mehr. Es scheint vielmehr manchmal, als ob es über seine großen Verdienste um die neueste Kunst nur noch dankend quittire, ohne daß seine Jüngeren sich in neue Engagements einließen. Es mag in Düsseldorf nach wie vor lebendig sein, aber dann stellt man sein Licht auf Ausstellungen unter den Scheffel. Düsseldorf heißt noch immer Achenbach, Burnier, Munthe, Kröner ꝛc., Sohn, Vautier, Hoff, Seel ꝛc. andererseits. Gebhard (Kreuzigung) und Bochmann heißen noch immer, auch in München, seine neuesten Neuigkeiten von Bedeutung. Nicht als ob das an sich wenig wäre. Im Gegentheil. Aber mancher kleineren deutschen Kunststätte fehlen nur solche achtunggebietenden und nun einmal seßhaften Größen, um vor der Welt dem viel frischeren Streben ihrer gesammten künstlerischen Jugend das nöthige Relief zu verleihen.

Wenn man von den heutigen Düsseldorfern redet, muß man mit den Landschaftern beginnen und diese hätten zum Ruhme ihrer künstlerischen Heimat in München viel mächtiger auftreten können. Andreas Achenbach kann doch ganz anders kommen, als mit dem einzigen, wenn auch sehr schönen Scheveningen der Nationalgalerie. Oswald pflegt überall bis ins Kleinste voll Geschmack und Natur zu sein; seiner Charakteristik irgend eines poetisch angeschauten Moments pflegt die überzeugendste Bildwirkung eigentlich nie zu fehlen. Zum ersten Mal heuer fange ich an, vor seiner Natur (Markt von Amalfi) und seiner zum Bilde krystallisirten Erinnerung an einen besonderen Naturmoment gegenüber (Vesuv, Abend nach dem Gewitter) hie und da leise zu zweifeln. Dagegen zähle ich seinen „Palast der Königin Johanna“ zu den schönsten und künstlerisch raffinirtesten Bildern, die ich von ihm kenne. Burnier ist, besonders in seinem „Winterabend“, sehr glücklich. Munthe erscheint als der Gleiche wie fast immer. Oeder hat einige einfach vornehme Sachen ausgestellt. Dücker ist durch seine der Großartigkeit nicht entbehrende „Dämmerung“ (Nationalgalerie) und durch eine schöne Marine stattlich vertreten; Kröner durch Wildsauen und Rehe, wie gewöhnlich in seiner stimmungssicherer Landschaft. Flamm wird zusehends allgemeiner. Dagegen erscheint mir Th. Chr. Schüz, den ich bisher nicht gekannt zu haben bekenne, mit seiner „Abendlandschaft zur Erntezeit“, in welcher er Schwind'schen Reichthum eigenthümlich bezeichnender Beobachtung mit feiner origineller Färbung verbindet, als ein hoffnungsvolles und eigenthümliches Talent. Auch E. Meyers Aquarelle dürfen als frisch und geschickt nicht unerwähnt bleiben.

Der Landschaft zunächst steht Bochmann mit seiner „südholländischen Werft“ aus der Nationalgalerie, einem Bilde, welchem die ganze gesunde Kraft und Anschauung dieses ausgezeichneten Malers innewohnen. Er so gut wie A. Böhm („Nach dem Brande“) könnten mitten unter französischen Bildern ähnlicher Richtung gehängt werden, ohne im geringsten Schaden zu nehmen — und das ist immer eine Probe. Bochmann dürfte sogar auch dort Wenige finden, vor denen er überhaupt zurückstände. Bockelmanns eminent fleißige und charakteristische Bilder sind, trotz mancher Ueberladung mit kleinen, trocken vorgetragenen Beobachtungen, durchaus nicht mit dem eigentlichen Düsseldorfer „Genre“ zu verwechseln, dessen Vorzüge sie indessen ausnahmslos zu den ihrigen zählen. Bei der Erinnerung an Hüntens Schlachtenbilder beschleicht mich hauptsächlich die Empfindung des Bedauerns, daß ich Adam unter den Münchenern zu nennen vergessen habe. Seels „ägyptischer Harem“ scheint mir denn doch bei aller Geschicklichkeit nicht ganz verdaut, wenigstens kommt er mir reichlich reminiscenzartig, gemacht und ölfarbig vor. In Camphausen den großen Maler zu entdecken, habe ich in München ebensowenig als bisher Gelegenheit gehabt. Auch Alb. Baur ist mit seiner „Versiegelung des hl. Grabes“ durchaus nicht über das, was er bisher geleistet hat, hinausgegangen. H. Dahls „Spiel der Wellen“ ist mit Achtung zu nennen.

Ueber die mancherlei liebenswürdigen Vorzüge C. Hoff'scher Bilder brauche ich hier nicht viele Worte zu verlieren. Seine „Taufe des Erstgeborenen“ ist von mir seinerzeit besprochen. Sein „letzter Gruß“ hingegen muß als ein eindringliches Bild von starker poetischer Empfindung selbst in diesen, novellistischen Bildern gegenüber recht ketzerischen Aufsätzen erwähnt werden. Herr Hoff hätte wirklich des auffallend schwärzlichen Gesammttones nicht bedurft, um uns auf seine Weise rein psychologisch von dem Inhalt des dargestellten Moments in vollste theilnehmende Kenntniß zu setzen. Nach ihm sind noch C. Sohn jun. und Leisten zu erwähnen. Allen diesen Bildern in erster Linie sind aber die Franzosen sehr bedenkliche Nachbarn.

Vautiers „Verhaftung“ wird in Photographie und Stich gewiß die vielen Freunde finden, welche sie verdient und die schon sein Name anwirbt. Jordan, Siegert, Salentin sind die Alten geblieben. E. Schulz hat unter Anderem in seinem „Herrenstübchen“ ein prächtiges Stück gut altdüsseldorfer Genrekunst ausgestellt, welches direct neben Hasenklevern bestehen würde. Scheurenberg, den ich fast vergessen hätte, ist mir besonders reizvoll im Porträt. Die Krone schließlich aller Düsseldorfer Figurenmalerei und eine der besten Malereien auf der Münchener Ausstellung bleibt die hier bereits vor Jahren gewürdigte Kreuzabnahme Gebhards.

In Weimar haben wir die merkwürdige Erscheinung, daß eine Akademie einmal nicht das retardirende Moment in den Bestrebungen einer Künstlerschaft bildet. Nicht die jüngeren losgetrennten Elemente haben hier Streben und Fortschritt für sich in Anspruch zu nehmen, sondern der umgekehrte Fall liegt vor: es ist viel eher die Künstlerschaft, gegen deren hier wie überall existirenden Hang zum Einphilistern die Kunstschule unermüdlich aggressiv vorgeht. Aus diesem Umstande erklärt sich zur Genüge der eigenthümlich einheitliche frische Zug, der fast alle in München ausgestellten Weimarschen Bilder auszeichnet. Auch unter diesen Malern findet man solche, deren Welt nur so weit reicht, wie ihr Modell, aber dafür ist wenigstens an dem Aufkommen einer phrasenhaften Kunst in dieser Gesellschaft nicht zu denken. Ich wünschte vielmehr nur, daß es in allen deutschen Kunststädten so munter und zielbewußt vorwärts ginge; schlechter würde es dann gerade nicht um unsere Malerei stehen.

Auch in Weimar muß die Landschaftsmalerei voraufgehen, um seine heutige Richtung in der Figurenmalerei zu erklären. Th. Hagen ist hier zuerst, endlich einmal wieder, und ohne Einschränkung zu nennen. Besonders seine „niederrheinische Stadt“ dürfte, trotzdem sie in der Malerei für den ersten Augenblick etwas wüst aussieht, zu denjenigen Landschaften gehören, welchen die souveränste Behandlung der Natur zu Grunde liegt, ohne daß dieser im geringsten die kanonische Oberhoheit verkümmert würde. Im Gegensatz zu seinen Schülern haben Hagens Bilder nie etwas studienhaftes, sie sind gewiß niemals vor ihrem Gegenstand im Freien fertig gemalt, ihre Seele sozusagen ist vielmehr lediglich die Bildwirkung. Aber Hagen

weiß seine Natur, in allen Fällen wo sie ihn einmal interessirt hat, auswendig, und, so eigenwillig und brutal er vielleicht manchmal mit ihr umgeht, — Wenige dürften dafür ihre Reize an Licht und Farbe stärker und eindringlicher entbinden als er. Karl Rettichs frische und bewußte, wenn auch etwas schnell fertige Malerei findet in München nicht zum ersten Mal Anerkennung. Gleichens großer „Buchenwald" hat sicherlich manchen seiner Freunde stutzig gemacht. Das ist eine Verirrung auf richtigem Wege. Weichberger wird den Kreis derer, die seine sonnigen deutschen Wälder kennen und folglich schätzen, auch in München wieder bedeutend erweitert haben. Der noch viel intimere aber auch eigensinnigere und manchmal recht verzwickte Buchholz kommt dagegen leider auch diesmal nicht zu der Geltung, die man für ihn überall beanspruchen darf und findet, sobald man nur erst die Aufmerksamkeit auf seine liebevollen grauen Malereien gelenkt hat. Tübbekes „Schwansee" erweist sich unter anderen Bildern als eine sehr gesunde Leistung, deren stellenweise überzeugende Natur man so leicht nicht übersehen wird. Hoffmann-Fallersleben sieht mit seinen gesucht simpelen aber nicht poesielos angeschauten Motiven fertiger aus als er ist. Diriks' „bewegte See", obschon sie ein Erstlingswerk ist und im Ganzen noch etwas stark nach Terpentin und Oelfarbe aussieht, zählt noch lange nicht zu den schlechtesten Marinen der Ausstellung. Riedels „Motiv bei Weimar" ist von schlagender eigenthümlicher Bildwirkung, obgleich oder vielleicht weil es durchweg an die Palette Hagens erinnert. Auch Winklers, so ferne er immerhin der eben erwähnten Schule steht, darf bei dieser Aufzählung nicht vergessen werden. Arndts eigenthümlich gelbe „Küste von Massa" muß selbstständig genannt werden und hat bei genauerer Betrachtung ihre sehr anerkennenswerthen Verdienste; trotzdem scheint mir das Bild in erster Linie als ein Versuch, als eine Etappe auf neuen Wegen, die der strebsame Künstler sucht, gewürdigt werden zu müssen.

Die sich hier anschließende Thiermalerei vertritt Brendel mit einem sehr gut aussehenden „Schafstall", der seine Pferdebilder letzter Jahre weit übertrifft, und weder was Natur noch was Malerei anlangt irgend ein noch so gesundes Thierbild der Ausstellung zu scheuen hat.

Einen der einflußreichsten Figurenmaler Weimars, Alex. Struys, hat man mit seinem großen Bilde „Verführt" im Glaspalast ins Dunkel zu hängen verstanden, weil man einen lebensgroßen Schuster nebst Familie im Sinne des Publicums für unästhetischer hielt als Liebermanns Christus zum Beispiel.... Seit wann ist eine Hängecommission von Malern so zartfühlend gegen die ästhetische Prüderie eines Bruchtheils des Publicums? Vielleicht beängstigen auch die vielen Lutherbilder manches katholische Herz der bayerischen Hauptstadt; gewiß haben unsere Schlachtenbilder die Herrn Franzosen unangenehm berührt. Auch darauf hätte man Rücksicht nehmen sollen, denn das „ästhetische Gefühl", welches man durch Bilder wie das Struys'sche zu beleidigen glaubt, ist durchaus von keiner höheren Sorte als diese krankhaften Schwächen. Ich meine, es kam allein darauf an, daß das in Rede stehende Bild von vorzüglicher Geschicklichkeit und Energie der Malerei ist, die höchstens an Feinheit jener auf Hermans' „Morgendämmerung" um etwas nachgibt. Solche ernsthaft naturalistischen Bestrebungen wie die Struys'schen sind uns augenblicklich, und noch lange, wie mir scheint, viel mehr werth, als Alles, was sogenannte ästhetische Concessionen macht. Und was soll hier überhaupt das Wort unästhetisch heißen! Sind nicht die massenhaften Gleichgültigkeiten und braven Mittelmäßigkeiten, wie sie überall an den Wänden des Glaspalastes breit herumhängen, viel unästhetischer als ein Struys, schon einfach weil sie gar keine wirklich guten eigenen Qualitäten haben, vielmehr überall nachempfunden, banal und schwach sind?

Vorwiegend, und zwar im Sinne der Alten, coloristisch und auf leuchtende Bildwirkung ausgehend, sind die Bilder von Willem Linnig Vater und Sohn. Harmonie und noch einmal Harmonie — das ist bei ihnen Alles. Aber bereits in der Anschauung, in der Empfindung, nicht erst hinterdrein beim Zusammenlasiren. Man muß diese Bilder, im Gegensatz zu den meisten, nicht allein sehen, sondern unter anderen modernen. Alle ihre etwaigen Schwächen fallen da ab als gleichgültige Nebensachen, man sieht nur ein eminent malerisches Ganze, welches von Anfang an so gesehen und hingeschrieben ist. Das meiste Andere sieht daneben bunt, technisch oder stofflich anspruchsvoll aus. Hier z. B., bei dem „Alchimisten" des älteren Linnig, fällt es Einem gar nicht ein, auf das Was oder Wie zu sehen. So ein halbdunkeles Zimmer mit einem Menschen irgendwo, der an sich Niemanden etwas angeht, — nur das Ganze reizt, und nur, weil es eben so eminent malerisch ist und weil man fühlt, daß es ja nur darum gemalt ist. Auch das für die Wartburg bestimmte Lutherbild (Luther unter Pestkranken) des jüngeren Linnig ist ein hochinteressantes (und durchaus ausreichend charakteristisches) coloristisches Meisterwerk.

Auch Otto Pilz ist in Weimar wie auf der Ausstellung ein Unicum. Sein „Frauenstift" hat an simpeler Intimität der Charakteristik kaum Seinesgleichen. Pilz flieht allen chargirten oder in Rollen vertheilten Ausdruck, jegliche dramatische Eselsbrücke so sehr, daß er seine Kunst durchweg an den möglichst aufregungslosen Beschäftigungen möglichst gleichartiger Gesellschaft versucht: Kleinkinderbewahranstalten, Kinderschulen, Freihandturnstunden, Alteleutasyle, das sind die Gelegenheiten, an welchen Pilz zeigt, daß es eine Genremalerei auch ohne die bisher darunter verstandene Novellistik ꝛc. geben kann. Pilz in seiner nackten naiven Wahrhaftigkeit ist der beste Beweis dafür, daß die Genremalerei durchaus nicht für alle Zeiten einen Gegensatz zur wirklich malerischen Malerei zu bilden braucht; vielmehr sieht man bereits an ihm, wie die wiederum moderne, rein malerisch-naturalistische Weltanschauung die Genremalerei zur lebenswahren und lebensfähigen Existenzmalerei umwandelt.

Im Uebrigen kommen wir hier mit zwei oder drei Namen aus. Sturzkopfs „Aschenbrödel" ist von ängstlichster Solidität der Malerei vor Natur und Modell, die beide bekanntlich Reize besitzen, zu deren Entbindung es nicht absolut eines geistvollen Künstlers bedarf. Dagegen deckt in Freieslebens liebenswürdig und schön menschlich empfundenen Bildern („In der Küche", „Rattenfänger") das Können nicht immer das Wollen. Erreicht er das, so hat er mehr auszugeben als sehr viele Andere. Hasemanns große figurenreiche Kirmeß hebt sich schließlich überall durch tüchtiges malerisches Beobachten und Streben aus der sonst üblichen Bauernmalerei heraus.

Auch in Karlsruhe scheint es frisch herzugehen, wenn man auch noch nicht so leicht Individualitäten unterscheidet wie in Weimar. Es will immerhin schon etwas sagen, wenn in einer kleinen Stadt ein so unleugbar bedeutendes Bild gemalt werden kann, wie Kellers „Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in der Schlacht von Szlankament". Keller, von Hause aus Farbenmensch wie mir scheint, strebt immer sichtbarer danach, auch componirender, zeichnender, charakterisirender, „denkender" Künstler zu sein. Dabei ist sein Türkenzwinger einstweilen, genauer betrachtet, ein Bild geworden, welches nach allen Seiten hin etwas stark aufträgt, pathetisch, wüst, übertrieben genannt werden kann, dem alle Mittel recht sind (und darunter auch manchmal billige); das aber doch vor Allem eine riesig geschickte, tapfere Leistung genannt werden muß. Borgmann hat in seinem „Reiseunglück" ein, sagen wir im Sinne Bochmanns, durchaus tüchtiges, landschaftlich wie figürlich gleich gesundes Bild ausgestellt. Hildebrand hat zwei in seiner Art recht tüchtige Bilder. Gude zeigt in seinem „Landungsplatz", daß er durchaus nicht auf den ihm seinerzeit bereitwillig gespendeten Lorbeeren ausruht, daß er vielmehr noch immer und auch in Deutschland hinter Licht und Wasser her ist, um sie bei irgend einer neuen Vereinigung zu ertappen. Waldenburg und Ravenstein haben kräftige, in Licht und Farbe starke, hie und da etwas studienartige Bilder gebracht. Die übrigen Karlsruher, die mir in München begegnet sind, sah ich zum ersten Mal und nicht genügend, um über ihre Kunst schon irgend etwas Besonderes sagen zu können. Mögen hier die Namen Hörter, Zorn, Marg. Hormuth, Emilie Weißer, Dittweiler, Schirm und Schmitt einstweilen, aber ohne weitere Verpflichtung, vorgemerkt werden.

Unter den „Wilden", die keiner der üblichen fünf deutschen Kunststädte angehören, sind diesmal durchaus nicht etwa die Geringsten. Böcklins (Florenz) „Centaurenkampf" reicht zwar lange nicht an seine frühere große Composition desselben Themas, ist aber nichtsdestoweniger voll eigenthümlichster Phantasie und großer malerischer Energie. Gustav Müller in Rom hat einige sehr solide und fein gemalte Sachen nach München geschickt. Schuch in Hannover wird zusehends fertiger und — was nöthig war — vielseitiger. Koken ebenda hat zwei große Landschaften ausgestellt, stark und überzeugend im Natureindruck überall, aber von weniger Zusammenhang und Bildwirkung wie Manches, was ich aus seiner Weimar'schen Periode kenne. Kalckreuth in Kreuznach ist zwar der Alte geblieben, hat aber an Kraft nichts verloren, an Einfachheit und großer Wahrheit der Erscheinung sogar gewonnen. Feddersen ebenda zeigt sich in seiner „Pferdeheerde" so talentvoll wie immer. Schade, daß ein stark schwefelgelber Ton, der vielleicht in der Münchener Umgebung mehr auffällt als im Atelier, den Genuß des reizvollen Bildes einigermaßen stört. — Zwei aus demselben Topf hervorgegangene, aber in ihrer dreisten decorativen Weise sehr kräftige große Fjordlandschaften von Osterley jun. in Hamburg sind allerdings fast mehr Decoration und Palette als Natur und Studium. Dagegen sind zwei Landschaften von Kolitz (Kassel) und Ludwig (Stuttgart) durchaus vorzügliche ernsthafte Arbeiten, voll eigenthümlicher Naturanschauung und -charakteristik. Ritters (Nürnberg) „schöner Brunnen" ist eine ganz besonders gute „Architekturmalerei". Schließlich hat Frankfurt zum mindesten drei hochoriginelle Künstler nach München geschickt. Zunächst Thoma, einer von denen, die bisher absolut nicht aufkommen konnten, und die doch zu den Wenigen gehören, die wir, des Effectes sicher, in jeder Beziehung — auch was Eigenart anlangt — den besten Franzosen gegenüberstellen können. Origineller und feiner malerisch dürfte sich schon in wenig Malerköpfen die Welt spiegeln, als in Thomas Phantasie. Allerdings sind seine Bilder Caviar für's Volk, auch für kritisches und künstlerisches. Aengstlichen Gemüthern ist er schon einfach zu grün und blau, und für ästhetische Schlafmützen sind seine Engelsköpfchen viel zu wenig schön, d. h. conventionell. Auch für mich ist vielleicht die Hälfte der Thomas, die ich bisher gesehen, reichlich oder gar zu barock; die andere Hälfte dagegen — heuer in erster Linie das „Ueber den Wolken" — finde ich von einem Reiz der Empfindung, von einer Feinheit und Noblesse in Ton, Mache ꝛc. wie alte Meister. Noch barocker fast ist Steinhausen für gewöhnlich; diesmal indessen gehört seine Landschaft auf „Petri Befreiung" in ihrer archaisirenden Einfachheit zu den originellsten der Ausstellung. Burnitz schließlich ist auch heuer sehr ungleichmäßig vertreten. Aber wenn er auch manchmal verzweifelt capriciös oder receptmäßig wird, so kann er doch auch immer wieder, wie in seinen „Environs de Francfort", durch Vornehmheit überraschen.

Schließlich möchte ich noch notiren, daß sich auf der Münchener Ausstellung auffallend viele Damen als geschickt und völlig concurrenzfähig documentiren; eine Thatsache, die am sprechendsten beweist, daß das Niveau des dem einfachen Talent heute erreichbaren Könnens um ein Bedeutendes gestiegen ist. Namen wie B. Wegmann, B. Sieck, M. Weber, Begas-Parmentier, M. Dürr, Jeanna Bauck und Hermine Biedermann sollen hier aus der Menge zu den bereits Genannten nachgetragen werden.

Damit wären wir am Schluß. Im Verlauf dieser Aufsätze nahm ich für die Hängecommission das Recht, gelegentlich absichtslos ungerecht sein zu dürfen, als etwas Menschliches in Anspruch. Jetzt bitte ich alle Herrn Maler, insonderheit die ich zu nennen vergessen, mir mit den dort vorgebrachten entschuldigenden Erwägungen denselben Liebesdienst zu erweisen.

Gustav Floerke.

Aus der Hauptstadt.

Ein Gehetzter.

Der Berliner Herbst hat unruhiger begonnen, als in irgend einem der letzten zehn Jahre. Wir haben nur einen ruhigen Tag erlebt: den Wahltag. An diesem Tage gingen nur sehr wenige Männer aus, um ihr Wahlrecht auszuüben, und von diesen wenigen Männern erreichten nicht alle den Tisch, an welchem sie eine der vornehmsten Bürgerpflichten zu erfüllen hatten. Der Wähler wird unterwegs von zahlreichen Feinden der Wahlhandlung hinterlistig auf Seitenpfade gelockt und zu Frühstücken und ähnlichen Handlungen verführt, welche verhindern, daß der eigentliche Volkswille an den Urnen zum Ausdruck gelangt, und so herrschte in unseren Wahllokalen im Vergleich mit denen anderer, bedeutend kleinerer Städte, eine fast unheimliche Stille. Das war aber eine kurze Unterbrechung der ungeheuren Unruhe, mit welcher der Herbst in Berlin erschienen ist, und die am Lendemain des Wahltages in ihrer ganzen betäubenden Größe wieder auftrat.

Es ist schwer, einen vorhandenen Lärm zu analysiren und genau anzugeben, aus wie vielen Theilen politischen, socialen, religiösen, künstlerischen und anderen Geräuschs derselbe zusammengesetzt ist. Man hört eben ein wüstes Getobe wie etwa in dem Finale einer modernen großen Oper, bei dessen Anhören nur ein geaichtes Kapellmeisterohr zu hören vermag, was hier der menschlichen Stimme, was dem Holz, was dem Metall zur Last fällt. Aber von dem augenblicklich durch Berlin polternden Lärm kann man doch mit einiger Sicherheit angeben, daß er hauptsächlich hetzerischen Inhalts ist.

Der Menschenfreund, der dies natürlich nicht erst aus meinem Munde erfährt, wird die Existenz einer solchen Agitation aufrichtig beklagen. Hetze! Selbst der eingefleischte Jäger hält sie für grausam, und sie ist es auch. Und nun gar Menschenhatz! Man fragt ängstlich nach einem Menschenschongesetz. Man sieht sich nach dem Staatsanwalt um, hoffend, daß derselbe plötzlich, wie der Berggeist in Schillers Alpenjäger aus der Felsenspalte, aus seiner Reserve hervortrete und den Verfolger unter dem Hinweis auf die Thatsache, daß die Erde Raum für Alle habe, frage: Was verfolgst du meine Heerde?

Der freundliche Leser wird wohl bereits errathen haben, für welchen Gehetzten ich den Schutz der Gesetze verlange, falls es bereits zu spät sein sollte, die hartnäckigen Verfolger in ihre Schranken zurückzuweisen. Für Diejenigen aber, welche es noch nicht wissen, mache ich den Gehetzten namhaft. Es ist der Hofprediger Stöcker.

Bekanntlich haben Staat und Parlament mit vereinten Kräften das dem Priester seit Jahrhunderten eingeräumt gewesene Gebiet eingeschränkt und ihn von manchen Aufgaben seiner Seelsorge ganz oder theilweise dispensirt. Es war dies für viele an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnten Priester ungemein störend. Sie hatten nämlich plötzlich manche freie Stunde, wußten dieselbe nicht auszufüllen und begannen, sich zu langweilen. Man weiß, wozu Langeweile führt. Oft genug führt sie zu den amüsantesten Zerstreuungen. Von dem Hofprediger Stöcker wissen wir, daß er, obschon damals zufällig an Parteien gar kein Mangel war, zum Zeitvertreib eine neue Partei, die christlich-sociale, aus der Erde stampfte. Ihm zur Seite stampfte ein Schneider, Namens Grüneberg, der ebensowenig wußte, was er anfangen sollte. Als aber sehr bald zwischen diesen beiden Männern Zwistigkeiten ernstester Natur ausbrachen, — Herr Hofprediger Stöcker verlangte, daß „Mit" und „Von" nach wie vor den Dativ regieren sollten, worauf sich Herr Grüneberg um keinen Preis einlassen zu können erklärte, — da trennten sie sich wieder, und Herr Hofprediger Stöcker stand allein. Herr Grüneberg, wie ich beiläufig bemerken will, ging von dannen, um für seine Mit- und Von-Dynastie einen Accusativ zu suchen, ohne solchen indeß bis jetzt auf die Dauer gefunden zu haben.

Herr Hofprediger Stöcker aber widmete nun jede Stunde, welche er seiner Kanzel abknapsen konnte, dem Gedeihen der christlich-socialen Partei. Er berief, präsidirte und schloß Versammlungen in Lokalitäten, in welchen Bier von allen Farben zu haben war, und zu denen Jeder gegen zehn Pfennige oder freies Entrée Zutritt hatte, der Lust oder Beruf in sich fühlte, die entgleisten staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse wieder auf die Schienen zu bringen. Der Titel Hofprediger, den der Präsident trug, bürgte dafür, daß in diesen Versammlungen nichts angestrebt werden konnte, wodurch das Leben oder das Eigenthum der Staatsbürger irgendwie gefährdet werden konnte.

Anstatt nun Herrn Stöcker ungestört christlich-social predigen zu lassen, sandte die Presse ihre Berichterstatter in die Versammlungen, und als denselben unzweideutig die Thür gezeigt wurde, hielt sie sich für speciell eingeladen, und die Folge war, daß das Publicum mit ausführlichen Berichten aus den harmlosen Versammlungen und Berathungen unterhalten und zu mitleidigem Achselzucken veranlaßt wurde. Umsonst beklagte sich Herr Stöcker über die Verfolgungen seitens der Zeitungsberichterstatter, — der Staatsanwalt schritt nicht gegen diese Herren ein!

Begreife dies, wer kann.

Der Presse schlossen sich alsbald etliche Juden an, als das falsche Gerücht verbreitet wurde, Herr Stöcker predige einen Kreuzzug gegen das fremde, hier und überall in bekannter aufdringlicher Weise Steuern bezahlende und so vorlaut wie möglich ein- und dreijährige Militärdienste leistende Volk der Semiten. Sie gingen in die Versammlungen des Herrn Stöcker, drängten sich vor, wenn ihnen das Wort ertheilt wurde, und verstiegen sich zu Entgegnungen, an die ein Prediger nicht gewöhnt gewesen ist und sich auch wohl niemals wird gewöhnen können. Umsonst nahm für den Herrn Präsidenten der Bäckermeister Knönagel das Wort und rief: „Bismarck, werde wach! werde wach! werde wach!" Dieser dreimalige Weckruf verhallte, ohne daß der Reichskanzler sich auch nur einmal die schlaftrunkenen Augen rieb, und ebensowenig schritt der Staatsanwalt gegen die Juden ein, welche das Wort ergriffen hatten!

So gehetzt, traf den armen Hofprediger auch noch in dem Wahlkreise Herford-Halle das Mißgeschick, in das Abgeordnetenhaus gewählt zu werden. Es ist dies gewiß kein zufälliges, es war eine lange vorbereitete Verfolgung, welche damit enden wird, daß Herr Hofprediger Stöcker in vielleicht mehr als einer Kammersitzung von seinen Gegnern, den Mitgliedern der Fortschrittspartei und Anderen, in der schonungslosesten Weise unberücksichtigt gelassen werden wird.

Wird auch gegen diese der Staatsanwalt nicht einschreiten?

Ich glaube, das Bild, welches ich hier von der gegen einen Hofprediger eröffneten Hetze entworfen habe, ist ein ebenso trübes als vollständiges. Herr Hofprediger Stöcker thut Keinem was. Weshalb hetzen ihn die Presse, die Juden und die Wähler?

Jul. Stettenheim.

Die Humboldt-Akademie zu Berlin

hat in ihrer bisherigen Entwicklung die guten Erwartungen, welche an ihre Wirksamkeit geknüpft und an dieser Stelle zu Anfang dieses Jahres ausgesprochen wurden, erfüllt. Die beiden ersten Quartale wiesen zusammen 38 meist zwölfstündige Cyklen auf, welche von zusammen über 1500 Hörern aus allen Kreisen des gebildeten Publicums, Herren wie Damen, besucht waren und zwar von der großen Mehrzahl mit einer Regelmäßigkeit und Hingebung, welcher selbst die schönen Mai- und Juniabende keinen Abbruch zu thun vermochten. Jetzt liegt uns der Lehrplan für das Herbstquartal vor; derselbe bringt die meist sorgfältig specialisirte Ankündigung von 30 Cyklen aus fast allen Wissensgebieten, den mathematisch-physikalischen nicht minder wie den philosophisch-historischen. Aus der großen Zahl interessanter Vorlesungen mögen hier nur hervorgehoben sein: Das Spectrum und die chemischen Wirkungen des Lichts, von Prof. H. Vogel; die Chemie in ihrer Anwendung auf Kunstindustrie und Gewerbe, von Dr. J. Bendix; Bau und Leben des Gehirns, vom Privatdocenten Dr. E. Wernicke; Gesundheitslehre in zwei Cyklen (Luft und Licht; Nahrungsmittel und Ernährung), von Oberstabsarzt Dr. Burchardt und Privatdocent Dr. Flügge; Ethik, erster Theil: die Ideenlehre, von Prof. Steinthal; Geschichte der griechischen Plastik, zweite Blüthezeit, von Dr. Trendelenburg; Geschichte und Aesthetik der Musik, von Prof. W. Langhans; Nationalökonomie als Finanzwissenschaft, von Dr. Max Hirsch. Die Herren Kammergerichtsrath Keyßner, Stadtgerichtsrath Meineke, Rechtanwalt Dr. Julius Goldschmidt und Rechtsanwalt Dr. Friedemann behandeln außerdem den verschiedenen Rechtsdisciplinen (Handelsrecht, preußisches Privatrecht, Civilproceß, Strafproceß) gehörige Gegenstände.

Schon dieses Bruchstück aus dem Programm läßt das vom 13. October ab beginnende Quartal als ein lehrreiches und interessantes erscheinen. Es sei daran erinnert, daß die Vorlesungen in den Abendstunden und zwar in der großen Mehrzahl im Friedrich Werder'schen Gymnasium stattfinden, und daß Herren und Damen zur Theilnahme an den Vorlesungen berechtigt sind.

Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung von Eduard Trewendt in Breslau sendet uns die ersten Lieferungen eines lange geplanten, großartig angelegten Unternehmens, einer „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (in circa 100 monatlichen Lieferungen von je 10 Bogen). Eine umfassende Darstellung aller Gebiete der Naturwissenschaft zu besitzen ist für unsere Zeit ein Bedürfniß; ihre einzelnen Disciplinen haben eine so große Ausdehnung genommen, daß es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft oder fast unmöglich ist, allgemeinere und eingehendere Kenntniß in dieselben, ohne ein encyklopädisches Werk zu erreichen. Eine solche „Encyklopädie der Naturwissenschaften", der die Aufgabe gestellt ist, das Studium und die Forschung zu erleichtern und zu befördern und einen Boden zu bilden, auf welchem die Wissenschaft fortgepflanzt und weitergebaut werden kann, soll nun das in seinen Anfängen vorliegende Werk werden. In der Liste der für die Redaction der einzelnen Abtheilungen berufenen Persönlichkeiten finden sich die bewährten Namen von Theodor von Oppolzer in Wien (Astronomie), A. Schenk in Leipzig (Botanik), Aug. Schlömilch in Dresden (Mathematik), A. Kengolt in Zürich (Mineralogie, Geologie, Paläontologie), P. Zech in Stuttgart (Physik), G. C. Wittstein in München (Pharmakognosie), Jäger (Zoologie und Anthropologie), Ladenburg in Kiel (Chemie) ꝛc. Soweit die bisher erschienenen Hefte — die ersten Lieferungen von Zoologie, Anthropologie, Mathematik und Botanik enthaltend — ein Urtheil über die Bedeutung des Unternehmens ermöglichen, dürften die Aufgaben, welche die Encyklopädie sich stellt, eine glückliche Lösung finden. Zu einer eingehenden Kritik wird jedoch die Zeit erst dann gekommen sein, wenn die einzelnen Abtheilungen vollständig vorliegen. Die eben erschienene fünfte Lieferung bildet gleichzeitig die zweite Lieferung des „Handwörterbuchs der Zoologie und Anthropologie". Aus dem Inhalte desselben mögen hier nur hervorgehoben sein die Artikel: „Ansteckung von Prof. Jäger", „Antarktische Fauna von Prof. von Martens", „Anthozoa von Dr. Klunzinger", „Anthropogenesis von Prof. Jäger", Anthropomorphen von Dr. von Mojsisovics", „Araber von F. von Hellwald", „Arktische Fauna von Prof. von Martens", „Athmung von Prof. Jäger", „Atlantische Fauna von Prof. von Martens". Die Ausstattung des Werkes ist gediegen.

Inserate.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Rama.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von

Arnold Beer.

8. geh. 2 *M.* 40 *Pf.*

Der Dichter, der sich bereits durch eine Reihe poetischer Dramen bekannt gemacht hat, legte dieser neuen Dichtung einen Stoff aus dem Göttermythos der Inder zu Grunde.

Im Verlag von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Denkmäler der Kunst.

Ergänzungsband

zur ersten und zweiten Auflage.

Bearbeitet von

Wilhelm Lübke und **Carl von Lützow.**

34 Tafeln in Stahlstich, 3 Farbtafeln mit 5½ Bogen Text.

Preis in Carton-Mappe 32 *M.*, eleg. geb 40 *M.*

In vorzüglichster Ausführung sind in diesem Ergänzungsband die Werke der bedeutendsten Künstler der Neuzeit zur Anschauung gebracht. Daneben ist aber auch den in Folge umfassender Forschungen auf dem Gebiete der alten und mittelalterlichen Kunst erzielten Ergebnissen Rechnung getragen worden und sind deren wichtigste Resultate ebenfalls aufgenommen.

Es bildet somit dieses Supplement eine nothwendige Ergänzung der früheren Auflagen des aus zwei Bänden bestehenden Hauptwerks und fordern wir die Besitzer derselben auf, ihre Exemplare durch Bezug des genannten

Ergänzungsbandes

zu vervollständigen.

Neuer Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Keim, Franz, Der Königsrichter, Trauerspiel in 5 Acten. 8. broch. Preis n. *M.* 3.—, Eleg. geb. n. *M.* 4.—

Kalbeck, Max, Neue Beiträge zur Biographie des Dichters **Johann Christian Günther** nebst einem Anhange, welcher die wichtigsten Inedita der Breslauer Stadtbibliothek enthält. 8. broch. Preis n. *M.* 2.—

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhdlg. in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Goethe's Märchendichtungen. Von **Friedrich Mayer von Waldeck.** 8. eleg. brosch. *M.* 4.50, eleg. geb. *M.* 6.

„Wenn ich die drei Märchendichtungen Goethe's, getrennt von den grösseren Werken, denen sie angehören, mit allen zu ihrem Verständniss nothwendigen Untersuchungen und Erläuterungen herausgebe, so bedarf es wohl kaum einer Rechtfertigung. Sind sie doch vollkommen selbständige Kunstwerke, die ihre eigene Geschichte, ihre eigene Gedankenwelt haben .... Der Zweck dieses Buches ist, darzuthun, dass die drei Märchen Goethe's der Erklärung bedürfen, und diese Erklärung zu geben. Hätte ich nicht geglaubt, zutreffendere Deutungen mittheilen zu können, als die vorhandenen, so würde meine Arbeit unterblieben sein." (Vorwort.)

Verlagsbuchhandlung von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Adam Friedrich Oeser.

Ein Beitrag

zur

Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts

von

Dr. Alphons Dürr.

Mit 7 Holzschnitten. Elegant broschirt Preis 6 *M.*, gebunden 8 *M.*

Unter Heranziehung des gesammten archivalischen Materials und mit Benutzung zahlreicher bisher unedirter Briefe gearbeitet, bietet das überall auf Quellen-Forschung gegründete Werk eine umfassende Monographie des durch seine Beziehungen zu Winckelmann und Goethe in erster Linie der Beachtung der Nachwelt würdigen Künstlers, dem, Dank seiner geläuterten, über seine Zeit hinausgehenden theoretischen Anschauungen, eine eigenthümliche Stellung in der Kunst des 18. Jahrhunderts zukommt.

In dem Verlage von **Ad. Bonz & Comp.** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Volksmärchen und Göttersagen

aus germanischer Vorzeit.

Epische Dichtungen von **Emil Engelmann.**

Mit einem allegorischen Titelbild.

kl. 8. geheftet 2 *M.* 40 *Pf.*; elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Vier Mädchenleben

oder Deutsch und Amerikanisch.

Erzählung für Deutschlands Töchter

von **Emma Laddey.**

kl. 8. geh. 3 *M.*; eleg. geb. in Leinwd. 4 *M.*

Katharina.

Roman von **August Niemann.**

kl. 8. geheftet 4 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Molière

und seine Bühne.

Molière-Museum.

Sammelwerk

zur Förderung d. Studiums in Deutschland

unter Mitwirkung

der Herren **Humbert (Claas)**, Oberlehrer am Gymnasium zu Bielefeld, **Laun (Adolf)**, Professor in Oldenburg u. **Fritsche**, Realschuldirektor in Grüneberg,

in zwanglosen Heften herausgegeben von

Dr. Heinrich Schweitzer,

früher in Paris, z. Z. in Wiesbaden.

1. Heft. **Biographisches.**

Auf Grund eigener Quellenforschung vom Herausgeber.

10 Bogen. gr. 8. Preis 3 *M.*

Leipzig. **Theodor Thomas.**

Ein in **Rom** lebender Schriftsteller **(Kunstästhetiker)** wünscht Journalen und Zeitungen **römische Briefe** zu schreiben, und sonstige laufende Berichte zu erstatten. Offerten Chiffre **V. R. Rom** poste restante.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

ESSAYS

von

Max Müller.

Erster Band: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft.

Zweite vermehrte Auflage.

8. geheftet *M.* 7.50, eleg. geb. *M.* 9.

Neue Erzählungen von Hans Hopfen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Geschichten des Majors

von

Hans Hopfen.

Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".

Ein Band in 8. 294 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Schon nach dem Erscheinen seiner „Bayrischen Dorfgeschichten" begrüßte die „Nordd. Allg. Ztg." Hans Hopfen „als den Meister unter den jetzt lebenden Erzählern". Von den hier vorliegenden drei Geschichten rühmt Paul Lindau in Nr. 37 der „Gegenwart": „daß sie zu den gelungensten und liebenswürdigsten Gaben des ausgezeichneten Erzählers gehören". Den Novellen voran geht eine lyrische Widmung an die verstorbene Frau des Verfassers, ein meisterhaftes Gedicht, das bei seinem vor Kurzem erfolgten Abdruck in der „Gegenwart" allgemeines Aufsehen erregte. So zeigt das Buch Hans Hopfen als Lyriker und Novellisten nach seinem besten Können und wird in seiner Eigenthümlichkeit und Frische dem beliebten Autor zu den alten Freunden viele neue erwerben. Wir übergeben es getrost dem Urtheil des Publikums.

Berlin W., Unter den Linden 21.

F. Schneider & Co.

Königliche Hofbuchhandlung.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen Gebr. Borntraeger und Robert Oppenheim in Berlin.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Kurfürstenstraße 73.

№ 43. Berlin, den 25. October 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Thomas von Aquino und das römisch-katholische Dogma. Von Carl Peters. — **Literatur und Kunst:** „Brehms Thierleben." Besprochen von Carl Vogt. — Ludwig Spach zum Gedächtniß. Von Friedrich von Weech. — Anzengruber als Erzähler. Von Paul Lindau. II. — Bulgarisches. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller. Von Helen Zimmern. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. III. — Notizen: Die Entdeckung der Seele. Von Gustav Jaeger. Besprochen von Julius Stettenheim. — Inserate.

Thomas von Aquino und das römisch-katholische Dogma.

Von Carl Peters.

Papst Leo XIII. hat durch seine Encyclica vom 4. August dieses Jahres die Philosophie des Thomas von Aquino als die maßgebende Norm für die Vertreter der katholischen Lehre hingestellt und consequentermaßen geboten, ihr den gebührenden Vorrang beim philosophischen Unterricht auf den katholischen Lehranstalten einzuräumen. Er hat damit auch nach dieser Seite hin die kämpfende Streitmacht der katholischen Kirche einheitlich zusammengefaßt und ihr eine feste Defensivstellung gegeben gegen die anstürmenden Gewalten des freien Denkens und der freien Forschung. Ist dies für die katholische Welt ein Ereigniß von eminent praktischer Bedeutung, so ist es doch auch für die protestantische Hälfte der abendländischen Christenheit von hervorragendem Interesse; stehen doch die beiden Richtungen, welche seit dem 16. Jahrhundert in verschiedener Weise die christliche Lehre fortgebildet haben, noch immer in engem geistigen Contact und sind sie doch politisch gewissermaßen Brust an Brust einander gegenübergestellt. Zugleich ist dieser Ausdruck der eigenthümlichen Anschauungsweise des gegenwärtigen Nachfolgers Petri allzu charakteristisch für sein ganzes Wesen und die Art seiner Politik, als daß es sich nicht verlohnen sollte, uns den Charakter der Philosophie des Thomas von Aquino in ihren wesentlichen Punkten, besonders in ihrer Stellung zum katholischen Dogma im Ganzen, zu vergegenwärtigen. Nur wenn uns dies gelungen ist, werden wir im Stande sein, die neue Wendung in der allgemeinen Politik Leo XIII., wie sie ihren Ausdruck in der Encyclica vom 4. August findet, in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen und zu verstehen.

Mit der Aufstellung seines Ideals orthodox-katholischer Weltweisheit hat der Papst zurückgegriffen über einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten, in die Periode, da die Scholastik über die Geister von Europa herrschte. Er ist zurückgegangen in eine Zeit, da die Welt zu den Füßen der Kirche dalag, und da die „Weltweisheit naturgemäß der Weltmacht" folgte. Aber, wenn er die geistige Entwicklung von Cartesius über Spinoza und Locke bis auf Kant stillschweigend einfach bei Seite geschoben hat für das innere Leben seiner Kirche, so hat er doch mit sicherem Takt das großartigste und imposanteste System der mittelalterlichen Theologie mit einem Male hineingeworfen in die Strudel und Wirbel unserer geistig so sehr bewegten Zeit als das feste Bollwerk, um welches die Gläubigen sich sammeln und an dem sie den sicheren Grund gewinnen sollen, um den Stürmen des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber sich behaupten zu können. In Thomas von Aquino feiert das katholische Dogma seinen größten Triumph; die Theologie umspannt und beherrscht scheinbar das gesammte Gebiet des Wissens und hat auch die Philosophie sich dienstbar gemacht; alle die Bestrebungen des menschlichen Geistes haben ihren Platz angewiesen bekommen in dem System, welches einzig der großen Idee der Kirche dient; Anerkennung aller menschlichen Wissenschaften, aber lediglich in der Unterordnung unter die Theologie und im Dienste des katholischen Dogmas, das ist das Charakteristische in der Philosophie des Thomas von Aquino. Mit genialem Scharfsinn, darf man sagen, hat er diesen Gedanken zur Durchführung gebracht.

Das Verständniß des Mittelalters ist nicht denkbar ohne das Eindringen in die Scholastik, dieses seltsame Product mittelalterlichen Lebens. Eine wunderbare Mischung aus Theologie und Philosophie, ein Versuch, das ganze Gebiet menschlichen Wissens der Theologie zu erobern! Die Scholastik wollte der Anwalt des Glaubens sein und versuchte zu diesem Zweck, die dem Alterthum entnommene Philosophie und den Vorrath naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu verwenden. Aristoteles und Platon sollten herbeigezogen werden, um das Dogma von der Fleischwerdung Gottes und der Rechtfertigung durch die Gnade zu illustriren. Wundersame Zeit! Aber wie seltsam uns dieses Beginnen erscheinen mag, so ist es doch die ganz natürliche Kehrseite zu dem politischen Charakter der mittelalterlichen Kirche. Wie wunderbar harmoniren doch im letzten Grunde die Bestrebungen eines Gregor VII., Alexander III., Innocenz III. mit den nicht minder eine Welt umspannenden Bemühungen eines Anselm, eines Albert, eines Thomas! Und mag das Disputiren und Gezänke der Schulen uns lächerlich, ja läppisch erscheinen, wo man darum stritt, ob Gott auch eine Gurke habe werden können, ob eine Maus, welche die Hostie fresse, den Leib Christi verschlinge, u. dgl.; es documentiren doch diese eifrigen Bestrebungen immerhin wiederum ein erstes Regen des menschlichen Denkens, welches Jahrhunderte hindurch geruht hatte unter dem Zauberbanne der Autorität, sie sind die ersten Uebungen des Geistes, welcher an ihnen sich allmählich losgewunden hat von der Knechtschaft des Dogmas und erstarkt ist, um sich alsbald auf eigene Füße zu stellen und die Herrscherin zurückzuweisen von dem Gebiet, welches ihm allein zukommt.

Und in der Scholastik selbst mit ihren halsbrecherischen Manipulationen, die Gesetze der Logik hineinzuzwängen und zur Anwendung zu bringen auf einem ihr durchaus fremden Boden, vermögen wir das Heranwachsen des Geistes während seiner Arbeit im Dienste des Dogma zu erkennen. Die Scholastik des zwölften Jahrhunderts hatte sich noch abgemüht, das gesammte

Gebiet des Glaubens mit der Erkenntniß zu decken; credo, ergo intellego und intellego, ergo credo waren Losungen im Kampfgetümmel gewesen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte man dies aufgegeben. Da handelte es sich bereits darum, die Grenzen der beiden Erkenntnißweisen festzustellen und ihr Verhältniß zu einander zu bestimmen. Man hatte sich darein finden müssen, daß der größere Theil des Glaubens-Territoriums ganz außerhalb der Sphäre unserer Vernunft liege, daß er sich befinde, zwar nicht „contra“ aber doch „supra rationem“. Der sogenannte Supranaturalismus setzt ein. Dieser Gedanke in seiner fruchtbringenden Wirksamkeit hat die drei größten scholastischen Systeme des Mittelalters überall aus sich heraus geboren, das des Albert des Großen, des Thomas von Aquino, des Duns Scotus. Es sind diese drei in ihrem Verhältniß, wenn ich so Verschiedenartiges zusammenstellen darf, vielleicht zu vergleichen mit den drei großen griechischen Tragikern. Wie Sophokles, so wird auch Thomas von Aquino als der Gipfelpunkt in der Entwicklungsreihe der Trias aufgefaßt werden müssen.

Es ist charakteristisch, daß, wie sie alle drei, recht eigentlich Thomas von Aquino einer Periode angehört, in welcher der alte Kampf zwischen Imperium und Hierarchie nun endgültig zum Austrag gebracht wurde, in welcher die Staufer nach verzweifeltem Ringen schließlich doch der Uebermacht der kirchlichen Gewalten erlagen, und das Papstthum erhobenen Hauptes über das zusammengebrochene Kaiserthum hin scheinbar unwiderstehlich der Universalherrschaft zuschritt — in welcher aber andererseits die neuen Geistesströmungen mächtiger als vorher über das Abendland dahinflutheten. Sein Jahrhundert ist das dreizehnte, an dessen Beginn die hohe Gestalt eines Innocenz III. dasteht, und in welchem man von Neuem energisch an das Studium des Aristoteles und der arabischen Philosophen sich begeben hatte. Und auch in seinem Lebenslauf stellt sich die ganze kosmopolitische Universalität der römisch-katholischen Kirche dar. Geboren ist er (1226) in Italien, zu Aquino, nicht weit von Neapel, aus einem gräflichen Geschlecht; seine Ausbildung hat er in Deutschland erhalten, zu Köln, unter der Leitung des großen Albert; und das Hauptfeld seiner Lehrthätigkeit ist Frankreich gewesen, Paris, welches mehr und mehr zum Brennpunkt für das gesammte wissenschaftliche Leben von Europa geworden war. Die drei Hauptländer der mittelalterlichen Cultur haben Theil an ihm. Dazu kommt, daß er einem Orden angehörte, welcher, heimat- und besitzlos, sich ausschließlich in den Dienst der hierarchischen Kirche gestellt und sich zum Träger der theologischen Bildung jener Zeit gemacht hatte, den Dominikanern. Die Kirche hat ihn nach seinem Tode (1274) canonisirt; so trägt er alle die Eigenthümlichkeiten eines echt katholischen Lehrers an sich. Und echt katholisch ist auch das Princip seines wissenschaftlichen Systems.

Es ist für den Zweck dieser Betrachtung gleichgültig, was von seinen Ideen er seinem großen Lehrer dankt, es kann auch nicht unsere Absicht sein, das Aristotelische und Aeropagitische in seinem Systeme aufzudecken oder überhaupt den positiven Inhalt seiner Lehre uns zu vergegenwärtigen — dazu würde es eines ganz andern Unternehmens bedürfen, als es der mir vergönnte Raum gestattet; es kann uns nur darauf ankommen, zu sehn, wie Thomas das Verhältniß von Glauben und Wissenschaft faßt, und wie er sich von diesem seinem Standpunkte aus dem katholischen Dogma gegenüberstellt. Ich habe schon angedeutet, womit in erster Linie die Scholastik des 13. Jahrhunderts sich zu thun machte. Thomas ist auch nach dieser Seite hin ganz ein Kind seiner Zeit. Er erkennt den Contrast zwischen Glauben und Wissen an; aber gleich sein Fundamentalsatz bringt die charakteristische Entscheidung für die Lösung dieses Streites.

Die Erkenntniß Gottes (visio Dei), davon geht er aus, ist nicht nur der höchste, sondern der einzige Zweck unseres gesammten Daseins. Die Richtung unseres Denkens drängt mit Nothwendigkeit auf ihn, als die letzte Ursache der Weltordnung, hin, nur in ihm vermag sie Ruhe und Befriedigung zu erlangen, und in seiner vollen Erkenntniß würde sie die höchste Glückseligkeit empfinden. Seine Anschauung ist demnach der eigentliche Zweck für die Menschheit, und diesem Endzweck hat sich unser ganzes Sein unterzuordnen; Alles, was wir thun und treiben, alles Denken und alle Wissenschaft hat in letzter Linie sich auf dieses höchste Ziel zu beziehen. So der charakteristische Ausgangspunkt des Thomistischen Systems! Man bedenke, was dies heißen will! Damit ist denn doch mit einem Schlage die gesammte Welt des Geistes der kirchlichen Idee unterworfen. Mehr konnte allerdings auch der starrste Verehrer streng hierarchischer Tradition von einem Kirchenlehrer nicht verlangen. Die Wissenschaft wird in ganz bestimmte Bahnen verwiesen; ihr Endziel ist unverrückbar festgesteckt, und vorbei ist es mit der freien vorurtheilslosen Forschung; überall ist maßgebend die allgebietende theologische Idee!

Und von diesem obersten Grundsatz aus führt der große Scholastiker sein System nun mit einer rücksichtslosen Consequenz fort. Drei Wege, sagt er, gibt es zur Erkenntniß Gottes. Der erste ist der der Weltbetrachtung, und ihn gehen die Wissenschaften und die Philosophie. Und zwar müssen auch sie, correct beschritten, nothwendig dem Ziele zuführen. Denn Gott hat die Welt gewollt und geschaffen, er konnte aber nur etwas wollen, was seinem Wesen adäquat ist. Es ist demnach die Welt in der That ein Abbild Gottes, und, soweit der Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache gestattet ist, dürfen wir von ihr aus rückwärts auf die Gottheit schließen. Aber dieser Weg hat seine großen Mängel! Denn einerseits ist die Wirkung immer geringer als die Ursache (ein Aristotelischer Satz), sodann kennen wir die Wirkung selbst nur unklar und verworren, und endlich ist die tiefere Erkenntniß derselben überall nur einem ganz kleinen Theil der Menschheit vergönnt. Und doch soll auch die große Menge der Erkenntniß theilhaftig werden. Aus all diesem ergibt sich mit Nothwendigkeit die Unvollkommenheit, auf diese Weise unsern Lebenszweck zu erfüllen. Das natürliche Denken wird uns wohl zu einem Theil der Erkenntniß verhelfen, vor Allem werden wir nothwendiger Weise auf diesem Wege das Dasein Gottes als solches erfassen — denn wir haben ja ein Product seiner Thätigkeit in der Welt vor uns (kosmologischer Beweis); aber weiter kommen wir auch kaum; denn einen Einblick in sein Wesen werden wir so doch nur dürftig gewinnen, da die Eigenschaften der Welt, als eines Endlichen, immer nur höchst verworren das Wesen des Unendlichen verständlich machen werden.

Und hiermit kommen wir denn zu dem übernatürlichen Theil seiner Theologie; wie ein neuerer Theologe sich etwa ausdrückt: wir verlassen das untere Stockwerk im Bau seines Systems, da hinein von Außen das Licht fällt, um in ein oberes zu gelangen, vor dem die Läden verschlossen sind und welches auf übernatürliche Weise von Innen beleuchtet wird. Die beiden andern der vorhin erwähnten Wege führen uns vollkommener und sicherer zu unserm Ziel. Das sind die Offenbarung durch übernatürliche Erleuchtung und durch unmittelbare Anschauung. Der letztere von ihnen ist der vorzüglichste; aber sein Beschreiten ist uns auf dieser Erde noch versagt und einem besseren Leben vorbehalten. So ist uns nur der erstere noch übrig, und der ist uns von Zeit zu Zeit gestattet. Im kirchlichen Dogma haben wir die hier nach und nach zusammengebrachten Resultate vor uns. Das römisch-katholische Dogma ist ein Product der unmittelbaren göttlichen Offenbarung.

Aber woher haben wir die Gewißheit, daß sie thatsächlich von Gott stammt? Diese entscheidende Frage ist dem Scharfsinn des Thomas nicht entgangen, und von seinem Standpunkte aus weiß er sie in genügender Weise zu erledigen. Es bürgen uns dafür, sagt er, die Wunder, welche berichtet sind; das größte dieser Wunder aber ist der Glaube einer Welt, und den haben wir jederzeit selbst vor Augen. Der denkende Leser wird von selbst sofort den Einwand hiergegen geltend machen, daß diesen Beweisgrund mit eben demselben Recht doch auch andere Religionen für sich geltend machen können; z. B. Buddhaismus und Islam; aber für das dreizehnte Jahrhundert mußte dieses Argument ein schlagendes sein. Uebrigens will Thomas selbst

mit Nichten die Wahrheit der Offenbarung auf die Kraft dieses menschlichen Grundes gesetzt wissen. Er verweist diese Frage schon in das Gebiet des Glaubens, der hat die Offenbarung als unzweifelhaft gegeben hinzunehmen; wenn die Vernunft da noch etwas thun will, so kann sie höchstens demonstriren, daß dieselbe ihr nicht widerstreitet. Hier ist eine der Hauptblößen des ganzen Systems. Denn der Glaube, welcher den Inhalt der Offenbarung hinnehmen soll, weil er von Gott kommt, kann doch nicht schon herbeigeholt werden, um diese entscheidende Thatsache selbst, auf welche er sich erst gründen soll, über jede Anfechtung hinaus zu erheben. Indeß wird diese Schwierigkeit überall kaum von irgend einem System beseitigt werden können. Denn auch, wenn man die Göttlichkeit der Offenbarung von ihrer eigenen Aussage herleiten will, bleibt diese petitio principii, und wenn man sie aus der Vollkommenheit ihres Inhaltes beweisen will, wird man sich leicht in unbequeme Debatten mit allen möglichen Parteien verwickeln; es wird da der Naturforscher und auch der Historiker manche unbequeme Frage zu stellen haben. Thomas nun beschränkt die göttliche Offenbarung nicht etwa auf die Bibel und die ersten Kirchenväter; nein, zunächst und vor Allem haben wir sie in der gesammten Lehre der Kirche vor uns; der heilige Geist hat zu allen Zeiten gewirkt und wirkt noch heute, und Bibel und Kirchenväter sind nur im Stande, die Wahrheit dieses Dogmas durch ihre Autorität zu bekräftigen.

Wir sehen, auf welchen Fels dieser Mann die Fundamente der katholischen Kirche begründet. Sie ruhen einzig und allein auf der unmittelbaren Offenbarung, nicht werden sie getragen durch Vernunftgründe und sind durch solche auch nicht zu erschüttern. Damit steht denn das Dogma da, ganz unbewegt und unberührt von den Geistesströmungen, welche die Welt durchbrausen mögen; es ist hinausgerückt weit über die Sphäre, in welcher die menschliche Vernunft ihr Wesen treibt und gebietet, und ist von hier aus auf keine Weise zu influiren, wie der Burgthurm auf dem Felseiland stolz und unbekümmert herabschaut auf das wogende Meer, welches sich von allen Seiten gegen ihn heranwälzt. Wenn nur die Fluthen nicht unausgesetzt das Fundament selbst benagten!

Thomas selbst hält dies in der That für ausgeschlossen; er bestreitet überhaupt die Möglichkeit eines Widerspruches zwischen der Vernunft und der Offenbarung. Es gibt nur eine Wahrheit, und derselbe Gott, welcher sich in seiner Offenbarung unmittelbar zu erkennen gegeben hat, der hat sich doch auch mittelbar in der Welt dargestellt. Wie könnte demnach seine Erkenntniß hier mit derselben dort contrastiren? Es muß die Wissenschaft im letzten Grunde das Dogma bestätigen. Wo das noch nicht der Fall ist, da haben wir zu arbeiten, um zu dieser Einsicht zu gelangen. Wieder also sollen wir gezwungen werden, in einer ganz bestimmten Bahn und Richtung zu denken. Von seinem Standpunkt indeß hat der große Scholastiker unzweifelhaft Recht.

Haben wir ihm seine Prämissen zugegeben, so werden wir ihm auch noch weiter folgen müssen, wenn er nämlich die Nothwendigkeit hervorhebt, daß die natürliche Vernunft dem Glauben zu dienen habe („ut naturalis ratio subserviat fidei"). Denn, wenn der Glaube um so viel vollkommener uns zu unserm eigentlichen Ziele führt, was ist da natürlicher, als daß die Vernunft ihn da mit allen Kräften unterstützt, sich in seinen Dienst stellt? Das kann und soll sie nun auf dreierlei Weise; 1. hat sie die vom Glauben vorausgesetzten Vernunftwahrheiten zu demonstriren, also z. B. den Satz vom zureichenden Grunde. Diese Wahrheiten selbst allerdings stammen nach Thomas wieder nicht aus ihr, sondern sind offenbart. 2. muß sie die Glaubenswahrheiten erläutern und 3. hat sie die Gegner der christlichen Lehre zu widerlegen. Wir sehen, eine edle Rolle ist dieser Herrin auf dem Gebiete des Denkens hier in letzter Linie zu Theil geworden; dabei wird sie allerdings kaum in die Lage kommen können, etwa gelegentlich mit unbequemen Fragen zu geniren.

Die Taktik im Polemisiren mit den Gegnern wird sodann von Thomas in ganz meisterhafter Weise angegeben. Gibt der Gegner die Basis der Offenbarung zu, so ist er mit dem Dogma zu schlagen; bestreitet er dieselbe indeß, so hat der Vertreter orthodox-katholischen Glaubens nicht etwa zu versuchen, die Richtigkeit derselben mit Vernunftgründen darthun zu wollen, sondern sich darauf zu beschränken, die Einwände der Gegner zu entkräften, nachzuweisen, daß das Dogma der Vernunft nicht widerspricht. Daß ihm das leicht gelingen wird, daran zweifelt, wie das nach dem vorhin Entwickelten durchaus verständlich ist, Thomas nicht im Geringsten.

So steht der imposante Bau dieses Systems in seinen Umrissen geschlossen vor uns da. Die Festung selbst ist gegründet auf einen unerstürmbaren Fels, fest hingestellt für die Ewigkeit, uneinnehmbar, auf den sicheren Grund einer unfehlbaren Offenbarung. Der Zugang zu diesem Fels aber soll gedeckt werden durch die Pallisaden und Kastelle, welche die Vernunft zu errichten hat; sie soll die Angriffe aus ihrem eigenen Gebiet überwachen und zurückweisen und nebenbei das Amt einer Führerin durch die einzelnen Räumlichkeiten der Festung selbst übernehmen. So ist dieses Bollwerk gegründet, einer feindlichen Welt zum Trotz, einheitlich, fest in sich zusammengeschlossen, mit allen Mitteln der Vertheidigung wohl versehen. Wer wagt es, dagegen anzustürmen?

Thomas hat, um bei dem Bilde zu bleiben, auch die einzelnen Theile des Festungsbaues selbst alle noch einmal in seiner Weise fest gegründet. Er hat das gesammte katholische Dogma mit wunderbarem Scharfsinn und großartiger Tiefe in seinem System zusammengefaßt zu einer geschlossenen Einheit. Bewundernswerth ist dabei die geniale Art, wie er es verstanden hat, aus den einzelnen zum Theil widerstrebenden Stücken durch Abstumpfung und Abglättung der Ecken und Spitzen ein architektonisches Ganzes zu schaffen. Er selbst hat da mit den Feinden geplänkelt; und er hat dabei der Besatzung der Festung die zu befolgende Taktik durch sein Beispiel gleich praktisch vor Augen geführt. Immer, wo er in Verlegenheit kommt, zieht er sich zurück auf den festen und unbezwingbaren Felsen, auf die Autorität der göttlichen Offenbarung.

Es ist überflüssig und würde mich hier naturgemäß zu weit führen, darzustellen, wie er nun das katholische Dogma selbst gefaßt und normirt hat. Wir vermögen auch aus diesem formalen Grundriß seines Systems schon zur Genüge zu erfassen, worauf es uns eigentlich ankam, was Leo XIII. bewogen hat, gerade diesen Scholastiker und seine Philosophie von Neuem in das Getümmel der kämpfenden Gewalten unserer Tage hineinzuführen als den Repräsentanten und den Vorkämpfer für die römisch-katholische Kirche.

Wie ungemein fest ist doch die Defensivstellung, welche er einnimmt den angreifenden Feinden gegenüber. Und noch ein Anderes kommt hinzu! Wir haben gesehen, welche untergeordnete Stellung für den ganzen Bau seines theologisch-philosophischen Systems doch eigentlich die Vernunft mit ihren Kindern, der Philosophie und den exacten Wissenschaften, einnimmt; thatsächlich aber ist Thomas von Aquino neben seinem Lehrer Albert dem Großen vielleicht der wissenschaftlichste Mann des dreizehnten Jahrhunderts gewesen und gerade den ganzen Vorrath philosophischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse, wie er damals gegeben war, hat er beherrscht. Empfiehlt sich demnach einerseits die strenge Geschlossenheit seines Systems für den katholischen Unterricht, so liegt andererseits in dieser zweiten Thatsache ein nicht minder großer Vorzug für seine Verwendung in unserm Jahrhundert. Thatsächlich ist doch darin ein Ansporn gegeben, auch in dieser Richtung dem vorgestellten Ideal nachzueifern, sich auch heute möglichst den Schatz des vorräthigen Wissens anzueignen — allerdings immer nur im Hinblick auf das große Endziel und in der Unterordnung unter diese Idee. Freie und unbefangene Forschung ist damit naturgemäß ausgeschlossen.

Indeß darf man eine fremde Welt nicht mit dem Maßstab der eigenen messen. Wenn der Protestantismus ungehinderte und rücksichtslose Freiheit des Denkens als das oberste Princip seiner Ueberzeugung festhält, so hat der Katholicismus doch von jeher das Bestreben gehabt, Glauben und Denken von Millionen

*

nach einer Norm in einheitlicher Richtung zu bestimmen. Und es beruht dieser Gegensatz wohl auf einer geschichtlichen Nothwendigkeit; er hat seine Ursache in dem Bedürfniß der Menschheit selbst; unmöglich würden sonst diese beiden gegenüberstehenden Richtungen sich so intakt neben einander behaupten können. Von diesem Gesichtspunkte aus werden wir der päpstlichen Encyclica unsere Anerkennung nicht versagen. Es läßt sich absolut nicht bestreiten, daß die katholische Kirche von heute ernster, tiefer und gehaltvoller ist, als seit langer Zeit. Es gilt dies vom Papstthum wie vom Episcopat; man darf die Curie von heute nur mit der von früheren Jahrhunderten vergleichen, man darf einen deutschen Bischof unserer Tage nur neben einen solchen des 18. Jahrhunderts stellen, um sich hiervon zu überzeugen. In dieser Richtung wird aber auch der päpstliche Erlaß, wenn anders er zur Ausführung gelangt, wirksam sein. Es ist nothwendig, daß aus dem Studium des Thomas von Aquino heraus der katholische Clerus sich noch mehr erfüllt mit der Idee von der Größe und der Allgewalt der römisch-katholischen Lehre, und dies muß naturgemäß seine Rückwirkung auf die gesammte katholische Welt äußern. Wenn dies nicht eben ein Symptom von Auflösung ist, so liegt darin gewissermaßen geradezu eine Drohung und eine Art von Hohn gegen den Protestantismus, gegen dessen gesammte geistige Entwicklung stillschweigend noch einmal ausdrücklich protestirt wird mit dieser päpstlichen Encyclica. Ueber unsere Geistesheroen, über einen Lessing, einen Kant, einen Locke hinweg blickt man noch einmal zurück in das Mittelalter hinein, um sich von dort seinen Mann zu holen. Das heißt mit andern Worten denn doch, es wird fortgekämpft! Allerdings wird trotzdem die Zeit kommen, wo auch der große weltbewegende Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus bedeutungslos geworden sein wird, wie es der Fall gewesen ist mit dem zwischen Papstthum und Kaiserthum, welcher dem Mittelalter seinen Charakter und Inhalt verliehen hat: wo die geistige Fortentwicklung der germanisch-romanischen Welt sich nach neuen Gesichtspunkten vollziehn und der Strom der Geschichte neue Bahnen einschlagen wird.

Literatur und Kunst.

„Brehms Thierleben."

Von Carl Vogt.

Wenn ein großartig angelegtes Werk, dessen Anschaffung nicht unbedeutende Kosten verursacht, nichts desto weniger in Deutschland, das zwar viele Bücher producirt und liest, aber wenige kauft, nach kurzen Jahren eine neue Auflage verlangt, für deren Herstellung Verfasser und Verleger keine Mühe scheuen, so kann man schon aus diesem einzigen Umstande den Schluß ziehen, daß den Bedürfnissen des gebildeten Publicums entsprochen wurde.

Bei Erscheinen der ersten Auflage von „Brehms Thierleben" äußerte ich, daß ich fast neidisch auf den Verfasser sei und wünschen müsse, das Buch selbst geschrieben zu haben. Jetzt, wo die zweite Auflage fast gänzlich vollendet vor mir liegt, denn von dem zuletzt erscheinenden Bande, welcher die Fische behandelt, sind schon zwei Lieferungen veröffentlicht, jetzt kann ich wohl sagen, daß ich mit ungetrübter Genugthuung auf dieses Werk schaue, das Jedem, auch dem Fachmanne, eine Quelle reichster Belehrung ist, die in lockendster Form und Ausstattung geboten wird.

Brehm hat den Schwerpunkt seines Werkes in die Kunde von dem Leben und Treiben der Thiere gelegt. Die auf Bau und Entwicklung des thierischen Organismus in seiner Gesammtheit gegründete Classification und Systematik werden von ihm nur in so weit herbeigezogen, als sie das Gerippe bilden müssen, welches von den Beschreibungen der Lebensäußerungen, der Sitten und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arten umhüllt wird.

Durch Neigung wie Erziehung war Brehm vielleicht vor Andern vorzugsweise zu solcher Richtung befähigt. Er beruft sich mit Recht in der Vorrede zur ersten Auflage auf seinen Vater. Ich bin dem alten Pastor von Renthendorf ein einziges Mal in meinem Leben auf der deutschen Naturforscherversammlung in Mainz begegnet. Es waren da einige bemooste Häupter der Zoologie, worunter namentlich Lichtenstein von Berlin, und wir Jüngeren durften mit ihnen gemüthlich im „Hecht" in Castel über der Brücke drüben kneipen. „Brehm," sagte Lichtenstein, „kennt jede Spatzenfamilie seines Sprengels eben so gut und vielleicht noch besser, als seine Pfarrkinder." — „Ja," lachte der Alte und verschob sein schwarzes Sammtkäppchen, „das ist wahr! Aber sie kennen auch mich und wissen, daß solche Balg- und Pelzjäger, wie Du, nicht in mein Gehege kommen dürfen!" — „Hm!" antwortete Lichtenstein, der „Marder hält sein Nest rein! Deswegen brauchst Du aber nicht jeden Spatzenjüngling, der Deinem Käppchen zu Gefallen sich eine schwarze Feder auf dem Scheitel wachsen läßt, für ein Subspecies zu erklären!" — So scherzten die alten Knaben und für uns fiel aus dieser Heiterkeit doch mancher Brocken heraus, der uns munden konnte.

Bei dem Vater mag unser Brehm die sinnige und naivfreudige Beobachtung des Thierlebens sich angeeignet haben, die freilich bei dem Sohne sich weiter ausdehnte, als bei dem Vater, der sich fast gänzlich auf die Vögel beschränkte. Auch der weiteren Abstammung mag ihr Theil zugeschrieben werden. Ein sonderbares Völkchen, diese Thüringer, mit ihrer seltsamen Mischung von Sentimentalität und mordender Jagdlust im Charakter! Bald bricht der eine, bald der andere Zug durch und auch in Brehms Buche läßt sich dies öfter spüren.

Man muß sagen, daß die ursprünglichen Anlagen und Richtungen des Verfassers des „Thierlebens" durch seinen eigenen Lebensgang vielfältig entwickelt und gefördert wurden. Wir sehen ihn bald an der Spitze von zoologischen Gärten und Aquarien, bald auf Streifereien und Jagdzügen nach Nord und Süd, nach Ost und West, wie sich Gelegenheit dazu bietet. Das Studium im Kabinet ist nicht seine Sache — auch mag er manche Blößen in administrativer Hinsicht sich gegeben haben. Aber in Feld und Wald, auf rastloser Streife und unermüdlicher Jagdhetze stellt er seinen Mann eben so gut, wie bei sinniger Belauschung und findigem Spüren. Das hat uns denn eine Fülle von lebensfrischen Schilderungen gebracht, denen man bei jedem Worte ansieht, daß sie aus eigener Beobachtung geschöpft, daß sie erlebt sind. Wo er von Anderen holen muß, weil seine eigenen Erfahrungen nicht ausreichen, wendet er sich vorzugsweise an Leute desselben Schlages, wie den Prinzen von Wied, d'Audubon, Heuglin und Anderen; wo die Beobachtungen im Freien nicht ausreichen, nimmt er zu den Directoren der zoologischen Gärten seine Zuflucht, unter welchen Bodinus, der Vielerfahrene, obenan steht. Die alten Schmöker liegen außerhalb seines Weges; da er ihrer aber zuweilen nicht entrathen kann, denn oft haben sie gut beobachtet und noch öfter spielen sie die Rolle einer scharfen Würze oder liefern die mehr komischen Intermezzos, so muß Oken dafür herhalten und auf den kann man sich verlassen. Ich sehe ihn noch vor mir als kleines, zusammengerunzeltes Männchen, in eine gelbe Nankingjacke gekleidet, wie er mit ausgestrecktem Arme eine lange Thonpfeife hielt und meinem Vater und mir bei einem Besuche in Zürich sagte: „Ich arbeite täglich acht Stunden an meiner Naturgeschichte und wenn ich einmal, wie durch Ihren mir übrigens sehr angenehmen Besuch, eine Stunde versäume, so hole ich dieselbe des andern Tages nach. Aber mehr als acht Stunden täglich kann man doch nicht von mir verlangen!"

Es ist ein frischer Hauch, der aus dem „Thierleben" uns entgegen weht und der gewiß dadurch unterhalten wurde, daß der Verfasser zwischendurch eben jene Streifen und Reisen machte, welche der gleichmäßigen Bearbeitung vielleicht hie und da einigen Abbruch gethan, dafür aber auch neuen Anstoß zu freudiger Fortsetzung gegeben haben mögen. Nichts desto weniger dürfen wir uns billig wundern, daß solche bedeutende Arbeit im Flusse erhalten werden konnte ohne längere Unterbrechungen. Um diese

zu verhüten, hat Brehm wohlgethan, sich zwei bewährte Mitarbeiter zuzugesellen, Taschenberg in Halle und Oscar Schmidt in Straßburg, welche sich in die wirbellosen Thiere so getheilt haben, daß ersterer die Insecten, letzterer die niederen Thiere vorzugsweise bearbeitet hat. Dieses ganze weite Gebiet ist Brehms Fach nicht; sein lebhaftestes Interesse hat er den Säugethieren und Vögeln zugewendet, deren Behandlung ebenso viele interessante Seiten bietet, als diejenige der Insecten. Vielleicht würde Brehm auch gut gethan haben, für die niederen Wirbelthiere, namentlich die Fische, einen ebenso sachkundigen, stilgewandten und auf eigene Beobachtungen fußenden Mitarbeiter zu suchen, wie die beiden Genannten für die wirbellosen Thiere — es wäre ihm dann wohl nicht begegnet, unter den Lungenfischen den schon seit mehreren Jahren in Australien entdeckten Ceratodus zu übergehen, der ohne Zweifel das älteste, jetzt lebende Wirbelthier ist, da dieselbe Gattung schon in dem Muschelkalke der Trias vorgefunden wird und deshalb ein ganz besonderes Interesse beansprucht. Vielleicht auch hätte Brehm für seine neue Auflage einen Systematiker wenigstens zu Rathe ziehen sollen, der ihn verhindert hätte, die Beutelthiere und Kloakenthiere, die doch ohne Zweifel die niedersten Säugethiere sind und als solche auch jetzt von Jedermann angesehen werden, nach alter Weise ihrer Krallen wegen über die Hufthiere und etwa in die Mitte der Klasse der Säugethiere zu stellen.

Aber das sind nur kleine und gegenüber dem großen Ganzen, das uns in so schöner und vollendeter Weise in dem „Thierleben" geboten wird, wenig wiegende Ausstellungen, welche ich vielleicht nur deshalb anführe, weil ich dem Verfasser zeigen möchte, mit welch warmem Interesse ich sein Buch gelesen und studirt habe und wie besorgt ich um die weitere Zukunft seines Werkes bin, das ohne Zweifel noch manche Auflagen erleben wird.

In mancher Beziehung fiel dem Bearbeiter der Insecten, Tausendfüße und Spinnenthiere, Herrn Taschenberg, die leichteste Aufgabe zu. Der Haushalt der Insecten namentlich bietet so viel Eigenthümliches, ja selbst Fremdartiges, seine Beobachtung hat so viele Beobachter ersten Ranges beschäftigt und die Beziehungen zu der menschlichen Oekonomie sind so mannichfaltig und von so ungemeiner Wichtigkeit, daß die Auswahl interessanter und belehrender Gegenstände schwieriger scheint, als die Beschaffung des Materials. Einem so bewanderten Kenner der Insectenwelt, wie Taschenberg es ist, konnte es auch nicht schwer fallen, aus eigenem Beobachtungsschatze viel Neues von Werth mitzutheilen. Schwieriger schon gestaltete sich die Aufgabe in Beziehung auf die nöthige Beschränkung in Beziehung auf das systematische Detail. Ein Wirbelthier, Säugethier, Vogel, Frosch oder Fisch steht dem Laien schon näher — derselbe kennt aus der eigenen Verwandtschaft die Theile, die man ihm nennt und kann sich von denselben eine genügende Vorstellung machen, während die Organe des Insects, der Spinne ihn fremdartig anmuthen und das richtige Verständniß der Organisation nur schwierig bei ihm erweckt werden kann. Taschenberg scheint uns mit richtigem Gefühl die Grenze erkannt zu haben, die ihm in dieser Beziehung gestattet war; der Leser wird nicht durch die Menge des Details, welches die Insectenkunde verlangt, ermüdet und das Gegebene genügt, die Unterschiede der einzelnen Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten zu erfassen.

Den schwierigsten Stand mochte wohl unser Freund, Oscar Schmidt in Straßburg, haben, dem die übrigen wirbellosen Thiere zugefallen sind. Einestheils eine erdrückende Menge der verschiedenartigsten Typen, um so fremdartiger, je weiter sie sich von dem Menschen entfernen, zu deren Kenntniß es nöthig ist, tiefer in die Einzelheiten der anatomischen Structur einzugehen; anderntheils häufig nur höchst fragmentarisches Wissen von dem Leben und dem Haushalt dieser niederen Wesen, die sich oft durch ihre Kleinheit oder durch ihre Wohnsitze in den Tiefen der Gewässer anhaltenden Beobachtungen entziehen. Erst in neuester Zeit haben sich die Forscher, unterstützt durch die jetzt überall eingerichteten Laboratorien und zoologischen Stationen am Meeresufer, diesem Felde der Naturkunde mit größerem Eifer zugewendet. Schmidt, der wie wenig Andere die Meere um Europa untersucht hat auf vielfältigen Reisen, die er zu diesem Zwecke unternahm, hat in dieser Beziehung besonders aus der reichen Quelle der zoologischen Station in Neapel geschöpft, die von Dr. A. Dohrn aus Stettin mit bedeutenden persönlichen Opfern gegründet wurde und durch ihre großen, dem Publicum geöffneten Becken und Aquarien, in welchen die meisten Thiere sich wie zu Hause befinden, zu solchen Studien besonders geeignet erscheint. Andere Anstalten mögen zu Forschungen über Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Seethiere ebenso geeignetes Material bieten, als die Station in der Villa reale; diese aber steht unerreicht da, wenn es sich darum handelt, die Meerthiere während längerer Zeit in ihrem Schaffen und Treiben zu beobachten.

Brehm hat den unvergleichlichen Vortheil gehabt, zu seinem Thierleben in dem Vorsteher des Bibliographischen Instituts, Herrn Meyer, einen Verleger zu finden, der keine Kosten gescheut hat, um in technischer und künstlerischer Hinsicht dem Buche eine Ausstattung zu geben, die von keiner andern übertroffen wird. Zu der ersten Auflage waren einerseits Abbildungen von Wood, der in Beziehung auf Säugethiere voranging, benutzt worden, andererseits hatte Rob. Kretschmer eine Menge von vortrefflichen Holzschnitten geliefert. Vielen dieser letzteren aber sah man an, daß sie nicht nach dem Leben, sondern nur nach der Natur, d. h. nach ausgestopften oder in Weingeist aufbewahrten Exemplaren gefertigt waren. Kretschmer hatte, bei vielleicht etwas mangelhafter technischer Ausführung in einzelnen Theilen, ein feines Gefühl für Landschaft und künstlerische Composition und einige der großen Tafeln, die er als zusammenfassende Stimmungsbilder ausgeführt hat, sind wirklich meisterhaft zu nennen. In technischer Ausführung der Einzelfiguren steht ihm aber der heutige Zeichner der Wirbelthiere, G. Mützell, weit voran. Es ist eine wahre Freude, die Abbildungen dieses sachbegabten Künstlers, der die meisten neuen Figuren der zweiten Auflage gefertigt hat, stets von Neuem wieder dem Auge vorzuführen. Das Leben, welches in diesen Bildern so sehr anspricht und der Genauigkeit der Zeichnung durchaus keinen Eintrag thut, diese vielmehr hebt und fördert, ist nicht aus Museen und Galerien, sondern in der freien Natur den einheimischen und in Thiergärten, Terrarien und Aquarien den fremden Thieren abgelauscht worden. Ueberall faßt Mützell den specifischen Charakter mit großer Schärfe auf, um ihn mit gut gewählten Mitteln zur Erscheinung zu bringen.

Emil Schmidt, welcher die Gliederthiere, und Johanna Schmidt, die im Aquarium von Neapel die niederen Seethiere gezeichnet haben, sind gegen die Bildner von höheren Wirbelthieren insofern im Nachtheile, als sie denselben keinen Ausdruck verleihen können, welcher die Vorgänge des inneren Seelenlebens einigermaßen zur Anschauung bringt. Freilich ist dieses Seelenleben um so geringer, je tiefer man in der Thierreihe hinabsteigt, aber immerhin ist es vorhanden, wenn auch nur in den leisesten Anfängen. Michelet hat in seinem sonst verfehlten Buche „das Insect" mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß ein Käfer, eine Libelle genau dasselbe Gesicht zeigt, mag das Thier nun Schmerz oder Freude empfinden — es ist eine starre Maske, hinter welcher sich die seelischen Vorgänge abspielen. Genauer betrachtet, lassen sich ja alle Affecte nur durch die Bewegung errathen, welche ihnen als Reflex dient — beim Menschen und den meisten Säugethieren allein sind es die Muskeln des Gesichtes, welche vorzugsweise den Maßstab bilden, an den wir uns halten. Aber schon bei den Vögeln wird es anders; der Ausdruck der Gefühle kommt mehr und mehr in die Gliedmaßen, in die Hautmuskeln des Körpers und schon bei den Fischen ist es unmöglich, bei einem ohne Beigabe gezeichneten Aal z. B. zu unterscheiden, ob er sich aus Schmerz krümmt oder ob ihm der Zeichner die Krümmungen nur gegeben hat, um den ihm zugewiesenen Raum nicht zu überschreiten. Das gibt unter allen Umständen den Abbildungen den anderen Thieren etwas Lebloses, und dieses Eindruckes kann der Beschauer, der nicht tiefer in die Sitten dieser Thiere eingedrungen ist, sich nicht leicht erwehren. Wer nicht weiß, daß der Frosch seinen Schmerz dadurch ausdrückt, daß er die Augen tief in ihre Höhlen zurück-

zieht, wird einem Frosch mit eingezognen Augen niemals dieses Gefühl ansehen und trotz der vielfachen Lufthörner und Beine wird die Gestalt eines Krebses, sei sie noch so richtig und ausdrucksvoll gezeichnet, doch dem Beschauer nicht sagen, ob der Hummer im Kampfe mit seines Gleichen ist oder nur einen behaglichen Spaziergang macht. Handelt es sich nun gar um Darstellung solcher niedriger Thiere, wo höchst langsame Aufblähungen und gleitende Bewegungen allein das Leben verrathen, so ist für den Zeichner jede Anstrengung, eine Situation zu vergegenwärtigen, vollkommen resultatlos — er kann nur die äußere Gestaltung zur Anschauung bringen und dabei das Verständniß der Organisation desselben bethätigen. Das ist aber von den Genannten geleistet und ihre Arbeiten gehören zu dem Besten, was wir besitzen.

Die Verlagshandlung hat mehr als ihre Pflicht gethan. Sie hätte sich sagen können, daß das Publicum seine Zufriedenheit mit der Ausstattung des Werkes durch den Ankauf der ersten Auflage bewiesen habe und sich in Folge dieses leichten Raisonnements darauf beschränken können, einige neue Holzschnitte beizufügen; sie hat es vorgezogen, den ganzen künstlerischen Apparat umzugestalten. Wenn ich zum Beispiel bei Gelegenheit des verhältnißmäßig kleinen Abschnittes, der die Schildkröten behandelt, von sieben Holzschnitten der ersten Auflage nur vier beibehalten, drei durch neue, besser nach dem Leben gearbeitete ersetzt und außerdem noch mehr als das Doppelte neuer Abbildungen zugefügt sehe, so sage ich mir, der ich mich solchen Dingen einigermaßen bekannt bin, daß der Verleger den über dem Werke selbst gewachsenen Ansprüchen des Verfassers in jeder Weise nachgekommen sein muß und daß alle Betheiligten durch die Wahl der ausführenden, künstlerischen Kräfte und deren Anleitung bewiesen haben, mit welcher Kraft sie ihre Aufgabe erfaßten.

Man hat mit Recht gesagt, daß keine andere Literatur ein ähnliches Werk besitze. Es gibt eine Menge Prachtwerke über einzelne Ländergebiete, es gibt mehr oder minder illustrirte Naturgeschichten in Menge, für diese oder jene Schicht des lesenden oder studirenden Publicums berechnet; es gibt, so viel ich weiß, keines, welches in würdiger Weise, allen Ansprüchen der Wissenschaft und der Kunst zugleich Rechnung tragend, Leben, Sitten und Gewohnheiten der ganzen über unsere Erde verbreiteten Thierwelt in einen Gesammtrahmen vereinigte. Es wäre banal, Weiteres zum Lobe des Buches anzuführen oder ihm Kleinigkeiten am Zeuge zu flicken, die sich immer finden lassen, Nachlässigkeiten in Stil und der Ausdrucksweise, die übrigens der Verfasser schon vielfach in der zweiten Auflage ausgemerzt hat — so wie es ist und in seiner zweiten Auflage geworden ist, gehört es zum Hausschatze unseres Volkes und beweist, durch den Erfolg, den es aufzuweisen hat, den hohen Grad von Achtung, welchen Deutschland den Naturstudien zollt.

Ludwig Spach zum Gedächtniß.

Von Friedrich von Weech.

Von den Männern, welche deutschen Geist und deutsches Wissen im Elsaß auch unter französischer Herrschaft mit Liebe und Verständniß gepflegt haben, ist in Ludwig Spach zu Straßburg am 16. October d. J. einer der hervorragendsten gestorben. Am 8. November wäre er 79 Jahre alt geworden; seinem Aussehen nach hätte man ihn wohl für noch älter halten können, in dem zarten und gebrechlichen Körper aber lebte eine Seele, die sich Kraft und Rüstigkeit der Jugend bewahrt hatte. Trotzdem war er freigebig mit lauten Klagen über die Last des Greisenalters, die ihn niederdrückte, und über das Gefühl, nicht mehr wie in früheren Jahren arbeiten zu können. Es war wenn er so sprach, nicht schwer, ihn zu widerlegen, denn ihm blieb bis in seine letzten Lebensjahre eine Fähigkeit, rasch und leicht literarisch zu produciren, erhalten, um die wir Jüngeren allen Anlaß hatten, ihn zu beneiden.

Diese Klagen waren zudem nicht von neuem Datum; schon als ich Spach kennen lernte, in den 1860er Jahren, stellte er dieselbe ungerechte Behauptung auf. Meine Beziehungen zu ihm rührten von einer Besprechung seiner „Biographies Alsaciennes“ her, die ich in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte, welche damals Moritz Hartmann redigirte. Jede Anerkennung seines Wirkens, die er in Deutschland fand, freute den alten Herrn doppelt, und so lag ihm denn auch daran, zu erfahren, wer der Recensent dieses Buches gewesen. Moritz Hartmann respectirte das Redactionsgeheimniß und schickte mir, bei einem Besuche in Karlsruhe, jene Anfrage mit, ich hatte natürlich keinen Grund, meinen Namen zu verschweigen, schrieb ein paar Worte nach Straßburg, und von da an haben wir in einer zwar nicht regelmäßigen, aber auch nie wieder ganz erloschenen Correspondenz gestanden. Unsere persönliche Bekanntschaft vermittelte ein paar Jahre später Frau Therese Robinson, jene interessante alte Dame, die in ihrer Jugend unter dem Namen Talvj die serbischen Volkslieder ins Deutsche übertragen, und dafür noch des greisen Goethe lobende Anerkennung gefunden hatte. Später mit dem berühmten Palästina-Forscher Robinson vermählt und nach Amerika übersiedelt, war sie nach dessen Tode wieder nach Deutschland gekommen und verbrachte einen Winter in Karlsruhe, um in der Nähe ihres Sohnes zu leben, der amerikanischer Consul in Straßburg war. Dort hatte sie nicht bleiben mögen; der patriotischen deutschen Frau war es unerträglich, die alte deutsche Stadt unter französischem Regime zu sehen. In Straßburg hatte sie Spach kennen lernen und die beiden alten Leute hatten sich sehr befreundet. Spach schätzte Frau Robinson auch als Schriftstellerin sehr hoch, und in der That verdienen auch die anziehenden Romane und Novellen, die sie — alle unter dem Namen Talvj — bis in ihr hohes Alter schrieb, die Vergessenheit nicht, in die sie gerathen zu sein scheinen. Durch Frau Robinson also lernte ich bei einem kurzen Aufenthalte in Baden-Baden Spach persönlich kennen, und die Hochachtung und Verehrung, die ich für den Schriftsteller empfunden, durfte ich nun ganz und voll auf den Menschen übertragen.

Seine äußere Erscheinung erinnerte etwas an das ancien régime. Tadellos gekleidet, mit weißer Halsbinde, das hagere Gesicht glatt rasirt, konnte er ebenso gut für einen Pastor als für einen Diplomaten gehalten werden. Und von Beiden war auch etwas in seinem ganzen Wesen. Er war ein Mann von positiv kirchlicher Gesinnung, aber ohne jede Spur von Fanatismus, Protestant, aber in katholischen Verhältnissen sehr wohl orientirt, in seiner Ausdrucksweise mild und wohlwollend, zurückhaltend und vorsichtig. Er lebte und webte noch in der Vorstellung, die freilich seit dem Rheinlärm, den Thiers in den 40er Jahren angezettelt hatte, antiquirt war, daß der Elsaß berufen sei, die zwei großen Nationen, Deutsche und Franzosen, durch die Pflege der gemeinsamen geistigen Güter zu versöhnen, das Medium zu sein, durch welches jede von der andern erhalte, was ihr fehle, um dagegen von dem ergänzend abzugeben, an dem sie Ueberfluß habe. Schweren Herzens nur ließ er sich überzeugen, daß eine solche Mission wenig Chancen habe in einer Zeit, da die Revanche für „Sadowa“ die Parole war welche die öffentliche Meinung in Frankreich und auch im Elsaß beherrschte. Ich meine den klagenden Ton seiner wohlklingenden Stimme noch zu hören, wie er auf einem Spaziergang in der Lichtenthaler Allee von dem Kummer sprach, mit dem ihn der Gedanke an einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erfülle.

Wie oft mußte ich seiner Worte während der Belagerung von Straßburg denken! Es war daher nichts natürlicher, als daß ich am Tage nach der Capitulation meine Schritte zuerst nach der Mairie lenkte, in deren ausgedehnten Baulichkeiten seine Wohnung sich befand, die er als Archivar des Unterelsaß inne hatte. Und es war mir ein Trost, zu hören, daß der alte Herr Gelegenheit gefunden hatte, schon in den ersten Tagen der Beschießung, nachdem er die Schätze seines Archivs geborgen, mit einem Erlaubnißschein der Belagerer den Schrecken des

Bombardements zu entrinnen und in Baden-Baden eine sichere Zufluchtsstätte zu finden.

Mit großer Entschiedenheit — mit viel größerer als man von seiner im Allgemeinen etwas ängstlichen Sinnesart erwarten konnte — stellte sich Spach nach dem Rückfall des Elsasses an Deutschland auf die deutsche Seite. Er hat keinen Augenblick gezögert, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die neuen Verhältnisse dauernde sein werden. Von seinen zahlreichen Freunden in Frankreich, noch mehr von seinen französisch gesinnten Landsleuten, wurde er darum viel angefeindet, ja selbst sehr schmerzliche und beleidigende Kränkungen von Personen, die ihm nahe gestanden hatten und Dank schuldig waren, blieben ihm nicht erspart. Er empfand sie bitter, aber er ertrug sie mit Resignation. Er war sich bewußt, das Richtige gethan zu haben, den Weg gegangen zu sein, den das Urtheil des Weltgerichtes seinem Lande vorgezeichnet hatte.

Wenn er früher — unzweifelhaft von dem Streben geleitet, sein ganz auf dem Boden deutscher Wissenschaft erwachsenes Wissen und Können auch für die des Deutschen Unkundigen nutzbar zu machen — meist in französischer Sprache geschrieben, so schrieb er von nun an die überaus zahlreichen größeren und kleineren Aufsätze, die er seit 1870 veröffentlichte, in deutscher Sprache, die er ebenso wie die französische als Meister beherrschte. Bei der überwiegenden Zahl der Feuilletons, die er in der „Straßburger Zeitung" erscheinen ließ, war seine Absicht erkennbar, die deutschen Leser über elsässische Zustände zu orientiren, und die achtungswerthen Leistungen, welche die Vergangenheit des Landes unter französischer Herrschaft aufzuweisen hat, in die Wagschale zu legen, in der die neue Regierung die Geschicke des Elsasses abwog.

Das größere Publicum interessirt wenig zu wissen, daß er ein sehr fleißiger und sorgfältiger Archivar gewesen, aber wer seine vielen und schönen Essays und Biographien liest, wird erkennen, daß sie aufgebaut sind auf dem soliden Grunde originaler und methodischer Forschung.

Wie er in meiner Erinnerung lebt: ein geistreicher und liebenswürdiger Mann, von vornehmer Denkungsart, voll Wohlwollen und Freundlichkeit für Jeden, der ihm näher trat, verbindlich und gefällig auch gegen den ferner Stehenden, ein tüchtiger und gewissenhafter Beamter, ein eifriger Forscher, ein eleganter Stilist, ein überaus productiver Schriftsteller, so wird sein Bild im Elsaß fortleben und in den literarischen Kreisen Deutschlands und Frankreichs unvergessen bleiben. Und die besonnenen Franzosen werden sein Andenken darum nicht weniger in Ehren halten, weil wir Deutschen zu dem Lorbeer, den wir dem Gelehrten und dem Literaten zuerkennen, auf sein frisches Grab auch noch den Eichenkranz legen, mit dem wir die Verdienste des Patrioten belohnen.

Anzengruber als Erzähler.

II.

Interessant sind alle die Bauerngeschichten, die Anzengruber als „Dorfgänge" zusammengestellt hat, wenn auch nicht gleichwerthig. Zum Glück für den Dichter. Denn diese Verschiedenheit im Werthe weist zugleich die stetigen Fortschritte auf, die Anzengruber als Dichter überhaupt und besonders in der Kunst des Erzählens gemacht hat.

Man erkennt zwar schon in der kleinen Geschichte aus dem Jahre 1868, „Die Police", denselben Schriftsteller, der zehn Jahre darauf uns erzählen wird, „wie der Huber ungläubig ward" und wie Jakob den lieben Herrgott überlistet. Aber wie glücklich haben sich in diesen späteren Erzählungen die Keime, die wir in den Jugendgeschichten hervorbrechen sehen, entwickelt! In jenen kündigt sich ein viel verheißendes Talent uns an, aus diesen spricht ein ausgereiftes. Anzengrubers Beobachtung vertieft sich immer mehr. Seine Anschauungen gewinnen mit den Jahren eine immer stärkere Festigkeit. Sein Vortrag wird zugleich knapper und charakteristischer. Die Aufgaben, die er sich stellt und die Probleme, denen er nachforscht, werden bedeutender, und der Dichter wächst mit seinen höheren Zwecken.

„Die Police" — Bekehrung eines alten Sünders durch die anständigen Gesinnungen und Handlungen seiner Nebenmenschen — ist, wenn man von einigen sehr gelungenen Einzelheiten absieht, jedenfalls die unerheblichste Geschichte der ganzen Sammlung. Da macht es sich Anzengruber noch etwas leicht, die Wandlung in der Sinnesart des Menschen zu schildern. Wir müssen es dem Dichter auf sein Wort glauben, daß der alte Sünder sich bekehrt, ohne daß wir die Nothwendigkeit dieses Umschwunges empfänden. Wir werden später bei der Besprechung der Erzählung „Wie der Huber ungläubig ward" zu constatiren die Gelegenheit haben, wie viel bedeutender, wahrer und origineller der gereifte Dichter denselben seelischen Proceß, der schon den unfertigen reizte, mit dem entgegengesetzten Ausgange — wenn man den Vorgang vom Standpunkte der Kirche aus betrachtet — nämlich: die Sündigwerdung des bisher Gläubigen — zu veranschaulichen, und wie er uns von der Folgerichtigkeit dieses Umschwunges zu überführen weiß.

Viel fesselnder und viel tiefer greifend ist die zweite Geschichte vom „Gänseliesel", die auch fünf Jahre später (1873) entstanden ist. Hier ist Anzengruber bereits auf den Vorwurf gerathen, der seiner Eigenart am meisten zusagt, und auf den er mit leicht erkennbarer Vorliebe immer wieder zurückkommt. Es ist eines der Kapitel aus dem großen Buche, das wir „Bauernglauben und Bauernphilosophie" überschreiben könnten, — ein wunderliches Buch, erfüllt von dunklem Zweifel und unbefriedigtem Halbwissen.

Es reizt Anzengruber vor Allem, dem Philosophiren des Ungelehrten nachzuspüren, dem fruchtlosen Grübeln, das fast immer zu einem tragischen Ausgange führt. Er schildert uns, wie dem Bauern, der in seiner Dorfschule so ungefähr lesen und schreiben und viel besser die Wunder- und Heiligengeschichten erlernt hat, in einer Thätigkeit, die keine besondere körperliche und gar keine geistige Anstrengung beansprucht — etwa beim Hüten der Schafe und Kühe — durch die Beobachtung der Natur unter Gottes freiem Himmel allerhand krause Fragen aufgedrängt werden, die ihm durch den Kopf gehen und die er nicht beantworten kann. Es ist natürlich. Kinder und Unwissende verfallen gewöhnlich auf solche Fragen, vor denen der Verstand der Verständigen rathlos stehen bleibt. Die gewaltigsten und unlösbaren Probleme, also etwa die Klarlegung der Begriffe des Anfangs und Endes, der Unermeßlichkeit des Raumes, der Unsterblichkeit der Seele, der Allmacht und Allgegenwart Gottes und dergleichen, — das sind die Räthsel, die der grübelnde Schafhirt, während er mechanisch Masche an Masche des großen Strumpfes strickt, auf seine Weise verstehen und ergründen will. Er selbst macht es wohl kaum klar; er weiß nicht, wo er den Hebel ansetzen soll, um die Last von Verworrenheit, von Halbwissen und Unwissen, die schwer auf seinem Gehirn ruht, zu heben. Es fehlt ihm Alles dazu; er kennt nicht einmal die dürftigsten und unzulänglichsten Schulbegriffe, die den Unterrichteteren zu der entmuthigenden Einsicht führen, „daß wir nichts wissen können". Er empfindet eben nur den offenbaren Widerspruch zwischen dem, was das Auge sieht, der Verstand begreift, und dem, was die Einbildungskraft zu verheißen scheint und der Glaube lehrt.

Die Gänseliesel ist so ein Bauernkind — eine sinnige Natur; und dies Sinnen ist ihr Verderben. Während sie die Gänse hütet, blickt sie zu den Wolken auf, deren Farbe und Form wechseln, die bald träge verharren, bald im Fluge segeln — und sie fragt sich: wozu das? Und Gott, von der man ihr erzählt hat, daß er im Himmel droben ist? Und ihr Schutzengel, der sie neulich, wie ihr die Mutter gesagt, gehalten hat, — sonst wäre sie sicherlich die große Bodentreppe hinuntergefallen? Was und wozu ist das? Man hat sie auf die Schule vertröstet. Da erfährt sie auch nichts. Da hat man ihr wieder gesagt, am Tage der ersten Communion, wenn sie den Körper

des Herrn genießt, dann werde ihr Alles klar werden, dann werde sie verstehen lernen, weshalb die Pflanzen blühen, die Vögel lärmen, die Sonne scheint.

Und am Himmel begann sich's zu röthen und die Vöglein erwachten und begannen ihr lärmendes Morgengeschrei und die Gräser schüttelten den Thau von sich. Und Liesel sah all' das freundlich mit ihren braunen Augen und lachte: „Na, wartet nur, bald sollt Ihr mir Alle sagen, wie Ihr heißt und wozu Ihr auf der Welt seid."

Bei der letzten Hütte, unten am Hügel, fuhr gar der Hund an dem Zaune des Hofes hinter den Kindern, die ihn neckten, her und bellte wüthend.

Liesel, als die Letzte, stellte sich vor den Zaun und lachte gar hell auf, so daß der Hund darüber beruhigter sein Bellen einstellte und leise knurrte.

„Wart' nur, Sultel," sagte sie lustig, „bald sollst mir sagen, was Du auf uns geschimpft hast!" — Der Hund, von der freundlichen Absicht der Sprecherin überzeugt, gähnte und reckte die Hinterbeine von sich und wedelte.

Sobald sie das Gottesbrod empfangen hat, läuft sie in den Wald.

Inmitten des grünen Wiesenflecks stand Liesel und ihr kleines Herz klopfte stürmisch. Schon brachte es die kleine Hand nach dem Munde, den sie bisher geschlossen gehalten, das geheimnißvolle Himmelsbrod noch einmal vor's Auge zu bringen, aber das schien ihr Sünde, sie ließ beide Hände sinken, schloß die Augen und — schluckte.

In ihr blieb Alles beim Alten, und als sie die Augen öffnete, da war ihr wieder der Wald wie früher, stumm waren die Vöglein nicht, auch die Käfer schwirrten und die Gräser rauschten, aber sie verstand sie nicht.

Gott mußte sie nicht lieb haben.

Und die Augen weit aufgerissen, wie über etwas Unverstandenes, warf sich das Kind, zu Tode betrübt, der Länge nach ins Gras.

Und der warme Strahl der Sonne, der durch das Blätterdach auf ihre Ruhestelle schmeichelnd fiel, der Duft der Kräuter, ihre Ermüdung und der Hunger ließen sie bald einschlummern.

Die Jahre vergehen. Liesel ist groß und stark geworden, aber ein unnützes Ding, eine müßige Träumerin, die in die Weite starrt und nichts Gescheidtes verrichten mag. Sie wird mißachtet, verhöhnt und verspottet. Ihr Wissensdrang ist noch immer ungestillt. Da eines Tages als sie wieder die schnatternde Schaar vor sich hertreibt — zu Anderem ist sie ja nicht zu gebrauchen — hat sie den Einfall, da Gott ihr Gebet nicht erhört hat, sich nun einmal an die heilige Maria zu wenden.

Ich lasse jetzt Anzengruber selbst sprechen und theile den Schluß dieser Geschichte fast ohne Kürzung vollständig mit. Es läßt sich nicht nacherzählen. Das Kunstwerk muß in seiner Unversehrtheit erhalten bleiben:

Dort längs der Weide führte ein schmaler Steg hinauf, da stand ein Marienbild. Dort blieb sie stehen und sah zur Jungfrau mit dem Kinde empor, dann setzte sie sich davor ins Gras, pflückte einige Wiesenblumen, zog aus ihrer Schürze einen Faden, band einen Strauß, den sie in die Nische zu Füßen des Bildes legte.

„Unser Herrgott ist ein Mann," sagte sie, „der versteht Unsereins nicht so gut, man kann ihm auch nit Alles so sagen, wenn ich mit Dir reden könnt', möcht' vielleicht noch Alles gut werden. Ist's doch kein größer's Wunder, wenn der Tode wieder lebendig würd', wie daß der lebendige Mensch kann sterben! Hättest nichts dagegen, käme ich heut' Nacht zu Dir in die Kirch'!"

Sie trieb ihre Gänse weiter.

„Mit ihr hätt' ich schon früher reden sollen."

Abend ward's, die Kirche lag so still und friedlich oben auf dem Hügel, die Pforte war halb offen — der Meßner trat jetzt ein und schloß das Thurmgemach auf, hinter ihm polterten ein paar Buben herein, die wollten das Abendgebet einläuten. Der Alte ließ sie gewähren.

„Es ist genug," sagte er dann zu den Buben, die an dem Stricke baumelten, — noch ein paar Züge mußten sie thun, dann ließen sie es.

Das Geläute verstummte, die Luft war wieder ruhig. — Jetzt fiel die Kirchthüre ins Schloß und der Schlüssel drehte sich und die Kirche war verlassen.

Langsam stieg der Mond herauf, einzelne Sterne brannten wie Feuer, der Wald rauschte, es ging ein stilles Athmen über Berg und Thal. In der Kirche fiel in breiten Streifen das Mondlicht über die Steinplatten des Bodens, durch die Fenster auf der entgegengesetzten Seite sah man die Sterne flimmern. Hier und da glänzte eine Goldleiste oder Tresse im Mondlichte, dort unter der Kanzel waren etliche Votivtafeln, die von Wundern sprachen, verheißungsreich streifte sie das Mondlicht, das von den Steinen noch eine kleine Strecke an den Wänden hinaufkroch. Tief im Schatten unter dem Chor hingen welke Kränze, Todtenkränze. Die Heiligen an den Altären standen ruhig und still — beschaulich.

Nichts regte sich.

Doch halt! Jetzt rauschte es und hob sich's in dem großen Kirchenstuhle ganz vorne am Altare, eine dunkle Gestalt trat daraus hervor in das Schiff der Kirche; sie mochte lange Zeit in unbequemer Lage zugebracht haben, denn sie schüttelte sich und streckte sich, als wären ihr Arme und Beine eingeschlafen, dann sah sie rings um sich und schritt leise auf den Altar zu, über dem ein geschnitztes Muttergottesbild stand.

„Jetzt lass' mit Dir reden!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen aber wehte ein scharfer Wind plötzlich über die Berge her, und führte im Gefolge ein Heer finsterer Wolken herauf, die deckten die Gestirne und rückten dann allmählich los auf den Mond, und holten ihn ein und deckten die ganze Erde mit Nacht, — in der Kirche erloschen die leuchtenden Streifen auf den Quadersteinen, die Votivtafeln hingen im tiefen Schatten, gleich den Todtenkränzen, — leise begann es zu regnen, eintönig schlugen die Tropfen nieder auf den Schindeln der Dächer, — im ewigen Gleichtakte tickte und tropfte es, und das lag weit über dem Lande, und jeder Schwall des Regens, der niederfiel, gab in seiner Gleichförmigkeit einen betäubenden Lärm.

Ein gleiches Tropfen, Ticken, Rinnen, Quirlen — man versteht sich selbst nicht mehr in dem Geräusch, die Rede verstummt, das Gebet wird stille, nur hier und da macht sich ein Schelten um so lauter, als es ohnmächtig ist.

Mit dem kommenden Morgen war das vorüber, die Bäume schüttelten ihre regenschweren Häupter, das Gras war fast ertränkt, und am Himmel, der selbst angegriffen schien, zogen einzelne Wolkenfetzen dahin.

Der Meßner ging über den Platz und schloß die Kirche auf.

„Jesus Maria!" Was war das? Die Muttergottes war vom Altar verschwunden und dort lag Eines auf der Erde.

Der Mann trat näher.

Die Gänseliesel war's, die bewußtlos am Boden lag und das Muttergottesbild im Arm hatte; die gestickten, kostbaren Kleider der Statue lagen verstreut umher.

„Jesus! Jesus!" sagte der Mann, „was wird's da gegeben haben?" Er rüttelte die Ohnmächtige und schüttete ihr Weihwasser ins Gesicht.

Die Dirne schlug die Augen auf, dann deutete sie auf das Marienbild: „Die ist auch nur von Holz!"

„Alle Heiligen, steht dem Dinge bei!" sagte der Alte, „die ist ganz übergeschnappt!"

„Die ist auch nur von Holz!"

Die Liesel fällt ihren Eltern nun ganz zur Last, tagüber starrt sie in die Wolken, wie früher, aber sie frägt nach nichts und Nachts läuft sie oft aus und schreit: „Die ist von Holz!" daß die Nachbarsleute darüber vom Schlaf auffahren; da müssen jedesmal die Ihren heraus und sie mit Gewalt wieder zu Bette bringen.

„Das ist die Strafe Gottes für das Ding, das all' sein Lebtag' fürwitzig war," meinten einige fromme Leute.

Hättest Dir's eben auch bequem machen sollen auf der Welt, und nach nichts fragen oder Dir nichts zu Herzen nehmen sollen, konntest dann noch heute Deine Gänse hüten, dort unten am Bache, bei den Büschen, weißt Du, bei den Büschen, was lachst Du denn? — aber selbst die Gänse hast Du verdorben; frage nur die kleine Judith, die jetzt dort wohlmeinend die Gerte schwingt: „Wollt ihr denn nie pariren, ihr Vieher!"

Ueber die letzte größere Geschichte dieses ersten Bandes, „Diebs-Annerl", aus dem Jahre 1875, will ich nicht eingehender sprechen, da dieselbe unbeschadet ihrer äußeren Vorzüge schon durch die Wahl des Stoffes nicht geeignet ist, diejenige Eigen-

schaft des Verfassers, die mir als die besonders charakteristische erscheint, so scharf hervortreten zu lassen, wie ihm dies in den späteren Geschichten ermöglicht ist. Als dichterisches Werk steht „Diebs-Aunerl" der Erzählung vom Gänseliesel keineswegs nach; sie ist sogar reicher in der Erfindung und voller im Ton. Einige Beobachtungen und Reflexionen, wie z. B. die Erklärung des Diebsgelüstes bei dem Proletarierkinde, sind wegen ihrer Schärfe und Zutreffendheit sehr bemerkenswerth, die Schilderungen der anmuthigen und ergreifenden Situationen zum Theil ganz meisterhaft. Aber der Verfasser hat hier eben abgelenkt, und auf allen seinen Fahrten will ich ihm diesmal nicht folgen. Mit der nächsten Geschichte, die den zweiten Band eröffnet, lenkt er in sein eigentliches Fahrwasser wieder ein. Da haben wir wieder den Conflict mit dem Verstande, der zu sehen trachtet, und dem blinden Glauben; und wir werden die Wirkungen dieses Conflictes, wie sie sich in der Natur des Ungelehrten offenbaren, mit dem Dichter und Philosophen genauer beobachten können.

(Der Schlußartikel folgt.)

Paul Lindau.

Bulgarisches.*)

Friedrich Kohn, den Lesern der „Gegenwart", in welcher er sich in der Regel des Pseudonyms Paul d'Abrest bedient, durch eine Reihe geistreicher Feuilletons rühmlich bekannt, hat den letzten orientalischen Krieg als Correspondent des „Siècle", des „Rappel" und der „Indépendance Belge" mitgemacht und in diesem Buche zusammengestellt, was er in der genannten Eigenschaft Aufbewahrenswerthes geschrieben. Wenn man Kriegscorrespondenzen zwei Jahre nach ihrer Entstehung und ersten Veröffentlichung, und lange nach Beendigung des Krieges, noch zu lesen vermag, so ist dies ein Beweis, daß sie gut sind und Vieles enthalten, das über die Interessen der Situation hinausgeht und emporragt. Die gewöhnlichen Kriegsberichte werden durch die wissenschaftlichen Darstellungen der Kriegsgeschichte überholt und in den Schatten gedrängt, während gleichzeitig auch das Anecdotische in denselben mit jedem Tage an Interesse verliert. Mit diesen Berichten, welche unter dem Titel „Zig-Zag in Bulgarien" zusammengefaßt sind, ist es anders. Sie verdienen auch heute noch gelesen zu werden und enthalten viel mehr, als der Titel verspricht. Der Verfasser reist von Paris über Berlin nach St. Petersburg und beginnt seinen schriftstellerischen Feldzug in der russischen Hauptstadt, indem er uns von dortigen Personen und Zuständen viel Pikantes zu erzählen weiß. Dann rückt er mit derselben Langsamkeit, wie die russische Armee, über Moskau, Kiew und Jassy nach der rumänischen Hauptstadt vor, wo er sich gleichzeitig mit dem russischen Generalstab fixirt, um den Donauübergang zu erleben. Nun folgen Bilder aus dem Krieg, aus Bulgarien, Rumänien und der Dobrudscha — Bilder von scharfer und klarer Zeichnung und lebhaftem Colorit — und dann kehrt der Verfasser, noch vor dem Falle von Plewna donauaufwärts zurück, d. h. auf schlechten Schienen und noch schlechteren Landstraßen, bis nach dem ungarischen Orsowa, wo er anfangs unter Räubern zu sein glaubt, aber ein vortreffliches östreichisch-ungarisches Hotel von westeuropäischem Comfort findet. Von da über Budapest und Wien nach Paris ist nur ein Schritt, denn die Civilisation läßt uns Raum und Zeit leicht überwinden.

Jules Claretie hat das Buch mit einer Vorrede begleitet, welche einige echt französische Bemerkungen enthält über „diesen Krieg, in welchem die Wunden mit Champagner (wenigstens bei dem russischen Generalstab) ausgewaschen werden", über diesen Krieg, „welchem die Pest auf dem Fuß folgt, um zu zeigen, wie die Todten sich rächen". Die Vorrede hebt die Verdienste des Verfassers hervor, jedoch das Hauptverdienst übergeht sie, nämlich daß der Verfasser keine bloßen Redensarten macht, sondern erzählt, was er selber gesehen hat, daß er ein scharfes Auge (namentlich für die Sittenzustände) besitzt und das Gesehene anschaulich und lebhaft zu schildern versteht. Ich habe im Jahre 1875, als die Wolken schon bis auf die Erde herab hingen, aber das Wetter selbst noch nicht ausgebrochen war, diese Donauländer bereist und in meiner „Türkischen Reise" Bd. I u. II (Stuttgart 1876 u. 1877, Auerbach) meine Reiseeindrücke wiedergegeben. Es war mir von hohem Interesse, meine Wahrnehmungen, gemacht während des Friedens, mit denjenigen des Herrn Kohn-Abrest, gemacht während des Kriegs, zu vergleichen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß in jenem Lande zwischen den Kriegs- und Friedenszuständen keineswegs eine so große Differenz besteht, wie im westlichen Europa.

Da im gegenwärtigen Augenblick Deutschland, zum Theil veranlaßt dadurch, daß ein deutscher Prinz den bulgarischen Thron bestiegen hat, diesem Lande eine etwas größere Aufmerksamkeit zuwendet als gewöhnlich, so will ich nicht verfehlen, den Blick des geneigten Lesers auf zwei weitere Bücher zu lenken, welche ebenfalls geeignet sind, uns in Betreff der Bulgaren, ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart zu belehren. Es sind erstens die „Geschichte der Bulgaren." Von Constantin Josef Jireček (Prag 1876, Tempsky), und zweitens „Die Balkan-Haiduken." Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slaventhums. Von Georg Rosen (Leipzig 1878, F. A. Brockhaus).

Obgleich der Verfasser des erstgenannten Werkes, Herr Jireček, aus seinen Sympathien für die Sache der Slawen, und insbesondere der Südslawen, keinerlei Hehl macht, so läßt er doch niemals die Pflichten des Geschichtsforschers und des Geschichtschreibers außer Augen. Er geht überall zurück auf die Quellen, welche gerade bei diesem Stoff sehr schwer zugänglich und in den verschiedensten Sprachen geschrieben sind. Seine Forschung ist außerdem geleitet von der strengsten historischen Kritik; und seine Darstellung ist übersichtlich und fesselnd.

Die geographische Einleitung gibt uns in der größten Gedrängtheit eine klare und vollständige Uebersicht der betreffenden Gebiete. Sie führt uns auf den Balkan, wobei ich eine etymologische Bemerkung einschalten will: Balkan ist türkisch und bedeutet „die Alp" oder „die Alm", d. h. das zweite Stockwerk der Berge. Zu ebener Erde und am unteren Abhang haust die Landwirthschaft. Im ersten Stock befinden sich die Wälder; diesen Bergwald nennt der Slawe nicht Alp, sondern „Gora" oder „Gura". Der zweite Stock besteht aus Matten, die über die Wälder emporragen und mit kahlen Felsen garnirt sind, gleichwohl aber für Rindvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. geeignete Weideflächen darbieten. Den Gesammtcomplex dieser Alpen nennt dann der Türke nicht mit dem Singular Balkan, die Alp, sondern mit dem Plural: Balkanlar, die Alpen. Ganz in derselben Weise wie die Türken das Wort Balkan, gebrauchen die Slawen das Wort Planina. Den Hauptgebirgsstock nennt der Slawe die Stara-Planina, der Türke Khodscha-Balkan, d. h. die alte Alp. Der Westbalkan heißt der Balkan des heiligen Nikolaus, Sweti-Nikola-Balkan, der Ostbalkan heißt Murgaš-Planina; er ist der Hauptschauplatz der bulgarischen Volks- und Räuberlieder. Und so hat dann weiter jede einzelne Alp ihren besonderen Namen, gerade wie in der Schweiz und Tirol, einen Namen, der auf Türkisch immer mit „Balkan", auf Slawisch immer mit „Planina" endet, d. h. mit Alp. So haben wir die Sopotka- oder Trojanska-Planina, die Klisurska-Planina, die Cemerna-Planina, die Etropolska-Planina, die Mirkovska-Planina u. s. w. Doch dies nur beiläufig.

Jireček führt uns weiter nach der Strandža, welche die Ostseiten Thraciens einfaßt, nach dem rumelischen Mittelgebirge der Sredna-Gora, nach der Rhodope, dem Wardar- (Axius-) Gebirge (eine seiner Spitzen ist der Berg Athos, der Sitz eines Mönchsstaats, dessen Gebiet seit unvordenklichen Zeiten kein weibliches Wesen betreten), nach dem Sar-Planina mit dem weithin sichtbaren prachtvollen Berge Ljubitern, 8000 Fuß überm Meer, den es der Aussicht wegen so sehr lohnt zu besteigen, nach den westmacedonischen, albanesischen und serbischen Bergen u. s. w.

*) „Zig-Zags en Bulgarie" par Frédéric Kohn-Abrest. 8. Paris 1879, Charpentier.

Nicht minder anschaulich als die orographische ist die hydrographische Uebersicht über die Gebiete des Aegäischen, des Adriatischen Meeres und der Donau.

Der lehrreichste Theil des Buches sind die „bulgarischen Alterthümer". Ich meine damit jene Kapitel, welche eine Schilderung der altbulgarischen Staats-, Volks- und Gesellschaftszustände enthalten. Noch nie ist dieser schwierige Gegenstand so erschöpfend und mit Aufwendung aller Hülfsmittel behandelt worden.

In der neueren Geschichte interessiren uns am meisten erstens die Periode der Hellenisirung der Bulgaren durch die phanariotischen Bischöfe und den Patriarchen in Constantinopel im Anfange dieses Jahrhunderts, zweitens die Russificirungsversuche, welche die Niederkirche gegen die Hochkirche, die Popen gegen die Bischöfe aufriefen und durch Geld, durch die vorzugsweise in Böhmen ausgebildeten Priester und durch die Literatur und die Presse erfolgreich einwirkten, und endlich ein, jedoch vollständig im Sande verlaufener Versuch Napoleons III., die Bulgaren durch die Jesuiten der römisch-katholischen Kirche zu gewinnen und dem Franzosenthum zu befreunden, während der Fürst Schwarzenberg in seiner Denkschrift von 1851 schon den Plan entwarf, Bosnien, die Herzegowina und Macedonien, mit Inbegriff des Wardargebietes und des prachtvollen Golfes und Hafens von Saloniki, an Oestreich zu annectiren und die schwarz-gelbe Fahne bis zum Aegäischen Meer vordringen zu machen.

Ich habe dies politisch-kirchliche Durcheinander schon im Mai 1876 beleuchtet in meiner „Türkischen Reise" Bd. II, Seite 105 u. ff.

Das Buch von Georg Rosen, dem Verfasser der vortrefflichen „Geschichte der Türkei, von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariser Tractat vom Jahre 1856" (2 Theile, Leipzig 1866, 1867, Hirzel) verdient deshalb eine besondere Beachtung, weil Herr Rosen längere Zeit als deutscher Consul in Belgrad fungirt hat, die Slawen aus eigener Anschauung genau kennt und auch die verschiedenen südslawischen Idiome versteht. Es behandelt zwar nur das Räuberleben auf dem Balkan und auf den Abhängen desselben, aber gerade dieses Räuberthum bildet einen sehr wichtigen integrirenden Bestandtheil der dortigen Zustände und spielt auch in der Politik seine Rolle, wie dies auch der slowenophile Jireček ausdrücklich und wiederholt anerkannt hat.

Herr Rosen folgt in einem Theil seines Werkes einem englischen Buche von S. G. B. St.-Clair, Capt., und Charles A. Brophy, das 1869 in London erschienen und betitelt ist: „A Residence in Bulgaria, or notes on the resources and the administration of Turkey". Die Herren St.-Clair und Brophy sind nicht minder turkophil, wie die Herren Hilferding, Kanitz und Jireček slowenophil sind. Allein man kann trotzdem von den beiden englischen Schriftstellern dasselbe sagen, wie von Herrn Jireček, nämlich, daß ihre Sympathien wohl ihr Urtheil etwas beeinflussen, aber nie ihren Bericht über die Thatsachen, und deshalb legt Rosen den Berichten seiner englischen Gewährsmänner mit Recht einigen Werth bei.

Den Hauptbestandtheil, wenigstens den unterhaltendsten und interessantesten, bilden neben den vortrefflichen „Proben der Haidukenpoesie, im Versmaß der Originale übersetzt", die Memoiren des Panajot Hitow. Der griechische Vorname Panajot bedeutet einen der allerheiligsten (πᾶν-ἁγία) Mutter-Gottes geweihten Menschen, wie Kyriakos einen Gott selbst geweihten bedeutete. Panajot ist der Sohn des Iwan und der Enkel des Christoskal. Auch der letztere Name ist griechisch, hat aber mit Christus nichts zu schaffen, sondern ist eine Zusammensetzung von χρηστὸς (Chrestos), der Starke oder der Brave, und Καλὸς (Kalos), der Schöne, bedeutet also: der Brave und Schöne. Diese Vornamen zeigen uns schon, wie hier das hellenische und und das slawische Element durcheinander spielt.

Im Jahre 1856 starb der Vater Iwan. Seine Kinder theilten unter sich und ohne Mitwirkung der Gerichte. Der Sohn Panajot erhielt nach bulgarischem Rechte das Haus vorab. Später aber riefen die Töchter den türkischen Kadhi an, und dieser verfügte gleichheitliche Theilung. Die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit dieses Urtheils genügte für Panajot zur Flinte zu greifen, Frau, Haus und Hof im Stich zu lassen und in die Stara-Planina (die alte Alp) zu entweichen, um sich dem Haidukenleben zu widmen. Sein Schwager Stojan ging mit ihm, und zwar aus folgendem Grunde: Stojans Bruder Todor hatte eine Rauferei, worin ihm die Türken ein Bein entzwei schlugen. Um den lahm gewordenen Todor zu rächen, tödtete Stojan meuchlings die beiden Türken, welche er für die Beinbrecher hielt; da man aber dem doppelten Meuchelmord auf die Spur kam, ging Stojan mit in die Stara-Planina. Den Schauplatz der Haidukenthaten beschreibt Jireček, unter ausdrücklicher Berufung auf Panajot, dem auch er vollkommenen Glauben schenkt, mit folgenden Worten:

„Von dort beginnen die Urwälder des Balkan, verborgen in düsteren Schluchten und fast unzugänglichen Hochthälern. Granit und Gneis bilden diese Partie der Balkankette. Der höchste und wildeste Theil des Balkan ist hier zwischen Sipka und dem Paß von Sliven, etwa 15 Meilen lang. Ein kahler felsiger Kamm überragt hoch die dichten Buchenwälder der tieferen Regionen. Seit Jahrhunderten ist in diesem unwegsamen Hochgebirge der Lieblingsaufenthaltsort der bulgarischen Haiduken (Klephten); jeder Berg, jede Schlucht, jede Quelle hat bei ihnen ihren Namen, ihre Sagen, ihre Lieder. Doch nur zur Sommerszeit ist auf diesen luftigen Höhen eine Existenz möglich. Wie es hier im Winter aussieht, wird am besten illustrirt durch eine Stelle aus den merkwürdigen Aufzeichnungen des Haidukenwojwoden Panajot Hitow: „Der Wind wüthete wie rasend, der Schnee glänzte blendend weiß, die Flüsse und Gießbäche brausten klagend dahin, die Wölfe heulten in dem Gebirg und einige Wintervögel kreischten — sonst hörte und sah man gar nichts. Uns war es furchtbar schwer vorwärts zu rücken; von Zeit zu Zeit sanken wir im Schnee ein. In dieser Nacht konnten wir kaum 300 Schritte weit kommen; der Wind trug uns nach seinem Belieben umher und warf uns mitunter um."

Die Vorfahren Panajots waren Schaf- und Ziegenhirten. Er selbst wollte höher hinaus. Deshalb wurde er zuerst Lehrling in einem Kramladen, wo er jedoch bald fand, daß das kein Leben sei für „einen an Freiheit gewöhnten Menschen". Dann wurde er Fleischer; er bekam auch zahlreiche Kunden, aber sie pflegten nicht zu bezahlen. Hierauf warf er sich auf den nomadischen Handel mit Schafen, Ziegen und Kühen. Der Erbschaftsproceß machte auch diesem Berufe ein Ende. Er wurde Haiduk und bildete mit seinem Schwager und Anderen eine „treueinträchtige", so lautet der officiell-poetische Ausdruck, eine treueinträchtige Bande, indem er diesen Berufswechsel motivirt, wie folgt:

— „Ich habe oft gesagt, der Haiduk ist der glücklichste, weil freieste Mann im türkischen Reiche. Mein Herz aber dürstete nach Freiheit, nach Ehre und Recht. Als ich zur Streife auf die Stara-Planina auszog, da war mein einziges Ziel, an den türkischen Unholden, welche von Ehre, von Menschlichkeit und Gerechtigkeit nichts wissen, Rache zu nehmen."

Der Titel des Hitow'schen Buches lautet auf Deutsch: „Mein Umherziehen in der Stara-Planina und die Lebensbeschreibung einiger alter und neuer bulgarischer Wojwoden" (d. i. Räuber-Hauptleute).

Wojwod ist nämlich der Hauptmann der Bande, der Herzog; sein Stellvertreter, der zugleich die Fahne und die Kasse führt (jede Bande hat ein Gesellschaftsstatut, welches vertragsweise die Gewinnantheile regelt), heißt Barjaktar, auf Deutsch: der Fahnenjunker.

Diese von Rosen wortgetreu übersetzten Denkwürdigkeiten des Haidukenhäuptlings über seine mehr als zwanzigjährige Streife (von 1855 bis 1867), machen einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Man merkt allerdings, daß sie von einem Schriftsteller (von Herrn Karawelow, dem Redacteur der bulgarischen Zeitung „Swoboda") etwas retouchirt sind. Allein dies ist mit geschickter und schonender Hand geschehen, ohne die Originalität zu beein-

trächtigen, welche uns den Helden zeigt in seiner waldursprünglichen Wildheit und Selbstüberschätzung.

Dieser Räuber macht in der That trotz alledem darauf Anspruch, eine Art von Gentleman zu sein; er hat ein hohes haidukisches Standesbewußtsein und ist stolz auf seine Werke. Das Alles verträgt sich aber sehr wohl mit dem grausamsten Blutdurst. Dieser „der allerheiligsten Muttergottes Geweihte" will stets alle Türken, die in seine Gewalt fallen, abschlachten, und wenn seine Leute Einen entkommen lassen, verfehlt er nicht, anzumerken, dies sei eine große Dummheit, denn dadurch könne Alles „verrathen" werden. Einen von diesen Türken, welcher gesagt haben soll, „Gott habe die Plagen nur für die Ungläubigen (die Giaurs) geschaffen", läßt er blos deswegen henken mit den höhnenden Worten:

„Etwas von diesen Plagen müssen wir doch auch an Euch Türken abgeben; denn es wird sonst uns Bulgaren zu schwer, sie allein zu tragen."

Im Uebrigen ist er ein Ausgestoßener, ein Gebannter, ein „Out-law", wie die Banditen auf Corsica (die heute eigentlich nur noch in einigen wenigen Exemplaren in der Wildniß leben, wie die Steinböcke in den einsamsten Gegenden der Alpen), oder die vormaligen Klephten in Griechenland. Auch macht er, wenn es das Hauptgeschäft gestattet, gerne ein wenig in politischer Agitation und Emeuten. Wenn ihm im Balkan der Boden unter den Füßen zu heiß wird, oder wenn aus anderen Gründen die Haidukengeschäfte nicht gehen, dann überschreitet er die Donau. Er geht nach Bukureschti, nach Belgrad, nach Odessa, und sieht, ob nicht von den dortigen Bulgaren (in Rumänien gibt es deren viele und auch wohlhabende), von den Rumäniern, den Serben oder den Russen ein hübsches Stück Geld zu bekommen sei unter dem Titel „Empörung wider die Türken". Auch fromm sind diese Haiduken. Unter ihren Vorräthen darf der „Salzfisch" niemals fehlen, damit sie im Stande sind, die sehr häufigen Fasttage der griechisch-orientalischen Kirche streng einzuhalten. Dafür segnen denn auch die Popen ihre Waffen und ertheilen ihnen Absolution für ihre Thaten.

Auf das gewöhnliche Raubgesindel sehen diese stolzen Haiduken vornehm herunter. Sie nennen dasselbe „Koko-Schar", d. i. Hühnerdieb, und schließen es aus von ihrer auserwählten Gesellschaft.

Uebrigens erwähnen schon Strabo und Apulejus die „Räuber des Hämus" (Balkan) und Horazius spricht von der „Furiosa Thrace".

Das Ideal Panajots ist der Haidukenwojwode Tzeko. Als derselbe zum Galgen geführt wird, gelingt es ihm, die rechte Hand frei zu machen und nach Rechts und Links um sich zu schlagen. So hatte er die große Genugthuung, noch einige Zapptjes (Gensdarmen) umzubringen; und dann „starb er den Heldentod, indem die Türken seinen Leib mit hundert tiefen Wunden durchbohrten".

„Solch einen Tod," sagt der der allerheiligsten Jungfrau Geweihte, „möchte ich allen bulgarischen Helden wünschen! Besser uns wehren selbst mit den Zähnen, als am Galgen hängen, wie räudige Hunde."

Karl Braun-Wiesbaden.

Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller.

Von Helen Zimmern.

(Fortsetzung.)

Auch dem „Young Duke" hat Disraeli in der neuen, kürzlich erschienenen Ausgabe seiner Werke eine Vorrede vorangeschickt, in welcher er den Leser bittet, diesem Roman die Nachsicht zu gewähren, auf welche Jugendwerke Anspruch haben. „Junge Dichter," sagt er, „gerathen leicht in Einbildung und Dünkel, und der Schreiber dieses Werkes hat in diesen Beziehungen sehr gesündigt; aber die Anmaßung der Jugend sollte milde beurtheilt werden; denn ein Jüngling hat das Recht, eingebildet zu sein, bis er erfolgreich ist."

Da die beiden erwähnten Vorreden ganz kürzlich geschrieben sind, als alle seine Romane schon erschienen waren, so ist es ersichtlich, daß er einen großen Unterschied zwischen ihnen macht, was jedoch seine Leser nicht können. „Der junge Herzog" ist sowohl in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern ein ächt typischer Disraelischer Roman in einem ähnlichen Stil wie „Vivian Grey" geschrieben. Zuweilen wird man dadurch gestört, daß sich die Person des Autors wiederholt eindrängt; aber von der Wiedergabe wirklicher Charaktere und Begebenheiten, die dem früheren Roman einen so scandalösen Reiz verlieh, ist diesmal nicht die Rede. Der Ton ist durchweg „fashionable" die Erzählung liest sich angenehm und ist mit einer Schnelligkeit und Munterkeit vorgetragen, die etwas Hinreißendes hat. Disraeli behandelt hier einen Gegenstand, der ihn besonders angezogen zu haben scheint, da er hier, wie später in „Tancred" und in „Lothair" vorkommt, nämlich das Mündigwerden eines englischen Edelmanns von unermeßlichen Reichthümern. Disraeli scheint es als ein Ereigniß zu betrachten, das die Welt in ihren Grundvesten erschüttern muß — die vornehme Welt, wohlverstanden.

In diesem Roman hat er nichts mit „der Herde" zu thun, wie er höflich uns niedrige Sterbliche nennt, die „have no handles to our names". Die Geschichte beschäftigt sich mit den Schwierigkeiten, in welche dieser junge Mann sich verwickelt, bis er in seinem vierundzwanzigsten Jahr durch eine schöne, reiche und tugendhaften Frau gerettet wird, die er heirathet, und mit der er fortan in überschwänglicher Glückseligkeit lebt, die uns übrigens weiter nicht angeht; denn wir verlassen ihn bei seiner Heirath. Disraelis Helden gehen nie in das volle Mannesalter über; wir lernen sie nur in ihrer Jugend kennen. Die Verlegenheiten des Herzogs sind durch Verschwendung jeder Art entstanden: Verschwendungen im Bauen, im Ankauf von Juwelen, beim Pferderennen, schließlich im Spiel, bis er endlich nach einer Reihe übertriebener Ausgaben einen höflichen Brief von seinem Banquier erhält, um ihm zu sagen, daß er sein Conto überschritten habe. Er schränkt sich jedoch noch zur rechten Zeit ein und gewinnt das Herz seiner katholischen Schönen durch eine Rede, die er im Oberhause für die Emancipation der Katholiken hält.

Einige der Scenen in diesem Roman sind mit Kraft angelegt und durchgeführt. Disraeli zeigt sich von seiner besten Seite, wenn er die Wirklichkeit schildert und die phantastische und hohle Rhetorik vermeidet, die er für seine besondere Gabe hält; es ist das wieder ein Beispiel davon, wie wenig die Dichter sich selbst kennen. Eine „Spielsitzung", die zwei Nächte und einen Tag währt und in welcher der Herzog 10,0000 Pfund verliert, gehört unfraglich zu dem Besten, was Disraeli geschrieben hat.

Ein kleiner Zug, wie der folgende, zeigt, wie scharf er die kleinlichen Schwächen und Eitelkeiten der Menschen beobachtete. Wir befinden uns unter den Spielern: „Lord Castlesord ruhte mit den Armen auf dem Tisch. Ein falscher Zahn war ihm losgegangen. Der Lord, dem das unter andern Umständen höchst verdrießlich gewesen wäre, steckt ihn ruhig in die Tasche." Es ist kein Zweifel, daß Disraeli alle Schwächen seiner Mitmenschen klar erkennt. Aber hat er ein gleich scharfes Auge für ihre guten Handlungen? Seine Werke geben keine Andeutung davon.

„Contarini Fleming" ist das dritte directe Resultat von Disraelis orientalischer Reise. Dieser Roman wird von seinem Verfasser nicht verstoßen noch in entschuldigenden Ausdrücken erwähnt; es wird vielmehr ausdrücklich hervorgehoben, daß er, „obwohl in früher Jugend geschrieben, doch seinen Gedanken vollständig ausgedrückt habe." Dieses „Selbsturtheil" ist um so auffallender, als die Welt im Allgemeinen nicht bereit ist zuzugegeben, daß „Contarini Fleming", dem übrigens viele Vorzüge nicht abzusprechen sind, die ursprüngliche Absicht seines Verfassers wirklich ausführt. Sein Plan war, wie uns die Vorrede in hohem Ton verkündet, einen Gegenstand zu behandeln, der in den Dichtungen aller Länder noch neu sei, nämlich die

Entwickelung und Bildung des poetischen Charakters. Er gibt zu daß Goethe in „Wilhelm Meister" und „Wahrheit und Dichtung", so wie auch Alfieri etwas über dies Thema geschrieben haben, und nach seiner Meinung ist ihnen ein ideales und vollständiges Gemälde nicht gelungen. Er entschied sich für die Form der Selbstbiographie, weil doch Niemand wissen könne, wie der Dichter dazu komme, Dichter zu sein, als er selbst. „Welche Erzählung einer dritten Person könnte wohl die melancholische und nachdenkliche Kindheit, die ersten Andeutungen der Anlage, das wachsende Gefühl der Kraft, die Träumereien, die Einsamkeit, die Zweifel, das innere Leiden, die Unkenntniß der Kunst, die Mißerfolge, die Verzweiflung genügend malen?" Wenn es nun, wie wir glauben, wahr ist, „que les poëtes sont des hommes qui ont gardé leurs yeux d'enfants", ist es dann nöthig, daß solche Bedingungen existiren, um einen Dichter zu entwickeln, und ist für ihn nicht Gesundheit des Körpers und Geistes das Nothwendigste? Disraeli war ein Schüler Byrons und nimmt deshalb an, daß ein dichterisches Temperament krankhaft und weltverachtend sein müsse. Wie alle Nachahmer, hat er die Besonderheiten und Fehler seines Idols aufgefaßt, ohne zu bedenken, daß seine Größe nicht auf diesen ruht. „Contarini Fleming" ist genau aus denselben Gründen kein Dichter, aus denen sein Schöpfer keiner ist. Er strebt danach, aber seine Kraft reicht nicht aus. Wenn das Buch jedoch auch das Ziel nicht erreicht, das er sich vorgesteckt: das Wachsen eines dichterischen Geistes darzustellen, so ist es doch interessant als die Selbstbiographie eines Mannes, der gern ein Dichter gewesen wäre, wenn er gekonnt hätte. Im Grunde ist Disraelis eingebildeter Poet nur Vivian Grey in neuer Haltung. Obgleich sie nicht unmittelbar nach einander geschrieben sind, ist doch in beiden Büchern eine gewisse Verwandtschaft; sie enthüllen uns absichtslos den Charakter und die Zwecke des Verfassers, da sie uns die Absichten und Gefühle zeigen, mit denen er die politische Laufbahn betrat. Contarini hat eine ihm tief innewohnende Ueberzeugung, daß ihm das Leben unerträglich wäre, wenn er nicht der größeste unter den Menschen sein könnte. Der Gedanke, sich durch erstaunenswerthe Thaten auszuzeichnen, wurzelte schon in seiner kindlichen Seele. Er besitzt dieselbe gewaltige Lebenskraft, mit der Disraeli alle seine jungen Helden ausstattet, und denselben unbegrenzten Reichthum, der gleichfalls eine conditio sine qua non ist, um ihm zu genügen. Contarini Fleming ist der Sohn einer venetianischen Mutter und eines skadinavischen Vaters, was Disraeli Gelegenheit gibt, seine Ansichten über Volksstämme auszusprechen. Das venetianische Blut hat wenig Sympathien mit dem skandinavischen gemein, und Contarini kann sich schon als Kind nicht recht mit seinen nordischen Spielgefährten vertragen. Die Einflüsse von Venedig, wo er geboren worden, haben sich unmerklich dem Geist des Kindes aufgedrückt. Seine Mutter, die aus einem alten venetianischen Geschlechte stammte, starb bei seiner Geburt und der Vater kehrte nach dem kalten wilden Norden zurück, wo er bald nachher eine zweite Frau heirathete, diesmal eine Tochter Schwedens. Diese Stiefmutter wird sehr von Contarinis trüber Stimmung und seiner Verschiedenheit von andern Kindern geplagt. Schon zu sieben Jahren verliebt er sich in eine Dame, die acht Jahre älter ist als er, zu zehn hält er sich für einen Dichter und zu zwölf für einen Maler. Sowohl auf der Schule wie auf der Universität ist er unruhig und unfügsam. Sechzehn Jahre alt, entläuft er dem elterlichen Hause und führt eine Bande von Straßenräubern an, die er aus seinen Mitschülern gebildet hat. Den ersten Anstoß dazu haben ihm Schillers „Räuber" gegeben und den Wunsch in ihm erregt, mit Karl Moor zu wetteifern. Da dieser Streich so abläuft, wie zu erwarten war, arbeitet er nicht ohne Erfolg als Privatsecretär seines Vaters, eines Staatsministers, und ist im Stande, durch seine diplomatische Geschicklichkeit die Pläne erfahrener Staatsmänner zu vernichten. Aber seinem politischen Ehrgeiz steht ein Hinderniß entgegen. Es ist nicht wie bei Vivian Grey die niedrige Geburt, sondern die Verschiedenheit des Stammes und des Temperaments. „Wohin ich ging, sah ich ein Geschlecht von dem meinigen verschieden. Es bestand keine Sympathie zwischen mir und dem rauhen Klima, wo ich leben sollte. Ihre blauen Augen, ihr Flachshaar und ihre weißen Gesichter hatten keine Verwandtschaft mit meiner venetianischen Physiognomie."

Natürlich konnte es Contarini keine Freunde gewinnen, daß er, aus Aerger, seine Talente nicht gebührend anerkannt zu sehen, sich eine Woche lang einschloß und eine Novelle zu Stande brachte, worin, wie in „Vivian Grey", der Hof und alle Personen von Bedeutung rücksichtlos bespöttelt wurden. Sein Vater hielt es nun für wünschenswerth, ihn eine Weile reisen zu lassen, um ihn aus dem Lande zu entfernen, bis der Sturm des Unwillens sich gelegt hätte. Er geht also zu neunzehn Jahren nach Italien, besucht Venedig, verliebt sich in eine schöne Cousine und wird katholisch. Von diesem Augenblick an, heißt es, war er glücklich. „Glaube," sagt Disraeli, „ist Einbildungskraft." Die katholische Religion scheint von jeher einen starken Zauber auf ihn ausgeübt zu haben. Seine tugendhaftesten Helden und Heldinnen sind alle Glieder alter, enorm reicher katholischer Familien. Es ist wahrscheinlich, daß diese Kirche mit ihrem Glanz, ihren Gemälden, ihrer feierlichen Musik und ihrem Weihrauch seiner sinnlichen Natur zusagt. Contarini heirathet seine Cousine, die er in Folge von traurigen Familienverhältnissen entführen muß. Sie lassen sich auf der Insel Candia nieder, wo sie ein Leben idealsten Glückes führen, bis die Geliebte stirbt und ihren Gatten vereinsamt und trostlos zurückläßt. Um sich zu zerstreuen, bereist er den Orient. Bei seiner Rückkehr erfährt er, daß sein Vater gestorben ist und ihm unermeßliche Reichthümer hinterlassen hat. Ein eigenhändiger Brief des Königs fordert Contarini auf, in seine Dienste zu treten. Er lehnt diese Ehre ab und zieht sich nach Neapel zurück, wo er einen Palast baut, der der Villa des Hadrian an Pracht gleichkommen soll, und wo er den Rest seiner Tage in Einsamkeit zubringen will, das Schöne studirend und schaffend. Wie er das zu thun denkt, erfahren wir nicht. Der Roman bricht hier ab. Die poetische Erziehung wird für vollendet erklärt; die Früchte sehen wir nicht.

Dies ist in kurzem der Abriß des Romans, der, obgleich wild und überspannt, doch reich an schönen Stellen, an tiefen Speculationen und an Menschenkenntniß ist. Zugleich schwärmerisch und weise, grotesk und schön, sind sein Pathos und Bathos so mit einander verwachsen, daß es schwer ist, sie zu trennen. Er reicht allein hin, um zu beweisen, daß Disraelis Organisation wesentlich unpoetisch, und daß er ein Mann der That, nicht des Nachdenkens ist; denn immer wenn er, wie hier, versucht, eine vorwiegend geistige Natur zu schildern, wird er lächerlich. Seine Stärke liegt im Prosaischen und Wirklichen; seine besten Charaktere sind lebende Personen, nicht Schöpfungen; und in Contarini Fleming zeigt er, trotz der oberflächlichen Ansichten, der unechten Empfindungen, des falschen Colorits und des übertriebenen Tons, doch Kraft und Originalität. Das gilt besonders von den Theilen, wo politische und Hofintriguen gezeichnet werden, obgleich auch hier der Held, wie in fast allen Disraelischen Romanen, durch plötzliche Siege die Welt in Erstaunen zu setzen und Königen und Ministern Alles in Allem zu sein versteht. Was Contarinis vorgebliche Poesie betrifft, so ist dieselbe nur Wortgepränge und Ueberspanntheit, verzerrte Leidenschaft und hyperbolische und abgenutzte Declamation.

Bei Disraelis Rückkehr nach England wandte er der Politik seine Aufmerksamkeit zu und bewarb sich um einen Sitz im Parlament. Nach zwei fruchtlosen Versuchen griff er wieder zur Feder und schrieb eine politische Flugschrift, betitelt: „Vertheidigung der englischen Constitution", in welcher er zuerst einige seiner Lieblingstheorien entwickelte. Doch wurde deshalb die Dichtung nicht vernachlässigt. Dasselbe Jahr (1835), in welchem er die politische Broschüre veröffentlichte, führte er auch den Roman „Venetia" in die Welt ein. In der Vorrede sagt Disraeli, daß er beabsichtige, obgleich nur „wie in einem dunkeln Spiegel" zwei der berühmtesten und edelsten Geister zu schildern, welche in der neueren Zeit erschienen sind. Es sind Byron und Shelley. Ein solcher Versuch mußte mit Nothwendigkeit mißlingen, um so mehr, als es ein sehr fragliches Unternehmen war, zwei erst

so kürzlich gestorbene Dichter zum Gegenstand der Dichtung zu machen. Auch war es für Disraeli unmöglich, einen so reinen, feinen, von der Welt abgewandten Geist wie Shelley, treffend zu schildern. Shelley war ein Pantheist und Platoniker; Disraelis epikuräischer Materialismus konnte einen solchen Charakter nicht auffassen, denn Shelley lebte im Lande der Träume, dessen Grenzen Disraeli niemals überschritten hatte. Byrons Schilderung gelingt ihm besser. Wir finden in „Venetia" die kühne Excentrizität seines Charakters klar abgespiegelt; seine knabenhafte Heftigkeit ist gut beschrieben, so wie die energischen Unregelmäßigkeiten seines Jünglingsalters, bis er endlich zum Kampf mit der Gesellschaft gezwungen war. Er erscheint unter dem Namen Lord Cardurcis, Shelley unter dem Namen Marmion Herbert. Aus irgend einem Grunde lebt Shelley von seiner Frau getrennt, unter deren Obhut seine Tochter, Venetia, die Heldin, zurückgeblieben ist, und in diese Venetia verliebt sich Byron noch als Knabe. Disraeli hat mit mehr Kühnheit als Weisheit unternommen, im Namen seiner beiden Helden Gedichte zu schreiben, welche (im Roman) so große Wirkung hervorbringen, wie die der Originale. Je weniger man von diesen Gedichten sagt, je besser ist es. Eins darf jedoch nicht übersehen werden, nämlich daß zu der Zeit, wo „Venetia" geschrieben wurde, Byron und Shelley allgemein in England verabscheut wurden, und daß Disraeli, indem er sie dem Publicum in romantischer Gestalt vorführte, beabsichtigt haben mag, dem verkannten Genius eine großmüthige Huldigung darzubringen. Unglücklicher Weise scheitern seine Bemühungen, wie das häufig bei ihm der Fall ist, an seinem Mangel an feinem Gefühl. So wie er die Saite der Empfindung anschlägt, gibt sie einen falschen Ton, der die Harmonie des Ganzen stört.

Im folgenden Jahre (1836) schrieb Disraeli „Henrietta Temple", eine einfache Liebesgeschichte ohne politischen Nebenzweck, und feurig genug, um Sancho Pansas Vorliebe für Erzählungen dieser Art befriedigt zu haben. Natürlich ist es eine „fashionable" Liebesgeschichte; wir haben nicht mit „der Herde", sondern nur mit vornehmen Leuten von feinstem Gefühl, gebildetem Geschmack und epikuräischen Empfindungen zu thun. In Einem Wort, es ist eine Diagnosis der Liebe à la Disraeli. In „Henrietta Temple" soll die Liebe in ihrer glühendsten und idealsten Gestalt gezeigt werden. Der Verfasser schildert die plötzliche Entstehung, die verwirrende und überwältigende Natur einer ersten Liebe in zwei Wesen von lebhaftem Gefühl. Die Liebe ist in diesem Roman eine Schickung, das plötzliche Aufflackern einer Flamme, die, schon lange glimmend, nur der Entzündung geharrt hat. Die Fabel in kahler Prosa erzählt, klingt etwas verbraucht und nicht sehr erbaulich, aber Disraelis Rhetorik, sein Glanz und Feuer bringen uns künstlich zum Mitgefühl mit diesen Sprößlingen der Aristokratie.

Der Held, Ferdinand Armine, ist der Erbe einer katholischen Familie von altem Adel, aber vermindertem Vermögen. Er ist Offizier und steckt so tief in Schulden, daß er schon große Summe auf die Erbschaft geborgt hat, die er von einem reichen Großvater erwartet. Dieser stirbt, hinterläßt aber sein Vermögen nicht Armine, sondern dessen Cousine Katharina Grandison. Sogleich entschließt sich Armine, seine Cousine und ihr Vermögen zu heirathen, und seine Gläubiger, die von der Verlobung hören, beruhigen sich. Unglücklicherweise sieht er Henrietta Temple, ein entzückendes Wesen, das noch nicht achtzehn Sommer zählt und verliebt sich leidenschaftlich in sie. Die Scene ihrer ersten Begegnung ist in den Gärten seines Stammschlosses, Gärten so wunderbar wie die des Alcinous, so zauberhaft wie die der Armide. Disraeli versteht es, Gärten, Schlösser und Paläste, unschätzbare Kleinodien und große Güter zu beschreiben. In diesen entzückenden Gartenanlagen sehen wir ein elegantes Liebespaar, gleichsam Romeo und Julia ins „Fashionable" übersetzt. Armine beobachtet ein kluges Schweigen hinsichtlich seiner Verlobung mit der reichen Cousine, aber unglücklicher Weise hört Miß Temple davon und bricht die Verbindung ab. Sie bekommt die Auszehrung, er eine Gehirnentzündung, wird aber hergestellt, und da seine Gläubiger von Neuem drängen, gelingt es ihm, ein neues Darlehn auf Grund seiner ersten Verlobung zu erhalten. Im gewöhnlichen Leben würde man das geradezu einen Betrug nennen, denn Miß Grandison hat, als sie von der Episode mit Henrietta Temple hörte, gleichfalls mit Armine gebrochen. Endlich kann er den Ruin nicht mehr abwenden und wird ins Schuldgefängniß geworfen. Inzwischen ist Henrietta durch den Erben eines Herzogthums von ihrer Auszehrung geheilt und selbst eine große Erbin geworden. Bei ihrer Rückkehr aus Italien, wohin sie ihrer Gesundheit wegen gegangen war, hörte sie von dem Unglück ihres früheren Geliebten, den sie im Herzen ihren edlen Lord vorzieht. Durch ein glückliches Arrangement tauschen die vier Personen die Verlobten. Miß Grandison heirathet den künftigen Herzog, Henrietta Armine, und sie leben fortan in vollkommener Pracht und Glückseligkeit.

Nur die Lebendigkeit von Disraelis Stil, die etwas unwiderstehlich Anziehendes hat, kann eine solche Geschichte überhaupt lesbar machen. Zu der Zeit, als sie zuerst erschien, erzählte ein witziger Kritiker von einem französischen Koch, der eine so piquante Sauce bereiten konnte, „daß man seinen Großvater hätte damit essen können. Henrietta Temple," fährt er dann fort, „ist in so einem Saucenstil geschrieben, und wir verzehren damit weichliche Liebe, abgestandene Sentimentalität, kalte Schnitte von Lebensbildern und Fricassee von Ahnen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

III.

Was ein Kunstwerk erstrebt, beansprucht unsere Theilnahme oft mit stärkerem Nachdruck, als was in anderen gelingt. Diese Bemerkung gilt dem Brustbilde des Geheimen Raths von Philipsborn von Konrad Dielitz, welches seine coloristische Grundidee wohl einer Anregung durch das schöne Bildniß Karls V. von Amberger verdanken könnte. Wir begegnen hier künstlerischen Principien, die auf strenger Selbstzucht und scheinverachtender Tüchtigkeit stehen. Wirkt die Dominante in Roth auf dem hellgrauen Grunde auch etwas frostig — man hat den Eindruck, als sei das Atelier nicht stark genug geheizt gewesen — so ist dafür nicht die Methode, sondern nur eine vorläufige Unfreiheit in der Anwendung verantwortlich. Den Vorwurf der Glätte kann der Künstler ruhig hinnehmen. Auf diesem Wege geht's ins Herz der Kunst; man ermüdet freilich leicht vor der Ankunft am Ziele.

In dem Bildniß des Kronprinzen (stehend, in ganzer Figur, etwa ein Drittel Lebensgröße) prägt sich künstlerische Selbstständigkeit nicht so charakteristisch aus. Auf die Unklarheit der Situation möchte ich nicht allzu großes Gewicht legen. Unleugbar deutet ein Anderes der Marschallstab, ein Anderes der Krimstecher. Aber hier können Forderungen maßgebend sein, die den Zweck mehr als die künstlerische Idee berücksichtigen. Wäre nur das Persönliche weniger äußerlich genommen, nicht so ausschließlich der schöne Mann betont. Immerhin verleihen Farbenfrische und sonnige Helligkeit bei großer Delicatesse der Ausführung dem Kabinetsbilde viel Anziehungskraft.

Scharf ausgeprägte Charakterköpfe finde ich noch in den Bildnissen von Steinfurth, Freyberg und Louis. Aus wiederholt angedeuteten Rücksichten muß ich mir die Abgrenzung des künstlerischen Verdienstes versagen. Aber einem Mahnwort an Souchay sei noch Platz gegönnt. Ich habe den Mann mit dem Römer in der Faust vor kurzem wiedergesehen. Das war ein Anlauf, über den man die drohenden Anzeichen des Todeskeimes vergaß. In wenigen Monaten hat's gewaltig um sich gefressen. Und das Schlimmste ist, es sieht aus wie Tendenz, nicht wie Unvermögen.

Holter und Bürck sind unter den sich einführenden Namen vorzugsweise zu nennen. Die Porträtstudien des ersteren verdanken doch wohl ihr markiges Ansehen der kräftigenden Luft des Gussow'schen Meisterateliers. Auch der romantische Titel „Aus alten Mähren" täuscht nicht. Es ist schwer genug, einen lesenden Mann unter dem prallen Licht einer Schiebelampe zu malen und diese noch mit dazu. Das Gelingen wird man mehr oder weniger bestreiten. Die Lösung bekundet jedenfalls ein sicher zugreifendes Talent. Hinter den Halbdunkelmännern lauert die Manier. Dagegen schützt nur ein Jahr lang volles Tageslicht. Befreiung der Anschauung und Technik von einseitigem Zwange führt zur Meisterschaft.

Der weibliche Kopf von H. Bürck könnte, trotz ein paar forcirter Tongebungen, einigermaßen für das Fernbleiben seines Meisters Gussow entschädigen. Oder ist Gussow gar nicht sein Meister? Ich schließe nur nach Augenschein. Ein H. Bürck war im vorigen Jahre noch in Dresden. Rede ich hier von demselben, dann ist die assimilirende Macht des Vorbildes und die eindringende Fassungsgabe des Jüngers gleich sehr zu bewundern.

Vielleicht findet man es nicht gerechtfertigt, daß ich die Porträtgruppe von F. Roegels (Düsseldorf) erwähne, da ich von so viel Meisterwerken schweigen muß. Aber es geht mir damit eigen. Zuweilen verletzt mich Alles daran; es weht durch dieses aufdringlich blanke Convivium ein unkünstlerischer Zug, der den Sinn für die Prüfung des Verdienstes im Einzelnen abstumpft. Nicht ein Funke adelnden Humors, nicht ein Geistesblitz nimmt von diesen Sonntagsphysiognomien mit den aufgerissenen Augen die photographische Starrheit. Die Lebensgröße erregt Alpdrücken. Und doch empfinde ich zu anderer Zeit darin ein wunderbares Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Natur und Auffassung. Hat der Künstler in eklektischer Unabhängigkeit geschaffen, malt er Andere anders, dann ist er ein Talent, das wir wohl im Auge behalten wollen.

Schick entfaltet in einem Knabenporträt die volle Liebenswürdigkeit, der wir leider nur zu selten begegnen. Das Bildniß der alten Dame ist kein Sensationsbild, und ich glaube kaum, daß der Künstler jemals ein solches malen wird. Aber es belohnt den Freund, der ihm eine liebevolle Betrachtung widmet, durch eine Fülle feiner Züge. Was in dieser zart gewebten Technik dem zergliedernden Auge einen wirklichen Genuß gewährt, kommt freilich der Gesammtwirkung nur wenig zu gut. Doch es beeinträchtigt auch nicht die kindlich pietätvolle Auffassung, die das Alter in seiner anmuthigsten Erscheinung hier gefunden hat. Schmiechen und Zöpke zeigen in der naiv-schlichten Anschauung von dem anziehenden Wesen der Kindernatur eine der Schick'schen verwandte Richtung, ersterer zugleich Meisterschaft in der Behandlung gewisser Stoffe. Die Bewunderung für die beiden Knaben von Gustav Richter theile ich nicht. Solch ein Bildniß wird ja immer als hoch hervorragende Leistung vorweg ein bestimmtes Maß der Anerkennung beanspruchen, aber auch die stärkere Betonung etwaiger Principsverschiedenheiten herausfordern. Mich trennt davon die comprimirte Salonatmosphäre. Auch in den Kinderzimmern der Paläste soll es nicht nach Patchouli duften. Die bewußt parademäßige Haltung verletzt. Das sind nicht frische Burschen, deren Ungeduld der Maler mit Mühe im Atelier festzuhalten vermag. Die Eleganz der Zeichnung — man verfolge nur den Contour der Lippen und Nasenlöcher — entfernt sich geziert von der Natur. Der kühl violette Anhauch des Kopfes zur Rechten unterstützt auf Kosten der naturalistischen Wirkung einen allerdings sehr reizvollen aber ganz äußerlichen Toneffect, der sich gerade wegen seiner Originalität bald abschwächt. Ich muß Rechtfertigung in einem Gegensatz auf anderem Gebiete suchen. Die Büste des Prinzen Waldemar von Reinhold Begas ist ein schlagendes Beispiel, wie sich die scharf ausgeprägte Individualität eines Künstlers der Natur unterzuordnen vermag und dadurch den Reiz des kindlichen Wesens, der in der Einfachheit wurzelt, unangetastet erhält. Selbst auf das, was ich, ohne es herabzusetzen, seine „Mache" nennen möchte, und was ihm auch in den Augen des nicht tiefer eindringenden Beobachters seine Unnachahmlichkeit verleiht, hat Begas verzichtet. Jeder erkennt das herzgewinnende Antlitz des innig betrauerten Königskindes, aber kaum Einer würde die Meisterhand erkennen, die es den Eltern zurückgezaubert hat, wenn nicht der Zettel den Katalog ergänzte. Ueber der fesselnden Arbeit vergaß sich der Künstler selbst. Möge es ihm noch recht oft so ergehen.

Wenn ich das Bildniß Ludwig Richters von Leon Pohle (Dresden) zuletzt nenne, so will ich ihm damit keineswegs einen Platz in der Rangordnung anweisen. In den Grenzen, die sich der Künstler einmal gezogen, in der Auffassung, die ihm das Wesen des allverehrten Meisters und liebenswerthen Menschen zu erschöpfen schien, ist er sich treu geblieben und hat ein Werk von wohlthuender Harmonie und festtäglicher Weihe geschaffen. Mir freilich ein wenig zu festtäglich. Fühlt sich denn der alte Herr in dem besten, von jedem Stäubchen sorgfältig befreiten schwarzen Tuchrock wirklich behaglich, sind Handschuhe in der That seine steten Begleiter? Oder sieht er nur so melancholisch drein, weil man ihm zugeredet hat, sich zu endimanchiren? Mir thut es ordentlich wohl, daß sich das steife Plätthemde über die eingesunkene Brust unters Kinn hinaufschiebt.

Pohle führt uns mit einem zweiten bedeutenden Werke zu der Gattung der lebensgroßen Stimmungs- und Sittenbilder, welche nicht selten unter angenommenem Namen den wahren Charakter eines Bildnisses oder einer Studie verleugnen möchten. Auch dieser „Elegie" traue ich nicht. Die Bezeichnung ist zu matt für die subjectiv düstere Erscheinung und die Erscheinung zu modern individuell, um die allegorisirte Idee sinnlich auszufüllen. Elegie — und Garnitur von Querfalten? Wer soll das glauben? Vielleicht eine geistvolle Schauspielerin, die dem Künstler die Frage beantwortet, wie sie die Elegie darstellen würde; das wäre schon ein genügender Halt für das verschwommene Motiv und eine Porträtstudie, an der man seine unverkürzte Freude haben könnte.

Der „Vergessenen" von Alexander Struys (Weimar) ist es mit der Trauermiene besserer Ernst. Eine Art „Gretchen", dem die bösliche Verlassung ihres Faust zur Gewißheit geworden, starrt in dumpfer Verzweiflung vor sich hin. Das Bild will für den ausgezeichneten Künstler nicht gerade viel bedeuten. Seine etwas rußige Cyklopennatur fühlt sich im Dunstkreis hangender und bangender Sentimentalität beengt. Wie ihm die Kunst nach dem Herzen ist, das zeigt er in München — freilich nur denen, die ihn in einem dunklen Winkel zu finden wissen. Aber eine Vorstellung von seinem Wuchs bekommt man auch vor diesem Bilde.

Otto Goldmann — nennen wir ihn Struys den Zweiten — rechtfertigt den Spruch der milderen Richter, welche ihm im Vertrauen auf sein Talent die künstlerischen Ehrenrechte nicht aberkennen wollten. Beide Arbeiten haben mich angenehm überrascht; durch seine unmittelbare Empfindung zieht mich das Bild „Doch nicht allein" bei jeder neuen Betrachtung stärker an. Eine alte, dürftig gekleidete Frau sitzt mit gen Himmel gerichtetem Blick in einer kahlen Kammer auf ihrem Bett. In ihrem Schoße ruht der Kopf eines etwa sechsjährigen Mädchens, das zu ihren Füßen auf einem Schemel kauernd eingeschlummert ist. Das Kind wendet sein Gesichtchen dem Beschauer voll zu. Daß Goldmann für die Großmutter, welcher das unerbittliche Schicksal nichts gelassen hat, als ein schutz- und pflegebedürftiges kleines Wesen, sein Vorbild nicht unter den „einst berühmten" Schönheiten suchen würde, war vorauszusehen. Das hätten die meisten Anderen auch nicht gethan. Aber die rücksichtslose Häßlichkeit will man nicht verzeihen, und so leicht verletzlich ist der Blick des eleganten Publicums, daß es sich abwendet, bevor es noch recht hingesehen. Ich glaube versichern zu können, daß man bei einigem guten Willen sich mit diesen gramdurchfurchten Zügen nicht nur aussöhnen wird; man wird auch an der Innerlichkeit und Kraft des Ausdrucks, der sich frei von jeder Uebertreibung hält, ein immer steigendes Gefallen finden. Und zugleich wird man sich mit dem Bilde des kleinen Mädchens aufs Wärmste befreunden. Den Schlummer unschuldsvoller Kinderjahre hat die Kunst nicht oft mit glücklicherem Studium belauscht. Das überaus treue Wiederspiel der Natur ist auch ein freundlich gewinnendes; Goldmann beweist, daß er mit der Anmuth nicht in principiellem Widerstreit liegt. Ein Herr äußerte vor dem Bilde: Das ist gut, — es ist nur zu gut. Solche Urtheile befestigen den schwankenden Glauben an die Bildungsfähigkeit des Publicums.

Die beiden lebensgroßen Schachspieler unter der Hängelampe machen das Verdienst des Künstlers zunächst von der Lösung technischer Schwierigkeiten abhängig Das Resultat ist im Ganzen ein sehr ehrenvolles, in Einzelheiten steigert sich der Erfolg zur Meisterschaft. Der Lichtschein erreicht durch Naturwahrheit der Farbe und von materieller Stofflichkeit befreite Transparenz einen hohen Grad der Illusion. Aber die Darstellung fesselt auch durch erschöpfende Charakteristik der geistigen Gegensätze und bürgerlich behagliche Empfindung. Die Dimensionen werden freilich der Salonfähigkeit des Bildes immer ein Hinderniß bleiben, wie der Mangel der Toilette einem interessanten Gesellschafter.

Volkstypen in lebensgroßen Einzelfiguren sind mehrfach und zum Theil mit recht gutem Erfolge gemalt. Die im Bewußtsein ihrer ge-

funden Zähne keck in die Welt hinauslachende Tyrolerin von Eisermann (München) erweckt durch die Sicherheit, mit der der Kopf in vollem Lichte modellirt ist, von dem Künstler eine weit günstigere Meinung, als das noch recht unfreie Genrebild „Heimgang von der Taufe". Für das Gebirgsmädchen von L. von Meerscheidt-Hüllessem (München) haben Natur und Kunst in gütigster Weise gesorgt. Sie wird Alpenrosen und Edelweiß bald los sein, wenn junge Herren des Weges kommen. Sollten sich darunter Künstler befinden, so mögen sie nicht versäumen, vor der Gefahr zu flotter Anfänge zu warnen.

Georg Homs „Italienischer Betteljunge" zählt viele Freunde, zu denen ich mich auch rechne. Treue und treuherzige Naturbeobachtung, außerordentlich wohlthuende Solidität und Gleichmäßigkeit in der Durchführung, Harmonie der von einem nicht charakterlosen Grau abhängigen coloristischen Empfindung mit den Forderungen der Aufgabe und Steigerung des realistischen Scheins durch sichere Lösung der Massen heben in ihrer Vereinigung dieses Werk über die bisherigen Leistungen des Künstlers empor, in denen mir trotz seiner Züge und untrüglicher Anzeichen einer tüchtigen Schulung bestimmte Tendenzen widerstrebten.

Das Edelfräulein von Schrader hat mit der Romantik ihrer Ahnen nichts gemein als den ererbten Namen. Solchen Mädchen begegnen wir — täglich, das zu behaupten wäre vermessen — aber doch von Zeit zu Zeit. Die Erscheinung ist nicht ausgezeichnet durch individuellen Reiz; kein Temperament verräth sich, kein eigenes Geistesleben. Auch läßt sich so etwas wohl mit besserer Toiletteukunst und kostümkundiger arrangiren. Etwas weniger verbrauchte Tonessecte würden das Auge anregen. In dem Allen zeigt sich die Dame in altdeutscher Tracht von Charlotte Kuhr weit besser ausgestattet. Aber die Malerei Schraders triumphirt. Man steht auf klassischem Boden. Da wird doch noch Farbe consumirt und von der Solidität des Impastos zu reden, ist keine kunsthistorische Floskel.

Zwei Bilder reihen sich hier an, die ihrer natursymbolischen Tendenz nach einander verwandt sind, so erstaunt sie auch sein mögen, zusammen genannt zu werden: „Der Frühling" von Krusemark und „Feldblumen" von P. Meyerheim. Max Krusemark, der, wie der Katalog mittheilt, in diesem Jahr aus der Michael Beer'schen Concurrenz als Sieger hervorgegangen, legt auf die Versinnbildlichung einen stärkeren Accent. Ein nackter Jüngling, dessen schlanke Glieder zwischen Knabe und Mann charakteristisch die Mitte halten, beobachtet „unter des Grünen blühender Kraft" einen flatternden Schmetterling. Möchte sich der Künstler die unverdorbene Natur, die uns aus diesem Bilde wohlthuend anlächelt, auch bei größerer Meisterschaft erhalten; hier fühlt man sich nicht getrieben, den Spuren der Unfertigkeit nachzugehen.

Paul Meyerheim — wir werden noch einige Male auf ihn zurückkommen — ist in seinen „Feldblumen" nicht leicht zu finden. Das Bild verdankt die künstlerische Vertiefung einer lyrisch empfindsamen Regung, die man bei dem kühlen Naturbeobachter nicht sucht. Das ist keine Studie mehr; mir ist es ein außerordentlich anziehendes Stimmungsbild, das in seiner schlichten Gefühlsweise und durch die stilvolle Einfachheit der Technik Erinnerungen an die Franzosen in München wachruft. Unscheinbar ist diese Feldblume und auch nicht schön. Aber ich betrachte sie gern, wie sie am Rande des sommergrünen Kornfeldes im Kreise der früher welkenden Schwestern ihren engen Gedanken nachhängt.

Th. L.

Notizen.

Das eigenthümliche Buch des Herrn Professors G. Jaeger über die Entdeckung der Seele, die nach dieser neuesten wissenschaftlichen Forschung in allen möglichen mehr oder minder angenehmen Duftstoffen, welche der menschliche Körper ausströmt, zu suchen wäre, ist auch uns zur Besprechung zugegangen. Wir haben in demselben geblättert, und es ist uns neben manchem durchaus Interessanten so viel unabsichtlich Komisches und so viel Unappetitliches entgegengetreten, daß wir die Ablehnung, die unsere Aufforderung zur Recension des Buches von verschiedenen Naturwissenschaftern erfahren hat, sehr begreiflich finden. Unser Freund Julius Stettenheim hat die Liebenswürdigkeit gehabt, unserm Wunsche zu entsprechen. Es ist ihm gelungen, dem wie gesagt nicht sehr appetitlichen Stoffe zur öffentlichen Besprechung die einzig mögliche Seite abzugewinnen: die humoristische. Seine Kritik lautet so:

Die Entdeckung der Seele.*)

Eine kurze Besprechung nach bekannter Melodie.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jaeger-Vergnügen?
Wem sprudelt der Becher des Lebens so reich?
Im heimlichen Dunkel der Schöpfung zu liegen,
Der Seele auflauernd, versteckt sie sich gleich:
Ist Lust des Gelehrten, und wenn er sie wittert,
Und weiß sie dann nicht mehr, wo aus und wo ein,
Horch, horch, welch ein schallender Jubel durchzittert
Den ganzen materialistischen Hain:
Joho! Trallera la la la ꝛc.

Hell blinkt seine Waffe, die hat er getragen,
So lange er wandelt auf irdischer Flur,
Ein Meisterstück ist sie, nie wird sie versagen,
Die herrlichste Gabe der Mutter Natur.
Wohin er sie richte, da ist kein Entweichen,
Es fällt, was zur Beute sie kühn sich erkor,
Sie ist keiner andern, nur sich zu vergleichen:
Die prächtige Nase mit doppeltem Rohr.

Und geht nun der Jaeger, zu pürschen die Psyche,
So kann ihm dies köstliche Wild nicht entgeh'n,
Wie sie sich auch flüchte, wie sie sich verkrieche,
Es nützt ihr nur wenig, er wird sie erspäh'n.
Anlegt er die Nase, nun wird er nicht fehlen
Die Psyche, und steck' sie im dichtesten Rumpf,
Da liegt sie, und heim in die Sammlung der Seelen[1])
Trägt nun die Verduftende er im Triumph.

Beschränkt nicht von Schon- und von andern Gesetzen,
Kennt seine Verfolgung nicht Ziel und nicht Maß:
Im Backfisch[2]) und Greise[3]), in seidenen Netzen[4]),
Im Rock[5]) und im Hausduft des Schwiegerpapas[6]),
In Tüchern, in Krägen, beim Bügeln, an Röcken[7]), —
So schwört uns der Nimrod der Psychologie, —
Allüberall kann er die Aermste entdecken,
Doch fragt mich nicht weiter, les't selbst: wo und wie.

Auch darfst du nicht stören des Jaeger Vergnügen,
Er röche in jedem unfreundlichen Wort,
Das du ihm wirst sagen, in mächtigen Zügen
Die ruch- (nicht geruch-) lose Seele sofort.
Der Jagdanekdoten, die er dir verkündet,
Erfreu' dich, und höre ihm aufmerksam zu,
Bis einst ihm ein Schnupfen die Waffe entwindet,
Und dann hat die Seele, die liebe, ja Ruh'.

*) Die Entdeckung der Seele von Gustav Jaeger. Zweite Auflage. Leipzig 1880, Ernst Günthers Verlag.

1) Seite 237.
2) Seite 231.
3) Seite 197 und 233.
4) Seite 236.
5) Seite 234.
6) Seite 235.
7) Sämmtlich Seite 234.

Julius Stettenheim.

Die Verlagsbuchhandlung von **Georg Stilke** sowie die Expedition dieses Blattes befindet sich jetzt:

4 Behren-Strasse, Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

CYPERN,

seine alten Städte, Gräber u. Tempel.

Bericht

über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel

von

Louis Palma di Cesnola.

Autorisirte deutsche Bearbeitung

von

Ludwig Stern.

Mit einleitendem Vorwort

von

Georg Ebers.

Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, 12 lithograph. Schrifttafeln und 2 Karten.

2 Theile. Lex.-8. Auf Chamoispapier in splendidester Ausstattung. Mit Kopfleisten, Initialen. Eleg. br. Preis pro Theil 18 *M.* 2 Theile in 1 Bd. geb. 38 *M.* 40 ₰.

Die Untersuchungen Cesnola's auf Cypern haben zu einem der glänzendsten Ergebnisse archäologischer Forschungen geführt, und bietet sich daher in dem vorliegenden Werke nicht nur dem **Archäologen,** sondern auch dem **Historiker, Geographen** und **Ethnographen, Anthropologen** und **Kunstfreunde** eine reiche Ausbeute.

Lewes' Goethebiographie

in 12. Auflage.

Soeben erschien:

Goethe's Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. **Julius Frese.**

2 Bände. 72 Bogen.

12. Auflage.

Broch. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.* 75 ₰.

Der Kritiker der „Deutschen Rundschau" schließt seine Besprechung mit folgenden Worten:

„Wenn wir bei diesen vielen Auflagen etwas beklagen, so ist es das Eine, daß es ein Engländer sein mußte, der dem deutschen Volke seinen Goethe voll und ganz erschloß, wie dies durch Lewes geschehen. Aber als Zeichen der liebevollen Bewunderung des Auslandes für den deutschen Geistesheroen muß uns schlechterdings diese Biographie nur um so willkommener erscheinen."

Verlag von **Karl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Erste Gesammt-Ausgabe. 3 Bände in 8. (XX und) 1034 Seiten.

M. 7.—, eleg. gebunden *M.* 10.—

Im Verlag von **L. Rosner** in **Wien** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorfgänge.

Gesammelte Bauerngeschichten

von

L. Anzengruber.

2 Theile. Preis 6 *M* ord.

Diese acht Geschichten, welche, als sie zuerst in Zeitschriften und Jahrbüchern erschienen, sehr beifällig aufgenommen wurden, werden nun, da sie gesammelt vorliegen, gerne Abnehmer finden. „Der gottüberlegene Jakob", „Wie der Huber ungläubig wurde", „Die fromme Kathrin", „Das Sündkind" 2c. 2c. haben durch des Autors und des Hofschauspielers Lewinsky Vorlesung Sensation gemacht. Für ein Talent, wie Anzengruber es ist, darf der Verleger wohl sich jede weitere Anpreisung ersparen.

Unentgeltlich ist in den meisten Buchhandlungen zu haben:

Beyer's Verzeichniß der Neuigkeiten des deutschen Buchhandels.

Eine in 2—4wöchentl. Zwischenräumen erscheinende Uebersicht der neuesten Producte auf allen Gebieten des deutschen Büchermarktes.

Sollte das Blatt in einer Buchhandlung nicht zu erlangen sein, so wende man sich direkt an den Verleger **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Soeben erschien und steht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten:

Katalog 137

Philosophie.

1100 Nummern.

Breslau, Schmiedebrücke 56.

Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).

Aachener Bäder,

Winterkur.

Prospecte gratis.

Ein in **Rom** lebender Schriftsteller **(Kunstästhetiker)** wünscht Journalen und Zeitungen **römische Briefe** zu schreiben, und sonstige laufende Berichte zu erstatten. Offerten Chiffre **V. R. Rom** poste restante.

☞ **Interessante Novität!** ☜

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen

von

Bernhard Stavenow.

Elegant geheftet 4 *M.*

Das Geheime Civil-Kabinet **Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I.** hat an den Dichter folgendes Schreiben gerichtet:

„Baden-Baden, den 11. October 1879. Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren am 2. d. M. dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister" anzunehmen beschlossen und werden **dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen** nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts **gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Hand-Bibliothek einräumen.** Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky."

Bremen. **J. Kühtmann's Verlag.**

Verlag von **H. Costenoble** in **Jena.**

Bilder aus Deutschlands Vorzeit.

Von Prof. Dr. **C. Mehlis.**

1 Bd. 8. in eleg. Ausstattung mit Kopfleisten u. Initialen. Eleg. broch. *M.* 4.

Diese in novellistischer Form gehaltenen Skizzen bilden ein Seitenstück zu Gustav Freytags Bildern aus Deutschlands Vergangenheit.

Idioten-Anstalt,

Gardelegen.

Durch Vergrößerung meiner Räumlichkeiten finden noch einige **geistesschwache Kinder,** sowie **Sprachleidende** und auch **ältere Geistesschwache,** oder **Epileptische** Aufnahme, Unterricht, Familienanschluß und Asyl.

W. Schulze, Anstalts-Vorsteher.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 44. Berlin, den 1. November 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland, England und die europäischen Mittelmächte. Eine Erinnerung und ein Vorblick. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Geophagie. Von Wilhelm von Hamm. — Anzengruber als Erzähler. Von Paul Lindau. III. (Schluß-Aufsatz.) — Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller. Von Helen Zimmern. (Schluß.) — Die Kunst in der Mark Brandenburg und ihre Würdigung. Von Paul Lehfeldt. — **Aus der Hauptstadt:** Ausstellungslotterie. Von Albert Brockhoff. — Notizen. — Inserate.

Rußland, England und die europäischen Mittelmächte.

Eine Erinnerung und ein Vorblick.

Von Karl Blind.

I.

Es liegt keine Verletzung eines Geheimnisses oder einer gesellschaftlichen Regel darin, wenn in Nachfolgendem zweier, vor Zeugen geführter, Gespräche gedacht wird, die während der letzten orientalischen Kriegsstürme in Londen stattfanden. Die dabei auftretenden Personen, Männer von hervorragender Stellung in der liberalen Partei Englands, haben ihre Ansichten öffentlich in der entscheidendsten Weise geäußert. Was sie bei der erwähnten Gelegenheit vor nur Wenigen sprachen, ist lediglich der bestätigende, genauere Ausdruck gewesen; aber als solcher von Werth.

Es war um die Zeit des Vordringens der Russen nach Konstantinopel hin, als sich ein ehemaliger Kabinetsminister — ein um Englands innere Freiheit hochverdienter Mann, dessen Name in der Geschichte fortleben wird — nach einem Gastmahl, an welchem eine Anzahl Politiker und Schriftsteller theilnahmen, umfänglich über die russisch-türkische Frage ausließ. Daß er jeder Einmischung Englands abhold sei, war mir bekannt. Sein ganzes Leben hindurch hatte er sich gegen jede Verflechtung seines Landes in die Kämpfe fremder Völker angestrengt. Allem Waffenwesen war und ist er grundsätzlich abgeneigt. Wenn er ein einziges Mal, wie es schien, von dieser Auffassung abging, so geschah es um einer großen Freiheitssache willen, als es sich um die Erhaltung eines Freistaates, um den Sturz der gehässigsten menschlichen Knechtschaft handelte.

Gegenüber dem Zarenreich hatte er, in der innerlich widerspruchsvollen Weise, welche die Manchesterschule einst kennzeichnete, von jeher die auffallend friedliche Haltung eingenommen, die auch diejenige Richard Cobdens war. Mit der ihm stets eigenen, auch die stärkste Meinungsströmung nicht achtenden Entschlossenheit war er daher dem Krimkrieg entgegen getreten, und will denselben heute noch als eine „Thorheit", ja, als ein „Verbrechen" bezeichnen, obwohl doch die Niederlage des tyrannischen Nikolaus zur unmittelbaren Folge eine Lockerung der Gewalt des Selbstherrscherthums und die Abschaffung der Hörigkeit hatte.

Meine eigenen Ansichten über Rußland waren dem früheren gewaltigen Volksführer, spätereu Minister und jetzigen parlamentarischen Parteihaupte, wohl bekannt. Sie standen und stehen den seinigen unmittelbar entgegen. Eine dreiviertelstündige Erörterung der Fragen brachte gleichwohl nicht den geringsten Mißton hervor. Mein Versuch war es selbstverständlich, nachzuweisen, welches Unheil bereits über Europa durch das Vordringen Rußlands nach Polen, nach den Ostseeländern, nach Finland gekommen sei — wie Rumänien, wie die größere Zukunft Griechenlands, wie selbst die später zu erhoffende Freiheit südslavischer Stämme durch das unaufhörliche Uebergreifen der moskowitischen Despotie bedroht werden — wie das an alter parlamentarischer Freiheit England so ähnliche Ungarn schon zum demnächstigen Opfer des bis ins Herz Deutschlands, über Böhmen hin, zielenden Panslaventhums erkoren sei — wie jede Schwächung der mitteleuropäischen Mächte den skandinavischen Norden noch weiter in Gefahr bringe, als es schon durch den Verlust Finlands geschehen — wie die Aufpflanzung des russischen Banners in Konstantinopel, nach dessen Besitz bereits die heidnischen Waräger-Fürsten der unterjochten Slaven und Finnen gestrebt, selbst Italien zu schädigen geeignet sei, eine Ansicht, die u. A. Mazzini in vierzigjähriger Thätigkeit hundert Mal ausgesprochen — wie endlich Indien den Zielpunkt der asiatischen Staatskunst Rußlands bilde. Ich schloß damit: daß der Sturz der dortigen englischen Herrschaft nicht allein eine furchtbare Zerrüttung der Handels- und Gewerbsstellung Englands herbeiführen müsse, sondern auch jenes ungeheure, an unentwickelten Hülfsquellen reiche Gebiet in die blutigsten inneren Wirren stürzen oder zur Beute einer nach Weltherrschaft strebenden, aller Völkerfreiheit, allem wahrhaft sittigenden Fortschritt feindlichen, halb barbarischen Regierung machen würde, die sich mit Stolz eine Autokratie nennt.

Nach mancher Gegenrede fügte ich hinzu: wenn irgendwo, so sei hier der Feind Europas gegeben; und gut thäte man daran, die innere Lösung der russischen Zustände zu beschleunigen, indem man dem übermäßig ausgedehnten Reich von Außen mitten in seinen orientalischen Kämpfen Schach böte und dadurch die unzufriedenen Parteien zum Stoß gegen das Zarenthum ermuthigte. Als die natürlichen Bundesgenossen gegen Rußland habe man England und Oestreich-Ungarn zu betrachten, denen man nur wünschen möchte, daß sich auch Deutschland anschlösse. Damit sei, nach allen Seiten hin, die Widerstandskraft die denkbar stärkste.

Wir verständigten uns natürlich nicht. Der seinen Ansichten mit Wärme anhängende Mann wünschte nichtsdestoweniger die Unterhaltung fortzusetzen. So durchmaßen wir gegen Mitternacht, in Begleitung des Gastfreundes, die Straßen der auch dann noch wagendurchdonnerten Stadt — immer im Gespräch über die orientalische Frage, die damals das Par-

lament in Athem hielt, die Regierung zum Gegenstand zahlloser Angriffe machte, und die Volksmassen ab und zu zur stürmischen Kundgebung in den Hyde-Park führte.

Hier auf dem Wege entlängs des Parks, in welchem die Russenfreunde wiederholt schwere Niederlagen erlitten hatten, sagte der beharrliche Gegner aller englischen Einmischung, mit fast feierlicher Stimme, auf meine an ihn gerichtete Frage über den möglichen Versuch einer russischen Besetzung Konstantinopels:

„Auch dies kann meine Meinung nicht ändern. Ich sehe der Möglichkeit eines Einmarsches der Russen nach Konstantinopel mit Ruhe entgegen. Meine Ueberzeugung ist, daß alle Dinge unter der Leitung des höchsten Wesens stehen; und ich nehme dankbar Das hin, was uns von dorther kömmt, denn Alles wird zum Besten gelenkt werden."

Mir war es unmöglich, eine politische Frage von diesem Standpunkt zu erörtern. Peinlich wäre es gewesen, dem greisen, tief religiösen, obwohl nicht kirchlich bigotten Volksstreiter, der trotz seiner Friedensliebe manchen guten Kampf gekämpft, auf diesem Gebiet mit Vernunftgründen entgegen zu treten. Wir reichten uns die Hände, und ich schied, um zu einem griechischen Freunde zu gehen, wo, obwohl es nach Mitternacht geworden, die orientalische Frage möglicherweise nochmals, jedoch nicht in russenfreundlicher Weise, zur Sprache kommen konnte.

Mit einem anderen früheren Kabinetsminister — einem Manne, der Deutschland gut kennt und in hohen Kreisen dort wohlbekannt ist — fand später ein ähnliches längeres Gespräch — ebenfalls nicht unter vier Augen — über die russisch-türkischen Dinge und die Interessen und Pflichten der europäischen Mächte statt. Es war nach einer öffentlichen Feier, bei welcher dieser Staatsmann, unter Theilnahme zahlreicher englischer, wie auch auswärtiger Vertreter der Politik und der schriftstellerischen Welt, den Vorsitz geführt hatte. Seine Haltung in der orientalischen Frage, über die er während des Krieges, durch einen Besuch bei der Pforte in Konstantinopel, genauere Studien zu machen gesucht hat, ist nicht immer die gleiche gewesen. Er hat bald mehr die Reichsinteressen Englands ins Auge gefaßt, bald diejenigen der parlamentarischen Opposition, die er gelegentlich führte — nicht ohne im entscheidenden Augenblick plötzlich einen für seine innerste Auffassung bedeutsamen Rückzug anzuordnen.

In der Rede bei dem genannten Anlaß hatte er wieder einmal den Ton sehr stark auf die oppositionellen Ansichten gelegt und dadurch das Herz der eigentlichen Russenfreunde und der grundsätzlichen Gegner aller Einmischung erfreut. Wir kamen darüber in eine Unterhaltung. So entgegengesetzt die Ansichten wiederum in der Hauptsache waren, so ergab sich doch, sozusagen auf einer Seitenlinie der geäußerten Meinungen, eine gewisse Uebereinstimmung. Der englische Sprecher hielt mindestens dafür, daß es von Nutzen sei, Rußland Widerstand zu leisten. Allein er bemerkte, und ähnlich hat er sich auch öffentlich geäußert:

„Wir haben früher das Unsrige gethan. Jetzt die ist Reihe an den festländischen Mächten, wenn Weiteres gethan werden soll. Deutschland und Oestreich haben allen Anlaß dazu; ihnen geziemt es, den Kampf aufzunehmen. Deutschland und Oestreich sollten Rußland auf dem Wege nach Konstantinopel Halt gebieten."

Diese Ansicht war gewiß in ihrer Weise richtig. Damals freilich schien sie mehr einer Ausflucht gleich zu sein, denn es war um die Zeit, wo im Tabaksparlament zu Berlin eher jede andere Politik dargelegt wurde, als diejenige der Nothwendigkeit des Widerstandes gegen das Vordringen Rußlands. Immerhin deutete die Aeußerung dieses ehemaligen liberalen Kabinetsministers auf eine gewisse Schattirung der Meinungen selbst innerhalb des gegen die Regierung angreifend vorgehenden Theiles der Opposition.

Ich bin auf eine ähnliche Ansicht über die Pflicht und das Interesse Oestreich-Ungarns und Deutschlands auch bei anderen politisch bekannten Männern damals gestoßen. Wenn ihnen entgegengehalten wurde, daß Deutschland in neuerer Zeit eine Reihe Kriege, theils im Innern, theils an seinen Grenzen durchgemacht habe, und daß jedenfalls England, in Europa wie in Asien, an der Zurückdrängung der Zarenmacht das größte Interesse habe: so schwiegen die Angeredeten meist über diesen Punkt, oder verschanzten sich hinter vertrauensvoll allgemeine Redensarten über Englands sichere Stellung.

Es bestehen in der englischen Opposition thatsächlich drei oder eigentlich vier Hauptgruppen in Sachen der orientalischen Frage. Nämlich erstens: die unbedingten Russenfreunde. Zweitens diejenigen, die aus mancherlei Gründen — namentlich unter einer Toryregierung — keine Einmischung nach Außen hin wünschen. Drittens diejenigen, welche entweder durch Stimmenenthaltung oder durch Abstimmung zu Gunsten selbst eines conservativen Kabinets gezeigt haben, daß sie der Politik des Krimkrieges im Grunde, wenn auch vorsichtig und zögernd, noch anhängen. Viertens ein paar Liberale oder Radicale älterer oder neuerer Schule, die im Unterhaus ganz vereinzelt dastehen, aber unter den Volksschichten, namentlich in Südengland, noch viel Anhang zählen, und deren Wunsch es ist, Rußland in der kraftvollsten Weise bekämpft zu sehen.

Mit Hülfe der dritten und vierten Gruppe hat das Kabinet seine anfänglich nur aus etwa 50 Mitgliedern bestehende Unterhaus-Mehrheit bei den großen Abstimmungen auf etwa 100 oder 120 gebracht. Sollten sich die Verhältnisse so gestalten, daß England als der „Dritte im Bunde" an die Seite Deutschlands und Oestreich-Ungarns träte, so hege ich keinen Zweifel, daß sich namentlich in London, desgleichen auch sogar in Manchester und anderen großen Städten, bald durch Massenversammlungen unter freiem Himmel wieder das alte Gefühl erwecken ließe, das die Nation in den Krimkrieg zog.

Dieser Eindruck ist mir wenigstens aus den Massenversammlungen geworden, die hier während des letzten russisch-türkischen Krieges stattfanden, und bei denen anwesend zu sein ich stets, um der richtigen Erkenntniß halber, für Pflicht hielt; denn auf die sonst trefflichen Berichte der Londoner Blätter ist bei solchen Gelegenheiten selten Verlaß — sogar nicht auf diejenigen der anscheinend zunächst betheiligten Presse.

II.

Zu obigen Erinnerungen bin ich durch die Unterredung geführt worden, die, im Pariser „Gaulois" wiedergegeben, unwidersprochen Gladstones Ansichten abspiegelt. Da in den Aeußerungen des ehemaligen Premiers sozusagen ein Bekenntniß niedergelegt ist, nach welchem er, wenn er je wieder ins Amt träte — was freilich in weiter Ferne zu stehen scheint — unzweifelhaft handeln würde, so mögen einige Bemerkungen darüber hier wohl am Platz sein.

Ueber Afghanistan und Rußland sprach sich Gladstone, zufolge dem „Goulois", so aus:

„Die Schwierigkeiten in Afghanistan seien das Werk der gegenwärtigen Regierung. Als er im Amte gewesen, habe er stets freundschaftliche Beziehungen zu Rußland zu erhalten gesucht, und er glaube, dies sei ihm gelungen. Er wolle noch hoffen, daß England einen Kampf vermeiden werde, der ihm eine schwere Bürde sein würde. Die materiellen Schwierigkeiten in einem solchen Kriege wären ungeheuer; und wo wolle man einen verwundbaren Punkt Rußlands finden? England habe unbedingt nichts für Indien zu fürchten. Dieses sei von Rußland durch ungeheure Wüsten getrennt, und die Russen hätten die Hände vollauf zu thun, um ihre Eroberungen in Turkestan zu halten."

Im weiteren Verlaufe besprach Gladstone das Bündniß zwischen Deutschland und Oestreich-Ungarn. Hier that er die Aeußerung: wer mit dem Staatsmanne zu Berlin sich in ein Zusammenwirken einlasse, stehe immer in Gefahr, sich plötzlich aufgegeben zu sehen, denn dieser sei gewohnt, seine Werkzeuge, ob es Personen oder Staaten seien, unerwartet wieder fallen zu lassen, wenn es ihm passend dünke. Was ihn selbst (Gladstone) betreffe, so sei er immer einem herzlichen Einvernehmen mit Frankreich zugeneigt gewesen.

Niemand wird bestreiten wollen, daß der frühere Premier sich in jüngster Zeit außerordentlich bemüht hat, mit Rußland freundschaftliche Beziehungen zu erhalten. Wie weit England davon Nutzen gehabt, darüber sind die Ansichten verschieden. Als Napoleon III. noch auf dem Decemberthron saß, hat Gladstone ebenfalls das herzliche Einvernehmen mit Frankreich gesucht. Ja, er war sogar, wenn wir nicht irren, der einzige englische Minister, der ganz unnöthiger Weise auf französischem Boden damals einen Trinkspruch zu Ehren jenes durch Meineid und Blutthat an die Herrschaft gelangten Bedrängers der französischen Nation ausbrachte.

Das Bündniß Englands mit Napoleon III. gegen Deutschland wünschte Gladstone beim schleswig-holsteinischen Krieg von 1863—1864 hergestellt zu sehen. Er stimmte im Kabinetsrath für die bewaffnete Einmischung gegen uns. Man war bisher über seine damalige Haltung anderer Meinung. Die Berathungen des englischen Kabinetes finden unter dem Siegel des tiefsten Amtsgeheimnisses statt, und eine Aufzeichnung der Verhandlungen gibt es nicht — wie ja selbst der sogenannte Premier seine entscheidende Stellung nicht sowohl einer förmlichen Festsetzung, als vielmehr einer überlieferten Uebung verdankt. Dies wird erklären, warum man über Gladstones Haltung im Kabinetsrath in Sachen Schleswig-Holsteins sich täuschte.

Indessen hat er selbst uns mittlerweile in einer Abhandlung in der „Nineteenth Century“ über seine damaligen Wünsche belehrt. Ebenso hat er angedeutet: es lasse sich über die wahre Verantwortlichkeit für den Krieg von 1870 vorerst nichts Sicheres feststellen. Das heißt: man wisse nicht recht, ob in Frankreich oder in Deutschland die Urheberschaft zu suchen sei.

Die Absicht dieser Aeußerungen liegt zu klar zu Tage, als daß ein genauerer Hinweis nöthig wäre. Das Bündniß zwischen Deutschland und Oestreich ist Gladstone unbequem. Gerne beschwört er daher störende Erinnerungen herauf und wendet sich zuneigungsvoll an Frankreich, obwohl gerade die dortigen liberalen und republikanischen Parteien oft genug ihre Mißbilligung seines Verfahrens im russisch-türkischen Kriege kundgegeben und sich in hergebrachter Weise gegen Rußland ausgesprochen haben.

Warum die Dinge in Afghanistan sich so entwickelt haben, wie es geschah, darüber wird Gladstone nimmermehr ein Dunkel zu verbreiten im Stande sein. Wie sehr wir auch mit der liberalen Partei Englands in inneren Fragen übereinstimmen mögen, namentlich wenn sie sich zu wirklich durchgreifenden Reformen aufrafft — also z. B. in der Grundeigenthumsfrage, in welcher Gladstone leider nicht auf der Höhe der Zeitrichtung steht —, so können wir doch unmöglich leugnen, daß gerade seine Regierung die Schwierigkeiten in Afghanistan geschaffen hat. Von der Russengefahr umdroht, verlangte Schir Ali nach Schutz bei den indischen Behörden. Nicht blos einmal that er dies, sondern wieder und wieder. Abgewiesen und von Grimm erfüllt, warf er sich Rußland in die Arme, um mindestens für sein Haus noch zu retten, was etwa gerettet werden konnte. Die indische Regierung aber konnte unmöglich dulden, daß, während russische Heere auf zwei Linien — durch die Khanate von Turkestan und von der Altrekseite her — den Schlüssel zum Thore Indiens zu erreichen suchten, eine russische Gesandtschaft auch noch in die benachbarte afghanische Bergveste einspringe und dadurch gewissermaßen der Meuterei in Indien selbst ein ermuthigendes Wort zurufe.

„Unser Land“ — sagte mir vor ein paar Jahren Iskander Khan, ein Nachkömmling aus Dost Mohammeds Familie, der Rußland und auch Deutschland kennt — „unser Land hat eine starke Stellung; aber es ist im Innern durch Fehden tief zerrissen. Man habe Acht, daß die Russen dort nicht eindringen, denn sind sie einmal drinnen, wird man sie nimmermehr wieder herausbringen.“

Binnen weniger Jahrzehnte hat Rußland die Entfernung, durch die es von Indien getrennt war, um hunderte von Meilen mittelst der Ueberrennung einer Reihe von Khanaten gekürzt. Wie eine Wetterwolke zieht es sich, wenn auch unter gelegentlicher Stockung seiner immer wieder frisch aufgenommenen Eroberungszüge, gegen die Vorländer von Hindostan heran. Schwer läßt sich da begreifen, wie Gladstone die früher gegenüber Schir Ali befolgte Politik der „meisterhaften Unthätigkeit“, der Zurückstoßung eines werthvollen Bundesgenossen, auch jetzt noch als die richtige hervorheben oder gar das jetzige Kabinet für seine eigenen, Argylls und Northbrooks Fehler verantwortlich machen, oder endlich für Indien keinerlei Gefahren sehen kann.

Gewiß sind die Schwierigkeiten in Afghanistan auch nach dem neuesten Siege Englands nicht gänzlich gehoben; wer wollte es leugnen? Das Bessere wäre sicherlich gewesen, Afghanistan zum Freund und Genossen zu haben. Das aber hintertrieb gerade die frühere Gladstone'sche Regierung aus „freundschaftlicher Beziehung zu Rußland“. Wo die Verantwortlichkeit für das, was geschehen ist und geschehen mußte, unter diesen Umständen eigentlich liegt, ist unschwer zu erkennen.

Uebrigens hat man in der Politik nur zu oft zwischen zwei Uebeln zu wählen, und man wählt dann eben das kleinere. Wir selbst kennen ein Beispiel davon in Elsaß-Lothringen, wo General Manteuffel soeben wieder eine unangenehme Erfahrung gemacht hat. Wäre es aber darum besser gewesen, eine kriegerisch wichtige Stellung wiederum in den Händen einer Macht zu lassen, die so oft an unserer Zerreißung arbeitete? Schmeicheln wir uns nicht vielmehr — und ich glaube, mit Recht — im Laufe der Zeit die wiedergewonnenen Reichslande ebenso auch geistig und national wieder für uns zu gewinnen, wie es mit dem seit Jahrhunderten, bis 1815, uns entfremdeten Theile der Rheinpfalz geschehen ist?

Es ist Gladstones Wunsch, Rußland alle Gegner vom Leibe zu halten, indem er das Zarenreich als „unverwundbar“ darstellt. Wer ließe sich dadurch täuschen? Es bedarf nur des guten Willens, die vielen verwundbaren Punkte Rußlands sehen und treffen zu wollen; ihr Vorhandensein steht außer Zweifel. Diese Punkte heißen, um nur einige zu nennen, Polen, Finland, Bessarabien, Kaukasus. In neuester Zeit haben deutschfeindliche Lärmmacher in Rußland unaufgefordert sogar die Ostseeprovinzen hinzugefügt. Von diesen behaupten sie: dort herrsche geheime Zuträgerei zu Gunsten des „preußischen Emporkömmlings“ — wie jetzt die Losung in St. Petersburg lautet, zum Dank für die 1829, 1853—56, 1863—64, 1870, und abermals im letzten Türkenkrieg, jedesmal höchst thörichter Weise, geleisteten Dienste.

Die Bemerkung Gladstones: Rußland habe in seinen mittel-asiatischen Feldzügen „die Hände vollauf zu thun“, mag ein Korn Wahrheit enthalten. Wundern darf man sich nur, daß eine Reihe Mächte, die in Europa und Asien von Rußland geschädigt und bedroht sind, und die man von Petersburg aus „eine nach der anderen“ abzuthun gedenkt, sich nicht längst bei guter Gelegenheit ermannten, um dem gemeinsamen Widersacher gemeinschaftlich zu widerstehen. Statt dessen erlaubte man ihm, Jahr um Jahr, mittelst der Unterjochung immer weiterer Völker, frische Zuchtruthen für Europa zusammen zu binden, neue Waffen für die Bedrohung des unter englischer Herrschaft angebahnten Fortschrittes von Südasien zu schmieden.

Neuerdings hat man wohl an entscheidender Stelle in Deutschland erkannt, daß der moskowitische Geier, der sich gern zum byzantinischen Adler machen möchte, nach dem erfolgreichen Stoße gegen die Türkei schon bereit steht, über Ungarn und Oestreich her sogar in die Weiche Deutschlands zu hacken. Endlich hat man sich aufgerafft; es war in der That hohe Zeit.

Niemand, der die tieferen Stimmungen Englands ergründet, wird daran zweifeln, daß die Nachricht von dem Bündniß zwischen Deutschland und Oestreich, auf welches die zwingende Gewalt der Dinge als auf das Naturgemäße zu-

rückgeführt hat, nicht blos von Lord Salisbury, der in der orientalischen Frage oft genug geschwankt, als „frohe Botschaft" erkannt worden ist, sondern daß unter großen Massen in England — von aller Parteistellung abgesehen — ein hohes Gefühl der Befriedigung dadurch entstand. Es wird nur an der Entschlossenheit liegen, die man in Berlin und Wien entwickelt, um das Spinnengewebe der russenfreundlichen Bewegungen in England wie einen Alteweibersommer verfliegen zu machen und ein seetüchtiges, tapferes Volk im Nothfall an die Seite der verbündeten Mächte von Mitteleuropa zu stellen. Im Sturm der Ereignisse aber, sollten diese kommen, würden Gladstones gegnerische Worte bald verhallen.

Literatur und Kunst.

Geophagie.

Von Wilhelm von Hamm.

Während der Durchmusterung der Naturproducte in der holländischen Abtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878 stieß ich unter anderen wenig beachteten Merkwürdigkeiten auf eine kleine Sammlung von eßbaren Erdarten. Im Specialkatalog der vom Königreich der Niederlande ausgestellten Producte waren sie folgendermaßen bezeichnet: Nr. 84. Eßbare Erde (Terre mangeable) von Groß-Banda (Aussteller der Resident); Nr. 93. Eßbare Erde von Djambrana, Bali, Residentschaft Banjoewangi; Nr. 106. Eßbare Erde aus Bandoeng, Residentschaft Preanger — sämmtlich auf der Insel Java. Da ich schon vor Jahren in den von mir herausgegebenen „Chemischen Bildern aus dem täglichen Leben" Einiges über „das Erdessen" oder die „Geophagie" mitgetheilt hatte, und wußte, daß die Ursachen und Formen dieser sonderbaren Angewohnheit oder Uebung noch in mehrfacher Beziehung eine Streitfrage bilden, so beschloß ich sofort die günstige Gelegenheit zu einem Beitrage ihrer Lösung wahrzunehmen. Durch das freundliche Entgegenkommen der Betheiligten gelang es mir, die erwähnten Specimina zu erwerben. Sie präsentirten sich als ziemlich compacte Erden von braunrother Farbe, im Munde zergingen sie in außerordentlich feiner Zertheilung; der Geschmack, schwer definirbar, war nicht unangenehm, bei allen drei Sorten völlig gleich; er erinnerte ganz entfernt an Cacaohülsen, was jedoch, wie ich zu bemerken nicht unterlassen will, von anderen Kostern bestritten wurde. Aber auch diese letzteren gaben zu, daß die Masse ohne Widerwillen zu genießen sei. Eine hinreichende Quantität der Djambrana-Erde übergab ich einem verehrten Freunde, Herrn Professor Dr. J. Moser, Vorstand der k. k. Versuchsstation in Wien, zur chemischen Analyse. Diese, mit aller Gewissenhaftigkeit ausgeführt, ergab folgende Resultate: In 100 Theilen Substanz waren enthalten 11,06 hygroskopisches Wasser, 11,68 chemisch gebundenes Wasser und etwas organische Substanz (Glühverlust der vorher bei 100° getrockneten Masse), 42,36 Kieselsäure, 21,42 Thonerde, 1,16 Eisenoxydul, 6,06 Eisenoxyd, 2,90 Manganoxydul; 1,93 Kalk, 0,42 Magnesia; 0,58 Natron und 0,62 Kali-Chlor, Schwefelsäure und Kohlensäure waren nicht vorhanden, somit sind sämmtliche basische Verbindungen an Kieselsäure gebunden. Die mikroskopische Untersuchung ließ weder Diatomeen noch sonstige Formen organischer Wesen auffinden. Die nur in geringer Menge vorhandene organische Substanz gab bei der Elemetaranalyse 0,43 Procent (der Substanz) Kohlenstoff und keinen Stickstoff; es läßt sich über dieselbe nichts Anderes angeben, als daß sie nicht aus Pflanzenresten bestehen kann, da anhaltendes Kochen der Erde mit Aetzlauge keinen Humuskörper zur Wahrnehmung brachte. Die völlige Abwesenheit von Kohlensäure wurde durch directen quantitativen Versuch constatirt. Die untersuchte Erde — so schließt Professor Dr. Moser seine interessante Mittheilung — enthält demnach ebenso wenig, als die meisten bisher untersuchten „eßbaren Erden", Nährstoffe für den Menschen und charakterisirt sich einfach als ein gewöhnlicher Thon minderer Qualität. Was aber ist es, das unter den verschiedenartigsten Himmelsstrichen und Nationalitäten zum Genusse indifferenter, an und für sich werthloser Stoffe anreizt, und denselben zu einer stabilen Volkssitte macht? Es verlohnt der Mühe, auf die zu Gebote stehenden Thatsachen, welche diese Erscheinung illustriren, einen prüfenden Blick zu werfen.

Das „Erdessen" oder die „Geophagie" (auch „der Geophagismus") ist viel weiter unter den Bewohnern des Erdballs verbreitet, als man gewöhnlich annimmt, und es sind leider keineswegs blos auf unterer Culturstufe stehende Völker oder Menschen, welche dieser Sitte, eigentlich Unsitte, huldigen. Die Geophagie tritt auch nicht als Krankheitserscheinung auf, wie das Mörtelessen der Kinder, in deren Nahrung der zum Aufbau des Knochengerüstes nothwendige phosphorsaure Kalk mangelt, oder das Wandlecken und Sandverschlingen der Wiederkäuer, die aus der gleichen Ursache an Knochenbrüchigkeit leiden. Nur in einzelnen Fällen bildet ein krankhaftes Gelüste die Unterlage der Angewöhnung. Meistens will der Geophag durch das Zusichnehmen von Erde ein Nahrungsbedürfniß befriedigen. Die oft aufgeworfene, heute noch nicht erledigte Frage ist aber, ob er dies in der That zu thun im Stande ist, oder ob er sich nur selber täuscht; an sie knüpft sich die andere über die hygienischen Folgen einer derartigen Magenfüllung. Ehe man sich darüber eine Meinung zu bilden vermag, ist es vorher nothwendig, die Hauptbestandtheile derjenigen Erdarten zu kennen, welche die Geophagen verspeisen; diese sind Kalk oder Magnesia, Kieselsäuresalze (Silicate), Thonerde und, ziemlich selten, Bezoare oder erdige Concremente, die sich im Magen von Wiederkäuern finden. Den vorbenannten Mineralstoffen sind zuweilen organische Substanzen einvermengt, aber in verschwindend geringen Mengen. Will man trotzdem eine nährende Wirkung der letzteren annehmen, und gibt man zu, daß einzelne Erden, sei es durch einen Gehalt an Salzen, sei es durch ihre schliffige, fettähnliche Beschaffenheit auf Zunge oder Gaumen einen Reiz auszuüben vermögen, so lassen sich dieselben hinsichtlich ihrer Consumtion oder ihres Gehaltes in drei Gruppen stellen: 1) Solche, welche gar keinen, 2) solche, welche einen geringen Gehalt an Nährstoffen besitzen, endlich 3) solche, die blos als Leckerei dienen, deren Genuß demnach Sache allmählicher Angewöhnung ist.

Von Alters her wußte man von Geophagen, wenn gleich nur wenige historische Zeugnisse ihrer gedenken. Erst Alexander von Humboldt vermochte das Interesse für die erdessenden Völker aufzufrischen. In seinen berühmten „Ansichten der Natur" schildert er — vielleicht mit derselben lebendigen Einbildungskraft, welche ihm die glänzende Phantasie vom Fange der Zitteraale eingegeben — die Nahrungsweise des amerikanischen Volkes der Ottomaken, welches die Ufer des Orinoko bewohnt, und während der Regenzeit fast nur von einem grauen, Eisenoxyd enthaltenden Töpferthone leben soll, der, in Kugeln geknetet, am langsamen Feuer gebacken und roth gefärbt wird.

Das Material dieses seltsamen Lebensmittels ist ohne Zweifel reine mineralische Substanz, ohne Beimischung von nahrhaften Organismen. Nichtsdestoweniger schreiben ihm die Indianer Nahrungskraft zu, denn es stillt in rein mechanischer Weise ihren Hunger. Was sie an wirklichen Nährstoffen zwischenein zu sich nehmen, ist der Quantität nach unbedeutend, aber es muß von intensiver Qualität sein, weil es die wirkliche Erhaltungsnahrung repräsentirt, welche die Erde unbedingt nicht sein kann. Es sind Zweifel über den Humboldt'schen Bericht laut geworden, neuere Reisende wollen das Ottomaken-Volk nicht einmal aufgefunden haben. Es braucht aber gar nicht der mühseligen Wanderung nach Südamerika, um die Sitte der Geophagie zu studiren; sie ist in Europa genugsam daheim, freilich wenig bekannt, öfters verheimlicht, weil, die ihr huldigen, sich dessen gemeinlich nicht rühmen. Im Comitate Neograd des Königreiches Ungarn — einem minder fruchtbaren Hügellande — fristet die ärmere Bevölkerung in Zeiten des Mangels ihr Dasein durch reichliches Verzehren einer an verschiedenen Lokalitäten zwischen den Felsen abgelagerten Erdart von mehliger

Beschaffenheit, hin und wieder zu Körnern geballt und mit mikroskopischen Krystallen durchsetzt. Sie ist weiß von Farbe und besteht dem Mehrtheile nach aus verwittertem Kalkspath. Ihre von Molnar ausgeführte Analyse ergiebt folgende chemische Zusammensetzung in 100 Theilen: 40,357 Kohlensäure, 51,488 Kalkerde, 0,11 Magnesia, 5,545 flüchtige Stoffe, 0,158 Eisenoxydul, 2,272 Thonerde; oder: Kalkspath 91,961, flüchtige Stoffe 5,545, Thonmergel 2,433 (Verlust 0,41). Die flüchtigen Stoffe in dieser Combination fordern die Aufmerksamkeit deshalb am meisten heraus, weil nur sie als Nahrungsstoffe dienen könnten; bei der Special-Analyse ergaben dieselben empyreumatische Producte neben 0,010 Stickstoff und 0,067 Wasser. Darnach kann also von einer Ernährungsfähigkeit der Neograder „Hungererde" in keiner Weise die Rede sein. Nichtsdestoweniger wird sie von den Bauern gern und in beträchtlichen Quantitäten genossen, namentlich zu dem dort allenthalben vorhandenen, billig und selbst umsonst zu habenden säuerlichen Weine; mit diesem zugleich soll sie in auffallender Weise das Bedürfniß an gewöhnlicher fester Nahrung verringern nnd sogar ein größeres körperliches Wohlbehagen hervorrufen, als der reichliche Genuß der letzteren. Der eigentliche Nährwerth des Neograder Kalkmehls dürfte auf höchstens 1 Procent der Substanz zu veranschlagen sein; seine Wirkung ist daher keine andere, als eine mechanische, die durch Füllung des Magens das Gefühl der Sättigung bewirkt. Nebenbei aber neutralisirt es auch die Säuren des Weins und dieser Eigenschaft ist wohl am meisten die befriedigende Empfindung nach der Einnahme zuzuschreiben; einen Theil daran hat wohl auch der aufregende Effect des Getränkes, der sich aber späterhin jedenfalls rächen wird. Leider stehen über dergleichen Lebensgebräuche meistens nur ganz wenige authentische Wahrnehmungen zu Gebote; dem oberflächlichen Beobachter entgehen sie meistens gänzlich; vor dem Tieferblickenden scheut sich das Volk und verheimlicht oder verdreht geflissentlich jede Auskunft; diejenigen, welche Bescheid zu geben wüßten, halten die Sache öfters nicht der Mühe werth oder fassen sie nur von einseitigem Standpunkte auf.

Aus diesen Gründen weiß man auch heutzutage noch nicht viel mehr von den weitberufenen Arsenikessern in Steiermark und Kärnten, als vor hundert Jahren. Ihre Existenz ist seinerzeit sogar officiell bestritten, dann aber späterhin doch als Ausnahme zugegeben worden, wohingegen andrerseits behauptet wird, die Gewohnheit sei in allen Hochgebirgsregionen der Erde eingebürgert, gerade so gut, wie die Arsenikfütterung der Pferde überall dort, wo solche gehalten werden. Jedenfalls ist in den vorhergenannten Alpenländern der innerliche Gebrauch der arsenigen Säure als Schönheits- und Kräftigungsmittel ein weit mehr verbreiteter, als dies gemeinlich zugestanden wird. Die rosigen Gesichter, die reine, frische Hautfarbe, die üppige Körperfülle der Dirnen, die saftige Complexion, das gesunde Aussehen und die unerschöpfliche Athemkraft beim Bergsteigen der Burschen und Männer wird in jenen Landen allgemein dem ununterbrochenen, wenngleich vorsichtigen, Genusse des „Hidri" oder Hüttenrauchs, d. h. Arseniks, zugeschrieben. Allein es wird sich niemals eine Person herbeilassen zu dem Geständnisse, daß sie dieser merkwürdigen Sitte ergeben sei. Der Fremde wird auf die Frage darnach sicherlich massiv grob abgefertigt; bei wem man dies nicht wagt, dem gegenüber spielt der Arsenikesser die liebe Unschuld, welche gar nicht wissen will, wovon man redet, und die Dorfschöne lacht den Frager entweder aus, oder thut beleidigt, wenn er ihre Reize geheimen Arkanen zuschreiben möchte. Selbst die Landpfarrer, welche von der Thatsache genau unterrichtet sind, weigern sich mit eigenthümlicher Beharrlichkeit, irgend darauf einzugehen, auch wenn sie von dem Charakter des Forschenden genau unterrichtet sind. Es kommen eben bei der Sache, welche eine criminelle Unterlage hat — den unbefugten Hausirhandel mit Giften — zu viele Interessen ins Spiel, als daß die Wissenden geneigt wären, durch Offenherzigkeit sich eine Blöße zu geben, Anderen Unannehmlichkeiten zu schaffen. Das Arsenikessen kann zwar kaum als Geophagie aufgefaßt werden, da es nicht zur Stillung des Magenbedürfnisses und natürlich nur in verschwindend kleinen Dosen in den Körper gebracht wird; indessen steht es derselben dennoch ganz nahe und verdient jedenfalls die Beachtung des Sittenforschers in mehr als einer Hinsicht. Seine Wirkung ist unzweifelhaft; wenn die wenigen, von Arsenikessern selber gegebenen Berichte darüber nicht vorlägen, so würde sie bestätigt durch zahlreiche praktische Erfahrungen und wissenschaftliche Versuche an Thieren, namentlich an Pferden. Ganz eigenthümlicher Weise bringt der erwähnte Gebrauch des Arsenik, ähnlich wie die Wirkungen des Haschisch oder Hanfharzes, wie ich früher schon einmal hervorgehoben habe, jene alten Märchen und Sagen von Zaubermitteln und Liebestränken wieder vor das Gedächtniß, und zwar erstehen sie nunmehr als wirkliche Dinge im Lichte der vorangeschrittenen Wissenschaft. Die einfache steierische Bauerndirne, welche unbewußt eine zärtliche Neigung in sich aufkeimen fühlt und dem Gegenstande derselben nach Landessitte zu gefallen wünscht, zieht die ihr im Erbwege von Geschlecht auf Geschlecht überkommene Kenntniß zu Rathe und greift zu dem Arsenik, dessen Genuß ihrer natürlichen Anmuth die Rundung und Fülle der Gestalt hinzufügt, ihre Wangen und Lippen mit blühenden Farben malt und ihren Augen lachenden Glanz verleiht. Alle Welt sieht und bewundert die Thatsache ihrer wachsenden Schönheit; die jungen Burschen singen jodelnd ihr Lob in unerschöpflichen „Vierzeiligen" und drängen sich um die Gunst der Schönen; sie gewinnt die Neigung von Allen und sieht somit auch den Auserwählten in ihrem Banne. Auf solche Weise aber wird das furchtbare Gift, sonst der Diener des Verbrechens oder der Bringer von Noth und Tod, zum kostbaren Arkanum, das die Reize junger Mädchen geheimnißvoll befördert, und zum glückbringenden Liebesboten. Es ist kein Zweifel daran, daß der Gebrauch des Arseniks zu diesem Zwecke bis in das graue Alterthum reicht, so daß sich daraus manche sagenhafte Ueberlieferungen erklären lassen, wie denn auch der „Trank des Vergessens" keineswegs blos auf willkürlich dichterischer Erfindung, sondern auf ziemlich realen Grundlagen beruht, welche einestheils bis über Vater Homers Zeiten hinaus, anderntheils aber in die Gegenwart reichen, wenn sie auch wenig bekannt oder beachtet sind.

(Schluß folgt.)

Anzengruber als Erzähler.

III.

(Schluß-Aufsatz.)

Die Erzählungen des zweiten Bandes der „Dorfgänge" bilden trotz der Verschiedenartigkeit des Inhaltes der einzelnen ein einheitlich geschlossenes Ganzes. Sie sind auch allesammt in rascher Aufeinanderfolge in den Jahren 1877—78, also in demselben Stadium der dichterischen Reife und in derselben Stimmung entstanden, nebenbei bemerkt, auch in derselben Zeitschrift, in „Nord und Süd", unter dem Collectivtitel „Zur Psychologie der Bauern" erschienen. In Bezug auf ihren künstlerischen Werth weisen dieselben kaum eine wahrnehmbare Verschiedenheit auf; und wenn der eine Leser dieser, ein andrer jener den Vorzug einräumt, so ist dies mehr Sache des persönlichen Geschmacks und der besonderen Liebhaberei als das Ergebniß eines ans ästhetischen Gründen berechtigten und durch die dichterische Leistung motivirten Urtheils.

Alle diese Geschichten sind vom religiösen, oder besser gesagt, vom confessionellen Elemente ganz durchtränkt und unmittelbar auf die Bedeutung, welche der katholische Glaube im Leben des süddeutschen, respective österreichischen Bauern besitzt, zurückzuführen.

Die erste Geschichte: „Wie der Huber ungläubig ward", veranschaulicht uns einen eigenthümlichen psychologischen Proceß: die Gläubigkeit des Bauern schlägt nach gewissen Wahrnehmungen, die dieser macht, und die den Zweifel in ihm wecken, schließlich in völligen Unglauben um. In der zweiten Geschichte, „Der gottüberlegene Jakob", wird uns in fein humoristischer

Weise geschildert, wie die Bauernpfiffigkeit mit Anwendung jener unerlaubt schlauen Mittel, die man jesuitische zu nennen pflegt, die Glaubenslehren überlistet. — Im Gegensatz zu diesen zeigt uns die dritte, „Die fromme Kathrin'", das unwandelbare Gottvertrauen eines einfältigen, rührend gläubigen Gemüths, das trotz aller Schickungen und Heimsuchungen Stand hält. In der letzten endlich, „Das Sündkind", wird uns ein schauriges Nachtbild in unheimlich düsteren Farben entrollt: die Corruption des Menschlich-Edlen durch priesterliche Bildung. Hier tritt also ein neues Element hinzu: die Bildung, d. h. die einseitige, die halbe Bildung, die dem Unglücklichen die Harmlosigkeit raubt und einerseits den Schleier genügend lüftet, um ihn erkennen zu lassen, daß manches anders und schlimmer ist, als er früher geglaubt hat und jetzt noch predigt, auf der andern Seite aber dem Strauchelnden nicht die Stütze gewährt, um sich aufrecht zu erhalten und ihn schließlich in Wahnsinn und Tod hetzt.

In den beiden ersten Geschichten ist die gewöhnliche, die objective Form der Erzählung beibehalten. Der Dichter schildert, ohne selbst einzugreifen. Unmerkbar leitet er die Figuren, deren er bedarf und er verräth nicht, daß er es ist, der sie sprechen und handeln läßt. In den beiden andern hat Anzengruber die subjectivere Form gewählt, wie sie namentlich Turgénjew mit Vorliebe anwendet — im „Tagebuch eines Jägers" z. B., wie auch Hopfen in den „Geschichten des Majors". Der Dichter vertauscht da die Rolle des objectiven Erzählers mit der des betheiligten Zuhörers. Er läßt sich also von der „frommen Kathrin'" selbst die einfache und ergreifende Geschichte ihres Lebens und von dem treuherzigen Bruder des „Sündkindes" dessen tragisches Ende berichten. In diesen letzteren nimmt demgemäß die Darstellung auch eine besonders charakteristische, dem Wesen des erzählenden Individuums entsprechende Färbung an.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Geschichten.

Der alte Huber, ein vierschrötiger, kräftiger Bauer, der mit den Seinen rechtschaffen zur Messe geht und dem der Pfarrer bis zur Stunde das Zeugniß nicht versagen würde, daß er ein guter Christ ist, hat das Unglück, seine Frau zu verlieren. Der Verlust der Alten geht dem braven und ungeschlachten Manne sehr nahe. Er will der Verstorbenen zu Ehren ihr Grab mit einem Kreuz und einem Spruch darauf schmücken. Der Leichenbestatter hat auch einen solchen schon bereit; aber da in diesem die Zeile vorkommt: „Sanft war ihr Hinüberschweben," will der Huber nichts davon wissen; denn das ist die Unwahrheit. Der Tod ist ihr im Gegentheil sehr schwer angekommen. Huber will daher selbst auf den Kirchhof gehen, um sich unter den Inschriften eine passende auszusuchen. Er liest einzelne Sprüche. Da sagt der eine, daß die, welche unter dem Rasen bestattet ist, nun im Himmel droben sitzt, ein anderer aber, daß der dort Begrabene bis zum Auferstehungstage in der Gruft ruht. Dieser Widerspruch macht den alten Huber stutzig. Er schüttelt den Kopf, blickt nach der Gräberreihe zurück, die er abgegangen, und dann auf die beiden Grabstätten, an denen er eben stand.

„Das hebt gerade wieder so an, dort liegen sieben, die sich mit dem Zuwarten bescheiden, und ihrer neun wollen schon im lieben Himmelreich oben sein. Nicht einmal unter der Erd' sind die Leut' Eines Sinnes. Es kann doch nur Eines mit der Wahrheit bestehen. Nach dem Versterben wird es doch nicht der Eine so und der Andere anders halten können. Ihr, Hascher, ihr, wo wollt ihr dermalen denn anders sein, als wo ihr liegt, unterm Rasen, bis es einmal wieder auf die Höh' heißt?!"

Er geht weiter. Da steht er vor dem Grabe eines notorischen Schelms, von dem der Spruch behauptet, er sei selig und blicke lächelnd auf die Seinen nieder. Der Huber ist empört, daß man solches Unwesen duldet. Bei seiner fortgesetzten Wanderung stößt er plötzlich auf eine rohe Bildschnitzerei, welche das Fegefeuer darstellt. Da ist ja also noch etwas Drittes. Wo ist nun das Richtige? Unter der Erde, im Fegefeuer oder im Himmel? Alles durcheinander! „Was gilt denn nachher?" fragt er sich. „Was geschieht denn mit Einem? Liegt er und muß er wieder auf? Fliegt er vielleicht frei in der Luft herum? Oder bleibt er liegen für all' Zeit und Ewigkeit? Eins davon muß wohl sein, all's drei miteinander kann er doch nicht verrichten!"

Da wird doch allem Anschein nach mancherlei in der Kirche vom Herrn Pfarrer gesagt, was er gar nicht verantworten kann, und schließlich: das Chorhemd, die Stola und das viereckige Käppel allein thut's doch nicht! Der Herr Pfarrer weiß von diesen Dingen gewiß auch nicht viel mehr als der dumme Huber. Dem Huber wird bang. Er seufzt auf, und der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Da steht er jetzt vor einer verwitterten Steintafel, die in die Mauer eingefügt und durch das wuchernde Gestrüpp ganz verdeckt ist. Mit Mühe entziffert er den Spruch auf dem zweihundert Jahre alten Steine:

Von der Wiege, nach der Bahr
Sein wir all' von einem Orden,
Was ich einst gewesen war,
Bin ich jetzo wieder worden.

Das leuchtet ihm am meisten ein. Das, was nichts gewesen ist, wird auch nichts sein. Er fährt sich mit dem bunten Sacktuch über die Stirne.

„Ah ja, dasselbe schwant Einem schon öftermal im Leben, aber als ein Junger springt man darüber weg und als Mann weicht man bedächtig aus, erst als ein Alter fällt man mit der Nase darauf. Nichts davor und nichts dahinter und in der Mitte nit viel Gescheidtes. Das Versterben ist lang nicht so dumm wie das Geborenwerden."

Und wundersam! Aus dieser ganz unchristlichen Auffassung zieht der Huber die tiefsten Lehren der Sittlichkeit, und in dieser findet er den wahren Trost.

„Ja, Anne Marie, auch wir wären uns kein Mal auffässig gewesen, hätten uns manche Bitterniß erspart, hätten keine Freude neben liegen lassen und keine Arbeit aufgeschoben, wenn wir gewußt hätten, es wär' einmal für alle Mal, nichts davor und nichts dahinter."

Und so wird der Huber, der als gläubiger Katholik den Kirchhof betreten hat, der die Botschaft gehört und den vollen Glauben gehabt hat, durch das, was der Menschenwitz aus den Lehren der Kirche selbst herausgetüftelt und den Verstorbenen zu Ehren auf die Denksteine gesetzt hat, zum argen Materialisten. Der Verstand, der bisher gemächlich geruht, ist nun durch die starken Gemüthserschütterungen gleichsam erweckt worden; dieser richtet sich auf, im vollen Gegensatz zu dem blinden Glauben, und wird dessen Sieger. Es fällt dem Huber wie Schuppen von den Augen. Er will nun gar keinen Spruch auf das Kreuz setzen; Namen und Datum genügt schon. Die Messe will er allenfalls noch abhören, „da sie ja nun einmal bezahlt ist", — was er aber dabei denkt, bleibt sein Geheimniß. Man kann's allenfalls errathen, wenn man ihm zuhört, was er dem Kirchendiener zuraunt, dem er nachher begegnet: „Du — Fuchs! Du kriegst mich noch einmal mit einer Seelmeß daran!" Er braucht die Messe nicht mehr und wird darum nicht schlechter.

Ein Leiterwagen, der aus dem Schupfen gezogen worden, verlegte ihm den Weg. Er trat an denselben heran, legte seine Arme über einen der Leitersparren und lehnte daran mit tiefgesenktem Kopfe, die Sonne brannte heiß über ihm. Stahlblaue und grüne Fliegen surrten hinzu, hielten auf dem grauen und rissigen Holze des Sparren kurze Rast und fuhren in einem Fluge wieder weg, als wären sie aus der Welt.

Und wie weh dem Manne auch war, er fühlte, wie die Wärme durch seine Arme prickelte und nach der Brust drängte, wo jeder Muskel schlaff, jeder Nerv wie todt und ihm so kalt und leer war. Er ließ den Athem breit ausströmen und streckte sich. Er sah zur Sonne auf: „Du meinst es schon rechtschaffen, machst Einem die Welt schöner und das Leben leichter. So Geschmeiß ausbrüten, wie da umherfliegt, ist wohl Dein allergeringstes Stückel. Bist du nit vielleicht von Allem Ursach'? Weißt wohl nicht darum und fragst nicht danach. Sein, das ist Alles, was wir thun können und worum wir wissen. Leben wir halt. Thu' Du am blauen Himmel oben Dein Tagwerk und ich da herunten auf der Scholle. Wird schier recht sein! Ehrlich verbleib' ich, und brauch' dazu kein Gebot! —"

Die Nacherzählung gibt von dieser Geschichte, die meines Erachtens eine der tiefsinnigsten und meisterhaftesten der modernen Erzählungsliteratur ist, ein kaum genügendes Bild.

Der Reiz der folgenden Geschichte vom „gottüberlegenen Jakob" liegt gar vorwiegend in der Schilderung, und da soll denn auch die Nacherzählung nicht einmal versucht werden. Sie ist vom besten Humor durchdrungen, voll schelmischer Einzelheiten und mit einer so verstohlenen lustigen Anmuth geschildert, daß dem Leser das Lächeln nicht von den Lippen weicht. Es handelt sich, um die Fabel wenigstens mit einem Satze zu skizziren, um die erkrankte Kuh des Bauern Jakob, die dieser durch alle möglichen Gebete an alle Schutzpatrone, die irgendwie zu erreichen sind, und durch opulente Versprechungen, die er diesen macht, zu heilen versucht, und die der schlaue Fuchs, sobald sie sich wieder auf dem Wege der Besserung befindet, einem reichen Bauern, der schon vorher darauf geboten hat, schnell überläßt — mit allen Gelübden darauf, die nun der Käufer, um nicht den Zorn der Heiligen heraufzubeschwören, einlösen muß. Eine allerliebste Einzelheit muß ich hier doch citiren. Der Jakob Wiesner will zu seinem Schutzpatron, dem heiligen Jakobus flehen. Unterwegs aber, dicht an seinem Hause, steht eine Kapelle für den heiligen Peregrinus, „der gegen Fußübel gut anzurufen ist". Ei! denkt er, wenn ich nur bete, gleichviel zu wem! Er kniet also nieder, macht das Kreuz, faltet die Hände, blickt nicht zum heiligen Peregrinus auf, sondern zur Seite und betet als ob er den heiligen Jakobus vor sich habe.

„O heiliger Jakobus, Du mein allerliebester Namenspatron! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchst und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten, und wenn ich die Kuh behalt', so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!"

Wenn Heilige sich auf die Mienen der Andächtigen verstehen, so lag etwas in Wiesners verheißungsreich zwinkernden Augen, das den heiligen Jakobus wohl berechtigte, eine schöne Wachskerze zu erwarten, welche ihm zu Ehr' am Hochaltare brennen würde.

Wiesner betete vorläufig das erst versprochene Vaterunser, und als er damit zu Ende kam und nach dem Steinbilde vor ihm aufblickte, sagte er: „Schau, weil Du gerad' da bist, könntest wohl auch gleich mit fürsprechen helfen. O lieber heiliger Peregrinus! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchst und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten und wenn die Kuh mein bleibt, so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!"

Ließ darauf gleich das andere Vaterunser folgen, erhob sich und ging langsam den Weg, den er gekommen, zurück.

Liegt in dem „Schau, weil Du gerad' da bist!" nicht der prächtigste und gesundeste Humor?

Die Geschichte, welche die „fromme Kathrin'" in ihrer treuherzigen Weise erzählt, ist eine ergreifende Familientragödie. Kathrin' hat, als sie noch ein junges Mädchen war, den Vincenz geliebt. Dieser hat sich aber im Geheimen mit ihrer Schwester eingelassen, und als diese sich Mutter fühlt, von Beiden sich abgewandt, um ein reicheres Mädchen zu heirathen. Der Vater ist, als er die Schande seines Kindes erfahren, in besinnungsloser Wuth auf das Zimmer, in dem die Mädchen schlafen, gestürzt und hat mit einer Axt einen Streich gegen sie zu führen versucht. Kathrin' hat sich dazwischen geworfen und den furchtbaren Schlag aufgefangen. Mit knapper Noth ist sie dem Tode entronnen; sie hat einen rechtschaffenen Mann bekommen, nach dessen Tode ihr Haus und Hof von den Anverwandten fortgenommen worden sind, und so beschließt sie denn ihre Tage im „armen Leut'-Haus".

„Nun seht, mein Leben war wohl zwei Drittheil Kümmerniß und Mühsal, und es hätt' sich Eins wohl darüber mit dem lieben Herrgott zertragen mögen, aber wenn er mich fragen möcht', hier heroben auf der Höh' vor'm „armen Leut'-Haus", ob ich lieber nit hätt' erleben mögen, was ich erlebt hab'? Ich möcht' ihm sagen: O, lieber Herrgott, mir ist's ja recht, was ich erlebt hab'!

Wir sind ja wie Kinder gegen ihn und so ist es recht, daß das Leben nit mehr als ein Spiel ist, in dem wir vom Ernst und Spaß lernen, mag ja sein, daß wir, einmal groß gewachsen, es besser verstehen!"

„Und wenn das nicht der Fall wär', fromme Kathrin'," sagte ich.

„Wie meint Ihr's?" fragte sie.

„Wenn wir eben mit diesem Leben ganz und gar fertig wären."

„I nun," sagte sie und sah mir ernst in's Gesicht, „es könnt' ja wohl sein, der liebe Gott wird besser wissen, was uns taugt."

„Wenn der nun selbst nicht wär'?"

„Ei geht," sah sie lächelnd auf, „wie Ihr nur reden mögt! Er würd' nicht sein, — ist ja doch die Welt! Und mag ihn Einer auch nit glauben, er kann wohl sich selbst, aber nit ihm zuwider leben."

„Und was denkt Ihr von Allen, die anders glauben?"

„Mein lieber Herr," sagte sie und stemmte den Krückstock gegen den Boden, „fromm können wir Alle sein, die Frommheit kommt Jedem selber zu Gute, unserm Herrgott kann es doch gleich sein, ob unsereins ihn glaubt oder nicht, ich denk', auch der Ungläubigste kann fromm sein, wenn er friedsam ist, denn friedsam nennt man ja auch fromm!"

Ich erhob mich.

„Was sagt Ihr, Herr?"

„Ich? Nichts! Doch ja, ich wünschte, alle Frommen wären wie Ihr. Lebt wohl, fromme Kathrin'!"

In dieser wie in der folgenden Geschichte vom „Sündkind" bildet die Darstellung, die charakteristische Weise des Vortrags einen Hauptreiz des dichterischen Werkes; und ich bezwecke mit dieser Skizze nur einen Hinweis auf die Dichtungen selbst.

Anzengruber versteht es kaum wie ein Zweiter, die Bauern seiner Heimat ihre eigenthümliche Sprache reden zu lassen. Man hört, während man diese lebenswahren Seiten liest, förmlich den Tonfall der „frommen Kathrin'" und des prächtigen Pechleitners, und man sieht deren Gesichtsausdruck. Dem Pechleitner hat seine Mutter lange Jahre nach dem Tode seines Vaters und als er, der Pechleitner, schon 30 Jahre zählte, einen Bruder geschenkt, — eben das „Sündkind". Als er eines Abends von der Arbeit heimkommt, „hundmüd'", was findet er?

„Ich hab' gemeint, ich brächt' vor Verwundern Maul und Augen gar nimmer zu. Die Stuben voll Weibsleut' aus der Nachbarschaft, die Hebmutter dabei, daß ich's kurz mach', 's ist auf einmal die alte Kindswäsch', die lang vergessen im Schrein gelegen hat, wieder in Gebrauch kommen.

Wie's nachtig worden ist, haben sich die Besuchweiber eine um die andere verloren, 'letzt steh' ich allein, steh' beim Fenster und trommel' an die Scheiben und je länger ich so steh' und trommel', je verlegener werd' ich und das hätt' doch ich, weiß Gott, nit Noth gehabt, so kehr' ich mich mit brennrothem Gesicht um und sag': Sollt'st Dich doch schämen, Mutter. Schämen sollt'st Dich! Da sie nichts red't und nichts deut't, hab' ich meine Pfeife genommen und bin gegangen, wollt' natürlich in der Wochenstuben kein' Qualm verursachen.

Wie ich mit meiner Pfeif' zu Ende war, da hab' ich mir's überlegt gehabt. Das Reden hintennach, das frucht't rein gar nichts. So war's auch ganz ungehörig und dumm, daß ich meine eigene Mutter vermahnt hab'."

Der alte Pechleitner gewinnt seinen kleinen Bruder, den Poldi, von Herzen lieb. Das Kind wird zum Geistlichen bestimmt.

„Geistlich soll er werden, Deinetwegen?" denk' ich. „Nun, das ist doch die leichteste Weis', eigener Sünden ledig zu werden, wenn man ein Fremdes dafür büßen läßt." Gesagt hab' ich das aber nicht; wer getraut sich so was der leiblichen Mutter in's Gesicht zu sagen?

Er wird also nach dem Seminar geschickt, und der Pechleitner gibt ihm die Hand und sagt: „Poldi, bleib' brav, auch wenn Du ein Pfaff' wirst!"

Das Kind ist 16 Jahre alt, die Mutter zählt deren 61. Von Zeit zu Zeit fährt sie nach der Stadt, um sich zu erkundigen, „ob er nicht schon einen kleinen Ansatz zu einem Heiligenschein hätte, wär's auch nur ein Fünkchen wie von einem Johanniskäfer."

Die Mutter stirbt, und Poldi kommt hinüber nach Rodenstein auf die Pfarre. Da verändert er sich merkwürdig. Er wird menschenscheu, die Augen liegen ihm tief, er hat keine Farbe und kann Niemand ins Gesicht schauen. Dem Pechleitner gefällt der geistliche Bruder gar nicht; aber der Poldi will

nicht mit der Sprache herausrücken. Eines Tages besucht Pechleitner seinen Bruder. Er hört eine Predigt von ihm, die ihm ebenfalls nicht zusagt. Denn der junge Geistliche spricht nur von den fürchterlichsten Dingen, von Gottes Strafen, Mißwachs und dergleichen. Er schlägt mit den Fäusten auf die Kanzel und bedroht die ganze Gemeinde, der Teufel werde sie holen. „Nun," sagt sich der Pechleitner, „ich werd' meines Bruders Gewerbsweis' nicht verschimpfiren... Wärst Du beispielsweis ein Schuster und ließest das ganze Dorf in engem Schuhzeug herumhinken, ich sagte nicht: Mein Bruder ist ein schlechter Schuster!"

In Rodenstein trifft der Bauer auch die feiste Köchin des alten Pfarrers und ein spindeldürres Ding von 16 Jahren, ein unheimliches Frauenzimmer, auch ein „Sündkind", an dem der alte Pfarrer sein Theil gehabt hat. Was Martin Pechleitner da sonst noch wahrnimmt, macht ihm wiederum wenig Freude; denn es will ihm so scheinen, — und diese Auffassung bestätigt sich bei dem zweiten Besuche, — daß zwischen der spindligen Pfarrdirn uud seinem Bruder ein Verkehr besteht, der nichts Gutes bedeutet. Der alte Pfarrer stirbt, ein andrer tritt an seine Stelle und Leopold wird weiter ins Land hineinversetzt. Eines Tages bekommt Martin einen Brief, sein Bruder sei nicht wohl, er verlange nach ihm. Er macht sich auf den Weg, und als er an Ort und Stelle angelangt, ist das Erste, was er sieht, die dicke Pfarrköchin von Rodenstein und das Zweite: die „ausgehungerte Katz'", die Pfarrdirn. Leopold liegt schwer erkrankt im Bette, kaum kenntlich: „Ausgesehen hat er, wie man den Christus auf'm Kreuz malt." Der Kranke ist über den Besuch tief gerührt. Er macht nur unbestimmte, aber schreckliche Andeutungen. Einmal entschlüpfte ihm die Aeußerung: „Geistlicher hätt' ich nit werden sollen."

Der Kranke wird Nachts aus dem Bette getrieben, kleidet sich an, geht in die Kirche und predigt dort im Zustande der Halbbewußtlosigkeit. Es geht schlimmer und schlimmer mit ihm.

Nach einer Viertelstund' etwa hör' ich ihn sagen: „Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur mußt mich nit so fest um die Brust nehmen." Damit wirft er sich mit einmal — link ist er gelegen — rechts über, thut ein' tiefen Athemzug und aus war's.

Mich hat's vom Stuhl in die Höh' gerissen, ich hab' mich über ihn gebeugt, kein Hauch ist mehr von ihm gegangen. Ich war lang' nit im Stand, ihm die Augen zu schließen, so unsicher war ich in den Händen und ich wollt' ihn nicht hart anrühren. Endlich hab' ich's doch zuweg' gebracht. Dann bin ich fort, unter der Thür hab' ich mir ihn noch einmal betracht't, wie so still er daliegt, hab' „B'hüt' Dich Gott, Poldel" gesagt und das Schloß sacht hinter mir zugezogen. . .

Ei, Du arm' Sündkind, Du, wie muthwillig ist Dir die Freud' am Leben zernicht't worden! Selbst vom Nächsten zum Nächsten findet sich wenig Einverstehen und Erbarmniß auf der Welt. Ich hab' an seine zwei Herrgötter denken müssen, der eine für auf Erden, der andere im Himmel; lang' kann's nimmer dauern, so geh' ich auf Nimmerkehr, und da wär' mir wohl lieb, ich fänd' den zweiten und wär' dem gerecht. Nun, wie's wird, ich werd's schon inne werden, Alle werden wir's inne werden, wie wir da sitzen.

Damit schließt Martin seine Erzählung.

Aus allen diesen Erzählungen, die ich hier in mehr oder minder ausführlicher Weise zu analysiren den Versuch gemacht habe, spricht ein bedeutender, tiefsinniger, warm empfindender und in der Darstellung ganz eigenthümlicher Dichter zu uns, eine reiche und echte Natur, die uns, je näher wir sie kennen lernen, desto lieber und vertrauter wird — derselbe Dichter, dem unsere Bühne den „Pfarrer von Kirchfeld", den „Meineidbauer" und die „Kreuzelschreiber" zu danken hat.

Paul Lindau.

Lord Beaconsfield als Romanschriftsteller.

Von Helen Zimmern.

(Schluß.)

Dies war jedoch der letzte Roman pur et simple, den Disraeli schrieb. Im Jahre 1837 wurde sein Ehrgeiz befriedigt; er wurde ins Parlament gewählt. Es gab damals Unzufriedene unter den ältern und jüngern Mitglieder der conservativen Partei, und Disraeli, mit seinem gewohnten Glauben an die belebende Macht der Jugend, strebte danach, der Führer der jüngern zu werden, die sich zu einer besondern Partei unter dem Namen „Young England" vereinigt hatten. Diese Bewegung war der fast gleichzeitigen des jungen Deutschland diametral entgegengesetzt: es war eine reactionäre, nicht eine revolutionäre Strömung. Nach Disraelis Meinung war Europa damals in einem Uebergangsstadium vom Feudalismus zum Föderalismus begriffen. Jung England schien einen Kreuzzug gegen das revolutionäre Jahrhundert zu beabsichtigen. Sie wollten in Europa wieder feudale Zustände einführen und seufzten nach der „guten alten Zeit", wo die niederen Klassen noch vom Adel abhängig waren. In ihrer Welt sollte es nur Adelige und Bauern geben, die Ersten sehr reich, die Andern sehr malerisch. Ein hervortretender Zug dieser Bewegung war die Hinneigung zu den Lehren und Gebräuchen der älteren christlichen Kirche. Die glänzenden und reichen Söhne der Aristokratie sollten in die politische Arena eintreten und die Sache des Volks verfechten, sie sollten den Torismus und die Kirche neu beleben und den Radicalismus ersticken. Die Partei hatte ein edles Streben, aber ihre Fähigkeiten waren demselben nicht gewachsen. Es gelang ihnen nicht, ihren etwas nebelhaften Plänen für die Regeneration der Gesellschaft bestimmte Gestalt zu geben. Nichtsdestoweniger haben sie auf ihre unmittelbaren Zeitgenossen eine heilsame Wirkung ausgeübt, indem sie in die politische Discussion neues, frisches Leben brachten, und ist von ihren Bestrebungen auch nichts übrig geblieben, so haben sie doch den Grund zu Disraelis politischem Ruhm gelegt. Er wurde zu ihrem Führer gewählt und als solcher beauftragt, die Manifeste der Partei zu veröffentlichen. Ob nun Disraeli vollständig an diesen Feudalismus des 19. Jahrhunderts glaubte, ist eine andere Frage, aber er diente seinen Zwecken, und mit charakteristischer Originalität schrieb er, als er aufgefordert wurde, dies wichtige Document zu verfassen, statt einer ernsten politischen Schrift einen Roman.

„Coningsby" kann als eine neue Art der Dichtung betrachtet werden, die mit dem gewöhnlichen Interesse einer Novelle die Discussion der gleichzeitigen Politik und der socialen Probleme verbindet. Es ist ein glänzendes Werk, bei Weitem das talentvollste von Disraelis Büchern und würde ein Roman ersten Ranges sein, wenn es weniger absichtlich geschrieben wäre. „Sybil" folgte und dann „Tancred". Die drei Romane bilden, wie uns der Verfasser sagt, eine Trilogie, in der er seine politischen, socialen und religiösen Ansichten niedergelegt hat. Jeder von ihnen zeigt in irgend einer Form des Autors eigenthümlichen Gedankengang. Hierher gehören besonders seine Ideen von der Ueberlegenheit des jüdischen Stamms über alle anderen, die er in „Coningsby" zuerst mit Nachdruck vortrug und in „Tancred" weiter entwickelte.

„Die jüdische Race" sagt er, „ist eine ungemischte. — — Eine unvermischte Race mit einer Organisation ersten Ranges ist sie die Aristokratie der Natur — — Denkt ihr, daß die ruhige, schläfrige (humdrum) Verfolgung eines würdevollen Repräsentanten einer englischen Universität diejenigen zermalmen kann, die nacheinander den Pharaonen, den Nebukadnezars, Rom und dem Mittelalter widerstanden haben? Das Factum bleibt, daß man einen reinen Stamm von kaukasischer Organisation nicht zerstören kann."

Er geht nun dazu über, uns zu zeigen, daß alle Juden mit Nothwendigkeit Tories sind, daß die ersten Jesuiten Juden waren, daß die Hälfte der deutschen Professoren, daß die leitenden Staatmänner in Spanien, Rußland, Frankreich und Preußen

Juden sind, und daß jüdisches Blut in den Adern der berühmtesten Marschälle Napoleons rann. Was die Oper betrifft, die ist ganz in den Händen der Juden, sowohl in Beziehung auf Componisten — Pace Wagner! — als Ausführende. Das Christenthum ist in Disraelis Augen nur „der zweite Theil der jüdischen Religion" und er will uns zeigen, daß die Menschheit dem jüdischen Stamm, ja auch dem Pontius Pilatus und Judas Ischarioth sehr zu Dank verpflichtet ist, denn „wenn die Juden die Römer nicht vermocht hätten, unsern Heiland zu kreuzigen, was wäre aus dem Sühnopfer geworden?" Nachdem er so erklärt hat, daß er das Christenthum nur als ein erweitertes Judenthum betrachtet, setzt er auseinander, weshalb er in „Coningsby" die Kirche als das hauptsächlichste Heilmittel bei der Wiederbelebung, die er bewirken will, bezeichnet hat: „Indem wir die Oberherrschaft der Kirche aufs Neue feststellen, wollen wir geistige Elemente in die Regierung der Nationen einführen und so ein Gegengewicht gegen das Nützlichkeitsprincip und die harten und kalten Lehren des Bentham und Malthus einführen."

Indem er das Princip der Race feststellt, zeigt er, wie entgegengesetzt es der Gleichheit der Menschen und andern ähnlichen Lehren ist, welche die alte Gesellschaft zerstört haben, ohne einen genügenden Ersatz zu bieten. Die Verwirrung im Geist der Nationen ist durch zwei Ursachen veranlaßt worden: durch den heftigen Angriff der Germanen auf die Gottheit der semitischen Literatur und durch die kürzlichen Entdeckungen der Wissenschaft.

Die Wissenschaft ist Disraelis bête noire. Ihre Genauigkeit, ihre allgemeine Erreichbarkeit sind ihm unangenehm; er liebt esoterisches Wissen, wenigen vorgezognen Geistern offenbart, die dadurch die Leiter der Menschen werden. Er zeigt, daß es ein starker Irrthum ist, wenn man annimmt, daß erst die neuere Zeit wissenschaftliche Entdeckungen gemacht habe; „die größesten Entdeckungen sind nicht die der neueren Zeit. Alles dies ist nur eine geistige Empörung der germanischen Stämme gegen die semitische Offenbarung; aber die Verwirrung wird vorübergehen; wir werden finden, daß Abraham und Moses mehr vom Weltall wußten als Hegel oder Comte."

Die Erzählung, welche diese Gedanken verkörpert, ist in kurzem folgende: Der Held ist der elternlose Enkel des Lord Manmouth, eines kalten, herzlosen Aristokraten, etwa wie der Marquis von Steyne in „Vanity fair". Der Vormundschaft dieses Mannes ist der Knabe anvertraut. Sowohl auf der Schule, wie auf der Universität zeichnet er sich durch seltene Geistesgaben aus; wie alle Helden Disraelis, ist er, kaum dem Knabenalter entwachsen, ein vollendeter Staatsmann. Während der Ferien besucht er seinen Großvater und verschiedene Freunde, und ist überall als ein edler, hochherziger Jüngling beliebt. Seine Ansichten, wie die seiner Umgebung, sind conservativ Er wünscht zu reisen und Athen zu besuchen; zufällig trifft er in einem Walde einen geheimnißvollen Fremden, der zu ihm sagt: „Das Zeitalter der Ruinen ist vorüber; haben Sie Manchester gesehen?" Es zeigt sich, daß der Fremde ein Jude, Namens Sidonia ist, reicher als alle Rothschilds und weiser als Salomo. Er war nur dreißig Jahre alt, hatte aber Alles gesehen, wußte Alles und war fähig, mit Einem Worte tiefe Probleme zu lösen, über die gewöhnliche Menschen jahrelang nachdenken. Er öffnete Coningsbys Geist und zeigte ihm, daß Alles in der Welt durch eine Combination von Jugend und Genie geleistet worden sei. Er sagte ihm, daß die Welt, namentlich die heidnische Welt „nur ein Possenspiel (a farce) sei; daß neunundneunzig Menschen von hundert bestimmt seien, durch den Hundertsten, einen begabten Jüngling, regiert zu werden; daß dem Abenteurer Abenteuer begegnen würden" und ermuntert ihn, ein großer Mann zu werden. Coningsby macht sich sogleich auf, Manchester zu sehen „the mushroom growth of an Aryan civilisation" und kommt daselbst mit Politik und politisch betheiligten Persönlichkeiten (wire-pullers) in Verbindung, die Alle mit unübertrefflicher Lebendigkeit gezeichnet sind. In der Darstellung der niedrigsten Formen der Selbstsucht, Dummheit und Ohrenbläserei, die eine parlamentarische Regierung erzeugt, kann der Roman als ein Meisterstück bitterer Satire gelten. Aber Coningsby thut noch etwas Anderes in Manchester, als die Politik des Tages beobachten und zu den Füßen seines neuen Gamaliel sitzen: er verliebt sich und noch dazu in Miß Millbank, deren Vater der Todfeind seines Großvaters ist. In Folge dessen findet ihn sein Großvater mit 10,000 Pfund ab und hinterläßt sein Vermögen einer jungen Dame, Flora, die sich ihrerseits leidenschaftlich in Coningsby verliebt. Da er nun ihre Zuneigung nicht erwidern kann, stirbt sie, nachdem sie ihm ihr Vermögen hinterlassen hat. Er tritt ins Parlament ein und verkündet dort die Ansichten der neuen Generation, wie Sidonia sie ihm eingeflößt hat.

Die Whigs, das behauptet er, hätten seii 1688 in England eine Art von Oligarchie nach dem Muster der venetianischen Verfassung eingeführt und nun, seit die Reformbill von 1832 sie zerstört habe, sei England mit venetianischen Principien, aber ohne venetianische Constitution geblieben. Die einzige Hoffnung sei eine Art von demokratischem Torismus, eine Regierungsform, welche Disraeli besonders liebt und hier zum ersten Male ausführlich erörtert. Bei Coningsbys Eintritt ins öffentliche Leben verlassen wir ihn. Disraeli will den überströmenden Geist jugendlicher Helden; die gemäßigte Kraft des Mannesalters hat nichts Anziehendes für ihn.

Dieser Roman, den er schon in reiferem Alter und in der verantwortlichen Stellung als Parteiführer und politischer Regenerator schrieb, ist von besonderem Interesse. Er sollte nach den Absichten des Verfassers ein Handbuch toryistischer Grundsätze, das Evangelium eines neuen politischen Glaubens sein — und was finden wir? Ein Buch voll von Persönlichkeiten, von beißender Satire, mit derselben kühnen Rücksichtslosigkeit, derselben Nichtachtung des Gefühls der Verspotteten geschrieben, wodurch einst „Vivian Grey" ein solches Aufsehen hervorrief. Zwanzig Jahre hatten die Schärfe seiner Satire nur vermehrt, ihn aber nicht milder, nicht nachsichtiger gegen die Schwächen Anderer gemacht.

„Sybil" hat als zweiten Titel: „Die beiden Nationen". Mit den beiden Nationen sind die Reichen und die Armen gemeint, und das Buch soll die Lage des Volks zur Zeit der Chartistenbewegung zeigen, wo wirklich die Bedrückungen und Leiden des Volks schrecklich waren. „Sybil" ist bedeutender als „Coningsby"; denn finden wir darin auch dieselben Fehler, so hat es andrerseits besondere Vorzüge. Es ist reich an Schilderungen der extremen Klassen der Gesellschaft. Die Magnaten von „Mayfair" und die Sklaven der Fabriken und Bergwerke sind einander mit einer Kraft und Schärfe entgegengestellt, die den Vergleich mit Dickens' wirksamsten Beschreibungen erträgt. Natürlich fehlt es nicht an stattlichen „peeresses" und ihren schönen Töchtern, die ihr heiteres Leben in prächtigen Palästen und schönen Gärten zubringen, oder an glänzenden jungen Männern, schön wie Hyperion, unerschrocken wie Bayard und geistreich wie Talleyrand. Aber in den Fabrikdistricten sehen wir wirkliche Männer und Frauen; wir lernen Hunger und Elend kennen, und lesen lebhafte Beschreibunge von einer „trade-union" und einem „strike". Die müßigen Klassen werden den arbeitenden Klassen entgegengestellt, und höchst eindringlich wird uns gezeigt, auf welche Weise die letzteren die gefährlichen Klassen werden. Wenn wir so treue Copien des Lebens sehen, fühlen wir, wie große Dinge Disraeli in der Literatur hätte leisten können, wenn er die Träume seiner unruhigen Einbildungskraft und die bedrückende Atmosphäre des Glanzes und Ueberflusses gemieden und sich auf die Schilderung der wirklichen Welt beschränkt hätte.

Die Erzählung von „Sybil" beginnt in einem Westend-Club den Abend vor dem Derby-Wettrennen im Jahre 1837, und wir werden auf diese Art sogleich in die Gesellschaft der vornehmen und blasirten Jugend Englands eingeführt. Am nächsten Morgen werden wir nach „Epsom Downs" geführt, hören lebhafte politische Discussionen und theilen die Aufregung der Tories über den Tod Wilhelms IV. und die Thronbesteigung der Königin Victoria. Der junge und enthusiastische Held,

Egremont, geht nun nach Marney Abbey, um seinen Bruder, Lord Marney, zu besuchen. Hier trifft er einen großen Kreis von Männern, die mit wenigen Ausnahmen kalte, intrigante Politiker sind, die nur ihre persönlichen Zwecke im Auge haben und die Armen hassen. Wie sich erwarten läßt, hat diese sociale Tyrannei schlimme Resultate. Die Leute auf Lord Marneys Gütern sind unzufrieden, und aus Haß und Rache zünden sie ihres Herrn Heuschober und Scheunen an. In diesem kritischen Moment lernt Egremont, der ins Parlament gewählt ist und der socialistischen Bewegung mit lebhaftem Interesse folgt, zwei Männer aus den Fabrikdistricten kennen. Der Eine ist Morley, der socialistische Herausgeber eines Provinzialblattes; der Andere, Gerard, ein einsichtiger Denker und ein entschiedener Radicaler von tiefgewurzelten Ueberzeugungen und sittlichem Ernst, ein Mann von einem Typus, den die Fabrikstädte in Menge aufzeigen können. In einer sehr kurzen Unterhaltung beeinflussen die Männer Egremont durch die Kühnheit und Originalität ihrer Meinungen. Sie tragen ihm ganz neue Theorien der Politik und Geschichte vor, und er überlegt nicht, ob ihre Darlegungen zuverlässig oder etwa von Parteiansichten beeinflußt seien; seine Bekehrung ist so vollständig wie schnell. Ihr Gespräch wird durch den Ton einer Stimme unterbrochen, die mit tiefster Frömmigkeit das Avemaria singt, und Egremont wird von dem leidenschaftlichen Wunsch ergriffen, die Sängerin kennen zu lernen. Er entdeckt sie in der schönsten Tochter Evas, Sybil, in die er sich augenblicklich verliebt, obgleich sie von niederer Geburt ist. Indeß hat er seine Unterhaltung mit den beiden Männern nicht vergessen und geht nach der Fabrikstadt Mowbray, um mit eignen Augen die Lage der Arbeiter zu beobachten, wie er die Lage der Feldarbeiter auf seines Bruders Gütern erforscht hat. Nun werden wir in elende Dachstuben und Keller geführt, wo Arbeiter an ihren Webstühlen verhungern, wo inmitten der Trunkenheit, des Schmutzes, ja der Gefängnisse gearbeitet wird. Egremont sieht geschickte Arbeiter in einem Zustande der Unwissenheit, wie er selbst bei andern, weniger civilisirten Völkern nicht existirt, und wie er auch bei uns — Gott sei Dank — nicht mehr vorkommt. Er wird auch in die Geheimnisse der „trates-unions“ eingeführt und ist bei dem großen Chartistenaufstande, seiner schnellen Unterdrückung und der Gefangennehmung der Rädelsführer gegenwärtig. Inzwischen ist Lord Marney während eines Tumults zufällig ums Leben gekommen, und da er kinderlos ist, erbt Egremont seinen Titel und sein Vermögen und heirathet Sybil, die glücklicher Weise entdeckt hat, daß sie eines Lords Tochter und eine reiche Erbin ist. Das Paar lebt fortan in ungetrübtem Glück, wie in den Feenmärchen; der Dichter nimmt Abschied von ihnen, nachdem er sie durch die Stürme der Jugend bis in den Hafen der Ehe geleitet hat.

Der dritte Abschnitt der Trilogie „Tancred, oder der neue Kreuzfahrer“, behandelt religiöse Fragen, denn in der Jugend, dem Volke und der Kirche erkannte Disraeli die drei wirksamsten Kräfte zur Erneuerung des nationalen Geistes, der dem „jungen England“ todt erschien. In „Sybil“ hatte sich Disraeli ganz erfüllt von der Nothwendigkeit gezeigt, die Reichen mit den Armen zu versöhnen. In „Tancred“ sehen wir wieder einen jungen Herzog, der seine Großjährigkeit feiert und von dem Wunsch beseelt ist, Jerusalem zu besuchen und „das Geheimniß Asiens“ zu lösen; übrigens erfahren mir nicht, was das eigentlich ist; denn es wird in Disraelis Romanen oft erwähnt, aber nicht erklärt. Tanereds zärtliche Eltern sind außer sich über seinen Plan und thun Alles was sie können, ihn davon abzubringen. Vergebens; er setzt seinen Willen durch, geht nach dem Orient, trifft mit Sidonia zusammen, der ihm das Uebergewicht des hebräischen Volksstammes auseinandersetzt, lernt einen spanischen Priester kennen, einen Juden von Geburt, der mit allem Wissen der Neuzeit etwas von dem „magnetischen Einfluß“ seiner Kirche und seiner Geburt vereinigt. Dann verliebt sich Tancred in Eva, die Tochter des großen Banquiers in Jerusalem; später kommt er zu Astarte, der Königin eines Stammes, der Apoll und Aphrodite anbetet, wird gefangen genommen, befreit, wird krank, und schließlich holen seine besorgten Eltern ihn von Jerusalem ab und nehmen ihn mit sich nach England. Das Buch ist ein Mosaik von glänzenden Extravaganzen und theologischen Discussionen. Es hat kein eigentliches Ende, und das asiatische Geheimniß bleibt ungelöst. Durch das Ganze geht wieder die geheimnißvolle Ader, welche Disraelis Eigenthümlichkeit ist, und sein jüdischer Dogmatismus spielt eine große Rolle. „Race,“ sagt er uns, „ist die einzige Wahrheit.“ Was soll aber, nach dieser Theorie, aus all den Tausenden werden, die das Unglück haben, nicht vom Kaukasus herzustammen? Außerdem würde daraus folgen, daß die Inspiration am Boden haftet, und daß Gott zu den Menschen nur in Palästina sprechen kann. Dieser dritte Roman war auch für „Jung-England“ zu übersinnlich und theilte nicht den Erfolg seiner Vorläufer. Doch enthält er, neben vielen Absurditäten, manches Amüsante und Originelle, und sogar einzelne poetische Abschnitte. Die Uebergänge vom Ernsten zum Heitern, vom glühendsten Enthusiasmus zum höhnendsten Cynismus sind so plötzlich und unmotivirt, daß an das Buch der gewöhnliche Maßstab des Romans gar nicht gelegt werden kann; wir müssen es als ein seltsames Spiel der Gedanken betrachten, reich an Fehlern und Vorzügen.

Disraeli war jetzt ausschließlich mit seinen politischen Pflichten beschäftigt, und schien dem Dichten ganz entsagt zu haben, als er nach 20jährigem Stillschweigen noch einmal, im Jahre 1870, wieder mit „Lothair“ auftrat. Es ist unmöglich, vom diesem Buche zu sagen, ob es im Ernst oder Scherz gemeint ist. Der Stil hat etwas Künstliches, Flitterhaftes; es fehlt die vivida vis der frühern Werke. Doch trifft man auch hier einzelne geistreiche Stellen, welche zeigen, daß Disraelis Hand die alte Kraft nicht ganz verloren hat. Die Geschichte selbst hat eine große Familienähnlichkeit mit den frühern. Wenn man bedenkt, wie beweglich und für Neuerungen eingenommen Disraelis Geist ist, muß man sich wundern, daß er so beharrlich auf dasselbe Thema zurückkommt. Lothar ist der elternlose Erbe eines alten Hauses, dem bei seiner Mündigkeit große Güter zufallen, und der nicht recht weiß, was er mit sich oder seinem Vermögen anfangen soll. Er ist leicht bestimmbar, und wird eine Beute arglistiger Priester und Verschwörer. Zwei Kirchen, die katholische und protestantische, kämpfen um ihn; er wünscht eine Kirche zu bauen, kann sich aber nicht entschließen, welcher Religionsgemeinschaft sie angehören soll. Endlich widmet er die dazu bestimmte Summe der Expediton Garibaldis nach Mentana, der er sich selbst anschließt. Er entgeht kaum dem Tode, wird in Rom beinahe bekehrt, geht nach Jerusalem, von wo er als entschiedner Protestant zurückkehrt und sich auf die alltäglichste Weise verheirathet und zur Ruhe setzt, nachdem er erst eine Reihe der gefährlichsten und aufregendsten Abenteuer erlebt hat. Er ist ein negativer und wesenloser Held, wie Disraeli sie nicht zu schildern pflegt. Die Heldin ist gleichfalls unbedeutend. Elle s'habille, babille et se des habille. Aber die Nebenpersonen sind lebendige und geistvoll dargestellte, wenn auch übertriebene Typen ihrer Klasse. Wir haben hier nur mit der crême de la crême zu thun, und wie in alten Zeiten alle Männer Riesen waren, so haben wir in „Lothair“ nur mit Lords zu thun. Doch meint Disraeli hier die Dinge nicht in so bitterm Ernst, wie in seinen frühern Romanen. Vielleicht hat er, wie Tiberius, das Leben überlebt, Alles durchschaut und gefunden, daß es Täuschung ist. Seine Ueberzeugung von der absoluten und unzweifelhaften Ueberlegenheit der semitischen Race wird nicht mehr so stark betont. Seine jetzige Theorie ist, daß die beiden großen Gefahren für Jung-England die römische Kirche und die rothe Republik sind, und er thut sein Mögliches, davor zu warnen. Und doch wird man die Empfindung nicht los, daß die ganze Tendenz des Buches eine demokratische ist. Eine darin mit Kraft und Vorliebe geschilderte Person, Theodora, scheint zu verrathen, daß Disraeli selbst im Herzen etwas revolutionär ist.

Vielleicht ist es aber nur der Ausdruck des Tory-Radicalismus, der Disraeli eigenthümlich ist. Bret Harte hat in einer prachtvollen Satire, betitelt: „Die Abenteuer eines jungen Mannes, der eine Religion sucht“ (in se arch of a religion)

den Roman parodirt, der allerdings mehr Stoff dazu bietet, als irgend etwas, das Disraeli geschrieben. Doch muß hier eine sehr gelungene Parodie von Thackeray erwähnt werden: „Codlingsby, by D. Shrewsbury Esquire", worin „Coningsby" auf eine schlagende, oft Disraelis Eigenthümlichkeiten übertreibende Weise satirisch nachgebildet ist.

Wir haben jetzt in chronologischer Ordnung alle Romane Disraelis durchgenommen, dürfen aber nicht vergessen, noch zwei kurze Geschichten, eigentlich jeux d'esprit zu nennen, die zu dem Besten gehören, das er geschrieben hat. Hier hat er den Historiker und Propheten gänzlich bei Seite gelassen und seine beißende Laune kommt ungezügelt zum Ausdruck. Was scharfen Sarkasmus, lebhaften Witz und kühne Phantasie betrifft, können „Ixion in Heaven" und „The Infernal Marriage" einigen der kurzen Erzählungen Voltaires an die Seite gesetzt werden. „Ixion" ist eine mythologische Novelle, voll von pikanten Zügen, deren Grundton der Ausspruch ist, dem wir schon einmal begegnet sind und der dem Autor theuer zu sein scheint: „Adventures are to the adventurous." Sie behandelt eine seiner Lieblingsfiguren, einen Parvenu, der sich vermöge seiner Persönlichkeit und seiner Talente in die beste Gesellschaft eindrängt

Wie der Hofmann in Renans „Caliban", möchte er ausrufen: „Parvenir, voilà la vie selon moi." Denselben Witz, dieselbe genaue Kenntniß des Lebens und seiner Nichtigkeiten finden wir in „The Infernal Marriage." Vielleicht ist der erste Gedanke dazu in Disraeli durch eine von Marmontels moralischen Erzählungen „Der Sultan" angeregt worden. Der Schrecken und die Verwirrung im Hades, die Revolution, welche die Heirath des Pluto mit der jungen Proserpina in den gewohnten Formen hervorbringt, haben viel Aehnlichkeit mit den Veränderungen, welche Soliman II. gezwungen war, seiner neuesten Favoritin Roxelane zu Gefallen, in sein Serail einzuführen.

„The Infernal Marriage" enthält, hierin von „Ixion" abweichend, politische, zum Theil sehr durchsichtige Anspielungen. So wird die Abdication Karls X. angedeutet, so der der Reformbill schädliche Einfluß, den die Königin Adelaide auf Wilhelm IV. ausübte. Mit Saturn, der gern neue Systeme erfindet, die trotz seiner guten Absichten immer untauglich sind, ist Joseph II. gemeint. Oceanus, der immer weint, wenn er ein Urtheil fällt, ist Lord Eldon u. s. w.

Wenn wir Disraelis Romane durchlesen muß uns die Beharrlichkeit auffallen, mit der er einige seiner dem Anschein nach unmöglichen Ideen ausgeführt hat. So spricht er z. B. in „Popanilla" davon, daß es für England wünschenswerth sei, Cypern zu annectiren; in „Tancred" empfiehlt er, daß England die Hauptmacht in Asien werden möchte, eine anglo-mohammedanische, unbeeinflußt durch das Parlament. Er ist auch im Ganzen seinen politischen Ansichten treu geblieben, wenigstens der Absicht, daß Macht erlangt werden muß — um jeden Preis. Gewisse Ideen, in genau dasselbe Gewand gekleidet, kommen immer wieder in Disraelis Büchern und Reden vor, und es ist ein merkwürdiges Factum, daß er an denen am festesten hält, die recht phantastisch sind. Er ist Meister der Redewendungen, die oft sehr glücklich und oft auffallend absurd, immer aber von der Art sind, die sich dem Gedächtniß der Menschen einprägen, so daß einige von ihnen „geflügelte Worte" geworden sind. Oft ist es unmöglich zu sagen, ob er tiefe Ueberzeugungen ausspricht oder der Eingebung des Moments folgt, aber diese Ausdrucksweise ist interessant und charakteristisch. Das Gewebe seiner Schriften ist so mit Ironie und Ernst durchschossen, daß es ein ganz einzigartiges Product gibt. Man kann ihn nicht einen Humoristen nennen, denn sein Pathos ist nicht zart und sein Lächeln nicht natürlich genug; doch kann ihm der Sinn für das Lächerliche nicht abgesprochen werden. Auch seinem Stil fehlt es an Zartheit; er hat eine Art von metallischem Glanz, ist aber hart und kalt. Seine Liebe für das Glänzende erstreckt sich auf Juwelen und Reichthum in jeder Form. Er scheint ein wahres Vergnügen an Perlenschnüren, unschätzbaren Diamanten und prächtigen Kleidern zu haben, während er ganz offnen Haß gegen die Wissenschaft, langweilige Menschen, Staatswirthschaft und überhaupt genaue Statistik an den Tag legt. Das Ruhige, Natürliche und einfach Große beherrscht er nicht; er schwelgt in dem Ueberraschenden und Unwahrscheinlichen, sowohl in den Charaktern wie in den Episoden. Die Handlung bewegt sich mit spasmodischer Energie, die ein Gefühl von Erschöpfung zurückläßt. Nach einigen seiner kunstvollsten Stellen sind wir geneigt mit Othello auszurufen: „O gut gemalte Leidenschaft!" Die Sprache ist oft zu rhetorisch; die Personen drücken sich zu theatralisch aus. Das große Gewicht, das er auf Rang und Reichthum legt, würde allein hinreichen, einen veredelnden Einfluß seiner Schriften unmöglich zu machen. Wie Thackeray, läßt er seine Leser unter dem Eindruck, daß die vornehme Welt der Schauplatz der Selbstsucht und der schlimmsten Leidenschaften ist, durch einen dünnen Schleier von anmuthigem Wesen und der Heuchelei der feinen Manieren bedeckt. Aber Thackeray betrübt uns, indem er uns eine solche Welt zeigt, die der guten, deren Möglichkeit er uns erblicken läßt, so unähnlich ist. Disraelis Leser dagegen sollen über die Verderbniß der Welt frohlocken und glauben, daß jede Veränderung nur eine Verschlimmerung sein würde. Doch alle diese Fehler lassen immer noch weiten Raum für die Bewunderung, und die hervorstechendsten Mängel vermindern nicht den Werth seiner Romane als Documente seiner Ansichten über Menschen und Dinge. Aber sie erheben die Seele nicht, sie können weder belehren noch bessern, sie machen die Leser weder weiser noch edler. Wenn wir sie schließen, sind wir geneigt zu wiederholen, was Cicero von Epikur sagte: „Nil magnificum, nil generosum sapit."

Die Kunst in der Mark Brandenburg und ihre Würdigung.

I.

In unserem Vaterland hat in der jüngsten Zeit die auf das Vorwärtsstreben gerichtete Bewegung unleugbar einer Neigung, auf Altes, Vaterländisches zurückzugreifen, Platz gemacht. Wie weit diese Beobachtung auf dem Gebiet der Politik zutrifft, oder auch nur berechtigt ist, maße ich mir nicht an, zu entscheiden. Für die bildende Kunst sind aber bestimmte Anzeichen erkennbar, daß die Freude an der Wiederbelebung der eigenen Vergangenheit sich im Volke stark geltend macht. Es handelt sich darum, festzustellen, welcher Nutzen aus dieser Bewegung zu ziehen ist.

Unsere heutige Renaissanceperiode, wenn ich sie so nennen darf, unterscheidet sich wesentlich von früheren Wiederbelebungen vergangener Kunst. Den alten Widerspruch von Klassicismus und Romantik, der mit dem Christenthum auftrat, sucht sie nicht von Neuem anzuregen, sondern zu versöhnen; darum müssen wir Alle diese Richtung mit Freuden begrüßen. Auf allen Gebieten, nicht nur auf dem der Wissenschaft und Technik, haben wir eine Epoche von Erfindungen wie von Versuchen hinter uns, die eben erst anfangen, die empirischen und unbewußt eingeschlagenen Pfade aufzugeben und systematische Wege zu gehen. Nicht das Ziel, aber eine gewisse Höhe ist erreicht, von der es geboten ist, Umschau und Rückschau zu halten. Die Kunst blickt, wie auf zwei verschiedene Ausgangspunkte, auf Griechenland und das Mittelalter und fragt, was sie von beiden zu gewinnen hat. Die Früchte der griechischen Kunst sind Gemeingut aller Gebildeten geworden. Die Idee, jedem Kunstwerk und jedem seiner Theile auch äußerlich das Gepräge seines Zweckes aufzudrücken und zum Ausdruck der das Material umhüllenden Kunstformen einfache Sinnbilder von Pflanzen und Bändern zu entnehmen, ist von den Griechen so consequent ausgebildet worden, daß die Kenntniß ihrer Regeln für unsere Architektur so unumgänglich nöthig geworden ist, wie die Kenntniß des Versmaßes für die Dichtkunst.

Gegenüber dieser Verhüllung des innern Kernes machte sich die mittelalterliche Baukunst zur Aufgabe, das Material an sich wirken zu lassen und die Construction zur Geltung zu bringen, indem sie Sinnbilder aufsuchte, welche die Art der Zusammen-

fügung, den Gang der Herstellung ausdrücken. Functionssymbolik und Structursymbolik nannte einmal Reuleaux die beiden Kunstanschauungen, auch hier den Nagel auf den Kopf treffend. Sie zu vereinen versuchte die italienische Renaissance des 15. Jahrhunderts zuerst. Aber sie kannte und schätzte die Gothik zu wenig. Deutschland, constructiv weiter vorgebildet, ermangelte des feineren Verständnisses für die Formensprache und stand der „wälschen Kunst" unbeholfen gegenüber. Eben, da es sich anschickte, sich die Regeln dieser Sprache anzueignen, da trat mit dem Ende des 16. Jahrhunderts jene ruchlose Reaction ein, welche auf allen Gebieten der Cultur Deutschland endlosen Schaden brachte. Eine Folge, nicht Ursache war der dreißigjährige Krieg, welcher die deutsche Volkskraft bis auf Trümmer zerstörte, Sitte, Kunst und Bildung auf Jahrhunderte vernichtete.

Die im vorigen Jahrhundert beginnende Renaissance, langsam aber bewußt auftretend, von einzelnen Gebildeten gepflegt, knüpfte nicht an das Volksthümliche an. Sie stellte sich gleich im Anfang feindlich gegen jede andere Richtung und suchte leider eine ganze Reihe tüchtiger künstlerischer Bestrebungen fortzuleugnen. Durch einseitigen Fanatismus und Verkennen des nationalen Elementes that sie sich selber Schaden. Schiller, der doch selbst ganz von dem Geiste des Hellenenthums durchdrungen war, rief den Gräcomanen warnend zu:

> Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande
> Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Und als er sich mit dem Gedanken trug, Friedrich den Großen zum Gegenstand eines epischen Gedichtes zu machen, da stellte er in Bezug auf die Wahl des Versmaßes als erste Forderung die Volksthümlichkeit hin: gesungen müsse das Gedicht vom Volke werden, wie einst Homers Iliade und Tassos Stanzen. Für die Architektur handelte es sich zunächst mit vollem Rechte darum, die Regeln der griechischen Kunstformen sich anzueignen und nach Sicherung dieses Besitzes sie für die weitere Ausbildung der Kunst zu verwerthen. Berlin stellte sich an die Spitze der Bewegung, dann München. Aber an beiden Orten wurde der eingeschlagene Weg unterbrochen, denn in Preußen suchte wohlgemeinter, aber dilettantischer königlicher Eifer eine mißverstandene Romantik in die klassische Kunst einzuführen, in Bayern verführte die Neigung des Fürsten zu noch gefährlicheren Experimenten. So wurde die Wiedererweckung und Entwickelung des seit dem letzten Jahrhundert völlig verloren gegangenen Constructionsgefühls gehindert.

Dieses tiefere Eindringen in das Wesen der Technik, die Ausbildung der Kenntniß der verschiedenartigen Anforderungen, welche Holz, Stein und Metall stellen, machten sich die Gothiker am Rhein, in Hessen, Hannover und Oestreich zur Hauptaufgabe, aber indem sie sich zu sehr auf den Standpunkt der reinen Constructionen stellten und zu einseitig frühere Kunstwerke innerhalb sehr enger Grenzen der Zeit und des Ortes zum Vorbild nahmen, förderten sie nicht das Stilgefühl in der erwarteten Weise.

Gegen beide Richtungen Opposition machend und doch die Keime zur Versöhnung beider in sich tragend, trat die sogenannte deutsche Renaissance hervor, von verschiedenen Punkten ausgehend und ihren Lauf durch ganz Deutschland nehmend. Glückliche Umstände halfen dieser Stilrichtung zum Gedeihen. Es war gerade das Nationalitätsprincip in den Vordergrund getreten, und Deutschland machte sich auch politisch daran, den zerrissenen Faden vergangener Culturbestrebungen wieder anzuknüpfen.

Die Architektur fand außerdem Unterstützung an der Malerei oder vielmehr an den Malern, welche eifrige Verbreiter dieses Geschmackes wurden. Die Bildhauerkunst hatte keinen Bruch mit der Vergangenheit nöthig, hier läßt sich in der Vereinigung von Naturalismus und Klassicismus eine Verbindungslinie, wenn auch mit langen Zwischenräumen zwischen Michelangelo, Schlüter, Schadow und den neueren Meistern ziehen.

Vor Allem war es aber das Kunstgewerbe, das den Blick auf die vaterländische Vergangenheit lenkte und uns mit Stolz und Hoffnung erfüllte. Die Idee, in Sammlungen die kleinen mustergültigen Kunstwerke der deutschen Vergangenheit ohne parteiliche Begünstigung einer Epoche an das Tageslicht zu ziehen und durch Vergleich mit den Erzeugnissen anderer Zeiten und Länder das Urtheil zu bilden, beginnt bereits fruchtbringend zu wirken, und die Münchener Ausstellung von 1876 mit ihrem Glanzpunkt: Unserer Väter Werke, öffnete Vielen die Augen darüber, daß wir in so manchen Kunstleistungen „nicht besser sind, denn unsere Väter waren", und uns unserer Vergangenheit nicht zu schämen brauchten und Vieles, was bisher für italienischen Ursprungs erachtet worden, ehrlichen deutschen Händen sein Dasein verdankte.

Ebenso wenig entzog sich die Poesie dieser Bewegung. Victor Scheffel, Gustav Freytag und Richard Wagner bezeichnen nur die Anfänge einer ganzen Reihe von ähnlichen Bestrebungen. Selbst unsere Verfassungs- und Verwaltungssprache, welche sich mit Eifer an die Aufgabe machte, die Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu beseitigen, hat ihren Theil an dem Zurückversetzen in Alt-Deutschland.

II.

Habe ich vorher die Beobachtungen aufgeführt, welche darauf deuten, daß unsere jetzige Cultur das Gute hat, anstatt auf einzelne beschränkte Zeitabschnitte, den Blick auf die Summe aller vergangenen Erscheinungen zu lenken, so möchte ich für die neueste Zeit gegenüber der historischen Erweiterung eine lokale Einschränkung constatiren, welche aber auf denselben Neigungen beruht.

Der Rückblick auf die Vergangenheit zeigt, daß jeder einzelne Staat, jede Landschaft manches ihrer alten Privilegien zum Besten der Einheit des gemeinsamen Vaterlandes opfern muß. Aber, und dies liegt in der menschlichen Natur begründet, in demselben Maße, wie wir redlich darüber nachdenken, was die Einzelnen an hergebrachten Rechten aufgeben müssen, um der Allgemeinheit gerecht zu werden, werden wir uns auch klar darüber, welches berechtigte Eigenthümlichkeiten sind.

Die Gaue unseres Vaterlandes sind verschieden geartet in ihrem Ursprung, oder sie haben sich im Laufe der langen Zersplitterung so selbstständig entwickelt, daß eine Zusammenschmelzung nur bis zu einem gewissen Grade getrieben werden darf. Der Particularismus hat in Deutschland so schöne Blüthen gezeitigt, daß mit großer Vorsicht abzuwägen ist, was davon für die Zukunft aufzugeben oder zu erhalten ist. Dies spiegelt sich vor Allem in der Kunst ab. Wenn man durch eine alte deutsche Stadt geht, wird man mit Behagen den Lokalpatriotismus auf sich einwirken lassen. Der entschiedene Charakter, den manche Landschaft durch ihre Bauwerke aufweist, sei es, daß wir hier die Thätigkeit alter Klostergemeinschaften oder ehrenfesten Bürgerthums oder die Baugesinnung reicher, kunstliebender Fürsten heraus erkennen, trägt mehr dazu bei, eine Gegend lieb zu machen und der Erinnerung daran bestimmte Züge zu verleihen, als der Laie anzunehmen geneigt ist.

Kein Gau Deutschlands ist so unbedeutend, als daß nicht ein Kennenlernen dessen, was die Vorfahren geleistet oder beabsichtigt haben, lohnend wäre.

Aus diesen Gründen ist es eine berechtigte Forderung der Kunstfreunde, einmal zusammenzustellen und darüber klar zu werden, was die einzelnen Theile Deutschlands an Kunstdenkmälern besitzen. In Bezug auf kleinere Kunstwerke, welche transportabel sind, können Sammlungen wohl ein annäherndes Bild geben. Derartige Versuche sind mit überraschendem Erfolg, vor Allem im germanischen Museum zu Nürnberg, im bayrischen Nationalmuseum zu München und in verschiedenen Provinzialmusecn gemacht worden, allein es müssen auch die Schöpfungen der Baukunst mit in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Weder durch Modelle noch durch Nachbildungen können sie in Museen genügend bekannt werden, eine kurze Beschreibung ist vielmehr erforderlich.

Ferner hat das Sammeln und Sammeln in Museen zwar

zur Erhaltung verwahrloster Kunstgegenstände und zum Studium seinen allgemein erkannten Werth, doch auch seine schädliche Seite. Wer viel herumgewandert ist und Kunstschätze von mancherlei Werth und Bedeutung gesehen hat, sieht schmerzlich die Bereitwilligkeit, mit welcher Dinge, die nicht mehr frisch und neu erscheinen, an Händler verkauft und an Museen abgegeben werden. Nicht selten hört man in Kirchen von dem Prediger oder Küster wegwerfende Rede über einen alten Altar und den Wunsch, ihn von ein Museum fortnehmen zu lassen, um zu einem neuen zu gelangen. Auf Kirchenböden liegen trefflich geschnitzte Holzfiguren und Bilder aus früherer Zeit, welche verachtet und der Vernichtung preisgegeben sind, während mit geringen Kosten eine würdige Herstellung zu bewirken wäre. Aber der Gemeinde soll ihr altes Taufbecken und ihr Abendmahlskelch lieb und werth sein, sie soll es nicht gleichgültig mit ansehen, daß aus unverständigem Glaubenseifer eine alte gestickte Decke oder ein Crucifix beseitigt werden und verkommen. Denn daß die Liebe zur heimatlichen Kunst eng mit der Vaterlandsliebe zusammenhängt und nicht genug gepflegt werden kann, wird Jeder zugeben.

Um nun die Achtung vor der vaterländischen Kunst zu steigern, aber auch für jeden vorliegenden Fall einen sicheren Nachweis über geschichtliche oder künstlerische Bedeutung eines Denkmals zu haben, ist es dringend nöthig, daß ein umfassendes Verzeichniß aller vorhandenen Kunstwerke hergestellt werde. Da nicht von jedem einzelnen Besitzer oder Verwalter verlangt werden kann, daß er kunstgeschichtliche Studien mache, da auch die Frage der Wiederherstellung schadhafter Gebäude, Geräthe ꝛc. eine schwierige ist, muß durch Sachverständige das Land durchreist und eine solche Zusammenstellung angefertigt werden.

Nachdem einzelne Forscher Beschreibungen der hervorragendsten Kunstdenkmäler in einzelnen Landestheilen geliefert hatten und Lotz durch ein vortreffliches Werk: „Statistik der deutschen Kunst", den Weg, auf welchem weiter gearbeitet werden muß, gezeigt hatte, entwickelte sich daher in richtiger Erkenntniß dieses Bedürfnisses seit 1875 in allen Provinzen des preußischen Staates eine rege Thätigkeit. Die einzelnen Provinziallandtage und das Cultusministerium haben durch Bewilligung von Geldern, Ertheilungen von Vollmachten an Sachverständige und andere Unterstützungen ein lebhaftes Interesse bethätigt, welches allem Anschein nach zu den erfreulichsten Ergebnissen führen wird.

Für unsere Mark Brandenburg hat der Landtag 1000 Mark bewilligt und dem Professor R. Bergau die Ausarbeitung eines beschreibenden Verzeichnisses aller in der Provinz Brandenburg erhaltenen Bau- und Kunst-Denkmäler übertragen. Dies Verzeichniß soll, wie Herr Bergau in einem Artikel der deutschen Bauzeitung (Nr. 36) ausführt, theils zur Erlangung einer Uebersicht bei der Beaufsichtigung der zu schützenden Gegenstände hergestellt werden, theils als Nachschlagebuch für die verschiedenen Staats- und Gemeindeverwaltungen, in welchem dieselben in jedem einzelnen Falle zuverlässigen Aufschluß über Alter, Bedeutung und Werth der einzelnen Gegenstände finden sollen, theils aber und vorzugsweise zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Studien aller Art dienen. Um bequem darin finden zu können, muß das Werk wie ein Lexikon eingerichtet sein. Die einzelnen Ortschaften, Städte, Dörfer, Güter und einzeln stehenden Gebäude müssen nach dem Alphabet geordnet werden. Hinter jeder Ortsbezeichnung wird seine Entfernung vom nächsten Hauptort, seine älteren Namen und aus seiner Geschichte das Wichtigste und für die in ihm zu findenden Kunstwerke Bedeutungsvolle Platz finden. So spielen bei unsern Gütern die Stifter von Kirchen und ihrer Ausschmückungsgegenstände eine ganz bedeutende Rolle. Dann folgt die kurze Beschreibung der Gebäude, ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Zustandes. Innerhalb jedes Gebäudes sind die Werke der Sculptur und Malerei, der Holzschnitzerei, Weberei, Eisenarbeiten, Möbel und Geräthe aufzuführen, auch Miniaturen, kunstvolle Buchdeckel und Elfenbeinschnitzereien, kurz alle Werke des Kunsthandwerks in den Kreis der Betrachtung hereinzuziehen, deren Entstehung und Schicksale oft von großer Bedeutung für die großen Kunstwerke sind, deren Zeitbestimmung nicht angegeben ist. In wie weit die Gegenstände in öffentlichen Kunstsammlungen und Bibliotheken hervorzuheben sind, ist eine nicht im Princip zu entscheidende Frage. Hier muß das Taktgefühl des Herausgebers in jedem einzelnem Falle entscheiden. Noch schwieriger ist die Heranziehung der im Privatbesitz befindlichen Dinge, denn die meisten sind gar zu großen Schwankungen unterworfen und hier hängt sehr viel von dem Entgegenkommen der Besitzer und ihrem Verständniß für das zu schaffende Werk ab. Schließlich ist zu erwähnen, daß das Werk von Illustrationen verschiedenster Art begleitet sein soll, welche unmittelbar als Vorbilder dienen können, und daß überall die literarischen Quellen und die Verfasser der schriftlichen wie mündlichen Nachrichten genannt werden sollen, welche den Herausgeber des Werkes durch ihr Wissen unterstützen. Ich hebe diesen Punkt hervor, weil ich weiß, daß sich vielfach das Vorurtheil verbreitet findet, als solle die Arbeit und Mühe der Lokalforscher ausgenutzt werden, ohne daß ihr Verdienst anerkannt wird. Dies ist nicht der Fall. Vielmehr kann ein so umfangreiches Werk, das sich so hohe Ziele steckt, nur durch Zusammenwirken Vieler zu Stande kommen, nur dadurch wirklich umfassend werden, daß jeder Einzelne dazu beiträgt und Keiner mit dem, was er erfahren oder gesehen hat, zurück hält, aus Furcht, daß seine Urheberschaft nicht anerkannt werde. Deshalb wird jede Notiz, auch die kleinste Andeutung nutzbringend sein. Denn daß bei der Verborgenheit des Werthvollen unter vielem Werthlosen die Auffindung und Sichtung eine schwierige ist, wissen wir Märker alle; daß die Aufgabe aber eine im höchsten Grade dankbare ist, wissen nur Wenige.

III.

Bei dem Worte: Kunstwerke der Mark Brandenburg, wird Mancher lächelnd den Kopf schütteln. Ich tröste mich dessen, hat doch die bisherige Verachtung der märkischen Natur seit kurzem einem günstigeren Urtheil Platz gemacht. Auch die Unterschätzung seiner Kunst ist eine Folge der Unbekanntschaft, freilich auch der schwersten Zugänglichkeit, da das Reisen in der Mark zum Theil mit größeren Unbequemlichkeiten verbunden ist, und die Bemerkungen in der Vorrede zu den Wanderungen von Th. Fontane trotz einiger hinzugekommener Eisenbahnlinien noch ihre Gültigkeit haben. Aber der Kunstfreund, der sich durch Fußreisen nicht zurückschrecken läßt oder Fahrgelegenheit hat, findet viel mehr des Schönen, Imponirenden, als er erwartet.

Es ist von Wichtigkeit, daß auf unserem Boden überall die Culturgeschichte auf das Engste mit der politischen Geschichte verknüpft ist. Noch läßt sich, wie Professor Schottmüller in Zehlendorf mitgetheilt hat, erkennen, wie die Deutschen schrittweise gegen die Wenden vordrangen, wie sie in den undurchdringlichen Sumpfwäldern Dammwege anlegten und mit den heidnischen Vesten zugleich den Boden eroberten. Colonnenweise rückten sie in kleinen Tagemärschen vor, die sich noch feststellen lassen. Denn die durch sie gebahnten Straßen zogen später die Truppen- und Waarenzüge den grundlosen Wegen vor und an den Lagerplätzen entstanden kleinere Orte, zum Theil Städte. Mit der Civilisationsthätigkeit ging die Missionsthätigkeit Hand in Hand und ein heidnisches Heiligthum nach dem andern wurde durch Klöster und Kirchen ersetzt. Die Kirchen waren einfach und schmucklos, außen von röthlich und grau schimmerndem Granit, dem die untergehende Sonne einen zauberhaften Ton verleiht. Noch ist ihr Typus in vielen Dorfkirchen erhalten und gerade in der Umgegend von Berlin kommen höchst interessante Bauten mit Holzdecken oder Gewölben vor, unter denen die zweischiffigen Anlagen wohl einer besonderen Beachtung werth sind.

Mit den holländischen Colonisten, welche Albrecht der Bär herauerief, kam die Technik des Backsteinbaus ins Land, welche besonders in den Städten des Havellandes, vor Allem in Brandenburg die herrlichsten Blüthen trieb. Die zierlich durchbrochenen Giebel, die künstlich zusammengesetzten Friese und die Einfassungen der Fenster und Thüren sind wahre Perlen der mittelalterlichen Architektur. Ihnen zur Seite stehen die mächtigen backsteinernen Thore und Mauern, welche, charakteristisch für den alten Städtestolz und die Ehrenfestigkeit der Bürger, ihre trotzigen Glieder

in die Höhe recken, ein rechtes Gegenbild gegen die Ritterburgen anderer deutscher Landschaften.

War das Vordringen des Christenthums in den Marken ein langsames, so war umgekehrt der Sieg der Reformation ein überraschend schneller. Mit dem kirchlichen geht der künstlerische Aufschwung Hand in Hand. Beide knüpfen sich an die Person des prachtliebenden Kurfürsten Joachim II., aus dessen Regierungszeit Theile unseres Berliner Schlosses und mehrerer Jagdschlösser erhalten sind. Aber dies war nur eine vorübergehende Blüthe. Unter seinem nächsten Nachfolger mußten bedeutende Einschränkungen eintreten. Doch zeigten sich die von demselben aufgenommenen Niederländer wiederum einflußreich auf die Kunst. Einen weiteren Niedergang weist die Baukunst unter der Wirkung und den Folgen des dreißigjährigen Krieges auf. Weniger hat die Kleinkunst zu leiden, denn gerade aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt eine Menge sowohl kirchlicher Gegenstände, Altäre, Taufsteine und Geräthe von bedeutendem Kunstwerth, als auch künstlerisch ausgestattete Waffen, Möbel, Gefäße und andere Gegenstände der Profankunst. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt die Einführung fremder Arbeiten, welche früher für italienische gehalten, jetzt zum großen Theil als deutsche erkannt sind. Besonders Nürnberg hat als Verkaufsplatz eine bedeutende Rolle gespielt Unzählig sind in unsern Dorfkirchen die messingenen Taufschüsseln und der herrliche vergoldete Pokal im Berliner Schloß stammt ebendaher. Der große Kurfürst, welcher zunächst sein Augenmerk mehr auf die Ausbesserung der im Kriege entstandenen Schäden und auf die wirthschaftliche Hebung der Mark richtete, dachte doch an die Begünstigung der Küuste, welche sein Nachfolger, zum Theil noch als Kurprinz, sich zu einer seiner Lebensaufgaben machte. Das Zeughaus und Schloß in Berlin, das Reiterdenkmal des großen Vaters eröffneten zum ersten Male der Mark einen selbstständigen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte. Leider haben wir hier manchen Verlust zu beklagen. Das Schloß, welches er sich zu Köpenick erbauen ließ, konnte sich mit seinen Stuckaturen dem Berliner Schloß zur Seite stellen, ist aber durch seinen Gebrauch als Militärlazareth, Gefängniß und Schullehrerseminar so verwahrlost und zunehmender Vernichtung preisgegeben, daß man nur mit Trauer die ehemaligen Prachträume durchwandert.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt Friedrich Wilhelm I. mit seinen Zeitgenossen der Kunst gegenüber ein. Auf der einen Seite Sparsamkeit und militärische Einfachheit, wo es sich um das Wohnen und Leben handelt, dagegen entschieden größerer Kostenaufwand im Dienst der Religion. Dies gilt nicht nur in den Städten. So ist die Schloßkirche des Dorfes Buch bei Berlin ein großer Kuppelbau von seltener Stattlichkeit. Bei trefflichen Verhältnissen und höchst harmonischer Wirkung hat sie zum Theil so reizvolle Details, und Altar und Kanzel in Holz geschnitzt sind so tüchtige Werke, daß sie Veröffentlichung und Nachahmung verdienen.

Aeußerst wohlthätig für die Hebung der Industrie waren die schon in die Regierungszeit des großen Kurfürsten fallenden Ansiedlungen der Oestreicher und Franzosen, welche, ihres Glaubens wegen aus der Heimat vertrieben, in den Marken freundliche Aufnahme fanden. Berlins Bevölkerung verdankt der Mischung mit den französischen Colonisten ein gutes Theil ihrer geistigen Regsamkeit und seines Aufschwungs.

Was die Kunst unter Friedrich dem Großen und seinem Nachfolger geleistet hat, ist bekannt und liegt außerhalb des Bereichs dieser Andeutungen. Nicht zu verkennen ist, daß dieselbe durchaus eine Hofkunst war und sich immer mehr dem Volke entzog. Trotz der einzelnen Blüthen, welche sie in den königlichen Schlössern, in den auf Befehl des Königs gebauten Kirchen und in den durch fürstliches Machtwort geschaffenen Manufakturen trieb, fehlte ihr der gesunde Stamm, die kräftige Wurzel. Die deutsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war, wie Freytag treffend sagt, in der That die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Sie war es auch in der ersten Hälfte des neunzehnten. Und viel fehlt noch, daß sie sich wieder im Volke Eingang verschafft, daß sie ihren Beruf üben kann, ihre goldenen Strahlen in das Herz des Menschen zu senken, daß er sich über den rohen Zustand der irdischen Mühe und Arbeit erhebe. Nicht ein überflüssiges Ding, sondern eine ernste hohe Aufgabe ist es, daran zu arbeiten, daß dem deutschen Volke seine Kunst wieder ein liebevoller Gefährte werde, daß er sie nicht als einen Begleiter des Reichthums allein betrachte. Möge es dem Buche, dessen Plan ich vorher dargelegt habe, gelingen, in dieser Hinsicht zu wirken und zu zeigen, daß unsere Voreltern verstanden, gerade mit geringen Mittel sich die Kunst dienstbar zu machen, und daß auch der bescheidene Bürger Theil haben kann an dem, was das arme Dasein verschönt und erhebt.

Paul Lehfeldt.

Aus der Hauptstadt.

Ausstellungslotterie.

Zu der von einigen Moraldoctrinären verlangten Beseitigung unserer Staatslotterie scheint geringe Aussicht vorhanden zu sein, da allenthalben im Lande Lotteriespiele mit obrigkeitlicher Bewilligung vor sich gehen. Ein Pferderennen, eine Gewerbe- oder Kunstausstellung, die Finanzirung wohlthätiger oder gemeinnütziger Zwecke, communaler Prachtbauten ꝛc. bieten völlig anerkannte Anläße; daß bei diesen Veranstaltungen die Gewinne nicht in Geldbeträgen bestehen dürfen, berührt das Princip nicht, denn die Jagd der Spieler nach dem Glück ist dieselbe. Es bleibt sich auch gleich, ob der Gewinner eines silbernen Tafelaufsatzes in der Lage ist, mit demselben seinen Tisch zu schmücken, oder sich beeilt, das Werthobject bestens zu veräußern.

In witziger, freilich sehr cynischer Weise, hat in den fünfziger Jahren ein rheinländischer Abgeordneter seinen Collegen in der Kammer, welche die Aufhebung der Staatslotterie anregten, entgegnet, das Glücksspiel sei für das Volk, was für den Hund die Butter, die man ihm auf die Nase schmiere; er hält alsdann das ihm gereichte trockene Brot für Butterbrot. In der That empfiehlt sich die Erhaltung der Lotterie aus demselben socialpolitischen Gesichstpunkte, aus welchem die Mahnung ertheilt wird, man möge dem Volke nicht die Hoffnung auf das Glück in einer anderen Welt rauben. Friedrich Rückerts Spruch gilt hier im vollen Maße:

„Soll dich nicht ein Glücke erfreun,
So laß es dich erfreun, ein Glück zu hoffen."

Für den unter der Arbeit der Woche Kenchenden ist „das Thürchen, welches er der Fortuna geöffnet hält", ebenso trostvoll und ermuthigend, wie die Perspective auf die fröhliche Erholung am Sonntag, und die Gegner des Lotteriespiels, die sich gegen die ungleiche Besteuerung und gegen die Verleitung der Staatsbürger zu unwirthschaftlichen Ausgaben ereifern, sind ebenso unberufene Volksbeglücker, wie die Orthodoxen, welche uns den inneren Frieden schaffen wollen, indem sie am Sonntag statt der Belustigung eine Friedhofsstille empfehlen. Das Sechzehntel vom Viertel eines Lotterieloses, welches der Arbeiter spielt, bringt ihm an rosigen Träumen, beseligenden Visionen tausendfach den Einsatz ein; Luftschlösser haben ihren Werth, und das „voir c'est avoir" trifft am glücklichsten, weil ungefährdet durch Mißgunst, bei dem zu, was das Auge der Phantasie schaut.

Eine mit der Ausstellung von hübschen Erzeugnissen des Kunstgewerbes verbundene Verloosung ist vielleicht verführerischer, als eine Geldlotterie, weil die Anschauung der Sachen unmittelbar wirkt und man diese um ihrer selbst willen begehrt, während man das Geld — bewußt oder unbewußt — immer nur als Tauschmittel ersehnt. Es tritt hinzu, daß gewöhnlich Jedermann unter den ausgestellten Verloosungsobjecten solche findet, die er schon lange zu besitzen gewünscht hat oder die im Augenblicke seine besondere Vorliebe erwecken. Natürlich möchte Jedermann den Gegenstand gewinnen, der ihm besonders zusagt, und der Wunsch wird unverzüglich zur Hoffnung. So kauft denn der Eine ein paar Loose auf den Schuppenpelz, der Zweite auf die Equipage; diese Dame sichert sich die Anwartschaft auf ein Pianino, jene auf eine

Kochmaschine. Erfahrungsmäßig wird die Enttäuschung viel leichter getragen von Denjenigen, die nichts, als von Solchen, die eine Kleinigkeit gewonnen haben. Bei der Aushändigung der Gewinne der Berliner Gewerbeausstellung bin ich Zeuge gewesen, wie ein Fräulein eine oxydirte silberne Brosche in der Meinung, sie sei von Blech, wüthend zu Boden warf und mit dem Rufe: „Das kann ich für fünfundzwanzig Pfennig kaufen!“ zertrat. Ein Mann, dem ein Paquet Haarnadeln ausgehändigt wurde (er hatte vielleicht auf ein Dutzend silberne Löffel gerechnet) murmelte vernehmbar etwas von einem Bauernfänger-Comité; eine Frau, die einen Ochsenziemer in Empfang nahm, erklärte, daß sie den Präsidenten des Comités beim Staatsanwalt belangen würde.

Solamen miseris. Die Zornigen verweilten gewöhnlich einige Minuten, dem Spotte und Gelächter der Umstehenden Trotz bietend, und dann versöhnte sie das gleiche Schicksal und die gleiche Erbitterung neuer Ankömmlinge — schließlich lachten Alle, und am nächsten Tage kaufte der Haarnadelmann wie die Frau mit dem Ochsenziemer Loose der zweiten Emission.

Bei einer Verloosung von allerlei Gegenständen ist dem neckischen Spiele des Zufalls weiter Raum gegeben; er unterläßt es nicht leicht, dem Armen den Geldschrank, dem kinderlosen Gatten die Wiege, dem Tabaksfeinde das Rauchservice, dem Stubenhocker das Jagdgewehr, dem an Magenkatarrh Leidenden den Champagnerkühler, dem Verschwender die Sparbüchse zuzuwenden. Ich habe in der Lotterie der Gewerbeausstellung einen Muff gewonnen, der mich bei der Aushändigung nicht übermäßig erfreute; ich hatte mich auf einen Pokal von Elfenbein gespitzt.

Das Arrangement dieser Lotterie hat manchem Gewinner, der sich nicht dem Rathe Gellerts: „Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast“ zu fügen vermag, großen Aerger bereitet. Die Gewinnloosnummer galt für alle fünf Serien von Loosen, welchen eben so viele Serien von Gewinnen gegenüber standen. Das Bemühen, je fünf zu einer Nummer gehörige Gewinne im Werthe gleichzustellen, konnte eben so wenig Erfolg haben, wie die Gruppirung von je fünf Gegenständen gleicher Art sich durchführen ließ. Die Ungleichheit der gleich nummerirten Sachen in den verschiedenen Serien, durch die Gewinnliste den Spielern vor Augen geführt, hat Schmerzen bereitet, von welchen der Nietenbesitzer keine Ahnung hat. Werfen wir auf diese Gewinnliste (I. Emission) einen Blick.

Nr. 3040 gewinnt in Serie 3 einen Tisch mit Mosaik, in Serie 4 ein Billardqueue. Wer beschreibt die Entrüstung der Frau Kanzleiräthin, für welche der Tisch mit Mosaik wie bestellt war, als ihr das Queue ausgehändigt ward! Die Schustersfrau, welche sich schon so lange eine Drehrolle gewünscht hat, für welche im Keller Platz vorhanden, sieht auf ihre Nummer 7674 wirklich eine Drehrolle fallen, aber — ein Mensch dritter Serie geht damit ab, während sie in der ersten einen „Beduinen mit Löwen kämpfend“ erhält. Was gibt sie auf einen Beduinen? Mögen ihn die Löwen fressen! Nr. 7686 bringt ein Paar Leuchter, aber nicht dem Hämorrhoidarius im Bureau des Finanzministeriums, der schon mit beiden Händen danach griff — ach, er gehört nicht der 3., sondern 4. Serie an und empfängt zähneknirschend die — rosa seidene Puppe. Wie muß es den auf nützliche Dinge gerichteten Sinn der Hausfrau, welche 32287 spielte, empören, eine Negerbüste (Serie 3) zu erhalten, während ihre Nummergenossen alle vier mit werthvollen Möbeln bedacht sind! Ist es nicht eine ausgezeichnete Bosheit des Schicksals, auf Nr. 49705 den Leierkasten (Serie 1) der Predigerswittwe, dagegen die Nähmaschine (Serie 3) dem Tanzkränzchen zu überweisen? auf Nr. 92372 der Geheimrathstochter die Buttermaschine (Serie 1) und dem Milchmann das Patentnotenpult (Serie 3) zuzuwenden? Jeder billig denkende Mann wird es beklagenswerth finden, daß alle fünf „Anhänger“ von Nr. 30526 verheiratheten Frauen zugefallen sind, während zahllose Mädchen von 18 Jahren bis über 38 hinaus vergebens nach Anhängern ausschauen. Geradezu als ein unverzeihlicher Muthwille des Comités muß es aber bezeichnet werden, daß auf Nr. 87256 in allen fünf Serien den Spielern zerbrochene Krüge als Gewinne offerirt sind!

Ohne Zweifel werden diese Thatsachen von den grundsätzlichen Gegnern aller Glücksspiele als werthvolles Kapital willkommen geheißen werden. Noch schärfere Waffen bieten sich denselben vielleicht, wenn sie den unheilvollen Einfluß der verlooften Objecte auf ihre Gewinner zum Gegenstande ihrer Beobachtung machen. Traun, jener bisher so zufriedene Mann, der plötzlich in den Besitz eines Klaviers gelangt ist, wird keine ruhige Stunde mehr zu Hause haben, da seine fünf Töchter abwechselnd üben werden. Der Schneider, dem eine Büchsflinte vom Glück bescheert ist, läßt sich vielleicht zur Jagd verleiten, schnell genug geht dann sein Geschäft dem Hallali entgegen. Das Juwelenarmband, welches an den runden Arm der jungen Schneiderin geflogen ist — ob es sich nicht als ein Köder des Satans erweist? Aus dem flotten Lebemann, der den Geldschrank gewonnen hat, mag ein Geizhals werden, während der Erwerber des Liqueurkastens, bisher Prototyp der Nüchternheit, zum Söffel herabsinkt.

Ich selbst finde mich alterirt durch den gewonnenen Muff. Dieser Bisam mit dem blauseidenen Futter ist mir in den zehn Tagen meines Besitzes fast unentbehrlich geworden. Das Ding paßt nicht in mein Junggesellenheim, am wenigsten gehört es auf meinen Schreibtisch, ist mir auch dort oft hinderlich — und doch, sobald ich's fortgelegt habe, fühle ich mich merkwürdig einsam und hole es wieder herbei. Die Fiction, daß eine reizende Frau den Muff hingelegt habe und bald zurückkehren werde, mag noch so oft verscheucht werden, sie kommt immer wieder; als genügsamer Mensch komme ich nicht in Versuchung, sie zur Wirklichkeit zu gestalten. Einer meiner Freunde, der zum dritten Male Wittwer ist, hat gesagt, er dürfte sich solche Provocation nicht gestatten; wenn der Muff auf seinem Schreibtische läge, so würde ohne sein Zuthun nach wenigen Tagen in ihm ein feiner Handschuh und in dem Handschuh eine Damenhand stecken und — er hätte seine Vierte.

Ich aber erkläre, trotz meiner Befreundung mit dem Muffe: die Staatslotterie, reinlich und zweifelsohne, ziehe ich doch jeder Gelegenheitsverloosung vor, ich entsage für die Zukunft allen Anwartschaften auf Geldschränke und Haarnadeln, Nerzpelze und Scheuereimer, und lasse mir die Hoffnung auf das bescheidene Glück genügen, welches sich ausspricht in der Formel: 'Raus mit siebzig.

Albert Brockhoff.

Notizen.

„Merkbüchlein für Frauen und Jungfrauen.“ Verlag von Gebrüder Obpacher in München.

Ein Merkbüchlein soll ich sein —
Für Frauen und Jungfräulein.
Ich gebe Euch Bilder und Sprüche, —
Für die Wirthschaft, für die Küche.
Wollt' Ihr nun gute Sachen —
Billig und schmackhaft machen,
Dann studiret — und probiret!
Die Recepte notiret — auf meine leeren Blätter!

Ein originelles, sehr reich und sehr geschmackvoll ausgestattetes Notizbuch für Frauen, namentlich zu Recepten für Küche und Keller. Prachtvoll gebunden im Stile der deutschen Renaissance, mit 24 Blättern, welche alphabetisch allerlei sinnige Sprüche für Haus und Hof enthalten, die in altdeutscher Schrift kalligraphisch ausgeführt sind und deren Initialen hübsche auf die Wirthschaft bezügliche und in Buntdruck ausgeführte Bilder darstellen. Hinter jedem Buchstaben sind einige Seiten frei gelassen zur Aufzeichnung von Kochrecepten ꝛc. Das Buch läßt durch seine reiche und prächtige Ausstattung den eigentlich ziemlich bescheidenen Zweck, dem es dienen soll, kaum errathen; und dieser Reichthum in der Ausstattung steht mit den Lehren über Sparsamkeit im Hause, die fast unter jedem Buchstaben verzeichnet werden, in einem liebenswürdigen Widerspruch. Hausfrauen und besonders solche Damen, die gern für Hausfrauen gelten wollen und im Salon die Beweise ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit zur gefälligen Ansicht auflegen wollen, werden sich über dieses Buch sehr freuen.

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Studien über die Volksseele

aus dem Gesichtspunkte der

Physiologie und Hygieine.

Von

Dr. Eduard Reich.

2. vermehrte Auflage.

gr. 8. brosch. 12 *M.*

Der auf anthropol. Gebiete bestens bekannte Verfasser bringt in diesem Buche in klarer und leicht faßlicher Schreibweise zahlreiche Aufschlüsse, namentlich in Hinsicht auf öffentl. Gesundheitspflege und Moral; das Buch verdient seiner aufrichtigen, wohlmeinenden Tendenz wegen einen großen Lesekreis.

Bei Otto Meissner in Hamburg ist eben erschienen:

Briefe

von **Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël und vielen Anderen,**

Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers.

Herausgegeben von **M. Isler.**

Preis 5 *M.*

Charles de Villers ist in der Entwickelungsgeschichte Frankreichs und Deutschlands eine hervorragende Erscheinung, da er zuerst es wagte, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Literatur und insbesondere der kritischen Philosophie begreiflich zu machen. Sein Beispiel hat Benjamin Constant und Frau von Staël zu gleichartigen Bestrebungen ermuntert. Aus seinem Nachlass hat der Herausgeber diejenigen Briefe ausgewählt, welche literar. u. historische Beziehungen enthalten.

SOENNECKEN'S

KURRENT-FEDERN

erleichtern das Schreiben, **verschönern die Schrift,** spritzen nie und haben ungemein grosse Dauerhaftigkeit.

Probeschachteln mit Gebrauchs-Anwsg. 30 Pf. (mit dazu passendem Halter 50 Pf.)

In jeder soliden Schreibmaterialien-Handlung vorräthig.

F. Soennecken's Verlag Bonn u. Leipzig.

Soeben erschien:

Jensen Wilhelm, Frühlingsstürme. Neue Novellen. 2 starke Bde. Eleg. geh. 10 *M.*

Marbach Hans, Auf Irrwegen. Novellen. Eleg. geh. 3 *M.*

Sacher-Masoch Leopold von, Die Ästhetik des Hässlichen. Erzählung. Eleg. geh. 2 *M.*

Soeben erschien der vervollständigte reiche **Festgeschenkkatalog** von

Breitkopf & Härtel's Lager

solid und elegant gebundener

classischer und neuer Musikwerke und musikalischer Bücher

eigenen und fremden Verlages:

Volksausgabe Breitkopf & Härtel vollständig. — Gesammtausgaben von Bach, Beethoven Chopin, Händel, Mendelssohn, Mozart, Palestrina, Wagner. — Klavierauszüge der beliebtesten Opern. Cotta'sche instructive Ausgabe. Pianoforte- und Lieder-Sammlungen. — Musikalische Jugendbibliothek. — Musiker-Schriften, Biographien, Briefwechsel, Essays, historische und theoretische Werke.

Ausführliche Kataloge gratis.

Sofort zu beziehen durch alle Buch- und Musikhandlungen.

10. Aufl. **Emil Palleske's Schillerbiographie.** 10. Aufl.

Soeben erschien:

Schiller's Leben und Werke.

von

Emil Palleske.

2 Bände. 75 Bogen.

Zehnte, neu verbesserte Auflage.

Preis broch. 5 *M.*,

eleg. in 1 Leinenbände geb. 6 *M.* 75 ₰.

Ein Werk, das bei seinem ersten Erscheinen von der gesammten Kritik als eine meisterhafte Leistung auf dem Gebiete der Biographie anerkannt wurde, und das sich seitdem durch volle 20 Jahre die Gunst des deutschen Volkes ungeschmälert zu erhalten gewußt, liegt in 10. Auflage vor. Es ist wie aus einem Gusse gearbeitet, mit Begeisterung und hingebender Liebe geschrieben, in einer Darstellung, die nahezu klassisch genannt werden kann.

Verlag von **Karl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschien in neuer Ausgabe:

Lindau, Theater.

Band 1. 2. 3.

Enthaltend:

Marion. — In diplomatischer Sendung. — Maria u. Magdalena. — Diana. — Ein Erfolg. — Tante Therese. — Zankapfel. — Johannistrieb.

Eleg. geh. 8. Preis pro Band 4 *M.* 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlagsbuchhandlung von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Das Soldatenleben im Frieden.

Von

F. W. Hackländer.

Illustrirt

von

Emil Rumpf.

13 Bogen 8. mit 60 Illustrationen.

Preis geh. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Es ist eine der anmuthigsten und frischesten Schöpfungen Hackländer's und eine Perle unserer deutschen humoristischen Literatur überhaupt, welche wir hiermit den Freunden einer heiteren Lektüre in neuem Gewande vorführen. —

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die

Fortpflanzung und Vermehrung des Menschen

aus dem Gesichtspunkte

d. Physiologie u. Bevölkerungslehre.

Von

Dr. Eduard Reich.

gr. 8. broch. Preis 12 *M.*

Das Buch dürfte bestimmt sein, das **grösste Aufsehen** zu machen und in alle Kreise der höheren Bildung zu dringen.

Im Verlag von **L. Rosner** in **Wien** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorfgänge.

Gesammelte Bauerngeschichten

von

L. Anzengruber.

2 Theile. Preis 6 *M* ord.

Diese acht Geschichten, welche, als sie zuerst in Zeitschriften und Jahrbüchern erschienen, sehr beifällig aufgenommen wurden, werden nun, da sie gesammelt vorliegen, gerne Abnehmer finden. „Der gottüberlegene Jakob", „Wie der Huber ungläubig wurde", „Die fromme Kathrin'", „Das Sündkind" ꝛc. ꝛc. haben durch des Autors und des Hofschauspielers Lewinsky Vorlesung Sensation gemacht. Für ein Talent, wie Anzengruber es ist, darf der Verleger wohl sich jede weitere Anpreisung ersparen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Reisen

von

Friedrich Gerstäcker.

3. Aufl. Wohlfeile Volksausgabe.

2 starke Bände in eleg. illustr. Umschlag broch. 8 *M.*, geb. in Leinwand-Rücken u. Goldtitel 9 *M* 60 ₰.

Inhalt: Südamerika, Californien, Südseeinseln, Australien, Java.

Dieses **berühmteste Reisewerk** Gerstäckers erscheint hierdurch zum ersten Male in einer billigen Volksausgabe, weshalb Jeden die Anschaffung dieses Buches leicht möglich wird.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer in Leipzig.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 45. Berlin, den 8. November 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland vor und nach dem Kriege. Von F. H. G. — **Literatur und Kunst:** Drei Stammbuchblätter. Mitgetheilt von Ludwig Freiherrn von Ompteda. — Theobald Kerner und seine Dichtungen. Von E. Schmidt-Weißenfels. — Geophagie. Von Wilhelm von Hamm. (Schluß.) — Amerikanisches Studentenleben. Von Otto Groß. IV. V. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Wohlthätige Frauen. Lustspiel in 4 Acten von Adolf L'Arronge. Besprochen von Paul Lindau. — Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. IV. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Rußland vor und nach dem Kriege.

I.

Vor etwa fünf Jahren erschien in Leipzig anonym ein Buch „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft", das verdientes Aufsehen erregte, weil es zuerst einen klaren Einblick in die Zustände Rußlands gab und dieselben sowie die leitenden Staatsmänner Rußlands mit eben so großer Unparteilichkeit als Sachkenntniß schilderte. Derselbe Verfasser veröffentlicht nun eine neue Reihe von Essays „Rußland vor und nach dem Kriege"*), welche die Aufmerksamkeit noch in höherem Grade zu fesseln geeignet sind, weil es sich um die unmittelbare Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft jenes großen Reiches handelt, mit welchem das deutsche Reich so viele Beziehungen hat und eben jetzt gespannt zu stehen beginnt.

Wenn es, heißt es in der Einleitung, auch den fähigsten und scharfblickendsten Ausländern nur ausnahmsweise gelingt, zu einem richtigen Verständniß russischer Menschen und Zustände durchzudringen, so erklärt sich das aus der Unbekanntschaft der meisten Nichtrussen mit den Zuständen, die noch vor wenigen Menschenaltern in der großen Monarchie des Ostens herrschend waren und für die Entwicklung des gegenwärtigen Geschlechts maßgebend gewesen sind. Man ist erstaunt, daß hinter den glatten, eleganten Gardeoffizieren, Aristokraten, Beamten u. s. w., die der Ausländer als Repräsentanten der russischen Nation kennen lernt, nicht selten asiatische Despotennaturen lauern, daß die gewandten Geschäftsleute Moskaus und Petersburgs sich mitunter als religiöse Tollhäusler zeigen, daß der sanfte, geduldige Bauer unter Umständen Türken und Tscherkessen an Wildheit und Barbarei übertrifft — und doch liegt die Erwägung außerordentlich nahe, daß die Russen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entweder Söhne und Enkel von Leibeignenbesitzern oder Nachkommen ehemaliger Leibeigner sind oder selbst noch die Leibeigenschaft gekostet haben. Die Wiege des heutigen Geschlechtes ist noch von Zuständen umgeben gewesen, für welche eine andere Bezeichnung als die der Barbarei nicht wohl angewendet werden kann. Der milde und aufgeklärte Monarch, der die Leibeigenschaft aufhob, ist der Enkel jenes Paul, der nicht der christlichen Zeitrechnung, sondern der Aera der römischen Cäsaren anzugehören schien und seine beiden Söhne hinrichten lassen wollte; sein Oheim war jener Großfürst Konstantin, dessen Wildheit den Erfurter Congreß in Erstaunen setzte. Alexander I. selbst, von seinen Bewunderern als der weiße Engel begrüßt, der Europa vom Joche des corsischen Tyrannen befreite, zeigte sich zu Hause maßlos ausschweifend, jähzornig und willkürlich, der liberale Monarch, der darauf bestand, Polen eine Verfassung zu geben, ließ die furchtbaren Araktschejew'schen Militärcolonien errichten, der Freund Baaders und Frau von Krüdeners sandte von der Tafel den Censor nach Sibirien, der in einer französischen Zeitung eine Anzeige über die Ermordung Pauls übersehen, der Zögling des Philosophen Laharpe ließ sich von dem rohen Fanatiker Photi hinters Licht führen und nahm dessen tolle Phantasien als göttliche Eingebungen. Unter dem schwankenden Alexander wie unter dem unbeugsamen Nikolaus, der es unternahm für 60 Millionen allein zu denken, wurde es als nothwendiger Ausfluß des monarchischen Princips angesehen, daß der Souverän die ihm vortheilhaft bekannt gewordenen Personen beliebig im öffentlichen Dienst verwenden kann, mögen sie auch für ihre Posten gänzlich ungeeignet sein, eine wirkliche Schule für höhere Beamte gibt es nicht. Gardelieutenants und unwissende Popensöhne wurden so plötzlich zu Gouverneuren, Andere, die still ihre Pflicht gethan, fielen in Folge einer kaiserlichen Laune in Ungnade, die wichtigsten principiellen Entscheidungen wurden Personalfragen. Die Väter der heutigen Staatsmänner nahmen an den Palastverschwörungen von 1762 und 1801 Theil, die dem russischen Systeme das Epigramm eintrugen „le despotisme tempéré par l'assassinat". Wir hören von furchtbarer Corruption im letzten Kriege, aber so ist es immer gewesen von Potemkin, der die drei Millionen Rubel, die ihm für die Krim überwiesen waren, für Juwelen ausgab, bis zu Nikolaus, der einst in Verzweiflung ausrief: „Ich und mein Sohn sind die beiden Einzigen in diesem Lande, die nicht stehlen."

Kann es Wunder nehmen, daß die russischen Radicalen ebenfalls den Stempel dieser Zustände tragen? Zum größten Theil gehören sie dem hohen Adel an, der, wie Herzen sagt, „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Kühnheit und Verschlagenheit kosakischer Atamanen verbinden". Bakunins Brüder und Vettern sind Generale und Adelsmarschälle, der Socialist Fürst Krapotkin ist der Bruder des ermordeten Gouverneurs von Kiew, Fürst Urussow, der im großen Nihilistenprocesse Vertheidiger war, ist ein Vetter des Reichskanzlers, Fürst Peter Dolgoruki, der Verfasser des giftigen Buches „La vérité sur la Russie", rühmt sich von Rurik abzustammen. Herzen selbst ist der natürliche Sohn eines unermeßlich reichen Adeligen Alexei Jakolew, eines Sonderlings, der sich von seinen Beamten Wälder stehlen ließ, während er selbst Lichtreste sammelte. Diese Radicalen haben meist höhere Ziele und sind aufrichtig von der Verrottetheit des

*) Leipzig 1879, F. A. Brockhaus. Die erste Auflage war drei Wochen nach Erscheinen vergriffen. Einige der in dem Buche enthaltenen Essays werden den Lesern der „Gegenwart" in gutem Gedächtniß sein.

Bestehenden überzeugt, aber sie bleiben darum doch vornehme Dandies, die keine ernste Arbeit kennen, endlos discutiren und rauchen, schließlich nur zu negativen Resultaten kommen und das Heil von einer kosmopolitischen Revolution erwarten. Wie kann es auch anders sein? Der junge Russe aus höheren Ständen empfing eine oberflächliche Erziehung durch französische Hofmeister, wuchs zwischen den Leibeignen und Maitressen seines Vaters auf, ward dann im Cadettenhaus in die Uniform gesteckt und hatte, nachdem er einige Jahre Offizier gewesen, zu wählen, ob er die Leiter des Tschin als Militär oder Beamter erklimmen oder sich in der endlosen Langeweile und Oede der hauptstädtischen Salons umhertreiben wollte „très occupé à ne rien faire", die unabhängigsten Naturen endlich werfen sich in die Opposition. Die ganze Bildung ist französisch, „wir verstehen die Franzosen besser als irgend eine andere Nation," sagte Fürst Wjäsemski, „weil sie unserem Naturell am meisten zusagen, von Alters her ist es so gewesen, wenn es in Paris regnet, spannen wir den Regenschirm auf, die klassische Bildung hat bei uns keinen Boden." Einige ernstere Geister haben die Schule der deutschen Philosophie durchgemacht und zu Füßen von Michelet, Hotho u. s. w. gesessen, aber auch sie gingen bald von Ruge, Strauß und Feuerbach zu Louis Blanc, Fourier und Proudhon über, sie wallfahrteten nach Paris, dem Mekka der Revolution und überboten bald ihre Meister an Energie des Umsturzes. Der geheimen Polizei verdächtig geworden, erhielten sie Befehl nach Rußland zurückzukehren, wurden auf ihre Weigerung des russischen Bürgerrechts verlustig erklärt und so erschien zum ersten Mal eine bis dahin unbekannte Species, der russische politische Flüchtling. Männer dieser Klasse nahmen an den Bewegungen des Jahres 1848 hervorragenden Antheil, flohen dann bei beginnender Reaction nach London und begründeten dort die russische revolutionäre Presse, die trotz aller Censur zu Hause Eingang fand. Es ist bekannt, welchen Einfluß der „Kolokol" Herzens übte, bis derselbe dadurch verloren ging, daß das Blatt in dem polnischen Aufstand von 1863 für diesen Partei nahm. Damals erschien zuerst unter der Führung Aksakows und Katkows die nationale Partei, später die Slavophilen genannt; die Liberalen hatten Anfangs polnische Sympathien gehabt, als aber der Aufstand nach Wilna und Grodno hinübergriff, die Westmächte und Oestreich intervenirten, erfolgte eine mächtige Reaction des russischen Nationalgefühls, die den Aufstand rücksichtslos niederwarf und die Intervention kläglich scheitern ließ. Aber auch diese Reaction, welche die westliche Civilisation als Ursache alles Unglücks in Rußland ansah und das verrottete Heidenthum des Westens durch die orthodoxe Kirche und den ländlichen Gemeinbesitz regeneriren wollte, überschlug sich, der Versuch Polen gründlich zu russificiren und das verhaßte Lateinerthum durch eine gründlich slavische Civilisation zu ersetzen, scheiterte trotz alles Terrorismus, mit dem man den Adel ruinirte ohne die Bauern zu bereichern, katholische Kirchen und Schulen in orthodoxe umwandelte, Bischöfe verbannte und sogar versuchte, die russischen Schriftzeichen einzuführen. Miljutin und seinem Adjutanten Fürst Tscherkaßki gelang es nur Alles zu zerstören, was Wielopolski mit unermüdlicher Mühe aufgebaut, und ein Chaos hervorzurufen, welches schließlich auch der russischen Regierung zu viel ward. Auf die energischen Vorstellungen des militärischen Oberbefehlshabers, des Grafen Berg, kam von Petersburg der Befehl, Einhalt zu thun. Miljutin starb. Tscherkaßki ward zurückberufen und zog sich grollend auf seine Güter zurück.

II.

Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich den Propheten der slavischen Civilisation, als die bosnische Insurrection durch die Kriegserklärung Serbiens größere Verhältnisse annahm. Der Kaiser, der Kanzler, die höheren Beamten und der Hof waren durchaus dagegen, eine neue orientalische Verwickelung heraufzubeschwören, sie sprachen mit Verachtung und Bitterkeit von Tschernajeff und seinen Volontären, verhöhnten die Serbier und fürchteten nicht mit Unrecht den demagogischen Charakter der Bewegung, welche die Slavophilen für die Befreiung der unterdrückten Brüder in Scene setzten. Nichtsdestoweniger ward diese so stark, daß der Czar sich genöthigt glaubte, ihr Zugeständnisse zu machen, er erlaubte den Offizieren, nach Serbien zu gehen, wie er dem englischen Botschafter sagte, um Wasser auf das Feuer zu gießen, aber es war nicht Wasser sondern Oel. Das vergossene russische Blut nöthigte ihn, den siegreich vordringenden Türken durch ein Ultimatum Halt zu gebieten, und mit seiner Moskauer Rede hatte er sich thatsächlich der Bewegung hingegeben. Die Slavophilen triumphirten und gaben die Losung, daß Rußland, nachdem es den Widerstand Polens niedergeworfen und die Selbstständigkeit der Ostseeprovinzen gebrochen, nun seine Mission vollenden müsse, indem es alle slavischen Stämme befreie und unter seinem Scepter sammle; sollte die Regierung nicht fähig sein, diese ihr gestellte Aufgabe durchzuführen, so sei dies nur ein Beweis, daß sie von Kopf bis zu Fuß reformirt werden müsse. Liberale wie Nihilisten stimmten dem zu, obwohl sie die fanatischen Illusionen der Slavophilen nicht theilten, die ersteren, weil sie hofften, daß der Gang der Ereignisse die Regierung zwingen werde, die begehrte Verfassung zu geben, die letzteren, weil sie auf eine Niederlage der russischen Armee rechneten, die zu einer Revolution führen müsse. So wurde die Regierung vom Ultimatum zu den Conferenzen von Konstantinopel und von da zum Kriege fortgezogen. Der Anfang desselben brachte den Slavophilen, die unbelehrt durch die Vorgänge von 1870, von einem Spaziergang nach Konstantinopel sprachen, herbe Enttäuschungen. Die Ernennung des Großfürsten Nikolaus, der bisher nur durch seine galanten Abenteuer und Schulden, sowie durch barsches Auftreten bekannt war, wurde als eine Nachäffung Preußens verspottet. Noch mehr war man erstaunt, dem Großfürsten Michael die Führung der Kaukasusarmee übertragen zu sehen. Die Generale waren meist unbekannt, Todleben dagegen ward als Deutscher bei Seite geschoben, er zuckte lächelnd die Achseln und sagte: „Die jungen Leute wollen das unter sich abmachen," wohl ahnend, daß seine Zeit nur zu bald kommen sollte. Dagegen war es wenigstens ein Trost, daß ein echt Nationaler, Tscherkaßki, zum Organisator von Bulgarien ernannt ward und mit einem zahlreichen Stabe von Gardeoffizieren und Journalisten auf den Kriegsschauplatz abging. Freilich sollte es länger dauern, bis er die Organisationen, die er fertig ausgearbeitet auf dem Papier mitbrachte, anwenden und dadurch ein ähnliches Chaos wie einst in Polen hervorbringen konnte; zwei Monate verstrichen, ehe die Armee die Donau überschritt, dann folgten die Niederlagen in Asien, die bald hinter der Unglücksbotschaft von Plewna zurücktraten. Der Großfürst, der keinen deutschen Lehrmeister gewollt, hatte das tolle Experiment gegen den dringenden Rath seiner Generale unternommen und eine entscheidende Niederlage erlitten. Ein gewaltiger Sturm des Unwillens gegen die unfähige Heeresleitung brach los, Aksakow klagte sie offen in einer an den Großfürsten-Thronfolger gerichteten Denkschrift an und verlangte, daß andere Männer an die Spitze gestellt würden. Ein zweiter, ebenso erfolgloser Versuch, diesmal unter den Augen des Kaisers, die Festung zu nehmen, steigerte die Erbitterung und zugleich die Forderungen, das Wort von Thiers „les Russes vaincus seront plus exigeants que les Russes victorieux" bewährte sich. Während man vor Plewna sich mit der Befreiung Bosniens und Bulgariens begnügt hätte, forderte jetzt die öffentliche Meinung, daß nicht von Frieden die Rede sei, bevor Konstantinopel genommen. Als endlich Plewna fiel und der Kaiser nach Petersburg zurückkehrte, was er vorher nicht hätte thun können, ward er zwar mit Jubel empfangen, aber er kam als ein veränderter Mann in seine Hauptstadt, die Ereignisse des Sommers hatten ihn tief erschüttert und Schatten bis in seine Familie geworfen, sein ältester Sohn, dessen Privatleben tadellos war, hatte offen seine Verachtung für den commandirenden Oheim gezeigt und stimmte mit denen, welche den Sturz des türkischen Reiches verlangten. Alexander dagegen wollte das Einvernehmen mit Deutschland und Oestreich erhalten und hörte auf die Warnungen des Grafen Schuwaloff, der unablässig von London schrieb, der Marsch auf Konstantinopel werde das Signal zu einer brittischen Kriegserklärung sein. In dieser Lage wurden die nunmehrigen raschen Erfolge der Armee zu einer ebenso großen Verlegenheit wie früher die Niederlagen. Der Kaiser wünschte, in Adrianopel

Halt zu machen und Friedensunterhandlungen zu eröffnen, aber er wurde von Gortschakoff, der seine Popularität zu verlieren fürchtete und von Ignatieff fortgerissen, letzterer wurde mit den Unterhandlungen betraut, die auch den beiden befreundeten Mächten geheim gehalten wurden. Diese kurzsichtige Politik, die, um durch einen großen Schlag die erschütterte Autorität der Regierung wieder herzustellen, den Frieden von San Stefano wagte, brachte Rußland in die größte Gefahr. Während dasselbe vollständig unfähig war, einen neuen großen Krieg zu ertragen, war die öffentliche Meinung empört, daß die Truppen beim Erscheinen der brittischen Flotte im Bosporus vor Konstantinopel stille standen, und wenig befriedigt durch den Vertrag selbst. Als nun der Kaiser dennoch einsehen mußte, daß Europa diese Bedingungen nie ruhig hinnehmen würde, den Vorstellungen des Fürsten Bismarck, der ihn erinnerte, daß das Dreikaiserverhältniß auf dem Princip gemeinsamer Verständigung beruhe, und dem Grafen Schuwaloff Gehör gab und in den Congreß willigte, wurde dies schon als Demüthigung empfunden, obwohl man damals noch glaubte, daß es sich nur um eine formale Sanction des Erreichten handle. Bald aber zeigten die Nachrichten von Berlin, daß Rußland Südbulgarien opferte und in die östreichische Besetzung Bosniens willige und nun stieg der Unwille aufs Höchste. Aksakow erklärte in einer heftigen Rede am 3. Juli, daß keine Worte stark genug sein würden, einen solchen Verrath zu brandmarken, daß die Diplomaten, welche solchen erniedrigenden Bedingungen zugestimmt, die wahren Nihilisten seien, die von Rußlands Tradition, Nationalität und Kirche keine Ahnung hätten, die einzige Hoffnung sei, daß der Czar die Sache nicht verlassen werde, die er selbst eine heilige genannt. Die Hoffnung ward jedoch nicht erfüllt und die Enttäuschung war so gewaltig, daß es unmöglich wurde, den Mann an die Spitze der Geschäfte zu rufen, der allein vielleicht wieder Ordnung hätte herstellen können, aber der nicht nur am Hofe heftige Gegner hatte, sondern auf den auch Gortschakoff die ganze Unpopularität der russischen Nachgibigkeit durch seine Erklärungen auf dem Congreß zu wälzen gewußt hatte. Die Stimmung wurde nicht durch die Erzählungen der zurückkehrenden Soldaten verbessert, die berichteten, wie ihnen ihre hingebende Tapferkeit belohnt war. Warum hatten die Türken bessere Gewehre, Kleider und Schuhe als sie, warum fehlten in der russischen Armee Zelte, Schanzmaterial, Karten und Ferngläser? Wie kam es, daß der größte Theil der Briefe und Packete bei der Feldpost verloren ging? Warum starben die Verwundeten und Kranken zu Tausenden aus Mangel an Hospitälern und Ambulanzen? Im Krimkrieg hatten die Lieferanten wohl unsinnige Preise erhalten, aber trotz des Mangels der Eisenbahnen und trotz der schlechten Straßen war doch die Verpflegung der Armee ausreichend gewesen, diesmal erhielt sie mit Eisenbahnen schimmeliges Mehl, verfaultes Brod und Fleisch, ungenießbares Pferdefutter, während die Lieferanten Millionen erwarben und die Intendanturbeamten sich schamlos bereicherten. Und nun ward schließlich „auf allerhöchsten Befehl" der gegen die Hauptschuldigen Gregor, Horvitz und Kohan in Odessa eingeleitete Proceß niedergeschlagen und die Bezahlung der beanstandeten Rechnungen verfügt! Bald verlautete es, daß sie mit unliebsamen Enthüllungen gedroht und boshafte Gerüchte verbreiteten sich über die Quellen, aus denen der Großfürst Nikolaus die Mittel zur Bezahlung seiner Schulden genommen.

Die Finanzen waren in einem hoffnungslosen Zustande, der bewährte Leiter derselben, Herr v. Reutern, zog sich zurück, weil er daran verzweifelte, ein Gleichgewicht herzustellen. Sein Nachfolger, General Greigh, ein früherer Marineoffizier, klopfte vergeblich an die Thüren der europäischen Börsen für eine neue Anleihe und machte Fiasco mit dem Projecte einer Einkommensteuer. Das einzige Mittel, welches Rettung bringen konnte, die Ausgaben eingreifend zu vermindern, mit dem Unwesen der Pensionen und Gnadengehalte aufzuräumen, die Verwaltung zu vereinfachen, das Armeebudget zu verringern, wagte er nicht vorzuschlagen. Unmittelbar auf den Berliner Vertrag folgte die Aera der politischen Morde und Rottereien, Vera Sassulitsch begann den Reigen, ward unter allgemeinem Jubel freigesprochen und als eine zweite Charlotte Corday gefeiert. Die Ermordungen des Generals Mesenzow, des Fürsten Krapotkin, des Baron Heyking und Anderer, die Brandlegungen in Irkutsk, Orenburg und anderen Städten folgten, bis das Attentat auf den Kaiser zur Errichtung eines Regiments führte, welches mit Feuer das heilen sollte, was Arznei und Eisen zu heilen unvermögend gewesen. Daß dasselbe trotz seiner Rücksichtslosigkeit und einer Willkür, die unter Nikolaus nie größer gewesen war, sein Ziel nicht erreicht hat, wird kaum noch bestritten. Der Proceß Solowieffs zeigte, daß dieser kalte Fanatiker nur ein Werkzeug der Revolutionspartei gewesen, über deren Organisation ihm kein Geständniß zu entlocken war, man sah nur, daß der Hochverräther Verbindungen gehabt, die sich über das ganze Reich verzweigten, daß er sein Handwerk Monate lang getrieben ohne mit der Polizei in Berührung gekommen zu sein. Unmittelbar darauf folgte die Entdeckung der geheimen Druckerei im Zollschuppen und doch ging die Verbreitung aufrührerischer Maueranschläge fort; soeben ist wieder eine Druckerei aufgehoben, nirgends rührt sich ein Finger, um die Organe der bestehenden Gewalt zu unterstützen, vielmehr fand die Erklärung der Landesvertretung des Gouvernements Tschernigow allgemeine Zustimmung, daß es eine Illusion sei, wenn man die anarchischen Ideen durch Gewaltmaßregeln unterdrücken zu können glaube. Von wirklichen Reformen, wie sie ruhig denkende Männer als nothwendig erklären, wenn Wandel geschafft werden soll, ist nichts zu sehen. Graf Schuwaloff, der wahrscheinlich allein im Stande wäre, eine feste und einheitliche Politik nach innen und außen zu befolgen, ist nicht in den Kreis der Staatsmänner berufen, mit denen der Kaiser, welcher, da der alternde Fürst Gortschakoff kaum noch zählt, sein eigener Minister sein will, sich in Livadia umgeben hat. Thatsächlich herrscht in den Regierungskreisen Rathlosigkeit, das innere System, das von 1863—1877 geherrscht, ist ebenso durch den Krieg und seine Ergebnisse erschüttert, wie das des Kaisers Nikolaus es durch den Krimkrieg wurde, aber von einer neuen Aera, wie sie nach dem Pariser Frieden begann, ist nichts zu spüren. Nach außen ist Rußland isolirt, während es seine letzten Truppen zurückzog, richtete sich Oestreich häuslich in Bosnien ein, besetzte Novi-Bazar und sichert sich so eine gebietende strategische Stellung, die ihm erlaubt, die Entwickelung der Dinge auf der Balkanhalbinsel ruhig anzusehen. Der Fürst von Montenegro überträgt seine Huldigungen auf den Kaiser Franz Joseph, Rumänien lehnt sich an den Kaiserstaat an, Serbien muß folgen und Bulgarien wird zeigen, daß Dankbarkeit gegen den, der nichts mehr zu schenken hat, nicht vorhält. Und während Gortschakoff durch einen orleanistischen Journalisten Frankreich Liebesanträge macht, die schnöde abgewiesen werden, erscheint Fürst Bismarck in Wien, um Oestreich demonstrativ den Rückhalt Deutschlands für seine neue Machtstellung zu sichern. Begreiflich ist dem gegenüber die hülflose Erbitterung der russischen Presse, welche die Schalen des Zornes über die Ränke des falschen Freundes ausgießt, da sie über die inneren Zustände nicht sprechen darf, aber geändert wird damit nichts an der unerbittlichen Wirklichkeit der Lage. Die Frage ist, ob in zwölfter Stunde der Kaiser sein Mißtrauen gegen die Errichtung eines einheitlichen Ministeriums überwinden wird, welches die Gegner des Grafen Schuwaloff ihm als eine gefährliche Annäherung an das constitutionelle Prineip vorstellen, oder ob man, unter dem Nothdach des Belagerungszustandes in dem jetzigen Chaos fortlebend, abwarten will, wie lange der Krug zu Wasser geht, bis er bricht.

F. H. G.

Literatur und Kunst.

Drei Stammbuchblätter.

Mitgetheilt von Ludwig Freiherrn von Ompteda.

Dieser Tage blätterte ich in dem Gedenkbuche einer Verstorbenen, mir eine werthe Reliquie aus früheren Tagen. Auf den bereits etwas vergilbten Seiten haben die zahlreichen Freunde

*

der Eigenthümerin ihren zartgefühlten Huldigungen wie ihren wohlgemeinten Wünschen in eigenen und fremden Worten, nach damaligem Herzensbedürfnisse, Ausdruck gegeben.

Auch allerlei deutsche Poeten haben sich hier zusammengefunden, jetzt vergessene und Andere. Es ist eine bunte Gesellschaft. Matthisson, Justinus Kerner, Julius Mosen, Klesheim, Gustav Schwab; auch Geibel mit einer schwungvollen Selbstschilderung, deren der Dichter sich vielleicht heute nicht mehr erinnert.

Zwischen all' den vielen freundlichen und wehmüthigen Blümchen Vergißmeinnicht wende ich ein neues Blatt um und — ein Juwel blendet mein Auge, ein hier vergrabenes unbekanntes Juwel ersten Ranges! Ein eigenhändig eingeschriebenes Gedicht von Goethe. Die Inschrift stamnt aus dem Jahre 1831; damals lebte die Eigenthümerin des Buches in Weimar, wo die Erinnerung an ihre strahlende Schönheit und seltene Liebenswürdigkeit noch jetzt in manchen Herzen der alten Generation nachklingt.

Da diese Verse, soviel ich weiß, noch nicht durch den Druck veröffentlicht sind, so wird, wie ich hoffe, ihre Mittheilung Vielen erfreulich sein. Sie lauten:

„Würd' ein künstlerisch Bemühen
Rosenbüsche, wie sie blühen,
Rosenkrone, wie sie leuchtet,
Hell, vom Morgenthau befeuchtet,
Diesen Blättern anvertrauen,
Würdest Du Dein Bildniß schauen.
Wie's der Rosengarten hegt
Bleibt's in unsrer Brust geprägt.

Am längsten Tage 1831. J. W. v. Goethe."

Freudig erstaunt über diese so unerwartet gefundene Perle blätterte ich weiter und fand bald darauf folgende Verse eines Epigonen, die sich, zwanzig Jahre später, den Worten des großen Meisters nicht unwürdig anschließen:

Ein Epigone spricht.
(S. Goethe's Inschrift in diesem Buche!)

„Der Himmel hat es schön erfüllt:
Als Knospe was der Meister sah,
Das steht nun, reich und voll enthüllt,
Vor dem entzückten Jünger da,
Und hat sogar in edlem Lieben
Schon neue Knöspelein getrieben.

Gesegnet sei die Rosenpracht,
Gesegnet bleib' sie alle Zeit;
Gott halt' als Gärtner treue Wacht,
Daß Knospe, Blüthe, Stamm gedeiht,
Und daß in solchem Paradiese
Nur Thau, doch keine Thräne fließe!

Stuttgart, am Tage der Reise, 28. Januar 1851.

Franz Dingelstedt."

Noch möge sich ein drittes Blatt aus meinem Stammbuche, ebenfalls ein Autograph Franz Dingelstedts, wegen der gleichen Beziehungen seines Inhaltes hier anschließen:

An Melanie von Seckendorff, geborene von Spiegel.

„Du sahest noch die Abendröthe
Der großen deutschen Sonne: Goethe,
Von Weimars goldner Zeit umhaucht.
Vergieb drum, wenn in Dämmerferne
Hier Einer der modernen Sterne
Vor Dir empor und nieder taucht!

Es weiß auch in zerrissnen Bahnen
Ein edles Weib den Gott zu ahnen,
Die Regel im Kometenlauf,
Und nur in ihrer reinen Seele
Gehn alle Flecken, alle Fehle
Des Sterns verklärt und friedlich auf.

Stuttgart, 24. December 1845.

Franz Dingelstedt."

Theobald Kerner und seine Dichtungen.

Von E. Schmidt-Weißenfels.

Ein stattlicher Band, diese „Dichtungen", in Hamburg bei Karl Grädener verlegt, aus Weinsberg in Württemberg in die Welt geschickt, aus

„... Sankt Theobalds Haus, wo er zweisiedelt mit Else,
Einer Tochter des Lichts, umstrahlt von lockigem Haupthaar.
Viele kommen zu ihm aus weiter Ferne gewandert,
Wollen die Stätte erschau'n, wo einst Justinus gelebt hat;
Und den Dichtern zumal und auch schriftstellernden Frauen
Drückt er freudig die Hand, spricht gern mit ihnen vom Vater,"

wie sich gelegentlich der Besitzer des berühmten Kernerhauses in dieser Sammlung seiner Gedichte und Geschichten in der schalkhaften Ironie ausdrückt, die ihnen Grundzug ist.

Der Titel des Buches sagt es deutlich genug, daß sich mit diesem der ganze Theobald Kerner in Allem, was und wie er gedichtet, der profanen Oeffentlichkeit übergibt, und da „Sankt Theobald", wie er in scherzhaftem Einfall sich in der Gewandung eines neuen Kapuzenrocks vorkam, als Mensch und Bürger nicht mehr zu den Jüngsten gehört, so darf man aus dieser Sammlung wohl die Summe seines dichterischen Schaffens ziehen. Er selbst ist schlau genug, sich damit in der Literatur nur ein so bescheidenes Plätzchen zu erhoffen, wie ein Käfer oder ein Vogel, ein Molch oder ein schmuckloser Grashalm mit zu dem Bestandtheil des Waldes gerechnet werden;

„..... gesangen
Sind diese Recensenten jetzt alle schon
Durch diese Walddefinition.
Nämlich, weiß der Himmel! es nähme
Barbarisch sich aus, wenn einer jetzt käme
Und würde mich fragen herrisch kalt:
Was thust Du im deutschen Dichterwald?"

Wäre Poesie nur eine erbliche Familieneigenschaft und ein anerzogenes Hausübel, so könnte es ja gar nicht Wunder nehmen, daß aus dem Sohn Justinus Kerner ebenfalls ein Poet geworden ist. Der alte Oberamtsarzt in Weinsberg war gewiß eine Dichternatur comme il faut, mit manch herzigem und gemüthsinnigem Liede wird er sich in der deutschen Literatur seinen Platz behaupten und neben Uhland und Schwab seine Ehren behalten. In dem Schwabenländle hat es vor einem halben Jahrhundert am heitersten und glücklichsten in Deutschland ausgesehen. Da war ein so tapferer parlamentarischer Liberalismus, so ein Männerstolz vor Königsthronen, daß die etwas zurückgebliebenen Nord- und andern Deutschen gar neidisch auf dies von ihnen ersehnte Freiheitsleben blickten und sich heute noch schier verwundern, wohin denn diese süddeutsche Eigenthümlichkeit sich verduftet haben mag. Ein frisches, fröhliches Geistestreiben herrschte da und setzte das übrige bundestägliche Vaterland durch seine enge Beziehung mit der Romantik des deutschen Volksempfindens so sehr in Spannung, wie es seitens der rheinischen Oppositionsdichter etliche Zeit später mit ihren geharnischten Glaubensbekenntnissen geschah. Inmitten dieses Kreises, den man trivial genug schwäbische Dichterschule nannte, war Justinus Kerner eine Art Thyrsosschwinger, ein Prophete und ein Seher, der darüber zum gefeierten Herbergsvater aller deutschen und selbst ausländischen Schöngeister wurde. In den dreißiger und vierziger Jahren gab es deshalb auch kein literarisch interessanteres Haus in Deutschland als das Kerner'sche in dem stillen, bergumfriedeten Weinsberg. Eine Art Hof in der gemüthlichsten und geselligsten Weise wurde da gehalten und der ihn hielt, hatte in seltenem Maße das richtige Zeug dazu, eine persönliche Vermittelung der merkwürdigsten, extremsten und gegensätzlichsten Charaktere zu bewirken. Er wußte hier das gemeine Dasein in eine poetische Idylle umzugestalten, wie den alten Steinhaufen der Burg Weibertreu über sich auf dem Berge zu einem dichterisch verklärten Ruinenhain, nach dem das Wallfahren dann in Mode

kam. In seinem kleinen Hause unter Bäumen, Reben und mittelalterlichem Mauerwerk hörte der Zug der Berühmtheiten, großer und kleiner, die grüßend hier eintraten, nicht auf. Zu immer wechselnden Tafelrunden ließen sie sich da nieder, gastfrei nisteten sie sich zuweilen Tage und Wochen lang in den kleinen Zimmern, in dem einsamen Gartenhäuschen, in einem düsteren Thurmgemache ein. Es war wie ein Zauberspiel, in dem Große und Kleine, Philosophen und Dichter, Diplomaten und Edelfrauen, Blaustrümpfe und fromme Schwärmerinnen, Verzückte und Verrückte, selbst ein flüchtiger König wie Gustav von Schweden, greifbare und auch eine Portion überirdischer Geister, bunt durcheinander auftraten. Und diese, mit einem mystischen Zusatz und zugleich etwas Heine'scher Selbstironie versetzte Romantik, in welche Justinus Kerner sich selbst und sein Heimwesen zu umspinnen verstand, ist an diesem letzteren haften geblieben und übt noch heute, lange nach seinem Tode, ihre unverwüstliche Anziehungskraft aus. Es kommen ihrer noch immer, die das geweihte Kernerhaus pietätvoll besuchen, und das Bäuerlein macht noch heut, wie zu des schalkhaften Magiers Zeiten, aus Gruseln einen Bogen im Vorbeigehen davor, weil's ihm da nicht geheuer däucht.

Der Sohn Theobald, dessen Wiege hier gestanden, der in dieser Atmosphäre als Knabe geathmet, mit allen diesen verschiedenen Menschen und Geistern frühzeitig in Verkehr kam, hat das Vermächtniß des Vaters in hohen Ehren gehalten. Was an dem Kernerhause verändert und vergrößert wurde, hat in den Räumen, die eine gewisse Denkwürdigkeit erhalten haben, nichts beeinträchtigt. Das Ganze ist wie ein Museum von Justinus Kerner-Reliquien und von in Bildern, Curiositäten und sachlichen Andenken mahnenden Erinnerungen an die interessanten Gäste, die sich hier zusammenfanden. Selbst die alten Geister, die einmal hier umgingen, hat der Sohn in Ruhe gelassen, wie das Madonnenbild in dem Marienzimmer, den gekreuzigten Christus am Balkon des Gartens, die Gnomen und Kobolde, die an und in dem alten Thurm nächst dem Hause längst wieder in ihrem starren Zauberschlaf hocken. Es kam ihm sogar nicht darauf an, auch noch einen grimmigen Mephisto an die Thür des Holzstalles malen zu lassen, weshalb denn noch niemals etwas daraus gestohlen wurde. Und wie die romantische Aeußerlichkeit dieses Poetensitzes so erhalten und gepflegt wird, so ist auch, was ihn einst beseelt, nicht mit dem alten wackeren Kerner erstorben. Das gastliche Leben hat sich hier fortgesetzt, die poetische Verklärung des Hauses ist nicht verblichen.

Dies Alles hätte freilich der Sohn im liebevollen Andenken an seinen Vater ermöglichen können, ohne daß er selbst als Arzt und sogar Hofrath eine schöpferische Poetennatur besäße; aber der Familiengenius war freigebig und hat auch Theobald Kerner mit einem eigenen Schatz der Poesie begnadet, wovon sein jetzt erschienenes Werk Allen denen beredtes Zeugniß gibt, die es noch nicht gewußt haben sollten.

Es gibt ein größeres Gedicht darin, eins der schönsten und in der Form auch vollendetsten, welches Theobald Kerner schon als Jüngling in seiner ganzen Poetenweise charakterisirt: Der Keller auf Burg Weibertreu. Es versetzt so recht in jene Atmosphäre, die des alten Justinus Haus umgab und erfüllte. Theobald als Studiosus wirft an einem schönen Sommermorgen die Bücher bei Seite und steigt nach der Burgruine hinauf, um sich an dem prangenden Festgewand der Natur zu erlaben. Da kommt unmerklich die Phantasie über ihn. Er sieht einen Berggeist vor sich, der ihn in die geheim gebliebenen, verschütteten Keller der Burg geleitet, wo er ihm köstlichen Trunk aus dem alten Weinfaß verzapft. Dabei wird die bekannte Geschichte eingewoben, die der Burg einst den Namen Weibertreu eingetragen. Trunken von diesen Träumen geht er dann um Mittag wieder nach Hause, wo ihn der Vater mit den Worten empfängt:

„Ums Himmelswillen, Sohn, wie siehst Du aus?
Dein Auge glänzt und roth ist Dein Gesicht:
Wo warst Du denn?" — „„Beim Kellergeiste oben."" —
„Beim Kellergeist? Frau, hör' nur, wie verschroben
Der Junge da in seinem Rausche spricht.
Da ist er von den Büchern fortgerannt,
Und während ich ihn beim Studiren glaube,
Sitzt er schon morgens zechend in der Traube" —

Worauf der erwachte Träumer glossirt:

O schnöde Welt! wie werd' ich oft verkannt!

Nicht viel Blätter dieser Dichtungen braucht man zu überlesen, um zu erkennen, daß man es hier mit einem Vogel zu thun hat, der seine Lieder nach eigener Weise pfeift. Vorn und hinten mag man darin Einsicht nehmen, man entdeckt nirgends die unverkennbaren Spuren des Poeten, der bei der Formung seiner Herzensempfindungen an einen Leser gedacht hat, oder des Schriftstellers, der sich bei Niederschrift seiner Gedanken der Welt verantwortlich gefühlt. Ueberall vielmehr spricht sich in reinen, schlichten Naturlauten ein Gemüth aus, welches unverfälscht und nur seinen Eingebungen folgend Zwiesprach mit sich selber hält. Nichts von Phrasen darin, nichts von gemachter und krankhafter Empfindelei. Kein einzig Lied, welches nicht ein Goldkörnchen echter Poesie, echten Humors, ernsten wie heiteren, in sich berge; viele, die durch die originellen Pointen, durch ihre glossenartig überraschende Sentenz, knapp und kurz und ohne Zudringlichkeit hervorblitzend, einen anregenden Widerhall im Leser aufrufen. Ein weiches Gemüth reicht hier aus dem Goldgrund seiner Tiefe lyrische Perlen von seltener Reinheit. Jene Innigkeit, die wir in dem Volksliede finden, vermischt mit gesundem Humor, drückt sich anmuthsvoll in den Liebes-, Trink- und Stimmungsgedichten aus. Ich führe nur eins zur Charakteristik an: Die Behexten. Da sitzen ihrer Drei hinterm Ofen und sprechen von der Hexerei. Der Eine erzählt von der Hexe, die ihm die Gicht angethan, der Andere von der bösen Nachbarin, die er auf einem Besenstiel durch die Lüfte reiten sah.

„Der Dritte aber sprach kein Wort,
Starrt vor sich hin nur immerfort —:
Auch ihm hat's Eine angethan,
Auch ihn sah jüngst ein Hexlein an;
Doch rosig schön war ihr Gesicht,
Ihr Auge klar wie Sternenlicht,
So wunderlieblich die Gestalt!
Wie mit dämonischer Gewalt
Ist all sein Denken, all sein Sinn
Gebannt nur auf die Eine hin:
Bei Tag, bei Nacht, selbst im Gebet
Nur sie, nur sie, noch vor ihm steht. —
Jetzt rath' einmal, wer von den Drei'n
Wohl der Behexteste mocht' sein?"

Theobald Kerner ist ein Freigeist; als solcher läßt er über Alles, was ihn ärgert, seinen Spott aus; aber er ist so launig, daß er niemals mit einem giftigen Stachel verletzt; ja, es mischt sich damit eine so kindliche, herzliche Frömmigkeit des begeisterten Naturfreundes, daß sie einen versöhnlichen Gegensatz zu solchen Spöttereien herbeiführt. Scharf und schneidig wie ein Herwegh'sches Lied erklingt dann auch manchmal eine politische Reimglosse. Als ein alter Demokrat ist der Eremit von Weinsberg mit dem jetzigen deutschen Reich noch gar nicht zufrieden. Läßt er doch noch heut allen Anderen zum Trotz von seinem Thurm im Garten flott die Fahne in Schwarz-Roth-Gold wehen.

„Ein Deutschland — ja, das wäre gut,
Und all der braven Krieger Blut
Es wäre nicht umsonst geflossen —
Hättst du, o Einheit, aus der Schlacht
Die Schwester Freiheit mitgebracht,
Sie nicht vom Erbe ausgeschlossen."

In der Reactionszeit hatten sie ihn auch einmal auf den Hohenasperg ins Gefängniß gesetzt:

„So war es und wird's ewig sein:
Wer Freiheit liebt, den sperrt man ein.
— — — — — — — — —

Doch wer mit feigem Sklavensinn
Die Tyrannei nimmt schmeichelnd hin,
Den Nacken kammerdien'risch beugt,
Ein stets zufried'nes Lächeln zeigt,
Das ist fürwahr der gute Mann,
Dem freien Lauf man gönnen kann."

Der umfangreichere Theil des Buches enthält mehr Geschichten in Prosa als Gedichte, obwohl auch diese sehr oft da hineingestreut sind. Sie athmen eine gemüthliche Plauderlust, wie sie einem Märchenerzähler, einem geborenen Dichter in Erzählungen für die Jugend wohl ansteht. Es sind in der That überwiegend Geschichten märchenhafter, phantastischer Art, die sich in Gedankenspielereien von meist fesselndem Reiz verlieren, um dann in eine moralische Schlußfolgerung auszutönen. Da weiß der Dichter so echt Kerner'sch losen Spuk in aller Weise zu treiben, mit Hexen und Waldmännlein Verkehr zu halten und von ihnen zu erzählen, wie sie den Bösen Böses und den Guten Gutes erwiesen haben. Am liebsten zieht er in den Wald, in die freie Natur; Vögel, Blumen und Bäume, Gethier unscheinbarster Bedeutung, selbst die Kröte, wissen ihm philosophische Betrachtungen über die Menschen und deren verderbte Natur mitzutheilen. Der Pantheist kommt hier in einer volksthümlichen Ausgabe zum Ausdruck. Durchweg auch hier die schalkhafte Laune, die sinnige Glosse, das weiche, grübelnde Gemüth, welche diesen Dichtungen einen eigenartigen Stempel geben. Einige dieser Erzählungen und Stimmungsbilder sind kleine Meisterstücke, so z. B. „Die treue Marie". Wie froh doch da der Fischer Abends von seiner Braut Abschied nimmt, um noch einen Fang im See vor der Hochzeit am andern Tage zu machen! Warum ist sie denn aber so traurig, die Braut, und versucht auf ihrem Kämmerlein vergeblich ihr Lieblingslied zu singen:

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See —

und unten im See schnalzten die Fischlein und malte der Mond goldene Ringlein.

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See,
Zwei Sternlein an dem Himmelszelt. —

Sie konnte es nicht weiter herausbringen. Da betete und weinte sie vor ihrem Crucifix und als die Mutter Morgens zu ihr kam, fand sie sie geisterbleich wie ein Kirchhofsröslein, angethan im Hochzeitskleid, den Blumenkranz auf dem Haupt. „Heute ist Hochzeitstag, Mutter, im kühlen See!" Sie hat's ja geträumt in dieser Nacht, wie sie ihren Liebsten unten in der Seefrau dunklem Kämmerlein umarmte! Richtig, der Liebste war beim Fischen ertrunken. In der anderen Nacht fuhr ein Schifflein auf dem See, ein Ruder hört man im Wasser, ein Liedchen klingt hinüber zum alten Mütterlein:

Zwei Fischlein unten in dem See —

Dann war Alles still. Frühmorgens trieben die Wellen zwei Leichen ans Ufer, die eine im Brautschmuck hielt die andere mit den Armen fest, fest umschlungen. —

Der alte Justinus Kerner hat bei Lebzeiten von diesen Dichtungen seines Theobald wohl Vieles schon gekannt und gelesen gehabt. Aber wenn er sie nun in dem ganzen Band oben im Himmel vor sich hätte, dem alten Uhland, dem alten Mörike daraus vorläse, nachdem er ihnen auf der Maultrommel etwas aufgespielt, sollte er bei der reinen Wahrheit, die da oben geathmet wird, nicht zu ihnen im Vertrauen und mit seinem Schalk in den Mienen sagen: „Vieles hat der Theobald von mir, Vieles hat er mir abgeguckt und er ist mir ein rechter Nachfolger geworden. Aber in Manchem, wie Onkel Bräsig sich äußert, geht er mir doch noch über!"

Geophagie.

Von Wilhelm von Hamm.

(Schluß.)

Das Giftessen, über dessen Verbreitungsgrenzen genauere Angaben mangeln, bildet nur eine Episode innerhalb derjenigen des eigentlichen Erdverspeisens. Letzteres ist in den verschiedensten Zonen und Ländern heimisch und zwar meistens ohne physiologische Begründung. Die Steinbrecher in der württembergischen Alb und im Schwarzwald nehmen mit Vorliebe einen zarten, salbig fetten Thon zu sich, welchen sie in den Felsenspalten der Urschieferformationen finden und „Mondschmalz" nennen; sie schreiben dieser völlig indifferenten Masse besondere Kräfte zu. Ganz der nämliche Gebrauch findet sich bei den gleichen Werkleuten in Thüringen, namentlich in der Umgegend des Kyffhäusers; auch sie genießen eine schmierige Talkerde, mit der sie ihr Schwarzbrod bestreichen, unter dem Namen „Steinbutter" oder „Steinmark"; sie ziehen das Mineral den animalischen Fetten bei Weitem vor, behaupten auch, es „schlage besser an". Die Analyse des letzteren ergibt folgende Bestandtheile: Kohlensaure Talkerde oder Magnesia 68,7, kohlensaurer Kalk 23,5, Thonerde 2,9, Alkalien 1,9, Wasser 2,8, es ist demnach keine Spur von einer Nahrungssubstanz darin enthalten. Dennoch behaupten die Leute steif und fest die Nahrhaftigkeit der Steinbutter, sind davon nicht abzubringen und — befinden sich wohl dabei. In Finland mischen die Bauern, auch ohne durch Noth zur Verwendung von Surrogaten gezwungen zu sein, bedeutende Quantitäten einer Silicaterde unter das Brodmehl, deren Zusammensetzung ebenfalls keine organischen Stoffe ergibt, welche ernährende Wirkung zu äußern vermöchten. An der Nordwestküste des weißen Meeres, auf der Halbinsel Kola und bei der Mündung des Ponoi-Flusses findet sich, oft in zwei bis drei Fuß mächtigen Schichten gelagert, eine leichte, staubförmige grauweiße Erdart, welche, wie dereinst das Manna, das die Israeliten in der Wüste nährte, von den Lappen und Samojeden eifrig gesammelt und, mehrentheils in Vermischung mit grobem Roggen- oder Gerstenmehl, als Nahrung verwendet wird. Im „Bulletin der k. Akademie zu St. Petersburg" wird dieses „Himmelsmehl" als ein feinzertheiltes Kalisilicat geschildert, das durch die Wasser des schmelzenden Schnees oder den Regen aus dem Schiefergebirge gewaschen und in das Thal von Atsche-Rjeka niedergeschwemmt wird, woselbst es sich ähnlich wie Kaolin oder Porzellanerde ablagert. Die lappländische „Broderde" besteht aus: Kieselsäure 45,506, Thonerde 40,797, Kali 9,845, Natron 1,829, Magnesia 0,618, Eisenoxyd 0,310, Wasser 1,095; sonach enthält auch sie keinerlei Substanzen, welche von den Verdauungsorganen assimilirt werden. Dagegen mögen ihre alkalischen Bestandtheile immerhin eine Wirkung äußern auf die vollständigere Ausbackung des Brodes, dessen Mehl sie zugesetzt waren, oder auf die ergibigere Ausnutzung der Nährstoffe des letzteren im Körper.

In den Südstaaten der nordamerikanischen Republik wird die niedere Klasse der Bevölkerung („Poor Whites") mit dem verächtlichen Spitznamen „Clay-Eaters", Erdfresser, bezeichnet, weil sie theilweise die Leidenschaft hat, sich den Bauch mit einer blauen oder grauröthlichen Thonerde zu füllen und große Massen Terpentin-Whiskey darauf zu setzen, was denn nicht verfehlt, seine Folgen in abschreckender Weise zu äußern. Hunger ist es schwerlich, der in jenen Gegenden zu dieser verderblichen Gewohnheit geführt hat; wahrscheinlich bildet aber der kalkhaltige Thon oder Mergel eine Art Antidot oder Abstumpfungsmittel des schädlichen Einflusses der Spirituosen, natürlich nur innerhalb bestimmter Zeit und Grenze. In Peru, in Chile, in Bolivia und sicher noch in manchen anderen Landstrichen Südamerikas wird das Erdessen mit einer gewissen Virtuosität betrieben. Auf dem Markte von La Paz spielt ein graufarbiger, sehr fettig anzufühlender Thon die Hauptrolle unter den Provisionen, welche die Indianer einzuhandeln pflegen. Sie weichen denselben mit etwas Wasser auf, würzen ihn auch wohl mit

Salz und verzehren ihn zusammen mit den wilden Kartoffeln, Papas, die dort heimisch sind. Die Erdart schmeckt vollkommen indifferent; sie wurde mehre Male chemisch untersucht, jedoch kein Nahrungsbestandtheil darin gefunden. Durch leichtes Brennen soll übrigens dieser Thon einen angenehm aromatischen Geschmack, etwa nach Chocolade, annehmen. Der mäßige Genuß der „Pahsa" genannten bolivianischen Speiseerde zieht keine üblen Folgen nach sich. Unter den Rothhäuten am Magdalenenstrom ist das Erdessen ebenfalls daheim; wenn die indianischen Weiber irdene Gefäße kneten, fahren sie alle Augenblicke mit den Fingern in den Mund, um schmatzend den daran klebenden Thon abzulecken.

Eine Sitte oder Gewohnheit, welche mit dem Lebensbedürfniß nichts gemein hat, tritt gewöhnlich örtlich begrenzt auf und verbreitet sich nur auf dem Wege der Contagion; um so auffallender erscheint es, daß die Geophagie in den verschiedensten Welttheilen unter denselben Formen geübt wird. Gerade so, wie die südamerikanischen Indianer, haben sich auch die Neger der westafrikanischen Guineaküste an den Genuß einer gelblichen Erde, welche Caouac heißt, dermaßen gewöhnt, daß er ihnen zur Nothwendigkeit geworden ist, und sie krank werden, wenn sie ihm entsagen müssen. Die ehedem als Sklaven nach Westindien eingeführten Schwarzen gaben sich alle Mühe, die geliebte Erde in ihrer neuen Zwangsheimat aufzufinden, was sie aber als solche zu sich nahmen, erwies sich immer als schädliches Surrogat, welchem Massen von Leben der armen Kindermenschen zum Opfer fielen. Die Pflanzer verboten das Erdessen bei den strengsten Strafen; nichtsdestoweniger war lange Jahre hindurch der Markt zu Martinique mit rothem oder gelbem Speisethon beschickt, um welchen sich die Neger rauften. Die Urbewohner von Australien sollen zur Zeit der Hungersnoth Wochen lang von wenigen Wurzeln und Insecten oder Gewürm leben können, wenn sie sich nebenbei den Pansen mit einer gewissen „Pflanzenerde", wie die Reisebeschreiber meinen, füllen. Auch die Neu-Caledonier, die aus Mangel an animalischer Nahrung ohnedies Anthropophagen sind, huldigen in Zeiten des Mangels der Geophagie; es ist möglich, daß diese Combination der Nahrung beiträgt zu der erschreckenden Bevölkerungsabnahme des französischen Archipels in Melanesien. Einen Thon aus Mackenzie County auf South Island, Neuseeland, der von den Eingeborenen sowohl, als auch angeblich von den Schafen und selbst deren Hütern gierig in großen Mengen verzehrt wird, hat Pattison Muir chemisch analysirt; er ist frei von Protisten und besteht aus: Kieselsäure 61,25, Thonerde 17,97, Eisenoxyd 5,72, Kalk 1,91, Magnesia 0,87, Chlornatrium 3,69, Wasser 7,31, organischen Stoffen 1,28. Der Kochsalzgehalt dieser Bodenmischung mag es sein, welche ihren Geschmack Menschen und Thieren angenehm macht.

Auf der großen Insel Java, von der unsere Forschungswanderung ausgegangen, wird die eßbare Erde sowohl roh verzehrt, wie sie ist, als auch in viereckigen Kuchen oder dünne Scheibchen von 3 bis 4 Cm. Durchmesser geformt, über freiem Feuer leicht gebacken und in dieser Weise zu Markt gebracht. Eine andere Form der Zubereitung, welche „Ampo" auch „Truampa" genannt wird, stellt dünne Röhren, wie Zimmetrinden oder Hohlhippen, dar, die auf erhitzten Blechen geröstet werden. Das erdige Material beschreibt Professor Fuchs als einen an Eisenoxyd reichen Thon von außerordentlicher Zartheit, welcher auf der Zunge nicht das mindeste Gefühl von Körnigkeit hervorbringt und gibt davon die nachfolgende Analyse: Kieselsäure 50,63, Thonerde 21,32, Eisenoxyd 10,47, Kalk 2,40, Magnesia 0,33; Alkalien 1,25; Wasser 12,97. Obgleich auch aus dieser verläßlichen Untersuchung der völlige Abgang jedes nährenden, nicht minder jedes an und für sich schädlichen Stoffes deutlich hervorgeht, so stehen doch die „Ampo-Esser" bei den Javanern der besseren Klassen so ziemlich in demselben übeln Geruch, wie die „Opiumraucher". Jene sollen ein krankhaftes Aeußere zeigen, nach und nach die Fähigkeit verlieren, wirkliche Nahrungsmittel zu verdauen und frühzeitig elend zu Grunde gehen. Uebrigens wird berichtet, daß die Amporöhren dem europäischen Gaumen widerlich fad, mit brenzlichem Beigeschmack, vorkommen, die Zunge trocken machen und den Appetit verderben. Es müssen verschiedenartige Erden auf Java gegessen werden, denn nach Ehrenbergs Untersuchungen — deren Genauigkeit allerdings in der neueren Zeit mehrfach angezweifelt worden ist — soll die Materie der oben erwähnten kleinen Kuchen aus Resten mikroskopischer Pflanzen und Thiere bestanden haben, welche im süßen Wasser lebten. Auf Borneo, am hindostanischen Patna-Thale, in China und in Japan ist das Erdessen zu Hause; aus letzterem Reiche waren auf der Weltausstellung zu Philadelphia kleine Säcke mit einer scheinbar eisenschüssigen Erdart, welche für eßbar ausgegeben wurde, zu sehen. Auch in Persien soll seit ältesten Zeiten der Genuß von Erden unter den ärmeren Volksklassen ganz allgemein sein, und zwar ausdrücklich zum Zwecke der Magentäuschung bei Hungerzuständen. Das verwendete Mineral führt den Namen „G'hel-i-G'iveh" und stammt aus der Umgegend von Kirwan, woselbst es in weißen, graufleckigen Nieren oder Knollen zu Tage streicht, deren Größe die Stadien von der Haselnuß bis zum Apfel durchläuft. In Wasser gelöst, bildet sich ein außerordentlich feiner, weißlicher Niederschlag; ziemlich vollständig löst sich die Erde in verdünnter Salzsäure, in Salpetersäure und in heißer Essigsäure. Bei solcher Lösung findet eine bedeutende Entwicklung von Kohlensäure statt und bleibt ein geringes Residuum von Kieselerde. Lufttrockene Nieren der G'hel-i-G'iveh-Erde gaben bei der chemischen Analyse in 100 Theilen: kohlensaure Magnesia (Talk) 66,963, kohlensauren Kalk 23,634, Chlornatrium (Kochsalz) 3,542, schwefelsaures Natron (Glaubersalz) 0,298, kohlensaures Natron 0,598, Magnesiumoxydhydrat 1,311, Eisenoxyd 0,092, Thonerde 0,227, Kieselsäure 0,765, Verbindungswasser 1,153, hygroskopisches Wasser 1,422. Diese persische eßbare Erde steht daher der gewöhnlichen weißen Magnesia ziemlich nahe, welche wohl Niemand als Nährmittel ansprechen wird. Andere Formen der Geophagie in Persien werden wir später kennen lernen.

Alle die vorher angeführten, sogenannten eßbaren Erden aus den fünf Welttheilen können sammt und sonders mit dem Kriterium betheilt werden, daß sie keine Substanzen enthalten, welche in irgend einer Weise den Stoffwechsel und die Blutbildung im thierischen Körper zu fördern oder zu unterstützen geeignet sind. Die Zufuhr von Mineralstoffen ist aber unbedingt nothwendig für den Ausbau und die Ernährung oder Erhaltung des menschlichen resp. thierischen Körpers. Ohne phosphorsauren Kalk in der Nahrung ist die Bildung des Knochengerüstes, dessen Hauptbestandtheil er ausmacht, nicht möglich; das Eisen bildet einen wesentlichen Bestandtheil des Blutes, welches die Aufgabe einer Uebertragung der Nahrungsessenz auf die einzelnen Organe hat; die Salze sind nothwendig zur Entwickelung der Verdauungsagentien, die Alkalien zur Constitution der Weichtheile des Körpers. Einzelne wenige Bildungen des letzteren brauchen Kieselsäure zu ihrer Herstellung und gewisse Mineralstoffe finden sich in ihm zertheilt, ohne daß bis jetzt ihr Zweck oder ihre Aufgabe klar geworden wäre. Demnach ist eine ununterbrochene, rationelle Zufuhr von Mineralbestandtheilen in der Nahrung Lebensbedingung für die organischen Wesen ohne Ausnahme. Es fragt sich nunmehr, ob nicht gewisse Formen der Geophagie dieser Bedingung ihr Dasein verdanken, aber auch, ob sie dieselbe erfüllen. Es ist wahrscheinlich, daß beide Voraussetzungen so ziemlich zutreffen.

Eine chronikale Kunde von Erdnahrung aus ältesten Zeiten stammt aus Schweden. Dort ist das „Bergmehl" seit Menschengedenken im Gebrauch als Surrogat des Getreidemehls, aber nur als Zusatz des letzteren, in Jahren der Mißernte, die in jenen hohen Breiten leider nicht selten auftreten. Bekanntlich müssen dann seltsame Surrogate, z. B. zermahlene Baumrinde, den Ausfall der Brodfrucht ersetzen; aber nahrhafter, als die meisten, gilt eine weiße, mehlgleiche Erdart, welche in bester Qualität bei Degafors in Schwedisch-Lappland, aber auch in anderen Provinzen des scandinavischen Reiches gefunden wird. Der Verbrauch derselben unter dem Landvolk ist ein ganz allgemeiner und zwar nicht blos in Perioden des Mangels. Die Bauern in Lappmarken und Norrland mischen die Erde zur

Hälfte mit Roggenmehl und backen daraus ein festes, immer feuchtes, aber nicht unschmackhaftes Schwarzbrod in Pumpernickel-Art, das ihnen trefflich mundet und wohl bekommt. Die Thatsache steht über allem Zweifel. Das Mineral enthält Flint- und Feldspath in denkbar feinster Zertheilung neben Kalk, Thonerde, Eisenoxyd — außerdem aber, und das ist die Hauptsache, einen nicht unbedeutenden Procentsatz an organischer, wahrscheinlich animalischer, Materie, aus der sich Ammoniak und fettes Oel abscheiden lassen. Nach der Analyse von Dr. Trail beträgt der Gehalt an organischen Stoffen im schwedischen Bergmehl 22 Procent, neben 72 Kieselsäure, 6 Thonerde, und 0,15 Eisenoxyd. Es ist dasselbe demnach eine Infusorienerde oder ein Kieselguhr. Dieses interessante Mineral, eine Gruppe von Erden, welche durchweg aus den Kieselpanzern von erstorbenen Protisten oder Infusorien besteht, ist bekanntlich erst seit dem Jahre 1836 durch Ehrenbergs epochemachenden Untersuchungen näher bekannt geworden; seine Verbreitung in der Alluvion ist eine sehr bedeutende.

In dem Kieselguhr ist die Unermeßlichkeit des Kleinen deutlich überzeugend versinnlicht. Auf das Kilogramm davon gehen ungefähr zweihundert Milliarden der unsichtbaren Wesen, deren Reste seine Zusammensetzung bilden; es sind deren zahlreiche Arten, von welchen viele auch heute die stehenden Gewässer mit unglaublicher Vermehrungskraft anfüllen. Ihre nächsten Verwandten bilden den Urschlamm auf den Tiefgründen des Meeres, der neuerdings sagenhaft gewordene Bathybius, die Coccolithen, Rhizopoden, Radiolarien, Foraminiferen, Textilarien und Diatomeen gehören hierher. Während die mikroskopischen Organismen des Seeschlammes kalkige Panzer, tragen diejenigen der Süßgewässer solche aus Kieselerde; ihr Leib, wenn bei Protisten von einem solchen geredet werden kann, besteht aus stickstoffhaltiger Protoplasma-Substanz, welche denselben auch zum Theil als organischer Urschleim umgibt. Während aber die eigentlich organische Masse der Seegrunderden, deren Hauptbestandtheil nicht Kieselsäure, sondern kohlensaurer Kalk bildet, nur einem Procentsatz von 3,5 bis 4,5 entspricht, enthalten die Infusorienlager der Bergmehle ein weit beträchtlicheres Quantum daran, in welchem neben dem Stickstoff auch der Kohlenstoff vertreten ist. Bei einem Gehalt von über 20 Procent nahrhaften und wahrscheinlich unschwer assimilirbaren Substanzen vermögen sie daher in der That ein Körperbedürfniß zu befriedigen, zur Stillung des Hungers beizutragen. Es ist also begreiflich, daß, wie schon Berzelius berichtet, die schwedische Bauernschaft das Bergmehl in Hunderten von Wagenladungen heimführt, um es als Ersatz zu verwenden; üble Nachwirkungen seines dauernden Genusses sind niemals beobachtet worden. Ganz ähnliche Infusorienerden finden sich längs der Küsten der Ostsee, z. B. im Hafen von Wismar, an der Elbemündung bei Cuxhafen, in Island, im Nilschlamm von Nubien, auf den Antillen, in Brasilien u. s. w. In China wird in manchen Districten das „Montain meal" ebenso consumirt, wie auf der scandinavischen Halbinsel; es soll dort die ärmeren Volksklassen befähigen, zweimal so lang mit dem nämlichen Quantum Lebensmittel auszukommen, als ohne die mineralische Zubuße. Das chinesische Bergmehl enthält neben Infusorien — namentlich Navicula viridis, Gallionella sulcata, Gomphonema gemmatum u. A. — auch Reste von mikroskopischen Pflanzen, Agamen und Cryptogamen, verschiedener Arten. — In Nordamerika sind nicht weniger als vierzehn größere Lagerstätten von Infusorienerde in den Staaten Connecticut, Rhode Island, Maine und Massachusetts bekannt, die bedeutendste zu West Point. Das Material der Erdesser am Amazonas soll ein ähnliches sein, wie Marcoy aus der Missionsstation San José mittheilt; wahrscheinlich sind zahlreiche Fundorte über die ganze Erde zerstreut. Allein nicht jede Infusorienerde eignet sich zum Genuß, oder enthält, was dasselbe ist, Nahrungsbestandtheile in befriedigender Menge; es scheint, daß Ablagerungen von Kalkinfusorien minder reichhaltig daran sind, als von Kieselinfusorien. Eines der beträchtlichsten Lager der letzteren findet sich bekanntlich bei Ebstorf in der Lüneburger Haide, ein anderes bildet Grund und Boden der Stadt Berlin; beide sind unzweifelhaft die Sohlen von Binnenseen gewesen. Ihre Erde enthält 75 bis 85 Procent Kieselsäure neben 0,75 bis 2,60 Thonerde, Kalk, Eisenoxyd und höchstens 2,10 bis 3,20 organischen Stoffen, welches letztere Quantum jedoch in einzelnen Schichtungen bis auf bloße Spuren verschwindet. Solcher Guhr, welcher zudem noch zwischen den Zähnen knirscht, wird schwerlich jemals den Appetit eines geophagisch Gestimmten reizen. Die Kieselsäure geht wie schon erwähnt allerdings in einzelne Theile des thierischen Körpers über, z. B. in den Schmelz der Zähne, in die Haare, in die Knochen, (sehr wenig) in die Federn der Vögel ꝛc., zur Ernährung selber trägt sie kaum bei. Was davon in Pflanzennahrung und im Getränke (das Bier enthält Kieselsäure) den Verdauungsorganen zugeführt wird, findet auch wiederum seine Abfuhr auf den natürlichen Wegen.

Nach dem vorhergehenden Ueberblick darf als ziemlich sicher angenommen werden, daß die Geophagie in weit größerem Umfange aus anderen Gründen, als der wirklichen Stillung des Nahrungsbedürfnisses, zur Sitte geworden ist. Könnte man auf die Anfänge zurückgehen, so würde sich wahrscheinlich erweisen, daß die Magentäuschung im Laufe der Zeit zur Gewohnheit geworden ist, von der sich bekanntlich Einzelne wie Völker oft schwer los machen, mögen sie auch ihre Gefahr erkannt haben. Möglich ist aber auch, daß krankhafte Zustände den ersten Anreiz zu dem gewohnheitsmäßigen Erdessen geben. Man weiß von Allotriophagen und Phantophagen, welche die widersinnigsten Dinge in den Magen bringen, und zwar meist in Folge von geistigen und körperlichen Störungen. Das Verzehren von Mörtel, dessen schon oben erwähnt wurde, von Kalk, Schiefer, Kreide, Kohle, Sand u. s. w. wird bei blutarmen, bleichsüchtigen, skrophulösen Personen, namentlich Kindern, häufig beobachtet. Seltener sind die Steinfresser, welche bei guter Gesundheit, von einem unerklärlichen Drange getrieben, Steine verschlucken, welche in ihrem Magen vielleicht dieselbe Rolle spielen, wie in demjenigen der Hühnervögel, die eines derartigen Hülfs-Zereibungsmittels bedürfen. Giebt es doch sogar Leute, welche mit ihrem beneidenswerthen Gebiß Glas zu Staub zermalmen und verschlingen, meistens freilich als tour de force und um den lieben Groschen. Von Thieren weiß man, daß sie mit Vorliebe gewisse Mineralien naschen; so lecken die Bisons in den westlichen Prairien Nordamerikas an Stellen, wo sie einen Thon mit salziger Efflorescenz finden, ganze Thäler aus, die Schweine fressen Steinkohlen mit besonderer Gier; Tauben picken den mit Anis gewürzten Thon; gegen das Ende der Regenzeit versammeln sich Papageien und andere Vögel zu Hundertausenden an der Sierra Mantiqueira bei der Stadt Itajuba in Brasilien, um Tage lang den feinen Thon an den Felswänden abzukratzen und zu verzehren, ohne daß ihnen andere Nahrung zu Gebote stände. Diese Beispiele könnten zahlreich vermehrt werden. Der Hunger kann es nicht sein, der den Thieren derlei Instinct einflößt, es müssen Zweckmäßigkeitsgründe oder Näscherei sie zu solchen widernatürlichen Vornahmen treiben. So verhält es sich aber auch beim Menschen.

Es ist erwiesen, daß in vielen Fällen das Essen von Erde als Präservativ oder als Arzneimittel gegen Krankheiten eingerissen ist und beibehalten wird. Von dem rothen Thone, welchen die Butijas (Hirten) des Rundschit-Thales im Himalaya-Lande Sikkim verzehren, weiß man, daß er Jod enthält, daher als Heilmittel gegen den dort allgemeinen Kropf dient. In Persien genießen nach Dr. J. E. Polak, ehem. Leibarzt des Schah-in-Schah, die Frauen in den letzten zwei Schwangerschaftsmonaten viele Erden, und zwar sowohl aus Neigung, als um der allgemeinen Sitte zu fröhnen. Vorzugsweise beliebt sind die indischen Tabaschire, welche als Magnesiakalk geschildert werden, was sie aber unmöglich sein können, wenn die erste Sorte, der Tabaschir-e-Kalami, Asche von ausgeglühten Bambusknoten ist, und die zweite, Tabaschir sadafi, aus gebrannten Muscheln besteht, wie ausdrücklich angegeben wird. Als Antidote gegen Gifte sind mehrere Bolus-Arten im steten Gebrauche, und zwar der armenische, Gil-e-Armeni, und der kaukasische, Gil-e-Daghistani.

Außerdem werden gegessen: eine Talkerde aus Naswin und ein Thonsilicat aus Mahalat (Hallosit oder Orawitzit?) endlich thierische Concremente, wie Bezoare und Harnsteine.

Alle diese Erden sind beliebt; sie werden zum Theil als Arznei, zum größeren aber wohl aus Gourmandise oder vielmehr aus Spielerei, um den Mund zu beschäftigen, genommen, daher auch der größte Consum davon in den Harems unter den Weibern stattfindet. Nur selten fand Polak Mißbrauch in der Weise, daß Frauen täglich einige Loth Bolus (wasserhaltiges Eisensilicat, in Deutschland vielfach zum Färben des Gebäckes, z. B. des mitteldeutschen rothen Anisgebackenen verwendet) verzehrten; sie betrachteten aber immer das Mineral als eine Art Leckerei und machen sich gute Sorten desselben gegenseitig zum Geschenk. Er kannte viele Perserinnen, welche wahre Gourmandes in Erden genannt werden konnten; schon durch oberflächliches Kosten wußten sie eine gute von einer schlechteren Sorte zu unterscheiden; erstere nennen sie muatter, d. i. wohlriechend. Zugleich führt er an, daß der persische Finanzminister Muajir el Memalek in Folge des übermäßigen Genusses von Bolus und — geistigen Getränken, an Leberentartung mit Wassersucht zu Grunde gegangen sei.

Es geht aus dem Erwähnten hervor, daß das Erdessen nicht selten, wahrscheinlich in Folge verbildeter Geschmacksrichtung, kaum anders denn als Näscherei, vielleicht blos zum Zeitvertreib, im Schwange ist. Dies und nichts Weiteres, ist gewiß die Ursache, daß in Portugal, auch im westlichen Spanien, die Bucaros oder Barros, kleine flache Thonschüsseln, ganz leicht gebacken, welche nach Vanille riechen und schmecken, als eine Delicatesse gelten, die insbesondere unter den Damen hohen Anwerth hat. Es wäre interessant zu erforschen, ob die Mutterländer diesen seltsamen Gebrauch aus den Colonien empfangen haben, oder umgekehrt. Denn ganz der nämliche herrscht in Peru und längs der südamerikanischen Westküste; dort wird unter dem Namen „Chaco" eine salbige Erdart in kleine Kuchen geformt und mit Chocolade zusammenverspeist, wobei daran erinnert werden mag, daß allenthalben feingeschlämmte Thonerde zur Verfälschung des ächten Cacaoerzeugnisses verwendet wird, ohne daß sich der Geschmack der Consumenten dagegen empört. Kaffeebohnen aus grün gefärbtem Thon, welche beim Rösten in Staub zerfallen, bilden bekanntlich längst einen lucrativen Handelsartikel. Die Eingeborenen am Parana in Brasilien fertigen aus einer eigenthümlich wohlriechenden Erdart, die sie in der Nähe des Stromes graben, und welche wahrscheinlich mit Harzen gemischt ist, Gefäße mit Wandungen, nicht dicker als Kartenpapier, welche sie zum Trinken benutzen. Sie sollen dem Wasser einen eigenthümlichen Wohlgeschmack mittheilen und nach dem Trunke wird der Becher gegessen. Das ist also ganz die gleiche Sitte, wie in Estremadura, in Java und anderswo, also in weit von einander abliegenden Oertlichkeiten. Das Uebermaß solcher Näscherei soll in einzelnen Fällen den Tod herbeiführen; es ist leider nicht untersucht, welche besonderen Substanzen den Erdarten mit ausgesprochenem Geruch und Geschmack diese unterscheidenden Eigenschaften verleihen. Bekannt ist der ausgebreitete Genuß von Mineralstoffen als Zusatz gewisser Narkotiken. Das in ganz Ostindien und auf den Sundainseln allgemeine Betelkauen wird nur in der Weise ausgeführt, daß ein Stück Betelnuß — Same der Arekapalme, Areca catechu, in ein Blatt des Kaupfeffers oder Betelpfeffers, Chavica betle, gewickelt und eine entsprechende Portion Kalk dazu gegeben wird; das so bereitete Priemchen, Buyo genannt, wird in den Mund geschoben und gekaut, wie anderweitig Tabak. In Vorder- und Hinterindien wird Aetzkalk, auf den Inseln Kalkhydrat aus gebrannten Muscheln zu den Betelrollen verwendet. Ganz eigenthümlich ist es nun, daß von den Indianern Südamerikas die Coca, das Blatt des Erythroxylon coca, zu gleichem Zweck und in völlig gleicher Weise consumirt wird, wie das südasische Erregungsmittel. Sie wird mit ungelöschtem Kalk in eine Kugel geformt, welche Acullico heißt, und gekaut; gleich dem Betel bringt die Coca eine angenehm gedämpfte Aufregung, ein nicht näher definirbares Wohlbehagen des Körpers hervor, das sich insbesondere nach Anstrengungen desselben ungemein günstig geltend macht. Wie Hindus und Malayen in Asien, dann die Rothhäute der Andesländer, wenn auch bei verschiedenem Material, auf einen und denselben Gebrauch gekommen sind, gehört zu den Räthseln, welche die Culturgeschichte noch zu lösen hat, an denen aber gerade der über die ganze Welt zerstreute Consum der narkotischen Stoffe so reich ist. Es mag hier erwähnt werden, daß man auf diese sicherlich frappirende Sittenverwandtschaft einen der Gründe gebaut hat, welche besonders von amerikanischen Culturhistorikern für eine Besiedelung ihres Continents von Asien aus ins Treffen geführt werden.

Allem Vorangetheilten zufolge ist die Geophagie über sämmtliche Erdtheile sporaisch verbreitet, ohne jedoch irgendwo zur Völkersitte im Großen geworden zu sein. Ueber ihre Ursachen und Wirkungen ist bei dem Mangel an eingehenden Beobachtungen kaum ein erstes Wort gesprochen. Dagegen scheint es erwiesen, daß sowohl die Stoffe, welche sie dem Körper zuführt, wie die Formen, unter denen sie auftritt, in den verschiedensten Zonen und Gegenden meistens ziemlich ähnlich, oft sogar in überraschender Weise einander gleich sind. Ueberwiegend scheint, den vorhandenen wissenschaftlichen Analysen nach, das Erdessen dem menschlichen Körper nur einen mechanischen Ersatz zu bieten ohne physiologische Wirkung; im Falle des Uebermaßes allerdings mit solcher, aber verderblicher. Uebereinstimmend haben die Chemiker nachgewiesen, daß die meisten der als „eßbar" bezeichneten Erdarten einen nennenswerthen Gehalt von Nährstoffen nicht besitzen, daher zur Erhaltung des thierischen Lebens nichts beizutragen vermögen; die neueste von mir veranlaßte und Eingangs mitgetheilte Untersuchung bestätigt dies vollkommen. Dahingegen liegen Thatsachen vor, daß gewisse Mineralien vermöge ihres Gehalts an organischen Resten allerdings eine physiologische Thätigkeit entwickeln, Beiträge zur Blutbildung liefern können; aber ihr Verbrauch als Nahrungsmittel ist weit beschränkter, enger begrenzt, als derjenige der ersteren Klasse. Noch mehr ist dies der Fall mit dem Genuß von Erdarten zu Heilszwecken oder aus übelverstandener Gourmandise, wobei nicht zu übersehen ist, daß die letztere aus dem ersteren entstanden sein kann, wenn an die neutralisirenden Wirkungen gewisser Hauptbestandtheile der Consumerden gedacht wird. Immerhin wendet sich die Civilisation von der Einverleibung des unverhüllt Anorganischen durchschnittlich mit größerem Widerwillen ab, als selbst von der Phantophagie etwa der Chinesen oder der Australneger; und kaum eine Stufe höher als das Menschenfresserthum stellt sie die zwar minder brutale, aber doch auf eine ungemein tiefe Stufe des Daseins zurückführende, nur den Wanst füllende Geophagie.

Amerikanisches Studentenleben.*)

Von Otto Groß.

IV.

Sophomores und Juniors.

Um die Zeit des Hochsommers nach den „Annuals", den Jahresprüfungen, schließt das Collegejahr und die Studenten gehen auf Ferien — vacation term. Im Herbst kommen sie wieder.

Die neuen Sophomores thun dann den neuen Freshmen allen Tort, welchen sie selber im Jahre vorher ertragen mußten — und der Leser hat wohl längst die Bemerkung gemacht, daß das Freshmenjahr eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Fuchs- und Pennalwesen deutscher Universitäten hat. Die neuen Sophomores, die des „hazing" wegen jetzt nicht mehr immer auf der Hut zu sein brauchen — denn die „Undergraduates" (Juniors und Seniors, die zwei oberen Jahrgänge) halten dies unter ihrer Würde —, haben nun Zeit auf andere Gedanken zu kommen. Zumal die Juniors. Ich habe schon früher einen Junior mit der Bemerkung eingeführt, das Juniorjahr sei ein Faullenzer-,

*) S. Nr. 38. 39.

ein „loafing"-Jahr. Dies kommt zum Theil daher, daß in den beiden obern Jahrgängen das Curriculum der Studien nicht so streng und fest vorgeschrieben ist, wie in den beiden unteren, daß eine gewisse Freiheit und Wahl der Vorlesungen gestattet wird, wovon die Juniors meist in solcher Weise Gebrauch machen, daß sie möglichst wenig Vorlesungen hören. Das Seniorjahr muß dann das Gehenlassen durch angestrengtere Arbeit wieder wett machen. Aber auch die Sophomores nutzen ihr nunmehriges „Burschenthum", bilden Sing-, Kegel- und wissenschaftliche Clubs, turnen, tanzen, gehen in Gesellschaften, und im Sommer rudern sie. Dazu kommen die im ersten Artikel erwähnten „geheimen" Gesellschaften.

Weit aus über das Interesse an den Nine-, Glee-, Pierian- und andern Clubs, über das Tanzen und den allmählichen Verkehr in der Gesellschaft, geht die Lust am Rudern. Dieser vornämlich angelsächsische Sport ist, wie an den englischen Universitäten, so auch in den amerikanischen Colleges in höchster Blüthe. Wie in England Oxford und Cambridge, so haben in den Vereinigten Staaten Cambridge (Harvard College) und Yale ihre jährlichen Regatten. Das „training" dazu und die Regatte selber gehören zu den hervorstechendsten Charakterzügen studentischen Lebens in den obern Jahrgängen.

Wie das Wetter besser wird — den Winter über ist durch allerhand darauf gerichtete Turnübungen vorgearbeitet worden — wächst das Interesse am „boating" und erreicht seinen Höhepunkt im Juni. Des Abends, wenn die „Recitations" vorüber sind, stürzt Alles zum Flusse und zu den Booten. Häufig vereinigen sich kleinere und größere Gesellschaften und schaffen eigene Boote und alles Nöthige an, und obliegen den ganzen Frühling und Sommer immer mit Lust und Eifer dem nationalen Sport. Es wird ein Ehrenpunkt unter Sophs, Juniors und selbst den ernsteren Seniors, denen die letzten Prüfungen bevorstehen, den braunsten und sonnverbranntesten Rücken zu haben. Bis in die Nacht hinein treibt sich die halbe Collegebevölkerung auf dem Wasser und nahe demselben herum.

Endlich kommt dann die Zeit der College-Regatten, die in Cambridge durch Bulletins, wie etwa das folgende, kundgemacht wird:

Harvard Regatta!

„The Annual Harvard Regatta will take place on the Charles River course this afternoon at three o'clock, wind and weather permitting. Four crews will pull, — the Junior, Sophomore, Freshman, and Scientific."

Schon diese Regatta zwischen den verschiedenen Jahrgängen desselben College ist aufregend genug; aber, wie weit bleibt sie zurück hinter dem Interesse, das sich aller Betheiligten bemächtigt, wenn die Ausforderung Yales an Harvard, oder umgekehrt, eingetroffen ist. Da werden die besten Ruderer und Steurer nach den Erfahrungen der College-Regatta sorgfältig ausgesucht, und das training erreicht nun erst seine rechte Höhe.

Endlich ist der große Tag gekommen, und mit ihm ein wahres Volksfest. Die Hotels der Stadt, die für das Meeting gewählt worden, sind von oben bis unten voll, und noch immer bringen Extratrains Tausende von Gästen. In der Regel geben „Glee Clubs" und „Pierian Sodalities" den Colleges am Abend vor den „races" Concerte, denen ein Ball folgt. Diese Vergnügungen sind natürlich nur für die Zuschauer, die „boating-men", denen am andern Morgen die Wahrung der Ruderehre ihres College obliegt, nehmen daran keinen Theil.

Ein Kanonenschuß kündigt den Beginn der Regatta an. Die Boote fahren in Reihe und „Rah, Rah, Rah" schallen die wohlbekannten Cheers derer von Harvard, denen die von Yale die Antwort nicht schuldig bleiben. Wieder tönt ein Kanonenschuß und die Boote reihen sich vor den Richtern.

„Oh, Yale hat die innere Seite," bemerkt wohl ein Harvardstudent zu seiner Schwester Freundin, der er den Cicerone macht.

„Ist dies ein Vortheil?" fragt die Schöne.

„Es kann wohl sein," erläutert der Student; „wenn die „race close" wird — d. h. wenn die Boote am Wendepunkt nahe beisammen sind — so würde Yale das Recht haben, zuerst zu wenden".

Regatten sind so oft geschildert worden, daß wir uns dessen hier wohl enthalten können. Nach der Regatta gibt es wieder einen Ball, an dem nun auch die beiden „Crews" (die Ruderer), nachdem sie sich ein Souper gegeben, Theil nehmen.

In der Zeit des Juniorjahres hat der Collegestudent meist einen ganz bestimmten Charakter und Platz in der Reihe und Schätzung seiner Collegen eingenommen. Da sind die „Digs", von denen schon die Rede gewesen; die „Scrubs", von denen es schwer ist, zu sagen, was sie dazu macht. Häufig genug sind die besten Leute der „Klasse" unter diesen. Sie sind eine Art von College-Parias, mit denen wenig Verkehr ist. Es sind nicht gerade die Armen, weil sie etwa an den kostspieligeren Vergnügungen des Boating u. dgl. nicht theilnehmen können; sehr wohlhabende Studenten gerathen oft unter die „Scrubs". Auch ist weder der Mangel, noch der Ueberfluß an Fleiß und Kenntnissen daran schuld: die Scrubs recrutiren sich aus beiden Sorten von Studenten. In den meisten Fällen ist weit mehr ein unglücklicher Zufall, als ein allgemein menschlicher, oder specifisch studentischer Fehler die Ursache, die den Unglücklichen unter die „Scrubs" bringt; und ist er einmal darunter, so bleibt er's, wie „der kleine Töffel". Dann sind die „Boatingmen", die „Ballmen", die „Goodlivers" (die Gourmands), die „Societymen", die „Botanists", die „Naturalists" u. s. w., kurz, wozu immer einer Neigung haben mag, dem kann er im Juniorjahre sich völlig hingeben, was für Vorzüge er haben mag, die kommen um diese Zeit zur Blüthe und zu voller Anerkennung, aber auch, wenn einer etwa, zumal nach studentischer Anschauung des College, mag gefehlt haben, das bleibt ihm mit nichten geschenkt. Die „Mockparts" ziehen alle solchen Ereignisse vor ihr unerbittliches Gericht. Sie sind die humoristisch-satirische Vehme des College und werden gewöhnlich an einem Samstag Abends, während des Sommers gegen Schluß des Jahres abgehalten. Wer immer im College von wem immer etwas weiß, das für die „Mockparts" verwendbar ist, der geißelt solches in einigen kurzen satirischen Versen. Ein heimliches Comité, von dem gleichwohl ebenso heimlich Jedermann weiß, hat sich gebildet, die „Mockparts" in Empfang zu nehmen, die dann, wenn über die Möglichkeit ihrer Zulassung inappellabel entschieden worden, vor der gedrängten Versammlung der ganzen Collegebevölkerung verlesen werden. Wodurch immer einer während der früheren zwei Jahre sich bemerkbar gemacht, darüber darf er gewiß sein, in den „Mockparts" in einer Weise zu hören, die den Hunderten von Zuhörern mehr Vergnügen macht, als ihm selber. Aber da keiner diesem Schicksal entgeht und die Satire keine bösartige ist, so erträgt jeder sein Schicksal mit gutem Humor.

Der Verkehr in der „Gesellschaft" ist für den jungen Studenten meist weniger vergnüglich als innen mit den gleichgesinnten Genossen im College. Es sei denn, daß Familienbeziehungen vorhanden sind, oder „Gymnasiastenliebe" zum Sporn wird, ist es im Uebrigen nicht allzu häufig, daß der Collegestudent ein „Societyman" wird. Ob er dabei viel verliert? Hören wir, wie ein amerikanischer Anonymus die „Gesellschaft" seiner Zeit in Cambridge schildert: „Cambridge Society! Wie kann sie beschrieben werden? Cambridge Society! Diese immaculate Körperschaft, dies unvermittelte Nebeneinander von „zu jung" und „zu alt", von flotten Studenten und gravitätischen Professoren und deren Familien und dem verschwindend geringen Zusatz der Stadtleute. Cambridge Society! wo die Mädchen nie jung sind, und die Ladies nie passées werden; wo von Tausenden von jungen Männern sich selten einmal einer ernstlich verliebt und verlobt und wo niemals einer sich verheirathet. Cambridge Society! wo —, aber das Unternehmen ist zu schwer für meine Feder; mag ein Begabterer, Muthigerer als ich die Schilderung ausführen!"

Die oben geschilderten „Mockparts" sind natürlich nicht die einzige Art von Censur, welcher die Lebensweise des Studenten unterworfen ist. Es gibt auch eine solche ernsterer Art für allerdings auch ernstere Vergehen vor der Facultät. „Before

the faculty" berufen zu werden, ist für den Collegestudenten meist von schwereren Folgen begleitet, als ein Citation vor das Universitätsgericht (das „Biergericht") an deutschen Universitäten. Minima non curat praetor, mit Kleinigkeiten beschäftigt sich die „Faculty" nicht; solchen gegenüber hat der „Prätor" oder der „Decan" und zuletzt der „Präsident" die Disciplinargewalt. Eine Citation „before the faculty" endet meist mit der „Suspension", der Relegation von dem College auf ein halbes oder ganzes Jahr. Im ersteren Falle verliert der Delinquent in der Regel das Jahr nicht. Er bleibt in seiner Klasse, wenn er trotz der Entfernung aus dem College zur gehörigen Zeit die „Annuals" am „Classday" besteht.

V.

Seniors.

Meine Schilderung naht ihrem Ende. Wir sind im letzten Jahrgange des College. Unsere jüngeren Freunde sind endlich Seniors geworden. Ich hatte im vorigen Artikel gesagt, daß bis zum Seniorjahr eine gewisse Rangliste sich in der „Klasse" entwickelt habe; das Seniorjahr bringt manchmal einen Riß in dieselbe, insofern, als so kurze Zeit vor dem letzten „Classday" und dem „Commencement" mancher bisher mäßigere Fleiß zu ehrgeizigen Bestrebungen angespornt wird, um noch im letzten Augenblick ein „summa cum" bei den Annuals und einen „part at Commencement" — der akademischen Schlußfeierlichkeit des Seniorjahres — zu erreichen.

Seniors! Welch' herrliches Gefühl, dies zu sein! Seniors! Wir sind das College! O, es gibt keine Glorie in der Welt, die sich mit dem Vollgefühl des Seniorats eines Collegestudenten messen kann. Wie unendlich tief unter ihm liegen die niederen Klassen, durch welche er zu dieser schwindelnden Höhe gestiegen ist. Wahrhaftig, der Präsident selber und die Professoren — was sind sie anders, als seine Diener, deren Pflicht es ist, diese große Institution des College in möglichst ordentlichem Gange zu erhalten, damit er, der Senior — ja wahrhaftig er, der vor gar nicht so überlang noch ein armer Teufel von Freshman gewesen, die volle, ganze Lust seiner nunmehrigen, bevorzugten Stellung ungeschmälert genießen könne! Oestreichische Studenten kennen ein ähnliches Gefühl, aber es ist nicht von so langer Dauer. Das ist, wenn der Gymnasiast die Maturitätsprüfung hinter dem Rücken hat, und von einem Gymnasialdirector strieter Observanz bei der Ueberreichung des Zeugnisses als „Herr" angesprochen wird.

Für die meisten Collegestudenten ist das Seniorjahr eine Zeit ernster und angestrengter Thätigkeit, was indeß keineswegs ausschließt, daß Schulstreiche gegen die Professoren und Andere mit Feinheit ersonnen und mit Lust und Lieb' und Behagen ausgeführt werden.

Aber bald nach dem Beginn der Schulzeit wird der Sinn des Seniors auf die Bedeutung gelenkt, die der Schluß dieses Jahres für ihn hat; nämlich durch die Vornahme der „class elections", der Wahl der studentischen Functionäre bei dem „Commencement". Sie wählen den „Orator" der die Schlußrede hält, drei „Marshals" und ein „Class-Day committee", denen die Ordnung der Feierlichkeit obliegt, und einen „Odist", welcher auf eine traditionelle Festgesangsmelodie einen neuen passenden Text zu verfassen hat. Dieses sind die oben erwähnten „parts at Commencement".

Im Uebrigen bietet, Alles in Allem genommen, das Seniorjahr weniger Erzählungsstoff, als irgend ein früheres. Die „Senior societies" würden freilich des interessantesten Stoffes die Fülle liefern; denn nichts, woran der Collegestudent in den früheren Jahren Theil genommen, ist irgend mit den Organisationen des letzten Jahrgangs zu vergleichen. Aber dies Thema ist, wie schon in dem ersten Artikel bemerkt wurde, ein Buch mit sieben Siegeln und völlig unzugänglich für den nicht officiell als Theilnehmer und Mitglied Eingeweihten. Nur soviel erfährt man wohl gelegentlich noch, daß die Seniors für sich selber selbstverfaßte Komödien aufführen, deren Humor in Dichtung und Darstellung von ähnlichem Kaliber sein mag, wie etwa die in Wien wohl gekannten und hoch geschätzten Aufführungen der anonymen Dichter und Schauspieler des Haustheaters im Künstlerhaus.

Endlich ist Class-Day da mit den letzten „Annuals" und „Commencement" und den daran schließenden „Spreads" der abgehenden Seniors und der „Schlußreception" des Präsidenten. Schön' Wetter ist eine Bedingung für das Gelingen des Tags. Zeitig des Morgens schallt's: „Heads out" — etwa „Burschen 'raus!" — aus allen Fenstern der Dormitories, und damit beginnt der große Tag. Die Collegegebäude und selbst die offenen Plätze sind mit Grün und Blumen und Flaggen reichlich geschmückt. Zahlreiche Gäste, die Verwandten und Freunde der Seniors, sind erschienen und diese selber paradiren in full dress, die Functionäre mit ihren Abzeichen. Die Freshmen blicken verwundert und neugierig auf die ihnen noch fremden Vorgänge, Sophomores und Juniors mit einer gewissen Vertrautheit, die letzteren mit dem frohen Vorgefühl, daß ihnen zunächst dasselbe werde bereitet werden. „Gentlemen of color" — Negerkellner — in weißen Handschuhen und weißen Schürzen richten die Säle her, in welchen die „Spreads" — die Büffets, welche die Seniors für ihre Gäste herrichten lassen — sollen aufgelegt werden: und über all diesen Vorbereitungen walten die Marshals mit ihren Batons und die übrigen Mitglieder des Class-Day committee.

Endlich sind die Klassen zusammen vor den Collegegebäuden in gehöriger Ordnung und setzen sich unter der Leitung der Marshals nach der Kapelle in Bewegung, wo der Classchaplain den Gottesdienst verrichtet. Nach dem Gottesdienste erwarten die drei niederen Klassen vor der Kapelle den Austritt der Seniors und begrüßen sie mit hallenden Cheers.

Gewöhnlich sind die Seniors nach dem Gottesdienste von einem der Professoren in corpore zum Frühstück geladen; nach demselben gibt es eine kurze Ruhepause, und dann ordnet sich der studentische Zug von Neuem nach der Universitätskirche, die inzwischen von Freunden und Verwandten gefüllt ist — denn dort beginnt nun das „Commencement". Weil die Kirche in der Regel nur für die Collegebevölkerung erbaut ist und darum beschränkt im Raum, ist den niederen Jahrgängen der Zutritt zum „Commencement" versagt, und Policemen halten an der Thüre Wache, die hinter den Seniors Nachdrängenden abzuwehren — aber natürlich immer vergeblich! Dem Anprall und der dichten Masse der Juniors, Sophomores und Freshmen muß auch die standhafteste Kette von Policemen alsbald weichen, und im Nu ist die Kirche von den eingedrungenen Studenten bis zum Bersten vollgepfropft.

Auf der Platform in der Kirche gehört die Linke den Honoratioren des Tags, den Seniors, die Rechte den Honoratioren des College, den Professoren und geladenen Ehrengästen; die Mitte zwischen diesen beiden Körperschaften nehmen ein der Präsident des College, der Classchaplain und die Classofficers: die Marshals, der Orator, der Odist und die Mitglieder des Class-Day committee. Auf dem Orgelchor befindet sich eine Musikbande, um den Odengesang nach dem Gebete und der Festrede zu begleiten.

Wenn diese Feierlichkeit beendet ist, begeben sich die Functionäre, Ehrengäste und Seniors paarweise, der Redner Arm in Arm mit dem Präsidenten voran, die übrige Menge der Studenten und Gäste in hellen Haufen hinterher, nach den Sälen, wo die „Spreads" hergerichtet worden sind. Hier nun vergnügt sich das junge Volk und die Aelteren; aber bald beginnt die Musik in der großen Universitätshalle zum Tanz aufzuspielen, und trotz der nahe an 100 oder gar mehr Grad Fahrenheit, die das Thermometer an einem solchen Juni-Nachmittag zeigen mag, trotzdem der Saal in der Regel zum Ersticken voll ist, gehört „Class-Day waltzing" zu den „Class-Day customs", denen mit der größten Lust und hingebendsten Ausdauer, sowohl von Seiten der Ladies, wie der Studenten nachgekommen wird. Diejenigen welche nimmer in den Tanzsaal kommen können, ergehen sich im Schatten der prächtigen Ulmen, die ein typischer Schmuck einer ganzen Reihe von amerikanischen College-Grounds sind.

So vergeht der Nachmittag und die Menge auf den Grounds wird immer dichter und dichter, denn der Abend bringt noch ein lustiges Exercitium im Freien und Illumination der Collegegebäude und den Fackelzug, mit welchem die Seniors zum Schluß der Feierlichkeiten des Tages von den übrigen Jahrgängen zur „Reception", in welcher der Präsident die Seniors in corpore empfängt, geleitet werden.

Wenn der Abend eingebrochen, versammeln sich — wenigstens in Cambridge — die Seniors um die „Universitäts-Ulme", einen herrlichen, alten Baum inmitten des Squares vor der großen Universitätshalle. Um den Baum wird mittels eines starken Stricks ein Kreis von etwa 100 Fuß Durchmesser abgegrenzt. Vorher hat der alte Universitätsportier ganze Butten von Blumensträußen etwa 8—9 Fuß vom Erdboden rings um den Baum in den Zweigen der Ulme befestigt und mit einem halbgerührten — denn, wie oft hat er dies schon besorgt! — „I believe, that will puzzle them" den Guirlandenschmuck betrachtet.

Bald ist der ganze Square jenseits des Raums, der für die Seniors freigehalten wird, dicht besetzt, und nicht minder alle Fenster und selbst die Dächer rings um den Platz und die Bäume an der Einfassung desselben. Inzwischen sind auch die Seniors in Reih und Glied vor University-Hall aufmarschirt; aber sie sind jetzt nicht mehr die eleganten Gentlemen in full dress, welche sie bei dem Commencement und den Spreads und im Tanzsaal gewesen. Statt der Fracks tragen sie alte Röcke, und auf den Köpfen die unmöglichsten Hüte mit riesigen Papiercocarden, worauf „Senior" weithin sichtbar zu lesen ist.

In diesem Aufzug, mit der Musik an der Spitze des Zuges, marschiren sie nach sämmtlichen Collegegebäuden und grüßen sie mit drei oder neun schallenden Cheers. Dann pflanzen sie an der Bibliothek den „Class-Epheu" und nach Beendigung dieser Ceremonie geht der Zug unter den Klängen des von der Musik begleiteten „Klassenliedes" nach der Ulme. Dort nehmen sie den für sie reservirten Platz ein. In einem zweiten Theil des Kreises stehen die Freshmen dieses Jahres, die nach Beendigung der Ceremonie einen festen Ring bilden, um die Sophomores nicht durchzulassen. Das ist ihre Rache am Jahresschluß für alles „hazing" während des Jahres. Oft aber kommen sie übel genug dabei weg, denn die Sophomores, welche jetzt bei Beginn der Ceremonie ihnen gegenüber stehen, haben den eben so festen Vorsatz, den Freshmenring, koste es, was es wolle, zu durchbrechen. Die Juniors, welche in den beiden vorausgegangenen Jahren das Eine oder das Andere mit oder ohne Erfolg gethan haben und im nächsten Jahre den distinguirteren Platz der jetzigen Seniors einnehmen werden, halten sich von dieser Balgerei in der Regel ferne.

Mit lauten, hallenden Rah! Rah! Rah! werden die heranziehenden Seniors von den jüngeren Jahrgängen empfangen. Nun gibt der erste Marshall ein Zeichen mit seinem Stabe und es wird still. Darauf stimmen die Seniors ihren Claßgesang an und diesem folgen die Cheers. Die ersten Cheers gelten ihren eigenen und den drei jüngeren Klassen und die Sophomores heulen in die Cheers auf die Freshmen. Es folgen Cheers auf den Präsidenten, die Facultäten, die Professoren und die Ladies und wiederum auf die Klassen.

Wieder winkt der Marschall mit seinem Stabe — und plötzlich kommt eine ungeheure Bewegung in die Klassengruppen, die bisher in gesonderten Abtheilungen gestanden hatten. In einem Augenblick entwickeln sich aus dem wirrsten Durcheinander, das nach dem Wink des Marschalls entstanden, vier vollständige Ringe um die Ulme: den Seniors zunächst an dem Baume, den Juniors, den Sophomores und den Freshmen in gehöriger Folge. Wenn dies geschehen ist, singen die Seniors einen traditionellen Chor und dann verkündigt der Marshall: „Gebt Acht auf das Zeichen zum Rundgang der Klassen um den Baum, die Seniors und Sophomores nach rechts, die Juniors und Freshmen nach links!" Er gibt das Zeichen, die Musik fällt ein und der Rundtanz geht vor sich. Dieser währt nicht lange und steht stille auf ein neues Zeichen des Marshall. In demselben Augenblick ist aber auch die Kette der Freshmen von den Sophomores mit manchem derben Hieb durchbrochen und ein gut Theil beider Klassen wälzt sich auf der Erde.

In derselben Zeit stürzen die Seniors nach dem Baum, um der Blumensträuße habhaft zu werden. Dabei gibt es ein Springen, Klettern, auf die Schultern Steigen und weiß Gott, was für andere Mittel, um die hoch gehangenen Sträuße an den schwankenden Zweigenden zu erreichen — und diese Scene und ihr Anblick ist nicht die am wenigsten interessanteste und aufregendste der ganzen Festfeier.

Sind endlich alle Sträuße gepflückt, dann folgt der rührendste Moment des Tages, das Abschiednehmen der Seniors von einander. Vier Jahre haben sie Alles gemeinsam gehabt, was Freud und Leid ihres jungen Lebens gebildet, haben zusammen gewohnt und studirt, sind in lectures, recitations und examinations neben einander gesessen, haben im selben Boot zusammen gerudert und manchen Ferienausflug (vacation-trip) zusammen gemacht — und morgen gehen sie auseinander, Viele, um sich vielleicht nie wieder zu sehen. — Nun umarmen sie sich Alle unter einander im Vergessen ihrer kleinen Cliqueeifersüchteleien, einzig gedenkend der verschwundenen, schönen Studentenzeit!

Die Illumination der Collegegebäude, die inzwischen aufgeflammt ist, wirft ihren verklärenden Schimmer auf dies schöne Schauspiel.

Die „Reception" bei dem Präsidenten schließt den Tag und seine Feier, das Jahr und für die Seniors die Collegezeit; — und damit bin auch ich am Ende meiner Schilderung angelangt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Wohlthätige Frauen.

Lustspiel in 4 Acten von Adolf L'Arronge.

Man versetze sich in eine mittelgroße, saubere Wohnstube; die Fenster blitzen, die Gardinen sind schneeig weiß und in untadelhafte Falten sorgsam geordnet; solide Möbel, die auf Bestellung von einem zuverlässigen Schreiner gefertigt worden sind und an denen nicht gespart ist. Ueber dem Sopha, der durch Antimacassar-Häkeleien geschützt ist, ein ovaler Spiegel, rechts und links davon einige ehrlich gemeinte Familienbilder in Goldrahmen. In der Ecke die Servante mit Glasscheiben, in der schon seit langen Jahren auf einem Atlaskissen der Myrthenkranz der Hausfrau und die Hochzeitsgeschenke der guten Freunde in Ehren gehalten werden; diese nimmt man nur bei größeren Gesellschaften in Gebrauch; die silberne Zuckerdose mit darangebundenem Schlüssel, die krystallene Punschbowle mit assortirten Gläsern, die gemalten Tassen und Theekannen; Alles in liebenswürdigem Einklange, nichts Prahlerisches, nichts, das eine Abschweifung auf andre Gebiete verrathen könnte. Es ist die Einfachheit, die Tüchtigkeit und Behäbigkeit.

Hier wohnt ein genügsames Glück, die frohgemuthe Zufriedenheit mit dem, was Gott beschieden, was die fleißige Hand des Gatten erwirbt und die Sorge der Hausfrau erhält. Man hat da das Gefühl der vollkommenen Beruhigung. Der Anspruchslose findet da sein Ideal verwirklicht, der abgehetzte Genußmensch eine Stätte, die ihm einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt und die ihn erkennen läßt, daß die thörichten Freuden, denen er nachjagt, „Wahn, nichts als Wahn" sind.

Man empfindet es deutlich: hier geht es rechtschaffen zu. Hier wird gearbeitet und gesorgt, hier leben Mann und Frau in wahrer Eintracht, hier werden die Kinder zur Arbeit angehalten und zu guten Bürgern erzogen, hier werden die Dienstboten richtig behandelt, hier wird für Wäsche, für Küche und Keller gesorgt wie sich's gehört, hier werden bei Zeiten für den Winter Früchte und Gemüse eingemacht, hier wird die Suppe nicht versalzen und der sonntägliche Kalbsbraten nicht angebrannt. Die Leute, die hier wohnen, machen an schönen Sommertagen Nachmittags eine Landpartie und vergnügen sich wie die Götter, wenn sie Abends im Kremser mit illuminirten Papierlaternen heimkehren.

In eine solche Häuslichkeit führt uns L'Arronge mit seinen Stücken ein.

Hier ist's wohl sein, sagt sich ein Jeder, der diesem Bilde der Genügsamkeit, des Fleißes, der einfachen Gemüthlichkeit gegenüber gestellt wird. Und dieses Wohlsein, das L'Arronge zu verbreiten weiß, ist der Grund der großen Erfolge, welche dieser hochbegabte Bühnenschriftsteller seit einer Reihe von Jahren mit einem jeden seiner neuen Stücke erringt. Ich kenne unter den Modernen, ich kenne seit Iffland kaum einen Schriftsteller, der für das gemüthliche Bürgerleben eine so feinfühlige Empfänglichkeit und ein so richtiges Verständniß besäße wie der Verfasser von „Mein Leopold", „Alltagsleben", „Hasemanns Töchter", „Doctor Klaus" und „Wohlthätige Frauen". Ich schließe das Stück „Alltagsleben", das weniger angesprochen hat, nicht aus. Nach meinem Gefühl ist diesem Stück Unrecht geschehen.

„Wie wahr! Es ist aus dem Leben gegriffen!"

Das ist die Kritik, die sich während der Vorstellung auf Aller Lippen drängt und die Hände zum Beifallklatschen zusammenführt. Es ist auch richtig: das, was uns L'Arronge vorführt, ist aus dem Leben gegriffen — aus dem kleinen Leben, aus beschränkten Kreisen, aus dem Spießbürgerthum — meinethalben! Was kommt darauf an! Hat die große Klasse des tüchtigen erwerbsthätigen Bürgerthums, das „rheinisches Sohlenleder als Specialität" vertreibt, etwa geringeren Anspruch auf eine Repräsentation in der Dichtung als jene Klasse der Gesellschaft, die man als die Elite zu bezeichnen pflegt, oder das Dorf? Die bloße Aufwerfung dieser Frage ist schon deren Verneinung.

L'Arronge schreibt keine Salonstücke, er schreibt Stücke, die in der „guten Stube" spielen — wer dürfte ihm das Recht dazu verkümmern?

Es kann sich nicht darum handeln, in welchen gesellschaftlichen Sphären uns der Dichter verkehren läßt, und es ist gleichgültig, ob die Luft, die er uns zufächelt, raffinirt nach Jockeyclub und Poudre oder rechtschaffen nach Spik und Cocusnußöl-Sodaseife duftet; es kommt nur darauf an, ob das Stück seinen Voraussetzungen entspricht, ob es gut oder schlecht ist.

Nun, die Stücke von L'Arronge sind gut. Sie sind innerhalb der vom Dichter selbst gesteckten Grenzen sogar vorzüglich. Ob sich die Grenzen nicht erweitern ließen, ist allerdings eine andre Frage; aber diese gehört nicht hierher. Wir haben keine Optative aufzustellen, wir haben Perfecta ins Auge zu fassen.

L'Arronge bringt durch die Richtigkeit der Beobachtung von tausend ernsten und spaßhaften Dingen, die das Alltagsleben bietet, und die Einfachheit in der Wiedergabe dieser Beobachtungen auf den Theaterbesucher, der durch die treuherzige und schlichte Weise des Autors gleich vertraulich gestimmt wird, eine unmittelbare und tiefe Wirkung hervor. Das, was uns auf der Bühne von L'Arronge gezeigt wird, haben wir ja alle schon wahrgenommen. Bei L'Arronge aber hat sich die Wahrnehmung zur Beobachtung gefestigt; und wenn er das von uns Unbeachtete, an dem wir oft gleichgültig vorübergegangen sind, mit seinem klaren und scharfen Auge als charakteristisch erkennt, auflieſt und uns lächelnd entgegenhält, so empfinden wir eine ganz eigenthümliche Genugthuung. Wir betrachten den Hinweis gleichsam als einen Gewinn, und es ist uns nun zu Muthe, als würde uns bisher Unterschätztes auf einmal werthvoll.

Das, was ich über L'Arronges Stücke im Allgemeinen hier gesagt habe, hat auch im Besonderen auf das neuste Lustspiel, „Wohlthätige Frauen", seine Anwendung. Es ist für den glücklichen und begabten Dichter ein neuer und glänzender Erfolg geworden, und dieser Erfolg ist ein verdienter. Es ist ein gesundes, erfreuliches Stück, dem man mit gemächlichem Behagen zuschaut und das uns andauernd in der besten Stimmung erhält.

Die Satire erscheint mir, wie ich nicht verhehlen will, nicht stark genug; dazu fehlt wohl dem gemüthlichen Dichter die einschneidende Schärfe.

Dem Titel nach zu schließen soll sicherlich die Familiengeschichte des Herrn Möpsel mit Gattin und Kind die Haupthandlung darstellen. Frau Möpsel besitzt jene eigenthümliche Neigung, die man in Berlin als „Vereinspuschel" zu bezeichnen pflegt. Sie gehört allerhand „wohlthätigen Vereinen" an und amusirt sich dabei sehr gut. Sie kommt da mit Gesellschaftsklassen in Berührung, denen sonst die brave Frau eines rechtsamen Lederhändlers kaum nahen würde. In Folge dessen vernachlässigt sie ihren Mann und ihren Hausstand. Ihr Junge, Julius, „Sextaner, Coetus B", muß seine Schularbeiten ohne Beaufsichtigung machen; ein einfältiger Dienstbote, der unberufen das Amt der abwesenden Mutter übernimmt, bringt ihm lauter Unsinn bei, in Folge dessen Julius nachsitzen muß. Der brave Möpsel sieht sich genöthigt, eine fremde Person als Gouvernante ins Haus zu nehmen. Da regt sich in der Brust der guten Frau so etwas wie Eifersucht, und diese heilsame Erschütterung rüttelt ihr Gewissen auf. Sie gibt die Vereine auf und beschränkt ihren Ehrgeiz darauf, in der Familie selbst eine wohlthätige Wirkung zu üben. „Ich will die Wäsche nachsehen, ich will die Arbeiten von Julius überwachen, wir sprechen wieder von Lederpreisen." Mit diesen schlichten Worten wird der Proceß der gründlichen Heilung eingeleitet, ist er vielmehr schon vollbracht. Das ist das eheliche Glück, wie Herr und Frau Möpsel es gehabt haben und nun wiederfinden.

Der Schaden, wie er in diesem Falle blosgelegt und geheilt wird, wurzelt, wie mir scheint, nicht sehr tief. Diese gute Frau ist wohl immer eine biedere Hausfrau gewesen und geblieben, und die kleine Abschwenkung hat gewiß nicht viel auf sich gehabt. Da hätte L'Arronge, wenn er gewollt, ohne Zweifel viel tiefer greifen, und wenn er ein sociales Gebrechen, um das beliebt gewordene Wort zu gebrauchen, wirklich hätte „geißeln" wollen, ein gefährlicheres Individuum packen können. Nebenbei bemerkt schlägt er allerdings einige Male kräftig zu, und dann sitzt es auch. Dieses Concert für die Wittwe des verunglückten Feuerwehrmannes, bei dem die Veranstalterin beständig an die glänzende Gesellschaft und die allerliebsten Vorträge, aber ganz und gar nicht an das Erträgniß und den Zweck desselben denkt, diese Zusendung von Ballkleidern für die unglücklichen Ueberschwemmten in irgend einem unbekannten Winkel, diese Comitésitzung, in welcher gegen ein hungerndes Kind der Einwand erhoben wird, daß es nicht legal geboren sei, — das sind gesunde Zurechtweisungen, die mir besser gefallen als diejenigen, welche in den Reden des Majors enthalten sind.

Der Major ist der Held der zweiten Handlung, die sich gleichzeitig mit der Familiengeschichte der Möpsel abspinnt und in dem Rahmen des Stückes auch räumlich keine geringere Bedeutung hat als diese. Der Major verliebt sich in die Gouvernante, die er einem von ihm adoptirten Kinde gegeben hat. Wie man schon aus diesem Satze erkennt, hat diese zweite Handlung mit dem Motive des Lustspiels „Wohlthätige Frauen" eigentlich nichts gemein. Die Gouvernante wird gar nicht in die Lage versetzt, ihre Stellung zu der Frage der Frauenwohlthätigkeit, wie sie jetzt in affectirter und mißbräuchlicher Weise von Einigen betrieben wird, zu bekunden. Dafür spricht der Major um so deutlicher, mitunter wohl mit zu erhobener Stimme, etwas gar zu schwer und zu breit und zu gewichtig für die tüchtigen Einfachheiten und sittlichen Selbstverständlichkeiten, die der Ehrenmann uns zu sagen hat.

Aber trotzdem macht sich in diesen ernsten Scenen ein wesentlicher Fortschritt gegen die früheren Stücke L'Arronges bemerkbar. Wie geschraubt und aufgebauscht war der pathetische Stil in Hasemanns Töchter! Im Vergleich dazu ist hier die Schlichtheit des Ausdrucks in diesem Stücke warm zu loben. Ganz ist der declamatorische Vortrag zwar noch nicht beseitigt, und einige Reden mit dem Drücker am Ende könnten nach meinem Geschmack füglich noch sehr gekürzt werden. Auch der Beifall des Publicums hat mich in dieser Auffassung nicht beirrt. Aber wenn mich auch bei dieser oder jener Tirade einmal eine Anwandlung von Ungeduld überkam, so währte diese Stimmung doch immer nur eine ganz kurze Zeit, da L'Arronge durch seinen prächtigen Humor immer wieder die Stimmung zu beleben und zu einer Heiterkeit, über die man sich auch nachher nicht ärgert, anzuregen weiß.

Wenn man sich und Andern klar machen will, was an L'Arronges Stücken besonders gefällt, weshalb man über dieses und jenes so herzhaft gelacht hat, so geräth man, sobald man Beweisstücke für das Einzelne erbringen will, immer in eine gewisse Verlegenheit. Man kann eben nur allgemein sprechen, es ist das erfreuliche Ganze, an dem wir unsern Gefallen haben. Daß Herr Möpsel, der sich im Nebenzimmer umkleidet, während Frau Möpsel einen adeligen Assessor in der guten Stube empfängt, von diesem Nebenzimmer aus laut nach seinen Oberhemden verlangt, die er nicht finden kann, und als er sie endlich gefunden, in Hemdärmeln in die Besuchsstube kommt und sich darüber beklagt, daß der Knopf abgebügelt ist, — gerade wie Julien, der Mann der „Gabriele" in dem Augier'schen Lustspiele, an das L'Arronge sicherlich gar nicht gedacht hat:

. . . Gabrielle, hors chez nous où voit-on
Chemise de mari n'avoir pas un bouton? —

und daß Herr Möpsel es nicht einmal für nothwendig erachtet, sich wegen seines sonderbaren Aufzuges vor dem Besuch zu entschuldigen, — das macht freilich auch bei der bloßen Nacherzählung einen komischen Eindruck; das brausende und schallende Gelächter aber, in das das Haus bei dieser Scene ausbricht, läßt sich nur aus der Stimmung heraus begreifen, in die L'Arronge den Zuschauer von vorn herein versetzt und in der er ihn zu erhalten weiß. Und so gibt es Dutzende von Fällen, die ich hier anführen könnte. Ich muß es mir indessen hier bei dem Versuch genügen lassen, das neue Lustspiel im Allgemeinen charakterisirt zu haben. Es ist ein einfaches, liebenswürdiges und vollkommen gelungenes Stück, das Werk eines rechtschaffnen, scharf beobachtenden, sehr geschickten und begabten Bühnenschriftstellers.

Die Aufführung war ausgezeichnet. Ich will ohne Prädicate hier nur die Namen der Mitwirkenden, die sich ein besonderes Verdienst um die Aufführung erworben haben, nennen: die Herren Kadelburg, Blencke, Engels, Guthery, die Damen Carlsen, Ulrich, Meyer, Schwarz, Löffler und Schmidt. Die Aufnahme war, wie schon gesagt, eine in jeder Beziehung glänzende.

Paul Lindau.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

IV.

Gustav Müllers sicilianische Kirchengängerin, Original-Wiederholung eines in München ausgestellten Werks oder doch eine Wiederholung des dunkeläugigen Originals, zeigt den Künstler im unverminderten Besitz jenes Schönheitssinns, der zwischen den Coburger Brüdern wie ein ererbtes Familiengut getheilt zu sein scheint. Das Schöne entwickelt sich in ihren Arbeiten zu einem ganz selbstständigen, diesseits der Grenze modernen Empfindens belegenen Begriff, der an der Klippe süßlicher Trivialität stets mit Sicherheit herumkommt. Die technischen Qualitäten des pinselführenden Bruders leisten willig und in bescheidener Unterordnung ihre Dienste, ohne, wie bei dem anderen, auf eigene Rechnung anzuziehen. Man belastet sein ästhetisches Gewissen nicht, wenn man vor solchen Bildern mit Behagen verweilt.

An der Hand des frommen Kindes finden wir sicher den Weg zu höheren Regionen, wo die Kunst ihres Amtes im Priesterkleide waltet. Fast könnte mich A. v. Werners Zinsgroschen zur Umkehr veranlassen. Wenn's möglich ist, daß Künstler von seinem Gleichgewicht da oben so haltlos ausgleiten, was steht dann von anderen zu erwarten? Ich halte mir alles Denkbare vor und suche mir die Räthsel, welche diese weihelose und unvermittelt harte Farbengebung, dieses angestrichene Fleisch dem mit Werners Kunstübung vertrauten Auge bieten, durch Rücksicht auf lokale Verhältnisse zu erklären, ja ich baue darauf, daß mildes Kirchenlicht aus hohen Seitenfenstern dem Bilde einen idealen Firniß geben wird. Aber wie weit fördert uns das in unserer Theilnahme? Mir liegt eine ganze Reihe künstlerischer und religiöser Empfindungen nicht fern, die den Sinn eines modernen Künstlers auf die Darstellung des „Zinsgroschens" zu lenken und seine Phantasie zu befruchten vermögen, obgleich der Stoff an und für sich nicht gerade in die Erscheinung drängt. Aber hier hält der Mangel der Empfindung mit dem der Phantasie gleichen Schritt. Wie Jemand das Studium der Jurisprudenz wählt, weil er zur Zeit der Entschlußfassung gerade keine stärkere Hinneigung zu anderen Studien empfindet, so malte Werner den „Zinsgroschen", als eine seine Denkweise ehrende Pietät die Wahl eines biblischen Stoffes nothwendig machte. Ich fühle keine Besorgniß, daß er sich diesem Gebiete mit Vorliebe zuwenden könnte.

Ganz anders schaut der „tröstende Engel" von Plockhorst drein. Ohne ein bedeutendes Werk zu sein, ist es durchaus charakteristisch für das künstlerische Wirken und Empfinden seines Urhebers und läßt mit Schärfe die Grenzen erkennen, innerhalb deren das Schaffen des Künstlers eine selbstständige Bedeutung hat. Das religiöse Bedürfniß bestimmter empfindsamer Kreise verlangt trotz aller protestantischen Abneigung gegen den Bilderdienst nach einem ästhetischen Ausdruck für die bewegenden Ideen christlicher Symbolik, verlangt darin weit Edleres, als die versiegende Production dem nicht mehr mit kindischem Tand zu befriedigenden Geschmack im Allgemeinen zu bieten vermag. So wenig reif dieser Theil des Publicums ist, sich mit der subjectiv starken Ausdrucksweise des Genies zu befreunden, so bestimmt will es seinen Anspruch an Empfindungswärme und Formenadel befriedigt sehen, und nicht leicht möchte ein Künstler genannt werden, der dafür der Mann wäre, wie Plockhorst. Auch dieser Engel wird seine schöne Mission, weiblichen Seelenschmerz zu lindern und zu lösen, treu erfüllen, wenn ihm die Photographie oder besser noch die bewährte Hand eines unserer Schwarzkünstler die Wege bahnt.

Harrach scheint sich auf dem Gebiet, das er mit dem Opfer Abrahams betreten und in einem vor der Bundeslade tanzenden David nicht ohne Besorgniß zu erregen versolgt hat, ganz heimisch machen zu wollen. Die „Neue Petri", eins der hervorragendsten Werke der diesjährigen Ausstellung, nach dem Grade seines Empfindungsgehalts innerhalb eines über den Wechsel gleichzeitiger Lebenserscheinungen ebenso hoch als über der Wandelbarkeit historischer Spiegelungen schwebenden Vorwurfs weitaus das hervorragendste, zeigt, daß der innere Trieb den Meister richtig geführt hat. Zwar sind auch hier nicht phantasiebeherrschende Typen geschaffen, die symbolischen Grundzüge nicht erschöpfend in ideal-monumentale Formen gebannt; die Auffassung engt sich ein in die staffeleibildlichen Grenzen, d. h. sie baut ihr künstlerisches Gebäude auf dem Grunde der historisch-sinnlichen Gestaltung und der malerischen Verkörperung des Stofflichen auf. Innerhalb dieser Grenzen erreicht sie Außerordentliches.

Ich gebe den Gegnern des Bildes vorweg preis, was ich daran missen kann. So verführerisch es war, sich an die Worte des Evangelisten Lucas zu halten: „Und der Herr wandte sich und sah Petrum an," so schloß doch die Hereinziehung dieses erhabenen, von den anderen Evangelisten nicht erwähnten Moments eine gleichsam episodische Behandlungsweise in der Darstellung desselben aus. Wer das zu malen unternahm, mußte alles Uebrige unterordnen. Die Erscheinung Christi würde uns an der Stelle, wo ihn der Künstler mit Anwendung einer etwas theatralischen Coulissenarchitektur sich nach dem Vorgang umschauen, nicht etwa den Blick des Jüngers treffen läßt, unbedenklich auch dann befremden, wenn sie die Aufgabe einer Idealerscheinung besser zu erfüllen im Stande wäre; die moderne Polizeiroutine, mit der der Kriegsknecht den Herrn beim Rockkragen vor sich herführt, würde dann aber sicher noch mehr verletzen. Der organische Zusammenhang dieses unentwickelten Gliedes ist, wie gesagt, kein so inniger, daß seine Ausscheidung das Leben des Werkes bedrohen könnte. Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang nach der Erzählung der Evangelisten, die der Gegenwart des Herrn nicht gedenken, so finden wir den sinnlichen Inhalt in Harrachs Darstellung mit knappen Mitteln überzeugend zur Anschauung gebracht. In dem von dem winkligen Quaderbau des Palastes und der anstoßenden Mauer gebildeten Hof haben die Kriegsknechte ein Feuer angezündet, dessen Schein gegen die aufsteigende Tageshelle zu erblassen beginnt. Sie sind des Lärms um den Mann von Nazareth müde. Ob der Fremde, der sich an ihrem Feuer mitgewärmt, ein Galiläer oder gar einer von denen ist, die mit Jesu waren, läßt sie im Grunde gleichgültig; einer der drei handfesten Burschen ist eingenickt; der jüngste kehrt sich roh lachend nach Petrus um. Die Magd, die den Fremden bei Jesu gesehen, weist mit der Hand nach ihm, indem sie die zum Eingang des Palastes führenden Stufen im Hintergrunde hinaneilt. Auf dem Weinstock an der Mauer sitzend, verkündet der Hahn den Seinen mit hellem Krähen — man kann die Dynamik des Krähens mit den Mitteln der Zeichnung charakterisiren — den nahenden Tag. Petrus blickt bei dem Klange vernichtet vor sich nieder. Es war ein glücklicher Griff in die Natur, daß der Künstler den Schwankenden mit einer Hand durch den leisen Druck der ausgebreiteten Finger gegen die Mauer, neben der er steht, einen Halt suchen läßt. Was diesem Petrus an typischer Kraft mangelt, das ersetzt der packende Ausdruck eines Seelenvorgangs, den in malerischer Darstellung zu erschöpfen schon für sich ein seltenes Meisterstück bedeutet. Wie außerordentlich wird aber die Stimmung durch die Gegensätze und den farbigen Zusammenklang gehoben! Mag man den Sieg des Tageslichts über den Feuerschein nur als realistische Naturschilderung empfinden, mag man dem Künstler darin einen symbolischen Nebengedanken zumuthen

immer wird man den technischen Wurf und zahllose Feinheiten, wie sie namentlich in dem Gegeneinander der ungleichartigen Reflexe zu beobachten sind, bewundern müssen.

Als neue Erscheinung stellt sich Otto Kirberg (Düsseldorf) mit einem Bilde von noch viel concentrirterer Empfindungsstärke — und trotz der Entlegenheit seines Stoffgebiets darum hier anzureihen — in den Vordergrund deutscher Kunstbestrebungen. Daß Einer von den Vielen, die im Kampfe mit dem unerbittlichsten Element dem Schicksal ihr karges Brod abringen, ein „Opfer der See" geworden ist, in wem könnte die Vorstellung davon den Wunsch erregen, die bildende Kunst sich dieses alltäglichen Jammers menschlicher Hülflosigkeit aus Neue bemächtigen zu sehen? Und doch hat hier ein Auserwählter in solch beengender Sphäre auf ästhetisch fest gegründeter Basis ein Kunstwerk geschaffen, dessen tragische Gewalt den Beschauer über jede drückende Empfindung des Elends hinaushebt und mächtig ergreift ohne zu verstimmen. Es steckt sehr viel mehr reflectirt feine und lehrreiche Abwägung in dem Bilde, als der einschlagende Eindruck zunächst erkennen läßt. Alles sieht ganz zufällig aus, wie unter der Verwirrung des Moments entstanden. Rechts auf dem Boden längs der blaugrün getünchten Holzwand eines höchst charakteristisch und gewiß auf Grund treuer Studien ausgestatteten Innenraumes die halbzugedeckte Leiche des Ertrunkenen. Ueber ihm knieend und in ihrer Verzweiflung mit den Händen an der Wand Halt suchend sein Weib. Links der in den Stuhl gesunkene Vater, dem zwei Kameraden tröstend beistehen. Im Hintergrunde eine geschlossene Reihe von Holzschränken, deren bunte Bemalungen unter dem einfallenden Sonnenlichte in schneidendem Contrast zur Grundstimmung ansleben; davor rechts neugierige Weiber, links ein Schiffer, der einem anderen erzählt, wie sie ihn gefunden, und wie es ihm gelang, die Leiche zu bergen. Das Geheimniß dieser zwanglosen Anordnung liegt darin, daß der Künstler unseren Blicken alles das entzieht, woran sich die neugierigen Weiber im Hintergrunde nicht satt sehen können. Wie sich der Schmerz in den Gesichtern der Betroffenen malt — das was uns die meisten deutschen Collegen des Künstlers in rührseligster Breite geschildert hätten — zeigt er uns nicht. Im Vollgefühl einer ungewöhnlichen Kraft stützt er sich lediglich auf die Ausdrucksfähigkeit des Contours, und daß er so mit großen Zügen ganz sein Ziel erreicht, wird ihm, denke ich, von keiner Seite bestritten werden. Dazu steht ihm bei einer fast strengen Auseinanderhaltung der kühn gehäuften Lokalfarben die volle Wucht des Tons, ein wahrer Orgelklang, zur Verfügung.

In diesem Werke vereinigen sich Vorzüge, wie sie auch der routinirte Künstler nicht leicht zum zweiten Male zusammenbringt, und fast möchte ich annehmen, daß ein so ganzer Erfolg die nächste Zukunft des außerordentlichen Talents nicht zu einer bequemen machen wird. Ein zweites Bild, „Musikalische Unterbrechung" — ein naseweises Kätzchen, das einen lustigen Schifferburschen zur Freude der umgebenden Weiber in seiner Uebung auf der Ziehharmonika stört — ist voll gesunden Humors, kräftig und ganz echt. Aber wer würde wagen, darin den Meister des anderen Bildes vorauszusagen?

Wenn mich Kirberg ergriffen hat, wie lange Keiner vor ihm, so hat mich Scheurenberg erbaut, daß ich's ihm nicht genug danken kann. Ich erführe wohl gern einmal, was für die Placirung seines Bildes „Der Tag des Herrn" maßgebend gewesen ist. Daß es von Vielen übersehen worden, bin ich überzeugt. Aber ich möchte auch versichern, daß sie den Maler deshalb nicht verantwortlich machen dürfen. Wie soll ein Veilchenstrauß in Guirlanden von Georginen und Sonnenglanz seine Wirkung thun! Zum Glück ist der Vortrag des Malers weder querstreifig noch seinkörnig; das Licht hat ihm wenigstens keinen Abbruch gethan.

Es ist Frühling und Sonntag; am Wege blüht der Apfelbaum. Im Grunde drängen sich die rothen Dächer des Städtchens um die Thürme traulich zusammen. Von dorther, wo heute der Pfarrer eingesegnet hat, kehrt eine brave Frau mit ihren beiden Töchtern heim, gegen den Herrn von Dank erfüllt, daß die ältere in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen ist. Das überzeugt, das schreibt sich tief ins Gedächtniß und verschließt den Mund, der sich zu hergekommener Bezeugung des Beifalls aufthun will. Auch solch ein Werk steht in dem Schaffen eines Künstlers bis zu einem bestimmten Maße isolirt da. Die Kraft davon liegt außerhalb der Beherrschung künstlerischer Mittel.

Th. L.

Notizen.

Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. Von Karl Beck, Prälat in Hall.*)

Der Herausgeber stellt den sieben Weisen Griechenlands die sieben Weisen vom hellenischen Parnasse zur Seite, nämlich Homer, Hesiod, Pindar, die drei großen Tragiker: Aeschylos, Sophokles, Euripides und den Komiker Aristophanes, und bringt von ihnen nach Uebersetzungen von Voß, J. T. Mommsen, Donner, Minckwitz, Seeger, Mörike, Notter und in eigener Uebersetzung Sprüche der Weisheit nach folgenden Rubriken: 1. Die Gottheit: Die griechische Götterwelt, Unglaube und Zweifel, das ewige Gotteswalten, die Weltregierung, die Vergeltung. 2. Die Menschheit: Der Mensch, Mann und Weib, Volk und Vaterland, des Menschen äußerer und innerer Werth, Tod und Leben. Des Sammlers Bestreben geht dahin, „mit der Zusammenstellung der in den Werken der großen Alten niedergelegten Sprüche und Anschauungen über Gott und Mensch, Welt und Herz den Heiden unserer Zeit den Spiegel eines edleren Heidenthums vorzuhalten und weiteren Kreisen ein Gesammtbild von der in der klassischen Zeit von Hellas in diesem Volke vorhandenen Substanz des geistigen und sittlichen Lebens, damit aber auch einen Beitrag zur Lösung der Frage zu geben, was im besten Falle der reinen Humanität als solcher erreichbar ist."

Das Buch ist ein wahres Schatzkästlein, zu dem man immer und immer wieder greift, und wir „modernen Heiden" haben allen Grund, dem Herausgeber für den Spiegel, den er uns vorhält, recht dankbar zu sein. Das Bändchen ist sehr elegant ausgestattet und eignet sich besonders zu Geschenken. Namentlich wünschten wir es auch in den Händen unserer Frauen und Jungfrauen. Karl Vollmöller.

Offene Briefe und Antworten.

Leipzig, 5. October 1879.

Verehrliche Redaction!

In der vorletzten Nummer Ihrer geschätzten „Gegenwart" las ich einen interessanten Artikel über die übertriebenen, zunächst haltlosen nationalen Ansprüche, welche die Italiener gegen Oesterreich richten. Der Artikel weist jene Ansprüche mit Recht zurück, indem er hervorhebt, daß kein einziger Staat Europas eine absolut abgeschlossene nationale Bevölkerung enthalte.

Trotz diesen und manchen anderen Wahrheiten, scheinen aber in dem erwähnten Aufsatze einige Irrthümer enthalten, deren Berichtigung, in rein wissenschaftlicher, sachlicher Weise, ich mir erlauben möchte.

In dem berührten Artikel wird nämlich die frühere Grafschaft Nizza in nationaler Beziehung zu Italien gerechnet, also von Italienern bewohnt hingestellt. Das ist aber ein thatsächlicher Irrthum, der an der Hand der Geschichte der früheren Grafschaft, des heutigen französischen Département des Alpes-maritimes, unschwer nachgewiesen werden kann.

Die Nizzarden sind keine Italiener, sondern Provençalen. Die Landbevölkerung Nizzas sprach und verstand niemals die italienische Schriftsprache. Selbst viele gebildete Nizzarden verstanden das Italienische nicht, falls sie es vor der Annexion des Landes in den damaligen piemontesisch-italienischen Schulen nicht erlernt hatten. Sämmtliche Nizzarden, ob gebildet oder der Volksklasse angehörig, sprachen unter sich stets provençalisch und bedienten sich niemals des Italienischen, das ihnen stets ein fremdes Idiom gewesen. Ueberdies war in der Stadt Nizza, selbst zur Zeit als das Land noch zu Italien (Piemont) gehörte, die feinere Umgangs-, Handels- und Geschäftssprache ausschließlich die französische gewesen.

Diese Thatsachen habe ich durch einen achtjährigen Aufenthalt in Nizza vor und nach der französischen Annexion kennen gelernt.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

A. C. Wiesner.

*) Heilbronn 1879, Gebr. Henninger.

Inserate.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Schï-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von **Viktor von Strauß.** gr. 8. eleg. brosch. 17 *M.*, sehr eleg. geb. 20 *M.*

„Ein Beitrag zu der von Goethe einmal als disiderat bezeichneten **„Allgemeinen Weltliteratur"** ist soeben von einem unserer scharfsinnigsten und gelehrtesten Forscher handschriftlich vollendet und druckfertig gestellt worden. ... Es fehlte unserer Literatur an einer originellen Uebersetzung des **Schï-king.** Die Lücke ist von Strauß nun ausgefüllt worden und zwar in einer Weise, daß nach dem Urtheil des Sinologen **Gabelentz** in Leipzig das Werk **„einen höchst hervorragenden Platz in der Uebersetzungsliteratur aller Zeiten und Länder einnehmen wird".** Die Sammlung wie sie vorliegt enthält 306 Lieder, von denen fünf über das 12. vorchristliche Jahrhundert hinausreichen, die übrigen dem 12. Jahrhundert angehören; ihre Schlußredaktion fand 483 v. Christi statt. Diese chinesischen Lieder haben nur an den **Psalmen der Hebräer** und der **Vêda der Inder** Altersgenossen, zu denen neuerdings einzelne Stücke der assyrischen Literatur hinzugetreten sind. ... Nicht ohne Genuß wird man auch hier gewahren wie das rein Menschliche sich unter allen Zonen und zu allen Zeiten gleich bleibt, so sehr dem Deutschen des 19. Jahrhunderts das China vor 3000 Jahren auch eine fremde Welt, hier durch die Phantasie des dichtenden Volksgeistes lebendig ausgestaltet, bleiben wird. ... Diese Lieder und Gesänge, welche den ganzen oben bezeichneten Zeitraum (vom 18. bis 7. Jahrh.) durchklingen, gehören der Blüthezeit alter chinesischer Cultur — zu Anfang der Tschïu-Dynastie — an; wir haben in **Schï-king** also das **classische Liederbuch der Chinesen... Die Eigenthümlichkeit der alten chinesischen Lieder scheint mir in unnachahmlicher Weise erhalten: die Uebersetzung ist in formeller Beziehung von hoher Vollendung.**

(Augsb. Allgemeine Zeitung.)

SOENNECKEN'S

KURRENT-FEDERN

erleichtern das Schreiben, verschönern die Schrift, spritzen nie und haben ungemein grosse Dauerhaftigkeit.

Probeschachteln mit Gebrauchs-Anwsg. 30 Pf. (mit dazu passendem Halter 50 Pf.)

In jeder soliden Schreibmaterialien-Handlung vorräthig.

F. Soennecken's Verlag
Bonn u. Leipzig.

Bücher-Ankauf.

u. gr. Bibliotheken kauft zu hohen Pr.:
ich's Antiqh., **Leipzig,** Frkf. Str. 34.

Unentgeltlich ist in den meisten Buchhandlungen zu haben:

Beyer's Verzeichniß der Neuigkeiten des deutschen Buchhandels.

Eine in 2—4wöchentl. Zwischenräumen erscheinende Uebersicht der neuesten Producte auf allen Gebieten des deutschen Büchermarktes.

Sollte das Blatt in einer Buchhandlung nicht zu erlangen sein, so wende man sich direkt an den Verleger **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Nagler's Künstler-Lexikon

kauft **E. Neuenhahn's** Buchhandlung in **Berlin,** Kommandantenstr. Nr. 77—79.

Neue Kataloge

über m. antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände, **gratis-franco.** Angabe d. gewünschten Wissensch. erbeten.

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Im Verlag von **L. Rosner** in **Wien** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorfgänge.

Gesammelte Bauerngeschichten

von

L. Anzengruber.

2 Theile. Preis 6 *M* ord.

Diese acht Geschichten, welche, als sie zuerst in Zeitschriften und Jahrbüchern erschienen, sehr beifällig aufgenommen wurden, werden nun, da sie gesammelt vorliegen, gerne Abnehmer finden. „Der gottüberlegene Jakob", „Wie der Huber ungläubig wurde", „Die fromme Kathrin'", „Das Sündkind" 2c. 2c. haben durch des Autors und des Hofschauspielers Lewinsky Vorlesung Sensation gemacht. Für ein Talent, wie Anzengruber es ist, darf der Verleger wohl sich jede weitere Anpreisung ersparen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Beachtenswerthe Kammermusikwerke.

Bargiel, W., Op. 15*a.* **Oktett** für 4 Violinen, 2 Bratschen und 2 Celli. Cmoll. Partitur *M.* 9.—. Stimmen *M.* 12.—.

Svendsen, Joh. S., Op. 3. **Oktett** für 4 Violinen, 2 Bratschen und 2 Violoncelle. Adur. Partitur *M.* 7.50. Stimmen *M.* 11.25.

Kröber, G., Andante für Oboe mit Begleitung von 2 Violinen. Viola, Cello und Bass. *M.* 1.75.

Herzogenberg, H. v., Op. 17. **Quintett** für Pianoforte, 2 Violinen, Bratsche und Violoncell. *M.* 13.—.

Spengel, J., **Quintett** für Pianoforte und Streichquartett. *M.* 11.—.

Bargiel, W., Op. 15*b.* **Quartett** No. 3 für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Partitur *M.* 3.—. Stimmen *M.* 4.50.

Beliczay, Jul. v., Op. 21. **Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Gmoll. *M.* 6.—.

Fitzenhagen, W., **Quartett** (Dmoll) für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Violoncell. *M.* 7.50.

Maas, Louis, Op. 3. **Erstes Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Fdur. *M.* 10.75.

Naumann, Ernst, Op. 9. **Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. *M.* 7.50.

Rauchenecker, G., **Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. *M.* 6.—.

Riemann, Hugo, Op. 26. **Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Gmoll. *M.* 5.—.

Wilm, N. v., Op. 4. **Quartett** für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Cmoll. *M.* 6.75.

Holstein, F. v., Aus der Oper „Der Haideschacht". Für Pianoforte, Violine und Violoncell übertragen von J. N. Rauch. *M.* 5.—.

——— Desgleichen aus der Oper „Der Erbe von Morley". *M.* 5.50.

Huber, H., Op. 20. **Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. *M* 11.—.

Jensen, Gustav, Op. 4. **Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. *M.* 7.—.

Parry, C. Hubert, H., **Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. Emoll. *M.* 9.—.

Pringsheim, A., **Musikalische Bilder** aus R. Wagner's „Tristan und Isolde". Für Pianoforte, Violine und Violoncell. Heft 1. Seefahrt *M.* 4.—. Heft 2. Liebesnacht *M.* 3.75.

Röder, Martin, Op. 14. **Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. Emoll. *M.* 12.—.

Wolff, Gustav, Op. 17. **Zweites Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. Dmoll. *M.* 8.50.

Zöller, C., Op. 51. **Trio** für Pianoforte, Violine und Violoncell. *M.* 11.50.

Shearman, Samuel Thomas, Quatuor en sol mineur pour quatre pianos. *M.* 9.—.

Demnächst erscheinen:

Fiedler, Max, **Quintett** für 2 Violinen, 2 Bratschen und Cello. *M.* 5.50.

Jadassohn, S., Op. 59. **Drittes Trio** für Pianoforte, Violine und Cello. *M.* 5.25.

Olio d'Oliva di Lucca.

Allerfeinstes Oliven-Speise-Oel aus Lucca in Italien zu Salaten, Majonaisen, Saucen 2c. auch als medizinisches Oel von heilsamster Wirkung, in unübertroffener Reinheit und Frische. Preis à Liter *M.* 2.70 in ganzen und halben Literflaschen. — **Alleinige direkte Niederlage in Berlin, Zimmerstr. 8 ptr. an der Wilhelmstraße.**

Breul & Comp.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** W., Behren-Straße 4.

№ 46. Berlin, den 15. November 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Recht der Actiengesellschaft und die Reform desselben. Von H. B. Oppenheim. — **Literatur und Kunst:** Moriz Haupt. Von C. Th. M. — Das Begräbniß des Dichters Puschkin. Von Borealis. — Zu Goethes 130. Geburtstage. Festschrift von Eduard W. Sabell. Besprochen von Ludwig Geiger. — Die neuesten Experimentaluntersuchungen über die Seele. Von M. Victor. — **Aus der Hauptstadt:** Das Publicum und das Schauspiel: „Eine Ehe von heut". Von Paul Lindau. — Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. V. — Notizen. — Inserate.

Das Recht der Actiengesellschaft und die Reform desselben.

Von H. B. Oppenheim.

In der letzten Session des Reichstags des norddeutschen Bundes, kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges, kam als ein abschließendes Glied zu einer Reihe wirthschaftlich befreiender Gesetze, das Gesetz (v. 11. Juni 1870) über Actien- und Commandit-Gesellschaften zu Stande, welches die Bedingung der staatlichen Concession aufhob und dafür Normativbestimmungen einführte, denen damals vielfach der Vorwurf allzu großer Aengstlichkeit und Strenge gemacht wurde. Im Bundesrath hatte Königreich Sachsen die Aufgabe nur im Zusammenhang mit dem ganzen Genossenschaftswesen lösen wollen, hatten die Hansestädte und Oldenburg sich zu der Ansicht bekannt, daß die Einschränkungen viel zu weit gehen und weder durch die englischen noch die französischen Muster gerechtfertigt seien. Sie beriefen sich auf die Erfahrungen mehrerer Länder, daß die Befreiung von der Genehmigung der Behörden den Actienschwindel keineswegs befördere; daß von Zeit zu Zeit unter den verschiedenartigsten Gesetzgebungen Schwindelepochen sich wiederholten, welche auf die inneren Entwickelungsgesetze des wirthschaftlichen Verkehrs, nicht aber auf die geschriebenen Normen der Jurisprudenz zurückzuführen seien. Die vorgeschlagenen Einschränkungen erhöhten, ihrem Votum zufolge, weder die Sicherheit der Gläubiger, noch die der Actionäre, aber sie verhinderten die Gründung und hemmten die Geschäftsführung der Actiengesellschaften. Hamburgs Vertreter meinte, schon im Handelsgesetzbuch sei die Gründung der Commanditgesellschaften mehr als billig erschwert, und Bremen vertrat die Ansicht, daß, zumal in Gemäßheit der in England gemachten Erfahrungen, Schutz und Sicherheit nur in einer ausgedehnten und umfassenden Publicität zu suchen sei.

Die Meinungen standen sich damals leidenschaftslos gegenüber. Wenn sich dieser Umstand seitdem in bedauerlicher, obzwar sehr begreiflicher Weise verändert hat, so handelt es sich dabei mehr um Stimmungen, als um Einsicht. Die intellectuelle Ausbeute der langwierigen Handelskrisis, deren Beendigung neuerdings durch eine reactionäre Zollgesetzgebung verzögert wird, ist auch in dieser Beziehung eine äußerst geringe. Es gibt freilich Leute genug, welche alle Actiengesellschaften mit Stumpf und Stiel ausrotten oder wenigstens unter eine drakonische Gesetzgebung stellen möchten, die dem Gesammtverkehr schädlicher wäre, als das absolute Verbot. Denn wenn, wie alle denkenden Praktiker zugeben, das Actienwesen für gewisse große Unternehmungen selbst in den kapitalreichsten Ländern noch unentbehrlich ist, so muß den damit befaßten Geschäftsleuten nicht nur ein gewisser Grad von freier Bewegung, sondern auch eine achtbare Behandlung zugesichert sein, so daß nicht gerade die anständigeren Leute davon zurückgeschreckt werden.

Wenn man, statt die allgemein beliebte Gesetzesflickerei zu betreiben, welche auf jede Lücke einen Lappen setzt, gleichviel von welchem Stoff und welcher Farbe, wenn man, anstatt dieses flachsten Utilitarismus, die Dinge nach ihrer natürlichen Beschaffenheit erwägt und mißt, so wird man unter den vielen Mißständen des Actienwesens eine kleine Anzahl finden, welche die legislative Prüfung herausfordert und der Hoffnung auf Reform Raum gestattet, und eine sehr große Anzahl von solchen, welche mit in den Kauf genommen werden müssen. Zu dem letzteren gehört vor allen Dingen ein psychologisches Moment: der Leichtsinn des Actionärs, welcher etwas von der Stimmung des Spielers hat. Der Actionär will lieber eine gewisse Summe riskiren, als eine geschäftsmäßig controlirende Sorgfalt anwenden*); er wagt in der Regel nur einen verhältnißmäßig geringen Theil seines Vermögens, aber für diesen sucht er Gewinn ohne Anstrengung. Wenn er sich dabei bemühen sollte, so würde er lieber selbst Unternehmer und gar nicht Actionär sein. Da nun einmal die beschränkte Haftbarkeit zum Wesen der Actiengesellschaft gehört, ebenso sicher, als die Solidarhaft zum Wesen der Wirthschafts- oder Erwerbs-Genossenschaft, so ist ein für alle Male mit diesem Gemüthszustand des Actionärs zu rechnen.

Wir selbst haben schon im November 1871**), als der Himmel dem Actionär noch lang voll Geigen hing, vor den Ausschweifungen des Gründerwesens mit Nachdruck gewarnt. Solche Mahnungen werden in den Zeiten des Aufschwunges wenig beachtet und nicht befolgt und sind in schlechten Zeiten ohnedieß überflüssig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselben Leute, welche sich heuer für gewitzigt halten, in der nächsten Taumelepoche, die ja auch nicht ausbleiben wird, erst recht wieder mitgehen und, wenn nicht auf dieselben Gesetzesumgehungen, höchstens auf neue, wenn auch nicht feinere

*) „Im Course erschöpft sich fast Alles, was den Actionär an der Gesellschaft interessirt." S. Löwenfeld, S. 12.

**) S. Nationalzeitung: Nr. 553, 25. Nov. 1871, und vgl. H. B. O., der Kathedersocialismus (Berlin 1872 bei R. Oppenheim) Kap. II.

Schlupfwinkel des Betruges hineinfallen werden. Wer an den Fortschritt der Menschheit glauben will, darf sich wenigstens nicht auf die Species Actionär berufen, denn die Dummheit, Habgier und Verblendung sind hier zu allen Zeiten gleich.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß das wegen seiner vermeintlichen Folgen angeschuldigte Gesetz ein besonders gelungenes sei, daß es nicht eine scharfe Revision erheische; ich meine nur, daß der Gesetzgeber von 1870 nicht für die bald eingetretene Schwindelepoche verantwortlich zu machen sei und daß kein Gesetz der Welt das Eintreten einer solchen verhindern kann, wenn dieselbe in den volkswirthschaftlichen Conjuncturen ihre Voraussetzungen findet.

Es sei beiläufig bemerkt, daß der Reichstag jenen Gesetzentwurf, mit dem er erst in später Stunde befaßt worden, nur in wenigen Punkten modificirte und daß speciell die liberale Partei, der er gegenwärtig von Ultramontanen, Conservativen und Agrariern in die Schuhe geschoben wird, nur einen schwachen Theil von Verantwortlichkeit an demselben trägt. Sie bildete damals nicht die Majorität.

Seitdem hat sich eine ganze Literatur von Kritiken und Reformvorschlägen dieses Gesetzes angesammelt, welche zumeist die einzelnen Schäden ins Auge fassen und mit chicaneusen Klauseln und verschärften Strafbestimmungen das Wünschenswerthe zu erreichen glauben. Meistentheils wird, neben der erweiterten Oeffentlichkeit, noch eine strengere Verantwortlichkeit der Gründer, Aufsichtsräthe und Directoren und ein stärkerer Schutz der Minoritäten in den Generalversammlungen oder der Rechte der Actionäre überhaupt verlangt.

Der Juristentag und der volkswirthschaftliche Congreß hatten die Frage bereits vor ihr Forum gezogen, noch ehe sie so brennend geworden war. Im Jahre 1873 setzte der neue „Verein für Socialpolitik" (zu Eisenach) das „Actiengesellschaftswesen" auf die Tagesordnung. Hier traten sich als Referent und Correferent der bekannte Prof. Dr. Adolf Wagner und Justizrath Wiener, ein ausgezeichneter, praktischer Jurist, entgegen. Der Schwerpunkt des Wagner'schen Referats fiel außerhalb des Gebietes, auf welchem die Materie behandelt zu werden pflegt, ja eigentlich außerhalb der maßgebenden wirthschaftlichen Anschauungen. Ihm ist, wie Referent offen gesteht, „die Reform des Actienrechts nicht der Hauptpunkt"; es handelt sich vielmehr für ihn darum, auf gewissen zahlreichen Gebieten „öffentliche Unternehmungen an die Stelle der Actiengesellschaften treten zu lassen"; er verlangt „principielle Einengung des Gebietes des Actiengesellschaftswesens, und Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde haben hier ihre wichtigen Functionen zu übernehmen(!)".

Der Correferent führte die Debatte nicht blos auf den Boden gesunder Jurisprudenz, sondern was sich ja deckt, auch auf den der gesunden Nationalökonomie zurück, und lenkte die Aufmerksamkeit auf solche Bedenken, welche noch gegenwärtig zur Berathung stehen.

Bis jetzt hat die Reichsregierung, trotz des anerkannten Bedürfnisses, mit der verheißenen Revision des Actiengesetzes gezögert, und scheint noch unschlüssig, ob sie mit dieser oder mit der, gleichfalls nicht lange zu umgehenden, Revision einiger Theile des Genossenschaftswesens vorangehen soll, obgleich die beiden weder innerlich noch äußerlich enge zusammenhängen. Auch in Frankreich ist seit mehr als einem Jahrzehnt die Rede von einer beabsichtigten Reform des Actienrechtes. Wenn England dagegen seit langer Zeit in mehreren Gesetzen, besonders mit Modificationen der mehr oder weniger limitirten Haftbarkeit, nicht sehr glücklich experimentirt hat, so dient das eben den Zögerungen anderer Staaten zur Entschuldigung, wenn nicht zur Rechtfertigung.

Der bisher angerichtete Schaden ist ja doch nicht gut zu machen. Wenn z. B. in dem großen geschichtlichen Proceß zwischen Staatseisenbahn und Privatbahn die letztere den Kürzeren zieht, so ist, genau betrachtet, nur die Mangelhaftigkeit der actiengesellschaftlichen Organisation daran schuld. Alles was der Privatbahn zur Last gelegt wird, fällt im Grunde auf die Organe der Actiengesellschaft und nicht auf das Wesen der Eisenbahn oder der Privatverwaltung.

Doch vergessen wir auch nicht, mit welchen Gütern die Nation auf Kosten der leichtgläubigen oder leichtsinnigen Actionäre beschenkt worden ist; aber lassen wir uns von allen derartigen Rücksichten und Erwägungen nicht beirren, wo es sich hauptsächlich nur darum handelt, den Gedanken des Rechtes folgerichtig in einer der schwierigsten und wichtigsten Materien durchzuführen.

Ein praktischer Jurist, der sich den Blick in der Leitung großer Actienunternehmungen geschärft hat — wo der gewöhnliche Praktiker sich ihn abstumpft —, bietet uns die führende Hand durch die Irrwege dieser verwickelten Jurisprudenz. „Das Recht der Actiengesellschaften. Kritik und Reformvorschläge. Von Hermann Löwenfeld." (Berlin 1879 bei J. Guttentag) ist eine fleißige und gediegene Arbeit, in welcher selbstverständlich nicht jede Frage zu allgemeiner Befriedigung gelöst wird, in welcher aber jede wichtige Frage gründlich und gewissenhaft zu spruchreifer Entscheidung vorbereitet ist. Das Buch, welches gegen 600 Seiten gr. 8° enthält, befleißigt sich im Einzelnen doch einer gewissen Kürze und hält sich namentlich von allem entbehrlichen Bei- und Nebenwerk fern, gerade wie wenn solide Fachmänner einen solchen Gegenstand besprechen. Erfreulich ist die wissenschaftliche Grundlegung des Ganzen, in welcher der gebildete Theoretiker sich zeigt, neben der zurückhaltenden und discreten Empfehlung der nöthig erscheinenden Reformen, wobei sich der erfahrene Praktiker bewährt. Das Buch steht ganz auf dem Boden der Gegenwart. Von der Geschichte und Literatur der Materie, von älteren Theorien und Controversen ist wenig die Rede. Dagegen betrachtet der Verfasser seinen Gegenstand im Zusammenhang mit dem ganzen Verkehrsleben und er verfolgt den wirklichen Verlauf der Actiengeschäfte mit der Leuchte der Wissenschaft. Diese Methode dient dem ernsthaften Leser zum Gewinn, aber sie stellt nicht das Verdienst des Schriftstellers in das hellere Licht und erschwert auch das Amt des Kritikers, der sich doch einem solchen Werke gegenüber an die allgemeinen Gesichtspunkte halten muß.

In der „Einleitung" legt der Verfasser die vorstehenden Mängel des Actienwesens dar, ohne jedoch auf Alles das einzugehen, was ein kleinlicher Sinn und unwissenschaftlicher Verbesserungstrieb, manchmal nach vereinzelten Erlebnissen, in den Bereich der Reform gezogen sehen möchte. Für das weit verbreitete Uebel einer unsoliden, nur das momentan als Gewinn erscheinende Resultat verrechnenden und wenig durchsichtigen Geschäftsgebahrung macht er allerdings die Lücken und Mißverständnisse der bisherigen Gesetzgebung verantwortlich, aber er erklärt sich doch mit Entschiedenheit gegen den, von der preußischen Regierung geplanten Erlaß eines Nothgesetzes oder „Zwischengesetzes", welches noch dazu, der motivirenden Denkschrift zufolge, alle wichtigsten Theile des Actienrechtes behandeln sollte. Seine Widerlegung der preußischen Argumentation läßt nichts zu wünschen übrig und steht im Einklang mit der jetzt vorherrschenden Ueberzeugung, daß wir, nach zahlreichen und schweren Erfahrungen, wohl vorbereitet sind zu einem gründlich reformirenden Gesetze über Actiengesellschaften. Unser Verfasser setzt sich gleich Anfangs mit jenen extremen Theorien auseinander, deren eine den Staat als den ewigen Vormund sämmtlicher Unterthanen betrachtet, während die andere, gerade im Gegentheil, dem Staate sogar das Recht bestreitet, gegen Täuschungen Schutz zu bieten. Er aber wünscht eine Reform in dem Sinne, daß Blendwerk und Täuschungsmittel in dem Gesetze mindestens keinen Helfer, vielmehr einen ebenbürtigen Gegner finden, — „daß Actiengesellschaften wohl zur dauernden Verfolgung eines verständigen Zweckes berufen sind, aber als Mittel zur Plünderung unerfahrener Privatleute nicht verwendet werden dürften". Der Verfasser hätte hinzufügen können, daß der Staat, welcher die Actiengesellschaft mit dem öffentlich-rechtlichen Privilegium der juristischen Persönlichkeit ausstattet, dafür auch die Verpflichtung übernimmt, ihr Bedingungen aufzuerlegen, welche

den Charakter des Gemeinschädlichen ausschließen. Das Gesetz kann und muß die regelmäßige Herrschaft unerträglicher Mißbräuche beseitigen, aber es kann freilich, wie Löwenfeld sagt, „das Schicksal nicht abschaffen, das bei Actiengesellschaften ebenso wie überall im Bereich menschlicher Dinge waltet", noch kann es, wie wir hinzufügen, dem Einzelnen die Aufgabe abnehmen, selbst sorgfältig nach dem Seinigen zu sehen.

Löwenfeld unterscheidet in Kapitel I. zwischen Unternehmungen, deren Leistungsfähigkeit von der Befähigung der jeweiligen Leitung gänzlich abhängt, und solchen Unternehmungen, deren Werth wesentlich in der Massirung des Kapitals beruht. Die letzteren, denen er auch die Eisenbahnen zuzählt, hält er für die zur Actienform geeigneten. Aber er schließt sich deshalb noch nicht jenen Empirikern an, welche nun gleich bestimmte Kategorien schaffen wollen, zuzulassende und auszuschließende; denn der Gesetzgeber von heute würde darin nicht sicherer gehen, als die concessionsertheilende Behörde der früheren Zeit. Löwenfeld sagt ganz richtig: „Die Gesetzgebung muß ein Correctiv höherer Art wählen. Das System des Actienrechts muß so beschaffen sein, daß ein in der Form der Actiengesellschaft cultivirbares Unternehmen durch die bestehenden Vorschriften gefördert wird, daß dagegen ein zu Unrecht in diese Form gezwängtes Geschäft das Unbehagen seiner Lage dauernd empfindet." Die Commanditgesellschaft erscheint eher dazu berufen, die Tüchtigkeit eines persönlichen Leiters prävaliren zu lassen, und trägt auch die stärkere Veranlassung in sich, einen solchen an die Spitze zu bringen oder an der Spitze zu erhalten.

Die Actiengesellschaft hat etwas durchaus Unpersönliches, ihre vornehmste Eigenthümlichkeit ist der Besitz eines Grundvermögens, eines zu Anfang bestimmten Grundvermögens, das übrigens nicht aus baaren Kapitalien zu bestehen braucht. Es kann eine Fabrik, eine Eisenbahn, ein Bankgeschäft nebst Kundschaft enthalten. Das Gesetz schreibt den Antheilscheinen einen gewissen Minimalwerth vor, 100 oder 50 Thaler, und prägt dadurch den Actien einen Nominalwerth auf, welcher im großen Publicum die Illusion verbreitete, daß der einzelne Actionär gleichsam für diese Summe der Gläubiger sei und sie von den Organen der Gesellschaft zu beanspruchen habe. Je nachdem der vermeintliche Werth der Actie von Anbeginn oder im Verlauf der Geschäfte von der gesetzlichen Fiction abweicht, bildet sich ein niederer oder auch ein höherer Cours. Immerhin wäre das ganze Verhältniß ein klareres geworden, wenn sich alle juristischen Folgen und Folgerungen auf der richtigeren Basis entwickelt hätten, daß die Actie, ungefähr wie der Kux im Bergrecht, bezeichnet worden wäre, als die ideale Quote eines Gesammt-Unternehmens, z. B. als $^1/_{2000}$ oder $^1/_{10000}$ desselben, — also auf Beseitigung der Nominalbeträge.

Die Jurisprudenz über den berühmten Inferirungsparagraphen (D. Handelsgesetzbuch S. 209[b]), an welchen so viele Beschwerden, Processe und Controversen anknüpften, hätte alsdann auch eine andere Richtung genommen, ja der Paragraph selber wäre ein anderer geworden. Unser Verfasser führt ganz richtig aus, daß die Verpflichtung, nicht den wirklichen Werth, sondern den bezahlten Preis der erworbenen Anlagegegenstände zu offenbaren, eine geschäftliche Abnormität enthält und zu Gesetzesumgehungen verleitet. Der Schutz dieses Paragraphen hat sich als nichtig erwiesen, ja der Paragraph selbst als eine Handhabe der Täuschung. Für die Actiengesellschaften, um welche es sich dabei handelt, hat sich neuerdings der Ausdruck „qualificirte Gründung" eingebürgert; der Gang seiner Untersuchung führt unseren Verfasser dazu, an einer späteren Stelle seines Buches (Kap. IV, § 3) der eben aufgeworfenen Frage unter diesem neueren Ausdruck, also von einer anderen Seite, noch einmal und zwar ausführlicher nahe zu treten. Er bespricht hier ausführlicher die von Wiener und Behrend gestellten und von einer großen Anzahl von Juristen und Nationalökonomen adoptirten Forderungen auf Enunciation aller Gründervortheile, der wirklich gezahlten Preise u. s. w., und findet, daß alle diese Reformvorschläge weit über das Ziel hinausschießen, d. h. das Ziel verfehlen.

Ebenso hieße es, das Kind mit dem Bade verschütten, wollte man, auf den von der andern Seite kommenden Vorschlag eingehend, die Apports überhaupt verbieten und unter dem „Grundvermögen" der Actiengesellschaft nur baares Geld verstehen. Wenn man in dieser Weise vor den auftauchenden Schwierigkeiten die Segel streichen will, so wird von dem Actienrecht überhaupt nicht viel übrig bleiben.

Löwenfelds Vorschlag, durch die Heranziehung geeigneter, zur Taxation der Apports befähigter Sachverständigen für eine Revision, eventuell selbst eine Superrevision, zu sorgen, ist zu neu und zu wenig von gegnerischer Seite beleuchtet, um jetzt schon zur Entscheidung gebracht zu werden. Man könnte ihn auch als eine bloße Erweiterung processualischer Hülfsmittel betrachten, durch welche der Kernpunkt der Erörterung, die eigentliche Berechtigung und Verpflichtung betreffend, nicht berührt wird.

Neben diesen häkeligen und verwickelten Fragen de lege ferenda ziehen sich, in engem Zusammenhang damit, streng juristische Untersuchungen darüber, wer eigentlich verantwortlich ist, über Natur und Wesen des Gründers, über die eventuelle Herstellung eines verantwortlichen Gründerorgans und über das Maß der den Mitgliedern desselben zugedachten Verantwortlichkeit. Diese Auseinandersetzungen führen auf andere streng juristische Fragen und Controversen über die Vertragsform, die Art und den Zeitpunkt der Entstehung der Actiengesellschaft zurück, über die Rechte und Pflichten der ersten Zeichner, über den Beginn der Berechtigungen des Actionärs. Gerade auf diesem Gebiete, das wir hier nicht näher beleuchten können, liegen des Verfassers bedeutendste Leistungen. Sie sind die Gewähr dafür, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hat. Möge Niemand hoffen, eine Frage civilrechtlicher Gesetzgebung richtig zu lösen, ehe er nicht mit der juristischen Dialektik im Reinen ist. Die moralischen Erwägungen schlagen in der Praxis nur zu oft in das Gegentheil der bezweckten Wirkungen um.

Von der eigentlich juristischen Untersuchung ein Resumé geben zu wollen, das gliche dem Versuch, einen mathematischen Beweis zu excerpiren. Selbst zur Aeußerung einzelner Bedenken müßten wir zu weit ausholen.

Das vorliegende Buch, welches tiefer schöpft und begründet, als die bisher verbreiteten Behandlungen desselben Gegenstandes, hätte schon ein großes Verdienst durch die wissenschaftliche Methode des Verfassers, der den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht, woher sie auch kommen, und dadurch den Lesern ein Gefühl der Sicherheit einflößt. Wo er sich für die strengere Maßregel entscheidet, z. B. gegen die Liberirung der Zeichner nach Zahlung von 40 Procent, gegen die Ausgabe sogenannter junger Actien vor Volleinzahlung der alten, huldigt er nicht einer Zeitströmung, sondern einer beweiskräftigen Ueberzeugung. Wo er sich für eine laxere Observanz entscheidet, kann man sicher sein, daß er dabei die Interessen des allgemeinen Verkehrs im Auge hat.

Viele der hier einschlagenden Discussionen sind schon vor dem großen Publicum geführt worden, andere gleich wichtige noch nicht; so zum Beispiel, was Löwenfeld über den Handelsrichter als (eintragenden) Registerrichter vorbringt. Wir wollen gleich bemerken, daß dieselben Mängel und Lücken, welche sich bei der Eintragung der Actiengesellschaften gezeigt haben, beim Genossenschaftswesen in analoger Weise und vielfach in noch stärkeren Maße hervorgetreten sind. Seit Aufhebung des Concessionszwangs sind die Aufgaben der Registerrichter zeitweilig ins Enorme gestiegen, aber gerade wo seine Prüfung erst recht noth thäte, fehlt ihm die Zeit dazu, gerade wie es an Recursmitteln gegen falsche Eintragungen fehlt. Bei einer strengen Controle hätte z. B. der Mißbrauch, daß der Aufsichtsrath seinem eigentlichen Beruf entfremdet und mit den Functionen eines Verwaltungsrathes beladen wird, nicht um sich greifen können.

*

Zum Schluß möchten wir noch auf das Kapitel über die Eisenbahn-Actiengesellschaft aufmerksam machen. Leider sind die darin erhobenen Ausstellungen nicht mehr von unmittelbar praktischem Werth, da das Privatkapital sich ohnedies von dieser Branche abwendet oder vielmehr abgewendet wird.

Literatur und Kunst.

Moriz Haupt.

Zu der „verlornen Handschrift" G. Freytags hat eine historische Persönlichkeit, der im Jahre 1874 verstorbene berühmte Philologe Moriz Haupt, nach dem eignen Zeugniß des Dichters, beisteuern müssen. Die Fabel des Romanes ist in Anknüpfung an eine vertrauliche Mittheilung Haupts entstanden und in den Charakter des Professor Felix Werner sind einige Züge Haupts, die Klarheit des Geistes, die Entschiedenheit des Urtheils, die Vorliebe für das Individuelle und Charaktervolle, vor Allem die hohe sittliche Auffassung der Wissenschaft übergegangen. Ist auch die Verwendung und Ergänzung dieser Züge eine dichterisch freie, und sind auch die weiteren Verknüpfungen und Situationen des Romanes von Haupts Leben unabhängig, er selbst hat, nach Freytags Worten, eine gewisse Aehnlichkeit mit Behagen empfunden, und dieser Gemüthsstimmung in seiner Weise dadurch Ausdruck gegeben, daß er sich zuweilen bei Zusendung seiner Berliner Programme auf diesen als „Magister Knips" verzeichnete. Die Freundschaft Haupts und Freytags, hervorgerufen durch Verwandtschaft der wissenschaftlichen Interessen und der politischen Anschauungen, war getragen von warmer persönlicher Theilnahme. An Freytags Schöpfungen nahm Haupt den regsten Antheil und Freytag erklärt, daß ihm an dem Urtheile Haupts über seine „poetische Schreiberei" viel, zuweilen auch am meisten gelegen gewesen sei. Auch des Vaters Haupts gedenkt Freytag, und die Beschreibung, die Ernst Friedrich Haupt von seiner Jugendzeit selbst gegeben hat, ist von Freytag in die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" aufgenommen worden. Wird schon dieser Zusammenhang einen Rückblick auf das Leben Moriz Haupts rechtfertigen, so ist es noch viel mehr die gewaltig imponirende Persönlichkeit des stolzen Gelehrten selbst, die, wie sie sich im Leben trotz mancher schroffen Härte die Herzen der studirenden Jugend gewann, auch noch jetzt, weit über die gelehrten Kreise hinaus, Beachtung und Bewunderung finden wird. Wir entnehmen der von warmer Begeisterung und Hingabe an das Wesen des Lehrers getragenen Schrift Chr. Belgers, „Moriz Haupt als akademischer Lehrer"*), die folgende Skizze.

Moriz Haupt war geboren am 27. Juli 1808 in Zittau, wo sein Vater Ernst Friedrich Haupt, ein Mann tiefen und reinen Gemüthes, von unbeugsamem Willen, vielleicht sogar Starrsinn, wenn er dem Rechten zu dienen glaubte, zuerst Syndicus und darauf langjähriger Bürgermeister war, bis er der aufstrebenden Demokratie zum Opfer fiel und, durch die Lieblosigkeiten und den Undank seiner Mitbürger in tiefster Seele erschüttert, sich von der öffentlichen Thätigkeit zurückzog. Vom Vater erbte der Sohn die Festigkeit und Entschiedenheit des Charakters, die Tiefe des Gemüthes und den Sinn und die Begeisterung für das Schöne, namentlich auch für Goethe und die Alten, zugleich aber den schlagfertigen Witz und die Strenge in der Rüge fremder Fehler; und das Schicksal des durch die unverdiente Zurücksetzung in seinem innersten Leben getroffenen Vaters gab auch dem Sohne, der des Vaters Stütze und Tröster wurde, frühzeitig tiefen Ernst. Von Ostern 1826 bis September 1830 studirte Haupt in Leipzig Philologie, sich eng an G. Hermann persönlich anschließend, dem Lehrer geistig verwandt in selbstloser Wahrheitsliebe, in einfacher Gradsinnigkeit, im poetischem Sinne und in philosophischer Schärfe. Zu G. Hermann trat er später auch durch seine Heirath mit dessen Tochter Louise (1842) in äußere Verwandtschaft. Die wissenschaftliche Richtung Hermanns war auch für ihn sein ganzes Leben hindurch die maßgebende. Er achtete und schätzte jene andere Schule der Philologie, die, von Böckh begründet, das Ganze im Auge hatte, selbst aber arbeitete er, von seiner Neigung für das Individuelle und Lebensvolle bestimmt, an der Erforschung des Einzelnen, und wer jemals seine Vorlesungen gehört, der wird es nie vergessen, mit welcher rührenden Liebe und reinen Gesinnung er bei jeder Gelegenheit seines Lehrers gedachte. Außer G. Hermann hat ihm am nächsten gestanden K. Lachmann, dessen persönliche Bekanntschaft er 1834 in Berlin machte. Alle persönlichen Eigenschaften und Grundsätze Lachmanns, die Strenge gegen sich selbst und Andere, das derbe und cholerische Losfahren und Tadeln, ohne Rücksicht auf Person und Stand, die Auffassung der Wissenschaft als einer sittlichen Aufgabe, die Forderung der absoluten Wahrhaftigkeit, waren nicht minder scharf und bestimmt bei Haupt ausgebildet, die speciellen wissenschaftlichen Ziele waren für Beide dieselben, die Verbindung der germanistischen Studien mit den philologischen brachte Haupt schon fertig mit, als er Lachmann kennen lernte; und die gegenseitige Achtung und Freundschaft der beiden Gelehrten wurde so eng, sie lebten sich so in einander ein, daß, wie Zeitgenossen erzählen, auch der Rede Tonfall ähnlich wurde. Von Lachmann lernte Haupt die von Scaliger geahnte, von Bentley bewußt geübte, von ihm selbst aber zuerst ausgesprochene Methode der diplomatischen Textkritik, eine Methode deren Ziel es ist, den bestbezeugten Text herzustellen und erst wenn diese Feststellung durch genaue Untersuchung der Verwandtschaft der Handschriften gelungen ist, die verdorbenen Stellen zu verbessern. Mit Lachmann arbeitete er auch im Gebiete der höheren Kritik der Dichtungen an der Feststellung des Wesens volksmäßigen Gesanges, und seine Zusätze zu Lachmanns Betrachtungen über die Ilias, die Lachmann mit seinen Untersuchungen zur großen Freude Haupts zusammendrucken ließ, geben von der geistigen Verwandtschaft Beider Zeugniß. Zu Lachmanns Nachfolger wurde Haupt auch 1853 nach Berlin berufen. Von 1837 bis 1851 hatte er der Leipziger Universität als Privatdocent und Professor angehört, war aber wegen kräftiger Worte, die er, vom Ideal für ein einiges Deutschland begeistert, freimüthig gesprochen, 1850 suspendirt und ein Jahr darauf zwar freigesprochen, aber abgesetzt worden. Er hat es als seine Aufgabe, die er getreu bis zu seinem am 4. Febr. 1874 erfolgten Tode erfüllte, betrachtet, Lachmanns Methode in seinen Vorlesungen und den Uebungen des philologischen Seminars weiter zu lehren. Leistungen, die tief eingriffen in den Gang der Wissenschaften und ihre Grenzen erweiterten, hat Haupt nicht aufzuweisen, und wollte er nicht aufweisen, aber die Gründlichkeit, mit der er auch das Kleinste behandelte, die Strenge, mit der er wirkliches Verständniß verlangte, der Haß und die entschiedene Zurückweisung alles Schiefen und Halben, hat seinen Schülern und Zuhörern mehr Nutzen gebracht, als es oberflächliches, wenn auch von weiteren Gesichtspunkten getragenes Wesen vermag. Ihm galt das Wissen nichts, wenn es nicht mit sittlicher Gesinnung verbunden, alles, wenn es von dieser hervorgerufen und geleitet war. Eine Trennung des Gelehrten und des Menschen war ihm unmöglich; und mehr noch als durch seine knappen, durchdachten und den Denker voraussetzenden Schriften hat er durch seinen Unterricht gewirkt. Er forderte absolute Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, und was er forderte, erfüllte er selbst mit einer sich niemals genugthuenden Pünktlichkeit. Die scharfe Logik und Beobachtungsgabe, über die er verfügte, die herbe Strenge seines Pflichtbegriffes und der lebendige warme Eifer, der sich bis zum zornigen Feuer entflammen konnte, flossen alle aus einer in sich einigen und entschlossenen Gesinnung, deren Wucht zugleich zerschmetternd und erhebend wirkte. Entschieden war er in Zuneigung und Abneigung, in Liebe und Haß gegen Sachen wie Personen, und scharf und schneidend, ja vernichtend waren

*) Berlin, W. Webers Verlag.

seine Worte, wenn er einen gewissenlosen und unfähigen Philologen geißelte; und wehe dem, der im philologischen Seminar sich nicht gehörig vorbereitet hatte! Charakteristisch ist die Art und Weise, wie seine Worte und der Ton, in dem er sprach, den Grad seiner Erregung abspiegelten. Das Wort „Herr" z. B. sprach schon sein Urtheil über einen Gelehrten deutlich aus. Männer, die er bewunderte, nannte er mit dem bloßen Namen. „Herr Lachmann" wäre in seinem Munde undenkbar gewesen; doch gebrauchte er bei Lebenden das Wort auch zur Bezeichnung seiner hohen Achtung; dann betonte er aber nicht das „Herr", sondern den darauffolgenden Namen. Begann er etwas gehobenen Tones, in breiter Aussprache und mit rollendem R mit dem Worte „Herr" und ließ mit gesenkter Stimme den Namen folgen, so lag darin schon eine Geringschätzung. Eine ganze Scala, von der leisen Mißbilligung bis zur entschiedenen Verachtung hinab, wußte er in das unscheinbare Wörtchen zu legen. Was er tadelte, war gewissenlose Flüchtigkeit, unklare, nicht gehörig durchdachte, zu schnell der Oeffentlichkeit übergebene Vermuthung, ein leeres Spiel mit Möglichkeiten und vor Allem bewußte Entstellung überlieferter Thatsachen. Es gibt heutzutage wenige Menschen, pflegte er zu sagen, die mehr wissen, als sie drucken lassen, wohl aber viele, die mehr drucken lassen, als sie wissen. Er selbst war ein abgesagter Feind aller vorschnellen Veröffentlichung; die Schriften, die er sich abgerungen hat, haben alle einen mäßigen Umfang und er entschloß sich nicht eher sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, als bis er sie gänzlich durchgearbeitet und vor jedem gemachten Einwurf sicher gestellt wußte. Knapp und scharf ist daher Alles, was er schreibt, und denken muß man vor Allem, wenn man sie verstehen will. Für flüchtige Lectüre sind sie selbst für den in seinem Gebiete wohlbewanderten Philologen nicht geschaffen. Auch in ihnen tritt sein Haß gegen allen Schein und seine stolze Bescheidenheit hervor. Am reichsten entfaltete sich sein Wesen im Unterricht selbst und zwar mehr noch im Seminar als in den Vorlesungen. Seine Forderung, wahr und gewissenhaft zu sein, verband sich mit der besonderen Begabung, scharf die Individualität eines Schriftstellers aufzufassen. Mit wenigen klaren Worten schilderte er die Eigenheit eines Autors, und schrieb der Exegese und Kritik dadurch ihre bestimmte Aufgabe vor. Er gab die sorgfältigste Kritik der Ueberlieferung und eine auf dem tiefsten Verständniß der Sprache beruhende Erklärung und was er selbst gab, verlangte er auch von Andern. Jede Uebersetzung war ihm zuwider, sein Widerwille steigerte sich oft bis zu dem paradoxen Satze: „Das Uebersetzen ist der Tod des Verständnisses." Die Sprache galt ihm für so eng mit den Zuständen eines Volkes und seiner Bildung verwachsen, daß man sie nicht antasten oder abstreifen kann, ohne das innere Leben der Gedanken und Empfindungen zu verletzen. Er verlangte Erfassung und Wiedergabe des Gedankens in seiner vollen Schärfe und Bestimmtheit. Ebenso zuwider waren ihm alle grammatischen Kunstausdrücke, die den Schein des Verständnisses erwecken, es aber in der That nur hindern. Vom Wesen des sprachlichen Vorganges wollte er Aufschluß haben und nicht mit todten Buchstaben abgespeist werden. Mehr noch verlangte er treue Hingabe an den Schriftsteller und seine Zeit. Diese war ihm die Vorbedingung des Verständnisses, und er selbst wußte diese Aufgabe für die Schriftsteller, mit deren Erklärung er sich besonders beschäftigte, vollkommen zu lösen. Er erkannte dabei an, daß das Individuelle eines Autors ohne eine gewisse Congenialität nicht erfaßt werden könnte. So zog ihn z. B. Aeschylus an, Pindar stieß ihn zurück. Die allgemeine Bedingung aber für das Eindringen in den Geist antiker Schriftsteller war ihm der historische Sinn, und durch die umfassendsten Studien für den Zweck der Erklärung suchte er selbst dieser Bedingung nachzukommen. Viel Arbeit steckte hinter kleinen und unscheinbaren Erklärungen; aber was er gab, war auch lauteres Gold. So sehr er absichtlich den Umfang seiner engeren Studien beschränkte, so lebhaft empfand er es als Nothwendigkeit, das ganze Gebiet der Alterthumswissenschaft und der germanistischen Studien zu umfassen, ja über diese Gebiete hinaus ein Verständniß für den Zusammenhang aller Wissenschaften zu erwerben. Aber die Gründlichkeit war ihm lieber als die Vielwisserei, und auch dem Kleinen legte er oft den größten Werth bei. Er rieth dem Schüler, genau und gründlich zu sein, aber er stellte auch gelegentlich die Forderung, daß ein Philologe, der ein mäßiges Lebensalter erreiche, wenigstens einmal die ganze alte Literatur durchgelesen haben müßte. Von dem Wesen der Sprache hat er eine, über G. Hermann, der die Sprache nach logischen Kategorien beurtheilt, hinausgehende und durch die Sprachphilosophie und Sprachvergleichung bestätigte Auffassung. Nicht Logik, sondern Psychologie soll die Spracherscheinungen erklären, und vor Allem soll das Werden und die Geschichte des sprachlichen Ausdrucks beobachtet werden. Für ihn speciell gestaltete sich dieser allgemeine Grundsatz zu der Aufgabe, der Entwickelung der Bedeutungen eines Wortes nachzugehen, und solche Entwickelungsgeschichten wußte er klar und bestimmt zu geben. Von der sinnlich concreten Bedeutung ausgehend zeigte er, wie sich andere Bedeutungen daraus ableiteten.

Besonders verhaßt war ihm, dem Meister des Conjicirens, leichtsinnige Conjecturenmacherei. Er verlangte genaue Exegese, und erklärte von vornherein jede Conjectur, die nicht absolut nothwendig wäre, für falsch. War eine Stelle durch eine Conjectur, die den Sinn traf, aber den genauen Wortlaut nicht treffen konnte, verbessert, so erschien ihm jeder Versuch, ein anderes Wort an Stelle des gefundenen zu setzen, kleinlich. Kam es aber vor, daß an Stelle einer unnöthigen Conjectur ein Anderer eine zweite gleich unnöthige und falsche setzen wollte, so verglich er ihn mit einem Quacksalber, der das Pflaster statt auf die Wunde auf ein schon aufgelegtes Pflaster schmierte. Er warnte vor den sittlichen Gefahren, die leichtsinniges Vermuthen bringt, und er entließ wohl auch am Schluß des Semesters das Seminar mit der warnenden Bitte: „Wenn Sie in den Ferien arbeiten, machen Sie keine Conjecturen."

Trotzdem er hart und schroff gegen Jüngere war und wohl auch anfangs gewaltig einschüchterte, gewann er doch bald durch die Klarheit seiner Gedanken und Reinheit seiner Absicht, und verletzt wird durch ihn von seinen Schülern wohl kaum einer geworden sein, der es redlich mit sich selbst meinte; war er einmal im Ausdruck gegen einen Gelehrten sehr weit gegangen, so lenkte er wohl selbst ein und hob die Verdienste desselben hervor, warnend, daß der Schüler sich nicht einbilden sollte, dem Getadelten gleich oder überlegen zu sein. Ja hinter dem herben Tadel verbarg sich oft große Hochschätzung und durch den rauhen Ton klang oft eine auffallende Weichheit des Gemüthes hindurch. Er scheute sich anderseits aber nicht, auch an denen, die er hochschätzte, Einzelnes zu tadeln. Und hierdurch mag er oft zurückgestoßen, vielleicht sogar bisweilen geschadet haben. Wer ihn nicht genauer kannte, konnte ihn anfangs nicht verstehen, doch klärte sich solches Mißverständniß bald auf.

So war sein Einfluß auf die Schüler, die ihn in respectvoller Ferne umgaben, ein mächtiger, durchschlagender, und ähnlich mag auch seine Wirksamkeit in anderen Kreisen und in der Gelehrtenwelt gewesen sein. Von Vielen wurde er verehrt und in seiner Eigenartigkeit respectirt, von manchen Gegnern scheu gefürchtet und auch wohl mit kleinlichen Waffen bekämpft. Achtung aber muß sein Streben selbst denen einflößen, die andere wissenschaftliche Ziele und auf andere Weise erstreben als er, und auch in Kreisen, die der Wissenschaft fern stehen, wird sein Charakter Verständniß und Verehrung finden. „Wir blicken auf ein Leben zurück," sagt Belger am Ende der biographischen Skizze, „dem der bittere Ernst nicht erspart blieb, das aber auch reich war an vielfältiger Freude: in guten und bösen Tagen dem Dienste der Wahrheit unverändert geweiht; das Leben eines Mannes, welcher durch nachempfindende Vertiefung in den Geist vergangener Zeiten, durch besonnene Klarheit und geniale Ahnung dem Philologen im engeren Sinne das Beispiel eines großen Kritikers bietet; der durch hohe Ausbildung des historischen Sinnes ein Vorbild ist für eine tiefe Auffassung des Ganges der Geschichte überhaupt; dessen rückhaltlose Ehrlichkeit aber, dessen warme Hingabe und Treue gegen die Freunde, dessen unverfälschte Be-

geisterung und arbeitsvolle Thätigkeit für die Sache der Wahrheit ein Muster ist für Jedermann."

Und so möge der Wunsch des Verfassers erfüllt werden, und seine Schrift, die dem Philologen durch ihre Methodologie für Kritik und Exegese und die treffliche Exemplification aus den verschiedenen Collegien Haupts besonders erwünscht sein wird, in den weitesten Kreisen einen Nachhall jener Begeisterung erwecken, durch welche sie hervorgerufen worden ist. C. Th. M.

Das Begräbniß des Dichters Puschkin.

Ein Beitrag zur Regierungsgeschichte des Kaisers Nikolaus von Rußland.

Die Geschichte von dem tragischen Ende Alexander Puschkins, des am 27. Januar 1837 von einem französischen Abenteurer im Zweikampf erschossenen berühmtesten russischen Dichters neuerer Zeit, zählt zu den wenigen, auch in Westeuropa genauer bekannt gewordenen Abschnitten russischer Hof- und Gesellschaftshistorie des 19. Jahrhunderts. Noch vor wenigen Jahren ist die Geschichte dieses Dramas in den Spalten der „Gegenwart" erzählt und im Einzelnen berichtet worden, wie der viele Jahre lang als Vorkämpfer liberaler Ideen proscribirt gewesene Dichter im Jahre 1826 nach St. Petersburg gezogen und vom Kaiser Nikolaus zum Verzicht auf seine freisinnigen Jugendträume bestimmt, wie er dann zum Kammerjunker des kaiserlichen Hofs gemacht und so vollständig in die Wirbel der vornehmen Gesellschaft gezogen wurde, daß man sich in weiteren Kreisen auf die liberale Vergangenheit des Sängers der „Thränenquelle von Bachtschissarai" erst wieder besann, als derselbe — erst 38 Jahre alt — auf der Todtenbahre lag. Mit einem Hinweis darauf, daß diese Vergangenheit dem berühmten Dichter von Seiten des Kaisers Nikolaus nie vollständig vergeben worden ist und daß ein anderer russischer Dichter, Michael Lermontow, eine poetische Anspielung auf dieselbe mit mehrjähriger Verbannung in den Kaukasus büßen mußte, — schloß der erwähnte, 1874 in der „Gegenwart" abgedruckte Bericht. — Einen interessanten Nachtrag zu demselben hat die in Moskau erscheinende russische Zeitschrift „Russki Archiv" vor einiger Zeit veröffentlicht, einen Brief, welchen Puschkins Freund und Kunstgenosse, der im vorigen Jahre verstorbene Fürst P. A. Wjäsemski*) dem Großfürsten Michael Pawlowitsch (jüngstem Bruder des Kaisers Nikolaus) schrieb, um sich und des Verstorbenen übrige Freunde von dem Verdacht zu reinigen, als sei mit den Puschkin erwiesenen letzten Ehren eine politische, auf Verherrlichung des Liberalismus gerichtete Demonstration beabsichtigt gewesen. Indem wir nun noch erwähnen, daß als die Hauptverleumder Wjäsemskis der damalige Chef der dritten Abtheilung, Graf Benkendorf, und der als Todfeind der „romantischen Schule" bekannte Herausgeber der „Nordischen Biene", Bulgarin, genannt werden und daß die mißtrauisch gemachte Regierung Puschkins Leiche bei Nacht und Nebel und unter starker militärischer Bedeckung aus dessen Wohnung hatte in die Kirche schaffen lassen, geben wir die Hauptstellen des Wjäsemski'schen Briefs in wörtlicher Uebersetzung wieder**):

„Durch Amtspflichten in Anspruch genommen, war ich nicht zugegen gewesen, als Puschkin seinen Geist aushauchte. Als ich bald nachher sein Haus betrat, erfuhr ich, daß man bei ihm an baarem Gelde nur 300 Rubel vorgefunden habe und daß Graf Stroganow***), als Verwandter der Frau Puschkin, übernommen habe, die Beerdigungskosten zu tragen und alle bezüglichen Anordnungen durch seinen Intendanten besorgen zu lassen. Weder waren meine Beziehungen zum Grafen danach angethan, mir eine Einmischung in diese Angelegenheit zu gestatten, noch lag dazu irgend welche Veranlassung vor. Ob der Graf die von ihm bezahlten Feierlichkeiten mit einem gewissen Glanz umgeben wollte, war lediglich Sache seiner Freigebigkeit. Dabei muß bemerkt werden, daß die Deutung, welche man dem Umstande gegeben hat, daß für diese Feierlichkeit die Isaaks-Kathedrale gewählt worden, eine durchaus unberechtigte, auf vorgefaßten Meinungen begründete gewesen ist. Unsere Petersburger Kathedralen sind, wie alle übrigen Kirchen der Residenz, Kirchspielskirchen und das Haus, in welchem Puschkin gestorben war, gehört zum Isaaks-Kirchspiel; mit jedem innerhalb dieses Stadttheils verstorbenen Bettler wäre genau ebenso verfahren worden. Als der zur Leitung der Feier eingeladene Metropolit die Theilnahme an derselben verweigerte und Graf Stroganow diese Weigerung übel aufnahm und als Illegalität bezeichnete, habe ich ihm gerathen, sich an den Oberprocureur des Synod, Grafen Protassow zu wenden und durch diesen die Sache aufklären zu lassen. Es ist das der einzige Rath, den ich ertheilt, das einzige Wort, welches ich in der ganzen Sache überhaupt gesprochen habe.

„Zum Behuf der Ausstellung im Sarge wurde Puschkins Leiche in einen schwarzen Frack, nicht in die Uniform (sc. eines Kammerjunkers des kaiserlichen Hofs) gekleidet. Man hat darin den Ausdruck politischer und verschwörerischer Hintergedanken gesehen und diese Gedanken mir zur Last gelegt. Ich kann nur wiederholen, daß ich — aus den oben entwickelten Gründen — auch diesem Umstande durchaus fremd geblieben bin. Leugnen will ich indessen nicht, daß ich, wenn man mich um meine Meinung gefragt hätte, für den Frack optirt haben würde. Ich räume ein, daß hohe Würdenträger und im Amte verstorbene Verwaltungsmänner auch im Sarge mit der Uniform bekleidet werden müssen, weil diese so zu sagen ihrem öffentlichen Charakter inhärent ist; für jeden Andern, insbesondere für einen Schriftsteller, wie Puschkin es war, würde ich einen solchen Gebrauch kindisch und unpassend finden. Dazu kam, daß Puschkin seine Uniform nicht liebte. Sollen die Widerwärtigkeiten des Lebens denn nicht ein Mal am Rande des Grabes ungestraft zurückgelassen werden können? Was Puschkin an seiner Uniform nicht liebte, war aber nicht ihre Beziehung zum Hofdienst, sondern der Umstand, daß sie eine Kammerjunker-Uniform war. Trotz meiner Freundschaft für ihn muß ich einräumen, daß Puschkin eitel und weltlich gesinnt und daß er — auch abgesehen von seiner tiefen Verehrung für die Person des Kaisers — für Gunst und Auszeichnung empfänglich war. Den Kammerherren-Schlüssel hätte er zu würdigen gewußt, — bloßer Kammerjunker zu sein fand er für seine Jahre und seine Stellung um so weniger schicklich, als zahlreiche junge Leute und gesellschaftliche Anfänger denselben Rang hatten. Das ist Alles, was über Puschkins Abneigung gegen die Uniform gesagt werden kann: dieselbe hat mit Oppositionslust und Liberalismus schlechterdings nichts zu thun gehabt, sie war allein auf Eitelkeit und persönliche Bedenken zurückzuführen ....

„Puschkins Tod und der Vorgang, der denselben herbeiführte, waren an und für sich ausreichend, die allgemeinste Theilnahme hervorzurufen. Dieser Vorgang sprach ebenso nachdrücklich zu den höheren Ständen, wie zu den Massen, — er rief einen plötzlichen Sturm hervor, er war ein Ereigniß. Eine mehrwöchentliche Krankheit des Dichters würde das Interesse des Publicums wahrscheinlich abgeschwächt, vielleicht gar erschöpft haben, — unter den gegebenen Umständen hatte das Publicum kaum Zeit Athem zu schöpfen. Weil man dem nicht Rechnung zu tragen gewußt hat, ist man in ein wahres Labyrinth unbegründeter Unterstellungen und Verdächtigungen gerathen. Ich weiß absolut Niemand, der auch nur den Versuch gemacht hätte, die Geister aufzuregen und Leidenschaften zu wecken u. s. w." — Nach einer längeren Ausführung darüber, daß die Trauer über den Tod des Dichters Hand in Hand gegangen sei mit Empfindungen des Dankes für die dem Verstorbenen zu Theil gewordene kaiserliche

---

*) Eine Biographie dieses merkwürdigen Mannes hat die „Gegenwart" früher veröffentlicht.

**) Der Großfürst befand sich zur Zeit von Puschkins Tode in Baden-Baden, wo er die Kur brauchte.

***) Dieser Graf Grigori Alexandrowitsch S. war ein Oheim des vor kurzem verstorbenen gleichnamigen kaiserlichen Schwagers (zweiten Gemahls der Herzogin Marie Nikolajewna von Leuchtenberg) und zugleich ein Vetter von Puschkins Schwiegermutter, Natalie Gontscharow geb. Sagräschski.

Gunst und daß berühmte Männer den Glanz der Regierungen, unter welchen sie gelebt, erhöhten und darum nicht die Eifersucht derselben wecken dürften, — heißt es zum Schluß:

„Wenn die Berichte der Polizei, zu dem Inhalte dessen, was ich über diese Angelegenheit und die dieselbe begleitenden Stimmungen sage, in Gegensatz stehen sollten, so versichere ich, daß meiner festen Ueberzeugung nach die Polizei falsch berichtet gewesen ist und daß es sich höchstens um einige Zufälligkeiten, in die Luft gesprochene vereinzelte Worte u. dgl. hat handeln können. Wie dem immer sei, Puschkins Freunde solcher Schlechtigkeit zu zeihen, ist eine Unwürdigkeit gewesen, die höchstens dem niedrigsten Pöbel zugeschrieben werden könnte. Die Maßregeln, welche man bei Gelegenheit der Ueberführung der Leiche in die Kirche angeordnet hatte, sind für Puschkins Freunde geradezu beleidigend gewesen. . . . Ich will von den Soldatenpiquets nicht reden, die (angeblich aus Vorsicht und behufs Aufrechterhaltung der Ordnung) in den Straßen aufgestellt waren — gegen wen sind denn aber die militärischen Streitkräfte aufgeboten worden, welche in das Haus des Verstorbenen brachen, als etwa zehn der nächsten Freunde desselben versammelt waren, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen? Gegen wen bedurfte es der verkleideten und doch aller Welt bekannten Spione? Sollten unsere Seufzer und Thränen gezählt, sollte etwa gar unser Schweigen ausspionirt werden? Auch das sollen im Interesse der Sicherheit gebotene Maßregeln gewesen sein! Das mag sein, aber sind sie nicht für diejenigen beschimpfend, die ihnen zum Object dienten und ist eine solche Beschimpfung nicht, wenn sie unverdient war, doppelt peinlich? Natürlich ist die Sache kein Geheimniß geblieben. Von dem schmählichen Verdacht, dem wir ausgesetzt gewesen, hat alle Welt Kunde erhalten, — unsere Rechtfertigung ist aber von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen und in den Augen einer leichtgläubigen und übelwollenden Gesellschaft bleiben wir mit dem Gewicht schwerer Anklagen belastet."

Für die Zustände, welche sich unter der Regierung des Kaisers Nikolaus entwickelt hatten, ist der vorliegende Brief von einer ebenso charakteristischen, wie traurigen Bedeutung. Kann etwas zugleich Schmählicheres und Sinnloseres gedacht werden, als die Eifersucht einer Regierung auf die Theilnahme, welche der Tod eines durch sich selbst und nicht durch die Gunst des Gouvernements populär gewordenen ausgezeichneten Mannes dem Publicum einflößte? Uebersteigt es nicht das Maß alles Glaublichen, daß man hinter der Trauer um den Tod eines Dichters politische Gefahren witterte, denen mit dem Aufgebot von Infanterie und Gensdarmerie und durch die Aussendung von Geheimpolizisten vorgebeugt werden mußte? — Daß ein edler, hochherziger Mann wie Fürst Wjäfemski sich wegen seiner Theilnahme an den Puschkin bereiteten letzten Ovationen förmlich entschuldigen, daß er die an die Anlegung eines bürgerlichen Todtenkleides geknüpften Beschuldigungen mit einer Anklage gegen die „Eitelkeit" des Verstorbenen widerlegen und demselben daraus einen Vorwurf machen mußte, daß er, der berühmteste Russe seiner Zeit, mehr als ein bloßer „Kammerjunker des Allerhöchsten Hofs" sein gewollt, — das läßt auf einen Grad von Unfreiheit und moralischer Schwäche schließen, der die heutigen Russen ebenso widerwärtig berühren muß, wie die Westeuropäer, die von diesen alles Maß des Glaublichen übersteigenden Unwürdigkeiten Notiz nehmen. „Ce sont les esclaves qui font les tyrans!"

Borealis.

Zu Goethes 130. Geburtstage.

Seit einer Reihe von Jahren hatten S. Hirzel, G. v. Loeper, W. v. Biedermann und andere hervorragende Goetheforscher die Gewohnheit angenommen, zu Goethes Geburtstage oder zu anderen festlichen Tagen irgend ein unbekanntes Goetheanum, oder Erläuterungen, Nachträge und Bemerkungen zu bereits bekannten Goethe'schen Gedichten und Briefen zu veröffentlichen. Solche Veröffentlichungen waren aber nur für die „stille Gemeinde", den kleinen Kreis der Eingeweihten, der Goethekenner bestimmt, man verlangte nur ein Verbrüderungszeichen, eine Mahnung, welche zum Ausharren auf dem betretenen Wege auffordern und zur Erkenntniß der Genossen ermuntern sollte. Daher kam es weit mehr auf die Gesinnung, als auf den Inhalt der Gelegenheitsblättchen an; ist ja der Schaar der engverbundenen Freunde auch das werth und willkommen, was den profanen Blicken der Fernstehenden gleichgültig und unbedeutend erscheint. Vor einiger Zeit nun hat Mich. Bernays die zeitgemäße Anregung gegeben, nicht blos in kleinen Kreisen durch gelegentliche Aeußerungen den 28. August zu feiern, sondern ihn auch öffentlich zu begehen, sei es durch größere Versammlungen oder durch Reden und Schriften.

Ein solcher Versuch liegt jetzt in der Schrift: „Zu Goethes hundertdreißigstem Geburtstage. Festschrift zum 28. August 1879"*) vor, einer Schrift, die wie alle die überaus zahlreichen, von der rührigen Verlagshandlung veranstalteten Veröffentlichungen trefflich ausgestattet, aber, im Gegensatz zu den anderen Publicationen desselben Verlags, ziemlich werthlos ist. Es wäre sehr schlimm, wenn man in dieser Schrift ein übles Vorzeichen sehen müßte für die Absicht, Goethes Geburtstag öffentlich zu begehen; wenn man nichts Besseres hat, Goethe zu feiern, dann thut man wohl daran, zu schweigen.

Das erste Stück der vorliegenden Sammlung ist: „Ein unbekanntes Faustisches Festspiel zu Goethes Geburtstag von Ludwig Tieck." Richtiger hätte es geheißen: von L. T., denn Raupach, der das Stück veröffentlichen wollte, und aus dessen Nachlaß der Herausgeber die Handschrift erworben hat, bezeichnet den Dichter nur mit den Initialen, und erzählt, daß in einer Gesellschaft zur Feier des 28. Aug. 1823 der Dichter L. T. sich erhoben und jenes Festspiel vorgelesen habe. Nun ist es sehr bedenklich, daß Raupach von einem so berühmten Manne, wie Tieck damals war, in durchaus gleichgültiger Weise spricht, daß ferner Tieck ein von ihm herrührendes Gelegenheitsstück einem Andern — ohne Nennung seines Namens — zur Veröffentlichung überlassen und niemals davon gesprochen haben sollte, daß endlich — Tieck damals gar nicht in Berlin, sondern, seit 1819, in Dresden lebte (daß er 1823 auch nicht auf kurze Zeit nach Berlin gekommen sein kann, geht z. B. aus den von Holtei herausgegebenen Briefen an Tieck Bd. III, S. 166 hervor), so daß wir, wenn wir nicht an Wunder glauben wollen, unmöglich annehmen können, daß der L. T., der sich bei einem Berliner Feste 28. Aug. 1823 „die Erlaubniß ausbat, zu Ehren des Tages Faustische Personen sprechen zu lassen" und der Dichter Ludwig Tieck dieselbe Person sei. Das Stück selbst ist übrigens nicht besser und nicht schlechter als solche Gelegenheitsstücke überhaupt: eine Scene im Himmel, eine auf der Erde; in jener feiern Gott und die Engel, in dieser die verschiedenen Parteien und insbesondere die Haupt- und Nebenpersonen des Goethe'schen Faust des Dichters Geburtstag; nichts in diesen ziemlich matten Versen, die weit eher einen begeisterten Jüngling, als einen reifen Mann verrathen, zwingt dazu, auf Tieck zu schließen; der Ausfall auf die Orthodoxen und insbesondere der ganz unmotivirte Angriff Fr. Schlegels und seines Romans „Lucinde" schließen die Autorschaft Tiecks ziemlich bestimmt aus.

Der zweite und dritte Theil der vorliegenden Schrift sind Abhandlungen: beide unbedeutend, weitschweifig, überflüssig. Die erstere: „Ueber den Trudenfuß und die Hexensprüche in Goethes Faust", bringt gelehrt klingende Bemerkungen, die nach der falschen Meinung neuerer Commentatoren als Erklärungen gelten, während sie in Wirklichkeit das Verständniß nur erschweren, statt es zu erleichtern, Auszüge aus einem alchymistischen Manuscript, Aufzählung alchymistischer Schriftsteller, lauter Dinge, die auch nicht ein Wort aus Goethes Hexensprüchen aufklären und höchstens das Bestreben verrathen, durch eine weit hergeholte aber übel angebrachte Gelehrsamkeit zu imponiren; die letztere: „Ueber den Namen Mephistopheles" wiederholt gleichgültige, hundertmal ausgesprochene Dinge und richtet sich selbst durch

*) Von Eduard W. Sabell. Heilbronn, Gebr. Henninger.

die gelegentliche Bemerkung: „Heute sind die Acten noch nicht spruchreif." Der erstaunte Leser wird fragen: „Ja wozu denn die ganze Abhandlung?", aber eine befriedigende Antwort auf seine Frage wird er schwerlich erhalten.

Noch schlimmer steht es mit dem vierten und letzten Theil: „Neu aufgefundene Gedichte von Goethe." Mit solchen Findlingen wird überhaupt in letzter Zeit schwerer Mißbrauch getrieben und ich stehe nicht an, zu erklären, daß gar manche der neuerdings publicirten Verse recht wohl in der Vergessenheit hätten verharren können, in der sie bis dahin geruht hatten. Aber mochten auch solche Verse unbedeutend sein, sie waren wenigstens unbekannt; die von Herrn Sabell veröffentlichten Gedichtchen haben nicht einmal diesen Vorzug. Unter den 16 Gedichten, die Sabell mittheilt, waren 3, wie er selbst angibt, bereits gedruckt: ein Gedicht an Bettina von Arnim in einer Publication von Lutze, das Stammbuchblatt an Lenz in Loepers Goetheausgabe, Fragmente des Epilogs zum 3. Acte des Faust (2. Theil) in der „Gegenwart" 1878 und in Loepers neuer Faustbearbeitung; warum trotzdem diese drei abgedruckt werden, weiß ich nicht; es müßte denn sein, daß Sabell die ominöse Zahl 13 habe vermeiden wollen. Denn freilich von diesen 13 müssen gar manche sterben. Nicht weniger als 6 stehen in demselben Theile der Loeper'schen Goetheausgabe (Bd. V, Nachlese zu den Gedichten), in welchen Sabell das Albumblatt an Lenz bemerkte, und zwar Nr. 2: S. 265, Nr. 3: S. 252, Nr. 7: S. 257, Nr. 12: S. 265 und Nr. 13 und 15: S. 262. Aber das ist noch nicht Alles: Bei den angeführten Gedichten ist wenigstens Goethes Autorschaft bezeugt; bei Nr. 8 dagegen:

An ein Fenster zu Tiefurt.

O du Vernunft der Unvernunft! Laß vernünftig mich beugen
Unvernünft'ge Vernunft, um vernünft'ge Vernunft zu verbreiten,

hat Loeper (der es mit einigen Varianten a. a. O. S. 236 abdruckt) nachgewiesen, daß es von Knebel, Goethes Urfreund, herrührt.

Indeß, alles dieses ließe sich entschuldigen. Man könnte sagen, Herrn Sabells Goethekenntniß rühre aus einer Zeit her, in welcher neue Goethe-Funde noch nicht gemacht, neue Ausgaben noch nicht veröffentlicht waren. Nur schade, auch diese Vertheidigung läßt sich nicht annehmen. Denn unter den „neuaufgefundenen" Gedichten paradirt eins: Nr. 4, welches die stattliche Zahl von 42 Jahren seit seiner ersten Veröffentlichung hinter sich hat, und welches sich seit dem J. 1837 in sämmtlichen Goetheausgaben als 5. Gedicht in der fünften Reihe der „Zahmen Xenien" findet.*) Das ist denn freilich ein bischen stark. Wer Goethe bereichern will, der müßte billigerweise zuerst Goethe kennen.

Uebrigens hat das letztgenannte Gedicht in dem Sabell'schen Drucke von dem recipirten Texte einige Abweichungen, die durch nichts gerechtfertigt sind. Denn auf welche Autorität stützt sich der Herausgeber, daß er die Gedichte — von den angeblichen 16 sind nur noch 4 übrig geblieben, die entweder unbedeutend, oder, theils der Form, theils des Inhalts wegen, derart sind, daß man sie ohne Weiteres dem Altmeister absprechen möchte — als Eigenthum Goethes erklärt? Er sagt: „sie liegen in der Handschrift eines Weimarer Freundes und Sammlers vor uns". Eines Freundes Goethes, — dann hätten „wir" (denn warum sollte man nicht den hochklingenden Plural ebenso gut in Anspruch nehmen können, wie der Herausgeber?) wohl das Recht, eine etwas genauere Beschreibung der Handschrift zu verlangen; eines Freundes des Herausgebers — dann könnte man fast in der Ueberlassung der Handschrift einen wenig freundschaftlichen Streich erblicken. Denn warum sollte man nicht, mit demselben Rechte, einem druckwüthigen Herausgeber das Poesiebuch eines Pensionsmädchens in die Hände spielen, um dann zu erleben, Goethes Mondlied, oder Suleikagedichte und ähnliche als „neuaufgefundene" Gedichte Goethes veröffentlicht zu sehen!?

In dem Bewußtsein der großen Schätze, welche er dem deutschen Volke darbietet, hat der Herausgeber sein Buch „den Manen Goethes geweiht", das Motto vorangesetzt: „Es ist ein angenehmes Gefühl, einen großen Mann zu verehren" (wahrscheinlich ein ungenaues Citat der Stelle aus „Götz": Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn) und eine Einleitung vorangeschickt, in welcher er sein übervolles Herz ausschüttet.

Sie ist der übrigen Schrift ganz würdig, sie enthält nämlich flüchtige und verkehrte Bemerkungen über die Faustliteratur und Goethes Stellung in der deutschen Literatur. Herr Sabell lehrt, „daß Lessing in seinem Faustfragment nur einige Scenen des Puppenspiels abgeschrieben zu haben scheint, und nirgends sagt, daß diese Scenen von ihm selbst seien", während Lessing, der es doch wohl besser wußte, an Gleim schreibt (8. Juli 1758): „Ehstens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen" und an seinen Bruder (21. Sept. 1767): „Ich bin Willens, meinen Doctor Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran." Herr Sabell verkündet die wunderbare Offenbarung, daß fast 30 Jahre vor dem Ausspruche Napoleons: Vous etes un homme, ein in Frankreich lebender Deutscher an Merck geschrieben hat: „Ihr Freund Goethe ist ein Mann"; ferner, daß Saphir „von jüdischer Frechheit und Uebermuth" und Börne von „jüdischer Eitelkeit" getrieben wurde, gegen Goethe aufzutreten; und bemüht sich endlich auf den letzten Seiten seiner Vorrede in einer höchstens der Bierbank würdigen Sprache Franzosenhaß zu predigen. Es wäre sehr vergeblich, über solche Ansichten einen Streit zu beginnen, aber es ist bedauerlich, daß ein deutscher Schriftsteller, welcher Goethe zu ehren meint, einen Satz niederschreiben konnte, wie den folgenden: „Gemüth haben die Franzosen nie gehabt; alle Ehrfurcht ist ihnen verloren gegangen; die hohle Phrase ist ihr Steckenpferd. Ihre sog. klassische Literatur ist veraltet und abgelebt; die neue ohne Gehalt und Werth." Goethe, der von Molière und Diderot und so manchen anderen Vertretern „der sog. klassischen Literatur" stets mit höchster Bewunderung sprach, Goethe, der das „junge Frankreich", wie es in den zwanziger Jahren in der Zeitschrift „Le Globe" auftrat, mit jugendfrischer Theilnahme und herzlicher Anerkennung begrüßte, Goethe hätte für solche thörichte Redensarten wohl auch das Wort gebraucht, das er an Zelter schrieb, nachdem er ihn zu Molière bekehrt hatte: „Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben, wenn sie paradox, d. h. ungerecht sind."

So gut Herrn Sabells Festschrift auch gemeint sein mag, als eine würdige kann sie nicht angesehen werden. Als passenderes Motto zu seiner Schrift hätte er die Goethe'schen Verse anführen können, die sich gleichfalls in den „Zahmen Xenien", nicht weit von den oben angegebenen finden:

Was haben wir denn da gefunden?
Wir wissen weder oben noch unten,

und das Amt des Festredners denen überlassen sollen, welche mehr befähigt sind, von Goethes Bedeutung zu sprechen und neue Beiträge zur würdigen Erkenntniß seiner Werke zu liefern!

Ludwig Geiger.

---

*) Das von Sabell mitgetheilte Gedicht Nr. 5 Schluß

Das ist das Höchste zu achten:
Die Menschen kennen und sie nicht verachten

ist nichts Anderes als eine Variante der letzten Verse eines Gedichts in den „Zahmen Xenien", erste Reihe:

Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Die neuesten Experimentaluntersuchungen über die Seele.

Gustav Jägers Arbeiten über die Seele dürfen wohl als den gebildeten Kreisen im Allgemeinen bekannt angesehen werden. Auch weiß Jedermann, daß die Ansichten der Naturforscher über die Beobachtungen dieses Gelehrten noch sehr auseinandergehen. Während Einige dieselben als das Bedeutendste preisen, was die neuere Naturforschung geleistet, halten Andere die Schlußfolgerungen Jägers für zu weit gehend, Dritte betrachten seine Arbeiten überhaupt als unwissenschaftlich und seine Tendenzen als verwerflich. Die letztere Ansicht hat bei den kürzlich in Baden-Baden vereinigten deutschen Naturforschern und Aerzten offenbar vorgewaltet, und ist Ursache der herben Ablehnung gewesen, welche Jägers Vortrag in der dortigen öffentlichen Sitzung gefunden hat.

Es liegt uns fern, über die Berechtigung dieser verschiedenen Auffassungen zu urtheilen. Auch gedenken wir, an dieser Stelle die Jäger'schen Arbeiten weder anzugreifen noch zu vertheidigen. Das Wahre an denselben wird auch ohne uns durchdringen, und, nachdem eine von Schlacken geläuterte Lehre hinterblieben, wird es offenbar werden, ob die Bilanz von Irrthum und Wahrheit in derselben zu Gunsten ihrer Existenzberechtigung entscheidet. — Für heut begnügen wir uns, da wir in dem folgenden Berichte die Untersuchungen Jägers voraussetzen müssen, mit zwei Worten die Quintessenz seiner Ansichten zusammenzufassen: nach ihnen *findet sich die Seele in den Riechstoffen*, welche jedes menschliche und thierische Wesen aussendet, und welche bei allen Individuen verschiedenartig sind, gerade so, wie Charakter und seelische Eigenthümlichkeiten bei zwei Menschen niemals völlig übereinstimmend gefunden werden. — Die Ansichten Jägers sind in allerjüngster Zeit einer sehr interessanten Prüfung unterworfen worden seitens eines Mannes, welchen man nicht eigentlich einen Schüler oder Nachfolger, sondern vielmehr einen congenialen Mitarbeiter Jägers nennen muß. *Adam Dunstmaier*, dessen Arbeiten den Gegenstand unseres heutigen Berichtes bilden, verbindet in glücklicher Weise Wissen und Können in der exacten Naturforschung mit voller Beherrschung der Geisteswissenschaften, und wandelt die verschlungenen Pfade abstracter Philosophie mit der gleichen Sicherheit, mit der er das Messer des Physiologen führt. Wie er selbst mittheilt, unternahm er seine Arbeiten als ausgesprochener Gegner Jägers, und vornehmlich in der Hoffnung, experimentelles Material zur Widerlegung der Lehren dieses Forschers zu sammeln. Wenn er jetzt als dessen vornehmster Mitkämpfer erscheint, so ist dies nicht freie Wahl, sondern seine Untersuchungen führten ihn, wieder sein Erwarten, zu Ergebnissen, welche diejenigen Jägers weniger bestätigen, als vielmehr erweitern, welche ihnen erst die wahre wissenschaftliche Grundlage geben und in vielleicht noch höherem Maße als Jäger selbst es ahnt, die Begründung einer besonderen Disciplin anbahnen, welche den systematischen Anbau der neu erschlossenen Gebiete zum Gegenstand hat.

Die Methode, welcher sich Herr Dunstmaier bei seinen Untersuchungen bedient, ist eine streng naturwissenschaftliche. Sie beruht auf folgenden Erwägungen: Wie man das Licht, welches ein heller Körper ausstrahlt, auf einer geeignet präparirten photographischen Platte auffammeln und festhalten kann, so muß auch die Seele, wenn sie wirklich körperlicher Natur ist und in Form von Riechstoffen von den Individuen ausgestrahlt wird, sich auf geeigneten Substraten fixiren lassen. Diese Substrate zu finden, war die erste Aufgabe. Wie nun der Photograph für die Fixirung der Lichtstrahlen die mit *Jodsilber* überzogene Platte benutzt — weil Jodsilber ein besonders lichtempfindlicher Körper ist —, so verwandte Herr Dunstmaier mit Erfolg die für den Geruch empfindlichste Substanz, welche wir kennen: *das Riechorgan des Hundes*. Ist es doch bekannt, daß der Hund die Spur seines Herrn riecht und sie von der jedes andern Menschen unterscheidet. Es war demnach zu erwarten, daß auf seinem Geruchsorgan sich gewisse Stoffe niederschlagen, die mit der Natur des den Geruch aussendenden Individuums im nächsten Zusammenhange stehen. Sind nun wirklich in diesen Riechstoffen die seelischen Eigenschaften verkörpert, so mußten sich auf dem angedeuteten Wege Charaktereigenthümlichkeiten, ja die Seele selbst, in Substanz isoliren und beliebig von einem Individuum auf ein anderes übertragen lassen.

Die Lösung dieses wichtigen Problems ist nun Herrn Dunstmaier in überraschender Weise gelungen. Die ersten Versuche stellte er über die *Substanz der Furchtsamkeit* an, und er benutzte als Träger dieser Eigenschaft *Hasen*. In die Mitte seines Experimentirzimmers brachte er einen, aus eisernen Stäben gefertigten Käfig, der zwanzig lebende Hasen enthielt; nun wurde ein Hund ins Zimmer gelassen, welcher, sofort gegen den Käfig anstürmend, die Bewohner desselben in äußerste Angst versetzte und ihre Furchtsamkeit aufs Höchste erregte. Der Hund, welcher bei seinen erfolglosen Angriffen gegen den Käfig lebhaft schnaufte, hatte reichlich Gelegenheit, die von den Hasen ausgesandten Angststoffe einzuathmen. — Nach zweistündiger Dauer des Versuchs wurde der Hund getödtet, die Nasenschleimhaut und die Geruchsnerven desselben herauspräparirt, in einem Mörser zerrieben und mit einer wässrigen Glycerinlösung extrahirt. Wenn in der That der Seelenstoff der Furchtsamkeit auf dem Riechorgane des Hundes niedergeschlagen war, so mußte man erwarten, denselben in dem glycerinigen Extracte angesammelt zu finden. Dies bestätigte der Versuch in glänzender Weise. Als nämlich Herr Dunstmaier einige Tropfen des Extractes einer Katze verabreichte, ergriff dieselbe vor Mäusen, welche sie sonst eifrig zu verfolgen pflegte, die Flucht. — Ein kräftiger Fleischerhund wurde durch subcutane Injection von zwei Kubikcentimetern des Extractes so furchtsam, daß er seinerseits den Anblick des erwähnten Kätzchens nicht ertragen konnte. — Mit nicht geringerm Erfolge vermochte Herr Dunstmaier, in derselben Weise operirend, *den Seelenstoff des Muthes*, welcher von einem in einer Menagerie befindlichen jungen afrikanischen Löwen ausgesandt wurde, aufzusammeln, und auf andere Thiere zu übertragen. Auch über diese Versuche theilt er zahlreiche Einzelheiten mit, bezüglich derer wir auf die Originalmittheilung verweisen.

In der angegebenen Weise gelang es Herrn Dunstmaier, von fast allen psychischen Eigenthümlichkeiten, die sich an Thieren beobachten lassen, gut gelungene Aufnahmen zu erhalten, welche er als „*Psychotypien*" bezeichnet, und welche die niedergeschlagenen Seelenstoffe in dauernd wirksamer Form aufzubewahren gestatten. Sind nun schon die Wirkungen, welche diese Präparate *auf Thiere* ausüben, erstaunlich, so wird unser Interesse in noch höherem Maße erregt durch die Erfolge, welche bei der Einwirkung derselben auf *Menschen* erzielt wurden. Die hierauf bezüglichen Versuche gewinnen noch besonders dadurch an Bedeutung, daß sie zum Theil an dem moralischen Urheber dieser Untersuchungen, an Herrn Jäger selbst, angestellt werden konnten. Herrn Dunstmaier mußte vor Allem daran gelegen sein, diesen Gelehrten von der Richtigkeit seiner Beobachtungen zu überzeugen, und in der That ließ Herr Jäger sich bereit finden, die Wirkung einiger der erhaltenen Extracte an seinem eigenen Organismus zu erproben.

Die ersten Versuche über die Wirkung der Extracte auf den *Menschen* stellte Herr Dunstmaier an sich selbst an. Nachdem er eine kleine Dose psychotypischen *Furchtstoffes* innerlich genommen hatte, verließ ihn seine, sonst unerschütterliche Kühnheit in solchem Maße, daß er an seine eigene Entdeckung zu glauben nicht den Muth hatte. Dieser Anfall verlor sich indeß nach kurzer Zeit. — Die *Muthsubstanz*, innerlich gegeben, vermochte den Sinn schwacher Mädchen zur Kühnheit zu entflammen, ja, die Gesinnung von sonst ganz gewöhnlichen Menschen geradezu in Frechheit zu verwandeln. Herr Jäger, welchem eine Probe der Substanz gesandt wurde, und welcher eine starke Dose davon zu sich nahm, hat sich derselben mit Erfolg bei Abfassung seiner neuesten Schrift über die Juden bedient. — Auch von der *Schamhaftigkeit* konnte Herr Dunstmaier wirksame Psychotypien aufnehmen, indem er als ausstrahlendes Medium ein sehr

schüchternes junges Mädchen verwandte, das bei jedem Anlasse zu erröthen pflegte. Der erhaltene Extract that Wunder, und brachte selbst bei Personen von nichts weniger als jungfräulichem Charakter die auffallendsten Effecte hervor, ja sogar bei Thieren erwies er sich wirksam. Auf Herrn Jäger wirkte er in der Weise, daß demselben bei der bloßen Erwähnung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die Schamröthe aufstieg. — Merkwürdig ist indessen, daß die Wirkung eines Seelenextractes durch Verabreichung eines entgegengesetzt wirkenden nicht vollständig aufgehoben werden konnte. So gelang es z. B. nicht, die Furchtsamkeit des oben erwähnten Fleischerhundes durch Eingeben von Muthsubstanz zu beseitigen; im Gegentheil, das Thier erzitterte noch lange selbst vor leblosen Gegenständen derart, daß es z. B., als man ihm ein ungebundenes Buch entgegenstreckte — es wurde zufällig das gerade zunächst liegende Werk Herrn Jägers „Die Entdeckung der Seele" gewählt — sich winselnd in eine Ecke verkroch.

Herr Dunstmaier setzt seine Untersuchungen — welche im ersten Bande der „Verhandlungen der deutschen ozologischen Gesellschaft" veröffentlicht sind — weiter fort und verspricht, bald über fernere Ergebnisse zu berichten. Das Angeführte dürfte indessen vorläufig genügen, um die ungewöhnliche Bedeutung dieser Arbeiten ins rechte Licht zu setzen. Wurde das wissenschaftliche Publicum schon vor zwei Jahren durch die Offenbarung der Existenz selbstständiger Seelen in den chemischen Atomen an einen entzückenden Abgrund von metaphysischem Tiefsinn geführt, so wird, nach dem Mitgetheilten, Niemand bezweifeln, daß die Lösung der letzten psychologischen und naturwissenschaftlichen Räthsel nur im Dunstmaierismus gefunden werden kann, dessen Urheber die Seele, die Gustav Jäger nur riechen konnte, in Substanz zu isoliren und beliebig auf andere Individuen zu übertragen gelehrt hat.

M. Victor.

Aus der Hauptstadt.

Das Publicum und das Schauspiel: „Eine Ehe von heut".

Das Schauspiel: „Eine Ehe von heut" von A. Hackenthal hat bei seiner ersten Aufführung am Dienstag, 4. November, im Königlichen Schauspielhause ein vollkommenes Fiasko erlebt. Nach den ersten Aufzügen mischten sich in den matten Applaus energische Ausdrücke der Ablehnung. Der Unwille des Publicums steigerte sich während der letzten Aufzüge und nahm zum Schlusse, im fünften Act, so ungewöhnliche Verhältnisse an, daß diese erste Aufführung beinahe dem leidigen Kapitel der Theaterskandale zuzuzählen ist.

Das Schauspiel „Eine Ehe von heut" von A. Hackenthal hat bei seiner zweiten Aufführung am Donnerstag, 6. November, im Königlichen Schauspielhause einen sehr guten Erfolg davongetragen. Schon nach den ersten Aufzügen war die Stimmung eine entschieden animirte und günstige. Es wurde allseitig lebhaft geklatscht, ohne daß sich ein Zeichen des Mißfallens in den Beifall eingemischt hätte. Nach dem vierten Aufzuge steigerte sich der Beifall zu einem Erfolge, der ein durchschlagender genannt werden kann, und diese günstige Stimmung wurde auch durch den Schlußact nicht in dem Maße beeinträchtigt, daß diese zweite Aufführung nicht zu den glücklichen Abenden des Königlichen Schauspielhauses gerechnet werden könnte.

Das sind die beiden Thatsachen, die ich als Berichterstatter und Augenzeuge zu vermelden habe.

Wir stehen also wieder einmal vor dem großen unlösbaren Problem: Was ist das Publicum? Hier hat es thatsächlich an zwei aufeinanderfolgenden Abenden über dasselbe Stück in derselben Darstellung — denn die Veränderungen, welche nach den unliebsamen Erfahrungen der ersten Aufführung vorgenommen worden sind: die Beseitigung von anstößigen Stellen, die Kürzungen 2c. sind nicht so einschneidender Art, daß dadurch das ganze Stück verändert worden wäre — hier hat das Publicum zwei sich in allen Punkten widersprechende Urtheile abgegeben.

Aber ist diese Abstraction eine richtige? Ist das am 4. aufgeführte Stück wirklich dasselbe, das wir am 6. gesehen haben? Ist es beide Male dieselbe Darstellung gewesen? Diese Fragen sind doch nicht so ohne Weiteres mit Ja zu beantworten.

Zu einem Bühnenwerke gehören drei Factoren: der Autor, der es schreibt, die Darstellung, die es vermittelt, das Publicum, das es entgegennimmt. Dieses letztere ist bei der ersten und entscheidenden Aufführung keineswegs der blos passive Theil; es ist ein activer Mitarbeiter. Es beeinflußt durch sein Verhalten die Darstellung und reagirt dadurch indirect auf das Stück selbst, das sich ja nicht in der Unmittelbarkeit des dichterischen Ausdrucks, sondern erst durch die Mittelbarkeit der Darstellung verwirklicht. Das Publicum aber unterscheidet nicht zwischen der angemessenen oder unangemessenen Darstellung und der Qualität des Stückes. Es sagt von einem Stücke, dessen Darstellung es unter Umständen selbst verdorben hat: das ist ein schlechtes Stück. Es macht sich nicht gleich klar, daß es selbst, daß es das Publicum ist, welches dieses Stück geschädigt hat.

Der Autor ist eine bestimmte Persönlichkeit. Seine Leistungsfähigkeit kann objectiv beurtheilt werden. Die Schauspieler sind ebenfalls bekannte Größen oder Kleinheiten, deren Fähigkeiten oder Unfähigkeiten zu bemessen sind. Aber was ist das Publicum? Es ist etwas Nicht-Analysirbares, Unfaßbares, Unermeßliches. Wir sehen, daß es heute dieselbe Frage bejaht, die es morgen verneinen wird. Wieviel tausend Zufälligkeiten die Zusammensetzung desselben bewirken, und durch welche unberechenbaren Unbedeutendheiten seine Stimmung gehoben oder herabgedrückt wird, ist gar nicht zu sagen. Es ist nicht gleichgültig, ob jener corpulente Herr, der durch sein lautes Athmen die Nachbarschaft stört, in dem Hintergrunde einer Loge oder mitten im Parquet sitzt, ob das Wetter hell oder bedeckt, ob es trocken ist oder regnet, ob die Börse fest oder flau geschlossen hat, ob während der Vorstellung diese oder jene beachtete Persönlichkeit in diesem oder jenem Sinne rührig ist, ob ein Ausdruck des Beifalls oder Mißfallens am ungehörigen Orte stattfindet u. s. w. u. s. w. Aber ich verzichte auf eine weitere Aufzählung der Hunderte von Einzelheiten, die ja doch niemals eine vollständige sein könnte, weil diese Einzelheiten selbstverständlich mit jeder Vorstellung wechseln und sich vervielfältigen, je nachdem.

Dabei lasse ich Eines ganz außer Acht: die beabsichtigte Beeinflussung des Publicums durch bestimmte Persönlichkeiten, die voreingenommenen Freunde und Claqueurs und die voreingenommenen Gegner und Zischer. Ich spreche nur von den Einwirkungen, die das unbefangene Publicum gleichsam unbewußt erleidet.

Alle Besucher einer ersten Aufführung haben die Wahrnehmung gemacht, wie der Erfolg eines Stückes durch die continuirliche, womöglich sich steigernde „Stimmung" der Zuschauer herbeigeführt wird. Der Mißerfolg ist da von dem Augenblicke an, wo diese Continuität aufgehoben wird.

Auf einmal schneidet es wie ein kalter Zug quer durchs Haus. Es ist, als ob eine unsichtbare Scheidewand zwischen Zuschauerraum und Bühne gezogen wäre. Der Zusammenhang ist gelöst, und Publicum und Schauspieler merken gleichzeitig instinctiv, daß sie die gegenseitige Fühlung verloren haben. Es tritt eine unbehagliche Abkühlung ein. Den Darstellern wird der Resonanzboden entzogen, ihre siegesfrohe Zuversicht weicht der Beklommenheit und Unsicherheit, mit einem Worte: die Darstellung befindet sich jetzt auf der bewußten „schiefen Ebene"; sie macht nun die Schwächen des Werkes noch unangenehmer und störender und verkümmert dessen Vorzüge. Demgemäß steigert sich das Unbehagen im Publicum zum offenbaren Mißfallen, und diese Mißstimmung ist gerade so ansteckend wie die gute Laune. Man nimmt nun auf einmal Anstoß an Dingen, die sonst ganz unbemerkt vorübergegangen, vielleicht sogar unter einer andern Constellation recht freundlich aufgenommen sein würden. Nun werden unglückliche Zufallswörtchen aufgegriffen

und als malitiöse Beziehungen mit ironischem Jubel begrüßt. „Ich spiele hier eine lächerliche Rolle", sagt ein Schauspieler, und das Publicum jauchzt. „Die erbärmliche Komödie ist bald zu Ende": allgemeines Lachen und Händeklatschen.

Ist's einmal so weit, so ist keine Rettung mehr. Nun fängt man an, Spaß an der Sache zu finden. Jetzt wird allerhand Kurzweil getrieben; in Ermangelung des Kunstgenusses, den man gesucht hatte, ergötzt man sich mit sogenanntem „Ulk". Irgend ein vorlauter Bursche erachtet sich für befugt, einen schlechten Einfall zum Ergötzen seiner Umgebung mit ziemlich lauter Stimme zum Besten zu geben; dagegen opponirt ein andrer; für diesen und jenen wird Partei ergriffen, und der Skandal ist da.

Vor diesem Collegium von Richtern ist selbst die unerschrockenste Darstellung nicht im Stande, den Proceß zu gewinnen. Vor einem bösen Auditorium läßt sich nicht gut spielen. Dieser Schauspieler wird eingeschüchtert und läßt Wirksames fallen, jener andre wird durch die Opposition aufgestachelt und übernimmt sich mit Unerheblichem. Und so wird das Bühnenwerk durch die Darstellung thatsächlich travestirt, wie ihrerseits die Darstellung durch das Publicum gefälscht worden ist.

Ich weiß wohl, daß ich mit diesen Dingen nichts Neues sage; aber die Aufnahme des Hackenthal'schen Schauspiels legt es nahe, darauf wieder einmal zurückzukommen. Vielleicht zieht der eine oder andere Zuschauer aus dieser Wiederholung ihm wohlbekannter Thatsachen den Schluß, daß eine ungünstige Aufnahme bei der ersten Vorstellung, wenn diese auch den Erfolg entscheidet, für die Dichtung selbst nicht absolut maßgebend ist, daß allerhand Zufälligkeiten mitsprechen, die selbst das Urtheil des Kundigen und Wohlwollenden zu verwirren geeignet sind und daß, wenn man sich der Unmaßgeblichkeit seines Urtheils eben bewußt wird, es am gerathensten erscheint, Beifall und Mißfallen in einer möglichst discreten Form zu äußern.

Diese Abschlachtung — es gibt kein andres Wort — wie sie an der Verfasserin des neusten Schauspiels am Dienstag vollzogen worden ist, hat etwas überaus Peinliches. Es kann sicherlich dem einen Theaterbesucher nicht untersagt werden, zu zischen, wenn dem andern das Recht eingeräumt ist, zu klatschen; aber man sollte doch glauben, daß die seit Jahrhunderten üblichen Zeichen des Beifalls und Mißfallens, also: Beifallsklatschen und jauchzender Zuruf, Zischen und Pfeifen, für die gewöhnlichen Bedürfnisse genügten. Daß dazu jetzt in neuerer Zeit noch andere Manifestationen treten, wie das beliebte „Au!", das wie ein Chorus mysticus schauerlich aus dem Hintergrunde heraustönt, die Bemerkungen vom Platze, das Klappen mit den Sitzen ꝛc. — das ist doch wohl des Schlechten zu viel.

Der unglückliche Autor eines mißlungenen Stückes wird nicht mehr abgelehnt, was doch immerhin eine genügende Strafe ist, er wird wie ein Frevler mit Skorpionen gepeitscht. Es ist nicht ein Irrthum, den man ihm zum Vorwurfe macht, es ist ein Verbrechen, das man züchtigt.

Nun, gar so schlimm kann das Verbrechen des Fräulein Hackenthal denn doch wohl nicht gewesen sein, da ihr dieselbe Thatsache am zweiten Abend als eine verdienstliche Handlung angerechnet worden ist.

Aber in den letzten Jahren werden eben alle Theaterereignisse auf Extreme hinausgetrieben. Man macht von einem neuen Stücke so viel Geräusch, daß sich das Publicum seinerseits für befugt erachtet, seine Meinung über die zu einem „Ereigniß" aufgebauschte Thatsache ebenfalls in einer diesem Ereignisse angemessenen verstärkten Form auszudrücken.

Was wird über so ein Stück alles geschrieben, wie liegt man dem Publicum mit nichtigem Notizkram in den Ohren, bevor so ein dramatisches Schmerzenskind ans Licht der Lampen kommt! Da blickt man dem Autor, noch während er schreibt, über die Schulter, um nur möglichst schnell etwas von dem Inhalte zu erspähen; dann werden Andeutungen über die Tendenz und das Scenarium gegeben; dann spricht man von der Aufnahme, die das Stück bei den Schauspielern findet. Und so ist es schon in aller Leute Munde, bevor es noch irgend Jemand kennen kann, und man verurtheilt dasselbe zu dem traurigen Loose, oftmals vor der Geburt den größten Theil seines Daseins bereits consumirt zu haben.

So ist es auch mit diesem Stücke ergangen, von dem vor der Aufführung mehr und längere Zeit die Rede gewesen ist, als dies voraussichtlich nach der Aufführung der Fall sein wird. Es wäre unbillig, der Verfasserin die Verantwortlichkeit für alle die Mittheilungen, die seit Monaten im Umlaufe sind, auch nur mitverantwortlich zu machen. Der Vertrieb eines Stückes, die Versendung an die Bühnen, die Vertheilung der Rollen an die Schauspieler ꝛc., machen die Geheimhaltung zur Unmöglichkeit, und wenn sich eine Zeitung für ein Stück interessiren will, so sind die Hindernisse, die sich der Neugier in den Weg stellen, immer leichtlich zu überwinden.

Ich weiß nicht, wer ein Interesse daran gehabt hat, A. Hackenthal von vorn herein zu einer „pikanten Persönlichkeit" zu stempeln; aber dieser Versuch ist unbestreitbar mit einer gewissen Methode gemacht worden.

Erst hieß es ganz harmlos in den Zeitungen: „Im nächsten Winter werden wir ein neues Stück sehen, „Eine Ehe von heut", das von einem Anfänger geschrieben ist, der sich hinter dem Pseudonym Hackenthal verbirgt." Dann: „Hackenthal ist kein Pseudonym, es ist der richtige Name eines jungen Juristen, dem ein ganz ungewöhnliches Talent nachgerühmt wird. Dafür spricht schon die Thatsache, daß sich die wählerische Hofbühne für die Annahme des Stückes ausgesprochen hat." Dann: „Die Generalintendanz scheint sich von „Eine Ehe von heut" etwas Besonderes zu versprechen. Sie hat das Stück für die beste Zeit des Jahres angesetzt. Alle, die das Stück kennen, sind erstaunt über die Keckheit des Griffs und die bei einem Anfänger ganz ungewöhnliche Beherrschung der Technik. Wie man erzählt, ist der Stoff unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart gegriffen und geißelt in unversöhnlicher Weise unsre moderne Gesellschaft." Dann: „Es wird uns eine sehr merkwürdige Thatsache mitgetheilt: das sehr verwegene und hochbedeutende Schauspiel „Eine Ehe von heut" rührt nicht von einem jungen Juristen her, sondern von einem blühenden Mädchen, das einer hiesigen angesehenen Familie angehört und wirklich Fräulein A. Hackenthal heißt. Wenn also das Publicum bei der ersten Aufführung den Autor rufen wird, so wird es diesmal entweder den ungewohnten Anblick haben, ein junges Mädchen an der Hand der Darsteller auf der Bühne sich verneigen zu sehen, oder es wird vergeblich rufen." Und so ging es weiter.

Und was ist mit alledem erreicht worden? Allerdings ein volles Haus bei der ersten Aufführung, das nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge auch ohne diese Anstrengungen sich gefüllt haben würde, aber dazu ein Publicum, das besondere Ansprüche machte. Dieses Publicum hat wie gesagt ein schonungsloses Verdammungsurtheil und ohne Zulassung von mildernden Umständen gesprochen. Es hat sogar in unzweideutiger Weise seine Verwunderung darüber ausgesprochen, wie es möglich sei, ein solches Stück auf der Königlichen Bühne aufzuführen.

Ja, wenn wir vom Rathhause kommen, sind wir alle klug! Hat man ein Stück durchfallen sehen, so begreift man oft nicht, wie es möglich gewesen ist, daß ein verständiger Mensch solche Dinge schreiben, und daß der Regisseur diese Dinge unbeanstandet hat vorübergehen lassen können! Und doch wiederholt sich diese Geschichte in mehr oder minder erstaunlicher Weise nahezu bei einer jeden neuen Aufführung. Und die tüchtigsten und routinirtesten Bühnenpraktiker machen bei jeder ersten Aufführung vor dem Publicum dieselbe Erfahrung: daß auch die objectivste Beobachtung bei der letzten Generalprobe immer noch nichts beweist, noch gar nichts!

Daß der letzte Act, der gar kein Act ist, in dem die Figuren unstät und zwecklos hin- und herlaufen, und der keine größere dramatische Geschlossenheit besitzt als etwa eine Inseratenbeilage der „Vossischen Zeitung", in dieser Gestalt unbeanstandet hat acceptirt werden können, ist mir allerdings als Zuschauer räthselhaft. Aber ich muß mir auch sagen, daß ich als Regisseur vielleicht in denselben Fehler verfallen wäre und alle die Ungeheuerlich-

keiten, die mich bei der Vorstellung gestört, auf der Probe vielleicht ebenfalls nicht bemerkt hätte. In der Probe sieht man ja eben nicht das vollständige Stück, man sieht nur zwei Drittel davon: die Dichtung und die Darstellung, das andre und sehr maßgebende Drittel: das Publicum, fehlt.

Ueber das Stück will ich nicht viel Worte machen. Es ist gransam genug behandelt worden, und die freundliche Aufnahme, die es am zweiten Abend gefunden, hat meine Mißstimmung über dasselbe, wenn auch modificirt und gemildert, so doch keineswegs beseitigt. Es ist ein peinliches und verletzendes Stück.

Ein Wiener Witzbold, der „Maria Magdalena" von Hebbel gesehen hatte, äußerte als er das Theater verließ: „Das ist eine Familie, bei der ich mich Sonntags zum Speisen einladen möchte." Daran habe ich denken müssen, als mir die Bekanntschaft der Familie Sontheim durch Fräulein Hackenthal vermittelt wurde.

„Quelle famille, mon Dieu! quelle famille!" ruft Hyacinthe in einer Pariser Posse aus. Der Vater verkauft seine Tochter einem notorischen Schwindler und beugt ihr Widerstreben dadurch, daß er erklärt, er würde sich erschießen, wenn sie ihn durch die infame Heirath nicht rette. Bum! Die Frau sieht in der Verschacherung ihrer Tochter vor Allem die Möglichkeit, ihre Putzrechnungen nach wie vor zu bezahlen und ist mit dem Handel also ganz einverstanden. Der Sohn bummelt, beschimpft seine Eltern und versetzt den Schmuck seiner Schwester, um seine Spielschulden zu bezahlen. Die einzige Anständige ist die Tochter, die sich opfern läßt. Der Schwiegersohn ist ein Schwindler, Lügner, Betrüger, der ein Mädchen verführt, es dann sitzen läßt, eine gute Partie macht, die größten Beleidigungen einsteckt und sich über die Verachtung, die seine Frau ihm gegenüber unverhohlen ausspricht, mit dem Bewußtsein hinwegtröstet, daß er sie besitzt — das „charmante Weibchen". Schließlich will er auch noch stehlen und durchgehen und da er daran verhindert wird, erschießt er sich. Bum!

Nebenbei läuft noch ein Kaufmann herum, der wahrscheinlich das ehrenhafte Princip vertreten soll und durch die verdienstliche Handlung der Beerbung seines Onkels, für den er, beiläufig bemerkt, nicht einmal Trauer anlegt, zu einem genügenden Vermögen gelangt, um einen Hausstand zu begründen. Aber es ist zu spät, da seine Braut bereits den bewußten Schwindler geheirathet hat. Der opportune Pistolenschuß setzt die jungen Leute in die angenehme Lage, das Versäumte nachzuholen.

Alles das — mit starken Reminiscenzen an „Lucia", „Kabale und Liebe", „Die Fremde" und „Emilia Galotti" — ist derb und ungeschlacht hingestellt. Es ist zwar ein unbestreitbares Talent da, aber ein Talent, das noch vollkommen ungehobelt ist. In den ersten Acten zeigt sich, abgesehen von den abstoßenden Unannehmlichkeiten, die dramatische Befähigung der jugendlichen Verfasserin am deutlichsten. Die Exposition ist sogar recht interessant, und es sind wirkliche Scenen und wirkliche Acte, wenn auch noch nicht gute. Die Schlußscene des vierten Actes, die am ersten Abend auf eine starke Opposition stieß, wirkte am zweiten ganz entschieden; und unter diesen günstigen Umständen konnte der wohlgesinnte Zuhörer hier und da auch ein richtiges, wenn auch fast immer zu starkes, ein wirksames und packendes Wort auffassen, an dem er seine Freude haben konnte. Aber für Alles und Jedes ist der Verfasserin eine starke Milderung und Zügelung zu empfehlen.

Es ist fast unbegreiflich, wie ein junges Mädchen eine so trübe Weltanschauung hat gewinnen und welche Freude es an wüsten Bildern und grellen Farben hat finden können. Es ist schon möglich, daß es Familien wie die Sontheim'sche gibt, aber das gibt dem Dichter noch keine Berechtigung, sie auf die Bühne zu bringen. Das ist nicht eine Ehe von heut, es ist die sittliche Verwahrlosung, die allen Zeiten angehört. Die Sontheim'sche Familie ist ebenso wenig ein Spiegelbild unserer Gesellschaft wie Thyrolf ein Repräsentant unserer Sittlichkeit.

Die Darsteller kämpften wie die Löwen gegen den tosenden Unwillen des Publicums bei der ersten Aufführung, vor allen Fräulein Meyer, Fräulein Keßler und Herr Klein, deren vorzügliche Leistungen auch vollkommen anerkannt worden sind. Herr Hellmuth-Bräm unterlag der Undankbarkeit seiner Aufgabe. Und was sollte Frau Frieb-Blumauer aus der farblosen und nur antipathischen Rolle der Mutter machen, was Herr Dehnicke aus dem uninteressanten Nichtsnutz von Sohn?

Die Verfasserin sollte sich durch die Niederlage am ersten Abend ebenso wenig einschüchtern, wie durch die Wiederaufrichtung am zweiten Abend sich zum Uebermuthe hinreißen lassen.

Paul Lindau.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

V.

Die „Testamentseröffnung" von L. Bokelmann ist ein Kunstwerk, das vermöge seines klassischen Gleichgewichts über den Parteien steht: Meisterschaft am Ruder, Geschmack am Steuer. Reich an augenfälligen Vorzügen, frei von augenfälligen Schwächen macht es seinen Anspruch auf die große Medaille wie etwas Selbstverständliches geltend. Man bewundere darin das vornehme Maß, mit dem der Künstler in wenigen, unseren täglichen Anschauungen geläufigen Figuren die häßlichen und lächerlichen Wirkungen plötzlich enttäuschter Habsucht auf die äußere Erscheinung schildert, und wie er in anziehenden Gegensätzen von unbekümmerter Jugend und weiblicher Empfindsamkeit den üblen Eindruck wieder ausgleicht, ohne das Publicum von seiner schwachen Seite zu nehmen. Eine Beschreibung würde den Zweck verfehlen, das Bild der Phantasie des Lesers wesentlich näher zu bringen, als es die Bezeichnung ohnedies schon thut. Es bleibt ein novellistischer Rest für die freie Interpretation zurück. Ich schlage unmaßgeblich vor: der Verstorbene war ein (nicht gar zu) alter Junggesell, der seinen legitimen Erben nicht nur die weniger seltene Ueberraschung bereitet, ein Testament zu hinterlassen, sondern auch die ungewöhnlichere, darin das kleine nette Mädchen, welchem die elegante Dame freundlich zuspricht, als Universalerbin einzusetzen.

Das Bild von C. L. Jessen (Deetzbüll, Schleswig-Holstein) „Sonntagmorgen bei einer Kirche in Nordfriesland" hat vielleicht in weiteren Kreisen des Publicums nur wenig Beachtung gefunden, allein ich fürchte auch nicht, mit dem starken und andauernden Interesse, das es mir eingeflößt, isolirt zu stehen. Wohl möglich, daß der Künstler nichts geben wollte als die treue Abschrift von etwas zufällig Angeschautem, das seinen künstlerischen Nachahmungstrieb lediglich durch malerische Motive reizte. Aber absichtlich oder nicht, unter seinen Händen ist das Werk zu einer Charakterschilderung von zwingender Kraft herangewachsen. Diese Gestalten, obschon außer Zusammenhang mit irgend einem novellistischen Hintergedanken, reden zu uns wie ganze Bände von Dorfgeschichten. Was Verstandesenge, Willensstarrheit, Geldstolz und physische Kraft in der unbeschränkten Herrschaft eines solchen Dynasten über seine Familie für eine unheimliche Macht zu üben vermögen, das dämmert hinter dem selbstbewußten Auftritt dieser hochgestiefelten Landprotzen unverkennbar herauf. Die Gegensätze der bescheideneren und ihrer natürlichen Anmuth noch nicht beraubten Jugend, des schmucklosen Gotteshauses, das Memento mori in den rings verstreuten Gräbern, die helle, schneidige Luft über der niedrigen Landschaft, in die man weit hinaus auf Wiesen und dazwischen fließende Wasseradern blickt, geben der Gruppe des Vordergrundes in jedem Sinne das stärkste Relief. Die Härte, die sich hie und da geltend macht und wesentlich von der allzu gewissenhaften Wiedergabe untergeordneter Details ausgeht, steht mit dem Geist des Bildes nicht im Widerspruch. Ueber die technische Kraft des mir bis jetzt unbekannt gebliebenen Künstlers möchte ich daher mein Urtheil nicht abschließen.

An ein größeres Publicum wendet sich Georg Knorr (Königsberg) mit seinem Bilde „In die Welt hinaus". Ein junges Mädchen in Trauer erwartet auf einer einsamen Zwischenstation, vor den Schienen stehend, den Zug. In ihrer Nähe hat auf seinem Felleisen ein alter polnischer Jude Platz genommen. Er starrt mürrisch vor sich hin, scheinbar unbekümmert um das Kind an seiner Seite, das gedankenlos den Blick in die Ferne schweifen läßt. Im Hintergrunde die kräftigen

Gestalten des Bahnhofsinspectors und eines zum lustigen Waidwerk gerüsteten Lebemanns. Der Künstler hat sich auf ein glattes Gebiet gewagt. Man ist nachgerade gegen sentimentale Absichtlichkeit und dergleichen Prätensionen sehr empfindlich geworden; aber durch treue Beobachtung der Natur und die Kraft auf dem Wege bis zur Vertheilung unter die einzelnen Gestalten nicht viel davon zu verlieren, sichert er sich den künstlerischen Halt, der bei weniger grellem Hervortreten des kleinen Judenmädchens an Festigkeit gewonnen haben würde. Die Stimmung der Landschaft mit dem Blick auf die ins Endlose verlaufenden Schienen steht in glücklichem Einklang zur Situation.

Da ständen wir unversehens vor der „Salomonischen Weisheit" Meisters Knaus. Es ist ein eigenes Schicksal der diesjährigen akademischen Ausstellung dadurch an der Schätzung ihres Werths einzubüßen, daß drei von ihren bedeutendsten Zierden schon früher Privatbeziehungen zu einem Theile des Publicums unterhalten haben. Wie weit es heute noch angezeigt erscheint, davon zu reden, entzieht sich der sichern Beurtheilung. Der humoristische Inhalt des einzigen Bildes ist längst Gemeingut aller derer geworden, die durch fleißiges Verweilen vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen ihre Fühlung mit derselben zu erhalten bestrebt sind. Aber jede neue Betrachtung ruft doch in dem denkenden Kunstfreunde immer wieder unbegrenztes Erstaunen wach, wie ein an und für sich so unkünstlerischer Stoff, dem man allerhöchstens das Eintagsleben einer flüchtig genossenen Illustration zusprechen möchte, hier unter der Hand des Zauberers die Ausgestaltung eines auf Jahrhunderte hinaus gültigen und geweihten Kunstwerks angenommen hat. Wissen wir längst, daß das Häßliche der Verklärung durch den malerischen Schein, durch den gemüthvollen Humor, durch die Stärke der Empfindung fähig ist, so zeigt es sich hier noch überdem der künstlerischen Veredlung durch Grazie und Anmuth zugänglich.

Der Humor findet mit immer größerer Sicherheit die Grenzen, innerhalb deren er dem Sittenbilde ein wohlthuendes Ingredienz bleiben kann. Der reifere Künstler baut die Wirkung nicht auf den Spannungsgrad der komischen Situation, hütet sich vor Anhäufung der Motive und weist die Idee zurück, die er nicht malerisch zu empfinden vermag. In Hans Dahl hat sich diesem Genre ein ungewöhnliches Talent zugewendet. Eine gewisse Ungeberdigkeit des Jugendmuths that der Wirkung seiner Arbeiten in meinen Augen bisher Eintrag. Bei aller Ursprünglichkeit der Auffassung, die ihre Anregungen vorwiegend von den frappanten atmosphärischen Erscheinungen der Natur empfangen dürfte, bei der lebendigsten Unmittelbarkeit der Darstellung, wollte es doch nicht recht zu einem wohlthuenden Verhältniß zwischen Form und Inhalt kommen. Auch dem „Naturkinde" gegenüber macht sich der Wunsch nach einer geschmackvolleren Beschränkung leise geltend. In der gesunden Kraft des Ausdrucks von unwiderstehlich mit sich fortreißender Heiterkeit, in dem sichern Anlauf, mit dem der Künstler das Spiel von blendendem Sonnenlicht und transparenten Schatten zum Ausgang der Naturstimmung macht und darunter das Detail der Vegetation zu vollem Rechte gelangen läßt, ist dieses Werk seinen Vorgängern — ich erinnere nur an den gefoppten Heuträger auf dem Steine mitten im Wasser — um ein Bedeutendes überlegen. Das Naturkind ist eine schlanke, frische Dirne von den Bergen, deren Prospect einen ebenso schlanken, frischen Maler veranlaßt hat, seinen Malkasten auszupacken. Sie hat wohl erst harmlos zugesehen und sich's erklären lassen. Dann aber muß der Stadtherr nicht bei der Sache geblieben sein. Kurzum sie läuft davon, als wäre der Teufel hinter ihr her, wobei freilich das Gesicht mit vollem Lachen nach dem Spaßmacher zurückblickt, der ihr behaglich lächelnd nachschaut, ohne sich in seiner Arbeit zu stören.

Ein verwandtes Thema behandelt „der galante Jäger" von Delort in Paris. Der Künstler ist unzweifelhaft identisch mit Charles-Edouard Delort, dessen Bild „Hallali" — eine Hetzjagd unter Louis XV., die mit dem gejagten Sechzehnender über den Wochenmarkt einer kleinen Stadt hinwegbraust — sicher von keinem Besucher der internationalen Ausstellung unbemerkt geblieben ist. Dagegen dürfte sein hiesiger Beitrag, den wir wohl, wie eine Reihe anderer Bilder von französischen Meistern ohne Vornamen, der Vermittlung des Kunsthandels verdanken, von Vielen übersehen worden sein. Bedauernswerth genug, denn es war ein vortreffliches kleines Bild, in dem neben der pikanten Lustigkeit Ton, Landschaft, Figuren und nicht am wenigsten ein Rudel Gänse die Tüchtigkeit des Meisters bezeugten. Hier sei auch gleich des eleganten und eintönigen Bildes von Comte-Calix gedacht, „Un petit chemin qui mène loin", welches als seltener Gast freundlich zu begrüßen war, wenn es auch nicht gerade als ein charakteristisches Beispiel für die Kunst dieses Meisters, wie sie uns in der Tradition vorschwebt, gelten kann.

Alb. Conrad läßt seine Naturkinder auf der Alm die Sache ernster nehmen. Wenn das Bild dem Gegenstande nach auch auf den populären Erfolg seiner Vorgänger verzichten muß, so nimmt es doch von Neuem für den Meister durch kernige Behandlungsweise und ehrliche Miene ein. In dem weiblichen Kopf sind die übrigens sehr lebenswarmen Töne für mein Auge und den der Kleinheit des Bildes entsprechenden nähern Standpunkt etwas unvermittelt nebeneinander gesetzt. Wie man das vermeiden kann, ohne an Kraft und Naturalismus einzubüßen, zeigt Paul Borgmann (Karlsruhe) in seinen „Klatschgeschichten". In ihm scheint sich ein außerordentliches Talent durch unverdrossene Arbeit, unter trefflicher Leitung und auf dem richtigen Wege vom Großen zum Kleinen endlich wieder einmal ausreifen zu sollen. Das Urtheil über ihn wird durch ein Werk auf der Münchener Ausstellung, „Reisenglück" — ein junges Ehepaar, das vor der Dorfschmiede die Reparatur eines gebrochenen Rades abwarten muß — zu seinen Gunsten wesentlich erweitert; mein Interesse an den Arbeiten des Künstlers ist indeß älteren Datums. Wenn es heute noch als Verdienst gilt, die Formen der Natur im Kleinen streng durchzumodelliren, wenn wir das, was wir uns bei den alten Niederländern zuerst ansehen, um von vornherein darüber ins Klare zu kommen, ob eine nähere Betrachtung überhaupt lohnt, auch in neuen Bildern einer Prüfung unterziehen, dann möchte ich für Borgmanns Arbeit Vorzüge in Anspruch nehmen, die ich ohne Uebertreibung selten nennen darf.

Emil Weiß (Königsberg), der uns noch vor einem Jahre von der düstern Schwermuth seiner Muse überzeugen wollte, hat sich nunmehr auch dem behaglichen Humor und in der anspruchslosen, echtes Leben athmenden Darstellung des Kochs und seiner vierbeinigen Freunde mit bestem Erfolg zugewandt. Weniger kann ich mich mit Großmanns lächerlichem Philister am Grabe der Seinen befreunden. Ein Mensch, der an einem Grabe sitzt, wirkt nicht erheiternd, und begegnete uns wohl auch einmal ein solcher, so mögen wir ihn ungemalt lassen. Vor einem Bierseidel wäre der närrische Kerl an seinem Platze. Der wackere Schuster mit den Nachbarkindern hat sicher in den weitesten Kreisen des Publicums Beifall gefunden, ohne darauf zu speculiren.

Otto Günther scheint den Humor seiner Schüler nicht zu theilen. Wie ich höre, reicht die Entstehung seines Bildes „der letzte Besuch" — ein kleines Mädchen mit der Puppe, das bei der aufgesargten Leiche einer Spielgefährtin steht — zu längst hinter uns liegenden Zeiten hinauf. Es wäre besser, in seinen Anfängen verblieben. Ich fürchte die Erscheinung von Leichen in der Kunst nicht; Kirberg sei mir dessen Zeuge; aber die Koketterie mit den letzten Dingen verabscheue ich, und aller Aufwand einer weit vorgeschrittenen Kraft kann mir das Ding nicht in versöhnlicherem Lichte erscheinen lassen. Von den Humoristen erwähne ich vor allen noch Piltz und Hasemann. Ersterer schildert uns Kinder beim Mittagsessen unter Aufsicht der Pensionsvorsteherin, oder so etwas dergleichen, in der bekannten Spezialität, die ihm wegen der darin erscheinenden treuen Naturbeobachtung und der realistischen Kraft, mit der er darnach künstlerisch zu gestalten weiß, einen weit reichenden Ruf verschafft hat. Der Hang, seine im Einzelnen abgerundeten Motive zu häufen und eine krause Manier, sich mit den kleinen Formen auf breite Weise abzufinden, haben mir den Genuß an seinen Arbeiten nicht selten beeinträchtigt. Noch nie ist mir Piltz so klassisch erschienen, wenn der Ausdruck mit unterschlüpfen darf, als in diesem letzten Werk. Bei weiser Beschränkung kommt jeder einzelne Treffer viel voller ins Auge. Die Gesammthaltung ist von außerordentlich malerischer Tiefe und das „Bild" leidet nicht um der „Bilder" willen. Gleichwohl bleibt mir das Gefühl, daß des Künstlers Fahrzeug noch manchen Ballast werfen kann, ohne darum von dem flotten Zuge, in dem es sich befindet, abzukommen.

Hasemanns „Einweihung einer Friedenseiche in einem Thüringer Dorfe" krankt an den Schwächen, die ich bei Piltz vermindert fand, in hohem Grade. Es ist das um so mehr zu bedauern, als sich in den wahrhaft aus dem Füllhorn geschütteten Einzelheiten eine auf unermüdlichen Fleiß gestützte, höchst beachtenswerthe Leistungsfähigkeit zu erkennen gibt. Das Auf- und Aneinanderreihen hat dem Bilde die Luft genommen; es wurde angefangen, ehe der malerische Grundgedanke sich der Phantasie des Künstlers bemächtigt hatte; wir wandern von Kopf zu

Kopf, erfreuen uns bald mehr bald weniger an dem Gelingen und laufen darüber Gefahr, den künstlerischen Inhalt des Ganzen zu verlieren. Daß wir von dieser Kraft in Kürze weit Reiferes und Entscheidendes zu erwarten haben, scheint mir gewiß.

Die Arbeiten von Edmund Tetzner (Weimar) — ein armer Teufel, der bis an die Knie im Schnee rathlos vor einem Wegweiser steht, von dem er mit Bestimmtheit Auskunft erwartet hatte —, von Stammel — namentlich die Junggesellen bei der bekannten Bereitung des Kaffees ohne Wasser —, von Woltze, Lüben und Schultz-Briesen, der mir immer wie ein ganz entfernter Nachkomme von Hasenclever erscheint, seien wegen der natürlichen Frische ihres Humors oder anderer Vorzüge willen erwähnt, wobei ich keineswegs für die Auswahl den Nichtgenannten gegenüber die Verantwortung übernehme.

Fritz Werner lacht auch wieder einmal tüchtig mit. Die Verwirrung einer vom Stuhl aus dem Kasten in das Zimmer fliegenden Conchyliensammlung und als Gegenstück dazu das Unheil, das eine umgeworfene Terpentinflasche oder ein Kobold ähnlicher Art unter den am Boden verstreuten Oelskizzen eines Malers angerichtet hat, beides um 100 Jahre zurückdatirt, beides in der mikroskopischen Anschauung, die man dem Künstler kaum mehr zu controliren vermag, liefern ein ergibiges Feld für die wunderbare Meisterschaft, im Kleinen das Kleinste seinem vollen Werthe nach mitreden zu lassen und doch die dem Bilde beschiedene Täuschung zu erzielen. Eine Trennung der gleichwichtigen Anschauungsobjecte wäre jedenfalls dem Zweck des Humors förderlich gewesen.

(Schluß folgt).

Th. L.

Notizen.

Rob. Proelß: Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß. Eine psychologische Studie. Leipzig 1879, Verl. v. Bernh. Schlicke. 282 S.

Rühmlichst bekannt durch seine vortreffliche „Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, von seinen Anfängen bis zum Jahre 1862" (Dresden 1878, Baensch), der er kürzlich die überaus interessanten „Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, in actenmäßiger Darstellung" (Erfurt, Bartholomäus) folgen ließ, hat Rob. Proelß nun auch eine psychologische Studie „über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß" veröffentlicht, laut der Vorrede dazu veranlaßt durch die Widersprüche, die ihm in verschiedenen, den nämlichen Gegenstand behandelnden Lehrbüchern aufgestoßen, und die er, durch sie in Verwirrung gesetzt, zu beheben trachtete. In seiner Untersuchung nimmt der Verfasser eine entschieden abwehrende Haltung gegen die ganze seit Kant bestehende Erkenntnißlehre ein, und schon dadurch dürfte seine mit großer Sorgfalt ausgeführte Arbeit der Beachtung sicher sein. Nach dem Dafürhalten unseres Verfassers ist man bisher „in der Unterscheidung der letzten Thatsachen des Bewußtseins nicht weit genug vorgegangen, was zu einer schwankenden, nicht genügend bestimmten Auffassung derselben führen mußte; anderntheils denselben doch eine bald zu weite, bald zu enge oder auch irrige Deutung gegeben hatte". Mit seinen Ergebnissen steht der Verfasser vielfach im Gegensatz zu den gegenwärtig herrschenden Ansichten über unsere Erkenntnißthätigkeit. Seine von diesen abweichende Auffassung hat er bereits in seinem, ebenfalls im vorigen Jahre herausgegebenen „Katechismus der Aesthetik", ihren allgemeinen Umrissen nach niedergelegt. Das Büchlein selbst gehört der bekannten Reihe illustrirter Katechismen von J. J. Weber in Leipzig an und gibt, in gedrängter Kürze, Belehrungen über die Wissenschaft des Schönen und der Kunst, soweit diese selbst bis jetzt vorgeschritten. Wie der Verfasser bei seiner Darstellung hier im Ganzen einleuchtend und durchaus frei von jeder Kunstberauschung — welche bei einem populären Werk dieser Art gar leicht zur Geltung gelangen könnte — geführt hat, so auch hat er seinen Auseinandersetzungen über die Erkenntniß eine unbestreitbare Deutlichkeit zu verleihen vermocht, wobei ihm ein ans Virtuosenhafte streifendes Geschick im Rubriciren und Schematisiren zu Gebote steht. Nüchterner und gelassener kann dieser Gegenstand wohl schwerlich jemals behandelt werden. Daß der Verfasser sich dabei von allen metaphysischen Voraussetzungen und Annahmen fern gehalten, wird man ihm von vielen Seiten her Dank wissen. Ob es ihm aber gelungen, die von ihm angegriffene Theorie der Erkenntniß in ihrer Gültigkeit wankend zu machen, dürfte wohl vielfach bezweifelt werden. Vor Allem wird man, von dort aus, sein Verfahren als gar zu empirisch bezeichnen, weil er das Bewußtsein als unmittelbar gegeben und vorausgesetzt behandelt, keine Ableitung desselben versucht, ja es nicht einmal begrifflich abgrenzt. Was einer Definition davon gleichkommen könnte, wie etwa „Form des Sich-Selbst-Innewerdens des Subjects", wendet der Verfasser auf die Empfindung an, welche doch nur ein Element des Bewußtseins ist und nach dem bisher üblichen Sprachgebrauch der Psychologie vielmehr auf die mannichfachen Einwirkungen der Dinge auf das Subject Bezug hat. Dagegen erstrebt der Verfasser eine Analyse des Bewußtseins, in welchem vier verschiedene Thätigkeiten nachgewiesen werden. Von diesen ist eine, die Objecte gebende oder vorstellende Thätigkeit die unbedingt vorausgesetzte und dem Subject unmittelbar gegeben, weshalb sie, weil durch die Sinnenfunctionen vermittelt, als originäre Sinnenthätigkeit bezeichnet wird. Selbstverständlich ist es nicht die Annahme und der Nachweis dieses Bewußtseinselements, worin sich die Theorie unseres Verfassers von der bisherigen unterscheidet, sondern die Deutung, welche dieselbe bei ihm erhält. Der von ihm angegriffenen Richtung ist alles Erkennen, auch das unmittelbar durch die Sinne vollzogene, ein Denkact, auf unbewußtem Urtheilen und Schließen beruhend, demnach das Werk einer, wenn auch von der Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge bedingten, Erfahrung. Eben dies stellt Rob. Proelß' Theorie entschieden in Abrede. Ihm sind die originären Sinnesvorstellungen weder durch Erfahrung noch durch eine für diese vorausgesetzte Urtheilsthätigkeit erzeugt, sondern schlechthin die Voraussetzungen alles Erfahrnen und alles Urtheilens, und zwar auf Grund eines streng gesetzmäßigen Zustandekommens, wie solches durch den Organismus bedingt ist. Die Objecte sollen, nach dieser neuen Theorie, Thatsachen des Bewußtseins sein, und als solche unmittelbar gegeben. Die vom Verfasser angegriffene Theorie kennt ein Bewußtsein nur insofern es thätig, und als solche Thätigkeit gilt ihr das Denken, welches in allen seinen Abstufungen einen einzigen Grundcharakter hat. Ein Bewußtsein, welches Thatsachen anders, als durch einen Denkact auffaßt, ist derselben ein Unding. Daher wird von dieser Seite her die von Rob. Proelß vertretene Auffassung des Bewußtseins, dem die Objecte in gewissen Vorstellungen unmittelbar gegeben sind, sicherlich zurückgewiesen werden, so sehr auch der Verfasser von der Richtigkeit derselben durchdrungen ist.

Um seine Ueberzeugung zu erhärten hat der Verfasser nicht nur, wie vorhin angedeutet, die Lehre Kants seiner Kritik unterworfen, sondern dies auch mit den Ansichten von Schopenhauer, Hume, Maine de Biran, Joh. Müller, Ueberweg, F. A. Lange, Helmholtz u. m. A. gethan. Wird man auch vielleicht mit den vom Verfasser versuchten Widerlegungen nicht immer ganz einverstanden sein können, so wird die Richtigkeit mancher Einwände durchaus zugegeben werden müssen, namentlich was die Behauptung von der Apriorität der Geometrie (S. 134), die Gemüthsthätigkeit bei Individuen mit mangelhaften Sinnesorganen (S. 197) und den Gegensatz von Subject und Object (S. 215) anbelangt. Den zuletzt erwähnten Punkt betreffend, sowie die Bedeutung des Einfachsehens mit zwei Augen, worin unser Verfasser die noch von Schopenhauer eingehaltene Ansicht zu entkräften sucht, sind ihm die Psychologen der neuern englischen Schule längst zuvorgekommen. Gleichwohl dürfte die Studie von Rob. Proelß auch den Vertretern der von ihm befehdeten Richtung mannichfache Anregungen und Belehrungen bieten, und wäre es auch nur, um daraus zu ersehen, was für Befestigung der unserem Autor unhaltbar scheinenden Lehre noch erforderlich ist. Denn sicherlich ist das Verständniß eines so umsichtigen und gewissenhaften Lesers, wie unser Autor, dem Fachpsychologen ein unschätzbarer Gradmesser für den Werth seiner eigenen Leistungen: aus der Art, wie jener sich die Ergebnisse der Forschung klar zu machen sucht, wird dieser nicht nur finden, worin er seine Darstellung berichtigen und ergänzen muß, sondern wohl auch sehen, nach welcher Richtung hin er seine Untersuchungen fortzuführen hat. In solcher Hinsicht, wenn man etwa die positiven Behauptungen von Rob. Proelß nicht gelten lassen will, hat der Verfasser der heutigen Forschung über unsere Erkenntnißthätigkeit unzweifelhaft einen beachtenswerthen Beitrag geliefert.

Wilh. Bolin.

* * *

Eine neugriechische Uebersetzung von Lessings „Nathan".

Obgleich im Allgemeinen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Neugriechische nur auf wenige Leser zählen dürfen, so halte ich doch einen kurzen Hinweis auf eine solche Arbeit hier im besondern Fall für gerechtfertigt, wo es sich nämlich um ein Meisterwerk unseres Schrifthums handelt und um eine ebenbürtige meisterhafte Uebertragung, die geeignet und vielleicht auch berufen erscheint, in mehr als einer Beziehung auf dem fremden Boden Epoche zu machen, wie es die Urschrift auf dem heimischen gethan.

In dem vorliegenden Fall handelt es sich um die von A. Rangabé, dem griechischen Gesandten in Berlin, in seinen „Sämmtlichen Werken literarischen Inhalts" (ἅπαντα τὰ φιλολογικά) soeben veröffentlichte Uebertragung von Lessings „Nathan dem Weisen".

Rangabé, der in der neueren Literatur seines Vaterlandes als Dichter wie als Uebersetzer unbestritten eine der höchsten Stufen einnimmt, hat hier die Erwartungen, die man von ihm hegen durfte, im höchsten Maße erfüllt.

Bekannt gilt als der gewöhnliche Vers der neugriechischen Dramen ein dem französischen Alexandriner durch die feststehende Cäsur und die Reimverbindung ähnlicher. Rangabé hat schon früh — z. B. in der von mir übersetzten aristophanischen Komödie „die Hochzeit des Kutrulis" — das Klippklapp der politischen Reimverse mit dem alten Trimeter vertauscht. Für seinen „Ναθὰν ὁ σοφός" hat er im engsten Anschluß an die Urschrift reimlose sechsfüßige Jamben gewählt und es ist bewundernswerth, wie er Lessings gedrungene und schlagende Sprache Vers für Vers im Griechischen wiedergegeben und wie glatt und rund sich das Ganze fortliest, wie ungezwungen und lebendig der Ausdruck sich der Urschrift anschmiegt.

Ich hoffe und wünsche, daß Versbau und Sprache der griechischen Uebertragung auf die griechischen Dramen ähnlichen Einfluß üben werde, wie es der „Nathan" bei uns gethan.

Mir wohl bewußt, daß hier nicht der Ort ist, auf Einzelnes näher einzugehen, glaube ich doch zur Kennzeichnung der Uebertragungsweise zwei kurze Stellen anführen zu dürfen, an denen ich eine — allerdings nur geringfügige — Kleinigkeit auszusetzen hatte, unter Beifügung dessen, was der mir befreundete Verfasser auf die ihm brieflich darüber gemachte Mittheilung erwidert hat.

In der bekannten Ringerzählung (deren Uebersetzung sich wohl dazu empfiehlt, unsere Primaner zu der leicht zu erwerbenden Kenntniß der heutigen griechischen Sprache anzuregen) heißt es:

Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,

und im Griechischen entsprechend:

Ὁ λίθος ἦτον τιμαλφὲς βηρύλλιον
Χρώματ' ἀλλάσσον συνεχῶς.

Hier ist nicht glücklich der Opal in einen Beryll verwandelt, es hätte füglich statt βηρύλλιον wohl ὀπάλιον heißen sollen, eine Aenderung, welcher der Uebersetzer in seinem Brief an mich zugestimmt hat. Er schreibt: „Ich habe, in der Meinung, daß es auf die Gattung des Steines nicht ankomme, im Griechischen βηρύλλιον nur gewählt, weil dieser Name eines Edelsteines bei uns bekannter ist als ὀπάλιον."

Die zweite Stelle glaube ich um so eher anführen zu dürfen, als ich aus Erfahrung weiß, daß sie — auf einem Lausitzer Provinzialismus beruhend — auch von einer großer Anzahl deutscher Leser nicht ganz richtig aufgefaßt wird. In dem 2. Auftritt des 1. Aufzuges sagt Daja:

Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieser Bruder nicht mehr lebt ꝛc.

Ich habe in meinem Wörterbuch II S. 1421 (unter „Viel" 3) darauf aufmerksam gemacht, daß in der Lausitz und in Schlesien viele zwanzig zur Bezeichnung einer unbestimmten Menge dient. Rangabé übersetzt:

Ἀλλὰ πρὸ χρόνων εἴκοσι κ' ἐπέκεινα
ἀπέθανεν ἐκεῖνος,

allerdings nicht grade sinnwidrig, aber vielleicht hätte er doch bei Kenntniß des Lausitzer Sprachgebrauchs die bestimmte Zahl (20) in seiner Uebersetzung ganz aus dem Spiele gelassen.

Darauf hat er mir erwidert: „Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks: 'viele zwanzig Jahre' unbekannt war, und doch wüßte ich an die Stelle des jetzt Dastehenden nichts Besseres zu setzen, da ein πρὸ χρόνων oder πρὸ πολλῶν ἐτῶν gar zu schwach und farblos wäre."

Jedenfalls wird man aus der Geringfügigkeit der Ausstellungen erkennen, wie genau und sorgfältig und wie gelungen im Ganzen die Rangabé'sche Uebertragung ist.

Der Zweck dieser Zeilen ist vollständig erreicht, wenn die Leser auf die griechische Uebersetzung aufmerksam geworden und einzelne sich dadurch vielleicht angeregt fühlen, sie mit der Urschrift zu vergleichen und günstigen Falles sich auch mit andern Werken des trefflichen Rangabé und weiter mit der neugriechischen Literatur überhaupt bekannt zu machen, was Kennern des Altgriechischen nur geringe und leicht zu überwindende Schwierigkeiten bietet.

Dan. Sanders.

* * *

Am 29. Semptember fand in München eine Versammlung von Mitarbeitern an der im Verlage von F. A. Perthes in Gotha erscheinenden Geschichte der europäischen Staaten statt. Die Verhandlungen zeigten, daß das große Unternehmen nach allen Seiten der Vollendung entgegengeht. Die Geschichte Griechenlands von Professor G. Hertzberg ist mit dem jüngst ausgegebenen Registerband zum Schluß gediehen. Von der Neuesten Geschichte Frankreichs, bearbeitet von unserem hochgeschätzten Mitarbeiter Professor K. Hillebrand in Florenz, ist soeben der zweite Band (bis 1848) erschienen, und die noch ausstehenden Bände des Werkes werden in kurzen Zwischenräumen nachfolgen. Von der Neubearbeitung der Niederländischen Geschichte durch Professor Th. Wenzelburger, dem die „Gegenwart" gleichfalls eine Reihe werthvoller Beiträge verdankt, liegt der erste Band vor, und der zweite ist weit in der Bearbeitung vorgeschritten. Der unlängst veröffentlichte erste Band der Geschichte Bayerns, vom Archivrath S. Riezler bearbeitet, wird voraussichtlich schon im nächsten Jahre eine Fortsetzung erhalten. Sehr erfreulich ist, daß die so lange unterbrochene Geschichte Spaniens demnächst wesentlich gefördert werden wird; noch in diesem Jahre wird ein neuer Band, für den man Professor Fr. Schirrmacher zu danken hat, der Presse übergeben werden. Von der Geschichte des Kirchenstaates, bearbeitet von Dr. M. Brosch in Venedig, ist der erste Band bereits im Druck. Mit der Geschichte Venedigs ist Professor G. Thomas — den Lesern der „Gegenwart" aus manchem interessanten Beitrage bekannt — unausgesetzt beschäftigt. Den ersten Band der Geschichte Württembergs hat Archivrath P. Stälin nahezu vollendet. Auch für die Fortsetzungen der Geschichten Preußens, Rußlands, Schwedens und Dänemarks werden die Arbeiten regelmäßig fortgeführt.

Bekanntlich ist eine neue Bearbeitung der Deutschen Geschichte in der Weise unternommen worden, daß größere Perioden von verschiedenen Gelehrten, welche bereits durch langjährige Studien mit ihren Aufgaben vertraut sind, behandelt werden. Die Verhandlungen der Versammlung bezogen sich besonders auf die gleichartige Durchführung und möglichste Beschleunigung dieses vaterländischen Werkes, mit welchem man einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenzukommen hofft. Man erwartet dasselbe bis 1882 vollenden zu können; die erste Publication wird voraussichtlich schon im nächsten Jahre erfolgen. Eine Neubearbeitung auch der Oestreichischen Geschichte wurde seit längerer Zeit gewünscht, und die Verhältnisse haben jetzt diesem Wunsche zu entsprechen ermöglicht. Professor A. Huber in Innsbruck hat es übernommen, die Geschichte des Oestreichischen Kaiserstaates in sechs Bänden von mäßigem Umfang zu behandeln. Daneben ist eine besondere Bearbeitung der Geschichte der Kronländer Ungarn und Böhmen für spätere Zeit in Aussicht genommen.

Dieser Nummer liegen von nachstehenden Firmen folgende **Prospecte** bei:

B. Behr's Buchh. in **Berlin** — „Die Familie Mendelssohn von S. Heusel".
Otto Spamer in **Leipzig** — „Preußens Geschichte in Wort und Bild von Ferd. Schmidt".
J. Engelhorn in **Stuttgart** — „Frauen-Bibliothek".
W. Spemann in **Stuttgart** — „Die Erde und ihr organisches Leben von Klein und Thomé".
Georg Stilke in **Berlin** — „Hildebrandt's Aquarelle, Festgeschenke".

Inserate.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Unentgeltlich ist in den meisten Buchhandlungen zu haben:

Beyer's Verzeichniß der Neuigkeiten des deutschen Buchhandels.

Eine in 2—4wöchentl. Zwischenräumen erscheinende Uebersicht der neuesten Producte auf allen Gebieten des deutschen Büchermarktes.

Sollte das Blatt in einer Buchhandlung nicht zu erlangen sein, so wende man sich direkt an den Verleger **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Neue Kataloge

über m. antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände, **gratis-franco.** Angabe d. gewünschten Wissensch. erbeten.

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Bibliothekbeamter,

der bisher an einer grösseren Staatsbibliothek, vorwiegend an der **geographischen** Abtheilung derselben, thätig war, sucht bei mässigen Gehaltsansprüchen Stellung. Offerten und Anfragen unter Chiffre **O. T. 360** vermittelt die Expedition d. Bl.

Bei **H. R.** (nicht E.) **Mecklenburg** in Berlin C., Klosterstr. 38, erschien soeben im Anschluss an die Schilderung **Servets,** des Erfinders der vergleichenden Geographie, des Entdeckers vom Blutkreislauf, **des systematischen Bestreiters der Irrungen in der Schullehre von dem Dreieinigkeits-Verhältniss zu den Wittenberger Reformatoren,** I. Dr. Martin Luther und Dr. Mich. Servet (61 S. Lex.-8., Preis 1 *M.*), II. Ph. Melanchthon und Mich. Servet (198 S. Lex.-8., Preis 3 *M.*):

Servet

und die oberländischen Reformatoren.

I. Servet und Butzer.

Herausgegeben von

Lic. theol. **H. Tollin.**

17¼ Bog. Lex.-8. Preis eleg. broch. u. geh. 4 *M* 50 ₰.

Tollins Butzer und Servet bringt zum ersten Male aus Pariser, Berner, Züricher und besonders Strassburger Manuscripten ein psychologisch-dogmengeschichtliches Bild von dem Zusammenwirken und Sichbefehden jener beiden in weiten Kreisen einst tonangebenden Männer; ein Bild, dessen Folie, Union, Trinitätslehre und Abendmahlslehre bildet und das sein grosses Centrum in der Frage findet, ob Staatskirche oder aber Freikirche?

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **J. Wiel** in Zürich. Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte, bereits in 5. Aufl. erschienene Buch dient zum **wirklichen Besten** der von dem weitverbreiteten Zeitübel Bedrückten und darf Magenleidenden als eine reiche Quelle der Belehrung bestens empfohlen werden.

Preis *M.* 4.— = fl. 2.— öst. W. Zu bez. d. alle Buchh. oder direct franco vom Verleger.

Hans Feller in **Karlsbad,** Böhmen.

Im Verlage von **Jul. Klinkhardt** in **Leipzig** und **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verliebte Wagnerianer.

Novelle

von

D. Spitzer.

5. Auflage. Eleg. geh. Preis 3 *M.*

In 14 Tagen vier Auflagen vergriffen.

Vom demselben Verfasser erschien früher:

Das Herrenrecht.

Eine Novelle in Briefen.

9. Aufl. Eleg. geh. Preis 2 *M.*

Wiener Spaziergänge.

2. und 3. Auflage.

I.	II.	III.	IV. Smlg.
Preis 3 *M.* 60 ₰.	4 *M.* 50 ₰.	5 *M.*	4 *M.* 50 ₰.

Bücher-Ankauf.

Kl. u. gr. Bibliotheken kauft zu hohen Pr.: **E. Weidlich's** Antiqh., **Leipzig,** Frkf. Str. 34.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Friedrich Körner, Prof.

Die

Erde, ihr Bau u. organisches Leben.

Versuch einer Physiologie des Erdkörpers. Nach den zuverlässigsten Forschungen angestellt für Gebildete aller Stände.

2. Auflage. 2 Bde. gr. 8. brosch. 10 *M.*, eleg. geb. 11 *M.* 50 ₰.

Die

Luft, ihr Wesen, Leben u. Wirken.

Mit Beziehung auf die geographische Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschenrassen.

Ergänzungsband.

2. Aufl. 1 Bd. gr. 8. brosch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.* 50 ₰.

Dieses für jeden Gebildeten, besonders für Lehrer wichtige und interessante Werk fand bei seinem ersten Erscheinen den ungetheilten Beifall der gesammten Presse, wodurch sehr bald eine zweite Auflage nöthig wurde.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin** NW.

Besser'sche Buchhandlung. 10 Marienstrasse.

Im Jahre 1879 erschienen u. A.:

Emanuel Geibel.

Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Dritte sehr vermehrte Auflage. **Auf holländ. Papier gedruckt.** 1879. Eleg. geheftet 6 *M.* In reizenden Halbfranzband gebunden 9 *M.*

Paul Heyse.

Verse aus Italien. Skizzen-Briefe und Tagebuchblätter. 1880. Eleg. geheftet 6 *M.* Hübsch gebunden 7 *M.* 20 ₰.

Paul Heyse.

Der Salamander. Ein Tagebuch in Terzinen. Geschmackvoll gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 70 ₰.

Paul Heyse.

Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. Geschmackvoll gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 70 ₰.

Heinrich Homberger.

Italienische Novellen. Inhalt: Der heilige Giovanni. Der Säugling. Der Leitstern Madonna Clarenza. 1880. Eleg. geh. 6 *M.*, eleg. geb. 7 *M.* 20 ₰.

Werner Hahn.

Deutsche Poetik. 1879. Geh. 4 *M.* 50 ₰., geb. 5 *M.* 50 ₰.

Olio d'Oliva di Lucca.

Allerfeinstes Oliven-Speise-Oel aus Lucca in Italien zu Salaten, Majonaisen, Saucen ꝛc. auch als medizinisches Oel von heilsamster Wirkung, in unübertroffener Reinheit und Frische. Preis à Liter *M.* 2.70 in ganzen und halben Literflaschen. — **Alleinige direkte Niederlage in Berlin, Zimmerstr. 8 ptr. an der Wilhelmstraße.**

Breul & Comp.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 47. Berlin, den 22. November 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die einfachsten Elemente der orientalischen Frage. Von Ad. Wahrmund. — **Literatur und Kunst:** Die Bahnstation. Aus dem Italienischen, Odi Barbare des Giosué Carducci übertragen von B. J. — Gottfried Semper als Begründer der kunstgewerblichen Reform. Von Bruno Bucher. — John Blackwood †. Von Rudolph Lindau. — Theodor von Bernhardis Vermischte Schriften. Besprochen von F. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Theater. Unkritische Randbemerkungen von R. G. — Aus dem Concertsaal. Von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die einfachsten Elemente der orientalischen Frage.

Zwischen Asien und Europa herrscht seit Urzeiten der Kriegszustand. Papa Herodot hat dies schon vor mehr als zweitausend Jahren eingesehen und nach seiner Weise dargestellt. Im Allgemeinen ist Asien hierbei der angreifende Theil und muß dies sein, weil es ein kolossales Reservoir von Menschenkraft vorstellt, welche von Zeit zu Zeit durch elementar wirkende, vom Willen der Menschen ganz unabhängige Kräfte und Naturereignisse, wie natürlicher Wandertrieb, Hungersnoth u. dgl. in Bewegung gesetzt wird, und weil die im Asiaten wirksamen ungebändigten sittlichen Mächte, wie Unabhängigkeitstrieb, Herrschsucht, Raublust, religiöser Fanatismus u. dgl., sehr leicht die Massen auf die Bahnen der Eroberung führen. Europa anderseits verhält sich in der Regel abwehrend und wird nur durch besondere seltene Veranlassungen, namentlich durch die Zersetzung vorderasiatischer Großmächte und die daraus resultirenden Gefahren nach Asien geführt. So hat die Zersetzung des Perserreichs den Alexanderzug, die der Seleukidenmacht die Einmischung der Römer, die des arabischen Chalifats die Kreuzzüge, die des Osmanenreichs die heutigen Verwickelungen herbeigeführt. — Von den besonderen Beziehungen einzelner Staaten des vielgliedrigen Europa zu einzelnen Theilen von Asien soll hier nicht die Rede sein.

Die Richtungen, in welchen Asien Europa angreift, sind in der Hauptsache zwei, deren natürliche Scheidung durch die Schranken bedingt ist, welche der kaspische See, der Kaukasus, das schwarze Meer und weiterhin die Karpathen bilden. Die eine Richtung, nördlich dieser Schranken, geht direct von Ost nach West und führt die Massen mongolisch-tatarischer Völker durch Rußland und Polen heran. Die andere, südliche, geht von Südost nach Nordwest und führt uns jene Völker auf den Leib, die sich vorher — in den Anfängen ihrer Eroberungsperiode — in den Besitz von Syrien und Kleinasien gesetzt hatten. Auf diesem Wege sind die Perser unter den Achämeniden, die Araber bei ihren Versuchen zur Eroberung Konstantinopels, später die Türken und die Mongolen unter Timurleng angerückt.

Ein mehr untergeordneter Nebenstrang der ersten, zugleich aber auch eine Fortsetzung der zweiten Richtung, ist der Zug vom schwarzen Meer donauaufwärts. Diesen Weg benutzten, um von den ältesten Einwanderungen nicht zu reden, die Hunnen, Avaren, Magyaren und Türken. Ein Ablenker der zweiten Hauptrichtung ist der Weg längs der Nordküste Afrikas, welcher die Phönicier oder Karthager nach Spanien, Gallien und Italien, die Araber zu den Pyrenäen und bis an die Loire geführt hat.

Diesen zahlreichen asiatischen Eroberungszügen nach Europa stehen bis jetzt nur drei europäische nach Asien gegenüber, nämlich der makedonisch-griechische, der römische und die Kreuzzüge. Hinzufügen läßt sich noch, daß auch in der vorgeschichtlichen Zeit von Asien herandringende turanische Massen das Europa nördlich der Karpathen und Alpen erfüllten, um später wieder vor den Kelten, Germanen und Slaven zurückzuweichen, während einige Forscher auch von einer noch früheren Bewegung heutiger Arier von Europa nach Asien reden.

Man sieht: entweder kommt Asien nach Europa, oder Europa geht nach Asien. Das Erstere geschieht unter der Wirkung elementarer Triebkräfte, bei einfacheren, natürlicheren Lebenszuständen, stets offensiv, — das Letztere mehr widerwillig und in der Hauptsache in defensiver Absicht, wie dies auch der sehr künstlichen und deshalb empfindlichen Organisation Europas entspricht. Dazu paßt denn auch, daß Europa sich bei diesem Verhältnisse viel schlechter befindet als Asien. Es gibt in Asien noch ungeheure Gebiete, welche der Fuß des europäischen Eroberers nie betreten hat; in Europa aber gibt es, den Norden ausgenommen, fast keinen Landstrich, den der asiatische Eindringling nicht besucht hätte, denn von der einen Seite kamen Hunnen und Magyaren bis zur Loire, und von der andern Seite die Araber. Die Türken sind bekanntlich bis über Passau hinausgestreift, die Araber seinerzeit bis gegen die Rhone, so daß beispielsweise, in Folge der durch den Islam hervorgerufenen Bewegung, in Centraleuropa nur der schmale Gürtel zwischen Rhone und Inn unberührt geblieben ist vom Hufe asiatischer Rosse. Anderseits bringt der Europäer dem Asiaten im Allgemeinen eine mit Widerstreben angenommene Verbesserung seiner Zustände, und zwar noch auf eigene Unkosten und unter schwerer Mühe und Arbeit, während der asiatische Angriff europäische Länder aufs Empfindlichste trifft und unheilvollste Verwirrung, wenn nicht geradezu Vernichtung mit sich bringt. Schließlich verliert der Europäer in der nothgedrungenen Berührung mit dem Asiaten und im Banne orientalischer Klimate seine besseren Sitten, welche ein Schmerzensproduct vielhundertjähriger Culturarbeit sind, und auf denen auch seine höhere politische Kraft selbst beruht. Als Entschädigung kann er höchstens die Handelsbilanz theilweise zu seinen Gunsten gestalten; im Großen aber war Asien stets auch ein Grab für die europäischen Edelmetalle. Darum können z. B. deutsche Geschichtschreiber, welche gegen den Unsinn der Kreuzzüge, oder englische Politiker, die gegen Unternehmungen in Indien oder Afghanistan donnern, in

ihren einzelnen Behauptungen vollkommen Recht haben, ohne daß dadurch der Kern der Frage berührt würde. Gesetz bleibt: entweder kommt Asien nach Europa, oder Europa geht nach Asien, wie denn ja auch den abziehenden Kreuzfahrern die Türken albald nachgerückt sind.

Uebrigens hat Europa zu allen Zeiten und auch heute, vermöge seiner breiten Berührungsfläche mit Asien, ein gutes Stück Asien unmittelbar am Leibe hangen, und es ist überhaupt charakteristisch, daß dies kleine Anhängsel Asiens, Europa genannt, — abgesehen von den drei südlichen, durch massige Gebirge abgeschnittenen Halbinseln, — ein besonderes Culturwesen entwickeln konnte, wobei wieder belehrend ist, daß von den beiden östlichen dieser Halbinseln die besondere europäische Cultur ausging und sich langsam über den Hauptkörper verbreitet hat.

Die natürlichen Verhältnisse lenken den Haupt-Offensivstoß der in Europa eingebrochenen Asiaten zunächst dahin, wo die beiden Einbruchsrichtungen eine ziemlich breite Berührungsfläche haben: — gegen die untere Donau. Dorthin bewegten sich Skythen und Hunnen, wie Türken und Russen, und man muß es sich deutlich machen, daß dort auch heute noch mehr asiatische als europäische Zustände herrschen, wie ja die Bezeichnung „Halbasien" für diese Länder gerade jetzt Mode geworden ist Rings um dieselben gruppiren sich eine Anzahl turanischer Völker: die (ugrischen) Magyaren, die slavisirten Bulgaren, die Türken und jene zahlreichen ugrischen, kasakischen und tatarischen Völkerschaften, welche den Hauptbestandtheil des europäischen Rußland ausmachen. Ebendort stoßen aber auch die drei großen Religionsformen zusammen: das occidentalische Christenthum, das orientalische, sogen. orthodoxe, und der Islam. Von all diesen Turaniern sind nur die Magyaren durch ihren Katholicismus im occidentalischen Banne festgehalten, ohne daß man jedoch von ihnen behaupten könnte, daß sie dem Occident seine Aufgabe erleichtern. Eine viel gewaltigere Behinderung einer für Europa günstigen Lösung der Orientfrage kommt aber von den russificirten Turaniern, denn diese drängt es, sich einfach an die Stelle ihrer Stammverwandten, der Türken, zu setzen und so die Invasion Europas, zu welcher die Türken unvermögend geworden, fortzuführen.

Hinzu kommt noch ein anderes asiatisches (semitisches) Element, das sich mit den Wurzeln und Aesten des europäischen Culturwesens vollkommen verwachsen hat, ohne seine Eigenthümlichkeit darüber zu verlieren, nämlich die Juden. Ihre Stellung zur Orientfrage ist nicht so einfach. Daß sie eine russische Lösung nicht wollen, ist sicher, aber ihre Sympathien mit den Türken sind vielfach zu Tage getreten, und daß der orientalische Jude, trotz seines sonstigen Türkenhasses, die Herrschaft der Türken jener der christlichen Europäer vorzieht, ist zweifellos. Der Islam steht dem Juden des Orients viel näher als das Christenthum; er fühlt hier eben als Orientale. Ja sogar der orientalische Christ denkt in der Mehrzahl ebenso. Kommt es doch vor, daß ein Christ aus bloßem Haß gegen das europäische Wesen, dessen augenblickliche aggressive Richtung gegen den Orient er erkannt hat, Muslim wird und die Vertheidigung des Islam mit einem wahren Feuereifer übernimmt.

Von 400—1400 unserer Zeitrechnung hat es ein europäisch-asiatisches Zwischenreich gegeben, in welchem die herrschenden Ideen, vermöge ihrer Anlehnung an das althellenische Denken und an die römische Politik, europäisch waren, während anfänglich der bei weitem größere Theil seines Gebietes in den Orient fiel — nämlich das byzantinische Reich. Dasselbe diente durch ein paar Jahrhunderte als sehr nützlicher Stoßballen zwischen Europa und Asien, so wenig menschlich liebenswürdig es auch sonst war. Im Verlaufe der Zeit wurde dies Reich aber in eben dem Maße mehr ein rein europäisches, als es an Gebiet und Einfluß in Asien verlor, ohne doch seinerseits im eigenen Innern die aufgenommenen bösen orientalischen Einflüsse los zu werden. Das heutige Griechenland hingegen hat sich von vorn herein im schärfsten Gegensatz gegen das Asiatenthum entwickelt und auch rücksichtlich der aufgenommenen Bildungselemente in letzter Zeit sein Europäerthum im besten Sinne des Wortes entschiedener entwickelt, so daß es jetzt als rein europäische Macht dasteht und handelt.

Im byzantinischen Reich hat sich aber auch ein eigenthümliches kirchliches Wesen ausgebildet, welches ebenfalls eine hybride Verbindung zwischen europäischem und asiatischem Geiste darstellt, und dieser Geist hat auch Propaganda gemacht und seine Sendboten einerseits in die Balkan- und mittleren Donauländer dirigirt, so daß sie in den Personen von Cyrillus und Methodius ihren Einfluß, obwohl vergeblich, bis nach Mähren trugen, — und anderseits nach Rußland, welches durch diesen Geist völlig annectirt wurde. Das heutige Griechenland scheint sich von demselben losmachen zu wollen, was seinem Charakter als rein europäische Macht zu Gute käme.

An Stelle des früheren südlichen (byzantinischen) hat sich aber später ein nördliches europäisch-asiatisches Zwischenreich gebildet, das russische. In demselben gehen die leitenden Ideen wie in Byzanz, auf europäisches Wesen zurück, insbesondere auf germanische Einflüsse. Die ersten Ordner in dem slavisch-turanischen Völkerwust waren Germanen (Waräger). Die heutige Dynastie ist eine deutsche, und die ganze Staatsmaschine wird in ihren wichtigsten Theilen von Deutschen oder deutsch geschulten Köpfen bedient. Der größere Theil des russischen Gebietes aber fällt nach Asien, und, was noch wichtiger ist, selbst der überwiegende Theil seiner europäischen Bevölkerung ist asiatisch (turanisch) und nur äußerlich mit europäischem Firniß übertüncht. Der Charakter dieser Bevölkerung ist immer noch halb nomadisch. Mit dem Nomadengeiste verbindet sich aber eine Geringschätzung, ja Verachtung der Bedingungen wie der Ergebnisse der seßhaften Cultur, und diese tritt gerade in unseren Tagen in der eigenthümlichen Form des sogenannten Nihilismus wieder deutlich hervor. Dies Verhältniß ist auch die tiefere Ursache, welche Rußland in geringen Zwischenräumen immer wieder zu blutigen Kriegen treibt. Rußland hat sich aber auch mit der byzantinischen Orthodoxie durchtränkt und macht für dieselbe gewaltsam Propaganda, nicht nur in Asien, sondern auch westwärts in der Richtung jener Gebiete, welche ihr Christenthum von Rom aus erhalten haben. Seit 1863 führt es in diesem Sinne einen wahrhaften Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche in Polen. Der Verlust dieses Gebietes wäre für den occidentalischen, den eigentlich europäischen Geist ein testimonium paupertatis und ein unauslöschlicher Schandfleck.

Diese eigenthümliche Stellung Rußlands ist es nun, was hauptsächlich die orientalische Frage für die Gegenwart verwirrt und ihre Lösung für Europa sehr erschwert. Fast seiner ganzen Ausdehnung nach liegt dies Reich auf dem Wege, welchen die asiatische Einwanderung der nördlichen Richtung eingeschlagen hat, und den Haupttheil seiner europäischen Bevölkerung bilden die auf diesem Wege herangedrungenen asiatischen Nomadenvölker. Betrachtet man nun die Slaven Rußlands in seinen westlichsten Gebieten als eigentliche Europäer und setzt dies Element in seiner Verbindung mit deutschem Wesen als das herrschende, welchem es in der That stets gelänge, das asiatische und halbasiatische Chaos vollständig zu bändigen und im Zaume zu halten, so könnte ein solches Rußland immerhin als eine europäische Macht gelten. Dies ist aber nicht der Fall: es sind die asiatischen Elemente Rußlands, welche die tiefer liegenden Grundlinien seiner Politik bestimmen, die auf nichts hinausläuft als auf ein eroberndes Vordringen nach West und Süd, d. i. für Europa die Fortsetzung der asiatischen Einwanderung. Die scheinbar leitenden europäischen Elemente sind mehr geschoben als schiebend. Hierdurch nun wird Rußland zu einer vorwiegend asiatischen Macht, welche gegen die eigentlich europäischen Interessen direct feindlich handelt und handeln muß. Schließlich käme dabei geradezu eine Knechtung Europas heraus. Im Großen und Ganzen müßte dieses Streben Rußlands nach einer gewissen Zeit eine viel engere Verbindung des eigentlichen Europa unter sich, namentlich Mitteleuropas ins Leben rufen, als sie jemals existirt hat — und von einer solchen ist ja auch schon gesprochen worden —, weil nur eine solche den drohenden Gefahren gewachsen scheint, und da hätten wir denn die größte Wirkung,

welche der Druck Asiens auf Europa je hervorgebracht hat und überhaupt hervorbringen kann. Daß Europa schließlich siegt, daran ist nicht zu zweifeln. Was in den letzten Jahren auf dem politischen und dem Handelsgebiet von Deutschland aus geschehen ist, arbeitet auf das oben angedeutete Ziel schon ziemlich direct los*); auf dem kirchlichen und socialen Gebiet sieht es aber noch ziemlich pfadlos aus.

In der heutigen Phase der orientalischen Frage arbeitet nun Rußland zunächst auf Vernichtung der europäischen Türkei und auf die Eroberung Konstantinopels los, — wie schon gesagt, nicht sowohl als europäische Macht gegen die Türken als Asiaten, als vielmehr, um selbst an die Stelle der Türken in Asien und Europa zu treten und dann späterhin seine ganze Macht gegen das europäische Europa zu kehren, und was dann unter russischer Fahne gegen Europäer fechten würde, wären der ungeheuren Mehrzahl nach Asiaten (Turanier), die mit den heute von Rußland bekämpften Türken stammverwandt sind. In der That wären dann die Magyaren das einzige turanische Volk, das gegen Rußland fechten würde, und hieran kann man wieder die Gewalt der religiösen Idee ermessen, denn dies geschieht dann hauptsächlich deshalb, weil Ungarn durch das von Westen her empfangene katholische Christenthum rechtzeitig in den occidentalischen Kreis hereingezogen worden ist, dem heute der Verlust Polens an die orientalische Kirche droht.

Dieses nächste russische Bestreben greift aber unmittelbar in die Lebenskreise Oestreichs und Deutschlands ein, und beide Mächte sind zu dessen Bekämpfung auf einander angewiesen, wie denn dies Verhältniß auch schon erkennbare Formen angenommen hat, die indeß noch greifbarer werden müssen. Wenn Frankreich, der alte Verbündete der Türken gegen Oestreich und das deutsche Reich, in diesem Falle der Alliirte Rußlands werden sollte, so ist die Allianz Englands mit Mitteleuropa außer Frage. Italien hat sich unzuverlässig gezeigt und schien einen Augenblick zur Durchführung thörichter Aspirationen auf uralt östreichische Gebiete auf russische Hülfe zu zählen; der den wirklichen Machtverhältnissen entsprechende Standpunkt würde ihm indeß bei irgend einer Verrätherei der mitteleuropäischen Interessen bald klar werden.

Als vorwiegend asiatische Macht handelt Rußland auch im Kampfe gegen England in Centralasien, und thatsächlich bilden seine actuellen Beziehungeu zu Preußen (resp. seine Stellung im Dreikaiserbund) und die Aussicht einer Allianz mit Frankreich und Italien die einzigen lockeren Bande, die es noch mit dem europäischen Systeme verknüpft halten, da auch Griechenland sich von ihm abgewendet hat.

Oestreich, Deutschland und England haben im Orient noch für längere Zeit wesentlich gleiche Interessen, und diese Mächte haben sich vorzubereiten, um einerseits die directe Eroberung Südosteuropas durch Rußland zu verhindern, was nur unter gleichzeitiger Vorschiebung der östreichischen Grenzen geschehen kann, und um anderseits die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, welche Gegenallianzen unschädlich machen können.

Die jetzige Phase des großen Kampfes zwischen Asien und Europa ist demnach bei Weitem nicht mehr in dem Maße ein Kampf zwischen Christenthum und Islam, wie die Kreuzzüge dies waren, wie sich denn überhaupt nichts wiederholt. Die Kreuzzüge haben heute vor etwa 600 Jahren nach fast dreihundertjähriger Dauer mit einem vollständigen Mißerfolg für Europa abgeschlossen. Nebenbei bemerkt, hat damals das europäisch-asiatische Zwischenreich von Byzanz seine Zwitternatur in Behinderung Europas sehr deutlich an den Tag gelegt, weshalb der Gedanke, zuerst müsse Konstantinopel durch die Franken erobert werden, ganz vernünftig schien. Auch heute richten sich ja die wichtigsten Angriffslinien gegen diese Stadt. Der würdige Döllinger hat vor kurzem namentlich die Schuld hervorgehoben, welche die ebenso unverständige als im gemeinen Sinne selbstsüchtige Politik der damaligen Päpste am Mißerfolg der Kreuzzüge trug. Indessen stehen die Dinge heute ganz anders als damals. Der Islam stellte zu jener Zeit immer noch eine bedeutende Waffenmacht vor; heutzutage ist er das nicht mehr. Wir haben vor kurzem in diesen Blättern seine stärkeren Seiten besprochen, welche ihn voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus befähigen, sowohl als dogmatische Religion wie als praktisch-religiöser Verband fortzuexistiren. Politische Macht kann er für sich heute nicht mehr entfalten; wohl aber könnte eine europäische oder halbeuropäische Macht sein Menschenmaterial bewaffnen und ins Feld führen, und das wird voraussichtlich auch geschehen. Die beiden Mächte, welche dies heute schon in größerem Maßstabe vermögen, sind Rußland und England; Frankreich, als Besitzer von Algier, nur in kleinerem Maße. Rußland und Frankreich aber dürften, indem sie muslimische Kraft ins Feld führen, dieselbe beide gegen Centraleuropa dirigiren, in der Hauptsache also gegen Deutschland und Oestreich. Frankreich hat seine Turkos bereits 1859 an den Ticin und Oglio, 1870 an den Rhein geführt. Doch das sind gleichsam nur geringfügige Specimina, obgleich sie deutliche Fingerzeige abgeben. Rußland aber ist in der Lage, bedeutende muslimische Massen aus seiner eigenen Bevölkerung seinen Eroberungszwecken dienstbar zu machen, und wird sich auch dazu nicht lange besinnen, sofern man ihm nur die Möglichkeit läßt. Demnach würde hier die griechische Orthodoxie, ein mehr asiatisches als europäisches Geisteskind, den Islam als asiatischen Halbbruder unter ihren Flügel nehmen, was Rußland ja auf einem großen Theile seines Gebietes so wie so schon seit langem wirklich thut. Wes Geistes Kind würde aber diese natürliche Allianz sich gegenüber auf dem Kampfplatze finden? Die Stellung Frankreichs und Italiens, rein katholischer Mächte, ist nicht klar. Die Stellung Deutschlands und Oestreichs könnte wegen ihrer actuellen Beziehungen zu Rußland heute wohl auch noch Manchem unklar scheinen wollen; allein es leuchtet sofort ein, daß im gegebenen Moment die Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen würde, weil das Gegentheil absurd ist. Denn daß Deutschland fähig sein sollte, Oestreich an Rußland auszuliefern, halten wir für ganz unmöglich. Anderseits würde England seine aus Indien gezogenen muslimischen Streitkräfte zweifellos gegen Rußland kehren. Schwedens Stellung ist wohl auch nicht zweifelhaft.

Hieraus erhellt nun, daß, soweit die Frage religiös ist, der Islam nicht mehr für sich selbst, sondern, in getrennten Massen in den Lagern seiner früheren Feinde stehend, gegen sich selber ficht. Im christlichen Europa aber dürfte es, bei der unklaren Haltung Frankreichs und Italiens, schließlich darauf hinauskommen, daß die protestantischen und paritätischen Mächte als die eigentlichen Vorkämpfer des occidentalischen Wesens gegen das asiatische dastehen. Daß diese Mächte schon seit geraumer Zeit als die eigentlichen Vertreter des occidentalischen Geistes in seiner letzten Entwickelungsphase gelten müssen, wird ohnehin heute Niemand mehr leugnen. Hierin liegt ein Fingerzeig für Oestreich, es mit der Parität ernst zu nehmen, — aber auch eine furchtbare Warnung für das neugeborne Italien, am Geiste des Occidents, welcher zugleich der Geist der Humanität ist, nicht zum Verräther zu werden.

Am offensten, entschiedensten und consequentesten hat bis jetzt England verfahren, welches damit auch zugleich gezeigt hat, daß es der beste Kenner asiatischer Dinge ist. Es hat sich zwar auch dort viel und wahrhaft weibischer Unverstand breit gemacht, aber er ist nicht aufgekommen. England schickt sich eben an, die Ordnung Kleinasiens, jenes Gebietes, das den Türken selbst nach dem Verluste Stambuls noch bleiben würde, in die Hand zu nehmen, und dürfte auch sonst noch eine Reihe von Ueberraschungen ausspielen; wenigstens ist es zweifellos, daß es seine Etappen auf einen beträchtlichen Zeitraum hinaus ausgerechnet hat. Kleinasien in den Händen der Russen wäre schon die volle Entscheidung der Frage, ob Asien über Europa herrschen soll, im bejahenden Sinn. Wenn man nun den Satz aufstellte, daß Kleinasien seiner Lage nach viel eher in die Interessen- und Machtsphäre Oestreichs falle, als in die Englands, — natürlich des mit Deutschland verbündeten Oestreich, — so würde die Vorstellung der Schwierigkeiten, mit welchen das Bestreben zur Er-

*) Dieser Aufsatz ist Anfangs August geschrieben.

füllung der betreffenden Pflichten verknüpft wäre, gar manche Haut schaudern machen. Und doch — wer könnte jener Behauptung widersprechen? Man kann sich aber auf die nöthige Tüchtigkeit, vor Allem auf die geistige, die jeder andern Tüchtigkeit Mutter ist, heute schon vorbereiten. Sicher ist, daß auch im heutigen Kampfe zwischen Asien und Europa der Geist siegen wird, wie einst in den Tagen von Marathon und Salamis.

Ad. Wahrmund.

Literatur und Kunst.

Die Bahnstation.*)

(Alkäische Strophe.)

An einem Herbstmorgen.

Aus dem Italienischen, den Odi Barbare des Giosué Carducci übertragen von B. J.

Ach wie verdrießlich stehn die Laternen dort
Hinter den Bäumen weit hinaus aufgepflanzt,
Wie gähnt durch regennasse Zweige
Rings aus den Pfützen der müde Lichtschein!

Trübselig, schrill-durchdringendes Zischen fährt
Jetzt aus dem Dampfroß, bleierner Himmel hängt
Herab in den Novembermorgen,
Wie ein gespenstischer Nebelriese.

Wohin? Wozu eilt, drängt sich die Menge dort
Lautlos heran zum düsteren Wagentroß,
Entgegen unbekannten Schmerzen,
Oder den Täuschungen ferner Hoffnung?

Lydia, auch du reichst sinnend, der trüben Fahrt
Abzeichen jetzt, dem Schaffner zum Einschnitt hin:
So trennt die Zeit vorüberjagend
Uns von genossenen, schönen Stunden!

Den Zug entlang, mit dunkeln Kapuzen gehn
Die Wächter achtsam, schwärzlichen Schatten gleich,
Sie tragen matte Handlaternen,
Eiserne Stäbe dazu, und schlagen

Wie prüfend laut die eisernen Fesseln an;
Ach und ein Echo tiefster Verdrossenheit
Erweckt in mir das düstre Dröhnen,
Daß wie im Krampfe die Nerven zucken.

Und jede hart zufallende Wagenthür
Dünkt mich Beleidigung, Hohn scheint der letzte Pfiff,
Der schrill und hastig das Signal gibt. —
Prasselnder Regenguß peitscht die Scheiben.

Jetzt schnaubt das Unthier aus der metall'nen Brust,
Keucht, schüttert, sperrt rothglühende Augen auf,
Und schleudert weit in Nacht und Nebel
Gellendes Pfeifen, dem Raum zum Trotze.

Fort rast das Unthier! Ach und mein Lieben führt
Sein grimmer Flug mit gräulichem Troß davon!
Noch grüßt das bleiche Antlitz — grüßend
Schwindet der Schleier dahin im Dunkel. —

Du süßes Antlitz! Weiß mit dem Rosenhauch,
Ihr Augen, glanzvoll, Friede verbreitend, du
Von krausem Haargelock umwehte
Lieblich sich neigende, reine Stirne!

Ihr lachtet mir, als stürmisches Leben trieb
In lauer Luft, in rauschender Sommerpracht;
Wie gerne küßte da die helle
Sonne des Juni, vom braunen Haare

Zurückgestrahlt, die liebliche Wange ihr!
Und einen Lichtglanz, schöner als Sonnenschein
Wob ich in meinen sel'gen Träumen
Um das geliebte, das holde Wesen!

Jetzt kehr' ich heim in Regen und Dunkelheit
Und möchte ganz mich bergen in ihrem Schoß;
Wie trunken schwank' ich und befühle
Mich, ob ich selber nicht ein Phantom sei!

Dies unaufhörlich fallende Laub, wie kalt,
Wie ernst und stumm legt sich's auf die Seele mir!
Mich dünkt für Alles auf der Erde,
Immer und ewig ist's jetzt November!

O besser gar nichts fühlen und denken mehr
In Nebelgrau, in bergender Finsterniß,
Ach und in Ueberdruß versinken
Möcht' ich, der nimmer und nimmer endet! —

*) Vergl. „Gegenwart" XVI. Bd., Nr. 35.

Gottfried Semper als Begründer der kunstgewerblichen Reform.

Von Bruno Bucher.

Eine jener Gestalten, wie sie uns in der modernen Kunstgeschichte nur noch selten begegnen, zugleich ganzer Künstler und ganzer Mann der Wissenschaft, wird Gottfried Semper von verschiedenen Seiten reclamirt. Die Architekten erheben den ersten Anspruch auf den Schöpfer so vieler großartiger Bauwerke; die Ingenieure erinnern daran, daß es ein Hafenbau war, an welchem der junge Techniker zum erstenmal praktische Beschäftigung fand; Universitäten und Akademien haben ihm als Gelehrten ihre höchsten Auszeichnungen zuerkannt. Diese Doppelstellung allein schon würde es denjenigen nahelegen, des am 15. Mai in Rom aus einem thatenreichen Leben Abgerufenen zu gedenken, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Beziehungen zwischen Kunst, Kunstwissenschaft und Industrie zu pflegen. Aber sie haben noch viel dringendere Veranlassung, sich mit Semper zu beschäftigen; denn er war es ja, welcher vor achtundzwanzig Jahren zuerst aussprach: um wieder ein nationales Kunstgefühl anzuregen, müßten eigene Museen und Schulen für gewerbliche Kunst gegründet werden; er war es, welcher damals die Pläne entwarf, nach welchen die beiden großen Institute in South Kensington und in Sydenham eingerichtet worden sind; er hat jenes unsterbliche Werk über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten verfaßt, jene praktische Aesthetik, deren Leserkreis bisher wohl nicht so groß ist, wie sie ihn zu haben verdiente, deren Lehren aber von hundert anderen Schriftstellern in allen Culturſprachen verbreitet und vielfach bereits Gemeingut geworden sind. Auch wir glauben uns also vollberechtigt, ihn den Unsrigen zu nennen und in höherem Maße verpflichtet, ihn zu feiern. Den Ruhm des Architekten verkünden seine Werke selbst. Die große schöpferische That aber, auf welche wir soeben hingedeutet haben, vor dem Vergessen- oder Verkleinertwerden zu wahren, das ist Ehrenpflicht derjenigen, welche die von ihm eröffnete Bahn beschreiten. Berufeneren anheimgebend, seine anderen Verdienste zu würdigen, werden

wir nur versuchen, diesen einen Theil seines Wirkens zu charakterisiren, und zwar so weit es thunlich, mit seinen eigenen Worten.

Vorher aber möge gestattet sein, in Kürze den Lebensgang Sempers bis zu seinem achtundvierzigsten Jahre zu skizziren.

Am 29. November 1873 begingen wir seinen siebzigsten Geburtstag, es muß mithin von den widersprechenden Daten über sein Geburtsjahr 1803 als richtig angenommen werden. Altona ist sein Geburtsort. Er war für den juristischen Beruf bestimmt, erwarb sich auf dem Gymnasium und der Universität jene gründliche klassische Bildung, von welcher seine Schriften so vielfach Zeugniß geben, und studirte außerdem exacte Wissenschaften, da sein Wunsch war, sich der Militärbaukunst widmen zu können. Erst mit zweiundzwanzig Jahren wandte er sich dem Studium der Architektur zu. Es folgte fast ein Jahrzehnt des Wanderlebens, als dessen Hauptstationen München, Regensburg, Paris, Italien, Griechenland genannt werden können. Die Studienreisen waren damals noch etwas weniger bequem zu machen als heutzutage. Semper sprach gern davon, wie er, zu Fuß mit dem Ränzel auf dem Rücken, Italien durchstreift habe, und in einer seiner Streitschriften über die Polychromie der Alten wird erwähnt, wie er „als obscurer Arbeiter im Linnenkittel" wochenlang auf dem Theseustempel herumgeklettert sei und mit dem Federmesser herumgekratzt habe. Die Frucht dieser Untersuchungen sollte die Welt zuerst kennen lernen, die berühmte Schrift „Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" (1834), welche bei den herrschenden Vorstellungen auf den heftigsten Widerspruch stieß. Während Schinkel die Arbeit in einem Briefe, welcher am Schluß des ersten Bandes vom „Stil" abgedruckt ist, mit Wärme begrüßte, wollten Kugler und Andere die Behauptung, daß die Alten den Marmor gefärbt hätten, gar nicht oder doch nur mit großer Einschränkung gelten lassen, und die Gewohnheit den Stein nur weiß, oder nur von einer natürlichen Patina überzogen zu sehen, und die ganze, farbiger Wirkung abholde Richtung der Zeit standen den Gegnern zur Seite. Aber Semper war gewappnet und ließ sich nicht einschüchtern. Er stellte seinen Mann als Archäolog, und hielt den ästhetischen Einwendungen die nicht hinwegzuleugnenden Farbenreste entgegen. Der Streit hat sich durch Jahrzehnte hingezogen, und wie man auch über die Frage denken möge, ist doch das eine sicher, daß seit Sempers Auftreten und durch dasselbe die Anschauungen über die Verwendung der Farbe in der Architektur einen völligen Umschwung erfahren haben.

Was er sonst auf seinen Reisen gelernt hatte, sollte sich bald zeigen, als er (in demselben Jahre) zum Director der Dresdener Bauakademie ernannt worden war. Bis dahin hatte sich seine praktische Bauthätigkeit auf seine Beschäftigung am Bremer Hafen und einen kleinen Bau in Hamburg beschränkt. Um so mannichfaltigere Proben sollte er nun ablegen, und wenn er sie alle glänzend bestand, so bleibt doch sein Theaterbau die bedeutungsvollste Leistung dieser Periode.

Aus seiner Publication über das Dresdener Theater ist bekannt, daß dasselbe nur ein Glied einer großartigen Gesammtanlage sein sollte. Damals wie später faßte er nicht das einzelne Gebäude ins Auge, sondern dachte es sich als Theil eines größeren Architekturbildes. Darin, daß er sich niemals an das Einzelne verlor, stets mit weitem Blicke ein jedes Ding in seinen mannichfaltigen Beziehungen und Berührungen übersah, haben wir überhaupt einen Zug seines Wesens zu erkennen und wir werden daran bei unserem eigentlichen Thema erinnert werden; als ausübender Künstler verwerthete er in dieser Richtung seine Studien an den architektonischen Compositionen der Römer und der großen Renaissancekünstler. Allein damals wie nachher noch öfter, blieb es ihm versagt, seine künstlerischen Gedanken in der Totalität zu verkörpern, — ein Geschick, welches an Michel Angelo erinnert. Haben wir es zu beklagen, daß sein genialer Plan mit Einbeziehung des Zwingers und der katholischen Kirche nicht zur Ausführung gekommen ist, so wurde doch schon jenes eine Gebäude, das Theater, zu einem künstlerischen Ereigniß ersten Ranges für die damalige Zeit, und nicht blos für Dresden, wo die Architektur ein Jahrhundert lang geschlummert hatte. Wie mit seiner Schrift über die Polychromie brachte sich Semper auch mit diesem Bauwerke in entschiedenen Gegensatz gegen die herrschende Richtung, welche officiell nur die Antike und für den Kirchenbau die mittelalterlichen Stile anerkannte. Er wagte es, die reine, volle Sprache der Renaissance zu reden, welcher man in München nur einzelne Wendungen entlehnt hatte, und er that es so imponirend, daß die Gegner verblüfft wurden, und man im großen Publicum anfing zu erörtern, ob denn Renaissance und Roccoco und Zopf nicht wie man sich gewöhnt hatte anzunehmen, gleichbedeutend seien und ohne Unterschied der Verdammniß zu überantworten. Und nicht allein die Harmonie in der ganzen Erscheinung und die Schönheit aller einzelnen Theile waren es, was allgemein zur Bewunderung hinriß, auch das wurde in einer Zeit, in welcher noch so viel weniger als heutzutage für die Bildung des Kunstgefühls geschah, von einem Jeden als glänzender Vorzug erkannt, daß dies Gebäude schon in seinem Aeußeren so deutlich seine Bestimmung aussprach, um gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Schon vorher hatte Semper mit der Dresdener Synagoge in durchaus origineller Weise an den maurischen Stil angeknüpft und durch den schönen Brunnen auf dem Wilsdruffer Platze den Beweis geliefert, daß er sich auch gothisch auszudrücken wisse, so wenig ihm dieser Stil sympathisch war; in dem Galeriegebäude endlich gelang es ihm, dem Zwinger einen Abschluß zu geben, dessen Renaissanceformen die glücklichste Vermittelung herstellten zwischen seinem eigenen und dem Hauptwerk seines Vorgängers Pöppelmann, zu dessen gerechter Würdigung gerade er so viel beigetragen hat.

Bekanntlich sollte er den Galeriebau nicht selbst zu Ende führen. Es kam der Maiaufstand des Jahres 1849, man baute Barrikaden zur Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung; und ob nun Sempers Herz bei der Sache der Aufständischen gewesen sei oder nicht: als er den Bau einer Barrikade leitete, war er eben der Architekt, welchen auch diese modernen kyklopischen Mauern interessiren mußten, und um so mehr, als er ja, wie wir wissen, sich mit dem Befestigungswesen einst angelegentlich beschäftigt hatte. Wenn nachher die Parteiwuth ihm die unsinnigsten Pläne andichtete, wenn ihm aufgebracht wurde, er habe das Hoftheater, sein eigenes herrliches Werk, in die Luft sprengen wollen, so beweist das nur, welche Höhe die Erbitterung damals erreicht hatte. Indessen seines Bleibens war in Dresden, in Deutschland nicht mehr. Er rettete sich nach Paris. Wie er seinen dortigen Aufenthalt verwerthete, wie weit er davon entfernt war, gleich den meisten politischen Flüchtlingen aller Zeiten Conspirationen anzuzetteln oder in unthätigem Grollen auf die nächste Revolution zu warten — dafür zeugt fast jedes Blatt seiner Schriften. Es wird nicht Viele geben, welche die Schätze der Pariser Bibliotheken und Kunstsammlungen so gut kennen wie er.

Zur Zeit der ersten Weltausstellung finden wir ihn in London. Nur Wenige von denen, welche jene Industrieausstellung studirten und über dieselbe berichteten, waren genügend darauf vorbereitet. Man betrachtete die Gegenstände meist unter einem einzelnen Gesichtspunkte, unter dem technischen, dem nationalökonomischen und statistischen, dem ethnographischen, culturhistorischen oder politischen und zog dem entsprechend seine Folgerungen. Auch Semper ging, wie er berichtet, mit der Idee um, die Ausstellung in einer Folge von Aufsätzen zu besprechen. Aber seiner ganzen Anlage nach und ausgerüstet mit einem fast beispiellosen Wissen mußte er das, was so Vielen ein verwirrendes, sich in tausend Einzelheiten zersplitterndes Schauspiel war, von einem höheren Standpunkte aus auffassen. Es war seine Absicht, „eine vergleichende Ueberschau des Inhaltes der Ausstellung zu geben, und zwar nach einem Plane, der sich mit mehr Consequenz durchführen lasse, und dem Begriff einer Industrieausstellung besser entspreche als die für die Jury angenommene Classification: rohe Materialien, Maschinen, Manufaktur und schöne Künste"; sein Plan sollte „für jeden Gegenstand ein Fach enthalten und hauptsächlich das innere Band und

die Verwandtschaft der Gegenstände der Idee nach mehr herausstellen und damit zugleich zu nützlichen Vergleichungen die Hand bieten. Der Plan war ein architektonischer, basirt auf den Elementen der häuslichen Niederlassung: Herd, Wand, Terrasse, Dach. Ein vierter Hauptabschnitt sollte ein Zusammenwirken dieser vier Elemente, die hohe Kunst, und im symbolischen Sinne die hohe Wissenschaft umfassen. Er sollte die Ableitungen der Gegenstände und Formen aus ihren Urmotiven, und die Veränderungen ihres Stils nach den bedingenden Umständen von selbst hervortreten lassen." Der meditirte kritische Feldzug unterblieb, fährt Semper fort — damals, setzen wir hinzu. Denn wie ein solcher Plan nicht sozusagen à la minute entstehen konnte, sondern als Product vieljähriger Gedankenarbeit nur gezeitigt wurde durch den besonderen Anlaß, so ging er auch nicht verloren, wie die die Kenner der Schriften Sempers wissen, und wie uns in dem Folgendem mehrfach wird in Erinnerung gebracht werden.

Zunächst wollte eine glückliche Fügung, daß der ausgezeichnete Fürst, durch welchen jene erste allgemeine Industrieausstellung ins Leben gerufen worden war, und der die Lehren derselben für sein Adoptivvaterland ausgenutzt wissen wollte, daß Prinz Albert unseren Semper zu Vorschlägen aufforderte über die Organisation eines verbesserten Unterrichtes für angehende Techniker mit besonderer Rücksicht auf Geschmacksbildung. Eine Frucht dieser Aufforderung ist in weiteren Kreisen bekannt, die unmittelbar nach dem Schluß der Ausstellung verfaßte Schrift: „Wissenschaft, Industrie und Kunst." Eine zweite, in englischer Sprache abgefaßte Arbeit existirt nur als Manuscript und ist von dem Verfasser dem Oestreichischen Museum zum Geschenk gemacht worden. Beide ergänzen einander und bilden das Programm jener Reformbewegung, welche, von England ausgehend, auf dem Continent zuerst von Oestreich aufgenommen, sich nach und nach über die ganze civilisirte Welt verbreitet hat. Jene gedruckte Denkschrift ist „London den 11. October 1851" datirt, welchen Tag wir mithin den Geburtstag der Reform der gewerblichen Kunst nennen dürfen. Die Lehrsätze, welche Semper damals aufstellte, sind seitdem, wie gesagt, unzähligemal wiederholt und weiter ausgebildet worden; vor ihm aber hatte kaum Jemand sich die Mühe genommen, über dergleichen Dinge ernstlich nachzudenken. Und es ist deshalb von nicht geringem Interesse, sich zu vergegenwärtigen, in welcher Weise der ursprüngliche Plan entworfen, mit welcher Sicherheit schon damals dessen Linien gezogen wurden, und was aus Sempers damaligen Entwürfen sich weiter entwickelt hat durch seine und durch die Arbeit Anderer.

Dem Auftrage gemäß fassen beide Schriften vor Allem die Bedürfnisse Englands ins Auge und nehmen daher besonders Rücksicht auf die Kunstzustände, die Lebensgewohnheiten, die nationalen Begabungen und Neigungen der Angelsachsen diesseits und jenseits des Weltmeeres. Im Großen und Ganzen unterschieden sich aber die Kunstzustände, welche Semper in England vorfand und seiner Kritik unterzog, nicht so sehr von den festländischen, daß seine Recepte nicht mit gewissen Aenderungen überall hätten befolgt werden können, wie es ja auch geschehen ist. „Wissenschaft, Industrie und Kunst" hat den Charakter einer Denkschrift; das Manuscript, welchem er den Titel „Practical Art in metals and hard materials, its Technology, History and Styles" gegeben hat, ist ein bis ins Detail ausgearbeiteter Organisationsentwurf, welchen wir einestheils in dem South Kensington Museum und den verwandten Anstalten, anderentheils in dem Krystallpalast zu Sydenham wiedererkennen. Randbemerkungen von der Hand des namentlich um die Verbesserung des Kunstunterrichts in England hochverdienten Malers Richard Redgrave erhöhen den Werth dieser Schrift.

Semper charakterisirt und vergleicht zuerst die Vergangenheit und die Gegenwart (das heißt die Zeit vor 28 Jahren) in Beziehung auf die Kunsttechnik. Wenn wir uns bemühen, seine Auseinandersetzungen in wenige Worte zusammenzufassen, werden wir etwa Folgendes erhalten. Die Vergangenheit suchte, fand und erfand dasjenige, was sie brauchte, und war daher nicht in Verlegenheit, wozu und wie das Gewonnene anzuwenden sei. Er führt als Beispiele solcher empirischen Erwerbungen an, wie die flandrischen Maler gegen das Ende des 14. Jahrhunderts sich um ein besseres Bindemittel der Farben bemühten und die Oelmalerei erfanden, und wie Bernard Palissy ein halbes Menschenleben der Herstellung eines opaken Emails opferte. Um die Mitte unseres Jahrhunderts war man in der entgegengesetzten Lage. Die damalige Gegenwart wurde überschüttet mit „neuen nutzbaren Stoffen und wunderwirkenden Naturkräften, mit neuen Methoden in der Technik, mit neuen Werkzeugen und Maschinen", und sie hatte nicht Zeit, sich in die halb aufgedrungenen Wohlthaten hineinzufinden und derselben Meister zu werden. So erklärt er die Erscheinung, welche uns ja noch heute oft beschäftigt, daß es unserer Zeit so schwer fällt, für neue Gebrauchsgegenstände eine zugleich zweckmäßige und ästhetische Form zu finden, aus jener Umkehr der Ordnung der Dinge, indem nicht mehr das Bedürfniß die Erfindungen, sondern die Erfindungen die Bedürfnisse ins Leben rufen. Auch hierfür und für den Mangel an Vermögen, sich der neuen Mittel zu bemeistern, gibt er ein Beispiel in der Gasbeleuchtung. „Welche herrliche Erfindung," sagt er, „wie bereichert sie (abgesehen von deren unendlicher Wichtigkeit für den Bedarf des Lebens) unsere Festlichkeiten! Dennoch sucht man in den Salons die Mündungen der Gasröhren so zu verstecken, daß sie als Kerzen oder Oellampen erscheinen," und bei Illuminationen verwende man die Gasflammen zu blendenden Feuererscheinungen, hinter welchen die Häuserfaçaden unsichtbar werden, anstatt deren Massen und Gliederungen zu beleuchten. Vor solchen Verirrungen könne nur das Stilgefühl bewahren. Und da er die Nothwendigkeit erkennt, diesen Ausdruck zu erläutern, gibt er folgende Definition: „Stil ist das zu künstlerischer Bedeutung erhobene Hervortreten der Grundidee und aller inneren und äußeren Coefficienten, die bei der Verkörperung derselben in einem Kunstwerke modificirend einwirkten." Stillosigkeit sei hiernach der Ausdruck für die Mängel eines Werkes, welche aus Nichtberücksichtigung der ihm zugehörigen Grundidee, und aus der Unbeholfenheit in ästhetischer Verwerthung der gebotenen Mittel zu seiner Vollendung entstehen. Wie in der Natur bestünden auch in den technischen Künsten gewisse Urformen, die durch eine ursprüngliche Idee bedungen, in steter Wiedererscheinung doch eine durch näher bestimmende Umstände bedungene unendliche Mannichfaltigkeit gestatten. Er führt dann weiter aus, wie die Grundform als einfachster Ausdruck der Idee sich modificire besonders nach den Stoffen, den Werkzeugen, nach Ort, Klima, Zeit, Sitte, endlich nach Eigenthümlichkeit, Rang, Stellung desjenigen, für den das Werk bestimmt ist und dergleichen mehr. Eine Stillehre sei daher in drei Theile zu fassen: den ersten kunsthistorischen, die Lehre von den Urmotiven und den aus ihnen abgeleiteten früheren Formen; den zweiten, welcher zu belehren habe, wie mit unseren Mitteln sich die Formen aus den Motiven anders zu gestalten haben, und wie das Stoffliche bei unserer vorgeschrittenen Technik nach Stilgrundsätzen zu behandeln sei; den dritten, welcher die außer dem Kunstwerke liegenden örtlichen, zeitlichen und persönlichen Einflüsse auf Gestaltung desselben besprechen, und seine Uebereinstimmung mit Anderem, die Charakteristik, den Ausdruck umfassen sollte.

Bei diesem dritten Punkte erörtert er in der geistvollsten Weise den Einfluß des Arbeitens für den Markt, nicht für eine bestimmte Person oder einen bestimmten Ort, und weist zugleich den Leistungen der asiatischen und anderer wenig civilisirter Völkerschaften den gebührenden Platz an. Bekanntlich war auf der ersten Londoner Ausstellung noch wenig von orientalischer Kunst zu sehen. Japan fehlte gänzlich, China war schwach und auch die Türkei nicht vollständig vertreten; dagegen hatte England für reichliche Betheiligung seiner asiatischen und amerikanischen Besitzungen Sorge getragen, und die indischen und die indianischen Arbeiten waren es vornehmlich, welche denkende Beschauer zu Vergleichen mit der europäischen Kunstindustrie aufforderten, und zu dem beschämenden Geständnisse nöthigten, daß jene halbbarbarischen Völker uns weit voraus seien. Auch Semper erkennt deren Ueberlegenheit im Stil entschieden an,

hebt jedoch bereits hervor, daß die orientalischen Erzeugnisse, wie sie den Bedingungen vollständig entsprechen, welche an die Marktwaare gestellt werden müssen, wie sie in alle Umgebungen passen, sich zu den verschiedensten Zwecken verwenden lassen, dafür des individuellen Ausdrucks, der Sprache, der Seele ermangeln. Und indem er voraussagt, daß der Einfluß der orientalischen Waaren sich als eine der ersten Wirkungen der Londoner Industrieausstellung an den europäischen kunstgewerblichen Producten zeigen werde, warnt er zugleich vor der blinden Nachahmung. „Wir besitzen einen Reichthum von Wissen," sagt er, „eine nie übertroffene Virtuosität im Technischen, eine Fülle von Kunsttraditionen und allgemeinverständlichen Bildern, eine wahre Naturanschauung, und dürfen wahrlich dies alles nicht für halbbarbarische Weisen hingeben. Was wir den Völkern von nicht europäischer Bildung absehen müssen, ist die Kunst des Treffens jener einfachen verständlichen Melodien in Formen und in Farbentönen, die der Instinct den Menschenwerken in ihren einfachsten Gestaltungen zutheilt, die aber bei reicheren Mitteln immer schwerer zu erfassen und festzuhalten sind." Das Studium derselben empfiehlt er wie das Studium der Naturformen, deren unmittelbare Nachahmung, welche damals sehr im Schwunge war, er selbstverständlich ebenso verwirft. Es ist betrübend, uns sagen zu müssen, daß trotz allem was seitdem geschehen, gelehrt, erstrebt, gearbeitet worden ist, jene Worte noch heute wie vor beinahe dreißig Jahren am Platze sind: der Naturalismus zwar ist so ziemlich zurückgedrängt, dagegen florirt gerade in einigen tonangebenden Ländern das gedankenlose Nachäffen orientalischer Besonderheiten, und das von Semper geforderte Studium der Natur behufs der selbstständigen künstlerischen Reproduction ihrer Formen gehört überall zu den Seltenheiten. Auch Sempers Bemerkungen über die damalige Einwirkung der akademischen Künstler auf die Kunstindustrie, über den Mangel eines inneren Zusammenhanges zwischen Bestimmung eines Gegenstandes und dessen Ausschmückung, den Mangel an Rücksicht auf die Natur des Stoffes und die Technik und anderes mehr haben noch keineswegs alle Bedeutung für die Gegenwart eingebüßt.

Nach eingehender Besprechung der Ursachen des ungünstigen Standes der Künste in England erklärt er sich mit Entschiedenheit gegen die Idee „eines künftigen Künstlerareopags" und Vormundschaftsanstalten des Volksgeschmackes; viel besser, äußert er wiederholt, daß noch lange Zeit geirrt werde, als daß das Volk sich des unveräußerlichen Rechtes begebe, bei dem, was es bestellt oder kauft, dem eigenen Gefallen zu folgen. Nur Gelegenheit müsse geboten werden zur Bildung des Volksgeschmacks und zwar durch 1. Sammlungen, 2. Vorträge, 3. Werkstätten, 4. Wetteifer und Prämien. Sammlungen und öffentliche Monumente nennt er die wahren Lehrer eines freien Volkes; man habe jedoch bisher nur gelehrte Kunstsammlungen gegründet, die das Volk auf seinem dermaligen Standpunkte der Kunstbildung gar nicht verstehen könne, und deren Inhalt auch den Kunstkennern oft unverständlich bleibe, da er zum Theil aus Bruchstücken bestehe, die aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen worden. Weit geeigneter zu Sammlungen seien solche Gegenstände der Kunst, die von Ursprung her keinem bestimmten Platze angehörten. An diesen müsse sich der Volksgeschmack erst wieder erholen, weil sie das Früheste waren, woran sich der Kunstsinn des Menschen bethätigte. Er verlangt nun solche Sammlungen der keramischen Kunst mit Einschluß der verwandten Glas-, Stein- und Metallwaaren, dann der Textilkunst, der Holzarbeit, der Kunst des Maurers und des Ingenieurs; jede dieser vier Abtheilungen nach einem zugleich historisch-ethnographischen und technologischen Plan geordnet und verbunden durch eine Modellsammlung, in welcher der Zusammenhang der Industrie mit der Baukunst und den übrigen Künsten studirt werden könnte. Die Vorträge hätten jene Sammlungen zu erläutern und vor Allem die Lehre von den Stilerfordernissen und die Technologie zu behandeln. Für die Heranbildung von Künstlern und Kunsthandwerkern legt er den größten Nachdruck auf den Werkstattunterricht, verlangt namentlich, daß in den Zeichenschulen der Zögling von Anfang an einsehen lerne, daß die Zeichnung in den meisten Fällen Mittel zum Zwecke, nicht an sich Zweck ist. Das brüderliche Verhältniß des Meisters zu seinen Gesellen und Lehrlingen wird, so hofft er, die Akademien und die Industrieschulen nach ihrer damaligen Einrichtung in Wegfall bringen. Belohnungen und Auszeichnungen erwähnt er eigentlich nur, um auf deren bedenkliche Seiten hinzuweisen.

Den so in großen Zügen entworfenen Plan führt Semper wie erwähnt in der zweiten Arbeit wenigstens zum Theil im Einzelnen aus. Dieselbe gliedert sich in drei Abschnitte: Ueber Sammlungen überhaupt, deren Geschichte und Einrichtungen, — Katalog, — Museographie und Biographie einer Sammlung, wie er sie sich denkt. Dieser Katalog umfaßt allein mehr als einhundertundfünfzig Folioseiten.

An die Spitze des Ganzen stellt Semper, sich auf das in der ersten Schrift Entwickelte beziehend, eine Reihe von Fundamentalsätzen des Inhaltes: Kunst, Kunstsinn und Stilgefühl haben in der modernen Welt nicht Schritt gehalten mit der Entwicklung des Wissens; die Volksbildung wird aber nur dann eine vollendete sein, wenn, wie zur Zeit der Blüthe der griechischen Cultur, Wissenschaft und Kunst Hand in Hand gehen und zu allen menschlichen Dingen in Beziehung stehen. Dieses Ziel kann, vorausgesetzt daß die Gesellschaft auf gesunden Grundlagen ruht, durch öffentlichen Unterricht erreicht werden. Ein Haupterziehungsmittel sind gut organisirte Kunstsammlungen, das heißt solche, die zugleich wissenschaftliche und künstlerische Anstalten sind. In diesem Sinne ist die Geschichte der Sammlungen eine Art Index der Geschichte der Cultur.

Auf den nächsten Seiten skizzirt der Verfasser nun die Geschichte der kunstgewerblichen Sammlungen, welche zuerst in Zelt und Haus zu Gebrauch und Zierde angelegt, dann den Todten mit in ihre Ruhestätten gegeben wurden, bis nicht mehr die Gräber, sondern die Tempel nationale, durch die Heiligkeit des Ortes geschützte Schatzkammern wurden. Er weist dann die Vorliebe für Privatsammlungen bei den altorientalilchen Völkern nach, und verfolgt die Ausbreitung dieser Neigung über Griechenland, das Reich Alexanders, Rom und endlich zu den nordischen Zerstörern des Weltreiches. Die abendländische Kirche vereinigte abermals in sich Grabstätte und Museum. Um die Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit erregten die aus dem Orient, aus dem von den Türken eroberten byzantinischen Reich, und endlich aus der neuen Welt kommenden Kunstarbeiten und fremdartigen Naturerzeugnisse wieder, wie in Rom nach der Unterwerfung Griechenlands, die Lust zum Sammeln, die Leidenschaft dafür. Dem Charakter jener Zeit entsprechend wurde für die damals angelegten Sammlungen mehr nach dem Fremden, Seltenen, Wunderbaren getrachtet, als nach dem Schönen, und vollends fern lag systematisches Sammeln und Ordnen. Doch verdankt Italien jener Zeit und ihren großen Architekten die ersten Sammlungen von klassischen Alterthümern, während die Holländer chinesische, japanische und indische Erzeugnisse aufhäuften und den Grund zu naturhistorischen Mnseen legten, die deutschen Fürsten und auch die Könige von Frankreich in ihren Kunst- und Raritätenkabineten in der Regel Kunst- und Naturproducte vereinigten. Das vorige Jahrhundert brachte die kritische Richtung auch auf diesem Gebiete zur Geltung, man trennte, classificirte, faßte die Museen als öffentliche Bildungsanstalten auf, aber der Gedanke eines Universalmuseums, welchen ältere Museographen angeregt hatten, gerieth in Vergessenheit.

In einer Anmerkung zu dieser Stelle nennt Semper eine von den kleineren Schriften Kants, „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", und da dieselbe zu den weniger gelesenen gehören dürfte, ist es wohl gestattet, diejenigen Gedanken des großen Philosophen zu citiren, welche unserem Autor vorgeschwebt zu haben scheinen. Kant sagt dort unter Anderem: Da die Menschen in ihren Bestrebungen nicht bloß instinctmäßig, wie Thiere, und doch auch nicht wie vernünftige Weltbürger, nach einem verabredeten Plane im Ganzen verfahren, so scheint auch keine planmäßige Geschichte (wie etwa von den Bienen oder den Bibern) von ihnen möglich zu sein .... Es ist hier keine Auskunft für den Philosophen, als daß da er bei Menschen und

ihrem Spiel im Großen gar keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, er versuche, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem widersinnigen Gange menschlicher Dinge entdecken könne, aus welcher von Geschöpfen, die ohne eigenen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plane der Natur möglich sei!" Und weiter: „Am Menschen sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln"; in welchem Zusammenhange dann auf die Ueberlieferung der Aufklärung, wie Kant sagt, der Cultur, wie wir sagen würden, hingewiesen wird. Und endlich: „Die Natur thut nichts überflüssig und ist im Gebrauch der Mittel zu ihren Zwecken nicht verschwenderisch. Da sie dem Menschen Vernunft und darauf sich gründende Freiheit des Wissens gab, so war das schon eine klare Anzeige ihrer Absicht in Ansehung seiner Ausstattung. Er sollte nämlich nun nicht durch Instinct geleitet oder durch anerschaffene Kenntniß versorgt und unterrichtet sein; er sollte vielmehr alles aus sich selbst herausbringen. Die Erfindung seiner Bedeckung seiner äußeren Sicherheit und Vertheidigung (wozu sie ihm weder die Hörner des Stieres, noch die Klaue des Löwen, noch das Gebiß des Hundes, sondern blos Hände gab), alle Ergötzlichkeit, die das Leben angenehm machen kann, selbst seine Einsicht und Klugheit, und sogar die Gutartigkeit seines Willens, sollten gänzlich sein eigenes Werk sein. Sie scheint sich hier in ihrer größten Sparsamkeit selbst gefallen zu haben, und ihre thierische Ausstattung so knapp, so genau auf das höchste Bedürfniß einer anfänglichen Existenz abgemessen zu haben, als wollte sie, der Mensch sollte, wenn er sich aus der größten Rohheit dereinst zur größten Geschicklichkeit, innerer Vollkommenheit der Denkungsart und (so viel es auf Erden möglich ist) dadurch zur Glückseligkeit emporgearbeitet haben würde, hiervon das Verdienst ganz allein haben, und es sich selbst nur verdanken dürfen. Gleich als habe sie es mehr auf seine vernünftige Selbstschätzung, als auf ein Wohlbefinden angelegt ... Befremdend bleibt es immer hierbei, das die älteren Generationen nur scheinen um der späteren willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben, um nämlich diesen eine Stufe zu bereiten, von der diese das Bauwerk, welches die Natur zur Absicht hat, höher bringen können."

(Schluß folgt.)

John Blackwood †.

John Blackwood, seit dreiunddreißig Jahren der Herausgeber der von seinem Vater gegründeten englischen Monatsschrift „Blackwood's Edinburgh Magazine", ist am 29. October d. J. auf seinem Landsitze Strathtyrum bei St. Andrews in Schottland, im Alter von 61 Jahren an einem langwierigen Herzleiden gestorben. Die Schriftstellerwelt verliert in ihm einen einflußreichen, scharfsinnigen, vorurtheilsfreien Kritiker, der sich um die englische Literatur während der letzten Decennien in hervorragender Weise verdient gemacht hat; die Freunde des Verstorbenen beklagen den Verlust eines Mannes von seltener Herzensgüte und von makelloser Reinheit des Charakters. Er besaß die guten Eigenschaften, welche seinen französischen Zeitgenossen François Buloz, den Gründer der „Revue des Deux Mondes" zu einer europäischen Berühmtheit gemacht haben, und er war frei von gewissen unliebenswürdigen Eigenthümlichkeiten, die Herrn Buloz kennzeichneten, und unter denen Alle — mit nur wenigen Ausnahmen — zu leiden hatten, die mit dem tyrannischen Herausgeber der großen französischen Revue in Verbindung traten.

John Blackwood war ein kleiner, unscheinbarer Mann mit schlichtem, schwarzem Haar, das die Zeit nur wenig gebleicht hatte; dunkeln, klugen, freundlichen Augen und einem so wohlwollenden Gesichtsausdruck, daß man darüber ganz übersah oder schnell vergaß, daß das glattrasirte Gesicht, mit der höckerigen, ausgearbeiteten Stirn, der großen Nase, dem spitzen Kinn eigentlich ein häßliches war. — Unter fremden Leuten war Blackwood sehr still, so daß er zunächst den Eindruck eines verschlossenen, wenn nicht schüchternen Menschen machte; im Kreise von Bekannten und Freunden aber, namentlich in seinem gastfreien Hause „Strathtyrum", belebte er die Gesellschaft durch seinen guten und gutmüthigen Humor, seine ausgebreiteten Kenntnisse auf dem Gebiete der Literatur, und sein sicheres Urtheil über Personen und Sachen, besonders über lebende Autoren und Politiker und über die literarischen Productionen der Neuzeit. Er besaß eine große Arbeitskraft, und war unermüdlich thätig; aber man bemerkte dies eigentlich nur an dem Quantum von Arbeit, das er im Laufe eines Monats erledigte; denn er schien selten Eile zu haben, und wenn er sich z. B., nachdem er seinen Gästen in Strathtyrum lange Zeit nach dem Essen noch Gesellschaft geleistet hatte, in sein Arbeitszimmer zurückzog, so geschah dies gewöhnlich so zögernd und behaglich, daß man wohl geneigt war anzunehmen, er werde nun der Ruhe pflegen; — aber wer ihn wenige Minuten später sah, der fand ihn in der Arbeit vertieft.

Er las sehr viel Manuscripte, da kein Artikel im „Maga" — unter diesem Namen wird „Blackwood's Magazine" in England von allen andern Magazinen ausgezeichnet, ähnlich, wie man in Frankreich die „Revue des Deux Mondes" immer nur „la Revue" nennt — veröffentlicht wurde, den er nicht vorher aufmerksam geprüft hatte; und er trat an jede neue Arbeit mit charakteristischer Unbefangenheit heran. Ein berühmter Name imponirte ihm ebensowenig wie ihm ein unbekannter Mißtrauen einflößte. Er war sogar strenger für bekannte Autoren als für solche, die in der schriftstellerischen Carrière debütirten. — Dem sollte immer so sein — aber wer mit Zeitschriften und Buchhändlern zu thun gehabt hat, der weiß, daß das Gegentheil häufiger passirt.

Blackwoods größte Freude war, einen „Neuen" zu entdecken. Für diesen war er freigebig mit Rath und mit Geld; und manche Arbeit, wenn dieselbe auch Schwächen enthielt, die Blackwood klar erkannte, ist von ihm gedruckt worden, weil er einen Anfänger, der künftighin einmal Gutes zu leisten versprach, nicht entmuthigen wollte. Eine „Entdeckung", der er sich in seiner anspruchslosen Weise gern rühmte, war die von George Eliot, die in „Blackwood's Magazine" mit ihren „Scenes of clerical life" zuerst vor das Publicum trat. Lange ehe der Ruf der jetzt berühmten Schriftstellerin sich über England verbreitete, zu Beginn ihrer Laufbahn bereits, schrieb Blackwood an Thackeray, er lese ein Manuscript von einem Unbekannten, der ein gefährlicher Rival für die lebenden Romanschriftsteller zu werden verspreche.

Unter Blackwoods Mitarbeitern, von denen viele seine Freunde waren, befinden sich die ersten Namen der englischen Literatur: Sir Edward Lytton Bulwer war seit 1842 bis zu seinem Tode ein ganz regelmäßiger Mitarbeiter am „Maga". Er veröffentlichte dort unter andern „The Caxtons", „My Novel" und seinen letzten großen Roman „The Parisians". Professor Aytoun, der Historiker Alison, Mrs. Browning, Dr. John Hill Burton, Lawrence Oliphant, Mrs. Oliphant, die beiden Brüder Generale Hamley, Charles Lever, Colonel Lockhart, Anthony Trollope, Charles Reade, Samuel Warren, Colonel Chesney, Lord John Manners, Edwin Arnold, Wilson, G. H. Lewes, Principal Tulloch, Sir Archibald Alison — und viele Andere, deren Namen weit über England hinaus guten Klang haben, bildeten den glänzenden und zuverlässigen „Generalstab" des „Magazine".

Blackwood verstand es, seine Mitarbeiter zu fesseln. Wer einmal mit ihm zu thun gehabt hatte, der blieb ihm getreu, denn er bot als Redacteur und Verleger Alles, was ein Schriftsteller vernünftigerweise erwarten durfte und wünschen konnte. — Er besaß eine äußerst taktvolle und angenehme Art, auf das, was ihm an einem eingesandten Manuscript fehlerhaft erschien, aufmerksam zu machen und Verbesserungen in dem von ihm gewünschten Sinne herbeizuführen. Nie fiel es ihm ein, eigenmächtig zu streichen oder zu corrigiren. Eine Randbemerkung

in seiner kleinen Handschrift, häufig in fragender Form, war gewöhnlich Alles, was er sich gestattete. — „Sollte dies nicht etwas zu lang sein?" — „Ist dies nicht vielleicht etwas hart?" — „Glauben Sie?" — „Ich würde dies nicht mit so absoluter Bestimmtheit sagen." — Solche und ähnliche Bemerkungen, nicht selten nur ein Frage- oder Ausrufungszeichen, fanden seine Mitarbeiter auf den Correcturbogen, und in den meisten Fällen thaten sie wohl, Blackwoods Kritik zu berücksichtigen, denn sein Geschmack war von selten irrender Sicherheit. — Wo ihm etwas besonders gefiel, da notirte er „good" an den Rand des Correcturbogens, und sehr häufig — wenn er mit jüngern Mitarbeitern zu thun hatte fast immer — schrieb er dem Autor über die von ihm eingesandte Arbeit einen ausführlichen Brief. Befolgte man seine Rathschläge nicht, so insistirte er nicht weiter und schien zu vergessen, daß er Aenderungen vorgeschlagen hatte; auf Discussionen ließ er sich jedoch nicht ein; dazu fehlte es ihm an Zeit: „Sie mögen Recht haben," hörte ich ihn einem Autor sagen, der bei einer von Blackwood gerügten Fassung beharren wollte; „aber ich fürchte, das Publicum wird mir Recht geben."

Eine andere Eigenschaft Blackwoods, die von den Lesern gar nicht, von den Schriftstellern aber außerordentlich, ja von vielen in allererster Linie gewürdigt wird, war die, daß der Redacteur des „Magazine" jeden Artikel, den er aufnahm, gut honorirte; und daß er für Arbeiten, die bedeutenden Erfolg zu haben versprachen, unaufgefordert hohe Summen zahlte. — Dagegen ließ er nicht gern mit sich handeln und empfand es wie eine unverdiente Kränkung, wenn ein Schriftsteller bei Ablieferung des Manuscripts über die Honorarfrage mit ihm discutiren wollte. — Er war sehr reich, stand an der Spitze des Hauses „William Blackwood & Sons", einer der bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen von England, und befand sich demnach in der Lage, für jede literarische Arbeit, die er herausgab so viel zu zahlen, wie sie werth war. Er ging von dem Grundsatze aus, daß er die besten Geschäfte machte, wenn seine Mitarbeiter gut bei ihm verdienten, und er hatte unter diesen ganz allgemein den Ruf des „anständigsten" aller Verleger. — Ein Fall, der mir bekannt geworden ist, mag als Illustration seiner vornehmen Behandlungsweise aller Geldfragen dienen.

Die „Battle of Dorking" wurde zuerst in „Blackwood's Magazine" veröffentlicht. John Blackwood erkannte beim Durchlesen des Manuscripts, daß die Arbeit Aufsehen machen werde und zahlte dem damals noch wenig gekannten Verfasser, Colonel Chesney, ein gutes Honorar — 50 Pf. Sterl. für die anderthalb Bogen, wenn ich nicht irre. Als sich nun aber die ganze Presse mit der „Battle of Dorking" beschäftigte, als Leitartikel darüber in allen englischen Zeitungen erschienen; als die Stellung des liberalen Ministerums — „Blackwood's Magazine" war eines der Hauptorgane der Torypartei — dadurch erschüttert wurde, und die Buchausgabe des kleinen Opus reißenden Absatz fand, da übersandte Blackwood dem Verfasser als „Additional-Honorar" die relativ kolossale Summe von 400 Pf. Sterl. — An George Eliot zahlte er für einen ihrer großen Romane — „Middlemarch", wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht — 7500 Pf. Sterl., also über 150,000 Mark. — Ich bemerke dabei, obgleich dies für die meisten Leser selbstverständlich sein wird, daß in diesem Preis das Honorar für die Buchausgabe mit inbegriffen war.

Blackwoods Leben war ein einfaches und klares, voll Arbeit, ohne große Kämpfe. — Er wurde am 7. December 1818 in Edinburgh geboren, besuchte das Gymnasium und später die Universität seiner Vaterstadt, und vollendete seine Erziehung während eines längern Aufenthaltes auf dem Continent, den er unter der Aufsicht seines Hauslehrers, eines ausgezeichneten Philologen, des verstorbenen William Hay bereiste. — Im Jahre 1840 übernahm er in London die Direction der Filiale des väterlichen Verlagsgeschäftes, welches seine älteren Brüder, Alexander und Robert in Edinburgh leiteten.

John Blackwoods Geschäftslokal in London wurde bald ein beliebtes Rendezvous für hervorragende Schriftsteller. Delane, der Herausgeber des „Times", und Thackeray unter Andern, fanden sich dort häufig ein und knüpften mit dem jungen Blackwood freundschaftliche Beziehungen an, die erst durch den Tod gelöst worden sind. Als Alexander Blackwood im Jahre 1845 starb zog John Blackwood nach Edinburgh und übernahm die Redaction des „Magazine". Diese Arbeit blieb bis zu seinem Lebensende seine Lieblingsbeschäftigung, während er die Leitung des großartigen Verlagsgeschäftes, dessen Eigenthümer er seit dem Tode seiner Brüder geworden war, seinem Neffen William Blackwood überließ, in dessen Hände nun auch die Redaction des „Magazine" übergegangen ist.

John Blackwood führte in Edinburgh die würdevolle, etwas schwerfällige, moralisch und physisch gesunde Existenz eines reichen und angesehenen „Gentleman". Er bewahrte dabei, bis zum Ende seines Lebens, die ganze Frische seines Geistes. Dies änderte sich auch nicht, als er alt und schwach wurde, und seine körperlichen Leiden Allen, die ihm nahe standen, ernste Besorgnisse einzuflößen anfingen. — Wenn schon reich an Erfahrungen, und darunter manch bittere, bewahrte er bis zum Letzten eine gleichsam kindliche Arglosigkeit. Seine Hand war stets offen, und er half Bedürftigen freudig und freigebig. Prunk war ihm zuwider, und ich glaube nicht, daß sein Name mit großen Zahlen auf Listen prange auf denen — in England mehr noch als in anderen Ländern — eine gewisse Klasse von Philanthropen ihren Ruhm ausposaunen läßt; aber er schenkte und half im Geheimen und ohne viel zu überlegen, von dem Grundsatze ausgehend, daß es besser sei, hie und da und wenn auch häufig getäuscht zu werden, als einem wirklich Unterstützungswürdigen Hülfe zu versagen.

Die jugendliche Frische seines Geistes zeigte sich auch in den Zerstreuungen, die er suchte. Ein guter Roman interessirte ihn stets lebhaft, und er war ein passionirter „Golfer". Golf, dies schöne, männliche Spiel, das eigenthümlicherweise nur in Schottland und in Südfrankreich — dort unter dem Namen „Jeu de Mail" — populär ist (denn Crocket ist nichts als eine schwache Parodie davon), — das Golf-Spiel hat seinen Hauptsitz in St. Andrews. In dieser Stadt existirt „The Royal and Ancient Golf Club", auf dessen Liste die ersten Namen von Schottland prangen. — Blackwood fand soviel Vergnügen an dem dort mit ganz besonderem Eifer cultivirten Spiele, daß er Strathtyrum, einen großen Landsitz in der Nähe von St. Andrews pachtete. — Dort hat er während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens jeden Sommer verbracht, die besten Schriftsteller Englands und Schottlands in seinem gastfreien Hause empfangen, unermüdlich fleißig gearbeitet, und in seinen Mußestunden regelmäßig „Golf" gespielt. Er war zu schwächlich, um ein hervorragender Spieler sein zu können, aber seine Ruhe und Sicherheit hatten ihm einen guten Namen unter seinen Clubgenossen gemacht, und er erinnerte sich gern daran, daß er in seinen jüngeren Jahren „Captain" des „Royal and Ancient Golf-Club" gewesen war, ein Ehrenamt, das vor und nach ihm manch edler „Laird" bekleidet hat. — Ich forderte ihn eines Morgens, als ich in Strathtyrum sein Gast war, auf, eine Partie Golf mit mir zu spielen. Da lächelte der alte Mann wie ein Quintaner, dem ein Versucher den Vorschlag macht, die Schule zu „schwänzen" und antwortete: „Nein, das darf ich nicht; ich muß erst meine Arbeit fertig machen; denn sehen Sie, wenn ich einmal bei der Partie bin, dann komme ich gar nicht nach Hause, ehe ich nicht hungrig werde; und das hat noch einige Stunden Zeit, da ich soeben erst gefrühstückt habe."

Blackwood war sechszig Jahre alt, als er noch so jung sein konnte. Bald darauf fing er an zu kränkeln. Seine Frau und Tochter reisten mit ihm nach dem Süden, in der Hoffnung, ein mildes Klima werde ihn wieder herstellen. Aber er erholte sich nicht ganz; seine Kräfte nahmen im Laufe des letzten Sommers in bedenklicher Weise ab; seit Anfang October mußte er das Zimmer und bald darauf das Bett hüten, und am 29. entschlief er ruhig im Kreise der Seinen, die ihn während seiner langen Krankheit mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt hatten. Er hatte während der letzten Wochen seines Lebens

große Leiden zu ertragen; aber am Tage seines Verscheidens war sein Zustand ein schmerzensfreier, und mit sanfter Hand führte der Tod den guten Mann von dannen, der sein ganzes Leben lang Jedermann, mit dem er in Verbindung gestanden hatte, still, freundlich und wohlwollend entgegengetreten war.

Rudolph Lindau.

Theodor von Bernhardis Vermischte Schriften.*)

Seit den Tagen der Aufhebung der russischen Leibeigenschaft und des gleichzeitigen Erwachens der Moskau-Petersburger Presse ist die Aufmerksamkeit Deutschlands den Zuständen Rußlands nie so lebhaft zugewendet gewesen, wie im gegenwärtigen Augenblick. Nicht nur daß die revolutionären Zuckungen, welche das große Reich des europäischen Ostens bewegen, zu den merkwürdigsten Zeichen der Zeit gehören — gegen unsern Wunsch und gegen unsere Erwartung müssen wir uns gewöhnen, in dem Staate, der während der Krisen von 1866 und 1870 unser Verbündeter gewesen und dem wir im Sommer des vorigen Jahres einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben glaubten, — einen künftigen Gegner zu sehen. Was man viele Jahre lang bei uns nicht wahr haben wollte, läßt sich heute kaum mehr bestreiten: daß diejenige russische Partei in der öffentlichen Meinung unserer östlichen Nachbarn die tiefsten und kräftigsten Wurzeln hatte, welche die deutschen Erfolge von 1866 mit peinlicher Ueberraschung, unsere großen Siege von 1870 mit unverhohlener Feindseligkeit aufnahm und bei sich darbietender Gelegenheit schon vor Jahr und Tag zu verstehen gab, der Bestand eines geeinigten, mächtigen, in entscheidenden Fragen eigne Wege gehenden deutschen Reichs sei mit dem russischen Interesse unvereinbar, seit Aufrichtung eines mitteleuropäischen Großstaats vielmehr Frankreich der natürliche Verbündete Rußlands. — In den Petersburger Regierungskreisen war die Idee einer russisch-französischen Allianz allerdings weniger beliebt, als bei einem Theil der Aristokratie; die jüngere Generation konnte und wollte nicht vergessen, daß alle seit hundert Jahren in Frankreich aufgerichteten Regierungen mehr oder minder polenfreundlich gewesen seien — die älteren Hofleute und Generale gefielen sich in dem Gedanken, daß das große Gewicht, welches man in Berlin auf die russische Bundesgenossenschaft legte, dem Zaren wenigstens einen Theil der Protectorrolle zusichere, die sein Vater zur eignen Erbauung der während der deutschen Reactionszeit in Preußen herrschend gewesenen Partei so erfolgreich gespielt hatte. Auch nachdem des Fürsten Gortschakow im Frühjahr 1875 angestellter Versuch, sich als europäischen Friedensstifter zu geberden, einen Ausgang genommen hatte, der mit diesen Illusionen aufräumte und alle Betheiligten darüber belehrte, daß die Zeiten des im November 1850 zu Warschau möglich gewesenen Auftritts auf Nimmerwiederkehr vorüber seien, — auch nach dem Zwischenfall vom Frühjahr 1875 hielt die Macht der alten Tradition noch für eine Weile vor. — Daß von diesen Traditionen heute nur noch kümmerliche Reste übrig sind, ist nicht unsere Schuld. Weder hat es an uns gelegen, daß die Erfolge des russischen Feldzugs von 1877 hinter denjenigen unserer Campagne von 1870 zurückblieben, noch kann uns eine Mitschuld daran aufgebürdet werden, daß die Urheber des Vertrages von San Stefano sich in den Wahne wiegten, Europa werde in Sachen des Orient abdanken und auf jede Betheiligung an den Geschicken der Balkanhalbinsel für alle Zeit Verzicht leisten. Daß auf diesen Traum ein peinliches Erwachen folgte und daß Rußland vor die Alternative gestellt wurde, sich entweder einer gesammt-europäischen Regelung der orientalischen Dinge zu unterwerfen oder in einen Krieg zu steuern, dem es weder militärisch noch moralisch gewachsen war, — das haben diejenigen zu verantworten, die die Friedensverhandlungen vom Februar 1878 mit einem thörichten Geheimniß umgaben und ihre an den Vertrag von San Stefano geknüpften Rechnungen im eigentlichsten Sinne des Worts ohne Wirth machten. Was irgend geschehen konnte, um den Mißgriff von San Stefano wieder auszugleichen und Rußland dasjenige Maß von Resultaten zu sichern, auf welche es durch seine kriegerischen Leistungen Anspruch erworben, ist von deutscher Seite gethan worden. Die goldene Brücke, welche zum Congreß führte, ist der Hauptsache nach vom Fürsten Bismarck gebaut worden und während der Dauer dieses Congresses gab die Haltung seines Präsidenten wohl gelegentlich Türken und Britten, aber niemals Russen zu Beschwerden Veranlassung. Die deutsche Politik war in allen entscheidenden Fragen an der Seite derjenigen russischen Vertreter zu finden, welche die Lage der Dinge nüchtern beurtheilten und sich mit dem Erreichbaren zufrieden gaben: daß ein Theil der Stipulationen von San Stefano geopfert werden müsse, stand für urtheilsfähige Russen vor dem Zusammentritt der Berliner Versammlung fest, deren Einberufung ja nur nothwendig geworden war, weil Oestreich und die Westmächte die Gutheißung des türkisch-russischen Separatfriedens ein für alle Mal verweigert hatten.

Doch das nur beiläufig! In Deutschland besteht keine Verschiedenheit der Meinungen darüber, daß die Trübung der deutsch-russischen Beziehungen ohne jedes deutsches Zuthun eingetreten ist und daß das zur Zeit bestehende peinliche Verhältniß im Wesentlichen das Werk von russischen Staatsmännern ist, welche ihr Verschulden auf fremde Schultern zu wälzen versuchen. — Wir müssen die Aufkündigung der russischen Freundschaft, welche der Kanzler Alexanders II. und dessen publicistische Gefolgschaft zum Gegenstand endlos ausgesponnener journalistischer Auseinandersetzungen gemacht haben, — als wenigstens zur Zeit unabänderliche Thatsache hinnehmen und uns auf dieselbe einrichten. Diese „Einrichtung" wird sich, — wie bereits im Eingang erwähnt, — vornehmlich in erhöhter Aufmerksamkeit für Alles manifestiren, was im Innern Rußlands geschieht und was zu Rußland in Beziehung steht. Dabei wird die Kenntniß desjenigen Rußland, welches die Mutter des heutigen Zustandes war, ebenso wichtig sein, wie das Studium dieses Zustandes selbst. Schon aus diesem Grunde ist das Buch, dessen Titel über diese Blätter geschrieben ist, willkommen zu heißen: rührt dasselbe doch aus der Feder eines der gründlichsten Kenner neuerer russischer Geschichte her und ist dieser Kenner doch zugleich einer der hervorragendsten Militärschriftsteller, welche wir besitzen!

Der erste, 471 Seiten starke Band des Berhardi'schen Buchs setzt sich aus sieben Abhandlungen zusammen, die sämmtlich Materien der neueren russischen Geschichte gewidmet sind. Drei dieser Abhandlungen (der Weltumsegler Krusenstern — der Feldzug von 1812 — die neuere Literatur der Befreiungskriege 1812 bis 1814) haben es mit der Regierungszeit Alexanders I. zu thun, zwei (Kriegsbilder aus den Zeiten Katharinas II. — das Ende des Kaisers Paul) gehören dem Zeitalter des russischen ancien régime an; den Schluß dieses Bandes bilden die Aufsätze über den Zustand der russischen Armee bei Ausbruch des Krimkrieges (1854) und über die Aufhebung der Leibeigenschaft (1859). — Leser, welche Bernhardis Hauptwerk, die dreibändige „Geschichte Rußlands" kennen, wird es keine Ueberraschung sein, daß der Verfasser in seinen der älteren russischen Geschichte gewidmeten Aufsätzen abermals zahlreiche, die traditionellen Darstellungen berichtigende neue Aufschlüsse bringt, und daß er in den Stand gesetzt ist, dabei aus Quellen zu schöpfen, die der zünftigen Geschichtsschreibung bisher verschlossen waren. Die den Aufzeichnungen der Generale Karl und Gotthard von Knorring entnommenen „Kriegsbilder aus den Zeiten Katharinas II." sind in dieser Rücksicht besonders bemerkenswerth und in mehrfacher Hinsicht von außergewöhnlichem Interesse: als Beiträge zur Charakteristik der russischen Militärzustände des 18. Jahrhunderts, die zufolge der Aufschlüsse, welche über die damalige Zusammensetzung der Armee und über das Verhältniß der wahren Befehlshaber zu den nominellen Obercommandeuren gegeben werden, in wesentlich verändertem Lichte erscheinen — als Commentarien zu deren vor hundert Jahren verfolgte russische Orientpolitik und deren (bereits damals auf die Wegnahme Konstantinopels gerichtete) Ziele,

*) 2 Bände, Berlin 1879, G. Reimer.

— und als Erklärungen für den leidenschaftlichen Haß, mit welchem der spätere Kaiser Paul das Andenken seiner berühmten Mutter verfolgte. — An den mit diesem Kapitel zusammenhängenden Abschnitt über den finländischen Feldzug von 1788 schließt sich die detaillirte, in ihren Einzelheiten höchst ergreifende Schilderung der Ereignisse, welche die blutige Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 einleiteten und begleiteten. Die Gewährsmänner, deren der Verf. seine Kenntniß über die Ausführung der gegen das Leben des Kaisers Paul gerichteten Anschläge zu danken hat, werden nicht genannt — die Gründe dafür gehen aus der Bernhardi'schen Darstellung indessen deutlich hervor und stehen mit den Vorzügen derselben im engsten Zusammenhang. Diese Kenntniß stammt offenbar aus den Berichten von Augen- und Ohrenzeugen, unter denen der bekannte Graf Bennigsen nur einer gewesen ist.

Auf Quellen verwandter Natur dürften die in ihrer Art ebenso merkwürdigen Aufschlüsse über die inneren Verhältnisse der Krusenstern'schen Weltumsegelung von 1803 zurückzuführen sein. Die Geschichte der beiden einander ausschließenden geheimen Instructionen, welche dem seemännischen Leiter dieser Expedition und dem dieselbe begleitenden Gesandten für Japan, Kammerherrn Rasanow mitgegeben werden, ist an und für sich von blos episodischem Interesse. Als Beitrag zur Charakteristik russischer Menschen und Zustände ist diese unglaubliche Geschichte dagegen von außerordentlichem Werth, — von um so größerem, als sie sich wenige Jahre später bei einer ungleich wichtigeren Gelegenheit mutatis mutandis wiederholte: als er im Jahre 1812 von der gegen Napoleons Invasion bestimmten Armee abreiste, ließ Alexander I. zweifelhaft, ob dem Kriegsminister Barclay de Tolly oder dem „im Rang älteren" Fürsten Bagration der Oberbefehl gebühre. — Der auf diese Vorgänge bezügliche Theil des Bernhardi'schen Buchs (d. h. die beiden Abhandlungen über den Krieg von 1812) ist unseres Erachtens der wissenschaftlich bedeutendste des gesammten Werks, weil er von des Verf. eminentem kritischen Talent und seiner genauen, alle Einzelheiten durchdringenden Kenntniß der Literatur der Befreiungskriege beredtes Zeugniß ablegt. Neben der glänzenden Abfertigung, welche das unter den Auspicien des Kaisers Nikolaus geschriebene, wesentlich die Herabsetzung des verdienten Barclay de Tolly und auf die Verherrlichung des unfähigen Nationalhelden Kutusow gerichtete Buch des Generals Michailowsky-Danilewski erfährt, sind in diesen streng militärwissenschaftlich gehaltenen Aufsätzen die einzelnen kleinen Züge von besonderer Anziehungskraft, welche aus dem Leben der damaligen und der heutigen russischen Gesellschaft mitgetheilt werden. Spricht es nicht ganze Bände, daß die Kritik des Danilewski'schen Buchs, welche Bernhardi s. Z. im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften schrieb, trotz der dieser Körperschaft gesetzlich zustehenden Censurfreiheit, nicht gedruckt werden durfte, weil der damalige Unterrichtsminister Graf Uwarow für unmöglich erklärte, den Kaiser Nikolaus auch nur um die Erlaubniß zur Veröffentlichung einer unbefangenen Beurtheilung des von „Allerhöchsten Sympathien" begleiteten Werks zu ersuchen? Klingt es nicht geradezu unglaublich, daß Bernhardis Freunde aus seiner Autorschaft dieser Kritik ein so strenges Geheimniß machen zu müssen glaubten, daß Leute vom Range des Militärschriftstellers Fr. v. Smitt über dasselbe im Unklaren blieben — daß der Brief, welchen Barclays ehemaliger Adjutant, der General Woldemar von Löwenstern Herrn Danilewski in Veranlassung seines Buchs schrieb, wie eine Heldenthat angestaunt wurde, und daß es dem Verf. vorbehalten geblieben ist, dieses interessante Actenstück vierzig Jahre, nachdem es verfaßt worden (18. Sept. 1839), zu veröffentlichen? Für die russische Geschichtsschreibung kommt diese Publication hoffentlich auch heute noch nicht zu spät, denn gerade diese wird von Herrn v. Bernhardi außerordentlich viel zu lernen haben: wird den tendenziösen, über die Verdienste Kutusows und des vielgepriesenen Jermolow in Umlauf gesetzten und bis in unsere Tage nachgeschriebenen und nachgesprochenen Mythen doch im eigentlichsten Sinne des Worts das Lebenslicht ausgeblasen und an der Hand unwidersprechlicher Zeugnisse nachgewiesen, daß die officielle Kriegsgeschichte von 1812 die eigentlich entscheidenden Thatsachen fast durchgängig auf den Kopf gestellt hat.

Von dem folgenden Aufsatz (Das russische Heer im Frühjahr 1854) ist lebhaft zu bedauern, daß er nicht schon zur Zeit seiner Entstehung, d. h. vor fünfundzwanzig Jahren gedruckt worden ist, wo die Bekanntschaft mit den Schwächen der alten russischen Militärorganisation ein Privilegium war, welches der Verf. mit einem kleinen Kreise von Eingeweihten theilte. Die nachträgliche Veröffentlichung dieser „ursprünglich zur Orientirung enger Kreise" bestimmt gewesenen Denkschrift hätte von einer Darstellung der seitdem stattgehabten beiden großen Armeereorganisationen der fünfziger und der siebenziger Jahre begleitet werden sollen, — in ihrer gegenwärtigen Gestalt nimmt sie sich zu fragmentarisch aus, um dem größeren Publicum gegenüber diejenige Bedeutung erlangen zu können, die ihr an und für sich zukommt. — Es ist das um so lebhafter zu bedauern, als der Verf. seine im Jahre 1859 (also zwei Jahre vor dem Erlaß des Emancipationsukas vom 19. Febr. [2. März] 1861) geschriebene jetzt mitabgedruckte Abhandlung über „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland" durch einen kurzen, aber inhaltreichen Nachtrag so zu vervollständigen gewußt hat, daß er eine Uebersicht über die in Betracht kommenden Hauptpunkte ermöglicht. — Des Verf. Ausführungen über Entstehung und Ausbildung des Gemeindebesitzes verdienen wegen ihrer Schärfe und Anschaulichkeit die besondere Aufmerksamkeit des Lesers, wenn sie gleich nicht in allen Punkten mit den Ergebnissen der neusten über diesen Gegenstand veröffentlichten Forschungen (J. Keußler) stimmen.

Von den sechs Aufsätzen des zweiten Bandes, sind zwei (Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion, 1856 — Die französische Revolution und die historische Forschung) der Geschichte der französischen Parteien, drei (Unsere Verfassung im Sinne der extremen und im Sinne der gemäßigten Parteien 1858 und zwei Abhandlungen über die Reform der Heeresverfassung 1860 und 1861) preußischen Zuständen gewidmet; außerdem enthält derselbe Band eine außerordentlich interessante „Frankreich, Oestreich und der italienische Krieg von 1859", gewidmete militärisch politische Studie, welche zur Zeit dieses Krieges geschrieben und nachträglich mit einer Reihe ergänzender Anmerkungen versehen worden ist. Besonderes Gewicht dürfte auf die letzte dieser Anmerkungen zu legen sein: „Wir können zum Schluß den Völkern Oestreichs redlich dazu Glück wünschen, daß ihr Staatswesen seither ein ganz anderes geworden ist und dem Reiche eine bessere Zukunft verspricht, als wir vor zwanzig Jahren hoffen durften." — Am besten wäre dieser Satz, der zur Berichtigung des harten Urtheils bestimmt ist, welches der Verfasser an den Schluß seines vor zwanzig Jahren geschriebenen Aufsatzes gerückt hatte — über den Eingang desselben gesetzt worden: unter allen Umständen hoffen wir, daß derselbe die gehörige Beachtung finden und der Annahme vorbeugen werde, als sei Herrn v. Bernhardis Absicht gewesen, alte Wunden wieder aufzureißen und für Zustände der Gegenwart, Gesichtspunkte der Vergangenheit maßgebend sein zu lassen. Von den Irrthümern, welche die östreichische Geschichte der 50er Jahre bewegten und die schwer genug gebüßt worden sind, hat die heutige Staatsleitung des Kaiserstaats sich so vollständig losgesagt, daß kein Grund vorhanden ist, auf dieselben in anderer als rein historischer Rücksicht zurück zu kommen. Daß Bernhardis Kritik der östreichischen Heeresorganisation alten Stils und der durch diese Organisation bedingten Heeresleitung von 1859, von gründlicher Sachkenntniß und außerordentlicher Schärfe des Urtheils zeugt, ist bereits zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung allseitig anerkannt worden. — Anlangend die drei Studien über die preußische Verfassung und die große Heeres-Reorganisation von 1860 liegt die Sache umgekehrt: eine volle Würdigung blieb diesen ausgezeichneten Arbeiten versagt, so lange der Strom der öffentlichen Meinung durch die während der Conflictszeit herrschenden Anschauungen bestimmt und geleitet wurde. Heute wird Niemand dem Verfasser das

Zeugniß versagen können, daß er schärfer gesehen und unbefangener geurtheilt hat, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen und daß er das Recht gehabt, „vor dem unbedingten Glauben an fortschrittlich klingende Schlagwörter zu warnen, die (wie geprägte Münze) hin und her gegeben werden, als seien ihre Bedeutung und ihr Werth bekannt, — und bei denen man sich doch nur etwas formlos Unbestimmtes zu denken weiß".

Zum Schluß möchten wir noch mit besonderem Nachdruck auf die Abhandlung aufmerksam machen, welche den ersten Abschnitt von Bernhardis zweitem Bande bildet. Der Aufsatz über den „französischen Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion" wurde durch die im Jahre 1856 zwischen den orleanistischen Prinzen und dem Grafen von Chambord angeknüpften Aussöhnungsverhandlungen veranlaßt und diesen Verhandlungen ein höchst zutreffendes, seitdem durch die geschichtliche Erfahrung vollauf bestätigtes Horoskop gestellt. Mit dieser Vorhersagung hat der Verfasser sich indessen nicht begnügt. Er nimmt an derselben zu einer Betrachtung der französischen Adelsgeschichte und Adelspolitik Veranlassung, welche die um den sogenannten Legitimismus verbreiteten romanischen Nebel mit unbarmherziger Hand zerstreut und deren Quintessenz der Verfasser selbst in den nachfolgendem Satz zusammengefaßt hat: „Die Treue und Hingebung eines besonderen, mehr oder weniger geschlossenen und bevorrechteten Standes ist an die Bedingung geknüpft, daß die Regierung sich selbst zum Vertreter und Werkzeug dieses Standes und dessen Interessen zu den herrschenden mache. Für einen geringeren Preis ist eine solche besondere Standestreue nicht zu haben." — Das gilt nicht nur für Frankreich und hat im Munde eines wahrhaft conservativen Politikers, als welchen wir den Verfasser der „Vermischten Schriften" kennen gelernt haben, doppeltes Gewicht, doppelten Anspruch auf Beachtung. F.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Theater.

Unkritische Randbemerkungen.

Ich will nicht „reformiren" — mein Ehrenwort! Ich habe nur kürzlich einen Gedanken gehabt, den wohl schon mehrere Andere vor mir hatten, den ich aber, um mir eine kleine Motion zu machen, vielleicht etwas weiter verfolgt habe, als Andere; den Gedanken nämlich: daß, nach der Zahl seiner Theater zu schließen, Berlin die theaterlustigste unter allen Städten sein müsse. Denn es existiren hier gegenwärtig nicht weniger als zwanzig „Theater", und wenn wir das im Umbau begriffene „Stadttheater" — das ja wohl mit Gottes Hülfe auch wieder seine Hallen der Beaufsichtigung durch die Feuerwehr überantworten wird — mitzählen, sind es einundzwanzig.

Wenn ich sagte „existiren", so sollte damit nicht für alle die Frage der Existenzfähigkeit beantwortet sein. Es ist ja allerdings zuweilen vorgekommen, daß der Director des einen oder andern Theaters wegen energischen Ausbleibens des Publicums von seinen Bemühungen um Hebung der dramatischen Kunst wieder abstehen mußte. Aber es gab dann auch immer wieder entschlossene Männer, welche die Weltordnung (d. h. die bewußten „Bretter, welche" u. s. w.) wieder hergestellt haben, bis auch diese Kunst-Zimmermeister wieder die neue Epoche des Undanks beendeten, vielleicht mit dem Hamlet-Seufzer: „Schmach und Gram! daß ich zur Welt sie einzurichten kam."

Wenn wir nun davon ganz davon absehen wollen, ob das Theater wirklich ein Bildungsmittel sein soll, so steht doch das Eine fest, daß das Theater das wichtigste unter allen Volksvergnügen ist. Für die deutsche Reichshauptstadt gilt dies aber nach dem Maße ihrer Bedeutung um so mehr, und es dürfte deshalb wohl einige Berechtigung haben, dem Berliner Theaterwesen im Großen und Ganzen einige Betrachtungen zu widmen, wenn auch — ich wiederhole es — ohne jede reformatorische Absicht. Reformiren werden in solcher Sache niemals einzelne Factoren können, mögen es Theaterleitungen oder Kritiker sein. Die Beschaffenheit des Theaters wird doch immer nur als ein beiläufiges Resultat allgemeiner Verhältnisse zu betrachten sein, des Zeitgeschmackes, des Bildungsgrades, der socialen Zustände, — oder wie man die Summe aller zusammenwirkenden Elemente nennen will.

Zunächst wird sich einem Jeden, der von den einundzwanzig Berliner Theatern liest und hört, die Frage aufdrängen, ob das nicht für Berlin zu viel Theater sind? Wenn wir die Bevölkerungssumme mit der Zahl der Theater dividiren, so kann man diese Frage nicht ohne Weiteres bejahen. Bei einer Bevölkerung von einer Million kommt bei zwanzig Theatern auf je 50,000 Einwohner Eines. Ich weiß wohl, daß mit einem so einfachen Rechenexempel die Sache nicht erledigt ist. Denn es müssen doch allerlei Nebenumstände — die Vertheilung der Bevölkerung nach den Ständen, die Beschaffenheit, die Lage der Theater u. dgl. m. — dabei in Mitrechnung gezogen werden. Aber schon die Ausdehnung einer so großen Stadt müßte eine beträchtliche Anzahl von Theatern nöthig machen, selbst wenn wir die vorhandenen Communicationsmittel, von der Equipage bis zur Pferdebahn, als Erleichterung gelten lassen wollen. Wenn das von einigen schwärmerischen Theoretikern erst vor kurzem wieder so heiß ersehnte Staats-Theater zur Wirklichkeit geworden wäre, so hätte ich vorgeschlagen, für die ganze Stadt bestimmte Bezirks-Theater einzurichten, damit ein jeder Stadttheil, so wie seine eigenen Post- und Polizei-Bureaus, auch seine eigenen Bezirks-Vergnügungsanstalten habe. Um aber dabei vollste Gerechtigkeit walten zu lassen, müßten diese Bezirkstheater auch alle von gleicher Güte sein. Das wäre doch nicht allein für die Staatscontrolen-Schwärmer, sondern auch für die idealistischen Volksbeglücker ein wahrhaft befriedigender Zustand.

Aber gerade in Betreff der gleichmäßigen Vertheilung der Theater über die verschiedenen Stadttheile sieht es in Berlin übel aus. In gewissen Theilen der Stadt drängen sich die Theater dermaßen aneinander — man denke nur an die nahe Nachbarschaft vom Wallner-, Residenz- und Heinsdorffs-Theater! — daß nicht nur der Abendverkehr in jenen Straßen höchst schwierig wird, sondern daß auch die traurigsten Mißverständnisse daraus entstehen können. Wie dort in der Blumen- und Wallnerstraße die drei Theater, so liegen vor dem Rosenthalerthor am Weinbergsweg zwei, das National- und das Germania- (sonst Vorstädtische) Theater dicht beisammen. Hier ist die Gefahr von Mißverständnissen noch durch die leichtsinnig gewählte Namensverwandtschaft von National und Germania gesteigert. Wie leicht konnte es kommen, daß Jemand, der ins „Hotel Klingebusch" wollte, unter die „Räuber" gerieth? Aber auch in jener erwähnten Blumenstraßen-Abundantia wären solche Versehen möglich. Könnte es nicht Einem passiren, daß er „Wohlthätige Frauen" kennen lernen will, und dafür mit dem „Natürlichen Sohn" erfreut wird? — oder schließlich gar unter das „Corps der Rache" geräth!

Aber ehe ich von diesem Uebelstand der geographischen Mißverhältnisse auf weitere Nebenfragen eingehe, möchte ich zu Gunsten meiner Glaubwürdigkeit die angegebene Zahl der Theater durch Namensaufruf feststellen.

Ich habe an dem Verzeichniß, das ich hier mittheilen will, lange gebrütet', länger als man's dieser so einfachen Liste anmerken wird. Nicht alle Theater sind in den Inseraten unserer Zeitungen angegeben. Nachdem ich durch Hinzufügung des Einen noch der Wiedereröffnung harrenden Theaters (das ehemalige Woltersdorff-Theater ist schon in diesen Tagen wieder zu erneutem Dasein gelangt) die Zahl auf neunzehn gebracht hatte und trotzdem meine Augen immer noch unbefriedigt zu den Litfaßsäulen emporblickten, entdeckte ich wirklich eines Tages die Namen zweier Theater, von denen ich bis dahin noch nichts gehört und gelesen hatte: „Quargs Vaudeville-Theater" in der Alexanderstraße, und „Borussia-Theater" in der Wrangelstraße. Ich will eingestehen, daß ich von dem letztern die Affichen nur einmal hoch oben an den Litfaßsäulen entdeckt habe. Aber ein Statistiker darf sich nichts entgehen lassen. Um mich jeder Kritik über den künstlerischen Rang dieser Theater zu enthalten, gebe ich die Namen, die beiden Königlichen Theater eingerechnet, in alphabethischer Ordnung, wodurch freilich die Liederspielhalle, welche sich aus noch unaufgeklärten Ursachen American-Theater nennt, an die Spitze der Kunstinstitute kommt.

Berlin erfreut sich also der folgenden Theater:

American-Theater — Belle-Alliance-Theater — Borussia-Theater — Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater — Germania- (sonst Vorstädtisches) Theater — Heinsdorffs-Theater — Henne-Theater — Krolls Theater — Louisenstädtisches Theater — National-Theater — Königliches Opernhaus — Ostend-Theater — Quargs Vaudeville-Theater — Residenz-Theater — Königliches Schauspielhaus — Stadttheater — Variété-Theater — Victoria-Theater — Walhalla-Theater — Wallner-Theater — Wilhelm- (sonst Woltersdorff-) Theater.

Der wirkliche Berliner Theaterfreund wird hieraus mit einiger Betrübniß erkennen, daß Berlin noch nicht einmal für jeden Buchstaben des Alphabets ein Theater hat. — Sollte es nicht möglich sein, daß diese empfindlichen Lücken bald ausgefüllt werden? Zum Theil würde diesem Uebelstand allerdings durch Umtaufung einiger Theater abgeholfen werden können, denn fünf Buchstaben sind doppelt, ja das W ist sogar dreifach vertreten!

Doch ich will der Zukunft nicht mit meinen Wünschen vorgreifen. Ich will vielmehr gern anerkennen, daß für die allerdringendsten Bedürfnisse schon einigermaßen gesorgt ist, und daß die täglichen Speisezettel eine genügende Auswahl bieten.

Gegen die von mir hergestellte Liste könnte man mir vielleicht einwenden, daß ich keinen Unterschied zwischen den wirklichen, in ihrer Eigenschaft als solche unbestrittenen „Theatern" und jenen Vergnügungslokalen gemacht habe, welche zur Unterhaltung essender und trinkender Gäste auch Theater haben, und gleichfalls solchen, bei denen auf der Bühne auch Productionen gezeigt werden, wie akrobatische und andere schwierige Künste, die mit der dramatischen Kunst nichts zu schaffen haben. Dieser Einwand hat wohl einen Schein von Berechtigung. Aber ich muß doch zu meinen Gunsten bemerken, daß bezüglich der Gattung der Productionen eine Grenze sehr schwer zu ziehen ist. Sobald ein derartiges Vergnügungslokal eine wirkliche Bühne besitzt, auf der auch Stücke gegeben werden, wie z. B. im Walhalla-Theater, so müssen wir es schon mit zu den Theatern rechnen. Zwischen Sauerkohl und Austern besteht hinsichtlich der Vornehmheit gewiß ein großer Unterschied; und doch genießen Feinschmecker auch Beides zusammen mit höchster Befriedigung. Ausgeschlossen habe ich von obigem Verzeichniß nur Zauber- und Affentheater, und das wird man, hoffe ich, nur billigen. Uebrigens muß auch zugegeben werden, daß manches anerkannt richtiges und gutes Theater in gewissen unvorgesehenen Fällen den Charakter eines „Vergnügungs"-Lokals entschieden von sich abweist. Aber das ist doch nicht immer der Fall. Im Allgemeinen will doch ein jedes Theater dem Publicum „Vergnügen" verkaufen. Auch das Ballet hat ja im Grunde mit der dramatischen Kunst kaum etwas zu schaffen. Es wird also hierbei wie noch in mancher andern Hinsicht doch wesentlich immer darauf ankommen, ob etwas Gutes oder Schlechtes geboten wird.

Doch ich will mich hier nicht in eine sophistische Beweisführung verirren. Ich gebe vielmehr zu, daß die Bier- und andern Genüsse während der Vorstellung eine Grenze markiren könnten, und daß unter den einundzwanzig genannten Theatern ein halbes Dutzend sich befinden, welche in diesem Sinne das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen. Freilich weiß man hier oft nicht recht, welches das Nützliche und welches das Angenehme ist. Aber der intelligente Lokalbesitzer weiß, daß der Mensch sich besser amüsirt, wenn er etwas zu trinken hat, als wenn er in einem heißen Lokale dursten muß. Im Louisenstädtischen Theater hat neuerdings der zwar gealterte, aber deshalb vermuthlich eine ansehnliche Pension genießende Königl. württembergische Kammersänger Herr Sontheim durch sein Gastspiel das offene Bekenntniß abgelegt, daß es gar nichts schadet, wenn die von ihm gebotenen Kunstgenüsse mit Bier hinuntergespült werden. Es ist erfreulich, daß auch der Antisemitenverein Herrn Sontheim hierin nicht hinderlich war. Denn der einst so renommirte Tenorist hat mit diesem Verfahren zugleich seinen Rang als „Künstler" selbst bestimmt, und in bescheidener Weise zu erkennen gegeben, daß das Publicum darüber bisher in einer schmählichen Täuschung befangen war. Und wie viele solcher Täuschungen kommen auch in den besten Theatern vor!

Sollte ich in nächster Zeit über die von mir noch nicht in Augenschein genommenen Theater Berlins neue Erfahrungen gesammelt haben, so werde ich mir erlauben, sie den Lesern mitzutheilen. Für heute will ich schließlich nur noch einmal darauf zurückkommen, wie schwierig es unter Umständen ist, die Grenzen zwischen wirklich theatralischen und solchen Productionen festzustellen, die nicht im eigentlichen Sinne auf das „Theater" gehören. Die Mitwirkung von Thieren auf der Bühne ist oft genug als etwas Ungehöriges bekämpft worden. Und doch hat unser größter deutscher Dramatiker in einer seiner erschütterndsten tragischen Scenen die Mitwirkung des Pferdes nicht nur vorgeschrieben, sondern diese Scene — ich meine die im „Tell" in der hohlen Gasse — würde auch ohne solche Mitwirkung ihre hinreißende Gewalt gänzlich einbüßen. Offenbar hat jüngst das „National-Theater" diesen Präcedenzfall im Auge gehabt. Denn auch die wirklich künstlerisch strebsame Direction dieses Theaters, welche heroisch genug mit Shakespeares „Antonius und Cleopatra" begonnen hatte, mußte sich neuerdings gegen eine allzu enge Begrenzung des Begriffes „Kunst" erklären. Es gab zur Schillerfeier „Die Räuber". Das soll mal endlich ziehen! dachte der thätige Director, und zeigte auf dem Theaterzettel an (wörtlich): „Die hierzu erforderlichen Pferde sind aus dem Marstalle des Kgl. Universitätsstallmeisters Herrn Hildebrandt."

R. G.

Aus dem Concertsaal.

Dem vereinzelten Auftauchen von Concerten, jenen ersten Anzeichen der knospenden Saison, ist schnell die Blüthezeit derselben in aller Prachtentfaltung gefolgt. Es hat den Anschein, als wäre durch den schlechten Sommer dennoch Seele und Körper hinreichend gestärkt, daß die Receptionskraft des von der Musikfluth bedrohten Publicums nicht nur nichts eingebüßt, sondern an Begehrlichkeit gewonnen habe. Die Fülle des Saales am Abende der ersten Production des Joachim'schen Quartetts, das in würdiger Weise mit den Altmeistern Haydn, Mozart, Beethoven seinen Einzug hielt, gibt davon sprechende Kunde. Es wäre über diese bewährten Kunstleistungen wohl kaum noch ein Wort zu verlieren, wenn durch die Hinzuziehung des jungen Meisters Hausmann die äußere und innere Physiognomie der Vereinigung nicht verändert wäre. Ohne auch nur entfernt die künstlerische Bedeutsamkeit seines Vorgängers angreifen zu wollen, scheint mir doch die Erwerbung Hausmanns ein Gewinn werden zu wollen. Ging der frühere Cellist in dem Bewußtsein seines Könnens und seines individuellen Wesens dann und wann seinen eignen Weg, so scheint das Aufgehen Hausmanns im Ganzen, das jedes eigenwillige Vordrängen ausschließt, auf ein gehobeneres Gefühl, dem Kunstwerke gegenüber, hinzudeuten. Ich glaube fest, daß die Folge keine Täuschung hervorrufen wird.

Auch die Concerte des Domchors haben wieder ihren Anfang genommen. Sie, die einst so gewaltige Zugkraft ausübten, sind leider eine gefallene Größe, keineswegs durch ihr Verschulden, sondern einzig und allein, weil hier die Mode mit unerbittlicher Strenge zu Gericht sitzt. Das strenge Nazarenerthum, das sich in der Musik durch jene ehernen Dreiklangsharmonien bekundet, die weit entfernt sind von dem bunten Farbenreiz, den das moderne Ohr beansprucht, findet nur noch da einen mächtigen Widerhall, wo es als wichtig integrirender Theil das kirchliche Ritual verherrlichen hilft. Die Dome des Südens, in ihrer fesselnden überweltlichen Ausstattung, mit ihren farbenharmonischen Meßgewändern und reichen Monstranzen, mit ihrem sinnberauschenden Weihrauchsduft bedürfen eines einschlägigen Gegensatzes, der schwerlich wirkungsvoller als in den kalten, ewigen Klängen, die in ihrer plastischen und herben Breite den geheiligten Raum durchziehen, gefunden werden kann. „Auf die Knie", wie vor etwa zwanzig Jahren in einer Bußtagspredigt Pastor Steffan seinen Andächtigen, die theils in Inbrunst zerknirscht, theils durch Hallucinationen geistig verwüstet, mit gewaltiger Stimme zudonnerte, hat hier Niemand zu befehlen, denn die Wirkung dieser Klänge ist auch hier ohne Aufforderung keine partielle, sondern eine Alles bewältigende, während sie bei uns zwischen den nüchternen Wänden eines Concertsaals oder im Inneren unserer prunklosen Kirchen als künstliches Pfropfreis die Ohren des Fachmannes interessiren. Der Empfänglichkeit des gebildeten Laien, der bewußt oder unbewußt sich dem mächtigen Willen der Zeit unterordnet, tritt diese Musik als ein fremder Tropfen entgegen, und im Gefühl der Unsicherheit weiß der nach Genuß Lechzende nicht, ob er solche künstlerische Ausflüsse vergangener Jahrhunderte schön finden soll, oder nicht. Da man sich nicht daran erwärmen konnte, sich selbst im Drange seines Wahrheitsgefühls auch nicht belügen mochte, fing man allmählich an, die Halle jener Concerte zu meiden, und erzwang auf diese Art, daß die große Anzahl der Aufführungen auf ein Minimum beschränkt wurden. So finden wir denn jetzt die einst so berühmten Domchorconcerte, die der Sammelplatz einer glaubensstarken Aristokratie

und strebenden Bureaukratie waren, von ihrer fast schwindelnden Höhe gestürzt. Sie sind aus dem nur der Kunst geweihten Raume der Singakademie in den Dom gewandert. Ohne Abonnement, bei kleineren Eintrittspreisen und vielen Freisitzen. Das Publicum, das gegen früher eine auffallend veränderte Physiognomie zeigt, lauscht zwar noch mit einer gewissen Andachtsfülle den Klängen der alten Italiener, aber aus keinem Auge blickt die weihevolle Empfangsbescheinigung, die der Spiegel innerster, reinster Seelenbefriedigung wäre. An ihrer Stelle steht Verwunderung, Kälte und fast ein Ausdruck der Enttäuschung. Daß diese Schicksalswendung eintreten mußte, war bei der Erziehung und Richtung unseres musikalischen Publicums vorauszusehen, und nicht zu verwundern ist es, wenn sich historisches Interesse selbst durch die normalsten Ausführungen und durch wiederholte Verkündigungen von unübertrefflicher Schönheit nicht beibringen läßt. Deshalb büßen die Reliquien und lauten Zeugen einer früheren Zeit von ihrem Werthe nichts ein, und werden sie dem Historiker stets, dem gebildeten Laien am rechten Platze eine hochwillkommene Gabe sein.

Die Durchführung dieser schwierigen a capella-Gesänge, welche auf dem diesmaligen Programm standen, waren dem Weltrufe des Instituts angemessen; sie gaben Kunde, was durch eine unerschütterliche Disciplin zu leisten ist.

Mit dem ebengenannten Concerte concurrirte an demselben Abende die erste Soirée der Herren Hellmich und Maneke. Der ziemlich schnell erworbene Ruf dieser Concerte scheint sich nach und nach befestigen zu wollen; es ist das Bestreben der Herren, Anziehendes und Neues zu bringen, anzuerkennen, obwohl die lückenhafte Füllung des Saales ein allzu warmes Interesse nicht gerade voraussehen läßt. Bei der Maßnahme der Concertveranstalter durch Neuigkeiten anlocken zu wollen, kann minder Hochstehendes mit unterlaufen. Es wird von einem nicht zu kritischen Publicum dankbar hingenommen werden. Wenn jedoch diese Maßnahme einen Mißgriff zur Folge hat, so kann dies im Wiederholungsfalle bei einem noch jungen Unternehmen bedenklich werden: die nicht ohne Mühe errungene, aber noch nicht consolidirte Anziehungskraft könnte leicht in das Gegentheil umschlagen. Solch ein Fehlgriff war das Notturno für acht Streichinstrumente von Grell. Die sehr ausgedehnte Composition möchte wohl den mäßigen Ansprüchen einer längst verflossenen Zeit Interesse eingeflößt oder gar Genüge geleistet haben, die Ohren der Neuzeit jedoch, in welcher die Kammermusik durch Beethoven, Schubert, Schumann und Brahms auf den höchsten Gipfel gelangt ist, und somit ihre Weihen empfangen hat, sind zu verwöhnt, um sich bei so billigem Abfinden einem Genusse hingeben zu können. Einige, fast warm empfundene Melodiewendungen im zweiten Satze und die musterhafte Wiedergabe der Composition entschädigen doch zu gering für die Trockenheit des Ganzen. — Unterstützt wurden die Concertgeber durch das stupende Klavierspiel des Frl. Lichterfeld, das besonders im Rubinsteinschen Trio sich zu wahrhaft orchestraler Wirkung entfaltete, im gesanglichen Theile des Programms durch Frl. Schmidtlein, deren Gesangskunst sich einer immer wärmeren Entgegennahme erfreut.

Hans von Bülow war wieder Gast innerhalb unserer Mauern; er scheint sich nach und nach wieder bei uns acclimatisiren zu wollen. Es wäre fürwahr ein Gewinn für unsere Stadt, wenn sie von Neuem in Besitz dieses schneidigsten Virtuosen gelangte. Ohne endgültig bestimmen zu wollen, welche Zeit seinen kleinen Händen am geläufigsten, möchte ich doch der Erfassung der chromatischen Phantasie von Seb. Bach die größte Anerkennung zollen. Es ist wahrhaft erstaunlich, was zehn menschliche Finger an geglätteter Correctheit, durchsichtiger Klarheit trotz eines fast ununterbrochenen Durcheinander zu leisten vermögen. Wie die beiden vorjährigen Concertabende den Zweck hatten, dem Bayreuther Bühnenfonds zu Hülfe zu kommen, so auch der zuletzt veranstaltete.

Das Andenken an den Todestag Mendelssohns wurde durch die Aufführung von des Meisters „Lobgesang" und das Requiem von Kiel in würdiger Weise von dem Stern'schen Verein gefeiert. Herr Max Bruch hat bei dieser Gelegenheit sein Talent, große Massen streitfähig auszurüsten, aufs Neue bewährt, und der Raum, an den er sich nur langsam gewöhnen konnte, ist ihm zur Heimatsstätte geworden. Es gereicht zu besonderer Freude, die Leistungen des Vereins, die im vorigen Winter stark angezweifelt wurden, ohne Rückhalt anerkennen zu dürfen. Auch die Liebig'sche Kapelle, welcher diesmal der Orchesterpart zugefallen war, bekundete ihre Nützlichkeit durch schlagfertiges Einsetzen und Discretion in der Begleitung.

H. Krigar.

Notizen.

Es wird gewiß allseitig freudig begrüßt werden, daß neben den Dante- und Shakespeare-Jahrbüchern, welche seit Jahren bei uns erscheinen, vom kommenden Jahre an ein „Goethe-Jahrbuch" unter der Redaction von Dr. Ludwig Geiger in Berlin, im Verlage der Literarischen Anstalt, Rütten & Loening in Frankfurt a. M., veröffentlicht werden soll. Dasselbe hat sich die Aufgabe gestellt, ein Centralorgan der Goethe-Literatur zu werden, welches bisher ungedrucktes Material, kritische Abhandlungen, Essays und ausführliche Bibliographie in einer leicht zugänglichen Sammlung vereinigt darbieten und das alle diejenigen, welche der Erforschung, Erklärung und Verbreitung von Goethes Werken ihre Thätigkeit widmen, zu gemeinsamer Arbeit verbinden soll. Die hervorragendsten Goetheforscher und Literarhistoriker: Bartsch, M. Bernays, W. von Biedermann, Burckhardt, Carriere, Creizenach, Düntzer, Ehrlich, H. Grimm, Goedeke, Hettner, Hirzel, Holland, v. Keller, v. Loeper, Martin, Muncker, Redlich, W. Scherer, A. Schoell, E. Schmidt, Seuffert, A. Springer, Strehlke, Suphan, Urlichs, Vollmer, Weinhold, Wilmanns, Zarncke u. v. A. haben dem Unternehmen ihre lebhafte Sympathie entgegengebracht und thätige Mitarbeit zugesagt.

* * *

Schillers Lied von der Glocke. Illustrirt in 22 Compositionen von Alexander Liezen-Mayer. Mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seitz. Ausgeführt in 6 Kupferstichen von J. F. Deininger, C. Forberg und Fr. Ludy und in 60 Holzschnitten aus Wilhelm Hechts xylographischer Anstalt. 26 Compositionen Liezen-Mayers auf Holz gezeichnet von W. Hecht. Groß-Quart-Format. 55 Seiten. München 1879, Theodor Ströfer. In Prachtband *M.* 40.

Aus der vor kurzem beendigten Lieferungsausgabe ist durch die Kunst des Buchbinders ein Buch für den Weihnachtstisch entstanden, an dem Herz und Auge gleichmäßig sich erfreuen werden. Die Verlagsbuchhandlung, welche in der von ihr veranstalteten und von den nämlichen Künstlern illustrirten Faust-Ausgabe dem Weltmarkte, darf man wohl sagen, ein Prachtwerk ersten Ranges zugeführt, hat einen neuen glücklichen Wurf gethan, indem sie den kunstreichen Händen der Faust-Illustratoren, die Neugewandung von Schillers Glocke anvertraute, „dieses Werks von unnachahmlicher Hoheit und Anmuth, voll lebendiger Darstellungskraft und lyrischer Gefühlstiefe, die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen wiederspiegelnd, den ganzen Kreis menschlichen Daseins umfassend." Die von Liezen-Mayer herrührenden 10 „Gußbilder" (in Holzschnitt), die Arbeit der Glockengießer darstellend, und desselben Künstlers 22 lyrische Compositionen (6 in Kupferstich, 16 in Holzschnitt) sind Illustrationen im besten Sinne des Wortes, d. h. wirkliche, aus vollstem Erfassen ihres Gegenstandes hervorgegangene und von feinem künstlerischen Geiste durchdrungene Erläuterungen desselben. Die ornamentalen Umrahmungen dieser 26 Holzschnitte, die Endvignetten und das Titelblatt, sowie die 10 Medaillons welche, gegenüber den Liezen-Mayer'schen „Gußbildern", die zu letzteren gehörigen Verse umschließen und die Beziehung der eingezeichneten Figuren zum Bergwerkswesen, der Gewinnung des Metalls illustriren — sind ein erneuter Beweis dafür, daß ihr Schöpfer Rudolf Seitz auf dem Gebiete der ornamentalen Kunst zu den berufensten, zu den phantasievollsten Meistern gehört. Die technische Ausführung des Kupferstichs und Holzschnitts ist voll Delicatesse, liebevoll den Absichten der Künstler nachgebend und deutlich bekundend, welch großen Aufschwung diese beiden Zweige der vervielfältigenden Kunst in Deutschland genommen haben. Der Druck ist von der bewährten Officin der Gebrüder Kröner in Stuttgart mit aller Sorgfalt ausgeführt.

h.

* * *

Schillers Wilhelm Tell, illustrirt von Friedrich Schwörer. Groß-Quart-Format. 102 S. Enthält 10 photographische Lichtdrucke von J. B. Obernetter und Holzschnitte ausgeführt in Wilhelm Hechts xylographischer Anstalt. München 1879, Theodor Ströfers. In Prachtband *M.* 30.

Diese illustrirte Prachtausgabe von Schillers „Tell" bildet gewissermaßen ein Pendant zu der von derselben Verlagsbuchhandlung veranstalteten festlichen Ausgabe der „Glocke". Bietet zwar das hier zu illustrirende Drama der freien Phantasie des Malers nicht jene Fülle der

Anregung, wie solche von dem unsterblichen Gedicht ausgeht, so enthält es doch eine ganze Reihe ergreifender Motive, welche den Historienmaler zur Veranschaulichung derselben durch seine Kunst fast zwingen. Schwörer hat es verstanden, diesen Motiven ihren ganzen Inhalt abzugewinnen und in seinen Illustrationen sich, gleich Liezen-Mayer und Seitz, auf die Höhe eines künstlerischen Interpreten der Dichtung zu erheben. Wenn der Eindruck der „Glocke" ein edlerer ist, so dürfte dies in directem Zusammenhange mit den für die Reproduction der Zeichnungen gewählten Kunstformen stehen: es ist eben die Differenz zwischen Kupferstich und Photographie, welche zu Gunsten des anderen Prachtwerks sich geltend macht. Dennoch ist diese ungemein elegant ausgestattete Ausgabe einer unserer edelsten Nationaldichtungen von freundlichster Wirkung und eine dankenswerthe Bereicherung des besten Theiles der sogenannten „Festliteratur".

* * *

Mrs. M. Brassey, eine Segelfahrt an Bord der Yacht „Sunbeam" in elf Monaten ausgeführt. Frei übersetzt nach der achten Auflage des englischen Originals von A. Helms. gr. 8. VIII und 432 S., mit 9 Tonbildern, 104 Textillustrationen und einer Karte der Reiseroute. Autorisirte Ausgabe. Leipzig 1879, Ferdinand Hirt & Sohn. Prachtband *M.* 15.

Diese Schilderungen aus der Feder der Gattin des weltbekannten englischen Eisenbahnbauunternehmers und Millionärs Thomas Brassey, gehören zu den unterhaltendsten und bestgeschriebenen Bücher, die uns auf dem Gebiete der nicht wissenschaftlichen Reisebeschreibung untergekommen sind. Ein liebenswürdiger, freier Zug weht durch das Buch; man hat seine Freude an dem sicheren, furchtlosen Auftreten einer geistreichen und schönen Frau, unter Verhältnissen, denen gegenüber die Majorität der Frauen, selbst ebenso geistig und gesellschaftlich bevorzugter, sich wahrscheinlich weniger bewähren würde. Dazu das frisch zugreifende, unverzagte und dennoch nirgends die Grenzen edler Weiblichkeit nach dem Gebiete des blue-stocking-thums überschreitende Urtheil über empfangene Eindrücke und endlich — wohl einer der merkwürdigsten Züge an einem derartigen Werke — die in der Darstellung überall anklingende Zärtlichkeit für ihre an Bord befindlichen Kinder (deren jüngstes etwa vier Jahre alt sein mag!), alles Dinge, welche dem Buche den Stempel des Originellen aufprägen und es abseits von den unzähligen Reisebüchern stellen, mit denen, insbesondere englische Damen, die Literatur weniger bereichern als vermehren. — Das Buch hat in England binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebt, zu einer Zeit als die epochemachenden Reisewerke von Cameron, Schweinfurth, Stanley, Nares, das Werk über die „Challenger-Expedition" eben erschienen oder noch in Aller Gedächtniß waren, nach Baron Hübners geistreichem „Spaziergang um die Welt". Ein solch ungewöhnlicher Erfolg eines nicht mit den üblichen Sensationsmitteln arbeitenden literarischen Productes, muß auch auf ungewöhnlichen schriftstellerischen und anderen Voraussetzungen beruhen. Welcher Natur diese sind, mag aus dem Vorangehenden geschlossen werden. Die Veranstaltung einer deuschen Ausgabe war ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, dessen Ausführung sie berufenen Händen anvertraut hat. Wir, die wir an dem englischen Original uns erfreut haben, hätten freilich eine Wiedergabe in unveränderter Gestalt der vorliegenden, hier und dort gekürzten, und frei behandelten, vorgezogen. Indessen mögen Rücksichten auf den Umfang und den dadurch bedingten höheren Preis hier bestimmend gewirkt haben, und so sei das Buch auch in seinem deutschen, glänzenden Gewande willkommen; „es ist ein Buch für die Familie, besonders für die Frauen, deren Gedankengang und Interessen ja sonst bei den Reisebeschreibungen von den Herren Autoren wenig genug berücksichtigt werden."

* * *

Zu Sabells Goethefestschrift (No. 46 der „Gegenwart").

Nachträglich werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß das sog. Goethe'sche Sonett an Bettina (am 11. Januar 1811): „Glanzvollstes aller hohen Gnadenzeichen" nicht das Geringste mit Gothe zu thun hat. Es liegt nur in Riemers schönster Handschrift vor und ist schon 1819, also vor 60 Jahren, in Riemers Gedichtsammlung („Blumen und Blätter von Silvio Romano", Leipzig 1819, S. 161) gedruckt. Darauf hatte schon v. Loeper in der Hempel'schen Goetheausgabe (V, 229) hingewiesen, deren Correctur Herr Dr. Sabell ist. Letztere Thatsache setzt freilich seiner Veröffentlichung die Krone auf. Ludwig Geiger.

* * *

In dem Beitrage des Herrn Freiherrn von Ompteda „Drei Stammbuchblätter" (No. 45 der „Gegenwart") werden die citirten Goethe'schen Verse irrthümlicherweise als noch nicht veröffentlicht bezeichnet. Das Gedicht ist indessen schon mehrfach gedruckt, und zwar im „Chaos" II, Nr. 7, S. 28, 1831, in Chamissos „Musen-Almanach a. d. J. 1838", in „Goethes Nachgelassenen Werken" 1833, und auch später. Die Angeredete war eine der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Töchter der Bd. II, S. 448 der Hempel'schen Goethe-Ausgabe genannten Frau von Spiegel, nach Vehse „klein, aber pikant und liebenswürdig". Die schönere, Melanie, wurde nach Demselben an den württembergischen Hofmarschall von Seckendorff verheirathet. Die Entfernung der Redaction vom Druckorte machte eine sofortige Berichtigung des in letzter Stunde erkannten Irrthums nicht mehr möglich.

D. Red.

Offene Briefe und Antworten.

Wohllöbliche Redaction!

Durch einen Zufall habe ich soeben erst in Nr. 35 den sehr anregenden und beachtenswerthen Aufsatz von Dr. Fr. Küchenmeister „von Shakespeare, dem Thierkenner" gelesen.

In einem Punkte ist der Verf. dabei der ausgezeichneten Uebersetzung des Shakespeare von Schlegel nicht ganz gerecht geworden. Wenn dieser Hummel statt Drohne setzt, so ist dies kein naturgeschichtlicher Irrthum, sondern nur älterer Sprachgebrauch, dem z. B. auch noch Rückert gehuldigt hat. Ich erlaube mir, hierfür auf mein „Wörterbuch" II 801 c zu verweisen und die dort gegebenen Belege hier zu wiederholen:

Die Drohnen, sonst Thränen und Hummeln genannt von „Dröhnen" und „Hummen", wiewohl Hummeln auch die rauchhaarigen Bienen heißen, die in kleinen Gesellschaften sich Zellen aus Pflanzenfäserchen zusammenleimen. Voß Virgils Georg. 260; Stachellos umherzuschwärmen wie die Hummeln. Rückert, Rostem und Suhrat 98a; Es sei unbillig, daß die Hummeln, die keine Arbeit thun, des Honigs genießen. Zinkräf, Apophtegm. 1, 294.

Altstrelitz, 3. November 1879. Dan. Sanders.

* * *

St. Petersburg, im October 1879.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In einer Gesellschaft wurde dieser Tage hier das Bedenken geäußert, ob es möglich wäre, folgenden Spruch in deutscher Uebersetzung wiederzugeben:

Eximium decus hoc, fecit te scandere Regni,
Lascie Ioannes, laus tua non tua fraus.

Es ist ein Spottvers des bekannten polnischen Dichters und Bischofs Krzycki auf seinen Erzbischof und Primas des Reiches, den berühmten Johannes a Lasco aus dem Jahre 1527. Die Geißel des Verses tritt zu Tage, wenn der Spruch Wort für Wort von hinten nach vornen gelesen wird.

Kein Blatt dürfte wohl ein geeigneterer Sprechsaal sein als Ihre „Gegenwart", die Bitte und Anfrage zu stellen, ob es wohl einem Deutschen gelingt, in unserer Muttersprache auch diese scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit zu besiegen und den Spruch, vorwärts und rückwärts in verständlichem Sinne lesbar wiederzugeben? Würden Sie wohl die große Güte haben, in dem Fragekasten Ihres so weit verbreiteten Blattes die Anfrage aufzunehmen?

Hochachtungsvoll
Dalton.

Inserate.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Für **Erstlingswerke** junger Schriftsteller und Musiker (auch Dilettanten) werden Verleger vermittelt. Auch werden Manuscripte jeder Art rev., redig. und druckreif gemacht. — Discretion Ehrensache. Adressen unter **J. U. 9781** durch **Rudolf Mosse, Berlin SW.** erbeten.

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Dritter Band:

Der Student. — Skizzen.

8. 4 *M.* 50 Pf., elegant gebunden 5 *M.*

Früher erschien:

Erster Band:

Dorfgeschichten aus Norwegen.

8. 4 *M.* 50 Pf., elegant gebunden 5 *M.*

Zweiter Band:

Inga, die Sonne des Siljethals.

8. 4 *M.* 50 Pf., elegant gebunden 5 *M.*

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt und ohne jede Ausnahme sittlich rein und erhebend sind. **Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familie fehlen.**

Im Verlage von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hülfsbuch

für die

Deutsche Literaturgeschichte

von

Wilhelm Herbst.

I. Theil:
Die mittelhochdeutsche Literatur.
Preis 60 Pf.

II. Theil:
Die neuhochdeutsche Literatur.
Preis 80 Pf.

Erläuternde Bemerkungen

zu dem

Literaturgeschichtlichen Hülfsbuch.

Preis 60 Pf.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

LOGIK.

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss

und der

Methoden wissenschaftlicher Forschung.

Von Professor Dr. **Wilhelm Wundt** in Leipzig.

Zwei Bände.

Erster Band.

Erkenntnisslehre.

597 Seiten Lex.-Octav. Preis 14 *M.*

Verlag der **H. Laupp'schen** Buchhandlung in **Tübingen.**

Soeben ist erschienen:

Köstlin, Dr. H. A., Geschichte der Musik im Umriss.

8. Broschirt. **Zweite umgearbeitete Auflage.** 6 Mark.
In elegantem Ganzleinband 7 *M.*

Academische Verlagsbuchhandlung von **J. C. B. Mohr** in **Tübingen.**

Soeben ist erschienen:

Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Seele.

kl. 8. Broschirt **Volks-Ausgabe. 5. Auflage.** 80 Pfennige.
Elegant gebunden **Feine Ausgabe. 5. Auflage.** 3 Mark.

Breitkopf & Härtel's Musikalische Handbibliothek.

Soeben erschien:

Band IV. **Aufgabenbuch** zu E. Friedr. Richter's Harmonielehre, bearbeitet von **Alfred Richter,** Lehrer am Königl. Konservatorium der Musik zu Leipzig. 8. IV, 54 S. Brosch. n. *M.* 1.—. geb. n. *M.* 2.20.

Die in E. Fr. Richter's weit verbreitetem Lehrbuch der Harmonie enthaltenen quantitativ beschränkten Aufgaben erfahren nach Wunsch des heimgegangenen Verfassers durch dessen Sohn eine dringend gebotene Ergänzung. Das „Aufgabenbuch" sei allen Besitzern der „Harmonielehre" empfohlen.

Band V. **Elementar-Lehrbuch der Instrumentation** von **Ebenezer Prout.** Autorisirte deutsche Uebersetzung von Bernhard Bachur. 8. VIII, 144 S. Brosch. n. *M.* 3.—. geb. n. *M.* 4.20.

Die Absicht dieses Lehrbuches ist, dem Schüler das Wichtigste über das Instrumentiren in mässigstem Umfange zu bieten.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

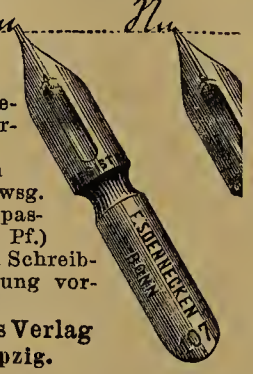
Otto Spamer's illustrirte Weihnachts-Novitäten

sind soeben erschienen u. liegen in allen guten Buchhdlg. z. Ansicht aus.

Verzeichniss empfehlenswerther Geschenkwerke für Jung und Alt gratis und franco.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig,** Gellertstr. 2/3, in **Berlin SW.,** Grossbeerenstr. 75.

SOENNECKEN'S
KURRENT-FEDERN



erleichtern das Schreiben, **verschönern die Schrift,** spritzen nie und haben ungemein grosse Dauerhaftigkeit.

Probeschachteln mit Gebrauchs-Anwsg. 30 Pf. (mit dazu passendem Halter 50 Pf.)

In jeder soliden Schreibmaterialien-Handlung vorräthig.

F. Soennecken's Verlag
Bonn u. Leipzig.

Bücher-Ankauf.

Kl. u. gr. Bibliotheken kauft zu hohen Pr.: **E. Weidlich's** Antiqh., **Leipzig,** Frkf. Str. 34.

Soeben erschien bei **W. Werther** in **Rostock:**

Moderne Zustände.

Von

Alexander Jung.

Motto: Du stellst die Frage mir: Was ist modern?
Frühreife Frucht ist's, oft nicht reif der Kern.

25 Bogen. Pr. *M.* 7 br., *M.* 8.40 geb.

Dies für jeden Gebildeten höchst interessante Buch sei zu eingehendem Studium angelegentlichst empfohlen.

Neue Kataloge

über m. antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände, **gratis-franco.** Angabe d. gewünschten Wissensch. erbeten.

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Hierzu Beilagen von der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart und Theod. Stroefer's Kunstverlag in München.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 48. Berlin, den 29. November 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Oppositionsführer in England. Von Karl Blind. I—III. — **Literatur und Kunst:** Juan Valera. Von Wilhelm Lauser — Gottfried Semper als Begründer der kunstgewerblichen Reform. Von Bruno Bucher. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Herzog von Mailand. Trauerspiel in 5 Acten von Philipp Massinger. Deutsch von Wolf Grafen Baudissin. Für die Bühne bearbeitet von Arthur Deetz. Besprochen von Paul Lindau. — Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Von Th. L. VI. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Ein Oppositionsführer in England.

Von Karl Blind.

I.

Heute, wo die Parteien in England sich schon zum Kampf für den nächsten Wahlfeldzug gürten, fordert die Persönlichkeit Gladstones, die für die Haltung der liberalen Partei in den großen orientalischen und asiatischen Fragen von so tiefer, vielleicht schicksalsvoller Bedeutung geworden ist, zur näheren Betrachtung auf.

An allgemeinen Geistesgaben, an unermüdlicher Thätigkeit, wie an Beredtsamkeit, vermag die Torypartei dem früheren Premier keinen ihm ebenbürtigen Mann gegenüber zu stellen. Ob er sich aber den Blick für die Weltlage frei gelassen, ob er in der Erfassung der Beweggründe und der Ziele des mächtigsten und gefährlichsten Despotenthums, welches gleichzeitig Europa und Asien bedroht, staatsmännische Befähigung gezeigt hat: das darf man billig bezweifeln. Es spricht zu Gladstones Ehre, daß er in seiner langen politischen Laufbahn, die nun bald ein halbes Jahrhundert gedauert haben wird, in vielen Dingen sich von der unfreien zur freien Anschauung erhob. Einst selbst Conservativer, stieg er allmählich zur liberalen Führerschaft empor. Ehemals Schutzzöllner im Sinne des vom theuern Brod des Volkes sein Einkommen ziehenden Gründeradels, wandte er sich dem Freihandel zu, der auch heute noch, wenigstens durch die billigeren Lebensmittel, die Noth der Massen lindert. Früher der unbedingte Verfechter des Staatskirchenthums in England und Schottland, wie auch auf der feindlichen Schwesterinsel, griff er plötzlich die irische Reform in doppelter Weise, in der Kirchenfrage, wie in der Landfrage, auf.

Wer indessen in dieser Entwickelung Gladstones einen stets klar durchschlagenden Freisinn erblicken wollte, ginge bedeutend fehl. In seinem dreiundzwanzigsten Jahr (1832) als Tory ins Unterhaus gewählt, lockerte er erst fast zwanzig Jahre nachher seine Verbindung mit der conservativen Partei in der Weise, daß er 1852 in das aus einer Parteimischung hervorgegangene Ministerium Aberdeen eintreten konnte. Noch 1858 konnte der Verfasser der „Politischen Brustbilder" schreiben: „— Es gibt im Parlament einen Mann, den herabzusetzen Herr Disraeli sich sorgfältig gehütet hat; und das ist Herr Gladstone. Dies ist um so beachtenswerther, da Herr Gladstone zum Nebenbuhler des Herrn Disraeli bestimmt zu sein scheint ... Leute außerhalb dieses Kreises nehmen in der That keinen Anstand, zu behaupten: Herr Disraeli bilde allein die Schwierigkeit gegen den Wiedereintritt des Herrn Gladstone in die conservative Partei, während Herr Disraeli vielleicht die Unsicherheit der Stellung seiner Partei fühlt, so lange Herr Gladstone sich von ihr fernhält."

So schrieb damals ein Liberaler über den jetzigen Expremier. Noch 1859 nahm Gladstone unter dem Ministerium Derby eine besondere Sendung nach den Jonischen Eilanden an. Seine eigentliche Bekehrung stammt aus den Tagen, wo Garibaldi in London von den Volksmassen im Triumph gefeiert ward, der hohe Adel aber — mit dem Herzog von Sutherland an der Spitze, in dessen Wohnung der Befreier der beiden Sicilien abstieg — sich nach Kräften bemühte, durch Umringung des „Führers der Tausend" die demokratische Strömung abzudämmen, die theils durch die italienischen Ereignisse, theils durch die gewaltigen Kämpfe der amerikanischen Republik in England entstanden war.

Ehe Garibaldi nach England kam, hatte er in Italien in öffentlicher Rede den Tyrannen Frankreichs als einen Gewaltherrscher und Schurken (un' birbante) gebrandmarkt. In den Tuilerien kannte daher die Wuth über Garibaldis Empfang in London und über seinen beabsichtigten Zug durch die Hauptstädte Englands keine Grenzen. Drohende Mahnungen gelangten hieher. Palmerston, vom Staatsstreich her mit Ludwig Napoleon, sogar über den Kopf der Königin hin, in engster Verbindung stehend, suchte Garibaldi zum Verlassen des englischen Bodens zu bewegen. Er wählte dazu als Mittelsmann seinen Schwiegersohn Lord Shaftesbury. Dieser ging mit Gladstone, der durch seine Briefe über Poërios Schicksal Theilnahme für Italien gezeigt hatte und der italienischen Sprache mächtig war, zu dem gefeierten Volkshelden, um ihm auf rednerischem Umwege die Entfernung aus England zu empfehlen.

Ich hatte Garibaldi gleich nach seiner Landung in Southampton, von wo aus er sich auf den Landsitz des Parlamentsmitgliedes Seely nach der Insel Wight begab, auf seinen Wunsch zuerst dort besucht. Hier in London theilte er mir, bei seinem Besuch in meinem Hause, den Vorfall mit Shaftesbury und Gladstone mit; es war dies die erste Kunde, die davon in weitere Kreise drang. Groß war die Volksentrüstung, als man vernahm, daß der italienische Kämpfer, theils aus Unmuth, theils aus dem Wunsche, nicht zu Verwickelungen Anlaß zu geben, plötzlich von England sozusagen „französischen Abschied" genommen. Eine Abordnung von Volksvereinen sprach bei dem mit einem Male äußerst unpopulär gewordenen liberalen Schatzkanzler vor, um ihn zur Rede zu stellen. Da geschah es, daß Gladstone die Männer, die damals mit der Bildung einer „Reformliga" für Herstellung des allgemeinen

Stimmrechtes beschäftigt waren, und die zur Abordnung gehörten, durch die bekannte Antwort zufrieden stellte, die den Arbeiterstand als „Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein" anerkannte. Allgemeine Verwunderung entstand. So hatte Gladstone noch nie gesprochen! Die Sache mit Garibaldi wurde vergessen; von da an betrachtete man den redegewandten Minister als der Wahlrechtsreform gewonnen; und man sah über seinen schweren Fehltritt hinweg.

Einen noch schwereren Fehltritt beging Gladstone übrigens im Unionskriege. Gleichwie Palmerston und Russell stand er auf der Seite der Sklavenhalter und freute sich, daß „Jefferson Davis, der ein Heer und eine Flotte geschaffen, eine Nation zu gründen im Begriff stehe." Diese Haltung eines liberalen Führers war um so bedauerlicher, da Gladstones eigener Vater, als Besitzer westindischer Güter, ehemals Sklavenbesitzer war, und der Sohn den Vater mehr als einmal, inner- und außerhalb des Parlamentes, wegen der gegen ihn erhobenen Angriffe, als behandele er die Schwarzen mit Grausamkeit, in Schutz nahm. Das war in den alten Zeiten, wo Gladstone noch unbekehrt unter den Tories weilte. Statt nun diese Vergangenheit gut zu machen, wandte er sich in so späten Jahren zu der „alten Liebe" zum Sklavenhalterthum zurück!

Hätte es lediglich von Palmerston und ihm abgehangen, so wäre der Empörerbund, der ausgesprochener Maßen „ein schwarzes Reich auf dem Grundstein der Sklaverei errichten" wollte, nicht blos — was schon schlimm genug war — als kriegführende Macht anerkannt worden. Diese Irrthümer Gladstones und der Anderen haben England mehrere Millionen Pfund Sterling gekostet, auferlegt als Buße für die völkerrechtswidrige Art, mit der man dem Seeräuberthum der „Alabama" und der übrigen in England ausgerüsteten Freibeuter durch die Finger gesehen hatte.

War es ferner richtig, daß Gladstone, als er sich zur Abschaffung der protestantischen Staatskirche in Irland entschloß, dieselbe plötzlich, zum Ergötzen der Römlinge, als einen „Upasbaum" bezeichnete, der „abgehauen werden muß"?*) So schlimm die Verhältnisse in Irland waren und in England und Wales, was die Staatskirche anlangt, noch sind: der eigentliche Giftbaum steht doch zu Rom. Man hat in früheren Jahren Gladstone oft der versteckten katholisirenden Neigung, einer gewissen spöttisch so genannten „Oxfordoxie", bezichtigt. Sicher ist, daß er innerhalb der protestantischen Staatskirche, die sich selbst als „die katholische Kirche von England" bezeichnet, der ritualistischen Richtung angehört, welche eine römelnde Partei darstellt und auch der rechtgläubigen orientalischen Kirche mit ihrem bilderreichen Prunk nahe steht.

Auf die Abschaffung der Staatskirche in Irland folgte unter Gladstones Verwaltung der Versuch, die römische Geistlichkeit durch eine irische Hochschulbill zu befriedigen. Damals sprach man von Kardinal Manning, dem Jugendfreunde des Premiers, als der Nymphe Egeria, welche Rathschläge in der Sache ertheile. Die katholische Clerisei war indessen getrennter Meinung; und vom Vatican her zuckte plötzlich ein Blitz gegen die Bill als gegen einen nicht genügenden Vorschlag. Man nimmt an, daß Gladstone, wenn der Hochschulentwurf die römische Kirche befriedigt hätte, bereit war, auch das irische Volksschulwesen zum Nachtheil der dort seit 1845 bestehenden, von Parlamentswegen eingeführten National-, d. h. Simultan-Schulen umzumodeln. Statt des erforderlichen Culturkampfs gegen die römische Schlange nährte er sie am Busen des Reichs. Indessen kam sein Ministerium darüber zu Fall; weder die starren Protestanten, noch die wahrhaft Aufgeklärten und Freidenker wollten dem Ultramontanismus in die Hände gearbeitet sehen. Von da an stammt die Rückwendung Englands zum Torythum.

Mit der ihm eigenen Hast hatte Gladstone kaum diesen Sturz erlitten und für die liberale Sache eine verhängnißvolle Niederlage herbeigeführt, als er auch sofort die Flugschrift gegen die „Vaticanischen Beschlüsse" veröffentlichte, um sich einigermaßen wieder mit der Landesmeinung zurecht zu setzen. Es war jedoch zu spät. In jener Flugschrift trat er der mehr neumodischen Unfehlbarkeit des Papstes als eines von den höheren Würdenträgern der Kirche unabhängigen Alleinherrschers entgegen, und wies die Verderblichkeit der vaticanischen Lehre für die bürgerliche Freiheit nach. Er bekannte zugleich, daß ohne Zweifel die liberale Partei, mit der — wie er sich bezeichnend ausdrückte — „man ihn gewöhnlich zusammenstelle", durch die von ihm befolgte Politik in der Meinung des Landes großen Schaden erlitten habe.

Im Uebrigen zeigte es sich bald genug, trotz dieser und ähnlicher nachfolgender Broschüren, daß Gladstone, sobald es sich um die Einschränkung des zwar nicht vaticanistischen, wohl aber römelnden Treibens der Ritualistenpartei (der sogenannten „Hochkirche") handelte, mit Feuereifer selbst gegen diesen geringen Versuch eines Culturkampfes im Parlament loszog. Die geistliche Ader ist in der That in dem „liberalen" Staatsmanne so stark, daß man mit Recht sagen kann: er stehe fast wie eine mittelalterliche Erscheinung, wie ein Vertreter mönchischer Gelehrsamkeit innerhalb der politischen Welt. Nur seine gewiß große Finanzkenntniß, welche diejenige des jetzigen Premiers und früheren Schatzkanzlers weit überragt, rettet ihn davor, über der Gottesgelehrsamkeit die Politik aus den Augen zu verlieren. Aber auch hinter dem heftigsten politischen Gebahren Gladstones steckt oft der Theolog verborgen. So neuerdings in der orientalischen Frage, wo ihn sein christlicher Eifer dazu verführte, dem mahommedanischen Türken sogar die Eigenschaft als Mensch abzusprechen, das durch tausend blutige Grausamkeiten befleckte Papst-Zarenthum aber als einen Ausbund der „Humanität" und des „Freisinns" ans Herz zu drücken.

II.

Ein trefflicher Finanzmann, ist Gladstone auch ein guter Kenner des klassischen Alterthums, oder wenigstens Homers. Doch wird Jeder, der sich diesen Studien nach gründlicher deutscher Weise gewidmet hat, in seinen Arbeiten den Mangel an vergleichender Forschung fühlen. Was über Homer hinausliegt, ist Gladstone meist fremd.

Die vergleichende Religionswissenschaft auf dem Gebiete der hellenischen und anderer Götterlehren und Heldensagen beunruhigte ihn vollends. Er weicht ihr aus; oder ist er zur Behandlung des Gegenstandes gezwungen, so macht er so erheiternde Versuche, wie den erst neulich wieder im „Nineteenth Century" geleisteten, in der vedischen, zoroastrischen und griechischen Ueberlieferung die von der Vorsehung absichtlich hineingelegte Verkündigung des kommenden Messias zu wittern. Wir Anderen stehen da einfach betroffen über solche geistliche Kunststücke, die das wahre Verhältniß umzukehren sich bestreben.

Damit dies Urtheil nicht etwa zu hart erscheine, sei hier auf eine, soeben in „Frasers Magazine" veröffentlichte Abhandlung („Herr Gladstone als Schriftsteller") hingewiesen. Diese Zeitschrift steht gegenwärtig unter der Leitung des bekannten schottischen Geistlichen Dr. Tulloch, der in der orientalischen Frage zur Opposition hält. Alle Beweggründe zu einer günstigen Auffassung der literarischen Thätigkeit des liberalen Führers sind somit vereinigt. Unter der Aufschrift: „Eine Aehrenlese aus vergangenen Jahren, 1843—79" hat Gladstone ein siebenbändiges, von seinen verschiedenen größeren und kleineren Arbeiten angefülltes Werk zusammengestellt, das dem Beurtheiler in „Fraser" als Grundlage dient.

Nun denn, auch dieser Kritiker, der selbst dem Stande der sogen. Gottesgelehrten angehört, kann sich nicht enthalten, darauf hinzuweisen, daß „auch die Gegenstände, die in diesen Bänden von der Religion am Weitesten abliegen, ganz von religiösen Auffassungen durchsättigt sind und durch mancherlei Wurzeln auf den hierarchisch-kirchlichen Boden zurückweisen, der in Gladstones Geist so dick und tief liegt". Ja, „in zeitgenössischer Literatur ist er mehr ein theologischer, als ein politischer Schriftsteller — andernfalls hätten wir uns nicht

*) Siehe Giftbaum des Ministers Maybach.

die vorliegende Aufgabe gestellt; aber bezweifeln darf man, selbst wenn er den weitesten Flug nimmt, ob er nicht die Kirchenkette hinter sich her schleppt, die um all seine geistigen Strebungen in jenen Jahren gewunden war, wo er durch Erörterungen, wie diejenige über den 'Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche', dem öffentlichen Geist zu Hülfe zu kommen glaubte".

Der Beurtheiler — wie man sieht, selbst Theolog — gehört einer etwas aufgeklärteren Richtung an, als diejenige Gladstones ist. Wir hören in „Fraser" weiter, daß, was auch Gladstones Schwankungen oder Entwickelungen in Staatsdingen gewesen sein mögen, „ein unbeweglicher Hintergrund kirchlicher Meinung überall in seinen Schriften durchbricht". Wie er in den dreißiger oder vierziger Jahren darüber schrieb, so schreibt er heute noch. „Die sichtbare Kirche, die ewige Braut Christi, ausgestattet mit den Gaben, die er mit seinem Blut und seinen Zähren erkaufte" — das ist so ungefähr der Stil Gladstones. Für den deutschen Leser wird diese kleine Probe völlig genügen.

Macaulay verstand von den scholastischen Kirchenfragen für Gladstones Geschmack viel zu wenig; und dieser hielt dem whiggistischen Geschichtschreiber einen so bedenklichen Mangel an Kenntniß gebührend vor. Dagegen hat Gladstone selbst, zufolge der angeführten Zeitschrift, „die dunkelsten Begriffsbestimmungen der christlichen Lehre, die Unterscheidungspunkte zwischen Augustinianismus und Pelagianismus, Calvinismus und Arminianismus, zwischen der Gottesgelehrsamkeit des sechzehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts, der anglikanischen und der presbyterianischen Satzungen, der evangelischen und der Oxforder Schule, alle an den Fingerspitzen. Man darf zweifeln, ob die Kirche an ihm nicht einen großen Scholastiker verloren hat, was immer der Staat durch ihn gewonnen oder verloren haben mag. Ueberall haben die kirchlichen Lehren ihren Stempel auf ihn zurückgelassen, und ihr gebieterischer Ton schlägt in der unerwartetsten Weise inmitten lebensbeschreibender Auseinandersetzungen oder selbst in dem entzückenden Fluß dichterischer Darstellung hervor."

Wir wollen es einem Gottesgelehrten schon glauben; es war auch stets unsere Meinung. „In einer Zeit der tiefsten Erregung auf dem Gebiete der Religion hat Gladstone nicht blos an der Religion, sondern offenbar an jedem Jota und Tüttelchen anglikanischer Rechtgläubigkeit festgehalten" — sagt der kundige Beurtheiler in „Fraser". Und er fügt hinzu: „Sein Geist bleibt in den großen dogmatischen Formeln stecken, unberührt nicht blos durch den kritisch zerstörenden, sondern auch durch den geschichtsforschenden Geist der Zeit. Das Christenthum ist für ihn, wie für seine ganze Schule, nur das Christenthum der Glaubensbekenntnisse des vierten und fünften Jahrhunderts. Es ist mit dem Nicenischen, oder selbst mit dem Athanasischen Dogma und mit einem Kirchenregiment, einer geistlichen Zucht und einem Gottesdienst verkettet, die, wie er glaubt, aus dem apostolischen Zeitalter auf unsere Tage gekommen sind. Die Religion ist für ihn wenig, wenn sie nicht 'eingehüllt ist in das wohlgefügte Panzerwerk eines dogmatischen und kirchlichen Systems'."

Weiter: „Trotz großer Forschungsgabe und der Fähigkeit, geschichtliche Einzelheiten in gut geschaarte Massen zusammen zu stellen, hat er in die geschichtliche Methode oder in die wahre Geburt und das Wachsthum großer Gedanken und Einrichtungen keinen tieferen Einblick. Dies ist ein entschiedener, in vielen seiner Abhandlungen hervortretender Mangel; ohne Bezugnahme auf diesen Mangel können wir weder seine geistige Verfassung, noch vielleicht seine staatsmännische Sinnesart verstehen. Mehr als irgend etwas Anderes, ist dies die Quelle seiner einseitigen religiösen Speculation — vielleicht auch seiner einseitigen, manchmal sich überstürzenden Neigungen im öffentlichen Leben."

Ueber die Schreibart hat der Theologe in „Fraser" wenig Günstiges zu sagen. An Wucht fehlt es Gladstones Stil nicht. Leichte Beweglichkeit ist aber kaum vorhanden; launig treffende Bemerkungen fehlen ganz. Künstlerische Gestaltungsgabe besitzt Gladstone im geringst möglichen Grade. Er weiß sich nicht zu beschränken, und sein Satzgefüge ist meist ungeschickt. Der erste Eindruck, den man von seiner Darstellung empfängt, ist ein ermüdender; nur allmählich wird man von der dahinter befindlichen Willensstärke des Verfassers zu erhöhter Aufmerksamkeit gereizt und schließlich durch ihn gefesselt. So der Beurtheiler in der genannten Zeitschrift.

In der That ist Gladstone weitaus besser als Redner, denn als Schriftsteller. Er wäre ein noch besserer Redner, verstünde er es, seinen Wortfluß zu mäßigen, einfachere Ausdrücke statt der sechsfüßigen lateinischen zu gebrauchen, dem Hörer durch gelegentliche kürzere Sätze etwas Ruhe zu geben, oder ihn ab und zu durch kraftvolle Zusammendrängung der Beweisgründe zu gespannterer Aufmerksamkeit zu wecken. In früheren Jahren warf man ihm oft vor: er Talleyrandisire gern. Auch jetzt hüllt er seinen Gedanken noch gern in einen Wortnebel ein, dem er einen unbestimmt glänzenden Kometenschweif anhängt.

Ich habe ihn indessen einmal auf der Black Heath, bei Woolwich, vor einer Volksversammlung unter freiem Himmel, vor seinen Wählern in ganz andrer Art sprechen hören. Seine Stellung in dem Wahlbezirk war bereits tief erschüttert. Conservative, ultramontane Irländer, und eine ihm wenig günstige radicale Gruppe, zusammen mit unzufriedenen entlassenen Arbeitern der Regierungswerkstätten, bildeten eine drei- oder vierfache Gegnerschaft. Auf der gezimmerten, gedeckten Holzbude stehend, die als Rednerbühne diente, hörten wir: es sei Befürchtung vorhanden, daß dieser Schutzbau plötzlich erstürmt werden würde. Aus der Menge tauchte während der Rede Gladstones mehrmals ein auf den Schultern der Umstehenden erhobenes Gräuelhaupt empor, das die Losung zum Unfug zu geben schien. Mit achtungswerther Tapferkeit begegnete der schon hochbejahrte Staatsmann kurz und entschlossen allen Unterbrechungen. Alles, was er sprach, war fest, knapp, volksmäßig, und mit trefflicher Abwechselung kurzer und längerer Sätze. Der Drang der Umstände zwang ihn dazu; die Wirkung war eine ausgezeichnete. Ich kann dies mit um so größerer Unparteilichkeit bezeugen, da ich seine Ansichten in der orientalischen Frage nicht im Entferntesten theilte.

III.

Wer Gladstone in gelehrter Gesellschaft — wie zum Beispiel bei der Anwesenheit Dr. Schliemanns in London — über Homerische Fragen hat sprechen hören, der wird den Eindruck seiner ebenso kenntnißvollen und anregenden, wie mild und warm vorgetragenen Ausführungen nicht leicht vergessen. Seine Stimme ist auch heute noch, im Greisenalter, eine wohltönende. Vormals war sie durch ihren musikalischen Klang bekannt. Die tiefen und starken Töne — in England weit seltener, als bei uns — sind ihm allerdings nicht eigen; aber klar, deutlich und durchdringend strömt seine Rede stets dahin.

Man hat gesagt: wie Garrick zwischen das Trauerspiel und das Lustspiel gestellt worden, so sei Gladstone eigentlich nur denkbar zwischen der Gestalt des griechischen Sängers einer- und der des Herrn Sprechers im Unterhause andererseits. Dies sind in der That seine zwei Angelpunkte, zwischen denen er sich hauptsächlich hin und her bewegt. Allein wie schon bemerkt: die Gottesgelehrsamkeit*) schwebt immer über ihm, ob er in den Tempel der Hellenenthums oder durch das Kreuzbogenthor des Parlaments eintritt. Bis in die Mystik, ja bis unter die Mystik ist er gelegentlich herabgesunken. Er hat es nicht verschmäht, einen der sonderbarsten Schwärmer, der die orientalische Frage aus der Offenbarung Johannis

*) Es liegen keine Anzeichen vor, daß William Ewart Gladstone irgendwie mit dem germanischen Alterthum bekannt ist. Der Zufall hat ihm indessen einen fast prophetischen Vornamen gegeben; bei einigen Stämmen unserer Vorfahren hieß der Priester oder Gesetzeswächter „Ewart".

lösen wollte, brieflich zu erwidern: eine solche Betrachtung sei der Aufmerksamkeit werth. Und dieser Brief Gladstones ist längere Zeit hindurch, bei der Buchhändleranzeige des drolligen Werkes jenes offenbarungskundigen Posaunenengels, in den Blättern Tag um Tag erschienen!

Gladstone hat sogar die Geisterklopferei, Tischrückerei u. s. w. in einem öffentlichen Brief als Erscheinungen bezeichnet, die eine Untersuchung wohl verdienten, und die man nicht so kurzweg von der Hand weisen solle. Leider bleibe ihm — bemerkte er dabei — nicht die nöthige Zeit, sich damit zu beschäftigen. Solche Denkverfassung ist an einem Führer der freisinnigen Partei von höchst peinlicher Bedeutung. Es gibt zwar, wenn ich nicht irre, auch drüben in Deutschland Fälle, wo sich ein Staatsmann beim Vollmond die Haare nicht schneiden läßt und den Freitag als einen Unglückstag für die Reise ansieht; allein dann ist man eben auch nicht ein Führer der liberalen Partei, sondern zieht gegen sie vom Leder, selbst wenn man es in Gemeinschaft mit den ledernsten Vertretern der Reaction in Staat und Kirche thun muß. Gladstone aber soll ja dem Fortschritt voranleuchten. Da ist das Irrlichteliren, das im Sumpfe der trübsten Nebelgebilde umherwischt, doch äußerst bedenklich.

Bis zum Tage seines Austrittes aus dem Amt hat Gladstone den Vertrag von 1856 gegenüber Rußland aufrecht erhalten, auch die Bestimmung über die Unabhängigkeit und den Gebietsbestand der Türkei nochmals feierlich bekräftigen lassen, als in Folge des Krieges von 1870 Rußland sich herausnahm, den auf die Neutralisirung des Schwarzen Meeres bezüglichen Theil zu zerreißen. Mit Forderungen für Reform trat Gladstone während seiner Amtsführung nicht heran. Die eingelaufenen gesandtschaftlichen oder consularischen Meldungen, die ihn dazu hätten veranlassen können, ließ er einfach unberücksichtigt. Um aber dem Nachfolger im Amt, der doch im Grunde nur die von den liberalen Vorgängern aufrecht erhaltene Politik befolgte, ein Bein zu stellen, warf sich der Expremier plötzlich mit theologischem Flammeneifer in die türkenfeindliche und russenfreundliche Bewegung.

Um völlig gerecht zu sein, glaube ich darauf hinweisen zu sollen, daß Gladstone zwar den Krimkrieg mit beförderte, aber in Folge der aus der Wiener Conferenz sich ergebenden Fragen damals aus dem Amte schied. Es liest sich heute wie eine merkwürdige Vorandeutung, wenn der schon erwähnte Verfasser der „Politischen Brustbilder" 1858 schrieb: „Ob mit Recht oder mit Unrecht, es heftete sich an Gladstone der Schimpf (stigma), daß er für einen schmachvollen Frieden sei und den Krieg verdorben hätte. Seine letzte Anregung ..... betrachtete man als eine Bestätigung, daß er ein Staatsmann sei, der das Vordringen Rußlands mit Gleichgültigkeit betrachte."

Es ist heute nicht meine Absicht, all die vielverschlungenen Fäden aufzudecken, die innerhalb der russenfreundlichen Oppositionsbewegung in England hin und her spielten. Nur darauf sei hingewiesen, daß — wie sogar Lord Hartington erst kürzlich in Newcastle bekannte — die liberale Partei als solche in der orientalischen Frage keineswegs eine geeinigte Front darbietet, vielmehr gemäßigt Liberale sowohl, als auch Radicale, mit der parlamentarischen Führung der Partei oft höchst unzufrieden waren. Nur so erklärt es sich, daß bei den großen Reichsfragen selbst hervorragende Führer, wie Forster, manchmal plötzlich zurücktraten, und daß die ministerielle Mehrheit oft auf 100 bis 120 Stimmen anschwoll. Theils die Stimmenthaltung einer Anzahl Oppositionsmitglieder, theils ihr Uebertritt auf die Regierungsseite führte dies Ergebniß herbei.

In allen größeren Städten kam es zuletzt dahin, daß keine öffentliche Versammlung der Russenfreunde mehr abgehalten werden konnte, ohne gesprengt zu werden. Gladstone selbst vermochte öffentlich nicht mehr aufzutreten, obwohl wiederholt eine Anregung dafür gemacht worden war. Nur das wohl bewachte Unterhaus blieb ihm noch. Einmal erschien er auch, ohne vorherige Ankündigung, in einer Dissenterkirche Londons, wo die Freunde des „Ewigen Friedens" versammelt waren, und wo er, auf den Wunsch weniger, ins Geheimniß gezogener Freunde unvermuthet durch eine Hinterthür als „deus ex machina" emporstieg.

Lord Hartington hat sich öfters bemüht, die Partei, der er als erwählter Führer vorsteht, von den äußersten Abwegen in den großen orientalischen und asiatischen Fragen zurückzuhalten. Immer von Neuem hat dagegen Gladstone wieder auf die falsche Fährte gedrängt. Gälte nun seine Losung bei den kommenden Wahlen, so würde entweder der Sieg der Toryparteі den weiteren inneren Fortschritt auf mehrere Jahre hinaus stauen, oder es würde ein Sieg der Opposition das Land in seiner Weltstellung tief schädigen und Rußlands gemeingefährliche Pläne fördern. Das ist die schicksalsvolle Bedeutung der irrigen Führung, die der Expremier, nachdem er doch angeblich auf die Oberhauptschaft der Partei verzichtet hatte, auf Umwegen stets wieder an sich riß. Anzeichen fehlen indessen nicht, daß sich selbst in dem Theile der Opposition, der ihm bisher beharrlich folgte, eine Schwenkung vollzieht. Je schneller und je gründlicher sie vollzogen wird, um so besser für das Land und für die Aussichten der liberalen Partei.

Literatur und Kunst.

Juan Valera.

Der Held der beliebtesten Novelle von Juan Valera „Pepita Jimenez" schreibt, als er aus dem Seminar in seine Heimat zurückkehrt: „Was mich hier am meisten anzieht, ist die Landschaft. Die Gärten namentlich sind entzückend. Welch liebliche Pfade winden sich durch dieselben! Auf einer, manchmal auf beiden Seiten derselben läuft krystallklares Wasser mit sanftem Murmeln. Der Rand der Bäche ist mit duftigen Kräutern und tausendfältigen Blumen bedeckt. Im Nu kann man hier einen großen Veilchenstrauß pflücken. Die Pfade sind beschattet von üppigen, riesigen Nußbäumen, Feigen- und andern Bäumen; Maulbeerbäume, Rosenbüsche, Granatbäume, Ziegenblatt bilden allenthalben lebendige Zäune. Auf Fluren und Wegen erschallt tausendstimmiger Gesang von Vögeln. Diese Gärten sind meine höchste Lust und ich gehe täglich einige Stunden hier spazieren."

Das Bild dieser reizenden Landschaft ist auch der Hintergrund fast aller übrigen Novellen J. Valeras. Es ist das Bild seines eigenen Heimatortes, Cabra in der Provinz Córdoba, wo er am 18. October 1824 das Licht der Welt erblickte, als der Sohn des Contreadmirals José Valera und der Marquesa de la Paniega, Doña Dolores Alcalá Galiano, einer Verwandten des berühmten Redners Don Antonio und Don Dionisios, der den Heldentod in der Seeschlacht von Trafalgar fand. Juan Valera war und blieb mehr das Kind der Umgebung, in der seine erste Kindheit verfloß, als der gleichstrebende Nachfolger seiner thatenberühmten Ahnen. „Ich bin," schrieb er uns einmal, „ein großer Freund der Bequemlichkeit, und liebe sehr die Zerstreuungen und hasse sehr das Studium und die Arbeit;" und „bis vor wenigen Jahren war fast meine einzige Beschäftigung das Spazierengehen." Wir finden hier also den Helden der Pepita Jimenez wieder, und überhaupt den Typus des Cordobesen, wie ihn Valera in „La Cordobesa" mit photographischer Treue schildert. Der Enge des Hauswesens und der Langweile seßhafter Arbeit zu entgehen, hat der Cordobese stets Gründe genug. Bald gibt er vor, er müsse nach seinen Weingärten und Olivenpflanzungen schauen, bald, er müsse in politischen Angelegenheiten nach Córdoba oder Madrid reisen; bald muß er jagen sub Jove frigido, tenerae conjugis inmemor, bald in Jerez Weinmuster holen, Vieh kaufen oder verkaufen: kurz, er ist nicht um Vorwände verlegen, um die Hälfte des Jahres dem ehelichen Dache fern zu bleiben. Wie seine Frau meist der Penelope gleicht, so findet er mehr als eine Circe oder Calypso, die ihn zu fesseln weiß. Auf die Cordobesen passen noch heute

die Verse der alten Romanze: Todos hidalgos de honra, Y enamorados de véras. Die Jungen pflegen pflichtschuldigst jeden Abend von zehn Uhr an bis nach Mitternacht ihres Hofdienstes am Fenstergitter der Geliebten zu walten. Und den Ehemännern, die nicht gerade auf verbotenen Wegen wandeln, winkt eines jener Casinos, von denen auch die unbedeutendsten Ortschaften der Provinz wimmeln, das conservative Casino, das radicale, das karlistische, socialistische oder das republikanische Casino. Die Frömmigkeit der Männer läßt Manches zu wünschen übrig; die Post bringt eine Menge gefährlicher Zeitungen; beurlaubte Soldaten verbreiten Aufklärungsschriften aus der Hauptstadt; und hier und da sucht ein Student die auf der Universität gewonnene Kenntniß der Philosophie Krauses oder Hegels an den Mann zu bringen.

Wie anderwärts, so vertreten auch unter diesem leichlebigen Völkchen die Frauen das conservative Element. Valera ist so kühn zu behaupten, nicht auf die deutsche, sondern auf die Hausfrau seiner Heimat habe Schiller in der „Glocke" jene Verse gedichtet, die er also übersetzt:

Ella en el reino aquél prudente manda;
Reprime el hijo y à la ninna instruye;
Nunca pára (ruht) su mano laboriosa,
Cuyo ordinado tino (Geschicklichkeit)
En rico aumento del caúdal (Habe) refluye.

Auch im Hause der Aermsten glänzt die Reinlichkeit. Nimmer gibt sie die Schlüssel zu Keller, Vorrathskammern und Schränken aus der Hand; sie ist unübertroffene Meisterin im Kochen, Backen und im Bereiten von tausenderlei Leckerbissen. Der Guadalquivir liefert ihrer Küche schmackhafte Fische, der Wald mannichfaches Wildpret, der Garten herrliches Gemüse, Obst und Gewürze, der Hof Geflügel aller Art. In den Wohnräumen pflegt sie Blumen und fremde Pflanzen; im geschlossenen innern Hof erfreut sie sich des Tag und Nacht plätschernden Springbrunnens. In vornehmeren Häusern steht der Frau der gracioso, der lacayo der alten Komödie, zur Seite, der sich nicht blos aufs Fischen, Jagen und alle anderen der Küche förderlichen Künste versteht, sondern auch gelegentlich ein Geburtstagsgedicht, ein Loblied auf die Herrin oder eine Satire auf ihre Nebenbuhlerinnen zu drechseln und für die Kinder tausend Märchen zu erfinden weiß. Keine entbehrt der vertrauten Dienerin, welche sie bei Besuchen, in die Kirche, auf dem Spaziergange zu begleiten hat, ihre Botschaften ausrichtet, und sie über Alles, was im Orte vorgeht, auf dem Laufenden erhält.

Dies ist die Welt, die heitere Welt, unter deren Eindrücken die erste Jugend Juan Valeras verfloß, und die den Schauplatz seiner meisten Novellen bildet. Wenn die handelnden Personen der letzteren häufig dem geistlichen Stand entnommen sind, und wenn manchmal Gespräche über geistliche, theologische oder philosophische Dinge den Gang der Handlung hemmen, so müssen wir uns gegenwärtig halten, daß Valera seine zweite Jugend, wie sein den Lesern der „Gegenwart" bekannter Genosse Alarcon, und die meisten seiner Landsleute in klösterlicher Erziehung verbracht hat. Wie den schwäbischen Schriftstellern unter uns — und man hat ja mit Fug Schwaben daß protestantische Spanien genannt — von der Erziehung in den Klöstern des Landes her fürs ganze Leben ein gewisses theologisches Schmäcklein anzuhaften pflegt und in ihre Bilder von dem reizenden Neckarthale sich unwillkürlich die Erinnerung an die heimischen Pfarrkirchen und Pfarrhäuser, das Interesse an theologischen Auseinandersetzungen mengt, so ist auch Valera seinen Klostererinnerungen treu geblieben. Vielleicht nur um so mehr, als er nicht, wie Alarcon, gegen allzu großen Zwang oder gar gegen einen aufgenöthigten Beruf anzukämpfen hatte. Valera sollte sich auf die Rechtswissenschaft vorbereiten in dem Collegium des Sacro Monte zu Granada. Aus seinem Fenster sah er herab auf die Fluthen des Darro, gegenüber auf das Generalife, weithin über die paradiesische Vega und hinüber zu den silbernen Firnen der Sierra Nevada. Wenn an irgend einem Orte der Welt träumerischer Müßiggang erlaubt ist und der Mensch Spazierengehen als edelsten Beruf betrachten darf, so ist es hier. Uebrigens brachte es unser Dichter doch zum Doctorhut; und die diplomatische Laufbahn, die er sodann einschlug, zog ihn von seinen natürlichen Neigungen nicht ab. Er genoß zuerst zwei Jahre hindurch bei der Gesandtschaft in Neapel die Freundschaft des Herzogs von Rivas, des bekannten Dichterdiplomaten, und trat später, nach verschiedenen diplomatischen Stationen in Rio de Janeiro, Lissabon, Dresden, in das Ministerium des Auswärtigen ein. Bedenklicher als die diplomatische Nebenbeschäftigung wurde für seinen Dichterberuf die Wahl zum Abgeordneten im Jahre 1859, die ihn auf die Bühne der spanischen Parteikämpfe führte. In den Cortes selbst ließ er sich zwar nur selten als Redner vernehmen, aber als Dritter im Bunde mit den Dichtern Becquer und Correa bekämpfte er die Politik O'Donnells in dem Blatte „El Contemporáneo", das seinen Unternehmern abwechselnd Geldstrafen, Zweikämpfe, Ehren- und Staatsämter eintrug. Valera war der letzte spanische Gesandte beim seligen deutschen Bundestage, dessen Agonie er in Augsburg anwohnte.

Wir vermuthen wohl mit Recht, daß Valera seinen wiederholten Aufenthalt in Deutschland mehr dazu benutzt, seine Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur zu erweitern, als das Labyrinth der damaligen deutschen Politik zu durchdringen. Die lebhaften Sympathien für Deutschland bezeugte er später einmal, im Jahre 1871, in den Cortes, indem er siegreich die von dem Lobredner der Pariser Commune, Pi y Margall gegen Deutschland geschleuderten Verleumdungen zurückwies. Valera hat Schacks klassisches Werk über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien in seine Muttersprache übersetzt. Auch verdanken ihm die Spanier einige gelungene Uebertragungen von Gedichten Heines, Uhlands und Geibels. Der Prolog zu der großen spanischen Faust-Ausgabe rührt von seiner Feder her; und eine Reihe von Aufsätzen in spanischen Zeitschriften zeugt für die Liebe und das Verständniß, womit er der geistigen Entwickelung Deutschlands folgt. Auch hat Valera ein Jahr lang in Madrid an einer Art freier Hochschule deutsche Literaturgeschichte vorgetragen.

Die Septemberrevolution, deren Ausschreitungen er übrigens als Monarchist entgegentrat, führte ihn auf den politischen Kampfplatz zurück. Er wurde mehrmals Abgeordneter und Senator, Director des öffentlichen Unterrichts und unter Amadeo I., für dessen Berufung auf den Thron Spaniens auch er gestimmt hatte, Staatsrath. Seit der Wiederherstellung des bourbonischen Thrones ist er Mitglied des Senats, wo er der Partei der Constitutionellen angehört, welche die Herrschaft Alfonsos XII. anerkennen. Schon durch seine Lebensgeschichte, in welcher sich die politischen Geschicke seines Landes lebhaft widerspiegeln, ist Valera wie Wenige zu der ihm neuerdings übertragenen Aufgabe berufen, das große Prachtwerk Lafuentes über die Geschichte Spaniens vom Tode Ferdinands VII., bei welchem derselbe stehen blieb, bis zur Thronbesteigung Alfonsos XII. fortzuführen. Ein anderes Werk, das er in Gemeinschaft mit dem gelehrten und fruchtbaren Schriftsteller Menendez Pelayo unternommen hat, ist die poetische Uebersetzung des Aeschylus.

Die bescheidene Meinung Valeras ist zwar, sein literarischer Ruf sei nicht älter als zehn Jahre. Allein die königlich spanische Akademie zählt ihn schon seit 1862 zu ihren Mitgliedern; und wenn er noch nicht seinen Sitz in der königlichen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eingenommen hat, so ist hieran, wie er selbst gesteht, nur seine Bequemlichkeit schuld, die ihn noch immer nicht seine Aufnahmsrede verfassen ließ. Seine lyrischen Gedichte, seine zahlreichen literarischen Aufsätze, seine philosophischen Märchen: „Der grüne Vogel", „Parsondes", „Der prähistorische Bewohner von Bermeja" oder „Die blauen Salamander" hatten ihm den Sitz des Akademikers gesichert, noch bevor er mit Pepita Jimenez den Rang eines der ersten Novellisten des zeitgenössischen Spaniens eroberte. Der Erfolg dieser Novelle erregt Staunen. In der „Revista de España" und dann in dem vielgelesenen Blatte „Imparcial" veröffentlicht, erlebte dieselbe hintereinander fünf Auflagen und

wurde ins Französische, Italienische, Portugiesische übertragen. Sie verbindet den Reiz einer richtigen Dorfgeschichte, die uns mitten in das heitere spanische Landleben versetzt, mit einer fein durchgeführten psychologischen Schilderung der inneren Kämpfe, die der für den geistlichen Stand bestimmte Held, Don Luis, durchzumachen hat, bis er durch die Liebe eines irdischen Ideals für die Seinigen, für die Familie, die Welt wiedergewonnen wird. Des Dichters Absicht ist nicht, ein Ideal auf Kosten des andern zu erheben; er behauptet, nur unterhalten, nicht aber sich mehr oder weniger fromm zeigen zu wollen. Allein wenn er im ersten Theile der Novelle die religiöse Schwärmerei, die frommen Bedenken, die Zweifel seines Helden nur durch das Kunstmittel wieder aufgefundener Briefe desselben an seinen geistlichen Vorstand zu schildern weiß und sich hierbei, wie er bekennt, an die spanischen Mystiker des 16. und 17. Jahrhunderts anlehnt, dagegen im zweiten Theile, wo die Dinge zur Entscheidung kommen und Pepitas Liebe für immer über die letzten mystischen Anwandlungen Don Luis' siegt, frischweg aus Eigenem erzählt, so bedürfen wir keines weiteren Zeichens, um zu wissen, wo er mit seiner wahren Herzensmeinung steht. Und mehr an seine spanischen, als seine ausländischen Leser mag Valera bei seiner Rechtfertigung gedacht haben, die er folgendermaßen zusammenfaßt: „Am Ende war der innere Beruf von Don Luis, wenn bei demselben auch die Eigenliebe, der Stolz, die naiven, ehrgeizigen Träume des Klosterzöglings, die mehr in der Einbildungskraft als in festem Willen wurzelnde Begeisterung mitsprachen, welche die beredten Schriften, die schönen Theorien und Lehren und der ganze poetische Glanz unserer Religion in seine Seele gegossen, ein Beruf, der nicht ersterben konnte ohne die Gewalt einer großen Liebe, und ohne das mächtige Bemühen eines liebenden Weibes, mit welchem bewußt oder unbewußt Don Luis' Vater, Pepitas Dienerin Antoñona und selbst der treffliche und sanfte Herr Pfarrer sich verschwören. Ein klarer Beweis schließlich, daß der Verfasser nicht im Sinne hatte, den Beruf Don Luis' zu tadeln, ist, daß derselbe, als Don Luis auf ihn verzichtet und schon des Antriebs entbehrte, der ihn Hindernisse zu überwinden, Versuchungen zu besiegen, seinem Vorsatz treu zu bleiben lehren konnte, für Don Luis insofern seinen Werth behält, als er in seine Seele Keime der Tugend legt, die aus ihm einen trefflichen Ehemann und einen musterhaften Familienvater machen, was immerhin auch etwas ist."

Ueber seine zweite größere Novelle: „Las ilusiones del Doctor Faustino" schrieb uns Valera einmal gelegentlich: „Dieser Doctor Faustino ist von allen meinen Novellen in Spanien am wenigsten beliebt, und doch ziehe ich ihn so ziemlich allen andern vor. In dieser Novelle ist etwas von deutschem Einfluß. Mein Doctor ist ein Doctor Faust im Kleinen, mit mehr komischer Zuthat, in bescheidneren Verhältnissen, ohne Teufel, ohne Magie, ohne übernatürliche Mächte, die ihm zu Hülfe kämen. Ich bin eben daran, eine neue ziemlich hübsche Ausgabe vom Doctor Faustino zu veranstalten." Der Schöpfer der Carmen, Mérimée, hatte Valera einmal folgenden Rath gegeben: „Sie sollten uns einen kleinen Roman der gegenwärtigen Madrider Sitten machen. Mir scheint, daß man hier wie anderwärts sich in einem Uebergangszustande befindet. Die Poesie ist auf dem Rückzug, und die materiellen Interessen, die Politik und die Wohlthaten der Civilisation sind im Begriffe, die edeln Leidenschaften zu tödten. Man muß ein Gedächtniß dessen, was hiervon übrig bleibt, zurücklassen. Wie dumm, gemein, geldgierig auch die Nachwelt sein mag, von der wir bedroht sind, so dürfen Sie doch sicher sein, daß sie immer mit Interesse ein Buch lesen wird, welches uns zeigt, wie man im Jahre 1862 liebte." Unser Doctor Faustino ist nun halb, dem Recept Mérimées entsprechend, ein Sittenroman geworden, halb der Seelenroman zwar nicht eines deutschen, aber eines spanischen Träumers, der erdrückt theils durch die Last eines glänzenden alten Namens, theils durch die Aermlichkeit seiner äußern Lage, verwirrt durch unpraktisches Wissen, keinen Halt im wirklichen Leben findet, bald sich in niederem Genusse verliert, bald einem fast überirdischen Ideale nachjagt, um, wenn er letzteres endlich sein eigen nennen dürfte, ihm wieder untreu zu werden und in Welt- und Selbstverachtung unterzugehen. Der bescheidnere Erfolg dieser Novelle erklärt sich sowohl aus ihrem ernsten Gehalte als aus dem Umstande, daß so mancher Spanier in diesem Faustino sein nicht geschmeicheltes Ebenbild wiedererkennen muß. Und die Bitte des Dichters ist fast nicht überflüssig, man möge nicht in der Welt die Originale seiner Phantasieschöpfungen suchen. Echt spanisch ist aber auch neben dem Helden, der ungleich Don Quijote, seine „ewige Freundin" als seine Laura, Beatrice und Julia zugleich preist, ihr aber gelegentlich um einer tief unter ihr stehenden Schönheit willen die Treue bricht, sein Diener Respetilla, eine Art moderner Sancho Pansa. Die Schilderung, wie Faustino als Brautwerber mit seinem Respetilla in die Welt zieht, die Beschreibung eines fröhlichen Landfestes, bei dem er die leichte Eroberung der derbsinnlichen Schönen, Rosita, macht, gehört zum Frischesten und Heitersten, was Valera geschrieben hat. Ausnehmend stimmungsvoll ist auch das Bild des alten Schlosses der Mendozas, in dessen düstern, einsamen Hallen die Letzte des Geschlechtes den immer wieder scheiternden Plänen nachhängt, ihrem Sohn eine seiner Ahnen würdige Zukunft zu sichern und durch ihn dem Verfall des Hauses ein Ziel zu setzen.

In einem Vorworte zu seiner Novelle „Doña Luz" sagt Valera, diese sei zwar nicht unterhaltend, sie habe aber ihren bestimmten Werth durch die vielen ernsten und strengen Lehren, die sie enthalte. Er hat hierbei den geistlichen Helden der Novelle, Pater Enrique im Auge, dem das Herz darüber bricht, daß das Weib, dem er als einem ätherischen, unerreichbaren Wesen eine selbstsuchtslose Verehrung gewidmet hatte, einem andern Manne, Liebe gewährend und empfangend, sich hingeben soll. Der Conflict ist grausamer, die Lehre, von der Valera spricht, weniger eindringlich als bei unserem „Pfarrer von Kirchfeld", weil Doña Luz, indem sie einen nach menschlicher Berechnung vernünftigen Ehebund eingeht, entsetzliche Täuschungen erfahren muß und, nun ohne Hoffnung, ihr Herz wieder ganz zu ihrer ersten, reinen Liebe zurückwendet, die sie sich selber hatte verhehlen wollen. Ganz bezeichnend ist es aber für den spanischen Schriftsteller, daß ihm nicht ein einziges Mal beifällt, seinen Helden aufrührerische Gedanken gegen eine Satzung zu leihen, die zwei edle, für einander geschaffene Menschenherzen durch eine unausfüllbare Kluft auseinander hält. Als Doña Luz an sich irre zu werden beginnt und ihr die Stimmen des Verdachtes Anderer zu Ohren kommen, erwägt und beschließt sie einfach: „Wenn in unsern Seelen nicht eine gegenseitige und gefährliche Neigung lebt, so könnte man eine solche doch vermuthen, und dies wäre eine Beleidigung für mich, wenn diese Neigung aber vorhanden ist, so ist sie in jeder Beziehung abscheulich und muß mit der Wurzel ausgetilgt werden." Und Pater Enrique haucht auf seinem Sterbebette nur die Klage aus: „Ich träumte, in dem unendlichen Meer der göttlichen Liebe jede andere, irdische und vergängliche Liebe versenkt zu haben; ich bildete mir ein, nichts und Niemand mehr außer durch die Liebe zu Gott lieben zu können; ich glaubte, alle vergängliche Schönheit, alle Herrlichkeit der Geschöpfe, alle Reize, alles Licht seien für meine Augen nur noch ein schwacher und kalter Abglanz der ewigen Schönheit und Herrlichkeit, deren Strahlen ich zu schauen glaubte, in deren Flammen ich gerne mein Herz erglühen fühlte; wie schmeichelte mir der Geist der Versuchung, um mich zu Falle zu bringen! . . ."

Mit der nämlichen Meisterschaft wie in Pepita Jimenez schildert Valera Entstehung und Entwickelung der Gefühle Pater Enriques und Doña Luz bis zu der Krisis, welche zum Tode des Ersteren führt. Doña Luz, die Frucht einer verbotenen Liebe, eine vornehme, stolze Natur, auf dem Lande in dem fast ausschließlichen Umgange mit Dichtern und Denkern aufgewachsen, hatte durch ihre Würde und Höhe die Vertraulichkeit ihrer unmittelbaren Umgebung entfernt und sich im Laufe der Jahre gegen alle Bewerbungen um ihre Hand sicher gestellt, als Pater Enrique, der von seinen Missionsreisen in der Heimat Erholung und Genesung suchte, in ihren Kreis tritt und alsbald von ihrem wahlverwandten Wesen mächtig angezogen, sich dem

schwärmerischen Drang überläßt, ihrem Geist auf seinen kühnen Flügen als Führer zu dienen, ihr Lehrer, ihr Freund, der Vertraute ihrer Ideen zu werden. Während diese beiden edeln Gestalten vom Dichter im vollsten Lichte gehalten sind, scheint uns etwas verblaßt diejenige Don Jaimes, welcher, nachdem er geheime Kunde von einer Doña Luz zufallenden Erbschaft erlangt, unter der Maske ritterlichen Wesens sich naht und allzu leicht die Hand des hochgestimmten Mädchens erringt. Auch die übrigen Nebenfiguren sind von Valera offenbar nicht mit gleicher Liebe behandelt; er berichtet mehr über sie, legt uns mehr die verschiedenen Seiten ihres Charakters auseinander, als daß er ihnen entsprechenden Antheil an der Fortbewegung der Handlung gewährte und sie in thätiger Wechselbeziehung zu den Hauptgestalten vorführte. Ein prächtiger, lebenswahrer Typus ist aber der Pflegevater von Doña Luz, Aeiselo, der Verwalter der Güter ihres Vaters, der es verstanden hat, ohne gerade etwas Ungesetzliches zu begehen, nach und nach den besten Theil des Vermögens des verschwenderischen Edelmannes in seine Tasche wandern zu lassen und der mit seiner Eigennützigkeit und Bauernschlauheit trefflich den Schein harmlosester Gutmüthigkeit zu vereinigen weiß.

In seinem Drama O' locura o' santitad, welches durch seine Kühnheit die ganze spanische Theaterwelt in Aufregung versetzte und einen endlosen kritischen Streit entfachte, hatte Echegaray das Problem behandelt, was mit demjenigen zu geschehen habe, der nicht wirklich das Kind seines gesetzlichen Vaters ist und sich thatsächlich im Besitz eines Namens, einer Stellung, eines Vermögens befindet, die ihm nicht gebühren. Bevor noch dieses Drama die Bühne beschritt, stand J. Valeras Plan zu der Novelle: El Comendador Mendoza fest, welche sich um die Lösung des nämlichen Problems bewegt. Zu dem rein moralischen Kriterium, welches einen Ausweg aus der peinlichen Gewissensfrage schaffen soll, tritt bei J. Valera noch das religiöse. Zwar den geistlichen Seelenarzt, Padre Jacinto, läßt er mit leichter Ironie vergeblich alle Auskünfte kirchlicher Casuistik sowie die starken Mittel seiner Weltklugheit erschöpfen. Aber indem er die ganze Schwere des Conflictes in die Seele der sündigen Mutter, Blanca, verlegt und hier den nur mit dem Leben selbst zu beendigenden Kampf zwischen Reue und Menschenrücksicht, zwischen angeborenem Stolz und frommer Demuth, zwischen Mutterliebe und ascetischem Büßersinne austoben läßt, hat er zugleich ein im Allgemeinen höchst ergreifendes Seelengemälde und einen Charakter geschaffen, der uns mit seltsamer Originalität bald abstößt, bald anzieht und immer interessirt. In langen Jahren eines unter der Maske der Härte und des Hochmuthes geheim gehaltenen Schmerzes ist Blanca zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr, wenn sie nicht zu ihrer alten Schuld noch die offene Beschimpfung ihres armen, getäuschten Gatten fügen, nicht die Seelenruhe ihres Kindes, Clara, durch die Entdeckung ihres Ursprungs trüben, die letztere nicht in den Besitz eines ihr nicht gebührenden Vermögens kommen lassen wolle, nichts übrig bleibe, als dieselbe in ein Kloster zu schicken oder mit dem Manne zu verheirathen, welcher der rechtmäßige Erbe jenes Vermögens wäre. „Tausendmal stand ich im Begriffe, meinen Fehltritt dem beleidigten Gatten zu enthüllen. Ich selbst hätte ihm gerne den Dolch in die Hand gedrückt; allein ich kenne ihn; der Unglückliche würde geweint haben wie ein Kind; ich hätte ihn auf den Tod verwundet, statt die verdiente Strafe zu empfangen; er mit seiner evangelischen Milde würde mir verziehen haben, und mein harter, stolzer Sinn würde ihn, statt ihm für seine Verzeihung zu danken, dafür noch mehr mißachtet haben. Er wäre nicht mein unerbittlicher Richter, sondern vollends mein Opfer gewesen."

Ihr innerstes Wesen legt Blanca in der letzten Begegnung mit ihrem einstigen Verführer dar, welcher ihr vorwirft, aus religiösem Fanatismus das Glück ihres Kindes zu vernichten. Sie erklärt ihm, nie werde sie aus Furcht vor ihm darauf verzichten, ihre Tochter ins Kloster gehen zu lassen; für ihn habe sie bloß Verachtung. „Einst war ich blind. Ich glaubte in Ihnen einen Mann zu sehen, der mich leidenschaftlich liebte, und dessen Seele ich gefangen nehmen und zu noch höherer Liebe erheben könnte. Sie aber suchten nur die Befriedigung einer Laune, einen leichten Genuß, den Triumph ihrer Eigenliebe. Sie glaubten, ich werde nach einem Augenblick der Leidenschaft und Hingebung Alles um Ihretwillen vergessen, Ihnen stets Gehorsam und ein freundliches Lächeln auf den Lippen entgegen bringen. Sie glaubten, ich werde in meiner Seele jede Reue, jede Scham, jedes Gefühl der verletzten Pflicht und Ehre, jede Gottesfurcht, jede Stimme des Gewissens ersticken. Sie waren freilich Herr meiner Seele, aber wie in einem Lande tapferer Bewohner, die nie ihre Vaterlandsliebe vergessen, der grausame Eroberer nur den Boden besitzt, auf den er eben tritt, so besaßen Sie mich nur in den Augenblick, da ich Alles, sogar mich selbst vergaß. Dann aber empörte ich mich gegen Sie, suchte meine Schuld durch die Reue zu sühnen, und rang darnach, mich frei zu machen. Wie hätte jeder Ihrer Siege ihren Stolz schmeicheln müssen, wenn Sie die Erhabenheit und Furchtbarkeit der großen Leidenschaft hätten begreifen können? Schrecklich waren diese unaufhörlichen Kämpfe, aber als Sie siegten, siegten Sie nicht blos über mich, sondern auch über den Engel neben mir, über meinen tiefen Glauben, über den Himmel, den ich anrief, über das in meiner Seele wurzelnde Ehrgefühl, über mein streng anklagendes Gewissen. Sie, der Sie allein Freude und Vergnügen suchten, wurden müde, zu kämpfen. So befreite ich mich aus der ehrlosen Gefangenschaft. Gelobt sei Gott, der dann meine Schuld so gerecht bestraft hat; aber, wenn ich es Ihnen bekennen soll, die Strafe, die mich stets am tiefsten geschmerzt hat, und mich noch am meisten schmerzt, ist, daß ich den Mann, den ich geliebt, verachten muß."

Ueberaus gelungen ist die Gegenüberstellung dieses mystischen, leidenschaftlichen, stolzen Wesens und des durch reiche Lebenserfahrungen hindurchgegangenen Comendador Mendoza, eines echten Sohnes des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaireaners von Geburt, Sensualisten durch das Studium Condillacs, welcher von Hause aus geneigt, über das zu spotten, was Andere gewaltig ernst nehmen, doch im Glauben an ein höchstes Wesen und ein ewiges Weltgesetz beharrend, eben nur demjenigen, was für die Menge die höchste Wichtigkeit besitzt, keine Beachtung schenkt, mit olympischer Gemüthsheiterkeit den Lauf der Welt betrachtet, in der Moral streng Alles verdammt, was den Menschen Leiden, und nach Thunlichkeit dasjenige zuläßt, was ihnen Freude schafft. In dem Kampf zwischen diesen beiden Naturen geht das Hauptinteresse dieser Novelle auf. Doch müssen wir noch besonders der rührenden Mädchengestalt Claras, der Tochter der Beiden gedenken, die mit ihrem sanften, ergebenen Dulderssinne einen Ehrenplatz neben Valeras andern Frauenschöpfungen, der hochgestimmten Luz, der sinnlich-derben Pepita verdient.

An „Comendador Mendoza" können wir vielleicht noch deutlicher als an den früheren Werken J. Valeras erkennen, daß seinem dichterischen Gestalten die philosophische Gedankenarbeit an einem bestimmten Probleme vorausgeht und daß sich seinem Geiste erst, wenn er hiermit fertig geworden, die Dinge und Thatsachen gruppiren, welche den eigentlich erzählenden Theil ausmachen sollen. So sehen wir ihn gelegentlich mehr als einen Umweg nehmen, bis es ihm gelingt, uns in die Handlung hinein zu versetzen; und so hat er gegen das Ende, beim „Comendador Mendoza" wie beim „Doctor Faustino" auch dann noch dies und jenes nachzutragen, was wir nach der Hauptlösung nur noch mit zerstrentem Ohr aufnehmen.

Das eigentliche Feld der Muse J. Valeras ist eben der psychologische Roman; und bei der Natur seines Genius begreifen wir, was Valera selbst mit aller Seelenruhe zugibt, daß seine „Tentativas dramáticas" wirklich nur Versuche sein konnten. Die großen Erfolge aber, die er als Novellist bei den Spaniern beider Hemisphären und überhaupt in der romanischen Welt errungen hat, mögen ihn für andere Lorbeeren entschädigen. Wir glauben jedoch daß es unsern Dichter mit besonderer Freude erfüllen wird, wenn ihm die Nation, der er allezeit seine ganze Sympathie gewidmet hat, die deutsche, mit einer gerechteren Würdigung seines Verdienstes als seither lohnen wird.

Wilhelm Lauser.

Gottfried Semper als Begründer der kunstgewerblichen Reform.

Von Bruno Bucher.

(Schluß.)

Kant wünscht, daß unter diesem Gesichtspunkte einmal eine allgemeine Geschichte möge geschrieben werden, Semper möchte die Museen zu Illustrationen dieses Entwicklungsganges der Menschheit machen, zu Stätten des Anschauungsunterichtes nicht blos in einem oder einigen Zweigen der bildenden Kunst, sondern in der Culturwissenschaft und Culturgeschichte. Wieder ist es ihm drum zu thun, die Beziehungen und gegenseitigen Wirkungen zwischen allen Arten menschlichen Thuns und Schaffens zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen.

Indem er nämlich seine Kritik gegen das System wendet, welches überall eine Menge einzelner, außer Verbindung unter einander stehender Museen hervorgerufen, und dabei meistens ganze Kunstperioden und Kunstzweige ausgeschlossen hatte (wie z. B. die Kunst des Mittelalters, des Barock und Roccoco, den Orient, die gesammte ornamentale Kunst), gelangt Semper auf den Standpunkt Kants und verlangt Museen, welche, seinem Ausdruck nach, Längenschnitt, Querschnitt und Grundriß der ganzen Culturwissenschaft geben, das heißt zeigen müßten, wie die Dinge vor Alters gemacht worden sind, wie sie in der Gegenwart in allen Ländern der Welt gemacht werden, und warum sie, den Umständen gemäß, so oder anders gemacht werden. Und wenn, wie er gern zugibt, es unmöglich sein sollte, ein ideales Museum zu schaffen, welches gänzlich jener Forderung entspräche, so wäre doch jede Einzelsammlung als ein Theil jenes großen idealen Museums anzusehen und zu organisiren.

Zu seinem eigentlichen Thema zurückkehrend führt Semper nun das früher angedeutete System von vier Gruppen der gewerblichen Kunst näher aus.

Wie aus dem ganzen Gedankengange sich ergibt, so zeigen vollends die weiteren Abschnitte, daß ihm keineswegs ein Museum vorschwebte, welches seine Hauptaufgabe darin sehen würde, Originale anzusammeln. In diesem Punkte dachte er ziemlich ketzerisch. Er bezeichnet einmal als ein Kennzeichen des „Afterrichters in der Kunst", daß dieser gewissen gefälligen äußeren Merkmalen und Zeichen der Echtheit einer Sache mehr Vertrauen zu schenken pflege, als ihrer wirklichen Vortrefflichkeit, zum Beispiel an Kupferstichen gewissen Strichen oder Punkten, welche den Copien fehlen; und zum Entsetzen eines anwesenden Amateurs äußerte er ein andermal trocken, eine täuschend gemachte Fälschung sei ihm so werth wie ein echtes Stück. Sein ideales Museum sollte das Charakteristische aus der Kunsttechnik aller Zeiten und aller Nationen in sich vereinigen, und dieses Ziel zu erreichen ist ja nur möglich durch Beschaffung von Reproductionen, Abformungen, Abbildungen, Nachbildungen ꝛc. Zu dem Ende liefert er eine Uebersicht derjenigen Kunstarbeiten, welche nothwendig vorhanden sein müßten. Wollte heute Jemand eine solche detaillirte Vorschrift für die Zusammenstellung eines Museums abfassen, so würden ihm Hülfsmittel und Nachweise in Fülle und Ueberfülle zu Gebote stehen. Aber in der bis zur Unübersehbarkeit angeschwollenen Literatur über Sammlungen, über Geschichte oder Technologie der Kleinkünste — wie wenig datirt über das Jahr 1851 zurück! Wie gering war damals noch die Zahl guter Kataloge! Um so bewundernswürdiger erscheint uns, wenn wir das berücksichtigen, die umfassende Kenntniß der Denkmäler und der Literatur in dem von Semper angefertigten Kataloge. Es wäre verlockend, würde uns aber hier viel zu weit führen, ihm bei seiner Wanderung durch das weite Gebiet der technischen Künste zu folgen und zu zeigen, in welchem Grade er überall zu Hause war, mit welcher Aufmerksamkeit er von jeher auch diese so lange Zeit verachteten Aeußerungen des Kunsttriebes verfolgt haben muß. Aber es ist doch nothwendig, einen Einblick in sein System zu gewähren, wobei wir uns des Eingehens in das Detail enthalten müssen.

Die erste Abtheilung soll die Rohmaterialien, die Maschinen und Werkzeuge zur Bearbeitung der Metalle und anderer harten Stoffe zur Anschauung bringen und zwar in folgenden Unter-Abtheilungen: A. Metalle und metallurgische Operationen. B. Nichtmetallische Mineralien, als Edelsteine, Steine, welche von der Glyptik verwendet werden, Mineralien zur Herstellung des Email und anderer Pasten, Mineralien, welche bei dem Gußverfahren in Anwendung kommen, solche zum Schleifen, Poliren ꝛc., zum Färben, zum Einbrennen, Schmelzen u. s. w. C. Vegetabilische und animalische Substanzen. In entsprechender Umständlichkeit werden dann die Maschinen und Werkzeuge classificirt, dann die verschiedenen Processe der Bearbeitung und der Ornamentation. In diesem letzten Abschnitt tritt zu dem technologischen bereits das kunsthistorische Moment, und ich kenne kein Werk, in welchem die charakteristischen Eigenschaften und unterscheidenden Merkmale der zahlreichen Varietäten einer Gattung kunstgewerblicher Arbeit, beispielsweise des Email, so kurz, präcis und allgemeinverständlich angegeben wären, wie hier.

War es der Zweck dieser Abtheilung, die Stoffe vorzuführen von ihrem natürlichen Vorkommen Schritt für Schritt durch die lange Reihenfolge chemischer und mechanischer Processe, so sollte mit derselben correspondiren eine Auswahl der vorzüglichsten Leistungen in den verschiedenen Fächern, und hier eben entwickelt Semper seine erstaunliche Denkmälerkenntniß. Er ist für keinen einzelnen Fall in Verlegenheit die besten Originale namhaft zu machen, ob sie nun in Londoner, Pariser, römischen, Florentiner, Turiner, neapolitanischen, Wiener, Berliner, Münchener, in russischen, niederländischen, dänischen, öffentlichen oder Privatsammlungen, oder in Publicationen, seltenen Bibliothekswerken ꝛc. zu finden seien. Dazwischen sind historische, antiquarische, ästhetische Bemerkungen eingestreut, welchen wir in weiterer Ausführung später in seinem Stil wiederbegegnen, wie seine Ideen in dem Kensington-Museum nach der künstlerischen und kunsttechnischen, in dem Krystallpalast nach der culturhistorischen Seite hin verkörpert worden sind.

Wenn wir jetzt auf Sempers schöpferisches Wirken in jenen Jahren zurückblicken, fragen wir wohl erstaunt, wie es möglich gewesen sei, daß diesem Manne von keiner Seite die praktische Durchführung seiner Pläne übertragen wurde. Aber auch wenn dies die Verhältnisse gestattet hätten, würde er wohl kaum als Director eines kunstgewerblichen Museums Befriedigung gefunden haben. Seine Lebensaufgabe blieb doch das Bauen, und zur Architektur kehrte er zurück, nachdem er Anderen gezeigt hatte, was zu geschehen habe, um das Kunstgefühl wieder lebendig zu machen.

Als Architekt aber blieb er in natürlicher Verbindung mit Handwerk und Industrie. Wie er schon bei dem Theaterbau in Dresden Plastik und Malerei in einem Umfange zur Mitwirkung herangezogen hatte, welcher damals etwas ganz Ungewöhnliches war, so sorgte er selbstverständlich auch, so weit ihm das verstattet wurde, für die wahrhaft künstlerische innere Ausstattung seiner Monumentalbauten. Während seines Aufenthaltes in England hat er auch mancherlei Entwürfe für die Industrie gemacht. Leider scheint sich von solchen Arbeiten so viel wie nichts erhalten zu haben, wahrscheinlich hat er die Zeichnungen den Bestellern abgeliefert, ohne Copien zurückzubehalten; es könnte sogar nicht überraschen, wenn die britischen Besteller dies zur Bedingung gemacht hätten. Ebenso geben die Archive des Hofbauamtes in Dresden keine Auskunft über das, was Semper an Einrichtungsstücken für das Theater entworfen hat; nur den Spiegel im Foyer kannten wir aus der früher erwähnten Publication.

Indessen ist bei der Sichtung des höchst umfangreichen künstlerischen Nachlasses durch die Hinterbliebenen (namentlich Herrn Manfred Semper, den Erbauer des neuen Theaters in Dresden nach den Plänen seines Vaters) mancherlei von kunstgewerblichen Entwürfen aus der Dresdener, der Londoner und der Züricher Zeit zum Vorschein gekommen und anderes steht wohl noch zu erwarten. Vieles mag in fremden Händen sein,

da Semper seine Mappen liberal öffnete, und es ist nur zu wünschen, daß etwaige Besitzer sich im Interesse der geplanten Veröffentlichung seiner Arbeiten melden möchten. So dürfen wir auch die Hoffnung auf Wiederentdeckung der noch in Zürich gearbeiteten Entwürfe für den Hofmuseenbau, welche augenblicklich nicht aufzufinden sind, nicht aufgeben. Publicirt sind ein für die Königin Victoria gezeichnetes Schränkchen in Ebenholz mit Einlagen von Porzellan und oxydirtem Silber (Gewerbehalle 1863), und der gegenwärtig in der Paulskirche zu London aufbewahrte Prachtleichenwagen für den Herzog von Wellington (Ill. Lond. News 1852).

Zwei Ereignisse, welche bestimmend in Sempers Leben eingegriffen haben, sind auch für die Beziehungen, welche hier erörtert wurden, von der höchsten Bedeutung geworden; nur erscheinen sie uns auf unserem ganz speciellen Standpunkt in anderem Lichte, als sie gewöhnlich dargestellt werden. Politische Stürme trieben ihn aus Deutschland fort, entrissen ihn einem schönen festen Wirkungskreise, verurtheilten ihn zum Wanderleben. Das war ein persönliches Unglück für ihn, und dennoch müssen wir jene Wendung seines Geschickes als eine glückliche preisen. Denn bei all seiner Genialität, seinem stupenden Wissen, seiner seltenen Arbeitskraft würde der Director der Dresdener Bauakademie schwerlich zu jenem reformatorischen Wirken gelangt sein, von welchem hier gesprochen wurde. In Dresden nahm ihn seine Thätigkeit als Architekt und als Lehrer vollauf in Anspruch, ruhte der Schriftsteller in ihm. Seine Schrift über die Polychromie der Alten war vor seiner Berufung nach Dresden erschienen und erst in der Verbannung fand er die Muße für die Publication über das Theater, konnte er an die Ausführung eines schon 1847 gehegten Gedankens gehen, mit Zugrundelegung seiner akademischen Vorträge eine vergleichende Baulehre zu schreiben, schrieb er wirklich das klassische Werk über den Stil. Dieses letztere hat wohl mit dazu beigetragen, daß von jener Baulehre nichts als der interessante Prospect von 1847 und als Vorläufer die bedeutende Schrift über die vier Elemente der Baukunst in die Oeffentlichkeit gekommen ist. Eine andere Ursache seines Aufgebens jenes Planes hat er gelegentlich selbst mitgetheilt: die vornehm absprechende Manier, in welcher sein alter Gegner, Kugler, sich über die in den vier Elementen der Baukunst vorgetragenen Gedanken wie über müßige Phantasiespiele eines geistreichen Künstlers geäußert hatte. Semper hörte aus jenen Worten heraus, daß er als Künstler in Sachen der Kunstwissenschaft eigentlich nicht mitzureden habe, und ließ sich, wie er angibt, dadurch irre machen. Vielleicht hat Kugler es gar nicht so gemeint, er schlägt bei derselben Gelegenheit den gleichen Ton gegen Hettner an, der doch kein Künstler ist; daß aber unter allen Umständen jene Art der Abfertigung einem Künstler und Gelehrten gegenüber wie Semper sehr schlecht am Platze war, versteht sich von selbst. Nur will uns nicht recht glaublich erscheinen, daß gerade er sich so leicht habe einschüchtern lassen. Eher leuchtet ein, daß dem schöpferischen Künstler, dem eminenten Praktiker, welcher in dem erwähnten Prospect sarkastisch bemerkt, an Werken über Baukunst sei kein Mangel, desto größerer an Werken der Baukunst: daß dem, sagen wir, die literarische Beschäftigung allein nicht genügen konnte, daß er ferner die Möglichkeit ersehnen mußte, seine Existenz wieder auf gesicherte Basis zu stellen. In England stand ihm hierbei der Ausländer, in Deutschland der Hochverräther im Wege, auf den anzuspielen selbst Kugler sich an gedachter Stelle nicht versagen konnte. Endlich bot die Schweiz ihm eine Stellung, Gelegenheit zur Thätigkeit auf seinem eigentlichen Felde. Das war Erlösung aus dem Flüchtlingsleben, ein Glück für ihn. Er konnte wieder bauen und Schüler bilden, und doch absorbirte ihn dies beides nicht in dem Maße, daß ihm nicht Muße zur Fortsetzung und Beendigung des „Stils" geblieben wäre. Aber außer der Muße bedurfte er auch der Stimmung, und diese blieb aus. Es scheint, daß er sich in die kleineren Verhältnisse nicht mehr zu finden vermochte. Und als dann der Ruf nach Wien erfolgte, als er wieder in einen großen Wirkungskreis, in einen Mittelpunkt künstlerischen Lebens eintrat, als ihm die großen Aufgaben gestellt wurden, welche er so groß gelöst hat: da mußte uns von vornherein klar werden, daß nun erst recht die Hoffnung auf das Erscheinen des dritten Bandes aufzugeben sei. Leider ist diese Voraussicht nicht Lügen gestraft worden. Zwar wurde Semper hier nicht der Wissenschaft entfremdet, so unermüdlich er am Reißbrette saß, verlernte er doch nicht den Gebrauch der Feder. Während er die Detailpläne für die beiden Hofmuseen, das Project für das Burgtheater und den Riesenplan für den Ausbau der Burg entwarf, beschäftigten ihn fortwährend theoretische Probleme, wie er sich zum Beispiel vor einer Reihe von Jahren mit einer Abhandlung über die Akustik trug. Unter der Masse von Manuscripten in seinem Nachlasse müssen sich, seinen mündlichen Andeutungen zufolge, zahlreiche Vorarbeiten für den dritten Band des „Stil", wahrscheinlich manche ausgeführte Partien, vorfinden; aber schwerlich ist die Arbeit so weit vorgeschritten, daß sie nur noch der ordnenden Hand bedürfte. Und ihn fortsetzen kann kein Anderer.

Seien wir indessen dankbar für das, was er uns gegeben hat, den Anstoß zu einer Bewegung, die uns herausgerissen hat aus der Gleichgültigkeit gegen Form und Farbe der Dinge, welche uns umgeben, unsere Sinne wieder empfänglich gemacht für den Reiz und Werth einer mit künstlerischem Auge geordneten Häuslichkeit, die Schranke niedergerissen zwischen der Kunst und dem täglichen Leben, tausend schöpferische Kräfte wachgerufen hat; freuen wir uns, daß wir wenigstens soviel besitzen von dem Buche, welches ein wahres Lehrbuch ist und bleiben wird noch lange Zeit.

„Die Geschichte," sagt Semper in seiner zu Zürich gehaltenen Rede über Baustile, „die Geschichte ist das successive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den gestaltenden Ausdruck für die Forderungen der letzteren fanden." Als eine solche Persönlichkeit, welche das Bedürfniß der Zeit erkannte und das befreiende Wort aussprach, steht er selbst vor uns da, eine historische Gestalt in der vollen Bedeutung des Ausdruckes.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Herzog von Mailand.

Trauerspiel in 5 Acten von Philipp Massinger. Deutsch von Wolf Grafen Baudissin. Für die Bühne bearbeitet von Arthur Deetz.

Das Schauspielhaus hat am vergangenen Sonnabend ein interessantes Stück aufgeführt, dessen Darstellung auf einer literarischen Bühne durchaus gerechtfertigt erscheint. Es ist „Der Herzog von Mailand" von Philipp Massinger, einem der jüngeren Zeitgenossen Shakespeares (1584—1640). Massinger hat das Schicksal seiner mitlebenden und mitstrebenden Berufsgenossen getheilt: die Literaturgeschichten verzeichnen seinen Namen, so wie die namhaftesten seiner Werke, rühmen die glänzenden Eigenschaften seines Geistes und erzählen einige mehr oder minder beglaubigte Anekdoten aus seinem Leben. Das ist Alles. Die Leuchtkraft der Shakespeare'schen Sonne hat alle diese bescheidenen Lichter so völlig überstrahlt, daß ein scharfes und williges Auge dazu gehört, um diese verdunkelten noch zu erkennen. Vergeblich haben sich Tieck und Wolf Baudissin, sowie später auch Friedrich Bodenstedt abgemüht, für „Ben Johnson und seine Schule", für „Shakespeares Zeitgenossen", Propaganda zu machen; sie haben weder die Bühne noch das lesende Publicum für die englischen Dramatiker aus der zweiten Hälfte des XVI. und aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu erwärmen vermocht. Nur diejenigen, welche das altenglische Theater zum Gegenstande eines speciellen Studiums gemacht haben, sind diesen Dichtern und deren Werken näher getreten. Im Allgemeinen beruhigt man sich bei der Kenntniß der Thatsache, daß zu Shakespeares Zeiten noch eine große Anzahl begabter, zum Theil sogar hervorragender Dichter Dramen ge-

schrieben haben, die von rechtswegen nicht vergessen werden sollten. Für den Fall, daß zufällig einmal eine genauere Kenntniß irgend einer Einzelheit erwünscht ist, sucht man sich zur Befriedigung dieses augenblicklichen Bedürfnisses auf bequeme Weise ungefähr zu orientiren, um die flüchtig und gelegentlich gemachte Bekanntschaft alsbald, sobald nämlich das Bedürfniß des Augenblicks befriedigt ist, — wieder abzuthun und zu vergessen.

Gelegentlich der Besprechung des Romans „Oriola" von Alfred Meißner, dessen Held Philipp Massinger ist, habe ich in der „Gegenwart" (Nr. 32, vom 22. August 1874) über diesen Dichter einige kurze Mittheilungen gegeben. Eine eingehendere Biographie und sachkundige Charakteristik hat Karl Freuzel als dankenswerthe Einführung des nunmehr hier aufgeführten Dramas im Feuilleton der „Nationalzeitung" vom 21. November d. J. gegeben, auf welche diejenigen, die über Massinger das Nähere erfahren wollen, verwiesen sein mögen.

Ich habe das Drama „Der Herzog von Mailand" erst aus der Aufführung am Königlichen Schauspielhause kennen gelernt; ich vermag daher auch nicht anzugeben, welchen Antheil der Bearbeiter, Director Arthur Deetz, an demselben hat. So wie es hier dargestellt worden ist, ist es im Ganzen durchaus bühnengerecht, — auch in dem letzten, durch seinen krassen Inhalt abstoßenden Aufzuge noch allenfalls bühnenfähig. Dieser Vorzug wird ohne Zweifel zum nicht geringen Theile dem scenenkundigen und geschickten Bearbeiter zuzuschreiben sein.

Dieser letzte Act wird, wie ich befürchte, der Stein des Anstoßes werden, wenn dieser Aufzug auch nicht schrecklicher und grausiger ist als so mancher Schlußact der Shakespeare'schen Tragödien; bei Shakespeare gebietet eben die Bewunderung vor der Großartigkeit allem Anderen Schweigen. Bis zum Schlusse des vierten Aufzuges war die Theilnahme des Publicums eine allgemeine und sehr lebhafte. Es herrschte zeitweilig, namentlich während des zweiten und dritten Aufzuges, unter den Zuschauern eine Stimmung ähnlich wie jene, die wir gelegentlich der ersten Aufführung der „Hermannsschlacht" von Kleist beobachten konnten. Man empfand etwas wie die Offenbarung eines bisher unbekannt gebliebenen Schatzes, der nun ans Licht gehoben wird. Man durfte hoffen, daß dem Repertoire unserer klassischen Dramen in einem bisher unbekannt gebliebenen und hochbedeutenden Werke ein dauernder Gewinn zugeführt werde. Diese Zuversicht ist indessen durch den letzten Aufzug in uns wieder stark erschüttert worden; womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß des Bearbeiters Liebesmüh ganz umsonst gewesen sei. Im Gegentheil. Das Massinger'sche Trauerspiel enthält so große und unvergängliche Schönheiten, daß es lebhaft beklagt werden müßte, wenn es aus Rücksichten auf die Theaterkasse nach den üblichen Anstandsvorstellungen bei Seite gelegt werden würde. Zu einem sogenannten Zugstücke, das monatlich vier-, fünfmal und öfter auf dem Zettel steht, qualificirt es sich freilich nicht. Nach längeren Zwischenräumen sollte es aber als eiserner Bestand eines wechselvollen und reichen Repertoires immer wieder einmal vorgeführt werden, gerade wie die andern wenig gespielten Werke der Klassiker, wie „Miß Sarah Sampson", „Turandot", „Der standhafte Prinz", „Phädra", „Der Geizige" und viele andere.

Das Massinger'sche Trauerspiel besitzt eine einheitlich und fest geschlossene Handlung, die sich bis zum Schlusse des vierten Aufzuges einfach und logisch entwickelt. Der Dichter hat auf den häufigen Scenenwechsel, der uns selbst bei Shakespeare stört und aus der Stimmung reißt, verzichten können. Im ersten, zweiten und letzten Aufzuge hat die Verwandlung der Bühne sogar gänzlich vermieden werden können, und im dritten und vierten Aufzuge kommt nur je eine Verwandlung vor. In Bezug auf das äußerlich Theatralische erfüllt somit das Massinger'sche Trauerspiel unsre modernen Wünsche in höherem Grade als die Dramen der Zeitgenossen.

Der erste Aufzug bringt die lichtvolle Exposition.

Wir müssen uns da zunächst über die Personenfrage des Helden verständigen. Auf dem Zettel steht: „Ludovico Sforza, Herzog von Mailand." Dieser Ludovico Sforza genannt „il Moro", ist im Jahre 1508 gestorben. Die Handlung spielt aber im Jahre 1525 zur Zeit der Schlacht bei Pavia, und da von dieser mehrfach die Rede ist und eine große Scene zwischen Karl V. und dem Herzog von Mailand spielt, kann Massinger an keinen andern gedacht haben als an den zweiten Sohn dieses Ludovico, an Francesco Sforza († 1535). Unser Darsteller ist dem Irrthum des Dichters gefolgt und hat in der Maske seinem Herzog die dunkle Hautfarbe des Ludovico gegeben, welche diesem den Beinamen des „Mohren" oder „Mauren" verschafft hat. Die Frage, wie „il Moro," in diesem Falle zu übersetzen ist, lasse ich bei Seite; sie ist ja schon gelegentlich des „Othello" der Gegenstand einer langen und ziemlich überflüssigen Controverse gewesen. Es versteht sich, daß wir das Historisch-Richtige bei unserer Nacherzählung der dichterischen Fabel unberücksichtigt lassen und nur von Ludovico Sforza sprechen, wenn auch Francesco gemeint ist.

Dieser also, Ludovico Sforza, veranstaltet zur Geburtstagsfeier seiner Gattin, der holdseligen Marcelia, ein glänzendes Fest. Die jungen Ehegatten sind für einander in heftiger Liebe entbrannt. Das Glück dieser Liebe wird dem jungen Paare indessen von der Mutter und der Schwester des Herzogs, Isabella und Mariana, die, durch Marcelia in den Hintergrund gedrängt, auf deren Machtstellung eifersüchtig geworden sind, mißgönnt. In einer zweideutigen Haltung schaut des Herzogs Schwager und Günstling, den Massinger Francesco nennt, dem Treiben zu. Unliebsame Botschaften unterbrechen die Festesfeier. Karl V. hat die Mailänder geschlagen, und weiterer Widerstand gegen den mächtigen Sieger wäre nur nutzloses Hinopfern von Gut und Blut. Die völlige Vernichtung des Herzogthums erscheint unausbleiblich. Der Herzog schenkt dem Rathe, sich vor Karls Majestät zu stellen und das, was er mit der Gewalt der Waffen nicht mehr erkämpfen kann, von der Gnade zu erbitten, Gehör und beschließt, sich in das kaiserliche Lager zu Pavia zu begeben. Bevor er aber diesen schweren Schritt thut und sich von der Seite des geliebten Weibes reißt, hat er noch ein andres Geschäft zu erledigen, das ihm menschlich näher geht und das tiefer und grausamer in sein Inneres eingreift als der mögliche Verlust seiner Herrschaft, ja seines Lebens. Er fürchtet nicht den Tod für sich, er fürchtet seinen Tod nur für Marcelia.

Sie allein lassen — allein auf der blühenden Erde, während er vermodern soll, allein, ohne seinen Schutz und ohne Rechte auf sie — dieser Gedanke ist ihm unerträglich! Daß Marcelias lieblicher Kopf später einmal — wenn die ziemliche Frist der ehrsamen Wittwenschaft verstrichen sein wird — zu irgend einer Zeit an eines andern Mannes Brust sich bergen, daß ein andrer an diesem Schatz, der für nun und alle Zeiten nur ihm allein gehören soll, Besitz ergreifen könne — bei diesem furchtbaren Gedanken lodert die wilde Eifersucht in ihm auf; sie benimmt ihm die Besinnung und macht ihn zur Bestie.

Seinem Günstling und Verwandten Francesco vertraut Ludovico diese Seelenqualen. Francesco soll ihm helfen. Stirbt Ludovico, so soll Marcelia sterben. Francesco muß mit einem heiligen Eide schwören, daß er in diesem Falle die Herzogin ermorden wird. Schaudernd willfahrt Francesco dem schnöden Begehren und leistet, nachdem er sich zu seiner Sicherheit von Sforzas eigner Hand die Beglaubigung hat ausstellen lassen, wie er nur auf Befehl seines Herrn Marcelia ermorden solle, den geforderten Eid. — Das ist der Inhalt des ersten Aufzuges.

Sobald Sforza den Rücken gewandt, versuchen die unangenehmen Weiber, die Mutter und Schwägerin, der ehrbaren Herzogin das Leben zu verleiden und den früheren Einfluß wieder zu gewinnen. Marcelia tritt ihnen mit Würde und mit Energie entgegen, und da Francesco, der während der Abwesenheit des Herzogs mit nahezu unbeschränkter Vollmacht ausgestattet ist, sich ganz auf die Seite der jungen Herzogin stellt, macht er deren Triumph zu einem vollkommenen.

Es folgt nun — wir sind in der Mitte des zweiten Aufzuges — die meines Erachtens bedeutendste Scene des Dramas.

Francesco erklärt Marcelia, daß er sie liebt. Die Herzogin versteht das zunächst gar nicht. Sie kann es nicht fassen, daß ein Mensch es wagen könne, seinen Blick zu ihr, der Gattin des Ludovico Sforza, zu erheben. Als aber die immer stürmischer werdenden und schließlich ganz unzweideutigen Erklärungen Francescos ihr keinen Zweifel mehr an dessen wahren Gesinnungen lassen können, gibt sie ihrer Entrüstung und ihrem berechtigten Abscheu den edelsten Ausdruck. Schon dieser erste Theil der Scene ist von echt dichterischer Gewalt. Aber Massinger steigert die Wirkung im weiteren Verlauf immer mehr. Francesco läßt sich durch die vornehme Zurückweisung nicht einschüchtern. Er erklärt ihr, daß er von Ludovico den Befehl erhalten habe, sie zu ermorden. Marcelia weicht einen Augenblick entsetzt zurück. Einen Augenblick ist sie wie betäubt. Dann aber gewinnt die Liebe zu ihrem Gatten wieder die Oberhand. Sie hält die Behauptung Francescos für eine elende Lüge und bleibt felsenfest in ihrem Vertrauen. Da weist ihr Francesco — und jetzt gelangen wir erst zum Höhepunkte dieser wundervollen

Scene — den Befehl, die urkundliche, von Ludovico verbriefte und besiegelte Beglaubigung des meuchelmörderischen Anschlages auf ihr Leben. Marcelia hält dieses Schreiben in ihrer zitternden Hand. Der tiefste Schmerz überwältigt sie. „O unnatürlich!" ruft sie mit wahrhaft Shakespeare'scher Einfachheit und Größe aus. Aber auch dieses äußerste Mittel Francescos hat nicht verfangen. „Im Tod noch bin ich Dein!" ruft sie dem Gatten zu, den sie vor ihrem geistigen Auge zu erblicken glaubt, und indem sie sich verächtlich von Francesco abwendet, schleudert sie diesem in tiefstem Abscheu die stolzen Worte zu, daß sie ihn als Henker erwarte.

Diese Scene, welche den Hauptbestandtheil des zweiten Aufzuges bildet, ist von ungewöhnlicher Kraft und Schlichtheit. Sie hat ein wahrhaft klassisches Gepräge; dabei ist sie ausnehmend kunstvoll gesteigert und von einer durchschlagenden Bühnenwirksamkeit.

Der dritte Act behauptet sich auf der beträchtlichen Höhe, zu der der Dichter sich nunmehr erhoben hat.

Er führt uns in das kaiserliche Lager von Pavia, wo der siegreiche Karl V. den geschlagenen Herzog von Mailand erwartet. Dieser erscheint, — aber nicht, wie man gemeint hatte, demüthig und flehend, mit dem Stricke um den Hals, sondern mit erhobenem Kopfe, ungebeugt und im reichen Krönungsornate. Ludovico führt eine so stolze und wahrhaft fürstliche Sprache, daß des Kaisers Zorn entwaffnet wird und daß Karl V. den Herzog nicht blos in seiner Würde bestätigt, sondern ihn als neugewonnenen Freund in die Arme schließt.

Auf die Aehnlichkeit dieser sehr schönen Scene mit der berühmten Schlußscene des ungefähr gleichzeitig entstandenen „Cinna" von Corneille (1636) — „Soyons amis, Cinna, c'est moi qui t'en supplie" — soll nicht besonders verwiesen werden.

Nach dieser kurzen Abschweifung führt uns der Dichter wieder zur Herzogin zurück, der sich nun Francesco abermals naht, um diesmal mit größerem Erfolge die Liebe Marcelias zum Herzoge zu erschüttern. Jetzt erst setzt er sie davon in Kenntniß, daß Ludovico den Mordbefehl nicht bedingungslos ertheilt hat. Nur für den Fall seines eigenen Ablebens habe Ludovico die Ermordung geboten.

Der Dichter faßt diese Beschränkung und Milderung mit poetischer Keckheit als eine Steigerung und Verschärfung auf. Der bedingungslose Befehl zur Ermordung erscheint ihm verzeihlicher als dieser bedingte. Dieser Auffassung gemäß handelt auch Marcelia. So lange sie nur wußte, daß ihr Gatte ihren Tod befohlen, hat sie einfach vor einer Unbegreiflichkeit gestanden, ohne daß dadurch ihre Liebe und Treue berührt worden wären. Jetzt aber, da sie erkennt, daß ein bis zum Wahnsinn gesteigerter wüster Egoismus, daß schmachvolle Eifersucht, daß elende Angst vor einem späteren Rivalen diesen Befehl eingegeben — jetzt empört sich ihre gekränkte Weiblichkeit und schluchzend ruft sie aus: „Daß mein Gatte sterbend in mir die Buhle nur erkennt — das schmerzt!"

Da tritt frohgemuth und sehnsüchtigen Verlangens der Herzog ihr entgegen. Er will sie in seine Arme schließen. Marcelia begegnet ihm mit kalter Zurückhaltung; und wie in einer ähnlichen Situation der heimkehrende Held Amphitryon die auffallende Unfreundlichkeit der Alkmene gar nicht fassen kann — „num tibi aut stultitia accessit, aut superat superbia" — so steht auch Ludovico vor einem unlösbaren Räthsel und weiß nicht, ob er den seltsamen Umschwung in der Gesinnung seiner Frau dem Aberwitze, der thörichten Verblendung oder dem unerklärlichen Hochmuthe zuschreiben soll.

Marcelia beharrt in ihrer eisigen Kälte und entwickelt ein förmliches Programm ihrer künftighin ökonomisch zu bemessenden Liebesbezeugungen gegen ihren Gatten: „Lieben wir mäßig!" Dieses frostige Vernünfteln macht dem Herzog die Zornader noch mehr schwellen. Er stößt das Weib, das er so innig geliebt hat, von sich. Ein schöner Vers drückt die Verzweiflung des Gatten in ergreifender Weise aus:

„Marcelia zürnt! — Nein, mehr noch: sie erkaltet!"

Der bedeutendste Theil der Massinger'schen Dichtung (die letzte Hälfte des zweiten Actes und der dritte Act) ist hiermit leider abgeschlossen. Große Schönheiten enthält zwar auch noch der vierte, in welchem die Eifersucht des Herzogs auf Francesco geschürt wird; aber wir werden hier schon durch gewisse Gewaltsamkeiten, die unserm Geschmack durchaus zuwider sind, abgestoßen. Mit teuflischem Raffinement wird zunächst durch die treuherzige Thorheit der beiden Rathsherren der Argwohn Ludovicos angeregt; dann durch die Bosheit und Verleumdung der beiden unangenehmen Weiber bestärkt und schließlich durch die lügnerische Selbstanklage Francescos zur Gewißheit gefestigt.

Marcelia fällt als Opfer dieser Thorheit, Bosheit und Verblendung von Ludovicos eigner Hand.

Da, nachdem das Ungeheuerliche geschehen, erfährt Ludovico gerade wie Othello, daß er sich von einem Ruchlosen hat bethören lassen, daß er sein schuldloses Weib getödtet hat.

Othello macht, nachdem ihm die entsetzliche Wahrheit kund geworden, dem Jammer ein schnelles Ende mit Schrecken. Er tödtet den Buben, der ihn getäuscht, und tödtet sich. Ludovico aber schleppt seinen Jammer noch einen langen Act weiter. Massinger will uns ganz klar machen, weshalb Francesco so teuflisch gehandelt. Der Schurke soll uns plausibel erscheinen. Im Grunde ist es eigentlich dasselbe Motiv, das Jago leitet. Jago hegt gegen Othello den Verdacht, daß er von diesem in seiner ehelichen Ehre gekränkt sei. Francesco ist zwar nicht der gekränkte Ehemann, aber er ist der gekränkte Bruder. Der Herzog hat Francescos Schwester, Eugenia, geliebt, verführt und verlassen. Also auch Francesco erscheint vor uns als Rächer der geschändeten Familienehre, dessen Rachegedanken noch durch seine Leidenschaft für die Gemahlin des Herzogs verstärkt werden.

Da werden nun also noch Verbrechen und Schauerlichkeiten auf Verbrechen und Schauerlichkeiten gehäuft. Da müssen wir uns einen ganzen Act hindurch angesichts einer Leiche auf der Bühne gegenüber befinden. Da kehrt Francesco, der flüchtig geworden war, in einer kindischen Verkleidung wieder. Da wird Eugenia, die verlassene Geliebte, für die sich kein Mensch interessirt, da sie während der ganzen Handlung unbemerkt abseits gestanden hat, auf einmal herbeigeholt. Da verfällt der Herzog in Wahnsinn und wird schließlich mittels vergifteter Blumen ums Leben gebracht.

So in der Bearbeitung. Im Original geht's noch toller her. Da vergiftet Francesco die Leiche Marcelias mit einer Schminke, und an dieser duftet sich der Herzog zu Tode.

Da bringt sich endlich auch Francesco um, furchtlos, ohne Reue und Gewissensqualen, mit trotzigen Worten auf den verblassenden Lippen, als ob er Gott weiß welche Heldenthaten begangen habe. Kurzum, wir sind hier tief in wüsten Geschmacklosigkeiten und grauenvollen Abschlachtereien, unweit von jenem verhängnißvollen Flecke, wo das Grausige und Schauerliche mit der unbeabsichtigten Komik zusammenstößt.

Die Darstellung verdient in den drei Hauptrollen warme Anerkennung. Herr Ludwig (Sforza) spielte mit leidenschaftlicher Wärme und großer Wirkung. Die Intentionen des Fräulein Clara Meyer (Marcelia) sind ebenfalls durchweg zu loben. Indessen stehen ihr für diese Aufgabe der leidenschaftlichen Tragik, wie mir scheint, nicht die vollen organischen Mittel zu Gebote. Auch sie erntete übrigens verdienten und reichlichen Beifall. Herr Kahle war namentlich in den leidenschaftlichen Momenten wirksam und künstlerisch. Ebenso waren die übrigen Rollen, namentlich Kaiser Karl (Herr Berndal), Pescara (Herr Oberländer) in trefflichen Händen. Auf die Ausstattung und Inscenirung hatte Herr Director Deetz, der sich für das Stück als Bearbeiter noch speciell interessiren durfte, besondere Sorgfalt gewandt. Einzelne Bilder, wie das Fest zu Beginn des Dramas und das kaiserliche Lager mit den gepanzerten Kriegern, hatten eine schöne malerische Wirkung.

Paul Lindau.

Die 53. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

VI.

(Schluß.)

Wenn diese Betrachtungen im Allgemeinen auch nicht Kunstwerken als Chronik dienen, die aus dem Schaffen einer völlig abgeschlossenen, in der Schätzung des Publicums nahezu historisch gewordenen Meisterschaft hervorgegangen sind, so halten sie sich doch mit Aufmerksamkeit das Auge für Erscheinungen offen, in welchen ein bewußtes Heraustreten aus dem gewohnten Kreise, vielleicht gar ein künstlerischer Johannistrieb vermuthet werden könnte. Nicht undeutliche Spuren davon glaube ich

in Ambergs „Rechtfertigung“ zu erkennen. Ein jugendliches Pärchen in der bürgerlichen Tracht des vorigen Jahrhunderts, so eine Art „Pylades mit der Seinigen“, hastigen Schrittes den einsamen Weg vor dem Stadtthor verfolgend. Er bitterböse, zugeknöpft, ablehnend; sie von ihrer guten Sache überzeugt, wortreich und lebhaft gestikulirend. Ein Bild, das im Gegensatz zu der leidenden Romantik, die wir erwarten, von der Theilnahme des Beschauers mit activer Lebendigkeit Besitz nimmt und hierin durch die von kühlem Tageslicht bestimmte Entschiedenheit der Lokalfarben unterstützt wird. Auch die Arbeiten von O. Becker, dem Publikum wie immer willkommen, möchte ich dieses Mal nicht unerwähnt lassen. Es gibt sich in ihnen eine wesentliche Vereinfachung und Stärkung der bisher maßgebend gewesenen coloristischen Grundsätze kund.

Mit sicherm Naturgefühl weiß H. Rasche (München) in seiner Seiltänzergesellschaft von 1793, welche vor den Thoren einer französischen Provinzialstadt ihre Künste producirt, das historische Bild zu geben und dabei doch die frische Unmittelbarkeit eines wirklich angeschauten Vorgangs über die Darstellung zu verbreiten. Die kecke Grazie der zudringlich fordernden Gaukler steht in zwanglosem Humor der Gespreiztheit republikanischen Philisterthums gegenüber.

Mit größerem Aufwand von Mitteln und den Schwerpunkt mehr in die figürliche Darstellung verlegend, malte Max Ziegra (Düsseldorf) eine „Polonaise“, wie sie etwa ein Jahrzehnt später in bürgerlichen Kreisen der französischen Gesellschaft zur Belustigung im Freien getanzt sein mag. Ist auch der Künstler der für das vorläufige Maß seiner Kräfte noch etwas zu breit angelegten Aufgabe nicht vollkommen Herr geworden, so stellt die Lösung seinem Talent und dem Ernst seines Strebens doch ein sehr günstiges Zeugniß aus. Vielleicht würde sich unser Interesse dem Werke noch entschiedener zugewandt haben, wenn die Placirung eine eingehendere Prüfung des elementaren Kunstgehalts nicht ausgeschlossen hätte.

Der Katalog behauptet, daß das außerordentlich reizvolle kleine Bild mit der matten Bezeichnung „Viel Lärm um Nichts“ ein Werk desselben Max Volkhart sei, der vor einem Jahre in den sonnendurchleuchteten Glasmalereien eines Klosterinterieurs die Natur zum Wettkampf herausforderte. Es ist schwer zu glauben. Nicht, daß der Künstler ein geringerer geworden, aber er ist bis zur Unkenntlichkeit ein anderer. Leichte Charakteristik bedingt graziöser Lebensformen, delicate Behandlung und geschmackvolle Schönfarbigkeit, in der, den Dimensionen des Bildes angemessen, hier und da ein vordringlicher Stoff mit Vortheil gemildert werden konnte, nimmt er dieses Mal als besondere Vorzüge in Anspruch. Er versetzt uns um hundert Jahre zurück in den Park einer römischen Villa. Kokette Frauen und galante Cavaliere, unter denen als der galanteste der Prälat nicht fehlt, belustigen sich an dem Mißgeschick eines Wachtelhündchens, das in dem Becken einer grottenförmigen Fontaine kläglich mit dem Elemente ringt.

Umfangreichere Rechenschaft als sonst legt Max Michael von seinen vielseitig anerkannten Kunstbestrebungen ab. Mit dem malenden Mönch kann ich mich trotz seiner rundlich angedrungenen Gesichtsformen recht wohl befreunden. Die intime Stimmung des Bildes behauptet sich als selbstständiges Verdienst neben der volltönigen Malerei. Wenn die Schätzung der letzteren in Frage steht, wird der Künstler auf die „Elternfreuden“ verweisen, und es ist nicht zu leugnen, daß er seine coloristischen Tendenzen in diesem Werke mit imponirender Bestimmtheit zum Ausdruck bringt. Allein abgesehen von dem Mangel an formeller Durchbildung, für die mir die Principien in weit höherem Grade verantwortlich zu sein scheinen als das relative Maß des Könnens, mischt sich hier ein Mißbehagen mit ein, daß durch den Beigeschmack der Importation bedingt wird. Es bleibt ein unvermittelter Gegensatz, wie zwischen echtem Tabak und der cisatlantischen Verarbeitung, und was am stärksten mitspricht, die Blätter sind nicht von den jüngsten Jahrgängen; an der Quelle wächst's schon wieder ganz anders.

Paul Thumanns Cyklus von Zeichnungen zu Chamissos Frauenliebe und Leben stellt die Bedeutung solcher Kräfte für die moderne Buchillustration ins hellste Licht. Was hier in künstlerischer Form geboten wird, ist innerlich und schöpferisch genug empfunden, um auf den Geschmack des Publicums veredelnd zu wirken und ihn zu sich emporzuziehen, ohne ihm eine über die Kraft gehende Anstrengung zuzumuthen. Absolut betrachtet möchten diese Darstellungen den Begriff „Frau“ im Gegensatz zu der etwas leicht gewogenen Einzelerscheinung zu wenig erschöpfen, um als Krystallisationen einer durch den Componisten in noch weit höherem Grade als durch den Dichter erregten Volksphantasie gelten zu können.

Schwerer finde ich mich in der künstlerischen Empfindunsweise zurecht, der das Bild „Verstimmt“ seine Entstehung verdankt. Ich bin empfänglich genug für die Eleganz der Behandlung, welche ein klares Formenbewußtsein davor bewahrt, schwächlich zu werden; in den kleinen Studienköpfen steigert sie sich zu bestrickendem Reiz. Aber sie ist nicht auf jedes Object gleich anwendbar, und mit der Derbheit des niederen Volks, auch wo es durch die Tracht des Neapolitaners ästhetisch gehoben wird, geräth sie in Collision. Gleichwohl würde ich diesem angehenden Lazzaroni und seiner carina die Wahrscheinlichkeit nicht so unbedingt absprechen, wenn ich in ihrem Verhalten eine Spur von naiver Freiheit des Ausdrucks entdecken könnte. Kokett, wie die Bezeichnung des Bildes, ist die Art, in der sich die schmollende Schöne mit der Mandoline zu schaffen macht; nicht minder kokett ist die Zuversicht, mit der dieser Unschuldsbethörer im Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit auf sie einredet. Je mehr ich mir bewußt bin, hier subjectiven Auffassungen Ausdruck zu geben, je ferner liegt es mir, mich mit dem Urtheil, welches das besprochene Werk der Auszeichnung durch die kleine goldene Medaille würdig erachtet hat, in Widerspruch zu setzen. Wäre in diesem Falle nicht schon die Summe geleisteter Thaten entscheidend, so würde die Einzelleistung durch ihre spezifisch künstlerische Tüchtigkeit eine solche Anerkennung von künstlerischer Seite in vollem Maße rechtfertigen.

Zu Menzels Ballsouper, welches an dieser Stelle bereits von anderer Seite meiner eigenen Anschauung entsprechend gewürdigt wurde und durch die Fülle seiner Details ein beschreibendes Eingehen auf dieselben hier ausschließt, ist nachträglich ein verwandtes Werk des Meisters von geringerem Umfange aber noch stärkerer Anziehungskraft hinzugekommen. Aus seiner liebenswürdigen Schilderung werden nun auch diejenigen, die nie Gelegenheit hatten, unsern Heldenkaiser im Umgange mit der Damenwelt zu beobachten, die Ueberzeugung erlangt haben, daß er an seinem Hofe noch immer der galanteste Cavalier ist. Wenn man die Kraft ermißt, die mit keinem anderen Rüstzeug, als der in das eiserne Gedächtniß geätzten Beobachtung den Schein des Augenblicks unter plastischer Herausarbeitung charakteristischer Einzelheiten im engen Bilde festzuhalten unternimmt und zu solchen Resultaten kommt, dann empfindet man das Rechten um gewisse Accentverschärfungen oder malerische Unebenheiten als miserable Kleinigkeitskrämerei.

Auch Wilhelm Gentz ist mit einem umfangreichen, von blendendem Sonnenlicht erfüllten Bilde aus dem Volksleben Algeriens glänzend vertreten. In geradezu verschwenderischer Weise sind die Motive gehäuft. Vielleicht hätte die Gesammtwirkung des imposanten Werkes gewonnen, wenn unser Interesse durch Einzelheiten weniger intensiv in Anspruch genommen würde.

Man wird es trotz des Abstandes der Darstellung nicht ungerechtfertigt finden, daß ich hier ein die Richtung bedingungslos charakterisirendes Meisterwerk des Berliner Naturalismus anreihe; ich meine den Kuhstall von Paul Meyerheim.

Vergleicht man ein solches Bild beispielsweise mit einem gewiß nicht zu unterschätzenden Schafstall von Brendel, so ergeben sich sofort die entscheidenden Merkmale für seine Gattung; es ist kein Thierstück. Vielmehr ein Stück moderner Cultur in seinem malerischen Schein zu bildlicher Geschlossenheit wundervoll erfaßt. Und ich denke, es ist Poesie darin. Die Perspective, welche nach dem genommenen Standpunkt unnachsichtlich ihre Consequenzen ziehen muß und den Abstand in den Größenverhältnissen der Figuren ästhetisch übertreibt, scheint mir nicht in dem Maße wohlthuend, als sie richtig ist.

In dem Reich zwischen Himmel und Erde empfängt uns auch dieses Mal vor allen anderen Gustav Spangenberg mit einem bedeutenden Werke. Aus dem Kreise der außerordentlich bildlichen und ergreifenden Vorstellungen von dämonischen Gewalten, welche in verführerischem Schein die leicht erregbaren Menschen vom Wege ab ins Verderben locken, nimmt hier der Spuk des Irrlichts künstlerische Form an, aber wie mich deucht, mischt sich darein mit rührender Macht die Beziehung zur zurückliegenden Wirklichkeit. Von zerfließendem Schleier umwallt, schwebt matt leuchtend eine jugendliche Frauengestalt über dampfendem Moor durch die Dämmerung traurig dahin und zwingt den sehnsuchtsvoll nachstürmenden Jüngling unter ihrem Zauberbann zum letzten Schritt ins Bodenlose.

Das Bild hat nach zwei Seiten hin um seinen Eindruck zu kämpfen gehabt. Es rief unabweisbare Erinnerungen an verwandte Meisterwerke wach und war in einer Kunstausstellung überhaupt nicht an seinem Platze. Geradezu unerträglich wirkte in der ersten Zeit die unmittelbare Nachbarschaft des Durchganges mit seiner concurrenzlosen Raumvertiefung. Isolirt und in stimmungsvoller Umgebung möchte es mit kaum geringerer Ursprünglichkeit sich der Phantasie des empfänglichen Beschauers bemächtigen, als es so viele seiner Vorgänger gethan.

Auch Emil Doepler der Jüngere hat es versucht, sich aus der Enge irdischen Anschauens phantasievoll zu erheben. Ist es ihm dieses Mal nicht ganz gelungen, so interessirt es doch, seinen Weg zu verfolgen. So lange die künstlerische Idee in dem Skizzenbuche des Malers nach Form rang, war sie eine durchaus glückliche. Aber das Unternehmen, den Geist eines Albumblattes mit Oelfarbe auf eine kolossale Leinwand zu übertragen, trug die Bedingung des Mißlingens in sich. Schwind hätte das gekonnt, wenn irgend Einer; nur hätte er kaum daran Geschmack gefunden. Auch relativ bleibt der Künstler hinter seiner Aufgabe zurück. Es fehlt der Hauch einer ideellen Tönung. Bis zu den großen schwarzen Buchstaben herab, die keine Gothik künstlerisch beleben kann, stört eine materielle Disharmonie und schließt selbst die Wirkung als architektonische Decoration aus. Gleichwohl stehen diese Arbeiten hoch über der Masse gelungenerer Gleichgültigkeiten und legen von der eigenartigen Triebkraft Zeugniß ab, die in dem Titelblatt der dem kaiserlichen Paare zur goldenen Hochzeit überreichten Adresse der Berliner Kaufmannschaft zu durchaus abgeschlossenen und in mannichfaltigster Weise fesselnden Resultaten gelangt.

„Wie sie rosenbekränzt mit dem Lilienstengel Blumenthäler betreten, Sommervögeln gebieten mag" — so stellt uns Franz Arndt (Weimar) die seltsame Tochter Jovis, der der Dichter als seiner Göttin den höchsten Preis bestimmt, im anmuthigen Bilde dar. Das heitere Naturgefühl, dem solche künstlerisch gefestigten Anschauungen entsprangen, strömt voll auf den Beschauer über. Es steckt darin etwas von der Kraft, „über den dunklen Genuß und die trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens zu erheben". Auch die süditalienische Landschaft läßt sich nicht so ohne Weiteres unter der Rubrik Stil abfertigen. Allerdings zieht der Künstler mit rücksichtsloser Consequenz die Wurzel aus der Natur. Aber was ihm übrig bleibt, ist keine trockne Reduction, kein erstarrender Schematismus; immer noch lebendige Natur genug, um Gefühl für landschaftliche Schönheit und die Sehnsucht nach der Sonne Homers mächtig zu erregen.

Unter den Darstellungen aus dem Stoffkreise der Antike erwähne ich die Entführung der Helena von R. von Deutsch, ein Bild mit lebensgroßen Figuren, welches einige Zeit vor Beginn der Ausstellung in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen ist. Die etwas flache Süßlichkeit der Köpfe hindert das Werk nicht, durch eine harmonische Vereinigung von Durchschnittstugenden die Sympathie des billig urtheilenden Beschauers zu erwerben. Der schöpferische Gedanke möchte, wenn überhaupt, in der nicht reizlosen Vertheilung von Licht und Schatten zu suchen sein. Von Sachverständigen hörte ich über die physikalische Gesetzmäßigkeit der dargestellten Action lebhaft streiten.

Zwei köstliche Bilder römischer Cultur und Sitte von Alma-Tadema dürften die Zahl seiner Bewunderer auf die alte Höhe gebracht haben. Bemächtigt er sich in der Darstellung des Ambarvalienfestes bei dem Tempel der Ceres unserer Phantasie mit der Gewalt eines Böcklin, so steht ihm für die Schilderung des herzlichen Familienwiedersehens der Ausdruck unmittelbarster Innigkeit mit dem Anklang gemüthvollen Humors zu Gebot. Und dabei scheint die Herrschaft über die Mittel seiner Kunst noch stetig zu wachsen. Man verfolge nur in solch einem kleinen Bilde die Einzelheiten, die dem Meister Keiner nachmacht. Seine Glaubwürdigkeit als Wiederhersteller antiker Lebenserscheinungen kommt gar nicht mehr in Frage. Er überzeugt, und damit Punktum. Gleichwohl darf man erwarten, daß hier über kurz oder lang der Fachmann mit dem Aesthetiker gemeinschaftliche Sache macht; von einer Klarstellung etwa obwaltender Zweifel kann nur eine richtigere, keine geringere Schätzung resultiren.

„Die Fackeln des Nero" von Siemiradzki haben den Lesern der „Gegenwart" seiner Zeit wohl schon Rechenschaft abgelegt. Die unmotivirte Wiederkehr mußte die Theilnahme für das großartige Werk nothwendig abstumpfen. Wenn ich auch das Zuviel des Guten nicht unbedingt zu rechtfertigen vermag, so glaube ich darin doch nur den gefährlichen Trieb eines gewaltigen Kraftbewußtseins zu erkennen, das sich unter gleichzeitiger Entwicklung aller erworbenen Fertigkeiten mit einem Schlage in den Vordergrund stellen will. Und ziehen wir die Summe dieser Fertigkeiten, dann möchte, selbst ohne Rücksicht auf das Lebensalter des Künstlers, jede Anwandlung, sein Werk gering zu schätzen, einer aufrichtigen Bewunderung Raum geben. In der Dämmerung bedeckter Tage übte das Bild die Schauer seiner grauenvollen Gegensätze mit erhöhter Großartigkeit.

Auch die monumentale Malerei hat in dem Friesabschnitt für die Universitätsbibliothek, die Disputation der Sorbonne vor Ludwig dem Heiligen darstellend, eine achtunggebietende Vertretung gefunden. Otto Knille erfaßt seine Aufgabe nicht ausschließlich in historisch realistischem Sinne; seine Art vermittelt feinfühlig zwischen den radicalen Parteien. Die Harmonie der leichten Färbung in breiten Lokaltönen auf Goldgrund und der damit verbundene milde Lichtreiz geben dieser Arbeit etwas Mustergültiges.

Nur mit flüchtigem Blick darf ich die noch übrigen Gebiete überschauen. Im Ganzen ist der Eindruck ein außerordentlich günstiger. Unter den Landschaftern hat dieses Mal wohl Oswald Achenbach die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Allerdings braucht man seiner Kunst nicht näher zu stehen, um von einer so phänomenalen Erscheinung wie diese mondbeglänzte Santa Lucia überwältigt zu werden. Mein Antheil an dem ewig jugendlichen Schaffen des Künstlers hat niemals Schwankungen unterlegen; aber auch ich muß bekennen, daß ich durch die spezifische Meisterschaft in dem kleinen Bilde aus der Umgebung von Neapel überrascht worden bin. Das Bewußtsein von der Einschränkungsfähigkeit der künstlerischen Mittel leistet hier Wunder.

Von den Auswärtigen nenne ich vor Allen Schampheleer, dessen großartige Schilderung eines wild anbrausenden Wetters vollen Erfolg errungen hat. Düsseldorf erschien mir besonders stark in den Arbeiten von Dücker, Deiters, Fahrbach und Oeder. Andreas Achenbach hierbei ausdrücklich zu nennen, wäre eine Naivetät, deren ich mich nicht schuldig machen möchte. Dagegen will ich nicht versäumen, dem Naturstudium Olof Fernbergs ein warmes „Nur so fort" zuzurufen. Auch Alfred Böhm bewahrt namentlich in der kleinen Strandseenerie seine geschätzte Liebenswürdigkeit. Karlsruhe tritt mit einem Meisterwerk Gudes auf entscheidende Weise ein. Die Aussicht übers Meer von der Insel Arran rechne ich zu dem Schönsten, was wir seiner Kunst verdanken. Der Blick für dieselbe war durch eine etwas öde Reihe gleichartiger Erzeugnisse in den letzten Jahren abgestumpft. Bracht behauptet den Ehrenplatz, den er in schnellem Anlauf erobert; aber er läuft Gefahr, auf demselben vergessen zu werden, wenn er nicht bald von der Erweiterung seiner Naturanschauungen Zeichen gibt. Hugo Knorrs Eibsee hat mich durch Ernst und stille Hoheit trotz der leisen Härte im Grün lebhaft angezogen. Nicht minder der Sonnenuntergang von Konrad Lessing. Ueber dem eigenartigen Bilde schwebt ein Hauch Böcklin'scher Naturempfindung. Ich gebe mich diesem Talent gegenüber großen Erwartungen hin. Weimar stützt sich dieses Mal vorzüglich auf Malchin, der in seiner späten Entwicklung — der Künstler hat erst im 35. Lebensjahre zur Palette gegriffen — ein rapides Wachsthum zeigt. Hagens Alpenlandschaft ist ein gewaltiges Bild; ich muß das a priori behaupten, da die Plaeirung ein Urtheil durch Augenschein nicht zuließ. Ein titanischer Ringer mit der Natur und ein Heros, wenn er endlich zu siegen vermag. Die Alpen scheinen sich in der Gunst der modernen Landschaftsmalerei wieder mehr zu befestigen. Interessant ist es, wie verschieden sie sich in Augen und Geist spiegeln. Man vergleiche Kamecke, Ludwig, L. Spangenberg, Engelhardt und Andere, deren verdienstliche Arbeiten von ganz ungleichartigen Anregungen ausgegangen zu sein scheinen, ohne daß eine Berufung auf die lokalen Nüancen zugelassen werden kann. Mit Scherres, Bennewitz, Flickel, Hertel, Koerner, Kühling sich eingehender zu beschäftigen, würde auch dieses Mal eine erfreuende Aufgabe sein. Eschkes Erfolg ist durch äußere Zeichen genugsam constatirt. Unter den Schilderern *bewegten* Wassers schien mir Huth zu entschiedeneren Resultaten gelangt als bisher. In Petersen dürfte das *stille* Wasser einen berufenen, vielleicht auserwählten Interpreten gefunden haben.

Die Thierwelt tritt uns in einer geschlossenen Reihe von Meisterwerken entgegen, über denen das Kapitalbild von Kröner im Schmuck der großen goldenen Medaille thront. Es genügt hier, die Namen P. Meyerheim, Braith, Brendel, Tschaggeny zur Erweckung hoher Vor-

stellungen zu nennen. Georg Kochs Steeple Chase zeigt das Talent dieses begabten Künstlers in vielversprechender Gährung. Die beabsichtigte Fernwirkung des kolossalen Bildes erwies sich als eine ganz außerordentliche.

Dem Stillleben wenden sich immer mehr Kräfte und bei ernstem Streben unter selbstständigen Schulanregungen mit steigendem Durchschnittserfolge zu. Auch hier ist vor Allen wieder P. Meyerheims zu gedenken, dessen lustige Schilderung eines „schnell abräumenden" Affens die Kunst des Meisters frei von allen Hemmungen und Schlacken darstellt. Hertels Fische und Blumen zeigen den Künstler noch immer à la recherche d'un style. Oder glaubt er ihn bei den Franzosen wirklich gefunden zu haben? In solchen Arbeiten bewundere ich das eminente Talent, sich fremder Empfindung zu bemächtigen. Aber ich glaube zu sehr an die Stärke seiner eigenen, um mich damit zufrieden zu geben.

Von dem Kupferstich will ich nur erwähnen, daß er der klassischen Kunst wieder einmal einen namhaften Dienst geleistet. Das Blatt von Gustav Eilers nach dem Bildniß des Kaufmanns Gisze von Holbein ist zunächst durch die feine Empfindung und technische Sicherheit ausgezeichnet, mit dem es den Vortrag und die Emaille des Originals wiedergibt. Aber es bedarf auch einer sehr scharfen und helläugigen Vergleichung, um in dem Kopfe eine geringe Abschwächung der breitflächigen Formen zu entdecken.

Die Plastik hat uns in den Reliefs für das Grabdenkmal der Gräfin Szechenyi von Professor Karl Kundmann in Wien Werke von seelenvollstem Adel und formenreinster Anmuth gespendet. Durch die aus dem eigensten Ich empfangene Frauengestalt, welche als Allegorie des Reichthums eine der Nischen in dem Saale der Reichsbank zu schmücken bestimmt ist, schließt R. Begas wieder ein Mal jede Vergleichung aus. Wir wissen im Voraus, daß er die symbolische Idee nicht in großem Sinne erfassen wird. Das ist nicht der Reichthum, der in der Hand der Weisheit segensreiche Macht bedeutet. Aber wäre dieses schöne, stolze, vornehme Weib auch wirklich nur das Sinnbild übermüthigen Luxus, ihre lebensprühende Erscheinung bannte uns doch mit der unwiderstehlichen Gewalt einer zur Herrschaft berufenen Natur unter ihren Zauber.

Th. L.

Notizen.

Die politische Situation im Innern und nach Außen hatte seit dem vorigen Sommer und schließlich im Herbst eine so gründliche Aenderung erlitten, daß zahllose Politiker den Kopf darüber verloren und dem Decorationswechsel rathlos gegenüberstanden. Wer nicht gern in den Tag hinein schwatzt und eine angeborene Abneigung gegen eine Dialektik empfindet, die sich vom Abend zum Morgen regelmäßig widerspricht, der wartete vor der Stellungnahme lieber ab, daß sich die Dinge ein wenig geklärt und die journalistischen Dissonanzen in einen verständigeren Zusammenklang sich auflösten. Das Verfahren war um so rathsamer, wenn diese Zurückhaltung durch eine zeitweilige Abwesenheit des Wochenchronisten von Berlin, durch einen Aufenthalt in sonnigeren Gegenden unterstützt wurde. Diese Blätter hatten überdies den unschätzbaren Vortheil, daß sie in ihrer jahrelangen Beurtheilung der Sachlage, Rußland gegenüber, nichts zu ändern, nichts zurückzunehmen brauchten. Wieder einmal hat sich gezeigt, daß die Sprache der inspirirten Organe über die wirklichen Stimmungen und Verstimmungen der Kabinete und namentlich der leitenden Staatsmänner unter einander nur einen sehr precären, schon weil unausgesetzt wechselnden Anhaltspunkt bietet. Man hat dort tagtägliche Rücksichten zu nehmen, die eine offene und sachgemäße Darstellung behindern. Fort und fort hatten wahrheitsliebende und weniger nach zwanzig Seiten hin genirte Leute schon während der Flitterwochen des Dreikaiserbündnisses und im weiteren Verlaufe dieser Vernunftheirath vor einer Ueberschätzung der deutschen Russenfreundlichkeit gewarnt. Halbwegs eingeweihte Blätter, wozu die „Gegenwart" jederzeit in erster Linie gehörte, wußten, wie es stand und daß zwischen den Reichskanzlern Deutschlands und Rußlands niemals, wie die Engländer sagen, viel Liebe verloren war. Man wollte aber nicht hören. Es wurde tapfer gegen Alles gehetzt, was Rußland unangenehm war und die deutsche Presse nahm sich, mit wenigen Ausnahmen, oft genug officiös russisch aus. Nicht selten gingen die Herren mit landesüblicher Gründlichkeit und Naivetät noch weiter; sie überboten mit ihrem slavenfreundlichen Gebahren die Moskowiter selbst und waren russischer als Rußland. Was war dagegen zu thun! Man wurde der Warnungen in der Wüste satt und erwartete lieber geduldig, daß die deutschen Propheten und Herolde der Gortschakow und Genossen endlich zur Vernunft kämen und zwischen den Freunden und Feinden Deutschlands besser zu unterscheiden wüßten. Hier wie überall brauchte man nur die Dinge eine zeitlang sich selbst zu überlassen, damit die Wahrheit durchbreche und das reale Sachverhältniß sich für die kurzsichtigsten Augen an die Oberfläche arbeite. Man kennt ja die Antwort des gewiegten Talleyrand, wenn junge Diplomaten verwickelten Problemen gegenüber ihn ängstlich fragten, was sie thun sollten? Rien! erwiederte der Minister, der ihnen beim Abschied noch das berühmte: et surtout pas de zèle! nachrief. Man könnte denselben Rath allzu eifrigen Collegen geben, die in Bekämpfung des Unsinns und der Leidenschaft oft ihre Lunge schonen und manchen Hader sich ersparen sollten. Mit Bestimmtheit ließ sich vorhersehen, daß bei dem ersten Aufeinanderstoßen der Interessen die schlecht verhüllten Gegensätze zwischen Deutschland und Rußland hervortreten mußten. So ist es auch geschehen und der Zwiespalt wird sich zwar nach einiger Zeit äußerlich glätten, aber nicht sobald ernstlich verwischen lassen. Bezeichnend genug war man seit Jahren in militärischen Kreisen über den wirklichen Stand der Dinge zwischen Berlin und Petersburg vollkommen unterrichtet. Es ist eine wenig bekannte Thatsache, daß deutsche Offiziere, die sich zum Besuch in der russischen Hauptstadt aufhielten, schon vor längerer Zeit von befreundeter Seite den Rath erhielten, sie möchten beim Ausgehen die heimische Uniform ablegen. Die Kenntniß solcher und ähnlicher faetischer Momente war für die richtige Schätzung der Lage von größerer Bedeutung als spaltenlange sogenannte Petersburger Exeurse, die in den Preßbureaus an den Ufern der Newa oder sonstwo präparirt und von der gaffenden Menge gläubig hingenommen wurden. Die Geheimgeschichte der Vorgänge, die zu der letzten Wendung geführt haben, und die schon eine lange Zeit hinaufreicht, wird erst später geschrieben werden. Aber was davon schon jetzt beglaubigt ist, rechtfertigt von Neuem, mit einiger Aenderung, den Ausspruch des nordischen Staatsmannes, man solle hingehen und zuschauen, wie leicht der große Haufen mit halbwahren Redensarten getäuscht und über das, was hinter den Coulissen vorgeht, auf Irrwege geführt werde. Glücklich, wer auf seine publicistische Arbeit unbefangen zurückblicken und empfindliche Correcturen entbehren kann.

* * *

Die „Gegenwart" hat der von Wilhelm Oncken herausgegebenen Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen (G. Grote'scher Verlag in Berlin), ihrem Plane und ihren Aufgaben vor wenigen Monaten eingehendste Würdigung zu Theil werden lassen. Von dem großartig angelegten, bedeutsamen Werke liegen gegenwärtig zwei neue Abschnitte, die Abtheilungen 9 und 10 vor. Beide überzeugen aufs Neue von der inneren Tüchtigkeit der Sammlung. Die 9. Abtheilung beginnt den zweiten Band von Hertzbergs Geschichte von Hellas und Rom. Auch in der römischen Geschichte bewährt sich Gustav Hertzberg als der gründliche, mit dem gelehrten und historischen Apparat vollständig vertraute Autor, der überdies durch gewandte Darstellung seinem Werke auch den Werth ansprechender Form zu verleihen weiß. Reiche illustrative Beigaben von trefflicher Ausführung nach antiken Vorbildern begleiten in instructiver Weise die Schilderung. — Die 10. Abtheilung führt in eine der interessantesten Epochen der neueren Zeit, in das Zeitalter Ludwigs XIV., welches von Professor Martin Philippson geschildert wird. Die Darstellung beruht ersichtlich auf gewissenhafter und umfassender Benutzung der zuverlässigsten neueren Forschungen und wichtigsten zeitgenössischen Quellen. Der Verfasser ist tief in den Geist jener Epoche eingedrungen und sein Werk dürfte unter allen einschlagenden, zum Theil schon durch seine vortreffliche Darstellung, ohne Zweifel das geeignetste sein, das mannichfaltige, bunte und eigenthümliche Leben jener Epoche dem Interesse und Verständniß der Gegenwart zu nähern. Diese Abtheilung zeichnet sich durch zahlreiche Illustrationen aus: Porträts nach Originalstichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in guter, die alten Originale treu copirender Facsimileausführung, Abbildungen

der Schlösser Ludwigs XIV. ꝛc. und ein faesimilirter Brief des großen Königs an seinen Marschall Turenne sind ebenso charakteristische und instructive, wie an sich schöne, das Werk zierende Beigaben. — Die typographische Ausstattung des Werkes verdient das höchste Lob.

* * *

Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Gotha 1880, Friedr. Andr. Perthes. 32 Bogen. Preis *M.* 8.

Ein Buch, das nach Form und Inhalt wohlgeeignet erscheint, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; eine Selbstbiographie, herrührend von einem Manne, dessen Name nicht nur in seiner eigenen Heimat (den Elbherzogthümern) bekannt ist, sondern welchem durch die eigenthümliche Gestaltung seiner Schicksale Gelegenheit gegeben worden, mit ausgezeichneten Männern jedes Standes, im In- und Auslande, in genaue Beziehung zu treten. Obgleich durch seine Gabe leichter Mittheilung und die reichen Schätze seines Innern mit allen Eigenschaften eines hervorragenden Schriftstellers versehen, ist er dem größeren Publicum doch wohl nur bekannt geworden durch das geistreiche Schriftchen: „Schönborn und seine Zeitgenossen". Aber mit vollem Recht durfte Professor Wurm in Hamburg bei Herausgabe einer von unserem Verfasser herrührenden politischen Denkschrift sagen: daß er zu den Wenigen gehöre, die zu wenig geschrieben haben.

Ueber die Gründe seiner schriftstellerischen Zurückhaltung hat sich der Herausgeber in der Einleitung des Näheren ausgesprochen, die im Uebrigen durch wahrhaft herzerhebende Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern des Verfassers dessen Selbstschilderung in dankenswerthester Weise vervollständigt und uns zugleich über seine späteren Lebensschicksale nicht ohne Auskunft läßt. Denn was in dem vorliegenden, auf zwei Bände berechneten Werke mitgetheilt wird, enthält nur dasjenige, was der Verfasser selbst als abgeschlossenes Ganzes betrachtet hat: die Zeit von seiner Geburt i. J. 1775 bis zum Ende seiner diplomatischen Laufbahn i. J. 1815.

Er hatte diese Denkwürdigkeiten nur für die Seinigen bestimmt; aber gewiß darf man sich Glück wünschen, daß, nachdem seit 1815 über sechzig, und seit dem Tode des Verfassers über dreißig Jahre dahingegangen, bei den Nachlebenden der Wunsch einer Mittheilung dieser edeln Gabe die Bedenken überwunden hat, welche sich an jene Weisung des Verfassers knüpften.

Ueber den reichen Inhalt des Buches nur in aller Kürze Folgendes: Geboren in einem holsteinischen Pfarrhause, schildert der Verfasser zunächst die Jahre seiner Kindheit; es folgt die Zeit, welche er auf dem Hamburger Gymnasium und den Universitäten Jena und Kiel zugebracht. Noch bevor er seine Studien vollbracht, wird er nach Kopenhagen berufen, wo er, als Privatsecretär bei dem Staatsminister Grafen Schimmelmann angestellt, die Bekanntschaft des Grafen Christian Bernstorff macht und durch diesen in die diplomatische Carrière gelangt. Zeuge der Schlacht auf der Kopenhagener Rhede i. J. 1801, geht er bald danach als Legationssecretär nach Petersburg und wohnt der Kaiserkrönung in Moskau bei. Darauf wird er mehrere Jahre erst als Legationssecretär und dann als chargé d'affaires in Madrid beschäftigt, und in dem für seine Heimat so verhängnißvollen Jahre 1807 war er es, welcher als chargé d'affaires in England die diplomatischen Geschäfte besorgte. Damit schließt der vorliegende erste Band; im zweiten, dessen Druck begonnen worden, ist besonders dasjenige, was der Verfasser als betheiligter Augenzeuge über die Zeit der französischen Occupation Hamburgs und die französischen Zustände i. J. 1815 mittheilt, in hervorragender Weise geeignet, das Interesse der Leser zu fesseln.

Der Genuß, welcher hier durch den Reichthum der Schilderungen von Begebenheiten, Naturscenen und Persönlichkeiten aller Art dargeboten ist, wird erhöht durch die anmuthige Form der Einkleidung; ein eigenthümlicher Reiz aber möchte der Darstellung eben des Umstandes wegen innne wohnen, weil sie, von Haus aus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jenen Charakter der Unbefangenheit und Hingebung an sich trägt, welcher dem Briefwechsel vertrauter Freunde eigen zu sein pflegt. Im Laufe mehrerer Jahre mit Unterbrechungen niedergeschrieben, und theilweise kaum wieder nachgelesen, mögen die Blätter, wie der Verfasser meint, an Fehlern der Composition leiden; es sind aber Fehler, die andererseits wohl für Vorzüge gelten dürfen, und das ist es auch wohl, worauf der Verfasser hindeutet, wenn er über seine Arbeit urtheilt: „Sie ist unvollkommen, ein Werk der Stunden, in denen sie entstand, aber eben dadurch auch ein desto eigenthümlicherer Ausdruck meiner Ansichten und Gefühle."

* * *

Die Verlagsbuchhandlung von Carl Engelhorn in Stuttgart, welcher der Weihnachtsmarkt einige seiner besten Zierden zu danken hat (z. B. „Italien", „Aus deutschen Bergen" ꝛc.), widmet auch dem diesjährigen Feste eine Reihe vortrefflich ausgestatteter Bände: die Anfänge einer „Frauen-Bibliothek". Es ist nicht zum ersten Mal, daß dieser Titel uns begegnet; niemals jedoch ist er mit größerer Berechtigung geführt worden, als von dem hier begonnenen Unternehmen. Ueber die Zwecke desselben äußern sich die Herausgeber mit anerkennenswerther Klarheit. „Es vergeht kein Jahr, ohne uns eine beträchtliche Anzahl von Büchern für die „Frauenwelt" zu bringen. Diese Erscheinung hängt innig mit der immer tiefer greifenden Bewegung zusammen, welche für die Frauen eine umfassendere und gediegenere Bildung verlangt und gerade in ihr das heilsamste Mittel gegen jene Emancipationsgelüste erblickt, die nur auf Zerstörung des echten weiblichen Sinnes gerichtet sind. Der größte Theil der für Frauen bestimmten literarischen Publicationen wendet sich an die größere Erregbarkeit der Frauen und Mädchen, sucht Empfindung und Phantasie zu beschäftigen, ohne dem Intellect Nahrung zu bieten; er versüßt jeden, auch den kleinsten Gedanken, welcher von Seite der Leserin eine ernstere Thättgkeit verlangt, ja, nicht selten fälscht er die Wahrheit, um die Aneignung des Lehrstoffes zu erleichtern. Dadurch trägt die betreffende Literatur meist ein dilettantenhaftes Gepräge an sich und kann ebenso nur ein unklares Wissen erzeugen. Die Hauptsache bei jeder derartigen Veröffentlichung scheint uns zu sein, daß sie den Stoff, welchen sie darbietet, von höheren Gesichtspunkten ordne, damit der Leser in der Fülle zufälliger Einzelnheiten nicht den Faden der Entwickelung verliere. Sie muß aber zugleich auf die Natur des Weibes und auf die Art der bisherigen Erziehung Rücksicht nehmen und nicht durch eine pedantische Form die Lust am Studium zerstören. Das Ideal, welches dem unterzeichneten Herausgeber vorschwebte, war die Herstellung von Bildungsbüchern, deren ästhetisch gebildete Form sie zugleich zu einer anregenden und im edlen Sinne unterhaltenden Lectüre macht; sein Ideal war es, den Frauen und Mädchen Deutschlands Bücher zu bieten, welche nicht der Mode wegen nur gekauft, sondern gelesen, und zwar nicht nur einmal gelesen und dann bei Seite gelegt, sondern als Freunde der Familie ein liebes, bleibendes Eigenthum werden, das allmählich zum geistigen Besitze wird." Dies sind ganz gewiß lobenswerthe Anschauungen und lobenswerth sind die praktischen Folgerungen, wie sie in den drei vorliegenden Bänden gezogen erscheinen. In dem ersten derselben behandelt Otto v. Leixner „die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwickelung", der zweite bietet eine „Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart" von Richard Weitbrecht und in dem dritten erzählt Karl Theodor Heigel die Geschichte der deutschen Kaiser. In klarer, allgemein verständlicher Darstellung werden hier die Resultate wissenschaftlicher Forschung einem weiteren Kreise zugeführt, als dessen beste Repräsentantin zwar die lernbegierige Frau zu betrachten ist, ohne daß dieselbe den nach Fortbildung strebenden Mann ausschließt. In diesem Sinne verdient das Unternehmen, zu dessen Fortführung sich berufene Kräfte vereinigen, angelegentlichst empfohlen zu werden. Und das geschehe hiermit.

Dieser Nummer liegen von nachstehenden Firmen folgende **Prospecte** bei:

A. Asher & Comp. in **Berlin** — „Ausländische Literatur".
Carl Krabbe in **Stuttgart** — „Bernstein's naturwissenschaftliche Volksbücher" ꝛc.
Gebrüder Micheli in **Berlin** — „Hermes-Büste aus Olympia — Nachtrag 2. Preisverzeichniß der Gypsgießerei". —
W. Spemann in **Stuttgart** — „Illustr. Verlags-Verzeichn

Inserate.

Man abonnirt bei allen Postanstalten
pro **Monat December**
auf das
„Berliner Tageblatt“
nebst seinen 3 Beiblättern: Illustr. Witzblatt „ULK“, Belletrist. Wochenschrift: **„Berliner Sonntagsblatt“**, Wöchentlichen Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau, Hauswirthschaft“**

für **nur 1 Mrk. 75 Pf.**
(alle 4 **Blätter** zusammen).

Das **„Berliner Tageblatt“** ist die inhaltreichste u. billigste deutsche Zeitung. Es erscheint **täglich zweimal,**
als **Morgen-** und **Abendblatt**
und bringt alle **wichtigen** Nachrichten mittelst Special-Telegrammen und Correspondenzen aus allen Weltplätzen.

Neu hinzutretende Abonnenten
erhalten die bis zum **1. December** erschienene größere Hälfte des mit so vielem Beifall aufgenommenen Romans:
„Auf Irrwegen“ von **E. Vely**
gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franco nachgeliefert.

Neuer Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig und Berlin.

Der Letzte der Hortensier.
Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. **R. Schoener.** Mit 80 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel u. Konrad Ermisch. Elegant geheftet *M.* 5. Elegant gebunden *M.* 6.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:
Die Historia
von
Herrn Hartwig und der treuen Else.
Von
J. von Wildenradt.
Eleg. geb. 6 *M.*

Diese Dichtung, welche sich den besten der neueren Zeit würdig anreiht, führt den Leser in das Land der Dithmarsen und schildert an der Hand historischer Begebenheiten Land und Leute, Sitten und Gebräuche des alten Freistaates um das Jahr 1500, abschliessend mit dem gewaltigen Freiheitskampf der Dithmarsen gegen den Dänenkönig Hans.

Der Verfasser hat aus dem vorhandenen culturgeschichtlichen und historischen Material mit kunstgeübter Hand ein bleibendes Denkmal geschaffen.

Soeben erschienen in unserem Verlage:
Der Sänger von Schiras.
Hafisische Lieder
verdeutscht von
Friedrich Bodenstedt.
Diamant-Ausgabe.
Mit sieben color. Titelblättern nach Original-Compositionen von Fr. Skarbina. In hochfeinem Einbande Preis 5 *M.*

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.
Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.
Pracht-Ausgabe in elegantem Pergamentband mit ciselirtem Goldschnitt Preis 20 *M.*
Pracht-Ausgabe in Leinwand-Prachtband mit rothem Schnitt 12 *M.*
Miniatur-Ausgabe in elegantem Einbande Preis 6 *M.*
Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in **Berlin.**

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!
DAS
SCHWEIZERLAND
von
Woldemar Kaden.
Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Dieses **Prachtwerk ersten Ranges** bringt in trefflichen Holzschnitten, begleitet von einem interessanten und gediegenen Text, die ganze Schweiz in Landschaft, Volksleben, Flora und Fauna zur Darstellung.
421 Seiten in Folio mit 351 Textillustrationen und 90 Bildern in Tondruck.
In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von Architekt **Ad. Schill.**
Preis: 75 Mark.
Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Otto Spamer's illustrirte Weihnachts-Novitäten
sind soeben erschienen u. liegen in allen guten Buchhdlg. z. Ansicht aus.
Verzeichniss empfehlenswerther Geschenkwerke für Jung und Alt gratis und franco.
Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig,** Gellertstr. 2/3, in **Berlin SW.,** Grossbeerenstr. 75.

Prachtvolles Festgeschenk!
ITALIEN.
Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna.
In Schilderungen von
Karl Stieler, Eduard Paulus, Wold. Kaden.
Illustrirt von unsern ersten Künstlern.
Zweite Auflage.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.
Von diesem so außerordentlich beliebten Prachtwerke ist soeben die wesentlich verbesserte und durch eine vorzügliche Weg- und Terrainkarte der Halbinsel bereicherte zweite Auflage erschienen.
Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, die seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden ist.
422 Seiten in Folio mit 296 Textillustrationen, 95 Bildern in Tondruck und eine Karte.
In Prachtband.
Preis: 75 Mark.
(Kann auch in 37 Lieferungen à *M.* 1.50 in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.)
Zu beziehen durch alle Buch und Kunsthandlungen.

Neue Kataloge
über m. antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände, **gratis-franco.** Angabe d. gewünschten Wissensch. erbeten.
L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Der neue Catalog der
Collection Litolff
ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 49. Berlin, den 6. December 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Töchterschulen in Frankreich. Von A. Schneegans. — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Freiligraths Erstlinge. Von Wilhelm Buchner. — Deutsche Renaissance. Von W. Lübke. — Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. Von Leopold von Ranke. Besprochen von G. W. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von j. h. — Notizen. Literarische Neuigkeiten. Angezeigt von P. L. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Töchterschulen in Frankreich.

Von A. Schneegans.

Seit der Befestigung und dem innern Emporblühen der gemäßigten liberalen Republik hat sich in Frankreich die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise, der Kammern sowie der Regierung, in ganz besonderer Weise auf die Unterrichtsfragen gerichtet. Verschiedene größere Arbeiten, Materialsammlungen und Berichte, sind in den beiden letzten Jahren, sei es in dem „Journal officiel", sei es in den speciell für die Abgeordneten bestimmten „Drucksachen" veröffentlicht worden, die uns beweisen, mit welchem Eifer, mit welcher Sorgfalt das französische Parlament in diesen Dingen vorzugehen denkt; während im vorigen Jahre die Abgeordnetenkammer sich noch mit den allgemeinen Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts beschäftigte, wie wir es aus dem damals erschienenen Berichte des Deputirten Boysset ersehen, so tritt sie in ihrer jetzigen Session schon den speciellen, tiefer in das Unterrichtswesen eingreifenden Organisationsfragen näher; sie richtet nämlich ihr ganz besonderes Augenmerk auf den bis vor einem Jahrzehnt in Frankreich vollständig vernachlässigten Unterricht der Mädchen, woraus schon zu erkennen sein mag, daß sie den Knabenunterricht als auf sicherer Basis ruhend ansieht, und daß sie nun, nach Vollendung jener ersten Aufgabe, sich dieser zweiten, des Mädchenunterrichts, mit gutem Gewissen und ohne Vernachlässigung der, nach ihren Ansichten, wichtigeren Knabenschulfrage widmen kann.

Das Material, das der französischen Kammer über den Mädchenunterricht vorliegt, ist ein sehr umfang-, sehr lehrreiches. Es ist von einem der jüngsten Abgeordneten, Herrn Camille Sée, aus elsässischer Familie stammend, verarbeitet und im Namen der besonders zu diesem Zwecke eingesetzten Commission in Form eines Berichts an die Kammer zusammengefaßt worden und wird voraussichtlich den in den nächstkommenden Monaten zu erwartenden Debatten zur Unterlage dienen. Die Commission, aus elf Mitgliedern bestehend, unter welchen die Namen der Herren Chalamet, Paul Bert, Brisson, Deschanel, die in Unterrichtsfragen besonders bewandert sind, hervorgehoben zu werden verdienen, hat sich über einen vollständigen Gesetzentwurf einig gemacht, der von dem nächsten Jahre an den Mädchenunterricht in ganz Frankreich nach einheitlichen Principien organisiren soll. Der Berichterstatter aber hat diese Gelegenheit benutzt, um der Kammer nicht nur alle Frankreich betreffende Daten, sondern auch noch eine sehr sorgfältig zusammengezogene, die Gesetzgebung der anderen Länder, der Schweiz, der verschiedenen deutschen Staaten, Englands, Amerikas, Italiens, ja selbst Rußlands betreffende Sammlung vorzulegen. Es bieten diese verschiedenen Gesetzgebungen des Interessanten sehr viel; noch interessanter aber ist der auf Frankreich speciell bezügliche Theil des Berichtes, namentlich weil er die Zustände des Frauenunterrichtswesens vor und nach der Revolution von 1789, mit Benutzung der besten und glaubwürdigsten Quellen, sowie die allmähliche, wenn auch sehr langsame und in ihren Resultaten sehr spärlich dreinschauende Entwickelung dieser Schulen schildert. An der Hand dieses Berichtes des Abgeordneten Camille Sée und desjenigen des Abgeordneten Boysset über das Unterrichtswesen im Allgemeinen kann man sich ein klares und vollständiges Bild der französischen Zustände auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts zusammenstellen.

Von einem französischen, republikanischen Abgeordneten kann man in der jetzigen Zeit nicht verlangen, daß er nicht jede Gelegenheit ergreife, um das Lob der Republik zu singen, und um einen dieser Staatsform günstigen Vergleich mit dem „alten Regime" aufzustellen. Diesem Hange, der heute noch durch die ganze französische, sowohl politische als auch rein belletristische Literatur zieht, hat der Verfasser der Berichte über die Töchterschulen auch gehuldigt; er hat nämlich damit begonnen, diejenigen Lügen zu strafen, welche behaupten, das „alte Regime" von 1789 sei im Grunde gar nicht so verabscheuungswürdig gewesen, als man es unter der ersten Revolution und dem ersten Kaiserreich gesagt; im Gegentheil, das Königthum hätte damals, auf friedlichem Wege, alle die Reformen, die die Revolution durch die Herrschaft der Guillotine zu erringen suchte und nicht erringen konnte, angebahnt, und es sei die Anschauung, daß nur von 1789 an Frankreich in eine Aera des Fortschritts getreten sei, eine von Grund aus irrige. So ganz Unrecht haben diese Vertheidiger des „alten Regime" nicht, da vielfach in den leidenschaftlichen Parteikämpfen, seit den letzten achtzig Jahren, die vorrevolutionäre Zeit mißkannt oder auch verkannt worden ist, oder auch die Errungenschaften der Revolution auf vielen Gebieten übertrieben worden sind; womit wir freilich weder dem alten Regime ein absolutes Lob spenden, noch andererseits die Errungenschaften der 89er Periode als null und nichtig erklären wollen. Wie dem nun sei, in dem Berichte, der vor uns liegt, wird damit angefangen, ein Bild der vorrevolutionären Zeit zu entwerfen, ein recht düsteres, in scharfen Umrissen schwarz auf grau gezeichnetes Bild. Die bekannten Citate der Frau von Sévigné und Labruyères über die Bürger und Bauern im 17. Jahrhundert führen uns in die Gedankenentwickelung ein, welche der Verfasser verfolgen wird: „Man hat," so schreibt die Frau von Sévigné, „den Bürgern eine Taxe von hunderttausend Thalern (Ecus) auferlegt, und wenn diese Summe Geldes nicht binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt ist, so wird sie verdoppelt, und werden die Soldaten beauftragt, sie den Leuten

abzufordern. Man hat eine ganze große Straße verbrannt und deren Bewohner fortgejagt, und bei Todesstrafe verboten, diese Leute in die Häuser aufzunehmen; so daß man jetzt alle diese Unglücklichen, Frauen in Wochen, Greise, kleine Kinder, um die Stadt herumirren sieht; sie weinen und jammern und wissen nicht, wo sie sich hinwenden sollen, wo sie sich hinlegen können. . . ." So stand es mit den Bürgern in den kleineren Städten; folgendermaßen beschreibt Labruyère den Zustand der Bauern unter dem großen König Ludwig XIV.: „— Man trifft auf dem Lande gewisse scheue Thiere an, männlichen und weiblichen Geschlechts; schwarz, schlecht aussehend, von der Sonne gebrannt, haften sie an der Erde, in der sie hartnäckig herumarbeiten. Sie haben etwas, das einer artikulirten Stimme gleicht, und wenn sie sich aufrecht auf ihre zwei Füße stellen, so zeigen sie ein menschliches Gesicht, und es sind auch wirklich Menschen; des Nachts ziehen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, wo sie sich mit Schwarzbrod, Wasser und Wurzeln ernähren; durch sie sind die andern Menschen der Sorge zu säen, die Erde zu bebauen und zu ernten, um ihr Leben zu fristen, enthoben; sie haben also wohl auch das Recht, des Brodes, das sie gesäet haben, nicht zu ermangeln." Im 18. Jahrhundert geht es kaum besser; ein Bauer schreibt von Jean Jacques Rousseau: er verberge seinen Wein und sein Brod vor den Beamten des Fürsten, weil es verloren wäre, wenn man merken könnte, daß er nicht Hungers sterbe; er wage es nicht, das Brod, das er gesäet hatte zu essen, und er könne dem Ruin nur dadurch entrinnen, das er dieselbe Armseligkeit zur Schau trüge, in welcher seine Nachbarn lebten. — Daß bei solchen Zuständen der öffentliche Unterricht und gar der Mädchenunterricht ein recht erbärmlicher sein mußte, liegt auf der Hand, und wenn der Verfasser dieses Berichts an die französische Deputirtenkammer seinen Gegnern, den Anhängern des „alten Regime", die Vertheidigung, ja selbst die Glorification der vorrevolutionären Schulen in den Mund legt, so scheint doch darin eine gewisse Ungerechtigkeit zu liegen, da es keinem, auch noch so fanatischen Gegner der Revolution einfallen könnte ernsthaft zu behaupten, daß Frankreich vor 1789 in dieser Hinsicht in besseren Verhältnissen lebte, als seither. Es ist ja nicht zu verkennen, und man braucht, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, nur die Bücher von Tocqueville, von Laboulaye, von Lasteyrie zu lesen, daß die Fanatiker der Revolution ihre Legende in gar manchen Dingen auf eine ganz unverdiente Weise ausgeschmückt und aufgeputzt haben; ja daß die Revolution in ihren Endresultaten, zum Beispiel was die Verwaltung und die administrative Centralisation anbetrifft, ganz einfach die alten Zustände und Einrichtungen der Monarchie, nur mit anderen Benennungen und anderer Cocarde, wieder eingeführt hat. Wenn es aber ein Feld gibt, auf welchem der Fortschritt nach der großen politischen und socialen Umwälzung in Frankreich am Anfange dieses Jahrhunderts nicht in Zweifel zu ziehen ist, so ist es das Gebiet des Volksunterrichts, und noch mehr des Mädchenunterrichts. Schulen gab es schon, auch waren gewisse Schulen keineswegs schlecht zu nennen; aber wie stand es mit diesen Schulen überhaupt? wie wurde im großen Ganzen der Unterricht ertheilt? Die meisten Schulen waren nichts als Kinderbewahranstalten; andere bestanden nur, um diesem oder jenem Günstlinge eines Gutsbesitzers eine Stelle, bezw. eine sicheres, an keine Arbeit gebundenes Einkommen zu gewähren; „man wurde damals Lehrer oder Stipendiarium," sagt der Bericht, „statt Abt oder Canonicus zu werden." Das Uebel war so groß, daß man in Paris eine Schule kannte, die während mehreren Jahren ihre Klassen gar nicht zu eröffnen für nöthig erachtete; die Lehrer bezogen ihre Pfründe, gerade als ob sie Mönche oder Canonici wären, gingen spazieren und lasen Collegien in der schönen Natur; die Gelder der Stiftung flossen ja in die Kassen, ob Schüler auf den Bänken saßen oder nicht. Um die Schulen bekümmerte sich weder der Staat noch die Kirche; eine Aufsicht bestand überhaupt nicht; diese Anstalten wurden eröffnet und geschlossen wie ein Kloster, oder auch wie eine Handlung eröffnet und geschlossen wird. Neben diesen Privatschulen, mit denen es recht erbärmlich aussah, bestanden sodann die Klosterschulen, und betrachtet man die Dinge bei Lichte, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß eigentlich nur in den Klöstern ein richtiger Unterricht ertheilt wurde; hinter diese Mauern hatte sich das geistige Leben geflüchtet, und nur unter den Fittigen der Kirche hatte sich die wahre Schule herausgebildet und herausbilden können. Freilich, vergleicht man jene Klosterschulen mit den jetzigen Staatsschulen, so wird man finden, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen den beiden besteht; aber anderseits darf man auch nicht zu große Anforderungen an jene, aus dem Nichts hervorgegangene und den ersten Grundstein eines Gebäudes in ein Brachfeld legende Anstalten machen. Was die Männerklöster anbetrifft, so fand man deren, die in den größeren Städten gut eingerichtete Knabenschulen und Gymnasien errichteten und unterhielten; anders aber verhielt es sich mit den Nonnenklöstern: „mit Ausnahme," so schreibt der Berichterstatter der französischen Deputirtenkammer, „mit Ausnahme der Klöster, in welchen die Töchter der höheren Gesellschaftsstände lebendig begraben wurden, um die Aussteuer ihrer Brüder zu vergrößern, fand man in den Nonnenklöstern nur Unwissenheit und Aberglauben. Diese Klöster nahmen Pensionairinnen an, um Novizen zu gewinnen; sie eröffneten Schulen, in denen nichts Anderes gelehrt wurde als Stricken und Nähen; zuweilen auch noch Lesen und Schreiben. Keine von diesen Schwestern verstand etwas von Orthographie oder gar von Geschichte." Oeffnet man die Register, in welchen damals die Geburten, Heirathen, Sterbefälle eingeschrieben wurden, so sieht man wie wenig Leute es gab, die anders als mit einem Kreuze zu unterzeichnen im Stande waren, und selbst den Buchstaben derjenigen, die ihren Namen zu zeichnen vermochten, sieht man es an, daß sie die einzigen waren, die überhaupt aus diesen Federn fließen konnten. Frankreich zählt freilich seit dem 16. Jahrhundert manche Frauen, die in der Geschichte der Literatur einen nicht unbedeutenden Platz einnehmen, so das Fräulein von Scudéry, die Frau von Maintenon, Dacier, von Sevégné, du Chatelet, Geoffrin, von Staël, Roland; aber hierin liegt eben eine der vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten dieses Landes, daß, während die unteren Klassen, die Bourgeoisie mit einbegriffen, in der krassesten Unwissenheit schmachteten, die höhere, adelige Gesellschaft die schönsten und feinsten Blüthen trieb; je tiefer der Schatten, der auf dem Volke ruht, desto glänzender ist das Licht, das von der durch Stand, Reichthum und Erziehung privilegirten Gesellschaft ausstrahlt. Für die Literaturgeschichte eines Landes sind freilich solche Zustände beneidenswerth, aber nur bis zu dem Tage, wo das Volk von seiner Unwissenheit sich herauszuarbeiten sucht, wo die Leidenschaften sich empören, und in furchtbarem Nivellirungstriebe die höhere Gesellschaft von ihrem Thron herunterreißen, ohne daß irgend etwas schon bestehe, das sich an die Stelle der entthronten Aristokratie setzen könnte. Ein seltsames Streiflicht werfen einige Betrachtungen des Fräulein von Scudéry, in dem Roman „Cyrus", auf die Zustände, die im 17. Jahrhundert auf diesem Gebiete des Mädchen- oder Frauenunterrichts bestanden: „Obgleich," schreibt diese, heute auf eine recht ungerechte Weise in Vergessenheit gefallene Schriftstellerin, „obgleich ich eine erklärte Feindin derjenigen Frauen bin, die sich als Gelehrte aufzuspielen suchen, so finde ich denn doch das andere Extrem sehr verwerflich, und bin oft außerordentlich bestürzt, eine so große Anzahl Frauen höheren Standes (femmes de qualité) zu finden, die in einer solchen krassen Unwissenheit leben, daß sie ihr Geschlecht dadurch entehren." — Man wird bemerken, daß Fräulein von Scudéry hier nicht von der Bourgeoisie, sondern von den höheren Ständen spricht; über die Unwissenheit der Frauen der Bourgeoisie hält sie es wohl gar der Mühe nicht werth ein Wort zu verlieren; wenn die Damen der Aristokratie schon in der Metropole so unwissend waren, wie mag es mit den anderen bestellt gewesen sein? Weiter spricht sie sich über denselben Gegenstand folgendermaßen aus: „Ist es nicht seltsam zu sehen, wie man gewöhnlich die Erziehung der Frauen versteht? Man will nicht, daß sie sich der Koketterie und dem leichtfertigen Leben hingeben (qu'elles soient coquettes, ni galantes), und dennoch erlaubt man ihnen sehr weitläufig alles das zu erlernen, was sie der Galanterie zuführen muß, ohne ihnen zu

gestatten irgend etwas zu wissen, was ihren Geist beschäftigen oder ihre Tugend befestigen könnte." — In was die Erziehung und der Unterricht der Damen höherer Stände im 17. Jahrhundert bestand, das sagt uns in seinem Traité du choix et de la methode des études der Abbé Fleury, der später Beichtvater des Königs Ludwigs des Fünfzehnten wurde: „Es wird wohl Allen wie ein großes Paradoxon klingen, wenn ich behaupte, daß die Frauen noch etwas Anderes lernen sollten, als den Katechismus zu lesen, zu nähen, verschiedene kleinere Arbeiten zu verrichten, zu singen, zu tanzen, sich nach der Mode anzuziehen, eine hübsche Révérence zu machen, und eine höfliche liebenswürdige Sprache zu führen: denn hierin besteht ja gewöhnlich ihre ganze Erziehung." — Endlich gebührt es sich, noch einen der bedeutendsten Schriftsteller der damaligen Zeit, Fénélon, zu citiren, der wie bekannt ein größeres Werk über die Erziehung der Mädchen geschrieben hat (L'éducation des filles) und sich folgendermaßen ausdrückt: „Nichts ist mehr vernachlässigt als die Erziehung der Mädchen; ... man wähnt, dieses Geschlecht solle nur wenig entwickelt werden ... Es ist eine beschämende aber äußerst gewöhnliche Thatsache, daß man Frauen antrifft, die zwar geistreich und gebildet, aber dennoch nicht im Stande sind correct zu lesen ... Ihre Unwissenheit in der Orthographie ist noch krasser; sie verstehen es kaum, die Buchstaben richtig hinzuschreiben. Man sollte sie wenigstens daran gewöhnen, in geraden Linien und leserlich zu schreiben. Auch sollte ein Mädchen die Grammatik und die vier Regeln der Arithmetik kennen. Die Männer könnten sich dann ihrer Frauen bedienen, um ihnen aufzutragen, die Hausrechnungen zu machen." — Es geht aus diesem Allen hervor, daß die Frauen der gebildeten Stände, denn von diesen allein kann ja in diesen Werken Fénélons und Fleurys die Rede sein, damals nicht in der Lage waren, die Rechnungen der Haushaltung zu führen! und gerade in diesem Punkte ist der Fortschritt, der seit dem Anfange dieses Jahrhunderts errungen worden ist, recht fühlbar; denn wer Frankreich, wenn auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß in den meisten Geschäften, nicht nur in Paris, sondern vielmehr noch in den Provinzen, die Frau es ist, welche das eigentliche kaufmännische, berechnende und praktisch führende Haupt des Hauses ist, wie denn überhaupt in dem jetzigen Frankreich, oft zum Heile, auf anderen Gebieten aber wieder zum Schaden des ganzen socialen Lebens, die Frau eine mit den directen Anschauungen und Traditionen im directen Widerspruch stehende, herrschende Rolle spielt. Daher auch der so oft betonte weibliche Hauch, der die Manifestationen des öffentlichen Lebens in Frankreich durchweht und in der früheren wie in der jetzigen Geschichte dieses Landes so seltsame, nervöse, oft äußerst bewunderungswürdige, oft wieder leidenschaftlich unkluge und unpolitische Gefühlserscheinungen zu Tage fördert. In keinem anderen Lande ist die bekannte Frage jenes Richters: Où est la femme? (Wo ist das Weib?) besser an ihrem Platze, als in Frankreich, wo nichts geschieht, was die Frau des Hauses gutgeheißen; und wo die Frau nicht im Hause allein, sondern auch in dem öffentlichen Leben und bis in der Deputirtenkammer und in den Sitzungen der Minister, wenn auch, wie Goethe sagt, „unsichtbar sichtbar", das Scepter führt; — und gerade in diesem, den weiblichen Einflüssen vor allem Anderen geöffneten Lande, war der Unterricht der Mädchen vor einem Jahrhundert noch so erbärmlich, wie ihn die oben citirten Schriftsteller geschildert, und steht er heute noch unter dem Niveau des Mädchenunterrichts der meisten anderen europäischen und außereuropäischen Staaten!

Die erste größere Töchterschule, die in Frankreich gegründet wurde, stammt aus der Zeit des Königs Ludwigs des Vierzehnten und zwar aus dem Jahre 1686: es war dies die sogenannte Maison de Saint-Cyr, in welcher 250 adelige Fräuleins von 10 bis 18 Jahren und darüber unterrichtet und erzogen werden sollten. Die Frau von Maintenon hatte sich für die Gründung dieser Anstalt sehr thätig erwiesen; sie wollte dies Haus errichten „aus Mitleid für die unbemittelten Adeligen", weil, wie sie hinzufügte, sie selbst arm und Waise gewesen war. Der König faßte diesen Gedanken auf und setzte hinzu, er gründe diese Anstalt um die Schuld abzutragen, die ihm der Tod der für ihn auf dem Schlachtfelde gefallenen Adeligen deren Familien gegenüber auferlegt hätte. In dieser Maison de Saint-Cyr, die in der Geschichte durch die künstlerischen und gesellschaftlichen Erfolge der zu dilettantisirenden Schauspielerinnen herangezogenen Schülerinnen, sowie durch deren spätern Erfolge am Hofe und im intimsten Kreise des Königs viel eher berühmt wurde als durch ihre Unterrichtsmethode, erhielten die jungen Fräuleins eine für jene Zeit recht brillante Erziehung: sie lernten Lesen, Schreiben, Rechnen; man gab ihnen Unterricht in der Geschichte, der Geographie, der Mythologie, der französischen Sprache, dem Tanz, der Musik, der Zeichenkunst; ferner lehrte man ihnen ihre Kleider selbst, und zwar nach der neueste Mode, zurechtschneiden und zusammennähen; ja, noch viel mehr! man unterrichtete sie in der Kunst einen Haushalt zu führen, zu waschen, zu scheuern und ihre Wäsche zu plätten. Die Kochkunst allein fehlt auf diesem reichhaltigen Programm. In Deutschland hätte sie wohl in erster Reihe gestanden.

Bis zu dem Kaiserreich blieb diese Maison de Saint-Cyr ohne Nachfolgerin. Napoleon I., der sich gern die alten königlichen Traditionen im kaiserlichen Gewande anzueignen pflegte, gründete nach dem bourbonischen Muster die Schulen oder Maisons von Ecouen und Saint Denis, die heute noch bestehen und in musterhafte höhere Töchterschulen umgewandelt worden sind. Bevor wir aber zu diesen Anstalten gelangen, müssen wir uns noch durch das 18. Jahrhundert, während welchem sich der Mädchenunterricht einzig und allein auf die Klosterschulen beschränkte, durcharbeiten. Es waren diese Schulen kastenmäßig eingerichtet, die einen für den hohen, die anderen für den niederen Adel, andere noch für die höhere Bourgeoisie, was letzteres denn doch bezeichnend ist, da bis dahin die Bourgeoisie systematisch aus diesen größeren Lehrcomplexen ausgeschlossen war. Die Lehrgegenstände waren freilich in den einen wie in den anderen dieser Schulen äußerst dünn gesät: Gesang, Musik, Tanz, kamen zuerst; dann ein Weniges von Geographie, Geschichte und Rechnen. Mit großem Recht fügt der parlamentarische Bericht Camillo Sée's dieser Aufzeichnung der Lehrgegenstände folgende treffende Bemerkung hinzu: „So mußten, dies verstehe man wohl, die Frauen des 18. Jahrhunderts aufgezogen werden. Man gewöhnte sie daran zu träumen und zu gefallen (à rêver et à plaire); man gab ihnen die Mittel nicht, das Denken zu erlernen. Es gibt kein Jahrhundert, das edlere Aspirationen und schlechtere Sitten gehabt hätte, als das achtzehnte. Die Frauen dieses Zeitalters hatten keine Sitten (n'avaient pas de moeurs) nnd die Erziehung, die man ihnen ertheilte, war nicht dazu angelegt, ihnen welche beizubringen."

Als die Revolution losbrach, kamen sofort die Unterrichtsfragen zur Sprache. Je größer die früheren Uebelstände gewesen waren, je schwerer man sie empfunden hatte, desto leidenschaftlicher suchte man auch nach Mitteln und Wegen, sie so schnell als möglich zu beseitigen, und, wie es immer in solchen Umwälzungsperioden zu gehen pflegt, glaubte man, es müsse jetzt die Grundlage eines von unten bis oben neuen Staatsbaues gelegt werden, man hätte Jahrhunderte vor sich, für die man bauen müßte, als käme es zunächst darauf an, die allgemeinen Principien zu erkennen und zu formuliren, nach welchen die Weltreform angebahnt werden sollte, und sodann müßte methodisch vorgeschritten werden, so daß in einem gegebenen Zeitraume Alles in eine Form gegossen würde, Alles in neuer Staatsgestaltung aus dem reinigenden Revolutionsfeuer heraustrete. Wie groß und edel auch die Gedanken derjenigen sein mögen, die in solchen Neugestaltungsperioden an die Reform der Verfassung eines Landes herantreten, und die, wie es meistens in den ersten Anfängen der Revolutionen zu gehen pflegt, in uneigennützigster Absicht nur das Wohl des Volkes und des Landes im Auge behalten, — sie gebieten nicht über die Schicksale, sie gebieten auch nicht über die Elemente, die sie entfesseln und die ihnen bald über dem Kopf zusammenschlagen, sie gebieten nicht über die Menschen und über die Verhältnisse, sie gebieten auch nicht über die Zeit, die sie wie eine offene Ewigkeit vor sich liegen sehen, die sich aber plötzlich vor ihren Reformplänen verschließt und

ihre schönen Träume in einem Orkane zu Grunde bohrt. Die aus der Volksbewegung von 1789 hervorgegangenen Versammlungen, die Constitnante sowie die Nationalversammlung und der Convent, setzten nacheinander besondere Commissionen ein, welche die Aufgabe hatten, Gesetzentwürfe zur Begründung eines tüchtigen Volksunterrichts zu entwerfen. Die Namen der Berichterstatter, Lakanal, Condorcet, Talleyrand, Daunou, dürfen, wo es sich um die Geschichte des Unterrichtswesens in Frankreich handelt, nicht übergangen werden, obwohl die von ihnen vorgelegten Entwürfe lediglich als Entwürfe in dieser Geschichte figuriren. Die Stürme der Revolution, nachher die Stürme der consularischen und kaiserlichen Kriegsperiode, erstickten diese zarten Keime, und erst nach langen Jahrzehnten konnte Frankreich daran denken, das begonnene Werk wieder aufzunehmen. Merkwürdig ist jedoch dies Eine, nämlich daß die damaligen Republikaner ihr Augenmerk fast allein auf die Knabenschulen richteten, und daß der Unterricht der Mädchen ebenso vernachlässigt blieb, als er es auch früher gewesen war. In den letzten Tagen der Legislaturperiode der Constituirenden Versammlung, im Jahre 1791, legte Talleyrand seinen Bericht über das Schulwesen auf den Tisch des Hauses; er sprach darin von den Frauen, von ihren Rechten, von ihren Pflichten: „Die Frauen," sagt er, „haben dieselben abstracten Rechte wie die Männer; es liegt aber in ihrem Interesse, dieselben nicht geltend zu machen." Dem Gesetzentwurf wird der Entwurf eines Decrets hinzugefügt, nach welchem die Departements den Befehl erhalten sollten, eine besondere Anstalt zu gründen, in welcher die jungen Mädchen Unterricht in einem für sie passenden Handwerk (métier) erhalten sollten. Näheres wird nicht über diesen Plan gesagt. Die Mädchen sollten bis in ihr achtes Jahr in den öffentlichen Schulen aufgenommen werden; von dem achten Jahre an, da die Geschlechter nicht mehr gemischt werden durften, wurden die Mädchen aus den Knabenschulen ausgeschlossen, und, sagte der Entwurf: „würden specielle Schulen für sie gegründet werden". Bei dieser allgemeinen, nichtssagenden Formel blieb es aber auch. Es wird nicht gesagt, wer diese Mädchenschulen organisiren und unterhalten sollte, wer die Ausgaben zu decken, wer die Programme festzustellen, wer die Lehrer oder Lehrerinnen anzustellen hatte. „Es ist klar," bemerkt Camille Sée, „daß es sich hier, wie bei den oben erwähnten Ecoles professionelles, nur um ein Versprechen handelte, und zwar um ein Versprechen, das man nicht zu halten gedachte." Der Grundgedanke des Berichterstatters der Constituirenden Versammlung mag wohl der gewesen sein, daß der Unterricht der Mädchen und ihre Erziehung hauptsächlich Sache der Familie sei, was er in folgendem Satze ausspricht: „Für die Frauen empfehlen wir die häusliche Erziehung; es ist dies die beste, um ihnen die Tugenden, die sie sich aneignen sollen, beizubringen". Einer entgegengesetzten Meinung war der Convent, der im Jahre 1791 die Constituante ersetzte, und hier finden wir zum ersten Male einen Entwurf, der den Mädchenunterricht ernsthaft regelt; leider aber ist dies auch wieder ein bloßer Entwurf, denn ausgeführt wurde dies System niemals. Lakanal, der damalige Berichterstatter, denkt sich die Regelung des Unterrichtswesens folgendermaßen: es sollen zwei Arten von Volksschulen errichtet werden; die erste, in welchen die Geschlechter gemischt sind, ist für die kleinen Kinder bestimmt, die nichts weiter lernen sollen, als Lesen und Schreiben; diese Kleinkinderschulen sollen nicht von Lehrern, sondern von Lehrerinnen geführt werden; die zweite Schule zerfällt in eine für die Knaben, und in eine für die Mädchen, und es sollte eine solche Schule je für 1000 Seelen gegründet werden; in dem Programm dieser Schulen steht Lesen, Schreiben, Rechnen, die Anfänge der Geometrie, der Physik, der Geographie, der Moral und der „gesellschaftlichen Ordnung" (de l'ordre social). Neben dieser theoretischen setzt Lakanal dann die praktische Bildung: die Knaben sollen militärisch eingeschult werden, ein Handwerk erlernen, die bedeutendsten Fabriken und industriellen Anstalten besuchen; die Mädchen sollen ihrerseits Stricken und Nähen lernen. Der Volksunterricht wäre somit geordnet; aber seltsamer Weise will der Convent nicht über dieses niedere Unterrichtswesen hinausgehen; der höhere Unterricht, was wir heute unter den Namen Lyceen, Collegien oder Gymnasien zusammenfassen, soll frei, das heißt von dem Staate unabhängig bleiben, und der Staat verpflichtet sich nur denjenigen unter den Schülern der Volksschulen, welche sich ausgezeichnet hatten, die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung in den Ecoles particulières, unter „freien Lehrern", zu gewähren. Wenn dieser Plan nicht verwirklicht wurde, so hängt dies eben mit den damaligen Umständen zusammen; die französische Republik lebte in ewiger Aufregung; nach Außen wie nach Innen waren die Verhältnisse keine solchen, daß die Regierung an einen organischen Aufbau denken konnte. Ferner fehlte das Geld, um die mit der Gründung von einer so großen Anzahl von Volksschulen zusammenhängenden Ausgaben zu decken. Die Gemeinden, welche die Lehrer und Lehrerinnen bezahlen sollten, weigerten sich dies zu thun, und die Lehrkräfte, ohne welche die ganze Organisation ja nur leerer Schein blieb, waren gar nicht vorhanden. Das Consulat und das Kaiserreich fanden folglich nichts von alle dem vor, was nach dem von dem Convent votirten Gesetze hätte bestehen sollen. Es wurden durch die neue Regierung neue Gesetze ausgearbeitet; in diesen Gesetzen aber der Mädchenschulen ebensowenig Erwähnung gethan, als dies unter dem „alten Regime", im 18. Jahrhundert und vorher geschehen war. Im Jahre 1804 bestanden in Paris im Ganzen 24 Volksschulen, sowohl für Knaben als für Mädchen; der höhere Unterricht wurde nur allein für die Knaben eingerichtet, und für das weibliche Geschlecht, im Hinblick auf die durch Ludwig den Vierzehnten vollzogene Gründung der Maison de Saint Cyr, zwei sogenannte höhere Töchterschulen, die Maison d' Ecouen und die Maison de Saint-Denis, die ganz besonders für die Waisen der Ehrenlegionäre bestimmt waren und in denen der Unterricht ein sehr mangelhafter war, organisirt. Erst im Jahre 1857, unter dem zweiten Kaiserreiche, wurden diese Töchterschulen zu eigentlichen Unterrichtsanstalten umgewandelt, und mit Fug und Recht können sie als die einzigen heute bestehenden und auch als musterhaft eingerichteten höheren Mädchenunterrichtsanstalten angeführt werden. Was die Volksschulen für Mädchen anbetrifft, so begnügte sich das Kaiserreich und nach ihm die Restauration damit, die freien, nicht von Staatswegen gegründeten Schulen der staatlichen Autorisation zu unterwerfen, und den darin angestellten Lehrern und Lehrerinnen die Nothwendigkeit aufzuerlegen, sich durch ein von der Universität ausgestelltes Diplom zum Lehrfache zu legitimiren. In den meisten dieser Volksschulen waren aber die Lehrerinnen die heute noch in Frankreich sehr verbreiteten barmherzigen Schwestern (Soeurs de Charité), welche nicht nöthig hatten, sich an die Universität behufs Erlangung dieses lästigen Diploms zu wenden, da die von ihren kirchlichen Oberbehörden ihnen ertheilte sogenannte Lettre d'obédiance von Gesetzeswegen als dem Diplom gleichkommend angesehen wurde.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ferdinand Freiligraths Erstlinge.

Von Wilhelm Buchner.

Es hat allezeit zu den anziehendsten Aufgaben der Literaturgeschichte gehört, den Entwickelungsgang eines bedeutenden Dichters bis in seine Anfänge zu verfolgen, darzulegen, wie er nicht sofort, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, als ein Ganzer, Selbstständiger geboren wird, sondern wie auch der Genius des Lernens, des reinigenden Geschmackes bedarf, um nach und nach die Eierschalen der Unreife, des Arbeitens nach verehrten Vorbildern, der jugendlichen Geschmacklosigkeit abzustoßen. Denn jeder, auch der eigenartigste Dichter, ist ein Kind seiner Zeit,

seine Erstlingsschöpfungen sind, theilweise wenigstens, Producte seines Bildungsganges; es erwächst einem Goethe keine Unehre daraus, daß wir nachweisen, wie er in seinen ersten dramatischen Versuchen ein Zeitgenosse und Nachfolger Gottscheds und Gellerts gewesen, noch einem Schiller, wenn wir in seinen lyrischen Erstlingen den Zusammenhang mit der kraftgenialen Dichtung der siebziger Jahre ans Licht stellen. Paulus spricht: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.“ Warum sollte ein Dichter sich schämen, dasselbe zu bekennen? Und warum sollten wir, um den Entwickelungsgang, die Läuterungsstufen eines hohen Genius darzulegen, Bedenken tragen, auch zu den vielleicht recht unbeholfenen Anfängen der schöpferischen Thätigkeit eines Dichters hinabzusteigen? Es geschieht damit der Pietät gegen ihn kein Eintrag, wenn die literarhistorische Forschung auch dasjenige hervorzieht, was er in jungen Jahren schuf und bei reiferer Erkenntniß als jugendlich unreif zur Vergessenheit verurtheilte; unsere Hochachtung vor dem Genius wird darum nicht geringer, weil wir erkennen, daß auch er ein Mensch, d. h. ein Kämpfer und Lernender gewesen. Ja es können sogar solche Anfänge künstlerischer Gestaltung für die Kenntniß eines Dichters die allergrößte Bedeutung haben, indem sie uns Seelenzüge offenbaren, die er vielleicht im weiteren Verlaufe seines Schaffens überwand oder geflissentlich verborgen hielt. Und wie wir in den noch unfertigen Zügen einer Handzeichnung Rafaels aus seiner Knabenzeit den dereinstigen Meister erkennen, so wird auch die nachmals verworfene Jugenddichtung eines Mannes uns zur Erkenntniß seiner inneren Entwickelung, seines Reinigungsdranges von Werth sein.

Für die großen Gestalten unserer klassischen Literaturperiode ist diese Arbeit des Schürfens nach den Anfängen ihrer Dichterthätigkeit, dieses emsige Zusammentragen auch der von ihnen selbst als unreif und werthlos verworfenen Schöpfungen längst geleistet, so daß kaum noch eine dürftige Nachlese möglich ist. Für die Dichter unseres Jahrhunderts sind zu dieser Arbeit nur vereinzelte Anfänge gemacht, und doch werden auch sie, deren Dichtungen dem jetzt ergrauenden Geschlecht die Jugend vergoldet haben, über kurz oder lang uns in der ehrwürdigen Entfernung historisch gewordener Erscheinungen dastehen. So sei es mir gestattet, hier den Entwickelungsgang eines Dichters darzulegen, welcher uns bisher nur als ein völlig fertiger entgegengetreten, denjenigen Ferdinand Freiligraths. Er dankt die wunderbare Wirkung, welche er gleich mit der ersten Sammlung seiner Gedichte erzielte, nicht blos der Vollkraft der Poesie, der Pracht der Phantasie, die sich darin aussprechen, der fortreißenden Gewalt seiner Sprache und Empfindung, kurz all den überwältigenden Schönheiten, wie sie nur einer wahrhaft genialen Dichternatur gegeben sind; er dankt dieselbe, scheint mir, theilweise auch dem Umstande, daß er mit dieser seiner ersten Kundgebung gleich als ein ganzer Mann, eine völlig ausgereifte poetische Individualität, vor sein Volk trat. Denn an das langsam Wachsende gewöhnt sich der Mensch und ist wenig geneigt, es für etwas Absonderliches zu halten, wenn er es vor seinen Augen hat erstehen sehen; dem Genius, der unvorsichtig genug ist, seine Anfänge der Welt vorzulegen, werden seine Unselbstständigkeiten und Unfertigkeiten lange nachgerechnet; zu voller Wirkung muß der große Dichter als fertiger Mann auf den Plan treten.

Bis zur Stunde ist über die Jugendentwickelung Ferdinand Freiligraths, über das allmähliche Wachsthum seiner dichterischen Eigenthümlichkeit soviel wie nichts bekannt, als daß er fleißig Reisebeschreibungen gelesen; in seinem 28. Lebensjahre gibt er die erste Sammlung seiner Gedichte ans Licht und steht von da ab als festausgeprägte, hellbeleuchtete Gestalt in der Geschichte unserer Poesie; die vorherliegenden Jahre deckt tiefes Dunkel. Sollte Freiligrath eine Ausnahme gemacht haben von der Erfahrung, daß auch der Genius lernen muß? Aber wo sind seine poetischen Schulhefte? Wäre es nicht der Mühe werth nach denselben zu suchen, von ihnen geleitet, den Geistesgang des bedeutendsten deutschen Lyrikers der letzten vierzig Jahre aufzuhellen?

Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß eine große Zahl der an den Dichter gerichteten und von ihm geschriebenen Briefe mir zum Zwecke biographischer Benutzung anvertraut worden ist; weit über tausend Briefe Freiligraths, theilweise mit den Antworten der Freunde, liegen mir vor als Grundlage für ein ausführliches Lebensbild des Dichters. Unterstützt durch dieses Material, wie es keinem der früheren Darsteller von Freiligraths Lebensgang auch nur annähernd zur Verfügung stand, sind wir im Stande, die geistige Entwickelung des Dichters ziemlich eingehend zu verfolgen.

Ferdinand Freiligrath war geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold. Sein Vater, Wilhelm Freiligrath, war der Sohn eines Werkführers in einer Fabrik zu Kettwig im unteren Ruhrthale; er bestimmte sich zum Volkslehrer und erlernte nach der Sitte der Zeit seinen Beruf, indem er als Unterlehrer bei Johann Hermann Tops zu Mülheim am Rhein eintrat, welcher den verdienten Ruf eines vortrefflichen Lehrers besaß. Hier bildete sich Wilhelm Freiligrath aus; hier lernte er seines Meisters Tochter Luise Tops kennen. Er verheirathete sich mit ihr im Sommer 1808 und führte seine junge Frau nach Detmold, wo er bereits früher die Stelle eines Lehrers an der Bürgerschule erhalten hatte. In Detmold ward dem Paare das erste Kind geschenkt, unser Dichter, von Vater und Mutter her kein Westfale, sondern ein Sohn des bergischen Landes. Eine tiefe, echt christliche Frömmigkeit waltete in dem Freiligrath'schen Hause und half über die bisweilen recht drängenden Nöthe des Lebens hinweg. Dürfen wir nach den zahlreichen erhaltenen Briefen des Elternpaares schließen, so war Wilhelm Freiligrath ein tüchtiger, unermüdlich thätiger Mann, meist ruhig, aber in der Stunde der Entscheidung von durchgreifender Thatkraft, dabei mit einer Neigung zum Humor; Luise Freiligrath klug und fein, sehr beweglichen Geistes, künstlerisch angeregt, für Zeichnen und Musik begabt, bei aller Frömmigkeit fröhlichen Sinnes. Wie der Sohn in seinem Aeußeren der Mutter Ebenbild war, so scheint auch die Dichtergabe ihm mehr von ihr als von dem bei aller Tüchtigkeit geistig minder regsamen Vater gekommen zu sein; und so käme auch hier das Wort des großen Alten zur Geltung:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Von Vater, Mutter und Großmutter mit inniger Liebe gepflegt, wuchs Ferdinand Freiligrath auf, ein auffallend hübscher, kluger lebendiger Junge; schon als Kind saß er, um nur beschäftigt zu werden, zwischen den Privatschülern des Vaters und lernte spielend mit, so in vier Stunden das ganze ABC; auch im Schreiben und Rechnen war er den Altersgenossen voraus. Im Nebenhause wohnte der alte Rath Clostermeier, ein geachteter Forscher über die Geschichte des lippischen Landes; er und besonders seine Tochter Christiane Luise, nachmals Grabbes Gattin, hatten ebenfalls große Freude an dem liebenswürdigen klugen Jungen, der fast täglich herüberkam. Wie es Schiller als Kind that, so band sich auch der kleine Ferdinand bisweilen eine Schürze auf dem Rücken fest, stieg auf einen Stuhl und fing an zu predigen, allerlei wunderliches Zeug, das sich aber reimte; er meinte dann, er wolle einmal Prediger werden. Er war eben ein hochbegabter frühreifer Knabe und dabei doch ein echtes Kind. Schon aus seinem siebenten Lebensjahre liegen mir Geburtstagswünsche an die Großmutter vor, die zwar unrichtig, aber ganz flott geschrieben sind; im zehnten Lebensjahre schreibt er der Großmutter, sichtlich unter Beihülfe des Vaters:

„Am letzten Markttage war hier vieles zu sehen, mein lieber Vater erlaubte mir aber nur, die ausländischen Thiere zu sehen; er meynte, Narrheiten könne ich noch genug in der Welt zu sehen bekommen; dafür brauche ich jetzt kein Geld auszugeben. Ueber die Thiere habe ich mich aber recht gefreut; da gab es Affen und Kameele, Papagaien und Antilopen, auch war ein Eisbär dabei. Letzterer war ein grimmiges Thier, Du wärest wol bange

geworden, wenn Du ihn gesehen hättest; aber es hätte nichts zu sagen gehabt, denn er konnte mit seinem Springen und Brüllen doch nicht durch den wohlverwahrten Käfig kommen."

Wunderlich! Alexander von Humboldt empfing die erste Anregung zu seiner großen wissenschaftlichen Reise in die Tropen beim Anblick einer Fächerpalme und eines alten Drachenbaumes im Berliner Pflanzengarten; sollte der Dichter des Löwenritts den ersten Funken der Poesie in einer dürftigen Detmolder Thierbude empfangen haben?

Ferdinand besuchte erst einige Jahre lang die Bürgerschule, an welcher der Vater unterrichtete, dann das Gymnasium. Auch hier zeichnete er sich durch vorzügliche Leistungen aus, war der Erste oder unter den Ersten, und der Liebling seiner Lehrer; bei den Prüfungen, denen die treffliche Fürstin Pauline gern beiwohnte, streichelte sie oftmals seine dunkeln Locken und spornte ihn an mit freundlichen Anerkennungsworten; besonders wird gerühmt, daß er bei der Schlußfeier deutsche Gedichte mit lebendigstem Ausdruck vorgetragen habe. Unter seinen Lehrern befand sich auch Ch. F. Falkmann, der Verfasser einer damals vielgerühmten Stillehre; derselbe gab einstmals den Schülern das Thema zu einem Gedicht; unter den eingelieferten war dasjenige von Freiligrath das beste, und der Schulrath belobte ihn mit den Worten: Freiligrath, wenn Sie so fortfahren, kann noch einmal ein Dichter aus Ihnen werden!

So rückte denn der Knabe von Klasse zu Klasse bis in die Secunda. Es ist eine völlig unrichtige Anschauung, wenn man meint, Freiligrath habe nur eine unzulängliche Bildung gehabt; er lernte Alles, was ein gutes Gymnasium einen hochbefähigten Schüler bis zum Aufsteigen in die Prima lehren kann; seine erhaltenen Schulhefte zeigen uns, daß er in Geschichte, Erdbeschreibung, Naturkunde Tüchtiges leistete, die Henriade, Curtius und Ovid, Horaz und die Odyssee las; dazu ging er jeden Mittwoch zu Rath Clostermeier, welcher ihm lateinische Sprichwörter, Denksprüche und Dichterstellen zu lernen aufgab; Freiligrath bewahrte dieselben lebenslang in seinem allumfassenden Gedächtniß und brachte den einen oder den anderen gern in seinen Briefen an. Mit ganz besonderer Vorliebe aber las der Knabe Reisebeschreibungen, die ihm Papa Clostermeier, dem er als „Bibliothekspage" treulich zur Seite stand, aus der fürstlichen Büchersammlung gab; so entzündeten die Abenteuer des Marco Polo, des Vasco de Gama, der spanischen Conquistadoren und zahlreicher späterer Reisenden die Phantasie des Jünglings; auch in der Zoologie der fremden Welttheile war Freiligrath in erstaunlicher Weise zu Hause, wie aus den lange Jahre darnach geschriebenen Briefen an einen Freund erhellt, dem er aus London Thierbälge und ausgestopfte Thiere besorgt. So ist es nicht zu verwundern, daß das früheste erhaltene Gedicht des Knaben, etwa aus seinem neunten oder zehnten Lebensjahre, sich bereits in einem außereuropäischen Gedankenkreise bewegt. Es ist eine Art Fortsetzung von des alten Matthias Claudius Urians Reise, ganz in demselben Versmaß, in derselben humoristischen Weise, nur schwächer; es läßt sich eben von einem zehnjährigen Kinde nichts Eigenartiges verlangen. Das Gedichtchen lautet:

Neuholland wollt' ich nun besehn
Und dort der Britten Ehren,
Denn nichts lass' ich vorübergehn,
Was ich thät rühmen hören.

Die blauen Berge sind sehr hoch!
Ich wollt' sie nicht besteigen,
Drum ging ich lieber in ein Loch
Der Wilden und thät geigen.

Als ich Neuholland nun besehn,
Da ging ich an den Hafen
Und wollte dort ein Schiff erspähn,
Das ging zu den Schlaraffen.

Zum Feuerlande kam ich nu,
Da froren ich und meine;
Denk' ich noch dran, so läuft's mich hn
Durch Kreuz und Mark und Beine.

Mein Weibchen starb nach kurzer Frist,
Es konnt' die Kält' nicht tragen;
Doch wenn man mal auf Reisen ist,
Hat das nicht viel zu sagen.

Von da ging es nach Quito hin,
Ist's angenehm zu leben;
Doch störte oft den ruhigen Sinn
Ein starkes Erdenbeben.

Da ließ ich Quito Quito sein
Und ging mit Wind gleich weiter,
Schnurstracks nach Afrika hinein,
Doch da gab's Bärenhänter.

Die wollten mich lebendig fahn.
Weil ich war weiß von Farbe,
Sahn sie mich für den Teufel an,
Da dacht' ich: Gott erbarme u. s. w.

Ferner liegt mir eine Anzahl gereimter Glückwünsche für den Geburtstag des Vaters oder der Mutter vor, aus den Jahren 1821—30, die früheren von kindlicher Unbeholfenheit und Schalkhaftigkeit, dann zunehmend in der Form sicherer, im Ausdruck reifer und ernster, in der Schrift männlicher, alle von herzlicher Liebe eingegeben, aber keines, auch die späteren nicht, hervorragende dichterische Begabung verrathend; immerhin Beweise dichterischen Dranges.

Wilhelm Freiligrath besaß nicht die Mittel, um den Sohn studiren zu lassen; die Hoffnung, daß ein in der Familie für reich geltender Oheim in Edinburg sich des Knaben annehmen werde, ging nicht in Erfüllung. So bestimmte Wilhelm Freiligrath seinen Sohn für den Kaufmannsstand, wozu sich in dem Schwollmann'schen Geschäft zu Soest, welchem Onkel Moritz, der Bruder von des Knaben trefflicher Stiefmutter — Luise Freiligrath war bereits 1817 gestorben — als Theilhaber und bald darnach als Eigenthümer vorstand, die beste Gelegenheit bot; alsbald nach seinem 15. Geburtstage, Eingang Juli 1825, trat Ferdinand Freiligrath zu Soest als Kaufmannslehrling in jenem Geschäft ein, welches Colonialwaaren im Großen und im Einzelverkauf vertrieb. Ferdinand mußte als Lehrling die Kunden bedienen und nennt sich scherzend in einem Briefe einen „Kybiosaktes", d. h. Salzfischhändler, einen „im Oel-, Thran-, Härings-, Stockfisch-, Kaffee- 2c. Duft versauerten Ladenjungen"; er lernt sich nach des Vaters Rath statt der steifen correcten Schülerhand jene klare, große, schöngeschwungene kaufmännische Hand an, welche er erst nach der letzten Rückkehr in die Heimat, als ein ausgebreiteter Briefwechsel ohne den Zwang des Geschäftbrauches rascheres, sorgloseres Schreiben gebot und gestattete, mit flüchtigeren Schriftzügen vertauschte. Auch die wissenschaftliche Arbeit war mit dem Verlassen des Gymnasiums nicht abgebrochen; Ferdinand erweiterte durch Privatunterricht seine Kenntnisse im Französischen, fügte noch das Englische und Italienische hinzu; so lagerte sich über den Untergrund einer gediegenen und fast vollständigen Gymnasialbildung eine jüngere Schicht moderner Sprachkenntniß; eine glänzende Begabung für das Erlernen von Fremdsprachen machte ihn bald zum Herrn über diese Fülle neuer Bildungselemente, welche in der weltverlassenen westfälischen Dorfstadt dem Kaufmannslehrling entgegenkam; er las die neueren Dichter der Franzosen, Engländer, Italiener in der Ursprache; kurz „Schwollmanns Ferdinand", wie ihn die Stadtjugend nannte, wog nicht blos Tabak und Zucker aus, verkaufte nicht blos Stockfische und Häringe in dem alterthümlichen Eckhause an der Rose, er arbeitete in seinen kargen Mußestunden unermüdlich und mit glänzendem Erfolg an seiner Fortbildung und geistigen Reifung. Seine poetischen Versuche freilich waren nicht allezeit gern gesehen. Er klagt in dem Gedicht „Am Birkenbaum":

Da liegt sie finster mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperre in der Prosa Stall
Und Dichten heißt Zeitverderb!

Daß er sich aber dadurch nicht beengen ließ, lehrt die ansehnliche Zahl von Dichtungen, welche aus der Soester Zeit vorhanden, während derselben gedruckt, sogar in Soest selbst gedruckt worden sind.

Die Beschäftigung mit den alten und neueren Sprachen war auch in anderer Weise dem jungen Dichter förderlich. Je mehr er die grammatischen Schwierigkeiten derselben überwand und zu einem wirklichen Genusse ihrer poetischen Werke vordrang, desto lebhafter empfand er auch den Trieb, seine Lieblingsdichtungen in das poetische Gewand deutscher Sprache einzukleiden; er fühlte instinctiv, wie dieses Gestalten eines gegebenen Gedankens in gegebener Form für den poetischen Lehrling eine Schule der Meisterschaft, bei weitem schwieriger sei, als die eigene Production im Anschluß an dieses oder jenes Vorbild. So begann er bereits 1829 jene Reihe von Uebersetzungen, welche einen so beträchtlichen und zugleich so werthvollen Theil von Freiligraths Poesie ausmachen.

Die Zahl dieser Uebersetzungen, vornehmlich aus dem Englischen, ist sehr groß; nur ein kleiner Theil derselben, acht Verdeutschungen nach Walter Scott, hat er nachmals, und zwar in verbesserter Gestalt, der Sammlung seiner Gedichte einverleibt; ein großer Theil derselben ist Manuscript geblieben oder in verschollenen westfälischen Zeitschriften begraben. Es liegt noch aus dem Jahre 1829 ein handschriftliches Heft vor: „Gedichte aus fremden Sprachen, im Versmaße des Originals übertragen, mit Ausnahme der Horazischen Oden, die ich in gereimten Versen übersetzt habe." Die letzteren haben eigentlich nur den Werth, daß sie uns zeigen, wie Freiligrath auch noch Jahre lang nach dem Verlassen des Gymnasiums die Beschäftigung mit den alten Sprachen — auch eine Uebersetzung nach Anakreon ist dabei, und er hat sich sogar in antiken Odenmaßen in jener Zeit sehr formgerecht versucht — keineswegs verabsäumte; die Uebersetzungen nach Walter Scott aber sind meisterhaft in der Behandlung der Sprache und dichterischen Form. Und indem so Ferdinand Freiligrath planmäßig seine Formsicherheit an der Verdeutschung moderner Dichter bildete, that er die ersten Schritte auf jener Uebersetzerlaufbahn, auf welcher er nachmals so Glänzendes schuf, gewann er zugleich für eigene Schöpfungen jene meisterhafte Beherrschung von Form und Sprache, die ihm später ein solch eigenartiges Gepräge gab; er durfte wohl, indem er 1839 seiner Braut einige jener frühesten Uebersetzungshefte sandte, ihr zugleich schreiben: „Du siehst daraus, was man zu thun hat, eh man's nur einigermaßen gut macht, und daß ich meine gegenwärtige Leichtigkeit und Sicherheit in der Form nicht gleich anfangs besessen habe, sondern erst durch Fleiß und Studium vor und nach dazu gekommen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Renaissance.

Als Unterzeichneter seine „Geschichte der deutschen Renaissance" (1872—73) herausgab, mußte er die Klage erheben, daß über die gesammte Architektur und die decorativen Kleinkünste unserer heimischen Renaissance, also über eine Epoche von beiläufig hundert Jahren, so gut wie gar keine Vorarbeiten vorhanden seien. Was wußten die deutschen Künstler, selbst die Architekten, was wußte überhaupt die Welt von den Monumenten jener Epochen! Wo man ihre Denkmäler eines Blickes würdigte, war es höchstens ein Blick der Verachtung, in welchem die Puristen der Antike sich mit den Orthodoxen der strengsten mittelalterlichen Observanz begegneten, indem beide von der scheinbaren Willkür und dem bunten Formengemisch jenes Stiles sich mit einem ästhetischen Schauder abwandten.

Wie ganz anders stehen wir heute zu den Werken jener Epoche! Wir haben in ihnen eine charaktervolle Erscheinungsform jener großen Zeit erkennen gelernt, in welcher unter furchtbaren Frühlingsstürmen das abgelebte Mittelalter zu Grabe getragen und die neue Zeit mit ihrem gewaltigen Streben nach Befreiung des Individuums von kirchlichen und staatlichen Fesseln, vor Allem nach einer freien Wissenschaft geboren wurde. Gefördert ohne Zweifel an dem Aufschwung des nationalen Gefühles, der den Anfang der siebziger Jahre bezeichnet, nahm sofort die Architektur lebendigen Antheil an den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, und aller Orten wandte man sich mit Begeisterung einer Formenwelt zu, in welcher der deutsche Volksgeist mit seinen Vorzügen wie mit seinen Schwächen sich mit großer Bestimmtheit ausgesprochen hat.

Wir können, da seit einiger Zeit die Krisis des wirthschaftlichen Lebens einen Stillstand in dieser Bewegung veranlaßt hat, die erste Epoche dieser Stilrichtung wohl als abgeschlossen betrachten und dürfen uns daher ein Urtheil über den Werth derselben zu bilden suchen. Von einem hervorragenden Kunstkritiker liegt ein solches seit kurzem vor: es ist kein geringerer als R. von Eitelberger, der hochverdiente Gründer und Vorstand des östreichischen Museums, welcher sich in einem, zuerst in Lützows Zeitschrift, dann kürzlich im zweiten Bande seiner gesammelten kunsthistorischen Schriften erschienenen Aufsatz über den Werth der deutschen Renaissance und über ihre Bedeutung für die Gegenwart ausgesprochen hat. Keine Frage, daß der gewiegteste Kenner der kunsthistorischen Entwickelung nicht blos im Ganzen, sondern auch im Einzelnen die deutsche Renaissance treffend charakterisirt und richtig würdigt. Wenn er ihre formalen Mängel rügt, so bin ich gewiß der Letzte, der dieselben in Abrede stellt; die Schlußworte meines Buches und viele andere Stellen desselben bezeugen, mit welchem Nachdruck ich schon damals auf die Auswüchse und Mängel dieses Stiles hingewiesen habe, ebenso bin ich mit Eitelberger völlig einverstanden, wenn er die heute wieder stark grassirenden Werke von Dietterlein und den beiden Vredeman de Vries als „wahre Verderber des Geschmacks" bezeichnet. Nur der reife Meister der Kunst mag auch aus der üppigen Sumpfvegetation, die in jenen Werken wuchert, einzelnes Werthvolle herausfinden; für Schüler und Anfänger dagegen können diese Sachen nur verwirrend wirken; ihnen soll man nur das Edelste und Reinste zum Studium vorlegen. Aber man darf nicht diese barocken Ausschreitungen als wesentliche Elemente der deutschen Renaissance bezeichnen. Gewiß ist letztere von den ersten Regungen an, wo sie noch stark mit der Gothik im Kampfe liegt, bis zu ihrem Uebergang ins Barocke nichts weniger als ein reiner, vielmehr durchaus ein abgeleiteter Stil; aber Eitelberger selbst eifert an andern Orten mit Recht gegen den architektonischen Purismus und weiß sehr wohl, daß in allen großen historischen Stilen die Signatur der Zeit und des besonderen Volkes mit der unwiderstehlichen Energie einer Naturkraft sich ausspricht. Wohl mögen gewisse Ausschreitungen bei einzelnen zu wenig architektonisch geschulten heutigen Nachahmern der deutschen Renaissance, wie namentlich München deren aufweist, ihn mit Besorgniß erfüllt haben; wer möchte auch das Bedenkliche in dieser Richtung leugnen. Aber ohne Weiteres erklären, daß die deutsche Renaissance „für das heutige Bürger- und Wohnhaus kaum mehr ein Vorbild sei", scheint doch ein gar zu schroffer Ausspruch. Und was wird als Begründung angeführt? Das heutige Wohnhaus sei vorwiegend Miethhaus; die hohen Dächer mit ihren Giebeln, die Erker seien unserer Auffassung „wenig conform"; die solide Decoration der deutschen Renaissance passe wenig zu der fabrikmäßig erzeugten Terracotta-Decoration und dem künstlerischen Schmucke, welcher sehr oft der handwerklichen Tüchtigkeit entbehre, sowie dem handwerklichen Zierrathe, der nur selten aus der künstlerischen Inspiration des Handwerks stamme. Als ob alle diese Dinge irgend einem andern Stile, etwa der italienischen Renaissance, oder der Antike besser zu Gesicht ständen! Warum übrigens die hohen Dächer mit ihren Giebeln, die recht eigentlich dem nordischen Klima ihre Entstehung verdanken, uns widerstrebend sein sollen, ist nicht zu verstehen, abgesehen davon, daß in unserer deutschen Renaissance Beispiele genug vorkommen, bei welchen die Composition der Façade auf den hohen Giebel verzichtet. Vollends aber den Erker unserer Auffassung wenig

conform zu nennen, ist geradezu unbegreiflich, denn seit die früher erkerfeindliche Polizei ihr Verbot aufgehoben hat, sind die Erker in allen Städten zu Hunderten in fröhlicher Mannichfaltigkeit aufgeschossen und verleihen ebensowohl den Façaden ein erhöhtes Leben, als sie den innern Räumen ein nicht zu unterschätzendes Element anheimelnden Behagens hinzufügen. Was der Balkon dem Süden ist, ist der Erker dem Norden; öffnet sich mit jenem die Architektur ins Freie, so zieht sie mit diesem die Außenwelt in ihr behagliches Binnenleben hinein. Im Erker haben unsere aus den klimatischen Bedingungen hervorgegangenen wohnlichen Bräuche und Sitten einen so schönen und bezeichnenden Ausdruck gefunden, daß kein Architekt bei uns auf dies lebensvolle Motiv verzichten wird. Was übrigens die fabrikmäßig erzeugte Terracotta-Decoration betrifft, so ist sie der deutschen Renaissance keineswegs so unbekannt, wie mein verehrter Freund anzunehmen scheint; ich brauche nur an die zahlreichen Schloßbauten in Mecklenburg zu erinnern.

Und warum sollte das moderne Miethhaus sich schämen, aus den phantasievollen Elementen der deutschen Renaissance mit ihren Giebeln, Erkern und Thürmen, ihren kräftigen Profilen und den freigeschwungenen Formen eine künstlerische Gliederung ihrer sonst so unförmlichen Massen zu entlehnen? Daß in der That auf diesem Wege Ansprechendes zu erreichen ist, beweisen bereits zahlreiche wohlgelungene Versuche, unter denen ich nur an die Häuser der Beuthstraße in Berlin erinnern will. Besonders aber hat Raschdorff in seinen geistvollen Privatbauten die deutsche Renaissance aufs schönste verwendet, und zwar zum Theil noch ehe mein Buch erschienen war. Gewiß kann sich die deutsche Renaissance an Vollendung weder mit der italienischen noch mit der Antike irgendwie messen; darin wird jeder Einsichtige mit Eitelberger übereinstimmen. Für das grundlegende Studium bei Schülern und Anfängern lassen sich diese Erscheinungsformen des architektonisch Schönen durch nichts ersetzen. Anders aber steht es um die praktische Verwendung der Stile; hier kommen ganz andere Fragen in Betracht.

Wo es Monumentalbauten gilt, namentlich Museen, Theater, Paläste, Bahnhöfe, Universitäten, Akademien u. dergl., da wird der heutige Architekt am liebsten zur italienischen Renaissance greifen. Warum? Weil der große Maßstab solcher Bauten, die Höhe der Stockwerke, die Weite der Fensteraxen der Anwendung eines Stiles günstig ist, der gleich den antiken Römerbauten auf mächtige Dimensionen angelegt ist und dieser bedarf, um die einfach großen Ordonnanzen der antiken Säulen- und Pfeilersysteme unverkümmert zur Geltung zu bringen. Unsere alten Baumeister haben dies recht wohl gefühlt und deshalb nur ausnahmsweise den italienischen Stil direct aufgenommen. In den meisten Fällen erkannten sie, daß bei uns die geringeren Stockwerkhöhen und die ganz andere Art des Lebens und Wohnens starke Umgestaltungen des Stils verlangten. So bildete sich ein nothwendiges Compromiß zwischen der fremden Ueberlieferung und dem heimischen Brauche, und das Resultat dieses Processes ist eben das, was wir deutsche Renaissance nennen. In Italien wurde das einfachste Wohnhaus nach Kräften zum Palaste hinaufgesteigert, weil dem Italiener die monumentale Absicht und das Bedürfniß vornehmer Repräsentation über Alles geht; in Deutschland dagegen nahmen selbst die opulenteren Schloßbauten umgekehrt einen traulich bürgerlichen Charakter an, weil bei uns das Klima und die gemüthliche Enge des Familienlebens, vor Allem die Rücksicht auf wohliges warmes Wohnen in den Vordergrund traten. Wie wenig wohnlich von unserem Standpunkte aus erscheinen die italienischen Paläste, so sehr wir immer ihre künstlerische Bedeutung bewundern; wie anheimelnd dagegen sind uns die Häuser der deutschen Renaissance mit ihren lauschigen Erkern, ihren tiefen Fensternischen, ihren bunten Glasgemälden, dem braunen Getäfel ihrer Wände und Decken, den reich verzierten Oefen und der originellen Mannichfaltigkeit ihres Hausraths. Obwohl diese Dinge fast niemals die formale Vollendung der Schöpfungen italienischer Renaissance erreichen, stehen sie unserer Empfindung mit vollem Recht doch unmittelbar näher, weil sie unser eigenes Wesen charaktervoll aussprechen. Warum sollte also überall da, wo es im modernen Hausbau gilt bürgerliches Behagen auszudrücken, nicht vorzugsweise die deutsche Renaissance zur Anwendung kommen! Gibt Eitelberger ihr doch selbst das treffende Zeugniß: „Sie ist phantasievoll und bürgerlich tüchtig zugleich, ohne sich auf ideale Höhen zu erheben." Auf idealen Höhen aber wollen und können wir ja nicht wohnen.

Aus diesem Grunde begrüßen wir jede Bereicherung unserer Kenntniß auf diesem Gebiet, vor allen Dingen das rüstige Fortschreiten von Ortweins „Deutscher Renaissance", welche neuerdings unter Redaction von A. Scheffers bis zur 104. Lieferung vorgerückt ist.*) Der zweite Band schloß mit den reichen Denkmalen von Köln auf Tafel 100 ab; der dritte beginnt in zwei Heften mit den besonders frühen und originellen Denkmalen von Zwickau, wo die Marienkirche eine werthvolle künstlerische Ausstattung besitzt, auf welche ich bereits in meinem Buche hingewiesen habe. Wie reiche Nachlese aber dem Lokalforscher noch übrig geblieben ist erkennt man gerade hier an einer Anzahl von Denkmalen, die mir bei meinen Untersuchungen entgangen sind. Es folgen sodann Mittheilungen über Landshut, besonders die köstlichen Arbeiten aus der neuen Residenz und aus der Trausnitz, ferner Bremen mit seinem imposanten Rathhaus, einem der üppigsten Werke der Zeit, sodann Hildesheim mit seinen unvergleichlichen Holzbauten, Ulm mit den Prachtdecken des Ehinger Hofes, Augsburg mit seinen mannichfachen Denkmälern, namentlich der gewaltigen, schon üppig überladenen Decke des goldenen Saales. Ein Heft bringt sogar deutsche Arbeiten aus den Pariser Sammlungen, namentlich die Schenkkanne Karls V. und die Prachtrüstung Heinrichs II. Dann folgen Aschaffenburg, besonders mit der reichen Kanzel in der Stiftskirche, Stuttgart mit dem charaktervollen Bau des alten Schlosses und Mainz mit dem kurfürstlichen Schloß und manchen kleineren Denkmalen. Erstaunlich ist selbst für den Kundigen der Zuwachs, den unsere Denkmälerkenntniß hier gewinnt, bewundernswürdig die Mannichfaltigkeit und die Phantasiefülle in den Schöpfungen jener Zeit, und wenn auch nicht Alles nachahmenswerth erscheint, so erkennt man doch namentlich in den Tischler- und Schmiedearbeiten, sowie in den Bronze- und Messingwerken den kräftigen Pulsschlag eines künstlerisch geadelten Handwerks. Warum sollte also die heutige Thätigkeit nicht auch aus diesen Quellen schöpfen, unbekümmert um akademisches Puritanerthum?

Während in dem oben erwähnten Werke die Darstellungsweise auf den schlichten Mitteln autographirter Zeichnung beruht, bringen die seit kurzem erscheinenden Hefte über die Münchener Renaissance in wohlgelungenen Lichtdrucken aus der rühmlich bekannten Anstalt von Bolhövener ein prächtig ausgestattetes Werk, welches ausschließlich den dortigen Denkmalen gewidmet ist.**) Es spannt den zeitlichen Rahmen etwas weiter und verspricht auch die späteren Denkmale des in München reich vertretenen Rococo mit zu berücksichtigen. Es liegen uns zwei Lieferungen, aus je sechs Blättern sammt dem begleitenden Text bestehend, vor. Der Herausgeber Lorenz Bauer hat hauptsächlich den edlen Bau der Michaelskirche und die Residenz in den erschienenen Blättern ins Auge gefaßt und bringt sowohl Einzelnheiten der inneren und äußeren Ausstattung, gemalte und stuckirte Plafonds, sowie plastische Werke als auch Gesammtbilder des Inneren und Aeußeren der Gebäude zur Darstellung. Wir wollen besonders auf die köstliche Innenansicht der Michaelskirche und die feine Stuckdecoration ihrer mittleren Gewölbabtheilung mit dem reizenden Kranz schwebender Engel hinweisen. Ein Prachtstück malerischer Decoration ist die Decke aus dem Antiquarium der Residenz; plastische Werke bieten der Grottenhof und an der Façade desselben Baues die Madonnenstatue, sowie die keck bewegte Gruppe des h. Michael mit dem Drachen an der Michaelskirche, in ihrer effectvollen Bewegung fast wie ein in Bronze übertragener Rubens anzusehen. Die Schönheit, die Feinheit der Licht-

*) Deutsche Renaissance. Leipzig, E. A. Seemann. Fol. Lief. 80—104.

**) Münchener Renaissance vom Ende des 16. bis Ende des 18. Jahrh. herausgeg. von L. Bauer. München, C. Bolhövener. Fol. Lief. 1 u. 2.

wirkung und die Klarheit selbst in den tiefsten Schatten, welche diese meisterhaft ausgeführten Lichtdruckbilder auszeichnet, verleiht den Blättern geradezu einen künstlerischen Werth.

Wer die Denkmäler unserer Renaissance genauer kennt, der weiß, welch mannichfaltiger Reiz ihr eben dadurch erwächst, daß sie bald aus der italienischen, bald aus der französischen, dann wieder aus der niederländischen Architektur ihre Anregungen geschöpft hat. Während die bairischen und habsburgischen Fürsten der italienischen Stilrichtung huldigten, wenden die mitteldeutschen protestantischen Höfe sich vielfach französischen Einflüssen zu, so daß schon darin unsere damalige Architektur die verschiedenartigen religiösen und politischen Verhältnisse deutlich spiegelt. Die großen Handelsstädte des Nordens aber, Danzig an der Spitze, sodann Lübeck, Hamburg, Bremen, kommen durch ihren regen Verkehr mit den Niederlanden bald dazu, die dortige Bauweise bei sich einzubürgern. So entsteht jene im Einzelnen allerdings schon vielfach barocke Architektur, die in der Vermischung eines nüchternen Backsteinbaues mit den phantastischen Formen einer spielenden Hausteindecoration oft höchst originelle und charaktervolle Wirkungen erreicht. Die ursprünglichen Quellen dieses norddeutschen Stiles erschließt uns ein kürzlich ausgegebenes stattliches Werk, welches von der Gesellschaft zur Beförderung der Baukunst in Amsterdam nach Aufnahmen des deutschen Architekten J. H. Schmitz veröffentlicht wird.*) Uns liegt die erste in großem Format und trefflicher Ausstattung in kräftig behandelten autographirten Zeichnungen durchgeführte Lieferung vor. Dieselbe bringt auf sechs Blättern die Façaden und Giebel der ehemaligen Fleischhalle in Harlem vom Anfang des 17. Jahrhunderts, ein Gebäude, welches jene Stilentwicklung in besonders nachdrücklicher, schon vielfach barocker, aber doch hochoriginelle Weise erkennen läßt. Die folgenden Blätter enthalten eine Darstellung des aus etwas späterer Zeit herrührenden Rathhauses ebendort, welches in seiner Behandlung einfacher ist und mehr das ehrenfest Tüchtige jener alten Holländer zur Erscheinung bringt, während in jenem erstgenannten Bau ihre derbe Jovialität kräftiger zum Ausdruck kommt. Auch diese Publication verspricht eine bedeutende Bereicherung unserer Anschauungen, zumal in den entlegeneren, von dem Reisenden selten betretenen Provinzen der Niederlande noch ein großer Reichthum an Monumenten jener Epoche verborgen ist.

Wie alle diese Studien für das praktische Leben zu verwerthen sind, zeigt in anziehender Weise die neueste Veröffentlichung von Georg Hirth, der durch seinen „Formenschatz" sich ein großes Verdienst um die Popularisirung der Renaissance erworben hat.**) In einer reich ausgestatteten auf 4 bis 5 Lieferungen berechneten Publication unter dem Titel „Das deutsche Zimmer der Renaissance", will er in Schrift und Bildern Anregungen zu häuslicher Kunstpflege bieten, und was wir von diesem überaus zeitgemäßen Unternehmen vor uns haben, bietet einen solchen Reichthum an Darstellungen jener klassischen Epoche, theils an ausgeführten Gebäuden mit ihrem mannichfachen Hausrath, theils an Nachbildungen von Zeichnungen, Stichen und Holzschnitten unserer größten Meister, namentlich eines Holbein und Dürer, daß in der That die Absicht des Herausgebers trefflich zur Verwirklichung kommt. Neben alten Denkmälern finden wir neues in altem Geist Entworfenes; Darstellungen ganzer Zimmerausstattungen wechseln mit Einzelnheiten, wie Gefäßen, Thürschlössern und Beschlägen, Tischen, Stühlen und Buffets, Tapeten- und Teppichmustern, Tischdecken, Bilderrahmen, Täfelungen, Oefen. Daneben ist nur zu billigen, daß auch Ausblicke auf die italienische Renaissance, auf den Orient, namentlich in seiner Gefäßbildnerei, und auf die Antike gethan werden. Erscheint dadurch auf den ersten Blick der Eindruck etwas buntscheckig, so sorgt der frisch und anregend geschriebene Text des Herausgebers hinreichend dafür, daß das Einzelne in richtigem Sinne aufgefaßt werde.

Daß diese ganze Strömung aus der Münchener Ausstellung des Jahres 1876 mächtige Impulse gewonnen hat, ist leicht zu erkennen. Die Schöpfungen unserer alten Kunstgewerbe traten damals in so überwältigender Fülle dem gegenwärtigen Geschlecht vor die Augen, daß seitdem eine ganz neue Aera für unsere Zimmerdecoration sich gestaltete. Wo man früher das kalte Weiß oder die matt gebrochenen Töne vorherrschen ließ, ist jetzt eine stimmungsvolle, farbenreiche Behandlung zur Herrschaft gekommen, welche in ganz anderer Weise wohnliches Behagen zum Ausdruck bringt. Keine Frage, daß diese Richtung immer entschiedener den Sieg davon tragen wird. W. Lübke.

*) Niederländische Renaissance, aufgenommen von J. H. Schmitz jun. Berlin, G. Wasmuth. Fol.

**) Das deutsche Zimmer der Renaissance, von G. Hirth. München, Knorr und Hirth. 4. 1. Lieferung.

Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert.

Von Leopold von Ranke.*)

Man hat die Geschichte oft die Psychologie der Menschheit genannt; mich dünkt, nicht ganz mit Unrecht. Wenn sie es ganz und vollkommen wäre, dann müßte sie aus den Handlungen der Menschen und deren Motiven nach dem Causalitätsgesetz auch die Zukunft zu erkennen vermögen. Hier aber liegt ihre Grenze, die der Forscher wohl dunkel ahnen, aber nie erreichen kann.

Eine solche Ahnung mag den jungen Gelehrten Leopold Ranke beschlichen haben, als er vor 50 Jahren daran ging, den Befreiungskampf eines Volkes zu beschreiben, welches damals zuerst in höherem Maße in den Gesichtskreis der europäischen Culturwelt trat; er mag geahnt haben, daß gerade in diesem Volke die Kräfte verborgen lagen, die den in seinem Innern schon zersetzten Körper des osmanischen Reiches der Auflösung einst entgegenführen könnten. Was er damals andeutete, hat sich jetzt zu vollziehen begonnen; die Emancipation der Serben, zu der damals der erste Schritt geschehen war, ist heut eine vollendete Thatsache. Ranke konnte keinen geeigneteren Zeitpunkt zur Wiederaufnahme seiner Studien über die Geschichte der serbischen Nation wählen, als den jetzigen.

Nur wenige Monate sind verflossen, seitdem sein neuestes Werk „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert" erschienen ist. Nicht eine neue Auflage jenes früheren Buches kann man es nennen: was damals das Ganze war, ist heut ein Theil geworden; neue, bedeutende Forschungen sind hinzugetreten, die den damals abgebrochenen Faden bis in unsere Tage hinein fortspinnen.

Das ganze Werk besteht aus vier, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Theilen. Daß sie zusammen ein wirkliches Ganzes ausmachen, ist ein schöner Beweis dafür, wie richtig Ranke auch früher schon den inneren Zusammenhang der Ereignisse, die er schilderte, erkannt hatte.

Der erste Theil, welcher etwa die Hälfte des ganzen vorliegenden Werkes ausmacht, ist eine im Wesentlichen unveränderte neue Auflage des schon von früher bekannten Buches „Die serbische Revolution"; auch der zweite Theil ist eine Reproduction einer früheren Arbeit des Verfassers. Er behandelt „Bosnien in seinem Verhältniß zu den Reformen des Sultans Mahmud II., 1820—32" und erschien zuerst im Jahre 1834 in Rankes historisch-politischer Zeitschrift unter dem Titel „Die Unruhen in Bosnien". Nicht in unmittelbarem Connex mit dem Thema, welches der Verfasser behandelt, steht dieser Aufsatz, aber er wird doch von Jedermann als eine willkommene Beigabe betrachtet werden. In der That ist doch die Emancipation Serbiens gar nicht verständlich ohne eine Darstellung des Zersetzungsprocesses, in welchem sich die europäische Türkei überhaupt befand und befindet. Und dieser kann durch kein Ereigniß besser gezeichnet werden, als durch das in diesem Aufsatz dargestellte. Es zeigt sich eben hier mit furchtbarer Wahrheit jener innere Widerspruch der osmanischen Monarchie, an dem dieselbe unfehlbar zu Grunde

*) Leipzig 1879, Duncker und Humblot.

gehen muß. Während die europäischen Großmächte die Pforte fortwährend zu Reformen im Sinne der europäischen Civilisation drängen, finden solche bei den fanatischen Unterthanen des Sultans selbst den nachhaltigsten Widerstand. Dies Moment war es, welches die Unruhen in Bosnien hervorrief: sie waren unmittelbar dadurch veranlaßt, daß Mahmud II. versuchte, jenem Ansinnen der europäischen Mächte stattzugeben und Reformen in Bosnien einzuführen. Leidenschaftlicher, als die Christen je gegen ihre Unterdrückung durch die Türken angekämpft hatten, erhob sich der Widerstand der Muselmannen gegen jede Aenderung des bestehenden Zustandes.

Haben wir es aber hier noch mit einer internen Angelegenheit des osmanischen Reiches zu thun, die mit der Politik der europäischen Mächte nur in indirectem Contacte stand, so mußte ein ähnlicher Reformversuch, der an einer anderen Stelle des türkischen Reiches zu derselben Zeit unternommen wurde, sofort ein Eingreifen der europäischen Mächte zur Folge haben. Mehemed Ali, der große Vasall des Sultans, Vicekönig von Aegypten, machte sich in seinem Lande mit größerem Erfolge als der Sultan selbst an eine Reform der Verwaltung und Regierung. Hierdurch aber wurden die europäischen Mächte, namentlich England und Frankreich, in ihren eigensten und wichtigsten Interessen in Mitleidenschaft gezogen; selbst die inneren Verfassungskämpfe in Frankreich haben bei der ägyptischen Verwickelung entscheidend eingegriffen. Wie noch in unseren Tagen das selbstständige und willkürliche Vorgehen des Khedive ein energisches Einschreiten der europäischen Mächte und in Folge dessen eine Absetzung des Khedive herbeiführte, so wurde auch damals die Frage der inneren Reformen sofort ein Object des Streites zwischen den europäischen Mächten, sowie sie sich auf Aegypten übertrug. Die Abwandlungen der europäischen Politik, die sich hieraus ergaben, hat Ranke in dem dritten Theile seines Werkes, der zwar auch schon früher geschrieben, aber bisher noch nicht im Druck erschienen ist, behandelt.

Nun erst, nachdem der Knoten des europäischen Conflictes geschürzt war, ging Ranke an eine Fortsetzung der serbischen Geschichte: sie ist die Frucht seiner Arbeiten in den letzten Monaten. Mit der ihm eigenen Meisterschaft hat er es verstanden, dem an sich oft recht trockenen Material, welches ihm zu Gebote stand, ein warmes Interesse abzugewinnen und seiner Darstellung auch hier jenen lebensvollen Reiz zu geben, der alle seine Arbeiten auszeichnet. Für die „serbische Revolution" hatte er seine Kunde der Ereignisse vornehmlich aus den mündlichen Mittheilungen der handelnden Personen in Serbien selbst entnommen: ohne selbst der serbischen Sprache mächtig zu sein, war es ihm gelungen, sein Material kritisch zu sichten und zu prüfen. Der große Serbe Wuk Karadschitsch, der sich durch die Herausgabe der herrlichen serbischen Volkslieder*) ein großes Verdienst um die Erkenntniß der serbischen Literatur erworben hat, war ihm dabei hülfreich zur Hand gegangen. So war es damals recht eigentlich die lebendige Volksüberlieferung, die er seinen Studien zu Grunde legte. Für seine eben jetzt hinzugefügte Fortsetzung standen ihm Materialien ganz anderer Art zu Gebote, die freilich authentischer waren als jene, dafür aber des eigentlich lebengebenden Odems entbehrten, der uns aus der mündlichen Tradition einer frischen, naturwüchsigen Nation entgegenweht. Es waren namentlich die Berichte und Notenwechsel der Diplomaten der verschiedenen Höfe, die dem Verfasser von Seiten des hiesigen Staatsarchivs zur Verfügung gestellt wurden, aus denen er seine Kunde schöpfte. Denn eben bei dem Beginn der Regierung des Alexander Karageorgewitsch, welche die neue Arbeit eröffnet, wurde Serbien immer mehr der Gegenstand der ungetheiltesten Aufmerksamkeit von Seiten der europäischen Höfe. Recht eigentlich im Moment des Geschehens selbst entstanden, waren jene diplomatischen Acten gleichsam ein Stück der Geschichte selbst und insofern die glaubwürdigsten Materialien, die man nur wünschen kann. Aber so meisterhaft es Ranke auch verstanden hat, diesem spröden Stoffe eine lebenswarme Form zu geben, so macht sich doch in diesem Theile seines Werkes der Charakter einer auf diplomatischen Berichten ruhenden Darstellung mit allen seinen Vortheilen und unumgänglichen Mängeln geltend. Die Thatsachen selbst vermögen wir nicht minder zu erkennen als die europäischen Verwickelungen, die sich sofort an dieselben knüpften, aber das Volk selbst mit alle den Trieben und Kräften, die es bewegen, vermögen wir aus den Combinationen der Diplomaten nun einmal nicht zu fassen. In dieser Hinsicht muß man es als ein Glück ansehen, daß der Verfasser in jenen Acten doch nicht nur diplomatische Papiere im engeren Sinne vorfand, sondern auch die im Ganzen recht verständigen und objectiven Berichte eines Mannes, der mit dem serbischen Volke selbst in persönlicher Berührung stand und den meisten der geschilderten Ereignisse als Augenzeuge beiwohnte: die des preußischen Consuls in Belgrad, Meroni. Sie sind um so werthvoller, als sie den officiellen und officiösen Darstellungen der beiden streitenden Nationalitäten gegenüber gewissermaßen ein Regulativ bilden. So würde es gewiß mit den größten Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, über das Bombardement von Belgrad durch die Türken im Jahre 1862, welches damals ein so großes Aufsehen erregte, aus den türkischen und serbischen Berichten ein auch nur annähernd wahrheitsgetreues Bild zu gewinnen: hier waren die Schilderungen, die der völlig unparteiische preußische Consul seiner Regierung zur Orientirung einschickte, für den Autor geradezu unschätzbar.

Neben diesen diplomatischen Materialien, wenn wir so sagen dürfen, lagen dann dem Verfasser allerdings noch einige Berichte vor, die ihm selbst aus Serbien, wo man in Erfahrung gebracht hatte, daß er an einer Fortsetzung der serbischen Revolution arbeite, zugekommen waren, doch erwiesen sich dieselben, wie der Verfasser in mehreren Noten angibt, doch oft als nicht genügend unterrichtet, wie das denn bei historischen Aufzeichnungen, die nach der Hand gemacht werden, sehr natürlich ist.

Sehr reichhaltig und vielseitig waren also die Materialien, die dem Verfasser für die Darstellung der allmählichen Emancipation Serbiens zu Gebote standen; und doch waren sie auf der andern Seite wieder fragmentarisch genug, indem sie meist gleichsam nur die Rückwirkung der Ereignisse auf die diplomatischen Verwickelungen in Europa, nicht aber stets die Ereignisse selbst in voller Frische und Ursprünglichkeit enthielten. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß es einem Andern schwer, vielleicht unmöglich gewesen wäre, aus diesen Materialien dieses Werk zu verfassen. Das aber ist es, was die Historiographie unseres Altmeisters von der aller andern deutschen Historiker unterscheidet: während sonst die Forschung von den Einzelheiten der historischen Entwickelung ausgeht und sich nur langsam und allmählich zu allgemeinen Gesichtspunkten erhebt, geht Ranke mit seinem universalen Blick über die Gesammtheit der menschheitlichen Entwickelung an seinen Stoff heran und weiß ihn, indem er ihn aus seiner Besonderheit heraushebt und mit der allgemeinen Entwickelung in Verbindung bringt, zu generalisiren, ohne ihm doch seine Individualität zu rauben.

Und gerade der vorliegende Stoff war für diese Eigenthümlichkeit Rankes wie geschaffen. Ist doch die allmähliche Befreiung Serbiens von der Oberhoheit der Pforte keineswegs das Werk der Serben oder ein freiwilliger Willensact der Türken allein gewesen. In jedem Moment der Entwickelung war es der Wille der Gesammtheit der europäischen Mächte, welcher die definitive Entscheidung hervorrief, wie ja denn auch der letzte Schritt, der die volle Emancipation Serbiens einschloß, auf dem Berliner Congreß sich unter unseren Augen vollzogen hat. Hören wir, wie sich Ranke selbst hierüber in seiner Vorrede äußert: „Welches ist doch eigentlich die Gewalt, die in unserem Europa die Herrschaft ausübt? Es ist das Einverständniß der großen Mächte, welches die Herrschaft einer einzigen

*) Am werthvollsten waren natürlich die κατ' ἐξοχήν so genannten „historischen Lieder", denen meist ein wirkliches historisches Ereigniß zu Grunde liegt; sie sind eben in der Zeit der ersten Befreiungskämpfe unter Kara Georg entstanden und durch Talvjs Uebersetzung auch uns Deutschen zugänglich gemacht worden. Ihre oft erhabene Schönheit haben schon die Heroen unserer eigenen Literatur, vor Allem Goethe, anerkannt und gepriesen.

ausschließt und sich aus allen zusammensetzt. Der Krieg beginnt, wenn dies Einverständniß nicht mehr zu erzielen ist. Aber unaufhörlich wird es durch neue Vorfälle gefährdet. In dieser Gefahr liegt eigentlich das Interesse der sogenannten orientalischen Frage."

In der That ist das Einverständniß oder die Eifersucht der europäischen Mächte unter einander die einzige Kraft, welche dem osmanischen Reiche in unserem Jahrhundert noch immer seine Existenz gesichert hat und wohl auch noch einige Zeit sichern wird. Gar oft schon haben wir es gesehen, daß die Pforte der Uebermacht des Nachbarreiches gegenüber sich nur dadurch halten konnte, daß es an diese Eifersucht der übrigen Mächte appellirte. Für die Dauer aber wird sich der morsche Mechanismus dem immer weiter vordringenden civilisatorischen Geiste nicht entziehen können. „Die Geister des Occidents" werden und müssen den des Orients übermannen. „Der Geist des muhammedanischen Staates ist an sich selbst irre geworden, seine Farbe verbleicht." „Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl auf dem Standpunkte der historischen Betrachtung mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereigniß nicht wieder rückgängig gemacht werden kann; unter den tausendfach auseinandergehenden Bestrebungen der Menschen wird es sich auf die eine oder die andere Weise in unabänderlichem Gange vollziehen." (S. 519.) Fast zum Propheten ist in diesen Worten der Historiker geworden: wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? Der Gang der Ereignisse strebt nun einmal seit langen Jahrzehnten nach diesem Ziel, welches, wenn nicht jede menschliche Voraussicht trügt, doch einst mit innerer Nothwendigkeit erreicht werden wird.

Seiner Darstellung hat Ranke dann in den „Analecten" — so nennt er bekanntlich seine kritischen Anhänge — einige kritische Belege beigegeben, deren einige nicht nur für den Fachmann, sondern auch für weitere Kreise von Interesse sein dürften. An erster Stelle werden die Anmerkungen der ersten Ausgabe der „serbischen Revolution" mitgetheilt; sie geben einige kritische Untersuchungen zur älteren Geschichte und eine Darstellung der geographischen Beschaffenheit des Landes, auf welchem sich die geschilderten Ereignisse abspielen. Dann folgt ein Aufsatz „über die Abnahme der christlichen Bevölkerung in der Türkei", der uns so recht klar in die verderblichen Folgen einführt, welche das osmanische Regierungssystem für die christliche Bevölkerung in geistiger und physischer Hinsicht gehabt hat. Endlich theilt er dann an letzter Stelle einige diplomatische Actenstücke mit, die vom höchsten und allgemeinsten Interesse sind und von Jedermann als höchst werthvolle Beigaben des ganzen Werkes begrüßt werden werden: ein Schreiben des Fürsten Metternich vom November 1842, in welchem dieser die Grundsätze, nach denen er die orientalische Frage behandelt zu wissen wünscht, auseinandersetzt; ferner ein Gutachten Leopolds von Ranke selbst, welches dieser dem Könige Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1854 überreichte, der es dann seinerseits dem Kaiser von Rußland zuschickte: es fand den ungetheilten Beifall beider Monarchen, ohne freilich auf die weitere Entwickelung der orientalischen Frage, bei der es mehr auf die factischen Machtverhältnisse ankam, einen wesentlichen Einfluß zu üben: endlich noch ein Memorandum vom 7. Mai 1860, welches von der serbischen Regierung der Pforte übersandt wurde und alle wichtigeren Beschwerdepunkte der serbischen Nation enthält, so daß sich gerade aus diesem Actenstück der klarste Einblick in die obwaltenden Verhältnisse gewinnen läßt. Vor Allem fordern hier die Serben, daß ihrer Fürstendynastie der Obrenowitsche die Erblichkeit ihrer Würde endgültig zuerkannt werde, weil ohne diese das Land bei jedem Thronwechsel durch innere Parteiungen zerrissen werde, wodurch eine gedeihliche Weiterentwickelung unmöglich werde. Sodann fordern sie die Expropriation und das Abziehen der muselmännischen Bevölkerung: denn gerade das Zusammensein der beiden feindlichen Elemente müsse zu fortwährenden Reibungen führen. In der That ist dadurch zwei Jahre darauf der Conflict entstanden, der zu dem barbarischen Bombardement der offenen Stadt Belgrad von Seiten der türkischen Festung führte. Schließlich begehren sie noch Unabhängigkeit für die innere Gesetzgebung und Verwaltung. Man sieht schon hier, worum es sich in diesem Kampfe handelte. Wurden jene Forderungen erfüllt, so war ein großer Schritt zur Erreichung der Unabhängigkeit gethan. Die Pforte mußte sie schließlich bewilligen, um nicht die serbische Nation in die Arme der übrigen aufständischen Provinzen des türkischen Reiches zu treiben. Und damit war denn der Grundstein zu der Entwickelung gelegt, welche in dem Berliner Frieden ihren formalen Abschluß gefunden hat. G. W.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Im Residenz-Theater hat Josephine Gallmeyer ein erfolgreiches Gastspiel begonnen. Wohl ein halb Dutzend Mal im Laufe der Jahre ist die Wiener Künstlerin auf Berliner Bühnen erschienen, um stets von Neuem in gewissen ängstlichen Kreisen die ebenso geartete Frage anzuregen, ob es auch mit der bürgerlichen Wohlanständigkeit vereinbar sei, „die Gallmeyer" zu sehen, oder gar, ob nicht, angesichts des besonderen Falles, den heirathsfähigen Töchtern die bisher als ein natürliches Recht zugestandene Erlaubniß des Theaterbesuchs beschränkt werden müsse. Man pflegt diese bedeutsame Frage gleichwerthig mit der anderen in Betreff des pädagogischen Nutzens der letzten Operette zu behandeln, von der manch' neugieriger Mädchenmund, als gelte es den eleusinischen Mysterien, in den Tanzpausen fragt, ob es denn „wirklich so schlimm" und die reizende Operettenweise, nach der man soeben im Tanze sich gewiegt, nichts als die Flagge sei, welche gar arge moralische Contrebande decke. Sofern diese Zweifel der „Gallmeyer" gelten, möchte ich zu ihrer Beseitigung beitragen — zu Gunsten der Eltern wenigstens. Denn die, ob ihrer erziehlichen Unzuverlässigkeit vielleicht nicht ganz mit Unrecht gefürchtete Schauspielerin, hat sich nach und nach zu einer Künstlerin von ganz ungewöhnlicher Bedeutung herangebildet, die unter den ersten genannt zu werden verdient, wo es sich um wirkliches schauspielerisches Können handelt. Josephine Gallmeyer war vor Jahren, als ich sie zum ersten Mal in ihrer Heimat sah, eine Soubrette von starkem, an Zügellosigkeit streifenden Temperament, das nicht selten über die Stränge schlug, aber, da es mit demselben in dem echten Wiener Volksthum wurzelte, den bei Weitem größeren Theil des Publicums ebenso in seine Kreise bannte, wie es den anderen sich abwendig machte. Wenn der Norddeutsche damals schon, als es sich noch um eine ganz specifische, lokale Erscheinung handelte, dieser nicht in dem Maße fremd gegenüberstand, wie es vielleicht bei Nestroy oder umgekehrt, mit dem Süddeutschen bei Helmerding der Fall gewesen wäre, so ist der Grund dafür einfach in der Thatsache zu suchen, daß Josephine Gallmeyer auch damals schon, neben ihren, auf der Landsmannschaft beruhenden Eigenthümlichkeiten, ein Gestaltungsvermögen von ganz ungewöhnlicher Stärke besaß. Und diese Kunst des Individualisirens hat sich im Verlaufe der Jahre in ihr zu einer solchen Bedeutung erhoben, daß ihr auf der gegenwärtigen deutschen Bühne nur wenig an die Seite zu setzen und die nur bedauern läßt, daß seiner Verwendung für die Lösung der edelsten Aufgaben ein Hinderniß sich entgegenstellt, das gleichfalls aus der Nationalität sich ergibt — der Dialekt. Hierzu kommt, daß in demselben Maße, in welchem das Talent des Gastes nach der Richtung der schauspielerischen Kunst seinen Aufschwung nahm, auch jene Ausschreitungen des Temperaments aufhörten, durch welche Frau Gallmeyer den „Gutgesinnten" und oft auch den Nachsichtigen zum Schrecken geworden war. Aber das Temperament selbst ist geblieben, und im Verein mit jener unvergleichlichen Kraft der Charakteristik, dem schnellen Erfassen und der Wiedergabe des Alltäglichen, insbesondere wie es in den Schwächen der Menschen seinen Ausdruck findet, wirkt es fortreißend und alle Bedenken beschwichtigend, die aus den oft übermüthigen, aber meist witzigen und treffenden Improvisationen der Künstlerin sich ableiten lassen. — Ich bin weit entfernt davon, mit den vorstehenden Bemerkungen eine Charakteristik der hervorragenden Schauspielerin auch nur versucht zu haben. Nur dazu möchte ich bei-

tragen, daß man sich abgewöhnt, in ihr eine Soubrette im gewöhnlichen Stile und Sinne zu erblicken (höchstens eine etwas keckere), oder eine, durch die man „verdorben" werden kann. Man muß im Residenz-Theater Zeuge jener herzlichen Fröhlichkeit der Zuschauer gewesen sein, man muß ihr vom Herzen kommendes Lachen mitangehört haben, um zur Einsicht zu gelangen, daß es nur einem Auserwählten beschieden sein kann, auf dem Untergrunde solch' kindischer Bühnenwerke, wie die bei dieser Gelegenheit vorgeführten, solche Wirkungen zu erzielen.

Franz Nissels durch den „Schillerpreis" ausgezeichnetes Drama „Agnes von Meran", ist am 30. November auf der Bühne des „National-Theaters" zur Aufführung gelangt. Die interessante Neuigkeit fand eine ungemein warme Aufnahme, welche neben der Dichtung auch ihrer vortrefflichen Inscenirung galt. Wir haben grade vor einem Jahre an dieser Stelle den Werth des vielbesprochenen Werkes eingehend erörtert und haben die Genugthuung, daß wir von den damals auf Grund der Lectüre gewonnenen Anschauungen, heut, nach der Aufführung, nichts zurückzunehmen haben. j. h.

Notizen.

Die Hofchronik hat in der letzteren Zeit die politische fast ganz verdrängt und die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen vorwiegend gefesselt. Das Kommen und Gehen der Könige, Prinzen und hohen Würdenträger, der Botschafter und selbst der kleineren Gesandten wurde eifrig studirt. Man weiß ja, wie ernst es die Leute mit den diplomatischen Angelegenheiten nehmen, wie geringen Werth sie auf Sensationsnachrichten legen und wie Alles, was ihnen geboten wird, sachlich begründet und tief durchdacht sein muß. Die Tagespresse ist denn auch bekanntlich ein geweihtes Priesteramt, dessen Träger und Inhaber, von dem hohen Ernst ihrer Aufgabe erfüllt, wie auch immer interessante unsichere Gerüchte entschlossen zurückweisen und nur an der einfachen, wohlbegründeten Wahrheit Gefallen finden. Auf die Erziehung des öffentlichen Geistes bedacht, fliehen die Journalisten jedes marktschreierische Gebahren, jede nur auf den Vortheil des Augenblicks gerichtete Behandlung öffentlicher Angelegenheiten und erfüllen ihren Beruf mit entsagungsreicher Treue gegen sich selbst und die Nation. So bleibt denn auch der wöchentlichen Nachlese bezüglich dessen, was sich ereignete, nur eine spärliche Ausbeute. Höchstens wäre zu notiren, daß ein wirklicher Umschwung der Dinge in Petersburg noch immer ein Problem bleibt, dessen hoffentlich friedliche Lösung die Zukunft übernehmen muß; daß die Dänen sich der ihrem Könige in Berlin erwiesenen Gastfreundschaft herzlich gefreut, aber die über ihre Köpfe hinweg vor Jahresfrist erfolgte Beseitigung des Artikels V noch nicht vergessen haben; daß die Welfen sich still verhalten, zumal ihr rührigster Führer anderweitig beschäftigt ist, aber noch immer von allerlei unmöglichen Restaurationen und Compensationen träumen; daß endlich, nachdem die Visiten zu Ende, die Cermonienmeister aufathmen, die Ordensbänder abgelegt und die Jubelhymnen verhallt sind, Alles im Großen und Ganzen unverändert erscheint. Die Welt geht wieder ihren alltäglichen Geschäften nach, die Interessen kreuzen sich und die verschiedenen europäischen Lager setzen ihre gegenseitige sorgsame Ueberwachung pflichtgemäß fort. Weder der Czarewitsch noch der mit dem mecklenburgischen Hofe eng verwandte Großfürst Wladimir haben die deutsch-östreichische Entente, mit welcher die eiserne Nothwendigkeit über alle Phrasen erkünstelter Höflichkeit den Sieg davontrug, zu stören vermocht. Die Russenfreunde warten sehnsüchtig auf den Augenblick, wo sie wieder die altgewohnten Weisen anstimmen dürfen, werden aber noch weiterhin warten müssen. Die Zwischenzeit füllen sie mit Invectiven gegen England aus, die einen um so kühneren Muthesmuth bekunden, als man sie in London vollständig ignorirt und die Hiebe durchweg in die Luft gehen. Das Berliner Publicum erfreut sich seinerseits an dem traditionellen großstädtischen Klatsch, um die Sache beim Namen zu nennen, der, so unglaublich es klingt, auch eine hochstehende Prinzessin nicht verschont hat. Man wollte ihr nicht wie einer gewöhnlichen Sterblichen eine zeitweilige Residenz am südlichen Meeresstrande zur Erholung von einem schweren Familienunglück gönnen, sondern fingirte für diese Entfernung der Himmel weiß welche andere Motive der Verstimmung und des Mißmuthes. Die Legende wagte sich nicht an die Oeffentlichkeit, aber flog von Mund zu Mund und bewies nur von Neuem, wessen die Leichtgläubigkeit fähig ist. Die Prinzessin selbst hatte offenbar von dem absurden Gerede keine Ahnung und ging, wie Augenzeugen in diesem Herbst bemerken konnten, begleitet von ihren Kindern, einer Hofdame und gefolgt von dem die Zeichensachen tragenden Diener, unbekümmert am Strande des blauen Meeres spazieren, gewärtig des kleinen Privatdampfers, der sie und ihr Gefolge fast täglich zu einer kurzen Seefahrt entführte. Die Berliner Kannegießer aber zerbrachen sich die Köpfe über die Abwesenheit der hohen Reisenden von der Hauptstadt, ganz so, wie sie es über die Wiederkehr thun werden. Der Altmeister wußte, was er sagte, als er den denkwürdigen Ausspruch that, die Vernunft habe ihre Grenzen, aber die Albernheit sei unermeßlich und spotte jeder Berechnung.

* * *

Literarische Neuigkeiten.

Aus dem Verlage von J. J. Weber, Leipzig.

Ein sehr interessantes und für schriftstellerische Berufskreise sehr nützliches Werk ist das folgende: Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler von Karl B. Lorck. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Das Werk enthält in der Einleitung eine kurzgefaßte Geschichte der Buchdruckerkunst. Im ersten Abschnitt beschäftigt es sich mit der Technik der Buchdruckerkunst, mit den Typen, dem Satz, der Correctur und dem Druck; im zweiten ertheilt es praktische Winke für die Herstellung eines Druckwerkes und gibt Anweisungen über das Manuscript, über Format, über Schrift, Papier, Auflage, Stereotypie ꝛc., ferner über den Vertrieb, namentlich aber — und diese Abschnitte sind der besonderen Berücksichtigung zu empfehlen — eine kurze Einleitung zum Correcturenlesen und die Beantwortung der Frage: wie der Autor zur Billigkeit des Druckes beitragen kann. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Schriften und ihrer Anwendung. Das Werk ist allen denjenigen, welche mit den Druckereien dauernd oder vorübergehend zu schaffen haben, als ein vortrefflicher Rathgeber anzuempfehlen, insbesondere denen, die mit den Buchdruckereien nicht in beständigem Rapport stehen. Die ersteren, also namentlich die Redacteure, haben durch den ununterbrochenen Verkehr sich gewöhnlich schon die erforderliche Technik zu eigen gemacht, aber Wissenschafter und gelegentliche Schriftsteller, welche mit den technischen Bezeichnungen nicht vollkommen vertraut sind, welche die verschiedenen Benennungen der Schriften, die üblichen Abkürzungen bei den Correcturen und dergleichen nicht genau kennen, werden aus diesem Werke in allen Zweifelfällen Belehrung und Gewinn ziehen. Das Buch ist kurz, leicht faßlich und vortrefflich ausgestattet.

In derselben Ausstattung und von demselben Verfasser ist erschienen: Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte. Zur Erinnerung an die Einführung der Buchdruckerkunst in Leipzig 1479 und an die dortige Gewerbeausstellung 1879. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Vergangenheit 1479—1840, der zweite mit unserer Zeit bis auf den heutigen Tag. Es wird in diesem zweiten Abschnitt die Wichtigkeit Leipzigs als Börsenplatz des deutschen Buchhandels und des deutschen Commissionsgeschäfts, so wie als Verlags- und Druckort zum Gegenstand einer gründlichen und interessanten Studie gemacht. Auch dieses Werk wird in den betheiligten Kreisen verdiente Aufmerksamkeit finden.

Der Illustrirte Kalender für das Jahr 1880 schließt sich den früheren Jahrgängen, die bereits in diesen Blättern eingehend besprochen worden sind, in der äußeren und inneren Ausstattung vollkommen an. Der Kalender bringt u. A. eine chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1879 und eine illustrirte Chronik der Vorgänge auf den Gebieten der Kriegswissenschaft, der Naturwissenschaft, der Literatur, der Kunst, der Geographie, der Gewerbe ꝛc. Reichhaltige statistische Data beschließen das Werk, das mit zahlreichen Porträts und sonstigen Bildern geschmückt ist. In dem Literatur-, Musik- und Theaterkalender macht sich wiederum jene überaus subjetive Feder bemerkbar, deren Eigenarten wir bereits im vorigen Jahrgang gerügt hatten. Wir verkennen die Schwierigkeit, innerhalb des überaus knappen Raumes die geistige und künstlerische Thätigkeit einer Nation im Zeitraume eines Jahres zu charakterisiren, in keiner Weise und wollen dem Verfasser das Verdienstliche seiner Arbeit gewiß nicht schmälern. Es

steckt rühmlicher Fleiß darin; aber das beständige Hervordrängen seiner Persönlichkeit berührt überaus unangenehm, ebenso die schnellbereite und kurz absertigende Kritik von Werken, die der Verfasser der Uebersicht kaum genügend zu kennen scheint, um sich darüber ein so bestimmtes Urtheil zu verstatten.

In demselben Verlage ist endlich erschienen: Die ästhetische Bildung des menschlichen Körpers. Lehrbuch zum Selbstunterricht für alle gebildeten Stände, insbesondere für Bühnenkünstler, von Oskar Guttmann. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit 98 in den Text gedruckten Abbildungen. Das Buch enthält eine Abhandlung über die anatomisch-physiologischen Grundbegriffe, ferner über pädagogische Gymnastik (Anleitung zur Ausbildung der einzelnen Gliedmaßen durch Zimmergymnastik), ferner über ästhetische Gymnastik, über Stehen und Gehen, über Mimik, außerdem über die Grundelemente des Tanzes und der Fechtkunst. Auch über die Bekleidung und die Anwendung der hier aufgestellten Regeln für das bürgerliche Leben, den Salon und die Bühne enthält das Buch Vorschriften. Die Kreise, an welche es sich vorzugsweise wendet, sind auf dem Titel angegeben; es sind also namentlich Schauspieler und sonstige Bühnenkünstler.

Es mag hier gleich die Erwähnung eines andern Buches angeschlossen werden, das ein sehr verwandtes Thema behandelt: Zwölf Hantelübungen. Ein praktisches Kapitel zur Zimmergymnastik. Mit 27 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Kapell, Turn- und Fechtmeister in Berlin. Leipzig, Verlag von H. Hesse.

* * *

Jüdische Literatur.

Es ist natürlich, daß die Judenfrage, die neuerdings eine so eigenthümliche Zuspitzung angenommen hat, sich auch in den Erzeugnissen der Literatur bemerklich macht. Wir sprechen nicht von jenen Brandschriften, die zumeist dem Verlangen des Autors: um jeden Preis von sich reden zu machen, ihr Dasein verdanken, wir sprechen auch nicht von den Entgegnungen, die der Herausforderung gefolgt sind; wir lassen mit einem Worte die ganze polemische Frage bei Seite und führen hier nur diejenigen Werke auf, die den confessionellen jüdischen Charakter ohne besondere Tendenz aufweisen, wenigstens ohne polemische Spitze.

Da wäre zuerst zu nennen: Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von Otto Henne-Am Rhyn. Bern 1880, Rudolf Costenoble. Von diesem Werke sind bis jetzt die beiden ersten Lieferungen erschienen, die die Culturgeschichte der Juden bis etwa zum Jahre 1000 umfassen.

Lessing-Mendelssohn. Gedenkbuch. Zur hundertfünfzigjährigen Geburtsfeier von Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn, sowie zur Säkularfeier von Lessings „Nathan". Herausgegeben vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde. Mit drei Bildern in Lichtdruck. Leipzig 1879, Verlag von Baumgärtners Buchhandlung. Die Lichtdrucke stellen Moses Mendelssohn nach dem bekannten Gemälde von F. C. Frisch, Lessing nach dem bekannten Porträt von A. Graff und eine Scene „Lavater und Lessing bei Moses Mendelssohn" dar, das letztere von Moriz Oppenheim in Frankfurt am Main. Die Herausgeber, Dr. L. Fürst und Dr. A. Bodeck in Leipzig, haben in diesem Gedenkbuch ein große Anzahl von Aufsätzen über die auf dem Titel genannten Dioskuren der Toleranz und aus den Schriften der Genannten die vornehmlichsten Stellen, welche Duldsamkeit und Gleichberechtigung allen Confessionen predigen, zusammengestellt. Bedeutende wissenschaftliche Namen haben an dem Werke mitgearbeitet. Das Buch ist durch und durch jüdisch, aber es vermeidet durchaus den aggressiven Ton.

Kinnorlieder. Althebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung mit erläuternden Anmerkungen von Dr. Martin Schultze. Leipzig 1880, Ernst Günther. Eine Sammlung von Liedern aus den historischen und prophetischen Büchern, aus der Psalmensammlung, aus den Sprüchen, dem Hohen Liede und den Kriegsliedern. In welcher Weise der Uebersetzer seine Aufgabe erfaßt und zu lösen versucht hat, mag ein Beispiel erweisen: Hohelied 8, 13. Luthers Uebersetzung: „Die du wohnst in den Gärten, laß mich deine Stimme hören; die Gesellschaften warten darauf." Uebersetzung von Martin Schultze:

Bewohnerin der Gärten —
Man lauschet deinem Sang —
O laß auch mich vernehmen
Der süßen Stimme Klang.

Eine scherzhafte und harmlose Dichtung ist: Der Antijüdelungsverein. Ein komisches Epos in 10 Gesängen von Justus Simplex. Berlin, Elwin Staude. Ein lustiges und ganz amusantes Buch in leicht fließenden und gewandten Versen.

Sinnsprüche aus dem Talmud und der rabbinischen Literatur, zusammengestellt von F. Sailer. Berlin, Verlag von Friedrich Stahn. Das mit Sachkenntniß zusammengestellte und sehr hübsch ausgestattete Büchlein ist wohl als eine Antwort auf jene tendenziösen Mittheilungen aus dem Talmud zu betrachten, die von den Blättern der ausgesprochen antisemitischen Tendenz verbreitet worden sind, und nach denen der Talmud durch und durch unsittliche Lehren enthalten soll. Hier sind natürlich nur Sprüche der tiefsten Sittlichkeit aufgeführt, streng moralische und weise Sentenzen.

* * *

Ein neuer Beitrag zur Spruchliteratur, ein vortreffliches Buch, das sich in Form und Inhalt dem früher erschienenen Werke: „Altdeutscher Witz und Verstand" anschließt, ist Christoph Lehmanns Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber altdeutscher Sprüche und Weisheit. Berlin, Karl Dunckers Verlag (C. Heymons). In der ersten Abtheilung enthält das Werk die Reimsprüche alphabetisch geordnet, in der zweiten die Sprüche in Prosa, ebenfalls in der alphabetischen Reihenfolge. Die Spruchsammlung von Christoph Lehmann ist einzig in ihrer Art. Man weiß, wie sich schon Gotthold Ephraim Lessing für diese Sammlung des alten Rathsschreibers interessirte. Der jetzige Herausgeber hat die Sprüche, deren jeder eine treffliche Weisheit in knapper, oft bewundernswerther Form enthält, dem allgemeinen Verständniß dadurch angepaßt, daß er dieselben in unser modernes Hochdeutsch übersetzt hat. Jedoch ist er bemüht gewesen, allzu moderne Wendungen zu meiden und die Archaismen, deren Verständniß keinerlei Schwierigkeiten bereitet, sorgsam beizubehalten. Es ist eine überaus liebenswürdige Gabe, — ein Buch, das man immer gern zur Hand nimmt und in dem man immer gern blättert, und das vom Verleger ein angemessenes Gewand erhalten hat. Es ist auf gutem Papier in Schwabacher Schrift mit Kopfleisten und kunstvollen Initialen allerliebst ausgestattet. Der Einband im Geschmack eines kunstvoll stilisirten Musters aus dem 16. Jahrhundert entspricht dem anmuthigen Ganzen.

* * *

Erzählungen.

Von neu erschienenen Romanen und Novellen erwähnen wir hier kurz die folgenden — unter dem üblichen Vorbehalte, auf das eine oder andere der hier namhaft gemachten Werke zurückzukommen:

Die Paumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman von Karl Gutzkow. Mit dem vortrefflichen Porträt des Dichters in Radirung von D. Raab. Drei Bände in geschmackvollen Einbänden. Breslau, S. Schottländer. Es ist die völlige Umarbeitung des vor langen Jahren erschienenen Romans „Hohenschwangau", die letzte Arbeit des großen Dichters, während deren ihn das tragische Geschick abberufen hat.

Goldschmiedkinder. Roman von Julius von der Traun. Wien 1880, Verlag von L. Rosner.

Der Schelm von Bergen. Einer unverklungenen Sage nacherzählt von Julius von der Traun. Derselbe Verlag. Dritte Aufl.

Zwei sehr anziehende Erzählungen des bekannten Politikers und Dichters Julius Alexander Schindler. Das zuletzt genannte Werk hat bereits einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen: innerhalb vier Wochen ist die dritte Auflage nöthig geworden.

Eines gleichen Erfolges hat sich die neue Novelle von D. Spitzer, Verliebte Wagnerianer, zu rühmen. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt. Spitzers Eigenthümlichkeiten, die in diesen Blättern schon mehrfach der Gegenstand eingehender Besprechungen gewesen sind, sind allen gebildeten deutschen Lesern zur Genüge bekannt; und er verleugnet dieselben auch in diesem neuesten boshaften, oft sehr gewagten und oft auch sehr unterhaltenden Werke nicht. Wagner gehört, wie man weiß, zu den speciellen Lieblingen des Wiener Spaziergängers. Spitzer war es ja auch, der die „Briefe an eine Putzmacherin" veröffentlicht hat. Die Wagner freundlich gesinnte Presse hat an dem Buche natürlich kein gutes Haar gelassen, was dem Erfolg indessen, wie man sieht, keinen Abbruch gethan hat.

Ein stummer Musikant. Die Geschichte einer Künstlerliebe, heißt eine Novelle von Maximilian Bern, die im Verlage der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen ist. Maximilian Bern hat durch seine vielgenannte Novelle „Auf schwankem Grunde" sich als ein bedeutendes Talent kundgegeben, von dem man nach diesem glücklichen Debut für die Zukunft Bedeutendes erwarten durfte. Diese neuste Erzählung zeigt wiederum vortreffliche Eigenschaften, namentlich ein stimmungsvolles poetisches Colorit, das aufs Neue die sehr glückliche Veranlagung dieses Schriftstellers bestätigt. Ein Fortschritt im Vergleich zu der früheren Novelle ist jedoch leider nicht zu constatiren, wenn auch zum Glück von einem Rückschritt nicht die Rede sein kann. Es will uns indessen scheinen, als ob der Verfasser in seiner Production zu lange Pausen eintreten ließe. Ein vielversprechendes Talent darf nicht zu lange schweigen. Es ist ein mißliches Schicksal, jahrelang ein „vielversprechendes Talent" zu bleiben und immer nur als der Verfasser eines vor Jahren erschienenen Werkes genannt zu werden.

Wir erwähnen hier schließlich noch ein chinesisches Novellenbuch: Kin-ku-ki-kuan, Stuttgart, Verlag von Gebrüder Kröner. Deutsch von Eduard Grisebach. Von dem Herausgeber mit einer literarischen Notiz eingeleitet.

* * *

Gedichte.

Zunächst haben wir eine neue prachtvolle Ausgabe der Gedichte von Alfred Meißner anzuführen. Die Ausgabe ist ein typographisches Meisterwerk, gleich hervorragend in Druck, Holzschnitt und Papier. Die Ornamente und Initialen sind entworfen und gezeichnet von Adolf Schill und von Käseberg und Oertel in Holz geschnitten. Wir sprechen hier nur über das äußere Gewand. Der Inhalt, die trefflichen Dichtungen selbst, die bereits in zwölfter Auflage erschienen sind, sind ja allbekannt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, dem Verleger, Friedrich Wilhelm Grunow in Leipzig, der sich in letzterer Zeit durch zahlreiche geschmackvolle Ausstattungen sehr vortheilhaft bemerkbar gemacht hat — es ist derselbe Verleger, der u. A. das bekannte Buch von Moriz Busch, „Graf Bismarck und seine Leute", in einer ebenfalls außerordentlich geschmackvollen Ausstattung veröffentlicht hat — unser aufrichtiges Compliment zu machen. Der erste Band enthält das Gedicht „Ziska", der zweite und dritte Band die Gedichte. Wir kennen kaum ein origineller und geschmackvoller ausgestattetes Gedichtbuch als dieses.

Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter von Paul Heyse. Berlin 1880, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). Die geist- und stimmungsvollen Tagebuchblätter und Episteln sind unsern Lesern zum Theil schon bekannt. Einige derselben sind bereits in „Nord und Süd" und wohl auch in andern literarischen Zeitschriften erschienen. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, diese bedeutenden Dichtungen hier mit einigen Worten abzufertigen. Wir könnten hier nur sagen, daß alle jene großen Gaben, die Paul Heyse mit Recht zu einem Lieblingsdichter unsres deutschen Volkes gemacht haben: sein tiefes Empfinden, seine Feinsinnigkeit, seine meisterhafte Beherrschung der Form, auch aus diesem neusten poetischen Werke hell hervorleuchten. Wir brauchen hier nur anzuzeigen, daß diese Gedichtsammlung erschienen ist, um alle Freunde des Dichters — und er zählt deren nach Tausenden — zu veranlassen, sich mit dem Inhalte dieses Werkes bekannt zu machen.

Von Haide und Campagna. Gedichte und Balladen von Ida von Conring. Bremen 1880, J. Kühtmann. Es ist das erste Mal, daß uns der Name der Dichterin hier begegnet. Wir machen die Bekanntschaft mit einem feinsinnigen und zarten Talent, von einer liebenswürdigen, wir möchten sagen edeln Naivetät und anmuthigen Einfachheit. Auch in der Form ist nichts Gesuchtes zu tadeln und schon eine merkliche Sicherheit zu rühmen. Kleine Verstöße kommen allerdings noch vor; so ist in einem durchweg gereimten Gedichte „gedenken" mit „Händen" gereimt (S. 40). Aber das hat wenig auf sich. Im Allgemeinen machen diese anspruchslosen Lieder den freundlichen Eindruck eines der Ermuthigung werthen Talentes, das richtig empfindet und dafür das richtige Wort zu finden weiß.

Ein alter Bekannter ist das vortreffliche epische Gedicht Hugdietrichs Brautfahrt von Wilhelm Hertz, das in dritter Auflage im Verlage der Gebrüder Kröner in Stuttgart 1880, in anmuthiger Ausstattung erschienen ist.

Wir haben nun noch die Aufmerksamkeit auf einen im Kreise seiner Heimat hochgeschätzten, aber doch noch nicht nach Gebühr bekannten Dichter zu lenken, Daniel Bartels ist sein Name, der unter dem Titel „Der Grillenscheucher" seine Gedichte „zum Vortrag in geselligen Kreisen" in acht Theilen, drei Bänden, in seiner Vaterstadt Hamburg bei F. G. Nestler und Nelle veröffentlicht hat. Die ersten Theile sind schon in verschiedenen Auflagen erschienen, der erste in fünfter, die späteren in zweiter, dritter und vierter. Die meisten, und jedenfalls die besten dieser Gedichte, sind in Hamburger Plattdeutsch, einige in „Missingsch", Hochdeutsch mit Platt vermischt, geschrieben. Es befinden sich unter diesen wahre Perlen gesunden Humors. Man kann einige ohne Scheu mit den guten „Rimels" von Fritz Reuter vergleichen. Diese sind namentlich durch den Vortrag des außerordentlichen plattdeutschen Schauspielers Kinder, der mit Lotte Mende hier in Berlin große und verdiente Erfolge gefeiert hat, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Bei unserer Aufzählung, die keinen andern Zweck hat, als dem Leser den Hinweis auf die hier namhaft gemachten Werke zu geben, lassen wir es bei dieser kurzen Notiz bewenden.

* * *

Dramatische Dichtungen und dramaturgische Schriften.

Ein neues Trauerspiel von Heinrich Kruse ist unter dem Titel „Die Verbannte" in Leipzig im Verlage von S. Hirzel 1879 erschienen. Es ist das neunte Trauerspiel dieses Dichters, dessen bedeutende Vorzüge und Eigenthümlichkeiten in diesen Blättern schon sehr häufig gewürdigt worden sind. Wir haben über „Wullenwever", „König Erich", „Brutus", „Marino Faliero", „Das Mädchen von Byzanz" in der „Gegenwart" schon so eingehende Aufsätze gebracht, daß die Notiz von dem Erscheinen eines neuen Trauerspiels genügen wird, um die Aufmerksamkeit der Leser und besonders der Directoren auf dieses Werk hinzulenken.

„Magdalene" heißt ein einactiges Schauspiel von Marie von Ernest, deren dramatisches Erstlingswerk „Mit dem Strome" in Hamburg und Wiesbaden mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt worden ist, in Breslau aber weniger angesprochen zu haben scheint. Dieses kleine Schauspiel ist eine originelle, sehr talentvolle, aber etwas gewaltsame Arbeit. Von den „Pußtaliedern" dieser jugendlichen Dichterin haben wir bereits gesprochen.

Unter dem Titel Drei Bühnendichtungen hat Theodor Piderit in Bremen bei J. Kühtmann, 1880, das dreiactige Schauspiel „Charlotte von Wolfenbüttel", das vieractige Trauerspiel „Die Städinger" und das zweiactige romantische Schauspiel „Schön-Rotraut" veröffentlicht. Diese dramatischen Dichtungen sind vom Verfasser „seinem Lehrer und Freunde, Dr. Heinrich Kruse in dankbarer Erinnerung" gewidmet.

Zu diesen Neuen sind alte liebe Bekannte hinzugekommen. Adolf L'Arronge hat unter dem Titel Dramatische Werke im Verlage von Eduard Bloch seine allbekannten Lustspiele: „Mein Leopold", „Hasemanns Töchter" und „Doctor Klaus" in einer Gesammtausgabe veröffentlicht. Ueber den Inhalt ist nichts mehr zu sagen. Wir haben daher hier nur zu erwähnen, daß die Ausstattung sehr hübsch ist: ein stattlicher gutgedruckter und elegant gebundener Band. Wenn nur ein ganz geringer Procentsatz derer, die sich an L'Arronges Stücken auf der Bühne erfreut haben, die angenehmen Erinnerungen durch die Lecture wieder auffrischen will und ausnahmsweise das Buch kauft — es gibt ja wirklich einige Sonderlinge in Deutschland, die von Zeit zu Zeit noch einmal ein Buch kaufen — so wird der buchhändlerische Erfolg nach dem ungeheuren Bühnenerfolge schon ein bedeutender sein.

Eine sehr interessante dramaturgische Schrift ist von Hans Herrig verfaßt: Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater. Dresden 1879, R. von Grumbkow'sche Hof-Verlagsbuchhandlung. Hans Herrig ist ein feiner Kopf, ein sehr unterrichteter Mann und er schreibt vortrefflich. In dieser kleinen Broschüre werden die charakteristischen Eigenheiten, die Vorzüge und auch die Mängel dieser interessantesten Theatergesellschaft des deutschen Reiches — interessant von jedem Gesichtspunkte aus, mag man nun zu den enthusiastischen Freunden oder zu den erbitterten Gegnern der Meininger zählen — in scharfsinniger und geistvoller Weise klar gelegt.

Anläßlich des hundertjährigen Bestehens der Mannheimer Bühne hat Anton Pichler eine Chronik des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim verfaßt und im Verlage von J. Bensheimer in Leipzig, 1879, erscheinen lassen. P. L.

Offene Briefe und Antworten.

Die Anfrage unsres Petersburger Correspondenten hat zu einem überraschenden Resultate geführt. Es sind uns innerhalb einer Woche zwanzig und mehr mehr oder minder gelungene Uebersetzungen des lateinischen Spottgedichtes zugegangen. Das von uns mitgetheilte Distichon des polnischen Dichters und Bischofs Krzycki, welches vorwärts gelesen eine Schmeichelei, in umgekehrter Wortfolge dagegen einen scharfen Geißelhieb gegen den Fürstbischof Johannes a Lasco darstellt, lautete also:

Eximium decus hoc fecit te scandere regni,
Lascie Ioannes, laus tua, non tua fraus. —

(Deine Würdigkeit, nicht deine Schurkerei hob dich,
Johann von Lasko, zur höchsten Ehrenstaffel des Reiches empor.) —

Umgekehrt gelesen heißt es:

Fraus tua, non tua laus, Ioannes Lascie, regni
Scandere te fecit hoc decus eximium. —

(Zu des Reiches höchster Ehrenstaffel hob dich, Johann von Lasko,
Deine Schurkerei, nicht deine Würdigkeit empor.)

Da schreibt uns zunächst ein vortrefflicher Philologe, Dr. Schauenburg, Realschuldirector in Crefeld:

Daß bei einer metrischen Wiedergabe in deutscher Sprache auf wörtliche Uebersetzung verzichtet werden muß, liegt freilich auf der Hand. Unsre Wortstellung ist gebundener, auch fehlen uns die zweisilbigen Begriffswörter, welche als Pyrrhichien dienen, wie decus, tua ꝛc. Inzwischen dürfte der Sinn des Spottverses ziemlich genau in folgendem Distichon hervortreten:

Macht, überschwängliche, ward dir, hochbenedeieter Lasko,
Würdiger! Siegreich ward Treu' über Schelmengezücht! —

welches umgekehrt lautet:

Schelmengezücht über Treu' ward siegreich, würdiger Lasko,
Hochbenedeieter; dir ward überschwängliche Macht.

Etwas sarkastischer und flotter dürfte die Variante sein:

Dich überschüttete Glanz, Fürstbischof, heiliger Lasko,
Himmlischer; heut' triumphirt Treu' über Schelmengezücht.

In der Umkehrung:

Schelmengezücht über Treu' triumphirt heut', himmlischer Lasko;
Heiliger Fürstbischof, Glanz überschüttete dich!

Mit hochachtungsvollem Gruß
Ihr
Dr. E. Schauenburg, Realschuldirector.

Hier erscheint uns die Aufgabe ganz meisterhaft gelöst. Der Dichter Hermann Oelschläger in Leipzig hat uns ebenfalls eine gelungene Uebersetzung eingesandt.

Seine Uebertragung lautet:

Stolz und purpurbekleidet wardst du Reichsprimas nun endlich:
Dich, Johannes, erhob Ruhm — nicht verächtlich, wie List.

Und rückwärts gelesen:

List, wie verächtlich! nicht Ruhm erhob, Johannes, dich endlich,
Nun Reichsprimas du wardst, purpurbekleidet und stolz.

Dr. Buchner in Crefeld sendet uns die folgende Uebertragung:

Geistesgewalt, nicht Tücke, gab unverwelkliche Ehren,
Glänzende, Lasko dir, Perle Polonias, dir.

Dir, Polonias Perle, dir Lasko, glänzende Ehren,
Unverwelkliche, gab Tücke, nicht Geistesgewalt.

Der Uebersetzer bemerkt dazu: Allerdings muß ich eingestehen, daß einige mitteltonige Wörter, je nachdem sie in der Arsis oder Thesis stehen, betont oder tonlos gebraucht sind. Doch scheint mir dies gestattet.

Hans Schmidt in Wien sendet folgende Uebersetzung, die zwar nicht das gleiche Versmaß wie das Original bietet, jedoch zwei selbstständige Metra ergibt:

Erklimmen Stufen höchster Ehren
Ließ dich Verdienst, nicht Schelmerei.

Schelmerei, nicht Verdienst, dich ließ
Ehren höchster Stufen erklimmen.

Wir erwähnenen hier noch die Einsendungen von zwei Leipziger Studenten, Rudolf Winter, stud. jur. et cam., übersetzt:

Zier hellleuchtende du, Reichskirchengewalt dir verschaffte,
Laskos Bürger Johann, deinerseits Ruhm nicht Betrug.

Hier bleibt nur, wenn man das Distichon umgekehrt liest, vom Metrum nicht viel übrig. In der folgenden Uebersetzung des stud. astron. W. Wislicenus ergibt die wörtliche Umkehrung zwar noch immer den richtigen Sinn, aber das Metrum wird ganz aufgelöst.

Herrlich und ehrenvoll ist es ja, steigen dich machte, Johannes,
Ehre und Lob und Verdienst niemals Täuschung der Macht.

Alle die geehrten Correspondenten haben im Wesentlichen die schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst und wir haben ihnen sowohl in unserm Namen wie im Namen der Petersburger Uebersetzungsgesellschaft für ihre ersolgreichen Bemühungen herzlich zu danken. Unter den Einsendungen, auf deren Abdruck wir verzichten, befinden sich ebenfalls noch eine ganze Reihe wohlgelungener, aber da der Zweck hiermit erfüllt ist, glauben wir von der Veröffentlichung derselben hier absehen zu sollen.

* * *

Geehrter Herr Redacteur!

Gibt es für den ersten Vers in dem bekannten Hausmärchen, das die Brüder Grimm in plattdeutscher Mundart wiedergeben: „Von dem Fischer un syner Fru“:

„Manntje, Manntje, Timge Te,“

einen Commentar? Oder sind dies nur — wie in manchen alten Volksliedern — Worte ohne Sinn, die aus Rücksichten auf Metrum, Reim oder Klangfarbe willkürlich gebildet sind?

Ferner: gibt es von diesem Märchen eine gute, hochdeutsche Version und trägt in dieser der gutmüthige Fischer, der Gemahl der nimmersatten Ilsebill, einen Namen?

Sie würden durch Veröffentlichung dieser Zeilen, die einen genauen Kenner unserer Märchen vielleicht zu einer Auskunft über dieselbe tiefsinnige und philosophische Geschichte veranlassen werden, zu lebhaftem Danke verpflichten

Ihren in Hochachtung ergebenen
ältesten und treusten
Abonnenten.

Dieser Nummer liegen von nachstehenden Firmen folgende **Prospecte** bei:

Adolf Bonz & Comp. in **Stuttgart** — „Engelmann, Volksmärchen“.
Fr. Bruckmann's Verlag in **München** — „Empfehlenswerthe Festgeschenke“.
J. Guttentag (D. Collin) in **Berlin** — „Empfehlenswerthe Festgeschenke“.
Otto Spamer in **Leipzig** — „Illustr. Verlags-Verzeichniß“.
B. G. Teubner in **Leipzig** — „Literarische Festgaben“.
Otto Wigand in **Leipzig** — „Verlags-Verzeichniß“.

Inserate.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Schriften
von
Adolf Friedrich Grafen von Schack.

(Sämmtlich elegant gebunden.)

Gedichte. 3. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.50. Lothar. Ein Gedicht. 2. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.— Durch alle Wetter. Roman in Versen. 3. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.50. Ebenbürtig. Roman in Versen. 8. *M.* 4.— Politische Lustspiele. 2. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.50. Episoden. Erzählende Dichtungen. 3. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.50. Die Pisaner. Trauerspiel. 2. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 3.— Nächte des Orients. 2. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.— Die Heldensagen des Firdusi in deutscher Nachbildung. 3 Bände. 8. 3. Aufl. *M.* 20.— Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen. 2. Aufl. 8. *M.* 4.— Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bände. 8. 2. vermehrte Aufl. *M.* 12.— Geliodor. Dramat. Gedicht 8. *M.* 4.— Strophen des Omar Chijam. Aus dem Persischen. 8. *M.* 4.— Weihgesänge. 2. Aufl. Min.-Ausg. *M.* 4.— Timandra. Dramat. Gedicht. 8. *M.* 4.— Atlantis. Dramat. Gedicht. 8. *M.* 4.

Gestaltenreich und gedankenvoll, dazu von höchster Vollendung in der Form, eignen sich die verschiedenen Dichtungen des **Grafen von Schack** vorzugsweise zu **Festgeschenken** in gebildeten Familien.

Neue Erzählungen von Hans Hopfen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Geschichten des Majors
von
Hans Hopfen.

Inhalt: „Der verlorene Kamerad", „Schabernacks Wette", „Flinserls Glück und Ende".

Ein Band in 8. 294 Seiten. In Schwabacher Druck mit Zierleisten und Schlußvignetten. Geheftet 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Schon nach dem Erscheinen seiner „Bayrischen Dorfgeschichten" begrüßte die „Nordd. Allg. Ztg." Hans Hopfen „als den Meister unter den jetzt lebenden Erzählern". Von den hier vorliegenden drei Geschichten rühmt Paul Lindau in Nr. 37 der „Gegenwart": „daß sie zu den gelungensten und liebenswürdigsten Gaben des ausgezeichneten Erzählers gehören". Den Novellen voran geht eine lyrische Widmung an die verstorbene Frau des Verfassers, ein meisterhaftes Gedicht, das bei seinem vor Kurzem erfolgten Abdruck in der „Gegenwart" allgemeines Aufsehen erregte. So zeigt das Buch Hans Hopfen als Lyriker und Novellisten nach seinem besten Können und wird in seiner Eigenthümlichkeit und Frische dem beliebten Autor zu den alten Freunden viele neue erwerben. Wir übergeben es getrost dem Urtheil des Publikums.

Berlin W., Unter den Linden 21.

F. Schneider & Co.
Königliche Hofbuchhandlung.

Verlag von **George Westermann** in **Braunschweig.**

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutscher Adel. Eine Erzählung von **Wilhelm Raabe.** 8. geh. *M.* 3.60.

Eine reizende Erzählung, welche man nur mit innigstem Behagen lesen wird.

Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten von **Wilhelm Raabe.** 8. geh. *M.* 6.

Ein unglaublicher Reichthum einfacher, ungekünstelter Lebensweisheit liegt in diesen „zwei Büchern Lebensgeschichten" ausgestreut. Die „alten Nester" beherbergen einen Schatz echtesten Humors und hoher Poesie.

= **Vorräthig in den angesehensten Buchhandlungen Deutschlands** =

Pracht-Ausgabe

16 Bände in schwarz Kalbleder, vornehmer Renaissance-Einband, 240 Mark.
Ein schönes **Wandregal** dazu, in Eichenholz, inkl. Verpackung 35 Mark.

Diese neue Ausgabe des grossen Nationalwerks unterscheidet sich von der seitherigen durch ein weit stattlicheres Format, ist von höchstem Luxus der technischen wie stofflichen Ausstattung und entspricht den weitestgehenden Anforderungen an Geschmack und Druck. Sie ist nach Inhalt und Form eine Leistung ohne gleichen, an welcher deutscher Kunst- wie Gelehrtenfleiss sich erschöpft haben.

Verlag des BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS in Leipzig.

Einladung zur Subscription
auf die
Erste kritisch durchgesehene Ausgabe der Werke
von
Robert Schumann.
Herausgegeben von **Clara Schumann.**

Indem wir hiermit die Veranstaltung der **Schumann-Ausgabe** ankündigen, erfüllen wir einen seit langen Jahren von uns wie von vielen begeisterten Verehrern des grossen Meisters gehegten Herzenswunsch; mit heller Freude wird es gewiss mit uns das musikalische Publikum begrüssen, dass Frau Dr. Clara Schumann sich auf unsern Wunsch entschlossen hat, die kritische Ausgabe der Werke zu übernehmen.

Die Schumann-Ausgabe wird in systematischer Eintheilung, sowie in der äusseren Ausstattung, Format, Papier, Stich, Druck und Korrektheit den kritischen Gesammtausgaben unseres Verlages gleichen.

Zunächst erscheinen die Werke unseres Originalverlages sowie diejenigen der Verleger, welche dem Gesammtunternehmen für ihren Theil beitreten. Binnen 8 Jahren soll das Ganze in Partitur und Stimmen vorliegen.

Es wird Subscription auf die gesammte Ausgabe, sowie auf jede einzelne Serie angenommen; der Subscriptionspreis beträgt 30 ₰ für den Musikbogen in Folio Metallplattendruck. Einzelausgaben werden, soweit veranstaltet, zum Ladenpreise von 50 ₰ für den Musikbogen in Folio geliefert.

Alle Musikalienhandlungen legen auf Wunsch die bereits erschienenen Werke:

Op. 9.	**Carnaval**	*M.* 4.25	Serienausgabe als erste Lieferung Pr. *M.* 10.50 n.
Op. 12.	**Phantasiestücke**	„ 4.—	
Op. 17.	**Phantasie**	„ 4.—	
Op. 21.	**Novelletten**	„ 6.75	

vor, nehmen gleich den unterzeichneten Verlegern Subscription und Bestellungen an, und liefern Prospect und Werkverzeichniss unentgeltlich.

Mögen „Robert Schumann's Werke herausgegeben von Clara Schumann" bei den Verehrern ernster deutscher Musik Eingang finden, in ihren Einzelausgaben in alle Familienkreise dringen.

Leipzig, den 20. Nov. 1879. **Breitkopf & Härtel.**

Elegante Festgeschenke.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Bibliothek für unsere Frauen.

Herausgegeben von **Edmund Hoefer.**

1. Bd. **Rosy.** Eine Erzählung von **Marie Franck.** Min.-Format, höchst eleg. Mosaikbd. *M.* 4.
2. u. 3. Bd. **Das Erbe der zweiten Frau.** Eine Familiengeschichte von Gräfin **v. Ballestrem.** Min.-Format, höchst eleg. geb. *M.* 5.25.
4. Bd. **Auf der Giudecca.** Novelle von **Elise Linhart.** Min.-Format, höchst eleg. geb. *M.* 4.75.
5. Bd. **Das Pfarrhaus von Wudnik.** Eine altmodische Kriegs- und Liebesgeschichte von **Edmund Hoefer.** Min.-Format, höchst eleg. geb. *M.* 4.75.

Letztere von Patroitismus durchwehete höchst spannende Erzählung aus den Befreiungskriegen wird alle Frauenherzen lebhaft bewegen.

Jeder Band ist für sich vollständig und einzeln käuflich.

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vermischte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.

Zwei Bände.

Preis: 14 *M.*

Neuer Verlag von
Otto Spamer in **Leipzig** und **Berlin.**

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.

Unter besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von **Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe** in acht Bänden. Mit etwa 2000 Illustrationen, 40—50 Tontafeln, Karten 2c. Vollendet liegen vor: der 1. und 2. Band, elegant gebunden à *M.* 9.50.

Preußens Geschichte in Wort und Bild.

Ein Hausbuch für Alle.

Von **Ferd. Schmidt.** Dritte sehr verbesserte Auflage. Mit gegen 700 Text-Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Facsimiles von Namensunterschriften, Karten 2c. Nach Zeichnungen von **Ludwig Burger** u. A. Vollendet in drei Bänden oder sechs Halbfranzbänden. Bis jetzt liegt vor: 1. Halbband, geheftet *M.* 4.—

Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule u. Haus.

Von **Otto von Leixner.** Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von **Ludwig Burger, E. v. Luttich, B. Mörlins, H. Vogel** u. A. Vollendet in zwei Bänden. **Der erste Band** liegt vollendet vor und kostet bei einem Umfange von XII und 465 Seiten elegant geheftet *M.* 6.50; höchst eleg. gebunden *M.* 8.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neue elegante Festgeschenke.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Sophokles

Tragödien.

In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von

Carl Bruch.

Eleg. geb. 8 M.

Hellas.

Lyrische Dichtungen

aus dem hellenischen Alterthum.

In neuen metrischen Uebersetzungen von

Carl Bruch.

Feine Ausgabe elegant gebunden 6 M.

Verlag von **E. Morgenstern** in Breslau.

BREHMS THIERLEBEN

komplett in allen Buchhandlungen.

Die neue Auflage dieses berühmten Werkes ist soeben mit zehn Bänden beendigt worden. Sie umfasst die Abtheilungen der Säugethiere und Vögel in je drei Bänden, der Fische, Kriechthiere, Insekten und Niederen Thiere in je einem Band, mit zusammen 1945 Abbildungen nach der Natur.

Jeder Band kostet

in Umschlag broschirt	*12 Mark*
- Bibliotheks-Einband, grün Halbfranz. .	*14 -*
- schönem Renaissance-Einband, braun Leder	*15 -*
- feinem Kalblederband, naturfarbig. . .	*16 -*

Jede Abtheilung ist besonders käuflich. Das Ganze bietet die glänzendste und werthvollste Weihnachtsgabe für Freunde der Thierwelt.

Verlag des ***BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS*** *in Leipzig.*

Im Verlage von **Friedr. Brandstetter** in **Leipzig** ist erschienen:

Griechische u. römische Litteraturbilder

für die gebildete Frauenwelt.

Von

H. Normann.

Band I. Griech. Litteraturbilder. Mit 1 Titelstahlstich (dem Theater von Egesta) und 4 Holzschnitten (den Bildnissen von Aristophanes, Euripides, Homer und Sophocles). gr. 8. (31½ Bogen) Geh. *M.* 6, eleg. geb. *M.* 7.50.

Band II. Römische Litteraturbilder. Mit 1 Titelstahlstich (Inneres vom sogenannten „Hause des tragischen Dichters in Pompeji") und 4 Holzschnitten (den Bildnissen von Horaz, Terenz, Vergil und dem Kaiser Augustus). gr. 8. (23¼ Bog.) Geh. *M.* 5, eleg. geb. *M.* 6.50.

Von der Kritik allseitig als das beste und geeignetste Werk bezeichnet, die gebildete Frauenwelt mit den Schätzen der antiken Poesie bekannt zu machen!

Durch alle Buchhandlungen:

Fitger:

Die Hexe. Trauerspiel. 2 *M.*, Orig.-Einb. 3 *M.*
Adalbert von Bremen. Trauerspiel. Nachspiel: Hie Reich! Hie Rom! **2.** Aufl. 2 *M.*
Fahrendes Volk. Gedichte. 5 *M.*, in Orig.-Einbd. 6 *M.*

Verlag: **Schulze'sche Hof-Buchhdlg.** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:

Geschichte der bildenden Künste

von

Dr. Carl Schnaase.

Achter Band.

Zweite Abtheilung.

Herausgegeben von W. Lübke, unter Mitwirkung von C. Eisenmann.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. gr. 8. Preis 12 *M.*

(Preis des vollständigeu Werkes 105 *M.*)

Dem Herausgeber fiel nach letztwilliger Bestimmung die Aufgabe zu, den im Manuscript hinterlassenen achten Band druckfertig zu machen.

Unter Beihülfe einer tüchtigen Kraft ist es ihm gelungen, die Arbeit nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten zu vollenden, die Darstellung Schnaase's nach den vorhandenen Aufzeichnungen möglichst unverändert wiedergebend. Mit dieser längst erwarteten Abtheilung ist das classische Werk des geistreichen Kunst-Kritikers nunmehr zum Abschluss gebracht.

Verlag von **Leuschner & Lubensky,**
k. k. Univers.-Buchhandlung in Graz.

Soeben erschien:

Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche.

Gesammelt und nacherzählt von Dr. **Edmund Veckenstedt,** Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium in Libau. Preis *M.* 10 = ö. W. fl. 5.80, eleg. gebunden *M.* 13 = ö. W. fl. 7.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Weihnachtsnovitäten

aus dem Verlag v. Rich. Eckstein zu Leipzig.

☞ Sämmtliche Werke in hocheleg. Einbänden.

Humoristischer Hausschatz für's deutsche Volk. Herausg. von E. Eckstein. Neue Folge. 3 Bde. à 4 *M.* Beitr. v. Reuter, Wilbrandt, Franzos, Spielhagen, Auerbach.

Polko, E., Vesta. II. Jahrgang. Taschenbuch f. Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Mit Illustr. 5 *M.*

Eckstein, E., Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir. 3 *M.*

Polko, E., La belle France, Anthologie lyrique. 4 *M.*

Iris, Anthologie zur Veredlung von Geist und Gemüth. 4 *M.*

Stanislas, A., Waldmärchen. Eine Idylle aus dem Waldleben. G. zu Putlitz gewidmet. 3 *M.*

Weyler, Th., Chronik der Hausfrau. Ein Gedenk- und Notizbuch für's Haus. Mit Illustr. 4 *M.*

Jensen, W., Frühlingsstürme. Neue Novellen. 2 Bde. 11 *M.*

Sacher-Masoch, Die Aesthetik des Hässlichen. Erzählung. 3 *M.*

Marbach, H., Auf Irrwegen. Novellen. *M.* 3.50.

Droz, G., Das Kind. Ein Festgeschenk für junge Väter und Mütter. 3 *M.*

Wolzogen, E. von, Um dreizehn Uhr in der Christnacht. Eine Weihnachtsgeschichte. 1 *M.*

Hansen, S. A., Unsere Blumen im Zimmer. Ihr Leben und ihre Pflege. 2 *M.*

Weyler, Th., Citatenlexikon. Denker- u. Dichterworte im deutschen Volksmunde. (Neue geflügelte Worte.) 2 *M.*

Eckstein, E., In Moll und Dur. Gedichte. 5 *M.*

☞ **Interessante Novität.** ☜

Die Frage der Empörung u. Gotteslengnung i. Bezug a. d. Hrn. Prof. Kinkel verhand. zw. C. Gittermann-Leer u. Pastor Brands-Stapelmoor. Streitschrift. Abgedr. a. d. Ztg. „Rheiderland." Zu bez. d. jede Buchhdl.; g. Eins. v. 50 ₰ a. d. Verl. H. Risius i. Weener erf. fr. Zusdg.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von **Clemens Brentano.** Fortgesetzt und vollendet von **A. von der Elbe.** 8. Eleg. brosch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

Mit außergewöhnlichem Talent begabt, sich in die romantische und bei aller Einfalt so rührende Darstellungsweise **Clemens Brentanos** zu finden, hat der Verfasser die Bruchstück gebliebene **„Chronika"** mit Glück und Geschick einem schönen und befriedigenden Ende zugeführt. Das Buch ist eine edle Lektüre für jede Familie.

Passendes Festgeschenk!

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Uradelig."

Original-Roman von B. M. Kapri.

3 Bände. 8. 53 Bogen. Elegant brochirt. — Preis 10 *M.*

„Uradelig" ist recht eigentlich ein zeitgemäßer Roman. Er schildert uns Situationen, wie die Neuzeit sie geschaffen, die eiserne Zeit der Arbeit und der Zweckmäßigkeit, die mit unerbittlicher Hand Alles niederwirft, was sich hemmend dem sich Bahn brechenden Fortschritte entgegenstemmt, — mit weithin leuchtender Fackel jeden dunklen Zufluchtsort erhellt, in den sich verblendetes Vorurtheil geflüchtet, — und gegenüber dem zähen Kastengeist eines Aristokratismus. der sich selbst überlebt hat, religiöser Unduldsamkeit, welche die Augen gewaltsam schließen möchte vor dem zwingenden Lichte einer rationellen Weltanschauung und einem gebietenden Rechte zum Siege verhilft, — dem allgemeinen Menschenrechte.

Die Charaktere sind kräftig, einschneidend und doch mit feinster Nuancirung gezeichnet, Die Handlung unseres Romanes bewegt sich in lebhaften und spannenden Situationen, in mächtigen, gesellschaftlichen Contrasten bald in bürgerlichen und künstlerischen Kreisen, bald in jenen der Aristokratie, welcher der Verfasser durch seine Geburt angehört, und dies wahrheitstreue und doch mit reicher Phantasie vielfach variirte Zeitgemälde bemächtigt sich schon in den ersten Capiteln des Lesers voll und ganz, ihn mit stets wachsendem Interesse bis an's Ende fesselnd.

☞ Die „Blätter für literar. Unterhaltung" urtheilen in ihrer Nr. 31 v. 1879 über diesen Roman u. A. wie folgt:

„. . . . . Das aber weisz ich, dasz wir es hier mit einer ungewöhnlichen schriftstellerischen Capacität zu thun haben, die unsere volle Beachtung verdient. Das Buch bekundet ein seltenes Talent. Die einzelnen Gestalten treten uns mit überraschender Plastik entgegen, die Handlung, an sich fesselnd, ohne durch künstliche Mittel zur Spannung emporgeschraubt zu werden, entwickelt sich naturgemäsz, die Sprache ist sorgfältig ausgearbeitet und die Zeichnung der meisten Charaktere eine sehr correcte. —"

Verlag von L. C. Zamarski in Wien. I. Renngasse 5.

Charles Dickens' ausgewählte Romane.

Soeben ist erschienen:

David Copperfield.

Deutsch von **A. Scheibe.**

Mit einer Einleitung von Dr. **Julian Schmidt.**

Vier Bände mit 16 Illustrationen nach englischen Originalen und einem Portrait des Dichters in 2 elegante Callico-Bände gebunden.
Preis 9 *M.*

4 Bände broschirt, ohne Illustrationen.
Preis 6 *M.* 40 ₰.

(Hamburger Nachrichten.) Die vorzügliche Uebersetzung und die stattliche und gediegene buchhändlerische Herstellung werden dem noch nicht vergessenen, in Deutschland nicht minder als in England hochgeschätzten Romane neue Freunde zuführen, die schöne, lebendige und von edelstem und feinstem Humor durchzogene biographische Erzählung ist heute in demselben Maße geeignet, das Entzücken der Leser hervorzurufen, als vor dreißig Jahren, wo die mit dem Dichter zugleich lebende Generation in Freude schwelgte über die schöne und fast größte That des englischen Humoristen. **Der Roman wird in seiner jetzigen Gestalt eine Zierde jeder deutschen Hausbibliothek.**

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Die Dichtungen

von

Theobald Kerner.

2 Theile in einem Band. 8. 487 Seiten.
Preis geh. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 50 ₰.

— Nun erst bekommen wir einen vollen Einblick in dieses kerngesunde, frische, liebenswürdige Talent, das in seiner Lyrik ebenso tiefe, ernste, ergreifende, als muntere, heiter scherzende und satyrische Töne anzuschlagen weiß u. s. w. — (Ferner über die Prosa-Stücke:) Er ist eben durchaus er selbst, manchmal noch tief in den Romantikern, manchmal schon über Andersen hinaus, aber überall anmuthig, frisch und liebenswürdig u. s. w. (Ueber Land und Meer 1880, Nr. 5.)

Verlag von **Karl Grädener** in **Hamburg.**

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der
Deutschen Litteratur.

Ein Handbuch
von
Wilhelm Wackernagel.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage
besorgt von
Ernst Martin,
Professor an der Universität Strassburg.

I. Band.

= Preis 10 *M.* =

Basel. **Schweighauserische Verlagsbuchhdlg.**
Hugo Richter.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:

Geschichte
der
Italienischen Malerei
vom
vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert.
Von
Wilhelm Lübke.

Zwei Bände.

gr. Lex.-8. Mit 297 Holzschnitt-Illustrationen. Preis brochirt 48 *M.*, elegant gebunden 54 *M.*

Mit der soeben erfolgten Ausgabe des zweiten Bandes hat ein Werk des berühmten Kunstgelehrten seinen Abschluss gefunden, das bereits beim Erscheinen des ersten Bandes sich allseitig günstiger Aufnahme zu erfreuen hatte.

Bringt der erste Band die altchristliche, byzantinisch-romanische u. gothische Periode sowie die Anfänge der Renaissance in geistreichem und lebensvollem Vortrag zur Anschauung, so umfasst der zweite Band das Zeitalter der Hochrenaissance, deren herrlichen Denkmale eines Lionardo, Michelangelo, Rafael, Correggio, Tizian ganz besonders geeignet sind, das Interesse des Kunstfreundes auf das Höchste zu steigern.

Gegen 300 theils in den Text, theils als besondere Beigaben gedruckte Abbildungen unterstützen die wissenschaftlich und künstlerisch meisterhafte Darstellung und verleihen dem Werke den Charakter eines gediegenen Prachtwerkes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Illustrirtes Konversations-Lexikon der Gegenwart.

Zwei Bände von je 30—36 Heften à 50 Pf.

Auch in Dreimarklieferungen und Bänden beziehbar.

Illustrirt durch 1500 Text-Abbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Pläne etc.

Prospekte gratis, Probeheft in allen Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

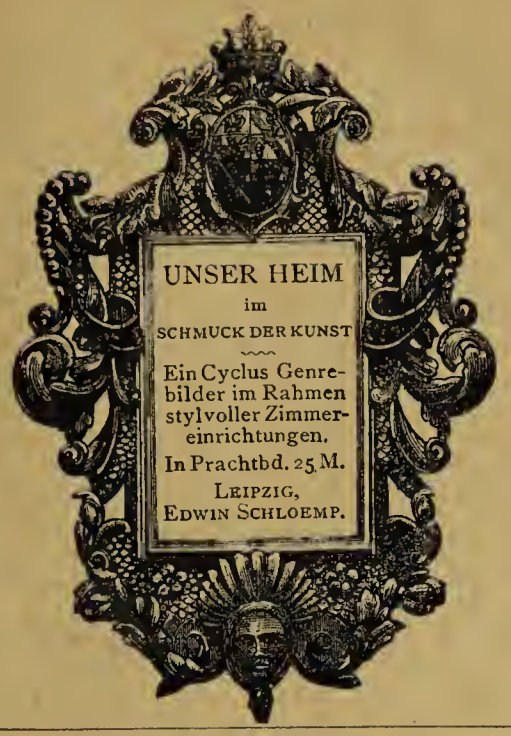
Dante Alighieri's Leben u. Werke.

Im Zusammenhange dargestellt
von Dr. **Franz Xaver Wegele,**
Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte veränderte und vermehrte Auflage
mit einer Abbildung
des Dante-Denkmals zu Florenz.

Preis 12 *M.* In elegantem Halbfranzbande 14 *M.* 50 ₰.

Die neue Auflage von Professor Wegele's vortrefflicher Dante-Biographie ist unter sorgfältiger Berücksichtigung der neuesten Forschungen theilweise umgearbeitet worden und in gänzlich veränderter äusserer Gestalt erschienen. Dieselbe dürfte sich in der jetzigen eleganten Ausstattung vorzüglich als Festgeschenk eignen.



In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Der Zarewitsch Alexei.

Von **A. Brückner,** ordentl. Professor an der Universität zu Dorpat. Mit einem Porträt Alexei's nach Dinglinger. gr. 8. eleg. brosch. 7 *M.*, sehr eleg. geb. 8 *M.* 60 ₰.

Diese Biographie des unglücklichen Sohnes Peter's des Großen, des **„russischen Don Karlos"**, des Gatten der bekannten Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel (vergl. die Novelle: „Die Prinzessin von Wolfenbüttel von Zschokke" und den Text der Oper „Santa Chiara" von Chr. Birch-Pfeiffer) wird allgemeines Interesse erregen. Format und Ausstattung wie Prof. Arnold Gaedeke's **„Maria Stuart".**

Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** W., Behrenstraße 4.

Ed. Hildebrandt's Aquarelle

Chromo-Facsimiles von **R. Steinbock** und **W. Loeillot.**

I. Serie.

Reise um die Erde.

Nach Original-Aufnahmen
in Egypten, Indien, China, Japan, Amerika u. s. w.

34 Blätter auf gr. Folio-Cartons, 306 *M.*, in eleg. reich verzierter Mappe 324 *M.*, in eleg. Kasten in Buchform mit Portrait 360 *M.*

Einzeln kostet jedes Blatt aus einer dieser beiden Sammlungen jetzt nur **12 Mark.**

II. Serie.

Aus Europa.

Nach Originalen
aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.

14 Blätter auf groß Folio-Cartons, 126 *M.*, in eleganter reich verzierter Mappe 144 *M.*

Bei Abnahme von mindestens 6 Blatt ist der Preis nur **9 Mark** pro Blatt.

Diese Blätter bieten eine Auswahl der besten Stücke der weltberühmten Hildebrandt'schen Aquarellen in allseitig als Meisterwerke anerkannten künstlerischen Reproductionen.

In Anschluß an **Hildebrandt's Aquarelle,** in deren Ausstattung und zu denselben Bedingungen:

Malerische Reiseziele von **Eugen Krüger.** 6 Blatt, Chromo-Facsimiles von R. Steinbock. Preis in Umschlag 54 *M.*, in eleg. Mappe 72 *M.* Einzeln jedes Blatt 12 *M.* Auch gemischt mit Hildebrandt zu beziehen.

Diese 6 Blätter stellen folgende Punkte dar: Am Hardanger Fjord. — Freshwaterbay. — Der Chiemsee. — Venedig. — Isola-bella. — Monaco.

Jehovablumen. Biblisches Alphabet in 22 Blättern von **J. v. Buddenbrock.** Farbendruck von W. Loeillot. Quart-Format, eleg. geb., Ladenpreis 36 *M.*

Die sieben Sendschreiben der Offenbarung Sanct Johannes. Lieder von **Eleonore Fürstin Reuß.** Mit Randzeichnungen von M. C. Beck. gr. 8°, eleg. geb. 12 *M.*, cart. 9 *M.*

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen. Illustrirt von **Julie von Kahle.** Zehn Blatt in Farbendruck von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 36 *M.*

Auf märkischer Haide. Eine Flora der Mark Brandenburg in Blättern aus der Neumark von **Julie von Kahle.** 13 Illustrationen mit Text, chromo-lithographirt von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 45 *M.*

Aus Eduard Hildebrandt's Skizzenbuch. Eine Auswahl von Bleistift-Zeichnungen des Meisters. Facsimile-Druck von Römmler & Jonas in Dresden. 12 Blatt a. starkem Carton in Quart. Preis in eleg. Mappe 18 *M.* — in Umschlag 15 *M.* — des einzelnen Blattes 1 *M.* 50 ₰.

Regen und Sonnenschein. Zehn Albumblätter von **Louise Kugler.** In Buntdruck ausgeführt von W. Loeillot. Prachtband, hoch 4°, Ladenpreis 45 *M.*

Alpenblumen. Zwölf Albumblätter von **Fanny von Bülow.** Folio, Farbendruck, in eleg. Mappe, Ladenpreis 18 *M.*

Dieselben sind auch in Form eines Tagebuches mit deutsch., franz. oder engl. Text und leeren Blättern zum Notiren, in groß 8° elegant gebunden, ebenfalls für 18 *M.* zu beziehen.

Das Jahr in Blüthen und Blättern. Illustrirt von **Hermine Stilke.** Mit Original-Gedichten von Emanuel Geibel und Gustav zu Putlitz. Farbendruck von Storch und Kramer. 4. Auflage. Prachtband, gr. 4°, Ladenpreis 45 *M.*

Eine Reise in Bildern. Mit Benutzung von Photographien entworf. von **Hermine Stilke.** In 15 chromo-lithographischen Illustrationen ausgeführt von W. Loeillot und R. Steinbock. Mit Text. Prachtband. Folio. Ladenpreis 45 *M.*

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Musikalische Stationen.

Neue Folge der „Modernen Oper"
von
Professor **Ed. Hanslick** in Wien.

Als 1. Band der V. Serie der Vereinspublikationen.
Preis elegant gebunden 6 *M.*

Berlin, Verein f. Deutsche Literatur
(A. Hofmann).

Verlag der **M. Rieger**'schen Universitäts-Buchhandlung (Gustav Himmer) in **München.**

Soeben erschien:

Wesen und Werth
der
Oeffentlichen Meinung.

Von
Franz von Holtzendorff,
Professor der Rechte an der k. Universität München.

Festschrift zum Doctorjubiläum des Herrn Geheimrath **Dr. von Bluntschli,** dargebracht von der **Juristenfacultät** zu **München.**
10 Bogen in 8. Broschirt. *M.* 3.

Festgeschenk!

Spruch-Buch

von
Luise Kugler.

Vierte vermehrte und neu ausgestattete Auflage.
In Prachtband mit Goldschnitt 6 Mark.

Bremen 1880.
C. Schünemann's Verlag.

Soeben erschienen in unserem Verlage:

Der Sänger von Schiras.

Hafisische Lieder
verdeutscht von
Friedrich Bodenstedt.
Diamant-Ausgabe.
Mit sieben color. Titelblättern nach Original-Compositionen von Fr. Skarbina. In hochfeinem Einbande Preis 5 *M.*

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Pracht-Ausgabe in elegantem Pergamentband mit ciselirtem Goldschnitt Preis 20 *M.*
Pracht-Ausgabe in Leinwand-Prachtband mit rothem Schnitt 12 *M.*
Miniatur-Ausgabe in elegantem Einbande Preis 6 *M.*

Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in **Berlin.**

Bei Wahl literarischer Festgeschenke für die Jugend und für Erwachsene wolle man das dieser Nr. der „Gegenwart" angefügte **Illustrirte Verzeichniss neuer Werke aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig und Berlin** gefälligst zu Rathe ziehen.
Kataloge in allen Buchhandlungen gratis!

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Das Eigenthum
in
seiner socialen Bedeutung
von
Adolf Samter.
Preis 9 *M.*

Verlag von
M. Faßheber in **Sondershausen.**

Heinrich von Kleist
und
der zerbrochene Krug.

Neue Beiträge
von
Dr. Karl Siegen.
8. (133 S.) Eleg. brosch. Pr. *M.* 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. P. von Scheffel's Werke.

Von A. u. Werner illustrirt oder in gewöhnlichen Ausgaben.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 50. Berlin, den 13. December 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Herr Richard Wagner und die Vivisectionsfrage. Von A. Eulenburg. — Die Töchterschulen in Frankreich. Von A. Schneegans. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** „Aus meinem Leben." Von Louis Schneider. Besprochen von Georg Horn. — Ferdinand Freiligraths Erstlinge. Von Wilhelm Buchner. (Fortsetzung.) — Zur Popularisirung der Kunst. Von M. Carriere. — Lichtdruckwerke. Von W. Lübke. — **Aus der Hauptstadt:** Königliches Opernhaus. Die Königin von Saba. Oper in 4 Acten nach einem Text von Mosenthal von Karl Goldmark. Besprochen von H. Krigar. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Herr Richard Wagner und die Vivisectionsfrage.

Von A. Eulenburg.

Bayreuth locuta est! Herr Richard Wagner hat in einem offenen Briefe an Ernst von Weber — den Verfasser des vielverbreiteten wunderlichen Pamphlets „Die Folterkammern der Wissenschaft" — dem Adressaten von seiner unbedingten Zustimmung zu dessen vivisectorischen Bestrebungen und uns Anderen von seiner nicht minder unbedingten Verachtung der ganzen auf vivisectorischer Basis ruhenden „Wissenschaft" Kenntniß gegeben. Beiläufig: dieses letztere gefährliche Wort pflegt Herr Wagner — was gewiß nicht unbedeutsam — überall, wo dasselbe ihm in die Feder geräth, mittelst der obigen Anführungszeichen vorsichtig zu umschließen.

Da ich mit freundlicher Bewilligung der Redaction schon früher (in Nr. 16 dieses Jahrgangs) den wissenschaftlichen Standpunkt in der Vivisectionsfrage darzulegen gesucht habe, so darf ich wohl noch einmal das Wort ergreifen, um die Leser mit den Meinungsäußerungen einer so hervorragenden Persönlichkeit, wie die des Briefstellers, in dieser wichtigen Frage bekannt zu machen und zu denselben auf Grund jener damaligen Erörterungen Stellung zu nehmen.

Von vornherein kann ich freilich nicht umhin zu beklagen, daß diese Stellung in Folge der ungemein schroffen Parteinahme des Herrn Wagner eine überwiegend ungünstige sein muß. So sehr ich in näherstehenden Kreisen als ein eifriger, selbst begeisterter Verehrer der Muse des Dichter-Componisten berufen bin — so wenig vermag ich doch leider den hier dargebotenen Früchten seiner naturwissenschaftlich-ärztlichen Autodidaxie irgendwelchen erfreulichen Geschmack abzugewinnen. Doch hoffe ich auch da, wo ich mich der Natur der Sache nach zu schärfster Opposition gedrängt fühle, dieselbe mit der „gebührenden Courtoisie" vorzubringen, welche Heine den Goethekritikern zur Pflicht macht, indem er dieselben auf das Beispiel jenes Scharfrichters Karls des Ersten verweist, welcher, bevor er sein trauriges Amt verrichtete, vor dem König niederkniete, um seine allerhöchste Verzeihung zu erbitten.

Möge man es sogleich als einen Ausfluß dieser „gebührenden Courtoisie" ansehen, wenn ich die Hoffnung und den Wunsch ausspreche, daß Herr Wagner uns bei Gelegenheit noch mit ähnlichen Kundgebungen über wichtige und bisher controverse wissenschaftliche Probleme — wie etwa den Ursprung der Infectionskrankheiten, die antiseptische Wundbehandlung und dergleichen — hinweghelfen möge. Die gegenwärtige Constellation dürfte ja einem solchen Entscheidungsmodus schwieriger Fragen durch ex cathedra gesprochene unfehlbare Aeußerungen auch auf außerkirchlichem Gebiete sich nicht ungünstig erweisen. Sollten wir einmal einen Musiker als Cultusminister bekommen, so wüßten wir denn doch ungefähr, was wir zu thun und zu lassen, auf welches Programm wir zu schwören hätten, um uns mit demselben in möglichst ungetrübter Harmonie zu befinden. Uebrigens hat, was ich nicht verschweigen will, Herr Wagner en passant (S. 9) wenigstens eine brennende Frage — die der vegetarianischen Ernährung — bereits im Princip, und zwar selbstverständlich zu Gunsten des Vegetarianismus, entschieden.

Der offene Brief des Herrn Wagner bietet, auch abgesehen von dem speciell verhandelten Thema, ein allgemeines Interesse durch die offenbare innere Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft, welche zwischen ihm und gewissen vielbesprochenen Aeußerungen und Bestrebungen der Gegenwart auf anderen Gebieten obwaltet. Man könnte, wenn man wollte, jenen Brief unter die jetzt so beliebte Rubrik der „Aufreizung zum Klassenhaß" bringen; und zwar ist es, wie ich an flagranten Beispielen weiterhin zeigen werde, der ärztliche Stand (einschließlich der Physiologen), welcher unglücklich genug ist, die volle Ungnade und den Zorn des Herrn Wagner auf sich geladen zu haben. Das Gemeinsame aller jener gleichzeitig auftauchenden Bestrebungen liegt vor Allem in dem agitatorischen Charakter derselben, in der Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit der gewählten Kampfweise. Entspricht doch dieser ganze, von Herrn von Weber inscenirte und patronisirte Feldzug gegen die experimentirende Wissenschaft auf ein Haar jenen systematischen Aufhetzungen, welche wir je nach Umständen gegen die „rothe", die „schwarze" oder die „goldene" Internationale gerichtet sehen! Verdanken wir doch dieser Kampfweise hier den „internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter"*) so gut, wie dort die „Antisemitenliga" oder jene neueste und wunderbarste Bereicherung der Toxikologie um die Species eines „Giftbaumes" (noch dazu eines solchen, der nicht gleich dem seligen Manzanillobaume Scribe-Meyerbeer'schen Andenkens in irgend einer fabelhaften Tropeninsel, sondern in europäisch gemäßigten Zonen, ja sogar in dem Sandboden der Mark, seine Wurzeln ausbreitet). — Dem ruhigen Beobachter könnte es zuweilen scheinen, als sei die geistige Atmosphäre unserer Zeit mit einem Zündstoff gesättigt, der von langer Hand angehäuft und vorbereitet nur des leisesten Anstoßes zu Explosionen bedarf: Explosionen, die freilich ihren Urhebern zuweilen gefährlicher werden als den intendirten Opfern. Culturhistoriker, Psychologen und Aerzte werden gewiß an diesen charakteristischen Zeiterscheinungen noch einmal eine interessante Beschäftigung finden. Manches läßt sich fast nur bei der An-

*) Gegründet den 19. August 1879 unter dem Präsidium von Ernst von Weber.

nahme eines epidemischen oder pandemischen Nervosismus, einer durch die culturelle Ueberentwickluug bedingten excessiven Reizbarkeit und Verstimmung — bildlich gesprochen, durch den Einfluß einer Art von nervösem Miasma erklären. Sehen wir doch selbst sonst maßvolle, auch durch Amt und Würden mehr als Andere zum Maßhalten berufene und befähigte Persönlichkeiten zeitweise von diesen geistigen Wirbeln unserer Tage erfaßt und fortgerissen!

Die gleiche mildernde Annahme dürfen wir wohl auch zu Gunsten des Herrn Wagner verwerthen, wenn wir fast auf jeder Seite seines — zum Glück nur 16 Seiten einnehmenden — Briefes den heftigsten, unqualificirbaren Angriffen gegen Physiologen, Aerzte, und die auf ihrem Zusammenwirken beruhende wissenschaftliche Heilkunde unserer Tage begegnen. Davon nur etliche Proben. Hier malt er (S. 14) unsere Physiologen als „in der Angst ihrer Verlogenheit auf dem Baume der Erkenntniß herumkletternde Affen". Dort heißt es (S. 8), wir seien „eben über die grauenhafte Stümperei jener dem großen Publicum, namentlich auch unsern Ministern und Prinzen-Räthen zu ungemeiner Hochachtung und unverletzlicher Obhut empfohlenen „Wissenschaft" so lehrreich aufgeklärt worden". Letztere Aufklärung ist auch schon vorher (S. 7) dahin condensirt worden, daß diese als allernützlichst erachtete „Wissenschaft" — die Medicin nämlich — „je mehr sie sich der praktischen Erfahrung zu entziehen sucht, um sich durch immer positivere Erkenntnisse auf dem Wege der speculativen Operation zur Unfehlbarkeit auszubilden, mit wachsender Genauigkeit erkennen läßt, daß sie eigentlich gar keine Wissenschaft sei" (Nb. die Wissenschaft diesmal als schuldlos uneingeklammert). — Den Aerzten en gros wird vieles höchst Unverbindliche von Herrn Wagner gesagt; u. A. apostrophirt er sie (S. 15) mit folgender, sehr demüthigenden Ansprache und Anekdote: „Allerdings wäre dann zu wünschen, daß eure Kunst hierfür ausreiche. Ihr habt aber nur unnütze Künste gelernt. Von dem bis auf einen gewissen fernen Tag zu verzögernden Tode eines sterbenden ungarischen Magnaten hing die Erlangung gewisser enormer Erbschaftsansprüche ab: die Interessirten setzten ungeheure Salaire an Aerzte daran, jenen Tag von dem Sterbenden erleben zu lassen; diese kamen herbei: da war etwas für die „Wissenschaft los"; Gott weiß, was Alles verblutet und vergiftet ward: man triumphirte, die Erbschaft gehörte uns, und die „Wissenschaft" ward glänzend remunerirt. Es ist nun nicht wohl anzunehmen, daß auf unsere armen Arbeiter so viel Wissenschaft verwendet werden dürfte." — Die in letzteren Worten enthaltene Insinuation hat schon an einer früheren Stelle (S. 12) noch drastischeren Ausdruck gefunden. Ich erinnere mich, den Gedanken, daß der Arzt zwischen reichen und armen Kranken einen Unterschied macht, schon in amüsanterer Form gehört zu haben — wenn ich mich nicht irre, in einem Coupletverse von „Berlin wie es weint und lacht". Da heißt es von einem, Nachts zu einem armen Schuster gerufenen und sich als krank verleugnenden Arzte:

„Wenn Pickenbach Geheimrath wär',
Da wärst du schon gesund."

Spaß muß sein! Im Ernste aber würde jeder beliebige Praktikant einer medicinischen Klinik Herrn Wagner darüber beruhigen können, daß auf „unsere armen Arbeiter" recht viel Wissenschaft verwendet wird — von manchen Klinikern sogar meines Wissens bedeutend mehr als auf die „glänzend remunerirenden" Clienten ihrer Privatsprechstunde.

Man möchte Herrn Wagner seinen blinden Eifer gegen die Aerzte und Physiologen verzeihen oder wenigstens nachsichtiger darüber urtheilen, weil er so energisch für Schopenhauers schöne und tiefsinnige Moraltheorie des Mitleids eintritt und diesen moralischen Factor auch in unserem Verhältnisse zur Thierwelt als maßgebend anerkannt sehen möchte. Wer wird diesem Grundgedanken nicht beistimmen! — allein in seiner Ausführung verirrt sich Herr Wagner leider auch wieder ins Maßlose und geradezu Ungeheuerliche. Sollen, dürfen wir bei der allgemeinen Empfindung des Mitleids mit aller lebenden Creatur denn gar keine quantitative Abstufung, keine Grade der Würdigkeit, des näheren und ferneren Interesses mehr unterscheiden? und darf das Thiermitleid zur Mitleidslosigkeit gegen den kranken — ob aus eigener Schuld oder schuldlos kranken Menschen ausarten, wie es denn doch nach mehrfachen Aeußerungen bei Herrn Wagner unzweifelhaft der Fall ist? Man höre folgenden Passus (S. 11, 12): „Wir verachten den Menschen, der das ihm verhängte Leiden nicht standhaft erträgt und vor dem Tode in wahnsinniger Furcht erbebt: gerade für diesen aber vivisecciren unsere Physiologen Thiere, impfen ihnen Gifte ein, welche jener durch Laster sich bereitet, und unterhalten künstlich ihre Qualen, um zu erfahren, wie lange sie etwa auch jenem Elenden die letzte Noth fernhalten könnten! Wer wollte in jenem Siechthume, wie in dieser Abhülfe ein sittliches Moment erblicken?" — Ich nehme Act davon, daß hier wenigstens implicite zugegeben wird, es seien jene Thierversuche zum Besten und zur Erhaltung kranker — wenn auch, nach Herrn Wagners Meinung, erhaltungsunwürdiger Menschen bestimmt und dienlich. Aber wie unerhört, wie geradezu monströs in seinen Consequenzen ist der hier eingenommene Standpunkt des moralischen Abwägens von Krankheit und Schuld, von Beistandswürdigkeit und darzubietender Hülfe! Wenn diesen Standpunkt allenfalls der in abstracten Nebeln herumwandelnde Moralist ohne Nachtheil für die Gesellschaft einhalten kann — Niemandem unter Allen geziemt er sich weniger, Niemandem wäre auch seine Durchführung unmöglicher als dem Arzte, dessen ganze wissenschaftliche Berufsbildung, dessen ganze Kunstleistung lediglich dem Ziele zustreben, Menschen zu heilen, Menschenleben zu erhalten, seien es auch die moralisch unwürdigsten, verworfensten; dessen Existenzberechtigung von jeher auf dieser Basis ausschließlich beruhte, und der als Adept seiner Wissenschaft hierauf jenen berühmten, dem Hippokrates zugeschriebenen Eid noch heutigen Tags ablegt? Aber freilich, unser Glaube lautet nach Herrn Wagner (S. 10): „Wir haben ein Recht dazu, tausend treue Hunde tagelang zu martern, wenn wir hierdurch einem Menschen zu dem „kannibalischen" Wohlsein von „fünfhundert Säuen" verhelfen." Einem so empörenden Glauben gegenüber trägt Herr Wagner denn auch kein Bedenken — falls der Staat nicht die Menschheit schändenden Herren Vivisectoren aus ihren Laboratorien kurzweg hinauswerfen will — die Lynchjustiz der socialistischen Masse für diesen Zweck aufzurufen oder wo sie sich — wie angeblich in Leipzig in Form von Einbruch in das Operatorium und einer „tüchtigen Tracht Prügel an den sorgsamen Abwärter der scheußlichen Marterräume" — bereits vollzogen hat, durchaus gerechtfertigt zu finden. Ja er meint sogar: „Wer möchte nicht Socialist werden, wenn er erleben sollte, daß wir vom Staat und Reich mit unserem Vorgehen gegen die Fortdauer der Vivisection und mit der Forderung der unbedingten Abschaffung derselben abgewiesen würden? Aber nur von der unbedingten Abschaffung, nichts von „thunlichstem Beschränken" derselben unter „Staatsaufsicht" dürfte die Rede sein können, und es dürfte hierfür unter Staatsaufsicht nur die Assistenz eines gehörig instruirten Gensdarmes bei jeder physiologischen Conferenz der betreffenden Herren Professoren mit ihren „Zuschauern" verstanden werden."

Herr Wagner ist ersichtlich kein Freund von halben Maßregeln; er geht aufs Ganze! Freilich geben die Schlußworte seines Briefes auch der melancholischen Befürchtung Ausdruck, daß er und die übrigen Befürworter so radicaler Maßregeln hierüber verspottet, von unserer National-Intelligenz zurückgewiesen werden könnten, daß die Vivisection in ihrer öffentlichen und privaten Blüthe fortbestehen bliebe. Dann freilich, so schließt er, „hätten wir den Vertheidigern derselben wenigstens das eine Gute zu verdanken, daß wir aus einer Welt, in welcher „kein Hund länger mehr leben möchte", auch

als Menschen gern und willig scheiden, selbst wenn uns kein „deutsches Requiem" nachgespielt werden dürfte!"

Man sieht, Herr Wagner entsendet noch im Fliehen, wie der Parther, die scharfen Pfeile — und nicht blos nach einer Seite. „Das war Tells Geschoß", mag der bei den letzten Worten ganz ahnungslos — hoffentlich nicht allzu schwer — getroffene Kunstrival Brahms ausrufen.

Wir aber wollen, feurige Kohlen auf Herrn Wagners Haupt sammelnd, den ernstlichen Wunsch aussprechen, daß die Zeit des Nachspielens — sei es des deutschen oder irgend eines andern Requiems für ihn noch recht fern sein möge, und daß er uns zuvor noch recht oft Gelegenheit gebe, über dem genialen Text- und Tondichter den sonderbaren Briefsteller, Vivisections-gegner und Aerztefeind gründlich zu vergessen.

Die Töchterschulen in Frankreich.

Von A. Schneegans.

(Schluß.)

Man muß bis in das Jahr 1833, unter die Julimonarchie, heraufschreiten, um endlich zu einem, das Volksschulwesen, aber auch wieder für die Knaben allein, organisirenden Gesetze zu gelangen, und dem von den Liberalen so heftig angegriffenen Minister Guizot wird es auf immer zum Ruhm gereichen, seinem Lande, nach heißen parlamentarischen Kämpfen, diese Errungenschaft dauernd gesichert zu haben. Die Mädchen aber kamen abermals zu kurz; der Minister mußte sich nolens volens dazu entschließen, das Kapitel von den Mädchenschulen von dem Entwurfe zu streichen; nur unter dieser Bedingung konnte er mit der Gründung von Knabenschulen durchdringen, und zwar waren es ganz speciell finanzielle Bedenken, welche die Majorität der Kammern in die, für manche Abgeordnete freilich gar nicht bittere Nothwendigkeit versetzte, ihre Einwilligung zu den Knabenschulen dieser Bedingung der Aufopferung der Mädchenschulen zu unterordnen. Ein neuer Anlauf wurde durch die zweite Republik im Jahre 1848 gemacht, um endlich den Volksunterricht der Mädchen demjenigen der Knaben gleichzustellen. Ein Entwurf ward von dem Minister Carnot, unter Berichterstattung des Abgeordneten Barthélemy Saint Hilaire, dem langjährigen Freunde des Herrn Thiers, der Nationalversammlung vorgelegt; jede Gemeinde von mehr als 800 Seelen sollte eine Volksschule für Mädchen haben; in den kleineren Gemeinden sollten Mädchen und Knaben dieselbe Schule besuchen. Mädchen- und Knabenschulen waren in zwei Kategorien eingetheilt worden: die Elementarschulen und die höheren Schulen (Ecoles supérieures) und folgendes ist das Programm, das man für diese letzteren Mädchenschulen vorgeschlagen hatte: Unterricht in der Moral und der Religion, „perfectionirtes" Lesen und Schreiben; Grammatik, Aufsatz, Arithmetik, Comptabilität, Buchführung, Zeichnen, Physik, Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, speciell für Frankreich, Hausarbeiten, Gesang, Gymnastik.

Bedenkt man, daß im Jahre 1833 nach den officiellen Berichten in ganz Frankreich, was kaum glaubbar erscheint, nur 1014 Mädchenschulen existirten, daß auch nach dem Gesetze von Guizot die Mädchenschulen als „freie" behandelt wurden, der Polizei des Präfecten unterworfen waren und von dem Staat weder Subvention noch Unterstützung irgend welcher Art erhielten, so wäre man fast versucht die Programme des Jahres 1848 in die gleiche Reihe mit jenen überschwänglichen Träumen zu stellen, die damals auf anderen Gebieten, in der Fülle der den Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Phantasie der Volksvertreter Frankreichs entsprangen. Und dennoch stehen wir hier vor dem ersten Anlauf der Bewegung, die mit einer wirklichen Organisation der niederen Mädchenschulen endigen sollte. Was man im Jahre 1848 mit mehr Begeisterung als Gefühl der Möglichkeit versucht hatte, das wurde im Jahre 1850 und dann im Jahre 1867 weiter und, was die Volksschule anbetrifft, fast zu Ende geführt. Es muß uns ein gewisses Staunen befallen, wenn wir in dem Bericht des republikanischen Abgeordneten von 1879 sehen, wie leichtfertig und schnell hingleitend von den beiden Gesetzen vom 15. März 1850 und vom 10. April 1867 gesprochen wird. Diese Gesetze waren eben, was Manchem heute sehr unbequem scheinen mag, aus der Reactionsperiode und aus dem Kaiserreiche selbst hervorgegangen, und es scheint, als ob die republikanischen Kammern Frankreichs noch nicht auf dieser Höhe der Objectivität und der Billigkeit angelangt wären, wo man die Vorzüge selbst seines Gegners lobend anzuerkennen vermag.

Es ist dies ein bedauerliches und in seinem innersten Wesen nicht für die jetzige Geistesrichtung sprechendes Zeichen; denn eine Partei ehrt sich selber, wenn sie ihren Vorgängern, den Gegnern, die die neue Regierung ersetzte, im vollsten Maße Gerechtigkeit widerfahren läßt. Was die besonders hier in Betracht kommende Frage anbetrifft, so müssen alle diejenigen, die sich irgendwie mit dem französischen Schulwesen befaßt haben, sich seltsam betroffen fühlen, wenn sie vor dieser Geringschätzung der Leistungen des Kaiserreichs auf dem Gebiete des Mädchenschulwesens stehen. Warum sollte man denn dem Kaiserreiche auch das wenige Gute, das es gestiftet, verkümmern? Und schlägt sich das französische Volk nicht ins eigene Antlitz, wenn es jetzt dem von ihm ja während zwanzig Jahren unter Jubel und Begeisterung unterstützten Kaiserthum ein solches Armuthszeugniß gibt? Bald wird ein Jahrzehnt verlaufen sein, seitdem das Kaiserreich zusammenbrach; es wäre wohl an der Zeit, daß der Parteihaß verstummte und daß man mit klarem Blicke und mit freiem Geiste ein unbefangenes, rein sachliches Urtheil über jene Periode der französischen neueren Geschichte fällte, die — Schreiber dieser Zeilen darf es wohl sagen, da er niemals zu den Anhängern des kaiserlichen Regiments gehörte — die neben großen, verhängnißvollen Schwächen und Fehlern denn doch dem französischen Reiche in mancher Hinsicht, in materieller besonders, aber auch auf dem Gebiete des öffentlichen Schulwesens nicht zu verkennende Dienste geleistet hat. In dem Gesetz vom 15. März 1850 wird (Kapitel V) das Volks- oder Primärschulwesen für Mädchen insofern geregelt, als angeordnet wird, daß die Mädchen dasselbe lernen müssen, was in dem Programm der Knabenschulen steht, nämlich, neben der Religion und der Moral, Lesen, Schreiben, Rechnen, die Grundelemente der französischen Sprachlehre, das metrische System der Gewichte und Maße, sodann, aber nur facultativ, Geschichte, Geographie, Physik, Naturgeschichte u. s. w. In den Mädchenschulen kommen noch dazu die weiblichen Handarbeiten. Jede Gemeinde von 800 Seelen und darüber ist durch das Gesetz verpflichtet, aus ihren Communalmitteln wenigstens eine Mädchenschule zu unterhalten. In dieser letzteren Bestimmung liegt der eigentliche Keim des ganzen Mädchenunterrichts in Frankreich, soweit es sich um Primär-, Elementar- oder Volksschulen handelt. Von dem Tage des Inkrafttretens dieses Gesetzes darf behauptet werden, daß Frankreich mit seiner Vergangenheit in dieser Hinsicht endgültig gebrochen hatte, und daß der Mädchenunterricht aus den Klosterschulen heraus in die Hände des Staats übergegangen war. Vieles war freilich noch zu erringen; aber der Anfang war jedenfalls gemacht, der Grundstein gelegt. Im Jahre 1867 wurde dies Gesetz vervollständigt; nicht mehr mit 800 Seelen, sondern schon mit 500 mußten die Gemeinden Mädchenschulen gründen, was zur Folge hatte, daß Frankreich im Laufe von wenigen Monaten 5000 Mädchenschulen mehr zählte als bis dorthin. Ferner, und es ist dies ein besonders beachtenswerthes Moment, wurde durch das Gesetz von 1867 die bis dahin äußerst precäre und jämmerliche Lage der Schullehrerinnen (institutrices) insofern regulirt und verbessert, daß der Staat ihnen ein Gehaltsminimum garantirte, das Gehalt erhöhte und die Lehrerinnen überhaupt den Lehrern gleichstellte. Auf diese Weise ward es möglich, nach und nach eine größere Anzahl von Laienlehrerinnen anzuziehen, obgleich, wie ja allbekannt ist, die Zahl der in den Gemeinden, der finanziellen Vortheile wegen, beliebten Schulschwestern diejenige der Laienlehrerinnen bis auf den heutigen Tag noch um Vieles übersteigt.

*

Hatte die kaiserliche Regierung, in richtiger Würdigung der Bedürfnisse des Schulwesens, diese große Reform in dem Primärunterricht der Mädchen vollbracht, so wurde doch für den höheren Unterricht viel weniger gethan, obgleich wir auf diesem Gebiete auch eine nicht zu verkennende Verbesserung der vormaligen Zustände constatiren müssen. Der Staat unternahm es zwar nicht, durchaus gute höhere Töchterschulen zu errichten, es blieb dies den kommenden Generationen und der jetzigen Regierung überlassen, aber er suchte doch die damals bestehenden Anstalten, die von ihm abhingen, von Grund aus zu verbessern. Diese Anstalten, von welchen weiter oben schon die Rede gewesen, stammten aus der ersten Kaiserperiode; es waren die Maisons d'Education von Saint-Denis und Ecouen, denen sich eine dritte Les Loges beigesellt hatte. Verschiedene kaiserliche Decrete von dem Jahre 1857 an unternahmen es, diese Anstalten einer gründlichen Reform zu unterziehen und man darf mit Recht behaupten, daß sie, nach diesen Reformen, den Anforderungen, die man an eine höhere Töchterschule zu stellen berechtigt ist, völlig Genüge leisten. Es mag hier das Programm von Saint-Denis, als Beleg, folgen: In der untern Section, der Primärschule, wird der für die Elementarschulen vorgeschriebene Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik, Geometrie u. s. w. ertheilt; in den höheren Klassen kommt dazu: der Weltgeschichte, mit besonderem Hinblick auf die Geschichte Frankreichs, die Geographie, die Literaturgeschichte Frankreichs und der europäischen Staaten, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Hygiene und Medicin (médecine usuelle), Englisch, Kosmographie, Zeichnen, Oel- und Wassermalerei; Musik, Gesang und Klavier, endlich weibliche Handarbeiten: Nähen, Stricken, Sticken u. s. w.

Diese drei Anstalten konnten aber denn doch nur als ein kleiner Anfang für das höhere Unterrichtswesen gelten, und man mußte, nachdem die Primärschulen sich über das ganze Land verbreitet hatten, ernstlich daran denken, für die Mädchen dieselben höheren Schulen zu gründen, die in den Lyceen und Colléges für die Knaben bestanden. Im Jahre 1867, bei Berathung der Unterrichtsgesetze, trat der um das Schulwesen so hochverdiente spätere Minister, Jules Simon, energisch für diese Reform in die Schranken: „— Selbst in den höchsten Pensionaten," sagte er, „erhalten die Mädchen nur eine oberflächliche, unvollständige (futile), auf die Gesellschaftskünste beschränkte (toute d'arts d'agrément) Erziehung, ohne Tiefe und Ernst. Die Frauen, welche von der Natur mit einem so offenen Geiste, mit einem so sicheren Takte, mit einem so feinen Gefühle ausgeschmückt worden sind, . . . wir machen aus ihnen aufgeputzte Götzenbilder . . . Wir möchten nun die Frauen zu intelligenten Gefährtinnen ihrer Männer machen. Niemand wird aber behaupten können, daß der Unterricht, den sie jetzt erhalten, sie zu dieser Rolle befähige . . ." In Folge dieses von dem gesetzgebenden Körper gegebenen Anstoßes versuchte es der Minister Duruy, den höheren Frauenunterricht in Frankreich zu organisiren. Da aber der Staat keine Mittel zur Hand hatte, da das Geld sich im Sande der großen militärischen Expeditionen verlief, so mußte er zu Aushülfsmitteln greifen, die eben nicht ausreichten: es wurde eine „Association für den höheren Mädchenunterricht" gegründet, und diese Gesellschaft eröffnete Vorlesungen über Literatur, Geschichte, Geographie u. s. w. In Paris und in den größeren Provinzialstädten wurden solche „Cours" organisirt; im Ganzen brachte man es aber nicht weiter als zu 39. Diese Vorlesungen zogen während einem oder zwei Jahren die bessere Gesellschaft in den Provinzialstädten an; es war zur Mode geworden, daß die Frauen und Töchter der Beamten sie besuchten; die Professoren der verschiedenen Facultäten wurden von den Präfecten höflichst aufgefordert, ihre Kräfte und Kenntnisse diesem Unternehmen zu widmen, und so lange der officielle Impuls stark genug blieb, so lange blieben auch die Vorlesungen im Schwunge. Wie es aber bei solchen nicht durch ein Gesetz ins Leben gerufenen, und lediglich auf dem Wohlwollen der höheren Kreise basirenden Unternehmungen zu gehen pflegt, so erlahmte bald der Impuls und schliefen die Vorlesungen ein. Von den im Jahre 1867 eröffneten Cours wurden drei schon im nächsten, sieben im zweiten geschlossen; die anderen fristeten eine Weile noch ein kümmerliches Dasein, und heute finden sich, mit den nach 1870 neu eröffneten Vorlesungen, kaum etwa zehn solcher Schulen vor, in welchen einige hundert Mädchen einen im Ganzen sehr oberflächlichen höheren Unterricht genießen.

Dies ist die jetzige Lage des höheren Mädchenunterrichts in Frankreich, und dieser Lage soll das der Kammer vorgelegte Gesetz aufhelfen. Dieses Gesetz besteht nun aus zehn Paragraphen, die wir im Folgenden zusammenfassen: Der Unterrichtsminister wird angewiesen, sich mit den Municipalräthen in Verbindung zu setzen, um festzustellen, in welchen Departements und in welchen Städten höhere Töchterschulen, mit Externat und Internat, zu errichten sind; in den Departements, in welchen die Möglichkeit nicht vorhanden sein wird Internate zu gründen, soll der Minister Töchterschulen, in denen der Unterricht nur externen Schülerinnen ertheilt wird, errichten; alle diese Anstalten werden vom Staate, mit Zuziehung des Departements und der Städte, gegründet und unterhalten; dieselben Factoren gründen Stipendien, welche durch eine von dem Minister ernannte Commission an die Schülerinnen uud jüngeren Lehrerinnen vertheilt werden; der Unterricht erstreckt sich auf folgende Gegenstände: die Moral, die französische und wenigstens eine fremde Sprache, die alten und neuern Literaturen, die Geographie, die Geschichte Frankreichs und ein Aperçu über die allgemeine Geschichte, die Mathemathik, Physik und Naturwissenschaft, die Hygiene, die Führung eines Haushaltes, die Handarbeiten, einige, im gewöhnlichen Leben nothwendige Rechtsbegriffe, endlich Zeichnen, Singen, Gymnastik. Was den Religionsunterricht anbetrifft, so wird den Vertretern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, wenn es die Eltern wünschen, der Eintritt in die Anstalten gestattet; sie dürfen aber nicht in der Schule wohnen. Es kann diesen höheren Töchterschulen ein Cursus der Pädagogik für die Schülerinnen, die sich dem Lehrfache widmen, angeschlossen werden; die Schülerinnen erhalten bei ihrem Austritt nach glücklich bestandenem Examen ein Diplom. Jeder dieser Anstalten wird eine Directorin vorgestellt; der Unterricht wird von Lehrern und Lehrerinnen ertheilt, die aber sämmtlich diplomirt, bezw. vom Staat zum Lehramt berechtigt sein müssen.

Dies ist der Gesetzentwurf, der in der nächsten Session den französischen Kammern vorgelegt werden soll. Dem Etat des Unterrichtsministeriums werden jedenfalls dadurch große Lasten erwachsen; aber zum Lobe der jetzigen Regierung sei es gesagt, Frankreich scheut sich nicht, sich für die heilige Sache des Unterrichts große Opfer aufzulegen und so spärlich in früheren Decennien die Mittel für die Unterhaltung der Schulen flossen, so reichlich fließen sie heute. Wirft man einen Blick auf die französischen Budgets seit dem Anfang dieses Jahrhunderts und vergleicht man die Summen, die heute zu diesem Zwecke verausgabt werden mit denjenigen, die unter dem Kaiserreich und unter den Bourbonen bewilligt wurden, so kann man nicht umhin, den unermeßlichen Fortschritt zu bewundern, der sich in diesen Zahlen bekundet. Unter der Regierung des Königs Ludwigs des Achtzehnten, noch 1815, war für das gesammte Volksschulwesen die Summe von jährlich 50,000 Fr., sage Fünfzigtausend Francs, ausgeworfen; im Jahre 1828 stehen in dem Etat für Cultus und Unterricht zusammen 35 Millionen Francs, von welchen der Cultus für sich allein 33,175,000 Fr. in Anspruch nahm, und die andern 1,825,000 Fr. dem gesammten Unterrichtswesen großmüthigst überläßt. Nach der Revolution von 1830 fangen die Unterrichtsbudgets an langsam zu steigen: im Jahre 1832 erhält der höhere Unterricht 1,800,000 Fr., der Volksunterricht eine Million. Im Jahre 1836 finden wir 13 Millionen für das gesammte Schulwesen, wovon 5½ für die Volksschulen. Die Februarrevolution verdoppelt diese Summen, und auf dieser Stufe bleibt man, ohne erhebliche Steigerung, bis nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs stehen. Nach dem Jahre 1871 aber sehen wir die Budgets des Unterrichts in einem fortwährenden Steigen begriffen: im Budget von 1876 werden 38 Millionen,

im Jahre 1877 49 Millionen, im Jahre 1879 endlich 57 Millionen für das gesammte Schulwesen ausgeworfen, und davon fallen 30 Millionen auf die Volks- oder Primärschulen. Die Kammern, die sich diese Opfer für die Volksschulen auferlegten, werden gewiß nicht vor einer Mehrbelastung des Budgets, das die Errichtung und Unterhaltung des höheren Töchterunterrichtes zum Zwecke hat, zurückschrecken, und kann man somit heute schon mit Sicherheit darauf rechnen, daß in den nächsten Jahren die in dem oben erwähnten Gesetzentwurf vorgeschlagene Reform, sei es in der von der Commission formulirten Weise, oder in einer andern, sich verwirklichen wird. Frankreich, das, wie der Bericht des Herrn Camille Sée es hervorhebt, lange gewartet hat, um auf diesem Gebiete vorzugehen, und das nach allen anderen Staaten in die Schranken tritt, besitzt Ehrgeiz genug, um, wo einmal der Anstoß gegeben ist, mit rüstiger und starker Hand das begonnene Werk zu vollenden.

Literatur und Kunst.

„Aus meinem Leben."

Von Louis Schneider.*)

Es ist nur ein Jahr her, da haben wir ihn noch gesehen, den Lector des Kaisers, den Geheimen Hofrath, dessen ehrwürdiges, fast pastorenartiges Aeußeres den früheren Liebling und Vertreter des dramatisch komischen Faches kaum erkennen ließ — im vollen Leben bewegte er sich noch, das ihm treu geblieben war in geistiger und körperlicher Rüstigkeit bis in seine hohen Lebensjahre. Und nun liegt sein Todtenschein vor uns, in Gestalt eines stattlichen Bandes, den die Verlagsbuchhandlung von Mittler und Sohn ausgestellt hat. Sein Leben sollte seinen Tod bedeuten. So war es von ihm bei Lebzeiten bestimmt — das Manuscript seines curriculum vitae lag druckfertig da. Wie bei seiner Todesanzeige die Familie nur das Datum auszufüllen brauchte, so hatte die Verlagshandlung nur das Jahr des Erscheinens des Buches hinzuzufügen. Alle Welt kannte die Beziehungen des Verstorbenen zu Kaiser Wilhelm — alle Welt war selbstverständlich auf das Erscheinen dieses Buches gespannt — und alle Welt legt das Buch vielleicht etwas enttäuscht aus der Hand — vielleicht weil alle Welt sich vom ersten Bande des auf mehrere Bände berechnenden Werkes, vom Beginne dieses so viel bewegten, nach allen Richtungen hin tastenden, schauenden, packenden, thätigen und erfolgreichen Lebens zu viel versprochen hat. Die Leser erwarteten Einblicke in Verhältnisse, die ihnen sonst verschlossen sind, sie verlangten, einen Blick hinter die Coulissen des Welttheaters zu thun, auf dessen Scene die Großen und Mächtigen agiren, sie spitzten sich auf Schildernngen à la Samarow, sie wünschten Indiscretionen, ja vielleicht hie und da hätte man sich an einem Skandälchen erquickt. Das vorauszusetzen, hätten sie den alten Herren besser kennen müssen. Nichts von alle dem. Möglicher- ja wahrscheinlicherweise werden die kommenden Bände demungeachtet manches neue Streiflicht auf historische Vorgänge werfen, in deren Kreis der Verstorbene stand. Die Neugierde wird auch nach dieser Seite hin ihre Befriedigung finden. Vorläufig müssen wir sie einer edleren Regung opfern — dem Interesse an der Historie des Menschen. Dieselbe beginnt in dem Buche vielversprechend durch die Schilderung der Jugendjahre. Alle derartigen Darstellungen sind Gemeingut des Allverständnisses, weil in dieser Epoche des Lebens, wo die Bahnlinien desselben sich noch nicht vervielfältigten, kreuzten und verzweigten, Jedermann dasselbe erlebt, gefühlt, gewünscht, erstrebt hat. Der Antheil an derartigen Erzählungen wächst, wenn ein weiterer Ausblick, ein gereifter Geist das Individuelle durch den Hinweis auf das Allgemeine zu beleben, erweitern, vertiefen versteht, wie das dem Autor in den zwei ersten Abschnitten des Buches „Die Kinderjahre (1805—1818), die Flegeljahre (1820—1824)" gelungen ist. In geistig lebendiger Anschaulichkeit sehen wir den Knaben mit seinen, dem Schauspielerberufe angehörigen Eltern auf den künstlerischen Kreuz- und Querfahrten, die das Schneider'sche Ehepaar bis nach Rußland führten. Im weiteren Verlaufe der Verhältnisse stellt der Verfasser sich uns als Berliner Straßenrange dar, wir folgen ihm auf seinen Irrfahrten durch verschiedene Berliner Schulanstalten, auf die er mit souveräner Verachtung herabsieht. — Er war und wollte sich selbst Schule sein — und hat das gehalten und seinen Geist geführt, sein Leben gestaltet, just nach eigener Manier. Schneider war der Autor seiner selbst; er spielte seine eigene Tonart. Dieselbe hatte sich schon früh bekundet, vielleicht begünstigt durch die regellosen, familiären und politischen Verhältnisse, in die seine Jugend fiel — kurz er stand auf sich selbst. Der junge Schneider war das Vorbild für den jungen Schneider. Das souveräne Recht der Individualität bricht sich überall Bahn.

Wenn es doch in den folgenden Kapiteln des Buches so fortgegangen wäre, wie es angefangen! Wie die Liebesgeschichten Jeden, der sie erlebt, zum Poeten machen, so wird in seinen Jugenderinnerungen der Schreibende zum Historiker, zum Psychologen — zu Allem, was interessirt, fesselt, ergötzt und selbst hinreißt. Aber von da bricht die fortlaufende Front, um mich im Geiste des Verfassers eines militärischen Bildes zu bedienen, in Sectionen — in Zügen ab. Was allgemein menschlich war, wird exclusiv, was als Empfindung sich gab, gestaltet sich zum äußeren Bilde. Schneider war, wie bereits bemerkt, ein Virtuos der Persönlichkeit, er wurde es nicht durch seinen früheren Beruf, sondern die stark ausgeprägte Subjectivität brachte ihn zu diesem Berufe.

Der Leser wünscht von diesem Lebensgange mehr zu erfahren — einen Einblick in diesen Focus des sich selbst Bestimmenden zu thun — sein Fortschreiten zum Künstler, zum Mann, zum Schriftsteller, zum militärischen Specialisten zu verfolgen. Diese Genesis wird unterbrochen zu Gunsten von einzelnen lose zusammenhängenden, unvermittelten Lebensbildern — in denen geradezu wichtige Lebensabschnitte theils anticipirt, weniger anziehende dagegen wiederholt werden. Diese Ungleichmäßigkeit der Form beeinträchtigt die Stimmung der Leser. — Das Interesse bricht sich, namentlich durch das Einschiebsel der Berichte über das englische Theater. Hier tritt der Fall ein, wo der Autor den Leser vergaß und das Fachinteresse mit dem Allgemeininteresse verwechselte. Wie dankbar würde Letzterer in gleicher Ausdehnung Betrachtungen über das deutsche Theater jener Zeit entgegengenommen haben — über das Berliner sowohl, als über die Bühnen, an denen der Verfasser seine Wanderjahre verbracht hatte! Er hatte mit allen Koryphäen des Berliner Schauspielhauses auf den Brettern gestanden, durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen, durch seine schriftstellerischen Arbeiten, seine geistige Befähigung wurde er trotz seiner Jugend von ihnen als par inter pares geachtet — er hatte hinter viele Coulissen geguckt — er hatte sich sogar von Immermann in Düsseldorf meistern lassen. Welche werthvollen Beiträge würden wir vermöge seiner Urtheilsschärfe, seines geistigen Ueberblicks, seiner Erfahrung, seiner Einblicke in das Metier für die Geschichte unseres deutschen Theaters erhalten haben! Was dagegen sind uns die Schilderungen aus dem Zusammensein mit den Mathews, Kembles, Keanes — die Berichte über die Londoner Theater im Jahre 1842! Den Mann von Fach werden daraus einige Hypothesen über Hamlet interessiren — aber sonst — der Leser blättert schnell weiter. Die heutige Welt hat keinen Maßstab mehr für die Zeit, in welche die Jugend Schneiders fiel. Die Alten kennen sie noch, aber wie Wenige von ihnen sind noch da! Man wußte damals noch nichts von den Schlagwörtern des Tages, wie Königstreue, Loyalität u. s. w. — man sprach nicht von der Familie der Hohenzollern, man kannte nur den König von Preußen. Die Treue für ihn und sein Haus, in der sich das Staats- und Nationalgefühl verkörperte, ward nicht als freiwilliger Act ihm entgegengebracht — sie war eine Pflicht, ein Gesetz. Das Unglück des Vaterlandes hatte dasselbe dictirt.

*) 1. Bd. 8. 423 S. Berlin 1879, E. S. Mittler und Sohn. 6 M.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen alle die Kapitel betrachtet werden, welche das persönliche Verhältniß des Verfassers zu dem Könige Friedrich Wilhelm III. behandeln. Hier wird das Interesse namentlich des preußischen Lesers wieder neu angefacht. Frisch, lebendig, anschaulich geschrieben, wie alles Selbsterlebte sich ja doch von selbst gestaltet, im Stoffe anmuthend, in der Form dem Inhalte sich anpassend, nehmen sie den Charakter als Zeitbilder jener Epoche an. Indem sie für das Charakterbild des Königs neue Züge — neue Farben liefern — werfen sie einen Reflex auf die patriarchalische Stimmung und, auf die staatlichen, die militärischen Verhältnisse jener Tage und werden so wahrhaft zu Denkwürdigkeiten. In dem Erlebniß des Einzelnen gibt sich die Signatur der Zeit.

Schneider war kein Berliner Geheimrathssohn, der jeden Morgen „von Muttern" vorschriftsmäßig für sein Gymnasium zurecht gemacht, nach vollbrachtem Maturitätsexamen mit einem gestopften Mantelsacke und voller Börse auf den bequemsten Sitz im Nagler'schen Postwagen gesetzt wurde, um in Heidelberg oder Bonn Humaniora und Jura zu studiren — dann heimgekehrt, vollgesäugt an den Brüsten der Wissenschaft — „an Vaters" liebender und von Stufe zu Stufe fördernder Hand den Lebensgang zu gehen, wie Tausende vor ihm und um ihn. — Nein — Dazu waren die Zeit seiner Jugend nicht angethan — dazu nicht die Familienverhältnisse — dazu endlich nicht die Persönlichkeit sein. Sein Bildungsgang war ein unvermittelter, regelloser, unersättlich von Disciplin zu Disciplin strebender. Was Schneider an Methode des Wissens fehlte, ersetzte er durch Vielseitigkeit, und vor vielen andern durch regelmäßigen Studiengang Gebildeten hatte er die geistige Selbstständigkeit in Anschauung und Urtheil voraus. Wie alle durch und aus sich selbst gewordenen Menschen hatte er aber auch Freude an sich selbst. Die Anerkennung, welche diesem von ihm selbst geschaffenen geistigen Menschen zu Theil wurde, der Betrag, zu dem er sich für die Welt ausgemünzt hatte, erfüllte sein Herz mit einer begreiflichen Genugthuung — und Dankbarkeit für diejenigen, welche ihm das nicht zu versagen gewillt waren, was er durch endloses Streben, durch rastlosen Fleiß sich zu eigen gemacht hatte. Zu diesem Kapitel gehört sein Verhältniß zum Kaiser Nikolaus von Rußland. Wenn man den deutschen Schauspieler und den mächtigen Beherrscher von 60 Millionen Menschen mit einander vergleichen darf, so hatten beide den soldatischen Zug gemeinsam, ein militärisches Talent auf gleichem Niveau. Das brachte sie aneinander in gleicher Verehrung des Soldatischen, in gleichem Hasse gegen jede Auflehnung. Das Kapitalverbrechen des Soldaten ist Insubordination und die Revolution wurde von Beiden als der höchste Grad, der weiteste Umfang derselben aufgefaßt. In einer untergeordneten Lebensstellung wie Schneider einem Kaiser gegenüber war, vor dem ein halber Erdtheil zitterte, in solcher Weise ausgezeichnet zu sein, gleichsam als Vertrauter betrachtet zu werden — ich möchte doch denjenigen Sterblichen sehen, auf den ein solches Verhältniß ohne Rückwirkung bliebe! Wenn also in den Kapiteln „Kalisch 1835 — In Petersburg 1847" die Schilderung der Persönlichkeit über das Maß der historischen Gestalt des Kaisers hinauswächst, so wird das dem dankbaren Gefühle unsers Autors zu verzeihen sein, um so mehr einem Manne, wie dem Kaiser Nikolaus gegenüber, welcher der vollendetste Virtuos der Persönlichkeit war. Die Verehrung für den Kaiser trifft allerdings im Momente bei uns auf nicht verwandte Stimmung. Rußland ist augenblicklich an der Börse unserer Politik nicht begehrt — und so mag es kommen, daß man anderweitig bei Besprechung des Buches dem Verhältnisse des Autors zu Rußland recht häßliche Deutung gegeben hat. Mit großem Unrecht. Schneider und bis vor kurzem unsere Regierung haben in Rußland den natürlichen Verbündeten Preußens gesehen. Es war das eine in unserem Königshause traditionelle Auffassung und an dieser hielt er fest mit Tausenden. Wem es aber etwa beikommen möchte, seinen Einfluß in so manchen Dingen zu sehen, zu wittern, in denen ihm keiner verstattet war, oder etwa seinen Charakter in anderer Weise zu verdächtigen, dem halten wir die Antwort entgegen, die er als Preuße mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit einst dem Kaiser Nikolaus, seinem gnädigen Gönner, gegeben hat. Lassen wir die Stelle aus dem Buche selbst folgen:

„Im Jahre 1851 sah ich den Kaiser zum ersten Male nach der Revolutionszeit wieder und zwar in Warschau. Es war in dem Lustschlosse Skiernewice im Mittelsalon des oberen Stockwerkes. Ich wartete des Befehls, als der Kaiser allein hereintrat, um nach dem Theezimmer zu gehen. Nach abermals freundlicher Bewillkommnung und allerlei Fragen, was ich denn zum Vorlesen mitgebracht, fragte er mich plötzlich:

„Sagen Sie Mir, Schneider, wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?"

König Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich wirklich im Winter 1850—1851 einige Wochen wieder im Berliner Schlosse gewohnt, war dann aber bald nach Potsdam zurückgekehrt. Ich war in großer Verlegenheit, wie ich diese seltsame, so ohne allen Zusammenhang gestellte Frage beantworten sollte, da sie offenbar einen Tadel für meinen königlichen Herrn enthielt, den ich doch von einem andern Monarchen nicht zugeben konnte. Das Gefühl ließ mich, glaube ich, richtiger antworten, als ich es durch Nachdenken vermocht hätte.

„Das weiß ich nicht, Eure Kaiserliche Majestät, denn ich habe nicht 16 Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt nicht wieder in das revolutionäre Berlin zurückgezogen und denke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber wohl noch auf Anderes Rücksicht zu nehmen, als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure Kaiserliche Majestät besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau stellen."

Georg Horn.

Ferdinand Freiligraths Erstlinge.

Von Wilhelm Buchner.

(Fortsetzung.)

Ferdinand Freiligrath war noch nicht lange in Soest, als ihn infolge eines verschleppten Keuchhustens ein Brustleiden befiel, das in Schwindsucht auszuarten drohte und um so bedenklicher erschien, als die Mutter einer Brustkrankheit erlegen war. Der sechzehnjährige Jüngling verbrachte fast den ganzen Sommer 1826 in des Oheims Garten vor dem Thore; am Stock schlich er langsam zwischen den Blumenbeeten einher, über die er sonst mit ein paar Sätzen hinweggesprungen. Damals verschrieb ihm der würdige Dr. Gauwerky jenen bitteren Trank, der ihn zu dem ersten, von Freiligrath der Erhaltung werth befundenen Gedichte anregte, zum „Moosthee", mit welchem der sechzehnjährige Poet in so glänzender und eigenartiger Weise seine Dichterlaufbahn begann. Es erscheint uns schier unbegreiflich, wie ein Knabe solche Fülle des Gedankens und des Gedankenausdruckes, solche Macht der Empfindung entwickeln konnte; es ist dieser vulkanische Ausbruch dichterischen Feuers aus einer kranken Brust nur dadurch zu erklären, daß der junge Dichter in seiner gezwungenen Ruhe und Einsamkeit Muße zur Einkehr und Vertiefung in sich selbst fand.

Unterdeß bereitete sich im väterlichen Hause zu Detmold eine wichtige Entscheidung vor. Vater Freiligrath war des Schulmeisterns müde, das ihm nur ein kärgliches Brod schuf, müde der endlosen Privatstunden, deren er bedurfte, um sich mit den Seinen über Wasser zu halten. Schwager Schwollmann zu Soest bot ihm an, er möge herüberkommen und ins Geschäft treten; Wilhelm Freiligrath nahm den Vorschlag an, siedelte Ostern 1827 nach Soest über und übernahm die Leitung der verschiedenen Fabriken des Schwagers wie die Führung der Bücher; es erwuchs daraus für Ferdinand der Vortheil, daß er, wieder mit dem Vater und den Geschwistern vereinigt, eines vollen Familienlebens froh ward, welches er in den beiden ersten Jahren seines Soester Aufenthaltes nicht genossen hatte. Um so schwerer war der Schlag, als 2½ Jahre nach jener Uebersiedelung Wilhelm Freiligrath, nachdem er im Sommer 1829 gekränkelt, am 23. November noch in rüstiger Manneskraft

45 Jahr alt, starb. So stand der junge Mann, der schon als Kind die Mutter verloren, am Sarge des Vaters. Der neunzehnjährige Jüngling ward durch diesen Todesfall tief niedergebeugt; er schrieb unter diesen Eindrücken den Entwurf jenes unvergleichlichen Gedichtes, welches er dann in der Barmer Zeit vollendete, des herrlichen: „O lieb so lang du lieben kannst."

Der Sommer 1830 brachte einen neuen tiefen Schmerz über den jungen Dichter; sein Stiefbrüderchen Otto ward durch den Tod hinweggenommen. Es war kaum ein Jahr alt gewesen, aber Freiligrath liebte das Knäblein, welches oft stundenlang zu seinen Füßen im Zimmer spielte, mit größter Zärtlichkeit; noch nach langen Jahren gedenkt er in Briefen an Freunde, welche ihm den Tod eines Kindes melden, jenes früh verstorbenen Brüderchens. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter dem Eindruck dieser wiederholten Todesfälle sich des ernsten Jünglings jene Schwermuth bemächtigte, zu welcher ja auch bei geistig und leiblich gesunden jungen Männern von etwa zwanzig Jahren eine gewisse Disposition nicht selten ist, und daß dieselbe sich auch in Gedichten aussprach. Allerdings hat der Dichter nachmals diese schwermüthigen Gedichte als Zeugen einer überwundenen Gefühlsweise unbarmherzig unterdrückt; nur ein Gedicht ist in die Sammlung aufgenommen worden, welches jene Stimmung in künstlerisch verklärter Weise ausspricht, „Die Bilderbibel". In der 1877 erschienenen sechsbändigen Ausgabe der gesammelten Dichtungen Bd. I, S. 202 ff. im Anhang zur ersten vielverbreiteten Sammlung, sind einige dieser schwermüthigen Jugenddichtungen wieder zum Abdruck gelangt: „Das kranke Kind", „Mutterliebe — Mutterschmerz", „Lust am Sterben", „Der Tod", Gedichte, die jeder andere junge Poet der ersten Sammlung seiner Lyrik einverleiben würde, so formvollendet, so gedankenschön sind sie; Freiligrath verwarf dieselben, weil sie ihm noch unselbstständig, allzusehr Producte dumpfer Zimmerluft erschienen. Ich könnte hier verschollene Gedichte auf Clostermeiers, wie auf des kleinen Otto Tod mittheilen, welche uns sehr erklärlich machen, wie Grabbe, welcher des jungen Dichters Leistungen mit landsmannschaftlicher Theilnahme verfolgte, ihn als einen „Nachkömmling der Matthisson'schen Schule" betrachtete; einige dieser Jugendgedichte Freiligraths erinnern in der That lebhaft an Matthisson oder richtiger an Hölty in der darin ausgesprochenen Todessehnsucht, der schwermüthigen weichen Empfindungsweise.

So ist es merkwürdig, in den erhaltenen, aus den Jahren 1826—30 stammenden Gedichten Freiligraths die beiden Strömungen zu verfolgen, welche während seiner Soester Zeit nebeneinander in der Seele des jungen Dichters flutheten. Hier die ruhige, leise dahinfließende Strömung des Dichtens nach liebgewonnenen Vorbildern, unter dem Eindrucke der im väterlichen Hause herrschenden religiösen Empfindung und gemüthlichen Ergießung; dazwischen springt der eigenartige Dichter, der echte Freiligrath, mit seiner genialen Bilderpracht, seiner glühenden Phantasie, wie ein Füllen zwischen die akademische Regelrechtigkeit und die anerzogene Weichmüthigkeit hinein. Mit derartigen Dingen wie der geniale „Moosthee" wagte er freilich nicht in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, sie in die Spalten kleiner westfälischer Blätter einzurücken; noch 1832 will dem doch selbst genialen Grabbe das Gedicht „Barbarossas Erwachen" um seiner Wunderlichkeit willen nicht zusagen; er nennt den jungen Mann, welcher bereits den „Nebo" gedichtet, noch immer „unsern Matthisson", wie er denn 1831 an Luise Clostermeier schrieb: „Freiligrath ist wirklich ein guter Junge; er ist aus der Matthisson'schen Schule — überflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger." Die Jugend freilich thut es nicht, ebensowenig der Genius, sondern die Zügelung des Genius durch das Maß und die Arbeit; eine Eigenschaft, welche Grabbe eben nicht, Freiligrath in einer wahrhaft mustergültigen Weise besaß.

Im Uebrigen würden wir sehr irren, wollten wir uns den Freiligrath jener Soester Zeit als einen „bleichen, hohlwangigen Werther" denken. Er reitet nicht selten auf des Oheims Reitpferd aus, er kostet, wie Luther in seiner Wartburgseinsamkeit, „die süßlich-bittere Lust der großen Helden" und geht auf die Jagd, hat auch einmal einen Fuchs geschossen, wie er Immermann schreibt; wohl öfter mögen ihm die Jagdausflüge, wie er im „Birkenbaum" so reizend schildert, die erwünschte Einsamkeit geboten haben zur Verdeutschung von Byrons Mazeppa; er nimmt mit jugendlicher Freudigkeit Theil an der Krone der Soester Herrlichkeiten, dem Schützenfest. Kurz, er ist ein flotter Reiter, Jäger, Zecher; nur als Tänzer hat er lebenslang des Ruhmes ermangelt.

Es wäre wunderlich, wenn ein junger Dichter, in dessen Seele der Most der Poesie so gewaltig brauste, nicht auch, sobald er seiner Dichterkraft einigermaßen bewußt geworden, das Bedürfniß empfunden hätte, sich gedruckt zu lesen; es ist das eine kleine Genugthuung, welche auch dem Bescheidensten — und Freiligrath offenbart in seinen Briefen auch zu einer Zeit, als er bereits eine ganze Reihe seiner besten Gedichte geschaffen, eine wahrhaft rührende Bescheidenheit — herzlich wohlthut. Für solche hoffnungsvolle junge Poeten sind, so scheint es, allezeit jene löschpapierenen Lokalblätter vorhanden, in welchen Hunderte und Tausende zu eintägiger Unsterblichkeit gelangen; in solchen jetzt so gut wie verschollenen, kaum mehr vorhandenen westfälischen Lokalblättern aus dem Ende der zwanziger und dem Anfang der dreißiger Jahre haben wir den Erstlingen unseres Dichters nachzuforschen, Kindern seiner Muse, die er zum großen Theil nachmals selbst nicht mehr anerkannte. Eines dieser Blätter aufzufinden hat mir trotz emsiger Bemühung noch nicht glücken wollen; zwei andere dagegen sind eine noch kaum oder doch nur theilweise benutzte Fundgrube für die poetischen Anfänge unseres Dichters.

Das eine der mir bekannten beiden Wochenblätter, in denen Freiligrath seine Jugenddichtungen erscheinen ließ, ist das Soester Wochenblatt, ein höchst bescheidenes Preßproduct, welches vornehmlich öffentliche und Privatanzeigen, dann auch naturwissenschaftliche und geschichtliche Aufsätze, nur ab und zu Gedichte bringt. Ferdinand Freiligrath ließ darin, jedoch ohne seinen Namen beizufügen, seit März 1829 eine Reihe von Gedichten erscheinen; aber dieselben machen den Eindruck, als ob er, wenn auch durch die Maske der Anonymität gedeckt, Bedenken trage, mit seiner eigensten Art hervorzutreten in einer Welt, mit welcher er täglich verkehrte; es sind theilweise Poesien, die in ihrem kecken Wurf, der lebendigen Phantasie, der frischen Behandlung eines sonst nicht bedeutenden Stoffes von hervorragender dichterischer Begabung Zeugniß geben; auch sie hat Freiligrath sammt und sonders verworfen. Die Art und Weise, wie er dabei historisch bedeutsame Baulichkeiten von Soest poetisch verherrlicht, ist eigenthümlich und geschickt; andere Sachen, Lieder oder balladenartige Dichtungen, erscheinen noch durchaus unselbstständig; die Form ist allezeit keck und gewandt. Im Uebrigen sind wir, da der Name nicht unterzeichnet ist, bezüglich der Autorschaft auf Vermuthungen hingewiesen, welche, besonders einem noch unselbstständigen Dichter gegenüber, bisweilen zweifelhafte Ergebnisse darbieten mögen; andererseits sind die übrigen Mitarbeiter so dürftige farblose Reimer, daß ihre Producte sich von denen des ungenannten Dichters unterscheiden wie Wasser von Wein.

Die Nummer vom 14. März 1829 bringt das erste Gedicht des jungen Poeten, „Todes Wiegenlied", eine Dichtung, welche gleichsam als Vorstudie erscheint zu dem in Band I. der Gesammelten Dichtungen S. 205 aufgenommenen, mit der Jahreszahl 1830 bezeichneten Liede „Der Tod"; an der Echtheit ist gar nicht zu zweifeln, so seltsam dem Nichtkenner die Zumuthung erscheinen mag, in diesem „Todes Wiegenlied" eine Dichtung vom Verfasser des „Löwenrittes" und der „Blumen Rache" zu erkennen. Es lautet:

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Ich hab' eine Weise mir ausgedacht;
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh,
Das Auge fällt von selber zu.

Ich hab' ein gar liebliches Glockenspiel,
Das wohl auch dem Könige selbst gefiel;
Es klingelt, klingelt leise kaum,
Und was da weh thut, ist ein Traum.

So kommt denn, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Besen band,
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelstab und Diadem.

Was steht da die blühende Braut so fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Rosen achte nicht, mein Kind,
Die Lilien viel schöner sind.

Was hat er die Krücke so lieb, der Greis?
Was will er auf Erden? Sein Haar ist weiß.
Komm her, vergiß es, daß Du bist;
Es ist nur glücklich, wer vergißt.

Wohl steht er Dir stattlich, der Doctorhut,
Doch irdische Weisheit macht schweres Blut!
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verschaukelt Dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, Dir nimmer graun;
Hier ist noch ein Plätzchen, Du darfst vertraun;
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Bürger, gestreng und fromm,
Verschmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und schilt,
Mich kümmert's wenig, was sie gilt.

Was schöne Prinzessin, ist Hermelin?
Ich habe Cypressen und Rosmarin;
Die stehn bei weißer Tracht wohl fein;
Nun stille, Kindlein, schlaft mir ein!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Popularisirung der Kunst.

Von M. Carriere.

Wie schon mehrmals möcht' ich auch diesmal an der Jahreswende einen Blick auf Beginn, Fortgang oder Abschluß von Werken richten, welche Wort und Anschauung verbinden um das Verständniß des Schönen in Natur und Kunst zu fördern, damit die Kunst weniger wie das Mädchen aus der Fremde, mehr wie eine bleibende und stets erfreuende Genossin unseres Lebens erscheine. Dahin geht ein Zug der Zeit, der uns darüber trösten mag, daß der stolze kühne Idealismus, der die Künstler in der ersten Hälfte des Jahrhunderts beseelte, jetzt so wenige Träger und Bekenner zählt, während der realistische Sinn für Naturtreue, Farbenreiz und technisches Geschick die Herrschaft führt. Wir lassen die Hoffnung nicht sinken, daß der Idealrealismus in der Wissenschaft wie in der Kunst doch das Ziel ist, dem die vielfach vereinzelte empirische Forschung wie die gegenwärtige Malerei zustrebt, oder das durch beide möglich gemacht wird.

„Unser Vaterland" in Wort und Bild geschildert von Schriftstellern und Künstlern Deutschlands und Oestreichs, bietet uns nach der Vollendung Tyrols nun Steiermark und Kärnten; Rosegger, Rauschenfels und Fritz Pichler führen das Wort, Püttner, Willroider, Pausinger, C. v. Binzer den Zeichenstift; das Landschaftliche wird charakteristisch und anmuthig aufgefaßt, aber wir vermissen den reichen Beitrag von Bildern aus dem Volksleben, den früher die Defregger, Gabl und Mathias Schmidt so erquicklich spendeten; es fehlt eben ein solch Kleeblatt einheimischer Künstler, das der Verleger, Kröner in Stuttgart, nicht schaffen konnte, das er aber, wo es gewachsen war, trefflich und dankenswerth benutzte.

Hellas und Rom, das Spemann der „Germania" von Scherr sofort folgen ließ, gibt uns eine Culturgeschichte des klassischen Alterthums von der Hand Jakob Falkes, mit Illustrationen, welche bald antike Kunstwerke reproduciren, bald die Landschaft vorführen wie sie heute ist, bald die Städte und Bauten wie die Verbindung des wissenschaftlichen Studiums mit der künstlerischen Phantasie sie wieder erstehen läßt. Daran reihen sich wieder Bilder des antiken Lebens von Meistern wie Alma-Tadema, Feuerbach und Knille, und eine sehr beachtenswerthe Zierde des Werkes sind die Initialen von Friedrich Thiersch, die in griechischer Stilisirung, im Verein von Linienspielen und Figuren den Text einleiten, wie ein sinniges Präludium das Lied des Sängers. Auch die Restaurationen der Tempel, des römischen Forums wie Athens, sind von diesem aufstrebenden Meister, der architektonische und malerische Begabung anmuthig verbindet; — ein Enkel des berühmten Philologen, dessen Name auch von drei Söhnen ehrenvoll getragen wird. Falke, dem wir das liebenswürdige Büchlein über die Kunst im deutschen Hause verdanken, der sich zuerst auf dem Gebiete der Kostümkunde hervorgethan, hat, wie zu erwarten war, nach einem Ueberblick über die politische Entwickelung Griechenlands in der Weltgeschichte, vornehmlich auf Sitten und Gebräuche, auf das öffentliche und häusliche Leben, auf Tracht und Geräth sein Augenmerk gerichtet, und zunächst diese reale Seite der Culturgeschichte erörtert, während ich im zweiten Theile meines Kunstbuchs, der den gleichen Namen (Hellas und Rom) führt, mehr die ideale Seite, Religion, Poesie, Philosophie betont habe; gerade darum weiß ich seine Arbeit zu schätzen, zumal auch er seine Darstellung durch Dichterworte belebt. Soweit die bis jetzt erschienenen 15 Hefte ein Urtheil gestatten ist auch die Wahl der antiken Kunstwerke zur Veranschaulichung der Schilderung im Texte gut getroffen; nur wäre bei einigen, wie bei dem Apoll von Belvedere, zu wünschen, daß nicht mehr die falsche Restauration mit dem Bogenstumpf in der Linken an der Stelle der Aegis stünde, die der Gott nach der erhaltenen Bronze getragen hat, da ja das Original in Delphi zum Denkmal des Sieges über die Gallier geweiht war: der Gott hatte durch ein Gewitter die Feinde erschreckt, darum das Symbol der Donnerwolke in seiner Hand. Wie viel anschaulicher wird doch das Bild des Griechenthums werden, wenn ein solches Werk beim Jugendunterrichte benutzt wird! Aesthetische Bildung ist das beste Gegengewicht gegen allzu einseitige Fachstudien, und für sie kann dadurch ein fester Grund gelegt werden. Aber auch unsre Künstler, unsre Frauen können nicht anmuthiger in das klassische Alterthum eingeführt werden als durch das vorliegende Werk.

Für die vaterländische Kunst bietet uns ein noch überlebender Altmeister der Kunstgeschichte, Ernst Förster, die Hand durch den stattlichen Band in Kleinfolio mit dem Titel: „Die deutsche Kunst in Bild und Wort, für Jung und Alt, für Schule und Haus. Leipzig bei T. O. Weigel." In fünf Bändchen hatte der Verfasser früher zuerst eine Darstellung unsrer heimischen Kunstentwickelung entworfen und zugleich in zwölf Quartbänden eine große Reihe von Denkmalen der Architektur, Plastik und Malerei aus alter und neuer Zeit mit Erläuterungen veröffentlicht, ähnlich wie er seine Erzählung der italienischen Kunstgeschichte mit vielen Umrissen charakteristischer Gemälde in einem Kupferstichwerke begleitet. Für diese Illustrationen hat Förster die Zeichnungen nach den Werken der Plastik und Malerei größtentheils angesichts der Originale selber ausgeführt; man erstaunt über diesen Fleiß, über die Leichtigkeit und Sicherheit, die durch denselben die Hand Försters gewonnen hat. Im vorliegenden Werk sind die Platten aus dem ältern wieder benutzt; aber es sind aus der Fülle die bedeutendsten ausgewählt und in historische Ordnung gebracht; wenn die Geschichtserzählung im Ganzen kurz gefaßt ist, so erweitert sie sich stets da, wo ein Bild als Beispiel näher besprochen wird. Förster hat seit fünfzig Jahren auf diesem Gebiete gearbeitet; mit Rumohr und Waagen gehört er zu den Begründern, denen dann Kugler und Schnaase sich fortbildend anschlossen; Lübke, Woltmann, Springer, Grimm

und so viele andere sind darnach eingetreten, eine strengere Methode, archivarische Forschungen neben der Untersuchung malerischer Technik und Pinselführung leiten zu wissenschaftlicher Begründung, und so gewinnt bei den Neueren gar Manches eine andre Gestalt als es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte. Da muß ich mich denn wundern, daß Förster noch immer die Gothik als specifisch deutsch festhält, wiewohl er zugesteht, daß der Spitzbogenstil erst im 13. Jahrhundert in unserm Vaterland zur Anwendung kam, und im 12. bereits in Frankreich herrschte! Förster weist an deutschen Werken nach, wie allmählich das Romanische in das Gothische übergegangen sei, wie der neue Baustil in Deutschland „seine Aufgabe in consequenter Entwickelung und organischem Zusammenhang aller Theile und in steter Würdigung ihrer constructiven Bedeutung gesehn und befolgt, während die Gothik andrer Länder theils romanische Ueberlieferung festgehalten, theils mehr oder minder ein rein decoratives System zur Richtschnur genommen". Das mag von England und Italien gelten, nicht von Frankreich; hier hat sich in der Gegend um Paris die Gothik aus den nördlichen und südlichen Elementen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entwickelt, hier trat sie großartig in der Notredamekirche auf, und fand in den Domen von Amiens, von Rheims eine prachtvolle Durchbildung. Förster aber fährt fort: „Und damit (daß der Stil in Deutschland consequent entwickelt worden) erledigt sich wohl auch die Frage nach seiner Herkunft. Wir haben ihn mit einer Art Naturnothwendigkeit aus dem deutschen Romanismus erwachsen und nach eignem Kunstgefühl und Bildungsgesetzen sich gestalten gesehn; was will dagegen der Bauvertrag einer Gemeinde zu Wimpfen im Neckarthal bedeuten, in welchem der Kirchenbau more francico ausbedungen wird?" Nun es will jedenfalls bedeuten, daß man die Gothik damals die fränkische Weise nannte. Und das war der rechte Name, den man hätte beibehalten sollen. Nicht die römischen, keltischen, normannischen Elemente der französischen Nation, sondern das fränkische, der bis dahin zurückgebliebene fränkische Geist hat den gothischen Stil geschaffen, und dieser kam dort zur Blüthe, während man in Deutschland noch romanisch baute und an den romanischen Kern nun in Frankreich gefundene gothische Formen anfügte, wie das namentlich am herrlichen Dom zu Limburg an der Lahn der Fall ist. In Deutschland zog man den Hallenbau mit den ziemlich gleich hohen Schiffen unter gemeinsamem Dach der französischen Weise vor, welche das Mittelschiff über das Dach der Seitenschiffe emporragen läßt; die Elisabethkirche zu Marburg wie die Münchener Frauenkirche und viele niederdeutsche Bauten sind in jener für den Backstein geeigneten deutschen Art ohne Strebebogen ausgeführt, das Strebensystem ist französisch und kam vom Dom zu Amiens an den von Köln, und es hat in südfranzösischen Bauten des romanischen Stils, nicht in deutschen seinen Keim, seinen Vorgang. Bei der regen Wechselwirkung der christlichen Völker zur Zeit der Kreuzzüge haben ja auch Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg den Stoff ihrer Dichtung sammt der äußeren Form aus wälschen Quellen genommen, aber in deutsche Weise übersetzt und kunstvoll vollendet. Frankreich gab im Ritterwesen den Ton an, ebenso in der Scholastik und im Baustil. Italien führte dann zur Wiedererweckung des Alterthums, zur Kunst der Renaissance. Deutschland hat tüchtig mitgearbeitet und seinen eignen Ruhm im Volksepos des Nibelungenliedes, der Gudrun, der Thiersage, dann in der niederländischen Malerschule van Eycks wie der spätren Meister Rubens und Rembrandt, in Dürer und Holbein; es hat im 18. Jahrhundert die Palme auf dem Felde der Poesie und Philosophie gewonnen; lassen wir den Nachbarn ihre Ehre, verlangen und behaupten wir die unsre!

Es ließe sich im Einzelnen noch Mancherlei bemerken. So hat mich Förster nicht überzeugt, daß auf den Eggesteinen über dem vom Kreuz herabgenommenen Christus oben der verklärte schwebe und die Seele Marias im Arme halte, die unten das Haupt des Sohnes umfaßt; mir scheint die alte Deutung richtiger, daß der Vater die Seele des Sohnes aufgenommen hat, wie dieser gebetet: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Auch hat Förster mich nicht überzeugt, daß Roger von Weyden der Meister des Danziger Bildes sei. Aber wir freuen uns lieber des vielen Schönen, das er namentlich aus dem Kreise jener alten Niederländer von Hubert van Eyck bis Gerhard David uns in trefflichen Kupferstichen gegeben hat, und bedauern daß nicht auch die neue Zeit gleich reich bedacht werden konnte. Doch sind auch hier manche treffliche Blätter vorhanden, und die knappe Darstellung kann der Leser ja leicht durch die ausführlichen Schlußbände in Försters deutscher Kunstgeschichte ergänzen.

Wie viel leichter und angenehmer ist es doch jetzt geworden Kunstgeschichte zu studiren und vorzutragen, als es vor dreißig Jahren war. Als ich da die Vorlesungen in Gießen hielt, wie mühevoll war es, nur für das Wichtigste die bildliche Veranschaulichung herbeizuschaffen! Die erste Auflage von Kuglers, die ersten Bände von Schnaases Werk waren ohne Illustrationen; erst die folgenden Auflagen und Bände erhielten solche. Wie freute man sich jeder neuen Lieferung von Gailhabauds Architekturdenkmalen, oder von dem „Atlas zu Kuglers Kunstgeschichte", den Ebner und Seubert veröffentlichten! Jetzt liegt dieser in neuer Auflage vor, und 34 Tafeln in Stahlstich, drei in Farbendruck ergänzen die ältere und führen uns nicht blos bis auf die Gegenwart, sondern schalten auch von Assyrien an neue Blätter ein, Werke veranschaulichend, die seitdem aufgefunden oder näher erforscht und in ihrem Werth erkannt worden. Leider haben die Ausgrabungen von Olympia, die Funde von Cypern noch keine Berücksichtigung erhalten; es wird indeß nicht schwer sein, von Zeit zu Zeit ein paar Blätter nachträglich erscheinen zu lassen. Der Atlas ist das umfassendste und reichste Veranschaulichungsmittel für die ganze Kunstgeschichte. Die „kunsthistorischen Bilderbogen" Seemanns, die Hefte aus dem Brockhausischen Bilderatlas zum Conversationslexikon über Architektur, Plastik und Malerei verdienen daneben — auch um des Preises willen — empfohlen zu werden. Und wie gut sind die kunstgeschichtlichen Bücher Lübkes über Architektur und Plastik mit Abbildungen ausgestattet! Er scheint es sich versagt zu haben, ihnen die allgemeine Geschichte der Malerei zuzugesellen, Woltmann ist da mit seiner gründlichen Forschung eingetreten. Aber die Geschichte der italienischen Malerei liegt von Lübke vor, gleichfalls reich an illustrirenden Umrissen, welche die frische und anmuthige Darstellung des Textes begleiten.

Alle diese und so manche andere Arbeiten hätten kaum erscheinen können, wenn ihnen nicht der Sinn des Publicums entgegengekommen wäre, wenn nicht die ästhetische Bildung in ihrer Bedeutung für den Einzelnen wie für die Nation besser gewürdigt würde. Hand in Hand geht das Bestreben unser Kunsthandwerk wieder emporzubringen, es auf dem Weltmarkt mit Frankreich in die Schranken treten zu lassen. In Frankreich war die Tradition seit der Renaissance nicht unterbrochen worden; Deutschland, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts voranging, sah dann seine Kraft in den furchtbaren Religionskriegen erschöpft; es verarmte, es stand politisch und geistig unter der Fremdherrschaft, die erst seit Lessing auf idealem Gebiet und wesentlich von da aus auch in der Realität gebrochen ward. Wir begannen mit dem Idealismus unsrer monumentalen Kunst. Jetzt wollen wir auch das Haus und Geräth wieder schön gestaltet sehen, und allerdings muß da die künstlerische Schöpferkraft das Beste thun um die rechten, die Stimmung der Gegenwart ausdrückenden oder sie spiegelnden Formen zu finden. Aber neben dem Genie müssen die Augen, die Hände von Hunderten und Tausenden geschult und erzogen werden, und da scheint es nöthig, Auge und Hand zunächst an dem Besten zu üben, was hervorgebracht ward ehe der unselige Bruch erfolgte. So sind wir zur Renaissance zurückgekehrt und Georg Hirth hat in seinem beispiellos wohlfeilen Formenschatz eine Fülle kunstgewerblicher Erzeugnisse nachgebildet. Neuerdings erweitert er sein Werk, indem er auch andre Zeitalter hereinzieht, auch historische Compositionen wie Dürer'sche oder Holbein'sche Holzschnitte und Kupferstiche aufnimmt. Unsern

Wunsch, daß er das Material mehr betone, auf die Unterschiede des Holz-, Metall- und Glasstiles Gewicht lege und den nothwendigen Zusammenhang von Stoff und Form erläutere, hat er bis jetzt nicht erfüllt, und ich fürchte, daß die vielfältige Masse des Gebotenen auch verwirrend und ins Barocke verlockend wirken könne. Die Deutschen neigen dazu; so schöne Blätter wie die nach dem Italiener Sansovino sollten ihnen nachdrücklicher als Vorbild vorgehalten werden, nicht zur directen Nachahmung, aber zur Lehre von Maß und Klarheit. Auch „das deutsche Zimmer der Renaissance" mag uns „zu Anregung häuslicher Kunstpflege" veranschaulicht werden, wie Hirth in einem neuen Werke begonnen hat; die bloße Wiederholung wäre aber kein Ausdruck unsres Lebensgefühls und Zeitbewußtseins. Daß wir seit Hans Sachs und Dürer auch Goethe, Kant und Humboldt gehabt, daß uns das Griechenthum aufgeschlossen worden, können und wollen wir nicht vergessen, so wenig in das 16. als in das 13. Jahrhundert zurückversetzt werden, aus der Kahlheit und Kargheit des 18. wollen wir in eine reichere aber auch geläuterte Formenwelt eintreten. Vornehmlich aber soll das Bestreben der Kunstindustrie sich nicht blos auf Prachtstücke für wenige Vornehme, sondern darauf richten, daß auch was dem täglichen Gebrauche des Mittelstandes dient durch stilvolle, das heißt dem Zweck entsprechende, dem Material gemäße Gestaltung veredelt werde.

Frankreich hatte die Verbindung von Kunst und Handwerk voraus; sie konnte sich bei uns nur schwer vollziehen, so lange die Waffen ungleich waren, so lange dort ein Muster- und Zollschutz bestand, der uns fehlte. Nun ist er uns gewährt. Ob wir an Eleganz sobald den Nachbarn es gleichthun in der wechselnden Mode? Trachten wir nach Solidität und nach Bewahrung des Rechten, sobald es gefunden ist. Künstler wie Neureuther, Fortner, Seitz, Gedon haben in München schon seit längerer Zeit den rechten Weg eingeschlagen und eigenthümliche Leistungen hervorgebracht, die den Zusammenhang mit der Ueberlieferung nicht verleugnen, aber mit persönlicher frischer Empfindungskraft geschaffen sind. In andren Städten haben hervorragende Architekten Wohnhäuser vollständig vorgezeichnet, bis auf die Ausstattung der einzelnen Zimmer, bis auf die Schlösser und Thürgriffe. Das scheint mir das Rechte. Warum soll sich die so gewonnenen Formen der Fabrikbetrieb für die Miethhäuser nicht aneignen?

Ich höre den Einwurf, daß vor Allem künstlerische Dinge sich von selber machen müssen. Nichts macht sich von selber, und in neurer Zeit tritt überall das bewußte Wirken an die Stelle des instinctiven. Goethe und Schiller haben anders producirt als Homer und Shakespeare. Ohne Naturbegabung gehts freilich gar nicht, aber ein Rafael und Tizian war getragen und gefördert vom Kunstsinne des Volkes, von der eingehenden Theilnahme und Wechselwirkung der Zeitgenossen. Lerne das Publicum überall Zweckmäßiges in wohlgefälliger Form fordern, und ich hoffe, daß die künstlerischen Kräfte nicht mangeln werden solchen Wunsch zu erfüllen.

Lichtdruckwerke.

Zu den erfreulichsten Errungenschaften unsrer Zeit gehört ohne Frage die Erfindung, die durch den photographischen Proceß gewonnenen Aufnahmen auf dem Wege des lithographischen Plattendrucks zu vervielfältigen und dadurch den Abdrücken nicht blos die größtmögliche Dauer, sondern auch eine früher nicht zu ahnende Billigkeit zu verleihen. Auf diese Weise sind wahre Schätze, namentlich in den Handzeichnungen der großen Meister der Vergangenheit, allgemein zugänglich gemacht, dem Verständniß, dem Genuß der weitesten Kreise gewonnen worden. Alle Welt weiß, welches Verdienst der leider zu früh verstorbene Adolph Braun von Dornach bei Mülhausen im Elsaß sich dadurch erworben hat, daß er in großartigem Unternehmungsgeiste die köstlichsten Perlen aus den berühmtesten Museen der Welt in Tausenden von Blättern ausgelesen und in musterhaften Facsimiles verbreitet hat. Noch neuerdings hat die Braun'sche Anstalt das Werthvollste aus den im Privatbesitz verborgenen Schätzen dieser Art, welche kürzlich in der Ecole des beaux arts zu Paris zu einer Ausstellung vereint waren, durch eine schöne Publication dem allgemeinen Genuß dargeboten.

Nicht minder werthvoll erweist sich dieses Verfahren, wo es gilt die alten Schätze an Kupferstichen und Radirungen der kunstsinnigen Gemeinde für eignen Besitz erreichbar zu machen. Um eine geringe Summe, für welche man heute nicht das kleinste Blättchen von Dürer in gutem Originaldruck erwerben könnte, vermag man heute in den trefflichen Facsimiles, welche Soldan in Nürnberg herausgegeben hat, das ganze Kupferstichwerk des großen Meisters sich zu beständigem Genuß zu eigen zu machen. Aehnliche Tendenz verfolgt das von dem Kunsthändler Gutekunst geleitete Unternehmen, welches unter dem Titel „Die Kunst für Alle" das Seltenste, Kostbarste und Schönste aus dem Schatz alter Kupferstiche in Lichtdruck-Facsimiles veröffentlicht.*) Ueber die ersten 25 Lieferungen dieses schönen Werkes habe ich bereits berichtet; seitdem ist allerdings der Verfasser des erläuterndem Textes, der hochverdiente Professor Weißer, durch den Tod seiner Thätigkeit entrissen worden, und es mußte bei diesem schweren Verlust als eine besonders glückliche Fügung betrachtet werden, daß Carl von Lützow, der Bibliothekar der Wiener Kunstakademie und Herausgeber der rühmlichst bekannten Zeitschrift für bildende Kunst in die Lücke eintrat. Sein Text erfüllt die doppelte Anforderung, die man an solche Arbeiten stellen muß, in präciser Form und zugleich mit anziehender Lebendigkeit das für die Erläuterung der Blätter Wünschenswerthe vorzutragen.

Das Princip, auf welchem die Bedeutung des Unternehmens beruht, die verschiedenen Epochen, Schulen und Richtungen, sowohl in der künstlerischen Auffassung als in der technischen Darstellungsweise vorzuführen, ist auch in den neuerdings erschienenen, bis zur 35. Lieferung reichenden Fortsetzungen festgehalten. So sehen wir das Meisterwerk Marc Antons, den Kindermord nach Rafael, eine geistreiche Radirung von Annibale Caracci, Dürers köstlichen Dudelsackpfeifer, mit welchem der große Nürnberger Meister sich an die Spitze der sogenannten Kleinmeister stellt, sodann ein ansprechendes Blatt von Goltzius, der dem Kupferstich eine breitere Behandlung und vollere Wirkung zu geben wußte. In die frühesten Entwicklungsstadien, zu den Incunabeln des Kupferstichs führt uns das, mit Unrecht früher dem Maso da Finiguerra zugeschriebene Niello der Anbetung der Könige, die wie eine in Kupferstich übertragene Composition des Gentile da Fabriano uns anmuthet. Die Punktirmanier ist sodann durch Giulio Campagnolas Johannes den Täufer veranschaulicht, eine an Mantegnas herbe Gestalten erinnernde Figur, deren landschaftlicher Hintergrund dagegen auf die frühen Venezianer hinweist. Es folgt wieder eins der kleinen Meisterwerke Dürers, der Fahnenträger, der mit Recht als ein Werk jener Epoche bezeichnet wird, wo Dürer nach Abstreifung der Schultraditionen mit voller Kraft seinen eignen Stil entfaltet. Derselbe Meister ist sodann noch mit zweien seiner schönsten Madonnen vertreten, während von Rembrandt außerdem noch die kleine zierliche Landschaft mit dem Milchmann aufgenommen ist. Zwei schöne Blätter von Schongauer, Christus und die Madonna thronend und die h. Jungfrau im Hofe, repräsentiren recht gut diesen liebenswürdigen Meister, während die phrygische Sibylle von einem unbekannten, wahrscheinlich florentinischen Stecher den italienischen Kupferstich in einem ähnlich frühen Stadium der Entwicklung vorführt. Daran schließen sich die h. Familie von Jacopo de' Barbari und die Weinlese Marc Antons, ferner Martino Rota mit dem jüngsten Gericht nach Michelangelo, als weitere Belege fortschreitender Durchbildung. Endlich geben einige der Prachtblätter von Robert Nanteuil,

*) Die Kunst für Alle, herausgegeben von H. G. Gutekunst, mit erläuterndem Text von L. Weißer und C. von Lützow. Stuttgart, P. Neff. Fol.

Antoine Masson und Gerhard Edelinck eine Vorstellung von der unübertrefflichen Vollendung, welche die großen französischen Stecher des 17. Jahrhunderts namentlich im Bildnißfach erreicht haben. Ihren eigenthümlichen Werth erhalten alle diese Nachbildungen dadurch, daß ihnen die erlesensten Abdrücke zu Grunde gelegt wurden, welche dann durch den Lichtdruck der Stuttgarter Anstalt von Martin Rommel in einer Vollendung wiedergegeben sind, daß die Blätter an Tiefe und Kraft des Tons, an duftigem Schmelz, Zartheit der Uebergänge und Klarheit der Lichter kaum von den Originalen zu unterscheiden sind. So wird diese schöne Publication ein wahrer Hausschatz für kunstgebildete Kreise werden.

Derselben Verlagshandlung verdankt man ein zweites in ähnlicher Weise hergestelltes Werk, das unter dem Titel „Die französischen Maler des 18. Jahrhunderts", herausgegeben von Alfred von Wurzbach, als Fortsetzung der „Klassiker der Malerei" jene Kunstepoche vorführen will, welche meistens von der modernen Aesthetik mit einem schweren Bann belegt zu werden pflegt. Zu den „Klassikern" wird man freilich Künstler wie Watteau, Lancret, Pater, van Loo, Boucher, Fragonard u. s. w. nicht zählen; aber diese Verherrlicher des ancien regime haben nicht blos einen großen kulturgeschichtlichen Werth, sondern es ist ihnen auch ein nicht geringer malerischer Reiz eigen, welcher nicht wenig dadurch gesteigert wird, daß eine Reihe der ausgezeichnetsten Meister des Grabstichels, wie Drevet, Beauvarlet, Longeuil, Bervic, Larmessin, Massard mit den Malern Hand und Hand arbeiteten und ihre Schöpfungen in meisterhaften Stichen verewigten. Es heißt daher eine kunstgeschichtliche Lücke ausfüllen, wenn ein tüchtiger Kenner jener Epoche wie A. von Wurzbach es unternimmt, diese Schilderer der fetes galantes jener graziösen und koketten Zeit und ihrer ganzen übermüthigen Lebenslust in Nachbildungen vorzuführen, und die Darstellungen mit einem Text zu begleiten, welcher die kunstgeschichtliche Bedeutung und Stellung jener Schöpfungen klarlegt.

Bis zur 18. Lieferung ist diese interessante Publication vorgeschritten; jedes Heft bringt zwei in der Anstalt von M. Rommel musterhaft ausgeführte Blätter, dazu einen gut geschriebenen Text des Herausgebers, der außerdem durch zahlreiche Randverzierungen uns die graziösen decorativen Compositionen jener Zeit in ihrem champagnersprudelnden Uebermuth vor Augen bringt. Mit Recht betont der Verfasser, daß der Werth aller dieser Schöpfungen auf der Unmittelbarkeit beruht, mit welcher sie das Leben und den Geist jener Zeit wiedergeben, indem sie zum ersten Mal mit vollem Nachdruck den specifisch französischen Genius zur künstlerischen Erscheinung bringen. Der unbefangene Naturalismus bricht sich namentlich in dem geistreichsten und liebenswürdigsten dieser Künstler, in Watteau, Bahn durch die pseudo-klassischen Traditionen der Akademie, und man beobachtet auf einer früheren Stufe einen ähnlichen Umschwung, wie ihn später Géricault und Delacroix im Gegensatze zu dem steifen Pedantismus der David'schen Schule herbeiführen sollten. Wenn wir auch nicht mit dem Verfasser so weit gehen möchten, einen Poussin herabzusetzen und gar die Landschaften Claude Lorrains „erborgt und unwahr" zu schelten, so dürfen wir doch der Mehrzahl der französischen Maler jener Zeit die Anerkennung nicht versagen, daß sie unbefangen uns das Wesen und die Anschauungen ihrer Zeit spiegeln. Wenn ein Diderot in diesem künstlerischen Schaffen die „Wahrheit" vermißte, so war er dazu insofern völlig berechtigt, als er ähnlich wie Rousseau die ganze Zeit in ihrem schillernden, affectirten, unwahren Wesen erkannte und jenen leidenschaftlichen Ruf nach der Natur ertönen ließ, der dann politisch und social bald zu einer der erschütterndsten Revolutionen führte, welche die Welt je gesehen. Trotz alledem bleibt jenen Künstlern das Verdienst, ihrer Zeit den Spiegel vorgehalten zu haben.

Gewiß ist dies nicht das Höchste in der Kunst; aber es ist nicht allen Zeiten und überhaupt nur wenigen Geistern gegeben, sich über die einzelne zufällige Erscheinung zum Idealen, zum Ewigschönen und Allgemeingültigen aufzuschwingen. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" ist auch für die bildende Kunst gesagt; daraus haben die Venezianer wie die Niederländer und auch unsre altdeutschen Meister unablässig geschöpft und sich unsterblichen Ruhm erworben. Die Watteau, Boucher, van Loo, Lancret, Pater und wie sie alle heißen, haben schließlich dasselbe gethan, was Giorgione, Tizian, Palma Vecchio, vor allem Paolo Veronese in ihren heiteren Zustandsbildern gethan: nur daß die Venezianer des 16. Jahrhunderts ganz anders aussehen als die Franzosen des achtzehnten. Das aber war nicht die Schuld der Künstler, sondern die ihrer Zeit. Wenn das Kokette, Prahlerische, Aufgebauschte, wenn vielfach das Lüsterne, Frivole den Grundton dieser Schilderungen ausmacht, so dürfen wir nicht vergessen, daß es die Periode der Alterszeit Ludwigs XIV., der Regentschaft und Ludwigs XV. war, die sich in diesen Werken mit ihrem gleißenden, schillernden, bestrickenden Wesen ausspricht. Wenn Boucher der „Maler der Grazien" genannt wird, so wissen wir, welcher zweideutigen Welt diese Grazien ihren Ursprung verdanken; vergleichen wir diese gefälligen Nymphen mit den Venusgestalten eines Tizian, so finden wir genau den Unterschied zwischen der Hetäre und der Göttin.

Trotz alledem ist es nicht blos belehrend, sondern selbst genußreich, die besten Schöpfungen dieser Zeit in musterhafter Wiedergabe der berühmtesten Stiche vor Augen zu haben. Und wer wird Werken wie dem Prachtporträt Ludwigs XIV. nach Rigaud, gestochen von Drevet, oder dem feinen Porträt Ludwigs XVI. nach Callet, von Bervic, oder dem edlen Bildniß der Marie Leczynska nach Nattier von Tardieu seine Bewunderung versagen? wer nicht mit Vergnügen eine Anzahl der schönsten Compositionen Watteaus, oder de Troys Ohnmacht der Esther, Venus Rache an Psyche, Bouchers Venus auf den Wassern und dergl. betrachten? Selbst die Ausschreitungen ins Manierirte und Affectirte wie sie in Moreaus nach le Clerc hier wiedergegebenen Bildern sich aufdrängen, wird man als Zeichen der Epoche mit hinnehmen und wenigstens dem technischen Verdienst der trefflichen Stecher seine Anerkennung nicht versagen. Da das Werk auf 30 Lieferungen berechnet ist, wird man eine völlig genügende, ja erschöpfende Schilderung der französischen Kunst jener Zeit erhalten.

Ganz andre Wege schlägt ein drittes von derselben Verlagshandlung ausgehendes Unternehmen ein, welches sich als „Goldene Bibel" ankündigt.*) Ob nach dem edlen stilvollen Bibelwerke Schnorrs und der effectvollen brillanten Bibel Dorés ein Bedürfniß nach einer abermaligen illustrirten Bibelausgabe vorhanden sei, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen; nur der Erfolg kann darauf die Antwort geben. Jedenfalls ist der Plan ein von jenen beiden Publicationen wesentlich verschiedener. Der Titel sagt nämlich, etwas unbestimmt freilich, die Illustration stamme von „den größten Meistern der Kunstepochen". Wir fragen: welcher Kunstepochen, und die Antwort lautet: vom Ende des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Diese Einschränkung wurde dem Herausgeber durch den Umstand auferlegt, daß erst in jenen Zeiten der reproducirende (nicht der selbstständig schaffende!) Kupferstich sich zu seiner höchsten Vollendung entfaltete. Wollte man also wirkungsvolle Nachbildungen nach Meisterwerken des Grabstichels geben, die zugleich, frei von Verlegerrechten, sich der Nachbildung darböten, so mußte man sich in jenen Rahmen fügen. Dadurch ergab sich nun nothwendig, daß neben Namen wie Rubens und Rembrandt eine gute Anzahl anderer mit zur Aufnahme gelangten, die man keineswegs zu den „größten Meistern" rechnet. Es folgte ferner ebenso unerläßlich, daß die Eklektiker wie Lod. Caracci, Guercino, Procaccini, mit Naturalisten wie Salvator Rosa, sowie mit den späteren Manicristen wie Luca Giordano in eine Reihe fielen, und daß neben diese sich die Arbeiten eines Van der Werff, Dietrich, de Troy, Coypel stellten, die wohl auch Niemand zu den „größten Meistern" zählen wird. Endlich mußte aus dieser bunten Gesellschaft ein ziemlich gemischter, von den verschiedensten

*) Goldene Bibel, die heilige Schrift, illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen, herausgegeben von A. v. Wurzbach. Stuttgart, P. Neff. Fol. Lief. 1—14.

Windrosen künstlerischer Production beherrschter Eindruck hervorgehen.

Dürfte durch alle diese Bedingungen ein ruhig geschlossener, stimmungsvoll einheitlicher Eindruck, wie ihn ein Erbauungsbuch verlangt, sehr in Frage gestellt werden, so ist dagegen, von rein künstlerischem oder kunstgeschichtlichem Gesichtspunkt betrachtet, das Unternehmen weder ohne Reiz noch ohne Verdienst. Denn es bringt eine Anzahl von Compositionen, meistens nach sehr vorzüglichen Stechern, zur allgemeineren Kenntniß, welchen man in der Regel mindere Beachtung schenkt als ihnen nach ihrem künstlerischen Werthe zukommt. Es trägt eine solche Sammlung daher unleugbar zu weiterer Ausdehnung und Abrundung kunstgeschichtlicher Studien bei, und ein solcher Zuwachs ist immer mit Dank zu begrüßen. Zwar haben offenbar den Aufnahmen nicht immer die besten Abdrücke zu Grunde gelegen; großentheils aber läßt das Unternehmen auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen, und so sehen wir denn seinem ferneren Fortschreiten mit Interesse entgegen. Für das religiöse Bedürfniß ist noch besonders dadurch gesorgt, daß jedem Bilde ein Textblatt mit der entsprechenden Bibelstelle, für Protestanten nach Luthers, für Katholiken nach Alliolis Uebersetzung, von geschmackvoller Randleiste eingefaßt, beigegeben wird. Die Ausstattung ist in jeder Hinsicht prachtvoll gediegen. W. Lübke.

Aus der Hauptstadt.

Königliches Opernhaus.

Die Königin von Saba.

Oper in vier Acten nach einem Text von Mosenthal von Karl Goldmark. Aufgeführt am 1. December.

Das alte Testament bewahrt uns eine künstlerisch mehrfach verarbeitete Episode aus der glücklichen Zeit der langjährigen und hochgepriesenen Regierung des weisen Königs Salomon: es ist jener abenteuerliche Zug der Königin von Saba aus dem Reiche Arabien zur Stadt Jerusalem. Sie kam mit großem Pomp, Kameelen, Silber und Goldbarren zur weltstädtischen, vielbeneideten Königsburg gezogen. Ob sie politische Pläne verfolgte, ob halbverschleierte kühne Heirathsgedanken ihr arabisches Herz erfüllten, es steht nirgends geschrieben. Beide, König und Königin, spielten an Liebenswürdigkeit und durch prunkhaftes Ceremoniell vermuthlich ihre höchsten Trümpfe aus, die Festgelage waren endlos, wie die gegenseitige Bewunderung neidlos, die Geschenke an Juwelen wurden nach Scheffeln gemessen, Gold und Silber nach Treppenstufen. So kam sie schwerbeladen an, so ging sie, belohnt durch Salomons Güte und geblendet durch seine Weisheit, zurück. Dies der ungefähre Inhalt der Begebenheit nach dem „Buch der Könige". Es ist wenig. Interessanteres und Nachhaltigeres mag wohl geschehen sein, was uns indessen keine Schrift hinterbringt. Wo wir nichts wissen, steht uns die Vermuthung frei, und es ist Sache eines dichterischen Gemüthes, bei seinem Hochfluge nach allen Richtungen hin die hellleuchtenden Funken sprühen zu lassen.

Der fruchtbare Mosenthal hat sich dieses Stoffes bemächtigt und mit nicht zu verkennendem Geschick daraus einen Operntext, wie ihn ein großer Theil des heutigen, auf mehr äußere Genußsucht gerichteten Theaterpublicums verlangt, hergerichtet. Er ist nach dem Vorbilde der französischen Pracht- und Gewaltsactionen entstanden, fundirt auf dem Pompösen, auf dem mysteriösen Kothurn eines religiösen Rituals, auf dem üblichen Cascadenrauschen in der Mondscheinnacht und auf der Naturerscheinung eines Wüstensturms. Diese genannten vier Anhaltepunkte bildeten dem Dichter den Untergrund zu einer Staffage, die sich darauf innerlich kämpfend, liebend, segnend, fluchend, tanzend und sterbend zu bewegen hat. Man könnte nun nicht gerade behaupten, daß zu diesem eben genannten Scenarium nur die Episode der Königin von Saba passe; mit etwas geflügelter Phantasie könnten auf dieses einfache Schachbrett wohl andere märchenhafte oder sogenannte geschichtliche Personen gestellt werden, welche die vorgezeichneten Quadrate ebenso gut ausfüllen würden.

Ohne mich zu weit über den Inhalt der Dichtung, die wohl inzwischen durch Berichte in den Tagesblättern bekannt genug geworden sein wird, auszubreiten, sehe ich mich doch veranlaßt, wenn auch nur ganz kurz, die Hauptstützpunkte des Vorgangs mitzutheilen.

Assad — er wird im Textbuche als Liebling des Königs aufgeführt — ist der fremdländischen Königin, wie es die höfische Courtoisie erforderte, bis zum Fuße des Libanon entgegengeschickt, um ihr das Geleit zu den Stufen des mächtigsten Königsthrones zu geben. Er trifft die Karawane mit ihrer Königin, die aus irgend einem Grunde stets verschleiert geht. Doch welches Glück! Auf einer Wanderung, die er im Mondlichte durch den Cedernwald unternimmt, entdeckt er sie, die sich unbelauscht glaubt, die müden Glieder in einer Silberquelle badend. Es erfolgt sofortiges und erfolgreiches Entbrennen in Liebe, aber angekommen in Jerusalem von Seiten der Königin dreimaliges Verleugnen der Bekanntschaft Assads, dem, vor seiner Mission, Sulamith, die Tochter des Hohenpriesters angelobt war. Er, von Wahnsinn getrieben und von Neuem durch die Lockungen und Reize der Königin verführt, löst das Band, das im Tempel geknüpft werden soll, unter Lästerungen des Allerheiligsten. Der Spruch der jüdischen Richter verurtheilt ihn zum Tode, doch begnadigt die Güte und Weisheit Salomons ihn zur Sühne in der Wüste, wo der spärliche Schatten einer verdorrten Palme ihm als einzige Labung dienen soll. Sulamith, die treu Liebende, war ihm in die Wüste gefolgt, findet ihn sterbend unter der Palme und bricht über seiner Leiche zusammen. Dies ist das Wesentlichste des Inhalts. Daß sich im Verlauf der Dichtung viel Verwendbares für ein feuriges Componistenblut finden würde, war von dem poetischen wie praktischen Talente Mosenthals nicht anders zu erwarten. Es ist aber leider auch wahrzunehmen, daß die dramatischen Scenen, die doch den Kern der Handlung bilden sollen, etwas mager ausgefallen sind, und daß sie, da doch ein Abend ausgefüllt werden soll, durch lastendes Schaugepränge, während dessen die Action still steht, auffallend in die Länge gezogen ist. Um diesen Aufbau von Füllscenen und Balletschwulst zu vermeiden, hätte der Dichter das dramatische Element dadurch erweitern können — und das Buch der Könige würde solche Annahme kaum ausschließen — daß die ränkesüchtige Fürstin ihre gefährlichen Netze auch über den König wirft. Der auffallenden Reise läge dann ein Motiv unter, nach dem man sich jetzt vergeblich fragt. Der Ruf von des Königs leicht entzündbarem Herzen war zu den Ohren der morgenländischen Herrscherin gedrungen, und nichts erschien natürlicher, als die Befriedigung einer Neugierde, die tief im Herzen eines orientalischen Weibes begründet sein mag.

Doch Vorschläge helfen hier nichts mehr, sie sind die Faust in der Tasche. Das Werk des Dichters liegt als eine offene That vor uns, verdient wegen manches Anziehenden und poetisch Gelungenen eine gewisse Durchschnittsanerkennung, wegen der ihm innewohnenden, für ein lauteres Gemüth abstoßenden Lüsternheit starke Abwehr. Nicht Alles, was man lesen kann, ist auf der Bühne unverhüllt auszusprechen. — Der Dichter, er mag musikalisch veranlagt sein oder auch nur Empfänglichkeit für Musik zeigen, bewegt sich, so poetischer Empfindung und Sprache er auch mächtig sei, wenn ihm Strophen für Musik zur Aufgabe geworden, stets auf einer schiefen, gefahrdrohenden Ebene. Es ist kaum ein Schaffen zu seiner Freude zu nennen, und es sind ihm dauernd, gehemmt durch die Rücksicht, die er einem Mächtigeren zuwenden muß, die Hände gebunden. Seine Phantasie hat er stets der eines Anderen unterzuordnen: möchte er sich ausbreiten, verlangt der Componist Schärfe und Kürze des Ausdrucks, wo ihm diese am Platze erscheint, will jener lyrische oder epische Breite. Soll das Ehebündniß zwischen Dichter und Componisten ein glückliches sein, so ist nur die eine Möglichkeit denkbar, daß dem letzteren die alleinige, starke Oberhand gebührt. Ich weiß, daß ich mit diesem Ausspruche bei Vielen Anstoß erregen werde; es ist aber dennoch so, und selbst da, wo der Dichtung das gleiche Recht wie der Musik eingeräumt werden soll. Wie weit der Austausch der Ideen zwischen beiden Factoren bei Berathung der Anlage der Oper gegangen ist, erzählt die Fama nicht; ich glaube indessen annehmen zu dürfen, daß der Componist, da er zur Vollendung seines Werkes volle sieben Jahre gebraucht haben soll, vielfach Aenderungen und gänzliche Umarbeitungen vorgenommen hat, worunter vielleicht die erste Lesart des Textes nicht unbeträchtlich gelitten haben mag. Sieben

Jahre Arbeitszeit für eine Oper ist viel beansprucht, aber Niemand hat deshalb mit dem Componisten zu rechten, um so weniger, als er ein Werk in die Welt geschickt, das der Beachtung würdig, dem man weder den Schweiß noch die Erschlaffung einer siebenjährigen Arbeit ansieht. Ganz evident entfaltet sich Goldmarks Talent in der überaus fein zugespitzten, imposant glänzenden Instrumentation, welche, leider muß es gesagt sein, die musikalische Erfindung, die doch den Schwerpunkt zu bilden hat, ziemlich weit hinter sich zurückläßt. Der eine, dem Gedächtnisse sich leicht einbürgernde Chor: „Der Freund ist dein", bildet hier eine wohlthuende Ausnahme. Wäre der Quell der Erfindung reicher geflossen, die Architektur der Massenauftritte eine so natürliche, wie sie eine gesuchte ist, der Schwerpunkt wäre diesem wichtigsten Theile nicht genommen worden; so regiert das Bestechende der Instrumentation das Ganze, während die Erfindung Diener spielt, und wo diese sich spreizt, um hervorzutreten, zeigt sie nicht selten ein verzerrtes Gesicht, das mit interessantem Ausdruck kokettiren will. Was ich doch am meisten vermißte, war die lebendig machende Vielseitigkeit kühner Rhythmen. Das pompös Wuchtige dominirt derartig und reiht sich so nahe an einander, daß man fast das Ende eines jeden Actes ersehnt. Schwer lastet die musikalische Sprache der festlichen Aufzüge, in den Wuthausbrüchen der Leviten und des Volkes durch die fast ausschließliche Anwendung der höchsten Stimmlage. Ermüdet von der Anstrengung des Hörens muß man wünschen, die Oper hätte nach dem zweiten Act, dem Höhepunkte des Werkes, schon ihren Schluß erreicht, denn man hat bis dahin alle Effecte, welche Wagner, Berlioz, Meyerbeer eigen sind, in so reichem Maße genossen, daß der musikalische Magen eine Ueberladung befürchten muß, und dennoch kann man dem Componisten das Lob nicht versagen, daß jede einzelne Nummer ein wahrhaftiges Gepräge in sich birgt, und als von wirklicher Künstlerschaft getragen erscheint. Aber es häuft sich zu viel des gleichartig Schönen, so daß eine Ermüdung endlich unabweislich. Im Gegensatze zu diesen hochwogenden Opernrequisiten, die mit mächtiger Fülle unser Ohr berühren, wirken vereinzelte, zartbesaitete Scenen, wie der bereits angeführte Chor, ungemein schmeichelnd und reizvoll. Ihr Eindruck würde indessen noch fesselnder sein, wenn die Harfe mit ihrem narkotischem Zauber sich nicht zu oft in den Vordergrund drängte. Es ist hier inmitten mancher rührend empfundener, die Sinne berückender Einzelheiten wieder das Zuviel, was diesen sonst bevorzugten Scenen Abbruch thut. Als entschieden auffällig muß ich den Lockruf der Astaroth, der ohne Text und ohne Begleitung nur von einer Sopranstimme gesungen wird, bezeichnen. Wenn Sonderbarkeit und gesuchte Häßlichkeit in der Absicht des Componisten lag, so hat er Beides gefunden. Vielleicht thue ich ihm hierin Unrecht, denn ich kann nicht wissen, wieviel Schuld bei so verzwickten Intervallengängen ihm oder der ausführenden Sängerin zuzuschreiben ist.

Dem Werke ging der Ruf voraus, namentlich von Prag, Pest, Wien und Hamburg, daß es ein in musikalischer Beziehung ganz originelles sei, daß es Alles, was Wagner im Drama bisher erstrebte, unter Beibehaltung einer abgeschlossenen Form vereinigt und erreicht habe. Das ist viel behauptet und zu rücksichtsvoll entgegenkommend; solche Reclame wirkt schädlicher, als man erwarten sollte. Die Oper mag an sich schön und durch neu Angestrebtes wirksam und anziehend genannt werden, und gäbe man ihr alle verschönernden Beiwörter, die sogar schon eine gewisse Voreingenommenheit anbahnen sollen, man könnte doch das eine „originell" nicht hinzufügen. Wer bei Veröffentlichung seines ersten dramatischen Werkes so durchdrungen und überzeugt ist von Wagner, wer diesen so ganz in sich aufgenommen hat, wie der Componist der „Königin von Saba", wer so ganz die Sprache jenes redet, dazu kleinen, witzigen Absonderlichkeiten anderer, neuerer Meister nicht aus dem Wege geht, kann wohl ein geschickter und talentirter Eklektiker genannt, aber nie als bahnbrechendes Genie bezeichnet werden. Herr Goldmark ist jedoch ein zu guter Musiker und feinfühliger Künstler, als daß er geradezu Entlehntes in die Welt schicken würde. Mit äußerster Vorsicht mag jede directe Erinnerung, die vielleicht während des Componirens sich unbemerkt eingeschlichen, ausgemerzt sein. Man sieht noch die Wunden, welche die Neuzeit mit ihren blendenden Waffen ihm geschlagen, sie sind aber durch glücklich angelegte Verbände gut geheilt und vernarbt.

Soll ich aus dem umfangreichen Werke noch Einzelnes hervorheben, so wäre es das Stimmung erzeugende Vorspiel und in diesem besonders der Schluß von der Stelle an, wo die Harfe plötzlich träumerische Beherrscherin des ganzen Orchesters wird. Der Hörer, dessen Receptionsfähigkeit hier noch frisch, empfängt hierin gewissermaßen in Kürze, wenn auch in etwas verschwommener Weise, den Index des die Sinne gefangen haltenden und betäubenden Vorgangs. Eine hervorragende Stelle nimmt das Septett des ersten Aktes, das klar und durchsichtig gegliedert, die innere Sprache eines Jeden wahr und faßlich zum Ausdruck bringt, ein, und als Höhepunkt möchte ich das ganze Finale des zweiten Actes ansehen. Voll dramatischen Lebens wird es in seiner musikalischen Losgelassenheit und seiner dennoch würdevollen Haltung stets eine zündende Gewalt auf alle Hörer ausüben. In keiner Nummer der Oper bekundet der Componist seinen Beruf überzeugender als hier, wie überhaupt die Massenscenen selbst in ihrer extravagantesten Erregung wohl das Schaffen des Künstlers am meisten förderten.

Die Aufnahme der langerwarteten Oper war eine überaus warme, und es dürfte ihr damit ein dauernder Platz im Repertoire der Königlichen Oper gewonnen sein. Jeder einzelne der Mitwirkenden war sichtlich bemüht dem Werke die Anerkennung einzuholen, die es seiner Vorzüge wegen beanspruchen darf. Ganz besonderes Lob erheischt noch die Einstudirung der Chöre und die Präcision des schwierigen Orchesterparts unter der neuen Führung des Herrn Kahl. Er hat seinen Platz mit Feuer und Energie, mit Umsicht und Ruhe behauptet.

H. Krigar.

Notizen.

Der russische Reichskanzler, Fürst Gortschakoff, hat in der letzten Zeit wieder viel von sich reden gemacht. Als er neulich nach Petersburg zurückkehrte, war er bekanntlich von Herrn v. Oubril begleitet. Die Gespräche der beiden Diplomaten werden unterwegs traurig genug gewesen sein. Die Nachricht von dem Attentat auf den Kaiser Alexander war hier schon vor ihrer Abreise telegraphisch wenigstens in engeren Kreisen bekannt geworden. Das Ereigniß war entsetzlich, und es ließ sich auch nicht übersehen, welche schwer wiegende Folgen es für die weitere innere Entwickelung Rußlands haben könnte. Die Partei, welcher die Reisenden angehören, konnte dadurch befestigt oder auch stark erschüttert werden. Hatte es doch schon früher an Vorboten eines Umschwungs, der die bisherigen Machthaber verdrängen und dem Czaren bessere Rathgeber zuführen sollte, nicht gefehlt. Die Nemesis des letzten Krieges, zu welchem die Panslavisten gedrängt hatten, sollte jetzt deren Führer und Gönner ereilen und ihre Portefeuilles gefährden. Was ist aus Gortschakoffs Uebermuth geworden, der sich noch im vorigen Sommer in einem berufenen Gespräche mit einem Journalisten vom Pariser Boulevard kundgab. Gortschakoff raunte diesem seine Wünsche für Frankreichs Größe und einflußreiche europäische Stellung in das indiscrete Ohr. Damals glaubte Rußland noch jederzeit über die französische Allianz verfügen zu können, und es trumpfte damit Deutschland gelegentlich ab. Um dieselbe Zeit jedoch gingen zwischen Gastein und Wien die Fäden des neuen Bündnisses leise hinüber und herüber. Der Abschluß war nicht leicht. Denn die diplomatische Contremine bekam Wind davon und erschwerte das Ergebniß mit allen erlaubten Mitteln, vielleicht auch mit einigen weniger erlaubten. Gortschakoff selbst war offenbar zuerst schlecht unterrichtet und hätte seine unvorsichtigen Worte, welche das französische Blatt der Welt anvertraute, gern zurückgenommen. Aber es war zu spät. Nachträgliche Dementis, welche der Kanzler auch hier in Berlin wiederholte, konnten ihm wenig helfen. Seine kecke Herausforderung lieferte denjenigen eine neue Waffe, die des ewigen Geredes müde waren, Deutschland bewege sich wohl oder übel stets im Fahrwasser Rußlands und ernte dafür schlechten Dank. Man wußte schon in eingeweihten Kreisen, was jetzt die Spatzen auf dem Dache erzählen, daß Gortschakoff und seine Leute es nicht bei berechneten Plaudereien mit ausländischen Interviewers bewenden ließen, sondern in Paris und Rom den unterirdischen Acheron gegen die Bundesgenossen von 1872, wenn nicht sogleich in Bewegung zu bringen versuchten, doch seine Tragfähigkeit in dieser Richtung sondirten. Wäre die Intrigue gelungen, so hätte Rußland freilich so wenig ohne Weiteres seine Bataillone auf Königsberg marschiren lassen, wie seine erstrebten Alliirten Metz oder Triest sofort aufs Korn genommen haben würden.

Dafür war gesorgt. Aber man hoffte wieder eine diplomatische Position zu gewinnen, die einen Druck auf Berlin und Wien zu Gunsten der Neutralisirung, das heißt der treulosen und vertragsbrüchigen Umgehung des Berliner Friedens gewähren sollte. Der Erfolg bei Frankreich und Italien war natürlich außerordentlich zweifelhaft. Es ließen sich aber für die Zukunft, wie man sich dieselbe im russischen Lager ausmalte, immerhin Beziehungen anknüpfen oder Möglichkeiten ins Auge fassen, welche rührige Agenten schon jetzt verwerthen konnten. Man hoffte trotz alledem und alledem das verrätherische Ignatieff'sche Werk von San Stefano mit einer kühnen Volte dem Berliner Julitraetat zu substituiren. Dazu sollte das von einer gefährlichen Coalition bedrohte Deutschland als gezwungener Compliee mithelfen. Aber bevor das Alles auch nur zur halben Reife gelangte, war das Octoberbündniß fertig, und allen jenen dunklen Umtrieben war ein für allemal ein Riegel vorgeschoben. Gortschakoff, der nach seiner eigenen Aeußerung einmal wie ein Leuchtthurm verschwinden wollte, sah sich jetzt doch überlistet und politisch wie eine gewöhnliche Laterne ausgelöscht. Seine Verdienste um die Heirath der Königin Olga in Stuttgart, oder um die Abdankung des Kaisers Ferdinand zu Gunsten Franz Josephs, welche er früher so sehr auszunutzen wußte, sind ohnehin verjährt. Vielleicht hat er während der melancholischen Gespräche mit seinem Botschafter auf der Fahrt nach Petersburg sich im Stillen gefragt, ob die simplen Menschen doch am Ende Recht hätten, ob nicht der gerade Weg der beste sei und ehrlich am längsten währe.

* * *

Für Weihnachten.

Unter dem Titel: „Ein lustig Todtentänzlein in fünf Bildern von G. Coppieters. Dichtung von Richard Schmidt-Cabanis" (Verlag von Adolph Titze in Leipzig), erzählt ein junger, überaus talentvoller holländischer Maler in fünf — ungeachtet des darauf erscheinenden Todes — lebensvollen Bildern eine Episode aus dem Leben Freund Hains. Einen heiteren, daseinsfrohen Epikuräer überrascht er während des Mahles. Von ihm zu kurzer Rast aufgefordert, betheiligt Gevatter Tod sich an dem Mahle, betrinkt sich schließlich und geht mit der Flasche von dannen, Hippe und Stundenglas zurücklassend. Ein Traum war das Ganze, aber eine Moral hat er ergeben und der Dichter faßt sie in den Versen zusammen:

Es kommt der Tod — sei's Tag oder Nacht —
Beim Wein nur soll er mich finden!
Vielleicht — wer weiß? — gelingt es mir doch,
Dem alten Zecher wohl einmal noch
Die Hippe zu entwinden.

Ein Zug behaglichen Humors geht durch diese fünf Bilder, die schon durch die Art, wie sie den Tod auffassen, interessant sind. Der verbindende Text von Richard Schmidt-Cabanis ist, wie alle Arbeiten des Dichters, voll guter Laune und von selbstständigem Werth.

* * *

Alphons Dürr in Leipzig hat auch in diesem Jahre den Weihnachtsmarkt durch werthvolle Gaben bereichert. Sämmtliche wenden sich vorwiegend an die Jugend, aber ihr künstlerischer Schmuck ist so edel, das ganze äußere Gewand dieser Weihnachtsbücher in seiner stilvollen Vornehmheit so gewinnend, daß auch jeder Erwachsene, selbst wenn er an dem Texte keinen Antheil mehr zu nehmen vermag, sich dieser Erscheinungen freuen wird. Da ist zunächst eine neue Octavausgabe von „Homers Ilias", in der Uebersetzung des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg und mit sechs Landschaftsbildern in Holzschnitt nach den weltberühmten Originalen Friedrich Prellers. Der 32 Bogen starke Band (6 M.) ist mit stilvollen Kopfleisten und Schlußvignetten geziert, die, ebenso wie die sechs Bilder, von K. Oertel und H. Kaeseberg meisterhaft in Holz geschnitten sind. Die Decke, mit ihrer nach A. von Zahns Entwurf ausgeführten Schwarz- und Goldpressung, ist von angenehmster Wirkung. — Daß Alphons Dürr auch in diesem Jahre eine neue Serie Holzschnitte nach Handzeichnungen von Oscar Pletsch herausgegeben hat, braucht einfach mitgetheilt zu werden, um damit gesagt zu haben, daß der Kinderstube ein neues Lieblingsbuch gewonnen ist. Diesmal bietet Pletsch sogar zwei neue Gaben. „Buben und Mädels, ein ABC-Buch für das Haus" (3 M.) nennt sich die eine, „Aus Haus und Hof, ein Buch für kleine und große Kinder" (4 M. 50 Pf.) die andere. Victor Blüthgen hat sein liebenswürdiges Talent in den Versen des ABC-Buchs bewährt, eine Gräfin L. hat das zweite Buch mit ansprechenden Gedichtchen und Reimereien versehen.

* * *

„500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß." 2. Auflage. Verlag von B. Brigl in Berlin. (15 M.) Das Werk liegt jetzt vollendet in einem stattlichen Quartbande von uns. Ueber den Inhalt desselben haben wir nach dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen uns schon mehrfach ausgesprochen. Der Verfasser hat sich durch seine Arbeit ein Verdienst um die Geschichtsschreibung Berlins erworben. Mit anerkennenswerthem Fleiß hat er das historische Material gesammelt, geordnet und gesichtet und in frischer, lebendiger, das Interesse des Lesers stets rege haltender, ja häufig sogar spannender Darstellung zu einem Gesammtbild der Geschichte Berlins seit 500 Jahren vereint. Der Novellist verleugnet sein Erzählertalent auch bei der Geschichtserzählung nicht; aber es muß anerkannt werden, daß er sich nicht hat hinreißen lassen, aus der Geschichte einen Roman zu machen, daß sein Werk trotz der fesselnden Darstellung doch niemals den streng historischen Boden verläßt. Das Buch eignet sich in der That vortrefflich zu einem Nutzen und Freude bringenden Geschenk für Jeden, der ein reges Interesse an der Geschichte und Entwickelung der Stadt Berlin und an der Deutschlands nimmt.

* * *

Eine neue Idee hat Elise Polko in einer „Damen-Schreibmappe" ausgeführt, die bei F. A. Barthel in Leipzig erschienen ist. (5 M.) Die Verfasserin hat hier nicht nur einen kleinen Schatz von goldenen Sprüchen für das weibliche Leben zusammengestellt, sondern auch in einer musikalischen Blumensprache die Bedeutung der verschiedenen Blüthen und Blätter in jenen Versen unserer deutschen Dichter ausgesprochen, die zugleich als componirte Lieder erklangen. Das Album ist festlich ausgestattet.

* * *

Von dem in seiner Art klassischen Werke Schmidlins: „Die Blumenzucht im Zimmer", liegt eine neue Auflage vor, eine vierte, vermehrte und verbesserte, eine Prachtausgabe nicht nur dem Namen nach, sondern eine wirkliche, in Bezug auf äußere und innere Ausstattung. F. Jühlke, der Hofgartendirector unseres Kaisers, hat das Buch für bedeutend genug gehalten, um die durch die stetigen Fortschritte auf dem Gebiete der Blumenzucht nothwendig gewordene Umarbeitung einzelner Partien des Werkes selbst zu übernehmen. So ist eine Arbeit entstanden, die in unserer einschläglichen Literatur ihres Gleichen nicht findet, der der Eintritt in das blumenliebende Haus nicht genug zu wünschen ist. Auf 726 Seiten großem Lexikonformats belehrt das Buch über die Materialien und Vorrichtungen für Pflanzencultur in Wohnräumen, die allgemeine Behandlung der Pflanzen, über einige besondere Gebrauchsformen für Ziergewächse, über die Treibcultur und bietet in seiner zweiten Hälfte eine gruppenweise Zusammenstellung von zur Cultur in Wohnräumen geeigneten Gewächsen. Zwei Schlußabschnitte beschäftigen sich mit verschiedenen zur Zimmercultur geeigneten Gewächsen und mit der Verwendung der Blumen zu Kunstgebilden und zur Tafeldecoration. Die 600 erläuternden Holzschnitte sind vortrefflich; die ganze noble Ausstattung gereicht der Verlagsfirma Wiegandt, Hempel & Parey zur Ehre.

* * *

Liederborn. Zweihundert Volks- und volksthümliche Lieder in zwei- und dreistimmigem Satz. Herausgegeben von Georg Scherer. Diamantausgabe. Mit einem Titelbild von Paul Thumann. XV u. 334 S. Berlin 1880, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 4 M.

In zierlichstem äußeren Gewande ein „Taschenliederbuch für Damen" zwar nicht auf dem Titel so bezeichnet, aber ein solches seiner wahren Bestimmung nach. Wo immer frohe Menschen sich zusammenfinden, sei es im häuslichen Kreise oder im festlichen Saale, in ländlicher Sommerfrische oder auf gemeinsamen Ausflügen, da ertönt alsbald ein Lied, in welchem die gehobene Stimmung Aller ihren gemeinsamen Ausdruck findet. Wie häufig bleibt es jedoch beim bloßen Versuch: dem einen ist das Lied nicht bekannt; die Damen haben bekanntlich immer nur die erste Strophe im Gedächtniß; wieder Andere verstehen keine begleitende Stimme zu singen, und bald verstummt der Gesang bis auf ein paar vereinzelte Töne. Diesem Uebelstande hilft Scherers Liederborn ab. Er

bietet in strenger Auswahl die schönsten, nach Text und Melodie werthvollsten unserer volksthümlichen Lieder: das gute Alte in seiner reinsten Gestalt und vom Neuen das Beste; dazwischen sind die edelsten Perlen des eigentlichen Volksliedes eingereiht. Etwa die Hälfte der Lieder ist zweistimmig, fast ebenso viele sind dreistimmig gesetzt, einige Nummern, welche die vollste Harmonie durchaus fordern, sind im vierstimmigen Satze gegeben. Der Satz selbst ist, dem Charakter der Lieder entsprechend, volksthümlich gehalten und bietet keinerlei Schwierigkeiten. Die Ausstattung des in seiner Art sehr brauchbaren und empfehlenswerthen Bändchens entspricht dem Rufe der Verlagsbuchhandlung.

* * *

Von Paul Konewkas „Falstaff und seine Gesellen" (M. Schauenburg in Lahr) ist eine zweite Ausgabe erschienen, welche die zahlreichen Verehrer Konewka'scher Kunst mit Freuden begrüßen werden. Dieses letzte Werk des so jung verstorbenen Künstlers erschien zuerst einige Monate nach dessen Tode in Buchform mit einem sehr umfangreichen und ein wenig weitschweifigen Texte von H. Kurz. In diesen Text waren die schönen Bilder, wie Illustrationen zu demselben, auf höchst ungünstige Weise eingefügt oder vielmehr eingeklemmt. Paul Konewka würde, wenn seine Augen das Buch noch gesehen hätten, großen Kummer darüber empfunden haben.

In der neuen Ausgabe, ohne den Text von Kurz, kommen Konewkas Schöpfungen besser zur Geltung. Die Bilder sind einzeln enthalten auf zweiundzwanzig einzelnen großen Blättern. Beigefügt sind ihnen als Unterschriften möglichst kurzgefaßte erklärende Textstellen aus denjenigen Dramen Shakespeare's, in denen Falstaff mit seinen Gesellen auftritt.

Die Blätter umschließt eine geschmackvoll ausgestattete Mappe, welche in Pressung mit Schwarz- und Golddruck das in seiner Art wundervolle Titelbild des Werkes trägt.

* * *

Von Frau Kate Freiligrath-Kroeker, der in England lebenden ältesten Tochter unseres unvergeßlichen Dichters, ist soeben ein reizend ausgestattetes, höchst anziehendes Weihnachts-Theaterbuch für Kinder, zu Aufführungen sehr passend, in englischer Sprache erschienen: „Alice and other Fairy Plays for Children" (mit allerliebsten Illustrationen von Mary Sibree und mit Musikbeilagen, London 1880, W. Swan Sonnenschein & Allen, 296 S. Pr. 4 M. 50 Pf.). Die liebenswürdige Verfasserin ist in englisch-lesenden Kreisen Deutschlands bereits bekannt durch ihre Ausgabe der englisch-übersetzten Gedichte ihres Vaters: „Poems from the German of Ferdinand Freiligrath" (2. Aufl. Tauchnitz Ed., 260 S.), unter denen ihre eigenen vortrefflichen Uebersetzungen — besonders schön und auch als Uebersetzungen untadelhaft sind die bekannten Gedichte aus der deutsch-französischem Kriegszeit — ihr großes poetisches Talent genugsam offenbaren. Hier in dem vor mir liegenden Weihnachtsbüchlein, dessen Inhalt hauptsächlich Grimm'schen Märchen, aber auch zwei berühmten englischen Wundererzählungen entnommen ist, gibt sich neben dieser hochpoetischen Begabung und Formengestaltung auch der ansprechendste, neckendste und schalkhafteste Humor kund, wie das Hineinleben in das zur lieben Weihnachtszeit besonders froh und lieblich erregte Kindesgemüth. Allen fern von der Heimat in Deutschland lebenden kleinen und großen englischen Kindern und den englisch-lesenden deutschen Familienkreisen sei das hübsche lebendige Buch zur Lectüre und zu Weihnachtsaufführungen der lieben Kleinen bestens empfohlen.

* * *

Dem Verlage von A. Hofmann & Co.

hat der Weihnachtsmarkt für eine ganze Reihe vortrefflicher und glänzend ausgestatteter Bücher zu danken. Da ist zuvörderst Kleists „zerbrochener Krug" mit Adolf Menzels klassischen Illustrationen. „In der Ausführung der Holzschnitte ist Eminentes geleistet. Auch durch die sonstige Ausstattung des Buches in Bezug auf Papier, Druck (von B. G. Teubner in Leipzig), Einband, Deckelzeichnung und Pressung ist dahin gewirkt, in dieser Ausgabe ein Ganzes zu schaffen, das von keiner Publication übertroffen werden mag, durch welche man in Deutschland oder bei anderen Nationen einen Dichter oder Schriftsteller und sein Werk geehrt hat." Was wir in diesen Worten von der ersten Ausgabe des unvergleichlichen Werkes gesagt, gilt heute — und bezüglich der Ausstattung in erhöhtem Grade — auch für die neuen Ausgaben. — Nicht minder sind wir berechtigt, auf früher hier geäußertes Urtheil zurückzugreifen, wo es sich um zwei neue Ausgaben von Bodenstedts neuem Liederbuch: „Aus dem Nachlasse von Mirza Schaffy" handelt. In größtem Octavformat und in weniger kostbarer Form, in bescheidener aber dennoch eleganter Miniaturausgabe, liegt die anmuthige Liedersammlung uns vor. Mit richtigem Takt ist — es gilt der größeren Ausgabe — jede Illustrirung durch Figurenbilder oder sonstige realistische Darstellung irgend welcher Art vermieden. Der brillante künstlerische Schmuck ist hier durchaus nur durch Arabesken und Ornamente und zwar durchaus persischen Stils hervorgebracht. In dem Deckel, in den Titelblättern der einzelnen Gedichtgruppen und in den jede Seite umschließenden Rahmen sind persisch-orientalische Motive mit vollendetem Geschmack, Wissen und vollendeter Kunst zu formen- und farbenprächtigen Compositionen verarbeitet. Dieses bunte, glänzende und zierliche Prachtkleid deutscher Lyrik und Spruchpoesie sieht allerdings fremdartig genug aus. Aber es steht in anmuthiger Harmonie mit der zierlichen Maske, welche der Dichter für sich selbst erwählte und mit so viel Grazie und Anmuth jederzeit durchzuführen wußte. Die zierliche Miniaturausgabe ist gleichfalls ein Muster stilvoller Ausstattung und wird durch ihren niedrigen Preis willkommen sein, wo der höhere, aber dennoch verhältnißmäßig billige Preis der Prachtausgabe ein Hinderniß des Ankaufs bildet. In einer Diamantausgabe von Bodenstedts hafisischen Liedern: „Der Sänger von Schiras" (5 M.) führt die genannte Firma dem Festmarkt ein anderes reizvolles Objeet zu, ein um so dankenswertheres, als damit der große persische Dichter gewissermaßen unserer deutschen Literatur gewonnen wird. Die von Bodenstedt getroffene Auswahl läßt die Eigenart des Dichters genau erkennen und läßt unberücksichtigt, was selbst in der Verdeutschung nur einem verschwindend kleinen Kreise Interesse bieten würde. Die Uebersetzung selbst ist aus einer vollständigen Beherrschung von Geist und Form beider Sprachen hervorgegangen. Druck, Papier und Einband des überaus zierlichen Bändchens verdienen uneingeschränktes Lob. — Endlich sei eines in demselben Verlage erschienenen Buches von Eduard Hanslick Erwähnung gethan. „Musikalische Stationen" nennt es sich und bietet eine Sammlung der verdienten Aufsätze dieses hervorragendsten Musikkritikers unserer Tage, der neben seiner hohen Kennerschaft noch den Vorzug besitzt, zugleich einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller zu sein, ein Feuilletonist ersten Ranges. Man lese nur den Aufsatz „Adelina Patti"! Das Buch — gleichzeitig eine neue Folge des im gleichen Verlage erschienenen Bandes „Moderne Oper" — ist eine wahre Fundgrube für Jeden, der aus Beruf oder Neigung dem Musikleben der Gegenwart seine Theilnahme entgegenbringt. Den Anhängern Wagners jedoch dürfte es ein Gräuel sein. Mit Hanslicks Buch wird gleichzeitig eine neue Serie, die fünfte, der Schriften des allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur in verheißungsvoller Form begonnen und in einer Ausstattung, welche einen großen Fortschritt nach der Richtung des praktisch Eleganten bekundet. H.

Offene Briefe und Antworten.

Stuttgart, den 4. December 1879.

Hochgeehrte Redaetion!

Das Werk „Aus deutschen Bergen", welchem Sie in Ihrer Nr. 48 die Ehre einer Erwähnung angedeihen lassen, ist als erstes der zahlreichen landschaftlichen Illustrationswerke erschienen, und zwar in unserem Verlage, welchem es heute noch angehört.

Dürften wir Sie freundlichst bitten, die fragliche Notiz, welche geeignet ist, Irrungen hervorzurufen, zu berichtigen? Sie würden uns dadurch zu großem Danke verpflichten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Gebrüder Kröner.

Dieser Nummer liegen von nachstehenden Firmen folgende **Prospecte** bei:

Ferd. Hirt & Sohn in **Breslau** — „Weihnachtskatalog". | **Edwin Schloemp** in **Leipzig** — „Unser Heim im Schmuck der Kunst".

F. W. Haase in **Bremen** — „Cigarren und Rauchtabake".

Inserate.

Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig.**

Zu Festgeschenken empfohlen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände.

Brosch. 8 *M.*; in eleg. Einband 9 *M.*

Inhalt:

1. Bd. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin. 2. Bd. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Victor von Strauß,

Novellen.

3 Bände.

Brosch. *M.* 13.50; in 3 Bde. eleg. geb. *M.* 15.75.

Inhalt:

1. Bd. Ein ländlich Paar. — Mittheilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Turia Panti aus Ungarn. — Ein churfürstlicher Besuch. — Die Bibliothek. — „Für meine Kinder." Aus dem Nachlaß von Rosa, Gräfin S. 2. Bd. Eine Erbtochter. — Das schöne Heidenkind. — Ein armer Sünder. 3. Bd. Fu-su. Eine chinesische Geschichte. — Eine Säcularisation. — Aufzeichnungen eines Untergegangenen.

BREHMS THIERLEBEN

komplett in allen Buchhandlungen.

Die neue Auflage dieses berühmten Werkes ist soeben mit zehn Bänden beendigt worden. Sie umfasst die Abtheilungen der Säugethiere und Vögel in je drei Bänden, der Fische, Kriechthiere, Insekten und Niederen Thiere in je einem Band, mit zusammen 1945 Abbildungen nach der Natur. Jeder Band kostet

in Umschlag broschirt . . . . . 12 Mark
- Bibliotheks-Einband, grün Halbfranz. . 14 -
- schönem Renaissance-Einband, braun Leder 15 -
- feinem Kalblederband, naturfarbig. . . 16 -

Jede Abtheilung ist besonders käuflich. Das Ganze bietet die glänzendste und werthvollste Weihnachtsgabe für Freunde der Thierwelt.

Verlag des BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS *in Leipzig.*

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Dante Alighieri's Leben u. Werke.

Im Zusammenhange dargestellt

von Dr. **Franz Xaver Wegele,**

Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte veränderte und vermehrte Auflage

mit einer Abbildung

des Dante-Denkmals zu Florenz.

Preis 12 *M.* In elegantem Halbfranzbande 14 *M.* 50 ₰.

Die neue Auflage von Professor Wegele's vortrefflicher Dante-Biographie ist unter sorgfältiger Berücksichtigung der neuesten Forschungen theilweise umgearbeitet worden und in gänzlich veränderter äusserer Gestalt erschienen. Dieselbe dürfte sich in der jetzigen eleganten Ausstattung vorzüglich als Festgeschenk eignen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts von Prof. Dr. **Karl Hase** (Jena). 8. Pr. *M* 4.—, geb. *M.* 5.25.

Inhalt: 1. Ein falscher Messias. 2. Gregor VII. 3. Aeneas Silvius Piccolomini. 4. Pantheon und Peterskirche. 5. Der Kanzler Krell. 6. Die französische Revolution und die Kirche.

Franz von Holstein. Seine nachgelassenen Gedichte herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von **Heinrich Bulthaupt.** 8. Pr. *M.* 4.50, geb. *M.* 5.75.

= Vorräthig in den angesehensten Buchhandlungen Deutschlands =

Pracht-Ausgabe

16 Bände in schwarz Kalbleder, vornehmer Renaissance-Einband, 240 Mark.
Ein schönes **Wandregal** dazu, in Eichenholz, inkl. Verpackung 35 Mark.

Diese neue Ausgabe des grossen Nationalwerks unterscheidet sich von der seitherigen durch ein weit stattlicheres Format, ist von höchstem Luxus der technischen wie stofflichen Ausstattung und entspricht den weitestgehenden Anforderungen an Geschmack und Prunk. Sie ist nach Inhalt und Form eine Leistung ohne gleichen, an welcher deutscher Kunst- wie Gelehrtenfleiss sich erschöpft haben.

Verlag des BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS in Leipzig.

Von staatlichen Competenzen und berufensten Fachmännern als „Muster der Jugendliteratur" empfohlen!

Durch alle Buchhandlungen und Postanst. zu beziehen:

Deutsche Jugend.

Herausgeber **Julius Lohmeyer.** Künstler. Leiter **Oscar Pletsch.**

Erscheint in illustr. Monatsheften (à 1 *M.*) und Bänden, mit Beiträgen der hervorragendsten Autoren und Künstler. Die glänzende Bandausgabe empfiehlt sich für den Weihnachtstisch.

Probehefte und Prospecte gratis.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig** und **Berlin.**

Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk.

Zugleich ein Orbis pictus für die studirende Jugend.

Mit 6500 Text-Abbildungen, zahlreichen werthvollen Extrabeigaben: 10 Bunt- und 108 Tonbildern in brillanter Ausstattung sowie einem geographisch-statistischen **Atlas** von 34 Blatt sammt vollständigem Sachregister.

Vollständig in acht Bänden, und zwar Band I—VII. geheftet à *M.* 16.—; elegant gebunden in Halbleinwandbänden à *M.* 19.—; elegant gebunden in Halbfranzbänden à *M.* 20.— Band VIII. (mit Atlas zu dem Werke) geheftet *M.* 17.50; elegant gebunden in Halbleinwanband *M.* 20.50; elegant gebunden in Halbfranzband *M.* 21.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. V. von Scheffel's Werke.

Von K. u. Werner illustrirt oder in gewöhnlichen Ausgaben.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Festgeschenke und Novn.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Afl. 3 M. Orig.-Einb. 4 M
— — Röm. Schlendertage. 4. Afl. Orig.-Einb. 6½ M.
— — Marschenbuch. 2. Afl. 6 M. Orig.-Einb. 7½ M.
Aus dem literar. Nachlasse von General **J. L. Mosle.** 5 M. 40 Pf., in Orig.-Einbd. 7 M.
v. Bronsart, Ingeborg, Fünf Lieder f. eine Singstimme m. Begleit. d. Pianoforte. 2 M 50 Pf.
— — Fünf Weihnachtslieder f. eine Singstimme mit Begleit. d. Pianoforte. 2 M.
Engel, E., Puppenkomödien, 2 Bde. 8 M., Orig.-Einbd. 9 M. Einzelne Bdchn. à 1 M. 20 Pf.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 5 M. Orig.-Einb. 6 M.
— — Adalbert von Bremen. Trauersp. in 5 Aufz. 2. Afl. 2 M., Orig.-Einbd. 3 M.
— — Die Hexe. Trauersp. in 5 Afz. Orig.-Einbd. 3 M.
Jansen, H., Aus vergangnen Tagen. 4 M. Orig.-Einb. 5¼ M.
Johann Faust. Drama in 5 Aufz. Muthmaßl. nach **Lessing's** verlor. Manuscript. Herausg. v. Engel. 2 M.
Julius Mosen. Eine biogr. Skizze 60 Pf.
Longfellow's Evangeline, übers. v. Julie Gramberg. 2 M. Orig.-Einbd. 3 M.
Murad Efendi. Ost u. West. Gedichte. 2. Afl. 4 M. Orig.-Einbd. 5 M.
— — Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. 3. Afl. 2 M Orig.-Einbd. 3 M.
— — Balladen u. Bilder. 2. Afl. 2 M. Orig.-Einbd. 3 M.
Spaeth, H., Samenk. d. Wahrheit. Grundwahrheiten d. Christenthums in 32 Predigten. 7 M. Orig.-Einbd. 8 M.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Theile. 4. Afl. 15 M. In 2 Orig.-Einbdn. 18 M
— — Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. 6 M. 75 Pf. Orig.-Einbd. 8 M. 25 Pf.
Volksbote. Volkskalender f. 1880. 43. Jahrg. mit Notizkalender. 20 Druckog. reich illustr. 50 Pf.
Waetzoldt, Heimat u. Fremde. Dichtungen. Orig.-Einb. 4 M.

Francozusendung bei **Baar**bezug.

Verlag der
Schulze'schen Hof-Buchh. in **Oldenburg.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Sammlung musikalischer Vorträge

herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Auf Velinpapier mit künstlerischem Bücherschmuck, in Renaissance-Einband.
Serie I. Preis M. 10.—

Mit Beiträgen von Ph. Spitta, H. v. Wolzogen, D. van Bruyck, S. Bagge, A. Reissmann, E. Naumann, P. Graf Waldersee, L. Meinardus, A. Niggli, W. J. v. Wasielewski, J. Alsleben, H. Kretzschmar.

Möge diese reichhaltige Sammlung anregender Vorträge sowohl den Musikern als vornehmlich dem Publikum, welches edle Hausmusik pflegt, gute Concerte besucht und mit musikalischem Interesse reiche allgemeine Bildung verbindet, empfohlen sein.

Am 15. December erscheint in unserem Verlage:

Johann Sebastian Bach

von **Philipp Spitta.**

Band II. 66 Bogen gr. 8. Preis brosch. M. 19.50; geb. M. 21.—
(Band I. 55 Bogen gr. 8. Preis brosch. M. 16.50; geb. M. 18.— erschien früher.)

Mit diesen 2 Bänden ist die grundlegende Biographie des grossen Meisters abgeschlossen; mag dieselbe neben O. Jahn's Mozart einen Platz in der Bibliothek der ernsten Musikfreunde finden.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Zu Festgeschenken passend.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen, durch ihn und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Opern-Cyclus.

Darstellungen beliebter Opern-Scenen nach Original-Oelgemälden von

Hermann Kaulbach,

photographirt von

Friedrich Bruckmann in **München.**

Inhalt:

Nr. 1. **Freischütz,** Agathe.
Nr. 2. **Figaro's Hochzeit,** Page, Gräfin, Susanne.
Nr. 3. **Hugenotten,** Schlussscene.
Nr. 4. **Don Juan,** Schlussscene.
Nr. 5. **Barbier von Sevilla,** Graf mit Rosine am Klavier.
Nr. 6. **Fidelio,** Leonore auf dem Wege zu ihrem Gatten.
Nr. 7. **Die weisse Dame,** Versteigerungsscenen.
Nr. 8. **Rothkäppchen,** Hier ruhe sanft, von grüner Nacht umlaubt.

Preise: Gross-Royal-Format cpl. in Umschlag 54 M., einzelne Blätter 8 M.
Folio-Format cpl. in eleganter Mappe 28 M., „ „ 3 M.
Cabinet- „ „ „ „ „ 9 M. 50 Pf., „ „ 1 M.

Die Originale sind gegenwärtig im Verein Berliner Künstler (Kommandantenstrasse) ausgestellt und sind dort an der Kasse die Photographien zu den oben angeführten Preisen ebenfalls zu haben.

Berlin, W., Leipzigerstr. 135. **Carl Bruck** (früher Carl Krause & Co.).

Empfehlenswerthe Festgeschenke aus dem Verlage der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar.

Fritz Reuter's sämmtliche Werke.

I.

Octavausgabe in 15 Bänden.

Eleg. geb. à 4 *M.*, broch. 3 *M.*

Jeder Band dieser Ausgabe ist einzeln zu haben.

II.

Volksausgabe in 7 Bänden.

Complet. Elegant in grüner Leinwand mit Schwarzdruck 26 *M.* Sehr elegant in rother Leinwand mit reicher Deckelvergoldung 28 *M.*, brochirt 21 *M.*

Diese Ausgabe wird nur complet abgegeben u. sind einzelne Bände nicht zu haben.

Fritz Reuter's Ut mine Stromtid.

Neue illustr. Pracht-Ausgabe in 4.-Format.

Mit 60 Original-Illustrationen von **Ludwig Pietsch** und 16 Vollbildern, sowie zahlreichen Originalvignetten von **Otto Emil Lau.** (Im Ganzen 140 Illustrationen.)

Preis in sehr eleg. Original-Prachteinband mit Goldschnitt 27 *M.* Preis brochirt 20 *M.*

Das Werk ist auch in 20 Lieferungen à 1 Mk. nach und nach zu beziehen.

Für Subscribenten wird die Einbanddecke zum Preise von 3 Mk. 50 Pf. apart abgegeben.

Fritz Reuter's

Hanne Nüte un de lütte Pudel.

Neue illustr. Prachtausgabe, gr. 8.

Mit 36 Illustrationen von **Otto Speckter** und 24 Illustrationen von **Emil Otto Lau.**

Sehr elegant gebunden mit Goldschnitt *M.* 10.50.

Aus Fritz Reuter's Nachlaß:

Die drei Langhänse.

Lustspiel in 3 Acten.

(Für die Bühnenaufführung eingerichtet von Emil Pohl.)

Preis broch. *M.* 1.50, elegant gebunden *M.* 2.25.

Die hier gegebenen Bilder sind vier Mal nach den Originalzeichnungen verkleinert.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Zu Festgeschenken empfohlen:

Italia. Hrsg. von **Karl Hillebrand.** 4 Bde. à Bd. *M.* 8.—, geb. *M.* 9.—

Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Von **Pasqu. Villari.** Deutsch von **B. Mangold.** Bd. 1. *M.* 8.—, geb. *M.* 9.20.

Transalpinische Studien von **Wilh. Lang.** 2 Bde. *M.* 6.—, geb. *M.* 7.50.

Erinnerungen an Italien von **Emilio Castelar.** Deutsch von **J. Schanz.** *M.* 4.—, geb. *M.* 5.—

Michelangelo Buonarroti. Von **Leop. Witte.** *M.* 1.60, geb. *M.* 2.—

Richard Wagner. Eine musikal. Reise in das Reich der Zukunft. Von **Fil. Filippi.** Deutsch v. **F. Furchheim.** *M.* 2.—

Der zweite Theil des Goetheschen Faust, neu und vollständig erklärt von **H. Küntzel.** *M.* 2.—

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig.

Die Schnelligkeit,

mit welcher jeder Zeitungsleser die Nachrichten aus der Reichshauptstadt empfängt

giebt

bei der Wahl einer Berliner politischen Zeitung

wohl den geeignetsten Ausschlag.

Durch einen **neuen und eigenthümlichen Versendungs-Apparat** ist es der „Tribüne" gelungen, betreffs Uebermittelung des Tagesmaterials an Schnelligkeit und Uebersichtlichkeit **alle** übrigen liberalen Berliner Zeitungen **weit zu übertreffen!**

Es wird allen auswärtigen Abonnenten der „Tribüne" **die vollständige** (nicht getheilte) **tägliche Morgen-Nummer der „Tribüne" durchschnittlich über 12 Stunden früher** zugestellt, als sie die **Morgen-Ausgabe** einer anderen Berliner Zeitung empfangen. Beispielsweise erhalten die Abonnenten in Elberfeld, Breslau, Danzig 2c. durch die „Tribüne" **schon früh Morgens** die Berliner **Abend-Nachrichten** und die **vollständigen** Berichte der Verhandlungen des Reichstags oder Abgeordnetenhauses vom **Tage zuvor,** wie denn überhaupt die Abonnenten der „Tribüne" auf das Genaueste von allen Vorkommnissen der Reichshauptstadt schon früh Morgens unterrichtet sind, während **alle übrigen Berliner Morgen-Zeitungen** mit den erwähnten Mittheilungen erst am Abend desselben Tages eintreffen und meist erst am Morgen des **nächsten Tages zur Ausgabe** an die Abonnenten gelangen.

Die **Gratiszugabe** eines illustrirten Witzblattes, wie die „**Berliner Wespen**", welches längst und unbestritte zu den **besten Erscheinungen dieses Genres in Deutschland** gezählt wird, kar as Abonnement auf die „Tribüne" nur **doppelt vortheilhaft** erscheinen la Beide Blätter kosten pro Quartal nur *M.* 5.30 und nehmen zu dieser eise **sämmtliche Postanstalten des deutschen Reiches** Bestellungen entgegen

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Leop. v. Ranke.

Denkwürdigkeiten
des
Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg.
5 Bände.
76 M.; geb. 84 M.

Deutsche Geschichte
im Zeitalter der Reformation.
Fünfte Auflage.
6 Bände. 30 M.; geb. 36 M.

Die römischen Päpste
in den letzten vier Jahrhunderten.
Kritische Ausgabe. 3 Bände. 7. Auflage.
16 M. 20 Pf.; geb. 20 M.
Text-Ausgabe in einem Bande. Nach der siebenten Auflage. 10 M., geb. 14 M.

Englische Geschichte,
vornehmlich im 17. Jahrhundert.
9 Bände. 45 M.

Historisch-Biographische Studien.
Consalvi. Filippo Strozzi. Savonarola. Don Carlos.
11 M.

Friedrich der Grosse.
Friedrich Wilhelm IV.
Zwei Biographien.
4 M. 80 Pf.; in Liebhaberhalbfranzbd. 7 M. 80 Pf.

Die Osmanen
und die spanische Monarchie
im 16. und 17. Jahrhundert.
4. Auflage. 12 M.

Aus dem Briefwechsel
Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.
9 M.; kleine Ausgabe 4 M.; geb. 5 M.

Serbien und die Türkei
im XIX. Jahrhundert.
12 M.

Zur Venetianischen Geschichte.
7 M. 20 Pf.

Leop. v. Ranke's
sämmtliche Werke.
Zweite Subscr.-Ausgabe.
Bisher erschienen 45 Bde. à Bd. 5 M.; gebunden in 23 Halbfranzbände 260 M.

K. Emil Franzos.

Vom Don zur Donau.
Neue Culturbilder aus Halb-Asien.
10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des ersten Bandes:

Einleitung. — Mein Onkel Bernhard. — Die Bulgaren und ihre Poeten. — Martin der Rubel. — Die Kleinrussen und ihr Sänger. — Thodika. — Rumänische Sprichwörter. — Rumänische Poeten.

Inhalt des zweiten Bandes:

Die „Gezwungenen". — Markttag in Barnow. — Der wilde Starost und die schöne Jütta. — Henker und Bajazzo. — In Pest's Verbrecherhöhlen.

Aus Halb-Asien.
Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland u. Rumänien.
Zweite Auflage. 10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des ersten Bandes:

Aus Halb-Asien (Einleitung). I. Aus Galizien: Der Aufstand von Wolowce. — Der Richter von Biala. — Wladislaw und Wladislawa. — Schiller in Barnow. — Jüdische Polen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei. — II. Aus Südrußland: Im Hafen von Odessa. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Nikolaj Pawloff.

Inhalt des zweiten Bandes:

III. Aus Rumänien: Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. IV. Die k. k. Reaction in „Halb-Asien"; Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. V. Aus der Bukowina: Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. — Die Leute vom wahren Glauben.

Die Juden von Barnow.
Geschichten.
Dritte Auflage. 5 M.; geb. 6 M. 40 Pf.

Oskar Peschel.

Neue Probleme
der vergleichenden Erdkunde
als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche.
Dritte Auflage. 5 M.

Abhandlungen
zur Erd- und Völkerkunde.
Herausgegeben von **J. Löwenberg.**
3 Bände à 10 M., geb. à 12 M.

Völkerkunde.
Dritte und vierte Auflage.
11 M. 20 Pf.; geb. 12 M. 80 Pf.

Physische Erdkunde.
Nach den hinterlassenen Manuskripten Oskar Peschels selbständig bearbeitet und herausgegeben von
Gustav Leipoldt.
Erster Band. Mit vielen Holzschnitten. 12 M.

Duncker,
Geschichte des Alterthums.
4 Bände.
Preis 40 M.; geb. 48 M.

Bernays,
Goethe. Gottsched.
Zwei Biographien.
Preis 2 M. 80 Pf., geb. 4 M.

Kaufmann,
Deutsche Geschichte
bis auf Karl den Großen.
Band I.
Preis 7 M. 20 Pf.; geb. 9 M.

von Thielmann,
Vier Wege durch Amerika.
Mit 18 Vollbildern und 3 Karten.
In feinster Ausstattung geb. 30 M. In Maroquin 50 M.

RUD. SCHUSTER (C. G. LÜDERITZ KUNST-VERLAG) BERLIN.

Soeben erscheint:

STAMMBUCH
DER
NATIONAL-GALERIE.

Radirungen von Ernst Forberg, Hans Meyer u. A.

Herausgegeben von Dr. M. JORDAN,
Direktor der National-Galerie.

Ausgabe I. Die ersten fünfzig Drucke nummerirt in Mappe nach dem Entwurfe des Prof. C. WALTHER zum Preise von 100 Mark.

Ausgabe II. Elegant gebunden in der Manier der Pergament-Einbände des 16. Jahrhunderts nach dem Entwurfe des Prof. WANDERER zum Preise von 50 Mark.

Ferner:

VATERLÄNDISCHE
REITERBILDER
AUS DREI JAHRHUNDERTEN
VON
W. CAMPHAUSEN.

Biographischer Text von Th. Fontane. — Illustrationen des Textes von Prof. L. Burger.

Pracht-Band nach Prof. L. Burger's Zeichnung. *Preis 50 Mark.*

Festgeschenk!

Spruch-Buch
von
Luise Kugler.

Vierte vermehrte und neu ausgestattete Auflage.
In Prachtband mit Goldschnitt 6 Mark.

Bremen 1880.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
Schelm von Bergen.
Einer unverklungenen Sage nacherzählt von
Julius von der Traun.
Dritte Auflage.
Preis: fl. 1.20. = *M.* 2.40.

Goldschmiedskinder.
Ein Roman aus Ravenna's Tagen.
Von
Julius von der Traun.
8. 280 Seiten. fl. 2.40. = *M.* 4.80.

Vom **Verein für Deutsche Literatur** wurde soeben der 1. Bd. der V. Serie der Vereinspublikationen ausgegeben und an die Mitglieder versandt:

Musikalische Stationen
von
Eduard Hanslick.
(Neue Folge der „Modernen Oper".)
Preis des Einzelbandes in elegantem Halbfranzband 6 Mk.

Inhalt: Adelina Patti. — Opern-Theater in Italien. — Musikalische Briefe aus Paris. — Richard Wagners Bühnenfestspiel in Bayreuth. — Kritische Nachfeier von Bayreuth. — Wagner's Nibelungenring. — Neue deutsche Oper. — (Goldmark, Königin von Saba 2c.)

In gleichem Verlage erschien von demselben Verfasser:

Moderne Oper, Kritiken und Studien.
3. Auflage, — In elegantem Leinwandband. — Preis 6 Mk.

Bestellungen auf die V. Serie (4 Bände = 18 *M.*) werden entgegengenommen von allen Buchhandlungen sowie dem
Bureau des Vereins für Deutsche Literatur (A. Hofmann) in Berlin.

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.
Zweite Auflage.
Billige Ausgabe in 30 Lieferungen zum Subscriptionspreise von à 1 Mark.
Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung von ca. 5 Bogen. — Nach Vollendung des Werkes tritt der frühere Preis von 45 *M.* wieder ein. — Vollständiger Prospect **gratis.**
Bestellungen auf diese neue wohlfeile Subscriptions-Ausgabe nimmt jede Buch- oder Musikalienhandlung entgegen und legt die erste Lieferung zur Ansicht vor.
Leipzig, im November 1879. Die Verlagshandlung F. E. C. Leuckart.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 51. Berlin, den 20. December 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England und die irischen Parteien. Von Karl Blind. I. II. — **Literatur und Kunst:** Karl Gutzkow. Von K. Goedeke. — Ferdinand Freiligraths Erstlinge. Von Wilhelm Buchner. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Um Weihnachten. Von J. Trojan. — Dramatische Aufführungen. „Die Hexe." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

England und die irischen Parteien.

Von Karl Blind.

I.

Wer die tiefere Grundströmung der irischen Bewegung erkennen will, der brauchte unlängst nur in den Hyde-Park zu gehen — den, freilich flachen „Mons Sacer" der Londoner Volksmassen. In London ist der Sitz des Vollzugsausschusses der Home-Rule-Liga von Großbritannien. In London wohnt, wie man sagt, etwa eine halbe Million Iren, oder solcher, die sich noch als Abkömmlinge von Söhnen des grünen Erin erkennen lassen. In London auch ist selbstverständlich der sittigende Einfluß fortschrittlicher Bestrebungen auf alle Theile der Einwohnerschaft thätig; hier dürfte man also am ehesten erwarten, daß die stock-ultramontanen Dunkelmänner des eigentlichen Pfaffennestes mehr in den Hintergrund treten.

Wie zogen nun aber die Iren im Hyde-Park auf?

Deutet die Fahne die Gesinnung an, so hatte man einen katholischen Sonderbund vor sich. Aus den Schilderungen der Presse läßt sich dies merkwürdiger Weise nicht entnehmen. Die Londoner Blätter sind für die Berichterstattung über Volksversammlungen und dergleichen meist von Iren bedient, welche flink und malerisch zu schreiben wissen und in der unteren Zeitungswelt Londons überhaupt eine merkwürdige Stellung einnehmen. Unter Umständen ist den aus irischer Quelle fließenden Berichten doch wenig zu trauen. Mit einer gewissen trägen Gleichgültigkeit lassen die Redactionen gleichwohl in diesem Punkt Alles beim Alten, auch wo die einfachste Klugheit geböte, durch unparteiischere Zeugen die „wahre Wahrheit" ans Licht zu bringen.

So erfuhr man denn aus sämmtlichen Londoner Blättern nichts über das papistische Bannergewimmel am entehrten Reformersbaum des vieldurchtosten Hyde-Parks.

Seit vielen Jahren gewohnt, mir die Massenversammlungen von Freund und Feind unter freiem Himmel mit eigenen Augen zu besichtigen, schritt ich auch diesmal unter die irische Menge. Sie war an Zahl geringer, als ich erwartete: höchstens 8—10,000 mit Einschluß all der zufällig Lustwandelnden, die ab- und zugingen. Preßberichte aber reden von 50,000, von 100,000, ja von „100—150,000 nach der geringsten Schätzung"! Ein einziges, besser bedientes Blatt gibt die Ziffern auf etwa 10,000 an.

Ueber den sonderbaren Fahnenschmuck schweigen die Darstellungen. Die Wahrheit ist, daß — abgesehen von ein paar Bannern mit radicaler Aufschrift, oder von solchen, unter denen die Schwartenhälse des Tichborne-Anwaltes Kenealy marschirten — die Mehrzahl der großen Fahnen Bilder mit Johannes dem Täufer, dem heiligen Aloysius, dem Papst u. s. w. trugen. Ein Riesenbanner zeigte zwei römisch-katholische Priester im vollen Meßgewand vor einer Kreuzessäule mit dem flammenden Herzen. Die Säule selbst, mit dem auf sie gestellten Kreuzesrad, das einer der Priester mit dem Kreuzesstab berührt, erinnerte den Wissenden an uralte sogenannte religiöse Gebräuche, die wir, ihrer besonderen Eigenschaft halber, kurzweg als paphische oder sabäische andeuten wollen.

Rings um die Rednerbühne standen diese Banner gereiht. Der Schatten des Giftbaumes im Vatican war mitten in den Hyde-Park hinein geworfen. Man glaubte sich in die Luzerner Tage von 1848 versetzt, ehe noch die starke Faust schweizerischer Freiheitsmänner die römische Schlange erdrückt hatte.

Einer Entehrung glich da die Vorantragung der Reformfahne eines Volksvereins oder das gelegentliche Aufspielen eines Freiheitsliedes. Es sah wie die Maske des Jesuitenthums aus, das sich in allerhand Gestalten zu werfen, oft selbst seine natürlichen Gegner sich dienstbar zu machen weiß.

II.

Wer es mit der Aufklärung, dem staatlichen Fortschritt, der Volkswohlfahrt im Allgemeinen redlich meint, der kann unmöglich wünschen, daß Irland zu einer selbstständigen Hochburg der Clerisei, zu einem ultramontanen Zwing-Uri des brittischen Reiches werde. Am längsten hat sich die Zuneigung zu dem irischen Sonderbündlerwesen unter fremden Völkern bei den Franzosen erhalten. Alles, was auf Schwächung Englands ausging, war seit Jahrhunderten dort bei den verschiedensten Parteien beliebt. Wie von Frankreich aus das deutsche Landesfürstenthum gegen die Reichseinheit vernutzt wurde; wie man von dorther unsere Religionskämpfe ausbeutete, und, trotz „allerkatholischster Majestät", dem Türken, als er noch — wie heute Rußland — ein Feind der europäischen Sicherheit war, feierlich die Hand reichte: so machten die französischen Könige auch gemeinschaftliche Sache mit den irischen und schottischen Feinden Englands. Die Ueberlieferung ging auf die Republikaner Frankreichs über. Daher die große Beliebtheit des Rebellenliedes der Iren:

„The French are on the sea" —
Says the Shan Van Voght.
(„Die Franzosen sind auf der See" —
Sagt die arme alte Frau.)

In neuerer Zeit sind die französischen Demokraten von ihrer früheren Zuneigung sehr zurückgekommen. Alle Flüchtlinge dieser Nation, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, und die nach dem Staatsreich Ludwig Napoleons ihren Aufenthalt

zeitweilig in Irland genommen hatten, gingen völlig bekehrt nach England zurück. Dasselbe war der Fall bei französischen Verbannten vom Pariser Gemeindeaufstand, die einen Besuch drüben gemacht. Franzosen, Deutsche, Italiener und Ungarn, die sich ihr Urtheil an Ort und Stelle bildeten, sind alle überzeugt, daß die Losreißung Irlands von England, oder die Erschütterung des Reichsverbandes durch Einführung des Home-Rule, ein Verderb für die Sache der Freiheit, ja geradezu ein europäisches Unglück wäre.

Denn am Ende bleibt doch England, bei all seinen widerspruchsvollen Unvollkommenheiten, die größte „Tyrannenwehre" unseres Welttheils — sogar unter einer conservativen Regierung. Englands Schwächung ist daher nimmermehr zu wünschen. Seine Schwächung durch das Home-Rule wäre aber eine doppelte: nach Außen hin, vornehmlich gegenüber Rußland; und nach Innen durch die daraus entstehende Untergrabung einer gegenwärtig starken parlamentarischen Macht.

Irlands unzufriedene Parteien theilen sich in eine Reihe Gruppen ab, die sich unter einander oft nicht mit geringerem Haß befehden, als den gemeinsamen Gegner — den „blutigen Sachsen". Die Home-Rulers wollen eine Wiederherstellung der irischen Landesvertretung neben der englischen, lassen es jedoch im Dunkel, in welcher Weise ein gemeinschaftliches Reichsparlament die Hauptangelegenheiten behandeln soll. Die Nationalisten verlangen die reine Personalunion, wollen vom Reich als solchem unbedingt nichts wissen, und nur das sog. „goldene Band der Krone" bestehen lassen. Die Fenier arbeiten für die einfache Losreißung. Die Ultramontanen endlich bilden zwar in gewisser Weise eine Partei für sich, insofern sie vor Allem auf die Gebote aus dem Vatican horchen, sind aber andrerseits in allen politischen Parteien vertreten — einschließlich der Fenier. Unter diesen Letzteren, deren Stärke eigentlich in den auf amerikanischem Boden gestifteten Vereinen liegt, gibt es allerdings Demokraten und auch Gegner des Priesterthums; aber man würde — und ich sage dies nicht leichtweg — gewaltig irren, hielte man das Fenierthum für frei von dem clerikalen Einfluß. Das Fenierthum erwuchs ursprünglich aus der „Phönix-Gesellschaft"; und deren Stifter waren Mönche.

Obiges sind die Hauptgruppen. Im Unterhaus hatten die zuerst genannten Home-Ruler früher Herrn Isaac Butt, jetzt haben sie Herrn Shaw zum Führer. Professor Smith vertrat die Nationalisten. Die Fenier besaßen anscheinend kein parlamentarisches Haupt. In jüngster Zeit haben sich unter Parnells Leitung die Herren O'Connor Power, O'Donnell und Bigger derart vorangestellt, daß die mäßigere Home-Rule-Richtung bedeutend sank.

Butt war Protestant, ursprünglich sogar Tory. Auch Parnell gehört äußerlich dem protestantischen Bekenntnisse an. Bei den listigeren Ultramontanen Irlands ist es jetzt Taktik, einen „Protestanten" von Ehrgeiz als Flagge zur Deckung der priesterlichen Ladung zu verwenden, um die öffentliche Meinung Englands irre zu führen, jedenfalls zu spalten. Man verfährt dabei nach demselben Grundsatz, wie bei der Kundgebung im Hyde-Park, wo man die Fahne eines Volksvereins den päpstlichen Bannern vorauf ziehen ließ.

Butt that sein Möglichstes, um die römisch-katholische Geistlichkeit zu befriedigen. Gleichwohl wurde er theils durch die Angriffe der äußersten Vaticanisten, theils durch diejenigen der Nationalisten, theils auch durch persönliche Eifersüchteleien und Gehässigkeiten, die in den irischen Bewegungen eine so große Rolle spielen, frühzeitig ins Grab hinein geärgert. Sein Nachfolger Shaw trägt auch schon die Dornenkrone. Er wurde sogar von vornherein nur zum Führer auf Kündigung, d. h. nur während der Parlamentssitzungen und blos für die Fälle, über die man sich geeinigt hatte, erwählt. Kaum irgendwer von der „irischen Brigade" nimmt Rücksicht auf ihn. Seine Stellung gleicht derjenigen des Mannes, der sich sehr geehrt gefühlt hätte, in der Sänfte getragen zu werden, wenn sie nur einen Boden gehabt und er bei seinen Umfahrten nicht inwendig hätte zu Fuß gehen müssen.

Parnell ist jetzt Gegenkönig neben Shaw, oder verdunkelt ihn vielmehr ganz. Man hat in der deutschen Presse von Parnell als einem freisinnigen Manne sprechen wollen, weil er einmal einer Gruppe Home-Ruler gesprächsweise das Wort „papistische Ratten" in's Gesicht warf. In Wirklichkeit wollte er damit nur sagen, daß eine Anzahl katholischer Home-Ruler, anstatt allnächtlich den sogenannten „Obstructionismus" bis in die helle Morgenfrühe zu betreiben, bereit waren, davon abzustehen, um von der Regierung ein Zugeständniß in Sachen des katholischen Hochschulwesens zu erhalten. Parnells Zweck ist vor Allem, in die Maschinerie des Reichsparlaments einen Prügel zu werfen. Im Uebrigen hat auch er, gleich Butt, sich für die Ziele des Ultramontanismus finden lassen, und es haben sich daher katholische Priester oft an seine Seite gestellt. Können die Römlinge dem englischen Reich mit einer Lanze, deren Spitze „protestantisch" geschärft scheint, eine Wunde beibringen, so macht ihnen dies ja nur doppeltes Vergnügen.

Neben oder hinter Parnell, der zwischen Home-Rulerthum und Nationalismus hin und her schillert, in neuester Zeit aber die Grundeigenthumsfrage als Agitationsmittel benutzt hat, steht Herr Bigger als „Pater Joseph". Bigger ist zwar eigentlich nicht mit priesterlichem Oele gesalbt, sondern einfach Oelhändler. Seine Ansichten sind eher noch fenische, als nationalistische. An seiner Römlingsgesinnung zweifelt indessen Niemand; und so schließt auch dies letzte Glied der irischen Kette wieder mit der schwarzen Farbe ab, obwohl Bigger sich gern als „Demokraten" bezeichnen läßt.

Außer Frage steht es übrigens, daß, wenn in einem selbstständigen Irland das allgemeine Stimmrecht entschiede, die ungeheure, wesentlich ackerbauende Volksmasse zwar gewiß die Grundeigenthumsfrage zu Gunsten der kleinen Pächter lösen und sie zu Freiholden machen würde, sonst aber das Land in die Hände der römischen Clerisei gäbe. Die städtische Bevölkerung Irlands ist verhältnißmäßig die geringste im ganzen Reich. Der Bauer steht ganz unter dem Einfluß des „guten Priesters".

(Schluß folgt).

Literatur und Kunst.

Karl Gutzkow.

Heute vor einem Jahre starb Gutzkow in Sachsenhausen. Nekrologe erschienen damals und seitdem in allen größeren Blättern. Als ich damals die Papiere durchsah, die sich auf frühere Verbindungen mit ihm beziehen, fiel mir eine autographische Lebensskizze in die Hand, die mir Gutzkow auf meinen Wunsch gesandt hatte, als ich im Frühjahre 1859 Materialien für meinen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung sammelte. Wenige von denen, bei denen ich nachgefragt, antworteten so entgegenkommend und ausführlich, wie Gutzkow. Ich hatte in früheren Jahren hin und wieder Antheil an seinem Telegraphen genommen, wenn es die Gelegenheit mitbrachte, für hannoversche Leser ein Wort zu sagen, das innerhalb des Königreichs nicht gedruckt werden konnte und nur in Hamburger Zeitschriften auf norddeutsche Leser zählen durfte. Der Hamburger Correspondent, die Blätter der Börsenhalle, der Telegraph versammelten damals, zur Zeit des hannoverschen Verfassungskampfes, alle größeren oder geringeren Kräfte, die sich der rechtsbrüchigen Gewaltherrschaft entgegenstellten. Auch die der Nachbarstaaten. So hat selbst Jacob Grimm einmal durch mich den Telegraphen aufgesucht, um eine pikante Bemerkung über hessische Zustände an die Oeffentlichkeit zu bringen. Man trat deshalb noch nicht für die leitenden Gedanken jener Blätter ein; man wollte nur für die eigenen Mittheilungen einstehen, unbekümmert

um das, was in unmittelbarster Nähe derselben behauptet oder bestritten, gelobt oder getadelt wurde. Neben Fr. Hebbel erschien Emanuel Geibel mit Beiträgen, für die sonst keine Stätte zu finden war, neben Levin Schücking, Hermann Detmold und Albert Oppermann. Von Partei- oder Cliquenwesen war keine Rede, aber eine freundliche persönliche Annäherung fand statt, die auch wohl in Briefen über die eigentliche redactionelle und mitarbeiterische Correspondenz hinausgriff. Ich besitze noch eine Anzahl Gutzkow'scher Briefe aus jenen Jahren, finde jedoch in keinem derselben auch nur einen Versuch, Einfluß auf mich zu gewinnen, um mich, den Jüngeren, für Parteizwecke in Thätigkeit zu setzen. Jahre sind dann vergangen, ohne daß eine Berührung stattgefunden hätte. Im März 1859 sandte er mir ein gedrucktes Schema ausgefüllt zurück: „Karl Ferdinand Gutzkow, geb. 17. März 1811 in Berlin, gegenwärtig in Dresden privatisirend", und fügte dann hinzu:

„Die äußern Data meines Lebens finden sich in der neuesten Auflage des Conversationslexikons am richtigsten. Als Entwicklungsmomente möchte ich folgende bezeichnen. Mein Beginn war ein völlig unliterarischer, wenn man die Literatur in der Bedingung des Inhalts durch die Form finden muß. Alles, was später in mir zum Vorschein kam, war nur anfangs latent vorhanden. Mein Sinn war mehr auf Action gerichtet, als auf die Feder. Hervorgegangen aus der pietistisch-büreaukratisch-militärischen Berliner Welt von 1829 und 30, selbst der Hegelschen Lehre als einer damals nur antiliberalen abgeneigt, adoptirte ich die W. Menzel'sche Polemik als Ausdruck des burschenschaftlichen Wesens, dessen Hauptrichtung Staat und Nationalität, dessen ästhetische Integration vorzugsweise die Romantik und Jean Paul war. Ich haßte Heine. Ich gewöhnte mich sehr schwer an die Nachricht, daß Börne Jude war. Ich ging 1831 zu Menzel, um ihn im Literaturblatt zu unterstützen und wurde (20 Jahr alt) von ihm nur zu den Zwecken seiner Polemik verwandt, die theils persönlich, theils schablonenartig war nach gewissen Kategorien, denen er Alles anzwängte. Mein ursprünglich weiches, ja damals zur Lyrik geneigtes Wesen (ich schrieb Verse) wurde von ihm perhorrescirt und nur zur Polemik angestachelt. Meine überwiegende Stimmung blieb die active, ich möchte sagen conspiratorische für die äußeren politischen Zustände Deutschlands und vorzugsweise die Constitutionalisirung Preußens. So arbeitete ich für Rotteck, Welcker, W. Schulz und Andre, die damals politische Blätter schrieben.

„Meine productive Ader war nur die des Humors und der Ironie. Zur vollen Satire hatte ich zuviel Lyrik, Sentimentalität. Nach dieser Richtung hin schrieb ich meine ersten Sachen, „Nero" z. B. ist ganz unter den Einflüssen des Tieck'schen Geschmacks geschrieben.

„Ich weiß nicht, wohin ich so gekommen wäre, wenn ich nicht durch den privaten Spott andrer jüngeren Autoren, vorzugsweise Laubes, aus dieser Weise verdrängt worden wäre. Der Zufall und die gleiche literarische Stellung brachten mich ihm nahe, obgleich mir seine burschikose Unreife und wieder auch commisartige Unbildung widerlich waren. Diese ganze Richtung stützte sich auf Heine.

„Durch das Studium George Sands und die That der Stieglitz kam ich auf die größere Wahrheit der Erregung und bekam mehr Blutwärme. Es folgte eine bedeutende Zeit in unserm Geistesleben. Jede Literaturgeschichte ist unwahr., die ohne Begeisterung von den Jahren 1833 bis 1836 spricht. Rahel, Bettina, Varnhagen, die Literatur über Goethe, die damals unbedingt höchst achtbare französische Literatur (G. Sand, Balzac, de Vigny, Lamartine, Lamennais), dann Bulwer, der Byroncultus, alles das war neu. Die in der Politik erstorbene Bewegung setzte sich in der Kunst und Literatur fort. Darüber satirisiren oder den Verdammungsstab brechen, ist unverantwortlich. Die literarisch-poetische Form galt wenig, die Ideenwelt war Alles.

„Das „junge Deutschland" war ein Resultat dieses „Geistesfrühlings". Es wurde ein Stichwort wie jetzt „Zukunftsmusik". Ein Bund von Autoren à la Junge Germanen war nicht da. Der Bundestag machte durch sein Einschreiten eine „Schule" daraus.

„Die erhöhtere Wallung meines ganzen Wesens brachte mich mit Menzel in Bruch, der nur allein pikante Kritiken schreiben wollte und sich über Laube, Wienbarg, Mundt ärgerte. Er verbot mir die Beziehung zu ihnen und neigte schon stark zu seiner rein Görres'schen Schwankung, zur kirchlichen und politischen Reaction.

„Erst 1834, wo ich nach Frankfurt a. M. zog und mich in Goethes Leben und Dichten mehr verlor, kam mir das poetische Bewußtsein zur volleren Klarheit. Die, welche meine „Wally" vertheidigen wollten, um mich von dem Vorwurfe der Atheisterei zu reinigen, brachten es auf zu sagen: „Und dann — ein so unbedeutender Roman —." Ich halte (auf Gefahr der Anmaßung) Wally für die damalige Zeit poetisch für nicht so unbedeutend. Ich gestehe ferner, daß ich kürzlich meine Kritiken im Literaturblatt des Phönix (1835) wieder las und sie an jedem Andern anerkennen würde. Sie sind oft grob, aber durchweg naiv, aufrichtig und sagten alles das zuerst, was jetzt über damals erschienene Werke überall zu lesen ist. Ich wünschte, ein Literarhistoriker läse diese Arbeiten in der Zeitschrift selbst.

„In der dann folgenden Zeit wurde ich das Opfer zweier Verhältnisse. 1) Das Schicksal der Wally hatte mich isolirt, mir überall Schwierigkeiten gemacht, meine Kritiken überall Feinde. Mein eignes Können war mir selbst verdunkelt. Ich tastete unsicher. Damals hätt' ich zur Bühne gehen sollen! Ich besaß noch die rechte chaotische Gährung, aus der heraus das Drama Culturmoment werden kann. Ich gerieth aus Melancholie zu „Blasedow". Es ist da zu erwägen, ob ich nicht, ganz entgegengesetzt gegen die gewöhnlich wider mich erhobene Anschuldigung, ich französire oder ließe die Personen über Tendenzen schwatzen u. dgl., sowohl in Seraphine wie in Blasedow und vielen kleineren Arbeiten, auch in Wally, lange vor Auerbach u. A., natürliche Lebenszustände, volksthümliche Situationen, aus dem Dorfe, der Lehrerwelt, dem Handwerkleben schilderte. Es fehlte mir nur die zusammenfassende Gestaltungskraft, vorzüglich der Begriff: Was unterhält? Was spannt? Ich konnte nicht verwickeln und zu einem Schlusse gipfeln.

„2) Begann eine Misere des Lebens. Ich heirathete, wurde von den Regierungen verfolgt und wurde literarischer Proletarier. Ich mußte Journale redigiren und gerieth in das ganze Elend der kleinen alltäglichen Literaturzustände. Erbittert durch meine Sorgen, durch Anfeindungen und Geringschätzungen verkümmerte ich fast in Hamburg. Und doch ist es ungerecht, zu übersehen, was ich damals in dem Kampf der Kölner Wirren, der Fehde mit Leo und den Hegelingen u. s. w. leistete. Die heutigen Feuilletonisten, die das große Wort führen, Herrn Julian Schmidt seine Weisheit nachbeten, sollten meine zerstreuten kleinen Schriften lesen; sie würden mehr finden, als sie jetzt leisten. Die Bewegung der „Hallischen Jahrbücher" verschlang alles das. Diese traten voll Anmaßung und mit professorischem Nimbus auf. Sie hatten die Formeln von Hegel, den Inhalt vom so schnöde abgewiesenen „jungen Deutschland".

„Hamburgs Theaterleben weckte die nun wiederkehrende Neigung zur Bühne. Nur war dabei zu bedauern, daß die Bekanntschaft mit der praktischen Bühne auch die Mängel im Gefolge hatte. Schauspieler hingen sich an mich, die mir für die höheren Anforderungen nicht förderlich waren. Dennoch gab ich das Signal zu einer neuen Antheilnahme an der Bühne. Das Gute hatte ich von der Bekanntschaft mit dem „Theaterpublicum", daß mir damals überhaupt erst die Verantwortlichkeit des Geschriebenen vor dem Lesenden klar wurde. Meine ganze Autorschaft machte durch gescheiterte Versuche furchtbare Krisen, z. B. den Durchfall von „Schule der Reichen" in Hamburg. Mein Leben gestaltete sich immer ernster. Häusliches Leid nagte an Allem. Sorge und Entbehrung verfolgten mich. Erst durch die Reise nach Paris 1842 kam ein neuer Lebensschwung. Ich hatte dann große Erfolge. „Zopf und Schwert" schrieb ich in Mailand, „Urbild des Tartüffe" in

*

Frankfurt. Die kleine Journalistik gab ich auf. „Uriel Acosta" schrieb ich in Paris.

„1837 (so statt 1847) bekam ich Tiecks Dramaturgenposten in Dresden. Ich trat ihn mit Begeisterung für die Möglichkeit eines Einflusses dichterischen Sinnes auf die Schauspielkunst an und habe mehr geleistet, als, wie jetzt üblich, ausposaunt wurde. Ich unterdrückte geflissentlich jede öffentliche Anerkennung, um, im Vertrauen gesagt, meinen neidischen Chef nicht zu reizen. Der Posten hörte bei Auflösung des Dresdener Theaters im Jahre 1849 auf.

„Ich will von der dann kommenden Zeit und der Gegenwart nicht sprechen. Aber ich glaube, es ist ungerecht, in einem Autorleben, wie dem meinigen, das in der That ein Leben war (voll Schmerz und Freude) nur nach der zu allen Zeiten vollständig zutreffenden Vollkommenheit der Leistungen zu verlangen. Ich bin der moderne Autor, der ohne Amt und Gunst der Fürsten, ganz nur durch sich selbst besteht, und doch nicht wieder der moderne Autor, der eine einzige Kraft benutzt, um Band nach Band vollzuschreiben und ad infiitum und ad libitum arbeitet. Alles, was ich schrieb, ist Signatur irgend eines Entwicklungsstadiums in mir. Man sage, ich entwickelte mich von der Unreife aus; gut; man erkenne nur an, daß ich unter dem Einfluß von Umständen mich entwickelte, die eine gewisse normale Bedeutsamkeit für das ganze geistige Leben der Nation von 1830 an haben. Weil ich als Krieger stritt und zu Pferde saß, konnte ich nicht friedliche Hütten bauen als reiner Kunstdichter. Ich frage, wer mein Fragment „Marino Falieri" vom Jahre 1834 im Morgenblatt („Skizzenbuch") liest, warum soll der nicht annehmen, daß ich ein ganz respectabler Formpoet geworden wäre, wenn ich gewollt hätte oder — mein Dämon mir nicht ewig zugeraunt hätte, da ist etwas im Vaterland in Gefahr, geh' und schüre oder lösche! Ebenso das Fragment „Die Gräfin Esther" von 1839. Meine Gegner drehen das Alles freilich um und sagen: Er hing sich an Alles, was gerade passirte, folgte nur der Mode u. s. w. Das ist Verleumdung, gänzliches Verkennen meiner Natur und des Dranges, aus dem ich nun einmal das geworden bin, was ich bin, oder wofür ich gelte.

„Ich habe nicht gelesen, was Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte über mich sagt, ich glaube aber, er imputirt mir eine stets verkehrte Stellung zur gesunden Vernunft und Moral. Er hat darin Recht, daß ich unter dem Eindruck eines dunkeln Gefühls arbeite. Ob das so schrecklich ist? Ob nicht die halbe deutsche Literatur seit Opitz eine träumerische und tastende ist?"

Damit brechen diese Bekenntnißblätter ab. Anstatt sie weiter zu führen, will ich lieber auf die Geschichte des jungen Deutschlands einmal zurückkommen, um zu zeigen, wie sich der Bundestag, der Erfinder der „Schule" seiner Zeit dazu stellte

Göttingen, 12. Dec. 1879.

K. Goedeke.

Ferdinand Freiligraths Erstlinge.

Von Wilhelm Buchner.

(Fortsetzung.)

Gehen wir über einige Gedichte hinweg, bei welchen man über Freiligraths Autorschaft zweifelhaft sein kann, so finden wir im Jahrgang 1830 eine größere Zahl von Dichtungen, welche zweifellos von Freiligrath herrühren. In Nr. 6 vom 6. Februar wird der große Teich in Soest besungen, etwas lang, aber die Schilderung des in seiner Tiefe ruhenden Nixenschlosses ist vortrefflich.

Von Gold sind seine Zinnen,
Die Mauern von Krystall,
Von Schmelz das Dach, und drinnen
Glänzt funkelnd mancher Saal.
Die stolzen Pforten strahlen
Von Zahn und Diamant,
Und bunte Muschelschalen
Bedecken rings die Wand.

Hier ist es, wo im kühlen
Gemach die Nixe ruht;
Auf weichen Seetangpfühlen,
Umspielt von blauer Fluth.
Hier thront, vom lauten Strande
Entfernt, das Wasserweib,
Und grüne Prachtgewande
Umschließen ihren Leib.

Des Haares dichte Flechten
Berühren weich den Pfühl;
In ihrer feuchten Rechten
Hält sie den Lilienstiel;
Und schmucke Wasserdirnen
Umstehn sie Paar bei Paar,
Umwallt die hohen Stirnen
Vom dunkelblauen Haar.

Und im krystallnen Hause
In seiner Mitte, fest
Verwahrt, ist eine Klause;
Von Blättern, wie ein Nest
Umwölbt; von schwanken Zweigen
Und Knospen leis umspielt;
Die heben sich und neigen,
Gleich wie vom West gekühlt.

Und tritt man an die Schwelle,
Die ernst ein Storch bewacht,
Und blickt hinein zur Zelle,
Der grünen, — welche Pracht!
Da sieht man, von dem Spiele
Der Zweige halb verdeckt,
Ganz kleiner Kinder viele
Auf Muscheln ausgestreckt.

Und oftmals spricht die Nymphe
Des dunkeln Wogenblaus:
„Flieg aus, du Herr der Sümpfe!
Getreuer Storch! flieg aus,
Nimm eins der kleinen Kräutchen,
Die warm mein Hauch beseelt,
Und bring's den jungen Leutchen,
Die neulich sich vermählt!"

Drum rath' ich jedem Paare,
Das jüngst sich erst verband:
Stracks, kommt ihr vom Altare,
Geht zu des Teiches Strand;
Und naht mit frommem Sinne
Der Nixe goldnem Thron,
Dann schenkt sie eurer Minne
Gewiß den schönsten Lohn!

Nr. 7 bringt eine „Ballade", welche den jähen Tod von dreißig Knaben beim Eislauf kurz und frisch erzählt; Nr. 8 vom 20. Februar das Gedicht „Das Wallrondel am Grandwegs-Thore zu Soest", wieder abgedruckt unter den Jugendgedichten im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen von 1877. In Nr. 10 feiert ein langes, „den schönen Bewohnerinnen Soests und dem Domküster zu Pisa" gewidmetes Gedicht in humoristischer Weise den Thurm der Thomaskirche, welcher aus Sehnsucht nach den auf dem alten Walle lustwandelnden Jungfrauen schief geworden. Nr. 11 enthält das Gedicht „Der Mauerthurm auf dem Ulrichswalle zu Soest", ein wahres Genrebild, welches um seiner frischen Kürze und kräftigen plastischen Darstellungsweise willen nicht vergessen zu werden verdient. Es lautet:

Sieh! Purpur schimmert im Osten!
Es dämmert! der Morgen graut!
Schrill tönet im grün bemoosten
Gesteine des Käuzchens Laut.

Ich nahe dem Thurm; ich schaue
Hinein, — mein Wunsch ist erfüllt!
Ich seh' in dem alten Baue
Aus alten Zeiten ein Bild.

Hoch oben auf Thurmes Zinne,
Da flattert der Stadt Panier,
Und schaut mit trotzigem Sinn
Nach Feindes Zelte-Revier.

Gelehnt auf die Hellebarte,
Steht dort ein rüstiger Mann,
Und blickt durch die Mauerscharte,
Und sieht die Belagrer an.

Ein Jüngling mit blauen stolzen
Gluthaugen, harnischumhüllt,
Mit Bogen und Spieß und Bolzen,
Sitzt dort auf buckligem Schild.

Dort schlummern, in düsterer Ecke,
Von nächtlicher Wache matt,
Auf wärmenden Mantels Decke
Zwei alte Hüter der Stadt.

Da wiehern der Feinde Rosse,
Da tönet der Hörner Schall;
Befiedert schwirren Geschosse
Herüber zum festen Wall.

Da greifen sie all' zum Bogen,
Betreten des Walles Saum; —
Hell strahlet die Sonn'! entflogen,
Verschwunden ist, ach! mein Traum.

Nr. 14 vom 3. April bringt das bereits unter den Jugendgedichten wiederabgedruckte „Nöttenthor", die bedeutendste der auf Soest bezüglichen Dichtungen; einige dazwischen eingestreute Uebersetzungen aus dem Englischen müssen übergangen werden. In Nr. 28 vom 10. Juli finden wir ein zwar nicht gerade eigenartiges, aber sehr anmuthiges „Sommerlied", welches als einzig erhaltenes Beispiel derartiger Dichtung Freiligraths hier mitgetheilt werden mag.

Ein schöner, braungelockter Knabe,
So naht der Sommer unsern Höh'n;
Er naht mit goldnem Zauberstabe,
Umsäuselt von des Westes Wehn.

Die Stirn bekränzt mit bärt'gen Aehren,
Umschwirrt, umgirrt von Vögelein,
Im Binsenkörbchen saft'ge Beeren,
So zieht er froh durch Flur und Hain.

Er winkt, und warme Strahlen sendet
Die Sonne von des Aethers Blau;
Wohin er seine Schritte wendet,
Da grünt, da prangt, da lacht die Au.

Er winkt, und schwarze Wolken ziehen,
Gehorsam seinem Zauberstab;
Dumpf murmeln Donner, Blitze glühen,
Und milder Regen rauscht herab.

Er winkt, und Segen träuft aus Wettern;
Sie fliehn; verjüngt steht rings die Au,
Und auf den Halmen, auf den Blättern,
Perlt silberhell des Regens Thau.

Am kräuterreichen Bergeshange,
Mit Glöckleinschall und Brüllen, irrt
Die Heerde weidend; mit Gesange
Folgt sorgsam ihr der treue Hirt.

Geschwätzig murmelnd eilt die Welle
Des Bächleins rauschend durch das Thal;
Den Kieselgrund flieht die Forelle,
Und schnellt empor im Sonnenstrahl.

Rings steht das Korn in grünen Streifen,
Soweit mein spähend Aug' nur sieht;
Es wogt und wallt, bald wird es reifen;
Und drüben singt die Lerch' ihr Lied.

Die Vögel zwitschern in den Büschen;
Sie singen all' des Sommers Preis;
Sie baden sich im Thau, dem frischen,
Und wiegen sich auf schwankem Reis.

Dir Dank, du holder, brauner Knabe!
Ach bald, schon bald wirst du entfliehn!
Wich doch der Frühling deinem Stabe,
Dich wird uns bald der Herbst entziehn.

Noch prangt durch dich in Sommerschöne
Die große, herrliche Natur;
Auf denn! mein Sommerlied, so töne,
Noch ist es Zeit, der Sommerflur!

Als Gegenstück zu dieser zierlichen Einfachheit bringt Nr. 33 vom 14. August eine Ballade „Marcus Curtius", stattliche Strophen in Schiller'scher oder Körner'scher Diction; dagegen ist das in Nr. 47 vom 20. November abgedruckte Gedicht „Der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt" so geschickt im Volkstone gehalten, daß man darüber zweifelhaft sein könnte, ob es von Freiligrath verfaßt sei; da es indeß gut gearbeitet ist, auch keinen Namen trägt, während die wenigen anderen poetischen Mitarbeiter des Soester Wochenblattes den ihrigen angeben oder doch andeuten, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß das Gedicht von Freiligrath herrührt.

Ein in Köln wohnender Jugendfreund Freiligraths lieh den Band dem alternden Dichter; derselbe antwortete am 3. Juli 1871: „Vielen Dank für die freundliche Mittheilung des Soester Wochenblattes vom Jahre 1830! Der erneuerte Anblick dieser alten, zum Theil ganz von mir vergessenen Sachen hat mich, ich kann es Dir wohl gestehen, ganz eigenthümlich ergriffen. Doch dürfte kaum eines dieser Poemata der Erhaltung werth sein. Es sind eben Anfänge, Schülerarbeiten, Exercitien, schwankend, unselbstständig, nachahmend. Wie sieht man es z. B. dem Curtius an, daß die Schiller'schen Balladen ihn gezeugt haben! Sprache und Form hab' ich freilich schon damals, zu meiner eigenen Verwunderung heute noch mehr als vor vierzig Jahren, leidlich genug beherrscht. Aber sonst — nein lieber Freund, wir wollen diese Knabenwerke ruhig modern lassen!" Und bei dieser Entscheidung verblieb es auch bei erneutem Andrängen des Freundes. Wenn der Dichter bei seinen Lebzeiten ein Wiederhervorsuchen dieser „Puerilia" sich verbat und über eine derartige Publication, wie sie einmal ohne seine Genehmigung stattfand, in einem Briefe sich zürnend ausläßt, so ist dies sehr erklärlich. Für uns liegt die Sache anders. Freiligrath ist der er ist; die Mittheilung dieser Jugendversuche schmälert seinen Dichterruhm ebensowenig wie sie ihn steigert; und so sind mit vollem Rechte bereits in der ersten, nach Freiligraths Tode veranstalteten Gesammtausgabe seiner Dichtungen einige dieser von ihm selbst verworfenen Jugendpoesien, gleichsam als historische Merksteine seiner Entwickelung, mitgetheilt.

Auch der Jahrgang 1831 des Soester Wochenblattes bringt eine Reihe von Gedichten Freiligraths. Gleich in Nr. 1 vom 1. Januar lernen wir den Dichter von einer ganz neuen Seite kennen; er dichtet für die Weihnachtsbescheerung der Waisenkinder zwei einfach schöne geistliche Lieder, in welchen der Schmerz um die eigne Verwaisung nachzittert. An eine Reihe von Gedichten des vorhergehenden Jahrganges erinnert in Nr. 26 vom 25. Juni „Sonst und jetzt oder Adler und Schlüssel"; es preist die große Vergangenheit der alten Hansestadt. Das Gedicht erinnert in der Gesammthaltung an Schenkendorfs Lied von den deutschen Städten, der Strophenbau ist dessen Lied vom Rhein nachgebildet; im Uebrigen zeigt es in seiner vaterländischen Gesinnung und kräftigen Diction einen entschiedenen Fortschritt; nur ist es so lang, daß es sich der Mittheilung an dieser Stelle entzieht. Der Jahrgang 1831 des Soester Wochenblattes schließt,

wie er begonnen, mit zwei Weihnachtsliedern für die Waisenkinder, von denen das erste so zweifellos Freiligraths Dichtereigenthümlichkeit bekundet, daß es des dabei ausgesprochenen Dankes des Waisenvaters an den Verfasser nicht bedurfte, um den Namen des Verfassers zu errathen; dasselbe ist bereits in der Gesammtausgabe abgedruckt. Freiligrath war damals im Begriffe nach Amsterdam überzusiedeln und hatte so keinen Grund mehr, den Soestern seine, im Uebrigen sicherlich nicht unbekannte Autorschaft vorzuenthalten.

Wenn sich im Soester Wochenblatt Freiligrath sichtlich nicht ganz frei fühlt, wenn er den Mitbürgern nur den Schaum auftischt, der auf dem vollen Becher seiner Poesie schwamm, so läßt er sich sorgloser gehen in einem andern Wochenblatt, welches weitab an der Ostgrenze Westfalens erschien, in dem Mindener Sonntagsblatt, einer „vaterländischen Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen", herausgegeben von Dr. Nicol. Meyer. Das Blatt macht weit höhere Ansprüche als das Soester: es bringt keine Anzeigen, sondern bemüht sich, durch allerlei Gedichte, Novellen, geschichtliche und sonst wissenschaftliche Aufsätze zu ergötzen und zu belehren, fügt dazu westfälische Lokalcorrespondenzen. Freiligrath hatte hier, entfernt von Soest, keinen Grund, seinen Namen zu verbergen, welcher vollständig oder doch durch die Anfangsbuchstaben angedeutet erscheint. Der Dichter eröffnet die Reihe seiner Beiträge am 27. Juni 1830 mit dem Gedicht „Das arabische Roß in der Fremde", als ältestes Zeugniß der fremdländische Stoffe heranholenden Richtung des Dichters von Bedeutung. Hier die erste der sieben Strophen:

Fern auf dem gelblichen Sande der Wüste,
Unter des Arabers wanderndem Zelt,
War's wo den freundlichen Tag ich begrüßte,
Ihn und die schöne, die lachende Welt.
Voll von der Ahnen, der feurigen, Muthe,
Grüßte ich wiehernd des Hüttenbaus Rund,
Und meine Mutter, die bräunliche Stute,
Leckte mir kosend den röthlichen Mund 2c.

Außerdem enthält der Jahrgang eine Anzahl von poetischen Uebertragungen aus dem Englischen.

Während des Jahres 1831 ist Freiligrath merkwürdig schweigsam; erst Nr. 48 vom 27. November 1831 enthält abermals ein bisher nicht wieder veröffentlichtes Gedicht „Das Nordlicht", ein vortreffliches Gegenstück zum „Moosthee". Es sei hier deshalb ganz mitgetheilt:

Hell glänzt, besä't mit Sternen,
Des Winterhimmels Blau,
Doch der nördlichen Veste Fernen
Umdüstert dämmernd Grau.

Und wölbende Bogen umfließen
Das Grau, so weiß wie Schnee,
Und leuchtende Strahlen schießen
Aus den Bogen in die Höh.

Rothglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch,
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg.

Und Säulen, feuerfarben,
Reihen zu Hallen sich schlank;
Und ährenstarrende Garben
Wogen den Duft entlang.

Von Licht gezimmerte Kähne
Durchfahren die Feuerfluth;
Und spitzige Drachenzähne
Umtröpfelt rauchendes Blut.

Als blitzten tausend Gewitter,
So flammt das Nachtgesicht;
Und durch das lohende Gitter
Lächelt der Sterne Licht.

Jetzt regt sich auf seinem Throne
Am Pol der Winter und schnaubt,
Und flicht die Strahlen als Krone
Um sein bereiftes Haupt.

Des nordischen Reiters Rappe
Wiehert hinauf im Lauf;
Das Rennthier und der Lappe
Schlagen die Augen auf.

Da draußen auf den Gassen,
Wie das murrt und summt und raunt!
Das Volk in dichten Massen
Sieht zagend empor und staunt.

Die garnumwund'ne Spule
Verläßt das Mütterlein,
Erhebt sich von dem Stuhle
Und starrt in den glühen Schein;

Mag gern im blutigen Meere
Eine blutige Zukunft sehn;
Sieht streitende Kriegesheere
Und trotziger Banner Wehn.

Der Sänger in stiller Freude
Verläßt das dunkle Haus,
Sieht den Himmel im Strahlenkleide,
Breitet sehnend die Arme aus:

O könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Ich träte durch die Säulen
Hinein zu der Halle Thor!

Beschiffen des Aethers Weiten
Wollt' ich auf leichtem Kahn!
Auf den Bogen wollt' ich reiten
Den Himmel hinab, hinan!

Die Schwerter wollt' ich schwingen,
Die Aehren wollt' ich mähn,
Die Drachen wollt' ich bezwingen,
In Flammen mich ergehn!

Der Leute Murmeln und Summen
Tönte herauf zu mir,
Der ich auf leuchtenden stummen
Frostschwangern Wolken führ'!

O könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Erklömme die schlanken Säulen,
Sprengte das feurige Thor!

Das ist gewiß ein Freiligraths durchaus würdiges Gedicht, und doch fand er es nachmals der Aufnahme nicht werth, so daß es verschollen ist. Andere dagegen fanden Gnade vor dem strengen Richter, „Der Blumen Rache", „Die Schneidergesellen", beide im December 1831; hart daneben ein schwer- und weichmüthiges, in der von Grabbe als „matthissonisch" bezeichneten Weise empfundenes Gedicht „Die Leiche".

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Um Weihnachten.

In den Glanz unseres diesjährigen Weihnachtsfestes fällt ein mächtiger dunkler Schatten hinein. Er geht aus von der Noth, die im Osten unseres Vaterlandes Dörfer und Städte belagert, die auch anderwärts und auch in den Straßen der Hauptstadt so vieler Häuser Schwellen besetzt hält. Wird es vereinten Kräften gelingen, sie zu vertreiben, sie zu zwingen, daß sie die Belagerung aufgebe, bevor Verzweiflung sich

der Belagerten bemächtigt? Wie schlimm ist es, daß eine solche Frage zu stellen nicht als überflüssig und thöricht erscheint — daß darauf, wenn so gefragt wird, nicht schon erwidert werden kann mit der Antwort: Es ist gelungen!

Noch etwas Anderes ist es, was diesmal unsere Weihnachtsfreude zu beeinträchtigen und zu stören droht. Es geht bei uns ein Gespenst um, welches die „Mißmüthigkeit" genannt wird. Sie zeigt sich in allen Kreisen der Gesellschaft, sie dringt in alle Räume ein, sie verdirbt Alles, was angenehm und erfreulich sein könnte. Es ist bei uns ein Ton eingerissen, wie er mitunter in einer Familie herrscht, die, nachdem sie lange Zeit im Wohlstand gesessen hat, durch Unglück und eigene Schuld in Verarmung gekommen ist. Da sitzen nun die einzelnen Mitglieder der Familie vergrämelt und ärgerlich um den dürftig bestellten Tisch herum, und statt sich gegenseitig zu ermuntern und gemeinsam darüber zu berathen, wie in bessere Verhältnisse wieder hinauszukommen sei, fallen sie einander mit hämischen Redensarten an, Eines dem Andern die Schuld daran beimessend, daß es so weit gekommen.

Solche Zustände aber sind auf die Dauer nicht zu ertragen, und ernstlich müssen wir dafür sorgen, daß es bald bei uns anders werde. Von oben nach unten, wie auch von unten her nach oben muß mit Eifer daran gearbeitet werden, daß die Mißmüthigkeit wieder dahin verschwinde, wohin sie gehört. Wenn nur ein Jeder das Seine thut und die Sache so ansieht, als wäre es seine Aufgabe im Besonderen, Abhülfe zu schaffen: dann wird das fatale Gespenst bald gebannt sein und an seiner Stelle wird wieder bei uns einziehen das liebliche Wesen mit dem lachenden Blick und dem vertrauensvollen Herzen, das vor Jahren, als es noch vorkam, von uns „die Freude" genannt wurde.

Noch sahen wir es nicht wieder. Es scheint zurückverschwunden zu sein in jene Fremde, aus der es früher doch in die harte steinerbaute Welt sich hinein wagte. Friedlosigkeit und Freudlosigkeit regieren jetzt. Wer kann noch sagen, daß er ohne Feind sei. Wahrscheinlich ist auch der alte Klausner oder Eremit, wenn ein solcher noch irgendwo in einer Felshöhle oder im tiefsten Walde hausen sollte, nicht mehr recht ruhig und vergnügt. Vielleicht zankt er mit sich selbst oder schlägt in verdrießlicher Stimmung nach den kleinen vier- und sechsfüßigen Thieren, die harmlos und ahnungslos in seine Klause kommen mit der freundlichen Absicht, ihm ein wenig Unterhaltung und Zerstreuung zu bereiten.

Und doch — doch gibt es noch eine kleine Welt, in der die Freude noch nicht ausgegangen ist und auch nicht ausgehen wird: die Welt der Kleinen. In diese ist offenbar Mißmüthigkeit — in der Gestalt wenigstens, in der sie bei uns Großen jetzt auftritt — noch nicht eingedrungen. Wohl hört man auch in diesen bevorzugten Kreisen einmal die Redensart fallen: „Jetzt bin ich Dir ewig böse!" — Dann aber ist es entweder nicht aufrichtig gemeint oder es ist ein Versprechen, das sich bald als unhaltbar ausweist. Jedenfalls erwächst eine solche Aeußerung in diesen Kreisen nie aus divergirenden Ansichten über Religion, Politik und sociale Verhältnisse, sondern das Ganze schreibt sich von einem mißgönnten Apfel, einem geraubten Kringel oder einem muthwillig zerbrochenen Puppenkopf her. Daß auch in der großen Welt aus Anlässen von gleichem Werth oft langwierige Streitigkeiten und Verfeindungen ihren Ursprung nehmen, wird vielfach behauptet. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, will aber doch die Möglichkeit nicht durchaus in Abrede stellen.

In der kleinen Welt also ist das Gespenst „Mißmüthigkeit" noch unbekannt. Und wenn es für die durch das Gespenst Leidenden ein erlösendes Wort gibt, wie einer der neuerdings beliebt gewordenen Ausdrücke lautet, so läßt es sich hundert gegen eins wetten, daß dieses Wort zuerst von kleinem Munde gesprochen werden wird. Nur ist es leider zweifelhaft, ob auch die Großen es hören und verstehen werden. In jedem Fall lohnt es unter diesen Umständen sich sehr des Versuches, in die Welt der Kleinen einen Blick hineinzuthun, und dazu wieder ist die Zeit um Weihnachten außerordentlich angethan. Werden doch für die Kleinen besonders die Buden des Weihnachtsmarktes aufgebaut, die zahllosen Tannenbäumchen in den Wäldern geschlagen und auf die Straßen gepflanzt, für sie die noch weit zahlloseren Pfefferkuchen gebacken. Da nun die Kleinen keine Schuld an den oben beklagten bei uns obwaltenden Mißständen tragen, so müßte es uns eine große Beruhigung gewähren, genau zu wissen, daß sie auch unter diesen Mißständen auf keine Weise werden zu leiden haben.

Im Allgemeinen läßt sich hoffen, daß dem also sein werde. Der Weihnachtsmarkt wenigstens, der seit dem 11. December in Berlin aufgebaut ist, stellt sich als recht gut befahren heraus, und die auf demselben geltenden Preise sind nicht der Art, daß nicht bescheidenen Wunschzetteln genügt werden könnte.

Einige Tage vor Beginn des Marktes wurde das Gerücht verbreitet, daß Weihnachtsbäume in diesem Jahr nur zu enormen Preisen zu erstehen sein würden, und weit und breit hörte man davon und sprach darüber mit Schrecken. Bald aber wurde dieses Gerücht erkannt und entlarvt als eine tendenziöse Erfindung, dazu bestimmt, eine künstliche Hausse auf dem Baummarkt hervorzurufen. Einsichtige machten darauf aufmerksam, daß die Preise sich am Ende doch nicht nach den Wünschen der Baumhändler, sondern nach dem Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage richten würden. Als nun der Baummarkt eröffnet war, stellte die Zahl der angebotenen Bäume sich als eine so große heraus, daß sofort jede Besorgniß schwinden mußte. In der That konnten auch kurz darauf schon die Blätter berichten, daß Bäume von 1—20 Fuß Höhe mit und ohne Bänkchen zu durchaus civilen, die der Vorjahre nicht übersteigenden Preisen gehandelt wurden.

Aehnlich befriedigende Verhältnisse fand ich auf dem Gebiete der Pfefferkuchen. Sie waren nicht theurer als sonst, ihr Aussehen war ein sehr gutes und ihr Wohlgeschmack hat, wie mir von vielen Seiten versichert wird, noch immer nicht nachgelassen. Ebenso hatten die Mehlweißchenpreise nichts Beängstigendes. Bei Aepfeln und Nüssen stellten die Preise sich sogar gegen frühere Jahre etwas niedriger; ein Beweis dafür, daß das Jahr 1879, wenn auch schlecht in Wein und Kartoffeln, doch ein gutes Obst- und Nußjahr gewesen ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die sonstigen Herrlichkeiten des Marktes! Es lohnt sich der Mühe wohl; denn Manches bekommt man dort zu sehen, was sonst nicht leicht sich den Augen darbieten würde. Wo sieht man sonst u. A. ganze Heerden von Schaukelpferden, wo sonst ganze Flotten von Archen Noäh? Und wie viel Interessantes und Erheiterndes findet sich nicht auf dem Holzviehmarkt vor! Im Ganzen sind auf diesem Gebiet nur wenig Fortschritte und Veränderungen zu bemerken. Die Holzpferde zeichnen sich immer noch durch stark gekrümmte Nasen aus — was vielleicht in unserer Zeit für ein nicht ganz ungefährliches Merkmal gelten möchte. Wahrscheinlich hat das eine natürliche Pferd, welches für alle diese hölzernen Kollegen als Urmodell gedient hat, zufällig eine ungewöhnliche krumme Nase besessen. Die Löwen, zumal die mit rothen Zungen, haben immer noch etwas ungemein Fideles und ausgelassen Lustiges. Die Katzen sehen auch in diesem Jahr außerordentlich neugierig aus, was zum größten Theil in der Kopfstellung — sie wenden alle die Köpfe nach links — und in den großen runden Augen begründet ist. Die Art, wie Pudel in Holz gearbeitet werden, ist gleichfalls die alte geblieben. Immer noch wird ihr Fell in der gekörnten Manier gehalten, in der auf den altassyrischen Steinbildern das Haupt- und Barthaar der Könige behandelt ist. Dem Wunsch, eine ganze Menagerie in Holz zu erwerben, steht auch diesmal nicht viel im Wege. Recht gute Löwen, Hunde, Affen, Lämmer und Hähne wurden schon zu 10—25 Pf. abgegeben. Elephanten bedingten höhere Preise; doch das wird Jeder, auch wenn er kein Hagenbeck ist, begreiflich finden.

Und nun stelle, wer diese Thierwelt betrachtet hat, eine Berechnung an darüber, wie viel Beine wohl zusammen nach vier Wochen noch diese Millionen hölzerner Vierfüßler haben werden, die allein für dieses Fest hergestellt und in ein kurzes Dasein gerufen worden sind. Denn Unzerbrechliche gibt es nicht unter ihnen; allen läßt sich auf irgend eine Art beikommen und wären sie schwerer entzwei zu machen als Paranüsse.

Mit Vorliebe sehe ich mir dasjenige an, was an literarischen Producten auf dem Weihnachtsmarkt am Schloß und im Lustgarten gefunden wird. In Sonderheit sind es Traumbücher, „Planeten" und kleine Bilderbücher für Kinder. Was die beiden Ersten betrifft, so kann ich versichern, daß sie immer noch recht gut und eintreffend sind; neue Entdeckungen aber scheinen seit einigen Jahren in der Oneirokrisie und Astrologie nicht gemacht worden zu sein. Die kleinen Bilderbücher sind über alles Lob erhaben geblieben. Wer will es bestreiten, wenn er den Vers hört, den ich gleich in dem ersten besten, das ich für zehn Pfennig mir erstand, unter dem Bilde eines heftig gesprenkelten Thieres gefunden habe. Er lautet:

Mein Kind, dies ist der Jaguar,
Ein schönes aber falsches Thier;
Frißt seine Beute bis aufs Haar,
Und wär's ein Esel oder Stier.

Wie gut doch, daß unsere Jugend frühzeitig schon vor dem Jaguar gewarnt wird, dem sie so leicht sonst mit Vertrauen begegnen könnte, ohne zu ahnen, daß Heimtücke und Falschheit unter seinem schönen Felle sich verbergen.

Jetzt noch einen Blick auf die Puppenbazare, die um Weihnachten von so großer Wichtigkeit sind. Es macht sich in diesen etwas bemerkbar, das nicht unerfreulich ist. Zu allen Zeiten hat es herrschaftliche Puppen und gewöhnliche Volkspuppen gegeben. Letztere tragen aufgemaltes Haar, sind einfach gekleidet, und mit ihrem Unterzeuge ist es oft nur recht schlecht bestellt. Die „Herrschaftlichen" hingegen haben „wirkliches" Haar, schwarze „Sammetaugen", Wachsköpfe und Porzellanhände und sind prachtvoll angezogen. Die Volkspuppen nun sind auch diesmal nicht anders, wie sie vor Jahren schon gewesen, bei den vornehmen, herrschaftlichen Puppen aber zeigt sich in diesem Jahr entschieden eine Wendung zum Bessern: sie sind einfacher als sonst gekleidet. Daraus kann man vielleicht darauf schließen, daß auch in den diesen Puppen entsprechenden Kreisen der großen Gesellschaft auf Einfachheit mehr als sonst gegeben wird.

Wie sehr ist unsere Zeit dazu angethan, eine solche Veränderung zu befördern! Muß der Schrei der Noth, der durch das Land schallt, nicht alles leidig machen, was von Pracht und Ueberfluß redet? Wenn aber das Weihnachtsfest überhaupt eine Sprache redet, welche die Herzen zur Mildthätigkeit stimmt, so müßte das diesjährige ganz besonders laut und eindringlich sprechen. Und diesmal mag es auch noch besonders gut sein, auf solche Sprache zu hören und nach dem Gehörten zu handeln. Vielleicht vernimmt Der oder Jener, der jetzt zur Bekämpfung der Noth seinen Geist anstrengt und seine Hände regt, hier oder dort, angesichts eines kleinen Weihnachtsbaumes auch das erlösende Wort, durch das Unfriede in Frieden und Mißmüthigkeit in Freude verkehrt wird. Den Versuch wenigstens sollte Jeder, der dazu im Stande ist, nicht scheuen.

J. Trojan.

Dramatische Aufführungen.

„Die Hexe."

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger.

Aus meiner Düsseldorfer Zeit erinnere ich mich noch sehr lebhaft einer Erzählung, die der alte Düsseldorfer Meister, mein hochverehrter Freund Theodor Hildebrandt, der Maler der allbekannten Gemälde „Die Söhne Eduards", „Othello und Desdemona", „Lear an der Leiche Cordelias", „Tankred und Chlorinde", „Der kranke Rathsherr", „Der Krieger und sein Kind", und wie sie alle heißen mögen, eines schönen Sommerabends, als wir im Jacobi'schen Garten um eine Maibowle vereinigt waren, uns Jüngeren zum Besten gab. Es war der Bericht über die erste Aufführung des „Paulus" in der jetzt längst beseitigten bretternen „Tonhalle".

Karl Immermann (geb. 1796), Theodor Hildebrandt (geb. 1805) und Felix Mendelssohn-Bartholdi (geb. 1809) standen damals, es war um die Mitte der dreißiger Jahre, auf der Höhe ihres Schaffens. Der Aelteste dieses Trifoliums zählte kaum 40 Jahre und der Jüngste hatte die Mitte der Zwanzig soeben überschritten. Dichter, Maler und Musiker waren durch die innigste Freundschaft miteinander verbunden. Mendelssohn hatte zum Bedauern seiner rheinischen Freunde soeben seine Stelle als städtischer Kapellmeister in Düsseldorf mit der des Directors der Gewandhausconcerte in Leipzig vertauscht; aber zum Pfingstfeste 1836 führte ihn die Sehnsucht nach seinen Freunden und sein Beruf als Künstler noch einmal nach der lieblichen Stadt am Niederrhein zurück. Er brachte sein erstes größeres Oratorium, „Paulus", mit, das am ersten Tage des rheinischen Musikfestes, dem ersten Pfingsttage, unter der persönlichen Leitung des Componisten zur Aufführung gebracht wurde.

„Es war heiß und schwül," so erzählte uns Hildebrandt, „der Himmel war mit dichten Wolken bedeckt. Wir aber achteten nicht auf das schwer drückende Wetter, nicht auf das trübe Licht und nicht auf die unbequemen Sitze. Wir lauschten andachtsvoll. Das großartige Werk, das von den imposanten Orchester- und Chormassen mit der vollsten Begeisterung aufgeführt wurde, machte auf uns Alle einen überwältigenden Eindruck. Und alles das Schöne und Bedeutende, das unsre Herzen so tief bewegte, — alles das rührte von dem jungen, siebenundzwanzig Jahre zählenden Manne her, der da oben am Pulte mit der Sicherheit eines greisen Feldherrn die musicirenden Heerscharen leitete, — von jenem kaum dem Jünglingsalter entrückten Manne mit dem scharf geschnittenen, genialen, edlen und liebenswürdigen Gesicht, das die orientalische Abkunft deutlich bekundete. Es hatte etwas wundersam Packendes: In dem großen überfüllten Saale wurde es immer dunkler und schwüler. Da auf einmal, — in dem großen Chorsatze, als die Vertreter des alten und neuen Glaubens, als Christen, Juden und Heiden in heftigem Streite widereinander eifern und plötzlich wie eine Offenbarung und Verheißung in der eigenthümlichen Klangfarbe des Discants der Knabenstimmen der cantus firmus ertönt: „Wir glauben all' an einen Gott", — da lichtete sich der Sommerhimmel, die Pfingstsonne brach durch das Gewölk, die goldenen Strahlen fielen just auf die Mitte des Orchesters, streiften das erhöhte Dirigentenpult und umrahmten den jungen Meister wie mit einer flimmernden Aureole. Ich werde den Eindruck nie vergessen!"

So erzählte uns der alte Hildebrandt. Ich vermuthe, daß er diese Geschichte öfter erzählt hat; denn einer so schönen und tiefen Erinnerung geschieht mit einem einmaligen gelegentlichen Berichte nicht Genüge. Vielleicht ist diese Schilderung in Malerkreisen bekannt, und vielleicht hat auch Arthur Fitger, der ja selbst ein sehr begabter Maler ist, von derselben Kenntniß erhalten und in ihr bewußt oder unbewußt die Anregung zu der wirksamsten und mächtigsten Scene seines neuen Dramas, „Die Hexe", gewonnen.

Es ist ein sehr merkwürdiges Stück, durch dessen Aufführung sich das fleißige und strebsame Nationaltheater ein wirkliches Verdienst erworben hat. Es läßt sich über das Stück streiten; es läßt sich kaum darüber schweigen.

Mag man es nun als die Offenbarung eines neuen Talentes mit Jubel begrüßen und mit Lob überschütten, oder mag man es als eine unstatthafte Vermessenheit, als einen dramatischen und ästhetischen Frevel aufs Schärfste verurtheilen, — gleichviel; dem einsichtigen Zuschauer wird es nicht in den Sinn kommen, darüber mit Achselzucken oder frostigem Lobe zur Tagesordnung überzugehen. Und das ist doch immerhin etwas, es ist meines Erachtens sogar sehr viel. Es ist vielleicht das Wesentliche. Denn es bedeutet: daß uns hier ein eigenartiges Talent entgegentritt, das, ob es diesmal nun richtig oder fehlgegriffen hat, für alle Fälle Beachtung zu verdienen scheint.

Dem Namen des Dichters bin ich schon mehrfach begegnet. Unter Julius Rodenberg brachte der „Salon" einige hübsche Dichtungen von ihm; ich weiß auch, daß er ein Trauerspiel, „Adalbert von Bremen", geschrieben hat, in dem ich geblättert zu haben mich entsinne. Aber diese früheren schriftstellerischen Arbeiten des Malers lassen in keiner Weise auf die merkwürdige Begabung schließen, auf die sein neustes Werk, „Die Hexe", hinweist.

Das Stück spielt unmittelbar nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges und zwar an der ostfriesisch-münsterschen Grenze, wo die Bevölkerung zu ungefähr gleichen Theilen aus Katholiken und Lutheranern gemischt ist. Da lebt auf ihrem Schlosse Thalea von Haidebrook mit ihrer Schwester Almuth. Thalea hat sich während der blutigen Glaubenskämpfe dem Studium zugewandt und ist unter der Leitung eines jüdischen Gelehrten in die Werke der Philosophen und Naturforscher eingedrungen, um die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt. Die Erkenntniß ist ihr nicht gekommen, wohl aber der Zweifel an Allem, was sie in der Kinderstube gelernt und bisher geglaubt hat. Die Frage: welcher Gott der wahre ist, der Gott der Katholiken oder der Lutheraner, die sich nun durch dreißig Jahre mit Feuer und Schwert bekämpft haben, der Gott der Juden, die seit 16 Jahrhunderten verfolgt werden, gelangt bei ihr nicht zur Entscheidung. Der Friede führt den längst todtgeglaubten Geliebten heim, Edzard von Wiarda, und so lenkt die Freude sie von ihrem dumpfen und unfruchtbaren Grübeln ab.

Das Hauptmotiv des Fitger'schen Trauerspiels, das nun dramatisch verkörpert wird, hat eine fatale Aehnlichkeit mit dem, welches dem Gutzkow'schen Trauerspiel, „Ein weißes Blatt", zu Grunde liegt. Es ist sogar ganz dasselbe. Der heimkehrende Geliebte findet die vor Jahren Verlassene völlig verändert wieder und in keiner Weise mehr dem Bilde entsprechend, das er während seiner Abwesenheit von ihr bewahrt hatte; dagegen erscheint ihm die jüngere Schwester, die, als er von dannen zog, noch ein unbeachtetes Kind war, ganz so wie die Geliebte einstens war,

zur Zeit, da er sie verlassen, und wie er sie nun wiederzufinden gehofft hatte. Edzard verliebt sich in Almuth, und nur durch die Kette der Pflicht, durch das einst gegebene Wort, wird er noch an Thalea gefesselt. Diese hat von dem Umschwunge in den Gesinnungen ihres Geliebten, den sie wie den Heiland und Erretter aus ihrem peinigenden Skepticismus mit Frohlocken begrüßt, zunächst keine Ahnung. Schon wird das bräutliche Gewand hergerichtet, schon rüstet sie sich zu der Feier, die sie mit Edzard auf ewig verbinden soll, als ihr durch Almuth, die außer Stande ist, ihre unselige Leidenschaft für Edzard zu verbergen, die schreckliche Wahrheit offenbar wird. In einer ergreifenden und schönen Scene treten die beiden Schwestern einander gegenüber. Thalea kann nicht von Edzard lassen, für den sie in glühender Liebe entbrannt ist und dessen Liebe ihre arme Seele erretten soll. Almuth entsagt. Sie will lieber selber zu Grunde gehen, als ihre geliebte Schwester zu Grunde richten.

Seit geraumer Zeit hat nun das geheimnißvolle Wesen der Thalea, hat ihre Weltabgeschiedenheit, die Gemeinschaft mit dem jüdischen Gelehrten, der sonderbare Hausrath, den sie in ihrem Studirzimmer angehäuft hat: Schädel und Gerippe, die Phiolen und Instrumente, hat ihre Ungläubigkeit, die sich dadurch manifestirt, daß sie seit Jahren das Gotteshaus gemieden — alles das hat in der beschränkten, abergläubischen, von katholischen und lutherischen Fanatikern aufgehetzten Landbevölkerung über das Schloßfräulein die thörichtesten Gerüchte verbreitet. Sie wird als Hexe verschrien und der gläubige Bauer bekreuzigt sich, wenn Thalea über seinen Weg schreitet. Ein besonderer Umstand gibt diesen unsinnigen Gerüchten neue Nahrung. Thalea hat bei der Heimkehr ihres Geliebten, um mit ihren fruchtlosen Forschungen auch äußerlich zu brechen, all die gelehrten Bücher, aus denen sie vergeblich Weisheit und Erkenntniß hat schöpfen wollen, in eine Kiste geborgen und in der Nacht vergraben lassen. Die Leute haben in der Gespensterstunde unter dem Hollunderbaum ein Licht flackern sehen, und nachdem sie durch fromme Sprüche und geweihtes Wasser den Teufelsspuk gebannt, am andern Morgen nachgegraben und die Kiste gefunden. Thalea reclamirt dieselbe ohne irgend welches Bedenken als ihr Eigenthum, und diese Thatsache genügt, um in den Augen des bethörten Volkes die Vermuthung, daß das Schloßfräulein mit dem Satan im engeren Bunde stehe, zur Gewißheit zu erheben. Wer es aber noch nicht glauben sollte, dem würde sich ja heut am Hochzeitstage die Gelegenheit bieten, die Wahrheit festzustellen, denn als rechtschaffene Hexe wird Thalea natürlich die heilige Schwelle der Kirche nicht übertreten können.

So murmelt und flüstert das aufgeregte Volk, das sich auf dem Kirchplatze zusammengerottet hat, um das Brautpaar auf dem Kirchgange zu sehen. Da naht der Zug: Almuth mit gesenktem Haupte und vom Weinen gerötheten Augen voran, und hinter dem armen Mädchen die bleiche Braut im festlichen Gewande und der tragische Bräutigam. Schon hat sie ihren Fuß auf die Stufe gesetzt, die zur Kirche hinanführt, das Volk späht mit fieberhafter Ungeduld auf die „Hexe", — da fällt ihr Blick auf die unglückliche Almuth und auf ihren Geliebten, dessen traurigen Mienen sie es ansieht, wie er nur durch die Pflicht bei diesem ernsthaften Schritte seines Lebens geleitet wird. Ein Augenblick des Schwankens, ein furchtbarer Kampf, und sie ist entschlossen, das Opfer nicht anzunehmen. Mit dem Ausrufe: „Ich kann es nicht!" wendet sie sich entsetzt ab, bevor der bindende Schwur gesprochen ist.

Für das Volk ist dieser Sieg Thaleas über sich selbst, ist diese Entsagung natürlich nur der Beweis ihrer Schuld. Sie gilt nunmehr als überführte Hexe. Schon ertönen die Rufe: „An den Brandpfahl!" als der alte Pfarrer dazwischentritt, den erregten Haufen zur Ruhe gemahnt und sich Thaleas, die er als eine gute und wohlthätige Dame ehrt, annimmt. Aber der Rädelsführer der Menge, — es ist ein Wachtmeister in Edzards Dienst, Namens Lubbo, ein fanatischer Protestant, der beständig die Worte der Schrift citirt und eine ganz auffallende Verwandtschaft mit Marcel in den „Hugenotten" besitzt — dieser Lubbo gibt sich nicht damit zufrieden. Er verlangt, daß sich Thalea nach alter Väter Weise auf Gottes heiliges Wort losschwören solle.

Thalea nimmt die Bibel, die ihr gereicht wird, in die zitternde Hand, sie richtet eine begeisterte Ansprache an die „freundlichen Blätter": „Begeisterung sog ich aus der Psalmen Gewalt; köstliche Weisheit schöpft ich aus deinen Sprüchen — unversiegbarer Liederquell, unerschöpflicher Weisheitshort." „Aber," fährt sie mit erhobener Stimme fort, „Ihr wollt mir dieses Buch zum Grenzstein meiner Gedanken setzen? Eure Fäuste drohen mir entgegen; Thoren, wer so viel verloren hat wie ich, — wie ich verloren habe, weil ich dieses Buch nicht mehr als meinen Grenzstein achte, der fragt nach euren Drohungen nicht. Diese ehrwürdigen Blätter, ich liebe sie wie das Herrlichste, das Menschengeist je ersonnen; aber zur Fessel wollt Ihr sie mir machen; die Fessel zerreiß ich."

Und mit diesen Worten reißt sie die Bibel in Stücken, daß die Blätter umherflattern. Ein Grauen erfaßt die Versammlung. Dieser furchtbaren Gotteslästerung gegenüber erstarrt das Volk; aber Thalea, damit noch nicht zufrieden, fordert Gott selbst heraus. Wenn es wirklich einen Gott gäbe, „klein genug, daß er strafen und lohnen könnte — hier steh' ich! Ich hab' ihn beleidigt — ich glaube nicht an ihn. Hier stehe ich! Herunter deinen Donnerkeil auf dies wehrlose Haupt! Triff, räche deines Namens Ehre, wenn du einen Namen hast. Hier stehen Hunderte, die ein Zeichen von dir erwarten. Wach auf, Schlafender! ꝛc."

Von fürchterlichem Grauen übermannt, verharrt das Volk in dumpfem Schweigen. Da tritt der Jesuit Xaver hervor: „Wer bist Du Wurm, dem Herrn der Heerscharen ein Wunder zu gebieten? Er bedarf nicht des Wunders; doch in unserer Brust flammt der tödtliche Blitz auf, den du gerufen. Auf! Auf! Katholiken, Protestanten! Wir glauben all' an einen Gott!"

Und mit mächtigem Gebrause setzt die Orgel ein, und das Volk, gleichviel, ob katholisch oder lutherisch, stimmt mit Macht an: „Wir glauben all' an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden." Und dann rafft das Volk Steine auf und schleudert sie auf die Hexe und Gotteslästerin. Almuth wird schwer am Kopf verwundet, die Frevlerin aber bleibt unversehrt und wird von Edzard und den Seinigen gerettet.

Diese Schlußscene des vierten Aktes ist bei Weitem die merkwürdigste und verwegenste des ganzen Stückes. Sie übt eine erschütternde Wirkung aus, — eine Wirkung, wie man sie kaum irgend einem andern dramatischen Werke nachrühmen kann, wenn dies allein eben schon ein Ruhm ist. In den modernen Dramen läßt sich in dieser Beziehung nur eine mit dieser zusammen nennen: die Scene, in welcher Juda der Makkabäer den Götzen umstürzt. Aber da geht die Wirkung gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin. Da ist es der gotterfüllte Glaube, der als unbestrittener Sieger das Feld behauptet, während hier die krasseste und brutalste Gottesleugnung die Oberhand erhält — und wenn auch die ganze Gemeinde mit der Orgel und mit allen Registern einsetzt: „Wir glauben all' an einen Gott!"

Gegenüber der frechen und ruchlosen Action ist die Reaction, so stark sie auch sein mag, immerhin schwächlich. Ein unbehagliches, peinigendes Gefühl bemächtigt sich aller Zuhörer, mögen sie in kirchlicher Beziehung auch noch so frei denken, mögen sie selbst auf dem atheistischen Standpunkte der Thalea stehen.

Das sind Dinge, die sich der Bühnendarstellung nun einmal durchaus entziehen. Nicht spießbürgerliche Bedenken sind es, welche diesen Protest veranlassen. Gewisse Dinge, die Tausende und aber Tausende noch immer als das Allerheiligste verehren, als den Urquell der Wahrheit, sollen nicht auf die allerweltlichsten Bretter, wo Lug und Verstellung eine Kunst ist und Schminke und Vermummung herrschen, gezerrt werden. Das sagen sogar diejenigen, welche die Freiheit der Bühne in keiner Weise geschmälert sehen möchten und welche es nicht für nöthig erachten, daß Moral und Religion durch die Polizeibehörde geschützt werden. Es sagen auch diejenigen, welche in den Augen der Gläubigen als arge Sünder und Ketzer verlästert werden. Denn diese empfinden es zum Mindesten als eine auf das Aeußerste verletzende Geschmacklosigkeit, daß das, was der Mehrheit der Menschen als ehrfurchtsvoll und heilig gilt, in auswendig gelernter Rede von berufsmäßigen Leuten gelästert und geschmäht werde.

„Laß unsern Herrgott aus dem Spaß!" sagt der sterbende Valentin.

Und wozu dieser wüste Spectakel, dieses Zerreißen der Bibel, diese Gottesleugnung, diese Herausforderung der Frevlerin, der Himmel möge seine Blitze auf sie niederschicken, wenn da oben wirklich eine Gewalt vorhanden ist, um die Schuldigen zu strafen? Wozu dieses Aeußerste? Dieser ganze Apparat ist weder für den Charakter noch für die Situation vonnöthen. Mit viel geringeren Mitteln hätte den Anforderungen, welche Stoff und Persönlichkeiten an den Dichter stellen, in viel logischerer Weise Genüge geschehen können. Der Effect würde allerdings in diesem Falle ein viel geringerer gewesen sein. Denn dieser Effect ist wie gesagt kolossal. Er kann kaum überboten werden. Aus vermeßneren Voraus-

setzungen ist nie eine Situation entstanden und niemals mit größerer Unerschrockenheit, um ein mildes Wort zu gebrauchen, durchgeführt worden. Auf der einen Seite der frechste Unglaube, auf der andern Seite die begeisterte Gläubigkeit mit Orgelklang. Wer solche Factoren anwendet, muß entweder großartig wirken oder einfach lächerlich werden. Fitger ist nicht lächerlich geworden, und die tiefe Wirkung, die er erzielt hat, mag von Einigen eben als die Offenbarung eines neuen und gewaltigen Talentes gedeutet worden sein. Man hüte sich indessen vor solchen Uebertreibungen und schnellfertigen Deutungen. Ein starkes Talent ist unzweifelhaft da; die talentlose Mittelmäßigkeit würde schon vor dem bloßen Wagnisse einer solchen Scene zurückschrecken. Aber die Keckheit und Vermessenheit allein, die hier die dichterische Bedeutung weit überragen, sind wenn auch Attribute des wahren Talentes, doch noch immer nicht das wahre Talent selbst! Wie weit die dichterische Potenz dieses jedenfalls sehr bemerkenswerthen und interessanten Schriftstellers reicht, wird sich erst entscheiden lassen, wenn sich der Dichter an einem Stoffe übt, der das Aufgebot so gewaltsamer Mittel wie er sie diesmal angewandt hat, nicht erforderlich macht und eine mildere und discretere Behandlung bedingt.

Um die Erzählung der Geschichte noch mit einem Satze zum Abschluß zu bringen, will ich erwähnen, daß Thalea und Almuth im Schlosse von Edzard und den Seinigen in Sicherheit gebracht, dort von dem wüthenden Volk förmlich belagert werden und daß schließlich Thalea, die den Weg zum Glauben wieder betreten will, von Lubbo erstochen wird, während sie noch im Sterben Edzards und Almuths Hände vereinigt.

Wie ich schon gesagt, ist das bei Weitem Bemerkenswertheste der Dichtung die in großer Ausführlichkeit von mir besprochene Schlußscene des vierten Actes. Der letzte Act ist sehr schwach. Bei der Prüfung eines dramatischen Werkes handelt es sich aber nicht blos um den Werth oder Unwerth einer Hauptsituation; es kommen andere, nicht minder wichtige Dinge in Betracht. Am besten ist dem Dichter die Führung der Handlung bis zum Schluß des vierten Actes gelungen. Der Aufbau ist einheitlich und klar, auch die Stimmung der Zeit ist gut wiedergegeben. Einige Charaktere und zwar gerade diejenigen, welche nur eine wichtige episodische Bedeutung haben, wie namentlich der Jesuit Xaver, treten plastisch hervor. Auch die Heldin, Thalea, besitzt in der Charakteristik große Vorzüge. Dagegen ist es dem Dichter nicht gelungen, für den Helden, Edzard, und für die sehr überschwängliche Almuth ein tieferes Interesse einzuflößen. In der Sprache übernimmt sich der Schriftsteller fast beständig. Es ist fast Alles zu stark, zu voll, zu bilderreich, zu aufgebauscht. Man höre einige Stellen:

Thalea: Geliebter, bist du noch da? Nicht jä hwieder verschwunden, ein schönes, leuchtendes Traumgesicht? Ich habe dich! ich halte dich! Laß mich versinken in deinem Anblick. — — Nein, nicht betrachten. Das Auge ist ein blöder Sinn; aber an deinem Busen fühlen, daß du da bist! . . . Groß, voll, blendend wie die aufgehende Sonne stand das Glück vor mir! . . . Himmelhoch heben Flügel mich empor; zeige mir nicht den staubigen Weg, den ich auf müden Füßen wandern mußte. . . . Ich hab' ihn wieder! — Schau ihn freundlich an, du schwarze Zelle, in der ich mein klagendes Herz zur Ruhe wiegte mit dem Rhythmus ewiger Sänger. Ihr Folianten, ernste Gesellen meiner Einsamkeit, habet Dank für die Schätze, die ihr mir gewiesen; — aber der Freund, der Einzige, der Geliebte ist da, — ich hab' ihn wieder — fahret wohl, fahret alle wohl! . . .

Edzard: Die Glocke ladet; wie jauchzender Engelsgruß schallt ihre Stimme durch die Lande ꝛc.

In diesem hohen Tone ist das ganze Stück gehalten. In der Sprache vor Allem wird der Dichter sich noch einer bedeutenden Mäßigung zu befleißigen haben.

Aber ich will mich nicht länger dabei aufhalten. Ich will ihm die Freude eines ersten und großen Triumphes nicht durch kritische Bemängelung trüben. Arthur Fitger hat sich durch das Trauerspiel „Die Hexe" mit einem Schlage Beachtung verschafft; er hat gezeigt, daß er den Muth des Talentes besitzt und wird nun in seinen folgenden Arbeiten zu beweisen haben, daß er die Beachtung dauernd verdient und daß er auch mit weniger schroffen Mitteln wirklich Bemerkenswerthes zu leisten vermag.

Das Stück fand am Nationaltheater unter der verständigen und geschickten Regie des Directors van Hell eine sehr sorgsame Aufführung, mit Fräulein Suhrlandt in der Titelrolle. Es ist zu bedauern, daß sich diese Bühne, die seit Jahren redlich bestrebt ist, den Aufgaben eines guten Volkstheaters gerecht zu werden, die bei billigen Preisen die Dramen der Klassiker und interessante neue Dichtungen in sorgfältiger Einstudirung und sauberer, zum Theil glänzender Ausstattung zur Aufführung bringt, eine so geringe Unterstützung von Seiten des Publicums findet. Der Begründer, Herr Gumtau, hat sich nach kurzem mühseligen Ringen erschöpft zurückziehen müssen. Herr Robert Buchholz hat sich durch Jahre abgemüht und alle zugkräftigen Mittel angewandt, um die Theilnahme des Publicums zu gewinnen. Sein Streben hat die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten des Kronprinzen, des Prinzen Georg und anderer hochstehenden Persönlichkeiten gewonnen, die Presse hat ihn nach Kräften zu fördern gesucht; auch er hat nach dem Verlust seines Vermögens den Kampf gegen die Gleichgültigkeit aufgeben müssen. Herr Paul Borsdorf hat es mit glänzenden Ausstattungen der klassischen Werke im Stile der Meininger versucht: vergeblich. Jetzt hat sich Herr van Hell der schwierigen Aufgabe unterzogen, diese Bühne auf die Stufe eines populären und besuchten Theaters zu erheben. Er versucht es vor Allem, mit einem interessanten Repertoire die Theilnahme zu erzwingen. Er hat mit „Antonius und Cleopatra" begonnen, er hat Nissels interessantes und poetisches Preisstück „Agnes von Meran" in geschickter und würdiger Inscenirung aufgeführt, jetzt also „Die Hexe" von Arthur Fitger; und als nächste Novität ist „Weh dem, der lügt!" von Grillparzer angekündigt. Man sieht, daß Fleiß, Eifer und anständiges Streben die leitenden Principien der Direction sind. Und zum Lohn dafür bei einem vollen und durchschlagenden Erfolge — ein leeres Haus! Die Presse ist nicht mächtig genug, um solchem Uebelstande zu steuern; aber sie darf und soll immer wieder auf denselben hinweisen. Was bedeuten denn die schönen Redensarten über die Nothwendigkeit einer guten Volksbühne in Berlin, wenn dieser Volksbühne die Mittel zur Existenz versagt werden?

Paul Lindau.

Notizen.

Die Haltung Englands in den europäischen Angelegenheiten sowie der Engländer auf Reisen und in der continentalen Gesellschaft hat neuerdings wieder manche herbe Kritik veranlaßt. Daß eine Nation ohne permanente kostspielige Armee, eine Nation von Kaufleuten und Shopkeepers, wie sie der große Napoleon nannte, überall mitzureden sich herausnimmt, ist an und für sich fast unerträglich. Als nach dem letzten Türkenkriege von einem möglichen zweiten Kampfe zwischen dem russischen Bären und dem englischen Löwen gesprochen wurde, zuckten beeinflußte Organe die Achseln. Das soldatenarme britische Reich sollte es mit dem nordischen Koloß aufnehmen! Diese Dreistigkeit erschien den guten Leuten wie eine Versündigung gegen den heiligen Geist militärischer Observanz. Aber England ließ sich nicht irre machen und bestand darauf, daß Rußland den Sondertractat, welchen es der zu Boden geworfenen Türkei abgerungen, vielleicht auch abgekauft hatte, einem europäischen Areopag zur geeigneten Revision und Correctur vorlege. Nach langem diplomatischen Hin- und Herschreiben setzte Beaconsfield zum Erstaunen der damals noch vor Russenfreundlichkeit und Czarenandacht ersterbenden Gaffer seinen Willen durch. Der Congreß trat in Berlin zusammen und die Russen zogen den Kürzeren. Allerdings war dann später des öffentlichen und heimlichen Gespöttes über diesen erbärmlichen Berliner Frieden kein Ende. Bismarck, so wurde geflüstert, habe ihn zugelassen, um nur vor der Hand Ruhe zu schaffen. Aber der Tractat sei das Papier nicht werth, auf welchem er geschrieben wurde und nach ein paar Jahren werde er in die Rumpelkammer der Archive geworfen werden, wo er mit ähnlichen Producten hoher Staatskunst ungestört modern könne. Die deutsche Hauptstadt aber werde auf den Ruhm, daß der erste Congreß, der in ihren Mauern getagt, eine welthistorische Komödie aufgeführt habe, sich wohl nicht allzuviel einbilden. Und es blieb nicht bei diesem Geschwätz, welchem eine ganze Zahl von Blättern in profunden Betrachtungen nach Kräften secundirte. Russische Agenten zogen mit rubelgespickten Taschen nach dem Balkan und arbeiteten weiter an der Befreiung ihrer christlichen Brüder, wühlend und schürend, wie es die slavischen Emissäre verstehen. Fürst Dondukoff nannte öffentlich den Berliner Frieden eine Offenbachiade, wurde deswegen von Livadia aus amtlich

desavouirt und heimlich getröstet. Seitdem ist mancher Monat ins Land gegangen. Der Julivertrag ist zu Ehren gekommen und das Wiener Abkommen vom October hat gezeigt, daß man hier bezüglich des Werkes, das unter den Auspicien des Kaisers und des Reichskanzlers gefertigt wurde, keinen Spaß versteht. England hat in Wien nicht mit unterzeichnet, aber sich des bedeutsamen Aktes, der ihm am Bosporus Luft machte und seine Kräfte für den Kampf in Asien indirect degagirte, naturgemäß herzlich gefreut. Beaconsfield hatte also einmal wieder gut speculirt und den Russen blieb das Nachsehen. Auch in Venedig haben die Engländer in diesen Tagen Recht behalten. Die Italiener wollten einen weiteren Theil der Markuskirche restauriren, daß heißt in ihrer abscheulichen modernen Art verunzieren. Da ließ Albion als echtes Culturvolk einen geharnischten Protest vernehmen, Es kam zu Meetings in Oxford und anderswo, die zu Gunsten der Rettung des Wunderwerkes an den Lagunen energische Resolutionen faßten. Die Italiener waren wüthend darüber, daß sich John Bull auch hier wieder in Dinge mische, die ihn nichts angingen. Das italienische Ministerium nahm sich aber doch der Sache an und notificirte dem englischen Botschafter in Rom, der fragliche Restaurationsplan stamme aus der östreichischen Zeit und sei längst sistirt. Summa: Die Markuskirche blieb erhalten, der venetianische Municipialrath behielt seine kunstschänderischen Pläne tief beschämt in der Tasche und der Menschheit wurde, Dank der englischen Intervention, die Trauer um den Verlust eines geweihten Monumentes erspart. Nachdem Alles vorüber war, schrieb die Times einen ihrer besten, halb ernsthaften, humoristischen Leitartikel, der den Beweis lieferte, daß mit Delanes Tode die guten Traditionen des Blattes nicht verloren sind. Delane war ohnehin seit einigen Jahren nicht mehr verantwortlicher Herausgeber der Times, die ihrem früheren Chef-Redacteur einen der schönsten Nekrologe gewidmet hat, welche die neuere Publicistik wohl in ähnlichen Fällen aufweisen möchte. Auszüge der meisterhaften Arbeit sind in mehrere deutsche Zeitungen übergegangen. Diese haben jedoch einen Punkt nicht genug beachtet, vielleicht auch absichtlich übersehen. Eines der Geheimnisse des großen Erfolges der Times unter Delanes Leitung bestand nämlich darin, daß er Tag und Nacht auf dem Posten war, Alles dirigirte und überwachte, aber selbst wenig oder fast gar nichts in dem Blatte schrieb. Unsere Redacteure sind von der Arbeitslast erdrückt und müssen überdies Jahr aus Jahr ein zahllose Leitartikel und Entrefilets liefern. Wer das weiß, wird ihnen mancherlei Unzukömmlichkeiten und Mißgriffe zugute halten, aber auch den noch immer precären Einfluß der deutschen Presse begreiflich finden.

* * *

Stammbuch der National-Galerie.

Herausgegeben von M. Jordan. (Berlin, Rud. Schuster.)

„In jedem deutschen Hause war es ehedem Brauch, im „Stammbuch" Namen, Wappen und Sinnspruch der Insassen aufzunehmen, um fernen Geschlechtern Kunde zu vermitteln. Auch dem stolzen Tempel, welcher der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts in der Reichshauptstadt errichtet ist, soll ein solches Schaubuch nicht fehlen, dessen Blätter Jahr um Jahr durch Bild und Wort von der in seinen Mauern sich sammelnden Künstlerfamilie erzählen." Mit diesen phantasievoll orientirenden Worten bietet sich in dem vorliegenden Gedenkwerk wiederum ein höchst beifallswerthes Zeugniß von dem Geiste dar, in dem Max Jordan die ihm übertragene Aufgabe als Leiter der Nationalgalerie erfaßt hat und consequent zu lösen sucht. Wir empfangen mit der anregenden Aussicht auf jährlich sich erneuernde Spenden zunächst die Bildnisse von zwölf Künstlern und je eine Probe ihrer Kunst in Radirungen von fremder und eigener Hand; dazu Charakteristiken aus der Feder des Herausgebers, welche neben den entscheidenden Momenten des Lebensganges das künstlerische Wesen jeder Einzelerscheinung nach Eigenart und Verhältniß zur Gesammtheit in knapper Fassung abgerundet veranschaulichen. Bei der Auswahl sind nicht bestimmte Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Man kann damit nur einverstanden sein. Freiheit und Wechsel sind dadurch gewahrt; Ansprüche ein für alle Mal zurückgewiesen, Hoffnungen gleichmäßig erregt. Daß Knaus an der Spitze steht, ist wohl doch kein Zufall. Das Porträt des Meisters, von Hans Meyer radirt, wird wie die anderen hier noch gebotenen Künstlerbildnisse von dieser Hand den aufmerksamen Besuchern der letzten Kunstausstellung in freundlicher Erinnerung sein. E. Forberg radirte dazu das „Katzentischchen", aus dem Gemälde: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen." Fast möchte ich annehmen, daß erst das Bewußtsein über eine so außerordentliche und dem Zweck entgegenwachsende Kraft zu verfügen, den Gedanken an die Ausführung unseres Kunstbreviers Boden finden ließ. Die Unfehlbarkeit, mit der Forberg bei der denkbar stärksten Verkleinerung den Formencharakter festzuhalten und den Geist des fremden Kunstwerks, sei es dem Pinsel oder dem Meißel entsprungen, in seiner vollen Intensität wiederzuschaffen vermag, erscheint geradezu einzig. Die Höhe des künstlerischen Gesammteindrucks bestimmt sich von ihm aus. Wenn die anderen Beiträge daneben mehr oder weniger ehrenvoll bestehen, so zeugt das von eigener Tüchtigkeit, mit der sich zu befreunden jedem liebevollen Betrachter leicht gelingen muß. Eine vollständige Aufzählung wird die Theilnahme ferner Kreise dem Werke am sichersten zuwenden. Wir finden neben dem Porträt Prellers, des Meisters Odysseus und Lenkothea, beides vom Meyer radirt. Ferner A. Wittig und seine Gruppe Hagar und Ismael von Forberg; Menzel nach der Büste von R. Begas und König Friedrich II. aus dem Flötenconcert radirt von Meyer; Kröners Bildniß von Forberg und eine eigenhändige Radirung des Meisters nach der „Herbstlandschaft mit Hochwild"; E. Meyerheim, nach dem in Danzig befindlichen, von seinem Sohne Paul gemalten Bildniß, in ganzer Figur an der Staffelei sitzend, ebenso wie des Meisters „Auf der Bleiche" von Forberg radirt; Dückers Porträt von demselben und die vom Künstler eigenhändig radirte Landschaft von Rügen; Steffeck von Meyer und „Stute und Füllen" von Forberg; Harrer von demselben und das Marcellustheater von Frau Begas-Parmentier, Bleibtreu und König Wilhelm bei Königgrätz, beides von Meyer; A. v. Heyden von Meyer und des Künstlers „Festmorgen", von ihm selbst radirt; endlich R. Begas von Meyer und Merkur und Psyche von Forberg.

Die „Sinnsprüche", welche Jordan diesen „Namen" und „Wappen" beigefügt hat, geben dem schönen Buche seinen Vollgehalt. In das Festgewand jener sonntäglichen Sprache gekleidet, der es verliehen ist, durch die Präcision ihrer Begriffsbestimmungen nichts von der schwungvollen Elastieität und dem Reichthum ihres Formenschatzes einzubüßen, erscheinen mir diese concentrirten, stets zu positiven Resultaten gelangenden Charakterrisse wie Katechismen der Kunstbeurtheilung, nicht nur mustergültig für Alle, die in gleicher Richtung streben, sondern meinem Empfinden nach auch vor allen ihresgleichen dazu ausgerüstet, die Beziehungen zwischen Kunst und Publicum zu selbstständiger Lebenskraft emporzubringen und mit der Liebe zur Kunst die Erkenntniß für das Wesen derselben in gleichem Fortschritt zu erhalten. Wie er Jedem das Seine ans Licht zu ziehen, zu stattlichem Eindruck zu ordnen und für die Welt in klarer Uebersicht zu inventarisiren versteht, das mögen ihm Künstler und Kunstfreunde mit wärmster Anerkennung danken.

Dem Werthe des Inhalts entspricht die Ausstattung. Professor Wanderer (wenn ich nicht irre in Nürnberg) hat die Zeichnungen zu dem schönen Titel in Holzschnitt und zum Ornament des Einbandes geliefert, welcher, abgesehen von hier und da mangelnder Energie der Technik, auf dem Niveau moderner Leistungsfähigkeit steht. Ein radirtes Blatt trägt die Widmung an die Kronprinzessin des deutschen Reichs. — Möchte dieser jugendfrische Erstling einer stattlichen Zahl von Nachfolgern die Wege ebnen. Th. L.

* * *

Opern-Cyclus von Hermann Kaulbach. Darstellungen beliebter Operuscenen, nach Originalgemälden des Künstlers photographisch reproducirt von Fr. Bruckmann in München. Berlin, Carl Brack. Die bisher erschienenen 8 Blätter illustriren Scenen aus dem „Freischütz", „Figaro", „Don Juan", „Fidelio", „Barbier", „Rothkäppchen", den „Hugenotten" und der „weißen Dame". „Wer die Klänge im Gedächtniß und Herzen trägt, welche die betreffenden Componisten diesen hier von dem Maler geschilderten dramatischen Vorgängen geliehen haben, dem werden sie beim Anblick dieser Blätter unwillkürlich und ungerufen wieder lebendig werden, gleichsam daraus entgegentönen. Das ist aber doch erst das rechte Ziel, welches ein Zeichner von Opernillustrationen zu erstreben hat. Daß Hermann Kaulbach es erreichte, ist die beste Kritik seiner Leistung." Die Blätter erscheinen in drei Ausgaben: in Groß-Royal-, in Folio- und in Kabinetformat; in den beiden letzten Formaten sind sie auch durch eine elegante Mappe in einem geschlossenen Album vereinigt.

* * *

Hallbergers Prachtausgabe von „Schillers Werken" liegt jetzt mit dem Erscheinen der letzten Lieferungen 61—65 vollendet vor und wir haben nun einen Schiller, wie das deutsche Volk ihn lange entbehrt hat. Diese letzten Lieferungen enthalten den Schluß des dreißigjährigen Krieges und Herzog Alba zu Rudolstadt, mit Bildern versehen auf jene historisch-getreue, gediegene und geistvolle Art, die an den vorhergegangenen historischen Abschnitten dieses Werkes uns so überraschten durch die Fülle von Culturgeschichtlichem, interessanten Porträts und lebensvollen geschichtlichen Scenen, welche eingehendes Studium und die Kunst der Maler uns hier sichtbar vor Augen hingezaubert. Mit diesen Lieferungen sind die vier Bände des Prachtwerkes fertig, welche in ihren eleganten und geschmackvollen Einbänden sich so verlockend als Festgeschenk präsentiren. Ueberblicken wir jetzt diese Prachtausgabe von den Gedichten an bis zum Schluß, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Illustrationen nicht nur ein künstlerischer Schmuck, eine schöne Verkörperung der Schöpfungen unseres nationalsten Dichters sind, sondern auch zugleich die eindrucksvollste und tiefste Erläuterung zu Schillers Werken, welche selbst bändereiche Erklärungen nicht so geben können. Das große und doch so bequeme Format der vier Bände, der schöne Druck, die phantasievollen Bilder und Verzierungen und die prächtigen Einbände vervollständigen den Eindruck eines Festgeschenkes für das Leben, den diese Werke Schillers in so hohem Grade besitzen.

* * *

K. Th. Gaedertz hat sich seit längerem auf dem niederdeutschen Sprachgebiete mit Erfolg bewegt und namentlich durch vorliegenden Band plattdeutscher Dichtungen*) eine werthvolle Bereicherung der Literatur in diesem Idiom geliefert. Der Kritiker nimmt allerdings mit gerechtem Mißtrauen fast jede neue Erscheinung dieser Art in die Hand, denn verfehlte, geist- und geschmacklose Nachahmungen Reuters und Groths haben in den letzten Jahren den Büchermarkt so stark überschwemmt, daß jenes Mißtrauen in manchen Kreisen schon Front zu machen droht gegen die von Klaus Groth warm vertretenen völkerverbindenden Ideen einer vernünftigen niederdeutschen Literaturbewegung überhaupt. Ein Glück ist es daher, wenn von Zeit zu Zeit hier ein rechter Dichter auftritt und durch seine Leistungen beweist, daß die Originale doch noch nicht ausgestorben sind. Gaedertz ist ein solcher. Er schlägt in den „Liedern" tiefe und oft ergreifende Töne in meistens formvollendeter Weise an. Dabei entwickelt er eine fesselnde Vielseitigkeit in Rhythmus und Strophenbau, zeigt sich einmal im eleganten Gewande der Kunstdichtung, dann im einfach schmucklosen des Volksliedes und gibt endlich auch einige keck hingeschriebene Kinderlieder.

Während so der erste Theil des Buches den Verfasser als einen schätzbaren Lyriker erkennen läßt, begegnen wir in dem zweiten, den „Läuschen", einem geschickten humoristischen Erzählungstalente. Die Sprache ist bei den hervorragenderen Anekdoten, wie „De plattdütsche Breev", ohne der Ursprünglichkeit des Idioms Abbruch zu thun, mit großer Zartheit gehandhabt; nur schade, daß mehrere Stücke minder gelungen sind! Diese Wahrnehmung soll und darf indessen unserer aufrichtigen Empfehlung der sonst vorzüglich ausgewählten und vom Verleger elegant ausgestatteten Gedichtsammlung keinerlei Eintrag thun; denn dem begabten Autor ist auf alle Fälle ein ehrenvoller Platz unter den jüngst bekannt gewordenen mundartlichen Schriftstellern einzuräumen.

Th. S.

* * *

Weihnachtsbücher.

Noch kurz vor Thoresschluß wollen wir auf einige Werke hinweisen, die von dem Verfasser und Verleger dazu bestimmt sind, als Festgeschenke den Weihnachtstisch zu schmücken.

In einem nahezu 600 Seiten starken Folioprachtbande liegt uns Fritz Reuters Meisterwerk „Ut mine Stromtid" vor (Wismar, Rostock und Ludwigslust 1878, Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung). Es ist eine wirkliche Prachtausgabe in reichem, geschmackvollem Einbande, typographisch aufs Schönste ausgestattet; klarer, scharfer und sauberer Druck auf starkem und gutem Papiere, und von Ludwig Pietsch und Otto Emil Lau mit 140 Originalillustrationen geschmückt. Die beiden Künstler haben sich die Arbeit so getheilt, daß Ludwig Pietsch die zahlreichen kleinen in den Text gedruckten und eine halbe Seite füllenden Zeichnungen übernommen hat, während die größeren die Vollseite füllenden Scenen sowie die Initialen und Schlußvignetten von O. E. Lau ausgeführt sind. Dieser letztere Künstler, ein Landsmann des Dichters, begegnet uns hier zum erstenmal. Er führt sich durch die vortrefflichen Illustrationen so günstig wie nur möglich ein. Die Bilder sind wirksam, humorvoll und von dem Geiste des Dichters inspirirt — keine eigenwilligen Capriccien gelegentlich eines dichterischen Werkes, sondern wirkliche Illustrationen, d. h. bildliche Darstellungen der dichterischen Schöpfungen und Ausführungen der vom Dichter gegebenen Anregungen. Dieser Aufgabe des bildlichen Commentars wird Ludwig Pietsch in ganz meisterlicher Weise gerecht. Seine Darstellung des Inspector Bräsig, des Hawermann, des Fritz Triddelfitz, — und wie die köstlichen komischen Typen, die in der Literatur des deutschen Humors dauernden Sitz gewonnen haben, alle heißen mögen, — sind echt Reuter'sche Gestalten, so lustig und originell und charakteristisch, wie der große Dichter sie geschaffen und in unsrer Vorstellung festgebildet hat. Und wie trefflich sind diese kleinen Bilder componirt, jedes einzelne ist ein reizendes Genrebild. Die fleißige Hand, die eine der gewandtesten Federn unter den deutschen Feuilletonisten führt, hat offenbar die Handhabung des Stiftes nicht verlernt. Ludwig Pietsch beweist mit diesen kleinen Kabinetstücken, daß sein Doppeltalent unter der in den letzten Jahren fast ausschließlichen Pflege seiner schriftstellerischen Wirksamkeit in keiner Weise gelitten hat. Den Freunden des großen plattdeutschen Dichters sei dieses Werk angelegentlich empfohlen.

*

Ein sehr liebenswürdiges und sinniges Geschenk, das namentlich in den Kreisen unsrer Frauen und Jungfrauen großen Anklang finden wird, ist die sehr schön und reich ausgestattete Ausgabe jenes herrlichen Liedercyklus Frauenliebe und Leben von Chamisso (Leipzig, Verlag von Adolf Titze), der auch durch die Composition von Robert Schumann allbekannt geworden ist. Nun haben diese tiefsinnigen Dichtungen von Chamisso auch ihren malerischen Componisten gefunden: Paul Thumann, dessen zartes Talent sich gerade für den Vorwurf, den er gewählt hat, ganz besonders eignet. Es sind freundliche, im besten Sinne gemüthliche Bilder von einer seltenen Anmuth und Lieblichkeit und so gefällig und wirksam, wie alle Schöpfungen dieses hochbegabten Künstlers. Durch die Reproduction in Lichtdruck von A. Frisch in Berlin ist der Künstler zu seinem vollsten Rechte gelangt. Wir haben hier eben die unversehrte und unmittelbare Reproduction der Zeichnung, wie sie der Maler entworfen hat. Die einzelnen Gedichte sind mit passenden, sehr geschmackvollen Umrahmungen verziert, die in vorzüglichem Holzschnitt von Tegetmeyer in Leipzig ausgeführt sind. Der Buchdruck auf starkem Kupferdruckpapier ist von der berühmten Officin von Giesecke und Devrient geleistet worden. Ebenso ist der geschmackvolle Einband nach einem Muster aus dem XVI. Jahrhundert des höchsten Lobes werth.

*

Unter dem Titel Carlo-Album hat die Verlagsbuchhandlung von Edwin Schloemp in Leipzig zehn Landschaften dieses eigenthümlichen Improvisators Carlo, der als sogenannter „Concertmaler" schnell bekannt geworden ist, in Lichtdrucken veröffentlicht. Diese Reproductionen lassen jedenfalls die merkwürdige Veranlagung dieses schnellfertigen Virtuosen erkennen und sind als Improvisationen gewiß sehr interessant. Zu ihrer richtigen Würdigung müßte nur jedem einzelnen Blatte hinzugefügt werden: „In 25 oder in 30 Minuten ausgeführt in größtem Formate mit richtigen Oelfarben." Denn die stenographische Geschwindigkeit in der Herstellung dieser Bilder coram populo ist eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften dieser eigenartigen Kunstblätter.

*

Wir haben noch einige poetische Werke anzuführen, denen wir mit dieser kurzen Anzeige in keiner Weise gerecht zu werden beanspruchen. Die Zusendungen von Büchern in den letzten Wochen vor Weihnachten sind eben so ungewöhnlich starke, daß von einer eingehenden Besprechung von vorn herein Abstand genommen werden, und daß sich der Berichterstatter dabei genügen lassen muß, das Erscheinen der einzelnen Bücher zu constatiren, unter dem Vorbehalte, später, nach wiedergewonnener Muße auf das eine oder andere Werk zurückzugreifen. Unter diesem Vorbehalte also registriren wir für heut noch folgende Werke.

*) Julklapp! Leeder und Läuschen von Karl Theodor Gaedertz. Mit drei Originalgedichten von Klaus Groth, Theodor Storm und Theodor Souchay. Hamburg. 1879, J. F. Richter.

Gedichte von Victor Blüthgen (Leipzig 1880, Verlag von Edwin Schloemp). Der Verfasser ist ein feinsinniges poetisches Talent; er hat sich schon durch seine früheren Arbeiten die Aufmerksamkeit der Kritik und die Beachtung des Publicums erworben. Victor Blüthgen ist einer der Redacteure der „Gartenlaube". Einigen dieser Dichtungen sind wir schon früher begegnet, und wir haben uns an dem reifen Gedanken, der warmen Empfindung und der sauberen Form erfreuen können.

Gedichte von Ernst Scherenberg (Leipzig 1879, E. Keil). 2. Aufl. Gelegentlich des Erscheinens der ersten Auflage von Scherenbergs Gedichten brachten diese Blätter eine eingehende Kritik derselben aus der Feder Albert Trägers. Der soeben erschienenen, überaus elegant ausgestatteten zweiten Auflage mögen einige der ersten gewidmeten Worte des damaligen Recensenten als Empfehlung dienen: „Daß er auch ein Dichter von Gottes Gnaden beweist jede Strophe seiner Gedichte, deren Gesammtausgabe der freudigsten Aufnahme sicher sein darf. Aus dem Politiker den Menschen errathen zu wollen, dürfte nicht immer glücken, hier vereinen sich Beide zu einem untrennbaren Ganzen. Derselbe Adel der Gesinnung, die gleiche Hingabe an alles Geliebte und Erwählte, die freudige Selbstverleugnung, der unbeugsame Muth in jedem Kampfe sind auch der Pulsschlag seiner übrigen Lieder, die von Allem singen, was je ein deutsches Herz bewegt, ein deutsches Gemüth ergriffen." Sei auch diese zweite Gesammtausgabe damit der Gunst weiter Kreise empfohlen.

Ueber Rudolf Baumbach hat die „Gegenwart" vor einiger Zeit einen eingehenden Artikel gebracht und den Dichter des „Zlatorog" und der „Lieder eines fahrenden Gesellen" als ein ausgezeichnetes, hervorragendes und liebenswürdiges Talent charakterisirt. Rudolf Baumbach verdient in der That unter den jüngeren Dichtern mit in erster Reihe genannt zu werden. In allen seinen Liedern sprudelt die echte Munterkeit, ein gesunder und einheitlicher Humor. Neue Lieder eines fahrenden Gesellen (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind), ist der Titel seines neusten Gedichtbuches, das schon denjenigen, der sich nur oberflächlich mit demselben bekannt zu machen die Gelegenheit gehabt hat, aufs Neue von den eigenartigen Vorzügen dieses originellen und frischen Dichters überzeugt. Hier müssen wir noch besonders die reizende Ausstattung rühmen, wie denn überhaupt in dieser Beziehung der deutsche Buchhandel in den letzten Jahren die rühmlichsten Fortschritte zu verzeichnen hat. Von Drugulin in lateinischen Cursivlettern mit geschmackvollen Kopfleisten gedruckt, in rothem Lederbande mit Goldpressung, jedenfalls nach einem Muster der Renaissance, macht dieses allerliebste Buch den freundlichsten Eindruck.

Ferdinand Groß, der jetzige Redacteur des Feuilletons der „Frankfurter Zeitung", der sich durch seinen Sieg bei der Preisbewerbung um das beste Feuilleton zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, hat seine Lieder unter dem anspruchslosen Titel: Gedichte (Leipzig 1879, Verlag von Heinrich Pfeil), zusammengestellt. Wir wiederholen noch einmal, daß wir mit diesen Anführungen keineswegs unsre kritische Pflicht gegen diesen talentvollen Schriftsteller erfüllt zu haben wähnen, sondern nur der Ordnung halber vor Weihnachten das eingegangene Material ankündigen wollen. Wir haben da noch zu nennen:

Waldgeheimniß, ein sociales Märchen von U. Frank, Bremen 1880, Verlag von J. Kühtmann.

*

Das Bibliographische Institut veranstaltet zu billigen Preisen und in verhältnißmäßig vortrefflicher Ausstattung eine Sammlung der neuen Musterübersetzungen der klassischen Werke. Es sind soeben erschienen Homers Odyssee und Ilias, im Versmaß der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal, in geschmackvollen Leinwanddecken gut gebunden.

*

Erlauchte Geister, ein Citatenschatz als Geburtstagschronik, zugleich Gedenk- und Tagebuchblätter für jeden Tag des Jahres von D. A. Schmidt. (Zweite vermehrte Auflage, Bremerhafen, Verlag von L. von Vangerow). Zu jedem Tage des Jahres ist der Name des an dem betreffenden Tage gebornen, berühmten, oder wenn ein solcher nicht gefunden werden konnte, bekannten Mannes aufgeführt mit einem die Persönlichkeit dieses „erlauchten Geistes" charakterisirenden Motto aus unsern Dichtern. Das gegenüberliegende Blatt ist unbedruckt geblieben, so daß es zu weiteren Notizen der Geburts- und Gedenktage benutzt werden kann. Biographische Notizen über die einzelnen Geisteshelden beschließen das hübsch ausgestattete Buch.

* * *

Für den Spessart. Ein Dichterbuch. Herausgegeben von Wilhelm Müller und Max Beilhack in Aschaffenburg 8. 244 S. Aschaffenburg 1880, Commissionsverlag von A. Wailandt.

Der Ertrag ist für arme Spessarter bestimmt! Fünfundsiebzig deutsche Dichter — darunter die besten — haben sich hier zu einem edlem Zweck vereinigt und in edelster Form. Für sie und ihre Absichten möge das schöne Gedicht sprechen, welches Oscar v. Redwitz dem Dichterbuche vorausgeschickt hat. Und wenn es diesem zur wärmsten Empfehlung gereichen wird, wird es in guten Herzen nicht nur hülfbereite Theilnahme für die, welchen es zunächst gegolten, sondern auch für die im Osten des Vaterlandes Nothleidenden erwecken.

Nun wird es Frühling und grünt es bald
In Büschen und ragenden Eichen.
Dann ist im deutschen Reich kein Wald
Dem Spessart zu vergleichen.
Und grüßt Dich drin so einsam traut
Ein Dörflein zwischen den Bäumen:
„O glücklich, wer sich hier angebaut!" —
Magst Du wohl friedlich träumen.

Doch hemme den Schritt! — Denn, Wanderer, ach,
Nur Trug ist, was Du gesonnen!
Was hilft der Noth ein schwellendes Dach,
Was all des Duftes Bronnen?
Und hörst Du den Hunger von Thür zu Thür
Mit hagerer Hand nicht pochen?
Es schlägt vom Herd kein Feuer herfür,
Denn ach, was sollen sie kochen?

Drum, mag der Duft aus saft'gem Laub,
Der Amsel Lied Dich erquicken,
Sei doch für Menschennoth nicht taub,
Verschließ' sie nicht den Blicken!
Aus sonnenlichtem Waldesgrün
Tritt ein in die dumpfige Kammer
Und sieh die Armuth drin sich müh'n
In sonnenlosem Jammer!

Doch feiert drin der kräftige Mann,
O schilt nicht, daß er träge:
Ach, daß er sich nichts erringen kann
Und ruhn muß Axt und Säge —
Drum starrt er so verhärmt ja drein,
Wenn Weib und Kinder weinen;
Am liebsten möcht' er den Todtenschrein
Sich zimmern und den Seinen.

Ja, lieber Wanderer, hemme den Fuß,
Wenn Dir solch Dorf begegnet,
Bis Du mit klingendem Frühlingsgruß
Der Armuth Hütte gesegnet.
Lied, Blume, Bronnen, Baum und Strauch
Wird doppelt dann Dich laben,
Und wirst Du Waldesfrühling auch
In Deinem Herzen haben!

Oscar v. Redwitz.

* * *

Otto Spamers Weihnachtsbücher.

Der weitbekannte Verlag von Otto Spamer in Leipzig tritt auch dieses Jahr wieder mit einem reichen Schatz von Novitäten vor seinen Leserkreis. Sowohl die Jugend als das reifere Alter empfangen, jedem wie es zukommt, gebührenden Theil daran. Edle Auffassung des zu Bietenden leitet die Bestrebungen dieses Verlags, denn ein natürlicher, feiner Geschmack, der taktvoll das Richtige aus passenden Unterhaltungsstoffen der uns umgebenden Welt sichtet, findet hier stets den Weg zum Guten und Schönen. Und wer mag es leugnen, daß nicht überall das Ideale, das trefflich erziehende Element hervorleuchte, daß nicht überall der Eifer zu erkennen ist, der Jugend das Beste zu bieten, dem weiter lernenden Jüngling und Manne aber Handhaben zu geistiger Bildung zu reichen. Ein weites Gebiet für das Lernen, für die Unterhaltung und für geistigen Genuß erschließt sich dem Gebildeten, wie dem

Manne des Volkes und der Jugend. Werfen wir einen Blick über die diesjährige Fülle literarischer Gaben, so begegnen wir zuerst auf historischem Gebiete der Illustrirten Weltgeschichte für das Volk. Unter sorgfältiger und eingehender Berücksichtigung der Culturgeschichte neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto v. Corvin. Prachtausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen oder in 22—25 Lieferungen. Mit 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln, Karten 2c.

Vollendet liegen vor Band I und II unter dem Titel: Illustrirte Geschichte des Alterthums. Mit 500 Abbildungen, 22 Tontafeln und acht Karten. Vortrefflich versteht es der Verfasser, die Hauptpunkte, auf die es für das Bedürfniß der Leser ankommt, herauszuheben, eine packende Charakteristik der Hauptfiguren zu geben, den Zusammenhang der Hauptrollen mit den Nebenrollen und den allgemeinen Culturzuständen vorzuführen, und ganz besonders ein fertiges Urtheil über Menschen und Sachen in leichtfaßlicher anregender Form dazubieten.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. Ein Hausbuch für Alle. Von Ferd. Schmidt. Dritte wesentlich verbesserte Auflage. Mit gegen 700 Textillustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen mit Facsimiles und Namensunterschriften, Karten 2c. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger u. A. In sechs Halbbänden oder drei Bänden von je 16—18 Heften. Band I und II: Preußens Geschichte in Wort und Bild bis zum Jahre 1815. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Mit 500 Textillustrationen. Band III: Neueste Geschichte Preußens von 1815 bis zur Wiederherstellung des deutschen Reichs. Von Franz Otto und Ferdinand Schmidt. Mit etwa 200 Textillustrationen, 13 Tontafeln und zwei Karten. In unseren Tagen hat einer der ersten deutschen Historiker den Ausspruch gethan, es sei bedauerlich, wie wenig unserem Volke gerade seine Geschichte bekannt sei. Und doch ist die Kenntniß der Vergangenheit unseres Volkes bei Beurtheilung und Würdigung der Zeitgeschichte ganz unerläßlich. Das hier vorliegende Werk soll nun dazu beitragen, eine merkliche Lücke unserer nationalen Bildung auszufüllen. In Form und Inhalt gleich ansprechend, ist F. Schmidts Buch berufen, die Geschichte unseres Vaterlandes und das Verständniß der heimatlichen Zustände in das Bewußtsein Aller zu tragen. Der erste Halbband, ein stattliches Buch, liegt gegenwärtig vor.

Würdig reiht sich hier an:

Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Von Otto von Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Portätsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. v. Luttich, B. Mörlins, H. Vogel u. A. In etwa 25—30 Lieferungen. Vollendet liegt der erste Band vor unter dem Titel: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums in volksthümlicher Darstellung. Erster Band. Von den ersten Anfängen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Mit 150 Textillustrationen und zehn Tonbildern. Der Verfasser hat versucht, die politische Geschichte und die der Sitten auf solche Weise in die Darstellung zu verweben, daß die innige Verbindung derselben mit dem Schriftthum der einzelnen Zeiträume möglichst klar hervortrete. Verschiedene Erscheinungen der Literatur, wie der Minnegesang und die lehrhaften Gedichte des Mittelalters, der Einfluß der Mystiker, der Aufschwung von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die religiöse und galante Dichtung des siebzehnten — bleiben unverständlich, wenn nicht die geschichtlichen Stimmungen gezeichnet werden, aus welchen sie hervorgegangen sind, — ein Buch, das volksthümlich zu sein strebt, muß danach streben, nicht nur die Werke hinzustellen, sondern auch die Ursachen, aus welchen sie entstanden sind. Andererseits hat das Bestreben, ein volksthümliches Buch zu schaffen, den Verfasser bewogen, die älteste Periode, deren gesammte Empfindungsart uns fern abliegt, kürzer zusammenzufassen, und Untersuchungen über Versbau und Sprache, welche sich mit wenigen Worten nicht geben lassen, fast ganz auszuschließen. — Der Verfasser sagt u. A. in der Vorrede: „Der Zweck des Buches erfordert lebendige Anschaulichkeit; deshalb habe ich auf die Proben ein größeres Gewicht gelegt, als es gewöhnlich geschieht, und habe, wo es anging, zugleich bei der Auswahl das kulturgeschichtliche Element berücksichtigt. In den Proben aus der Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts war ich bemüht, aus den Originalen oder aus den neuesten kritisch bearbeiteten Aufgaben solche zu wählen, die nicht in jeder Mustersammlung aufgenommen sind, habe aber dabei die Nothwendigkeit, den Dichter zu charakterisiren, im Auge behalten."

Von Erzählungen nennen wir:

Reisen bei Sonnenschein und Regen. Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit 80 Textillustrationen und zwei Tonbildern. Die Traut'schen Reiseerzählungen sind ein überaus würdiges Glied in der Kette der „Illustrirten Bibliothek zur Unterhaltung und Belehrung für Frauen und Jungfrauen". In anziehender Form führt die Verfasserin ihre Leserinnen in der Form einer anmuthigen Erzählung in das unerschöpfliche Getriebe des Naturreichs ein.

Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Bawr. Nach dem Französischen frei bearbeitet von C. Michael. Autorisirte Ausgabe. Mit fünf Tonbildern, eingedruckten Illustrationen 2c.

Geographische Culturbilder, wie nicht minder fesselnde Abhandlungen aus Länder- und Völkerkunde umschließen:

Australien. Geschichte der Entdeckung und Colonisation. Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Busch und Stadt. Ursprünglich herausgegeben von von Fr. Christmann. In zweiter völlig umgestalteter Auflage und unter Berücksichtigung der neuesten Handels-, Gewerbe- und Verkehrsverhältnisse bearbeitet von Richard Oberländer. Was der bekannte Verfasser der in völlig veränderter Gestalt vorliegenden zweiten Auflage während eines 14jährigen Aufenthalts in den australischen Colonien erlebt und beobachtet und was er seit seiner Rückkehr auf Grund der zuverlässigsten, meist officiellen Quellen gesammelt und gesichtet hat, das finden wir hier übersichtlich dargestellt. — Wegen der Weltausstellungen in Sydney und Melbourne beschäftigen wir uns jetzt mehr als zuvor mit den in überraschender Weise aufgeblühten Colonien des fünften Welttheils. Ein Werk also, welches wie das vorliegende ein getreues Bild der dortigen Handels-, Gewerbe- und Verkehrsverhältnisse spiegelt, dürfte gerade jetzt besonders willkommen und namentlich auch denen von Nutzen sein, welche die Ausstellung in Sydney beschickt haben, und welche auf Grund ihrer dort ausgestellten Industrieerzeugnisse Verbindungen mit den australischen Colonien anzuknüpfen bestrebt sind.

Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turgestan, Kaschmir und Tibet. Unter Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse in Afghanistan und von Rußlands Bestrebungen und Culturberuf. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Friedrich von Hellwald. In dem vorliegenden Buche ist, und zwar wohl zum ersten Male in deutscher Sprache, der Versuch gemacht, ein eingehenderes Gemälde jener Ländergebiete zu entrollen, die im weitesten Sinne als Centralasien gelten. Die hohe Wichtigkeit, welche diese Region in politischer Hinsicht durch die Ereignisse der jüngsten Jahre erlangt hat und aller Wahrscheinlichkeit nach für die nächste Zukunft in noch steigendem Maße bewahren wird, rechtfertigt sicherlich einen solchen Versuch. Der Verfasser hat es sich augenscheinlich angelegen sein lassen, die ihm zu Gebote stehenden Quellen auf das Gewissenhafteste zu benutzen und durch deren Angabe dem freundlichen Leser die Möglichkeit einer Controle sowie der weiteren Vertiefung in die Details zu gewähren. Die neuesten Ereignisse in Afghanistan sind namentlich berückrücksichtigt und die Feldzüge der Russen, wie nicht minder die Schwierigkeiten, welche sich dem Vordringen der Engländer entgegenstellen, eingehender behandelt worden.

Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong; in Birma, Annam, Siam und Kambodscha. Unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zustände in Birma bearbeitet von Friedrich von Hellwald. Zweite vermehrte Auflage. In einem Zeitalter, wo der Völkerverkehr sich mächtig erweitert und Europa nach immer entlegneren Absatzgebieten die Hand ausstreckt; mußten die reichen und fruchtbaren Gebiete Ostasiens naturgemäß erhöhte Bedeutung gewinnen. Das vorliegende, würdig ausgestattete und durch neue Illustrationen bereicherte Buch hat sich nun der gewiß lohnenden Aufgabe unterzogen, den Standpunkt unseres heutigen Wissens über diese Länder niederzulegen, zumal die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit geeignet sind, in Bälde die Aufmerksamkeit in größerem Maße auf die nur mehr dem Scheine nach isolirten Völker hinzulenken.

Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Friedrich von Hellwald. Mit 500 Textabbildungen, sechs Tonbildern 2c. Die zweite Auflage dieses bei seinem ersten Erscheinen so überaus beifällig aufgenommenen Werkes zeigt ein gänzlich verändertes Antlitz. Stand die erste Auflage noch unter dem

damals herrschenden Dogma des Dreiperiodensystems, so haben die seither dagegen deutscherseits geführten wuchtigen Angriffe in dasselbe eine solche Bresche gelegt, daß der Bearbeiter der zweiten Auflage es unternehmen konnte, in dem namhaft erweiterten Bande ein ausführliches Gemälde der Vorgeschichte im Rahmen der neuen Anschauungen zu entwerfen. So viel wir wissen, ist dies der erste Versuch dieser Art, und der Verfasser, welcher keine Mühe gescheut hat, die möglichste Vollständigkeit zu erreichen, liefert hiermit nicht sowohl eine zweite Auflage eines schon bestehenden, gern gelesenen Buches, als ein dem Plan und der Anlage sowie den leitenden Ideen nach völlig neues, durchaus selbstständiges Werk. Obwohl populär in der Fassung, wendet er sich in erster Reihe an alle Durchforscher der Ur- und Vorzeit sowie an die Freunde der Archäologie, welchen es den dermaligen Standpunkt dieser Disciplin zu vermitteln strebt. Seinem Gehalte nach darf es wohl auf die Beachtung der Fachmänner rechnen.

Hieran reiht sich:

Der Weltverkehr und seine Mittel. Rundschau über Schifffahrt und Welthandel. Industrie-Ausstellungen. Herausgegeben von Dr. Jul. Engelmann, Fr. Luckenbacher, Baurath Dr. O. Mothes, Schiffscapitän A. Schück, Dr. Schwarze und Jul. Zöllner. Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 400 Textabbildungen, vierzehn Tonbildern, einer Welttelegraphie- sowie einer Flaggenkarte in Farbendruck 2c. Dieser in sich abgeschlossene Band wird von allen, dem großen Verkehrsleben Näherstehenden in den Handels-Emporien und Seeplätzen unseres Vaterlandes sowie seiner Nachbarländer, wie nicht minder von jenen zahlreichen Jüngern des Handels willkommen geheißen werden, welche die Bedeutung des Weltverkehrs kennen gelernt haben oder sich in dieses weite Gebiet einführen lassen wollen. — Wir fügen dem noch hinzu, daß in einer besonderen 300 Seiten langen Abtheilung die Industrie-Ausstellungen bis zur Pariser Weltausstellung 1878 eingehende Erwähnung gefunden haben, und das Buch somit thatsächlich auf der Höhe der Zeit steht.

Für jüngere Kinder liegen viele prächtige Bändchen vor:

Das schönste Weihnachtsbuch. Artige Geschichten für artige Kinder. 160 kleine Geschichtchen und Erzählungen für Knaben und Mädchen von sechs bis acht Jahren. Von B. Spieß und C. Michael. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der „Artigen Geschichten". Mit 50 Textabbildungen und vier Buntbildern.

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. Herausgegeben von Ernst Lausch. Elfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 60 Textillustrationen, sechs Ton- und vier Buntbildern. Das Buch findet sicher auch dieses Jahr wieder seinen gewohnten Platz unterm Weihnachtsbaum, denn die Kinderwelt sucht es dort.

Alruna. Der Jugend Lieblings-Märchenschatz. Familienbuch der schönsten Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke aus aller Herren Ländern. Herausgegeben von Franz Otto. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 150 Textabbildungen und einem bunten Titelbilde. Der Reichthum dieser aus über 80 Volks- und Kindermärchen, Volkssagen, alten und neuen Geschichten, Schnurren und Schwänken bestehenden Sammlung erhellt aus nachfolgender Zusammenstellung. Es sind behandelt und bearbeitet, nicht aus anderen Sammelwerken nur abgedruckt, sondern neu erzählt: 18 deutsche, 2 holländische, 12 slavische, böhmische, mährisch-wallachische, 3 russische, 7 finnische und magyarische, 6 dänische und skandinavische, 4 englisch-irische, 3 französische, 3 orientalische Volksmärchen und Sagen 2c., nebst 16 Schnurren und Schwänken.

Zugleich reihen sich dem weitere hervorragende Neuheiten an, so:

Die schönsten griechischen Sagen aus dem Alterthum. Seinen Enkeln und deren kleinen Freunden erzählt von Prof. F. Carl. Nach dessen Tode herausgegeben von Hermann Mehl. Mit 84 Textillustrationen und einem Titelbilde.

Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von Karl Knortz. Mit vier Anfangsvignetten und sechs Tonbildern. Da der Verfasser das Leben und Treiben der Rothhäute durch eigene Beobachtungen kennen gelernt hat und in den Mythen der Ureinwohner Amerikas vollkommen zu Hause ist, so dürfen dieser „Märchen- und Sagensammlung" mit vollem Rechte Gediegenheit und Originalität nachgerühmt werden, und es ist leicht vorauszusagen, daß unsere für die blumenreiche und poesievolle Sprache der Indianer so empfängliche Jugend diese bezaubernden Erzählungen als willkommene Weihnachtsgabe begrüßen wird.

Der Letzte der Hortensier; Culturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von R. Schoener. Mit 80 Textabbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel und Konrad Ermisch. Die Erzählung spielt in der Zeit des Imperators Augustus, welche einerseits schon viele der für die Kinderzeit charakteristischen Culturelemente enthält, andererseits noch ein ausgedehntes republikanisches Erbe aufweist. Dazu kommt das erhöhte Interesse, welches stets einer Zeit innewohnt, die auf der Grenzscheide zweier Entwickelungsperioden steht und deshalb das Schauspiel einschneidender Gegensätze und bezeichnender Kämpfe bieten muß. In den topographischen Beschreibungen und den Landschaftsschilderungen hat der Verfasser sich durchweg auf eigene Anschauung gestützt. Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Zeile theils in Rom und den Latinerstädten, theils in der Nachbarschaft Neapels geschrieben worden. Und so darf wohl die Absicht des Autors, ein lebensvolles und anschauliches Bild der Denk-, Gefühls- und Lebensweise der Römerwelt zur Erscheinung zu bringen, als außerordentlich gelungen bezeichnet werden. Die künstlerisch in Holzschnitt ausgeführten Zeichnungen Vogels und Ermischs schmücken in reichlicher Anzahl das elegant ausgestattete Buch.

Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im XVIII. und XIX. Jahrhundert. In Lebens- und Geschichtsbildern unserer Jugend und dem deutschen Volke vorgeführt von Franz Otto. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit sieben Ton- und Buntbildern und 180 Textabbildungen. Es hat der allbeliebte Erzähler Franz Otto sich Gestalten, wie Friedrich den Großen (als „Alter Fritz" so populär wie Keiner), Kaiser Josef II., den menschenfreundlichen Selbstherrscher, und Napoleon I., den Völkerbezwinger, auserwählt und mit einer Gründlichkeit und Wahrheitstreue behandelt, welche, unterstützt durch treffliche Illustrationen, das von der Verlagsbuchhandlung prächtig ausgestattete Buch sicher überall in den Familien heimisch machen dürften.

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO I. QUARTAL 1880.

Mit der nächsten Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das I. Quartal 1880 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer 52 schliessenden *XVI. Bande* der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin W., 4 Behrenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Inserate.

RUD. SCHUSTER (C. G. LÜDERITZ KUNST-VERLAG) BERLIN.

Soeben erscheint:

STAMMBUCH
DER
NATIONAL-GALERIE.

Radirungen von Ernst Forberg, Hans Meyer u. A.

Herausgegeben von Dr. M. JORDAN,
Direktor der National-Galerie.

Ausgabe I. Die ersten fünfzig Drucke numerirt, in Mappe nach dem Entwurfe des Prof. C. WALTHER zum Preise von 100 Mark.

Ausgabe II. Elegant gebunden in der Manier der Pergament-Einbände des 16. Jahrhunderts nach dem Entwurfe des Prof. WANDERER zum Preise von 50 Mark.

Ferner:

VATERLANDISCHE
REITERBILDER
AUS DREI JAHRHUNDERTEN
VON
W. CAMPHAUSEN.

Biographischer Text von Th. Fontane. — Illustrationen des Textes von Prof. L. Burger.
Pracht-Band nach Prof. L. Burger's Zeichnung. *Preis 50 Mark.*

Am 15. December d. J. erscheinen:
Harald und Theano. Operndichtung von **Felix Dahn.** 16. Brosch. n. *M.* 3.— Geb. *M.* 4.—
Weinalbum. Gedichte v. **Helene v. Engelhardt.** 8. Brosch. *M.* 1.50. Geb. *M.* 2.40.
Buch der Freude von **Siegfried Lipiner.** 8. Brosch. *M.* 4.50. Geb. *M.* 6.—
Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Verlag von
WIEGANDT, HEMPEL & PAREY, BERLIN.

SAHARA UND SUDAN.
Ergebnisse
sechsjähriger Reisen in Afrika
von
Dr. Gustav Nachtigal.
Erster Theil.
Mit 49 Holzschnitten und 2 Karten.
Gebunden Preis 20 *M.*

Das Nachtigal'sche Reisewerk bildet nicht nur durch die Fülle des darin enthaltenen Materials, sondern auch durch ausserordentlich anschauliche Schreibweise eine fesselnde Lectüre.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Erich Koschny** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

John Milton's
Politische Hauptschriften.
Uebersetzt
und mit Anmerkungen versehen von
Dr. **Wilhelm Bernhardi.**
Drei Bände.
Preis jedes Bandes 3 *M.* 50 *A.*

Einer Anpreisung bedürfen wohl die Schriften des Dichters des „Verlorenen Paradieses" nicht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, aus **J. G. Mittnacht's** Verl. in **Frankfurt a/M.:**

Emanuel Swedenborg,
der geistige Columbus.
Eine Skizze nach dem Englischen des **A. S. E.**
Mit einer Photographie Swedenborgs.
236 Seiten Octav.
Preis geh. *M.* 1.50; hübsch in Leinw. geb. *M.* 2.—.

Dieser Lebensumriß Swedenborgs hat im Original in einem Jahr drei Auflagen erlebt. — Persönlichkeit und Leben des merkwürdigen Religionsphilosophen sind auf's Bündigste geschildert, neben einer allgemeinen aber genauen Darstellung seiner Lehren. Ganz das Buch für Solche, die über den Seher und sein System das Zuverlässigste in kürzester Zeit kennen zu lernen wünschen.

Verlag von Richard Eckstein zu Leipzig.

Murillo.
Ein Lied vom Guadalquivir
von
Ernst Eckstein.
In Originalband gebunden. Preis 3 *M.*

Der größte spanische Maler, sein Ringen und sein Triumph, wird uns in „Murillo" in anmuthigster Weise poetisch nahe gerückt und erweckt in Ecksteins Darstellung nicht nur künstlerische, sondern menschliche Sympathie. Es ist ein reicher und weicher Sammetton über dies poetische Gemälde gebreitet, das im Colorit unübertroffen ist. (Salon.)

Eckstein hat in dieser Erzählung eine Tiefe der Empfindung und poetische Naivetät gezeigt, welche sonst dieser kecke Humorist hinter allen möglichen Phantasiesprüngen vortrefflich zu verbergen steht. (Ueber Land und Meer.)

Der rhythmische Wohllaut der Sprache, die Fülle der poetischen Bilder, die lebenathmende Darstellung, welche das Erzählte gleichsam uns vor Augen zaubert, sind Vorzüge, welche Eckstein's „Murillo" den gelungensten zeitgenössischen Epen an die Seite stellen. (Allgemeine Modenzeitung.)

Mag der Dichter uns Andalusiens blühende Gefilde oder die öden Strecken der Mancha schildern: stets erhalten wir ein lebendiges, stimmungsvolles Bild. (Gartenlaube.)

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin W., Behren-Straße 4.

№ 52. Berlin, den 27. December 1879. Band XVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutschen Handelsbeziehungen zu den Südseeinseln. Von H. v. Sp. — England und die irischen Parteien. Von Karl Blind. III—V. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Eis. Von Hermann Lingg. — Kupferstich und Radirung. Von W. Lübke. — Ferdinand Freiligraths Erstlinge. Von Wilhelm Buchner. (Schluß.) — Afrikanisches. Von Paul d'Abrest. — **Aus der Hauptstadt:** Die Anti-Lessing-Liga. Von Julius Stettenheim. — Dramatische Aufführungen. Der Freund des Fürsten. Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. Baal T'Fillah als der praktische Vorbeter, von Abraham Baer. Besprochen von Ferdinand Hiller. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die deutschen Handelsbeziehungen zu den Südseeinseln.

Die Zahlungseinstellung des bekannten Hamburger Hauses J. C. Godeffroy & Sohn, welche zwar eingeweihtere kaufmännische Kreise nicht überraschte, aber das fernerstehende Publicum auch des Binnenlandes lebhafter beschäftigt, als es bei der augenblicklichen, an commerciellen Krisen reichen Zeit sonst der Fall zu sein pflegt, hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die hervorragende Betheiligung des deutschen Handels mit den Inselgruppen der Südsee und auf die Stellungnahme der deutschen Reichsregierung zu diesen Handelsbeziehungen zurückgelenkt — einer Stellungnahme, welcher ein großer Theil der Tagesblätter mit Unrecht den Stempel einer „Colonialpolitik" aufzudrücken bemüht ist.

In der That sind jedoch die Interessen, welche durch die erwähnte Zahlungseinstellung gefährdet erscheinen, so wesentliche und von so allgemeiner Bedeutung für die Fortentwickelung unseres überseeischen Handels, daß es nur freudig zu begrüßen ist, wenn sich die Angelegenheit aus dem Rahmen kaufmännischer Verwickelungen zu einer mehr oder minder nationalen Frage gestaltet und so vielleicht ein partielles Unglück auch hier, wie die Geschichte es uns oft lehrt, einen kräftigen Impuls zur freien Entfaltung ruhender Kräfte gibt.

Die vor etwa 30 Jahren von Hamburg aus mit den Südseeinseln angeknüpften Handelsverbindungen hatten im Laufe des letzten Jahrzehnts einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Das Haus Godeffroy in erster Linie, ferner die Firmen R. J. Robertson, Wachsmuth & Krogmann, Ruge, Heedemann & Co., Gebrüder Hernsheim — sämmtlich in Hamburg resp. Samoa domicilirt — breiteten ihre Agenturen und Factoreien über fast sämmtliche, noch herrenlose Inselgruppen des Archipels aus, während sich auf den Samoa- und Tonga-Inseln, als dem natürlichen Mittelpunkt, ihre Bestrebungen zu festen Handelsplätzen, verbunden mit Plantagenbau im großartigsten Maßstab, concentrirten.

Der Handel scheidet sich dem entsprechend in den Tauschhandel mit den Eingeborenen, in welchem gegen die eingeführten Manufaktur-, Eisen- und Kurzwaaren die Landesprodukte ausgewechselt werden — und den Export der Erzeugnisse der eigenen Plantagen, deren Anlegung sich als eine dringende Nothwendigkeit, zugleich aber auch als das lohnendste Geschäft herausstellte. Mit dem Anwachsen der Concurrenz nämlich und der damit verbundenen Steigerung der Produktenpreise galt es, durch eigenen Anbau die Bestimmung des Preises gewissermaßen in der Hand zu behalten, um einen eventuellen Handelsverlust durch den Gewinn der Plantagen ausgleichen zu können. Da nun speciell die Samoa-Inseln ein ganz vorzügliches Plantagenland besitzen, welches billig zu erhalten war, da ferner das Klima den Anbau im hohen Grade begünstigt und Arbeitskräfte von einzelnen der übervölkerten Nachbargruppen leicht und zu sehr mäßigem Lohn heranzuziehen sind, so gewann der Plantagenbau überraschend schnell eine Ausdehnung, die erwarten läßt, daß er in nicht langer Zeit den Handel mit den Eingeborenen in die zweite Linie drängen wird. Es ist das specielle Verdienst des Hauses Godeffroy, dies Princip richtig erkannt und mit Einsetzung aller Kräfte durchgeführt zu haben; ihm, resp. z. Z. der, wie bekannt, mit ihm fast identischen „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln" gehören 100 bis 120,000 Acres Plantagenland, von denen über 4000 Acres in 4 Pflanzungen auf der Hauptinsel Upolu und in einer Pflanzung auf dem nahen Savaii bereits in Cultur genommen sind.

Es scheint uns nicht unwichtig, gerade in dem jetzigen Augenblick das Haus Godeffroy gegen den besonders in früheren Jahren von gewisser Seite in den Vordergrund gezogenen Vorwurf zu schützen, als theilten die auf den Godeffroy'schen Plantagen beschäftigten Insulaner das schmachvolle Loos der Kulis im Dienste anderer Nationen. Nicht allein die gewiß unparteiischen Berichte der Capitaine der deutschen Kriegsschiffe Gazelle, Hertha, Augusta und Ariadne, welche in den Jahren 1876 bis 1879 die Inseln besuchten, beweisen das Gegentheil, sondern auch von den direct gegentheilig interessirten Vertretern Englands und Nordamerikas mußte die tadellose Behandlung der frei angeworbenen Arbeiter anerkannt werden. Die Mittheilungen des Mr. Goward, Handelsagenten der Vereinigten Staaten, an den Minister Mr. Seward, sowie des Herrn Sterndal an den Ministerpräsidenten von Neuseeland, u. A. aber auch das bekannte Werk des Mr. John Horne über den Fidji-Archipel heben diese Thatsache ausdrücklich hervor.

Ueber den Umfang des Imports, sowie der Ausfuhr auf den Tonga- und Samoa-Inseln liegen uns einige nicht uninteressante Zahlenangaben vor: An der Gesammteinfuhr im Jahre 1876 im Werthbetrage von 1,606,000 Mark waren deutsche Importeure mit 1,290,000 Mark — im Jahre 1877 von 1,587,420 Mark mit 1,247,420 Mark betheiligt; der Werth des Gesammtexport in den gleichen Jahren betrug 2,566,000 resp. 2,503,400 Mark, an denen der deutsche Handel mit 2,386,000 resp. 2,216,800 Mark participirte. Noch überraschender ist vielleicht folgende Zusammenstellung der für Rechnung deutscher Häuser allein nach Europa ausgeführten

Produkte von den verschiedenen Gruppen des Archipels, als den Tonga-, Samoa-, Fidji-, Carolinen-, Gesellschafts-, Marshall-, Ellice-, Gilberts-, Duke of York-Inseln. Der Werth des Exports betrug nämlich:

1876	an Copra (getrocknete Cocoskerne)	3905000 Mark.	verladen in 23 Schiffen
	„ Baumwolle	654000 „	
	„ Baumwollensaat	94000 „	
	„ Cocosgarn	6000 „	
	„ Perlschalen	548000 „	
	„ Schildpatt	2000 „	
	Zusammen:	5209000 Mark.	
1877	an Copra	4722000 Mark.	verladen in 26 Schiffen
	„ Baumwolle	686000 „	
	„ Baumwollensaat	101000 „	
	„ Candle-Nüsse	5000 „	
	„ Cocosgarn	13000 „	
	„ Perlschalen	565000 „	
	„ Schildpatt	11000 „	
	Zusammen:	6103000 Mark.	
1878	an Copra	4896000 Mark.	verladen in 29 Schiffen
	„ Baumwolle	1108000 „	
	„ Baumwollensaat	115000 „	
	„ Candle-Nüsse	244000 „	
	„ Cocosgarn	6000 „	
	„ Perlschalen	638000 „	
	„ Schildpatt	14000 „	
	Zusammen:	7021000 Mark.	

Diese Zahlen beweisen die stete Steigerung des deutschen Exports um so schlagender, als die Preise der ausgeführten Waaren auf dem deutschen Markt in den letzten Jahren verhältnißmäßig sehr niedrige waren und sich erst im laufenden Jahre gehoben haben; der Export wird aber voraussichtlich schon in den nächsten Jahren eine noch umfangreichere Ausdehnung gewinnen, da der größere Theil der Cocosplantagen erst jetzt zur vollen Ertragsfähigkeit gelangt, und mit dem rationellen Anbau von Zuckerrohr, Reis und Kaffee, welcher sich bisher noch in dem Versuchsstadium befand, nunmehr energisch und mit glänzenden quantitativen und qualitativen Resultaten vorgegangen ist.

Diese in dem deutschen überseeischen Handel unübertroffen dastehenden Resultate veranlaßten die Reichsregierung, bereits am 1. November 1876 einen Meistbegünstigungsvertrag mit den Tonga-Inseln abzuschließen, welcher die Deutschen bezüglich des Landerwerbs, sowie aller Verkehrs- und Handelsinteressen allen anderen Nationen gleichstellt und ihnen einen Hafen mit Kohlenstation auf der Vavau-Insel einräumt; ein gleicher Vertrag wurde am 3. Juli 1877 mit den Samoa-Inseln vereinbart.

Inzwischen hatten die Vereinigten Staaten, deren Aufmerksamkeit, sowie die Englands, sich auf den eine immer dominirendere Stellung einnehmenden deutschen Handel gerichtet, den Hafen Papapago auf der Insel Tutuila erworben und schlossen mit den Samoanern am 17. Januar 1878 ebenfalls einen Meistbegünstigungsvertrag, wiesen aber gleichzeitig das ihnen angetragene Protectorat unter Hinweis darauf ab, daß sie den Erwerb von Colonien nicht beabsichtigten. Diesen Standpunkt fixirte Minister Seward dem kaiserlich deutschen Gesandten von Schlözer ausdrücklich mit den Worten: „We want only trade no dominion.“ Trotzdem erklärte im Februar 1878, unter dem lebhaften Protest der englischen und deutschen Vertreter, der nordamerikanische Consul Griffin aus dem äußeren Anlaß einer älteren, englisch-samoaner Streitigkeit, daß er die Samoa-Inseln unter den Schutz seiner Regierung stelle.

Dies einerseits, andererseits die vergeblichen Bemühungen, eine rückhaltslose Erfüllung der in dem Vertrage vom 3. Juli 1877 vereinbarten Begünstigungen für Deutschlands Interessen zu erlangen, veranlaßte schließlich die Beschlagnahme der Häfen Saluafata und Falealili durch S. M. Schiff Ariadne. Erst nach dem definitiven Abschluß des am 24. Januar 1879 unterzeichneten Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrages wurden diese Häfen freigegeben, nachdem auch der Consul Griffin inzwischen abberufen und durch Mr. Dawson ersetzt worden war. Der nunmehr zu Recht bestehende Vertrag sichert den Deutschen die Rechte der meistbegünstigten Nation und behält ihnen die alleinige Anlage einer Station in dem Hafen von Saluafata vor; er gewährt ihnen ferner volle Befreiung von allen Steuern, Zöllen und Kriegsleistungen, gestattet die Erwerbung von Grundbesitz und die Errichtung von Gebäuden, Magazinen und Läden und bestimmt schließlich, daß die Regierung von Samoa keine Monopole, Entschädigungen oder Vorrechte zum Nachtheile des deutschen Handels oder der Angehörigen des deutschen Reiches bewilligen dürfe. Verträge gleichen Inhalts wurden ferner mit den Ellice-Inseln, der Jaluit- und Ralick-Gruppe und den Duke of York-Inseln abgeschlossen; auf letzteren wurden die Häfen Makada und Mioko käuflich erworben und auf Jaluit eine Kohlenstation angelegt.

Während die Unternehmungen des Hauses Godeffroy & Sohn jenseits des Oceans aufblühten und sich, seitdem die deutsche Flagge sich dort Achtung und Respect erworben, immer mehr consolidirten, untergruben mißliche commercielle Verwickelungen den Credit des Hauses in Europa. Obwohl das Betriebskapital der Firma bei Beginn der Südseespeculation selbst für die weitgehendsten Unternehmungen ausreichend schien, wie denn damals J. C. Godeffroy & Sohn in der That als eins der bestfundirtesten Häuser Hamburgs galt, so legten doch besonders die großartigen Landkäufe und der Plantagenbau, dessen Ertragsfähigkeit erst im sechsten Jahre, wie wir oben bemerkten, heranreift, enorme Summen fest; während aber diese nur augenblicklich brachliegenden Werthe eine sichere und sehr hohe Rentabilität für die Zukunft erwarten ließen und in keiner Weise eine Verschlechterung der Lage der Firma herbeigeführt hätten, wurde der weitaus größere Theil aller disponiblen Mittel durch Speculationen in hiesigen Industrie- und speciell Bergwerkswerthen absorbirt. Insbesondere sind es die Osnabrücker Werke, welche enorme Summen verschlungen haben, aber auch die anderen nach der Krisis des Jahres 1873 in den Händen der Firma verbleibenden und größtentheils in Depot gegebenen Werthe erforderten seit mehr als 6 Jahren durch den unaufhörlich sinkenden Cours stete Nachschüsse und Rückzahlungen an die Vorschußgeber, welche schließlich die eigenen Kräfte überschritten, den weiteren Betrieb der Südsee-Etablissements gefährdeten und zu immer umfangreicherer Inanspruchnahme des Credits zwangen.

Die lange angebahnten Freundschaftsverträge der deutschen Regierung mit den bedeutenderen unabhängigen Inselgruppen der Südsee schienen die Situation des bereits wankenden Hauses aufs Neue befestigen zu wollen, weil sie der bisher immer noch auf unsicherem Fundament ruhenden, von rastloser Concurrenz — aber auch durch die unzuverlässige Haltung der Eingeborenen — bedrohten Speculation eine unantastbare Grundlage darboten. Schon nach dem ersten mit Samoa abgeschlossenen Vertrage glaubten sich Godeffroy & Sohn durch die Umwandlung ihrer Unternehmung in eine Actiengesellschaft, „die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee“, flott machen zu können; die Gründung derselben mit einem Grundkapital von 5 Millionen ging auch wirklich vor sich, aber der Begebung der Actien stellten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen, die sich zum nicht geringsten Theil auf die Eingangs erwähnten handelspolitischen Schwierigkeiten bis zur Unterzeichnung des definitiven Meistbegünstigungsvertrages und auf die eigenmächtige Stellungnahme des amerikanischen Consuls Griffin in Samoa zurückführen lassen. Nur ein Zehntel der Actien wurde von fremden Firmen gezeichnet, aber auch dieses Zehntel brachte keinen baaren Ertrag, sondern diente zur Deckung

alter Verbindlichkeiten — $^9/_{10}$ dagegen übernahmen Godeffroy & Sohn selbst und diese $^9/_{10}$ mußten bereits im Frühjahr dieses Jahres an Baring Brothers in London verpfändet werden, da dieses Haus nur unter dieser Bedingung in eine weitere Prolongation seines Acceptcredits willigen wollte. Mit dieser Operation war das Schicksal von J. C. Godeffroy & Sohn besiegelt, ja selbst die Reinerträge der von der Südsee eintreffenden Ladungen kamen nicht mehr ihm zugute, sondern mußten zu Gunsten der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft asservirt werden, auf deren Namen das Geschäft jetzt geführt wurde. Nachdem nunmehr die Prolongationszeit der Credite von Baring Brothers abgelaufen und die anderweitigen Bemühungen, das alte Hamburger Handelshaus zu stützen, zu keinem Resultat geführt hatten, mußte dasselbe seine Zahlungseinstellung erklären und es liegt die Gefahr nahe, daß das bei Baring Brothers hinterlegte Pfand verfällt und damit der wesenlichste Antheil an den mit deutscher Energie und deutschem Kapital geschaffenen Etablissements in fremde Hände — an das Ausland übergeht! Hiermit zugleich aber würde Deutschlands Betheiligung an dem gesammten Südseehandel auf ein höchst unbedeutendes Minimum reducirt und die rege englische Concurrenz würde sich beeilen, das neugewonnene Absatzgebiet gänzlich an sich zu ziehen. Diesen Handel aber widerstandslos aufzugeben, wäre ein nicht gut zu machender wirthschaftlicher Fehler — er muß Deutschland unter allen Umständen erhalten bleiben!

Hierzu ist in erster Linie die schleunige Einlösung der bei Baring Brothers für ca. 2,400,000 Mark verpfändeten Actien nothwendig. Der Gedanke an eine staatliche Beihülfe lag nahe und in der That ist ja unter ähnlichen Verhältnissen großen industriellen Unternehmungen, von deren Bestehen das Wohl oder Wehe von Tausenden abhängt, wiederholt eine, wenn auch nur indirecte Unterstützung seitens der Regierung zu Theil geworden. Sicherem Vernehmen nach hat die Firma Godeffroy es an Bemühungen in dieser Richtung nicht fehlen lassen, ja unser leitender Staatsmann soll sich persönlich für das Zustandekommen eines Arrangements durch die Seehandlung resp. durch eine Gruppe bedeutender Berliner Finanzkräfte interessiren — es sind wohl aber wesentlich Gründe politischer Natur gewesen, die bisher eine offenkundige Staatshülfe importun erscheinen ließen. Durch eine solche wäre der Fiscus der thatsächliche Besitzer des überseeischen Etablissements geworden und die Regierung hätte durch dieses Besitzthum unwillkürlich in eine active Colonialpolitik hineingedrängt werden können, die ihren Absichten und dem allgemeinen Interesse wenigstens vorläufig fern liegt.

In der That muß und kann die Hülfe auch ohne Unterstützung des Staates geschafft werden. Die Wege, welche „der Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland" angibt, scheinen die nächstliegendsten:

„Wir hoffen," sagt das Organ des genannten Vereins, „daß zunächst der Hamburger Lokalpatriotismus es sich angelegen sein lassen werde, die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft den Deutschen zu erhalten. Wir hoffen ferner, daß ein Berliner Consortium die Mittel aufbringen helfe, welche nöthig sind, um die von obiger Firma bei einem englischen Bankhause verpfändeten Actien gedachter Gesellschaft einzulösen. Wir glauben darauf um so mehr zählen zu dürfen, als die genannte Hamburger Südseegesellschaft seit einer größeren Reihe von Jahren geschäftlich günstige Erfolge aufzuweisen vermag und der Fall der Firma J. C. Godeffroy & Sohn nicht auf Mißerfolge in der Südsee, sondern auf mißglückte Unternehmungen in Deutschland selbst zurückzuführen ist. Die Schwierigkeiten, mit denen insbesondere die Segelschifffahrt zu kämpfen hat, die niedrigen Frachten, die mehrjährige Industrie- und Handelskrise u. s. f. konnten gleichfalls nicht ohne Einfluß auf die geschäftliche Lage gedachter Firma bleiben."

Nach den neuesten Nachrichten haben nunmehr auch einige große Firmen ein Arrangement mit Baring Brothers angebahnt und das genannte Haus scheint einer Einigung nicht abgeneigt — hoffentlich beruht dieselbe aber nicht auf der Anwendung von Palliativmitteln, sondern bedingt die volle Einlösung des ganzen Pfandobjectes vermittelst einer auf die überseeischen Etablissements aufzunehmenden Prioritätsanleihe. Wenn alsdann eine genaue Prüfung der gesammten Verhältnisse der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft von unterrichteter, aber gänzlich unparteiischer Seite aus stattgefunden hat, und sobald auf der Grundlage dieser Ermittelungen eine Reconstruction der Gesellschaft ermöglicht ist, dann wird auch das deutsche Kapital — selbst ohne Rücksicht auf zeitweilige Opfer — einer Begebung von Actien sich willig erweisen, wenn nicht aus directem speculativem Interesse, so doch aus billiger Berücksichtigung der Bedeutung jener Etablissements für ein weiteres Aufblühen der überseeischen Handelsverbindungen Deutschlands. Und eine solche Betheiligung deutschen Kapitals kann vielleicht jenen Impuls anregen, dessen wir in der Einleitung erwähnten, und von dem wir eine Erhöhung unseres Nationalwohlstandes erhoffen dürften. Gerade die in dem Südseearchipel abgeschlossenen Verträge haben hierzu den rechten Weg eingeleitet, den wir uns nicht durch die Schranke eines Unfalls verlegen lassen dürfen — sie zeigen, daß wir nicht der Erwerbung von Colonien bedürfen, daß wir nicht mit unberechenbaren Opfern in fremden Welttheilen Provinzen zu erobern brauchen, sondern daß wir auf friedlichem Wege überall festen Fuß fassen können, wo unsere Energie, unsere kaufmännische Einsicht und Leistungsfähigkeit uns die Concurrenz mit anderen Nationen überwinden läßt, und wo wir uns in geeigneter Weise den Schutz erwerben können, der unserem Handel, unserer Industrie und unseren überschüssigen Arbeitskräften neue Felder der Thätigkeit sich zu eröffnen erlaubt! H. v. Sp.

England und die irischen Parteien.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

III.

Von den 6,000,000 Iren gehören etwa 1,500,000 dem wesentlich protestantischen Nordosten der Insel an, wo eine schottisch-englische Einwanderung sitzt. Diese bildet die starke Klammer, mit der das Eiland am Reiche hängt oder gehalten wird. Dort, in Ulster, sind zahlreiche Vereine für den Schutz des Reiches vorhanden — die sog. Oranien-Gesellschaften und die Freimaurer-Logen. Conservativ, insofern sie sich an die entsprechende Partei diesseits des St. Georgs-Canals anlehnen, zeigen die freimaurerischen Oranien-Männer Irlands doch stark unabhängige Sinnesart, da sie immer auf der Wacht stehen und nicht selten auch mit dem Gebahren der englischen Tories wenig zufrieden sind.

Es hat, Ende des vorigen Jahrhunderts, eine Zeit gegeben, wo Irländer der verschiedensten Abkunft und ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß sich zusammenschaarten, um auf dem Wege der Umwälzung, gegenüber einer engherzigen Adelsregierung, Selbstständigkeit und Freiheit zu erkämpfen. Das Jung-Irland der Vierziger Jahre, dessen Unternehmen (1848) so jämmerlich im Gemüsegarten der Wittwe Maloney endigte, war ein schwacher Nachklang jenes Aufstandes von 1798. Seitdem hat der, schon unter O'Connel so mächtige katholische Einfluß im irischen Parteiwesen immer tiefer gegriffen. Der dumpfe Glaubenshaß ist eifrigst geschürt worden; nicht minder der Stammeshaß zwischen angeblichen Kelten einer- und Angelsachsen andererseits.

Nun ist es im Grunde ganz thöricht, vom reinen Keltenthum der Iren zu sprechen. Einmal sind sie von alter Zeit her eine Mischung von Kelten und Iberiern, zu denen sich frühzeitig germanische Stämme gesellten, die die gleichen Namen

*

trugen, wie ähnliche auf dem europäischen Festlande. Sodann haben, wenn die Gesichtszüge und die Schädelform irgendwie maßgebend sind, ohne Zweifel auch semitische (phönizische) Völkerschaften, und in ihrem Gefolge hamitisch-afrikanische, starke Spuren auf der Insel zurückgelassen. Dann kam die mehrhundertjährige Herrschaft nord-germanischer Wikinger. Später setzten sich niederdeutsche Fläminger mehrfach um die Küsten fest. Endlich wurden Cromwell'sche Soldaten nach Tipperary gebracht; ihre Abkömmlinge sind freilich an Gesinnung „hibernischer als die Hibernier" geworden.

Ich rechne in dieser Aufzählung nicht, was die Iren selbst, in ihrer sagenhaften Geschichte, von den Firbolgen, den Tuath de Dannan u. s. w., oder von dem griechischen Helden Parthalon erzählen. Eine Musterkarte aller möglichen Stämme ist Irland jedenfalls. Auch sieht man, neben den zurückgebliebensten Köpfen, manchmal wirklich, namentlich unter den irischen Frauen, ein Gesicht, das an assyrische Bildnerei oder an edelstes Griechenthum erinnert.

Der Sprache nach ist das Irenvolk in seiner ungeheueren Mehrheit heute englisch. Erisch redet nur noch ein unbedeutender Bruchtheil der unteren Stände im Süden und Westen. Im Hyde-Park hörte ich nur eine Gruppe von fünf Männern, die unter einander Erisch sprachen. Ein lebendes erisches Schriftthum gibt es nicht mehr, während doch die — ganz reichstreuen und protestantischen — Waliser auf diesseitigem Boden ihr Kymrisch, das eine andere keltische Mundart ist, in der Schule, in Büchern und Tagesblättern noch pflegen und der überwiegenden Mehrzahl nach bis zur Stunde Kymrisch als ihre Muttersprache reden.

Was soll da, bei diesen Sprachverhältnissen und dieser Stammesmischung in Irland, die Behauptnng von dem Keltenthum gegenüber dem „Sassenach"?

Von 1848 bis zum Krimkriege war es in Irland mit der Volksbewegung ziemlich still geworden. Der bekannte Spruch: „Englands Verlegenheiten sind Irlands Gelegenheiten" tauchte jedoch sofort wieder auf, als die brittische See- und Heeresmacht eine Zeit lang unfähig schien, gegen Rußland etwas auszurichten. Wer die religiösen Bewegungen etwas genauer verfolgt, mag aus Statistiken ersehen, daß die größere Nachgibigkeit gegen das katholische Irländerthum von Seiten der englischen Regierung in jenen Kriegsjahren plötzlich um ein Merkliches zunahm. Der unerwartete Pariser Frieden schläferte indessen die kaum geweckten Hoffnungen irischer Unzufriedenen wieder ein.

Mit dem Ausbruch des Aufstandes in Indien kam eine neue Aussicht. Die entzündliche Einbildungskraft mancher Iren blickte dem Falle der englischen Herrschaft als einem unvermeidlichen Ereigniß entgegen. Mit Spannung erwartete die durch das ultramontane Blatt „Nation" vertretene Partei, welche Haltung Ludwig Bonaparte und der Zar jetzt einnehmen würden. Von dem Tage an, wo die Niedermetzelung der Engländer in Delhi gemeldet ward, kam wieder Lebhaftigkeit in die Partei der irischen Rebellen. Auch der Ultramontanismus verstieg sich in Irland, wie in England, seit 1857 unter Cullens und Cardinal Wisemans Führung zu einer Anmaßung, wie sie von England bis dahin noch nie geduldet worden war.

Gleichzeitig tauchte die rothe Hand des irischen Vehmgerichts wieder an allen Ecken und Enden auf. Drohbriefe gingen im Lande herum, wie zur Zeit der „Eichenherzen" (Hearts of Oak), der Weißkittel (White Boys), und der „Rechten Kerle" oder „Rechtsburschen" (Right Boys). Hinter Ecken und Zäunen, ja auf offener Straße und im Tageslicht, und vor den Augen der im Felde Arbeitenden, fanden zahlreiche Ermordungen von Gutsverwaltern und Grundzins-Eintreibern statt. Fast immer blieben die Thäter unentdeckt. Vergebens wurden hohe Summen für den Angeber ausgesetzt. Während sich leicht Angeber der Mitschuldigen für die Enthüllung und Anzeige der politischen Verschwörungen fanden (sogen. approvers, denen dafür Straflosigkeit zugesichert ist), gelang es selten, auf ähnliche Weise den Anstiftern der Ackerbaumorde auf die Spur zu kommen.

Leider beherrschte die papistische Brüderschaft in jenen Jahren die irländischen Parteien, ob diese sich zu der Pachtreform bekannten, oder als „Repealer" der staatlichen Vereinigung mit England entgegentraten, oder eine demokratische Cocarde aufsteckten. Mit Ausnahme einiger Wenigen, wie Smith O'Brien, der den Versuch von 1848 gemacht und dafür gebüßt hatte, konnte man mit Fug sagen, daß so ziemlich alle Parteien in Irland durch ihren Schweif, wenn nicht durch ihre Häupter, in einem gemeinsamen ultramontanen Rattenkönig zusammenhingen. Es kann daher kaum Wunder nehmen, daß auch dieser Tage im Hyde-Park neben dem Banner eines radicalen Vereins des zahlreich von Iren bewohnten Londoner Bezirks Chelsea, eine mächtige Fahne erschien, die auf der einen Seite den heiligen Vater, auf der andern den von Barden angesungenen König von Tara aufwies. Es ist immer derselbe unerquickliche Mischmasch, in dem jedoch die ultramontane Farbe entschieden durchschlägt.

IV.

Bemerkenswerth sind die, gegen Ende der Fünfziger Jahre in Irland versuchten bonapartistischen Einwirkungen. Ludwig Napoleon hatte, gegen Englands Wunsch, sich plötzlich entschlossen, den russischen Krieg abzubrechen, und dadurch den Friedensschluß erzwungen. Nachträglich war er in geheimen Verkehr mit der Petersburger Regierung getreten, suchte sich für den bevorstehenden italienischen Feldzug nach allen Seiten hin freie Hand zu machen, und ließ deshalb Sendlinge u. A. nach Irland gehen.

Der Zweck war augenscheinlich, der englischen Regierung, die seinen auf Savoyen und Nizza gerichteten Plänen feindlich entgegenstand, im eigenen Lande zu thun zu geben. Mit einem Male schien man in den Tuilerien von gewissen Anwandlungen „geschichtlicher Zuneigung" zu Irland befallen zu sein. So ließ Ludwig Napoleon u. A. kurz vor 1859 der katholischen Kapelle in Aughrim eine Anzahl kostbarer Meßgewänder zustellen, die der dortige Priester jedesmal bei der Feier des Andenkens an einen in der Schlacht bei Aughrim (1691) gefallenen französischen Feldherrn tragen sollte. Jene Schlacht war einer der wichtigsten Kämpfe zwischen papistischer Restauration und dem modernen England. Frankreich stand damals auf Seite Irlands.

In der That nahm die irische Verschwörung der Phönix-Gesellschaft damals beträchtlichen Umfang an. Zahlreiche Verhaftungen fanden in allen Theilen der Insel, in Skibbereen, Killarney, Kemnare, Tralee, Bantry, Belfast, Antrim und a. O. statt. Man hörte von nächtlichen Drillübungen der Phönix-Männer auf den Hügeln von Kerry, von einem Einverständniß mit Iren in den Vereinigten Staaten, von Waffen, die durch ein unter irischer Flagge segelndes Schiff eingeschmuggelt worden, u. dgl. m. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Napoleon III. diese Bewegungen unter der Hand wenigstens mit Geldzuschüssen gefördert hatte. Es lag ihm daran, England zu beschäftigen. Daß die Verschwörung nicht geringe Verbreitung hatte, ergab sich aus einem bezeichnenden Umstande: sofort nach den Festnehmungen segelte eine auffallend große Anzahl Personen nach Amerika und Australien ab.

Um den Zusammenhang zwischen der napoleonischen Staatskunst und dem Wiederaufleben der irischen Bewegung kurz vor 1859 (wofür ich damals mehrfach Beweise erhielt) dem Leser näher zu legen, wird es vielleicht gut sein, an eine Mittheilung zu erinnern, die am 10. Januar 1852, ein paar Wochen nach Ludwig Bonapartes Staatsstreich, in der „Kölnischen Zeitung" erschien. Sie stammte offenbar von unterrichteter, d. h. officiöser Seite, und zeigt, daß im Elysee alle Pläne von langer Hand her angelegt wurden. So lautete der merkwürdige Pariser Brief:

„Bin ich recht unterrichtet, und ich habe alle Ursache, es zu glauben, so will Louis Napoleon, wie im Innern, so auch

nach Außen, eine thätige Politik an die Stelle der jetzt blos negativen treten lassen. Für eine solche thätige und kühne Politik, meint Louis Napoleon, wäre Lord Palmerston allein ein bereitwilliger Bundesgenosse. Der Präsident will nämlich zur Lösung der orientalischen Frage drängen — dabei auf Englands Seite stehen — sodann dessen Beistand in Italien, wo er im Bunde mit Piemont gegen Oestreich einschreiten will, in Anspruch nehmen. Die Republik (Frankreich) soll durch Savoyen und Nizza vergrößert, Sardinien dafür durch Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und Lucca entschädigt, und zur Ausführung des Planes — gegen Oestreichs Einsprache — kein Krieg gescheut werden, England aber dafür sorgen, daß der italienische Krieg nicht zu einem europäischen ausarte."

Dies war 1852 geschrieben. Hier sahen wir den russischen Krieg — das englisch-französische Bündniß — den italienischen Krieg — das Bündniß Napoleons mit Sardinien — die Vergrößerung Frankreichs durch Savoyen und Nizza — die Machtvermehrung Piemonts — die englische Neutralität — und die „Lokalisirung des Krieges", Wort für Wort vorausgesagt. Und zwar Alles in der Ordnung, in der es erfolgte. Palmerston, auf welchen Napoleon zählte, war indessen 1859 während des italienischem Krieges nicht am Ruder. Die englische Neutralität mußte also mit Hülfe irischer Zettelungen gefördert werden; und für diesen Fall hatte man in den Tuilerien, wie gesagt, schon rechtzeitig insgeheim Vorsorge getroffen.

V.

Zu Rußlands Vortheil wäre es heute, könnte man Irland in der jetzigen Weltlage in umfassenderem Maße für die Lähmung Englands verwenden. Ueber die erste Niederlage im Zululand, über die Ermordung Cavagnaris in Kabul und die Schwierigkeiten des afghanischen Feldzuges, ist in irischen Pfaffen- und Home-Ruler-Blättern viel gejubelt worden. Der Jubel war freilich von kurzer Dauer. Auch trifft es sich für die geschworenen Feinde Englands etwas unangenehm, daß in all den Kämpfen so viele freiwillige irische Soldaten mitmachen, — denn der Ire schlüpft gern in den rothen Rock —, und daß an den nachträglichen Siegen Englands diese tapferen Söhne Erins ihren guten Antheil hatten und wohl stets haben werden.

Was nun Rußland betrifft, so ist die Meinung in Irland sehr getheilt. Während die Home-Ruler, die Nationalisten, die Fenier und die Ultramontanen alle gern England in Schwierigkeiten verwickelt sehen, ist das Zusammenwirken mit Rußland durch den religiösen Gegensatz zwischen dem Katholicismus und der griechischen Rechtgläubigkeit gehemmt, an deren Spitze der Zar-Papst zu stehen behauptet. Gleichwohl wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch zwischen St. Petersburg und einem Theile der irischen Unzufriedenen da und dort ein Verbindungsfaden besteht. Wenigstens läßt die Sprache einiger der heftigsten irischen Widersacher Englands diesen Schluß zu.

Mit kluger Berechnung hat der jetzt thätigste irische Führer die Home-Rule-Bewegung plötzlich aufs Gebiet der Grundeigenthums-Reform übergespielt. Unzweifelhaft sind die Mißstände im Vereinigten Königreich in dieser Beziehung außerordentlich; eine Abhülfe erscheint dringend geboten. Im eigentlichen England ist die einst freie Bauernschaft zu einem gedrückten Stande von bloßen Tagelöhnern oder Kossäthen herabgesunken. In Irland trat früher noch die verwickelte, höchst nachtheilig wirkende Einrichtung der Afterpacht hinzu. Ueberdies entstand und entsteht für Irland durch die andauernde Abwesenheit der großen Gutsherrn, die auswärts den Ertrag ihrer Besitzungen verzehren, ein weiterer Verlust. Da indessen der Zurückkehrende leicht der Vehmkugel verfällt, ist eine Aenderung dieser Gewohnheit freilich schwierig.

Seitdem nun aber ein Landreform-Gesetz für Irland erlassen wurde, sind eher die Zustände Englands als die verhältnißmäßig schlimmeren zu bezeichnen. Jedenfalls ist beiderseitig die bessernde Hand durchgreifend anzulegen. Das Feudalwesen muß hüben wie drüben gebrochen werden. An die Erörterung dieser Frage will ich heute nicht herantreten.

Mittlerweile steht so viel fest, daß alle Parteien Englands einig sind in dem Entschlusse, den auf Lockerung oder Zerreißung der Reichseinheit abzielenden Feind sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Die Einmüthigkeit, die sich in Folge der neuesten irischen Vorgänge gezeigt hat, ist eine außerordentliche. Sollte man in St. Petersburg etwa meinen, England ließe sich durch ein homerulerisches Schattenspiel an der Wand ins Bockshorn jagen, so wird die Enttäuschung eine gewaltige sein. Und käme es etwa zum Zusammenstoß zwischen den beiden, bereits in Asien sich ins Weise des Auges blickenden Mächten, so werden die Russen dereinst schon sehen, was unter Anderm auch „irische Hiebe" sind.

Literatur und Kunst.

Eis.

Gefesselt liegt der Strom in Haft,
Dem Zugefrornen wird in blauen
Krystallen die gebundne Kraft
Zerstückelt aus dem Leib gehauen.

Und jedes Stück ein Sommertraum!
Ein Bild von Sonnlicht, Mondeshelle,
Wo Fische spielten, wo der Baum
Den Schatten warf zur klaren Welle.

Wo Kinder ihr Gesichtchen klug
Am Ufer sitzend wiederschauten,
Sich Schwalben mit dem leichten Flug
Zu tauchen und zu ruh'n getrauten.

O schönes längstvergang'nes Glück!
Nun kommt es um Champagnerflaschen
Noch als Erinn'rung kühl zurück —
Und möchte sich im Traum erhaschen.

Nun zaubert um des Kranken Haupt
Die todte Welle frisches Leben,
Um, wie von Schatten noch umlaubt,
Das was sie war, dem Blut zu geben.

Es lösen aus der starren Fluth
Sich helle Perlen, freundlich dringen
Lichtstrahlen in die Fiebergluth
Und Heilung naht auf sanften Schwingen. —

Auch, wie durchs Schatzgewölb' ein Hort,
Blinkt tief das Eis in Kellerräumen,
Und überwacht die Gährung dort
Und hütet vor dem Ueberschäumen.

Jedoch am liebsten wär's noch ganz,
Weit draußen, wo den Stahlschuh bindet
Die Jugend bei der Fackeln Glanz,
Wo raschern Flug's die Zeit entschwindet.

Hermann Lingg.

Kupferstich und Radirung.

Während uns die Photographie und neuerdings der Lichtdruck mit einer verschwenderischen Fülle künstlerischer Gaben überschütten und das gesammte kunstgeschichtliche Material immer weiteren Kreisen zugänglich machen, ist begreiflicher Weise vor diesen volksthümlichen Publicationen die aristokratische Kunst des Grabstichels und der Radirnadel in den Hintergrund gedrängt worden. Der Künstler des strengen Linienstichs, der oft viele Jahre an die Ausführung einer einzigen Platte setzen muß, findet selten jene Unterstützung, ohne welche er sein Werk nicht zu unternehmen vermag, und selbst im günstigsten Falle sind seine Arbeiten das Ergebniß einer aufopfernden Hingabe, welche ihren besten Lohn in der stillen Befriedigung eines ideal gestimmten Gemüthes finden muß. Nur bei den Franzosen wird der Kupferstich wie die Radirung mit Liebe gepflegt, bei uns in Deutschland aber wetteifert seit einer Reihe von Jahren Wien auf diesem Gebiete mit den Bestrebungen in Paris. In Wien ist es einerseits der kaiserliche Hof, der unter der Aegide des kunstsinnigen Oberstkämmerers Grafen Crenneville uns mit den Prachtwerken über die Waffensammlung und die Schatzkammer, sowie die kaiserlichen Lustschlösser beschenkt hat; andrerseits ist es die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, welche in rastloser Thätigkeit eine Anzahl trefflicher Publicationen hervorgerufen hat; endlich tritt auch der Unternehmungsgeist bedeutender Buchhändler ehrenvoll mit in die Reihe.

Um zunächst von den Arbeiten der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zu sprechen, über welche ich zuletzt vor einem Jahre berichtet habe, so ist die von ihr gegründete Zeitschrift „Die graphischen Künste" mit dem vierten reich ausgestatteten Hefte unter der Redaction von Dr. Oskar Berggrün zum Abschluß ihres ersten Jahrganges gelangt und hat das erste Heft des zweiten ausgegeben. Es ist eine nach Gehalt und Ausstattung reichhaltige und werthvolle Publication, die neuerdings auch das Lichtdruckverfahren in den Kreis ihrer Darstellungsmittel aufgenommen hat. Unter den neuesten Illustrationen bemerken wir namentlich eine effectvolle Radirung Wörnles nach dem hochpoetischen Gemälde der Leda von Correggio, während dagegen die Danae desselben Meisters in einer nicht sehr gelungenen Zinkographie wiedergegeben ist. Weit gelungener erscheinen der Ganymed und die Schule Amors aus der Londoner Nationalgalerie, auch der Lichtdruck nach Audouins Stich von Jupiter und Antiope ist eine nicht unwillkommene Beigabe, welche sammt den übrigen oben erwähnten Darstellungen einen Aufsatz von Dr. Hugo von Tschudi über Correggios mythologische Darstellungen begleitet. Außerdem heben wir aus demselben Heft noch hervor das effectvoll von Hecht radirte Brustbild Makarts, sowie die meisterhaften Radirungen von Herkomer (Alte Frau aus Wales), J. P. Heseltine (Prestwick Farm), von erstaunlicher Einfachheit und Wahrheit des Lufttons, ferner eine wirkungsvolle Radirung von Hecht nach Böcklins Gemälde einer altrömischen Taverne in der Galerie Schack, einen Stich von Wittmann nach einer der edelsten Campagnalandschaften J. W. Schirmers. Diese schöne Arbeit begleitet einen von Berggrün mit Wärme geschriebenen Nekrolog des trefflichen, zu früh verstorbenen Künstlers, dessen Bildniß in einem fein durchgeführten Stich von Jasper beigegeben ist. Erwägt man die Reichhaltigkeit und das vielseitige Interesse, sowie die vorzügliche künstlerische Ausstattung dieser schönen Publication, so bedarf es kaum weiterer Worte, um die Bestrebungen des Vereins der allgemeinen Theilnahme aufs Nachdrückliche zu empfehlen.

Nun gehört aber bekanntlich zu den weiteren größeren Unternehmungen der Gesellschaft das Galeriewerk älterer Meister, welches in seiner elften Lieferung den meisterlich durchgeführten Stich Wagenmanns nach Correggios Ganymed aus der Belvedere Galerie enthält. Es ist ein Werk liebevollster Hingabe, bei welchem man mit Interesse verfolgt, wie der Künstler bemüht gewesen ist die spröde Technik des Grabstichels für die Wiedergabe der zartesten Lufttöne jenes großen Meisters des Helldunkels zu schmeidigen.

Von dem andern großen Unternehmen, der Publication aus der ehemals Esterhazy'schen Galerie zu Buda-Pest sind neuerdings die 6. und 7. Lieferung erschienen, jede aus vier Stichen oder Radirungen bestehend. Die altitalienische Schule ist mit einer lieblichen Madonna Crivellis in einem sorgfältigen fein ausgeführten Stich Eißenhardts, einer Geburt Christi von Domenico Ghirlandajo, von demselben Künstler radirt, dann einer Madonna Francesco Francias, welche E. Martin überaus zart gestochen hat, vertreten. Von Niederländern finden wir eine jener effectvollen Landschaften Van der Neers trefflich radirt von Wörnle, ein Stillleben von de Heem in einer geistreichen Radirung von Greux, der auch die Pferdetränke von Philipp Wouwerman mit allem malerischen Reiz wiedergegeben hat, während Wörnle wieder ein großes Familienbild von A. Cuyp nicht minder charakteristisch vorführt. Von den in jener Galerie so reichlich vorhandenen Spaniern ist Murillo diesmal mit einer heiligen Familie nach einer Radirung von Rauscher aufgenommen, einer jener Compositionen, in welchen der große Meister das beliebte Thema mit der harmlosen Naivetät einer Idylle behandelt. Wir können nach so vielen trefflichen Gaben der Gesellschaft wiederholt nur die wärmste Anerkennung ausdrücken und ihr schönes Streben der thatkräftigen Theilnahme aller kunstgebildeten Kreise empfehlen.

Auch ein anderes großes Galeriewerk, von welchem wir schon früher berichteten, zeigt sich in rüstigem Fortschreiten: die von H. O. Miethke herausgegebenen, mit Text von C. v. Lützow begleiteten Radirungen Ungers, nach der kaiserlichen Gemäldegalerie des Belvedere. Zwei Lieferungen, die 8. und 9., jede aus vier Blättern in größtem Folioformat bestehend, sind kürzlich ausgegeben worden. Zu den köstlichsten Schätzen der Galerie gehört der Altar des heil. Ildefonso, welchen Rubens nach seiner Rückkehr aus Italien im Auftrage des Regenten der Niederlande, Erzherzog Albrechts ausgeführt hat. Es ist ein Triptychon im größten Maßstabe, welches im Mittelbilde den heil. Ildefonso darstellt, wie er von der Madonna im Beisein eines Hofstaats von Engeln ein prachtvolles Meßgewand empfängt. Auf den Flügeln sieht man einerseits den Erzherzog, andrerseits seine Gemahlin von ihren Schutzpatronen empfohlen in Verehrung vor der Madonna knien. An Kraft der Charakteristik, nerviger Wucht malerischer Wirkung, inniger Wahrheit des Ausdrucks, feierlich großartiger Anordnung gehören diese Werke zu den herrlichsten Schöpfungen des großen flandrischen Meisters. Die Außenseite endlich enthält die schöne Scene der heil. Familie, welche unter einem Apfelbaum ruht, von dessen Zweigen heitre Engelknaben emsig Früchte brechen, um das Christkind damit zu erquicken. Unger hat diese vier Blätter in ihrem vollen malerischen Reiz, ihrer eben so zart abgetönten als kräftigen Wirkung mit freier Meisterschaft wiedergegeben. Dazu kommen noch im Text drei flotte Radirungen nach Bildnissen desselben Meisters, Kaiser Maximilian I., Herzog Philipp den Guten von Burgund, und den Infanten Carl Ferdinand darstellend.

Die 9. Lieferung bietet eine größere Mannichfaltigkeit des Inhalts. Zunächst jene noble Madonna mit drei Heiligen, in welcher Tizian sich auf der frühen Entwicklungsstufe zeigt, wo Einflüsse Giorgiones und Palmas in ihm noch nachklingen, während sein Genius beginnt, sich zu seiner ganzen Größe und Freiheit zu erheben. Unger ist auch dieser von seinen holländischen Lieblingen so weit abweichenden Kunstrichtung mit hingebendem Verständniß gerecht geworden; dagegen ist ihm in der kleineren dem Text eingefügten Madonna, welche einer noch früheren Epoche Tizians angehört, der Kopf minder gut gelungen, während das köstliche vor der Mutter stehende und von ihr gehaltene Christuskind in seiner vollen Lieblichkeit erscheint. Wie der große venezianische Meister, von der Stufe Bellinis ausgehend, sich allmählich zu den herrlichen klassischen Typen emporringt, durch welche er über alle seine Schulgenossen hoch hinauswachsen sollte, zeigen diese beiden Bilder in anziehender Weise. Das folgende Blatt gibt in ungemein wirkungsvoller Behandlung das berühmte Familienporträt des Velazquez wieder, eines der bedeutendsten Werke dieses großen Meisters. Man sieht ihn selbst im Hintergrunde des tiefen Ge-

machs an einem großen Porträt malen, während im Vordergrunde seine zahlreiche Familie dargestellt ist: echte spanische Typen von markanter Eigenthümlichkeit, anspruchslos und schlicht angeordnet, aber durch die Prägnanz der Charakteristik und die wunderbare malerische Vollendung von fesselndem Reiz. In treuer und lebensvoller Wiedergabe dieses bedeutenden Werkes hat Unger seine volle Meisterschaft bewährt. Ferner lag offenbar seinem Naturell der Gegenstand des folgenden Blattes, welches Correggios Ganymed darstellt, und vielleicht wird man beim Vergleich mit dem oben erwähnten Wagenmann'schen Stich finden, daß der Kopf des Götterlieblings an Reiz der Formen etwas eingebüßt hat, während freilich eine Kraft der Lichtwirkung erreicht ist, welche in jenem Blatte zu Gunsten des Gesammttones mehr verschleiert worden ist. Das vierte Blatt führt wieder in freier kraftvoller Behandlung eins jener Meisterwerke van Dycks vor, in welchen dieser große Künstler die selbstbewußte vornehme Eleganz der Cavaliere seiner Zeit verewigt hat. Fügen wir noch hinzu, daß der Text mit der sorgfältigsten Beherrschung des kunstwissenschaftlichen Materials und mit feinem Verständniß der künstlerischen Eigenthümlichkeiten anmuthige Klarheit des Vortrags verbindet, so haben wir die Vorzüge dieser ebenso prachtvollen als gediegenen Publication angedeutet.

Im Augenblick, da wir diese Zeilen abschließen, kommt uns die zehnte Lieferung zu, die an Reichhaltigkeit den früheren nicht nachsteht wie sie an Schönheit ihnen ebenbürtig erscheint. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß sie von Rembrandt den singenden Jüngling, eine machtvolle Helldunkelstudie, von Teniers das Innere eines Bauernhauses, von Tizian eine seiner strahlendsten und entzückendsten h. Familien, von Breughel eine jener derbhumoristischen Kirmessen enthält, während der Text mit den kleineren Radirungen der Magdalena nach van Dyck, der Bauernhochzeit nach Teniers, sowie der Rückseite von Tizians h. Familie geschmückt ist. Letztere kam zu Tage als man sich veranlaßt sah, das Bild von Leinwand auf Holz zu übertragen. Dies merkwürdige Blatt bietet daher einen sehr werthvollen Beitrag zur Beurtheilung der Technik und des Verfahrens Tizians, dem man hier recht eigentlich „hinter die Coulissen" blicken kann.

Die glänzende Reihenfolge dieser Wiener Prachtwerke möge für diesmal die Monographie über das Schloß Stern beschließen, welche durch die Centralcommission zu Erforschung und Erhaltung der Denkmale herausgegeben, kürzlich im Verlag der Hof- und Staatsdruckerei erschienen ist. Ferstel hat durch seine Schüler die Aufnahme ausführen lassen, Louis Jacobi hat die Arbeiten der Kupferstecher überwacht, Hrachovina und Jasper haben die Radirungen ausgeführt, und der beschreibende Text rührt von Jacob Falke her. Dies merkwürdige Gebäude wurde in der Nähe von Prag auf dem weißen Berge durch Erzherzog Ferdinand, den Stifter der berühmten Ambraser Sammlung, nach seinen eignen Plänen in Form eines sechsstrahligen Sternes erbaut. Es ist eins der originellsten Denkmäler unsrer Renaissance und als solches schon in meiner Geschichte der deutschen Renaissance gewürdigt worden. Eine erste, aber noch ungenügende Publication gab dann Architekt Baum im Seemann'schen Verlag heraus. Jetzt liegt eine Monographie vor uns, die mit der höchsten Opulenz und in der typographischen Vollendung auftritt, wie wir sie von den aus der berühmten Wiener Staatsdruckerei hervorgehenden Werken gewohnt sind. Vierzehn Tafeln in elegant durchgeführten Stichen geben Grundrisse, Durchschnitte und die zahlreichen köstlichen Ornamente dieses reizvollen Denkmals, das den üppigen Geist der vollentwickelten Hochrenaissance athmet. Namentlich entzücken die zahlreichen Decken der Säle und Gemächer durch die graziösen Eintheilungen, die feinen Gliederungen und den geistreichen meist mythologischen, hie und da stark ins Erotische spielenden figürlichen Schmuck. Von diesem erhalten wir dann auf fünfzehn weiteren in trefflichem Lichtdruck ausgeführten Tafeln genauere Anschauung auf Grund von Gipsabgüssen, die nach diesen köstlichen Stuckdecorationen genommen sind. Endlich ist jede Seite des Textes mit prachtvollen breiten Randleisten im Geschmack der edelsten italienischen Renaissance eingefaßt, so daß die ganze Publication sich als eine ihren Gegenstande ebenbürtige erweist.

Nicht uninteressant übrigens ist die Geschichte des merkwürdigen Denkmals. Zunächst sprechen sich schon in der ganzen Form die vornehmen Lebensgewohnheiten und die Geschmacksrichtung der Blüthezeit der Renaissance aus. Alles athmet heitren Lebensgenuß, üppiges Behagen. Von den sechs Abtheilungen des sternförmigen Grundrisses ist eine als Treppenhaus verwendet; sie birgt in ihrem Kern nicht blos die stattliche Haupttreppe, sondern nach der beliebten Sitte jener Zeit, die sich am opulentesten in Chambord ausspricht, im mittleren Pfeiler eine zweite als Schnecke angelegte Stiege. Im Hauptgeschoß werden sodann die sämmtlichen Räume durch breite Corridore getrennt, die von der Peripherie strahlenförmig in einem centralen polygonen Kuppelsaale zusammentreffen, der z. B. auch in Palladios Villa Rotonda den Mittelpunkt der Anlage ausmacht, und den in unserer Zeit Semper ebenso in seiner Villa Rosa zu Dresden verwendet hat. Dieser Kuppelsaal empfängt durch die am äußeren Ende der sechs Corridore angebrachten Fenster eine genügende Beleuchtung. Die seltsame Grundrißform der fünf einzelnen Gemächer, die aus einem verschobenen rautenartigen Viereck bestehen, erhält durch passend angebrachte Wandnischen angenehme Mannichfaltigkeit. Noch höher ist aber der Reiz der stuckirten Decken, die jedesmal nach einem andern Grundmotiv gegliedert und decorirt sind.

Aus der späteren Geschichte des merkwürdigen Bauwerks erwähnen wir nur, daß es vor der Schlacht am weißen Berge das Hauptquartier des unglücklichen Winterkönigs war. Später kam es in die Hände der Militärverwaltung, die aus den kostbaren Räumen ein Pulvermagazin machte! So blieb dieser unwürdige Zustand, bis im Jahre 1866 nach der Schlacht von Königgrätz beim Herrannahen der Preußen die Verwaltung es für gerathen hielt, das Schloß schleunig zu räumen. Nun strömte alle Welt in die so lange hermetisch verschlossen gehaltenen Räume und staunte über die Pracht dieses „verwunschenen" Schlosses. Aber nach Herstellung des Friedens kehrten die Pulvervorräthe zurück, und der Bau wurde vom Militär wieder in Beschlag genommen. Allein die Aufmerksamkeit der Welt war nun einmal darauf hingelenkt worden, und von allen Seiten erhoben sich Stimmen, welche die Freigabe dieses köstlichen Kleinods der Renaissance verlangten. Auch der Unterzeichnete hat damals (1872) in seiner Geschichte der deutschen Renaissance in nachdrücklicher Weise jene Forderung ausgesprochen. Es gereicht nun der Centralcommission zu hohem Ruhm, daß sie durch unablässige Vorstellungen endlich der schier allmächtigen Militärverwaltung den edlen Bau entrissen und ihn jetzt der Bewunderung der Welt zurückgegeben hat. Ihr schönes Werk hat sie aber durch die vorliegende Publication gekrönt, die an gediegener vornehmer Pracht selbst hochfliegende Wünsche übertrifft.

W. Lübke.

Ferdinand Freiligraths Erstlinge.

Von Wilhelm Buchner.

(Schluß.)

Auch nachdem Freiligrath Eingang 1832 sich nach Amsterdam begeben, bleibt er dem Mindener Sonntagsblatt getreu. Nr. 6 vom 5. Februar enthält ein bisher nicht wieder hervorgetauchtes anmuthiges Gedicht, welches wegen seiner Formvollendung und weil es den Dichter von einer neuen Seite zeigt, hier eine Stelle verdient:

Schneeball und Frostblumen.

Wenn der Frost, der kluge Gärtner,
Kommt, die Scheiben zu bekränzen,
Und am Fenster, kraus und seltsam,
Die gefrornen Blumen glänzen,

Strömt dann nicht ein wonnig Wehen
Und ein lindes, laues Locken
Und ein lauer Frühlingsodem
Aus den kalten Blumenglocken?

Werden die phantast'schen Formen
Nicht zu Rosen, Hyazinthen?
Uebergießt die weißen Kelche
Nicht der Zauber bunter Tinten?

Scheucht ein mildes, duft'ges Hauchen
Nicht des Winters bitt're Kälte?
Wird des Zimmers weiße Decke
Nicht zum blauen Himmelszelte?

Wird die kleine, traute Stube
Nicht ein zweiter Frühlingsgarten,
Reich an Blumen, reich an Mädchen,
Die der Blumen sorgsam warten?

Tönt es nicht, als rauschten Blätter,
Tönt es nicht, als surrten Immen?
Tönt es nicht, wie das Geschmetter
Von zehntausend Vögelstimmen?

Also wie dem frommen Dichter
Mitten in des Winters Schweigen
Aus den starren Frostgebilden
Blumen, schön und bunt, ersteigen;

Wie die Vöglein ihn umsingen,
Wie die Falter ihn umgaukeln,
Wie die kleinen Elfenkinder
Sich in seinen Locken schaukeln:

Also mag im luft'gen Lenze
Auch der Winter ihn umfrieren,
Und der grüne Glanz der Fluren
Sich in Flockensturm verlieren.

Träumend lieg' ich auf dem Rücken
Unterm grünen Schneeballstrauche,
Und die weißen Blumenbälle
Schwanken in der Lüfte Hauche.

Frostgeborne Fensterblumen
Senden leises Frühlingsahnen,
Und ein duft'ger Blüthenschneeball
Mag an Sturm und Winter mahnen.

Wahrlich! schon erblick' ich Flocken!
Traun! es starren schon die Bäche!
Glitzernd in dem Strahl des Mondes
Ruht die weite, weiße Fläche.

Und beschneit sind alle Dächer;
Alles ist so licht, so helle!
Auf dem Eise tönt der Schlittschuh,
Sausend fliegen Flockenbälle.

Pelzverhüllte, rüst'ge Männer
Wandeln rasch, mit weiten Schritten,
Und ich spanne meinen Renner
Vor den leichten, flücht'gen Schlitten.

Seinen Hals, den schön gekrümmten,
Hebt er, daß der Mähne Ringeln
Flattern; daß die rein gestimmten
Glöcklein hell wie Silber klingeln.

Willig läßt er mir die Zügel,
Und gehorsam meinem Rufe
Auf dem glatten Schollenspiegel
Tanzt das Doppelpaar der Hufe.

Schneidend wehn des Winters Winde
Um uns her im Vorwärtseilen.
Aus des Rosses weiten Nüstern
Steigen blaue Dampfessäulen.

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf dem schönsten Nacken.

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen.

Wonne! Wonne! meine Hände,
Die des Renners Wildheit zähmen,
Ruhn auf ihren weißen Schultern,
Die den weißen Schnee beschämen.

Wonne! Wonne! oft berühr' ich
Wie durch Zufall ihre Wangen,
Zwischen meinen Zügeln sitzt sie,
Wie in einem Netz, gefangen.

Wendet jetzt das Haupt zurücke
Mit der Freude lichten Blicken;
Nickt und lächelt, daß die Federn
Ihres Hutes schwankend nicken;

Horcht erröthend meinen Bitten —
Niemand lauscht zu dieser Stunde! —
Und das süße Recht der Schlitten
Ueb' ich aus auf ihrem Munde.

Und der Schlitten wird zum Tempel,
Wird zum stillen Heiligthume —
Wär's doch Wahrheit, weißer Schneeball,
Winterliche Sommerblume!

Dann erscheinen in Nr. 10 „Der Mohrenfürst", in Nr. 11 „Die Bilderbibel", in Nr. 24 „Wetterleuchten in der Pfingstnacht", in Nr. 37 das humoristische „Vier Roßschweife". Ihnen folgen im Jahrgang 1833 der „Nebo", sowie als Probe aus einem gleichfalls selig verschollenen westfälischen Taschenbuche Gunloda „Die Auswanderer".

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, diesen unvergänglichen Gedichten hier zu begegnen, zwischen herzlich altväterischen Aufsätzen über Beleuchtung, Obstkultur, Choleramittel, Maitrankrecepten 2c., zu sehen, wie der junge Riese so bescheidentlich in die Zwergengesellschaft hereintritt, und daß der Herausgeber in keiner Weise zur Erkenntniß von der Bedeutung und Eigenthümlichkeit des jungen Poeten gekommen zu sein scheint, dem er seine Spalten öffnete; nicht minder freudig überrascht es uns, zu sehen wie der beispiellos gewissenhafte junge Dichter so vorzügliche Poesien, wie „Das Nordlicht", nachmals nicht der Aufnahme in seine Gesammelten Dichtungen würdigte. Noch sonderbarer aber erscheint es uns, wenn wir Freiligrath hier, wohl zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben, als Novellisten begegnen. In der Nummer vom 13. November 1831 beginnt „Der Eggesterstein. Erzählung von Ferdinand F*", mit der Bemerkung „Zur Preisbewerbung eingesandt". Die Novelle geht durch fünf Nummern, eine ins Breite gemalte Behandlung der Volkssage, wie der Teufel den Meister des berühmten uralten Bildwerkes an der Steingruppe, eine Kreuzabnahme darstellend, um deren Vollendung zu verhindern, mannichfach versuchte, aber schließlich an Walthers und seiner schönen Braut Kunigunde Frömmigkeit zu Schanden ward. Es ist eine Arbeit, welche in ihrer phantastisch-romantischen Färbung, der blumenreichen Darstellung ganz entschieden den jungen Dilettanten verräth; dennoch ward für die Erzählung, wie uns Nr. 1 des nächsten Jahrgangs berichtet, der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel mit dem Kopfe Aristipps, dem Verfasser Herrn Ferdinand Freiligrath aus Soest zuerkannt. Der Dichter gedenkt alsbald darnach dieser Jugendarbeit gegen einen Freund nur mit wegwerfendem Achselzucken; er hat später über sein novellistisches Erstlingswerk niemals gesprochen, demselben jedenfalls kein zweites folgen lassen.

Auch nachdem er bereits durch Chamisso und Schwab in einen weiteren Kreis eingeführt worden, blieb Freiligrath dem

altväterischen Blatte getreu, in welchem er eine Reihe seiner schönsten Dichtungen zum ersten Male der Welt vorgelegt hatte, theilte ihm wenigstens einige Uebersetzungen mit. Nur ein bisher unbekanntes Originalgedicht habe ich noch gefunden und zwar in Nr. 45—47 des Jahrganges 1835. Es gehört zu derjenigen Art, welche Chamisso, mit dem Freiligrath damals bereits in brieflicher Verbindung stand, ob ihrer Gräßlichkeit, ihrer Neigung zur Blutmalerei verwarf; das Gedicht „Tiger und Wärter" sieht ganz darnach aus, als ob es mit dem „Schahingirai" Chamisso vorgelegen und, von dem feinsinnigen Manne zurückgewiesen, hier in der Dunkelheit des Mindener Sonntagsblattes eine Zuflucht gefunden hätte. Ein mächtiger Tiger ist von einem indischen Fürsten dem Könige von England zum Geschenk gemacht worden; es begleiten ihn bei der Fahrt über das Meer sein indischer Wärter und dessen Geliebte. Diese aber wendet einem englischen Offizier ihr Herz zu und gewährt demselben nächtliche Zusammenkünfte; der Wächter, welcher hiervon Kunde hat, läßt das Thier los, damit es das Werk der Rache übernehme; der Tiger stürzt sich auf den Engländer, welcher nächtlicherweile die Mauer des Zwingers übersteigt, und zerreißt ihn. Das ist geschildert mit all der packenden Kraft der Leidenschaft und Darstellung, wie sie dem Dichter zu Gebote stand; aber erfreulich ist es nicht: Freiligrath hat wohl daran gethan, das gräßliche Gedicht auszusondern.

Noch ein Gedicht aus jener Zeit mag hier erwähnt werden, welches indeß nicht in irgend einem der genannten Blätter abgedruckt erscheint, sondern wohl nur als Flugblatt ausging; dasselbe erscheint um deswillen besonders bedeutsam, weil es uns zeigt, daß Freiligrath keineswegs erst in den vierziger Jahren politische Dichtungen verfaßte, wie man vielfach irrig meint. Schon die Sammlung von 1838 deutet in Gedichten, wie „Die irische Wittwe", in den beiden Liedern für Dullers „Phönix" auf die Wunden der Zeit hin; der „Scheik am Sinai", welcher übrigens meines Erachtens nicht 1830, sondern Herbst 1833 gedichtet ward, erscheint als eine in das zierliche Rankenwerk der Poesie verhüllte politische Satire; das nachfolgend in seiner ersten größeren Hälfte mitzutheilende Gedicht aus dem Sommer 1831 trägt eine ganz entschieden politische Farbe. Das Schützenfest im Juni war damals, ist vielleicht noch, das Hauptfest der Soester, und Freiligrath nahm mit vollem Herzen daran Theil als Sänger, Zecher, Reiter und — Dichter. So lieferte er zum Schützenfest von 1831 unter der Ueberschrift „Flaschenkrieg" folgende Strophen, mit ihrer Hindeutung auf Polens und Belgiens Erhebung, auf die Julirevolution, ein Vorspiel der späteren politischen Dichtung, auch in der Form für einen 21jährigen Poeten ein Meisterstück.

Sturmgeläut und Pulverdampf,
Krieg auf allen Seiten!
Renner schnauben in den Kampf,
Blut'ge Heere streiten!
Schlachtgesang,
Schwerterklang
Tönen bang die Welt entlang.

Manches Staatenroß wird scheu
Und zertritt die Deichsel,
Freiheit ist der Welt Geschrei,
Zürnend grollt's die Weichsel.
Ihr Gebraus,
Dumpf und graus,
Donnert laut zum Freiheitsstrauß.

Um den Baum der Freiheit tanzt
Brabant auf dem Kopfe;
Frankreichs Lilie wird verpflanzt
Aus dem alten Topfe.
Glutherhellt
Sah's die Welt —
Ob der neue Topf auch hält?

Bebend zuckt der Ost, der West!
Trübe, schwere Zeiten!
Nichts ist heilig, nichts ist fest!
Selbst an des geweihten
Papstes Thron
Spielte schon
Rom ein wenig Rebellion!

So spricht mancher weise Mann
Klagend jetzt zur Stunde. —
Was geh'n uns die Türken an?
Laut singt in die Runde:
Glanzerhellt
Ist das Zelt!
Sagt, was kümmert uns die Welt? u. s. w.

Die Zahl der gedruckten, aber verschollenen Dichtungen Freiligraths hätte sich an dieser Stelle noch vermehren lassen, manches der Auferstehung würdige Gedicht ist nur aus Mangel an Raum unterdrückt worden; andere freilich sind wirkliche „Puerilia, Exercitien", wie sie der Dichter nachmals nannte, fertig in der Form, aber unselbstständig, anlehnend an Hölty, Körner, Schenkendorf 2c. Jedenfalls wird uns aus der Betrachtung dieser vom Verfasser verworfenen Gedichte die Erkenntniß kommen, daß Freiligrath mit einer ganz erstaunlichen Sicherheit, Entschiedenheit, Strenge in der Auswahl dessen vorging, was er der Welt in seiner ersten Sammlung darbot. Im Gegensatz zu manchen andern jungen Dichtern hatte Ferdinand Freiligrath zwei große Vortheile: denjenigen der schönsten Bescheidenheit, sodaß er wie träumend, mit höchster Verwunderung die Stimmen begeisterten Beifalls vernahm, welche ihn alsbald begrüßten; sowie ferner, daß er in Schwab und Chamisso die wohlmeinendsten, feinsinnigsten, geschmackvollsten Berather fand. Die prachtvolle Dichtergabe war sein eigenstes Besitzthum; aber diesen beiden trefflichen Männern, denen er mit wahrhaftem Zagen die Bitte vortrug, ihnen die erste Auflage seiner Gedichte widmen zu dürfen, dankt er es, daß sie ihn befestigten in diesem straffen Bewußtsein der Pflicht, nichts Unreifes, Unselbstständiges, Unschönes hinausgehen zu lassen. Diese strenge Selbstzucht hat Ferdinand Freiligrath die schönsten Früchte getragen; ein ganzer, fertiger Mann, ein großer Dichter, trat er aus der Stille einer weltabgeschiedenen westfälischen Kleinstadt hinaus vor ganz Deutschland.

Afrikanisches.

Eine recht malerische Gruppe, jene der Abgeordneten, die sich in Marseille einschifften, um drüben in der algierschen Colonie die wunden Flecke in Augenschein zu nehmen und dem vielfachen Weh und Ach der Colonialbevölkerung ihr Ohr zu leihen! An der Spitze der Unterstaatssecretär im Ministerium für öffentliche Arbeiten, Herr Cyprian Girard. Eine markige, fast derbe Erscheinung, breitschulterig, Glatzkopf mit rauhem schwarzen Bart und wenig Anspruch auf Eleganz, dafür aber ungeheuer rührig. Unter dem Commando des Herrn Girard manövrirt die Rotte reisender Volksvertreter wie eine Küraſſierschwadron. Strenge Pünktlichkeit und absolute Mannszucht werden von allen Theilnehmern gefordert, Marode oder Baschibozuks mögen zurückbleiben und auf eigene Faust reisen. Ein junger Secretär und zwei Bürger aus dem Departement des Herrn Girard begleiten denselben.

Den Grau- und Weißbärten alle Ehre! Sie sind ziemlich zahlreich. Diesen Typus der Franzosen alten höflichen Schlages, der die Kunst besitzt, mit einer grüßenden Handbewegung den Grüßenden zu gewinnen, und dessen ganzes Wesen ritterlich angehaucht ist, stellt uns Herrn Levasseur vor, der Vertreter des Oise-Departements und der Patron eines höchst amüsanten Bedienten, Anatole, der sich in einem Verne'schen Reiseroman vortrefflich machen würde; Herr Tiercot aus dem Departement

de l'Ain ist ein schlichter Landarzt, im Betragen einfach und leutselig wie seine engeren Landsleute aus dem Gebirge; er wird nur launig, wenn vom Clerus die Rede ist, dann erwärmt er sich und räth dringend, ja nicht den etwaigen Friedensbetheuerungen der Pfaffen Glauben zu schenken; Herr Barodet dagegen, der Erwählte von Paris, der radicale Popanz, dessen man sich bediente, um Thiers zu stürzen, ist in Gutmüthigkeit wie aufgelöst, er hat jeden politischen Groll in Marseille zurückgelassen und fühlt sich auf afrikanischem Boden ganz als Tourist, er bewundert die Landschaft, nimmt seinen Antheil an den verschiedenen Banketten, erlaubt sich hie und da eine Partie Ecarté und rühmt sich, seit Wochen keine Zeitung angerührt zu haben. Dagegen politisirt in einem fort der quecksilberne Abgeordnete des Indre-Departements, Herr Leconte, der an jedem Strohhalm eine drastische moral-ökonomische Abhandlung zu knüpfen versteht. Dabei spielt Herr Leconte Flöte, dichtet recht schnurrige Knittelverse und sammelt allerlei Tand für ein Museum, daß er in seinem Departementshauptort einrichten möchte. Herr Villain zeichnet sich durch sein mähnenartiges Lockenhaar und seinen wallenden Bart „une barbe de fleure" aus; der Zufall gesellt zu diesem Herrn Villain den bekannten Vertreter von Versailles, Herrn Albert Joly. Dieser, ein junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen und von sehr aufgewecktem Temperament, trägt sich mit hohen Plänen, er sieht den Augenblick voraus, wo Herr Albert Grévy die Herrlichkeiten des Vicekönigthums herzlich satt bekommen wird und wo man als zweiten Civilgouverneur einen Abgeordneten suchen wird, der mit den Angelegenheiten der Colonie bewandert und dabei gut protegirt ist. Bei weitem nicht so hochtrabende Absichten können Herrn Arthur Picard, dem jovialen Lebemann zugeschrieben werden. Dieser Bruder des vor zwei Jahren verstorbenen Ministers der Nationalvertheidigung hat nur den Zweck, drüben in Afrika Küchen- und Frauenstudien anzustellen. Er erkundigt sich stets nach dem bevorstehenden Menu, und wenn er mit der Hand über Stirn und Backenbart fährt, verräth diese selbstgefällige Geberde allerhand Unternehmungsgelüste gegen die maurischen Boudoirs der Cashba. Der ruhige, bedächtige Noël Parfait ist das literarische Factotum des berühmten Verlagshauses Lévy, der elegante Menard Dorian ein Schwiegersohn des bürgerlichen „Kanonenministers der Belagerung", und Herr Camille Forcy, dessen Name sich ebenfalls mit der Belagerung verquickt, war Commandant der Seineflotille. Die algierischen Abgeordneten bilden an Bord des Valery-Dampfers eine recht bunte, lebhafte und animirte Gesellschaft.

* * *

Herr Albert Grévy, der Civilgouverneur von Algier, ist etwa 5—6 Jahre jünger als sein Bruder der Präsident. Die Erscheinung des republikanischen Vicekönigs ist auf dem ersten Blick durchaus nicht so prägnant wie die seines Bruders. Grévy Nummer Eins ist um einen Kopf größer als Grévy Nummer Zwei, seine Gestalt ist viel massiver und die charakteristische Glatze des mächtigen Schädels fehlt bei Grévy dem Zweiten. Und dennoch, wenn man beide Brüder auf 30 bis 40 Schritt Entfernung betrachtet, fällt die Aehnlichkeit der Gesichtscontouren auf und erzeugt eine beinahe täuschende Illusion. Allein diese findet ihr Ende, sowie man an Herrn Grévy den Zweiten herantritt. Während sein Bruder, der Präsident, in seinem Auftreten würdevoll, aber ohne jeden Affect ist und sich schlicht und einfach bewegt, hat sich Herr Grévy der Zweite als Vorbild einen methodistischen Pastor gewählt und copirt treu bis zum Servilismus das Muster. Stets in feierliches Schwarz gekleidet, den Rock zugeknöpft, das weiße Haar über die Stirne nach geistlicher Mode zurückgekämmt, die Augen stets nach oben gerichtet, als wollte er die himmlische Eingebung erflehn, einen gut einstudirten Zug um die bleichen hageren Lippen — man könnte glauben, er würde bei jedem Speech statt mit dem üblichen „Messieurs" mit dem weihevollen „Mes chers frères du Jesus Christ" beginnen. Bei ihm fließt fürwahr nicht der Redeschwall aus den mageren Lippen, o nein, da tröpfelt jedes Wort und fällt gewichtig auf den Boden. Herr Grévy hatte keine sorgenfreie Existenz. Die Algierer sind nicht leicht zu regieren und noch weniger können sie zufrieden gestellt werden, weil Jeder von ihnen etwas Anderes verlangt.

Das Civilregiment, welches der Bruder des Präsidenten einführen soll, galt den Leuten als ein Talisman, der alles Gute her- und alles Böse wegzaubern könnte. Man war fest überzeugt, daß alle die Klagen und Beschwerden, welche so oft über das Mittelmeer bis in die Berathungssäle von Versailles drangen, aufhören würden, sowie an Stelle eines Generals ein schwarzer Frack treten würde. Aber Herr Grévy hat diese Hoffnungen nicht erfüllt und er konnte sie nicht erfüllen, denn er kam ja nach Afrika als ein vollständiger Neuling und er mußte zuerst sich orientiren. Das thut Herr Grévy nach Leibeskräften, er verschlingt förmlich Bücher, Tractate und Documente mit wahrem Heißhunger. Auf dem Gouvernementsplatz verwünschen die Verwalteten den Verwalter, weil er noch nichts geleistet hat.

* * *

Die Engländer, welche lange Zeit die Eroberung dieses Theils von Nordafrika durch Frankreich mit sehr scheelen Augen betrachtet haben, unternehmen jetzt einen förmlichen Invasionszug nach Algier. Das herrlich gelegene Dorf Mustapha vor den Thoren der colonialen Hauptstadt bedeckt sich nach und nach mit Villen, welche durchweg englischen Familien gehören oder solchen vermiethet werden. Die Grundstücke, welche noch vor einigen Jahren vollständig werthlos waren, steigen enorm im Preise, und die Eigenthümer der zu vermiethenden Landhäuser beginnen Ansprüche zu erheben, welche bereits an die maßlosen Forderungen der civilisirtesten Badeorte erinnern. Wenn ein reicher Engländer aber entschlossen ist, dem heimatlichen Spleen nnd den Nebeln zu entschlüpfen, so kommt es ihm fürwahr auf einige hundert oder tausend Francs Miethe mehr nicht an. Die Preise halten sich daher. Die Wirthe dürften übrigens, genau bemerkt, so und so viel für die Aussicht aufschreiben, denn das Panorama, welches sich zu den Füßen des oben auf dem Mustaphahügel stehenden Beobachters entrollt, braucht keinen Vergleich zu fürchten. Die ungeheuere Azurfläche des Mittelmeers vor den Augen, rechts die blendend weiße Häusermasse der Kastah, links die Gipfel des Atlasgebirges, über welche der Djor djura wie ein steinerner Gott emporragt, rings herum die üppigen Landhäuser, deren Gärten eine beinahe tropische Flora ziert — man fühlt sich paradiesisch wohl in dieser transparenten Luft!

Die Velleggiaturgelüste der Engländer beschränken sich nicht blos auf Mustapha, etwa vier Stunden von Algier hat ein waghalsiger unternehmender Kopf eine Badeanstalt errichtet, die fast ausschließlich von Arabern und Britten benutzt wird. Hammam Rhiza, so heißt der Badeort, krönt den Gipfel eines Berges, auf dem früher eine römische Stadt gestanden, wie es die zahllosen Ueberreste von Stein und Marmor zeigen. Ganz oben, mitten unter den Ruinen plätschert unter steinernen Gewölben dahinrollend ein Bach kochenden Wassers. Es ist die Quelle von Hammam Rhiza. Die Militärverwaltung leitet das Wasser nach einem für verwundete Offiziere und Soldaten eingerichteten Lazareth. Der Unternehmer der Badeanstalt führt es seinen Wannen und seinem Hotel zu. Dieses Hotel ist mit allem Comfort eingerichtet und entbehrt gar nichts von alledem, was der anspruchsvollste Kurgast zu fordern gewohnt ist. Der Eindruck hier auf einem afrikanischen Gesimse eine Miniaturausgabe des Grand Hotel mit seinem ganzen Apparate und der vorschriftsmäßigen Table d'hôte-Küche zu finden, ist ganz merkwürdig. Der unternehmende Geist aber, der auf den Gedanken verfiel, hier eine Filiale von Baden-Baden zu errichten, ist ein Lyonese, Herr Arlès Dufour, der Sohn des bekannten Saint-Simonisten. Die Idee war keine üble, denn die Anstalt ist überfüllt, abgesehen von den Tausenden von Arabern, die sich in den rosigen, eigens hergestellten „Cures" den heilsamen und vom Koran vorgeschriebenen Waschungen unterziehen — natürlich gegen erkleckliche und wiederholte Abgaben.

* * *

Bei einem Bankett im Oran hatte ich Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft einer einheimischen Hochwohlgeboren zu machen. Vor Allem ein alter Agha mit dem prachtvollsten Patriarchenbart und kleinen funkelnden Augen. Der Mann sah sehr treuherzig drein und nickte bejahend, wenn ein neben mir sitzender Gast, ein Franzose, seine Zeugenschaft anrief, daß sich die Offiziere des arabischen Bureaus und die einheimischen Chefs ganz gut vertrügen. Das Pfand dieses Einvernehmens schillerte überdies auf dem weißen Burnuß: das Offizierkreuz der Ehrenlegion neben der Eintrittskarte für das eben stattgefundene Wettrennen. Ein Beduinenanführer mit einem wahren Banditengesicht war das Visavis des gemüthlichen Aghas; an der Spitze seiner Goums wäre es nicht geheuer gewesen, dem Manne irgendwo in der Wüste zu begegnen. So stelle ich mir den Kaïd vor, welcher — wenn die Sage richtig ist — dem Schäfer seinen letzten Hammel wegstehlen würde, um dann mit dem französischen Cap'tan zu theilen, damit dieser ein Auge zudrücke. Ein Khalifat mit dreifachem Turban um den Burnuß vervollständigte das Trio. Er soll ein gar frommer Mann sein, er trank während des Diners keinen Wein. Der Agha und der Beduine wagten ebenfalls nicht, sich an die Flaschen heranzumachen und blieben beim Wasser, obwohl sie, wie mir der französische Kenner behauptete, dem Safte ganz gerne huldigten. Diese „assimilirten" arabischen Häuptlinge sprechen im Conversationstone ein durchaus erträgliches und beinahe accentloses Französisch. Nur wenn sie, wie's öfter geschieht, auf dem Eise einer längeren Rede tanzen wollen, werden sie possirlich und verfallen in jenes seltsame Kauderwelsch, welches unter dem Spottnamen Sahirsprache bekannt ist. Es gehört übrigens zum Sport, so einen Agha oder Scheik, der sich auf den Schönredner hinausspielt, zum Vortrage zu drängen, um seine Barbarisirung des Französischen hinterher zu belachen. Die jüngeren Araber sind schon vorgeschrittener, die Pariser Boulevardsprache übt auf sie ihren Reiz und es ist komisch, von einem solchen Kerl im langen flatternden Burnuß die paar blitzdummen Redewendungen, die momentan in den Stutzerkreisen ihr Glück machen, mit aller Ueberzeugung wiederholen zu hören.

* * *

Beispiel. Man tritt in ein Kaffeehaus, zwei den Goums angehörende Reiter lassen sich auf das Sopha nieder. Der eine verlangt einen Milchkaffee. Der Aufwärter antwortet, er habe keine Milch mehr. Der Araber knurrt und verlangt immer im reinsten Boulevardfranzösisch ein Stück Backwerk. Der Garçon kann auch diesmal nicht dienen. Nun läßt der unzufriedene Araber ein prasselndes Feuerwerk von Epithetons los, wie sie nur der gewandteste Boulevardier in seinem Repertorium besitzt. Er verwünscht die „Boutique", wo man nichts bekomme und den „Patron de la boîte". Das Alles so ungezwungen und natürlich, als wäre er ein Kind der Belleviller Vorstadt und nicht ein Sohn der Wüste. Man mag ruhig sein, die Leute lassen sich — assimiliren.

Paul d'Abrest.

Aus der Hauptstadt.

Die Anti-Lessing-Liga.

Die letzte Jahresnummer einer Wochenschrift eignet sich besonders zur Aufnahme eines Artikels, welcher wie der vorliegende eigentlich ein Rückblick ist, obschon ich ihn nicht als einen solchen bezeichnet habe. Die Ueberschrift meines Artikels ist die Firma eines Vereins, welcher — sit venia verbo — in der Bildung begriffen ist und somit eine Erscheinung darstellt, auf welcher das Auge des Rückblickenden als auf einer hervorragenden sofort haften bleibt, und eine solche Erscheinung ist, wie man zugeben wird, eine Anti-Lessing-Liga ohne Zweifel.

Die Leser dieser Wochenschrift werden vielleicht von dem genannten Verein noch nichts gehört haben, da er allerdings diesen Augenblick noch nicht an das Licht des Tages getreten ist. Aber ich hoffe, keine Indiscretion zu begehen, wenn ich schon jetzt Einiges von ihm erzähle. Nachdem ich durch die Aufforderung, ihm beizutreten, ausgezeichnet worden, glaube ich auch berechtigt zu sein, das Publicum auf ihn aufmerksam zu machen, und so zugleich der die Einladung begleitenden Bitte, in meinen Kreisen nach Kräften für den neuen Verein zu wirken, thunlichst Genüge zu leisten.

Die Vorgeschichte der Anti-Lessing-Liga ist die fast aller wohlthätigen Vereine. Es hat sich in den Kreisen der Verehrer unserer Klassiker ein Bedürfniß herausgestellt, das sich natürlich bald als ein längst gefühltes entpuppte, dem nun abgeholfen werden soll. In dürren Worten ausgedrückt: es war und ist das Bedürfniß vorhanden, einen Klassiker weniger zu haben. Die Männer, welche am schwersten unter dieser Erkenntniß litten, entschieden sich nach langen und ernsten Berathungen endlich dafür, Lessing aus der Reihe der Klassiker hinaus zu ballotiren, und es geschah dies denn auch eines Abends mit überwältigender Majorität. Von dreizehn Anwesenden — die Zahl dreizehn erschien ihnen nicht als ein böses Omen, war sogar mit Vorbedacht gewählt, da sie sich Alle für unsterblich halten — also von dreizehn Anwesenden erhielt Lessing ein Dutzend schwarzer Kugeln, womit sein Schicksal entschieden war. Beiläufig sei erwähnt, daß der Herr, welcher die weiße Kugel geworfen hatte, zwar erklärte, er habe in der Zerstreuung so gehandelt, und versicherte, es solle nicht wieder vorkommen, aber das half ihm nichts, er mußte austreten.

Die zwölf schwarzen Kugelmänner nun gründeten am selben Abend die Anti-Lessing-Liga und entwarfen die Statuten. § 1 derselben lautet: Zweck des Vereins „Die Anti-Lessing-Liga" ist, mit allen gesetzlichen Mitteln dahin zu wirken und keines unversucht zu lassen, dem verderblichen Lessing-Cultus ein möglichst jähes Ende zu bereiten und dem Volke der Denker endlich die Augen über den Autor des Nathan zu öffnen.

§ 2 gibt dann an, wie dieses Oeffnen der Augen zu geschehen habe. In Zeitungen, Broschüren und Volksversammlungen sollte die Maske vom Antlitz Lessings gerissen und er selbst in seiner ganzen Hohlheit enthüllt werden. Um den betreffenden Zeitungen die weiteste Verbreitung zu verschaffen, sollten Aufforderungen zum Abonnement auf dieselben massenhaft und gratis zur Vertheilung kommen, die Broschüren warm empfohlen werden und die öffentlichen Versammlungen gegen ein mäßiges Entrée, auch für Berichterstatter liberaler Blätter, geöffnet sein.

Bei der Debatte über diesen Paragraphen stellte ich den Antrag, die Liga wolle beschließen, eine billige Ausgabe von Lessings Werken zu veranstalten und so auch dem Minderbegüterten Gelegenheit zu geben, sich selbst von der völligen Werthlosigkeit der poetischen, prosaischen und dramatischen Arbeiten des genannten Herrn zu überzeugen. Aber mein Antrag fand leider nicht die nöthige Unterstützung, nachdem einer der Gründer der Liga das Wort gegen denselben ergriffen hatte. Der Name des Redners ist mir entfallen, und er schwebt mir auch nicht auf der Zunge, obschon der Herr ein allgemein bekannter Publicist sein soll. In den schärfsten, von lautem Beifall begleiteten Ausdrücken tadelte er meinen Vorschlag, da die Annahme desselben dazu führen würde, daß die besonders auf religiösem Gebiet so verderblichen Ansichten Lessings gerade diejenige Verbreitung fänden, welche die Liga verhindern müsse, es koste, was es wolle. Nur mit Mühe entging ich einem Ordnungsruf. Dagegen wurde der Antrag, den der mir, wie gesagt, unbekannte Publicist stellte, dahin gehend, bei den Intendanzen und Directoren der deutschen Theater zu bewirken, daß sie ihr Repertoire von Lessings, ohnehin nur noch mit berühmten Gästen ziehenden Stücken säubern, mit allen Stimmen gegen die eine eines Schauspielers, der den Grafen von Bruchsall in Minna von Barnhelm zu seinen vorzüglichsten Rollen zählt, zum Beschluß erhoben.

Man mag an dieser flüchtigen Darstellung ermessen, mit welcher Energie die Anti-Lessing-Liga ihr Ziel verfolgt. Kaum noch brauche ich ausführlich zu sagen, welche Gründe vornehmlich die gegen Lessing gerichtete Strömung hervorgerufen hat, eine Strömung, deren Wellenschlag in unserm Verein ohne Zweifel den falschen Lessing-Cultus endlich verschlingen wird. Es ist ja auch die höchste Zeit. Man braucht nur den einen Namen zu hören, mit welchem Lessing bezeichnet wird, — er

lautet: Reclame-Dichter, — um einzusehen, daß hier eine nicht mehr zu unterdrückende Bewegung begonnen hat. Den größten Unwillen erregt natürlich der Nathan, den einer der geistvollsten Ligamitglieder mit einer Bankiersfrau vergleicht, die man im Theater immer mit drei Ringen sehe, deren Opal hundert schöne Farben spielt. Das Mitglied, welches diesen treffenden Vergleich aufstellte, gab zugleich dem Verein den Wahlspruch, der auch die Einladungen zum Beitritt schmückt. Um nämlich das Motto, welches Lessing auf den Nathan gesetzt hat, gewissermaßen wieder ehrlich zu machen, indem er ihm einen Platz gab, an den er besser passe, wählte er ihn für die Liga: Introite, nam et hic Dii sunt! Tretet ein, denn auch hier sind Götter!

Einmal bei Nathan, sei noch erwähnt, daß jedes Mitglied verpflichtet ist, in der nächsten Sitzung, welche am ersten Sonntag des Januar stattfindet, die Kritik einer der Schriften Lessings einzureichen. Ich habe mich bereit erklärt, in einer Parodie des genannten dramatischen Gedichts den zersetzenden und volksvergifteten Geist desselben offen darzulegen. Diese meine Arbeit nenne ich: Nathan der Dumme.

Die Sitzungen finden in einem Bierlokal statt. Auch dies hat seine Bedeutung. Bekanntlich hat Lessing unter anderen Weinliedern eines unter dem Titel „Der Tod" verfaßt, in welchem er sagt, er habe den Tod überlistet und „Ewig muß ich also leben". Um nun nicht eine Passion, welche Lessing zu solcher Ueberhebung verführte, gewissermaßen gut zu heißen, hat sich die Liga auch in diesem Punkt von Lessing losgesagt und sich für dunkles Bier entschieden.

So schließt denn das Jahr 1879 wenigstens in Berlin mit einer hervorragenden literarischen Schöpfung ab. Nächstens mehr von ihr.

Jul. Stettenheim.

Dramatische Aufführungen.

Der Freund des Fürsten.

Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert.

„Nun, wie war's?" fragte der Gatte, der vorsorglich die Frau Gemahlin am kleinen Ausgange des Schauspielhauses erwartete.

„Wie soll's gewesen sein?" antwortete die Gattin.

Das ist nach meinem Erachten die bündigste Kritik, die sich über das Lustspiel von Ernst Wichert geben läßt.

Auf eine jede wesentliche Frage, die in Bezug auf das Stück gestellt werden kann, läßt sich am besten mit „ja und nein" antworten. Es ist unterhaltend, aber es ist bisweilen auch gar nicht kurzweilig. Vieles ist conventionell, Vieles ist aber auch wiederum originell. Einiges ist sehr geschickt, Anderes ziemlich unbeholfen. Kurzum, es ist nicht leicht, diesem Lustspiel gegenüber eine bestimmte Haltung einzunehmen. Jedenfalls ist es nicht dazu angethan, die kritische Leidenschaftlichkeit zu entfesseln. Nur die Parteilichkeit würde das Stück mit Entschlossenheit loben oder tadeln können.

„Der Freund des Fürsten" gehört zu denjenigen Stücken, die man sich ganz gern einmal ansieht, ohne daß man gerade das Bedürfniß fühlt, sie gesehen zu haben. Es hat keinen sehr tiefen Eindruck gemacht; und es hat, wenn es mir gestattet ist, persönlich zu sprechen, auf mich so wenig gewirkt, daß ich mich schon heute anstrengen muß, um mir nur die von Wichert erfundene Handlung wieder zu vergegenwärtigen. Aber es hat mich auch durchaus nicht unangenehm berührt. Im Gegentheil! Ich habe mich mit dem Publicum an allerliebsten Einzelheiten oft erfreuen können.

Die Schwierigkeit, über den „Freund des Fürsten" ein scharf präcisirtes Votum abzugeben, erklärt sich daher, daß dieses Stück in den Werken Wicherts eine mittlere Stellung einnimmt — eine Stellung, wie sie etwa Wichert selbst unter den modernen Dramatikern behauptet. Wir kommen also aus dem Mittleren gar nicht heraus.

Dieses neuste Lustspiel ist weniger frisch und lebendig, als „Ein Schritt vom Wege", und enthält keinen so gut gezeichneten Charakter, wie den Gutsbesitzer von Fresinau im „Narr des Glücks"; es ist aber viel gelungener als „Eine Frau für die Welt" und „Die Realisten". Bei der Charakterisirung dieses neusten Lustspiels und dem Versuche, die Handlung zu skizziren, wird sich der Hinweis auf Hackländer schwerlich umgehen lassen.

Die Geschichte spielt an einem kleinen Hofe. Der Fürst ist ein liberaler Mann, der Freund des Fürsten, der — wozu soll ich den Leser auf die Folter spannen? — unter uns gesagt auch ein Fürst ist, wenn er sich auch Dr. Malthus nennt, ist ebenfalls ganz von freisinnigen Ideen durchdrungen und schreibt sogar Aufsätze für die „Deutsche Rundschau", auf die in den Prospecten, welche die Quartale einleiten, vielleicht von Seiten des Verlags noch besonders hingewiesen wird. Daß der nicht verborgene Fürst auch eine Cousine hat, die er nach einer testamentarischen Bestimmung heirathen soll, aber gerade aus diesem Grunde nicht heirathen will, dessen ungeachtet schließlich aber doch heirathet, gehört zu den Selbstverständlichkeiten.

Nachdem der Leser durch diese vorweg genommene Aufklärung ungefähr ebenso unterrichtet ist, wie der Zuschauer nach der Exposition — denn auch diesem letzteren bleibt wenig zu errathen übrig — kann ich von der Handlung selbst einige Worte sagen.

Der Herzog lernt in einem Bade einen interessanten Mann kennen, Dr. Malthus, der durch seine persönlichen Eigenschaften die Aufmerksamkeit Serenissimi erregt und die Freundschaft des regierenden Herrn sich erwirbt. Dr. Malthus ist offenbar eine vornehme Natur. Er geizt nicht nach den Ehren, die ein Herzog zu erweisen vermag, will weder Orden noch Titel, noch Stellung, noch Geschenke, und gerade durch diese Uneigennützigkeit befestigt er sich, wie natürlich, immer mehr im Vertrauen des Herzogs. Dr. Malthus hat auch eine Nichte, Fräulein Cäcilie, ein einfaches, bescheidenes, wohlerzogenes Mädchen, dessen Schönheit und sittliche Vorzüge das Herz des Fürsten gewinnen. Der Herzog aber soll, wie schon angedeutet, sich mit einer ebenbürtigen Cousine nach der unabänderlichen Satzung eines Testamentes ehelich verbinden, mit der Prinzessin Cäcilie — aha! denkt der Leser und stutzt bei dieser eigenthümlichen Homonymität — der Nichte des Prinzen Oskar, des Chefs der mediatisirten Seitenlinie, mit welcher das noch regierende herzogliche Haus seit Jahren in Zwistigkeiten lebt. Schon aus diesem Grunde ist Prinzessin Cäcilie dem Herzog, der sie gar nicht kennt, höchst unangenehm. Serenissimus steht seiner vorgesehenen Braut mit denselben Gefühlen gegenüber wie jener Oppositionsmann: „Ich kenne zwar die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie!"

Der Herzog will sich also über alle grausamen Bestimmungen hinweg, welche die Freiheit seiner Entschließungen beeinträchtigen, dem Zuge seines Herzens folgend, mit der Nichte des Dr. Malthus verehelichen. Aber da treten noch einige Schwierigkeiten in den Weg. Der Herzog hat nämlich in einer überschwänglichen Anwandlung dem Dr. Malthus das brüderliche „Du" angetragen. Dr. Malthus geht auf dieses Anerbieten nicht mit demjenigen Enthusiasmus ein, welches der regierende Herr erwarten zu dürfen glaubte. Der Doctor hält sogar eine wohlgesetzte Rede über die Schnellfertigkeit der Jugend und der Herzog ist darüber so erzürnt, daß er in offenbarer Ungnade von seinem früheren Freunde, dem Oheim und Vormunde seiner geliebten Cäcilie scheidet.

Nach mancherlei Zwischenfällen, die ich übergehen will und darf, erfährt der Herzog, daß der früher geliebte Dr. Malthus und der stets gehaßte Prinz Oskar identisch sind. Nun, meine ich, ist es doch gerade kein Unglück, wenn ein Herzog erfährt, daß das von ihm geliebte Mädchen zufällig dieselbe Dame ist, die ihm nach den Bestimmungen seines fürstlichen Hauses zur Gattin auserkoren ist, daß auch in ihren Adern fürstliches Blut rollt. Aber der Herzog nimmt die Sache sehr übel. Er hält das Alles für eine unwürdige Intrigue, die der ränkesüchtige Prinz Oskar geschmiedet habe, um ihn, den Herzog, zu fesseln; und er meint, daß Prinzessin Cäcilie zu dieser Machination ihre Hand geboten, daß sie den Herzog also nicht liebe, sondern ihn einfach habe einfangen wollen. Erst als der Herzog von Cäcilie erfährt, daß auch sie von ihrem wahren Stande nichts geahnt, und gerade wie der Herzog vom Prinz Oskar, der ja übrigens nur das Beste im Auge gehabt, sich habe täuschen lassen — da erst beruhigt sich der Herzog. Das Mißverständniß, das ihn zeitweilig von Dr. Malthus, nunmehr Prinzen Oskar, entfernt hatte, wird beseitigt, der Herzog heirathet die Cousine und Prinz Oskar, der freisinnige Mitarbeiter angesehener Monatsschriften, macht sich seine Mediatisirung zu Nutzen, um schleunigst ein anmuthiges junges Mädchen, die Tochter einer Generalin, zu heirathen.

Ich bin in diesem kurzgefaßten und unvollständigen Berichte über sehr Vieles schweigsam hinweggegangen, über alle die kleinen Hofkabalen, welche das Erscheinen des Dr. Malthus hervorruft, über viele zum

Theil recht lustige und niedliche Episoden; aber es wäre wirklich zwecklos, dem Berichte einen größeren Umfang zu geben. Die harmlose einfache Lustigkeit, wie sie in diesen Scenen herrscht, wirkt eben nur von der Bühne herab, und es ist einer der wesentlichen Vorzüge Wicherts, daß er diese Wirkung des Einfachen und Anspruchslosen so genau kennt und sich auf die Anwendung dieser bescheidenen Mittel mit weiser Discretion beschränkt. Die sympathische und liebenswürdige Schriftstellernatur Ernst Wicherts spricht sich auch in diesem Werke aus, das, wie ich noch einmal zum Schlusse bemerken will, wenn auch nicht zu den gelungensten, so doch keineswegs zu den mißlungenen Arbeiten des tüchtigen Bühnendichters zu rechnen ist.

Die Vorstellung, welche das Stück am Königlichen Schauspielhause gefunden hat, ist durchweg eine vorzügliche zu nennen. Da wir nicht den ganzen Zettel abschreiben wollen, so soll für heute nur der Name des Gastes angeführt werden: Frau Niemann-Seebach, welche in der Episode einer deutsch- und französisch-verderbenden Französin durch ihren frischen Humor uns eine ganz neue Seite ihres schauspielerischen Talentes offenbart hat. Der Beifall, der nicht zum geringen Theile der Gesammtdarstellung galt, war lebhaft. Paul Lindau.

Notizen.

Der Herzog von Cumberland ist trotz seiner aussichtslosen Prätentionen ein interessanter Mann. Von Hannover oder Braunschweig wird er nun und nimmer eine Scholle Landes erhalten. Daß er aber dem Nießbrauch von sechzehn Millionen Thalern wegen einer legitimistischen Marotte so lange Jahre entsagt, ist doch in unserem Zeitalter der amerikanischen Geldmacher und Börsenjobber ein Stück Romantik, wofür wir ihm schon früher in diesen Blättern eine gewisse Bewunderung nicht vorenthalten haben. Das deutsche Reich, wie die Welt einmal aus durchlauchtigem Munde vernommen hat, hütet sich wohl, die Cumberland'schen Zinsen in einer Sparbüchse aufzusammeln. Bis zum Tode des Königs Georg fanden diese Zinsen die bekannte mysteriöse Verwendung. Man nannte das euphemistisch den Reptilienfonds und meinte, die fraglichen Schriftsteller sammelten damit ohne Zweifel große Reichthümer. Aber diese Herren werden schwerlich viel von dem goldenen Regen verspürt haben. Bedürfnisse der Armee und Marine haben sehr wahrscheinlich das beste Theil abgeschöpft erhalten. Als inzwischen Georg V. zu seinen Ahnen heimgegangen war, hielt wenigstens der frühere preußische Finanzminister nach seinen eigenen, wenn nicht öffentlichen, doch beglaubigten Aeußerungen eine anderweitige Bestimmung der fraglichen Gelder nicht mehr für gesetzlich zulässig. Die Zinsen des Welfenfonds blieben also thatsächlich unberührt, und die Reptilien erhielten noch weniger, das heißt von diesem Fonds gar nichts, womit ihnen auch ganz recht geschah. Ob der gegenwärtige Finanzminister über die gesetzliche Lage der Sache anders denkt, als sein Vorgänger, ist nicht bekannt geworden, aber bis auf Weiteres, wie vorsichtige Journalisten sich auszudrücken pflegen, unwahrscheinlich. Herr Windthorst brauchte also nicht deswegen neulich, im Gegensatz zu dem Gros seiner Partei, für die Bewilligung der geheimen Fonds zu stimmen, weil ein angebliches Arrangement mit dem Herzog von Cumberland in der Ferne winken sollte. Neuigkeitskrämer haben das aus der Haltung der kleinen Meppener Perle zusammenconjecturirt, ganz so wie sie aus den hingeworfenen Aeußerungen der malitiösen Excellenz Tag für Tag die interessantesten, wenn auch etwas monotonen, Offenbarungen über den Stand des Culturkampfes fertig schmieden. Was aus den seit Mitte Juni vorigen Jahres, dem Todestage des Welfenkönigs, angesammelten Zinsen seines saisirten Vermögens werden soll, wenn der Herzog von Cumberland einmal vernünftig wird, oder aus Noth eine Tugend macht, darüber wird sich Niemand den Kopf zerbrechen. Der Herzog soll ein gutmüthiger Prinz sein, wenn er auch vielleicht an Genie und Begabung Friedrich dem Großen und dem ersten Napoleon etwas nachstehen dürfte. Jedenfalls ist er sanfter geartet als sein Vorfahr Ernst August, der seiner Zeit in England denselben Titel getragen hatte und von dem manche schlimme Züge erzählt wurden. Er hatte in Hannover einen Pedicure mosaischen Bekenntnisses. Als dieser einmal in ehrfurchtsvollen Gefühlen mit der Operation beschäftigt war, welcher die Fürsten so gut wie einfache Sterbliche sich periodisch unterziehen müssen, fragte Se. Majestät in brüsker Weise: Wie viel Juden gibt es in Hannover? Der Heilkünstler nannte erschreckt und stammelnd eine möglichst beschränkte Zahl. Zuviel, rief der König, noch immer zuviel! Das galt damals für ein boshaftes Wort. Heutzutage, wo der antisemitische Kreuzzug in die Mode kommt und die Liberalen in diesem Punkt wie in manchem anderen ihr traditionelles Programm vergessen haben sollen, wird jener Cumberland'sche Witz wohl etwas milder beurtheilt werden. König Ernst August ließ es allerdings dabei nicht bewenden. Seine Ungnade ereilte auch noch andere Staatsbürger. Bekanntlich machte ihm die böse Sieben der Göttinger Gelehrten viel zu schaffen, und er erlaubte sich eines Tages die sehr unehrerbietige Bemerkung, Professoren hätten kein Vaterland, sie gingen stets hin, wo ihnen am meisten geboten würde! Die Träger deutscher Wissenschaft haben diese Beschuldigung von hoher Seite, die obendrein in noch mehr cynischer, auf dem Druckpapier nicht wieder zu gebender Weise gefaßt war, wahrlich nicht verdient. Die Exilirten der Göttinger Universität werden einen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Geschichte behaupten, und wie sie selbst mit dem Vorwurfe der Vaterlandslosigkeit und des zweifelhaften Patriotismus niemals leichtsinnig und persönlich rancünös umgegangen sind, so konnte auch ihr Gedächtniß durch die schlimme Nachrede des zornigen Herrschers nicht geschmälert werden. Die Nachwelt wird ihnen nicht vergessen, daß sie der Gunst des Augenblicks zu widerstehen wußten und auch innerlich, im edelsten Sinne, liberal und unabhängig waren.

* * *

Baal T'Fillah als der praktische Vorbeter von Abraham Baer, Cantor und Gesangslehrer der israelitischen Gemeinde zu Gothenburg in Schweden. Vollständige Sammlung der gottesdienstlichen Gesänge und Recitative der Israeliten, nach polnischen, deutschen (aschk'nasischen) und portugiesischen (sephardischen) Weisen, nebst allen betreffenden rituellen Vorschriften und Gebräuchen.

Ein Prachtwerk in jeder Beziehung! Und ein schönes Zeichen unserer befreienden Zeit. Die viel geschmäheten Gesänge der durch Jahrhunderte verachteten Synagoge liegen uns hier vor, in einer Ausgabe, die durch Schönheit, Klarheit, Vornehmheit, schon dem flüchtigsten Blicke imponirt. Welcher Fortschritte in der Denk- und Gefühlsweise der gebildeten Welt bedurfte es um Derartiges möglich zu machen! Und wie erfreulich ist es zu hören, daß ein schwedischer Reichstagsabgeordneter, Dr. Hedland, der Hauptförderer der Veröffentlichung war, die an 6000 Mark kostete und von Breitkopf & Härtel so hergestellt wurde, wie man es von diesem berühmten Hause stets zu erwarten berechtigt ist.

Zahlreiche Collegen des Verfassers haben es vielfach ausgesprochen, daß die Leistung desselben eine ganz außerordentliche sei — ebenso anerkennenswerth durch den Fleiß, der dazu gehörte (er hat 15 Jahre daran gearbeitet!) als durch die Kenntnisse, das Urtheil, den Geschmack, den sie erforderte. Sie stimmen darin überein, daß dieser „praktische Vorbeter" unter allen bis jetzt erschienenen Gesängen für die Pflege und Beibehaltung des traditionellen Gesanges und der in den Synagogen eingeführten Riten, unbestritten den höchsten Werth besitze. Der geübtere Cantor finde darin die deutsche und polnische Vortragsweise streng und correct auseinander gehalten und consequent durchgeführt, der ungeübtere aber eine sichere Anleitung, eine Schule von unschätzbarer Bedeutung.

Von der Großartigkeit des Werkes wird es eine Idee geben, wenn man hört, daß an 1500 Gesänge darin enthalten sind — mit den Anmerkungen und dergl. umfaßt es 358 Folioseiten.

Neben dem specifischen Nutzen, der dieser Sammlung beiwohnt, ist sie aber für den Tonkünstler eine Quelle auserlesener Genüsse, stets neuer erfrischender Anregung. Viele der hier vorliegenden Gesänge sind von so rührendem Ausdruck, andere von so kindlich reinem Charakter, wieder andere von so großartiger Kraft, daß sie ergreifend wirken, wenn man auch, wie es meistens der Fall sein wird, von den Textesworten nichts zu enträthseln vermag. Sie scheinen oft Melodien, wie sie sich, improvisirt, dem Herzen entreißen und man begreift kaum, wie sich solche Tonergießungen durch lange Jahrhunderte fortpflanzen konnten, ohne je aufgeschrieben worden zu sein. Und nun die Orginalität einer großen Anzahl derselben! Unsere musikalische Denkweise ist heutigen Tags so vollständig beherrscht von unserer modernen Harmonie, daß wir uns, ohne derselben entzogene Grundlagen, kaum mehr eine Melodie vorstellen

können. Hier aber finden wir fortwährend Gesänge, die wir mit ihren zufälligen Halb- und Anderthalbtönen nicht in unser System einzwängen können und die trotzdem einer tonartlichen Basis, oder wie man es nennen mag, nicht ermangeln. Der Herausgeber beklagt in dem Vorwort, daß ihm der Raum nicht gestattet habe, Begleitungen für die Orgel zu geben. Dieses Verneinen ist das Einzige, was ihm vorzuwerfen ist, und sein guter Genius war es, nicht die Kostbarkeit größerer Ausdehnung, der ihn davor bewahrt hat. Nur in den seltensten Fällen läßt sich unser Harmoniesystem auf Gesänge anwenden, die nicht demselben entsprossen sind. Es gibt eine interessante Sammlung armenischer Kirchengesänge, die durch solche harmonische Unterlagen gänzlich verdorben worden ist. Die wenig zahlreichen Nummern, die im vorliegenden Werke mit einer Orgelbegleitung versehen sind, haben hierdurch verloren. Nur die Einstimmigkeit paßt für solche Lieder, sei es daß sie von Einzelnen gesungen werden, sei es daß Alle mit einstimmen — das menschheitliche Zusammensingen kann eigentlich nur im Einklang stattfinden.

Der musikalische Historiker wird in diesem Werke reiche Ausbeute finden und seine Beobachtungen werden ihm erleichtert durch die einfachen Bezeichnungen des Herausgebers. Er hat nämlich alle Weisen, als alte, neue, deutsche, portugiesische, polnische durch ein paar Buchstaben kennbar gemacht und nur die uralten, typischen ohne Merkmal gelassen. (Die wenig zahlreichen portugiesischen sind die werthlosesten und tragen ihren modernen südeuropäischen Charakter in unverblümter Offenheit.) Die unvergänglichsten Denkmäler unserer Tonkunst sind die, die keinen unsterblichen Namen tragen.

Ein theueres Werk, dieser Vorbeter, aber ein kostbares — es sei allen Forschern und Tondichtern, allen Schulen und Bibliotheken aufs Wärmste empfohlen. Trotzdem wir Schätze vor uns aufgespeichert haben, mit welchen uns unsere armen reichen Genies beschenkt, es thut wohl, auch einmal aus diesen „grünen Gewölben" herauszukommen und Tönen zu horchen, die zu uns sprechen wie Stimmen der Natur. Eine solche Volksstimme ist auch eine Gottesstimme.

Ferdinand Hiller.

* * *

Sanders' Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Neben der kleinen, bis jetzt schon in 11 Auflagen erschienenen Ausgabe seines „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (188 S.), hat der berühmte Sprachforscher Professor Dr. Daniel Sanders soeben die große Ausgabe desselben wichtigen und mit dem ungetheiltesten Beifall und Dank des Publicums empfangenen Werkes unter dem Titel: „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (361 S.) in der Langenscheidt'schen Verlags-Buchhandlung (Berlin 1880, Preis 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.) erscheinen lassen. Die erste Auflage der kleinen Ausgabe erschien vor 7 Jahren; der Erfolg ist ein beinahe beispielloser, wenn man bedenkt, daß dieses werthvolle, wichtige Werk nicht durch Erlaß der Behörden und Schulzwang, wohl aber durch seinen großen eigenen inneren Werth in viele Schulen eingeführt ist. Diejenigen, die es noch nicht kennen, wollen sich indessen kein bloßes Schulbuch darunter vorstellen. Das Werk begegnete gleichsam einem allgemeinen Verlangen des deutschen Publicums, ja der deutschen Nation im Großen und Ganzen, die durch den deutsch-französischen Krieg und durch die praktischen sprachlichen Bemühungen Stephans auch auf die sprachliche Einheit und die Wichtigkeit der Sprache des Vaterlandes besonders aufmerksam gemacht worden war. Den Zweck des kleineren, wie auch des größeren Werkes, hat der Verfasser in dem Vorwort beider folgendermaßen verallgemeinert: „Es gibt im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwicklung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — fest gestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall neben einander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleich berechtigt sind, oder welche die richtigere oder vielleicht die allein richtige sein dürfte. . . . In derartigen Zweifelfällen und überall da, wo für gebildete Deutsche in dem Gebrauch ihrer Muttersprache sich grammatische Schwierigkeiten herausstellen dürften, soll das vorliegende Buch schnelle und sichere Auskunft ertheilen. . . . Es ist unvermeidlich, daß in einem Buch wie dem vorliegenden der Eine noch manches für ihn Fragliche vermißt, während ein Anderer manches für ihn bereits Entschiedene als überflüssig bezeichnet. Doch hoffe und wünsche ich, im Ganzen und Großen das richtige Maß getroffen und ein praktisches Nachschlagebuch gegeben zu haben, das Vielen in nicht seltenen Fällen ein erwünschter Rathgeber sein und in weiten Kreisen das Seinige zum richtigen Gebrauch unserer reichen, schönen, theuren Muttersprache beitragen kann und wird." In wie reichem Maße dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, beweisen die 22 Auflagen der bis dahin nur veröffentlichten kleinen Ausgabe. Das Werk erfüllte ein wirklich gefühltes Bedürfniß der Schriftsteller, der Gebildeten der Nation, der Studenten, der Schüler höherer Klassen wie der Lehrenden selbst; es überrascht also auch keineswegs, daß die zahlreichen, aus allen Gegenden des Vaterlandes und über dessen Grenzen hinaus unausgesetzt an den Verfasser ergehenden Anfragen über grammatische Schwierigkeiten und Zweifelfälle ihn überzeugen mußten, „daß auch eine umfassendere, weiter gehenden Ansprüchen genügende Bearbeitung dem Bedürfniß Vieler entgegenkommmen würde" (Vorwort zur großen Ausgabe). Eine solche, „unter Beibehaltung der ursprünglichen Anlage, doch unter sorgsamer Berücksichtigung der mir zugekommenen Anfragen und des demgemäß erweiterten Gesichtskreises", bietet hiemit Daniel Sanders den Gebildeten und den nach der rechten Bildung Verlangenden.

* * *

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Als eine Specialität gingen aus dem Spamer'schen Verlag die vielbeliebten und begehrten Breviere hervor, von denen als die neuesten wir folgende nennen:

Brevier der Tanzkunst. Die Tänze bei den Culturvölkern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nebst einem Anhange: Tanzrepertoire für kleinere und größere Gesellschaftskreise. Von Albert Czerwinski. Mit 50 Textillustrationen und einem Titelbilde. Tanzlehrer Albert Czerwinski, von dem schon früher eine nunmehr längst im Buchhandel vergriffene „Geschichte der Tanzkunst" erschienen, hat es sich zur Aufgabe gemacht, in dieser Richtung bahnbrechend vorzugehen, und, indem er zum ersten Male die Resultate seiner methodischen Studien und praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Orchestik dem größeren Publicum zugänglich macht, ein Werk geschaffen, das vornehmlich geeignet ist, dem Cultus der Schönheit zu dienen und somit im allgemeinen Interesse bildend und belehrend zu wirken.

Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon. Rathgeber am Putztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Moden- und Toiletten-Breviers herausgegeben von Johanna von Sydow, Mitarbeiterin des „Bazar". Wie schon der ausführlich gehaltene Titel besagt, ist das „Brevier der Eleganz" als Ergänzungsmittel des „Moden- und Toilettenbreviers" gedacht, trotzdem aber ein unabhängiges, in sich abgerundetes Ganzes, das auch selbstständig seine Aufgabe zu erfüllen vermag, nämlich: im Toilettenzimmer der Frau ein praktischer Rathgeber zu sein.

Brevier der Landwirthin. Rathgeber für Hausfrauen auf dem Lande, deren Töchter und Stellvertreterinnen sowie für Solche, denen die Führung einer größeren Landwirthschaft obliegt. Von Christiane Steinbrecher. Mit 60 Textillustrationen und einem Titelbilde. Dieses geschmackvoll ausgestattete Brevier bietet eine Fülle des Wissenswerthen, geschöpft aus Erfahrungen, die durch langjährige Lehrthätigkeit auf landwirthschaftlichem Gebiete gewonnen wurden. Es ging aus dem Wunsche hervor, jener großen Anzahl von Frauen, welche, ohne berufsmäßige Vorbildung, vom Geschick an die Spitze einer großen Land- oder städtischen Wirthschaft gestellt werden, eine Anleitung zu bieten, aus der sich, wenn auch nicht gleich Alles, so doch gar Manches lernen läßt.

Brevier der häuslichen Oekonomie. Eine Haus- und Wirthschaftsgabe für Frauen vom Stande. Als Anleitung zur Verbreitung häuslichen Comforts auf Grundlage geordneter Verhältnisse und ökonomischer Gesichtspunkte. Herausgegeben von Erna von Thirnau. Ein Hauswesen mit Geschick, Umsicht und Sparsamkeit zu leiten, daß sich der Gatte nirgends wohler als in seinen vier Pfählen fühlt, das Hauswesen so zu führen, daß sich der Wohlstand der Familie mehrt, und die Kinder so zu erziehen, daß dieselben gedeihen und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, das ist eine Kunst, welche gelernt sein

will, und hierzu gibt das „Brevier der häuslichen Oekonomie" die beste Anleitung. Es sind die Früchte langjähriger Erfahrung und Beobachtung, welche die Verfasserin in diesem Buche niedergelegt hat.

Rathgeber für dienende Mädchen und Frauen. Praktischer Wegweiser bei Verrichtung aller dienstlichen Vorkommnisse und Geschäfte in Haus, Küche, Keller und Garten, in der Kinder- und Krankenstube; sowie Darlegung aller sonstigen Pflichten und Erfordernisse in Bezug auf gute Sitten und richtiges Benehmen. Unterweisung und Nachhülfe für Solche, welche sich zu einer geschickten und gern gesehenen Hausgenossin und Dienerin ausbilden wollen. Von Helene Marheim. Mit einer Einführung von Frau Emma Wuttke. Das vorliegende Buch wendet sich an die dienenden Mädchen und Frauen. Aber es ist vor Allem ein Geschenkbuch — das heißt, man erwartet nicht, daß ein Dienstmädchen aus eigenen Mitteln dasselbe kaufe; es ist vielmehr bestimmt, von der Hand der Herrin in die der Dienerin gelegt zu werden. So ist es auch die Herrin, die zuerst überzeugt werden möchte, welche Vortheile ihr selbst erwachsen, wenn sie ihrer Dienerin Gelegenheit bietet, sich durch die hier gegebenen Rathschläge und Unterweisungen zu belehren.

Dem Bedürfnisse guter Lectüre, nicht sentimental gewürzt, doch edel und volksthümlich gehalten, entspricht ein neuer Zweig des Spamer'schen Verlags in der Herausgabe von Volksbüchern. Die Tendenz dieses Unternehmens findet ihre feste Basis auf dem Gemüthsleben und der Herzensrichtung unseres deutschen Volkes. Auf ihr bauen sich dann alle die Schöpfungen auf, mit denen diesmal die Verlagshandlung das deutsche Volk erfreut. Es sind handliche Bändchen, hübsch ausgestattet und weil für Jeden berechnet, der an dem sittlich Schönen Gefallen findet, mäßig billig gestellt.

Quer über oder: Ei[redacted]n, ein Wort. Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von Lu[redacted]habicht. Mit Kopfleisten, Initialen und vier Tonbildern von W. [redacted]dius.

Reisen im Finstern. Vier abenteuerliche Geschichten erzählt für Alt und Jung. Von Franz Otto. Dritter erweiterter Abdruck. Mit Textillustrationen, Kopfleisten, Tonbildern 2c.

Aus dem Jugendleben eines Handwerkers. Neue Lebensbilder; nach eigenen Erlebnissen niedergeschrieben. Von Karl Weise. Mit Kopfleisten, Initialen, sechs Tonbildern nach W. Claudius. Eine lehrreiche Schilderung des bewegten Jugendlebens Karl Weises, der mit kräftigen Strichen und frohem Humor seine Erlebnisse anziehend zu zeichnen verstanden.

Opfer des Aberglaubens, Irrthums und Wahns. Erzählungen und Enthüllungen aus uralter Zeit bis in unsere Tage. Von C. Michael. Mit Kopfleisten, Textabbildungen und drei Tonbildern. Aberglaube, Irrthum und Wahn haben von jeher vieles und schweres Unheil gestiftet und sich leider auch bis in unsere Tage, wenn auch bedeutend vermindert, gleich Schmarotzergebilden fortgepflanzt, daß eine Vorführung abschreckender Beispiele und daran geknüpfter Erklärungen vollberechtigt erscheint.

Das große Loos oder: Glückstreffer und Millionäre. C. Weisflog und H. Zschokke nacherzählt von F. O. Ph. Körber. Mit Kopfleisten, Initialen und Titelbild. Unter obigem Titel sind einige dem Leben entnommene, spannende Geschichten gesammelt, aus denen zu ersehen, wie Manche oft einem Treffer nachjagen, während sie das beste Loos längst schon, unbewußt, bei sich tragen. Man kann der Moral dieser Erzählungen den Gedanken entnehmen, wie glücklich Mancher im Besitz desselben werden könnte, wenn er sich zu der nöthigen Einsicht, Selbsterkenntniß und Thatkraft aufzuraffen vermöchte!

De plattdütsche Bismarck. Dat is Bismarcks Leben un Dahten, mit Döntjes un Riemels darto. Ruutgeewen van Willem Schröder. Mit 40 fine Billers van H. Lüders.

Das Rettungsboot oder: Die Helden der Küste. Nach dem Englischen des R. M. Ballantyne; mit einem Anhange: Wesen, Ziele und Einrichtung der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Von Emil Philippi. Mit vier Buntbildern und in den Text gedruckten Abbildungen.

Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im neunzehnten Jahrhundert. Von Richard Oberländer. Mit Kopfleisten, Initialen und Tonbildern.

Offene Briefe und Antworten.

Von einem wissenschaftlich hochstehenden Manne erhielten wir die folgende Zuschrift:

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Ich mache mir Hoffnung, daß Sie diesen Zeilen Aufnahme in Ihr geschätztes Blatt gönnen, denn ich behandle in ihnen nicht nur eine öffentliche, sondern zugleich Ihre eigne häusliche Angelegenheit. Wollen Sie den guten Namen Ihrer Zeitschrift gewahrt sehen? Wollen Sie etwa leiden, daß dieselbe **Gechenwart** genannt wird? Wenn nicht, dann eifern sie gegen die Unsitte, die von der Bühne her mehr und mehr vordringt, in der Aussprache, selbst in der Aussprache der getragenen Declamation das Schluß-g durch **ch** oder **j** zu ersetzen. Ich habe in einer Vorstellung des Königlichen Schauspielhauses kürzlich in der That von einem Schauspieler fortwährend **gechen** statt **gegen** sagen hören, ja, Schlag auf Schlag (— oder nach dieser Aussprache **„Schläch auf Schläch"**) fielen die widerwärtigsten Verstümmelungen unserer guten Sprache ans Ohr des Zuhörers. **Wech** statt **Weg, Bürje** und **Bürjer** statt **Bürge** und **Bürger, sächt** statt **sagt, liecht, besorcht, steicht, beherbercht, erniedricht, „Vocht dieser Burch"** — ist das Alles nicht ein Gräuel?

Ich wünsche mit diesen Zeilen die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Verkehrtheit zu lenken, die hier in Berlin ihre Stätte hat, ja, geradezu gelehrt wird und eine immer größere, völlig regellose Ausdehnung gewinnt. Schon wird das g selbst an Silbenanfängen ins ch verwandelt: wie entsetzlich klang es von der Lippe eines tragischen Liebhabers: **Morchen!** beim Abschied von der Braut, statt **Morgen!** Das ist eine hochgeschraubte, forcirte Aussprache, die zu einer Geschmacklosigkeit, zu einer Lächerlichkeit wird. Und obenein wenden die einzelnen Schauspieler unsrer Hofbühne verschieden weit diese Aussprache an!

Ich betrachte jedes ch an Stelle des g gesprochen als eine Concession an die Bequemlichkeit oder Deutlichkeit der Aussprache. Daraus ergeben sich aber bereits die engen Grenzen der Anwendung. Burg ist jedenfalls ebenso deutlich auszusprechen wie **Burch,** und die Umsetzung ins **k** bei diesem Worte nicht einmal zu befürchten, und obenein liegt diese näher nnd wäre richtiger als die in das fremde ch.

Justus.

* * *

25 Appleton Street, Cambridge, Mass.,
den 22. October 1879.

Geehrte Redaction!

Die sehr gelungene Schilderung wenigstens einer Seite des amerikanischen Studentenlebens auf der Universät Harvard, welche in der „Gegenwart" (Nr. 38 und Nr. 39 dieses Jahres) erschien, paßt eher auf die Zustände vor einigen Jahren, als auf die jetzigen. Mit dem Amtsantritt des Präsidenten, d. h. Rectors, Eliot, im Jahre 1869, fingen mächtige Aenderungen an, die noch nicht zu Ende sind. Es würde zu viel Zeit nehmen, diese Aenderungen auch nur oberflächlich zu charakterisiren, hier sei nur erwähnt, daß hazing und Raufereien zwischen den Mitgliedern verschiedener Klassen fast schon völlig unbekannt geworden, ja das „Klassengefühl", jener enge Patriotismus oder Particularismus, der früher die Studenten desselben Jahres zusammenhielt, jetzt kaum mehr existirt. Dies ist eine natürliche Folge der gegenwärtigen Lernfreiheit. Jeder Freshman darf, versteht sich nach einer Prüfung im Gegenstand, sogleich seine Electives (Cursus) je nach seiner Befähigung wählen, es steht ihm frei, sich hauptsächlich der Mathematik, der Chemie, Griechisch 2c. zu widmen. Im Hörsaal sieht man heutzutage neben einander Mitglieder zwei, drei oder sogar aller vier Klassen. während früher eine scharfe Sonderung der Klassen stattfand.

Hochachtungsvoll und ergebenst
William Cook, Assistant Professor.

Inserate.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franco zu beziehen.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Musikalische Stationen.

Neue Folge der „Modernen Oper" von

Professor **Ed. Hanslick** in Wien.

Als 1. Band der V. Serie der Vereinspublikationen.

Preis elegant gebunden 6 *M.*

Berlin, Verein f. Deutsche Literatur (A. Hofmann).

Ein kinderloser Volksschullehrer wünscht ein Kind, das einer speciellen Erziehung bedarf, in Pflege zu nehmen, um demselben seine ganze Mussezeit zu widmen. Briefe an **C. Dannmeier, Kiel,** Gaarden.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Gedichte

von

Heinrich von Mühler.

Zweite,

von dem Verfasser selbst sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit Porträt.

Hoch eleg. auf Chamoispapier gedruckt broch. 5 *M.*, in eleg. Renaissanceband mit Goldschnitt 7 *M.*

Diese Gedichte des seligen Herrn Ministers von Mühler, Excellenz, fanden bei ihrem ersten Erscheinen vor Jahren, als derselbe sich noch nicht in so hoher amtlicher Stellung befand, **einstimmig durch die damals noch unparteiische Presse Berlins und der Provinzen** eine ganz vorzügliche Beurtheilung und eine allgemeine vom Publikum als die Erzeugnisse eines wahren Dichters **höchst günstige** Aufnahme, der sie auch gegenwärtig gewiß sind.

Kladderadatsch.

1880. 1. Quartal. 33. Jahrgang.

Preis pro Quartal: **2 Mk. 25 Pf.** Preis pro Quartal: **2 Mk. 25 Pf.**

Humoristisch-satirisches Wochenblatt.

Redacteur **E. Dohm.** Illustrator **W. Scholz.**

In Bild und Wort: Originell und pikant.

Wir können nur dann **prompte** Lieferungen **aller** Nummern garantiren, wenn das Abonnement **spätestens** bis zum **1. Januar** erneuert ist.

Preis pro Quartal **2 Mark 25 Pf.** bei allen Postämtern u. Buchhandlgn.

Die Verlagshandlung A. Hofmann & Co.

in Berlin, W., Kronenstr. 17.

Von staatlichen Competenzen und berufensten Fach[illegible]n als „Muster der Jugendliteratur" empfohlen!

Durch alle Buchhandlungen und Postanst. zu beziehen:

Deutsche Jugend.

Herausgeber **Julius Lohmeyer.** Künstler. Leiter **Oscar Pletsch.**

Erscheint in illustr. Monatsheften (à 1 *M.*) und Bänden, mit Beiträgen der hervorragendsten Autoren und Künstler. Die glänzende Bandausgabe empfiehlt sich für den Weihnachtstisch.

Probehefte und Prospecte gratis.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Das Eigenthum

in

seiner socialen Bedeutung

von

Adolf Samter.

Preis 9 *M.*

Im Verlage von **G. Reimer** ist heute erschienen u. kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Zehn Jahre Deutscher Kämpfe.

Schriften zur Tagespolitik

von

Heinrich von Treitschke.

Zweite Auflage,

fortgeführt bis zum Jahre 1879.

Preis 11 *M.*

Berlin, den 2. December 1879.

Deutsches Familienblatt.

Neue illustrirte Wochenschrift.

Frei von jedem einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunkt.

Das erste Quartal 1880 enthält unter Anderem:

Mein Onkel Don Juan. Roman von Hans Hopfen. Mit Illustrationen von Woldemar Friedrich. — Aus der Briefmappe der Freundin. Novelle von Ernst Wichert. — Die Schleppe. Erzählung von Heinrich Seydel. — Ferner: Eine Novelle von R. F. Franzos, belehrende Beiträge von Herrig, Bucher, A. v. Eye, Stieler, J. Ranke u. v. A.

Illustrationen ersten Ranges nach Knaus, G. Richter, Kocholl, Kirberg, Grützner, Strygowsky, Spangenberg 2c.

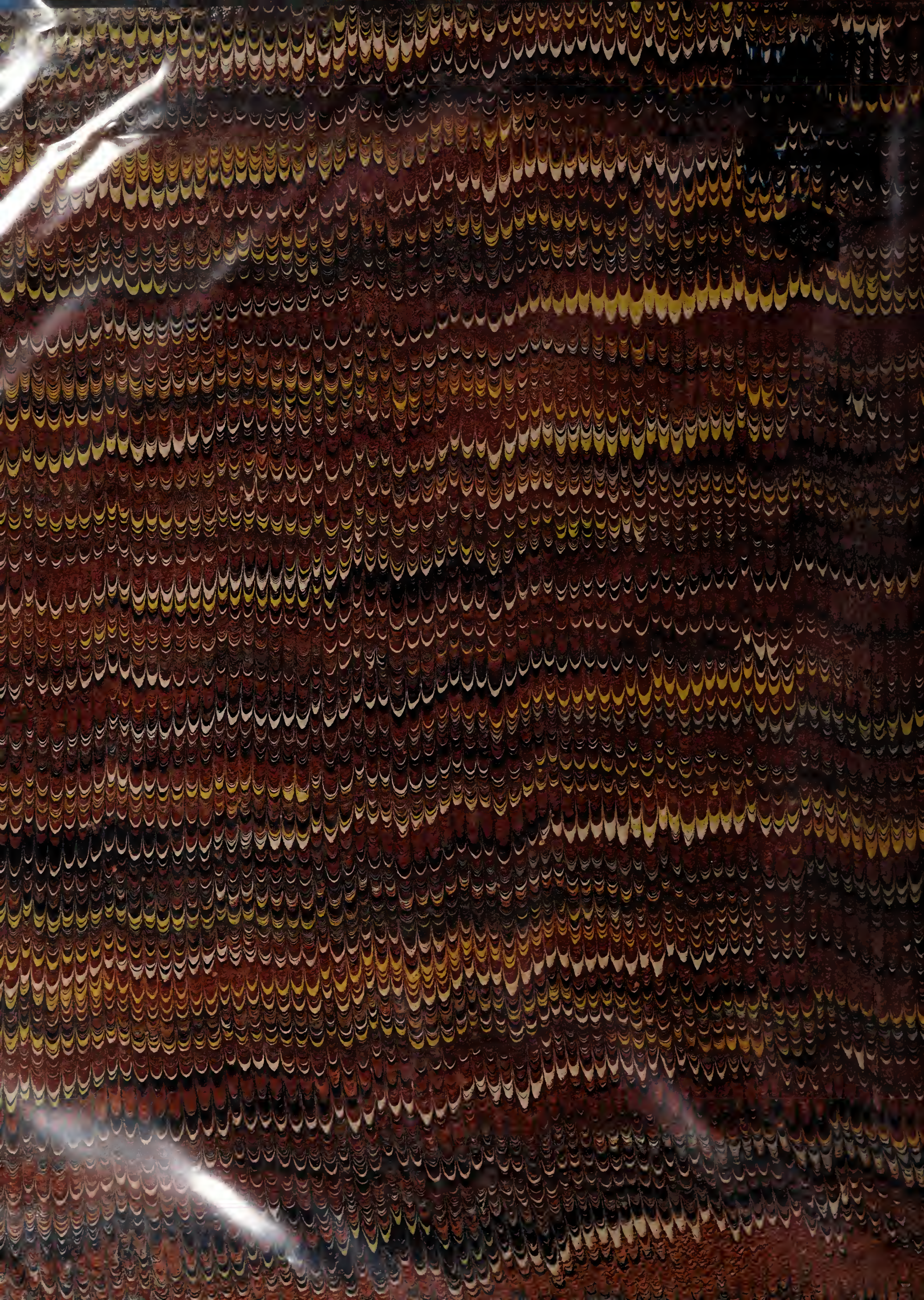
Die erste Nummer, welche einen prächtigen Holzschnitt des berühmten Richter'schen Bildes der Königin Luise enthält, ist gratis in allen Buchhandlungen zu haben, sowie auch direkt von der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin, W., Lützowstraße 6.

Preis vierteljährlich nur Mk. 1.60, oder auch in jährlich 14 Heften zu 50 Pf. durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redaction, Berlin, N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition,** Berlin W., Behren-Straße 4.

n Man
dwig
Clau



3 0112 062051138